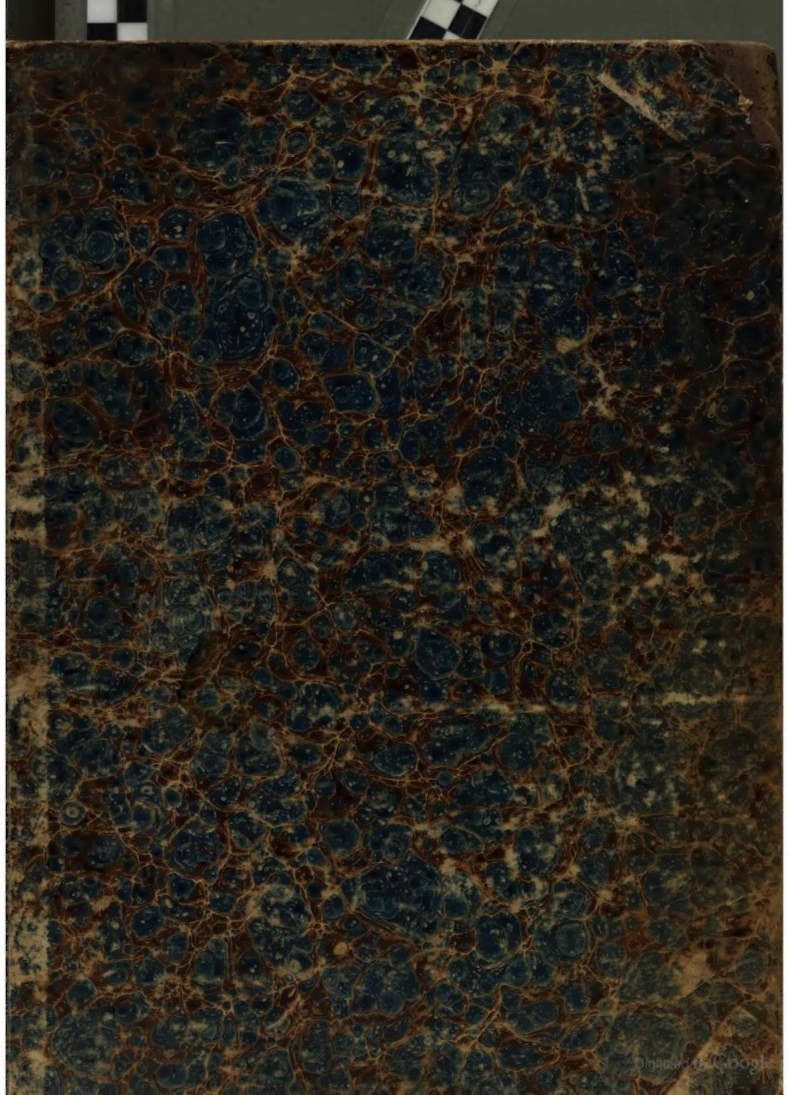


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Novellen-Zeitung.

Ausgewählte

Romane, Novellen, Erzählungen, dramatische und poetische Werke.

Literatur-, Kunst-, Musik- und Theater-Berichte.

Erster Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1845.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

SEP 1 2 1985

Digitized by Google

Vorwort.

Unserm Versprechen gemäß übergeben wir mit der Schlußnummer des Ewigen Juden von **Eugène Sue** unsern Lesern Titel und Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes der Novellenzeitung, dem wir zur bessern Uebersicht und Ergänzung einen vorläufigen Ueberblick des Inhaltes der bis jetzt erschienenen ersten Hälfte des zweiten Bandes hinzugefügt haben, und ergreifen diese Gelegenheit, um Rechenschaft abzulegen über die Art und Weise wie wir gesucht haben, die in unserm Bedenken ausgesprochenen Grundsätze zu verwirklichen. Daß das Hauptwerk, welches wir gaben, der Ewige Jude, in der Zeit wurzelt und für die Zeit geschrieben ist, darüber dürfte kaum ein Zweifel erhoben werden; allein auch wo dieser Charakter minder deutlich hervortritt, würden wir, sollten uns Einwendungen und Zweifel entgegentreten, den diesfallsigen Nachweis zu führen im Stande sein, wie dies sogar im hervorgehobenen Sinne von unserer II. und IV. Abtheilung gilt, von denen nur die erste eine Mittheilung enthält, der vielmehr um der Eigenthümlichkeit ihrer Schilderungen und wegen der entfernten Aehnlichkeit jener Zeit mit unserer Zeit eine Stelle eingeräumt worden ist. Bringen wir nun noch überdieß den ungemeinen Reichthum unserer Mittheilungen — wir haben unsern Lesern in dem ersten Bande den Inhalt von nicht weniger als 30 Octavbänden gegeben — und den guten Klang der Namen in Anschlag — wir heben von denselben als die bekanntesten Boz, von Bülow, Meinhold, L. Mühlbach, L. Schneider, Therese, Gutzkow, Hartmann, Laube, Hirschbach, Nordmann und Rau hervor, neben denen wir noch mehr nennen könnten, die wir zuerst mit günstigem Erfolg in die Lesewelt eingeführt haben — so fürchten wir nicht, daß unsere Leser, und die steigende Theilnahme derselben bezeugt es, uns das Zeugniß versagen werden, daß wir nichts versäumt haben, um unsere Zusage zu lösen. Bereitwillig kommen wir denselben dagegen mit dem Geständniß zuvor, daß einzelne Mittheilungen nicht von Allen gleich ansprechend gefunden worden sind und daß ungeachtet der sorgfältigsten Auswahl, doch nicht überall der Geschmack der Mehrzahl unserer Leser von uns getroffen worden ist. In dieser Beziehung haben wir indeß nicht blos den Umstand zu unserer Rechtfertigung geltend zu machen, daß manche Mittheilung durch den Druck selbst eine Umgestaltung zu erfahren scheint, sondern daß bei der Beurtheilung literarischer und ganz besonders novellistischer Erscheinungen der Einfluß der augenblicklichen Stimmung nicht ganz ausgeschlossen werden kann. Um diesen Uebelstand zu vermeiden ist von jetzt an Vorsorge getroffen worden, daß jede Mittheilung, die nicht von einem bewährten Autor herrührt, oder welche nicht von so schlagendem Eindruck ist, daß jedes Bedenken machtlos zu Boden fällt, einer wiederholten Prüfung unterliegen wird, wodurch wir jeden Einfluß der Subjectivität

Digitized by Google

der Beurtheilenden auszuſchließen und dahin zu gelangen hoffen, daß wir unſern Leſern nur wahrhaft ausgezeichnete und mindeſtens nur die beſten von den uns gemachten Einſendungen darbieten können. Bei alledem ſind uns aber auch Bedenken über unſer eignes Bedenken gekommen und dies um ſo mehr, je öfter wir in den Fall kommen, ſehr werthvolle Erzählungen zurückweiſen zu müſſen, weil dieſelben nach Plan und Inhalt einer längſt hinter uns liegenden Vergangenheit angehörten. Allerdings zählen wir nicht zu Denen, welche jenen Mißbrauch des hiſtoriſchen Romans und der verwandten Novelle gutheißen, in welchen Nichts hiſtoriſch iſt, als die Namen, die Kleider und die Geräthſchaften, während die Nervenzuckungen der heutigen Welt im Gewande alturſprünglicher Naturen ſich doppelt befremdend ausnehmen; allein wir erkennen gern an, daß es Wahrheiten und Zuſtände giebt, die mit allen Aeußerlichkeiten ſich in eine entlegene Zeit zurückflüchten müſſen, um ſich ungehindert entwickeln zu laſſen, die aber zugleich ſo alt und ſo bedeutend ſind, daß ſie in jedem Kleide an das menſchliche Herz ſchlagen und es zündend berühren. Kommen uns in Zukunft ſolche Romane oder Erzählungen vor, in welchen die Ideen ewig, das heißt der Gegenwart und Zukunft eben ſo angehörig als der Vergangenheit ſind, und welche die alte Zeit nur vornehmen, wie der Grieche die Maske, um vernehmlicher ſprechen zu können, ſo werden wir uns durch unſer Bedenken nicht mehr abhalten laſſen, denſelben den Eintritt zu geſtatten, ſie werden uns vielmehr willkommen ſein als Spiegel der Erfahrung, daß das menſchliche Herz ſich gleich bleibt, eben ſo in dem roheſten Anfang der Bildung wie auf deren höchſten Stufen, und daß, während wir an Kenntniſſen in das Unendliche wachſen, in der Erkenntniß unſerer ſelbſt wir noch immer die Schüler unſerer älteſten Meiſter geblieben ſind.

Leipzig, im December 1845.

Die Redaction.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

zur

Novellen-Zeitung.

Erster Band.

Nummer 1 bis 52 mit Supplement.

Seite

Bedenken der Redaction. 1

I. Romane, Novellen, Erzählungen.

Boz. Die Sylvesterglocken. Eine Gespenstergeschichte. 230
v. Bülow, Eduard. Die Offenbarung. Novelle. 63
Julius. Ein Märchen. 187
Ludwig, Eduard. Das Verbrechen und der Geschwornen-Ausspruch. 283
Meinhold, Wilhelm. Die Bernsteinhexe. In ihrer ursprünglichen neuhochdeutschen Gestalt vom Jahre 1826. 2
Mühlbach, L. Jacob Elteſter. Criminalgeſchichte. 117
de Musset, Alfred. Eine seltene Ehe. Novelle. 24
Nordmann. Kein Grab. Eine novelliſtiſche Skizze. 297
v. Perger, Anton, Ritter. Ein Nachtſtück. 213
Schmieder, K. Th. Muttermaal und Waſſerzeichen. Erzählung in Frauenbriefen. 171
Seiler, Joſef. Das letzte Goldſtück. Erzählung. 170
Seyffarth, Woldemar. Aus dem Leben. Novelle. 259
Sue, Eugène. Der ewige Jude. Roman in 10 Bänden. Deutſch von Ludwig Eichler, illuſtrirt von C. Richard. Nebſt einer Biographie des Verfaſſers. 9
Thereſe. Euphroſyne. Erſte Novelle der Verfaſſerin. 107
Touſſaint, A. L. G. Das Luſtſpiel der Frau von Caumartin. Novelle nach dem Holländiſchen. 419
Wuttke, Heinrich. Proben aus der Unterhaltungsliteratur des Mittelalters. 203
A. v. O. Das Hochzeitsgeſchenk. Aus dem Salonleben. 383

II. Reiseliteratur.

v. Baudiſſin, Graf W. Eine Sturmnacht auf der Nordſee. 223
v. Bülow, Eduard. Aus dem Tagebuche einer Reiſe durch Italien, England und Frankreich in den Jahren 1765 bis 1768. (Bruchſtück.) 227
Gerſtäcker, F. Sieben Tage auf einem amerikaniſchen Dampfboot. 67
Bärenjagd in Höhlen in den weſtlichen Gebirgen Nord-Amerikas. 188
Der Fiſchfang am Miſſiſſippi. 207
Die Vertreibung der Mormonen aus Miſſouri. 395
Der Hurricane. 437
Mühlbach, L. Federzeichnungen auf der Reiſe. 328
Schneider, Louis. Legatio dramatica in partibus infidellium. 32
Thereſe, Verfaſſerin der Briefe aus dem Süden. Reiſefragmente. I. Bremen. II. Osnabrück und Münſter. III. Düſſeldorf. 11
C. G. F. Genrebilder aus Paris im Sommer 1844. (Bruchſtück.) 355

III. Dramatische und Poetische Mittheilungen.

Gutzkow, Karl. Zopf und Schwert. Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 91
Hagen, J. Der Strohmann. 258
Hartmann, Moritz. Kiwin. 162
Zu ſpät. 220
Der Irrwiſch. 221
Nordmann. Ein modernes Trauerſpiel. 176
Waffen. 290
Eine Dorfgeſchichte. 321
Ein Märchen. 372
Ein Liebeleben. (Bruchſtück.) 436
Rau, Heribert. Dreißig Jahre ſpäter. Schauſpiel in vier Aufzügen. 275
Schücking, Levin. Maria Thereſia. Luſtſpiel in vier Aufzügen. 371
Seiler, Joſef. Bettelmanns Tod. 306
*** Frauenklage. Nach dem Engliſchen. 221
*** Charade. 366
*** Frage. 430

Digitized by Google

IV. Literatur, Kunst- und Salonberichte.

Seite

Gutzkow, Karl. Theaterschau. Erster Artikel. . . . 155
Zweiter Artikel. . . . 179
Dritter Artikel. . . . 195
Vierter Artikel. . . . 246
Fünfter Artikel. . . . 267
Sechster Artikel. . . . 307
Siebenter Artikel. . . . 351
Achter Artikel. . . . 431

Hirschbach, Herrmann. Die Musikerscheinungen des Jahres 1844. . . . 259
Januar 1845. . . . 315
Februar 1845. . . . 331
März 1845. . . . 367
April 1845. . . . 391
Mai 1845. . . . 423

Laube, Heinrich. Was soll man lesen? Erster Artikel. . . . 283
Zweiter Artikel. . . . 343
Dritter Artikel. . . . 399

Nordmann. Holzschnitte zu Zeitfragen. Vierter Artikel. . . . 407
1. Virtuosen und Enthusiasten. . . . 333
2. Dramatiker. . . . 339
3. Aristokratische Romane und Dorfgeschichten. . . . 348
Heimath und Fremde. Literarische Uebersichten aus Oestreich. I. . . . 434

Weber, Wilhelm Ernst. Die Vermittelung der Naturkunde und der Kochkunst durch die Poesie. Eine Vorlesung. . . . 415

A. J. Salonbericht aus Berlin. . . . 299

W. E. R. Etwas über Mimik. . . . 363

******* Eugene Sue. . . . 217

******* Musikalische Mittheilung aus Dresden. I. . . . 359

******* Die Lebenspulse der deutschen Kritik von Lessing bis auf die Gegenwart. Erster Artikel. . . . 375

Zweiter Band. I. und II. Quartal.

I. Romane, Novellen, Erzählungen.

v. Balzac, H. Die kleinen Leiden des Ehestandes. Illustrirt von Bertall. . . . 112

Dingelstedt, Fr. Zwei Nachbar-Kinder. Erzählung. . . . 97

Gerstäcker, F. Jazede, ein Lebensbild aus Louisiana. . . . 110

Honigmann, D. Jadwiga, eine polnische Dorfnovelle. . . . 1

Jeanne Marie. Hermione. Eine Novelle. . . . 33

Ludwig, Eduard. Der Wucherer und das Friedensgericht. . . . 113

Spindler, C. Meister Kleiderleib. Geschichte eines Abenteurers während einer Sommerzeit in Baden-Baden. . . . 177

Termo, R. Aus dem Tagebuche eines Marine-Offiziers. . . . 28 135

II. Reiseliteratur.

Heusinger, E. Reiseskizzen aus Norddeutschland. . . . 142

Therese. Verfasserin der Briefe aus dem Süden. Eine Alpenreise. . . . 192

III. Dramatische und Poetische Mittheilungen.

Boas, Eduard. Die Schleife. Italienisches Reiseabenteuer. . . . 77

Brandes, Hermann. Gedichte. . . . 200

Dingelstedt, Fr. Das Gespenst der Ehre. Trauerspiel in 4 Akten. . . . 4
Flitterwochen. Lieder für Haus und Herz. . . . 38

Hagen, J. Lieder. . . . 144

Hornfeck, Fr. Sonette. . . . 152

Nordmann. Ein Wiedersehn, Gedicht aus „Ein Jugendleben". . . . 16
Esther, ein dramatisches Gedicht in 4 Abtheilungen. . . . 36

******* Tannhäuser, ein dramatisches Gedicht in 5 Acten. . . . 93

IV. Literatur, Kunst- und Salonberichte.

Hirschbach, Herrmann. Die Musikerscheinungen des Juni. Erster Artikel. . . . 30
Zweiter Artikel. . . . 63
Juli. . . . 80
August, September, October. . . . 100

Laube, Heinrich. Was soll man lesen? Vierter Artikel. . . . 407
Fünfter Artikel. . . . 14
Sechster Artikel. . . . 55
Siebenter Artikel. . . . 95
Achter Artikel. . . . 127
Neunter Artikel. . . . 198

Nordmann. Heimath und Fremde. Literarische Uebersichten aus Oestreich. Zweiter Artikel. . . . 72
Dritter Artikel. . . . 176

Snyders, E. van. Kunstberichte aus Berlin. I. . . . 160

Weber, Wilh. Ernst. Die vierte Gemäldeausstellung zu Bremen im Frühling 1845. . . . 7

Wehl, Fedor. Die Mängel der Berliner Gesellschaft. . . . 171

******* Musikalische Mittheilungen aus Dresden. II. Artikel. . . . 190
III. Artikel. . . . 176
IV. Artikel. . . . 192

******* Musikalische Mittheilungen aus Leipzig. Jenny Lind. . . . 200

Digitized by Google

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 1. Leipzig, Mittwoch den 3. Juli 1844. 1. Band.

Inhalt.

Bedenken. — Der Bernsteindraht, von Wilhelm Meinhold. Zu ihrer ursprünglichen, neudeutschen Gestalt vom Jahr 1826.

Bedenken

soll Jeder, der etwas unternimmt, was er thut, und ob er es habe hinauszuführen; wer aber etwas öffentlich unternimmt, der soll sich auch nicht scheuen, öffentlich von seinem Bedenken Rechenschaft zu geben, und dieser Pflicht genügen wir an der Spitze der neuen Zeitschrift, die wir der deutschen Lesewelt darbieten.

Das erste und natürlichste Bedenken, welches sich uns bei der Begründung dieses neuen Unternehmens darbot, war das, ob es an und für sich nützlich und nicht vielleicht eine bloße Nachahmung bereits bestehender Blätter sei; denn so wohlthätig wir die Befugniß des unbeschränktesten Wetteifers auf dem Felde des literarischen Verkehrs erachten, so sind wir doch ebenso abgesagte Gegner aller Unternehmungen, die ohne eine höhere leitende Idee keinen andern Zweck verfolgen als höchstens den, von den goldenen Früchten des literarischen Marktes auch ihr bescheidenes Theil vorwegzunehmen, oder auch Nachlese zu halten, wenn Andere glücklicher oder fleißiger ihnen voraus die Ernte eingebracht haben.

Unser Bedenken hat uns zur strengsten Prüfung unsers Zweckes geführt, und wir dürfen versichern, daß wir ein eigenthümliches Ziel verfolgen, weit ab von dem gelegen, welches die große Anzahl der Blätter sich gesteckt hat, welche der Lesewelt bis jetzt Novellen oder Erzählungen gebracht haben. Ihr Ziel ist Unterhaltung, bald ernstere, bald heitere, und nur in seltenen Fällen eigentliche Belehrung, sei es auf den Gebieten der Kunst im engern oder der schönen Künste im weitern Sinne. Nun wollen auch wir unterhalten, allein die Unterhaltung ist für uns nur Mittel zum Zweck, und der Zweck ist, vor unsern Lesern ein Gemälde der Zeit aufzurollen, nach ihren tiefern Gestaltungen in den Seelen der Menschen; die geheime Werkstätte der Thaten wollen wir ihnen eröffnen, der guten und der bösen; die Endpunkte wollen wir ihnen aufzeigen, an welchen die Fäden der äußern Geschicke sich anknüpfen, den Aufzug gewissermaßen, in welchen das menschliche Leben als ein bald freundliches, bald grausiges Gebild eingewebt erscheint, sobald es nur aus der Ferne und mit unbewaffnetem Auge betrachtet wird. Alle Welt empfindet den unbehaglichen, gespannten, ängstlichen Zustand, welcher uns umfängt; der höchsten Genußsucht äußerlich hingegeben und doch ohne wahren Genuß; von einem Tage zum andern Neues erwartend, erwünschend und doch das Kommende fürchtend; im Reichthum schwelgend und doch den scheuen Blick von dem furchtbaren Leiden der Armuth, die uns rings umgiebt, nicht abwenden könnend; unthätig und doch ruhelos; von jedem nächsten Augenblick die Lösung eines Räthsels erwartend, dessen Aufgabe wir uns eingestehen, ohne doch den rechten Schlüssel zu kennen, oder wenn wir ihn kennen, ohne denselben ergreifen zu wollen. Es ist dieser Zustand ein allmälig gewordener; er wird noch von Vielen in Abrede gestellt, von Andern bekämpft, von einer großer Mehrzahl mit dem allgemeinen Namen einer Uebergangszeit in einen Begriff ohne Gehalt gefaßt; denn es fragt sich eben so sehr, woher wir kommen als wohin wir gehen; eben so sehr, was wir sollen als was wir wollen; eben so sehr, wodurch er sich verwirklicht als worin die Heilmittel liegen. Je gewisser nun die Literatur jeder Zeit und jedes Volkes ein treues Abbild der Empfindungen und Grundanschauungen ist, welche die Zeit und das Volk vorzugsweise beherrschen, je unzertrennbarer drückt sich auch dieser Zustand in der Literatur der Jetztzeit aus; zuerst und am deutlichsten in der Literatur Englands, in dessen freiem Boden sich jede Richtung des Lebens am ungestörtesten entwickelt, dann in der Frankreichs, und bald wird sie auch Deutschlands sich bemächtigen, welches die Geheimnisse von Paris, die gezeitigste Frucht des Versuchs, den Gründen unserer Zustände auf den Grund zu kommen, mit Begierde empfangen und in zahlreichen Nachahmungen eigentlich nur den Beweis geführt hat, daß jener Zustand entweder bei uns noch nicht deutlich genug hervortritt, oder daß unsere begabtesten Dichter mit dem Volke nicht vertraut genug sind, um die leisen Pulsschläge des wachsenden Fiebers zu vernehmen. In England folgte auf den fast objectiven Walter Scott, welcher in der Ausbildung des Romans als Lebensbild die höchsten Verdienste hat, der grübelnde Bulwer, der sich in sich selbst vertiefte und in seinem mit feinem Gefühl dem deutschen Volke gewidmeten Maltravers das Höchste in psychologischer Charakterentwickelung geleistet hat, von den Deutschen um so höher gewürdigt, je verwandter eben diese Bestrebungen dem gesammten, gemüthlich wissenschaftlichen Bemühen derselben sind, vor allen Dingen mit sich in das Klare zu kommen.

Allein diese psychologische Entwickelung der Charaktere war blos Stufe zu dem Uebergang der psychologischen Entwickelung der socialen Zustände, die ein Dickens mit Meisterhand ergriff, indem er heiter und ernst mit unübertrefflichen Charakterschilderungen uns mitten in das Leben stellte und uns die äußern Erscheinungen nach ihrem innern, oft so schmerzlichen Zusammenhange auffassen und begreifen lehrte. Allen Dreien ist die seltene Beobachtungsgabe gegeben, welche sich in das tiefste Seelenleben versenkt, um die schreinbar entgegengesetztesten Aeußerungen der That in ihrem innern Zusammenhange zu zeigen. Offenbar angeregt von diesen Vorgängern und namentlich von Scott sind Seatsfield's treffliche Gemälde amerikanischen Lebens geschrieben, meist objectiver gehalten, aber nicht selten von einer fast allzusinnlichen Phantasie getrübt.

Ob Eugen Sue, bis jetzt der einzige Schriftsteller Frankreichs, welcher diese Bahn betreten, dies aus eignem Antrieb oder an der Hand seiner englischen Vorgänger gethan hat, wagen wir nicht zu entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß er tiefer als ein Anderer in die Schauerhöhlen des Lasters eindringt und ergreifender als seine Vorgänger das furchtbare Elend schildert, welches dasselbe in seinem Gefolge hat, wenn sich auch der leichtbestochene Blick des Lesers mit größerer Vorliebe den einzelnen Ruinen guter Empfindungen zuwendet, die oft auch in dem tiefgefallenen Menschen übrig bleiben, wogegen nur ein wiederholtes und ernstes Studium seiner Geheimnisse die furchtbare Wahrheit uns aufdeckt, worin seine Charakterbilder gehalten sind. Man hat geglaubt, diese Arbeiten mit der Bezeichnung Tendenzromane herabzusetzen; allein soll dieser Name bezeichnen, daß die Verfasser bei ihren Schilderungen einen bestimmten sittlichen Zweck vor Augen haben, so gereicht es denselben gewiß nicht zur Unehre; soll derselbe aber nur sagen, daß sie überhaupt mit einer bewußten Absicht schreiben, so leuchtet ein, daß ohne solches Bewußtsein überhaupt kein Wort geschrieben werden kann, welches auf ernstere Beachtung irgend einen Anspruch macht.

Wir finden eine thatsächliche Scheidung der Menschen in Reiche und Arme, Glückliche und Unglückliche, Zufriedene und Unzufriedene, und verbergen uns nicht, daß diese Gegensätze heutzutage in viel stärkerem Maße als zu irgend einer frühern Zeit hervortreten und empfunden werden. Die Idee der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen und der natürliche Anspruch auf gleiches Recht und gleichen Genuß ist in das Leben gerufen und durch die ungemessene Zahl Derjenigen, welche sich aus den niedrigsten Ständen zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen, der Armen, welche unendliche Reichthümer erworben, und der Reichen, die ohne Verminderung ihrer Ansprüche in Armuth gesunken sind, so unabweisbar vor aller Augen gestellt worden, daß an der Möglichkeit eines Aufschwungs Niemand verzweifelt, während die große Mehrzahl sich

schon mit dem Niedrigsten, dem Gelde, begnügen möchte, welches sich zu der bedeutendsten äußern Macht erhoben und eine fast unbeschränkte Herrschaft erworben hat. Daher die Sucht, reich zu werden; nicht durch Fleiß und Sparsamkeit wie ehedem, sondern durch Spiel und Wette; daher dieses allgemeine Jagen nach einem äußerlichen Glücke und die Freude am äußerlichen Schein, und daher die kleine Zahl Derer, die besonnen am Wege stehen und mit klarem Blicke und ruhigem Auge den Punkt zu erkennen bemüht sind, um welchen der allgemeine Wirbel sich bewegt.

Alle Erzeugnisse der Literatur nun, welche in der Form der Novelle, der Erzählung, des Romans, des Mährchens selbst, die Aufgabe sich stellen, zur Erkenntniß der innern Triebe oder des Zustandes der Menschheit beizutragen, sollen in unserer Novellenzeitung gesammelt werden und sie gewissermaßen als der Ariadnefaden dienen, an welchem der forschende Geist, welcher nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, in dem Labyrinth der Gegenwart sich zurechtfinden lernt und so den Ausgang an die sonnenhellen Pforten des Tages gewinnt.

Es leuchtet ein, daß unser Feld ein fast unbeschränktes ist; denn sowie die innern Zustände des Menschen sich in den verschiedensten Aeußerungen und Richtungen zu offenbaren im Stande sind, und wie die tausendfachen Verschlingungen der Einzelnen und der Vielen zu dem ganzen Gewebe mitwirken müssten, so können auch die Erzählungen, welche in unsere Zeitung aufgenommen werden, auf den verschiedensten Schauplätzen spielen und die mannigfaltigsten Verhältnisse zur Anschauung bringen. Sie sollen nichts Gemeinsames haben als das Ziel, daß sie beitragen zu der Kenntniß des Gesammtzustandes der jetzigen Menschheit in seiner socialen Bedeutung. Ausgeschlossen ist daher an sich nur das rein Subjective, welches mit einer einzelnen, von der Gesammtheit losgetrennten Persönlichkeit zu thun hat, und das der Geschichte Verfallene, wenn es allein in seiner vorübergegangenen Bedeutung aufgefaßt und dargestellt wird und somit rein dem Bereich der Phantasie oder der Vergangenheit angehörend, zwar einen hohen poetischen oder künstlerischen Werth haben kann, doch aber für unsere Blätter sich nicht eignet, weil wir gerade diese Reize nothgedrungen dem Zwecke unterordnen müssen, zur Selbsterkenntniß der Menschen beizutragen. Kaum bedarf es der Erwähnung, daß nicht die poetische Form einen Grund des Ausschlusses bildet; selbst Gedichte und dramatische Werke, sofern sie unserm Zwecke dienen, werden wir vorkommenden Falles nicht als unzulässig betrachten, und es wird andererseits unsere vorzüglichste Sorge sein, nur solche Arbeiten zu bringen, die den besten Erzeugnissen der deutschen Presse sich würdig zur Seite stellen. Und weil wir nicht ein einzelnes Volk, nicht ein einzelnes Land, sondern die ganze gebildete Welt, die in einer lebendigen Wechselbeziehung steht, im Auge haben, so werden den gediegensten Originalerzählungen auch Uebersetzungen solcher Arbeiten sich anschließen, welche das von uns gewählte Ziel zu fördern geeignet erscheinen.

Die erste Gabe bildet eine recht eigentliche Tendenznovelle, das Original der Bernsteinhexe, welche ein so bedeutendes Aufsehen gemacht hat und welche von dem Verfasser geschrieben wurde, um die Richtung der Zeit, welche die Geschichte durch Zweifel beseitigt, in ihrer Nichtigkeit darzustellen; wir haben demselben der besondern Umstände willen, unter welchen dieses Werk erscheint, nicht versagen können, die Beweise der Authenticität vorauszuschicken, und fürchten nicht, daß es dadurch in irgend einer Beziehung verlieren könnte. An die Bernsteinhexe wird der Jude von Eugen Sue sich anschließen, vorausgesetzt, daß derselbe die Bahn verfolgt, welche der Verfasser in den Geheimnissen von Paris so glücklich betreten hat, und neben demselben hoffen wir durch eine Reihe der gediegensten Arbeiten eben so sehr zur Unterhaltung unserer Leser beizutragen, wie denselben nützlich zu sein, indem wir ihnen Veranlassung geben, die Wahrheit unserer Schilderungen durch die Beobachtung ihrer nächsten Umgebung zu prüfen und ihre Aufmerksamkeit auf die psychologischen Räthsel zu lenken, die in jedem menschlichen Leben vorkommen.

Der Umfang der Zeitung erlaubt uns, im Laufe eines Jahres eine Reihe von Bänden der gediegensten Werke des In- und Auslandes zu einem Preise eigen zu geben, welcher den Aufwand der Leihbibliothek nur um wenige Groschen übersteigt. Haben wir aber bisher schon bewiesen, daß wir keine größere Freude kennen, als wenn wir uns im Stande finden, unsern Lesern mehr zu gewähren als wir denselben versprachen, so darf Niemand befürchten, daß wir diesem Grundsatze diesmal untreu werden, wo ein so reicher Stoff uns zu Gebote steht.

Leipzig, im Juni 1844.

Die Redaction der Novellen-Zeitung.

Die Bernsteinhexe

von

Wilhelm Meinhold.

In ihrer ursprünglichen, neuhochdeutschen Gestalt vom Jahr 1826.

Nothwendige, wohlzubeachtende Vorerinnerung des Verfassers.

Nachdem ich in der Augsburger Zeitung vom 23. Jan. d. J., Nr. 23, durch meinen Freund die öffentliche Erklärung abgegeben hatte, daß meine, Berlin 1843 Aschkenene Erzählung: „Die Bernsteinhexe" keine wahre Geschichte, sondern eine reine Erdichtung sei, womit ich beabsichtigt hätte die moderne Bibelkritik zu mystificiren, war natürlich des Lärmens kein Ende, da meine Schrift fast allgemein von der Kritik als historisch-ächt aufgenommen worden war. Man ergoß sich nicht blos in Schmähungen und zieh mein Verfahren der Immoralität, sondern man behauptete sogar, daß, trotz meiner Erklärung des Gegentheils, die „Bernsteinhexe" dennoch historisch-ächt sei und ich sie sodann blos aus eitler Ruhmsucht für unächt ausgegeben hätte.

Daß dem aber nicht so sei, möge das nachfolgende Zeugniß der Synode Usedom verbürgen:

Wir Superintendent, Senior und unterzeichnete Prediger der Synode Usedom in Pommern bezeugen hierdurch dem Doctor der Theologie und Prediger Herrn W. Meinhold in Grummin, auf Verlangen und nach unserer wahrhaftigen Ueberzeugung:

1) Daß seine 1843 bei Duncker und Humblot in Berlin erschienene „Bernsteinhexe" eine reine Erdichtung ist, die nirgend wie und wo auf einem historischen Grunde fußt, sondern die er, wie er uns, seinen näheren Freunden, gleich anvertraute, als Reaction gegen die neuere Bibelkritik schreiben wollte und wirklich geschrieben hat; ferner

2) daß die bedeutend kürzer gefaßte Bearbeitung der Novelle sich schon aus dem Jahr 1825—27 herschreibt und uns, dem Superintendenten und Senior, schon damals von ihm vorgelesen wurde, wie wir uns sehr wohl erinnern.

Dies zur Steuer der Wahrheit in seinem angeregten Streit.

Vogel, Superintendent der Usedomschen Synode u. past. prim. in Usedom.
(L. S.)

Streitter, Senior der Synode und Pastor zu Morgenitz und Mellentin.

Wasmuß, Pastor zu Neppelkow, dem Geburtsorte des Dichters.

D. Henckel, früher Pastor zu Coserow, zur Zeit Archidiaconus zu Greifenberg i. P.

Aus der Geschichte meiner „Bernsteinhexe" ergeben sich also für alle Vernünftigen kürzlich folgende apologetische Resultate, die ich die geehrten Redacteure sämmtlicher theologischen und ästhetischen Zeitschriften der guten Sache wegen öffentlich mitzutheilen bitte, indem meine unglaubliche literarische Abgeschiedenheit mir ohne den größten Kostenaufwand jede directe Mittheilung untersagt:

1) Wenn die Kritik unserer Zeit behauptet, aus den Vocabeln und Redensarten der heiligen Schrift den Autor und die Zeit der Abfassung seines Werkes mit Sicherheit herauszuwickeln zu können; so muß sie erröthen, denn sie hat aus den Vocabeln und Redensarten der „Bernsteinhexe" weder den Autor noch die Zeit der Abfassung seines Werkes herauszuwickeln vermocht;

2) Wenn die Kritik unserer Zeit die mehr, als irgend ein historisches Factum als wahr verbürgte Geschichte Jesu Christi für einen Roman zu halten beginnt; so muß sie noch mehr erröthen, denn sie hat den mit Nichts verbürgten Roman des Dr. Meinhold für Geschichte gehalten;

3) Wenn die Kritik unserer Zeit trotz dem Zeugniß des Verf., seine Schrift sei unächt, sie dennoch für ächt hält, und trotz dem obigen Zeugnisse der Synode sie wahrscheinlich in ihrem einfältigen Sinne auch ferner für ächt halten wird; so hat sie ja in der That vor allen Vernünftigen den Stab über sich selbst gebrochen, indem sie die, mit dem Zeugniß nicht einer einzigen Synode, sondern des ganzen classischen Alterthums und mit dem Blut so vieler tausend Märtyrer als unzweifelhaft ächt verbürgte Geschichte des Evangeliums umgekehrter Weise dennoch für unächt zu halten sich nicht entblödet.

Dies war zu beweisen, — und ist dies Verfahren unmoralisch, wie man behauptet hat? Das klänge eben so lächerlich, als wenn Diebe, die in ein Heiligthum drängen, aber durch die List eines Dritten eingefangen würden, sich beschweren wollten, daß man unmoralisch gegen sie gehandelt hätte, denn, ein solches Heiligthum ist für mich, wie für tausend Andere, das Evangelium. Man schreie daher auch ferner über mich, so viel man wolle, ich werde es unter meiner Würde halten darauf zu entwerten.

Nach dieser nochmaligen Vorerinnerung lasse ich nunmehr die, in den verstehenden Zeugnisse angeführte neuhochdeutsche „Bernsteinhexe" folgen, indem ich hoffe, daß für meine Leser die Vergleichung beider Bernsteinhexen nicht blos von ästhetischem, sondern, nach dem Gesagten, auch von literar-historischem Interesse sein werde, besonders wenn sie jene vorerwähnte Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in welcher die Geschichte beider Erzählungen ausführlicher entwickelt ist, zur Hand nehmen wollen.

Wilhelm Meinhold.

In der kleinen Pfarre des Verfassers, auf einer der abgeschiedenen und einsamsten Inseln Deutschlands, der Insel Usedom, überall von Wasser oder unermeßlichen Urwäldern eingeschlossen, lebte vor 200 Jahren unter einem Haufen von armen Fischern und Bauern der Pfarrer Abraham Schweidler, ein Mann, dessen unglückliches Schicksal die traurige Wahrheit erhärtet: daß ein Verstoß gegen herkömmliche Gebräuche und Sitten, und ein rücksichtsloses Rügen des Falschen und Schlechten dem Menschen von jeher weit mehr Schlingen bereitet haben, als Bosheit und niederträchtige Gesinnung hinter der Maske der Heuchelei. Zwar war das Unglück, welches die Zeit über ihn herbeiführte, schon ohnedies hart genug. Von den schrecklichen Verheerungen des dreißigjährigen Krieges war auch sein einsames Dörfchen nicht unversehrt geblieben. Siebenmal von kaiserlichen Streiftruppen heimgesucht, hatte er noch von Glück zu sagen, daß er nicht, wie Hunderte seiner Gemeindeglieder, ein Opfer ihrer Schwerter, oder des gräßlichen Hungertodes wurde, welcher um jene Zeit so namenlos entsetzlich in dieser Gegend wüthete, daß, dem pommerschen Geschichtschreiber Micraelius zufolge, in dem, nur 1½ Meile von hier entlegenen Dorfe Bandemin eine Mutter ihr eigenes Kind vor Hunger schlachtete, und man überall Menschen traf, welche mit Gras im Munde hinter den Zäunen und auf den Wiesen lagen, und entweder ihren Geist schon aufgegeben hatten, oder es unter den schauderhaftesten Zuckungen noch fortzuführen thun. So hoch war das Elend seines Dörfchens zwar noch nicht gestiegen. Denn war auch an keine Ackerbestellung zu gedenken (da ohnedies der Boden aus purem Flugsande besteht, und bis auf die heutige Stunde kaum das dritte Korn zu tragen pflegt) und ebensowenig auf den Ertrag der Heerden zu rechnen, welche die Gemeinde seit mehreren Jahren schon in die Wälder getrieben hatte, und die hier theils verwildert, theils von hungrigen Menschen, oder wilden Thieren zerrissen waren; so bot doch die gütige und unbesiegbare Woge den Unglücklichen ein zwar kärgliches, aber doch immer noch hochwillkommenes Mittel vor dem Hungertode dar. Zu dem Ende baute man sich in schlichten, aus wenigen Baumstämmen zusammengefügten, und mit Torf gedeckten Hütten einstweilen auf den alten Brandstätten wieder an (denn außer der Kirche, dem Pfarrhause, und einigen andern Gebäuden lag das ganze Dorf in Asche). Ein Wächter benachrichtigte von der Spitze des neuragenden Streckelberges das Dorf von feindlichen Ueberfällen, wo Alles dann entweder in die Kähne, oder in die nahen Wälder flüchtete. — So groß war das Elend der Zeit, in welcher Ehrn Abraham Schweidler Pfarrer und Seelsorger der Gemeinde zu Coserow war. Allein weit entfernt dadurch in seinem Gottvertrauen erschüttert zu werden, ertrug er vielmehr alle Mühseligkeiten und Schrecknisse des Krieges mit einem unbeschreiblichen Heldenmuthe; suchte, und dies oft mit Gefahr des eigenen Le-

bens, in den Wäldern, Brüchen und Bergschluchten seine geflüchteten Pfarrkinder zusammen, hielt täglich Betstunde in der hiesigen Kirche; kurz, zeigte sich überall als einen wahren Seelsorger in dieser trostlosen und schreckensvollen Zeit. Denn wie tiefe Wunden ihm das Schicksal geschlagen hatte: die höchste Freude seines herannahenden Alters, und der freundliche Schimmer seiner Hoffnung, die holde Maria war ihm übrig geblieben; ein Mädchen, das mit Recht die Blume der Schönheit genannt wurde, und durch seine liebreizende Anmuth und sein edles, unverdorbenes Herz ihm nicht blos den frühen Verlust einer langbeklagten Gattin, sondern auch die härtesten Schläge des erzürnten Geschickes, wenn nicht ganz verschmerzen, doch mit Geduld ertragen ließ. Seltsam war die Erziehung, welche er diesem seinem Liebling gegeben hatte. Pedant, wie alle Gelehrten seiner Zeit, hatte er bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in dieser Gegend, ums Jahr 1627, bis wie lange er in einer erträglichen äußerlichen Lage lebte, keine Mühe gespart, dem Gedächtniß der holden Kleinen den ganzen Regelkram des Donatus einzuprägen, und war endlich auch wirklich dahin gediehen, daß er in den langen und einsamen Winterabenden den Horaz und Virgil zu seinem unbeschreiblichen Ergötzen mit ihr exponiren konnte. Bisweilen diente auch Hans Sachs, oder auch ein anderer Meistersänger als Herzensstärkung und launiger Zeitvertreib, und unverkennbar war es, daß die äußere Anmuth und Schönheit des holden Geschöpfes durch diese Bildung seines Geistes ausnehmend erhoben und verherrlicht wurde. Denn Maria blieb nicht, wie gewöhnlich ihr Vater, bei Vocabeln und zierlichen Redensarten stehen, sondern suchte, so viel es ihr möglich war, in den Geist des Schriftstellers einzudringen, wobei ihr ein durchdringender Verstand und viel natürliches Schönheitsgefühl sehr zu Hülfe kamen. Hierdurch hatte sie ein etwas schwärmerisches Wesen angenommen, das ihrer Schönheit nur zum neuen Hebel diente, und oft pflegte sie am Meeresstrande oder in den reizenden Bergwäldern der Gegend einen bezüglichen, am liebsten römischen Liedervers mit Emphase und Begeisterung herzusagen, selbst wenn sie Niemand hörte.

Nach dem Ausbruch der kriegerischen Unruhen war es nun freilich um dies poetische Stillleben geschehen. Vater und Tochter flohen in den nahegelegenen Streckelberg, wo eine mit Ginster, Brombeerstauden und Epheu dicht umrankte und rings von himmelhohen Tannen eingeschlossene Höhle ihr jedesmaliger sicherer Zufluchtsort war. Einige gutmüthige Gemeindemitglieder halfen ihnen den innern Raum derselben noch vergrößern, und die lockere nur aus hartem Thon bestehende Decke vor jedem Einsturz mit Baumpfählen und Latten unterstützen. Hierher zog auch Maria die einzige Kuh, welche ihnen noch übrig geblieben war, rankte ihr selbst mit den zarten Fingerchen das Futter auf der Kuppe des Berges, und lebte gewöhnlich mit dem alten Vater von dem Ertrage ihrer Milch und einigen Fischen, welche gutmüthige Seelen ihnen mittheilten, bis die Gefahr vorüber. Als nun endlich das Gerücht erscholl, daß der tapfere und großmüthige Schwedenkönig, Gustav Adolph, den bedrängten Evangelischen zu Hülfe kommen werde auch Wallenstein 1628 die Belagerung Stralsunds aufgehoben hatte, und das Land hin und wieder unter der unerträglichen Last freier aufzuathmen anfing; fanden sich auch Schweidlers zerstreute Pfarrkinder wieder zum neuen Ausbau ihrer eingeäscherten Hütten, und wenn auch die seinige, wie durch ein Wunder, noch bis jetzt den Flammen entgangen war, so bedurfte sie doch in jedem Theile einer gänzlichen Ausbesserung, um nur einigermaßen Schutz gegen Wetter und Wind zu gewähren. Er schrieb daher an den damaligen Hauptmann des säculariſirten Klosters zu Pudagla, Wittich von Appelmann, welchem gleichzeitig die Inspection sämmtlicher Kirchen auf der Insel Usedom in ökonomischer Hinsicht zustand, und bat ihn dringend, nicht blos sein Pfarrhaus ausbessern zu lassen, und ihm seine seit mehreren Jahren beim Kloster rückständigen Hebungen auszuzahlen, sondern auch dafür Sorge zu tragen, daß aus dem herzoglichen Aerario ein neuer Abendmahlskelch angeschafft würde, da der vorhandene von kaiserlichen Streifpartheien geraubt worden sei. Aber Wittich war ein unversöhnlicher Priesterfeind, und überall dem armen Lande in dieser schweren Zeit fast eine größere Geißel, als das Elend des Krieges selbst. Besonders war ihm unser Schweidler verhaßt, weil er ihn einmal in einem früheren Schreiben in seiner schlichten Einfalt blos Herr Appelmann genannt hatte, worüber der ehrgeizige Thor so erzürnt wurde, daß er dem Pfarrer dieserhalb bei dem Herzog Bogislav schriftlich verklagte. Daher würdigte er unsern Pfarrer nicht einmal eines Gegenschreibens, sondern ließ ihm durch den Kirchenvorsteher Claus Zwing, seinen ehemaligen Reitknecht, und einen heimtückischen Böswicht, die empörende Antwort sagen: was die beiden ersten Punkte seines Anschreibens beträfe, so wäre dazu durchaus kein Geld vorhanden, und den Kelch anlangend, so möge er seine Heerde nur aus einem Wassereimer tränken, wie er es mache, und manchen Tag gemacht habe.

Hierüber wurde, wie leicht zu glauben steht, unser Pfarrer auf das Aeußerste erbittert, und nicht zufrieden seinem Zorn gegen einzelne Gemeindeglieder unter den härtesten Ausdrücken Raum gelassen zu haben, bestieg er am nächsten Sonntage die Kanzel, und da der Geist der damaligen Predigtweise schon ohnedies polemisch war, so legte er sich weder Maß noch Zügel an, sondern kanzelte den Herrn Hauptmann als einen gottvergessenen Buben auf das Unbarmherzigste vor der ganzen Versammlung ab. Freilich befleißigte er sich so viel als möglich der verblümten Rede; allein seine Absicht wurde auch dem Einfältigsten klar. Das Evangelium am dritten Sonntage nach den heiligen drei Königen, vom Hauptmann von Capernaum, gab ihm hierbei die erwünschteste Gelegenheit an die Hand. Vor allen aber war es folgende Stelle, welche Wittich Appelmann am meisten verdroß; denn der Kirchenvorsteher Claus Zwing versäumte nicht, schon an demselben Nachmittage nach dem, nur 1½ Meile entfernten Pudagla zu wandern, und ihm mit boshaftem Lächeln die ganze Predigt zu recitiren:

„Es seind, lieben Freund', itzunder viel Männer, die wir mit einander betrachten wöllen; als da seyn Amtmänner und Bauermänner, Drathmänner und Ehemänner, Fuhrmänner und Gewerksmänner, Hampelmänner und Kriegsmänner; (seind oft nur einerlei) Jamänner und Neinmänner; Petermänner*) (das seind gar rare Männer), Kauf-Männer und Saufmänner (leider Gottes giebt's die Fülle und die Fülle!), aber die allernichtsnutzigsten in unserer Zeit, das seind die Wassermänner**) und die Appelmänner, d. i. solche Männer, welche die geplagte arme Christenheit auf ihrem eignen Fell zum Apfel rufen. Wöllen auch Hauptmänner sein, wie der Hauptmann zu Capernaum, aber pfui dich Hauptmann an! ein Saufmann bist du, ein heilloser Lotterbub, und möge dich der Teufel mit dem Wassereimer tränken, womit du deine Ochsen tränkst, wenn er dir auf dein dickes Leder den Apfel zur Hölle schlägt!" u. s. w. Wittich stampfte mit den Beinen vor Wuth, als er diesen Panegyrikus gehört hatte, und befahl dem Claus Zwing die ganze Gemeinde zu Coserow und den eingepfarrten Ortschaften am nächsten Tage, Morgens um 10 Uhr aufs Kloster zu Pudagla zu bescheiden, mit der Verwarnung, daß der Ausbleibende von Henkers Hand solle ausgepeitscht werden. Als Gratificarien für seine Mühwaltung ließ er ihm einen Scheffel Erbsen reichen, und versprach, es hierbei nicht bewenden zu lassen, falls auch er, so viel an ihm wäre, auf den Ruin und gänzlichen Sturz des armen Pfarrers hinarbeiten würde. Um sich aber doch einigermaßen den Rücken frei zu halten, hielt er es für nothwendig, ein theologisches Bedenken über die unerhörte Frechheit des Pfarrers zu Coserow in Zeugen Gegenwart auffetzen zu lassen, und lud zu dem Ende seinen eignen Pfarrer Ehrn Johannes Meisner aus Benz um dieselbe Stunde zu sich, den er für einige erlittene Unbilden schon zu besänftigen und für seine Absicht zu stimmen hoffte. Denn in der That war auch Ehrn Johannes, ebensowenig wie ein anderer Mensch, Wittichs Freund. Als sein nächster Nachbar, war er Zeuge von den oft unmenschlichen Mitteln gewesen, womit dieser Elende sich bereicherte, und selbst das Gut armer Wittwen und Waisen nicht verschonte, Mittel, durch die er es einzig möglich gemacht hatte, sich so hoch zu heben; denn er war von Natur arm, und aus bäurischem Geschlecht entsprossen. Zudem war aber Ehrn Johannes noch persönlich gegen ihn eingenommen; denn wie mit allen Pfarrern seiner Inspection, war er auch mit ihm verfahren. Die Schafe z. B., welche er ihm matrikelmäßig geben mußte, waren jederzeit närrisch; das Meßkorn bestand über die Hälfte aus Trespe, die nicht unbeträchtlichen Geldhebungen waren seit 10 Jahren nicht eingegangen, wobei ihm das Bedrängniß der Zeit als eine willkommene Entschuldigung galt; ein Schulhaus baute er selbst noch nicht auf, als es zusammengestürzt war, und den armen Schulmeister lebenslänglich verwundet hatte; ja, die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung ging so weit, daß er dem letzteren noch überdies für gelieferte Tischlerarbeit die Hälfte abzog, weil, wie er sich ausdrückte, „ein Schulmeister doch genug um nichts und wieder nichts verdiene."

Dessenungeachtet ging Ehrn Johannes zu ihm, weil er die Absicht seiner Einladung nicht kannte. Nachdem er sich mit Mühe durch die Gruppen halbnackter Bauern gedrängt hatte, welche sich schon zahlreich vor dem Portal und auf der Flur des Schlosses versammelt hatten, trat er in einen großen Saal, wo ihn Wittich Appelmann empfing. Er war klein von Gestalt, hatte schiefe Säbelbeine, schwarzes, etwas mit Grau vermischtes Haar, und ein so gräßliches Gesicht, daß er kleine Kinder gemeiniglich durch seinen Anblick schon schreien machte, und Leonardo da Vinci keinen Augenblick an einen Judas verlegen gewesen wäre, dafern er diese satanische Fratze gesehen hätte*). Seine Kleidung bestand aus einem hirschledernen Wamms, worüber er einen kurzen spanischen Mantel von schwarzer Seide trug. Sein weißes Halstuch hing in zwei langen, schöngestickten Zipfeln ihm bis auf den Gürtel herab, worin ein kurzer hellpolirter Dolch stak. Die Hosen waren gleichfalls von Hirschleder, und an den Füßen trug er Stiefel mit großen Stulpen, welche nach damaliger Sitte ihm fast um die Enkel schlotterten, und mit blanken messingenen Sporen geschmückt waren.

Sobald er des Eintretenden ansichtig wurde, verzog sich sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, und mit einer Stimme, die eben so messingen, wie seine Sporen war, schrie er ihm entgegen: „Ei seh da, Ehrn Johannes! ja, so muß es kommen, wenn Ihr euern alten Freund einmal heimsuchen sollt! Geladen wollt Ihr erst werden, ohne zu bedenken, daß Ihr mir jederzeit willkommen seid! — Doch," unterbrach er sich selbst, „fast mag ich's Euch nicht verargen, wenn Ihr ein wenig auf mich schmollet. Seit Jahren stecke ich in Eurer Schuld. Aber weiß Gott, lieber Freund, das Elend des Krieges hat es mir nicht thunlich machen wollen, Euch zu befriedigen. Jetzt, wo wir ein wenig verschnaufen, ist aber mein erster Gedanke an Euch. Kommt her, lieber Freund! Ich habe gehört, daß meine Schreiber auch die Naturalien Euch in schlechtem Zustande geliefert, und z. B. närrische Schafe und Trespe statt Roggen gegeben haben; sie haben schon meinen Zorn gefühlt, und ich halte es für meine Pflicht, Euch eine Geldvergütigung zu verabreichen!" Und hiermit führte er den Pfarrer zu einem Tische, auf welchem bereits eine Reihe blanker Gulden lag. Dieser konnte vor Verwunderung und Bestürzung über die plötzliche Herablassung und Freigebigkeit des Herrn Hauptmanns kein Wort hervorbringen, sondern begnügte sich damit, das Geld einzustreichen, ihm eine stumme Verbeugung zu machen und sodann wieder zu seinem Hute zu greifen. „Ei, ei," rief Wittich, indem er ihm den Hut fortriß, „wo wollt Ihr hin? seid Ihr noch böse? setzt Euch doch nieder, Ehrn Johannes! Ein Beichtvater muß auch guten Rath ertheilen können, und den denke ich jetzt von Euch zu empfangen. Sagt mir zuerst, ist es erlaubt einen ehrlichen Mann öffentlich von der Kanzel zu nennen und einen Lotterbuben zu schelten?" „Das glaube ich hat sich noch Niemand erfrecht, und wird es sich jemals erfrechen," antwortete betreten der Pfarrer. „Und doch, und doch," schrie Wittich, „der heillose Pfaffe von Coserow, Abraham Schweidler, hat es sich gegen mich erfrecht! Höret selbst, Ehrn Johannes, und urtheilt, ob je auf Erden solche Schandthat stattgefunden," und indem er die Thür aufriß: „Coserower Bauern, herein, Alle herein, Niemand darf fehlen!" Als sich nun die ganze Gemeinde im Umsehn versammelt hatte, fuhr er fort: „Wer unter euch ist gestern in der Kirche gewesen? der trete hierher in die Mitte des Saals!" Als dies geschehen war, mußte der Kirchenvorsteher Claus Zwing noch einmal das ominöse Fragment der Predigt wiederholen, worauf Alle befragt wurden, ob sich die Sache vorgegebenermaßen verhalte. Da dies nur einstimmig bejaht werden konnte, so schrie Wittich, indem er die rechte Hand in die Seite stemmte, und ein Paar Schritte vorwärts trat: „Nun, Ehrn Johannes, seht Ihr nun, daß das Unmögliche möglich werden kann? Aber der heillose Pfaffe soll mir's schon entgelten. Als mein Beichtvater und Freund bitte ich Euch nur, mir schriftlich zu bezeugen, was Ihr eben gehört habt, und zugleich Euer theologisches Bedenken über diesen unerhörten Fall abzugeben; denn er ist wirklich so unerhört, daß Se. fürstl. Gnaden, obgleich Sie, ohne Ruhm zu melden, und wie die ganze Welt weiß, mir in Allem volles Vertrauen schenken, doch gerechte Zweifel hegen dürften, ob dergleichen wirklich stattgefunden habe, und stattfinden könne!" Aber Ehrn Johannes entgegnete ihm mit evangelischem Freimuth: „Das werde ich bleiben lassen, gnädiger Herr! Ich weiß nicht, was Euer Gnaden zu theilen hat mit Ehrn Abraham; das aber weiß ich gar wohl, daß er ein wackrer Mann ist, und nicht ohne Ursach Euch abgekanzelt haben wird!" Fast eben so erstaunt, wie dieser, wenige Minuten zuvor, war Wittich jetzt über das unerhörte Erkühnen des Pfarrers, den er sich durch seine Herablassung und Freigebigkeit auf ewig zum Freunde gemacht zu haben glaubte. Sein Gesicht war, wenn wir so sagen dürfen, eine aufgesperrte Hölle, und mit erstickter Stimme schrie er: „Aus den Augen, aus den Augen! — ich einfältiger Narr! — mein liebes Geld! — Aber wartet, Pfaffen!" —

Ohne diesen Segen abzuwarten, oder sich auf Erläuterungen einzulassen, hatte Ehrn Johannes schon den Saal verlassen, worauf Wittich mit folgenden Worten zu der Ge-

*) Bekanntlich ist das Petermännchen eine Münze.

**) Wassermann ist ein in Pommern sehr gewöhnlicher Hundename.

*) Bekanntlich ließ dieser Künstler auf seinem berühmten Gemälde, das Abendmahl, in dem Refectorium der Dominikaner von St. Maria delle Grazie zu Mailand, lange Zeit die beiden Köpfe von Christus und Judas unvollendet, weil er sich für unfähig hielt, den Contrast der höchsten Heiligkeit und der tiefsten Verworfenheit durch den Pinsel auszudrücken.

meinde fortfuhr: „Laßt ihn nur laufen, im Grunde liegt mir auch nichts daran, denn ich werde meine Sache schon selber führen, und ärgert's mich nur, daß ich mich fortgeworfen habe; aber euch, die ihr Alle gehört habt, und eingestellt, daß euer Priester mich, seine und eure von Gott bestellte Obrigkeit, öffentlich gehöhnt und gelästert (denn daß ich nur der Appelmann sein soll und sein kann, sieht wohl Jeder ein), verfehte und gebiete ich, kraft meines Amtes, diesem Priester weder Eier noch Würste, weder Brod noch Korn, weder Fische noch Geld von heute an zu liefern; auch braucht und sollt ihr ihm keine Trauung noch Taufe u. s. w. bezahlen, weder sein Haus ihm ausbauen, noch sonst einen Dienst leisten; und wer sich dessen, mir zum Trotz erfrechte, den sage ich bei dem höchsten Gott von Haus und Hof und laß ihn bis auf's Blut geißeln mit Weib und Kind. Göttliche und menschliche Gesetze bestimmen mich, so zu handeln; denn die Schrift sagt: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Aber euer Priester hat sich der Obrigkeit widersetzet, darum muß auch er „ein Urtheil empfangen." Und jetzt geht eurer Straßen; aber noch einmal sage ich, nehmt euch in Acht, denn meine Augen schlafen nimmer!"

Und jetzt war die Lage des armen Pfarrers von Coserow wirklich beklagenswerth. Einem Theil seiner Gemeinde kam es ganz recht, von den, für die meisten Menschen immer lästigen Abgaben an den Geistlichen befreit zu werden; ein anderer war zu sehr eingeschüchtert, als daß er es wagte, seinem besseren Gefühle Folge zu leisten, und nur wenig Edeldenkende brachten bei Nacht und Nebel dem guten Seelenhirten und seiner unglücklichen Tochter ein Brod, einen Fisch, und was sonst ihre Armuth vermochte. Die Rührung über diese Anhänglichkeit war nunmehr seine einzige Freude; unerschüttert fuhr er fort für das Reich Gottes zu wirken; tröstete sich selbst mit dem Beispiel seines großen Musterbildes, Jesu Christi; trug oft Tage lang Hunger, und stellte sich krank an, wenn er nur seine geliebte Maria sättigen konnte; besserte mit eigenen Händen, so gut es gehen wollte, seine Hütte aus (die nach alten Acten sogar noch ohne Schornstein war, und nur eine Stube hatte) und hätte eines Morgens saß ganz sein Elend vergessen, als er durch die stille Hand der Liebe einen Theil seines Feldes beackert und besäet fand. Kaum aber war das Gerücht hiervon erschollen, und die tröstende Saat nur eben hervorgesprossen, als er wiederum an einem Morgen, wo er durch dies aufopfernde Werk einer rührenden Liebe seinen wankenden Glauben und sein Vertrauen auf's Neue zu stärken gedachte, das ganze Feld verheert und umgewühlt antraf, und, wie er bald darauf niedergeschüttert nach Hause ging, seine Maria ihm in Thränen zerfließend mit der Wahrheit entgegen kam, daß auch ihre einzige Kuh die Nacht im Stall erschlagen sei. Hierdurch auf's Aeußerste gebracht, setzte er sich nieder, und theilte dem Herzog Bogislav von Pommern in 19, von ihm sogenannten gravaminibus sein namenloses Elend mit, welche wir hier übergehen zu dürfen glauben, um das Gefühl unserer Leser nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen.

Der Brief wurde als Beilage an einen entfernten Verwandten gesandt, welcher in der fürstlichen Canzelei zu Franzburg arbeitete, wo Bogislav damals residirte; allein, obgleich es keinem Zweifel unterworfen ist, daß er an den Ort seiner Bestimmung gelangte, so ist doch niemals darauf, so viel wir wissen, eine Antwort erfolgt; denn Herzog Bogislav war ein alter schwacher Mann, welcher zufrieden war, wenn er die Einquartierungsgelder für die kaiserlichen Truppen beitrieb, und sich wenig um die Regierung des Landes bekümmerte, woher es denn kam, daß, wie schon oben gesagt, hie und da eine förmliche Anarchie eingerissen war, und manche Beamte ganz nach ihrer Willkür verfahren. Daher wuchs das Leiden des armen Pfarrers mit jedem Tage. Alle seine Hoffnungen wurden vereitelt, und wenn auch die rührende Anhänglichkeit mancher Edlen ihn je zuweilen das drückende Gewicht seines Kummers verschmerzen ließ, so verbitterte doch desto häufiger die schwärzeste Niederträchtigkeit, welche im Vertrauen auf den Schutz und die Belohnung des rachesüchtigen Wittichs schon immer mehr anfing, offenbar gegen ihn zu Werke zu gehen, sowie der schreiende Undank des Claus Iwing, welcher nur durch seine Vermittlung in sein gegenwärtiges Amt gekommen war, und der, wie es sich später ergab, nicht blos der unmenschliche Zerstörer des Saatenfeldes, sondern auch der Mörder seiner letzten Kuh gewesen war, dermaßen das Leben des Unglücklichen, daß er schon auf den Gedanken gerieth, sein Haus und Hof zu verlassen, und an der Hand der geliebten Tochter sich auf den Weg zu machen, um die Gerechtigkeit seines Fürsten anzuflehen: als eines Nachmittags, wo er in eine Ecke seines elenden Zimmers gekauert diesen Entschluß überdachte, die holde Maria, welche in den nahen Streckelberg gegangen war, um Brombeeren für die karge Abendkost zu pflücken, ihm ungewöhnlicher Weise mit verklärten und freudeblitzenden Augen entgegentrat: „Freuet Euch, theurer Vater!" rief sie aus: „post nubila Phoebus; der Herr hat uns wunderbar gesegnet, denn kommt, und setzet her!" Und hiemit schüttete sie den Korb voll Brombeeren, den sie in den Händen trug, zur Hälfte auf einen nebenstehenden Tisch, und ließ ihn nun auf dem Boden desselben mehrere Stücke Bernstein erblicken, von welchen das beträchtlichste die Größe eines Knopfes hatte. „Herzenskind," schrie der entzückte Vater, indem er sie mit Thränen in den Augen in seine Arme schloß, „woher kömmt dieser Segen Gottes?" Hierauf versetzte das holde Kind: „Als ich in den sandigen Schluchten des Berges nach Brombeerstauden suchte, gewahrte ich plötzlich eine vom Winde, mehrere Ruthen lang, freigewehte schwärzliche Ader*), aus der mir etwas Blankes in der Sonne entgegenschimmerte. Verwundert trete ich hinzu, und sehe, guter Vater, was ich fand! Aber dies ist lange nicht der ganze Segen! nein, hundertmal könnte ich meinen Korb noch wohl anfüllen. Nur die Furcht, entdeckt zu werden, und noch mehr die Sehnsucht, Euch meine Freude mitzutheilen, ließen mich sobald von dannen eilen. Doch habe ich die Ader zuvor wieder klüglich mit handhohem Sande bestreut, und mir die Stelle durch einen Stein bezeichnet." „Nun Gott sei Dank, dem gütigen Gott sei Dank!" rief der gerührte Pfarrer, „er, der die jungen Raben speiset, hat auch Unser noch nicht vergessen!" „Aber ach, wie wollen wir diese Schätze vor unsern Feinden verheimlichen, und wie, und wo sie einlösen, um Brod zu gewinnen?" unterbrach ihn die besorgte Tochter. „In Wolgast oder Usedom dies zu thun, wäre zu unsicher; denn gar bald dürfte man die Quelle unsers Erwerbes entdecken, und sie für sich benutzen. Auch am hellen Tage, und mit einem Male unsre Fundgrube zu leeren, möchte nicht räthlich sein. Was meint Ihr daher, lieber Vater, wenn ich in den hellen Mondnächten nach und nach dies thäte, und mit einer Schaufel versehn mich heimlich durch unsern Garten auf's Feld und so in den nahen Wald schliche?" „Das können wir noch immer bedenken," entgegnete der ernste Vater; „für jetzt laß uns nur bedenken, daß Gott es war, der uns so wunderbar gesegnet, und benge mit mir deine Kniee vor unserm Erbarmer!" Es geschah; beide knieeten auf das kalte Lehmestrich hin, und wie eine verklärte Heilige hob das unschuldige Geschöpf ihre Augen gen Himmel, und sprach mit wehmüthiger Inbrunst die Worte nach, welche der gerührte Vater vorsprach. Die Unglücklichen! sie ahnten nicht, daß die Quelle ihrer Freuden sich bald in eine Quelle von Leiden verwandeln werde, gegen welche die überstandenen kaum eine leichte Prüfung zu nennen waren!

Als Beide so ihr Herz vor Gott ausgeschüttet hatten, erwog der Vater die Rathschläge seiner Tochter näher, und es schien auch ihm, daß man bei dem Umsatz ihres glücklichen Fundes das tiefste Geheimniß beobachten müsse. Nach kurzem Besinnen glaubte er daher am besten zu thun, wenn er sich dieserhalb an einen alten Bekannten, den Kaufmann Simon Meier in Hamburg, wendete. Um aber bei seinen Drangsalen so bald als möglich in den vollen Besitz einer angemessenen Geldsumme zu gelangen, besuchte er in den drei nächsten Nächten in Begleitung seiner Tochter die goldene Fundgrube seines gehofften Glückes, und entdeckte hier auch bald eine solche Menge des köstlichsten Bernsteins, daß er schon für die erste Sendung, nach Verlauf von wenigen Wochen, 1000 Gulden rhein., eine für die damalige Zeit außerordentlich beträchtliche Summe, auf dem angegebenen Wege bezog.

Sein erster unüberlegter Schritt war jetzt, sein Haus zu bauen, sich Pferde und Wagen, Knechte und Mägde anzuschaffen, seinen Acker zu bestellen und zu besäen, Feldwärter gegen weiteren Unfug zu bedingen, sich mit seiner Tochter anständig zu kleiden, u. s. w. Kurz der Wohlstand und die Freude schienen wieder unter sein gastliches Dach zu kehren, und mit ihnen die freundlichen Musen der Tiber. Aber, wiewohl die Sonne zuweilen, nach schweren Wettern, eine kurze Zeit in voller Schöne strahlt, bis sie bald darauf noch schwärzere Wolken verhüllen: so die Sonne seiner Freuden und seines Glückes. Niemand in der ganzen Gegend konnte begreifen, woher dem armen Pfarrer dieser plötzliche Segen gekommen, und so viel Mühe sich auch Wittich Appelmann gab, das Geheimniß zu ergründen, es wollte ihm nicht gelingen. Fragte man jenen darnach, was, und zumal von bedrängten Gewissen, häufig geschah, so suchte er sich durch allgemeine Antworten zu helfen, als: wem Gott wohl will, dem giebt er's im Schlafe; ist die Noth am größten, ist die Hülfe Gottes am nächsten u. s. w., denn seine strenge Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe hielt auch die unschuldigste Nothlüge für sündlich. Eben so geheimnißvoll zeigte sich Maria, und verwies die ungestümen Fragen jedesmal an den Vater. Daher war es denn kein Wunder, daß sich in dieser dunklen Zeit der Glaube verbreitete: nur durch die Hülfe des Satan könne der Pfarrer zu Coserow seinen plötzlichen Wohlstand erworben haben, welcher Glaube daran einen mächtigen Halt fand, daß mehrere alte Weiber seine Tochter Maria um Mitternacht wollten auf dem Felde gesehen und sprechen gehört haben. Alle diese Umstände wußte Wittich Appelmann trefflich zu benutzen, um dem armen Pfarrer noch eine tiefere Grube zu graben. Doch ging er für's Erste so heimlich wie möglich zu Wege, verbot auch Allen, welche ihm jene Nachrichten hinterbrachten, davon öffentlich und laut zu sprechen, weil man vielleicht einen Unschuldigen in Verdacht habe, und dies eine Sache sei, wovon Himmel und Seligkeit abhänge. Seine Absicht war aber dabei, erst mehrere scheinbare Beweise für die Schuld des Pfarrers zu sammeln, und zu dem Ende ließ er ihn durch Claus Iwing und einige andere Creaturen heimlich und auf das Strengste bewachen, ohne daß die Herzenseinfalt des guten Pfarrers hiervon das Geringste ahnte. In solcher Gährung waren die Gemüther der Gemeinde zu Coserow und der Umgegend, als Donnerstags den 25. Juni 1630 der große Schwedenkönig Gustav Adolph auf der Rhede von Peenemunde die Anker warf. Das Gerücht hiervon verbreitete sich schnell, gleich einem Lauffeuer, durch das ganze Land, und zugleich hieß es, daß seine Flotte die Insel Usedom bis zur Swine umkreuzen, er selbst aber den Tag darauf mit einigen hundert Mann Berechung den Weg bis dahin zu Lande machen würde. Hiebei mußte er nothwendig Coserow berühren, wohin denn Alles von nah und ferne zusammenströmte. Unendlich war der Jubel des Volks, und um so unermessener seine Freude, als ihm die wunderbare Landung des längsterschnten Monarchen an eben demselben Tage, an welchem die ganze evangelische Christenheit das Jubelfest der Uebergabe der Augsburgischen Confession an Kaiser Karl V. gefeiert hatte, ein prophetischer Wink der Vorsehung schien, daß die evangelische Freiheit von nun an glorreich und herrlich siegen werde. Auch Ehrn Abraham Schwendler hatte kaum seine Jubelpredigt geendigt, welche, beiläufig gesagt, um vieles erbaulicher gewesen sein soll, als die ominöse Apostrophe am 3. Sonntage nach den heiligen drei Königen; als er von der Kanzel auf den Pegasus stieg, und in einem lateinischen Gedicht, welches die liebliche Maria declamiren und überreichen sollte, den Helden Gottes auf deutschem Boden willkommen hieß. Oft wurde er von dem Freudengeschrei des, die ganze Nacht hindurch hinzuströmenden Volkes unterbrochen; doch gegen Morgen endlich war das schwierige Werk vollbracht, und mit wohlgefälligem Lächeln gab er das zierliche Manuscript seiner Tochter zum Memoriren. Zwar war der holden Dirne zu Muthe, als ob sie in den Tod gehen solle, wenn sie sich den hohen Fürsten gedachte, vor den sie nach wenigen Stunden, von tausend Augen begleitet, werde treten müssen; doch aus Liebe zu ihrem Vater gab sie schweigend nach, und ihr glückliches Gedächtniß hatte auch schon nach wenigen Stunden das Gedicht aufgefaßt. Hierauf ging sie, sich mit einem geschmackvollen Kleide zu schmücken, das der Vater nur vor wenigen Tagen für sie aus Hamburg hatte kommen lassen. Es bestand aus grünem Sammt mit purpurrothen Litzen, wozu ein weißer Kragen von den feinsten brabanter Spitzen gehörte, der von einer goldenen Schnur zusammengehalten wurde, davon reiche Quäste ihr bis unter den schönen Busen herabhingen, und reizend sich mit jedem Athemzuge auf und nieder bewegten. Ihre blonden Haare, welche nie die lästige Hand der Kunst verunstaltet hatte, rollten ihr in natürlichen Locken um die Schultern, und ein Kranz von Vergißmeinnicht krönte die wunderliebliche Stirne. So geschmückt, und in einer Hand das Manuscript und eine Rosengirlande, mit der sie die Fuße des königlichen Retters umwinden wollte, reichte sie die andere dem glücklichen Vater, welcher in feierlicher Amtstracht sich um zehn Uhr des Morgens mit ihr nach dem Streckelberge begab, wo der Adel, der größte Theil der Geistlichkeit und fast die halbe Bevölkerung der Insel Usedom zusammengeströmt war, und mit gespannten Blicken gen Nordwesten schaute. Die königliche Flotte, welche in weiter Meeresferne sich um das weiße Eiland „der Ruden" gleich einer blauen Stadt emporthürmte, bot zwar der Phantasie eines Jeden genug Beschäftigung dar, aber als unser Pfarrer mit dem holden Engelskopfe Maria's aus dem untern Bergwalde hervortauchte, und sich der waldlosen Kuppe nahte, worauf die zahllose Menge versammelt stand: da war kein Auge, welches nicht minutenlang auf der lieblichen Erscheinung geheftet hätte, die zu seiner Linken ging.

Besonders aber war Rüdiger von Neuenkirchen, ein junger Edelmann der Gegend, ganz im Anschauen verloren, und Wittich Appelmann selbst so sehr betroffen, daß er kaum seinen Ohren trauen wollte, als ihm Claus Iwing zuraunte: „die wäre die verrufene Hexe von Coserow!" Eben so ging es einem großen Theil des Volks, das mit Gestüster die Köpfe zusammensteckte: denn der Gewalt der Schönheit müssen Engel wie Teufel huldigen, und das Herz des Menschen ist oft weit vernünftiger als sein Kopf. Darum konnte sich auch Wittich nicht enthalten, dem Pfarrer entgegenzurufen: „Ei, ei,

*) Noch bis auf den heutigen Tag findet man zuweilen nach heftigen Stürmen in den hiesigen Streckelbergen solche sogenannte Bernsteinadern, in welcher dies, seinem Ursprunge nach so problematische Mineral enthalten ist. Die schwarze Farbenerde scheint, wo der es sich immer findet, scheint mit Gewißheit auf seinen vegetabilischen Ursprung zu deuten

Ehrn Abraham, welche schöne Tochter Ihr habt!“ — Aber dieser antwortete ihm nicht, sondern wandte nach einer Verbeugung an die Gesellschaft seine Augen auf's Meer und die ferne Flotte. Wittich bereuete seine Worte, doch um nicht verlegen zu scheinen, fuhr er fort: „Aber, was soll das Papier, welches die kleine Hexe da in den Händen hält?“

„Den König bewegen,“ antwortete jener, ohne das Haupt zu wenden, „daß er Euch endlich einmal den Appel zum Galgen schlägt!“ Hier entstand ein lautes Gelächter, und Wittich, der sich jetzt zum ersten Male in seinem Leben eine gewisse Furcht anwandeln fühlte, unterdrückte seine aufwallende Wuth, und suchte den Hieb im scherzenden Tone zu erwiedern, indem er dem Pfarrer mit folgenden Worten auf die Schulter klopfte: „Aber, dann kommt Ihr doch mit, Ehrn Abraham!“ „Ja,“ versetzte heftig dieser, „wenn ich Euch den Strick um den Hals knüpfen soll, in Gottes Namen; denn Euer Athem stinkt schon längst nach Schwefel, und Eure Beine stehen schon jetzt wie die Ofengabel des Satan!““ Jetzt sprang Maria, mit welcher Rüdiger von Neuenkirchen ein Gespräch angeknüpft hatte, ganz durchdrungen und begeistert von der Anmuth des Mägdleins, zu dem zornigen Vater heran, und streckte, indem sie sich auf die Zehen hob, und ihm die Wangen streichelte: „Ich bitte Euch, Herzensvater, mäßigt Euch, und seid nicht so heftig!“ Hiebei wurden ihre schönen Waden sichtbar, und die Gluth der Leidenschaft, welche sich bei diesem Anblick in Wittichs Herzen entzündete, hielt der seines Zornes gewissermaßen das Gleichgewicht.

Darum wandte er sich ziemlich gemäßigt an die Versammlung: „Ihr seid Zeugen, meine Herren, wie mich dieser Priester behandelt, wenn es ihm vielleicht einfallen sollte, mich bei Sr. Majestät zu verleumden.“ Aber seine ängstliche Vorsorge war diesmal vergebens; denn ein Reisender brachte die, für den größten Theil der Versammlung so niederschlagende Nachricht mit, daß Se. Majestät sich anders bestimmt hätten, und noch heute mit der Flotte, die Sie nicht verlassen würden, ihren Weg fortzusetzen gedächten. Und wirklich sah man auch gegen 1 Uhr Nachmittags sich die dunkle Segelmasse am fernen Horizont entwickeln. Sogleich sandte Ehrn Abraham in's Dorf hernieder, die Glocken zu läuten, und als darauf bald die prachtvolle Flotte immer näher schwamm, und unter den 150 Schiffen, welche man zählte, sich dasjenige, welches den König trug, nicht blos durch seine Größe und den Vorsprung, den es vor den andern hatte, sondern besonders durch die majestätische Reichsflagge, deren goldene Fransen prachtvoll in der Sonne schimmerten, und die wie ein bunter Phönix über den blauen Wellen hing, — jedem Auge kenntlich machte, und nun von allen Seiten ein lautes, unendliches Jauchzen sich erhob; beräumte der ernste Pfarrer die ausgelassene Menge, und stimmte ein Te deum an, in welches denn auch sogleich, wie von Einem Geiste getrieben, die ganze Versammlung einfiel, und das tausendfach von dem Echo in den Schluchten des Berges wiederholt wurde. Nach Beendigung des grüßenden Preisgesanges war das königliche Hauptschiff bereits so nahe gekommen, daß es in der Entfernung eines guten Flintenschusses vom Ufer unter den Füßen der Versammlung vorbeisegelte. Man konnte auf dem Decke Alles deutlich gewahren, und als man unter der Menge von Officieren und Matrosen, die hier standen, und mit zurückgebogenem Kopfe aufwärts schauten, in einer der edelsten Gestalten, welche mit goldschimmernder Rüstung bekleidet an den großen Mast lehnte, und durch einen Tubus emporsah, den König zu erkennen glaubte, da erwachte abermals unermeßener Jubel. Alles schwenkte Mützen, Hüte und Tücher, und schrie in rührender Freude durcheinander: Vivat, der große Gustav Adolph, victoria unserm Befreier, vivat, victoria, vivat! Auch die holde Maria nahte sich dem Abhange des Berges, beugte sich seliglächelnd hinüber, streuete die schönen Arme vornüber, zwischen denen sie die Rosenguirlande hielt, die sie bald hob und senkte mit freundlicher Anmuth; nahm sich darauf den Vergißmeinnichtkranz aus den Haaren, und warf beides, Kranz und Guirlande, in den Abgrund, wo sie denn auch nach wenigen Secunden das Meer erreichten. Jetzt setzte das königliche Admiralschiff plötzlich ein Boot aus, worin 8 bis 9 Ruderer stiegen. Alles verwunderte sich über diese Erscheinung, bis Wittich Appelmann mit gewichtiger Miene rief: „Gewiß wollen Se. Majestät hier die Obrigkeit des Landes sprechen,“ und mit den Worten: „Warte, Pfaff, jetzt werde ich dir ein Loblied singen!“ hastig auf dem Hintern den Berg hinunter zu rutschen anfing. Er war aber noch nicht weit gekommen, als ihm der Degen zwischen die Beine kam, und unser ehrsamer Hauptmann, da er einmal in der Fahrt war, einen solchen Purzelbaum machte, daß er wohl 6 Klafter über Kopf in die Tiefe schoß, und sicher keines weitern Appels zur Hölle bedurft hätte, wenn es sein gutes Geschick nicht so fügte, daß er auf einer lockern Sandscholle zu Boden traf. Jetzt erhob sich ein lautes, schadenfrohes Gelächter, das, wie man deutlich hörte, auch auf der königlichen Flotte beantwortet wurde. Aber Wittich raffte sich schnell wieder auf, so gut es gehen wollte, zog den Degen, und suchte sich seiner fortan als Stütze zu bedienen, um nicht abermals ein ähnliches Skandalon zu geben. Doch war seine Mühe vergebens; denn ehe er noch den Fuß des Berges erreichte, war der Kahn schon wieder vom Ufer gestoßen, und bald darauf hob der goldene Ritter seinen ersten deutschen Kranz winkend in die Höhe, daß Maria von einer holden Röthe übergossen wurde, ihr Vater mit Thränen in den Augen gen Himmel sah, die ganze Versammlung von tiefem Erstaunen ergriffen wurde, und Wittich Appelmann, Gesicht, Hut und Mantel noch ganz voller Sand, mit vorgestrecktem Fuße dastand, und nicht wußte, wie ihm geschehen war. Vom abermaligen Gelächter der schadenfrohen Menge erweckt, stürzte er sich endlich vollends den Berg hinunter, und hatte nun trotz allem seinen Aerger noch den neuen Verdruß, das hohe Ufer eine halbe Meile zu Fuß umgehen zu müssen; eine Motion, welche er sich seit zwanzig Jahren nicht gemacht hatte, und die ihm jetzt bei seinen verrauchten Gliedern vollends unerträglich wurde.

So endigte dieser merkwürdige Tag, dessen Gedächtniß sich noch auf die spätesten Enkel verpflanzte, und der hier um so weniger übergangen werden durfte, als durch ihn das entsetzliche Leiden der liebenswürdigen Pfarrerstochter noch mit schnelleren Schritten herbeigeführt wurde. Wittich nämlich, bei dem sich Haß und glühende Leidenschaft, wie gesagt, das Gleichgewicht hielten, entschloß sich, alle Mittel aufzubieten, so bald als möglich einen recht scheinbaren Beweis für die Zauberkünste der Unglücklichen aufzufinden, um ihr sodann die Wahl zwischen einem schmerzlichen Tode und seiner Begierde lassen zu können. Dies hielt er zugleich für die beste Rache an dem verhaßten Pfarrer, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß die Sache ihm nach Wunsch gelingen würde. Zu dem Ende nahm er noch an demselben Abend eine lange Rücksprache mit dem Kirchenvorsteher Claus Iwing, und beredete ihn unter großen Versprechungen mit mehreren Zeugen, der Maria bei ihren nächtlichen Wanderungen heimlich nachzuschleichen zu wollen, was bis dahin, aus Furcht vor dem Satan, noch Niemand gewagt hatte. Und die Gelegenheit hierzu bot sich nur zu bald dar. Denn, da unser Pfarrer seinem hamburger Freunde mit dem ehesten eine neue Sendung Bernstein versprochen hatte, so ging Maria schon in der nächsten Nacht, wo der Vater zu einem entfernten Kranken gerufen war, trotz seinem Verbote, allein und ohne Begleitung, mit einer kleinen Schaufel in den niedlichen Händchen, und in einen schwarzen Mantel gehüllt, aus der Hinterpforte ihres Gartens dem nahen Streckelberge zu. Zwar machte sie oft diesen Weg allein, weil der Pfarrer befürchtete, so zu ungelegener Zeit einmal von dem Gesinde, oder rath- und trostbedürftigen Gemeindemitgliedern vermißt zu werden; dann pflegte er aber vor dem offenen Fenster Wache zu halten, um ihr bei dem ersten Ruf beispringen zu können, falls ihr einmal etwas Feindseliges zustoßen sollte; denn die Entfernung war, wie gesagt, äußerst geringe. — Kaum hatte nun Claus Iwing mit seinen drei Consorten, Christian Krüger, Jürgen Labahn und Peter Tittelwitz, aus einem benachbarten Krautgarten, wo sie Wache hielten, die schreckliche Hexe gesehen, als sie ein kalter Schauder überlief, und einer nach dem andern Rathaus nehmen wollte. Doch gelang es endlich dem Claus Iwing durch abermalige Vorsiegelung ihres zu erwartenden Glückes die Erschrockenen zum Bleiben zu bewegen; worauf sich denn Alle von unten bis oben bekreuzten, dreimal das Gratias und Vaterunser beteten, und nun mit hochklopfendem Herzen, mit hervorquellendem Angstschweiß und gedrücktem Rücken dem reinen Engel von Ferne folgten. Gleichzeitig mußte es sich aber so treffen, daß auch Rüdiger von Neuenkirchen, der, wie wir oben bereits bemerkten, ganz von der Anmuth und dem Liebreiz Maria's hingerissen war, bei dem allen aber gleichwohl noch an den Vorurtheilen seines Jahrhunderts klebte, sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der nächtlichen Wanderungen und Teufelsbeschwörungen der eben so geliebten als gefürchteten Dirne überzeugen wollte, und zu dem Ende in einen dichten Wolfspelz gehüllt, und das Haupt mit einer rauhen Bärenmütze bedeckt, sich seit mehreren Stunden schon auf dem Streckelberge versteckt hatte, wo, wie es hieß, die böse Hexe insonderheit ihre nächtlichen Umgänge zu halten pflegte. Schon wollte er, des vergeblichen Harrens überdrüssig, für dieses Mal wieder umkehren; als er kurz nach Mitternacht Tritte rasseln hörte, und bald in naher Entfernung sich die Zweige zertheilten und eine schwarze Gestalt hervortreten sah, welche er sogleich für die liebliche Erscheinung vom gestrigen Tage erkannte. Doch jetzt, an diesem Orte und zu dieser Stunde fühlte er sich wechselweise abgestoßen und hingezogen; ein heißer Angstschweiß trat auch ihm vor die Stirne; er drückte sich fester hinter seinen Baum, ihre Schuld schien ihm schon halb entschieden, und voll von Verzweiflung, Liebe, Abscheu, Furcht und Hoffnung schielte er mit hochklopfendem Herzen aus seinem Hinterhalt hervor. — Die Schöne hatte nicht sobald den freien, mondenhellen Bergestraum betreten, als sie sich erst nach allen Seiten sorgsam umsah, und da sie Niemand zu gewahren glaubte, ihren Mantel abwarf, ihm sich nun bis auf wenige Schritte in einem niedlichen Nachtgewande näherte, und in dem lockeren Sande zu scharfeln anfing. Kaum hatte sie dies eine Zeitlang getrieben, als eine schwarze Erdader sichtbar ward; worauf sie gleich niederkniete, und mit Hülfe eines Messers mehrere glänzende Gegenstände daraus hervorbrach, welche Claus Iwing und Consorten für pures blankes Gold hielten, der nähere Rüdiger aber sogleich für Bernstein erkannte.

An dieser Beschäftigung schien aber ihre Seele wenig oder gar keinen Antheil zu nehmen, sondern noch ganz in die Vorstellung des vorigen Tages versunken zu sein; denn sie wiederholte vor sich folgende lateinische Distichen aus dem Schlusse des väterlichen Gedichts, welche wir der Vollständigkeit wegen hierher setzen wollen:

Tempus erit, quo tu reverbor, hostibus ultor,
Iuvabis patriae libera regna meae:
Tunc meliora canent nostrae tibi carmina musae,
Tunc tua, maxime rex, Martia facta canam.
Tu modo versatilis ne spernas villibus aurum
Auguror, et res est lata futura bene!
Sic felix, fortisque diu, vive, optime princeps,
Omnia et ut possis vincere dura: vale.

Das heißt

Einst wird kommen die Zeit, wo du, kriegerischer Köcher,
Werd' heimkehren zur Ader dieses befreiten Volks!
Denn, wo besseres sind bringt die Me Muse des Sanges,
Dann sie preiset, o Herr, deine heroische That!
Drum, verachte ihr heut nicht dies verweigerte Stammeln:
Sie weissagt ja nur dein nahestehendes Glück.
Geh, leb wohl! sei tapfer und stark, o bester der Fürsten,
Das dir alles gelinge, selbst des harte Geschick! — —

Zum guten Glück verstand Rüdiger Latein genug, um diese Worte augenblicklich zu deuten, und sie nicht wie Claus Iwing und Consorten für eine Teufelsbeschwörung zu halten.

Er schämte sich daher von ganzem Herzen seines thörichten Verdachtes, und statt der Furcht, die bisher mit Liebe untermischt seine Brust umschnürt hatte, fühlte er sich nun ganz und plötzlich von einer solchen Leidenschaft durchdrungen, daß, als Maria das neben sich stehende Körbchen mit den glitzernden Brocken gefüllt, darauf die schwarze Erdader wieder mit weißem Sande beschaufelt und gebnet hatte, und nun sich duckte, um mit ihrer köstlichen Ausbeute den Heimweg anzutreten — der feurige Jüngling, mit Recht wähnend, daß Ort und Stunde seinen Wünschen niemals gelegener kommen könne, sich plötzlich aus seinem Hinterhalt hervor, und zu den Füßen der Erschrockenen stürzte. Die arme Dirne schrie vor Entsetzen laut auf bei seinem Anblick; aber noch größer war das Entsetzen von Claus Iwing und seiner Sippschaft, welche jetzt den Erzfeind der Menschen in lebendiger Gestalt zu erblicken glaubten, und nicht geblieben wären, wenn man ihnen auch die ganze Welt mit allen ihren Schätzen versprochen hätte. So flohen sie schnell und ungehalten mit klappernden Zähnen und athemlos durch Busch und Busch davon. Als inzwischen Rüdiger sah, wie heftig das holde Kind erschrocken war, riß er sich hastig die zottige Mütze von dem schönen Lockenkopfe und sprach: „Ihr werdet den Verwegenen erkennen, holde Jungfrau, der, seit Euch gestern seine Augen erfaßen, für Nichts mehr sich zu leben sehnet, denn einzig für Euch. Verzeihet den Schrecken, den meine Erscheinung Euch verursacht. Ich hörte von Euren nächtlichen Wanderungen auf diesen Berg, und da hielt ich keinen Ort gelegener, Euch meine glühende Leidenschaft zu gestehn, als diesen. Ach! sag' mir nur ein Wort der Hoffnung, Du freundlich Begrüßte des größten Königs, Du dreimal seliger, nur von dem blinden und unsinnigen Pöbel verkannter, reiner, unschuldiger Gottesengel Du, und keine Macht der Hölle soll stark genug sein, Dir jemals zu schaden, oder sich meiner Liebe zu widersetzen, die weder die Bande der Knechtschaft, noch des Todes besiegen werden!“ Während dieser feurigen Apotheose, die nur halb von Maria verstanden wurde, war das holde Kind wieder einigermaßen zu sich selbst gekommen, und antwortete ihm, obgleich noch immer zitternd vor Angst und Schrecken: „Ich weiß nicht, gestrenger Herr, was ich zu Eurem seltsamen Betragen sagen soll. Allerdings habt Ihr mich in den Tod erschreckt, und um so mehr, da ich zweifle, daß Eure Absicht die reinste ist; denn Ihr wißt, daß ich nur die Tochter eines armen und verfolgten Pfarrers bin!“ „O Seligste,“ rief jetzt der Jüngling aus, indem er ihre sträubende Hand faßt mit Gewalt ergriff, und sie mit glühenden Küssen bedeckte, „habt Ihr kein weiteres Bedenken, als den nichtigen Unterschied des Standes, so schwöre ich Euch bei dem lebendigen Gott, daß dieser kein Hinderniß unserer Liebe sein soll, was auch vielleicht meine Aeltern und Verwandte dawider hätten! Ach, sprecht nur ein tröstendes Wort! die allergeringste Hoffnung, die Ihr mir geben könnet, ist schon ein Schritt zu meinem größten Glücke, zu Euch, mein unaussprechlich ersehntes Glück!“

Maria, welche so den schönsten Jüngling der Insel zu ihren Füßen und sich mit solcher Gluth der Leidenschaft nicht angebetet, sondern angebetet sah, fühlte zum ersten Male

in ihrem Herzen ein süßes Regen und Zucken, das sie früher nie gekannt hatte; doch schnell die Gefahr dieses Gefühls erwägend, trat sie mit weiblicher Besonnenheit zurück und rufte dem noch immer Knienden zu: „Um Alles steht auf und verlaßt mich! denn was Ihr auch sagen mögt, die Kluft, welche uns trennt, ist zu groß, als daß Ihr sie überspringen könntet, und wenn selbst Eure Aeltern einwilligten, so wird es mein Vater nicht!" „Ich nehme Alles auf mich, ich werde Alles ertragen, nur nicht Euren Haß, Eure Verachtung," entgegnete in schmerzhaftem Tone der Jüngling. „Ach, Maria, nur ein Wort, nur ein einziges Wort der Hoffnung, und Ihr waffnet meinen Busen gegen alle Stürme und Angriffe des neidischen Geschicks!" — „Ach! macht mich nicht noch unglücklicher mit meinem alten Vater, wie wir es so schon sind," rief mit hervorbrechenden Thränen das arme Kind. „Gott, guter Herr, und saget Niemand, wo und wie Ihr mich getroffen. Längst hätte ich mit meinem Vater vor Hunger sterben müssen, auf's Blut verfolgt von dem unmenschlichen Wittich, wenn Gott, der stets die Unschuld schützt, nicht zufällig meine Schritte auf diese einzige und letzte Quelle unserer Erhaltung geleitet hätte. Darum thut es Noth, sie so zu verheimlichen; denn der Feind unseres Glücks und unserer Ruhe wacht mit hundert Augen. Noch einmal flehe ich, geht, geht! vergeßt die unglückliche Maria, und können Euch ihre Thränen erweichen, so verrathet sie nicht und gebt sie abermals mit ihrem grauen Vater dem Hungertode preis!" Nach diesen Worten griff sie schnell zu ihrem Korbe und war plötzlich, eh' er sich's versah, in den nahen Wald verschwunden. Der Jüngling stand wie versteinert, und wenn seine Liebe noch hätte können erhöhet werden, so würde es durch dies rührende Geständniß der leidenden Unschuld geschehen sein. Die Thränen rannen auch ihm die Wangen herunter, und mit der Gluth einer heftigen Leidenschaft hatte sich zugleich das innigste Mitleid seines weichen Herzens bemächtigt. Die Unglückliche schien kaum das schreckliche Gerücht zu ahnen, das gegen sie im Gange war. Er wollte ihr schon nachfolgen, wollte ihr die Verworfenheit ihres Verfolgers enthüllen; allein er fürchtete ihr zartes Herz auf's Neue zu verwunden. Nichts Besseres glaubte er für den Augenblick thun zu können, als für sie zu beten; und das that er denn, indem er sich mit heißen Thränen auf seine Knie warf. Darauf bestieg er sein nahes Roß und dachte unterwegs auf tausend Mittel, in den Besitz der heißgeliebten Dirne zu gelangen und ihre Ehre vor der Welt zu retten. Wir überlassen ihn indeß seinem Schicksal und folgen dem Gegenstande seiner schwärmerischen Gedanken. Maria's Thränen flossen noch immer, als sie schon den Wald verlassen hatte, und so sehr sie sich selbst auch zu bereden suchte, daß sie nicht liebe, so oft sie sich auch die Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem vornehmen Jünglinge dachte, so sehr sie auch all ihr Scham- und Ehrgefühl bei dem Gedanken zu Hülfe rief: schon in einer Stunde besiegt zu sein, und so heftig sie sich auch bemühte, ihren Zorn gegen den Verwegenen zu entflammen: das warme, weite, wallende Herz ließ sich nicht bezwingen, und sie hatte und behielt nur einen Gedanken: „Ihn!" In dieser Seelen- und Gemüthsstimmung war sie an die Pforte ihres Hintergärtchens gekommen, und jetzt erst, beim Anblick des Hauses, fiel es ihr ein, sich zu fragen, ob sie dem Vater das gehabte Abenteuer mittheilen solle oder nicht. Allein hätte sie auch nicht gegen sein ausdrückliches Verbot die nächtliche Fahrt unternommen, die Scham würde ihr schon die Lippen verschlossen haben. Daher beschloß sie aus doppeltem Grunde ihm ihr erstes und süßestes Geheimniß zu verhehlen, zumal als sie auch fand, daß er noch nicht zurückgekehrt war.

Wie groß war aber ihr Entsetzen, als am folgenden Morgen gegen 10 Uhr, wo sie mit dem Vater bei einem frugalen Morgenessen saß, ein Wagen mit bewaffneten Gerichtsdienern vorfuhr, welche kaum das Zimmer betreten hatten, als sie dem unglücklichen Pfarrer einen schriftlichen Befehl von Wittich Appelmann vorzeigten: seine wegen Zauberei verklagte Tochter zu verhaften und auf's Schloß Pudagla im Guten oder mit Gewalt, und geschleßen abzuliefern. Maria fiel gleich mit einem Schmerzensschrei in Ohnmacht, und der vernichtete Vater stand stumm und regungslos da, das schreckliche Papier fiel ihm aus den Händen und eine Todesblässe überzog sein ganzes Gesicht. Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, schrie er in unglaublicher Wuth: „Wer, ihr heillosen, gottverfluchten Buben, wagt es, mich oder mein Kind anzurühren? O Schande, o Niederträchtigkeit, o teuflische Abscheulichkeit sonder Gleichen! Geht hin und sagt eurem gottverfluchten Herrn, daß er nicht im Stande wäre, weder mich noch mein Kind zu richten, und daß nur Se. fürstl. Gnaden meine von Gott bestellte einzige Obrigkeit sei, ich ihn aber nicht höher achte, als den Hund, der mich mit toller und schnaubender Wuth auf der Straße angeht." — „Das mögt Ihr selbst mit unserm Herrn ausbaden," versetzte belustigt ein griesgrämlicher Kerl, „genug, wir thun unsre Schuldigkeit, denn daß Eure Tochter eine Hexe ist, ist klarer als die Sonne, und nur in der vergangenen Nacht haben sie vier Zeugen mit dem lebendigen Satan (Gott sei bei uns!) auf dem Streckelberge verkehren sehen." „Das lügst Du, schandbarer Schurke!" schrie im höchsten Jähzorn der Pfarrer und griff nach einer Flasche, um sie ihm an den Kopf zu schleudern, „meine Tochter ist diese Nacht nicht aus dem Hause gewesen!" „Ja, ja!" rief jetzt Maria, die sich inzwischen von ihrer Ohnmacht erholt hatte: „ich bin dort gewesen!" und nun erzählte sie freimüthig, obgleich mit tausend Thränen, Alles, was geschehen war. Der unglückliche Vater rang während der Zeit seine Hände, und als sie geendet hatte, rief er aus: „O du ungerathenes Kind, warum hast Du mir das gethan! Siehe jetzt, wie Gott den Ungehorsam der Kinder straft. Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, spricht die Schrift; aber Du hast mir nicht gehorcht. Ach, ich unglücklicher Vater! wer wird Dir's glauben, daß Du unschuldig bist? ach, ich armer, gottvergessener Mann!" — Aus diesen und ähnlichen Klagen riß ihn die kalte und gefühllose Geschäftigkeit der Gerichtsdiener, welche abermals an ihre Pflicht erinnerten, und da der Jähzorn über die Erzählung seiner Tochter verrauscht war, er auch überdies sah, daß ihm Gewalt hier nicht fruchten würde, entschloß er sich endlich, der schrecklichen Nothwendigkeit nachzugeben, und bat sich nur aus, mit seinem eigenen Fuhrwerk das unglückliche Kind nach Pudagla bringen und begleiten zu dürfen. Nach vielen Schwierigkeiten wurde ihm dies endlich bewilligt; doch mußte sein Wagen dicht vorauf fahren, und seine Absicht, Aufsehen zu vermeiden, ward keineswegs erreicht, denn das ganze Dorf hatte sich schon versammelt, und Alles schrie: „Seht die Hexe, da fährt die garstige Hexe!" und zeigte mit den Fingern zum Wagen empor. Vergebens rief der trostlose Vater: „Bei Gott dem Allerhöchsten, sie ist unschuldig, erbarmet euch eures unglücklichen Beichtvaters! Ach, ist hier Niemand mehr, der mich liebt? Ach, meine Kinder, meine Kinder!" — Das Geschrei währte fort, bis sie das Dorf verlassen, und von jetzt an war es der unglücklichen Maria einziges Geschäft, den Vater zu beschwören, seinen Jähzorn gegen den Mörder ihres Glücks und ihrer Ehre zu unterdrücken, um ihr trostloses Schicksal wo möglich nicht noch trostloser zu machen. Dieser versprach auch sein Möglichstes zu thun, und bald darauf langte man in Pudagla an, wo Wittich die unglücklichen Schlachtopfer seiner Rache zuerst allein in einem abgelegenen Saale empfing. Der Pfarrer blieb starr und regungslos bei seinem Anblick stehen, während Maria sich ihm zu Füßen warf und mit herzzerreißenden Worten um Erbarmen für sich und ihren Vater flehte. „Eben darum, weil ich Erbarmen mit Eurer Jugend fühle," antwortete der wollüstige Bösewicht, „habe ich Euch erst im Geheim vernehmen wollen. Ihr seid ein hübsches Mädchen, und wenn Ihr mich lieben wollt und — (nun, Ihr versteht mich schon) will ich mein Möglichstes thun, Euch von dem schmerzhaften Feuertode zu befreien, den Ihr sicher werdet erdulden müssen, da alle Zeugen gegen Euch sind." „Was sagst Du hierzu?" schrie jetzt mit einem schrecklichen, seelenzerschneidenden Tone der ärmste Vater seine todesbleiche Tochter an. „Daß ich eher mich Glied für Glied will zerstoßen lassen," antwortete diese, indem sie sich im Stolz der Tugend emporrichtete, „als den Lüsten dieses Satans fröhnen!" „Das ließ Dich Gott sprechen, du theures, theures Kind!" rief der Unglückliche, während er sie mit Heftigkeit in seine Arme schloß. Doch augenblicklich riß er sich wieder los und schrie, indem er einen Stuhl ergriff und ihn Wittich an den Kopf schleuderte, daß er zu Boden stürzte: „Jetzt mache, was Du willst, du gottvergessener Schurke, der Du in dieser verrenkten und ordnungslosen Zeit Dich zu meinem und meines Kindes Richter aufwirfst. Hier rufe ich Wehe! Wehe! über Dich, und wenn mich kein anderer Richter hört, so wird mich der hören, der die Haare auf unserm Haupte zählt und seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse." Inzwischen hatte sich Wittich von seinem Falle wieder emporgerafft und schrie laut aus der Thür um Hülfe, worauf denn auch sogleich mehrere Scharwächter kamen, welche auf seinen Befehl den Pfarrer in Gewahrsam bringen mußten, während Maria befestigt ward, ihm in den Gerichtssaal zu folgen. Bei aller seiner Frechheit war der Unmensch durch diesen Vorfall in sichtbare Verlegenheit gesetzt, denn da der Bösewicht den Maßstab seiner Niederträchtigkeit auch an Andere zu legen pflegt, so war er sich nichts weniger gewärtig gewesen, als ein solches Benehmen von Vater und Tochter, wo ihnen im eigentlichen Sinne des Wortes das Feuer schon auf die Finger brannte. Doch tröstete er sich damit, daß, falls Maria etwas von seinem Ansinnen vor Gericht aussagen sollte, es ihm leicht sein würde, ihre Glaubwürdigkeit als überwiesene Hexe verdächtig zu machen, und im Nothfall ihm auch immer noch die Folter übrig bliebe, sie zum Geständniß zu bewegen. Darum suchte er auch den Pfarrer durch das obige Mittel zu entfernen, obgleich er vor Gericht dieses Verfahren als eine natürliche und gerechte Folge seiner strafwürdigen und thätlichen Widersetzlichkeit darstellte. In dem Gerichtssaale waren außer den Zeugen, welche aus Claus Jwing, seinen drei Conforten und zwei alten Weibern, Käthe Bütten und Ilse Burow, bestanden, der Bürgermeister Valentin Stöwhaas von Ueberm, eine Creatur Wittichs, der Henker mit der Folterbank und eine große Menge Zuschauer gegenwärtig. Die Unglückliche hatte kaum den Saal betreten, als ein lautes Zischen und Flüstern entstand, welches Wittich jedoch durch erhobenen Gerichtsstab augenblicklich beschwichtigte. Und nun nahm sogleich durch Valentin Stöwhaas das peinliche Verhör seinen Anfang. Folgende Anklagepunkte, deren vorgebliche Wahrheit durch die Zeugen bereits mit furchterlichen Eiden erhärtet war, wurden dem verneinenswerthen Schlachtopfer der Wollust und der Rache vorgelegt: Daß sie, die Therese Maria Schweidler, sich dem Erzfeinde der Menschen ergeben, der sie dafür mit Reichthum und Schönheit begabt habe, daß sie ihrem Buhlen oft einen nächtlichen Besuch auf dem Streckelberge mache und ihn dabei in einer höllischen Sprache anrede, daß dies sogar mehrere Male in Gesellschaft ihres Vaters geschehen sei, wie Käthe Bütten und Ilse Burow deutlich gesehen hätten; daß sie aus Rache hiefür der ersteren ihre Kuh bezaubert, welche seit Jahr und Tag keinen Tropfen Milch gegeben, und der letzteren durch ein gleiches Mittel ihr bestes Schaf getödtet; daß sie noch gestern Abend, und zwar allein, ihren scheußlichen Besuch wiederholt, eine Menge puren Goldes ausgegraben und darauf den höllischen Geist mit fürchterlichen Worten citirt habe, der auch bald nachher in Gestalt eines großen und haarigen Riesen erschienen sei.

Auf diesen Unsinn, welcher von Allen, außer etwa von Wittich Appelmann, für ein Evangelium gehalten wurde und der in unserer Zeit so unglaublich scheinen muß, daß selbst die meisten unserer Leser und Leserinnen seine einstige Fürwahrhaltung in Zweifel ziehen dürften, der aber denjenigen, der das thränen- und schreckenvolle Blatt der Geschichte nur flüchtig durchlaufen hat, keineswegs befremden wird; — auf diesen Unsinn, sagen wir, enthüllte die arme Dulderin das ganze Geheimniß und den einzigen Grund ihrer nächtlichen Wanderungen mit ausführlichen Worten, erklärte die Beschuldigungen der alten Weiber für das, was sie waren, einfältige und abscheuliche Lügen, gestand ihre üble Gewohnheit, oft in einsamer Stille lateinische oder deutsche Liederstrophen zum Zeitvertreibe sich laut zu wiederholen, erklärte, daß auch die angebliche Citation des bösen Feindes nichts Anderes als der Schluß aus dem Gedichte ihres Vaters an Gustav Adolph, so wie endlich, daß der Teufel selbst, der ihr darauf erschienen sein solle, der Junker Rüdiger von Neuenkirchen auf Mellenthin gewesen wäre, welchen sie unglücklicher Weise durch ihre geringen Reize gefesselt, und der, da er von ihren nächtlichen Wanderungen auf diesen Berg gehört, sie hier plötzlich mit der Entdeckung seiner Leidenschaft und einem glühenden Eheversprechen behelligt und erschreckt habe. „Das lügt Ihr," unterbrach sie der eifersüchtige Wittich; „Rüdiger von Neuenkirchen ist überall als ein rechtlicher junger Mann bekannt, und nur einem Unsinnigen würdet Ihr es weismachen, daß er der Tochter eines gemeinen Laienpriesters, wie Ihr, und zumal einer längst verrufenen Hexe, sollte die Ehe versprochen haben!" Hier erhob sich allgemein ein lautes, satanisches Gelächter, während Maria gleich vor Jammer und Scham zu vergehen dachte und der Unmenschliche fortfuhr: „Doch wir wollen bald hinter die Wahrheit kommen, wenn Ihr nicht gleich im Guten bekennen wollt; Meister Berndt," rief er dem Henker zu, „legt ihr einmal die Beinschrauben an!" — „Halt!" schrie hier Valentin Stöwhaas zu seiner Ehre; „war auch mir scheint Alles unwahrscheinlich und erlogen, was sie sagt; jedoch die Gerechtigkeit erfordert, ut audiatur et altera pars, daß auch der andere Theil gehört werde. Schreibt einmal an Tobias von Neuenkirchen, gnädiger Herr, und bittet ihn, seinen Sohn herzusenden; dann wird es sich bald ergeben, was an der Sache sei; nachher bleibt uns die Folter immer noch." Wittich hatte diesem Vorschlage keinen vernünftigen Grund entgegenzusetzen, und um sich zugleich den Schein einer richterlichen Unparteilichkeit zu geben, setzte er sich nieder und schrieb ausführlich an den Ritter von Neuenkirchen, einen alten, bigotten, ganz im Geiste seiner Zeit denkenden, stolzen Edelmann, was Inquisitin gegen seinen Sohn ausgesagt habe, den er zu dem Ende auf den folgenden Tag herzubeschreiben bat. — Inzwischen wurde, da ohnedies die Dämmerung schon hereinbrach, das erste Verhör geschlossen, und die unglückliche Maria in's Gefängniß, doch getrennt von ihrem Vater, abgeführt. —

Aber der Junker Tobias von Neuenkirchen hatte, noch ehe der Brief anlangte, schon den Inhalt desselben durch's Gerücht erfahren. Denn die Burg Mellenthin liegt nur eine Meile von Pudagla entfernt. Zugleich aber erfuhr es auch unser Rüdiger, der schon nach einer halben Stunde ganz gerüstet und

mit dem feurigen Tugendeifer, welcher besseren jugendlichen Naturen immer eigen zu sein pflegt, vor den erstaunten Vater trat und ihm mit glühendem Gesichte und flammenden Augen erklärte, daß er hinziehen wolle, die Unschuld der schmählich Bedrängten zu retten, denn, setzte er hinzu, „was Ihr auch sagen mögt, Vater: sie ist meine Braut, und weder das Brüllen der Hölle, noch die Flammen des Scheiterhaufens sollen mich von ihr trennen!" „Was?" schrie am ganzen Leibe zitternd der Alte, „heilloser, verruchter Bube! was spricht Du? darf ich meinen Sinnen trauen? eine verrufene Hexe, die Buhlin des leibendigen Satans ist Deine Braut?" Hierauf bemühte sich Jener, ihm die abscheuliche Verleumdung der Unglücklichen auseinanderzusetzen, erzählte sein nächtliches Abenteuer mit ihr auf dem Streckelberge und schloß damit, daß er unter Thränenströmen sich zu seinen Füßen warf, seine Knie umklammerte und ihn bei den Wunden des Gekreuzigten beschwor, seiner Liebe günstig zu sein und ihm die Unschuldige aus den Klauen ihres Henkers retten zu helfen. Aber der Alte stieß ihn mit den Füßen zurück, rannte wie wahnsinnig in der Stube umher und schrie: „O du Böswicht, o du gottloser Bube! das also nennst Du Beweise für ihre Unschuld? Wehe mir! wehe mir! — Großer Gott, womit hab' ich es verbrochen, daß mein eignes Kind sich dem Satan in die Arme wirft?" —

Inzwischen war Rüdiger aufgestanden, und da sein Roß schon auf dem Burghofe wieherte, wollte er die leidenschaftliche Aufregung seines Vaters benutzen, sich heimlich und unbemerkt zu entfernen. Dieser aber ward es nicht sobald gewahr, als er seinen Knechten zuschrie, seinen Sohn zu ergreifen befahl und ihn selbst in das lange nicht mehr benutzte Burgverließ hinabsenken ließ, ein tiefes, scheußliches Loch, oben mit einem kleinen Eisengitter versehen, welches gerade nach Pudagla hinüberschaute. „Warte, du Schelm!" schrie er ihm nach, „ich werde Dich das vierte Gebot lehren," verschloß die Thür des Burgverließes, in der sich nur ein kleines fensterartiges Pförtchen zur Hineinreichung der Nahrung befand, eigenhändig und ging mit dem Schlüssel in sein Schlafzimmer, wo er ihn unter seinem Kopfkissen verbarg.

Darauf setzte er sich, noch am ganzen Leibe zitternd, nieder und antwortete dem Amtshauptmann: Er sowohl als sein Sohn wären über den Inhalt des eben eingelaufenen Briefes so entrüstet, daß jener bereits vor Aerger in eine Krankheit gefallen sei und mithin nicht der Aufforderung des Gerichtes genügen und sich persönlich stellen könne; er selbst, der Vater aber, gleichfalls in einem solchen Zustande sich befände, daß er sich gleich zu Bette begeben werde, sobald er diesen Brief geschlossen. Nichts sei unwahrer, als die Aussage der schändlichen Hexe. Sein Sohn versichere heilig und theuer, diese Braut des Satans nur auf einen Augenblick bei der erwarteten Vorüberfahrt Gustav Adolphs und seiner Flotte auf dem Streckelberge gesehen zu haben, und sie beide würden noch den Tod haben über diese unerhörte Befleckung ihrer adeligen Ehre u. s. w.

Das einzig Wahre an dem Inhalt dieses boshaften und in seinen Folgen so entsetzlichen Briefes war das wirkliche Uebelbefinden seines Schreibers; denn Junker Tobias mußte, über und über vor Frost zitternd, sich sogleich zu Bette begeben, wobei er argwöhnisch erst nach dem eben versteckten Schlüssel fühlte, und als er ihn fand, alle seine Leute zusammenrufen ließ und ihnen bei seiner schwersten Ungnade befahl, Niemand etwas von der Verhaftung seines Sohnes zu sagen, sondern, wenn nach ihm gefragt werden sollte, einstimmig zu behaupten: daß er vor Aerger über die Aussage der verdammten Hexe, die ihrem armen jungen Herrn etwas angethan haben müsse, in eine schwere Krankheit gefallen sei. Zugleich bestellte er denjenigen seiner Knechte, dem er am meisten glaubte trauen zu können, zum Gefangenwärter, doch, wie sich von selbst versteht, ohne den Schlüssel herauszugeben.

Inzwischen war das Schicksal der armen Maria durch den Eingang jenes menschenmörderischen Schreibens in der That ein verzweifeltes geworden. Bei der großen Eigenmächtigkeit der Gerichte in jener rohen und fast gesetzlosen Zeit ward es dem vor Rache und unreiner Leidenschaft glühenden Wittich leicht, den Richter Valentin Strömhaas zu bestimmen, schon am folgenden Tage die Folter anwenden zu lassen. In der Nacht jedoch begab der Bösewicht sich noch einmal heimlich und allein in das Gefängniß der Gemißhandelten, hielt ihr den Brief des alten Tobias vor und suchte sie so, bald durch Drohungen, bald durch Bitten, zu seinem Willen zu bringen.

Die Unglückliche war beim Anblick jener Zeilen fast einer Ohnmacht nahe; doch als Wittich diesen Augenblick benutzen wollte, sie in seinen Arm zu schließen, stieß sie ihn zurück und betheuerte hoch und heilig, Alles, ja das Schrecklichste mit sich vornehmen lassen zu wollen, ehe sie sich wirklich dem Teufel, nämlich ihm, ergäbe. Aber Wittich verlor noch nicht die Hoffnung. Er stellte ihr vor, daß sie durch ihren Starrsinn nicht blos sich, sondern auch ihren Vater in das unvermeidliche Verderben stürze, denn diesem solle es nicht besser gehen denn ihr; wogegen er, wenn sie sich nachgiebig zeige, auch dem Vater wolle Verzeihung angedeihen lassen. Diese Drohung traf mit zweischneidigem Schwerte das Herz der armen Dulderin. Sie schwieg einen Augenblick still, sammelte sich aber bald wieder und rief: „Zurück, Ungeheuer! auch mein Vater wird lieber sterben, als die Schande seiner Tochter überleben wollen; aber ich denke, dahin wird es nicht kommen, denn Gott im Himmel lebt noch, und mein Gebet bis zum kommenden Morgen soll versuchen, ihn rächend und hülfebringend seiner armen Magd herniederzurufen."

Als Wittich so Bitten und Drohungen verschwendet hatte, entfernte er sich fluchend und zähneknirschend, indeß die arme Maria in ihrem Gebete vor Gott bis zum hellen Morgen rang. Wohl kam der Morgen, aber keine Hülfe. Ein roher Henker, den sie vergebens nach dem Befinden und dem Aufenthalte ihres Vaters befragte, führte sie schon um 6 Uhr vor ein hochnothpeinliches Gericht, und als sie auf die wiederholten Ermahnungen, der Wahrheit die Ehre zu geben und ihr Bündniß mit dem Feinde Gottes und der Menschen einzugestehen zu wollen, bei ihrer früheren Aussage blieb, mußte ihr bald darauf der gräßliche Henker die Marterwerkzeuge vorweisen und ihre schrecklichen Wirkungen erklären. Umsonst, sie blieb standhaft. So ward sie denn auf die Leiter gehoben und es wurden ihr die Daumschrauben angelegt. Ihr Herz schlug hörbar, sie zitterte am ganzen Leibe; — aber sie bekannte noch nicht. Erst als auf Befehl des teuflisch lächelnden Amtshauptmanns die wirkliche Tortur begann, konnten die zarten Hände eine solche Marter nicht ertragen, sondern sie schrie aus allen Kräften: „Laßt mich: ich will Alles bekennen, was ihr wollt!" Darauf wurde denn das unglückliche Mädchen auch gleich wieder von der Leiter gehoben und beantwortete alle Suggestivfragen, welche ihr das barbarische Gericht vorlegte, wie man es hören wollte, ihre blutenden und zitternden Händchen mit ihrer Schürze bedeckend. Auf die Fragen nach ihrem Vater nahm man keine Rücksicht, sondern führte sie nach geschlossenem Verhör wieder in's Gefängniß zurück. Hier erschien schon nach zwei Tagen der Pfarrer Ehrn Johannes Meißner aus Benz, um die arme Unschuldige zum Tode vorzubereiten und ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Auch er wußte nichts von ihrem Vater, und alle Erkundigungen, die er bereits aus freien Stücken und aus eigener Theilnahme angestellt, waren vergeblich gewesen.

So war denn der Zustand Maria's aus mehr als einer Rücksicht ein entsetzlicher, und die endliche Ankündigung ihres Todesurtheils hatte sogar etwas Beruhigendes für sie, da sie den in jeder Nacht seither wiederholt versuchten Anträgen ihres schändlichen und verhaßten Feindes nun bald auf ewig durch den Feuertod zu entgehen hoffte, welchen sie auf dem Streckelberge, als wo das corpus delicti begangen wäre, erdulden sollte.

Der letzte Morgen brach an, aber sie allein und ihr unglücklicher Vater hörten nicht blos das Arme-Sünder-Glöcklein; auch Rüdiger hörte es in naher Ferne durch die stille Morgenluft herüberschallen. Er wußte: nun werde sie abgeführt, und außer sich vor Angst, Wuth und verzweiflungsvoller Liebe, versuchte er den Knecht, der ihm seine Morgenkost brachte und das nur bestätigte, was er schon wußte, zu seiner Loslassung zu bewegen, und beschwor ihn, seinem, wie er höre, todeskranken Vater heimlich den Schlüssel unter dem Haupte fortnehmen zu wollen. „Geht in sein Zimmer, alter Freund," rief er aus, „und sucht ihn unter dem Vorwande, Ihr wolltet das Kopfkissen höher legen, unbemerkt und heimlich beizukommen. Je mehr Ihr dabei klaget und seufzet, desto weniger Verdacht werdet Ihr erwecken, zumal er Euch unter allen seinen Leuten am meisten traut." Zugleich versprach er dem Alten, künftig wie ein Sohn für ihn sorgen zu wollen, und gesetzt, er werde ertappt, so möge er sogleich seinen (des Junkers) Rappen nehmen, um über die Grenzen der Insel zu gelangen, falls er sich vor der Rache seines Vaters fürchten sollte. Diese Vorstellungen hoben denn endlich die Bedenken des Alten, und kaum fühlte Rüdiger sich frei, als er mit Heftigkeit in das Krankenzimmer des Vaters stürzte: „Vater, Vater! jetzt wird sie zum Gerichtsplatze geführt, ich muß sie retten, wo sind Eure Leute?" und ohne die Antwort desselben abzuwarten, aus dem Fenster rief: „Heda! Knechte, Bediente, sattelt hurtig eure Pferde und helft mir meine Braut befreien!"

„„Was?"" schrie der Vater, indem er sich mit geballter Faust im Bette emporzurichten suchte; doch er sank zurück, verzerrte das Gesicht, wurde über und über blau und gab röchelnd den Geist auf. Der unglückliche Sohn stand erstarrt vor Schmerz und Schrecken da, während sich wehklagend Alles herbeidrängte. Doch endlich kniete er wimmernd vor dem Verschiedenen nieder, legte ihm die Hand auf's Haupt, sah gen Himmel und betete ein stilles Vaterunser. Dann sprang er hastig auf und redete mit diesen Worten die Versammlung an: „Das Mädchen, welches eben zum Gerichtsplatze geführt wird, ist keine Hexe. Ich bin der vergebliche Teufel, der sie auf dem Streckelberge besucht haben soll, und ich nur habe ihr die Bernsteingrube gewiesen, denn sie ist meine Braut. Auf denn! bei meinem Zorne, denn jetzt bin ich euer Herr, helft sie mir befreien, sattelt alle Rosse, sucht euch Waffen aus der alten Rüstkammer! rennet! rennet! Wer in 5 Minuten fertig ist, bekommt 5 Goldgülden der Mann; darum rennet, laufet, laufet!" — Das ließ sich nun nach solcher Erklärung und unter solchen Bedingungen Niemand zweimal sagen. Alles stürzte von dannen und in der ganzen Burg erhob sich ein so ungeheurer Lärm, daß, wenn der Alte nicht wirklich todt gewesen wäre, wie noch Einige vermuthen wollten, er sicher davon hätte erwachen müssen. Und kaum waren noch 5 Minuten verflossen, so hielten schon 30 mit Speeren und vorrostete Degen, mit Pistolen und Zinken bewaffnete Männer, Bediente, Knechte, Tagelöhner und was sonst die Lust des Gewinnes herbeigetrieben hatte, auf dem Burghofe, und Rüdiger in einer alten Rüstung seines Großvaters an ihrer Spitze. „Jetzt," rief er, „jagt, und wenn alle Pferde zum Teufel gingen, den Weg nach Coserow zu, und was sich euch widersetzt, das stoßet nieder, nur den Hauptmann von Pudagla greift mir lebendig; auf in Gottes Namen!" — Und nun ging es in so ungeheurer Eile von dannen, daß die Erde erbebte und eine meilenlange Staubwolke den kühnen Troß umhüllte. Wir kehren indeß zur unglücklichen Maria zurück. Ihr Weg ging durch eine lange Buchhaide; der Pfarrer von Benz saß neben ihr auf dem Wagen mit aufgeschlagener Bibel, bald sie tröstend, bald mit ihr weinend; ein Trupp gefühlloser Bauern, worunter auch Claus Jwing war, hatte sie mit ihren Sensen und Heugabeln rund umgeben, während Mönch Appelmann mit Valentin Strömhaas und einigen andern Herren vorauf ritt. So war man bis zum Ausgange des Waldes hinter dem Dorfe Heckeritz gekommen, wo der Streckelberg mit dem hohen Scheiterhaufen auf seiner Spitze und einer ungeheuern Menschenmenge, welche man mit satanischer Freude die Hüte schwenken sah, in Entfernung einer Viertelmeile, gleich einem kolossalen Trauergerüste in Wald und Wolken gehüllt, sich emporhob. Maria erblaßte bei diesem Anblick, wenn es möglich ist, daß der Tod noch erblassen kann, und senkte ächzend das schwankende Haupt an die Brust des Pfarrers, als hinter ihnen ein wirres Getöse entstand und bald darauf Rüdiger auf einem weißen Streitroß, das blanke Schwert in den Händen, mit aufgeschlagenem Visir und wallendem Federbusch, hervorsprengte, schrecklich schreiend: „Haltet, ihr schändlichen, gottverdammten Buben, so lieb euch euer Leben ist, haltet!" Als dies sogleich von dem erschreckenen Fuhrmanne geschehen war und Alle verwundert sich umschauten, auch Maria das bleiche, zweifelhafte Haupt erhob, hielt der edle Jüngling schon an ihrer Seite, indem er sich vom Roß zum Wagen niederneigte, die Arme zu ihr streckte und ausrief: „Ja, Geliebte, Gott, der die Unschuld schützet, sendet mich Euch zum Retter, kommet her auf mein Roß, und entfliehet Euren Henkern." Jetzt wurde das Haupt der unvergleichlich-holden Dulderin vom fahlen Tod verklärt, wie der weiße Kreidefels, wenn ihn die aufgehende Sonne röthet; zitternd, doch noch keines Wortes mächtig, streckte sie die Arme mit den schwarzen Schleifen, über den Schooß des Pfarrers hin, zu ihrem Retter empor, und der Wind wehte ihre reizenden Locken gegen seine Knie. Eben wollte er die süße Last emporheben, als Wittich vor Eifersucht, Zorn und Verdruß mit den Worten heransprengte: „Was soll das heißen, Rüdiger? unterfangt Ihr Euch, der Gerechtigkeit in die Arme zu fallen?" „Da, heilloser Schurke!" schrie dieser, indem er die Geliebte wieder auf das Strohbund fallen ließ, „bist Du's, der mich ruft? bei Gott dem Allerhöchsten, Deine Stunde hat geschlagen!" Und hiemit holte er aus, ihm den Schädel zu spalten. Aber jener entwischte ihm durch eine glückliche Wendung seines Rosses, und rief nun die Bauern zu seinem Schutze auf. Wirklich wagte es auch Claus Jwing mit einer Heugabel nach dem kühnen Jüngling zu stechen; aber in demselben Moment spritzte schon sein Gehirn seinen zitternden Gefährten auf die Kleider, worauf denn alle augenblicklich ihre Waffen fortwarfen, und voll Angst und Schrecken zu dem nahen Walde flüchteten. Als Wittich dies sah, gab er seinem Roß die Sporen und suchte mit seiner Begleitung auf der Straße nach Coserow zu entwischen. Da aber der Weg hier einen schmalen, etwa tausend Schritte langen Damm bildet, welcher zu beiden Seiten von tiefen Gräben eingeschlossen ist; so war es unter diesen Umständen den nachsetzenden Gesellen Rüdigers leicht, ihn einzuholen, ihm Hände und Füße zu binden, und vor ihren Herrn zu schleppen. Doch dieser, dessen Zorn schon an dem Anblick seiner Geliebten, welche bereits auf seines Pferdes Nacken saß, und mit den zarten Händen seinen Leib umschlungen hielt,

in etwas verraucht war, hieß ihn für's Erste auf den Wagen werfen, welchem er nachzufolgen gebot. Dann ritt er langsam voraus, die flammenden Augen auf ihre Augen gesenkt; mit der einen Hand sein Roß lenkend, und mit der anderen in ihren Locken spielend. Bald hat er um den ersten Kuß, und erhielt ihn. „Doch," versetzte hierbei die erröthende und verschämte Demuth, „laßt dies den ersten und letzten sein, gnädiger Herr, und sendet zur Rettung Eures Ruf's und Eurer Ehre das arme, gemißhandelte, und auf ewig geschändete Mädchen mit ihrem alten Vater wieder in ihr Dorf zurück! Ach, mein Vater", unterbrach sie sich hier plötzlich mit einem lauten Angstgeschrei (denn von tausend wechselnden Gefühlen bestürmt, gedachte sie jetzt erst wieder seiner), „sendet doch eilig einige Leute voraus nach Pudagla, gnädiger Herr, damit ihn nicht der Schmerz tödte, bevor wir angelangt; denn dort hält ihn Wittich eingesperrt!" „Ha, der Bube!" rief Rüdiger, „nun, er soll's mir schon entgelten!" und kam sogleich den Wünschen der Geliebten nach. Der übrige Theil des Weges verstrich unter glühenden Versicherungen einer ewigen Liebe von seiner, und unter Thränen der Entsagung, der Hoffnung, der Freude und der Wehmuth von ihrer Seite. Sobald man vor dem Schloßportal angelangt war, reichte der Jüngling die Geliebte einem Diener nieder, sprang darauf selbst vom Roß, ergriff ihre Hand, und eilte mit ihr dem Gefängniß des unglücklichen Vaters zu. Kaum hatte man diesen aus einer langen Ohnmacht wieder zu sich gebracht. Er stand und hörte kopfschüttelnd die Versicherungen der Knechte Rüdigers an. Sobald aber die Thür sich öffnete, und die geliebte Tochter selbst hereintrat, stürzte er außer sich vor Freude zu ihren Füßen, und wie einst Maria die Knie des Auferstandenen, mit dem glühenden Ausruf: Rabbuni, umfing; so umklammerte er die Knie seiner Auferstandenen, keines anderen Wortes mächtig, als des einzigen Wortes: Maria! Doch, wir ziehen jetzt einen Vorhang über diese heilige Scene. — Kaum war sie vorüber, so war die erste Frage Rüdigers an den noch immer in Freudenthränen schwimmenden Greis: Durch welche Veranlassung auch er in diese entehrende Lage gekommen sei? Der Alte erzählte ihm jetzt aufrichtig den ganzen Hergang der Sache, und Maria mußte das fernere Verfahren ihrer unmenschlichen Henker schildern, was die gute Seele denn so schonend wie möglich that. „Da!" rief Rüdiger, über und über roth, als sie geendet hatte, „wartet ein wenig, ich komme gleich zurück." Aber Maria, sein schreckliches Vorhaben ahnend, ergriff schnell seine Hand, und rief: „Um Alles, wo wollt Ihr hin?" — „Ich will meinen Leuten nur einen Befehl ertheilen", erwiederte der Jüngling mit anscheinender Kälte, „und nachher wollen wir so schnell wie möglich diesen schrecklichen Ort verlassen!" Kaum war er aber auf diese Weise ihren Händen entwischt, und auf die Flur des Schlosses gekommen, wo er die Marterbank der Unglücklichen noch in einem Winkel stehen sah, als er mit jauchzender Rache einen Pfiff ablöste, und sich damit dem Wagen näherte, von welchem der gefesselte Bösewicht durch die Sprossen der Leiter hervorschielte. Er hatte unterdeß ein rasendes Hülfegeschrei erhoben, und wirklich stand auch ein großer Haufe Menschen auf einem nahen Hügel, von welchem aber Niemand, aus Furcht vor den drohenden Knechten Rüdigers, sich zu nähern wagte. Sobald dieser die gaffende Menge bemerkte, hielt er zuerst eine feurige Rede, worin er kurz und kräftig die niederträchtige Verworfenheit ihres Hauptmanns schilderte, und dann mit den Worten schloß: „Darum, daß sich nur Niemand von euch bei seinem Leben unterfängt, mir in die Arme fallen zu wollen; denn an diesem Schurken will und muß ich mich rächen, sollte es mir auch selber wieder den Kopf kosten." „Nein," schrie der größte Theil des Haufens, „wir werden's nicht hindern; hängt den Spitzbuben, er hat's auch an uns und unsern Kindern verdient, hängt den Blutthund in Gottes Namen."

Jetzt trat Rüdiger vollends an den Wagen und rief: „Schurke, hörst Du Dein Galgenlied? heraus, heraus! sieh, dies ist derselbe Strick, womit Du wollüstiger Blutthund den unschuldigen Engel hast martern lassen! Merkst Du jetzt, was es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, und mit demselben Maß, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen? — Heraus, ehrlose Memme! Kinder, richtet ihn mir in die Höhe!" Als Wittich sah, daß er von Allen verlassen war, legte er sich auf's Bitten, und versprach dem Pfarrer und seiner Tochter alle mögliche Entschädigung; aber Rüdiger that ihm schweigend den Strick um den Hals, worauf er ein solches Angstgebrüll erhob, daß ein Theil des Haufens vor Entsetzen über diesen unerhörten Fall, obgleich im Herzen eigentlich froh (denn wie schon gesagt, so war ihm Niemand gut), mit klappernden Zähnen davon floh, während der andere ein lautes Gelächter erhob. Ein Diener ging ihm hierauf die Beine zu lösen, zwei ihn vom Wagen zu heben, und so zerrte ihn Rüdiger, was auch der Pfarrer Ehrn Johannes Meißner dagegen sagen mochte, wie einen wüthenden, sträubenden Ochsen, zu einem nahen Birnbaum, dessen Aeste zu diesem Liebesdienst recht wie gewachsen schienen. Ein rüstiger Knecht mußte zuerst emporklettern, und im nächsten Augenblick zog man den vor Wuth und Angst noch immerwährend brüllenden Wittich zwischen Himmel und Erde empor. Hier verging ihm denn bald das Schreien, und er machte statt dessen so unbändige Kapriolen mit den Beinen, daß ein abermaliges Gelächter unter dem schadenfrohen Volk entstand.

Während des hatten Vater und Tochter sehnlichst auf die Zurückkunft Rüdigers gehofft. Da er aber immerfort zögerte, so eilten sie voll banger Ahnung ihm nach, und sahen jetzt in Erfüllung gegangen, was sie befürchtet.

Als Maria den Feind ihrer Ruhe und ihrer Ehre unterm freien Himmel baumeln sah, verhüllte sie sich das schöne Gesicht mit den Händen, und trat zitternd auf die Schloßflur zurück, während der Vater in ängstlicher Hast zu Rüdiger rannte und ausrief: „Ach, gnädiger Herr, was habt Ihr gethan? bedenkt, das wird auch Euch den Kopf kosten, und mich und mein Kind abermals in's Verderben stürzen!" „Habt keine Sorge," erwiederte der Jüngling. „Kommt mit auf meine Burg, ich will Euch schon schützen. Wo Recht und Gerechtigkeit nicht mehr im Lande gilt, da hört das Gesetz auf, und der Mensch steht außer dem Gesetze, wie in den Tagen der Zehde. Wer hätte diesen Bösewicht richten sollen, wenn ich es nicht gethan? Wer hätte unser Haupt vor seiner Rache schützen wollen, hätt' ich ihn laufen lassen, und ihm nicht auf ewig die blutgierigen Hände gefesselt? Nein, laßt seine Seele nur zum Teufel fahren! Herzog Bogislav dankt Gott, wenn er den Wallenstein beschwichtigt, und ruhig hinter seinem Ofen hocken kann; darum denke ich, wird er auch diesen Fall nicht so genau nehmen, zumal da ich sein Pathe bin, und er meinem Vater einst sehr gewogen war!"

In der That blieb auch dem Pfarrer kein anderes Mittel übrig, als sich für's Erste mit seiner Tochter dem Schutze ihres großmüthigen Retters anzuvertrauen. Man brach daher unverzüglich auf, und gelangte noch vor Abend in die Burg zu Mellenthin an. Hier ließ Rüdiger augenblicklich die Zugbrücken aufziehen, stellte überall Wachen auf, und setzte sich dann nieder und schrieb einen langen Brief an den Herzog, seinen Pathen, worin er ihm, nächst dem schmerzlichen Ableben seines Vaters, das eigenmächtige, und wie er selbst eingestand, sträfliche Verfahren meldete, welches er sich gegen den Hauptmann Wittich von Appelmann erlaubt hatte. Doch suchte er sich so viel wie möglich zu entschuldigen, daß er den Landfrieden Kaiserlicher Majestät übertreten, indem er ihm nicht blos ausführlich das Werk der unmenschlichen Rache dieses Bösewichtes gegen den Pfarrer und seine unglückliche Tochter schilderte, sondern auch noch einige andere ähnliche Gräuel seines abscheulichen Lebens hinzufügte, und endlich damit schloß, daß er sich auf Gnade oder Ungnade Sr. Fürstlichen Durchlaucht ergebe, aber zu Gott hoffe, sein Herr Pathe werde dieses Mal noch Gnade für Recht ergehen lassen. Mit diesem Briefe sandte er noch in derselben Nacht einen reitenden Boten nach Franzburg, um, wo möglich, seinen Anklägern zuvorzukommen. Am folgenden Tage bestattete er die Leiche seines Vaters, und zugleich wurde ein Tausch der Pfarren zwischen Ehrn Jakob Jaster in Mellenthin und Abraham Schweidler verabredet, welchem letzteren sein früherer Aufenthalt jetzt mit Recht zuwider geworden war. Doch ließ Rüdiger bis jetzt ihm nur die Absicht auf seine Tochter ahnen, weil er vor Zurückkunft des Boten, und der Gewißheit über sein fernetes Schicksal, sich nicht deutlich zu erklären wagte. Am fünften Tage wurde er endlich von seinem ängstlichen Harren befreit. Der Bote kehrte mit einer Antwort des Herzogs zurück, worin es hieß: „daß Se. Fürstlichen Gnaden sehr ungehalten wären über das eigenmächtige und sträfliche Verfahren Ihres Vasallen. Doch wollten Sie die Sache untersuchen lassen, und, wenn sie sich angegebener Maßen verhielte, ihm für dieses Mal den Bruch des Landfriedens Kaiserlicher Majestät verzeihen, und Gnade angedeihen lassen, auch Ihren Pfarrer, Ehrn Abraham Schweidler, für das erlittene Ungebühr, aus landesväterlicher Großmuth, und so viel es in diesen betrübten Zeiten möglich, bestens zu entschädigen suchen." Kaum hatte der Jüngling diesen Brief gelesen, als er jauchzend vor Freude ihn sogleich dem Pfarrer wies, und dann feurig und mit flammenden Augen ausrief: „Jetzt macht mich vollends glücklich, Ehrn Abraham, und gebt mir die Hand Eurer lieben Tochter, für die allein ich mich der Gefahr meines Kopfes ausgesetzt!" Aber das frohe Gesicht des Pfarrers legte sich sogleich in ernste Falten, und indem er seine Hand ergriff, versetzte er feierlich und gemessen: „Bedenket, gnädiger Herr, wer Ihr seid, und wer meine Tochter ist. Ihr, ein hoher und vornehmer Ritter, sie das Kind eines armen Priesters; Ihr, ein Mann von unbefleckter Ehre, sie eine verrufene und schon zum Scheiterhaufen verdammt gewesene Hexe. Besinnt Euch, und laßt Eure Leidenschaft verrauchen; es giebt ja der Mädchen genug auf der Welt. Traun, ich würde mich zeitlebens für unglücklich halten, wenn ich diese vielleicht nur flüchtige Leidenschaft benutzend Euch mein Jawort gäbe, und heute oder morgen sehen müßte, daß Euch meine und Eure Vorschnelligkeit gereute, und ich so, statt des ewigen Dankes, den ich Euch schuldig bin, aus Leichtsinn und unzeitiger Nachsicht Euch nur ewigen Kummer gehäuft hätte." „Nein, nur ewige Freude werdet Ihr mir häufen," versetzte der feurige Jüngling, „denn bei dem lebendigen Gott! nie werde ich Eure Tochter aufhören zu lieben, und nie meinen Schritt bereuen, es gehe mir, wie es gehe!" „Barmherziger Gott, wie soll ich mir rathen?" rief der Alte. — „Was sagst Du, meine Tochter?" — Aber diese konnte wenig sagen; alle ihre guten Vorsätze waren längst gewichen; sie trat erröthend und mit niedergelenkten Augen zurück, und seufzte nur: „Ach, Vater!" — Hier entstand eine lange Pause, während welcher des Jünglings flammende Augen, bald die des Vaters, bald die der Tochter suchten. Endlich ergriff er noch einmal des Alten Hand, und rief: „Guter Vater, bin ich denn nicht werth, daß Ihr Euren Sohn mich nennet?" Jetzt konnte sich der Alte nicht länger halten. „Mein Sohn, mein theurer Sohn!" rief er aus, indem er ihn mit hervorbrechenden Thränen umarmte, „Gott verzeih' es mir, wenn ich schwach erscheine, und meinen edlen Vorsatz nicht erfülle! Komm her, Maria, kommt her, meine Kinder! Der Herr segne Euch, und gebe Euch seinen Frieden, Amen." Und jetzt stürzte sich das trunkne Paar in die Arme. Maria's Herz brannte an dem seinen, als hätte es nun endlich den Scheiterhaufen bestiegen, aber wie das Herz des Verklärten, den Scheiterhaufen der Verherrlichung!

O du edles Paar, und niemals hat dich die Stunde gereuet, in welcher der besorgte Vater deine Hände in einander legte! — Die Flamme deiner Liebe loderte jung und freudig über die stillen Räume dieser Erde, und noch auf deinem Marmorgrabe, in der heiligen Nische des Altars, steht du Hand in Hand, den Blick gen Himmel gerichtet, späteren Jahrhunderten ein rührendes Muster der unwandelbaren Treue, der reinsten und heiligsten Liebe, der kindlichen Demuth, und des unerschütterlichsten Gottvertrauens.

Wilhelm Meinhold.

Subscriptionsbedingungen.

Die

Novellen-Zeitung,

Feuilleton ausgewählter Romane,

Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatischer und poetischer Werke

erscheint vom 3. Juli ab, regelmäßig **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 dreispaltigen Folioseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Zwei und fünfzig Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von 12 bis 15 Bänden gewöhnlichen Octavformates. Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden gratis geliefert.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv.-M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Nr. 2 enthält: „Eine seltene Ehe," Novelle von **Alfred de Musset**" und den Anfang von **Eugen Sue's** neuestem Roman:

Der ewige Jude,

dessen Fortsetzung in ununterbrochener Folge, stets wenige Tage nach dem Erscheinen des Originals, gegeben wird.

Die Verlagshandlung der Novellen-Zeitung.
J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 2. Leipzig, Mittwoch den 10. Juli 1844. 1. Band.

Inhalt.

Ewige Jude, Roman von Eugène Sue, illustrirt von C. Richard: Widmung. — Prolog. — Die beiden Weisen. Kapitel I.: Meeres. Kapitel II.: Die Katakomben.
Neue Bücher. — Mittheilungsgabe von Theorie: I. Brown. II. Dandolo. Miscellen. — Erklärung der Redaction.

Der Ewige Jude.

Roman

von

Eugène Sue.

Illustrirt von C. Richard.

Widmung.

An Herrn C. P.

Indem Sie die Widmung dieses Buches entgegennehmen, theurer Camille; es ist ein Andenken aufrichtiger Freundschaft und zugleich ein Zeichen lebhafter Dankbarkeit. — Ich werde es niemals vergessen, wie dienlich Ihre ausgezeichneten Arbeiten, diese Früchte einer reifen und geschickt benutzten Erfahrung, gewesen sind meiner bescheidenen Sphäre eines Erfolgs. Sie machten es mir möglich, einige theils tröstliche, theils furchtbare Thatsachen hier und dort hervorzuheben und als Motive zu benutzen, welche mehr oder minder mit der Organisation der Arbeit zusammenhängen, dieser schwierigen Aufgabe, welche bald alle andern überwiegen wird, weil sie für die Massen eine Lebensfrage ist.

Wenn ich also in mehren Episoden dieses Werkes versucht habe, den bewundernswürdig wohlthätigen und praktischen Einfluß darzustellen, welchen ein Mann von edlem Herzen und aufgeklärtem Geiste auf die arbeitende Classe haben könnte, so muß ich es Ihnen danken.

Wie ich an anderen Stellen dagegen an die Schilderung der erschreckenden Consequenzen gegangen, welche aus dem Vergessen jeder Gerechtigkeit, jeder Mühe, jedes Mitgefühls für die entsprungen, welche, seit langer Zeit allen Entbehrungen, allen Schmerzen preisgegeben, schweigend dulden und nichts verlangen, als ihr Unrecht an die Arbeit, d. h. einen bestimmten, ihren schweren Arbeiten und ihren mächtigen Bedürfnissen angemessenen Lohn: wenn ich auch das habe versuchen können, so muß ich es Ihnen gleichfalls danken.

Ja, mein Freund, denn die rührende, achtungsvolle Neigung, welche Sie der Menge von Ihnen beschäftigter Arbeiter widmen, indem Sie mit jedem Tage ihren moralischen und materiellen Zustand verbessern, ist eine von den seltenen rühmlichen, den unverständigen Egoismus nur noch bedauerlicher machenden Ausnahmen, dem eine Bevölkerung von braven, fleißigen Arbeitern häufig ungestraft gespottet wird!

Leben Sie wohl, mein Freund; Ihnen, einem so bedeutenden Künstler, einem der besten Herzen und tüchtigsten Geister, dieses Buch widmen, heißt bekennen: daß in meinem Werke, was ihm an Talente abgeht, durch heilsame Tendenzen und edle Ueberzeugungen ersetzt werden soll.

Ganz der Ihrige

Paris, 25. Juni 1844.

Eugène Sue.

Eugène Sue.

Nichts Geringes ist es um den Namen eines Schriftstellers, dessen Werke in Palästen wie in der nichtigsten Hütte, ist nur die Civilisation gedrungen ist, mit Begierde gelesen, gekauft, besprochen worden. Der Menschheit kann Zeit lang in gemischen Kreisen den Namen eines Dichters allseitberschenken machen, kann den Erzeugnisse seines Geistes das Privilegium ertheilen, die Geister ausschließlich schäftigen, ohne daß der innere Werth ihm ein solches je giebt; aber ein Erfolg, wie ihn Sue mit seinen Geheimnissen von Paris erhielt, kann nicht blos auf einer vorübergehenden Mode begründet sein, er muß eine tief in dem ruhenden Basis haben.

Die Geheimnisse von Paris sind in Aller Händen, in den Salons sind sie mit Staunen verschlungen worden, Arbeiter und Bettler haben zusammengeschossen von ihren Ersparnissen, um sich den Besitz dieses Buches zu verschaffen.

Woher dieser ungeheure Erfolg? ein Erfolg, wie er wohl selten erreicht worden ist in der Literatur irgend eines Volkes? Ist er dem eigenthümlichen Talente des Romanschreibers zuzuschreiben, der ihn errungen?

Wenn wir die literarische Entwickelung dieses Talentes zu, müssen wir die Frage mit Nein beantworten, obwohl es nachzuweisen sein dürfte, daß gerade ein solches Zusammentreffen wurde, um solche Wirkung zu machen.

In den zwanziger Jahren war der Seemann, bekannter Bonner, zu sehr großer und vorübergehender Beliebtheit gekommen; das Verleben mit seiner Abgeschiedenheit, seinen Gefahren gab vermöge der Ferne, mit welcher es Charaktere ausbildet, der Aufklärung, durch welche es Situationen beleuchtet, den Autoren ein günstiges Feld zu glänzender Erfindung, scharfer Charakteristik und ungewöhnlichen Schilderungen. Was Wunders also, wenn ein junger Mann, der als Matrosenjunge lange Zeit Jenes so bewegten Treibens gewesen ist und aller Feder eines vollbürtigen Talentes in sich trägt, sich diesem Male gewordenen Zweige des Romans widmet! Sue bekleidete aufs Glänzendste mit einigen Marinen, und die auf einander folgenden Romane Piek und Pleck, Atar Gull, der Salamander, Kost-Ben Meister erscheinender Wahrheit gezeichnet.

Als ist wahr, keine verstümmelte Lebenskunde spricht sich in der Aeneis, seiner Werke aus, der Verfasser gefällt sich darin, die Schauerlichkeit der Zustände, in welche der Mensch durch Menschen versetzt wird, mit Vorliebe ausgemalen und die gräßerndsten Lichter auf seine Scenen des Verbrechens und der Abscheulichkeit zu setzen. Bei ihm jetzt sich nicht die Tugend zu Tische, wenn sich das Laster erbricht, das Laster triumphirt, und mit schneidendem Hohne gegen unsere seelsten

Digitized by Google

Prolog.

Die beiden Welten.

In einem Gürtel ewigen Eises umfaßt der nördliche Ocean die weiten Ländermassen Sibiriens und Nordamerika's! . . . diese beiden Theile unserer Welten, welche nur eine Meerenge der Beringsstraße trennt.

Der Monat September naht seinem Ende.

Die Tag- und Nachtgleiche hat die Stürme und die Dunkelheit des Nordens wieder herbeigeführt; bald wird auch einem der so kargen, dürren Pflanzenwuchs der Polarlage die Nahrung entziehen.

Der violettblaue, trübere Himmel wird von einer Sonne ohne Wärme matt erhellt, deren gelbliche Scheibe, kaum über dem Horizonte stehend, vor dem blendenden Glanze der, so weit das Auge reicht, mit Schnee bedeckten Steppen erblaßt . . .

Im Norden ist die Wüstenei von den wüsten Umrissen schwarzer gigantischer Felsen begrenzt; am Fuße ihres staunenswerthen Aufwurfes liegt gefesselt der verstummte Ocean, welchen undurchdringliche Wellen Ketten von Eisbergen bilden, mit blauschen, fern in Nebel und Schnee sich verlierenden Gipfeln . . .

Im Osten zwischen den beiden Spitzen des Cap Utkin, der östlichen Grenze Sibiriens, steht man einen dunklen grünen Streifen, auf dem sich langsam ungeheure weiße Eisschollen schaukeln . . .

Das ist die Beringsstraße.

Jenseits der Beringsstraße endlich und sie beherrschend erheben sich die Granitmassen des Vorgebirges von Neu-Wallis, die äußerste Spitze von Nordamerika.

Jene traurigen Breiten gehören nicht mehr zur bewohnbaren Welt; bei ihrer furchtbaren Kälte springen die Steine von einander, sealten sich die Bäume, der Boden versteint; weiß Farben von flimmerndem Eis und Schnee auf.

Kein menschliches Wesen sieht den Sonnenstand dieser Regionen nähern zu können, in denen Frost und Sturme, Hunger und Tod drohen . . .

Dennoch . . . wie seltsam! Sieht man Spuren von Tritten auf dem Schnee, welcher diese Wüsten, die äußersten Grenzen beider durch den Beringsstrand getrennten Continente, bedeckt . . .

Auf dem amerikanischen Gebiete breiten der kleine und leichte Umbruch von Thieren auf den Gang eines Weibes hin . . .

Sie hat sich nach den Felsen zugewendet, von denen man jenseits der Meerenge die schwerigen Steppen Sibiriens sehen kann . . .

Auf der sibirischen Seite ist der Zustritt größer, tiefer, und verkündet, daß ein Mann dort gegangen sei.

Auch er hat sich nach der Meerenge gewendet.

Man möchte sagen, daß dieser Mann und dieses Weib, so von verschiedenen Richtungen nach den äußersten Enden der Erde kommend, schon hätten, über die Meerenge, welche die beiden Welten trennt, hinüber mit einander sprechen zu können.

Und was noch seltsamer ist: dieser Mann und diese Frau haben diese Enden während eines furchtbaren Sturmes durchschritten . . .

Einige schwarze dunkelmähnige Kirchenhäume, welche dort und dort in der Wüstenei hervorbrechen, wie Kreuze auf einem Friedhofe, waren von dem Sturme ausgerissen, gebrochen und fern hin weggewirbelt worden.

Diesem Orkane, der Bäume entwurzelt, Berge von Eis erschüttert und sie mit dem Toben des Donners Meile gegen Meile aneinander schleudert . . . diesem wüthenden Orkane haben die beiden Reisenden getrotzt.

Sie trotzen ihm, ohne nur einen Augenblick von der unveränderlichen Richtung abzuweichen, welcher sie folgten . . . man erräth das aus der gleichmäßigen, geraden und festen Spur ihrer Schritte.

Wer sind diese beiden Wesen, welche hier ruhig inmitten der Convulsionen und Zerstörungen der Natur wandern?

Ist es Zufall, Absicht oder Verhängniß, unter der mit Gefahren beschlagenen Scheide des Mannes diesen beiden Räuel ein Kreuz?

Vergrau läßt er seine Spur auf diesen Wege zurück . . .

Wenn man auf dem harten glatten Schnee diese tiefen Eindrücke sieht, möchte man es für einen Marmorboden halten, den ein eherner Fuß ausgetreten hat.

Aber bald ist diese Dämmerung der Nacht dem Tage gefolgt...

Dunkele Nacht . . .

Hervorgetreten der schimmernden Strahlenbrechung des Schnees sieht man die Sterne die undurchdringlichen weißen Gebirge durchwandern unter einer Wölbung von so dunklem Blau, daß es schwarz erscheint; bleiche Sternenlichter verlieren sich in der Tiefe dieser dunklen undurchdringlichen Kuppel.

Ein feierliches Schweigen herrscht . . .

Aber plötzlich erscheint nach der Beringsstraße zu ein schwacher Schimmer am Horizonte.

Anfangs ist es eine sanfte bläuliche Helle, ähnlich der, welche dem Anfange des Morgens vorhergeht . . . Darauf wird die Helle stärker, strahlt und färbt sich mit leichtem Roth.

An allen unseren Punkten des Himmels wird das Dunkel tiefer, am Innen sieht sich die noch eben so schwarze, weiße weiße Steppe gegen das schwarze Gewölbe des Firmamentes ab.

Mitten in diesem Dunkel dort man seltsame verworrene Töne.

Man möchte es für den dalle rauschenden, bald schwer wegenden Flügelschlag großer Nachtvögel halten, welche schon über die Steppe hindiegen und dann darauf herabschießen.

Aber man hört diesen Schrei.

Dieses dumme Unsegen verkündet die Annäherung eines jener impolanten Phänomene, welche alle belebten Wesen von den wüstesten bis zu den unsichtbarsten mit Schrecken erfüllen . . . Ein Nordlicht, eine prächtige und so häufige Erscheinung in den Polargegenden kommt plötzlich auf . . .

Belohnungs- und Bestrafungsmittel giebt er in Aller Gull dem nichtswürdigen Neger den Menschenschein Zugehörig.

An bequemsten machte es sich die Kritik, wenn sie bei Beurtheilung dieser Werke durch die gefärbte Brille der Moral sah. Dieser Triumph des Lasters dünchte ihr ein Verbrechen an der schriftstellerischen Absolutsthätigkeit, diese Luft an der Darstellung scheußlicher Scenen der Lebensart des verderbenen Gutes einer poetischen Ader.

Dennoch war aber, daß die Schilderung solcher Ereignisse, wie sie Sue in seinen ersten Romanen gegeben und wie sie doch zum großen Theil möglich, ja selbst wahrscheinlich sind, auf die faulen Flecke, die Geschwüre unserer Sitten- und Gesetzesznstände hindeutet, sie schonungslos dem erschrockten Leser dorlegt, so dürfte gerade das, was man als Unmoral verschrien, in höchst moralischer Tendenz bedeutsam erscheinen.

Es läßt sich nicht leugnen, unsere complicirten Lebensverhältnisse haben so viel Mißstände in unsere Gesellschaft gebracht, daß mit scharfen Zügen jenes des Kranken satt mehr als des Gesunden sich darin kundet. Wie der Tropfen nur kleine Kreise in die Oberfläche des Wassers bringt, hiermit aber zur Bewegung des Ganzen Anlaß ist, ohne es zu ahnen, so schlt der einzelne Mensch namentlich in den engen Verhältnissen einer kleinbürgerlichen Sphäre nur bedingt die Einwirkungen der großen Krebsschäden der Gesellschaft. Aber ein Dichter, welcher ein vollständiges Bild aller seelalen Krankheiten dem Publikum vorzulegen im Stande wäre, welcher den Muth hätte, ohne Gilbi aus verborgener im Dunkel sich schreiende Laster, das vom Gefühe selbst hervorgebrachte Gland in seiner ganzen Scheußlichkeit zu schildern, ein solcher Dichter müßte gewiß ein moralischer genannt werden, eine höchst moralische Wirkung hervorbringen. Es gelänge die Gesellschaft, sich zu reformiren, und das Gesetz, nicht nach dem bequemen Schlendrian einer abstracten Moral, sondern nach mildern, menschlicheren, fittengemäßeren Principien zu strafen.

Waren die Geheimnisse Sue's nicht in einen bestimmten, nur speciele und ausnahmsweise Lebensverhältnisse einfassenden Rahmen gegrenzt, so mußte natürlich die Wirkung derselben auch nur die einer flüchtigen, krankhaftumeren Aufregung sein, welche zum Kopfschütteln wenig anregt, weil die Seltsamkeit des Gebietes, auf dem sich diese Werke bewegen, den Geist mehr veranlassen, sich einem wahrhaftigen düsteren Schauer hinzugeben, als an näheres und nützliche Lebensbeziehungen anknüpfend den Zustand der eigenen Umgebung mit dem durchringenden Bilde des Dichters zu betrachten.

Sue thut daher wohl, das Element zu verlassen, auf welchem er sich bisher fast ausschließlich bewegt. Gleichsam als Studien zu dem, was er in der Folge seinen weiten, großen er die Romane Lasterelement und Artigen, welche düsterliche und gesellschaftliche Verhältnisse des Lebens schildern. Erst mit Mathilde jedoch trat er eigentlich in die wichtige Bahn, die ihm den großen Ruhm zuzuweisen, mit welchem jetzt in der Welt sein Name überall genannt wird, und mit den Geheimnissen von Paris, dem bis jetzt bedeutendsten Werke und seiner Feder, zeigte er, wozu ihm das furchtbare, glänzende Talent verliehen sei, das er an seinen früheren Schen gräbt und gehärtet hatte.

Die Geheimnisse von Paris sind ein Roman, dem man in künstlerischer Beziehung sehr viele Vorwürfe machen kann, der wegen seiner Formlosigkeit und unruhigen Anlage weit hinter Mathilde zurückbleibt, aber der Dichter hat mit demselben einen Weg eingeschlagen, der uns zu einer neuen unbekannten Welt ganz in unserer Nähe führt, freilich keine lockende Anfahrt und bietet, aber der einzige ist, den man wandeln muß, um die Gefahren kennen zu lernen, welche und drohen, um sinne zu werden, auf wie schwachen Füßen das Gebäude unserer Civilisation steht.

Wie schon aus Sue's Geheimnissen, was es selbst arm zu sein in einer Zeit, wo Geld um jeden Preis erzagt wird, wie schwer es ist, nicht Verbrecher zu werden, wo Verbrechen sich die einzige Rettung vor hunger ist; welche Stärke dazu gehört, nicht zum zweiten Male Verbrecher zu werden, nachdem man das erste mit allen von den menschlichen Gesetze verhängten Strafen abgebüßt.

Der Dichter hat den Muth gehabt, und es gehört Muth dazu und eine höhere Moral als die gewöhnlich so genannt wird, mit haarsträubender Wahrheit die Bittererzerbnis der Armen darzustellen, gegen welche innig die der Reichen bei Weitem verbrennlicher erscheint, wenn man bedenkt, wie Mangel an Erziehung, böses Beispiel von Jugend auf, Unwissenheit, Hunger und all das Elend, welches die Wege des Proletariers umstellt, fast keinen Weg freilassen, als den des Lasters.

Diesen Krebsschaden mit einer Wirksamkeit aufgedeckt zu haben, wie sie nie von einem Schriftsteller erreicht worden ist, das ist Sue's großes Verdienst, und nur ein so in der Schil-

Am Horizonte zeigt sich ein Halbrund von blendendem Scheine; von der Mitte dieses Brennpunktes strömen unendliche Säulen Lichtes aus, erheben sich in unermeßliche Höhe, erleuchten den Himmel, die Erde, das Meer . . . Dann zucken glühende Reflexe wie von einem Brande über die Schneewüste, umlodern die bläulichen Gipfel der Eisberge mit Purpur und färben die hohen schwarzen Felsen der beiden Festländer mit rothrem Roth.

Nachdem das Nordlicht den höchsten Punkt dieses herrlichen Gebrauchs erreicht, wird es nach und nach bleicher und seine hellen Lichter erbleichen in einem leuchtenden Nebel.

In diesem Augenblicke schien die amerikanische Küste, obgleich von der sibirischen durch die Breite der Meerenge getrennt, zufolge einer in jenen Breiten nicht seltenen Spiegelung so nahe, daß man eine Brücke von dem einen Weltheil nach dem anderen hinüber schlagen zu können meinte.

In diesem durchsichtigen und bläulichen Dunste, der sich über die beiden Länder hinstreckte, wurden zwei menschliche Gestalten sichtbar.

Auf dem Vorgebirge Sibiriens... breitete ein Mann mit dem Ausdrucke unendlicher Verzweiflung die Arme nach Amerika hin.

Ein junges Weib antwortete auf dem amerikanischen Cap der trostlosen Geberde dieses Mannes und wies nach dem Himmel . . .

Einige Sekunden traten die beiden bleichen lastigen Gestalten und den letzten Strahlen des Nordlichts hervor.

Aber der Nebel verdichtete sich allmälig, Alles verschwand wieder im Dunkel.

Wober kamen diese beiden Wesen, welche sich so im Polarreiche am Ende der Welttheile begegneten?

Wer waren diese beiden Geschöpfe, die einen Augenblick durch ein trügerisches Lichtspiel genähert, aber für die Ewigkeit getrennt schienen?

Der Ewige Jude.

Erster Theil.

Das Wirthshaus zum weißen Falken.

Erstes Kapitel.

Morok.

Es ist Ende des Monats October ist nahe.

Obgleich es noch Tag ist, erhellt doch eine kupferne Lampe mit Schnäbeln die öffigen Wände eines großen Bahnes, dessen einziges Fenster vor dem Licht verschlossen ist; eine Feuer, auf welchem man noch einer offenen Zaffthür gelangt, stand Tisch der Treppe.

Hier und dort liegen unordentlich auf den Dielen ander Ketten von Eisen, Halsbänder mit spitzigen Stacheln, Jäume mit scharfen Zähnen, mit Nägeln geschweifte Maulkörbe, lange flüchtene Schaale mit Hundgeißen von Holz. In einem Winkel steht eine kleine tragbare Kohlenpfanne, ähnlich denen, welche die Bleigießer gebrauchen, um Zinn zu schmelzen; über trockene Holzreisige sind Kohlen gelegt, so daß ein einziger Funke genügt, um in einer Sekunde diesen Herd ins Glühen zu bringen.

Nicht weit von diesem Haufen unheilvoller Instrumente, welche dem Geräth eines Henkers gleichen, befinden sich Waffen, welche früheren Zeitaltern angehören. Ein Panzerhemd, dessen Ringe so elastisch, fein und dicht zu gleicher Zeit sind, daß es einem gefirnißten Ledergewebe gleicht, ist über einen Koffer ausgebreitet, daneben liegen eine Menge Waffen; zwei lange dreikantige Lanzen mit einem Schafte von Eschenholz, voll und leicht, auf denen man noch frische Blutspuren bemerkt, verschiedenartige viele Wurfeisenwaffen, die durch zwei gelaborte und mit Zähnen versehene tyroler Stange der neueren Zeit etwas näher gerückt ist.

Unter diesem Arsenal von mörderischen Waffen, barbarischen Instrumenten befindet sich in seltsamem Gemisch eine Sammlung von Gegenständen ganz anderer Art; es sind kleine Kisten, in welchen sich Nähzeuge, Medaillen, Rund Del, Weihgefäße, geweihte Bilder von Heiligen befinden. Endlich noch eine ganz Anzahl in Freiburg gedruckter Bücher auf geedem blauliches Papier, in welchen verschiedene moderne Wunder erzählt werden, worin ein eigenhändiger Brief Christi an einen Frommen citirt wird, und sich außerdem auf das Jahr 1831 und 1832 die erschreckliche Weissagungen gegen das gottlose und revolutionaire Frankreich befinden.

Einen von den Bildern, mit welchen die Gaukler den Eingang ihrer kleinen Meßbuden zu schmücken pflegen, hängt an einem der Querbalken des Dachstuhls, wahrscheinlich, damit das Gemälde nicht durch das lange Aufeinanderliegen verderbe.

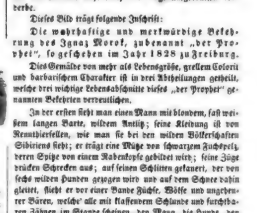
Dieses Bild trägt folgende Inschrift:

Die wahrhaftige und merkwürdige Bekehrung des Jguaj Morok, zubenannt „der Prophet“, so geschehen im Jahr 1828 zu Freiburg.

Dies Gemälde von mehr als Lebensgröße, grellem Colorit und barbarischem Charakter ist in drei Abtheilungen getheilt, welche drei wichtige Lebensabschnitte dieses „der Prophet“ genannten Bekehrten vorvorstellen.

In der ersten sieht man einen Mann mit blondem, fast weißem langen Barte, wildem Antlitz; seine Kleidung ist von Rennthierfellen, wie man sie bei den wilden Völkerschaften Sibiriens sieht; er trägt eine Mütze von schwarzem Zuchspelz, deren Spitze von einer Rabenkrone geschient wird; seine Füße drücken Schneeschuhe aus; auf seinen Schultern gefangen, der von sechs wilden Hunden gezogen wird und auf dem Schnee dahin gleitet, bleibt er vor einer Bande Zuchs. Wölfe und ungeheurer Bären, welche alle mit klaffenden Schlunde und furchtbaren Zähnen im Stande schienen, den Mann, die Hunde, den Schlitten sammt Insassen zu verschlingen.

Unter diesem ersten Bilde steht:



Im Jahre 1810 ist Morok Heide, er flieht vor den wilden Thieren.

In der zweiten Abtheilung hat Morok, mit dem weißen Gewande der Katechumenen bekleidet, mit gefalteten Händen vor einem Manne, der ein schwarzes Kleid mit weißem Ueberschlag trägt; in der Ede des Bildes hält ein Engel mit unfreundlicher Miene in der einen Hand eine Trompete, in der andern ein flammendes Schwert, die folgenden Worte gehen ihm in rothen Buchstaben auf schwarzem Grunde zum Munde hinaus:

Digitized by Google

Briefe

Brief der Briefe aus dem Süden, Falkenberg u. s. w.

I. Bremen.

Wenn man von Hamburg hinüber nach Harburg schifft, so zeigt sich das Hannöversche so häßlich, daß man jenseits der Elbe ein kleines Elbverdo voll Thäler und Gebirge, voll Wiesen und Wälder träumt. Aber kaum hat man den Fuß aus Ufer gesetzt und über das schiefe barbarige Pflaster zum Thore hinaus rollt, werden die Zustände Standgeld, und die getrümmten Wiesen und Wälder verwandeln sich in einsiedes Haidefrieden. Die sührt man nun hin, entschuldet in seinen Erwartungen, traurig, daß es einen Ort auf der Erde geben kann, wo der Frühling keine Blumen treibt, gerüttelt auf einem Steinhaufen, der den heimgrünen Wunsch nach einer Eisenbahn noch hinzugetner macht. Der Postillon kann die Pferde nicht genug entreiben; die Ungeduld aus diesem Sandmeer, das die Lüneburger Haide heißt, hinaus in bessere Gegenden, auf bebauterer Erde zu Menschen zu kommen. Aber die Lüneburger Haide dauert bis weit über Bremen, bis Delmenhorst und Münster, zu soll die Düsseldorf. Sie streckt sich so weit aus, als die Nord- und Ostsee einst ihr angeschwemmt Bett hatte. Wie sind im Moorsteine, da wo in der Urzeit diese Wellen Feldstücke hin und herwarfen. Sie sind noch zu finden diese Feldstücke und neben ihnen Millionen Muscheln vermittet und verfeinert, die Gerippe zeigbenen, wo Regionen sein gewesen, unterirdischen Reich beherrschen, wo er Delphinen und Meerestungeheuern gebot und einen Wettstreit mit den andern verband. Aber die Erde hat sich den Umarmungen des Wassers entrungen; sie ist emporgestiegen zum Licht, sie hat den Himmel über sich einathmen und der Blumen der ammittelbaren Sonnenstrahlen genießen wollen. Das Meer ist gewichen, aber was hat die Erde gewonnen? Sie hat nicht den überschwenglichen Reichthum einer üppigen Vegetation; sie ist nie jene Menschen, die sich aus der Liefe emporarbeiten, die aus dem Nichts Etwas haben machen wollen, die sich anstrengen, die ihre Kräfte mitten [illegible] die aber — da sie nur bornen, nicht ungewöhnt sind — nicht das Bollendetere lieben oder jenen unsagbaren Duft sich anzigen können, der die Berührung des Göttlichen über uns auf mystische Weise durchdringt.

Bremen hat den Anstich einer lachenden Oase in der Wüste. Bremen ist grün und blühend, von schönen Wallgrenaden begrenzt, durch die Weser in zwei Hälften getheilt, eine freundliche, den Fremden zu Streifzügen einladende Stadt. Früher gab man ihr den Namen Paduas Deutschlands, aber die Aehnlichkeit sind verschwunden und die Zeit hat einer gemüthlichen, keineswegs abstoßenden Stille Platz gemacht. Die Wallanlagen sind eines Attmanns würdig. Reizende Partien wechseln auf mannigfaltige Weise ab. Bald sind's Baumgruppen, bald Rasen, Blumen oder Gesträuch, die viele ehemaligen Festungswerke zum Garten umschaffen. Freilich muß das Auge nicht die Ferne suchen, denn hier, wie faß überall im nördlichen Deutschland, giebt es keinen Berber-, Mittel- und Hintergrund für die Landschaft, nichts, das zum Ausruhen, zur Einkehr oder zur Sammlung einlüde. Alles ist flach, ist andern, undergrenzt; aber die Nähe ist lieblich, ja sie hat sogar hier und da ihre kleinen Ueberraschungen, wie z. B. die des Anblicks der großen, reihenartigen Häuser am Walle, die zwischen den schönen Kastanienbäumen wie ländliche Cottages hervorblicken. Der Roland, der auf dem Markte steht, ist das Palladium der Stadt. Er soll fast fünf-

Morok der Heide flob vor den wilden Thieren; die wilden Thiere werden vor Ignaz Morok fliehen, der in Freiburg bekehrt und getauft ist.

In der That, auf der breiten Arbeitslung drückt sich der neue Bekehrte steif, gebieterisch, triumphirend in einem langen blauen Kleide mit wallenden Falten; mit erhobenem Haupte, die linke Faust auf die Hüfte gestemmt, scheint er einer Menge von Tigern, Hyänen, Bären, Löwen zu erschrecken, welche ihre Klauen einziehen, ihre Zähne verbergen und furchtsam unterwürfig zu seinen Füßen sich krümmen.

Unter dieser letzten Abtheilung liest man als Moral:

Ignaz Morok ist bekehrt; die wilden Thiere winden sich zu seinen Füßen.

Nicht weit von diesen Bildern befinden sich mehre Packete kleiner gleichfalls in Freiburg gedruckter Bücher, in welchen man erzählt, durch welches Mirakel der Heide Morok, als er erst bekehrt war, plötzlich eine übernatürliche, saß göttliche Gewalt erlangt, der auch die wildesten Thiere nicht Stich halten können, wie es jenen Tag die Uebungen bewiesen, welche der Thierbändiger anstellte, nicht sowohl um seine Kühnheit und seinen Muth zu zeigen, als um den Herrn zu verherrlichen.

. . . . . .

Durch das Loch der Zellthür strömt von unten gleichsam stoßweis ein wilder, scharfer, harter, penetranter Geruch.

Von Zeit zu Zeit hört man ein mächtiges, tiefes Röcheln, ein tiefes Schnauben, denen ein dumpfes Geräusch folgt, als ob große Körper sich drehten und mit Wucht auf den Fußboden niederstürzten.

Ein einziger Mann befindet sich oben auf dem Boden.

Dieser Mann ist Morok, der Bändiger der wilden Thiere, jubelnamt „der Prophet."

Er ist vierzig Jahr alt, von mittlerer Größe, seine Gliever sind dünn und außerordentlich mager, ein langer blutrother Rock mit Schwarzem Pelze hüllt ihn gänzlich ein; seine von Natur weiße Hautfarbe ist durch die Reiseverhältnisse, welche er seit seiner Kindheit führt, bronzefarben geworden; seine Haare sind von jenem gelben, matten Blonde, welches einigen Völkerschaften des Nordens eigenthümlich ist, und fallen gerade und struppig auf seine Schultern herab; seine kleine Nase hat einen schmalen Rücken und ist etwas aufgestülpt; um seine breiten eingesunkenen Backenknochen steht ein langer ganz weißblonder Bart.

Was die Physiognomie dieses Mannes seltsam macht, sind seine sehr großen Augen und weit zurückgeschlagenen Augenlieder, welche seinen gelben Augäpfeln einen fast mit einem weißen Kreife umgebenen erscheinen lassen . . . Dieser starre außerordentliche Blick übte eine wahre Bezauberung auf die Thiere aus, was übrigens den Propheten nicht hinderte, ja ihrer Bändigung auch die um ihn herliegenden furchtbaren Instrumente anzuwenden.

Der einem Tische stand hatte er so eben den doppelten Boden eines kleinen Koffers geöffnet, das voller Rosenkränze und ähnlichen Sachen zum Gebrauch der Andächtigen war; in diesem doppelten Boden, der durch ein geheimes Schloß verwahrt ist, befanden sich mehre verfiegelte Briefumschläge, welche zu Dreißen blos eine Zahl und einen Buchstaben des Alphabets haben. Der Prophet nimmt eines von diesen Packeten, steckt es in die Tasche seines Pelzes, schließt darauf die Thüre des geheimen Behältnisses und setzt den Kasten wieder auf einen kleinen Tisch.

Diese Scene begiebt sich gegen vier Uhr nach Mittag in dem Wirthshaus zum weißen Kalben, dem einzigen Gasthofe des kleinen Dorfes Möckern, das vor Leipzig liegt, wenn man aus dem Norden nach Frankreich will.

Nach einigen Augenblicken macht ein taubes, von unten kommendes Brüllen den Boden erzittern.

— Judas, schweig!

sagte der Prophet mit drohender Stimme, indem er den Kopf nach der Oeffnung der Zellthür wandte.

Ein anderes dumpfes Murren, das furchtbar wie ferner Donner klang, ließ darauf sich hören.

— Kain, schweig!

rief Morok aufstehend.

Ein drittes Gebrüll von unbeschreiblicher Wildheit erfolgte plötzlich.

— Tod, wird du still sein!

rief der Prophet aus und eilt nach der Zellthür, sich an ein drittes unsichtbares Thier wendend, das den schrecklichen Namen Tod führt.

Trotz der grimmlichen Wuth seiner Stimme, trotz seiner wiederholten Drohungen kann der Thierbändiger die Ruhe nicht herstellen; vielmehr vereint sich das Brüllen mehrer Doggen mit dem Gebrüll der Bestien.

Morok ergreift eine Pike, nähert sich der Leiter, um will plötzlich hinabsteigen, als er Jemanden die Zellthür heraufkommen sieht.

Dieser Zukommling hat ein dunkles, lasterhaftes Gesicht; er trägt einen runden breitkrämpigen Hut, eine lange Jacke und weite Hose von grünem Tuche; seine staubigen leeren Gamaschen deuten darauf hin, daß er einen langen Weg zurückgelegt; eine Jagdtasche hängt an einem Riemen über seinen Rücken.

— Verteufelte Thiere! — rief er aus, als er oben ankam, — sollte man nicht meinen, daß sie mich in diesen zwei Tagen vergessen haben . . . Judas hat seine Tage durch die Einkerkerungen seines Käfigs zurückgebracht . . . und der Tod machte einen Satz wie eine Katze . . . sie können mich also nicht meiden.

Dies sagte er in deutscher Sprache.

Morok antwortete ihm gleichfalls deutsch, aber mit einem leicht fremdartigen Accente . . .

— Gute oder schlechte Nachrichten, Karl? — fragte er ihn belehrend.

— Gute Nachrichten . . .

— Du daß sie getroffen?

— Gestern, zwei Stunden von Wittenberg . . .

— Gott sei gelobt! — rief Morok aus und faltete die Hände mit einem Ausdruck großer Inbrunst.

— Die Sache ist ganz einfach . . . von Rußland nach Frankreich ist das der unvermeidliche Weg; es war Tausend gegen Eins zu wetten, daß man sie zwischen Wittenberg und Leipzig treffen müßte.

— Und das Signalement?

— Ganz getreu; die beiden jungen Mädchen sind in Trauer. das Pferd ist ein Schimmel, der Alte hat einen langen Schnurbart, blaue Pelzjrinnige, einen grauen Mantel . . . und ein fürstlicher Hund folgt ihm.

— Und wo hast Du sie verlassen?

— Eine Stunde von hier . . . ehe eine halbe Stunde vergeht, müssen sie hier ankommen.

— Und hier in diesem Wirthshause . . . da es das einzige im Dorfe ist, — sagte Morok mit nachdenklicher Miene.

— Und da die Nacht herankommt . . . — fügte Karl hinzu.

— Hast Du mit ihnen gesprochen?

— Mit ihm . . . Woran denken Sie?

— Sie so?

— Verlochen Sie's nur einmal!

— Und warum?

— Unmöglich.

— Unmöglich? Weshalb?

— Sie sollen es erfahren . . . Ich folgte ihnen anfangs bis zum gestrigen Nachtlager und that so, als triebe ich sie so

Digitized by Google

hundert Jahre alt sein, lehnt sich an eine gothische Säule und trägt am linken Arm ein Schild mit dem Reichsadler, sitzt aber als Statue auf einem hohen Sockel der Kunst, daß man statt dieser Heroenfigur sich lieber richtigen Schwarzseherischen Roland an die Stelle des seinerzeit wünscht. Interessanter als das Rathhaus ist der Ratskeller, in dem die alten Rheinweine, die die Stadt zu Geschenken verwendet, aufbewahrt werden. Hanff hat ihn in seinen Phantasien besungen. Jeder der Weinfässer hat seinen besonderen Namen. Unter denen, die die Namen der zwölf Aposteln führen, soll das, das Judas Ischariotb heißt, das beste sein. Ich muß sagen, daß diese scheußliche Benennung mir mißfällt war. Vielleicht, denke ich als Enthusiastjung, daß sie aus dem kunstrichtigen Mittelalter stammt, wo das Profane Hand in Hand mit dem Heiligen ging.

Der Dom bietet keinen Gesammteindruck. Er ist eine compacte Masse, zwar in seinem Grunde dem Gölner Dome nachgebaut, aber so vielfach gestützt, so confus aufgeführt, so gestückt und zerstört, daß von keinem Stile die Rede sein kann. Der reiche Schmuck seines Innern wurde der Reformation zur Beute. Die wenigen Gemälde, welche ihn zieren, sind mittelmäßig. Ein neuer Altarbild von Bause in Auftrag eines Bremer Bürgers in Rom gefertigt und die berühmte Raphaelische Kreuztragung Christi: to spasimo di sicilia verschönert, rächen mich, weil man mir erzählte, der Künstler, der es gemacht, habe sich, als es vollendet, verzweifelnjweise in die Tiber in dem Gedanken gestürzt, das sein Werk mißrathen sei. Ich begreife diese Schmerzen; ich fühle, daß das Streben nach dem Ideal in uns sein, daß das Ideal geistig uns unsichtbaren kann und daß wie in dem Umwelt, es nicht erreichen, nicht verkörpern, nicht hinstellen zu können, uns selbst aufgeben, an uns selbst verzweifeln müssen; ich sage noch mehr, der, dem es wirklich Ernst um das Bessere ist, der wird nicht im beschränkten Hochmuth das Ziel für leicht und seine Leistungen für gut halten, er wird Mißtrauen in sich, Mißtrauen in das Urtheil der Freunde, gerne weil es lobend ist, sogen, er wird dem Flüstern seines Genius, des geheimnißvollen Wortes: „höher hinaus!" horchen, er wird wissen, daß das Leben kurz und die Kunst lang ist. Nur kleine Geister können sich einer selbstzufriedenen Ruhe hingeben. Ihre Kritik überlassen sie gerne andern, daß sie sich nicht darüber erheben, wie hinterlich der Hochmuth und wie nothwendig die Objectivität, diese schöne Abstraction, ist.

Unter dem Dom im tegenannten Bleikeller ruhen Leichen, die der trockene Luft wegen unverwest sind. Aber diese Art Unsterblichkeit ist nicht denkenswerth; sie gleicht der der ägyptischen Mumien, die statt Staub Leder zurückerlassen sind.

Begesack, das früher der einzige Hafen der Stadt, am Zusfluß der Weser war, ist jetzt durch den Bremerhaven überflügelt worden. Holländische Dampfer haben der zu sichtenden Verbindung vorgedrungt. Hier bleiben die größern Schiffe; die Waaren werden auf Kähnen an die Stadt geschafft. Nach Dampfschiffe fliegen hinauf und hinab. Bis ist dem Bremen, wenn auch keine bedeutende Seehafet, wie ihre Schwester die Hamburgern, doch eine wichtige Handelsstadt, in der auch die Wissenschaft nicht vernachlässigt wird. Die

zufällig; ich sprach mit dem großen Alten deutsch und sagte zu ihm, was man sich auf der Reise zu sagen pflegt: Guten Tag, glückliche Reise, Kamerad! Statt aller Antwort bat er mich scheel angesehen und mir mit dem Stockende die andere Seite des Weges gezeigt.

— Er ist Franzose, vielleicht versteht er nicht deutsch?

— Er spricht es mindestens eben so gut als Sie, denn bei der Einkehr hörte ich, wie er vom Wirthe Alles verlangte, was er und seine Tochter brauchten.

— Und beim Uebernachten . . . daß Du nicht doch einmal versucht, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen?! . . .

— Ein einziges Mal . . . aber er hat es so barsch aufgenommen, daß ich, um Nichts zu verderben, nicht weiter habe anfangen wollen. Außerdem, unter uns gesagt, hat dieser Mensch ein verteufelt böses Aussehen; glauben Sie mir, trotz seines grauen Schnurrbarteren scheint er noch so kräftig und entschlossen bei alle dem, daß er mager wie ein Geripps ist, und ich weiß nicht, ob bei einem Kampfe mit meinem Kameraden Gerhard dieser oder er im Vortheil sein würde; — ich kenne Ihre Stärke nicht . . . aber nehmen Sie sich in Acht, Herr . . . sehen Sie sich vor.

— Mein schwarzer Panther von Java war auch sehr stark und sehr bösartig . . .

sagte Morof mit verächtlichem äußeren Lächeln.

— Der Tod? . . . Gewiß, und er ist noch so kräftig und bösartig als jemals . . . blos gegen Sie ist er faß zahm . . .

— Eben so werde ich auch den zahmen Affen gelegentlich zu machen wissen, trotz seiner Kraft und Brutalität.

— Nun, nun, Herr, sehen Sie sich vor, Sie sind gewandt und auch so muthig als Jemand; aber glauben Sie mir, aus dem Wesen, der gleich ankommen wird, machen Sie niemals ein Lamm.

— Und trümmen sich mein Löwe Kain, mein Tiger Juda nicht furchtsam vor mir?

„Ich glaube es wohl, weil Sie sie Bitter haben, welche..

— Weil ich den Glauben habe, . . . das ist's . . . und nun ist's gut . . .

sagte Morof gebieterisch Karl unterbrechend und begleitete diese Worte mit einem Blicke, vor dem der Andere den Kopf senkte und still schwieg.

— Wenn der Herr in seinem Kampfe gegen die wilden Thiere beiseht, warum sollte der von ihm im Kampfe gegen die Menschen verlassen werden . . . wenn diese Menschen verderbt und gottlos sind?. . .

sagte der Prophet mit begeisterter und triumphirender Miene hinzu.

Vielleicht weil er der Uebergangung seinen Frommen Glauben schenkte, vielleicht auch, weil er nicht im Stande war, sich auf eine Erörterung über ein so tiefliches Thema einzulassen, antwortete Karl dem Propheten unterwürfig:

— Sie sind gebieterisch also ich, Herr; was Sie thun, muß wohlgethan sein.

— Bist Du dem Alten und den beiden Mädchen den ganzen Tag gefolgt?

begann der Prophet nach einer Pause weiter.

— Ja, aber von Ferne; da ich die Gegend wohl kannte, bin ich bald quer durch's Thal, bald auf den Berge kurzere Wege gegangen, und sah stets auf den Weg, auf dem ich sie bemerken konnte; als ich sie zuletzt sah, hatte ich mich hinter die Wasserwühle der Zitgelbrennerei verstellt . . . Da sie auf der Landstraße waren und die Nacht hereinbrach, so beeilte ich meinen Schritt, um vorzukommen, damit ich Ihnen, wie Sie es nennen, die gute Botschaft verkünden könne.

— Sehr gute Botschaft . . . ja . . . sehr gute . . . und Du sollst belohnt werden . . . denn wenn diese Leute mir entwischt wären . . .

Der Prophet hube zusammen und sprach nicht aus.

Am Ausdrucke seines Gesichtes, dem Tone seiner Stimme konnte man abnehmen, von welcher Wichtigkeit die Nachricht für ihn war.

— Allerings — begann Karl wieder — muß die Sache wohl Aufmerksamkeit verdienen, denn dieser gaknunitze ruffische Courier, welcher in einem Athem von Petersburg nach Leipzig gerannt ist, um sie aufzusuchen . . . vielleicht geschah das, um . . .

Morof unterbrach Karl hastig und sagte:

— Wer hat Dir gesagt, daß die Ankunft des Couriers mit diesen Reisenden im Zusammenhange steht? Du irrst Dich, und darfst nun wissen, was an Dir sage . . .

— Nun gut, Herr, entschuldigen Sie mich und sprechen wir nicht mehr davon . . . Sie, nun will ich meine Tasche anlegen und Goliath helfen, den Thieren zu geben, denn es muß Zeit zur Fütterung sein, wenn schon später ist. Sollte mein dicker Nicke nachlässig werden, Herr?

— Goliath ist fortgegangen, er sei nicht wissen, daß Du wieder gekommen bist, und vor allen Dingen darf vor Nite mit den Mädchen Dich hier nicht sehen, sonst würden sie Verdacht schöpfen.

— Wohin soll ich gehen?

— Du kannst auf den kleinen Hangeboden im Pferdestall gehen; dort erwarte meine Befehle, denn es ist möglich, daß Du noch heute Nacht nach Leipzig mußt.

— Wie Sie wollen; ich habe in meiner Tasche noch einige Vorräthe übrig, und werde im Hangeboden dem Schlafengehen mein Abendbrod vergnügen.

— Geh nun . . .

— Herr, denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe, traum Sie dem alten Graubart nicht so leicht, ich halte ihn für verteufelt entschlossen; ich kenne das, er ist ein rauher Bursch; sein Sie auf der Hut . . .

— Sei ruhig . . . ich bin stets auf der Hut! — sagte Morof.

— Nun denn, gutes Glück, Herr!

Und Karl verschwand auf der Leiter in der Fallthür.

Nachdem der Prophet seinem Diener mit herrauslicher Geberde zum Abschiede gewinkt, ging er eine Zeitlang in tiefem Nachsinnen auf und ab. Darauf ging er wieder zu dem Koffen mit doppelten Boden und nahm einen ziemlich langen Brief heraus, den er mehre Male mit der größten Aufmerksamkeit überlas.

Von Zeit zu Zeit ging er an den geschlossenen Laden des Fensters, welches auf den innern Hof des Wirthshauses hinausging und horchte ängstlich, denn er erwartete mit Ungeduld die zwei Personen, deren Ankunft ihm eben gemeldet worden war.

Zweites Kapitel.

Die Reisenden.

Während das oben Erzählte in dem Wirthshause zum weißen Kalben in Mockern vorging, kommen die drei Personen, deren Ankunft Morof, der Thierbändiger, so ungeduldig erwartete, friedlich ihres Weges zwischen lachenden Wiesen, die auf der einen Seite von einem Flusse begrenzt waren, dessen Wasser ein Mühlrad dreht, auf der andern Seite von der Landstraße, die nach dem eine Stunde von Leipzig auf einem Hügel gelegenen Dorfe Möckern führt.

Der Himmel war von köstlicher Klarheit, die abendliche Stille wurde nur durch das Rauschen des Flusses unterbrochen, der vom Mühlrade gepeitscht aufschäumte; dichte Weiden neigten sich über das Wasser und warfen ihre grünen durchsichtigen Schatten darauf, während weiterhin der Fluß so friedlich das tiefe Blau eben am Himmel und die Flammenröthe des Abendrothe widerspiegelte, daß man eine die Hügel, welche ihn vom Himmel trennten, das Gold und Azur der Wogen mit dem Golde und Azur des Firmamentes zu einem einzigen glänzenden

Digitized by Google

Täuschungen noch nicht aus schmutzigsvollen Herzen gebannt hat, wo man noch an die Poesie der Wunder und an die unmittelbaren Einwirkungen der göttlichen Gnade glaubt, wo die duftigen Weihrauchwolken bis zum Himmel und die volle Instrumentalmusik der Kirchen mit Gebet über die Erde steigt. Wenn der Katholizismus schon am Wege steht, wie ganz anders tritt man ihn in Münster leibhaft, in den Kirchen, auf den Straßen an. Er ruht auf den Gesichtern, er spielet in schwarzen Priesterkleidern einher, er prägt sich an den Fenstern der Läden in unzähligen Reliefbildern, in kleinen Crucifixen, in mächtigen Madonnen. Die Religion also verstanden, also in Formen und Aeußerlichkeiten gestiftet, stumpft ab, indes eine Religion der Moral und der Gotteinigkeit, eine Religion, die durch das, was erhebt, hasset, gehalten wäre, gemiß glücklicher und, was besser ist, durchaus reine Menschen schaffen würde. Nirgends entfernt der Irrthum weiter von den wahren Seelenbedürfnissen, als gerade in der Religion; nicht daß ich, indem ich das sage, irgend einen Glaubensstein angreifen will, sondern ich will nur damit andeuten, daß man mit weniger — mehr leisten könnte. Was überall fehlt, woran die Menschen und ihre Religion kranken, ist der Mangel an Wahrheit. Wäre der Glaube mehr, einfach und besonnen wäre er nie übertrieben, zeigte er sich immer in den richtigen Proportionen, er würde bessere Früchte treiben. Die, die er in Münster im sechzehnten Jahrhundert anfegte, daß fürchterlicher Irr. Ich meine die Wiedertäufer, die in ihrem blutigen Fanatismus Unheil über Unheil stifteten und durch ihren Zelo eine Verirrung stiften mußten, die Stadt und Land lieger als die Pest heimsuchte. Ich sage Verirrung und sollte sagen Frevel oder Wahnsinn, denn wer Dinge wie die Wiedertäufer ausübet, wer die göttliche Ordnung mit Füßen tritt und das Laster für die Tugend nimmt, der ist wahnsinnig. Die Wiedertäufer waren es in der That. Der rohe Bodensatz der Reformation, die niederschlagende Folge einer Lehre, die in den Herzen Luthers rein entsprungen, von seinen Anhängern verstanden wurde und als Dokument für die unreinsten Leidenschaften nehmen mußte, aber auch zu gleicher Zeit die Reaction des Bauernkrieges, der aus der Sehnsucht nach bürgerlicher und individueller Freiheit und aus den faß unerträglichen Bedrückungen des Volks hervorgegangen war. Wo der Mensch unterjocht werden soll, da regelt er sich. Wilde ist stets der Strenge und die Stärke des übergegangenen Worts der Gewalt der rohen Kräfte vorzuziehen. Aber der Lehre soll das im sechzehnten Jahrhundert, wo selbst die Religion mit Feuer und Schwert auftrat? Der Anfang der Wiedertäuferunruhen beschäftigte sich darauf, die Kindertaufe als unnütz und schriftwidrig zu verwerfen, eine Abhaupturng, die sich den ersten Zeiten der Christenheit öfters niedergetreten ist. Dann aber trat das wirkliche Fanatismus ein, indem er die Gemüther aufwiegelte, daß diejenigen, die sich einer nochmaligen Taufe unterwerfen, Theil an dem neuen Reich der Auserwählten haben würden. Sie waren Chiliasten, diese Unglückstäufer, Träumer, die nach der Offenbarung Johannis das tausendjährige Reich der Gläubigen auf Erden erwarteten, Schwärmer, die nach und nach neben der Vermirklichung ihrer Ideen und darauf bedacht waren, ihren Eifergeiz und ihre Sinnlichkeit zu befriedigen. Sonderbar ist es, daß faß alle Wiedertäufer auch der Claffe der Handwerker hervorgingen. Melchior Hofmann war ein Kürschner, Johann Matthiesen ein Bäcker, Johann von Leyden, nem ich nicht irre, ein Schneider. Unfreiwillig strebten die ersten Wiedertäufer nach Mittelmäßigkeit, aber eben so gewiß ist es, daß dieser Schein innerer Heiligkeit die Maße verführte. Rothmann, einer der eifrigsten unter ihnen, lehrte, daß weder die politischen noch die geschlechtlichen Reigien die Ehe sei. Die ganze Welt liege im Argen und würde deshalb großes Unglück über die Erde kommen und nur die Auserwählten gerettet werden. Um sich vor dem Irrthum zu hüten, müsse man die Kirche meiden, da in ihr falsche Lehren und der falsche Gebrauch der Sacramente gepredigt würde. Das verpreßene tausendjährige Reich sollte aus einem Reiche ohne Gesetz, ohne Obrigkeit und ohne Ehe bestehen. Zwar würden die Menschen in ihm Kinder, aber heilige haben, und die Fülle des Glückes ohne Arbeit den Frommen zufließen. Solche wunderbare Lehren mußten nothwendig auf die Maße, die in einem sorgenvollen Leben die Glückseligkeit such, wirken. Bald wuchs die Zahl der Schwärmer zu einer erschreckenden Menge an. Die breitete sich nach Friesland und den Niederlanden, besonders aber in ganz Westfalen aus. Die höchste Höhe dieser Raserei erreichte sie unter Johann von Leyden, unter dem sie aber auch wieder in Strudt zerfiel. Er war aus dem Haag, fünfundzwanzig Jahr alt und durch einen ihm innewohnenden unruhigen Geist getrieben, religiöse Unterhaltungen in der Bibel anzuhören. Mit der Ansicht,

Teppich ineinandergeschmolzen wäre. Das hohe Rohr am Ufer neigte seine schwarzen sammetnen Büschel vor dem leichten Hauche des Windes, der häufig sich zu Ende des Tages erhebt; die Sonne schwand langsam hinter einem breiten Saume purpurner Wolken, die feurige Auszackungen hatten ... Die frische rauschende Luft trug das ferne Geläute der Glocken einer Herde herüber.

Zwei junge Mädchen, fast noch Kinder, denn sie waren eben erst funfzehn Jahr alt geworden, ritten über einen im Grase der Wiese getretenen Steig auf einem weißen Pferde von mittlerer Größe, indem sie auf einem breiten Quersattel saßen, auf dem sie alle beide bequem Platz hatten, denn sie waren von zartem niedlichen Wuchse ...

Ein Mann von hoher Gestalt, wettergebräuntem Gesicht mit langem grauen Schnurrbarte führte das Pferd am Zügel und wandte sich von Zeit zu Zeit mit besorgter, zu gleicher Zeit ehrerbietiger und väterlicher Miene nach den jungen Mädchen um; er stützte sich auf einen langen Stock; von seinen noch kräftigen Schultern hing ein Sack, wie ihn die Soldaten tragen; sein bestaubtes Schuhwerk und seine ein wenig schleppenden Schritte verkündeten, daß er schon lange marschire.

Einer von jenen Hunden, welche die nordischen Völkerschaften Sibiriens vor ihre Schlitten spannen, fast von dem Wuchse, der Gestalt und dem Behänge eines Wolfes, folgte gewissenhaft dem Schritte des Führers der kleinen Karawane und ging, wie man zu sagen pflegt, seinem Herrn nicht von den Hacken.

Man konnte nichts Reizenderes sehen, als die Gruppe der beiden jungen Mädchen.

Die Eine hielt mit der linken Hand den losen Zügel und umschlang mit der Rechten ihre eingeschlafene Schwester, deren Köpfchen auf ihrer Schulter ruhte. Jeder Tritt des Pferdes gab diesen beiden schmiegsamen Wesen ein anmuthiges Schwanken und wiegte ihre kleinen Füße, die auf einem hölzernen Brette ruhten, welches ihnen als Steigbügel diente.

Diese beiden Zwillingsschwestern hießen Rose und Blanche, Namen, die ihnen eine süße Mutterlaune gegeben; zu jener Zeit waren sie Waisen, wie ihre dustern halb abgetragenen Trauerkleider bewiesen.

Da sie sich außerordentlich ähnlich sahen und von gleicher Gestalt waren, so konnte man die eine nicht von der andern unterscheiden, wenn man nicht fortwährend sie beide zu sehen gewohnt war. Die Schilderung der, welche nicht schlief, kann uns daher für beide dienen; der einzige Unterschied zwischen ihnen war, daß Rose jetzt wachte und an diesem Tage das Amt der Aeltesten hatte, ein Amt, das der Anordnung ihres Führers zufolge unter ihnen abwechselte. Als alter Soldat des Kaiserreichs und fanatisch an der Disciplin hängend, hatte er es für passend gehalten, bei den beiden Zwillingen die Subordination und das Commando abwechseln zu lassen.

Gewiß würde begeistert worden sein durch den Anblick der beiden hubschen Gesichter, die mit schwarzsammetnen Kärrchen bedeckt waren, unter welchen dichte Locken kastanienbrauner Haare hervorquollen und um ihren Hals auf die Schultern herabwogten, zugleich die rosigen, festen, runden glatten Wangen einfassend; eine rothe, thaufeuchte Nelke hat kein reicheres Incarnat als ihre blühenden Lippen, und das zarte Blau eines Vergißmeinnichtes hätte trübe geschienen neben dem klaren Azur ihrer großen Augen, in denen sich die Sanftmuth ihres Charakters vereint mit der Unschuld ihres Alters spiegelten. Eine reine weiße Stirn, eine kleine zarte Nase und ein Grübchen im Kinn machte aus diesen reizenden Gesichtern ein köstliches Ganzes von Kinderunschuld und lieblicher Güte.

Aber man hätte sie auch sehen müssen, wenn regnerisches Wetter oder Wind eintrat und der alte Soldat sie dann sorgsam beide in einen großen Reisetierrelz einhüllte und über ihre Köpfchen den weiten Fallkragen dieser undurchdringlichen Kleidung schlug; dann gab es nichts Bezaubernderes als diese beiden frischen, lachenden Gesichter, die unter dieser Decke von dunkler Farbe hervorguckten.

Der Abend war indeß schön und ruhig, der schwere Mantel lag über den Knieen der beiden Schwestern und sein Kragen fiel über die Lehne des Sattels zurück.

Rose umfaßte noch immer mit dem rechten Arme ihre schlafende Schwester und betrachtete sie mit unaussprechlicher, fast mütterlicher Zärtlichkeit ... denn an diesem Tage war Rose die Aeltere und eine ältere Schwester ist beinahe eine Mutter ...

Nicht blos daß die beiden Waisen sich gegenseitig vergötterten, sondern vermöge einer bei Zwillingen nicht seltenen psychologischen Erscheinung empfanden sie stets fast gleichzeitig dieselben Eindrücke; die Aufregung der einen spiegelte sich augenblicklich in den Zügen der anderen wieder; eine und dieselbe Ursache erregte ihnen Schauer und Erröthen, so im Gleichmaße schlugen ihre jungen Herzen; mit einem Worte harmlose Freuden wie bitterer Kummer, Alles wurde von ihnen wechselseitig empfunden und in gleichem Maße getheilt.

In ihrer Kindheit waren sie zusammen von einer grausamen Krankheit ergriffen worden und wurden zusammen bleich, schwach und kränklich, aber zu derselben Zeit hatten sie auch wieder ihre frische klare Farbe bekommen.

Wir brauchen es daher wohl nicht zu sagen, daß diese geheimnißvollen, unauflöslichen Bande, welche die beiden Zwillinge verknüpften, nicht hätten zerrissen werden können, ohne der Existenz dieser armen Kinder Todesgefahr zu bringen; ähnlich jenen reizenden Vögelpaaren, welche man Inseparables nennt, die nur ein gemeinschaftliches Leben ertragen können, und wenn eine barbarische Hand das eine von dem andern trennt, traurig werden, leiden, in Verzweiflung gerathen und sterben.

Der Führer der Waisen, ein Mann von fünf und funfzig Jahren ungefähr und militairischer Haltung, hatte ganz den unsterblichen Typus der Soldaten der Republik und des Kaiserreiches, jener heroischen Kinder des Volkes, welche in einem Feldzuge die ersten Soldaten der Welt geworden sind, um der Welt zu zeigen, was das Volk kann, wenn es und zu leisten vermag, wenn seine wahren Erwählten ihr Vertrauen, ihre Macht, ihre Hoffnung auf dasselbe setzen.

Dieser Soldat, der Führer der beiden Schwestern, ehemaliger Grenadier zu Pferde in der Kaisergarde, hatte den Beinamen Dagobert; seine ernste und strenge Physiognomie war stark ausgeprägt; sein grauer, langer und voller Schnurrbart verbarg seine Unterlippe gänzlich und vermischte sich mit einem breiten Kinnbarte, der ihm fast das Kinn verdeckte; seine mageren, ziegelfarbenen und lederdürren Backen waren sorgsam rasirt; dichte Augenbrauen, die noch schwarz waren, versteckten fast seine Augen von hellem Blau; seine goldenen Ohrringe hingen bis auf seinen weißgestickten Militairkragen herab, ein lederner Gürtel befestigte seinen grauen Mantel um die Hüften und eine blaue rothverbrämte Polizeimütze, die nach der linken Schulter hinüber fiel, bedeckte seinen kahlen Kopf.

Einst mit der Kraft eines Herkules begabt, aber immer löwenherzig, gut und gewaltig, weil er muthig und stark war, zeigte Dagobert trotz seiner rauhen Miene für die beiden Waisen eine ausgesuchte Aufmerksamkeit, unerstörte Sorglichkeit und bewunderungswürdige, fast mütterliche Zärtlichkeit ... Ja, mütterliche! denn im Heroismus der Zuneigung steht Mutterherz und Soldatenherz auf gleicher Stufe.

Jede Aufregung mit stoischer Ruhe niederkämpfend, verleugnete Dagobert niemals seine unverwüstliche Kaltblütigkeit; daher er, obwohl nichts weniger als spaßhaft, gerade wegen des unerschütterlichen Ernstes, mit welchem er jede Sache behandelte, mitunter außerordentlich komisch wurde.

Von Zeit zu Zeit wandte Dagobert, während er immer weiter ging, sich um, und liebkoste oder redete freundschaftlich den Schimmel an, welcher den beiden Waisen als Reitpferd diente und dessen tiefe Augenhöhlen und lange Zähne ein respektables Alter verriethen; zwei tiefe Narben, die eine in der Flanke, die andere in der Brust, bewiesen, daß das alte Pferd hitzigen Gefechten beigewohnt hatte; daher schien es nicht ohne Stolz von Zeit zu Zeit seinen alten militairischen Zaum zu schütteln, auf dessen kupfernem Buckel noch ein halbverbogener Adler zu setzen war; sein Gang war regelmäßig, vorsichtig und sicher; sein Haar hart und seine Behirtheit mittelmäßig; der Schaum, welcher in Fülle das Gebiß bedeckte, deutete auf jene Gesundheit hin, welche die Pferde durch die anhaltende, aber mäßige Arbeit einer langen Reise in kurzen Märschen erlangen; obgleich es schon seit mehr als sechs Monaten unterwegs war, trug das brave Thier noch so frisch wie bei der Abreise die beiden Waisen und einen ziemlich schweren, hinter dem Sattel befestigten Mantelsack.

Wenn wir von der übermäßigen Länge der Zähne dieses Thieres (ein unfehlbares Zeichen großen Alters) gesprochen haben, so geschah es, weil es dieselben häufig zeigte und zwar in der einzigen Absicht, seinem Namen treu zu bleiben (es hieß Schäker) und einen ziemlich schlechten Scherz zu machen, dessen Opfer der Hund war.

Dieser, der vermuthlich des Contrastes wegen Murrkopf genannt war, befand sich im Bereiche Schäkers, der ihn von Zeit zu Zeit sanft beim Rückenfell packte, in die Höhe hob und ihn dann einen Augenblick trug; der Hund, welcher durch die Dicke seines haarigen Felles geschützt und wahrscheinlich sich seit langer Zeit die Späße seines Gefährten gewohnt war, unterwarf sich der Sache mit stoischer Gefälligkeit; blos wenn es ihm hinreichend lange gedauert zu haben schien, wandte Murrkopf sich knurrend um. Schäker verstand ihn sofort und beeilte sich, ihn wieder an die Erde zu setzen; dann wieder gelegentlich, ohne Zweifel um Monotonie zu vermeiden, bis Schäker wieder leicht in den Haberfack des Soldaten, der ebensowohl als sein Hund vollkommen an diese Schwänke gewöhnt zu sein schien.

Diese Einzelheiten werden die vollkommene Harmonie beurtheilen lassen, welche zwischen den beiden Zwillingsschwestern, dem alten Soldaten, dem Pferde und dem Hunde herrschte.

Die kleine Karawane ging vorwärts, ziemlich ungeruhig, noch vor der Nacht das Dorf Möckern zu erreichen, das man auf dem Gipfel des Hügels liegen sah.

---

daß Münster die auserkorene Stadt des Herrn sei, zog er in Münster ein. Diejenigen, die sich nicht zu seinem Glauben bekannten, mußten unter tausend an ihnen verübten Grausamkeiten die Stadt räumen. „Das ist des Vaters Wille," rief er, „daß Alle, die unserm Vorhaben entgegenstreben, diesen heiligen Ort verlassen. Hinweg mit diesen Söhnen Esaus!" Die ehrwürdigsten Einwohner wurden schmählich vertrieben und an den Thoren noch des Zehrpfennigs beraubt. Mütter riefen ihre nackten Kinder aus den Betten und ließen den heimischen Herd. Nicht einmal die Kranken wurden geschont. Und nun erreichte der Fanatismus einen Grad, der vielleicht nie da gewesen ist und hoffentlich nie wiederkehren wird. Nichts, was an den vorigen Zustand erinnerte, wurde geduldet. Die Kirchen wurden geplündert, die bischöflichen Wappen mit Füßen getreten und bis auf die musikalischen Instrumente Alles zernichtet, da das Augenmerk einzig auf die Errichtung des tausendjährigen Reichs und auf die Befestigung der Stadt, die indeß belagert ward, gerichtet wurde. Neben Johann von Leyden wirkte Matthiesen, der Prophet, und als dieser bei einem Ausfall getödtet wurde, Knipperdollink, ein Münsterscher Bürgermeister, der unter vielen vorgegebenen Offenbarungen auch die hatte: „das Hohe müsse erniedrigt werden," sich mithin zum Scharfrichter ernennen ließ, welches Amt er auch verrichtete, da er der Unmänigsten einer war. Endlich trat Johann von Leyden sogar mit dem Vorschlag der Vielweiberei auf. Er selbst ging darin mit dem Beispiel vor und nahm drei Frauen. Später wurde er zum König gesalbt. Das dauerte fast ein Jahr. Münster, vom Bischof belagert, litt fürchterlich Noth. Alte und junge Pferde, Mäuse, selbst verfaultes Fleisch und Leder mußten als Nahrung dienen. In der ganzen Stadt war nur ein Tod. Da schlug die Stunde der Erlösung und der Buße. Münster, von den Belagerern erobert, ward von den Wiedertäufern befreit, die alten Verhältnisse wieder hergestellt und die religiösen Umtriebe mit der Wurzel um so leichter ausgerissen, als die Haupträdelsführer gefangen oder getödtet wurden. Der König Johann von Leyden ward nach Wertgern, Knipperdollink und Krechting nach Horst in feste Gefängnisse gebracht, dann aber im Januar 1536 in Münster unter den fürchterlichsten Qualen, durch glühende Zangen getödtet, worauf ihre Leichname in drei eiserne Käfige gethan und im Thurme der Lambertuskirche aufgehängt wurden, wo — sie noch jetzt nach dreihundert Jahren zu sehen sind. Grausenhafte Erinnerung, unseres Jahrhunderts aber so unwürdig als die eisernen Marterzangen, die an den Pfeilern des Rathhauses hängen und an denen das Volk nachlässig und lachend vorüberschlendert. Ich gestehe, daß es mir unbegreiflich ist, wie eine aufgeklärte Regierung diese Zeichen gräßlicher Menschenraserei auf offner Straße dulden kann. In den dunkelsten Winkel einer alterthümlichen Sammlung gehören sie, nicht an den Thurm einer Kirche oder an den Pfeiler eines Rathhauses. Was sollen diese Instrumente? Sind sie eine Warnung? Der Zeitenstrom hat die Möglichkeit einer gleichen Verirrung hinweggeschwemmt. Eine Erinnerung? Sie ist eigner Art, ebenso entehrend für den Schuldigen, wie für den Richter. Das Gesetz, daß man den Verbrecher tödten dürfe, es darf ihn nie quälen. In den Qualen wurzelt die Ungerechtigkeit; aus den langsam verbreiteten Schmerzen steigen neue Irrthümer, erhöhte Erbitterungen hervor. Das Gesetz darf den Verbrecher tödten, sage ich? Und Alles, was in mir an Wahrheit, an Menschlichkeit, an Mitgefühl ist, ruft: nein! es darf ihn nicht tödten! Es soll ihn bessern, nicht tödten, es soll ihn aufklären, ihm das Blut von den Händen und das Laster von der Seele waschen, es soll ihm zeigen, daß das Gesetz göttlichen Ursprungs und mithin voll göttlichen Erbarmens ist. Ihr nehmt dem Verbrecher das Leben. Wenn er sich selbst das Leben nicht nehmen darf, wenn Ihr den, der es sich in den Anfällen schneidender Verzweiflung nimmt, einen Selbstmörder nennt, wie sollte man Euch nicht richterliche Mörder nennen? Und Ihr seid stolz auf Eure Großthat. Und Ihr laßt die eisernen Käfige, in denen Menschen jammerten und die Marterzangen, unter denen sie starben, an Kirchen und Rathhäusern, an den ehrwürdigsten Orten der Stadt ausgestellt. Ist das nicht schimpflich? Statt den Menschen zu vernichten, sollte man ihn ergründen, statt ihn zu verurtheilen, klare man ihn auf. Es wird so unendlich viel von der Bösartigkeit des Menschen, von seinen Leidenschaften und seinem Egoismus gesprochen. Man legt den Finger auf die Wunde, aber das Heilmittel für die Wunde findet man nicht. Inmitten aller dieser Schwankungen sage doch nur Einer, was nützlich, was heilsam ist, was dem Uebel vorbeugen und das Gute fördern könnte. Giebt es etwas Schrecklicheres als beständig einen Willen haben, wenn man nicht weiß, wie diesen Willen regeln? Wie klein und wie groß ist der Mensch!

Dagobert sah bisweilen sich ringsum und schien seine Erinnerungen zusammenzunehmen; nach und nach wurden seine Züge düsterer; als er in geringer Entfernung von der Ziegelmühle war, deren Geräusch seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, stand er stille, und fuhr mehre Male mit seinem langen Schnurrbarte zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen hin, das einzige Zeichen, das bei ihm eine starke anhaltende Gemüthsbewegung zu offenbaren pflegte.

Schäfer hatte hinter seinem Herrn gleichfalls kurz Halt gemacht, Blanche, welche durch diese Bewegung plötzlich aufgeweckt wurde, richtete den Kopf in die Höhe; ihr erster Blick suchte ihre Schwester, der sie süß zulächelte, dann machten sich beide ein Zeichen der Ueberraschung, als sie Dagobert unbeweglich sahen, die Hände auf seinem langen Stocke gefaltet und, wie es schien, von einem schmerzlichen, andächtigen Gefühle ergriffen ...

Die Waisen befanden sich gerade am Fuße eines nicht sehr hohen Hügels, dessen Gipfel unter dem dichten Gezweige einer ungeheuren Eiche verschwand, welche halb seitwärts von dieser kleinen Böschung stand.

Als Rose Dagobert fortwährend unbeweglich und in Nachdenken versunken sah, neigte sie sich vom Sattel herab, legte ihre kleine weiße Hand auf die Schulter des Soldaten, der ihr den Rücken zuwandte, und sagte sanft zu ihm:

— Was hast Du denn, Dagobert?

Der Veteran wandte sich um; zum großen Erstaunen der beiden Schwestern wurde ihnen eine Thräne sichtbar, die ihre feuchte Spur auf seiner verwitterten Wange zurückgelassen hatte, und sich in seinen dichten Schnurrbart verlor.

— Wie, Du weinst? ... Du?

riefen Rose und Blanche tief bewegt aus.

— Wir bitten Dich, sage uns, was Du hast ...

Nach einem augenblicklichen Zaudern fuhr der Soldat mit seiner schwieligen Hand über die Augen und sagte zu den Waisen mit zitternder Stimme, indem er auf die hundertjährige Eiche wies, bei welcher sie sich befanden:

— Ich werde Sie traurig machen, meine armen Kinder ... aber doch ist es etwas Erhabenes .... was ich Ihnen sagen werde ... Nun gut, es ist achtzehn Jahre her ... am Abend vor der großen Schlacht bei Leipzig habe ich Ihren Vater unter diesen Baum getragen ... er hatte zwei Säbelhiebe im Kopfe ... einen Schuß in der Schulter ... und hier wurden wir beide auch — ich hatte auch mein Theil an zwei Lanzenstichen — zu Gefangenen gemacht ... und von wem noch dazu? ... von einem Renegaten ... ja, von einem Franzosen, einem emigrirten Marquis, Oberst in russischen Dienst ... der später ... nun eines Tages ... werden Sie das schon einmal erfahren ...

Nach einer Pause zeigte der Veteran mit seinem Stocke auf das Dorf Möckern und fügte hinzu:

— Ja, — ja, ich finde mich wieder zurecht, dort sind die Anhöhen, wo Ihr braver Vater, der uns commandirte, uns und die Polen von der Garde, die russischen Kürassiere über den Haufen geworfen, nachdem er eine Batterie genommen ...

Ach, meine Kinder, — fügte der Soldat naiv hinzu, — ich wollte, Sie hätten es mit ansehen können, wie Ihr tapferer Vater an der Spitze unserer Brigade Grenadiere zu Pferde unter einem Hagel von Haubitzen einen Angriff machte! Es gab nichts so Schönes, als das zu sehen.

Während Dagobert auf seine Weise seinem Kummer und seinen Erinnerungen Raum gab, ließen die beiden Waisen sich beide unwillkürlich vom Pferde herabgleiten und gingen Hand in Hand nach dem Fuße der alten Eiche, um dort niederzuknien.

Darauf begannen sie dort, sich aneinander lehnend, zu weinen, während der Soldat, hinter ihnen stehend, seine Hände auf den Griff seines langen Stockes legte und seine kahle Stirn darauf stützte.

— Nun — nun, Sie müssen sich nicht grämen, — sagte er nach einigen Minuten sanft, als er Thränen über die rosigen Wangen Rose's und Blanche's, die noch immer knieten, rinnen sah, — vielleicht finden wir den General Simon wieder; in Paris — fügte er hinzu — ich werde Ihnen das heute Abend im Nachtquartiere erklären ... Ich hatte bis heute warten wol-

ten, um Ihnen Mancherlei über Ihren Vater zu sagen; es war das so eine Idee von mir ... weil der heutige Tag so zu sagen ein Jahrestag ist.

— Wir weinen, weil wir auch an unsere Mutter denken, — sagte Rose.

— An unsere Mutter, welche wir erst im Himmel wiedersehen werden — fügte Blanche hinzu.

Der Soldat hob die Waisen auf, nahm sie bei der Hand und betrachtete sie eine nach der anderen mit dem Ausdrucke unendlicher Liebe, der noch rührender wurde durch den Contrast seines rauhen Gesichtes:

— Sie müssen sich nicht so grämen, meine Kinder. Ihre Mutter war die beste aller Frauen, das ist wahr ... als sie in Polen wohnte, nannte man sie die Perle von Warschau; man hätte die Perle der ganzen Welt sagen sollen ... Denn in der ganzen Welt hätte man nicht ihres Gleichen finden können ... Nein ... wahrhaftig nicht.

Die Stimme Dagobert's wurde bewegt, er schwieg und fuhr nach seiner Gewohnheit mit seinem langen Schnurrbarte zwischen Daumen und Zeigefinger hin.

— Hören Sie, meine Kinder, — fuhr er fort, nachdem er seine Rührung bekämpft — Ihre Mutter konnte Ihnen doch nur die besten Rathschläge geben, nicht wahr?

— Ja, Dagobert.

— Nun gut! Was hat sie Ihnen anempfohlen, bevor sie starb? Oft an sie zu denken, aber ohne traurig zu werden.

— Das ist wahr; sie hat uns gesagt, daß Gott, der stets gütig ist gegen die armen Mütter, die ihre Kinder auf Erden zurücklassen, ihr erlauben werde, vom Himmel herab uns zu hören — sagte Blanche.

— Und daß ihr Auge stets über uns wachen werde — fügte Rose hinzu.

Darauf nahmen die beiden Schwestern mit rührender Anmuth sich bei der Hand, richteten ihre unschuldigen Blicke zum Himmel und sagten mit dem köstlichen Vertrauen ihres Alters:

— Nicht wahr, Mutter? ... Du siehst uns ... hörst uns?

— Da Ihre Mutter Sie sieht und hört — sagte Dagobert gerührt — so machen Sie ihr keinen Kummer, indem Sie traurig sind! ... Sie hat es Ihnen verboten ...

— Du hast Recht, Dagobert.

— Wir wollen uns nicht mehr grämen.

Und die Waisen trockneten ihre Thränen.

Dagobert war in Beziehung auf Frömmigkeit ein wahrer Heide: in Spanien hatte er mit außerordentlicher Wollust die Mönche von allen Kutten und Farben zusammengehauen, die, in der einen Hand das Crucifix und in der anderen den Dolch, nicht die Freiheit (die Inquisition brechtete sie seit Jahrhunderten), sondern ihre ungeheuren Privilegien vertheidigten. Indessen hatte Dagobert seit vierzig Jahren Schauspielen von so furchtbarer Größe beigewohnt, hatte so oft den Tod nahe ge-

---

Er gleicht den Schatten des Abends, die mit jeder Stunde wachsen und die eine Sekunde vernichtet. Wer hat nicht Augenblicke der Kraft, der Größe, der Selbstvergessenheit? Aber plötzlich besinnen wir uns, daß die Generationen versinken, daß der Fels der Menschenhand unterthan ist, und sie dennoch um ein Jahrtausend überdauert. Erstaunt bleiben wir stehen; wir sehen uns um, nach dem, was ist, wir wollen erforschen, was sein wird. Unwillkürlich suchen wir um uns nach Spuren ewiger Dauer, nach Worten ewiger Sprache. Was finden wir? Verheißungen, keine Gewißheiten. Und es ist vielleicht gut so. Gut, daß wir ahnen, nicht wissen! Daß ich mich in Münster auch gar nicht von den fürchterlichen Reminiscenzen der Wiedertäufer losmachen konnte! Sie verfolgten mich bis in den Dom und in den Friedenssaal. Und so mußte ich mich fast unwillkürlich fragen, was der Mensch in seiner Blindheit aus der Religion gemacht hat und ob er vielleicht sie sich also gestaltet hat, weil er sich beständig zwischen der Luft und der Strafe wie eine Wetterfahne fühlt?

Der Dom ist ein Uebergang zur gothischen Bauart. Er hat die Kreuzesform, wie alle Kirchen. Zwei hohe Thürme und ein kleiner in der Mitte geben die Idee der Dreifaltigkeit wieder. Von außen macht das Gebäude einen imposanten Eindruck, besonders da es auf einem schönen freien Platze steht, inwendig fehlt ihm die Einheit. Die Orgel gehört zu den besten in Deutschland. Ein kolossales Bildwerk, das jüngste Gericht darstellend, ist zwar ein Ungeheuer an Umfang und Masse, aber keineswegs gelungen. Die Statue des heiligen Christophorus ist mehr groß als schön. Die sonst den Dom zierenden bunten Kirchenfenster sind von den Wiedertäufern zerstört. Das Plettenberg-Lehnhausensche Monument von weißem Marmor gehört zu den Zierden der Kirche. Es stellt Christus in Gethsemane vor. Zurückgesunken vor Ermattung, liegt der Heiland im Arm eines Engels, der ihn stützt, indeß ein anderer, mit dem Kelch in der Hand, zugleich nach Oben deutet. Im Hintergrunde erblickt man die Jünger, in der Ferne Judas, der in den Garten tritt. Kenner tadeln das zu alte Gesicht des Herrn. Mir genügte es. Nicht die Jahre haben es alt gemacht, es ist die Erschöpfung, die diese Furchen grub. Er ist lebensmüde. Die gerungenen, fast zusammengeschlungenen Hände sind jung. An diesen ist das Leiden spurlos vorübergezogen. Aber das Antlitz, dieser Sitz der Seele, hat Schmerzen, die bald dem göttlichen Mitgefühl, bald der irdischen Qual gehören. Er zittert vor dem, was sich verbereitet, was da ist; er jubelt über das, was über ihn als himmlische Hoffnung, größer als Menschenerwartung schwebt. Ganz Seele, ganz Intelligenz, fühlt er seine Idee erhabener als sein Wesen. Petrus schläft. Das Fleisch hat gesiegt. Er wollte nicht schlafen, er wollte seinen geliebten Herrn halten, ihn trösten, mit ihm beten ... er konnte nicht. Und dennoch ist dieser Petrus, trotz seiner Schwäche, voll Freiheit und Kraft. Zeit und Dinge wandeln um ihn in majestätischer Harmonie; er wird sich aus den Nebeln des Traums in eine Welt des Friedens und der Klarheit erheben; das steht auf der ruhigen Stirn, oder liegt in den tiefen Augenhöhlen.

Die Kostbarkeiten des Domes sind beim Einbruch der Franzosen im Jahre 1806 weggeführt und zum Theil nicht wiedergefunden worden. Bemerkenswerth unter dem, was gerettet wurde, ist ein Meßgewand, das die unglückliche Marie Antoinette gestickt hat. Ihr Chiffre ist mit kunstfertiger Hand in eine der Ecken gewebt. Dies M. A., verblichen und doch noch in allen seinen Farben bestehend, rührte mich tief. Auch hier litt und starb ein gequältes Herz; auch hier trafen die Pfeile der Verleumdung die Seele, ehe der Kopf von der Guillotine getroffen wurde. Und dieser Kopf gehörte einer Königin, gehörte einem Weibe, das mit allen Ansprüchen an Glück nur Elend fand, gehörte einem Gemüth, das sich nach Freude sehnte und nur Schmerzen hatte. Diese ganze Reihe stummer und lauter Leiden, diese Verzweiflung und diese Resignation standen wieder vor mir. Marie Antoinette mag auch zu denen gehört haben, die immer warteten und nie hofften. Unseliges Dasein, wo eine Unruhe ohne Wünsche und eine Sehnsucht ohne Gegenstand uns beständig hin- und herjagt, wo die Stunden leer, die Gespräche voll Worte und ohne Gedanken sind, wo wir der Gegenwart entfliehen und doch nicht die Zukunft erhaschen möchten!

(Schluß folgt.)

sehen, daß der Instinkt einer natürlichen Religion, der allen einfachen braven Herzen eigen ist, immer auf seiner Seele obenauf schwamm. Deshalb hätte er, obgleich er die tröstliche Illusion der beiden Schwestern durchaus nicht theilte, es doch wie ein Verbrechen angesehen, dieselbe im Geringsten zu stören.

Als er sie minder traurig sah, begann er wieder:

— Ei, meine Kinder, ich höre Sie lieber schwatzen, wie Sie es heute morgen und gestern thaten ... von Zeit zu Zeit heimlich kichern und mir nicht auf das antworten, was ich zu Ihnen sagte ... so beschäftigt waren Sie mit Ihrem Gespräche ... ja, ja, meine jungen Damen ... Seit zwei Tagen scheinen Sie ganz außerordentliche Geschäfte miteinander zu haben ... Nun, desto besser, wenn es Ihnen nur Spaß macht.

Die beiden Schwestern erröthteten, tauschten ein verstohlenes Lächeln aus, das seltsam gegen die Thränen abstach, welche noch in Ihren Augen glänzten, und Rose sagte etwas verlegen zu dem Soldaten:

— Aber nein, Dagobert, ich versichere Dich, wir sprachen nur so von Diesem und Jenem.

— Gut, gut, ich will Nichts wissen ... Nun, ruhen Sie sich hier ein Paar Augenblicke aus, und dann wieder vorwärts, denn es wird spät und wir müssen noch vor der Nacht in Möckern sein ... um morgen früh bei guter Stunde die Reise fortsetzen zu können.

— Wir haben wohl noch weit, sehr weit? fragte Rose.

— Bis nach Paris? — Ja, meine Kinder, an die hundert Stationen noch ... Wir reisen nicht schnell ... aber wir kommen doch vorwärts ... und reisen billig, denn unsere Börse ist klein, ein Zimmerchen für Sie, einen Strohsack und eine Decke für mich vor Ihrer Thüre mit Murrkopf, der mir zu Füßen liegt, eine Streu von frischem Stroh für Schäker, das sind unsere Reisekosten; ich spreche nicht von den Lebensmitteln, weil Sie Beide zusammen so viel wie eine Maus essen und ich in Aegypten und Spanien gelernt habe, nur Appetit zu haben, wenn es sich gerade so macht ...

— Und Du erwähnst nicht, daß Du, um noch sparsamer zu sein, unterwegs selbst unsere kleine Küche besorgst und Dir von uns niemals helfen lässest.

— Und wenn man nun gar noch daran denkt, guter Dagobert, daß Du fast jeden Abend im Nachtquartiere wäschest ... als ob das nicht eigentlich unsere ...

— Ihre Sache? ... — sagte der Soldat, Blanche unterbrechend, — als ob ich es etwa zugeben sollte, daß Ihre niedlichen Hände vom Seifenwasser aufspringen? ... Und wäscht nicht übrigens der Soldat in der Campagne seine Wäsche selbst? ... So wie Sie mich hier sehen, war ich die beste Wäscherin in meiner Escadron ... und wie ich plätte, was? ohne mich zu rühmen.

— Allerdings plättest Du gut, sehr gut ...

— Bis ... versengst Du mitunter etwas ... — sagte Rose lachend.

— Wenn das Eisen zu warm ist, das ist wahr ... Teufel ... es hilft mir nichts, wenn ich es an meine Backe halte ... meine Haut ist so hart, daß ich nicht fühle, wenn es zu heiß ist ... — sagte Dagobert mit unerschütterlichem Ernste.

— Merkst Du denn nicht, daß wir scherzen, guter Dagobert?

— Nun, meine Kinder, wenn Sie finden, daß ich mein Gewerbe als Wäscherin gut verstehe, so entziehen Sie mir Ihre Kundschaft nicht, es ist minder theuer, und unterwegs kann man Nichts ersparen, besonders arme Leute wie wir, denn wir müssen mindestens so viel behalten, daß wir nach Paris kommen ... unsere Papiere und die Medaille, welche Sie tragen, werden das Uebrige thun — wenigstens muß man das hoffen.

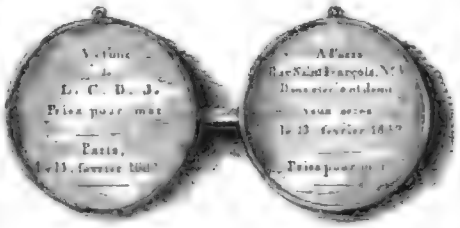
— Diese Medaille ist uns heilig ... unsere Mutter hat sie uns im Sterben gegeben.

— Darum nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sie nicht verlieren, und überzeugen Sie sich von Zeit zu Zeit davon, daß Sie sie noch haben.

— Hier ist sie — sagte Blanche.

Sie zog aus ihrem Leibchen eine kleine Medaille von Bronze, welche sie am Halse an einer Kette von demselben Metall trug.

Diese Medaille trug auf den beiden Seiten folgende Inschrift:



— Was bedeutet das, Dagobert? — fragte Blanche, indem sie diese dunklen Inschriften betrachtete. — Unsere Mutter hat es uns nicht sagen können.

— Wir werden im Nachtquartiere davon sprechen, — antwortete Dagobert, — es wird spät, brechen wir auf; verwahren Sie diese Medaille wohl ... und dann weiter; wir haben noch mehr als eine Stunde Marsch, bevor wir auf der Etappe ankommen ... Nun, meine armen Kinder, noch einen Blick nach dem Hügel, wo unser braver Vater gefallen ist ... und dann auf's Pferd!

Die beiden Waisen warfen einen letzten und frommen Blick auf den Ort, welcher so schmerzliche Erinnerungen in ihrem Herzen hervorgerufen, und bestiegen mit seiner Hülfe den Schäker wieder.

Dieses ehrwürdige Thier hatte nicht einen Augenblick daran gedacht, sich zu entfernen; aber als Veteran von geprüfter Erfahrung hatte es provisorisch die Augenblicke benutzt, um diesem fremden Boden eine reichliche Contribution von grünem und zartem Grase aufzuerlegen, und zwar unter den Augen des etwas neidisch zusehenden Murrkopf, der bequem auf der Wiese ausgestreckt lag und seine Schnauze zwischen seine Vorderpfoten gesteckt hatte; beim Signal zum Aufbruch nahm der Hund seinen Posten hinter seinem Herrn wieder ein; Dagobert sondirte den Boden mit seinem langen Stocke, denn die Wiese wurde immer sumpfiger, er führte das Pferd am Zaume, war aber nach einigen Schritten sogar genöthigt links abzuwenden, um wieder auf die Landstraße zu kommen.

In Möckern angekommen, fragte Dagobert nach der bescheidensten Herberge des Dorfes, man antwortete ihm, daß es nur eine gebe: das Wirthshaus zum weißen Falken.

— Nun, so gehen wir in den weißen Falken, — hatte der Soldat geantwortet.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Es hat Herr Kollmann und nun auch Herr E. Sue, Letzterer natürlich nur aus Unkenntniß unserer Preßgesetzgebung, wiederholt und öffentlich die Behauptung aufgestellt, daß die in dem Verlag des Erstern erscheinende Uebersetzung des Ewigen Juden von Eugen Sue, weil sie mit Bewilligung und unter Mitwirkung des Verfassers herausgegeben werde, als ein Originalwerk zu betrachten sei. Dies wird nicht bestritten; sie ist es aber nicht mehr und nicht weniger als jede andere Uebersetzung, die von einem der Sprache Verständigen nach dem französischen Texte bearbeitet wird, und wir haben uns so wenig als Andere von der Mittheilung dieses interessanten Werkes abhalten lassen können, weil es durchaus ungegründet ist, daß Herrn Kollmann nach Recht oder Gesetz eine Befugniß zustehe, allein die Uebersetzung des Ewigen Juden zu veröffentlichen. Das Recht gestattet allerdings dem Verfasser die freieste Verfügung über sein Geisteswerk, allein so lange es unmöglich ist, denselben Gedanken gleichzeitig in zwei Sprachen zu denken und auszusprechen, so lange muß es für unmöglich gehalten werden, daß von einem und demselben Werke zwei Originale im rechtlichen Sinne existiren, und während der Verfasser ein ganz unbestreitbares Recht hat, darauf zu dringen, daß sein Werk übersetzt werde, so kann derselbe in Beziehung auf das Recht der Uebersetzung höchstens bei dem vollgültigsten Schutze des Autorrechtes ein Verbot aller und jeder Uebersetzung aussprechen; ein Recht, welches sich der Natur der Sache nach, auf das Ursprungland beschränken würde und auf andere Länder nur durch Staatsverträge erstreckt werden kann.

Nach positiven Gesetzen sind Uebersetzungen nur in Rußland, Belgien und Preußen und nur unter solchen Bedingungen und Voraussetzungen verboten, welche in Preußen wenigstens auf französische Autoren und auf sächsische Verleger keine Anwendung leiden. Auf jene nicht, weil in Frankreich selbst die Uebersetzungen so wenig beschränkt sind, daß ein französischer Autor, wenn er sein Werk früher deutsch in Deutschland als in Frankreich erscheinen ließe, in den französischen Gesetzen keinen Anhalt fände, um zu verhindern, daß ein solches Werk in das Französische übersetzt und sein Original ebenfalls nur als Uebersetzung betrachtet werde; auf diese nicht, weil Sachsen keinen Schutz der Uebersetzungen kennt.

Zwar bestand in Sachsen von dem Jahre 1773 bis 1812 ein ausschließliches Recht des ersten Uebersetzers, im letztgedachten Jahre ist es jedoch ausdrücklich aufgehoben und im Gesetz vom 22. Febr. d. J. nicht wieder hergestellt, auch Herrn Kollmann's Gesuch um ein Privilegium für seine Uebersetzung sicherem Vernehmen nach, ebenso wie das beantragte Verbot der von andern Buchhandlungen angekündigten Uebersetzungen, abgeschlagen worden. So gewiß das Interesse der Wissenschaft und der Literatur die Verletzung eines begründeten Rechtes in keiner Weise rechtfertigen oder auch nur entschuldigen würde, ebenso gewiß hat die Gesetzgebung auf solche Interessen Rücksicht zu nehmen, wo es gilt, Verrechte zu verleihen, und als ein solches würde es zu betrachten sein, wenn dem Verfasser eines literarischen Werkes gestattet werden sollte, das Eigenthum auf die Form, in welcher dasselbe von ihm veröffentlicht worden ist, über diese Form hinaus zu verfolgen und eine geistige Reproduction in einem ganz andern Sprachgebiet zu verhindern. Dürfte man versichert sein, daß der Verfasser ein größeres Interesse dabei hätte, daß von seinem Werke überall nur die möglichst beste Uebersetzung gegeben werde, als vielmehr dabei, daß ihm ein hoher Preis für die Uebersetzung gewährt wird, so möchte die Verletzung eines solchen Verrechtes minder bedenklich erscheinen, allein sie ist am wenigsten bei dem jetzigen Stande des internationalen Autorrechtes als eine Nothwendigkeit anzusehen, und noch sind viele weit dringendere Mängel des literarischen Rechtsschutzes zu beseitigen, bevor an eine so außergewöhnliche Erweiterung desselben gedacht werden kann.

Diese Erklärung glaubte die Unterzeichnete ihren Lesern schuldig zu sein, und weil es sich nur um das Recht handelt, so dürfte auch darauf kein Gewicht gelegt werden, daß die Uebersetzung, welche, von einem tüchtigen Kenner des Französischen herrührend, unzweifelhaft ebenfalls als Original gelten muß, durch bildliche Darstellungen vor allen andern sich auszeichnen wird.

Leipzig, am 5. Juli 1844.

Die Redaction der Novellen-Zeitung.

Subscriptionsbedingungen.

Die

Novellen-Zeitung,

Feuilleton ausgewählter Romane,

Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatischer und poetischer Werke,

erscheint, vom 3. Juli ab, regelmäßig **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 dreispaltigen Folioseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Zwei und funfzig Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von circa 20 Bänden gewöhnlichen Octavformates. Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden gratis geliefert.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.

J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 3. Leipzig, Mittwoch den 17. Juli 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude. Von Eugène Sue. (Fortsetzung.) Drittes Kapitel. Die Ankunft.

Reisefragmente von Therese. (Schluß.)

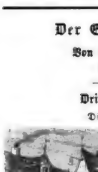
Der Ewige Jude.

Von Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die Ankunft.



ehre Male schon hatte Morok, der Oberbefehlshaber, ungestraft den Toden der Steppenlande geschaut, die nach dem Hinterhofe des Wirthshauses hinausgingen, um die Ankunft des alten Soldaten mit den beiden Mädchen abzuwarten; da er sie nicht kommen sah, begann er wieder mit über die Brust gekreuzten Armen, gesenktem Kopfe langsam auf- und abzugehen, und überlegte, wie er den gefaßten Plan ausführen könne; seine Gedanken beschäftigten ihn wahrscheinlich auf unangenehme Art, denn seine Züge schienen noch düsterer als gewöhnlich.

Trotz seines wilden Aussehens ermangelte dieser Mann nicht der Intelligenz; die Unerschrockenheit, welche er bei seinen Verwegenheiten an den Tag legte und vermöge eines schlauen Charlatanismus seinem jetzigen Zustande der Gnade zuschrieb, eine mitunter ägyptische und feierliche Sprache, eine streng durchgeführte Druckelei hatten ihm eine Art Einfluß auf die Völker verschafft, welche er oft auf seinen Reisen besuchte.

Man kann wohl denken, daß Morok schon lange Zeit vor seiner Bekehrung sich mit den Sitten wilder Thiere vertraut gemacht hatte . . . In der That, im nördlichen Sibirien geboren, war er schon als Jüngling einer der kühnsten Bären- und Rennthierjäger gewesen; später im Jahre 1810 gab er diese Beschäftigung auf, um einem russischen Ingenieur, der mit Untersuchungen in den Polargegenden beauftragt war, als Führer zu dienen; er folgte ihm darauf nach St. Petersburg; dort wurde Morok nach verschiedenen Glückswechseln bei den kaiserlichen Equipagen angestellt, Automaten von Eisen, welche die geringste Laune des Despoten auf einem gebrechlichen Schlitten in das unermeßliche Reich von perfischen Meerbusen bis zum Eismeer schleudert. Für diese Leute, welche Tag und Nacht mit der Schnelligkeit des Blitzes reisen, giebt es weder Jahreszeiten, noch Hindernisse, noch Ermüdung, noch Gefahren; wie Wurfgeschosse müssen sie einmeter zerbrechen oder am Ziele ankommen; man begreift daher die Kühnheit, Kraft und Entschlossenheit an ein solches Leben gewöhnter Männer.

Wie wollen hier nicht erzählen, in Folge welcher sonderbaren Umstände Morok dieses schwere Geschäft für ein anderes ausgetauscht hatte, und als Laienbruder in ein Kloster in Freiburg eingetreten war; worauf er nach seiner vollkommenen und gänzlichen Bekehrung die Romanenzüge mit einer Menagerie begonnen, deren Ursprung unbekannt war.

Morok ging noch immer auf dem Boden auf und ab. Es war Abend geworden.

Die drei Personen, deren Ankunft er so ungeduldig erwartete, erschienen nicht.

Seine Schritte wurden immer ungewisser und abgebrochener.

Plötzlich hielt er auf einmal still, neigte den Kopf nach dem Fenster zu und horchte. Dieser Mensch hatte ein so scharfes Ohr als ein Wilder.

— Da sind sie! . . . rief er aus.

Und sein gelbes Auge strahlte von teuflischer Freude. Er hatte den Schritt eines Mannes und eines Pferdes wahrgenommen.

Reisefragmente von Therese,

Verf. der Briefe aus dem Süden, Fallenberg u. s. w.

(Schluß.)

Eine andere der Geschichte gehörende Erinnerung weckte der Freitenstaal, in dem der weltpolitische Friede unterzeichnet wurde. An den Wänden hängen die Bildnisse sämmtlicher zugegen gewesener Gesandten und Philipp's IV., Ferdinand's III. und Ludwig's XIV., letzterer als Knab, mit einem Gesichte dargestellt, aus dem der ganze Schmelz der Liebenswürdigkeit hervorbricht. In einem Schranke werden verschiedene Merkwürdigkeiten, unter andern der geflickte Pantoffel der Frau von Johann von Leiden, die er, als sie Fürbitte für unglückliche thun wollte, selbst entwarzte, und ein eisernes Halsband aufbewahrt, an das sich folgende Sage knüpft. Zwei Adlige, Lambert von Oer und Gerhard von Haaren, waren im Streite miteinander und hatten sich gegenseitig bittere Rache geschworen. Als daher einst am Sonntage sich zur Messe begeben wollte, hatte sich sein Gegner an die Landstraße gelagert, fiel ihn aus seinem Hinterhalte an und warf ihm das eiserne, inwendig mit Nägeln versehene Halsband um den Hals, das noch obendrein so gekrümmt ist, daß es den Mund mit einer eisernen Platte verschließt und also das Essen unmöglich macht. Dann war es in Nürnberg gemacht und so kunstvoll gearbeitet, daß es, obwohl nur mit einer Feder, sich von selbst schließt und nicht wieder geöffnet werden konnte. Dem von Oer drückten sich die Stacheln fürchterlich in's Fleisch. Er lief vom Schmied zum Schlosser und vom Schlosser zum Schmied, und keiner vermochte das Band abzunehmen. Endlich nach drei Tagen kam sich ein Schmiedsgesell, der ein frühes Mausopfer unternahm. Von Oer mußte sich auf den Amboß legen, der Schmied ergriff den Hammer, rief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“, that drei gewaltige Schläge und siehe da, das Halsband sprang auf und von Oer, ohne beschädigt zu sein, war befreit von seiner Last. Dies die Sage. Ein anderes statistisches Detail ist das, daß die Stadt Münster ungefähr 18,000 Katholiken, 1000 Protestanten und 150 Juden zählt. Die armen Juden!! Man spricht so viel in unserer Zeit von ihrer Emancipation und thut so wenig. Was muß hier noch geschehen, hier noch weiter gut gemacht werden! Wie viel giebt es zu trösten, wie viel Gutes zu thun, von dem der Samen in den Wunden der Großen gleichsam verstoßen und vergessen ruht und der nur eines edeln Herzens bedürfte, um herrliche Früchte zu tragen. Ein ganzes Volk ist elend und unterdrückt. Noth, Unruhe und Unterwandung haben die Geister geblümt; sie leiden und verderben. Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit, Habsucht, falsche Gewohnheiten, Alles das könnte anders sein, wenn man den Juden bürgerliche Rechte, Religionsfreiheit, eine bürgerliche Stellung gäbe. Man zwingt sie zum Schacher, man macht sie zu Romanen. Betrachtet dagegen den, der ein geregeltes Leben führen kann, dessen Einkommen gesichert ist, der sich darin halten darf, darin begrenzt sich hält. Gebt seiner Güter, sichtlich Lumpen, kann er im Voraus seine Ausgaben berechnen, die verständigen Gewerbsstoffe verringern und das Erfparte gleich Freuden zählen, die ihn nicht gestraft werden können. Er besitzt eine Stube, reinliche Wohnung, einen kleinen Garten. Alles ist einfach,

Digitized by Google

Er ging nach der Bodenluke, öffnete den Laden vorsichtig und sah in den Hof des Wirthshauses die beiden Mädchen zu Pferde hereinkommen und den alten Soldaten ihnen vorangehen.

Die Nacht war trübe und wolkig geworden; ein heftiger Wind machte das Licht in den Laternen flackern, bei deren Scheine man die neuen Gäste empfing; das Morel gegebene Signalement war so genau, daß er sich nicht irren konnte.

Seiner Beute gewiß, schloß er das Fenster.

Nachdem er noch eine Viertelstunde überlegt hatte, wahrscheinlich, um seine Pläne recht anzuordnen, neigte er sich über die Oeffnung der Fallthür, wo die Leiter stand und rief:

— Goliath!

— Herr? . . .

antwortete eine rauhe Stimme.

— Komm hierher . . .

— Hier bin ich . . . Ich komme vom Metzger und bringe Fleisch.

Die Stufen der Leiter erzitterten und bald erschien ein ungeheurer Kopf in gleicher Höhe mit dem Fußboden.

Goliath, der seinen Namen mit Recht trug, denn er war größer als sechs Fuß und von herkulischer Breite, war scheußlich; seine schielenden Augen lagen tief unter einer niedrigen vorspringenden Stirn, Haar und Bart, gelb, dicht und starr, wie Pferdehaar, gab seinen Zügen einen thierischen Charakter; zwischen seinen breiten Kinnladen, die mit hakenähnlichen Zähnen bewaffnet waren, hielt er an der einen Ecke ein Stück rohes Rindfleisch, das zehn bis zwölf Pfund wog, da er es wahrscheinlich bequemer fand, das Fleisch auf diese Weise zu tragen, damit er sich mit den Händen an der Leiter halten könne, die unter seinem Gewichte schwankte.

Endlich kam dieser dicke und große Körper ganz zum Vorschein: an seinem Stiernacken, der bewunderungswürdigen Breite seiner Brust und Schultern, der Dicke seiner Arme und Beine konnte man abnehmen, daß dieser Riese im Stande war, ohne Furcht Leib an Leib mit einem Bären zu kämpfen.

Er trug eine alte blaue Hose mit rothen Streifen mit Leder besetzt und eine Art von Casaque oder vielmehr Küraß von sehr dickem Leder, hier und dort von den scharfen Krallen der Thiere zerkratzt.

Als Goliath oben war, machte er seine Zähne auseinander, öffnete den Mund und ließ das Rinderviertel zur Erde fallen, indem er seinen blutigen Schnurrbart mit Wohlbehagen ableckte.

Diese Art Ungeheuer hatte wie so viele andere Gaukler damit angefangen, auf Jahrmärkten gegen eine Gratification des Publicums rohes Fleisch zu essen. Darauf war er diese wilde Nahrung gewohnt geworden, und seinen Geschmack mit seinem Vortheile vereinend, machte er zu Morel's Vorstellungen das Vorspiel, indem er vor dem Volke einige Pfund rohes Fleisch verzehrte.

— Mein Theil und der für den Tod sind unten, das hier ist für Kain und Judas, — sagte Goliath, indem er auf das Stück Fleisch zeigte. — Wo ist das Hackemesser? . . . ich will es mitten durch hauen . . . kein Vorzug . . . Thier oder Mensch, jedem Schlunde gebührt sein Fleisch . . .

Er streifte den einen Aermel seiner Jacke auf und ließ einen Vorderarm sehen, der behaart wie eine Wolfshaut und mit daumendicken Adern durchzogen war.

— Nun, Herr, wo ist das Hackemesser?

begann er, mit den Augen das Instrument suchend.

Anstatt auf diese Frage zu antworten, richtete der Prophet an seinen Junger selbst Fragen.

— Warst Du unten, als eben die Reisenden in der Herberge angekommen sind?

— Ja, Herr, ich kam vom Metzger.

— Wer sind diese Reisenden?

— Zwei kleine Mädchen, die auf einem weißen Pferde ritten; ein alter Bursche mit großem Schnurrbarte begleitet sie . . . Aber das Hackemesser . . . die Thiere haben großen Hunger . . . ich auch . . . wo ist das Hackemesser?

— Weißt Du, wo man diese Reisenden einquartiert hat?

— Der Wirth hat die beiden kleinen Mädchen und den Alten hinten nach dem Hofe geführt.

— Nach dem Gebäude, das aufs Feld hinausgeht?

— Ja, Herr, aber . . .

Ein einstimmiges furchtbares Gebrüll erschütterte den Boden und unterbrach Goliath.

— Hören Sie wohl, — rief er aus, — der Hunger macht die Thiere ganz wüthend. Wenn ich brüllen könnte . . . machte ich es auch wie sie. Ich habe Judas und Kain noch nie so gesehen, wie heute Abend; sie machen Sätze in ihrem Käfig, als wollten sie Alles zertrümmern . . . Und der Tod, dessen Augen leuchten noch mehr als gewöhnlich . . . sie sehen aus wie zwei Kerzen . . . der arme Tod!

Ohne auf Goliath's Bemerkungen zu achten begann Morel wieder:

— Die jungen Mädchen sind also in dem Hintergebäude des Hofes untergebracht?

— Ja, ja, aber in des Teufels Namen, das Hackemesser! Seit Karl fort ist, muß ich die ganze Arbeit allein machen und da verspätet sich unsere Fütterung stets.

— Ist der alte Bursche bei den jungen Mädchen geblieben? fragte Morel.

Goliath betrachtete den Propheten mit wachsendem Staunen und wunderte sich, daß sein Herr trotz seines Dringens nicht an die Fütterung der Thiere dachte.

— Antworte doch, du Vieh!

— Wenn ich ein Vieh bin, so habe ich auch die Kraft des Viehs, — sagte Goliath mit mürrischem Tone, — und wenn es darauf ankommt, so bin ich nicht immer unterlegen.

— Ich frage Dich, ob der Alte bei den jungen Mädchen geblieben ist? wiederholte Morel.

— Ei nun, nein, — antwortete der Riese, — nachdem der Alte sein Pferd in den Stall geführt, hat er ein Waschfaß und Wasser verlangt, er hat sich auf den Flur hingestellt und dort beim Scheine der Laterne . . . wäscht er . . . ein Mensch mit grauem Schnurrbart . . . und waschen wie eine Wäscherin, das ist gerade so, als wenn ich Kanarienvögeln Panfkörner geben wollte, — fügte Goliath die Achsel zuckend verächtlich hinzu.

Jetzt aber, da ich geantwortet habe, Herr, lassen Sie mich für das Essen der Thiere sorgen, — darauf mit den Augen umhersuchend, fügte er hinzu: — aber wo ist denn das Hackemesser?

Nach einem Augenblicke nachdenklichen Schweigens sagte der Prophet zu Goliath:

— Du wirst den Thieren heut Abend Nichts zu fressen geben!

— Anfangs verstand Goliath ihn nicht, so unfaßlich war eine solche Idee für ihn.

— Wie meinen Sie, Herr? — fragte er.

— Ich verbiete Dir, den Thieren heute Abend zu fressen zu geben.

Goliath antwortete Nichts, sperrte seine schielenden Augen unmäßig weit auf, schlug die Hände zusammen und trat zwei Schritte zurück.

— Nun, verstehst Du mich? — sagte Morel ärgerlich. — Ist es Dir deutlich?

— Nicht fressen? Wenn unser Fleisch da ist und unsre Fütterung schon um drei Stunden verspätet ist? . . .

rief Goliath mit immer größer werdendem Staunen aus.

— Gehorche . . . , und schweig'!

— Aber wollen Sie denn, daß heute Abend ein Unglück passirt? . . . Der Hunger wird die Thiere ganz rasend machen! Und mich auch . . .

— Desto besser!

— Ganz toll! . . .

— Desto besser!

— Wie so desto besser? . . . Aber . . .

— Schweig'!

— Aber bei des Teufels Fell, ich habe soviel Hunger als sie . . .

— Ih, . . . wer hindert dich daran? Dein Abendbrod ist fertig, da Du es roh verzehrst.

— Ich esse niemals ohne meine Thiere . . . und sie nicht ohne mich . . .

— Ich wiederhole Dir, wenn Du es Dir beikommen läßest, den Thieren zu fressen zu geben, . . . so jage ich Dich fort . . .

Goliath ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, ähnlich dem Brummen eines Bären, und sah den Propheten mit zugleich verwunderter und zorniger Miene an.

Als Morel diese Befehle gegeben, ging er den Boden auf und ab, und schien nachzudenken. Darauf wandte er sich an Goliath, der sich noch immer nicht von seinem Staunen erholen konnte.

— Du erinnerst Dich, wo das Haus des Bürgermeisters ist, wo ich meinen Erlaubnißschein gelöst habe und dessen Weib von meinen kleinen Büchern und einen Rosenkranz gekauft hat?

— Ja,

antwortete trotzig der Riese.

— Du gehst, und fragst seine Magd, ob ich darauf rechnen kann, den Bürgermeister morgen ganz früh zu treffen.

— Wozu das?

— Ich habe ihm vielleicht etwas Wichtiges mitzutheilen; in jedem Falle laße ich ihn bitten, nicht auszugehen, bevor ich ihn nicht gesprochen.

— Gut . . . aber die Thiere . . . kann ich ihnen nicht zu fressen geben, bevor ich zum Bürgermeister gehe? . . . Wenigstens dem javanischen Panther . . . der ist am heißhungrigsten . . . Nicht wahr, Herr, blos dem Tode? Ich will ihm nur ein Maulvoll zu fressen geben. Kain, Judas und ich, wir wollen warten.

— Dem Panther verbiete ich Dir am allermeisten etwas zu geben, — ja, gerade ihm noch weniger als den andern . . .

— Bei des Teufels Hörnern, — rief Goliath aus, — was haben Sie denn heute? Ich verstehe auch nicht die Spur davon; es ist schade, daß Karl nicht hier ist; er ist schlau und würde mir helfen errathen, warum Sie nicht wollen, daß die Thiere, die Hunger haben . . . fressen . . .

---

hätte der Geiz oder das Elend diese Einfachheit gemacht, so wäre sie drückend, aber es ist die Einfachheit der Sparsamkeit. Diese raisonnirten Entbehrungen, diese freiwillige Strenge sind erhebender als der raffinirte Ueberfluß. Dieser wird leicht eine Kette, jene haben Flügel, die zum Himmel führen. In einer solchen Lage tritt die eigentliche Freiheit an den häuslichen Herd. Man hat keine verkaufbaren Geister. Man will weder beschäm, noch verleiten. Man ist glücklich, eben weil man selbst arbeitet. Kein rauschendes Fest unterbricht diese Stille. Alle Tage gleichen sich, weil alle gleich friedlich sind. Mit den Zerstreuungen würden die Aufgaben kommen; man vermehrt die Zerstreuungen. Das ist eine bürgerliche Existenz, in der die Gemüther sich bilden und dem Bessern sich zuneigen können. Christen können sich diese Existenz schaffen, den Juden haben sie sie nicht gegönnt. Ich weiß nicht, warum Münster so wenig Juden zählt; ich glaube, es hängt mit der katholischen Luft, mit der noch immer herrschenden Intoleranz zusammen. In Italien, wo die Priester regieren, sind auch sehr wenig Juden. Die protestantischen Länder sind in der Hinsicht aufgeklärter und besser. Sie dulden mehr als daß sie verfolgen. Vielleicht auch, daß das mit der Gleichgültigkeit zusammenhängt, mit der die Protestanten über religiöse Ansichten hinwegsehen. Weil die Katholiken exclusiver sind, sind sie auch leidenschaftlicher.

Zwischen Münster und Düsseldorf giebt es große Strecken unbebauten Landes, die einen traurigen Anblick gewähren. Sie sollen früher reicher, blühender, üppiger gewesen sein. Aber der dreißigjährige Krieg hat die Saaten zertreten und die niedergebrannten Häuser sind nicht wieder gebaut worden. Das macht einen melancholischen Eindruck. Unwillkürlich schweift das Auge in die Vergangenheit oder ruht sich mit der Phantasie in bessern Gegenden, auf schönern Punkten aus. Wenn die Erde einsam wird, bevölkert sich der Himmel.

III. Düsseldorf.

Düsseldorf interessirte mich nur seiner gemalten Leinwand wegen. Düsseldorf ist der Sitz einer tüchtigen, oft angefeindeten, aber immer wieder frisch aufblühenden Schule. Im Uebrigen ist es eine traurige, breitstraßige Stadt, der das Land tausendmal verzuplichen ist. Es mag vielleicht bizarr klingen, aber ich gestehe, daß ich die mit Eis bedeckten Felsen des Nordens in ihrer Einsamkeit lieber als eine Messe von Städten habe, in denen die Menschen in ihre Gewohnheiten wie eingewickelt, von Aergerniß und Dummheit lebend, sich besser als der sorglose und kräftige Landbewohner dünken, der auf seinem Acker arbeitet und Sonntags einen stillen Tag hat. Kleine Städte sind öfters angenehmer, als mittelmäßig große. Aber diese kleinen Städte müssen reinlich, gut gelegen, gut gebauet sein, müssen statt langweilige Wallpromenaden einen schön gepflanzten Park und hellplätschernde Brunnen neben einem großen Marktplatz haben. Als Bewohner wünsche ich mir weder außerordentliche noch berühmte, nicht einmal gelehrte Menschen, aber gutdenkende, die sich gerne begegnen und die geistreich reden, eine Bevölkerung, die so wenig wie möglich von der Armuth, wie der Unreinlichkeit, von den Frommen, wie den alten Jungfern und der Verleumdung heimgesucht ist. Ganz große Städte sind angenehm, weil man unter dieser ungeheuern Masse auf einen Freund oder auf Bekannte, wie man sie liebt, hoffen kann. Man kann sich in der Menge verlieren, zu gleicher Zeit geachtet, frei und unbekannt sein, leben wie man will, diese Lebensweise ändern, ohne daß davon gesprochen wird, sich gewöhnen oder entwöhnen, ohne andere Personen als Richter zu haben, die uns wahrhaft kennen. Paris ist unstreitig die Stadt, die alle diese Vortheile vereinigt. Uebrigens glaube ich, daß man dort für eine gewiße Zeit, aber nicht für immer angenehm leben kann. Der Mensch ist doch nicht bestimmt ewig zwischen Steinen, unter Dachziegeln und im Straßenschmutz zu leben. Das gesellschaftliche Leben mag große Reize haben, weil es Quellen bietet, die unerschöpflich scheinen, aber wahrhaft befriedigend wirkt es nur für einige Zeit, denn es füllt nicht aus, wirkt nicht auf die Länge auf den, der in diesem hohlen Lärm der Versprechungen kein Betrogener oder Verführter ist. Düsseldorf ist weder eine große noch eine kleine Stadt; es ist menschen- und magerleer. Begegneten einem hie und da nicht Gesichter mit langen Haaren und noch längern Bärten, phantastische Jünglinge, die bunte Farben lieben, die im Auge Phantasie und auf der Stirne Heiterkeit haben, man würde sagen, daß es eine poesielose dürre Stadt ist. Aber diese Jünglinge geben ihr ein intellectuelles, ein warmes Leben. Es sind Maler, die auf der Akademie arbeiten, Künstler, für die die Schönheit eine Religion und die Natur ein Paradies ist. Sonderbar ist es, daß

— Du brauchst es nicht zu verstehen.

— Wird Karl nicht bald wiederkommen?

— Er ist wiedergekommen . . .

— Wo ist er denn? . . .

— Er ist wieder weg . . .

— Was geht denn hier vor? Es giebt Etwas, Karl reist fort, kommt wieder, geht wieder weg . . . und . . .

— Es ist nicht von Karl die Rede, sondern von Dir; obgleich gefräßig wie ein Wolf, bist Du boshaft wie ein Fuchs und wenn du willst . . . auch so schlau als Karl . . .

Und Morok klopfte dem Riesen vertraulich auf die Schulter, indem er plötzlich Ton und Miene änderte.

— Ich schlau?

— Ich will es Dir beweisen, denn es giebt heute Nacht zehn Gulden zu verdienen . . . und Du wirst schlau genug sein, es zu thun . . . davon bin ich überzeugt.

— Unter dieser Bewingung, ja, da bin ich schlau, — sagte der Riese lachend mit dummpfiffiener Miene. — Was muß ich thun, um zehn Gulden zu verdienen?

— Du wirst es sehen.

— Ich sehe schwer?

— Du wirst es sehen . . . Zuerst gehst Du zum Burgemeister, aber vorher bringst Du diese Kohlenpfanne in Glut.

Er zeigte mir einer Geberde darauf hin.

— Ja, Herr! . . .

sagte der Riese, über die Verspätigung seines Abendbrodes durch die Aussicht auf den Verdienst von zehn Gulden getröstet.

— In der Kohlenpfanne bringst Du diese Stahlfeile zum Glühen, fügte der Prophet hinzu.

— Ja, Herr!

— Du lässest sie darin, geht dann zum Burgemeister, kommst wieder und wartest hier auf mich.

— Ja, Herr!

— Du unterbrichst immer das Feuer.

— Ja, Herr!

Morok that einen Schritt, als wolle er hinausgehen, dann besann er sich und sagte:

— Du sagst, daß der alte Knabe damit beschäftigt ist, auf dem Thor zu waschen?

— Ja, Herr!

— Bergiß Nichts; die Pike ins Feuer, zum Burgemeister und dann komm wieder und erwarte mich hier.

Dies gesagt hing der Prophet die Fallthür hinab und verschwand.

Viertes Kapitel.

Morok und Daqobert.

Allah hatte sich nicht geirrt . . . Dagobert wußte mit dem unerschütterlichen Ernste, mit welchem er alle Sachen behandelte.

Wenn man an das Soldatenleben im Kriege denkt, wird man sich nicht über diese anscheinende Sonderbarkeit wundern; übrigens dachte Dagobert nur darauf, bei der geringen Barschaft der beiden Waisen soviel als möglich zu sparen und ihnen selbst jene Sorge, jene Mühe abzunehmen; deshalb verrichtete er Abends nach jeder Station eine Menge weiblicher Geschäfte. Uebrigens war er darin kein Lehrling mehr; oft genug während seiner Campagnen hatte er sehr dertselben den Schaden und die Unordnung weiter gut gemacht, welche der Zag einer Schlacht in den Kleidern eines Soldaten anrichtet. Denn es ist nicht blos, daß man Säbelhiebe bekommt, man muß auch seine Uniform wieder flicken, weil die Lümpe, wenn sie in die Haut dringt, auch zugleich einen bösen Einschnitt in das Kleid macht.

So steht man am Tage nach einem heftigen Kampfe die besten Soldaten (die sich durch ihre schöne militairische Haltung sich auszeichnen) auch ihren Kameraden oder Mannschaft ein fleines Besteck nehmen, das mit Nadeln, Zwirn, Schere, Knöpfen und anderem Kramer versehen ist, und sich allen Arten von flickereien um Stopfarbeiten, auf welche die sorgsamste Hausfrau eifersüchtig sein könnte, widmen.

Wir können keine bessere Gelegenheit finden, den Beinamen Dagobert zu erklären, der Franz Baudoin (dem Zuhrer der beiden Waisen) gegeben wurde, wenn man ihn als einen der schönsten und tapferen der Grenadiere zu Pferde von der Kaisergarde ansührte.

Man hatte sich den ganzen Tag über ohne entscheidende Vortheile tüchtig geschlagen. — An Abend wurde die Convoyage, zu welcher unser Alter gehörte, abgeschickt, um die Ruinen eines verbrannten Dorfes zu besetzen und zu bewachen; als die Reserven aufgestellt waren, blieb die eine Hälfte der Reiter zu Pferde und die andere durfte sich ausruhen und ihre Pferde einsäumen. Unser Soldat hatte tüchtig drein gehauen, ohne niemal verwundet zu werden, denn er respectirte es für Nichts, daß ihm ein Kürassier am Schenkel eine tiefe Schramme gemacht hatte, indem er ungeschickt mit einem Bajonettstich von oben nach unten gefahren war.

— Spitzbube! meine neue Hose! . . .

rief der Grenadier aus, als er den ungeheuren Riß auf seinem Schenkel klaffen sah; er rächte sich durch einen gehörigen kunstgerecht von oben nach unten geführten Kolbenhieb, der den Oestreicher fallierte. Wenn unser Freund auch in Betreff der leichten Schramme in seiner Haut auch eine höchst kriegerische Gleichgültigkeit zeigte, so war es dagegen mit dem Riß in seiner beiden Hose eine andere Sache.

Am Abende desselben Tages also unternahm er es, den Schaden wieder abzubessern; er zog sein Nähzeug aus der Tasche, suchte seinen beiden Zwirn, seine helle Nadel aus, stedte den Fingerhut an und begann den Schneider zu spielen, am Wachtfeuer sitzend, nachdem er vorher seine große Reitstiefeln ausgezogen und auch, wie wir nicht verhehlen dürfen, seine Hosen, die er umgewendet hatte, um von innen zu nähen, damit die Flicknaht weniger zu sehen sei.

Diese theilweise Entkleidung verlieh allerdings einen gewissen die Physiognie, obersten Napoleons, welcher die Runde machte, konnte sich nicht enthalten, beim Anblicke drei alten Soldaten zu lachen, der ernsthaft mit seiner Bärenmütze auf dem Kopfe, mit seinem guten Uniformrock halb, die Stiefel neben sich gestellt und die Hosen auf den Knieen hatte und mit zur Kaltbürgkeit einer Schneiderin auf seinem Werkstücke sich nun beschäftigte.

Plötzlich knallten Musketenschüsse, die Bivouirs zogen sich auf ihre Detachements zurück und riefen Alarm.

— Aufgesessen! — schrie der Capitain mit Donnerstimme.

Im Moment sind die Reiter zu Pferde, der unselige Zlickarbeiter war Zuhrer in seinen Zug; da er seine Zeit hatte, seine Hosen anzuwenden, so war er es nicht, er fuhr, so gut es ging, verkehrt angezogen, aber ohne sich Zeit zum Anziehen der Stiefeln zu lassen, schwingt er sich auf's Pferd.

Eine Abtheilung Kosaken hatte die Nähe eines Gehöftes benutzt, das Detachement zu überfallen; das Handgemenge wurde blutig, unser Mann schimmte vor Wuth, er hielt sehr auf seine Sachen und der Zag war ihm ungünstig: seine Hosen zerrissen, seine Stiefeln verloren! Dreifach hieb er auf die niemals mit solcher Erbitterung ein, ein fürchter Mannschein leuchtete zu den Sternen; die Compagnie konnte die glänzende Tapferkeit des Grenadiers bewundern, der zwei Kosaken tödtete und einen Offizier allein gefangen nahm.

---

diese Akademie öffnet bereit, bes die Düsseldorfer sich nicht mit ihr amalgamirt, ja nicht einmal ein regen Interesse für sie haben. Früher durch eine Gemäldegallerie berühmt, in der die niederländischen und Kammanischen Meistermerke prangten, hat sie nach den stürmischen Kriegszeiten nur wenig Bilder, aber desto bessere Maler gehabt. Cornelius, der als Director 1825 Berge Zeit wirkte, strebte besonders nach Ausführung großer Cartons. Hatte diese Seite der Kunst wenig Anziehendes für das Publicum, so gewann dadurch die Akademie an Gediegenheit und Correctheit. Nach Cornelius Abgang trat ein ungleichblich ausgezeichneter Zuhrer ein, der aber, als Schadow erschien, einer neuen geregelten Thätigkeit Platz machte. Jener fehlten für den Moment die Mittel, die sich der geistreiche Mann zur Erhöhung einer Akademie als unerläßlich gedacht hatte, aber das hinderte ihn nicht rasch an's Werk zu gehen. Zuerst strebte er darnach die wenigen Kräfte, die sich vorfanden (viele Schüler waren Dornthun gefolgt), um sich zu sammeln um sie einer neuen Ordnung sich fügen zu lassen. Das Ziel er freilich auf vielen Widerstand. Wer früher nach eignem Willen gebraucht, sollte jetzt arbeiten; wer gefangen und gehobt, sollte von vorne beginnen. Das erregte Mißbehagen; es bildete sich eine Partei gegen Schadow und gegen seine Getreuen, unter denen Schirmer und Sonderland die ersten waren; es war daher natürlich, daß Schadow sich an die schied, die ihm am Beirath gefolgt waren, um bald den rheinischen Malern gegenüber stand, weil diese in ihm Wüstür und Herrschsucht zu erkennen glaubten. Wie kräftig Schadow zu wirken wußte, wie der göttliche Funken in ihm

um ihn glühete, das bewiesen Hübner's Zischerbade, Hildebrandt's Romeo und Julia, Bohn's Rinaldo und Armide, Schadow's Magnen, Lessing's Garton zur Schacht von Zeuthun, Schirmer's bedeutendste erste Landschaft, die nach einem einjährigen Aufenthalt die Zuhrerschaft auf sich zogen und mehr als Worte bewiesen, daß Schadow eben so ausgezeichneter Director als genialer Künstler ist. Auch gegenwärtige wenige Jahre Arbeit um Bendemann's Juden im Exil, Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, Hübner's Evangelisten, Schadow's Jünger an Emmaus, Schröter's Don Quixotte, Becker's künstlerische Charakter, Mosel's Kinderscenen in's Leben zu rufen. Achenbach's, Carl's und Schirmer's Landschaften schließen sich diesen verschiedenartigen Bildern an und so entwand ein Anderung in der Akademie, ein Leben und Weben, das Schadow's Verdienst ist. Dennoch ward er angefeindet, dennoch heißt es von seinen Leistungen, daß sie nicht populär genug sind. Es ist dies für die Malerei ein eigen Wort. Das Schöne, das auf Mogen Anspruch, die verstanden und verstanden werden wollen, ist nicht immer mit Händen zu greifen. Es verbirgt sich auch zuweilen hinter Schleier oder hüllt sich in Räthsel. Was Schadow's Werke auszeichnet, ist Genzie und Leben, einfache Handlung, niedergegeben durch eine einfache Form, ein sich hinneigen zur altdeutschen Schule, der sich auch Cornelius, Veit und Wurbeck in der Jugend gemeint haben, die Gemalt ihres Talents zu der Wiederereinführung der alten ernsten Kunst zu benutzen. Die meisten modernen Leistungen haben ein herrliches Gebreit, eine wohlthuende Correctheit, aber auch eine

Digitized by Google

Nach diesem Scharmützel, bei welchem das Detachement seine Stellung behauptete, stellte der Capitain seine Leute in Reihe und Glied, um sie zu becomplimentiren und ließ den alten Flickmeister aus dem Gliede vortreten, da er ihm öffentlich wegen seines Benehmens Glück wünschen wollte. Unser Mann hätte sich dieses Triumphes gern begeben, aber er mußte gehorchen.

Man denke sich die Ueberraschung des Capitains und seiner Reiter, als sie diese große und ernste Gestalt im Schritte seines Pferdes hervortreten sahen, die nackten Füße in den Steigbügeln und die Beine gleichfalls ohne Bekleidung.

Der Capitain kam erstaunt näher, und begriff bald Alles, da er sich der Beschäftigung erinnerte, welche der alte Soldat vorgehabt, als zu den Waffen gerufen worden war.

— Ei, ei, alter Bär! — sagte er zu ihm, — du machst es wohl wie der König Dagobert? Du ziehst die Hosen verkehrt an!

Der Disciplin zum Trotze antwortete ein allgemeines schlecht verhaltenes Gelächter diesem Späßchen des Capitains. Aber unser Mann saß kerzengerade auf seinem Sattel, hatte den linken Daumen auf dem Knopfe seiner ganz regelrecht gehaltenen Zügel, den Degengriff an seinem rechten Schenkel, blieb ganz ernsthaft, machte halbe Volte, und ritt wieder in sein Glied ohne eine Miene zu verziehen, nachdem er das Lob seines Capitains angehört hatte. Von jenem Tage an bekam Franz Vaudoin den Beinamen Dagobert.

Dagobert war also auf dem Flur des Wirthshauses mit Waschen beschäftigt, worüber sich einige Biertrinker höchlich verwunderten, die von der großen Schenkstube aus, wo sie saßen, ihm mit neugierigen Blicken zusahen.

In der That war es auch ein ziemlich sonderbarer Anblick.

Dagobert hatte seinen grauen Mantel abgelegt und die Aermel seines Hemdes zurückgestreift; mit kräftiger Hand und großem Aufwande von Seife wusch er ein kleines Schnupftuch; dieses lag auf einem Brette ausgebreitet, dessen eine Seite in einer mit Wasser angefüllten Wanne lag; auf seinem mit kriegerischen Emblemen blau und roth tätowirten rechten Arme sah man zwei Narben, welche so tief waren, daß man den Finger hineinlegen konnte.

Bei ihrem Töpfchen Bier und ihrer Pfeife Tabak konnten sich die Deutschen also mit Recht über die sonderbare Beschäftigung dieses großen Alten mit langem Schnurrbart, kahlem Schädel und mürrischem Gesichte wundern, denn Dagobert's Mienen nahmen stets einen rauhen und verdrießlichen Ausdruck an, wenn er sich nicht bei den beiden jungen Mädchen befand.

Die fortwährende Beobachtung, welcher er sich ausgesetzt sah, fing schon an, ihn ungeduldig zu machen, denn er fand das, was er that, ganz in der Ordnung.

In diesem Augenblicke trat der Prophet in den Flur; als er den Soldat erblickte, betrachtete er ihn erst einige Secunden sehr aufmerksam; dann näherte er sich ihm und sagte mit ziemlich spöttischem Tone französisch zu ihm:

— Wie es scheint, Kamerad, haben Sie kein großes Zutrauen zu den Wäscherinnen von Möckern?

Dagobert runzelte die Stirn, wandte, ohne sich bei seinem Geschäfte stören zu lassen, halb den Kopf, warf auf den Propheten einen schiefen Blick und antwortete Nichts.

Ueber dieses Schweigen verwundert, sagte Morok:

— Ich irre mich nicht... Sie sind Franzose, mein Braver, diese Worte, die ich da auf Ihrem Arme eingeätzt sehe, beweisen es schon, und dann kann man aus Ihrem militairischen Aussehen abnehmen, daß Sie ein alter Soldat des Kaisers sind. Für einen alten Kriegskameraden aber, scheint mir... ist das ein schlechtes Ende... solche Kunkelarbeit.

Dagobert blieb stumm, aber er biß mit den Zähnen auf seinen Schnurrbart und fuhr mit seinem Stück Seife höchst eilig, um nicht zu sagen gereizt, auf dem Tuche hin und her; denn das Gesicht und die Worte des Thierbändigers mißfielen ihm mehr, als er sich merken lassen wollte. Weit entfernt, des Spottes müde zu werden, fuhr der Prophet fort:

— Ich weiß gewiß, mein Tapferer, daß Sie weder taub noch stumm sind; warum wollen Sie mir also nicht antworten?

Dagobert verlor die Geduld, wandte schnell den Kopf um, sah Morok fest ins Gesicht und sagte mit auffahrendem Tone zu ihm:

— Ich kenne Sie nicht! Will Sie nicht kennen; lassen Sie mich in Frieden...

Und er fuhr mit seiner Arbeit fort.

— Aber man macht Bekanntschaft... trinkt ein Glas Rheinwein miteinander, wir erzählen uns was von unseren Campagnen... denn ich kenne den Krieg auch, meiner Treu!... Ich sage Ihnen das, vielleicht macht das Sie höflicher...

Auf der kahlen Stirn Dagobert's schwollen die Adern hoch an; er fand in dem Blicke des Sprechers etwas heimtückisch Herausforderndes; indessen hielt er an sich.

— Ich frage Sie, warum Sie nicht ein Glas Wein mit mir trinken wollen?... Wir plaudern dabei ein wenig von Frankreich... Ich habe mich dort lange aufgehalten; es ist ein schönes Land. Darum freut es mich auch, wenn ich Franzosen treffe... besonders, wenn sie so gut Schaum machen können als Sie; wenn ich eine Haushälterin hätte, ich schickte sie bei Ihnen in die Lehre.

Der Spott war unverhohlen; Uebermuth und Prahlerei lagen in dem frechen Blicke des Propheten. Dagobert dachte, daß mit einem solchen Gegner der Streit ernsthaft werden könnte, und wollte ihn daher um jeden Preis vermeiden; er nahm daher seine Wanne unter den Arm, stellte sein Waschgeräth in der anderen Ecke des Flures auf, und hoffte so einem Auftritte ein Ende zu machen, der seine Geduld auf eine harte Probe stellte.

Ein Strahl der Freude blitzte in den wilden Augen des Thierbändigers. Der Ring von Weiß, der seinen Augapfel umgab, schien größer zu werden; er fuhr zwei- oder dreimal mit seinen kralligen Fingern durch seinen langen hellgelben Bart und machte eine wohlgefällige Miene; darauf näherte er sich im Gefolge einiger Neugierigen aus der Schenke langsam wieder dem alten Soldaten.

Trotz seines Phlegma's war Dagobert erstaunt und außer sich über die unverschämte Zudringlichkeit des Propheten und wollte erst mit seinem Seifendrette ihm den Schädel einschlagen; dann aber dachte er an die beiden Waisen und faßte sich in Geduld.

Morok kreuzte die Arme über die Brust und sagte mit kaltem Hohne:

— Ganz gewiß, Sie sind nicht höflich... Mann mit der Seife! — Darauf sich gegen die Zuschauer wendend, fügte er deutsch hinzu: — Ich sage diesem Franzosen mit dem langen Schnurrbarte, daß er grob ist... Wir wollen sehen, was er darauf antworten wird; vielleicht muß man ihm eine Lection geben; behüte mich der Himmel, — sagte er salbungsvoll — daß ich Streit anfange, aber der Herr hat mich erleuchtet, ich bin sein Werk und aus Ehrfurcht vor ihm, muß ich seinem Werke Achtung verschaffen...

Diese mystische und schamlose Rede sagte dem Geschmacke der Neugierigen sehr zu: der Ruf des Propheten war nach Möckern gedrungen; sie rechneten auf eine Vorstellung am folgenden Tage und dieses Vorspiel machte ihnen großen Spaß.

Als er die Herausforderung seines Gegners hörte, konnte Dagobert sich nicht enthalten, ihm deutsch zu sagen:

— Ich kann Deutsch... sprechen Sie deutsch, damit es die Leute verstehen...

Es kamen neue Zuschauer zu den vorigen; das Abenteuer versprach amusant zu werden, man schloß um die beiden Personen einen Kreis.

Der Prophet begann in deutscher Sprache:

— Ich sagte, daß Sie nicht höflich seien, und sage jetzt, daß Sie unverschämt grob sind; was antworten Sie darauf?...

— Nichts...

antwortete Dagobert und tauchte ein anderes Stück Wäsche in das Seifenwasser.

— Nichts... — entgegnete Morok, — das ist sehr wenig; ich werde minder kurz sein, und will Ihnen sagen, daß wenn ein anständiger Mann einem Fremden höflich ein Glas Wein anbietet, der Fremde kein Recht hat, ihm grob zu antworten... er verdient, daß man ihm dann Lebensart beibringt.

Auf Dagobert's Stirn und Wangen standen dicke Schweißtropfen; sein breiter Kinnbart bewegte sich fieberhaft hin und her, aber er nahm sich zusammen. Er faßte das Schnupftuch, das er ins Wasser getaucht hatte, bei beiden Zipfeln, schüttelte

---

ursprünglicher, kräftiger, vollendeter sein. Ich könnte mich mit dieser Landschaft, mit diesem gelben Erdboden, mit diesen ineinandergeschlungenen zackigen Baumstämmen, denen Ruhe fehlte, nicht befreunden. Desto lebhafter sprach mich eine Landschaft von Achenbach an. Hier sind wilde unbesteigbare norwegische Felsmassen, unübertreffliches durchsichtiges Wasser, ein von der Morgen- oder Abendseite gerötheter Himmel, der seinen feurigen Mantel bis in das Meer hineintaucht. Die Landschaft ist groß und hat doch nichts als Felsen und Wasser, aber Alles in ihr lebt, lebt in heiliger Stille, die fast Gebet wird, lebt in den Sonnenlichtern und den Wellenschatten. Man sieht, Achenbach hat dem Geiste der Natur gelauscht; er weiß die beweglichen und unbeweglichen, die bleibenden und vorüberfliegenden Momente wiederzugeben, er ist wahr, durchdrungen von seinem Gegenstand, sich aufgebend und nur das zeigend, was die Begeisterung ihm lehrt. Da ist ein großes Talent; da wohnt ein frisches, freies, heiteres Naturgefühl. Achenbach ist jetzt in Italien. Er ist derthin mit seinem Freunde Carl gereist. Möchte ihm der italienische Himmel ebenso zusagen als der nordische, möchte er ebenso durchdrungen von der glühenden Atmosphäre der Campagna di Roma, als von der dämmernden norwegischen sein. Carl an seiner Seite ist ein junger, vielversprechender Maler, der von Achenbach und dieser von ihm lernen wird. Er gehört der Münchner Schule an, hat tüchtige Studien in Salzburg, Tyrol und Oberitalien gemacht und hat durch seine Gebirgslinien, seinen Baumschlag und seine reine Luft sich einen Namen erworben, bedeutend genug, um neben Achenbach zu glänzen. Der Hauptzug seiner Malerei ist Harmonie und Stille, die zuweilen in Trauer und Schwermuth übergeht. Und diese Harmonie ist es, die der Natur am nächsten kommt, die sie in ihren zartesten Nüancen faßt und sie so darstellt, daß Bild Natur und die Natur zum Bilde wird.

Unter den Genremalern, die besonders das Meer und den Strand benutzen und die Natur in Einklang mit dem Menschen bringen, nenne ich Jordan, weil er zur Düsseldorfer Schule gehört und Vorzügliches leistet. In Düsseldorf sah ich nichts Neues von ihm, aber wer kennt nicht seinen Heirathsantrag auf Helgoland, dieses allerliebste Bild, in dem der ächte Humor waltet, das so viel Natürlichkeit, so viel gesunde Anschauung, einen so frischen Lebensathem zeigt? Der junge Bursche, der sich um das Mädchen, das vor ihm steht, bewirbt, ist mit hohen Stiefeln, wollener Blouse und einer nach hinten hängenden Zipfelmütze an sie herangetreten. Scheu, furchtsam und verliebt hat er die Pfeife mit beiden Händen auf den Rücken gelegt und sieht das Mädchen mit einem komischen Zug von Unsicht und Verschlagenheit an. Sie zupft an ihrer Schürze, schlägt die Augen nieder und scheint sagen zu wollen: was fragst du mich, ob ich dich liebe, weißt du es nicht? Der in der Mitte stehende Mann, der unstreitig der Vater ist, ist da, um den Anschlag zu geben. Er hat dem Bräutigam lachend unter das Kinn gefaßt. Seine nackten, gestreiften Beine stemmen sich gegen den Boden; so festen Fuß hat er gefaßt, so entschlossen ist er, daß es nur einer Secunde bedarf, um das Mädchen in die Arme des Bräutigams zu führen. — Außer den humoristischen Bildern hat Jordan auch tragische geliefert; „die heimkehrenden Loetsen" stehen oben an. Vorn im hellen Sonnenschein erblicken wir eine Gruppe. Eine Frau mit den Kindern hat auf den Dünen gesessen und hinaus in die dunkle See gestarrt. Sie erwartet den Gatten. Statt seiner sind zwei Männer herangekommen. Sie erzählen ihr, was den Erwarteten betroffen. Es muß ein Unglück sein, denn Spannung und Trübsinn ist auf allen Gesichtern. Jordan hat diese Situation vortrefflich wiedergegeben gewußt; er hat sich in ihr als ein Künstler gezeigt, der nicht allein die lachende, sondern auch die weinende Lebensseite kennt, der die stummen Schmerzen zu errathen und über die schreienden den mildernden Schleier der Poesie zu ziehen weiß.

Das Atelier des Professor Hildebrandt wurde mir durch ihn selbst mit freundlicher Bereitwilligkeit geöffnet. An bekannten Portraits fand ich das von Jukowsky und das des jüngsten Prinzen Friedrich von Preußen. Jukowsky ist sprechend ähnlich. Es ist seine freie hohe Stirne, auf der Wohlwollen thront, es ist sein heller, durchdringender Blick, in dem die Güte wetzet, es ist sein Mund, in dessen Ecken der Ernst neben der Heiterkeit steht. In der Hand hält er ein Buch. Er sieht grade aus, weiter hinauf noch herab, er hat die Gegenwart im Auge, für die lebt er, an die denkt er. Das Bild des Prinzen von Preußen ist sehr lieblich. Es ist das Bild eines Jünglings, der von dem Leben noch nichts als die Lehren seines Erziehers, die Liebe seiner Mutter, die Rathschläge seines Vaters kennt. Wie viel Unschuld lacht aus diesen Augen, wie zart sind die Formen, wie lebendig ist das

es und rang es aus, um das Waſſer herauszubringen; dabei begann er jenes alte Kaſernenlied zwiſchen den Zähnen zu murmeln:

Du Tirlemont, taudion du Diable,
Nous partirons demain matin
Le sabre à la main
Disant adieu à etc. etc.

(Das Tirlemont dem Handwerke
Bald morgen früh herausgerückt,
Und wenn der Degen ist gezückt,
Dann sagt Ade der u. s. w.)

Das Schweigen, zu welchem Dagobert ſich verdammte, erſtickte ihn; das Singen machte ihm leichter.

Morek wandte ſich zu den Zuſchauern und ſagte mit heuchleriſcher Miene:

— Wir wußten wohl, daß die Soldaten Napoleons Heiden waren, die ihre Pferde in Kirchen einquartierten, den Herrn hundert Mal täglich beleidigten und zum gerechten Lohn in der Bereſina erſäuft und vernichtet worden ſind wie Pharao; aber wir wußten noch nicht, daß der Herr, um dieſe Ungläubigen zu ſtrafen, ihnen den Muth genommen, ihre einzige gute Eigenſchaft!... Da ſteht ein Menſch, der in mir eine von der Gnade erleuchtete Creatur Gottes beleidigt hat, und er thut, als verſtände er es nicht, daß ich von ihm Abbitte verlange... oder...

— Oder?

fragte Dagobert, ohne den Propheten anzuſehen.

— Oder daß Sie mir Satisfaction geben... Ich habe es Ihnen geſagt, ich kenne auch den Krieg; wir werden hier wohl irgendwo zwei Säbel finden, und morgen früh bei Tagesanbruch können wir hinter einer Mauer ſehen, von welcher Farbe unſer Blut iſt... wenn Sie welches in Ihren Adern haben!..

Dieſe Herausforderung ſchien die Zuſchauer, welche nicht auf eine ſo tragiſche Entwickelung gerechnet hatten, etwas zu erſchrecken.

— Sich ſchlagen? das iſt eine ſchöne Geſchichte! — rief Einer — um ſich alle Beide ins Loch ſtecken zu laſſen... die Geſetze über das Duell ſind ſtreng.

— Beſonders, wenn es ſich um geringe Leute handelt oder um Fremde, — ſagte ein Anderer. — Wenn man Sie mit den Waffen in der Hand abfaßte, würde der Burgemeiſter Sie vorläufig einſperren und Sie könnten zwei bis drei Monate warten, ehe Recht über Sie geſprochen würde.

— Wären Sie denn fähig, uns zu denunciiren?

fragte Morek.

— Nein, gewiß nicht! — ſagten die Leute. — Vergleichen Sie ſich... den freundlichen Rath geben wir Ihnen... Machen Sie ſich ihn zu Nutze, wenn Sie wollen...

— Was frag' ich nach dem Gefängniß! — rief der Prophet aus. — Wenn ich nur zwei Säbel hätte... dann ſoll man morgen früh ſehen, ob ich mich darum ſchere, was der Burgemeiſter ſagen oder thun mag!

— Was wollen Sie mit den beiden Säbeln?

fragte Dagobert den Propheten kaltblütig.

— Wenn Sie den einen in der Hand haben werden und ich den andern, werden Sie es ſchon ſehen... der Herr befiehlt, daß man über ſeine Ehre wache!...

Dagobert zuckte die Achſel, wickelte ſeine Wäſche in ſein Schnupftuch, wiſchte ſeine Seife ab, that ſie ſorgſam in einen kleinen Beutel von Wachsleinewand, pfiff ſein Lieblingslied von Tirlemont zwiſchen den Zähnen und machte einen Schritt vorwärts.

Der Prophet runzelte die Brauen; er begann zu fürchten, daß ſeine Herausforderung vergebens ſei. Er trat Dagobert einige Schritte entgegen, ſtellte ſich vor ihm hin, als wolle er ihm den Weg verſperren, kreuzte die Arme über die Bruſt, maß ihn mit der größten Frechheit von oben bis unten und ſagte:

— Alſo ein alter Soldat dieſes Banditen Napoleon iſt zu Nichts gut als zum Gewerbe eines Waſchweibes, und weigert ſich, ſich zu ſchlagen!...

— Ja; er weigert ſich, ſich zu ſchlagen...

antwortete Dagobert mit feſter Stimme, wurde aber dabei todtenblich.

Niemals vielleicht hatte der alte Soldat den ſeinem Schutze anvertrauten Waiſen einen größern Beweis von Zärtlichkeit und Aufopferung gegeben. Für einen Mann ſeines Schlages war es ein ungeheures Opfer, ſich ungeſtraft beleidigen zu laſſen und ſich zu weigern, ſich zu ſchlagen.

— Alſo ſind Sie ein Feigling... Sie haben Furcht... geſtehen es ſelbſt ein!...

Bei dieſen Worten zuckte Dagobert ſo zu ſagen in ſich ſelbſt zuſammen, als ob in dem Augenblicke, wo er ſich auf den Propheten ſtürzen wollte, ein Gedanke ihn zurückgehalten habe...

In der That, er hatte an die beiden jungen Mädchen gedacht, und an das Hinderniß, welches das Duell, mochte es nun ausfallen, wie es wolle, ihrer Weiterreiſe in den Weg legen mußte.

Aber dieſe obwohl nur flüchtige Bewegung des Zornes war ſo bezeichnend, der Ausdruck ſeines rauhen, blaſſen und ſchweißtriefenden Geſichts war ſo furchtbar, daß der Prophet wie die Zuſchauer einen Schritt zurücktraten.

Einige Secunden hindurch herrſchte ein tiefes Schweigen und vermöge einer plötzlichen Gegenwirkung hatte Dagobert das allgemeine Intereſſe für ſich. Einer der Zuſchauer ſagte zu ſeiner Umgebung:

— Gewiß, dieſer Mann iſt nicht feige...

— Nein, wahrhaftig nicht!

— Es gehört mitunter mehr Muth dazu, ein Duell abzulehnen als ſich zu ſchlagen...

— Genau genommen hat der Prophet Unrecht, mit ihm böſe Händel zu ſuchen; er iſt ein Fremder...

— Und als Fremder würde er, wenn er ſich ſchlüge und auf der That ergriffen würde, eine gute Zeitlang ſitzen müſſen...

— Und außerdem... — fügte ein Anderer hinzu, — reiſt er mit zwei jungen Mädchen. Und kann er ſich in ſolcher Lage wegen einer Erbärmlichkeit ſchlagen? Würde er getödtet oder gefangen geſetzt, was ſollte dann aus den armen Kindern werden?

Dagobert wandte ſich an den, welcher dieſe Worte geſprochen. Es war ein dicker Mann mit offenem, biederem Geſicht; der Soldat reichte ihm die Hand und ſagte mit bewegter Stimme:

— Ich danke Ihnen!

Der Deutſche drückte die dargebotene Hand herzlich.

— Mein Herr, — ſagte er, indem er Dagobert's Hand in der ſeinigen behielt, — wiſſen Sie was... trinken Sie eine Bowle Punſch mit uns; wir werden dieſen verteufelten Propheten zwingen, einzugeſtehen, daß er zu empfindlich geweſen iſt, er ſoll mit Ihnen anſtoßen...

Bisher hatte der Thierbändiger, der gehofft hatte, der Soldat werde die Forderung annehmen, über den Ausgang dieſes Auftrittes ärgerlich, mit wilder Verachtung die angeſehen, welche jetzt ſeine Partei verließen; nach und nach wurden ſeine Mienen ſanfter; er hielt es für ſeine Pläne beſſer, ſeinen Grimm zu verbergen, ging auf den Soldaten zu und ſagte ziemlich höflich zu ihm:

— Nun, ich thue dieſen Herren den Willen, ich geſtehe, daß ich Unrecht hatte; Ihr ſchlechter Empfang hatte mich geärgert, ich war meiner nicht Herr... ich wiederhole, daß ich Unrecht hatte... fügte er mit verhaltenem Grimme hinzu, der Herr gebietet, ſich zu demüthigen... ich bitte Sie um Entſchuldigung...

Dieſer Beweis von Mäßigung und Reue wurde von den Zuſchauern beifällig begrüßt und gelobt.

— Er bittet Sie um Verzeihung, dagegen iſt Nichts zu ſagen, mein Braver, — ſagte einer von ihnen, ſich an Dagobert wendend, — laſſen Sie uns zuſammen zechen, wir fordern Sie von ganzem Herzen dazu auf, nehmen Sie es auch ſo an...

— Ja, nehmen Sie es an, wir bitten Sie im Namen Ihrer beiden hübſchen Mädchen darum —

ſagte der dicke Mann, um Dagobert zu überreden.

Dieſer war von dem herzlichen Entgegenkommen der Deutſchen gerührt und antwortete ihnen:

— Ich danke Ihnen, meine Herren... Sie ſind brave Männer. Aber wenn man ſich von Anderen hat tractiren laſſen, muß man dann auch wieder etwas geben...

— Nun gut! wir nehmen es an... das verſteht ſich... an Jeden kommt die Reihe... das iſt ganz in der Ordnung. Wir zahlen die erſte Bowle und Sie die zweite.

— Armuth iſt keine Schande — erwiederte Dagobert. — Deshalb will ich Ihnen ehrlich geſtehen, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen zu trinken anzubieten; wir haben noch einen weiten Weg zu machen und ich darf Nichts unnütz ausgeben.

Colorit! Die Judith, die neben ihm auf der Staffelei ſteht, iſt anderer Art. Das gelbe Gewand geſchürzt, das Schwert auf die rechte Schulter gelegt, in der Linken den Kopf des Holofernes, den Blick himmelwärts gerichtet, ſcheint ſie eine Sybille, die in den Sternen lieſt. Sie gehört nicht der Erde; ſie hat eine göttliche Miſſion erfüllt. Der Körper iſt üppig. Judith iſt eine Träumerin. Sie hat den ganzen Heroismus einer erhabenen Traurigkeit. Ihr gehören die ernſten Betrachtungen, die myſtiſchen Formeln, die undurchdringlichen Dogmen, die magiſchen Wiſſenſchaften, die Leidenſchaften der Einſamkeit. Zwar hat ſie ihre Hand in Blut getaucht, aber ſie erſchrickt nicht, ſie glaubt an ſich, ſie iſt ſtark im Gedanken, groß im Gebet. Geiſtreich genug hat der Künſtler den erſchlagenen Holofernes nur angedeutet, nicht gezeigt. In allen Bildern, die ich von der Judith ſah, hält ſie den Kopf blutriefend in der Hand. Auf dieſem hält ſie ihn auch, jedoch ſo tief, daß die Stirne kaum ſichtbar iſt. Das iſt ſinnig und beweiſt, wie tief der Schönheitsſinn in dieſem Künſtler ausgebildet iſt, denn unſchön iſt es, daß ein reines, in ſeiner erhabenen Geſtalt ergreifendes Weib als Scharfrichterin abgebildet wird, daß man ſie mit den Schrecken eines verübten Mordes darſtellt. Auf einer Skizze hat Hildebrandt folgende Situation hingeworfen: Es iſt Abend. Das Meer ſcheint im Hintergrunde ſtille zu ſtehen. Der Himmel iſt durchſichtig; eine gewiſſe Unſicherheit ſchwebt über der Erde. Von den Höhen ſcheint es zu tönen, wie wenn die Nachtigall ihr einſames Lied mit einem Ausdruck ſtören wollte, der eine unbeſchreibbare Melodie voll Liebe und Schmerz iſt. Othello ſitzt vor Desdemona; er erzählt ihr ſeine Schickſale, ſie horcht. Er iſt durchglüht von Leidenſchaft, er hat ſein Leben an dieſe Liebe geſetzt. Ueberall, wohin er blickt, ſieht er Desdemona, nur ſie. Alles iſt Entzücken, Hoffnung, Seligkeit, weil ſie da iſt. Alles wäre Verzweiflung, Oede, Schmerz, wenn ſie ginge. Ihre Stimme, das Rauſchen ihres Kleides ſind für Othello Töne, die ein ganzes Heer von Wünſchen wachrufen. Die Grazie der Natur iſt für ihn in der Bewegung eines Arms, das Weltgeſetz in dem Auf- und Niederſchlag ihres Auges. Für ſie erhebt ſich die Sonne und ſtrahlt Himmel und Erde an, für ſie bricht das Mondeslicht aus geheimnißvollen Nebeln hervor. Das Schweigen des Abends hat ſich leiſe über ſeine Gluthen gelegt. Er iſt glücklich, dieſer Othello, er hält ſie in der Hand, dieſe ſeltene ſchnell verblühende Blume, die meiſt unter einem dunkeln Himmel geboren, ohne Obdach, von Stürmen gepeitſcht, ihre Blätter verliert, noch ehe ſie geduftet. Er hält ſie und er iſt glücklich. Ein himmliſches Vertrauen umfängt ihn, er erwartet, daß Desdemona Alles für ihn ſein wird, er weiß, daß er Alles für ſie iſt. Er iſt ihr nothwendig; eine Fülle von Hoffnung weitet ihm die Seele und fordert ihn zum Leben auf. Othello verſteht in dieſem Augenblick die Liebe. Warum verſteht er ſie nicht immer? Er fühlt, daß in ihr die höchſte Entwickelung ruht, für ihn iſt ſie plötzlich die Gluth für das Gute, das Feuer des Genies geworden. In ihr findet er unvermuthet eine männliche, eine geläuterte Kraft, den Genuß, den das wahre Gefühl giebt, die Haſt, mit der der Glückliche das Leben aus tauſend Poren einſchlürft. Desdemona ſitzt ihm gegenüber. Sie hat den ganzen Schmelz der Jugend, alle Wünſche der Unerfahrenheit, die Bedürfniſſe eines neuen Daſeins, die Hoffnung eines ehrlichen Herzens. Die Fähigkeiten zur Liebe ſind da. Sie muß lieben: Schönheit, Friſche, Adel ſind ihr Eigenthum. Wozu die Harmonie der Bewegung, dieſer Ausdruck, der hinreißt, wozu dieſer Blick, der das männliche Herz umgeſtaltet, wenn das Alles nicht da für die Liebe iſt? Was an ihr an Grazie iſt, ruft die Liebe wach; es gießt in ſie den Ehrgeiz des Herzens, den Heroismus der Leidenſchaft, es durchdringt, begeiſtert ſie. Das heimtückiſche Schickſal lauſcht hinter dem Bogengang, auf dem Desdemona Othello gegenüber ſitzt. Je mehr ſie in ſich den Wunſch empfindet zu belohnen, Opfer zu bringen, ein Band wie dieſes zu heiligen, je mehr ſie von Dauer, von Glück, von Gegenſeitigkeit träumt, deſto ſchärfer wetzt das Geſchick ſeine Pfeile. — Ich freue mich auf dieſe Skizze, wenn ſie zum Bilde geworden ſein wird, ich wünſche dem Künſtler Glück, daß er ſo einen reichen Stoff gefunden hat. Unter ſeinen Händen kann er leicht zum Gedicht werden. Das iſt die Aufgabe des Malers. Was der Dichter in Worten giebt, giebt der Maler in Farben. Wohl ihm; er hat den beſſern und vielleicht den leichtern Theil erwählt!

Thereſe.

Der Soldat sagte das mit so einfacher Bürde und so festem Tone, daß die Deutschen es nicht wagten, ihr Anerbieten zu erneuern, da sie begriffen, daß ein Mensch wie Dagobert Rieds annehmen könne, ohne sich zu erniedrigen.

— Nun, das ist schlimm! — sagte der Dicke — Ich hätte gern mit Ihnen Gins trinken mögen. Gute Nacht, mein braver Soldat! ... Gute Nacht! ... Es ist schon spät, der Wirth zum weißen Zaufen wird uns hinauswerfen.

— Gute Nacht, meine Herren.

sagte Dagobert und ging nach dem Pferdestalle, um seinem Pferde das zweite Zutter zu geben.

Moreb näherte sich ihm und sagte mit immer demüthiger werdendem Tone:

— Ich habe mein Unrecht eingestanden, Sie um Verzeihung und Verzeihung gebeten... Sie haben mir nicht geantwortet... Tragen Sie es mir noch nach?

— Nein, mein Herr.

— Wenn ich Ihnen jemals wiedertreffe ... und meine Kinder betreffen meiner nicht mehr, — sagte der Veteran mit dumpfer, verhaltener Stimme, — dann werde ich Ihr zwei Worte sagen und die sollen nicht lang sein.

Darauf wandte er dem Propheten kurz den Rücken, der langsam von dannen zog.

Das Wirthshaus zum weißen Zaufen bildet ein Rechteck. An dem einen Ende erhebt sich das hauptgebäude, gegenüber Wirthschaftsgebäude, in welchen sich einige Zimmer befanden, die an arme Reisende zu billigem Preise abgelassen wurden; ein gewölbter Durchgang, welcher durch die ganze Tiefe dieses Hinterhauses ging, führte nach den beiden hinaus; auf jener Seite des Hofes endlich zogen sich Ställe und Schuppen hin, über denen sich Böden und Dachstuben befanden.

Dagobert trat in einen von den Ställen, nahm aus einem Kasten die für sein Pferd zurecht gestellte Ration Hafer, schüttete sie in eine Schwinge und klopfte sie, daß dem Schäfer nähernd.

In seinem großen Erstaunen antwortete sein alter Reisegefährte auf das Geräusch, welches der Hafer in der Schwinge machte, nicht mit freudigem Wiehern; besorgt rief er Schäfer freundlich zu, aber dieser blieb, anstatt sein klages Auge nach seinem Herrn zu wenden und mit den Vorderfüßen vor Ungeduld zu scharren, unbeweglich.

Immer mehr erstaunt, kam der Soldat näher.

Bei dem zweifelhaften Lichte einer StallLaterne sah er das arme Thier in einer Haltung, die von Furcht zeugte, die Kniee dicht eingedrogen, den Kopf nach oben, die Ohren angelegt und mit den Nüstern prustend; er zerrte an seiner Leine, als ob er sie zerreißen und sich von dem Pfahle entfernen wolle, an dem seine Krippe und Raufe befestigt war; der kalte Schweiß machte sein Fell bläulich und anhaft sich glatt um Hüterweis von der dunklen Wand des Stalles abzuheben, war sein Haar gesträubt und steife in Spitzen zusammen, endlich stieß von Zeit zu Zeit ein krampfhaftes Zittern seinen ganzen Körper.

— Nun ... nun, alter Schäfer, ... — sagte der Soldat und legte die Schwinge auf die Erde, um das Pferd liebkosend zu stimmen. — Du bist also wie Dein Herr... Da hast Furcht? — sagte er bitter hinzu und dachte an die Beleidigung, die ihm eben angethan worden war. — Du hast Furcht ... und bist doch somit gerade kein Daseufuß ...

Trotz der Liebkosungen und des Rufes seines Herrn fuhr das Pferd fort, Zeichen der Furcht zu geben; doch zog es nicht mehr so stark am Halfterstrick, legte die Nüstern zanderud an Dagobert's Hand und schnoberte schnaufend, als spreite es, ob er es auch sei.

— Du erkennst mich nicht mehr! — rief Dagobert, — es geht also etwas Außerordentliches vor?

Und der Soldat sah sich dunkel um Beforgniß um.

Der Stall war groß, dunkel und von einer an der von Spinnweben schwarzen Decke hängenden Laterne schwach erhellt; auf der anderen Seite von den Schäfer durch einige Stänber getrennt, sah man die drei schwarzen krüftigen Pferde des Thierbändigers ... so ruhig wie Schäfer zitternd und muthlos.

Dagobert war durch diesen seltsamen Contrast, über den er jedoch bald Aufklärung erhalten sollte, überrascht, schmeichelte auf's Neue seinem Pferde, und durch die Gegenwart seines Herrn ermuthigt ein wenig breiter wurde, ihm die Hände leckte, den Kopf an ihm rieb und bald sein gewohnte und ihn der gewohnten Zeichen der Zuneigung widmete.

Siehst du ... So sache ich es mir gefallen, mein alter Schäfer, — sagte Dagobert, nahm die Schwinge wieder und schüttete ihren Inhalt in die Krippe. — Nun friß ... guten Appetit, wir haben morgen eine große Etappe zu machen. Und sei nicht wieder so furchtsam um gar nichts ... Wenn dein Kamerad Murrhof hier wäre ... das würde dich beruhigen ... aber der ist eben bei den Kindern; er ist ihr Beschützer während meiner Abwesenheit ... Nun, so friß doch ... anstatt mich anzusehen.

Aber das Pferd hielte mit den Lippen in dem Hafer, als wolle es seinem Herrn blos gehorchen, rührte ihn dann nicht wieder an und begann an dem Aermel von Dagobert's Mantel zu zerren.

— Nun, mein armer Schäfer, was hast du denn ... Du friß doch sonst so lustig ... jetzt bist du deinen Hafer sieben ... das ist das erste Mal, daß ist das sein unserer Abreise passirt,

sagte der Soldat ernstlich besorgt; denn der Verlauf seiner Reise hing zum großen Theil von der Kraft und Gesundheit seines Pferdes ab.

Ein kunchbares und so nahes Gebrull, daß es aus dem Stalle selbst zu kommen schien, erschreckte Schäfer dermaßen, daß er mit einem Satze seine Stricke zerriß, den Stänber übersprang, der seinen Platz bezeichnete, und durch die offene Thür in den Hof floh.

Bei diesem unvermutheten, mächtigen, wilden Brüllen, das ihm die Furcht seines Pferdes erklärte, hatte Dagobert selbst sich nicht enthalten können, zusammen zu schrecken.

Der angrenzende Stall war von der wandernden Menagerie des Thierbändigers besetzt, welche nur durch den Verschlag getrennt war, wo sich Krippe und Raufe befanden; die drei Pferde des Propheten waren an dies Gebrüll gewöhnt und daher ruhig geblieben.

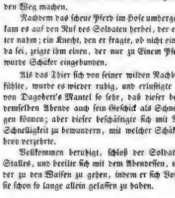
— Gut, gut, — sagte der Soldat beruhigt, — itzt begreife ich ... gewiß hatte Schäfer schon ein solches Brüllen gehört; er rod ja die Thiere dieses unverschämten Schufses; und das war Anlaß zum Schrecken genug, — sagte der Soldat dazu, indem er sorgsam den Hafer wieder aus der Krippe zusammenscharrte. — Ist er erst in einem anderen Stalle, und es wird wohl noch einer leer sein, dann verschwindt er gewiß seine Ration nicht und wir können uns morgen bei Zeiten auf den Weg machen.

Nachdem das scheue Pferd im Hofe umhergetrungen war, kam es auf den Ruf des Soldaten herbei, der es bei der Halfter nahm; ein Knecht, den er fragte, ob nicht ein anderer Stall da sei, zeigte ihm einen, der nur zu Einem Pferde war, dort wurde Schäfer eingebunden.

Als das Thier sich von seiner wilden Nachtarbeit befreit fühlte, wurde es wieder ruhig, und erlustigte sich auf Kosten von Dagobert's Mantel so sehr, daß dieser beinahe noch an demselben Abende auch sein Gleichgewicht als Schreiber hätte zeigen können; aber dieser beschäftigte sich mit Nichts, als die Schnallschuh zu bewundern, mit welcher Schäfer sein Abendbrod verzehrte.

Beikommen beruhigt, schlief der Soldat die Thür des Stalles, und breitete sich mit dem Abendessen, um endlich wieder zu den Waisen zu gehen, indem er sich Vermurfe machte, sie schon so lange allein gelassen zu haben.

Fünftes Kapitel.



Rose und Blanche.

Wo den von dem eigentlichen Wirthshause am weitesten entfernten Gebäude hatten die Waisen eine kleine verfallene Stube inne, deren einziges Fenster nach dem Felde hinausging; ein Bett ohne Vorhänge, ein Tisch und zwei Stühle machten das mehr als bescheidene Gerath dieses Aufenthalts aus, der durch eine Lampe erleuchtet wurde; auf dem Tische, der bei dem Fenster stand, lag der Torniller Dagobert's.

Murrhof, der große gelbe Hund von fürchterlicher Nase, der neben der Thür lag, hatte sein mächtiges Maul gekreuzt und den Kopf nach dem Fenster gewandt, ohne zuweilen seine Zeitlebigkeit parteiisch sich hinzugeben.

Die beiden Schwestern lagen schon halb in ihren Betten und hatten weiße Nachthauben an, die am Halse und an den Aermeln zugeknöpft waren. Sie trugen keine Nachthäubchen; ein dichter Kranz schien sie in der Gegend der Schläfe für schönes kastanienbraunes Haar, damit es sich in der Nacht nicht verwirre. Diese weiße Kleidung, die Art von weichem Dämmern, das ihre Gesichter umgab, verliehen ihnen feierlichen, reizenden Gesichtern einen noch kindlicheren Character.

Die Waisen lachten und plauderten, denn ihrem frühgereiften Kummer zum Trotze bewahrten sie die unschuldige Fröhlichkeit ihres Alters; das Andenken an ihre Mutter machte sie bisweilen traurig, aber diese Traurigkeit hatte nichts Herbes, sondern war im Gegentheil eine süße Wehmuth, die sie mehr suchten als hohen; für sie war diese ewig angebetete Mutter nicht vot ... sie war nur abwesend.

In Bezug auf fremde Gebräuche sah ebenso aufmerksam als Dagobert, denn in der Stube, in der sie gelebt, gab es weder Kirche noch Priester, glaubten sie hier, wie wir schon erzählten, daß Gott, der gerecht und gut ist, so viel Mitleid mit den armen Müttern habe, die Kinder auf der Erde zurückgelassen, daß er ihnen erlaube, vom Himmel herab ihre Gebieten immer zu sehen, kommen zu hören und thun von Zeit zu Zeit seine Engel zu senden zu ihrem Schutze.

Dieser naiven Täuschung zufolge waren die Waisen überzeugt, daß ihre Mutter beständig über sie wache, und bieten es für übel gethan, sie zu betrüben und sich der Schuppen der guten Engel verlustig zu machen.

Darauf beschäftigte sich die Theologie Rose's und Blanche's, eine Theologie, welche für viele Liebenden und reinen Seelen durchaus genügte.

An diesem Abende plauderten die beiden Schwestern, während sie auf Dagobert warteten.

Die Gefahren, welche sie für sie im Anfrusch, denn seit einigen Tagen hatten sie ein Geheimniß, ein großes Geheimniß, das oft ihr jungfräuliches Herz schlagen machte. Ihren Wangen glühenden Roth anbrachte und bisweilen ihre großen Augen von so süßem Glanz mit einem unruhigen, träumerischen Ausdrucke umschleierte.

Rose nahm an diesem Abend den Rand des Bettes ein, ihre beiden runblichen Arme hatte sie unter den Kopf geschlagen, den sie nach ihrer Schwester hinwandte; diese kauerte auf dem Kopfkissen, betrachtete sie lächelnd und sagte:

— Glaubst Du, daß er diese Nacht wieder kommt?

— Ja, denn gestern ... hat er es uns versprochen.

— Er ist so gut ... er wird sein Versprechen halten.

— Und so hübsch mit seinen blonden lockigen Haaren.

— Und sein Name ... das ist ein so reizender Name ... wie hübsch spalt er zu seinem Gesichte.

— Und welches süße Lächeln, welche sanfte Stimme, als er uns bei der Hand nahmen sagte ... Meine Kinder, sagte er, Gott, der Euch diese Feste gegeben hat ... was mein Herz außer sich hat, Ihr findet es in Euch selbst ...

— Weil Eure beiden Herzen nur eines ausmachen ... hat er hinzugefügt.

— Wie glücklich sind wir, daß wir uns aller seiner Worte erinnern!

— Wir sind so aufmerksam ... sagte Du ... wenn ich Dich anbrechen sehe, so ist es mir, als sähe ich mich selber andern, mein kleiner Spiegel! — sagte Rose lachend und kußte ihre Schwester auf die Stirne. — Nun gut, wenn er spricht, sein Deine Augen ... oder vielmehr unsere Augen weil, weil eben, unsere Herzen Eines sind, daß wenn wir ihm heimlich jedes Wort nachsprechen ... es ist gar nicht zu verwundern, daß wir Nichts vergessen, was er zu uns sagt.

— Und was er sagt, ist so schön, so edel, so erhaben!

— Und dann, nicht wahr, Schwester? Ist mehr er spricht, je mehr sind Beschützen werden in uns wach! Wenn wir nur stets uns ihrer erinnern ...

— Sei unbesorgt, sie werden in unseren Herzen bleiben, wie kleine Vögel im Reste ihrer Mutter.

— Weißt Du wohl, Rose, es ist ein ganzes Glück, daß er und alle Deine und einmal sind!

— Er kann ja auch nicht anders, da wir beide nur ein Herz haben!

— Wie könnte man Rose lieben, ohne Blanche gut zu sein?

— Was sollte aus der armen Verschmähten werden?

— Und dann wäre ihm die Wahl auch so schwer werden.

— Wir schmeln uns so sehr!

— Und um die Wahl sich zu ersparen — sagte Rose lachend — hat er uns beide gewählt ...

Digitized by Google

— Nun ich bad nicht to beſſer? Er iſt nur Einer, der uns liebt . . . und wir ſind zwei, die ihm gut ſind . . .

— Wenn er uns nur bis Paris nicht verläßt.

— Nach in Paris . . . wenn wir ihn da auch haben.

— Gerade in Paris . . . da wäre es gut, wenn wir ihn bei uns hätten . . . und auch Dagobert . . . Mein Gott, Blanche, was muß das ſchön ſein! . . .

— Paris . . . das muß ſein wie eine Stadt von Gold . . .

— Eine Stadt, wo Jedermann ſich glücklich fühlen muß . . . weil es ſo ſchön iſt . . .

— Aber wir armen Waiſen, werden wir es nur wagen, dort einzutreten . . . . Wie man uns anſehen wird! . . .

— Ja . . . aber weil wir Jedermann glücklich iſt, wird auch Jedermann gut ſein.

— Und uns lieben . . .

— Und dann werden wir mit unſerem Freunde dort ſein . . . mit dem Morgenglocken, Blumenjungen!

— Er hat und noch Nichts von Paris geſagt.

— Er wird nicht daran gedacht haben . . . Wir wollen heute Nacht mit ihm davon ſprechen.

— Wenn er gerade in's Plaudern kommt . . . denn Du weißt, oft ſteht er auf, als geſtehe er ihm, und Ange in Auge zu betrachten . . .

— Ja, um in ſolchen Augenblicken erinnert mich ſein Blick bisweilen an den Blick unſerer lieben Mutter.

— Und ihr . . . wie glücklich muß ſie ſein über das, was und paſſirt, da ſie und ſtets liebt!

— Denn wenn er und ſo ſehr liebt, ſo geſchieht es gewiß nur, weil wir es verdienen.

— Sieh einmal, Du Eitelkeit! . . . ſagte Blanche, und geſtel ſich darin, mit den Spitzen ihrer feinen Finger die Haare ihrer Schweſter zu glätten, die auf ihrer Stirn ſich zerbeilt hatten.

Nach einem Augenblick Nachdenkens ſagte Roſe zu ihr:

— Meinſt Du nicht, daß wir Dagobert Alles erzählen müßten?

— Wenn Du glaubſt . . . wollen wir es thun . . .

— Wir wollen es ihm ſagen, wie wir es unſerer Mutter ſagen würden; warum wollen wir ihm etwas verbergen?

— Und beſonders Etwas, das ein ſo großes Glück für uns iſt!

— Sindeß Du nicht, daß unſer Herz, ſeit wir unſeren Freund kennen, viel ſchneller und ſtärker ſchlägt?

— Ja, es iſt, als ob es voller wäre.

— Das iſt ganz natürlich, unſer Freund nimmt einen großen Platz darin ein.

— Darum thun wir gut, wenn wir Dagobert von unſerem Glückeſtern erzählen.

— Du haſt Recht.

In dieſem Augenblicke knurrte der Hund auf's Neue verdrießlich.

— Schweſter — ſagte Roſe, ſich an Blanche drängend, — der Hund knurrt ſchon wieder, was mag das nur bedeuten?

— Murrkopf . . . knurre nicht, — komm hierher!

ſagte Blanche, und klopfte mit ihrer kleinen Hand an den Rand des Bettes.

Der Hund ſtand auf, knurrte beſtändig weiter, kam heran und legte ſeinen großen Kopf auf das Deckbett, indem er darmäßig nach dem Fenſter blickte; die beiden Schweſtern neigten ſich zu ihm, um ſeine breite Stirn zu liebkoſen, die in der Mitte eine bedeutende Erhöhung hatte, ein Zeichen von großer Reinheit der Race.

— Was haſt Du denn ſo zu knurren, Murrkopf, — ſagte Blanche, ihn leicht bei den Ohren zupfend, — he . . . mein guter Thier?

— Der arme Hund, er iſt immer ſo unruhig, wenn Dagobert nicht da iſt.

— Es iſt wahr, man möchte meinen, er wüßte dann, daß er allein über uns wacht.

— Schau Dir nicht, Schweſter, daß Dagobert lange ausbleibt, ehe er und guten Abend ſagt?

— Gewiß fürtert er Schäfer.

— Dabei fällt mir ein, daß wir Schäfer nicht gute Nacht geſagt haben!

— Wie Schade!

— Das arme Thier . . . er ſteht ſo zufrieden aus, wenn er und die Hand leckt . . . es iſt, als ob er und für unſeren Beſuch dankte.

— Nun, Dagobert wird ihm wohl für uns gute Nacht geſagt haben.

— Der gute Dagobert! Er beſchäftigt ſich ſtets mit uns; wie er uns verwöhnt . . . wir ſpielen die Zaulenzerinnen und er quält ſich ab . . .

— Ja, was ſoll man thun, um ihn daran zu hindern?

— Wie Schade, daß wir nicht reich ſind, um ihm ein ruhiges Alter ſichern zu können!

— Reich . . . wir . . . ach, Schweſter . . . wir werden ſtets nur arme Waiſen ſein.

— Aber ſeyſt Du, liebe Medaille . . .

— Gewiß knüpft ſich eine Hoffnung daran, ſonſt hätten wir nicht viele große Reiſe gemacht.

— Dagobert hat und verſprochen, heut Abend und Alles zu ſagen.

Das junge Mädchen konnte nicht fortfahren.

Zwei Fenſterſcheiben zerbrachen mit großem Lärmen.

Die Waiſen ſtießen einen Schreckensruf aus und fielen einander in die Arme, während der Hund an's Fenſter hüpfte und wüthend bellte . . .

Bleich, zitternd, unbeweglich vor Schrecken, ſich feſt umſchlingend, hielten die beiden Schweſtern den Athem an; ſie wagten vor Furcht nicht, den Blick nach dem Fenſter zu richten.

Murrkopf hatte, die Vorderpfoten auf's Fenſterbrett gelehnt und bellte nicht auf, zornig zu heulen.

— Ach . . . was giebt's denn? — flüſterten die Waiſen — wenn doch nur Dagobert da wäre!

Plötzlich rief Roſe, Blanche beim Arme ergreifend:

— Horch . . . horch . . . man kommt die Treppe herauf.

— Mein Gott . . . ich glaube, das iſt nicht Dagobert's Gang, hörſt Du nicht, wie ſchwer die Tritte ſind?

— Murrkopf, hier! . . . verbeiſige uns! tiefen die Schweſtern außer ſich vor Entſetzen.

In der That hallten Schritte von außerordentlicher Schwere auf den höchſten Stufen der Treppe; und ein ſeuerdurchs Rauſchen zog ſich an dem Berſchlage entlang, der die Stube vom Treppenabſatz trennte.

Endlich hel eine ſchwere Laſt vor der Thüre nieder, daß ſie in den Angeln bebte.

Die beiden Mädchen ſahen ſich vor Schrecken bleich an und konnten kein Wort hervorbringen.

Die Thür öffnet ſich.

Es war Dagobert.

Bei ſeinem Anblicke umarmten ſich Roſe und Blanche freudig, als ſeien ſie einer großen Gefahr entgangen.

— Was haben Sie? Weshalb dieſe Angſt? — fragte der Soldat ſie erſtaunt.

— O, wenn Du wüßteſt! — ſagte Roſe mit bebender Stimme; denn ihr Herz und das ihrer Schweſter ſchlugen heftig.

— Wenn Du wüßteſt, was geſchehen iſt . . . Und dann haben wir Deinen Schritt nicht erkannt . . . er ſchien uns ſo ſchwer . . . und dann das Gebäude . . . hinter der Thür . . .

— Aber Ihr kleinen Dalenſuße, ich konnte doch die Treppe nicht wie ein Zunftſchuhlehrer hinaufſtiegen, da ich mein Bett auf dem Rücken trug, den Strohſack nämlich, den ich vor der Thür abgeworfen habe, um darauf wie gewöhnlich zu ſchlafen.

— Mein Gott, wie thöricht wir ſind, Schweſter, daß wir nicht daran gedacht haben! — ſagte Roſe, Blanche anſehend.

Und die beiden hübſchen, zu gleicher Zeit blaß gewordenen Geſichter bekamen ihre friſche Farbe wieder.

Während dieſer Scene hörte der Hund, nach dem Fenſter gewandt, nicht zu bellen auf.

— Was hetzt denn Murrkopf nach jener Seite zu, meine Kinder? — fragte der alte Soldat.

— Wir wiſſen es nicht . . . man hat eben die Fenſterſcheiben zerbrochen, das hatte uns zuerſt in ſo großen Schrecken verſetzt.

Ohne ein Wort zu erwidern, lief Dagobert an's Fenſter, öffnete es ſchnell und beg ſich hinaus . . .

Er ſah nichts als die ſchwarze Nacht . . .

Er horchte . . . Nichts ließ ſich hören, als das Toſen des Windes.

— Murrkopf, — ſagte er zu ſeinem Hunde, indem er ihm das offene Fenſter zeigte . . . — ſpring hinaus, mein Alter, und ſuch'!

Das brave Thier machte einen ungeheuren Satz und ſprang aus dem Fenſter, das ungefähr acht Fuß über dem Boden war.

Dagobert munterte hinausgehend den Hund mit Stimme und Geberde an.

— Suche, mein Alter, ſuch' . . . Wenn Du Jemanden findeſt, wirſt Du auf ihn, deine Zähne ſind gut . . . und laß nicht los, bis ich hinunterkomme.

Murrkopf fand Niemand.

Man hörte ihn kommen und gehen, indem er hier und dort eine Spur verfolgte, und bisweilen ein verhaltenes Gebell ausſtieß, wie ein Treibhund, der ſpürt.

— Es iſt alſo Niemand da, braver Hund, denn wäre Jemand dort, da hätteſt ihn ſchon bei der Gurgel. — Darauf wandte er ſich zu den jungen Mädchen, welche ſeinen Worten aufmerkſam zuhörchten und jeder ſeiner Geberden ängſtlich folgten.

— Wie ſind die Scheiben zerbrochen worden? Meine Kinder, habt Ihr es geſehen?

— Nein, Dagobert, wir plauderten mit einander, da hörten wir einen großen Lärmen, und darauf fielen die Scheiben in die Stube.

— Wir hat es geſchienen — ſagte Roſe hinzu — es hörte ſich an, als ob ein Laden gegen das Fenſter geſchlagen worden wäre.

Dagobert unterſuchte den Fenſterladen und bemerkte einen ziemlich langen beweglichen Haken darin, der dazu diente, von innen zuzumachen.

— Es iſt ſehr wunig, — ſagte er — der Wind wird dieſen Laden aufgeriſſen und zugeſchlagen haben . . . und der Haken hat dann die Scheiben zerbrochen . . . ja, ja, ſo wird's ſein . . . Was könnte auch Jemand für ein Interſſe haben, dieſen böſen Streich zu ſpielen?

Darauf wandte er ſich an Murrkopf:

— Nun . . . mein Alter, es iſt alſo Niemand da?

Der Hund antwortete durch ein Bellen, deſſen verneinenden Sinn der Soldat ohne Zweifel verſtand, denn er ſagte zu ihm:

Digitized by Google

— Nun dann, komm hier ... geh hinten herum ... du findest immer eine Thür offen ... du kommst nicht in Verlegenheit ...

Murrkopf befolgte diesen Rath; nachdem er unten am Fenster noch etwas gebrummt hatte, lief er davon, um die Gebäude herum in den Hof zu kommen.

— Nun, beruhigt Euch, Kinder ...

sagte der Soldat zu den Waisen zurückkehrend.

— Es war Nichts als der Wind ...

— Wir haben rechte Furcht gehabt, — sagte Rose.

— Das glaub' ich wohl ... aber mir fällt ein, es kommt da der Luftzug herein, und Sie werden frieren,

sagte der Soldat und wandte sich nach dem Fenster, das ohne Vorhänge war.

Nachdem er überlegt, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, nahm er von einem Stuhle den Rennthierpelz, hing ihn an den obersten Riegel und verschloß, die Ecken des Pelzes einklemmend, die beiden Oeffnungen, welche die zerbrochenen Scheiben gemacht, so luftdicht als möglich.

— Danke, Dagobert ... Wie gut Du bist; wir waren so unruhig, daß wir Dich nicht sahen ...

— Es ist wahr, Du bist länger geblieben als gewöhnlich.

Da erst bemerkten sie die Blässe und Erschütterung in den Zügen des Soldaten, welche noch von seinem Auftritte mit Morok herrührten; Rose fügte hinzu:

— Aber was ist Dir denn? ... Wie Du blas bist! ...

— Nicht doch, meine Kinder ... Mir ist Nichts ...

— O doch, ich versichere Dich ... Du hast ein ganz anderes Aussehen ... Rose hat Recht.

— Ganz gewiß, mir fehlt Nichts, — antwortete der alte Soldat mit ziemlicher Verlegenheit; denn er verstand schlecht, zu lügen; darauf fand er einen vortrefflichen Vorwand für seine Aufregung und fügte hinzu: — wenn ich so aussehe, als ob mir etwas wäre, so ist es Eure Furcht, die mich erschreckt haben wird, aber daran bin ich nur Schuld ...

— Du Schuld?

— Ja, wenn ich weniger lange zu Abend gegessen hätte, wäre ich da gewesen, als die Fenster entzwei gingen, und hätte Euch so einen unangenehmen Schrecken erspart.

— Nun bist Du da, jetzt denken wir nicht mehr daran ...

— Nun, willst Du Dich nicht setzen?

— Ja, meine Kinder, denn wir haben noch zu plaudern, — sagte Dagobert, sich einen Stuhl an das Bett der Schwestern rückend. — Nun, sind Sie auch noch munter? — fügte er hinzu, um sie ganz zu beruhigen und versuchte zu lächeln. — Sind die Aeuglein auch noch weit offen?

— Sieh her, Dagobert,

sagten die kleinen Mädchen auch lachend und öffneten ihre blauen Augen, so weit sie konnten ...

— Nun, nun, — sagte der Soldat, — die Zeit wäre da, sie zu schließen; übrigens ist es erst neun Uhr vorbei.

— Wir haben Dir auch noch etwas zu sagen, Dagobert,

begann Rose, nachdem sie erst ihre Schwester mit dem Blick befragt hatte.

— Wahrhaftig?

— Ja, wir müssen Dir eine Mittheilung machen.

— Eine Mittheilung?

— Nun ja.

— Aber siehst Du, eine sehr ... sehr wichtige Mittheilung ... fügte Rose mit großem Ernste hinzu.

— Eine Mittheilung, die uns alle Beide betrifft,

sagte Blanche.

— Das glaube ich wohl, meiner Treu! ... Was die Eine betrifft, geht auch stets die Andere an. Seid Ihr nicht immer, wie man zu sagen pflegt, zwei Köpfchen unter einer Mütze?

— Hoh Tausend, wir müssen wohl, wenn Du unsre beiden Köpfe in die große Kapuze Deines Pelzes steckst ... — sagte Rose lachend.

— Nun seh' Einer einmal die Spötterinnen an, man hat niemals das letzte Wort bei ihnen; nun, meine Fräulein, die Mittheilungen, wenn es doch nun dergleichen giebt.

— Sprich Du, Schwester ... — sagte Rose.

— Nein, mein Fräulein, das Sprechen ist an Ihnen, Sie sind heute du jour als Aelteste und eine so wichtige Angelegenheit wie eine Mittheilung kommt der Aeltesten von Rechtswegen zu ... Nun, ich höre zu,

sagte der Soldat, der sich zu lächeln bemühte, um den Kindern besser verbergen zu können, was er noch wegen des ihm von dem Thierbändiger zugefügten, unbestraften Schimpfes empfand.

Also Rose, die Aelteste du jour, wie Dagobert sagte, hatte für sich und ihre Schwester das Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltene Ehe.

Von

Alfred de Musset.

I.

Der Chevalier des Arcis, Cavallerieoffizier, hatte den Dienst 1760 verlassen. Obwohl er noch jung war und sein Vermögen ihm erlaubte auf eine für ihn günstige Weise am Hofe zu erscheinen, so bekam er doch frühzeitig Widerwillen gegen das Junggesellenleben und die Vergnügungen von Paris. Er zog sich daher auf ein schönes Landhaus in der Nähe von Mons zurück. Hier wurde ihm binnen Kurzem die Einsamkeit, die ihm anfangs angenehm geschienen hatte, lästig und er fühlte, wie schwer es sei so mit einem Male die Gewohnheiten seiner Jugend aufzugeben. Zwar bereute er nicht sich zurückgezogen zu haben, aber da er sich nicht darein finden konnte allein zu leben, so faßte er den Entschluß sich zu verheirathen und sich womöglich eine Frau zu suchen, die denselben Geschmack an einem ruhigen und eingezogenen Leben, wie er es zu führen gedachte, fände.

Er verlangte nicht, daß seine Gattin schön sei; köstlich mochte er sie jedoch auch nicht. Sie sollte Kenntnisse und Verstand haben, aber wenig von dem, was der Franzose Esprit nennt. Vor allen Dingen aber wünschte er Heiterkeit und eine stets gleiche Laune bei ihr zu finden, denn diese beiden Eigenschaften betrachtete er als die vorzüglichsten Eigenschaften einer Frau.

Die Tochter eines Kaufmanns, der sein Geschäft aufgegeben hatte und in der Nachbarschaft lebte, gefiel ihm. Da er von Niemandem abhängig war so machte ihm der Unterschied des Standes zwischen einem Edelmann und einer Kaufmannstochter kein Hinderniß. Er wandte sich nun an die Familie, die ihn sehr freundlich aufnahm, machte darauf der jungen Dame einige Monate lang den Hof und feierte dann seine Hochzeit mit ihr.

Niemals ward eine Ehe unter besseren und günstigeren Bedingungen geschlossen. Je mehr er seine Frau kennen lernte, desto mehr vorzügliche Eigenschaften entdeckte er in ihr; ganz besonders aber eine unwandelbare Sanftmuth. Sie faßte ihrerseits eine außerordentliche Neigung zu ihrem Manne, lebte nur für ihn und war allein darauf bedacht ihm zu gefallen. Weit entfernt, auf die Vergnügungen der Jugend, die sie ihm opferte, Anspruch zu machen, wünschte sie vielmehr, ihr ganzes Leben möge in dieser Abgeschlossenheit, die ihr von Tag zu Tag theurer wurde, dahin fließen.

Diese Einsamkeit war indessen nicht ganz vollständig; kleine Reisen nach der Stadt und der regelmäßige Besuch einiger Freunde brachten von Zeit zu Zeit Abwechselung hinein. Der Chevalier weigerte sich nicht die Verwandten seiner Gattin häufig zu sehen, so daß es dieser schien, als ob sie das väterliche Haus gar nicht verlassen habe. Sie eilte oft aus den Armen ihres Mannes in die ihrer Mutter und genoß so eine Gunst, welche die Versetzung nur wenigen Menschen gewährt; denn es ist selten, daß ein neues Glück nicht ein altes Glück zerstöre.

Herr des Arcis war eben so sanft und so gut wie seine Frau, aber die Leidenschaften seiner Jugend und die Erfahrung, die er durch das Leben in der großen Welt gewonnen hatte, machten ihn mitunter melancholisch. Cäcilie (so hieß Frau des Arcis) ehrte diese Momente der Traurigkeit auf eine wahrhaft fromme Weise. Obgleich ihr sowohl Nachdenken wie Berechnung darüber fremd waren, so rieth ihr doch das Herz, sich nicht über diese leichten Wolken zu beklagen, die alles zerstören, sobald man sie betrachtet, und Nichts sind, wenn man sie vorüberziehen läßt.

Cäcilens Familie bestand aus guten Menschen; es waren Kaufleute, die die Arbeit reich gemacht hatte und deren Alter nun einem beständigen Sonntage glich. Der Chevalier liebte diese Fröhlichkeit der Ruhe, die durch Anstrengungen erkauft war, und nahm gern Theil daran. Des Treibens und der Sitten von Versailles müde, gefiel er sich in diesen, zwar etwas lärmenden, aber für ihn freimüthigen und neuen Manieren. Cäcilie hatte einen Onkel, der ein trefflicher Mensch und ein noch besserer Gast war, Namens Giraud. Früher Maurermeister, war er nach und nach Baumeister geworden und hatte sich dabei ungefähr 20,000 Livres jährliche Renten verdient. Das Haus des Chevaliers gefiel ihm sehr und er fand stets eine freundliche Aufnahme daselbst, obwohl er zuweilen mit Staub und Schmutz bedeckt dahin kam, denn trotz seines Alters und seiner 20,000 Livres konnte er sich nicht enthalten auf der Dächer zu klettern und die Keller zu führen. Wenn er einige Gläser Champagner getrunken hatte, so mußte er bei dem Nachtische das Wort führen. „Ihr seid glücklich, mein Neffe," sagte er oft zum Chevalier, „Ihr seid reich und jung, Ihr habt eine gute kleine Frau und ein nicht übel gebautes Haus; kurz, es fehlt Euch Nichts und es läßt sich Nichts dagegen einwenden; desto schlimmer für den Nachbar, wenn er sich darüber beklagt. Ich sage und wiederhole Euch, Ihr seid glücklich."

Als Cäcilie eines Tages diese Worte hörte, neigte sie sich zu ihrem Manne und bemerkte: „Es muß doch ein Bischen Wahrheit daran sein, weil Du es Dir in's Gesicht sagen läßt."

Nach einigen Monaten erkannte Madame des Arcis, daß sie guter Hoffnung sei. Hinter dem Hause befand sich ein kleiner Hügel, von welchem aus man das ganze Besitzthum übersah. Die beiden Gatten gingen dort oft spazieren. Eines Abends, als sie daselbst auf dem Rasen saßen, sagte Cäcilie: „Du hast neulich meinem Onkel nicht widersprochen. Meinst Du, daß er ganz und gar Recht habe, bist Du vollkommen glücklich?"

— „So sehr ein Mensch es sein kann" — antwortete der Chevalier, „und ich sehe nichts, das mein Glück vermehren könnte." —

— „So bin ich ehrgeiziger als Du" — versetzte Cäcilie — „denn es wäre mir leicht Dir etwas zu nennen, das uns hier fehlt und uns durchaus nothwendig ist." —

Der Chevalier glaubte, es handle sich um irgend eine Kleinigkeit und daß sie einen Umweg einschlage, um ihm irgend eine weibliche Laune mitzutheilen. Scherzend sprach er tausend Vermuthungen aus, und bei jeder Frage verdoppelte Cäcilie ihr Lachen. Indem sie sich auf diese anmuthige Weise neckten, standen sie auf und stiegen den Hügel hinab. Herr des Arcis ging rasch und wollte seine Frau den Abhang mit hinunter ziehen. Diese blieb aber stehen, stützte sich auf seine Schultern und sagte: „Nimm Dich in Acht, mein Freund, laß mich nicht so rasch gehen, es möchte mir schaden. Du suchtest sehr weit, was ich Dir sagte, und wir haben es doch so nah; es ist unter meinem Herzen." —

Von diesem Tage an drehten sich alle ihre Unterhaltungen allein um denselben Gegenstand. Sie sprachen nur von ihrem Kinde, von der Sorge für dasselbe, von der Erziehung, die sie ihm geben wollten, und von den Plänen, die sie schon für dessen Zukunft bildeten. Der Chevalier verlangte, daß seine Frau alle möglichen Vorsichtsmaßregeln träfe, um den Schatz, den sie unter ihrem Herzen trug, zu erhalten; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine Liebe für sie, und die ganze Zeit, während welcher sich Cäcilie in gesegneten Umständen befand, glich einem langen und köstlichen Rausche voll der süßesten Hoffnungen.

Der von der Natur bestimmte Termin kam heran und Cäcilie genas von einem Kinde, das schön war wie der Tag. Es war eine Tochter, die den Namen Camilla bekam. Der damaligen Sitte wie den Aerzten zum Trotz, bestand Cäcilie darauf ihr Kind selbst zu nähren. Ihr mütterlicher Stolz fühlte sich geschmeichelt durch die Schönheit ihrer Tochter, so daß es unmöglich ward sie von derselben zu trennen, auch hatte man wirklich selten bei einem neugebornen Kinde so regelmäßige und ausdrucksvolle Züge gesehen, namentlich strahlten dessen Augen, wenn sie sich dem Lichte öffneten, von außerordentlichem Glanze.

Cäcilie, die ihre Erziehung im Kloster erhalten hatte, war sehr fromm und richtete daher, so wie sie aufstehen konnte, ihre ersten Schritte nach der Kirche, um Gott ihren Dank darzubringen.

Das Kind fing allmälig an kräftig zu werden und sich zu entwickeln, doch war man erstaunt eine seltsame Unbeweglichkeit bei ihm wahrzunehmen. Kein Geräusch schien Eindruck auf dasselbe zu machen und es blieb gefühllos gegen die tausend liebkosenden Worte, welche Mütter an ihre Säuglinge zu richten pflegen. Wenn man es mit Gesang einwiegte, so lag es mit starren, geöffneten Augen da, blickte begierig nach dem Schein der Lampe und schien Nichts zu vernehmen. Als es eines Tages eingeschlafen war, warf eine Magd ein Meuble um; die Mutter lief alsbald hinzu und bemerkte mit Erstaunen, daß das Kind dadurch gar nicht aufgeweckt worden. Der Chevalier erschrak über diese Anzeichen, die zu deutlich waren, als daß man sich hätte irren können. Sobald er sie aufmerksam beobachtet hatte, erkannte er, zu welchem Unglück seine Tochter verdammt war; die Mutter wollte sich vergeblich täuschen und mit allen möglichen Mitteln die Furcht ihres Gatten beseitigen. Man rief den Arzt herbei; die Untersuchung dauerte weder lange, noch war sie schwierig; bald überzeugte man sich, daß die arme Camilla des Gehörs und in Folge dessen auch der Sprache beraubt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novellen-Zeitung

erscheint, vom 3. Juli ab, **jeden Mittwoch** in Nummern von 5 Bogen feinsten Velinpapiers im Format der Illustrirten Zeitung.

Der vierteljährige Pränumerationsbetrag für 13 Nummern beträgt 2½ Thlr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhein., zu welchem Preise diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 4.

Leipzig, Mittwoch den 24. Juli 1844.

I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude. Von Eugène Sue. VI. VII. und VIII. Kapitel. Eine seltene Ehe, von Klinkt de Mostert. II., III. und IV. Kapitel.

Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Mittheilungen.

nerd, mein guter Dagobert, — sagte Rose mit unendlicher Unterwürfigkeit — da wir Dir nun Gewißheit machen, — muß Du uns verbrechen, uns nicht zu schelten.

— Nicht wahr? . . . Du wirst Deine Kinder nicht schelten? fügte Blanche mit nicht minder schmeichlerischer Stimme hinzu.

— Zugestanden, — antwortete Dagobert ernsthaft — ich würde auch nicht, wie ich das anfangen sollte . . . aber warum sollte ich schelten?

— Wenn wir Dir vielleicht schon früher hätten erzählen sollen, was Du nun erfahren wirst . . .

— Hören Sie, meine Kinder — antwortete Dagobert pedantisch, nachdem er einen Augenblick über diesen kühlen Fall nachgedacht — es giebt nur zweierlei: entweder Sie haben Recht oder Unrecht, wie etwas zu verbergen . . . Wenn Sie Recht haben, so ist es sehr gut; haben Sie Unrecht gehabt, nun so ist es abgemacht und wir sprechen nicht mehr davon. Nun, jetzt bin ich ganz Ohr.

Durch diese sichtweise Entscheidung vollständig beruhigt, begann Rose, mit ihrer Schwester ein Lächeln austauschend:

— Denke Dir, Dagobert, wir haben schon zwei Nächte hintereinander einen Besuch . . .

— Einen Besuch!

Und der Soldat fuhr auf seinem Stuhle in die Höhe.

— Ja, einen reizenden Besuch . . . denn er ist blond!

— Wie zum Teufel, er ist blond?

— Blond . . . mit blauen Augen, — fügte Blanche hinzu.

— Was Teufel, blaue Augen!

Und Dagobert rückte abermals auf seinem Stuhle.

— Ja, blaue Augen . . . so lang . . . — sagte Rose und legte den rechten Zeigefinger in die Mitte ihres Lachen.

— Aber meiner Treu! so lang wären sie . . . — Und die Sache geschwind machen, zeigte der Veteran die ganze Länge seines Unterarmes. — Wenn sie so lang wären, was machte das aus? . . . ein Monstrum und blaue Augen . . . Aber meine Fräulein, was denkest das?

Dagobert stand hierauf mit strenger Miene und sehr beunruhigt auf.

— Nun, sieht Du, Dagobert, jetzt schiltst Du gleich auf der Stelle.

— Und wir sind erst beim Anfange! — fügte Blanche hinzu.

— Beim Anfange? . . . es gibt also noch Fortsetzung und Ende.

— Ein Ende? . . . o nein, wir hoffen das nicht . . .

Und Rose begann wie närrisch zu lachen.

— Wir verlangen weiter Nichts, als daß es ewig dauern mag — fügte Blanche, die Lustigkeit ihrer Schwester theilend, hinzu.

Dagobert betrachtete die beiden Schwestern abwechselnd sehr ernst, um das Räthsel zu errathen; aber als er ihre reizenden Gesichter von einem offenen, kindlichen Lächeln belebt sah, sah es ihm ein, daß sie nicht so lustig sein würden, wenn sie sich etwas vorzuwerfen hätten, und er dachte an Nichts mehr als an den lieblichen Anblick, den die Fröhlichkeit der beiden Schwestern in ihrer doch sonst zweifelhaften Lage bot. Deshalb sagte er zu ihnen:

— Lacht . . . lacht, meine Kinder . . . ich sehe Euch so gern lachen . . .

Dann indessen fiel es ihm ein, daß das keine passende Antwort auf das sonderbare Geständniß der kleinen Mädchen sei, und sagte mit sich hart stellender Stimme hinzu:

— Ich sehe Sie gern lachen, ja, aber nicht, wenn Sie blonde Besuche mit blauen Augen bekommen; nun, gestehen Sie mir nur, daß ich ein Narr bin, mitzumachen, was Sie mir da erzählen . . . Sie wollen sich einen Spaß mit mir machen, nicht wahr? . . .

— Nein, was wir Dir sagen, ist wahr . . . ganz wahr . . .

— Du weißt es . . . wir haben noch nie gelogen, — sagte Rose hinzu.

— Ja, Sie haben Recht . . . Sie lügen niemals, — sagte der Soldat, dessen Verlegenheit sich wieder erneuerte. — Aber wie zum Teufel ist ein solcher Besuch möglich? Ich schlafe draußen vor der Thüre, Murrhey! liegt vor dem Fenster; da nun alle blauen Augen und blonden Haare nur durch die Thür oder das Fenster hereinkommen können, und wenn sie es versucht hätten, mir Beide, Murrhey! und ich, wir ein feines Gehör haben, die Besuche . . . auf unsere Weise . . . empfangen haben würden . . . Aber, Kinder, ich bitte Euch, wir wollen ernsthaft sprechen . . . was ist an der Sache? . . .

Da die Mädchen an Dagobert's Mienen sahen, daß er eine ernsthafte Unruhe empfand, wollten sie seine Güte nicht länger mißbrauchen. Sie tauschten einen Blick des Einverständnisses aus, und Rose nahm die harte, breite Hand Dagobert's in ihre kleine mit den Worten:

— Nun, beunruhige Dich nicht, wir wollen Dir die Besuche unsers Freundes . . . Gabriel . . . erzählen.

— Sie fangen schon wieder an? . . . Er hat einen Namen?

— Gewiß hat er einen Namen, Du hörst ja . . . Gabriel.

— Was für ein hübscher Name, nicht wahr, Dagobert? O du sollst sehen, Du wirst ihn noch eben so gut wie wir, unsern schönen Gabriel.

— Ich werde ihn gut sein, Ihrem schönen Gabriel, — sagte der Veteran, die Achsel zuckend, — ich werde ihn gut sein, es kommt darauf an, ich muß doch wissen . . . — darauf unterbrach er sich — es ist seltsam . . . da fällt mir etwas ein . . .

— Was denn, Dagobert?

— Vor fünfzehn Jahren schrieb mir meine Frau in dem letzten Briefe, den mir Ihr Vater, als er aus Frankreich kam, mitbrachte, daß sie trotz unsres kleinen Agricol, den sie schon zu verlorgen hatte, ein armes verlassenes Kind aufgenommen habe mit einem Engelsgesichte und das hieß Gabriel . . . Und vor noch nicht langer Zeit habe ich wieder Nachrichten gehabt.

— Und durch wen denn?

— Das sollen Sie gleich erfahren.

— Nun, sieht Du wohl, da Du auch Deinen Gabriel hast, mußt Du wohl auch den unsrigen lieben.

— Den Jrrigen . . . den Jrrigen; nun lassen Sie mich den Jrrigen sehen . . . ich sehe wie auf Kohlen . . .

— Du weißt, — sagte Rose — daß Blanche und ich gewöhnlich einschlafen, wenn wir aus bei der Hand halten.

— Ja, ja, ich habe Dir es ja genug in Ihrem Bettchen gesehen . . . ich konnte nicht satt werden, Sie zu betrachten, so niedlich waren Sie.

— Nun gut, vor zwei Nächten waren wir so eingeschlafen, da sahen wir . . .

— Es war also im Traum? . . . — rief Dagobert, da Sie schliefen, also im Traume!

— Nun ja, im Traume . . . Was denn sonst?

— Laß ihn doch reden, Schwester.

— Ja so — sagte der Veteran und blieb einen Seufzer der Erleichterung aus. — Das laß' ich mir gefallen . . . Ganz gewiß, wie es auch gewesen wäre, ich war ruhig . . . weil . . . aber das ist ganz gleich . . . ein Traum! das ist mir lieber . . . fahren Sie fort, kleine Rose.

— Als wir nun eingeschlafen waren, hatten wir einen gleichen Traum.

— Alle Beide? Denselben?

— Ja, Dagobert, denn am andern Morgen, als wir aufwachten, haben wir uns erzählt, was wir geträumt.

— Und das war ganz ähnlich . . .

— Das ist seltsam, meine Kinder, und wie war dieser Traum?

— Ja wirklich Traume saben wir, Blanche und ich, neben einander; da trat ein schöner Engel ein, er hatte ein langes weißes Gewand, blonde Haare, blaue Augen und ein so schönes, so gutes Gesicht, daß wir die Hände faleten, um zu ihm zu beten . . . Da sagte er zu uns mit süßer Stimme, daß er

Digitized by Google

Gabriel heiße, daß unser Mutter ihn zu uns schicke, unser Schutzengel zu sein, und daß er uns niemals verlassen werde.

— Und dann, — fügte Blanche hinzu, — nahm er Zree von uns bei der Hand, sahen sich schönes Gesicht zu uns und betrachtete uns so lange Zeit schweigend und mit so viel Güte . . . so viel Güte, daß wir unsre Augen nicht von denselben abwenden konnten.

— Ja, — meine Rose, — und es kam uns vor, als ob dieser Blick abwechselnd uns ansähe und dann wieder uns thäte . . . Zu unserm großen Kummer verließ uns Gabriel, verhieß uns indessen, daß wir ihn in der nächsten Nacht wiedersehen sollten.

— Und ist er wieder erschienen?

— Natürlich, aber Du kannst Dir denken, mit welcher Ungeduld wir den Augenblick erwarteten, wo wir eingeschlafen sein würden, um zu sehen, ob unser Freund während des Schlummers uns wieder aufsuchen würde.

— Ah . . . das erinnert mich daran, wie häufig Sie vorgestern Abend sich die Augen rieben, — sagte Dagobert sich vor die Stirn schlagend. — Sie bekämpften vor Schlaf umzufallen . . . ich wette, das geschah nur, um mich früher los zu werden und schneller Ihrem Traume entgegenreiten zu können.

— Ja, Dagobert.

— Allerdings konnten Sie zu mir nicht wie zu Murrhey sagen: Leg' Dich, Dagobert. Und der Freund Gabriel ist wiedergekommen?

— Gewiß, aber diesmal hat er viel mit uns gesprochen und uns im Namen unsrer Mutter so rührende, gute Lehren gegeben, daß wir am unsern Tage, Wolf und ich, weiter Nichts gethan haben, als uns bis auf's kleinste Wort die Reden unseres Schutzengels zu wiederholen . . . und von seinem Gesicht . . . seinem Blicke zu sprechen.

— Drum erinnere ich mich auch, daß Sie gestern während drei ganzen Stegen geflissen waren . . . und wenn ich zu Ihnen sagte weiß, antworteten Sie mir schwarz.

— Ja, Dagobert, wir dachten an Gabriel.

— Und dann, wir lieben ihn alle Beide so sehr, als er uns liebt . . .

— Aber er ist nur Einer für Sie zwei?

— Und ist unsre Mutter nicht auch nur Eine für uns zwei?

— Und Du Dagobert nicht auch?

— Das ist wahr! . . . Ei, ei, wissen Sie wohl, daß ich an Euch eifersüchtig auf diesen Burschen werden möchte? . . .

— Du bist unser Freund bei Tage, er ist unser Freund bei Nacht.

— Genau genommen: wenn Sie bei Tage von ihm sprechen und von Nachts von ihm träumen, was soll denn da für mich bleiben?

— Die bleiben . . . Deine beiden Waisen, die Dich so sehr lieben, — sagte Rose.

— Und die Niemand als Dich in der Welt haben, — fügte Blanche mit liebkosender Stimme hinzu.

— Hm, hm, Ihr Schmeichler . . . Nicht doch, meine Kinder, — sagte zärtlich der Soldat hinzu. — Ich bin zufrieden mit meinem Loose, ich liebe Ihren Ihrem Gabriel, ich war seit übergangs, daß ich und Murrhey ruhig dasitzen schlafen können . . . Uebrigens ist die Sache gar nicht so verwunderlich: Ihr erster Traum hat sich Ihnen fest eingeprägt, und da Sie so viel davon gesprochen, haben Sie ihn dann wieder gehabt; deshalb würde ich mich auch gar nicht wundern, wenn Sie diesen schönen Nachtvogel zum dritten Male sahen . . .

— O, Dagobert, spake nicht; es sind freilich blos Träume . . . aber wir glauben, daß unsere Mutter sie uns schickt. Sagte sie uns nicht immer, daß die kleinen verwaisten Mädchen Schutzengel hätten? . . . Nun gut! Gabriel ist unser Schutzengel; er wird uns beschützen und Dich mit!

— Ohne Zweifel ist es sehr rechtschaffen von ihm, auch an mich zu denken; aber sieht, meine lieben Kinder, zu Eurer Beruhigung ist mir Murrhey's Hülfe lieber; er ist nicht so blond wie der Engel, aber er hat bessere Zähne und das ist immer sicherer.

— Wie boshaft Du bist, Dagobert, mit Deinen Späßen!

— Es ist wahr, Du lachst über Alles.

— Ja, es ist zum Verwundern, wie lustig ich bin . . . ich lache wie der alte Schäfer, ohne die Zähne vorzuzeigen zu brauchen. Nun, meine Kinder, schelten mich nicht, allerdings, ich habe Unrecht, der Gedanke Ihrer Mutter hat Einfluß auf diesen Traum; Sie thun wohl, euch davon zu sprechen. Und dann — setzte er mit wichtiger Miene hinzu — es liegt mitunter etwas Wahres in den Träumen . . . In Spanien hatten zwei Kaiserinnen zugleich, Kameraden von mir, die Nacht vor ihrem Tode geträumt, daß sie von Mönchen verzehrt worden wären . . . und sie wurden es . . . Wenn Sie so anhaltend von diesem schönen Engel Gabriel träumen . . . so ist es mit Recht, weil . . . weil . . . man ja, weil Sie das ermißt . . . Sie haben so nicht viel Unterhaltung den Tag über . . . da kann es denn nichts schaden, wenn der Schlaf . . . ergötzlich ist; jetzt aber, meine Kinder, habe ich Ihnen auch Etwas zu erzählen, es wird von Ihrer Mutter die Rede sein, verstreichen Sie mir, nicht traurig zu werden.

— Sei unbesorgt, wenn wir an sie denken, sind wir nicht traurig, sondern ernsthaft.

— Nun schön, bisher habe ich es immer aufgeschoben, Ihnen zu sagen, was Ihre Mutter Ihnen wurde anvertraut haben, sobald Sie keine Kinder mehr waren; aber ist es schnell gekommen und hat keine Zeit dazu gehabt, und dann, was sie Ihnen mitzutheilen hatte, brach ihr das Herz und mir auch; ich verzögerte diese Mittheilungen so lange ich nur konnte, und ich hatte es zum Verwundern gemacht, daß ich Ihnen Nichts sagen wollte, als bis zu dem Tage, wo wir über das Schlafreiten kommen würden, wo Ihr Vater zum Gefangenen gemacht worden ist . . . dadurch gewann ich Zeit . . . aber jetzt ist der Augenblick gekommen . . . und da hilft kein Zögern mehr.

— Sprechen Sie zu, Dagobert, — antworteten die jungen Mädchen mit aufmerksamer, schwermüthiger Miene.

Nach einer Pause, während welcher er sich sammelte, sagte der Veteran zu den jungen Mädchen:

— Ihr Vater, der General Simon, ist der Sohn eines Arbeiters, der Kriegen gedienen ist; dann war auch der General Simon und sagen mochte, der gute Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, seinen Stand nicht aufzugeben, er war ein Gliedsmann und ein goldenes Herz, ganz wie sein Sohn; Sie können sich wohl denken, daß unsre Kinder, Ihr Vater von einfachen Soldaten General geworden ist . . . und Graf des Kaiserreiches . . . so gelehrt hier nicht eine Mühe und Nahm.

— Graf des Kaiserreiches? Was ist das, Dagobert?

— Eine Rarität . . . ein Titel, den der Kaiser mit dem militärischen Grade in den Kauf gab; er wollte damit dem Volke, das er liebte, weil er selber aus dem Volke war, schmeicheln . . . Kinder, Ihr wollt Ordlleute spielen, wie die alten Adligen? Da habt Ihr Grafleute; Ihr wollt Königs feiern? Da habt Ihr Könige . . . Probirt Alles . . . Kinder; Nichts ist zu gut für Euch . . . Macht Euch lustig.

— Könige! — sagten die kleinen Mädchen und faltelten bewundernd die Hände.

— Ja, Könige, so gut es nur welche giebt! . . . Or, er war nicht haushenig mit Kronen, der Kaiser. Ich habe einen Zeitgenossen gehabt, der übrigens ein braver Soldat war, und der ist König geworden; das schmeichelte uns, denn war es nicht Dieser, so war es doch Jener; und so geschah es denn, daß bei dem Spiele Ihr Vater Graf geworden war; aber Graf oder nicht, er war der schönste, der tapferste General der Armee.

— Er war schön, nicht wahr, Dagobert? unsre Mutter sagte es immer.

— Oh freilich; aber natürlich war er ganz das Gegentheil von Ihrem blonden Schutzengel. Stellen Sie sich einen braunen pechschwarzen Mann vor; wenn er in großer Uniform war, o das blendete und machte Einem ganz warm am's Herz . . . Unser Ihm, da hätte man sogar auf den lieben Gott geschossen! . . . wenn der liebe Gott es verlangt hätte, — breite sich Dagobert verbessernd hinzuzufügen, da er den naiven Glauben der Waisen in seiner Art verletzen wollte.

— Und unser Vater war auch eben so gut als brav, nicht wahr, Dagobert?

— Gut!! meine Kinder, er? Das wollte ich meinen; er hätte ein Hufeisen mit seinen Fingern biegen können, wie Sie eine Karte biegen, und an dem Tage, wo er gefangen worden ist, hatte er preußische Kanoniere dicht bei ihren Kanonen niedergehauen. Wenn man solchen Muth und solche Kraft hat, wie sollte man da nicht gut sein? . . . Es ist also neunzehn Jahre her, daß hier nahe bei . . . an dem Orte, den ich Ihnen gezeigt habe, ehe wir in's Dorf kamen . . . der General gefährlich verwundet vom Pferde fiel . . . ich folgte ihm als seine Ordonnanz und eilte ihm zu Hülfe. Fünf Minuten darauf waren wir zu Gefangenen gemacht durch wen? . . . durch einen Franzosen.

— Ein Franzose!

— Ja, ein emigrirter Marquis, Oberst im russischen Dienste, — antwortete Dagobert bitter. — Als aber nun dieser Marquis auf den General zugegangen war und ihm gesagt hatte — Ergeben Sie sich, mein Herr, einem Landsmanne . . . antwortete der General: Das ist ein Verräther und einem Verräther ergebe ich mich nicht, — und trog seiner Verwundung schleppte er sich in die Nähe eines russischen Grenadiers und übergab ihm seinen Säbel mit den Worten:

— Ich ergebe mich Ihnen, mein Braver. — Der Marquis wurde ganz blaß vor Wuth . . .

Die Waisen sahen sich flug an, ein lebhaftes Roth färbte ihre Wangen und sie riefen aus:

— O teiler Vater, teiler Vater . . .

— Hm, — sagte Dagobert und drieh sich mit Wohlbehagen den Schnurrbart . . . — man sieht, daß diese Kinder Soldatenblut in den Adern haben! Darauf hob er wieder an: So waren wir also Gefangene. Das sogar Pferd des Generals war unter ihm getödtet worden; er besaß alle Schäfer, der an jenem Tage Nichts abbekommen hatte; wir kommen in Warschau an; dort lernte Ihr Vater Ihre Mutter kennen, sie hatte den Beinamen: die Perle von Warschau, damit ist Alles gesagt. Dabei wurde er, der Alles liebte, was gut und schön war, auch gleich in sie verliebt; sie liebte ihn gleichfalls; aber ihre Verwandten hatten sie einem Anderen versprochen . . . und dieser Andere . . . das war eben . . .

Dagobert konnte nicht fortfahren.

Rose hielt einen durchdringenden Schrei aus und zeigte voll Entsetzen nach dem Fenster.

Siebentes Kapitel.

Der Reifende.

el dem Aufschreien des jungen Mädchens kam Dagobert hastig auf.

— Was haben Sie, Rose?

— Dort . . . dort! . . . — sagte sie nach dem Fenster zeigend.

— Wir war es, als ob eine Hand an dem Pelze gezerrt hätte.

Rose hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Dagobert schon an's Fenster gestürzt war.

Nachdem er schnell die Vorrichtung, welche vor dem Fenster hing, weggezogen, öffnete er es geschwind.

Er war noch immer sehr blaß und sehr wüthig . . .

Der Soldat horchte, hörte aber Nichts . . .

Digitized by Google

Darauf ging er nach dem Tische, nahm das Licht von dort und bemühte sich nach außen zu leuchten, indem er sie Dann vor die Flamme hielt. Er sah Nichts . . . Er schrie das Fenster wieder und war überzeugt, daß ein Windstoß den Pelz bewegt und ihn und dergleichen habe, so daß er Nonne zu einer unnöthigen Furcht veranlaßt.

Beruhigen Sie sich, meine Kinder, . . . es ist sehr wichtig: und daher wird sich das eine Stube Der Fenster bewegt haben.

— Aber doch war es mir, als sahe ich Finger, welche ihn auseinandergaben — sagte Nele noch zitternd.

— Ich sah Dies Dagobert an und habe Nichts bemerkt, — sagte Blanche.

— Und es gab auch Nichts zu sehen, meine Kinder, das ist ganz klar; das Fenster ist winddrehen acht Tag Boden entfernt; es wurde also Einer an Riese sein, um hinaufsteigen, oder auf einer Leiter herumsteigen. Und diese Leiter mitgenommen wäre nicht Zeit gewesen, will ich, sowie Nele geschrien, gleich an's Fenster gestürzt bin, und als ich die Lampe hinausstelli, sah ich Nichts.

— Dann wäre ich mich geirrt haben, — sagte Nele.

— Siehst Du, Schwester . . . es ist der Wind, sagte Blanche hinzu.

— Nun, sei nicht bös, daß ich Dich unterbrochen habe, Dagobert.

— Das thut Nichts, — sagte der Soldat gutmüthig, — Schade, das Murrhopf nicht zurückgekommen ist, der würde auf das Fenster Achtung gegeben haben zu Ihrer Beruhigung; aber er wird den Stall seines Kameraden Schäfer ausgefegt haben, und wollte ihn wahrlich die Vorbereiten zur Nacht Tagen . . . ich hätte Lust, ihn zu holen.

— O nein, Dagobert, sag und nicht allein, — riefen die beiden Mädchen aus, — wir würden uns so sehr ängstigen.

— Nun, Murrkopf kann ja auch nicht so lange ausbleiben und es ist Zeit, daß ich Euch die Geschichte erzähle, die ich in unserer Gefängnisse fort, — sagte Dagobert und setzte sich auf seinen Platz.

— Ja, war also der General als Gefangener in Sachsen und in Ihrer Mutter verliebt, die man mit einem Anderen verheirathen wollte. — 1814 erfahren wir das Ende des Krieges, die Verbannung des Kaisers auf die Insel Elba und die Rückkehr der Bourbonen: im Einverständnisse mit den Preußen und Russen, welche sie wieder eingesetzt, hatten sie den Kaiser nach Elba verbannt; aber Ihre Mutter war verschwunden. Sagte sie dem General: Der Krieg ist beendigt, Sie sind frei, der Kaiser ist unglücklich, Sie verbannen ihm Alles; kehren Sie zu ihm zurück . . . ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen werden, aber ich heirathe Niemand anderes als Sie, Sie werden mich bis zu meinem Tode treu finden... Bevor er abreiste, rief mich der General: „Dagobert, bleibe hier, sagte er, Fräulein Eva wird vielleicht Deiner bedürfen, um von ihrer Familie zu fliehen, wenn man sie zu sehr „quält; unser Briefwechsel soll durch Deine Hände gehen; in „Paris suche ich Deine Frau, Deinen Sohn auf und benachrichtige „sie . . . ich werde ihnen sagen, daß Du mein . . . Freund „bist.“

— Immer verstehe, — sagte Nele, gerührt Dagobert ansehend.

— Gut gegen den Vater, gegen die Mutter wie gegen die Kinder . . . — sagte Blanche hinzu.

— Liebt man die Kinder, so muß man auch den Andern gut sein, — antwortete der alte Soldat. — So war also der General bei dem Kaiser auf der Insel Elba; ich in Warschau verborgen in der Nähe der Wohnung Ihrer Mutter; ich empfing die Briefe und trug sie für heimlich zu . . . in einem von diesen Briefen, ich sage das voller Stolz, meine Kinder, erfuhr ich durch den General, daß der Kaiser sich meiner erinnert habe.

— Deiner!... er kannte Dich!

— Ein wenig, wie ich mir schmeichle. — „Also, Dagobert“ — hat er zu Ihrem Vater gesagt, der ihm von mir gesprochen, — „ein Grenadier zu Pferde von meiner alten Garde... ein Soldat aus dem ägyptischen und italienischen Feldzug, von Bleffuren bedeckt, ein alter Bruno dar... „dem ich bei Wagram eigenhändig die Ehrenlegion gegeben, „ich habe ihn nicht vergessen...“ — Wahrhaftig, Kinder, als Ihre Mutter mit das vorgelesen hat... wußte ich selber nicht wen, wie eine alte Frau . . .

— Der Kaiser! . . . ach, was für ein schönes goldenes Geschirr hatte er auf Deinem silbernen Kreuze mit rothem Bande, das Du uns bisweilen zeigtest, wenn wir recht artig gewesen waren!

— Ja, das Kreuz, das er mir selber gegeben, das ist meine Reliquie, und es liegt da drinnen in meinem Tornister neben Allem, was mir am kostbarsten ist, bei unserer Barschaft und unsren Papieren... Aber um wieder auf Ihre Mutter zurückzukommen: wenn ich ihr die Briefe des Generals brachte, von ihm mit ihr sprach, das tröstete sie; ihre Verwandten mochten sie quälen, wie sie wollten, sie antwortete stets: Ich heirathe Niemanden als den General Simon. Ein herrlicher Mann das . . . man wußte sie schon, wie gesagt und muthig sie war! Eines Tages bekommt sie einen Brief vom General: er hatte die Insel Elba mit dem Kaiser verlassen; und da gebt der Krieg wieder los. In dieser Campagne, meine Kinder, und bekommen bei Ligny, schlug sich Ihr Vater wie ein Löwe und sein Armeekorps ebenso, das hieß mich Tapferkeit... es war eine ordentliche Wuth; er hat mir gesagt, daß in der Champagne die Bauern so viele Preußen getödtet haben, daß sie auf Jahre lang keinen Dünger auf ihren Aeckern gebraucht haben! Kinder, Kinder, Ihr werdet schon darauf los! Dragoneln, Steine, Hacken, Alles wurde zu diesem Gemetzel... es war eine wahre Wolfsjagd!...

Dem allen Soldaten schwollen die Stirnadern, seine Augen rötheten sich, seine Kehlkopfmuskeln zitterten ihn an den erhaben kriegerischen Aufregung zur Zeit der Republik, eine Anstrengungen in Massen, zu denen er gehört hatte, die der Anfang seines Soldatenlebens gewesen waren.

Anstatt über diese rauhe Erzählung erschreckt zu sein, fühlten die beiden Kinder, Tochter einer Adelsmutter und einer militärischen Mutter, sich bei den energischen Worten des Veteranen begeistert, ihr Herz schlug stärker, ihre Wangen erröthen sich auch.

— Welches Glück für uns, die Töchter eines so tapferen Vaters zu sein! — ... rief Blanche aus.

— Welches Glück ... und meine Ehre, meine Kinder, denn am Abend des Gefechtes von Ligny ernannte der Kaiser zur Fruder der ganzen Armee ihren Vater auf dem Schlachtfelde zum Herzog von Ligny und Marschall von Frankreich!

— Marschall von Frankreich! — sagte Nele erstaunt, ihre Augen das Gewicht der Worte recht zu kennen.

— Herzog von Ligny! — rief Blanche auch überrascht.

— Ja, Pierre Simon, der Sohn eines Arbeiters Herzog und Marschall, man muß dem Kaiser Gerechtigkeit lassen, — verfolgte Dagobert mit Stolz. — So behandelte der Kaiser die Kinder aus dem Volke, und deshalb gehörte das Volk ihm und mit Leib und Seele; und als Krone dem Reiche Einer hundert Mal sagen: „Der Kaiser macht nur Kaiser für Pulver und Die!“ ... „Ach was, — antwortete das Volk, das sich nicht überlisten läßt — ein Kaiser machte nur Kaiser für das Elend aus und, — ich will lieber Pulver riechen und risikiren, Capitain, Oberst, Marschall, Herzog ... oder Lumpen zu werden; und ist immer noch besser, als vor Hunger, Kälte und Aller auf faulen Stroh umkommen, nachdem man wenig Jahre für die Anderen gearbeitet hat.“

— Selbst in Frankreich ... in Paris sogar, dieser schönen Stadt ... giebt es Unglückliche, die vor Hunger und Elend sterben ... Dagobert?

— Selbst in Paris ... Ja, meine Kinder; darum sage ich auch ... das Pulver ist besser, wenn man das Aufsicht, wie Ihr Vater, Herzog von Marschall zu werden; wenn ich sage Herzog und Marschall, so habe ich Recht und noch Unrecht, denn später hat man seinen Titel und Rang nicht anerkannt, weil nach Monmirail ... da kam ein Tag der Trauer ... ein großer Trauertag, wo alle Soldaten wie ich, ergäbte der General, geweint haben, ja geweint ... am Abend der Schlacht; der Tag, meine Kinder ... heißt Waterloo.

Es lag in den einfachen Worten des Soldaten ein Ton von so tiefer Traurigkeit, daß die Mädchen ergriffen wurden.

— Nun, — fuhr der Soldat fortfahren weiter fort, — es giebt nun einmal solche verfluchte Tage ... An jenem Tage bei Waterloo fand der General von Wunden bedeckt an der Spitze einer Division der Garden nieder. Kaum war er geheilt, und das lag lange gedauert, verlangt er nach St. Helena zu gehen ... das ist eine andere Insel am Ende der Welt, wo die Engländer den Kaiser hingebracht hatten, um ihn recht tödtig quälen zu können; dem wenn er auch anfangs glücklich gewesen ist, seht Ihr, so hat er auch viel Elend ertragen müssen, meine armen Kinder ...

— Ach, Dagobert ... wenn Du das so erzählst, möchte man gleich weinen.

— Es ist auch zum Weinen ... der Kaiser hat so viel, ich so unendlich viel wohen müssen ... was sag ich, hat ihn graufam gequälen, mein Gott ... Unglücklicherweise konnte der General nicht bei ihm auf St. Helena sein, es war doch Einer mehr gewesen, ihn zu trösten, aber man erlaubte es ihm nicht. Da wurde er wie so viele Andere wild auf die Bourbonen und verschwörte eine Verschwörung, um den Sohn des Kaisers zurückzurufen. Er wollte ein Regiment aufwiegeln, das fast ganz aus alten ehemaligen Soldaten von ihm bestand. Er begiebt sich nach einer Stadt in der Picardie, wo es in Garnison lag; aber schon hatte man von der Verschwörung Wind bekommen. In dem Augenblick, wo der General anlangt, arretirt man ihn, und führt ihn vor den Obersten des Regiments ... Ihn dieser Oberst ... — sagte der Soldat nach einer Pause, — wissen Sie, wer das wieder war? ... Aber ... das ist jetzt zu weitläufig auseinanderzusetzen und würde Sie nur noch traurige machen ... Genug, das war ein Mann, den Ihr Vater schon seit langer Zeit zu hassen Grund hatte. Als er sich alle Angesichts in Angesicht dem gegenüber fand, sagte er zu ihm: Wenn Sie nicht ein elender Hasenfuß sind, so lassen Sie mich auf eine Stunde in Freiheit setzen und wir schlagen uns auf Tod und Leben; dann ich habe Sie beraubt und verachte Sie darum und darum. Der Oberst nimmt es an und setzt den General bis zum anderen Tage in Freiheit. An anderen Tage, da gab es nun ein scharfes Duell, bei welchem der Oberst rote auf dem Platze blieb.

— Ah, mein Gott!

— Der General wischte seinen Degen ab, da sagt ihm ein ergebener Freund, daß es die höchste Zeit sei, sich zu retten; in der That, es gelang ihm glücklich, Frankreich zu verlassen ... ja, glücklicher Weise, denn vierzehn Tage darauf wurde er zum Tode verurtheilt.

— Großer Gott, welches Unglück!

— Es war bei allem Unglück doch ein Glück, denn Ihre Mutter hielt mutig ihr Versprechen und wartete noch immer auf ihn; sie hatte ihm geschrieben: — Erß der Kaiser, dann ich! — Da er nun nichts mehr für den Kaiser und seinen Sohn thun konnte, so ging der General als Verbannter Frankreich nach Warschau. Ihre Mutter hatte ihre Aeltern verloren: sie war jetzt frei. Sie heirathen sich und ich bin einer der Zeugen bei der Trauung.

— Du hast Recht, Dagobert ... welches Glück mußte unter so vielem Unglück!

— So sind sie denn nun recht glücklich; aber wie allen guten Herzen, so ging es auch ihnen: je glücklicher sie waren, je mehr that ihnen das Unglück Anderer weh, und Anlaß dazu gab es genug in Warschau; die Russen hatten wieder an die Polen als Sklaven zu behandeln; Ihre brave Mutter, obwohl französischer Abkunft, war doch von ganzem Herzen Polin; sie sagte ganz offen, was die Anderen nicht leise zu sagen sich getrauten; und deshalb nannten die Unglücklichen sie ihren guten Engel, und das war genug, daß der russische Gouverneur Acht auf sie gab. Eines Tages wird ein Freund des Generals, ein ehemaliger Oberst von der Lancierr, ein braver, biederer Mann, verrathen, nach Sibirien transportirt zu werden wegen einer Militärverschwörung gegen die Russen; er entwischt. Ihr Vater verbirgt ihn bei sich und das kommt heraus; während der folgenden Nacht kommt ein Fuß Kosaken von einer Offizier geführt mit einer Postkarte vor unser Thür an; man überfällt den General im Schlafe und schleppt ihn fort.

— Mein Gott, was wollte man mit ihm machen?

— Ihn auf Umwegen bringen und bei Straße eines lebenslänglichen Gefängnisses ihm verurtheilen; seine

letzten Worte waren: Dagobert, ich vertraue Dir mein Weib und mein Kind an; denn Ihre Mutter lolle in einigen Monaten Sie in die Welt setzen; nun gut, trotz dem verbannte man sie nach Sibirien, es war das eine Gelegenheit, sie loszuwerden: sie that zu viel Gutes in Warschau, man fürchtete sie sehr. Nicht genug, daß man sie verbannte, man confiscirte auch ihr Vermögen; die einzige Gnade, die man ihr gewährte, war, daß ich sie begleiten durfte, und ohne Schäfer, den der General mit zurückgelassen hatte, wäre sie auch noch genöthigt gewesen, die Reise zu Fuße zu machen. Da zu Pferde, von mir getröstet, wie ich Euch jetzt führe, meine Kinder, sind wir in einem elenden Dorfe angekommen, wo Ihr drei Monate darauf geboren wurdet. Ihr armen Kleinen!

— Und unser Vater?

— Keine Möglichkeit für ihn nach Rußland zurückzukehren . . . keine Möglichkeit für Ihre Mutter mit zwei Kindern zu fliehen . . . der General konnte ihr auch nicht schreiben, denn er wußte nicht, wo sie war.

— Also ich seitdem keine Nachricht von ihm gekommen?

— Doch, meine Kinder . . . ein einziges Mal nahmen wir eine.

— Und durch Wen?

Nach einem Augenblicke Stillschweigens bob Dagobert mit einem höchst seltsamen Ausdrucke in den Mienen wieder an:

— Ja, durch Wen? durch Einen, der anderen Menschen gar nicht gleicht . . . ja . . . und damit Sie diese Worte begreifen, muß ich Ihnen ein außerordentliches Abenteuer erzählen, das Ihrem Vater während des französischen Feldzugs passirt ist . . . Er hatte vom Kaiser den Befehl bekommen, eine Batterie zu nehmen, welche unser Heer vernichtete; nach mehren unglücklichen Versuchen stellt sich der General an die Spitze eines Regiments Kürassiere, rückt gegen die Batterie vor und läßt nach seiner Gewohnheit Alles niederhauen bis nicht unter die Kanonen; er befand sich gerade mit seinem Pferde vor der Mündung eines Stücks, dessen Verpfropfungsmaterial soll ganz und gar getödtet oder verwundet war; noch hatte Einer von ihnen noch die Kraft, sich aufzurichten, auf dem Knie heran zu rutschen und die Lunte, welche er in der Hand hatte, an das Zündloch zu bringen, und das gerade in dem Augenblicke, wo der General zum Schritte daran und gerade vor der geladenen Kanone hielt . . .

— Großer Gott, welche Gefahr für unsren Vater!

— Niemals, erzählte er mir, hat er sich in einer größeren befunden . . . denn alle er den Artilleristen Feuer an das Stück legen sah, ging auch gleich der Schuß los . . . aber in demselben Augenblick ward sich ein Mann von hoher Gestalt als Bauer gekleidet, den Ihr Vater bis dahin noch nicht bemerkt hatte, gerade vor die Kanone . . .

— Ach der Unglückliche, welcher furchterliche Tod!

— Ja, — antwortete Dagobert mit nachdenklicher Miene. — So hätte es werden müssen . . . er wußte in tausend Stücke zerschmettert werden . . . Und doch wurde er es nicht.

— Was sagst Du?

— Was mir der General gesagt hat. — In dem Augenblick, wo der Schuß losging, wiederholte er mit oft — schloß ich von einem unwillkürlichen Schauer ergriffen die Augen, um nicht den verstümmelten Körper des Unglücklichen zu sehen, der sich an meiner Statt geopfert . . . Als ich sie wieder öffne, was sehe ich mitten im Pulverqualme? noch immer den Mann von hohem Wuchs aufrecht und ruhig an derselben Stelle, er warf einen traurigen und wehmüthigen Blick auf den Artilleristen, der mit einem Knie auf der Erde, den Körper hintenüber gebogen, im eben so entsetzt anblickte, als ob er den Teufel in Person sähe; da darauf das Gewehr der Schacht gleich wieder begann, war es mir unmöglich, diesen Menschen wieder zu finden . . . — sagte Ihr Vater traurig.

— Mein Gott, Dagobert, wie ist das möglich?

— Das sagte ich auch zum General. Er antwortete mir, daß er sich niemals dieses eben so unglaubliche als wahrhaftige Ereigniß habe erklären können. Uebrigens muß das Geschicksses Mannes Ihrem Vater sehr aufgefallen sein, der, wie er sagte, dreißig Jahre alt zu sein schien; denn er hatte bemerkt, daß seine schwarzen mit einander verbundenen Augenbrauen von der einen Schläfe bis zur andern, so zu sagen, nur eine einzige zu bilden schienen, so daß es auffah, als sei seine Stirn mit einem schwarzen Striche bezogen. . . Merken Sie wohl darauf, meine Kinder, Sie werden gleich erfahren, warum . . .

— Ja, Dagobert, wir vergessen es nicht, — sagten die Waisen, immer mehr und mehr verwundert.

— Die Leichen das ist, dieser Mensch mit dem schwarzen Strich unter der Stirn!

— Hört nur weiter . . . der General war, wie gesagt, bei Waterloo für todt liegen geblieben . . . Während der Nacht, die er auf dem Schlachtfelde zubrachte, war es ihm in einer Art Fieberphantasie, welche die Wunden verursachten, als sähe er beim Mondenscheine denselben Mann über sich gebeugt, der ihn sehr schwermüthig und traurig betrachtete, ihm das aus den Wunden quellende Blut stillte und ihn zu beleben suchte . . . Aber da Ihr Vater, der kaum bei Besinnung war, seine Pflege zurückwies und sagte, daß er nach einer solchen Niederlage nichts als den Tod wünsche, . . . da war es ihm, als sagte der Mann zu ihm: Sie müssen um Frau's willen leben! . . . Das war der Name Ihrer Mutter, welche der General in Warschau zurückgelassen hatte, um sich zu seinem Kaiser zu begeben und mit ihm die Kampagne in Frankreich zu machen.

— Die sonderbar, Dagobert . . . Und hat unser Vater seitdem diesen Mann wiedergesehen?

— Er hat ihn wiedergesehen . . . denn er war es, der Ihrer armen Mutter die Botschaft von dem General gebracht hat!

— Und wann denn? . . . Wir haben davon ja niemals gehört?

— Sie erinnern sich, daß Sie am Morgen des Tages, wo Ihre Mutter starb, mit der alten Fedora in den Zichtenwald gegangen waren?

— Ja, — antworteten Rose traurig, — um dort Haidekraut zu suchen, das unsre Mutter so gern hatte.

— Die arme Mutter! Sie befand sich so wohl, daß wir keine Ahnung haben konnten von dem Unglück, das uns am Abend betreffen würde, — sagte Blanche.

— Ja wohl, meine Kinder; ich selbst sang an jenem Morgen bei der Arbeit im Garten, denn ich hatte eben so wenig Grund traurig zu sein als Sie; ich arbeitete also und sang dabei, als ich plötzlich eine Stimme mich in französischer Sprache fragen hörte: — „Ob das hier das Dorf Meloff?“ — Ich drehe mich um und sehe einen Fremden vor mir stehen . . . Anstatt ihm zu antworten, setze ich ihn Karr an und trete ganz bestürzt zwei Schritte zurück.

— Warum denn?

— Er war von hoher Gestalt, sehr blaß und hatte eine breite hohe Stirn . . . Seine beiden schwarzen Augenbrauen liefen in eins . . . und schienen ihm einen schwarzen Strich unter die Stirn zu ziehen.

— Das war also der Mann, welcher zweimal auf den Schlachtfeldern bei unsrem Vater gestanden hatte?

— Ja . . . er war es!

— Aber, Dagobert, — sagte Rose nachdenklich, — wie lange sind jene Schlachten her?

— Ungefähr sechzehn Jahre.

— Und wie alt war der Fremde, den Du wiedererkennen glaubtest?

— Etwa dreißig Jahre.

— Nun also, wie kannst Du denn meinen, daß es derselbe Mann sei, der vor sechzehn Jahren meinem Vater im Kriege begegnet?

— Ihr habt Recht, — sagte Dagobert nach einem augenblicklichen Stillschweigen die Achsel zuckend, — ich bin wahrscheinlich durch den Zufall einer Aehnlichkeit getäuscht worden . . . Und doch . . .

— Oder, wenn es derselbe wäre, so müßte er nicht gealtert sein! . . .

— Aber daß Du ihn denn nicht gefragt, ob er früher meinem Vater beigestanden habe?

— Gewiß war ich so erfreut, daß ich nicht daran gedacht habe, und kaum blieb er nur so kurze Zeit, daß ich mich später nicht danach erkundigen konnte; er fragte also nach dem Dorfe Meloff. Das ist Meloff, mein Herr; aber woher wissen Sie, daß ich Franzose bin?

— Als ich eben hier vorbei ging, hörte ich Sie singen, — antwortete er mir; „können Sie mir sagen, wo Madame Simon wohnt, die Frau des Generals?“

— Das ist hier, mein Herr!“

Er betrachtete mich einige Augenblicke schweigend, und da er wohl sah, daß dieses Forschen mich verwunderte, reichte er mir darauf die Hand und sagte:

„— Sie sind der Freund des General Simon, sein bester Freund?“

— Stellen Sie sich meine Verwunderung vor, meine Kinder. „Aber, mein Herr, woher wissen Sie?“

— Er hat oft mit Dankbarkeit von Ihnen gesprochen.“

— Sie haben den General gesehen?“

— Ja, vor einiger Zeit in Indien; ich bin auch sein Freund „und bringe Nachrichten von ihm an seine Frau, von der ich „wußte, daß Sonach Sibirien verbannt sei; in Zobolsk, von wo „ich komme, erfuhr ich, daß sie in diesem Dorfe wohne. Führen Sie mich zu ihr?“

— Der gute Reisende . . . ich bin ihm schon gut, — sagte Rose.

— Er war der Freund unsres Vaters.

— Ich bitte ihn also zu warten, denn ich wollte erst Ihre Mutter vorbereiten, damit die Aufregung ihr nicht schade; kaum Minuten nachher trat er zu ihr ein . . .

— Und wie trug er sich eigentlich, dieser Reisende, Dagobert?

— Er war sehr groß, trug einen dunklen Pelz, eine Pelzmütze und langen schwarzen Bart.

— Und sein Gesicht war schön?

— Ja, meine Kinder, sehr schön, aber seine Mienen waren so traurig und leidend, daß es mir das Herz abdrückte . . .

— Der arme Mann, ihn drückte wahrscheinlich Kummer?

— Ihre Mutter hatte sich einige Augenblicke mit ihm eingeschlossen, da rief sie mich, um mir zu sagen, daß sie gute Nachrichten vom General empfangen habe; sie sprach in Thränen und hatte ein großes Packet Papiere vor sich liegen; es war das eine Art Tagebuch, das Ihr Vater sich jeden Abend für sie schrieb, um sich zu trösten; da er nicht mit ihr sprechen konnte, sagte er dem Papiere, was er ihr selbst gern gesagt hätte . . .

— Und diese Papiere, wo sind sie, Dagobert?

— Dort in meinem Tornister bei meinem Kreuze und unserer Börse; später werde ich Sie Ihnen geben, jetzt habe ich blos einige Blätter ausgewählt, die ich hier habe und die Sie gleich lesen sollen; Sie werden sehen, weshalb.

— War unser Vater schon lange in Indien?

— Nach den wenigen Worten, welche mir Ihre Mutter gesagt, war der General nach diesem Lande gegangen, nachdem er sich mit den Griechen gegen die Türken geschlagen; denn er stellte sich gern auf die Seite der Schwachen gegen die Starken; in Indien angekommen, war er erbittert gegen die Engländer . . . Sie hatten unsre Gefangene in den Pontons gemordet und den Kaiser auf St. Helena gemartert, es war also ein guter und gerechter Krieg, denn indem er seinen Feinden Böses that, diente er einer guten Sache.

— Und welcher Sache diente er?

— Der Sache eines jener armen indischen Fürsten, deren Gebiet die Engländer so lange auswiegeln, bis sie sich eines Tages ohne Zug und Recht derselben bemächtigen können. Ihr

Digitized by Google

sehr, meine Kinder, er kämpfte also wieder mit dem Schwachen gegen die Starken, das hat Ihr Vater niemals verabsäumt. In einigen Monaten hat er zwölf bis funfzehn Tausend Mann Truppen dieses Fürsten so gut disciplinirt und schlachtfähig gemacht, daß sie bei zwei Treffen die Engländer, welche nicht an Ihren braven Vater gedacht hatten, vertrieben ... aber ... einige Seiten seines Tagebuches werden Ihnen das besser sagen als ich; noch mehr, Sie werden darin einen Namen finden, dessen Sie sich stets erinnern sollen, deshalb habe ich gerade diese Stelle ausgewählt.

— O welches Glück ... von unsrem Vater Geschriebenes zu lesen, das ist fast so gut, als hörten wir ihn selbst, — sagte Rose.

— Als ob er hier wäre, neben uns säße, — fügte Blanche hinzu.

Und die beiden jungen Mädchen hielten die Hände hin, um die Blätter zu nehmen, welche Dagobert aus der Tasche zog.

Darauf küßten sie von einem gleichzeitigen Gefühle bezwungen mit rührender Anmuth stumm die Schrift ihres Vaters.

— Sie werden auch zu Ende dieses Papieres sehen, meine Kinder, warum ich mich verwunderte, daß Ihr Schutzengel, wie Sie sagen, Gabriel heißt ... Lest nur ... lest nur ... — sagte der Soldat hinzu, als er die erstaunten Gesichter der beiden Waisen sah. — Vorher muß ich aber Ihnen noch sagen, daß Ihr Vater, als er das schrieb, noch nicht den Reisenden getroffen, der diese Papiere gebracht hat.

Rose nahm auf ihrem Bette sitzend die Blätter und begann mit sanfter, bewegter Stimme zu lesen.

Blanche lehnte das Köpfchen über die Schulter der Schwester und folgte aufmerksam. Man sah an der leisen Bewegung ihrer Lippen, daß sie auch las, aber in Gedanken.

Achtes Kapitel.

Fragmente aus dem Tagebuche des General Simon.

Bivouac in den Gebirgen von Ava, 20. Februar 1809

„So oft ich einige Blätter diesem Tagebuche „hinzufüge, das ich tief in Indien schreibe, „wohin mich mein irrendes Leben der Verbannung geworfen, ein Tagebuch, das Du, ach, vielleicht „niemals lesen wirst, meine vielgeliebte Eva: empfinde ich „ein zugleich schmerzlich und süßes Gefühl, denn so mit Dir „zu plaudern tröstet mich und doch ist meine Sehnsucht nie„mals peinlicher, als wenn ich so mit Dir spreche, ohne Dich „zu sehen.

„Wenn aber einst diese Blätter Dir vor die Augen kom„men werden, dann wird Dein edles Herz bei dem Namen des „unerschrockenen Wesens schlagen, dem ich es verdanke, wenn „ich jemals vielleicht wieder das Glück haben soll, Dich zu „sehen ... Dich und mein Kind, denn es lebt, nicht wahr, un„ser Kind? O ich muß es glauben, denn sonst, armes Weib, „welche Existenz würdest Du dann in Deinem schrecklichen Exile „haben ... der liebe Engel, jetzt muß er vierzehn Jahre alt „sein ... Wie sieht er aus? Er gleicht Dir, nicht wahr? Er „hat Deine großen blauen Augen ... Thörichter, der ich „bin! Wie oft schon habe ich in diesem langen Tagebuche un„willkürlich diese Frage an Dich gerichtet, auf welche Du nicht „antworten kannst! ... Ach, und wie viel Male werde ich sie „noch thun! ... Lehre also unser Kind den etwas barbarischen „Namen Djalma aussprechen und lieben."

— Djalma, — sagte Rose mit feuchten Augen und unterbrach sich im Lesen.

— Djalma, — wiederholte Blanche, die Bewegung ihrer Schwester theilend. — O, wir werden diesen Namen nimmer vergessen!

— Und da thut Ihr Recht, meine Kinder, denn es ist der Name eines glorreichen, obwohl noch sehr jungen Soldaten. Fahren Sie nun fort, meine kleine Rose.

— „Ich habe Dir in den früheren Blättern, meine liebe „Eva — fuhr Rose fort, — die beiden schönen Tage erzählt, „welche wir in diesem Monate erlebt: die Truppen meines „Freundes, des indischen Prinzen, die immer mehr sich an die „europäische Disciplin gewöhnen, haben Wunder gethan. Wir „haben die Engländer über den Haufen geworfen und sie ge„nöthigt, einen Theil dieses unglücklichen Landes aufzugeben, „in welches sie mit Verachtung von Recht und Gerechtigkeit „eingefallen sind, das sie ohne Erbarmen zu verheeren fortfah„ren; denn hier besteht die englische Kriegsführung in Ver„rath, Plünderung und Mord. Heute Morgen erfahren wir „nach einem anstrengenden Marsche durch Felsen und Gebirge, „durch unseren Vortrab, daß der Feind Verstärkung bekomme „und sich zur Offensive bereit mache; er war nur einige Stun„den von uns und ein Zusammentreffen unvermeidlich; mein „alter Freund, der indische Fürst, der Vater meines Retters, „wünschte sich Nichts sehnlicher, als in's Feuer zu gehen. Um „drei Uhr begann also das Treffen, es war blutig und erbit„tert. Als ich die Unsrigen einen Augenblick unentschlossen sah, „denn sie waren an Zahl bei weitem geringer und die Verstär„kung der Engländer bestand aus frischen Truppen, da begann „ich an der Spitze unserer kleinen Cavalleriereserve mit Ela„stanen.

„Der alte Fürst war im Centrum, und schlug sich wie ge„wöhnlich unerschrocken; sein Sohn Djalma, kaum achtzehn „Jahre alt, tapfer wie sein Vater, ging mir nicht von der „Seite; im hitzigsten Gefechte wird mein Pferd getödtet, stürzt „mit mir in einen Abgrund, an dessen Rande ich ritt, und un„ten angekommen, lag ich so fest unter seinem Drucke, daß ich „einen Augenblick glaubte, ich hätte mir den Schenkel ge„brochen ..."

— Armer Vater — sagte Blanche.

— Glücklicher Weise wird ihm diesmal nicht noch etwas Schlimmeres passirt sein, da Djalma dort war ... siehst Du, Dagobert, — sagte Rose — wie gut ich den Namen behalten habe!

Und sie las weiter:

„— Die Engländer glaubten (sehr schmeichelhaft für „mich), wenn sie mich getödtet hätten, würden sie leicht mit „dem Heere des Fürsten fertig werden; deshalb sprang ein Of„fizier der Sipahi's und fünf oder sechs Soldaten von den un„regelmäßigen Truppen, hinterlistiges und grausames Gesin„del, als sie mich in die Schlucht stürzen gesehen, mir nach, „um mir den Garaus zu machen ... Vor Qualm und Feuer „hatten unsere Gebirgsvölker in der Hitze des Gefechtes mich „nicht fallen sehen; aber Djalma verließ mich nicht, er sprang „in den Abgrund, um mir zu helfen und seine kalte Uner„schrockenheit hat mir das Leben gerettet; er hatte noch die zwei „Ladungen in seinem Carabiner: mit der einen streckt er den „Offizier todt zu Boden; mit der anderen zerschmettert er einem „von den Soldaten, der mir schon einen Bajonnetstich in die „linke Hand versetzt, den Arm; aber beruhige Dich, meine gute „Eva, es ist Nichts ... eine Schramme ..."

— Verwundet ... wieder verwundet, mein Gott! — rief Blanche und schlug die Hände zusammen.

— Nur ruhig, Kinder, — sagte Dagobert, — es wird nur, wie der General sagt, eine Schramme gewesen sein; denn früher nannte er immer die Blessuren, welche ihn nicht an der Fortsetzung des Gefechtes hinderten, Schreckwunden ... Das war so recht seine Sache, dergleichen Redensarten zu erfinden.

„— Als Djalma mich verwundet sah, — fuhr Rose „sich die Augen trocknend fort, — bediente er sich seines schwe„ren Carabiners wie einer Keule; aber in diesem Augenblicke „sah ich einen neuen Angreifer, durch einen Bambusstrauch ge„schützt, der am Abhange stand, langsam seine lange Flinte „herunterrichten, den Lauf zwischen zwei Aeste legen, die Lunte „anblasen, auf Djalma zielen und der muthige Junge bekam „eine Kugel in die Brust, ehe ich ihn warnen konnte ... Als „er sich getroffen fühlte, ruckte er unwillkürlich zurück, sank in's „Knie, hielt aber immer weiter Stand und suchte mich mit sei„nem Körper zu schützen ... Du kannst Dir meine Wuth und „meine Verzweiflung denken; unglücklicher Weise wurden meine „Bestrebungen, mich los zu machen, durch einen furchtbaren „Schmerz vergeblich, den ich am Schenkel empfand. Kraft„los und ohne Waffen wohnte ich also einige Secunden lang „dem ungleichen Kampfe bei.

„Djalma verlor viel Blut: sein Arm wurde schwach; „schon machte einer von den irregulären Soldaten, der die „andern durch Rufen ermuthigte, von seinem Gürtel ein unge„heures, schweres, krummes Messer los, das mit einem einzi„gen Hiebe Einem den Kopf abschneidet, da kam ein Dutzend „von unseren Bergtruppen dazu, welche durch den Lauf des Ge„fechtes an diese Stelle geworfen wurden. Djalma wird nun „auch befreit, man zerrt mich unter dem Pferde hervor, und „nach einer Viertelstunde konnte ich wieder zu Pferde steigen. „Trotz unserer Verluste sind wir auch heute im Vortheil gegen „den Feind geblieben. Morgen wird das Gefecht entscheidend „sein, denn die Feuer der englischen Bivouacs sind von hier „aus sichtbar ... Auf diese Weise, meine theure Eva, ver„danke ich diesem Kinde das Leben. Glücklicher Weise ist seine „Wunde nicht beunruhigend, die Kugel ist abgeglitten und hat „an den Rippen entlang gestreift."

— Der brave Junge wird auch gesagt haben, wie der General: Schreckwunde, — sagte Dagobert.

„— Jetzt, meine liebe Eva, — las Rose weiter, — mußt „Du mindestens durch meine Schilderung diesen unerschrocke„nen Djalma kennen lernen. Mit einem Zuge kann ich Dir „einen Begriff von dieser edlen und tapferen Natur machen; „in seinem Lande giebt man mitunter den Leuten Beinamen; „seit seinem funfzehnten Jahre nennt man ihn den Edel„müthigen, und zufolge einer sehr seltsamen und rührenden „Gewohnheit des Landes erbt dieser Name auch auf seinen „Vater zurück, welcher der Vater des Edelmüthigen „genannt wird und mit gutem Zug der Gerechte heißen „könnte; denn der alte Indier ist der Typus von Rechtlichkeit, „Ritterlichkeit und stolzem Unabhängigkeitssinne; er hätte, wie „so viele andere Fürsten des Landes, sich demüthig vor dem ab„scheulichen Despotismus der Engländer beugen, seine Sou„verainetät verschachern und sich der Gewalt ergeben können. — „Er aber, nein! — Mein ganzes volles Recht oder „ein Grab in den Bergen, wo ich geboren bin! — „Das ist sein Wahlspruch. — Aber Sie werden in dem Kampfe „zermalmt werden, entgegnete ich ihm. — Mein Freund, „wenn man Ihnen, um Sie zu einer schmachvol„len Handlung zu zwingen, sagte: Gieb nach „oder stirb! Was würden Sie thun? — fragte er „mich. Von diesem Tage ab begriff ich ihn und habe mich mit „Leib und Seele dieser stets heiligen Sache des Schwachen ge„gen den Starken geweiht. — Du siehst, Eva, Djalma zeigt „sich eines solchen Vaters würdig. Dieser junge Indier ist von „so herrlichem, kühnem Muthe, daß er kämpft wie ein junger „Grieche zu den Zeiten des Leonidas mit nackter Brust, wäh„rend die Soldaten seines Landes, die allerdings gewöhnlich „mit nackten Schultern, Armen und offener Brust gehen, für „den Krieg gewöhnlich einen ziemlich dichten Koller tragen; „die wagehälsige Kühnheit dieses Knaben erinnert mich immer „an den König von Neapel, von dem ich Dir so oft erzählt „habe, und den ich sehr häufig bei den gefahrvollsten Angriffen „mit Nichts als einer Reitpeitsche bewaffnet an der Spitze sei„ner Leute gesehen habe."

— Der gehört auch zu denen, von welchen ich Euch sprach, und die der Kaiser zu seinem Spaße Monarch spielen ließ, — sagte Dagobert. — Ich habe einen gefangenen preußischen Offizier gesehen, welchem der tolle König von Neapel das Gesicht mit einem Reitpeitschenhiebe gezeichnet hatte, die Spur war blau und roth. Der Preuße fluchte, er sei beschimpft; er hätte einen Säbelhieb lieber gehabt ... Ich glaube es wohl ... ein verteufelter Monarch war das! Er konnte nur Eines: gerade auf die Kanonen losmarschiren. Sobald es irgend wo Kanonaden gab, so hätte man sagen mögen, er hörte sich bei allen seinen Namen rufen, denn er eilte hinzu und rief: Hier! ... Wenn ich von ihm jetzt spreche, meine Kinder, so thue ich es blos, weil er oft genug sagte, wer es hören wollte: Niemand ist im Stande ein Carré zu sprengen, in das der General Simon oder ich nicht hineinkommen.

Rose fuhr fort:

„Wehe that es mir, zu bemerken, daß Djalma trotz seiner „Jugend häufig Anfälle von tiefer Schwermuth hatte. Bis„weilen überraschte ich seltsame Blicke zwischen ihm und seinem „Vater ... trotz unserer gegenseitigen Zuneigung, glaube ich „doch, verbergen sie vor mir irgend ein Familiengeheimniß, „so viel ich aus verschiedenen ihnen entschlüpften Worten abmer„ken kann: es handelt sich um ein sonderbares Ereigniß, dem „ihre von Natur schwärmerische und reizbare Einbildungskraft „einen übernatürlichen Charakter gegeben haben wird.

„Uebrigens weißt Du, meine Freundin, daß wir das Recht „verloren haben, über die Leichtgläubigkeit Anderer zu lachen... „Ich, der ich in dem französischen Feldzuge jenes sonderbare, „mir jetzt noch unerklärliche Abenteuer erlebt habe ..."

— Er meint die Geschichte mit dem Manne, der sich vor das Geschütz gestellt hatte ... — sagte Dagobert.

„— Du, — fuhr das junge Mädchen, die Lektüre wieder „aufnehmend, fort, — Du, meine theure Eva, seit den Be„suchen jener jungen und schönen Frau, welche Deine Mut„ter ... auch schon bei ihrer Mutter ... vierzig Jahre früher „gesehen zu haben behauptete."

Die Waisen sahen den Soldaten voller Erstaunen an.

— Ihre Mutter ... hat mir niemals davon gesprochen... und der General ebenso wenig ... meine Kinder; es scheint mir eben so sonderbar als Ihnen ...

Rose begann wieder bewegt und mit wachsender Neugier:

„— Im Grunde, liebe Eva, lassen sich anscheinend sehr „außergewöhnliche Dinge häufig durch einen Zufall, eine Aehn„lichkeit, ein Naturspiel erklären. Da das Wunderbare hän„fig nur eine optische Täuschung ist oder die Folge einer über„reizten Phantasie, so kommt oft ein Augenblick, wo das, was „übermenschlich oder übernatürlich erschien, zu einem ganz „Menschlichen und Natürlichen wird; deshalb zweifle ich auch „nicht, daß, was wir unsere Wunder nannten, auch früher „oder später eine Auflösung haben wird."

— Sehen Sie, meine Kinder, — anfangs erscheint so Et„was ganz wunderbar ... und es kann lange Zeit vergehen, ehe man etwas davon begreift ...

— Weil unser Vater es sagt, muß man es glauben und sich nicht darüber verwundern, nicht wahr, Schwester?

— Bewahre, weil es sich endlich doch einmal aufklärt.

— Und — sagte Dagobert, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen — da fällt mir eine Vermuthung ein. Ihr gleicht Euch so sehr, meine Kinder, daß Jemand, der Euch nicht täglich zu sehen gewohnt ist, leicht die Eine für die Andere halten könnte, nicht wahr? ... Nun gut, wenn er nicht wüßte, daß Ihr, so zu sagen, doppelte seid, in welche Verwunderung könnte er da nicht gerathen ... Ganz gewiß, er glaubte an den Teufel und zwar wegen so guter kleiner Engel, wie Ihr seid.

— Du hast Recht, Dagobert; auf diese Weise erklären sich manche Dinge, so wie es auch unser Vater sagt.

Und Rose fuhr fort zu lesen.

„— Uebrigens denke ich mit einigem Stolze daran, daß „Djalma französisches Blut in den Adern hat; sein Vater „hatte vor Jahren ein junges Mädchen geheirathet, dessen Fa„milie französischer Abkunft und schon seit langer Zeit in Ba„tavia auf der Insel Java ansässig war; diese Aehnlichkeit der „Verhältnisse zwischen mir und meinem alten Freunde hat „meine Sympathie für ihn noch vermehrt, denn auch Deine „Familie, meine Eva, ist französischen Ursprungs und seit lange „im Auslande ansässig; unglücklicher Weise hat der arme Fürst „vor mehreren Jahren diese Frau, welche er anbetete, ver„loren.

„Sieh, meine süße Eva, meine Hand zittert, während ich „dieses schreibe, ich bin schwach, bin thöricht ... aber ach, „mein Herz zerspringt mir bei dem Gedanken ... wenn mir „ein solches Unglück begegnete! ... O mein Gott, und unser „Kind ... was würde ohne Dich .. ohne mich ... in jenem „barbarischen Lande aus ihm werden? ... Nein, nein, diese „Furcht ist unsinnig ... Aber welche fürchterliche Marter ist „die Ungewißheit! ... Denn wer sagt mir, wo Du bist? „Was machst Du? Was ist aus Dir geworden? ... Ver„zeih ... diese schwarzen Gedanken ... häufig kommen sie „wider meinen Willen ... das sind traurige, unheilvolle Au„genblicke ... Denn, wenn sie mich nicht quälen, sage ich mir: „ich bin verbannt, unglücklich; aber doch schlagen am anderen „Ende der Welt zwei Herzen für mich, das Deine, meine Eva, „und das unseres Kindes ..."

Rose konnte kaum diese letzten Worte lesen, ihre Stimme verlor sich seit einigen Secunden in Schluchzen.

Zwischen den Befürchtungen des Generals Simon und der traurigen Wirklichkeit war allerdings eine schmerzliche Uebereinstimmung; und dann, was konnte ergreifender sein als diese Herzensergießungen, am Abend einer Schlacht beim Bivouacfeuer, von einem Soldaten geschrieben, der auf diese Weise sich über den Kummer einer so schmerzlichen Trennung hinwegtäuschte, ohne das er schon wußte, daß es eine ewige sein sollte!

— Der arme General ... er kennt unser Unglück nicht, — sagte Dagobert nach einer Pause; — aber er weiß auch nicht, daß er anstatt eines, zwei Kinder hat ... das wird ihm mindestens ein Trost sein ... Aber jetzt, Blanche, fahren Sie fort zu lesen, ich fürchte, daß es die Schwester angreift ... Sie ist zu aufgeregt ... Und dann soll auch das Vergnügen, wie der Kummer, diesen Brief zu lesen, zwischen Beiden gleich getheilt sein.

Blanche nahm die Blätter und Rose, die sich die Augen getrocknet hatte, lehnte nun ihr liebes Haupt auf die Schulter ihrer Schwester, die folgendermaßen fortfuhr:

„Ich bin jetzt ruhiger, meine theure Eva; ich habe einen „Augenblick zu schreiben aufgehört und die trüben Gedanken „verscheucht. Nehmen wir nun unsere Unterhaltung wie„der auf.

„Nachdem ich nun so lange mit Dir von Indien geplau„dert, will ich ein wenig von Europa mit Dir sprechen. Ge„stern Abend kam einer von unseren Leuten, ein sehr verläß„licher Mann, zu unseren Vorposten; er brachte mir einen aus „Frankreich nach Calcutta an mich gekommenen Brief mit; end„lich habe ich Nachrichten von meinem Vater und meine Be„sorgnisse sind vorüber. Dieser Brief ist vom August vergan„genen Jahres datirt. Ich ersehe aus seinem Inhalt, daß „mehre Briefe, auf welche er sich bezieht, verspätet oder ver„loren gegangen sind; denn seit beinahe zwei Jahren habe ich „keine empfangen, deshalb war ich auch seinetwegen in tödtli„cher Unruhe. Der vortreffliche Vater! Er ist stets derselbe; das „Alter hat ihn nicht geschwächt; sein Charakter ist noch so ener„gisch, seine Gesundheit so kräftig als früher, wie er mir schreibt, „noch immer Arbeiter, und es sich zur Ehre anrechnend, stets „getreu seinen strengen republikanischen Grundsätzen und vol„ler Hoffnung ...

„Denn, sagt er, die Zeit naht, und unterstreicht „diese Worte ... Er giebt mir auch, wie Du hören wirst, gute „Nachrichten von der Familie unseres alten Dagobert ... un„seres Freundes ... Wahrlich, meine liebe Eva, mein Kum„mer ist minder herbe, ... wenn ich daran denke, daß dieser „vortreffliche Mensch bei Dir ist; denn ich kenne ihn, er wird „Dich in Deine Verbannung begleitet haben ... Welches „Goldherz ... unter seiner rauhen Soldatenrinde! .. Wie „er unser Kind lieben muß! ..."

Hier hustete Dagobert zwei oder drei Mal, bückte sich und that so, als suche er auf der Erde sein kleines roth und blau gestreiftes Taschentuch, das ihm auf den Knieen lag.

So blieb er einige Augenblicke vornüber gebeugt.

Als er sich wieder aufrichtete, wischte er den Schnurrbart.

— Wie gut Dich unser Vater kennt! ...

— Wie er erräth, daß Du uns gut bist!

— Schön, schön, meine Kinder, überseringen wir das ... Sehen wir lieber, was der General von meinem kleinen Agricol und von Gabriel sagt, dem Adoptivsohn meiner Frau ... die arme Frau, wenn ich daran denke, daß vielleicht in drei Monaten ... Nun, nun, Kinder, les't, les't ... — fügte der Soldat hinzu und suchte seine Rührung zu bekämpfen.

„— Ich hoffe immer unwillkürlich, meine theure Eva, daß „doch eines Tages diese Blätter Dir zu Gesicht kommen wer„den, und für diesen Fall will ich niederschreiben, was auch den „alten Dagobert interessiren kann. Es wird für ihn ein Trost „sein, von seiner Familie einige Nachrichten zu bekommen. „Mein Vater, der noch immer Werkführer bei dem vortreff„lichen Herrn Hardy ist, schreibt mir, daß dieser auch den Sohn „unseres alten Dagobert in sein Haus genommen hat; Agricol „arbeitet in der Werkstätte meines Vaters, der von ihm entzückt „ist: er ist, sagt er, ein großer und kräftiger Bursche, der sei„nen schweren Schmiedehammer führt, als wäre es eine Fe„der; so lustig als verständig und arbeitsam, ist er der beste Ar„beiter im Geschäft, was ihn aber nicht verhindert, Abends, „wenn sein schweres Tagewerk vorbei ist und er dann zu seiner „von ihm angebeteten Mutter geht, Lieder und bemerkens„werthe patriotische Gedichte zu machen. Seine Poesie ist „voller Erhabenheit und Energie; man singt in der Werkstatt „nichts anderes als seine Lieder und ihre Kunstreime erheben „auch die kältesten und schüchternsten Herzen."

— Wie stolz muß Du auf Deinen Sohn sein, Dagobert, — sagte Rose zu ihm mit Bewunderung, — er dichtet Lieder!

— Gewiß, das ist brav ... aber was mir noch besser gefällt, ist, daß er gut gegen seine Mutter ist und den Hammer kräftig führt ... Was die Lieder anbetrifft, ehe er ein Er„wachen des Volks oder eine Marseillaise gemacht haben wird ... muß er noch manches hübsche Stück Eisen hämmern; aber das thut nichts; wo dieser verteufelte Junge, der Agricol, das nur her haben mag? ... Ohne Zweifel aus der Schule, die er, wie Ihr sehen werdet, mit seinem Adoptivbruder Gabriel zusammen besucht hat ...

Bei dem Namen Gabriel, den auch ihr Ideal, der Schutzengel führte, wurde die Neugier der jungen Mädchen lebhaft rege gemacht; Blanche verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und fuhr also fort:

„— Der Adoptivbruder Agricol's, dieser arme Findling, „welchen Dagobert's Frau so edelmüthig angenommen, bildet, „sagt mein Vater, einen großen Contrast mit Agricol, sie „dem Herzen nach, denn sie haben alle Beide ein vortreffliches „Herz; aber so lebhaft, lustig, thätig Agricol ist, so melanto„lisch und träumerisch Gabriel; übrigens, fügt mein Vater „hinzu, hat jeder von ihnen das Ansehen, das zu seinem Cha„rakter paßt: Agricol ist braun, groß und kräftig ... er hat „eine fröhliche, kecke Miene; Gabriel dagegen ist schmächtig, „blond, schüchtern, wie ein junges Mädchen, und sein Gesicht „hat einen Ausdruck von englischer Sanftmuth ..."

Die Waisen sahen sich ganz erstaunt an, dann wandten sie ihre Kindergesichter zu Dagobert und Rose sagte:

— Hast Du gehört, Dagobert? Unser Vater sagt, daß Dein Gabriel blond ist und ein Gesicht hat wie ein Engel ... gerade wie der unsrige ...

— Ja, ja, ich habe es wohl verstanden, und darum verwunderte mich Euer Staunen so.

— Ich möchte wohl wissen, ob er auch blaue Augen hat, — sagte Rose.

— Darauf, meine Kinder, obwohl der General Nichts davon sagt, möchte ich wetten; diese Blonden, das hat immer blaue Augen; aber blond oder schwarz, er wird sie nur wenig gebrauchen, um den jungen Mädels in's Gesicht zu gucken; fahren Sie nur fort, Sie werden schon sehen, weshalb ...

Blanche begann wieder:

„— Sein Gesicht hat einen Ausdruck von englischer Sanft„muth; einem der Brüder der geistlichen Schulen, in welche er „mit Agricol und den anderen Kindern des Viertels ging, fiel „sein Verstand und seine Sanftmuth auf, er hat von ihm mit „einem hochgestellten Beschützer gesprochen, der sich für ihn in„teressirte und ihn in ein Seminar brachte, und seit zwei Jah„ren ist Gabriel Priester; er hat sich für die ausländischen Mis„sionen bestimmt und soll bald nach Amerika abgehen."

— Dein Gabriel ist Priester ... — sagte Rose, Dagobert ansehend.

— Und unser ist ein Engel, — fügte Blanche hinzu.

— Das beweiß, daß der Eurige einen höhern Grad hat als der meinige; nun, mir ist's gleich, Jeder hat seinen Geschmack; es giebt überall brave Leute, aber es ist mir lieb, daß es Ga„briel ist, der den schwarzen Rock gewählt hat. Mir macht es mehr Spaß, meinen Jungen mit nackten Armen, einen Ham„mer in der Hand, ein ledernes Schurzfell um den Leib, zu sehen, gerade so wie Ihr alter Großvater, meine Kinder, oder besser gesagt, der Vater des Marschall Simon, Herzogs von Ligny; denn bei alledem ist und bleibt der General Marschall und Herzog durch die Gnade des Kaisers. Jetzt aber lesen Sie zu Ende.

— Ach ja, — sagte Blanche, es sind nur noch wenige Zeilen!

Und sie fuhr fort zu lesen:

„— Wenn also, meine geliebte süße Eva, dieses Tagebuch „zu Dir gelangt, so kannst Du Dagobert beruhigen über das „Schicksal seiner Frau und seines Sohnes, die er um unser„willen verlassen hat. Wie werde ich jemals ein solches Opfer „belohnen können? Aber ich bin ruhig darüber, Dein gutes „und edles Herz wird es ihm zu entgelten gewußt haben ...

„Adieu ... und abermals Adieu für heute, meine vielge„liebte Eva; ich habe mein Schreiben einen Augenblick unter„brochen, um zu Djalma's Zelte zu gehen; er schläft ruhig, „sein Vater wachte bei ihm und beruhigte mich durch einen Wink. „Der kühne junge Mann läuft keine Gefahr mehr. Möge ihn „die Schlacht von morgen gleichfalls verschonen! .....

„Adieu, meine theure Eva, die Nacht ist still und ruhig, die „Feuer der Bivouacs verlöschen allmälig, unsere armen Bergge„nossen schlafen nach diesem blutigen Tage, von Stunde zu „Stunde höre ich den ferneren Ruf unserer Posten ... diese fern„den Laute machen mich wieder traurig, sie erinnern mich an „das, was ich bisweilen vergesse, wenn ich Dir schreibe: ... „daß ich am Ende der Welt bin, und getrennt von Dir ... von „meinem Kinde! Ihr armen, geliebten Wesen, was ist ... wie „wird Euer Loos sein? ... Ach, wenn ich wenigstens bei Zei„ten Euch die Medaille zurückschicken könnte, welche ein verhäng„nißvoller Zufall mich von Warschau mitnehmen ließ, vielleicht „erlangtest Du die Erlaubniß nach Frankreich zu gehen oder „wenigstens Dein Kind mit Dagobert hinzuschicken, denn Du „weißt, von welcher Wichtigkeit ... aber wozu noch diesen „Kummer zu den übrigen hinzufügen? ... Unglücklicher Weise „verrinnen die Jahre ... der verhängnißvolle Tag wird kom„men und diese letzte Hoffnung, welche ich für Euch hege, wird „mir noch entrissen werden; aber ich will den heutigen Tag „nicht mit einem so traurigen Gedanken beschließen. Adieu, „meine vielgeliebte Eva, drücke unser Kind an Dein Herz, be„decke es mit Küssen, die ich Euch allen Beiden aus der Ver„bannung hinüber sende.

„Leb wohl bis morgen nach dem Gefecht!"

Auf diese rührende Lectüre folgte ein ziemlich langes Schweigen.

Von Rose's und Blanche's Wangen rannen die Thränen langsam herab.

Dagobert stützte den Kopf auf die Hand und war auch in schmerzlichen Gedanken verloren.

Draußen raste der Wind mit vermehrter Heftigkeit; ein dichter Regen begann rauschend an die Fenster zu schlagen, das tiefste Schweigen herrschte im Wirthshause.

. . . . . .

. . . . . .

Während die Töchter des General Simon mit zärtlicher Bewegung einige Fragmente des Tagebuches ihres Vaters lasen, begab sich in dem Inneren der Menagerie des Thierbändigers ein seltsamer, geheimnißvoller Auftritt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltene Ehe.

Von

Alfred de Musset.

(Fortsetzung.)

II.

Der erste Gedanke der Mutter war die Frage gewesen, ob das Uebel unheilbar sei, und man hatte ihr geantwortet, daß es allerdings Beispiele der Genesung gäbe. Ein Jahr lang nährte sie daher noch einige Hoffnung, aber alle Hülfsmittel der Kunst scheiterten, und nachdem man sie sämmtlich erschöpft hatte, mußte man endlich darauf Verzicht leisten.

Unglücklicherweise bestand in dieser Zeit, die so viele Vorurtheile zerstört oder durch andere ersetzt hat, ein unerbittliches gegen die armen Wesen, die man taubstumm nennt. Edle Gemüther, ausgezeichnete Gelehrte oder Menschen, die blos das Mitleid antrieb, hatten allerdings schon seit langer Zeit gegen diese Grausamkeit protestirt. Ein spanischer Mönch war im sechzehnten Jahrhundert der Erste gewesen, der sich die Aufgabe, die man damals für unmöglich gehalten, gestellt und zu lösen versucht, Stumme ohne Worte reden zu lehren. Sein Beispiel hatte verschiedentlich in Italien, England und Frankreich Nachahmung gefunden und Bonnet, Wallis, Bulwer, von Helmont bedeutende Werke darüber herausgegeben. Ihre Absicht war aber besser gewesen als deren Wirkung, und obwohl hin und wieder etwas Gutes dadurch erreicht worden, ohne daß es die Welt wußte, so war es doch fast auf's Gerathewohl und fruchtlos geschehen. Ueberall, selbst zu Paris im Schooße der am meisten vorgeschrittenen Bildung, betrachtete man die Taubstummen als eine Art von besonderen Wesen, welche mit dem Stempel des göttlichen Zornes gezeichnet seien. Des Wortes beraubt, verweigerte man ihnen auch den Gedanken. Das Kloster für die Reichen und die Verlassenheit für die Armen, das war ihr Loos; sie flößten mehr Abscheu als Mitleid ein.

Der Chevalier verfiel allmälig in die tiefste Trauer. Er brachte den größten Theil des Tages allein in seinem Zimmer eingeschlossen oder im Walde spazieren gehend zu. Er bemühete sich, wenn er seine Frau sah, ein ruhiges Gesicht zu zeigen und suchte sie zu trösten, doch vergeblich; Madame des Arcis war ihrerseits nicht weniger traurig. Ein verdientes Unglück kann Thränen vergießen machen, die fast immer zu spät und unnütz sind, aber ein unverdientes Unglück drückt den Geist nieder und entmuthigt die Frömmigkeit.

Die beiden Neuvermählten, welche geschaffen waren, um sich zu lieben, und die sich auch liebten, begannen nun sich selten zu sehen und sich in den Alleen selbst zu vermeiden, wo sie kurz vorher noch sich mit einander über eine so nahe, so ruhige und so reine Hoffnung unterhalten hatten. Der Chevalier, indem er sich freiwillig auf seinen Landsitz verbannt, hatte nur an Ruhe gedacht und doch das Glück ihn dem Anscheine nach dort überraschen wollen; Madame des Arcis hatte nur eine Vernunftheirath geschlossen; die Liebe war dazu gekommen und gegenseitig geworden. Jetzt stellte sich plötzlich ein furchtbares Hinderniß zwischen Beide, und dieses Hinderniß war gerade der Gegenstand selbst, der ein heiliges Band hätte sein sollen.

Diese plötzliche und stillschweigende Trennung, die schrecklicher als eine Scheidung und grausamer als der Tod war, wurde dadurch herbeigeführt, daß die Mutter dem Unglück zum Trotz ihr Kind mit Leidenschaft liebte, während der Chevalier, ungeachtet aller Anstrengung, ungeachtet seiner Geduld und Güte, den Abscheu nicht zu besiegen vermochte, den ihm dieser seiner Meinung nach auf ihn geschleuderte Fluch Gottes einflößte.

— „Sollte ich denn meine Tochter hassen können?" fragte er sich oft während seiner einsamen Wanderungen, „ist es ihre Schuld, daß der Zorn des Himmels sie getroffen hat? Müßte ich nicht allein sie beklagen, den Schmerz meiner Frau zu lindern suchen, verbergen, was ich leide und über mein Kind wachen? Welch ein trauriges Geschick erwartet dasselbe, wenn ich, sein Vater, es verlasse? Was soll aus ihm werden? Gott hat es mir so gesandt, ich muß mich also darein ergeben. Wer soll Sorge für dasselbe tragen, wer es erziehen, wer es beschützen? Es hat nur seine Mutter und mich auf der Welt; es wird keinen Gatten finden, wird niemals Bruder noch Schwestern bekommen. Eine solche Unglückliche mehr in der Welt ist genug. Will ich nicht beweisen, daß ich kein Herz habe, so muß ich ihr mein Leben widmen, um ihr das ihrige erträglich zu machen."

So dachte der Chevalier und kehrte dann mit der festen Absicht in sein Haus zurück, seine Pflichten als Gatte und Vater zu erfüllen. Hier fand er sein Kind in den Armen seiner Frau, kniete vor ihnen nieder, faßte Cäcilie bei den Händen und sagte, man habe ihm von einem berühmten Arzt erzählt, den er kommen lassen wolle; es sei noch nichts entschieden und man wisse wunderbare Kuren. Indem er so sprach, nahm er seine Tochter auf den Arm und trug sie im Zimmer umher; aber furchtbare Gedanken ergriffen ihn wider seinen Willen: die Idee der Zukunft, der Anblick dieses Stillschweigend, dieses unvollkommenen Wesens, dessen Sinne verschlossen waren, das Mitleid, die Verachtung, der Widerwille der Welt drückten ihn nieder. Sein Antlitz erbleichte, seine Hände zitterten, er gab das Kind der Mutter zurück und wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen.

In solchen Augenblicken drückte Madame des Arcis ihre Tochter an ihr Herz mit einer Art von verzweifelter Zärtlichkeit und jenem vollen Blicke der mütterlichen Liebe, der heftigsten und stolzesten von allen. Nie ließ sie eine Klage hören; sie ging auf ihr Zimmer, legte Camilla in ihre Wiege und brachte ganze Stunden damit zu sie anzusehen; stumm wie sie.

Diese Art von finsterer und leidenschaftlicher Exaltation wurde so stark, daß Madame des Arcis nicht selten ganze Tage lang ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete. Umsonst redete man sie an, es war, als ob sie an sich selbst erkennen wolle, wie die Macht des Geistes beschaffen sei, in welcher ihr Kind zu leben verdammt war.

Sie sprach mit ihrer Tochter durch Zeichen und wußte sich allein ihr verständlich zu machen. Die andern Personen des Hauses, selbst der Chevalier, schienen Camilla fremd zu sein. Die Mutter von Madame des Arcis, eine ziemlich gewöhnliche Frau, that Nichts, wenn sie nach Chardonneux kam (so hieß das Landgut des Chevalier), als daß sie das ihrem Schwiegersohn und ihrer lieben Cäcilie widerfahrene Unglück beklagte. Sie glaubte darurch ihr Mitgefühl zu bezeigen, indem sie unaufhörlich das traurige Schicksal des armen Kindes bejammerte und es entschlüpften ihr eines Tages die Worte: „Es wäre besser, sie wäre nicht geboren werden!" — „Was hättest du denn angefangen, wenn ich so wäre?" — antwortete Cäcilie, fast mit dem Tone des Zornes.

Der Onkel Giraud, der Maurermeister, fand es so schlimm nicht, daß seine kleine Nichte stumm war: „Ich habe" — sagte er — „eine so schwatzhafte Frau gehabt, daß ich alles Uebrige, wie es auch beschaffen sein möge, dem vorziehe. Die Kleine da ist im Voraus sicher nie dummes Zeug zu reden und zu hören, noch ein ganzes Haus ungeduldig zu machen, indem sie alte Opernarien singt, welche alle einander gleichen; sie wird nicht zänkisch sein und die Mägde nicht schimpfen, wie es meine Selige zu thun pflegte. Wenn ihr Mann husten oder früh aufstehet, um die Aufsicht über seine Arbeiter zu führen, so wacht sie nicht davon auf; sie wird nicht laut träumen und discret sein; sie wird scharf sehen, die Tauben haben gute Augen; sie kann eine Rechnung berichtigen, sollte sie auch nur an den Fingern abzählend dieselbe bezahlen, wenn sie Geld hat, aber ohne zu chicaniren, wie es die Hauseigenthümer bei der geringsten Baulichkeit thun; sie wird etwas von selbst wissen, was man gewöhnlich nur schwer lernt, nämlich, das Handeln besser ist als Reden, und hat sie das Herz auf der rechten Stelle, so wird man das schon sehen, ohne daß sie nöthig hat Honig auf die Zunge zu legen. Sie wird in Gesellschaft nicht lachen, das ist wahr, aber sie wird bei Tische auch nicht die Fremdenstörer hören müssen, die lange Redensarten machen; sie wird hübsch sein; wird Verstand haben und wird keinen Lärm machen; auch braucht sie nicht wie die Blinden einen Hund, um spazieren zu gehen. Meiner Treu, wenn ich jung wäre, so würde ich sie gern heirathen, sobald sie das gehörige Alter erreicht hätte, und jetzt, wo ich alt bin und ohne Kinder, nehme ich sie gern als meine Tochter zu mir, wenn sie Euch zufällig lästig würde."

Wenn der Onkel Giraud so redete, so fühlten sich der Chevalier und seine Gattin wenigstens auf einige Augenblicke erheitert. Sie mußten über die etwas derbe Gutmüthigkeit des wackern Mannes lachen, die doch zu gleicher Zeit so ehrwürdig und wohlthuend war, daß sie nirgends ein Uebel sehen wollte. Aber das Uebel war da; alle anderen Mitglieder der Familie betrachteten dies seltene Unglück mit erschreckten und neugierigen Augen. Wenn sie in der Carlole von der Furt von Maury kamen, diese wackern Leute, so setzten sie sich vor Tische im Kreise hin, suchten zu sehen und darüber zu sprechen, examinirten Alles mit großem Interesse, legten das Gesicht in ernsthafte Falten, consultirten sich leise, um zu wissen, was sie sagen sollten, und bemühten sich mitunter den allgemeinen Gedanken durch eine Bemerkung über ein Nichts abzuleiten. Die Mutter stand vor ihnen, das Kind an der Brust, aufmerksam zuhörend. Hätte Raphael damals zu der Familie gehört, so würde die Madonna della Sedia eine Schwester bekommen haben. Madame des Arcis ahnte es nicht und war um desto schöner dadurch.

III.

Das kleine Mädchen wuchs heran; die Natur erfüllte traurig aber treu ihre Aufgabe. Camilla hatte nur ihre Augen für den Dienst ihrer Seele; ihre ersten Bewegungen richteten sich, wie es ihre ersten Blicke gethan hatten, nach dem Lichte, der schwächste Sonnenstrahl versetzte sie in Entzücken.

Als sie anfing zu stehen und zu gehen ließ eine drängende Neugier sie alle Gegenstände, die sie umgaben, mit einer aus Furcht und Vergnügen gemischten Zartheit, in der sich zu gleicher Zeit die Lebhaftigkeit des Kindes und schon die Scham des Weibes offenbarten, berühren und untersuchen. Ihre erste Bewegung war auf alles ihr Neue zuzulaufen, als wolle sie es ergreifen und sich dessen bemächtigen, aber sie kehrte fast immer auf halbem Wege um, wie wenn sie ihre Mutter um Rath fragen wolle. Sie glich damals dem Hermelin, von dem man erzählt, daß es stehen bleibt und auf den Weg verzichtet, den es einschlagen wollte, wenn es etwas Schmutz und Koth auf demselben erblickt, von dem sein Fell befleckt werden könnte.

Einige Kinder der Nachbarschaft spielten mit Camilla. Die Art, wie sie das Reden derselben betrachtete, hatte etwas Seltenes. Diese Kinder, ungefähr von demselben Alter, versuchten nämlich Wörter, die sie von ihren Wärterinnen vernommen gehört hatten, zu wiederholen und ihren Verstand zu üben vermittelst eines Geräusches, das dem armen kleinen Mädchen nur eine Bewegung zu sein schien. Oft streckte dasselbe, um zu beweisen, daß es sie verstanden habe, die Arme gegen seine kleinen Gespielinnen aus, welche ihrerseits erschreckt vor diesem anderen Ausdrucke ihrer eigenen Gedanken zurückwichen.

Madame des Arcis verließ ihre Tochter nicht; sie beobachtete ängstlich die geringsten Erscheinungen in Camillens Leben. Hätte sie rathen können, daß der Abbé de l'Epée bald kommen würde, wie groß wäre ihre Freude gewesen. So aber vermochte sie allein nichts und blieb ohne Kraft gegen ein Uebel des Zufalls, welches der Muth und die Frömmigkeit eines Mannes bald darauf zerstörten. Merkwürdig, daß ein Priester mehr sieht als eine Mutter, und daß der forschende Geist findet, was dem liebenden Herzen fehlt. Als die kleinen Freundinnen Camilla's das Alter erreicht hatten, den ersten Unterricht einer Lehrerin zu empfangen, bezeugte das Kind eine große Traurigkeit, daß ihm nicht dasselbe geschah wie den andern. Bei einem Nachbar befand sich eine alte englische Erzieherin, die einem Kinde mit großer Mühe das Buchstabiren beibrachte. Camilla wohnte dem Unterricht bei, sah erstaunt ihre kleine Gespielin an, folgte ihren Anstrengungen mit den Augen und suchte auf ihre Weise ihr zu helfen: wurde die Kleine gescholten, so weinte sie mit ihr.

Der Musikunterricht machte ihr noch größern Schmerz. Neben dem Piano stehend, streckte sie ihre kleinen Finger aus und bewegte dieselben, indem sie die Lehrerin mit großen Augen ansah, die sehr schwarz und sehr schön waren. Sie schien zu fragen, was man da mache und schlug mitunter, zu gleicher Zeit ernst und sanft, auf die Tasten.

Der Eindruck, den die Wesen oder die äußeren Gegenstände auf die andern Kinder hervorbrachten, wirkte bei ihr nicht so überraschend. Sie beobachtete die Dinge und erinnerte sich ihrer wie sie. Wenn sie aber sah, wie sie sich dieselben Gegenstände mit den Fingern zeigten und jede Bewegung der Lippen unter sich austauschten, die ihr unverständlich war, dann fing ihr Verdruß wieder an. Sie zog sich in einen Winkel zurück und zeichnete mit einem Stein oder einem Stück Holz fast maschinenmäßig irgend einen großen Anfangsbuchstaben in den Sand, den sie von den Anderen hatte buchstabiren sehen und den sie aufmerksam betrachtete.

Das Abendgebet, das der Nachbar seinen Kindern täglich regelmäßig halten ließ, war für Camilla ein Räthsel, das einem Geheimnisse glich. Sie kniete mit ihren Freundinnen nieder und faltete die Hände, ohne zu wissen warum. Der Chevalier sah eine Entweihung darin: „Nehmt mir die Kleine weg" — sagte er — „und verschont mich mit der Aufrerei!" — „Ich nehme es über mich, Gott deswegen um Verzeihung zu bitten" — erwiederte eines Tages die Mutter.

Camilla gab schon frühzeitig Anzeichen jener wunderlichen Zähigkeit, die die Schotten das zweite Gesicht nennen, die Anhänger des Magnetismus als vorhanden annehmen und die Aerzte meist zu den Krankheiten rechnen. Die kleine Taub-

stumme fühlte die Ankunft derer, die sie liebte, vorher und ging ihnen oft entgegen, ohne das Mindeste von ihrem Kommen wissen zu können.

Die anderen Kinder nährten sich sie nicht allein mit einer gewissen Furcht, sondern wichen sie auch mit einer Art von Verachtung aus. Es trat sich wohl, daß eins von ihnen mitleidslos lange sie starr in das Gesicht sehend mit ihr redete und sie dann lachend aufforderte, die eine Antwort zu geben. Jenen Kinderzungen, welche die Kleinen tangen werden, so lange es kleine Beinchen giebt, pflegte sie auf dem Spaziergange zuzusehen, schon halb junges Mädchen, und wenn dabei gelungen wurde, allein in der Ecke an eine Band gelehnt dem Tatze zu folgen, indem sie ihr hübsches Köpfchen hin und her wiegte, aber ohne daß sie verstohlen ihn unter der Langenbrau zu umsehen; freilich war sie traurig und liebenswürdig dabei, so daß sie das Mitleid der Erwachsenen erregte.

Eine der schwersten Aufgaben, in denen sich dieser mißhandelte Geist versuchte, war, mit einer kleinen Nachbarin, die das Lechten lernte, zählen zu wollen. Es handelte sich um eine sehr leichte und kurze Aufgabe. Die Nachbarin zählte sich mit einigen verwickelten Zahlen. Die Stumme überstieg aber mit nicht großer oder kunstvoller Einbeiten. Die Nachbarin zählte an den Fingern; Camilla, welche begriff, daß sie sich irre und ihr beiden weine, streckte ihre beiden geöffneten Hände aus. Man hatte ihr auch die ersten und einfachsten Begriffe beigebracht; sie wußte, daß zwei und zwei vier sind. Ein kluges Thier, selbst ein Vogel sieht auf eine oder die andere Weise, die mit sich rechnen, bis zu zwei oder drei, eine Elster, sagt man, hat bis fünf gezählt. Camilla wurde bei dieser Gelegenheit mehr zu zählen gebracht haben. Ihre Hände gingen nur bis zehn; diese streckte sie über ihren kleinen Freundin so gutwillig offen entgegen, daß man sie für einen einfachen Mann hätte halten können, der nicht im Stande ist, zu begreifen.

Die Coquetterie zeigt sich schon früh bei den Frauen; bei Camilla äußerte sich dieselbe nicht die mindeste Spur derselben. „Es ist doch merkwürdig!“ — pflegte der Chevalier zu sagen — „auch ein kleines Mädchen nicht eine Ahnung davon!“ Neben ihrer festen Kälte Madame des Ares traurig, „Sie ist aber doch schön“ — sagte sie zu ihrem Gatten und stieß zu gleicher Zeit Camilla sanft, damit sie vor ihren Vater ginge und dieser sehe ihre Taille sehe, die anfing, sich zu bilden, und ihren noch kindlichen Gang, welcher aber reizen war.

Je älter sie wurde, mehr stieg ihre Theilnahme zeigte sie, nicht für die Religion, die sie nicht kannte, wohl aber für die Kirchen, die sie sah. Weilsicht hatte sie in der Seele jenen unbezwinglichen Instinct, welcher macht, daß ein gebändigter Kind den Plan faßt und bewahrt, ein wollendes Gewand anzulegen, die Armen und Kreuzen aufzuknien und so sein ganzes Leben hingubringen. Es verrieth noch viele Gleichgültige und selbst Philosophen dieses, ehe einer von ihnen eine solche Laune erklärt; aber sie ist vorhanden.

„Als ich ein Kind war, sah ich nicht Gott, sah ich nur den Himmel“ — wahrlich ein erhabenes Wort, was, wie man weiß, ein Taubblinder geschrieben hat. — Camilla war weit entfernt von solcher Stärke: das große Bild der Jungfrau mit Meinreif auf einem mit Blau überzogenen Kalkgrund gemalt, einem Wirthshausschilde ähnlich, ein Oberkruke, dessen schwache runne Stimme sie Zeuferseufzen erzittern machte, ohne daß Camilla einen klaren verständlichen Grund hatte, das Vorhaben des Kirchenaufsehers, kurz, wer kann sagen, was eines Kindes Aufmerksamkeit anzieht und entreibt, die Augen nach Oben zu richten. Aber was Kummi darauf an, sobald sich nur diese Augen nach Oben richten.

IV.

— „Sie ist wirklich schön,“ wiederholte sich der Chevalier, und Camilla war es auch in der That. Auf dem vollkommenen Oval eines regelmäßigen Gesichtes und aus bewundernswürdig reinen und frischen Zügen strahlte, so zu sagen, der Glanz eines guten Herzens. Camilla war klein, nicht blond, aber sehr weiß und hatte langes schwarzes Haar. Frühlich und thätig, folgte sie ihrem Naturell, und war traurig mit Sanftmuth und sah mit Nachlässigkeit, sobald das Unglück sie berührte; sie hatte Grazie in ihren Bewegungen, Geist und mimmer Energie in ihren kleinen Zornesmienen, aber nur auf merkwürdige Weise erkundeten sich verständlich zu machen, sowie lebhaft im Verstehen und immer gefordert, sobald sie verstanden hatte. Gleich Madame des Reiss betrachtete der Chevalier auch mimmer seine Tochter, ohne ein Wort zu sprechen. So viel Grazie und Schönheit mit so vielem Schlimmen und Betrübenden vermischt, verwirrten ihm fast den Verstand; man sah ihn mimmer Camilla mit einer Art von Entzücken umarmen, unterm er ganz laut sagte: „Ich bin denn doch kein böser Mensch!“

Es war eine Alte in dem Gebäude hinten am Garten, in welcher der Chevalier nach dem Frühstück zu sussmanten pflegte. Von dem Fenster ihres Zimmers aus sah Madame des Reis ihren Gatten zwischen den Bäumen auf und ab gehen. Sie wagte nicht, ihn dort aufzustören. Mit bitterem Schmerze betrachtete sie den Mann, der für sie mehr ein Liebemer als ein Gatte gewesen war, der sie nie einen Verwurf gemacht und dem sie nie einen solchen zu machen gehabt, der aber nicht mehr den Muth besaß, sie zu lieben, weil sie Mutter war.

Einen Morgens wagte sie es jedoch nun ging im Regligé hinunter, schon mit ein Engel, mit klopfendem Herzen; es dauerte sich um einen Augenblick, der auf einem benachbarten Schlosse gegeben werden sollte. Madame des Reis wollte Camilla vorstellen führen, und dieses Opfer mußte sie Schönheit ihrer Tochter auf die Gesellschaft und auf ihren Gemahl machen würde. Sie hatte mehre schlaflose Nächte zugebracht, ehe sie mit sich darüber einig wurde, welches Kleid sie ihr anzöge. Die süßesten Hoffnungen bauete sie auf vielen Plan, „um sie sind es!“ sagte sie zu sich — „muß es sein, daß seine arme Kleine und man muß auf ihn erforschung werden; er wird nicht reisen, aber sie wird die Schönste sein.“

Sobald der Chevalier seine Frau kommen sah, ging er ihr entgegen und bot ihr die Hand mit jenem Anstand und jener Galanterie, die ihm noch von Versailles her eigen waren, und welche er trog seiner natürlichen Gutherzigkeit niemals ablegte. Sie wechselten einige unbedeutende Worte und gingen dann neben einander auf und ab.

Madame des Reis hatte dann darüber nach, auf welche Weise sie ihrem Manne vorschlagen solle, ihr zu erlauben, ihre Tochter auf den Ball zu führen und ihn dadurch zu bewegen, den Einschlag zu brechen, den er seit Camillens Geburt gefaßt, nicht mehr in Gesellschaft zu gehen, um der Gefahr, sein Unglück den Blicken der Gleichgültigen und der Uebelwollenden preis zu geben, brachte ihn fast außer sich, und sie getraute sich zu entscheiden seinen Willen deshalb ausgesprochen, Madame des Reis wußte daher einen Anfang, irgend einen Vorwand finden, mit dem, um ihren Plan auszuführen, sondern auch, um darauf zu reden.

Während derselben Zeit sahen der Chevalier seinerseits sehr nachdenkend. Er drach zuerst das Stillschweigen. Ein Verlust, sagte er, welcher einen Theil seiner Einnahmen zugrunde, werde große Vermögensstörungen in seiner Familie hervorzubringen: es sei nothwendig, die mit den zu treffenden Maßregeln beauftragten Personen zu überwachen; sein Interesse und dem zu folge auch das der Madame des Reis lasse ihr Gegenwart, ihre Mangel als nothwendig erscheinen; kurz, er zeigte ihr an, daß er gezwungen sei, eine Reise nach Holland zu machen, wo er sich mit seinem Banker zu besprechen habe, und fügte hinzu, das Geschäft sei sehr dringend und er denke am Morgen des folgenden Tages abzureisen.

Frau des Reis durchschaute nur zu leicht das eigentliche Motiv dieser Reise. Der Chevalier war weit davon entfernt seine Frau zu verlassen, aber sich selbst zum Trotz empfand er ein unwiderstehliches Bedürfniß, sich auf eine Zeit lang ganz zu entfernen, wenn es sich auch nur um einige Wochen zurück zu sehen. Jeder wahre Schmerz bringt meist bei den Menschen das Bedürfniß der Einsamkeit hervor, wie das physische Leiden selbst der treu Thieren thut.

Gestike war anderer Art überrascht, daß sie nur mit jenen Gemeinplätzen antworte, die man immer auf den Lippen hat, wenn man Rücksicht fangen kann. Sie gab ihrem Manne ganz Recht, sah die Nothwendigkeit seines Schrittes vollkommen ein und hatte durchaus Nichts dagegen vorzubringen. Während sie so sprach, schien der Chevalier sich Muth zu sammeln. Sie gab vor ermüdet zu sein und setzte sich auf eine Bank. Dort blieb sie in tiefes Nachsinnen versunken sitzen, mit starren Blicken und herabhängenden Händen. Bisher hatte sie weder große Freude, noch großen Verdruß gefühlt. Ohne sich auf bedeutender getrübter Höhe zu befinden, hatte sie doch ziemlich starkes Gefühl, um ihre Familie war ordnäer genug, als daß sie nicht mimmer dabei einen Schutz gefunden haben. Ihre Verhältnisse war ein ganz unverbrüchliches, ein ganz neues Glück für sie gewesen; ein Bisherad hatte ihre langen leiten Tage erhellt, legt war sie von der Nacht umgeben.

Lange blieb sie schweigend in Nachsinnen versenkt. Der Chevalier wandte die Augen ab und seine Ungeduld stieg ihn wieder in sich Hand zurück treiben zu wollen. Er fand auf und setzte sich wieder hin. Endlich fand Madame des Reis auch auf, nahm ihren Mannes Arm und sie gingen nun zusammen hinein.

Als die Mittagszeit nahte, ließ Madame des Reis hinunter sagen, sie fühle sich krank und würde nicht zu Tische kommen. In ihrem Zimmer war ein Bettschemmel, auf dem sie niederkniete. Bis zum Abend verharrte sie in dieser Stellung. Ihre Kammerfrau, die von dem Chevalier eingeführt zum Befehl bekommen, sie für zu sorgen, trat mehre Mal zu ihr in das Zimmer, erhielt aber keine Antwort von ihr. Gegen acht Uhr Abends klingelte sie, verlangte daß im Voraus sie Camilla bestellte Kleid und befahl, das Pferd an den Wagen zu spannen. Zu gleicher Zeit ließ sie dem Chevalier sagen, daß sie auf den Ball gehe und ihn bitte, sie zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

So eben ist in meinem Verlage vollständig erschienen:

Boz' (Dickens') neueste Werke.

Leben und Abenteuer

Martin Chuzzlewit's.

Aus dem Englischen

von

E. A. Moriarty.

Mit 40 Stahlstichen nach Originalzeichnungen

von

Phiz.

10 Bändchen. 3⅓ Thlr.

Verzeichniss der Illustrationen:

Architektur und Inneblick. — Martin's Ankunft. — Mr. Pecksniff's und seiner liebenswürdigen Töchter. — Mr. Pinch und der neue Gehülfe. — Pinch führt den neuen Gehülfen nach Hause. — Mr. Pinch und der neue Zögling in musikalischer Unterhaltung. — Mr. Pinch spielt, um zu eine Kunst zu thun zu sein. — Mrs. Lidgbird und Pecksniff besuchen Mrs. Pinch. — Mr. Pinch und Jungen tragen den Tisch herein. — Mr. Pecksniff und seine Gesellschaft. — Mr. Pecksniff's Gesellschaft bei Mr. Jonas. — Mr. Pecksniff's Gesellschaft bei Mr. Jonas. — Mr. Jonas will einen Bekannten in Hotel und bestellt Champagner. — Mr. Jonas ist am Tische der Diners. — Mr. Jefferson Brick bringt einen zutrinken Toast aus. — Mr. Pecksniff und seine Gesellschaft. — Mr. Pinch und seine Gesellschaft

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 15 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 5. Leipzig, Mittwoch den 31. Juli 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue: IX., X. und XI. Kapitel. Eine seltene Ehe, von Alfred de Musset (Fortsetzung).
Legatio dramatica in partibus infidelium.

Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Die Käfige.

Inzwischen hatte sich Morok gerüstet; über seine hirschlederne Jacke hatte er sein stahlgewebtes Kettenhemd gezogen, das schmiegsam wie Leinewand und hart wie der Diamant war; darauf bedeckte er seine Arme und Beine mit den Schienen, seine Füße mit Eisenblechstiefeln, und, um diese Vertheidigungsrüstung zu verbergen, hatte er eine weite Hose und einen großen, sorgfältig von oben bis unten zugeknöpften Pelz darüber, in die Hand nahm er eine lange eiserne Spitze, die weißglühend gemacht worden war und einen hölzernen Handgriff hatte.

Obgleich schon lange Zeit durch die Geschicklichkeit und Energie des Propheten gebändigt, hatten sein Tiger Kain, sein Löwe Judas und sein Panther Tod doch in einigen Anfällen von Empörungssucht an ihm ihre Zähne und Krallen versuchen wollen; aber an der durch den Pelz versteckten Rüstung hatten sie ihre Nägel auf dieser stählernen Haut stumpf gemacht und ihre Zähne vergeblich in die Arme oder Beine von Eisen gesetzt, während ein leiser Schlag mit dem Metallstabe ihres Herrn ihr Fell gleich knistern und sengen machte, indem er demselben eine tiefe Wunde einbrannte.

Die Nutzlosigkeit ihrer Bisse erkennend, begriffen diese mit einem guten Gedächtnisse begabten Thiere, daß sie künftig ihre Tatzen und Rachen vergeblich an einem unverwundbaren Wesen versuchen würden. Ihre furchtsame Unterwürfigkeit vermehrte sich daher in so hohem Grade, daß ihr Herr bei den öffentlichen Vorstellungen durch die kleinste Bewegung eines mit feuerfarbenem Papiere bekleideten Stabes sie entsetzt sich niederkauern und vor ihm kriechen heißen konnte.

Der Prophet war auf diese Weise sorgfältig gewappnet, in der Hand das von Goliath erhitzte Eisen haltend, die Fallthür des Bodens hinabgegangen, der sich über dem Schuppen befand, wo man die Käfige seiner Thiere hingestellt; eine einfache Bretterwand trennte diesen Schuppen von dem Stalle, in welchem die Pferde des Thierbändigers waren.

Eine Lampe mit Reverber warf auf die Käfige einen hellen Schein. Dieser Käfige waren vier. Auf beiden Seiten waren sie mit breit von einander stehenden eisernen Stäben versehen. Auf der einen Seite konnte dieses Gitterwerk auf Angeln gedreht werden wie eine Thür, um die Thiere, welche man einsperrte, hineinzulassen; der Boden der Käfige aber ruhte auf Achsen und vier kleinen eisernen Rollen; man zog sie so leicht bis zu dem großen Verdeckwagen, in dem sie auf der Reise transportirt wurden. Der eine von ihnen war leer, die drei andern enthielten, wie wir bereits wissen, einen Löwen, einen Tiger und einen Panther.

Der Panther, javanischen Ursprungs, schien durch sein furchtbares, düsteres Aussehen seinen verhängnißvollen Namen: Tod zu verdienen.

Er war vollkommen schwarz und hockte in sich selbst zusammengezogen hinten in seinem Käfig. Da die Farbe seines Felles in der Dunkelheit, die ihn umgab, verschwand, so sah man seinen Körper nicht, sondern blos das Glühen seiner starren Augen... zwei große Augäpfel von phosphorescirendem Gelb, welche so zu sagen nur bei Nacht leuchteten, denn alle Thiere von der Katzenart haben den höchsten Glanz ihres Auges erst in vollkommener Dunkelheit.

Der Prophet war schweigend in den Stall getreten, das düstere Roth seines langen Pelzes stach gegen das matte gelbliche Blond seines struppigen Haares und langen Bartes ab; die ziemlich hoch angebrachte Leuchte fiel gerade auf den Mann, und das grelle den tiefen Schatten gegenüberstehende Licht markirte noch mehr die harten Linien seines knochigen, wilden Gesichtes.

Er näherte sich langsam den Käfigen.

Der weiße Ring, welcher seine Pupille umgab, schien sich zu vergrößern, sein Auge wetteiferte an Glanz und Unbeweglichkeit mit dem glühenden festen Blicke des Panthers...

Noch immer im Schatten kauernd empfand er schon den bezaubernden Eindruck von seines Herren Blick; zwei oder drei Male schloß er schnell die Augenlider und ließ ein dumpfes Gemurr des Zornes hören; dann hefteten seine wie unwillkürlich wieder geöffneten Augen sich auf unwiderstehliche Art auf die des Propheten.

Die runden Ohren Tod's legten sich an seinen Schädel, der platt war wie der einer Viper, die Haut seiner Stirn runzelte sich krampfhaft, er zog sein sich sträubendes langhaariges seidenes Fell zusammen, und zwei Male zeigte er schweigend seinen gähnenden Schlund mit furchtbarem Gebisse bewaffnet.

Von diesem Augenblicke an schien eine Art von magnetischem Rapport zwischen den Blicken des Menschen und des Thieres zu beginnen.

Der Prophet streckte seine weißglühende Pike nach dem Käfig hin und sagte mit kurzem, gebieterischem Tone:

— Tod... hierher!

Legatio dramatica in partibus infidelium.

„Es geht nach Schwedt, wo Se. Majestät der König mit dem Kaiser von Rußland eine Zusammenkunft haben wird," so hieß es plötzlich am 29. August des Jahres 1833 in allen Garderoben des königl. Schauspielhauses in Berlin, wo gerade Kritik und Antikritik und der Findling gegeben wurden. Einige glaubten, Andere zweifelten, Alle aber spitzten die Ohren bei dieser viel verheißenden Nachricht. Mit möglichster Unbefangenheit auf dem Gesichte verließ Einer nach dem Andern die Garderobe, und ohne daß das Personal zusammengerufen worden wäre, füllte sich das Versammlungszimmer doch bald. Jeder hörte, meinte, hoffte, schlug vor. Sonderbar genug hatte schon acht Tage vorher die Reise des Königs nach Schwedt, wo der Kaiser Nicolaus erwartet wurde, Veranlassung zu einem Scherze unter den Schauspielern gegeben, die zu einer Vorstellung in Charlottenburg versammelt waren. Mit ganz ernsthaftem Gesicht war Einigen versichert worden, daß Se. Majestät beabsichtigte, in Schwedt bei Gelegenheit der Zusammenkunft mit dem Kaiser ein großes Trauerspiel von Raupach dort aufführen zu lassen, wozu denn natürlich die Koryphäen unserer Tragödie durchaus nöthig wären. Eine ganze Zeit lang glaubten die Geneckten den Scherz und declamirten schon im Geiste dem erlauchten Gaste die volltönenden Verse der Hohenstaufen vor. Endlich aber brach der Jubel aus; man lachte und der Scherz war längst vergessen, als jetzt plötzlich die Sache Ernst wurde. Es geht richtig nach Schwedt! Noch wußte Niemand etwas Gewisses, aber Keiner zweifelte auch nur im Geringsten daran, daß er einer der Auserwählten sei. Die Oper rechnete mit Zuversicht auf einigen verstimmigen Gesang, einige Duetts oder vielleicht gar Sextetts am Klavier; denn Umstände wollte man so wenig als möglich machen, wenigstens so lange, bis Alles dort angelangt sei. Das Ballet vermuthete mit möglichster Bescheidenheit, das Kinder-Bataillon preußischer Grenadiere aus dem Geburtstag dort manoeuvriren zu sehen, vielleicht noch einige Tänzer, einige Pantomimiker, kurz höchstens 30—40 Personen zusammen. Eine Kleinigkeit! Um die Wette wurden die uneigennützigsten Anerbietungen, die unmaßgeblichsten Vorschläge gemacht, nur fand sich jedesmal, wenn ein Stück oder eine Scene vorgeschlagen worden war, daß durch einen sonderbaren Zufall der Vorschlagende auf irgend

Der Panther stand auf, aber trotzig sich so, daß sein Bauch mit seine Schultern am Boden hinaufrichten. Er war drei Zoll hoch und fast fünf Zoll lang, sein elastischer, fleischiger Kreuz, seine tiefen wie bei einem Rennpferde breiten Gelenke, seine ungeheuren, hervorspringenden Schultern, seine nervigen vorderen Klauen, Alles wies darauf hin, daß dieses furchtbare Thier Kraft mit Geschmeidigkeit verband.

Morok that mit noch immer ausgestrecktem Eisenstabe einen Schritt dem Panther näher. Der Panther ging auf den Propheten zu... Er stand still ... Der Tod gleichfalls ... In diesem Augenblicke machte der Tiger Juvas, dem Morok den Rücken kehrte, einen gewaltigen Satz in seinem Käfig, als ob er eifersüchtig gewesen wäre auf die Aufmerksamkeit, welche sein Herr dem Panthertiger schenkte; er brüllte wild, bob den Kopf in die Höhe und zeigte die unsere Seite seiner furchtbaren Unterkiefer und die mächtige Brust von schmutzigem Weiß, in das sich die kupferfarbenen Töne seines gelben, schwarzgetreiften Felles verliefen; sein Schweif glich einer dicken röthlichen schwarzgeringelten Schlange und legte sich bald glatt an, bald schlug er mit langsamer unaufhörlicher Bewegung an seinen Leib; seine durchdringig blickenden grauen Augen heineten sich auf den Propheten.

Der Einfluß dieses Mannes auf die Thiere war so groß, daß Juvas sich augenblicklich zu brüllen aufhörte, als ob er über seine Verwegenheit erschrake; doch bolte er noch tief und schnaubend Athem.

Morok wandte sich einige Secunden nach ihm zu und beobachtete ihn sehr aufmerksam.

Der Panther, welcher nun nicht mehr dem Blicke seines Herrn unterworfen war, ging wieder in seine dunkle Ecke zurück und knurrte sich vort hin.

Mit einem Male ließ sich in dem Käfig des Löwen Kain ein krachendes abgestorenes Gerüsch hören, wie wenn große Thiere an einem harten Körper nagen; das erregte die Aufmerksamkeit des Propheten, der den Tiger verließ und auf den andern Käfig zukam.

Von dem Löwen sah man nichts als das ungeheure gelbrothe Haar, seine Schenkel waren unter den Leib gezogen, seine dicke Mähne verbarg gänzlich den Kopf; an der Stamme von zwei Zollen feinen Mähne und dem emporgebogenen Wirbel erkannt man leicht, daß er mit den Vorderzagen und dem Rachen heftige Anstrengungen mache.

Der Prophet näherte sich unruhig dem Käfig, indem er fürchtete, das Gelbach gegen seinen Befehl dem Löwen einige Knochen zu nagen gegeben ... Am sich davon zu überzeugen, sagte er mit starrem, festem Tone:

— Kain!

Kain verändernte seine Stellung nicht.

— Kain!... hier! viel Morok noch lauter.

Unwiger Auf, der Löwe regte sich nicht und das Gebrach fuhr fort.

— Kain, hier! sagte zum vierten Male der Prophet, aber indem er diese Worte aussprach, berührte er mit seiner Eisenspitze die Hinterbeine des Löwen.

Kaum zog sich ein leichter Sterchen Rauch über das rothe Fell Kain's, so drehte dieser sich mit einer unglaublich schnellen Wendung um und stürzte sich auf den Gitterlow, nicht knirschend, sondern mit einem Sprunge, daß hochaufgerichtet auf den Hinterfüßen, prächtig ... schrecklich anzusehen.

— Kain!! Nieder! sagte der Prophet und näherte sich ihm heftig.

Der Löwe gehorchte noch nicht ... Seine vor Zorn zurückgeschlagenen Lippen liefen breite, lange, wie die Bauer eines Ebers spitze Zähne sehen.

Morok berührte Kain's Lippen mit der Spitze des gläubenden Eisens ... Bei dieser brennenden Erinnerung, welche von einem plötzlichen Rufe seinem Herrn begleitet war, wagte der Löwe nicht zu brüllen, knurrte kumpf, und sein großer Körper sank in sich selbst zusammen und nahm eine demüthige, furchtsame Stellung ein.

Der Prophet nahm den Aroerber herunter, um zu sehen, woran Kain nage: es war ein Stück von der Diele seines Käfigs, die er herausgebrochen hatte und mit den Zähnen zerfetzte, um seinen Hunger zu täuschen.

Einige Augenblicke lang herrschte in der Menagerie das tiefste Schweigen.

Der Prophet ging mit den Händen auf dem Rücken von einem Käfig nach dem andern und betrachtete die Thiere mit forschendem, unruhigem Blicke, als ob er gegenwärt hätte unter ihnen eine wichtige ihm schwer werdende Wahl zu treffen.

Von Zeit zu Zeit stand er vor der großen Thür des Schauhauses still und horchte nach dem Pole des Wirthshauses hinüber.

Diese Thür öffnete sich. Gottlaib erschien, seine Kleider troffen von Regen.

— Nun?... — sagte der Prophet.

— Es ist nicht leicht gewesen ... Glücklicherweise ist die Nacht rabenschwarz, es ist windig und es regnet in Güssen.

— Nichts Verdächtiges?

— Nichts, Herr, Ihre Nachweisungen waren gut; die Kellerleute ging nach dem Felde hinaus gerade unter dem Fenster der Mörchen. Als Sie gestiften waren, um mir zu sagen, daß es Zeit sei, da ging ich mit einem Fackelzeichen, was ich mitgenommen hatte, hinaus, stellte ihn an die Mauer und stieg hinauf, so daß meine Füße von sechs Fuß darauf zu neun wurde; ich konnte mich auf das Fenster lehnen; das Licht ist den Laden mit der einen Hand, den Stiel meines Messers mit der anderen, und so wie ich die beiden Scheiben zerbrach, hieb ich mit aller Gewalt auf den Laden ...

— Und sie glauben, das ist der Wind sei?

— Sie glauben es. Sie sehen also, daß ich nicht so dumm bin ... Als der Schlag geschehen war, stieg ich rasch in den Keller hinab und nahm meinen Fetzsack mit ... nach weniger Zeit hörte ich die Stimme des Alten ... ich hatte wohl gethan, mich zu beeilen ...

— Ja, als ich Dir gerufen hatte, war er eben in die Stube eingetreten, er zu Ihnen gegessen wirt, ich glaubte, er würde länger darin bleiben.

— Der Mensch sieht nicht so aus, als ob er lange zu Abend ähe, — sagte der Riese verächtlich. — Einige Augenblicke, nachdem die Scheiben zerbrochen waren, öffnete der Alte das Fenster und rief seinen Hund, zu dem er sagte: fasse, hinaus ... Ich lief sogleich nach dem andern Ende des Kellers, denn dahin der verdammte Hund mich hinter der Thüre ausgespürt.

— Der Hund ist jetzt in den Stall geschlossen, wo das Pferd des Alten steht ... Erzähle weiter ...

— Als ich den Laden und das Fenster weiter schließen hörte, kam ich wieder aus dem Keller heraus, stellte meinen Stuhl wieder auf und mich darauf; nun zog ich leise an der Klamme des Fensterladens, öffnete behutsam die eine der beiden Scheiben waren mit einem Petze verhosft, ich hörte sprechen und sah Nichts, ich verschob den Pelz etwas und sah ... die Mädchen im Bette waren mir gegenüber ... der Alte sah an ihrem Lager und strebte mit den Händen.

— Und Ihr Terrifter? Das ist wichtig!

— Der lag am Fenster auf einem Tische neben der Lampe; ich hätte danach greifen können, wenn ich den Arm ausstreckte.

— Was strebt Du?

— Da Sie mir gesagt hatten, ich sollte mir auf den Torwächter Acht geben, so sah ich mich nur recken, was derselbe betrat; der Alte sagte, daß er seine Papiere, Briefe eines Generals, sein Geld und seinen Orden darin habe. Da es mir schwer wurde, den Pelz von dem Loch der Scheibe entfernt zu halten, so entschloß er mir ... ich wollte wieder danach greifen, brachte die Lampe in Sicherheit und rief, als ich von den Mädchen wird das gesehen haben ... denn sie sticht um zeigte auf das Fenster.

— Elender!... Alles ist verspielt ... — rief der Prophet aus und wurde blaß wie Leinen.

— Warten Sie nur ... Alles ist nicht verspielt. Als ich schreien hörte, sprang ich zur Thür und ging wieder mit meinem Stuhl nach dem Keller; da der Hund nicht mehr draußen war, ließ ich die Thür offenstehen, ich hörte das Fenster aufmachen und merkte an der Helle, daß der Alte eine Lampe zum

eine Weile dabei zu thun hatte, als nothwendig mit nach Schwedt mußte.

Alles erwartete mit Gehnsucht den Zwischenact, denn dann mußte doch irgend etwas Officielles bekannt werden. Unter der Hand war aber schon den Zeitungen mitgetheilt, was eigentlich gelchehen sollte. Der König hatte für zwei Tage kleine Theaterverstellungen in Schwedt befohlen, so wenig Personen, so wenig Geräth, so wenig Störung für den Dienst in Berlin als möglich, namentlich aber nur die Schauspieler Rüthling, Schneider und Beckmann als solche genannt, die zufenfalls in Schwedt spielen sollten. Also war von beiden Orten schon mitgetheilt worden, weiter wußte aber Niemand etwas. Da fiel denn endlich der Vorhang. Alles freinte auf der Bühne zusammen. Die lustige zum zweiten Stück waren mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit beendigt, und nun hingen die Augen der Anwesenden an der Loge, durch welche der General-Intendant aus der Loge St. Mosehst auf das Theater kommen mußte. Die Nachricht hatte schon während des Acts ihren Weg in das Parterre, in das Orchester, in die Theaterlogen bei zweiten Rangs gefunden, aber einzelnstimmen und gezählt, so daß Jeder, der nur irgend ein Recht hatte, die Bühne zu betreten, dies getend machte und diese so anfüllte, daß man sich in der Probe einer großen Oper versetzt glaubte. Endlich erschien der erlesene Augenblick. Der General-Intendant kam und befahl sofort, den Regisseur des Lustspiels, Herrn Weiß, zu rufen, der nach Beendigung der Vorstellung das Weitere nach den Befehlen erfahren sollte, die dann gegeben worden würden. Das war Alles. Begehrens

hatte man Gewißheit und Erwartung aus diesen anderen Zweifeln erwartet. Es wollte nichts laut werden. Die Theaterdiener schwiegen, weil sie nichts wußten; die Zuschauerinnen klagten, daß man denn doch Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen haben müsse; die senst gewöhnlich etwas wußten, zuckten die Achseln. Niemand wollte reden, Alle aber wollten erfahren. In ängstlicher Gemüthsruhe warteten die Schauspieler wollten hinter den Coulissen umher, als nun das Lustspiel „Der Zinnling" begann und für die Darrenden sich zu unerträglicher Länge ausdehnte. Daß heute Nichts mehr zu erfahren sei, merkte man doch nun nachgerade, und es wurde mit jeder Scene einförmiger, öder, endlich so öde wie in einer Sonntabends-Vorstellung Mitte Juli. Nur die Unterwohnten und die wahrscheinlichen Candidaten für die Wohl blieben.

Endlich hatten die Darsteller des Lustspiels ihre Schlußverbeugung gemacht und das Verfammlungszimmer wurde nun zum Stoottsrath, der über das, was geschehen sollte, zu bestimmen hatte. Vor der Hand wurde das Personal des Lustspiels, die Theaterregisseure, von Angelo, als Wache für jede Combination angenommen, dann dieses sollte zunächst bestimmt gegeben werden, dann: Der Ochsenscher Kante in Verbär, für Beckmann, wozu auch die nöthigen beiden Hülfsrollen vertheilt wurden. Das war aber noch nicht genug für zwei Vorstellungen. Freilich war das Personal gering, die Decorationsmittel sehr beschränkt, denn es sollte in einem mäßig großen Zimmer des Schlosses gespielt werden, und doch mußte man auf etwas Neues, Unterhaltendes bedacht sein. Schneider schlug vor, mit seinen Collegen Rüthling eine Scene zu spielen, die, auf die bemilden Ohrenkünste des Directors Bed und seines Kapellmeisters sich bezog, und mit einem Tanz-Vocalquartett zu launigen Improvisationen gehe. Der Gedanke gefiel und Beide machten sich sofort an die Arbeit. Um 1 Uhr nach Mitternacht war der Text vollendet und verfprach wenigstens ein Unterhaltungsstück der Unterhaltung. Also! Jener einzeln von ihnen wohl schon hier und da vorgetragen und die Wirkung davon erfahren, wurde hier in einem Terzett-Finale zusammengestellt und sogleich einstudirt.

Am andern Morgen um 10 Uhr stand Alles auf den Beinen. Es fand sich nun plötzlich allerlei anders, als es gestern beschlossen worden war. Der Director des Königstädter Theaters, herr Gerf, hatte nicht allein seinem Schauspiel-Personal Urlaub zur Vorstellung gestellt, sondern auch noch die nöthigen Decorationsstücke abgeschickt. Ein zweites Stück vom Decorateur des Königstädtischen Theaters, „Quidstino und Unglücksvogel", in welchem Beckmann die hauptrolle hatte, sollte gegeben und von den königl. Schauspielern die Hülfsrollen gelernt werden. Auch eine andere komische Scene, „Der Intendantträger", für Beckmann allein, wurde eingefandt; da sie aber in der Form eines gewöhnlichen Polterabendschwankes gehalten war, so wurde sie vor der Hand nicht berücksichtigt. Hätte man freilich ahnen können, daß in Schwedt vier Tage lang extemporirte Comödie gespielt werden würde, so hätte man schwerlich dem darmlosen Scherz so schnell den Stab gebrochen. Wie sich wäre drei Tage später Alles gewesen, wenn man nur mehr vorbereitet gehabt. Noch verschiedenen Conferenzen

Digitized by Google

Fenster hinauszielt; er sah hinunter, es war keine Leiter da, das Fenster zu hoch, als daß ein Mensch hinaufreichen könnte ...

— Er wird also geglaubt haben, daß es der Wind sei ... wie das erste Mal ... Du bist weniger ungeschickt, als ich glaubte.

— Der Wolf ist zum Fuchs geworden, sehen Sie ... Da ich nun wußte, wo der Tornister, das Geld und die Papiere seien, so konnte ich für den Augenblick nichts mehr thun, und bin zurückgekommen ... und da bin ich.

— Steig hinauf und hole mir meine Pike von Eschenholz, die längste ...

— Ja, Herr!

— Und die rothe wollene Decke ...

— Ja, Herr!

— Geh.

Goliath stieg die Leiter hinauf; als er auf der mittelsten Stufe war, stand er still.

— Herr, soll ich nicht ... ein Stück Fleisch für den Tod mit herunter bringen? ... Sie werden sehen, er trägt es mir sonst nach und schiebt die ganze Schuld auf mich ... Er vergißt Nichts ... und bei der ersten Gelegenheit ...

— Die Pike und die Decke! — wiederholte der Prophet mit gebieterischer Stimme.

Während Goliath zwischen den Zähnen murmelnd seine Befehle ausführte, öffnete Morok die Thür des Schuppens halb, sah nach dem Hofe hinaus und horchte abermals.

— Hier ist die Pike und die Decke, — sagte der Riese und kam mit den Gegenständen die Leiter herunter.

— Was giebt es jetzt zu thun?

— Kehre schnell in den Keller zurück, steige an's Fenster und wenn der Alte plötzlich aus dem Zimmer stürzen wird ...

— Wer wird ihn herausbringen?

— Er wird gehen ... das ist nicht Deine Sache.

— Nun und dann?

— Du sagtest, die Lampe stehe beim Fenster?

— Dicht dabei ... auf dem Tische neben dem Tornister.

— Sobald der Alte die Stube verläßt, stoße durch's Fenster, wirf die Lampe um, und wenn Du schnell und geschickt das thust, was ich Dich auszuführen geheißen ... dann sind die zehn Gulden Dein ... Du hast doch Alles behalten? ...

— Ja, ja!

— Die kleinen Mädchen werden so erschreckt sein über das Geräusch und die plötzliche Dunkelheit, daß sie vor Entsetzen ganz stumm bleiben werden.

— Nur unbesorgt, der Wolf ist zum Fuchs geworden, er kann auch noch zur Schlange werden.

— Das ist noch nicht Alles.

— Was noch?

— Das Dach des Schuppens ist nicht hoch; in die Bodenluke kannst Du leicht hereinkommen ... die Nacht ist dunkel ... anstatt zur Thür hereinzukommen ...

— Komme ich zur Bodenluke herein.

— Und ohne Geräusch.

— Wie eine wahre Schlange! —

Und der Riese ging hinaus.

— Ja, — sagte der Prophet nach einem ziemlich langen Schweigen, — diese Mittel sind sicher ... Ich durfte nicht zaudern ... Als blindes und untergeordnetes Werkzeug kenne ich die Beweggründe zu den mir gegebenen Befehlen nicht; aber nach den Empfehlungen, von welchen sie begleitet sind ... nach dem Range dessen, der sie mir überbracht hat, handelt es sich ohne Zweifel um Dinge von ungeheurem Interesse ... — Interessen, — fuhr er nach einer Pause fort, welche Alles berühren, was das Größte und Erhabenste auf der Welt ist!! Aber wie können diese beiden jungen Mädchen, dieser elende Soldat von solchem Interesse sein? ... Was geht's mich an! — fügte er hinzu, — ich bin der Arm, der ausführt ... dem Kopfe, der denkt und befiehlt ... dem allein kommt es zu, seine Werke zu verantworten ...

Bald darauf verließ der Prophet den Schuppen, nahm die rothe Decke mit und ging nach Schäfers kleinem Stalle, die schlecht schließende Thür war nothdürftig mit einer Krampe zugemacht.

Beim Anblicke eines Fremden warf sich Murrkopf auf ihn, aber seine Zähne begegneten den eisernen Schienen überall, und der Prophet nahm trotz der Bisse des Hundes Schäfer beim Halfter, band ihm die Decke um den Kopf, damit er nicht sehen und riechen könne, brachte ihn aus dem Stalle und führte ihn in die Menagerie, deren Thür er schloß.

Zehntes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Nachdem die Waisen das Tagebuch ihres Vaters gelesen, waren sie eine Zeitlang stumm, traurig und nachdenklich gewesen und betrachteten diese von der Zeit vergilbten Blätter.

Dagobert überließ sich gleichfalls seinen Gefühlen, dachte an seinen Sohn, an seine Frau, von denen er so lange getrennt gewesen und die er nun bald wiederzusehen hoffen konnte.

Nach einigen Minuten brach der Soldat das Schweigen, nahm Blanche die Tagebuchblätter aus der Hand, faltete sie sorgsam zusammen, steckte sie in die Tasche und sagte zu den Waisen:

— Nun, Muth, meine Kinder, ... Sie sehen, welchen tapferen Vater Sie haben; denken Sie nur an das Vergnügen, ihn zu umarmen, und erinnern Sie sich stets des Namens des braven Jünglings, dem Sie dieses Vergnügen zu verdanken haben werden; ohne ihn wäre Ihr Vater in Indien getödtet worden.

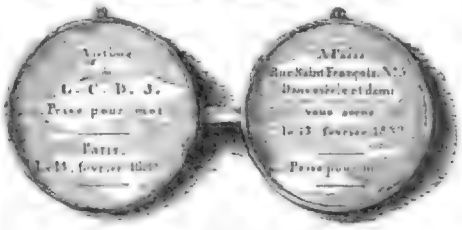
— Er heißt Djalma ... wir werden ihn niemals vergessen, — sagte Rose.

— Und wenn unser Schutzengel wiederkommt, — fügte Blanche hinzu, — so wollen wir ihn bitten, daß er über Djalma auch wie über uns wacht ...

— Gut, meine Kinder, ich bin überzeugt, wo es auf gutes Herz ankommt, da werden Sie nie etwas vergessen ... Aber um wieder auf den Reisenden zurückzukommen, der Ihre arme Mutter in Sibirien aufgesucht, so hatte der General denselben einen Monat nach den Ereignissen, welche Sie eben gelesen haben und in dem Augenblicke gesprochen, wo er eben auf's Neue gegen die Engländer zu Felde ziehen wollte. Da gab ihm Ihr Vater diese Papiere und die Medaille.

— Aber wozu wird diese Medaille uns gut sein?

— Und die darauf stehenden Worte, was bedeuten die? — fragte Rose, die Medaille aus ihrem Busen ziehend.



— Seht, meine Kinder ... das bedeutet, daß wir am 13. Februar 1832 in Paris Rue Saint François No. 3 sein müssen.

— Aber wozu das?

— Ihre arme Mutter ist so schnell von ihrer Krankheit ergriffen worden, daß sie es mir nicht mehr hat sagen können; ich weiß weiter Nichts, als daß diese Medaille von ihren Aeltern herrührt, es ist eine Reliquie, welche seit über hundert Jahren in der Familie aufbewahrt wurde.

— Und wie kam unser Vater dazu?

— Unter den Gegenständen, welche man eilig in seinen Wagen gebracht, als er mit Gewalt von Warschau fortgeführt wurde, befand sich ein Ihrer Mutter gehöriges Necessaire, in welchem diese Medaille war; seitdem hat der General sie nicht zurückschicken können, da er keine Communicationsmittel hatte und nicht wußte, wo wir waren.

— Diese Medaille ist also sehr wichtig für uns?

— Gewiß, denn seit funfzehn Jahren habe ich niemals Ihre Mutter glücklicher gesehen, als an dem Tage, da der Reisende sie ihr zurückbrachte ... — „Jetzt ist das Schicksal meiner Kinder vielleicht eben so glücklich, als es bisher elend gewesen ist," — sagte sie in Gegenwart des Fremden zu mir und hatte Freudenthränen in den Augen; — „ich will den Gouverneur von Sibirien um die Erlaubniß bitten, mit meinen Töchtern nach Frankreich zu gehen ... Man wird mich vielleicht durch funfzehn Jahre Verbannung und die Einziehung meiner Güter für bestraft genug halten ... Wenn man es mir verweigert ... so werde ich bleiben, aber man erlaubt mir gewiß, meine Kinder nach Frankreich zu schicken, wohin Du sie bringen sollst, Dagobert; Ihr reist dann sogleich ab, denn unglücklicher Weise ist schon sehr viel Zeit verloren ... und wenn Ihr nicht vor dem 13. Februar künftigen Jahres ankommt, wird diese grausame Trennung, diese so mühevolle Reise unnütz gewesen sein."

---

wurde nun aber festgestellt, wer mitgehen, was gegeben und was sonst noch geschehen sollte.

Die Legatio dramatica in partibus bestand aus

dem Regisseur des Lustspiels, Weiß,
den königl. Schauspielern Räthling, Schneider, Freund,
den königl. Schauspielerinnen Fräul. Karoline Lanz und Fräul. Hulda Eck,
dem Schauspieler des Königstädt. Theaters Hrn. Beckmann,
dem Theater-Inspector Gropius,
dem Souffleur Wolff und
der Garderobiere Ludig.

Das Repertoir der zu gebenden Stücke lautete:

Erste Vorstellung: Die Erholungsreise. Lustspiel in 1 Act von Angely.
Der Ackensteher Nante im Vorhof. Komische Scene von Beckmann.

Zweite Vorstellung: Glückskind und Unglücksvogel. Lustspiel in 1 Act von Angely.
Der Komödienzettel. Komische Scene von Räthling und Schneider.

Der Theater-Inspector Gropius reiste mit einigen Theaterarbeitern sofort ab, nachdem das kleine Theater, auf welchem Se. Majestät im Palais der königl. Prinzessinnen während des Winters spielen läßt, abgebrochen und auf einen großen Wagen gepackt worden war. Die Bücher, Costüme und Requisiten wurden ausgesucht, wobei man sich immer nur auf das unumgänglich Nothwendige beschränkte, da Niemand glaubte, daß länger als höchstens zwei Tage in Schwedt gespielt werden würde. Kein Friseur, kein Garderobier, kein Theaterdiener ging mit. Alles sollte so einfach und anspruchslos als möglich sich gestalten; selbst das mitzunehmende Gepäck sollte sich nur auf die nöthigste Bequemlichkeit beschränken. Zur Abreise wurde der morgende Tag, Sonnabend der 31. August, bestimmt, und da einige der Mitreisenden noch in der Vorstellung des Intermezzo beschäftigt waren, so sollte Abends nach dem Theater gereist werden. Zum Grand-Sénéchal de voyage wurde der Souffleur Wolff ernannt und die nöthigen Summen für Reisegeld und sonst etwa vorkommende Ausgaben ihm angewiesen.

Die Vorstellung am Sonnabend war vorüber. Vor der Eingangsthür zur Bühne des Schauspielhauses stand ein Schnellpostwagen zu neun Plätzen, der einstweilen das unentbehrliche theatralische Heergeräth an Gestümen, Büchern, Perrücken, Requisiten ꝛc. ꝛc. aufnahm. So viel auch eingepackt wurde, doch hätte dieses Wagenungeheuer noch Platz für alles Das gehabt, was trotz aller Vorbereitungen vergessen wurde. Die Reisepäckchen der Komiker fielen so klein aus, daß der Reisemarschall, der Intendantur Befehl in der Hand und für dessen genaue Befolgung verantwortlich, nichts zu erinnern fand. Aber der Liebhaber erschien mit einem höchst bedenklichen Koffer, in welchem angeblich nur die genügende weiße Wäsche und sonstige Verschönerungsmittel des primo amoroso verpackt waren. Der Reisemarschall zürnte, exponirte, remonstrirte. Es half nichts! Ein Komiker kann höflich, ein Liebhaber muß schön sein, an diesem Felsen scheiterte selbst die amtliche Autorität. Der Koffer blieb und fügte sich endlich in heller Einigkeit zwischen die Kisten und Kasten der Damen, die auch Einiges mitgenommen hatten. Nach und nach wurden die Plätze eingenommen, die Frauen der Komiker nahmen Abschied, man unterschied im Dunkel der Nacht selbst einige Umarmungen, jedoch nur legitimer Art, und es war um den Wagen herum so voll, wie nach der letzten Gastrolle der Neumann-Heizinger. Einige lange Gesichter wurden im Hintergrunde bemerkt; aber wer hätte Zeit gehabt, darauf zu achten, es ging ja zum Congreß nach Schwedt. Bedeutende Diäten und in ferner Perspective einige kaiserliche Vergißmeinnicht, welche Aussicht!

Der Gendarmenthurm trommte halb 11 Uhr zu den Harrenden herunter, der Postillon schwang sich auf sein Pferd, die Quadriga, aus vier ziemlich majorennen Rossen bestehend, zog an und

„Herrlich mit Donnergepolter entrollte die tückische Schneelast."

Adieu! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen! Kommt uns nur gesund wieder! so tönte es hinter dem Wagen her, der, dumpf rasselnd, in eine launisch trübe Regennacht hineinfuhr. Beckmann, Schneider und der Reisemarschall saßen im Cabriolet, die Damen und übrigen Schauspieler im Innern des Wagens. Man hätte glauben sollen, daß nun das Wichtigste, nämlich was und wie in Schwedt gespielt werden würde, besprochen wurde, aber keineswegs. Lustiges Geplauder über alles Mögliche verkürzte die Reise, aber von allem Dem, was eigentlich nöthig war und Jedem doch natürlich am Herzen lag, kein Wort. Niemand konnte noch die Rollen, die übernommen wor-

— Wie? Einen Tag später ...?

— Wenn wir den nächsten Abend des dreißigsten kommen, wurde es nicht mehr Zeit sein; sie gab mir auch einen dicken Brief, welchen ich in der nächsten Stadt, durch die wir kamen, nach Frankreich auf die Post legen sollte, das habe ich denn auch gethan.

— Und glaubst Du, daß wir drei Zeiten in Paris sein werden?

— Ich hoffe es; indessen wenn Sie es anhalten können, müssten wir einige Tagemärsche noch einmal so stark machen, denn wenn wir täglich nur zwölf fünf Stunden machen, kommen wir nicht eher nach Paris als gegen Anfang Februar und es wäre besser, wenn wir mehr Vorsprung hätten.

— Aber da unser Vater in Indien ist und in Frankreich zum Tode verurtheilt, kann er ja nicht zurückkehren, und wann werden wir ihn also sehen?

— Und wo werden wir ihn sehen?

— Arme Kinder, es ist wahr ... es giebt so viele Dinge, die Ihr nicht wißt; als der Aufseher ihn verließ, konnte der General nicht nach Frankreich zurückkehren, aber jetzt kann er es.

— Und warum kann er es jetzt?

— Weil im vorigen Jahre die Bourbonen, welche ihn verbannt hatten, selbst weggejagt worden sind ... Die Nachricht davon wird nach Indien gekommen sein und Ihr Vater wird Sie gewiß in Paris erwarten, weil er hofft, daß Sie und Ihre Mutter am 13. Februar künftigen Jahres dort sein werden.

— Ah, jetzt verstehe ich, wir können also hoffen, ihn zu sehen, — sagte Aele freudend.

— Weiß Du, wie der Aeleende heißt, Dagobert?

— Nein, meine Kinder ... aber mag er nun Peter oder Paul heißen, er ist ein braver Mann. Als er Ihre Mutter verließ, dankte sie ihm weinend, daß er so hingehend, so gütig ... so treu gegen den General, gegen sie und ihre Kinder gewesen sei. Da drückte er ihre Hand mit der seinigen und sagte mit einer sanften Stimme, die mich wider meinen Willen ergriff: — Warum mir danken? Hat er nicht gesagt: Liebet Euch unter einander!

— Der denn?

— Ja, von wem wollte der Aeleende sprechen?

— Das weiß ich nicht; nur die Art, mit welcher er diese Worte sprach, hat mich ergriffen; es waren die letzten, welche er sagte:

— Liebet Euch unter einander ... — wiederholte Aele ganz nachdenklich.

— Sie sahen diese Worte sind! ... — sagte Blanche hinzu.

— Und wohin ging der Aeleende?

— Weit ... sehr weit nach Norden, antwortete er Ihrer Mutter auf ihre Frage; als sie ihn gehen sah, sagte sie zu mir: „Meine kranke, schwermüthige Sprache hat mich bis zu Thränen gerührt; während er sprach, kam ich mir besser vor, ich „liebe meinen Mann, meine Kinder mehr; und doch — sagte „sie hinzu, — wenn man den Auftrag des Geschickes liebes „Fremden hört, möchte man glauben, daß er niemals „gelacht oder geweint habe."

Als er ging, kamt sie mit mir an der Thür, wir folgten ihm so lange mit den Blicken, als wir konnten, er schritt mit gesenktem Haupte von dannen. Sein Gang war langsam ... traurig ... seh ... es ist aus, als er seine Schritte zählte ... und an seinen Tritten bemerkte ich auch etwas.

— Was denn, Dagobert?

— Sie wissen, daß der Weg, welcher zu unserem Hause führte, fing feucht war von der kleinen Quelle, welche ihn durchfließt ...

— Ja.

— Nun gut, die Spur seiner Tritte war in dem feuchten Boden zurückgeblieben und ich habe gesehen, daß unter seiner Sohle die Nägel in Form eines Kreuzes sich befanden.

— Wie denn in Form eines Kreuzes?

— Ohn Sie, — sagte Dagobert und tippte mit seinem Finger bedeutsam auf die Brustseite, — sie waren folgendermaßen unter seiner Sohle angebracht:

Sie sehen, das bildet ein Kreuz.

— Was kann das bedeuten, Dagobert?

— Zufall vielleicht ... ja, Zufall ... und doch machte das verneinte Kreuz, welches seine Spur zurückließ, auf mich unwillkürlich den Eindruck einer schlechten Vorbedeutung, denn kaum war er fort, so traf uns jenes Schlag auf Schlag.

— Ich, der Tod unserer Mutter?

— Ja, aber vorher noch ... ein anderer Kummer! ... Sie waren noch nicht wieder nach Hause gekommen, sie schrieb die Bittschrift um die Erlaubniß nach Frankreich zurückkehren oder ihre Tochter dorthin gehen zu dürfen, da hörte ich den Galopp eines Pferdes. Es war ein Courier vom General-Gouvernement von Sibirien. Er brachte uns den Befehl, unsern Wohnort zu ändern; binnen drei Tagen sollten wir und unsere Habseligkeiten aufgeladen sein, mit mir ihnen noch vierhundert Werst östlicher gebracht zu werden. So verzweifelt man auch funfzehn Jahren der Verbannung auch die Verfolgungswuth und Grausamkeit gegen Ihre Mutter.

— Und warum quälte man sie so?

— Es war, als ob ein böser Geist sich gegen sie verschworen habe, denn einige Tage später hatte uns der Aeleende nicht mehr in Pitsk gefunden oder wenn er uns sodann gefunden, wäre das so weit gewesen, daß sie Mesaille und die Papiere, welche er brachte, und Nichts mehr gewußt hätten ... denn wenn wir auch augenblicklich abgereist wären, wurden wir denn noch kaum zu rechter Zeit in Paris angekommen sein.

— Denn man ein Interesse daran hatte, mich oder meine Kinder nicht nach Frankreich kommen zu lassen, könnte man „gar nicht anders verfahren," — sagte Ihre Mutter, — denn „uns jetzt noch vierhundert Werst weiter verbannen, das heißt „die Aele nach Frankreich, deren Ziel und Ende soll bestimmt „ist, unmöglich machen."

Und bei diesen Gedanken gerieth sie in Verzweiflung.

— Vielleicht hat dieser plötzliche Kummer ihre schnelle Krankheit verursacht.

— Ach nein, meine Kinder, das war die bösliche Cholera, die kommt, man weiß nicht woher, sie ist auch eine Art Aeleender ... ich sie trifft weit ein Donnerschlag; wer staunen nach der Aeleende des Fremden, als Sie ganz fröhlich und zufrieden mit Ihren großen Strümpfen für Ihre Mutter und dem Walde zurückkamen ... da lag sie schon im Todeskampf ... und unfreundlich; die Cholera hatte sich im Dorfe schon gezeigt ... Am Abende waren fünf Personen daran gestorben ... Ihre Mutter hatte nur noch Zeit, Ihnen die Medaille um den Hals zu hängen, meine kleine Aele ... Sie alle Beide mir anzuempfehlen ... mich zu binden, daß wir und gleich auf den Weg machten; wenn sie verwar, konnte Sie der neue Verbannungsbefehl nicht betreffen; der Gouverneur erlaubte mir also den letzten Willen Ihrer Mutter gemäß mit Ihnen nach Frankreich zu gehen ...

den waren; Niemand wußte, ob so Geringes, als er zu bieten kommt, noch wichtig sei, übertragen gehalten zu werden. Wie sah das Theater aus? Welche Aufnahme erwartete die impressarische Hoffnungsvoll und hätten die Meisterinnen nun gar erst gewußt, was in der Zeiten Hintergrund für sie schlummere!

„Aber der Mensch vermag nicht zu schauen,
Was die Gottheit gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Gegen 3 Uhr Morgens dampfte in Kuxstadt-Oberwasser ein preußischer Aeleer ein, den bald wachen Thorgestängern entgegen. Mit Freude entnahmen die Damen sich dem traulichen Dunkel der Schnellzug, wobei der prinz amorosus in gemeßener Galanterie den Cavaliere servente machte. Draußen hatte ein eifiger Schneesturmregen sich aufgemacht und durchrauschte die vom Winde gepeitschten Bäume. Das war derselbe Wind, der auf dem Meere zum wüthenden Sturme anwuchs und soll den Untergang des kaiserlichen Dampfboots herbeigeführt hätte. Der Kaiser war nämlich von Kronstadt aus auf der Jachten durch den finnischen Meerbusen gefahren und wollte direct bis Stettin zu Wasser, von dort aber zu Lande nach Schwedt kommen. Daß das Dampfboot aber, durch den heftigen Sturm gezwungen, bei Riga landete und mit der Gefahr eines Schiffbruches den Kaiser dort an das Land setzte, das wußte damals noch Niemand. Der Kaiser war verzehrt, andere Pferde vorgelegt und weiter ging es, dem ersehnten Ueberwinde zu, dem die in eine Thorterkommer umgewandelte königl. preuß. Schnellpost unerhörte dramatische Begnügungen zuführen sollte. In Angermünde, einem Städtchen, das man ohne Persönlichkeit auch wohl einen Flecken nennen könnte, wenn es nicht eigenals Mauern gehabt hätte, wurde ein zweiter, obgleich bei weitem schlechterer Kaffee getrunken, als man das Wagenwetter einen ganz entschiedenen Einfluß geltend zu haben schien. Hier hörte die regelmäßige Beförderung durch Postpferde auf. Durch die Meile des königlichen Hofes, der Minister und des dienstthuenden Hofpersonals waren alle Pferde und der ganzen Umgegend aufgeboten worden und für den theatralischen Kreuzung kein Postillion mehr übrig. Hier Aergernis, von einem jungen preußischen Staatsbürger landwirthschaftlichen Lebensberufes sonst geübt, schoben sich mit englischem Gelassenheit auf den Wagenkoks hinter ihnen in's Geschirr und der Postmeister zierte den Rücken

„Von Pollnitz, so fein und roh,
Doch nicht von Pollnitz wie Sie wissen"

mit dem amtlichen Posthorn, um den in Wege liegenden Chausseehäusern zu imponiren und etwa begegnenden Wagen das ehrerbietige Ausweichen zu insinuiren. Es war Tag geworden. Die idyllischen Dörfchen von Angermünde verschwanden bald, um den Umfassungen der königlichen Lustgegend staunend zuzusehen. Eine so schöne Gelegenheit zur Mystification durfte nicht unbenutzt vorübergehen. Die Schauspieler verlernten plötzlich deutsch und verstehen, russische Worte ohne allen Zusammenhang unter sich zu wechseln. Ehrerbietig sahen jetzt die Umstehenden auf die kleine Caravane und verloren sich in Muthmaßungen, ob es russische Minister oder Kammerdiener wären. Das etwas Kaiserliches dabei im Spiele sein müsse, darüber waren Alle einig, sintemalen des Ranges der Aeleenden derselbe aber die größte Verschiedenheit in den Meinungen der Angermünder, deren endliche Vereinigung auch nicht abgewartet werden konnte, weil die Zeit drängte, Schwedt nur noch eine Station entfernt lag und man jedenfalls so früh als möglich dort eintreffen wollte, um sich zu orientiren, zu probiren und — wer wußte denn, was Alles dort nöthig sein werde?

So ging es den ersehnten Ziele entgegen. Millionen von Schwalben sammelten sich auf den Dächern der Amtshäuser und auf den Kirchthürmen, um den Herbstflug in wärmere Gegenden zu beginnen. So schien, als hätten die scheuen Vögel die traurlichen Hochgerichte gesehen, welche sich nun bald in Schwedt entwickeln sollten, und eilten, sich aus der bettemenden Nähe derselben zu entfernen. Das böse Omen dieser eiligen Entfernung wurde indessen nur von einigen Kindskenkenden im Gebrüsel bemerkt. Das Gros des Corps im Innern blieb unbesiegt davon. Endlich breitete sich die freundliche Stadt in den gesegneten Ortsthale vor den Fahrenden aus. Die Straße war so belebt, wie die Hartettenburger Chaussee am festlauer Hochgage. Ein und wieder rollte ein Wagen an der Schnellpost vorüber. Dalen gespitzte Dorfbrüder, Amtleute, Prediger und sonstige Honoratioren der Umgegend, die nach der Stadt eilten, um den Kaiser zu sehen, der heute ankommen sollte. Stolz sahen die berittner Postschnitzer auf die Gaffen herab, denen Keiner von jenen hatte eine so unzweifelhafte Gewißheit, den Kaiser in der Nähe zu sehen, als sie, die ihn auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, gegenüberstehen sollten.

Digitized by Google

Der Soldat konnte nicht fortfahren, er legte die Hand vor die Augen und die beiden Waisen umarmten sich schluchzend.

— Aber da, — fuhr Dagobert endlich nach einer schmerzlichen Pause fort, — da zeigten Sie sich als die muthigen Tochter einer Generals . . . Trotz der Gefahr der Ansteckung konnte man Sie nicht von dem Bette Ihrer Mutter fortbringen; Sie blieben bei ihr bis an's Ende . . . Sie haben ihr die Augen zugedrückt und die ganze Nacht bei ihr gewacht . . . uns Sie wollten nicht früher abreisen, bevor Sie nicht auch das kleine bißerne Kreuz errichten gesehen hatten, welches ich auf dem von mir gegrabenen Grabe aufstellte. —

Dagobert unterbrach sich plötzlich.

Ein seltsames, vergweifeltes Gewieher, in das sich wildes Gebrüll mischte, machte den Soldaten von seinem Stuhle aufspringen; er erbleichte und rief:

— Das ist Schäfer, mein Pferd! Was geschieht mit meinem Pferde?

Darauf öffnete er die Thür und flog eilig die Treppe hinunter.

Die beiden Schwestern drängten sich über das heftige Fortgehen des Soldaten so bestürzt aneinander, daß sie nicht bemerkten, wie eine unbekannte Hand durch die zerbrochenen Jensterscheiben fuhr, den Riegel öffnete, die Flügel heftig aufstieß und die auf dem Tische neben dem Tornister des Soldaten stehende Lampe umwarf.

Die Waisen befanden sich so mit einem Male in tiefer Dunkelheit.

Elftes Kapitel.

Schäfer und Tod.

Es Meret-Schäfer in seine Menagerie gebracht hatte, machte er ihm die Decke los, welche ihn verhinderte zu sehen und zu riechen.

Kaum hatten der Löwe, der Tiger und der Panther ihn bemerkt, so stürzten die hungrigen Thiere an die Gitter ihrer Käfige.

Das Pferd war vor Entsetzen starr, streckte den Hals aus, sah mit seinen großen Blicken nach den Feinden, zitterte an allen Gliedern und schien an den Boden angenagelt; starker, eisiger Schweiß trieb plötzlich ihm von den Flanken.

Der Löwe und der Tiger stießen ein furchtbares Gebrüll aus und fuhren unruhig in ihren Käfigen umher.

Der Panther brüllte nicht . . . aber seine stumme Wuth war noch entsetzlicher.

Mit einem rasenden Satze stürzte er mit Gefahr, sich den Schädel zu zerschmettern, dem Hintergrunde seines Käfigs an das Gitter vor; darauf kehrte er immer noch schwindend wieder hinter nach seinem Käfig zurück, und mit einem neuen so gewaltigen als blinden Sprunge versuchte er abermals die Gitterstäbe zu erschüttern.

Dreimal . . . war es so gesprungen, schweigend, furchtbar anzuschauen . . . da begann das Pferd von der Unbeweglichkeit des Starrend zum Zerfluß des Entsetzens überzugehen, es stieß ein lang gezogenes Gewieher aus und lief zu der Thür zurück, durch welche es hereingeführt worden war.

Als es vieselbe verschlossen fand, ließ es den Kopf sinken, beugte das Knie ein wenig ein und schnupperte mit den Nüstern an der Oeffnung, welche zwischen der Thür unten und den Dielen war, als wolle es die Luft von draußen nehmen; darauf wurde es immer verzweifelter, verstärkte sein Gewieher und schlug heftig mit den Vorderfüßen.

Der Prophet näherte sich dem Käfig Tob's in dem Augenblicke, wo er einen neuen Anlauf nehmen wollte. Der schwere Riegel, welcher das Gitter hielt, wich durch die Fülle des Thierbändigers zurückgeschoben aus seiner Krampe . . . und in einer Secunde war der Prophet schon auf der halben Höhe der Leiter, welche nach dem Boden führte . . .

Das Gebrüll des Tigers und des Löwen, verbunden mit dem Gewieher Schäfers, hatte in allen Theilen des Wirthshauses wieder.

Der Panther hatte sich abermals mit so wüthender Kraft gegen das Gitter geworfen, daß dieses nachgab und er mit einem Sprunge sich mitten in dem Schuppen befand.

Das Licht des Aeußern verlöschte sich auf dem gemalten Dunkel seines Felles, das mit matten schwarzen Flecken getigert war . . .

Einen Augenblick blieb er bewegungslos, mit zusammengezogenen muskulösen Gliedern . . . den Kopf hielt er auf der Erde, als ob er die Weite des Sprunges berechne, den er machen muß, um das Pferd zu erreichen, . . . darauf stürzte er sich dahin auf dasselbe.

Als Schäfer ihn aus dem Käfig herauskommen sah, warf er sich mit einem heftigen Ruck gegen die Thür, welche von Außen nach Innen ging, . . . um legte sich mit der ganzen Kraft seines Gewichtes daran, als er es die einfallen wollte. Um in den Augenblick, wo der Tod auftrang, dämme er sich fast gerade in die Höhe; aber der Panther hing sich mit Blitzesschnelle an seinen Hals und big zu gleicher Zeit ihm die scharfen Zähne seiner Vorderfüße in die Brust.

Die Reisiger des Pferdes öffnete sich, Ströme rothen Blutes schossen zwischen den Zähnen des Pantherthieres hervor, das nun auf seine Hinterfüßen sich stützend, sein Opfer gewaltig gegen die Thür drückte und mit seinen scharfen Klauen die Seiten bearbeitete und zerfleischte . . .

Das Fleisch des Pferdes zuckte lebhaft und sein halberstickes Gewieher wurde immer schwächer . . .

Plötzlich hörte man die Worte:

— Schäfer . . . Muth . . . hier bin ich . . . Muth!

Es war Dagobert's Stimme, der sich in verzweifelten Versuchen erschöpfte, um die Thür zu sprengen, hinter welcher dieser blutige Kampf vorging.

— Schäfer, — rief der Soldat, — ich komme schon . . . Die zu Hülfe . . .

Bei diesen bekannten wohlbekannten Tone verstopfte das arme Thier, mit dem es satt zu Ende war, den Kopf nach dem Orte hinumwenden, woher die Stimme seines Herrn kam, anwortete durch ein klagendes Gewieher und fiel unter den Streichen des Panthers erstgenannt . . . erst auf das Knie, dann auf die Seite . . . so daß sein Kreuz von sein Widerruth dort an der Thür liegend, diese hinderten aufzugehen.

Da war Alles vorüber.

Der Panther sprang nun auf das Pferd, umfaßte es trotz seines legten Aufschlagens im Todeskampfe mit den Vorder- und Hinterfüßen und wühlte mit seinem blutigen Rachen ihm in dem Seitenfleische.

Zu Hülfe . . . zu Hülfe! — rief Dagobert und donnerte verzweifelt am Schlosse, darauf sogte er mit wüthender Verzweiflung hinzu:

— Ihr habt Waffen . . . keine Waffen zu haben! . . .

— Oeffnen Sie sich vor! . . . rief der Thürhüter.

Und er wurde eben in den Vorderstuben, das nach dem Hofe hinaus ging, schrihar.

— Verlassen Sie nicht einzubringen. — sagte er — . . . es ist ihr Leben gefochten . . . mein Panther ist wuthend . . .

— Aber mein Pferd . . . mein Pferd! . . . rief Dagobert mit verzweifelnem Tone aus.

— Es hat während der Nacht seinen Stall verlassen, ist in den Schuppen hereingekommen, nachdem es die Thür aufge-

Sonntag den 1. September, um 8 Uhr Morgens, fuhr der theatralische Contingent des schweiter Congresses in die Stadt ein, deren Straßen, festlich geschmückt, ungemein belebt schienen. In allen Haustüren standen die gezogenen Bewohner und sahen die Vorbeizuge durch das Thor einpassiren. Die Wache am Thore, aus Mannschaften des zweiten Truppenerregiments bestehend, warf einige prüfende Blicke in das Innere der Schnellpost, um zu erkahren, ob die Darin-sitzenden nichtige Ansprüche auf das „Vorausreiten" machen könnten; indessen schien ihre Unterscheidung nicht ganzlich für die theatralische Amboffade auszureichen, denn jede militarische Ehrenbezeugung unterblieb, und doch waren viele der delegirten Mitgliedern der „Vorausreiten" gewohnt. Wie oft hatte nicht der Thorwart großere Bauche, in ganz Armeecorps commandirt, wie oft Herr Weiß als Doge die Ehrenbezeigungen der ganzen dispendiren Streitmacht Bewohnt empfangen, wie oft endlich waren die Kamine von Wachtzimmerofen in's Gluhrothe gefeuert worden! Aber das wußten die schweiter Dragoner nicht, ja sie ahnten kaum, daß auch ein noch im Dienste befindlicher Landwehr-Lieutenant, für den Augenblick unseren ohne Uniform, sich unter den Kunstgenoß verschwenden Ehrgeizen befand.

So fuhr der Wagen die Thorstraße hinab. Plötzlich hält der interimistische Postilion die stämmen Roße, und fragt mit grausiger Ruhe den Kopf nach hinten die im Cabriolet Sitzenden: „Wohin?" Diese unverständige und unter vielen Umständen verzeihlich erscheinende Frage legte die Insassen in große Verlegenheit. Niemand kannte die Topographie von Schwyz, Niemand wußte, ob der Vocation gemäß im Stadtse selbst, in einem Gasthause oder wo sonst abgetheilen werden wäre, und rathlos beobachtete Gabriolet und innerer Raum über das Mögliche, Wahrscheinliche oder Vermuthliche. Da erschien, wie ein Deus ex machina, ein Theater-Maschinist, der selbst schon manchen Deus aus Maschinen hatte steigen lassen, thätigte sich als einen Boten des vorausgereisten Theater-Inspectors Gregius an und gegen den unsichtigen Postillions-Bedürfnissen den Weg in eine kleine abgelegene Seitenstraße bis zu dem eben so kleinen und eben so abgelegenen Hause des Weinhändlers Gersen, der sich bereits vor der Ankunft versammelt hatte, um seine Gäste würdig zu empfangen. Der Wagen hielt und

„Es sein hoch hereyt! gastfreie Haus!
Die ganze Gesellschaft Gastfreundschaft auf einmal aus!"

Neugierig erkundigend, mit Schadenlen und Gepäck beladen, wurde die Truppe erstlagen um mit Gerüstgemäßt die vorgefundene Localität sogleich mit den verschiedenen Kunst-, Wirthschafts-, Geschlechts- und Anstandsgaben vertheilt. Drei Räume, schmeichelhaft Zimmer und Saal genannt, sollten allen vielen Anforderungen genügen, und der freundliche Wirth verscharfte, daß die sehr geehrten Herren dramatischen Künstler noch den Vortheil sogen könnten, überhaupt ein Unterkommen gefunden zu haben, denn ob,

„Das weite Schweiz sieht nicht die Zahl der Gäste,
Die eigentl. Heimat zu von Weltseiten!"

Die Wahl wurde durch die zu große Zahl der Zimmer nicht erschwert, im Gegentheil hatte der Wirth, schon den Umständen anticipirt und zum tauglichen, Saal genannten Raume bereits sechen Betten verwiesen, wahrscheinlich durch die einfache Maxeil bestimmt, sie in einer entsprechenden großen Anständigung bestand und auf kleine Weile durch Trabanten, Bergsteingen oder bunte Farben den Schlaf beunruhigen konnte, verantwortlich. Bekanntlich haben die Damen auf diese stillen Betten, weil die Zahl der Insassen dadurch nur selten betrug. Der freundliche Wirth gestreute aber die Weiten der Bettergrub von ihrer gefundenen Seite. Das Bedürfe der Menschenbedürfnissen war durch die anderen Zimmer von diesem Schlafsaale für männliche Individuen getrennt und enthielt zur Toilette führt von dem Zimmer der Damen und dem Schlafsaale bedeut sich noch ein dritter Raum, in welchem sich zwar unbedeutendes wenig Mobiliar, aber dafür preist Fischen Rothwein befanden, die der verstorbene Wirth in seiner Eigenschaft als Weinhändler gleich in Bereitschaft zu halten für gut und nöthig befunden hatte, intem er darin seiner Erfahrung und früheren Gricheiten mit dramatischen Künstlern gefragt war. Also eilte jetzt zur Toilette, die Magie warf sich vorzugsweise in einen schwarzen Frack und begab sich gethigenten Schrittes zu ihm in derselben Straße wohnenden General-Intendanten, um selbst Befehle einzuholen. Alles war beter und guter Dinge. Ein vortrefflicher Kaffee verschafte die Reisenden mit den angenehmster Genüßung, und der Wirth lieh mit vielsagenden Blicke für das zweite Frühstück Zuversetzt-

Digitized by Google

fosen; bei seinem Anblicke hat der Panther seinen Käfig zerbrochen und sich auf dasselbe geworfen . . . Sie sind für alles Unglück verantwortlich, was sich begeben kann. — sagte der Thierbändiger mit drohender Stimme hinzu — denn ich kannte die größte Gefahr, indem ich versuche den Tod wieder in seinen Käfig zurückzubringen.

— Aber mein Pferd . . . retten Sie mein Pferd! — rief Dagobert hitzern und voller Verzweiflung aus.

Der Prophet verschwand von dem Fenster.

Das Gebrüll der Thiere und Dagobert's Geschrei erreichten alle Ecke im Wirthshause zum weißen Falken. Hier und dort erhoben sich einzelne Leute und horchten auf einander. Bald kamen und die Knechte des Gasthofes mit Laternen in den Hof, umringten Dagobert und fragten ihn, was passirt sei.

— Mein Pferd ist da drinnen . . . und einer der Thiere dieser Elenden ist aus seinem Käfige entsprungen! Sie sind Dagobert und fuhr fort, an der Thür zu rütteln.

Bei diesen Worten fuhren die Leute durch das Gebrüll erschrecktes Knechte zurück und entflohen, um den Vorfall in Kenntniß zu setzen.

Man kann sich die Angst des Soldaten denken, der wartete, bis sich die Thür öffnen würde.

Bleich, keuchend, das Ohr an das Schloß haltend horchte er . . .

Rasch und nach dem das Gebrüll aufgehört, er hörte nur noch das dumpfes Knurren und sein unheilvollen wiederholten Ruf des Propheten, der mit barter drohender Stimme sprich:

— Tod . . . hierher . . . Tod!

Die Nacht war vollkommen dunkel. Dagobert wurde daher Gefahr nicht gewahr, welcher vorhanden war. Mit Zögern gerieten Tage endlang, flatterte und durch die Ritze nach dem Boden zurückkehrte.

Bald öffnete sich die Thür des Hofes wieder und der Herr des Wirthshauses erschien in Begleitung von mehren Männern; mit einem Kandidaer bewaffnet, näherte er sich vorsichtig. Diese Leute hatten Mistgabeln und Knuttel.

— Was giebt es denn? — sagte er, sich Dagobert nähernd — was ist das für ein Larmen in meinem Wirthshause? . . . Zum Teufel mit allen Thierbändigern und solchen Nachtlärmen, die nicht einmal den Schlaf einer Nacht respektiren und die Ruhe seligen Leuten stören . . . Wenn Ihr Thier verwundet ist . . . so ist es Ihr eigener Schaden. Sie hatten besser für dasselbe Sorge tragen sollen.

Anstatt auf diese Vorwürfe zu antworten, horchte der Soldat immerwährend, was in dem Scharren vorging und machte mit der Hand ein Zeichen, daß man still sein solle.

Plötzlich hörte man ein furchtbares Gebrüll, dem ein lauter Schrei des Propheten folgte, und fast zu gleicher Zeit begann der Panther auf klägliche Weise zu brüllen.

— Sie sind ohne Zweifel Schuld an einem Unglücke, — sagte der Wirth erschreckt zum Soldaten, indem Sie den Schrei gehört? . . . Morgen wird vielleicht gestöbrlich verwundet.

Dagobert wollte eben dem Wirthe eine Antwort geben, als sich die Thür aufthat; Gebrüll erschien auf der Schwelle und sagte:

— Sie können eintreten, es ist keine Gefahr mehr!

Das Innere der Menagerie bot einen furchtbaren Anblick dar.

Der Prophet war bleich und konnte unter seiner anscheinenden Ruhe kaum seine Aufregung verbergen. er lag einige Schritte von dem Käfig des Panthers auf den Knieen und hatte eine demüthige Haltung: an der Bewegung seiner Lippen erriet man, daß er bete.

Beim Anblick des Wirthes und der anderen Leute fand Morok auf und sagte mit feierlichem Tone:

— Herr Gott, ich danke Dir . . . daß ich abermals durch die Kraft gerettet habe, welche Du mir verliehen!

Dann kreuzte er die Arme über die Brust und schien mit erhobenem Haupte von gebieterischem Blicke den Triumph zu genießen, den er über den Tod davon getragen, der hinter in seinem Käfig stehend noch immer klagende Töne ausstieß.

Die Zuschauer dieser Scene, welche nicht wissen, daß unter dem Pelze des Thierbändigers eine vollständige Rüstung verborgen war, und die das Gesicht des Panthers der Furcht zuschrieben, waren von Erstaunen und Bewunderung über die Unerschrockenheit und die fast übernatürliche Gewalt des Propheten ausser sich.

Einige Schritte hinter ihm fand Gollath und lehnte sich auf die Spitze von Eichenholz . . .

Endlich, nicht weit von dem Käfig mitten in einer Lache von Blut lag Schäfer ausgestreckt.

Beim Anblicke dieser blutigen . . . zerfleischten Ueberreste blieb Dagobert unbeweglich, und sein rasches Antlitz nahm den Ausdruck des tiefsten Schmerzes an . . . darauf warf er sich auf's Knie und bob Schäfers Kopf in die Höhe. Als er sie vor Kurzem, wenn sie sich zu jenen geliebten Heeren wendeten, noch so klugen und lustigen Augen des Pferdes rube, glasig und bald geschlossen fand, konnte der alte Soldat einen verzweifelnden Ausruf nicht zurückhalten . . .

Dagobert vergaß all seinen Zorn, die traurigen Folgen dieses für ihn Unerwarten der beiden Mädchen so verhängnißvollen Ereignisses, da sie nun ihren Weg nicht fortsetzen konnten; er dachte in diesem Augenblicke nur an den schrecklichen Tod dieses edlen Pferdes, seines ehemaligen Gefährten in Strapatzen und Schlachten, dieses treuen Thieres, das zwei Male mit ihm zugleich verwundet worden war . . . und von dem er seit so vielen Jahren sich nicht getrennt hatte . . .

Diese bitteren Gefühle spiegelten sich auf so grausame, so rührende Weise in dem Gesichte des Soldaten ab, daß der Herr des Wirthshauses und seine Leute sich einen Augenblick erwachsen fühlten beim Anblick dieses großen Grames, der von seinem todten Pferde hieße.

Aber als Dagobert im Verlaufe seines Kummers daran dachte, daß Schäfer auch sein Gefährte in der Verbannung gewesen sei, daß die Mutter der Waisen sich, wie jetzt ihre Töchter, eine beschwerliche Reise auf diesem unglücklichen Thiere unternommen habe, da traten plötzlich die traurigen Folgen des erlittenen Verlustes vom Soldaten vor die Seele; die Nothwendigkeit machte der Wuth Platz, er fand mit funkelnden Blicken auf und stürzte gerade auf den Propheten zu; mit der einen Hand packte er ihn bei der Gurgel und mit der anderen drachte er ihm auf gut soldatisch fünf bis sechs Faustschläge auf die Brust bei, die aber durch das Panzerhemd Morok's gehemmt wurden.

Spitzbube . . . Du tödtest mir für den Tod meines Pferdes büßen! — sagte der Soldat, indem er zu prügeln fortfuhr.

Morok, so gewandt und verwegen er war, konnte doch nicht mit Vortheil gegen Dagobert kämpfen, da dieser bei seinem hohen Wuchse noch eine sehr gewöhnliche Kraft besaß. Er benutzte der Zusammenkunft Gollath's und des Herrn des Wirthshauses, um den Propheten der Gewalt des alten Grenadiers zu entreißen.

Nach einigen Augenblicken trennte man die beiden Kämpfer. Morok war blutig vor Wuth; es benutzte neue Anstrengungen, um zu verbindern, daß er nicht die Pole ergriff und damit auf Dagobert losstach.

— Aber das ist abscheulich! — rief der Wirth, sich an den Soldaten wendend, der verzweifelt mit beiden gebalten Zaufen aber seinen hohen Schädel fuhr.

— Erst legen Sie diesen wüthigen Mann der Gefahr aus, von seinen Klauen zerrissen zu werden, — sagte der Wirth weiter, — und nun wollen Sie ihn selbst auch noch erwürgen . . . Ist das ein Betragen für einen alten Grenadier? Soll ich etwa die Polizei herbeirufen? Heute Abend haben Sie sich verwundet gezeigt.

Diese Worte brachten den Soldaten wieder zu sich selbst; er bereute seine Heftigkeit um so mehr, da seine Gegenwart als Zeuge die Schwierigkeit seiner Lage nur noch vermehren mußte; er mußte vor allen Dingen sich sein Pferd ersetzen lassen, bevor er in Stande war, seine Reise fortzusetzen, deren Erfolg durch einen Tag der Zögerung vereitelt werden konnte. Er that sich also Gewalt an und es gelang ihm, ruhig zu werden.

— Sie haben Recht . . . — ich bin zu heftig gewesen. — sagte er mit beiden bewegter Stimme, die er zu beherrschen suchte, zum Wirthe. — Ich habe nicht absichtlich Aergerniß als vorher. Aber was mir dieser Mensch nicht für den Verlust meines Pferdes zahlen? Ich rufe Sie zum Schiedsrichter auf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

— Nun, als Schiedsrichter kann ich nicht Ihrer Ansicht sein. Alles das ist nur Ihre Schuld. Sie werden Ihr Pferd schlecht angebunden haben, es ist in diesen Scharren hereingekommen, dessen Thür nur angelehnt gewesen sein wird.

Der Wirth nahm durch diese Worte augenscheinlich Partei für den Thierbändiger.

— Das ist wahr — sagte Goliath — ich besinne mich: ich hatte die Thür für die Nacht halb offen gelassen, damit die Thiere frische Luft hätten; die Käfige waren wohl verschlossen, es hatte also keine Gefahr . . .

— Das ist richtig! — sagte einer der Umstehenden.

— Es bedurfte erst des Anblicks des Pferdes, um den Panther wüthend zu machen, daß er seinen Käfig durchbrach, — sagte ein Anderer.

— Da hat sich eher der Prophet zu beklagen, — äußerte ein Dritter.

— Mir gilt's gleich, was Dieser oder Jener sagt, — begann Dagobert, dessen Geduld zu reißen begann — ich sage, ich, daß ich augenblicklich Geld oder ein Pferd haben muß, ja, augenblicklich, denn ich will dieses Unglückshaus sogleich verlassen.

— Und ich sage, daß Sie mich entschädigen sollen, — rief Morok aus, der wahrscheinlich diesen Theatercoup bis zuletzt aufgespart hatte, denn er zeigte seine linke blutende Hand, welche er bisher in dem Aermel seines Pelzes versteckt gehalten hatte. — Ich werde vielleicht mein Leben lang verstümmelt bleiben, — fügte er hinzu. — Sehen Sie, welche Wunde mir der Panther beigebracht hat!

Ohne die Gefährlichkeit zu haben, welche ihr der Prophet beimaß, war die Wunde doch tief genug. Dieses letzte Argument erwarb ihm also das allgemeine Mitgefühl. Der Wirth, der ohne Zweifel auf diesen Zufall rechnete, um zu Gunsten einer Sache zu sprechen, welche er als die seinige betrachtete, sagte zu einem von den Knechten:

— Es giebt nur ein Mittel, damit fertig zu werden . . . Geh sogleich, wecke den Bürgermeister und bitte ihn, hierher zu kommen; er wird entscheiden, wer Recht oder Unrecht hat.

— Ich wollte Ihnen das eben vorschlagen, — sagte der Soldat, — denn im Grunde genommen kann ich mir nicht selbst Recht verschaffen.

— Frip, lauf zum Bürgermeister, — sagte der Wirth.

Der Bursche ging fort. Sein Herr, der fürchtete, durch das Verhör des Soldaten compromittirt zu werden, dem er am Abend seine Papiere abzufordern vergessen hatte, sagte zu ihm:

— Der Bürgermeister wird sehr übler Laune sein . . . daß er so früh gestört wird. Ich habe keine Lust darunter zu leiden, deshalb fordere ich Sie auf, mir Ihre Papiere zu holen, wenn sie in Ordnung sind . . . denn ich hatte Unrecht, daß ich sie mir nicht gleich gestern Abend bei Ihrer Ankunft von Ihnen zeigen ließ.

— Sie sind dort oben in meinem Tornister, Sie sollen sie haben, — antwortete der Soldat.

Darauf wandte er das Gesicht ab, hielt sich die Hand vor die Augen, als er bei dem Körper Schäkers vorbeikam, und ging hinauf zu den beiden Schwestern.

Der Prophet folgte ihm mit triumphirendem Blicke und sagte zu sich selbst:

— Jetzt ist er ohne Pferd, ohne Geld, ohne Papiere . . . Mehr konnte ich nicht thun . . . weil es mir verboten war . . . und ich außerdem so viel als möglich nur List gebrauchen und den guten Schein bewahren sollte . . . Jedermann wird dem Soldaten Unrecht geben. Ich kann wenigstens dafür stehen, daß er binnen hier und einigen Tagen seine Reise nicht fortsetzen wird, da sich so große Interessen an seine Verhaftung und die der beiden jungen Mädchen zu knüpfen scheinen.

Eine Viertelstunde darauf verließ Karl, der Kamerad Goliath's, das Versteck, welches ihm sein Herr den Abend über angewiesen, und reiste nach Leipzig mit einem Briefe versehen, den Morok in der Eile geschrieben hatte und den Karl gleich nach seiner Ankunft in der Stadt auf die Post geben sollte.

Die Adresse dieses Briefes war folgende:

A Monsieur
Monsieur Rodin,
Rue du Milieu-des-Ursins, No. 11,
A Paris,
France.

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltene Ehe.

Von

Alfred de Musset.

(Fortsetzung.)

Camilla hatte die Taille eines Kindes, aber diese war sehr schlank und elegant. Die Mutter schmückte das geliebte Kind mit einem weißen gestickten Musselinkleide, weißen seidenen Strümpfen und eben solchen Schuhen; ein Halsband von amerikanischen Körnern und ein Kranz von Kornblumen in den Haaren machten den ganzen übrigen Putz Camillens aus, die sich entzückt im Spiegel betrachtete und voll Freude im Zimmer umher sprang. Die Mutter, welche ein sammetnes Kleid angezogen hatte, um dadurch anzudeuten, daß sie nicht tanzen wolle, hielt ihr Kind vor einen großen Toilettenspiegel, umarmte es ein Mal über das andere und wiederholte beständig: „Du bist schön, Du bist schön!" als der Chevalier eintrat. Ohne den Anschein der Aufregung fragte Madame des Arcis den Bedienten, ob er angespannt habe, und ihren Gatten, ob er sie begleite. Der Chevalier reichte seiner Frau die Hand und man fuhr auf den Ball.

Es war das erste Mal, daß man Camilla in Gesellschaft sah. Man hatte viel von ihr gehört; die Neugier lenkte Aller Blicke auf das kleine Mädchen, sobald es erschien. Es hätte sich erwarten lassen, daß Madame des Arcis etwas verlegen und unruhig sein würde, doch war es nicht der Fall. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten setzte sie sich vollkommen ruhig hin, und während Jeder ihrer Tochter mit einer Art von Erstaunen oder ertheilter Theilnahme nachsah, ließ sie dieselbe ruhig durch das Zimmer gehen, als ob sie gar nicht daran denke.

Camilla fand dort ihre kleinen Gespielinnen wieder und lief bald zu der einen, bald zu der anderen, als ob sie im Garten sei. Alle empfingen sie jedoch mit Zurückhaltung und Kälte. Der Chevalier, der in einem Winkel stand, litt sichtlich. Seine Freunde kamen zu ihm und priesen die Schönheit seiner Tochter; selbst Fremde oder gänzlich unbekannte Leute redeten ihn in der Absicht an, ihm ein Compliment deswegen zu machen. Er fühlte, daß man ihn trösten wolle, und das war gar nicht nach seinem Geschmack. Indessen ein Blick, über den man sich nicht täuscht, der Blick Aller, flößte ihm nach und nach wieder einige Freude in das Herz. Nachdem sie durch Zeichen mit fast allen Leuten verkehrt, blieb Camilla zwischen den Knien ihrer Mutter stehen. Man hatte sie hin und her gehen sehen; man erwartete etwas Seltsames oder wenigstens Merkwürdiges; sie hatte aber nichts gethan, als den Leuten mit einer tiefen Verbeugung guten Abend gesagt, einigen jungen Demoiselles die Hand geschüttelt und den Müttern ihrer kleinen Freundinnen Kußhändchen gemacht: alles das war vielleicht auswendig gelernt, aber es geschah mit Grazie und Naivetät. Nachdem sie ruhig nach ihrem Platze zurückgekehrt war, fing man an sie zu bewundern. Es gab in der That nichts Schöneres, als die Hülle, aus der diese arme Seele nicht heraus konnte. Ihr Wuchs, ihr Anstand, ihr langes lockiges Haar, vorzüglich aber ihre Augen, welche einen unvergleichlichen Glanz hatten, überraschten alle Welt. Während zur selben Zeit ihre Blicke versuchten Alles zu errathen und ihre Bewegungen Alles zu sagen, verlieh ihr nachdenkendes und melancholisches Wesen ihren geringsten Bewegungen, ihrem kindlichen Benehmen und ihrer Haltung etwas unbeschreiblich Großartiges. Ein Maler oder ein Bildhauer würde davon ergriffen worden sein. Man näherte sich Madame des Arcis, man umringte sie, man legte durch Gesten Camillen tausend Fragen vor; dem Erstaunen und dem Widerwillen war ein aufrichtiges Wohlwollen und eine ehrliche Theilnahme gefolgt. Die Uebertreibung, welche immer eintritt, sobald ein Nachbar nach dem andern spricht, um dasselbe zu wiederholen, mischte sich auch hier ein. Man hatte niemals ein so reizendes Kind gesehen, nichts kam ihm gleich, nichts war so schön wie dasselbe, kurz, Camilla trug einen vollständigen Sieg davon, ohne ihn im Mindesten selbst zu begreifen.

Madame des Arcis begriff ihn. Immer äußerlich ruhig, hatte sie an diesem Abende ein Herzklopfen, wie es ihr mit vollem Rechte zukam, das glücklichste, das reinste ihres ganzen Lebens. Sie lächelte ihrem Manne zu und dieser erwiederte es aus voller Seele.

Ein junges Mädchen setzte sich an das Piano und spielte einen Contretanz. Die Kinder faßten sich bei der Hand, stellten sich in Reihe und Ordnung und führten die Pas aus, welche der Tanzmeister des Orts ihnen gelehrt hatte. Die Aeltern fingen nun an, sich gegenseitige Complimente erst über das charmante Fest selbst, dann über die Artigkeit und Natürlichkeit der Kinder zu machen. Bald hörte man nun ein lautes verwirrtes Geräusch von lärmischem Gelächter, von Kaffeehausphrasen unter den jungen Männern, von Geschwätz über Moden unter den jungen Damen, von Unterhaltung zwischen den Papas und von sußsauren Höflichkeiten zwischen den Mamas, kurz, ein Geräusch, wie man es nur auf einem Kinderball in der Provinz vernimmt.

Der Chevalier verließ seine Tochter, die, wie man sich wohl denken kann, nicht an dem Contretanze Theil nahm, nicht mit den Augen. Camilla sah dem Feste mit einer etwas traurigen Aufmerksamkeit zu. Ein kleiner Knabe kam und forderte sie auf, sie schüttelte statt aller Antwort mit dem Kopfe. Dadurch fielen einige Kornblumen aus ihrem Kranze, der überhaupt nicht recht fest saß. Madame des Arcis hob sie auf und hatte bald mit einigen Nadeln die Unordnung des Kopfputzes, den sie selbst gemacht, wieder hergestellt. Gleich darauf suchte sie aber vergeblich ihren Mann; er war nicht mehr im Saal. Sie ließ fragen, ob er fort sei und sich des Wagens bedient habe, und erhielt die Antwort, er sei zu Fuß nach Hause gekehrt.

V.

Der Chevalier hatte beschlossen, sich zu entfernen, ohne seiner Frau Lebewohl zu sagen. Er fürchtete und floh jede unangenehme Erklärung, und da obenein seine Absicht war, bald zurück zu kommen, so glaubte er klüger zu handeln, wenn er blos einen Brief hinterlasse. Es war nicht ganz die Wahrheit, daß seine Geschäfte ihn nach Holland riefen, doch konnte die Reise ihm sehr vortheilhaft werden. Einer seiner Freunde schrieb nach Charbonneux, um seine Abreise zu beeilen; es war ein verabredeter Vorwand. Zu Hause kommend, that er daher, als sei er plötzlich dazu gezwungen, ließ eiligst seine Sachen packen, sandte sie nach der Stadt voraus, bestieg sein Pferd und ritt fort.

Ein unwillkürliches Zaudern und eine sehr große Reue bemächtigten sich jedoch seiner Sinne, als er die Schwelle seines Hauses überschritt. Er fürchtete einem Gefühle zu rasch nachgegeben zu haben, das er wohl hätte beweisern können, seiner Frau unnütze Thränen zu entlocken und anderswo die Ruhe nicht zu finden, die er vielleicht in seinem Hause gehabt hätte. „Aber wer weiß," — dachte er — „ob ich nicht im Gegentheil etwas Gutes und Vernünftiges thue, ob der vorübergehende Schmerz, den meine Abwesenheit verursachen kann, uns nicht glücklichere Tage bringt? Mich hat ein Unglück betroffen, dessen Ursache Gott allein kennt; ich entferne mich auf kurze Zeit von dem Orte, wo ich leide, die Veränderung der Reise, selbst die Müdigkeit stillen meinen Gram. Ich werde mich mit materiellen, wichtigen, nothwendigen Dingen beschäftigen; ich werde mit ruhigerem und zufriedenerem Herzen zurückkehren, werde nachgedacht haben und besser wissen, was ich thun muß." Im Innersten seines Herzens flüsterte ihm freilich eine Stimme zu: „Cäcile wird leiden!" da er aber einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, so setzte er seine Reise fort.

Madame des Arcis hatte gegen elf Uhr den Ball verlassen, sie war mit ihrer Tochter, die bald auf ihrem Schooße einschlief, in den Wagen gestiegen. Obgleich sie nicht wußte, daß der Chevalier seinen Reiseplan schon so rasch ausgeführt, so litt sie doch sehr, weil sie ihre Nachbarn hatte allein verlassen müssen. Was in den Augen der Welt nur ein Mangel an Rücksichten ist, wird zum empfindlichen Schmerz, sobald man den Beweggrund vermuthet. Der Chevalier hatte das öffentliche Schauspiel seines Unglücks nicht ertragen können; sie dagegen wollte dieses Unglück zeigen und dadurch versuchen es zu besiegen und Herr darüber zu werden. Sie wurde ihrem Manne leicht eine Aeußerung der Trauer oder der schlechten Laune verziehen haben; man muß aber bedenken, daß in der Provinz eine solche Art, Frau und Kind allein zu lassen, etwas fast Unerhörtes ist, und daß im ähnlichen Falle die geringste Kleinigkeit, wie z. B. ein Mantel, den man sucht, wenn der, der ihn bringen sollte, nicht da ist, oft mehr Böses gestiftet hat als aller Respect der Convenienzen Gutes hervorzubringen vermöchte.

Während der Wagen langsam auf den Kieseln eines neuangelegten Vicinalweges dahinrollte, überließ sich Madame des Arcis, ihre schlafende Tochter betrachtend, den traurigsten Vorgefühlen. Indem sie Camilla so stützte, daß die Stöße des Wagens diese nicht aufwecken konnten, dachte sie mit jener Kraft, welche die Nacht dem Gedanken giebt, an das Verhängniß, das sie zu verfolgen schien, selbst bei einer so rechtmäßigen Freude, wie sie sie auf dem Balle genossen hatte. Eine seltsame Stimmung ihres Geistes führte sie bald zu ihrer eigenen Vergangenheit, bald zu der Zukunft ihrer Tochter. „Was wird geschehen?" — sagte sie zu sich selbst — „mein Mann entfernt sich von mir. Wenn er nicht heute auf immer fortreist, so thut er es morgen. Alle meine Bemühungen, alle meine Bitten werden ihm nur lästig fallen. Seine Liebe ist gestorben und nur sein Mitleid noch vorhanden, aber sein Verdruß ist stärker als er und ich selbst. Meine Tochter ist schön, allein dem Unglück geweiht. Was kann ich dabei thun, was vorhersehen, was verhindern? Werme ich mich dem armen Kinde, wie ich es thun muß und auch thue, so muß ich fast darauf verzichten meinen Mann zu sehen; er flieht uns und mit Flößen ihm Abscheu ein. Versuchte ich im Gegentheil mich ihm

zu nähern und wagte es seine alte Liebe zurückzurufen, wurde er nicht vielleicht verlangen, daß ich mich von meiner Tochter trennte, könnte sich nicht gar zutragen, daß er Camilla Fremden anvertrauen wollte, um sich so von einem Anblick zu befreien, der ihn betrübt?"

Indem sie so redete, umarmte Madame des Arcis Camilla. „Armes Kind!" — sagte sie zu sich — „ich Dich verlassen? Ich sollte auf Kosten Deiner Ruhe, vielleicht Deines Lebens, den Schein eines Glückes suchen, das mich wiederum fliehen würde! Ich sollte aufhören Mutter zu sein, um Gattin zu sein! Wenn das möglich wäre, würde es nicht besser sein zu sterben, als daran zu denken?"

Dann kam sie wieder auf ihre Vermuthungen zurück. „Was wird sich zutragen?" fragte sie sich von Neuem. „Was wird die Vorsehung über uns beschließen? Gott wacht über Alle; er sieht uns wie die Andern; was wird er mit uns beginnen, was wird aus diesem Kinde werden?"

In einiger Entfernung von Chardonneux mußte man sich übersetzen lassen auf einer Fähre. Es hatte seit einem Monate ungefähr stark geregnet, so daß der Fluß ausgetreten war und die Wiesen eingeschwemmt überschwemmte. Der Fährmann wollte Anfangs nicht den Wagen in die Fähre nehmen, sondern verlangte, daß man ausspannen solle, indem er wohl die Leute und das Pferd, nicht aber den Wagen übersetzen könne. Madame des Arcis, der daran lag, ihren Mann wiederzusehen, wollte nicht ausharren. Sie befahl den Kutscher in die Fähre hineinzufahren; man war ja in einigen Minuten drüben und sie hatte sich schon mehr als hundert Mal übersetzen lassen.

Mitten in der Furth begann die Fähre abzuweichen, vom Strom fortgerissen. Der Fährmann forderte den Kutscher auf, ihm zu helfen, um, wie er sagte, zu verhindern, daß sie nicht an die Schleuse getrieben. In der That befand sich zwei bis dreihundert Schritte weiter unten eine Mühle mit einer Schleuse, welche aus Balken, Pfählen und Brettern gemacht, aber oft vom Wasser zertrümmert und eine Art von Wasserfall oder vielmehr von Abgrund geworden war. Ließ man sich bis dorthin forttreiben, so hatte man allerdings das Schlimmste zu erwarten.

Der Kutscher war von seinem Sitz herabgestiegen. Er hätte zwar mit Hand angelegt, aber es war nur eine Stange in der Fähre. Der Fährmann seinerseits that, was er vermochte, doch herrschte zu große Dunkelheit, und ein feiner Regen blendete die beiden Männer, welche sich bald ablösten, bald einander unterstützten, um das Wasser zu durchschneiden und das gegenseitige Ufer zu erreichen.

Je deutlicher man das Geräusch der Schleuse hörte, desto drohender wurde die Gefahr. Die Fähre, welche schwer beladen war und von zwei kräftigen Männern gegen den Strom vertheidigt wurde, ging nur langsam. Hatte man die Stange fest eingestoßen und hielt sie gut nach vorn, so blieb die Fähre stehen, ging auf die Seite oder drehte sich um sich selbst. Aber die Fluth war zu stark. Madame des Arcis, die mit dem Kinde im Wagen geblieben war, ließ, furchtbar erschreckt, das Fenster herunter und rief: „Sind wir verloren?"

In diesem Augenblicke zerbrach die Stange. Die beiden Männer fielen erschöpft und mit geschundenen Händen in die Fähre zurück. Der Fährmann konnte schwimmen aber der Kutscher nicht. Es war keine Zeit mehr zu verlieren.

„Vater Georgeot" — sagte Madame des Arcis zu dem Fährmann, der so hieß — „kannst Du uns retten, meine Tochter und mich?"

„Gewiß!" — erwiederte dieser die Achseln zuckend und fast beleidigt, daß man an ihn eine solche Frage that.

„Was muß geschehen?" — sagte Madame des Arcis.

„Ich muß Euch auf den Rücken nehmen," erwiederte der Fährmann. — „Behaltet Euer Kleid an, gnädige Frau; es wird Euch oben halten, schlagt beide Armen um meinen Hals aber habt keine Angst und klammert Euch nicht fest, sonst müssen wir ertrinken; schreit auch nicht, denn da würdet Ihr Wasser schlucken; die Kleine nehme ich mit der einen Hand bei der Taille, schwimme auf der Seite und halte sie doch, damit sie nicht naß wird. Von hier bis nach dem Kartoffelfelde dort ist es keine fünfundzwanzig Klafter weit."

„Und Johann?" — sagte Madame des Arcis, indem sie auf den Kutscher zeigte.

„Johann wird ein Bischen trinken müssen, aber er wird sich schon retten; er mag sich bis an die Schleuse treiben lassen und da warten; ich werde ihn schon abholen."

Georgeot stürzte sich nun in's Wasser mit seiner doppelten Last; aber er hatte seinen Kräften zu viel vertraut. Er war nicht mehr jung, das Ufer weiter, als er es angegeben und der Strom stärker, als er dachte. Er that indessen sein Möglichstes, um das Land zu erreichen, wurde jedoch von dem Strom fortgerissen. Ein vom Wasser bedeckter Weidenbaum, den er in der Dunkelheit nicht sehen konnte und an den er heftig mit der Stirn stieß, hielt ihn plötzlich auf; sein Blut floß und seine Augen verdunkelten sich.

„Nehmt Eure Tochter und setzt sie auf meinen Hals oder auf den Eurigen, ich kann nicht mehr!"

„Könntest Du sie retten, wenn Du nur sie trügest?" — fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, ja." — entgegnete der Fährmann.

Statt aller Antwort öffnete Madame des Arcis die Arme, ließ den Hals des Fährmanns los und sank unter.

Als der Fährmann die kleine Camilla sicher und wohl an das Land gesetzt hatte, half ihm der Kutscher, den ein Bauer aus dem Wasser gezogen, die Leiche der Madame des Arcis suchen. Man fand dieselbe jedoch erst am folgenden Morgen nicht weit vom Ufer.

VI.

Ein Jahr nach dieser Begebenheit saß in einem Zimmer im Hôtel Garni in der Straße du Boulei im Viertel der Diligencen ein junges Mädchen in Trauer neben einem Tische vor dem Kamin. Auf diesem Tische stand eine halbgeleerte Flasche gewöhnlichen Weins und ein Glas. Ein vom Alter gebeugter Mann, aber mit offenem und freiem Gesichte, der fast wie ein Handwerker gekleidet war, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem jungen Mädchen, blieb vor ihm stehen und betrachtete es mit fast väterlichen Blicken. Dann streckte das junge Mädchen den Arm aus, hob die Flasche zitternd, aber doch mit unwillkürlichem Widerwillen und schenkte das Glas voll. Der Greis trank einen Schluck und ging dann wieder auf und ab, indem er auf eine sonderbare, fast lächerliche Weise dazu gesticulirte, während das junge Mädchen mit trauriger Miene, lächelnd, seinen Bewegungen aufmerksam folgte.

Jedem Fremden wäre es schwer geworden zu errathen, wer diese beiden Personen seien. Die Eine unbeweglich kalt, dem Marmor gleich, aber voll Grazie und vornehmem Wesen, auf ihrem Gesichte und in ihren andeutenden Bewegungen weit mehr zeigend, als was man gewöhnlich Schönheit zu nennen pflegt; der Andere dagegen von ganz gewöhnlichem, fast gemeinem Aeußern mit unordentlichen Kleidern, den Hut auf dem Kopfe, schlechten Wein trinkend und mit groben, mit Nägeln gespickten Schuhen hart auf dem gebohnten Fußboden auftretend. Es war schwer einen seltsameren Contrast zu erblicken.

Und dennoch verband eine sehr zärtliche und lebendige Neigung diese beiden Personen. Es war nämlich Camilla und der Onkel Giraud. Der würdige Mann war nach Chardonneux gekommen, als man Frau des Arcis zu ihrer letzten Ruhestätte begleitete. Da ihre Mutter todt und ihr Vater abwesend war, so stand die arme Camilla damals ganz allein in der Welt. Der Chevalier, den, nachdem er einmal sein Haus verlassen, die Reise zerstreute und seine Geschäfte zwangen, mehre holländische Städte zu besuchen, hatte erst sehr spät die Nachricht von dem Tode seiner Frau erhalten, so daß fast ein Monat verfloß, während dessen seine arme Tochter fast gänzlich verwaist war. Zwar befand sich in dem Hause eine Art von Gouvernante, deren Pflicht war, für Camilla zu sorgen, aber so lange die Mutter lebte, hatte diese Niemanden neben sich geduldet, und jene Stelle war daher eine Sinecure gewesen. Die Gouvernante kannte Camilla kaum und konnte ihr daher bei einer so wichtigen Begebenheit durchaus nicht von Nutzen sein.

Der Schmerz des jungen Mädchens bei dem Tode seiner Mutter war so heftig gewesen, daß man lange für dessen Leben gefürchtet hatte. Als man die Leiche der Madame des Arcis aus dem Wasser gezogen und nach Hause brachte, begleitete Camilla den Zug mit einem so herzzerreißenden Geschrei der Verzweiflung, daß sie den Leuten beinahe Angst einjagte. Es lag auch wirklich etwas ungewöhnlich Erschreckendes in diesem Wesen, das man nur als stumm, sanftmüthig und ruhig kannte, und welches plötzlich in Gegenwart des Todes aus seinem Stillschweigen heraustrat. Während voller vierundzwanzig Stunden erfüllte ihr entsetzliches Geschrei unaufhörlich die Luft; Camilla lief nach allen Seiten hin, sich das Haar ausraufend und an die Mauern schlagend; man versuchte umsonst sie zu halten, selbst Gewalt war unnütz. Erst die erschöpfte Natur ließ sie am Fuße des Bettes niedersinken, auf welchem die Leiche ihrer Mutter lag.

Gleich nachher indessen schien sie ihre gewöhnliche Ruhe wieder zu bekommen und gewissermaßen Alles vergessen zu haben. Eine Zeitlang blieb sie anscheinend still, ging den ganzen Tag aufs Gerathewohl mit langsamen und zerstreuten Schritten umher und wehrte die Sorgfalt, mit der man sich ihrer annahm, nicht ab. Man glaubte sie wieder ganz hergestellt, und der herbeigerufene Arzt selbst täuschte sich darüber. Bald aber bekam sie ein sehr heftiges Nervenfieber und mußte unaufhörlich bewacht werden, denn sie schien gänzlich den Verstand verloren zu haben.

Damals war es, wo der Onkel Giraud den Entschluß faßte, ihr um jeden Preis zu Hülfe zu kommen. „Da sie weder Vater noch Mutter in diesem Augenblicke mehr hat," sagte er zu den Leuten des Hauses — „so erkläre ich mich für ihren wirklichen Onkel, beauftragt sie zu pflegen und zu verhindern, daß ihr ein Unglück widerfahre. Das Kind hat mir immer gefallen; ich habe oft seinen Vater gebeten mir es zu geben und mich lachen zu machen. Ich will ihn nicht desselben berauben, es ist seine Tochter; aber jetzt bemächtige ich mich des Kindes, bei seiner Rückkehr werde ich es ihm treu wieder ausliefern."

Der Onkel Giraud hatte kein großes Vertrauen zu den Aerzten aus ziemlich probehaltigen Gründen. Er glaubte nämlich fast gar nicht an Krankheiten, weil er selbst nie krank gewesen war. Ein Nervenfieber schien ihm besonders eine Chimäre, eine reine Ideenverwirrung zu sein, welche ein wenig Zerstreuung zu heilen im Stande sei. Er hatte sich daher entschlossen, Camilla nach Paris zu bringen. „Ihr fehlt" — sagte er ferner — „daß das Kind sich grämt; es thut Nichts als weinen und hat Recht. Eine Mutter stirbt Einem nicht zweimal, aber die Tochter muß nicht auch sterben, weil die Mutter gestorben ist. Man muß daher dafür sorgen, daß sie an andere Dinge denke. Paris soll sehr gut dazu sein, wie die Leute sagen. Ich kenne Paris nicht und sie auch nicht, darum will ich sie dahin führen; es wird uns Beiden wohlthun. Wär' es auch nur die Reise dahin; die allein wird ihr schon nützlich sein. Ich habe eben so gut Schmerz gehabt wie andere Leute, und es hat mich stets aufgefrischt, wenn ich die bunte Jacke eines Postillons vor mir sah."

Auf diese Weise waren Camilla und ihr Onkel nach Paris gekommen. Der Chevalier, den ein Brief des Onkels Giraud von dem Ausfluge benachrichtigte, hatte sie gebilligt. Bei der Rückkehr von seiner Reise nach Holland hatte er eine so tiefe Melancholie mitgebracht, daß es ihm fast unmöglich war, irgend Jemanden zu sehen, selbst nicht seine Tochter. Er schien jedes lebende Wesen, ja sogar sich selbst fliehen zu wollen. Fast immerallein zu Pferde in den Wäldern, ermüdete er seinen Körper über Gebühr, um seiner Seele einige Ruhe zu verschaffen. Ein verborgner unheilbarer Schmerz verzehrte ihn. Er warf sich tief im Herzen vor, seine Frau während ihres Lebens unglücklich gemacht und zu ihrem Tode beigetragen zu haben. „Wäre ich da gewesen," sagte er zu sich, „so würde sie noch leben, und ich hätte da sein sollen." — Dieser Gedanke, der ihn nie verließ, vergiftete ihm das Dasein.

Er wünschte, daß Camilla glücklich würde und war bereit, wenn sich die Gelegenheit darbot, die größten Opfer deswegen zu bringen. Sein erster Gedanke, als er nach Chardonneux zurückgekehrt, war gewesen seiner Tochter die Treue zu ersetzen und die von ihm gemachte Schuld des Herzens mit reichen Zinsen wieder zu bezahlen; aber die Erinnerung, die Aehnlichkeit des Kindes mit der Mutter, verursachte ihm im Voraus einen unerträglichen Schmerz. Vergebens suchte er sich über diesen Schmerz selbst zu täuschen und sich zu überreden, daß es vielmehr ein Trost und eine Erleichterung für ihn sein würde, auf einem geliebten Gesichte die Züge derjenigen wiederzufinden, die er unaufhörlich beweinte. Camilla blieb ihm trotz dem ein lebendiger Vorwurf, ein Beweis seines Irrthums und seines Unglücks, den er nicht die Kraft in sich fühlte, zu ertragen.

Der Onkel Giraud dachte nicht so darüber nach, sondern nur daran, seine Nichte zu erheitern und ihr das Leben angenehm zu machen. Unglücklicher Weise war dies nicht leicht. Er hatte, wie bereits erzählt wurde, ein möblirtes Zimmer in einem Gasthofe der Messagerieen, dem ersten, welchen ihm ein Eckensteher nachgewiesen, gemiethet, indem er nur einen oder zwei Monate dort zu bleiben gedachte. Er war indessen schon fast ein Jahr dort mit Camilla. Während eines Jahres hatte diese alle seine Vorschläge zu Vergnügungen abgelehnt, und da er eben so geduldig und gutmüthig wie eigensinnig war, so hatte er ein Jahr lang ruhig gewartet, ohne sich zu beklagen. Er liebte das arme Mädchen von ganzer Seele, ohne selbst den Grund zu wissen, blos durch jenen unerklärlichen Zauber, der die Herzensgüte an das Unglück fesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novellen-Zeitung

erscheint, vom 3. Juli ab, **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 Octavseiten. Illustrirten im Format der Illustrirten Zeitung.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 2½ Thlr. — 4 Fl. 15 Kr. Conv. M. — 1 Fl. 20 Kr. rhn., zu welchem Preise jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 6. Leipzig, Mittwoch den 7. August 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue: XII. und XIII. Kapitel. Eine seltene Ehe, von Alfred de Musset (Schluß).
Legatio dramatica in partibus infidelium (Fortsetzung).
Briefwechsel mit Allen für Alle.

Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Der Burgemeister.

Dagobert's Besorgniß wurde immer größer. Er war überzeugt, daß sein Pferd nicht von selbst in den Schuppen gegangen sei und schrieb dieses unglückliche Ereigniß der Bosheit des Thierbändigers zu; aber er fragte sich vergeblich nach der Ursache der Erbitterung dieses Elenden gegen ihn, und dachte mit Schrecken daran, daß seine Sache, so gerecht sie auch sei, von der guten oder bösen Laune eines Richters abhängen werde, den man eben aus dem Schlafe gestört habe und der nach dem trügerischen Anscheine urtheilen könne.

Fest entschlossen, den Waisen, so lange als es irgend möglich sei, den neuen Schlag zu verbergen, der sie getroffen, öffnete er die Thür ihres Zimmers, als er gegen Murrkopf stieß, denn der Hund war wieder auf seinen Posten zurückgekehrt, nachdem er vergeblich versucht hatte, den Propheten an der Wegführung Schälers zu hindern.

— Glücklicher Weise ist der Hund wieder hergekommen, die armen Kleinen waren also beschützt, — sagte der Soldat, indem er die Thür öffnete.

Zu seinem großen Erstaunen herrschte eine tiefe Dunkelheit im Zimmer.

— Meine Kinder, — rief er aus — warum seid Ihr ohne Licht?

Keine Antwort.

Erschreckt lief er tastend an das Bett, ergriff die Hand einer der beiden Schwestern, diese Hand war eiskalt.

— Rose! ... meine Kinder! — rief er aus, Blanche! Aber so antworten Sie doch ... Sie erschrecken mich ...

Dasselbe Schweigen, die Hand, welche er hielt, gab allen seinen Bewegungen kraftlos und kalt nach.

Der Mond, welcher jetzt von den schwarzen Wolken, die ihn umgeben hatten, frei wurde, warf in das kleine Zimmer und auf das dem Fenster gegenüberstehende Bett einen ziemlich hellen Schein und der Soldat bemerkte nun, daß die beiden Schwestern ohnmächtig waren.

Der bläuliche Schimmer des Mondes vermehrte noch die Blässe der Waisen; sie hielten sich halb umarmt, Rose barg ihr Gesicht an Blanche's Busen.

— Sie werden vor Schreck ohnmächtig geworden sein! — rief der Soldat und eilte nach seiner Reiseflasche. — Die armen Kleinen, nach einem Tage voll so vieler Aufregungen ist es kein Wunder!

Und der Soldat tränkte die Ecke eines Schnupftuches mit Branntwein, legte sich vor dem Bette auf's Knie, rieb leise die Schläfe der beiden Schwestern und hielt ihnen das mit der spirituosen Flüssigkeit angefeuchtete Tuch unter die kleinen rosigen Nasenöffnungen ...

Noch immer knieend, sein dunkles, besorgtes, kummervolles Gesicht über die Waisen geneigt, wartete er einige Secunden, bevor er die Anwendung des einzigen Hülfsmittels erneuerte, das in seiner Gewalt war.

Eine leise Bewegung Rose's gab dem Soldaten Hoffnung; das junge Mädchen wandte sich seufzend auf dem Kopfkissen um; bald darauf zitterte sie, öffnete die zugleich verwunderten und erschreckten Augen, aber da sie nicht gleich Dagobert erkannte, rief sie:

— Meine Schwester! ... — und warf sich Blanche in die Arme.

Diese begann auch schon die Wirkungen der Pflege des Soldaten zu empfinden. Der Schrei Rosens erweckte sie völlig aus ihrer Lethargie; auf's Neue den Schrecken der Schwester theilend, ohne die Ursache desselben zu wissen, drückte sie dieselbe an sich.

— Jetzt sind sie wieder zu sich gekommen ... das ist die Hauptsache, — sagte Dagobert. — Jetzt wird die thörichte Furcht schon bald verschwinden. — Darauf fügte er, seine Stimme besänftigend, hinzu:

Legatio dramatica in partibus infidelium.

(Fortsetzung.)

Am Mittag dieses Tages, der in Schwedts Annalen ewig denkwürdig bleiben wird, fand sich Alles in dem ersten Gasthofe der Stadt, dem Hirsch, zum Diner zusammen. Das eigentliche Gastzimmer war indessen von dem Hochlöbl. Offizier-Corps des zweiten Dragoner-Regiments in luxuriöser Absicht besetzt, in dem daneben liegenden Zimmer aßen uckermärkische Honoratioren, die hier ihren Kummer über das Ausbleiben des Kaisers zu verbeißen suchten, und das Detachement der berliner Hofschauspieler wurde daher in ein enges, aber dafür desto dunkleres Hinterzimmer zwischen Küche und Speisekammer untergebracht. Dieses Zimmer war vermuthlich das Wohnzimmer des gastlichen Besitzers dieses Hôtels, das man in Berlin eine Ausspannung zweiter Klasse nennen und dann doch noch schmeicheln würde; denn die Meubles, namentlich aber ein gewisser unbestimmter, nicht zu definirender Familiengeruch schien darauf hinzudeuten.

Nachdem das Hochlöbliche Offizier-Corps bedient worden war, kam auch die Reihe an Berlins dramatische Künstler, und es erschien ein Mahl, das in seiner Einfachheit und vollkommenen Anspruchslosigkeit durchaus keine Veranlassung zu begeisternden Exclamationen gab. Dieses Schweigen herrschte während der ganzen Tafel, nur hin und wieder von einigen sorglichen Blicken in die nächste Zukunft unterbrochen. Zwischen dem Rindfleisch und einer dazu bestimmten Heringssauce traf die Nachricht ein, daß Se. Majestät an diesem Abende Probe von den Stücken befohlen habe, welche bei Ankunft des Kaisers aufgeführt werden sollten; zugleich erfuhr man, daß nur der Allerhöchste Hof en famille dieser Probe beiwohnen würde. Die Menge der Gerichte war kein Hinderniß, daß aus Pflichteifer und dienstlicher Gewissenhaftigkeit die Fremden der Tafel abgekürzt wurden, um Nachmittags 4 Uhr noch eine kleine Vorprobe zu halten, deren wesentliche Nothwendigkeit die Regie nun nachgerade zu empfinden begann. Einmüthig waren Alle der Meinung, daß dies eine Mal auch das letzte gewesen sein dürfte, an dem der Hirsch sein Hinterzimmer für außergewöhnlichen dramatischen Besuch geöffnet, und eben so einmüthig, was bei neun Schauspielern immer beachtenswerth bleibt, begaben sich Alle nach Hause, um sich würdig auf den eigentlichen Zweck ihres Hierseins durch einen Kaffee und gelegentliche Vorprobe vorzubereiten. Einige wollten bei'm Nachhausekommen die Wirkungen des genossenen Mittagsmahles zu vermindern suchen, Andere schrieben in zärtlicher Aufwallung Berichte über schwedter Zustände nach Berlin an ihre Frauen, da sie so die Gewißheit hatten, diese bald allgemein bekannt zu sehen, bis gegen 4 Uhr ein enormer Kaffee erschien und die Regie gleichzeitig erklärte, daß es nun die höchste Zeit sei, auf einmal zu probiren. Das sahen Alle ein und — tranken daher den vortrefflichen Kaffee unter schmerzlichen Rückblicken auf das unverschuldet erduldete Mittagsmahl. Endlich wurde die Probe im Zimmer und unter fortgesetztem Kaffeegenuß begonnen, d. h. man sagte die Rollen her, verständigte und wunderte sich, als die Probe aus war, warum man eigentlich probirt. Jetzt wurde es Zeit, sich in das Schloß zu begeben, und nun folgte die anziehendste Scene des Tages, die Toilette nämlich; denn die so unmittelbare Nähe des Hofes fiel Allen schwer aufs Herz. Nachdem die gelben Glacéhandschuhe mit Mühe über die Finger gebracht, die Coiffüren möglichst geordnet waren, hüllte sich Jeder in das tröstende Bewußtsein seines Mantels und ging, vom Regie-Inspector und Souffleur geführt, den Ereignissen entgegen.

Am Schloßthore stand wieder dieselbe Schildwache, welche schon am Morgen den zufällig Promenirenden den Eingang verwehrt, hinter ihr, in der Mitte des Hofes, ein Herr in

— Nun, meine Kinder . . . Muth . . . es geht besser . . . ich bin es . . . ich bin da . . . Dagobert.

Die Waisen machten eine heftige Bewegung, wandten ihre reizenden, noch ganz verweinten Gesichter nach Dagobert hin und streckten mit höchst anmuthiger Geberde die Arme nach ihm aus, indem sie riefen:

— Du bist es, Dagobert? . . . Wir sind gerettet.

— Ja, meine Kinder . . . ich bin es, — sagte der Veteran, indem ihre Hände in die seinigen nun wechselten sie freudig. — Sie haben wohl rechte Furcht gehabt während meiner Abwesenheit?

— O Furcht . . . zum Sterben! . . .

— Wenn Du wußtest . . . mein Gott . . . wenn Du wüßtest! . . . .

— Aber die Lampe ist aus? Weshalb das?

— Wir waren es nicht . . .

— Nun, nun, erholt Euch nur, meine Kleinen, wir erzählt mir das . . . dies Wirthshaus scheint mir nicht sicher . . . Zum Glück verlassen wir es bald . . . Ein böses Gesicht hat mich hierhergeführt . . . Aber es gab keine andere Herberge im Dorfe . . . Was ist denn passirt?

— Kaum daß Du hinaus gewesen . . . da flog das Fenster sehr heftig auf, die Lampe fiel sammt dem Tische mit schrecklichem Lärmen um.

— Und da verging und der Muth, wir umarmten und und fielen einen Schrei aus, denn wir glaubten auch im Zimmer Gefahr zu hören.

— Und wir warten ohnmächtig, solche Furcht hatten wir . . .

In der unglücklichen Uebergegung, daß der Wind schon einmal die Fensterscheiben zerschlagen und das Fenster erschreckt habe, glaubte Dagobert den Riegel sicherlich zugemacht zu haben, schrieb das zweite Ereigniß derselben Ursache zu und meinte, der Schreck sei Anlaß zu dem Irrthum der Waisen gewesen.

— Nun, das ist gethan, denken wir nicht mehr daran . . . beruhigen Sie sich, — sagte der Soldat zu ihnen.

— Aber warum hast Du uns so schnell verlassen, Dagobert?

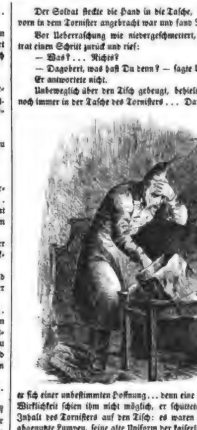
— Ja, sagt erinnere ich mich; nicht wahr, Schneider, wir hörten einen großen Lärmen und Dagobert lief nach der Treppe und sagte: mein Pferd . . . was geschieht mit meinem Pferde?

— Es war also Schäden, der wiederte?

Diese Frage erneuerten den Schmerz Dagobert's, er fürchtete sich darauf zu antworten und sagte mit verlegener Miene:

— Ja, Schäden wiederte . . . aber es war Nichts! . . . Nun aber müssen wir dicht haben. Wissen Sie nicht, wo ich meine Feuerzeug hingethan habe? Mein Gott, nun verliere ich auch noch den Kopf, es ist ja in meiner Tasche. Glücklicherweise steht ein Licht hier; ich will es anzünden, um aus meinem Tornister die Papiere zu holen, welche wir brauchen.

Dagobert schlug Feuer, zündete das Licht an und sah in der That das Fenster noch offen, den Tisch umgekürzt und die Lampe neben dem Tornister liegen. Er machte das Fenster zu, stellte den kleinen Tisch wieder hin, legte seinen Tornister darauf, schnallte ihn auf, um seine Briefsache heraus zu nehmen, die wohl seinen Kreuz und seiner Börse in einer Art Tasche sich befand, welche zwischen Futter und dem Boden des Tornisters angebracht war. Der Tornister schien nicht angerührt zu sein, denn die Riemen waren mit großer Sorgfalt zugeschnallt.



Der Soldat drückte die Hand in die Tasche, welche gleich vorn in dem Tornister angebracht war und fand Nichts.

Vor Ueberraschung wie niedergeschmettert, erblaßte er, trat einen Schritt zurück und rief:

— Was? . . . Nichts?

— Dagobert, was hast Du denn? — sagte Blanche.

Er antwortete nicht.

Unbewußt über den Tisch gebeugt, beherrschte seine Hand noch immer in der Tasche des Tornisters . . . Darauf überlief er sich einer unbestimmten Furcht, . . . denn eine so schreckliche Wirklichkeit schien ihm nicht möglich, er schnitzte schnell den Inhalt des Tornisters auf den Tisch: es waren etende, bald abgenutzte Lumpen, seine alte Uniform der kaiserlichen Grenadiere zu Pferde, eine heilige Reliquie für den Soldaten. Aber es half ihm Nichts, daß er jetzt dieser Kleidungsstücke von einander breitete, er fand weder seine Börse noch sein Portefeuille, in dem seine Papiere, die Briefe des Generals Simon aus sein Ehrenkreuz waren. Vergebens nahm der Soldat mit jenem thörichten Wesen, das stets aufgeklärte Nachforschungen begleitet, den Tornister an beiden Enden und schüttelte kräftig daran: es kam Nichts heraus.

Blanche unterwarf es, mit schüchterner Stimme zu sagen:

— Was hast Du denn? . . . Du antwortest nicht . . . was sucht Du in Deinem Tornister?

Noch immer sprachlos durchsuchte Dagobert sich selbst, kehrte alle seine Taschen um, Nichts . . .

Plötzlich zum ersten Male in seinem Leben hatten seine beiden Kinder, wie er sie nannte, ihn angeredet, ohne daß er ihnen antwortete.

Blanche und Niele fühlten, wie ihnen große Thränen in die Augen kamen; sie glaubten, daß der Alte böse sei und wagten nicht mehr, mit ihm zu sprechen.

— Nein . . . nein . . . es ist nicht möglich . . . nein! — sagte der Veteran, legte die Hand auf sie Stirn und ergann sich hin und her, wo er wohl viele für ihn so kostbaren Augenblicke hingelegt haben kann, da er sich noch nicht entschließen konnte, an ihren wirklichen Verlust zu glauben. —

Ein Strahl der Freude blitzte in seinen Augen . . . er lief nach dem Stalle, und erblickte der Mantelsack der beiden Waisen lag, er enthielt ein wenig Wäsche, zwei schwarze Kleider und eine kleine Börse mit Geld, welche sie in einem Schrankfuch lag, das ihrer Mutter gehört hatte, zwei Locken von ihren Haaren und ein schwarzes Band, das sie am Halse getragen. Das Wenige, was sie besaßen, war ihr von der russischen Regierung zugelegt der aber bei verhängten Confiscation weggenommen worden. Dagobert durchsuchte und durchsuchte abermals Alles . . . sah in allen Winkeln des Mantelsackes nach . . . nirgends . . . nirgend das Gesuchte! . . .

Jetzt war er vollkommen verwirrt und lehnte sich an den Tisch. — Dieser Verdächtige, so energische Mann hätte sich schwach werden . . . Sein Gesicht brannte ihm und war zugleich von kaltem Schweiß bedeckt . . . seine Knie wankten ihm.

Man sagt gewöhnlich, daß ein Entrunkener nach einem Strohhalme greift; daß sehr ist es mit der Verzweiflung, welche mit Gewalt nach nicht vorhandenen weiß; Dagobert lieh sich von einer letzten thörichten, unverständigen, unmöglichen Hoffnung hinreißen . . . er wandte sich hastig zu den beiden Mädchen und sagte . . . ohne an die Verbürgung seiner Züge und den gereizten Ton seiner Stimme zu denken:

— Ja das ist Ihnen zu verwundern gegeben . . . Wie?

Anstatt ihm zu antworten fielen Zofe und Blanche, von der Blässe seines Gesichtes und von dem Unsinnede desselben erschreckt, einen Schrei aus.

— Mein Gott . . . mein Gott . . . was hast Du denn? — flüsterte Niele.

— Habt Ihr sie . . . ja oder nein? — rief der Unglückliche, durch den Schrecy wild gemacht. — Nenn es nein ist . . . so nehme ich das erste beste Messer und . . . ja ge es mir durch den Leib!

— Mein Gott. Du bist ja sonst so gut . . . verzeihe uns, wenn wir Dir Kummer bereitet haben . . .

— Du liebst uns so sehr . . . Du wirst Dir doch kein Leides anthun . . .

Und die beiden Waisen begannen zu weinen und flechten ihre Hände bittend nach dem Soldaten aus.

Dieser betrachtete sie mit irren Blicken, ohne sie zu hören; alö darauf diese Art von Schwindel vorüber war, stellte sich vor seinem Geiste die Wirklichkeit bald mit allen ihren furchtbaren Folgen dar; er sah, daß er Alles verloren hatte, daß seine Kinder auf das Knie, lehnte seine Stirn daran und fing an zu schluchzen, — denn dieser eiserne Mensch schluchzte wie ein Kind, — hörte man die abgerissenen Worte:

— Verzeihung. — Verzeihung . . . ich weiß nicht . . . Ich, welches Unglück! . . . Welches Unglück! Verzeihung! . . .

Bei diesem Ausbruche von Schmerz, dessen Ursache sie nicht begriffen, aber der bei einem solchen Manne erschütternd war, schlangen die beiden Schwestern, außer sich, ihre Arme um sein alles großmüthig und edelmüthig.

— Aber so sieh uns doch nur an . . . sag' uns, was Dich betrübt . . . wir sind es doch recht sehr . . .

Ein Geräusch ließ sich auf der Treppe hören.

Gala-Uniform, umgeben von einigen groß uniformirten Ordnungshütern.

„Ein Bischenden auf einen Bothensch, Ihr Excellenz, sagt er mit den Gendarmen.“

rief Beckmann.

„Was ist der Landrath?“ antwortete ihm Schneider. Und so war es.

Die ganze Karawane wurde von dem Militair zurückgewiesen und suchte vergebens den Drageur deutlich zu machen, daß sie nur in der ersten Absicht, mutwilliger Jugenden und Kaiser vorzuschieben, den Eingang in das Schloß erzwingen. „Der geht mir nicht ein!“ lautete die Antwort, und es blieb nichts übrig, als durch das Medium eines Gensd'armen den Landrath herbeigurufen, dem auseinandergesetzt wurde,

„Wie man nicht eine, sondern eine Gattung, Ein höherer Kauz sei, ist an sie engangen.“

Ein präsenter Blick auf die unschädlichen Physiognomien der Jünger Thalions machte wohl den Landrath überzeugen, daß keine Gefahr dabei sei, wenn sie ausnahmsweise durchgelassen würden, um so gelang es ihnen, in das Schloß zu kommen, und ohne zu der dort stattfindenden Minister-Conferenz zu gehören. Diese Sterne in der Bewachung des Schlosses erschien ihnen ganz angemessen, denn sie wußten nicht, daß das Gerücht ging, einige wenig Polen hätten sich durch halbe Pässe aus Frankreich nach dem Norden Deutschlands begeben, und die Polizei sei ihnen in der Gegend von Schwedt auf der Spur, so daß man irgend ein verbrecherisches Attentat gegen den Kaiser befürchtete; daher auch die Ausschmückung mehrerer hiesigen Polizeibeamten aus Berlin, die hier in bürgerlichen Kleidern gesehen wurden. Dem mochte nun sein, wie ihm wolle, der Landrath hatte die Schutzleute amtlich zum Durchgehen autorisirt, ein seinerer Fuß in der Geschichte landräthlicher Befehdungen, und es kam nun darauf an, die interimistische Hoffähige in den weitläuftigen Salons aufzufinden. Nach vielem hin- und Herfragen in den Corridors gelangte man in das für transatlantische Gesandt zubereitete Zimmer, nicht neben dem Hauptsaale in der Mitte des Schlosses. Aehnlich dem kleinen Theater im Palais der königlichen Prinzessinnen in Berlin, nur noch sehr bedeutend kleiner, war das zweifenstrige Zimmer durch Bänke und Zuschauerraum in zwei gleiche Hälften getheilt, von einer Erhöhung der Bühne aber nicht die Rede. Nur ein schmales Lampenbrett trennte die Spielenden von dem zuschauenden Volke, und der Etuhl Sr. Majestät des Königs befand sich kaum zwei Fuß von dem Vorhange, der zu beiden Seiten auseinanderzuziehen, aber nicht aufzuziehen wurde. Der einzige Platz für den Souffleur war auf der linken Seite an der ersten Coulisse, wo er sich in den zurückgeschlagenen Theil des Vorhanges verwickelte und nur mit dem Kopfe hervorsah. Zum Aus- und Anziehen wurden den Darstellern zwei tiefe Fensternischen angewiesen, vor denen als schützende Wand die hintere Decoration des Theaters hing. So eng dieser Raum auch schon an und für sich war, so viel enger wurde er noch durch ein dort aufgestelltes Klavier, durch die für alle Vorstellungen nöthige Garderobe, die an Fensterriegeln, Gemäldehaken und Gardinenhaken umherhing, und durch die nothgedrungene Anwesenheit Aller, die nicht gerade auf der Bühne zu thun hatten. Mit bangen Vorgefühlen musterte Jeder die geringen Vorräthe an Decorationen und Garderobe, die sich für den Aufenthalt in Schwedt klugst, als genügend erwiesen hatten.

Mit dem Schlage 6, so pünktlich wie stets, erschien Sr. Majestät und deshalbige tächelte die beschiedenen Anhalten, die hier für die Unterhaltung des Hofes getroffen waren. Die Schauspieler traten vor den Souffleur und der Diener Sr. Majestät vorgestellt zu werden, und erkrankten sich der gnädigsten und beabsichtigsten Aufnahme. Wer kennt nicht die herzeinnehmende Milde und Freundlichkeit, mit der dieser edle, fürstliche Zürst Jeden beglückt, der ihm Etwas gebracht, ihm dargestellt gegenüber zu stehen. Doppelt lebhaft fühlten es die Schauspieler, bei dieser nachsichtsvollen Huld den gnädigen Könige nichts Bessres, als alte, oft gehörte Stücke und leichten, fast zu gewagten Scherz bieten zu können.

Unterdessen hatte sich für die königliche Familie versammelt. Se. Majestät verließ die Bühne und die Probe begann. Es hatte etwas Eigenthümliches, die Damen in der eleganteften Toilette, die Männer mit Glacehandschuhen und den Hut ehrerbietig in der Hand ohne Sessium die Posse: Glückskind und Unglückskopf spielen zu sehen, in der nur Beckmann schon aufgetreten war, die andern Rollen aber von den Hofschauspielern rasch übernommen worden waren. Die große, bedeutungsvolle Rolle der Zuschauer, im Ganzen schätzend aus 20 Personen bestehend, die Unmöglichkeit für den Souffleur, ohne im Zuschauerraum gehört zu werden, den Darstellern einzu-

Digitized by Google

In demselben Augenblicke fing Murrkopf, der draußen vor der Thür gebunden war, heftig an zu bellen.

Je mehr man Schritte sich nähern hörte, je wüthender wurde der Zorn des Hundes; wahrscheinlich begleitete er sein Gebell mit feindseligen Drohungen, denn man hörte den Wirth mit zorniger Stimme rufen:

— Hebst! … Rufen Sie doch Ihren Hund … oder machen Sie ihn still, der Herr Burgermeister kommt …

— Dagobert … hörst Du… es ist der Burgermeister? — sagte Rose.

— Man kommt herauf … es sind Leute da! … — rief Blanche.

Diese Worte: der Burgermeister, erinnerten Dagobert an Alles und vollendeten so zu sagen das Bild seiner furchtbaren Lage. Sein Pferd war todt, er war ohne Papiere, ohne Geld, und ein Tag, ein einziger Tag der Verzögerung vernichtete die letzte Hoffnung der beiden Schwestern und machte diese lange, mühevolle Reise unnütz.

Leute von harter Natur, und zu diesen gehörte der Soldat, ziehen die groben Gefahren, trotzdem aber scharf sich abgrenzenter Logen der unbestimmten Angst vor, welche einem entschiedenen Unglücke vorhergeht.

Dagobert begriff mit seinem gesunden Menschenverstande und in seinem bewundernswürdigen Aufopferungsgefühl sehr wohl, daß er seine Zuflucht mehr habe, als die Gerechtigkeit des Burgermeisters, und daß alle seine Bemühungen darauf hingehen mußten, sich diese obrigkeitliche Person günstig zu stimmen; er wünschte sich also die Ankunft des Herrn Berthier und den Augenblick, wo er sich ruhig, entschlossen und sagte zu den Mädchen:

— Fürchtet Nichts … meine Kinder; das wird unser Retter sein, der kommt.

— Werden Sie wohl Ihren Hund rufen? … — schrie der Wirth, der auf der Treppe heraufkommen von Murrkopf ab-

gehalten wurde, da dieser als aufmerksame Schildwache ihm den Durchgang hartnäckig verweigerte. — Ich sage Ihnen dem teufl Bursten Sie ihn todt an! Haben Sie nicht schon lange genug angerichtet in meinem Hause? … Ich sage Ihnen ja, daß der Herr Burgermeister Sie nun auch verhören will, nachdem er Morof vernommen.

Dagobert sah mit der Hand durch seine grauen Haare und seinen Schnurrbart, stützte den Kragen seiner Mantels zu, strich mit der Hand die Aermel deffelben rein, um sich ein so gutes Ansehen zu geben als möglich; denn er fühlte, daß das Schicksal der beiden Waisen von dieser Unterredung mit der Obrigkeit abhängen würde.

Nicht ohne Verlegenheit legte er die Hand auf die Klinke, nachdem er zu den von so viel Ereignissen immer mehr erschrockenen Mädchen gesagt hatte:

— Verhaltet Euch ruhig in Euer Bett, meine Kinder … Wenn durchaus Jemand hier hereinkommen muß, so soll blos der Burgermeister allein es sein …

Darauf öffnete er die Thür, trat auf den Vorsaal und sagte:

— Murrkopf … leg' Dich … hier!

Der Hund gehorchte mit sichtbarem Widerstreben. Sein Herr mußte ihn zweimal befehlen, bis jener seinen Aerger dadurch zu enthalten, wenn er dem Wirthe begegne; der Letztere ging in der einen Hand die Laterne, in der andern seine Mütze dem Burgermeister ehrerbietig voran, dessen obrigkeitliche Gestalt bis im Halbdunkel der Treppe verlor.

Hinter dem Rathen und einige Stufen niedriger, als er, sah man durch eine andere Laterne ungewiß erleuchtet die neugierigen Gesichter der Leute des Wirthshauses.

Nachdem Dagobert Murrkopf in die Stube hatte hinein gehen lassen, schloß er die Thür, trat auf den Vorsaal, der für mehrere Personen Raum hatte und in deffen einer Ecke sich eine hölzerne Bank mit Lehne befand, zwei Schritte vor.

Als der Burgermeister auf der letzten Stufe der Treppe angekommen war, schien er sehr verwundert darüber, Dagobert die Thür des Zimmers zumachen zu sehen, als wolle er ihm den Eingang zu demselben verwehren.

— Warum machen Sie diese Thür zu? fragte er mit rauhem Tone.

— Erlaubt, weil zwei junge Mädchen, welche mir anvertraut worden sind, in diesem Zimmer schlafen, und dann, weil Ihr Berthier diese Kinder benunruhigen würde, — erwiederte Dagobert. — Setzen Sie sich auf diese Bank, Herr Burgermeister, und vernehmen Sie mich hier; es wird Ihnen wohl gleich sein, nicht wahr?

— Uns mit welchem Rechte wollen Sie mir den Ort Ihres Verhöres vorschreiben? — fragte der Richter mit mißvergnügter Miene.

— O, ich will Ihnen durchaus Nichts vorschreiben, Herr Burgermeister, — beeilte sich der Soldat zu sagen, da er vor Allem fürchtete sich den Richter abgeneigt zu machen. — Blos würden Sie einen Beweis von Ihrem guten Herzen geben, wenn Sie mich hier vernehmen wollten, da die jungen Mädchen im Bette liegen und schon an allen Gliedern zittern.

— Hm … hier, — sagte der Richter verwirrt. — Eine schöne Bescherung, mich darum meinen in der Nacht herausgeholen … Nun, meinetwegen, ich will Sie hier vernehmen.

Darauf wandte er sich zu dem Wirthe: Setzen Sie Ihre Laterne auf die Bank hier und lassen Sie uns allein.

Der Wirth gehorchte und hieß kaum den Leuten des Hauses hinab, eben so vertraulich als diese darüber, daß sie nicht dem Verhöre beiwohnen konnten.

Der Veteran blieb mit der obrigkeitlichen Person allein.

Dreizehntes Kapitel.

Die Entdeckung.

n einen Mantel gehüllt, hatte der würdige Burgermeister von Modern eine Mütze von Tuch auf dem Kopfe; es war die dicke Mann von ungefähr sechzig Jahren mit trotzigem vertrieblichen Gesichte; mit seiner rothen fetten Faust sich er sich zu verschiedenen Malen die rothen, verquollenen Augen.

Digitized by Google

helfen, das Bewußtsein, daß die Stimmung des Hofes durch den immer noch fortdauernden Sturm und die fast stündlich von der Gefahr ankommenden Couriere unmöglich günstig für die höchst mangelhafte Darstellung sein konnte, allen Dies machte die Darsteller ungemein befangen, so daß der erste Liebhaber sogar einmal vollständig stecken blieb und sich kaum sammeln konnte, um wieder fortzufahren. Der König sah die Verlegenheit des sonst so festigen und geistesbesitzen Schauspielers und erwurftigte ihr selbst durch die laut ausgesprochene Versicherung, daß sich nur Niemand ängstigen solle, da er ja sehr wohl wisse, daß Alle rasch gelernt hätten, nur um ihm gefällig zu sein. Diese gnädigen Worte brachten auch Alles schnell wieder in's Geleis und das Stückchen ging ohne weitere Störung zu Ende. Die komische Scene von Rüthling und Schneider folgte darauf und schien durch ihre drastische Wirkung die Stimmung des Hofes etwas zu erheitern. Es war aber auch allerlei tolles Zeug in derselben neben einander gestellt. Rüthling tietirte als Director Bod einen Komödienzettel voll starker Satyre gegen das theatralische Treiben der Zeit, Schneider spielte auf dem Brummeisen, dekamirte ein lustiges Gedicht und Beide ließen der komischen Laune vollen Lauf. Jetzt hatte die Probe geendet. Der Hof entfernte sich, die Schauspieler athmeten wieder leichter. Der General-Intendant erschien, theilte den Darstellern mit, daß der König zufrieden gewesen sei und sich am folgenden Tage auf die wirkliche Aufführung freue. Gleichzeitig lud der Hofmarschall-Corrector Alterr die ganze Gesellschaft zu einem Souper im Schlosse ein, da die Kunde von den Vorgängen im Hinterzimmer des hirsch-hörnig sich bereits verbreitet hatte und das Hof-Marschallamt ein menschliches Regen zu fühlen schien. Während die Trompeter des Dragoner-Regiments in Schlosshofe eine vortreffliche Abendmusik aufführten, wurden die Schauspieler in einem großen Saale bewirthet, so daß die Gelehrtheiten Mitzug in Vergessenheit gerathen.

Gegen 10 Uhr verließen die Schauspieler das Schloß und fanden ihre Wohnung festlich erleuchtet. Der Theater-Inspector hatte die sämmtlichen Lampen des kleinen Theaters auf der Treppe, den Flur und in den drei Salons anbringen lassen, so daß es einfah, als ob der Weinhändler, Herr Gerlen, tanzen ließ, das heißt ein Ball, nicht seinen Wein. Das Lustigste bei dem Mahle war Overstreben, das Mitglieder trauten schien getrunker worden zu wollen; schnell war alle Scheue vergessen und die sorglose Heiterkeit trat wieder in ihre Rechte. Bei Grog und Punsch wurde musizirt (Beckmann hatte mehrlich eine Flöte mitgebracht und der Wirth für ein Klavier gesorgt), getanzt und gesungen, daß es eine Freude war, wie man zum Zubettgehen schritt. Aber von Schlafen war noch keine Rede. Die sieben Betten waren von verschiedenen Besuchern zusammengebracht, einige zu eng, andere zu kurz, alle aber unbequem, und das lagiren um so mehr, als sich ein Spaßvogel unter der Gesellschaft das unschuldige Vergnügen gemacht, zwischen das Laken und die Matratze getrockente Kastanien zu legen, die erst herausgesucht werden mußten und bei der Gelegenheit zu einer allgemeinen Leerung im Werfen und Zletzterfen Veranlassung gaben. Als auch diese Lehung beendet war, brach ein neues Gelächter über die thurmhohe, schlechte Nachtmütze eines der Mimen los, das sich auch nicht eher wieder legte, bis dieser den verhöhnten Gegenstand einstweilen von seinem Kopfe entfernte und sie erst dann wieder aufzusetzen beliebte, wenn die Lichter endgültig sein wurden. Nun trat eine kurze Zeit der Ruhe ein. Plötzlich erhebt sich Beckmann, packt mit einer Miene, in der sich Verzweiflung und Resignation spiegelte, Kopfkissen und Decke zusammen und bugsirt sich, so beladen, in das Vorder, Fräulein- und Mittelzimmer, um dort auf einem sehr haarigen und hart gepolsterten Sopha weiter zu schlafen. Eine schrecklige Verwirrung durchzieht sofort die Seele der Zuschauenden und es ergiebt sich aus Beckmann's schmerzlicher Mittheilung, daß sein Bett von kleinen, nächtlichen Thieren bevölkert sei, denen Platz zu machen er sich nicht länger habe entbrechen können. Wieder ein schallendes Gelächter — aber es sollte bort bestraft werden dieses Gelächter. Mit blutrünstiger Wuth entschuerte das ganze Heer jener kleinen, plattgedrückten Thierchen sich in die Gestalte der übrigen Betten und peinigten die ganze Nacht hindurch ihre Bewohner auf das Unbarmherzigste. Mit Kummer und Seufzen wurde die Nacht hingebracht und so früh als möglich am Montage, dem 2. September, an das Aufstehen gedacht. — Was waren aber die Beschwerlichkeiten der Reise, das hinterzimmer im Hirsch, die Insekten-Anstedelungen in den Betten gegen die Scenen, die nun folgten! Die Frühaufstehenden geriethen mit den Langschläfern in entschiedene Hostilitäten; die Einen machten das Recht geltend, sich nach Belieben den Wissen der ungebetenen Schlafkameraden entziehen zu können, die Andern verlangten Ruhe, weil die überdeutsche Natur und der Lärm bis früh in die Nacht hinein

Dagobert ſtand mit unterwürfiger, ehrerbietiger Miene vor ihm und hielt ſeine Polizeimütze in beiden Händen; er verſuchte in der mürriſchen Miene ſeines Richters zu leſen, welche Ausſicht er haben könne, ihn für ſein oder vielmehr der beiden Waiſen Schickſal zu intereſſiren.

In dieſem kritiſchen Augenblicke rief der arme Soldat alle ſeine Kaltblütigkeit, Vernunft, Entſchloſſenheit, Beredſamkeit zu Hülfe; er, der zwanzig Male dem Tode mit kalter Verachtung getrotzt hatte, der ruhig und ſelbſtbewußt, weil er aufrichtig und ergeben war, die Augen niemals vor dem Adlerblicke des Kaiſers, ſeines Helden, ſeines Abgottes, niedergeſchlagen hatte ... jetzt fühlte er ſich beſtürzt und zitterte vor dieſes Dorfſchulzen mißgünſtigem Geſichte.

In gleicher Weiſe hatte er auch vorher gleichmüthig und reſignirt die Herausforderungen des Propheten ertragen müſſen, um nicht die heilige Sache zu gefährden, welche ihm eine ſterbende Mutter übertragen, und ſo zeigte er, bis zu welcher heldenmüthigen Entſagung es eine rechtſchaffene einfache Seele bringen könne.

— Was haben Sie ... zu Ihrer Rechtfertigung zu ſagen? geſchwind ... — fragte der Richter mit einem ungeduldigen Gähnen herriſch.

— Ich habe mich nicht zu rechtfertigen ... ich habe mich zu beklagen, Herr Burgemeiſter! — ſagte Dagobert mit feſter Stimme.

— Bilden Sie ſich ein, mir beizubringen, in welchen Ausdrücken ich Ihnen meine Fragen vorlegen ſoll?

Der Burgemeiſter rief dies mit einem ſo gereizten Tone, daß der Soldat ſich vorwarf, ſchon jetzt die Unterredung ſo übel begonnen zu haben; da er ſeinen Richter milder ſtimmen wollte, beeilte er ſich, ihm unterwürfig zu antworten:

— Verzeihen Sie, Herr Burgemeiſter, ich habe mich ſchlecht ausgedrückt; ich wollte blos damit ſagen, daß ich in dieſer Sache kein Unrecht habe.

— Der Prophet ſagt das Gegentheil.

— Der Prophet ... — antwortete der Soldat mit zweifelhafter Miene.

— Der Prophet iſt ein frommer, rechtſchaffener Mann, unfähig jemals zu lügen, — ſagte der Richter.

— Dagegen kann ich Nichts ſagen, aber Sie ſind zu gerecht und haben ein zu gutes Herz, als daß Sie mir Unrecht geben könnten, ohne mich zu hören ... Ein Mann wie Sie wäre nicht im Stande eine Ungerechtigkeit zu begehen ... e, das ſieht man gleich auf der Stelle.

Und ſich ſo wider Willen zur Rolle eines Höflings verurtheilend, milderte Dagobert ſo viel als möglich ſeine rauhe Stimme und verſuchte ſeinem ſtrengen Geſichte einen lächelnden, gefälligen, ſchmeichelhaften Charakter zu geben.

— Ein Mann wie Sie, — fügte er, ſeine Freundlichkeit verdoppelnd hinzu, — ein ſo ehrwürdiger Richter .. hört nicht nur mit einem Ohre.

— Es iſt hier nicht von Ohren die Rede ... ſondern von den Augen, und obgleich mir die meinigen brennen, als ob ich ſie mit Neſſeln gerieben ... ſo habe ich doch die verwundete Hand des Thierbändigers geſehen.

— Ja, Herr Burgemeiſter, das iſt ſehr wahr; aber bedenken Sie, daß, wenn er ſeine Käfige und ſeine Thür verſchloſſen hätte ... Alles das nicht geſchehen wäre ...

— Im Gegentheil, es iſt Ihr Fehler, Sie hätten Ihr Pferd feſt an die Krippe binden ſollen.

— Sie haben Recht, Herr Burgemeiſter, Sie haben durchaus Recht, — ſagte der Soldat mit immer höflicherer und verſöhnlicherer Stimme. — Ein armer Teufel wie ich wird Ihnen gewiß nicht widerſprechen; indeſſen wenn man nun aus Bosheit mein Thier losgebunden hätte ... um es in die Menagerie hineinzubringen ... dann werden Sie zugeben, nicht wahr? daß dies nicht mein Fehler iſt? oder vielmehr Sie geben das zu, wenn es Ihnen ſo ſcheint, — ſagte ſchnell der Soldat, — ich habe nicht das Recht, Ihrer Meinung vorzugreifen.

— Und warum, zum Teufel, meinen Sie, daß man Ihnen dieſen böſen Streich geſpielt habe?

— Ich weiß es nicht, Herr Burgemeiſter, aber ...

— Sie wiſſen es nicht ... Nun gut, ich ebenſowenig, — ſagte der Burgemeiſter ungeduldig. — Mein Gott, wie viel unnütze Worte um das Aas von einem todten Pferde!

Das Geſicht des Soldaten verlor plötzlich ſeinen Ausdruck von gezwungener Freundlichkeit und wurde ernſt; er antwortete mit bewegter tiefer Stimme:

— Mein Pferd iſt todt ... es iſt jetzt Nichts mehr als ein Aas, das iſt wahr, und vor einer Stunde war es, obwohl ſehr alt, noch voller Muth und Klugheit ... Es wieherte luſtig beim Ton meiner Stimme ... und jeden Abend leckte es den beiden armen Kindern die Hand, welche es den Tag über getragen hatte ... wie es einſt ihre Mutter trug ... Jetzt trägt es Niemand mehr, man wirft es nun auf den Schindanger, die Hunde freſſen daran und dann iſt Alles aus ... Sie hätten mich nicht ſo grauſam daran erinnern ſollen, Herr Burgemeiſter, denn ich liebte es, mein Pferd!

Bei dieſen mit edler und rührender Einfachheit ausgeſtrömenden Worten reute den Burgemeiſter, der unwillkürlich bewegt wurde, ſeine Rede.

— Ich begreife, daß Sie Ihr Pferd bedauern, — ſagte er mit minder grämlichem Tone: — aber im Grunde, was iſt da zu thun, es iſt ein Unglück.

— Ein Unglück ... ja, Herr Burgemeiſter, ein ſehr großes Unglück; die jungen Mädchen, welche ich begleite, waren zu ſchwach, um einen langen Weg zu Fuße, zu arm, um ihn zu Wagen zu machen ... Und dennoch müſſen wir vor dem Monat Februar in Paris ankommen ... Als ihre Mutter geſtorben war, habe ich ihr verſprochen, die Kinder nach Frankreich zu bringen, denn ſie haben Niemand weiter auf der Welt als mich.

— Sie ſind alſo ihr ...

— Ich bin ihr treuer Diener, Herr Burgemeiſter, und jetzt, da nun mein Pferd getödtet iſt, was wollen Sie, daß ich nun anfangen ſoll? Sehen Sie, Sie ſind gut, Sie haben vielleicht Kinder? Wenn nun eines Tages dieſe ſich in der Lage befänden, wie meine beiden kleinen Waiſen, ſtatt allen Vermögens, aller Hülfsmittel Nichts haben als ... einen alten Soldaten, der ſie liebt und ein altes Pferd, das ſie trägt; ... wenn nun, nachdem ſie von Jugend auf unglücklich geweſen, ja ſehr unglücklich, denn meine Waiſen ſind Töchter von Verbannten ... wenn dann ihr Glück von dem Ziele ihrer Reiſe abhinge und durch den Tod eines Pferdes dieſe Reiſe unmöglich würde? Sagen Sie, Herr Burgemeiſter, würde das Ihnen das Herz nicht umwenden? Würden Sie nicht auch gleich mir finden, daß der Verluſt des Pferdes unerſetzlich iſt?

— Gewiß, — antwortete der Burgemeiſter, der im Grunde der Seele ein gutmüthiger Menſch war und unwillkürlich Dagobert's Rührung theilte. — Jetzt begreife ich allerdings die ganze Schwere des Verluſtes, den Sie erlitten, und dann intereſſiren mich die beiden Waiſen, wie alt ſind ſie?

— Zuſammen Zwanzig Jahr und zwei Monate ... ſie ſind Zwillinge.

— Zuſammen Zwanzig Jahr und zwei Monate ... beinahe ſo alt als meine Friederike.

— Sie haben eine kleine Mamſell von dieſem Alter, — erwiederte Dagobert, wieder der Hoffnung ſich hingebend, — nun ſehen Sie, Herr Burgemeiſter, offen geſtanden, das Schickſal der beiden Waiſen beunruhigt mich dann nicht mehr ... Sie werden uns Gerechtigkeit werden laſſen

— Gerechtigkeit ... das iſt meine Pflicht; und im Grunde iſt bei dieſer Angelegenheit das Unrecht auf beiden Seiten faſt gleich; Sie haben Ihr Pferd ſchlecht angebunden und der Thierbändiger die Thür offen gelaſſen. Er ſagt ... ich bin an der Hand verwundet worden; ... dagegen antworten Sie wieder: mein Pferd iſt getödtet ... und aus tauſend Gründen iſt der Tod meines Pferdes ein unerſetzlicher Schaden.

— Sie laſſen mich beſſer ſprechen, Herr Burgemeiſter, als ich es ſelbſt vorbringen könnte, — ſagte der Soldat mit einem unterwürfig ſchmeichelnden Lächeln, — aber es iſt der Sinn von dem, was ich geſagt haben würde, denn wie Sie ſelbſt ſehr richtig bemerken, Herr Burgemeiſter, ſo war das Pferd meine ganze Stütze und es iſt daher gerecht, daß ...

— Gewiß, — verſetzte der Burgemeiſter, den Soldaten unterbrechend, — Ihre Gründe ſind vortrefflich ... der Prophet ... übrigens ein rechtſchaffener und frommer Mann, hatte die Thatſachen auf ſeine Art ſehr geſchickt dargeſtellt und dann iſt er eine alte Bekanntſchaft; hier, ſehen Sie, ſind wir faſt Alle eifrige Katholiken, er giebt unſern Weibern zu ſehr billigem Preiſe höchſt erbauliche Bücher und verkauft ihnen faſt mit Gewalt Roſenkränze und Agnus Dei's von der hübſchſten Arbeit ... Das thut Nichts zur Sache, werden Sie mir ſagen und Sie haben Recht; indeſſen muß ich meiner Treu geſtehen, daß ich hierhergekommen bin in der Abſicht ...

— Mir Unrecht zu geben ... nicht wahr, Herr Burgemeiſter? — ſagte Dagobert immer ruhiger werdend. — Das kam davon, weil Sie noch nicht ganz munter waren ... Ihre Gerechtigkeit hatte nur erſt das eine Auge aufgethan.

— Wahrhaftig, alter Kriegskamerad, — antwortete der Richter gutmüthig, — das iſt wohl möglich, — denn ich habe es vorhin Morek nicht verſchwiegen, daß ich ihm Recht gebe; da ſagte er ſehr edelmüthig zu mir: Da Sie meinen Gegner verdammen, ſo will ich ſeine Lage nicht noch verſchlimmern und Ihnen gewiſſe Dinge ſagen ...

— Gegen mich? ...

— Wahrſcheinlich; aber als großmüthiger Feind ſchwieg er ſtill, da ich ihm ſagte, daß ich aller Wahrſcheinlichkeit nach Sie proviſoriſch zu einer ſtarken Entſchädigung gegen ihn verurtheilen würde; denn ich verhehle es Ihnen nicht, bevor ich Ihre Gründe gehört hatte, war ich entſchloſſen, Ihnen eine Schadloshaltung für die Wunde des Propheten aufzuerlegen ...

— Nun ſehen Sie, Herr Burgemeiſter, wie die gerechteſten und fähigſten Leute ſelbſt getäuſcht werden können, — ſagte Dagobert, wieder Höfling werdend; er fügte ſogar, indem er eine wunderbar beredte Miene anzunehmen ſuchte, hinzu: — aber

---

ſie entkräftet. Alles lief in den ſonderbarſten und lächerlichſten Negligés umher. Ein Spiegel ſollte zum Raſiren, zwei Waſchbecken zum Waſchen und gar kein Handtuch zum Abtrocknen für ſieben Perſonen dienen. Es war eine entſetzliche Wirthſchaft; dazu das mit erneuter Heftigkeit ausgebrochene Sturm- und Schlackenwetter draußen und die traurige Nachricht, daß der Kaiſer keineswegs, wie man vermuthet, in der Nacht angekommen ſei; daß unter dieſen Umſtänden keine Hoffnung vorhanden war, ſo bald von der Miniſter-Conferenz entlaſſen zu werden, wurde nun Jedem immer deutlicher. Was aber ſpielen, wenn die Sache länger dauerte? Der Kaffeetiſch, um den ſich die Hofkünſtler im unzweideutigſten Negligé verſammelten, glich einer Verſammlung von Schauſpielern, deren Director ſich bankerott erklärt und die nun berietben, wie ſich am beſten auf Theilung ſpielen laſſe. Indeſſen blieb ja die Hoffnung noch, daß der Kaiſer im Laufe des Tages ankommen könne, und in dieſer Hoffnung ſuchte man bald nach dem Kaffee das zweite Frühſtück zu beſchleunigen, zu welchem der freundliche Herr Gerſenſchen wieder zehn Flaſchen Rothwein auf den Ofen geſtellt. So kräftiger Tröſtung konnte man nicht widerſtehen, und bald war die gute Laune wieder hergeſtellt. Jeder trug aus dem Schatzkäſtlein ſeines Wiſſens zur Unterhaltung bei, und Beckmann zeigte ſich hier in der ganzen Kraft ſeines merkwürdigen Talentes. Unter andern gab es eine komiſche Scene, wie ein Berliner Jäger Sonntags auf die Schnepfenjagd geht, ſich in einen Sumpf verirrt und endlich, nach ſtundenlangem vergeblichen Bemühen, einige Pfund Kalbfleiſch kauft, um ſeiner Frau doch etwas von ſeiner Jagd mitzubringen. Statt der Flinte hatte er einen Haarbeſen genommen und nahm ſich in dem grünen Schlafpelz, ſeinem Negligé, unwiderſtehlich komiſch aus. Endloſer Jubel und unauslöſchliches Gelächter brach über dieſe vortreffliche Darſtellung aus und Einige fielen, im vollen Sinne des Wortes, vor Lachen von den Stühlen. Mitten in dieſer „ungeheuren Heiterkeit“ trat plötzlich der General-Intendant, Graf von Redern, in das Zimmer, ſah erſtaunt dieſe tolle Wirthſchaft und dämpfte die frohe Laune gleich mit der Nachricht, daß ein ſo eben aus Stettin eingetroffener Courier es wahrſcheinlich mache, daß der Kaiſer auch heute noch ſchwerlich ankommen werde, da der Sturm auf der See fortdauere und noch bis jetzt kein Dampfſchiff zu erſpähen geweſen ſei. Es ſollte daher auf Befehl Sr. Majeſtät auch heute wieder eine Probe, und zwar von der Erholungsreiſe und dem Eckenſteher Nante, ſtattfinden. Dabei äußerte aber der Graf, ob man denn nicht irgend etwas Neues geben könne? — Einſtimmig wurde die eben geſehene Scene Beckmann's als Schnepfenjäger vorgeſchlagen, die ſich zum Schluß der Abendprobe geben ließe. Beckmann ſpielte ſie gleich mit Beſen und Schlafrock noch einmal und herzlich lachend gab der Graf die Einwilligung zur Aufführung vor Sr. Majeſtät.

Obgleich kaum mit dem Frühſtück fertig, dachte doch Jeder ſchon mit Beängſtigung an das Hinterzimmer im Hirſch. Das Souper des vorigen Abends hatte bei Einigen die ſanguiniſche Hoffnung erzeugt, daß auch die ſämmtlichen in Schwedt zu genießenden Diners dort ihren Anknüpfungspunkt gefunden hätten; es wollte aber keine dahin zielende Botſchaft vom Schloſſe her einlaufen. In banger Ahnung wendete man ſich daher an den Wirth, der während der ganzen Zeit der Anweſenheit des theatraliſchen Contingents in Schwedt zu allen Tageszeiten am ſicherſten im Keller anzutreffen war, und dieſer fand ſich gern bereit, die Hungrigen zu ſpeiſen, nebenbei aber auch die Durſtigen zu tränken, zu welchem Zweck er ſogleich wieder zehn Flaſchen auf den Ofen ſtellte. — Ein herrlicher, menſchenfreundlicher Charakter! — Hin und wieder wurde nun gelernt, wobei beſonders die Regie ſich auszuzeichnete, denn dieſe hatte den Gerichtsverweſer im Eckenſteher mit Beckmann zu ſpielen. Es wurden mehrere Proben gehalten, bei denen die unerſchöpflich ſprudelnde Quelle des Witzes bei Beckmann es ganz unmöglich machte, ſich an die Rolle zu halten. Immer kamen neue Einfälle, neuer Spaß hinzu, und jedesmal war die Scene faſt eine ganz andere. Zur Theaterſtunde begab ſich die Caravane wieder auf das Schloß, wo diesmal im Coſtüm probirt wurde. Die zur Genüge bekannten beiden Poſſen gingen ohne Störung vorüber, und nun ſollte der Schnepfenjäger den Schluß machen. Beckmann wollte durchaus eine Art von Coſtüm anziehen, Alle aber redeten ihm zu, die Scene in demſelben Schlafpelz, wie am Morgen, und ſtatt der Flinte auch mit einem Haarbeſen bewaffnet zu ſpielen. Endlich gab er nach. In derſelben Zimmerdecoration, die aus dem einfachen Grunde, weil keine andere da war, auch einen Sumpf und Schilfrohr vorſtellen mußte, trat Beckmann wirklich in dieſem beifallloſen Coſtüm auf, handhabte den Haarbeſen wie eine Flinte und machte bald durch das Draſtiſche ſeines Spieles die ganze Umgebung vergeſſen, die ſchwerlich je einem ſolchen

Sie erkennen schon die Wahrheit und mag Einer noch so sehr Prophet sein, Ihnen weissagt er Nichts! . . .

An diesem schlechten Witze, dem ersten und einzigen, den sich Dagobert jemals hat zu Schulden kommen lassen, kann man die Schwierigkeit der Situation, die Anstrengungen und Versuche jeder Art abnehmen, welche der Unglückliche machte, um das Wohlwollen seines Richters sich zu sichern . . .

Der Burgemeister verstand nicht gleich den Scherz; er wurde erst durch die zufriedene Miene Dagobert's und sein fragendes Augenzwinkern darauf gebracht, das zu sagen schien: Nicht wahr? das ist hübsch, ich habe mich selbst darüber verwundert.

Der Beamte begann nun mit beschützender Miene zu lächeln und schüttelte den Kopf; dann antwortete er, das Wortspiel ausdeutend:

— Nun . . . nun . . . Sie haben Recht, der Prophet wird falsch prophezeit haben . . . Sie werden ihm keinen Schadenersatz zahlen; ich betrachte das Unrecht auf beiden Seiten gleich und der Schaden wird also compensirt . . . Er ist verwundet worden und Ihr Pferd wurde getödtet, Sie sind also quitt.

— Und wie viel meinen Sie, daß er mir noch schuldig sei? — fragte der Soldat mit sonderbarer Naivetät.

— Wie?

— Ja, Herr Burgemeister . . . welche Summe soll er an mich zahlen?

— Welche Summe?

— Ja, aber bevor Sie dieselbe feststellen, will ich Ihnen noch etwas vorhersagen, Herr Burgemeister; ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich nicht das ganze Geld zum Ankaufe eines Pferdes verwende . . . Ich bin überzeugt, daß ich in der Umgegend von Leipzig bei den Bauern ein Thier zu billigem Preise finde . . . Ich gestehe Ihnen sogar, unter uns gesagt, daß ich allenfalls, wenn ich einen guten Esel fände . . . mich darüber hinwegsetzen würde . . . Es wäre mir noch lieber, denn sehen Sie, nach dem Verluste meines armen Schälers würde mir die Gesellschaft eines anderen Pferdes peinlich sein . . . deshalb muß ich auch . . .

— Na, na, — rief der Burgemeister, Dagobert unterbrechend, aus, — von was für einer Summe, einem Esel, von welchem anderen Pferde sprechen Sie mir da? . . . Ich sage Ihnen, daß Sie dem Propheten Nichts schuldig sind und er Ihnen Nichts.

— Er ist mir Nichts schuldig?

— Sie haben einen verteufelt schwerfälligen Verstand, mein guter Mann; ich wiederhole Ihnen, daß wenn auch die Thiere des Propheten Ihr Pferd gefressen haben, der Prophet dagegen schwer verwundet worden ist . . . Also sind Sie quitt . . . oder wenn Sie das besser verstehen, Sie haben ihn nicht zu entschädigen und er Sie nicht . . . Begreifen Sie das nun?

Dagobert antwortete verwundert einige Augenblicke nicht und sah den Burgemeister mit höchster Angst an; er sah durch diese Entscheidung seine eben erst gewonnenen Hoffnungen wieder verschwinden.

— Demnach, Herr Burgemeister, — versetzte er mit bewegter Stimme, — sind Sie zu gerecht, um nicht noch Folgendes zu berücksichtigen: die Wunde des Thierbändigers hindert ihn nicht, sein Geschäft weiter zu betreiben . . . und der Tod meines Pferdes dagegen hält mich von der Fortsetzung meiner Reise ab; er muß mich also entschädigen . . .

Der Richter glaubte schon viel für Dagobert gethan zu haben, wenn er ihn nicht für die Verwundung Morek's verantwortlich machte; denn der Prophet übte, wie gesagt, auf die Katholiken des Landes und besonders auf ihre Weiber durch seinen Verkauf von frommen Spielsachen einen gewissen Einfluß aus; man wußte überdies, daß er von einigen bedeutenden Personen protegirt wurde. Die Hartnäckigkeit des Soldaten verletzte deshalb den Richter, er nahm seine trotzige Miene wieder an und antwortete streng:

— Sie machen mir meine Unparteilichkeit Leid. Wie? Anstatt mir zu danken, wollen Sie noch mehr verlangen?

— Aber, Herr Burgemeister . . . ich verlange eine gerechte Sache . . . es wäre mir lieber, wenn ich die Wunde des Propheten hätte und meine Reise fortsetzen könnte.

— Es handelt sich nicht darum, was Ihnen lieber wäre oder nicht . . . ich habe mein Urtheil ausgesprochen und nun ist es gut.

— Aber . . .

— Genug . . . genug davon . . . Zu etwas Anderem . . . Ihre Papiere!

— Ja, wir wollen von meinen Papieren sprechen . . . aber ich bitte nur darum, Herr Burgemeister, haben Sie Mitleid mit den beiden Kindern, welche da drinnen sind . . . Sorgen Sie dafür, daß wir unsere Reise fortsetzen können . . . und . . .

— Ich habe gethan, was ich thun konnte . . . mehr sogar vielleicht, als ich hätte thun sollen . . . Noch einmal, wo sind Ihre Papiere!

— Erst muß ich Ihnen . . .

— Keine Vorreden . . . Ihre Papiere . . . oder soll ich Sie als Vagabunden arretiren lassen?

— Mich! . . . arretiren?

— Ich meine, wenn Sie sich weigern, mir Ihre Papiere zu übergeben, so ist das so gut, als wenn Sie keine hätten . . . Die Leute aber, die keine haben, arretirt man, bis die Behörde über sie entschieden hat . . . Also lassen Sie Ihre Papiere sehen . . . und machen Sie ein Ende. Ich will wieder nach Hause zurück . . .

Die Lage Dagobert's wurde um so betrübender, als er sich einen Augenblick von der Hoffnung hatte verführen lassen. — Es war dies noch ein letzter Schlag, der zu allem dem hinzukam, was Dagobert seit dem Anfange dieser Scene empfinden mußte; es war eine eben so grausame als gefährliche Prüfung für einen Mann seines Schlages von geradem aber einseitigen Charakter, redlich aber rauh; für einen Mann mit einem Worte, der lange Zeit Soldat und zwar siegreicher Soldat gewesen und sich unwillkürlich gegen Bürgersleute gewisse höchst despotische Formeln angewöhnt hatte.

Bei den Worten — Ihre Papiere — wurde Dagobert sehr bleich; aber er versuchte seine Angst unter anscheinender Sicherheit zu verbergen, welche er für geeignet hielt, dem Beamten eine gute Meinung von ihm zu geben.

— In zwei Worten, Herr Burgemeister, will ich Ihnen die Sache erklären . . . Es ist Nichts einfacher als das . . . es kann Jedermann passiren . . . ich sehe nicht so aus wie ein Bettler oder Vagabund, nicht wahr? Und dann endlich . . . Sie begreifen wohl, daß ein rechtschaffener Mann, der mit zwei jungen Mädchen reist . . .

— Wozu so viel Worte? Ihre Papiere!

Zum unverhofften Glücke kamen in diesem Augenblicke zwei mächtige Bundesgenossen dem Soldaten zu Hülfe.

Die Waisen waren immer besorgter geworden, als sie Dagobert fortwährend auf der Treppe hatten sprechen hören, waren aufgestanden und hatten sich angekleidet; so daß in dem Augenblicke, wo der Richter mit rauhem Tone die Worte sprach: — Wozu so viel Worte? Ihre Papiere — Rose und Blanche sich bei der Hand haltend aus dem Zimmer traten.

Beim Anblicke dieser beiden reizenden Gesichter, welche ihre ärmliche Trauerkleidung noch interessanter machte, stand der Burgemeister außer sich vor Ueberraschung und Bewunderung auf.

Jede Schwester ergriff eine Hand Dagobert's und drängte sich an ihn an, indem sie den Richter mit zugleich besorgter und unschuldiger Miene ansahen.

Es war ein rührendes Bild, dieser alte Soldat, der seinem Richter diese beiden anmuthigen von Unschuld und Liebreiz umstrahlten Kinder so zu sagen präsentirte, so daß der Burgemeister, auf's Neue in seine mitleidige Sentimentalität verfallend, sich lebhaft bewegt fühlte. Dagobert bemerkte das und trat deshalb, an jeder Hand eines von den Kindern vorwärts und sagte mit erschütternder Stimme:

— Da sind sie, die armen Kleinen, Herr Burgemeister, da sind sie. Kann ich Ihnen einen besseren Paß verzeigen?

Und durch so viel schnell auf einander folgende und anhaltende Empfindungen besiegt fühlte Dagobert wider Willen seine Augen feucht werden.

Obgleich von Natur grob und durch die Störung aus dem Schlafe noch mürrischer geworden, entbehrte der Burgemeister doch nicht des gesunden Verstandes und der Weichheit des Herzens. Er begriff daher, daß ein Mann in solcher Begleitung schwerlich Mißtrauen einflößen könne.

— Arme liebe Kinder . . . — sagte er, sie mit wachsendem Interesse betrachtend, — so jung schon Waisen . . . und sie kommen so weit her . . .

— Tief aus Sibirien, Herr Burgemeister, wohin ihre Mutter vor ihrer Geburt verbannt war . . . Wir reisen schon fünf Monate in kleinen Tagemärschen . . . Ist das nicht allein schon hart genug für Kinder von diesem Alter? . . . Nur für sie suche ich bei Ihnen um Milde und Schutz nach, . . . für sie, über die Alles heute hereinbricht, denn als ich eben da drinnen meine Papiere suche . . . in meinem Tornister, habe ich die Brieftasche nicht gefunden, in welcher sie nebst unserer Börse und meinem Kreuze waren, . . . denn Sie müssen wissen, Herr Burgemeister . . . verzeihen Sie, es ist nicht Ruhmredigkeit, . . . wenn ich das Ihnen sage . . . aber ich bin von des Kaisers eigner Hand decorirt worden und ein Mensch, den er mit seiner Hand decorirt hat, kann kein schlechter Mensch sein, . . . wenn er auch vielleicht unglücklicher Weise seine Papiere verloren hat . . . und seine Börse . . . denn so steht es mit uns, und deshalb bin ich so dringend gewesen, eine Entschädigung zu verlangen . . .

— Und auf welche Weise . . . und wo? . . . hat Sie dieser Verlust betroffen?

— Ich weiß es nicht, Herr Burgemeister; ich weiß ganz bestimmt, daß ich vorgestern im Nachtquartier ein wenig Geld aus der Börse genommen und die Brieftasche noch in Händen gehabt habe; gestern sind wir mit dem kleinen Gelde, das wir

---

Publicum in solcher Art gebeten wurde. Doch schien in dem herzlichen Lachen des ganzen Hofes sich Verzeihung für das Gewagte dieses Schwankes auszusprechen. Weit entfernt, das Impromptü übel zu deuten, munterte der König die Zagenden auf, nur die gute Laune nicht zu verlieren, und wahrlich, sie bedurften einer solchen Aufmunterung für den Jammer der folgenden Tage.

„Wer seine Pflicht mit Freuden thut
Und nach gethaner Arbeit ruht,
Dem schmeckt die Ruhe süß."

Mit dieser aus einem Chor in der Schweizerfamilie geschöpften Ueberzeugung speisten sämmtliche berliner Mimen abermals an der Tafel des Hofstaats-Secretairs Illaire und stärkten sich im Voraus für die chaotischen Erheiterungen, welche vor dem Schlafengehen stattfinden sollten. War es am vorigen Abende schon toll hergegangen, so ging es an diesem noch toller zu. Eine gewisse Zuversicht hatte sich Allen mitgetheilt, denn nun war ja probirt, was zu probiren war. Weiter leichte der Verrath nicht. Nun mußte ja der Kaiser kommen. Offenbar war der heftige Darstellungstrieb bei einigen Künstlern durch die Probe noch nicht befriedigt, denn man beschloß, in dem abermals erleuchteten Locale Scenen und lebende Bilder darzustellen. Hierzu wurde vorzugsweise der Gang des Tamino und der Pamina durch Feuer- und Wasserfluthen gewählt, welcher in einem unaussprechlichen Costüm, mit Begleitung des Klaviers und jener unglücklichen Flöte, ausgeführt wurde. Der freundliche Wirth, den man während der Probe auf dem Palais hinter die Coulissen eingeschmuggelt hatte und der jetzt in der entzückenden Erinnerung schwelgte, von Sr. Majestät höchst befremdet angesehen worden zu sein, erstarrte fast über die Costümlosigkeit dieser Scene, als man ihm erklärte, daß dies das Costüm sei, in welchem das Schikaneder'sche Liebespaar in Berlin sich auf der Bühne zeige, und kam aus seiner Erstarrung erst wieder zu sich selbst, als Schneider eine Arie sang, die den außerordentlichen Umfang seiner äußerst beschränkten Stimme zur Anschauung brachte. „Der junge Mann hat eine recht elegante Stimme!" war die einzige Schmerzensäußerung des wirthlichen Weinhändlers, der nach dieser ungewöhnlichen Anstrengung wieder in seinen Keller eilte, um für das Frühstück des nächsten Tages abermals zehn Flaschen Wein heraufzuholen. Gegen 11 Uhr fingen Einige an, die Betten zu suchen. Unglücklicherweise zeigte es sich aber, daß der Inspector Crespius die lehrreiche und unterhaltende Gewohnheit hatte, im Bette zu lesen, was natürlich nicht ohne Licht geschehen konnte. Licht im Schlafzimmer aber war zu verführerisch, als daß die Kastanien nicht wieder ihre lustige Reise hätten antreten sollen. Nach allen Richtungen flogen sie wieder umher, waren besonders auf Nachtmützen gezielt, wobei häufig vergessen wurde, daß Köpfe darin steckten, und kamen nicht eher zur Ruhe, als bis der eifrig Lesende sein Licht gelöscht.

Heftiger Regen schlug an die Fenster, als die dramatische Legation am Dienstag, den 3. September, erwachte. Noch stürmischer und unheilverkündender rauschten draußen die vom Winde gepeitschten Bäume und mischten sich melancholisch in das „Reim" des Stiefelputzers, als die beklemmende Frage an ihn gerichtet wurde, ob der Kaiser vielleicht in der Nacht angekommen sei? — So traurig diese Nachricht nun auch war, auf den Appetit der darstellenden Künstler wirkte sie durchaus nicht unerthelthaft. Ja man erfreute sich einer gewissen Sorglosigkeit und Unbefangenheit, da bei dem beschränkten Personal, dem Mangel aller Bücher und Rollen, Gestüme und sonstigen Zubehörs eine weitere Fortsetzung der scherzhaften Hofproben gar nicht denkbar war. Schon wurden Pläne zu erfreulichen Ausflügen in die Umgegend der Uckermark gemacht, als mitten im Frühstück, zwischen der neunten und zehnten Flasche Wein, der General-Intendent seine Pflegebefohlenen mit einem amtlichen Besuche erfreute und die beängstigende Frage an die Frühstückenden richtete, ob man denn heute Abend nicht irgend etwas Neues spielen könne?

„Und sehn sich stumm
Rings um,
Und recken die Glieder,
Und scheinen richtig wieder."

Jetzt wurde guter Rath theuer. In bangem Vorgefühl, daß die Minister-Conferenz noch sehr lange dauern könne, wurde jetzt eiligst nach Berlin geschrieben, um wenigstens für die folgenden Tage Trost und Vorrath herbeizuschaffen. Was aber heute anfangen? — Die erste Hülfe brachte Beckmann, indem er sich erbot, seine bekannte Scene als Guckkastenmann darzustellen. Man prüfte rasch den leichten, hin und wieder sehr starken Scherz, mengte aus, fügte aus dem allgemeinen Fond hinzu, ließ rasch aus alter Pappe ein guckkastenähnliches Gehäuse zusammenschlagen und schrieb den Zettel für den Hof: Ein Guckkastenmann . . . Herr Beckmann.
Berliner Straßenjungen: Herr Rüthling, Herr Freund, Herr Schneider.

(Fortsetzung folgt.)

von dem Geldstücke herausbekamen, noch ausgereicht und ich habe deshalb meinen Tornister nicht aufgemacht . . .

— Und wo ist gestern und heute Ihr Tornister geblieben?

— In der Stube, welche die Kinder inne hatten; aber diese Nacht . . .

Dagobert wurde durch den Schritt Jemandes, der die Treppe herauf kam, unterbrochen.

Es war der Prophet.

Unten am Fuß der Treppe sich im Dunkel verbergend, hatte er die Unterredung mit angehört. Und daher fürchtete er, daß die Schwäche des Burgemeisters dem vollkommenen Gelingen seiner fast schon ganz in's Werk gesetzten Pläne schaden möge.

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltene Ehe.

Von

Alfred de Musset.

(Schluß.)

„Ich weiß aber doch nicht," — sagte er, indem er seine Flasche leerte — „was Dich hindern kann, mit mir die Oper zu besuchen. Es ist sehr theuer; ich habe das Billet in der Tasche; Deine Trauer ging gestern zu Ende: Du hast da zwei neue Kleider. Uebrigens brauchst Du auch nur Dein Capuchon aufzusetzen und . . . ."

Er unterbrach sich bei diesen Worten. — „Zum Kuckuck" — sagte er dann — „Du verstehst Nichts davon; ich hatte nicht daran gedacht. Aber was macht das? An einem solchen Orte ist es auch nicht nothwendig. Du verstehst nichts davon und ich höre nicht zu; wir wollen dem Tanze zusehen; das ist Alles."

So sprach der gute Onkel, dem es nie einfiel, wenn er etwas Interessantes mitzutheilen hatte, daß ihn seine Nichte weder verstehe, noch ihm antworten könne. Ihr zum Trotze schwatzte er mit ihr. Andererseits war es noch viel schlimmer, wenn er versuchte, sich durch Zeichen auszudrücken; dann verstand sie ihn noch weniger. Er hatte daher auch die Gewohnheit angenommen, mit ihr wie mit allen andern Leuten zu reden, doch gesticulirte er dabei aus Leibeskräften. Camilla hatte sich allmälig an diese sprechende Pantomime gewöhnt und die Mittel gefunden, sie auf ihre Weise zu beantworten.

Camilla's Trauerzeit war wirklich abgelaufen, wie der gute Mann gesagt. Er hatte ihr zwei schöne Kleider machen lassen und ihr dieselben mit einem zu gleicher Zeit so zärtlichen und so bittenden Ausdrucke überreicht, daß sie ihm um den Hals fiel, um ihm zu danken. Sie setzte sich dann aber mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Traurigkeit wieder hin.

„Das ist aber nicht genug," — sagte der Onkel — „Du mußt die schönen Kleider anlegen, sie sind dazu gemacht und sind sehr hübsch." Indem er so sprach, ging er im Zimmer umher und ließ die Kleider wie Marionetten tanzen. Camilla hatte genug geweint, als daß ihr nicht ein Augenblick der Freude hätte erlaubt sein sollen. Zum ersten Male seit dem Tode ihrer Mutter stand sie auf, stellte sich vor einen Spiegel, nahm eins der beiden Kleider, die der Onkel ihr hinreichte, sah ihn zärtlich an und nickte mit dem Kopfe, als wolle sie ja sagen.

Bei diesen Zeichen sprang der Onkel Giraud auf seinen schweren Schuhen wie ein Kind umher. Er siegte. Die Stunde war endlich gekommen, wo er seinen Zweck erreichte. Camilla war bereit, sich zu putzen, mit ihm auszugehen und die Oper und die Welt zu sehen. Er wußte sich vor Vergnügen über diesen Gedanken kaum zu fassen und umarmte seine Nichte ein Mal um das andere, indem er nach der Kammerfrau, nach dem Bedienten, kurz nach allen Leuten im ganzen Hause schrie.

Als die Toilette beendigt, war Camilla so schön, daß sie es selbst einzusehen schien und ihrem eigenen Bilde zulächelte. „Der Wagen ist unten" — sagte der Onkel Giraud, indem er mit dem Arme die Geberde eines Kutschers, der die Pferde peitscht und mit dem Munde das Rollen eines Wagens nachzuahmen suchte. Camilla lächelte von Neuem, nahm das schwarze Kleid, das sie eben ausgezogen hatte, faltete es sorgfältig zusammen, küßte es, legte es in den Schrank und fuhr mit ihm fort.

VII.

War der Onkel Giraud auch von Person nicht elegant, so setzte er doch seinen Stolz darein, Alles gut zu machen. Ihm kam wenig darauf an, ob seine Kleider, die immer neu und stets zu weit waren, weil er nicht genirt sein wollte, ihm wie ein Sack auf dem Leibe saßen oder ob seine sauberen Strümpfe schlecht anschlossen und seine Perrücke ihm fast auf die Augen fiel. Nahm er sich aber vor, Andere zu regaliren, so war ihm nichts theuer und gut genug. Aus diesem Grunde auch hatte er für sich und Camilla eine gute, offene, überall sichtbare Loge gemiethet, damit seine Nichte von aller Welt gesehen werden könnte.

Als Camilla die ersten Blicke auf das Theater und das Publicum warf, fühlte sie sich fast beklemmt. Das konnte auch wohl nicht anders sein. Ein junges sechzehnjähriges auf dem Lande erzogenes Mädchen, das plötzlich in die Residenz des Luxus der Künste und des Vergnügens versetzt wurde, mußte fast glauben, daß es träume. Man gab ein Ballet; Camilla folgte neugierig den Stellungen, Bewegungen und Schritten der Schauspieler, sie begriff, daß es eine Pantomime sei, und als ob sie sich darauf verstehen müsse, suchte sie sich den Sinn derselben deutlich zu machen. Jeden Augenblick wandte sie sich erstaunt zu ihrem Oheim um, als wolle sie ihn zu Rathe ziehn; er begriff aber noch weniger davon. Sie sah Schäfer in seidenen Strümpfen, welche ihren Schäferinnen Blumen darreichten; Liebesgötter, die am Ende eines Strickes flatterten, und Götter, welche auf Wolken saßen. Die Decorationen, die Lichter, besonders der Kronenleuchter, dessen Glanz sie erfreute, der Schmuck der Damen, die Stickereien, die Federn, alle diese Pracht eines ihr unbekannten Schauspiels versetzte sie in immer höheres Staunen.

Ihrerseits wurde sie bald selbst der Gegenstand fast allgemeiner Neugier; ihr Anzug war einfach, aber höchst geschmackvoll. Allein, in einer großen Loge und zur Seite eines so wenig eleganten Mannes, wie es der Onkel Giraud war, dazu schön wie ein Stern und frisch wie eine Rose, mit ihren großen schwarzen Augen und ihrem naiven Wesen mußte sie nothwendig die Blicke auf sich ziehen, die Herren fingen an sie sich zu zeigen, die Damen sie zu beobachten. Die Marquis näherten sich und die schmeichelhaftesten Complimente wurden, nach der damaligen Mode, laut an die Neuangekommenen gerichtet. Unglücklicher Weise vernahm der Onkel Giraud allein diese Huldigungen, die er mit Entzücken anhörte.

Allmälig nahm Camilla ihr ruhiges Wesen wieder an; dann bemächtigte sich die Trauer ihrer. Sie empfand die Grausamkeit des Geschickes sich mitten in dieser Menge allein fühlen zu müssen. Diese Leute, welche in ihren Logen plauderten, diese Musikanten, deren Instrumente den Tact der Schritte der Schauspieler bestimmten, der weite Austausch von Gedanken zwischen der Bühne und den Zuschauern, Alles dies drängte sie gewissermaßen in sich selbst zurück. Jedermann schien ihr zu sagen: „Wir reden und du redest nicht, wir hören, lachen, singen, lieben uns und genießen Alles; du allein genießest Nichts, du allein hörst Nichts, du allein bist hier nur eine Baldsäule, das Trugbild eines Wesens, dem Leben beiwohnt."

Sie schloß die Augen, um sich von diesem Schauspiel zu befreien und erinnerte sich des Kinderballes, wo sie ihre Gespielinnen hatte tanzen sehn und neben ihrer Mutter geblieben war. Ihre Gedanken führten sie zu ihrem Vaterhause, ihrer so unglücklichen Kindheit, ihren langen Leiden, ihren heimlichen Thränen, zu dem Tode ihrer Mutter und endlich zu ihren Trauerkleidern zurück, die sie eben erst abgelegt hatte und die sie beschloß bei ihrer Heimkehr wieder anzuziehn. Da sie auf immer zu leiden verdammt war, so schien es ihr weit gerathener zu sein, wenn sie nie den Versuch machte, weniger zu leiden. Sie fühlte noch tiefer als sie es je gethan, daß jede Anstrengung von ihrer Seite, dem Fluche des Himmels Widerstand zu leisten, unnütz sei. Von diesem Gedanken ergriffen, konnte sie einige Thränen nicht zurückhalten, die der Onkel Giraud fließen sah; er suchte den Grund derselben zu errathen. Da machte sie ihm das Zeichen, daß sie fort wolle. Ueberrascht und besorgt zauderte der gute Mann und wußte nicht, was er zu thun habe. Camilla stand nun auf und zeigte ihm die Thür der Loge, damit er ihr den Mantel reiche.

In diesem Augenblicke gewahrte sie unter sich, auf der Gallerie, einen jungen sehr gut aussehenden und sehr reich gekleideten Mann, der eine Schiefertafel in der Hand hatte, auf welche er mit einem Stückchen Kreide Buchstaben und Figuren zeichnete. Dann zeigte er die Tafel seinem Nachbar, der älter war, und welcher ihn sogleich zu begreifen schien und ihm sehr rasch auf dieselbe Weise antwortete. Beide wechselten auch zur selben Zeit, indem sie die Finger öffneten oder schlossen, gewisse Zeichen mit einander, die ihnen dazu zu dienen schienen, sich ihre Ideen besser mitzutheilen.

Camilla verstand Nichts, weder von den Zeichnungen, die sie kaum unterschied noch von den Zeichen, die sie nicht kannte; aber schon im ersten Augenblicke hatte sie bemerkt, daß der junge Mann die Lippen nicht bewege. Im Begriff hinaus zu gehen, blieb sie stehn. Sie sah, daß er sich einer Sprache bediene, die er mit Niemandem gemein hatte und daß er die Mittel fand, sich ohne jene unangenehme, ihr so unbegreifliche Bewegung der Lippen, die sie so quälte, auszudrücken. Wie auch diese seltsame Sprache beschaffen sein mochte, eine außerordentliche Ueberraschung und ein unbesiegbarer Wunsch mehr davon zu sehen, trieben sie an, ihren so eben verlassenen Platz wieder einzunehmen; sie bog sich über den Rand der Loge und beobachtete aufmerksam, was der Unbekannte that. Als sie ihn von Neuem die Tafel beschreiben und seinem Nachbar hinreichen sah, machte sie eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie dieselbe auffangen. Dadurch aufmerksam geworden, wandte sich der junge Mann um und sah nun seinerseits Camilla an. Kaum hatten ihre Augen sich begegnet, als sie anfangs Beide unbeweglich und unentschieden blieben, wie wenn sie sich zu erkennen suchten; dann aber errietheu sie sich augenblicklich und sagten sich mit demselben Blicke: „Wir sind Beide stumm."

Der Onkel Giraud brachte seiner Nichte ihr Mäntelchen, ihren Stock und ihr Capuchon, aber sie wollte nicht fort. Sie hatte sich wieder auf ihren Stuhl gesetzt und lehnte sich an die Balustrade.

Damals hatte eben der Abbé de l'Epée angefangen, sich bekannt zu machen. Auf einem Besuche, den er einer Dame in der Straße des Fossés Saint-Victor machte, war bei dem Anblick zweier taubstummer Mädchen, die er durch Zufall mit der Nadel arbeiten sah, die Menschenliebe, die seine Seele fullte, plötzlich erwacht und wirkte bereits Wunder. Er hatte in der unvollkommenen Pantomime dieser elenden und verachteten Wesen die Keime einer fruchtbaren Sprache gefunden, von der er glaubte, daß sie universell werden könne, und die in jedem Falle wahrer, als die Leidmusik war. Wie die meisten genialen Menschen, war er vielleicht schon über sein Ziel hinaus, weil er es zu groß sah. Aber es war schon viel, die Größe desselben zu sehen. Wie auch der Ehrgeiz seiner Güte beschaffen sein mochte, er lehrte den Taubstummen das Lesen und Schreiben und reihte sie wieder in die Zahl der Menschen ein. Allein und ohne Hülfe, durch seine eigene Kraft, bildete er sich eine Familie aus diesen Unglücklichen und bereitete sich vor, diesem Zwecke sein Leben und sein Vermögen zu opfern, bis der König ihnen seine Aufmerksamkeit zuwendete.

Der junge Mann, der neben Camilla's Loge saß, war einer der Schüler, die der Abbé gebildet. Von altem Adel und mit lebhaftem Verstande, aber vom halben Tode getroffen, wie man sich damals ausdrückte, hatte er als einer der Ersten ungefähr dieselbe Erziehung erhalten, wie der berühmte Graf de Solar, nur mit dem Unterschiede, daß er reich war und nicht Gefahr lief Hungers zu sterben, aus Mangel an einer Pension von dem Herzog de Pantièvre. — Unabhängig von dem Unterrichte des Abbé, hatte man ihm einen Gouverneur gegeben, der ihn überall hin begleiten konnte, indem er nur damit beauftragt war, seine Handlungen zu überwachen und seine Gedanken zu leiten. Es war dies der Nachbar, der die Schiefertafel las. Der junge Mann benutzte seine täglichen Studien, die überall seinen Geist übten, sehr sorgfältig und emsig, bei der Lectüre wie auf der Reitbahn, in der Oper wie in der Kirche. Er wußte Nichts von den Leiden, die ihn betroffen haben würden, wenn er in einem niedrigeren Stande oder wie Camilla anderswo als in Paris wäre geboren worden. Das Erste, was man ihn gelehrt, als er zu buchstabiren angefangen, war der Name seines Vaters, des Marquis von Maubray; er wußte also, daß er sich von den anderen Menschen zugleich durch das Privilegium der Geburt und einen Naturfehler unterschied. Der Stolz und die Demuthigung machten sich auf diese Weise einen edeln Geist streitig, der glücklicher oder vielleicht nothwendiger Weise doch einfach geblieben war.

Diesen taubstummen, die Anderen beobachtenden und verstehenden, gleich stolzen Marquis, der auch neben seinem Gouverneur seine rothen Absätze auf den großen Parkets von Versailles dicht auf dem Fußboden fortgeschleift hatte, wie es Sitte war, lorgnettirte mehr als eine hübsche Frau; er wandte jedoch kein Auge von Camilla ab, die ihn ihrerseits sehr wohl sah ohne ihn weiter anzublicken. Als die Oper zu Ende war, nahm sie den Arm ihres Onkels und kehrte, da sie sich nicht umzusehn getraute, nachdenkend in ihre Wohnung zurück.

VIII.

Es braucht wohl nicht einmal bemerkt zu werden, daß weder Camilla noch der Onkel Giraud den Abbé de l'Epée, nicht einmal dem Namen nach kannten. Noch weniger ahnten sie, daß es eine neue Wissenschaft gebe, die die Stummen reden mache. Der Chevalier hätte diese Entdeckung wissen können und seine Gattin würde sie bestimmt gewußt haben, wenn sie am Leben geblieben wäre. Aber Chartonneur war weit von Paris, der Chevalier bekam die Zeitung nicht, oder las sie nicht, wenn er sie bekam. So können wenige Meilen Entfernung, etwas Trägheit, oder der Tod dasselbe Resultat hervorbringen.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, hatte Camilla nur einen Gedanken; was ihre Geberden und ihre Blicke nur sagen konnten, das wandte sie an, um ihrem Oheim deutlich zu machen, daß sie einen Stift und eine Schiefertafel haben wolle. Den guten Giraud setzte dies Verlangen, obwohl es ihm etwas spät

mitgetheilt wurde, nicht in Verlegenheit. Obgleich es Zeit war zu Abend zu essen, so lief er doch nach seinem Zimmer und holte seiner Nichte triumphirend ein kleines Brett und ein Stück Kreide; kostbare Reliquien seiner alten Neigung zum Bauen und Zimmern.

Camilla sah nicht so aus, als beklage sie sich darüber, ihren Wunsch auf diese Weise erfüllt zu sehn; sie legte das Brettchen auf den Schoos und ließ den Onkel sich zu ihr setzen, dann mußte er die Kreide nehmen, worauf sie seine Hand ergriff, als wolle sie dieselbe führen, während ihre unruhigen Blicke sich anschickten, seinen geringsten Bewegungen zu folgen.

Der Onkel begriff wohl, daß sie ihn bat etwas zu schreiben, aber was, das wußte er nicht. „Den Namen Deiner Mutter? Deinen Namen? Den meinigen?“ Um sich verständlicher zu machen, tippte er mit der Zingerspitze, so sanft er konnte, auf das Herz des jungen Mädchens. Sie nickte sogleich mit dem Kopfe; der wackere Mann glaubte es errathen zu haben und schrieb mit großen Buchstaben Camilla's Namen hin. Als er dies gethan, setzte er sich, zufrieden mit der Art, wie er seinen Abend zugebracht und da das Abendessen fertig war, zu Tisch ohne seine Nichte zu erwarten, die nicht die Kraft hatte, ihm Gesellschaft dabei zu leisten.

Camilla ging nie eher fort, als bis ihr Oheim seine Flasche geleert hatte. Sie sah ihm zu, wie er zu Abend aß, wünschte ihm darauf gute Nacht, und ging dann auf ihr Zimmer, ihr Brettchen unter dem Arm tragend.

Sobald sie den Riegel vorgeschoben hatte, fing sie an zu schreiben. Von ihrem Kopfputz und ihrem Reifrock befreit, malte sie mit unendlicher Sorgfalt und Mühe das von ihrem Onkel aufgezeichnete Wort nach und schrieb einen großen Tisch, der mitten im Zimmer stand, ganz voll. Nach manchem Versuch und nachdem sie Vieles wieder ausgelöscht hatte, gelang es ihr ziemlich gut, die Buchstaben, die sie vor Augen hatte, nachzumachen. Als das geschehen war und sie, um sich von der Genauigkeit ihrer Abschrift zu überzeugen, die Buchstaben der Vorschrift einen nach dem andern gezählt hatte, ging sie mit vor Freude klopfendem Herzen um den Tisch herum, wie wenn sie einen Sieg davon getragen. Das Wort Camilla, das sie geschrieben, schien ihr wunderbar anzusehn und mußte sicher, ihrer Meinung nach, die herrlichsten Dinge ausdrücken. Sie glaubte in diesem Worte eine Menge von Gedanken zu sehn, von denen jeder süßer, geheimnißvoller und reizender als der andere, und war weit entfernt zu glauben, daß es ihr Name sei.

Es war im Juli, die Luft rein und die Nacht prächtig. Camilla hatte ihr Fenster geöffnet und blieb von Zeit zu Zeit vor demselben stehen. Träumend, mit gelöstem Haar, verschlungenen Armen und leuchtenden Augen, schön durch jene Blässe, die die Nacht den Frauen giebt, betrachtete sie eine der traurigsten Aussichten, die man nur haben kann, den engen Hof eines langen Hauses, in welchem die Bureaux, Schuppen und so weiter einer Messagerie sich befinden. In diesen kalten, feuchten und ungesunden Hof war nie ein Sonnenstrahl gedrungen; die Höhe der auf einander gepackten Stockwerke hielten das Licht von dieser Art von offenem Keller ab. Vier oder fünf Wagen, in einem Schuppen zusammengedrängt, stellt dem Eintretenden ihre Deichseln entgegen; zwei oder drei andere, welche aus Mangel an Platz im Hofe gelassen waren, schienen die Pferde zu erwarten, deren Stampfen im Stalle vom Morgen bis zum Abend Hafer forderte. Ueber einer Thür, die für die Miethleute von Mitternacht an streng geschlossen, aber bereit war sich zu jeder Stunde dem Peitschenknall eines Kutschers zu öffnen, erhoben sich gewaltige, mit ungefähr funfzig Fenstern versetzene Mauern; aus diesen Fenstern aber blinkte nach zehn Uhr Abends nur mit seltenen Ausnahmen ein Licht.

Camilla war im Begriff ihr Fenster zu verlassen, als es ihr plötzlich schien, wie wenn eine menschliche Gestalt, mit einem reichen Kleide geschmückt, im Schatten, den eine schwere Diligence warf, langsam auf und nieder wandle. — Ein Schauer der Furcht überfiel sie, ohne zu wissen warum, denn ihr Oheim war ja da, und seine Wachsamkeit offenbarte sich durch sein lautes Schnarchen, auch ließ sich nicht denken, daß ein Dieb oder ein Mörder in solchem Kleide im Hofe spazieren gehe.

Der Mann war indessen da, und Camilla sah ihn. Er ging hinter dem Wagen und blickte nach dem Fenster, an dem sie stand. Nach wenigen Augenblicken fühlte sie, daß ihr Muth wiederkehre, nahm ihr Licht, hielt es hinaus und erleuchtete so plötzlich den Hof, zur selben Zeit warf sie einen halb erschrockenen halb drohenden Blick hinein, der Schatten des Wagens war verschwunden und der Marquis de Maubray, denn er war es, sah sich völlig entdeckt. Statt aller Antwort beugte er das Knie, faltete die Hände und schaute Camilla in der Stellung der tiefsten Ehrfurcht an.

So blieben sie einige Augenblicke, Camilla am Fenster ihr Licht haltend, der Marquis unten vor ihr kniend. Haben Romeo und Julie, die sich nur eines Abends auf einem Maskenballe sahen, schon gleich bei der ersten Zusammenkunft so viele treu gehaltene Schwüre mit einander gewechselt, so kann man sich denken, was die ersten Gesten und die ersten Blicke zweier Liebenden sein mußten, die sich nur in Gedanken dieselben, vor Gott ewigen, durch Shakspeare's Genie auf Erden unsterblich gemachten Dinge zu sagen vermochten.

Gewiß ist es lächerlich in Absätzen auf die Decke eines Wagens zu klettern, indem man bei jeder Stufe inne hält, um zu wissen, ob man fortfahren solle; auch läßt sich nicht läugnen, daß ein Mann in seidenen Strümpfen und gestickter Weste Gefahr läuft, eine schlechte Figur zu spielen, wenn es darauf ankommt von dieser Wagendecke auf ein Fensterbret zu springen, das läßt sich gar nicht bestreiten, ausgenommen wenn man verliebt ist.

Als der Marquis von Maubray in Camilla's Zimmer war, begann er damit, ihr eine so ehrfurchtsvolle Stellung zu machen, wie wenn er ihr in den Tuilerien begegnet wäre. Hätte er reden können, so würde er ihr vielleicht erzählt haben, wie er der Wachsamkeit seines Gouverneurs entschlüpft sei, um vermittelst eines Trinkgeldes, das er einem Lakaien gegeben, die Nacht unter ihrem Fenster zuzubringen; wie er ihr gefolgt sei, als sie die Oper verlassen; wie ein Blick von ihr sein ganzes Leben umgewandelt habe; wie er nur sie liebe auf der Welt und nach keinem anderen Glücke strebe als ihr sein Herz und seine Hand und sein Vermögen anzubieten. Alles das stand auf seinen Lippen geschrieben; aber Camilla's Erregung, indem sie die seinige erwiederte, machte ihm deutlich, wie unnütz eine solche Erzählung sei und daß ihr wenig daran liege zu erfahren, wie er es angefangen, um zu ihr zu kommen, seit dem Augenblicke, wo er da sei.

Trotz der Kühnheit, die er bewiesen, um zu der Geliebten zu gelangen, war Herr de Maubray, wie wir bereits bemerkten, einfach und zurückhaltend. Nachdem er Camilla gegrüßt, wußte er nicht, wie er es anfangen solle, sie zu fragen, ob sie ihn zum Gatten wolle; sie verstand Nichts von dem, was er ihr zu erklären suchte. Da sah er auf dem Tische das Brettchen mit dem Namen Camilla, nahm die Kreide und schrieb den seinigen, Franz, daneben hin.

„Was soll das Alles heißen?“ — rief plötzlich eine derbe Baßstimme — „was sind das für Rendezvous? Wie sind Sie herein gekommen, mein Herr? Was wollen Sie hier?“

Es war der Onkel Giraud, der im Schlafrocke mit wüthender Miene eintrat und so redete.

— „Schöne Dinge!“ — fuhr er fort. — „Gott weiß, ob ich fest schlief, und wenn Sie Lärm gemacht haben, so war es wenigstens nicht mit Ihrer Zunge. — Dergleichen Wesen finden es am einfachsten gleich zum Fenster herein zu steigen. — Was ist Ihre Absicht? Einen Wagen ruiniren, Alles zerbrechen, Schaden anstiften und dann? Eine Familie entehren, Schmach und Schande über redliche Leute bringen .....“

„Der verkehrt mich auch nicht!“ — rief er nun nach einer Pause verzweifelnd. Aber der Marquis nahm einen Bleistift und ein Stück Papier und schrieb folgende Art von Brief: „Ich liebe das Fräulein; ich will es heirathen; ich habe zwanzigtausend Livres Renten. Wollen Sie mir die junge Dame zur Frau geben?“ — „Nur die Leute, die nicht reden,“ — sagte der Onkel Giraud — „betreiben die Dinge so rasch.“

„Aber“ — rief er nach kurzer Ueberlegung — „sehen Sie, — ich bin nicht ihr Vater, ich bin nur ihr Onkel. Man muß den Papa um Erlaubniß bitten.“

IX.

Es war keine leichte Sache, von dem Chevalier die Einwilligung zu einer solchen Heirath zu erlangen. Nicht als ob er nicht geneigt gewesen wäre, was in seinen Kräften stand, zu thun, um seine Tochter weniger unglücklich zu machen, aber hier bot sich eine fast unüberstrigliche Schwierigkeit dar, denn es handelte sich darum, ein mit einem furchtbaren Leiden behaftetes Frauenzimmer mit einem Manne zu vermählen, den dasselbe Unglück betroffen. Entfremdigen Kinder aus dieser Verbindung, so war es nur zu wahrscheinlich, daß sie eben so bedauernswerthe Geschöpfe sein würden.

Der Chevalier, der sich auf sein Landgut zurückgezogen hatte und dem tiefsten Schmerze zur Beute geworden war, führte hier ein ganz einsames Leben. Frau des Arcis lag im Park begraben; einige Thränenweiden umgaben die Gruft und bezeichneten schon von Weitem den Vorübergehenden die bescheidene Stätte, wo sie ruhte. Hieher richtete der Chevalier täglich seine Spaziergänge, und brachte da ganze Stunden voll Reue und Trauer zu, sich in alle Erinnerungen versenkend, die seinem Grame Nahrung darboten.

Dort suchte ihn der Onkel Giraud plötzlich eines Morgens auf. Schon am folgenden Tage, nachdem er die beiden Liebenden überrascht, hatte der wackere Mann Paris mit seiner Nichte verlassen und Camilla nach Mans in sein eigenes Haus gebracht, um dort das Resultat seiner ferneren Schritte zu erwarten. Franz, von der Reise unterrichtet, hatte dagegen versprochen, treu zu bleiben und bereit zu sein, das gegebene Wort zu erfüllen. Schon seit langer Zeit älternlos und Herr seines Vermögens, stand seinem Entschlusse, da er seinen Vormund nur um Rath zu fragen brauchte, kein Hinderniß entgegen. Der brave Giraud seinerseits wollte gern als Vermittler dienen und versuchen, die beiden jungen Leute zu verheirathen, aber, seiner Meinung nach, durfte ihre erste Zusammenkunft, die ihm seltsam genug vorkam, sich nicht ohne die Erlaubniß des Vaters wiederholen.

Bei den ersten Worten des Onkels zeigte der Chevalier, wie man sich leicht denken kann, das tiefste Erstaunen. Als Jener ihm das Zusammentreffen in der Oper, die bizarre Scene und den noch seltsameren Heirathsantrag erzählte, wurde es ihm schwer zu begreifen, daß ein solcher Roman möglich sei. Indessen gezwungen einzusehen, daß man im Ernste mit ihm sprach, boten sich die Einwürfe, die man erwartete, augenblicklich seinem Geiste dar.

„Was verlangt Ihr?“ — antwortete er Giraud — „zwei gleich unglückliche Wesen vermählen? — Ist es nicht genug, in unserer Familie das arme Geschöpf zu haben, dessen Vater ich bin? Soll ich unser Elend noch vermehren, indem ich ihr einen Mann gebe, der ihr gleicht. Bin ich dazu bestimmt, mich von Wesen umgeben zu sehen, die die Welt zurückstößt, als Gegenstände des Mitleids und der Verachtung? Soll ich mein Leben mit Stummen zubringen, bei ihrem entsetzlichen Stillschweigen alt werden, mir die Augen von ihren Händen zudrücken lassen? Mein Name, auf den ich, Gott weiß es, nicht eitel bin, aber welcher doch der Name meines Vaters ist, soll ich den Unglücklichen hinterlassen, die denselben weder werden unterzeichnen, noch aussprechen können?“

„Ihn nicht aussprechen“ — sagte Giraud — „aber mit dem Unterzeichnen ist es ein anderes Ding.“

„Ihn unterzeichnen!“ — rief der Chevalier — „Seid Ihr verrückt?“

„Ich weiß, was ich sage und der junge Mann kann schreiben“ — entgegnete Giraud. — „Ich versichere und bedeuere Euch, daß er sogar sehr gut schreibt und sehr geläufig, wie sein Heirathsantrag, den ich in der Tasche habe und der sehr anständig ist, beweist.“

Er zeigte nun dem Chevalier das Papier, auf welches der Marquis de Maubray die wenigen Worte geschrieben, welche zwar lakonisch, aber doch sehr klar, seinen Antrag aussprachen.

— „Was bedeutet das?“ sagte der Vater — „Seit wann führen die Taubstummen die Feder? — Was ist das für ein Märchen, Giraud?“ —

— „Meiner Treu,“ — entgegnete dieser — „wie es damit ist und zugeht, weiß ich nicht. Meine Absicht war ganz einfach, Camilla zu zerstreuen und auch ein Bischen in ihrer Gesellschaft das Tanzwesen zu sehn. Der kleine Marquis war zufällig dort, und hatte eine Schiefertafel und einen Stift, deren er sich sehr gewandt bediente. Ich hatte immer wie Ihr geglaubt, wenn man stumm sei, könne man gar Nichts von sich geben, aber keineswegs. Man scheint neuerlichst eine Erfindung gemacht zu haben, vermittelst welcher alle diese Leute sich verstehn und sich vortrefflich miteinander unterhalten. Man sagt, ein Abbé, dessen Namen ich nicht mehr weiß, habe dieses Mittel herausgebracht. Was mich betrifft, so setzen Sie wohl ein, daß mir ein Stück Schiefer wie zu etwas Anderem nützlich geschienen habe, als ein Dach damit zu decken; aber diese Pariser sind so fein.“

— „Ist das wirklich Ihr Ernst?“

— „Ganz gewiß. Der kleine Marquis ist reich und ein hübsches Bürschchen; ein Edelmann und ein feiner Mann; ich stehe für ihn. Bedenkt das Eine nur, ich bitte Euch. Was wollt Ihr mit der armen Camilla anfangen? Sie redet nicht, das ist wahr, aber dafür kann sie nicht. Was soll aus ihr werden? Sie kann nicht immer Mädchen bleiben. Da ist ein Mann, der sie liebt; gebt Ihr sie ihm, so wird er ihrer nie überdrüssig werden wegen des Fehlers ihrer Zunge. Denn er weiß, wie es damit beschaffen ist, durch sich selbst. Sie verstehen sich wie Kinder und begreifen sich, ohne daß sie zu schreien brauchen. Der kleine Marquis kann lesen und schreiben; Camilla wird das auch lernen und es kann ihr nicht schwerer werden als ihm. Ihr seht wohl ein, daß, wenn ich Euch vorschläge, Euere Tochter mit einem Blinden zu verheirathen, Ihr das Recht hättet, mir in's Gesicht zu lachen. Aber ich schlage Euch einen Taubstummen vor, und das ist vernünftig. Seit sechzehn Jahren, wo die Kleine Euer ist, habt Ihr Euch nicht recht darin finden können. Wie soll das nun einem Anderen, der aller Welt gleicht, gelingen, wenn es Euch, dem Vater, nicht möglich wurde?“

Während Giraud so sprach, warf der Chevalier von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Grabe seiner Frau und schien tief nachzudenken.

— „Meiner Tochter den Gebrauch des Gedankens wiedergeben!“ — sagte er nach langem Stillschweigen. — „Würde Gott das gestatten? Wäre es möglich?“

Zu diesem Augenblicke trat der Pfarrer eines benachbarten Dorfes in den Garten, um auf dem Schlosse zu Mittag zu essen. Der Chevalier grüßte ihn zerstreut und fragte ihn dann plötzlich aus seinem Nachsinnen erwachend: — „Herr Abbé, Sie wissen mitunter etwas Neues und halten die Zeitungen. Haben Sie von einem Geistlichen reden hören, der es unternommen hat, die Taubstummen zu erziehen?"

Unglücklicher Weise war der Mann, an den die Frage gerichtet wurde, ein ächter Dorfpfarrer jener Zeit; ein einfacher, guter, aber sehr unwissender Mensch, der alle Vorurtheile seines Jahrhunderts hatte, in welchem es so viele und so verderbliche gab.

„Ich weiß nicht, was der gnädige Herr meinen," — antwortete er, den Chevalier wie seinen Gutsbesitzer behandelnd — „es müßte denn die Rede von dem Abbé de l'Epée sein."

— „Freilich," — bemerkte der Onkel Giraud — „der Name, der mir genannt wurde, er war mir entfallen."

— „Nun" — fuhr der Chevalier fort — „was ist davon zu halten?"

— „Ich kann nicht vorsichtig genug über einen Gegenstand reden," — antwortete der Pfarrer — „von dem ich mich noch nicht für überzeugt halte. Nach den geringen Nachrichten, die es mir gelang darüber einzuziehen, muß ich jedoch glauben, daß dieser Herr de l'Epée — der übrigens ein durchaus verehrungswürdiger Mann zu sein scheint — das vorgesetzte Ziel noch nicht erreicht habe."

— „Was verstehen Sie darunter?" fragte der Onkel Giraud.

— „Ich meine damit," — sagte der Pfarrer — „daß der reinsten Absicht oft der Erfolg nicht entspreche. — Nach dem, was ich davon vernommen, leidet es keinen Zweifel, daß die lobenswerthesten Anstrengungen gemacht wurden, aber ich habe Grund zu glauben, die Prätension, den Taubstummen lesen zu lehren, wie der gnädige Herr sagen, sei eine ganz chimärische Idee."

— „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!" — rief Giraud. — „Ich habe einen Taubstummen schreiben sehen."

— „Ich bin weit entfernt" — versetzte der Pfarrer — „Ihnen im Mindesten widersprechen zu wollen. Aber gelehrte und ausgezeichnete Personen, unter denen ich selbst Doctoren der Facultät zu Paris anführen könnte, haben mir entschieden versichert, daß es eine Unmöglichkeit sei."

— „Was man sieht, kann nicht unmöglich sein," — antwortete der wackere Giraud ungeduldig — „ich habe funfzig Lieues mit einem Billet in der Tasche gemacht, um es dem Chevalier zu zeigen; da ist's. Die Sache ist klar wie der Tag."

Der Chevalier schien an dem Streite keinen Antheil nehmen zu wollen. Er fuhr fort schweigend auf und ab zu gehen. Seine Ungewißheit nahm mit jedem Augenblicke zu.

— „Wenn Giraud Recht hat" — dachte er — „und ich schlage es ab, so handle ich gegen meine Pflicht und begehe fast ein Verbrechen. Es bietet sich eine Gelegenheit dar, wo das arme Mädchen, dem ich nur den Schein des Lebens gegeben habe, eine Hand findet, die die seinige in der Dunkelheit, in die es versenkt ist, sucht. Ohne aus der Nacht, die sie auf immer umhüllt, herauszutreten, kann sie doch träumen, daß sie glücklich sei. Mit welchem Rechte sollte ich sie daran hindern? Was würde ihre Mutter sagen, wenn sie da wäre?"

Die Blicke des Chevalier suchten nochmals das Grab seiner Gattin; dann nahm er Giraud bei dem Arme, ging einige Schritte seitwärts mit ihm und sagte leise: „Thut, was Ihr wollt!"

— „Gut!" — entgegnete dieser — „ich will sie holen; ich bringe sie Euch her; sie ist bei mir; wir kommen zusammen wieder; es ist gleich geschehen."

— „Nimmermehr!" — rief der Vater — „Wir wollen zusammen danach streben, sie glücklich zu machen; aber sie wiedersehen, das kann ich nicht."

Franz und Camilla wurden in Paris, in der Kirche des Petits-Pères getraut. Der Gouverneur und der Oheim waren die einzigen Zeugen. Als der Priester ihnen die gebräuchlichen Fragen that, nickte dieser, der genug gelernt hatte, um zu wissen, wann man es thun müsse, zu rechter Zeit mit dem Kopfe. Camilla bemühte sich gar nicht, etwas zu errathen oder zu begreifen; sie sah ihren Mann an und machte es wie er.

Der Marquis besaß ein ziemlich großes Haus. Nach der Trauung stieg Camilla in einen glänzenden Wagen, den sie mit kindischer Neugier betrachtete. Das Hôtel, in das man sie brachte, setzte sie nicht minder in Erstaunen. Diese Zimmer, diese Pferde, diese Leute, die ihr gehören sollten, schienen ihr etwas Wunderbares. Uebrigens hatte man ausgemacht, daß die Hochzeit kein Aufsehen machen solle; ein sehr einfaches Abendessen bildete daher das ganze Fest.

X.

Camilla wurde Mutter. Eines Tages, als der Chevalier seinen gewöhnlichen traurigen Spaziergang hinten im Park machte, brachte ihm ein Bedienter einen von unbekannter Hand geschriebenen Brief, der eine seltsame Mischung von Geist und Unwissenheit war. Das Schreiben kam von Camilla und enthielt Folgendes:

„O mein Vater, ich rede nicht mit dem Munde, aber mit der Hand; meine armen Lippen sind stets geschlossen, aber ich kann reden, und er, der mein Lehrer ist, hat mir gelehrt, Dir schreiben zu können. Er hat mich wie für ihn, von derselben Person unterrichten lassen, die ihn erzogen hat, denn Du weißt, daß er sehr lange war, so wie ich. Das Lernen ist mir sehr schwer geworden. Zuerst wird Einem gelehrt, mit den Fingern zu reden, dann lernt man geschriebene Figuren. Es giebt deren von jeder Art, die die Furcht, den Zorn und Alles im Allgemeinen ausdrücken. Es dauert lange, ehe man Alles weiß, und noch länger, ehe man Worte setzen kann, wegen der Figuren, die nicht dasselbe sind, aber endlich bekommt man es weg, wie Du siehst. Der Abbé de l'Epée ist ein sehr guter und sanfter Mann, eben so wie der Pater Vanin von der Christenlehrergesellschaft."

„Ich habe ein sehr schönes Kind, ich wagte nicht, Dir davon zu reden, ehe ich nicht wußte, ob es nicht wie wir werden würde. Aber ich konnte dem Vergnügen nicht widerstehen, Dir zu schreiben, trotz unserer Sorge; denn Du kannst Dir denken, daß mein Mann und ich sehr unruhig sind; besonders da wir es nicht hören können. Die Wärterin kann hören, aber wir fürchten, daß sie sich irrt; darum warten wir mit großer Ungeduld darauf, ob es die Lippen öffnen und sie bewegen wird, bei dem Geräusch der Verstehenden, Redenden. Du kannst Dir wohl denken, daß wir die Aerzte um Rath gefragt, um zu wissen, ob das Kind zweier so unglücklichen Personen, wie wir, nicht auch stumm sein werde; sie haben uns gesagt, es wäre möglich, aber wir wagen nicht, es zu glauben."

„Urtheile nun, mit welcher Angst wir das arme Kind seit langer Zeit ansehen, und wie verlegen wir sind, wenn es seine kleinen Lippen öffnet und wir nicht wissen, ob es Lärm macht. Sei versichert, lieber Vater, daß ich sehr oft an die Mutter denke, denn sie war gewiß eben so unruhig wie ich. Du hast sie sehr geliebt, so wie ich mein Kind liebe; aber ich war Dir nur ein Gegenstand des Verdrusses. Jetzt, da ich lesen und schreiben kann, begreife ich, was meine Mutter muß gelitten haben."

„Wenn Du ganz gut gegen mich sein wolltest, lieber Vater, so besuchtest Du uns in Paris; das wäre eine große Ursache zur Freude und Dankbarkeit für Deine ehrfurchtsvolle Tochter

Camilla."

Nachdem er den Brief gelesen, schwankte der Chevalier lange. Anfangs war es ihm schwer geworden, seinen Augen zu trauen und zu glauben, daß es Camilla selbst gewesen, die ihm geschrieben; aber er mußte dem Beweise nachgeben. Was sollte er thun? Erfüllte er die Bitte seiner Tochter und ging nach Paris, so setzte er sich der Gefahr aus, in einem neuen Schmerze alle Erinnerungen eines alten Schmerzes wiederzufinden. Ein Kind, das er zwar nicht kannte, das aber doch der Sohn seiner Tochter war, konnte ihm die Leiden der Vergangenheit wieder bringen. Camilla konnte ihm Cäcilie in das Gedächtniß zurückrufen, und doch theilte er von Zeit zu Zeit die Unruhe der jungen Mutter, die auf ein Wort ihres Kindes wartete.

„Ihr müßt hingehen" — sagte der Onkel Giraud, als der Chevalier ihn um Rath fragte. — „Ich habe die Heirath gemacht und halte sie für gut und dauerhaft. Wollt Ihr Euer Kind im Schmerz lassen? Ist's nicht genug — ohne Vorwurf sei es gesagt — daß Ihr Euere Frau auf dem Balle vergessen habt, wodurch sie in's Wasser gefallen ist? Vergeßt Ihr auch die Kleine? Meint Ihr, daß es damit abgemacht ist, traurig zu sein? Ihr seid es, das gebe ich zu, und sogar mehr, als Ihr solltet. Aber meint Ihr, man habe nichts Anderes auf der Welt zu thun? Sie wünscht, daß Ihr kommt; last uns abreisen. Ich gehe mit Euch und mir thut nur Eins leid, daß sie mich nicht gerufen hat. Es ist nicht recht von ihr, daß sie nicht an meine Thür klopfte, die ich ihr immer öffnete."

— „Er hat Recht" — dachte der Chevalier. „Ich habe der besten der Frauen unnöthiger und grausamer Weise Schmerzen gemacht. Ich habe sie eines gräßlichen Todes sterben lassen, vor dem ich sie hätte bewahren sollen. Soll ich jetzt durch den Anblick des Unglücks meiner Tochter dafür bestraft werden, so darf ich nicht klagen; wie schmerzlich mir auch der Anblick sein wird, ich muß mich dazu entschließen und verdammen. Diese Strafe habe ich verdient. Möge mich die Tochter dafür bestrafen, daß ich die Mutter verließ. Ich will nach Paris reisen und das Kind sehen. Ich verließ, was ich liebte, und entfernte mich vom Unglück; ich will jetzt das bittere Vergnügen haben es zu betrachten."

* * *

In dem hübschen Boudoir im Entresol eines schönen Hôtels im Faubourg St.-Germain verweilten die junge Frau und ihr Gatte, als der Vater und der Oheim ankamen. Auf einem Tische lagen Zeichnungen, Kupferstiche und Bücher, der Mann las, die Frau stickte, das Kind spielte auf dem Teppich.

Der Marquis war aufgestanden; Camilla eilte ihrem Vater entgegen, der sie zärtlich umarmte und einige Thränen nicht zurückhalten konnte; aber die Blicke des Chevalier richteten sich gleich wieder auf das Kind. Wider seinen Willen bemächtigte sich der Abscheu, den er früher vor Camilla's Uebel gehegt, von Neuem seines Herzens bei dem Anblick dieses Wesens, das den von ihm vermachten Fluch erben sollte. — Er wich zurück, als man es ihm hinhielt und rief: „Noch ein Stummer!"

Camilla nahm ihren Sohn auf den Arm; ohne zu hören, hatte sie verstanden. Sanft das Kind vor dem Chevalier aufhebend, legte sie ihre Finger auf die kleinen Lippen und rieb dieselben ein wenig, als wollte sie es einladen zu reden. Das Kind ließ sich erst einige Minuten bitten, dann sprach es deutlich die Worte, die die Mutter ihm im Voraus hatte lehren lassen: „Guten Tag, Großpapa!"

„Da seht Ihr, daß Gott Alles und immer verzeiht!" — sagte der Onkel Giraud.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn v. S. in R., J. J. in W., L. V. in D., J. H. in D. — Die zugesandten Manuscripte, da sie den in unserem Prospect enthaltenen Bedingungen nicht entsprechen, sind an die Exped. der Novell. Zeitung in Abrer Verfügung abgesandt worden.

Herrn v. B. in D. — Mit Dank angenommen; es dürfte jedoch der Abdruck erst in einigen Wochen erfolgen können, da wir bereits ältere Verpflichtungen zu erfüllen haben.

X. Z. in H. — Haben Sie die Güte, das unserer ersten Nummer vorgesetzte Bedenken genau durchzulesen, es enthält auf alle angeregten Punkte die vollständigste Antwort.

H. W. in D. — Es ist sehr leicht über ein Unternehmen abzuurtheilen, so lange dasselbe uns in seinen ersten Anfängen vorliegt; es ist aber weder klug noch human, das erste nicht, weil das Urtheil durch den Fortgang Lügen gestraft werden kann, das zweite, weil jeder rechte Mensch einem Unternehmen, welches ein bestimmtes nobles Ziel verfolgt, viel lieber fördernlich als hinderlich sein sollte.

An die w. F. B. — Die eingesandten Anzeigen haben wir in Ihrem eigenen Interesse an die Exped. der Zeitung abgegeben.

Mad. L. in Z. — Ich will eine Berücksichtigung angedeihen, die Novellen-Zeitung fortwährend zu illustriren? Nein, und wir berufen uns auf unser Versprechen und auf die erste Nummer. Die Illustrationen sind Zugaben, Bilder verdanken ihre Entstehung stets dem Inhalt, welcher sich vorzugsweise zur bildlichen Darstellung eignet, theils dem Wunsche, unseren Lesern den wohlverdienten Genuß in der Erholung auf diese Weise zu vergrößern.

Ungenannter. — Es ist uns eine Reklamation gegen den Gruß Juden zugegangen, die wir einer so gemeinen Gesinnung wegen, daß wir nur bedauern können, ein Blatt, welches seiner ganzen Natur nach in den Vorgefilden der Seligen gedeiht, menschliche Laxheiten machen zu sehen.

Subscriptionsbedingungen.

Die

Novellen-Zeitung,

Feuilleton ausgewählter Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatischer und poetischer Werke,

erscheint, vom 3. Juli ab, regelmäßig **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 dreispaltigen Foliosseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Zwei und funfzig Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von circa 20 Bänden gewöhnlichen Octavformates. Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden gratis geliefert.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.
J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 7. Leipzig, Mittwoch den 14. August 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude. Von Eugène Sue. XIV., XV., XVI. und XVII. Kapitel.
Beilage: Le gallo dramatica in partibus infidelium. (Schluß).
Briefwechsel mit Leo für Leo.

Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Der Ausgang.

Morok trug seinen linken Arm in einer Binde; mochten er langsam die Stufen der Treppe heraufgekommen, grüßte er den Burgermeister ehrfurchtsvoll.

Beim Anblicke der unheimlichen Gestalt des Thierhändlers traten Rose und Blanche erschreckt einen Schritt zurück und drängten sich an Dagobert.

Dieser runzelte die Stirn, er fühlte auf's Neue seinen Zorn unerlich gegen Morok kochen, der Ursache an seiner schlimmen Lage war; und dennoch wußte er nicht einmal, daß Goliath auf Anstiften des Propheten die Briefstasche und die Papiere gestohlen.

— Was wollen Sie, Morok? — fragte der Burgermeister mit bald wohlwollender, bald ergrimmter Miene. — Ich wollte allein sein und hatte das dem Wirthe gesagt.

— Ich komme, um Ihnen einen Dienst zu leisten, Herr Burgermeister.

— Einen Dienst?

— Einen großen Dienst; ohne das würde ich mir nicht erlaubt haben, Sie zu stören; mir ist eine Verbrechlichkeit gekommen.

— Eine Verbrechlichkeit?

— Ja, Herr Burgermeister, ich habe mir einen Vorwurf darum gemacht, daß ich Ihnen nicht gesagt habe, was ich Ihnen weg über diesen Menschen hätte mittheilen sollen; auch hätte beinahe ein falsches Mitleid irre geleitet.

— Nur heraus damit, was haben Sie zu sagen?

Morok trat zu dem Richter und sprach lange Zeit ganz leise mit ihm.

Anfangs wurden die Mienen des Burgermeisters sehr verwundert, nach und nach nahmen sie jedoch den Ausdruck der bedenklichsten Aufmerksamkeit an; von Zeit zu Zeit ließ er sich einen Ausruf der Ueberraschung und des Zweifels entschlüpfen und warf auf die von Dagobert und den jungen Mädchen gebildete Gruppe Seitenblicke.

An dem Ausdrucke dieser immer unruhiger, forschender und strenger werdenden Blicke sah man leicht, daß die heimlichen Worte des Propheten das Interesse, welches der Beamte für die Waisen und den Soldaten empfunden hatte, immer mehr in ein Gefühl der Mißtrauens und der Feindseligkeit umwandelten.

Dagobert wurde diese plötzliche Umprinzen gewahr; seine einen Augenblick beschwichtigten Befürchtungen wurden lebhafter als jemals. Rose und Blanche waren angerwig, was sie von dieser stummen Scene halten sollten, und betrachteten den Soldaten mit wachsender Angst . . .

— Teufel! . . . — sagte der Burgermeister schnell aufstehend — an das Alles habe ich nicht gedacht; wo hatte ich denn meine Sinne? Aber ist das zu verwundern, Morok? Wenn man Jemanden meinen in der Nacht aus dem Schlafe weckt, dann hat er nicht seine ganze Geistesfreiheit; es ist ein großer Dienst, den Sie mir da leisten, Sie haben ganz Recht.

— Indessen kann ich Nichts für gewiß sagen . . .

— Das gilt gleichviel; es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß Sie Recht haben.

— Es ist Nichts als ein Verdacht, der auf verschiedene Umstände gegründet ist; aber im Grunde ein Verdacht . . . .

— Kann auf den Weg der Wahrheit führen . . . Und daß ich so thöricht war, wie ein Narr in die Schlinge zu gehen . . . Wahrhaftig, ich weiß nicht, wo ich den Kopf hatte! . . .

— Es ist so schwer, sich manchmal vom Anscheine nicht täuschen zu lassen . . .

— Brauchen Sie mir das zu sagen, Morok, brauchen Sie es mir zu sagen?

Während dieser geheimnißvollen Unterhaltung war Dagobert auf der Folter; er ahnte unbestimmt, daß ein heftiger Sturm gegen ihn im Anzuge sei, und dachte an Nichts weiter, als seinen Zorn zu bemeistern.

Morok näherte sich wieder dem Burgermeister und winkte mit den Augen nach den Waisen hin; er begann wieder leise zu sprechen.

— O nein! . . . — rief der Burgermeister entrüstet aus. — Sie gehen zu weit!

Ich behaupte Nichts . . . sagte Morok ruhig. — Es ist eine einfache Vermuthung, begründet darauf, daß . . . .

Und er flusterte auf's Neue dem Burgermeister in's Ohr.

— Warum auch nicht? — versetzte dieser, die Blicke zum Himmel richtend, — diese Leute sind Alles im Stande; er sagt auch, daß er weit aus Sibirien komme, wer steht mir dafür, daß das Alles nicht ein Gewebe von unverschämten Lügen ist? Aber man soll mich nicht zwei Male zum Narren haben! — rief der Burgermeister, mit zorniger Stimme; denn wie alle Leute von wettermendischem, ungewissem Charakter war er schwankendes gegen die, welche er für fähig hielt, seine Theilnahme mißbraucht zu haben.

— Ueberlegen Sie sich nicht mit Ihrem Urtheile . . . . gehen Sie besonnen meinen Worten nicht mehr Gewicht, als sie haben — sagte Morok mit heuchlerischer Demuth und Salbung, — meine Stellung zu diesem Menschen, — er zeigte dabei auf Dagobert, — ist leider so falsch, daß man glauben könnte, ich handele aus Rache, wegen des Bösen, das er mir angethan; vielleicht ist das auch wider mein Wissen der Fall . . . wahrend ich im Gegentheil glaube, nur von der Liebe zur Gerechtigkeit, durch Abscheu gegen die Lüge und durch Furcht gegen unsere heilige Religion geleitet zu werden. Nun . . . wir werden es ja erleben . . . Vergebe mir Gott, wenn ich mich geirrt habe; jedenfalls wird das Gericht entscheiden; in Zeit von einem oder zwei Monaten werden Sie wieder frei sein, wenn sie unschuldig sind.

— Deshalb gilt es, nicht zu zaudern; es ist eine einfache Vorsichtsmaßregel um sie weiteren nicht warnt werden. Uebrigens sie länger ich es bedenke, je wahrscheinlicher kommt es mir vor; ja, dieser Mensch muß ein französischer Agent oder Spion sein, besonders wenn man diesen Verdacht mit den Studentenunruhen von Frankfurt zusammenhält.

— Von sagt man das voraus, so weiß man, daß es zur Erhöhung und Verschönung junger thörichter Köpfe ein besseres Mittel giebt, als . . . — Und mit einem kühnigen Blicke bezeichnete Morok auf die beiden Schwestern hin; nach einer bedeutsamen Pause fügte er dann mit einem Seufzer hinzu: — Für den Teufel ist jedes Mittel gut . . .

— Gewiß, es wäre nichtsnutzig, aber vollkommen denkbar . . .

— Und dann endlich, Herr Burgermeister, betrachten Sie ihn aufmerksam und Sie werden sehen, daß dieser Mensch ein gefährliches Gesicht hat . . . Sehen Sie nur . . .

So sieß mit leiser Stimme sprechend, daß Morok deutlich auf Dagobert zeigte.

Trotz der Herrschaft, welche dieser über sich selbst ausübte, ging ihm doch sehr Zorniges, den er sein seiner Ankunft in dieser unseligen Herberge und besonders seit der Unterredung des Burgermeisters und Morok's sich anhäuft, endlich über seine Kräfte. Uebrigens sah er auch ganz deutlich, daß seine Bestrebungen, sich die Zuneigung des Richters zu erwerben, durch den schlechten Einfluß des Thierhändlers vollkommen nutzlos gemacht wurden: deshalb verlor er die Geduld, wärrte sich dieses mit aller die Ruhe gebrungen Armen und sagte mit noch verhaltener Stimme zu ihm:

— Haben Sie etwa von mir ganz leise mit dem Herrn Burgermeister gesprochen?

— Ja! — sagte Morok, ihn seit ansehend.

— Warum redeten Sie nicht ganz laut?

Das sah krampfhafte Zucken von Dagobert's Schnurrbart, der nach diesen Worten feindselig Morok auf starr in die Augen sah, verkündete, daß ein heftiger Kampf in ihm vorging. Da er seinen Gegner sich in ein höhnisches Schweigen verschanzen sah, so sagte er mit noch lauterem Tone zu ihm:

— Ich frage Sie, warum Sie mit dem Herrn Burgermeister leise sprechen, wenn von mir die Rede ist?

— Weil es so schimpfliche Dinge giebt, daß man sie nicht laut sagen kann, ohne zu erröthen! — antwortete Morok frech.

Bei dahin hatte Dagobert die Arme verschränkt behalten; plötzlich streckte er sie schnell aus und ballte die Fäuste... Diese heftige Bewegung war so ausdrucksvoll, daß die beiden Schwestern einen Schreckensruf ausstießen und sich ihm näherten.

— Herr Burgemeister, — sagte der Soldat, vor Zorn mit den Zähnen knirschend — machen Sie, daß dieser Mensch geht... — oder ich kann nicht länger für mich stehen...

— Was, — sagte der Burgemeister hochfahrend, — Sie wollen mir befehlen? ... Sie wagen es?

— Ich sage Ihnen, Sie sollen den Menschen da gehen heißen, — versetzte Dagobert sanfter als — oder es giebt ein Unglück!!

— Dagobert... mein Gott... sei ruhig... — riefen die Kinder, seine Hand ergreifend.

— Das fehlt auch noch gerade, elender Landstreicher, am nicht was Schlimmeres zu sagen, daß Sie hier und noch dabei stehen wollen, — rief der Burgemeister endlich wüthend. — Oho, Sie glauben, um mich deiner's dich zu führen, brauchten Sie blos zu pfeifen, Sie hätten Ihre Partei verloren! Und worm Sie auch diese beiden jungen Mädchen da mit sich schleppen, die trotz ihrer unschuldigen Miene ... doch wohl Nichts sein können, als ...

— Unglücklicher!... — rief Dagobert und unterbrach den Burgemeister mit so furchtbarer Geberde und schrecklichem Blicke, daß der Richter nicht auszusprechen wagte.

Der Soldat nahm die Kinder beim Arm, um bevor sie noch ein Wort sagen konnten, sie in die Nähe des Zimmer eintreten; dann schloß die Thür ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und kam dann wieder dahin auf den Burgemeister zu, der durch die drohende Haltung und Miene des Veteranen erschreckt zwei Schritte zurücktrat und sich mit der einen Hand am Tempengeländer hielt.

— Jetzt hören Sie mir genau zu, verstehen Sie mich? — sagte der Soldat, den Richter beim Arme fassend. — Vorhin hat meiner Ehre (er zeigte auf Morok) mich beleidigt ... Ich habe Alles ertragen ... weil es nur mich betraf ... Eben noch habe ich gezaudert, Ihre Ahnenproben mit angehört, weil es einen Augenblick schien, als nähmen Sie an diesen unglücklichen Kindern Theil; aber da Sie weder Gefühl, noch Vernunft, noch Gerechtigkeitssinn haben ... so sage ich Ihnen im Voraus, mögen Sie nun gethanes Burgemeister sein ... ich werde Sie behandeln wie vieles Pack da, — er zeigte wieder auf Morok, — wenn Sie sich unglücklicher Weise einfallen lassen, von diesen beiden jungen Mädchen anders zu sprechen, als Sie von Ihrem eigenen Kinde thun würden ... Verstehen Sie mich?

— Was ... Sie wagen mir zu sagen ... — rief der Burgemeister vor Wuth stammelnd, — daß, wenn ... ich von zwei Abenteurerinnen spreche ...

— Möge vom Kopf ... wenn man von den Töchtern des Marschalls, Herzog von Luxy, spricht!

Dies sagend, riß Dagobert dem Burgemeister die Mütze vom Kopfe und warf sie ihm vor die Füße.

Bei diesem Angriffe konnte sich Morok vor Freude nicht lassen.

In der That hatte Dagobert auf jede Hoffnung verzichtet und überließ sich verzweifelt unglücklicher Weise der ganzen Heftigkeit seines Zornes, den er seit einigen Stunden so gewaltsam zurückgehalten hatte.

Als der Burgemeister seine Mütze aus der Erde liegen sah, sah er Morok erstaunt an, als ob er noch zaudere, an ein so ungeheures Verbrechen zu glauben.

Dagobert benutzte alsbald seinen Zögern, da er wußte, daß ihm nun keine Aussicht auf Verschonung bleibe, er warf einen flüchtigen Blick auf sich her, trat einige Schritte zurück und kam so auf den oberen Stufen der Treppe zu stehen.

Der Burgemeister stand neben der Bank in der einen Ecke der Flur, Morok, der den Arm in der Binde trug, um seiner Verwundung einen ernsthaften Anstrich zu geben, befand sich neben dem Brunnen. Diester zunächst sah aber Dagobert's Zurückziehen und rief aus:

— Aha, Du glaubst entwischen zu können, nachdem Du die Hand an mich gelegt hast, alter Elender!!...

— Herr Burgemeister, — verzeihen Sie mir ... Es war eine übereilte Heftigkeit, deren ich nicht Meister werden konnte; ich bereue meine Handlung, — sagte Dagobert mit unterwürfigem Tone und senkte den Kopf.

— Kein Erbarmen mit Dir ... Unsiegler! Du willst wieder der anfangen mit Deiner sachsischen Unverschämtheit Miene mich weich zu stimmen, aber ich habe Deine Absichten durchschaut ... Du bist wüst, was Du zu sein scheinst, und hinter der ganzen Geschichte steckt möglicher Weise ein Staatsverbrechen, — fügte der Richter mit höchst diplomatischem Tone hinzu. — Für heute, die ganz Europa in Brand stecken möchten, ist kein Mittel zu schlecht.

— Ich bin nur ein armer Teufel, Herr Burgemeister ... Sie haben ein so gutes Herz, sein Sie nicht unerbittlich! ...

— O Papa!... Du reißest mir die Mütze vom Kopf!

— Nun, — sagte der Soldat, sich zu Morok wendend, hinzu, — da Sie doch die Ursache von dem Allen sind ... so haben Sie wenigstens Mitleid mit mir ... tragen Sie es mir nicht nach ... Wenn Sie doch ein so frommer Mann sind, so legen Sie wenigstens ein Wort zu meinen Gunsten bei dem Herrn Burgemeister ein.

— Ich habe ihm gesagt ... was ich ihm sagen mußte! — antwortete trocken der Prophet.

— Gieb Du, wie Du nun zu Kreuze kriechen kannst, alter Landstreicher! ... Du denkst mich auch durch Deine Jammiaden zu bintergehen, — versetzte der Burgemeister, auf den Soldaten zutretend, — Gott sei Dank, ich bin nicht mehr Dein dumm Narr ... Du wirst sehen, daß es in Kurzem gute Gefängnisse für französische Vaganten giebt und für abenteuernde Mädchen, denn Deine Mamsellen sind nicht viel mehr werth als Du ... Jetzt also, — sagte er mit wichtigem Tone, sich aufblasend, hinzu, — jetzt gehe mir die Treppe hinab voran ... und Du, Morok, Du gehst ...

Der Burgemeister konnte nicht austreden.

Seit einigen Minuten schon suchte Dagobert nur Zeit zu gewinnen; er sah verstohlen nach einer halboffenen Thür auf der Flur, die dem Zimmer der Waisen gerade gegenüber lag befand; da ihm der Augenblick günstig schien, warf er sich mit Blitzesschnelle auf den Burgemeister, packte ihn bei der Gurgel und warf ihn so heftig durch die halboffene Thür, daß der Richter über diesen plötzlichen Angriff ganz verzagt weder ein Wort sagen, noch einen Schrei ausstoßen konnte, und in die vollkommen dunkle Stube hineinpurzelte.

Darauf wandte sich der Veteran zu Morok, der den einen Arm in der Binde, die Treppe frei sah und darauf zu eilte, aber Dagobert faßte ihn bei seinen langen Haaren, zog ihn an sich heran, umfaßte ihn mit seinen nervigen Armen, legte ihm die Hand auf den Mund, damit er nicht schreien könne und hielt theils, theils schleppte er ihn trotz seines verzweifelten Widerstandes in die Stube, in deren Mitte der Burgemeister vom Falle betäubt lag.

Nachdem er die Thür von außen zwei Mal herum verschlossen, setzte Dagobert in zwei Sätzen die Treppe hinab, die auf einen nach dem Hofe führenden Durchgang mündete.

Der Regen goß in Strömen, er sah durch die Fenster einer Gastwirthsstube, welche durch ein Kaminfeuer erhellt war, den Wirth und seine Leute, die auf das Burgemeisters Zurückkehren warteten.

Die Thür des Ganges verriegelte und auf diese Weise jede Communication nach dem Hofe abschneidend, war für den Soldaten das Werk eines Augenblicks, darauf eilte er schnell zu den beiden Waisen hinauf.

Morok war zur Besinnung gekommen und mit aller Anstrengung seiner Kräfte um Hülfe, aber selbst wenn die Entfernung nicht so groß gewesen wäre, daß sein Geschrei hätte gehört werden können, so würde es doch von dem Sturm und Regen überlaubt worden sein. Dagobert hatte also genaume Zeit Vorsprung, da voraussehen war, es würde lange dauern, ehe man wegen der Länge seiner Unterredung mit dem Richter Argwohn schöpfen konnte, um selbst wenn Befürchtungen nach geworden wären, dieselben erst noch zwei Thüren eingeschlagen werden: die des Hausganges und der Stube, in welcher der Burgemeister und Morok eingesperrt waren.

— Meine Kinder, jetzt heißt es beweisen, daß Soldatenblut in Euren Adern fließt.

Dies sagend, trat Dagobert hastig bei den jungen Mädchen ein, welche durch den Lärm, den sie bei einigen Augenblicken gehört, sehr erschreckt waren.

— Mein Gott... Dagobert... was giebt es? ... — rief Blanche aus.

— Was sollen wir thun? — versetzte Rose.

Ohne zu antworten eilte der Soldat nach dem Bette, nahm die Tücher heraus, knüpfte sie fest aneinander, machte an dem einen Ende einen großen Knoten und befestigte denselben an dem oberen Fensterverband, indem er sich den Knoten aufmachte, das Bettuch hinausfallen und ihn dann wieder fahren. Da auf diese Weise das Tuch zwischen der Fenster eingeklemmt war, so bob der Knoten innen es hielt, war es vollkommen fest; das andere nach außen hängende Ende reichte bis auf die Erde. Der andere Flügel des Fensters blieb offen, so daß die Flüchtlinge bequem hinausklettern konnten.

Nun nahm der Alte seinen Tornister, den Mantelsack der Kinder, den Reisekorb, nach Alles zum Fenster hinaus, gab Marrkopf ein Zeichen und schickte ihn hinaus, auf die Sachen Achtung zu geben.

Der Hund gehorchte nicht und war mit einem Satze hinaus.

Rose und Blanche fahen Dagobert erstaunt an, ohne ein Wort zu sprechen.

— Jetzt, meine Kinder, — sagte er zu ihnen, — die Thüren des Hauses sind geschlossen ... Mord ... — und er wies auf das Fenster. — Dort müssen wir hinaus oder wir werden festgenommen, in's Gefängniß gebracht ... Ihr wißt ... ich da ... und dann ist's um unsere Reise geschehen.

— In's Gefängniß geworfen! — rief Rose.

— Von Dir gerettet! — seufzte Blanche.

— Ja, meine armen Kleinen! Sie haben Schätze gehoben ... wir müssen uns zu Fuße machen und nach Verlauf zu kommen suchen. — Wenn Sie müde werden, will ich Sie abwechselnd tragen, und sollte ich unterwegs betteln, wir werden durchkommen ... Aber keine Thränenbäche ist zu verlieren ... Alle Muth, meine Kinder, vertraut Euch auf mich ... Zeig mir, daß die Tochter des Marschall Simon keine Duldenherzen sind ... und dann bleibt mir noch Hoffnung ...

Die beiden Schwestern faßten sich bei den Händen, als wollten sie sich gegen die Gefahr verbinden; ihre reizenden Gesichter, durch so viele aufeinander folgende Aufregungen bleich geworden, hatten den Ausdruck einer naiven Entschlossenheit, welche ihre Züge in den blonden Glanben hatte an die Ergebenheit des alten Soldaten.

— Sei ruhig, Dagobert ... wir werden keine Furcht haben, — sagte Rose mit fester Stimme.

Was geschehen muß ... das werden wir auch thun, — fügte Blanche mit nicht minder entschlossenem Tone hinzu.

— Ich war davon überzeugt ... — rief Dagobert, — gutes Blut verläugnet sich nicht ... Zeig' vorwärts! Ihr seid tapfer, ich, der Veteran bin dankbar all und der Boden ist kaum nach Zoll vom Fenster entfernt ... und Murrkopf wartet unten auf Euch ...

— Ich muß zuerst hinab, ich bin heute die Aelteste, — rief Rose aus, nachdem sie Blanche zärtlich umarmt hatte.

Ans sie eilte nach dem Fenster, da sie, wenn es irgend eine Gefahr für die zuerst Herabkletternde gab, sich derselben lieber aufsetzen wollte, als ihre Schwester.

Dagobert erriet leicht den Grund ihres Drängens.

— Lieben Kinder, — sagte er, — ich verstehe Euch, aber fürchtet Nichts, es ist für die Eine so wenig Gefahr als für die Andere ... ich habe ja selbst die Tücher festgemacht ... nun schnell, meine kleine Rose.

Leicht wie ein Vogel hing das junge Mädchen auf das Zeichen hin, das ihr Dagobert gegeben, faßte sie das Tuch und ließ sich nach der Vorsicht des Soldaten, der den Körper hinausbeugend sie mit der Stimme ermuthigte, leise hinab.

— Habe keine Furcht ... Schwester ... — sagte das junge Mädchen, sobald sie den Boden berührt hatte, mit leiser Stimme, — es geht ganz leicht hinabzugleiten. Murrkopf ist hier und leckt mir die Hände.

Blanche ließ nicht auf sich warten, so muthig wie ihre Schwester ließ auch sie sich eben so glücklich hinunter.

— Die beiden lieben Geschöpfe, was haben sie gethan, um so unglücklich zu sein? ... Himmelsonnerwetter!!! schrie dann ein vermuthetes Verhängniß über seiner Familie? — rief Dagobert mit blutendem Herzen aus, als er das bleiche sanfte Gesicht des jungen Mädchens im Dunkel der tiefen Nacht

Digitized by Google

verschwinden sah, welche durch die heftigen Windstöße und Regengüsse noch unheimlicher gemacht wurde.

— Dagobert, wir erwarten Dich; komm schnell . . . — sagten mit leiser Stimme die jungen Mädchen, welche beide unten standen.

Der Sohrab konnte vermöge seines hohen Wuchses mehr Zimahörungen als gleiten um war bald zur Erde.

Dagobert und die beiden jungen Mädchen hatten vielleicht erst eine Viertelstunde das Wirthshaus zum weißen Lamm flüchtig verlassen, als ein ungeheures Getrache im Hause erschallte.

Die Thür war den vereinten Bestrebungen des Burgermeisters und Merok's gewichen, so daß sie einen schweren Schlag als Mauerbrechers besessen hatten.

Durch die Oeffe geleitet liefen sie zuerst in die Stube der beiden Mädchen, welche nun leer war.

Merok sah die Bettücher draußen flattern und rief aus:

— Herr Burgermeister . . . sie sind durch's Fenster geflohen; sie sind zu Fuß . . . bei dieser stürmischen, regnerischen Nacht können sie noch nicht weit sein!'

— Gewiß . . . wir werden Sie wieder ernolen . . . die elenden Landstreicher! . . . O, ich werde mich rächen . . . Schnell, Merok . . . es gilt Deine Ehre und die meinige!

— Meine Ehre? . . . Für mich steht mehr auf dem Spiele, Herr Burgermeister, — antwortete der Prophet mit zornigem Tone; darauf flog er schnell die Treppe hinab, öffnete die Hofthür und rief mit schallender Stimme:

— Goliath, laß die Hunde los! Wirth, Laternen, Windlichter . . . benachrichtigt Eure Leute . . . Lassen Sie den Thorweg aufmachen; wir müssen den Flüchtigen nach; sie können und nicht entgehen . . . todt oder lebendig, . . . wir müssen sie haben.

Zweiter Theil.

Aus den Mitten des Unfug.

Funfzehntes Kapitel.

Wenn man in den Regeln der Jesuitenordens, unter dem Titel die Formula scribendi (Zaffitut 2. II. p. 18—22) die Entwicklung des achten Theils der Constitutionen sieht, erschreckt man vor der Kalt von Briefen, Berichten, Registern, Schriften aller Art, welche in den Archiven der Gesellschaft aufbewahrt sind.

Als ist eine strenge und daher unbestrittene Pflicht, als sie jemals irgend ein Staat gehabt hat. Die Regierung von Venedig selbst kann sich von den Jesuiten übertreffen; als sie dieselben im Jahre 1606 vertrieb, belegte sie alle ihre Papiere mit Beschlag und ließ über sie große und schwere Register vor. — Diese Politik, diese geheime Inquisition, die zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht war, lassen die ganze Macht einer so gut unterrichteten, in ihren Planen so beharrlichen, durch Einigkeit und wie es die Constitutionen sagen, durch das ganz in Einen Verstand oder Einen Willen gewaltigen Congregation erkennen — Man begreift leicht, welche ungeheure Macht die Regierung dieser Gesellschaft erlangt hatte und wie der Jesuitengeneral zum Herzoge von Brissac sagen konnte: „Man diesem Zimmer aus, mein Herr, beherrsche ich nicht allein Paris, sondern auch China und nicht blos China, sondern die ganze Welt, ohne daß Jemand weiß, wie das zugeht.“

(Les constitutions des Jesuites, avec les déclarations, texte latin d'après l'édition de Prague; p. 476 — 478.)

Die Beschaffen.

le Merok, der Thierbändiger. Dagobert seines Pferdes, seiner Papiere und seines Gleises beraubt sah, hatte er der der Ankunft des Burgermeisters Karl mit einem Briefe nach Leipzig gesandt, welchen dieser augenblicklich dort auf sie Post geben sollte.

Die Adresse dieses Briefes war, wie wir wissen:

„A Monsieur Rodin, Rue du Milieu-des-Ursins à Paris.“

Etwa in der Mitte dieser einsamen, ziemlich unbekannten unterhalb der Quai Napoleon, in den sie nicht weit von der Rue St. Landry münder, gelegenen Straße befand sich damals ein Haus von bescheidenem Aeußeren mitten in einem düsteren, engen Hofe, welcher durch ein kleines Vordergebäude von der Straße getrennt wurde. Dies Haus hatte eine dagegenführige Thür und zwei mit dicken Eisenstäben versehene Fenster.

Man kann sich nicht Einfacheres denken, als das Innere dieser stillen Wohnung, wie es sich in der Mundirung eines ziemlich großen parterre gelegenen Saales im Hauptgebäude darstellte. Alles grauen Holzgetäfel bedeckte die Wände, der Fußboden war gräuelt, roth gefärbten und gespäfelig gebohnt; vor den Fenstern befanden sich Vorhänge von weißem Calicot. Ein Globus von ungefähr vier Fuß im Durchmesser stand dem Kamine gegenüber in der Ecke des Zimmers auf einem starken Gestelle von Eichenholz.

Auf diesem Globus in großem Maßstabe bemerkte man eine Menge rother Kreuze, welche in den verschiedensten Theilen der Welt zerstreut waren; von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von den barbarischsten Völkern, den fernsten Inseln bis zu den civilisirtesten Nationen nach Frankreich hinein gab es nicht eine Gegend, in welcher nicht mehrere Orte mit diesen kleinen rothen Kreuzen bezeichnet waren, die ohne Zweifel als Merkmale und Orientirungszeichen dienten.

Vor einem Tische von schwarzem Holze, der mit Papieren bedeckt in der Nähe des Kamines dart an der Mauer stand, befand sich ein leerer Stuhl; zwischen zwischen den beiden Fenstern sah man ein großes Bureau von Nußbaum, aber weniger Zierlichkeit voll Cartons.

In Jahr des Monats October 1831 gegen acht Uhr Morgens sah vor diesem Bureau ein Mann und schrieb.

Dieser Mann war Herr Rodin, der Correspondent Merok's, des Thierbändigers.

Er war funfzig Jahre alt, trug einen alten olivenfarbigen, abgenutzten Rock mit seidenen Kragen, ein buntes Schnupftuch um den Hals, eine Weste und Hose von schwarzem faserschirmigen Tuche; seine Füße waren mit ungeschicken gestopften Schuhen bekleidet und fanden auf einem kleinen viereckigen Teppich, der gegen das glänzende rothe Gestäfel des Bodens abstach. Seine grauen Haare lagen dicht an die Schläfe an und faßten eine hohe Stirn ein; die Augenbrauen waren kaum angedeutet, sein oberes Augenlied, schlaff und halb niederstinkend wie das Häutchen, das bei den Reptilien die Augen halb verschließert, verbarg sein lebhaftes, kleines, schwarzes Auge zur Hälfte; seine schmalen, durchaus farblosen Lippen waren von der bleigen Haut seines mageren Gesichtes mit spitziger Nase und spitzigem Kinn kaum zu unterscheiden; diese erschaffige, so zu sagen, hyperolose Maske erschien um so seltsamer, als sie eine verdrießliche Bewegungslosigkeit hatte; wenn er über sein Bureau gebeugt nicht mit der Feder über das Papier fuhren die Finger äußerst schnell bewegt, so hätte man Herrn Rodin leicht für eine Leiche halten können.

Mit Hülfe einer Chiffre, die vor ihm lag, schrieb er einige Silben aus einem langen Manuscripte so um, daß sie für den, welcher den Schlüssel nicht dazu besaß, vollkommen unverständlich waren.

Bei der tiefen Stille, dem düsteren, beradgeklimmten Lichte, welches das große Zable und kalte Zimmer nur noch trauriger machte, brachte der Anblick dieses Mannes mit dem eisigen Gesichte, der gehemmtvolle Charaktere schrieb, ein unheimliches Gefühl hervor.

Es schlug acht Uhr.

Da erklang der Hammer am Thorwege leise, darauf schlug eine Glocke zweimal an; mehre Thüren gingen auf, schlossen sich wieder und eine zweite Person trat in das Zimmer.

Bei ihrem Anblicke stand Herr Rodin auf, nahm seine Feder in den Mund, preßte mit viel unnöthiger Mühe und legte sich wieder an seine Arbeit, ohne ein Wort zu sprechen.

Die beiden Personen boten einen auffallenden Contrast dar.

Der eben Gekommene, der älter war, als er aussah, schien sechs- oder achtundzwanzig Jahre alt zu sein; sein Wuchs war sprechlich und hoch; der Blick seiner großen dunkelgrauen, glänzenden Augen hatte etwas Durchdringendes, seine mit Bartzeit breite Nase endete in eine Kuppe, vierreckig gebildete Kuppe; sein vortretender ganz rasirter Kinn, die blendlichen Zähne des eben erst abgenommenen Bartes machen gegen die lebhafte Röthe und die Weiße seiner sehr frischen Zähne ab. Als er den Hut abgelegt, um von seinem kleinen Tische eine Mappe von schwarzem Sammet zu nehmen, ließ er einen beldraunen Haarwuchs sehen, den die Jahre noch nicht mit Silber durchzogen hatten. Er war in einen langen, militärisch bis zum Falle zugeknöpften Rock gekleidet.

Der unterdessen eingetretene Diener, welcher Meister, seine breite Stirn breiteten auf eine hohe Intelligenz, während der Bau seiner Brust und Schultern eine kräftige physische Organisation verkündete. Die Vornehmheit seiner Haltung endlich, die Sorgfalt, mit welcher er behandelt und gekleidet war, der leichte Parfum, welcher von seinem Haar und seinen Kleidern ausging, die Anmuth um Schicklichkeit der geringsten seiner Bewegungen verriethen, was man von Mann von Welt nennt, und machten die Vermuthung wahrscheinlich, daß er auf alle Arten Erfolg, dem erwählten Ziel zu dem ernsthaftesten hinauf, Aufsehn machen gelernt habe oder noch könne.

Dieses so seltene Zusammenkommen von Kraft des Geistes, Kraft des Körpers und außerordentlicher Eleganz in den Manieren bildete ein um so bemerkenswerthes Ganze, als der so herrschsüchtige Ausdruck des oberen Theiles seines Gesichtes durch die kraftsiegende eines belebenden, aber nicht herrschenden Lächelns beschränkt und gemäßigt wurde; denn dieses Lächeln, das nach den Umständen bald liebevoll bald boshaft, bezüglich oder lustig, bisweil aber zuvorkommend war, verwehrte auch den gewinnenden Reiz dieses Mannes, den man nie wieder vergaß, sobald man ihn nur ein Mal im Leben gesehen hatte.

Und doch, trotz so vieler verreicher Vorzüge und obgleich er den Anderen stets unter dem Einflusse seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit hielt, mischte sich doch in dieses Gefühl eine unbestimmte Besorgniß, als ob die Anmuth und ausgezeichnete Feinheit der Manieren seiner Person, ihre Zauber seines Wesens, seine zarten Schmeichelein, die liebkosende Freundlichkeit seines Lächelns eine hinterlistige Schlinge verberge.

Man fragte sich mit einem Worte, während man sich einer unwillkürlichen Sympathie hingab, ob man zum Guten . . . oder zum Bösen hingezogen werde.

Digitized by Google

— Herr Rodin, der Secretär des eben Angekommenen, schrieb immer fort.

— Sind Briefe von Dünkirchen da, Rodin? — fragte ihn sein Herr.

— Der Briefträger ist noch nicht gekommen.

— Ohne eigentlich sehr unruhig über den Gesundheitszustand meiner Mutter zu sein, da sie ja in der Genesung ist, — sagte der Andere — so werde ich doch erst durch einen Brief von der Fürstin St. Dizier, meiner vortrefflichen Freundin, beruhigt werden ... Nun, heute Morgen, denke ich, werde ich gute Nachrichten von ihr bekommen.

— Das ist zu wünschen, — sagte der Secretär, so unterwürfig und demüthig als lakonisch und gleichgültig.

— Gewiß, es ist zu wünschen, — antwortete der Herr, — denn einer der schönsten Tage meines Lebens war der, wo mir die Fürstin St. Dizier anzeigte, daß diese so heftige als gefährliche Krankheit glücklicher Weise der guten Pflege, welche meiner Mutter von ihr geschenkt wird, gewichen ist ... sonst würde ich den Augenblick nach dem Landgute der Prinzessin abreisen, obgleich meine Gegenwart hier sehr nothwendig ist ...

Er näherte sich dem Bureau seines Secretärs und fügte hinzu:

— Haben Sie die Correspondenz mit dem Auslande dechiffrirt?

— Hier ist der Auszug daraus ...

— Sind die Briefe alle unter Couvert nach den bezeichneten Wohnungen gekommen ... und meinem Befehle gemäß hierhergebracht worden? ...

— Alle ...

— Lesen Sie mir den Auszug dieser Correspondenz vor; wenn Briefe dabei sind, welche ich selbst beantworten muß, so werde ich es Ihnen sagen.

Und Rodin's Herr begann mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf- und abzugehen und dictirte gelegentlich Bemerkungen, welche Rodin sorgfältig notirte.

Der Secretär nahm ein voluminöses Actenstück und begann also:

— Don Ramon Olivarez berichtet aus Cadix den Empfang des Briefes Nr. 19, er wird sich danach richten und jede Theilnahme an der Entführung läugnen.

— Gut, zu rangiren ...

— Der Graf Romanof in Riga befindet sich in Geldverlegenheit ...

— Duplessis sagen, er möge ihm eine Unterstützung von funfzig Louis senden; ich habe früher als Capitän im Regimente des Grafen gedient und seitdem hat er vortreffliche Notizen gegeben.

— In Philadelphia ist die letzte Ladung von den Geschichten von Frankreich, purificirt zum Gebrauche der Frommen, angekommen; man verlangt wieder davon, da die erste vollständig vergriffen ist.

— Notiren, es Duplessis schreiben ... Fahren Sie fort!

— Herr Spindler schickt von Namur den verlangten geheimen Bericht über Herrn Ardouin.

— Umzuschreiben ...

— Der Doctor Van — Ostade aus derselben Stadt schickt eine confidentielle Note über die Herren Spindler und Ardouin.

— Zu vergleichen ... weiter!

— Der Graf Malipierri aus Turin zeigt an, daß die Schenkung von 300,000 Franken unterzeichnet ist.

— Duplessis davon benachrichtigen ... weiter!

— Den Stanislaus ist aus den Bädern von Baden mit der Königin Marie Ernestine abgereist. Er zeigt an, daß J. M. dankbar die Winke, welche man versprochen, annehmen und darauf eigenhändig antworten wird.

— Notiren Sie es ... Ich werde selbst an die Königin schreiben.

Während Rodin auf den Rand des Papieres, das er in Händen hielt, einige Notizen schrieb, fuhr sein Herr fort, im Zimmer auf und ab zu gehen und befand sich der großen Weltkugel, die mit kleinen rothen Kreuzen bezeichnet war, gegenüber; einen Augenblick betrachtete er sie mit nachdenklicher Miene.

Rodin fuhr fort:

— Bei der Stimmung der Geister in einigen Theilen Italiens, wo einige Agitatoren die Augen nach Frankreich gerichtet haben, schreibt der Pater Orsini aus Mailand, werde es sehr wichtig sein, in diesem Lande ein kleines Buch reichlich zu verbreiten, in welchem die Franzosen, unsre Landsleute, als gottlos und unsittlich ... raubsüchtig und blutdürstig dargestellt wurden ...

— Der Gedanke ist vortrefflich, man wird die von den Unsrigen in Italien während der Kriege der Republik begangenen Excesse geschickt ausbeuten können ... Man muß Jacques Dumoulin mit dem Schreiben dieses kleinen Buches beauftragen. Dieser Mensch ist ganz von Gift und Galle durchdrungen; das Pamphlet wird furchtbar sein ... Uebrigens werde ich selbst einige Notizen dazu geben; aber Jacques Dumoulin darf kein Geld bekommen, ehe er nicht das Manuscript abgeliefert hat ...

— Ganz Recht ... wenn man ihm Vorschuß gäbe, so würde er sich acht Tage lang an irgend einem schlechten Orte betrinken. So haben wir ihm seinen giftigen Bericht gegen die pantheistischen Tendenzen der philosophischen Lehre des Professor Martin zweimal bezahlen müssen.

— Notiren Sie es ... und fahren Sie fort.

— Der Handelsmann zeigt an, daß der Commis im Begriffe steht, am gehörigen Orte den Banquier zur Rechnungsablegung zu bringen.

Rodin, der diese Worte auf eigenthümliche Art betont hatte, sagte zu seinem Herrn:

— Sie verstehen?

— Vollkommen ... — sagte der Andere zusammenfahrend. — Das sind die verabredeten Ausdrücke ... Weiter.

— Aber der Commis, — versetzte der Secretär, — wird noch von einem letzten Scrupel zurückgehalten.

Nach einer augenblicklichen Pause, während welcher sich seine Züge schmerzlich zusammenzogen, sagte Rodin's Herr:

— Man muß fortfahren auf die Einbildungskraft des Commis durch Schweigen und Einsamkeit zu wirken, dann ihm das Verzeichniß der Fälle vorlesen, wo der Königsmord gestattet und zu vergeben ist ... Fahren Sie fort:

— Die Sydney schreibt aus Dresden, daß sie Instructionen erwartet. Schon sind heftige Auftritte der Eifersucht zwischen Vater und Sohn vorgefallen; aber in diesen neuen Ergießungen des gegenseitigen Hasses, in den Mittheilungen, welche ihr Jeder gegen seinen Nebenbuhler machte, hat die Sydney noch Nichts gefunden, was zu den gewünschten Nachweisungen führen könnte. Bisher hat sie noch vermeiden können, sich für den Einen oder den Anderen zu entscheiden, aber wenn dieser Zustand länger dauert, fürchtet sie ihren Verdacht zu erregen. Wen soll sie vorziehen, den Vater oder den Sohn?

— Den Sohn ... das Gefühl der Eifersucht wird bei dem Greise heftiger und grausamer sein, und um sich für den seinem Sohne zu Theil gewordenen Vorzug zu rächen, sagt er vielleicht, was zu verbergen Beide so viel Interesse haben ... Weiter.

— Seit drei Tagen sind zwei Mägde des Ambrosius, den man in jenen kleinen Sprengel der walliser Gebirge versetzt hat, verschwunden ... ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist. Eine dritte hat jetzt eben dasselbe Schicksal gehabt ... die Protestanten des Landes werden unruhig, sprechen von Mord ... von furchtbaren Umständen ...

— Bis zum augenscheinlichen, vollständigen Beweis des Factums vertheidige man Ambrosius gegen diese nichtswürdigen Verleumdungen einer Partei, welche niemals vor den abenteuerlichsten Erfindungen zurückschreckt ... Weiter.

— Thompson aus Liverpool hat es endlich durchgesetzt, Justice als Vertrauten bei Lord Stewart, einem reichen irländischen Katholiken, anzubringen, dessen Kopf immer schwächer wird.

— Wenn das eine ausgemachte Sache ist, funfzig Louis Gratification an Thompson. Notiren Sie es für Duplessis ... Weiter.

— Frank Dichestein von Wien, — sagte Rodin, — zeigt an, daß sein Vater an der Cholera gestorben ist, in einem kleinen Dorfe einige Stunden von dieser Stadt ... denn die Epidemie fährt fort, langsam vorzuschreiten, vom Norden aus Rußland und Polen herkommend.

— Es ist wahr, — sagte Rodin's Herr, ihn unterbrechend, — möge die furchtbare Plage ihre Reise nicht fortsetzen und Frankreich verschonen! ...

— Frank Dichestein, — begann Rodin wieder, — zeigt an, daß seine beiden Brüder entschlossen sind, die von seinem Vater gemachte Schenkung anzugreifen ... aber daß er der entgegengesetzten Meinung ist ...

— Die beiden mit der streitigen Sache beauftragten Personen um Rath fragen ... Weiter.

— Der Cardinal Prinz Amalti wird sich nach den drei ersten Punkten der Denkschrift richten. Ueber den vierten Punkt verlangt er, sich Vorbehalte machen zu dürfen.

— Keinen Vorbehalt ... volle und absolute Annahme. Wo nicht Krieg, und notiren Sie es wohl, verstehen Sie? einen erbitterten Krieg ohne Mitleid weder für ihn noch für seine Kreaturen ... Fahren Sie fort.

— Fra Paolo zeigt an, daß der Patriot Boccari, das Haupt einer sehr gefährlichen geheimen Gesellschaft, in Verzweiflung darüber, daß ihn seine Freunde, in Folge von ihm, Fra Paolo, ihnen geschickt beigebrachten Verdächtigungen, des Verrathes beschuldigen, sich das Leben genommen hat.

— Boccari!! ... ist es möglich? Boccari ... der Patriot Boccari, dieser so gefährliche Feind! — rief Rodin's Herr aus.

— Der Patriot Boccari ... — versetzte der stets gleichmüthige Secretär.

— Duplessis sagen, er möge Fra Paolo eine Anweisung auf 25 Louis senden. Notiren Sie es.

— Hausmann zeigt an, daß die französische Tänzerin Albertine Ducornet die Maitresse des regierenden Fürsten ist; sie hat den vollkommensten Einfluß auf ihn, man könnte also durch sie sicher zu dem Ziele gelangen, das man erstrebt, aber diese Albertine wird von ihrem Liebhaber beherrscht, der in Frankreich als Fälscher verurtheilt ist, und sie thut Nichts, ohne ihn um Rath zu befragen.

— Hausmann befehlen, daß er sich mit diesem Menschen bespricht; wenn seine Ansprüche vernünftig sind, darauf eingehen; nachforschen, ob dieses Mädchen keine Verwandte in Paris hat?

— Der Herzog von Orbano zeigt an, daß der König, sein Herr, das neue beabsichtigte Etablissement autorisiren wolle, aber unter den früher mitgetheilten Bedingungen.

— Keine Bedingung, eine offene Zustimmung oder positive Weigerung ... auf diese Weise lernt man seine Freunde und Feinde kennen ... Je ungünstiger die Umstände sich zeigen, ... je mehr Festigkeit muß man an den Tag legen und durch das Vertrauen zu sich selbst imponiren.

— Derselbe zeigt an, daß das ganze diplomatische Corps fortfährt die Reclamationen des Vaters zu unterstützen, dessen junge protestantische Tochter das Kloster, in welchem sie Schutz und Zuflucht gefunden, nun verlassen will, um ihren Liebhaber gegen den Willen des Vaters zu heirathen.

— So? ... das diplomatische Corps fährt fort, im Namen dieses Vaters zu reclamiren?

— Ja.

— Nun, dann muß fortgefahren werden, ihm zu antworten, daß die geistliche Macht nichts mit der weltlichen zu schaffen habe.

In diesem Augenblicke schlug die Glocke der Eingangsthür zweimal an.

— Sehen Sie, wer es ist! — sagte Rodin's Herr.

Dieser stand auf und ging hinaus.

Sein Herr fuhr fort, gedankenvoll von dem einen Ende des Zimmers nach dem anderen zu gehen.

Da ihn seine Schritte wieder vor den Globus führten, stand er davor still.

Einige Zeit hindurch betrachtete er in tiefem Schweigen die unzähligen kleinen rothen Kreuze, welche alle Gegenden der Erde mit einem ungeheuren Netze zu umspannen schienen.

Ohne Zweifel dachte er an die unsichtbare Wirkung seiner Macht, die sich durch die ganze Welt zu verbreiten schien; seine Züge belebten sich, sein großes graues Auge blitzte, seine Nasenlöcher wurden weit, und sein männliches Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von kühner und stolzer Energie an.

Mit erhabenem Haupte, verächtlichem Zuge um den Mund näherte er sich der Erdkugel und legte seine kräftige Hand auf den Pol.

Bei dieser kräftigen Haltung, dieser gebieterischen besitzgierigen Bewegung hätte man sagen mögen, daß dieser Mann gewiß zu sein glaubte, den Globus zu beherrschen, den er mit ganz aufgerichtetem hohen Körper betrachtete und auf den er mit so stolzer, verwegner, souverainer Miene die Hand legte.

Da lächelte er nicht.

Seine breite Stirn faltete sich furchtbar, sein Blick war drohend; ein Künstler, der den Dämon der Arglist und des Stolzes, den höllischen Genius einer unersättlichen Herrschsucht hätte malen wollen, konnte kein erschreckenderes Modell wählen.

Als Rodin wieder eintrat, hatte das Gesicht seines Herrn wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck angenommen.

— Es war der Briefträger, — sagte Rodin, die Briefe zeigend, welche er in der Hand hielt, — es ist Nichts aus Dunkirchen.

— Nichts!! ... — rief sein Herr aus und sein Gesicht contrastirte seltsam mit dem stolzen unerbittlichen Ausdrucke, welchen sein Gesicht vorhin gehabt hatte.

— Nichts!!... Keine Nachricht von meiner Mutter! — sagte er, — noch sechsunddreißig Stunden der Unruhe.

— Mir scheint, wenn die Frau Fürstin schlechte Nachrichten zu geben gehabt hätte, würde sie geschrieben haben; wahrscheinlich geht es mit der Besserung fort...

— Gewiß haben Sie Recht, Robin, aber das thut Nichts... ich bin doch nicht ruhig... Wenn ich morgen nicht ganz zufriedenstellende Nachrichten habe, so reise ich nach dem Gute der Fürstin ab... Warum muß auch gerade meine Mutter den Herbst in dieser Gegend haben zubringen wollen? Ich fürchte, daß die Umgebungen von Dünkirchen ihr nicht zuträglich sind...

Nach einer Pause fügte er, stets auf und abgehend, hinzu:

— Nun, lassen Sie diese Briefe sehen... wo sind sie?

Nachdem Robin den Poststempel geprüft, antwortete er:

— Von den vieren haben drei Bezug auf die große und wichtige Angelegenheit mit den Medaillen....

— Gott sei gelobt... wenn diese Nachrichten günstig sind, — rief Robin's Herr mit äußerster Besorgniß aus, was bewies, wie ungeheure Wichtigkeit er auf die Sache lege.

— Der eine ist aus Charlestown und bezieht sich ohne Zweifel auf Gabriel, den Missionär, — antwortete Robin, — der andere aus Batavia betrifft wahrscheinlich den Indier Djalma... Dieser hier ist aus Leipzig... Gewiß bestätigt er den gestrigen, in welchem der Thierbändiger, genannt Morok, anzeigt, daß er nach den empfangenen Befehlen und ohne daß man ihn deshalb anklagen könne, die Töchter des General Simon verhindert habe, ihre Reise fortzusetzen.

Bei dem Namen des General Simon zog eine Wolke über das Gesicht von Robin's Herrn.

Sechzehntes Kapitel.

Die Häupter der Provinzcorrespondenten mit dem in Paris; sie sind auch zugleich in directer Verbindung mit dem General, der zu Rom residirt. Die Correspondenz der Jesuiten, welche so thätig, mannigfaltig und auf so wunderbare Weise organisirt ist, hat den Zweck, den Häuptern alle Nachweise zu verschaffen, welche sie nöthig haben könnten: jeden Tag bekommt der General eine Menge von Berichten, welche sich gegenseitig controliren. In dem Centralhause zu Rom existiren ungeheure Register, in welchen die Namen aller Jesuiten, ihrer Genossen und aller Leute von Bedeutung, befreundeter oder feindlicher, mit denen sie zu thun haben, verzeichnet sind. In diesen Registern sind ohne Uebertreibung, Haß und Leidenschaft bis auf das Leben eines jeden Individuums bezüglichen Facta berichtet. Es ist das die riesigste biographische Sammlung, welche jemals veranstaltet worden ist. Das Betragen einer leichtfertigen Frau, die geheimen Sünden eines Staatsmannes werden in diesem Buche mit kalter Unparteilichkeit erzählt. Da diese Biographien zum Zwecke der Benutzung redigirt sind, so sind sie nothwendiger Weise genau. Wenn man auf ein Individuum einzuwirken hat, läßt man das Buch und kennt dann auf der Stelle sein Leben, seinen Charakter, seine Eigenschaften, seine Fehler, seine Pläne, seine Familie, Freunde und geheimsten Verbindungen. Denken Sie sich den überlegenen Einfluß, welchen dieses ungeheure Personenregister, das die ganze Welt in sich begreift, einer Gesellschaft geben muß. Ich spreche nicht nur so obenhin von diesen Registern: ich habe dies Factum von Jemandem, der dieses Repertorium gesehen hat und die Jesuiten vollkommen kennt. Es ist viel Stoff zum Nachdenken darin für Familien, welche Mitgliedern einer Gemeinschaft, in der das Studium der Biographie so gefährlich ausgebeutet wird, zu leicht Zutritt in ihre Häuslichkeit gewähren.

(Libri, membre de l'Institut, Lettres sur le Clergé.)

Die Befehle.

Nachdem er nun die unwillkürliche Aufregung überwunden, welche ihm der Name und die Erinnerung an den General Simon verursacht, sagte der Herr Robin's zu diesem:

— Oeffnen Sie noch nicht diese Briefe aus Leipzig, Charlestown und Batavia, die Nachricht, welche sie ohne Zweifel enthalten, werden sich gleich von selbst classificiren. Das erspart uns eine doppelte Verwendung von Zeit.

Der Secretär sah seinen Herrn mit fragender Miene an.

Der Andere fuhr fort:

— Haben Sie die Notiz über die Medaillenangelegenheit fertig?

— Hier ist sie... ich hörte eben auf, sie in Chiffern umzuschreiben.

— Lesen Sie mir sie vor, und nach der Ordnung der Thatsachen werden Sie dann die neuen Nachrichten einschalten, welche diese drei Briefe enthalten müssen.

— Allerdings, — antwortete Robin, — diese Nachrichten finden dann gleich ihre Stelle.

— Ich will sehen, — versetzte der Andere, — ob diese Notiz klar und aufklärend genug ist, denn Sie werden daran gedacht haben, daß die Person, für welche sie bestimmt ist, nicht Alles wissen soll.

— Ich habe daran gedacht und sie in diesem Sinne redigirt...

— Lesen Sie!

Robin las das Folgende sehr nachdrücklich und langsam:

„— Vor hundert funfzig Jahren verbannte sich eine französische protestantische Familie freiwillig, in Voraussicht des bevorstehenden Widerrufs des Edicts von Nantes und in der Absicht, sich den strengen und gerechten Urtheilen zu entziehen, welche schon gegen die Reformirten, die unzähmbaren Feinde unserer heiligen Religion, gefällt waren.

„Von den Mitgliedern dieser Familie flüchteten die Einen anfangs nach Holland, dann in die holländischen Colonien, Andere nach Polen, nach Deutschland, Andere wieder nach England und Amerika.

„Man glaubt zu wissen, daß von dieser Familie, welche seltsamen Glückswechseln unterworfen gewesen ist, heute nur noch sieben Descendenten übrig sind, und diese Repräsentanten stehen beinahe auf allen verschiedenen Stufen der Gesellschaft, vom Souverain bis zum Handwerker.

„Diese directen oder indirecten Descendenten sind:

„Mütterliche Linie:

„Die Demoiselles Rose und Blanche Simon; minorenn. (Der General Simon hat in Warschau eine Descendentin der besagten Familie geheirathet.)

„Der François Hardy, Manufakturist in Plessis bei Paris.

„Der Prinz Djalma, Sohn Kadja-Sing's, König von Mondi. (Kadja-Sing hat 1802 einen Sprößling der besagten Familie, damals in Batavia [Insel Java] ansässig, geheirathet.)

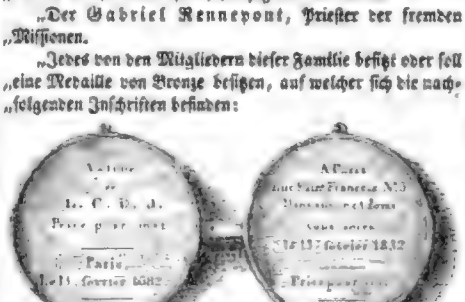
„Väterliche Linie:

„Der Jacques Rennepont — genannt Couche-tout-nud — und Handwerker.

„Die Demoiselle Adrienne von Cardoville, Tochter des Grafen Rennepont, Herzog von Cardoville.

„Der Gabriel Rennepont, Priester der fremden Missionen.

„Jedes von den Mitgliedern dieser Familie besitzt oder soll eine Medaille von Bronze besitzen, auf welcher sich die nachfolgenden Inschriften befinden:



„Diese Worte und die Daten deuten darauf hin, daß es für Jeden von ihnen vom höchsten Interesse ist, sich am 13. Februar 1832 in Paris zu befinden und zwar nicht durch Stellvertreter oder Bevollmächtigte, sondern in Person, mögen sie nun majorenn oder minorenn, verheirathet oder unverheirathet sein.

„Aber andere Personen haben ein unendliches Interesse dabei, daß keiner von den Descendenten dieser Familie am 13. Februar sich in Paris befinde... ausgenommen Gabriel Rennepont, Priester der fremden Missionen.

„Daher muß um jeden Preis Gabriel der Einzige sein, der sich zu dem vor hundert und funfzig Jahren den Repräsentanten dieser Familie gegebenen Rendezvous einstellt.

„Um die sechs anderen Personen daran zu hindern, daß sie an dem bestimmten Tage in Paris sind oder dahin kommen, oder ihre Gegenwart unschädlich zu machen, hat man schon Vieles unternommen, aber es bleibt noch viel zu unternehmen, um dieser Angelegenheit einen guten Erfolg zu sichern, da man die Sache für die wichtigste Lebensfrage der Zeitepoche hält, der wahrscheinlichen Resultate wegen..."

— Das ist nur zu wahr, — sagte Robin's Herr, ihn unterbrechend und schüttelte nachdenklich den Kopf, — fügen Sie außerdem hinzu: — daß die Folgen des Gelingens unberechenbar sind und man die des Mißlingens nicht vorauszusehen wagt... Mit einem Worte, daß es sich während einiger Jahre dabei fast um Sein und Nichtsein handelt. Deshalb muß man, um zum Zwecke zu gelangen, alle möglichen Mittel anwenden, vor Nichts zurückschrecken, aber immer mit geschickter Vermeidung des Scheins.

— Hier steht es — sagte Robin, nachdem er die Worte noch hinzugefügt, welche sein Herr ihm dictirt hatte.

— Fahren Sie fort...

Robin fuhr fort:

„— Um das Gelingen der fraglichen Angelegenheit zu erleichtern oder zu sichern, ist es nothwendig, einige specielle und geheime Einzelheiten mitzutheilen über die sieben Personen, welche die Familie repräsentiren.

„Für die Wahrheit dieser Einzelheiten kann gebürgt werden; im Nothfalle wird man sie noch auf die in's Peinlichste gehende Weise vervollständigen, denn da widersprechende Berichte eingegangen sind, besitzt man sehr ausgedehnte Actenstücke darüber. Dabei wird man nach der Reihe der Personen verfahren und dies die bis zu dem heutigen Tage existirenden Thatsachen berichten.

(Notiz Nr. 1.)

„Die Demoiselles Rose und Blanche Simon, Zwillingsschwestern.

„Ungefähr funfzehn Jahr alt. — Reizende Gesichter — sie ähneln sich so sehr, daß man sie verwechseln kann — sanfter und schüchterner, aber der Exaltation fähiger Charakter, — in Sibirien durch eine geistesstarke, deistische Mutter erzogen. — Sie sind in vollkommener Unwissenheit über Alles, was unsere heilige Religion betrifft.

„— Der General Simon, der vor ihrer Geburt von der Mutter getrennt wurde, weiß noch zu dieser Stunde nicht, daß er zwei Töchter hat.

„Man hatte geglaubt, verheirathen zu können, daß sie am 13. Februar sich in Paris einfänden, indem man ihre Mutter nach einem entfernteren Verbannungsorte sandte, als ihr anfangs angewiesen war, — aber da ihre Mutter starb, glaubte der General-Gouverneur von Sibirien, der uns übrigens ganz ergeben ist, vermöge eines beklagenswerthen Irrthums, die Maßregel erstrecke sich blos persönlich auf die Frau des General Simon und erlaubte unglücklicherweise den beiden jungen Mädchen, nach Frankreich unter der Leitung eines alten Soldaten zurückzukehren.

„Dieser unternehmende, entschlossene Mann ist als sehr gefährlich notirt.

„Die Fräulein Simon sind ungefährlich. — Man hat Grund zu hoffen, daß sie jetzt in der Nähe von Leipzig zurückgehalten werden."

Der Herr Robin's unterbrach ihn und sagte:

— Lesen Sie jetzt den Brief aus Leipzig, der eben angekommen, Sie können dann danach den Bericht vervollständigen.

Robin las und rief aus:

— Vortreffliche Neuigkeit; den beiden jungen Mädchen und ihrem Führer war es gelungen, während der Nacht aus dem Wirthshause des weißen Falken zu entweichen, aber alle drei sind wieder eingeholt und eine Stunde von Möckern ergriffen worden; man hat sie nach Leipzig transportirt, wo sie als Vagabunden eingesteckt worden sind; außerdem ist der Soldat, der ihnen als Führer diente, des Aufruhrs, der Thätlichkeiten und Einsperrung eines Beamten angeklagt und überführt worden.

— Es ist also beinahe gewiß, wenn man die Langsamkeit des deutschen Verfahrens bedenkt (und man wird sonst schon noch dazu wirken), daß die jungen Mädchen nicht am 13. Februar hier sein können, — sagte Robin's Herr. — Fügen Sie diese letzte Thatsache durch eine Anmerkung noch zu der Notiz.

Der Secretär gehorchte, schrieb einen Auszug von Morok's Briefe als Anmerkung hinzu und sagte:

— Es ist geschehen.

— Fahren Sie fort, sagte sein Herr.

Robin las weiter:

(Notiz Nr. 2.)

„Herr François Hardy, Manufakturist in Plessis bei Paris.

„Vierzig Jahre. — Ein fester — reicher — intelligenter, thätiger — rechtschaffener — unterrichteter Mann — vergöttert von seinen Arbeitern wegen der zahllosen Verbesserungen zu Gunsten ihres Wohlbefindens; — erfüllt niemals die Pflichten unserer heiligen Religion, — als sehr gefährlicher Mensch notirt; — aber der Haß und Neid, den er anderen Industriellen einflößt, besonders dem Herrn Baron Tripeaud, seinem Concurrenten, kann sehr leicht gegen ihn in Anwendung gebracht werden. — Wenn es noch anderer Mittel bedarf, gegen ihn zu wirken, wird man seine Personalacten zu Rathe ziehen; dieselben sind sehr voluminös; — seit langer Zeit ist dieser Mann angemerkt und überwacht.

„Man hat ihn so geschickt in Bezug auf die Angelegenheit mit der Medaille hintergangen, daß er bis jetzt sich ganz und

„gar über die Wichtigkeit der Interessen, welche sie in sich fahrt, „täuscht; übrigens wird er unaufhörlich, selbst ohne sein Wis„sen, bezorcht, umgeben und beherrscht; — einer seiner besten „Freunde verräth ihn, und man erfährt von diesem seine ge„heimsten Gedanken."

(Notiz Nr. 3.)

„Der Prinz Djalma.

„Achtzehn Jahre. — Energischer und edelmüthiger Cha„rakter, — stolzer, unabhängiger und wilder Geist — Lieb„ling des General Simon, welcher den Oberbefehl der Trup„pen seines Vaters Radja-Sing in dem Kampfe übernom„men hat, den dieser in Indien gegen die Engländer unter„hält. — Djalma's Geschicht nur der Erinnerung halber Er„wähnung, denn seine Mutter ist noch jung, zu Lebzeiten ihrer „Aeltern, gestorben, die in Batavia geblieben waren. — Da „diese nun auch gestorben sind und ihre bescheidene Hinterlas„senschaft weder von Djalma, noch von dem Könige, seinem „Vater, reclamirt worden ist, so hat man die Gewißheit, daß „sie alle Beide nicht wissen, welche Wichtigkeit sich an den Be„sitz der Medaille knüpft, die einen Theil der Erbschaft von „Djalma's Mutter ausmacht."

Der Herr Rodin's unterbrach ihn und sagte:

— Lesen Sie jetzt den Brief aus Batavia, um den Bericht über Djalma zu vervollständigen.

Rodin las und sagte dann:

— Abermals eine gute Nachricht ... Herr Josua Van Dael, Kaufmann in Batavia (er ist in unserem Hause zu Pondichery erzogen), hat durch seinen Correspondenten in Calcutta erfahren, daß der alte indische König in der letzten Schlacht, welche er den Engländern geliefert hat, gestorben ist. Sein Sohn Djalma ist des väterlichen Thrones entsetzt und provisorisch auf eine indische Festung als Staatsgefangener geschickt worden.

— Wir sind zu Ende October, — sagte Rodin's Herr, — nehmen wir auch an, daß der Prinz Djalma in Freiheit gesetzt würde und jetzt Indien verlassen könnte, so würde er doch kaum zum Monat Februar in Paris eintreffen können ...

— Herr Josua, — sagte Rodin, — bedauert, bei dieser Gelegenheit nicht seinen Eifer bewiesen gekonnt zu haben; wenn gegen alle Wahrscheinlichkeit der Prinz Djalma freigelassen würde oder es ihm gelänge, zu entweichen, so würde er doch gewiß nach Batavia gehen, um die mütterliche Erbschaft zu reclamiren, da ihm Nichts auf der Welt mehr bleibt. Man könnte in diesem Falle auf die Ergebenheit des Herrn Josua Van Dael rechnen ... Er verlangt dagegen mit dem nächsten Courier sehr bestimmte Nachrichten über das Vermögen des Barons Tripeaud, Manufakturist und Banquier, mit dem er in Geschäftsverbindung steht.

— In Bezug darauf antworten Sie ihm ausweichend, da Herr Josua bisher nur Eifer bewiesen hat ... Vervollständigen Sie den Bericht über Djalma durch diese neuen Nachweisungen ...

Rodin schrieb.

Nach einigen Secunden sagte sein Herr mit sonderbarem Ausdrucke zu ihm:

— Herr Josua spricht nicht vom General Simon bei Gelegenheit des Todes des Vaters von Djalma und der Verhaftung dieses Letzteren.

— Herr Josua sagt kein Wort von ihm — antwortete der Secretär, seine Arbeit fortsetzend.

Der Andere schwieg stille und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Nach einigen Augenblicken sagte Rodin zu ihm:

Es ist niedergeschrieben ...

Fahren Sie fort.

(Notiz Nr. 4.)

„Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-nud.

„— Arbeiter in der Fabrik des Baron Tripeaud, des „Concurrenten des Herrn François Hardy. — Dieser Hand„werker ist Trunkenbold — faul — Raufer und Verschwen„der — es fehlt ihm nicht an Verstand, aber die Faulheit und „Ausschweifung haben ihn ganz verderbt. — Ein sehr geschick„ter Geschäftsmann, auf den man rechnet, hat sich mit einem „Mädchen, Cephyse Sotweau, genannt Reine-Bacchanal, in „Beziehung gesetzt, welche die Maitresse des Arbeiters ist. „Durch ihre Vermittelung hat der Agent einige Verbindun„gen mit ihm angeknüpft, und man kann ihn von jetzt an als „dem Interesse ganz fremd betrachten, das seine Anwesenheit „in Paris am 13. Februar erheischt."

(Notiz Nr. 5.)

„Gabriel Rennepont, Priester der fremden Missionen.

„Entfernter Verwandter des Vorhergehenden, aber er „kennt die Existenz dieses Verwandten so wenig als die Ver„wandtschaft selbst. — Als verlassene Waise ist er von Fran„çoise Baudoin, der Frau eines Soldaten mit dem Beinamen „Dagobert, angenommen worden.

„— Wenn wider alle Erwartung dieser Soldat nach Pa„ris kommen sollte, so hätte man in seiner Frau immer ein „wichtiges Werkzeug, auf ihn einzuwirken. — Dieselbe ist ein „vortreffliches Geschöpf, unwissend und leichtgläubig, von „exemplarischer Frömmigkeit, und man übt seit langer Zeit „einen unbeschränkten Einfluß und unbegrenztes Ansehen über „sie aus. — Durch sie hat man auch Gabriel vermocht, in den „Orden zu treten, trotz des Widerstrebens, das er empfand.

„— Gabriel ist fünfundzwanzig Jahr, — sein Charakter „ist engelsanft wie sein Gesicht, — seltene und tiefbegründete „Tugenden; — unglücklicherweise ist er mit seinem Adoptiv„bruder Agricol, dem Sohne Dagobert's, erzogen. — Dieser „Agricol ist Poet und Arbeiter, ein vortrefflicher Arbeiter übri„gens; er ist im Geschäft bei François Hardy, — hat die ab„scheulichsten Doctrinen eingesogen; — vergöttert seine Mutter, „— ehrlich, — arbeitsam, — aber ohne religiöses Gefühl. — „Als sehr gefährlich notirt, — deshalb war sein Umgang „so sehr für Gabriel zu fürchten.

„Dieser giebt trotz seiner Vortrefflichkeiten doch stets Anlaß „zu einiger Besorgniß. — Man hat es sogar für nöthig gehal„ten, eine vollständige Verständigung mit ihm noch hinauszu„schieben; ein falscher Schritt könnte aus ihm auch einen der „gefährlichsten Menschen machen; — er ist daher äußerst zu „schonen, wenigstens bis zum 13. Februar, weil, wie gesagt, „auf ihm, auf seiner Anwesenheit in Paris am „13. Februar unendliche Hoffnungen und nicht minder un„geheure Vortheile beruhen.

„In Folge der Schonung, welche man bisher gegen ihn „beobachtete, hat man darein willigen müssen, daß er an der „Mission in Amerika Theil nehmen könne, denn er verbindet „mit englischer Sanftmuth ruhige Unerschrockenheit und aben„teuerlichen Geist, den man war befriedigen konnte, indem man „ihm erlaubte, das gefahrvolle Leben der Missionäre mitzuma„chen. — Glücklicher Weise hat man den Oberen in Charlestown „die strengsten Befehle gegeben, ein so kostbares Leben niemals „der Gefahr auszusetzen. — Sie sollen ihn mindestens einen „oder zwei Monate vor dem 13. Februar nach Paris zurück„schicken ..."

Der Herr Rodin's unterbrach diesen auf's Neue, und sagte:

— Lesen Sie den Brief aus Charlestown; sehen Sie, was man Ihnen meldet, damit Sie auch diese Nachweisung vervollständigen können.

Nachdem er gelesen hatte, antwortete Rodin:

— Gabriel wird von einem Tage zum andern aus den Felsgebirgen erwartet, wohin er durchaus allein auf Mission habe gehen wollen ...

— Welche Unbesonnenheit!

— Gewiß hat er keine Gefahr gelaufen, da er selber seine Zurückkunft nach Charlestown ankündigt ... Gleich nach seiner Ankunft, die nicht über die Mitte dieses Monats hinaus sich verzögern kann, wird man ihn sofort nach Frankreich abreisen lassen.

— Fügen Sie dies der ihn betreffenden Notiz hinzu, — sagte Rodin's Herr.

— Es ist geschehen! — antwortete dieser nach wenigen Augenblicken.

Fahren Sie fort, — sagte sein Herr zu ihm.

Rodin las weiter:

(Notiz Nr. 6.)

„Mademoiselle Adrienne Rennepont von Cardoville.

„— Entfernte Verwandte (und dieser Verwandtschaft unkundig) von Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-nud, „und Gabriel Rennepont, Priester der fremden Missionen. — „Sie ist bald einundzwanzig Jahr — die reizendste Physiogno„mie von der Welt — eine seltene Schönheit, obwohl ein wenig „röthlich — durch Originalität höchst bemerkenswerther Geist „— sehr großes Vermögen — alle sämtlichen Instincte. — Man „erschrickt über die Zukunft dieser jungen Person, wenn man an „die unglaubliche Verwegenheit ihres Charakters denkt. — „Glücklicher Weise ist ihr Nebenvormund, der Baron Tripeaud „(Baron seit 1829 und ehemaliger Geschäftsführer des ver„storbenen Grafen Rennepont, Herzog von Cardoville), ganz „im Interesse und beinahe in Abhängigkeit von der Tante des „Fräuleins von Cardoville. — Man rechnet mit gutem Grunde „auf diese würdige und achtungswerthe Dame und auf Herrn „Tripeaud, um die seltsamen, unerhörten Pläne zu bekämpfen „und zu besiegen, welche diese junge, so entschlossene als unab„hängige Person auszuführen nicht fürchtet ... und die man „unglücklicher Weise im Interesse der fraglichen Angelegenheit „nicht mit Vortheil ausbeuten kann, denn ...

Rodin konnte nicht vollenden; ein zweimaliges bescheidenes Klopfen an der Thür unterbrach ihn.

Der Secretär stand auf, sah nach, wer klopfte, blieb einen Augenblick draußen und kam dann mit zwei Briefen in der Hand wieder herein.

— Die Frau Fürstin, — sagte er, — hat den Abgang einer Staffette benutzt, um ...

— Geben Sie den Brief der Fürstin! — rief Rodin's Herr, ohne diesen aussprechen zu lassen.

— Endlich werde ich Nachrichten von meiner Mutter haben!! — fügte er hinzu.

Kaum hatte er einige Zeilen dieses Briefes gelesen, so erblaßte er; seine Züge drückten ein hohes und schmerzliches Erstaunen, einen bitteren Kummer aus.

— Meine Mutter! — rief er aus. — O, mein Gott, meine Mutter!

— Sollte ein Unglück geschehen sein? — fragte Rodin mit beunruhigter Miene und stand bei den Ausrufungen seines Herrn auf.

— Ihre Genesung war trügerisch, — antwortete dieser niedergeschlagen, — sie ist jetzt wieder in einen fast verzweifelten Zustand zurückgefallen; indeß denkt der Arzt, daß meine Anwesenheit sie vielleicht noch retten kann, denn sie ruft unaufhörlich nach mir, sie will mich noch ein letztes Mal sehen, um in Frieden zu sterben ... O dieser Wunsch ist heilig ... Wollte ich nicht kommen, wäre es Muttermord ... mein Gott, wenn ich nur noch zur rechten Zeit da bin ... Von hier nach dem Landgute der Fürstin brauche ich beinahe zwei Tage, wenn ich auch Tag und Nacht reise.

— O mein Gott! ... welches Unglück! — sagte Rodin die Hände faltend und richtete die Augen gen Himmel.

Sein Herr klingelte heftig und sagte zu einem bejahrten Bedienten, der die Thür öffnete:

— Werfen Sie augenblicklich in den Koffer meines Reisewagens, was unentbehrlich ist. Der Portier soll ein Cabriolet nehmen und in aller Eile Postpferde bestellen ... In einer Stunde muß ich abgereist sein.

Der Domestik ging schnell hinaus.

— Meine Mutter ... meine Mutter ... sie nicht wiedersehen? ... O, das wäre fürchterlich! rief er aus, sank außer sich in einen Sessel und verbarg sein Gesicht mit den Händen.

Dieser große Schmerz war aufrichtig; dieser Mann liebte seine Mutter auf's Zärtlichste; dieses göttliche Gefühl hatte bis dahin sich rein und ungetrübt durch alle Phasen seines ... oft sehr schuldigen ... Lebens erhalten ...

Nach einigen Minuten erlaubte sich Rodin, den zweiten Brief zeigend, zu seinem Herrn zu sagen:

— Man hat auch diesen Brief hier von Herrn Duplessis gebracht: er ist sehr wichtig ... sehr eilig ...

— Sehen Sie, was es ist und antworten Sie ... Ich habe meinen Kopf nicht bei mir ...

— Der Brief ist vertraulich ... — sagte Rodin, ihn seinem Herrn darreichend, — ich kann ihn nicht öffnen ... wie Sie an dem Zeichen auf dem Umschlage sehen ...

Beim Anblicke dieses Zeichens nahmen die Züge von Rodin's Herrn einen unbeschreiblichen Ausdruck von Furcht und Respect an; mit zitternder Hand brach er das Siegel.

Das Billet enthielt blos die Worte:

„Jedes Geschäft muß liegen bleiben ... reisen Sie, ohne eine Minute zu verlieren ab ... und kommen Sie ... Herr Duplessis wird Sie ersetzen; er hat Befehl dazu.

— Großer Gott, — rief der Mann verzweiflungsvoll. — Abreisen, ohne meine Mutter zu sehen ... das ist schrecklich ... unmöglich ... das heißt sie vielleicht tödten ... ja ... es wäre ein Muttermord! ...

Als er diese Worte sagte, ruhte sein Blick zufällig auf dem großen Globus, der mit kleinen rothen Kreuzen bezeichnet war ...

Bei diesem Anblicke ging plötzlich eine Umstimmung in ihm vor; er schien sich die Heftigkeit seines Schmerzes vorzuwerfen; nach und nach nahm sein, obgleich noch immer trauriges Gesicht einen ruhigen, ernsten Ausdruck an.

Er gab den verhängnißvollen Brief dem Secretär und sagte, einen Seufzer unterdrückend, zu ihm:

— Mit Nummer zu bezeichnen und zu classificiren.

Rodin nahm den Brief, schrieb eine Zahl darauf und legte ihn in einen besonderen Kasten.

— Sie werden Ihre Befehle von Herrn Duplessis bekommen und mit ihm arbeiten. Stellen Sie ihm die Note über die Medaillenangelegenheit zu; er weiß, an wen er sie zu schicken hat. Antworten Sie nach Batavia; Leipzig und Charlestown in dem Sinne, wie ich Ihnen gesagt habe. Um jeden Preis verhindern, daß die jungen Töchter des General Simon Leipzig verlassen; die Ankunft Gabriel's in Paris beeilen, und in dem wenig wahrscheinlichen Falle, daß Djalma nach Batavia kommen sollte, Herrn Josua von Dael sagen, daß man auf seinen Eifer und Gehorsam rechnet, ihn zurückzuhalten.

Und dieser Mensch, welcher in dem Augenblicke, wo seine sterbende Mutter ihn vergeblich rief, eine solche Kaltblütigkeit bewahren konnte, ging in sein Cabinet.

Rodin beschäftigte sich mit den Antworten, welche ihm anbefohlen waren, und schrieb sie in Chiffern um.

Nach drei Viertelstunden hörte man die Schellen der Postpferde klingeln.

Der alte Diener trat ein, nachdem er bescheiden geklopft.

— Der Wagen ist angespannt, — sagte er.

Rodin machte ein Zeichen mit dem Kopfe und der Bediente ging.

Nun klopfte der Secretär seinerseits an die Thür des Cabinets seines Herrn.

Dieser kam, noch immer ernst und kalt, aber entsetzlich blaß heraus; er hielt einen Brief in der Hand.

— An meine Mutter ... — sagte er zu Rodin, — Sie werden augenblicklich einen Courier absenden.

— Augenblicklich! ... — antwortete der Secretär.

— Die drei Briefe nach Leipzig, Batavia und Charlestown gehen heute noch auf dem gewöhnlichen Wege ab; die Sache ist von der äußersten Wichtigkeit. Sie wissen es.

Das waren die letzten Worte des Mannes.

Mit unbarmherzigem Gehorsam unbarmherzige Befehle vollziehend reiste er in der That ab, ohne seine Mutter wiederzusehen.

Sein Secretär begleitete ihn ehrfurchtsvoll an den Wagen.

— Welche Straße, mein Herr? — fragte der Postillon sich auf dem Sattel herumdrehend.

— Straße nach Italien! ... — antwortete Rodin's Herr, ohne indeß einen so schmerzlichen Seufzer zurückhalten zu können, daß er wie ein Schluchzen klang.

. . . . . .

Als der Wagen mit den Pferden im Galopp fortging, grüßte Rodin tief, darauf kehrte er nach dem kahlen, kalten Zimmer zurück.

Die Haltung, Physiognomie und der Gang dieses Menschen schien sich plötzlich zu ändern.

Er schien größer geworden, er war nicht mehr ein Automat, den ein unterwürfiger Gehorsam in mechanische Bewegung setzte; seine bis dahin gleichgültigen Züge, sein fortwährend niedergeschlagener Blick belebte sich plötzlich und verrieth eine teuflische Arglist; ein sardonisches Lächeln verzog seine schmalen bleichen Lippen, eine unheimliche Zufriedenheit entfurchte dies Leichengesicht.

Auch er stand vor der großen Erdkugel still.

Auch er betrachtete sie schweigend, wie sie sein Herr betrachtet hatte ...

Dann bog er sich über den Globus hin und umschlang ihn so zu sagen mit seinen beiden Armen ... Nachdem er ihn einige Augenblicke mit seinen Schlangenaugen angestarrt, fuhr er mit seinem knochigen Finger über die polirte Oberfläche des Globus hin, und klopfte mit seinem schmutzigen, breiten Nagel auf drei von den Orten, wo man kleine rothe Kreuze sah.

Wie er so eine von den in verschiedenen Gegenden gelegenen Städten bezeichnete, nannte er sie mit unheimlichem Spotte laut:

Leipzig ...

Charlestown ...

Batavia ...

Dann fügte er hinzu:

— In jeder von diesen drei Städten, die von einander so entfernt sind, existiren Personen, welche nicht ahnen, daß von hier, von dieser kleinen Straße aus, in diesem Zimmer, man mit den Blicken über sie wacht ... daß man allen ihren Bewegungen folgt, alle ihre Handlungen kennt ... und daß von hier aus neue Instructionen abgehen, welche sie betreffen und die ohne Erbarmen ausgeführt werden ... denn es handelt sich um ein Interesse, das eine mächtige Wirkung auf Europa, auf die ganze Welt haben kann. Aber glücklicher Weise haben wir Freunde in Leipzig, Batavia und Charlestown.

Dieser kleine, alte, schmutzige, schlecht gekleidete Mann mit der bleichen Todtenmaske, der sich eben so zu sagen über den Erdball gehängt hatte, schien noch schrecklicher als sein Herr ... als dieser aufrecht und stolz gebieterisch seine Hand auf diese Welt gelegt hatte, welche er durch Stolz und Kühnheit zu unterjochen, zu erobern geschienen.

Der Eine glich dem Adler, der über seiner Beute schwebt ... der Andere der Schlange, welche ihr Opfer mit unabwehrbaren Windungen umschlingt ...

Nach einigen Augenblicken näherte sich Rodin seinem Schreibtische, rieb sich lebhaft die Hände und schrieb mit einer seinem Herrn unbekannten Chiffer den folgenden Brief:

„Paris, 9¾ Uhr Morgens.

„Er ist abgereist, aber er hat gezaudert!

„Als er den Befehl bekam, rief ihn seine „im Sterben liegende Mutter zu sich; er konnte „vielleicht, wie er sagte, durch seine Gegen„wart sie noch retten ... deshalb rief er aus: „Nicht zu meiner Mutter reisen ... das wäre „Muttermord.

„Dennoch ist er abgereist, aber er hat ge„zaudert!

„Ich überwache ihn stets ...

„Diese Zeilen werden in Rom zu gleicher „Zeit mit ihm ankommen ..."

„P. S. Sagen Sie dem Cardinal-Prinzen, „daß er auf mich rechnen kann, aber daß er da„gegen auch für mich thätig sein soll."

Nachdem er diesen Brief gefaltet und gesiegelt, steckte ihn Rodin in seine Tasche.

Es schlug zehn Uhr.

Das war die Frühstücksstunde des Herrn Rodin.

Er ordnete und legte seine Papiere in einen Schubkasten, dessen Schlüssel er mitnahm; strich mit dem Aermel seinen alten fettigen Hut, nahm einen ganz geflickten Regenschirm in die Hand und ging. *)

. . . . . .

Während diese beiden Männer in ihrem dunkelen Asyle die Schlinge bereiteten, mit welcher die sieben Abkömmlinge einer früher verbannten Familie umgarnt werden sollte ... dachte ein seltsamer, geheimnißvoller Beschützer darauf, diese Familie, welche auch die seinige war, zu schirmen.

Siebzehntes Kapitel.

Epilog. — Der Ewige Jude.

Die Gegend ist schauerlich und wild ...

Es ist ein hoher Hügel, der mit großen Stücken Sandstein bedeckt ist, aus welchem hier und dort Birken und Eichen mit schon herbstlich gelbem Blätterwerk hervorragen; diese großen Bäume heben sich auf dem rothen Schimmer ab, welchen die Sonne beim Niedergange zurückläßt und der aussieht wie der Wiederschein einer Feuersbrunst.

Von dieser Höhe senkt sich das Auge in ein tiefes, schattiges, fruchtbares Thal, das vom Abendnebel mit leichtem Dunkte überschleiert wird ... Die fetten Wiesen, die Gruppen buschiger Bäume, die der reifen Aehren beraubten Felder verschwimmen in einem düsteren, gleichförmigen Farbengemisch, das gegen die klare Bläue des Himmels absticht.

Aus diesem Thale strecken hier und da Thürme von grauem Stein oder mit Schiefer bedeckt ihre spitzen Dächer empor ... denn es liegen mehrere Dörfer von Norden nach Westen an einem langen Wege zerstreut hin.

Es ist die Stunde der Ruhe, die Stunde, wo gewöhnlich die Scheiben jeder Hütte flimmern vom lustigen Geflacker des ländlichen Herdes und weit hin durch die Dunkelheit und das Gezweige leuchten, während der Rauch aus den Schornsteinen wirbelnd langsam sich zum Himmel erhebt.

Und doch wie seltsam, man möchte meinen, daß alle Herde in diesem Lande verloschen sind.

Und noch seltsamer, von allen Thürmen läuten die Todtenglocken ...

Alles Leben, alle Bewegung, alle Thätigkeit scheint sich in diesen düsteren, weithin tönenden Schwingungen zu concentriren.

Aber sieh, jetzt beginnen in eben diesen noch dunklen Dörfern Lichter aufzutauchen ...

Aber dieser Schimmer wird nicht durch das lebhafte lustige Flackern des ländlichen Herdes hervorgebracht ... Er ist röthlich wie der Schein von Hirtenfeuern, die man Abends durch den Nebel hindurch gewahr wird ...

Und dann bleiben diese Lichter nicht unbeweglich. Sie gehen langsam nach dem Friedhofe der einzelnen Kirchen.

Nun verstärkt sich das Todtengeläut; die Luft ertönt von den schnelleren Schlägen der Glocken und von Zeit zu Zeit klingen Sterbegesänge schwach zum Gipfel des Hügels herüber.

Woher so viele Leichenfeiern?

Welches Thal des Jammers ist dies, ... wo an der Stelle der friedlichen Gesänge, welche dem harten Tagewerke folgen ... Todtengesänge erschallen? ... wo statt der Abendruhe die ewige eingeläutet wird?

Was ist das für ein Thal des Jammers, in dem jedes Dorf so viel Todten auf einmal beweint, sie zur selben Stunde, in derselben Nacht bestattet?

Ach, die Sterblichkeit ist so groß, der Tod so schnell, so erschreckend, daß man kaum mit der Bestattung der Todten fertig werden kann ... Tagüber feilet die harte gebieterische Arbeit die Ueberlebenden an der Erde und blos des Abends, wenn sie von den Feldern zurückkommen, können sie, vor Ermüdung umsinkend, jene anderen Furchen graben, in denen ihre Brüder aneinander gereiht ruhen sollen, wie die Getreidekörner im Samenlande.

Und nicht diese Gegend allein hat so viel Jammer gesehen!

Unheilvolle Jahre hindurch haben viele Flecken, Städte, unendlich weite Länder, wie dieses Thal, ihre Herde erlöschen und verödet gesehen!

Haben, wie dieses Thal, Trauer an die Stelle der Freude treten sehen ... das Sterbegeläut an die Stelle der Festglocken ...

Haben, wie dieses Thal, viele Todten an demselben Tage beweint, und sie Nachts beerdigt beim unheimlichen Leuchten der Fackeln ...

Denn während dieser unseligen Jahre hat ein furchtbarer Reisender langsam die Erde von einem Pole zum anderen durchzogen ... von Hinter-Indien und Asien ... bis zum Eise Sibiriens ... vom Eise Sibiriens bis zum Strande des französischen Meeres.

Dieser Reisende, geheimnißvoll wie der Tod, langsam wie die Ewigkeit, unversöhnlich wie das Schicksal, furchtbar wie die Hand Gottes ... er war ...

Die Cholera!! ...

. . . . . .

Der Klang der Glocken und der Schall der Leichengesänge stieg fortwährend aus der Tiefe des Thales zu dem Gipfel des Hügels wie eine mächtige Klagestimme ...

Noch immer ließ sich durch den Abendnebel der Schein der Todtenfackeln sehen ...

Noch war es Dämmerung, die seltsame Stunde, welche den schärfsten Formen einen unbestimmten, körperlosen, phantastischen Anstrich giebt ...

Aber der steinige, schallende Boden des Berges ist von einem langsamen, gleichmäßigen und festen Schritte erklungen ... durch jene großen schwarzen Baumstämme ist ein Mann gewandelt.

Sein Wuchs war hoch, sein Haupt auf die Brust gesenkt; sein Gesicht edel, sanft und traurig. Seine miteinander zusammenhängenden Augenbrauen gingen von der einen Schläfe

*) Nachdem wir die vortrefflichen neuesten Briefe des Herrn Libri und das meisterhafte von Herrn Poulin herausgegebene Buch citirt haben, halten wir es für unsere Pflicht, auch noch die ebenso kühnen und genialen Arbeiten über die Gesellschaft Jesu zu erwähnen, die neuerdings von den Herren Duzin der Aelteren, Michelet, Ed. Quinet, Génin, Graf St. Priest veröffentlicht worden sind: Werke von hoher unparteiischer Intelligenz, in denen die unheilvollen Actenstücke dieses Ordens bewunderungswürdig entschleiert und gesichtet sind. Wir würden uns glücklich schätzen, auch neuen Stein zu dem mächtigen und hoffentlich dauerhaften Damme hinzuzufügen, welchen diese edlen und freimüthigen Geister gegen einen unreinen und noch immer trotzenden Strom erbaut haben.

E. E.

zur andern und schienen seine Stirn mit einem unheilvollen Striche zu bezeichnen . . .

Dieser Mann schien nicht das feine Gefühl zu vieler Sterblichen zu hören . . . und doch verrichte noch zwei Tage vor der Ruhe, Glück, Gesundheit, Freude in vielen Dörfern, als er sie langsam durchschritt, die er nun jammervoll und düster hinter sich ließ.

Aber dieser Aeußerste setzte seinen Weg tief in Gedanken versunken fort.

„— Der 13. Februar kommt heran, — dachte er, — sie kommen . . . die Tage, wo die Nachkommen meiner vielgefeierten Schwester, die letzten Sprößlinge unsres Geschlechts in Paris versammelt sein sollen . . .

„Ach, zum dritten Male sind es hundertfünfzig Jahre, die Verfolgung hat sie auf der ganzen Erde zerstreut, diese Parias, welcher ich von Mensch zu Mensch, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett, von Grab zu Grab, von Wiege zu Wiege, von Mutterbrust zu Mutterbrust, von Herz zu Herz, von Lippe zu Lippe, von Ohr zu Ohr, von Auge zu Auge, von Haar zu Haar, von Stirn zu Stirn, von Mund zu Mund, von Zahn zu Zahn, von Zunge zu Zunge, von Kehle zu Kehle, von Brust zu Brust, von Arm zu Arm, von Hand zu Hand, von Finger zu Finger, von Nagel zu Nagel, von Fuß zu Fuß, von Sohle zu Sohle, von Ferse zu Ferse, von Knie zu Knie, von Schenkel zu Schenkel, von Hüfte zu Hüfte, von Lende zu Lende, von Rücken zu Rücken, von Schulter zu Schulter, von Ellbogen zu Ellbogen

Beilage zur Novellen-Zeitung № 7.

Legatio dramatica in partibus infidelium.

(Schluß.)

Der Letztere hatte unterdessen von dem Lieutenant und Adjutanten des zweiten Dragonerregiments, Herrn von Probst, mehrere Jahrgänge des Kotzebue'schen Almanachs dramatischer Spiele geborgt, und nun machte man sich an das Suchen eines Stückes, das bei den geringen vorhandenen Kräften zur Aufführung sich eignete. Endlich vereinigte man sich, „Die Tochter Pharaonis" zu wählen. Da aber nur ein Buch und gar keine Rollen vorhanden waren, so setzten sich Alle um den Frühstückstisch, dessen Reste die Schreibenden wehmüthig anlächelten. Herr Weiß diktirte und Jeder schrieb nach der Reihe seine Rolle auf Briefpapier, das der gefällige Herr Corsen sofort gegen genaueste Bezahlung lieferte. Die Besetzung des Stückchens war sonderbar genug. Herr Räthling den Nunz, Herr Weiß und Schneider die beiden Studenten Tippel und Flinderbusch, das Mädchen Dem. Erck und Herr Beckmann den empfindsamen Uhrmachergesellen. Natürlich hatte Jeder die Erlaubniß, so viel Zusätze zu seiner Rolle zu machen, als ihm beliebte, was denn auch Beckmann und Schneider, der Letztere in seiner Verkleidung als Engländer, redlich thaten. — Als das Ausschreiben der Rollen beendet war, überschlich denn doch Alle ein Gefühl der Angst, wie das gehen sollte und besonders wie das Ganze aufgenommen werden würde, und Schneider machte schnell einige Verse, die als Captatio benevolentiae am Schlusse gesprochen werden und Nachsicht für das tolle Spiel erbitten sollten. Gegen 1 Uhr begann das Lernen. Allen waren die Rollen neu, nur Herr Weiß hatte in seiner Jugend einmal einen der Studenten gespielt. Der dem Mittagessen kam es indessen zu Nichts. Dieses wurde aber doch etwas eiliger abgefertigt als bisher, und nun begann ein Rollenstudium, wie es schwerlich schon jemals stattgefunden. Man denke sich nur vier Lernende, die verzweifelnd bald in den Schlafsaal, bald auf den Flur, ja bis auf Hof und Straße liefen, um nur einen Augenblick ungestört zu sein; denn das Gespräch der Nichtlernenden, der Lärm, die Fragen über das gar nicht vorhandener, auch gar nicht herbeizuschaffende Costüm und besonders das stets wiederkehrende Hauptthema, das Ausbleiben des Kaffee's, brach keinen Augenblick ab. Endlich mußte aber auch eine Probe gehalten werden, und diese nicht länger abzuweisende Nothwendigkeit begann, als der Kaffee kam, während dessen diese erste und letzte Probe stattfand. Um 5 Uhr war sie beendet und um 6 Uhr wurde das Stück gespielt. Hinsichtlich des Costüms herrschte natürlich die größte Verlegenheit. Was nur irgend aus dem geringen Vorrath der mitgenommenen Garderobe brauchbar, riß Einer dem Andern aus den Händen. Jeder suchte auf das Eindringlichste zu beweisen, daß seinem Charakter dies Halstuch, diese Weste, dieser Rock zukomme, von dem der Andere eben so unwiderleglich bewies, daß der Erfolg seiner Darstellung davon abhing. Es war der bunteste Mischmasch von Ungehörigem, der sich nur denken läßt. Was die Decoration, eine Straße und praktikable Häuser, betrefft, so war gar nicht daran zu denken, und der Regisseur mußte vor dem Anfange des Stückes vortreten, um Folgendes zu announciren:

„Ehe wir unser Spiel beginnen, scheint es nothwendig, daß man sich in der Decoration orientire. Dieses gelbe Zimmer stellt eine Straße vor, diese Seitenthür rechts das Haus eines geizigen Pfandleihers, jene links das Haus eines Uhrmachers. Diese beiden Stühle stehen vor einem Wirthshause, aus welchem die beiden Studenten Tippel und Flinderbusch kommen."

Diese mit ungemeinem Ernst und großer Befangenheit gesprochene Annonce wurde natürlich mit schallendem Gelächter aufgenommen und der König wiederholte jedesmal laut: So, also das ist eine Straße, das ist ein Haus! Nun gut, daß man das weiß u. s. w. u. s. w. Jetzt ging das Stück an. Die jugendliche Lustigkeit von Weiß und Schneider bei innerer Herzensangst war fürchterlich, und Beckmann, als sentimentaler Uhrmachergeselle, der in Ausdrücken der zartesten Liebe und tiefsten Betrübniß sich erging, unwiderstehlich komisch. Wohlweislich hatte er sich den eigentlichen Effect für den Abgang aufgespart und auf sein Zettelchen geschrieben: „Franco per Fußboten-Post!" so daß nach all' den Thränen und dem Jammer des abschiednehmenden Uhrmachergesellen beim Umdrehen erst die rechte Wirkung erreicht wurde. Was sonst in diesem Stücke gesprochen worden ist, darüber auch nur mit einiger Genauigkeit zu berichten, dürfte schwer sein. Genug, es ging eben zu Ende, und, merkwürdig genug, mit einer Kraft und einem Zusammenspiel, als ob man vier Wochen Zeit zum Einstudiren gehabt. Auf Befehl Sr. Majestät wurde nun die komische Scene „Der Komödienzettel" zwischen Räthling und Schneider wiederholt, diesmal aber ausgelassen, was in der ersten Probe zu lang gefunden worden war. Zum Schluß dieser ergötzlichen Soirée erklärte Beckmann den drei engagirten berliner Straßenjungen die Bilder seines Guckkastens, von denen einige eine schlagende Wirkung machten, um so mehr, als dergleichen wohl schwerlich je in solchen Kreisen vorgetragen worden war. Namentlich blieb das: „Ein herrlicher Anblick!" der stehende Witz für Schwedt und noch lange Jahre nachher für Berlin.

Mit dem Fallen des Vorhanges fiel den sämmtlichen Schauspielern auch ein schwerer Stein vom Herzen. Die erste extemporirte Komödie, denn das war sie im vollen Sinne des Wortes, war vorüber und der Beweis da, daß dergleichen überhaupt möglich sei. Schlimmer als heute konnte es eben nicht kommen, und man überließ sich daher um so lieber einer gewissen Sorglosigkeit, als man das Schlimmste hinter sich glaubte. Als nun aber gar der König selbst die kleine Bühne besuchte und sich lächelnd mit dem Geleisteten zufrieden erklärte, auch hinzufügte, man solle sich nur nicht ängstigen, da er sehr wohl wüßte, daß man nur aus Gefälligkeit für ihn sich so viele Mühe gäbe, da schwand auch die letzte Besorgniß und mit dem Chor:

„Zieht, Ihr Mimen, zieht von dannen
In die ruhigen Gedanken!"

wurde der Einzug bei dem Weinhändler Corsen gehalten, der bereits abermals 10 Flaschen Rothwein auf den Tisch gestellt hatte. Die dramatische Legation war so ausgelassen lustig, daß der Vorschlag gemacht wurde, die extemporirte Komödie wo möglich bis zum Schlafengehen fortzusetzen, wobei wahrscheinlich einige etwas starke Scenen vorgekommen sein würden; das Abendessen aber stopfte Allen den Mund, und ruhiger, als es den Anschein gehabt hatte, ging diesmal jeder Einzelne zu Bett.

Am nächsten Tage, den 6. September, hieß es wieder zuerst beim Aufstehen, nach dem Muster des Rituals bei der Krönung deutscher Kaiser: „Ist kein Dalberg da?" Ist der Kaffee da? Aber die Antwort lautete traurig und aus dem Mein des Stiefelputzers klang es wie höhnend hervor: Heute Abend wird wieder extemporirt! —

O dieses Mein! Wenn ich es vor Gericht stellen könnte, dieses Mein!

Jeden überschlich ein unheimliches Gefühl, ungefähr wie der Gewissenshß über gestern begangene Sünde, und es wurden gleich nach dem Kaffee einzelne Boteten ausgeschickt, um im Schlosse die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, welches Loos für heute der Hofschauspieler warte. Sie kamen wieder zurück, so niedergebeugt und in sich gekehrt, wie die Jünglinge einer Schnecke, und brachten die Nachricht, daß ein Courier zu Lande aus Petersburg angekommen sei, welcher Briefe der Kaiserin an den Kaiser bringe, dabei aber die bestimmte Versicherung gegeben, daß der Kaiser Petersburg zur See verlassen, seit jenem Augenblicke aber keine Nachricht über ihn eingegangen sei. Sonderbar genug wüthete gerade, während die dramatischen Künstler dies vernahmen, der Sturm draußen mit der größten Heftigkeit; der Wind heulte an dem Hause des abermals im Keller beschäftigten Herrn Corsen vorüber; die schweren Regenwolken jagten zerrissen über den Kirchthurm hin und accompagnirten auf das Trefflichste die Trauerbotschaft. Von Ausgehen war natürlich bei solchem Wetter nicht die Rede, aber von etwas Anderem war auch nicht die Rede und die frühere Lustigkeit hatte einer gedrückten, sorgenvollen Stimmung Platz gemacht, denn man konnte nun nachgerade das Schlimmste fürchten. So blieb es bis gegen 1 Uhr, wo der Herr General-Intendant abermals erschien und verlangte, daß auch an diesem Tage etwas Neues bei Hofe gespielt werden sollte, aber wo möglich etwas Erheiterndes, da eine sehr trübe Stimmung des ganzen Hofes sich bemächtigt, die nur schwer zu bannen sein dürfte. — Das hatte gerade noch gefehlt. In fünf Stunden sollte ein Stück gesucht, ausgeschrieben, gelernt, probirt und gespielt sein. Das mochte die geachteten Mitglieder einer concessionirten reisenden Gesellschaft vielleicht nicht in Verlegenheit setzen, die berliner Mimen aber, an einen soliden, nicht übereilten Geschäftsgang gewöhnt, empfanden eine heftige Beängstigung, die sich in den verschiedensten Interjectionen Luft machte. Kotzebue's Almanach war der Rettungsanker, an den man sich klammerte. Da fanden sich die Unglücklichen; ein Stückchen, das Nolens volens, wurde zu einer Pièce à trois umgewandelt, in der sich Jeder eine Rolle nach Belieben einlegte. Keiner hatte früher in diesem Stücke gespielt, ja, die Meisten konnten es gar nicht; darum wurde es rasch vorgelesen und Jeder stutzte sich seine Rolle, so gut er konnte, oder vielmehr, wie sie seinem Talente am meisten entsprach, zu. Räthling legte die ganze Scene des Johann aus der Komödie aus dem Stegreife, Beckmann die Scene des Nikel aus den beiden Grenadieren und Schneider eine Scene als Professor Maurerlich aus der Posse „Seltsame Ehen" ein. Von einer Probe war diesmal zur Abwechselung gar nicht die Rede. Jeder verließ sich schon auf das gestern bewiesene Extemporir-Talent und studirte auf eigene Hand. Da wurde vor 4 Uhr Nachmittags auch noch vorgeschlagen, die bekannte Bar-Scene der beiden Notarien aus den Indianern in England zu spielen, zu deren Stuff und Struffel Räthling und Schneider sich auch sogleich erboten. Nur fehlte der Darsteller des Samuel Smith, und wer hätte anders aus der Noth helfen sollen als Beckmann, der, nichts ahnend, im Schlafsaal seine Scene als Nikel studirte. Der Kopf brummte ihm schon von all Dem, was man ihm aufgeladen; nun auch das noch! Ungemein komisch war Beckmann's Gesicht, als ihm alles Ernstes auch diese Rolle noch angekündigt wurde. Mit einem schmerzlichen Blick gen Himmel ließ er sich das Buch in die Hand stecken und lernte, so gut er konnte, darauf los.

Um 5 Uhr ging es wie ein Zug armer Sünder auf das Schloß und um 6 Uhr rauschte die unerbittliche Gardine aus einander. An diesem Tage erreichte die tolle Wirthschaft ihren Culminationspunkt. Von Costümen war natürlich keine Rede, das Zimmer aber paßte diesmal glücklicherweise besser als gestern zur Tochter Pharaonis. Alles, was nur auf den Namen eines Hof-Histrionen Anspruch machen konnte, spielte diesmal mit, ja sogar der Theater-Inspector Gropius stellte den mehreren Berlinern mit Grazie und Befangenheit dar. Die Damen waren in Verzweiflung, denn es war ihnen wirklich in den drei Stunden unmöglich gewesen, ihre Rollen auch nur oberflächlich zu lernen, und es gab daher öfter Pausen, als sie sich mit Räuspern, diesem Studium, Kunstzweck und innerlichem Seelenzustande, den gewöhnlichen Phrasen, wenn man auf den Souffleur hört, entschuldigen ließen; dagegen gelangen die komischen Scenen über alle Erwartung und gewannen sich sogar den Beifall der Zuschauer. Das darf indessen nicht wundern, da die Darsteller solche Aufgaben gewählt, in deren Lösung das Publicum sie bereits früher anerkannt hatte. Doch läßt sich der Zustand, in dem sie spielten, nicht anders als durch das Wort „benußtlos" bezeichnen. In fieberhafter Unruhe ging Alles so eilig, so bestimmt und sich fast überstürzend vorüber, daß Einer dem Andern kaum Zeit ließ, auszureden. Man half sich gegenseitig, suchte das Stecken des Andern durch um so lebhafteres Spiel, um so rascheres Einfallen zu verdecken und erreichte so eine Täuschung, die oft der sorgfältigsten Einübung nicht gelingt.

Nachdem dieses Stück begangen worden war, bedurften die Darsteller, welche sich doch allerlei bewußt waren, des Trostes, der Aufrichtung, die ihnen auch durch die Anwesenheit des Königs auf der Bühne wurden. Ist je Nachsicht und Mitleid das Motiv einer gnädigen Aeußerung gewesen, so war dies wohl hier der Fall; das wirre, unsichere Treiben der Schauspieler, ihre Herzensangst und holperige Eile hatten vermocht, was unmöglich geschienen, den Hof nämlich in eine frohe Laune versetzt, die sich am deutlichsten dadurch kund gab, daß Se. Majestät durch die Decorationsthür dem Umzuge der Schauspieler zusah. Was nur irgend aus dem Vorhandenen zu einer Metamorphose für die beiden englischen Advocaten brauchbar schien, wurde hervorgesucht, einander förmlich vom Leibe gerissen und so ein Costüm erreicht, wie es wohl noch nie zu dieser Scene gedient hat. Ein solcher Anblick mochte dem König wohl neu sein, denn er verweilte lächelnd, bis der Umzug beendet, und ging dann durch den auseinandergeschlagenen Vorhang in den Zuschauerraum zurück. In dem Augenblicke, als der Vorhang sich öffnete und der König vor der Lampenreihe stand, empfing ihn der Hof, die Fürstin von Liegnitz und die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, mit lautem Applaus. Auf den Scherz eingehend, verbeugte sich der König wie ein Schauspieler, der herausgerufen wird, und sprach vom: „glücklichstem Abende meines Lebens! — zu viel Nachsicht! — regem Streben!" und Aehnlichem.

Als Intermezzo und in dem bangen Gefühle, daß die possenhafte Vor-Scene doch wohl am besten bis zum Schlusse aufgespart wäre, declamirte Räthling ein Gedicht, „Der Staub in Berlin", und Beckmann ein anderes, „Safferus und Safferelle", in schlesischer Mundart, von C. v. Holtei. Dann folgte die bekannte Scene der beiden Advocaten, so daß diesmal das Spiel schon um 8 Uhr zu Ende war. Doch hatte es die Darsteller mehr angestrengt, als alle früheren, und mit den überlauten, ausgelassenen Abendunterhaltungen war es vorbei. — Kopfschüttelnd und fragend sah man sich an, als hin und wieder die Frage wie verstohlen und schüchtern auftauchte, was morgen gespielt werden solle, wenn der Kaiser auch dann noch nicht angekommen wäre? Zwar wußte Jeder,

daß es Augenblicke im Menschenleben giebt, wo eine Frage an das Schicksal freisteht; aber wegen der Antwort war man doch in Verlegenheit, selbst der Almanach dramatischer Spiele wußte keine mehr zu geben. Bei Allem, was er noch barbot, war größeres Personal, Decorationen, Costüme nicht zu umgehen, man hätte denn in dem Beckmann'schen Schneppenjäger-Costüm „die englischen Waaren" oder die „Uniform des Feldmarschalls Wellington" geben wollen.

Schwere Träume sollen in dieser Nacht das dramatische Detachement aus Berlin gepeinigt haben. Die Seelen aller schon im Leben von ihnen hingeopferten und umgebrachten Rollen hielten eine Art von infernalischem Reigen über ihre Betten hinweg und schrien wehe über das Beginnen der vergangenen Tage. Aus dunkel zusammengeballten Nebelwolken entwickelte sich die liegende Gestalt der Neuberin, die 1740 den Hanswurst und die extemporirte Komödie in Leipzig begraben hatte und nun über deren Auferstehung die Hände rang. Schweres Stöhnen durchdröhnte unter der täuschenden Maske heftigen Schnarchens die Räume und brach sich an den zehn Flaschen Rothwein, die Herr Corsen in vorsichtiger Eile schon wieder für das morgende Frühstück auf den Tisch gestellt. Es war eine Nacht des Schreckens und der Gewissensbisse, der Reue über das Vergangene und der Angst vor dem Zukünftigen.

Endlich als

„Die freundliche Gott mit Rosenfingern erwacht war,"

sollte Trost den Bedrängten kommen, aber nicht von Seiten des Wetters, denn das war hell und klar und ließ nur mit doppelter Besorgniß denken, daß das kaiserliche Dampfschiff wirklich während des viertägigen Sturmes untergegangen sein könnte, auch nicht von Seiten des Stiefelputzers, der auf die allgemeine Erkundigung wieder das alte Lied sang, sondern von der Regie, die schon früh als Ausdruck der allgemeinen Angst im schwarzen Frack zum General-Intendanten gegangen war und die Nachricht mitbrachte, daß heute auf keinen Fall bei Hofe „extemporirt" werden würde. Der Herzog Karl von Mecklenburg war in der Nacht aus Berlin angekommen und hatte sich erbeten, am Abende lebende Bilder en famille aufzuführen. Wie durch einen Zauberschlag stellte diese Botschaft den alten Humor wieder her und unbekümmert um die Schläge des Schicksals, die dessenungeachtet noch drohen konnten, wurde ein Spaziergang nach dem Fischerdorfe Hohenkränichen jenseit der Oder gemacht, von dem man sich gegen die Frühstückszeit wieder in der Umgegend jener erwähnten zehn Weinflaschen einfand. Es wurde für den Abend eine Soirée musicale, dramatique, dansante et soupatoire in dem schwedter Tivoli, einer mäßig geschmückten Kegelbahn, verabredet, die Theaterkammern zu diesem Zwecke auch dorthin befördert und sonst die nöthigen Vorbereitungen zu einem schwelgerischen Mahle in Butterbrod getroffen, als den frühstückenden Jüngern der Thalia ein unerwarteter Besuch wurde. Die Thür des Schloßsaales öffnete sich plötzlich und herein trat — der Herzog Karl von Mecklenburg in Begleitung des Herrn General-Intendanten und mehrerer Kammerherren. Es war dies keine Bewillkommnungsvisite, sondern eine Erkundigung, ob die Herren Extemporateurs nicht einige Vorschläge zu lebenden Bildern, dann aber einige nützliche Winke über die Ausführung bei der Hand hätten. Durch diese unmaßgebliche Anfrage bezog sich der Horizont wieder mit drohenden Extemporir-Wolken und ein leises Zittern bemächtigte sich Derjenigen, welche ihren Verrath erschöpft wußten. Interessen zog das Unwetter diesmal vorüber, ohne sich zu entladen; mit einigen Notizen versehen, verließ der hohe Besuch das dramatische Hauptquartier. Die Störung im Frühstück hatte aber bei Allen so sehr gewirkt, daß beschlossen wurde, sofort zum Mittagsessen überzugehen,

„Um zu füllen die Leere der Stunde
Und die lange, unendliche Zeit."

Der Nachmittag verging, süße Hoffnungen auf die Soirée soupatoire voll, bis gegen 4 Uhr durch die plötzliche Ankunft des Kaisers diese Hoffnung zu Wasser, aber dagegen endlich der eigentliche Zweck dieser Legatio dramatica erfüllt wurde. Schneider, der zufällig zu jener Zeit am Schlosse vorüberging, sah plötzlich eine offene Postchaise, von dampfenden, schnaubenden Pferden gezogen, in den Schloßhof rollen. Auf dem Bocke zwei uralische Linienkosacken, im Wagen zwei Männer, in hellgraue Militairmäntel gehüllt. Verfahren, den Mantel abwerfen, über die Thür hinweg aus dem Wagen springen und im Reisefüllerrock die Treppe zu den Zimmern des Königs hinaufeilen, war das Werk eines Augenblicks. Jetzt verbreitete sich die Nachricht: Der Kaiser ist da! wie ein Lauffeuer durch die Stadt und man konnte nun mit Beruhigung der Eröffnung des Congresses entgegensehen. Als Beweis dafür diente der zehn Minuten nach Ankunft des Kaisers vom Schlosse einlaufende Befehl, daß um 6 Uhr Theatervorstellung stattfinden solle. Jetzt gab es Verwirrung und Eile wie in einem gestörten Bienenstocke; Alles lief durch einander, ordnete an, scherzte und studirte, und wirklich begann präcise 6 Uhr mit dem Eintritt Ihrer Majestäten in das Zimmer die Erholungsreise, gleichsam wie eine bittere Ironie auf die anstrengende und gefahrvolle Reise des Kaisers, der, von dem heftigen Sturme gezwungen, mit großer Gefahr bei Riga gelandet war und von dort die Reise nach Schwedt mit russischer Eile zurückgelegt hatte. Nach Beendigung des kleinen Lustspiels trat Se. Majestät der König in der Uniform seines russischen Grenadier-Regiments auf die Bühne und sprach in den gnädigsten Worten seinen Dank für die Mühe aus, welche die Schauspieler sich seinetwegen gegeben. Auf Befehl des Königs mußten die Kammerdiener und Jäger, welche dem versammelten Hofe Erfrischungen präsentirten, durch den Vorhang auf die Bühne kommen und auch den Schauspielern Gefrornes bringen. Ein eigenthümlicher Anblick! In dem engen Zuschauerraum die ganze königliche Familie und die höchsten Hofchargen, Minister und Generale in großer Galauniform, auf der Bühne die Schauspieler in ihren keineswegs übermäßig kleganten Costümen, in der Mitte der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, Alle mit Eisgläsern bewaffnet und ganz ungezwungen conversirend. Der Anfang des Ostensteher Nante stellte aber bald genug das Gleichgewicht wieder her und schloß den Abend zur Zufriedenheit des kaiserlichen Gastes, der sich hier plötzlich mit der Erfüllung eines Wunsches überrascht sah, den er früher in Petersburg einmal geäußert.

Jetzt war Alles wieder in dem gewohnten berliner geschäftsmäßigen, bureaumäßigen und kassenmäßigen Gange. Mit der Heiterkeit war es vorüber und die Regelmäßigkeit ging an. Voller Selbstbewußtsein, nun endlich in ihre richtige Stellung zum Hofe gelangt zu sein, begaben sich die darstellenden Künstler nach Hause und fanden dort den Geheimen Secretair Herrn Teichmann aus Berlin mit einem Postwagen, auf dem Bücher, Rollen, Wäsche, Garderobe und Perrücken in heiter Vereinigung der Erlösung warteten. — Die Soirée soupatoire im Tivoli konnte zwar nicht stattfinden, dafür wurde aber ein Ball improvisirt, der bis spät in die Nacht hinein sämmtliche Bewohner dieser Straße Schwedts stroßirte.

Am nächsten Morgen schien es, als ob das Extemporiren doch noch nicht ganz vorbei wäre, denn der Stiefelputzer brachte die Nachricht, daß der Kaiser unpäßlich sei und, der Erholung berührend, wahrscheinlich sechs bis acht Tage in Schwedt verweilen würde, so daß sich mit Gewißheit ein echttägiges Schauspiel bei Hofe voraussehen ließ. — Ob diese Unpäßlichkeit eine Folge der Reise oder der „Erholungsreise" sei, ließ sich zwar nicht ermitteln, einige Wahrscheinlichkeit für das Letztere war aber vorhanden. In diesen „nichts durchbohrenden Gefühle" machte man sich über die mitgebrachten Bücher- und Rollenvorräthe her, fand aber nichts als die beiden Lustspiele: „Der Degen" und „Secretair und Koch", die denn auch sofort à l'étude ausgetheilt wurden, natürlich mit ganz anderer Besetzung als in Berlin. Der anziehende Theil der schwedter Ereignisse war aber vorüber. Alles ging jetzt seinen geordneten Gang und die fieberhafte Aufregung der vergangenen Tage machte einer bequemen Gleichgültigkeit Platz. Noch drei Tage dauerte der Aufenthalt des Hofes dort und jeden Abend fand Schauspiel statt,

am 6. Septmbr.: Glückskind und Unglücksvogel und der Komödienzettel, zum dritten Male wiederholt;
„ 7. „ Der Degen, der Guckkastenmann und der Schneppenjäger;
„ 8. „ Die Tochter Pharaonis und die Unglückliche.

Mit der „Unglücklichen" schloß die dramatische Excursion und man weiß nicht, soll man das für eine Anspielung auf die Zuschauer oder auf die Darsteller halten. Für Beides ließen sich Gründe anführen. Am meisten bedauerte Herr Corsen die rasche Abreise seiner dramatischen Gäste wegen der bedeutenden Consumtion seines Handelsartikels. Kaiserliche und königliche Geschenke verwischten bald auch die letzte Spur der Erinnerung an das Erhebte und Extemporirte in dem Gedächtnisse der Hofschauspieler, und als zwei Jahre später

„Der Ruf nach Kalisch hin an sie ergangen,
Trieb sie nicht eilig, eifrigst Verlangen."

Ludwig Schneider.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Mad. M. geb. M. — Dankbarst erhalten und sehen wir dem Weiteren gespannt entgegen. Für anerwartet übrigens ausführlicher.

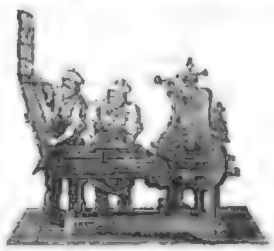
Herrn K. gen. R. — Ihre gütige Sendung haben wir erhalten und werden sie uns des Weiteren mit Ihnen in Verbindung setzen.

Herrn von K. in L. — Ihre verständige Meinung nebst Brief ist uns zugekommen. Vielleicht wenn nicht Holland, das regelmäßige Flandern.

Herrn Dr. S. — Wir wünschten nähere Bezeichnungen.

Herrn E. S. in Br. — Seit haben Ihre Einsendung erhalten, möchten die selbe oder zu Ihrer gefälligen Disposition stellen, da sie Novelle für uns nicht recht eignet, während in Bezug auf Ihr Artikel in unsern Blättern ist, der alle Interesse betreffend.

M. v. H. — Wir werden Ihre Beiträge sehr gern entgegennehmen, wenn sie dem von uns verlangten Betreffen entsprechen. Jedes einem Manne von Ihrer Weltkenntniß kann es an Stoff so nicht fehlen, wie dem von uns gewünschten Sinne die Richtheit fördern zu helfen und manchen Gebrechen der Zeit durch Bloßlegung der Wurzel den Todesstoß abzugeben. Hieran können gar nicht zu viele Kräfte arbeiten; leider thun es bisher nur zu wenige!



Anzeigen.

Im Verlage von J. J. Weber in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

Dr. C. W. T. SCHUSTER.

DAS GROSSE WÖRTERBUCH

der

deutschen und französischen Sprache.

Mit

Rücksicht auf Begriffsbestimmung, Ursprung, Verwandtschaft, Umwendung und Umwandlung der Wörter und mit besonderer Bezugnahme auf die in der Arzneikunde, den Naturwissenschaften, dem Handel u. s. w. üblichen Kunst- und Fach-Ausdrücke.

Für das Französische durchgesehen

von

A. RÉGNIER,

Lehrer des Grafen von Paris, Professor der Rhetorik am Collège Royal de Charlemagne.

Stereotyp-Ausgabe in zwei Bänden.

Zusammen 134 dreispaltige Bogen. Gross. Lex. Oct.

Preis broschirt 4 Thlr., elegant gebunden 5 Thlr.

Beinahe siebenjährige ununterbrochene Arbeit war erforderlich, um dem Publicum dieses Wörterbuch, welches sich nach dem einstimmigen Urtheil der Sachverständigen in hohem Maße durch seinen Reichthum und die Sorgfältigkeit der Bearbeitung auszeichnet, vollständig übergeben zu können. Statt aller weitern Beweise genügt es vielleicht hier anzuführen, dass der königl. Rath für den öffentlichen Unterricht in Paris es durch Beschluss in den Schulen Frankreichs eingeführt hat. Schon durch seine Herstellung in Paris ist eine Correctheit hinsichtlich des französischen Theils zu erlangen möglich gewesen, die kaum ein anderes ähnliches Werk aufzuweisen hat. Wenn die vom Herausgeber besorgten Arbeiten schon in ihrem ganzen Umfange von tiefer philosophisch begründeter Kenntniss der deutschen und französischen Sprache zeugen, dürfte es dem Werke noch mehr zur Empfehlung gereichen, dass Herr A. RÉGNIER, Professor der Rhetorik am „Collège Royal de Charlemagne" und Lehrer des Grafen von Paris, die Revision des französischen Theiles übernommen hat.

Von Seiten des Verlegers ist ebenfalls alle Sorgfalt auf dieses Werk verwendet worden. Die Satz- und Honorarkosten allein sind mit einem Aufwande von über 80,000 Franks verbunden gewesen. Durch die Stereotypie ist für Correctheit neuer Abdrücke gesorgt, und wird durch einen ausserordentlich wohlfeilen Preis selbst dem Unbemittelten die Anschaffung erleichtert. Als Beweis sowohl der Billigkeit als der Reichhaltigkeit des Buches führen wir an, dass es gegen 17,000,000 Buchstaben auf 134 dreispaltigen, zwar eng aber sehr deutlich auf schönes Papier gedruckten Bogen in grösstem Lexicon-Format enthält.

Die Novellen-Zeitung

erscheint, vom 3. Juli ab, **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 dreispaltigen Folioseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 8. Leipzig, Mittwoch den 21. August 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugene Sue, zweiter Band: 1. 11. und 111. Kapitel. Die Schuldforderung, Novelle von Eduard von Bülow. Vermischtes mit Bildern für Alle.

Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Zweiter Band.

Die Bürger.

Erstes Kapitel.

Der Ipanga.

Während Herr Robin seine kosmopolitischen Unterhaltungen vervollständigte, und der Strom Milliarden

Livres in Paris ... während die Töchter des General Simon, wohnen sie den Gottesdienst zum neuen Kalten verließen, mit Degebert in Leipzig gefangen zurückgekommen warteten, begaben sich andere Auftritte, welche diese verschiedenen Personen lebhaft interessirten, so zu sagen parallel laufend mit zu berichten. Also ... an einem Ende der Welt, tief in Asien auf der Insel Java, nicht weit von der Stadt Batavia, dem Wohnorte des Herrn Josua Van Dael, eines der Correspondenten des Herrn Robin.

Java!!... Köstliche und unbeleuchte Gegend, wo die bewundrungswürdigsten Blumen abscheuliches Gewürm verbergen, wo die lieblichsten Früchte giftbringende Säfte enthalten, wo üppige Bäume wachsen, deren Schatten tödtet; wo der Dampfer, eine gigantische Zitternuss, seinen Dyker das Blut aussaugt, indem es ihm friche, duftende Luft zufächelnt Ein schön verlängert: denn der tückische Fächerschlag ist nicht so gefährlich als das Schlagen der großen nach Moschus riechenden Flügel vieler Vampire.

Der Monat October 1831 ist seinem Ende nahe.

Es ist Mittag, eine fast tödtliche Stunde für den, welcher dem Strahle der brennenden Sonne ausgesetzt ist, welche auf dem tiefblauen Himmel glühende Streifen hinzieht.

In den düsteren Schatten, welchen eine Gruppe Bäume werfen, deren Grün glänzender ist als grünes Porzellan, steht ein Ipanga, eine Art von Ruhesitz aus Binsengeflecht, das über sich tief in den Boden eingetriebene Bambusgerüste gebreitet ist. Jene Bäume von seltsamer Form sind an der einen Seite zu Arkaden gebogen, an der anderen schießen sie säulenförmig in die Höhe, mitunter breiten sie sich wie Parasols aus, oder so blattreich, so dicht, so ineinander sich flammend, daß sie Dach für den Wegen undurchdringlich ist.

Der rings um diese prächtigen Bäume sich hinziehende Boden verschmälert unter einem unverlierbaren Geschlinge von Lianen, Farrenkraut, duftigen Binsen, die von unglaublicher Frische und Kraft des Wachsthums beinahe bis an das Dach des Ipanga hinaufreichen, der wie ein Nest im Kräutig verborgen ist.

Nichts ist erfrischender als diese schwere mit Feuchten, dem Wasserdampf ähnlichen Ausdünstungen gesättigte Atmosphäre, die zu gleicher Zeit von den belebendsten, scharfsten Wohlgerüchen durchzogen wird; denn der Zimmet, der Ingwer, die Muskatnuss, Gewürze, vermischt mit vielen Blumen und Schlingpflanzen, verbreiten in Strömen ihr durchdringendes Aroma.

Ein Dach von breiten Bananenblättern bedeckt das Zelt, an dem einen Ende ist eine viereckige Oeffnung, welche als Fenster dient und sehr fein mit Pflanzenflechten vergittert ist, um die giftigen Gewürme und Insecten daran zu hindern, daß sie in den Ipanga dringen.

Ein ungeheurer abgeblorener Baumstamm, der noch steht, aber sehr gelogen ist, und dessen Gipfel das Dach des Ipanga berührt, ragt aus dem Gebüsche hervor: aus jedem Einschnitte seiner knorrigen, runzligen, morschen Rinde sprießt eine seltsame beinahe phantastische Blume; der Kelch einer Art Schmetterlings ist nicht von zarterem Muster, von glänzenderem Purpur, von sammtenerem Schwarz: unbekannte Vögel, wie man sie etwa im Traume sieht, haben nicht so bizarre Formen als diese Orchis, gefiederte Blumen, welche sich in Begriffe scheinen von ihren schwankenden und blätterlosen Stielen fortzufliegen: lange, runde, beschuppte Cactus, die man für Schlangen halten könnte, umwinden ausserdem diesen Baumstamm mit ihren grünen Körper, der mit breiten Dolden von silberweißer Farbe inmitten lebhaften Orange bedeckt ist. Diese Blumen haben einen starken Gewürzgeruch.

Eine kleine zierlich grüne Schlange wie eine starke Feder dick und fünf bis sechs Zoll lang, steht ihren spitzen Kopf bald aus einem dieser grossen moosbraunen Reiche hervor, an der Stelle wo er sich krümmt und das Dach zurückschlägt ...

In dem Ipanga liegt ein junger Mann auf einer Matte ausgestreckt in tiefem Schlafe.

Auch von Außen seine gelben, durchsichtigen, goldigen Färbung sollte man meinen, eine Statue von tiefem Kupfer zu sehen, welche ein Sonnenstrahl umgiebt: seine Lage ist einfach und anmuthig, sein wohlgebogener rechter Arm steht den etwas erhobenen Kopf, ein Profil zeigenden Kopfs sein weiches Kind von Moschline mit wallenden Locken ist Brust und Arme eines Jünglings, welche selten Marmor ist nicht feiner und glätter als seine haut, deren goldartige Schattirung sich kurz gegen das Weiß seiner Kleider abhebt. Auf seiner breiten, kräftigen Brust liegt man eine tiefe Wunde ... Dieser Schuß hat er verkommen, als er das Leben des Generals Simon, seines Herrn und Wandels, verthedigte.

Im Hafte trägt er eine kleine Metallie ähnlich der, welche die beiden Schwestern tragen.

Dieser Jüngling ist Djalma.

Seine Züge sind zu gleicher Zeit von hohem Adel und anmuthiger Schönheit: die Haare von blänlichem Schwarz, auf der Stirn gescheitelt, fallen schlangenlos, aber ungelockt auf seine Schulter herab, die fein und rund gebildeten und Lippen sind von rothen Lippen sind halb geöffnet und athmen schwer; sein Schlaf ist ängstlich und kampf, denn die Hitze wird immer erstickender.

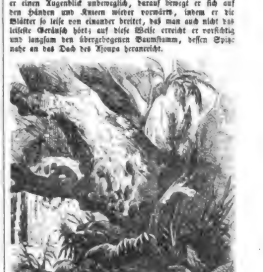
Draußen herrscht die tiefste Stille. Auch nicht das leiseste Lüftchen regt sich.

Jauch beginnen nach einigen Minuten die ungeheuren Massen des Farrenkrauts, das den Boden bedeckt, sich saft unmerklich zu regen, als ob ein langsam vorgleitender Körper unter ihrer Stengel erschüttert.

Von Zeit zu Zeit hört diese schwache Bewegung plötzlich auf. Alles wird wieder unbeweglich.

Nachdem mehrer Male das Gerausch mit tiefem Schweigen abgewechselt hat, erscheint unter den Binsen nicht weit von dem rothen Baumstamme ein merkwürdiger Kopf.

Dieser Mensch hat ein unheimliches Gesicht von bronzener in's Grünliche spielender Farbe, langes schwarzes gesträubtes Haar umgiebt den Kopf, die Augen stehen in weitem Glanz und seine Physiognomie hat den Ausdruck ausgezeichneter Schlauheit und Wildheit. Den Athem anhaltend bleibt er einen Augenblick unbeweglich, darauf bringt er sich auf den Händen und Knien weiter vorwärts, indem er die Blätter so leise von einander drückt, daß man auch nicht das leiseste Geräusch hört: auf diese Weise erreicht er vorsichtig und langsam den übergrößenen Baumstamm, dessen Spitze an das Dach des Ipanga heranreicht.



Nachdem dieser Mensch, der mutmaßlichen Ursprungs war und zur Race der Malayen gehörte, ebenmäßig gehorcht hatte, kam er ganz aus dem Gestrüpp hervor; bis auf eine Art Hose von weißer Baumwolle, welche um seine Hüften durch einen bunten Gürtel von überseeischen Farben gehalten wurde, war er ganz nackt: eine dicke Lage von Oel bedeckte seine bronzefarbenen, gelenkmäßigen und muskulösen Glieder.

Sein der Länge nach auf den großen Baumstamm an der Ipanga entgegengesetzten Seite legend und auf diese Weise durch den Umfang des mit Schlingpflanzen umgebenen Baumes gehedt, begann er schweigsam mit dem so großer Vorsicht als Gewalt daran hinauf zu klettern. In der gekrümmten Bewegung seines Körpers, der Schmeigsamkeit seiner Haltung, in seiner zusammengehaltenen Kraft, deren Ausbruch zurückhar sein mußte, lag etwas von dem hinterlistigen, lauernden Treiben des Tigers, der seine Beute überraschen will.

Digitized by Google

Sie vollkommen unbemerkt den sich herabsenkenden Theil des Baumes erreichend, war er auch schon vom Fenster des Hauses nur noch etwa einen Fuß entfernt. Nun streckte er vorsichtig den Kopf vor und prüfte mit dem Blicke in das Innere der Hütte, um die Gelegenheit zu erspähen, wie er eindringen könne.

Beim Anblicke des in diesem Schlafe liegenden Pärchens verdrehten die leuchtenden Augen des Würgers ihren Glanz; ein nervöses Zucken aber verbarg ein stummes wildes Toben vergeblicher Ungeduld. Mannwasch, das Haupt in die nach dem Fußende hinaufragenden und zwei Reihen sägenförmig spitzer Zähne von glänzend gefärbtem Schwarz sichtbar machten.

Diesen lag in einer Lage und so nahe der Thüre des Zeltes, die öffnete sich von Außen nach Innen, daß jener Versuch, sie zu öffnen, ihn augenblicklich geweckt haben mußte.

Der Würger, dessen Körper noch immer rund den Baum verdeckt wurde, mußte das Innere des Zeltes noch genauer prüfen, mußte sich mehr vorwärts und legte sich, um sich einen Stützpunkt zu geben, auf den Rand der Oeffnung, indem das Fenster bildete; diese Bewegung erschütterte die große Fledermaus, in deren Nähe die kleine Schlange lauerte; diese schnellte auf und rollte sich heftig um die Faust des Würgers.

Aber es war Schmerz oder Ueberraschung, er stieß einen tollen Schrei aus... aber auch als er sich schnell rückwärts warf, sich noch immer an den Baumstamm anklammern, bemerkte er, daß Djalma eine Bewegung gemacht habe...

In der That, der junge Jäger, obwohl er seine nachtlange Ermüdung behielt, erhob die Augen bald, wandte den Kopf nach dem kleinen Fenster hin und athmete tief auf, denn die unter der dichten Belaubung von drückendem Wasserdampf zusammengedrängte Hitze war unerträglich.

Kaum hatte sich Djalma geregt, so hörte man hinter dem Baume einen kurzen, spitzen, durchdringenden Ton, welchen der Paradiesvogel ausstößt, während er fliegt; ein Geschrei ähnlich dem des Falken...

Das Geschrei wiederholte sich bald, aber schwächer, als ob der glänzende Vogel sich entfernt habe. Da Djalma die Ursache des Geräusches zu wissen glaubte, das ihn einen Augenblick gestört, streckte er den Arm auf seinem Lager aus, legte sich, leicht aus und schlief, fest ohne seine Lage zu verändern, wieder ein.

Einige Minuten hindurch herrschte auf's Neue die tiefste Stille in dieser Einsamkeit. Alles blieb unbewegt.

Der Würger hatte durch geschickte Manöver, die Vogelgeschrei den unverstandigen Ausruf der Ueberraschung oder des Schmerzes wieder gut gemacht, den ihm der Biß der Schlange verursacht hatte. Mit der Ruhe, die Djalma gezeigt, streckte er den Kopf vor und sah allerdings den jungen Jäger wieder in Schlummer zurückgesunken.

Nun flog, obwohl dies Thier Handel in Folge des Schlangenbisses ziemlich aufgeschwollen war, mit verdoppelter Vorsicht um den Baume herab und verschwand in den Gründen.

In diesem Augenblicke hielt Djalma's Schlaf an Tiefe von schwermüthiger und einförmiger Melodie inne.

Der Würger richtete sich auf, horchte aufmerksam und sein Gesicht nahm einen Ausdruck der Verwunderung und bäterem Zorne an.

Der Gesang kam dem Zelte immer näher und näher. Nach einigen Secunden kam ein Zweig durch eine lichte Stelle des Gebüsches und ging auf den Ort zu, wo sich der Würger verborgen hielt.

Dieser nahm nun eine lange bräune Schnur, welche um seine Hüften geschlungen war und an deren einem Ende eine Blechkapsel von der Form eines dem Kopfe eines Hahnes ähnlichen Knopfes an das andere Ende der Schlinge an seinem rechten Handgelenke befestigt, horchte er wieder und verfolgte, indem er den Zweig mit den Augen eines Luchses beobachtete, während Jener langsam vorwärts kam, ohne seinen schwermüthig klagenden Gesang zu unterbrechen.

Er war ein junger Bursche von etwa zwanzig Jahren, ein Sklave Djalma's seine dunkelbraune Hautfarbe, sein Gürtel unschlichs seinen Kopf von dicker Baumwolle auf dem Kopfe trug er einen rothen Turban und silberne Ringe in den Ohren und an den Handgelenken.

Er brachte seinem Herrn, der während der kurzen Augenblicke in dem Zelte, wo er den seiner gewöhnlichen Wohnung ziemlich weit entfernt war, schlief, eine Botschaft.

An die Stelle gelangt, wo der Gang sich theilte, schlug der Sklave eine Thür an sich an den Fußweg ein, der nach dem Zelte führte... dies war nur noch etwa wenig Schritte entfernt...

Unser von den ungeheuren javanischen Schmetterlingen, deren ausgebreitete Flügel sechs bis acht Zoll Länge und auf lederbraunem Grunde zwei senkrechte goldene Streifen haben, flatterte von Blatt zu Blatt, setzte sich nieder und saß dann auf einem Strauche duftender Gardenia sitzen, so daß der junge Javier dazu kommt.

Dieser hörte im Gehen auf, stand still, trat vorsichtig vorwärts, streckte die Hand aus und fing den Schmetterling.

Plötzlich hielt der Sklave das unheimliche Gesicht des Würgers sah vor ihm in die Höhe richten... er hört ein Pfeifen wie von einer Schleuder und fühlt auch augenblicklich mit so viel Schnelle als Gewalt eine Schnur mit metallener Schließung um den Hals zusammen, während sich Jemand auf den Biel, mit dem die Schnur bewaffnet ist, ihm heftig an den Schädel schlägt.

Dieser Angriff war so plötzlich, so unvorhergesehen, daß der Diener Djalma's auch nicht einen Schrei, nicht einen Seufzer ausstoßen konnte.

Er wankte... der Würger gab der Schlinge einen kräftigen Schneller... das drangsalvolle Gesicht des Sklaven wurde schwärzlich purpurn und er sank die Arme bewegend auf das Knie...

Der Würger warf ihn ganz hin, zog so heftig an der Schnur, daß das Blut ihm aus der Haut drang, darauf

machte das Opfer noch einige krampfhafte Bewegungen und Alles war vorbei.

Während dieses schnellen aber furchtbaren Todeskampfes schien der Mörder, der vor seinem Opfer kniete, auf seine getringsten Bewegungen aufzupaßen, und seine funkelnden Augen starr gerade heftete, genau in der Absicht einen weiteren Angriffes vorbereitet... seine Katzennägel drohten sich aus, die Adern an seinen Schläfen, an die Stelle schwollen an, und die helle bläuliche Hornhaut, welche den Augapfel des Auges seinen Djalma seine Lippen in die höhe gezogen hatte, zeigte seine schwarzen, spitzigen Zähne, die ein nervöses Zucken begleitete.

Aber bald darauf krampfte er die Arme über die krebsende Brust, senkte den Kopf und murmelte dabei geheimnißvolle Worte, die einer Beschwörung über einem Gebete glichen...

Dann sieh er wieder in die nahe Bertiefenheit zurück, welche der Anblick des Todesnahen in ihm bewerkstelligt.

Die Hyäne und die Tigerkatze, die bei der Beute, die sie heimlich überfallen aber gejagt haben, niederkauern, drehen sie dieselbe herum, beißen heimlich zu rückblicken, blutgierigen Blick als der wilde Mensch war...

Aber er erinnerte sich, daß sein Werk noch nicht vollendet sei, und entriß sich wagern dem schauerlichen Genusse, indem er seine Schlinge vom Halse des Opfers losmachte, die Schnur sich um den Leib wickelte. Darauf zog er den Leichnam aus dem Zeltlige heraus und ging auf es zu, um zu prüfen, ob sie Alles in Ordnung befanden, rückzog zu den Körper mit der einen nackten Brüste von Binsen.

Als dies geschehen war, begann der Würger wieder auf dem Busche und auf den Aesten zu kriechen und gelangte wieder zu der kleinen dritte Djalma's, deren Wände von Matten an Bambusstäben befestigt waren.

Nachdem er entwerfen gehorcht, zog er aus seinem Gürtel ein Messer, dessen scharfe und spitze Klinge mit einem Damascenblatte umwickelt war, und machte in der Matte ein Loch von drei Zoll Länge das gethan mit solcher Schnelligkeit und das Messer war so scharf geschliffen, daß das leichte Klingen einer Diamants auf einer Schiefer-tafel geworden wäre...

Als er durch diese Oeffnung, welche ihm zum Durchgang dienen sollte, gesehen, das Djalma noch immer tief schlief, gilt der Würger mit unglaublicher Geschwindigkeit in das Innere des Zeltes.

Zweiten Kapitel.

Das Tätowiren.

er Himmel, welcher bis dahin von durchsichtiger Bläue war, verdunkelte sich plötzlich, wurde grau und die Sonne undeutlicher sich mit einem rötzlichen Schein trübte.

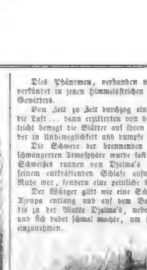
Diese seltsame Erscheinung gab allen Augenblicken seltsame Reflexe: man kann sich die eine Idee machen, wenn man sich den Anblick einer Tauchsucht denkt, die man durch ein kupferfarbenes Glas sieht.

Dies Phänomen, verbunden mit einer [illegible] verdünnt in jenen Himmelsstrichen stets die Anmäßigung eines Gewitters.

Den Zeit zu Zeit durchzog ein plötzlicher Schwefelgeruch die Luft... dann erzitterten von den elektrischen Strömungen leicht bewegt die Blätter auf ihren Stengeln, die Alles wieder in Unbeweglichkeit und tiefste Stille zurückfiel.

Die Schwere der brennenden von scharfen Düften geschwängerten Atmosphäre wurde sich unerträglich, die Tropfen Schweißes rannen von Djalma's Stirne, ohne daß er aus seinem entkräftigenden Schlafe aufwachte, der für ihn keine Ruhe war, sondern eine peinliche Betäubung.

Der Würger gibt wir eine Schlange an den Wänden des Zeltes entlang und auf dem Dache kriechend gelangte er bis zu der Mitte Djalma's, neben dem er sich niederwarf und sich dabei schnell machte, um so wenig Platz als möglich einzunehmen.



Nun begab sich eine Scene, die vermöge des Geheimnißvollen daher und des tiefen Schweigens wegen entsetzlich war.

Das toben Djalma's war in der Gewalt des Würgers...

Dieser blieb, in sich zusammengezogen auf Hände und Knie gestützt mit vorgestrecktem Hals, starrem erweitertem Auge, unbeweglich, wie ein wilder Thier auf der Lauer, bis ein leichtes Zittern der Alimenten bewegte seine Muskeln von Neuem.

Aber dann zeigten seine scheußlichen Züge den heftigen Kampf, der in seinem Innern vorging, den Kampf zwischen dem Blutdurst und der Lust am Morde, die zuweilen das wilde Thierblut des Menschen dem noch roher gemacht machen, entsann Osterheim gegen den erbitterten Besitz, das toben Djalma's nicht zu gestatten. Der Bewegungen indes, der sich in den Augen Djalma's spiegelte, bestimmte sich für den jungen Javier noch furchtbarer als der Tod selbst...

Zweimal fuhr der Würger, dessen Blick immer wilder funkelte, mit der Hand über sein Haupt, dann legte, schnell mit der Rechten nach dem Ende seiner Schlinge.

Aber gewaltsam hielt die Hand wieder los, der Instinkt des Mörders sah vor einem allmächtigen Willen zurück, selbst unwiderstehlicher Herrschaft sich der Mörder nicht zu entziehen vermochte.

Seine menschenmordersüchtige Wuth wurde ihn zum Wahnsinn getrieben sein, denn mit diesen Zaubern verlor er eine seltsame Zeit, von einem Augenblick zum andern konnte Djalma, seine Geschicklichkeit und Muth bekannt machend, aufwachen, — und obgleich er eine Waffen war, wußt er genau, daß den Würger ein furchtbarer Gegner gewesen.

Endlich entschloß sich der Mörder, seine Wuth zu bezähmen. Der Besitzerin und machte sich daran sein Werk zu beginnen.

Dieses Werk wurde für jeden Anderen unmöglich erscheinen sein.

Aber wirklich barüber.

Djalma, der mit dem Gesichte nach links lag, legte seinen Kopf auf den gebogenen Arm, er mußte daher erst gedrängt werden, um ihn auf den Rücken zu wenden, nämlich nach der Thür, damit im Falle daß er daß erwachen sollte, sein erster Blick nicht auf den Würger falle. Dieser mußte, um seine Thätigkeit ungehindert zu entfalten in den Zelte bleiben.

Der Himmel umnachtete sich immer mehr. Die Hitze erreichte einen höchsten Grad der Glut... Alles trug dazu bei Djalma den Athem zu verpesten und die Absichten des Würgers zu begünstigen.

Nun hinein er nicht neben Djalma hin und begann mit der Spitze seiner Messer mit Del eingeriebenen Finger die Seiten, die Schläfe und die Augenlider des jungen Javiers zu berühren, aber mit so äußerster Zartheit, daß die Berührung kaum bemerkbar war.

Nach einigen Secunden dieser Art ungeduldiger Gegenstrung wurde der über Djalma's Gesicht einen Schleier sicherer, er fing einen dumpfen Seufzer aus, darauf zuckten zwei oder drei Mal die Muskeln seines Gesichtes: denn diese Berührungen verursachten, obgleich sie nicht im Stande waren, ihn zu erwecken, ihm doch ein Gefühl von unbestimmtlichem Mißbehagen.

Ihn mit unruhigem glühendem Blick verschlangen jene der Würger seine Manipulationen mit der größten Genauigkeit und Geschicklichkeit fort, daß Djalma, der noch immer schlief, aber das unbestimmte und doch störende Gefühl, von dem er sein Gewußtsein hatte, nicht mehr ertragen konnte, seine rechte

Digitized by Google

Hand mechanisch an das Gesicht brachte, als ob er sich von dem lästigen Kriechen eines Insects befreien wollte.

Aber die Kraft fehlte ihm, fast gleich darauf sank seine Hand leblos schwer auf die Brust zurück.

An diesem Zeichen wurde der Würger gewahr, daß er dem gemünschten Ziele nahe komme und wiederholte seine Berührungen auf den Augenlidern, der Stirn und den Schläfen mit derselben Geschicklichkeit.

So immer mehr betäubt und von schwerer Schlafestrunkenheit niedergedrückt, hatte Djalma wahrscheinlich nicht die Kraft oder den Willen die Hand an sein Gesicht zu bringen, kehrte mechanisch den Kopf um, der matt auf seine rechte Schulter sank und suchte durch diesen Wechsel der Lage sich dem unangenehmen Eindrucke, der ihn verfolgte, zu entziehen.

Nachdem er diesen ersten Erfolg erreicht, konnte der Würger frei agiren.

Zuvörderst wollte er den Schlaf, den er bald unterbrochen, wieder so tief als möglich machen und versuchte den Vampyr nachzuahmen, indem er seine beiden flachen Hände statt eines Fächers hastig um das brennende Gesicht des jungen Indiers her bewegte.

Beim Gefühle dieser unerwarteten und mitten in der erstickenden Hitze so köstlichen Frische erheiterten Djalma's Züge sich unwillkürlich, seine Brust dehnte sich aus, die halbgeöffneten Lippen sogen jenen wohlthuenden Luftzug ein und er sank wieder in einen Schlaf zurück, der um so unbesiegbarer war, da er vorhin gestört wurde und er sich ihm nun unter dem Einflusse eines Gefühls des Wohlseins hingab.

Ein schneller Blick erleuchtete schon von draußen mit seiner blendenden Helle das schattige Laubgewölbe, welches den Djoupa barg. Der Würger, welcher befürchten mußte, daß Djalma beim ersten Donnerschlage plötzlich erwachen würde, beeilte sich daher, seinen Plan auszuführen.

Djalma lag auf dem Rücken, den Kopf auf die rechte Schulter geneigt und den linken Arm ausgestreckt, der neben ihm kauernde Würger hörte nach und nach mit Fächeln auf und darauf gelang es ihm, mit unglaublicher Geschicklichkeit den breiten langen Aermel, welcher den linken Arm Djalma's bedeckte, bis zu der Stelle aufzustreifen, wo man den Aderlaß anzubringen pflegt.

Nun nahm er aus der Tasche seiner Hose ein kleines kupfernes Kästchen, und daraus eine Nadel von außerordentlicher Feinheit und Spitze und ein Stück von einer schwärzlichen Wurzel.

Mit der Nadel stach er mehre Male in die Wurzel hinein. Bei jedem Stiche kam ein weißer schleimiger Saft heraus.

Als der Würger die Nadel hinreichend mit diesem Safte benäßt glaubte, beugte er sich nieder und blies leise auf den innern Theil von Djalma's Arm, um ein neues Gefühl von Frische zu erregen, dann ritzte er mit der Nadel fast unbemerklich einige geheimnißvolle, symbolische Zeichen.

Das wurde mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, die Spitze der Nadel war so fein, so spitz, daß Djalma nicht die leichte Aetzung bemerkte, die auf seiner Haut vorging.

Bald erschienen die Zeichen, welche der Würger gezogen hatte, in Zügen von anfangs blassem Rosa und so fein wie ein Haar; indessen war die zerstörende und nachwirkende Kraft des Saftes, mit dem die Nadel benäßt war, von der Art, daß er durch die Haut hindurch sickernd und sich einsressend schon nach einigen Stunden dieselbe tief violettroth und die jetzt noch fast unsichtbaren Charaktere dann ganz deutlich machen mußte.

Nachdem der Würger auf diese Weise seinen Zweck glücklich erreicht hatte, warf er noch einen letzten Blick wilder Begierde auf den schlafenden Indier.

Darauf entfernte er sich von der Matte und gelangte kriechend zu der Oeffnung, durch welche er in das Zelt gekommen war, schloß hermetisch wieder die beiden Theile des Einschnittes in das Gesteck, um jeden Verdacht zu beseitigen und verschwand in dem Augenblicke, wo der Donner dumpf in der Ferne zu grollen begann.*)

*) In den Briefen des verstorbenen Dieter Jacquemont über Indien liest man über die unglaubliche Geschicklichkeit dieser Menschen Folgendes: „Wir kriechen auf dem Boden in den Gräben, den Furchen der Felder, ahmen die Stimme von hunderterlei Vögeln nach, machen eine ungeschickte Bewegung, die vielleicht einiges Geräusch verursacht hat, durch Nachahmung des Geschreis von Schakalen oder Vögeln wieder gut, horchen auf Jemanden hin und ein Anderer ahmt in einiger Entfernung das ferne Geheul desselben Thieres nach. Er betäubt den Schlaf durch Gesang, Berührungen und hat im Stande, den Körper und alle Glieder des Schlafenden die Stellung annehmen zu lassen, welche ihren Absichten rath.“

Der Graf Eduard de Warren drückt sich in seinem vortrefflichen Werke über Indien, das wir noch öfter zu citiren Gelegenheit haben werden, auf ähnliche Weise über die Geschicklichkeit der Indier aus:

„Sie gehen so weit, ohne Jemandes Schlaf zu unterbrechen, ihm die Decke zu rauben, in die er gehüllt ist; das ist kein Scherz, sondern wirkliche Thatsache. Die Bewegungen des Thiers sind die einer Schlange: schlüpft man in seinem Zelte mit einem Bedienten quer vor jeder Thüre, kann kauert der Thier draußen im Dunkel und in einer Ecke, wo er die Reflexionen eines Lichts hören kann. Sobald der Europäer schläft, ist er seiner Sache gewiß; der Inder wiederholt nunmehr Lange dem Kreise des Schlafes. Ist der Augenblick gekommen, so macht er an der Stelle, wo er sich gerade befindet, einen verticalen Einschnitt in die Innenwand des Zeltes, tiefer gewagt ihm hineinzukommen. Er geht wie ein Gespenst vorbei, ohne daß auch nur ein Gewebfaden reißt. Sein Körper ist ganz nackt und ganz und gar mit Oel eingerieben, ein Messerdolch hängt ihm am Halse. Er kauert neben dem Lager des Schlafenden nieder und führt mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit das Bettuch in ganz schmalen Zeilen dicht am Körper, so daß die möglichst kleine Oberfläche darbietet; ist das geschehen, so setzt er auf die andere Seite und befreit den Schläfer halb, als ob er ihn umwendete, so daß derselbe instinctmäßig zurückweicht und endlich sich umdreht, wodurch dann das zusammengefaltete Bettuch hinter ihm zu liegen kommt. Wenn er aufwacht und den Dieb ergreifen will, so findet er einen glitschigen Körper, der ihm wie ein Aal entschlüpft, gelingt es ihm aber, ihn zu ergreifen, dann ist wehe ihm, der Dolch trifft ihn ins Herz, er fällt in seinem eigenen Blute gebadet und der Mörder verschwindet.“

Drittes Kapitel.

Der Schmuggler.

Ein Gewitter des Vormittags ist lange vorbei.

Die Sonne neigt sich zum Niedergange; einige Stunden sind verflossen, seit der Würger sich in das Zelt Djalma's eingeschlichen und ihn während des Schlafes mit einem geheimnißvollen Zeichen tättowirt hat.

Mitten in einer langen Allee von buschigen Bäumen kommt rasch ein Reiter heran.

Unter dem dichten Gewölbe von Laubwerk verborgen begrüßen tausend Vögel durch ihr Gezwitscher und ihre Spiele den herrlichen Abend, die grünen und rothen Papageien klettern mit Hülfe ihres langen gekrümmten Schnabels bis auf den Gipfel der rothen Akazien, Maina-Mainen's, große Vögel mit lasurblaugläuzenden Federn, goldbraun schillernder Brust und eben solchem Schwanze, verfolgen die sammetschwarzen, orangeschimmernden Kirschvögel, die Kriechenten im regenbogenfarbenen, violetten Schmuck lassen ihr süßes Girren neben den Paradiesvögeln hören, deren glänzendes Gefieder wie in einem Prisma den Glanz des Smaragdes, des Rubines, des Topases und des Saphirs vereinigen.

Die ein wenig erhöhte Allee beherrschte einen kleinen Weiher, in dem sich hier und da der grüne Schatten der Tamarinden und Nopals abspiegelte; in dem ruhigen, klaren Wasser sah man, wie in eine blaue Krystallmasse incrustirt, so unbeweglich scheinen sie, Silberfische mit purpurnen und azurblaue mit feuerrothen Flossen; alle lagen auf der Oberfläche des Wassers ohne Bewegung, auf dem sich ein glänzender Strahl der Sonne spiegelte, und fanden Gefallen daran, sich von Licht und Wärme umströmen zu lassen; tausend Insecten, lebendiges Geschmeide mit feurigen Flügeln, glitten, flatterten, summten über der durchsichtigen Welle, von der bis zu einer außerordentlichen Tiefe die vielfarbigen Nüancen der Blätter und der Wasserpflanzen am Ufer zurückgestrahlt wurden.

Es ist unmöglich, den Anblick dieser üppigen, farbenfrischenden, von Düften und von Sonnenglanz umwobenen Natur zu schildern, die so zu sagen dem jungen glänzenden Reiter, der die Allee heraufkam, zum Rahmen dient.

Es ist Djalma.

Er hat nicht bemerkt, daß der Würger ihm auf den linken Arm gewisse unvertilgbare Zeichen eingeätzt hat.

Sein javanisches Pferd von mittlerer Größe, voll Kraft und Feuer ist schwarz wie die Nacht; ein schmaler rother Teppich vertritt die Stelle des Sattels. Um die ungestümen Sprünge seiner Stute zu mäßigen, bedient sich Djalma eines Gebisses von Stahl, dessen Zaum und Zügel von scharlachfarbener Seide geflochten und leicht sind wie ein Faden.

Keiner von den bewunderungswürdigen, so künstlerisch schön gemeißelten Reitern am Fries des Perthenon sitzt zugleich anmuthiger und stolzer zu Pferde als der junge Indier, dessen schönes Gesicht, von der untergehenden Sonne beleuchtet, von Glück und Heiterkeit strahlt; seine Augen glänzen vor Freude, mit halboffenen Lippen athmet er wonnig die von Blumenduft und dem Geruche der Blätter durchwürzte Luft ein, denn die Bäume sind noch feucht von dem starken Regen, der dem Gewitter gefolgt ist.

Eine fleischfarbene Mütze, ähnlich der griechischen Kopfbedeckung, bedeckt die schwarzen Haare Djalma's und läßt die goldenen Schattirungen seiner Gesichtsfarbe nur um so mehr hervortreten; sein Hals ist nackt; er ist mit seinem Kleide von weißem Mousseline mit wallenden Aermeln geschmückt, das um die Hüften mit einem scharlachfarbenen Gürtel befestigt ist; eine sehr weite Hose von weißem Gewebe läßt die Hüfte seiner nackten, gelben und glatten Beine sehen; ihre Rundung von antiker Reinheit hebt sich gegen die schwarzen Flanken seines Pferdes ab, das Djalma leicht mit dem kraftvollen Schenkel drückt; er hat keine Steigbügel, sein kleiner schmaler Fuß ist mit einer Sandale von rothem Maroquin bekleidet.

Der Schwung seiner Gedanken, die abwechselnd ungestüm und zurückgehalten waren, gab sich so zu sagen durch den Gang seines Pferdes kund, der bald kühn, schnell war, wie die Phantasie, die sich ohne Zügel gehen läßt, bald wieder ruhig, abgemessen, wie die Reflexion, welche einer thörichten Einbildung folgt.

Bei diesem seltsamen Ritte waren seine Bewegungen voll stolzer, unabhängiger und ein wenig wilder Anmuth.

Djalma war, als ihn die Engländer des väterlichen Thrones entsetzt und als Staatsgefangenen in's Gefängniß gesperrt hatten, nachdem sein Vater mit den Waffen in der Hand (so hatte es Herr Josua Van Dael in Batavia an Herrn Morin berichtet) getödtet worden war, endlich in Freiheit gesetzt worden.

Nun verließ der junge Indier den Continent von Indien, begleitet von dem General Simon, der die Zugänge des Gefängnisses nicht verlassen hatte, in welchem sich der Sohn seines Freundes, des Königs Kadja-Sing, befand, und ging nach Batavia, dem Geburtsorte seiner Mutter, um die beschiedene Erbschaft der Aeltern seiner Mutter in Empfang zu nehmen.

Bei dieser Erbschaft, die sein Vater so lange Zeit verschmäht oder vergessen hatte, fanden sich wichtige Papiere und die Medaille vor, welche genau der ähnlich war, welche Rose und Blanche trugen.

Der General Simon war ebenso sehr überrascht als erfreut über diese Entdeckung, welche nicht blos ein Band der Verwandtschaft zwischen seiner Frau und Djalma's Mutter voraussetzen ließ, sondern auch Djalma selbst große Vortheile zu versprechen schien. Der General Simon ließ Djalma in Batavia, um hier einige Geschäfte zu beenden und reiste nach der benachbarten Insel Sumatra ab: man hatte ihm Hoffnung gemacht, dort ein Schiff zu finden, welches schnell und direct nach Europa gehen werde; denn von jetzt an schien es ihm nothwendig, daß der junge Indier auch um jeden Preis am 13. Februar 1832 in Paris sei. Sollte der General wirklich ein nach Europa zur Abfahrt bereit liegendes Schiff gefunden haben, so wollte er gleich zurückkommen, um Djalma abzuholen. Dieser Letztere erwartete daher von einem Tage zum andern diese Rückkehr und begab sich nach dem Hafen von Batavia, in der Hoffnung, den Vater Rose's und Blanche's mit dem Packetboote von Sumatra ankommen zu sehen.

Hier sind einige Worte über die Kindheit und Jugend des Sohnes Kadja-Sing's nothwendig.

Da er seine Mutter sehr früh verloren hatte, war er sehr einfach und rauh erzogen worden, und hatte als Kind schon seinen Vater auf jene großen Tigerzeigen begleitet, welche ebenso gefährlich sind als Schlachten; kaum zum Jüngling heran gewachsen, war er ihm zur Vertheidigung seines Landes in den Krieg gefolgt, der hart und blutig war.

So hatte er seit dem Tode seiner Mutter mitten in den Wildern und Gebirgen oder unter kunstvollen Kämpfen gelebt, und seine kräftige unverderbene Natur hatte sich rein und jungfräulich erhalten; niemals hatte Jemand den ihm zugelegten Namen: der Gedankenlose, so sehr verdient als er. Als Fürst war er, was so höchst selten ist, ein wirklich fürstlich gesinnter Mensch ... und während der Zeit seiner Gefangenschaft hatte er dem englischen Gefangenwärter durch seine schweigsame Würde außerordentlich imponirt. Niemals kam ein Vorwurf, eine Klage über seine Lippen, eine stolze und melancholische Ruhe war Alles, was er einer so ungerechten Behandlung entgegensetzte, bis ihm die Freiheit gegeben wurde.

An die patriarchalische oder kriegerische Existenz der Bergvölker gewöhnt, welche er erst einige Monate vor seiner Gefangenhaltung verlassen hatte, war Djalma fast ganz und gar mit dem civilisirten Leben unbekannt.

Aber ohne gerade die Fehler zu besitzen, welche solche Eigenschaften so leicht mit sich bringen, trieb er doch die Consequenzen derselben bis auf's Aeußerste: von unerschütterlicher Hartnäckigkeit in dem, worauf er einmal seinen Glauben gesetzt, ergeben bis zum Tode, vertrauensvoll bis zur Blindheit, gutmüthig bis zur vollkommenen Selbstvergessenheit, wäre er zu gleicher Zeit unverbesserlich gewesen gegen Jemanden, der sich gegen ihn undankbar, lügnerisch, treulos gezeigt hätte.

Mit einem Worte, er machte nicht viel Umstände mit dem Leben eines Verräthers oder Meineidigen, weil er es gerecht fand, daß, wenn er selbst sich eine Treulosigkeit oder einen Verrath zu Schulden hätte kommen lassen, er denselben mit dem Tode bezahlen müsse.

Er war durchaus ein Mann von uneingeschränkten, absoluten Gesinnungen. Und ein solcher Mensch würde allerdings im Kampfe mit den Charakteren, Berechnungen, Falschheiten, Täuschungen, Listen, verdeckten Verstellungen einer sehr raffinirten Gesellschaft, wie die von Paris z. B., ohne Zweifel ein sehr seltsamer Gegenstand des Studiums gewesen sein.

Wir kommen auf diesen Gedanken, weil Djalma, seit seine Abreise nach Frankreich beschlossen war, nur den einen glühenden, festen Gedanken hatte: in Paris zu sein!

In Paris ... dieser fernhaften Stadt, von der man in Asien selbst, dem Lande der Wunder, so sonderbare Schilderungen machte!

Was besonders die glühende und doch jungfräuliche Phantasie des jungen Indiers entflammte, waren die französischen Frauen ... diese so schönen, so verführerischen Pariserinnen, diese Wunder von Eleganz, Anmuth und Reiz, welche, wie man sagte, alle Herrlichkeiten der Hauptstadt der Welt übertrafen ...

Gerade in diesem Augenblicke, an diesem prächtigen und warmen Abende, wo Blumen und berauschenden Wohlgerüchen umgeben, welche noch die Schläge seines heißen Herzens beschleunigten, dachte Djalma an jene bezaubernden Geschöpfe, welche er mit den idealsten Formen zu schmücken liebte.

Zu Ende der Allee mitten in dem Meere von Lichte, welches die Bäume mit ihrem vollen Wogen von Grün umgaben, glaubte er auf dem rosigen Hintergrunde weiße und schlanke anbetungswerthe wollüstige Gestalten hin und wieder schweben zu sehen, welche ihm lächelnd mit den gerötheten Spitzen ihrer Finger Küsse zuwarfen.

Da konnte er die heftigen Aufregungen, welche ihn seit einigen Minuten beherrschten, nicht mehr zurückhalten; von einer seltsamen Ueberspanntheit ergriffen, stieß Djalma plötzlich einige Freudenrufe von männlichem, tiefem, wildem Klange aus und ließ zugleich in thörichter Trunkenheit seine kräftige Stute Sprünge machen ...

Ein lebhafter Strahl der Sonne, der durch die Wölbung der Allee hindurch drang, erleuchtete ihn nun ganz.

Seit einigen Augenblicken kam ein Mensch schnell auf einem Fußsteige herbei, der an seinem Ende den Gang, in welchem sich Djalma befand, diagonal durchschnitt.

Dieser Mensch betrachtete, im Dunkel stehen bleibend, Djalma einen Augenblick mit Verwunderung.

In der That war es ein eigenthümlicher Anblick, mitten in einem Strudelwirrsale von nicht minder wirren Gedanken, so traumhaft, so glühenden, jungen Mann zu sehen ... mit seinen weißen, vollendeten Knöchern, so schwungvoll auf seinem feurigen Pferde sitzend, dass seinen rothen Zaum mit Schaum bedeckte und dessen dichter Schweif und Mähne im Abendwinde flatterten.

Aber vermöge eines Gegensatzes, der allen menschlichen Mienchen folgt, fühlte Djalma sich bald von einem Gefühle unbehaglicher Kälte und bitterer Schwermuth ergriffen; er fuhr mit der Hand nach seinen feuchten Augen und ließ die Zügel auf den Hals seines klugen Rosses sinken.

Augenblicklich kam dieses klug, streckte seinen schlanken Kopf hogenen Hals aus und wendete den Kopf halb nach der Person hin, welche es durch das Gebiss kommen sah.

Dieser Mensch, mit kurzem Wamse, der Schmuggler, war seit wie die europäischen Matrosen gekleidet. Er trug Jacke und Hose von weißer Leinwand, einen federnden rothen Gürtel und einen Strohhut von sehr niedriger Form; sein Gesicht war braun, charakteristisch, und obgleich er vierzig Jahre alt war, vollkommen barbiss.

In einem Augenblicke war Mahal bei dem jungen Indier.

— Sie sind der Prinz Djalma? — sagte er in ziemlich schlechtem Französisch zu ihm, indem er die Hand respectvoll an den Hut legte.

— Was willst Du? — entgegnete der Indier.

— Sie sind ... der Sohn von Kadja-Sing?

— Noch einmal, was willst Du?

— Der Freund des General Simon!

— General Simon!!! ... — rief Djalma.

Sie reiten ihm entgegen ... wie Sie es jeden Abend thun, seit Sie Nachricht von Sumatra erwarten.

— Ja ... aber, wie weißt Du? ... — sagte der Indier, indem er den Schmuggler ebenso überrascht als neugierig ansah.

— Er muß heute oder morgen in Batavia landen.

— Kommt Du etwa von ihm?

— Nein! — sagte Mahal mit mißtrauischer Miene. — Aber sind Sie auch wirklich der Sohn des Kadja-Sing?

— Ich bin es, sagt ich Dir ... aber, wo hab Du den General Simon gesehen?

— Wenn Sie der Sohn des Kadja-Sing sind, — versetzte Mahal, indem er stets Djalma mit argwöhnischem Blicke betrachtete, — wie ist denn Ihr Name?

— Man nannte meinen Vater den Vater des Unbesiegten, — antwortete der junge Indier, und eine Wolke der Traurigkeit zog über sein Gesicht.

Diese Worte schienen Mahal von der Identität Djalma's zu überzeugen, insofern wollte er wahrscheinlich noch mehr Gewißheit haben, und sagte:

— Sie haben vor zwei Tagen einen Brief des General Simon, in Sumatra geschrieben, erhalten müssen ...

— Ja ... wozu diese Fragen?

— Um sich zu überzeugen, daß Sie wirklich der Sohn des Kadja-Sing sind, und um den empfangenen Befehlen zu gehorchen.

— Welchen Befehl?

— Des General Simon.

— Aber wo ist er?

— Sobald ich den Befehl habe, daß Sie der Prinz Djalma sind, werde ich es Ihnen sagen; bis dahin aber, Sie reiten ein Schimmel, trotz prächtigen Pferd ... aber ...

— Bei meiner Mutter! Weiß Du nun sprechen!

— Ich will Ihnen Alles sagen, wenn Sie mir bereiten können, was das für ein Stück gerauchtes Papier war, welches in dem letzten von Sumatra aus geschriebenen Briefe des General Simon lag.

— Es war ein Brief von einem französischen Journal.

— Und enthielt das Journal eine ganz oder theilweise Nicht für den General?

— Eine ganz, weil darin stand, man habe in seiner Abwesenheit den letzten Titel und Grad, welchen er vom Kaiser bekommen, annullirt, wie es auch seinen gleich ihm verbannten Waffengefährten geschehen ist.

— Sie sind der Prinz Djalma — sagte der Schmuggler nach einem Augenblick des Nachdenkens. — Ja kann sprechen ... der General Simon ist diese Nacht auf Java gelandet ... aber an einer einsamen Stelle der Küste ...

— In einer einsamen Stelle!

— Weil er sich verbergen muß ...

— Er! ... — rief Djalma verwundert. — Sich verbergen ... und weshalb?

— Ich weiß es nicht.

— Aber wo ist er? — fragte Djalma vor Besorgniß erbleichend.

— Er ist drei Stunden von hier ... am Strande des Meeres ... in den Ruinen von Tschandi ...

— Er muß sich verbergen! — wiederholte Djalma, und sein Gesicht nahm den Ausdruck steigender Besorgniß und Ueberraschung an.

— Ohne daß ich es bestimmt behaupten will, glaube ich, es handelt sich um ein Duell, das er in Sumatra gehabt hat ... — sagte der Schmuggler geheimnißvoll.

— Ein Duell ... und mein ...

— Ich weiß es nicht, kann es nicht sagen; aber kennen Sie die Ruinen von Tschandi?

— Ja.

— Der General erwartet Sie dort, das hat er mir befohlen, Ihnen zu sagen ...

— Du hast also mit ihm von Sumatra gekommen?

— Ja war so kostlig des kleinen Schmuggelstyrmes, das ihn diese Nacht auf der einsamen Stelle an's Land gesetzt hat. Er wußte, daß Sie jeden Tag ein auf den Weg nach dem Hafen erwarteten; ich war also beinahe sicher, Ihnen zu begegnen ... Er hat mir, um Ihnen zu beweisen, daß ich von ihm käme, die Einzelheiten über den Brief mitgetheilt, welchen Sie von ihm empfangen haben; wenn er hätte schreiben können, würde er es gethan haben ...

— Und er hat Dir nichts gesagt, weshalb er genöthigt ist, sich zu verbergen? ...

— Er hat Nichts gesagt ... Nach einigen Aeußerungen aber vermuthe ich, wie gesagt ... ein Duell ...

Da Djalma die Ernsthaftigkeit des General Simon kannte, so hielt er die Vermuthungen des Schmuggelers für gegründet genug.

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte er zu ihm:

— Kannst Du es übernehmen, mein Pferd nach Hause zurückzuführen? ... Mein Roß ist da unten außerhalb der Stadt unter den Bäumen verborgen neben der neuen Moschee ... Beim Uebergang über den Berg von Tschandi würde mich mein Pferd nur hindern: ich kenne zu Fuß schneller hin ...

— Ja wohl, wo Sie wohnen; der General Simon hat es mir gesagt ... ich wäre dahin gegangen, wenn ich Sie nicht hier getroffen hätte ... Geben Sie mir Ihr Pferd ...

Djalma sprang leicht zur Erde, warf Mahal den Zügel zu, nickte ihm eine Art von Gruß, und nahm eine kleine seidene Börse heraus und gab sie dem Schmuggler, indem er zu ihm sagte:

— Du bist treu und gehorsam gewesen ... Du, es ist nur wenig ... aber ich habe nicht mehr.

— Kadja-Sing wurde mit Recht der Vater des Unbesiegbaren genannt! ... — sagte der Schmuggler, indem er sich verbeugte und dankbar verneigte. Und das Pferd Djalma's an der Hand schlug er den Weg nach Batavia ein.

Der junge Indier ging in das Gebüsch hinein und eilte den Berge zu, wo die Ruinen von Tschandi sich befanden, die er vor Nacht nicht erreichen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbarung.

Novelle

von

Eduard von Bülow.

Unfern von einer ansehnlichen deutschen Kreisstadt lebten auf dem Lande ein Paar Eheleute, die noch in ihren besten Jahren standen und wohl erwarten durften, ihre zur Zeit nur erst aus zwei kleinen Kindern bestehende Familie vergrößert zu sehen.

Der arme Mann ernährte sich und die Seinigen von dem Ertrage eines Dienstes, den er bei der Verwaltung einer Herrschaft, und wenn gleich sehr Anstellung keine bereutende war, da sie nur die Verpflichtungen eines zwerlässigen Schreibers auferlegte, so führte sie Familie doch ein erträgliches, in sich zufriedenes oder ergebenes Dasein.

Die beiden Knaben prosperirten gehörten durch ihre äußere wie innere Bildung den höheren Ständen an und hatten wenigstens in der ersten Zeit ihrer Ehe eines zumeist durch ihre eigene Schuld verlornen Wohlstandes genossen.

Die Katastrophe der Vorjahrs hatte den Charakter des Mannes gleichwie auf dem Pole seiner Lebensbahnen von einer Hemisphäre zur andern abschlagen lassen und ihm die zerrissene Jacke des Leichtsinns aufgezogen, um ihn dafür in den Schafpelz kaltblütiger Besonnenheit zu hüllen.

Er ließ in dieser Umwandlung gleichmäßig Alles über sich ergehen, was der Wechsel der Tage over der Zufall, wie er ihn zu nennen pflegte, mit sich brachte und erkannte die wenige Verbesserlichkeit in nichts Anderem, als dem gewandten linnlichen der Klippen solcher Zufälligkeiten, als die das Loos der Welt in Händen hätten.

Er war zuerst mit sich und vermöchi mit allen lieberigen zufrieden und reserve sich philosophisch ein, das nie Vermuth ein Glück, wo nicht das Glück es schon für sich zu nennen sei.

Er pflegte zu sagen: Eben, weil der Arme gar keine Ansicht auf Glück habe, begnüge er sich mit der allerwirklichsten Gegenwart. Der Reiche sei anderseits immerdar um jener willen gegen diese ungerecht und es wären alle zerzeugt die Aussichten sein, die sie unglücklich machten.

Da der arme Mann Gott nicht begriff und an Gott nicht glaubte, fühlte er auch das Bedürfniß der Fortdauer nach dem Tode nicht, und es glich sein Leben einem Strauche, der in unfruchtbarem oder ausgedörrtem Boden so unkräftig vorwegetirt, daß er kaum den beiden Bäumen eine volles Laub, ohne eine einzige Blüthe treibt.

Sein gefügtes Dasein war ein unbewußtes Trotzen gegen Gott, das eine abgerunnene Welt für sich vorzustellen strebte und außer sich nichts Höheres nöthig hatte.

Seine Gattin konnte des Trostes und der moralischen Stützen nicht entbehren und hielt sich an dem äußern Bekennnis des Glaubens fest, der ihr anerzogen worden war. Jungen ihre Mutter in der Einfalt an, sich auf ihn übergetragen und wollte sie ihn wiederholt dazu bewegen, das heilige Abendmahl mit ihr zu genießen, so erhielt sie am Ende die Antwort, der er nicht mehr antzuweichen verstand: er empfinde kein Bedürfniß nach einer Erinnerung, die in ihm noch keine Wahrheit geworden sei, und gelegt, das diesen Symbole in der That eine absolute, geheimnißvolle Heiligkeit innen wohne, eher er daselbe, indem er es sich ganz und gar verlage, in viel höherem Grade, als wenn er dessen Beratung durch seine Gedankenlosigkeit mißbrauche. Eine Scheu, als Heuchler sich zwingen, sich zu bezeugen, sah er mit sich selbst unbedingt ungehr über in seinem Bewußtsein vor der Welt brachte, und er wolle lieber ein vollkommener Heide als ein unächter Christ sein.

Er hatte vielleicht nicht Unrecht in Bezug auf sich so zu sprechen; er berücksichtige nur das Beispiel nicht, das er somit seinen Kinder gab.

Der Mann war in seiner Irrreligiosität so unbeirrt rechtschaffen, daß er seine Tugend zu hohe hatte Verbrechen begehen können. Hatte er einmal eine Sache, die zu seinem eigenen Besten gereichte, für Recht erkannt, so wurde er eher so wenig Anstand genommen haben, um derentwillen Meineid der Rechtwohlgeist zum Opfer zu bringen und zu Grunde zu richten, als er hinwieder seinem Mythen im Stande war, bei vorkommender Gelegenheit sich ohne Kampf oder Gewissenerregung Andern dienstbar zu machen. Er that in seinen Umgebungen so viel Gutes, als ihm seine Kräfte gestatteten, und hatte zumal die mannigfachsten Veranlassungen, armen Fabrikarbeitern seine Menschenfreundlichkeit zu bethätigen, deren Nachwirkung auf seine Dienstverhältnisse dieselben wiederum so angenehm gestaltete, daß sich seine Lage in genossen Beschränkungen kaum mehr hätte besseren können.

Digitized by Google

Sie würde sich ohne Zweifel auch nicht mehr verschlimmert haben, wenn nicht die weibliche Schwäche und Eitelkeit der jungen Frau ihrem Gatten fast unerschwingliche Summen gekostet hätten.

Er gab allerdings zuerst aus harmloser Freude an ihrem Frohsinn, der ihm damals noch keinen Anstoß lieh; dann aus Mitleiden und endlich aus Ehrfurcht vor der Gegenwart, aus Unfähigkeit, um irdischer Rücksichten willen, ihr einen Augenblick ihres Lebens zu verbittern. Ja, vielleicht fühlte er selbst schon das Unrecht, das er ihr durch seine Nichtbeachtung der kirchlichen Gebräuche unversätzlicher Weise gethan hatte.

Es trat um dieselbe Zeit in Folge des ausgebrochenen Krieges eine Theurung im Lande ein, die die Noth der Armuth weit und breit um Vieles drückender machte. Man brauchte die rührenden Scenen des Jammers nirgend aufzusuchen, sie drangen in reicher Auswahl in die Augen, und also nahm auch Karolinens Gatte eines Tages einen Arbeiter wahr, den die Dürftigkeit mit den Seinigen bis nahe an den Rand der Verzweiflung getrieben hatte.

Er that an dem Unglücklichen, was in seinen Kräften stand, vermochte jedoch seine Noth kaum für den Augenblick zu lindern, da seine eignen Umstände bereits von dem Strome der Zeit dem Verfalle entgegen getrieben wurden. Der Hülfebedürftige rührte ihn besonders deshalb inniger, weil er sich auf einem Wege Rettung zu ermitteln suchte, den er für den fruchtlosesten von allen hielt.

Der arme Mann betete nämlich immer und immer wieder mit zerknirschtem Herzen zum Himmel und flehte Gott unter unversieglichen Thränen an, sich seiner zu erbarmen, und ihn um seiner unschuldigen Kleinen willen, trotz seiner schweren Sündenlasten, am Leben zu erhalten.

Der Thor! sagte dann wohl sein ungläubiger Zuhörer zu sich und wandte sich mit verächtlichem Mitleid von dem Knieenden ab: ist er so kraftlos und schwach, daß er nichts mehr für sich selbst thun kann, so wird er dennoch unwiderruflich untergehen.

In solcher Stimmung dereinst von dem Gottesfürchtigen nach Hause kehrend, sah er an einem Lotobureau auf seinem Wege den großen Anschlagezettel zur nächstfolgenden Ziehung hangen.

Er dachte auf der Stelle daran, für den armen Vater ein Paar Gulden wegzuwerfen und eben so viele Nummern in dem Lotto zu besetzen.

Er trat in das Zimmer, zog seine Börse und reichte dem Beamten eine Banknote von fünf Gulden mit dem Bedeuten, daß er von fünf Nummern, welche er ihm nannte, jede mit einem Gulden besetzen wolle.

Der Mann nahm das Geld, notirte die Zahlen und derweil er die Quittung schrieb, dachte der Andere bei sich: Hilf, Himmel! nun einmal, wenn du es vermagst; ich erkläre dir vor deinem Angesichte, daß ich das Geld einzig und allein für jenen Armen setze und gebe dir die beste Gelegenheit, wohlzuthun. Du kannst mir dadurch wahrhaft offenbaren, daß du den Nothleidenden nicht immer verzweifeln lässest.

Außerdem theilte er von dem, was er gethan hatte, keinem Menschen eine Sylbe mit und verwahrte nur den Lottozettel sorgfältig in seinem Schreibtische, um ihn einige Zeit darauf ganz und gar zu vergessen.

Unterdessen war die drohende Fackel des Krieges immer dichter über dem Haupte des Landes geschwungen worden und hatte bereits sengend und brennend dessen Locken gestreift.

Die Theurung in der Gegend nahm zu, Handel und Gewerbe stockten und auch die Geschäfte der Fabrik, bei der Karolinens Gatte angestellt war, geriethen dermaßen in Abnahme, daß der Besitzer allerdings zu noch unmittelbarerer Erhöhung des Nothstandes eine bedeutende Anzahl seiner Arbeiter entlassen musste.

Ein unbestimmtes Bangen seiner Seele vor seiner und der Seinigen Zukunft war die Folge dieser Vorgänge für den armen Mann, und es fehlte ihm nicht an benimmten Einzelheiten, die sein allgemeines Mißbehagen rechtfertigten: seine Familie war nach und nach zahlreicher geworden, die Kinder kosteten desto mehr Geld, je mehr sie erwuchsen, die Unbesonnenheit seiner Frau in ihren Ausgaben ließ nicht nach.

Er wußte schon jetzt zuweilen nicht, wo er Geld zu Brod hernehmen, geschweige denn, wie er die unnöthigen Bedürfnisse befriedigen sollte.

Er ward noch ernster, schweigsamer und in sich abgeschlossener, als er schon gewesen war, und kam nun zu seiner bloßen Zerstreuung darauf, ohne Frömmigkeit und Absicht, dies weil er kein anderes gutes Buch besaß, des öfteren in der Bibel zu lesen.

Der erste Eindruck, den ihm diese Lectüre machte, war ein verstärkter Widerwille gegen diejenigen Elemente des Heidenthums, welche ihn schon früher instinctartig in dem Christenthume, dem sie gewaltthätig angepaßt worden, verletzt hatten; er lernte sie indessen mit Vergnügen an ihrer Quelle kennen, weil er dadurch sein natürliches Gefühl gerechtfertigt fand. Wiewohl ihn aber auch manches Zufällige zurückstieß, dem man, seiner Meinung nach, eine übergeheimnißreiche Bedeutung aufgedrungen hatte, zog ihn wieder nicht weniger wahrhaft Wunderbares, Tiefsinniges, Unerwartetes so unwiderstehlich an, daß es ihn in manchen seiner Vorurtheile beinahe irre zu machen schien.

Er ergab sich immer tieferen Betrachtungen und ließ die Wogen der Offenbarung an den Felsen seines Naturglaubens branden.

Wie können doch auch, sprach er zu sich, alle diese Wunder Christi etwas Anderes als Symbole sein? Wie hätte Gott jemals menschlich, das heißt, mit den Menschen zu sprechen, persönlich auf den Lauf der Dinge einwirken können? Dürfen wir noch ein Anderes als eben die ewigen unabänderlichen Gesetze der Natur für göttlich erkennen? Alles Sichtbare, was wir göttlich nennen, ist nur Natur. Es ist undenkbar und unmöglich, daß Gott ein Unterbrechen, ein Umstürzen der Natur könne für ein Höheres gehalten haben wollen. Ich werde nimmer im Stande sein, durch die allgemeine Thür in den Schafstall einzugehen, ich versuche mich nicht darauf, sie zu eröffnen. Muß ich nun darum am Feierabend draußen bleiben, wenn die Herde für die Nacht geborgen wird? Ich sollte nicht meinen. Ich krieche oder schlüpfe hinein, wie es sich schickt, wenn mich, um der Art und Weise willen, der Hirt auch für einen Dieb oder Mörder ansieht. Bin ich doch der That nach kein so schlimmer Gast, als ich ihm durch seine trüben Glasfenster erscheine, und werden sich die Schafe auch nicht vor mir fürchten, sobald sie merken, daß ich ihnen nichts Böses zufüge! Das tröstet mich genug und übergenug. Wofern Gott überdies der rechte Schafstall ist und ich gelange so zu ihm, derweil er sieht, daß anders hineinzugehen weder in meinem Willen noch Vermögen steht, so wird er mich gewiß selig werden und aus- wie eingehend Weide finden lassen, ohne daß ich einem Thürsteher, und wenn es der heilige Petrus selbst wäre, deshalb ein gutes Wort zu gönnen brauche. Es steht ja in der Bibel geschrieben, daß Niemand gut sei, denn der einige Gott, der die Liebe ist; wie könnte der also einen verwerfen, der gern sein Leben für seine Freunde läßt, und doch die größte Liebe haben soll!

Das Leben, sprang er mit seinen Gedanken weiter, ist nichts als eine schwindelnde, schwankende Teufelsbrücke, von dem himmelhohen Felsen der Unschuld auf den der Erkenntniß hinüber. Man mag sich noch so sehr vor dem darunter gelegenen Abgrunde der Verzweiflung grauen, man muß doch darüber hinpassiren.

Ich frage ein für allemal nichts darnach, ob ich selig werde, und warte mit unerschütterlicher Seelenruhe die Dinge, die da kommen können, aber nicht kommen werden, ab, derweil mir das Bewußtsein dieses Selbstgenügens schon für eine Art von Seligkeit gelten darf. Hienieden ist der Geist aus dem Grunde Geist, weil die Materie vorhanden ist. Da droben, gesetzt daß für uns ein Leben auf anderen Welten möglich, giebt es keine Materie mehr und geht also, was hinüber gelangen könnte und was wir hier Geist benennen, ein ganz neues Verhältniß zum Dasein ein. Um uns annäherungsweise von demselben eine Vorstellung zu machen, bleibt uns vielleicht nichts Anderes als die Maßgabe übrig, daß dieser hier sogenannte Geist gegen das neue, ewige, dorthinzufließende Element Materie sei. Dadurch wird aber zugleich alles persönliche Bewußtsein und also auch aller Lohn, alle eigentliche Fortdauer nothwendig ausgeschlossen. Ein Stück irdischen Geistes weist nach dem neuen Weltgesetze jenseits so wenig von sich, als hier in dem Falle ein Kies oder eine Scholle Erde.

Oder wenn ich mich dazu verstehe, in eurer eigenen Sprache, ihr Christenmenschen, mit euch zu reden: Hat da nicht der weise edle Mann, der in den Evangelien als der Erlöser der Welt namhaft gemacht wird, selbst mystisch angedeutet, daß es ein noch Höheres als die Kirche oder die Gemeinschaft seiner Bekenner und Nachfolger gebe, indem er auf Petri Frage: Herr, was soll aber dieser? antwortete: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es Dich an? Ihr wißt und leßt und glaubt das Eure wie das Andere und bildet euch bei alledem noch ein, ihr wäret consequent? Was dürftet ihr wohl dem erwidern, der da, überzeugt, daß dieser Jünger niemals sterben könne, zu euch sagte, er wolle auch seinerseits so lange warten, bis er komme und was ginge das euch an? Mich geht das alles freilich auch nichts an und wenn da geschrieben steht: „So ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, mögt ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich erheben und der wird nichts unmöglich sein;“ möchte ich auf meine Weise schreiben: Gäbe es wirklich eine allmächtige Gottheit solcher Art, als nur allein in dem Hirn der Menschen bestehen kann, und es besäße ein vernunftbegabtes Wesen den erhabenen, wahren, heiligen Unglauben, wenn auch nur so groß wie ein Senfkorn, dessen Unerschütterlichkeit keine andere Stütze als sich selbst bedarf, dieselbe müßte auch darum Berge sich von dannen heben lassen.

Es giebt aber eben keinen Gott, so wie der Glaube ihn erkennt, hat in aller Vergangenheit so wenig wie in der Gegenwart einen gegeben und wird in keiner Zukunft einen geben! —

Hier ward ihm mit einem Male so schwindlich in sich selbst und so bange vor seinen eignen Gedanken, daß er sich mit Gewalt davon losriß.

Er sprang von seinem Sorgenstuhle auf, nahm Hut und Stock zur Hand und eilte in's Freie, um frische Luft zu schöpfen. Indem er auf seinem Wege durch die Kinderstube ging, traf sein Blick auf seine zum siebenten Mal schwangere Frau, die, ein Bild des Kummers und Verdrusses, den verbundenen Kopf mit fieberrothen Wangen in die flache Hand, den Arm auf die Wiege ihres jüngsten Kindes, an der sie saß, gestützt hatte.

Karolinens Stirn hatte sich bei ihres Gatten Eintritte an einer kleinen Stelle in der Vermuthung entwölkt, er bringe ihr Geld.

Er bemerkte ihre Bewegung, blieb in einiger Entfernung stehen und fragte, ob sie etwas habe sagen wollen?

Sie versetzte unmuthig, sie wolle nichts.

Indem er weiter ging, ließ eines der Kinder in ihrer Nähe einen Teller, von dem es aß, zu Boden fallen, so daß er in Scherben zerbrach. Karoline fuhr wie der Blitz nach dem Kleinen und gab ihm in flammendem Zorn einen so derben Schlag in's Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase sprang und das doppelt erschreckte Kind zitternd und blutend dastand, ohne selbst schreien zu können.

Seine Geschwister trugen den Zoll des Weinens für ihn ab, und durch den Auftritt noch mehr gereizt, wollte die Mutter auch an diesen ihr Strafamt ausüben, als der Vater ihr in den Arm fiel und sie mit einigen ernsten Worten ermahnte, zur Besinnung und Billigkeit zurückzukommen.

Zur Billigkeit? fragte sie schneidend: soll ich die ungezogenen Kinder, die mir in Allem zur Last und Qual gereichen, auch noch dafür belohnen, daß sie uns durch ihre Unverschämtheit an den Bettelstab bringen? Ich habe keinen Pfennig Geld mehr in der Wirthschaft, ich habe den Kindern schon seit einer Woche kein Abendbrod mehr geben können; ich selbst kann, Gottlob! nichts genießen, — wann soll ich das Geschirr wieder kaufen, das sie muthwillig zerbrechen? Ich wollte dich schon vorhin bitten, mir Geld zu geben, ich komme mit dem Monatsgelde nicht aus, es wird alles täglich theurer und geringer, ich brauche neues Kinderzeug.

Ich kann Dir vor der Hand kein Geld mehr geben, Karoline, erwiederte der Mann: Du erinnerst Dich vielleicht nicht mehr, daß ich den letzten Ueberrest der geborgten Summe auf Dein Bitten für Dein neues seidenes Kleid ausgegeben habe. Du sagtest mir, Du könntest ohne dasselbe nicht zur Kirche gehen und ich wollte Dich nicht gern dieses Trostes in unserm Elende entbehren lassen. Hätte ich freilich voraus gewußt, daß ich damit die tägliche Nahrung unsrer armen Kinder schmälerte! ..... Du warst nur damals so fest überzeugt, mit Deinem schon erhaltenen Wirthschaftsgelde bis zum nächsten Monat auszureichen, daß ich die ungewöhnliche Ausgabe wagen zu dürfen glaubte.

Ueber diese Worte ward Karoline noch röther als vorher und hob den Kopf mit einer krampfhaften Zuckung in die Höhe. Sie beklagte sich gegen ihren Gatten bitter, daß er sie in ihrer Noth noch mit so harten und ungerechten Vorwürfen überhäufe.

Du bist es selbst, mein Kind, sagte er, die sich den Vorwurf macht; ich versichere Dich, ich habe nicht daran gedacht, es zu thun.

Das Unbehagen ihres bösen Gewissens stellte zwar seine Geduld hierauf noch immer auf die Probe; er antwortete ihr aber kein Wort weiter und ging zur Thür hinaus, die er leise und fest hinter sich anzog.

Er zitterte vor innerer Aufregung, als er draußen vor dem Hause stand, und mußte die Sorge entschlossen hinter sich werfen, um seines Weges ernst weiter gehen zu können.

Er war nur wenige Schritte von seiner Thür entfernt, als ihm der Wucherer begegnete, welcher ihm einigemal auf überhohe Zinsen Summen geliehen hatte und zur Stunde zu ihm kommen wollte, um ihn wegen eines bereits verfallenen Termins der Rückzahlung zu mahnen. Der Gläubiger begleitete den Schuldner eine Strecke weit und zeigte sich so unerbittlich in seinen Forderungen, drohte mit so harten Maßregeln gegen ihn und die Seinigen, daß der von allen Seiten bedrängte Mann beinahe das Gleichgewicht in sich selbst verlor. Nur allein das Bedenken, daß eine Auspfändung der Familie ihm höchstens einen kleinen Theil der Schuldsumme auf Kosten des größeren Capitals einbringe, das also unbedingt verloren gehe, konnte den Gläubiger zuletzt zur Nachsicht stimmen. Mitleiden mit dem Unglücklichen kam dabei nicht in das Spiel und die Menschlichkeit war nur der eigene Vortheil des Unmenschlichen, der sich bei einem längeren Zuwarten, das den Schuldner in

Lohn und Brod erhielt, die Hoffnung reifete, mit der Zeit noch die ganze ausgeliehene Summe mit ihren wucherischen Zinsen zurückgezahlt zu sehen.

Er sprach seine anscheinend christliche Gesinnung Karolinens Gatten mit vielen gleißnerischen Worten, die dieser durchschaute, aus, und zwang ihn also nichts desto weniger, sie mit demüthigem Danke anzuerkennen. Der Arme machte zuletzt eben seinem kummervollen Herzen in einem Stoßseufzer Luft, den ihm die Vergleichung seiner früher leichtsinniger-weise verscherzten glänzenden Verhältnisse mit diesen verzweifelten entlockte, als er dabei zufällig seinen Blick erhob. Seine Augen wollten diesen vielleicht unwillkürlich mit der Frage gen Himmel senden: ob eine solche Strafe wohl auch recht und billig sei? trugen ihn aber nur bis zu einem nahegelegenen Hause, dem Lotto-bureau, über dessen Thür die fünf unlängst gezogenen Nummern mit kolossalen, obwohl aus dieser Ferne nicht lesbaren Lettern angeschlagen waren.

O, heiliger Zufall! rief Karl bei dem Anblick aus: wie glücklich wäre ich, hätte ich in das Lotto gesetzt und einen, wenn auch noch so mäßigen Gewinn gethan. Wie wollte ich mit meinen armen Kindern und der guten schwachen Frau aufjubeln, wie gern und schnell unserer Leiden uneingedenk werden! Wie wahr mag es sein, daß der verzweifelte Nothleidende sogar bei der kleinsten Hülfe wieder Freude am Leben fühlen kann!

Eine Thräne quoll ihm aus dem Auge und er mußte sie gerade vor dem Hause zerdrücken, um die Glücksnummern lesen zu können.

Er las und es ward ihm schwindlich, ohne daß er wußte wie? und warum? Er las wieder und es stoben ihm Erinnerungen wie Funken vor den Augen herum. Er griff unwillkürlich in die Tasche nach seiner Schreibtafel und wollte sie zitternd herausziehen, um die Nummern nachzulesen, die er für den armen Christian besetzt hatte. Es war nicht nöthig, er ließ die Brieftasche im Rocke stecken. Die Zahlen waren seinem Gedächtnisse zu wohl eingeprägt, da sie den Tag, den Monat und das Jahr bezeichneten, wann er sie besetzt hatte. Sein Blick versteinte darauf, es waren die fünf nämlichen Nummern. Der fast unerhörte Glücksfall entriß ihm den unwillkürlichen Ausruf: Großer Gott!

Der Wucherer sah ihm mit dreister Neugierde in's Gesicht und fragte: Was ist geschehen?

Es sind gerade die fünf Nummern gezogen worden, die ich für den armen Christian besetzt habe, sagte Karl und machte dem Manne das Unglaubliche dadurch einleuchtend, daß er einen Lottozettel, worauf sie verzeichnet waren, aus der Tasche holte und ihm zur Vergleichung unter die Augen hielt.

Der Mann schrie Wunder über Wunder und lockte eine Menge Menschen herbei, unter denen auch der Einnehmer selbst aus seiner Stube trat. Man lärmte und zankte sich um den armen Betäubten und drückte und schüttelte ihn aus Theilnahme, was man konnte. Die alten Weiber bekreuzten und segneten sich, die jungen erschöpften ihre Einbildungskraft mit Erfindung von Festlichkeiten und Luxus aller Art, den die Glückskinder sich fortan verhaften könnten, die Kinder jagten sich und jubelten, die Männer steckten die Köpfe zusammen und berechneten und übertrieben das gewonnene Capital, das sie sich nicht anders als in Gestalt von Millionen denken konnten.

Karolinens Gatte sagte zu alle dem kein Wort und fußte nur den kalten Schweiß, der ihm in immer dickeren Tropfen auf die Stirn trat, je wärmer die Leute ihm den Kopf machten. Endlich entschlüpften seinem beharrlichen Schweigen die Worte, die er halblaut zwischen den Zähnen hinmurmelte: Wenn wir dem Herrgott kleine Steine hinwerfen, wirft er uns große zurück. Danach faßte er sich gewaltsam, um das Gedränge zu durchbrechen, und eilte nach seinem Hause, wohin die große Kunde noch nicht gedrungen war.

Er erklärte hier mit wenigen Worten seiner Frau, welch großer Glücksfall den armen Christian betroffen habe, dessen Loos er aus seinem Pulte nahm und ihr zeigte, und eilte damit so rasch zu dem Günkling des Himmels, daß er bei der Ankunft des ihn verfolgenden Menschenschwarmes schon weit von dannen war.

Christian war inzwischen durch den im Dorfe anwachsenden Aufruhr ebenfalls aus seiner entfernten Hütte gelockt worden und hatte auf der Gasse von den zusammenlaufenden Leuten den vermeinten Glücksstern des Fabrikbeamten vernommen, bei dem kein Mensch mit einer Sylbe sein erwähnte. Karl hatte zwar vorhin dem Wucherer deutlich ausgesprochen, daß er für Christian eingesetzt; man hatte aber wegen des unerhörten Ereignisses den Zusatz entweder überhört oder nicht für denkbar gehalten, daß unter den obwaltenden Umständen von Ausführung eines solchen Verfatzes die Rede sein könne.

Christians nächste Seelenregung nöthigte seinem Antlitze nunmehr ein häßliches Grinsen ab, mit dem er seine kräftige, braune Faust gen Himmel ballte. Er hielt diese gleichsam zur Larve festgefrorene Miene auch dem Gotteslängner entgegen, als er ihn von weitem nahen sah. Karl trat ruhig und fest mit den Worten auf ihn zu:

Christian! Du weißt, ich kenne Dich und Deine Armuth seit langer Zeit und habe Dir zuweilen auch nach meinen schwachen Kräften beigestanden, sie zu ertragen. Ich gestehe Dir selbst ein, daß ich mich nicht selten über Dich geärgert habe, wenn ich zu Dir kam und Dich, wie oft, auf Deinen Knien liegend, weinen oder zu Gott beten sah, er möge Dir und den Deinigen hülfreich und gnädig sein. Ich dachte bei mir selbst, wozu bedarf es alles dessen, wenn Gott der ist, für den er angebeten wird, und als welcher er von selbst nicht anders kann als allgerecht und allbarmherzig handeln. Indessen rührte Dir einmal mit Deinem Beginnen dergestalt mein Herz, daß ich mir auf der Stelle vornahm, Gott um Deinetwillen zu versuchen, und in das Lottobureau ging, um fünf Nummern, jede mit einem Gulden, zu Deinem Besten zu besetzen. Ich sagte von dem Geschehenen keiner Menschenseele ein Wort; gelobte mir aber innerlich, was ich damit gewönne, sei Dein Eigenthum, und setze Dich hiermit in Kenntniß, wie Gott die Probe in der That bestanden hat. Meine kleine Gabe hat tausendfaltig für Dich gewuchert und Du bist durch sie ein reicher Mann geworden. Ich habe Dir den Lottozettel getreulich aufbewahrt und händige Dir ihn gegenwärtig ein, damit Du Deinen Reichthum empfangest. Du hast den überaus seltenen Glücksfall erlebt, eine Quinterne zu gewinnen, ich wünsche, daß sie Dir zum Segen und Gedeihen der Deinigen gereiche. Mir bist Du keinen Dank dafür schuldig; ich habe nur als Werkzeug einer unsichtbaren Gewalt gedient, die Dir hat helfen wollen. Ihr magst Du, sie heiße wie sie wolle, Deinen Dank abtragen; ich konnte natürlich nicht anders als nach meinem Gewissen handeln. Lebe wohl.

Der Arbeiter Christian streckte, statt der Antwort, die Hand nach der seines Wohlthäters aus, der den Zettel darein drückte, und lachte gleichwie albern oder blödsinnig. Er verstand die Worte nicht zu fassen, die er gehört hatte.

Karl war aus seinen Augen entschwunden, ehe er noch an Dank denken konnte, und benutzte die Ueberraschung der Umstehenden zu unbemerkter Flucht.

Der Wucherer war der Erste, der wiederum den Mund öffnete und ihm über seine offenbare Unvernunft einen Fluch nachsendete.

Andere Zeugen schlugen nach wieder erlangter Besinnung ein schallendes Spottgelächter auf. Milder Gesinnte sahen ihm kopfschüttelnd nach und deuteten sich zum Zeichen dessen auf die Stirn, daß sie Jemand, der auf die Noth der Seinigen so gar keine Rücksicht nehme, für wahnsinnig halten müßten. Viele verfolgten auch wohl das Phänomen, das an ihrem intellectuellen Horizonte unterging, so lange mit Erstaunen, bis sie gewissermaßen in den stumpfen Gleichmuth zurück fielen. Schlichte Einfalt oder großer Verstand waren bei keinem Einzigen zur Genüge vorhanden, um ihn die Seelengröße der That in ihrer wahren Gestalt erblicken oder auch nur ahnen zu lassen.

Die unsinnigen Freudensprünge Christians, der sich vor Jubel desto weniger zu fassen wußte, je mehr er sich in das Begreifen hineinfand, fesselten zuletzt die Aufmerksamkeit aller Anwesenden und es dauerte nicht lange Zeit, so lief Groß und Klein mit ihm in die Schenke, um sich auf seine Kosten zur Freudenfeier zu betrinken.

Christians verhungerte Familie sah ihn selbst erst in diesem Zustand wieder und ward, sobald sie den fast unerhörten Glücksfall von Anderen vernommen hatte, besinnungslos mit in den Taumel hineingezogen.

Als sie des anderen Tages wieder ernüchtert waren, statteten sie wohl auch ihrem Wohlthäter einen eben so kriechenden als gefühllosen Dank ab. Da sich Christian aber allzu tief beschämt fühlte, um die Seelengröße Karls anerkennend zu verstehen, und dieser allzukalt, schweigsam und verschlossen war, so verbitterte Christian die an seinen Stolz abzutragende Pflicht viel eher, als daß sie ihn gerührt hätte, und er zwang sich, den edlen Mann geradezu für wahnsinnig anzusehen, um also die Last der Dankbarkeit von seinen Schultern abzuwälzen. Er hätte ihn beinahe in's Gesicht verspottet und verhöhnt; und seine Abneigung steigerte sich bis zum Haß, als Karl auch nicht das kleinste Geschenk, das er ihm allenfalls anbieten konnte, annahm. Daß er sich immer weniger vor ihm zu sehen lassen brauchte, war ihm freilich auch ganz Recht, und so zog er denn auch bald darauf mit seiner Familie nach der Stadt, wo er sich seiner Vergangenheit und seines armen Wohlthäters, dessen Gönner und Beschützer er sich nun in seinem Reichthum dünkte, nicht lange mehr erinnerte. Er lebte mit Saus und Braus in den Tag hinein und schwelgte, als ob er jährlich so viel an Einnahmen, als er an Capital besaß, gehabt hätte.

Karl führte mittlerweile sein kümmerliches Leben fort und hatte nur wunderbarer Weise durch sein Selbstverläugnen von der Achtung seiner Nachbarn und Bekannten vielleicht aus dem einfachen Grunde eingebüßt, daß das Große überhaupt weit seltener als das Gute eine Anerkennung findet, die der engherzigen Menge allzu unbequem wird. Das Gute lobt und preist sie zehnmal bereitwilliger, weil sich in der Regel selbst in der kleinsten Seele ein wenn auch noch so staubiger Winkel vorfindet, den man für den Wandnachbar des Guten ausgeben darf. Das unverstandene Große, das man nicht zu handhaben im Stande ist, schüttelt oder schleudert man viel lieber von sich ab.

Karl hatte sich zumeist davor gescheut, welches Urtheil seine Gattin über seine That fällen werde; und dieselbe machte ihm, nachdem der erste Schrecken vorüber war, nicht allein keine Vorwürfe, sondern fühlte sich sogar in ihrem Selbstgefühle geschmeichelt, das ihr danach erlaubte, sich für eine Art Schutzherrin des Dorfes anzusehen. Sie ärgerte und grämte sich ohne Zweifel über den Abstand zwischen dem Wohlleben Christians und ihrer eignen Dürftigkeit, indem sie bedachte, wie doch nur ein theilweiser Wahnsinn ihres Mannes der Linderung entgegen stehe, die Jener ihrer Noth habe bringen wollen. Indessen gewöhnte sie sich mit der Zeit daran, daß das Geschehene nicht zu ändern war, und fand sich durch das Bewußtsein gekräftigt, daß ihre schlimme Lage so leicht hätte gebessert werden können.

So wunderlam und unergründlich sind die verschlungenen Wege der Vorsehung, daß das anscheinend ungeheure Glück des armen Christian nichts als das Mittel ward, ihn völlig in's Verderben zu stürzen. Er verschwendete seinen Reichthum in unglaublich kurzer Zeit, richtete seine Gesundheit durch das Laster des Trunkes, dem er sich ergab, die Seinigen durch eine Verwöhnung von Arbeit zu Grunde und kehrte an diesem schlimmen Ende mit seinem Weibe und seinen Kindern, die zu Tagelöhnern erwachsen waren, nach seiner verlassenen Hütte in seiner Heimath zurück.

Unlängst noch gesund, kraftvoll und arbeitsfähig, so wie er von hier geschieden war, mußte ihn die Gemeinde, jetzt hinfällig und elend, bei sich aufnehmen und erhalten. Er war überdies moralisch dergestalt verderbt, daß er seinen Wohlthäter wie seinen ärgsten Feind verwünschte und nicht wenig dazu beitrug, ihm durch die Gewöhnung an seine ungerechten Anklagen nach und nach die Geringschätzung der unverständigen, willen- und besonnenheitslosen Menge zuzuziehen. So wahr ist das Sprichwort: Hebst du den Hund aus dem Brunnen, so schüttelt er dir das Wasser um die Ohren.

Karl wandelte nach dieser bitteren Erfahrung seines Lebens wie ein von der Welt Abgeschiedener einher und wurde noch weniger mit ihr verkehrt haben, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit zu arbeiten und Brod zu verdienen dazu getrieben hätte.

Die Probe, welche gewissermaßen darauf gemacht worden war, wie der Himmel dem Elende abzuhelfen, hatte die Richtigkeit seiner Lebensansicht so erschrecklich bewährt, daß sie ihn mit einer geheimnißvollen Ehrfurcht vor der Naturgewalt erfüllte, die den Lauf der Dinge hienieden regelte. Dennoch vertraute er seiner moralischen und physischen Kraft als dem einzigen Helfer in der Noth, der ihn nicht so wie der verhöhnende Himmel im Stich lassen werde.

Der Krieg mit allen seinen Schrecken brach nun über das Land herein und die Theurung erreichte ihren Gipfel. Es wurden alle Arbeiten der Fabrik auf ungewisse Zeit eingestellt, alle Beamte entlassen und die Inhaber des Geschäfts beinahe an den Bettelstab gebracht.

Der Hungerenoth, die in Folge dessen eintrat, folgte eine Epidemie auf dem Fuße, die viele Opfer hinraffte, und durch diese Zeitläufe ward Karl vollkommen brodlos.

Indem er dann durch grobe Handarbeiten fortfuhr, für die Seinigen zu sorgen, deren Unterhalt seine Feder nicht mehr erschwingen konnte, strengte er seine Kräfte übermäßig an, erkrankte und ward durch die böse Seuche bis an den Rand des Grabes geführt. Er genas davon nicht eher wieder, als nachdem sein Muth und körperlicher Widerstand gebrochen waren.

Karoline war in der Zwischenzeit vor Verzweiflung böse geworden und schlug oder mißhandelte die armen Kinder, so oft sie mit ihren Klagen laut werden wollten; das kleinste, hülfloseste schrie wohl vor Hunger, bis es entschlief, und wachte vor ungestillem Hunger wieder auf, um abermals zu schreien.

Den letzten, erschöpfenden Beweis von innerer Kraft legte Karl eines Abends in der höchsten Zeit seiner Heimsuchung ab, als die göttliche Barmherzigkeit unerwarteter Weise einige Brode in sein Haus gelangen ließ.

Seine Frau und Kinder hatten den ganzen Tag nichts gegessen und weinten, da sie alle Mittel umsonst erschöpft sahen, ihren Hunger noch vor Schlafengehen zu stillen.

Da kam die Hülfe in der Noth zu allgemeinem Jubel an und Groß und Klein fiel in dem Augenblicke mit Heißhunger über die Speise her, als Karl beinahe unbemerkt in die Stube trat.

Er war mehrere Tage von den Seinigen entfernt gewesen, um auswärts eben so fruchtlos wie an seinem Wohnorte Arbeit zu suchen. Er hatte viel längere Zeit als die Andern keinen Bissen genossen und war durch die angestrengte Wanderung bis auf den Tod erschöpft. Indem man ihm aber das Geschehene mit wenigen Worten erzählte und ihm mit unwillkürlichem Widerstreben seinen Theil anbot, erwachte seine volle Besinnungskraft. Er wog den ersichtlichen schweren Hunger der Anderen gegen die leichte Hülfe ab, und schob zu ihrem Entzücken seinen eigenen Antheil aus dem Grunde, daß er bereits gesättigt sei, zurück! Seine Natur empörte sich dagegen in krampfhaften Zuckungen, die seinen ganzen Körper überliefen; — jedoch bezwang er sich so lange, bis Frau und Kinder das Brod mit gieriger Eile verschlungen und ihm jede Möglichkeit benommen hatten, seine wüthende Pein zu lindern.

Da glaubte er sich nicht sobald in der Stube allein, nachdem die frohen Kinder hinausgelaufen waren, als er auch die Herrschaft über sich nicht länger zu behaupten wußte und mit einem unsinnigen Schrei über die zu Boden gefallenen Brosamen herstürzte. Seine Gattin war, ohne daß er es ahnte, im dunkeln Hintergrunde des Zimmers sitzen geblieben und sah seinem Beginnen mit Erstaunen zu. Sie begriff nicht sobald den Zusammenhang, als sie, im Innersten erschüttert, aufsprang und laut weinend zu dem Märtyrer eilte. Er hielt inne, sah zu ihr empor und sank vor Schmerzen ohnmächtig zu Boden.

Am nächstfolgenden Tage erkrankten Karoline und die Kinder an der Epidemie, und es währte nicht lange, so hatte der Tod drei der jungen Leben hinweggerafft.

Die Lage der armen Leute war dadurch eine so verzweifelte geworden, daß die Aussaat des Schmerzes über dieses neue Unglück in dem väterlichen Herzen gar nicht einmal aufgehen konnte, sondern gleichsam im Keime von der materiellsten Bedrängniß erstickt ward.

Karl mußte Alles, auch das Allerletzte verkaufen, was er besaß, zur Winterszeit sogar die Betten, auf denen er und die Seinigen schliefen, und er wußte danach nicht mehr, woher er einen Bissen Brod nehmen sollte.

Also saß er rath- und trostlos, fast stumpfsinnig an dem Strohlager seiner Frau, die aus Mangel an Stärkung nicht wieder genesen konnte und deren Lebensquell allmälig zu vertrocknen drohte.

Es war ein Weihnachtsmorgen. Der kalte Tag graute im Osten. Der Himmel war heiter und rein. Draußen vor den Fenstern der kleinen Hütte reckten die Tannen ihre schneebeladenen Nadelbüschel wie bedürftige Hände oder Finger aus und die klare Welle des Baches rieselte immer schwächer, derweil die heißhungrige Zunge des Frostes sich immer weiter in ihn hinein streckte, um ihn völlig zu erstarren.

Karoline lag in dem ruhelosesten Schlummer befangen, den ihr Gatte betrachtete, derweil die Kinder sich auf ihrer Streu hin und her warfen und vor Schmerzen, Hunger und Kälte im Traume wimmerten.

Alles, was am Tage in der Nähe lebte und webte, war wie in Todtenstille begraben. Man würde die Fliege sich bewegen gehört haben, wenn sie hätte leben können.

Da erwachte Karoline über das Lautwerden der Kinder, indem ein Windstoß einige Tonwellen vom Geläute des Frühgottesdienstes in der Stadt herüberwehte.

Sie schlug die matten Augen auf, und die Gatten boten sich wechselsweise einen guten Morgen, um Beide zugleich über die bittere Ironie zu erschrecken, die in diesem Wunsche lag.

Sie weinten.

Daran, daß heute ein Tag der festlichen Freude war, hätten sie nicht einmal denken können. Das lag ihrem Jammer allzu fern.

Nach einer Pause richtete sich Karoline halb empor und fragte, ohne daß sie den Muth hatte, Karl in's Gesicht zu sehen: Wie weiter?

Er verzog keine Miene und ließ das Auge ohne zurückgewendeten Blick fremd auf ihr ruhen.

Es trat wieder eine kurze Stille ein und darauf sank Karoline in ihre Kissen zurück, um, nach der Wand gekehrt, kaum vernehmbar vor sich hin zu murmeln: Du mußt betteln gehen! Es hilft nichts. Die allgemeine Noth wird die Herzen der Reichen aufgeschlossen haben.

Durch den Schall ihrer eigenen Stimme einigermaßen ermuthigt, erhob sie sich dann abermals, deutete mit der Hand schweigsam auf die Kinder und sagte: Bringe den unschuldigen Kleinen Brod; geh nach der Stadt.

Nach diesen mühsam gestammelten Worten barg sie ihren sinkenden Kopf in beide Hände, und beide Theile blieben eine furchtbare Viertelstunde stumm.

Jetzt that es einen lautlosen Ruck in des armen Mannes Innern, so daß Karoline gleichwie an einer elektrischen Kette mit ihm erbebte, und brach in ein auflösendes Weinen aus. Die Erschütterung hob und warf ihn wie im Todeskampfe auf und nieder, der Schmerz schien ihn ersticken oder zerbersten zu wollen, am Ende beruhigte er sich und stand auf: sein Stolz war gebrochen; Karoline lag wie eine Leiche neben ihm. Er tastete, blind vor Thränen, so lange nach ihrer Hand, bis er sie gefunden hatte, drückte sie mit den Worten: Auf Wiedersehen! und wankte zur Thür hinaus.

Auf dem Gange durch das Dorf fühlte er sich dergestalt entkräftet, daß er nicht begriff, wie er im Stande sein werde, sich bis zur Stadt zu schleppen.

Da wo die letzten Häuser standen, begegnete er Christian im verworfensten Zustande, eine volle Schnapsflasche in der Hand, die er Karl schon von weitem vor Augen hielt und triumphirend schwenkte. Karl schlich näher und Christian blieb stehen, indem er seinen Wohlthäter gleichsam höhnisch ansah.

Wohin soll es schon so früh gehen, Herr Exfactor? fragte er, als Karl vor ihm stand.

Nach der Stadt, lautete die Antwort.

Nach der Stadt? Ha, ha, ha! Nun da hat es gute Wege. Wenn die Stadt nicht etwa zu Euch kommt, werdet Ihr sie nicht so bald erreichen. Was meint Ihr, wie lange Ihr auf diese Art zu gehen habt? Warum schleicht Ihr denn so gotteserbärmlich langsam?

Ich kann vor Hunger nicht schneller gehen, Christian. Ich habe seit vielen Tagen so viel wie nichts gegessen, versetzte Karl mit heiserer Stimme.

Ei, zum Teufel! so bleibt daheim und nährt Euch redlich, rief der Trunkenbold. Was habt Ihr in der Stadt zu schaffen?

Zu betteln! sprach Karl dumpf.

Christian fuhr einen Schritt zurück und wiederholte mit gedehnter Stimme: Zu betteln! Aha! also Ihr nun auch? Ja, ja, dann sind wir alle gleich, Brüderchen. Nicht wahr, und nun läßt Du es wohl bleiben, mir nichts dir nichts den großen Herrn zu spielen und Tausende an Andere wegzuschenken? Siehst Du, das ist recht und hübsch von Dir: kein Unterschied der Stände mehr, Freiheit und Gleichheit. Mit Jedermann auf Du und Du.

Er klopfte seinem Wohlthäter auf die Schulter, setzte die Flasche an den Mund und that einen herzhaften Zug.

Karl hatte unwillkürlich die Hand nach der Flasche ausgestreckt, sobald jener sie vom Munde genommen; schämte sich aber seines Instinctes und zog sie zurück. Christian hatte, auf Karl's Geberde, die Flasche mit beiden Händen an sich gedrückt und hielt sie abwehrend mit einer Miene fest, die deutlich besagte: Wo denkst Du hin; so haben wir nicht gewettet!

Gott sei mit Euch, Freund! sagte Karl im raschen Fortschreiten resignirt.

Adies, gute Verrichtung, halbpart von dem, was Ihr wegkriegt! rief ihm Christian nach.

So wahr ich lebe! entgegnete Karl, indem er sich noch einmal umwendete; von dem, was mir in der Stadt zu Theil wird, soll die Hälfte Euer sein.

Obligirt! scholl es halb aus der Flasche wieder.

* * *

Es eilte kurz vor dem Hauptgottesdienste die ganze Christenheit der Stadt zum Geburtsfeste des Heilandes in die Kirchen.

Der in der letzten Nacht in Menge gefallene Schnee, über dessen reine Fläche der Wiederglanz der Sonne blendend zitterte, hatte die Spuren des Elends und Jammers auf den Straßen gleichsam übertüncht und schmückte die Stadt feierlich und reinlich auf. Zumal über den schönen Domplatz wallte vieles andächtige Volk in das alterthümliche Gotteshaus, und unter den Beamten, Siechen und Geringen nahm man auch Manche wahr, die schmuck und geputzt, gesund, kräftig und behaglich in Pelze und warme Mäntel gehüllt waren.

Pauken und Trompeten ertönten aus der Kirche, unzählige Kerzen brannten auf den Haupt- und Nebenaltären, Gallerien und Schiff strotzten von Kirchgängern, deren immer mehre hinzuströmten. Je näher die Stunde der Predigt kam, desto mehr drängte sich die wogende Menge an den Eingängen.

Wie der Gesang zu Ende ging, ward es allmälig stiller und fanden sich nur noch die Husten und Räuperer mit der Zeit ab.

Jetzt trat Karl in das Gotteshaus, dessen Müdigkeit unerklärlicher Weise immer mehr abgenommen hatte, je näher er der Stadt gekommen war.

Sein Gang war hastig, sein Antlitz fieberhaft erzipt, sein Blick wild, der Anschein von Wohlhabenheit, den er um sich sah, die Ruhe und Gemüthlichkeit der Anwesenden brachten ihn durch die sich ihm aufdrängende Vergleichung ihrer gegenwärtigen und seiner ehemaligen guten Lage mit seiner derzeitigen Hoffnungslosigkeit fast außer sich. Was sollte er hier? Wer oder was hatte ihn hierher geführt? Beten konnte er ein- für allemal nicht, da er an keinen erhörenden Gott glaubte; wie hätte es ihm also einfallen sollen, dies zu thun? Seine eigentliche Absicht war gewesen, in der Stadt bei den Leuten betteln zu gehen, und die hätte er doch nicht an diesem Ort ausführen dürfen! Wie sollte er sich überhaupt zu einer solchen Sache anstellen, die er nie versucht hatte? Er wußte nicht den allermindesten Bescheid und befand sich dessen ungeachtet hier? Wie hatte er gerade jetzt den Gedanken fassen können, in die Kirche einzutreten? Daß dies Niemand zu erklären wüßte, bewiese vielleicht zu allernächst, es sei kein bloßer Gedanke oder keine Absicht von ihm gewesen und er hereingetrieben worden, er wußte nicht von wem und wie — — — — —

Jetzt schritt der hagere Prediger mit den schwindsüchtig gerötheten Wangen, in Pharisäerhaltung, die Hände über einander in die Aermel des Priesterrocks gesteckt, langsam durch die Reihen der Andächtigen, die ihm ehrerbietig Platz machten, und Aller Augen richteten sich auf ihn in Erwartung der schulgerechten, wohl einstudirten Predigt, die er schon allsonntäglich, geschweige denn an einem so hohen Festtage der Gemeinde vorzutragen pflegte. Er blähte sich auch heute im Gefühl seiner Würde und des unausbleiblichen Triumphes seiner schönen Worte mit desto ungewöhnlicherer Zuversicht, je näher er der Kanzel kam und schlug die Augen immer tiefer vor sich zu Boden.

Da schritt er an dem armen Karl vorüber, den das Gedränge unwillkürlich nach der Kanzel vorgeschoben hatte und hier mit einem Male eine höhere Eingebung überkam, die ihn unwiderstehlich mit sich fortriß.

Sein Auge blitzte tödtlich scharf empor, seine Muskeln spannten sich übermenschlich und er sah in das, was geschehen würde. Kaum also, daß der Prediger den Fuß erhoben hatte, um ihn auf die Kanzel zu setzen, sprang Karl ihm mit einem gewaltigen Satze nach, ergriff ihn beim Priestermantel und riß ihn mit starker Hand so weit zurück, daß er sich Raum machte. Er hatte sich auf die kleine Treppe emporgeschwungen, bevor der Prediger von seiner ersten Ueberraschung wieder zu sich kommen oder die Umstehenden sich dessen recht bewußt werden konnten, was geschah. Durcheinander schallende Ausrufungen des Unwillens verfolgten ihn von unten, ein allgemeines Aufrauschen des Erstaunens begrüßte ihn oben aus dem Munde der Versammlung, sobald dieselbe anstatt des feinen, stillen, verehrten, wohlbekannten Redners einen zerlumpten, verwilderten fremden Mann die Kanzel betreten und sich mit heftigen Geberden ihnen zuwenden sah, um sie anzureden.

Nichtsdestoweniger hatte man die Duldung, ihn zum Beschlusse der räthselhaften Scene zu Worte kommen zu lassen, und er wußte einen so herzergreifenden furchtbaren Ton anzuschlagen, daß, in den Fesseln des stärksten Antheils, Jedermann die Fähigkeit benommen ward, ihn zu unterbrechen.

Hört mich, Ihr andächtigen Zuhörer! scholl seine Stimme: Hört mir zu, wenn Ihr Menschen und Christen seid, und errettet mich. Ja, rettet mich vor dem zeitlichen und ewigen Verderben, das mir schon nahe genug ist, um mich zu packen und zu zerfleischen. Ihr seht an den Fetzen meiner Kleidung, wie es bereits seine Zähne eingesetzt hat und ob es ihm mit seinem bösen Willen Ernst ist. Ihr mögt Euch danach die Frage selbst beantworten, ob ich in Wahrheit der Allerelendeste und Unglücklichste von Euch bin, der am äußersten Abgrunde des Verderbens steht und keine Brustwehr, wenn auch nur so klein wie diese Kanzel, vor sich hat.

Ich bin Gatte und habe ein bis auf den Tod erschöpftes Weib, ich bin Vater und habe unlängst drei liebe Kinder begraben, die mir die Seuche getödtet hat, derweil mir vier andere schwer krank zu Hause lagen. Ich selbst habe nur erst mühsam wieder mein eigenes Schmerzenslager verlassen und meinen siechen Körper hierher schleppen können. Ich denke, es wird daran geschrieben stehen, ob ich Wahrheit rede und Ihr werdet es mir leicht ansehen, wie bettelarm, wie sterbenshungrig und erfroren mir alle sein müssen. Die Meinen verlangen so gut wie ich selbst von mir Brod und ich kann Niemand welches geben, da ich keines habe. Ich habe gearbeitet, so lange ich es im Stande war; jetzt habe ich keine Arbeit mehr, wiewohl ich gern noch arbeiten wollte, wenn ich es auch nicht im Stande wäre. Tretet Alle näher heran und schaut auf meine Hände, die voll blutiger Schwielen sind. Ihr pflegt in euren weichen Betten schon lange Zeit der Ruhe, wenn ich mich noch abmühte, den Hunger meiner Kinder zu stillen. Dessen ungeachtet reichte mein Verdienst nicht hin und ich habe bereits Alles verkauft, was

mein war, sie zu sättigen. Ja, ich habe nichts als diese Lumpen mehr und die armen Seelen verlangen noch immer Brod. Ich habe das Meinige gethan, thut ihr das Eurige. Ihr tretet in dieses Haus mit dem Bedürfniß ein, andächtige Worte von Eurem Seelenhirten zu vernehmen: da habt Ihr statt dessen blutige Thaten an einem verlorenen Schafe der Herde. Sehet zu, was mehr auf Euch wirkt, was einen höheren Werth für Euch hat, was Ihr besser zu erwägen versteht.

Ich war ehedem so reich und groß als Einer von Euch sein kann und bin jetzt elender und geringer als hoffentlich Einer von Euch sein wird, da die bärteste Noth mich zwingt, betteln zu gehen, Andere für Weib und Kinder öffentlich um Almosen anzusprechen. Bedenkt also, ihr Größesten und Reichsten, wie Euch sein würde, was Ihr empfinden müßtet, wenn Euch das geschähe. Ermeßt, was es sagen will, so weit heruntergekommen zu sein, daß man sich, wie ich mit gebrochenem Herzen thue, in die Zahl der nutzlosen Diebe einreihen muß. Beherziget, daß ich in der unmittelbaren Gegenwart Gottes bethete, und erfället thatsächlich seine Gebote, indem Ihr der Bitte des Armen Euer Ohr erschließt. Ich sage in der Gegenwart des Gottes, an den ich nie geglaubt und den ich innerlich so lange geläugnet habe, als es möglich war, obwohl ich ihn nunmehr wohl oder übel anerkennen muß. Ja, Ihr könnt es mir glauben, wenn Ihr Euch auch davor entsetzt, daß ich allen Glauben und alle Religion in mir begraben gesehen habe. Der große, prunkvolle, vierspännige Leichenwagen hielt vor der Kirche still, schön geschmückte, lebenslustige Priester trugen den Sarkophag unter Absingung von Chorälen nach Opernmelodien und die versammelte Volksmenge brachte der gesunden Vernunft ein donnerndes Lebehoch. Darüber scheuten sich die Pferde und gingen mit der Leiche im rasenden Galopp davon. Hunderte von Menschen wurden unter den Hufen und Rädern zu Boden geworfen und zerschmettert, denn es war Nacht und kannte Niemand sehen, wohin er lief oder laufen sollte, so wenig wie Jemand bei dem Auftuhr hören konnte, ob er nicht der tödtlichen Gefahr entgegen lief. Die Träger hatten in der Flucht die Jacken in dem herrlichen alten Dome von sich geworfen und er stand in Flammen, ehe man es sich versah, er lag, eine Grabstätte von tausend sterbenden Todtenopfern, in Trümmern, ehe Rettung möglich war. Sodann war Alles aus und eine lange, stille, finstere Todesnacht, in der sich keine Spur von Leben regte. Ich hatte mich, ein verzweifelter Flüchtling, in die freie Natur gerettet, ohne etwas zu wünschen oder zu hoffen und zu denken und sah in der wilden Einöde des Waldes den neuen Tag aufgehen, wo die heiligen Bücher dennoch den zerstörten herrlichen Dom der Christenheit, die Vögel in den Emporen, das Gewild im Schiffe die andächtige Gemeine nachspotteten. So lebte ich mit ihnen, ohne ausdrücklich Böses zu thun, wenn gleich ich es wie oft nicht übel Willens war, ohne daß mir eine höhere Gewalt die Vollbringung zuließ. Vielleicht war das Gott und vielleicht straft er mich damit, daß ich, ohne an ihn zu glauben, meine allerletzte Zuflucht zu ihm nehmen muß. Bemitleidet, Ihr Christen, einen Nebenmenschen, der seine letzte und einzige Rettung bei Jemand sucht, von dem er nichts sieht, hört, weiß und fühlt und dessen Dasein ihm fabelhaft erscheint. Sagt unparteiisch selbst, ob es nicht schon Wahnsinn ist und genannt zu werden verdient — — — ach! und dessenungeachtet, — — — ist der Wahnsinn, diese Verwirrung, dies Gefühl in mir, das erste untrügliche Zeugniß von einer höheren Macht außer mir, die ich nicht abzuläugnen vermag. Erbarmen! ach Erbarmen! Tragt mit Euch selbst und mit der Menschheit in mir Erbarmen, die nicht tiefer herabgewürdigt werden kann; richtet sie wiederum in meinem Selbstbewußtsein auf. Seht, seht, ich wüßte ja nicht, wohin ich zu meiner Demüthigung noch mehr vergehen sollte und ich müßte es dennoch thun, wenn Ihr mich nicht rettet. Ich kann nichts mehr sagen und thun, meine Kräfte sind bis auf die Neige erschöpft. Also noch ein letztes und allerletztes Mal: übt Barmherzigkeit! Ich beschwöre Euch um alles dessen willen, was Euch in der Welt lieb und heilig ist. Ja, hört und vernehmt insgesammt, was ich Euch hiermit feierlich erkläre: Ich will an Gott glauben, wenn Ihr mich erhört!

Die letzten Worte hatte er, nachdem er gegen das Ende hin matter und leiser gesprochen, weinend und schluchzend, mit fast wahnsinniger Anstrengung so laut in die Kirche geschrien, daß es gellend wiederhallte: einen Augenblick später stürzte er ohnmächtig in sich zusammen.

Die Wirkung, welche diese Predigt auf die Gemüther der Gemeine hervorbrachte, war, so unterstützt wie sie durch die außergewöhnliche Persönlichkeit und Stimmung des Predigers wurde, eine unbegrenzte. Das anfängliche Erstaunen hatte bald einer allgemeinen, lautlosen Rührung Raum gegeben und diese ging wieder in einen Aufschrei des Schreckens über den Fall des armen Mannes über.

Mehre Männer sprangen ihm hülfreich bei, indem sie ihn von der Kanzel herunter trugen und ihm von Mänteln, Pelzen und Tüchern unten ein bequemes Lager bereiteten.

In der Zwischenzeit brach sich die Erschütterung der Herzen mit Thränen und Worten der Theilnahme nach außen Bahn, und es war ein allgemeiner Aufstand, ein unaufhaltsames Drängen und Treiben dem Mittelpunkte der Kirche zu.

Jedermann wollte helfen, Jedermann wissen, wer der Unglückliche sei, den Niemand kannte, Alles fragte durcheinander, wie es mit ihm stehe?

Männer und Frauen, jung und alt, vornehm und gering, gut und böse, klagten und jammerten mit einander, wie Brüder und Schwestern.

Vielleicht noch zu keiner, wenigstens in langer Zeit nicht, mochte dieses Gotteshaus ein so musterhaftes Vorbild einer christlichen Gemeine abgegeben haben und es mochte wohl in dem Momente die wahrhaftigste Grabesstätte auf Erden sein, an der sich hernieder schwebende Engel und Heilige erfreuten.

Der Priester begriff auf der Stelle seine hier ungewöhnliche Pflicht, nahm ein Becken in die Hand, indem er ein anderes dem Kirchner reichte, und trat mit der lauten Erklärung auf, daß er milde Gaben für den armen Mann sammele.

Nun entstand ein Getümmel von Hunderten um ihn, die es nicht erwarten konnten, dem Himmel das ihm wohlgefälligste Opfer darzubringen und es streckten sich von allen Seiten Hände mit milden Gaben aus. Wer Geld bei sich hatte, es mochte nun Gold oder Silber sein, gab, so viel er auf den ersten Griff in die Hand bekam. Manche warfen ihre volle Börse, Andere Ringe oder Kostbarkeiten, Schmuck, den sie eben an sich trugen, hin, so daß die beiden Becken in wenigen Minuten bis oben angefüllt waren und mit ein Paar Hüten vertauscht werden mußten, die man dem Geistlichen und dem Kirchner zum ferneren Einsammeln lieh.

Es hatte sich auch zugleich ein Arzt zu dem armen Manne gedrängt, der unter seinen Zuhörern gewesen war und ihm seine nicht erfolglos bleibende Hülfe lieh. Karl öffnete die Augen und sah die vielen gerührten, mitleidenden, weinenden Menschen vor ihm an, deren bange Aufmerksamkeit auf ihn allein gerichtet war. Das erste Selbstbewußtsein, das er wieder fand, nöthigte ihn, den Eindruck schneller von sich abzulehnen, als er sich ihm überlassen hatte, und er schloß die Augen schaudernd und überwältigt zu.

Seine ersichtliche innere Bewegung verrieth einen Seelenkampf, dessen Ausgang lange unentschieden blieb. Endlich stürzten Ströme von Thränen aus seinen Augen und die Verklärung seines Angesichts zeigte, daß es Thränen der Freude waren. Man würde dieselben für Vorboten seiner Genesung haben halten können, wenn nicht zugleich aus der gesteigerten Schwäche seines Zustandes und den bedenklichen Mienen und Aeußerungen des Arztes hervorgegangen wäre, daß die irdischen Leiden des Schwergeprüften auf dem Wege waren, ihr letztes Ziel zu erreichen.

Jetzt winkte der Arzt den Priester herbei und verständigte sich mit ihm durch einen Blick. Der Priester trat in Gesellschaft des Kirchners zu dem Sterbenden, der die vier mit Gold und Silber gefüllten Gefäße trug und ließ sie mit den Worten vor ihm niedersetzen: Hier sehen Sie die Gabe Gottes und der Kirche!

Der arme Karl richtete seinen Blick zwar wirklich auf das Geld und den Geldeswerth; veränderte aber keine Miene und schien bereits nichts mehr zu sehen oder zu unterscheiden.

Der Ausdruck seines Wesens war eine überirdische Verzückung und er hielt seine rechte Hand fest auf die Stirn, die linke auf das Herz gepreßt, derweil sein Auge in Seligkeit brach.

Er sagte mit fester, wundersam eindringlicher Stimme laut zu dem Priester: Das ist Gott! und wiederholte immer: Das ist Gott! man mochte ihn fragen, was man wollte, bis sein Ton immer schwächer und lallender wurde und mit dem letzten Worte: Gott! verging. Der Himmel hatte seine Seele allmälig wie die Sonne die Dämpfe der Erde zu sich empor gezogen.

Ein leises Murmeln ging durch die Versammlung, nachdem der Priester sich von dem Todten, neben dem er gekniet, aufgerichtet und sie mit einem Blicke von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt hatte. Danach erfolgte die Stille des allgemeinen Gebets, während der der Geistliche die Hände segnend über den Leichnam ausgebreitet hielt, und als dies vorüber, drückte man dem Verschiedenen die Augen zu und entzog ihn den Blicken, indem man einen Mantel über ihn deckte.

Die Versammlung fühlte allgemein, daß ein regelrechter Gottesdienst nach diesem Vorfalle nicht an der Zeit sein würde, und der Geistliche stimmte damit überein, indem er seine Erklärung abgab, daß er der furchtbaren Erbauung einer solchen Predigt kein Wort aus seinem Munde hinzuzufügen wage und die Abhaltung des eigentlichen Weihnachtsgottesdienstes auf den Nachmittag verschiebe. Die Besucher der Kirche gingen auf die kurze Zeit zu ihren Plätzen zurück, in der ein angekündigtes Sterbelied vom Chore herabgesungen wurde und stimmten, um die Ruhe des Todten nicht zu stören, nur mit gedämpfter Stimme ein. Es wurden ihnen darauf die verschlossenen Kirchthüren geöffnet und sie verließen schweigsam den Dom.

Der Todte war so lange zur Beschauung in der Kirche liegen geblieben, bis einige Neuhinzukommende ihn erkannt und von seinem Namen und seiner Heimath die nöthigen Aussagen gemacht hatten.

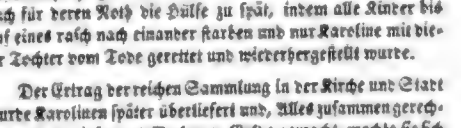
Hierauf besorgte man seine Beerdigung und schickte eine unmittelbare Hülfe, die von allen Seiten gereicht wurde, an Speisen, Arzneien, Kleidern, Wäsche, Betten und Geld mit der Todesnachricht zu den Seinigen. Gewissermaßen kam freilich auch für deren Noth die Hülfe zu spät, indem alle Kinder bis auf eines rasch nach einander starben und nur Karoline mit dieser Tochter vom Tode gerettet und wiederhergestellt wurde.

Der Ertrag der reichen Sammlung in der Kirche und Stadt wurde Karolinen später überliefert und, Alles zusammengerechnet, alle Preziosen und Sachen zu Gelde gemacht, mochte sie sich wohl auf fünftausend Gulden belaufen, mit denen sie ihre Zukunft nothdürftig gesichert sah.

Als ein merkwürdiger Umstand verdient schließlich hervorgehoben zu werden, daß in dem Augenblicke, als Karls Leiche zum Begräbniß in sein Dorf hereingefahren wurde, der elende Christian, nach einer neuen Unmäßigkeit im Trunke, vom Schlage getroffen todt umsank. Der Rest seiner unglücklichen Familie starb oder verdarb ebenfalls nach ihm und seine Kinder begingen an dem Tage nach seiner Beerdigung in der Stadt einen Diebstahl, als dessen verdächtig sie so lange in gefänglicher Haft gehalten wurden, bis sie am Ende das Gestohlene wieder schafften und nach hartnäckigem Schweigen gestanden, es in dem Grabe ihres Vaters, wo sie es am sichersten geglaubt, verscharrt zu haben.

Auf diese Weise hatte Gott also dem armen Manne, der zwar nicht geglaubt, aber doch gut gehandelt, ohne sein Gebet geholfen und sich ihm offenbart, indem er ihn unwillkürlich zum Glauben zu bringen und zu beschämen gewußt hatte.

Gott als die Liebe selbst kann überhaupt niemals strafen, sondern nur aufklären, und, von dem göttlichsten Standpunkte angesehen, ist jede Strafe, in der sich uns nicht die zurechtweisende Hand der Barmherzigkeit entgegenstreckt, Barbarei. Gott trat aus dem innersten Bewußtsein dieses armen Mannes als eine nothwendige Folge der Treue gegen sich vor sein äußeres Erkenntnißvermögen und offenbarte sich ihm, so wie er sich auch etwa in der höchsten irdischen Liebe oder Begeisterung zu offenbaren vermag.



Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn B. in D. — Erhalten und angenommen.

Herrn v. D. in D. — Den Ihrer letzten Sendung wird bei der Aufnahme in unserer Zeitschrift Manches auszufüllen wissen; das Uebrige aber gereicht ihr ein so ehrenvolles Interesse, daß wir keiner Anfrage bedürfen, die Aufnahme unter obigem Rubrikchen mit Vergnügen zusagen. Möchte es Ihnen nicht genehm sein, uns bald wieder etwas von Ihrem Eigenen mitzutheilen!

Herrn S. in L. — Habe dank.

Herrn O. in L. — Sehr zweckmäßig und deshalb haben wir uns für die Aufnahme entschieden.

Fr. v. G. — Wir können zufrieden sein, wiewohl wir nicht wie der Genannte officiell bekanntmachen können, daß — in Folge des Feuilletons — die Auflage sich von 4000 auf 15,000 erhöht habe. Freilich mag Ihnen diese Angabe als Widerlegung der vielbesprochenen Gerüchte dienen, daß der Geist Jude in Frankreich nicht gelobt! Jedenfalls können das Leser des Neides und der Mißgunst leider nur zu häufig aus eigener Erfahrung.

Die Novellen-Zeitung

erscheint, vom 3. Juli ab, jeden Mittwoch in Nummern von 8 beziehungsweise 16 Folioseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 20 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise durch Zusendung durch alle Buchhandlungen derselben treten kann.

Die Verlagshandlung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 9. Leipzig, Mittwoch den 28. August 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue, zweiter Band: IV., V., VI. und VII. Kapitel.
Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot, von F. Gerstaecker.
Briefwechsel mit Allen für Alle.

Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Herr Josua Van Dael.

Herr Josua Van Dael, holländischer Kaufmann, Correspondent des Herrn Rodin, war in Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, geboren; seine Aeltern hatten ihn zu seiner Erziehung nach Pondichery in die berühmten Stift geschickt, welches seit langen Zeit in dieser Stadt errichtet war und der Gesellschaft Jesu gehörte. Dort war er zu der Gemeinschaft als Profeß der drei Gelübde oder Laienmitglied getreten, gewöhnlich weltlicher Coadjutor genannt.

Herr Josua war ein Mann von einer Rechtlichkeit, die für unbescholten galt; streng und pünktlich in Geschäften, mäßig, bescheiden, zurückgezogen, von bewundernswerther Unthätigkeit und Geschicklichkeit; seine finanziellen Operationen waren fast immer glücklich, denn eine beschränkte Macht gab ihm stets gelegentlich Kenntniß von den Ereignissen, welche günstig auf die commerciellen Geschäfte wirken konnten. Das Verschweigen in Privatdichern war bei seinen Geschäften behilflich, es brauchte nicht ihn mit dem Austausch und der Ausführung der Projecte meiner großen Besitzungen, welche es in der Colonie hatte.

Wenig sprechend, viel hörend, niemals streitend, außerordentlich höflich, wenig, aber mit Umsicht wohlthätig, hatte Herr Josua allgemein, wenn auch nicht Sympathie, doch jene halte Achtung, welche stets rigoristischen Leuten zu Theil wird, denn anstatt sich dem Einfluß der Jahre fügen und zugeben zu können, daß Sitten der Colonie hingehen, schien er selbst regierungsig zu leben und sein Aeußeres hatte eine herbe Strenge, die sehr imponirte.

Der folgende Auftritt begab sich zu Batavia, während Djalma nach den Ruinen von Tjhandi ging, in der Hoffnung den General Simon dort zu treffen.

Herr Josua hatte sich in sein Cabinet zurückgezogen, wo man mehre Bureaus sah, mit Cartons versehen und großen Kaßbehältern, die geöffnet auf den Pulten lagen.

Das einzige Fenster dieses Cabinets, das parterre gelegen war, ging auf einen kleinen Hof, der von außen mit eisernen Stäben versehen ein beweglicher Laden erhöht wegen der großen Hitze des Klimas von Java die Fensterscheiben.

Nachdem Herr Josua auf sein Bureau eine in Glasschrank eingeschlossene Kerze gestellt hatte, sah er nach der Uhr.

— Bald zehn! — sagte er, — Majal muß bald kommen.

Dies sagend ging er hinaus durch ein Vorzimmer, öffnete eine zweite sehr dichte Thür, die mit großen holländischen Schlössern befestigen war, ging vorsichtig in den Hof, um nicht von den Leuten seines Hauses gehört zu werden und zog den geheimen Riegel zurück, der den Flügel einer etwa sechs Fuß großen, auch hart mit Eisenspitzen versehenen Barriere schloß. Darauf lief er diesen Ausgang offen und ging wieder in sein Cabinet, nachdem er sorgfältig hinter sich die Thüren eine nach der andern zugemacht hatte.

Herr Josua setzte sich an sein Bureau, nahm aus dem geheimen Boden einen Schubkasten einen langen Brief oder vielmehr ein seit einiger Zeit von Tage zu Tage geschriebenes Memoire. «Wir brauchen nicht zu bemerken, daß der an Herr Rodin in Paris, das zu Millen des Erben, adressirte Brief vor der Freilassung Djalma's und seiner Zukunft in Batavia geschrieben war.)

Das fragliche Memoire war gleichfalls an Herrn Rodin gerichtet; Herr Josua setzte es folgendermaßen fort:

„— Da ich den General Simon Rückkehr fürchtete, von der ich durch Unterhaltungen seiner Briefe (ich schrieb Ihnen, daß es mir gelungen ist, sein Vertrauensmann zu werden) unterrichtet war, Briefe, die ich las und dann unterschrieb an Djalma abgehen ließ: so mußte ich, durch die Zeit und die Umstände genöthigt, zu den äußersten Mitteln meiner Zuflucht nehmen, ohne indeß den guten Schein zu gefährden, indem ich zugleich der Menschheit einen ausgezeichneten Dienst leistete: der letzte Grund bestimmte beständig mich.

„Eine neue Gefahr erhebliche übrigens blos mein Benehmen.

„Das Dampfschiff der Kunder hat gestern hier Anker geworfen und geht in zwei Tagen von hier ab.

„Es macht den Weg nach Europa durch den arabischen Golf; die Passagiere steigen bei der Landenge von Suez ab, durchschneiden sie und nehmen in Alexandrien ein anderes Schiff, das sie nach Europa führt.

„Diese directe und schnelle Reise verlangt nur sieben oder acht Wochen; wir sind am Ende Octobers; wenn Djalma könnte also gegen Anfang des Monats Januar in Frankreich sein und nach Ihren Befehlen, deren Ursache ich zwar nicht weiß, die ich aber mit Eifer und Ergebenheit ausführe, sollte ich um jenen Preis seiner Abreise hindernisse in den Weg legen, weil, wie Sie wir schreiben, eine der wichtigsten Interessen der Gesellschaft durch die Ankunft des jungen Indiers in Paris gefährdet werden würde. Wenn es mir nun gelänge, wie ich hoffe, ihn die Gelegenheit mit dem Kunder verfehlen zu lassen, so wird es ihm materiell unmöglich sein, in Frankreich vor dem Monate April anzulangen, denn der „Kunder ist das einzige Schiff, welches die Zufort hierer macht, worten in großer Eile nach dem Boote geschafft, aus dessen zwei ungeheuren Schornsteinen schon seit einer halben Stunde der dicke Dunst aufstieg; denn bald sollte die Glocke gellantet und, wie der Capitän, der vor der Gajüte auf und abging, mehren Passagieren versicherte, ging das Boot in einer kleinen halben Stunde ab. Immer aber kamen noch neue Drags — Güterkarren — mit Zucker, Kaffee, Syrup, Baumwolle und großen Ballen beladen, deren Last sich eben so schnell, als sie ankam, in dem ungeheuren Rumpf des Bootes durch die Hülfe einiger 30 Feuerleute und Matrosen verschwand. Eine Menge kleiner Kähne schwebten und glitten zwischen den Dampfboten und dem Ufer hin und her, besonders in der Nähe derer auf, die soll geräumt zum Auslaufen waren, um die Früchte, die sie trugen und die malerisch in der Mitte der kleinen Boote aufgethürmt waren, an die Reisenden theils zum Verzehren, theils zum Mitnehmen in ein mörderisches Klima zu verkaufen. — Einen lebhaften Anblick gewährten diese kleinen, buntbemalten Kähne, von einem sonngebrannten Spanier, mit großem breitrandigen Strohhut und schwarzem Backenbart, gerudert, in dessen Füßen in malerischer Anordnung Ananas, Apfelsinen, Feigen, Granatäpfel, Bananen, Cocosnüsse ꝛc. aufgeschichtet lagen, auf denen gewöhnlich ein Papagai umherflog und mit seinem Reden die Matrosen einzuladen suchte, die lustigen Früchte zu kaufen, während ihm aus dem Innern des kleinen Bootes, an einer dünnen Kette befestigt, ein Affe sich in possierlichen Verrenkungen schaukelte und gegen die Passagiere der verschiedenen Boote, an denen sich ihre vorbeifuhr, und sie ihn, um ihn zu necken, mit Fruchtschalen und dergleichen warfen, die Zähne fletschte. Zum zweiten Male hatte eben die Glocke geläutet, und von mehren Seiten stürzten in vollem Laufen Passagiere dem Boote zu, um es noch vor der, wie sie glaubten, ungeduldig erfolgenden Abfahrt zu erreichen. Diese versehlten trugen wirklich schwere Laden und beuchten unter diesen, fast mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte, heran, wobei Einer gegar noch sein Schnupftuch schwankte, um ja vom Boote aus bemerkt zu werden.

Der Capitän wandte sich und lächelte.

Immer noch kamen beladene Karren, dem Boote neue Fracht zuzuführen, und noch nicht zwei Drittheile des Rumpfes waren gefüllt, aber der Rauch stieg höher und schwärzer aus

*) Denn — eigentlich der aufgemontene Damm, der Neu-Orleans vor den Ueberschwemmungen des Mississippi schützt, kann auch der ganze Weg der Dampfboot-Landung so genannt.

Digitized by Google

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

Von F. Gerstaecker.

Am 31. Juli, 10 Uhr Morgens, verließ das schnelle, prachtvolle Dampfboot „Oceanie“ — G. Williams, Master, — die Levee, nach St. Louis bestimmt. Für Fracht oder Passage wende man sich an Bord oder an Smith & Richfield — Agenten — Cincinnatibuden Street No. 59 New Orleans.

Das war die Anzeige, die am 29. Juli 18.. in Commercial Bulletin von New-Orleans nebst noch 20 ähnlichen von eben so vielen verschiedenen Booten, die theils für den Mississippi, Arkansas, Missouri, Arkansas, Ohio, Illinois, oder gar für den Golf von Mexiko bestimmt waren, stand.

Wegen Leuten herrschte auf der Levee*); um Koffer und Kisten, Hutschachteln, Betten und aller möglicher Hausrath

*) Levee — eigentlich der aufgeworfene Damm, der New-Orleans vor den Ueberschwemmungen des Mississippi schützt, kann auch der ganze Platz der Dampfboot-Landung so genannt.

„die anderen Fahrzeuge brauchen mindestens vier bis fünf Mo„nate, um sich nach Europa zu begeben.

„Bevor ich Ihnen von dem Mittel spreche, welches ich habe „anwenden müssen, um den Prinzen Djalma hier zurückzuhal„ten, ein Mittel, dessen schlechten oder guten Erfolg ich noch „zu dieser Stunde nicht weiß, ist es gut, daß Sie erst einige „Facta erfahren.

„Man hat in dem englischen Indien eine Gemeinschaft „entdeckt, deren Mitglieder sich unter einander Brüder des „guten Werkes nennen oder Phansegars, was blos „Würger bedeutet; diese Mörder vergießen kein Blut, sie „erdrosseln ihre Opfer, weniger um sie zu bestehlen, als um „einem menschenmörderischen Berufe und den Gesetzen einer „höllischen Gottheit mit Namen Bohwanie zu gehorchen.

„Ich kann Ihnen keine bessere Idee von dieser furchtbaren „Secte geben, als wenn ich Ihnen hier einige Zeilen der Ver„rede des Rapports des Oberst Sleemann gebe, der diese ge„heimnißvolle Verbrüderung mit unermüdlichem Eifer verfolgt „hat; dieser Rapport ist vor zwei Monaten veröffentlicht wor„den. Es folgt ein Auszug daraus, der Oberst sagt:

„Während der Jahre 1822 bis 1824, als ich mit der Obrig„keit- und Civilverwaltung des Distrikts von Nerbingpour be„traut war, wurde kein Mord, auch nicht der kleinste Diebstahl von einem gewöhnlichen Banditen begangen, von dem ich nicht gleich unmittelbar Kenntniß gehabt hätte; aber wenn mir Je„mand zu jener Zeit gesagt hätte, daß eine Bande Mörder, „deren Gewerbe erblich ist, in dem Dorfe Kundelin wohne, „höchstens dreihundert Schritte von meinem Gerichtshofe, daß „die herrlichen Gebüsche des Dorfes Mundesoor, einem Tage„marsch von meinem Wohnort, einer der abscheulichsten Schlupf„winkel der Morde von ganz Indien seien, daß die zahlreichen „Banden der Brüder des guten Werkes von Hindostan und „Dekan kommend sich in diesen Gebüschen alljährlich wie zu „festlichen Festen zusammenkünfte geben, um ihren schauder„haften Beruf auf allen Wegen auszuüben, die sich in dieser „Gegend kreuzen, dann hätte ich diesen Jnder für einen Nar„ren gehalten, der sich durch Fabeln habe lassen Angst machen; „und doch gab es nichts Wahreres: jedes Jahr waren Reisende „zu Hunderten unter den Gebüschen von Mundesoor verscharrt „worden; ein ganzer Stamm von Mördern lebte vor meiner „Thür, während ich erster Beamter der Provinz war und dehnte „seine Verheerungen bis zu den Städten Poonah und Hyderabad „hin aus. Ich werde es niemals vergessen, wie einer der Häup„ter der Würger, der ihr Denunciant geworden war, um mich „zu überzeugen, aus dem Boden, den mein Zelt selbst bedeckte, „dreizehn Cadaver ausgraben ließ und sich anheischig machte, „rings um sich herum eine unbeschränkte Anzahl aus der Erde „hervorzuholen.*)

„Diese wenigen Worte des Obersten Sleemann werden Ih„nen einen Begriff von der furchtbaren Gesellschaft geben, „welche ihre Gesetze, ihre Pflichten, ihre Gewohnheiten den „göttlichen und menschlichen Gesetzen ganz entgegengesetzt hat. „Einander bis zum Heroismus ergeben, ihren Obern blind „gehorchend, die sich für unmittelbare Repräsentanten ihrer un„heimlichen Gottheit ausgeben, als Feinde alle die betrachtend, „die nicht zu ihnen gehören, überall durch ein furchtbares Pro„selytenmachen sich ergänzend: so gingen diese Apostel einer Re„ligion des Mordes, predigten im Dunkeln ihre verabscheu„ungswürdigen Lehren und umgaben Indien mit einem unge„heuren Netze.

„Drei ihrer Hauptanführer und einer ihrer Jünger waren „vor der hartnäckigen Verfolgung des englischen Statthalters „gestanden und da es ihnen gelang, sich derselben zu entziehen, „so kamen sie bis an die Spitze des nördlichen Indien bis zur „Meerenge von Malakka, die in geringer Entfernung von un„serer Jnsel liegt; ein Schmuggler, der zugleich ein wenig See„räuber und ihrer Verbrüderung verwandt ist, mit Namen „Mahal, nahm sie in sein Küstenfahrzeug auf und brachte sie „hierher, wo sie sich für einige Zeit in Sicherheit glaubten; „denn dem Rathe des Schmugglers gemäß haben sie sich in „einen dichten Wald geflüchtet, wo sich mehre Ruinen von „Tempeln befinden, deren unterirdische Höhlen ihnen einen „Zufluchtsort darbieten.

„Unter diesen Anführern, die alle drei von bemerkenswerther „Intelligenz sind, befindet sich besonders Einer, Namens Fa„ringhea, der mit außerordentlicher Energie begabt ist und „Eigenschaften besitzt, die ihn zu einem der furchtbarsten Men„schen machen; er ist ein Mestize, d. h. der Sohn eines Wei„ßen und einer Jndierin, hat lange Zeit Städte bewohnt, in „denen sich europäische Comptoire befinden und spricht gut „Englisch und Französisch; die beiden anderen Anführer sind „ein Neger und ein Jndier; der Jünger ist ein Malaie.

„Der Schmuggler Mahal, der dachte, daß er eine gute „Belohnung erhalten könne, wenn er die drei Anführer und „den Jünger ausliefere, ist zu mir gekommen, da er wie alle „Welt meine genaue Verbindung mit einer Person kennt, die „am einflußreichsten bei unserm Gouverneur ist; er bat mir „also vor zwei Tagen unter gewissen Bedingungen angetra„gen, den Neger, den Mestizen, den Jndier und den Malaien „auszuliefern... Die Bedingungen sind: — eine ziemlich be„deutende Summe und die Versicherung einer Ueberfahrt auf „einem Schiffe, das nach Europa oder Amerika geht, damit er „der unversöhnlichen Rache der Würger entgehe.

„Mit Eifer ergriff ich die Gelegenheit, der menschlichen „Gerechtigkeit diese drei Mörder zu überliefern und versprach „Mahal, sein Vermittler bei dem Gouverneur zu sein, aber „auch unter gewissen, an sich sehr unschuldigen und Djalma „betreffenden Bedingungen... Ich werde das näher ausein„andersetzen, wenn mein Plan gelingt und das werde ich gleich „erfahren, denn Mahal muß augenblicklich kommen.

„Bevor ich diese Depesche schließe, die morgen mit dem „Kurier nach Europa geht, wo ich die Ueberfahrt für Mahal „im Falle des Gelingens bestellt habe, will ich eine Paren„these hinzufügen in Betreff einer ziemlich wichtigen Angele„genheit.

„In meinem letzten Briefe, in welchem ich Ihnen den Tod „von Djalma's Vater meldete, sowie die Verhaftung dieses „Letzteren durch die Engländer, bat ich um Berichte über die „Zahlungsfähigkeit des Baron Tripeaud, Banquiers und Ma„nufakturwaarenhändlers in Paris, der eine Commandite seines „Hauses in Calcutta hat. Jetzt werden diese Nachrichten un„nütz: wenn das, was ich erfahren habe, unglücklicher Weise „wahr sein sollte, dann wird es an Ihnen sein, nach den Um„ständen zu verfahren.

„Sein Haus in Calcutta schuldet uns, mir und meinem „Collegen in Pondichery, sehr bedeutende Summen und man „sagt, Baron Tripeaud sei in sehr gefährlich verwickelten Ge„schäftsverhältnissen, da er eine Fabrik habe errichten wollen, „um durch eine unerbittliche Concurrenz ein ungeheures Eta„blissement zu ruiniren, das schon seit langer Zeit von Herrn „Hardy, einem sehr bedeutenden Industriemanne, gegründet ist. „Man versichert, Herr Tripeaud habe in dies Unternehmen „schon sehr bedeutende Capitalien gesteckt und verliere, ohne „Zweifel hat er Herrn François Hardy sehr viel Schaden ge„than, aber dabei sein eignes Vermögen gefährdet; wenn Tri„peaud nun fallirte, würde es für uns ein sehr trauriges Un„glück sein, da er mir und den unsrigen viel Geld schuldet.

„Bei diesem Zustande der Dinge wäre es wohl zu wünschen, „daß man durch die allmächtigen Mittel jeder Art, über welche „man verfügen kann, es dahin bringe, das Haus Françeis „Hardy vollkommen zu discreditiren und zum Fallen zu brin„gen, da dasselbe schon durch die erbitterte Concurrenz Tri„peaud's heftig erschüttert ist; wenn dieser Handstreich gelingt, „würde Letzterer in kurzer Zeit Alles wieder gewinnen, was er „verloren hat; der Ruin seines Nebenbuhlers würde Tripeaud's „Flor heben und unsere Wechsel würden gesichert.

„Ohne Zweifel wäre es peinlich und schmerzhaft, genöthigt „zu sein, durch diese Mittel unsre Fonds wieder zu decken, „aber heutzutage ist man bisweilen darauf hingewiesen, sich „der Waffen zu bedienen, die gegen uns selbst angewendet „werden. Wenn man durch die Ungerechtigkeit und Bosheit „der Menschen sich dahin gebracht sieht, so muß man sich er„geben und denken, daß, wenn wir unsre irdischen Güter zu „erhalten suchen, es nur in der Rücksicht auf den grö„ßeren Ruhm Gottes geschieht, während in den Händen unsrer „Feinde diese Güter nur gefährliche Mittel zur Verderbniß „und zum Aergerniß sind.

„Es ist übrigens das nur ein unterthäniger Vorschlag, den „ich Ihnen mache; wäre ich auch im Stande in Bezug auf meine „Forderungen die Initiative zu ergreifen, so würde ich es doch „nicht thun; mein Wille gehört nicht mir... Die Alles, was „ich besitze, gehört er denen, welchen ich diesen Gehorsam ge„schworen habe."

Ein leises von draußen kommendes Geräusch unterbrach Herrn Jesua und erregte seine Aufmerksamkeit.

Er stand schnell auf und ging an's Fenster.

Drei kleine Schläge wurden in demselben Augenblicke an den Laden gethan.

— Sind Sie es, Mahal? — fragte Jesua mit leiser Stimme.

— Ich bin's — antwortete man draußen und auch leise.

— Und der Malaie?

— Es ist ihm gelungen.

— Wahrhaftig? — rief Jesua mit großer Genugthuung... — Sind Sie dessen gewiß?

— Ganz gewiß; es giebt keinen geschickteren und unerschrockeneren Teufel.

— Und Djalma?

— Die Stellen aus dem letzten Briefe des General Simon, die ich ihm citirt habe, überzeugten ihn, daß ich vom General Simon käme und daß er diesen in den Ruinen von Tschandi finden sollte.

— Also jetzt!

— Ist Djalma in den Ruinen, wo er den Neger, den Mestizen und den Jndier finden wird. Dort haben sie den Malaien hindestellt, der den Prinzen während des Schlafes tättowirt hat.

— Haben Sie den unterirdischen Gang untersucht?

— Ich bin gestern hingegangen... der eine Stein vom Fußgestell der Statue dreht sich um sich selbst... die Treppe ist breit... sie wird genügen...

— Und die drei Anführer haben keinen Verdacht gegen Sie?

— Durchaus keinen... ich habe sie heute Morgen gese„hen... und heute Abend ist der Malaie gekommen, um mir Alles zu erzählen, ehe er zu ihnen nach den Ruinen von Tschandi ging; denn er war im Gestrüpp verborgen geblieben, da er nicht wagte, sich am Tage dahin zu begeben.

— Mahal... wenn Sie die Wahrheit gesagt haben, wenn Alles gelingt, ist Ihnen Ihre Begnadigung und ein ruhiges Leben sicher... Ihr Platz auf dem Kutter ist bereit, Sie reisen morgen ab: auf diese Weise sind Sie vor der Rache der Würger gesichert, die Sie bis hierher verfolgen würden, um ihre Häuptlinge zu rächen, da die Vorsehung Sie dazu auser„lesen hat, diese drei großen Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern... Gott wird Sie segnen... Gehen Sie gleich von hier an die Thür des Gouverneurs und warten Sie dort auf mich... ich werde Sie einführen; es handelt sich um so wichtige Sachen, daß ich nicht anstehe, ihn mitten in der Nacht zu wecken... Gehen Sie schnell... ich folge Ihnen bald nach.

Man hörte draußen die schnellen Schritte des sich entfer„nenden Mahal und im Hause herrschte dann wieder Stille.

Herr Jesua kehrte an sein Bureau zurück und fügte dem Memoire noch eilig die folgenden Worte hinzu.

„— Was sich auch begeben möge, jetzt ist es unmöglich, „daß Djalma Batavia erreicht... Sein Sie versichert, daß er „nicht am 13. Februar künftigen Jahres in Paris sein wird...

„Wie ich es vorausgesehen hatte, werde ich die ganze Nacht „auf den Füßen sein. Ich eile zum Gouverneur und werde

*) Dieser Bericht ist aus dem vortrefflichen Werke des Grafen Eduard de Warren über das englische Indien im Jahre 1831 entnommen.

---

den Schornsteinen, und das mußte ja das sicherste Zeichen der baldigen Abfahrt sein.

Drei Boote hatten schon nach einander die Leven, ebenfalls nach St. Louis bestimmt, verlassen, der „Oceanie" aber war als ein schnelles Fahrzeug bekannt, und viele der Passagiere zogen vor vielleicht, wie sie glaubten, eine halbe Stunde zu warten, als mit den anderen abzufahren, die sie doch in kurzer Zeit einzuholen hofften.

Jetzt läutete die dritte Glocke, laut und lange, fast stets das sichere Zeichen der Abfahrt, und wieder strömten von allen Seiten neue Passagiere herbei, aber auch neue Fracht kam, und noch immer hielten die Ketten das Boot am Ufer befestigt. „Capitän, wann fahren Sie ab?" fragte ein Pflanzer vom Mississippi, der eben einen seiner Neger noch für irgend etwas in die Stadt geschickt hatte.

„Well, Sir," — entgegnete der Gefragte, — „schwerlich vor Abend, — Ihre Fracht ist auch noch nicht eingelangt."

„Gut, gut," sagte dieser, „'s ist mir einerlei, ich wollte es nur wissen; da kann ich also noch hinauf nach St. Charles gehn, und dort zu Mittag speisen!"

„Ja wohl, ja wohl," entgegnete freundlich der Capitän; „sollte das Boot vor Abend abgehn, so schicke ich einen mei„ner Leute hinauf."

Der Pflanzer begab sich langsam an's Ufer und wanderte gemüthlich dem Hotel zu.

Kaum hatte er den Capitän verlassen, als ein armer Auswanderer, ein Deutscher, der sich mit seiner Familie im Zwischendeck befand, zu diesem trat, und nun ängstlich, in sehr gebrochenem Englisch anfragte, ob er wohl noch einmal, wenn er sich recht eile, an's Land laufen könne, um einige für seine Familie unumgänglich nöthige Sachen einzukaufen, da er heut Morgen die Glocke des Bootes habe läuten hören und aus Furcht, die Abfahrt zu versäumen, in aller nur möglichen Eile hergerannt sei! —

„Gut, gut," entgegnete, ermüdet über die lange Rede, der Capitän, indem er sich wegwandte, „aber eile Euch, in einer halben Stunde geht das Boot ab, und auf Euch kann ich nicht warten."

Mit Windeseile flog der Mann in die Stadt, jagte von einem Platze zum andern, gab für Alles den verlangten Preis, nur um die nöthigsten Lebensmittel für sich und seine Fa„milie zu erhalten, und kehrte, zum Tode matt, gerade nach Ablauf der halben Stunde zum Boot zurück, das er noch in demselben Zustand der Ruhe fand, wie er es verlassen hatte.

Der Nachmittag kam so heran, und eben hatte das letzte Boot, das nach, außer dem „Oceanie", nach St. Louis be„stimmt war, den Landungsplatz verlassen, mit dem jetzt wohl viele der Passagiere unbedingt gegangen wären, hätten sie nicht alle ihr Passagierger und Gepäck schon auf diesem ge„habt; so aber waren sie gezwungen zu bleiben, und der erste mate — Steuermann — erklärte jetzt allen, die ihn fragten, wenn das Boot abginge, daß der Capitän an's Ufer gegangen wäre und daß die Abfahrt schwerlich vor morgen früh stattfinden würde. —

Viele der Passagiere fluchten und schimpften, den meisten aber war es gleichgültig, so sie nur bestimmt wuß„ten, daß sie noch eine Nacht bei New-Orleans liegen bleiben würden.

Die Hitze war drückend, und wer nicht Geschäfte halber gezwungen war auszugehen, hielt sich in der Kühle der Häu„ser, die aber, welche die abgehende und entkommende Fracht beförderten oder empfingen, schwitzten mit aufgespannten Regenschirmen, die glühenden Sonnenstrahlen von sich abzu„wenden, langsam an der Leven umher.

Unter den vielen, am Ufer aufgeschichteten Waaren, welche die Marktplätze bedeckten, befanden sich auch Hunderte von Kaf„fesäcken, die, in verschiedenen Abtheilungen aufgehäuft, für eben so viele verschiedene Boote meistens nach Cincinnati, St. Louis und Pittsburg bestimmt waren. Um diese herum nun waren eine Masse Frauen und Mädchen, wie es schien, emsig beschäftigt, die etwa hie und da herausgefallenen Kaffeebohnen aufzulesen und in ihre kleinen Handkörbe zu wer„fen, in der That aber hatte die Mehrzahl derselben kleine, scharfe Messerchen in der Hand verborgen, und stach und schnitt, wenn sie sich unbemerkt glaubte, in die Säcke hinein, und füllte ihre Körbe! — Es waren fast lauter Deutsche!

Die Leute auf den Booten aber, für die der Kaffee be„stimmt war, kannten schon die Schliche dieses Packes, und fuhren dann und wann mit Peitschen unter sie, sie auseinander zu treiben; immer aber wieder, wenn auch zehnmal verscheucht, kehrten sie wie die Aasgeier auf ihren Raub zurück und umschwärmten die verwundete Kaffeesäcke. —

„God damn the Dutch." — Gott verdamme die Deutschen, — rief der mate des „Oceanie", als er wohl nach dem sechsten

„morgen diesem langen Memoire, das der Kanter mit nach „Europa bringt, noch einige Worte hinzufügen."

Nachdem er seinen Secretär wieder zugeschlossen, klingelte Herr Josua laut und zum großen Erstaunen der Leute im

Hause, die sich verwunderten, ihn mitten in der Nacht ausgehen zu sehen, begab er sich eilig nach der Residenz des Gouverneurs der Insel.

Wir führen den Leser nach den Ruinen von Tschandi.

Fünftes Kapitel.

Die Ruinen von Tschandi.

Die Scheibe des Mondes erhebt sich langsam hinter einer Masse von imposanten Ruinen, die auf einem Hügel gelegen sind mitten in einem dichten Forste, drei Stunden ungefähr von Batavia.

Breite Lagen von Steinen, jede Mauern von Ziegeln, die durch die Zeit zerbröckelt sind, weite Portale, auf denen Schlingpflanzen wuchern, heben sich energisch auf der breiten Fläche von silbernem Lichte ab, das am Horizonte sich mit dem klaren Blau des Himmels vermählt.

Einige Strahlen des Mondes, die durch die Oeffnung einer der Säulengänge fallen, beleuchten zwei kolossale Statuen, die am Fuße einer ungeheuren Treppe stehen; die von einander gespaltenen Steinplatten dieser Treppe verschwinden fast ganz unter dem Grase, Moos und Kräutig.

Die Trümmer einer der Statuen, die in der Mitte zerbrochen ist, liegen am Boden umher, die andere ist noch ganz, steht aufrecht und bietet einen scheußlichen Anblick dar.

Sie stellt einen Mann von gigantischen Verhältnissen vor, der Kopf hat drei Fuß Höhe, der Ausdruck des Gesichtes ist wild, zwei Augen von schwarzem Schiefer sind in die graue Oberfläche eingelassen; der breite tiefe Mund ist unverhältnißmäßig offen, Schlangen haben zwischen den Lippen ihr Nest gemacht, im Scheine des Mondes bemerkt man darin ein scheußliches Gewirr ...

Ein breiter Gürtel, der mit symbolischen Verzierungen geschmückt ist, umgürtet den Körper dieser Statue und hält an der Seite einen langen Degen; der Riese hat seine ausgestreckte Arme und in den vier großen Händen hält er den Kopf eines Elephanten, einen Menschenschädel, eine zusammengerollte Schlange und einen dem Reiher ähnlichen Vogel.

Der Mond, welcher die Statue von der Seite erhellt, hebt das scharfe Gesicht mit lebhaftem Lichte hervor und trägt noch mehr zu der wilden Seltsamkeit seines Anblicks bei.

Hier und dort sieht man in die halb zerstörten Ziegelmauern eingelassen einige Fragmente von steinernen Basreliefs, die sehr kühn vertieft sind; eines der am besten erhaltenen stellt einen Mann mit Elephantenkopf vor, der Flügel hat wie eine Fledermaus und ein Kind verschlingt.

Es giebt nichts Unheimlicheres als diese Ruine, umgeben von Baumgruppen mit düsterem Grün, bedeckt mit entsetzlichen Emblemen, und das Aas im Mondenscheine und tiefen Schweigen der Nacht.

An eine der Mauern dieses alten Tempels, der irgend einer geheimnißvollen und blutigen javanischen Gottheit geweiht ist, lehnt sich eine ungeschickt von Steintrümmern und Ziegeln erbaute Hütte; die Gitterthür von Binsen ist offen, ein rötzliches Licht dringt aus derselben und wirft seine glühenden Reflexe auf die hohen Gräser, mit denen die Erde bedeckt ist.

Drei Männer sind in diesem Gebäude vereinigt, das durch eine Lampe von Thon erleuchtet ist, in der ein mit Palmöl getränkter Docht von Cocosfasern brennt.

Der erste dieser drei Männer ist ungefähr vierzig Jahr alt und nach europäischer Weise ärmlich gekleidet; seine bleiche fast weiße Gesichtsfarbe verkündet, daß er der Mestizenrace angehört: er stammt von einem Weißen und einer Indierin ab.

Der zweite ist ein kräftiger afrikanischer Neger mit dicken Lippen, breiten Schultern und dünnen Beinen, seine krausen Haare beginnen grau zu werden, er ist mit Lumpen bedeckt und sitzt neben dem Indier.

Eine dritte Person schläft und liegt auf einer Matte in einem Winkel des Gebäudes.

Diese drei Männer waren die drei Häuptlinge der Würgee, die auf dem Festlande von Indien verfolgt, einen Zufluchtsort auf Java unter Führung Mehal's des Schmugglers gesucht hatten.

— Der Malaie kommt nicht zurück, — sagte der Mestize, der Faringhea hieß, der Gefürchtetste dieser mordmeuchlerischen Secte, — vielleicht ist er bei der Ausführung unserer Befehle getödtet worden.

— Das Gewitter von heute Morgen hat alles Gewürm aus der Erde hervorgelockt, — sagte der Neger, — vielleicht ist der Malaie gebissen worden ... und sein Leichnam ist jetzt ein Fest für Schlangen.

— Um dem guten Werke zu dienen, — entgegnete Faringhea mit düsterer Miene, — muß man dem Tode zu trotzen wissen ...

— Und auch ihn zu geben, — fügte der Neger hinzu.

Ein dumpfes Geschrei, dem einige unarticulirte Worte folgten, erregte die Aufmerksamkeit der beiden Männer, sie wandten schnell den Kopf nach dem Schläfer hin.

Dieser war höchstens dreißig Jahre alt, sein unbärtiges kupfergelbes Gesicht, sein Kleid von grobem Stoffe, sein kleiner gelb und braun gestreifter Turban verkündeten, daß er der reinen Hindurace angehört; sein Schlaf schien von einem peinlichen Traume beunruhigt, starker Schweiß bedeckt seine vom Schrecken verzerrten Züge; er spricht im Traume; seine Stimme

---

fruchtlosen Versuch, das Gesindel abzuhalten den Kaffeesäcken ernstlichen Schaden zuzufügen, in Schweiß gebadet und erschöpft an Bord zurückkehrte; „Gott verdamme sie. Ich möchte wissen, warum er die Deutschen, Irländer und Mosquitos erschaffen hat? — Sie sind nur zur Plage da!"

„Und ist es nicht uns, die wir all Eure Arbeit thun, bei Jöhst!" fragte ein Irländer in seinem breiten Dialekt vom anderen Boot herüber, „sag', honey! sind's nicht die Irish und Dutch, die Eure Straßen und Canäle graben, die Euer Land bebauen und Eure Häuser aufrichten? Nun, Sirrah! was habt Ihr dagegen zu sagen?"

„Geh an Deine Arbeit, Pat! und „be damned to you" — sei verdammt —, was hast Du hier zu stehn und zu raisonniren? Lebhaft! lebhaft, boys — Burschen —, schafft die Sachen herein!" rief der mate vom daneben liegenden Boot und unterbrach so die kaum begonnene Unterhaltung.

Die Sonne neigte sich jetzt zum Untergang und reges Leben kam auf einmal in die, bis jetzt fast todten Straßen. Aus allen Gassen strömten in bunten Gruppen Spaziergänger heraus, die den kühlen Abend auf der Reede genießen wollten; die Eis- und Cherbetbuden füllten sich mit Besuchenden; Scharen von farbigen, wunderhübschen Blumenmädchen durchzogen die Gruppen der Lustwandelnden, oder stellten und setzten sich an die Ein- und Ausgänge der Wirthshäuser, und die ganze Stadt schien plötzlich wie aus einem schweren, betäubenden Traume erwacht zu sein. —

Auf dem Boote selbst aber schien die Ruhe, welche die Stadt verlassen hatte, einzukehren; das Deck war gekehrt, die Matrosen und Feuerleute wanderten an's Ufer, und die Wache des Bootes schritt langsam und bedächtig auf dem Vordertheil desselben umher, emsig damit beschäftigt die sie wüthend und singend umschwärmenden Mosquitos von sich abzuwehren. —

Nach und nach lagerte sich diese Ruhe auch über die Stadt; die Lichter erloschen, die Kaffeehäuser und Hotels wurden geschlossen und nur auf dem unteren Markte, dicht an der Reede, schimmerten noch die Lampen der Kaffee- und Chocoladenstände, die von jungen, hübschen Mädchen — ebenfalls fast lauter Deutschen — bedient wurden, welche dort die ganze Nacht heißen Kaffee, Thee und heiße Chocolade, manche auch sogar eisiges Sodawasser feilhielten, und die mit ihren blankgescheuerten, weit durch die dunkele Nacht glänzenden Kaffeemaschinen, den sauber mit weißen Aschtüchern belegten Ständen und mit verschiedenem Backwerk belegenen Tellern, wie mit ihren freundlichen, lieben Gesichtern, gar angenehm gegen die sie umgebende Ruhe und Finsterniß abstachen.

Weitzin in den stillen Straßen antworten die Wachen sich auf ihr Zeichen — das Niederstoßen des schweren Hickorystockes, den sie tragen, auf das Pflaster — und Gruppen von Schwärmenden, oder einzelne Wanderer, halten an den Ständen, trinken ihre Tasse Kaffee oder Thee, bezahlen ihren „Picayune" — etwa 2 gute Groschen — und ziehen lachend und erzählend zu einer anderen Straße, oder auf einen anderen Markt, um die drückende Schwüle der Nachtluft im Freien zuzubringen, und sich gegen Morgen erschöpft auf's Lager zu werfen und ein Paar Stunden zu schlafen.

Um 12 Uhr etwa kam eine Schar Matrosen ziemlich angetrunken auf den unteren Markt, tranken ihren Kaffee und lachten und sangen. „Hör', Tom," sagte der eine von ihnen endlich zu dem, der am lustigsten und ausgelassensten schien, „mach' nicht solch einen Höllenlärm, oder Du kannst die Nacht in der Calebouse zubringen."

„Verdamm Deine Calebouse," entgegnete der also Gemannte, „ich bin ein „Weißer", kein verdammter Neger, und ich möchte den Mann sehen, der mich in die Calebouse stecken wollte! Hier, Mädchen, ist Dein Geld," wandte er sich an die Kleine, die ängstlich ihre Tassen zusammenpackte, aus Furcht, einen Theil derselben zerbrochen zu sehn — „hier! eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Tassen, so — hier ist ein halber Dollar — bist Du zufrieden?"

„Sie bekommen einen Picayune heraus," entgegnete schüchtern das Mädchen.

„Verdamm Deinen Picayune, ich will einen Kuß — na kumm, sei kein Kätzchen!"

„Laßt mich gehn, oder ich rufe die Wache."

„Ruf' sie und sei verdammt, meinen Kuß will ich doch."

Er versuchte sie, trotz dem Zureden seiner Kameraden zu fassen, aber kaum hatte das Mädchen einen lauten Hülferuf ausgestoßen, als schon Einer der Wächter, in einen groben braunen Rock eingeknöpft, mit einem heimartigen Glanzhut auf dem Kopf, an dem nach Matrosenart ein breiter, hinten weit über den Nacken hinüberreichender Rand hinlief, und vorn eine mit gelber Oelfarbe gemalte Nummer

ist hart, abgestoßen und er begleitet seine Worte mit einigen krampfhaften Bewegungen.

— Immer dieser Traum! — sagte Faringhea zum Neger; — stets die Erinnerung an jenen Menschen.

— Welchen Menschen?

— Erinnerst Du Dich nicht, daß vor fünf Jahren der wilde Oberst Kennedy... der Henker der Indier, an die Ufer des Ganges gekommen war, um auf den Tiger Jagd zu machen mit zwanzig Pferden, vier Elephanten und funfzig Dienern!

— Ja, ja, — sagte der Neger, — und wir drei, wir Menschenjäger haben eine bessere Jagd gemacht als er; Kennedy mit seinen Pferden, Elephanten und zahlreichen Dienern hat seinen Tiger nicht bekommen... wir aber den unsrigen, — fügte er mit unheimlicher Ironie hinzu. — Ja, Kennedy, dieser Tiger mit dem Menschengesicht ist in unsern Hinterhalt gefallen und die Brüder des guten Werkes haben diese Beute ihrer Gottheit Bohwanie dargebracht.

— Wenn Du Dich erinnerst, so bemerkten wir plötzlich in dem Augenblicke, wo wir Kennedy die Schlinge um den Hals zuzogen, jenen Reisenden... er hatte uns gesehen, wir mußten uns seiner entledigen... Seitdem, — fügte Faringhea hinzu, — verfolgt der Gedanke an jenen Mord diesen da stets im Traume... — und er zeigte nach dem schlafenden Indier hin.

— Auch wenn er wacht, wird er von ihm verfolgt, — sagte der Neger, Faringhea mit bedeutsamer Miene ansehend.

— Horch, — versetzte dieser, indem er auf den Indier zeigte, der in der Lebhaftigkeit des Traumes mit gebrochener Stimme wieder zu sprechen begann; — herr, da wiederholt er abermals die Antworten dieses Reisenden, als wir ihm die Wahl stellten zu sterben oder mit uns dem guten Werke zu dienen... Sein Geist ist verwirrt... noch immer gelähmt!

In der That, der Indier sprach ganz laut in seinem Traume eine Art geheimnißvollen Verhör, indem er abwechselnd die Fragen und die Antworten sagte.

— Reisender, — sagte er, seine Stimme von Zeit zu Zeit durch plötzliches Schweigen unterbrechend, — warum hast Du diesen schwarzen Stich unter der Stirn? Er geht von einer Schläfe zur anderen... es ist ein böses Zeichen; dein Blick ist traurig wie der Tod... Bist Du ein Opfer gewesen, kamm mit uns... Bohwanie rächt die Opfer. Du hast gelitten? — Ja, viel gelitten... — Seit langer Zeit? — Ja, seit sehr langer Zeit. — Du leidest noch? — Immer! — Der Dich gequält hat, was denkst Du ihm zu? — Erbarmen. — Willst Du ihm nicht vergelten? — Ich will Liebe für Haß geben. — Wer bist Du denn, daß Du Böses mit Gutem erwiderst? — Ich bin der, der liebt, leidet und vergiebt.

— Bruder... hörst Du! — sagte der Neger zu Faringhea; — er hat die Worte, welche der Reisende vor seinem Tode sprach, nicht vergessen.

— Die Vision geht weiter... horch... er spricht weiter... Wie blaß er ist!

Der Indier, noch immer unter der Einwirkung des Traumes, fuhr fort:

— Reisender... wir sind drei, sind muthig, haben den Tod in unsren Händen, Du hast uns dem guten Werke opfern sehen. Sei Einer der Unsren... oder stirb... stirb... O, welcher Blick... nicht so... sieh mich nicht so an!

Diese letzten Worte sagend machte der Indier eine plötzliche Bewegung, als ob er einen Gegenstand entfernen wolle, der sich ihm nähere, und wachte dann auf.

Darauf fuhr er mit der Hand über die in Schweiß gebadete Stirn und sah sich mit irren Blicken um.

— Bruder... stets dieser Traum — sagte Faringhea zu ihm. — Für einen kühnen Menschenjäger ist Dein Kopf schwach... Glücklicher Weise sind Deine Arme und Dein Muth wacker...

Der Indier antwortete einige Augenblicke nicht, barg den Kopf in die Hände und versetzte dann:

— Seit langer Zeit habe ich nicht von dem Reisenden geträumt!

— Ist er nicht todt? — sagte Faringhea achselzuckend. — Warst Du selbst es nicht, der ihm die Schlinge um den Hals geworfen!

— Ja!... — sagte der Indier zusammenfahrend.

— Haben wir sein Grab nicht neben dem Oberst Kennedy gegraben! Haben wir ihn nicht dort verscharrt wie den englischen Henker unter Sand und Binsen!

— Ja, wir haben das Grab gegraben, — sagte der Indier schaudernd, — und doch, vor einem Jahre, ich war am Thore von Bombay; Abends... ich erwartete einen unsrer Brüder... die Sonne stieg hinter der Pagode, die westlich von dem kleinen Hügel liegt, hinab; ich sehe das noch Alles; ich sah unter einem Feigenbaume... da höre ich einen ruhigen, langsamen und festen Schritt, ich wende den Kopf... er war es... er kam aus der Stadt.

— Eine Täuschung! — sagte der Neger, — stets diese Vision!

— Vision, — fügte Faringhea hinzu, — oder starke Aehnlichkeit!

— An seinem schwarzen Striche, welcher ihm über die Stirn geht, habe ich ihn erkannt; er war es; ich blieb starr vor Entsetzen mit verstörten Blicken; er stand still, bestrete seinen ruhigen und traurigen Blick auf mich;... wider meinen Willen mußte ich rufen: — Er ist es! — Ich bin es! — antwortete er mit einer sanften Stimme, — und Alle die, welche Du getödtet hast, stehen wieder auf wie ich. — Und er wies nach dem Himmel. — Weshalb tödten! hör' mir zu... ich komme von Java; ich gehe an das andere Ende der Welt... in ein Land des ewigen Schnees... dort oder hier, auf einer Erde von Feuer oder auf einer Erde voll Eis, stets werde ich derselbe sein! So ist es auch mit der Seele derer, welche unter Deiner Schlinge fallen, in dieser Welt oder da oben!... in dieser Hölle oder einer anderen... die Seele wird immer eine Seele sein... Du kannst ihr nichts anhaben... Warum tödten! — Und traurig den Kopf schüttelnd ging er vorüber... immer langsam schreitend... mit gesenktem Nacken... über den Hügel der Pagode hinweg. Ich folgte ihm mit den Augen, ohne mich regen zu können; in dem Augenblicke, wo die Sonne unterging, blieb er auf der Spitze des Hügels stehen, sein hoher Wuchs hob sich gegen den Himmel ab und darauf verschwand er. O! er war es!... — fügte der Indier nach einer langen Pause hinzu. — Er war es!...

Niemals hatte sich die Erzählung des Indiers verändert, denn oft unterhielt er seine Gefährten von diesem geheimnißvollen Abenteuer. Diese Hartnäckigkeit von seiner Seite erschütterte endlich ihren Unglauben, oder ließ sie vielmehr für dieses anscheinend übermenschliche Ereigniß eine natürliche Ursache suchen.

— Es ist möglich, — sagte Faringhea nach einem Augenblicke des Nachdenkens, — daß der Knoten, welcher den Hals des Reisenden zugeschnürt hat, nicht ganz sich zugezogen, daß ihm ein Rest von Leben geblieben ist; die Luft wird durch die Binsen durchgedrungen sein, mit denen wir das Grab zugedeckt, und so ist er wieder in's Leben zurückgerufen worden.

— Nein, nein!... — sagte der Indier kopfschüttelnd. — Dieser Mensch ist nicht von unserer Art...

— Erkläre Dich...

— Jetzt weiß ich...

— Du weißt!...

— Hört zu, — sagte der Indier mit feierlicher Stimme, — die Opfer, welche die Söhne Bohwanie's gebracht haben, sind Nichts neben der Unermeßlichkeit von Todten und Sterbenden, welche dieser furchtbare Reisende auf seinem menschenmordenden Gange hinter sich läßt.

— Er... — rief der Neger und Faringhea aus.

— Er! — wiederholte der Indier mit einem Tone der Ueberzeugung, von dem seine Gefährten betroffen wurden. — Hört nochmals und zittert: Als ich dem Reisenden an den Thoren von Bombay begegnete... kam er von Java und ging nach Norden, wie er mir sagte... Am anderen Tage wurde Bombay von der Cholera verheert... und einige Zeit darauf hörte man, daß diese Seuche hier... in Java... ausgebrochen sei.

— Das ist wahr — sagte der Neger.

— Hört weiter — versetzte der Indier — ich gehe nach Norden... nach einem Lande des ewigen Schnees, hatte mir der Reisende gesagt... die Cholera ging auch nach Norden;... sie ging über Mascate, Ispahan, Tauris... Tiflis... und erreichte Sibirien.

— Das ist wahr... — sagte Faringhea nachdenklich.

— Und die Cholera — fuhr der Indier fort — machte nur fünf bis sechs Stunden täglich... den Marsch eines Menschen... sie erschien niemals an zwei Orten auf einmal;... aber sie ging langsam, gleichmäßig vorwärts... stets den Tagemarsch eines Menschen...

Bei dieser seltsamen Zusammenstellung sahen sich die beiden Gefährten des Indiers bestürzt an...

Nach einer Pause von einigen Minuten sagte der Neger erschreckt zu dem Indier:

— Und Du glaubst, daß dieser Mensch...?

— Ich glaube, daß dieser Mensch, den wir getödtet haben, von einer höllischen Gottheit wieder in's Leben gerufen, durch sie den Befehl bekommen hat, auf der Erde diese furchtbare Seuche herumzutragen... überall hinter seinen Tritten den Tod zu verbreiten... vor dem er selbst geschützt ist... Erinnert Euch... der furchtbare Reisende ist von Java gekommen... die Cholera hat Java verheert... der Reisende kam durch Bombay; die Cholera hat Bombay verheert;... der Reisende ist nach Norden gegangen: die Cholera hat den Norden verheert...

Dies sagend verfiel der Indier in eine tiefe Träumerei.

Der Neger und Faringhea waren von hohem Erstaunen ergriffen.

Der Indier hatte in Bezug auf den geheimnißvollen Gang dieser furchtbaren Seuche (bisher noch nicht erklärt) ganz Recht, da sie, wie man weiß, niemals mehr als fünf bis sechs Stunden täglich gemacht hat und niemals an zwei Orten zugleich sich zeigte.

Nichts ist in der That seltsamer, als auf den zu jener Zeit angefertigten Karten den langsamen fortschreitenden Gang dieser wandernden Seuche zu beobachten, welcher dem erstaunten Auge alle Launen, alle Zufälle des Marsches eines Menschen darbietet.

Hier lieber als dort durchgehend... in einem Lande gewisse Provinzen wählend... in den Provinzen wieder einzelne Städte... in den Städten ein Viertel... in dem Viertel eine Straße... in der Straße ein Haus... seine Rasttage haltend und dann ihren langsamen Marsch geheimnißvoll und furchtbar fortsetzend.

Die Worte des Indiers, welche diese entsetzliche Sonderbarkeit hervorhoben, machten auf den Neger und Faringhea einen lebhaften Eindruck, obgleich diese Wilden durch entsetzliche Glaubenslehren zur Monomanie des Mordes gekommene Naturen waren.

Ja... und das ist eine verbürgte Thatsache... es giebt in Indien Secten dieser abscheulichen Gemeinschaft, Leute, die fast immer ohne Grund, ohne Leidenschaft tödteten, um zu tödten... um der Leidenschaft des Mordens willen... um für das Leben den Tod zu geben... um aus einem Lebendigen einen Leichnam zu machen, wie sie in ihren Verhören ausgesagt haben...

Der Gedanke quält sich ab, die Ursache dieser ungeheuren Phänomene zu ergründen... Durch welche unglaubliche Aufeinanderfolge von Ereignissen haben Menschen sich bewegen lassen können, sich diesem Priesterthum des Todes zu weihen?

Ohne Zweifel, eine solche Religion kann nur in Gegenden gedeihen, in welchen wie in Indien die rohste Sklaverei, die

---

stand, herzusprang, den Ruhestörer zurückstieß, und Ruhe gebot.

Vergebens versuchten jetzt die mehr nüchternen Kameraden ihn zu beruhigen; er fluchte und wetterte gegen den Wächter, und versuchte einem der Beistehenden einen Stock zu entreißen, um jenen niederzuschlagen.

Rrrrrrrr — schallte da die Schnarre, der Hülferuf der Wachthabenden durch die stille Nacht, und der „watchman" sprang auf den Betrunkenen zu, faßte ihn mit der linken Hand und rief: „Ihr seid mein Gefangener." Die Anderen zogen sich scheu zurück, und waren alle in demselben Augenblick von 10 bis 15 kräftigen und gut bewaffneten Wächtern umgeben.

Der Betrunkene ergab sich in sein Schicksal und wurde abgeführt, während sich die Anderen theils zerstreuten, theils an die benachbarten Stände gingen und noch eine Tasse Kaffee tranken oder ein Stück Kuchen aßen.

Jetzt zeigten sich die ersten Schimmer des herannahenden Morgens im Osten, und der „Oceanic" begann reges Leben zu zeigen!

Der Wächter des Bootes weckte die Feuerleute und Matrosen und während die Ersteren wieder wie gestern ein Feuer unter den Kesseln anmachten, wuschen und scheuerten die Letzteren die verschiedenen Decke des ganzen Bootes, daß es mit den ersten Strahlen der Morgensonne schimmerte und glänzte.

Das Frühstück war verzehrt, und wieder kamen noch einzelne Karren mit Frachtgütern oder Koffern und Hutschachteln beladen, wie Passagiere, die hinauf nach St. Louis oder den dazwischenliegenden Landungsplätzen hinwollten; die Frachtkähne glitten wieder wie gestern mit leichten Ruderschlägen zwischen den Booten umher, und wieder klang der Schall der großen Bootsglocke durch all das geräuschvolle Treiben der gewaltigen Hafenstadt.

Kleine Jungen mit Zeitungen, größere mit Früchten, andere mit Körben voll Büchern, Novellen und Erzählungen, die Zeit auf der Reise zu vertreiben, junge Neger- und Mulattenmädchen, die farbigen Tücher malerisch und kokett um den wolligen Kopf geschlungen, mit großen zinnernen Kannen, in denen sie Säfte- und Butter-Milch zum Verkauf umhertrugen, drängten sich über die schmalen Planken, die das Dampfboot mit dem Ufer verbanden, hin und her, und versuchten ihre verschiedenartigen Waaren an den Mann zu bringen.

Zwei der Milchmädchen, eine Mulattin und eine Negerin, beide höchstens 18 Jahr, und schön und schlank gewachsen, hatten auf dem Boot, ihres Milchverkaufes wegen, einen Wortwechsel begonnen und fuhren damit am Ufer fort. Ein Wort gab das andere, und die Mulattin setzte endlich, „des langen Haderns müde," ihr Milchgefäß auf die Erde, streifte die Aermel in die Höh' und forderte, sich in eine kunstgerechte Vorerstellung bringend, ihre Gegnerin heraus. — Im Nu strömten von den benachbarten Booten Matrosen und Feuerleute herbei, und bildeten einen großen Kreis um die beiden Mädchen, die jetzt ernstliche Anstalt machten den Kampf zu beginnen, während es nicht an Aufmunterung der Umstehenden fehlte sie sowohl anzureizen, als ihrem Muth und ihrer Ehrliebe zu schmeicheln.

Die Negerin hatte ebenfalls ihre Aermel aufgestreift, und den ersten Angriff der Gelben muthig und glücklich zurückgeschlagen.

„Das ist recht, Mary," rief es von der einen Seite, irgend einen Namen auf das Gerathewohl errathend, „das ist recht, laß es sie haben, drauf, drauf!" während von der anderen eben solch ermuthigende Anrufe als: „In die Augen, Jinny, in die Augen! das war ein braver Stoß; noch einen — so — noch einen" — auch dem andern Armeecorps der Amazonen Muth zusprach!

Ein Mann drängte sich jetzt durch den Menschenknäul, und die Mulattin am Arm fassend, wollte er sie hinweg ziehn.

„Laß sie los, laß sie los," schrien fünf Stimmen zu gleicher Zeit — „fair fight! fair fight! — gleichen Kampf — laß sie es ausfechten!"

„Sie ist meine Sklavin," rief der Neuangekommene entrüstet, immer noch sich bemühend, die beiden Mädchen auseinander zu reißen.

„Verdamm Euch und Eure Sklavin," rief ein riesenhafter Matrose aus, ihn zurückschleudernd, daß er das Mädchen loslassen mußte, „geht zur Hölle, aber laßt sie ihren Streit ausfechten."

„Ja! laßt sie's ausfechten," schrie der ganze Haufe, und der Eigenthümer der Sklavin mußte, wollte er sich nicht selbst Thätlichkeiten aussetzen, seine Sklavin ihrem Schicksale überlassen.

unerbittlichste Ausbeutung des Menschen durch den Menschen besteht...

— Eine solche Religion... ist es nicht der Haß der Menschheit durch Unterdrückung bis auf seine äußerste Spitze getrieben? Vielleicht hat jene menschenmörderische Secte, deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert, sich in diesen Gegenden ewig erhalten, als die einzig mögliche Protestation der Sklaverei gegen den Despotismus. Vielleicht hat Gott in seinen unerforschlichen Absichten diese Phantasgars geschaffen, wie er Tiger und Schlangen schuf...

Was noch außerdem diese unheimliche Congregation bemerkenswerth macht, ist das geheimnißvolle Band, welches alle ihre Mitglieder unter einander vereint und sie zu gleicher Zeit von allen übrigen Menschen trennt; denn sie haben ihre Gesetze, ihre Gewohnheiten; sie opfern, unterstützen, helfen einander; — aber es giebt für sie keine Heimath, keine Familie... sie sind nur von einer düsteren und unsichtbaren Macht abhängig, deren Beschlüssen sie mit blinder Unterwerfung gehorchen, und im Namen welcher sie sich überall verbreiten, um Leichen zu machen, nach ihrem wilden Ausdrucke*).

.....

.....

*) Wie führen noch einige Stellen aus dem sehr merkwürdigen Buche des Grafen Warren über das englische Indien im Jahre 1831 an.

„Außer den Dieben, welche tödten, um des Raubes willen, den sie den Reisenden abnehmen dessen, giebt es noch eine zu einer Gesellschaft organisirte Mörderrotte, mit Anführern, einer Schule, einer Zeichensprache und selbst einer Religion, die ihnen Fanatismus und ihre Gegenliebe, ihre Agenten, ihre Kundschafter, ihre Helfer, ihre kämpfenden Truppen und passive Verbündete hat, welche mit ihrem Gelde dem guten Werke fröhnen. Es ist die Gemeinschaft der Thugs oder Phansegars (Betrüger oder Würger, von thugna, betrügen, und phansna, erwürgen), eine religiöse und industrielle Genossenschaft, welche das menschliche Geschlecht ausbeutet, indem sie es vernichtet, und deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert.

„Bis 1810 war ihre Existenz nicht blos den europäischen Eroberern unbekannt, sondern selbst den einheimischen Regierungen. In den Jahren von 1810 bis 1830 waren mehre ihrer Banden auf der That ertappt und bestraft worden; aber bis zu diesem letzteren Zeitpunkt waren alle Enthüllungen, welche in Bezug auf sie von jede erfundenen Lügnern gemacht worden waren, zu fruchtbar erschienen, um deine Publicum Zutrauen fast und Glauben zu finden; man hatte diese Entdeckungen wie Träume einer wahnsinnigen Phantasie verworfen und verachtet. Und doch, seit langen Jahren, wahrend seit einem halben Jahrhunderte, verbreitete diese sociale Secte die Verwüstungen in entsetzlicher Ausdehnung von Indus bis Himalaya bis zum Cap Comorin, von Cuttack bis nach Agra.

„Es war im Jahre 1830, als die Gefangnisse eines berühmten Häuptlings, dem man das Leben unter der Bedingung schenkte, daß er seine Mitschuldigen denunzirte, das ganze System an den Tag brachten: die Bande der Gesellschaft der Thugs ist ein religiöser Glaube, der Kultus Bohwanie's, einer düsteren Gottheit, welche an Grausamkeit Gefallen findet und besonders das ganze menschliche Geschlecht verachtet: die ihr angehörigen Leute sind Menschen und je mehr man in dieser Welt sie darniederdrückt sieht, je mehr wird man in jener durch alle Freuden der Seele und der Sinne, durch stets schöne Frauen und stets neue Genüsse belohnt. Wenn der Mörder auf seinen Pfad dem Schaffote verfällt, so stirbt er mit dem Entzücken eines Märtyrers, weil er die Palme desselben erwarte, um seiner göttlichen Herrin zu gefallen, erwordet er ohne Furcht und Gewissensbisse Greis, Weib und Kind, gegen seine Glaubensgenossen ist er barmherzig, menschlich, edelmüthig, theilt Alles mit ihnen, will sie, wie er, Diener und Ebenbürtige Bohwanie's sind; die Vernichtung seines Gleichen, sobald sie nicht zur Gemeinschaft gehören, die Verminderung des menschlichen Geschlechts, das ist der Gegenstand, den er erstrebt; es ist für ihn kein Mittel zum Gewinn, der Raub ist nur eine Nebensache dabei, ein allerdings sehr angenehmes Beiwerk, aber in seiner Werthschätzung nur eine untergeordnete Stelle einnehmend. Die Zerstörung ist sein Ziel, seine thierische Sendung, sein Beruf; und zugleich ist es für ihn eine tödtlich zu sättigende Leidenschaft, seiner Ansicht nach ist die verunstaltende aller Jagden die Menschenjagd! „Sie leben," hörte ich einen der Verurtheilten sagen, „ein großes Vergnügen darin, das wilde Thier in seiner Höhle zu verfolgen, den Eber, den Tiger anzugreifen, weil es dabei Gefahren zu tragen, Muth und Energie an den Tag zu legen giebt. Denken Sie alle, wie viel größer der Reiz sein muß, wenn der Kampf den Menschen gilt, wenn der Mensch vernichtet werden muß! Inhalt der Uebung einer Eigenschaft, des Muthes, bedarf es da des Muthes, der Schlauheit, Tücke, Verschlagenheit, Gewandtheit: wie viel Triebfedern giebt es in Bewegung zu setzen! Wie viel Mittel zu ersinnen! Alle allen Leidenschaften frohnen, alle Talente, selbst der Lohn und der Freundschaft, rufen zu lassen, um die Leute in das Netz zu locken, das ist eine erhabene Jagd, das ist herrschaft, ist Entzücken, sage ich Ihnen."

„Wer sich in den Jahren 1831 und 1832 in Indien befunden hat, weiß sich des Staunens und Entsetzens erinnern, welches die Entdeckung dieser unerhörten Höllenmaschine unter der ganzen Gesellschaft hervorrief. Eine große Anzahl Beamte, Vorsteher der Provinzen weigerten sich, daran zu glauben, und konnten nicht begreifen, daß eine so ausgedehnte Organisation so lange Zeit unter ihren Augen schweigend, ohne sich zu verrathen, Verheerungen unter der menschlichen Gesellschaft angerichtet hatte."

(L'Inde anglaise en 1831 par M. le comte Edouard de Warren. 2 vol. in 8. Paris 1834.)

Einige Augenblicke hindurch hatten die drei Würger ein tiefes Schweigen beobachtet.

Draußen warf der Mond noch immer seine breiten weißen Lichter und große bläuliche Schatten auf die imposante Masse der Ruinen; die Sterne funkelten am Himmel; von Zeit zu Zeit reuschte ein schwacher Luftzug durch die leichten glasirten Blätter der Bananen und Palmenbäume.

Das Fußgestell der gigantischen Statue ragte auf breiten Steinplatten, die bald unter dem Gestrüpp verborgen waren.

Plötzlich schien eine von den Platten sich niederzusenken.

In der Höhlung, welche dadurch ohne Geräusch entstand, kam ein mit einer Uniform bekleideter Mann mit halbem Leibe hervor, sah aufmerksam um sich her... und horchte.

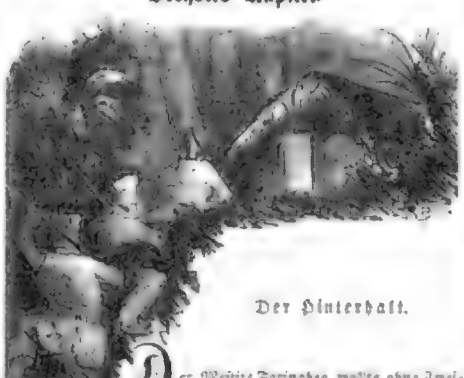
Als er den Schimmer der Lampe, welche das Innere des Gebäudes erhellte, auf den hohen Sträuchern zittern sah... kehrte er sich um, gab ein Zeichen und bald darauf stieg er und noch zwei andere Soldaten die letzten Stufen der unterirdischen Treppe herauf und schlichen sich durch die Ruinen.

Einige Zeit waren ihre beweglichen Schatten auf den von dem Monde bestrahlten Theilen des Bodens zu sehen, darauf verschwanden sie hinter den Ecken der verfallenen Mauern.

In dem Augenblicke, wo die dicke Platte wieder ihre Stelle und gerade Lage einnahm, hätte man die Köpfe von mehren Soldaten bemerken können, welche in der Höhle verborgen steckten.

Der Mestize, der Indier und der Neger befanden sich noch immer in Nachdenken versunken in dem Gebäude und hatten nichts bemerkt.

Sechstes Kapitel.



Der Hinterhalt.

Der Mestize Faringhea wollte ohne Zweifel den düsteren Gedanken sich entreißen, welche die Worte des Indiers über den geheimnißvollen Gang der Cholera in ihm erregt hatten, und wechselte plötzlich den Gegenstand der Unterhaltung. Sein Auge glühte in unheimlichem Feuer, seine Physiognomie nahm einen Ausdruck wüster Begeisterung an und er rief aus:

— Rothmale wird über uns unerschrockene Menschenjäger wachen! Brüder! Muth, Muth!... die Welt ist groß... unsre Beute ist überall... die Engländer nöthigen uns Indien zu verlassen, uns die drei Häupter des guten Werkes, was thut's? Wir lassen unsre Brüder zurück, die sich verborgen, so zahlreich, so schrecklich sind als die schwarzen Skorpione, welche ihre Gegenwart nicht anders als durch ihren tödtlichen Stich verkünden; die Verbannung vergrößert unser Gebiet... Bruder, für Dich Amerika, — sagte er mit begeisterter Miene zu dem Indier, — für Dich Afrika, — sagte er zum Neger. — Bruder, Europa für mich!... Ueberall, wo es Menschen giebt, giebt es Henker und Opfer .. Ueberall, wo es Opfer giebt, sind die Herzen von Haß geschwollen, unsre Sache ist es, diesen Haß zu aller Gluth der Rache zu schüren!! Unsre Sache ist es, durch List, durch Verführung alle die zu uns, den Dienern Bohwanie's, herüberzuziehen, deren Eifer, Muth und Kühnheit uns nützlich sein kann. Wir wollen unter uns und unterwegen an Hingebung, Entsagung wetteifern, uns gegenseitig Macht, Hülfe und Schutz leihen! Alle die, welche nicht mit uns sind, sollen unsre Beute sein; von Allen wollen wir uns abtrennen gegen Alle, Allen zum Trotz. Für uns giebt es weder Vaterland noch Familie. Unsre Familie sind unsre Brüder, unser Vaterland... die ganze Welt.

Diese Art wilder Beredsamkeit machte einen lebhaften Eindruck auf den Neger und den Indier, welche gewöhnlich dem Einfluß Faringhea's ausgesetzt waren, da dieser ihnen an Intelligenz sehr überlegen war, obgleich sie selbst beide die bedeutendsten Anführer der blutigen Verbrüderung waren.

— Ja, Du hast Recht, Bruder, — rief der Indier, Faringhea's Begeisterung theilend, — unser ist die Welt... Hier selbst in Java wollen wir eine Spur unseres Verderbendaseins zurücklassen... Gründen wir vor unserer Abreise das gute Werk auf dieser Insel; — es wird schnell groß hier werden, denn das Elend ist hier groß, die Holländer sind eben so habgierig als die Engländer... Bruder, ich habe in den sumpfigen Reisfeldern dieser Insel, die stets ihren Bebauern tödtlich sind, Menschen gesehen, welche die Noth zu dieser menschenmörderischen Arbeit zwang, sie waren fast wie Leichen, einige von Krankheit entkräftet, von Müdigkeit und Hunger sanken sie nieder, um nie wieder aufzustehen... Brüder, das gute Werk wird in diesem Lande groß werden!...

— Neulich Abend, — sagte der Mestize, — war ich am Ufer des Sees hinter einem Felsen: ein junges Weib kam, einige Lumpen bedeckten kaum ihren magern von der Sonne gebörnten Körper; in ihren Armen hielt sie ein kleines Kind, welches sie weinend an ihren verfiegten Busen drückte. Sie umarmte ihr Kind drei Mal und sagte: — Du wenigstens sollst nicht unglücklich werden wie Dein Vater; — und sie warf es in's Wasser, stieß einen Schrei aus und verschwand... Bei diesem Schrei sprangen die im Schilfe verborgenen Kaimans begierig in den See... Brüder, hier tödten die Mütter ihre Kinder aus Mitleid... das gute Werk wird groß werden in diesem Lande.

— Heut Morgen, — sagte der Neger, — während man einen der schwarzen Sklaven mit Peitschenhieben zerfleischt, verkauft ein alter kleiner Mann, ein Kaufmann von Batavia, sein Landhaus, um nach der Stadt zu kommen. In seinem Palankin empfing er mit kalter Gleichgültigkeit die traurigen Liebkosungen von zweien der jungen Mädchen, mit denen er seinen Harem bevölkert, indem er sie ihren Familien abkauft, die zu arm sind, sie zu ernähren. Brüder, hier giebt es Mütter, welche ans Elend ihre Töchter verkaufen, Sklaven, die man geißelt, Menschen, die wie Lastthiere andere Menschen tragen; das große Werk wird in diesem Lande gedeihen.

— In diesem Lande... und in allen Ländern der Unterdrückung, des Elends, der Verdorbenheit und der Sklaverei.

— Könnten wir nur Djalma unter uns aufnehmen, wie uns Mahal gerathen hat, — sagte der Indier, — unsre Reise nach Java hätte einen doppelten Vortheil; denn bevor wir abreisten, zählten wir diesen jungen unternehmenden und kühnen Mann, der so viel Gründe hat, die Menschen zu hassen, zu den Unsrigen.

— Er wird kommen... wir wollen seinen Groll noch mehr vergiften.

— Ihn an den Tod seines Vaters erinnern.

— An die Niedermetzelung der Seinigen.

— Seine Gefangenschaft.

Die beiden Kämpfenden hatten übrigens jetzt den Faustkampf aufgegeben, und sich einander im rauhen Wollzeug und bei den Kleidern gefaßt, daß diese in Fetzen umherflogen; die Negerin ersah aber jetzt ihren Vortheil, erfaßte die Mulattin mit beiden Händen am Hals und schlug dieselbe mit solcher Gewalt mit ihrer eigenen Stirn an die Schläfe, daß sie bewußtlos zusammenbrach!

„Look at the nigger," — sich den Neger —, schrie der Haufen jubelnd und jauchzend — „brav gemacht, Kleine; Du bist ein Mord-Schläger; Dein Mann kann sich gratuliren" ꝛc. ꝛc. — Schall es von allen Seiten, und willig machte die Masse dem jungen Mädchen, dem die dünnen Kleider in Stücken von den entblößten Schultern hingen, Platz, um sich nach Hause zu begeben und ihre Stockschläge von der Herrin für das Zerreißen von Sachen, die eben so gut wie sie selbst ihrer Mistreß Eigenthum waren, in Empfang zu nehmen, während der Herr der Mulattin diese aufhob, sie auf einen der leer dastehenden „drag carts" — Güterkarren — warf, und dem Führer befahl, sie nach einem bestimmten Platze, den er ihm nannte, hinzufahren. In zwei Minuten hatte sich die ganze Menschenmasse verlaufen und Keiner gedachte mehr des Vorfalls.

Jetzt schien aber auch der „Oceanic" ernstliche Anstalten zum Abfahren machen zu wollen, und nicht allein die Schornsteine qualmten von dickem Rauch, sondern auch aus der „escape pipe" — Abzugsröhre des Dampfes — schoß in langen Zwischenräumen der weiße Dampf kräuselnd in die klare Morgenluft hinauf. Die Glocke hatte schon zum zweiten Mal an diesem Morgen geläutet, die Ketten waren eingezogen und das Boot hing nur noch an zwei dünnen Tauen; dabei arbeiteten die Räder langsam gegen den Strom und der mate sandte zwei Matrosen hinaus, an den im Ufer befestigten, eisernen Ringen zu stehn, und auf das gegebene Zeichen die Taue loszubinden.

Jetzt läutete in schnellen, schallenden Schlägen die Glocke zum letzten Mal; Alle, die sich noch, um Abschied von Reisenden zu nehmen, auf dem Boote befanden, sprangen in wilder Eile zu der einzigen Planke, um auf dieser an's Ufer zu gelangen und nicht mitgenommen zu werden; Andere, die noch am Ufer waren, eilten auf's Boot; die Taue waren losgebunden, der Pilot stand oben am Rad in seinem kleinen, mit gewaltigen Glasfenstern versehenen Häuschen, die beiden Matrosen liefen auf der Planke in's Boot, und sich umdrehend halfen sie dieselbe mit hereinziehn und 16 bis 20 Mann bemühten sich, mit langen Stangen das Boot vom Ufer abzuschieben, — jetzt war das Vordertheil frei — der Pilot zog die Klingelschnur — der Ingenieur antwortete durch eine andere Glocke, daß er das Zeichen verstanden habe — eine zweite Klingel ertönte, und mit lautem Pusten bahnte sich das gewaltige Fahrzeug, hohe Wellen schlagend, seinen Weg durch die schnell und behende zur Seite gleitenden Fruchtboote, und schwebte in wenigen Secunden frei auf dem mächtigen Strome, mit kräftigen Radschlägen die Fluthen theilend, daß sie hoch und schäumend am Buge aufspritzten und die zurückbleibenden Boote auf den durch die ungeheuren Räder aufgewühlten Wogen schaukelten.

Aber wer rennt dort in wilder Eile, Mütze und Schnupftuch um den Kopf schwenkend, und zur nicht geringen Unterhaltung der Umstehenden rufend und schreiend, auf der Levee hin, ruft, bis er nicht mehr rufen kann, winkt, bis ihm die Kraft fehlt noch einen Arm zu bewegen und setzt sich dann, da er sieht, daß sich das Boot immer weiter entfernt und all' seine Mühe, Eile und Angst vergebens war, verzweifelnd und die Hände ringend auf den Schiffsballast, der am Ufer aufgeschichtet liegt!

Es ist ein armer Deutscher, erst vor drei Tagen aus dem Vaterlande hier angekommen, der nach Missouri hinauf will und dessen ganze Familie, eine schwangere Frau, mit drei noch nicht erwachsenen Kindern, und ihre altersschwache Mutter, die sie nicht allein in der alten Heimath zurücklassen wollte, sich auf dem dort in nebelhafter Ferne mehr und mehr verschwindenden Boote befindet. — Viele fragen ihn, warum er sich so anstelle, Viele lachen über ihn, Einige bedauern ihn — er selbst sitzt, theilnahmlos und starr vor sich hinsehend, dabei — er versteht kein Englisch, also auch nicht ihre Fragen, ihren Hohn oder ihr Bedauern, das nur versteht er, daß er allein, verlassen, elend in der fremden Stadt zurückgeblieben ist, und die ihm allein noch angehören und an denen sein Herz hängt, vielleicht nie — nie wieder sieht.

Die Frau des armen Mannes sieht unterdessen kaum den Abgang des Bootes und weiß ihren Mann am Ufer, als sie, alles Andere vergessend, mit fliegenden Haaren vorstürzt, um die Leute zu bitten, auf ihren Mann zu warten!

— Der hat entsetzlich seinen Geist und er ist der Unfläg . . .

Der Neger, welcher einige Zeit nachdenklich geblieben war, sagte plötzlich:

— Brüder, wenn Mabal, der Schwaggler, und betrüger!

— Ert — rief der Junker fast mit Entrüstung, — er hat und ein Ziel auf seinem Rückenschild gegeben, hat unser Flucht vom Felsturme geschärft — ist und hier an Bord der Goelette nehmen, deren Kommando er übernimmt, und und nach Bombay bringen, wo wir Fahrgeige nach Amerika, Europa, Afrika bringen, wo wir Fahrgeige nach Amerika, Europa, Afrika bringen.

— Welches Interesse sollte Mabal haben, uns zu verraten? — sagte Faringhea. — Nichts würde ihn vor der Rache der Söhne Bobwanie's schützen, er weiß es.

— Endlich, — sagte der Schwarze, — hat er uns nicht verfolgen, durch Ich Djuma zu verraisen, das er heute Abend bleiben zu uns komme, und ist er einmal bei uns . . . so weiß er schon in unsern Bund treten müssen.

— Wer es nicht auch Mabal, der uns gesagt hat: Befehl dem Malaien nach dem Hyazza Djuma's zu gehen; ihn wäherend des Schlafes zu überschleichen und anhatt ihn zu tödten, wie er es könnte, ihn das Zeichen Bobwanie's auf den Arm zu ätzen! Djuma wird so über die Unabhängigkeit, Geschicklichkeit und Unternehmgkeit unserer Brüder urteilen können, und begreifen, was man von diesen Menschen zu hoffen oder zu fürchten hat . . . Das Bewunderung über uns Furcht, auf die eine oder die andere Weise muß er einer der Unsrigen werden.

— Und wenn er sich weigert mit uns zu sein, trotz der Gründe, die er hat, die Menschen zu hassen?

— Dann . . . mit Bobwanie aber sein Schicksal entscheiden, — sagte Faringhea mit düsterer Miene, — ich habe meinen Plan . . .

— Aber wie es dem Malaien gelingen, Djuma während des Schlafes zu überraschen? — sagte der Neger.

— Es ist Niemand so verwegen, demselben, geschieht ein der Malaie — sagte Faringhea. — Er hat die Rückseite gehabt in ihrer Heimat eine schwarze Panthern zu überfallen, die säugte . . . und er hat die Mutter getödtet und das kleine Junge entführt, das er dann an den Kapitän eines europäischen Schiffes verkauft hat.

— Der Malaie hat es ausgeführt! rief der Junker, indem er auf ein seltsames Geschrei horchte, das durch die Stille der Nacht erschallte.

— Ja, das ist der Ruf des Geiers, der seine Beute fortführt, — sagte der Neger gleichfalls horchend, — es ist das Signal, durch welches unsre Brüder sich verständen, daß sie ihre Beute gemacht haben.

Wenige Zeit darauf erschien der Malaie an der Thür der Hütte.

Er war in ein großes Stück gefreistr Baumwolle von sehr hellen Farben gekleidet.

— Nun? — sagte der Neger hestorgt, — ist es gelungen?

— Djuma wird sein ganzes Vertrauen auf Sidjoh des guten Werkes tragen, — sagte der Malaie mit Stolz; — um dahin zu gelangen . . . muß Ich Djuma's Finger, die zu sehr zusammen, die sich auf meinem Wege sind; — ich habe den Körper unter Schlingkraut neben dem Hyazza gelassen. Aber Djuma . . . schläft unter Schlaf. Mabal, der Schwaggler, hat es zuerst erfahren.

— Und Djuma ist nicht erwacht! — sagte der Junker, von der Geschicklichkeit des Malaien ganz entzückt.

— Wenn er aufgewacht wäre, — antwortete dieser ruhig, — würde ich tot sein . . . da ich sein Gewehr schonen sollte.

— Welches Leben und welcher nächtiger sein kann als sein Tod, — entgegnete der Wirbel; — darauf sich an den Malaien wendend fuhr er fort: — Bruder, Dein Leben hie hat ein gute Wendung genommen, und du wirst uns wie ein geliebter Bruder, was mit morgen thun werden . . . heute gebracht Du, an einem andern Tage wirst Du befehlen.

— Ich glaubte hier einen Europäer, einen Franzosen zu finden . . .

— Dieser Franzose . . . ist noch nicht gekommen, antwortete der Junker — aber er wird nicht lange bleiben.

In der Frage Djuma's das Mittel erraihend, dessen sich Mabal bedient hatte, um ihn in die Schlinge zu ziehen, heftete der Junker Zeit zu gewinnen, indem er diesen Irrthum verlängerte.

— Du kennst diesen Franzosen? — fragte Djuma den Phantasier.

— Er hat uns hier eine Zusammenkunft bestimmt . . . wie Die, — versetzte der Junker.

— Und wohlhält? — sagte Djuma immer mehr verwundert.

— Wenn er kommt . . . sollst Du es erfahren . . .

— Also der General Simon hat Dich gelogt, Ihr seist Euch hier einstimmt!

Da folgte eine augenblickliche Pause, während welcher Djuma vergeblich sich rios geheimnißvolle Andeutungen zu erklären suchte.

— Und wer sind Ihr? — fragte er die Junker mit ungewöhnlicher Miene; denn das düstere Schweigen der beiden Gefährten des Phantasier, die sich soh sahen, begann ihm einigen Verdacht einzuflößen . . .

— Wer wir sind? — antwortete der Junker, — wir sind die Verbündeten, wenn Du der Unsere bist.

— Ich betaure Euren nicht und Ihr habt mich nicht nötig.

— Wer weiß.

— Du irrst Dich . . . die Engländer haben Deinen Vater getödtet . . . er war König . . . man hat Dich zum Gefangenen gemacht, Dich verbannt . . . Du besitzt nichts mehr.

Bei der bereden Erinnerung umschärften sich Djuma's Züge. Er hob zusammen und ein bitterer Schmerz verzog seine Lippen.

Der Phantasier sahr fort:

— Dein Vater war gerecht, tapfer, von seinen Unterthanen geliebt, man nannte ihn den Vater des Unterdrückten und der Name kam ihm zu . . . weil Du seinen Tod ungerächt lassen? . . . Ich der Sohn, der Dir am herzen nagt, anstrafbar sein!

— Mein Vater ist mit den Waffen in der Hand gefallen, ich habe seinen Tod an den Engländern gerächt, die in mir Etwas gefürchtet haben . . . Derjenige, welcher bei mir meinen Vater ersetzte, auch für ihn gekämpft, hat mir gesagt, daß es jetzt anständig wäre mit sich nach gegen die Engländer kämpfen zu wollen, um mein Land wieder zu erobern. Als sie mich in Freiheit gesetzt haben, wußte ich schweren, mich meiner Feinde zu bedienen, um meinen Zwecken zu gelangen . . . um ich auch die Schwäre, die ich trug . . .

— Derjenigen, welche Dich berraubt, zum Gefangenen gemacht, Deinen Vater getödtet haben, sind Menschen . . . Du giebst anderen also auch Menschen, an denen Du Dich rächen kannst . . . trage Deinen Hah auf diese über.

— Du hast Recht . . . Ich habe einen Menschen gerichtet . . . bist Du nicht auch ein Mensch?

— Ich und die, welche mir gleichen, sind mehr als Menschen . . . wir sind dem übrigen menschlichen Geschlecht, was die fühnen Jäger wilder Thiere sind, deren Jagden man in Wahrungen verurtheilet . . . Wurde Du sein wie wir, wärst ein Mensch? Wüßt Du sicher, reichlich, schlafen? Du hast Hunger, der Dir das herz zerreißt . . . nachdem man Dir so viele Güter geraubt hat?

Deine Worte werden immer dunkler . . . ich habe keinen Hah im Herzen, sagte Djuma. — Wenn ein Feind meiner mächtig ist, bekämpfe ich ihn, bis er unwirksig, strafe ich ihn mit Verachtung. Deshalb hasse ich weder die Engländer noch die Sklaven.

— Verrath! . . . schrie plötzlich der Neger, indem er mit schneller Bewegung nach der Thür zeigte, dem Djuma und der Junker hatten sich noch und noch während ihres Gespräches von derselben entfernt und bekannten sich nun in der einen Ecke der Hütte.

Bei dem Schrei des Negers warf Faringhea, den Djuma nicht bemerkt hatte, heftig die Matte fort, welche ihn verbarg, zog seinen Dolch, schoß wie ein Tiger hervor und war mit einem Sprunge unter der Thüre. Dort sah er eine Abtheilung Soldaten mit Gewehr vorüberkommen, sah den einen mit thörichtem Ernste, warf zwei andere um und verschwand unter den Mauern.

Dies hatte sich so schnell begeben, daß Faringhea schon verschwand, während Djuma sich erst umdrehte, um die Ursache von des Negers Klarmuf zu erfahren.

Beide Gefährten, die in der Nähe standen, während andere zu Faringhea's Verfolgung eilten, legten augenblicklich auf Djuma und die drei Wärger an.

Der Neger, der Malaie und der Junker, da sie die unmöglichkeit des Widerstandes einsahen, wechselten schnell einige

Digitized by Google

„Nix verstehn," ist die Antwort, die sie empfingen, mit vielleicht noch einem Fluch als Zugabe, das sie im Grunnehmen des Zorns im Wege steht; die deutscher Matrose hört ennisch ihre Klagen, und läßt zum mate, um die Lage der Armen vorzustellen.

„Geh zum Kapitän! Gott verdamm es, ich habe mehr zu thun, warum ist der deutsche Narr nicht an Bord?" ist die Antwort, die er empfängt, er läuft zum Kapitän und erzählt ihm in wenig Worten die Geschichte.

„Zu spät, zu spät," sagt dieser, die Achseln zuckend — „der Mann hat Zeit genug gehabt an Bord zu kommen."

„Aber, Kapitän, seine Frau und Kinder sind allein auf dem Boot und können nicht englisch sprechen, haben auch keinen Beschützer."

„Bah! bah! aber ich kann ihnen nicht helfen, ich kann nicht noch einmal umkehren und 2 Meilen zurückfahren einen Zwischendeckspassagier, der die Zeit verfäumt hat, aufzunehmen."

Das Boot schießt mit ungeheurer Schnelle durch die Fluthen, und der Matrose weiß wohl, daß jetzt alles Reden vergebens ist; er geht zur Frau hinunter, und versucht ihr mit trauriger Miene Trost einzusprechen, diese aber läuft heulend und wehklagend zu ihren Kindern zurück, und bejammert den Verlust ihres Mannes!

Zweckmäßig wäre es vielleicht hier, eine kurze Beschreibung amerikanischer Dampfboote zu geben, da sich diese fast in jeder Hinsicht wesentlich von den unsrigen unterscheiden, und da wenigen unserer Leser die innere Einrichtung derselben bekannt sein möchte. —

Der Amerikaner bauet bei allen seinen Arbeiten und Unternehmungen nur in möglichster Kürze und Schnelle die größtmögliche Summe zu verdienen, und richtet, von diesem Grundsatz ausgehend, Alles danach ein. Der Bau der Dampfboote bewegt sich ebenfalls.

Um den Raum des Bootes einzig und allein zur Verpackung von Waaren verwenden zu können, und doch nicht den Raum, wo er eine große Anzahl Passagiere unterbringen könnte, zu verlieren, bringt er seine Maschine auf das Dach und baut über sie hin ein Verdeck, das nur für die Bemannlichkeit von Passagieren und für die Offiziere des Bootes bestimmt ist. —

Den Mittelstheil des Verdecks nimmt die Maschine ein, so noch dem Vorderstheil oder Bugtheil hin sich die Kessel befinden, deren Hitze hinlänglich einen Theil des Verdecks vor der bei sich führen, die in einer Reihe neben einander liegen. Der Decanie hatte 5 Kessel. Sehr häufig findet man auch Boote mit 2 Maschinen, die entweder jede ein Rad treiben, oder gemeinschaftlich an einem Rade drehen, das neben hinten am Boot angebracht ist, und stets wenig hilft — die letzteren sind aber nie sehr groß. Hinter der Maschine, und ungefähr den dritten Theil des Decks einnehmend, befindet sich der Raum, der für den Aufenthalt von Deckpassagieren eingerichtet ist, und wo auch die, da wir mehre Male zu besuchen genötigen müssen, vorher, um uns zu orientiren, etwas näher beschauen wollen.

Nach dem Vorderstheil oder vielmehr nach dem Innern des Bootes zu ist dieser Raum offen, an beiden Seiten aber laufen Reihen von Schlafstellen hin, die von Betten roh aufgeschlagen, immer drei übereinander errichtet, und breit genug sind, ein Kothfall zwei Personen zu fassen. Wenn es niemals die einzelnen sind von einander durch Barre Unterbetten geschieden. In der Mitte dieses Decks nun ist ein ungeheurer Ofen angebracht, der auch zum Kochen benutzt werden kann und muß, da Zwischendeckspassagiere von Boote selbst keine Verpflegung bekommen; dieser ist auch stets, wenn viele Passagiere an Bord sind, von Kochenden umlagert, die, besonders in den Sommermonaten, die Temperatur des Decks oft zu einer unerträglichen Hitze steigern. Dort stehen auch die Kochgeschirre ihre Koffer und Kisten um Betten, und können thun und treiben, was sie wollen.

Hinten an beiden Seiten des Steuerruders befestigt hängt eine Schaluppe oder Jolle, um sowohl im Nothfall zum Rettungsboot, als auch zum Einnehmen und Aussetzen von Passagieren zu dienen.

Auf der hinterd Seite des Bootes — auf der linken vom Steuerruder aus — ist gewöhnlich die Küche mit darunterbefindet Speisekammer eingebracht, in welcher sich ein mächtiger Kochofen befindet, um oft für 100 und mehr Kajütenpassagieren, wie für die Offiziere und Zebeiter des Bootes zu kochen und zu braten.

Neben diesen Allen nun ist die Cajüte, zu der an beiden Seiten eine kleine Treppe hinaufführt.

Worte mit einander und reichten die Hände den Streitern dar, mit welchen einige Soldaten verfehen waren.

Der holländische Capitän, welcher die Verhandlung commandirte, trat hierauf Augenblick in die Hütte.

— Und dieser Herr? — sagte er und zeigte den Soldaten, welche eben die drei Pfuschgard gebunden hatten, Djalma.

— Zu jenem kommt die Reihe, Capitän! — sagte ein alter Sergeant, — wir machen uns jetzt an ihn.

Djalma hörte wie verheißen vor Erstaunen und begriff nichts von dem, was um ihn herum vorging; aber als er den Sergeanten mit zwei Soldaten auf sich zukommen sah, mit Binden herumtreten sah, stieß er sie mit großer Entrüstung von sich und stürzte auf die Thür zu, wo der Officier stand.

Die Soldaten, welche gezaudert hatten, daß Djalma sein Schicksal mit einer edlen Ergebenheit hin nehmen ließen würden als die Andern, erwarteten seinen Widerstand nicht, und mit vieler Mühe von der ersten aus verstehenden Geberde Djalma's ergriffen, suchten sie einige Schritte zurück.

— Warum wollen Sie mich, gleich diesen Männern hier, binden! — rief Djalma aus, indem er sich inmitten an den Officier wandte, der diese Sprache verstand, da er schon seit langer Zeit in den holländischen Colonien diente.

— Warum man Dich binden will, Bimbre! Weil Du zu diesen Mördern gehörst. Um Dir, klagte der Officier beklagend sich zu den Soldaten hinzu, habt Ihr Furcht vor ihm! — Macht ihm nur um die Füße Stricke, lange wird es doch nicht dauern, so sagt man ihn einen um den Hals.

— Sie irren sich, — sagte Djalma mit einer ruhigen Stärke und einer Kaltblütigkeit, welche den Officier verwunderte, — ich bin kaum seit einer Viertelstunde hier und kenne diese Männer nicht... ich glaubte hier einen Franzosen zu treffen...

— Ich Du nicht ein Pegouar wie sie, und bildest Du Dir ein Jemanden diese Lüge glauben zu machen? ...

— Wie, — rief Djalma mit einer Bewegung und einem so natürlichen Ausdruck von Entsetzen, daß der Officier mit einer Geberde den Soldaten sinn zu halten befahl, die auf's Neue Anstalt machten, den Schah Radja-Sing's zu knebeln, — diese Menschen sind ein Theil jener schrecklichen Bande von Mördern... und Sie befehligen mich die Genossen zu sein! Dann bin ich rudja, mein Herr, — sagte der junge Mann, indem er mit einer leichthinen Verachtung die Achsel zuckte.

— Es ist nicht genug, daß Sie sagen, Sie sind rudja, — versetzte der Officier, — Dank den Anstrengungen, welch man sehr tief gethanen Schritt, an welchen sich die Pfuschgard erkennen.

— Ich niederkopfe es Ihnen, mein Herr, daß ich den größten Abscheu gegen diese Mörder hege... das ich hierhergekommen war, um...

Der Neger unterbrach Djalma und sagte mit wilder Ironie zu dem Officier:

— Da paßt es gelegt, die Schöne des guten Werkes erkennen sich durch Zeichen, welche sie in's Fleisch tättowirt tragen... unsere Thaten ist gänzlich verschieden von unsern Feinden. Sie stehen... oft genug haben wir die Schlinge um den Hals derer geworfen, welche nicht dem guten Werke dienen... Verachtet unsere Arme sind wir nicht Menschen.

Der Officier verhandt die Worte des Negers kalt und sagte zu Djalma:

— Es ist klar, wenn Sie, wie dieser Neger sagt, nahe am Arme dieses gottvergessenen Zeichen tragen... und haben werden wir uns überzeugen... wenn Sie auf genügende Weise Ihre Gegenwart hier erklären, so können Sie in zwei Stunden in Freiheit sein.

— Da verstehst mich nicht, sagte der Neger zum Officier, — der Prinz Djalma ist einer der Unsrigen, denn er trägt auf dem linken Arm den Namen Bohwanie's...

— Ja er ist, wie wir, ein Sohn des guten Werkes, — fügte der Malaie hinzu.

Er ist, wie wir, Phanfigar, sagte der Zweier.

Diese drei Menschen, welche darüber gereizt waren, daß Djalma, als er erfuhr, sie seien Pfuschgarden, solchen Abscheu bezeugt hatte, fanden einen neuen Stolz darin, den Glauben zu verbreiten, daß der Sohn Radja-Sing's ihrer furchtbaren Gesellschaft angehöre.

— Was haben Sie darauf zu antworten?

Dieser wußte mit verächtlichem Mitleid zu lächeln, sog mit der rechten Hand seinen weiten langen Aermel der Linken zurück und zeigte seinen nackten Arm.

— Welche Bewegenheit! ... rief der Officier aus.

In der That, etwas unter dem Mittelgelenk auf der innern Seite des Armes, sah man in Form eines Handschuhs mit lebendigen Roth den Namen Bohwanie's gestochen.

Der Officier ging zu dem Malaien, enthüllte ersten Arm, fand denselben Namen, denselben Zeichen... — Sie sind zufrieden! sagte der Neger und zur Andere sie auch tragen.

Schweigend, rief er, wandte zu Djalma zurückkehrend: — Der erregte sich heute Abschen, die Deine Genossen. Vielleicht ihn, wie einen niedern Mörder, — sagte er zu den Soldaten, — wie einen niedern Mörder, der noch am Rande des Grabes lägt, dem seine Hinrichtung nicht nicht lange aufgeschoben werden.

Starrsinn, ergrissen, konnte Djalma, der seit einiger Augenblicken sein Blut unvermandt auf den verhängnißvollen Namenszug gefestet hatte, weder ein Wort sprechen, noch eine Bewegung machen; seine Gedanken ergingen ihm bei diesen unbegreiflichen Ereignis.

— Wirst Du dies Zeichen jetzunden wollen! — sagte der Officier mit Entrüstung zu ihm.

— Ich kann nicht läugnen, was ich sehe und was da ist... — sagte Djalma niedergeschlagen.

— Es ist ein Glück, daß Du endlich gestehst, Elender, — versetzte der Officier, — und Ihr Soldaten, macht über ihn, um seine Gedanken, Ihr wißt wie sehr.

Djalma glaubte in einem seltsamen Traume zu sein, sagte keinen Widerstand entgegen und ließ sich mechanisch knebeln und fortführen.

Der Officier hoffte mit einem Theil seiner Soldaten Zurückgehen in den Ruinen zu entdecken, aber sein Suchen war vergeblich und nach einer Stunde kehrte er nach Batavia zurück, wobei ihm die Entorte der Gefangenen schon vorausgegangen war.

Einige Stunden nach diesen Ereignissen bemerkte Herr Josse Van Daet das lange an Herrn Kodin in Paris gerichtete Schreiben.

„... Die Umstände waren von der Art, daß ich nicht anders handeln konnte. Im Gangen ist es ein kleiner Verlust für ein großes Gut.

„Drei Mörder sind der Gerechtigkeit überliefert worden, und die einstweilige Verhaftung Djalma's wird mir dazu dienen, seine Unschuld in noch reinerem Glanze strahlen zu lassen.

„Schon dieses Morgen den ich zum Gouverneur gegangen, um zu Gunsten unseres jungen Prinzen zu protestiren: — Da ist, habe ich gesagt, mir zu verdanken ist, daß diese drei grossen Verbrecher in die Hände der Obrigkeit gefallen sind, so bewegt man mir wenigstens einige Dankbarkeit, indem man Alles in der Welt aufbietet, um die Unschuld des Prinzen Djalma, der durch sein Unglück und durch seine eigenen Eigenschaften schon so interessant ist, klarer zu machen als der Tag. Gewiß, habe ich hinzugefügt, als ich mich wieder hatte, dem Gouverneur anzujeigen, daß man die Pfuschgarden in Batavia, wo sie ihren Zeichnis verkommelt finden würde, wo ich weit davon entfernt, sich nun mit mir in Verbindung, oder den General Simon zusammenwerfen werde, eines verderblichen Mannes, mit welchem ich seit einiger Zeit in ehrenvoller Verbindung stehe. Man muß wohl von jenen Preis des unbegreiflichen Geheimnis entdecken, welches Djalma in viele gefährliche Lage gebracht hat und ich bin von seiner Rechtschuld so überzeugt, daß ich in seinen Interesse nicht um Gnade bitte. Er wird Muth und Stärke genug haben, um geduldig im Gefängnisse den Tag des Gerichts abzuwarten.

„In Erziehung auf alles das, wie Sie sehen, sagte ich die Wahrheit, ich bitte nur auch nicht die geringste Lage vorzuwerfen, denn Niemand auf der Welt ist mehr als ich von der Unschuld Djalma's überzeugt.

„Der Gouverneur hat mir darauf geantwortet, wie ich es erwartete, daß man sich nicht so sehr als ich, von der Unschuld des Prinzen überzeugt sei, daß er die größten Rücksichten auf ihn nehmen werde, aber die Gerechtigkeit müsse ihren Lauf nehmen, daß sie sich in jedem Weise in die Anklage zu benehmen und zu entdecken, durch welches unbegreifliche Verhängnis das geheimnisvolle Zeichen sich auf dem Arm Djalma's befinden.

„Wohl der Schmuggler, der allein das Gericht über diesen Punkt aufklären könnte, wird in einer Stunde Batavia verlassen haben, um sich an Bord des Kutter zu begeben, der ihn nach Aegypten bringen wird; denn er soll dem Capitän ein Wort von mir zufinden, welches bezeugt, daß Mohel ist Djalma, für welche ich ihn überhaupt verantwortlich und bestellt habe. In gleicher Zeit nimmt der Officier dieses lange Schreiben an Bord, denn er soll in einer Stunde abgehen, um die letzte Briefsammlung für Europa ist gestern Abend schon gesichaten. Aber ich wollte heute Morgen erst den Gouverneur noch sprechen, ehe ich diese meine Depeschen noch schick.

„So ist also der Prinz Djalma mit Gewalt hier einen Monat lang festgehalten, die Gelegenheit mit dem Wunder zurückgekommen, und ich kann unmöglich, auf der junge Jüngling vor dem dreijährigen Fehrer künftigen Jahres in Frankreich sei.

Ein großer, langer Speisesaal bildet das Centrum versehen, an welchen beiden Seiten kleine Schlafzimmern mit Glasthüren von diesen gegossenen Glas, und jede mit 3 übereinander angebrachten Schlafstellen, hinlaufen. Rob vorn zu sind einzelne kleine Räume für den Capitän, die Mates, Pilotes, Ingenieure und den Bachjuller entsprechend, indem hinzu sich auf den meisten Booten noch ein kleiner „hor room" — Schenkstube — befindet, der auf dem Dreanie besonders mit aller nur möglichen Gorgfalt herausgeputzt war, indem zwischen den feingeschliffenen Gläsern und um mit farbigen Lichtern gefüllten und mit bunten Bändern verschenen Fläschen Citronen, Aepfelsinen, Ananas und Blumen prangten. In der Mitte stehen kleinen gestützen heiligthums — das Gange war höchstens 8 Fuß breit und 6 Fuß lief — und trotz in die Augen fallend prunkte eine mit weißem Papier bekleidete Puppetafel unter Glas und Rahm, auf der mit holzfesten Buchstaben die Worte No Credit — Kein Kredit — die Passagiere aller weiteren Fragen über diesen Gegenstand enthoben.

Die „hor" sowohl, als auch der Speisesaal war des Abends mit Guirlanden und Behängen von verschiedenfarbigen, künstlich ausgeschnittenen Papieren geschmackvoll verziert, die dem doppelten Zweck entsprachen, den Gangen ein freundliches Aussehen zu geben, als auch die Fliegen zu verjagen, sich an die Decke selbst zu setzen.

Sonst war der Speisesaal nur noch mit Kupferstichen aus Napoleons Kriegen, und einigen Abbildungen von verschiedenen Dampfbooten — worunter auch natürlich die des Oceanic — geziert.

Unmittelbar hinter diesem, und nur von ihm durch eine sehr große, mit vielen Figurinen verzierten Glasthür getrennt, war die „ladies Cabin", im Gegensatz der Einrichtung des Speisesaals ähnlich, mit den Schlafstellen an beiden Seiten, diese aber mit geschmackvollen Draperien verhangen, und auch überhaupt das Ganze durch Kupferstiche und Gemälde auf das Zierlichste ausgeschmückt, wobei noch einige große Schaukelstühle, zur Bequemlichkeit der Damen hineingestellt, das Ganze vollendeten. —

Die Deck, die über diese Cajüten hinläuft, ist in der Mitte, der ganzen Länge nach, wie mit einer Kapsel versehen, die, an der Seite aus Glasscheiben bestehend, das Tageslicht überall herein läßt, und zugleich auch wieder den Boden des dritten oder sogenannten „Horricanedecks" bildet, das mit einer groben Art Gast-Tapete belegt, damit es nicht durch die Nähe derselben herumrollenden Kanonen der Schornsteine Feuer fängt, bei schönem Wetter den Zusammenkunftsplatz für zum Gammuhspiel bietet, da dieß sich in und vor der ersten Cajüte nicht anstehen dürfen.

Auf diesen nun auch vor vorn, fast zwischen den beiden großen, eisernen Schornsteinen, steht das kleine hölzernen des Piloten oder Lootsen, das rings umher mit Glasfenstern versehen, um den am Rad stehenden vor der rauhen Witterung zu schützen, ihm zugleich die Aussicht nach jener Richtung hin frei läßt, und erlaubt vor dem Boot jede drohende „drift"-

*) Von den übrigen tadgestreue und zusammengeschwemmte Balsame, die auf der ähnlichen des Pacific schwimmen

oder jeden gefährlichen „snag" — ungehindert zu bemerken und zu vermeiden. Zwei laufen endlich von diesen Häuschen aus, gerade hinunter in das untere Deck und an der Deck selbst, durch hölzerne Klammern gehalten, zur Seite des Steuerruder. Diese Taue haben, einer jetzigen Verordnung nach, — wenigstens auf den meisten Booten — Drahtseilen Platz gemacht, so daß das Boot bei Feuergefahr, indem die gemächlichen Seile sogleich durchbrennen, nicht mehr regiert werden konnte, was wenigstens durch Drahtseile vermieden wird. —

Wie haben uns jetzt ziemlich genau das Boot besehn, und wollen nun in die Gajüte hinunfgehen, um dort unsere Mitpassagire ein wenig in Augenschein zu nehmen.

Die Zahl der männlichen Passagiere mochte sich wohl auf 90 belaufen, da und der größte Theil derselben sich auf dem Vorderdeck des Gajütendecks, das frei und offen vor der hölzernen Zugluft freien Durchgang gewährte, versammelt, um die verschiedenste Lanstheit, die wunderlichsten Plantagen, zu betrachten und zu bewundern.

*) Die Bezeichnung, die auf dem Oceanic festlagen, und nur einzelne wenige Zoll über dem Wasser herausragen, oft ganz unter denselben verborgen sind, und schon manchen Mast, Boot an sie gerannt, in Grund gebohrt haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

„Sie sehen es... Sie haben befohlen, ich habe blindlings alle Mittel, welche mir zu Gebote standen, benutzt „und an nichts gedacht, als den Zweck, der sie rechtfertigen „wird, denn es handelte sich, wie Sie mir gesagt hatten, „um ein Interesse von der ungeheuersten Wichtigkeit für die „Gesellschaft.

„In Ihren Händen bin ich gewesen, was mir in den „Händen unserer Obern sein müssen: ein Werkzeug... weil „zu höherem Ruhme Gottes unsere Obern aus uns, was den „Willen anbetrifft, Leichname machten*).

„Lassen wir also unsere Uebereinstimmung und unsere „Macht läugnen, die Zeiten stehen uns einmal entgegen, „aber nur die Ereignisse verändern sich, wir selbst verändern „uns niemals.

„Gehorsam und Muth, Geheimniß und Gewalt, List „und Verwegenheit, Einigkeit und Ergebenheit unter uns, „die wir zum Vaterland die Welt, zur Familie unsere Brüder und zur Königin Rom haben.

J. B. D."

.....

Um zehn Uhr Morgens ungefähr reist Mahal der Schmuggler mit einer versiegelten Depesche ab, um sich an Bord des Kuriers zu begeben.

Eine Stunde darauf war der Körper Mahal's des Schmugglers nach der Weise der Phansegars entmordet unter den Binsen am Rande einer wüsten Uferstelle versteckt, an welcher er seine Barke hatte besteigen wollen, um sich auf ihr an Bord des Kuriers zu begeben.

Als man später nach der Abreise dieses Schiffes den Leichnam des Schmugglers fand, lief Herr Josua vergeblich bei ihm die umfangreiche Depesche suchen, mit welcher er ihn beauftragt hatte.

Man fand ebenso wenig den Brief wieder, welchen Mahal dem Capitän des Kuriers zu seiner Legitimation hatte mitbringen sollen, damit er als Passagier aufgenommen würde.

Die Untersuchungen und Nachforschungen endlich, welche im Lande anbefohlen und ausgeführt wurden, um Faringhea zu entdecken, waren stets vergeblich.

Niemals sah man das gefährliche Oberhaupt der Würger auf Java wieder.

Das Schloß Cardoville.

Siebentes Kapitel.

Herr Rodin.

Drei Monate sind verflossen, seit Djalma in Batavia angeklagt, zu der mörderischen Secte der Phansegars zu gehören, in's Gefängniß geworfen wurde. Die folgende Scene begiebt sich in Frankreich zu Anfang des Monats Februar auf dem Schlosse Cardoville, einem alten Feudalsitz auf der Felsenküste der Picardie gelegen, nicht weit von Saint Valery. Es sind dort gefährliche Landungsplätze, an welchen jedes Jahr mehre Schiffe ihre Güter und häufig die Mannschaft durch die Nordwestwinde verlieren, welche die Schifffahrt im Canal Lamenge so unsicher machen.

Vom Innern des Schlosses aus hört man einen heftigen Sturm toben, der über Nacht heraufgezogen ist; häufig erschallt ein furchtbarer Lärm, ähnlich einer Artilleriesalve, ganz von ferne, und wird von den Echos am Ufer vielstimmig wiederholt; es ist das Meer, das sich voll Wuth an den hohen Steinfelsen bricht, welche das alte Schloß beherrscht...

Es ist ungefähr sieben Uhr Morgens, der Tag dringt noch nicht durch die Fenster eines großen Zimmers, das im Parterre des Schlosses gelegen ist. In diesem durch eine Lampe erhellten Gemach befindet sich eine ungefähr sechzig Jahr alte Frau, mit rechtschaffenem und naivem Gesicht, bekleidet, wie es die reichen Pächterinnen der Picardie sind, und trotz der frühen Morgenstunde mit einer Näherarbeit beschäftigt. Weiterhin sortirt, vor einem großen Tische sitzend, der Mann der Frau, der etwa das gleiche Alter hat, als sie, Proben von Roggen und Hafer und thut sie in kleine Beutel. Die Physiognomie dieses Mannes mit weißen Haaren ist intelligent und offen, sie verkündet gesunden Verstand und Gradsinn durch eine Schattirung ländlicher Schalkhaftigkeit belegt: er trägt eine Stutzjacke von grünem Tuch, große Jagdkamaschen von geldem Leder verbergen zur Hälfte seine Hosen von schwerem Sammet.

*) Man weiß, daß die Lehre des absoluten und passiven Gehorsams, der Hauptcentralpunkt der Gesellschaft Jesu, durch die furchtbaren Worte des starken Loyola repräsentirt wird: Jeder Mönch des Ordens wird in den Händen seiner Obern wie ein Leichnam sein, portande se cadaver.

Der furchtbare Sturm, welcher sich draußen entwickelt, scheint den Anblick dieses friedlichen, häuslichen Gemäldes noch sanfter zu machen. Ein prächtiges Feuer funkelt in einem großen Kamine von weißem Marmor und wirft seine lustigen Lichter auf den sorgsam gebohnten Fußboden; es giebt nichts Hübscheres als den Anblick der Tapete und der Vorhänge von altem bunten Kattun mit rothen Verzierungen auf weißem Grunde, und nichts Lächerlicheres als die Thürstücken, welche Schäferspiele im Geschmacke Watteau's darstellen. Eine Pendeluhr von Porzellan von Sèvres, Meubles von Rosenholz mit grünen eingelegten Verzierungen, ausgeschweift und bauchig, gewunden und gedreht, vervollständigen die Einrichtung des Zimmers.

Der Sturm fuhr fort draußen zu grollen, mitunter fing sich der Wind voll Lärm im Kamine oder erschütterte die Fenster. Der Mann, welcher sich damit beschäftigte, die Getreidepreise zu sortiren, war Herr Dupont, der Verwalter der Ländereien des Schlosses Cardoville.

— Heilige Jungfrau, mein Freund, — sagte seine Frau, — welches abscheuliche Wetter! Dieser Herr Rodin, von dem der Hausthofmeister der Frau Prinzessin von Saint Dizier uns verkündet, daß er heute Morgen ankommen werde, hat seinen Tag schlecht gewählt.

— Es ist wahr, ich habe selten einen ähnlichen Sturmwind gehört... Wenn Herr Rodin niemals das Meer in Wuth gesehen hat, so kann er sich heute an diesem Anblicke ergötzen.

— Was will denn eigentlich Herr Rodin hier machen, mein Freund?

— Meiner Treu, ich weiß nicht; der Hausthofmeister der Prinzessin sagt mir in seinem Briefe, ich solle die allerstrengsten Rücksichten gegen Herrn Rodin nehmen und ihm wie meinem Herrn gehorchen. Herrn Rodin's Sache wird es sein, sich über seine Geschäfte auszulassen und meine, seine Befehle auszuführen, da er von der Frau Prinzessin gesandt wird.

— Streng genommen, mußte er von Seiten der Mademoiselle Adrienne kommen... weil das Gut seit dem Tode des seligen Grafen, Herzog von Cardoville, ihres Vaters, ihr gehört.

— Ja, aber die Prinzessin ist ihre Tante; ihr Hausthofmeister besorgt die Geschäfte der Mademoiselle Adrienne, ob also Jemand von ihr kommt, oder von der Prinzessin, das ist ganz dasselbe.

— Vielleicht hat Herr Rodin die Absicht, das Gut zu kaufen... und doch schien jene dicke Dame, welche eigens etwa vor acht Tagen von Paris hergekommen war, große Lust zu dem Kaufe des Schlosses zu haben.

Bei diesen Worten lachte der Verwalter boshaft.

— Was hast Du denn zu lachen, Dupont? fragte ihn seine Frau, ein sehr gutes Geschöpf, welches aber nicht gerade mit sehr scharfem Verstande glänzen konnte.

— Ich lache, — antwortete Dupont, — weil ich an das Gesicht und an das Benehmen dieser dicken Dame denke... dieser ungeheuern Frau; zum Teufel, wenn man so aussieht, muß man doch nicht Frau von Sainte Colombe heißen. Mein Gott, welche Heilige und welche Taube... sie ist dick wie ein Faß, hat eine Branntweinstimme, grauen Schnurrbart, wie ein alter Grenadier und ohne daß sie es weiß, habe ich sie zu ihrem Vertrauten sagen hören: So mach' doch, Himmeltaud... und sie nennt sich Sainte Colombe!

— Wie sonderbar Du bist, Dupont, man wählt sich ja doch seinen Namen nicht und daß sie einen grauen Bart hat, ist doch nicht ihre Schuld.

— Ja, aber es ist ihre Schuld, wenn sie sich von Sainte Colombe nennt. Glaubst Du etwa, das sei ihr wahrer Name... ach, meine arme Catherine, man merkt es wohl, daß Du aus dem Dorfe bist...

— Und Du, mein armer Dupont, Du kannst es immer nicht lassen, hier und da eine böse Zunge zu haben. Diese Dame hat ein sehr respectables Ansehen... Das Erste, wonach sie bei ihrer Ankunft fragte, ist die Gazelle des Schlosses gewesen, von der man ihr gesprochen hat... Sie hat sogar gesagt, sie wolle Verschönerungen darin anbringen, und als ich ihr erzählte, es sei bei diesem kleinen Gute keine Kirche, schien sie sehr verdrießlich darüber, einen Dorfpfarrer entbehren zu müssen.

— O mein Gott, ja, das Erste, was Emporkömmlinge thun, ist: die Dame de Sprengel, die große Dame spielen zu wollen.

— Frau von Sainte Colombe hat nicht nöthig, die große Dame zu spielen, da sie es ist.

— Sie! eine große Dame?

— Nun ja. Erstens muß man nur sehen, wie schön sie angezogen war in ihrer pensenaufarbenen Robe und den Handschuhen, die violett waren wie die eines Bischofs, und dann, als sie den Hut abgenommen, hatte sie über ihrer Tour von falschen blonden Haaren eine Spange von Diamanten und Ohrringe mit Bouquets von Diamanten, die daumendick waren, Diamantringe an allen Fingern. Gewiß würde keine Person, die nicht zur großen Welt gehört, bei Tage Diamanten anlegen...

— Ja, ja, darauf verstehst Du Dich herrlich...

— Das ist noch nicht Alles...

— Gut... Was denn noch?

— Sie hat mir nur von Herzogen, Marquis, Grafen und sehr reichen Herren gesprochen, welche bei ihr aus und ein gingen und ihre Freunde seien, und dann fragte sie mich, als sie den von den Preußen zu seiner Zeit halbverbrannten Pavillon sah, den der selige Graf niemals wieder aufgebaut hat, — „Was sind denn das für Ruinen?" Ich antwortete ihr: Madame, zur Zeit der Alliirten ist der Pavillon verbrannt worden. — O meine Liebe, — rief sie aus, — die Alliirten, diese guten Alliirten... sie und die Restauration haben mein Glück begonnen. — Daraus siehst Du, Dupont, dachte ich gleich bei mir selbst: ganz gewiß, das ist eine ehemalige Emigrantin.

— Frau von Sainte Colombe! ... — rief der Verwalter und brach in Gelächter aus... — ach du arme Frau!...

— O Du, Du bildest Dir ein, weil Du drei Jahre in Paris warst, seist Du ein wahrer Prophet...

— Catherine, lassen wir das; Du wirst mich noch so weit bringen, daß ich irgend eine Thorheit sage, und es giebt Dinge, welche brave und vortreffliche Geschöpfe wie Du niemals erfahren müssen.

— Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst... aber so sei doch nicht eine solche boshafte Zunge, denn im Grunde, wenn Frau von Sainte Colombe das Gut kauft... wirst Du doch sehr zufrieden sein, wenn sie Dich als Verwalter behält... nicht wahr?

— Freilich, freilich... denn wir werden alt, meine gute Catherine, wir sind nun zwanzig Jahre hier und zu rechtschaffen, um daran gedacht zu haben, uns für unsre alten Tage etwas zusammen zu fischen; meiner Treu... es wäre in unserm Alter hart, einen andern Dienst zu suchen, den wir am Ende noch nicht einmal fänden... Ach, ich bedaure nur, daß Mademoiselle Adrienne nicht das Gut behält... denn es scheint, daß sie es ist, die es verkaufen will... und daß die Frau Prinzessin diese Meinung nicht theilt.

— Mein Gott, Dupont, findest Du es nicht seltsam, daß Fräulein Adrienne in ihrem Alter, so jung, selbst über ihr großes Vermögen verfügen kann?

— Ei, das ist ganz einfach, Mademoiselle hat weder Vater noch Mutter, ist Herrin ihres Besitzes, ohne zu erwähnen, daß sie einen ausgezeichneten kleinen Kopf hat; erinnerst Du Dich vor zehn Jahren, als der Herr Graf sie hierhergebracht hat, es war im Sommer, welcher kleine Teufel es war!... welche Bosheit und dann, welche Augen... o, wie sie damals schon glänzten.

— Es ist wahr, Mademoiselle Adrienne hatte damals in ihrem Blick einen Ausdruck... einen Ausdruck, der für ihr Alter etwas Außerordentliches ist.

— Wenn sie gehalten hat, was ihre neckische putzige Miene versprach, so muß sie jetzt sehr niedlich sein, trotz der etwas ungewissen Farbe ihrer Haare, denn, unter uns gesagt..., wenn sie eine kleine Bürgerliche wäre, anstatt eine Dame von hoher Geburt zu sein, so würde man sie ohne Umstände einen Rothkopf nennen.

— Ach doch, schon wieder Bosheiten!

— Gegen Fräulein Adrienne!... Davor behüte mich der Himmel!... denn sie hatte das Ansehen, als müsse sie einst eben so gut wie hübsch sein... und ich sage ja nicht, um ihr Unrecht zu thun, daß sie roth ist... im Gegentheil, denn ich erinnere mich, daß ihr Haar so fein, so glänzend, so goldig war, daß es so schön zu ihrem schneeweißen Teint und ihren schwarzen Augen paßte, daß man in der That es sich gar nicht anders wünschen möchte; auch bin ich jetzt deren überzeugt, daß die Haarfarbe, welche Anderen geschadet hätte, das Gesicht der Mademoiselle Adrienne noch reizender macht; es muß ein wahres kleines Teufelsgesichtchen sein.

— Ja, was den Teufel anbetrifft, so muß man gerecht sein, das war sie stark: stets im Park zu laufen, ihre Gouvernante fortwährend zu ärgern, auf die Bäume zu klettern, mit einem Worte, nichts als tausend Streiche zu machen, das wußte sie prächtig.

— Ich gebe Dir zu, daß Fräulein Adrienne sehr wild war; aber wie viel Geist, wie viel Liebenswürdigkeit und welches gute Herz hatte sie, wie?

— Ja, gut war sie, das ist richtig. Fiel es ihr nicht einmal ein, ihren Shawl und ihr ganz neues Merinokleid einem kleinen armen Mädchen zu geben, während sie selbst in den Unterkleidern nach dem Schlosse zurückkehrte... und mit nackten Armchen...

— Du siehst, ein gutes Herz, immer ein gutes Herz, aber auch einen Kopf... o welchen Kopf!

— Ja, einen sehr tollen Kopf, auch muß es noch ein schlimmes Ende nehmen, denn es scheint, als ob sie in Paris Sachen machte, o schreckliche Sachen...

— Was denn?...

— Ach mein Freund, ich mag nicht...

— Aber so sprich doch...

— Nun gut — fügte die würdige Frau hinzu und that dabei so verweint und so verlegen, daß sie deutlich an den Tag legte, wie sehr sie solche furchtbare Dinge erschrecken, — man sagt, daß Fräulein Adrienne niemals einen Fuß in die Kirche setzt... daß sie sich selbst am Ende des Gartens in der Wohnung ihrer Tante in einen heidnischen Tempel ganz allein einquartiert hat... daß sie sich durch maskirte Frauen bedienen läßt, welche sie als Göttin kleiden müssen und die von ihr den ganzen Tag beschimpft und gekratzt werden, weil sie sich betrinkt... Ohne zu erwähnen, daß sie alle Nächte auf einem Jagdhorne von wässerem Gelde bläst... Du kannst wohl denken, daß ihre arme Tante, die Prinzessin, dabei in Verzweiflung gerathen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn K. in L. — Dankend erhalten und eben in Prüfung begriffen.

Herrn Dr. C. G. H. in D. — Ihre redaktionelle Sendung haben wir erhalten und in Feuer aufgehen lassen. Aus Dr. sind erfreuliche Nachrichten einzulaufen und unsere Redaktionsräume haben den erwünschten Erfolg gehabt. Ihre versprochenen Beiträge dürfen wir wohl bald erwarten?

Herrn C. G. in B. — Mit Dank empfangen, und werden wir Ihnen in allernächster Zeit brieflich antworten. Vorläufig so viel, daß uns der Anfang sehr angesprochen.

Herrn Dr. G. in J. — Was Sie für Fehler gehalten, war Absicht: das eine wie das andere ist Fremdwort und konnte sehr wohl mit einander vertauscht werden, ohne darum in den Fall zu kommen, den Sie voraussetzen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 10. Leipzig, Mittwoch den 4. September 1844. 1. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue, zweiter Band: VIII. und IX. Kapitel.
Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot, von F. Gerstäcker. (Fortsetzung.)
Briefwechsel mit Alten für Alle.

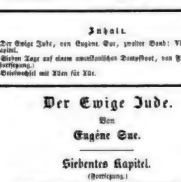
Der Ewige Jude.

Von

Eugène Sue.

Siebentes Kapitel.

(Fortsetzung.)



Herr Robin.

Der Verwalter drohte nur in ein so großes Gelächter aus, daß seine Frau dadurch in ihrer Rede gestört wurde.

— Ei, ei, — sagte er zu ihr, als sein Anfall vorüber war, — wer hat Dir denn die schönen Fabeln über Fräulein Adrienne erzählt?

— Es ist René's Frau, welche nach Paris gegangen war, um einen Säugling zu suchen; sie war im Hotel Saint-Dizier, um Madame Grivois, ihre Base zu sehen. Du weißt doch, die erste Kammerfrau der Prinzessin . . . Nun gut, sicher Du, Madame Grivois gerade ist es, die das ganz laut gesagt hat und doch gewiß gut unterrichtet sein muß, da sie zum Hause gehört.

— Ja, das ist auch wieder ein schönes Stück und eine leckere Zilage biete Madame Grivois. Früher war sie der ausgelassenste Vogel und jetzt spielt sie wie ihre Herrin die zimperliche Heilige, die Fromme, denn wie der Herr so der Diener; . . . die Prinzessin selbst, welche jetzt so steif ist, war zu ihrer Zeit ganz niedlich ausgelassen, was? Wer etwa fünfzehn Jahren, welch ein Teufelsfest Grimaud Du Dich wohl jenes schönen Juliermorgens, der in Adbeville in Garnison lag . . . Du weißt doch, der Emigrirte, der in Rußland gedient und von den Bourbonen bei der Restauration ein Regiment bekommen hatte.

— Ja, ja, ich erinnere mich, aber Du bist eine zu böse Zunge.

— Meiner Treu, nein, ich sage die Wahrheit. Der Oberst verbrachte seine Zeit im Schlosse und die ganze Welt sagte, daß er mit der Prinzessin heimlich heirathen gut Hand . . . O, damals war gute Zeit . . . alle Abende Fest oder Schmaus im Schlosse. Wie er immer Alles anzuordnen wußte, ihr Oberst . . . wie er Gemälde spielte, ich erinnere mich . . .

Der Verwalter konnte nicht fortfahren.

Ein tiefes Nachdenken, welches pikantliches Gestaltes und Mine trug, trat Lamoll ein und wandte sich zu ihrer Herrin:

— Madame, es ist da ein Mann, der gleich mit dem Herrn zu sprechen verlangt, er kommt in der Karriole des Postmeisters von Saint Valery . . . er sagt, er heiße Herr Robin.

— Herr Robin, — sagte der Verwalter aufstehend, — laß ihn gleich eintreten.

Einen Augenblick darauf trat Herr Robin ein, nach seiner Gewohnheit mehr als bescheiden gekleidet, sprach der Verwalter und seine Frau sehr unterthänig, und die Letztere verschwand auf ein Zeichen ihres Mannes bald darauf.

Das leichenartige Gesicht des Herrn Robin, seine fast unfarbenen Lippen, seine durch das schlaffe obere Augenlid halb verschleierten Schlangenaugen, seine fast schmutzigen Kleider gaben ihm ein sehr wenig einladendes Aussehen; trotzdem mußte dieser Mann, wenn es sein mußte, mit einer teuflischen Kunst, so viel Zuthergüte und Offenherzigkeit zu affectiren, daß der anmaßendste mißtrauischste Diplomat, den sein Anblick anfangs einschreckte, nach und nach verschwand, und fast stets endete er damit, wen er zum Narren oder zum Opfer sich erkor, in die Schlinge seiner eben so schmeichlerischen als süßen und hinterlistigen Beredsamkeit zu locken, denn man möchte sagen, daß das Häßliche und das Böse eben so gut wie das Schöne und Gute ihren Zauber haben . . .

Der brave Verwalter betrachtete diesen Mann mit Erstaunen, indem er daran dachte, wie bringend der Haushofmeister der Prinzessin von Saint-Dizier ihn empfohlen habe, er hatte eine ganz andere Persönlichkeit zu sehen erwartet; deshalb konnte er auch kaum seine Verwunderung verhehlen und sagte zu ihm:

— Ich habe doch die Ehre mit Herrn Robin zu sprechen?

— Ja, mein Herr . . . um hier ist wieder ein Brief vom Haushofmeister der Frau Prinzessin von Saint-Dizier.

— Ich bitte Sie, mein Herr, wollen Sie, während ich diesen Brief lese, sich gefälligst an's Feuer setzen . . . es ist ein schlechtes Wetter, — sagte der Verwalter zuvorkommend, — darf man Ihnen etwas anbieten?

— Tausend Dank, mein lieber Herr . . . ich reise in einer Stunde wieder ab.

Während der Verwalter den Brief las, warf Herr Robin einen fragenden Blick auf das Innere des Zimmers, denn als ein geschickter Mensch zog er häufig sehr richtige und sehr nützliche Folgerungen aus gewissen Aeußerlichkeiten, welche häufig auf eine Neigung oder Gewohnheit hindeuten und so einen charakteristischen Blick geben; aber niemal war seine Neugier ohne Ertrag.

— Sehr gut, mein Herr, — sagte der Verwalter, nachdem er gelesen, — der Herr Haushofmeister empfiehlt mir abermals an, mich ganz und gar unter Ihre Befehle zu stellen.

— Sie beehrändern sich auf Ehrliges und ich werde Sie nicht lange stören . . .

— Mein Herr, es ist eine Ehre für mich . . .

— Mein Gott, ich weiß, wie sehr Sie beschäftigt sein müssen, denn so wie man in diesen Schloß kommt, erstaunt man über die Ordnung und die ausgezeichnete Haltung, welche sich

Digitized by Google

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

Von **F. Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Der Pflanzer von Mississippi übrigens, der wegen des Verkaufs seiner Baumwolle in New-Orleans gewesen war, saß, unbekümmert um all die Schönheiten, die er schon, wer weiß wie oft, gesehen hatte, mit über das Geländer, welches das Deck umgab, gekreuzten Beinen und las den „brother Jonathan." Neben ihm, seine Füße ebenfalls auf dem Geländer, die Hände aber behaglich auf dem runden Bauche gefaltet und mit zufriedenem Lächeln die verheißungsvollen Baumwollen- und Zuckerfelder betrachtend, saß ein kleiner wohlbeleibter Mann, der ebenfalls eine Plantage am Atchafalaya in Louisiana hatte, aber jetzt nach St. Louis hinauf wollte, um dort eine Erbschaftsangelegenheit in Ordnung zu bringen. Er unterhielt sich mit einem jungen, schlanken Mann, in einem einfachen braunen Ueberrock, der an einem der Stützpfeiler lehnte und mehrentheil über des Kleinen trockene Späße herzlich lachte, sonst aber etwas schwermüthig Finsteren im Blick hatte, das die Unterhaltung des Nachbars wohl auf Augenblicke verdrängen, aber nicht bannen konnte.

Es war ein Bitzgiener, und sein freier, offener Blick, seine hohe, von dunklem Haar beschattete Stirn und die scharfgezeichneten Brauen, die sich kühn über den dunklen Auge wölbten, stachen grell gegen das bleiche Gesicht und die niedergeschlagenen Blicke seines Nachbars zur Rechten, eines schlanken, schmächtigen Mannes, ab, dessen Züge tiefes, ernstes Nachdenken verriethen, während er, an den Klappen nagend, die schöne Landschaft vor sich wenig zu beachten schien, und nur dann und wann den Blick vom Boden hob, um seine Umgebung scheu und flüchtig zu betrachten.

„Nein, hol's der Teufel, Sir! — wie ist überhaupt Ihr Name?" wandte sich der Kleine wieder an den Bitzgiener, nachdem sie eben herzlich über einen seiner Späße gelacht hatten, „ich selbst heiße Simmons, und Sie?"

„Grun," antwortete der junge Mann im braunen Rock, sich, noch immer lächelnd, leicht verbeugend.

„Also Mr. Grun," fuhr Simmons fort, „Sie mögen dagegen einwenden, was Sie wollen, aber man kann den verdammten Irländern, trotz all ihrer Armuth und Unkunde, den sie treiben, nicht das nachsagen."

„Aber, Mr. Simmons," erwiderte Grun, „in der That sicht widersprechen ich Ihnen ganz und gar nicht, ich habe nie mehr Humor, als mehr gesunden Verstand, als selbst ihnen, den trefflichen Irländern, als gerade bei den Irländern."

„Hören Sie nur, wie mir's vorgestern Abend in New-Orleans ging," sagte Simmons. „Da war in einer Gesellschaft und wir hatten ein wenig viel unterschiedene Lustigkeiten, besonders mochte mir wohl der süße Traubensaft nicht so recht bekommen sein, kurz ich mahm meinen Hut zum Ging hinunter auf die Straße, um mich etwas abzukühlen. — Gut — die frische Luft war mir zuträglich und ich schlug mich, nachdem ich ein Paar Straßen auf- und niedergegangen war, wieder ganz wohl. Ich wollte jetzt in meine Gesellschaft zurückkehren, aber, hol's der Teufel, die Straßen sehen sich ein-

darin zeigt und das beweist, mein lieber Herr, wie ganz ausgezeichnet Sie für Alles sorgen müssen.

— O mein Herr, gewiß, Sie schmeicheln mir.

— Ihnen schmeicheln? ... ein armer alter, einfacher Mann, wie ich, denkt kaum an so etwas ... aber kommen wir wieder auf unser Geschäft zurück. Es giebt hier ein Zimmer, welches das grüne genannt wird.

— Ja, Herr, das ist das Zimmer, welches dem seligen Herrn Grafen, Herzog von Cardeville, zum Arbeitscabinet diente.

— Sie werden die Güte haben mich dahin zu bringen.

— Unglücklicherweise ist das unmöglich ... nach dem Tode des Herrn Grafen und nachdem die Versiegelung aufgehoben worden ist, hat man viele Papiere in einen Schrank des Zimmers hineingelegt und die Schlüssel mit nach Paris genommen ...

— Diese Schlüssel, die sind hier, — sagte Herr Rodin, indem er dem Verwalter einen großen und einen kleinen Schlüssel aneinandergeknüpft zeigte.

— O, mein Herr, dann ist es etwas Anderes; Sie wollen wahrscheinlich Papiere holen?

— Ja, gewisse Papiere ... und auch ein kleines Kästchen von Sandelholz mit silbernem Beschlag .... Kennen Sie das?

— Ja, mein Herr ... ich habe es häufig auf dem Arbeitstisch des Herrn Grafen gesehen, es muß sich in dem großen getäfelten Schranke befinden, zu dem sie dort den Schlüssel haben.

— Wollen Sie mich wohl, der Erlaubniß der Prinzessin von Saint-Dizier gemäß, in das Zimmer führen?

— Ja, mein Herr ... und die Frau Prinzessin befindet sich wohl?

— Vollkommen ...; sie ist stets ganz und gar Gott ergeben ...

— Und Mademoiselle Adrienne?

— Ach, mein theurer Herr, — sagte Herr Rodin, indem er einen gepreßten und schmerzlichen Seufzer ausstieß.

— Nun, mein Gott, es wird doch nicht der guten Mademoiselle Adrienne ein Unglück passirt sein?

— Wie meinen Sie das?

— Sollte sie etwa krank sein?

— Nein, nein, sie befindet sich unglücklicherweise eben so wohl, als sie schön ist ...

— Unglücklicherweise? — fragte der Verwalter erstaunt.

— Ach ja, denn wenn Schönheit, Jugend und Gesundheit sich mit einem beklagenswerthen Geiste der Empörung und Verkehrtheit vereinigen ... mit einem Charakter, der gewiß seines Gleichen nicht auf der Erde hat ... dann ist es besser dieser gefährlichen Vortheile beraubt zu sein, welche eben so viele Ursachen der Verderbniß werden ... aber ich beschwöre Sie, mein lieber Herr, sprechen wir von andern Dingen ... Dieser Gegenstand ist mir zu peinlich ... — sagte Herr Rodin mit tiefbewegter Stimme und brachte die Spitze seines linken kleinen Fingers in die Ecke seines rechten Auges, als ob er eine Thräne, die sich herausdrängte, trocknen wolle.

Der Verwalter sah nicht die Thräne, aber die Bewegung und wurde von der Aufgeregtheit der Stimme Rodin's ergriffen. Deshalb versetzte er mit bedauerndem Tone:

— Verzeihen Sie mir meine Indiscretion, mein Herr, ich wußte nicht ...

— Ich bin es, der Sie um Verzeihung bittet wegen dieser unwillkürlichen Rührung. Thränen sind bei Greisen etwas Seltenes ... aber wenn Sie, wie ich, die Verzweiflung der vortrefflichen Prinzessin gesehen hätten, die kein anderes Unrecht hat, als daß sie zu gut, zu schwach für ihre Nichte ist und durch frühere Ermuthigungen ihre ... Aber noch einmal, sprechen wir von anderen Dingen, mein lieber Herr.

Nach einem Augenblick des Schweigens, während dessen Herr Rodin sich von seiner Aufregung zu erholen schien, sagte er zu Dupont:

— Mein lieber Herr, mit Beziehung auf das grüne Zimmer wäre also ein Theil meiner Sendung besorgt; es bleibt noch ein anderer ... bevor ich darauf komme, muß ich Sie an etwas erinnern, was Sie vielleicht vergessen haben, nämlich, daß vor funfzehn oder sechzehn Jahren der Herr Marquis von Aigrigny, damals Husarenoberst und in Abbeville in Garnison ... einige Zeit hier zugebracht hat.

— O mein Herr, was für ein schöner Offizier! Ich sprach noch eben mit meiner Frau davon, er war die Freude des ganzen Schlosses; und wie schön er Comödie spielte; setzen Sie, in den beiden Edmunds war er zum Todtlachen in der Rolle des betrunkenen Soldaten ... und dazu hatte er noch eine reizende Stimme ... er hat hier Joconde gesungen, mein Herr, wie man es in Paris nicht singen würde.

— Nachdem Rodin dem Verwalter gefällig zugehört hatte, sagte er zu ihm:

— Sie wissen ohne Zweifel, daß nach einem furchtbaren Duell, welches er mit einem eingefleischten Bonapartisten, dem General Simon hatte, der Oberst Marquis Aigrigny — dessen Geheimsecretär ich zur Zeit zu sein die Ehre habe — die Welt aufgegeben hat und in die Kirche eingetreten ist.

— O mein Herr, ist das möglich? Dieser schöne Oberst ...

— Dieser schöne Oberst, tapfer, adelig, reich, beliebt, gefeiert, hat so viele Vortheile aufgegeben, um eine ermüdende schwere Rede anzuhören, und trotz seines Namens, seiner Stellung, seiner Verbindungen, seines Rufes als bedeutender Prediger ist er noch heute, was er vor funfzehn Jahren war, einfacher Abbé ... anstatt Erzbischof oder Cardinal zu sein, wie so viele Andere, die weder sein Verdienst noch seine Tugenden besitzen.

Herr Rodin drückte sich mit so viel Natürlichkeit und Ueberzeugung aus, die Thatsachen, welche er erwähnte, schienen so unbestreitbar, daß Herr Dupont sich nicht enthalten konnte, auszurufen:

— Aber mein Herr, das ist ja außerordentlich ...

— Außerordentlich? ... Mein Gott, nein, — sagte Herr Rodin mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Naivetät, — es ist ganz erklärlich, wenn man das Herz des Herrn von Aigrigny kennt, aber zu seinen Eigenschaften gehört besonders auch noch die, brave Leute niemals zu vergessen, Leute von Rechtschaffenheit, Ehre und Gewissen ... ich will damit sagen, mein guter Herr Dupont, daß er sich Ihrer entsonnen hat.

— Wie, der Herr Marquis haben geruht ...

— Vor drei Tagen habe ich einen Brief von ihm bekommen, in welchem er von Ihnen sprach.

— Er ist also in Paris?

Er wird von einem Augenblick zum andern dort erwartet ... vor ungefähr drei Monaten ist er nach Italien gereist; während der Reise hatte er eine sehr traurige Nachricht erhalten ... den Tod seiner Frau Mutter, welche den Herbst auf einem der Güter der Frau Prinzessin von Saint-Dizier zugebracht hat.

— O mein Gott ... das wußte ich nicht.

— Ja, das war ein herber Kummer für ihn, aber man muß sich in den Willen der Vorsehung zu ergeben wissen.

— Und bei welcher Gelegenheit that mir der Herr Marquis die Ehre an, von mir zu sprechen?

— Ich will es Ihnen sagen; ... erstens müssen Sie wissen, daß dies Schloß verkauft ist ... der Contract ist den Tag vor meiner Abreise aus Paris unterzeichnet worden ...

— O mein Herr, Sie erneuern alle meine Besorgnisse ...

— Worüber? ...

— Ich fürchte, daß die neuen Eigenthümer mich nicht als Verwalter behalten werden.

— Nun sehen Sie, welch ein glücklicher Zufall, ... gerade wegen der Stelle wollte ich mit Ihnen sprechen ...

— Wär' es möglich?

— Gewiß ... da ich weiß, welches Interesse der Herr Marquis für Sie hegt, so wünschte ich sehr ... wirklich sehr, daß Sie die Stelle behalten könnten, ich würde auch mein Möglichstes thun, Ihnen zu dienen, wenn ...

— O, mein Herr, — rief Dupont, Rodin unterbrechend, — wie dankbar bin ich Ihnen, der Himmel sendet Sie ...

— Nun sind Sie es, der schmeichelt, mein lieber Herr; indessen muß ich Ihnen zuvörderst gestehen, daß ich genöthigt bin, meine Unterstützung an eine Bedingung zu knüpfen ...

— O das thut nichts, mein Herr ... sprechen Sie, sprechen Sie.

— Die Person, welche das Schloß bewohnen wird, ist eine alte Dame, in jeder Beziehung verehrungswürdig, Frau von Sainte-Colombe, das ist der Name der Ehrwürdigen.

— Wie, — sagte der Verwalter, Rodin unterbrechend, — die Dame ist es, die das Schloß gekauft hat, Frau von Sainte-Colombe!

— Sie kennen Sie also?

— Ja, mein Herr, sie ist vor acht Tagen gekommen und hat sich das Gut besehen. Meine Frau behauptet, sie sei eine vornehme Dame, aber unter uns gesagt: an gewissen Worten, welche ich sie habe sagen hören ...

— Sie sind außerordentlich scharfsinnig, mein guter Herr Dupont, Frau von Sainte-Colombe ist weit davon entfernt, eine große Dame zu sein, ich glaube, sie war blos Modehändlerin in den Holzgallerien des Palais royal. Sie sehen, daß ich ganz offenherzig mit Ihnen spreche.

— Und mein Gott, sie rühmte sich, daß französische wie fremde hohe Herrschaften zu jener Zeit ihr Haus besucht hätten.

— Das ist ganz natürlich, sie kamen ohne Zweifel zu ihr, um Hüte für ihre Frauen zu bestellen. Wie dem nun sei, nachdem sie ein großes Vermögen erworben und in ihrer Jugend, wie im reiferen Alter Gleichgültigkeit, ja mehr als Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil gezeigt hatte, ist Frau von Sainte-Colombe zu der Stunde auf einem höchst ausgezeichneten und verdienstvollen Wege ... und das macht sie, wie ich Ihnen vorhin sagte, in jeder Beziehung verehrungswürdig, denn es giebt nichts Ehrenwertheres als eine aufrichtige und enthaltende Reue ... Aber damit ihr Seelenheil auf erfolgreichere Art gesichert werde, bedürfen wir Ihrer, Herr Dupont.

— Meiner? ... Und was kann ich ...?

— Sie können sehr viel. Hören Sie zu: Es giebt in dem Dörfchen, welches von zwei Sprengeln gleich weit entfernt ist, keine Kirche. Frau von Sainte-Colombe wird zwischen ihren beiden Pfarrern eine Wahl treffen wollen und sich natürlich bei Ihnen und bei Madame Dupont, die schon lange in der Gegend wohnen, Rath erholen.

— O darüber brauchen wir keinen langen Bericht zu geben, der Pfarrer von Dancourt ist der beste der Menschen.

— Und gerade das dürfen Sie der Frau von Sainte-Colombe nicht sagen ...

— Wie!

— Sie müssen im Gegentheil ihr unaufhörlich den Pfarrer von Roiville, dem andern Sprengel, loben, um die theure Dame dazu zu vermögen, daß sie diesem ihr Seelenheil anvertraut ...

— Warum aber dem lieber, als dem andern, mein Herr?

— Warum? das will ich Ihnen sagen. Wenn Sie und Madame Dupont Frau von Sainte-Colombe dazu bewegen, die Wahl zu thun, welche ich wünsche, so können Sie gewiß sein, daß Sie hier als Verwalter bleiben ... ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf ... und was ich verspreche, das halte ich.

— Ich zweifle nicht, daß Sie es im Stande sind, — sagte Dupont, durch den Ton und die Gewichtigkeit der Worte Rodin's überzeugt, — aber ich möchte wissen ...

— Noch ein Wort, — sagte Rodin, ihn unterbrechend, — ich muß und will mit Ihnen offenes Spiel spielen und Ihnen sagen, warum ich auf den Vorzug bestehe, welchen ich Sie zu begünstigen bitte. Ich wäre unpünktlich, wenn Sie in der ganzen Sache auch nur den Schatten einer Intrigue sehen. Es handelt sich ganz einfach um ein gutes Werk. Der Pfarrer von Roiville, für den ich Ihren Beistand in Anspruch nehme, ist ein Mann, für welchen sich der Abbé von Aigrigny ganz besonders interessirt. Obgleich sehr arm, unterhält er seine alte Mutter. Wenn er mit der Seelsorge der Frau von Sainte-Colombe beauftragt wäre, würde er wirksamer als jeder

---

ander so ähnlich, ich konnte das Haus nicht wieder finden, wo die Gesellschaft war, und auch den schändlichen, französischen Namen nicht ordentlich aussprechen, kurz ich beschloß, da es doch Mitternacht war, nach meinem Hotel, St. Charles, zurückzukehren; da ich aber auch zu diesem den Weg nicht so ganz genau wußte, — denn ich war fast draußen in der dritten Municipalität, — ging ich zum ersten besten „watchman" und bot ihm einen Dollar, wenn er mich nach St. Charles bringen wollte." —

„Jist come along," — Komme nur mit — sagte er mit solcher brogue, daß ich den Irländer nicht verkennen konnte, und ich schlenderte ruhig neben ihm her, bis er plötzlich vor einem kleinen Häuschen mit grünen Jalousien hielt und mir bedeutete einzutreten. „Aber, lieber Freund," sagte ich ihm, „das ist ja nicht St. Charles, ich will ja nach dem St. Charles Hotel." „Und sind Ihr es, der zu sagen hat, wo er hingehn will?" frug er mich mit lauter Stimme, „ist dies nicht das Wachthaus und habe ich Euch nicht hierher gebracht?"

„Aber zum Donnerwetter, was habe ich denn verbrochen, daß ich auf die Wache soll und die Nacht in der Calebouse zubringen," entgegnete ich ihm, halb ärgerlich, halb lachend.

„Aerab, Aerab," rief er jetzt, wie im höchsten Grad über meine Frechheit erstaunt, aus. „Habt Ihr mich nicht bestechen wollen?" Das war zu viel und ich fing an fürchterlich zu lachen; er nahm das aber sehr übel und schob mich, ehe ich mich wieder erholen konnte, in die schon geöffnete Thür, wo ich augenblicklich von ein Paar Andern in Empfang genommen und weiter gegeben werden sollte."

„Ich begann jetzt ernstlich zu protestiren, um dem Wachthabenden die Sache auseinanderzusetzen, zu meinem Unglück aber wurde eben eine ganze Gesellschaft von Trunkenbolden lärmend und schreiend eingeliefert."

„Ich habe keine Zeit jeden Spektakelmacher eine Stunde lang anzuhören," unterbrach mich dieser kurz, „fort mit ihm," — und in wenigen Minuten saß ich auf der harten Pritsche hinter eisernen Gitterthüren in der liebenswürdigsten Gesellschaft von Spitzbuben, Betrunkenen und liederlichem Pack, fest verwahrt."

„Und Sie brachten die ganze Nacht in der Calebouse zu!" fragte ihn lächelnd der Virginier.

„Ja, glauben Sie, die Kerle hätten mich vor neun Uhr am nächsten Morgen wieder herausgelassen? Der „Recorder" aber wollte sich todtlachen, als ich vorgeführt wurde und dem Schaf von watchman gegenüber meine Geschichte erzählte. Ich mußte übrigens selbst mit lachen und konnte nicht böse darüber sein; es war zu komisch."

„Können Sie mir vielleicht sagen, mein Herr," wandte sich jetzt ein sehr gentil gekleideter Mann an Simmons, der ihm freundlich in's Gesicht schaute, „ob hier viel Wild in der Gegend ist, Sie scheinen hier bekannt zu sein und ich komme eigentlich nur der Jagd wegen von New-York und möchte gern einen Platz erfragen, wo es recht viel zu schießen giebt!"

„Ja, mein lieber Herr," entgegnete achselzuckend der Gefragte, „damit sieht's traurig hier unten aus; selten ist's, daß wir einmal einem Hirsch begegnen und die Bären sind fast ganz ausgestorben."

„Aber Truthühner giebt's doch in Menge?" fragte der Fremde.

„Nicht hier unten, wo der Fluß über die Ufer tritt, drüben in den Hügeln vielleicht hie und da ein Volk — sie sind aber auch selten."

„Aber du lieber Gott," fuhr der Newyorker traurig fort, „da habe ich ja in den New-England-Staaten ganz andere Berichte von der hiesigen Jagd gehört; da sollten ja die Sümpfe hier von wilden Bestien und Hirschen und Truthähnen wimmeln und die Büffel am Mississippi stehen und saufen, wenn die Dampfboote vorbeiführen."

„Na paßt nur recht auf," rief Simmons lachend, „da könnt Ihr ganz bequeme Jagd machen; es gehören aber scharfe Augen dazu, die Büffel am Ufer des Mississippi zu erkennen."

„Ist denn die Jagd in Missouri besser?" fragte sehr kleinmüthig der Newyorker weiter, „ich hätte nicht übel Lust eine Partie nach den Felsengebirgen mitzumachen."

„Da sind Sie aber für dies Jahr auf jeden Fall zu spät gekommen," entgegnete der Virginier, „denn wenn ich nicht irre, so gehen diese nach den Rocky mountains bestimmte Gesellschaften, die eine von Fort Smith in Arkansas, die andere von „Independence in Missouri" am ersten Mai ab."

„Steht bei dem Boot," rief der Capitän oben vom Hurricane-Deck herunter.

Der Dreamic näherte sich dem rechten Ufer, um von einer Plantage einige Passagiere aufzunehmen. Die kleine Schaluppe, von zwei kräftigen Matrosen gerudert, tanzte in unge-

andere für dieselbe thätig sein, denn er ist voller Gewalt um Weiber, und dann ist es gut, daß sie nicht die würdige Dame einige kleine Annehmlichkeiten haben dürfte, von denen seine alte Mutter Vortheil zöge ... Dies ist das Geheimniß der großen Mäßigkeiten. Als ich erfahren hatte, daß die Dame gewiß ist den Sprengel unseres Schützlings benachbarte Gut zu kaufen, habe ich es dem hiesigen Marquis geschrieben. Er hat sich Ihrer erinnert, ich sollte Sie bitten, Sie möchten ihm den kleinen Dienst leisten, der, wie Sie sehen, nicht ganz umsonst gethan werden wird. Denn ich widerhole es Ihnen und werde es Ihnen nie bemeisen müssen, daß ich die Macht habe dafür zu sorgen, daß Sie Vermalter bleiben.

— Sehen Sie, mein Herr, — antwortete Dupont, nach einem langwierigen Nachdenken, — Sie sind so gütig, so entgegenkommend, ich will Ihnen Vertrauen machen. So verordnungsmäßig und in der Gegend beliebt der Pfarrer von Dambstreit ist, sehr ist der von Meinille, für dessen Bezug ich Ihren Wunsche gemäß sorgen soll, wegen seiner Unbußsamkeit gerichtet ... und dann ...

— Nun was noch ...!

— Und dann endlich soll man ...

— Nun, was soll man ...!

— Man sagt, er sei ein Jesuit.

Bei den Worten brach Herr Rodin in ein so unmäßiges Gelächter aus, daß der Vermalter mit verschrienen Augen das Gesicht Rodin's hatte dem Lachen einen höchst eigenthümlichen Ausdruck ...

— Ein Jesuit, — wiederholte Herr Rodin, indem er immer lustiger wurde, — ein Jesuit, ei, mein lieber herr Dupont, wie ist es möglich, daß Sie als ein Mann von richtigem Tact, Erfahrung und Verstand, solche Annemmlichkeiten glauben können?... Ein Jesuit, giebt es denn noch Jesuiten?... besonders in den jetzigen Zeiten! Können Sie an die Erfindungen der Jacobiner glauben, an die Gespenster des alten Liberalismus? Sehen Sie doch, ich möchte wetten, daß Sie das im Constitutionnel gelesen haben.

— Und was wenn Herr, sagt mein ...

— Mein Gott, man sagt so viel Sachen ... aber lasse mir Sie, die aufgeklärt sind, kümmern sich nicht um vergleichen Albernheiten, vor allen Dingen ist es heute Zeit ihre kleinen eigenen Angelegenheiten zu betreiben, ohne irgend Jemand zu hindern. Sie ersehen einen guten Platz, welcher Ihre Existenz bis an Ihr Lebensende sichert, nicht verstehen Sie rückten auf dem offen gehalten, wenn es Ihnen nicht gelingen sollte dasselbe zu bekommen, daß mein Schützling von Frau von Saints-Colombe vorgezogen wird, so hat es mir leid Ihnen erklären zu müssen, daß Sie hier nicht Vermalter bleiben werden.

— Aber, mein Herr, — sagte der arme Dupont, — es kann doch meine Schuld nicht sein, wenn die Dame den andern Pfarrer der nahmen hören um Ihrem Schützlinge vorzieht.

— Ja, das ist richtig, aber wenn dagegen Personen, welche sich langer Zeit hier in der Gegend wohnen, ... Personen, die bei Vertrauen werth sind, und die sie alle Tage sehen, Frau von Saints-Colombe viel Gutes von meinem Schützling sagten und Böses von dem andern Pfarrerwerker, dann möchte sie meinen Schützling vorziehen und Sie als Vermalter behalten.

— Aber mein Herr, das wäre ja Verleumdung, rief Dupont aus.

— O mein lieber herr Dupont, — sagte herr Rodin mit betrübter Miene und mit dem Tone liebevollen Vermurfs, — wir können Sie und nur fühlig glauben, Ihnen einen so beschränkten Rath zu geben? ... Was ich sagte, war ja bloß eine Annahme. Sie müssten Vermalter des Gutes zu bleiben; ich habe Ihnen das Mittel, das sicherste Mittel dazu an die Hand ... Ihre Sache ist es, mit sich zu Rathe zu gehen und sich zu entschließen.

— Aber, mein Herr ...

— Ein Wort noch oder vielmehre eine Bedingung, ... es ist eben so wichtig als das andere ... Man hat leider Diener bei den Herrn des Alter und wie Gesellschaften ihrer Beichtkinder mißbrauchen gefehlen, um sich mehrere Wortheile davon zu verschaffen, sich oder andern Personen ... ich halte meinen Schützling einer solchen Niedrigkeit für unfähig ... indessen, um meine Verantwortlichkeit sicher zu stellen und besonders auch die Ihrige, die Sie dazu beigetragen haben werden, meine Ernster den Vorzug zu verschaffen, so müssten ich, daß Sie alle Wochen zweimal mir auf das Allersorgfältigste Alles schreiben, was Sie in dem Gasthofe, in den Gewohnheiten und selbst in der Leetüre der Frau von Saints-Colombe Bemerkenswerthes finden; dann Sehen Sie, der Einfluß eines Beichtvaters offenbart sich in der ganzen Art zu leben und zu sein und ich möchte über das Benehmen meines Schützlings unterrichtet sein, ohne daß er es ahne ... so daß, wenn zum Beispiel Ihnen etwas auffällt, was bedenklich erscheint, ich augenblicklich durch Ihre nächsterliche sein ins Einzelne gehende Correspondenz davon benachrichtigt wäre.

— Aber, mein Herr, das ist ja Spionage ... rief der unglückliche Verwalter aus.

D. mein lieber Herr Dupont ... können Sie eine der süßesten heiligsten Verpflichtungen so benennen ... das Vertrauen, dem ich verlange nichts Anderes von Ihnen, als daß Sie mir im Vertrauen Alles das in die gemeinen Umgangsformen hinein weben, was hier vorgeht ... Unter den beiden von einander ungetrennlichen Bedingungen bleiben Sie Vermalter; wo nicht, wird es mir sehr leid thun mich einen gewissenhaften Mann, wie Frau von Saints-Colombe einen andern Verwalter zu geben.

— Mein Herr, ich beschwöre Sie, — sagte Dupont aufgeregt, — meine Ehre erschüttert, eine Verdächtigung ... ich und meine Frau haben nichts zu leben als die Stelle und wir sind zu alt, um wieder eine andere zu finden. Bringen Sie eine Nachrichtsherrlichkeit über einige Zeilen mich in Conflict mit der Furcht vor dem Elend, die häufig eine schlechte Rathgeberin ist ...

— Mein lieber herr Dupont, Sie sind ein großes Kind, denken Sie noch ... in acht Tagen werden Sie mir Antwort geben ...

— O mein Herr, Erbarmen!

Die Unterredung wurde durch einen schallenden Lärm unterbrochen, welchen bald die Ohrs der Zeisen wiederhetzten.

— Was ist das? ... — fragte herr Rodin.

Kaum hatte er gesprochen, so sieß sich der Schall noch lauter hören.

Kanonenschüsse, — rief Dupont, entsetzend, — es sind Kanonenschüsse, eine Zweifel ein Schiff, das Hülfssignale giebt oder einen Leuchten haben will.

— Nun, mein Herr, — sagte die Frau des Vermalters, die halbig eintrat, — unter der Terrasse aus sieht man auf dem Meere ein Dampfschiff und ein fast ganz entmastetes Segelschiff, die Wellen treiben sie der Küste zu, der Dreimaster thut Nothschüsse, ... er ist verloren.

— O, das ist furchtbar ... und nichts zu vermögen, nichts thun zu können, als einem Schiffbruch beizuwohnen, sagte der Vermalter, indem er seinen Hut nahm und sich zum Hinausgehen anschickte.

— Kann man denn den Schiffen keine Hülfe zukommen lassen? — fragte herr Rodin.

— Hülfe!... Wenn sie auf die Klippe getrieben sind, ist keine Menschenmacht im Stande sie zu retten. Seit Tag- und Nachtzeiten sind schon zwei Schiffe an der Küste hier zu Grunde gegangen.

— Zu Grunde, mit Mann und Maus? O das ist furchtbar, — sagte herr Rodin.

— Bei dem Sturme bleibt unglücklicherweise den Passagieren wenig Zustand auf Rettung; es thut aber nichts, — sagte der Vermalter, indem er sich an seine Frau wandte, — ich will mit den Leuten aus der Meierei nach dem Ufer um mich verfügbare einige von den Unglücklichen zu retten; mache gresses Feuer in mehreren Zimmern ... lege Bücher, Kleidungsstücke und Betttücher zurecht, ich kann zwar keine Rettung mit Bestimmtheit hoffen, aber man muß es doch versuchen ... Kommen Sie mit mir, herr Rodin?

— Ich würde mir es zur Pflicht machen, wenn ich dabei zu irgend etwas mehr sein könnte, aber mein Arm, meine Schmerzlichkeit würden wenig dabei helfen, — sagte herr Rodin, der gar nicht daran dachte sich dem Sturme auszusetzen

Herr Frau wies die Güte dabei mir zu zeigen, wo das

Digitized by Google

heurer Schnelle über das von den Rädern aufgeregte Wasser und lavierte in wenigen Minuten an einer Stelle, wo mehre Boten und Damen mit Taschentüchern das Boot auf sich heftig gerufen hatten und nun auf die Schaluppe warteten.

Mehre Neger brachten aus dem nahebelstehenden prachtvollen Wohngebäude Koffer und Hutschachteln heraus, die Jede Gesellschaft, der und jene Dame folgte, ein, bis Gepäck wurde schnell hineingeworfen und in zwei Minuten bereits hielt sie schon am Dampfboot, dessen Maschine ruhte und das eben anfing mit dem Strome weiter zurückzugehen.

„Go ahead," — führt zu — rief der Capitän, der von oben die Ankunft der Schaluppe bemerkt hatte, dem Steuermann zu. Im Nu war diese wieder an ihrer gehörigen Stelle befestigt, das Boot puffte langsam den weiten Dampf in die Höhe und rief sich einen Augenblick gegen die Strömung stemmen, flog es dann darauf mit aller Schnelle an den Ufern hin, welche ihm der weite Schacht und Strohdächer den eben Geschickenen ein freundliches Lebewohl nachwinkten, das von der Damenwelt aus grüßend beantwortet wurde.

Ein junger Mulatte ging jetzt eine große Strecke hierum umher, die Passagiere darauf aufmerksam zu machen, daß in wenigen Minuten angerichtet sein würde. — Die lange Tafel in der Mitte des Speisesaals war gedeckt, die zweite Klingel ertönte und der Capitän, ein großer, hoch gewachsener und höchst einfach aber geschmackvoll gekleideter Mann, führte die Damen und führte diese an das ober Ende der Tafel, zu beiden Seiten, während er selbst den obersten Platz vor einem ungeheuren gebratenen Truthahn einnahm, um von

hier aus den Tisch zu überseben und sogleich die Wünsche eines jeden Gastes befriedigen zu können. Der Bachdiener, um den sich die drei jungen Damen bemühten, versorgte den linken Flügel, an unteren Ende, und Mulatten- und Neger-Knaben mit ungeheuren wolligen Fächern und schwerweiser Wäsche wurden auf und reichten die verschiedenen kleinen Schüsseln umher, mit denen die ganze Tafel vollständig bedeckt war.

Nach einer kurzen Sitze ging die Mahlzeit schnell und ohne viele Worte vorüber, und gleich nachher wurde, der Sitte der Creolen gemäß, in sehr kleinen Tassen schwarzer, außerordentlich starker Kaffee umhergereicht.

Nach Tische setzten sich einige Herrn wieder nebeneinander auf den „boiler deck"*), und Simmons, sich mit größter Gemüthsruhe streckend und behnend, behauptete soviel gegessen zu haben, daß er für diesen Nachmittag zu Allem untauglich wäre.

„Diesem gumbo aber, das die Franzosen hier unten so liebreizhaftlich gern essen," entgegnete ihm der Virginier, „kann ich keinen Geschmack abgewinnen; dies Schleimige, Zähe tagt mir einmal meinen nördlichen Magen nicht zu und der rothe Pfeffer befremdet mich, den Ite es überhaupt, ist allein hinlänglich einem völlig gesunnen Menschen vor lauter Husten erticken zu lassen."

*) Boiler deck nicht auf den Dampfboote den Kessel, sonst Raum genannt, der sich vor der Hauptmaschine, quer vom im ersten Deckboote und unmittelbar über den beiden obern Kesseln befindet und der, seiner Hitze wegen, in den beiden Monaten der angenehmste Platz auf dem ganzen Boot ist.

„Ja, ja!" lachte Simmons, „wie ich erst in dieses Gegend zog, ging mir's gerade so wie meine Frau dorthe mir erst lange nicht den Mückenstich auf den Tisch bringen; ich bobe mich aber jetzt daran gewöhnt, und vertrage den rothen Pfeffer wie Zucker."

„Hier mag's noch gehn," fiel ein junger Mann ein, der blond und eben erst, und den vergangenen Abend herangekommen auf's Boot gekommen war, „aber etwas weiter oben, in Waterloo, wo ich mich ein Jahr lang aufgehalten, dachte sie alles mögliche Fleisch hinein, dessen sie habhaft werden können; ich habe selbst gesehn, daß sie Katzen, Hühnchte und Ratten dort genommen haben."

„Ueberhaupt eine appetitliche Zusammenstellung," wandte Mr. Grey ein.

„Nun, Katzen oder Raben," verfetzte lachend Simmons, „das ist mir so viel gegessen, daß, wenn uns heut mit diesem Boot etwas Menschliches begegnet — und wundern sollt's mich gar nicht, denn wir laufen, als wenn wir den Wind überflügeln wollten, und das trieben gest schon bei voller Dampfboot, daß wir eingeholt haben, — ich an Schwimmen gar nicht zu denken brauche; ich ginge unter wie Stein."

„Glauben Sie, daß es mit diesem Boote irgend eine Gefahr hat, mein herr?" fragte mit etwas ängstlichem Ton und in gebrochenem Englisch, aber sehr höflich, der blonde herr, der erst vor Tisch mit den beiden Damen an Bord gekommen war.

„O ha! Nichts zu fagen," lachte Simmons, „wenn die Kessel platzen, werden wir hier gar Nichts davon; denn wir sitzen gerade drüber und können so schnell aus dieser Welt,

grüne Zimmer ist, ich nehme dann die Gegenstände, welche ich heute soll und reite dann im Augenblick weiter nach Porto ab, denn ich habe es sehr eilig.

— Gut, mein Herr, Katharine wird Sie führen und Du sag' die große Glocke läuten, — sagte der Verwalter zu seinen Mägd, — alle Leute aus der Meierei sollen mit Seilen und Hebeln ausgerüstet zu mir kommen, am Fuße des Felsenriffes.

— Ja mein Freund, aber sage Dir nicht der Gefahr aus.

— Unsere nicht, das weiß mir Gisiel bringen, sagte der Verwalter.

Darauf lief er hinaus und sagte:

— Schnell, geschwind, vielleicht ist jetzt schon von den Schiffen keine Planke mehr ganz.

— Meine teure Mutter, hätten Sie wohl die Gefälligkeit mich nach dem Zimmer zu führen, — sagte Robin, immer noch gleichmüthig.

— Wissen Sie wir folgen, mein Herr, antwortete Katharine, indem sie sich die Thränen abwischte, denn sie litterte für das Schiffal ihres Mannes, dessen Muth sie kannte.

Achtes Kapitel.

Der Sturm.

m Meer ist's furchtbar . . . ungeheure Wogen von dunklem Grün mit weißem Schaume marmelirt erheben ihre Häupter, wechselnd heben und tiefen Krümmungen an einem breiten Streifen von rothem Licht, der sich am Horizonte hinzieht.

Darüber dünken sich schwere Wolkenmassen von tiefstem Schwarz, und durch die heftigkeit des Windes gejagt flüchten an dem dunklen Himmel einige luftige Wolken von röthlichem Grau.

Vorne die leichte Winterscene unter den großen Bäumen, hinter welchen sie langsam aufsteigt, verschwindet, nicht sie einige schöne Reflexe auf das düstrische Meer und vergoldet hier und da die durchlöcherten Segel der höchsten Wogen.

Ein Gefühl von schnellem Schaudern packt und packt, so weit man sehen kann, auf den Felsenriffen, mit welchen diese steile und gefährliche Küste bedeckt ist.

In der Ferne, halb zur Seite von einem Felsenvorgebirge, das ziemlich weit in's Meer hineinragt, erhebt sich das Schloß Carbonelle. Ein Sonnenstrahl läßt die Fensterscheiben erglänzen, und die Mauern mit den hohen Schießscharten richten sich mitten in diesen von Düsten beladenen Himmel empor.

Ein großes rhodesisches Schiff, das dies noch mit Stücken von Segeln führt, die an abgebrochenen Masten befestigt sind, treibt gegen die Küste.

Bald wollt es sich über den ungeheuren Rücken der Wogen, bald taucht es in ihre Tiefe weit hinab.

Ein Blitz leuchtet auf . . . das folgt ein furchtbares Gekrach, das mitten im Getöse des Sturms kaum vernehmbar ist — dieser Kanonenschuß ist das letzte Nothsignal des Schiffes, das unterging und gegen die Küste anlief.

In diesem Augenblick kam ein Dampfschiff, geschmückt mit seinem Flaggenschmuck von Flaggen, von Oben und ging nach Westen, indem es sich alle Mühe gab, sich von der Küste entfernt zu halten. Es lief die Küste zu seiner Linken.

Das entmastete Schiff wurde von einem Augenblick zum andern, indem es auf die Felsen zugetrieben wurde, wohin es der Wind und die Fluth zwang, vor das Dampfschiff kommen.

Plötzlich lief ein heftiger Wogenschlag das Dampfschiff auf die Seite, die augenblicklich wiederum Bloß gab über das Deck wieder, in einer Secunde war der Schornstein umgestürzt, die Räderrammen zerbrochen, von den Rädern der Maschine zerstört . . . eine zweite Welle, welche der ersten folgte, faßte das Schiff abermals von der Seite, zerbrach den Zaun und riß das zweite Rad mit dem Dampfschiffe Kluster gekommen waren und das Schiff zerfallen hatten, um über die Landenge von Suez zu gehen. Der Black-Eagle hatte, bevor er durch die Meerenge von Gibraltar kam, auf den Azoren angelegt, von wo er jetzt kam . . . er segelte nach Portsmouth, als er von dem Wirbelsturm, der damals im Canal so furchtbar wüthete, ergriffen wurde.

Das Dampfschiff „Wilhelm Tell" kam von Deutschland, war die Oder herunter bis Hamburg gefahren und ging von Hamburg nach Suez.

Die beiden Schiffe, ein Opfer der ungeheuren Wogen, vom Sturm getrieben, von der Fluth fortgerissen, liefen mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf die Küsten zu. Das Verdeck dieser Schiffe bot ein furchtbares Schauspiel dar, der Tod aller Passagiers schien gewiß, denn an Hülfe eines Rettungsbootes durch das Meer stürzbereits an scharfen Felszacken.

Der Capitän des Black-Eagle stand am Hintertheil, hielt sich an einem Stricke fest und gab in dieser furchtbaren Gefahr mit unerhörter Kaltblütigkeit seine letzten Befehle. Die Fahrgäste waren durch die Gewalt der Explosion geworfen, sie war nicht daran zu denken die Schaluppe flott zu machen; die einzige Hoffnung auf Rettung war noch in den Zahl, wo das Schiff, wenn es auf die Felsenriff stieß, nicht sogleich in Trümmer ging, und man dann vermittelst eines über die Felsen gelegten Taues einen Sattel errichtete, eine der gefährlichsten Arten von Rettungsmethoden durch die Luft mit einem Strick.

Das Verdeck war mit Passagieren bedeckt, deren Geschrei und Angst die allgemeine Verwirrung vermehrte.

Einige erwarteten von Entsetzen getroffen, an die Strickleitern angeklammert, mit bewußter Geistesgegenwart den Tod, ohne die nicht für die Dürftigkeiten vom Holztragen bezahlt hatten, sich bemühten unterzugehen dürften.

Das Passagegeld wird nämlich ganz hiernach eingerichtet, denn der gewöhnliche Preis von Neu-Orleans nach St. Louis ist 5 Dollars, ohne Lebensmittel und Bett, dann hat der Passagier mit dem holztragen Nichts zu thun; bezahlt er aber nur 4 oft nur 3 ½ Dollar — von Neu-Orleans nach St. Louis etwa 1200 englische Meilen — so hat er das Recht, — in Anbetracht er sich dabei jedesmal, dann, wenn das Boot anlegt, um Holz einzunehmen, zu helfen die Scheite hereinzutragen und wegzuzanken.

Die Cajüten-Passagiere haben mit dieser Arbeit Nichts zu thun und bezahlen von 20—25 Dollars für die Passage — natürlich mit Kost und Schlafstelle —.

„Ihr, alter Bursche," rief der Mate einem vierschrötigen Gesellen, der sich in eine Ecke gedrückt hatte und zu schlafen schien, beim Kragen fassend und schüttelnd — „trägt Ihr Holz?"

„Nein!" antwortete der Gefragte dort und dröhnig.

„Zeigt Euren Zettel" — die Quittung der Passage, auf der für Zwischendeckspassagiers stets bemerkt ist, ob sie Holz tragen lassen oder nicht —. Der alte Augenleute brachte langsam und einer feiner teinen Taschen ein Stück verknumpeltes Papier hervor, und reichte es dem Mate hin.

„Holz und Verdammniß!" rief dieser, „warum sagt Ihr denn Nein, wenn Ich Euch frage, ob Ihr Holz tragt, da Ihr nicht dafür bezahlt habt?"

Digitized by Google

*) Lile preserver — Rettungsleiter — ein lederförmiges Kissen, von Lust- und wasserdichtem Stoff, das nach Art des Kuttissen aufgeblasen wird, zu welchem Zweck sich an dem einen Ende eine messingene Schraube befindet. Die sind so geformt, daß sie, wenn um den Hals befestigt, unter die Arme zu liegen kommen, und im Wasser also den Körper noch nicht tiefer sinken lassen.

Hier beteten Weiber auf den Knieen, dort verbargen andere das Gesicht mit den Händen, gleichsam, um nicht das äußere Anhören des Todes zu sehen; eine junge Mutter, bleich wie ein Gespenst, hielt ihr Kind fest an ihren Busen gedrückt, ging bittend von einem Matrosen zum andern und bot demjenigen, der es übernehmen wolle ihren Sohn zu retten, eine Börse mit Gold und Juwelen gefüllt, die sie derbeigeeilt hatte.

Dies Gesicht, dieser Schrecken, dieses Weinen hatte selbst den gegen die härtere und schwierende Rettungsarten der Seeleute ab. Da sie das Herannahen einer eben so schrecklichen als unvermeidlichen Gefahr sahen, entschlossen sich die Einen einen Theil ihrer Kleider, um den Augenblick zu erwarten, wo sie einen tiefen Versuch machen könnten, die Leben der Wuth der Wellen streitig zu machen. Andere verzichteten auf jede Hoffnung und trotzten den Tode mit einer stolzen Gleichgültigkeit.

Hier und dort boten sich, wenn man so sagen darf, auf einem plötzgrunde von höherer rumpfer Bezweiflung schreckende oder furchtbare Opferen ab.

Ein junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren umgeben mit schwarzen glänzenden Haaren, hochgewölbter Gesichtsfarbe und Zügen von vollkommener Regelmäßigkeit und Schönheit betrachtete viele Scene der Verzweiflung und des Schreckens mit jener traurigen Ruhe, welche denen eigenthümlich ist, die häufig Gefahren getrotzt haben; in einen Mantel gewickelt, mit dem Rücken gegen die Verschanzung gelegt, umklammerte er mit den Füßen ein Stück von einem Mast. Als die unglückliche Mutter, ihr Kind in den Armen und Gott in der Hand, sich ihnen vergeblich an einige Matrosen gewendet hatte, von denen die Rettung ihres Kindes zu erbitten, erblickte sie den jungen Mann mit dem kupferfarbigen Gesicht, warf sich ihm zu Füßen und hielt ihm mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Angst das Kind hin . . .

Der junge Mann nahm es, schüttelte traurig den Kopf und zeigte der in Thränen schwimmenden Frau die nächsten den Wogen, aber mit einer unbeschreiblichen Geberde schien er ihr zu versprechen, er wolle einen Versuch machen es zu retten . . . Da begann die junge Mutter in der Trunkenheit

der Hoffnung die Hände des jungen Mannes in Thränen zu baden.

Weiterhin schien ein anderer Passagier des Black-Eagle vom thätigsten Mitleid belebt.

Man würde ihn kaum fünfundzwanzig Jahr alt geschätzt haben. Lange, blonde gelockte Haare fielen um sein englisches Gesicht herab. Er trug einen schwarzen Priesterrock

mit weißem Kragen; an die Verzweifelndsten sich wendend, ging er von Einem zum Andern und sagte ihnen fromme Worte der Hoffnung oder der Ergebung. Wenn man ihn so die Einen trösten, die Andern ermuthigen hörte, in einer Sprache voll Weihe, Zärtlichkeit und unaussprechlicher Liebe, so hätte man ihn den Gefahren, die er theilte, fremd oder gleichgültig gegen sie halten sollen.

Auf diesem schönen sanften Gesichte las man eine kalte und fromme Unerschrockenheit, ein religiöses Ablösen von jedem irdischen Gedanken. Von Zeit zu Zeit erhob er seine großen blauen, von Erkenntlichkeit, Liebe und Heiterkeit strahlenden Augen, wie um Gott zu danken, daß er ihn auf eine von den furchtbaren Proben gestellt, wo der von Herz und Muth erfüllte Mensch sich für seine Brüder opfern und wenn nicht alle retten, doch wenigstens sie auf den Himmel hinweisend mit ihnen sterben kann... mit einem Worte, man hätte ihn für einen Engel halten können, den der Schöpfer geschickt, um die Schläge eines schrecklichen Geschicks minder grausam zu machen.

Seltsamer Gegensatz! Nicht weit von diesem jungen Manne, der schön war wie der Erzengel, sah man ein Wesen, welches dem Dämon des Bösen glich.

Kühn auf dem Kampfe des Vorgiebelmastes sitzend, wo er sich mit Hülfe einiger Reste von Tauwerk hielt, beherrschte der Mann die furchtbare Scene, welche auf dem Verdecke sich begab.

Eine wilde unheimliche Freude strahlte auf seiner gelben und matten Stirn, eine Farbe, welche den Leuten eigenthümlich ist, die von einem Weißen und einer kreolischen Mestize abstammen; er trug nur ein Hemd und eine Hose von Leinwand, an seinem Halse hing an einer Schnur eine Kapsel von Blech, ähnlich denen, in welchen die Soldaten ihre Urlaubsscheine zu verwahren pflegen.

Je mehr die Gefahr sich vergrößerte, je mehr der Dreimaster drohte auf die Klippen geworfen zu werden, oder mit dem Dampfschiffe, dem er sich eben näherte, zusammenzustoßen — ein furchtbarer Zusammenstoß, welcher die beiden Schiffe zum Untergange bringen mußte, bevor sie noch an den Klippen gescheitert —, je mehr offenbarte sich die teuflische Freude dieses Passagiers durch entsetzliche Mienen. Er schien mit wilder Ungeduld das Werk der Zerstörung beeilen zu wollen, welches vor sich ging.

Wenn man ihn so sich weiden sah an allen Schrecken, an den verzweiflungsvollen Scenen, welche vor ihm sich begaben, so hätte man ihn für den Apostel einer jener blutigen Gottheiten halten mögen, welche in den barbarischen Ländern dem Mord und Blutbade vorstehen. Bald kam der Black-Eagle, durch den Wind und die ungeheuren Wogen getrieben, dem Wilhelm Tell so nahe, daß man von ihm aus die auf dem Deck des auch beinahe hülflosen Dampfschiffes versammelten Passagiere unterscheiden konnte.

Seiner Passagiere waren nur noch wenige.

Der Wellenstoß, welcher die Trommel weggerissen und eines der Maschinenräder zerbrochen, hatte zu gleicher Zeit auch fast den ganzen Dolberd auf derselben Seite mit fortgenommen; jetzem Augenblick drangen die Wellen durch diese breite Bresche herein, mälzten sich mit unwiderstehlicher Heftigkeit über das Verdeck und nahmen jedes Mal einige Opfer mit.

Unter den Passagieren, welche dieser Gefahr nur entgangen zu sein schienen, um gegen die Felsen geschleudert, oder von dem Zusammenstoße der Schiffe, deren Auseinandertreffen immer drehender ward, zerschmettert zu werden, nahm besonders eine Gruppe das zerrissenste, schmerzlichste Interesse in Anspruch.

Auf das Vorderdeck geflüchtet, hatte ein greiser Greis mit kahlem Schädel und grauem Schnurrbarte um seinen Körper ein Stück Tau befestigt, und so an der Seitenwand des Schiffes mit Sicherheit Fuß fassend, umschlang er mit seinen Armen und drückte kräftig an seine Brust zwei junge Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren, halb in einen Mann-

thierpelz eingewickelt... ein großer gelber Hund von Wasser triefend lag zu ihren Füßen und heulte wüthend gegen die Wellen.

Diese beiden jungen Mädchen, welche von den Armen des Alten umschlungen wurden, drängten sich ihrerseits eine an die andere, aber ihre Augen hoben sich, weit entfernt, voll Entsetzen umher zu irren, zum Himmel, als ob sie voll naivem Vertrauen und kindlicher Hoffnung erwartet hätten, durch Dazwischenkunft einer übermenschlichen Macht gerettet zu werden.

Plötzlich drang ein furchtbarer Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung, der zu gleicher Zeit von den Passagieren beider Schiffe ausgestoßen wurde, durch das Getöse des Sturmes hindurch.

In dem Augenblick, wo das Dampfschiff tief zwischen zwei Wellen sich befand und seine Flanke dem Vordertheil des Dreimasters darbot, befand sich dieser, durch einen Wasserberg zu wunderbarer Höhe getrieben, während der Secunde, welche dem Zusammenstoß der beiden Schiffe vorherging, so zu sagen, hoch über dem Wilhelm Tell schwebend.

Es giebt Schauspiele von so ungeheurer Entsetzlichkeit... daß es unmöglich ist sie zu schildern.

Aber während dieser Katastrophen, welche schnell sind, mit der Gedanke, bemerkt man bisweilen solche schnelle Bilder, daß man sie beim Leuchten eines Blitzes gesehen zu haben glaubt.

So stand, als der Black-Eagle, durch die Wellen gehoben, auf den Wilhelm Tell herabschießen wollte, der junge Mann mit dem Engelsgesichte, den blonden wallenden Haaren am Vordertheile des Dreimasters aufrecht, bereit sich ins Meer zu stürzen, um irgend ein Opfer zu retten.

Plötzlich bemerkte er am Bord des Dampfschiffes, welches er von der ganzen Höhe einer ungeheuren Welle beherrschte, die beiden jungen Mädchen, welche ihre Arme bittend nach ihm ausstreckten...

Sie schienen ihn zu erkennen und betrachteten ihn mit einer Art Extase und religiöser Verehrung!

Trotz dem Toben des Sturmes, trotz dem bevorstehenden Schiffbruche begegneten sich eine Secunde hindurch die Blicke dieser drei Wesen...

Die Züge des jungen Mannes drückten in diesem Augenblicke ein plötzliches tiefes Mitleid aus, denn die beiden jungen Mädchen flehten mit gefalteten Händen zu ihm, wie zu einem erwarteten Helfer...

Der Greis war durch den Fall einer Bordwand umgeworfen worden und lag auf dem Verdeck.

Bald verschwand Alles.

Eine furchtbare Masse Wassers schleuderte gewaltsam den Black-Eagle mitten in einem Berge von tosendem Schaum auf den Wilhelm Tell.

Bei dem furchtbaren Zusammenstoß dieser beiden Massen von Holz und Eisen, die gegen einandergepreßt augenblicklich untergingen, ertönte blos ein ungeheurer Schrei... ein Schrei des Todes und des Todeskampfes.

Ein einziger Nothruf aus hundert Menschenkehlen, die alle auf einmal unter den Wellen verschwanden...

Und darauf sah man nichts mehr.

Einige Augenblicke nachher konnte man in der Tiefe, oder auf der Höhe der Welle die Reste der beiden Fahrzeuge bemerken und hier und dort die krampfhaft zusammengezogenen Arme, das bleiche verzweiflungsvolle Gesicht einiger Unglücklichen, die versuchten die Klippen der Küste zu erreichen, auf die Gefahr hin unter den Stößen der Wellen, welche sich daran brachen, zerschmettert zu werden.

„Damn your eyes, — Verdamm Eure Augen, — warum fragt Ihr mich denn, ob ich Holz trage, wenn ich in der Ecke sitze und schlafe?"

„Hinaus mit Euch, hinaus, und be damned — seid verdammt —."

„Nun nun," lachte der Andere, sich hoch aufrichtend und streckend — „ich komme noch zeitig genug," und ging langsam dem Vordertheil des Bootes zu, um mit Hand anzulegen.

„Tragt Ihr Holz hier?" frug der Mate weiter, sich an eine Gruppe deutscher Bauern wendend, die eben von dem alten Vaterlande gekommen, wenig von dem verstanden, was sie dieser fragte, und ihm durch Kopfschütteln zu verstehen gaben, daß sie entweder nicht trügen oder nicht verständen, was er wolle?

„Nix komm heraus," rief der Mate ärgerlich, indem er versuchte, den Deutsche der armen Teufel nachzuäffen — „do you wood — trage Ihr Holz? — und zwischen jedem Wort, daß er langsam und deutlich aussprach, gleichsam als wenn er dadurch besser verstanden würde, gestikulirte er auf eine, der von ihnen verlangten Arbeit entsprechende Art.

„Du! was will der Dummriand!" fragte der Eine der Auswanderer den Andern. „Ich weiß Dersch wirklich nich — sieh nur, was e vor Faxen macht!"

„Ich verstehn," wandte sich eine Frau jetzt an den Mate, indem sie ihm das, so laut sie konnte, in die Ohren schrie, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß er es dadurch besser begreifen würde! —

Ein Deutscher, der ebenfalls Passagier war, und englisch sprach, erklärte jetzt den Leuten, was von ihnen verlangt würde, und diese, die sich verbunden hatten zu helfen, waren sogleich bereit dem Auf Folge zu leisten, legten ihre Lebensmittel, die sie gerade in der Hand hielten, wieder in den großen Kasten, der ihnen als Kleiderschrank und Speisekammer diente, und Einer von ihnen rief, während er seine alte, grüne abgetragene Jacke anzog, dem Mate ein freundliches „Wir kommen gleich" — zu, das dieser grinsend mit „Yah — Yah" — beantwortete! —

Am Ufer, wo einige hundert Klafter Holz in langen Reihen und „corde" abgetheilt — 4 Fuß hoch, 4 Fuß tief, 8 Fuß lang —, aufgestapelt lagen, hatte der Buchhalter unter der Zeit mit einem 8 Fuß langen Maßstab 16 Klafter oder Corde abgesteckt — das Boot verbrauchte in 24 Stunden zwischen 30 und 34 Klafter — und Passagiere, Matrosen und Feuerleute waren emsig beschäftigt, die 4 Fuß langen Scheite 4 bis 5, oft, von dem leichten Baumwollenholz, wenn sie recht geübt im Aufnehmen waren, 8 bis 10 auf einmal auf das Boot zu tragen, wo wieder Leute standen, die schnell das Herringetragene gerade legten. Da das Boot sehr viele Zwischendecks-passagiere an Bord hatte — fast lauter Deutsche, die erst vor wenigen Tagen mit dem „Gladiator" von Bremen angekommen waren und jetzt nach Missouri gingen, um sich dort anzusiedeln —, von denen auch der größte Theil half, ging die Arbeit schnell von Statten und in einer halben Stunde war jedes Stück an Bord, die Taue und Planken eingezogen, das Boot abgestoßen, und stöhnend und pustend theilte der „Oceanic" aufs Neue die gelben Fluthen des Mississippi. —

Dunkelheit der Nacht senkte sich jetzt auf den „Vater der Wasser," wie die Amerikaner den Mississippi nennen, herab und der Pilot hielt sich ein wenig mehr vom Ufer entfernt, den häufig emporgeragten Sandbänken auszuweichen, während vor dem Boot, hie und da, an beiden Seiten des Ufers Feuer angezündet wurden, dem Capitän anzuzeigen, daß sich dort, im Fall er Holz bedürfe, eine „wood yard" — Holzplatz — befände.

Es ist dies ein Geschäft der Neger, die, sobald sie ein Boot kommen hören, was in einer stillen Nacht mit günstigem Winde auf 10 engl. Meilen geschehen kann, ein Feuer anmachen und, wenn dasselbe dann landet und Holz einnimmt, von ihrem Herrn, um sie aufzumuntern, einen Viertel-Dollar (8 sgr.) bekommen; wie oft aber springt solch armer Teufel wohl umsonst von seinem harten Lager, das er von der schweren Arbeit erschöpft gesucht hat, zündet ein Feuer an und wartet oft halbe Stunden lang der Ankunft des Bootes, bis dieses die Stelle erreicht und — langsam vorüberfährt; getäuscht in seinen Erwartungen, löscht er dann sein Feuer aus, kriecht zurück unter seine Decke und hüllt sich, Kopf und Alles, trotz der schwülen, schweren Luft, die ihm fast den Athem versetzt, in die wollene Decke, um den peinigenden Bissen der Mosquites nur in etwas zu entgehen.

Am rechten Ufer, etwa 1½ Meile vor dem Boot, war ebenfalls ein Feuer angemacht, aber ein glühendes Scheit wurde hin und her geschwungen; ein Zeichen, daß dort Pas-

Arthur Kaps
Deutscher Meister im Schwergewichtsringen

Der Kampf um die Meisterschaft im Schwergewichtsringen wurde in Berlin ausgetragen. Es siegte Arthur Kaps, der Sieger über Ernst Schmidt, Dresden, Ernst Schmidt, Leipzig, Hans Kleinert, Dresden, Hans Kleinert, Leipzig, Hans Kleinert, Dresden, Hans Kleinert, Leipzig, Hans Kleinert, Dresden, Hans Kleinert

Ausstellungen.

Berlin. Im Kunstsalon Cassirer sind Bilder von Max Liebermann ausgestellt, die in Holland entstanden sind. Es sind Bilder, die in ihrer Art ganz neu sind, und die Liebermann in dieser Art nie gemalt hat. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten.

Berlin. Im Kunstsalon Cassirer sind Bilder von Max Liebermann ausgestellt, die in Holland entstanden sind. Es sind Bilder, die in ihrer Art ganz neu sind, und die Liebermann in dieser Art nie gemalt hat. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten.

Berlin. Im Kunstsalon Cassirer sind Bilder von Max Liebermann ausgestellt, die in Holland entstanden sind. Es sind Bilder, die in ihrer Art ganz neu sind, und die Liebermann in dieser Art nie gemalt hat. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten.

Berlin. Im Kunstsalon Cassirer sind Bilder von Max Liebermann ausgestellt, die in Holland entstanden sind. Es sind Bilder, die in ihrer Art ganz neu sind, und die Liebermann in dieser Art nie gemalt hat. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten. Sie sind nicht mehr so sehr Bilder, als Studien, Skizzen, Notizen, die der Künstler sich gemacht hat, um sie später zu Bildern zu verarbeiten.

— Wo sind sie? — fragte der Verwalter, auf die Thür zugehend.

— Einer kann gehen ... er folgt mir mit Justin, der ihn herbringt ... der Andere hat sich an den Felsen verwundet; man bringt ihn auf einer Bahre von Baumzweigen her ...

— Ich werde ihn schnell unten in den Saal bringen lassen, — sagte der Verwalter, hinausgehend, — Du, Frau, beschäftige Dich mit den jungen Damen.

— Und der Schiffbrüchige, der gehen kann, ... wo ist der? — fragte die Frau des Verwalters.

— Da ist er, — sagte der Knecht, indem er auf Jemanden zeigte, der ziemlich schnell den Gang heraufkam. — Sobald er erfahren, daß die beiden Demoiselle, die man gerettet hat, hier seien, hat er ... obwohl er alt ist und am Kopfe verwundet ... so lange Schritte gemacht, ... daß ich ihm nur gerade eben zuvorkommen konnte ...

Der Bauer hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als Rose und Blanche zu gleicher Zeit aufsprangen und auf die Thür zueilten ...

Sie kamen mit Dagobert zugleich an dieselbe.

Der alte Soldat war unfähig ein Wort zu sprechen, sank an der Schwelle auf's Knie und streckte den Töchtern des General Simon die Arme entgegen ... während Murrkopf zu ihnen lief und ihnen die Hände leckte ...

Aber die Aufregung war zu heftig für Dagobert ... Als er die Waisen in seine Arme gedrückt, sank sein Kopf vornüber und er wäre ohne das Hinzuspringen der Bauern umgefallen. Trotz der Bemerkungen, welche die Frau des Verwalters über die Aufregung und Schwäche der beiden jungen Mädchen machte, wollten diese doch den ohnmächtigen Dagobert, den man in eine benachbarte Stube brachte, begleiten.

Beim Anblicke des Soldaten hatte sich das Gesicht des Herrn Morin gewaltsam verzogen, denn bisher hatte er noch an den Tod des Führers der beiden Töchter des General Simon geglaubt. Der Missionär lehnte sich von Ermüdung niedergedrückt auf einen Stuhl und hatte Herrn Morin noch nicht bemerkt.

Eine neue Person, ein Mann von gelber matter Hautfarbe, trat in das Zimmer, von einem Bauer begleitet, der ihm Gabriel zeigte.

Der gelbe Mann, dem man eine Bluse und eine Bauerhose geliehen, näherte sich dem Missionär und sagte französisch, aber mit fremdem Accente zu ihm:

— Der Prinz Djalma wird gleich hierher gebracht werden ... Als er das erste Wort sprechen konnte, frug er nach Ihnen ...

— Was sagt dieser Mensch? ... — rief Herr Morin mit donnernder Stimme ... denn bei dem Namen Djalma's hatte er sich auf Gabriel zugestürzt.

— Herr Morin! — rief der Missionär, vor Ueberraschung zurückfahrend.

— Herr Morin! ... — rief der andere Schiffbrüchige und ließ von diesem Augenblicke an seinen Blick nicht von dem Correspondenten des Herrn Josua Van Dael ab.

— Sie hier ... mein Herr! — sagte Gabriel, sich Morin mit einer Ehrerbietung nähernd, in die sich Furcht mischte.

— Was hat Ihnen dieser Mensch gesagt? — wiederholte Herr Morin mit bewegter Stimme. — Hat er nicht den Namen des Prinzen Djalma ausgesprochen?

— Ja ... mein Herr, der Prinz Djalma ist einer von den Passagieren des englischen Schiffes, welches von Alexandrien kam und auf dem wir Schiffbruch gelitten. Das Fahrzeug hatte auf den Azoren angelegt, wo ich mich befand; das Schiff, welches mich vom Charlestown gebracht, war ich zu verlassen genöthigt, da es wegen starker Havarie liegen bleiben mußte. Ich schiffte mich daher auf dem Black-Eagle ein, auf dem sich der Prinz Djalma auch befand. Wir gingen nach Portsmouth, von wo ich die Absicht hatte, nach Frankreich zurückzukehren.

Morin dachte nicht daran, Gabriel zu unterbrechen, dieser neue Schlag benahm ihm die Gedanken. Endlich sagte er, wie ein Mann, der noch einen letzten Versuch macht, obgleich er die Vergeblichkeit desselben einsieht, zu Gabriel:

— Und Sie wissen, wer der Prinz Djalma ist?

— Ein junger Mann so gut als muthig, der Sohn eines von den Engländern seines Landes entsetzten Königs ...

Darauf sich zu dem anderen Schiffbrüchigen wendend, sagte der Missionär voller Theilnahme:

— Wie befindet sich der Prinz? Sind seine Wunden gefährlich?

— Es sind sehr heftige Contusionen, die aber nicht tödtlich sein werden, — sagte der Andere.

— Gott sei gelobt! — sagte der Missionär, sich zu Herrn Morin wendend, — sehen Sie, da ist noch ein Schiffbrüchiger mehr gerettet.

— Desto besser, — antwortete Morin mit gebieterischem und kurzem Tone.

— Ich will zu ihm gehen, — sagte Gabriel unterwürfig.

— Sie haben mir keinen Befehl zu geben!

— Werden Sie in zwei oder drei Stunden in dem Zustande sein, abzureisen? trotz Ihrer Strapazen?

— Wenn es sein muß ... ja!

— Es muß sein ... Sie werden mit mir reisen.

Gabriel verneigte sich vor Herrn Morin, der vernichtet auf einen Stuhl sank, während der Missionär mit dem Knechte hinaus ging.

Der Mann mit der gelben Hautfarbe war in einem Winkel des Zimmers geblieben, von Morin unbemerkt.

Dieser Mann war Faringhea, der Mestize, einer von den drei Anführern der Bürger, der in den Ruinen von Tschandi der Verfolgung der Soldaten entgangen war; nachdem er Mahal, den Schmuggler, getödtet, hatte er ihm die von Herrn Josua Van Dael an Morin geschriebenen Depeschen gestohlen und den Brief, zufolge dessen der Schmuggler als Passagier an Bord des Kutter aufgenommen werden sollte. Faringhea war aus der Hütte in den Ruinen von Tschandi geflohen, ohne von Djalma gesehen worden zu sein, und dieser, der nach seiner Entweichung — die wir später noch erzählen werden — ihn an Bord fand und wußte, daß er zu der Secte der Phansegars gehöre, hatte ihn während der Ueberfahrt als Landsmann behandelt.

Morin biß mit starrem, irrem Blicke, fahler Gesichtsfarbe sich bis auf's Blut in die Nägel und wurde dem Mestizen nicht gewahr, der, nachdem er sich ihm schweigend genähert, ihm vertraulich die Hand auf die Schulter legte und sagte:

— Sie heißen Morin?

— Was soll's? — fragte dieser zusammenfahrend und hastig den Kopf zurückwerfend.

— Sie heißen Morin? — wiederholte Faringhea.

— Ja ... was wollen Sie?

— Sie wohnen Rue du Milieu des Ursins in Paris?

— Ja ... aber noch einmal, was wollen Sie?

— Jetzt ... nichts ... aber später ... Vieles ... sehr viel.

Und Faringhea, der sich mit langen Schritten entfernte, ließ Morin erschreckt zurück; denn dieser Mensch, der vor Nichts zitterte, war von dem unheimlichen Blicke und der düsteren Physiognomie des Bürgers entsetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn J. K. in W. — Es wird wie aus der Anfragen gehen, weiter wie es Ihnen wohl angelegen müssen, über Ihr Manuscript unterweilt zu verfügen. Indeß haben wir noch nicht unwiderruflich entschieden und behalten uns darum eine ausführlichere Antwort vor.

An die werthl. Fr. W. in H. — Sobald wir mit Durchlesung des ziemlich starken Manuscripts zu Ende gekommen, werden wir Ihrem Schicksal die Entscheidung zugehen lassen. Auch der ersten Vorrede scheint der Gegenstand unserer Lectüre nicht völlig angemessen zu sein.

Herrn C. M. in L. — Ihre Novelle haben wir gerüft, müssen dieselbe aber zu Ihrer Disposition stellen, da der Gegenstand für uns sich nicht recht eignen will.

Herrn J. K. in P. — Es anmuthig und artig erzählt das Mädchen wirklich ist, welches Sie uns von einem Freunde überlandt haben: wir können auf dessen Annahme nicht eingehen zu können, da durch die denn entwickelte Anschauungsweise Anstoß erregt werden möchte. Der Hörer in den Berichten spielt und stimmert wie eine Schlange unter Blumen.

Anzeigen.

Am 18. September beginnt in Nro. 12. der Novellen-Zeitung

Zopf und Schwert,

Dramatisches Zeitbild in fünf Acten,

von

Karl Gutzkow,

und wird regelmäßig in den folgenden Nummern fortgesetzt werden.

Die Redaction glaubt sich ihre Leser durch die Aufnahme dieses überall mit dem größten Beifall begrüßten Stückes eines unserer gefeiertsten Bühnendichter um so mehr zu verpflichten, als dasselbe bis dahin noch nicht im Druck erschienen ist.

Leipzig, 4. September 1844.

Die Verlagshandlung.

Die Novellen-Zeitung

erscheint, vom 1. Juli ab, **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 dreispaltigen Folioseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 2½ Thlr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise sie durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.

auf, und auf das hoiler dock an Gray's Seite tretend, legte er diesem leise die Hand auf die Schulter, ihn mit einem freundlichen „Mr. Gray" anredend:

„Sir," fuhr dieser, etwas überrascht aus seinen Träumereien auf.

„Mr. Gray ist, wenn ich nicht irre, Ihr Name? Sie entschuldigen dann," fuhr er nach einer leichten Verbeugung des Angeredeten fort: „wenn ich Sie hier in Etwas störe, ich bin aber erst wenige Stunden auf diesem Boot und möchte nicht gerne, kaum angelangt, Streit anfangen, kann aber doch nicht umhin Sie auf etwas aufmerksam zu machen, das ich schon einige Stunden beobachte und über dessen Identität ich mich erst vollkommen überzeugen wollte. — Der bleiche Mann, den Sie, wenn ich nicht irre, Smith nannten, spielt falsch und muß den andern, der keine Ahnung davon zu haben scheint, schon um eine beträchtliche Summe betrogen haben."

„Ich ahnete so etwas," erwiderte Gray leise vor sich hin.

„Lassen Sie uns ruhig weiter hineingehen und den Lauf des Spieles beobachten, bis wir ihn dabei ertappen, das Andere wird sich dann finden."

„Spielen Sie Schach?" fragte Gray.

„Ein wenig."

„Gut, das kann ein guter Vorwand sein, uns an denselben Tisch zu setzen und er, uns in unser Spiel vertieft glaubend, wird keinen Anstand nehmen seine schändliche Betrügerei fortzusetzen."

Bald saßen beide Männer, unsern der anderen zwei, bei einer Partie Schach, wie es schien höchst aufmerksam die Züge der vor ihnen stehenden Figuren berechnend, in der That aber genau, wenn es unbemerkt geschehen konnte, die Hände dieses Mr. Smith, der noch bleicher und angegriffener als gewöhnlich aussah, beobachtend.

Eine halbe Stunde mochten sie wohl vergebens sich bemüht haben ihn zu überführen, obgleich er fortwährend sehr verdächtig spielte, als Bloomfield sagte:

„Nein ich spiele nicht mehr, ich habe gestern Abend 20 Dollar verloren, und heute schon einige dreißig, ich bin zu sehr im Unglück, denn wenn ich wirklich einmal 3 Könige oder 3 Asse habe, so halten Sie sicher 4 Zehner oder 4 Buben in der Hand."

„Noch eine halbe Stunde," erwiderte Smith besänftigend, vielleicht dreht sich das Glück, denn es ist wahr, ich habe ausgezeichnet schöne Karten gehalten." — Er mischte wieder, und Gray bemerkte deutlich wie er sich, anstatt 5, 7 Karten gab, und die 2, die ihm dann nicht gefielen, geschickt auf seinen Schooß zu bringen wußte.

Bloomfield hielt 4 Damen und ein As in der Hand — er setzte einen Dollar.

Smith zwei Dollar mehr.

Bloomfield warf eine 10 Dollar Note auf den Tisch — Smith verdoppelte die Summe. Bloomfield setzte dagegen, daß sie beide gleiche Theile hatten und sie legten ihre Karten auf — Smith hatte 4 Könige und einen Buben.

„Das ist genug für heut Abend," sagte Bloomfield und wollte eben vom Tisch aufstehn, während Smith rasch seine Hand nach dem Gelde ausstreckte es einzuziehen, als Gray, der mit klopfendem Herzen dem Lauf des ganzen Spieles gefolgt war, aufsprang, seine Hand auf das Geld legte und sich über den Tisch hinüber zustieß:

„Herr — Sie haben falsch gespielt."

Aschfarbe überzog das Gesicht des Ertappten, aber seine Lippen zitterten vor Wuth und fast sprachlos vor verhaltenem Zorn rief er aus:

„Lügner — wie können Sie" — aber er beendigte seine Rede nicht, denn Gray war mit einem Satz über den Tisch und schmetterte mit gewaltigem Schlage den Elenden zu Boden, dessen Hand die verborgen gehaltenen Karten entfielen. — Im Nu war aber dieser wieder auf den Füßen, und ein Pistol aus der Brusttasche reißend, spannte er den Hahn desselben und drückte es auf Gray ab, ehe dieser noch eine Ahnung von der ihn bedrohenden Gefahr hatte. Zu wenig Zeit aber war ihm zum Zielen geblieben, und die Kugel ging durch den Rockkragen des jungen Mannes, der sich auf's Neue auf ihn stürzen wollte; der Mann in dem Sommerrock aber hielt ihn zurück und rief aus:

„halt, halt Mr. Gray, besudelt Eure Hand nicht mit dem Schuft, laßt ihn gehn, der entläuft dem Galgen doch nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Wöchentlich 1 Nummer. Preis 10 Pfennig.

Seite
Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde. Novelle von Gottfried Keller. 1
Illustration: Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde. 1
Illustration: Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde. 2
Illustration: Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde. 3
Illustration: Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde. 4
Illustration: Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde. 5
Illustration: Wie Hans Kuhn Schulmeister wurde.

Das lange blonde Haar des Missionärs war nicht mehr feucht und lockte sich natürlich um seinen Hals und seine Schultern; die Blässe seiner Gesichtsfarbe stach gegen den dunklen Purpur des Damastes ab, mit welchem die Lehne des Stuhles überzogen war. Mochte es sein, daß er unter dem Einflusse eines peinlichen Traumes war, oder war er gewohnt, schmerzliche Empfindungen zu verbergen, deren Ausdruck sich ohne sein Wissen während des Schlafes offenbarte: das schöne Gesicht Gabriel's war von einer tiefen Schwermuth umzogen; aber trotz diesem Anscheine von bitterer Traurigkeit bewahrten seine Mienen den Charakter englischer Sanftmuth von unaussprechlichem Reiz ... denn nichts ist rührender als die Güte, welche leidet.

Die beiden jungen Mädchen senkten die Augen, erröthe-ten gleichzeitig und tauschten einen etwas unruhigen Blick aus, indem sie mit den Augen nach dem eingeschlafenen Missionär deuteten.

— Er schläft, liebe Schwester ... — sagte Rose mit leiser Stimme.

— Desto besser — antwortete Blanche auch leise, indem sie Rosen zunickte, — so können wir ihn uns recht ansehen ...

— Als wir von der See mit ihm hierherkamen, wagten wir es nicht ...

— Sieh doch, wie sanft sein Gesicht ist!

— Es scheint mir, als sei er's doch, den wir in unseren Träumen gesehen ...

— Der uns gesagt, daß er uns beschützen werde.

— Und auch diesmal wieder hat er es nicht unterlassen.

— Aber jetzt wenigstens sehen wir ihn ...

— Ja, es ist nicht so wie im Gefängnisse von Leipzig ... während jener so dunkeln Nacht ... er hat uns auch diesmal wieder gerettet.

— Ohne ihn wären wir heut Morgen zu Grunde gegangen.

— Indessen ist mir, Schwester, als ob sein Gesicht in unseren Träumen wie von einem sanften Lichte umstrahlt gewesen sei.

— Ja ... Du weißt; er blendete uns beinahe.

— Und dann hatte er keine so traurige Miene.

— Das kommt daher, siehst Du, weil er damals vom Himmel kam, und jetzt ist er auf der Erde.

— Sag' mir, Schwester, hatte er damals um die Stirne auch diese hochrothe Wunde?

— O nein ... wir hätten es sonst wohl bemerkt.

— Und an seinen Händen, ... sieh nur, auch Narben ...

— Aber wenn er verwundet worden ist, ... so ist er kein Erzengel.

— Warum nicht, liebe Schwester? ... Wenn er nun die Wunden bekommen hat, indem er das Böse verhindern wollte, oder Leuten zu Hülfe kam, die, wie wir, in Todesgefahr waren.

— Du hast Recht! ... Wenn er bei dem Beistande derer, die er beschützt, keinen Gefahren ausgesetzt wäre, würde es gar nicht so schön sein ...

— Wie Schade, daß er nicht die Augen öffnet ...

— Ihr Blick ist so gut, so zart!

— Warum hat er uns während des Weges hierher nichts von unserer Mutter gesagt?

— Wir waren nicht allein mit ihm ... da wird er es nicht gewollt haben ...

— Jetzt sind wir aber allein ...

— Sollen wir ihn wohl bitten, daß er uns von ihr erzähle ...

Und die Waisen fragten sich mit reizender Naivetät mit den Blicken, ihre kindlichen Gesichter färbten sich mit leichtem Roth und unter ihrem schwarzen Kleide klopfte der jungfräuliche Busen leise.

— Du hast Recht, wir wollen ihn bitten.

— Mein Gott, Schwester, wie unser Herz schlägt, — sagte Blanche, die mit Recht nicht daran zweifelte, daß Rose Alles empfinde, was sie selbst fühle, — und wie dies herzschlagen wohl thut! Man möchte sagen, daß uns ein großes Glück bevorsteht.

Nachdem die beiden Schwestern auf den Zehen sich dem Stuhle genähert, knieten sie mit gefalteten Händen, die eine rechts, die andere links, vor dem jungen Priester nieder.

Es war ein reizendes Bild.

Ihre anbetenswerthen Gesichter zu Gabriel erhebend, sagten sie leise, ganz leise mit einer Stimme, die mild und frisch war wie ihre fünfzehnjährigen Gesichter:

— Gabriel, sprechen Sie von unserer Mutter.

Bei diesem Rufe machte der Missionär eine leichte Bewegung, öffnete halb die Augen und in dem Zustand der ungewissen Schlaftrunkenheit, welche dem vollkommenen Erwachen vorhergeht, wußte er kaum, was er sah und war einen Augenblick entzückt bei dem Anblick dieser beiden anmuthigen Köpfchen, welche, nach ihm gerichtet, ihn sanft riefen.

— Wer ruft mich, — sagte er gänzlich aufwachend und richtete den Kopf in die Höhe.

— Wir sind es, Blanche und Rose!

Nun kam das Erröthen an Gabriel, denn er erkannte die beiden jungen Mädchen, welche er gerettet hatte.

— Stehen Sie auf, meine Schwestern, — sagte er zu ihnen, — man kniet nur vor Gott.

Die Waisen gehorchten und standen bald neben ihm, sich bei der Hand haltend.

— Sie wissen also meinen Namen? ... — fragte er sie lächelnd.

— O wir haben ihn nicht vergessen.

— Wer hat ihn Ihnen gesagt?

— Sie ...

— Ich?

— Als Sie von unserer Mutter gekommen sind ...

— Uns zu sagen, daß Sie von ihr zu uns geschickt wären und uns stets in Ihren Schutz nehmen würden ...

— Ah, meine Schwestern? ... — sagte der Missionär, der nichts von den Worten der Waisen verstand, — Sie irren sich, ... erst heute habe ich Sie gesehen ...

— Und in unseren Träumen?

— Ja, erinnern Sie sich doch, in unseren Träumen.

— In Deutschland ... vor drei Monaten zum ersten Mal ... Sehen Sie uns doch nur recht an?

Gabriel konnte sich nicht enthalten über die Naivetät Rose's und Blanche's zu lächeln, die von ihm verlangten, er solle sich eines Traumes erinnern, den sie gehabt hatten; darauf immer mehr und mehr überrascht, sagte er:

— In Ihren Träumen!

— Nun freilich ... wenn Sie uns so gute Lehren gaben.

— Und als wir nachher ... im Gefängniß ... Kummer hatten, haben Ihre Worte, deren wir uns erinnerten, uns getröstet und Muth gegeben.

— Warum Sie es denn nicht, der uns in jener so dunkeln Nacht in Leipzig hatte entwischen lassen ... wir kannten Sie freilich nicht sehen.

— Ich? ...

— Wer sonst wäre uns und unserm alten Freunde zu Hülfe gekommen? ...

— Wir sagten es ihm wohl, daß Sie ihn liebten, weil er uns liebe, aber er wollte nicht an Engel glauben.

— Deshalb hatten wir heute Morgen während des Sturmes auch fast gar keine Furcht.

— Wir erwarteten Sie.

— Heute Morgen, ja, meine Schwestern, da hat Gott mir die Gnade gewährt, mich zu Ihrer Hülfe zu senden; ich kam von Amerika, aber in Leipzig bin ich niemals gewesen ... ich, ich war es also nicht, der Sie aus dem Gefängnisse gerettet hat ... Sagen Sie mir, meine Schwestern, — fügte er mit Güte lächelnd hinzu, — für was halten Sie mich?

— Für einen guten Engel, den wir schon im Traume gesehen haben und den unsere Mutter vom Himmel gesandt hat, um uns zu beschützen.

— Meine theure Schwester, ich bin nichts als ein armer Priester ... der Zufall will es, daß ich wahrscheinlich dem Engel gleiche, den Sie im Traum gesehen und nur im Traume sehen konnten ... denn es giebt keine für uns sichtbaren Engel.

— Es giebt keine sichtbaren Engel! — sagten die Waisen, indem sie sich traurig ansahen.

— Es thut nichts, meine theuern Schwestern, — sagte Gabriel, indem er liebreich die Hände der beiden jungen Mädchen nahm, — Träume wie alle Dinge ... kommen von Gott; ... und wenn das Andenken an Ihre Mutter sich in Ihren Traum mischte, so segnen Sie ihn dorthin.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Thür und Dagobert erschien.

Bis dahin hatten die Waisen in ihrem naiven Ehrgeiz, von einem Erzengel beschützt zu sein, sich nicht daran erinnert, daß Dagobert's Frau einen Findling adoptirt hatte, der sich Gabriel nannte und Priester und Missionär war.

Obgleich der Soldat hartnäckig bei der Behauptung geblieben war, daß seine Wunde — um den Ausdruck des General Simon zu brauchen — nur eine Schreckwunde sei, so war er doch von dem Verbrennungs sorgfältig verbunden worden; eine schwarze Binde bedeckte ihm die Hälfte der Stirn und vermehrte so sein von Natur schon trotziges Aussehen.

Als er in den Saal trat, war er sehr überrascht, einen Unbekannten ganz vertraulich Rose's und Blanche's Hände halten zu sehen.

Dies Erstaunen läßt sich begreifen, denn Dagobert wußte nicht, daß der Missionär die Waisen gerettet und auch ihn selbst zu retten versucht hatte.

Am Morgen, während des Sturmes, als der Soldat von den Wellen umhergeworfen wurde und vergeblich versucht hatte, sich an einen Felsen zu klammern, konnte er nur sehr unvollkommen Gabriel in dem Augenblicke sehen, wo dieser, nachdem er die beiden Schwestern dem Tode entrissen, versuchte, ihm zu Hülfe zu kommen. Als Dagobert nach dem Schiffbruche im Schlosse die Waisen wiedergefunden, war er, wie wir gesehen haben, in eine, durch die Ermüdung der Aufregung und seine Wunden hervorgerufene Ohnmacht gefallen, und in diesem Augenblicke hatte er also eben so wenig den Missionär bemerken können.

Der Veteran begann seine dichten grauen Augenbrauen unter der schwarzen Binde zusammen zu ziehen, als er den Unbekannten mit Rose und Blanche so vertraut sah; da eilten diese ihm entgegen, warfen sich ihm in die Arme und überhäuften ihn mit kindlichen Liebkosungen. Vor diesen Beweisen der Liebe verschwand sein Aerger sehr bald, obgleich er von Zeit zu Zeit einen ziemlich boshaften Blick nach dem Missionär hinwarf, der aufgestanden war und dessen Gesicht er nicht ganz deutlich erkennen konnte.

— Und Deine Wunde? — sagte Rose theilnehmend zu ihm. — Man hat uns gesagt, sie sei glücklicherweise nicht gefährlich.

— Thut sie Dir noch weh? — fügte Blanche hinzu.

— Nein, meine Kinder ... der Feldscher des Dorfes hat mich durchaus mit dieser Bandage umwickeln wollen, und wenn ich ein ganzes Netz von Säbelhieben auf dem Kopfe hätte, hätte man mich nicht anders vermummen können; man wird mich für einen Schmähling halten, denn es ist nur eine Schreckwunde und ich hätte wohl Lust ...

Der Soldat fuhr mit der einen Hand nach der Binde.

— Willst Du das wohl lassen, — sagte Rose, Dagobert am Arme zurückhaltend, — bist Du nicht recht gescheidt in Deinem Alter?

— Gut, gut, scheltet nur nicht, ich will ja thun, was Ihr wollt ... ich werde die Binde umbehalten.

Darauf zog er die Waisen in eine Ecke des Saales und sagte zu ihnen mit leiser Stimme, indem er mit den Augen nach dem Priester hinblinzelte:

— Wer ist dieser Herr, der Euch bei der Hand nahm, als ich hereinkam ... er sieht mir wie ein Pfaffe aus ... seht, meine Kinder ... man muß sich in Acht nehmen ... weil ...

Da an der Maschine einige Kleinigkeiten zu repariren waren, wurde es heller Tag, ehe der Oceanic wieder weiter fahren konnte, und legte dann gleich über den „wallnut hills“ wieder an, um Holz einzunehmen; von dort aus aber durchschnitt er mit gewohnter Schnelle die Wellen, und brauste schäumend gegen die gelben Fluthen des Mississippi an.

„Dort kommt ein Kahn, der an Bord will,“ rief der Mate dem Piloten zu, indem er auf dem Vorderdeck vorn auf's Geländer trat und dadurch erhöht, auf das Hurricanedeck hinaufschauen konnte — „dort gerade von der Plantage aus, und sie winken, als wenn sie sich die Arme entrenken wollten.“

„Dann ist, — Verdamm es — Bill, da ist ein anderer hinterher,“ rief der Pilot dem Mate zu, „und by George in dem vordersten sitzt ein junges Mädchen und ein Mann — ruft den Capitän — schnell!“ —

Der Mate sprang nach der Kajüte des Capitäns, der sich eben anzog, und berichtete, was da vorzugehen schien.

„Halt das Boot!“ rief dieser, als er einen Augenblick die beiden sich schnell nähernden Jollen betrachtet hatte — „legt bei!“

Der Lootse klingelte und die Maschine ruhte, das Boot durchschnitt gleichwohl jetzt noch, obgleich nicht mehr durch Maschinenkraft getrieben, die Fluthen mit großer Schnelle, bis es endlich der starken Strömung nachgab, einen Augenblick still zu stehn schien, und dann langsam mit dem Strom hinunter ging, während der Lootse oder Pilot den Bug fortwährend stromaufwärts hielt. Der erste Kahn war unter der Zeit ziemlich nahe herangekommen, und wurde von einem jungen Manne gerudert, der seine Kräfte auf das Aeußerste anzustrengen schien, das Dampfboot vor dem ihn verfolgenden zu erreichen, in welchem ein üppiger Herr mit 2 Negern saß, die er fortwährend durch Worte und drohende Geberden mit der rechten Hand, in der er eine große Negerpeitsche hielt, anzutreiben schien und nur sich dann und wann in seinen Bemühungen unterbrach, um ebenfalls, wie eine junge Dame, die sich im ersten Kahne befand, ein weißes Tuch zu schwenken, dem Capitän damit anzuzeigen, daß auch er an Bord wolle.

„Sehen Sie einmal, Mr. Gray,“ wandte sich der Capitän zu dem jungen Manne, der neben ihm stand, indem er ihm das Fernrohr reichte — „sehen Sie einmal das grimmige Gesicht an, das der Alte im zweiten Kahne schneidet; ich setze meinen Hals zum Pfande, es sind Liebesleutchen, die da vorne im ersten Boot, und der Alte ist mit der Hetzpeitsche hinter ihnen. Gnade Gott dem armen Burschen, wenn er ihn erwischt!“

„Sie gedenken doch nicht die jungen Leute auszuliefern?“ fragte Gray etwas ängstlich den Capitän?

„Ich!“ sagte dieser, als ob über die Frage erstaunt, „nein bei George nicht; wenn der Bursche nur erst an Bord wäre, aber ich fürchte, sie erreichen ihn, wahrhaftig sie sind kaum 15 Schritte von einander.“

„Lassen Sie uns ihnen mit der Schaluppe entgegen,“ rief Gray, jetzt ganz hingerissen von der Jagd, da er sich ungeheuer für die glückliche Flucht des jungen Mannes zu interessiren begann.

„Das hilft Nichts, ich will mit dem Boot ein wenig hinüberhalten,“ rief der Capitän und sprang zum Piloten hinauf, die nöthigen Befehle zu ertheilen; es schien aber Alles nutzlos, denn beide Boote waren noch mehre hundert Schritt vom „Oceanic“, aber kaum noch 2 Ruderlängen von einander entfernt, und obgleich der junge Mann wohl unstreitig die schnellste und leichteste der beiden Jollen ausgesucht hatte, fingen doch seine Kräfte an nachzulassen, während die beiden Neger, von ihrem unbarmherzigen Herrn zu immer furchtbareren Anstrengungen gepeitscht, ihr Aeußerstes thaten den anderen Kahn einzuholen.

„Halt ein mit Deinem Rudern, verdammter Dieb,“ rief jetzt der Alte aus seinem Boot herüber, was man auf dem Oceanic deutlich hören konnte; „halt ein oder ich schieße Dich nieder;“ und er zog eine Pistole aus der Brusttasche und spannte den Hahn; der junge Mann aber, mit dem Gesicht nach ihm hingewandt, entwortete nicht, sondern blickte nur mit traurigem Blick auf das junge Mädchen, die verzweifelnd und händeringend im Stern des Bootes saß, ruderte aber mit Aufwand seiner letzten Kräfte fort, das kaum noch 50 Schritt entfernte Dampfboot zu erreichen, während die zweite Jolle, nur wenige Schritte hinter ihm, es jeden Augenblick einzuholen drohte.

Das Dampfboot war wieder in Gang gekommen, und näherte sich dem ersten, während die Starbord-Seite desselben dicht gedrängt voll Passagiere stand, die mit klopfendem Her-

— Er! — riefen Rose und Blanche aus, sich nach Gabriel umwendend, — aber so bedenke doch, daß wir ohne ihn Dich jetzt nicht würden umarmen können!...

— Wie so! — rief der Soldat, indem er sich schnell hoch aufrichtete und den Missionär ansah.

— Es ist unser Schutzengel... — sagte Blanche.

— Ohne ihn — sagte Rose, — wären wir heute Morgen beim Schiffbruche gestorben...

— Er... er ist es, der...

Dagobert konnte nichts mehr sagen.

Mit stürmischem Herzen, feuchten Augen eilte er auf den Missionär zu und rief mit einem Tone der Dankbarkeit, der nicht zu schildern ist, indem er ihm beide Hände hinstreckte:

— Mein Herr, ich verdanke Ihnen das Leben dieser beiden Kinder... ich weiß, wozu mich das verpflichtet... Weiter sage ich nichts, weil damit Alles gesagt ist...

Aber von einer plötzlichen Erinnerung getroffen, rief er aus:

— Aber warten Sie einmal... haben Sie nicht, als ich mich an einen Helfer klammern wollte, um nicht von den Wellen fortgerissen zu werden, mir die Hand hingestreckt!... Ja... Ihre blonden Haare, Ihr junges Gesicht... ganz gewiß, Sie sind es, jetzt erkenne ich Sie wieder...

— Unglücklicherweise, mein Herr, haben mir die Kräfte gefehlt... und ich hatte den Schmerz Sie in das Meer zurücksinken zu sehen.

— Ich habe ihnen weiter nichts zu sagen, um Ihnen zu danken, als was ich Ihnen eben gesagt habe, — versetzte Dagobert mit rührender Einfachheit; — indem Sie diese Kinder erhalten haben, thaten Sie mehr für mich, als wenn Sie mir selbst das Leben gerettet hätten... aber welcher Muth, welche Courage!... — sagte der Soldat voll Bewunderung — und so jung!... mit einem solchen Mädchengesichte...

— Wie, — rief Blanche freudig aus, — unser Gabriel ist Dir auch zu Hülfe gekommen?

— Gabriel! — sagte Dagobert, Blanche unterbrechend und wandte sich an den Priester: — Sie heißen Gabriel?

— Ja, mein Herr. —

— Gabriel! — wiederholte der Soldat, immer mehr erstaunt.

— Und Sie sind Priester! — fügte er hinzu.

— Priester der fremden Missionen.

— Und... wer hat Sie erzogen, — fragte der Soldat mit wachsendem Erstaunen.

— Eine vortreffliche und edelmüthige Frau, die ich wie die Beste der Mütter verehre, denn sie hat Mitleid mit mir gehabt... mit einem armen Findling... und hat mich wie ihren Sohn behandelt...

— Françoise... Baudoin... nicht wahr? — fragte der Soldat tief bewegt.

— Ja, mein Herr, — antwortete Gabriel nun auch verwundert, — aber woher wissen Sie?...

— Die Frau eines Soldaten? — fragte Dagobert.

— Ja, eines braven Soldaten, der aus der bewundernswürdigsten Hingebung zu dieser Stunde sein Leben in der Verbannung zubringt, fern von seinem Weibe, seinem Sohne, meinem guten Bruder, denn ich bin stolz ihn so zu nennen...

— Mein Agricol... mein Weib... wann haben Sie sie verlassen?...

— Sie waren es... der Vater Agricol's... o, ich wußte noch nicht, wie viel Dankbarkeit ich Gott schuldig war! — sagte Gabriel die Hände faltend.

— Und mein Weib... und mein Sohn! — sagte Dagobert mit zitternder Stimme, — wie geht es ihnen, haben Sie Nachrichten von ihnen?

— Die Nachrichten, welche ich vor drei Monaten empfangen, waren vortrefflich.

— Nein, das ist zu viel Freude, — rief Dagobert aus, — zu viel!

Und der Veteran konnte nicht fortfahren, die Aufregung erstickte seine Worte, er sank auf einen Stuhl nieder.

Jetzt erst erinnerten sich Rose und Blanche an den Brief ihres Vaters in Bezug auf das Findelkind, das Gabriel hieß, und von Dagobert's Frau angenommen worden war. Nun gaben sie ihrer ungekünstelten Freude Worte.

— Unser Gabriel ist der Deinige... es ist derselbe... o welches Glück! — rief Rose aus.

— Ja, meine lieben Kleinen, er gehört Euch wie mir, wir haben Jeder unser Theil an ihm... — Darauf sich an Gabriel wendend fügte der Soldat mit Wärme hinzu: — Deine Hand, nochmals Deine Hand, unerschrecknes Kind... meiner Treu, ich sage Du zu Dir... weil mein Agricol Dein Bruder ist...

— O mein Herr, wie viel Güte!

— Nun so ist's recht... jetzt wirst Du Dich gar noch bedanken... nach alle dem, was wir Dir schuldig sind.

— Und meine Pflegemutter, weiß die von Ihrer Ankunft? — sagte Gabriel, um den Lobeserhebungen des Soldaten zu entgehen.

— Ich habe ihr vor fünf Monaten geschrieben... aber daß ich allein käme... ich hatte meine Gründe dazu... später werde ich Dir das erzählen... — Sie wohnt noch immer in der Straße Brise-Miche?... dort ist mein Agricol geboren.

— Sie wohnt noch immer dort.

— In diesem Falle wird sie meinen Brief erhalten haben; ich hätte ihr gern aus dem Gefängnisse in Leipzig geschrieben, aber es war unmöglich.

— Aus dem Gefängniß!... Sie kommen aus dem Gefängniß?

Ich komme aus Deutschland, die Elbe herunter über Hamburg, und ich wäre noch in Leipzig, ohne ein Ereigniß, das mich an den Teufel glauben machen könnte... aber an einen guten Teufel.

— Was wollen Sie sagen? Erklären Sie mir...

— Das würde mir schwer fallen, denn ich kann es mir selbst nicht erklären... Diese kleinen Mädchen, — und er zeigte lächelnd auf Rose und Blanche, — behaupteten immer, sie seien unterrichteter als ich darüber; sie wiederholten stets — „aber es ist der Erzengel, der uns zu Hülfe gekommen ist, Dagobert; der Erzengel ist es, siehst Du, und Du sagtest, daß der Murrkopf Dir eben so lieb zu unserer Vertheidigung sei."

— Gabriel... ich erwarte Sie... — sagte eine trockene Stimme, bei deren Tone der Missionär zusammenschrak.

Er, Dagobert und die Waisen wandten schnell den Kopf um. Murrkopf knurrte heimlich.

Es war Herr Rodin. Er stand am Eingange einer Thür, die nach dem Corridor hinausging. Seine Züge waren ruhig und gleichgültig. Er warf einen schnellen und durchdringenden Blick auf den Soldaten und die beiden Schwestern.

— Wer ist dieser Mann da! — sagte Dagobert, der gleich von Anfang an sehr wenig zu Gunsten des Herrn Rodin eingenommen war, dessen Physiognomie er mit Recht sonderbar abstoßend fand... — was zum Teufel will er von Dir?

— Ich reise mit ihm ab, — sagte Gabriel mit einem Ausdruck der Betrübniß und des Zwanges. Darauf wandte er sich gegen Rodin: — Bitte tausendmal um Verzeihung, ich bin augenblicklich da.

— Wie, Du reisest, — sagte Dagobert erstaunt, — in dem Augenblick, wo wir uns wiederfinden! Nein, wahrhaftig... Du wirst nicht reisen... ich habe Dir noch zu viel zu sagen... und Dich zu fragen. Wir werden den Weg zusammen machen, das soll mir ein wahres Fest sein.

— Es ist unmöglich... es ist mein Superior... ich muß gehorchen.

— Dein Superior?... Er hat ja bürgerliche Kleidung an!

— Er ist nicht gezwungen das geistliche Gewand zu tragen.

— Ich was, da er nicht in Uniform ist und es für Deinen Stand keine Polizei giebt, so schicke ihn zum...

— Glauben Sie mir, ich würde mich nicht eine Minute besinnen, wenn es möglich wäre zu bleiben.

— Ich hatte Recht, daß ich das Gesicht dieses Menschen schlecht fand, — brummte Dagobert zwischen den Zähnen. Darauf fügte er mit ärgerlicher Ungeduld hinzu: — Willst Du, daß ich ihm sage, er würde uns viel Vergnügen machen, wenn er sich ganz allein scheren wollte?

— Ich bitte Sie, thun Sie das nicht, — sagte Gabriel, — es wäre unnütz... ich kenne meine Pflichten... mein Wille ist der meines Oberen. Nach Ihrer Ankunft in Paris werde ich Sie besuchen, Sie sowohl, wie meine Pflegemutter und meinen guten Bruder Agricol.

— Nun gut, es sei... ich bin Soldat gewesen und weiß was Subordination ist, — sagte Dagobert sehr mißgestimmt; — man muß beim Mißgeschick guten Muthes sein. Also übermorgen früh, Straße Brise-Miche, mein Bursche, denn ich werde morgen in Paris sein, wie man mir versichert, und wir reisen gleich ab. Sage mir, es scheint, als ob bei Euch auch eine verwetterte Disciplin wäre!

— Ja... sie ist sehr stark und streng, — entwortete Gabriel schauernd und unterdrückte einen Seufzer.

— Nun... umarme mich... auf baldiges Wiedersehn. Im Grunde sind vierundzwanzig Stunden ja bald vorbei.

— Adieu... Adieu... — antwortete der Missionär mit bewegter Stimme, indem er die Umarmung des Veteranen erwiderte.

— Adieu, Gabriel,... — fügten die Waisen seufzend und mit Thränen in den Augen hinzu.

— Adieu, meine Schwestern,... — sagte Gabriel.

Und er ging mit Rodin hinaus, der weder ein Wort noch eine Geberde von diesem Auftritte verloren hatte.

Drei Stunden darauf hatten Dagobert und die Waisen das Schloß verlassen, um sich nach Paris zu begeben, da sie nicht wußten, daß Djalma zu sehr verwundet war, um schon reisen zu können, und auf dem Schlosse Cardeville zurückblieb.

Der Mestize Faringhea blieb bei dem jungen Prinzen, da er, wie er sagte, seinen Landsmann nicht verlassen wollte.

. . . . . .

Wir führen jetzt unseren Leser nach der Straße Brise-Miche, zur Frau Dagobert's.

---

zen dem Ausgang des Wettrennens entgegensahen; da hatte das zweite Boot das erste erreicht, und der alte Mann sprang mit der Pistole in der Linken und der Peitsche in der Rechten nach vorne zu, um zwischen seinen Negern hindurch vom Vordertheil seiner eigenen Jolle in das Hintertheil der anderen zu springen, als er vom Sitzbret, auf das er gestiegen war, ausglitt und auf den Arm des einen Negers fiel, daß dieser selbst hinterrücks überstürzend sich das Ruder entschlüpfen ließ — das erste Boot schoß vor und erreichte den Rand des Dampfbootes — während sich fünfzig Hände zu gleicher Zeit ausstreckten, die beiden jungen Leute an Bord zu ziehn.

„Go ahead," — Vorwärts — schallte der Ruf des Capitäns und langsam ließ der Koloß die beiden Kähne, das eine von ihnen leer auf dem Wasser treibend, hinter sich.

„Stop that boat," — Halt das Boot — rief der alte Mann, der sich wieder aufgerichtet hatte, fast athemlos vor Zorn und innerer Wuth — „Halt, halt, Gott verdamm Euch, halt!"

Seine Flüche verhallten in der Ferne, denn jetzt schoß der Dreizehn von der vollen Kraft der Maschine getrieben, auf seiner Bahn dahin, während der alte wie ein Tiger mit der Hetzpeitsche über die beiden unglücklichen Neger herfiel, um seine ganze Wuth an den unschuldigen Sklaven auszutoben.

Fast auf Händen getragen, erreichte das junge Paar die Cajüte, wo die Damen sich sogleich des jungen Mädchens bemächtigten, sich um sie herdrängten, ihr gratulirten und sie dermillkommten, als ob sie dasselbe von Jugend auf gekannt hätten.

Mr. Gray nahm den jungen Mann mit in seine eigene Koje, und gab ihm von seiner Wäsche, da er so erhitzt war, daß ihm die großen, schweren Tropfen fortwährend von der Stirne und den Schläfen herunterliefen; Simmons aber kam mit einem gewaltigen Glas Brandy und Zucker an, und ruhte nicht eher, bis jener es ausgetrunken hatte, trotz allen Betheuerungen desselben, daß er nie spirituose Getränke zu sich nehme.

„Dann ist, Mann," rief Jener aus, „wollt Ihr Euch selbst umbringen? — seid naß wie eine Katze und wollt keinen Brandy trinken — Gray, habt Ihr schon in Eurem Leben so was gehört? hat gerudert, daß ihm bald die Seele ausgegangen ist, und sich wie ein braver Kerl benommen, und will keinen Brandy trinken!"

„Nein, nichts da/" fuhr er fort, den jungen Mann beim Arm fassend, als dieser lächelnd einen Theil des feurigen Getränkes zu sich genommen hatte und nun das Glas, halbgeleert, wieder niedersetzen wollte, „Nichts da, ausgetrunken! so — das wird wärmen, und nun will ich der jungen Dame auf den Schreck und die Angst auch eins hinterbringen," und mit dem geleerten Glase zum Schenktisch zurückkehrend, verließ er die beiden Männer, um seine wohlthätige Absicht in Ausführung zu bringen.

In Bicksburg war unter anderem auch ein alter Ansiedler von Missouri an Bord gekommen, der sich Geschäfte halber einige Wochen im Staat Mississippi hatte aufhalten müssen, und nun auf seine Farm im Westen von Missouri zurückkehrte.

Er war, obgleich er ziemlich wohlhabend schien, ganz nach Art der westlichen „backwoodsmen"*) gekleidet, und trug seine Kentucky Janes**) Unterkleider wie ein einfach ledernes Jagdhemd, das zwar ausgestreift, nach Art der indianischen, keineswegs aber, wie diese größtentheils sind, mit Perlen, Stachelschweinborsten oder farbigen Malereien verziert war.

Durch Einiges, das er äußerte, und das sich auf Jagd und Wild bezog, hatte er sich Mr. Bloomfield zum unzertrennlichsten Begleiter gemacht, der jetzt gar nicht mehr aufhörte ihn mit Fragen über den westlichen Theil der Vereinigten Staaten, über den Wilddiebstand, über dortige Jagd, über die Gefahren derselben ꝛc., zu bestürmen. Der Farmer, der Steward hieß, bewies übrigens eine merkwürdige Geduld, ihm alle seine tausend Fragen artig und ausführlich zu beantworten und schien gar nicht müde zu werden, ihm Sachen auseinanderzusetzen, die zehn andere Männer gar nicht gefragt hätten.

Simmons hatte lange zugehört, endlich aber wurde es ihm doch zu arg, und er stand auf und ging fort. — „Nein," sagte er zu Gray, als er diesen vor seiner Koje allein und in Gedanken vertieft sitzen sah, „wenn der Mann in dem ledernen Jagdhemd kein Methodist, und einer der gläubigsten von der Secte ist, so will ich ein Schuft sein — hat der

*) Hinterwäldler, eine Benennung der Amerikaner oder eingewanderten Ansiedler, die nahe den westlichen Grenzen der Gesittesten leben.

**) Kentucky Janes oder Jeanet, ein grobes, wollenes Zeug, das besonders viel in Kentucky gewirkt wird, und das die amerikanischen Frauen häufig selbst weben.

Die Straße Brise-Miche.

Elftes Kapitel.

Dagobert's Frau.

Folgende Ereignisse gehen in Paris vor, am Tage nach der Aufnahme der Schiffbrüchigen im Schloß Carteville.

Nichts Unheimlicheres, Düsteres giebt es als den Anblick der Straße Brise-Miche, deren eines Ende in die Straße Saint-Merry, das andere auf den kleinen Klosterplatz neben der Kirche mündet.

Von dieser Seite ist die Gasse, die nicht über acht Fuß Breite hat, zwischen zwei ungeheuren schwarzen, schmutzigen, rissigen Mauern eingeklemmt, deren übermäßige Höhe zu jeder Zeit diesen Weg des Lichtes und der Luft beraubt; kaum gelingt es während der längsten Tage des Jahres der Sonne einmal einige Strahlen hineinzuwerfen, und während der feuchten Winterkälte verdunkelt ein eisiger, dunstiger Nebel beständig diese Art von länglicher Grube mit schmutzigem Pflaster.

Es war ungefähr acht Uhr Abends; bei dem blassen Laternenlichte, dessen röthlicher Schimmer kaum den Nebel durchdrang, standen zwei Männer an der Ecke einer dieser ungeheuren Mauern und tauschten einige Worte aus.

— Also — sagte der Graf, — wohl verstanden... Sie bleiben in der Straße, bis Sie sie in Nummer 5 haben hineingehen sehen.

— Ganz recht...

— Und sind sie eingetreten, so gehen Sie, um Ihrer Sache ganz gewiß zu werden, zur Françoise Baudoin hinauf...

— Unter dem Vorwande zu fragen, ob dort nicht die buckelige Arbeiterin wohnt, die Schwester des Geschöpfes Reine Bacchanal genannt...

— Sehr richtig... was diese anbetrifft, so bemühen Sie sich, ihre Adresse genau von der Buckligen zu erfahren, denn das ist sehr wichtig; die Weiber dieser Art verändern ihr Nest wie die Vögel und man verliert ihre Spur...

— Sein Sie unbesorgt... ich werde mein Möglichstes bei der Buckligen thun, um zu erfahren, wo ihre Schwester wohnt.

— Und um Ihnen Muth zu machen, will ich Sie in der Schenke dem Kloster gegenüber erwarten und wir trinken dann nach Ihrer Rückkehr ein Glas Glühwein.

— Dagegen ist Nichts einzuwenden, denn es ist heute Abend eine verteufelt unheimliche Kälte.

— Sprechen Sie mir nicht davon, heute Morgen gefror das Wasser auf meinem Weihwedel, und auf meinem Stuhl an der Kirchthür war ich steif wie eine Mumie. Ach, mein Junge, bei dem Amte eines Weihwasserdieners ist auch nicht Alles rosenfarben...

— Glücklicherweise sind Proßte dabei...

— Nun, auf gut Glück... vergessen Sie nicht Nr. 5... die kleine Allee neben der Bude des Färbers.

— Schon gut, schon gut...

Und die beiden Männer trennten sich.

Der eine ging nach dem Klosterplatze, der andere nach dem entgegengesetzten Ende zu, das in die Rue Saint-Merry mündet, und brauchte nicht lange Zeit dazu, die Nummer des Hauses zu finden, das er suchte: es war ein hohes, schmales Haus und wie alle anderen in dieser Straße von traurigem elendem Ansehen.

Nun begann der Mensch vor der Thür des Hauses Nr. 5 auf und abzugehen.

Wenn das Aeußere dieser Wohnungen abstoßend war, so kann man sich kaum einen Begriff machen von dem düsteren, ekelerregenden Innern; das Haus Nr. 5 besonders war in einem abscheulich anzusehenden Zustande der Baufälligkeit und des Schmutzes...

Das Wasser, welches durch die Mauern sickerte, floß auf der Treppe trübe und schmutzig; in dem zweiten Stockwerke hatte man auf den schmalen Treppenabsatz einige Hände voll Streh hingelegt, damit man sich die Füße daran abwischen könne, aber dieses Streh war in Mist verwandelt und verstärkte noch den erstickenden, athembeklemmenden Geruch, welcher von Mangel an Luft, Feuchtigkeit und den faulen Dünsten der Latrinen herrührte, denn nur wenige im Treppenmantel befindliche Oeffnungen ließen einen unbestimmten Schimmer auf dieselbe dringen.

In diesem Viertel, einem der bevölkertsten von Paris, sind die schmutzigen, kalten, ungesunden Häuser im Allgemeinen von der arbeitenden Classe bewohnt, die hier dicht zusammengedrängt ist.

Die Wohnung, von welcher wir sprechen, gehört mit dazu.

Ein Färber hatte das Parterre inne, und die schädlichen Ausdünstungen seiner Werkstatt vermehrten noch den üblen Geruch des Gebäudes. Kleine Arbeiterfamilien, gemeinschaftlich arbeitende Handwerker wohnten in den oberen Stockwerken; in einer von den Stuben des vierten Stockes logirte Françoise Baudoin, die Frau Dagobert's.

Ein Talglicht erleuchtete die elende Wohnung, welche aus einem Zimmer und einem Kabinette bestand, Agricol hatte eine kleine Bodenkammer inne.

Eine alte graue von den Rissen der Mauer hier und da zerfetzte Tapete bekleidete die Wand, an welcher das Bett stand; kleine an einer eisernen Stange befestigte Vorhänge verbargen die Scheiben; der nicht gehobnte, aber gescheuerte Fußboden bezieht seine Ziegelfarbe bei; in der einen Ecke des Zimmers befand sich ein runder gußeiserner Ofen, in dem ein Herd zum Kochen angebracht war; auf der Kommode von weißem geib mit braunen Aern gemalten Holze sah man ein Haus von Eisen in Miniatur, ein Meisterstück der Geduld und Geschicklichkeit, das in allen Stücken von Agricol Baudoin, Dagobert's Sohn, angefertigt und zusammengesetzt war.

Ein Christus von Gips, der an der Mauer befestigt und mit mehren Zweigen von geweihtem Buxbaum umgeben war, einige roh illuminirte Heiligenbilder bezeugten die frommen Gewohnheiten der Frau des Soldaten; ein großer gerundeter Schrank von Nußholz, durch das Alter fast ganz schwarz geworden, war zwischen die beiden Fenster gestellt; ein alter mit grünem utrechter Sammet bezogener Lehnsessel — das erste Geschenk, das Agricol seiner Mutter gemacht —, einige Strohstühle und ein Arbeitstisch, auf welchem man mehre Säcke von grober grauer Leinwand sah, das war das Ameublement dieses Zimmers, dessen wurmstichige Thür schlecht schloß; ein daran stehendes Kabinet enthielt einige Küchen- und Wirthschaftsgeräthe.

So traurig und ärmlich auch diese Häuslichkeit schien, so hat eine solche doch nur eine sehr kleine Anzahl von Arbeitern, die verhältnißmäßig wohlhabend sind; denn das Bett war mit zwei Matratzen, weißen Betttüchern und einer warmen Decke ausgestattet. Der große Schrank enthielt Wäsche, und endlich bewohnte Dagobert's Frau ein so großes Zimmer allein, als sonst zahlreiche Familien rechtschaffener und fleißiger Arbeiter zusammen inne haben, noch glücklich genug, wenn den Mädchen und Knaben getrennte Betten gegeben werden können, glücklich genug, wenn die Bettdecke oder eins von den Betttüchern nicht auf dem Leihhause versetzt sind.

Françoise Baudoin saß neben dem kleinen gußeisernen Ofen, der bei dieser kalten, feuchten Witterung nur wenig Wärme in dem schlecht verschlossenen Zimmer ausströmte, und beschäftigte sich damit, das Abendbrod ihres Sohnes Agricol zuzubereiten.

Dagobert's Frau war ungefähr funfzig Jahre alt, sie trug ein Kamisol von blauem Kattun mit weißen Pünktchen und einen Rock von Barchent; eine weiße Haube umschloß ihren Kopf und war unter dem Kinne zugebunden.

Ihr Gesicht war blaß und mager, ihre Züge regelmäßig, ihre Physiognomie drückte Resignation und vollkommene Güte aus. Man kannte in der That keine bessere, tüchtigere Mutter finden; ohne andere Hülfsmittel als ihre Arbeit war es ihr durch Willenskraft gelungen, nicht blos ihren Sohn Agricol aufzuziehen, sondern auch Gabriel, den armen Findling, dessen sich auch noch anzunehmen sie den bewunderungswürdigen Muth hatte.

In ihrer Jugend hatte sie so zu sagen ihre spätere Gesundheit verneggenommen, um sich zwölf einträgliche Jahre zu verschaffen, einträglich durch übermäßige und der damit verbundenen Entbehrungen wegen fast tödtliche Arbeiten; denn damals — und es war damals eine in Vergleich mit Jetzt glän-

---

Mensch eine christliche Geduld; es ist zum Verzweifeln, blos zuzuhören."

„Ja, ja," antwortete Gray, „ich habe ihn schon, ehe die beiden Liebesleute an Bord kamen, beobachtet, dieser Mr. Bloomfield läßt ihn gar nicht wieder los; der Fremde hat aber so ein eigenes Lächeln um die Mundwinkel, ich glaube bestimmt, daß er ihn noch einmal, ehe wir sehr weit gefahren sind, tüchtig ablaufen lassen wird, denn auf die Länge der Zeit kann er das ewige Fragen doch nicht enthalten, und wenn er Hiob's Geduld hätte."

„Hiob!" fragte Simmons verwundert, „Hiob! Hiob ist 140 Jahr geduldig gewesen, er hätte aber 440 leben müssen, um solche Geduld zu beweisen, wie der Mann in dem ledernen Jagdhemde heute Morgen bewiesen hat. So was ist noch gar nicht dagewesen, der Neuyorker frägt in einem fort. — Der schämt sich gar nicht!"

„Nun, Simmons, was sagt Ihr denn zu unserer Jagd heute Morgen, war das nicht interessant?"

„Mr. Gray, ich will Euch was sagen, aber verdammt will ich sein, wenn mir nicht der Athem ausging, als der alte Schuft aus seinem Boot in das andere springen wollte, und hätt' ich in dem Augenblick 'ne Büchse in der Hand gehabt, ich glaube, ich hätt' ihn todtgeschossen."

„Das Mädchen fiel in Ohnmacht, als die Damen sie in die Cajüte führten," sagte Gray.

„Kein Wunder," entgegnete Simmons, „in dem einen Augenblick hatte sie wenig Hoffnung mit ihrem „sweetheart" — Süßherz, Geliebten — an Bord zu kommen und den Zähnen des Alten entrückt zu werden. Donnerwetter, hatte der alte Herr eine Pritsche mit!"

„Mr. Dalton, so ist des jungen Mannes Name, zeigte mir eine Pistole, die er im Gürtel stecken hatte," erwiederte Gray — „Wie er sagt, war er fest entschlossen sich in demselben Augenblick, in dem der Alte sein Boot betrat, eine Kugel durch's Hirn zu jagen."

„Und was hätte das arme Mädchen denn machen sollen?" fragte Simmons ärgerlich — „lieber dem Alten das Stück Blei zukommen lassen."

„Dem Vater seiner Braut?" rief Gray verwundert.

„Gott verdamm solch einen Vater," zürnte Simmons, „er hatte selbst nicht übel Lust dem Jungen das Lebenslicht auszublasen, wäre es ihm nicht lieber gewesen ihn lebendig zu packen — aber hol' mich Dieser und Jener, wenn ich in der Haut der armen, schwarzen Teufel hätte stecken mögen, die die Zeche bezahlen mußten; auf die knallte er nicht schlecht los, als ihm die schon so sicher geglaubte Beute plötzlich aus den Zähnen gerissen wurde."

„Uebrigens, Gray," fuhr er nach einer Pause fort, in der der also Angeredete gedankenvoll vor sich hingestarrt hatte — „nehmt mir die Frage nicht übel, aber Euch fehlt etwas, es liegt Euch etwas schwer auf dem Herzen — heraus damit — ich bin älter wie Ihr, und obgleich wir erst kurze Zeit miteinander bekannt sind, hab' ich Euch lieb gewonnen, und möchte wissen, ob das, was Euch bedrückt, etwas ist, dem ich vielleicht abhelfen kann."

„Nein, nein, lieber Freund," entgegnete Gray mit einem wehmüthigen Lächeln, indem er dem kleinen, dicken, gutmüthigen Mann herzlich die Hand schüttelte — „es ist Nichts — gar Nichts — ich — ich bin nur manchmal ein Thor."

„Hallo! Ihr wollt Absprünge von der Fährte machen," — rief Simmons, „nein, nein, nichts da, — Ich habe es wohl gesehen, wie Euch, als ich Euch gestern Abend zum Trinken in die Cajüte holte, das Salzwasser in den Augen stand, ich hätte auch noch gestern Abend deswegen mit Euch geredet, aber die Geschichte mit dem Lump von falschem Spieler kam dazwischen."

„Ich sehe auch nicht ein," sagte Gray plötzlich, sich hochaufrichtend und auf's Neue Simmons' Hand, die er losgelassen hatte, ergreifend, „warum ich Euch nicht das, was mir am Leben nagt und meinen Frieden vergiftet, erzählen sollte; die Geschichte ist einfach und kurz, dennoch aber lang genug mich mein ganzes Leben hindurch elend zu machen. Doch ist hier nicht der Platz so etwas zu erzählen, da kommt eben wieder der Neuyorker, laßt uns auf's Hurricanedeck gehen," und mit diesen Worten schritt er dem „Radhaus" — der runde Ueberbau, der die Räder der Dampfschiffe bedeckt, und bis hinauf an das Hurricanedeck geht, und an dem kleine Tritte angebracht sind, um auf denselben das obere Deck zu erreichen, — zu, und stieg hinauf, von Simmons gefolgt, der sich schweigend neben ihm am Vordertheil des Schiffes, vor einem der kolossalen Schornsteine, niederließ. — Einige Minuten beobachtete er tiefes Schweigen, und starrte gedankenvoll nach der grünen Wildniß hinüber, die sich an der Stor-

Mrs. Ethel Lilian Voynich, author of "The Gadfly," has written a new novel, "Jack Raymond," which will be published in the autumn.

Mr. Ernest Thesiger, who is playing Sir Andrew Aguecheek in "Twelfth Night" at the Savoy, has been engaged to play Sir Andrew in the production of the play at the Lyceum.

Mr. Arthur Bourchier has been engaged to play Sir Toby Belch in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Ben Greet has been engaged to play Malvolio in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Ellen Terry has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lena Ashwell has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Gertrude Kingston has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Frank Cellier has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Lewis Waller has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Julia Neilson has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Fay Davis has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Henry Ainley has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Oscar Asche has been engaged to play Sir Toby Belch in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Matheson Lang has been engaged to play Malvolio in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Marie Tempest has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Irene Vanbrugh has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lilian Braithwaite has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Dion Boucicault has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Herbert Tree has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Ellen Terry has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lena Ashwell has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Gertrude Kingston has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Frank Cellier has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Lewis Waller has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Julia Neilson has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Fay Davis has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Henry Ainley has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Oscar Asche has been engaged to play Sir Toby Belch in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Matheson Lang has been engaged to play Malvolio in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Marie Tempest has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Irene Vanbrugh has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lilian Braithwaite has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Dion Boucicault has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Herbert Tree has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Ellen Terry has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lena Ashwell has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Gertrude Kingston has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Frank Cellier has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Lewis Waller has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Julia Neilson has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Fay Davis has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Henry Ainley has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Oscar Asche has been engaged to play Sir Toby Belch in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Matheson Lang has been engaged to play Malvolio in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Marie Tempest has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Irene Vanbrugh has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lilian Braithwaite has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Dion Boucicault has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Herbert Tree has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Ellen Terry has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lena Ashwell has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Gertrude Kingston has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Frank Cellier has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Lewis Waller has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Julia Neilson has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Fay Davis has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Henry Ainley has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Oscar Asche has been engaged to play Sir Toby Belch in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Matheson Lang has been engaged to play Malvolio in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Marie Tempest has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Irene Vanbrugh has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lilian Braithwaite has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Dion Boucicault has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Herbert Tree has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Ellen Terry has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lena Ashwell has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Gertrude Kingston has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Frank Cellier has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Lewis Waller has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Julia Neilson has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Fay Davis has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Henry Ainley has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Oscar Asche has been engaged to play Sir Toby Belch in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Matheson Lang has been engaged to play Malvolio in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Marie Tempest has been engaged to play Viola in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Irene Vanbrugh has been engaged to play Olivia in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Miss Lilian Braithwaite has been engaged to play Maria in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Dion Boucicault has been engaged to play Fabian in the Lyceum production of "Twelfth Night."

Mr. Herbert Tree has been engaged to play Orsino in the Lyceum production of "Twelfth Night."

man es auch so natürlich, sie auf diese groteske Weise zu nennen, durch welche sie in jedem Augenblicke an ihre Mißgestalt erinnert wurde, daß selbst Françoise und Agricol, obgleich sie eben so theilnehmend gegen sie waren, als Andere sich spöttisch und verachtend zeigten, aus Gewohnheit sie niemals anders nannten.

Die Maneur, — wir werden sie künftig immer so nennen, — war in diesem Hause geboren, in welchem Dagobert's Frau bereits seit mehr als zwanzig Jahren wohnte; sie war, so zu sagen, mit Françoise und Agricol aufgezogen.

Es giebt arme Wesen, welche durchaus dem Unglücke geweiht sind; die Maneur hatte eine sehr hübsche Schwester, welcher Perrine Solleux, ihre gemeinschaftliche Mutter, die Wittwe eines heruntergekommenen Kleinkrämers, ihre blinde und thörichte Zärtlichkeit zugewandt hatte, während sie für ihre andere vernachlässigte Tochter nichts als Härte und Verachtung hatte; diese meinte sich dann bei Françoisen aus, welche sie tröstete, ermuthigte und, um sie zu zerstreuen, ihr in den Abendstunden das Lesen und Nähen beibrachte.

Durch das Beispiel seiner Mutter an Barmherzigkeit gewöhnt, liebte, beschützte und vertheidigte Agricol sie, anstatt den andern Kindern nachzuahmen, welche stets aufgelegt waren, die kleine Maneur zu verspotten, zu necken und selbst zu schlagen.

Sie war funfzehn Jahr und ihre Schwester Cephyse siebzehn alt, als ihre Mutter starb und sie beide im tiefsten Elend hinterließ.

Cephyse war klug, thätig, geschickt, aber im Gegensatz zu ihrer Schwester eine von den lebhaften, beweglichen, hastigen Naturen, bei denen das Leben überschäumt, die Bedürfnisse nach Luft, Bewegung, Vergnügung haben; übrigens aber, obgleich auf dumme Weise von ihrer Mutter verzogen, ein gutes Mädchen.

Cephyse befolgte anfangs die weisen Rathschläge Françoise's, nahm sich zusammen und ergab sich darein nähen zu lernen. Sie arbeitete wie ihre Schwester ein Jahr hindurch; aber unfähig längere Zeit die grausamen Entbehrungen auszuhalten, welche durch die erschreckende Kärglichkeit ihres Lohnes ihr auferlegt wurden, Entbehrungen, die trotz ihrer anhaltenden Arbeit so weit gingen, daß sie Kälte, ja sogar Hunger erleiden mußte, erhörte Cephyse, die jung, hübsch von Verführungen und glänzenden Anerbietungen umgeben war, glänzend für sie: denn sie beschränkten sich darauf, sie in den Stand zu setzen, den Hunger zu stillen, nicht von der Kälte zu leiden, reinlich gekleidet zu sein und nicht funfzehn Stunden täglich in einem dunklen, ungesunden Loche zu arbeiten: die Wünsche eines Schreibers, der sie später verließ; dann klirte sie sich mit einem Handlungscommis, den sie ihrerseits, durch das Beispiel gelehrig geworden, wieder anderer Liebhaber wegen aufgab.

Kurz, nach verschiedenen Wechseln war Cephyse nach einem oder zwei Jahren das Idol einer Welt von Grisetten, Studenten und Commis geworden und erlangte bei den Bällen vor der Barriere durch ihren entschiedenen Charakter, ihren wahrhaft originellen Geist, ihre unermüdliche Lust nach Vergnügungen und besonders wegen ihrer tollen, lärmerischen Lustigkeit einen solchen Ruf, daß sie einstimmig Reine Bacchanal, Schwelgerkönigin, genannt wurde; und sie zeigte sich in allen Punkten dieses beklagenswerthen Königthums würdig.

Seit dieser lärmenden Thronerhebung hörte die arme Maneur von ihrer älteren Schwester nur in langen Zwischenräumen sprechen; sie bedauerte sie stets und flugt fort, anhaltend zu arbeiten, womit sie mit Mühe vier Franken die Woche verdiente.

Das junge Mädchen hatte von Françoise Weißnähen gelernt und verfertigte grobe Hemden für Leute aus dem Volke und die Armen; man bezahlte ihr dieselben mit drei Franken das Dutzend, dafür mußte sie sie säumen, die Kragen zuschneiden, nähen, Knopflöcher machen und Knöpfe annähen, es war daher das Höchste, wenn sie, zwölf bis funfzehn Stunden täglich arbeitend, in acht Tagen vierzehn oder sechzehn Hemden fertig brachte... Ein Arbeitsergebniß, welches in mittler Summe vier Franken wöchentlich war.

Und dieses unglückliche Mädchen befand sich nicht etwa in einem ausnahmsweisen, speciell unglücklichen Verhältnisse.

Nein... Tausende von Arbeitern hatten damals, haben heute noch nicht einen höheren Verdienst.

Und das blos, weil die Bezahlung von Weiberarbeit empörend ungerecht und barbarisch ist; man bezahlt sie um zweimal schlechter als die Männer, welche sich mit Nähen beschäftigen, wie zum Beispiel die Schneider, Westen-, Handschuhmacher u. s. w. Wahrscheinlich geschieht das, weil die Weiber eben so viel arbeiten als sie... Wahrscheinlich weil die Weiber schwach, zart sind und häufig noch die Mutterschaft ihre Bedürfnisse verdoppelt.

Die Maneur lebte also mit vier Franken die Woche.

Sie lebte, das heißt: indem sie täglich zwölf bis funfzehn Stunden arbeitete, kam sie dahin, daß sie nicht gleich vor Hunger, Kälte und Elend starb, so harte Entbehrungen mußte sie sich auflegen.

— Entbehrungen... nein!

Entbehrung drückt schlecht jene fortwährende furchtbare Entblößung von Allem aus, was unerläßlich ist, um dem Körper die Gesundheit, das Leben zu erhalten, das Gott ihm gegeben: nämlich gesunde Luft und Wohnung, heilsame und hinreichende Nahrung, warme Kleidung...

Tödtung würde besser jenen vollkommenen Mangel der wesentlich zum Leben nothwendigen Dinge ausdrücken, welche eine nach den Grundsätzen der Billigkeit organisirte Gesellschaft jedem thätigen und rechtschaffenen Arbeiter schuldig wäre, durchaus schuldig wäre, weil ihn die Civilisation jedes Rechtes am Boden beraubt hat und er geboren wird ohne andere Erbschaft als seine Arme.

Der Wilde genießt nicht der Vortheile der Civilisation, aber wenigstens hat er zu seiner Nahrung die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft, den Fisch in den Flüssen, die Früchte der Erde und, um sich zu schützen und zu wärmen, die Bäume der großen Wälder.

Der Civilisirte, der dieser Gottesgaben verlustig ist, der das Eigenthum als heilig und geweiht betrachtet, kann also zum Ersatz für seine harte tägliche Arbeit, welche das Land bereichert, einen genügenden Lohn verlangen, um gesund leben zu können. Nichts mehr nichts weniger.

Denn heißt das Leben, wenn er sich unaufhörlich auf jener äußersten Grenze einherschleppt, welche das Leben vom Grabe trennt und wenn er dabei gegen Kälte, Hunger, Krankheit zu kämpfen hat?

Und um zu zeigen, wie weit diese Tödtung gehen kann, welche die Gesellschaft unerbittlich Tausenden von rechtschaffenen und arbeitsamen Wesen durch ihre Unbekümmertheit um alle die Fragen, welche eine richtige und gerechte Bezahlung der Arbeit betreffen, auferlegt, so wollen wir berechnen, auf welche Weise ein junges Mädchen mit vier Franken wöchentlich bestehen kann.

Vielleicht wird man dann mindestens so viel unglücklichen Geschöpfen es anzurechnen wissen, daß sie mit Ergebung diese furchtbare Existenz ertragen, welche ihnen nur gerade so viel Leben giebt, um alle Schmerzen der Menschheit ertragen zu können.

Ja, um diesen Preis leben, das ist Tugend; hingegen hat eine Gesellschaft, welche so organisirt ist, daß sie so viel Elend duldet oder herbeiführt, das Recht nicht mehr, die Unglücklichen zu retten, welche sich verkaufen, nicht aus Lasterhaftigkeit, sondern fast immer, weil sie Kälte, weil sie Hunger empfinden.

Das junge Mädchen lebte also auf folgende Weise mit ihren vier Franken wöchentlich:

Drei Kilogramme Brod, 84 Centimen,
Zwei Trocht Wasser, 20 Centimen,
Fett oder Schmalz — die Butter ist zu theuer — 50 Centimen,
Graues Salz, 7 Centimen,
Ein Scheffel Kohlen, 40 Centimen,
Ein Litre trockues Gemüse, 30 Centimen,
Drei Litre Erdäpfel, 20 Centimen,
Licht, 33 Centimen,
Zwirn und Nähnadeln, 25 Centimen.
Zusammen 3 Franken 9 Centimen.

Um nun Kohlen zu ersparen, bereitete die Maneur blos zwei oder dreimal höchstens die Woche eine Art von Suppe in einer Pfanne. Die andern Tage aß sie dieselbe kalt.

Es blieben also der Maneur zu ihrer Wohnung, Kleidung und Heizung 91 Centimen wöchentlich.*)

In Folge eines seltenen Glückes befand sie sich noch in einer ausnahmsweisen Lage. Um ihr Zartgefühl, das außerordentlich groß war, nicht zu verletzen, verständigte sich Agricol mit dem Portier und dieser hatte dem jungen Mädchen für zwölf Franken jährlich eine Bodenkammer vermiethet, wo gerade Platz war für ein kleines Bett, einen Stuhl und einen kleinen Tisch; Agricol zahlte achtzehn Franken, welche die dreißig Franken, den wirklichen Miethpreis der Kammer, vollmachten; es blieben also der Maneur ungefähr ein Franken siebzig Centimen monatlich zu ihrem Unterhalte.

Die zahlreichen Arbeiterinnen, welche nicht mehr als die Maneur verdienen, befinden sich nicht in einer so glücklichen Lage als diese, wenn sie weder Wohnung noch Familie haben: sie kaufen dann ein Stück Brod oder irgend ein anderes Nahrungsmittel für ihr Bedürfniß den Tag über und für einen oder zwei Sous die Nacht theilen sie das Lager einer Gefährtin in einer elenden Chambre garni, wo sich im Allgemeinen fünf bis sechs Betten befinden, von denen mehre stets durch Männer in Besitz genommen sind, da diese die zahlreichsten Gäste bilden.

Ja, trotz dem entsetzlichen Abscheu, welchen ein unglückliches rechtschaffenes und reines Mädchen gegen diese Gemeinschaft der Wohnungen empfindet, muß sie sich dem Uebelstande doch unterwerfen; ein Logirer kann sein Haus nicht in Zimmer für Frauen und Zimmer für Männer abtheilen.

Wenn eine Arbeiterin sich in ihre eigenen Mendles quartieren will, so elend auch ihre Einrichtung sein mag, muß sie mindestens dreißig bis vierzig Franken dar entgeben. Wie kann sie aber dreißig bis vierzig Franken dar vorausnehmen von einem Lohn von vier bis fünf Franken wöchentlich, der, wie wir wiederholen, kaum genügt sich zu kleiden und nicht gerade durchaus Hungers zu sterben!

Nein, die Unglückliche muß sich in dies widerliche Zusammenwohnen ergeben, daher vermischt sich die natürliche Scham auch mit Gewalt, das Gefühl natürlicher Keuschheit, welches bis dahin sie vor den Anfechtungen der Sittenlosigkeit hat vertheidigen können... wird schwächer bei ihr..., im Laster sieht sie nur noch ein Mittel ein unerträgliches Schicksal ein wenig zu verbessern... sie giebt dann nach und der erste beste Börsenspeculant, der seinen Aktern eine Equipage geben kann, schreit über das Verderbniß, die Erniedrigung der Kinder des Volkes...

Und die Existenz dieser Arbeiterinnen, so elend sie auch sei, ist verhältnißmäßig immer noch glücklich...

Denn es nun einen oder zwei Tage an Arbeit fehlt?

*) Einige von diesen ständlichen Einzelheiten, welche wir einer strengen Prüfung unterworfen haben und die ich noch betreffender hervorstreichen, als wir sie gezeigt, sind einer vortrefflichen Arbeit des Herrn Janeau, eines ehemaligen Arbeiters, entlehnt, die in der Revue Populaire, einem von Arbeitern mit eben so viel Mäßigung als Intelligenz unter der Leitung des Herrn Duquesne, Deputirten, redigirten Journal, veröffentlicht ist. Herr Janeau fügt hinzu und er sagt nur zu wahr:

„— Wir haben Mütter und Kinder ganze Monate lang den Sonntag ohne Butter und Fett leben sehen — es war Brod, das man mit etwas Salz in Wasser kochte."

Herr Janeau macht darauf mit Recht aufmerksam, daß die Arbeiterin ihren Dienst nicht an zwei Tagen kaufen kann, da ihr Herr ihr nicht immer Arbeit zu geben hat; daher ist sie häufig genöthigt ein Pfund Brod, für einen Sous Salz, ein Licht und so weiter zu kaufen, so daß also auch dabei noch Verlust, da der Einzelnverkauf immer zum Vortheil des Detailverkäufers ist.

Wir wollen noch hinzufügen, daß unter allen Umständen der Arme theurer bezahlt als der Reiche, weil der Erstere genöthigt ist in Summen und ohne Credit zu kaufen. So beläuft sich der Werth einer Kraft Heu, welche bündelweis im Einzelnen genommen wird, für den Armen auf mehr als funfundsiebzig Franken.

---

ihren jetzigen Aufenthalt. Ich änderte augenblicklich meinen Plan, und langte wenige Tage nach der Geliebten in New-Orleans an.

„Dort wurde ich krank und zwar so, daß die Aerzte, die mich behandelten, an meinem Aufkommen zweifelten. Wochenlang lag ich im heftigsten Fieber, das sich fast zum Wahnsinn steigerte, wenn ich in lichten Augenblicken daran dachte, daß Céleste mir entführt, vielleicht gezwungen werden möchte, dem Verhaßten ihre Hand zu reichen.

„Endlich siegte meine starke Natur, ich erholte mich von meiner Krankheit und flog nach der Wohnung Célestens — Sie war schon seit Monaten mit ihrem Onkel abgereist, kein Mensch wußte wohin; einige glaubten nach Texas, andere, er sei wieder nach Mexico gegangen, viele behaupteten, er sei nach New-York, und wieder andere vermutheten ihn in Cincinnati.

„Ich reiste wieder nach Hause und lebte, mich langsam von den Folgen meiner Krankheit erholend, bei meinem Vater, um, sobald ich hergestellt sei, meine Nachforschungen wieder zu beginnen. Da kam plötzlich in diesem Frühjahr die Nachricht in unsere Nachbarschaft, daß der junge Taylor Célesten geheirathet habe und mit seiner jungen Frau nach England hinüber sei, um ihre Gesundheit, die ebenfalls in New-Orleans gelitten habe, wieder herzustellen.

„Diese Nachricht zertrümmerte plötzlich alle die schwachen Hoffnungen, die ich bis jetzt noch genährt hatte, und warf mich zerrissenen Herzens in das nichtige Treiben der Welt zurück.

„Ich widmete mich mit unermüdlichem Eifer den Geschäften unserer Plantage, da mein Vater allmälig zu schwach wurde, denselben mit Kraft und Umsicht vorzustehen, und bemühte mich, in dem geschäftigen Treiben meines Berufs das zu vergessen, was das Glück und den Frieden meines Lebens zerstört hatte.

„Im Juni ging ich, Geschäfte halber, nach New-Orleans, wo ich gezwungen war, mich 6 bis 7 Wochen aufzuhalten; urtheilen Sie selbst über meinen Schmerz, lieber Simmons, als mir da vor wenigen Tagen eine Mulattin einen Brief einhändigt, den Céleste damals, als ich im fürchterlichsten Fieber lag, an mich geschrieben, und worin sie mir nur mit wenigen Worten anzeigte, daß sie nach St. Louis geführt wäre und mich flehentlich bat, ihr zu folgen und sie den Händen ihres Quälers zu entreißen, da ihr das Leben eine Last sei, wenn sie noch länger von der Zudringlichkeit ihrer Peiniger gequält und gemartert werden sollte. Der Brief hatte mich damals nicht erreicht und jetzt, jetzt, da es zu spät ist, schallt ihre bittende Stimme zu mir herüber und reißt mit starker Hand alle die alten, halb vernarbten und noch so sehr schmerzhaften Wunden wieder auf."

„Und Sie wollen nach St. Louis?" fragte Simmons leise, der mit inniger Theilnahme der Erzählung des jungen Mannes gelauscht hatte, indem er seine Hand faßte, da dieser, ein Paar helle Thränen zu verbergen, die in seine Augen getreten waren, sich abwandte.

„Ja, ich will nach St. Louis — ich will wenigstens Gewißheit über das Schicksal Célestens; vielleicht finde ich sie in ihrem neuen Verhältnisse glücklich — zufrieden, dann werde auch ich das Unvermeidliche zu ertragen wissen."

Er stützte den Kopf in die Hand und sah starr vor sich nieder, während beide, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, einen Augenblick schwiegen.

Dichte Nebel hatten sich, während die beiden Männer mit einander sprachen, auf das Wasser gelagert, und der Steuermann, der so nahe, als er es wagen durfte, am Ufer hin fuhr, konnte nur noch die Spitzen der Bäume erkennen, die aus dem Nebelmeere vortauchten.

„Macht Euch fertig zum Landen," rief der Lootse dem Mate hinunter, „der Nebel wird zu dicht und ich glaube, ich höre ein Boot den Fluß herunter kommen."

„Ay — Ay," tönte die kurze, bündige Antwort herauf, und die entsprechenden Befehle wurden auf dem Verdecke gegeben.

Der junge Dalton, der sein Lieb der Sorgfalt aller Damen an Bord übergeben sah, und von der Güte des Herrn Gray, sich seiner Wäsche zu bedienen, Gebrauch gemacht hatte, trat jetzt zu den beiden Männern und unterbrach dadurch ihr bisher geführtes Gespräch.

„Ich fürchte, wir werden drüben müssen," redete er sie nach einer kurzen, freundlichen Begrüßung an, „denn der Nebel wird mit jedem Augenblick stärker, und gerade vor uns ist eine starke Biegung im Fluß, die schon vielen Booten durch Sandbänke, Snags und Zusammenrennen mit andern gefährlich geworden ist."

Und wenn Krankheit kommt, Krankheit, die fast immer von der unzureichenden oder ungesunden Nahrung herrührt, von Mangel an Luft, Pflege, Ruhe, eine Krankheit, die häufig entkräftigend genug ist, um fast ganz und gar an der Arbeit zu hindern und doch nicht gefährlich genug, um die Gunst eines Bettes in einem Hospital zu verdienen...

Was wird dann aus diesen Unglücklichen?

Wahrlich der Gedanke zaudert sich bei so düsteren Gemälden aufzuhalten.

Diese Unzulänglichkeit der Arbeitslöhne, die einzige erschreckende Quelle so vieler Schmerzen und oft so vieler Laster... diese Unzulänglichkeit der Löhne ist allgemein und besonders bei den Frauen; wir wiederholen, es handelt sich hier nicht um individuelles Elend, sondern um ein Elend, das ganze Classen betrifft. Der Typus, den wir versuchen wollen in der Maneux zu schildern, faßt die moralische und materielle Lage von Tausenden menschlicher Creaturen in sich, welche genöthigt sind in Paris mit vier Franken wöchentlich zu leben.

.....

Die arme Arbeiterin lebte also trotz der Vortheile, welche sie, ohne es zu wissen, dem Edelmuthe Agricol's verdankte, elend; ihre von Haus aus schwächliche Gesundheit war in Folge von so viel Entbehrungen äußerst angegriffen; und dennoch behauptete die Maneux aus äußerstem Zartgefühl und obgleich sie von dem kleinen Opfer nichts wußte, das Agricol für sie brachte, daß sie etwas mehr verdiene, als wirklich der Fall war, um sich Dienstanerbietungen zu ersparen, welche ihr doppelt peinlich gewesen wären, theils, weil sie die bedrängte Lage Françoise's und ihres Sohnes kannte, theils, weil sie in ihrer natürlichen Reizbarkeit, welche noch durch Kummer und zahllose Erniedrigungen erhöht worden war, sich dadurch verletzt fühlte.

Aber dieser ungestalte Körper schloß ungewöhnlicher Weise eine liebende und edle Seele, einen gebildeten, bis zur Poesie gebildeten Geist ein; beeilen wir uns, hinzuzufügen, daß diese Erscheinung dem Beispiele Agricol Baudoin's zuzurechnen war, mit dem die Maneux erzogen worden und bei welchem der poetische Instinct von Natur sich entwickelt hatte.

Das arme Mädchen war die erste Vertraute der literarischen Versuche des jungen Schmiedes gewesen, und wenn er ihr von dem Reize der großen Erholung sprach, welche er nach einer harten Tagesarbeit in den poetischen Träumereien fand, so fühlte die Arbeiterin, welche von Natur mit einem bemerkenswerthen Geiste begabt war, auch ihrerseits, wie nützlich ihr diese Zerstreuung sein könne, ihr, die stets so einsam, so verachtet war.

Eines Tages errüthete zum großen Erstaunen Agricol's, der ihr eben ein Gedicht vorgelesen, die gute Maneux, stotterte, lächelte schüchtern und machte ihm endlich auch ihre poetische Beichte.

Die Verse entbehrten vielleicht des Rhythmus, des Wohlklanges, aber sie waren einfach, rührend, wie eine Klage ohne Bitterkeit, welche einem Freundesherzen vertraut wird... Seit jenem Tage ermuthigten und bestagten Agricol und sie sich gegenseitig; aber ihn ausgenommen erfuhr Niemand in der Welt etwas von den poetischen Versuchen der Maneux, welche übrigens, Dank ihrer schüchternen Scheu, für dumm galt.

Die Seele dieser Unglücklichen mußte groß und schön sein, denn niemals befand sich ein einziges Wort des Hasses oder des Zornes gegen das unselige Schicksal, dessen Opfer sie war, in ihren Liedern: es war eine traurige, sanfte, verzweifelte aber resignirte Klage, es waren vor Allem die Ausdrücke einer unendlichen Zärtlichkeit schmerzlicher Sympathie, eines englischen Mitleids für alle die Armen, welche, wie sie, der doppelten Bürde der Häßlichkeit und des Elends erliegen.

Und doch drückte sie häufig eine naive und aufrichtige Bewunderung für die Schönheit aus und das stets ohne Neid, ohne Bitterkeit. Sie bewunderte die Schönheit, wie sie die Sonne bewunderte...

Aber ach!... es existirten viele Verse der Maneux, welche Agricol nicht kannte und niemals kennen sollte.

Der junge Schmied besaß ohne regelmäßig schön zu sein ein männliches und redliches Gesicht, eben so viel Güte als Muth, ein edles, glühendes, großmüthiges Herz, einen nicht gewöhnlichen Geist, eine leichte und offenherzige Fröhlichkeit.

Das junge Mädchen, das mit ihm erzogen war, liebte ihn, wie nur ein unglückliches Geschöpf lieben kann, das in Furcht vor grausamer Lächerlichkeit genöthigt ist, seine Liebe im tiefsten Winkel des Herzens zu verbergen... In dieser Zurückhaltung, dieser strengen Verheimlichung genöthigt, suchte die Maneux dieser Liebe nicht zu entfliehen. Wozu auch? Wer würde jemals etwas davon erfahren? Ihre geschwisterliche wohlbekannte Neigung für Agricol genügte, um die Theilnahme zu erklären, welche sie für ihn hatte; deshalb war man auch nicht über die Angst der jungen Arbeiterin erstaunt, als Agricol im Jahre 1830, nachdem er unerschrocken gekämpft, blutend zu seiner Mutter gebracht wurde.

Endlich hatte Dagobert, wie Jedermann durch den Anschein dieses Gefühles getäuscht, niemals die Liebe der Maneux geahnt und ahnen können.

Dieser also war das junge armselig gekleidete Mädchen, welches in das Zimmer trat, indem Françoise sich mit der Zubereitung des Abendessens ihres Sohnes beschäftigte.

— Du bist es, meine arme Maneux, — sagte sie zu ihr, — ich habe Dich heute Morgen nicht gesehen. Du bist doch nicht krank gewesen?... Komm, umarme mich.

Das junge Mädchen küßte Agricol's Mutter und antwortete:

— Ich hatte eine sehr dringende Arbeit, Madame Françoises... ich wollte nicht einen Augenblick verlieren und bin eben erst damit fertig geworden .. jetzt will ich hinunter gehen, um Kohlen zu kaufen; haben Sie nichts nöthig?

— Nein, mein Kind, ich danke Dir, aber Du siehst mich recht unruhig... es ist jetzt schon bald neun Uhr und Agricol ist noch nicht heim... — Darauf fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu: — Er arbeitet sich für mich zu Tode... e, ich bin recht unglücklich, meine arme Maneux. Meine Augen sind ganz trübe, ... nach einer Viertelstunde Arbeit wird mein Blick trübe, ich sehe nichts mehr, auch gar nichts, nicht einmal so viel, um diese Säcke nähen zu können... meinem Sohne zur Last zu sein, das macht mich untröstlich.

— O, Madame Françoise, wenn Agricol Sie hörte!

— Ich weiß es wohl, der liebe Junge denkt nur an mich... und das macht meinen Kummer nur noch größer... und dann denke ich immer, um mich nicht zu verlassen, verpflichtet er auf den Vortheil, welche alle Arbeiter bei Herrn Hardy, seinem würdigen und ausgezeichneten Herrn, finden... Anstatt hier seine traurige Mansarde zu bewohnen, wo es kaum am hohen Mittag hell ist, würde er wie die anderen Arbeiter des Etablissements und mit wenig Kosten ein gutes heiles, im Winter sich gut heizendes, im Sommer luftiges Zimmer haben können, mit Aussicht auf den Garten... wie schön wäre das für ihn, der die Bäume so liebt; ohne noch zu bedenken, daß es von hier so weit nach der Werkstatt ist, die außerhalb Paris liegt, so daß es für ihn eine Anstrengung ist, hinzugehen und wieder herzukommen.

— Aber er vergißt diese Anstrengungen, wenn er Sie umarmt, Madame Baudoin, und dann, wie viel hatten Sie auf dieses Haus, in welchem er geboren ist... Herr Hardy hatte Ihnen ja angeboten, Sie in Plessis, in dem Gebäude der Arbeiter, mit Agricol aufzunehmen.

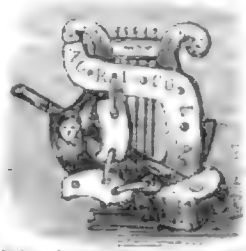
— Ja, mein Kind, aber ich hätte dann meinem Kirchsprengel untreu werden müssen... und das konnte ich nicht.

— Aber horch... Madame Françoise... beruhigen Sie sich... da ist er, ich höre ihn, — sagte die Maneux erröthend.

In der That, ein voller, klangreicher, lustiger Gesang kam die Treppe herauf.

— Er soll mich wenigstens nicht weinen sehen, — sagte die gute Mutter und wischte sich die Thränen aus den Augen, — er hat nur diese Zeit der Ruhe und Muße nach seiner Arbeit und ich will sie ihm wenigstens nicht unangenehm machen.

Dreizehntes Kapitel.



Agricol Baudoin.

Der poetische Schmied war ein großer Bursche von ungefähr siebenundzwanzig Jahren, gewandt und kräftig, mit gebräuntem Teint, schwarzen Augen und Haaren, mit einer Adlernase und kühner, ausdrucksvoller, offener Gesichtsbildung; seine Aehnlichkeit mit Dagobert war um so frappanter, als er nach der Mode von damals einen rechten braunen Schnurrbart trug und ein spitz zugeschnittener Bart ihm das Kinn bedeckte. Uebrigens war er von der Schläfe bis unten zu den Kinnbacken hinab rasirt, eine Hose von olivenfarbenem Sammet, eine blaue vom Rauch der Schmiede bronzirte Bluse, ein schwarzes, nachlässig um seinen kräftigen Hals geknüpftes Tuch, eine Tuchmütze mit kleinem Schirm, das war Agricol's Costume; das Einzige, was seltsam mit diesen Arbeitskleidern contrastirte, war eine köstliche dritte Blume von dunklem Purpur mit silbernen Staubfäden, die der Schmied in der Hand hielt.

— Guten Abend, gute Mutter, — sagte er eintretend und umarmte Françoise sogleich. Darauf nickte er dem jungen Mädchen freundlich mit dem Kopfe zu und sagte hinzu: — Guten Abend, meine kleine Maneux.

— Es scheint mir, als kämst Du recht spät, — sagte Françoise und ging nach dem kleinen Ofen, wo das bescheidene Mahl ihres Sohnes sich befand, — ich fing an mich zu beunruhigen...

— Für mich zu beunruhigen... oder für mein Abendbrod, liebe Mutter, — sagte Agricol lustig. — Teufel... ich weiß, daß Du es mir nicht vergeben kannst, wenn ich die gute kleine Mahlzeit warten lasse, die Du mir bereitest, und zwar bis in der Furcht, daß sie kaum minder gut sei... was Du lecker bist!

Und dies sagend, wollte der Schmied seine Mutter noch mals umarmen.

— Aber so höre doch auch, häßliches Kind, Du wirst mir noch die Pfanne umstoßen.

— Das wäre Schade, Mutter, denn das duftet... laß mich doch mal sehen, was es ist...

„Unser Pilot ist sehr vorsichtig," entgegnete Mr. Gray, „und ich glaube, daß er blos aus dem Fahrwasser heraus will, um dann entweder zu landen oder Anker —"

„Habt Acht — schaut aus — ein Boot," — riefen eine Menge Stimmen zugleich, und aus dem dichten Nebel, gerade vor dem Oceanic, wurden die Umrisse eines Dampfbootes sichtbar, das, ohne die Räder zu gebrauchen, mit dem Strome etwas von der Seite gehend, herunterkam, jetzt aber aus allen Kräften anfing, seine Glocke zu läuten.

Kaum bemerkt, näherte es sich auch, ehe die Maschine aufgehalten werden konnte, reißend schnell dem stromauf gehenden Boote, und einem Augenblicke athemlosen, entsetzten Stillschweigens folgte, als das Vordertheil des Oceanic in oder vielmehr auf das des herunterkommenden Bootes einrannte, ein fürchterliches Krachen und Prasseln, das von einem hundertstimmigen Wehgeschrei begleitet wurde.

Die drei Männer auf dem Hurricanedeck hatten sich an den eisernen Stangen der Schornsteine angehalten und mit athemlosem Schweigen den Erfolg des Zusammenrennens beobachtet, sahen aber jetzt augenblicklich, daß, wenn für eines der beiden Boote wirkliche Gefahr vorhanden wäre, das nur für das herunterkommende sein könne, da es, bedeutend kleiner als der Oceanic, von diesem mit dem Vordertheil fast ganz unter Wasser gedrückt war, und sprangen jetzt hinunter, der Eine, um seine Braut zu beruhigen, die Anderen aber, wenn es nöthig sein sollte, zu retten oder zu helfen.

Der Oceanic war, wie schon gesagt, mit dem Bugspriet auf das Vordertheil „des Mazeppa," — wie das andere Boot hieß, aufgelaufen, das er glücklicherweise nicht weiter beschädigt, denn der Capitän des „Mazeppa" hatte augenblicklich die Luken — Luken — aufreißen lassen und gefunden, daß nur durch einen kleinen Leck etwas Wasser einströme, versuchte daher auch auf jede nur mögliche Art, seine Passagiere, die fast alle, gleich nach dem ersten Anrennen, auf das größere Boot gesprungen waren, zu beruhigen.

Simmons, der, mit Dampfschiffen vertraut, auf den ersten Blick gesehn hatte, wie die Sachen standen, faßte Gray am Arm, und ihn mit sich die Cajütentreppe wieder hinaufführend, sagte er: „Kommt, kommt, in einer Viertelstunde sind beide Boote wieder flott und wir wollen unter der Zeit eins trinken und die Leute da oben beruhigen, denn hier in der Cajüte ist ja ein Heidenlärm." Mit diesen Worten traten sie in den Speisesaal des Bootes und „Hölle!" rief der alte Simmons — „was der Teufel ist hier los!"

Er hatte aber Ursache so zu fragen, denn die Cajüte des Oceanic glich einem zweiten Babel, so sprangen in wilder Verwirrung Amerikaner, Franzosen, Deutsche und Engländer durcheinander, theils mit ihren Habseligkeiten beladen, theils nach ihren Koffern und Hutschachteln suchend, um diese und sich selbst in Sicherheit zu bringen. Ein Bild der entsetzlichsten Angst und Todesfurcht aber war die wohlbeleibte französische Dame, die mit dem ältlichen Herrn und noch einer anderen Dame unterhalb Natchez an Bord gekommen, und die jetzt mit fliegenden Haaren und todtbleichen Wangen, einen ungeheuren „life preserver" umgeschnallt, der aber noch ungefüllt auf ihren Hüften hing, trotz ihrer sonstigen Schwerfälligkeit sich durch die Cajüte stürzte und mit französischem Accent und vor Angst fast erstickter Sprache in einem fort schrie: „Blow me up, blow me up!" — „Bläst mich auf, bläst mich auf. —

„Aber Mrs., — wie ist Ihr Name?" fragte Simmons, die Augen aufreißend.

„Blow me up — blow me up!" schrie die zum Tode erschreckte Frau.

„Gray," rief Simmons, auf einen Stuhl niedersinkend, während ihm vor verhaltenem Lachen die Thränen an den Wangen herunterliefen — „Gray, das ist mein Leptes — ich kann nicht mehr — die Dicke — die Dicke — will noch mehr — aufgeblasen sein."

„Sie meint aber den „life preserver," erwiderte dieser, der nicht umhin konnte selbst in das Gelächter mit einzustimmen.

„Sie will noch mehr aufgeblasen sein," schrie Simmons, den ein Lachkrampf zu überwältigen drohte, und der roth und aufgeschwollen im Gesicht, auf die Stuhllehne zurückgesunken, nicht mehr lachen konnte. Gray begann wirklich zu fürchten, daß er ersticken würde, so blau und blier wurden seine Gesichtszüge, so glasern seine Augen; als er sich endlich wieder erholte, aufstand und tief Athem holte, zu gleicher Zeit begegneten aber seine Blicke aufs Neue denen der dicken Frau, der der Angstschweiß in großen Perlen auf der Stirn stand, und das Komische ihrer Lage überwältigte ihn aufs Neue, so daß er einem zweiten Anfall zu unterliegen schien, hätte ihn nicht Gray schnell gefaßt und vor die Thür geführt.

(Fortsetzung folgt.)

...ed to the Queen, and the Princess Christian, Princess Louise, and Princess Beatrice, with the Duke of Edinburgh, Prince Arthur, and Prince Leopold, were present. The Prince of Wales, with the Princess and their children, arrived at Sandringham on Thursday week, and remained there till Monday. The Duke of Cambridge, Prince Teck, Prince Christian, and Prince Edward of Saxe-Weimar were also present. The Duke of Edinburgh, with the Duchess and their children, arrived at Clarence House on Thursday week, and remained there till Monday. Prince Arthur and Prince Leopold were also present. The Princess Christian, with her children, arrived at Cumberland Lodge on Thursday week, and remained there till Monday. Princess Louise was also present. The Princess Beatrice arrived at Cumberland Lodge on Thursday week, and remained there till Monday. Prince Arthur was also present. The Prince of Wales, with the Princess and their children, arrived at Sandringham on Thursday week, and remained there till Monday. The Duke of Cambridge, Prince Teck, Prince Christian, and Prince Edward of Saxe-Weimar were also present. The Duke of Edinburgh, with the Duchess and their children, arrived at Clarence House on Thursday week, and remained there till Monday. Prince Arthur and Prince Leopold were also present. The Princess Christian, with her children, arrived at Cumberland Lodge on Thursday week, and remained there till Monday. Princess Louise was also present. The Princess Beatrice arrived at Cumberland Lodge on Thursday week, and remained there till Monday. Prince Arthur was also present.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Redigirt von Dr. Otto Spamer.
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die Kluge Frau. Novelle von Ernst Ziel. (Fortsetzung.)
Die Kluge Frau. Novelle von Ernst Ziel. (Schluß.)
Illustrirte Rundschau.
Räthsel.
Auflösung des Räthsels in Nr. 1.
Schachaufgabe.
Auflösung der Schachaufgabe in Nr. 1.
Briefkasten.

Illustrirte Zeitung für Knaben und Mädchen.
Illustrirte Zeitung für Jung und Alt.
Illustrirte Zeitung für Frauen.
Illustrirte Zeitung für Damen.
Illustrirte Zeitung für Handwerker und Gewerbetreibende.
Illustrirte Zeitung für Landwirthe.
Illustrirte Zeitung für Militairs.
Illustrirte Zeitung für Turner.
Illustrirte Zeitung für Jäger und Schützen.
Illustrirte Zeitung für Reiter und Pferdefreunde.
Illustrirte Zeitung für Radfahrer.
Illustrirte Zeitung für Wanderer.
Illustrirte Zeitung für Angler.
Illustrirte Zeitung für Reisende.
Illustrirte Zeitung für Sammler.
Illustrirte Zeitung für Freimaurer.
Illustrirte Zeitung für Katholiken.
Illustrirte Zeitung für Protestanten.
Illustrirte Zeitung für Israeliten.
Illustrirte Zeitung für Lehrer.
Illustrirte Zeitung für Gärtner.
Illustrirte Zeitung für Bienenzüchter.
Illustrirte Zeitung für Geflügelzüchter.
Illustrirte Zeitung für Hundefreunde.
Illustrirte Zeitung für Vogelfreunde.
Illustrirte Zeitung für Aquarienfreunde.
Illustrirte Zeitung für Blumenfreunde.
Illustrirte Zeitung für Naturfreunde.
Illustrirte Zeitung für Gesundheitspflege.
Illustrirte Zeitung für Kochkunst.
Illustrirte Zeitung für Weinfreunde.
Illustrirte Zeitung für Bierfreunde.
Illustrirte Zeitung für Raucher.
Illustrirte Zeitung für Schachfreunde.
Illustrirte Zeitung für Kartenfreunde.
Illustrirte Zeitung für Musikfreunde.
Illustrirte Zeitung für Theaterfreunde.
Illustrirte Zeitung für Kunstfreunde.
Illustrirte Zeitung für Photographen.
Illustrirte Zeitung für Stenographen.
Illustrirte Zeitung für Sprachforscher.
Illustrirte Zeitung für Geschichtsforscher.
Illustrirte Zeitung für Naturforscher.
Illustrirte Zeitung für Mathematiker.
Illustrirte Zeitung für Astronomen.
Illustrirte Zeitung für Geographen.
Illustrirte Zeitung für Geologen.
Illustrirte Zeitung für Chemiker.
Illustrirte Zeitung für Physiker.
Illustrirte Zeitung für Mineralogen.
Illustrirte Zeitung für Botaniker.
Illustrirte Zeitung für Zoologen.
Illustrirte Zeitung für Anthropologen.
Illustrirte Zeitung für Archäologen.
Illustrirte Zeitung für Numismatiker.
Illustrirte Zeitung für Philologen.
Illustrirte Zeitung für Philosophen.
Illustrirte Zeitung für Pädagogen.
Illustrirte Zeitung für Juristen.
Illustrirte Zeitung für Aerzte.
Illustrirte Zeitung für Apotheker.
Illustrirte Zeitung für Techniker.
Illustrirte Zeitung für Architekten.
Illustrirte Zeitung für Ingenieure.
Illustrirte Zeitung für Maschinenbauer.
Illustrirte Zeitung für Elektrotechniker.
Illustrirte Zeitung für Bergleute.
Illustrirte Zeitung für Hüttenleute.
Illustrirte Zeitung für Kaufleute.
Illustrirte Zeitung für Buchhändler.
Illustrirte Zeitung für Buchdrucker.
Illustrirte Zeitung für Buchbinder.
Illustrirte Zeitung für Lithographen.
Illustrirte Zeitung für Schriftgießer.
Illustrirte Zeitung für Stereotypeure.
Illustrirte Zeitung für Galvanoplastiker.
Illustrirte Zeitung für Xylographen.
Illustrirte Zeitung für Zeitungsverleger.
Illustrirte Zeitung für Zeitungsredakteure.
Illustrirte Zeitung für Zeitungsleser.
Illustrirte Zeitung für Schriftsteller.
Illustrirte Zeitung für Dichter.
Illustrirte Zeitung für Novellisten.
Illustrirte Zeitung für Romanleser.
Illustrirte Zeitung für Bibliothekare.
Illustrirte Zeitung für Bibliophilen.
Illustrirte Zeitung für Antiquare.
Illustrirte Zeitung für Gastwirthe.
Illustrirte Zeitung für Kellner.
Illustrirte Zeitung für Köche.
Illustrirte Zeitung für Conditoren.
Illustrirte Zeitung für Barbiere.
Illustrirte Zeitung für Friseure.
Illustrirte Zeitung für Schneider.
Illustrirte Zeitung für Schuhmacher.
Illustrirte Zeitung für Tischler.
Illustrirte Zeitung für Drechsler.
Illustrirte Zeitung für Korbmacher.
Illustrirte Zeitung für Bürstenbinder.
Illustrirte Zeitung für Seifensieder.
Illustrirte Zeitung für Lichtzieher.
Illustrirte Zeitung für Glasbläser.
Illustrirte Zeitung für Glasschleifer.
Illustrirte Zeitung für Glasmaler.
Illustrirte Zeitung für Töpfer.
Illustrirte Zeitung für Porzellanmaler.
Illustrirte Zeitung für Maler.
Illustrirte Zeitung für Bildhauer.
Illustrirte Zeitung für Graveure.
Illustrirte Zeitung für Goldschmiede.
Illustrirte Zeitung für Uhrmacher.
Illustrirte Zeitung für Optiker.
Illustrirte Zeitung für Mechaniker.
Illustrirte Zeitung für Instrumentenmacher.
Illustrirte Zeitung für Schlosser.
Illustrirte Zeitung für Schmiede.
Illustrirte Zeitung für Klempner.
Illustrirte Zeitung für Gürtler.
Illustrirte Zeitung für Nagelschmiede.
Illustrirte Zeitung für Messerschmiede.
Illustrirte Zeitung für Waffenschmiede.
Illustrirte Zeitung für Gerber.
Illustrirte Zeitung für Sattler.
Illustrirte Zeitung für Riemer.
Illustrirte Zeitung für Weber.
Illustrirte Zeitung für Spinner.
Illustrirte Zeitung für Färber.
Illustrirte Zeitung für Bleicher.
Illustrirte Zeitung für Appreteure.
Illustrirte Zeitung für Posamentierer.
Illustrirte Zeitung für Stickerinnen.
Illustrirte Zeitung für Strickerinnen.
Illustrirte Zeitung für Wäscherinnen.
Illustrirte Zeitung für Plätterinnen.
Illustrirte Zeitung für Putzmacherinnen.
Illustrirte Zeitung für Modistinnen.
Illustrirte Zeitung für Kürschner.
Illustrirte Zeitung für Hutmacher.
Illustrirte Zeitung für Handschuhmacher.
Illustrirte Zeitung für Gummiwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Kautschukwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Lederwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Papierwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Tapetenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Kartonnagefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Spielwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Bronzewarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Metallwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Lampenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Bürstenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pinselfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Kammfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Parfümeriefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Seifenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Lichtfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Glasfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Porzellanfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Thonwarenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Steinzeugfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Ziegelfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cementfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Kalkbrennereien.
Illustrirte Zeitung für Gypsfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Asphaltfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Dachpappenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Bleistiftfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Tintenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Farbenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Lackfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Firnißfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Leimfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Stärkefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Zuckerfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Essigfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Liqueurfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Weinhändler.
Illustrirte Zeitung für Bierbrauereien.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Tabakfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Schnupftabakfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenspitzenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenspitzenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenetuifabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenetuifabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenetuifabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenabschneidefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenabschneidefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenabschneidefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenanzündefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenanzündefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenanzündefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenaschenbecherfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenaschenbecherfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenaschenbecherfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenspitzenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenspitzenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenspitzenfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenetuifabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenetuifabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenetuifabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenabschneidefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenabschneidefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenabschneidefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenanzündefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenanzündefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenanzündefabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarrenaschenbecherfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Cigarettenaschenbecherfabrikanten.
Illustrirte Zeitung für Pfeifenaschenbecherfabrikanten.

Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Fig. 4

Fig. 5

Fig. 6

Fig. 7

Fig. 8

Fig. 9

Fig. 10

Fig. 11

Fig. 12

Fig. 13

Fig. 14

Fig. 15

Fig. 16

Fig. 17

Fig. 18

Fig. 19

Fig. 20

Fig.

denschaftlich... und sie hatte den Streit durch ihre lächerliche Gebrechlichkeit veranlaßt.

Agricol war trotz seiner Kraft und Entschlossenheit feinfühlend wie ein Kind; indem er daran dachte, wie schmerzlich diese Erinnerung für das junge Mädchen sein mußte, kam ihm eine Thräne in's Auge, er breitete ihr brüderlich die Arme entgegen und sagte zu ihr:

— Verzeihe mir meine Aldernheit und umarme mich.

Und er drückte zwei derbe Küsse auf die blassen mageren Wangen der Maneux.

Bei dieser herzlichen Umarmung wurden die Lippen des jungen Mädchens bleich und ihr armes Herz schlug so gewaltig, daß sie genöthigt war, sich am Tische fest zu halten.

— Nun, nicht wahr, Du vergiebst mir? — sagte Agricol zu ihr.

— Ja, ja, — sagte sie, ihrer Aufregung Herr zu werden suchend; — verzeih Du mir nur meine Schwachheit... aber die Erinnerung an jenen Streit thut mir weh... ich war so in Angst Deinetwegen... wenn die Menge die Partei dieses Menschen genommen hätte...

— Ah, mein Gott, — sagte Françoise, der Maneux, ohne es zu wissen, zu Hülfe kommend, — in meinem Leben habe ich nicht solche Furcht ausgestanden!

— O, was das anbetrifft, liebe Mutter... — versetzte Agricol, um dem für ihn und die Näherin unangenehmen Gespräche eine andere Wendung zu geben, — Du, die Frau eines Soldaten... eines alten Grenadiers der Kaisergarde zu Pferde... Du hast kein Herz?... O, mein braver Vater!... nein, sichst Du... ich kann es mir gar nicht denken, daß er kommt... das macht mich gar zu sehr kopfverwirrt...

— Er kommt... — sagte Françoise seufzend. — Das wolle Gott!...

— Wie, liebe Mutter, das wolle Gott, sagst Du?... Er wird wohl wollen müssen, meiner Treu... Du hast ja Messen genug lesen lassen!

— Agricol, mein Kind, — sagte Françoise ihren Sohn unterbrechend und schüttelte traurig den Kopf, — sprich nicht also... und dann bedenke, es geschieht Deinem Vater zu Liebe...

— Nun... schön... heute Abend habe ich Glück. Jetzt kommt an Dich die Reihe. Ich bin heute wahrhaftig dumm oder verrückt... Verzeihung, liebe Mutter... ich habe heute den ganzen Abend dies Wort im Munde;... Du weißt wohl, wenn mir Dies und Jenes so herausfährt, so geschieht es wider meinen Willen, denn ich weiß, wie unangenehm es Dir ist.

— Nicht ich bin es, den Du beleidigst, mein armes Kind.

— Das kommt auf Eins heraus, denn ich weiß nichts Schlimmeres als seine Mutter beleidigen... aber was ich Dir von der bevorstehenden Ankunft meines Vaters sagte... daran ist nicht zu zweifeln...

— Aber seit vier Monaten haben wir keine Briefe bekommen...

— Erinnere Dich, Mutter: in dem Briefe, welchen er dictirte, weil, wie er uns mit soldatischer Offenherzigkeit sagte, wenn er auch passabel läse, es doch mit dem Schreiben nicht eben so ginge, in diesem Briefe sagte er, wir sollten uns nicht beunruhigen, er würde Ende Januar in Paris sein und drei oder vier Tage vor seiner Ankunft würde er uns wissen lassen, durch welche Barriere er käme, damit ich ihm entgegengehen könne.

— Das ist wahr, mein Kind... und doch sind wir schon jetzt im Monat Februar und noch immer ist Nichts da...

— Ein Grund mehr, daß wir ihn nicht mehr lange zu erwarten haben; ich gehe sogar noch weiter und würde mich gar nicht wundern, wenn der gute Gabriel auch etwa um diese Zeit käme... Sein letzter Brief aus Amerika läßt es mich hoffen. Welches Glück, Mutter... wenn die ganze Familie zusammen wäre!

— Wolle Dich Gott erhören, mein Kind!... das wäre ein schöner Tag für mich.

— Und dieser Tag wird bald kommen, glaube mir;... und bei meinem Vater heißt es: keine Nachrichten, gute Nachrichten!...

— Kannst Du Dich noch auf Deinen Vater besinnen, Agricol? — sagte die Maneux.

— Meiner Treu, um aufrichtig zu sein: wessen ich mich am besten erinnere, das war seine große bedaarte Mütze und sein Schnurrbart, der mir eine verteufelte Furcht einjagte. Nur das rothe Band seines Kreuzes auf dem weißen Meyers seiner Uniform und der glänzende Griff seines Säbels versöhnten mich einigermaßen mit ihm, nicht wahr, Mutter?... Aber, was hast Du denn?... Du weinst...

— Ich, der arme Baudrin... er hat so viel leiden müssen... seit er von uns getrennt ist, und in seinem Alter, über sechzig Jahre... Ach, mein liebes Kind... mir bricht das Herz, wenn ich daran denke, daß er vielleicht jetzt nur ein Elend gegen das andere vertauscht.

— Was sagst Du?

— Ach, ich verdiene fast gar nichts mehr...

— Nun, und ich? Ist hier nicht eine Stube für ihn und Dich, ein Tisch für ihn und Dich?... Bleib, meine gute Mutter, weil wir doch gerade vom Haushalt sprechen, — fügte der Schmied hinzu und gab seiner Stimme einen erhöhten Ausdruck von Zärtlichkeit, um seine Mutter nicht zu verletzen, — nur Etwas leß mich Dir sagen: wenn mein Vater zurück sein wird und Gabriel gleichfalls, so wirst Du nicht mehr nöthig haben, für sie Messen lesen und Kerzen brennen zu lassen, nicht wahr? Nun siehst Du, zufolge dieser Ersparniß.. wird der brave Vater täglich seine Bouteille Wein haben und Tabak zum Rauchen... dann, des Sonntags lassen wir ihm ein gutes kleines Diner bei dem Traiteur machen.

Einige Schläge an die Thür unterbrachen Agricol.

— Herein! — sagte er.

Aber anstatt einzutreten, machte die Person, welche angeklopft hatte, die Thür nur halb auf und man sah einen schön grünen Arm nebst Hand dem jungen Schmiede Winke geben.

— Sieh da, es ist der Vater Loriot, das Muster aller Färber, — sagte Agricol; — treten Sie doch näher, machen Sie keine Umstände, Vater Loriot.

— Unmöglich, mein Junge, ich triefe von Kopf bis zu Füßen von Farbe... ich würde den Fußboden Madame Françoise's grün machen.

— Desto besser, dann sieht er wie eine Wiese aus und ich liebe das Ländliche.

— Ohne Scherz, Agricol, ich muß Sie sogleich sprechen.

— Etwa wegen des Mannes, der spionirt? Beruhigen Sie sich doch, was geht das uns an?

— Nein, mir scheint, der ist fort, oder vielmehr der Nebel ist so dicht, daß ich ihn nicht mehr sehen kann... aber das ist es nicht... kommen Sie nur schnell... es ist... wegen einer wichtigen Angelegenheit, — fügte der Färber mit geheimnißvoller Miene hinzu, — eine Angelegenheit, welche nur Sie betrifft.

— Nur mich? — sagte Agricol aufstehend ziemlich verwundert, — was kann das sein?

— Nun, so sieh doch zu, mein Kind! — sagte Françoise.

— Ja, liebe Mutter, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich etwas davon begreife.

Und der Schmied ging hinaus und ließ seine Mutter mit der Maneux allein.

Vierzehntes Kapitel.

Die Rückkehr.

Kaum fünf Minuten, nachdem er hinaus gegangen war, kam Agricol wieder zurück; seine Züge waren bleich, seine Augen mit Thränen gefüllt, seine Hände zitterten, aber sein Gesicht drückte ein außerordentliches Glück und seltene Rührung aus. Er blieb einen Augenblick vor der Thür, als ob ihn die Aufregung verhindert hätte, sich seiner Mutter zu nähern...

Françoise's Auge war so geschwächt, daß sie anfangs die Veränderung in den Mienen ihres Sohnes nicht merkte.

— Nun, mein Kind, was war es denn? — fragte sie ihn.

Bevor der Schmied noch geantwortet hatte, rief die Maneux, die scharfblickender war, aus:

— Mein Gott, Agricol, was giebt es?... Wie bleich Du bist!...

— Liebe Mutter, sagte nun der Handwerker mit bewegter Stimme, indem er, ohne der Maneux zu antworten, hastig zu Françoise ging, — liebe Mutter, Du mußt Dich auf Etwas gefaßt machen, das Dich sehr in Erstaunen setzen wird... Versprich mir, vernünftig zu sein.

— Was willst Du damit sagen?... Wie Du zitterst!... Sieh mich doch an... die Maneux hat wahrlich Recht... Du bist sehr blaß!...

— Meine gute Mutter... — sagte Agricol, sich vor Françoise auf's Knie legend, und nahm ihre beiden Hände in die seinigen, — Du mußt... Du weißt nicht... aber...

Der Schmied konnte nicht aussprechen; Freudenthränen brachen seine Stimme.

— Du weinst, mein liebes Kind... Aber mein Gott, was giebt es denn? Du machst mir Angst!...

— Angst... O nein... im Gegentheil! — sagte Agricol, seine Augen trocknend; — Du wirst sehr glücklich sein...

---

vor der Weltgeschichte zu nehmen hat, aber bei dieser Gewissenhaftigkeit werden Sie zu Grunde gehen. Der König wird Sie ewig wie eine Sklavin, die Königin immer wie ein unmündiges Kind behandeln. Sie sind das Opfer zweier Charaktere, die an sich vielleicht das Beste mit Ihnen bezwecken, die aber beide so entgegengesetzte Naturen sind, daß sie nimmermehr wissen können, wem Sie es recht machen sollen. Der Kronprinz hat es erreicht, sich zu befreien. Aber wodurch? Durch Selbstständigkeit. Er hat sich losgerissen von den beengenden Fesseln der Willkür, hat sich die Mittel, die er zu seiner Bildung bedurfte, selbst verschafft und sendet Ihnen jetzt aus Rheinsberg den Erbprinzen von Baireuth, seinen Freund, um Ihnen und der Königin endlich einen Schutz, einen Anhalt zu geben, damit Sie an einem Hofe, wo den ganzen Tag getrommelt und exercirt wird, nicht aus Verzweiflung am Ende selbst noch die Muskete ergreifen und unter die Potsdamer Garde treten.

p. Wilhelmine.

Viel Humor, liebe Sonnsfeld, wahrhaftig! Mein Bruder hat in Rheinsberg gut Pläne machen und Emissäre senden! Er weiß selbst sehr wohl, daß der Weg zu der Freiheit, die er jetzt errungen hat, nicht am Schaffot vorbeizing. Ich gehöre dem Geschlechte an, das dulden soll. Der Vater ist gut, herzensgut, in seinem wahren Wesen vielleicht milder als die Mutter, die mich mit ihrem Ehrgeiz und ihrer Sucht zur Politik oft schroffer zurückstößt, als es ihre mütterliche Liebe verantworten kann. Ich bin nun einmal bestimmt, dies Schicksal zu ertragen und frage Dich selbst, wie kann ich mich einem abenteuernden Fremdling anvertrauen, den mir der Bruder da aus seinem wilden und genialen Rheinsberger Leben hieher sendet, um mein Ritter und Paladin zu werden? Es ist ein Gedanke, wie er nur unter den Poeten dort hat entstehen können, und wenn ich auch recht gern heimlich gestehe, ich möchte verkleidet und lustiger Dinge wohl in dem Rheinsberger Lärm so recht mitten drunter sein, so hab' ich doch, da wir in Berlin sind, mein Bischen Französisch zur Noth zusammen genommen und dem Erbprinzen für seine Anerbietungen hiemit (reicht der Sonnsfeld den Brief) mehr abweisend, als annehmend gedankt.

Sonnsfeld.

Und diesen Brief soll ich besorgen lassen? (Mit komischem Pathos) Nein, Königliche Hoheit, ich befasse mich nicht mit verbotenen Correspondenzen.

p. Wilhelmine.

Mache keinen Scherz, Sonnsfeld! Auf die zärtliche Epistel des Erbprinzen mußt' ich so antworten...

Sonnsfeld.

Nimmermehr — an diesem Hofe verwirkt man durch die Besorgung verbotener Correspondenzen sein Leben —

p. Wilhelmine.

Du machst mich bös... besorge den Brief... schnell...

Sonnsfeld.

Nimmermehr, aber ich weiß ein Mittel, Prinzessin, ein untrügliches, sehr sicheres Mittel, diesen Brief an seine Adresse kommen zu lassen, dieses Mittel heißt: (Sieht auf die Thür des Hintergrundes) geben Sie ihn selber ab. (Hüpft lachend nach der zweiten Thür links ab.)

Dritter Auftritt.

Der Erbprinz von Baireuth. Prinzessin Wilhelmine.

p. Wilhelmine (bei Seite).

Der Erbprinz!

Erbprinz*) (Behutsam vortretend).

Ganz ihr Bild! Es ist die Prinzessin!. Ich bitte um Vergebung, Königliche Hoheit, daß meine Ungeduld, die Grüße des Kronprinzen persönlich auszurichten —

p. Wilhelmine.

Der Erbprinz von Baireuth setzt mich durch einen so frühzeitigen Besuch in nicht geringe Verlegenheit.

Erbprinz.

Vergebung! Er galt nicht Ihnen, er galt dem herrlichen, ehrwürdigen Schlosse, diesen Treppen, diesen Gallerien, diesen

*) Er ist in französischem Geschmack gekleidet, durchaus abweichend von dem Lieblingscostüme des Königs.

Ein Kleid aus Wollstoff, Seide oder Samt, das sich für jede Gelegenheit eignet, ist ein Kleid aus Wollstoff, Seide oder Samt, das sich für jede Gelegenheit eignet.

Ein Kleid aus Wollstoff, Seide oder Samt, das sich für jede Gelegenheit eignet, ist ein Kleid aus Wollstoff, Seide oder Samt, das sich für jede Gelegenheit eignet.

Mr. Gladstone's Speech at Hawarden

Mr. Gladstone's speech at Hawarden on Monday, which was delivered in the open air, was addressed to a large assemblage of his friends and neighbours, who had come to congratulate him on the completion of his eightieth year. He said:—

I am very much obliged to you for the kindness of your reception. I am very much obliged to you for the kindness of your address. I am very much obliged to you for the kindness of your presence here to-day. I am very much obliged to you for the kindness of your wishes. I am very much obliged to you for the kindness of your sentiments. I am very much obliged to you for the kindness of your feelings. I am very much obliged to you for the kindness of your thoughts. I am very much obliged to you for the kindness of your hearts. I am very much obliged to you for the kindness of your minds. I am very much obliged to you for the kindness of your souls. I am very much obliged to you for the kindness of your bodies. I am very much obliged to you for the kindness of your lives. I am very much obliged to you for the kindness of your deaths. I am very much obliged to you for the kindness of your resurrections. I am very much obliged to you for the kindness of your ascensions. I am very much obliged to you for the kindness of your glorifications. I am very much obliged to you for the kindness of your eternities. I am very much obliged to you for the kindness of your infinities. I am very much obliged to you for the kindness of your absolutes. I am very much obliged to you for the kindness of your relatives. I am very much obliged to you for the kindness of your contraries. I am very much obliged to you for the kindness of your contradictions. I am very much obliged to you for the kindness of your paradoxes. I am very much obliged to you for the kindness of your enigmas. I am very much obliged to you for the kindness of your riddles. I am very much obliged to you for the kindness of your puzzles. I am very much obliged to you for the kindness of your mysteries. I am very much obliged to you for the kindness of your secrets. I am very much obliged to you for the kindness of your confidences. I am very much obliged to you for the kindness of your trusts. I am very much obliged to you for the kindness of your faiths. I am very much obliged to you for the kindness of your hopes. I am very much obliged to you for the kindness of your charities. I am very much obliged to you for the kindness of your loves. I am very much obliged to you for the kindness of your affections. I am very much obliged to you for the kindness of your passions. I am very much obliged to you for the kindness of your desires. I am very much obliged to you for the kindness of your wills. I am very much obliged to you for the kindness of your intellects. I am very much obliged to you for the kindness of your reasons. I am very much obliged to you for the kindness of your understandings. I am very much obliged to you for the kindness of your memories. I am very much obliged to you for the kindness of your imaginations. I am very much obliged to you for the kindness of your fancies. I am very much obliged to you for the kindness of your dreams. I am very much obliged to you for the kindness of your visions. I am very much obliged to you for the kindness of your ecstasies. I am very much obliged to you for the kindness of your raptures. I am very much obliged to you for the kindness of your agonies. I am very much obliged to you for the kindness of your pains. I am very much obliged to you for the kindness of your sorrows. I am very much obliged to you for the kindness of your joys. I am very much obliged to you for the kindness of your tears. I am very much obliged to you for the kindness of your smiles. I am very much obliged to you for the kindness of your laughters. I am very much obliged to you for the kindness of your sighs. I am very much obliged to you for the kindness of your groans. I am very much obliged to you for the kindness of your cries. I am very much obliged to you for the kindness of your shouts. I am very much obliged to you for the kindness of your whispers. I am very much obliged to you for the kindness of your silences. I am very much obliged to you for the kindness of your words. I am very much obliged to you for the kindness of your letters. I am very much obliged to you for the kindness of your books. I am very much obliged to you for the kindness of your libraries. I am very much obliged to you for the kindness of your universities. I am very much obliged to you for the kindness of your schools. I am very much obliged to you for the kindness of your teachers. I am very much obliged to you for the kindness of your pupils. I am very much obliged to you for the kindness of your children. I am very much obliged to you for the kindness of your parents. I am very much obliged to you for the kindness of your ancestors. I am very much obliged to you for the kindness of your descendants. I am very much obliged to you for the kindness of your relations. I am very much obliged to you for the kindness of your friends. I am very much obliged to you for the kindness of your enemies. I am very much obliged to you for the kindness of your neighbours. I am very much obliged to you for the kindness of your countrymen. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-citizens. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-subjects. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-men. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-creatures. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-beings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-existences. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-nothings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-somethings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-everythings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-anythings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-nothings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-somethings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-everythings. I am very much obliged to you for the kindness of your fellow-anythings.

Mr. Gladstone's Speech at Hawarden

Contents

Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756

Contents

Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756
Mr. Gladstone's Speech at Hawarden ... 1756

Mr. Ramsay MacDonald, Mr. Arthur Henderson, and Mr. Thomas Shaw, Secretary for Scotland, at the Labour Party Conference at Llandudno.

Mr. Ramsay MacDonald, Mr. Arthur Henderson, and Mr. Thomas Shaw, Secretary for Scotland, at the Labour Party Conference at Llandudno.

Women Voters and Women Candidates

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Women Voters and Women Candidates

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Mrs. Ethel Bentham, Liberal candidate for Hexham.

Nach einem augenblicklichen Schweigen zuckte der Schmied die Achseln, sein Gesicht heiterte sich auf und er sagte lachend zur Nähterin:

— Beruhige Dich, meine gute Maneux, die schlechten Spatzvögel haben sich blos im Monate geirrt... es ist weiter Nichts als ein zu früh gekommener Aprilscherz...

— Agricol, um des Himmels willen, — sagte die Nähterin mit bittender Stimme, — behandle das nicht so leicht... Glaube meinen Ahnungen... Höre auf diesen Wink...

— Noch einmal sage ich Dir, mein armes Kind, es sind jetzt zwei Monate her, daß mein Arbeiterlied gedruckt ist; es ist durchaus nicht politisch, und übrigens würde man in diesem Falle auch nicht bis jetzt gewartet haben,... um deswegen ein Verfahren einzuleiten...

— Aber bedenke doch, daß die Umstände sich seitdem verändert haben... erst seit zwei Tagen ist das Complott entdeckt worden, hier nächstbei in der Rue des Prouvaires... Und wenn Deine bisher vielleicht unbekannt gebliebenen Verse bei den arretirten Personen gefunden worden sind... so bedarf es gar nicht mehr, um Dich zu compromittiren...

— Mich compromittiren... diese Verse... in denen ich die Liebe zur Arbeit rühme und die Barmherzigkeit... da müßte doch diesmal die Justiz verdammt blind sein, und man sollte ihr einen Stock in die Hand und einen Hund zum Führer geben!

— Agricol, — sagte das junge Mädchen, trostlos, den Schmied in einem solchen Augenblicke scherzen zu sehen, — ich beschwöre Dich... hör' mich an: ohne Zweifel preisest Du in Deinen Versen die Liebe zur Arbeit; aber Du bemeinst zugleich auch schmerzlich das ungerechte Loos der armen Arbeiter, die hoffnungslos allem Elende des Lebens preisgegeben sind... Du predigst evangelische Brüderlichkeit... aber Dein gutes und edles Herz entrüstet sich auch gegen die Ungerechtigkeiten und Boshaftigkeiten... Endlich wünschest Du mit aller Glut die Befreiung der Arbeiter herbei, welche, minder glücklich als Du, nicht den ertheilhaftigen Herrn Hardy zum Brodherrn haben. Nun gut, Agricol, in diesen unruhigen Zeiten, bedarf es da noch mehr, um Dich zu compromittiren; wenn mehre Exemplare Deiner Gedichte bei den Verhafteten mit Beschlag belegt sind...

Bei den vernünftigen, warmen Worten dieses vortrefflichen Geschöpfes, welche ihre Vernünftigkeit aus dem Herzen schöpfte, machte Agricol eine Bewegung, er begann den Blick, welchen man ihm gab, mit ernsteren Augen anzusehen.

Da sie ihn schwanken sah, fuhr die Maneux fort:

— Und dann endlich, erinnerst Du Dich Remi's, Deines Werkstattkameraden?...

— Remi?

— Ja, ein Brief von ihm... ein nur ganz unbedeutender Brief ist bei einer im vorigen Jahre wegen Conspirirens eingezogenen Person gefunden worden;... er blieb einen ganzen Monat lang im Gefängnisse.

— Das ist wahr, meine gute Maneux, aber man hat bald die Ungerechtigkeit dieser Anklage erkannt und ihn in Freiheit gesetzt.

— Nachdem er einen Monat im Gefängnisse zugebracht... und ganz mit Recht räth man Dir daher, dem auszuweichen... Agricol, denke daran... einen Monat im Gefängnisse!... und Deine Mutter!...

Diese Worte der Maneux machten einen tiefen Eindruck auf Agricol; er nahm den Brief und las ihn aufmerksam.

— Und dieser Mann, welcher den ganzen Abend um das Haus herumgeschlichen ist? — versetzte das junge Mädchen. — Ich komme immer wieder darauf zurück... Ach, mein Gott, welcher Schlag für Deinen Vater, für Deine arme Mutter, die Nichts mehr verdient?... Bist Du nicht jetzt ihre einzige Stütze?... Denke daran, ohne Dich, ohne Deine Arbeit, was sollte aus ihnen werden?...

— In der That... es wäre fürchterlich, — sagte Agricol, und warf den Brief auf den Tisch; — was Du mir von Remi sagst, ist richtig... Er war ebenso unschuldig als ich; ein Irrthum der Justiz... wenn auch ohne Zweifel ein unabsichtlicher Irrthum, ist darum nicht minder schmerzlich... Aber ich wiederhole es, man verhaftet nicht sogleich einen Menschen, ohne ihn zu hören.

— Zuerst verhaftet man ihn... und dann hört man ihn an, — sagte die Maneux mit Bitterkeit; — dann nach einem oder zwei Monaten giebt man ihm seine Freiheit... und... wenn er eine Frau, Kinder hat, die nichts Anderes zu leben haben als seinen täglichen Erwerb... was machen die dann, wenn ihre einzige Hülfe im Gefängnisse ist?... Sie haben Hunger... sie frieren... und sie weinen...

Bei diesen einfachen rührenden Worten der Maneux erhebte Agricol.

— Einen Monat ohne Arbeit... versetzte er mit traurigem und nachdenklichem Miene. — Und meine Mutter und mein Vater... und diese beiden jungen Mädchen, welche zu unserer Familie gehören, bis der Marschall Simon und sein Vater in Paris angekommen sind... O, Du hast Recht, wider meinen Willen erschreckt mich dieser Gedanke...

— Agricol, — rief plötzlich die Maneux aus, — wenn Du Dich an Herrn Hardy wendetest, er ist so gut, sein Charakter wird so geschätzt... so geehrt, daß man vielleicht, wenn er Bürgschaft für Dich leistete, von der Verfolgung abstehen würde.

— Unglücklicher Weise ist Herr Hardy nicht hier, er ist mit dem Vater des Marschall Simon verreist.

Nach einer abermaligen Pause sagte Agricol, seine Befürchtungen zu bekämpfen suchend, hinzu:

— Aber nein, ich kann diesem Briefe nicht glauben;... und überdies werde ich lieber die Ereignisse ab... Ich werde dann noch die Aussicht haben, daß meine Unschuld gleich beim ersten Verhöre an den Tag kommt... denn im Grunde, meine liebe Maneux, ob ich nun im Gefängnisse, oder genöthigt bin, mich zu verbergen... meine Arbeit wird stets meiner Familie entgehen...

— Ach... das ist wahr... — sagte das arme Mädchen, — was thun?... mein Gott, was thun?...

— O, mein braver Vater... — sagte Agricol vor sich hin, — wenn dies Unglück morgen käme,... welches Erwachen für ihn... der so plötzlich eingeschlafen ist!

Und der Schmied bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Unglücklicherweise waren die Befürchtungen der Maneux nicht übertrieben, denn man erinnert sich, daß zu jener Zeit des Jahres 1832 vor und nach dem Complotte der Rue des Prouvaires eine sehr große Anzahl Verhaftungen in Folge einer heftigen Reaction gegen die demokratischen Ideen unter der arbeitenden Classe stattfanden.

Plötzlich brach die Maneux das Schweigen, welches mehre Secunden dauerte; eine lebhafte Röthe färbte ihre Züge, welche einen unbeschreiblichen Ausdruck von Zwang, Schmerz und Hoffnung trugen.

— Agricol, Du bist gerettet!... — rief sie aus.

— Was sagst Du?

— Jene so schöne, so gute, junge Dame, die, als sie Dir diese Blume gab, — und die Maneux zeigte sie dem Schmied — mit so vieler Zartheit ein verletzendes Anerbieten wieder gut gemacht hat... sie muß ein edles Herz haben... Du mußt Dich... an sie wenden...

Bei diesen Worten, welche sie mit großer Selbstüberwindung auszusprechen schien, rannen zwei große Thränen über die Wangen der Maneux.

Zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie ein Gefühl schmerzlicher Eifersucht... ein anderes Weib war glücklich genug, dem helfen zu können, den sie vergötterte, sie, das arme, ohnmächtige, elende Geschöpf.

— Woran denkst Du? — sagte Agricol überrascht — was könnte die Demoiselle dabei thun?

— Hat sie nicht gesagt: Merken Sie sich meinen Namen, und wenden Sie sich bei jener Gelegenheit an mich!

— Freilich hat sie das...

— Diese Dame muß in ihrer glänzenden Stellung hohe Bekanntschaften haben, welche Dich schützen, Dich vertheidigen können;... gleich morgen früh suche sie auf! Gestehe ihr offen, was Dir begegnet ist... Bitte sie um ihren Beistand.

— Aber noch einmal, meine gute Maneux, was willst Du denn, daß sie thun soll?...

— Hör' mir zu... ich erinnere mich, daß mein Vater einmal sagte, er habe einen seiner Freunde vor der Verhaftung geschützt, indem er eine Caution für ihn gestellt habe... Es wird Dir ein Leichtes sein, diese Demoiselle von Deiner Unschuld zu überzeugen;... sie soll Dir den Dienst leisten, für Dich zu bürgen; dann, glaube ich, hast Du nichts mehr zu fürchten...

— O, mein armes Kind... einen solchen Dienst von Jemandem verlangen... den man nicht kennt, das ist schwer!

— Glaub' mir, Agricol, — sagte die Maneux traurig, — ich werde Dir niemals etwas rathen, was Dich in den Augen irgend Jemandes erniedrigen könnte... und besonders... hörst Du... besonders in den Augen dieser Personen... Es handelt sich nicht darum, Geld von ihr für Dich zu verlangen... sondern eine Caution zu stellen, welche Dich in den Stand setzt, Deine Arbeit fortzusetzen, damit Deine Familie nicht ohne Hülfsmittel sei... Glaub' mir, Agricol, eine solche Bitte hat nichts als Edles und Würdiges von Deiner Seite... das Herz dieser Dame ist edelmüthig... sie wird Dich schon verstehen... für sie ist diese Caution Nichts... für Dich Alles. Es handelt sich um das Leben der Delingen.

— Du hast Recht, meine gute Maneux, — sagte Agricol niedergeschlagen und traurig; — vielleicht ist es besser, diesen Schritt zu versuchen... wenn diese Demoiselle einwilligt, mir diesen Dienst zu leisten und eine Caution mich wirklich vor der Verfolgung schützen kann:... dann mag es kommen, wie es wolle... Aber nein... nein, — sagte der Schmied aufstehend hinzu, — niemals werde ich wagen, mich an die junge Dame zu wenden. Mit welchem Rechte thäte ich es?... Was ist der kleine Dienst, welchen ich ihr geleistet habe... gegen den, welchen ich von ihr verlange?

— Glaubst Du denn, daß eine edle Seele die Dienste, welche sie leisten kann, gegen die abmißt, welche sie empfangen hat?... Habe Vertrauen in mich, was Verurtheilung des Herzens anbetrifft... ich bin nur ein armes Geschöpf, das sich mit Niemandem vergleichen kann; ich bin Nichts, ich kann Nichts. Nun gut, und dennoch weiß ich gewiß... ja, Agricol... gewiß... daß diese so hoch über mir stehende Dame... bei dieser Gelegenheit dasselbe empfinden wird, was ich... ja, wie ich, wird sie begreifen, was in Deiner Lage Ernstsames ist, und sie wird freudig, glücklich, dankbar thun, was ich thun würde... wenn ich, ach, etwas Anderes könnte, als mich ohne Nutzen zu opfern...

Wider Willen sprach die Maneux diese letzten Worte mit so herzzerreißendem Ausdrucke, in dem Vergleiche, welchen diese unglückliche, niedrige, verachtete, gebrechliche Person zwischen sich und Adrienne von Cardeville, diesem Typus von Jugend, Schönheit und Reichthum, zog, lag etwas so Schmerzliches, daß Agricol bis zu Thränen gerührt wurde; er reichte der Maneux die Hand hin und sagte mit weicher Stimme zu ihr:

— Wie gut Du bist... wie viel Adel, Takt und Zartheit Du besitzen...

— Unglücklicherweise kann ich weiter nichts thun als rathen...

— Und Dein Rath soll befolgt werden, meine gute Maneux, es ist der Rath der erhabensten Seele, die ich

---

Sonnsfeld
(sieht auf den herausgetretenen Erbprinzen).

Da ist er schon.

Königin (tritt auf).

Sie überraschen mich, Prinz! Ich habe Sie nicht eintreten hören —

Erbprinz.

Ihre Majestät schienen in so tiefe Betrachtungen versunken —

Königin (bei Seite).

Ein einnehmendes Aeußere, ein geistvolles Auge. — Hat Ihnen mein Kammerdiener ...?

Erbprinz.

Im Begriff auszugehen, begegnete mir dieser Biedermann auf der Treppe meines Hôtels. Er drückte mir den unverzüglichsten Befehl Ew. Majestät aus —

Königin.

Bitte, Erbprinz! — (Setzt sich und winkt dem Erbprinzen ein Gleiches zu thun.) Meinen herzlichsten Dank für die überbrachten Briefe meines trefflichen Sohnes. Eine Stelle, die ich wohl mehr als zehnmal gelesen habe, läßt mich vermuthen, daß Sie über einen gewissen Plan, eine gewisse Angelegenheit von ihm unterrichtet worden sind —

Erbprinz.

Ja wohl, ja wohl, Majestät! (Bei Seite) Ich weiß kein Wort.

Königin.

Ich bin sehr glücklich, daß ich wie immer, so auch hier mit meinem Sohne gänzlich einverstanden bin, und auch Sie billigen gewiß vollkommen unsre Ansicht von diesem Gegenstande.

Erbprinz.

Ohne Zweifel, vollkommen, ganz Ihrer Ansicht. (Bei Seite) Was für ein Gegenstand?

Königin.

Mein Sohn schreibt mir, daß ich auf Ihre Theilnahme in dieser Angelegenheit unbedingt rechnen kann.

Erbprinz.

Er hat nicht zu viel gesagt, Majestät. Als ich aber von ihm Abschied nahm, rief er mir in den Wagen nach: Lieber Freund, über diesen bewußten Gegenstand wird Dir die Königin, meine gnädigste Mutter, noch das Ausführlichere und Umständlichere mittheilen.

Königin.

Ah, das ist ganz sein Styl! Sie sehen mich bereit dazu!

Erbprinz (bei Seite).

Das verwickelt sich.

Königin.

Sie wissen, daß erst seit Kurzem der brandenburgische Kurhut mit der preußischen Königskrone vertauscht wurde. Obgleich ursprünglich eine hannöversche Prinzessin fand ich doch in Preußens Größe mein Glück, in Preußens Ruhm meinen Stolz. Kein Staat hat in der Wahl seiner Bundesgenossen, Verschwiegenheiten und Verwandtschaften Ursache, so vorsichtig zu sein, wie der unsrige. Und deshalb giebt es gewiß keinen Gegenstand, der in diesem Augenblick so lebhaft, so ausschließlich die Aufmerksamkeit und das Interesse des Landes in Anspruch nehmen muß, als eine Frage, die auch bereits alle Cabinette Europa's beschäftigt, eine Frage, die Sie ohne Zweifel schon errathen haben.

Erbprinz.

Ich glaube Ew. Majestät ganz zu verstehen. (Bei Seite) Was meint sie nur?

Königin.

Ich bin gewiß ohne Stolz. Aber wenn man einem Hause angehört, das wie das hannöversche kürzlich die Ehre gehabt hat, auf den Thron von England berufen zu werden, wenn man die Tochter eines Königs, die Mutter eines künftigen Königs, die Gemahlin eines Königs ist, dann werden Sie einsehen, daß ich für die Zukunft meiner Tochter Rücksichten habe, die mich bestimmen müssen, jede politische Mesalliance zu vermeiden.

Erbprinz.

Mesalliance? Ihrer Prinzessin Tochter? (Verlegen) Ich muß gestehen — von diesen Verhältnissen war ich — nur oberflächlich unterrichtet —

Königin.

Was ich Ihnen, Ihrer gewissenhaftesten Verschwiegenheit, mittheilen werde, Prinz, ist ein Geheimniß. Es ist das Ergeb-

the ship, and the other to the bow. The ship is then towed by the tug, the cable passing through the fairlead in the bow of the ship, and thence to the capstan. The cable is wound on the capstan, and the ship is towed by the tug. The cable is then unwound from the capstan, and the ship is towed by the tug. The cable is then

Novellen-Zeitung.

Illustrirte Wochenschrift für Novellistik, Literatur und Kunst.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.

Für Abonnenten
Prämie:
Ein Stahlstich
Kaiser Wilhelm I.
Format 30 × 40 cm.

Verlag von Otto Janke in Berlin SW. Kochstrasse 68.

Für Abonnenten
Prämie:
Ein Stahlstich
Kaiser Wilhelm I.
Format 30 × 40 cm.

Inhalt.

Novellen.

Ernst Ziel: Der Kampf um's Dasein. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52.

Ernst Ziel: Der Kampf um's Dasein. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52.

Ernst Ziel: Der Kampf um's Dasein. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52.

Ernst Ziel: Der Kampf um's Dasein. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52.

Mr. Neville Chamberlain, Prime Minister, and Mrs. Chamberlain, photographed at Downing Street on the eve of the New Year.

Parliament

Monday, December 20

Commons

Mr. Eden, Secretary of State for Foreign Affairs, moved the Address in reply to the King's Speech. He said that the Government had made it clear that they were ready to enter into negotiations with Italy for the settlement of all outstanding questions between the two countries. Mr. Eden said that the Government had made it clear that they were ready to enter into negotiations with Italy for the settlement of all outstanding questions between the two countries. Mr. Eden said that the Government had made it clear that they were ready to enter into negotiations with Italy for the settlement of all outstanding questions between the two countries.

ohne andre Hoffnung, als, wenn Du der Gefahr wieder entgehst, Deine Wunden unter Deiner bescheidenen schwarzen Kleidung verbergen zu können... Wahrhaftig, mein Vater hat Recht, versuche es nicht zu bezaubern, daß Du nicht so muthig seist als er.

— Und dann, — versetzte Dagobert, thut das arme Kind das Alles um einen Pappenstiel, denn wie Du sagst, mein Junge, werden sein Muth und seine Wunden seinen schwarzen Rock niemals in einen Bischofsmantel verwandeln.

— Ich bin nicht so unigenügsig, als ich scheine, — sagte Gabriel zu Dagobert sanft lächelnd, — wenn ich ihrer würdig bin, erwartet mich eine große Belohnung dort oben.

— Was das anbetrifft, mein Junge, davon verstehe ich Nichts... und werde mit Dir nicht darüber streiten... Ich behaupte... daß mein altes Kreuz ebenso gut auf Deinem Talare angebracht wäre, als auf meiner Uniform.

— Aber solche Belohnungen sind niemals für bescheidene Priester wie Gabriel, — sagte der Schmied, — und doch, wenn Du wüßtest, Vater, wie viel Tugend und Tüchtigkeit unter denen ist, welche die Priesterpartei unverschämterweise den niederen Clerus nennt... wie viel verborgenes Verdienst, unbekannte Tugenden bei bescheidenen und ärmlichen Dorfpfarrern, die so unmenschlich behandelt und von ihren Bischöfen unter einem unbarmherzigen Joche gehalten werden! Wie wir, sind diese armen Priester Arbeiter, deren Befreiung auch alle edlen Herzen fordern müssen! Söhne des Volkes wie wir, nützlich wie wir, möge ihnen Gerechtigkeit werden wie uns!... Nicht wahr, Gabriel?... Du wirst mir nicht widersprechen, mein guter Bruder, denn Dein Eifer, hast Du mir gesagt, ginge blos dahin, eine kleine Landpfarre zu haben, weil Du wüßtest, wie viel Gutes da zu thun sei...

— Mein Wunsch ist noch immer derselbe — sagte Gabriel traurig, — aber unglücklicherweise... darauf wandte er, als wollte er einem unangenehmen Gedanken entgehen und den Gegenstand des Gespräches ändern, sich an Dagobert und sagte: — Glauben Sie mir, seien Sie gerechter und setzen Sie Ihren Muth nicht herab, indem Sie den unsrigen überschätzen...; Ihr Muth ist groß, sehr groß, denn nach dem Gefechte muß der Anblick des Blutbades für ein edles Herz furchtbar sein... wir wenigstens, — wenn man uns auch tödtet... wir selbst tödten nicht...

Bei diesen Worten des Missionärs richtete der Soldat sich auf und betrachtete ihn mit Erstaunen.

— Das ist merkwürdig! — sagte er.

— Was denn, mein Vater?

— Was Gabriel mir da sagt, erinnert mich daran, was ich stets im Kriege empfand, je älter ich wurde... — Darauf fügte Dagobert nach einer Pause mit ernstem und traurigem Tone, der ihm nicht gewöhnlich war, hinzu: — Ja, seht meine Kinder, mehr als ein Mal, wenn ich am Abende nach einer großen Schlacht auf Vorposten stand... allein... in der Nacht... im Mondenscheine auf dem Terrain, das uns geblieben, aber mit sieben bis acht Tausend Leichen bedeckt war, unter denen ich einige alte Kriegskameraden hatte... dann entnüchterte dieses traurige Gemälde, das tiefe Schweigen von der Luft einzuhauen... (denn das ist eine Trunkenheit wie jede andere) und ich sagte mir: Wie viel Menschen sind da getödtet!... Warum?... Warum?... was mich indessen, wohlverstanden, nicht hinderte, wenn am andern Morgen zum Angriff geblasen wurde, wieder einzuhauen wie ein Teufel... Aber das ist gleich, wenn ich mit ermüdetem Arme nach einem Angriffe meinen Säbel, der ganz blutig war, an den Mähnen meines Pferdes abwischte,... da sagte ich mir wieder... ich habe getödtet... getödtet und wieder getödtet... Warum?

Der Missionär und der Schmied sehen sich an, als sie den Soldaten auf so sonderbare Weise zur Vergangenheit zurückkehren hörten.

— Ach, — sagte Gabriel zu ihm, — alle edlen Herzen empfinden, was Sie in jenen feierlichen Stunden empfanden, wo die Trunkenheit des Ruhmes verschwunden ist, und der Mensch allein bleibt mit den guten Instincten, welche Gott ihm in's Herz gelegt hat.

— Das beweist, mein braves Kind, daß Du mehr werth bist als ich, denn diese edlen Instincte, wie Du sagst, haben Dich niemals verlassen; aber wie zum Teufel bist Du den Klauen dieser rasenden Wilden entgangen, die Dich schon gekreuzigt hatten?

Auf diese Frage Dagobert's erbebte Gabriel und erröthete so sichtlich, daß der Soldat zu ihm sagte:

— Wenn Du auf meine Frage nicht antworten kannst oder darfst... so thue, als ob ich Nichts gesagt hätte...

— Ich habe weder Ihnen noch meinem Bruder etwas zu verbergen... sagte der Missionär mit bewegter Stimme. — Blos würde es mir schwer werden, es Ihnen begreiflich zu machen... was ich selbst nicht begreife...

— Wie das? — sagte Agricol erstaunt.

— Gewiß, — sagte Gabriel erröthend, — habe ich mich von einer Lüge meiner betrogenen Sinne täuschen lassen... in jenem entscheidenden Augenblicke, wo ich den Tod mit Ergebung erwartete... wird mein geschwächter Geist durch den Schein betrogen worden sein... und was mir noch jetzt unerklärlich geblieben, würde mir vielleicht früher klar geworden sein... nothwendigerweise würde ich erfahren haben, wer jene seltsame Frau war...

Dagobert blieb, als er den Missionär hörte, erstaunt, denn auch er suchte sich vergebens die unerwartete Hülfe zu erklären, durch welche er mit den Waisen aus dem Gefängnisse in Leipzig entkommen...

— Von was für einer Frau sprichst Du? — fragte der Schmied den Missionär.

— Von der, die mich gerettet hat.

— Es war eine Frau, die Dich aus den Händen der Wilden gerettet hat? — sagte Dagobert.

— Ja, — antwortete Gabriel ganz in Erinnerungen versunken, — ein junges schönes Weib.

— Und wer war dieses Weib? — sagte Agricol.

— Ich weiß es nicht...; als ich sie fragte, antwortete sie mir: **Ich bin die Schwester der Betrübten.**

— Und woher kam, wohin ging sie? — sagte Dagobert höchst theilnehmend.

— **Ich gehe dorthin, wo man leidet...** antwortete sie mir, — entgegnete der Missionär, — und sie setzte ihren Weg nach dem Norden Amerika's fort, nach den trostlosen Gegenden, in welchen ewiger Schnee liegt und endlose Nächte die Erde bedecken...

— Wie in Sibirien... — sagte Dagobert, der nachdenklich geworden war.

— Aber, — versetzte Agricol, sich an Gabriel wendend, der immer mehr und mehr versunken war, — auf welche Weise kam die Frau Dir denn zu Hülfe?

Der Missionär wollte eben antworten, als es bescheiden an die Thür klopfte und dadurch die Befürchtungen erneuert wurden, welche Agricol seit der Ankunft seines Bruders vergessen hatte.

— Agricol, — sagte eine sanfte Stimme hinter der Thür — ich möchte Dich augenblicklich sprechen...

Der Schmied erkannte die Stimme der Mayeux und öffnete.

Das junge Mädchen trat, anstatt hineinzugehen, auf dem dunklen Corridor einen Schritt zurück und sagte mit besorgter Stimme:

— Mein Gott, Agricol, es ist schon seit vier Stunden heller Tag und Du bist noch nicht fort... welche Unvorsichtigkeit... Ich habe unten aufgepaßt auf der Straße... Bis jetzt habe ich nichts Beunruhigendes gesehen... aber man kann in jedem Augenblicke kommen, um Dich zu verhaften... Ich beschwöre Dich... mach, daß Du fortkommst und geh zu Fräulein Adrienne von Cardeville... es ist keine Minute zu verlieren...

— Ohne Gabriel's Ankunft wäre ich schon fort... Aber konnte ich dem Glücke widerstehen, einige Augenblicke bei ihm zu bleiben?

— Gabriel ist hier? — sagte die Mayeux mit freudiger Ueberraschung, denn wie wir schon erzählten, war sie mit Agricol und ihm auferzogen worden.

— Ja — antwortete Agricol, — seit einer halben Stunde ist er hier bei mir und meinem Vater...

— Wie glücklich werde ich sein, ihn wiederzusehen zu können! — sagte die Mayeux. — Ohne Zweifel ist er heraufgekommen, als ich gerade zu Deiner Mutter ging, sie zu fragen, ob ich ihr Etwas helfen könne, in Bezug auf die beiden jungen Damen... Madame Frangeise hat mich gebeten, Dir diesen Brief zu geben, den sie für Deinen Vater empfangen hat...

— Danke, meine gute Mayeux...

— Jetzt, da Du Gabriel gesehen hast,... bleib nicht mehr lange... bedenke, welch ein Schlag würde es für Deinen Vater sein, wenn man Dich in seiner Gegenwart verhaftete, großer Gott!

— Du hast Recht... es drängt, daß ich forteile... bei ihm und bei Gabriel hatte ich wider Willen meine Befürchtungen vergessen...

— Mach' schnell... und vielleicht in zwei Stunden, wenn Fräulein von Cardeville Dir diesen großen Dienst leistet... dann kannst Du beruhigt Deinetwegen und Deiner Familie willen wiederkehren...

— Es ist wahr... einige Minuten noch, dann will ich gehen.

— Ich gehe wieder unten nach der Thür; sollte ich etwas sehen, so komme ich geschwind zurück, um Dich davon zu benachrichtigen, aber zögere nun auch nicht mehr.

— Sei unbesorgt...

Die Mayeux ging schnell wieder die Treppe hinab, um an der Thür des Hauses aufzupassen, und Agricol kehrte nach der Manserde zurück.

— Mein Vater, — sagte er zu Dagobert, — hier ist ein Brief, den meine Mutter Sie zu lesen bittet, sie hat ihn so eben empfangen.

— Nun gut, lies für mich mein Junge.

Agricol las das Folgende.

„Madame!

„Ich erfahre, daß Ihr Mann durch den General Simon „mit einer Angelegenheit von der größten Wichtigkeit beauftragt ist. Haben Sie die Güte, sobald Ihr Mann ankommen wird, ihn zu bitten, er möge sich ohne Säumen „nach meinem Geschäftslocal in Chartres verfügen. Ich bin „beauftragt, ihm selbst und keinem Dritten Sachen zu über„geben, welche für die Interessen des Generals Simon un„entbehrlich sind.

„Durand,
„Notar in Chartres."

Dagobert sah seinen Sohn erstaunt an und sagte zu ihm:

— Wer hat den Herrn von meiner bevorstehenden Ankunft in Paris unterrichten können?

— Vielleicht ist es der Notar, dessen Adresse Du verloren hast und dem Du Papiere gesandt, Vater, — sagte Agricol.

— Aber er hieß nicht Durand und ich erinnere mich wohl, er war Notar in Paris und nicht in Chartres... Andererseits — fügte der Soldat nachdenklich hinzu — wenn er Papiere von großer Wichtigkeit hat, die er Niemand anders als mir übergeben darf...

— Dann scheint mir, kannst Du nicht ermangeln, sobald als möglich abzureisen, — sagte Agricol, der fast glücklich über diesen Umstand war, der seinen Vater wenigstens auf ungefähr zwei Tage entfernen mußte, während dessen sein, Agricol's, Schicksal sich auf die eine oder die andere Weise entschieden haben mußte.

— Dein Rath ist gut, — sagte Dagobert.

— Das zerstört wohl Ihre Pläne? — fragte Gabriel.

— Ein wenig, meine Kinder, denn ich rechnete darauf, den heutigen Tag mit Euch zusammen zu verbringen... aber die Pflicht geht über Alles. Ich bin ja von Sibirien nach

---

Erbprinz (bei Seite).

Schurke!

König (brummt).

Nein, Eversmann, sag' Er ihm, ich hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, etwas Vertrauliches, hört Er —

Erbprinz (bei Seite).

Mir etwas Vertrauliches?

König.

In einer pressanten Angelegenheit —

Eversmann.

Ah so, ich weiß schon —

König.

Er weiß schon? Was weiß Er denn? Gar nichts weiß Er —

Eversmann.

Ich meinte, man könnte vielleicht schon errathen —

König.

Errathen? Was hat Er zu errathen? Gar nichts hat Er zu errathen — versteht Er mich? Einfaltspinsel! — Schultert das Gewehr! Vorwärts! Marsch! (Ab.)

(Allgemeines Schlag, der ihn sogleich verliert.)

Erbprinz
(geht schnell heraus auf Eversmann zu).

Was wissen Sie? Was glauben Sie, daß der König mir zu sagen hat?

Eversmann.

Eh, eh, Ew. Hoheit sind noch hier?

Erbprinz (rasch).

Der König wünscht mich zu sprechen. Sie wissen weshalb? Sagen Sie, was vermuthen Sie?

Eversmann.

Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, glaub' ich, sollen Sie in einer gewissen Angelegenheit zwischen Preußen und Oesterreich —

Erbprinz.

Oesterreich?

Eversmann.

Erzherzog Leopold soll nicht abgeneigt sein, wenn nämlich — (blickt auf das Zimmer der Prinzessin zeigend) Prinzessin Wilhelmine.

Erbprinz (sie zeigend).

Die Prinzessin?

Eversmann.

Sie! Man wird Sie wahrscheinlich als Unterhändler oder Vermittler —

Erbprinz (außer sich).

Die Prinzessin wäre bestimmt —

Eversmann.

Zur künftigen Kaiserin von Oesterreich! (Er zur Königin.)

Erbprinz (allein).

Kaiserin?! Königin?! Und ich der Vermittler dieser beiden Partien? Das führt ja entweder grabewegs in ein Trauerspiel oder in eine Comödie! (Nach einer Pause heiter.) Muth! Muth! in eine Comödie, wie sie an einem Hofe lustiger noch nicht gespielt worden ist! (Schnell ab.)

(Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer des Königs. Links vom Zuschauer eine Seitenthür. Mittelthür. Arbeitstisch. Stühle.

Erster Auftritt.

Grumbkow*) und Seckendorf treten mit Eversmann ein, der ein orangenfarbenes großes Ordensband mit vielen Orden und einen glänzenden Degen über dem Arm trägt.

Grumbkow.

Eine Depesche, Eversmann?

Seckendorf.

Aus Hannover, sagten Sie?

Grumbkow.

Und der Staat da? Das Ordensband? Der Prachtdegen?

*) Bekanntlich muß nicht Grumbkoff, sondern Grumbko gesprochen werden.

Paris gekommen... also werde ich mich auch nicht fürchten, von Paris nach Chartres zu gehen, wenn es sich um eine wichtige Angelegenheit handelt. In zwei Mal vier und zwanzig Stunden werde ich zurück sein. Aber nichtsdestoweniger ist es seltsam. Hol' mich der Teufel, wenn ich erwartete, Euch heute verlassen zu müssen, um nach Chartres zu gehen! Glücklicherweise kann ich Rose und Blanche bei meiner guten Frau lassen, und ihr Engel Gabriel, wie sie ihn nennen, wird ihnen Gesellschaft leisten.

— Das wird leider unmöglich sein, — sagte der Missionär traurig. — Dieser Rückkehrbesuch bei meiner Mutter und Agricol wird auch zugleich ein Abschiedsbesuch sein.

— Wie? Abschied? — sagten Dagobert und Agricol zugleich.

— Leider ja!

— Du gehst wieder auf eine andere Mission? — sagte Dagobert, — das ist unmöglich.

— Ich kann Ihnen darauf nicht antworten, — sagte Gabriel, einen Seufzer ausdrückend, — aber von heute an bis auf einige Zeit... kann ich, darf ich nicht wieder in dieses Haus zurückkehren...

— Sieh, mein braves Kind, — versetzte der Soldat bewegt, — in Deinem Benehmen liegt Etwas, das nach Zwang und Unterdrückung aussieht... Ich verstehe mich auf Menschenkenntniß... der, den Du Deinen Oberen nennst und den ich einige Augenblicke nach dem Schiffbruche gesehen habe, im Schlosse Cardoville... hat ein schlechtes Gesicht, und beim Teufel, es thut mir leid, Dich unter einem so schlechten Capitän dienen zu sehen.

— Im Schlosse Cardoville... — rief der Schmied aus, über die Aehnlichkeit des Namens erstaunt, — im Schlosse Cardoville sein Ihr nach dem Schiffbruche aufgenommen worden?

— Ja, mein Junge, was verwundert Dich dabei?

— Nichts, mein Vater... und bewohnten die Herren dieses Schlosses dasselbe?

— Nein, denn der Verwalter, den ich danach gefragt, um mich für die gute Gastfreundschaft, die wir dort erhalten hatten, zu bedanken, sagte mir, daß die Person, der es gehört, in Paris wohne...

— Welches seltsame Zusammentreffen! — dachte Agricol, — wenn diese junge Dame nun die Eigenthümerin des Schlosses wäre, das ihren Namen trägt!

Als ihm darauf das Versprechen einfiel, welches er der Mayeux gegeben hatte, sagte er zu Dagobert:

— Entschuldige mich, Vater, es ist schon spät... und ich sollte um acht Uhr schon in der Werkstatt sein.

— Ganz recht, mein Junge... Nun, wir schieben die Partie auf... bis nach meiner Rückkehr von Chartres... Umarme mich noch einmal... und dann geh.

Seit Dagobert zu Gabriel von Zwang und Unterdrückung gesprochen, war der Letztere nachdenklich geworden... In dem Augenblicke, wo Agricol sich näherte, um ihm die Hand zu drücken und Adieu zu sagen, sagte der Missionär mit ernster, feierlicher Stimme und einem entschiedenen Tone, der den Soldaten und Agricol in Erstaunen setzte:

— Mein guter Bruder,... noch ein Wort... Ich war auch gekommen, um Dir zu sagen, daß ich binnen hier und einigen Tagen Deiner benöthigt werde... Ihrer auch, mein Vater... Lassen Sie mich Ihnen diesen Namen geben, — fügte Gabriel, nach Dagobert sich umwendend, mit bewegter Stimme hinzu.

— Wie Du das sagst!... Was giebt es denn? — rief der Schmied aus.

— Ja, — versetzte Gabriel, — ich werde Rath und Hülfe nöthig haben... von zwei Männern von Ehre und Entschlossenheit... Ich kann auf Euch beide rechnen, nicht wahr? zu jeder Stunde... an welchem Tage es sei... auf ein Wort von mir... werdet Ihr kommen?

Dagobert und sein Sohn sahen sich schweigend an, verwundert über Gabriel's Ton... Agricol fühlte sein Herz bedrängt... wenn er nun Gefangener wäre, wenn sein Bruder seiner bedurfte. Was dann?

— Zu jeder Stunde der Nacht oder des Tages, mein braves Kind, kannst Du auf uns rechnen, — sagte Dagobert so überrascht als theilnehmend, — wenn Dein Rock nicht wäre, möchte ich glauben... daß es sich um ein Duell handelt... einen Zweikampf auf Leben und Tod... so sagst Du das!...

— Ein Zweikampf!... — sagte der Missionär bebend, — ja, es wird sich vielleicht um einen seltsamen, furchtbaren Zweikampf handeln... bei dem ich zwei Zeugen brauche, wie Ihr... einen Vater und einen Bruder!...

.....

Einige Augenblicke darauf begab sich Agricol, immer unruhiger geworden, zu Fräulein von Cardeville, wohin wir den Leser nun auch führen wollen.

Das Hôtel Saint Dizier.

Siebzehntes Kapitel.

Der Pavillon.

as Hôtel Saint Dizier war eine der größten und schönsten Wohnungen in der Rue de Babylone in Paris.

Nichts Imposanteres, Ernsteres und Traurigeres als der Anblick dieses alterthümlichen Hauses; ungeheure Fenster mit kleinen Scheiben, weißlich gemalt, ließen die von der Zeit geschwärzten Steinblöcke, aus denen es gebaut war, noch düsterer erscheinen.

Das Hôtel glich allen denen, welche in diesem Stadtviertel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut wurden: es war ein großes Hauptgebäude mit dreieckigem Giebel und cenzirtem Dach, das sich über einer Etage und einem Parterre befand, nach dem man auf einer breiten Rampe hinaufging. Die eine von den Façaden ging auf den Hof hinaus und war auf jeder Seite durch Arcaden begrenzt, welche mit großen Wirthschaftsgebäuden in Verbindung standen; die andere Façade dagegen sah nach dem Garten hinaus, einem wirklichen Park von zwölf bis funfzehn Morgen: auf dieser Seite bildeten zwei zurücktretende Flügel, welche an die Hauptfronte angebaut waren, zwei Seitengallerien.

Wie in fast allen großen Wohnungen dieses Viertels sah man am äußersten Ende des Gartens, was man das kleine Hotel oder das kleine Haus nannte.

Es war dies ein Pavillon à la Pompadour, der rotundenartig in dem reizenden schlechten Geschmack jener Zeit gebaut war; an allen Theilen und wo der Stein nur hatte bearbeitet werden können, befand sich eine unglaubliche Menge von Blattwerk, Banzschleifen, Blumenguirlanden und barocken Liebesgöttern. Dieser Pavillon, der von Adrienne von Cardeville bewohnt wurde, bestand aus einem Parterre, zu dem man durch einen um einige Stufen erhöhten Peristyl gelangte. Ein kleiner Versaal führte zu einem von oben erleuchteten runden Salon, daran grenzten vier andere Zimmer und noch einige im Zwischenstockwerke angebrachte Entresolzimmer, die zu Nebengemächern dienten.

Dergleichen Zubehör großer Wohnungen sieht in unseren Tagen gewöhnlich leer oder wird zu Orangerichäusern umgestaltet; aber der Pavillon des Hôtels Saint Dizier war ausnahmsweise restaurirt und abgeputzt; sein weißer Stein glänzte wie pariser Marmor und sein vergoldetes kokettes Aussehen stach seltsam gegen das düstere Hauptgebäude ab, das man zu Ende eines großen Hofes und da mit Gruppen grüner Bäume besetzten Rasenplatzes bemerkte.

Die folgende Scene begab sich am Morgen nach dem Tage, wo Dagobert mit den Töchtern des General Simon in der Straße Brise-Miche angekommen war. Die benachbarte Uhr hatte eben acht geschlagen; eine schöne winterliche Sonne ging strahlend an einem reinen blauen Himmel in die Höhe, hinter den großen blätterlosen Bäumen, welche im Sommer über den kleinen Pavillon im Geschmacke Ludwig's XV. eine Wölbung von Grün bildeten.

Die Thür des Vorsaals öffnete sich und die Strahlen der Sonne beschienen ein reizendes Geschöpf oder vielmehr zwei reizende Geschöpfe, denn das eine von ihnen, wenn es auch in der Stufenleiter der Schöpfung einen bescheidneren Platz einnahm, war doch verhältnißmäßig von sehr bemerkenswerther Schönheit.

Mit anderen Worten: ein junges Mädchen und eine reizende englische kleine Hündin von der sogenannten König Karls-Race erschienen unter dem Säulen der Rotunde.

Das junge Mädchen nannte sich Georgette, die kleine Hündin hieß Lutine. *)

Georgette ist achtzehn Jahr alt; niemals hatte Florine oder Marton, niemals eine Soubrette Marivaux' ein schelmischeres Gesicht, lebhafteres Auge, boshafteres Lächeln, weißere Zähne, rosigere Wangen, einen koketteren Wuchs, einen kleineren Fuß und ein verlockenderes Wesen.

Obgleich es noch sehr früh war, zeigte Georgettens Kleidung doch Sorgfalt und Geschmack. Eine kleine Mütze von Spitzen, mit platten halbländischen Barden und Rosabändern besetzt, schloß etwas weit hinten auf Flechten von bewunderungswürdigen blonden Haaren sitzend ihr frisches und reizendes Gesicht ein; ein Kleid von grauer Levantine, darüber ein Knöpftuch von Linon, welches an der Brust mit einer dicken Schleife von rosa Atlaß befestigt war, hob ihren elegant gerundeten Oberkörper hervor; eine schneeweiße Schürze von holländischer Leinwand, an welcher unten drei Säume sich befanden, über denen ein Zwischensatz von durchbrochenen Spitzen war, umschloß ihre wie eine Binse schmiegsame und runde Taille;... ihre kurzen enteilegenden Aermel, welche mit einem kleinen Spitzenbesatz eingefaßt waren, ließen ihre festen, weißen, vollen Arme sehen, die bis zum Ellbogen gingen. Als Georgette das Kleid etwas aufhob, um schneller die Stufen hinabzugehen, zeigte sie den dafür unempfindlichen Augen Lutine's den Anfang einer gerundeten Wade, den unteren Theil eines feinen Beines, das mit einem Strumpfe von weißer Seide bekleidet war, und einen

*) Lutine, Kobold.

Eversmann.

Alles gleich nach Ankunft der Depesche von Sr. Majestät bestellt.

Seckendorf.

Eine Depesche aus Hannover — vor einer Stunde angekommen — der grand cordon bestellt — der Staatsdegen — wir müssen combiniren, Grumbkow.

Eversmann.

Und die Tafel ist heute um 12 Couverte vermehrt; (Bedeutend) 36 Thaler sind für den Mittagstisch angesetzt. Alles soll en grande parure erscheinen.

Seckendorf.

Eine Depesche ist aus Hannover angekommen — grand cordon — Staatsdegen — 12 Couverts — 36 Thaler — wir müssen combiniren, Grumbkow.

Eversmann.

Und als er das Siegel von der Depesche abgerissen, hat er zwei schwere Thränen vergossen und gesagt: Ich will sie ja alle glücklich machen und soll' ich mit Kolben drein schlagen! Und nun ist er in Feuer und Flammen und will ganz Berlin zu Tische laden —

Grumbkow.

Für 36 Thaler?

Eversmann.

Und alle Waisenkinder sollen neu gekleidet werden —

Grumbkow (betroffen).

Das ist eine Vermählungsgeschichte, — Seckendorf!

Seckendorf.

Depesche — Hannover — 36 Thaler — zwei Thränen — mit Kolben drein schlagen — Man muß nur combiniren, Grumbkow.

Eversmann.

Ich glaube, er kommt. (Erschrocken) Der König!

Zweiter Auftritt.

Der König (zur Thür hereinsetzend). Die Vorigen.

König.

Guten Morgen, guten Morgen! Wünsche wohl geruht zu haben, meine Herrn! Nun wo bleibt Er denn mit dem Bettelstaat? Da fehlen ja noch die englischen Orden — Bind' Er mir alles fest, daß Einem der Plunder nicht so am Leibe herumschlenkert.

Eversmann (ironisch).

Wünschen Ew. Majestät vielleicht auch die Krone?

König.

Er ist ein Narr. Die Krone! (Zeitt heraus) Sei Er froh, daß Er sie nicht zu tragen braucht! Geh' Er, Eversmann, bring' Er Alles in Ordnung.

Eversmann (ab).

König (sehr erregt).

Guten Morgen, Grumbkow und Seckendorf, hab' heute keine Zeit. Sagen Sie dem preußischen Staat ein Compliment und er sollte mich heute einmal in Ruhe lassen. Guten Morgen! (Die beiden Minister wollen sich empfehlen.)

Grumbkow (an der Thür).

Ew. Majestät sind in einer besonders fröhlichen Laune —

Seckendorf.

Sollte vielleicht die Ankunft des Couriers —

König.

Ja — es ist ein Courier angekommen —

Grumbkow.

Aus Hannover?

König.

Ja, aus Hannover.

Seckendorf.

Von Wichtigkeit, Majestät?

König.

Von Wichtigkeit.

Grumbkow.

Wahrscheinlich über englische Angelegenheiten?

König.

Ueber englische Angelegenheiten —

Seckendorf.

Höchstwahrscheinlich über den ostindischen Handel?

reizenden kleinen Fuß in seinem schwarzen Schnürstiefel von türkischem Atlaß.

Wenn eine Blondine wie Georgette noch etwas Pikantes hat, wenn helles Feuer in ihren zarten lichtblauen Augen glänzt, wenn eine fröhliche Belebung ihre durchschimmernde Gesichtsfarbe röthet, dann hat sie noch mehr Blume, noch mehr Berauschendes als eine Brünette.

Diese geschniegelte aufgeweckte Zofe, dieselbe, welche am Tage vorher Agricol in den Perizon geführt hatte, war die erste Kammerfrau des Fräuleins Adrienne von Cardeville, der Nichte der Frau Prinzessin von Saint Dizier.

Lutine, welche von dem Schmied glücklicher Weise wiedergefunden war, brach in ein kurzes lustiges Gebell aus, sprang, lief und tollte auf dem Rasen; sie war ein wenig größer als eine Männerfaust, ihr wollenförmig glänzend schwarzer Behang strahlte wie Ebenholz unter dem breiten Bande von rothem Atlaß, das sie unter dem Halse hatte; ihre von langer Seide behangenen Pfoten, sowie das unmäßige stumpfnäßige Maul waren feuerfarben; ihre großen Augen blitzten von Klugheit und die mit lockigem Haar versehenen Ohren waren so lang, daß sie bis an die Erde niederhingen.

Georgette schien eben so lebhaft, eben so spiellustig als Lutine, auf deren Späße sie einging, indem sie bald ihr nachlief und dann wieder sich auf dem grünen Rasen einholen ließ.

Plötzlich standen Lutine und Georgette beim Anblick einer zweiten Person, welche sich schwerfällig näherte, mitten in ihrem Spiele still. Der kleine König Karl, der einige Schritte voraus war, dreht sich, dreist wie ein Teufel und seinem Namen treu, fest auf seinen kräftigen Füßen und erwartete stolz den Feind, indem er zwei Reihen kleiner Zähne zeigte, welche wie von Elfenbein ordentlich spitz waren. Der Feind bestand in einer Frau von reifem Alter, der ein sehr dicker kaffeefarbener Schooßhund zur Seite ging, dessen Schwanz sich schnäckelte und der mit dickem Bauch, glänzendem Haar, den Kopf etwas nach der Seite gewendet, mit sehr auseinander gespreizten Beinen in doctormäßigem und schönem Schritte ging. Sein schwarzes, beißiges, verdrießliches Maul, welches auf der linken Seite durch zwei zu sehr hervortretende Zähne in die Höhe gezogen wurde, hatte einen seltsam hinterlistigen und boshaften Ausdruck.

Dieses unangenehme Thier, der vollkommenste Typus dessen, was man den Hund einer Betschwester nennen könnte, hörte auf den Namen Monsieur.

Monsieur's Herrin war eine Frau von ungefähr funfzig Jahren, von mittlerem beleibten Wuchs und eben so düster und streng gekleidet, als Georgette lustig und geputzt. Ihr Anzug bestand aus einem braunen Kleide, einer schwarzseidenen Mantille und einem Hute von derselben Farbe; die Züge dieser Frau mußten in ihrer Jugend angenehm gewesen sein und ihre blühenden Wangen, die starken Augenbrauen und ihre schwarzen noch sehr lebhaften Augen paßten sehr wenig zu der unfreundlichen und ascetischen Miene, welche sie anzunehmen sich bemühte.

Diese Matrone mit dem langsamen und vorsichtigen Gange war Madame Augustine Grivois, erste Dame bei der Prinzessin Saint Dizier.

Nicht blos Alter, Miene und Kleidung dieser beiden Frauenzimmer boten einen schlagenden Gegensatz dar, der Contrast dehnte sich auch auf die Thiere aus, welche sie begleiteten: es war derselbe Unterschied zwischen Lutine und Monsieur, wie zwischen Georgette und Madame Grivois.

Als diese den kleinen König Karl gewahr wurde, konnte sie eine Bewegung des Erstaunens und des Aergers nicht zurückhalten, welche dem jungen Mädchen nicht entging.

Lutine, welche seit Monsieur's Erscheinen nicht einen Zoll zurückgewichen war, betrachtete ihn kühn mit herausforderndem Miene und ging sogar auf eine so entschieden feindselige Weise auf denselben zu, daß der dreimal so große Hund einen Angstschrei ausstieß und hinter Madame Grivois eine Zuflucht suchte.

Diese sagte spitzig zu Georgette:

— Mir scheint, Mademoiselle, Sie würden es besser unterlassen, Ihren Hund zu reizen und ihn auf den meinigen zu hetzen.

— Wahrscheinlich blos, um dieses ehrwürdige und häßliche Thier von dieser Unannehmlichkeit zu befreien, haben Sie gestern Abend sich bemüht, Lutine verloren gehen zu lassen, indem Sie durch die kleine Gartenthür sie auf die Straße jagten. Aber glücklicher Weise hat ein braver und würdiger Bursche sie auf der Straße gefunden und meiner Herrin wiedergebracht. — Aber welchem Umstande, Madame, verdanke ich das Glück Sie so früh am Tage zu sehen?

— Ich bin von der Prinzessin befragt, — versetzte Madame Grivois und konnte ein triumphirendes Frendelächeln nicht zurückhalten, — Mademoiselle Adrienne augenblicklich zu sprechen... es handelt sich um eine sehr wichtige Sache, welche ich ihr selbst mittheilen soll.

Bei diesen Worten wurde Georgette purpurroth und konnte eine leichte Bewegung der Unruhe nicht zurückhalten, welche glücklicher Weise Madame Grivois entging, da diese beschäftigt war über Monsieur's Sicherheit zu wachen, dem Lutine sich mit sehr drohender Miene näherte; nachdem sie also die erste flüchtige Aufregung überwunden, antwortete sie mit Sicherheit:

— Mademoiselle ist gestern sehr spät zu Bett gegangen... sie hat mir verboten vor Mittag bei ihr einzutreten.

— Das ist möglich... aber da es sich darum handelt, einem Befehle der Prinzessin ihrer Tante zu gehorchen... so werden Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, Mademoiselle, die Güte haben Ihre Herrin... augenblicklich zu wecken.

— Meine Herrin hat von Niemandem Befehle zu empfangen;... sie ist hier in ihrem Hause; ich werde sie deshalb, wie sie befohlen hat, erst Mittags wecken.

— Nun, dann gehe ich selbst zu ihr.

— Fierine und Hebe werden Ihnen nicht öffnen... hier ist der Schlüssel zum Salon... und durch den Salon allein kann man in Mademoiselle's Schlafzimmer treten...

— Wie? Sie wagen es, sich der Ausführung der Befehle der Prinzessin zu widersetzen?

— Ja, ich wage das große Verbrechen zu begehen, daß ich meine Herrin nicht aufwecken will.

— Das sind nun die Folgen von der blinden Nachsicht der Frau Prinzessin gegen ihre Nichte, — sagte die Matrone mit saurer Miene. — Mademoiselle Adrienne respectirt nicht mehr die Befehle ihrer Tante und umgiebt sich mit jungen windbeutligen Personen, welche vom frühen Morgen an schon geputzt sind wie Kirchenfahnen...

— O, Madame, wie können Sie über Putz schelten, die Sie doch früher die koketteste und unruhigste unter den Frauen der Prinzessin gewesen sind!... Das hat sich ja im Hôtel von Generation zu Generation bis auf unsre Tage weiter erzählt.

— Wie, von Generation... zu Generation? Sollte man nicht glauben, ich wäre hundertjährig!... Sieh einmal, wie impertinent!

— Ich spreche von Generationen Kammerfrauen..., denn Sie angenommen, können sie es höchstens zwei bis drei Jahre bei der Prinzessin aushalten. Diese hat zu viel Vorzüge... für die armen Mädchen...

— Ich verbiete Ihnen, Mademoiselle, auf diese Weise von meiner Herrin zu sprechen..., deren Namen man nicht anders als auf den Knieen nennen sollte...

— Indessen, wenn man lästern wollte...

— Sie wagen...

— Gestern Abend, nicht später als halb zwölf Uhr...

— Gestern Abend?...

— Hielt ein Fiacre einige Schritte von dem großen Hôtel:... eine geheimnißvolle Person, die in einen Mantel gehüllt war, stieg heraus und klopfte vorsichtig nicht an die Thür, sondern an die Fensterscheiben beim Portier... und um ein Uhr Morgens stand der Fiacre... noch in der Straße da... und erwartete noch immer die geheimnißvolle Person im Mantel..., welche während dieser ganzen Zeit den Namen der Frau Prinzessin, wie Sie sagen,... ohne Zweifel auf den Knieen aussprach...

War nun Madame Grivois nicht von dem Besuche unterrichtet, welchen Robin (denn er war es) der Frau von Saint Dizier am gestrigen Abend gemacht, nachdem er sich von der Ankunft der Töchter des General Simon überzeugt hatte, oder wollte Madame Grivois nur so scheinen, als wüßte sie von diesem Besuche Nichts, sie antwortete mit verächtlichem Achselzucken:

— Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Mademoiselle... ich bin nicht hierhergekommen, um Ihre unverschämten Albernheiten mit anzuhören: noch einmal, Ja oder Nein, wollen Sie mich zu Fräulein Adrienne hineinführen?

— Ich wiederhole es Ihnen, Madame, daß meine Herrin schläft und mir verboten hat, vor Mittage bei ihr einzutreten.

Dies Gespräch fand in einiger Entfernung vom Pavillon statt, dessen Säulen man am Ende einer ziemlich großen in ein verschiedenes Viereck auszehenden Allee sehen konnte.

Plötzlich rief Madame Grivois, indem sie die Hand nach jener Richtung ausstreckte:

— Großer Gott... ist es möglich... was habe ich gesehen!...

König.

Nein!

Grumbkow.

Ueber den holländischen Schiffsvertrag?

König

(sich an der Mengier der Beiden weidend).

Ja so etwas. Guten Morgen!

Grumbkow (bei Seite).

Heute wieder eine ganz desperate Laune —

Seckendorf (bei Seite im Abgehen).

Kommen Sie nur, Grumbkow. 36 Thaler — 12 Couverts — Waisenkinder — combiniren muß man nur. (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Der König. Dann Eversmann.

König.

Fort sind sie! Endlich ein Augenblick für mich.

Eversmann (tritt ein).

König.

Ich bin übermenschlich glücklich

Eversmann.

Ich gratulire unterthänigst.

König.

Denk' Er sich — Ja so — (bei Seite) es soll's ja Niemand wissen.

Eversmann.

Wollten sich Ew. Majestät nicht —

König.

Umkleiden? Zieh' Er mir den Rock aus. Nichts gespart. Man soll wissen, daß ich einen Schatz habe, daß ich nur gewöhnlich geizig bin, sonst aber drauf gehen lassen kann, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, eine Gelegenheit wie jetzt, wo es sich — (brautplatzend) denk' Er sich — — (besinnt sich wieder) ja so!

Eversmann (zieht dem König den Rock aus).

Majestät werden doch wohl die gestickte Uniform anziehen?

König.

Die gestickte Uniform, Eversmann. Ich erwarte Gäste, denen man Ehre erzeigen muß, große Ehre. Ich denke immer, wenn es sich um die Ankunft von Per — (setzt sich). Zieh' Er mir die Stiefel aus!

Eversmann

(schickt sich dazu an. Es geht aber schwer).

König.

War der Erbprinz schon da?

Eversmann.

Machen Ew. Majestät seinetwegen so viel Umstände?

König.

Seinetwegen? Vielleicht! (bei Seite) Ich will sie alle irre führen. (Laut) Au! Ziegel, meine Hühneraugen! Ich glaube, Er will mir absichtlich wehe thun, weil ich Ihm nichts sage.

Eversmann.

Ich habe ja gar nicht gefragt.

König.

Ich würd' Ihm auch bei Fragen! Warum lacht Er denn? Hol' Er mir meinen Schlafrock, bis die Uniform da ist —

Eversmann (will hinausgehen).

König.

Heda! warum hat Er denn gelacht?

Eversmann.

Ach — bis ich Ew. Majestät den Hut in die Hand gebe, haben Sie mir's doch gesagt.

König (droht ihm mit dem Stock).

Was? Er unterfängt sich?

Eversmann.

Es muß ja Alles heraus bei Ew. Majestät. Es giebt blos Eins, was Ew. Majestät gut bei sich behalten können, das ist das Geld. — Ich hole den Schlafrock. (Ab.)

Vierter Auftritt.

König (allein und sitzend). Dann Lakai und der Erbprinz.

König.

Er hat Recht. Es drückt mir's Herz ab. Aber sie alle sollen nichts erfahren, sie sollen nicht! Sie haben mir meine liebsten Pläne schon verdorben. Ich will andere Saiten auf-

— Was denn, was haben Sie gesehen!... — entwortete Georgette sich umwendend.

— Wen habe ich gesehen!... — wiederholte Madame Grivois ganz erstaunt.

— Nun, ohne Zweifel...

— Mademoiselle Adrienne!!

— Und wo denn?

— Sie stieg schnell die Säulentreppe hinauf... ich habe sie wohl an ihrem Gange, an Hut und Mantel erkannt... um acht Uhr Morgens nach Hause zu kommen, — rief Madame Grivois aus, — nein, es ist nicht zu glauben.

— Mademoiselle?... Sie haben Mademoiselle gesehen... — und Georgette begann in ein Gelächter auszubrechen, — ich verstehe... Sie wollen meine wahrhafte Geschichte von dem Fiaker gestern Abend überbieten... das ist sehr geschickt...

— Ich wiederhole Ihnen, daß ich in diesem Augenblick... gesehen habe...

— Nun, Madame Grivois, wenn Sie im Ernste sprechen, so sind Sie wahnsinnig...

— Ich bin wahnsinnig... weil ich gute Augen habe... Die kleine Thür, welche nach der Straße hinausgeht, stößt an den Baumgang nahe dem Pavillon und von dort ist Mademoiselle wahrscheinlich herein gekommen... o mein Gott, es ist zum Ohnmächtigwerden... was wird die Prinzessin sagen... ach, ihre Ahnungen trügen sie nicht... dahin mußte ihre Schwachheit gegen die Launen ihrer Nichte sie führen; es ist ungeheuer... so ungeheuer, daß, obgleich ich es mit meinen Augen gesehen habe, ich es doch noch nicht glauben kann...

— Wenn es denn so ist, Madame, so bestehe ich meinerseits jetzt darauf, Sie zu Mademoiselle zu führen, damit Sie sich selbst überzeugen, daß Sie Gespenster gesehen haben.

— O wie schlau Sie sind, meine Beste... aber nicht schlauer als ich... jetzt machen Sie mir den Vorschlag mich einzulassen, das glaube ich wohl... jetzt wissen Sie bestimmt, daß ich Fräulein Adrienne zu Haus finden werde...

— Aber, Madame, ich versichere Sie...

— Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß weder Sie, noch Florine, noch Hebe vierundzwanzig Stunden länger hier bleiben werden... die Prinzessin wird einem so empörenden Skandal ein Ende machen... Ich werde augenblicklich sie davon unterrichten, was vorgeht. Nachts ausgehen, mein Gott... um acht Uhr Morgens nach Hause kommen... ich bin ganz verwirrt davon... aber wenn ich es nicht gesehen hätte,... nicht mit meinen eigenen Augen gesehen... so könnte ich es nicht glauben. — Aber freilich, so mußte es kommen... und das wird Niemand verwundern... Nein... gewiß und Alle, denen ich diese Abscheulichkeit erzählen werde, rufen bestimmt aus: das ist kein Wunder. — O, welcher Schmerz für diese ehrwürdige Prinzessin, welcher betrübende Schlag für sie!

Und Madame Grivois kehrte schnell nach dem Hôtel zurück, ihr folgte Monsieur, der eben so erzürnt schien, wie sie selbst.

Georgette dagegen lief schnell und leicht nach dem Pavillon, um Fräulein Adrienne von Garderille zu benachrichtigen, daß Madame Grivois sie heimlich durch die kleine Gartenthür nach Hause kommen gesehen hatte oder gesehen zu haben glaubte.

Achtzehntes Kapitel.

Adrienne's Toilette.

Eine Stunde ungefähr war vergangen, seit Madame Grivois Fräulein Adrienne von Garderille Morgens nach dem Pavillon des Hôtel Saint Dizier zurückkehren gesehen hatte, oder wenigstens gesehen zu haben glaubte.

Um das Excentrische der folgenden Scenen nicht zu entschuldigen, sondern begreiflich zu machen, müssen wir einige hervorspringende Seiten des originellen Charakters Adrienne's hervorheben.

Ihre Originalität bestand in einer außerordentlichen Geistesunabhängigkeit, verbunden mit einem natürlichen Abscheu gegen Alles, was häßlich und unangenehm war, und mit einem unüberwindlichen Bedürfniß mit allem Schönen und Anziehenden sich zu umgeben.

Ein Maler, der für Colorit schwärmt, ein Bildhauer, den die Schönheit der Form entzückt, konnte nicht mehr als Adrienne die edle Begeisterung empfinden, welche der Anblick der Schönheit auserwählten Naturen stets einflößt.

Und nicht blos der Augensinn gab sich das junge Mädchen gern hin; die harmonischen Modulationen des Gesanges, der Klang der Instrumente, der Rhythmus der Poesie verursachte ihr unendliches Vergnügen, während eine schreiende Stimme, ein falscher unangenehmer Ton denselben unangenehmen, fast schmerzhaften Eindruck auf sie hervorbrachten, welchen sie unwillkürlich beim Anblicke eines häßlichen Gegenstandes empfand.

Ebenso leidenschaftlich liebte sie die Blumen, die angenehmen Gerüche und genoß süße Düfte, wie sie Musik, wie sie plastische Schönheit genoß... Und müssen wir endlich auch das Entschiedene gestehen! Sie war sogar naschhaft und würdigte besser als Jemand das frische Mark einer schönen Frucht, den köstlichen Geschmack eines Goldfasans, der kunstgerecht gebraten war, oder das duftende Bouquet eines edeln Weines.

Aber Adrienne genoß das Alles mit außerordentlicher Zurückhaltung, sie machte einen Cultus daraus, die Sinne, welche Gott ihr gegeben, auszubilden und zu verfeinern. Sie würde es als eine schwarze Undankbarkeit betrachtet haben, diese göttlichen Gaben durch Uebermaß abzustumpfen oder sie durch unwürdige Wahl zu erniedrigen, vor der sie übrigens durch die außerordentliche und gebieterische Feinheit ihres Geschmackes geschützt war.

Das Schöne und das Häßliche waren für sie das Gute und das Schlechte.

Ihre Verehrung der Anmuth, der Zierlichkeit, der physischen Schönheit hatte sie zur Verehrung der moralischen geführt; denn wenn der Ausdruck einer niedrigen und schlechten Leidenschaft die schönsten Gesichter häßlich macht, so werden auch die häßlichsten durch den Ausdruck edler Gefühle verschönt.

Mit einem Worte: Adrienne war die vollkommenste, idealste Personification der Sinnlichkeit... nicht jener gewöhnlichen, unwissenden, unverständlichen, schlechtbegriffenen Sinnlichkeit, die stets durch Gewohnheit oder durch die Nothwendigkeit grober und ungewählter Genüsse irre geleitet und verdorben ist, sondern jenes ausgezeichneten Sensualismus, der für die Sinne das ist, was für den Geist die attische Feinheit.

Die Unabhängigkeit im Charakter dieses jungen Mädchens war außerordentlich. Besonders empörten sie gewisse durch ihre sociale Stellung dem Weibe auferlegte unterwürfige Erniedrigungen; sie hatte sich kühn entschlossen, diesen sich zu entziehen.

Uebrigens war nichts Männliches an Adrienne, sie war das weiblichste Weib, das man sich nur vorstellen kann, Weib durch ihre Anmuth, ihre Launen, ihren Reiz, ihre blendende und reiche Schönheit, eben so sehr Weib durch ihre Schüchternheit wie ihren Muth, durch Haß gegen den brutalen Despotismus des Mannes wie durch das Bedürfniß sich thörlich und blind dem hinzugeben, der diese Hingebung verdienen konnte; außerdem war ihr Geist duftend und etwas paradox, wie sie endlich auch ihre Ueberlegenheit in der gerechten und spöttischen Verachtung gewisser Männer zeigte, welche sehr hoch gestellt oder sehr mit Schmeicheleien umgeben mitunter ihr in den Salons ihrer Tante, der Prinzessin von Saint Dizier, begegneten, wenn sie bei dieser mehnte.

Nachdem wir diese unerläßlichen Andeutungen gegeben, wollen wir den Leser dem Lever Adrienne's von Garderille beiwohnen lassen, welche aus dem Bade kam.

Man müßte das glänzende Colorit der venetianischen Schule besitzen, wenn man die reizende Scene schildern wollte, welche viel eher im sechzehnten Jahrhundert in einem florentinischen oder bolognesischen Palast sich zu begeben schien, als in Paris im Monat Februar 1832 im Faubourg Saint Germain.

Das Toilettenzimmer Adrienne's hätte man für eine Art von kleinem Tempel halten können, dem Cultus der Schönheit geweiht aus Dankbarkeit gegen Gott, der dem Weibe so viele Reize verleiht, nicht, damit sie dieselben vernachlässige, mit Asche bedecke, durch Berührung mit einer schmutzigen rohen Geisel tödte, sondern damit sie dieselben in glühender Erkenntlichkeit mit dem ganzen Zauber der Anmuth, dem ganzen Schimmer des Schmuckes umgebe, das Werk Gottes in Aller Augen ruhmreich hervorzuheben.

Das Licht drang in das halbrunde Zimmer durch einen von den aus Deutschland eingeführten Doppelfenstern, welche eine Art Treibhaus bilden. Die Mauern des Pavillons, aus sehr dicken gesprengten Steinen aufgeführt, bildeten eine sehr tiefe Fensterbrüstung, die draußen durch eine einzige große Scheibe und innen durch ein matt geschliffenes Spiegelglas geschlossen wurde. In dem Zwischenraume, der ungefähr drei Fuß breit zwischen diesen beiden durchsichtigen Verschlüssen war, befand sich ein mit Moos erde angefüllter Kasten, aus dem Lianen an dem mattgeschliffenen Glase zu einer dichten Guirlande von Blumen und Blättern sich aufrankten.

Eine Tapete von granatfarbenem Damast mit Arabesken von hellerem Tone bedeckte die Wände; ein dichter Teppich von gleicher Farbe bedeckte den Fußboden. Dieser dunkle, so zu sagen, neutrale Grund ließ alle feinen Nuancen der Einrichtung wunderbar hervortreten.

Unter dem nach Mittag gelegenen Fenster befand sich die Toilette Adrienne's, ein wahres Meisterwerk von Goldschmiedsarbeit.

---

ziehen, will alle die Kameele durch ein Nadelöhr schicken. Englands Antrag hat mich überrascht, England ist die Idee meiner Frau, so bin ich denn für England und nun bald Hochzeit und Kindtaufe!

Lakai (tritt ein und meldet).

Se. Hoheit der Erbprinz von Baireuth.

König.

Aha! Ganz genehm!

Lakai (ab).

Erbprinz (tritt ein).

Sind das die Zimmer des alten Brummbärs! Zum König! Ist das das Cabinet des Königs?

König.

Zu dienen.

Erbprinz.

So geh' Er hinein und meld' Er mich. Ich bin der Erbprinz von Baireuth!

König (flammend bei Seite).

Wofür hält er mich?

Erbprinz.

Wie sieht Er denn aus? Schäm' Er sich! Er ist wohl der Kammerhusar des Königs? Empfängt man so Personen, denen sein König Audienz giebt?

König.

Wollten Ew. Hoheit den König von Preußen sprechen?

Erbprinz.

Er hört es ja. Meld' Er mich!

König.

Den Augenblick, Ew. Hoheit. (Will ab.)

Erbprinz.

So will Er zu Seinem Herrn hinein? Ohne Stiefel, in Hemdärmeln?

König (sieht ihn ganz verdutzt an).

O ich stehe mit dem König auf einem sehr vertrauten Fuß! (Ab.)

Erbprinz (allein).

Ein merkwürdiger Hofstaat hier! In den Antichambres stehen die Kammerhusaren barfuß. Ich vermuthe, das ist auch aus Sparsamkeit, um die Livreen zu schonen. Nun, die Stunde ist da. Die Würfel werden fallen. Wilhelmine! Sie! Nur Sie! Ein solches Wesen sollte einwilligen, sich mit dem gemalten Bilde eines Prinzen von Wales, mit dem bunten Schattenriß eines niegesehenen Erzherzogs von Oesterreich zu vermählen? Nein, ich rechne auf den Genius der Liebe und den Zufall, der mir vielleicht günstiger ist, als ich erwartete. Die Eltern sind uneins, so gewinn' ich Zeit, Wilhelminens Herz zu erringen. Der König kommt. Jetzt werde ich seine günstigen Ansichten über Oesterreich hören.

Fünfter Auftritt.

König (im großen Staate mit dem Ordensbande). Der Erbprinz. Ein Lakai.

König (tritt näher).

Erbprinz (betrachtet ihn).

Ist das nicht —

König.

Stutzen Sie nur. Eine kleine Verwechselung!

Erbprinz (erschrocken).

Meine Unbekanntschaft, Majestät —

König.

Hat gar nichts zu sagen. Sie waren schrecklich grob. Na, die Kammerhusaren tragen dicke Pelze. Ich wünschte Sie zu sprechen. Sagen Sie mir 'mal, kommen Sie jetzt von Baireuth?

Erbprinz.

Ja, Ew. Majestät. Das heißt vor drei Jahren bin ich von Baireuth abgereist.

König.

Und waren in der Zeit?

Erbprinz.

In — in — in England!

König.

Lange in England?

Erbprinz (bei Seite).

Aha, jetzt werd' ich für England wirken! (Laut) O, lange genug, um dieses ganz verkehrte und überwiegend lächerliche Land nach allen seinen Beziehungen kennen zu lernen.

Auf einer breiten Tafel von Lapis Lazuli sah man kleine Kästchen von vergoldetem Silber mit köstlich emaillirten Deckeln umherstehen, ferner Kristallflacons und andere Toilettensachen aus Perlmutter, Schildpatt und Elfenbein mit Goldverzierungen eingelegt; zwei große silberne Figuren, die mit antiker Reinheit modellirt waren, hielten einen ovalen Drehspiegel, der anstatt eines sonderbar ciselirten und gravirten Rahmens einen frischen Kranz von natürlichen Blumen zur Einfassung hatte, die täglich wie ein Strauß zum Ball gewechselt wurden.

Zwei große japanische Vasen, die blau, purpurn und golden waren und drei Fuß im Durchmesser hatten, standen an jeder Seite der Toilette auf dem Teppich, waren mit Camelien, Ibiscus und Gardenien gefüllt und bildeten eine Art bunten Gebüsches von den lebhaftesten Farben.

Mitten im Zimmer, dem Fenster gegenüber, sah man von einer Masse Blumen umgeben eine Gruppe in weißem Marmor von der bezaubernden Gruppe Daphnis und Chloe, dem kenschesten Ideal schamhafter Anmuth und jugendlicher Schönheit...

Zwei goldene wohlriechende Amphoren brannten auf einem Malachitsockel, welcher den beiden köstlichen Figuren zum Fußgestell diente.

Ein wahrer Kasten von damascirtem Silber mit Figürchen von Vermeil und farbigen Steinen besetzt, auf vier Füßen von Goldbronze ruhend, diente zum Toilettennecessair; zwei bewegliche Spiegel mit Girandolen geschmückt, einige Raphaelische und Tizianische Copien von Adrienne gemalt und Männer oder Weiber von vollkommener Schönheit darstellend; mehrere Consolen von orientalischem Jaspis, auf denen Kannen von Vermeil und Silber mit vertieften Verzierungen und mit wohlriechendem Wasser angefüllt standen; ein weicher Divan, einige Sessel und ein Tisch von vergoldetem Holze, das Alles vollendete die Meublirung des Zimmers, das mit den angenehmsten Düften angefüllt war.

Adrienne, die eben aus dem Bade gekommen war, saß vor ihrer Toilette; ihre drei Dienerinnen umgaben sie.

Aus Laune oder vielmehr vermöge einer logischen Consequenz ihres in allen Sachen Schönheit und Harmonie liebenden Geistes hatte Adrienne gewollt, daß die Mädchen, welche sie bedienten, sehr hübsch und mit reizender Koketterie und Originalität gekleidet seien.

Wir haben schon Georgette, die pikante Blonde, in ihrem verführerischen Costume einer Marivaux'schen Soubrette gesehen; ihre beiden Gehülfinnen gaben ihr an Artigkeit und Anmuth Nichts nach.

Die Eine, Nonett Florine, ein großes und schlankes Mädchen mit der Haltung einer jagenden Diana, war blaß und brünett; ihr dichtes schwarzes Haar schlang sich in Flechten hinter ihrem Kopfe zusammen und wurde durch eine lange goldene Nadel befestigt. Sie trug wie die anderen jungen Mädchen zur Erleichterung ihrer Geschäfte die Arme bloß und ein Kleid von jenem lustigen Grün, das den Venetianern so eigen ist; ihr Rock war sehr weit und das schmale viereckig ausgeschnittene Leibchen lag über den kleinen Falten eines russischen Hemdes von weißem Battist, das mit fünf goldenen Knöpfchen zugemacht war.

Die dritte von Adrienne's Dienerinnen hatte ein so frisches, naives Gesicht, einen so zarten und doch vollkommenen Wuchs, daß ihre Herrin sie Hebe nannte; ihr Kleid von Blaßrosa nach griechischem Schnitte ließ ihren reizenden Hals und die zierlichen Arme bis zur Schulter bloß.

Die Physiognomie dieser jungen Mädchen war lachend und glücklich; man las in ihren Zügen nicht jenen Ausdruck heimtückischen Aergers, boshaften Gehorsams, beleidigender Vertraulichkeit oder niedriger Unterwürfigkeit, der gewöhnlichen Folgen der Knechtschaft.

Bei der eisigen Sorgfalt, mit welcher sie Adriennen umgaben, schien eben so viel Neigung als Ehrfurcht und Liebe zu herrschen; es war, als ob sie ein außerordentliches Vergnügen daran fänden, ihre Herrin reizend zu machen. Putzen und Schmücken schien ihnen eine Kunstaufgabe zu sein, ein Vergnügen, dem sie sich freudig, stolz und voll Liebe hingaben.

Die Sonne beschien hell die dem Fenster gegenüberstehende Toilette; Adrienne saß auf einem Stuhle mit niedriger Lehne; sie trug ein langes Morgengewand von etwas blaßblauem Seidenstoff mit Blumenmuster von derselben Farbe, es schloß sich durch eine herabwallende Gerdelbinde gehalten um ihre Taille, die so zart war wie die eines zwölfjährigen Kindes; ihr eleganter wie der eines Vogels schlanker Hals war nackt, eben so ihre Arme und Schultern von unvergleichlicher Schönheit; wie sehr die Vergleichung auch abgenutzt sein mag, giebt das reinste Elfenbein doch allein eine Idee von der blendenden atlasartigen, so frisch und fest gewobenen Haut, daß einige noch vom Bade her an den Haarwurzeln gebliebenen Wassertropfen die Wellenlinien der Schultern herabrollten, wie Kristallperlen auf weißem Marmor.

Was bei ihr den Glanz der wunderbaren dem rothen Haar eigenthümlichen Carnation noch vermehrte, war der dunkle Purpur ihrer feuchten Lippen, das durchsichtige Roth ihres kleinen Ohres, ihrer weiten Nasenhöhlen und der wie polirt glänzenden Nägel; überall mit einem Worte, wo ihr reines, lebhaftes und warmes Blut die Haut färben konnte, verkündigte sie Gesundheit, Leben und Jugend.

Adrienne's Augen von welchem Schwarz und sehr groß blinzelten bald von Bosheit und Geist, bald wieder öffneten sie sich schmachtend und schimmernd zwischen zwei Borden von langen übergebogenen Wimpern, die an Schwärze den feinen, zierlich gebogenen Brauen gleichkamen... denn aus einer reizenden Caprice der Natur hatte sie bei rothem Haar schwarze Augenbrauen und Wimpern. Ihre wie bei den griechischen Statuen kleine Stirn erhob sich über dem Gesicht mit vollkommenem Oval; ihre Nase war zart gebogen und neigte leicht sich zur Adlernase hin; der Schmelz ihrer Zähne glänzte und ihr dunkelrother Mund von köstlicher Sinnlichkeit schien nach süßen Küssen, frohem Lächeln und den Ergänzungen einer zarten Leckerei zu schmachten. Man konnte endlich keine feinere, stolzere, zierlichere Haltung des Kopfes sehen, Dank dem großen Zwischenraume, welcher den Hals und das Ohr von der Fügung ihrer breiten mit Grübchen gezierten Schultern trennte.

Wie schon gesagt, war Adrienne roth, aber rothhaarig wie einige bewunderungswürdige Frauenbildnisse von Titian oder Leonardo da Vinci... Kein flüchtiges Gold kann so süße Schmeichellichter darbieten als die Masse ihres Wellenhaares, das weich und fein war wie Seide und lang, so lang... daß es die Erde berührte, wenn sie stand und daß sie sich wie Venus Anadyomene darein hüllen konnte.

Besonders in diesem Augenblicke bot es einen reizenden Anblick dar. Georgette stand mit ihren bloßen Armen hinter ihrer Herrin und hielt mit großer Mühe in ihren kleinen weißen Händen dieses reiche Haar zusammen, dessen hohen Glanz die Sonne noch erhöhte...

Als die hübsche Zofe den Kamm von Elfenbein in die goldenen fluthenden Wellen dieses Seidengeflechtes senkte, sah es aus, als ob tausend Funken daraus emporflammten; die Sonne warf nicht minder goldene Reflexe auf die vollen Massen leichter Ringellocken, die oben aus der Stirn herausgestrichen an den Wangen Adrienne's entlang fielen und in ihrer elastischen Schmiegsamkeit den zarten Anfang der Wölbung ihres schneeigen Busens liebkosten, dessen reizendem Wogen sie folgten.

Während Georgette stehend die schönen Haare der Herrin kämmte, beschäftigte Hebe, das eine Knie auf der Erde und auf dem anderen den kleinen Fuß des Fräuleins von Cardoville haltend, sich damit, ihn mit einem ganz kleinen Schuh von schwarzem Atlas zu bekleiden und kreuzte die schmalen Bänder desselben auf einem Strumpfe von durchbrochener Seide, der die resige Weiße der Haut errathen ließ und den feinsten, zierlichsten Knöchel umschloß, den man nur sehen konnte; Florine, die ein wenig mehr hinten stand, bot ihrer Herrin eine Dose von Vermeil mit einer wohlriechenden Pâte an, womit Adrienne leicht ihre glänzenden Hände mit den schlanken Fingern rieb, die an den Spitzen mit Karmin gemalt zu sein schienen.

Endlich wollen wir Lutine nicht vergessen, die auf dem Schooße ihrer Herrin liegend ihre großen Augen mit aller Macht öffnete und den verschiedenen Phasen von Adrienne's Toilette mit ernsthafter Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Eine Silberglocke hatte draußen geklingelt, auf ein Zeichen ihrer Herrin ging Florine hinaus und kam bald wieder mit einem Briefe zurück, den sie auf einem kleinen Teller von vergoldetem Silber gelegt hatte.

Während ihre Zofen das Frisiren, Chaussiren und Kleiden vollendeten, nahm Adrienne den Brief, den ihr der Verwalter des Gutes Cardoville schrieb und der folgendermaßen lautete:

„Mademoiselle,

„Ihr gutes Herz und Ihren Edelmuth kennend erlaube ich „mir, mich in vollem Vertrauen an Sie zu wenden. Zwanzig „Jahre hindurch habe ich dem seligen Herrn Grafen, Herzog „von Cardoville, Ihrem Vater, mit Eifer und Redlichkeit ge„dient; ich glaube das sagen zu können... Das Schloß ist „verkauft, so daß ich mit meiner Frau dem Tage entgegen „sehe, wo wir entlassen werden und uns ohne Hülfsquellen „sehen, und das ist in unserem Alter sehr hart, Mademoi„selle..."

— Arme Leute... — sagte Adrienne sich im Lesen unterbrechend, — mein Vater rühmte mir allerdings stets ihre Ergebenheit und Rechtlichkeit.

Sie fuhr fort:

„Es blieb uns ein Mittel, unsre Stelle zu behalten;... „aber es handelte sich darum, daß wir eine Niederträchtigkeit „uns zu Schulden kommen lassen sollten, und was uns auch „begegnen kann, weder ich noch meine Frau wollen unser „Brod um solchen Preis kaufen..."

— Gut, gut... immer dieselben... — sagte Adrienne. — Würde bei der Armuth, das gleicht dem Duft der Wiesenblumen.

„Um Ihnen, Mademoiselle, die Nichtwürdigkeit auseinan„derzusetzen, welche man von uns verlangt hat, muß ich Ih„nen zuerst sagen, daß vor zwei Tagen Herr Rodin von Paris „gekommen ist..."

König.

Was? Hören Sie, sagen Sie das nicht! Da können wir noch lange laufen, bis wir dahin ankommen, wo die Engländer sind. Waren Sie auch in Italien, Oesterreich, da so herum?

Erbprinz (bei Seite).

Aha Oesterreich? Er ist für Oesterreich! (laut) Ja wohl! O, eine ausgezeichnete Regierung, Gewerbfleiß, Handel, Verkehr, Bewegung und Leben in allen Kreisen.

König.

Oesterreich? Bewegung? Die wird sich in Oesterreich wohl noch halten lassen.

Erbprinz (bei Seite).

Ist er denn nicht für Oesterreich?

König (bei Seite).

Sollt' er sich auch mit Seckendorf und der ganzen Clique schon verständigt haben? (laut) Hübsches Ländchen da, Ihr Baireuth. Boden etwas zu steinigt. Bringt Ihrem Vater wohl nicht viel ein? He?

Erbprinz.

O, man verbessert jetzt bei uns das Erdreich. (Bei Seite) Schöne geographische Vorurtheile!

König.

So? Wohl durch die Luftschlösser, die Ihr Herr Vater bauen läßt? Was ist denn dem Manne eingefallen? Baut ja einen Lustesanz nach dem andern, ganz à la Ludewig quatorze und stürzt sein Land in Schulden. Wie viel Schulden hat denn so beiläufig Ihr Ländchen?

Erbprinz.

Schulden? (Bei Seite) Weiß ich wahrhaftig selber nicht. (Laut) Zehn Millionen.

König.

Zehn Millionen!

Erbprinz.

Etwas mehr oder weniger.

König.

Großer Gott, wer soll denn die einmal bezahlen? Und da reisen Sie in Europa umher und tragen das Geld aus dem Lande?

Erbprinz.

Sire, man bildet sich.

König.

In Versailles? In Rheinsberg? Doch genug, lassen wir das. Sagen Sie 'mal, Sie haben ja da bei meinem Herrn Sohne auch manchmal in der Heidenkomödie mitgespielt?

Erbprinz (bei Seite).

Wo soll nun das wieder hinaus?

König.

Wissen Sie, ich wollte wegen der Heidenkomödie mit Ihnen sprechen.

Erbprinz.

Wegen einer Komödie?

König.

Ja, Prinz. Sie sind ein Mann von Geschmack, wie man sagt, der so recht das gottlose römische und griechische Wesen weg hat. Und da ich gesonnen bin, die Vermählung meiner Tochter mit jedem Aufwand zu feiern, der meiner Krone ziemt, so wollt' ich Sie bitten, Sie könnten sich mit meinem Sohn verständigen, wie man acht Tage lang auf eine amüsante und sehr schöne graziöse Manier die Höfe von Polen, von Sachsen, von Braunschweig, von Mecklenburg, die alle herkommen werden, unterhalten kann und überhaupt, wie man mit unserer Hochzeit Ehre einlegt.

Erbprinz.

Der Hochzeit Ihrer Prinzessin Tochter?

König.

Ja wohl, Erbprinz. Ich möchte so was von Allegorien, mit dem preußischen und englischen Wappen —

Erbprinz.

Englischen Wappen?

König (steht auf).

Wetter, das ist mir so über die Zunge gelaufen, wie ein Hase über den Weg! Ich meine so ein Spectaculum von Einhorn, Adler, Adler, Einhorn, Leoparden, immer Eins in's Andere.

Erbprinz.

England? Diese Nachricht ist so überraschend — das ganze Land, Europa, die Welt wird erstaunen, wie England zu der Ehre kommt!

— Ah, Herr Rodin, — sagte Fräulein von Cardeville sich aufs Neue unterbrechend, — der Secretär des Abbé von Aigrigny?... Da wundere ich mich nicht, daß es sich um einen Verrath oder eine dunkle Intrigue handelt. Nun weiter:

„Herr Rodin von Paris gekommen ist, um uns anzukündigen, daß das Gut verkauft sei und daß er uns unsere Stelle zusichere, wenn wir ihm behülflich sein wollten, der neuen Eigenthümerin einen Priester zum Beichtvater zu geben, der nicht im besten Rufe steht; und um dies Ziel besser zu erreichen, sollten wir einen anderen Pfarrer, einen ausgezeichneten, sehr geehrten, im Lande sehr geliebten Mann verleumden; das ist noch nicht Alles, ich sollte insgeheim zwei Male wöchentlich an Herrn Rodin schreiben, was im Schlosse vorgeht. Ich muß gestehen, Mademoiselle, daß diese schmachvollen Vorschläge so viel als möglich verschleiert und mit Scheingründen motivirt worden sind; aber trotz der mehr oder minder geschickten Form ist die Sache doch stets dieselbe, wie ich die Ehre gehabt habe, sie Ihnen zu sagen, Mademoiselle..."

— Bestechung, Verleumdung und Angeberei! — sagte Adrienne mit Abscheu zu sich selbst, — ich kann an diese Leute nicht denken, ohne daß in mir unwillkürlich Gedanken von finsteren Schluchten, Giften und häßlichen schwarzen Schlangen erwachen... was in der That ein scheußlicher Anblick ist. Deshalb denke ich auch lieber an die ratzigen und sanften Gesichter Dupont's und seiner Frau.

Adrienne fuhr fort:

„— Sie können wohl denken, Mademoiselle, daß wir nicht „gezaudert haben; wir werden Gardeville, wo wir seit zwanzig „Jahren sind, verlassen; aber wir verlassen es als brave „Leute... Wenn Sie nun, Mademoiselle, bei Ihren glänzenden Bekanntschaften, da Sie so gütig sind, eine Stelle „für uns finden könnten und uns zu derselben empfehlen wollten, so würde uns durch Ihre Güte aus einer sehr grausamen Verlegenheit herausgerissen..."

— Gewiß, Sie setzen sich nicht vergebens an mich gewendet haben... Brave Leute den Klauen des Herrn Rodin entreißen, das ist Pflicht und Vergnügen; denn es ist zu gleicher Zeit eine gute und gefährliche Sache... und ich liebe es sehr, dem Mächtigen, dem Unterdrücker zu trotzen!

Adrienne las weiter:

„Nachdem ich Ihnen von uns gesprochen habe, erlauben „Sie uns, Ihren Schutz für Andere anzuflehen, denn es wäre „schlecht, nur an sich zu denken. Zwei Schiffe haben an unseren Küsten vor drei Tagen Schiffbruch gelitten; nur einige „Passagiere haben gerettet und hierhergebracht werden können, wo meine Frau und ich Ihnen alle mögliche Pflege „haben angedeihen lassen; mehre von diesen Passagieren sind „nach Paris abgereist, aber einer ist geblieben. Bis jetzt hat „den ihn seine Wunden gehindert, das Schloß zu verlassen, „und er wird wohl auch noch einige Tage zurückgehalten werden... Es ist ein junger indischer Prinz von ungefähr „zwanzig Jahren, der eben so gut scheint als er schön ist, was „nicht wenig sagen will, obgleich er eine kupferne Gesichtsfarbe hat, wie alle seine Landsleute besitzen sollen."

— Ein indischer Prinz! von zwanzig Jahren! jung, gut und schön! — rief Adrienne fröhlich aus, — das ist reizend und besonders sehr ungewöhnlich. Dieser schiffbrüchige Prinz besitzt bereits meine ganze Theilnahme... aber was kann ich für diesen Adonis von den Ufern des Ganges thun, der an den Küsten der Picardie gescheitert ist?

Die drei Zofen Adrienne's sahen sich an, ohne sehr zu erstaunen, denn sie waren an die Sonderbarkeiten ihres Charakters gewöhnt.

Georgette und Hede begannen sogar verstohlen zu lachen, Florine, das große, brünette, blasse Mädchen lächelte eben so wohl als ihre Gefährtinnen, aber ein wenig später und so zu sagen, aus Reflexion, als ob sie zuerst und vor Allem damit beschäftigt gewesen sei, zu horchen und die geringsten Worte ihrer Herrin sich nicht entgehen zu lassen, die, wie sie selbst sagte, für den Adonis von den Ufern des Ganges sehr eingenommen, fortfuhr den Brief des Verwalters zu lesen:

„Einer der Landsleute des indischen Prinzen, welcher bei „ihm bleiben wollte, um ihn zu pflegen, hat mir zu verstehen „gegeben, daß der Prinz bei dem Schiffbruche Alles verloren „habe, was er besaß... und daß er jetzt nicht wisse, woher er „die Mittel nehmen solle, nach Paris zu kommen, wo seine „ungesäumte Gegenwart durch sehr wichtige Interessen erheischt „wird... Vom Prinzen selbst habe ich diese Einzelheiten „nicht, er scheint zu würdig, zu stolz, um sich zu beklagen; „aber sein Landsmann, der mittheilsamer ist, hat mir diese „Dinge gestanden, indem er hinzufügte, daß der Prinz schon „großes Unglück erfahren und daß sein Vater, der König eines „Landes am Indus, kürzlich getödtet und er von den Engländern entthront worden sei..."

— Das ist seltsam, — sagte Adrienne nachdenkend, — diese Umstände erinnern mich daran, daß mein Vater häufig mit mir von einer unserer Verwandtinnen sprach, die in Indien einen König geheirathet hatte, bei welchem der General Simon, den man jetzt wieder zum Marschall gemacht hat, Dienste genommen... — Darauf unterbrach sie sich und fügte lächelnd hinzu: — Mein Gott, es wäre höchst seltsam,... nur wir passiren solche Dinge und man sagt mir nach, daß ich originell sei..., aber ich bin es nicht, sondern die Verkettung, die in Wahrheit sich manchmal höchst excentrisch zeigt. Aber nun wollen wir sehen, ob dieser arme Dupont mir den Namen des schönen indischen Prinzen sagt:

„Sie werden gewiß unsere Unbescheidenheit entschuldigen, „Mademoiselle; aber wir glaubten sehr egoistisch zu sein, wenn „wir Ihnen nur von unseren Leiden sprächen, während bei „uns ein braver und würdiger Prinz euch sehr zu beklagen „ist... Endlich, Mademoiselle, wollen Sie mir glauben, ich „bin alt, ich habe Menschenkenntniß genug; man braucht nur „den Adel und die Sanftmuth von dieses jungen Indiers Gesicht zu sehen, so kann man schwören, daß er der Theilnahme „würdig ist, um welche ich Sie bitte; es wird genügen, ihm „eine kleine Summe Geldes zu schicken, um ihm europäische „Kleidungsstücke zu kaufen, denn er hat seine indischen alle „beim Schiffbruch verloren."

— Himmel! Europäische Kleider! — rief Adrienne lachend. — Armer junger Prinz! Gott bewahre ihn dafür und mich auch! Der Zufall schickt mir tief aus Indien einen Sterblichen, der so begünstigt ist, daß er niemals dies abscheuliche europäische Costume getragen, diese häßlichen Kleider, diese unangenehmen Hüte, welche die Männer so lächerlich machen, daß es wahrhaftig keine Tugend ist, sie so wenig verführerisch zu finden als möglich... Es kommt ein junger schöner Prinz aus jenem orientalischen Lande zu mir, wo die Männer in Seide, Mousselin und Kaschmir gekleidet sind; gewiß ich werde diese seltene und einzige Gelegenheit nicht versäumen, ernsthaft in Versuchung geführt zu werden... Also keine europäischen Kleider, was auch der gute Dupont dazu sagen möge... Aber den Namen, den Namen dieses lieben Prinzen. Noch einmal, welches seltsame Zusammentreffen, wenn es jener Cousin jenseits des Ganges wäre! Ich habe in meiner Kindheit so viel Gutes von seinem Vater sagen hören, daß ich entzückt sein würde, den Sohn gut und würdig zu empfangen... Aber nun den Namen...

Adrienne fuhr fort:

— „Wenn außer dieser kleinen Summe, Mademoiselle, „Sie ihm auch noch die Mittel geben wollten, mit seinem „Gefolge nach Paris kommen zu können, so würden sie diesem armen jungen schon so unglücklichen Prinzen einen großen „Dienst leisten.

„Endlich, Mademoiselle, kenne ich Ihre Zartheit zu sehr, „um zu wissen, daß es Ihnen vielleicht anstände diesen Beistand dem Prinzen zu leisten, ohne von ihm gekannt zu „sein; in diesem Falle bitte ich Sie über mich zu befehlen „und auf meine Discretion zu rechnen; wenn Sie dagegen „ihm direct die Hülfe zukommen lassen wollen, so theile ich Ihnen seinen Namen mit so wie er von seinem Landsmanne „aufgeschrieben worden ist: Prinz Djalma, Sohn Kadja-„Sing's, Königs von Mundi."

— Djalma, — sagte Adrienne lebhaft und schien ihre Gedanken zu sammeln, — Kadja-Sing... ja, ja... so ist's... das sind die Namen, welche mein Vater mir so oft wiederholt hat, indem er sagte, daß es nichts Ritterlicheres, Herrlicheres in der Welt gäbe, als diesen alten indischen König, der durch Heirath unser Verwandter sei... der Sohn ist nicht aus der Art geschlagen, wie es scheint. Ja, Djalma... Kadja-Sing, ganz recht, diese Namen sind nicht so gewöhnlich, sagte sie lächelnd, daß man sie vergessen oder mit anderen verwechseln könnte... Also ist Djalma mein Vetter. Er ist tapfer und gut, jung und reizend... und vor allen Dingen, er hat noch niemals europäische Kleidung getragen!... er ist aller Mittel entblößt! Das ist köstlich... es ist zu viel Glück auf einmal... Geschwind, geschwind... wir wollen ein hübsches Feenmährchen improvisiren... dessen Held dieser geliebte Prinz sein soll... Armer Vogel von Gold und Azur, der in unser trauriges Klima sich verirrt hat! Er soll hier mindestens Etwas finden, das ihm seine Heimath des Lichtes und der Wohlgerüche zurückruft. — Darauf wandte sie sich an eine ihrer Zofen:

— Georgette, nimm Papier und schreib, mein Kind.

Das junge Mädchen ging nach dem Tische von vergoldetem Holze, wo sich ein kleines Schreibzeug befand, setzte sich und sagte zu ihrer Herrin:

— Ich erwarte die Befehle des Fräuleins.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

König.

Oho, schmeicheln Sie dem Kammerhusaren nicht! Mit England sind das schon alte Geschichten, von meiner Frau bereits seit Jahren eingefädelt.

Erbprinz.

Von der Königin? Ich glaube, daß die Königin von Preußen bei weitem mehr für — für Oesterreich sein wird.

König.

Für Oesterreich? (Bei Seite) Das konnt' ich mir gleich denken, daß sie schon wieder ihren eignen Willen haben muß! (Laut und entschieden) Nein, heut' hab' ich einen Courier von unserm Gesandten bekommen, der mich versichert, daß es England mit dieser im Stillen abgekarteten Heirath Ernst ist. Der Prinz von Wales hat sich in England eingeschifft und kann bereits an der hannöverschen Küste gelandet sein. Einstweilen ist im strengsten Incognito ein Bevollmächtigter von London abgegangen, der alle Punkte dieser Heirath mit mir verhandeln wird. Dieser Gesandte kann jeden Tag, jede Stunde in Berlin eintreffen. Sie würden mich also sehr verbinden —

Erbprinz (in Verzweiflung).

Soll es denn ein Schäferspiel sein?

König.

Schäferspiel? Ja! Und der Kronprinz kann die Flöte blasen, die er doch hinter meinem Rücken gelernt hat.

Erbprinz

(will verzweifelt gehen und kehrt wieder).

Und die Herrschaften sollen selbst darin mitspielen?

König.

Schreiben Sie jedem was zu sagen vor, aber mir nichts. Grumbkow soll mitspielen und Seckendorf auch —

Erbprinz (kehrt wieder zurück.)

Englisch oder französisch?

König.

Lauter reines feuriges Deutsch! Hochdeutsch, verstehen Sie, nicht Berlinisch. (Vertraulich) Wenn Sie etwas Holländisch dabei anbringen könnten, das wäre mir aus gewissen Handelsrücksichten nicht unerwünscht. (Sie'n Ort und mit dem Gestus des Rauchens) Rauchen kann der feine Herr wohl nicht?

Erbprinz (verzweifelnd).

Das nicht, Majestät, aber meine Phantasie dampft schon wie ein Vulkan!

Lakai (tritt ein).

Die Geheimen Räthe bitten dringend Ew. Majestät um gnädiges Gehör.

König.

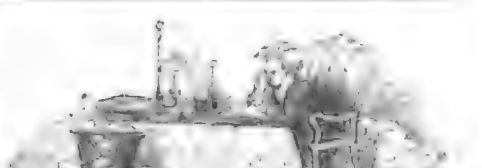
Die muß die Neugier plagen! Mal herein mit! (Lakai ab.) Bringen Sie das Land auch drin an, Erbprinz, wo der Tabak wächst. Sie kennen doch —

Erbprinz.

Es ist das Land, wo der Pfeffer wächst. (Ab.)

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung folgt.)



Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn S. in L. — Sie haben die Güte uns auf eine Kritik bei der Novellen-Zeitung verschiedene Bedenken in der Zeitung für die elegante Welt entgegnen zu machen. Wir beabsichtigen nicht etwas dagegen zu thun. Der Verschiedenheiten mag es obwalten, ob nur dies eine Buch dahingegangen geschrieben oder unsre Ueberzeugung aufgefordert haben und es nur benutzt sein werden, dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln

Die Novellen-Zeitung

erscheint, vom 3. Juli ab, **jeden Mittwoch** in Nummern von 8 dreispaltigen Folioseiten im Format der Illustrirten Zeitung.

Der vierteljährige Pränumerationspreis für 13 Nummern beträgt 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. Conv. M. = 1 Fl. 30 Kr. rhn., zu welchem Preise diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Verlagshandlung.

Hierzu eine Beilage.

Beilage zur Novellen-Zeitung № 13.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung.)

Zweiter Band.

Das Hôtel Saint Dizier.

Achtzehntes Kapitel.

Adrienne's Toilette.

Adrienne, deren liebliches Gesicht von Freude, Güte und Glück strahlte, diktirte folgendes Billet, das an einen alten Maler gerichtet war, bei dem sie lange Zeit Malen und Zeichnen gelernt hatte, denn sie zeichnete in dieser Kunst wie in allen anderen sich aus:

„Mein lieber Tizian, mein guter Veronese, mein würdiger „Raphael... Sie sollen mir einen großen Dienst leisten und „werden das, wie ich überzeugt bin, mit jener vollkommenen „Gefälligkeit thun, die ich stets an Ihnen bemerkt habe...

„Sie sollen sogleich sich mit dem gelehrten Künstler verständigen, der meine letzten Costume aus dem 15. Jahrhundert gezeichnet hat. Dieses Mal handelt es sich um moderne indische Kleidung für einen jungen Mann... Ja, mein „Herr, für einen jungen Mann... Und nach dem, was ich vermuthe, können Sie das Maß an dem Antinous nehmen „lassen oder vielmehr an dem indischen Bacchus, das ist noch „besser...

„Diese Kleidungsstücke müssen zu gleicher Zeit sehr genau, „sehr reich und sehr elegant sein; Sie wählen so schöne Stoffe „als möglich, suchen Sie besonders solche aus, welche sich den „indischen Geweben nähern; zu Gürteln und Turbanen fügen „Sie sechs köstliche lange Kaschmirshawls hinzu, von denen „zwei weiß, zwei roth, zwei orange sind, Nichts steht dem „braunen Teint besser als diese Farben.

„Nachdem das geschehen ist (und ich gebe Ihnen zwei, höchstens drei Tage dazu), reisen Sie mit Postpferden in meiner „Berline nach Schloß Cardeville ab, das Sie ja kennen; der „Verwalter, der vortreffliche Durant, einer Ihrer alten Freunde, „wird Sie zu einem jungen indischen Prinzen führen, der „Djalma heißt. Sie werden diesem hohen Herrn aus einem „anderen Welttheile sagen, daß Sie von Seiten eines unbekannten Freundes kämen, der als Bruder handle und ihm „sende, was nöthig ist, um den europäischen Moden zu entgehen... Fügen Sie hinzu, daß dieser Freund ihn mit solcher „Ungeduld erwartet, daß er ihn beschwört, sogleich nach Paris „zu kommen; wenn mein Schüling entgegnet, daß er leidend „ist, so werden Sie ihm sagen, daß mein Wagen ein vortrefflicher Schlafwagen ist; Sie lassen dann das darin befindliche „Bett einrichten und er wird sich darin sehr bequem befinden. „Es versteht sich von selbst, daß Sie den unbekannten Freund „entschuldigen, daß er weder reiche Palankins noch beschränkter „Weise einen Elephanten schicke, denn ach, es giebt nur in „der Oper Palankins und Elephanten in der Menagerie: das „wird uns in den Augen des Fremden äußerst barbarisch machen...

„Sobald Sie ihn bestimmt haben, daß er abreist, machen „Sie sich schnell auf den Weg und bringen ihn mir hieher in „meinen Pavillon, Rue de Babylone (welche Prädestination „in Rue de Babylone zu wohnen... das ist mindestens ein „Name, der für einen Orientalen ein gutes Ansehen hat). Sie „bringen mir, sage ich, diesen lieben Prinzen hierher, der das „Glück gehabt hat in dem Lande der Blumen, der Diamanten und der Sonne geboren worden zu sein.

„Vor Allem haben Sie die Gefälligkeit, mein guter alter Freund, nicht über diese neue Laune zu erstaunen und „besonders sich nicht extravaganten Conjecturen zu überlassen... „Ernsthaft gesprochen: daß ich bei dieser Angelegenheit Sie „wähle... Sie, den ich liebe, den ich aufrichtig verehre, sagt „Ihnen zur Genüge, daß all' Diesem etwas Anderes zu Grunde „liegt als eine bloße Narrheit..."

Als sie die letzten Worte diktirte, war Adrienne's Ton eben so ernsthaft, eben so würdig, als er vorhin lustig und scherzhaft gewesen war.

Aber bald fuhr sie wieder fröhlicher fort:

„Adieu, mein alter Freund; ich bin wie jener alte Anführer aus alter Zeit, dessen heroische Rose und unternehmendes „Kinn Sie mich so oft haben zeichnen lassen, ich scherze mit „äußerster Frivolität des Geistes in dem Augenblicke der Schlacht; „ja, denn in einer Stunde liefere ich eine Schlacht gegen „meine theure Beichtschwester von Tante. Glücklicher Weise „fehlt mir Keckheit und Mund nicht und ich brenne darauf, „das Gefecht mit dieser strengen Prinzessin zu beginnen.

„Adieu, tausend herzliche Grüße an Ihre vortreffliche Frau. „Wenn ich von ihr hier spreche, verstehen Sie, von ihr, die „so mit Recht geehrt und geachtet wird, so geschieht es, um „Sie noch mehr über die Folgen dieser Entführung eines „reizenden jungen Prinzen zu beruhigen, denn ich muß nur „mit dem enden, womit ich hätte anfangen sollen und Ihnen „gestehen, daß er reizend ist.

„Nochmals Adieu..."

Darauf wandte sie sich an Georgette:

— Hast Du geschrieben, Kleine?

— Ja, Mademoiselle!

— Nun!... füge noch ein Postscriptum hinzu:

„— Ich sende Ihnen einen Wechsel nach Sicht auf meinen Banquier für alle diese Ausgaben; sparen Sie Nichts... „Sie wissen, daß ich grand seigneur genug bin. (Ich muß „mich nur des Masculinums bedienen, da Sie sich ausschließlich als Tyrannen diesen eine edle Freigebigkeit bezeichnenden Ausdruck angeeignet haben.)"

— Jetzt, Georgette, — sagte Adrienne, bring mir ein Blatt Papier und diesen Brief, damit ich ihn unterzeichnen kann.

Fräulein von Cardeville nahm die Feder, welche ihr Georgette reichte, unterzeichnete den Brief und legte in denselben eine Anweisung auf ihren Banquier, die folgendermaßen lautete:

„— Gegen seine Quittung zahlen Sie an Herrn Norval „für in meinem Namen gemachte Auslagen, so viel er fordert.

„Adrienne von Cardeville."

Während dieser ganzen Scene und so lange Georgette schrieb, hatten Florine und Hebe fortgefahren sich mit der Toilette ihrer Herrin zu beschäftigen, welche das Morgenkleid aus und sich angezogen hatte, um sich zu ihrer Tante zu begeben.

An der hartnäckigen, obwohl verstohlenen Aufmerksamkeit, mit welcher Florine dem Diktiren des Briefes zugehört hatte, sah man leicht, daß sie nach ihrer Gewohnheit auch die geringsten Worte des Fräuleins von Cardeville zu bezahlen strebte.

— Kleine, — sagte diese zu Hebe, — Du gehst sogleich und läßest diesen Brief an Herrn Norval schicken.

In diesem Augenblicke klingelte es draußen.

Hebe ging auf die Thür zu, um zu sehen, wer es sei, aber Florine eilte ihr so zu sagen voraus, um statt ihrer zu gehen und sagte zu Adrienne:

— Befiehlt Mademoiselle, daß ich diesen Brief bestelle, ich habe einen Gang nach dem großen Hôtel.

— Nun, so geh Du; Hebe, sieh, was man will; und Du, Georgette, siegle den Brief...

Nach einem Augenblick, während dessen Georgette den Brief schloß, kam Hebe wieder.

— Mademoiselle, — sagte sie, — der Arbeiter, der gestern Abend Lutine wiedergebracht hat, bittet, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken;... er ist sehr blaß... und sieht sehr betrübt aus.

— Sollte er meiner schon bedürfen?... das träfe sich sehr glücklich, — sagte Adrienne lustig. — Laß den braven rechtschaffenen Burschen in den kleinen Salon treten... und Du, Florine... schicke den Brief gleich fort.

Florine ging.

Fräulein von Cardeville trat von Lutine begleitet in den kleinen Salon, wo Agricol sie erwartete.

Neunzehntes Kapitel.

Die Unterredung.

Als Adrienne von Cardeville in den Salon trat, wo Agricol sie erwartete, war sie mit außerordentlicher und zierlicher Einfachheit gekleidet: sie hatte ein Kleid an von blauem Kaschmir mit glattem Leibchen, vorn mit Schnüren von schwarzer Seide nach der damaligen Mode besetzt, das ihre nymphenhafte Taille und die rundliche Brust hervorhob; ein kleiner viereckiger Kragen von glattem Battist fiel über ein breites schottisches, vorn in eine Schleife gebundenes Band herab, das ihr als Cravatte diente; ihr köstliches

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

(Fortsetzung.)

„Die Frau ist an meinem Tode Schuld, wenn ich jetzt sterbe," rief er, als er sich die Stirne trocknend nach dem Bollerdeck zu lief, „denn ich fühle, ich muß mir etwas inwendig gesprengt haben."

Der Capitän war jetzt in die Cajüte gesprungen, und obgleich auch er nicht umhin konnte, über die Verwirrung, die sich überall seinen Blicken darbot, zu lachen, beruhigte er doch auch sogleich die geängstigten Passagiere, indem er ihnen heilig versicherte, daß auch nicht die geringste Gefahr vorhanden sei.

„Aber mon Dieu, was machen Sie mit meinem „life preserver," schrie der kleine Franzose, als er den besagten Artikel, den er mit Todesangst, gerade da er ihn am nothwendigsten zu brauchen glaubte, in allen Winkeln gesucht hatte, auf den Hüften des Mr. Bloomfield hängen fand, der ihn, wie die dicke Frau, unaufgeblasen umgeschnallt hatte, und wie einer, der jetzt sein Leben gesichert weiß, ruhig damit in der Cajüte auf und nieder ging; „was machen Sie mit meinem life preserver, Sar? Ich habe mir nicht einen life preserver in Nouvelle Orleans gekauft, damit Sie Ihr Leben damit retten sollten."

„Aber, lieber Herr," erwiderte Bloomfield, der den fraglichen Artikel in dem Schlafzimmer, das er mit dem Franzosen gemeinschaftlich bewohnte, hängen gesehen und als Schiffseigenthum, zur Sicherheit der Passagiere, betrachtet hatte, „aber, lieber Herr, ich wußte wahrlich nicht — ich glaubte — daß"

„Und Sie haben ihn ja nicht einmal aufgeblasen," fuhr der Franzose, jetzt selber lachend, fort; „glauben Sie denn, daß das Zeug ohne Luft inwendig schwimmt?"

„Ich, darum schrie die Dame so nach Jemandem, der sie aufblasen sollte," rief Bloomfield verwundert.

„Erwähnt es nicht — Mann!" rief Simons dazwischen, der unterdessen mit Gran hinzugetreten war, „erwähnt die Dame nicht, wenn Euch mein Leben und das Zusammenhalten meiner Mutgesellschaft nur einen Cent gilt; aber kommt, laßt uns eins trinken," fuhr er fort, indem er sich zum Schenkstand wandte, wo der „bar keeper" — Ausschenker — emsig beschäftigt war die Verwüstung wieder gut zu machen, die der erste gewaltige Stoß des Bootes unter seinen Flaschen und Gläsern angerichtet hatte; — „kommt hierher, alle miteinander," rief er lauter, „Jeder von uns braucht einen Schluck, um das Gleichgewicht wieder ordentlich herzustellen. — Ich nehme Brandy und Zucker!"

Unter der Zeit war durch den Fleiß und die Anstrengung der Arbeiter und Zwischendeckspassagiere der Oceanic wieder vom Mazeppa abgeschoben und flott gemacht worden, und beide Boote lagen friedlich neben einander am Ufer, die Entfernung des Nebels abzuwarten.

„Aber, Capitän Duncas," fragte der Capitän des Oceanic den des Mazeppa, als sie in der Cajüte des ersten Bootes zusammensaßen, während einer der Aufwärter mit der Glocke läutend im Boote herumging, die Cajütenpassagiere darauf aufmerksam zu machen, daß trotz Unfällen und Gefahren dennoch das Mittagessen sogleich angerichtet sein würde — „aber, Capitän, was zum Henker treibt Ihr denn auch mit dem Strom herunter, daß man weder Maschine noch Rad hören konnte?"

„Ich hörte Ihr Boot kurze Zeit vorher," fiel der Steuermann ein, „aber später war Alles ruhig und ich glaubte es gelandet."

„Es ist einzig und allein eine Dummheit von einem meiner Leute daran Schuld, und ich kann nur noch nicht recht herausbekommen, wer der Thäter ist," entgegnete lachend Capitän Duncas. „Als der Nebel so dicht wurde, daß ich fürchtete mit meinem Boote irgendwo anzurennen, auch das Ihrige kommen hörte, rief ich meinem Mate zu, den Anker bereit zu halten; dieser gab die dazu nöthigen Befehle und meine „deck hands" — Matrosen auf Dampfbooten — machten sich mit allem Eifer daran sie auszuführen; einige machten die Kette frei, andere trugen den Anker auf den Rand, wieder andere zogen die Kette durch das Ankerloch im Bootrand, keinem von den Seehunden aber fiel es ein den Anker an die Kette zu befestigen, und ich, der ich glaubte, daß Alles gut und richtig besorgt sei, rief, als ich bemerkte, daß Ihr

goldenes Haar faßte ihr weißes Gesicht mit einer unglaublichen Menge langer, leichter Ringellocken ein, welche ihr fast bis auf's Mieder herabsanken.

Agricol hatte, um seinen Vater wahrscheinlich zu machen, daß er nach der Werkstatt des Herrn Hardy gehe, sich genöthigt gesehen, seine Arbeitskleider anzuziehen; indessen hatte er eine neue Blouse angezogen und der Kragen seines Hemdes von grober, aber sehr weißer Leinwand fiel über ein schwarzes nachlässig um den Hals geschlungenes Halstuch herab; seine weite Hose ließ sehr blank gewichste Stiefeln sehen, und er hielt in seinen muskulösen Händen eine schöne, ganz neue Tuchmütze; im Ganzen genommen kleidete diese blaue reich verzierte Blouse, welche seine kräftigen Schultern hervorhob, den braunen, kräftigen Hals des jungen Schmieds freiließ und in anmuthigen Falten herabfiel, während sie in Nichts seine freie und unbeengstigte Bewegung hinderte, ihn viel besser, als es eine Jacke oder ein Rock gethan haben würde.

Während er Fräulein von Cardeville erwartete, betrachtete Agricol unwillkürlich eine silberne, bewunderungswürdig ciselirte Vase; ein kleines Schild von demselben Metall, mit einem antiken von Blattwerk umgebenen Sockel, hatte die Inschrift: Ciselirt von Jean-Marie, Ciselirarbeiter, 1831.

Adrienne war so leicht auf dem Teppich des Salons hereingeschwebt, der von den anderen Zimmern nur durch einen Thürvorhang getrennt war, daß Agricol das Kommen der jungen Dame nicht bemerkt hatte; er fuhr zusammen und wandte sich schnell um, als er mit zarter Silberstimme sagen hörte:

— Das ist eine schöne Vase, mein Herr?

— Sehr schön, Mademoiselle, — antwortete Agricol ziemlich verlegen.

— Sie sehen, daß ich Billigkeit liebe, — fügte Fräulein von Cardeville hinzu, indem sie mit dem Finger auf das silberne Schild deutete, — ein Maler setzt seinen Namen auf sein Gemälde, ... ein Schriftsteller auf sein Buch, ich halte darauf, daß ein Arbeiter auch sein Werk mit seinem Namen versehe.

— Wie, Mademoiselle, dieser Name?

— Ist der eines armen Ciselirers, der dies seltene Meisterwerk für einen reichen Goldschmied angefertigt hat... Als der letztere mir diese Vase verkaufte, war er erstaunt über meine Sonderbarkeit, er hätte beinahe gesagt: Ungerechtigkeit, als ich mir den Verfertiger des wunderbaren Kunstwerkes hatte nennen lassen und wünschte, daß sein Name statt des des Goldschmieds auf dem Schilde angebracht würde ... In Ermangelung von Reichthum soll der Arbeiter wenigstens Ruhm ernten, ist das nicht gerecht, mein Herr?

Unmöglich konnte Adrienne das Gespräch verbindlicher anknüpfen; deshalb begann auch der Schmied mehr Sicherheit zu gewinnen und antwortete:

— Da ich selbst Arbeiter bin, Mademoiselle ... so kann ich nur doppelt ergriffen sein von einem solchen Beweise des Billigkeitsgefühles.

— Da Sie Arbeiter sind, so wünsche ich mir Glück über dies glückliche Zusammentreffen, aber sehen Sie sich gefälligst.

Und mit einer Geberde voll Leutseligkeit zeigte sie nach einem Stuhl von Purpurseide mit Gold brochirt, indem sie selbst auf einem Ruhebett von demselben Stoffe Platz nahm.

Da sie Agricol's Zaudern sah, der aufs Neue die Augen verlegen niederschlug, so sagte Adrienne fröhlich, um ihn zu ermuthigen, indem sie auf Lätine zeigte:

— Das arme kleine Thier, an dem ich sehr hänge, wird mir stets ein lebendiges Denkmal Ihrer Gefälligkeit sein, mein Herr; deshalb scheint mir auch Ihr Besuch eine glückliche Vorbedeutung zu sein; ich weiß nicht, welche gute Ahnung mir sagt, daß ich Ihnen vielleicht irgend worin gefällig sein kann...

— Mademoiselle, — sagte Agricol entschlossen, — ich heiße Baudoin, ich bin Schmied bei Herrn Hardy in Plessy bei Paris; gestern haben Sie mir Ihre Börse angeboten, ... ich

schlug sie aus ... heute komme ich, um vielleicht zehn Mal, zwanzig Mal die Summe zu verlangen, welche Sie ehrenhaft mir angeboten haben ... ich sage Ihnen das gleich im Voraus, Mademoiselle, ... weil es mir am schwersten wird: ... die Worte brennen mir auf den Lippen, jetzt wird mir wohler zu Muthe sein.

— Ich ehre die Zartheit Ihrer Scrupel, mein Herr, — sagte Adrienne, — aber wenn Sie mich kennten, würden Sie ohne Furcht sich an mich gewandt haben; ... wie viel brauchen Sie?...

— Ich weiß es nicht, Mademoiselle.

— Wie, mein Herr, Sie wissen nicht, welche Summe?...

— Ja, Mademoiselle, und ich komme nicht blos um die Summe von Ihnen zu verlangen, sondern auch zu fragen, wie groß dieselbe sein muß.

— Nun, mein Herr, — sagte Adrienne lächelnd, — erklären Sie mir das ... trotz meines guten Willens, sehen Sie ein, daß ich nicht recht errathen kann, warum es sich handelt ...

— Mademoiselle, hören Sie in zwei Worten die Sache: Ich habe eine gute alte Mutter, welche in ihrer Jugend sich die Gesundheit durch Arbeiten ruinirt hat, um mich zu erziehen, mich und einen armen Findling, den sie angenommen; jetzt ist die Reihe an mir, sie zu unterhalten, und ich habe auch das Glück gehabt, es thun zu können... Aber dazu besitze ich keine andere Mittel als meine Arbeit. Wenn ich nun außer Stand gesetzt bin, zu arbeiten, ist meine Mutter ohne Stütze...

— Nun, mein Herr, Ihrer Mutter kann es fürs erste an Nichts mehr fehlen, da ich mich für sie interessire...

Sie interessiren sich für sie, Mademoiselle?

— Gewiß.

— Sie kennen sie also.

— Jetzt, allerdings...

— O Mademoiselle, — sagte Agricol nach einer Pause bewegt, — ich verstehe Sie... Sehen Sie... Sie haben ein edles Herz; die Maheux hatte Recht...

— Die Maheux?... — sagte Adrienne und betrachtete Agricol mit sehr überraschter Miene; denn diese Worte waren für sie ein Räthsel.

Der Arbeiter, der über seine Freunde nicht erröthete, antwortete kreist:

— Mademoiselle, ich will Ihnen das erklären. Die Maheux ist eine arme junge, sehr fleißige Arbeiterin, mit der ich aufgezogen bin; sie ist mißgestaltet, deshalb nennt man sie die Maheux. Sie sehen also, daß sie in einer Rücksicht so niedrig gestellt ist als Sie hoch. Aber was das Herz anbetrifft... und Zartgefühl ... o Mademoiselle ... ich bin gewiß, daß Sie darin ihr gleichkommen ... das war auch gleich ihr Gedanke, als ich ihr erzählte, wie Sie mir gestern Abend jene schöne Blume gegeben haben...

— Ich versichere Ihnen, mein Herr, — sagte Adrienne aufrichtig gerührt, — daß dieser Vergleich mir schmeichelt und mich mehr ehrt als Alles, was Sie mir sagen könnten... Ein Herz, das gut und zart bleibt, trotz grausamen Mißgeschicks, ist ein so seltener Schatz!... Es ist so leicht gut zu sein, wenn man jung und schön, zart und edelgesinnt, wenn man reich ist! Ich nehme also Ihren Vergleich an... Aber unter der Bedingung, daß Sie mich schnell in den Stand setzen, ihn zu verdienen. Fahren Sie fort, ich bitte Sie.

Trotz der anmuthigen Herzlichkeit des Fräuleins von Cardeville erriath man bei ihr doch so viel von jener natürlichen Würde, welche Unabhängigkeit des Charakters, Erhabenheit des Geistes und Adel des Gemüths geben, daß Agricol, die ideale Schönheit seiner Beschützerin vergessend, bald für sie eine Art von liebevoller, tiefer Ehrfurcht empfand, die seltsam mit dem Alter und dem Frohsinne des jungen Mädchens contrastirte, das ihm dieses Gefühl einflößte.

— Wenn ich nur meine Mutter hätte, Mademoiselle, so würde ich schlimmsten Falls mich noch nicht so sehr beunruhigen wegen einer gezwungenen Unthätigkeit; unter armen Leuten hilft man sich, meine Mutter wird im Hause angeordnet, unsere braven Nachbarn würden ihr Beistand leisten; aber sie sitzen selbst nicht im Glücke, würden sich ihretwegen berauben, und ihre kleinen Dienste wären noch peinlicher als das Elend selbst, und dann endlich habe ich nicht blos für meine Mutter zu arbeiten, sondern auch für meinen Vater; wir haben ihn seit achtzehn Jahren nicht gesehen; er ist eben aus Sibirien zurückgekommen ... Er war aus Anhänglichkeit an seinen General, den jetzigen Marschall Simon, dort geblieben.

— Der Marschall Simon... — sagte Adrienne mit dem Ausdruck der lebhaftesten Ueberraschung.

— Sie kennen ihn, Mademoiselle?...

— Ich kenne ihn nicht persönlich, aber er hat eine Dame aus unserer Familie geheirathet...

— Welches Glück!... — rief der Schmied aus, — dann sind also seine beiden Töchter, die mein Vater aus Rußland hierhergebracht hat, Ihre Verwandten?...

— Der Marschall hat zwei Töchter? — fragte Adrienne, immer mehr verwundert und interessirt.

— O Mademoiselle ... zwei kleine Engel von funfzehn oder sechzehn Jahren ... Und so hübsch, so lieb, zwei Zwillinge, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen ... Ihre Mutter ist in der Verbannung gestorben; das Wenige, was sie besaß, wurde confiscirt; sie sind mit meinem Vater aus Sibirien gekommen, indem sie sehr ermüdet reisten; aber er bemühte sich, durch Ergebenheit und Zärtlichkeit sie so viel Entbehrungen vergessen zu machen ... der brave Vater!... Sie glauben nicht, Mademoiselle, er ist bei seinem Löwenmuthe gut... wie eine Mutter...

— Und wo sind die lieben Kinder, mein Herr? — sagte Adrienne.

— Bei uns, Mademoiselle ... Das machte eben meine Lage so schwierig und gab mir den Muth, zu Ihnen zu kommen; mit meiner Arbeit wollte ich schon für unsere kleine so vermehrte Wirthschaft sorgen ... Aber wenn man mich nun verhaftet?

— Sie verhaften?... Und weßhalb?

— Hier, Mademoiselle, ... Haben Sie die Güte, diese Mittheilung zu lesen, die man der Maheux geschickt hat...

Boot immer näher kam und der Nebel immer dichter wurde, eben vom Deck herunter: „Werft den Anker über Bord," — „Alles hinüber," war die Antwort, die ich empfing, und in demselben Augenblick sah ich auch den Dampf des Oceanic. Zwar stürzte ich augenblicklich nach der Glocke und läutete aus allen Kräften, es war aber zu spät, und es ist nur noch ein Glück, daß unser Zusammentreffen nicht schlimmer abgelaufen ist; aber ich sehe, daß der Nebel sich senkt, und will mich wieder auf den Weg machen, ich werde doch in Vicksburg einlaufen und den Leck, den mein Boot bekommen hat, verstopfen müssen, also Ade, Capitän, — good bye, Gentlemen —" und mit diesen Worten trat er hinüber an seine Cajüte, da sich der Mazeppa jetzt, weil der Nebel sank, zum Abstoßen fertig machte.

Auch der Oceanic schlang seine Taue wieder von den Uferbäumen, an die sie befestigt waren, los und während sich die Passagiere zum Mittagessen niedersetzten, verfolgte er rauschend und schäumend seinen Weg.

Die Tischgesellschaft war aber an diesem Tage, ganz gegen die sonstige Art der Amerikaner, eine der lustigsten, und viel wurde über die verschiedenen komischen Situationen und Scenen gelacht, die während der befürchteten Gefahr vorgefallen waren, und die mancher der Reisenden nun von sich selber erzählte, um den Spaß zu haben, und sei es auch auf seine eigenen Unkosten, mit lachen zu dürfen.

Das Boot war jetzt am Staat Louisiana vorbei und hatte die Grenzlinie von Arkansas passirt, das sich in grüner Herrlichkeit am linken Ufer hinstreckte, während die Passagiere nach dem Essen auf dem offenen Verdeck eine Zeitlang spazieren gingen, um sich soviel Bewegung zu machen, als es der enge Raum des Bootes gestattete.

Der Wind hatte sich aber gedreht und schwarze Wolkenmassen ballten sich am Horizonte zusammen; höher und höher stiegen die wallartigen Dunstgebirge und verfinsterten bald mit ihren Schatten das freundliche Tagesgestirn, das vergebens gegen die dunklen Massen ankämpfte und bald von ihnen eingeholt und bedeckt wurde.

Ein dünner Regen sprühte zuerst erfrischend in der drückenden Hitze auf's Verdeck herunter, artete dann aber bald in einen tüchtigen Landregen aus, der bald Alle in die schützenden Räume der Cajüte oder des Verdecks zurücktrieb.

Simmons hatte, da, wie er sagte, doch nichts Anderes vorgenommen werden konnte, schnell wieder eine Partie Ecre arrangirt, an der diesmal ganz gegen sonstige Gewohnheit Mr. Gray Theil nahm, auch Stewart, der Ansiedler aus Missouri, spielte mit, und zwar mit Simmons gegen Mr. Gray und den Capitän Williams; Mr. Bloomfield aber hatte sich an Stewart's Seite niedergelassen, um theils das Spiel zu beobachten, theils seine unausgesetzten Fragen an den „Backwoodsman" zu richten, und ihn fortwährend wegen Erzählungen zu plagen, da jener nur zu gutmüthig ihm willfahrte.

Simmons war schon mehre Male mit derben Flüchen dazwischen gefahren, und hatte den Neuyorker gebeten ihr Spiel nicht jeden Augenblick zu unterbrechen, dieser aber, unbefriedigt in seiner Leidenschaft, hatte, schon wenigstens zum zehnten Mal, seinen Risse geholt und ihn dem Missourier gezeigt, ihn dabei auf die Stärke des Bleies, das er schoß, aufmerksam machend und ihn fragend, ob er nicht glaube, daß solch eine Kugel mit Bequemlichkeit einen Büffel niederwerfen könnte.

„Eine kleine Kugel, richtig auf den Fleck gebracht, wohin sie bestimmt ist, würde ihn eben so schnell bewältigen," entgegnete ruhig der Missourier, indem er mit seinem klaren, treuherzigen Auge den Neuyorker ruhig lächelnd ansah, nachdem er seine Karten aufgenommen, einen flüchtigen Blick hineingeworfen und seinem Alten hinübergesagt hatte, „ich helfe."—

„Eine kleine Kugel!" rief Bloomfield verwundert, „eine kleine Kugel für einen Büffel, Mr. Stewart, das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein."

„Mr. Stewart, ich wünschte, daß Sie ein wenig mehr aufpassen," fiel Simmons jetzt, nachdem die Stiche schnell hintereinander gemacht waren, wirklich etwas ärgerlich ein, während Mr. Gray und der Capitän lächelten; „wenn Sie auch nur im Mindesten auf Ihr Spiel aufmerksam waren, so mußten wir diesen letzten Stich noch machen und dann hatten wir einen Marsch und waren aus, denn das hätten Sie sich doch wohl denken können, daß ich Trumpf gespielt hätte, wenn ich's noch einmal in der Hand hielt!"

„Ich setze den Fall, der Büffel ist fett," rief der unverwüstliche Bloomfield, „wie ist es da nur im Entferntesten möglich, daß eine kleine Kugel die gehörige Wirkung hervorbringen könnte."

„Hol' der Henker doch die großen und kleinen Kugeln," fluchte Simmons, „Spades ist Trumpf, und Ihr, Stewart, habt die Vorhand."

dem armen Mädchen, von dem ich Ihnen erzählte ... sie ist eine wahre Schwester für mich ...

Und Agricol übergab Fräulein von Gardeville den der Arbeiterin geschriebenen anonymen Brief.

Nachdem sie gelesen hatte, sagte Adrienne überrascht zu dem Schmied:

— Wie, mein Herr, Sie sind Dichter?

— Ich bin weder so anspruchsvoll, noch so ehrgeizig, Mademoiselle; ... nur, wenn ich nach meiner Tagesarbeit zu meiner Mutter zurückkehre ... oder häufig auch, indem ich mein Eisen schmiede, amüsire ich mich zu meiner Zerstreuung oder Erholung damit, Reime zu machen ... bald eine Ode, bald ein Lied.

— Und dieses Arbeiterlied, von dem in dem Briefe die Rede, ist also wohl sehr feindselig, sehr gefährlich?

— Mein Gott nein, Mademoiselle, im Gegentheil, denn ich, ich habe das Glück, bei Herrn Hardy angestellt zu sein, der die Lage seiner Arbeiter so glücklich macht, als die unserer anderen Kameraden es durchaus nicht ist ... und ich habe mich begnügt, zu Gunsten dieser, welche die Masse bilden, eine warme, aufrichtige, billige Reclamation zu machen, nichts weiter; aber Sie wissen vielleicht, Mademoiselle, in dieser Zeit der Verschwörungen und Umeuten wird man oft incriminirt und leicht verhaftet ... Passirt mir nun ein solches Unglück ... was soll dann aus meiner Mutter, meinem Vater werden ... und aus den beiden Waisen, die mir wie zu unserer Familie gehörig betrachten müssen, bis der Marschall Simon zurückkommt! ... Deshalb, Mademoiselle, wollte ich, um diesem Unglück zu entgehen, Sie bitten, in dem Falle, daß ich verhaftet werden sollte, eine Caution für mich zu stellen; auf diese Weise werde ich nicht genöthigt sein, die Werkstatt mit dem Gefängnisse zu vertauschen und meine Arbeit soll dann für Alle sorgen, dafür stehe ich.

— Gott sei Dank, — sagte Adrienne fröhlich — das läßt sich vortrefflich arrangiren; in Zukunft, Herr Poet, sollen Sie Ihre Begeisterung aus dem Glücke, nicht aus dem Kummer schöpfen ... Traurige Muse! ... Vorläufig soll Ihre Caution bestellt werden.

— O, Mademoiselle ... Sie retten uns.

— Dann trifft es sich, daß der Arzt unserer Familie mit einem sehr mächtigen (verstehen Sie es, wie Sie wollen — sagte sie lächelnd — Sie treffen doch das Rechte) Minister sehr lüert ist; der Doctor hat auf diesen großen Staatsmann viel Einfluß, denn er war stets so glücklich ihm seiner Gesundheit wegen die Annehmlichkeiten des Privatlebens anzurathen, gerade an dem Tage vorher, wo man ihm sein Portefeuille genommen. Sein Sie also vollkommen ruhig, wenn die Caution nicht genügen sollte, werden wir noch auf andere Mittel denken.

— Mademoiselle, — sagte Agricol tief bewegt, — ich werde Ihnen die Ruhe, vielleicht das Leben meiner Mutter verdanken ... glauben Sie mir, ich will nicht undankbar sein.

— Das ist ganz einfach ... nun von etwas Anderem: die, welche zu viel haben, müssen auf das Recht Anspruch machen, denen zu Hülfe zu kommen, die nicht genug haben ... Die Töchter des Marschall Simon gehören meiner Familie an, sie werden also hier bei mir wohnen; das wird passender sein. Unterrichten Sie Ihre gute Mutter davon und heute Abend werde ich kommen, um mich bei ihr für die Gastlichkeit zu bedanken, die sie meinen Verwandtinnen hat angedeihen lassen, und dann hole ich die Letzteren gleich ab.

Plötzlich hob Georgette den Thürvorhang, der den Salon von einem Nebenzimmer trennte, trat hastig ein und sagte mit erschreckter Miene:

— O, Mademoiselle, es geht etwas Außerordentliches in der Straße vor.

— Wie so? ... Sprich weiter.

— Ich begleitete meine Räthin bis an die kleine Thür, und da schien es mir, als ob Männer von schlechtem Aussehen aufmerksam die Mauern und Fenster des an den Pavillon anstoßenden kleinen Gebäudes betrachteten, als ob sie Jemandem auflauerten.

— Mademoiselle — sagte Agricol bekümmert, — ich hatte mich nicht getäuscht, man sucht mich ...

— Was sagen Sie?

— Mir schien es, als ob man von der Straße Saint Merry schen mir gefolgt sei ... Es ist nicht mehr daran zu zweifeln; man hat mich zu Ihnen eintreten sehen und will mich verhaften ... O, jetzt, Mademoiselle, wo Sie an meiner Mutter Theil nehmen ... jetzt, wo ich mich wegen der Töchter des Marschall Simon nicht mehr zu beunruhigen brauche, breite ich mich, mich selbst auszuliefern, bevor ich Ihnen die mindeste Unannehmlichkeit bereite ...

— Hüten Sie sich wohl, mein Herr, — sagte lebhaft Adrienne — die Freiheit ist eine zu schöne Sache, um sie freiwillig zu opfern ... Uebrigens kann Georgette sich irren: ... aber in jedem Falle, ich bitte Sie darum, liefern Sie sich nicht selbst aus ... Folgen Sie mir, vermeiden Sie es, verhaftet zu werden ... das würde, denke ich, meine Schritte bedeutend erschweren ... denn mir kommt es immer vor, als ob die Justiz eine übertriebene Anhänglichkeit an die hätte, welche sie einmal verhaftet hat ...

— Mademoiselle, — sagte Hebe, die mit eben so unruhiger Miene eintrat, — ein Mann hat an die kleine Thür geklopft ... er fragte, ob ein junger Mann in blauer Bluse nicht hier eingetreten wäre ... Er fügte hinzu, die Person, die er suche, heiße Agricol Baudoin ... und man habe ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen ...

— So heiße ich, — sagte Agricol, — es ist eine List, um mich zum Herauskommen zu bewegen ...

— Augenscheinlich, — sagte Adrienne, deshalb muß man sie täuschen. Was hast Du geantwortet, mein Kind? — fügte sie hinzu, sich an Hebe wendend.

— Ich antwortete, ich wisse nicht, weren man spreche.

— Herrlich ... Und der fragende Mann?

— Der hat sich entfernt, Mademoiselle.

— Um gewiß bald wieder zu kommen, — sagte Agricol.

— Das ist sehr wahrscheinlich, — versetzte Adrienne. — Deshalb, mein Herr, müssen Sie sich schen darein finden, einige Stunden hier zu bleiben ... Ich bin leider genöthigt mich sogleich zur Frau Prinzessin Saint Dizier zu begeben, wegen einer sehr wichtigen Unterredung, die so schen keinen Aufschub erleiden konnte, die aber noch dringender geworden ist durch das, was Sie mir über die Töchter des Marschall Simon mitgetheilt haben ... Bleiben Sie also hier, mein Herr, da Sie, wenn Sie gehen, gewiß verhaftet werden.

— Mademoiselle, verzeihen Sie mir meine Weigerung ... Aber noch einmal, ich kann dieses sehr gütige Anerbieten nicht annehmen.

— Und weßhalb?

— Man hat mich herauszulocken versucht, damit man nicht nöthig habe, im Namen des Gesetzes bei Ihnen einzudringen, und niemals werde ich Sie einer solchen Unannehmlichkeit aussetzen. Ich beunruhige mich nicht mehr wegen meiner Mutter, was kümmert mich also das Gefängniß?

— Und der Kummer, den ihre Mutter empfinden wird? Und ihre Besorgniß? Ihre Befürchtungen? Ist das Nichts? Und Ihr Vater, und diese arme Arbeiterin, welche Sie wie einen Bruder liebt? Sagen Sie, mein Herr, vergessen Sie die auch? ... Folgen Sie mir, ersparen Sie Ihrer Familie diese Beunruhigung ... Bleiben Sie hier; vor Abend bin ich gewiß, Sie, sei es durch eine Caution, sei es anderswie, von Ihrer Unannehmlichkeit zu befreien ...

— Aber, Mademoiselle, selbst wenn ich Ihr Anerbieten annehme, wird man mich doch hier finden ...

— Durchaus nicht ... In diesem Pavillon, der sonst zu geheimen Vergnügungen diente, Sie sehen, — sagte Adrienne lächelnd, — daß ich einen sehr profanen Ort bewohne, in diesem Pavillon befindet sich ein so wunderbar sinnreich erfundener Versteck, daß er allen Nachsuchungen trotzen kann; Georgette wird Sie hinführen; Sie werden sehr bequem dort sein, können sogar einige Verse dort für mich schreiben, wenn die Situation Sie inspirirt ...

— O, Mademoiselle, wie viel Güte! ... Womit habe ich das verdient? ...

— Womit, mein Herr? das will ich Ihnen sagen: Nehmen Sie selbst an, daß Ihr Charakter, Ihre Lage kein Interesse verdienen, nehmen Sie an, daß ich nicht einmal eine heilige Schuld gegen Ihren Vater hätte für die rührende Sorgfalt, welche er den Töchtern des Marschall Simon, meinen Verwandten, angedeihen ließ ... Nun so denken Sie doch wenigstens ... an Lutine, mein Herr, — sagte Adrienne lachend, — an Lutine da, die Sie meiner Zärtlichkeit wiedergegeben ... Ernsthaft gesprochen ... wenn ich lache, — versetzte dieses sonderbare und ausgelassene Geschöpf, — geschieht es, weil auch nicht die mindeste Gefahr für Sie ist und ich mich glücklich fühle; also, mein Herr, schreiben Sie mir schnell Ihre Adresse und die Ihrer Mutter auf dies Portefeuille; folgen Sie Georgetten und machen Sie mir recht hübsche Verse, wenn Sie sich nicht zu sehr in dem Gefängnißlangweilen, in dem Sie vor ... einem Gefängnisse stehen.

Während Georgette den Schmied in den Versteck führte, brachte Hebe ihrer Herrin einen kleinen grauen Castorhut mit grauer Feder, denn Adrienne mußte durch den Park, um sich nach dem von der Frau Prinzessin von Saint Dizier bewohnten Hôtel zu begeben.

.....

Eine Viertelstunde nach diesem Auftritte trat Florine geheimnißvoll in das Zimmer der Madame Grivois, ersten Kammerfrau der Prinzessin von Saint Dizier.

— Nun? — fragte Madame Grivois das junge Mädchen.

— Hier sind die Notizen, die ich heute morgen habe machen können, — sagte Florine, indem sie der Duenna ein Papier überreichte, — glücklicherweise habe ich ein gutes Gedächtniß ...

— In welcher Stunde, ganz genau, ist sie heute Morgen nach Haus gekommen?

— Wer, Madame?

— Fräulein Adrienne.

— Aber sie ist ja gar nicht ausgegangen, Madame ... wir haben sie um neun Uhr in's Bad gebracht.

— Aber vor neun Uhr ist sie gekommen, nachdem sie die Nacht außer dem Hause zugebracht? denn so weit ist es schon mit ihr gekommen.

Florine betrachtete Madame Grivois mit tiefem Erstaunen.

— Ich verstehe Sie nicht, Madame.

— Wie, Mademoiselle wäre heute Morgen um acht Uhr nicht zur kleinen Gartenthür hereingekommen? Wagen Sie es, zu lügen?

— Ich war gestern unwohl und bin erst um neun Uhr heute Morgen von meinem Zimmer herabgekommen, um Georgette und Hebe behülflich zu sein, das Fräulein nach dem Bade zu bringen ... ich weiß nicht, was vorher passirt ist, ich schwöre es Ihnen, Madame ...

— Das ist etwas Anderes ... Sie werden sich darüber bei Ihren Gefährtinnen unterrichten, wovon ich eben gesprochen, sie hegen kein Mißtrauen gegen Sie und werden Ihnen Alles sagen ...

— Ja, Madame.

— Was hat das Fräulein heute Morgen gemacht, seitdem sie aus dem Bade ist?

— Mademoiselle hat Georgetten einen Brief dictirt an Herrn Norval, ich verlangte den Auftrag, ihn fortzuschicken,

---

„Nun wartet, Mr. Bloomfield," sagte Stewart ruhig, indem er ausspielte, „sobald dies Spiel vorbei ist, was keine 5 Minuten mehr dauern wird, so will ich Euch eine Geschichte von meinem kleingedohrten Gewehr erzählen."

„Wie viel Kugeln schoß es aufs Pfund?" fragte Bloomfield.

„Der ist unser und der ist unser," rief Simmons, die beiden höchsten Trümpfe, die zwei schwarzen Buben, nach einander ausspielend, — „Sacred, by God; aber nun, Mr. Stewart, will ich Euch etwas sagen; jetzt erzählt dem Mann da Eure Geschichte — erst wollen wir aber eins trinken, das der Capitän bezahlen muß — ich nehme Brandy und Zucker — und dann, Mr. Bloomfield, laßt Ihr den Mann zufrieden, oder ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich Euch Eure schöne Büchse besprenche, so daß auch nicht ein einziges Stück Blei so gerade wieder herauskommen soll, als Ihr es hineingestoßen habt."

„Es sind jetzt 2 Jahr," begann Stewart, als sie alle getrunken und sich wieder an den Spieltisch gesetzt hatten, „als ich eines Tages meine Büchse schulterte, um die Runde um mein Feld zu machen, da eine Masse Eichhörnchen dem Weißkorn bedeutenden Schaden zufügten. Ich hatte eine von unseren langen Büchsen, die an 180 Kugeln auf das Pfund schoß."

„Hundert und achtzig Kugeln?" unterbrach ihn Bloomfield — „ja, damit konntet Ihr doch weiter Nichts als Eichhörnchen, wohl kaum einen Truthahn schießen!"

„Das war auch meine Meinung damals," fuhr Stewart, ohne sich irre machen zu lassen, in seiner Erzählung fort; „es gab aber auch weiter Nichts als Eichhörnchen damals in Nordkarolina, dann und wann höchstens bekamen wir einen Hirsch zu sehn, und höchst selten stattete uns in den Sommermonaten ein Bär, aus den Gebirgen herunter, einen Besuch ab."

„Sie wollen uns doch nicht erzählen, daß Sie mit einer Büchse, die 180 Kugeln auf das Pfund geschossen habe, einen Bären erlegt hätten?" unterbrach ihn Bloomfield aufs Neue.

„Mein Feld grenzte dicht an mein Haus," erzählte Stewart weiter, ohne den Einwand zu beachten, „so daß die Gebäude und ein kleiner Garten die südliche Grenze desselben bildete, während es eine gute, 10 Riegel hohe Fence, auf den drei anderen Seiten umgab.

„Ich war langsam, die Büchse auf der Schulter, um die Westseite herumgeschlendert, ohne auch nur selbst ein Eichhörnchen gesehn zu haben, bog dann um die Ecke und ging an der Nordseite, mich überall verstohlen umschauend, hin, ohne auch hier nur die Spur von irgend etwas Jagdbarem zu finden, und schon verzweifelte ich, an diesem Nachmittag noch einmal zum Schuß zu kommen, als ich an die nordöstliche Ecke meines Feldes, zu einem kleinen Sassafras-Dickicht kam, durch das sich ein schmaler Kuhpfad hinzog, und diesen kaum betreten, ein leises Rauschen in den Blättern zu hören glaubte.

„Nun hatte ich meine Büchse nur geladen, um vielleicht ein Eichhörnchen damit erlegen zu können, meine Seele dachte daher auch gar nicht an irgend etwas Größeres, das mir vielleicht zum Schuß kommen könnte, doch hielt ich im Gehen an und horchte aufmerksam dem näher und näher kommenden Geräusch."

„Ich hatte den Hahn gespannt und lag im Anschlag, immer aber noch entzogen die dichten Sassafrasbüsche das Thier, welcher Art es auch immer sein mochte, meinen Augen; endlich sah ich die Spitzen der Büsche sich bewegen — es kam näher und trat plötzlich, nicht 20 Schritte von mir entfernt, in den kleinen Pfad, der nach dem Hause zuließ."

„Und war das wirklich ein Bär?" fragte Bloomfield äußerst gespannt, der mit fast athemloser Erwartung dem Fortgang der Erzählung gehorcht hatte.

„Ein Bär?" fragte Stewart verwundert — „wie kommt Ihr gerade auf einen Bären? Es war eine von meinen Kühen, die zu Hause ging, um gemolken zu werden."

„Aber was habt Ihr denn geschossen?" fragte Bloomfield ganz verdutzt, als Simmons laut an zu lachen fing.

„Nun, ich werde doch meine eigene Kuh nicht todtschießen sollen?" entgegnete Stewart, scheinbar über die Frage erstaunt.

„Aber so laßt ihn doch nur ruhig in seiner Erzählung fortfahren," rief Capitän Wilkens, der sich sehr an der getäuschten Hoffnung des Neuyorkers zu ergötzen schien; „er muß ja noch an der ganzen östlichen Seite der Fence herunter gehn, um wieder zu seinem Hause zu gelangen."

„Ja," fuhr Stewart fort, „es war eine von meinen Kühen, was mich um so weniger überraschen konnte, da die sechse, die meine Frau melkt, jeden Abend regelmäßig um dieselbe Zeit nach Hause kommen. Meinen Hahn in Ruhe setzend, da seit vielen Wochen kein Wild dort in der Nähe gesehen worden war, ging ich dann leise, natürlich nicht erwartend gerade jetzt noch etwas zum Schuß zu bekommen, dicht an der

Ein Kind, das Gott lieb hat.

Ein Kind, das Gott lieb hat,
Das ist ein Kind, das betet,
Das ist ein Kind, das tut,
Was seine Eltern bitten,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Worten sündigt und Taten,
Das ist ein Kind, das gern
Die Wahrheit sagt und rate,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Lügen sich befleckt,
Das ist ein Kind, das Gott
Im Himmel lieb hat.

Ein Kind, das Gott lieb hat,
Das ist ein Kind, das betet,
Das ist ein Kind, das tut,
Was seine Eltern bitten,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Worten sündigt und Taten,
Das ist ein Kind, das gern
Die Wahrheit sagt und rate,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Lügen sich befleckt,
Das ist ein Kind, das Gott
Im Himmel lieb hat.

Ein Kind, das Gott lieb hat.

Ein Kind, das Gott lieb hat,
Das ist ein Kind, das betet,
Das ist ein Kind, das tut,
Was seine Eltern bitten,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Worten sündigt und Taten,
Das ist ein Kind, das gern
Die Wahrheit sagt und rate,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Lügen sich befleckt,
Das ist ein Kind, das Gott
Im Himmel lieb hat.

Ein Kind, das Gott lieb hat,
Das ist ein Kind, das betet,
Das ist ein Kind, das tut,
Was seine Eltern bitten,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Worten sündigt und Taten,
Das ist ein Kind, das gern
Die Wahrheit sagt und rate,
Das ist ein Kind, das nicht
Mit Lügen sich befleckt,
Das ist ein Kind, das Gott
Im Himmel lieb hat.

Wilhelm Mayer
Bad Kissingen
Bayerischer Hof
Kurhaus
Kurhaus Rakoczy
Kurhaus Viktoria
Kurhaus Wittelsbach
Kurhaus Wittelsbach
Kurhaus Wittelsbach

Novellen-Zeitung.

Illustrirte Wochenschrift für Novellistik, Literatur und Kunst.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalt.

Seite

Ein Opfer der Liebe. Novelle von Ernst Ziel 1

Räthsel-Ecke 2

Kleine Mittheilungen 2

Illustrirte Rundschau 3

Briefkasten 3

Anzeigen 3

Ein Opfer der Liebe.

Novelle von Ernst Ziel.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein schöner Sommerabend. Die Sonne hatte sich bereits hinter den Bergen versteckt, aber noch leuchtete ihr Abendroth über die Landschaft und tauchte sie in einen rosigen Schein. Ein leichter Wind wehte und kühlte die Luft, die sich während des Tages stark erwärmt hatte.

Auf einer Bank vor dem Hause des Gutsbesitzers Hellmann saß dessen Tochter Elsa und sah träumerisch in die Ferne. Sie war ein junges, hübsches Mädchen von 18 Jahren, mit blauen Augen und blonden Haaren, die in dicken Flechten um ihren Kopf gewunden waren. Ihre Gestalt war schlank und ebenmäßig gebaut, ihr Gesicht rosig angehaucht und ihr Mund lachte so frisch und lieblich, daß man ihn gern küssen mochte.

Elsa war allein. Ihre Eltern waren ausgefahren, um einen Besuch zu machen, und sie hatte es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Sie hatte ihre Arbeit, die sie bis zum Abendbrot beendet hatte, fortgelegt und sich auf die Bank gesetzt, um sich der Ruhe und der Abendluft zu erfreuen.

Sie dachte an ihren Verlobten, den Gutsbesitzer Ernst Wolfram, der sie in einigen Tagen besuchen wollte. Sie hatte ihn vor einem Jahre kennen gelernt, als er mit seinen Eltern auf dem Gute Hellmann's zu Besuch gewesen war, und sie hatte sich sofort in ihn verliebt. Er war ein stattlicher, junger Mann, der ihr Herz im Sturm eroberte, und sie hatte ihm ihre Liebe gestanden, ehe er noch Zeit gefunden hatte, ihr seine Neigung zu gestehen. Er hatte sie dann in den Arm genommen und ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt, und sie hatte sich nicht gewehrt, sondern ihm ihren Mund zum Kusse dargeboten.

Seitdem waren sie Verlobte, und Elsa sah ihrem Bräutigam mit Sehnsucht entgegen. Sie hatte ihn seit jenem Tage nicht wiedergesehen, denn er hatte sich auf Reisen begeben, um seine Braut mit Geschenken zu überraschen, und sie hatte ihn nur durch Briefe gesehen, die er ihr von seinen Reisestationen geschrieben hatte.

Sie dachte an ihn und an die Zeit, wo sie ihn wiedersehen würde, und ihr Herz klopfte vor Freude und Erwartung.

Da hörte sie Schritte hinter sich, und sie wandte sich um, in der Meinung, daß ihre Eltern zurückgekehrt seien. Aber sie sah einen Fremden vor sich, einen Mann, der ihr unbekannt war, und sie erhob sich von der Bank und sah ihn fragend an.

Der Fremde war ein großer, kräftiger Mann, mit einem dunklen Vollbart und dunklen Augen, die Elsa mit einem seltsamen Ausdruck ansahen. Er trug einen Reisesack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, und sein Gesicht war von der Sonne gebräunt.

Er grüßte Elsa höflich und sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie störe, aber ich bin ein Fremder und habe mich verirrt. Ich wollte nach dem Dorfe Lindenau, und ich weiß nicht, ob ich noch auf dem richtigen Wege bin.“

Elsa lächelte.

„Sie sind auf dem richtigen Wege,“ sagte sie. „Lindenau ist nur noch eine Stunde von hier entfernt.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Fremde. „Ich bin müde und hungrig, und ich hoffe, daß ich in Lindenau ein Nachtquartier finden werde.“

„Sie werden es finden,“ sagte Elsa. „Es ist ein großes Dorf, und es wird Ihnen an Gelegenheit nicht fehlen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Fremde. „Ich will Sie nicht länger stören, mein gnädiges Fräulein. Leben Sie wohl!“

Er grüßte noch einmal und ging weiter.

Elsa sah ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war, dann setzte sie sich wieder auf die Bank und dachte an ihren Verlobten.

Sie hatte nicht bemerkt, daß der Fremde sie mit einem seltsamen Ausdruck angesehen hatte, und sie hatte nicht bemerkt, daß er sich nach ihr umgedreht hatte, als er sich entfernte.

Er hatte sie angesehen, als ob er sie nicht wieder vergessen könnte, und er hatte sich nach ihr umgedreht, als ob er sie noch einmal sehen wollte.

Er war ein Fremder, und Elsa hatte ihn nie gesehen, aber er hatte sie gesehen, und sie hatte ihm gefallen.

Er hatte sie gesehen, als sie auf der Bank gesessen hatte, und er hatte sie gesehen, als sie sich erhoben hatte, und er hatte sie gesehen, als sie ihn fragend angesehen hatte.

Er hatte sie gesehen, und sie hatte ihm gefallen.

Er hatte sie gesehen, und sie hatte ihn nicht gesehen.

Er hatte sie gesehen, und sie hatte ihn nicht gesehen, und er hatte sich in sie verliebt.

Er hatte sich in sie verliebt, und sie hatte ihn nicht gesehen, und

auf mich, die Betäubte, mit den an mich heranstürzenden Wogen der sichere Friede des kaum geahnten Todes eindrang. Vergessen — wunderlich genug." Sie ging einige Mal im Zimmer auf und ab. „Und Sie, der Fremde," — hub sie wieder an. — „Und darf es mich denn erfreuen, daß man mich vergessen konnte?

„Konnte! ja! wie konnte man dies!"

„Es war gut so — o recht gut! — aber Sie verstehen mich nicht!" Verstummend saß sie, mit aufgestütztem Haupte, tief nachsinnend da. „Wie weit ist die Fahrt nach Marseille?" fragte sie nach einer langen Pause in unverkennbarer Aengstlichkeit.

„Marseille ist in wenigen Tagen zu erreichen."

„In wenigen Tagen," redete Euphrosine in sich hinein. „Wie lange?" fuhr sie, Williams Hand ergreifend, fort, „wie lange glauben Sie, daß man Zeit bedarf, um einen recht großen Entschluß zu fassen?"

„Zu einem großen Entschlusse, — vielleicht habe ich nie einen solchen gefaßt, obwohl ich gar manches Mal das Leben in die Schanze schlug. Leben — ich habe es nie recht viel beachtet, obwohl sich recht viel im Leben verbringen läßt — ließe, wenn uns nicht fast immer entweder die Kraft oder die Gelegenheit fehlte."

„Und uns?" fiel das Mädchen ein; „dem Weibe fehlt sie fast stets! Dulden — o es duldet sich nur schwer und verlernt sich kaum der Mühe!"

„Der Mühe, ja, der herben Mühe; doch was das Geschick uns auflegt —" er versank verstummend in sich selbst.

„Das Geschick; — ich danke Ihnen für dies Wort, es führt mich einer beruhigenden Unterscheidung zu. Was das Geschick, nicht was die Ungerechtigkeit der Menschen uns auflegt, sind wir zu dulden verpflichtet!" Euphrosine nahte sich bei diesen Worten eilfertig der Thür, Williams folgte ihr.

Die Gesellschaft war, die Frauenzimmer ausgenommen, welche noch mit der Ordnung ihres Anzuges beschäftigt waren, bei der Pyramidbowle versammelt. Sir Williams wünschte den Geretteten Glück; Jeder unter diesen hatte ein Dankeswort, welches er zurückzuweisen wußte; bald war Alles zu einer allgemeinen Unterhaltung geeinet.

„Die Katastrophe," bemerkte ein ältlicher Herr, „hat uns recht gefällig im Schlaf überfallen, wir waren mitten in der Gefahr, ehe wir es noch so eigentlich recht selbst wußten; keine lange Angst, nur eben so viel Zeit, daß Jeder, was ihm das Wichtigste war, retten konnte."

„Jeder?" fiel Williams mit einem Blick auf die schöne Fremde ein: „Dieses holde Kind hatte denn wohl Niemanden auf dem gesunkenen Schiffe, der ihr nahe war."

„Vater, Mutter, Bräutigam und Schwester," entgegnete der Alte. „In solchen Augenblicken aber greift Jeder nach Brieftasche, Börse, Familiendocumenten und woran sonst das Herz hängen mag. Daß Einer gar selbst des eignen Lebens vergessen könnte — wem fällt das ein?"

„Vergessen —" nahm die Gerettete das Wort, „wer sagt denn das? Vergessen! — Solche Augenblicke sind geeignet zu Liebesproben."

Die Stirn des alten Herrn verfinsterte sich, doch bald verschwanden die Falten wieder, freilich sichtlich gewaltsam ausgeglättet. „Sehr sinnreich, Euphrosine!" sagte er mit einem feinen Lächeln, „ich mag es wohl, daß Du Deine Kopflosigkeit auf eine gute Art bemäntelst."

Euphrosine schwieg mit einem scharfen, langen Blick auf den immer noch gezwungen lächelnden Vater. Da traten, seine Verlegenheit endend, die Damen ein. Sie waren zwei, beide wohl und sorgfältig gekleidet, die Spuren der Angst waren durch Roth bedeckt, in ihren Mienen war nichts mehr von der kurz verflossenen Schreckensscene kenntlich. Die Jüngere glich unverkennbar Euphrosinen, nur war sie nicht so zart und von noch entschiedenerer, mindestens auffallenderer Schönheit. Sie wandte sich gleich beim Eintritt mit einigen verweisenden Worten über die Versäumniß ihres Anzuges an die Schwester.

„Da ich gar noch nicht wußte, was mir das Wichtigste war," entgegnete diese lächelnd, „so hatte ich nicht einmal auf das Leben, geschweige denn auf Putzkästchen Acht."

Die ältere Dame, Euphrosinens Mutter, entsetzte sich über diese Versäumniß, tröstete die Tochter indeß mit der Versicherung, daß man bis Marseille mit dem wenigen Geretteten ihr auszureisen könne.

Euphrosinens schöne Schwester hatte sich während der Mutter Tröstrede an Sir Williams gewendet, welcher ihre dankbaren Artigkeiten mit ernster Bescheidenheit von sich ablehnte. Sie war, bald sich wieder von ihm wendend, sogleich von einem dichten Kreise umringt. Die Offiziere des Schiffes, die Jüngeren der Passagiere sammelten sich um das schöne berettete Mädchen. Euphrosine stand einsam und schaute zu dem nun sternlosen Himmel empor, der in heiterem Blau die noch nicht gestillte Fluth umfing, indeß Sir Williams, von ihrer Mutter unterhalten, zuweilen theilnnig zu der in Gedanken Versunkenen hinüber blickte.

„In Marseille," erzählte die Dame, „sollte die Vermählung meiner Tochter vollzogen werden. Es war eine Grille; sie ist dort erzogen in einem Kloster, dessen Aebtissin meine Schwester ist; theils Artigkeit gegen diese, theils, und noch mehr, Nachgiebigkeit gegen Euphrosine, die Reise war weit, mit Beschwerde und Gefahr verbunden; doch den Bräuten wird viel nachgesehen, ihren Launen viel eingeräumt, oft zu viel, so hier."

„Das Fräulein ist sehr jung," bemerkte Williams mit einem schwermüthigen Blick. Euphrosine seufzte.

„Bereits funfzehn," erwiederte die Mutter mit einem leichten Achselzucken.

„So früh schon eine Wahl!"

„Es ist Ton so und angemessen," unterrichtete die Dame. „Ein junges Frauenzimmer tritt vom Alter in die Welt. Weshalb sollte Euphrosine länger einsam und freudenlos leben? Die heitere Betriebsamkeit ihrer Schwester werde auch ihr Theil, wenn auch mit einigen Seufzern erkauft!"

„Mit Seufzern!" dachte Williams; doch laut zu denken ward ihm nicht Zeit, da eben ein junger Herr sich Euphrosinen nahte, ihr mit einem leichten Lächeln die Hand küssend. „Bis Marseille," sagte er fein, „sei es mir gestattet, mich in Ihrer Nähe zu halten. Von dem Augenblick, in welchem wir die Ringe gewechselt, werden Sie mich gefaßt finden, einen Andern an Ihrer Seite zu sehen!"

„Eine verfrühte Furcht!" lächelte Euphrosine mit einem zweifelhaften Ausdruck.

„Furcht," entgegnete Jener, „o keineswegs! Ich hasse den Zwang und möchte ihn Niemandem auflegen."

„Ist das Ihre wirkliche Gesinnung?" fragte Euphrosine schnell.

„Allerdings," war die Antwort.

„Wie denn?" hub Euphrosine lebhaft an — „doch ein andermal davon" — unterbrach sie sich selbst schnell.

Williams war von Euphrosinens Mutter allein gelassen, ohne daß er ihre Entfernung bemerkt hatte. Seine Aufmerksamkeit war in höchster Spannung auf Euphrosinen gerichtet. Wie er sie verstummen und erblassen und von ihrem Verlobten entfernt sah, trat er zu ihr.

„Alle," sagte er, sich zu ihr neigend, „Alle haben etwas gerettet, Aeußeres gerettet, — nur Sie allein nicht. Sie trugen etwas Besseres aus dem Schiffbruch mit hervor, etwas, was Sie früher noch nicht genügend gefunden hatten, — den Entschluß."

Euphrosine drückte ihm wie abbrechend, mit schnell aufsteigender Röthe die Hand und nickte.

Der Wind wendete sich und man durfte hoffen die Fahrt nach Marseille schneller noch, wie man erwartete, zurückzulegen. Für den, welcher etwas in diesem Zwischenraume zu berichtigen hatte, war keine Zeit zu verlieren. Euphrosine erkannte dies und noch am selben Tage erklärte sie ihrer Mutter, daß der Marquis, der ihr bestimmte Bräutigam, den sie erst an dem Tage, wie er mit ihr das Schiff bestieg, erblickt hatte, nicht nach ihrem Geschmack sei.

Auf Frau von Bernen machte diese Erklärung nicht den mindesten Eindruck, sie fand die Abneigung der Tochter nicht einmal des Beachtens werth und legte nur ihr Erstaunen an den Tag, daß diese von einer solchen Geringfügigkeit reden möchte. Abneigung oder Neigung, erklärte sie, käme hier ganz und gar nicht in Betracht und sei das, worum am allerwenigsten die Rede sein könne; man habe sie nicht berücksichtigt und werde sie nicht berücksichtigen, so wenig wie andere Personen von gutem Ton. Die Heirath sei ein Familienarrangement, Euphrosine hübsch genug, um in Paris zu erscheinen, ihr zukünftiger Gemahl reich genug, um ihr dort eine ihrer Gestalt und ihrem Range entsprechende Stelle zu sichern, die Verhältnisse wären vortheilhaft, die Aeltern hätten das Ihrige gethan und der Tochter liege einzig ob, die glückliche Bahn, welche man ihr geöffnet habe, glücklich zu durchwandeln.

„Glücklich?" fiel Euphrosine ein; „ich habe ja eben erklärt, mit dem Marquis nicht glücklich leben zu können!"

Dessen entsann Frau von Bernen sich nicht; von Neigung und Abneigung habe Euphrosine nur gesprochen; der Marquis werde keine entschiedene Neigung von ihr erwarten oder dessen, am mindesten wünschen, da eine solche nur geeignet sei, eine junge Frau lächerlich und lästig zu machen; lästig dem Gemahl, lächerlich sich und ihn vor der Welt.

Euphrosine bat, daß die Familie es nicht darauf ankommen lassen möge, sie in die große Welt eintreten zu sehen, da sie nach Allem, was sie höre, nur eine unbedeutende Rolle in derselben spielen würde.

Die Mutter maß die Tochter mit staunend großen Blicken. „Wie," sagte sie, „Du könntest, Du, einer solchen Furcht Dich hingeben? Du, die Du mein Beispiel, das Beispiel Deiner Schwester vor Augen hast?"

„Furcht," wiederholte Euphrosine, „nein, Mutter! ich empfinde gar keine Furcht, anders zu erscheinen, wie der gute Ton es erfordert, gar kein Bestreben, anders zu erscheinen, wie ich bin; ich beachte allein Sie und Alle, welche Werth auf das legen, was mir fremd ist, was mir nichtig erscheint, dem ich nie mich hingeben kann. Doch wozu Voraussetzungen und Warnungen, weder Sie noch ich sind bedroht von dem, was aus dieser Verbindung hervorgehen könnte; es trifft uns nicht, denn ich bin fest entschieden, sie nicht zu schließen."

„Entschieden! Ein Mädchen, welches eben aus dem Kloster tritt, entschieden! Eine Fieberphantasie sonder Zweifel, — man wird die Hülfe des Schiffsarztes in Anspruch nehmen müssen."

Euphrosine verbat sich diese, ihrer sich unbedürftig erklärend und sah sich den Frau von Bernen entlassen. Ein guter Anfang, dachte das arme Kind und konnte ihren Thränen nicht wehren. So weinend wurde sie von ihrer Schwester überrascht.

„Um Himmels willen, keine Thräne!" rief diese ihr zu; „sie schaden dem Teint. Du scheinst ein empfindsames Gemüth zu besitzen; dies hat auch seine Reize, aber ich beschwöre Dich, meide sentimentale Lectüre, nähre ja diesen Hang nicht; in Augenblicken, wo Wirkung von ihm zu erwarten ist, wird er Dir stets genügend zur Seite stehen; nur dann gieb Dich ihm, doch auch mit Mäßigung und Berechnung hin, denn sonst — bedenke, wenn Du Roth aufgelegt hast, — die Assembleesäle machen dies nothwendig — und eine Theaterscene schwemmte die Schminke von Deinen Wangen!"

„Assembleesäle! — ich werde diese nie betreten."

„Einige Wochen nur noch," lispelte die Schwester, „und Du befändest Dich mitten im Sammelplatze der großen und feinen Welt."

„Schwerlich," erwiederte Euphrosine ernst, „ich habe mich entschieden, in mädchenhafter Stille fortzuleben."

„Wie deute ich das?" fragte die Erschreckte, „vergißt Du, daß Du Braut bist?"

„Keineswegs, doch eben so wenig, daß ich um meine Zustimmung nicht gefragt worden bin."

Eversmann.

Schändlich! Und solche Bücher kommen in's Land herein und werden noch ordentlich vom Kronprinzen gestempelt?

König.

Ist Wilhelmine betheiligt — es wäre empörend! Der Generalfiscal soll alles streng untersuchen. Ist denn kein ruhiger Augenblick möglich!

Eversmann.

Majestät, die gottlosen Bücher sollen doch in die Scharfrichterei, damit sie öffentlich verbrannt werden?

König.

Pfui! Nicht einmal als Fidibus in unserm Colleg möcht' ich sie haben. Meine Herren, schütteln Sie's ab, wie ich. Heut Abend, wenn unser Pfeifchen dampft, bei einem Trunke deutschen Gerstensaftes machen wir uns dafür über Versailles und das ganze französische Ministerium lustig.

Eversmann.

Und die Bücher werden verbrannt, Majestät!

König.

Verbrannt? Ja, aber auf eine andere Art. Schick' Er sie ver's Oranienburger Thor in die Pulvermühlen. Da können sie für meine Grenadiere Patronen daraus machen. (Ab.)

(Die Andern folgen enumphirend.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Der Saal des ersten Aufzuges.

Siebenter Auftritt.

Ritter Hotham. Kanke. Dann der Erbprinz.

Hotham

(tritt leise und herchend durch die Mittelthür auf).

Ein Saal mit vier Thüren? Richtig! Dort die Zimmer der Prinzessin, hier die der Königin? Danke, guter Freund! (Kanke ab.) Nun, Ritter Hotham hält sein Incognito aufrecht bis zu einer völligen Unsichtbarkeit. Von London über Hannover hab' ich mich wie eine verbotene Waare in's Land geschmuggelt. (Wischt sich den Schweiß ab.) Der Henker hole diese reitenden Staatsgeschäfte, wo man die Salonroutine eines Dandys mit dem gefühllosen Knochenbau eines Postillons vereinigen muß! Seit vier Tagen nicht vom Pferde gekommen — ah — (niest sich in einen Sessel) wenn die Nationen wüßten, daß man sich zur auswärtigen Politik durch mehrjährige Courierdienste vorbereiten muß, dann würden sie den Staatsmännern nicht übel nehmen, daß sie in ihrem Alter keine Galoppaden mehr tanzen! — Wie schwer einem das in den Taschen liegt, wenn man ein Königreich mit sich bringt (schlägt auf die rechte Rocktasche). Hier die Krone von England, (auf die linke) da die von Schottland und in der Westentasche die von Irland. Und was werd' ich mitnehmen? (Sieht sich um). Ob die Vergoldungen wohl massiv sind? Sieht Alles verdammt knapp und sparsam aus. Raum genug in den großen Sälen, aber ich glaube, es wohnen viel Mäuse hier — Alles still wie ein englischer Sonntag (erhebt sich). Ich höre kommen —

Erbprinz

(reißt die Thüre auf und bleibt in zweifelnder Stellung stehen).

Hotham (bei Seite).

Nun?

Erbprinz

(tritt wieder leidenschaftlich einen Schritt vor und hält sich die Hand vor die Stirne).

Hotham (bei Seite).

Ich glaube, der macht Verse.

Erbprinz

(stürzt in gleicher Art zu den Zimmern der Prinzessin und erblickt Hotham).

Wie? Wen seh' ich?

Hotham (überrascht).

Täusch' ich mich?

Erbprinz.

Hotham? Ist es möglich? Freund, Sie in Berlin?

Hotham.

Prinz, was ist Ihnen?

Erbprinz.

In einem Augenblicke, wo ich der Verzweiflung nahe bin, treff' ich Sie wieder, Hotham, herrlicher, trefflicher Mensch! Ist es denn möglich! Wo kommen Sie her?

Hotham.

Aus England, Prinz! Mit den besten Grüßen von allen unsern Freunden und dem Auftrag, Sie einzufangen und wieder

„Welche Grille! wer fragte denn mich, wer hat unsere Mutter gefragt? Die Familien berathen sich, die Braut wird aus dem Kloster geholt und die Heirath vollzogen; daß Du die ganze Hochzeitsgesellschaft noch erst durch Sturm und Schiffbruch nach Marseille treibst, ist eine beispiellose Anmaßung."

„Ja wohl! ich hätte es ihr sparen können bei etwas mehr Muth und Entschlossenheit, denn ich wollte allein in mein Kloster mich zurückbegeben. Daß ich, als man diese Erklärung nicht achtete, sie nicht so entschieden als nun wiederholte, das ist mein Verschulden und ging einzig daraus hervor, daß ich damals nur wußte, daß ich einem mir ganz fremden Manne übergeben werden sollte, nun aber da ich weiß, daß dieser Mann durchaus das Unglück meines Lebens machen muß — schon im ersten Augenblicke empfand ich dies und weiß bestimmt, es auch schon geäußert zu haben. Man achtete des aber nicht, trat die Reise an und bestimmte den Hochzeitstag — doch zu vorellig, wie erst Wind und Wogen gelehrt haben und nun mein unerschütterlicher Entschluß lehren wird. Ein Kind, das wünschte und zagte, seinen Wunsch zu erreichen, bestieg in Bordeaux, geführt von dem ihr bestimmten Bräutigam, das Schiff, ein Kind, das von den Umständen hoffte, was nur Entschlossenheit, nur Willenskraft und die Aeußerung und Behauptung desselben gewähren können. Doch es ist kein Kind mehr, das in Marseille, wenn man überhaupt noch dahin zu gehen denkt, an's Ufer treten wird."

„Falschheit, Ränke, Betrug!" rief die erschrockene Zuhörerin dieser mit Ernst und Nachdruck gesprochenen Rede.

„Keineswegs!" berichtigte Euphrosine; „nach Marseille stand mein Sinn, obwohl ich in der That so wenig für ein Kloster wie für die große Welt geboren bin; nach Marseille mußte ich, damit mir dies Alles klar werde."

Die Gräfin Kaucour befand sich, von der Schwester allein gelassen, in der peinlichsten Verlegenheit. Ihr schwindelte, denn sie hatte das Unerhörte vernommen; wann hatte ein junges Mädchen eine solche Sprache geredet? wozu sollte dies führen, wie enden? Die Auflösung der Heirath war unmöglich, und wenn sie es auch nicht gewesen wäre, wer möchte einem grillenhaften Mädchen nachgeben, wer von ihr Sitte und Aelternrecht über den Haufen stoßen sehen! Euphrosine sollte und mußte den Marquis heirathen, dieser aber theils wenigstens wissen, was er von seiner zukünftigen Gemahlin zu erwarten habe. Zu diesem Ende suchte die Gräfin eine einsame Unterredung mit ihm, in welcher sie ihm indessen nur eröffnete, daß er sich gefaßt machen müsse, eine phantastische Frau zu bekommen. Der Bräutigam fand dies recht unterhaltend; er nahm Euphrosinens deutungsreiche Reden, ihre Bitterkeit und Kälte als erwünschte Pikanterie, hoch erfreut das ernste, zurückhaltende Mädchen in eine launenhafte Preciöse verwandelt zu sehen. Von einer solchen, glaubte er, sei zu hoffen, daß sie sich bemerkbar machend ihren Platz ausfüllen werde.

Auf Euphrosinen machte ihres Verlobten sichtliche Zufriedenheit so wenig Eindruck wie früher sein fein mißbilligendes Uebergewicht; er war ihr so vollkommen gleichgültig, daß sie ihn und sein Betragen kaum beachtete; sie hatte in Hinsicht seiner mit sich selbst es entschieden abgemacht, daß sie ihn nicht näher zu kennen bedurfte noch es machte; ihm fremd sein und bleiben, dies war das Einzige, was sie wollte und mußte. Ihr Betragen gegen ihn blieb daher auch völlig zwanglos, indeß sie gegen Sir Williams eine ängstliche Zurückhaltung beobachtete. Er war es, auf den sie ihre Hoffnungen baute, nie konnte sie ihn ohne Besorgniß und Unruhe betrachten! Zwei Tage vergingen, Euphrosine erwartete in diesen den Erfolg ihrer Mittheilungen an Mutter und Schwester; sie ermuthigte sich, ihnen zu begegnen; doch umsonst, denn sie traten nicht ein. Indessen sah das unerschütterlich entschlossene Mädchen ein, daß die Erklärung, Marseille werde in einem Tage erreicht sein, eine entschiedene Unterredung mit ihrem Vater nothwendig machte; sie suchte eine solche mit Muth und erhielt sie auch. Diese Unterredung währte lange und wie sie beendet war, fand Williams die nun von den Ihrigen wie verlassene Euphrosine bebend und hoffnungslos. Sie hatte seinen Eintritt nicht bemerkt, er hätte sich ungesehen wieder entfernen können; der Zustand aber, in welchem das ihm so liebenswürdige Mädchen sich befand, erfüllte ihn mit einer zu lebhaften Besorgniß; er nahte sich ihr schnell, er ergriff ihre Hand, doch die ängstliche Frage, welche er mit den Zeichen der theilnehmendsten Sorge aussprach, blieb unbeantwortet, eine an Bewußtlosigkeit grenzende Betäubung hatte Euphrosine ergriffen. Sie starrte auf den vor ihr stehenden Williams, als ob sie ihn nicht erkenne, nicht verstanden habe, und nach einer geraumen Zeit erst kehrten Fassung und Besonnenheit zurück.

„Ich bin unglücklich," sagte sie tief aufseufzend, „aber schwebe doch in Gefahr, es zu werden, wenn nicht — nicht von mir allein kann ich Rettung und Sicherheit suchen, wenn schon Wille und Kraft meinen nur auf Augenblicke gesunkenen Muth empor richten! — Nein! auch auf Sie, auf Sie hauptsächlich gründe ich die Hoffnung, die Möglichkeit, aus diesem unabwendbar erscheinenden Geschick mich zu retten! — Ihr Auge verheißt Rettung," fuhr sie in wehmüthiger Rührung fort, „und Sie wissen, nein! Sie wissen nichts und dürfen auch noch nicht Alles wissen. Doch, daß man von mir wie von einer Braut redet, das ist Ihnen bekannt."

„Wohl ist mir das," versetzte Williams und leise drückte seine Hand die ihrige.

„Braut ohne Liebe und Wahl, ohne gegenseitig uns zu kennen — doch das ist Sitte unsres Landes! — Man hat mir stets gesagt, daß es so sei und daß es auch mein Loos werden müsse; es mir gesagt, bis ich aus dem Kloster geholt wurde, weil ich nun Braut geworden war. Meine Familie ist reich, hat Verbindungen, der Mann, der mir gewählt ward —"

„Ein Adonis," fiel Williams ein.

„Möge es sein — aber einem Manne sich anverlangen lassen — einem solchen!"

„Einem solchen!" fragte Williams erwartungsvoll.

„Der aus Rücksicht, aus Familienverbindung, des Ranges, des Reichthums wegen —"

„Und um der Rosen willen, welche so schön auf diesen Wangen blühn!" setzte der neue Vertraute hinzu; „diese mögen den jungen Mann denn doch wohl am stärksten gelockt haben."

„Keineswegs! ich war seine Braut, bevor er mich erblickte. Und wenn auch diese — und wenn auch der Schönheit höchste Blüthe mein Theil geworden wäre, nein, wer mich anschauen will, der müsse es mit ganzem Auge und freiem Herzen."

„Mit ganzem Auge und freiem Herzen?" wiederholte Williams. „Mit frei gewesenem, meinen Sie wohl, — denn sonst — und doch — nein, Euphrosine, Ihr Verlobter liebt Sie nicht!"

„Liebt mich nicht; — welcher Wohllaut! Liebt mich nicht! — welche Berechtigung! — Ich werde mein Recht benutzen, bewahren, es mir nicht rauben lassen. Mein Entschluß ist gefaßt, er ist unerschütterlich; ich will, nein, ich will ihm diese Hand nicht reichen, nein, sicher, sicher nicht!"

„Die Willenskraft steht auf Ihrer Stirn geschrieben," betheuerte Williams.

„Und thut mir noth; mein Vater hat erneut das Machtwort gesprochen; doch ich werde mich diesem nicht fügen und baue auf Ihren Schutz."

„Was ich vermag — doch was?"

„Nicht Rath und That, nur Schutz erbitte, nein, hoffe, erwarte ich von Ihnen; nur daß Sie dem, was ich zu unternehmen entschlossen bin, sich nicht widersetzen."

„Lassen Sie mich handeln, Euphrosine!"

„Nein, nur dulden; schweigend dulde auch einmal der Mann."

„Alles, was Sie über mich beschließen," versicherte Williams, als Euphrosine so geistig, sinnvoll lächelnd vor ihm stand und höher und ätherleichter sich ihre zarte Gestalt hob.

„Ueber Sie, o nein — das will, das darf ich nicht; nur wegen meiner nächsten Zukunft; die fernere" — eine Thräne trat in ihr Auge.

„Die fernere," rief Williams feurig, „o Euphrosine!"

„Still, still!" bat sie erblassend, „mich dünkt, weiter, wie nach meiner Befreiung hin, darf ich nicht blicken, kein anderes Ziel mir mehr bezeichnen. Marseille," — sie versank in ein tiefes Sinnen, — „ich bin in einem marseiller Kloster erzogen, dort —"

„Ein Mädchen, so entschieden und selbstständig — ist nicht für eine Klostermauer geboren — —"

„Vielleicht! und wenn auch nicht — nach dem, was ich zu thun entschieden bin, werde ich sie nehmen müssen."

„Und was —"

„O still!" sagte Euphrosine rasch, „Sie wissen Nichts, sollen gar Nichts wissen wollen, als daß ich entschieden bin, dem Marquis meine Hand zu verweigern."

Euphrosinens Auge hing bei diesen Worten mit langem, stillem Blick an dem tiefsinnigen Jüngling, dann wandte sie sich, ein Seufzer hob ihre Brust, ein Wort schien noch auf ihrer Lippe zu schweben, sie aber war verschwunden und Williams blieb unter wunderbaren Empfindungen zurück. Die Familie der holden Fremden in ihrer bunten Weltwichtigkeit war ihm stets unerträglich gewesen, sie war es ihm in diesem Augenblicke mehr denn je; der Bräutigam, eben von ihm und nicht mit Unrecht ein Adonis genannt, war es ihm am meisten. Euphrosine wollte ihm ihre Hand nicht reichen, sie kannte, durfte es nicht, sie, die Alles in sich vereinte, was ein fühlendes Herz zu beglücken vermag, sie mußte sich von der Herzlosigkeit wenden und that es entschieden. Was hatte die liebenswürdige Euphrosine beschlossen, was noch sonst, als ihr beeinträchtigtes Recht zu sichern — wie wollte sie dies? — Bald wünschte er, daß die Reise beendet sein möchte, damit sich Alles lichte, bald wünschte er Windstille, um Euphrosinen länger noch nahe sein zu können.

So unsicher in seinem Inneren blieb Williams, bis der Hafen von Marseille, in welchen er die Schiffsmannschaft und die Passagiere zu führen versprochen hatte, erreicht war.

Man ankerte, Alles ganz treibend, regend durch einander, Geschäft und Abschiednehmen, Dank und Höflichkeit. Williams war's, als träume er, bis Euphrosine mit ihrer sinnvollen Miene vor ihm stand und ihn zur süßen, zur schmerzvollen Wirklichkeit erweckte.

„Denkt Williams meiner Bitte!" flüsterte sie, seine Hand ergreifend.

„Ihres Gebets, das Schweigen und Dulden heißt."

„Schwer für den Mann!" fiel sie mit hochergtühenden Wangen ein, „auch wenn ich Ihnen vergelten könnte!"

Euphrosine erblickte hier ganz nahe und sie beachtend, wie es der Aengstlichen schien, ihre schöne Schwester. Sie neigte sich schnell in enmuthsvoller Verwirrung und hatte schon des Bräutigams dargereichten Arm ergriffen, wie die Gräfin Abschied nehmend vor Williams stand.

In einer ganz eignen Stimmung blieb dieser, nachdem die Boote die Gäste aufgenommen hatten, zurück. Es war still auf seinem Schiffe geworden; doch, um gänzlich ungestört zu sein, hatte er sich eingeschlossen. Die Offiziere und das Schiffsvolk waren höchlich erstaunt, daß er, — der Wind war günstig, — erst am andern Morgen abzegeln wollte; Williams aber mußte Euphrosinens Beschlüsse erwarten. Was hatte sie beschlossen, was wird sie thun? Diese Frage sich zu beantworten, wagte er nicht, obwohl lockende berauschende Möglichkeiten an ihm hinzogen. Die Dämmerung fand den Einsamen traumreich und seine Erwartung, seine Befangenheit stieg, wie gemeldet ward, daß ein Diener ihn zu sprechen wünsche. Der Gemeldete wurde eingeführt und übergab einen Brief, in dem nur die Worte standen: „Euphrosine zählt auf das Versprechen des schweigenden Duldens, welches ihr Freund ihr gegeben hat. Um 12 Uhr wird sie auf dem Schiffe des Sir Williams sein und sich seinem Schutze übergeben."

Williams Herz schlug stürmend bei, Euphrosinens Entschluß erfüllte ihn mit Entzücken, obgleich er ihn nicht begreifen konnte. Ein Blick auf den die Antwort erwartenden Diener hieß Williams die Feder ergreifen. Er schrieb: „Dulden —

---

mit zu bringen in unsre Wettrennen, Fuchsjagden und Ververgnügungen, deren leidenschaftlicher Verehrer Sie waren.

Erbprinz.

Ach, Hotham, für mich sind diese Freuden verloren.

Hotham.

Hat Sie Ihr Vater von der Thronfolge ausgeschlossen?

Erbprinz.

Freund, berühren Sie mich nicht an dem wundesten Fleck meines Daseins! Verschaffen Sie mir das Kaiserthum von Marokko!

Hotham.

Ich glaube, Sie haben Fieberträume. Haben Sie meinen Beistand nöthig, der Ihnen wenigstens die kalte Vernunft ersetzen kann?

Erbprinz.

Hotham, Sie sind ein Genie, Sie sind ein Kopf, an dem noch manche Intrigue der Feinde Ihres Vaterlandes scheitern wird, aber mir können Sie nicht helfen.

Hotham.

Warum nicht, Prinz! Ich bin Ihnen verpflichtet, ich bin Ihr Schuldner für tausend Dienste, die Sie mir bei Ihrer Anwesenheit in England geleistet haben. Sie haben mich durch Ihren Einfluß in die Nähe der ersten Staatsmänner gebracht. Sie haben mir meine Carriere als Diplomat aufgeschlossen. Ihnen verdank' ich, was ich bin und habe — befehlen Sie über meinen Verstand, er soll für Sie denken, über meinen Arm, er soll für Sie handeln.

Erbprinz.

Hotham, ich bin hier in einer ganz eignen Lage —

Hotham.

Prinz, ich widme Ihnen mein Leben, denn ich verdanke es Ihnen. Was wär' ich ohne Sie? Durch Sie bin ich mit ehrenvollen Missionen beauftragt worden. Durch Sie bin ich hier.

Erbprinz.

Was thun Sie hier?

Hotham (sich umsehend).

Eine Sache von Discretion, die ich indessen, wenn Sie es verlangen, nicht Anstand nehme Ihnen mitzutheilen.

Erbprinz.

Ich bin nicht neugierig. Wird es lange währen?

Hotham.

Es hängt von den Umständen ab. Diese Umstände sind aber zarter Natur.

Erbprinz.

Zarter Natur?

Hotham (leise).

Es ist eine Unterhandlung wegen eines abzuschließenden Ehevertrags —

Erbprinz.

Ehevertrags?

Hotham.

Zwischen der Prinzessin Wilhelmine und dem Prinzen von Wales.

Erbprinz.

Wie? Hotham? Das ist zu stark! Sie sind der Gesandte, von dem so eben der König mit mir gesprochen hat —

Hotham.

Der König? Wär' er schon unterrichtet?

Erbprinz.

Sie, der unwiderstehliche geniale Diplomat, den man mit offnen Armen erwartet?

Hotham.

Wie? Der König wäre der Heirath des Prinzen von Wales günstig?

Erbprinz (bei Seite lächelnd).

Ich glaube fast, ich bin ein Narr, wenn ich ihm das eingestehe. Es ist entsetzlich. Ich habe den Menschen da als ein Genie aus Tausenden herausgefunden, ich hab' ihn in die Verwaltung gebracht und nun muß ich selbst darunter leiden, daß er mir Ehre macht. Nun, so wissen Sie denn, mein Herr, daß König und Königin ohne ihr Einverständniß zu ahnen dieser Heirath mit allem, was drum und dran hängt, von Herzen zugethan sind, zugleich aber auch, daß die Prinzessin Wilhelmine, dies Opfer Eurer Politik, von einem Fürsten geliebt wird, der sich zwar an Macht und Größe mit Eurem Prinzen von Wales nicht messen kann, an Hingebung, Liebe und Leidenschaft jedoch alle nur möglichen gekrönten Bewerber um die Hand dieses Engels himmelweit, ja paradiesischweit übertrifft, von einem Prinzen, der ich selber bin.

o, wie leicht befolgt dies Gebot sich hier! — aber schweigen — nein, Euphrosine, zu schweigen vermag ich nicht! Nehmen Sie den Dank dessen, der noch nie sich so geehrt fühlte, als durch Ihr Vertrauen."

Der Diener ging und Williams gab Befehle, daß mit dem Schlage Zwölf Alles bereit sein solle, die Anker zu lichten, da er mit der ersten Stunde des neuen Tages abgehen wolle.

Es war um die achte Stunde, Williams zog sich erwartungsvoll in sein Gemach zurück; unruhig ging er hier auf und ab, die Uhr schien stille zu stehen. Endlich war der Zeiger fast bis auf Zwölf vorgerückt und eine namenlose Unruhe ergriff des Harrenden Herz. „Wenn nun ein Hinderniß," — er trat unruhig aufs Verdeck — da hörte er Ruderschlag — ein kleiner Nachen — war er nicht von einem zweiten verfolgt? — nein, nur eine Welle, welche aus der Brandung zurück vom Ufer her sich ihm nachwälzte. „Setzt ein Boot aus!" rief Williams hastig, „der Nachen dort, die Welle!" — Die Matrosen blickten erstaunt auf ihren kühnen Befehlshaber. Noch ehe sie seinem Angstbefehl gehorchen konnten, landete der Nachen. „Zwei Frauenzimmer," sagte der führende Bootsmann, „welche die Reise mitzumachen wünschen."

Ei nun!" entgegnete Williams und Euphrosine betrat an seiner Hand das Schiff.

„Dank, warmen, heißen Dank!" flüsterte Williams, wie die Hand der Zitternden in der seinigen ruhte.

Die Verschleierte erwiederte den Druck seiner Hand und ging mit ihm, gefolgt von ihrem Mädchen, in's Innere des Schiffes. „Lichtet die Anker!" gebot Sir Williams hinunterstei gend.

„So ist es denn geschehen," seufzte Euphrosine, wie sie — ihr Mädchen war beschäftigt, die mitgebrachten Sachen zu ordnen — mit Williams allein war. „Ich habe mich von meiner Familie geschieden, erklärend, daß ich lieber in der Nacht eines Klosters, als mit dem mir bestimmten Gemahle leben müßte."

„Und man ließ Sie ziehen, schien im Unwissen von der Tochter?"

„Ein hinterlassenes Blatt von meiner Hand," versetzte Euphrosine mit bebender Stimme, „sagte, was ich beschlossen und unternommen habe. Was nun weiter aus mir werden soll, das — nun naht die Zeit, wo ich nicht allein Ihres Schutzes, nein, auch Ihres Rathes, Ihrer Zustimmung bedürftig bin."

„Meiner Zustimmung? wozu? — Euphrosine, Sie haben verheißen, daß Sie — nein, verheißen nicht, aber — Sie wollten die Reise mitmachen, wurde in des Schiffsvolks Gegenwart gesagt — da" — er stockte.

„Die Reise" — fiel Euphrosine ein, — „wohin ist denn die Reise bestimmt? wohin? — es muß mir gleich sein, ich darf Nichts, als Sie bitten, in der Nähe eines Klosters zu landen und dort," — sie verstummte, in Thränen ausbrechend. „Nein," fuhr sie nach einer Pause fort, „nein, seit ich von der Gefahr befreit bin, mit dem Marquis vermählt zu werden, seitdem" — sie ging stockend an's Fenster. „Ich bin gerettet!" rief sie lebhaft, „vom jeder Furcht befreit, schon durchschneidet das Schiff die Wogen!"

„Es trägt uns nach Ostindien," versetzte Williams, ihre Hand küssend.

„Uns" — sie verhüllte das Haupt — „Sie und das entflohene Mädchen! — das klingt — kann es Ihnen angenehm klingen?"

Williams hätte gern gelächelt, doch sein Herz schlug zu hoch und von einer gewissen Bangigkeit befangen. Er schwieg und auch Euphrosine betrat eine Weile nicht. Sie hielt das Tuch vor's Gesicht; Williams fürchtete, daß sie weinen möge, doch sie darum zu befragen, wagte er nicht. Wie sie das Auge wieder enthüllte, sah er, daß seine Furcht ungegründet gewesen war.

„Es geht wie im Wirbel um mich her," sagte sie aufstehend; „welche Gefühle, welche Gedanken mir Herz und Hirn durchkreuzen, das läßt sich nicht sagen. Doch eins ist sicher und gewiß in mir, ich bereue nicht, was ich that, auch gefällt es mir ungleich besser auf diesem Schiffe, wie im marseiller Kloster."

Williams ergriff Euphrosinens Hand, ihre offene Aeußerung lüftete seine Befangenheit.

„Also nach Ostindien!" rief er lebhaft.

„Nach Ostindien," wiederholte sie, „das ist ja eine lange Reise!" Sie hielt inne und warf einen innigen Blick, der mit einiger Unruhe gemischt war, auf ihn. „Recht lang," fuhr sie fort, indem ihr Auge immer heller ward, „wie aber wird sie doch nicht lang werden, und Ihnen — o, Sie sind ja ein Seemann."

„Glaubt Euphrosine," fiel er dringend ein, „daß nur darum diese Reise mir kurz werden wird?"

„Nur deshalb — o, ich weiß es nicht; zuweilen reden wir auch wohl von dem Schicksale, welchem ich entflohen bin und von der Zukunft. In einem Kloster," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „in einem Kloster werde ich doch mein Leben beschließen; diese Reise aber — ich dürfte, müßte sie nicht machen."

„Und weshalb nicht?" fragte Williams mit sanfter Miene.

„Weshalb nicht? Das weiß ich so eigentlich nicht zu sagen. Wenn aber meine Familie nach einigen Wochen die Nachricht erhielte, daß ich ohne Probejahr den Schleier genommen, das klänge so entschlossen."

„Von Ihrer Entschlossenheit haben Sie eine genügende Probe abgelegt."

„Eine genügende — o, eine vielleicht nicht zu entschuldigende, aber — Sie wissen nicht, wie verhaßt der Gedanke mir war, an der Hand des Marquis in der Welt zu erscheinen."

„Und da," fiel Williams ein, „da wählten sie den öden, weiten Ocean."

„Den öden?" — sie lächelte — „kann er denn so gar öde sein, wenn —"

„Wenn?" — fragte Williams, als sie verstummte.

„Wenn" — wiederholte Euphrosine, — „wenn man so recht zutraulich, heiter sich an eines edeln, offenen Beschützers Seite fühlt?"

„Edel und offen, das, o Euphrosine, sind Sie; verurtheilsfrei, licht und geebnet ist Ihre Seele. Wie könnten Sie sonst wohl so unbekümmert ruhig in dieser Stunde sein!"

Euphrosine erblaßte. „Dürfte ich nicht so," fragte sie beklommen, „müßte ich ängstlich, reuevoll, von Unruhe getrieben sein?"

„O nein, nein! Doch nur weil Sie so unbefangen, so liebenswürdig und sich Ihres Rechts bewußt sind, können Sie so unbesorgt in die Zukunft blicken."

„Blick ich denn in die Zukunft! — o nein! und doch zuweilen wohl, aber nur flüchtig, denn immer wieder sehe ich mich von der dunkeln Klostermauer umgeben, und denn — o, diese düsteren Mauern sind so traurig und ich bin so jung! Nach den glänzenden pariser Assembleesälen habe ich mich nicht gesehnt, aber das Kloster — nein! eine stille lächelnde Flur, in der ich unbekümmert mit den Blumen des Lenzes spielen, des Gesangs der Vögel mich freuen, der Freiheit und der Ruhe genießen könnte!"

„Und nicht des weiten Oceans," fiel Williams wehmüthig ein, „der mit des Himmels reinem Bogen dieses Schiff umzieht; nicht dieses Schiffes —"

„Wohl, wohl! und Indiens Wälder, wenn nur — und weshalb nicht?" fuhr sie lebhaft fort, „wenn ich auf immer Europa verließe, nie es wieder erblickte! Aber müssen Sie mich nicht für fühllos halten, da ich mich der Möglichkeit hingebe, Vater, Mutter, Schwester für immer zu verlassen?"

„Vielleicht, Euphrosine, daß ihr Gedächtniß Ihnen so am nächsten und am liebsten bliebe. Die Ferne verklärt, der trennende Raum löscht Alles aus, tilgt die schwerste Bergengenheit; nur ihre Lichtpunkte bleiben."

„Bleiben diese, bleiben sie ewig nun, lebhaft, hier und hell? o, so werde ich mich ja auch trösten können, wenn ich mich nun wieder von Ihnen trennen muß!"

„Könnte, o Euphrosine, der Gedanke an unsere Trennung Ihnen schwer werden?"

„Schwer nur?" — o, so schmerzlich, wie noch nie etwas in meinem kurzen Leben!"

„Und weßhalb denn?" Er ergriff ihre Hand und ließ sie wieder sinken; rasch ging er im Zimmer auf und ab, seelenvolle Blicke auf Euphrosinen werfend, welche, den Kopf in die Hand gestützt, in einer nachlässig entzückenden Stellung da saß.

„Sie sind heute so bewegt — da darf ich nicht aussprechen, was mir meinem Herzen auf meine Lippen sich drängen will. Wenn Sie es aber ahnen könnten — o, da wäre ich sehr glücklich." Wie er über ihre Hand geneigt im schwer beredten Schweigen vor ihr stand, sah er und sein Herz bebte wonnig, wie ein höheres Rosenlicht sich auf ihren zarten Wangen verbreitete. Leise zuckte ihre Hand in der seinigen und entzog sich ihr bald. Er vermeilte noch, nach einem Blick Ihres Auges strebend, doch er blieb gesenkt. Da drückte Williams des Mädchens Hand an seine Lippen und verließ sie. Wie im Nebel gehüllt saß die Einsame da. Welche Worte hatte sie vernommen und welche Deutung verlangte der theure Mann, daß sie diesen Worten geben sollte! — Ihr Herz schlug gewaltig und wollte sich gar nicht in so weit beruhigen, daß sie zu Betrachtungen über sich und ihre Lage gelangen konnte. Immer und immer wieder sah sie sich lebhaft, täuschend, ab, herzschend an Williams Seite, sah sich — glückliche Abgeschiedenheit! — mit ihm von den freundlichen blauen Wellen zu dem lichten Aether emporgetragen, sah sich — bezaubernde Zukunft! — mit ihm in Indiens Wäldern wandeln. Was war ihr ganzes hingeschwundenes Leben gegen diesen Traum; sie mußte — und warum sollte sie es nicht? — sich ihm hingeben.

Williams war indeß auf's Verdeck gegangen. Lange stand er in seiner Versunkenheit unbeweglich auf einer Stelle. Des Schiffsvolk, welches den erfahrenen Führer bald in die stille Fluth, bald in den wolkenlosen Himmel schauen sah, meinte, er müsse einen neuen Sturm befürchten. Alle strengten die geübten Blicke an, bis Williams mit dem leisen, kaum von einigen Ruhestehenden vernommenen Ausruf: O, Euphrosine! sich zurückzog.

Am Morgen nach einer schlaflosen Nacht strebte er in Sehnsucht dem Augenblicke zu, in dem er Euphrosinen wiedersehen sollte. Endlich erblickte er ihr Mädchen, welches er befragte, ob ihre Dame aufgestanden sei. Sie habe sich gar nicht zur Ruhe gelegt, war die Antwort. Mit laut stürmendem Herzen klopfte er an ihre Thür. Euphrosine erhob sich bei seinem Eintritt von ihrem Stuhl, dem nämlichen, auf welchem er sie am Abend verlassen hatte. Auch jetzt war ihr Blick gesenkt, ihre Wangen waren noch immer mit den holden, leicht angeworfenen Rosen bedeckt. Sie war reizend, unwiderstehlich reizend, wie sie sanft vornübergeneigt dastand und nach einigen Augenblicken sich ermuthigend das Veilchenauge erhob.

„Wie haben Sie geruht? wollte ich fragen," hob Williams leise an, „doch Sie scheinen nicht — o Euphrosine — wenn Sie sich dem Schlummer hingegeben hätten, sollte er nicht einen sanften Traum Ihnen zugeführt haben?" —

„Und weshalb der Traum!" unterbrach sie ihn eilend, „wenn —"

„Wenn? — — Euphrosine, sollte die Wirklichkeit Ihnen nicht ganz reizlos sein?" —

„Reizlos? — welche Frage! — habe ich nicht gestern — nein, in dieser Nacht — doch was habe ich gesagt — — wenn Sie es wünschen, wie schmerzlos ich Frankreichs Küsten schwinden sehe!" —

„Dank, Euphrosine, Dank! diese Erklärung macht mich kühn, zu kühn vielleicht! — — Euphrosine, könnten Sie sich entschließen, ehe wir Europa's letztes Küstenland scheiden sehen, oder ehe wir Indien erreichen, oder in Indiens Wäldern mir diese Hand zu reichen, welche sich weigerte, sich in die des Mar-

---

Hotham (nach einer Pause).

Ah so! Das ist freilich eine Entdeckung, die ich nicht ahnen konnte und, wie ich leider hinzufügen muß, keine erfreuliche. Aber sollte man Ihnen, wenn Sie sich darum bewürben, die Hand der Prinzessin nicht zugestehen?

Erbprinz.

Einem kleinen deutschen Dudezprinzen? Wenn man die Wahl zwischen künftigen Königen und Kaisern hat? Sprechen Sie mit der Königin von mir und Sie werden finden, daß sie regelmäßig Ansbach mit Baireuth verwechselt.

Hotham.

Prinz, diese Entdeckung ist um so unerfreulicher, als ich allerdings als Bevollmächtigter des Ministeriums Alles aufbieten muß, das Project dieser Ehe zu Stande zu bringen.

Erbprinz.

Natürlich! Sie müssen ja meiner Empfehlung Ehre machen.

Hotham.

Und doch wag' ich's auszusprechen, daß vielleicht unter gewissen Verhältnissen — möglicher Weise — diese Heirath mit England nicht zu Stande kommen dürfte.

Erbprinz.

Nicht zu Stande kommen?

Hotham.

Es können Umstände eintreten, wo ich nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht hätte, jeden weitern Gedanken an diese Ehe aufzugeben.

Erbprinz.

Hotham? Sie geben mir das Leben wieder!

Hotham.

Der Prinz von Wales, Hobell, ist nicht derjenige, in dessen Auftrag ich hier erschienen bin.

Erbprinz.

Wer schickt Sie denn?

Hotham (feierlich).

Die englische Nation, das Ministerium, das englische Parlament! Sie wissen, Prinz, und haben sich bei Ihrer Anwesenheit in England selbst davon überzeugt, daß das Haus Hannover auf den Thron von England unter Umständen berufen worden ist, die es ihm zur Pflicht machen, seinen persönlichen Willen dem allgemeinen Interesse des Landes unterzuordnen. Ueber die persönliche Neigung des Prinzen von Wales zu seiner Cousine, der Prinzessin Wilhelmine, bin ich so gut wie nicht unterrichtet. Lieben sie sich, lieben sie sich nicht, dem Parlament ist darüber nichts zu Protokoll gegeben. Wohl aber ist der Prinz von Wales, als künftiger König von England, berufen, jede Verbindung einzugehen, die ihm das Nationalinteresse als wünschenswerth andeuten wird. Eine solche ist nun aber unter den gegenwärtigen politischen Constellationen die mit der Dynastie des jugendlich aufstrebenden Königreichs von Preußen.

Erbprinz.

Und darin finden Sie Hoffnung für mich?

Hotham.

Nicht in diesem meinem unglücklichen Auftrage, wohl aber in einer Clausel desselben: diese Ehe und möcht' ihr auch Alles günstig sein, nur unter der Bedingung abzuschließen, daß (leise) die bisher von Preußen ausgeschlossen gewesenen englischen Waaren auf's Neue unter annehmbaren Bedingungen (lächelnd und laut) in Preußen wieder eingelassen werden.

Erbprinz.

Und in dies kaufmännische Project mischt sich eine Frage der Liebe, eine Angelegenheit des Herzens?

Hotham.

Ich vertrete die Herzen unserer Kaufleute, die heiß für den Thron, noch heißer aber für ihre Rimessen schlagen. Haben unsre Fabriken nichts zu hoffen, dann, (reicht dem Erbprinzen die Hand) Prinz, mein Beschützer, mein Beförderer, dann bin ich der Ihre, und Sie sollen setzen, daß ich noch manche Talente besitze außer denen eines Diplomaten.

Erbprinz.

Wie könnten Sie aber —

Hotham.

Warten Sie ab, Prinz, und vertrauen Sie!

Erbprinz.

Aber meine Liebe ist keine Mercantilfrage.

Hotham.

Doch! doch! Wenn ich mich Ihnen in dem Falle, daß sich der König zu dem Handelstractate nicht verstehe, ganz genehmet habe, wenn Sie werden gesehen haben, Prinz, daß gegen einen Fürsten, dem ich durch einen Zufall bekannt wurde und der sich als meinen Wohlthäter bewährte, in mir ein Herz voll

quis zu sagen?" — Williams hatte bei diesen Worten ihre beiden Hände ergriffen und sie auf seine klopfende Brust gelegt. Euphrosine neigte sich schmachtend abwärts.

„Was machen Sie, was haben Sie beschlossen?" stammelte sie kaum vernehmbar, „das fremde, das entsetzene Mädchen, die Ausländerin, die Französin!" — —

„Die edle, offene, unbefangene Euphrosine! Sein Sie es wieder, sein Sie es immer, und Sie sind Alles! — Ja, Sie sind es stets — auch mit diesem gesenkten Blick, mit diesem Auge, das mich meidet. Wie kann ich, wie konnte ich je, da dieses holde Wesen vor mir steht, da mein Herz ihm entgegenwallt, an kleinen Rücksichten hängen, einer anderen Frage Raum geben, als: wird die schöne Hand sich mir zuwenden?" —

„Wie konnte es anders!" flüsterte Euphrosine, und ihr Haupt sank auf seine Schulter. „Kein Kloster, kein mädchenhafter Stolz mehr, keine Menschenfurcht! Ich habe ja Nichts verbrochen, nur frei und offen verweigert, was man mir abtrotzen wollte, den Zwang verschmäht, und der Liebe und dem Edelmuth mich hingegeben."

Sie verstummte, und vergoß süße Thränen an des Glücklichen Brust.

„Nun nach Indien!" sagte er nach einer Pause zärtlich. „Wie hätte ich ahnen können, daß eine so glückliche Reise meiner wartete!"

„Glücklich!" wiederholte Euphrosine, „o mein Freund, werde ich auch Dein Leben, Dein ganzes zu beglücken vermögen?"

„Es ist unwandelbar beglückt!" betheuerte er feurig. „Dieses Herz, welches ich erkenne und liebe, — Du hast es mir geschenkt, was bliebe mir zu wünschen übrig?"

„Und mir! — Muß ich in diesem Augenblick an meine Aeltern denken, und werden sie mir verzeihen?"

„Die Reue wird sie dazu vermögen."

„Die Reue — nie möge diese ihnen nahen!"

„Und doch! — Aber flüchtig nur; wenn sie Euphrosinen glücklich sehen, glücklich und liebereich, dann wird ihre Reue getilgt sein!"

„Ehe wir Europa's letztes Küstenland erblicken," hatte Williams gesagt, und seine Blicke und manche leise Hindeutung erinnerten sie daran. Dennoch war die letzte Küste längst verschwunden, und Williams Hoffnungen waren nicht erfüllt; Euphrosine fühlte sich so glücklich, sie war so ruhig, so unbefangen, daß der Gedanke nicht in ihr aufstieg, ihre Aeltern könnten Versuche machen, sie aus dieser glücklich freien Lage in ihre vorige Beschränktheit zurückzuziehen, bis ein Traum sie aus dieser sorglosen Sicherheit riß. Es erschien ihr im Schlafe, als ob ein schnell segelndes Schiff das ihre erreicht habe; in diesem Schiffe befanden sich Mutter, Vater und Schwester; sie zwangen die zitternde und flehende Euphrosine, mit ihnen nach Marseille zurückzukehren, wo sie in der Kapelle des verlassenen Klosters mit dem verhaßten Bräutigam getraut wurde. Euphrosine sprang, sobald es dämmerte, aus dem Bette, kleidete sich an, ging auf's Verdeck, und blickte immer rückwärts nach dem fernen Horizont.

„Dort, dort!" rief sie, sich zu Williams wendend, wie ein Segel sichtbar ward.

„Ein Schiff," entgegnete er, „dessen Weg sich mit dem unsern kreuzt."

„Nur kreuzt?" fiel Euphrosine unruhig ein; „wenn es uns nun zu erreichen strebte?"

„Das kann es leicht; schon manches kleine schnell segelnde Schiff ist an uns vorübergestrichen."

„Vorüber — o nicht — aber dieses da," — sie schwieg und versank, sichtlich unruhig, in sich selbst.

Williams begriff nicht, wie dieses Schiff — sie hatte so manches achtles vorübersegeln sehen, — sie beunruhigen konnte. Eine Pause erfolgte, mit herabgebeugten Segeln nahte das Schiff, und Euphrosine brach das Schweigen.

„Ich bin ein Kind," sagte sie erröthend, „aber" — sie erzählte ihren Traum.

„Eilig denn, Euphrosine!" rief Williams lächelnd, aber feurig, „lassen Sie uns getrost sein, ehe das gefürchtete Schiff das unsere erreicht!"

„Muß ich mich nicht schämen, obwohl ich mich nun gar nicht mehr fürchte? — Nein, Williams, nicht aus Furcht, nein, weil ich so innig glücklich bin und bleiben werde, und weil ich nie die Absicht gehabt habe, Indien zu erreichen, bevor" — sie senkte den Blick und drückte ihm entteilend die Hand.

Nach einiger Zeit kam sie zurück, weiß gekleidet, einen grünen Kranz im Haar, eine Thräne im Auge.

„Euphrosine," rief Williams, sie an sein Herz ziehend, „soll ich Dir oder dem Traumgott danken?"

„Dir, nur Dir allein, der Du so gut und liebenswürdig bist!"

Lange hielten die Verliebten sich in stummer Rührung umfangen. Da zeigte Williams aus dem Fenster nach dem verübersegelnden Schiffe. Euphrosine lächelte und errötete. Williams küßte ihre Hand und verschwand. Bald kam er zurück, in Begleitung der Offiziere und des Schiffspredigers.

„Unter dem hohen blauen Aether, welchen die kraftathmende Woge küßt," flüsterte Euphrosine, und trat auf's Verdeck.

Die Reise war glücklich, doch nicht eben schnell; wie kurz aber wurde sie dem neuvermählten Paare! Ihnen war es oft, als dürften sie nie wieder ein Ufer betreten, als könnten sie nirgends so glücklich wieder sein, wie hier auf diesem Schiffe, wo sie sich gefunden und verstanden hatten. Und doch fühlten sie, und in der vollsten Sicherheit wieder, daß ihr Glück, als ihr ganz eigenes, unzerreißbares Eigenthum, sie stets begleiten werde, so lange das Schicksal sie nur nicht trenne, und der Gedanke einer Trennung war ihnen so fremd, daß sie, wenigstens Euphrosine, gar nicht begriffen, wodurch eine solche ihnen drohen könne. Wie sie, in dieser seligen Seelenstimmung, Indiens Küste erreichten, war diese von den mildesten Lüften umfächelt. In Indiens Wäldern, in den dickmenreichen gesangreichen Hainen lebte Euphrosine nun; doch es war nicht der Hauch der Natur, es war der beseligende Hauch der Liebe, der sie belebte. Sie war glücklich, unendlich glücklicher, wie ihr jugendliches Herz in sehnendem Ahnungstraum je ihre Zukunft sich gebildet hatte.

Mit dem ersten Schiff, das nach Europa ging, schrieb die Entflohene ihren Aeltern. Ruhig und zärtlich, fest und kindlich sagte sie, wie es ihr so ganz unmöglich gewesen sei, ihr widerstrebendes Herz den Wünschen ihrer Aeltern zuzuneigen. Sie gestand, daß ihr Herz vielleicht, doch ohne daß sie es selbst gewußt habe, bei ihrer Trennung von ihren Angehörigen schon befangen gewesen sei; daß sie später, der Zustimmung und des Segens der Aeltern gewiß — denn was wünschten diese mehr, als des Kindes Glück, — ihrem edelmüthigen Besitzer ihre Hand gereicht habe.

Euphrosine fühlte sich nach Abgang des Briefs — wie lange war es nicht, bis sie Antwort erwarten konnte! — von einer kleinen Bangigkeit befangen. Diese aber machte bald andern, selig süßen Sorgen Platz. Noch ehe der erwartete Brief ankommen konnte, war Euphrosine Mutter eines Knaben. Dieser neue Zuwachs ihres Glücks tröstete sie bei dem fortwährenden Schweigen ihrer Familie; doch ergriff sie jedesmal, wenn ein Schiff einkam, ohne daß ihre Hoffnungen in Erfüllung gingen, eine innige Traurigkeit; nur die Liebe ihres Gatten, nur des Knaben Lächeln konnte sie über ihren unverlernten Kummer trösten. Und er entschwand ihr bald, fast gänzlich. Im Zauber der Liebe flossen ihre Tage hin, einsam und selig, sturmlos und ungetrübt, bis mit dem Ausbruch des Revolutionskriegs Williams sich von seinem heißgeliebten Weibe trennen mußte.

Euphrosine konnte, als sie ihn, in dem sie nur lebte, lassen sollte, sich nicht entschließen, die theure Abgeschiedenheit, in der er mit ihr geeint hatte, aufzugeben. Nach Europa zurückzukehren, dieser Gedanke war ihr schreckend. Das bunte Gewühl des Weltlebens hatte nie, wie dies in der Ferne doch fast stets der Fall ist, Reiz für sie gehabt; wie konnte sie nun, dem Geliebten fern, ihn der Wuth der Elemente, den Gefahren des Kriegs ausgesetzt wissend, sich diesem ihr ganz fremdartigen Leben hingeben! Um sich selbst, der Hoffnung und der Erinnerung zu leben, mußte sie in Indien bleiben. Kehrte sie zu ihrer Familie zurück, ließ sie in der ihres Gemahls sich einführen, da war sie der großen Welt hingegeben, welche für sie, die Glückliche, für sie, die Sorgenvolle, nicht den mindesten Reiz besaß.

Williams willigte gern in das, was seinen Gefühlen so süß schmeichelte; wo konnte er Euphrosinen lieber denken, als an den Hainen seines Glücks; lebte er mit dort zur Hälfte noch wenigstens mit ihr, war es ihm nicht vergönnt, hier jeden ihrer Schritte zu begleiten? In dem Gefühl, daß diese Trennung nur eine halbe Trennung zu nennen sei, in der sichern Hoffnung, daß auch diese enden werde, schied er von ihr, die ihren Schmerz bekämpfte, um den seinen nicht zu vermehren. Und was sein Scheiden hätte erschweren müssen, ihre Gefahr, hatte Euphrosine ihm mit sorgender Liebe verschwiegen.

In tiefstem Schmerze sah die nun einsame Euphrosine die Flotte vom Ufer stoßen; der Ocean — einst war er ihr so freundlich, nun aber, er trug ja den Geliebten hinweg, nun mußte sie ihn unfreundlich und rauh nennen. Eine tiefe unbezwingbare Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, wie das Schiff ihrem Auge entschwinden war, das den trug, ohne den leben zu können, sie mit jedem Tage minder geglaubt hatte. Hätte sie ihn begleiten können, wie glücklich wäre sie da gewesen; doch ein Blick auf den Knaben, der zu ihren Füßen spielte, die hoch aufwallende Zärtlichkeit für das Kind, welches unter ihrem Herzen schlummerte, ließen sie die Möglichkeit eines solchen Wunsches bereuen.

Euphrosinens Tage schlichen dahin, wenn schon im Gedächtniß des Fernen; nur selten gelangte Nachricht zu der Einsamen, und wie entzückt sie auch die Züge der geliebten Hand erblickte, so konnten doch auch diese der Furcht nicht wehren, daß Williams sie nur liebend täusche, wenn er seine Lage gefahrlos, sein Leben für den Augenblick, ja noch auf lange hin unbedroht nannte. Und wie nahe lag der Besorgten die Angst; auch sie täuschte ja den Fernen, ihm verschweigend, was ihr bevorstand, wie sie so krank und oft muthlos sich fühlte. In diesem Zustande der körperlichen Schwäche und geistigen Abgespanntheit ward Euphrosinens Sehnsucht nach ihren Angehörigen oft schmerzlich lebhaft. Williams durfte sie nicht zu sich zurückwünschen, ihm winkte die Ehre, ihn fesselte die Pflicht — aber ihre Mutter, ihre Schwester, — wenn sie nun sterben sollte; sie mußte ihre, Williams Kinder, Fremden übergeben!

Unter diesen schwermüthigen Betrachtungen, denen sich, um so schwächer sie sich fühlte, mehr und mehr die Reue beigesellte, nicht nach England gegangen zu sein — von Frankreich hielten sie selbst die Zeitumstände fern — wurde sie Mutter einer Tochter. Euphrosine genas bald; die Furcht, ihre Kinder verlassen zu müssen, war von ihr gewichen; um so dringender aber wurde bei den zunehmenden Kriegsunruhen die Furcht um das Leben ihres Geliebten, um so mehr mußte sie bei den stets gehäuften Gräueln der Revolution um die Ihrigen sorgen, zumal da diese zu dem allerbedrohtesten Stande gehörten. Mit inniger, tiefer Aengstigkeit sprach Euphrosine diese Besorgniß gegen ihren Gatten aus. Er bat sie zärtlich, nicht um ihn zu sorgen, nicht um ihn, der, selbst wenn er fallen sollte, ihr nahe bleiben werde. Auch über ihre Familie bat er sie dringend, sich zu beruhigen. „Ich wache über sie und werde sie beschirmen." Dies war die Verheißung, welche eine stille Beruhigung in Euphrosinens Herz goß, obwohl sie fortwährend in Unwissenheit über das Schicksal der Ihrigen blieb, bis —

Es war ein sonnig heiterer Tag, Euphrosine wandelte, an der Hand den kleinen Williams, und Euphrosine, welche eben den Vaternamen zu lallen begann, auf dem Arm, als sie die weißen Segel eines nahenden Schiffes erblickte. Ihr Herz schlug hoch; würde sie nicht vielleicht Nachricht erhalten, — welche

---

Liebe und Dankbarkeit schlägt, wenn Sie endlich die Hand der Prinzessin werden erobert haben, dann erbitt' ich mir von Ew. Hoheit, als deutschem Fürsten, am Reichstage von Regensburg mitten im Herzen von Deutschland Ihren Beistand zu einer kleinen Stipulation — mit dem deutschen Reiche über unsre harmlosen unschuldigen Fabrikerzeugnisse. Doch das wird sich ja finden. Einstweilen, vertrauen Sie! Dort sind die Zimmer der Königin. Leben Sie wohl! (Ab.)

Achter Auftritt.

Der Erbprinz. Später die Prinzessin Wilhelmine.

Erbprinz (allein).

Jetzt hab' ich Land, jetzt wird sich operiren lassen. Einen Botham zur Rechten, fehlt nur noch ein weiblicher Beistand zur Linken. Der Augenblick ist günstig. Ich versuche die Sonnsfeld, die kleine Hofdame der Prinzessin, mit in die Verschwörung zu ziehen. Sie weilt hier im Vorzimmer. Ich klopfe. (Geht leise an die Thür der Prinzessin und klopft.) Ich höre Geräusch (klopft noch einmal). Das Rauschen eines Kleides — sie ist's — (er zieht sich etwas zurück und merkt sich dann um) erst diese kleinen Vorposten, und dann das Hauptreffen! —

P. Wilhelmine (tritt ein).

Erbprinz (erschrickt).

Ah, Sie selbst.

P. Wilhelmine.

Sind Sie es, Erbprinz? Ich habe Ursache, recht erzürnt auf Sie zu sein.

Erbprinz.

Auf mich? Hoheit, auf mich?

P. Wilhelmine.

Ja, auf Sie! Nun stellen Sie sich an, als wenn Sie nicht wüßten, welche Beleidigung Sie mir zugefügt haben.

Erbprinz.

Beleidigung? Prinzessin, wollen Sie mich rasend machen? Nun noch eine Beleidigung gegen Sie?

P. Wilhelmine.

Haben Sie nicht gehört, wer hinter Ihrem gelehrten Herrn Laharpe verborgen ist?

Erbprinz (lacht).

Reine Verleumdung, Prinzessin! Laharpe ist ein höchst geistreicher, ein sehr witziger Kopf und man soll lange in Berlin suchen, ehe man unter den hiesigen Gelehrten einen Mann von solcher Bildung findet.

P. Wilhelmine.

So? Wissen Sie denn nicht, daß es schon herausgekommen ist? Es ist ein Perrückenmacher aus Orleans!

Erbprinz.

Hoheit, ich sag' Ihnen, es ist kein Perrückenmacher! Wohl versteht er seine Sache bis auf's Haar, er hat die Schminke studirt, aber die Schminke eines eleganten Ausdrucks, er geht mit Puder um, aber mit dem Puder der Sophistik, den er Einem in die Augen streut — schlimm genug, Hoheit, daß die Staaten Ihres königlichen Vaters so verrufen sind, daß Männer von Geist, Poesie und Witz vom Auslande nicht anders hier zugelassen werden, als wenn sie sich einen Paß als Perrückenmacher geben lassen.

P. Wilhelmine.

Unser Plan ist zerschlagen, Laharpe verwiesen —

Erbprinz.

Ein schwacher Abglanz seines Geistes ist zurückgeblieben. Prinzessin, sehen Sie mich nicht für unwürdig an, seine Stelle zu vertreten. Lassen Sie mich das selige Gefühl empfinden, beigetragen zu haben, Sie den Fesseln einer Lage zu entreißen, die über alle Grenzen des schuldigen, kindlichen Gehorsams hinausgeht —

P. Wilhelmine (ärgerlich).

Prinz, welche Sprache!

Erbprinz.

Die Sprache eines Gefühls, das sich nicht länger besänftigen, eines Unwillens, der sich nicht länger unterdrücken läßt. Prinzessin, wissen Sie, daß Sie bestimmt sind, das Opfer politisch-mercantilischer Combinationen zu werden? daß Sie bestimmt sind, gegen die Erzeugnisse der englischen Fabriken an England ausgewechselt zu werden?

P. Wilhelmine (entrüstet).

Wer sagt das?

Erbprinz.

Fern sei es von mir, ein Urtheil über Ihre Neigung haben zu wollen, fern sei es von mir, zu forschen, ob Ihr Ehrgeiz nicht vielleicht überrascht wird, wenn Sie hören, daß Sie selbst

aber? — Bebend und glühend in Erwartung stand sie am Ufer, bis das Schiff anlegte. Lebhaft wurde es am Strande, Böte gingen her und hin, Matrosen und Bootsleute mit Gepäck. Euphrosine hatte ihr Mädchen abgeschickt, um zu vernehmen, ob Briefe für sie mitgekommen wären. Geängstet und kummervoll hatte sie verneinende Antwort vernommen, als ein Boot mit Passagieren landete. Die arme Euphrosine stand mit niedergeschlagenem Sinn und Auge da, als wohlbekannte Töne ihre Aufmerksamkeit erregten. Sie schaute wieder — war es Wahrheit oder Täuschung? — Die Reisenden standen vor ihr und ehe sie sich noch fassen oder besinnen konnte, warf eine Dame den Schleier rückwärts, und Euphrosine ruhte an der Schwester Brust. Halb betäubt erhob sie sich nach einigen Augenblicken aus ihrem Arm, und erblickte Vater und Mutter. Sie riß die kleine Tochter von der Wärterin Arm, zog ihren Sohn zu sich, und sank vor ihren Aeltern nieder. Nur Seufzer und Küsse, nur Thränen und Umarmungen wurden gewechselt. Stumm und selig führte Euphrosine die Wiedererlangten in ihr Haus. „Können Sie mir verzeihen!“ rief sie hier, noch einmal ihres Vaters Knie umfassend.

„Verzeihen!“ wiederholte der Erschütterte, „Euphrosine, ich bin im Drange der Zeiten, wie so mancher meines Standes und Volkes, zum Menschen geworden; da habe ich erkannt, ich mit Deiner Mutter, daß wir der Verzeihung bedürftiger sind wie Du, wir, die wir Dich zu einem Schritte trieben, der eben so leicht Dein Verderben wie Dein Glück nach sich ziehen konnte. Unsere Eigenmacht hat Dich einem edlen Manne verbunden, einem Manne, der Dich schützte und beglückte, und dann uns, Deine Verfolger, vom Untergange rettete. Ohne ihn hätten wir unser Leben unter der Guillotine verblutet. Seine Liebe zu Dir hieß ihn über uns, welche Du liebtest, wie hart, wie ungerecht wir auch gegen Dich gehandelt hatten, wachen. Dem unentfliehbaren Tode hingegeben, sahen wir uns plötzlich gerettet, in unangreifbarer Sicherheit jeder Gefahr entrückt; entrückt durch ihn, welchen wir, obwohl er sahen einmal der Retter unseres Lebens war, obwohl unsere Ungerechtigkeit und Verblendung eine Verbindung mit ihm verschmähen konnte, nicht als Sohn erkennen wollten.“

Euphrosine vergoß Freudenthränen. „Und wo ist er?“ fragte sie nach einer Pause.

„Vielleicht bald bei Dir,“ erwiederte ihre Mutter, „bei Dir, um nie mehr sich von Dir zu trennen.“

„Bei mir?“ fragte Euphrosine zitternd vor Erwartung, „wie wäre dies möglich, sollte der Krieg vielleicht beendet sein?“

„Der Friede ist fern, aber dennoch! — Wir sahen Deinen edelmüthigen Gemahl, nachdem wir durch seine stets wache Fürsorge der Gewalt unserer Verfolger entrückt waren, auf seinem Schiffe, wo er uns für den Augenblick sicherer, wie irgend sonst wo, glaubte. Wir sahen ihn, doch leider in einem leidenden Zustande; der durch eine Kugel zerschmetterte Arm war ihm so eben abgenommen, da er nicht zu retten war, weil Williams sich nicht eher hatte verbinden lassen wollen, bevor der Feind nicht gänzlich besiegt und in die Flucht geschlagen war. Die Operation hatte indeß keine üble Folgen, er genas bald von ihr; eine Kopfwunde aber, welche er in einem früheren Gefecht erhalten hatte, wollte in der Seeluft nicht heilen, und er mochte sich dem Ausspruch der Aerzte, daß er, seine Laufbahn verlassend, sich der Ruhe des Privatlebens hingeben müsse, nicht fügen.“

„Alles, Alles!“ seufzte Euphrosine, welche bleich in einen Stuhl gesunken war, „seine Beharrlichkeit hat ihn gerettet!“

„Nein, sicher nein!“ tönte es von allen Lippen. „Doch freilich, wenn er auf seinem Vorsatz beständ!“ war der Zusatz.

Ein Schiff lag segelfertig, mit dem nächsten Morgen sollte es abgehen. — Euphrosine wollte mit demselben fort. Wo aber war ihr Gemahl? In Europa's Gewässern, so viel nur wußte sie — der Tod würde ihn ereilt haben, ehe sie Europa erreichte.

Nachdem sie Alles zu ihrer Abreise geordnet hatte, ging sie zu ihren Angehörigen zurück; von ihnen erfuhr sie, daß die Flotte bei ihrer Abreise in Unthätigkeit gewesen, und Williams, so lange sie dies blieb, in England sei.

Also in England, und für den Augenblick sein Leben nicht bedroht! — Damals — aber Monden waren ja vergangen seitdem, Monden mußten dahinfließen, bevor sie ihn erblickte, was konnte in diesem Zwischenraum geschehen sein; was konnte in ihm Alles geschehen! — Ihr Herz war angstbeklommen, fast hoffnungslos; ihr Entschluß aber blieb unerschütterlich, und wer hätte ihn tadeln können! Sie übergab ihrer Mutter ihre Kinder; sie flehte sie an, ihnen alle die Liebe zu schenken, welche das Herz der auf's Neue sie verlassenden Tochter bewegte, nahm den rührendsten Abschied von den Ihrigen und bestieg mit der neuen Sonne das Schiff, welches sie zu ihrem Gatten, ach vielleicht zu seinem Grabe führen sollte.

Welche Tage verlebte Euphrosine, mit welchen Gefühlen durchströmte sie das Gedächtniß jener Reise, welche die Selige dem hohen, nun versunkenen Glücke zutrug. Die Elemente hatten Mitleid mit ihrer Ungeduld, ein treibender Sturm beflügelte die Fahrt; nie noch war ein indisches Schiff so schnell an Englands Küste gelandet.

Zitternd fragte Euphrosine nach Williams, er befand sich immer noch krank in London.

Mit beflügelter Ungeduld eilte Euphrosine dorthin. Sie war nun wieder mit ihm in einem Ort, in einem Hause, sie stand an seinem Zimmer; kaum vermochte sie es zu öffnen, und doch — mit welcher Ungeduld that sie es, mit welchem Entzücken ruhte sie an des Geliebten Brust! — Wie schmerzlich aber blutete, nachdem der erste betäubende Taumel verflogen war, ihr Herz in seinem Anblick. Wie blich war er, wie hatte er gelitten! Auch geistig, in der Trennung von Euphrosinen, in der Sorge um sie und seine Kinder, in dem Kampfe, wo neben der Pflicht Zärtlichkeit gegen Zärtlichkeit stand. Die Sehnsucht, welche er nicht aussprechen durfte und konnte, zehrte seine Kraft auf. Ihm verdoppelt schweres Geschick! — Die See verboten. Von seiner Bestimmung geschieden, von dem theuren Weibe, seinen Kindern getrennt, hatte er lange schon das Krankenbett hüten müssen. Stets war er bei Euphrosinen, doch sie durfte ihn nicht, wie er sie, geistig umschweben — denn hätte er ihr gesagt, welches Geschick ihn getroffen hatte, da wäre sie zu ihm geeilt. Nein, er mußte schweigen — wie hätte er die Einsame dem wilden Meere vertrauen, wie die zarten Kleinen der Mutter berauben sollen! — Dringend hatte er — eine Bitte, die nicht befolgt wurde — Euphrosinens Angehörige beschworen, von seiner Verwundung zu schweigen; er schrieb ihr später zu verschiedenen Malen, nicht wissend, daß sie Indien verlassen hatte und zu ihm eilte, doch ohne sie von seiner Lage zu benachrichtigen, ohne einen deutenden Wink fallen zu lassen, oder der Schwermuth seines Herzens es zu verstatten, laut zu werden, und Sehnsucht und Ahnung in ihrem Herzen zu wecken.

Und nun dennoch — war es Traum, war es Wahrheit? Ja, es waren diese holden Augen, welche ihn anblickten, diese holde Stimme, welche seinen Namen nannte, es waren ihre Arme, die so zart ihn umwanden.

„Du Euphrosine!“ rief er, „Du an mein Herzen, und Deine Kinder?“

„Sie sind in Indiens Hainen, dort, wo wir so glücklich waren!“

„Weißt Du es, Euphrosine, daß ich dieses Paradies nie wieder betreten werde, daß ich die heimathliche Fluth nicht mehr durchfurchen darf?“

„Nie!“ seufzte Euphrosine, „ach unsere Kinder!“

„Es war Dein Geschick,“ fiel er zärtlich ein, „daß Du um mich Alles verlassen mußtest. Frankreichs Küste hast Du schwinden sehen, um mir zu folgen, Indien hast Du verlassen, mir zuzueilen! Euphrosine, wie soll ich Dir danken, wie lohnen?“

„Herz um Herz,“ flüsterte sie, an seine Brust Besänftigt, „das ist der Liebe Preis und Lohn!“

„Aeltern, Kinder, herrliche Namen, schöne Beziehungen! Die Natur giebt sie, bindet und beglückt durch sie. Ein Band aber giebt es — eines nur, — frei, in Liebe und Wahl geknüpft — oft entheiligt, erniedrigt, gemißbraucht — und dennoch ewig einzig in seiner hohen Bedeutung! — Vor diesem einen müssen alle anderen sinken.“

Williams' Wunde war geheilt, ein frisches Leben war nur dann für ihn zu befürchten, wenn er auf's Neue sich dem kriegerischen Leben hingab. Der eben geschlossene Frieden erleichterte ihm, was Liebe und Vernunft ihm doch noch geboten hätten. Er nahm den ehrenvollen, ohne sein Ansuchen ihm gebotenen Abschied an.

Die Neuvermählten verließen London; auf Williams' reizendem Landsitze glaubten sie sich in Indiens glückseligen Hainen versetzt. Euphrosine war glücklich, über allen Ausdruck glücklich an der Seite des heißgeliebten Mannes, an der Seite dessen, dem sie ein neues, ein hochbeglücktes Leben gegeben hatte. Und dennoch — was litt ihr Herz in der Trennung von ihren Kindern, was in dem Gefühle, daß sie diese entweder nie wieder sehen, nie sie an das Herz des Vaters führen würde, oder diese theuren, nun doppelt schmerzlich theuren Kinder dem ihr in dieser Beziehung furchtbaren Meere anvertrauen mußte.

Schön und herzlich, so sprach jeder Brief, den sie aus Indien erhielt, blühten ihre Lieblinge empor; ach aber, den Aeltern fern! Wie hätte Euphrosine ihren Seufzern, ihren Thränen gebieten können! Und wenn sie es gekonnt hätte — zogen nicht gleiche Gefühle durch Williams' Brust, nicht doppelt, da sie es ihn lehrten, was Euphrosine leiden mußte?

Der Winter war vergangen, der Lenz ihm gefolgt. Schon deckte die reifende Saat die Fluren wieder, da — o Euphrosine, Du hattest so viel, einsam, schweigend gehandelt und geduldet — sollte der Mann minder thun, mußte Williams diese Schuld Dir nicht abtragen? Indeß Du in einer stillen Sehnsucht lebtest, hatte er sich allen Unruhen hingegeben, die ein Vaterherz bestürmen können. Du mußtest nicht, was er für Dich that und litt, bis Deine Kinder an Deinem Herzen ruhten.

Euphrosinens Aeltern und Schwester hatten sie begleitet, aus Liebe zu Tochter und Schwester, aus Dankbarkeit gegen ihren großmüthigen Retter, sagten und glaubten sie. Sie hatten Indien indeß gern wieder verlassen, Europa zog sie, Frankreich zog sie mehr an. Sie lebten daher auch nur so lange bei Euphrosinen, bis die Möglichkeit, gefahrlos in's Vaterland zurückzukehren, ihnen aufging.

Mancher Tropfen Bitterkeit träufelte in dieser Zeit aus ihrem Weltsinn in den Becher der Seligkeit, welchen die Erfüllung ihres letzten, schmerzlich süßen Wunsches den Glücklichen reichte. Nach wenigen Monaten sah Euphrosine sich wieder von ihrer Familie verlassen, von ihnen, mit denen sie so wenig geliebt hatte, und von denen sie nie verstanden war. Trauernd und sorgend zwar sah sie diese ziehen, doch aber sich es wohl bewußt, daß das stete Beisammenleben mit denen, die ihr so nahe waren, ihr Glück nur trüben, nicht erhöhen konnte.

Erhöhen! — Was hätte dieses Glück noch erhöhen können! Euphrosine hatte ja die Stelle nun gefunden, nach der ihr starkes, stilles Herz sich stets gesehnt hatte, die Flur der Liebe und des Glücks! — Sie war dem Manne, den sie anbetete, Alles; sie hatte ihm Alles ersetzt; ihm, der ohne sie, aus dem Kreise seiner Thätigkeit gerissen, nur ein trauriges Leben geführt hätte. In ihm, in ihren Kindern nur lebte sie, Frankreich war ihr Vaterland lange nicht mehr gewesen, Indien war ihr nur das süße Feenreich ihrer ersten Liebe, gleich dem Ocean, wie sie auf ihm mit dem Geliebten schwankte. Das stille Haus, welches sie, ihre Pflichten, ihre Liebe, ihre Seligkeit umfaßte, dieses war ihre Heimath geworden!

---

eine Kaiserkrone erringen können, aber wenn Sie den Prinzen von Wales lieben —

P. Wilhelmine.

Den Prinzen von Wales? Wer behauptet das?

Erbprinz.

Ihre Mutter, die es ahnt, Ihr Vater, der es befiehlt.

P. Wilhelmine.

Den Prinzen von Wales? Meinen Cousin, den ich nie gesehen? Einen Prinzen, der nie ein Interesse an mir verrathen hat? Einen Prinzen, den ich seiner freien Sitten wegen verabscheue?

Erbprinz.

Prinzessin, Sie lieben den Prinzen nicht?

P. Wilhelmine.

Mein Herz ist frei. Keine Macht der Erde soll mich zwingen, es einem Manne zu schenken, den ich nicht selber wähle.

Erbprinz.

Hör' ich recht?

P. Wilhelmine (sich zur Kraft ermannend).

Ich war gehorsam von den ersten Regungen meines Bewußtseins an. Nie hab' ich einen Willen gehabt, nie gewagt, wenn ich ihn hatte, einen Willen zu äußern. Aber wenn man mir das Einzige rauben will, was mir nach ewigen Demüthigungen noch als mein unantastbares Eigenthum geblieben ist, die freie Wahl meines Herzens, dann ist die grundlose Tiefe meines Gehorsams erschöpft. Ich fühle, daß mein Bruder berechtigt war, sich von einem solchen Joch zu befreien und ich werde der Welt zeigen, (Rasch) daß ich die Schwester dieses Bruders bin.

Erbprinz.

Prinzessin! (Mit Seele) Was thu' ich nur? (Laut) Prinzessin, drüben die grünen Guirlanden an dem kleinen Fenster, die Blumenstöcke sind ein so trauliches Versteck, der kleine Hänfling in dem Bauer wartet so ungeduldig auf die Ankunft seiner holdseligen, freundlichen Herrin —

P. Wilhelmine.

Was wollen Sie dort?

Erbprinz.

Die Stelle eines verkannten, verleumdeten Gelehrten vertreten und unter vier Augen, nicht beängstigt von diesen Zutritten in den Corridoren, von den grausamen (Atemmalt in der Ferne) Wächtern Ihrer Freiheit, der liebenswürdigsten Fürstin Europa's sagen —

P. Wilhelmine.

Sie haben mir nichts, gar nichts zu sagen —

Erbprinz (stürzt ihr zu Füßen).

Prinzessin, daß es einen Fürsten giebt, der dereinst zwar nur über einen kleinen Flecken deutscher Erde zu gebieten hat, dem aber der Zauber Ihrer Schönheit, die Güte Ihres Herzens den Muth giebt zu sagen: Ich liebe Sie, ich bete Sie an!

P. Wilhelmine.

Prinz, was beginnen Sie? Stehen Sie auf, ich höre kommen —

Erbprinz.

Nicht eher, als bis Sie mir sagen: Ich komme —

P. Wilhelmine.

Wenn man uns überraschte, stehen Sie auf! —

Erbprinz.

Werden Sie kommen?

P. Wilhelmine.

Wohin denn? Auch dort bin ich nicht ohne Zeugen.

Erbprinz.

Aber es sind Menschen, die sich in ihrer Armuth glücklich fühlen, daß eine Fürstin eine Stunde bei ihnen frei ist. Ich habe Ihnen viel zu sagen, über die englischen und österreichischen Pläne, die man mit Ihnen hat. Prinzessin, Sie müssen es mir im Style von Versailles, den ich gründlich kenne, wieder sagen, daß Sie mich hassen, mich verabscheuen —

P. Wilhelmine.

Prinz, Sie foltern mich. Ich höre Stimmen — man nähert sich, stehen Sie auf —

Erbprinz.

Werden Sie kommen?

P. Wilhelmine (in großer Angst sich umsehend).

Sie sind fürchterlich — grausamer Mensch — Sie lieben nicht auf?

Erbprinz.

Nicht eher, als bis Sie sagen: Ich komme —

Jacob Eltester.

I.

Einleitung.

Was sagen Sie zu dem Prozeß der Madame Lacoste? fragte der Geheimrath Sarel. Und halten Sie auch diese Dame für unschuldig, wie einst die Lafarge?

Mindestens hatte ich hier, wie damals, die Verhältnisse schuldiger als das Weib, antwortete Arthur.

Die Verhältnisse, was verstehen Sie darunter?

Die Verhältnisse des Staats und der Kirche, antwortete Arthur mit glühenden Augen. Die Unauflöslichkeit der Ehe, das ist diese angeborene Klippe, an der in Frankreich die Tugend so manchen Weibes zerschellt, und an der sie zur Verbrecherin wird.

Ah, Sie sind also ein Vertheidiger der Ehescheidungen? fragte der Geheimrath spöttisch. Und was sagt denn die schöne Leonore, Ihre Verlobte, dazu?

Gerade, weil ich meine Braut liebe, rief Arthur, gerade weil ich die tiefste und heiligste Ehrfurcht vor der Ehe habe, gerade darum ist es, daß ich ein Anhänger der Ehescheidung bin. Ah, diese Ehe, welch ein erhabenes, reines und, wenn Sie wollen, auch freies Institut ist sie! Dieses köstliche Zweileben zweier durch die reinste Liebe Verbundener, dieses Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, um sich selbst schöner und besser in dem zweiten Ich wiederzufinden, dieses Hingeben an des Andern Wünsche und Neigungen, und dann dieses göttliche Gefühl der Festwurzelung im Leben, selber sich stützend, eine Stütze zu sein, — gewiß des Alles sind Gefühle, die nur die Ehe uns zu geben vermag. Aber je erhabener eine solche Verbindung sein kann, um so mehr sollte man sich hüten, sie zu einer Zwangsanstalt zu machen, in der man mit gebundenen Händen, geschmiedet an den kalten Pfahl unfreiwilliger Treue, arbeitet für den täglichen Bedarf des Lebens. Muß nicht das Gefühl der Unauflöslichkeit, des Zwanges gleich einem Mehlthau auf alle diese köstlichen Blüthen und knospenden Triebe der freien, zwanglos sich gebenden, zwanglos empfangenden Liebe sich legen? Wird nicht das Bewußtsein dieser Unauflöslichkeit die Wahrheit selbst zur Lüge machen, und den Samar der Liebe selbst als einen Zwang erscheinen lassen?

Aber Sie vergessen, daß ja Niemand gezwungen wird, eine Ehe einzugehen! rief der Geheimrath ärgerlich.

Um so schlimmer eben ist es, die freiwillige That, sobald sie gethan, zu einer Fessel machen zu wollen, die unzerreißbar ist, sagte Arthur. Man läßt Jedermann die Wahl, sich sein Glück zu suchen, und wenn er dann mit irrenden Händen den Schein für die Wahrheit nahm, so spricht man ihm das Recht ab, diesen Schein von sich zu werfen. Das Glück zu suchen hat Jeder die Freiheit, aber das Unglück von sich zu werfen, Keiner! Und aus diesem Zwang entspringen alle diese socialen Krebsschäden der Gegenwart, dieser Zwang ist es, der alle Zustände unserer Zeit unterhöhlt, und indem er den freien Tempel der Ehe zu einem Gefängniß erniedrigt, muß dieser Zwang gleich einer Warnungstafel an dem Eingang dieses Tempels hängen, und selbst den Gläubigen abschrecken einzutreten in diese Hallen, die, sobald Du sie betreten, sich zu einem Gefängniß verengen, dem Du niemals wieder entrinnen kannst!

Mindestens wird die Unauflöslichkeit der Ehe ein sicheres Mittel sein, diese leichtsinnig geschlossenen Ehen, an denen die Gegenwart krankt, zu vermindern, sagte der Geheimrath.

Im Gegentheil, rief Arthur eifrig, sie wird nur dazu dienen, diese leichtsinnigen Ehen zu vermehren. Die Ehe, sobald sie ein Institut geworden, ein bürgerliches ertheiligtes kirchliches Verhältniß, die Ehe wird ein Gegenstand der Speculation, der Berechnung sein, man wird sich endlich in das Unvermeidliche fügen, weil es eben hergebracht ist, man wird in diesem Zwang sich die Freiheit suchen, man wird trachten sich diese Fesseln, die man nicht abwerfen kann, zu erleichtern, und da man gewiß ist, die zweite Hälfte der Ehe niemals verlieren zu können, wird kein Streben mehr da sein, ihr immer gefallen, stets von ihr geliebt sein zu wollen!

Wir wollen darüber nicht weiter rechten, sagte der Geheimrath verdrießlich, denn Sie sind einmal nicht zu überzeugen. So viel aber ist gewiß, daß diese Madame Lacoste bei uns nicht freigesprochen wäre. Alle Indicien sprechen gegen sie, und wenn sie auch nicht als überführt gestraft werden wäre, so doch mindestens, als der That höchst verdächtig. Keinenfalls wäre sie bei uns ungestraft geblieben!

Das ist eine Barbarei unserer Verhältnisse, rief Arthur entrüstet, vor der wir beschämt sollten die Augen niederschlagen. Bei unserm heimlichen Gerichtsverfahren freilich gilt die moralische Ueberzeugung nichts, sondern nur der Buchstabe des Gesetzes entscheidet, und nach diesem muß der Richter, oft gegen seine eigene Ueberzeugung, entscheiden!

Aber die Gesetze sind gerecht, und werden mit Gerechtigkeit gehandhabt, rief der Geheimrath ärgerlich.

Diese Ausübung der Gesetze, dieses blinde Sichergeben an dieselben, heißt den freien Menschen zu einem Sklaven des Gesetzes erniedrigen! Nein, mein Freund, verstehen Sie es nicht, dieses heimliche Gerichtsverfahren vertheidigen zu wollen, es ist eine Minorennitätserklärung des menschlichen Geistes, ein Kindheitszustand, dem wir längst sollten entwachsen sein! Nicht in der Stille geschlossener Kerkermauern, nicht in verriegelten Zimmern soll das Gesetz des Buchstabens über den Menschen urtheilen; öffnet die dumpfen Hallen Eurer geheimnißreichen Gerichtssäle, zeigt, daß Eure Gesetze kein menschliches Ohr scheuen, laßt das Volk Zeuge sein, wie einer seiner Brüder nach weisen Gesetzen gerichtet wird, laßt ihn Zeuge sein der Schuld und der Strafe, gebt ihm Gelegenheit, sich selbst ein Urtheil, eine Ansicht zu bilden, und dann laußt auf das Urtheil dieses freien, unverdorbenen Volkes, und laßt dies Urtheil einwirken auf Euer eigenes. Denn es ist Wahrheit in der Stimme des Volkes, und das alte abgedroschene Wort: vox populi, vox dei hat immer noch seine heilige Bedeutung! Aus Männern des Volkes wird die Jury gebildet, aus unverdorbenen, einfachen Gemüthern, denn gerade das Gemüth muß urtheilen in Sachen des Gemüthes.

Aber das Gemüth ist so leicht einzunehmen und irre zu leiten, sagte der Geheimrath.

Freilich, der Buchstabe des Gesetzes ist unerbittlich und unbeugsam, rief Arthur mit Bitterkeit. Das Gesetz ist blind und herzlos! Ich das Gesetz richtet zuweilen mit einer Ungerechtigkeit und Strenge, vor der die Richter beschämt die Augen niederschlagen, und die eine Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit ist.

Sie übertreiben, bester Freund!

Ich sage die Wahrheit, und will Ihnen ein Beispiel als Beleg meiner Aussage geben. In B.... machte im vorigen Jahr ein junger Lieutenant Aufsehen unter seinen Kameraden wegen seines wüsten Lebens, seiner heftigen Leidenschaften, seiner zügellosen Begierden. Er verschwärmte seine Nächte im Spielsaxe, oder in noch schlechterer Gesellschaft, man fand ihn Tage überall, nur nicht in seinem eigenen Hause. Und doch hatte er eine liebenswürdige, junge und schöne Gattin, ein junges Weib von achtzehn Jahren, die jetzt den kurzen Traum ihres Glückes und ihrer Liebe mit bittern Thränen beweinte, und deren jüngst noch so frische Wangen unter dem Mehlthau des Kummers zu bleichen begannen. Und Jedermann beklagte sie um ihrer Schmerzen willen, Jedermann kannte den, der diese Schmerzen veranlaßt, diese Wangen gebleicht, Jedermann zürnte ihm, zumeist seine Kameraden und Vorgesetzten! Es war an einem stürmischen und rauhen Decemberabend, als dieser junge Wüstling, von einem wilden Gelage heimkehrend, durch eine entlegene Straße dahinschritt, und nicht ohne eine Art Vergnügen eine weibliche Gestalt gewahrte, die leichten, jugendlichen Schrittes vor ihm dahineilte. Er liebte solche Arten von Abenteuern, sie hatten ihm schon manche Erheiterung, manche reizende Stunde gegeben, und den Militärmantel fester um sein Gesicht ziehend, näherte er sich raschern Schrittes dem jungen Mädchen, das angstvoll vor dem Verfolger und seiner rohen, stürmischen Begrüßung weiter rilte. Dies schüchterne Entfliehen, statt ihn zu rühren, reizte den Verfolger nur zu raschern Nacheilen. Er drängt sich dichter an das junge zitternde Mädchen, er flüstert in ihr Ohr Worte, die ihr einen Schrei des Entsetzens erpreßen, er wagt es endlich sie zu umarmen, aber die Angst, die Verzweiflung giebt dem armen Mädchen Kraft, sie stößt den Verführer von sich, da gleitet der Mantel von seinem Antlitz, und beim Schein der Straßenlaterne erkennt sie den ihr wohlbekannten Lieutenant, bei dessen Gattin sie noch gestern als Näherin beschäftigt war. — Das Glück will, daß sie eben vor der Thür ihrer Wohnung angelangt ist; zitternd wie eine erschreckte Taube fliegt sie die steilen Treppen hinauf, und stürzt ihrem Vater weinend und schluchzend in die Arme, ihm ihre Angst, ihre Beschimpfung zu klagen. Der Vater hatte in seiner Armuth, und unter der lastenden Arbeit um das tägliche Brod, doch das Gefühl der Ehre sich treu bewahrt; dieser Angriff auf sein einziges, unschuldiges Kind empört ihn, und in der Frühe des nächsten Morgens ging er zu dem Offizier ihn zur Rechenschaft zu ziehen wegen der seiner Tochter angethanen Beschimpfung. Er wird mit kaltem Spott zurückgewiesen, gereizt durch hochmüthiges Höhnen, der Offizier fragt nach den Zeugen seiner That, er wagt es, die beschimpfte Tochter der Lüge zu ziehen, und der erzürnte, außer sich gebrachte Mann verläßt ihn, um sofort den Verfolger seiner Tochter beim Kriegsgericht anzuklagen! — Das Kriegsgericht versammelt sich, der Angeklagte muß vor den Schranken erscheinen, der Ankläger wiederholt seine Beschuldigungen, und sein Gegner läugnet mit frecher Stirne die That, an der Niemand, selbst seine Richter nicht, zweifelten, um so mehr, als es erwiesen war, daß sein Weg ihn gerade um die angegebene Stunde durch diese Straße geführt. Endlich ward dem Offizier ein Reinigungseid auferlegt, er weigerte sich nicht, diesen zu leisten, aber während er die rechte Hand zum Schwur seiner Unschuld erhob, sah man manches Auge vor Entsetzen sich abwenden, manche Wange seiner Richter erbleichen, denn trotz seines Eides hatten sie alle die moralische Ueberzeugung seiner Schuld. Inzwischen war er durch diesen Reinigungseid von jeder Schuld befreit, und mit verdoppeltem Gewicht fiel diese Schuld auf den Ankläger zurück, der es gewagt, die Ehre und den Wandel eines Offiziers anzugreifen. Das Kriegsgericht, obwohl von der Unschuld des Anklägers überzeugt, mußte ihn zu einer Gefängnißstrafe von acht Monaten verurtheilen, so will es das Gesetz, — und das Kriegsgericht verurtheilte ihn, und der Richter hatte den Muth dies Urtheil zu sprechen, dies Urtheil, von dem er wußte, daß es eine schmachvolle Ungerechtigkeit sei.

Das ist freilich ein schneidender Beleg Ihrer Ansicht, sagte der Geheimrath, als Arthur schwieg, und läugnen will ich nicht, daß solche Einzelfälle freilich gegen unser Gerichtsverfahren sprechen.

Eine Jury hätte diesen Menschen für schuldig erkannt, weil trotz alles Mangels an Zeugen und Beweisen ihre moralische Ueberzeugung gegen ihn sein mußte; eine Jury hätte diese ihre moralische Ueberzeugung zum Gesetz erhoben, und den Schuldigen gestraft, den unschuldigen Ankläger ehrenvoll entlassen! Aber was hier der weltliche Richter, dem Gesetze folgend, unterließ, das strafte ein höherer Richter. An demselben Tage noch, nachdem er den Eid geleistet, stürzte der Offizier mit seinem Pferde, und brach sich dreimal den rechten Arm. Das war ein Gottesurtheil, gerechter wie das Urtheil der Menschen.

Bah, aber wie manchen Schuldigen spricht nicht auch die Jury frei, sagte der Geheimrath.

Aber nach andern Motiven, sagte Arthur. Sie nimmt bei der Schuld selbst Rücksicht auf die Motive der That, auf die ganze Vergangenheit, den ganzen Charakter des Angeklagten, und Sie müssen gestehen, daß von diesem Stand-

---

p. Wilhelmine.

Wenn Sie mir versprechen, nur von den Plänen, die man mit mir hat und der Grammatik zu reden —

Erbprinz (springt auf).

Sie werden kommen? Bei allen Sternen des Himmels schwör' ich Ihnen, mit dem Verbum j'aime, ich liebe, zu beginnen und Sie sollen gestehen, daß gegen die Sprache, die ein liebendes Herz redet, gegen die Kunst, die in der ungeschminkten Natur liegt, selbst Voltaire nur ein Perrückenmacher ist. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Prinzessin Wilhelmine. Dann die Sonnsfeld. Zuletzt Eckhof mit Grenadieren. (In der Ferne hört das Trommeln auf.)

p. Wilhelmine (allein).

(Sie stürzt erst dem Erbprinzen nach, macht dann zurück und geht in schmachtenden Schritten an den Tisch, wo sie klingelt.)

Sonnsfeld

(tritt ein. Nach einer Pause, in der sie betroffen die Prinzessin anblickt).

Königliche Hoheit befehlen?

p. Wilhelmine

(wie aus einem Traum aufstehend).

Ich? Nichts!

Sonnsfeld.

Ihre Hoheit haben geklingelt?

p. Wilhelmine.

Jawohl! Meine Mantille — meinen Fächer — den Schleier! —

Sonnsfeld.

Wollen Ew. Hoheit ausgehen?

p. Wilhelmine.

Ich will ausgehen.

Sonnsfeld.

Haben Ew. Hoheit Erlaubniß dazu?

p. Wilhelmine.

Erlaubniß? Zängst auch Du so an? Hole, was ich gesagt habe —

Sonnsfeld

(sieht sie groß an und geht ab).

p. Wilhelmine (allein).

Ja, ich bin dieser Lage müde! Ich fange an mich zu fühlen, seitdem ich sehe, daß es noch Menschen giebt, die meinen kleinen Werth erkennen. Dieser Zustand war zu schrecklich. Ich bin dieses Kamaschendienstes, dieser unwürdigen Subordination überdrüssig —

Sonnsfeld

(kommt mit Mantille, Fächer und Schleier zurück).

p. Wilhelmine.

Du hättest wohl auch die Mantille mit den Brüsseler Spitzen wählen können.

Sonnsfeld.

Königliche Hoheit, was bezwecken Sie denn?

p. Wilhelmine.

Werf mir den Schleier um! — Frag' mich doch nicht nach allen Dingen, die ich unternehme! Muß ich denn über jede Kleinigkeit, die ich mir erlaube, Rechenschaft geben?

Sonnsfeld.

Mein Himmel, haben Sie sich den revolutionären Ideen der Königin angeschlossen?

p. Wilhelmine.

Ich schließe mich Niemandem an. Ich will endlich einmal zeigen, daß eine Prinzessin von Preußen das Recht hat, ohne Erlaubniß von einem Pole des Schlosses in den andern zu gehen. Ich bin es müde mich tyrannisiren zu lassen. Der große Kurfürst hat auch für mich gelebt. Auch für mich sind die Hohenzollern dagewesen. Adieu! (Reicht der Sonnsfeld die Hand zum Kuß.) Küß mir die Hand! Vergiß nie, daß ich die Tochter eines Königs bin, der sehr große, sehr bedeutende Pläne auf die Zukunft eines Kindes baut, eines Kindes, das, selbst wenn es eigensinnig genug wäre, auf diese bedeutenden Pläne nicht einzugehen, doch niemals aufhören würde, eine Prinzessin von Preußen zu sein. (Sie will abgehen.)

(Die hintere Thür wird geöffnet. Eckhof mit drei Grenadieren tritt ein. Die Thür bleibt offen.)

Eckhof.

Halt!

Sonnsfeld.

Prinzessin, bekommen Sie eine Ehrenwache?

punkt aus mancher überführte Mörder und Verbrecher selbst zu entschuldigen ist!

Aber das heißt Willkür an die Stelle des Gesetzes schieben.

Oder auch, es heißt menschlich richten über menschliches Vergehen! Mancher begeht ein Verbrechen, ohne deshalb doch ein Verbrecher zu sein, und mancher ist es, den das Gesetz dennoch nicht als Verbrecher strafen kann! Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen, als Beleg meiner Ansicht?

Der Geheimrath nickte bejahend, und Arthur zog eine Rolle vergilbtes Papier hervor. Ich fand dies Manuscript unter den nachgelassenen Papieren meines Vaters, sagte er, und da es mir seiner äußern Fassung nach für den Druck und die Oeffentlichkeit bestimmt scheint, denke ich, es dürfe nicht länger zu entziehen! — Dann breitete er die Blätter vor sich aus und las:

Jacob Eltester.

Eine Criminalgeschichte aus dem Jahre 1811.

II.

Aber können Sie uns denn gar nicht sagen, wer dieser junge Mensch eigentlich ist? fragte das schöne Fräulein Julie den Doctor Alfred.

O doch, sagte er. Er heißt Karl Wangerlin und ist der Wirthssohn aus Ostrau!

Mein Gott, was kümmert uns sein Name! riefen alle um den Theetisch versammelten Damen im Chor. Seinen Namen wollen wir ja gar nicht wissen. Sie sollen uns seine Schicksale erzählen, Herr Doctor. Denn Sie müssen diese doch kennen. Sie müssen doch wissen, weshalb dieser junge Mann hierher gebracht ist, da Sie sein Arzt sind.

Nun, sagte der Arzt, Sie wissen es ja selbst, meine Damen, daß unser Krankenhaus hier in Halle überall berühmt und anerkannt ist! Weshalb wundern Sie sich denn, wenn dieser arme Geisteskranke gleichfalls zur Heilung hierher gebracht worden?

Wir wundern uns ja auch nicht, rief Fräulein Julie, Sie sollen uns nur erzählen, weshalb er geisteskrank geworden?

Das weiß ich selber nicht, sagte Alfred. Niemand weiß es, auch sein Vater nicht. Man fand ihn eines Morgens lang ausgestreckt, unbeweglich und starr auf einem Grabhügel liegen, in welchem man Tags zuvor ein armes junges Mädchen begraben hatte. Er war ganz steif und kalt und man hielt ihn schon für gestorben. Aber den Bemühungen der Aerzte gelang es endlich, ihn in's Leben zurückzurufen. Er schlug die Augen auf, er blickte starr umher, dann seufzte er so tief und schmerzlich, daß es seinem armen Vater, dessen einziges Kind er ist, Thränen in die Augen trieb. Aber auf alle seine zärtlichen, angstvollen Fragen erwiderte sein Sohn kein Wort. Er schlug sich nur mit der Hand auf die Brust und seufzte und wimmerte laut, man wußte nicht, ob vor geistiger Qual oder vor körperlichem Schmerz. Dann brach er in eine so wilde Todtsucht aus, daß sechs Männer kaum im Stande waren, ihn zu halten. Er wollte durchaus zum Fenster hinausspringen und schrie und schlug nach denen, die ihn daran verhinderten. Begreiflich waren alle Mittel der Sanftmuth und Liebe, diese Anfälle erneuerten sich täglich mehre Male und so sah sich sein alter, trostloser Vater endlich genöthigt, ihn hierher nach Halle zu bringen in unser Krankenhaus. Das ist Alles, was ich von ihm weiß.

Und das ist wenig genug! rief Fräulein Julie spöttisch. Was aber denken Sie von der Ursache seines Zustandes?

Ja, was denken Sie davon? riefen alle Damen.

Ich denke, sagte der Arzt, daß irgend ein ungeheurer Schmerz, den er geheim halten wollte, ihn in diesen bedauernswerthen Zustand gebracht hat. Irgend ein tiefes Seelenleiden hat seinen Geist zerrüttet.

Sagten Sie uns nicht, man habe ihn auf dem Grabe eines jungen Mädchens gefunden?

Ja wohl! Auf dem Grabe des jungen Mädchens, dessen Mörder man in einigen Tagen hinrichten wird!

Oh, gewiß hat er das junge Mädchen geliebt, gewiß hat der Schrecken um ihren plötzlichen, jammervollen Tod ihm den Verstand geraubt!

Auch ich dachte daran, erwiederte der Arzt, und habe deshalb in Ostrau nachgefragt. Doch wußte Niemand, ob er mit dem armen Mädchen in irgend einem Verhältnisse gestanden, vielmehr sagte man, der Wirth, sein Vater, habe das Mädchen heirathen wollen.

Seltsam! sagte Fräulein Julie nachdenklich. Ich möchte wohl den Zusammenhang dieser Geschichte wissen, denn dieser blasse junge Mann interessirt mich unendlich. Es liegt ein so unaussprechlicher Ausdruck von Jammer und Qual in seinem Antlitz, in seinen Blicken, und wenn er lächelt, so ist dies Lächeln herzzerreißend.

Gestern begegneten wir ihm auf einem Spaziergange, erzählte eine andere Dame. Er stand an eine Eiche gelehnt und blickte mit ineinander geflochtenen Armen starr hinauf zu den fliegenden Wolken und wolkengleich zogen Stürme über sein bleiches schönes Gesicht dahin und um seinen Mund zuckte es wie Wetterleuchten des Schmerzes. Dann schrie er mit einem durchdringenden Wehelaut: Beide in Einem Grab!

Und dann, unterbrach sie der Arzt, dann kniete er nieder und weinte laut! O, ich kenne das! Es sind seine täglichen, stündlichen Leiden. Die Raserei hat ihn jetzt ganz verlassen und seine ganze Krankheit besteht jetzt in diesen Anfällen verzweiflungsvoller Traurigkeit, Anfällen, die aber in ihrer Heftigkeit schon beginnen seine Gesundheit zu zerrütten. So lange er wirklich wahnsinnig war, blieb, wie dies immer zu sein pflegt, sein physisches Körperbefinden ungeschwächt, seit aber diese Geisteskrankheit gehoben ist, ergreift die Krankheit seinen Körper.

Er ist also wirklich ganz geheilt? fragte Julie.

Das heißt, sagte der Arzt, er hat sein Bewußtsein wieder erlangt, aber auch, wie es scheint, mit diesem das Bewußtsein eines großen, geheimnißvollen Schmerzes! Aber sehen Sie, dort kommt er selbst! Lupus in fabula!

Wirklich war in diesem Augenblicke ein junger Mann in's Zimmer getreten, dem wie mit zauberhafter Gewalt die Blicke aller jungen Damen entgegen flogen. Er schien dies gar nicht zu bemerken, sondern schritt gesenkten Hauptes, wie Einer, den der Gram gebeugt, zu dem Doctor Alfred hin.

Schelten Sie nicht, Herr Doctor, sagte er mit einer Stimme, die wie in tiefem Schmerz klagte und zitterte, ach, schelten Sie nur nicht, lieber Doctor, daß ich Sie hier aufsuche. Ihr Diener sagte mir, daß ich Sie hier finden würde.

Und was führt Sie zu mir, lieber Karl? fragte der Arzt mit theilnehmendem Blicken, dem bleichen Jüngling die Hand reichend.

Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, sagte dieser nach einer Pause.

Abschied? So wollen Sie uns schon heute verlassen? fragte Alfred. Ich meinte, Sie wollten noch acht Tage hier verweilen, bis —

Bis Jacob Eltester hingerichtet wäre? fragte der Kranke mit einem matten Lächeln. Ja freilich, das wollte ich auch anfangs. Aber jetzt habe ich mich anders besonnen. Ich werde meinem Vater Hülfe leisten müssen in seinem Geschäft. Denn diese Hinrichtung wird von nah' und fern Neugierige herbeiziehen und da wird es viel zu thun geben im Gasthof meines Vaters.

Da haben Sie wohl Recht, sagte der Arzt. Aber fühlen Sie sich wirklich kräftig genug sich schon wieder Anstrengungen und Geschäften zu unterziehen?

Oh doch! sagte Karl mit einem eigenthümlichen, schmerzvoll zuckenden Lächeln. Ich fühle mich ganz gekräftigt zu dem, was ich zu thun habe. Und also denn, Herr Doctor, leben Sie wohl, fuhr er fort, dem Arzt die Hand reichend. Ich danke Ihnen für alle die Liebe und Geduld, die Sie mit mir gehabt. Möge es Ihnen immer gut gehen! Der Himmel bewahre Sie vor großem Kummer, lieber Herr, und erhalte Ihnen, was Sie lieben!

Er seufzte noch einmal tief auf, dann wandte er sich um, und schritt gebeugten Hauptes aus dem Gemach.

Die Damen hatten tief gerührt, kaum athmend, um keins seiner Worte zu verlieren, dieser Scene zugeschaut, und auch jetzt noch, als der Unglückliche schon wieder verschwunden, saßen sie noch eine Zeit lang schweigend und still da.

Und ich glaube doch, daß er das erwartete Mädchen geliebt hat, sagte endlich die schöne Julie, und mit diesen Worten war das Signal gegeben zu einer lebhaften Unterhaltung über die möglichen Ursachen von Karl Wangerlin's Krankheit. Doctor Alfred aber war seit den letzten Worten still in sich gekehrt gewesen; er raffte sich endlich auf, und näherte sich der schönen Julie, die abseits von den Andern in eine Fensternische getreten war.

Julie, sagte er leise und dringend, dieser Arme hat mich schwermüthig, angstvoll gemacht. Es ist als ob eine Ahnung tiefen Kummers auf meiner Seele lastete. Ich muß Gewißheit haben! Das Wort muß endlich gesprochen werden. Sie wissen es, daß ich Sie liebe. Und Sie, Julie, werden Sie mich von sich stoßen? Werden Sie mir die Hand reichen, um an meiner Seite durch das Leben zu wandeln?

Sie antwortete einige leise, unverständliche Worte. Er neigte sich näher zu ihr, ihre Hände berührten sich, und dann mußte er auch ihre Worte verstanden haben, denn bald stellte er der froh überraschten Gesellschaft die schöne Julie als seine Braut vor. Man scherzte und lachte, und freute sich, und an den unglücklichen Karl Wangerlin dachte Keiner mehr! — So ist das Leben! die Glücklichen haben ein kurzes Gedächtniß für der Unglücklichen Qualen, und dieselbe Stunde, die dem Einen Freude bringt und Lust, trägt für den Andern Leid und unaussprechliches Weh in ihrem Schooße!

Louise Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Am 5. October erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 66.

Inhalt: Graf Alexander von Württemberg. — Wochenbericht. — Das landwirthschaftliche Fest in Kannstadt. — Herder's hundertjährige Geburtstagsfeier. — Marokko. I. Land und Volk. — Die deutschen Colonisten in Siebenbürgen. — Ueber die Beschäftigung der Kinder in den englischen Fabriken und Bergwerken. — Leipziger Theater. — Briefwechsel. — Salonbericht.

Illustrationen: Graf Alexander von Württemberg. — Landwirthschaftliches Fest zu Kannstadt: Preisschau und Pferderennen. — Volksbelustigungen bei dem landwirthschaftlichen Feste in Kannstadt. — Johann Gottfried von Herder. — Herder's Geburtshaus zu Mehrungen in Preußen. — Siebenbürgischer Magnate von Adel. — Siegel der sächsischen Nation in Siebenbürgen vom J. 1224; desgleichen vom J. 1372. — Ein Steckler in Nationaltracht. — Festzug der siebenbürgischen Sachsen. — Die Beschäftigung der Kinder in den englischen Fabriken und Bergwerken in zehn Illustrationen. — Moden. — Rebus № 40 und № 41.

Jeden Sonnabend erscheint eine | grossen Abbildungen (Illustrirte Nummer von 16 breispaltigen Seiten | Zeitung). Vierteljährlicher Abonnementspreis in gr. Folioformat mit 20 | für 13 Nummern 1½ Thlr. — 25 in den Text eingedruckten Holz- |

☞ Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 12,000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen Lesecirkeln, sondern auch und insbesondere jedem gebildeten Familienkreise als die belehrendste und unterhaltendste Lectüre anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben werden.

Leipzig, J. J. Weber.

Eckhof.

Grenadiere vor!

(Nach drei Mann treten herein ohne Gewehr. Der Eine trägt eine große Bibel, der Andere eine Zuckerscheere, der Dritte einen Strickstrumpf.)

Eckhof

(tritt gravitätisch an die Prinzessin heran).

Königliche Hoheit wollen allergnädigst verzeihen, daß ich in Folge einer von Sr. Majestät verhängten Specialuntersuchung wegen verbotener Verbindungen mit dem Schlosse Rheinsberg Ew. Hoheit ersuchen muß, einem von Sr. Majestät verordneten strengsten Zimmerarreste sich allergnädigst unterwerfen zu wollen.

Sonnsfeld.

Prinzessin!

Eckhof.

Ingleichen haben Se. Majestät folgende allerhöchste Anordnungen zu treffen geruht. Grenadier vor!

Erster Grenadier (mit der Bibel tritt vor).

Eckhof.

Königliche Hoheit haben Sprüche Salomonis Capitel 3—5 so auswendig zu lernen, daß der Oberhofprediger Ew. Hoheit Morgen früh um fünf Uhr darin examiniren kann. Zweiter Grenadier vor!

Zweiter Grenadier (mit der Zuckerscheere).

Eckhof.

Die Ew. Hoheit zugetheilte Kost wird täglich aus der Garnisenküchenverwaltung pünktlichst verabfolgt werden.

Sonnsfeld

(öffnet, ander sich, die Kerrine).

Abscheuliche Kost! Gequollene Erbsen.

Eckhof.

Dritter Grenadier vor!

Dritter Grenadier

(mit dem angefangenen Strickstrumpf).

Eckhof.

Endlich haben Se. Majestät befohlen, daß Ihre Hoheit alle zwei Tage für das wohllöbliche Berliner Waisenhaus ein Paar baumwollene Strümpfe fertig zu stricken haben. Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, mein Auftrag ist beendet.

Sonnsfeld (in Verzweiflung).

Prinzessin, sind das die Pläne, die der König mit Ihrer Zukunft hat?

P. Wilhelmine (während der Aufregung).

Beruhige Dich, meine Freundin! Ja, es ist der Anfang einer neuen Lebensbahn für mich. Wohlan! Der Kampf beginne! Geht zu meinem Vater und sagt ihm —

Sonnsfeld (verlegen).

Geht zum Könige und sagt ihm — (zur Prinzessin: Ja, was sollen sie ihm sagen?

P. Wilhelmine

(trotzig und entschieden).

Sagt ihm, daß ich —

Sonnsfeld (verlegen).

Sagt ihm, daß wir —

P. Wilhelmine.

Die Sprüche zwar lernen würden —

Sonnsfeld.

Daß wir die Erbsen zwar essen würden —

P. Wilhelmine.

Daß es aber unsre Schuld nicht wäre, wenn wir in der Verzweiflung unsres Herzens —

Sonnsfeld.

An den Waisen-Strümpfen die Maschen fallen ließen —

P. Wilhelmine (in Verzweiflung).

Und uns lieber wünschten, Prinzessin von Reuß —

Sonnsfeld.

Schleiz —

P. Wilhelmine.

Greiz und Lobenstein zu sein!

(Beide deklamiren ab.)

(Vorhang fällt.)

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Redigirt von Otto Hoffmann.
Erscheint jeden Sonnabend.
Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.
Verlag von Otto Hoffmann in Stuttgart.

Neue Romane.

Unter dieser Rubrik werden wir in jeder Nummer unserer Zeitung die Titel der neuesten Romane veröffentlichen, welche in Deutschland erscheinen. Wir werden dabei nicht nur die Titel der Romane, sondern auch die Namen der Verfasser und der Verleger angeben, damit unsere Leser in den Stand gesetzt werden, sich die Romane, welche sie interessiren, leicht verschaffen zu können.

Wir bitten unsere Leser, uns gefälligst mittheilen zu wollen, wenn ihnen irgend ein neuer Roman bekannt wird, damit wir ihn in unsere Liste aufnehmen können.

Wir werden uns bemühen, diese Liste möglichst vollständig zu machen, müssen aber bemerken, daß wir nicht für die Vollständigkeit derselben garantiren können.

Die Redaction.

Adam Mickiewicz, Pan Tadeusz. Ein polnisches Nationalgedicht. Aus dem Polnischen übersetzt von Wilhelm Lange. Mit einem Vorwort von Ludwig Kalisch. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz.

Alexander Baron von Bernus, Gedichte. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Neue Gedichte. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Neue Gedichte. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dritte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebente Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Elfte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zwölfte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreizehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierzehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfzehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechzehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebzehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtzehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunzehnte Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundzwanzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtunddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neununddreißigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundvierzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundfünfzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundsechzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundsiebzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundachtzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundneunzigste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Hundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundhundertste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Tausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundzehntausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundzwanzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtunddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neununddreißigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundvierzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundfünfzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundsechzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundsiebzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundachtzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundneunzigtausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Hunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundhunderttausendste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Millionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundzehnmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundzwanzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtunddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neununddreißigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Achtundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Neunundvierzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Einundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Zweiundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Dreiundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Vierundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Fünfundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Sechsundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von Otto Hoffmann.

Ernst Ziel, Gedichte. Siebenundfünfzigmillionste Auflage. Stuttgart, Verlag von

die Alte herbeigeströmt sind zu diesem seltenen Schauspiel. O, es wird schön werden morgen! Hei, wie herrlich das leuchten muß, wenn sein rothes Blut dort das schwarze Tuch überspritzt, wenn es in Strömen darüber hinfließt, sein liebes, junges Blut, das nicht mehr sein armes leidendes Herz durchströmen soll! Ach Du armer, verlassener Knabe sitzest da drüben einsam in Deinem Kerker, allein mit Deinen Todesschmerzen und Deiner Angst, und Niemand ist da, der Dich tröstet, der den Abschiedssegen des Lebens über Dir meint!

Hier schwieg der Alte, Thränen erstickten seine Stimme, und er barg sein Gesicht in seinen Händen und weinte laut.

Vater, sagte Karl nach einer Pause, Vater, Ihr beklagt ihn?

Wer, ich? rief der Alte aufschreckend. Nein, ich beklage ihn nicht. Er ist ein Mörder, und verdient nicht, daß man ihn beklagt. — Du hast ganz Recht gethan, mein Sohn, daß Du gekommen bist, ihn sterben zu sehen.

Nein, ich werde ihn nicht sterben sehen, sagte Karl mit einem trüben, wahnsinnigen Lächeln. Ich werde ihn nicht sterben sehen. Aber ich bin gekommen, weil ich ihm vor seinem Tode noch sehen muß. Ich habe ihm noch einen Auftrag mitzugeben in die andere Welt, ich muß ihm noch ein Geheimniß zuflüstern.

Du auch? fragte der Alte schmerzvoll erstaunt. Nun wohl denn, sagte er nach einer Pause, so laß uns zusammen gehen; ich habe ihm ein Geheimniß mitzutheilen in den Tod.

Er nahm den Arm seines Sohnes, und sich auf ihn stützend schritten sie Beide über den Platz dahin, nach dem Schlosse zu, in dessen unteren Räumen sich das Gefängniß des verurtheilten Jacob Ottester befand.

III.

Jacob Ottester war ein Jüngling von zwanzig Jahren, und bis zu jener entsetzlichen Mordthat hatte es Niemand in Ostrau gegeben, der nicht den armen Jüngling geliebt, und ihn eines Verbrechens für unfähig gehalten. Er war so gutherzig und sanft, so arbeitsam und treu. Wie oft hatten ihn die Väter ihren Söhnen gezeigt und sie ermahnt, dem Jacob nachzustreben in tugendhaftem, frommem Wandel! Der arme Jacob aber hatte keinen Vater, die Armuth nannte er seine Mutter, das Unglück seinen Vater, und das waren seine einzigen Angehörigen! Zuweilen auch ging Jacob Abends in der Dämmerung, wenn des Tages Arbeit vollendet war, hinunter zu dem See, der, von Tannen rings umgeben, schwarz und still inmitten des stillen Gehölzes lag, und mit seinem schwermüthigen, leisen Rauschen und Plätschern dem armen, einsamen Jacob wunderbare Sterbelieder sang. Er setzte sich nieder am Ufer, und schaute lange und sehnsuchtsvoll hinunter in das Wasser, und dann schien es ihm, als wenn sich langsam die Wogen von einander theilten, und ein Weib mit langwallendem, thränenfeuchtem Haare tauchte hervor und nickte ihm zu mit bleichem Angesicht, und winkte ihm mit ihrer dürren Hand, und Jacob erwiederte ihren Gruß und flüsterte leise: Schlafe sanft in Deinem kühlen Grabe! Dann meinte er einen langhallenden, durchdringenden Schmerzensschrei zu hören, die Erscheinung versank in den Wassern, und schwermuthsvoll leise rauschten und plätscherten die Wogen nieder darüber hin.

So saß Jacob Ottester eines Sonntags im Dämmerlicht am Ufer des schwarzen Sees; von der nahen Wiese herüber tönte das lustige Jauchzen der fröhlichen Jugend, denn dort auf der Wiese waren die jungen Mädchen und Jünglinge versammelt zum fröhlichen Sonntagstanz. Jacob war diesem lustigen Treiben entflohen, es duldete ihn nicht in der Mitte des Frohsinns, und gramvoll war er gestimmt zu den Ufern des schwarzen Sees. Da saß er und stützte sein Haupt in den Händen und dachte an sein Verlassensein, und daß Niemand auf Erden ihn liebe und ihm angehöre, als hinter ihm leise flüchtige Schritte ertönten, und ein junges Mädchen mit hochgerötheten Wangen und fliegendem Athem aus dem Gebüsche hervortrat. Man sah, sie war eiligen Schrittes gegangen, und sie war gekommen, Jacob zu suchen, denn gerade zu ihm hin ging sie, und als sie leise seinen Namen nannte, schreckte Jacob zusammen, und ward noch blässer als zuvor.

Du hier, Marie? fragte er. Warum bleibst Du nicht dort, wo Ihr fröhlich seid und guter Dinge? Was willst Du hier am traurigen See?

Ich kam, Dich zu suchen, Jacob, sagte das Mädchen nach einer Pause. Warum fliehst Du aus unserer Mitte, warum suchst Du die Einsamkeit, und bist still und traurig, während Du doch mit uns heiter sein könntest! Das sollst Du mir sagen, Jacob, denn sind wir nicht zusammen aufgewachsen in einer Hütte, sind wir nicht Freunde gewesen von frühester Kindheit her? So habe doch Vertrauen zu mir, Jacob, und sage mir, weshalb Du immer hier so einsam sitzest und seufzest?

Da! sagte Jacob, und zeigte auf die Mitte des Sees, da, bis dahin fuhr meine Mutter auf dem kleinen Fischerboote, das sie vom Ufer abgelöst, und von dort sprang sie hinab in das Wasser, den Tag nachdem sie mich geboren. Das weißt Du doch, und fragst mich, weshalb ich hier sitze? Da drunten schläft meine Mutter, und ich sitze an ihrem Grabe, und denke, daß es da drunten still sein muß und kühl, und sehne mich, auch so in Ruhe zu schlafen wie meine Mutter da drunten!

Das sind traurige Gedanken, Jacob, sagte das Mädchen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Warum sehnst Du Dich nach dem Tode, da Du doch so jung bist und lebenskräftig, da Du noch so viel Freude und Glück erleben kannst!

Ach, Marie, rief Jacob tief bewegt, Marie, warum spottest Du über mich, da Du doch wissen kannst, daß es für mich kein Glück giebt und keine Freude! Bin ich nicht arm und allein, und zehrt nicht die Armuth an mir jeden Tag und jede Stunde, und drückt mich nieder unter das Joch und läßt mich entbehren und leiden!

Aber Du bist so fleißig, sagte Marie, die Arbeit vertreibt die Armuth.

Was hilft es mir, daß ich arbeite von früh bis in die Nacht, fragte Jacob, was hilft es mir, daß diese Hände voller Schwielen sind, und mein Rücken gebeugt von der Schwere übermäßiger Anstrengung? Meine Arbeit reicht nur hin, um mich vor dem Hunger zu schützen. Sie macht mir auch keine Freude, denn ich arbeite nur für mich. Ach hätte ich Jemand, für den ich arbeiten könnte, gäbe es ein Wesen, das mich liebte, für das ich sorgen müßte, das sich meiner Einsamkeit erbarmte, und mir die Erde zu einer Heimath machen wollte, ach, wenn solch ein Wesen mein wäre, dann wollte ich freudig arbeiten, arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzte, und unter der schwersten Arbeit wollte ich heiter sein, denn nicht blos für mich, sondern für sie, die ich liebe, würde ich dann arbeiten. Aber was hilft es, solchen Gedanken nachzuhängen, fuhr er traurig fort, das sind doch nur Träume, die niemals wahr werden, und das Mädchen, das ich liebe, wird sich niemals entschließen können, meine Armuth mit mir zu theilen!

Er schwieg und blickte schwermuthsvoll vor sich nieder. Eine Pause trat ein; Marie spielte verlegen mit den seidenen Bändern ihrer Sonntagsschürze, über ihre Wangen zogte sich dunkle Röthe und tiefe Blässe, und ihr Athem ging so fieberhaft wild, daß ihr Busen stürmisch auf und ab wogte unter dem Mieder. Jacob, flüsterte sie dann, Jacob, willst Du für mich arbeiten?

Er sah sie an, ganz ungläubig, ganz verwirrt, und jetzt wiederholte sie ihm mit einem süßen Lächeln ihre Frage.

Mein Gott, schrie Jacob mit einem Ton des Entzückens, der Mariens Herz erbeben machte. Mein Gott, ist es denn möglich, daß ich glücklich sein soll? Marie, Du willst, daß ich für Dich arbeiten, für Dich leben soll? Ach, weißt Du es denn, daß ich Dich so unaussprechlich, so über allen Ausdruck liebe, daß ich nach Die gekeuscht, nach Dir gedichtet habe in meines Herzens Verzweiflung, und daß ich mich zu Tode grämen wollte, weil Du nicht mein werden könntest. Aber nein, das weißt Du nicht, das weiß Niemand als Gott und meine Mutter da drunten in ihrem Grabe.

O, sagte Marie mit einem schelmischen, verschämten Lächeln, es wissen's auch noch mehr Leute, Jacob; ich habe es schon lange gewußt; ein Mädchen merkt es immer, wenn ein Mann sie liebt, und das ganze Dorf hat es auch gewußt, und wenn Niemand mit Dir darüber sprach, so war's nur, weil Du mit Niemandem sprachst.

Du wußtest, daß ich Dich liebte, sagte er ganz träumerisch, und Du warst nicht böse deshalb? Ach, sage mir, Marie, ist es denn wirklich Dein Ernst, daß Du mir gut bist? Ich treibe keinen Scherz mit mir, es wäre gar so grausam, Marie, denn siehst Du, wenn ich erst einmal an die Möglichkeit geglaubt habe, daß Du mein Weib werden könntest, dann müßte ich ja sterben, wenn es doch nur ein Scherz gewesen. Sage mir deshalb die Wahrheit, Marie, hier an dem Grabe meiner Mutter, sage mir, ob es Dein Ernst ist, daß Du mich lieben und mein Weib sein willst?

Er sah sie so flehentlich und angstvoll an, daß Mariens Augen sich mit Thränen füllten. Mein armer, lieber Jacob, ist es denn so schwer an das Glück zu glauben? sagte sie leise. Warum zweifelst Du denn, wenn ich Dir doch sage, daß ich Dich liebe, daß ich mit Dir leben und sterben, und Dein treues Weib sein will?

O mein Gott, mein Gott, rief Jacob, Marie will mein Weib sein! Mutter, hast Du's gehört, rief er in einer Art Trunkenheit sich dem See zuwendend, Mutter, so steig doch wie sonst empor aus den Wellen, und nicke mir zu und sieh, daß ich glücklich bin. Mutter, so höre doch, ich bin nicht mehr einsam, ich werde ein Weib haben, ein treues junges, schönes Weib!

Ganz überwältigt, ganz sinnlos stürzte er nieder auf seine Kniee und weinte und schluchzte laut, und es war, als töne vom See herüber ein leises Flüstern und Klingen, als rauschten die Wellen mit rascherem Drang zum Ufer hin, mit heimlichem Kichern und Seufzen, und Marie neigte sich schaudernd nieder zu dem Geliebten, und sagte angstvoll: Was rufst Du die Todten denn an zu Zeugen unseres Glückes! Wir leben, so laß uns des Lebens uns freuen, wir haben ja Nichts zu schaffen mit dem Tod.

Tod! rief leise das Echo ihr nach, und Marie ward bleich und schmiegte sich enger an Jacob. Diese Berührung ihres warmen frischen Lebens weckte ihn auf aus seiner Betäubung, und er drückte das erröthende Mädchen fest, fest an seine Brust, als wollte er sie ersticken in dieser Umarmung des Glückes. Seine Lippen strömten über in wonnetrunkenen Worten, und diese so lange verborgene, mit stillem Kummer gehegte Liebe, sie war jetzt plötzlich ihm zu einer goldenen, leuchtenden Sonne des Glückes geworden, sie überstrahlte seine ganze Zukunft und machte ihn jauchzen vor Glück und Lust.

O, nun werde ich freudigen Muth haben zur Arbeit, sagte er, denn die Arbeit soll mir geheiligt sein durch den Gedanken an Dich.

Und auch ich werde fleißig sein, und noch einmal so rasch nähen, sagte Marie mit einem süßen Lächeln. Wir werden beide immer daran denken, daß unser Fleiß und unsere Arbeit der Priester sein wird, der uns zum Traualtar führen muß. Je fleißiger wir sind, desto eher kann ich Dein Weib sein, desto mehr können wir zurücklegen und sparen.

Wie viel werden wir wohl ersparen müssen, um uns heirathen zu können? fragte Jacob gedankenvoll.

Nun, sagte sie nach kurzem Besinnen, dreißig Thaler mindestens. Denn einmal kostet die Trauung viel Geld, und dann müssen wir uns doch auch eine kleine Aussteuer anschaffen, eine kleine Wohnung für uns einrichten.

Marie, eine kleine Wohnung für Dich und mich, jauchzte Jacob; ach, wenn ich Abends dann von der Arbeit heimkehre, dann wird meine Kammer nicht öde und leer sein, dann wird meine Marie da sein, mich zu begrüßen, und ich werde ihr heißen unser Abendbrod bereiten, und dabei werden wir uns

---

das Boot muß augenblicklich sinken! In's kleine Boot, meine Burschen — drei von Euch — rettet, was Ihr könnt, von Menschen — aber laßt die Sachen schwimmen!"

Mit Blitzesschnelle schoß der Oceanic heran, während das Wasser um das verunglückte Boot herum von lebenden und todten Menschen und Koffern und Trümmern wimmelte; es war aber auch keine Zeit zu verlieren, denn diejenigen der Passagiere, die der Explosion entgangen waren, blieben noch immer der Gefahr zu ertrinken ausgesetzt, da das Wrack augenscheinlich sank. Von der Stadt aus fließen jetzt auch mehre kleine Kähne, um Beistand zu leisten, ab.

Die Damencajüte war fast der einzige Theil am ganzen Boot, der von der zerstörenden Gewalt verschont geblieben war, die Damen hatten sie aber schon verlassen und auf das Hurricanedeck flüchten müssen, denn nur noch wenige Fuß reichten selbst von diesem über die Oberfläche des Wassers heraus, als der Oceanic dicht vorbei fuhr.

Da sank auch der vordere Theil des Bootes, und eben als den nur auf einen kleinen Raum zusammengedrängten Frauen eine Planke hinübergeschoben wurde, schwankte das Wrack und drohte mit Allem in die Tiefe zu versinken.

Grau hatte mit klopfendem Herzen die Gefahr der schwachen, hülflosen Wesen geschaut, als er plötzlich bekannte Züge bei einem der Mädchen zu entdecken glaubte, — „Göleste," rief er entsetzt und noch zweifelnd. — Ein bleiches Antlitz hob sich gegen das seine — „William," rief sie und streckte Hülfe suchend ihre Arme nach ihm aus; da sank das Wrack und die gelben Fluthen schlossen sich über dem Engelsantlitz.

„Göleste," schrie Grau mit wildem Angstgeschrei, und sprang mit weitem Sprunge hinüber, wo sein Lieb verschwunden war.

Athemlose Augenblicke folgten, aber bald hoben sich wieder Gestalten und der junge Mann, in seinem Arme den leblosen Körper Göleste's haltend, schwamm gegen die Jolle an, wo er unter dem lauten Jubelruf des Oceanic an Bord gezogen wurde. Mit gleicher Schnelle wurden noch 4 andere Frauenzimmer gerettet. Die anderen kamen nie wieder zum Vorschein.

Auch die kleinen Schaluppen, die vom Lande abgestoßen waren, zogen schnell und gewandt zwischen den Trümmern umher, und entrissen noch Viele dem nassen Grabe, die verzweifelnd mit den Wellen kämpften.

Später als die übrigen war ein Canoe vom Ufer abgefahren und schoß pfeilgeschwind zwischen den Trümmern einer Stelle zu, wo eine Frau mit den Fluthen rang; „save me," gurgelte die schon halb erstickte Stimme, und sinkend hob sich ein Arm; das Ungeheuer aber wollte nicht die unnütze Last im Canoe, sondern seine Hand streckte sich nach dem Koffer aus, der neben ihr schwamm, und den er in's Canoe hob. Noch einmal glänzte ein weißer Arm durch die schmutzige Fluth und sank dann, um sich nie wieder zu heben; der Mann aber, der mit kaltem Blute ein hülfloses Wesen neben sich konnte untergehen sehn, ohne die helfende Hand auszustrecken es zu erretten, trieb noch eine kurze Zeit auf dem Strome herum, um mehre andere werthvolle Gegenstände aufzufischen und in sein Canoe zu werfen, und ruderte langsam und, wie es schien, ganz mit sich selbst zufrieden, dem Ufer zu, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Aber nicht ungestraft sollte diesmal der Bube seine Schandthat verübt haben. Vom Oceanic aus hatte der Capitän, wie mehre der Passagiere, Alles genau mit angesehen und mit vor Zorn und Wuth zitternder Stimme befahl Capitän Williams zu landen.

In demselben Augenblick, als Jener aus seinem Canoe stieg, sprangen auch 2 Matrosen mit den Tauen an's Ufer, befestigten das Boot, und der Capitän mit mehren seiner Leute erfaßte den Buben, um ihn den Gerichten zu übergeben.

Helena hat unter allen Städten am Mississippi wohl den schlechtesten Ruf, und Raub und Mord fiel gerade dort nicht sehr selten vor; dennoch aber waren die besseren Einwohner empört über das Bubenstück, noch dazu, da es auch vom Lande aus beobachtet war, und der sich wüthend zur Wehr Setzende wurde gebunden und sollte dem Sheriff überliefert werden.

Dagegen aber widersetzte sich das Volk. „Hängt ihn — hängt ihn!" schrie der Haufen, „Gott verdamm ihn, ein Strick ist fast noch zu gut für ihn, — brecht Weidenruthen und hängt ihn an den nächsten Baum!"

„Halt!" rief ein angesehener Bürger aus dem Ort, indem er die Nächststehenden zurückdrängte, — „halt, laßt uns abstimmen und setzen, wer für und wer gegen die augenblickliche Strafe des Böswichts ist."

„Ja, ja, laßt uns abstimmen," rief der Haufe.

erzählen von unserer Arbeit und unserm Glück! Ach, Marie, wenn doch diese köstliche Zeit erst gekommen wäre!

Das wird wohl noch lange, lange dauern, seufzte Marie. Und wenn Du noch so fleißig arbeitest, und ich Tag und Nacht nähe, so wird doch ein Jahr vergehen, ehe wir uns dreißig Thaler ersparen können.

Ein ganzes Jahr, seufzte Jacob, und drückte Marie angstvoll an sein Herz, als fürchte er, sie zu verlieren in diesem langen Jahr des Harrens und Hoffens.

Von der Wiese her tönte fröhlicher Gesang, und deutlich unterschied man die Worte des Volksliedes: „Mußt Du noch sieben Jahre wandern, so nehme ich mir keinen Andern. Sieben Jahr' sind bald herum, ja bald herum!"

Hörst Du? fragte Marie lächelnd. Sieben Jahr' sind bald herum, und wir haben doch nur ein Jahr zu warten! Und bis dahin wollen wir fleißig sein, und lieben und auf Gott vertrauen.

Ja, das wollen wir, rief Jacob, sie fest umarmend, und Gott wird gewiß unsere Arbeit segnen, denn Du, Du bist ein Engel, Marie!

IV.

Wochen, Monate vergingen. Jacob und Marie arbeiteten und hofften, liebten und harrten auf die Erfüllung ihrer Wünsche. Endlich, nach vollbrachtem Tagewerk, trafen sie sich am Ufer des Sees, und der stille Wald hörte ihre Gelübde ewiger Liebe, ewiger Treue. Jacob war ein Anderer geworden seit jenem Tage seines ersten Geständnisses; die trübe Schwermuth war von ihm genommen, er athmete auf in Lust und Frohsinn, seine Augen glänzten in seligem Entzücken, und seine ganze Gestalt schien getragen und stolz aufgerichtet in der Sicherheit seines Glückes. Und wenn er vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Sinken arbeitete, wenn der Schweiß in großen Tropfen von seiner Stirn quoll, und seine Muskeln schwollen von der Anstrengung, dann jauchzte und schrie Alles in ihm: „Ich arbeite für sie, damit sie mein Weib wird." Bald war er der geschickteste Arbeiter des ganzen Ortes, und dem fleißigen, geschickten Jacob Ettester bewilligte man gern ein erhöhtes Tagelohn, denn immer noch war Vortheil dabei, ihn zum Arbeiter zu haben, er arbeitete für Zwei. — So war das erste Vierteljahr vergangen, und wieder war es Sonntag, ein schöner, köstlicher Sommertag, und auf der Wiese tanzten und sangen, schrien und jubelten die Jünglinge und Mädchen. Am Ufer des Sees aber war es lautlos und still, und dort saß das glückliche Brautpaar, und vor ihnen auf dem Rasen ausgebreitet lagen ihre köstlichen Schätze, lagen die blinkenden Thaler, die sie erspart, und die sie jetzt mit entzückten Blicken betrachteten und zählten, zehn Thaler. Schon zehn Thaler! rief Jacob außer sich vor Lust. Ach, Marie, wir werden also nicht nöthig haben ein ganzes Jahr zu warten, denn schon haben wir das Drittel der Summe; so nur noch ein halbes Jahr, und Du wirst mein Weib! O, Du liebes, herziges Mädchen, sechs Monate nur noch, und dann bist Du mein für alle Ewigkeit.

Bin ich es nicht jetzt schon, Jacob, sagte Marie, sich an ihn schmiegend. Gehöre ich Dir nicht jetzt schon für alle Ewigkeit?

Denn aber, Marie, sagte er glühend, dann erst wird mein Glück vollendet sein, denn dann wirst Du mein Weib! Ach, weißt Du, was das sagen will, mein Kind, meine Taube! Weißt Du, daß Du dann mein bist mit Deinem Leibe und Deiner Seele, daß dann jede Deiner Stunden mir gehört, daß dann Nichts mehr uns trennen wird, weder der Untergang noch der Aufgang der Sonne, daß Du mein bist bei Tag und Nacht?

Marie schmiegte sich fester an ihn, und trank mit entzücktem Ohre die heißen Liebesworte, die ihr Jacob jetzt zuflüsterte, Jacob, der leidenschaftliche, liebeglühende Jüngling.

Nur noch in der Ferne tönte der Gesang der Jünglinge und Mägde, die heimwärts zogen nach Ostrau, leiser und leiser ertönte der Gesang und verstummte dann ganz. Noch einen letzten dämmernden Streif zog die Sonne durch den See, dann begann es zu dämmern. Aber die Liebenden saßen noch immer am Ufer des Sees und flüsterten heiße, glühende Schwüre, und die Bäume rauschten und flüsterten wie leise Wiegenlieder, und der See murmelte und wogte und sang ihnen ein Lied vom süßen Vergessen und süßes Vergessen, und selige Lust war in ihnen Beiden, den jugendlichen, naturvollen Liebenden! Die Sterne gingen auf und blinkten und flammten wie funkelnde Diamanten am dunkeln Himmel, und fester in einander verschlungen weilten die Liebenden noch immer am Ufer des Sees. Die Bäume rauschten und schüttelten sich im Nachtwind, hier und da hörte man das leise, sehnsüchtige Flöten eines Vogels. Der See rauschte fort und fort, aber nicht mehr sang er, wie einst, für Jacob Sterbelieder und Todesweisen, — heute sang er ihm Lieder des Entzückens und der Lust, und Jacob wollte nichts mehr hören als diese! —

Und wieder waren Wochen und Monde vergangen, ein zweites Vierteljahr, und wieder saßen Jacob und Marie am Ufer des Sees und zählten ihre Ersparnisse.

Siehst Du, sechsundzwanzig Thaler, sagte Jacob ganz glücklich; nun, mein Mariechen, nur noch wenige Wochen, und dann nenne ich Dich vor Gott und Menschen mein Weib.

Marie seufzte und schwieg.

Freust Du Dich nicht mehr auf diese Zeit? fragte Jacob.

O doch, sagte sie schwermüthig, aber drei Monate sind noch gar so lange!

V.

Neue Regimenter sollten zur Armee gestellt werden, um dem Schrecken der Könige und Kaiser, dem großen Napoleon, zu folgen, um die Lorbeern jahrelanger Schlachten und Siege auf seinem Haupte durch eine neue Krone zu vergrößern. Der Feldzug nach Rußland begann, und der König von Sachsen, Napoleon's treuer Verbündeter, ließ überall in seinen Staaten die waffenfähige Mannschaft aushegen, um sie zur großen Armee zu senden. Und überall verbreitete sich Schrecken und Entsetzen, überall weinten die Frauen und Mütter, die Bräute und Schwestern um ihre Geliebten, die dahin ziehen sollten, nach Rußlands Schneefeldern, um ihr Blut zu verspritzen für eines Fremden Eroberungslust. Aber es gab noch Ein Mittel diesem Unglück abzuwenden; der Kaiser brauchte nicht nur Soldaten, er brauchte auch Geld, und wer im Stande war, sich von der Kriegspflicht loszukaufen, durfte daheimbleiben bei den Seinen, im Kreise der Geliebten. — Auch nach Ostrau kamen die Werber, und zwanzig kriegesfähige Männer sollte der Ort stellen. Da zogen die Jünglinge hinauf zum Rathhause, um die verhängnißvolle Nummer zu ziehen, die ihnen vielleicht den Tod auf dem Schlachtfelde, vielleicht die ruhige Sicherheit der Heimath geben sollte. Marie lag auf ihren Knieen und betete heiß und zitternd vor Angst für ihren Jacob, Verzweiflung und Schrecken sprach aus ihrem bleichen Antlitz, und sie rang die Hände in ihres Herzens tiefer Noth. Aber sieh! da kommt Jacob, sein Gesicht strahlt vor Freude und Glück, und auf seinem Hute prangt die schöne, die freiheitgebende Zahl 21. Und Mariechen stürzt ihm entgegen, ganz Glück, ganz Entzücken.

Jacob, Du bist frei!

Ja, mein herziges Mädchen, ich bin frei, und ich bleibe bei Dir. O diesmal war Gott mit dem Armen, und hat mich beschützt und bewahrt vor dem Unglück. Der reiche Wirthssohn, Karl Wangertin, aber hat sich festgelooset, er hat Nummer 20.

Oh, der kann ziehen, sagte Marie lächelnd, der hat keine Braut!

Und heute Abend? fragte Jacob. Du kommst doch zum See?

Ich komme.

Sie reichten sich noch einmal die Hand und nickten sich lächelnd den Abschiedsgruß.

Und während Jacob, der glückliche, freie Jacob hinging, um zu arbeiten und seine schöne, erbarmungsreiche, befreiende Nummer 21 gleich einer Nationalcocarde an seinem Hute trug, ging Karl Wangertin, der reiche Gastwirthssohn, zum Werbehauptmann, der gekommen war, die Mannschaft auszuheben.

Herr Hauptmann, sagte er trotzig, ich habe die letzte Nummer gezogen, und soll zu Felde ziehen, aber ich will nicht und ich kann nicht. Ich muß daheim bleiben.

Was kümmert mich Euer Müssen und Wollen! sagte der Hauptmann barsch. Die Ordre lautet auf zwanzig Mann, und wenn Ihr Nummero zwanzig gezogen habt, nun gut, so müßt Ihr mir folgen.

Aber warum denn gerade ich! rief Karl Wangertin heftig. Warum soll gerade ich unglücklich sein, und der arme Schelm, der mein Hintermann ist, soll frei davon kommen! Pah, ihm kann's gleich sein, ob er sich hier quält um sein Bischen trockenes Brod, oder ob er als Soldat nach Rußland zieht. Er hat hier Nichts zu verlieren und kann dort nur gewinnen. Ich aber, ich bin reich, ich muß daheimbleiben und meinem Vater helfen sein Hab und Gut zu verwalten. Und Ihr, Herr, Ihr sollter nicht grausam sein gegen reiche Leute. Die Reichen sind berufen, glücklich zu sein; so laßt uns doch unser Glück und nehmt Euch die Armen, die dazu da sind, um geschunden zu werden.

Nun freilich, sagte der Hauptmann milde und freundlich, wenn die Sachen so stehen, dann könnt Ihr befreit werden und Euer Hintermann muß für Euch eintreten.

Pah, sagt nur, wie viel ich bezahlen muß, rief Karl und sogleich sollt ihr das Geld haben. Ich bin reich, ich muß frei sein und der arme Teufel, der Jacob Ettester, kann ganz zufrieden sein mit dem Tausche. Ich gebe ihm die beste Gelegenheit die Welt zu sehen; er wird auf meine Kosten eine schöne Reise machen!

Und Karl lachte laut und höhnisch über seine eigenen Worte.

So gebt hundert Thaler, sagte der Hauptmann, dann habt Ihr Euch damit Euren Hintermann als Stellvertreter gekauft.

Hundert Thaler! So vieles Geld um einen armen Teufel, der kaum zwanzig Thaler werth ist! sagte Karl verächtlich. Nun aber, es mag drum sein! Da habt Ihr das Geld! Ich habe es gleich mitgebracht, denn ich wußte es ja vorher, daß ich glücklich davon kommen würde. Und da habt Ihr auch Eure Nummer 20, damit Ihr sie dem Herrn Jacob geben könnt. Sagt ihm, ich laß ihn grüßen und ihm eine glückliche Reise wünschen!

Ein lustiges Liedchen pfeifend ging Karl von dannen; stolzen Schrittes wanderte er über die Straße dahin, und wer vorübereging, der grüßte respectvoll den Sohn des reichen Mannes im Ort und er dankte nachlässig und gnädig wie ein großer, stolzer Herr. Sein Weg führte ihn vorüber an einem Hause, vor dessen Thür ein schönes, bleiches Mädchen stand, man wußte nicht, hatte sie ihn erwartet oder war's nur zufällig, daß sie die Straße hinauf sah. Bei ihr blieb Karl stehen und sagte laut, daß Jedermann es hören konnte: Mein Vater läßt Euch grüßen, Jungfer Else. Er kann die Zeit bis zur Hochzeit kaum mehr erwarten vor Ungeduld. Dann flüsterte er leise: Sei ohne Sorge, Else, ich bleibe hier und noch wie vor bist Du mein herziges Liebchen. Der arme Schlucker, der Jacob, geht für mich in den Krieg. Pah, der kann gehen, er hat nichts zu verlieren!

Mit welchem Schrecken aber erfuhr Jacob, zum Hauptmann beschieden, die furchtbare Nachricht. Bleich und sprachlos mußte er sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken und dann murmelte er vor sich hin: Ich dachte es wohl! Die Armen sind dazu da, um unglücklich zu sein! Und warum muß ich denn fort, schrie er dann laut und verzweiflungsvoll, warum muß ich denn fort, da ich mich doch freigelooset habe!

„Gut denn," antwortete der Mann, der zuerst gesprochen, „wer dafür stimmt, den Mörder, denn anders als einen Mörder können wir ihn nicht betrachten, augenblicklich aufzuhängen, trete auf jene Seite — wer dagegenstimmt und haben will, daß wir ihn den Gerichten übergeben, die ihn vielleicht ein Jahr einstecken und dann wieder in die menschliche Gesellschaft hinausstoßen, der bleibe stehen!"

„Hängt ihn, hängt ihn!" schrie das Volk, und Alle drängten sich hinweg von dem Platz, wo sie gestanden hatten, einen einzigen Mann, der ruhig, wo er sich befand, blieb, ausgenommen.

„Ich stimme dafür, ihn den Gerichten zu übergeben, und ihn Gesetzen zu unterwerfen, die Ihr selbst gemacht habt," rief dieser. — „Nehmt nicht das Gesetz in Eure Hand, Ihr Männer von Arkansas, Ihr seid sonst nur wenig besser als jener Auswurf der Menschheit, den Ihr eben verurtheilt habt."

„Never mind Davis," — Kehrt Euch nicht an Davis — lachte ein Theil der Männer, „er ist ein Advocat und muß wohl so reden, wir aber wollen jetzt diesen Fremden zeigen, daß die Einwohner von Arkansas nicht solche Schurken zwischen sich dulden."

Capitän Wilkens trat jetzt hinzu, und versuchte ebenfalls das Volk von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens.

„Capitän," nahm der Hauptanführer derselben das Wort, „es existirt hier in diesen Sümpfen eine böse Classe von Menschen und Ihr könnt wohl denken, daß Jener, der jetzt so bleich und niedergeschlagen dasteht, denn er ahnt nun sein Schicksal, obgleich er erst, als Ihr in Sinne hattet, ihn dem Sheriff zu übergeben, trotzte und lachte, Keiner von den Besseren ist; wollten wir uns damit abgeben, die einzelnen Glieder dieser Bande in unsere schwachen und ihrem Zwecke keineswegs entsprechenden Gefängnisse zu stecken, so würden wir wenig mehr thun, als diesen Hallunken Gelegenheit zu geben uns hinterher auszulachen, denn schon in der ersten Nacht würde eine Bande seiner Freunde ihn befreien, die jetzt jedoch, am hellen Tageslicht, nicht vorzutreten wagen; hängt er aber einmal, dann haben wir Ruhe und dem Lande sind die Futterkosten und Noth und Aerger erspart; darum, boys," wandte er sich an die Umstehenden — „let's go to work!" — Laßt uns an die Arbeit gehn! —

„Fort mit ihm," schrie der Haufe, und fort schleppten sie den Missethäter, der jetzt, sein Schicksal ahnend, sich umsonst flehend an Capitän Wilkens wandte und ihn bat, nicht zu dulden, daß er so gegen Gesetz und Gerechtigkeit gemordet würde. Es war aber vergebens, der Haufe schleppte ihn fort, und als Wilkens mit Stewart und mehren andern Cajütenpassagieren an Bord zurückkehrte, sahen sie eben, wie die Menge den Verbrecher zu einem jungen Baum hinschleppte. Mehre kletterten jetzt an dem jungen, schwanken Stamm hinauf und bogen ihn, sich an die Spitze hängend, durch ihr Gewicht herunter, andere befestigten die Schlinge um den Nacken ihres Opfers, banden sie an den Wipfel des Baumes, und als sie losließen, schnellte der von seinem Gewicht befreite wieder empor, und an seinem Stamm hing der leblose Körper des Gerichteten.

Simmons stand auf dem Hurricanedeck, als der Capitän mit den anderen Passagieren zurückkehrte, und sah von seinem hohen Standpunkt aus das Ganze mit an, schüttelte aber den Kopf und meinte, sich gegen Dalton wendend, der neben ihm stand:

„Verdammt schnelle Gerechtigkeit hier zu Lande, Mr. Dalton, äußerst schnell; spart dem Sheriff und dem Bezirk viel Umstände, mag auch wohl ganz angenehm für die Hauptperson selbst sein, denn alle die Quälereien von Verhören, Vertheilen, tagelanger Todesangst ꝛc. fallen hier weg; ich muß aber doch gestehn, obgleich es vielleicht bei mir nur ein Vorurtheil ist, daß mir das gerichtliche Verfahren mehr zusagen könnte, und sei es auch nur, um eigentlich recht genau zu wissen, wie man eigentlich aus der Welt kommt! Aber was haben Sie denn? was starren Sie denn so den Fluß hinunter?" wandte er sich jetzt zu diesem, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ein fernes Geräusch zu horchen schien und oft, seine ganze Sehkraft anstrengend, den Fluß hinunterblickte.

„Was zum Teufel habt Ihr denn?" fragte er noch einmal.

„Mr. Simmons," sagte der junge Mann mit halbunterdrückter Stimme, indem er ihn leidenschaftlich am Arm faßte, „Mr. Simmons, hören Sie Nichts?"

„Hören, warum nicht? ich höre die Kerle da unten einen Heidenlärm machen, als wenn sie blos zum reinen Vergnügen einen Andern aus ihrer eigenen Gesellschaft aufhängen wollen — die es wohl alle verdient haben mögen — blos um den Spaß noch einmal zu haben."

Weil der reiche Karl Wangerlin, Dein Vetternmann, sich losgekauft hat, sagte der Hauptmann.

O freilich, der Reiche ist glücklich, der kann sich befreien! rief Karl bitter. Aber ich, Herr Hauptmann, ich muß auch frei sein! Ich muß, Herr Hauptmann, denn ich habe eine Braut, die ich nicht verlassen kann.

Guter Freund, sagte der Hauptmann lachend, wenn ich darauf Rücksicht nehmen wollte, würde ich gar keine Soldaten bekommen. Jegend eine Liebste hat Jeder, das versteht sich! Aber das macht Nichts. Sie wird sich schon trösten bei einem anderen Burschen!

Aber ich! schrie Karl, ich habe ja Nichts auf der Welt als sie allein, ich kann sie nicht aufgeben! O, Herr Hauptmann, habt doch Mitleiden mit unserer Armuth und unserer Noth! Denkt doch, daß die Armen auch Liebe und Schmerz empfinden wie die Reichen und daß sie ihr ganzes Leben lang hintergehen gedrängt unter der Last der Entbehrungen und Noth! Ach, ist es denn nicht genug, seine Jugendkraft und seinen Lebensmuth zu verreiben für diesen armseligen täglichen Bedarf des Lebens? Sollen wir auch noch die Last, die der Reiche von seinen Schultern wirft, auf unsern schon gebeugten Rücken nehmen?

Warum seid Ihr arm? sagte der Hauptmann achselzuckend.

Ja, warum sind wir es! rief Jacob mit bitterem Tone. Ich, wie oft habe ich in meiner kleinen Kammer mit gerungenen Händen auf meinen Knieen gelegen und zu Gott diese Frage emporgeschrieen: Ach, warum bin ich arm! Was that ich denn, daß ich hinabgeschleudert werden mußte in diesen Abgrund des Entbehrens und Leidens? Warum ward ich geboren mit dem Fluch der Armuth auf meiner Stirn! O, Herr Hauptmann, laßt doch diesen Fluch nicht meine ganze Zukunft vergiften! Aus Mitleid, gebt mich frei!

Das ist unmöglich! sagte der Hauptmann. Es ist wider meine Vorschriften. Aber ich will thun, was ich kann. Kauft Euch einen Stellvertreter! Schafft nur funfzig Thaler, aus Mitleid will ich gestatten, daß Ihr mit funfzig Thalern Euch loskauft.

Aber ich habe keine funfzig Thaler, schrie Jacob außer sich.

So leiht sie Euch, sagte der Hauptmann.

Niemand wird mir leihen, denn der Arme hat keine Sicherheit zu geben.

Nun dann ist Euch nicht zu helfen, rief der Hauptmann verdrießlich. Seht zu, was Ihr erreichen könnt. Geht zu Euren Freunden und Bekannten und seht zu, ob sie Euch helfen können. Bis morgen Mittag will ich warten, das ist Alles, was ich für Euch thun kann. Bringt Ihr mir dann funfzig Thaler, ganz so seid Ihr frei und Euer Hintermann muß für Euch eintreten. Könnt Ihr das Geld nicht zusammenbringen, so kann ich Euch nicht helfen und Ihr müßt Soldat werden.

Ich kann keine funfzig Thaler zusammen bringen! schrie Jacob.

So müßt Ihr Soldat werden! Uebrigens habe ich weder Zeit noch Lust, Eure Klagen länger anzuhören. Kehrt morgen Mittag wieder und entscheidet Euch! Und jetzt geht!

Jacob stürzte von dannen, Wuth und Verzweiflung im Herzen. Thränen füllten seine Augen, sein Herz war voll bitterer Verwünschungen und Qualen. Mechanisch, kaum wissend, wohin seine Füße ihn trugen, ging er zum See hinab. Da saß seine Marie am Ufer, schon seiner harrend, und Jacob, als er sie erblickte, seufzte laut vor Qual und Weh.

Und als Marie jetzt aufstand und ihm entgegenkam, als sie in sein bleiches, verstörtes Angesicht schaute, da fühlte sie, daß irgend ein großes Unglück sie betroffe, und mit einem Schrei der Angst klammerte sie sich fest an seinen Arm.

Ich muß Soldat werden, sagte er ganz ruhig vor übermäßigem Weh. Karl Wangerlin hat sich frei gekauft und darum muß ich für ihn Soldat werden.

Nein, nein! kreischte Marie, Du kannst mich nicht verlassen.

Ich muß! sagte er. Ich könnte mich auch loskaufen, wenn ich funfzig Thaler hätte. O, funfzig Thaler könnten mir meine Freiheit wiedergeben. Aber ich habe sie nicht und wenn ich ein Jahr meines Lebens dafür hingeben wollte, ich würde dennoch dies Geld nicht bekommen!

Du mußt, Du mußt! schrie Marie angstvoll, ganz außer sich. Du mußt Dich loskaufen. Du darfst mich nicht verlassen! Es ist unmöglich. Bin ich nicht vor Gott Dein Weib und muß der Mann nicht bleiben bei seinem Weibe!

Mein Gott, aber ich kann ja nicht das Geld schaffen, rief Jacob bleich und zitternd.

Und ich kann Dich nicht frei lassen, schrie Marie. Höre, Jacob, höre! Ich wollte es Dir nicht sagen, ich schämte mich! Aber jetzt, Jacob, jetzt mußt Du Alles wissen, jetzt darf ich mich nicht schämen mehr vor Dir! Wisse denn —

Sie schwieg und ihre bleichen Wangen übergoß jetzt eine dunkle Röthe.

Sprich, sprich! rief Jacob athemlos.

Du, sagte Marie feierlich, Du darfst mich nicht verlassen, denn Du mußt dem Kinde, das unter meinem Herzen ruht, den Vater erhalten.

Ein lauter Schrei drang von Jacobs Lippen, dann verbarg er sein Gesicht mit seinen Händen und ächzte laut. Eine lange schmerzvolle Pause trat ein, nur unterbrochen von dem leisen Murmeln des Sees und dem lauten Aechzen Jacobs. Marie hatte sich ganz zerbrochen, ganz bleich zurückgelehnt an den Stamm des Baumes, unter welchem sie stand und wie sie so dastand, hätte man sie der Eva vergleichen mögen, die von dem Baume der Erkenntniß genossen und nach dem Genusse zusammensinkt in den Schauern der Furcht. Und waren nicht diese Beiden für immer vertrieben aus dem Paradiese des Glückes, waren sie nicht hinausgestoßen in die mitleidlose Welt, um unter dem Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod zu essen, um zu leiden und zu verzweifeln! Ach, jeder Mensch ist sich selber ein Adam und die Welt ist ihm ein Paradies, dessen köstliche Genüsse er schlürft mit trunkener Lippe und taumelnden Sinnen. Aber eines Tages, eines schwarzen, grauenvollen Tages wird er von dieser bittern Frucht der Erkenntniß genießen und hinter dem zerrissenen goldenen Schleier, der ihm die Nacktheit und Blöße der Welt verhüllte, wird er all den Schmutz und das Elend, die Schmach und Lüge dieser Welt erkennen und mit dieser Erkenntniß hat er sich selber auf ewig vertrieben aus dem Paradiese.

Höre mich an, Jacob, sagte Marie endlich. Wenn Du mich jetzt verläßt, wenn Du mich der Schande preisgiebst und von mir gehst, so ist es um mein Leben geschehen.

O Marie, Marie, wie grausam Du bist! rief Jacob verzweiflungsvoll. Mein Gott, Du weißt es ja, daß ich Dich liebe, Du weißt, daß ich die Hälfte meines Lebens hingeben würde, um Dich glücklich zu machen, daß ich in trostlosester Sehnsucht vergehen würde, wenn ich Dich verlassen muß. Aber es ist unmöglich, ich kann diesen Schlag nicht abwenden! Ich habe kein Geld, ich bin ganz arm! Wir besitzen ja Nichts, als die dreiundzwanzig Thaler, die wir in sechs Monaten erspart haben und das ist noch nicht die Hälfte von dem, was ich haben muß, um frei zu werden!

Aber die Angst, die Verzweiflung hatte Marien schon egoistisch gemacht; sie achtete nicht auf Jacobs Qualen, sie dachte nicht daran, daß sie seine Schmerzen und Leiden nur noch vergrößere.

Nein, sagte sie mit zitternden Lippen, todesbleich. Nein, die Schande ertrage ich nicht. Soll ich meiner Mutter, meiner alten Mutter bekennen, daß ich ihrem Namen geschändet habe und daß der, dem ich meine Ehre, meinen guten Namen geopfert habe, mich verlassen hat? Sollen die Kinder auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen dürfen, die Weiber und Mädchen erröthend sich abwenden, wenn ich vorübergehe, um mich nicht zu begrüßen in meiner Erniedrigung. Jacob, schrie sie ganz außer sich, Jacob, Du darfst nicht gehen, ich muß vor Gott und Menschen Deine Gattin werden!

Marie, Du marterst mich! jammerte Jacob leise. Nimm mein Leben hin, Gott weiß es, daß ich es willig hingeben würde für Dich, Gott weiß, daß wenn ich mein Blut auszukneten und es in Gold verwandeln könnte, ich es freudig für Dich vergießen würde! Aber selbst für mein Blut giebt mir Niemand die funfzig Thaler, die ich bedarf.

Du mußt Hülfe schaffen, rief Marie, Du bist der Mann, Du mußt Rath wissen! Denn, das schwöre ich Dir beim allmächtigen Gott, ehe ich die Schande ertrage, springe ich hinunter in den See, wie Deine Mutter es gethan hat.

Marie! rief Jacob sich aufrichtend und sie bleich und angstvoll an sich drückend. Nein, Marie, das sollst Du nicht, das darfst Du nicht!

Mir bleibt keine andere Rettung, wenn Du mich verläßt, schluchzte sie.

Wir müssen Rettung ersinnen, sie komme, woher sie wolle, sagte Jacob plötzlich ganz ruhig, ganz entschlossen. Du darfst Dir den Tod nicht geben. Wolltest Du zwei Leben hinopfern um der äußeren Schande willen!

Ich stürze mich in den See, wenn Du mich verläßt, sagte sie.

Und ich verlasse Dich nicht! rief er feierlich. Mag es kommen, wie es wolle, ich werde nicht Soldat. Aber jetzt geh, geh heim, Marie, sagte er dann fort, ganz matt, ganz zerbrochen. Ich muß allein sein, ganz allein, um ein Mittel zu unserer Rettung zu ersinnen. Noch einen Kuß, Marie! So, und nun geh!

Lebe wohl, Jacob! schluchzte sie. Ich baue auf Dich! Du mußt Hülfe schaffen in dieser großen Noth.

Er nickte ihr stumm zu und dann schaute er ihr nach, wie ihre Gestalt allmälig in der Ferne verschwand.

Ich muß! sagte er dann ganz trostlos. Sie sagt, ich muß Hülfe schaffen! Mein Gott, schrie er dann auf in namenloser Qual, o allmächtiger Gott, woher soll ich Hülfe und Geld bekommen!

VI.

Diese Nacht kehrte Jacob nicht heim nach Ostrau. Er blieb im Walde am Ufer des Sees. Welche furchtbare, qualenreiche, entsetzliche Nacht war dies! Der Wind heulte und pfiff in den dunklen Tannen und hoch brausend spritzte der See seine schäumigen Wellen an's Ufer; zuweilen pfiffe das Wasser heran bis zu Jacobs Füßen und spritzte ihm wie wilde Thränen in's Gesicht, dann erwachte Jacob momentan aus seinem dumpfen, verzweiflungsvollen Hinbrüten und mit einem wahnsinnigen stumpfen Lächeln sagte er: Naß bin ich schon, meine Mutter! Kommst Du schon, mich zu begrüßen? O, Geduld! Es wird nicht lange dauern und ich bin bei Dir! Und er versank wieder in sein dumpfes Hinbrüten und Starren und flüsterte leise: Ich muß Hülfe schaffen, sagt sie, ich muß! — Wie kann ich! rief er dann plötzlich mit einem wilden Aufschrei. Und wenn ich meine Seele dem Teufel verkaufen wollte, — aber wer lacht da, unterbrach er sich selber und blickte wild umher, ist der Teufel da und will meine Seele kaufen für funfzig Thaler? Da ist sie! Da! Nimm sie hin, meine Seele! Was soll der Arme mit einer Seele, was bedarf er der Seele? Ist es nicht genug, daß er Hände hat, um zu erdulden, Augen, um die Herrlichkeit und Pracht der Natur zu sehen, nicht genug, daß er die Reichen bewundern kann in ihrer Pracht und ihrem Glück? Aber eine Seele, wozu braucht der Arme eine Seele! — Grauenvoll klang seine laute verzweiflungsvolle Stimme in der Stille der wilden, sturmbewegten Mondnacht und als er jetzt schwieg und sich in rasender Pein auf dem feuchten Erdboden wälzte und mit seinen Qualen rang, tönte das Pfeifen und Heulen im Walde wie rasendes Hohngelächter höllischer Geister. Eine dumpfe Betäubung folgte dann dieser heftigen fieberhaften Erregung Jacobs; er saß da, bewegungslos und wie erstarrt im entsetzlichen Kampf der Schmerzen, sein Haar flatterte wild im heulenden Winde

---

„Hören Sie kein Dampfboot, das den Fluß heraufkommt? — horchen Sie — jetzt wieder! Hören Sie es nicht!" fragte Dalton ängstlich. „Beim ewigen Gott, dort steigt der weiße Qualm hinter den Bäumen empor — ich werde verfolgt, und hier liegen wir ruhig, die Ankunft des anderen Bootes erwartend!"

Verzweifelnd preßte er sich die Hand gegen die Stirn und rannte auf dem Verdecke hin und her. —

„Du kennst der Capitän an Bord," rief Simmons, „jetzt werden wir wahrscheinlich auslaufen, und dann wette ich 10 gegen eins, daß der weiße Puffer da hinten uns nicht wieder einholt — Da — da geht schon die Glocke — Muth, Dalton, Muth — Ihr habt Euch, als Gefahr nahe war, wie ein Mann betragen, verzweifelt jetzt nicht, da Ihr ein wenig weißen Rauch hinter den Bäumen seht."

Der Capitän kam nun ebenfalls auf das Hurricanedeck, und als er den weißen Qualm des ankommenden Bootes erblickte und Dalton's Verzweiflung sah, faßte er den jungen Mann bei der Hand und redete ihm ernsthaft zu, guten Muths zu sein und nicht zu verzagen.

„Mr. Dalton," fuhr er in seinen Trostgesprächen fort, „Sie haben, wie Sie mir sagten, Gründe, sich erst in St. Louis trauen zu lassen, weil Sie erst dort Ihre Braut Ihrer Familie zuführen wollen, und ich gebe Ihnen hiemit mein Ehrenwort, daß ich Sie heute, wie wir Wasserleute sagen, „in good condition" nach St. Louis absetzen und zwar so, daß wir dem Alten, und sollte er wirklich, was mehr als wahrscheinlich ist, auf dem Boote hinter uns sein, dennoch eine tüchtige Nase drehen."

„Es läuft übrigens wie der helle Satan," fuhr er fort, — die Augen vor den Strahlen der Sonne schützend und den Fluß hinunter nach dem Boote hin schauend, das jetzt eben um eine Landspitze bog und sichtbar wurde, obgleich es noch manche Meile entfernt war — „und hat nur eine Maschine!"

„Robert's," rief er, plötzlich sich unterbrechend, auf das Deck hinunter, nach einem seiner Feuerleute, einem Neger, „was ist das für ein Boot? Der Bursche kennt jedes Boot auf dem Fluß, wenn er nur den weißen Rauch sieht," wandte er sich an Simmons und Dalton, die neben ihn getreten waren, um durch das Fernrohr, das der Capitän ihnen überlassen hatte, vielleicht das Boot zu erkennen, und zu wissen, ob es ein schnelles oder langsames sei.

„Kenn's nicht sehn von unten, Massa!" rief der Neger herauf.

„Komm herauf denn, Sirrah, und sag' uns Deine Meinung!"

Der Schwarze war in wenigen Sprüngen auf dem Hurricanedeck, und nachdem er aufmerksam das heraufkommende Boot betrachtet und den einzelnen Puffen, die jetzt deutlicher und vernehmlicher herüberdrönten, gehorcht hatte, rief er, grinsend zwei Reihen herrlicher, weißer Zähne zeigend und den Capitän anstierend:

„Diana! Messe!"

„Ich dachte es," rief Wilkens, das Deck stampfend.

„Sie ist das schnellste Boot auf dem Mississippi," hauchte Dalton verzweifelnd.

„Und — dann her — verdamm sie — ich will doch versuchen, ob sie den Oceanic einholen kann," rief der Capitän und riß mächtig an der Glocke, daß Alles, was noch am Ufer war, schnell, aus Furcht verlassen zu werden, auf's Boot flüchtete.

„Let go that rope!" — Laßt die Taue los! — rief er hinunter. „Stoßt ab, Leute, — stoßt ab und „give her hell!"*)

„Aber die Dame, die Frau gerettet hat?" fragte Simmons den Capitän, „sie ist noch an Bord und schien doch nicht die Absicht zu haben nach St. Louis zu gehen!"

Lächelnd antwortete dieser: „Sie scheint dann ihre Ansichten seit kurzer Zeit sehr geändert zu haben, denn so viel ich eben von Mr. Gray beim Heraufkommen erfragen konnte, schien sie sich auf einer Fahrt nach St. Louis sehr glücklich zu fühlen und die gesunde Luft im Norden dem gelben Fieber des Südens vorzuziehen."

Das Dampfboot stieß vom Lande ab und glitt an den grünen Ufern hin.

„War denn die Dame ganz allein auf dem verunglückten Boot?" frug Simmons weiter.

„Es sollen noch 2 Herren mit ihr darauf gewesen sein, der Eine ist jedoch spurlos verschwunden und vom Anderen liegt der Kopf unter jenem Baum."

*) Ein beliebter Ausdruck auf Dampfbooten: „Gebt ihr Hölle!" worunter in diesem Sinne verstanden wird, richtig zu feuern.

und seine weitgeöffneten Augen starrten glanzlos und trübe hin auf den schwarzen, brausenden See und in einer Art Hallucination meinte er wieder die Wogen dort in der Mitte sich öffnen zu sehen. Bleich und verwesungsähnlich trübe tauchte seine Mutter hervor mit langem triefendem Haar und sie winkte ihm mit dürrer knöcherner Hand und über den See hin klang ihr lästernder, rufender Geistergruß. Dann tauchte sie wieder hinab in die Fluth, mit dumpfem Brausen schlugen die Wellen wieder zusammen und jetzt war es Jacob, als baue sich über der Stelle, wo sie versunken, hoch und schwarz ein Gerüst empor; gleich einem drohenden unermeßlichen Grabeshügel stand es da vor Jacobs starrenden Augen und er meinte ein blinkendes Beil zu sehen und einen rothen Blutstreifen, der über das schwarze Gebälk hinabfloß über den See bis zu Jacobs Füßen hin. Mit einem gräßlichen Schrei sprang er empor, er fühlte sein Haar sich sträuben in wildem Entsetzen und sein Herz pochte in fieberhaften Schlägen in seiner röchelnden Brust. Blut, es ist Blut an meinen Händen! schrie er entsetzt und streckte sie weit vor sich hin, um sie vom Mondstrahl beleuchtet zu sehen und dann ließ er sie mit einem irren, trüben Lächeln wieder hinab gleiten auf die Erde. Andere Bilder kamen, andere Stimmen flüsterten in seiner Brust und es waren die Stimmen des sich auflehnenden Trotzes, der sich empörte gegen seine eigene Armuth und Dürftigkeit. Warum bin ich arm, sagte er mit wilden Grolle, was habe ich gethan, daß ich in Niedrigkeit und Knechtschaft meine Tage verbringen muß, während Andere, die nicht besser sind als ich, schwelgen an üppiger Tafel und ihre Tage und Nächte hinbringen in müßiggängerischer Lust! Ist denn der Karl Wangerlin besser als ich? Warum ist er reich und kann mit stolzem Fuß auf meinen Nacken treten, um höher hinauf zu gehen zum Glück, während er mich hinabstürzt in den Abgrund? Und ist nicht sein Nachbar, der Kaufmann Elsholz, auch ein reicher Mann und lebt in Glück und Freude und hat doch sein Geld durch Betrug zusammengescharrt und kleben noch der Armen Flüche an seinem Geld! Und ich, der ich niemals ein Kind nur betrogen, ich muß darben, während der Bösewicht schwelgt! Und wenn ich jetzt zu ihm gehe und auf meinen Knieen ihn anflehe, mir funfzig Thaler zu leihen, so wird er mich wie einen Hund von seiner Schwelle stoßen und mich verhöhnen mit meiner Bitte. Er, der Bösewicht, schwelgt im Ueberfluß und ich vergehe in Noth! Aber nein, nein, schrie er nach kurzer Pause, Marie soll nicht sterben, ich kann nicht Soldat werden. Ich muß Hülfe schaffen, sagt sie. — Nun versank er tiefer in sich selbst und saß lange und unbeweglich da, dann plötzlich sprang er empor mit hochathmender Brust. Ich will und kann Hülfe schaffen, rief er laut und frohlockend und seine Augen brannten im Feuer des Wahnsinns. Marie darf nicht sterben! Ich muß diese funfzig Thaler haben! Ich muß und sollte ich selbst zum Mörder werden!

Wie von wilden Dämonen getrieben rannte er durch den Wald und über die Wiese dahin nach Ostrau. Die Straßen waren öde und leer, die Häuser geschlossen, Alles ruhte noch in friedlichem Schlummer und dröhnend schallte der Fußtritt des eilends dahin Fliehenden. Jetzt stand er keuchend still, sein Ziel war erreicht, er stand vor dem Hause des reichen Kaufmanns Elsholz. Drinnen war Alles lautlos und still, Jacob wußte, daß er gestern mit seiner Familie nach Halle gereist und erst morgen zurückkehre.

Niemand wird mich hören, sagte er jetzt hochaufathmend, die Mägde schlafen nach dem Hofe hin und von der Familie ist Niemand daheim.

Er drückte mit leisem Geräusch die Fensterscheibe ein, öffnete dann von innen das Fenster und stieg hinein in das Zimmer. Marie darf nicht sterben! sagte er ganz mechanisch und tappte durch das Zimmer nach der Thür. O, ich weiß gut Bescheid hier, wie oft habe ich nicht gearbeitet im Hause des reichen Mannes, flüsterte er, und ich will gehen, mir in der Küche Licht anzuzünden.

Leise schlich er dort hin, leise tappte er nach der Stelle hin, wo das Licht neben dem Feuerzeuge zu stehen pflegte. Jetzt flackerte das Schwefelhölzchen auf mit bläulichem Schein, jetzt brannte das Licht und Jacob sah scheu umher in der Küche. Da fielen seine irrenden Blicke auf das Beil, das dort auf dem Herde lag und vom Lichte beleuchtet unheimlich hell in der Dunkelheit blitzte.

Das nehme ich mit, sagte Jacob. Der Schrank ist verschlossen, aber mit dem Beil kann ich ihn öffnen. Er nahm das scharfe schwere Beil und ging dann vorsichtigen Schrittes die Treppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem, wie er wußte, der Geldschrank des Kaufmannes stand. Die Thür war offen, er trat in's Zimmer. Da steht der Schrank!

Marie darf nicht sterben! flüsterte Jacob, als er mit dem Beil den Schrank zu öffnen versuchte. Es gelingt, das Schloß giebt nach, der Schrank ist geöffnet. Mit fliegenden Händen zieht Jacob die Schatulle auf, da, da liegt es blinkend und hell vor ihm, das Geld, und Jacob sagte mit blitzenden Augen: O, meine süße Braut! Nun wirst Du nicht sterben!

Er nahm von dem Gelde und zählte es in seine Hand und als er funfzig Thaler genommen, schloß er die Schatulle wieder und sagte triumphirend: Jetzt werde ich nicht Soldat und Marie ist gerettet!

Er wandte sich, um zu gehen, da öffnet sich plötzlich die Thür und mit einem Lichte in der Hand, im leichten Nachtgewand tritt des Hausherrn älteste Tochter herein. Jacob empfand einen wilden Schrecken und zugleich eine unmäßige Wuth.

Diebe! Diebe! kreischte das Mädchen.

Jacob faßte sie mit verzweiflungsvoller Kraft in seine Arme und versuchte ihr den Mund zu schließen.

Willst Du schweigen! sagte er athemlos. Du darfst mich nicht verrathen, denn Marie darf nicht sterben!

Aber das Mädchen riß sich los und suchte nach der Thür zu fliehen. Diebe! Diebe! schrie sie noch einmal.

Marie darf nicht sterben, murmelte Jacob, und ohne zu wissen, was er that, sinnlos vor Angst und Schrecken nahm er das Beil und schlug damit dem Mädchen in's Gesicht.

Schweig, Du mußt schweigen! rief er wild.

Sie taumelte, fiel zusammen und rief: Hülfe! Mörder!

Du sollst schweigen! sagte Jacob wild. Du sollst schweigen, denn Marie darf nicht sterben!

Und noch einmal schlug er mit dem Beil in des Mädchens Antlitz und das Blut spritzte hoch empor und überfluthete glühend heiß Jacobs Angesicht. Das Mädchen regte sich nicht mehr, sie war still. Jacobs Händen entsank das Beil und mit zurückkehrendem Bewußtsein starrte er nieder auf das im Todeskampf zitternde Mädchen und ächzte matt: Was habe ich gethan! Und das Blut tropfte gleich heißen Thränen von seinem Gesichte nieder auf seine Hände. Jacob sah sie mit starren Blicken an. Blut! Es ist Blut an meinen Händen! schrie er dann mit kreischendem Tone und stürzte fort, die Stiege hinab, fort aus dem Hause.

Am Morgen fanden die Mägde das erschlagene, schon im Tode erstarrte Mädchen und die Kunde von diesem Morde durchflog blitzesschnell ganz Ostrau, Alles strömte hin die Leiche zu sehen. Wer aber war der Mörder? Niemand wußte es, Niemand hatte eine Ahnung davon und die bleichen Lippen der Todten konnten es nicht verrathen.

Wie von Furien getrieben stürzte Jacob von dannen, immer fort, rastlos fort! Er stieß sich den Kopf an den Stämmen der Bäume, er merkte es nicht, der Sturm hatte schwere Gewitterwolken zusammengetrieben und der strömende Regen durchnäßte seine Kleider, er empfand es nicht. Er stieß sich die Füße wund an spitzen Gestein und er achtete es nicht, aber den rollenden Donner, den hörte er und zusammenzuckend schrie er: Das ist Gottes Gericht! Fluch über den Mörder! Dann rannte er weiter, immer weiter über Feld und Wiesen, durch Wälder und Sümpfe. Wie viel Tage, wie viel Stunden, er wußte es nicht, er konnte nicht rasten, nicht inne halten im rasenden Lauf, denn ertönte nicht fort und fort hinter ihm der letzte angstvolle Todesseufzer der Gemordeten, sah er nicht überall, wohin er schaute, diesen gebrochenen letzten Blick, der ihn anklagte, ihn, den Mörder! O, diese sterbenden Augen! Wohin er blickte, waren sie da, ihn zu quälen, ihn anzustarren mit diesem klagenden, sterbenden Blicke! Und Jacob floh weiter, immer weiter, um nur diesen entsetzlichen Augen zu entgehen, aber sie gingen mit ihm durch Feld und Wald, sie waren immer bei ihm, dicht neben ihm. Endlich sank er zusammen mit blutenden Füßen, todesmatt. Still war es um ihn her. Hier kann er ruhen, hier ist es Einsamkeit und Friede. Friede! O, diese Augen, sie leuchten und funkeln neben ihm und wie kann es still sein, wenn doch fort und fort das Sterbegeröchel der Gemordeten vor seinen Ohren erklingt, und wie kann er ruhen, da die Gemordete doch überall hin ihn verfolgt, um ihr Blut von ihm zu fordern, ihr Blut, das an seinen Händen, in seinem Antlitz klebt! Und er will das Blut aus seinem Antlitz waschen, er neigt sich nieder zum silberhellen Waldbach, der zeigt ihm sein grausenvoll bleiches, blutbespritztes Angesicht und Jacob springt schaudernd auf, ihm graut vor seinem eigenen blutigen Angesicht; fort flagend eilt er weiter, immer weiter, bis er wieder zusammenstürzt vor tödtlicher Ermattung, bis die Furien seines Gewissens ihn wieder aufpeitschen zu erneuter Flucht. O, diese Einsamkeit, diese Stille um ihn her ist die entsetzlichste Qual! Er scheut sein Verbrechen aus in alle Winde, und nichts antwortet ihm als das heulende Echo, er ist ganz allein mit sich selber, und sich selber doch will er entfliehen. O, nur Menschen, Menschen, damit er ein anderes Antlitz sieht, als das der Gemordeten, damit er eine andere Stimme hört als ihre todesröchelnde, sterbende! — Die Schrecken dieser Einsamkeit vermag Jacob nicht mehr zu ertragen, entschließen sagt er: Ich will nach Ostrau gehen. — Nach drei Tagen und drei Nächten der Qual und ruhelosen Flucht kehrt er heim nach Ostrau und festen Schrittes geht er gerade zum Rathhaus und tritt in das Gerichtszimmer.

Da bin ich, da bin ich! sagt er fast freudig und über sein Antlitz breitet sich Zufriedenheit und Ruhe. Da sind meine Hände, das Blut der Gemordeten klebt daran! Wascht es ab mit meinem eigenen Blute, denn ich bin der Mörder.

Niemand wollte an die Möglichkeit dieser That glauben und es bedurfte Jacobs ausführlicher Darlegung der That, um die Richter von seiner Schuld zu überzeugen.

O, sagte Jacob dann aufathmend, jetzt ist mir wohl! Jetzt werde ich Ruhe finden! Denn das Blut, das mich anklagte, wird von meinem Haupte genommen werden!

Man führte ihn in's Gefängniß, Jacob streckte mit einer Art Wohlbehagen sich aus auf der hölzernen Pritsche und nach wenigen Minuten schon zeigte sein langer, ruhiger Athem, daß er in einen festen, erquicklichen Schlaf versunken.

VII.

Es war der Abend vor Jacobs Hinrichtung und Arm in Arm wandelte der Gastwirth von Ostrau und sein Sohn Karl nach dem Gefängnisse des Berurtheilten, das sich in den unteren Räumen des Schlosses befand. Wildes Jauchzen und fröhliche Lieder tönten ihnen entgegen und wie sie in die Wachtstube traten, durch die man gehen mußte, um zu dem Gefangenen zu gelangen, fanden sie die vier Soldaten, die den Berurtheilten zu bewachen hatten, beim fröhlichen Würfelspiel und weingefüllten Bechern.

Das Alles verdanken wir dem Jacob, sagten sie den erstaunten Männern, Ihr wißt, den Tag vor seinem Tode darf der Berurtheilte wünschen, was er will. Der Jacob aber hatte gar keinen Wunsch und da baten wir, er möchte für uns zwölf Flaschen Wein fordern, das hat er auch gethan und deshalb sind wir so lustig und guter Dinge.

Wir wollten gern den Jacob sprechen, sagte der Gastwirth. Schließt seine Thür auf!

Ach, die ist gar nicht geschlossen, sagten die Wächter. Der Jacob mag nicht entfliehen. Er will sterben.

„Schrecklich, schrecklich!“ — entgegnete Jener schaudernd; „ja, dies schändliche Wettlaufen hat schon manch' Menschenleben gekostet und ich halte es für die größte Sünde, es zu begünstigen, oder es auch nur zu erlauben.“

„Es hat aber auch wieder ungemein viel Anziehendes,“ antwortete der Capitän, „das uns im Wettlauf selbst Gefahr und Tod vergessen läßt, wo jede Herzensfaser daran hängt, nur dem anderen Boote den Rang abzugewinnen. Ich tadele selbst dieses raging, — Wettlaufen — aber ich gestehe offen, es giebt Zeiten, wo mich nur die ungeheure Verantwortlichkeit, die ich übernommen habe, da Hunderte von Menschenleben durch meinen Leichtsinn gefährdet würden, davon abhalten kann, mein und das Leben aller Anderen auf's Spiel zu setzen, und um ein Paar lumpiger Bootslängen vor einem anderen Boten voraus zu sein?“

„Ich ging einst nach Neworleans und hatte eine Dame an Bord, die nur unter der Bedingung mit mir fahren wollte, daß ich mich verbindlich machte, nie auch nur zu versuchen einen anderen Boote den Rang abzulaufen; ich versprach es; wie wir aber unterhalb Baxen Tunica kamen, hatten wir doch die Nacht hindurch ein Boot, das vor uns war, ziemlich eingeholt und näherten uns ihm am nächsten Morgen bedeutend; dieses aber, ob es nun besser Holz bekommen oder, wie mich der schwarze Quadrone fast glauben ließ, Fett unter die Kessel geworfen hatte, kurz es fing an schneller zu laufen und wir konnten keinen Zoll breit mehr an ihm gewinnen.

„Im Anfang hatte sich die Dame sehr besorgt gezeigt, und ich hatte ihr zweimal versprechen müssen, das Boot nicht einholen zu wollen, später erwähnte sie Nichts mehr davon und gegen Abend meinte sie lächelnd, sie gäbe 10 Dollar, wenn sie an dem anderen Boot vorbeifahren könnte.

„Ich hatte ein Paar Klaftern Kienholz an Bord, das für Fackeln bestimmt war, dies ließ ich unterwerfen, denn mir selbst war es warm hinter dem Boote her geworden, und noch vor Dunkelwerden waren wir an seiner Seite und erreichten etwa 10 Minuten vor ihm Neworleans.“

Der Oceanic war jetzt in vollem Gang; pfeilgeschwind schoß er durch die ruhige Fluth, und scheu leuchten die Schildkröten, die auf Baumstämmen am Ufer im warmen Sonnenschein rasteten, unter, der scheinbaren Gefahr zu entgehen, während sich die Wellen, hinter dem Boote her, hoch gegen die steilen Ufer aufwälzten und wie spielend große Stücke fruchtbarer Erde untergruben und vor Lust und Tollheit hochaufjubelnd verschlangen.

Die Feuerleute hatten alle bald die Dame erkannt, die sie einzuholen versuchte, und thaten, ohne dazu angetrieben zu werden, ihr Möglichstes, zu versuchen, ob sie nicht das schnelle Boot des Flusses hinter sich lassen könnten; trotz aller Anstrengung aber und trotz der wirklich entsetzlichen Schnelle, mit der der Oceanic seinen Weg gegen die gewaltige Strömung des Mississippi verfolgte, konnte er dem hinter ihm herkommenden nicht entgehen, und näher kam der weiße Rauch und lauter und deutlicher klang das abgemessene Pusten, mit dem es den Dampf stöhnend und ächzend ausstieß, herüber.

Die Passagiere waren mit dem Capitän in die Cajüte hinunter gegangen und fanden dort Grey in tiefen Gedanken, aber mit heiterer freier Stirn auf und abgehen.

„Ich nehme Brandy und Zucker,“ rief er Simmons entgegen, als dieser in die Thür trat.

„By God,“ entgegnete Simmons fröhlich, „das ist ganz genau dieselbe Idee, die ich diesen Augenblick gehabt habe und „a stiff one,“ — ein starkes Glas — dazu, denn mir ist mit der schändlichen Hänggeschichte ganz flau geworden.“

„Gott sei Dank,“ entgegnete Grey, „von der habe ich nichts gesehn, was mir auch herzlich lieb ist, so etwas läßt immer einen bösen Eindruck zurück!“

„Und wie befindet sich die junge Lady?“ fragte Capitän Wilkens.

„Sie schläft,“ antwortete Grey, „aber Capitän,“ fuhr er lächelnd fort, „ich bin jetzt in Ihrer Schuld, ich habe zwar in Neworleans mein Passagegeld für mich selbst bezahlt, wußte aber dort nicht, daß ich die Reise in so lieber Gesellschaft rollenden würde, und“ —

„Nichts da,“ rief Wilkens, „die junge Dame ist mein Gast; Mr. Grey glaubt wohl, ich lasse mir die Leute aus dem Wasser ziehen und nehme dann auch noch Passagegeld! — Wollte Gott,“ fuhr er seufzend fort, „wir hätten die drei anderen armen Mädchen auch hier, die jetzt auf dem Grunde des Mississippi liegen, ich wollte sie gern frei nach St. Louis und wieder zurück nach Neworleans nehmen, leider aber bedürfen die keiner weiteren Hülfe mehr und sind jetzt auf einem Weg, wo Niemand Passagegeld bezahlt.“

So komm, mein Sohn! sagte der Vater und Beide traten in das anstoßende Gemach. Es war ein kleines Zimmer, trübe und feucht, schmal und hoch wie ein Sarg, dort das vergitterte schmale Fenster und hier an der jenseitigen Wand die große altmodische Wanduhr. Langsam und todesmahnend bewegt sich der Pendel laut ächzend hin und her und jeder Viertelstundenschlag ist wie das Mahnen des Weltgerichts, wie der Abschiedsschrei des Lebens, das für Jacob mit jeder schlagenden Minute sich verkürzt. Und dieser mahnenden Uhr gegenüber sitzt Jacob auf dem hölzernen Stuhl, in sich zusammengesunken, bleich und farblos, bewegungslos und stumm. Das Leben und die Welt mit ihren Täuschungen und Freuden, ihrem Wollen und Entbehren liegt schon weiter hinter ihm; seine Wünsche und seine Gedanken sind alle schon gestorben und nur der Körper wird morgen ihnen nachsterben. Warum kommen diese Männer, um ihn noch einmal zurückzurufen in die Welt, um seine Gedanken wieder aufzurütteln für des Lebens Schmerzen?

Jacob, sagte der alte Wangerlin, sich kraftlos an die Wand lehnend, mein lieber Jacob!

Jacob richtete sein Haupt auf und sagte leise: Wer ruft mich? O, Ihr! rief er dann zusammenschaudernd. Ihr seid es und Ihr kommt, um mir zu fluchen!

Nein, um Dich zu segnen, sagte der alte Mann zitternd.

Segnen, wer kann einen Mörder segnen! rief Jacob. Nein, fluchen wollt Ihr mir, weil ich Eure Braut, die schöne, die freundliche Elsbeth ermordet habe! Ja, ermordet! Ihr Blut klebt an meinen Händen, ihr unschuldiges Blut, und deshalb kommt Ihr, um mir zu fluchen!

Karl Wangerlin war bei dem Namen Elsbeth wie getroffen von einem elektrischen Schlage zusammengesunken und lag jetzt, das Haupt auf seine Kniee gelehnt, laut ächzend auf dem Boden. Sein Vater aber ging mit langsamem Schritt dicht zu Jacob hin und seine Arme um ihn legend sagte er feierlich: Du hast meine Braut getödtet und dennoch segne ich Dich! Und wie könnte es anders sein? Kann denn ein Vater seinem Sohne fluchen!

Ein Vater? fragte Jacob erbebend.

Ja, Du bist mein Sohn, sagte der Alte ernst und Gott hat es so gewollt, daß durch Deine That der Sohn den Vater strafte. Das Blut Deiner Mutter schrie um Rache und Du, mein Sohn, hast diese Rache über Deines Vaters Haupt heraufbeschworen! Gott ist gerecht!

Ein Vater! schrie Jacob mit einem freudigen Jauchzen, ich habe einen Vater! Ich werde in die Ewigkeit gehen, von einem Vater gesegnet!

Und wirst Du Deinem Vater nicht fluchen? fragte der alte Mann mit strömenden Thränen. O, ich war ein harter und stolzer Mann und dennoch liebte mich Deine Mutter. Ich hatte ihr ihre Unschuld und ihren guten Namen geraubt und dennoch zürnte sie mir nicht. Ach Jacob, sie war ein Engel, und als ich sie verstieß und eine reiche Wittwe freite, da fluchte sie mir nicht, Jacob, sie weinte nur und schwieg. Niemand im ganzen Orte wußte, wer ihr Verführer war, denn Margaretha, Deine Mutter, war zu stolz und zu edel, meinen Namen zu nennen.

Sie stürzte sich mit ihrem Geheimniß in den See, sagte Jacob mit einem melancholischen Lächeln, und in dem kühlen Wasser da drunten fand sie Linderung für ihre heißen Schmerzen.

Ja! sagte der Alte, und vierzehn Tage vorher war meine Hochzeit gewesen mit der reichen Wittwe. Die Nacht vorher schlich ich heimlich zu Deiner Mutter hin, ich bat sie, von mir eine Unterstützung anzunehmen und mir zu verzeihen. Das Geld lehnte sie ab und als ich in sie drang, es für ihr Kind zu bewahren, sagte sie: Wenn ich mein Kind geboren habe, dann ist Alles überstanden!

Und sie verzieh Euch! fragte Jacob.

Ja, sie verzieh mir, denn sie wußte, daß ich arm war, gleich ihr und daß ich die Wittwe nur heirathete, weil sie reich war.

Geld! schrie Jacob, um Geld ist meiner Mutter Leben hingemordet, um Geld hat ihr Sohn seine Seligkeit verkauft! Das ist die Vergeltung des Himmels!

Und Du, verzeihst Du mir! fragte der Alte ganz schüchtern und zagend. Verzeihst Du mir, daß ich nicht den Muth hatte, Dich als meinen Sohn anzuerkennen, daß ich aus Furcht vor meiner eifersüchtigen Frau nicht wagte ein Geheimniß zu enthüllen, für das Margaretha in den Tod gegangen war! O Du, ich liebte Dich so sehr und durfte es nicht zeigen, ich sah Dich in Armuth und Dürftigkeit und wagte nicht, Dich zu unterstützen!

Vater, Vater! rief Jacob die Hände ringend in unendlicher Qual, Vater, Eure Sünde hat mich zum Verbrecher gemacht! O, hättet Ihr den Muth gehabt, was Ihr an meiner Mutter verbrachet, an ihrem Kinde wieder gut zu machen, dies Alles wäre nicht geschehen! Vater, hättet Ihr mich nur ahnen lassen, daß Ihr mein Vater seid, o, auf die Hoffte hätte ich Euch schwören wollen, es Niemand zu verrathen, Euch nur zu lieben ganz in der Ferne und in der Stille. Aber in meines Lebens größter Noth hätte ich meine Zuflucht nehmen können zu Euch. Vater, Vater! Um fünfzig Thaler willen hat Euer Sohn Eure Braut ermordet!

Erbarmen! Hab' Erbarmen mit mir, mein Sohn, jammerte der Alte. Fluche mir nicht! Verzeihe mir, wie Deine Mutter mir verziehen hat!

Jacob hörte ihn nicht, er war zurückgesunken auf seinen Sessel und weinte und schluchzte laut. Karl Wangerlin aber, den Gastwirths anerkannter Sohn, der bis jetzt in sich zusammengekauert laut wimmernd an der Erde gesessen, richtete sich jetzt auf und sein bleiches, von Thränen überfluthetes Antlitz zu seinem Vater hinwendend, sagte er feierlich: Ihr habt ein Verbrechen gebeichtet, mein Vater, auch ich bin gekommen, eines zu beichten! Denn es muß Alles erfüllt und die Sünde der Väter muß gerächt werden bis in's dritte und vierte Glied! Vater, Ihr habt dem Jacob seine Mutter ermordet und er hat Eurem Sohne sein Weib ermordet und sein Kind, das sie unter ihrem Herzen trug. Denn Eure Braut, Vater die hatte ich verführt und die Elsbeth, die Ihr freien wolltet, die war mein Weib!

Unseliger, und warum verschwiegst Du mir dies? rief sein Vater bebend.

Ich liebte und verführte sie erst, als sie schon Eure Braut war und wir schämten uns, dies Verbrechen Euch zu gestehen und deshalb sollte sie Eure Frau werden, weil wir uns schämten.

Ach, die falsche Scham ist ein böser Teufel, sagte Jacob ganz leise und gedankenvoll, die falsche Scham ist der erste Fluch und wenn die Leidenschaft die ächte Scham überwunden hat, dann kommt die Reue und legt die falsche Scham als Deckmantel über den zerrissenen Kranz!

Jacob! rief jetzt Karl Wangerlin mit drohendem Tone und aus seinen Augen blitzte ein wildes wahnsinniges Feuer, Jacob, Du hast mein Weib und mein Kind ermordet und ich werde Dich dafür anklagen vor Gottes Thron, damit Du kein Erbarmen findest vor seinem Richterstuhl.

Habe doch Mitleid! sagte sein Vater fast unwillig. Glaube mir, Jacob ist der kleinste Sünder unter uns Dreien!

Er hat mein Weib und Kind gemordet! schrie Karl Wangerlin und rang sich in wilden Zuckungen am Boden.

Allmächtiger! Er verfällt wieder in Raserei! Sein Wahnsinn kehrt zurück, rief sein Vater und wollte zu ihm hinstürzen, als die Thür leise geöffnet ward und ein bleiches junges Weib mit einem Kinde auf dem Arm hereintrat.

Marie! rief Jacob mit einem Tone des Schreckens und der Freude zugleich.

Ja, Marie, sagte sie, ihn wehmüthig entschleiernd. Dachtest Du, Jacob, ich würde nicht kommen, Die Lebewohl zu sagen! O Du mein einzig Geliebter, Du weißt es ja, daß ich krank gewesen bin, krank bis zum Tode, gleich von dem Tage an, da Du verschwunden warst. Und in meines Fiebers Hitze habe ich der Mutter mein Geheimniß verrathen. Da hat sie in ihrer Angst, man möchte mich als Theilnehmerin Deines Unglücks erkennen, all unser Bischen Hab und Gut verkauft und ist mit mir, krank und besinnungslos wie ich war, nach Meißen gefahren zu ihrem Bruder. O, mein Jacob, zürne mir deshalb nicht, daß ich erst jetzt zu Dir komme! Ich habe Monate lang fortkrank im Bette gelegen, aber meine Seele war immer bei Dir, mein Geliebter, und meine Gedanken weilten bei Dir in Deinem armen, trostlosen Gefängniß! Und deshalb, sobald mich meine Füße nur tragen konnten, machte ich mich auf, um zu Dir zu kommen. Ach, ich bin wohl viele Tage lang gewandert und habe mehr oft geglaubt zusammen zu sinken vor Mattigkeit und Kummer, aber der Gedanke an Dich und die Sehnsucht, Dich zu sehen, die gaben mir immer wieder Kraft weiter zu wandern. Und jetzt endlich bin ich bei Dir, mein Jacob!

Sie lehnte sich sanft an seine Schulter und weinte still und leise. Jacob aber schwieg, er hatte sein Haupt in seinen Händen verborgen und zwischen den Fingern quollen dick und heiß die Thränen hervor. Der alte Wangerlin hatte weinend sein Haupt an die Wand gelehnt, während Karl sich winselnd und ächzend am Boden wälzte.

Jetzt ließ Jacob die Hände von seinem Gesichte gleiten und einen Blick voll unendlicher Liebe auf Marien werfend, deutete er stumm, keines Wortes mächtig, auf das Kind, das an ihrem Busen schlummerte.

Es ist Dein Kind, Jacob, sagte sie fast stolz, ich habe es Dir geboren und ich bringe es Dir jetzt, damit Du es segnen sollst für das Leben. Ach, mein Jacob, dies Kind ist mein schmerzlich süßes Glück und ich will es hinaustragen in alle Welt und Jedermann soll wissen, daß es Dein Kind ist. Sieh, damals war ich eine Sünderin und ich schämte mich, daß die laute Welt unser still verborgenes Glück kennen lernen sollte, und ich schämte mich, daß sie es sehen sollte, wie ich Dein Weib geworden vor Gott, noch ehe der Priester uns gesegnet. Aber war's nicht Gott, der in dem Kinde da unsre Liebe gesegnet hatte! Ach, Jacob, mein armer, theurer Jacob, meine Verzweiflung, meine falsche Scham, die haben Dich hineingetrieben in den Tod und für mich ist es, daß Du gesündigt hast. Jetzt aber schäme ich mich nicht mehr und die ganze Welt soll es wissen, daß ich allein die Schuld trage; Du bist unschuldig, ich treib Dich zur Verzweiflung, ich allein! Wirst Du mir dies verzeihen, fuhr sie fort und kniete mit ihrem Kinde zu seinen Füßen nieder, wirst Du mir verzeihen, mein Geliebter?

Marie, höre auf! sagte er ganz verzweiflungsvoll. Ich ertrage es nicht, dies Glück zerdrückt meinen Muth! Ach, ich hätte Dich nicht sehen sollen, um gefaßt sterben zu können. Marie, meine Marie, Du liebst mich und ich muß Dich doch verlassen! O mein Gott, mein Gott, ich fühle wieder Lebensmuth und Lebenskraft in meinen Adern und soll sterben, hinsinken in den Tod! Jetzt, jetzt, da ich das Leben wieder lieben könnte! Aber still, sagte er plötzlich zusammensinkend, als die Uhr jetzt in langsamen schauerlichen Schlägen die Mitternachtsstunde verkündete, still, Marie! Hörst Du, mein letzter Morgen ist angebrochen, der Morgen eines Tages, dessen Abend ich nicht sehen werde! Weine nicht, Marie, nein, weine nicht! Gott ist gerecht und deshalb muß ich sterben! Ach, im Tode ist Ruhe! Ruhe und Frieden! Im Tode werde ich die Augen der Ermordeten nicht mehr vor mir sehen und sie wird mich nicht mehr verfolgen mit ihrem grausenvollen Todesröcheln! O, dies Todesröcheln! In der Stille meines einsamen Kerkers habe ich es gehört Nacht und Tag und wenn ich laut schrie vor übermäßiger Qual und Angst, so hörte ich es dennoch, dies leise, ächzende Todesröcheln! O, mein Gott, mein Gott, Erbarmen! fuhr er leise fort und faltete seine Hände zum stillen, inbrünstigen Gebet.

Jacob, sagte Marie nach einer Pause, Jacob, segne Dein Kind!

Er schreckte empor wie aus einem Traume erwachend und sah sie still und ruhig an.

Segne Dein Kind, wiederholte Marie, und segne auch mich!

„Ich werde Sie aber jetzt auch nicht ganz nach St. Louis begleiten, Capitän," fuhr Mr. Gray fort, — „die Geschäfte, die ich in St. Louis zu besorgen hatte, sind besorgt, und ich gedenke in Cairo an's Land zu gehen, und das erste Boot, das den Ohio hinauf geht, bis Point Pleasant zu benutzen."

„Wenn das Boot, was hinter uns ist, irgend einen anderen Namen als Diana führte," entgegnete Capitän Wilkens kopfschüttelnd, „so wollte ich sagen, Sie könnten das in Cairo abwarten, so aber fürchte ich fast, wir machen die Bekanntschaft desselben früher, als es uns gerade angenehm ist, dennoch übrigens soll Mr. Dalton — aber wo zum Teufel ist er denn eigentlich hingerathen, er war doch eben noch hier?" unterbrach er sich, indem er nach dem Verschwundenen umherschaute.

„Er wird nach dem folgenden Boote sehn," sagte Simmons, indem er gemüthlich den Zucker in seinem Brandy umrührte, das Glas etwas schwenkte und dann durch eine geschickte, schnelle Bewegung den Inhalt desselben dorthin sandte, wo schon so manche seines Gleichen ihm voraus gegangen waren.

Der Mate trat jetzt in die Cajüte und flüsterte dem Capitän etwas in's Ohr.

„Damn it," rief dieser auffahrend, „das geht nicht — ich will mein Boot nicht in die Luft gesprengt haben!"

„Was ist?" fragten alle zugleich.

„Dalton," lachte der Capitän, „befiehlt unten die Feuerleute, und hat dem Koch schon 2 Fäßer altes Fett abgekauft, das sie zu den Feuerplätzen geschleppt haben und unter die Kessel werfen."

„Allen Respect," rief Simmons, — „wenn der junge Bruxelsorf so große Lust hat, sich mit seiner Dulcinea in die Luft zu sprengen, so muß ich doch ganz gehorsamst danken mit von der Partie zu sein; ich habe wichtige Geschäfte in St. Louis zu besorgen und möchte nicht gerne wieder stückweise nach Neworleans geschwemmt werden, anstatt im Mississippi-Hôtel ganz behaglich mein Glas Brandy zu trinken."

„Sein Sie Alle außer Sorgen, Gentlemen," sagte der Capitän, indem er sich nach der Thür wandte, „ich will selbst mit dem Ingenieur reden, daß er jede Gefahr vermeidet; ich sehe überhaupt, daß es unnütz ist; wir können der Diana nicht mehr entgehen und höchstens in Memphis wird sie uns einholen, denn ich muß dort Passagiere an's Land setzen."

Simmons, der dem Capitän gefolgt war, kehrte nach einer Weile wieder zurück und flüsterte in Gray's Ohr, den er unter dem Arm faßte und mit sich fortführte: „Damn it, es ist ärgerlich, ist aber nahe, ich gäbe 50 Dollar drum, wenn wir von dem Boot fortliefen, übrigens möchte ich das dem Capitän nicht wissen lassen, denn ich glaube, der freute sich darüber, daß ich, der ich erst gegen den Wettlauf gerisert habe, mich jetzt dafür interessire; doch sagt mir, Gray — wie kam denn Euer Liebchen auf den unglücklichen Einfall im August nach Neworleans zu wollen, doch wahrscheinlich nur um dort elendiglich am gelben Fieber umzukommen."

„Mit kurzen Worten nur hat sie mir ihre ganzen Verhältnisse geschildert," entgegnete Gray, dem alten Freund freudig die Hand schüttelnd; „sie ist nicht verrätherisch, und schändliche Lügen nur waren es, die der alte Taylor in unserer Nachbarschaft verbreiten ließ; wäre sie es aber auch gewesen, sie würde doch jetzt froh sein, der alte Taylor wird vermißt und Hutchisons Kopf liegt in Helena, den Körper hatte man, wie mir Stewart sagte, der sich in der Geschwindigkeit nach Allem erkundigte, als wir abfuhren, noch nicht gefunden. Taylor's Absicht war, nach Matamoras und von dort nach Mexico zu gehen; was der Alte dort zu thun beabsichtigte, weiß ich nicht, seine Pläne sind aber zu Schanden geworden und Celeste ist mein. — Das erste Boot, das jetzt den Ohio hinaufgeht," fuhr er lebhafter fort, „bestrige ich mit ihr in wenigen Tagen sind wir an Point Pleasant und von dort liegt meine Plantage etwa 120 Meilen in südöstlicher Richtung im Lande drin — und, Simmons," rief er, des Alten Hand ergreifend, „wenn Ihr nur halb so viel Theil an meinem Glücke nehmt, als ich glaube, daß Ihr thut, so besucht mich, wenn Ihr Eure Geschäfte in St. Louis besorgt habt; einen Brandy kann ich Euch versetzen, vor dem Ihr Respect haben sollt, und an Peach brandy, Cherries, Gin und anderen Sorten fehlt es auch nicht, überhaupt denk' ich, werden wir uns die Zeit ziemlich gut vertreiben."

„Topp," rief Simmons, indem er Gray's Hand schüttelte, „ich komme — ich will überdies im Herbst nach Washington, und da mein Sohn jetzt auf meiner Plantage am Atchafalaya ist, kann ich schon einmal ein Paar Wochen abkommen, aber halloh!" unterbrach er sich, „was bedeutet das Läuten! Wahrhaftig, da liegt schon Memphis, und da ist auch die Diana."

Jacob legte seine Hand auf des schlummernden Kindes Haupt und sagte leise: O, Du armes vaterloses Kind, möge das Leben Dir nicht zu schwer fallen, möge ein gütiges Geschick Dich auf dem harten, steinigen Gange durch die Welt ein Plätzchen finden lassen, wo Du ausruhen und von Glück träumen kannst! — Er nahm das Kind aus Mariens Armen und drückte es innig an seine Brust und preßte seine Lippen fest auf den Mund des Kindes; schmerzvoll war dieser Anblick, dieser lebensvolle, schon dem Tode verfallene Mann, seine Lippen, welche in wenigen Stunden den kalten Kuß des Todes empfangen sollten, drückend auf den Mund des Kindes, das in dämmerndem Dasein dem Leben verfallen war. O Du arme, kleine Blume, flüsterte Jacob dann leise, wie lange und Deine Blüthe wird geknickt sein in dem heißen Kampfe des Lebens! Armes Kind, für Dich giebt es kein Glück, denn die Armen sind nicht da, um glücklich zu sein, sondern um zu leiden und zu entbehren. Und zum Leiden und Entbehren segne ich Dich, mein Kind, möge Dir der Himmel zu Beidem Kraft verleihen und mögest Du in diesem Kampfe nicht wie Dein Vater unterliegen! Und nun gehe hin in die Welt, Du arme Waise, gehe hin, um zu leiden!

Jacob, sagte der alte Wangerlin leise und schluchzend, Jacob, ich verspreche Dir, Dein Kind soll an mir einen Vater gefunden haben und Deine Marie soll meine Tochter sein!

O Vater! rief Jacob freudig, während Marie weinend ihr Haupt an seinen Knieen barg. Vater, Ihr macht mir das Sterben leicht! Da, nehmt das Kind, es ist mein Vermächtniß!

Karl hatte sich seit einiger Zeit wieder aufgerichtet und mit einem irren, wahnsinnigen Lächeln zugehört; jetzt, als der Alte das Kind aus Jacobs Armen nahm, lachte er laut auf und rief: Nun ist Alles gut. Nun können wir sterben, denn es ist schon ein neuer Sohn da! Ja, die beiden Söhne können sterben und das wollen sie! Ich muß zu meiner Elsbeth hin, um ihr zu sagen, daß ihr Mörder morgen bestraft wird!

Mit einem lauten Freudengeschrei stürzte er aus dem Gemache fort.

Haltet ihn, er ist toll! rief der Alte, und eilte ihm nach, mit dem Kinde im Arm.

Marie und Jacob waren allein, sie sanken einander in die Arme, drückten sich fest, fest an's Herz, und lockende, köstliche Bilder der Vergangenheit traten noch einmal vor Jacobs innere Augen.

Marie, weißt Du noch, wie Du Deine Liebe mir gestandest? Ach, dies war ein schöner, ein himmlischer Tag, und er ist mit meinem Tode nicht zu theuer erkauft! Und hörst Du, grüße mir die Stelle am See, wo wir so oft zu ruhen pflegten, und von unserer Liebe und unserm Glücke sprachen. Grüße mir die rauschenden Tannen und die murmelnden Wellen. Ach, sie wissen es wohl, wie sehr ich Dich liebte, denn ich habe es ihnen oft geklagt, ehe ich es Dir bekennen durfte! Und grüße mir auch meine bleiche Mutter, wenn sie aus den Wellen empor rauscht, aber, Marie, Du darfst nicht zu ihr hinab steigen in ihr kühles Grab. Du mußt leben, um unser Kind zu einem braven Manne zu erziehen. Willst Du mir das versprechen?

Ich verspreche Dir das Leben zu ertragen, sagte sie schluchzend.

Ach! Marie, und sprich unserm Kinde zuweilen von seinem Vater, lehre es, für mich zu beten und mich zu lieben!

Das will ich, das werde ich, sagte Marie. Und wie könnte es anders sein, da ich nie aufhören werde Dich zu lieben! Ach, Jacob, meine Gedanken werden bei Dir sein in Deinem stillen Grabe, und wenn ich einst sterbe, sollen sie mich an Deiner Seite begraben!

Und dies sei unser Abschied, sagte Jacob, sie fester umarmend. Versprich mir, Marie, daß Du mich nicht mehr sehen, mich nicht begleiten willst zum Tode. Ach, wenn ich Dich sähe, würde ich nicht den Muth haben, gefaßt zu sterben! Deine Augen würden mich in's Leben zurück locken und meinen Muth brechen. Ach, es gehört so viel Muth dazu, um zu sterben, ich muß ganz einsam sein, damit ich mich stark fühle.

Ich, Jacob, könnte ich doch mit Dir sterben, schluchzte Marie.

Denke an unser Kind, Marie, Du mußt leben! Und jetzt geh, Du meine Einzige, Geliebte!

Muß ich schon gehen, Jacob?

Du mußt. Müssen wir uns trennen, so sei es schnell! Hörst Du, die Uhr schlägt schon wieder eine abgelaufene Frist! Ich muß mich sammeln und bereiten zum Tode.

Ach, laß mich bei Dir, Jacob!

Ach, willst Du das Sterben mir noch schwerer machen, Marie?

Nein, ich gehe! Lebe wohl, Jacob, dort sehen wir uns wieder!

Ja, dort!

Er sah ihr noch mit einem unaussprechlichen Blick, wie sie jetzt davon stürzte, und dann fiel er nieder auf seine Kniee und weinte und betete laut.

VIII.

Jacob erhob sich von seinen Knieen, auf denen er Stunden lang gelegen und gebetet. Jetzt hatte er abgeschlossen mit dem Leben und der Welt; mit dem Abschied von Marien waren die letzten Bande zerrissen, die ihn an die Erde knüpften, auf das Jenseits allein waren nur noch seine Gedanken gerichtet. Er fühlte sich selber schon ein Geschiedener und seine Seele, in ihrem innersten Wesen schon abgelöst von seiner physischen Natur, erbebte nicht vor den Schrecknissen des kommenden Morgens. O, dieser Morgen, er dämmerte schon herauf, durch sein vergittertes kleines Fenster sah Jacob schon kleine Wölkchen, vom Morgenroth gesäumt, und er sagte lächelnd: Das sind die fliegenden Boten, die mir meine nahe Todesstunde verkündigen! O, wie klar und schön der Himmel ist, fuhr er fort, sein Haupt dicht an das Eisengitter lehnend, wie erquicklich die Luft sein mag da draußen! Ich möchte sie noch einmal einathmen in langen Zügen, diese schöne frische Morgenluft. Und das soll das Letzte sein, was ich hienieden von den Menschen erbitte. Sie sollen mir erlauben in den Garten zu gehen.

Er klopfte an seine Thür und rief die Wache. Niemand antwortete ihm, dann faßte er an die Klinke, sie gab nach, die Thür flog auf und er trat in das nächste Gemach. Dort lagen die vier zu seiner Bewachung bestellten Männer in festem Schlaf auf dem Boden. Betäubt von dem zu reichlichen Genuß des Weines hatte der Schlummer der Trunkenheit und Ermattung sie übermannt. Sie hörten es nicht, daß Jacob sie rief, sie erwachten nicht, als er sie rüttelte, sie erwachten nicht, als er an ihnen vorüber schritt und durch die nur angelehnte Thür auf den Corridor trat. Jacob wußte genau Bescheid in den weitläufigen Gängen dieses alten, lange schon nicht mehr bewohnten Schlosses; jener Corridor dort, das wußte er, führte nach jener Seite des Schlosses, die nach dem Marktplatz hinlag, dieser hier nach der entgegengesetzten Seite, wo das Schloß von einem alten Park begrenzt war, hinter dem das freie Feld sich öffnete. Diesen letzten Corridor ging Jacob jetzt hinab und durch die alte verfallene Gitterthür, über die bemoosten steinernen Stufen ging er hinunter in den Park. Da stand er jetzt, und athmete mit langen Zügen die frische Luft, und horchte mit entzücktem Lauschen dem Winde, der in den uralten Bäumen säuselte und rauschte. Und dann blickte er empor zum Himmel, der sich eben zu röthen begann, und ein köstliches, kindliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Diesen meinen letzten Sonnenaufgang muß ich ganz ungehindert genießen können, flüsterte Jacob. Hier aber hindern mich die Bäume, daß ich nicht sehen kann, wie die Sonne empor steigt in ihrer goldenen Herrlichkeit. Ich will hinaus gehen in's freie Feld!

Und in geschäftiger Schnelle eilte er die Allee hinab und trat durch das kleine Pförtchen. Da lag es vor ihm, das freie Feld, und mit entzückten Blicken schweifte sein Auge in die Ferne und Weite. O wie köstlich ist dieses Grün der Wiesen, wie lieblich zeichnen sich dort hinten am Horizonte die rothen Dächer des nahen Fleckens ab, und wie grün ist jener Waldeskranz dort drüben. Gleich dem Meere wogt hier vorn das Kornfeld mit seinen schon reifenden Aehren, und mit welchem lieblichen Gezwitscher steigt aus demselben die Lerche empor, um sich zum Himmel aufzuwirbeln! — Jacob weinte vor Freude und Entzücken, und er sagte: Ach, die Natur, das ist die schönste Offenbarung Gottes, sein herrlichster Tempel! O, du heilige, erhabene Natur, nimm mich wieder auf in deinen Schooß, bette mich sanft unter deinem kühlenden Rasen, laß deine murmelnden Quellen mich in Schlummer wiegen, laß deine Sonne über mir leuchten und mich erwärmen in meiner Grabesruhe zum freudigen Auferstehen! Ach, die Sonne! Wo ist die Sonne!

Und Jacob wandte sein Antlitz nach Osten. In purpurner Gluth glühte dort der Himmel, mit dunkelrothem Saum schwebten die lichtweißen Wolken heran, stille war es ringsumher, selbst die Lerche verstummte in ihrem fröhlichen Jubellied, die Natur feierte ihre Morgenandacht und wagte nicht zu athmen in heiliger Ehrfurcht vor der Priesterin Sonne. Jetzt schossen einzelne glühende Lichtstrahlen durch die Purpurgluth, und ein Flüstern und Rauschen ging durch die ganze Natur, wie ein Aufathmen des Entzückens, wie ein Seufzer der Freude, und aus dem Purpur hervor, golden und leuchtend steigt sie hervor, die Sonne, und ein Zittern der Wonne geht durch die ganze Schöpfung, die geldgefärbten Bäume rauschen in stolzer Lust, und in den Blumen und Gräsern blinken diamantene Thautropfen, und Alles stimmt und leuchtet angestrahlt von der Sonne. Jacob sank nieder auf seine Knie, dieser lang entbehrte, erhabene Anblick hatte ihn ganz überwältigt, er breitete die Arme empor zur Sonne und rief: Das ist Gott, und er kommt sich mir zu zeigen in all' seiner Herrlichkeit. Ach, gnadenvoller, allmächtiger Gott, nimm mich wieder auf in deinen Schooß und erbarme dich deines Kindes! Ausgestoßen aus dem Leben flehe ich zu dir um Gnade, von den Menschen verdammt flüchte ich zu deinen Füßen hin, und wo die Menschen kein Erbarmen kennen und keine Gnade, da hoffe ich auf dich, mein Gott.

Jetzt begann vom Kirchthurm her ein ängstliches, leises Klingen und Läuten, es tönte wie rufend und mahnend an Jacob's Ohr, er erhob sich von seinen Knieen und sagte: Rufst du mich, Armesünderglöckchen? O, nur Geduld, ich komme schon.

Nun schweiften seine Blicke noch einmal hin über die im Sonnenlicht glänzende Gegend, und er sagte den Bäumen und den Blumen, den Wiesen und Bächen, dem Vogelgezwitscher und dem Sonnenglanz Lebewohl, ein inniges, schmerzloses Lebewohl, dann senkte er sein Haupt auf seine Brust und trat zurück in den Park, die kleine Pforte sorgfältig wieder anlehnend. Durch die Allee eilte er rasch dahin und zurück in's Schloß. Sie mögen mich schon suchen und ängstlich sein über meine Abwesenheit, dachte er, vorwärts schreitend, und als er jetzt das Zimmer öffnete, hörte er drinnen in seinem Gefängniß ein wildes Toben und Schelten, dazwischen lief man mit lauten Verwünschungen seinen Namen, und er eilte rascher vorwärts und stieß die Thür auf.

Da bin ich! sagte er, eintretend; die Männer, die eben beschäftigt waren zu enträthseln, auf welche Weise er entflohen, sahen ihn erstaunt und fragend an.

Jacob, wo wart Ihr? fragten sie endlich.

Draußen im Garten und auf dem Felde, sagte er, ich wollte Euch bitten, mit mir zu gehen, aber Ihr schliefet so fest, daß ich Euch nicht stören mochte.

Und Ihr seid nicht entflohen, Ihr wart draußen auf freiem Felde und seid nicht entflohen?

---

rief er, als er mit Gren und Stewart, der sich jetzt zu ihnen gesellt hatte, auf die Seite des Vorderdeck hinaustrat, „ich fürchte, wir bekommen hier einen Constable an Bord, wenn wir nicht ganz geschwind machen, daß wir wieder fortkommen."

Der Oceanic, dicht unter der Stadt Memphis, die hoch oben auf einem Bluff — eine steile Bank, ein Absang — am Mississippi liegt, angekommen, passirte das erste der beiden, dort befestigten Uferfloote und lief an das zweite, obere an, um schnell seine Passagiere auszusetzen, und mehrere Andere, die noch ihre Kisten und Koffer den Berg in wilder Eile herunterschleppten, an Bord zu nehmen, während dem die Diana in demselben Augenblicke am unteren, etwa 300 Schritte von dem andern entfernt liegenden, anlegte und Passagiere wechselte.

Die Cajütenpassagiere des Oceanic aber, und vorzüglich die Damen, die den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal des jungen, entführten Mädchens nahmen, waren fast alle auf dem Hurricanedeck, Celeste aufgenommen, die die Geschichte des jungen Mädchens erfahren hatte und nun bei ihr blieb, um sie zu ermuthigen und ihr Trost zuzusprechen.

Capitän Wilkens hatte sein Fernrohr am Auge und beobachtete gespannt die Passagiere, die von der Diana an's Land sprangen, um die wohlgemerkte Figur des alten Mannes von Mississippi herunter zu entdecken, während jedes Auge theils an seinen Zügen theils an dem anderen Boote hing, obgleich sich mit bloßen Augen in der Menschenmasse, die dort hin und her wogte, nicht leicht eine bestimmte Gestalt herausfinden ließ.

Die Glocke auf der Diana wurde wieder geläutet, und was nicht zum Boot gehörte, sprang schnell herunter, während die Feuerleute ihre Kesselthüren, die sie, um die Hitze herauszulassen, geöffnet hatten, wieder schlossen und durch die, über ihnen angebrachten Oeffnungen, mit langen schweren, eisernen Stangen das Feuer aufschürten, daß der Qualm oben zu den Schornsteinen herausflog.

„Läuten Sie die Glocke, Mr. Blackheath," rief der Capitän Wilkens seinem Mate zu, „ich glaube gar, die Diana will uns den Burschen selbst auf's Boot bringen, dort auf dem Vorderdeck steht gerade so eine Figur — gut — er mag überspringen, aber damn my eyes — wenn er die jungen Leute ohne ihren Willen von meinem Boot nimmt, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sie gutwillig gehn werden; beharrt der alte Tyrann dann darauf, bis St. Louis an Bord zu bleiben, gut, dann setze ich Sie, Mr. Dalton und Ihre Entführte, in der Nacht in Kosciusko oder irgend einem anderen kleinen Städtchen an's Ufer und nehme den Alten, während Sie sich ruhig und gemüthlich trauen lassen, mit nach St. Louis, wo er versuchen mag, auszufinden, an welcher Stelle ich Sie gelandet habe."

„Go a head," rief er dem Piloten zu, und wieder klang die Glocke, während die Diana herenrauschte; aber vom anderen Uferfloot aus, wo sie gelegen hatte, kam schreiend und rufend ein Mann gesprungen, der in aller Eile seinen Rock vergessen zu haben schien, denn er war in Hemdsärmeln und schwang die Mütze, die er in der Hand hielt und stürzte dazu aus Leibeskräften auf Deutsch: „Halt, halt, um Gotteswillen halt!" und ein Freudenschrei antwortete ihm vom Zwischendeck des Oceanic aus!

Es war der Deutsche, der, in Neworleans von seiner Familie getrennt, schon fast gezweifelt hatte sie je wieder zu sehen, und der den ersten stromauf gehenden Steamer, glücklicherweise die Diana, denn kein anderer hätte den Oceanic eingeholt, bestiegen hatte und gerade noch zur rechten Zeit gekommen zu sein schien, um das Boot, das Alles, was ihm auf dieser Welt lieb und theuer war, enthielt, wieder abgehen zu sehen, und dem nun die Todesangst den Schrei auspreßte, mit welchem er das Boot, das schon einmal seines Angstrufs nicht geachtet hatte, aufzuhalten gedachte.

„Stoßt ab," rief der Mate unten am Bord, als die Leute zögerten und auf den Mann zu warten wünschten; „stoßt ab — damn it — stoßt ab!"

„Halt!" rief Capitän Wilkens, der den Freudenschrei der Frau gehört hatte, und den Zusammenhang vermuthete — „Halt! nehmt den Mann an Bord!"

„Ay, ay, Sir," — antwortete der Mate. Noch einmal wurde das Tau geworfen und am Oberfloot befestigt.

In dem Augenblick rauschte und brauste die Diana vorbei.

„How are you, Capitäns Wilkens?" rief ein junger, schlanker Mann, der oben auf dem Hurricaneck stand und seinen Hut gegen den Angerufenen schwenkte, welcher freundlich den Gruß erwiederte. Es war der Capitän der Diana!

Dalton drückte krampfhaft Gren's Hand, und schaute mit einem seligen, dankbaren Blick zum Himmel, als das flüchtige Boot, ohne den gefürchteten Mann an Bord zu haben,

Kann ich denn meinem innern Richter entfliehen? fragte er leise. Was hülfe es mir denn dem äußern Richter zu entfliehen!

IX.

Die Glocken rufen mit dumpfem Ton, — es sind Jacobs Sterbeglocken, auf dem Marktplatz stehen dichtgedrängt Tausende von Menschen, — es sind Jacobs Sterbezeugen, nach jenem schwarzen, hohen Gerüste hin sind Aller Blicke gerichtet — es ist Jacobs Sterbebett, und als jetzt vom Schlosse her ein Glöckchen ertönt, läuft ein freudiges Gemurmel durch die Menge, und sie flüstern: Sie kommen! Sie kommen!

Langsam bewegt sich der Karren vorwärts, auf dem Jacob an der Seite des Priesters sitzt, langsam macht er sich Bahn durch die sich theilende Menge. Jacob sieht es nicht, er fühlt es nicht, sein Haupt ist auf die Brust gesenkt, kraftlos und matt, sein Herz schlägt nur noch leise, und hält zuweilen ganz inne, Jacob ist fast schon gestorben, und er weiß nicht mehr, was um ihn her vorgeht. Jetzt hält der Karren am Fuße des Schaffotes. Lauter und schmerzvoller tönt das Armsünderglöcklein, lauter betet der Priester, lauter murmelt die vor Erwartung ungeduldige Menge. Jacob hört es nicht, daß man ihm befiehlt, den Karren zu verlassen und das Schaffot zu besteigen, er hört es nicht, denn er hört nur noch die Stimme Gottes, die zu ihm spricht mit himmlischem Erbarmen und gnadenvollem Troste. Man muß ihn die Stufen hinauf tragen, und wie er jetzt dort oben steht, und wie ihn die Menge sieht, so jung und so bleich, das Antlitz wie in einer Art Verzückung gen Himmel gekehrt, da weint und schluchzt die Menge; mit dem duftenden Taschentuch bedeckt sich manch schönes Fräulein die überfließenden Augen, und Tausende von Weibern seufzen und schluchzen: Der arme junge Mensch! — Sie Alle sind gerührt und von Mitleid durchglüht. Von nah und fern sind sie gekommen, diesem Schauspiele zuzuschauen, und sie sind ganz befriedigt, denn es ist so schauerlich und so rührend!

Ach, Clotilde, flüsterte das schöne Fräulein Bertha von Windeck weinend ihrer Nachbarin zu, wie jung er ist und wie hübsch!

Ja, sagte Clotilde schluchzend, es ist ein herzzerreißender Anblick!

So jung und soll schon sterben, weinte Bertha, ich hoffe, daß er noch begnadigt wird.

Er wird doch nicht, sagte die schluchzende Clotilde erschrocken, das wäre doch Schade! Denn da entginge ja das Beste!

In diesem Augenblicke rief eine gellende Stimme: Jacob, ich gehe Dir voran, um Dich anzuklagen vor Gottes Throne. Du hast mein Weib und Kind ermordet!

Ein dumpfer Laut, ein Schlag, ein Fall folgte. Dann ein entsetzlicher Angstschrei. — Jacob hatte Nichts gehört, — er kniete auf dem Schaffot und betete.

Was ist's? Wer schreit da? Wer jammert so laut? fragte man in der Menge. Und von Mund zu Mund ging dann die Kunde: Der Karl Wangerin, des reichen Gastwirths Sohn, hat sich dort drüben aus der Dachluke hinunter gestürzt auf die Straße und sich das Genick gebrochen. Sein Vater trägt den Todten eben in's Haus. Ach, hört Ihr, wie der Alte laut schreit und weint! Ach, der arme Mann! Der Karl war sein einziges Kind! Aber schaut, jetzt hat man dem Jacob das Haar abgeschnitten! Ach, das schöne Haar! Und jetzt, seht, jetzt legt er den Kopf auf den Block! —

Eine tiefe Stille der Erwartung, der athemlosen Spannung trat ein. Nun sauset das Beil durch die Luft mit blitzendem Schein, — nun ein dumpfer Fall, hoch in die Luft spritzt das rothe dampfende Blut, der Kopf rollt zur Erde.

Ein donnerndes Beifallsgeschrei ertönt ringsumher, die Menge applaudirt dem geschickten Scharfrichter und dieser verneigt sich bescheiden erröthend.

Wirklich, das war herrlich! sagte Einer zum Andern.

Wie der Kopf davon rollte! Welch eine Geschicklichkeit!

Wahrlich, es lohnte sich schon der Mühe, weit her zu kommen! Es war ein sehr interessantes Schauspiel.

Und eben so interessant, als rührend, sagte die empfindsame Clotilde, die unverwandt hingeschaut hatte nach dem Blutgerüst. Jetzt zog sie den Schleier über ihr Antlitz und sagte: Ich habe nicht den Muth gehabt hinzusehen! Der arme junge Mann, ich wollte, er wäre begnadigt worden!

Die zufriedene Menge zerstreute sich, bald war der Platz leer, und der Scharfrichter ging, um Marien, wie er ihr versprochen, Jacobs abgeschnittenes Haar zu bringen. Und Marie küßte dies Haar und legte es weinend auf ihres Kindes Brust. Es ist Deines Vaters einziges Vermächtniß, Du arme Waise, sagte sie. Ach, Du sollst ihn lieben, Deinen guten Vater! Die Menschen nannten ihn einen Mörder und straften ihn, aber er war gut und edel und Du sollst ihn lieben, mein Sohn!

Louise Mühlbach.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn Joh. N. in L. — Richtig empfangen und wird der Abdruck nächstdem erfolgen.

Herrn Dr. L. in L. — Für die Zusendung sehr verpflichtet, werden wir Einiges gern aufnehmen und würden Ihre behalten, wenn Sie uns gelegentlich Zeit zum Abdruck lassen könnten.

Fräulein E. M. in N. — Noch nicht.

†. — Wir können und nicht im Voraus verpflichten und müssen uns die Entscheidung bis nach eigener Einsicht vorbehalten.

Aegrotum. — Der Stoff ist interessant; es kommt aber Alles auf die Auffassung und Behandlung an.

Herrn B. in B. — Die vierzehn Tage sind sechsmal vergangen, das heißt Versprechen ist aber noch ungelöst.

Frau v. P. in P. — In jedem Falle willkommen.

Anzeigen.

Am 12. October erscheint:

Illustrirte Zeitung.

№ 67.

Inhalt: Leipzig. — Wochenbericht. — O'Connell's Prozeß. V. Das Urtheil, die Folgen desselben und seine Cassation. — Marokko. — Ueber die vulkanischen Erscheinungen. — Auguste Möser. — Die Bildsäule Philipps des Großmüthigen. — Zopf und Schwert von Karl Gutzkow. — Kleinigkeiten aus dem Leben. — Briefwechsel. — Salonbericht.

Illustrationen: Der Bahnhof der Sächsisch-Bayrischen Eisenbahn zu Leipzig. — Der Stadtrath von Dublin. — Die Rechtsbeistände der Vertheidiger O'Connell's. — Großes Festmahl zu Ehren O'Connell's im Coventgarden-Theater zu London. — O'Connell's Aufnahme in die Brüderschaft des heil. Joseph. — Vulkanischer Ausbruch des Mouna-Roa auf den Sandwich-Inseln am 10. Jan. 1844. — Der Vulkan Erebus auf Victoria-Land. — Ausbruch des Aetna. — Der Krater des Caldeira. — Der Krater des Vesuv (Durchschnitt). — Porträt von A. Möser. — Statue Philipps des Großmüthigen. — Scenen aus Gutzkow's Zopf und Schwert: I. Die Ueberraschung beim Tanze. II. Das Tabaksrauchzimmer. — Londoner Modenbild. — Rebus.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 breitspaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Musterkarten). Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr.

Leipzig, J. J. Weber.

[460] **J. Van Den Hage.**

Sämmtliche Werke.

Der Schaafhirt.

Historischer Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde.

Aus dem Holländischen von **O. F. H. Wolf.**

6 Bände. Preis 8 Thlr.

Schloß Lövestein.

Historischer Roman aus dem achtzigjährigen Kriege.

Aus dem Holländischen von **O. F. H. Wolf.**

3 Bände. Preis 4 Thlr.

Diese durch ihren Inhalt wie durch die Darstellung höchst bedeutenden Romane reihen sich dem Besten dieser Gattung, was seit Walter Scott's herrlichen Leistungen erschienen ist, auf das Würdigste an. Namentlich glauben wir behaupten zu dürfen, in dem Schaafhirt dem deutschen Publicum ein Meisterwerk im vollen Sinne des Wortes zu bieten. Er schildert die merkwürdigen Kämpfe des Bischofs von Utrecht, David von Burgund, mit den gegen ihn empörten Städten, und weiß durch die genaue, anmuthige und lebendige Darstellung des holländischen Lebens jener Zeit, welche ihm eine eigenthümlich, aber höchst anziehende Färbung verleiht, auch in den geringsten, mit großem Talent durch das Ganze verwebten Einzelheiten den Leser in steter Spannung bis zum Schlusse zu erhalten. — Der Name des Herrn Uebersetzers bürgt für die Treue und Trefflichkeit der Uebertragung.

J. J. Weber in Leipzig.

[461] **Die Donau.**

Ihre Anwohner, Ufer, Städte, Burgen und Schlösser.

Von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung beschrieben von

Oskar Ludwig Bernhard Wolff.

Illustrirt mit 80 Stahlstichen und 80 Holzschnitten von **W. Henry Bartlett.**

Während der Rhein mit seinen Schönheiten bereits durch eine Reihe von Prachtwerken verherrlicht worden, fehlte es noch an einem Werke, welches der Donau gleiche Gerechtigkeit widerfahren ließ. Gleichwohl bietet diese Tochter deutscher Erde auf ihrem 400 Meilen langen Laufe, auf welchem sie gegen hundert verwandte Flüsse aufnimmt, einen großen Reichthum der erhabensten Naturscenen, ihre Wogen bespülen eine Menge der interessantesten historischen Denkmäler, ihre Ufer sind besäet mit einer Menge mehr oder weniger der Erinnerung werthen Städte. Die Herausgeber haben es sich daher zur Aufgabe gestellt, sie Schritt für Schritt von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Mündung verfolgend, Alles, was sie Wichtiges und Bemerkenswerthes gefunden haben, durch Wort und Bild zu verherrlichen.

Dieses Prachtwerk erscheint in circa 25 Lieferungen, jede von 2 Bogen Text und 3 Stahlstichen. Stich und Druck der Stahlplatten, sowie die Ausführung der Holzschnitte sind den vorzüglichsten Künstlern Londons anvertraut gewesen. Der Preis einer Lieferung ist ⅔ Thlr., und macht man sich bei Unterzeichnung zur Abnahme des ganzen Werks verbindlich, mögegen sich die Verlagshandlung verpflichtet, jede die Zahl 25 überschreitende Lieferung gratis abzugeben.

J. J. Weber in Leipzig.

vorbeiflog; Aller Aufmerksamkeit wurde aber jetzt auf die Scene gelenkt, die unten, vorn am Boot stattfand, als der in Neworleans Zurückgelassene an Bord sprang und ihm dort seine Frau und seine Kinder jauchzend um den Hals fielen, ihn herzten und küßten, ihm den Schweiß von der Stirn wischten, tausend und tausend Fragen an ihn richteten und ihn dabei immer nicht zu Worte kommen ließen, weil sie ihn wieder mit neuen Umarmungen und Küssen unterbrachen.

Selbst die Feuerleute und deckhands, meistens rohes, wüstes Volk, abgehärtet gegen die sanftern Empfindungen der Brust, lachten nicht, obgleich Alles in einer Sprache geredet wurde, die sie nicht verstanden; die reine, Alles um sich her vergessende Liebe der armen Leute griff selbst an ihre Herzen und einige von ihnen gingen sogar hin und schüttelten dem Manne die Hand, der, kaum in dem fremden Welttheile angelangt, wie durch ein tückisches Schicksal sich aller Derer beraubt sah, an denen sein Herz hing und der jetzt Alle, Alle auf einmal wiedergefunden hatte!

Der Capitän, Dalton, Gray, Simmons und Stewart traten nun zu ihm herunter und Stewart, der, da er ein geborener Pennsylvanier war, ziemlich gut deutsch sprach, mußte sich bei dem Manne erkundigen, wo das Boot überall gehalten hatte und ob nirgends am Ufer, diesseit der letzten Stadt, Vicksburg, Passagiere an Bord hätten kommen wollen, und am Ufer gewinkt hätten?

„Ich weiß nicht, ob welche gewinkt haben," entgegnete der Deutsche, „nur einmal kam ein Herr in einem Kahne, mit schwarzen Kerlen drin, angefahren und winkte mit einem Tuche und schrie, und ein Amerikaner, der deutsch sprach, sagte mir, daß der Mann an Bord wollte, wir waren aber ein wenig zu weit ab, und wie die Leute sagten, so hatte unser Capitän eine Wette gemacht in 6 Tagen in Louisville zu sein und hielt nirgends an, um Passagiere einzunehmen, außer da, wo er welche an's Land zu setzen hatte."

„Von Deckpassagieren," fuhr er fort, als er sah, daß ihm Alle aufmerksam zuhörten, obgleich nur Stewart verstand, was er sagte, „nahm er gar kein Passagegeld, wenn sie nur mit Holz tragen halfen."

„Nun, Mr. Dalton," wandte sich der Capitän Wilkens lächelnd an den jungen Mann, als ihm Stewart den Bericht des Deutschen übersetzt hatte, „nun sind Sie sicher, denn weiter kein Boot, von alle denen, die in Neworleans lagen, holt den Oceanic ein, und wenn sie mit Pech und Schwefel heizten, am 7. spätestens sind wir in St. Louis und wenn Ihr Schwiegervater in spe geschrieben ist, so bleibt er auf seiner Plantage sitzen, und will er Jemanden ärgern und peinigen, nun, so hat er ja Sklaven!"

Der Oceanic war unter der Zeit in vollem Gang, und hinter ihm schwanden die Gebäude von Memphis mehr und mehr zusammen, bis sie endlich nur noch wie ein weißer Streifen durch die Dämmerung schimmerten, die sich jetzt schnell auf den Strom lagerte.

Nachdem es ganz dunkel war, legte das Boot noch einmal an, um Holz einzunehmen und wand sich dann durch die unendlichen Krümmungen, die der Mississippi hier eben macht (von denen eine besonders so bedeutend ist, daß die Schiffer sie „the devil's elbow" — Teufels Ellbogen — genannt haben, da sie 25 Meilen im Umfang den Mississippi wieder bis auf 1½ Meilen zu seinem oberen Ufer zurückführt), den Strom hinauf, der Mündung des Ohio zu.

Mr. Simmons mußte sich aber an diesem Abend andere Spielkameraden suchen, denn Mr. Gray war glücklich, zu sehr dieser Welt entrückt, um jetzt schon wieder an Karten, und was für Simmons noch viel schlimmer war, an Branntrinken zu denken, und saß vor der Damencajüte an Backbordseite, deren Hand er in der seinigen hielt, und liebend zu ihr hinübergebeugt ihr all seinen ausgestandenen Gram und Schmerz schilderte, bis die hellen Thränen in den lieben, dunkeln Augen des Mädchens standen, und sie ihm lächelnd in ihren Thränen, wie ein freundlicher Aprilmorgen, um den Hals fiel und ihn versicherte, daß — Nichts, Nichts mehr auf dieser weiten Welt sie von einander trennen sollte.

F. Gerstaecker.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung
Redigirt von Dr. Otto Spamer.
Erscheint jeden Sonnabend.
Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.
Leipzig, Verlag von Otto Spamer.
1878.

Die Rose von Jericho. Novelle von Ernst Ziel. (Fortsetzung.)
Die Rose von Jericho. Novelle von Ernst Ziel. (Schluß

zu verzichten, derselben mehr Frische und Reiz zu geben, wenn sie sie durch einige politische Intriguen würze.

Sich mit Napoleon einzulassen, unter den Füßen des Kolosses eine Mine zu graben, das versprach wenigstens auch dem ansruchvollsten Charakter zufriedenstellende Aufregungen.

Einige Zeit hindurch ging Alles auf's Beste: hübsch und geistreich, geschickt und falsch, perfide und verführerisch, von Bewunderern umgeben, die sie fanatisirte, und eine Art wilde

Koketterie darein setzend, deren Köpfe in bösen Complotten auf's Spiel zu setzen, heftete die Prinzessin die Fronde wieder aufzuerwecken und begann eine geheime, sehr thätige Correspondenz mit einigen im Auslande sehr einflußreichen Personen, die wegen ihres Hasses gegen den Kaiser und Frankreich genugsam bekannt waren. Von dieser Zeit datirten ihre ersten brieflichen Beziehungen zu dem Marquis von Aigrigny, der damals Oberst in russischen Diensten und Adjutant Moreau's war.

Aber eines Tages wurden diese schönen Ränke entdeckt, mehrere Ritter der Frau von Saint Dizier nach Vincennes geschickt und der Kaiser, der furchtbar hätte wüthen können, begnügte sich, die Prinzessin auf eins ihrer Güter in der Nähe von Dünkirchen zu verbannen.

Während der Restauration wurden die Verfolgungen, welche Frau von Saint Dizier für die gute Sache hatte erleiden müssen, ihr angerechnet und trotz der Leichtfertigkeit ihrer Sitten erlangte sie einen ziemlich großen Einfluß.

Der Marquis von Aigrigny, der in Frankreichs Dienste gegangen war, hatte sich in diesem Lande niedergelassen; er war anziehend und deshalb auch sehr in der Mode; er hatte mit der Prinzessin correspondirt und conspirirt, ohne sie zu kennen; diese Vorgänge führten also natürlich eine Intrigen unter ihnen herbei.

Die zügellosesste Eigenliebe, der Geschmack an lärmenden Vergnügungen, großes Bedürfniß nach Haß, Stolz und Herrschsucht, die Art von böser Sympathie, deren perfide Anziehungskraft verderbene Naturen einander nähert, ohne sie zu verschmelzen, alle diese Eigenschaften hatten aus dem Marquis und der Prinzessin von Saint Dizier mehr ein Paar Complicen als Liebende gemacht. Diese auf egoistische Gefühle, auf den furchtbaren Schutz dauernde Verbindung, welchen zwei Charaktere von so gefährlichem Schlage sich gegen eine Welt angedeihen lassen, wo ihre Lust zu Intriguen, Galanterien und Anschwärzungen ihnen viel Feinde gemacht hatte, diese Verbindung dauerte bis zu dem Augenblicke, wo der Marquis nach seinem Duelle mit dem General Simon, ohne daß man den Grund dieses plötzlichen Entschlusses erfuhr, in ein Seminar trat.

Die Prinzessin fand noch nicht, daß die Stunde der Bekehrung für sie geschlagen habe, und fuhr fort, sich dem Weltstrudel mit begieriger, eifersüchtiger, gehässiger Heftigkeit hinzugeben, denn sie wußte, daß das Ende ihrer letzten schönen Jahre herannahe.

Man wird durch die folgende Thatsache den Charakter dieses Weibes genau würdigen lernen.

Noch sehr anziehend, wollte sie ihr Weltleben durch einen letzten eclatanten Triumph beenden, wie eine große Schauspielerin sich bei Zeiten von der Bühne zurückzieht, um Nichts als Bedauern zurückzulassen. Diesen letzten Trost ihrer Eitelkeit zu verschaffen, wählte sie ihre Opfer höchst geschickt; sie suchte sich ein junges Paar aus, das sich vergötterte, und raubte durch Hinterlist und geschickte Manoeuvres den Liebhaber der Geliebten, einer reizenden Frau von achtzehn Jahren, die ihn anbetete. Als dieser Erfolg gehörig bekannt war, zog Frau von St. Dizier sich in der ganzen Glorie dieses Abenteuers aus der Welt zurück. Nach mehren langen Unterredungen mit dem Abbé von Aigrigny, der damals ein sehr berühmter Prediger war, reiste sie plötzlich von Paris ab und verbrachte zwei Jahre auf ihrem Gute bei Dünkirchen, wohin sie eine ihrer Frauen, Madame Grivois, mitnahm.

Als die Prinzessin zurückkam, konnte man die einst so frivole, galante und zerstreuungslustige Frau nicht wieder erkennen; die Metamorphose war vollkommen, außerordentlich, fast erschreckend. Das Hôtel Saint Dizier, das sonst allen Freuden, Festen und Vergnügungen geöffnet gewesen, wurde still und streng; anstatt der sogenannten eleganten Welt empfing die Prinzessin bei sich nur Frauen von berühmter Frömmigkeit, einflußreiche Männer, die aber zugleich wegen der übertriebenen Strenge ihrer religiösen und menschlichen Grundsätze hervorgehoben wurden. Sie umgab sich mit gewissen Mitgliedern des hohen Clerus; eine Congregation von Frauen wurde unter ihr Patronat gestellt, sie hielt einen Beichtvater, Kapelle, Almosenier und selbst einen Gewissensrath, welcher letztere indes nur in partibus functionirte; der Marquis, Abbé von Aigrigny blieb ihr wirklicher geistlicher Führer; es bedarf der Erwähnung nicht, daß seit langer Zeit ihre galanten Bezüge vollkommen aufgehört hatten.

Diese plötzliche, vollständige Bekehrung, die besonders laut gepriesen wurde, erregte bei Vielen Ehrfurcht und Bewunderung; Einige aber, die scharfsichtiger waren, lächelten darüber.

Ein Zug von Tausenden wird die furchtbare Macht beweisen, welche die Prinzessin durch ihre Gemeinschaft mit dem Orden erlangt hatte. Zu gleicher Zeit wird er auch den untergrabenden, boshaften und unbezähmbaren Charakter dieses Weibes charakterisiren, welchem trotzen zu wollen Adrienne so unvorsichtig war.

Unter den Personen, welche mehr oder minder über die Bekehrung der Frau von Saint Dizier lachten, befand sich das junge und reizende Paar, welches sie auf so grausame Art entzweit hatte, derer sie die Bühne der galanten Welt auf immer verlieh: alle Beide hatten leidenschaftlicher als je nach diesem verübergehenden Sturme sich wieder in Liebe vereinigt und beschränkten ihre Rache auf einige beißende Witze über die Bekehrung der Frau, welche ihnen so viel Böses zugefügt...

Einige Zeit darauf betraf ein furchtbares Verhängniß die beiden Liebenden.

Ein bis dahin blinder Ehemann... wurde plötzlich durch anonyme Mittheilungen aufgeklärt; ein abscheulicher Act war die Folge davon; die junge Frau war verloren.

Gegen den Liebhaber verbreiteten sich unbestimmte, aber genügend angedeutete Gerüchte mit einer hinterlistig berechneten Schonung, die abscheulicher war, als es eine formelle Anklage hätte sein können, weil man diese mindestens bekämpfen oder widerlegen kann; und das geschah mit solcher Hartnäckigkeit und so teuflischer Geschicklichkeit auf so verschiedenen Wegen, daß selbst seine besten Freunde sich nach und nach von ihm zurückzogen, indem sie ohne ihr Wissen dem langsamen, unwiderstehlichen Einflusse unterlagen, den das enthaltende und verwirrte Gemurmel hervorbrachte; und doch bestand dieses wesentlich aus Nichts als etwa folgenden Gesprächen:

— Nun! wissen Sie denn schon von ***?

— Nein!

— Man sagt ihm sehr böse Dinge nach!

— Wahrhaftig? Und was denn?

— Ich weiß nicht, üble Gerüchte... ehrenrührige Geschichten.

— Teufel... das ist bös... das erklärt mir, warum er jetzt überall so kalt empfangen wird.

— Was mich anbetrifft, ich werde ihn fortan zu vermeiden suchen.

— Und ich auch... u. s. w. u. s. w.

Die Welt ist nun einmal so, daß es häufig nicht mehr bedarf, um einen Menschen zu brandmarken, dem ziemlich große Erfolge viel Neider erweckt haben. Das begegnete auch dem Manne, von dem wir sprechen. Der Unglückliche sah, wie ihm Alles auswich, fühlte, so zu sagen, den Grund unter seinen Füßen weichen und wußte nicht, wo er den unangreifbaren Feind finden und packen sollte, dessen Schläge er fortwährend fühlte; denn niemals war es ihm in den Sinn gekommen, die Prinzessin in Verdacht zu haben, die er seit seinem Abenteuer mit ihr nicht mehr gesehen hatte. Da er um jeden Preis die Ursache dieser Verachtung und ausweichenden Behandlung erfahren wollte, so wandte er sich an einen seiner ehemaligen Freunde; dieser antwortete ihm auf eine verächtlich ausweichende Art; der Andere wurde aufgebracht, forderte Satisfaction... sein Gegner sagte zu ihm:

— Finden Sie zwei Zeugen Ihrer und meiner Bekanntschaft... so schlage ich mich mit Ihnen.

Der Unglückliche fand nicht einen einzigen...

Endlich von Allen verlassen, ohne jemals es sich erklären zu können, und unendlich leidend wegen des Schicksals der Frau, welche seinetwegen sich compromittirt hatte, gerieth er vor Schmerz, Wuth und Verzweiflung außer sich und tödtete sich...

Am Tage seines Todes sagte Frau von Saint Dizier, daß ein so schmachvolles Leben nothwendig ein solches Ende habe nehmen müssen; daß derjenige, der seit so langer Zeit mit menschlichen und göttlichen Gesetzen sein Spiel getrieben, sein elendes Leben nur durch ein letztes Verbrechen enden konnte... durch den Selbstmord... Und die Freunde der Frau von Saint Dizier niederholten und trugen diese schrecklichen Worte mit einer frommen, gottseligen, überzeugten Miene überall herum.

Das war noch nicht Alles; außerdem, daß sie strafte, konnte sie auch belohnen.

Beobachtende Leute bemerkten, daß die Günstlinge der frommen Coterie der Frau von Saint Dizier zu hohen Stellungen gelangten und zwar mit rasender Schnelligkeit. Die jungen tugendhaften und außerdem unausgesetzt der Predigt beiwohnenden Leute waren an reiche Mädchen des Instituts zum heiligen Herzen verheirathet worden, die man in Reserve hielt; diese armen jungen Mädchen, die zu spät erfahren sollten, was ein frommer von Betschwestern gemästeter und aufgedrungener Mann ist, büßten häufig durch bittere Thränen die trügerische Gunst, in dieser heuchlerischen, falschen Welt Zutritt zu haben, in der sie sich fremd, ohne Schutz

---

Eckhof.

Halten zu Gnaden, ja!

P. Wilhelmine.

Wo ist es? Hat Er es angenommen?

Eckhof.

Halten zu Gnaden, nein! (Geht hinaus.)

Sonnsfeld.

Abscheuliches Land! Die Gefühllosigkeit erstreckt sich hier schon auf die ungebildetern Volksklassen.

P. Wilhelmine.

Wie konnte der Erbprinz auch nur annehmen, daß die Wache sich erlauben wird, so gegen den Anstand zu verstoßen.

Sonnsfeld.

Würden Sie es denn nicht angenommen haben?

P. Wilhelmine.

Nimmermehr!

(Ein Brief mit einem kleinen Stein beschwert wird durch's Fenster geworfen.)

Sonnsfeld.

Ein Brief durch's Fenster — ach, was bin ich erschrocken!

P. Wilhelmine.

Nimm ihn auf.

Sonnsfeld.

An Ew. Hoheit —

P. Wilhelmine.

An mich? (Entreißt ihm.) Vom Erbprinzen! (Sieht bei Seite) „Angebetete! Wollen diese Grausamkeiten gar kein Ende nehmen? Hat man schon begonnen, Sie mit England zu quälen? Man wird zu Ihnen kommen, Sie zu dieser Verbindung zwingen wollen, aber Ritter Hotham, der englische Abgesandte, ist mein Freund, Ihr Freund und wird für Sie handeln, während er gegen Sie zu handeln scheint. Ein gefährliches Spiel, aber es gilt Ihre Freiheit und mein Leben. Die Liebe versteht mich."

Sonnsfeld.

Darf man wissen?

P. Wilhelmine (in Verlegenheit).

Eine kleine Beileidbezeigung — von — von — einem unserer guten Diener —

Sonnsfeld.

O diese guten Leute haben Sie alle so lieb! (Pause) Sie müssen doch wohl antworten —

P. Wilhelmine.

Nur zwei flüchtige Worte — es ist wirklich zu unbedeutend —

Sonnsfeld.

O man stößt doch Niemanden zurück! Ich will doch sehen, ob unser Grenadier noch immer störrisch ist —

P. Wilhelmine.

Wo denkst Du hin —

Sonnsfeld.

Wir machen noch einen Versuch (tritt an die Thür.) Heda, rauher Krieger! —

Eckhof (tritt ein).

Zu befehlen!

Sonnsfeld.

Warum hat Er den Brief nicht angenommen?

Eckhof.

Es stehen Spießruthen drauf.

Sonnsfeld.

Wir haben Mittel, solche Strafen gut zu machen.

Eckhof.

Die haben Sie nicht.

Sonnsfeld.

Ist Geld kein Mittel?

Eckhof.

Ließe sich auch Schande durch Geld heilen, so können Sie von allen Mitteln doch dieses gerade am wenigsten anwenden.

P. Wilhelmine.

Wie so?

Eckhof.

Weil Ew. Hoheit kein Geld haben.

Sonnsfeld.

Abscheulicher Mensch!

Wilhelmine (bei Seite).

Er kennt unsre Lage nur zu gut. Wir müssen den Gedanken einer Antwort aufgeben.

Eckhof.

Darf ich abtreten?

fanden und die sie vernichtete, wenn sie wagten, sich über das Bündniß zu beklagen, zu dem man sie verdammt hatte.

In dem Salon der Frau von Saint Dizier wurden Präfekten, Obersten, Generaleinnehmer, Deputirte, Akademiker, Bischöfe, Pairs von Frankreich gemacht, von denen man als Gegendienst für den mächtigen Beistand nichts verlangte, als daß sie fromme Manieren annähmen, bisweilen öffentlich zur Communion gingen, einen erbitterten Krieg mit Allem führten, was gottlos oder revolutionär sei, und besonders, daß sie vertraulich über verschiedene Gegenstände ihrer Wahl mit dem Abbé von Aigrigny correspondirten, eine übrigens sehr angenehme Zerstreuung, denn der Abbé war der liebenswürdigste, geistreichste und vor allen Dingen schmiegsamste Mann von der Welt.

Bei dieser Gelegenheit theilen wir noch ein historisches Factum mit, das der bitteren, rächenden Ironie Molière's oder Pascal's gut zu Statten gekommen wäre.

Es war während des letzten Jahres der Restauration; einer von den hohen Hofbeamten, ein unabhängiger, fester Mann, prakticirte nicht, wie die guten Väter sagen, d. h. communicirte nicht. Diese Indifferenz konnte wegen seiner hohen Stellung, in welcher alle Augen auf ihn gerichtet waren, ein böses Beispiel geben; man sandte den Abbé von Aigrigny an ihn ab. Da dieser den ehrenwerthen und hohen Charakter des Widerspenstigen kannte, fühlte er, daß, wenn er ihn auf irgend eine Weise zum Prakticiren bringen könne, der Effect höchst vortrefflich sein würde; als Mann von Geist und wohl wissend, mit wem er zu thun habe, machte er vom Dogma, von der Religion an sich selbst nicht viel Aufhebens, er sprach nur von den Convenienzen, dem heilsamen Beispiel, das ein solcher Entschluß auf das Publicum hervorbringen würde.

„— Herr Abbé, — sagte der Andere, — ich ehre die Religion mehr als Sie selbst, ich würde es als eine nichtswürdige Gaukelei ansehen, wenn ich ohne Ueberzeugung communicirte."

„— Nun, nun, Sie störriger Mann, — sagte der Abbé fein lächelnd, — man wird Ihre Scrupel mit dem Vortheil, den Sie, glauben Sie es nur, haben, wenn Sie auf mich hören, zu vereinigen wissen: man wird Ihnen eine unschädliche Communion besorgen: denn im Grunde verlangen wir ja weiter Nichts als den Anschein."

Eine unschädliche Communion geschieht nämlich mit einer nichtgeweihten Hostie.

Der Abbé Marquis wurde mit seinem Anerbieten voll Entrüstung zurückgewiesen; aber der Hofbeamte wurde bald darauf abgesetzt.

Und dieses Factum war nicht isolirt; wehe dem, der mit den Principien und Interessen der Frau von Saint Dizier in Opposition war: früher oder später, direct oder indirect sah er sich auf grausame Weise, fast stets auf nicht wieder gut zu machende Weise bestraft; der Eine wurde in seiner Ehre geschändet, der Andere in seinen theuersten Verhältnissen, an seinem Credit, Andere endlich in den officiellen Stellungen, in denen sie lebten und stets durch jenes heimliche, schleichende, unaufhörliche Manoeuvre, das furchtbar und geheimnißvoll zerstörte und unsichtbar den besten Ruf, das solideste Vermögen untergrub, bis zum Erstaunen und zur allgemeinen Ueberraschung es zusammenbrach.

Man wird jetzt begreifen, daß die Prinzessin während der Restauration außerordentlich einflußreich und furchtbar geworden war. Nach der Julirevolution hatte sie sich der Regierung angeschlossen und wunderbarer Weise schrieb man ihr, trotz dem, daß sie ihre Familien- und Gesellschaftsbeziehungen zu einigen dem Cultus der gefallenen Monarchie sehr ergebenen Personen beibehalten hatte, noch viel Einfluß und Macht zu.

Bemerken wir endlich noch, daß der Fürst Saint Dizier ohne Kinder vor mehren Jahren gestorben war, sein persönliches, sehr beträchtliches Vermögen war an seinen jüngeren Bruder gefallen, den Vater Adrienne's von Cardoville; dieser Letztere war seit achtzehn Monaten todt und so also diese junge Mädchen die letzte und einzige Repräsentantin dieses Zweiges der Familie Renarzeni.

Die Prinzessin erwartete ihre Nichte in einem ziemlich großen mit dunklem Damast ausgeschlagenen Salon; die Meubles, die mit demselben Stoffe bezogen waren, bestanden aus geschnitztem Ebenholz, eben so die mit frommen Büchern angefüllte Bibliothek. Einige Bilder biblischen Stoffes, ein großer Christus von Elfenbein auf einem Hintergrunde von schwarzem Sammet trugen dazu bei, dem Zimmer gänzlich einen strengen, düsteren Charakter zu geben.

Frau von Saint Dizier saß vor einem großen Schreibtisch und siegelte mehre Briefe zu, denn ihre Correspondenz war sehr ausgedehnt und verschiedenartig. Ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, war sie noch schön; ihr früher sehr zierlicher Wuchs hatte mit den Jahren viel Embonpoint gewonnen, machte sich aber noch sehr vortheilhaft in dem hochtaillirten schwarzen Kleide, das sie trug. Ihre sehr einfache graubehäubte Mütze ließ ihre blonden vollgescheitelten Haare sehen.

Im ersten Augenblicke wurde man von ihrem zugleich würdigen und einfachen Ansehen überrascht, vergeblich suchte man auf diesem von Ruhe und Salbung strahlenden Gesichte die Spur ihres vergangenen, sehr bewegten Lebens; wenn man sie so natürlich ernst und zurückhaltend sah, konnte man sich nicht daran gewöhnen, sie für die Heldin so vieler Intriguen, so vieler galanten Abenteuer zu halten; ja, noch mehr, wenn sie zufällig eine etwas leichtfertige Rede vernahm, drückte das Gesicht dieser Frau, die endlich sich selbst beinahe für eine Kirchenheilige hielt, augenblicklich eine unschuldige und schmerzliche Verwunderung aus, die sich bald in eine Miene empörter Keuschheit und verächtlichen Mitleids verwandelte.

Uebrigens war im nöthigen Falle das Lächeln der Prinzessin noch immer höchst anmuthig und von unwiderstehlicher, verführerischer Güte; ihr großes blaues Auge wußte bei Gelegenheit liebreich und schmeichelnd zu werden; aber wenn man es wagte, ihren Stolz zu verletzen, ihrem Willen entgegen zu treten oder ihren Interessen zu schaden und sie dann, ohne sich etwas zu vergeben, ihren Aerger auslassen konnte, dann verrieth ihr gewöhnlich gefälliges und ernstes Gesicht eine kalte und unversöhnliche Bosheit.

In diesem Augenblicke trat Madame Grivois in das Cabinet der Prinzessin und hielt den Rapport in der Hand, den Florine über den Morgen des Fräuleins Adrienne von Cardoville gegeben hatte.

Madame Grivois war seit zwanzig Jahren im Dienste der Frau von Saint Dizier; sie wußte Alles, was eine vertraute Kammerfrau von ihrer Herrin wissen kann und muß, wenn diese sehr galant gewesen ist. Hatte die Prinzessin diesen so wohl von den zahlreichen Irrthümern ihrer Jugend unterrichteten Zeugen freiwillig um sich behalten? das wußte man allgemein nicht. So viel stand fest, daß Madame Grivois bei der Prinzessin große Privilegien genoß und daß sie von ihr mehr als Gesellschafterin wie als Kammerfrau betrachtet wurde.

— Hier, Madame, sind die Notizen Florine's — sagte Madame Grivois das Papier der Prinzessin übergebend.

— Ich werde sie sogleich ansehen, — antwortete Frau von Saint Dizier; — aber meine Nichte wird herkommen. Während der Censerenz, welcher sie beiwohnen wird, bringen Sie eine Person, welche bald kommen muß und in meinem Namen nach Ihnen fragen wird, in ihren Pavillon.

— Gut, Madame.

— Dieser Mann wird ein genaues Inventarium von Allem aufnehmen, was sich in dem Pavillon befindet, den Adrienne bewohnt. Sorgen Sie dafür, daß Nichts übergangen wird; es ist von der höchsten Wichtigkeit.

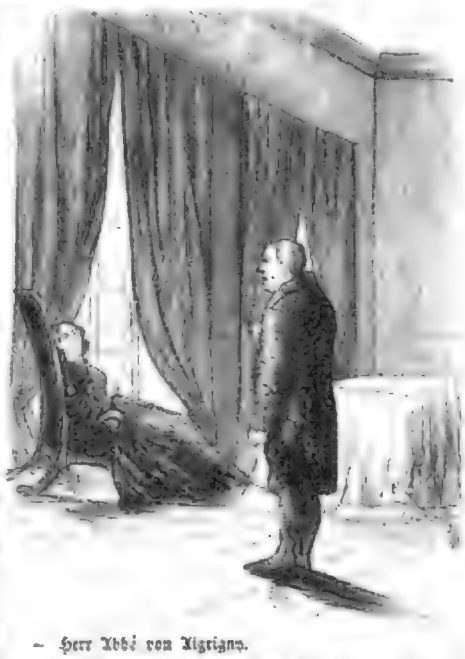
— Ja, Madame... Aber wenn Georgette oder Hebe sich dem widersetzen wollen...

— Seien Sie unbesorgt, der mit dem Inventarium beauftragte Mann nimmt eine solche Stellung ein, daß die Mädchen, wenn sie ihn kennen, weder dem Inventar, noch den anderen Maßregeln sich zu widersetzen wagen werden, welche er noch zu nehmen hat... Während Sie ihn begleiten, müssen Sie nicht ermangeln, auf gewisse Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, welche dazu dienen die Gerüchte zu bestätigen, welche Sie seit einiger Zeit verbreitet haben...

— Seien Sie unbesorgt, Madame, diese Gerüchte haben bereits eine solche Consistenz, wie sie nur die Wahrheit haben könnte...

— Bald endlich wird der Stolz und die Insolenz dieser Adrienne gebrochen und sie genöthigt sein, um Gnade zu bitten... und noch dazu mich...

Ein alter Kammerdiener öffnete die beiden Flügel der Thür und meldete:



— Herr Abbé von Aigrigny.

— Wenn Fräulein von Cardoville sich zeigt, — sagte die Prinzessin zu Madame Grivois, — so bitten Sie, sie möge einen Augenblick warten.

— Ja, Madame, — sagte die Dienerin und ging mit dem Kammerdiener hinaus.

Frau von Saint Dizier und Herr von Aigrigny befanden sich allein.

Sonnsfeld.

Vorwitziger Mensch! Wie heißt Er?

Eckhof.

Sonnsfeld.

Wo ist Er her?

Eckhof.

Aus Hamburg.

Sonnsfeld.

Was hat Er eigentlich gelernt?

Eckhof.

Nichts.

P. Wilhelmine.

Nichts? Das ist sehr wenig.

Sonnsfeld.

Was hat Er denn werden wollen?

Eckhof.

Alles!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Ein sonderbarer Mensch! (Laut) Examinir' ihn; er unterhält uns wenigstens.

Sonnsfeld (zu Eckhof).

Wir sind nicht gesichert genug, seine geistreichen Antworten zu verstehen. Wie hängt sein Alles und Nichts zusammen?

Eckhof.

Ich bin in meiner Jugend bei einem Theater aufgewachsen und habe dort anfangs nichts gelernt, als die Lichter putzen. Unser Prinzipal entließ seine Gesellschaft und ich war genöthigt, Dienste bei einem Postschreiber zu nehmen. Als mir aber die Frau meines neuen Herrn zumuthete, als Bedienter hinten auf ihre Kutsche aufzusteigen, nahm ich den Wanderstab. Ich bettelte mich zu einem Rechtsgelehrten nach Schwerin durch, der mich als Schreiber bei sich anstellte. Die Post und die Gerichtsstube waren zwei neue Theater für mich. Briefadressen regten meine Phantasie, Prozesse meinen Verstand an. Der Gedanke, von der Bühne herab menschliche Größe und menschliche Verbrechen in lebenstreuen Zügen wiederzugeben, das Laster und die Tugend zu malen, wie sie sind, begeisterte mich, aber die Gelegenheit ihn auszuführen fand sich nicht. Der Zufall spielte mich in einem Augenblick, wo ich leichtsinnig die Schwermuth in einem Rausche zu vergessen suchte, preußischen Werbern in die Hände. Das dargebotene blanke Silber blendete: ich verlor meine goldene Freiheit. Seitdem trag' ich die Muskete. Die tausend Mal erwachende Sehnsucht nach der Kunst, zu der ich den Beruf wie eine heilige Mahnung in mir fühle, überläubt jetzt die lärmende Trommel, den Trieb nach edlerer Menschendarstellung schnürt die Uniform zusammen, und in abgerichteter, unfreier Bewegung der Glieder wird auch wohl zuletzt der freie Wille und das Gefühl der menschlichen Würde absterben. Von diesem Schicksal erlöst den verkauften armen Soldaten nichts, als der Tod.

P. Wilhelmine (bei Seite wehmüthig).

Ein Bild meiner eigenen Leiden.

Sonnsfeld.

Das ist schon ganz gut, aber im Grunde kann Er froh sein, wenigstens jetzt etwas zu sein, da Er nichts gelernt hat.

Eckhof.

Aus Büchern wenig, aber viel aus dem Leben. Auch versteh' ich etwas Musik.

Sonnsfeld.

Musik? Da könnt' Er die arme gefangene Königstochter hier unterhalten! Prinzessin, die Flöte des Kronprinzen —

Eckhof.

Ich spiele die Violine —

Sonnsfeld.

Auch eine Violine ist da. Wir haben hier das ganze Orchester des Kronprinzen (gibt an den Schrank) versteckt! Da! (bringt eine Violine) Spiel' Er uns! Wir tanzen —

P. Wilhelmine.

Wo denkst Du hin? Dort die Zimmer der Königin. Hier (auf Rechts zeigend) kann uns jeden Augenblick der König überraschen —

Sonnsfeld.

Eine kleine Franzaise! Eine Vorübung zu dem Fackeltanz bei Ihrer Vermählung!

P. Wilhelmine.

Du kennst den Abscheu des Königs gegen Spiel und Tanz.

Sonnsfeld.

Eckhof, nimm Er nur! Fang' Er nur an!

bedeutendes Mittel zum Wirken gebieten werden, daß unser einen Augenblick erschütterter Einfluß bald wieder hergestellt sein wird...

— O gewiß! Diese Medaillengeschichte ist so wichtig!

— Ich hatte um so mehr Eile, hierher zurückzukehren, um dieser Sache beizuwohnen, die für uns ein großes Ereigniß werden kann.

— Sie haben... das Mißgeschick erfahren, welches schon einmal beinahe so viele mühsam gebaute Pläne umgestürzt hätte?

— Ja, sobald ich angekommen war, sprach ich Rodin...

— Er hat Ihnen gesagt...

— Die unbegreifliche Ankunft des Intriers und der Töchter des General Simon auf dem Schlosse Cardeville nach dem doppelten Schiffbruche, der sie an die Küste der Picardie geworfen... Und man glaubte die jungen Mädchen in Leipzig... den Indier in Jara... die Maßregeln waren so wohl genommen... Wahrhaftig, — fügte der Marquis ärgerlich hinzu, — man möchte sagen, daß eine unsichtbare Macht diese Familie beschütze!

— Glücklicher Weise ist Rodin ein Mann, der sich zu helfen weiß und sehr thätig ist, — versetzte die Prinzessin, — er kam gestern Abend... wir haben lange gesprochen.

— Und das Resultat Ihres Gespräches ist vortrefflich. Der Soldat wird zwei Tage hindurch entfernt sein... der Beichtvater der Frau ist unterrichtet, das Uebrige wird von selbst gehen... morgen sind die jungen Mädchen nicht mehr zu fürchten... Bleibt noch der Indier... er ist in Cardeville ziemlich gefährlich verwundet geblieben; man wird also Zeit zum Handeln haben...

— Aber das ist noch nicht Alles, — erwiederte die Prinzessin, — es giebt noch, ohne meine Nichte zu rechnen, zwei Personen, welche zu unserem Besten am 13. Februar sich nicht in Paris befinden dürfen.

— Ja, Herr Hardy... aber sein intimster Freund verräth ihn; und durch ihn ist Herr Hardy nach dem Süden gelockt worden, von wo er unmöglich unter einem Monate zurückkommen kann. Was den elenden Herumtreiber, genannt Couche-tout-nu, anbetrifft...

— O... — sagte die Prinzessin mit einem Ausrufe empörten Schamgefühles.

— Dieser Mensch ist nicht beunruhigend... Endlich Gabriel, auf dem unser ungeheure und feste Hoffnung ruht, Gabriel wird nicht eine Minute aus den Augen gelassen werden;... Alles scheint einen guten Erfolg zu versprechen... und mehr als jemals müssen wir diesen Erfolg zu erringen versuchen. — Für uns ist es eine Lebensfrage... denn bei meiner Rückreise habe ich in Forli angehalten... Ich habe den Herzog von Orbano gesehen... sein Einfluß auf den König, seinen Herrn, ist allmächtig... unumschränkt... er hat den Geist desselben vollkommen geknechtet und mit dem Herzog allein ist es möglich zu unterhandeln...

— Nun?...

— Orbano macht sich verbindlich, und ich weiß, daß er es kann, uns eine gesetzliche, von oben herab beschützte Existenz in den Staaten seines Herrn zu sichern, mit dem ausschließlichen Privilegium des Jugendunterrichts... vermöge dieser Vortheile bedürften wir nur zwei bis drei Jahre, um dermaßen Wurzel gefaßt zu haben, daß an den Herzog von Orbano die Reihe kommen würde, uns um Schutz und Beistand zu bitten, aber heute vermag er Alles und macht seine Dienste von einer unerläßlichen Bedingung abhängig.

— Und diese Bedingung?

— Fünf Millionen bar und eine jährliche Pension von hunderttausend Franken.

— Das ist viel!..

— Und es ist wenig, wenn man bedenkt, daß, wenn wir einmal in diesem Lande Fuß gefaßt haben, wir diese Summe bald wieder bekommen würden, die übrigens kaum der achte Theil von dem ist, was die Medaillengeschichte, wenn sie geschickt arrangirt wird, dem Orden eindringen muß.

— Ja... ungefähr vierzig Millionen... — sagte die Prinzessin mit nachdenklicher Miene.

— Und außerdem... die fünf Millionen, welche Orbano verlangt, würden nur ein Vorschuß sein... wir würden sie durch freiwillige Geschenke wieder bekommen, je nach dem wachsenden Einflusse, welchen uns die Erziehung der Kinder giebt, denn durch sie haben wir die ganze Familie. Mein Gott, diejenigen, welche regieren, sehen nicht ein, daß, während wir unsere Geschäfte treiben, wir ihren Vortheil befördern... Wenn sie uns die Erziehung überlassen, die wir vor allen Dingen verlangen, bilden wir das Volk zu jenem stummen, stumpfen Gehorsam, jener knechtischen, dummen Unterwürfigkeit, welche den Staaten die Ruhe durch Unbeweglichkeit der Geister sichert; sie sehen nicht ein, daß dieser blinde, passive Glaube, den wir von der Masse verlangen, ihnen als Zügel dient, sie zu leiten und zu knechten... während wir von den Glücklichen der Welt blos den Schein verlangen, der, wenn sie nur ein Verständniß ihrer eigenen Vortheile hätten, ihren Vergnügungen einen neuen Reiz verleihen sollte.

— Es schadet Nichts, Frédéric, — sagte die Prinzessin, — wie Sie sagen, naht ein großer Tag... Mit beinahe vierzig Millionen, welche der Orden durch den glücklichen Ausgang der Medaillenangelegenheit bekommen kann... vermag man gewiß große Dinge zu unternehmen... Als Hebel kann in Ihren Händen ein solches Mittel zum Einfluß von unberechenbarem Vortheile sein, in dieser Zeit, wo Alles sich verkauft und kaufen läßt.

— Und dann, — versetzte Zigrino sinnend, — muß man es sich nicht verhehlen... hier führt die Reaction fort... das Beispiel von Frankreich ist Alles... Kaum können wir in Oestreich und in Holland uns halten;... die Hülfsquellen des Ordens mindern sich von Tag zu Tage. Es ist ein Augenblick der Krisis, aber er kann noch länger dauern. Indeß können wir, Dank dieser neuhinzukommenden Quelle... der Medaillen, nicht blos allen Eventualitäten trotzen, sondern auch uns noch mächtig festsetzen... vermöge des Anerbietens des Herzogs von Orbano, das wir annehmen... von diesem uneinnehmbaren Brennpunkt werden unsere Strahlen unberechenbar sich ausbreiten... — O!... der 13. Februar kann für unsere Macht ein so berühmtes Datum werden, wie das des Concils, welches uns, so zu sagen, neues Leben gegeben hat.

— Deßhalb muß man auch Nichts schonen, — sagte die Prinzessin, — um, es koste, was es wolle, zum Ziele zu gelangen... von zehn zu fürchtenden Personen sind oder werden fünf außer Stande sein, uns zu schaden... Es bleibt also noch meine Nichte... und Sie wissen, daß ich nur Ihre Ankunft abwartete, um einen letzten Entschluß zu fassen... Alle meine Maßregeln sind getroffen, und heute Morgen noch... werden wir zu handeln anfangen.

— Ist Ihr Verdacht seit Ihrem letzten Briefe stärker geworden?

— Ja,... ich bin gewiß, daß sie unterrichteter ist, als sie erscheinen will; — und in diesem Falle hätten wir keinen gefährlicheren Feind als sie.

— Das ist immer meine Meinung gewesen... Deßhalb habe ich vor sechs Monaten Sie schon aufgefordert, in allen Fällen die von Ihnen genommenen Maßregeln zu ergreifen, bei ihr jenes Verlangen nach der Selbstständigkeit hervorzurufen, deren Folgen heute leicht machen, was sonst unmöglich gewesen wäre.

— Endlich, — sagte die Prinzessin mit einem Ausdrucke von gehässiger bitterer Freude, — endlich wird dieser nicht zu bändigende Charakter gebrochen werden: ich werde endlich gerächt werden für so viel unverschämte Sarkasmen, die ich habe hinunterschlucken müssen, um keinen Verdacht zu erregen... Ich... ich habe soviel dieser ertragen müssen... denn diese Adrienne hat es sich gleichsam zum Ziel gemacht, die Unbesonnene... mich gegen sie zu reizen...

— Wer Sie beleidigt... beleidigt mich... Sie wissen es, mein Haß ist der Ihrige...

— Und Sie selbst... wie viele Male waren Sie die Zielscheibe ihrer beißenden Ironie!

— Mein Instinct hat mich selten getäuscht,... ich bin überzeugt, daß dieses Mädchen für uns ein gefährlicher Feind sein kann... ein sehr gefährlicher! — sagte der Marquis mit kurzem, hartem Tone.

— Deßhalb müssen wir sorgen, daß sie nicht mehr zu fürchten ist, — antwortete Frau von Saint Dizier, den Marquis fest ansehend.

— Haben Sie den Doctor Baleinier und den Gegenvormund, Baron Tripeaud, gesprochen? — fragte er.

— Sie werden heute Morgen hier sein... ich habe sie von Allem benachrichtigt.

— Haben Sie sie gut gegen sie eingenommen gefunden?

— Vollkommen... vortrefflich ist, daß Adrienne nicht das geringste Mißtrauen gegen den Doctor hegt, da derselbe stets ihr Vertrauen sich zu bewahren gewußt hat... Uebrigens kommt ein Umstand, der mir unerklärlich scheint, mir zu Hülfe.

— Was meinen Sie?

— Heute Morgen ging Madame Grivois nach meinem Befehle, um Adriennen zu benachrichtigen, daß ich sie Mittags wegen einer wichtigen Angelegenheit erwarte. Als Madame Grivois sich dem Pavillon näherte, sah sie oder glaubte sie Adriennen durch die kleine Gartenthür heimkehren zu sehen.

— Was sagen Sie?... Wäre es möglich? Und hat man einen positiven Beweis dafür? — rief der Marquis aus.

— Bis jetzt giebt es keinen anderen Beweis als die freiwillige Aussage der Madame Grivois; aber wir sollt ein, — sagte die Prinzessin, ein neben ihr liegendes Papier nehmend, — hier ist der Bericht, den mir täglich eines von Adriennens Mädchen abstattet.

— Dieselbe, welche Rodin bei Ihrer Nichte unterzubringen gewußt?

— Dieselbe, und da dieses Geschöpf sich in vollkommener Abhängigkeit von Herrn Rodin befindet, so hat sie uns bisher vortrefflich gedient... Vielleicht werden wir in diesem Berichte die Bestätigung von dem finden, was Madame Grivois gesehen zu haben versichert.

Kaum hatte die Prinzessin die Augen auf das Papier geworfen, so rief sie aus:

— Was sehe ich!... Ist denn diese Adrienne der Teufel?

— Was sagen Sie?

— Der Verwalter von Cardeville hat an meine Nichte geschrieben, sie um ihren Schutz zu bitten, und hat sie dabei von dem Aufenthalte des indischen Prinzen im Schlosse unterrichtet. Sie weiß, daß er ihr Verwandter ist... und sie hat an ihren ehemaligen Zeichenlehrer Norval geschrieben, er möge mit Postpferden abreisen, um diesen Djalma herbeizubringen... ihn... der um jeden Preis von Paris fern bleiben muß...

Der Marquis wurde blaß und sagte zur Prinzessin:

— Wenn es sich nicht etwa um eine neue Laune Ihrer Nichte handelt... so beweist der Eifer, mit welchem sie ihren Verwandten herbeischaffen will, daß sie mehr weiß, als Sie zu vermuthen gewagt haben... Es ist nicht mehr zu zweifeln, sie kennt die Medaillenangelegenheit. Sie kann Alles verderben... hüten Sie sich...

— Dann — sagte entschlossen die Prinzessin, — ist nicht mehr zu zaudern... wir müssen die Sache noch weiter treiben, als wir erst gedacht haben... und heute Morgen noch muß Alles beendet sein...

— Das ist fast unmöglich.

— Alles ist möglich, der Doctor und Tripeaud sind mit uns, — sagte die Prinzessin lebhaft.

— Obgleich ich des Doctors und des Baron Tripeaud in dieser Angelegenheit ebenso gewiß bin als Sie, — sagte der Marquis nachdenkend, — so dürften wir heute nicht eher an das Handeln gehen — bis sie zuerst erschrecken wird — als nachdem wir mit Ihrer Nichte gesprochen... Und wenn unser Argwohn sich bestätigt... wenn sie wüßte, was so gefährlich ist, wenn sie es weiß... dann keine Schonung mehr. Wir dürfen dann nicht zaudern.

P. Wilhelmine.

Majestät, was hab' ich verbrochen, daß ich so unglücklich sein muß, Ihnen ewig zu mißfallen?

König.

Majestät nennst Du mich, weil Du kein kindliches Herz für Deinen Vater hast. Ich hab' Euch erzogen nach alter deutscher Sitte: ich habe französische Eitelkeiten und englische Narrheit von Euern kindlichen Herzen zu entfernen gesucht. Ich habe auf dem Thron zeigen wollen, daß Könige in ihren Familien ein Muster für den biedern Hausstand ihrer Unterthanen sein sollen. Hab' ich's erreicht?

P. Wilhelmine.

Sie bestrafen uns für unsre Sünden auch streng genug!

König.

Lange nicht streng genug. Ein Perrückenmacher hat Dich in allen Zweideutigkeiten der französischen Sprache unterrichten sollen —

P. Wilhelmine.

Es war kein Perrückenmacher!

König.

Es war einer.

P. Wilhelmine.

Wenn es einer war, so hassen Sie ihn nur Ihrer garstigen Zöpfe wegen!

König.

Lästre nicht! Der Zopf ist die Zierde des Mannes. Im Zopf liegt die zusammengeflochtene Kraft des Mannes. Der Zopf, das ist nichts Wildes, Flackerndes, Wüstes um den Kopf, den Sitz der menschlichen Seele, wie bei den geckenhaften Buschmännern jetzt mit ihrem langen zottigen Haar, sondern einfache, sittliche, gestriegelte Ordnung und geflochtener Gehorsam, sanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Christen. Doch ich bin es müde, mit Dir zu streiten. Dieser Arrest sei Dir der letzte Beweis meiner väterlichen Liebe. Bald sollst Du frei wandeln und Herr Deiner eignen Thaten werden. Ich verkündige Dir hiemit, daß Du jetzt nach Belieben schalten und walten kannst —

P. Wilhelmine.

Vater?

König.

Wenn Du ihn ehrlich meinst, diesen Ton?

P. Wilhelmine.

Er kommt von einem Herzen, das nie aufhören wird, den besten aller Menschen zu verehren.

König (gerührt).

Bin ich nicht verkannt? Erkennt Ihr, daß ich nur Euer Glück will? Ja, Wilhelmine, Du kannst nun bald machen, was Du willst, kannst französische Bücher lesen, kannst Menuetten tanzen, kannst Dir eine ganze Kapelle von Musikanten halten, ich habe für Dein Glück und für Deine Freiheit gesorgt —

P. Wilhelmine.

Sie, mein Vater? Wie versteh' ich das?

König.

Du hast nun bald Kutschen, Pferde, Heiducken, alles, wie es sich für eine künftige Königin geziemt.

P. Wilhelmine.

Eine Königin?

König.

Du sollst sehen, daß ich den Namen, den Du mir gegeben, den Namen des besten Vaters, in That und Wahrheit verdiene. Ich höre Deine Mutter —

P. Wilhelmine.

Himmel, was soll geschehen?

König.

Bereite Dich vor, fasse Dich, es ist eine feierliche Stunde —

P. Wilhelmine.

Was soll geschehen?

König.

Bete zu Gott! Es ist die Stunde Deiner Verlobung!

Dritter Auftritt.

Die Königin (gestützt auf den Arm des Erbprinzen). Hotham. Die Vorigen. Später Lakai.

P. Wilhelmine (bei Seite überrascht).

Der Erbprinz?

Königin

(fordernd sich kalt gegen den König).

König (eben so).

Guten Morgen!

— Haben Sie den bewußten Menschen bestellt? — fragte die Prinzessin nach einer Pause.

— Er muß um zwölf Uhr hier sein... er kann nicht säumen.

— Ich habe gedacht, daß wir für unseren Zweck es hier sehr bequem haben werden... dieses Zimmer ist von dem kleinen Saale nur durch einen Vorhang getrennt, den wir niederlassen werden... und Ihr Mann kann sich dahinterstellen.

— Prächtig!

— Es ist ein sicherer Mann?...

— Sehr sicher... wir haben ihn oft schon unter ähnlichen Umständen benutzt; er ist so geschickt als verschwiegen...

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür geklopft.

— Herein! sagte die Prinzessin.

— Herr Doctor Baleinier läßt fragen, ob die Frau Prinzessin ihn empfangen kann — sagte ein Kammerdiener.

— Gewiß, lassen Sie ihn ein.

— Es ist auch noch ein Herr da, den der Herr Abbé um zwölf Uhr hierherbestellt hat, und den ich nach seinem Befehle im Weißsaale habe warten lassen.

— Das ist der bewußte Mensch, — sagte der Marquis zur Prinzessin, — wir müßten ihn erst hereinlassen; für jetzt ist es nnnöthig, daß ihn der Doctor Baleinier sieht.

— Lassen Sie erst diesen Mann kommen, — sagte die Prinzessin, — dann, wenn ich klingele, bitten Sie den Doctor Baleinier einzutreten; im Fall der Baron Tritreund kommt, führen Sie ihn gleichfalls hierher; dann aber ist meine Thür für Jedermann verschlossen, ausgenommen für meine Nichte, Fräulein Adrienne.

Der Kammerdiener ging.

Drittes Kapitel.

Die Feinde Adrienne's.

Ein kleiner, blasser, schwarzgekleideter, eine Brille tragender Mann kam bald mit dem Kammerdiener der Prinzessin wieder, er hatte unter dem linken Arme ein ziemlich langes Etui von Maroquin.

Die Prinzessin sagte zu dem Manne:

— Der Herr Abbé hat Ihnen gesagt, was Sie zu thun haben?

— Ja, Madame, — sagte der Mensch mit einer dünnen, singenden Stimme, indem er eine tiefe Verbeugung machte.

— Wird es Ihnen in diesem Zimmer bequem sein? — fragte ihn die Prinzessin.

— Sehr bequem, Frau Prinzessin, — entwortete der Mann mit der Brille unter abermaligen tiefen Verbeugungen.

— Dann, mein Herr, treten Sie gefälligst in dies Zimmer; ich werde es Ihnen kund thun, wenn es Zeit ist...

— Ich erwarte die Befehle der Frau Prinzessin.

— Und erinnern Sie sich vor allem, was ich Ihnen empfohlen habe, — fügte der Marquis hinzu, indem er die Halter des Vorhangs losmachte.

— Der Herr Abbé kann sich beruhigen...

Der Vorhang von schwerem Stoffe sank nieder und verbarg so den Mann mit der Brille ganz und gar.

Die Prinzessin klingelte; einige Augenblicke darauf öffnete sich die Thür und der Doctor Baleinier, eine wichtige Person in unserer Geschichte, wurde angemeldet.

Der Doctor Baleinier war ungefähr funfzig Jahr alt, mittlerer Größe, fett, mit vollem glänzenden, geröthetem Gesichte. Seine grauen, sehr feinen, ziemlich langen und mitten auf der Stirn gescheitelten Haare lagen glatt an den Schläfen nieder, er hatte die Tracht der kurzen Hosen von schwarzer Seide beibehalten, vielleicht weil er ein schönes Bein hatte, goldene Schnallen befestigten die Strümpfe und die Schleifen seiner sehr glänzenden Schuhe, er trug schwarze Weste, Rock und Cravatte, was ihm ein etwas geistliches Ansehen gab, eine weiße, rundliche Hand verschwand zur Hälfte unter einer Manschette von Battist mit kleinen Falten, und der Ernst seines Kostüms schien die Sorgfalt nicht aus.

Seine Physiognomie war lächelnd und fein, sein kleines, graues Auge verkündete seltenen Scharfblick und Klugheit; ein Mann von Welt und Vermögen, sehr zarter Feinschmecker, geistreicher Erzähler, zuvorkommend bis zur übertriebenen Höflichkeit, geschmeidig, geschickt, einschmeichelnd, war der Doctor Baleinier eine der ältesten Creaturen der congregationistischen Coterie der Prinzessin von Saint Dizier.

Vermöge des allmächtigen Beistandes, dessen Ursache Niemand kannte, sah der Doctor, der trotz eines tüchtigen Wissens und unbestreitbarer Verdienste lange übersehen war, unter der Restauration sich mit zwei sehr einträglichen medicinischen Sinecuren und nach und nach mit einer zahlreichen Kundschaft begünstigt; aber es ist zu bemerken, daß er, sobald er einmal unter der Protection der Prinzessin stand, plötzlich seine religiösen Pflichten aufs Gewissenhafteste zu erfüllen begann; er communicirte und zwar sehr offenkundig alle Wochen einmal in der großen Messe von St. Thomas d'Aquino.

Nach einem Jahre wollte eine gewisse Klasse von Kranken, durch das Beispiel und den Enthusiasmus der Coterie der Frau von Saint Dizier fortgerissen, keinen anderen Arzt als den Doctor Baleinier, und seine Kundschaft erhielt bald einen außerordentlichen Zuwachs.

Man kann sich leicht denken, von welcher Wichtigkeit es für den Orden war, unter seinen auswärtigen Mitgliedern einen der gesuchtesten Aerzte in Paris zu haben.

Ein Arzt hat auch sein Priesterthum.

Zu jeder Stunde in die geheimste Vertraulichkeit der Familie zugelassen, weiß, erräth, vermag ein Arzt viele Dinge...

Endlich hat er wie der Priester offnes Ohr bei Kranken und Sterbenden.

Wenn nun der mit dem Heil des Körpers und der mit dem Heil der Seele Beauftragte sich verstehen, und einander in die Hände arbeiten zu gemeinschaftlichem Zwecke, so giebt es Nichts... (einige Fälle ausgenommen), was sie nicht von der Schwäche oder der Angst eines mit dem Tode Ringenden, nicht für sich selbst, dem stehen die Gesetze entgegen, sondern für einen Dritten erlangen können, der mehr oder minder zu der sehr bequemen Klasse der Strohmänner gehört.

Der Doctor Baleinier war daher eines der thätigsten und nichtigsten Mitglieder der Congregation von Paris.

Als er eintrat, küßte er der Prinzessin die vollkommener Galanterie die Hand.

— Immer pünktlich, mein lieber Herr Baleinier.

— Immer glücklich, immer beflissen, Ihren Befehlen nachzukommen; — darauf sich zu dem Marquis wendend, dem er die Hand herzlich drückte, fügte er hinzu:

— Da sind Sie endlich... wissen Sie wohl, daß drei Monate für Ihre Freunde eine sehr lange Zeit sind?...

— Die Zeit ist ebenso lang für die, welche fort sind, als für die Bleibenden, mein bester Doctor... Nun! heute ist der große Tag... Fräulein von Cardeville wird kommen...

— Ich bin nicht ohne Besorgniß, — sagte die Prinzessin, — wenn sie nun Arznei hätte!

— Das ist unmöglich, — sagte herr Baleinier, — wir sind die besten Freunde von der Welt... Sie wissen, daß Adrienne stets sehr vertraurnsvoll gegen mich gewesen ist... Vorgestern noch haben wir sehr viel gelacht... Und da ich ihr nach meiner Gewohnheit Bemerkungen über ihre Art zu leben machte, die mindestens excentrisch sei... und über die seltsamen überspannten Ideen, die ich bisweilen an ihr bemerke...

— Herr Baleinier versehlt niemals, auf diese erscheinend unbedeutenden Umstände Gewicht zu legen, — sagte Frau von Saint Dizier zu dem Marquis mit bedeutsamer Miene.

— Und es ist auch in der That sehr wichtig, — versetzte dieser.

— Fräulein Adrienne entwortete auf meine Bemerkungen, — sagte der Doctor, — indem sie sich auf die fröhlichste, liebenswürdigste Weise von der Welt über mich lustig machte, denn ich muß gestehen, dieses junge Mädchen hat einen der ausgezeichnetsten Geister, die ich kenne.

— Doctor... Doctor!... — sagte Frau von Saint Dizier, — keine Schwachheiten!

Anstatt gleich darauf zu antworten, nahm der Doctor seine goldene Dose aus der Westentasche, öffnete sie und nahm eine Prise Tabak heraus, die er langsam schnupfte, indem er die Prinzessin dabei mit so vielsagender Miene ansah, daß diese vollkommen beruhigt schien.

— Schwachheit!... ich, Madame? — sagte endlich Herr Baleinier, mit seiner weißen, runden Hand einige Körnchen Tabak von den Falten seines Hemdes schüttelnd, — hatte ich nicht die Ehre, mich freiwillig anzubieten, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, in welcher ich Sie sah?

— Und Sie allein in der Welt konnten uns diesen wichtigen Dienst leisten, — sagte Herr von Aigrigny.

— Sie sehen also wohl, Madame, — versetzte der Doctor, — daß ich kein Mann der Schwachheiten bin... denn ich habe vollkommen den Charakter meiner Handlung begriffen... aber es handelt sich, wie man mir gesagt hat, um so ungeheure Interessen...

— Ungeheuer in der That, — sagte der Abbé — ein Hauptinteresse...

— Also habe ich nicht zaudern dürfen, — versetzte Herr Baleinier. — Seien Sie daher unbesorgt! Lassen Sie mich als Mann von Geschmack und guter Gesellschaft dem reizenden und ausgezeichneten Geiste des Fräulein Adrienne Gerechtigkeit und Huldigung zollen, und wenn der Augenblick zum Handeln wird gekommen sein, werden Sie mich an's Werk gehen sehen...

— Vielleicht... ist dieser Augenblick näher, als wir es denken... — sagte Frau von Saint Dizier, indem sie mit dem Abbé von Aigrigny einen Blick austauschte.

— Ich bin bereit und werde es stets sein... — sagte der Arzt, — in dieser Beziehung stehe ich für Alles, was mich betrifft.. Ich möchte auch über andere Dinge so ruhig sein können.

— Ist Ihr Krankenhaus nicht noch immer in der Mode... so sehr es nur ein Krankenhaus sein kann! — sagte Frau von Saint Dizier halb lächelnd.

— Im Gegentheil... ich möchte mich fast darüber beklagen, daß ich zuviel Pensionäre habe... darum handelt es sich nicht; aber während wir Fräulein Adrienne erwarten, kann

---

Königin (zur Prinzessin Wilhelmine)

Liebes Kind, ich stelle Dir hier den Abgesandten Sr. Majestät von England, den Herrn Ritter von Petham, vor.

P. Wilhelmine (verneigt sich, bei Seite).

Der Freund des Erbprinzen? Wie versteh' ich das?

König.

Erlaube, liebe Frau, der Erbprinz hatte den Vorrang. Liebes Kind, ich stelle Dir hiermit den Erbprinzen von Baireuth vor.

Erbprinz (sich verneigend, bei Seite).

Verlieren Sie den Muth nicht, es wird Alles gut werden.

Königin.

Gute Nachrichten aus Ansbach, lieber Prinz?

Erbprinz (bei Seite).

Schon wieder die verdammte Verwechselung! (laut) Majestät, man hat die Absicht, Ansbach nach Baireuth zu verpflanzen.

König.

So! Lassen wir jetzt alle irdischen Gedanken und Bauzläne und bereiten uns zu einem Werke vor von heiliger Bedeutung. Setze Dich drüben zu Deiner Mutter, Wilhelmine!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Was soll daraus werden?

König.

Sie, Erbprinz, sind hier mein natürlicher Beistand. Ritter Petham, Sie in der Mitte!

Erbprinz

(springt hinzu und rückt den Tisch in die Mitte. Bei Seite).

Petham, der Handelstractat!

Petham

(setzt sich lächelnd in die Mitte, öffnet sein Portefeuille, das er mitbringt, legt Papier zurecht und untersucht seine Federn).

König (die Hände faltend).

Wenn ich Dich jetzt, treue Gattin und Lebensgefährtin, frage, was ist eine glückliche Ehe —

Königin.

Gehört denn das in den Heirathscontract unserer Tochter?

König.

Unterbrich mich nicht! Wenn Du's nicht fühlst, ich fühl's, was dieser feierliche Augenblick bedeutet.

Petham.

Halten zu Gnaden, Majestät, ich hab' hier auch bereits zu Papiere: Im Namen Gottes!

König

(sieht sehr angenehm überrascht auf).

Haben Sie das wirklich geschrieben?

Petham.

Es steht gewöhnlich schon gedruckt über allen solchen und ähnlichen Verträgen.

König.

Gedruckt, ist nicht so gut. Der Buchstabe, sagt die Schrift, tödtet. — Fangen Sie an.

Petham (leicht).

Es handelt sich in diesem Augenblick um eine Verbindung zweier Nationen, die an Sprache, Sitten und Gebräuchen verschieden, dennoch der Berührungspunkte so viel gemein haben, daß sie jede Gelegenheit zu einem innigern Anschluß ergreifen sollten.

König.

Könnten Sie da nicht einflechten, daß die Engländer eigentlich von den Deutschen abstammen?

Petham.

Das dürfte doch wohl zu weit führen.

König.

Wie Sie wollen. Der Anfang war gut.

Petham (leicht).

Eine solche Gelegenheit bietet sich jetzt in dem beiderseitig ausgesprochenen Wunsche der beiden Dynastien von Preußen und England dar. Zwei ihrer erlauchten und ruhmwürdigen Sprossen wollen sich durch das Band der Ehe verbinden. Der Prinz von Wales wirbt um die Hand der Prinzessin Wilhelmine —

P. Wilhelmine.

Der Prinz von Wales?

König (freundlich).

So!

Petham.

Und erhält dieselbe unter folgenden Verdingungen —

Mercantile Marine Service.

Lists of Officers.

The Lists of Officers of the Mercantile Marine Service for the year 1912 have been published by the Board of Trade, and may be obtained from Messrs. Wyman & Sons, Ltd., Fetter Lane, E.C., price 1s. 6d. each.

Examinations.

Examinations for Certificates of Competency as Master, Mate, Engineer, Skipper, and Second Hand will be held at the undermentioned ports during the year 1912, commencing on the dates specified:—

Aberdeen	2nd January.
Belfast	2nd January.
Cardiff	2nd January.
Dundee	2nd January.
Glasgow	2nd January.
Greenock	2nd January.
Hull	2nd January.
Leith	2nd January.
Liverpool	2nd January.
London	2nd January.
Newcastle-on-Tyne	2nd January.
Plymouth	2nd January.
Swansea	2nd January.
Barrow-in-Furness	2nd January.
Falmouth	2nd January.
Fleetwood	2nd January.
Grimsby	2nd January.
Lowestoft	2nd January.
Middlesbrough	2nd January.
Sunderland	2nd January.
Weymouth	2nd January.
Whitehaven	2nd January.
Workington	2nd January.
Yarmouth	2nd January.
Dublin	2nd January.
Londonderry	2nd January.
Queenstown	2nd January.
Sligo	2nd January.
Wexford	2nd January.
Aberystwith	2nd January.
Barry	2nd January.
Bristol	2nd January.
Cowes	2nd January.
Dover	2nd January.
Goole	2nd January.
Hartlepool	2nd January.
Ipswich	2nd January.
Kirkcaldy	2nd January.
Lerwick	2nd January.
Llanelly	2nd January.
Milford	2nd January.
Newport (Mon.)	2nd January.
Peterhead	2nd January.
Portsmouth	2nd January.
Preston	2nd January.
Stornoway	2nd January.
Stranraer	2nd January.
Troon	2nd January.
Wick	2nd January.
Aberdeen	2nd January.
Belfast	2nd January.
Cardiff	2nd January.
Dundee	2nd January.
Glasgow	2nd January.
Greenock	2nd January.
Hull	2nd January.
Leith	2nd January.
Liverpool	2nd January.
London	2nd January.
Newcastle-on-Tyne	2nd January.
Plymouth	2nd January.
Swansea	2nd January.
Barrow-in-Furness	2nd January.
Falmouth	2nd January.
Fleetwood	2nd January.
Grimsby	2nd January.
Lowestoft	2nd January.
Middlesbrough	2nd January.
Sunderland	2nd January.
Weymouth	2nd January.
Whitehaven	2nd January.
Workington	2nd January.
Yarmouth	2nd January.
Dublin	2nd January.
Londonderry	2nd January.
Queenstown	2nd January.
Sligo	2nd January.
Wexford	2nd January.
Aberystwith	2nd January.
Barry	2nd January.
Bristol	2nd January.
Cowes	2nd January.
Dover	2nd January.
Goole	2nd January.
Hartlepool	2nd January.
Ipswich	2nd January.
Kirkcaldy	2nd January.
Lerwick	2nd January.
Llanelly	2nd January.
Milford	2nd January.
Newport (Mon.)	2nd January.
Peterhead	2nd January.
Portsmouth	2nd January.
Preston	2nd January.
Stornoway	2nd January.
Stranraer	2nd January.
Troon	2nd January.
Wick	2nd January.

Examinations for Certificates of Competency as Master, Mate, Engineer, Skipper, and Second Hand will be held at the undermentioned ports during the year 1912, commencing on the dates specified:—

Aberdeen	2nd January.
Belfast	2nd January.
Cardiff	2nd January.
Dundee	2nd January.
Glasgow	2nd January.
Greenock	2nd January.
Hull	2nd January.
Leith	2nd January.
Liverpool	2nd January.
London	2nd January.
Newcastle-on-Tyne	2nd January.
Plymouth	2nd January.
Swansea	2nd January.
Barrow-in-Furness	2nd January.
Falmouth	2nd January.
Fleetwood	2nd January.
Grimsby	2nd January.
Lowestoft	2nd January.
Middlesbrough	2nd January.
Sunderland	2nd January.
Weymouth	2nd January.
Whitehaven	2nd January.
Workington	2nd January.
Yarmouth	2nd January.
Dublin	2nd January.
Londonderry	2nd January.
Queenstown	2nd January.
Sligo	2nd January.
Wexford	2nd January.
Aberystwith	2nd January.
Barry	2nd January.
Bristol	2nd January.
Cowes	2nd January.
Dover	2nd January.
Goole	2nd January.
Hartlepool	2nd January.
Ipswich	2nd January.
Kirkcaldy	2nd January.
Lerwick	2nd January.
Llanelly	2nd January.
Milford	2nd January.
Newport (Mon.)	2nd January.
Peterhead	2nd January.
Portsmouth	2nd January.
Preston	2nd January.
Stornoway	2nd January.
Stranraer	2nd January.
Troon	2nd January.
Wick	2nd January.

Der Herr Baron trat ein, indem er von der Thüre ab eine Verbeugung nach der anderen machte.

Ich habe die Ehre, den Befehlen der Frau Prinzessin gemäß, mich einzufinden... sie weiß, daß sie stets auf mich rechnen kann.

— Allerdings, ich rechne auf Sie, Herr Tripeaud, und besonders bei dieser Gelegenheit.

— Wenn die Absichten der Frau Prinzessin in Bezug auf Fräulein Adrienne von Cardoville noch dieselben sind...

— Dieselben, mein Herr, und eben deswegen verstummein wir uns heute.

— Die Frau Prinzessin kann meines Beistandes gewiß sein, wie ich es bereits versprochen habe... Ich bin auch der Meinung, daß endlich die größte Strenge angewendet werden muß... daß es selbst nothwendig ist...

— Das ist auch ganz unsere Meinung, — beeilte sich der Marquis zu sagen, indem er der Prinzessin winkte und mit den Augen nach dem Orte hinwies, wo der Mann mit der Brille versteckt war; — wir sind alle vollkommen einig, — versetzte er, — nur müssen wir uns auch verabreden, im Interesse des jungen Mädchens keinen Punkt zweifelhaft zu lassen, denn ihr Interesse allein leitet uns; wir wollen ihre Aufrichtigkeit durch alle möglichen Mittel zu retten suchen...

— Mademoiselle kommt eben aus dem Gartenpavillon, sie fragt, ob sie Madame sprechen kann, — sagte der Kammerdiener, der abermals eintrat, nachdem er angeklopft hatte.

— Sagen Sie Mademoiselle, daß ich sie erwarte, — sagte die Prinzessin; — und nun bin ich für Niemanden — ohne Ausnahme, — hören Sie wohl, für durchaus Niemanden zu sprechen.

Darauf hob Frau von Saint Dizier den Vorhang, hinter dem der Mann versteckt war, und machte ihm noch ein Zeichen des Einverständnisses.

Und dann trat die Prinzessin wieder in den Salon.

Seltsam! Während der kurzen Zeit, welche der Ankunft Adrienne's vorherging, schienen die verschiedenen bei diesem Auftritte handelnden Personen unruhig, verlegen, als ob sie vor ihrer Gegenwart eine gewisse Furcht empfunden hätten.

Nach einer Minute trat Adrienne bei ihrer Tante ein.

Viertes Kapitel.

Das Scharmützel.

Bei dem Eintritt warf Adrienne ihren Hut von grauem Kaster, den sie aufgesetzt hatte, um durch den Garten zu gehen, auf einen Sessel; so wurde ihr schönes Goldhaar sichtbar, das auf beiden Seiten des Gesichtes in langen und leichten Ringellocken herabfiel, und in breiter Flechte sich hinten um den Kopf wand.

Adrienne zeigte sich nicht dreist, aber mit vollkommener Sicherheit; ihre Physiognomie war fröhlich, lächelnd; ihre großen schwarzen Augen schienen noch strahlender als gewöhnlich. Als sie den Abbé von Aigrigny sah, machte sie eine Bewegung der Ueberraschung, und ein etwas spöttisches Lächeln umspielte ihre rosigen Lippen; nachdem sie dem Doctor anmuthig mit dem Kopfe zugenickt hatte, und vor dem Baron Tripeaud vorbeigegangen war, ohne ihn anzusehen, grüßte sie die Prinzessin mit einer halben Verbeugung vom ausgezeichnetsten, vornehmsten Wesen.

Obgleich Haltung und Bewegung des Fräuleins von Cardoville höchst gewählt, wohlanständig und besonders mit ganz weiblicher Grazie umstrahlt war, so merkte man ihr doch ein gewisses Etwas von entschlossener, stolzer, bei den Frauen, besonders den Mädchen ihres Alters, sehr seltener Unabhängigkeit an; endlich hatten ihre Geberden, ohne dadurch zu sein, nicht das mindeste Gezwungene, Steife oder Gemachte; sie waren, wenn man sich so ausdrücken darf, frei und gefällig wie ihr Charakter; man fühlte in ihnen Leben, Saft und Jugendfülle umgehen, und erriet, daß diese vollkommen elastische, reizliche und entschlossene Organisation dieser sich nicht dem Drucke einer affectirten Sittenstrenge habe unterwerfen können.

Seltsamer Weise empfand der Marquis von Aigrigny, obgleich er ein Mann von Welt, großem Geiste, ein Geistlicher von der bemerkenswerthesten Beredsamkeit und vor allen Dingen ein imponirender, herrschgewohnter Mensch war, doch in Gegenwart Adrienne's von Cardoville ein unwillkürliches Unbehagen, eine unbegreifliche, fast peinliche Genirtheit; er, der stets so sehr Herr seiner selbst und gewohnt war, einen Alles vermögenden Einfluß auszuüben, er, der im Namen seines Ordens häufig mindestens auf gleichem Fuße mit gekrönten Häuptern verhandelt hatte; er fühlte sich auf eine seiner gar nicht würdige Weise in Gegenwart dieses jungen Mädchens benagt, das ebenso bedeutend durch ihren Freimuth, als durch ihren Geist und ihre beißende Ironie war... Wie nun im Allgemeinen Leute, die gewohnt sind, Anderen sehr zu imponiren, sehr nahe daran sind, Personen zu hassen, die weit entfernt, ihren Einfluß zu empfinden, vielmehr sie verlegen machen und ihrer spotten: so war es gewiß nicht Neigung, was der Marquis gegen die Nichte der Prinzessin von Cardoville empfand.

Seit langer Zeit und ganz gegen seine Gewohnheit versuchte er an Adriennen nicht mehr jene Verführung, jenen Zauber der Rede, dem er gewöhnlich seinen fast unwiderstehlichen Reiz verdankte; er zeigte sich gegen sie trocken, schneidend, ernsthaft und flüchtete sich hinter die eisige Sphäre einer stolzen Würde und kalten Strenge, welche gänzlich die liebenswürdigen Eigenschaften paralysirte, mit denen er begabt war, von denen er meistentheils einen so vortrefflichen, fördernden Gebrauch zu machen wußte... Das Alles ergötzte Adrienne sehr, aber sie ließ es sich unbesonnener Weise merken, denn die gewöhnlichsten Meiner erregen manchmal den unversöhnlichsten Haß.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, wird man die verschiedenen Gefühle und Interessen verstehen, welche die handelnden Personen dieses Auftritts belebten.

Frau von Saint Dizier saß in einem großen Lehnstuhle dicht am Kamine.

Der Marquis von Aigrigny stand vor dem Feuer.

Der Doctor Baleinier, der an einem Schreibtische saß, hatte wieder begonnen in der Biographie des Baron Tripeaud zu blättern.

Und der Baron besah sich sehr aufmerksam ein biblisches Gemälde, das an der Wand hing.

— Sie haben mich rufen lassen, Tante, um von wichtigen Angelegenheiten mit mir zu sprechen? — sagte Adrienne und brach das verlegene Schweigen, das seit ihrem Eintritte in dem Salon herrschte.

— Ja, Mademoiselle, — antwortete die Prinzessin mit kalter, strenger Miene, es handelt sich um ein höchst wichtiges Gespräch.

— Ich bin ganz zu Ihren Diensten, Tante... Wünschen Sie, daß wir in Ihr Bibliothekzimmer gehen?

— Das ist unnöthig... wir können hier sprechen; — darauf sich an den Marquis und den Baron wendend, sagte sie: — Meine Herren, nehmen Sie wieder Platz.

Diese nahmen um den Tisch im Cabinette der Prinzessin Platz.

— Und in wiefern kann das Gespräch, welches wir miteinander führen werden, diese Herren angehen, Tante? — fragte Fräulein von Cardoville erstaunt.

— Diese Herren sind alte Freunde unserer Familie; Alles, was Sie interessirt, geht sie nahe an, und ihr Rath muß von Ihnen mit Ehrerbietung angehört und angenommen werden...

— Ich zweifle gar nicht, Tante, an der ganz speciellen Freundschaft des Herrn Marquis von Aigrigny gegen unsere Familie... noch weniger stelle ich die vollkommene und uninteressirte Ergebenheit des Herrn Baron Tripeaud in Frage; Herr Baleinier ist einer meiner alten Freunde; aber bevor ich die Herren als Zuschauer... oder wenn Sie das lieber hören, als Vertraute unserer Unterredung annehme, wünsche ich zu wissen, worum wir in ihrer Gegenwart sprechen werden.

— Ich glaubte, Mademoiselle, daß Sie zu den verschiedenen Eigenschaften, auf welche Sie Anspruch machen,... wenigstens Offenheit und Muth rechneten.

— Mein Gott, Tante, — antwortete Adrienne mit spöttischer Demuth lächelnd, — ich habe nicht mehr Anspruch auf Offenheit und Muth, als Sie auf Aufrichtigkeit und Güte; geben wir also ein für alle Mal zu, daß wir sind, was wir eben sind... ohne Prätention.

— Gut, — sagte Frau von Saint Dizier trocken, — seit lange bin ich an die Capricen Ihres unabhängigen Geistes gewöhnt: ich glaube also, daß Sie, muthig und offen, wie Sie zu sein behaupten, sich nicht zu fürchten brauchen vor so ernsten und respectablen Personen, wie diese Herren, zu sagen, was Sie mir allein sagen würden...

— Also ein formelles Verhör soll ich bestehen, und worüber?...

— Es ist kein Verhör, aber da ich das Recht habe, über Sie zu wachen, da Sie immer mehr meine thörichte Nachgiebigkeit gegen Ihre Launen mißbrauchen... so will ich diesem Zustande, der nur zu lange gedauert hat, ein Ziel setzen; ich will in Gegenwart der Freunde unserer Familie Ihnen meinen unwiderruflichen Beschluß in Bezug auf die Zukunft zu erkennen geben... Vor allen Dingen haben Sie bisher sich einen sehr falschen und sehr unvollkommenen Begriff von meiner Gewalt über Sie gemacht.

— Ich kann Sie versichern, daß ich mir weder einen falschen, noch richtigen Begriff darüber gemacht habe, denn ich habe niemals daran gedacht.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Hotham.

Das Parlament erklärt sich bereit, für den Fall, daß Ew. Majestät die Eroberung von Schwedisch Pommern vervollständigen, deshalb das Ministerium nicht interpelliren zu wollen.

Königin.

O das ist ja sehr artig (angenehm erstaunt)! Ich hätte das Parlament für nicht so liebenswürdig gehalten. Denke Dir, Wilhelmine, das Parlament will nicht interpelliren!

P. Wilhelmine.

Was ist denn das wieder für eine politische Grausamkeit?

König (zur Prinzessin).

Interpelliren heißt das Ministerium durch allerhand Widersprüche und Einwendungen in Verlegenheit setzen. — Darum hat das Deine Mutter auch gleich verstanden. Danke, liebster Herr von Hotham, grüßen Sie dafür das Parlament freundschaftlichst von mir! Nun, weiter!

Erbprinz (bei Seite).

Ich stehe auf Kohlen.

Hotham.

Für diese vielen Beweise von Entgegenkommen und Uneigennützigkeit, für diese mannigfachen und von mir noch näher zu erörternden Zeichen von politischer Zuvorkommenheit und inniger Neigung, dauernd, ewig sich einem Staate anzuschließen —

König.

Nun?

Hotham.

Für dies Alles nur noch eine kleine Bedingung unsererseits, die diese Heirath besonders segensreich für beide Theile machen würde.

König.

Nun, losgeschossen!

Hotham.

Die preußische Industrie ist auf einer Höhe, die es England sehr wünschenswerth erscheinen läßt, diese Erzeugnisse unter gewissen Bedingungen auch bei sich prüfen zu können. Dafür —

König.

Dafür?

Hotham.

Würde England sich sehr verpflichtet fühlen, wenn das seit dem glorreichen Regierungsantritt von Sr. Majestät unterbrochene frühere freundliche commerzielle Einvernehmen —

König.

Einvernehmen —

Hotham.

Wieder einträte und Ew. Majestät sich entschließen könnten, bei Gelegenheit dieser erfreulichen, von England mit Jubel begrüßten Verbindung eine theilweise Aufhebung der früheren Prohibitiv-Maßregeln eintreten zu lassen —

König.

Wie?

Hotham.

Mit einem Worte, England bittet um den Abschluß eines neuen Handelstractates.

König.

Handelstractates? Han — (steht auf. Pause.) Die Sitzung ist aufgehoben.

Königin.

Was ist?

König.

Handelstractates? (Allgemeine Bewegung.) Hab' ich darum die Cultur meines Landes zu veredeln gesucht, Handel und Gewerbe gehoben, die Schifffahrt befördert, Tausenden von armen französischen Religionsflüchtlingen in meinen Staaten ein Asyl geschenkt, daß ich nun, um die Ehre mit England verschwägert zu werden, die Thore öffnen und die verbotenen englischen Waaren zum Ruin meiner Unterthanen wieder hereinlassen soll? (Geht an den Tisch und klingelt.)

Lakai (erscheint).

König.

Meine Minister!

Königin.

Wie? Sie wollen das Glück Ihrer Tochter opfern?

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung folgt.)

Hierzu eine Beilage.

Von der Wiener Stadt-Bahn.

Zur Eröffnung der Stadt-Bahn.

Die Stadt-Bahn-Station Hietzing.

Die Stadt-Bahn-Station Hietzing.

Die Stadt-Bahn-Station Hietzing.

Ihre Wohnung verlassen, weil es mir unmöglich war, in dieser Atmosphäre dumpfer Heuchelei und schwarzer Nichtswürdigkeit zu leben.

— Mademoiselle... — sagte Herr von Aigrigny — dergleichen Ausdrücke sind so leidenschaftlich als unsinnig.

— Mein Herr, da Sie mich unterbrechen, zwei Worte nur, — sagte Adrienne lebhaft, indem sie den Abbé fest ansah, — welches sind die Vorbilder, welche ich bei meiner Tante fand?

— Ausgezeichnete Vorbilder, Mademoiselle.

— Ausgezeichnet, mein Herr! Etwa weil ich jeden Tag ihre Bekehrung, die Spießgesellin der Jesuiten vor Augen hatte?

— Mademoiselle... Sie vergessen sich... — sagte die Prinzessin und wurde bleich vor Wuth.

— Madame,... ich vergesse nicht... ich erinnere mich... wie alle Welt... das ist das Ganze... ich hatte keine Verwandte, die ich um einen Zufluchtsort bitten konnte... so habe ich allein leben wollen... ich wünschte, meine Einkünfte zu genießen, weil ich sie lieber ausgeben mag, als daß ich sie von Herrn Tripeaud vergeuden sehe.

— Mademoiselle! — rief der Baron, ich begreife nicht, wie Sie sich erlauben können...

— Still, mein Herr! — sagte Adrienne und herrschte ihm durch eine Geberde voll niederschmetternden Stolzes Schweigen zu, — ich spreche von Ihnen, aber nicht mit Ihnen...

Und Adrienne fuhr fort:

— Ich habe also meine Einkünfte nach meinem Geschmacke verzehren wollen; ich habe die von mir gewählte Wohnung verschönert. Hübschen, ungebildeten Dienerinnen habe ich junge, hübsche, guterzogene, aber arme Mädchen vorgezogen; da meine Bildung mir nicht erlaubt, sie einer erniedrigenden Dienstbarkeit zu unterwerfen, so habe ich ihre Stellung angenehm und leicht gemacht; sie dienen nicht, sondern leisten mir Dienste; ich bezahle sie, bin ihnen aber dankbar... das sind übrigens Subtilitäten, Madame, welche Sie nicht begreifen, ich weiß das... Um sie nicht schlecht oder ohne Anmuth angezogen zu sehen, habe ich ihnen Kleider gegeben, welche ihren reizenden Gestalten gut stehen, weil ich liebe, was jung, was schön ist; ob ich mich auf diese oder jene Weise kleide, das geht nur meinen Spiegel an. Ich gehe allein aus, weil es mir gefällt, dahin zu gehen, wo Laune mich hinführt; ich gehe nicht in die Messe, gut! Wenn ich eine Mutter hätte, würde ich sagen, was meine Andacht ist, und sie würde mich ermahnen... Ich habe der Jugend und der Schönheit einen heidnischen Altar errichtet, das ist wahr; weil ich Gott anbete in Allem, was er Schönes, Gutes, Gutes, Großes schafft, und mein Herz wiederholt vom Morgen bis zum Abend das eifrige und aufrichtige Gebet: Ich danke Dir, mein Gott... Herr Baleinier, sagen Sie, Madame, hat mich oft in meiner Einsamkeit einer seltsamen Exaltation unterworfen gefunden... ja, das ist wahr... in solchen Augenblicken entsinke ich in Gedanken Allem, was mir die Gegenwart so verhaßt, so peinlich, so häßlich macht, ich flüchte mich in die Zukunft, und dann erblicke ich zauberische Fernsichten... dann erscheinen mir so glänzende Visionen, daß ich mich von irgend einer erhabenen göttlichen Verzückung hingerissen fühle... und nicht mehr der Erde angehöre...

Als sie diese letzten Worte mit Begeisterung aussprach, schien die Physiognomie Adrienne's sich zu verklären, so strahlend wurde sie. In diesem Augenblicke existirte ihre ganze Umgebung nicht für sie.

— Dann, — fuhr sie mit gesteigerter Aufregung fort, — dann athmete ich eine reine lebendig machende und freie Luft... ja... frei... ganz frei und so gesund... so wohlthätig für die Seele... ja, anstatt meine Schwestern einer egoistischen, erniedrigenden, brutalen Unterdrückung unterworfen zu sehen... der sie die verführerischen Laster der Sklaverei verdanken. Die anmuthige Schlauheit, die hinterlistige Verführungskunst, die liebkosende Falschheit, die verachtende Resignation, den haßerfüllten Gehorsam... sah ich sie, diese edlen Schwestern, würdig und offen, weil sie frei waren; frei und ergeben, weil sie wählen konnten; weder herrschsüchtig, noch niedrig, weil sie keinen Herrn zu bemeistern oder zu bezweifeln hatten; geliebt und geachtet endlich, weil sie eine aufrichtig dargebotene Hand von einer unterdrückten, tretlosen zurückziehen konnten. O, meine Schwestern... meine Schwestern... ich fühle es... das sind nicht blos tröstende Visionen, es sind auch fromme Hoffnungen!

Wider Willen durch die Ueberschwänglichkeit ihrer Gedanken hingerissen, schwieg Adrienne einen Augenblick still, um, so zu sagen, wieder Boden zu gewinnen, und bemerkte nicht, daß die Zuschauer dieses Auftrittes sich mit kreuzestrahlenden Blicken ansahen.

— Was sie da sagt... ist vortrefflich... — flüsterte der Doctor der Prinzessin, die neben ihm saß, in's Ohr, — wenn sie mit uns einig wäre, könnte sie gar nicht besser sprechen.

— Nur durch eine übertriebene Härte, welche sie außer sich setzt, könnten wir sie auf den Punkt bringen, wo wir sie haben müssen, — fügte Herr von Aigrigny hinzu.

Aber man hätte sagen mögen, daß Adrienne's zornige Stimmung bei der Berührung mit den edlen Gefühlen, welche sie eben empfunden, verflogen sei.

Sich lächelnd an Herrn Baleinier wendend, sagte sie zu ihm:

— Gestehen Sie, Doctor, daß es nichts Lächerlicheres gibt, als der Verwechslung gewisser Gedanken in Gegenwart von Personen sich hinzugeben, welche nicht im Stande sind, sie zu fassen. Da haben Sie wieder eine schöne Gelegenheit sich über die Reizbarkeit des Geistes lustig zu machen, welche Sie mit mitunter vorwerfen... mich in einem so ernsten Momente hinreißen zu lassen!... Denn es scheint bestimmt, daß die Sache hier ernst ist. Aber was wollen Sie, Herr Baleinier, wenn mir eine Idee in den Sinn kommt, ist es mir ebenso unmöglich, dieser Laune nicht zu folgen, wie es mir unmöglich war, Schmetterlingen nicht nachzulaufen, als ich noch ein junges Mädchen war...

— Und Gott weiß, wohin Sie noch die glänzenden Schmetterlinge von verschiedenen Farben hinführen werden, die Ihnen durch den Geist fliegen... O, das närrische Köpfchen... das närrische Köpfchen! — sagte der Doctor lächelnd mit väterlicher, nachsichtiger Miene. — Wann wird sie denn endlich so vernünftig sein als reizend?

— Augenblicklich, mein guter Doctor, — versetzte Adrienne, — ich will meine Träumereien mit Wirklichkeiten vertauschen und eine vollkommen positive Sprache reden, wie Sie gleich sehen werden.

Darauf wandte sie sich an ihre Tante und fügte hinzu:

— Sie haben mir, Madame, Ihren Willen mitgetheilt, vernehmen Sie nun den meinen:

Binnen acht Tagen werde ich den Pavillon verlassen, den ich jetzt bewohne, um ein Haus zu beziehen, das ich nach meinem Geschmacke habe einrichten lassen, und ich werde daselbst nach meinem Behagen leben... Ich habe weder Vater noch Mutter und bin Niemanden über meine Handlungen Rechenschaft schuldig als mir selbst.

— In der That, Mademoiselle, — sagte die Prinzessin die Achsel zuckend, — Sie sprechen Unsinn... Sie vergessen, daß die Gesellschaft Rechte von unverjährbarer Moralität hat, die wir geltend zu machen verpflichtet sind; und wir werden nicht ermangeln... rechnen Sie darauf.

— Also, Madame... sind Sie es, ist es Herr von Aigrigny, ist es Herr Tripeaud, die die Moral der Gesellschaft vertreten?... das scheint mir erfinderisch... Ist es etwa so, weil Herr Tripeaud, ich gestehe es ein, mein Vermögen als das seine betrachtet hat? Geschieht es, weil...

— Aber, Mademoiselle... — rief Tripeaud.

— Sogleich, Madame, — sagte Adrienne zu ihrer Tante ohne dem Baron zu antworten, — da sich die Gelegenheit darbietet, werde ich Sie um Auseinandersetzungen über gewisse Interessen zu bitten haben, die man mir, glaube ich, bisher verhehlt hat...

Bei diesen Worten Adrienne's schraken Herr von Aigrigny und die Prinzessin zusammen. Alle Beide wechselten einen Blick der Besorgniß und Furcht aus.

Adrienne bemerkte es nicht und fuhr fort:

— Aber um Ihren Ansprüchen ein für alle Mal ein Ende zu machen, jetzt mein letztes Wort: ich will leben wie ich Lust habe... Ich glaube nicht, daß man, wenn ich ein Mann wäre, in meinem Alter mir dieselbe harte und erniedrigende Vormundschaft würde aufdringen wollen. Sie mir jetzt aufzwingen wollen, weil ich gelebt habe, wie ich es bisher gethan, nämlich anständig, frei und behaglich, vor Aller Augen.

— Dieser Gedanke ist absurd, unsinnig! — rief die Prinzessin, — das heißt die Entartung, das Vergessen aller Scham bis zur äußersten Grenze treiben, wenn Sie so leben wollen.

— Welche Meinung, Madame, — sagte Adrienne, — haben Sie denn von so vielen armen Mädchen aus dem Volke, Waisen wie ich, die allein und frei leben, wie ich es will? Sie haben nicht wie ich eine gewählte Erziehung bekommen, welche die Seele erhebt und das Herz lästert. Sie besitzen nicht, wie ich, Reichthum, der vor allen bösen Versuchungen des Elends bewahrt... und doch leben sie in ihrer Noth ehrsam und stolz.

— Laster und Tugend existiren bei solcher Canaille nicht!... — rief der Baron mit einem Ausdruck des Zorns und verächtlichen Abscheus.

— Madame, Sie würden einen Ihrer Lakaien, der so vor Ihnen zu sprechen wagte, fortjagen, — sagte Adrienne zu ihrer Tante ohne ihren Ekel verhehlen zu können. — Und Sie nöthigen mich, dergleichen mitanhören zu müssen.

Der Marquis von Aigrigny stieß unter dem Tische Herrn Tripeaud mit dem Knie, der sich herausnahm, in dem Salon der Prinzessin so zu sprechen, wie er es in den Corridors der Börse thut; und um die Grobheit des Barons gut zu machen, sagte er:

— Man kann, Mademoiselle, keinen Vergleich anstellen zwischen diesen Leuten... und einer Person von Ihrer Stellung.

— Für einen Katholiken... Herr Abbé, ist diese Distinction sehr wenig christlich — entwortete Adrienne.

— Ich weiß, was ich sage, — versetzte trocken der Abbé, — übrigens könnte das unabhängige Leben, welches Sie gegen alle Vernunft führen wollen, für die Zukunft die betrübendsten Folgen haben; denn Ihre Familie kann Sie eines Tages verheirathen wollen und...

„Das ist draußen an der Maschine gewesen," murmelte der Mann schon im Schlaf, ohne die Bemerkung weiter zu beachten. — Die Frau horchte noch eine Weile, da aber Alles ruhig blieb, fiel auch sie wieder auf ihr Kissen zurück.

Der Dieb, nachdem er fast eine Viertelstunde bewegungslos neben der Kiste gelegen hatte, öffnete jetzt leise und vorsichtig das eiserne Charnier, das über die Haspe ging und den Deckel nur wenige Zoll hoch lüftend, schob er seinen Arm hinein, nach dem Säbel, das er nicht mit Unrecht im Kasten vermuthete, umherzufühlen, und dessen Anwesenheit von dem mit dem nichtsnützigen Gesindel, das blos des Stehlens wegen sich auf amerikanischen Dampfböten herumtreibt, noch wenig erfahrnen Manne so unvorsichtig verrathen war. — Vergebens hatte er mit der rechten Hand schon einen Theil der darin aufbewahrten Sachen durchwühlt, als seine Finger plötzlich den ersehnten Gegenstand trafen, der in einem kleinen, schweren Säckchen bestand, das den ganzen Reichthum der armen Auswanderer enthielt; leise erfaßte er es und zog es so behutsam als möglich straff, um es geräuschlos herauszuheben, als gerade über ihm ein langer Kentuckier, der sich schon mehremal gestreckt und gewendet hatte, erwachte und die Glieder dehnend sich, so weit es ihm die niedere Decke seiner Koje erlaubte, auf seinen Ellbogen in die Höhe richtete.

„Verdamm die harte Matratze," rief er, als er mit seinem Hacken gegen das Brett schlug, auf dem er lag, „und den Zimmermann dazu, der seine Bettgestelle nicht einmal lang genug einrichtet, daß ein Mann, der nur ein Paar Zoll über sechs Fuß hat, bequem sich darin ausstrecken kann! — Oh — ho," — rief er, sich auf's Neue streckend und drehend — „ich wollt', es wäre Morgen!"

Mit Blitzesschnelle hatte der in seinem Raub Gestörte seinen Arm, der die schon sicher geglaubte Beute erfaßt hatte, zurückgezogen, und sank jählingschnell wieder in den dunkeln Schatten der Kiste zurück.

„He, Tim," rief der Lange jetzt einem der Kartenspieler zu, „wollt Ihr denn da die ganze Nacht spielen? es muß schon 2 Uhr sein — O, Tim — dörst Du nicht?"

„Geh zum Teufel!" war die lakonische Antwort, die er empfing, und noch schlimmeren Gegenfluch in den Bart murmelnd, warf sich der Lange wieder herum, um noch einmal zu versuchen einzuschlafen.

„Ich wollte, Ihr läget da oben ein wenig ruhig," raisonnirte eine tiefe Baßstimme in der Koje unter ihm.

„Und warum?" fragte der Kentuckier schnell, indem er sich vorn über den Rand bog und zu seinem Schlafkameraden, der unter ihm lag, hinabschaute.

„Weil mir aller nur mögliche Staub und Sand, sobald Ihr Euch da oben bewegt, in die Augen fällt!" entgegnete verdrießlich der also Befragte, — „und in's Maul auch," rief er, sich schnell aufrichtend und ausspuckend, als ihm während des Sprechens der, zwischen die Ritzen der Bretter durch die Bewegung des Kentuckiers herabgestoßene Sand in den geöffneten Mund gefallen war, „Damn it, man, könnt Ihr nicht ruhig liegen? was soll ich denn hier unten machen?"

„Schließt Mund und Augen," entwortete ruhig der Lange, dehnte auf's Neue die gewaltigen Glieder, und war bald wieder in seinen Träumen an den Ufern des Licking*).

Nach kurzer Zeit herrschte die alte Ruhe wieder im Deck und sorgsam und schnell hob sich die verborgen gehaltene Gestalt des Diebes hinter der Kiste empor, öffnete leise den Deckel — schob den Arm hinein, ergriff das Geld, dessen Lage er jetzt genau wußte, faßt mit der Hand, damit es im Herausnehmen kein klingendes Geräusch, das ihn vielleicht verrathen konnte, abgeben möchte, und, mit der linken Hand den eisernen Drücker haltend, um das Zusammenklappen an das Schloß zu vermeiden, indem er zugleich mit derselben den Deckel unterstützte, zog er den Arm zurück, diesmal in fester Hand den Schatz haltend und wahrend.

Vorsichtig ließ er den Deckel wieder hinab, hakte das Eisen ein und wollte eben das Schloß wieder verhängen und zuschließen, als eine neue Unterbrechung ihn daran verhinderte.

„Ich sage — Nachbar," rief ein neben ihm auf der bloßen Erde ausgestreckter Mann, den der in so unbequemer Lage auf der Kiste Hängende schon mehremal mit den Füßen in's Gesicht gestoßen hatte, „ich meinte, Ihr nähmt Eure langen Spazierhölzer ein wenig mehr in Acht, oder ich beiße Euch einmal hinein; damn your eyes, aber Ihr glaubt wohl,

*) Ein Fluß in Kentucke, der, in einer nördlichen Richtung laufend, sich Cincinnati gegenüber, zwischen den beiden Städten Newport und Covington in den Ohio ergießt.

— Ich werde diese Sorge meiner Familie ersparen, mein Herr; wenn ich mich verheirathen will... verheirathe ich mich selbst... und das ist ziemlich vernünftig, denke ich, obgleich die Wahrheit zu sagen, ich sehr wenig versucht werde von dieser schweren Kette, welche der Egoismus und die Brutalität uns auf immer um den Hals schmieden.

— Es ist unschicklich, Mademoiselle, — sagte die Prinzessin, — so leichtfertig von diesem Institut zu sprechen.

— Besonders in Ihrer Gegenwart, Madame... es ist wahr, Verzeihung, daß ich Sie verletzt habe... Sie fürchten, daß meine unabhängige Art zu leben, die Freier entferne... Das ist ein Grund mehr für mich, auf meiner Unabhängigkeit zu bestehen, denn ich verabscheue die Werber. Ich wünsche Nichts als sie zurückzuschrecken, ihnen die schlechteste Meinung von mir zu geben; und dazu giebt es kein besseres Mittel, als gerade so leben zu scheinen, als sie selbst leben... Also rechne ich auf meine Launen, meine Aeotheiten, meine tiefen Fehler, um mich vor jeder langweiligen und ehelichen Verfolgung zu schützen.

In dieser Beziehung werden Sie Ihren Zweck vollkommen erreichen, Mademoiselle, — versetzte Frau von Saint Dizier, — unglücklicher Weise (und das ist zu fürchten) verbreitet sich das Gerücht, Sie trieben die Vergessenheit jeder Pflicht, jeder Zurückhaltung so weit, daß Sie um acht Uhr Morgens, wie man mir gesagt hat, nach Hause kommen... Aber ich will und mag nicht an so etwas Schreckliches glauben...

— Da haben Sie Unrecht, Madame,... denn es ist wahr...

— So... gestehen Sie also ein, — rief die Prinzessin.

— Ich gestehe Alles ein, was ich thue, Madame... ich bin heute Morgen um acht nach Haus gekommen...

— Meine Herren, Sie hören es, — rief die Prinzessin.

— Ah!... — sagte Herr von Aigrigny mit tiefer Tenorstimme.

— Ah!... — flötirte der Baron.

— Ah!... — murmelte der Doctor mit einem tiefen Seufzer.

Als sie diese klagenden Ausrufe vernahm, war Adrienne auf dem Punkte zu sprechen, sich zu rechtfertigen vielleicht, aber an einem verschämten Schnippchen, das sie schlug, sah man, daß sie es verschmähte sich zu einer Erörterung herabzulassen.

— So ist es also wahr!... — versetzte die Prinzessin. — O, Mademoiselle... Sie hatten mich gewöhnt, mich über Nichts mehr zu verwundern... aber ich zweifelte dennoch an einer solchen Aufführung... Ihrer kecken Antwort bedurfte es, um mich zu überzeugen...

— Lügen, Madame,... hat mir stets kecker geschienen, als die Wahrheit zu sagen.

— Und woher kämen Sie, Mademoiselle? und weshalb?...

— Madame, — sagte Adrienne ihre Tante unterbrechend, — ich lüge nie,... aber niemals sage ich, was ich nicht sagen will; und dann wäre es Feigheit, sich gegen eine empörende Anklage zu rechtfertigen. Sprechen wir also davon nicht mehr... Ihr Drängen würde vergeblich sein. Fassen wir uns kurz. Sie wollen mir eine harte, erniedrigende Vormundschaft aufzwingen; ich will den Pariser verlassen, den ich bewohne, um zu leben, wo es meiner Laune behagt... Wer von uns Beiden nachgiebt, das werden wir sehen; jetzt... von etwas Anderem... Dieses Hôtel gehört mir... es ist mir gleichgültig, Sie darin zu sehen, weil ich es verlassen werde das Parterre ist unbewohnt... es enthält, ohne die Empfangszimmer zu rechnen, zwei vollständige Wohnungen; ich habe darüber auf einige Zeit verfügt.

— Wahrhaftig, Mademoiselle? — sagte die Prinzessin, Herrn von Aigrigny sehr erstaunt ansehend und fügte ironisch hinzu: — Und zu wessen Gunsten haben Sie darüber verfügt, Mademoiselle?

— Zu Gunsten dreier Personen von meiner Familie.

— Was soll das bedeuten? — fragte Frau von Saint Dizier, immer mehr verwundert.

— Das bedeutet weiter Nichts, Madame, als daß ich einem jungen indischen Prinzen, einem Verwandten von Mutterseite, hier eine edle Gastfreiheit bieten will; er wird in zwei oder drei Tagen hier ankommen und ich halte darauf, daß er seine Appartements bereit finde.

— Hören Sie, meine Herren? — sagte Aigrigny zum Doctor und zum Baron, indem er das höchste Erstaunen affectirte.

— Das übertrifft Alles, was man nur sich denken kann — sagte der Baron.

— O! — sagte der Doctor salbungsvoll — das Gefühl an sich ist edel, aber stets dieser kleine närrische Kopf...

— Vortrefflich! — sagte die Prinzessin, — ich kann Sie wenigstens nicht hindern, Mademoiselle, die seltsamsten Wünsche auszusprechen... aber es steht zu vermuthen, daß Sie auf so schönem Wege nicht stehen bleiben werden. Ist das Alles?

— Noch nicht, Madame; ich habe eben heute Morgen erfahren, daß zwei von meinen Verwandten, gleichfalls mütterlicherseits,... zwei arme Kinder von sechszehn Jahren... zwei Waisen... die Töchter des General Simon, gestern von einer langen Reise angekommen sind und sich bei der Frau des braven Soldaten befinden, der sie tief aus Sibirien her nach Frankreich gebracht hat...

Bei diesen Worten Adrienne's konnten der Marquis von Aigrigny und die Prinzessin sich nicht enthalten, plötzlich zusammenzufahren und sich erschreckt anzusehen, so wenig waren sie darauf gefaßt, Fräulein von Cardoville von der Rückkehr der Töchter des Marschall Simon unterrichtet zu sehen; diese Entdeckung war für sie vernichtend.

— Sie sind ohne Zweifel verwundert, mich so gut unterrichtet zu sehen, — sagte Adrienne, — glücklicher Weise besse ich Sie sogleich noch mehr in Verwunderung zu setzen,... aber um wieder auf die Töchter des Marschall Simon zu kommen, so begreifen Sie, Madame, daß es mir unmöglich ist, sie den würdigen Personen zur Last zu lassen, bei denen sie augenblicklich eine Zuflucht gefunden haben; obgleich diese Familie so rechtschaffen als armselig ist, sind sie doch dort nicht an ihrer Stelle... Ich will sie daher in die andere Wohnung des Parterre's bringen... mit der Frau des Soldaten, die eine vortreffliche Gouvernante für sie sein wird.

Bei diesen Worten sahen Herr von Aigrigny und der Baron sich an und der Letztere rief aus:

— Gewiß, sie ist nicht mehr bei Sinnen.

Adrienne sagte, ohne Herrn Tripeaud zu antworten, hinzu:

— Der Marschall Simon muß von einem Augenblicke zum andern in Paris ankommen. Sie begreifen, Madame, wie angenehm es mir sein wird, ihm seine Töchter zu präsentiren und ihm zu beweisen, daß sie behandelt worden sind, wie es schicklich ist. Den morgen ab werde ich gleich Modistinnen, Näherinnen kommen lassen, damit es ihnen an Nichts fehle... Ich will, daß ihr Vater bei seiner Rückkehr sie schön findet... zum Entzücken schön... Sie sind hübsch wie die Engel, sagt man... ich arme Heidin... werde blos Liebesgötter aus ihnen machen....

— Nun, Mademoiselle, ist es jetzt zu Ende? — sagte die Prinzessin mit sardonischem und heimlich grollendem Tone, während Herr von Aigrigny, dem Anscheine nach ruhig und kalt, mit Mühe die größte Angst verbarg.

— Besinnen Sie sich, — fuhr die Prinzessin, sich an Adrienne wendend, fort. — Haben Sie diese interessante Familiencolonie nicht noch durch einige Verwandte zu vermehren?... Eine Königin würde wahrhaftig nicht großartiger zu Werke gehen als Sie.

— Allerdings, Madame, will ich meiner Familie einen königlichen Empfang bereiten;... so wie er dem Sohne eines Königs und den Töchtern des Marschalls, Herzogs von Ligny würdig ist. Es thut so wohl, alle Art von Luxus mit verschwenderischer Gastlichkeit des Herzens zu verbinden.

— Der Grundsatz ist allerdings edelmüthig, — sagte die Prinzessin immer bewegter, — es ist nur Schade, daß sie, um ihn durchzuführen, nicht die Mine von Peteß besitzen.

— Gerade von einer Mine... und wie man behauptet, noch dazu von einer der reichsten, wünschte ich mit Ihnen zu sprechen, Madame; ich kannte keine bessere Gelegenheit dazu finden. So beträchtlich auch mein Vermögen ist, kann es doch nur als eine Kleinigkeit betrachtet werden gegen das, was jeden Augenblick unserer Familie zufallen kann... und geschieht das, dann vielleicht werden Sie entschuldigen, was Sie meine königlichen Verschwendungen nennen...

Herr von Aigrigny befand sich in einer immer schlimmer werdenden Lage...

Die Medaillenangelegenheit war so wichtig, daß er sie selbst dem Doctor Baleinier verschwiegen hatte, während er seine Dienste in einem höchst bedeutenden Interesse verlangt hatte; Herr Tripeaud war eben so wenig davon unterrichtet, denn die Prinzessin glaubte aus den Papieren von Adrienne's Vater alle Anzeichen bei Seite gebracht zu haben, welche Adrienne auf die Spur dieser Entdeckung hätte führen können. So sah der Abbé nicht blos mit Entsetzen Fräulein von Cardoville von diesem Geheimnisse unterrichtet, sondern mußte auch bereit zittern, daß sie es ausplaudere.

Die Prinzessin theilte Herrn von Aigrigny's Furcht, deshalb rief sie, ihre Nichte unterbrechend, aus:

— Mademoiselle, es giebt gewisse Familienangelegenheiten, welche geheim gehalten werden müssen und ohne genau zu wissen, worauf Sie anspielten, forderte ich Sie auf, diesen Gegenstand der Unterhaltung fallen zu lassen...

— Wie, Madame?... sind wir denn nicht hier en famille,... wie es die sehr wenig angenehmen Reden beweisen, welche mir ausgetauscht haben?

— Das thut Nichts... Mademoiselle... wenn es sich um mehr oder minder streitige Angelegenheiten von Wichtigkeit handelt, ist es vollkommen unnütz darüber zu sprechen, wenn man nicht die Beweisstücke vor sich hat.

— Und weren sprechen wir denn seit einer Stunde, wenn nicht von Angelegenheiten von Wichtigkeit, Madame? In der That... ich begreife Ihre Verwunderung... Ihre Verlegenheit nicht...

— Ich bin weder verwundert noch verlegen... Mademoiselle... aber seit zwei Stunden zwingen Sie mich, so neue Dinge anzuhören, so extravagante Dinge, daß allerdings etwas Erstaunen wohl erlaubt ist.

— Ich bitte um Entschuldigung, Madame, Sie sind sehr verlegen, — sagte Adrienne ihre Tante fest ansehend, — Herr von Aigrigny auch... und das verbunden mit gewissen Verdachten, die aufzuklären ich noch nicht Zeit gehabt...

Nach einer Pause versetzte Adrienne dann:

— Habe ich also recht gerathen?... Wir wollen sehen...

— Mademoiselle, ich befehle Ihnen zu schweigen, — rief die Prinzessin, den Kopf ganz und gar verlierend.

— O, Madame, — sagte Adrienne, — für eine Person, die gewöhnlich so sehr ihrer selbst Meister ist... compromitiren Sie sich sehr.

Die Vorsicht, wie man sagt, kam glücklicher Weise in diesem gefährlichen Augenblicke der Prinzessin und dem Abbé zu Hülfe.

Ein Kammerdiener trat ein; sein Gesicht war so verstört, so bestürzt, daß die Prinzessin lebhaft zu ihm sagte:

— Nun, Dubois, was giebt's?

— Ich bitte die Frau Prinzessin um Verzeihung, daß ich Sie trotz ihrer ausdrücklichen Befehle unterbreche, aber der Herr Polizeicommissär wünscht Sie augenblicklich zu sprechen, er ist unten... mehre Agenten und zwei Soldaten im Hofe.

Obgleich sie über dies neue Ereigniß höchst erstaunt war, wollte die Prinzessin doch diese Gelegenheit benutzen, um sich schnell mit Herrn von Aigrigny in Betreff der drohenden Entdeckungen Adrienne's zu berathen und sagte aufstehend zum Abbé:

— Herr von Aigrigny, hätten Sie die Gefälligkeit mich zu begleiten, denn ich weiß nicht, was die Anwesenheit des Polizeicommissärs bei mir zu bedeuten hat.

Herr von Aigrigny folgte der Frau von Saint Dizier in's anstoßende Zimmer.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

ich habe meinen Hirnschädel hintergelegt, damit Ihr Euch die Füße daran abwärmen könnt!"

„Woodpile — woodpile!" schallte jetzt die Stimme des Mate durch das Zwischendeck. „Woodpile, boys' get up here! get up! — Holz — Holz — Burschen, steht auf hier, steht auf." —

Dabei ging er an den verschiedenen Kojen umher und schüttelte die Schlafenden, sich wenig daran kehrend, ob der, den er weckte, verpflichtet war, Holz zu tragen oder nicht.

Dehnend und gähnend erhoben sich die meisten Passagiere und rieben die schlaftrunkenen Augen, ihre Mützen und Hüte suchend, die sie beim Niederlegen abgenommen; denn im Uebrigen waren sie noch alle angezogen, während der Mate, unter ihnen umhergehend, die langsamsten anfeuerte, sich ein wenig zu eilen oder wie er sich ausdrückte, „to get fixed," immer noch mit der Laterne, die er in der Hand hielt, anderen Schlummernden dicht an das Gesicht hinaufleuchtend, um die zu entdecken, die sich vielleicht, in der Dunkelheit der Nacht, der Arbeit entziehen wollten.

Gar sonderbare Gesichter schnitten dann die in tiefen Schlaf versunken Gewesenen, wenn sie, durch das Geräusch um sich her und das Kerzenlicht dicht vor sich erweckt, die Augen aufschlugen und gerade in die, keine 3 Zoll von ihren Augen entfernte helle Flamme hineinstarrten.

F. Gerstaecker.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

[402.] **Carl Bernhard.**

Sämmtliche Werke.

Aus dem Dänischen von K. L. Kannegießer.

I.–X. Band.

1. Band:	**Die Hospitalverlobung.**	1	Thlr.
2. „	**Eine Familie auf dem Lande.**	1	„
3. „	**Der Eilwagen. — Ein Sprichwort.**	1	„
4. „	**Die Declaration.**	¾	„
5. „	**Der Kommissionär. — Tante Franziska.**	1½	„
6. „	**Der Kinderball.**	1	„
7.–9. „	**Christian VII. und sein Hof.**	3	„
10. „	**Schooßsünden.**	¼	„

10 Bände 9¾ Thaler.

Die ersten 6 Bände, welche unter dem Titel „Lebensbilder aus Dänemark" erschienen, bringen dem deutschen Publicum eine Reihe von Erzählungen und Novellen, welche das Leben der gebildeten Stände in Dänemark mit eben so blühender Phantasie als feiner Beobachtung und treffender Darstellung schildern, und in ihrer Heimath sich den größten und anhaltendsten Beifall erworben haben.

Christian VII. und sein Hof, der erste umfangreichere Roman Carl Bernhard's, wurde mit noch höher gesteigertem Beifall aufgenommen, als seine früheren Arbeiten schon gewonnen hatten. Kaum drei Wochen nach dem Erscheinen war eine neue Auflage nöthig. Dies Werk umfaßt die interessanteste, theilweise bisher noch verhüllte Periode der dänischen Geschichte. Mit meisterhaften Zügen schildert er die Lasterthat und Pracht des hierin unübertroffenen Königs Christian VII., das Unglück der liebenswürdigen Caroline Mathilde, die Intriguen der ränkesüchtigen Königin Wittwe, den Sturz und das tragische Ende des Ministers Struensee, wie seines Freundes des Grafen Brandt.

J. J. Weber in Leipzig.

Am 19. October erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 68.

Inhalt: Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. — Wochenbericht. — Marokko. II. — Die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Galvanometallurgie. Ueber Schädellehre (Craniescopie.) — Ueber die Beschäftigung der Kinder in den englischen Fabriken und Bergwerken (Schluß). — Das Huldigungsbild von Krüger. — Briefwechsel. — Salonbericht.

Illustrationen: Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. — Mulei Abderrhaman, Sultan von Marokko. — Ansicht von Marokko. — Die englische Flotte auf der Höhe von Gibraltar. — Die französische Flotte auf der Höhe von Tanger. — Die Schädellehre. Mit 17 Abbildungen. — Die Huldigung Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Gemälde von Krüger. Gruppe aus dem Huldigungsbilde von Krüger. — Londoner Moden. — Rébus.

Jeder Sonntag erscheint eine illustrirten Abbildungen (Quartformat) mit 10 dergleichen Nummern von 10 dreispaltigen Seiten in gros Folioformat mit 32–35 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr. —

Leipzig, J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung
Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Die Ehre Gottes. Novelle von Ernst Ziel. Mit Illustration.

Der Kampf um's Dasein. Novelle von Ernst Ziel. Mit Illustration.

Der Kampf um's Dasein. Novelle von Ernst Ziel. Mit Illustration.

Der Kampf um's Dasein. Novelle von Ernst Ziel. Mit Illustration.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Ziel in Berlin.

Verlag von Ernst Ziel in Berlin.

Druck von Ernst Ziel in Berlin.

Sie zum Schreiben brauchen... Schnell... Schnell!... Aber wird es dem Doctor gelingen?

— Die Wahrheit zu sagen, mage ich es nicht zu hoffen, — sagte der Marquis, indem er sich mit verhaltenem Ingrimm an den Tisch setzte. — Dank dem Verhöre, das übrigens unsere Hoffnungen übertroffen hat und von unserem Menschen hinter dem Vorhange des anstoßenden Zimmers getreu stenographirt worden ist; Dank den heftigen Auftritten, welche nothwendigerweise morgen und später stattfinden müssen, würde der Doctor, wenn er geschickt und vorsichtig zu Werke ginge, mit der vollkommensten Sicherheit haben handeln können... Aber es heute... augenblicklich von ihm zu verlangen... sehen Sie, Herminie... es ist Thorheit, nur daran zu denken! — Und der Marquis warf die Feder, welche er in der Hand hatte, heftig von sich, darauf fügte er mit dem Tone

bitterer und tiefer Entrüstung hinzu: — In dem Augenblicke des Gelingens so unsere Hoffnungen vernichtet zu sehen!... O, die Folgen von alle dem... werden unberechenbar sein... Ihre Nichte... thut uns vielen Schaden... sehr viel Schaden!...

Es ist unmöglich den Ausdruck verhaltenen Zornes, unversöhnlichen Hasses wiederzugeben, mit welchem Herr von Aigrigny die letzten Worte sprach.

— Frédérik! — rief die Prinzessin ängstlich aus und legte ihre Hand leidenschaftlich auf die des Abbé, — ich beschwöre Sie, verzweifeln Sie noch nicht... der Geist des Doctors ist so reich an Hülfsquellen, er ist uns so ergeben... versuchen wir es nur...

— Im Grunde — ist es mindestens eine Möglichkeit... — sagte der Abbé und ergriff die Feder wieder.

— Nehmen wir den schlimmsten Fall an — sagte die Prinzessin, — daß Adrienne heute Abend die Töchter des Marschall Simon auffucht... Blutrichst findet sie sie nicht mehr...

— Das steht nicht zu hoffen, es ist unmöglich, daß Rodin's Befehle so schnell ausgeführt worden wären... man hätte uns davon benachrichtigt.

— Allerdings... schreiben Sie also dem Doctor... ich werde Ihnen Dubois schicken; er soll ihm Ihren Brief bringen. Muth, Frédérik, wir werden noch gegen dieses nicht zu dankbare Mädchen Recht behalten... — Darauf fügte Frau von Saint Dizier mit verdoppelter Wuth hinzu: — O, Adrienne, Adrienne... Du sollst mir die frechen Sorgesmen und die Angst, die Du uns machst, theuer bezahlen!

Als sie eben hinaus ging, wandte sie sich um und sagte zu Aigrigny:

— Erwarten Sie mich hier; ich will Ihnen sagen, was der Besuch des Petitzicommissarius bedeutet, und wir gehen dann zusammen wieder hinein.

Die Prinzessin verschwand.

Herr von Aigrigny schrieb eilig mit krampfhafter Hand einige Worte.

Siebentes Kapitel.

Die Schlinge.

Als Frau von Saint Dizier und der Marquis hinausgegangen, war Adrienne mit Herrn Baleinier und dem Baron Tripeaud im Kabinette ihrer Tante geblieben.

Als sie die Ankunft des Commissarius melden hörte, empfand Fräulein von Cardeville eine lebhafte Unruhe, denn ohne Zweifel kam dieser Beamte, wie Agricol es gefürchtet hatte, um Urlaubniß zu einer Haussuchung im Hôtel und im Pavillon zu bitten, damit man den jungen Schmied, den man dort versteckt glaubte, wiederfinden könne.

Obgleich sie Agricol's Versteck für sehr geheim hielt, war sie doch darüber nicht ganz beruhigt, deshalb fand sie jetzt in Voraussicht eines betrübenden Auftritts eine sehr günstige Gelegenheit, dem Doctor ihren Schützling zu empfehlen, da dieser, wie gesagt, ein sehr intimer Freund eines der einflußreichsten Minister jener Zeit war.

Das junge Mädchen näherte sich also dem Arzte, der mit seiner sanftesten, schmeichelndsten Stimme leise mit dem Baron plauderte.

— Mein guter Herr Baleinier... ich wünsche Ihnen zwei Worte zu sagen...

Und das junge Mädchen zeigte mit den Blicken nach einer tiefen Fensternische hin.

— Zu Ihrem Befehl... Mademoiselle... — antwortete der Arzt und stand auf, um Adriennen nach dem Fenster zu folgen.

Herr Tripeaud, der durch die Gegenwart des Abbé nicht mehr sich beschützt sah, und das junge Mädchen wie das Feuer scheute, war über diese Wendung sehr zufrieden; um sich eine Haltung zu geben, begann er wieder ein Heiligenbild zu betrachten, von dessen Bewunderung er gar nicht ablassen zu können schien...

Als Fräulein von Cardeville vom Baron weit genug entfernt war, um von ihm nicht gehört werden zu können, sagte sie dem stets lächelnden, stets wohlwollenden Arzte, der ihre Eröffnungen erwartete:

— Mein guter Doctor, Sie sind mein Freund, Sie waren schon der meines Vaters... Eben noch, trotz der Schwierigkeit Ihrer Stellung, haben Sie sich muthig als mein einziger Beistand gezeigt...

— Mein Gott, durchaus nicht, Mademoiselle, sagen Sie doch nicht solche Dinge, — versetzte der Doctor in spaßhaftem Tone: — Ei, Sie könnten mir da schöne Geschichten eindrocken... Seien Sie doch still... Vade retro, Satanas! was so viel heißt als: Lassen Sie mich zufrieden, reizendes Teufelchen, das Sie sind!

— Beruhigen Sie sich, — sagte Adrienne lachend, — ich werde Sie nicht compromittiren, aber erlauben Sie mir blos zu bemerken, daß Sie mir sehr häufig Ihre Dienste angeboten haben... Sie sprachen von Ihrer Ergebenheit.

— Stellen Sie dieselbe auf die Probe... und Sie werden sehen, daß ich es nicht bei Worten bewenden lasse.

— Nun gut, so geben Sie mir auf der Stelle den Beweis! — sagte Adrienne rasch.

— Das lasse ich mir gefallen, so liebe ich's, beim Worte genommen zu werden... Was kann ich für Sie thun?

— Sie sind noch immer sehr lirt mit Ihrem Freunde, dem Minister?

— Gewiß; ich behandle ihn gerade wegen des Verlustes seiner Stimme; er leidet stets daran einen Tag vorher, ehe man ihn interpellirt; er hat das lieber...

— Sie müssen von Ihrem Minister etwas sehr Wichtiges für mich erlangen.

— Für Sie! Und in welcher Beziehung?...

Der Kammerdiener der Prinzessin trat ein, und gab Herrn Baleinier einen Brief und sagte:

— Ein fremder Bedienter hat so eben diesen Brief gebracht; es ist sehr dringend...

Der Doctor nahm den Brief und der Kammerdiener ging hinaus.

— Das sind die Unannehmlichkeiten des Ruhms, — sagte Adrienne lächelnd zu ihm, — man läßt Sie nicht einen Augenblick in Ruhe, mein armer Doctor.

— Sprechen Sie mir nicht davon, — sagte der Arzt, der eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte, als er die Handschrift des Herrn von Aigrigny erkannte, — diese verteufelten Kranken glauben wahrhaftig, daß wir von Eisen sind und alle die Gesundheit besitzen, die ihnen fehlt;... sie sind unbarmherzig... Aber Sie erlauben wohl, Mademoiselle, — sagte Herr Baleinier und fragte Adriennen mit dem Blicke, dieser er den Brief entsiegelte.

Fräulein von Cardeville antwortete durch ein graziöses Kopfnicken.

Der Brief des Marquis von Aigrigny war nicht lang; der Arzt überlas ihn mit einem Blicke und trotz seiner gewöhnlichen Vorsicht zuckte er die Achsel und sagte:

— Heute... aber das ist unmöglich... er ist nicht recht geschickt...

— Gewiß ist es ein armer Kranker, der seine ganze Hoffnung in Sie gesetzt hat,... der Sie erwartet, Sie ruft... Nun, mein lieber Herr Baleinier, seien Sie gut... schlagen Sie seine Bitte nicht ab... es ist so süß, das Vertrauen zu rechtfertigen, das man einflößt!...

König.

Nun! wer den Krieg will. (Zu Hotham) Sie haben keine anderen Instructionen als die, die wir gehört haben?

Hotham.

Keine.

König.

So empfangen Sie, Erbprinz, von mir die Aufträge für Wien. Statt England denn ein deutscher Staat! (Rasch) Und 's ist besser so, meine Herrn, 's ist besser. An Deutschland schließ' ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz lehre Deutschlands Fürsten und Völker einig sein. (Zu rechts in sein Kabinet.)

(Die Generale, Grumbkow, Seckendorf folgen.)

Königin (zu Hotham).

Mein Herr, Sie haben einer Scene beigewohnt, die Ihnen bestätigt, was man in England über meine Lage nicht glauben wollte. Wilhelmine, die Nachricht von der Ankunft des Prinzen giebt mir das Leben wieder. Reisen Sie nach Wien, Erbprinz! Werden Sie Verräther an einer Sache, die siegen muß, trotz aller Intriguen meiner Feinde. Ihren Arm, Hotham! Der Prinz von Wales in Berlin! Ich faß' es kaum! Führen Sie ihn zu mir! Bereiten Sie ihn vor auf Alles, Alles, nur nicht auf die empörenden 40,000 Thaler! (Zu mit Hotham.)

Fünfter Auftritt.

Erbprinz. Prinzessin Wilhelmine.

P. Wilhelmine.

Was sagen Sie nun von Ihrem Freunde?

Erbprinz.

Noch kann ich nicht zu mir selbst kommen. Ein Verräther, ein Undankbarer, der mich, der uns Alle betrogen hat!

P. Wilhelmine.

Seien Sie vorsichtiger, von Freundschaft und Liebe zu sprechen. Leben Sie wohl! (Will der Königin nach.)

Erbprinz.

Prinzessin, das der Abschied, während ich mich rüste, dem Tode oder der Verzweiflung entgegen zu gehen?

P. Wilhelmine.

In Wien stirbt man nicht so leicht.

Erbprinz.

Sie könnten glauben, daß ich jetzt aus Ihrer Nähe scheiden würde, jetzt, wo der Glanz eines Prinzen von Wales Wilhelminens Auge, vielleicht ihr Herz blenden wird!

P. Wilhelmine.

Ach! Ich fange an, mein Herz durchaus nur noch unter dem Gesichtspunkt der Politik zu betrachten.

Erbprinz.

Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, Prinzessin? Mißtrauen einem Herzen, das nur einmal wahrhaft liebte, einmal und ewig, Sie, Wilhelmine!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Wäre diese Sprache Täuschung?

Erbprinz.

Prinzessin, ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin. Wahrheit vor der Welt, aufrichtige Werbung um Ihre Hand, selbst mit Gefahr, Sie auf ewig zu verlieren. Ich gehe zum König, ja ich erkläre ihm jetzt, jetzt in diesem Augenblick, daß ich unfähig bin, seinem Wunsche zu dienen, ich stürze mich ihm zu Füßen und gestehe mit offner Ehrlichkeit, daß ich Sie liebe. Wollen Sie das?

P. Wilhelmine (schwankend).

Nimmermehr!

Erbprinz.

Sie zittern, Prinzessin? Ich fühle, daß Ihr kindliches Herz vor dem Gedanken bebt, der Stimme Ihrer eignen Wahl zu folgen. Vergebung, daß ich Ihr Gefühl nach frivolem Welttone beurtheilte. Sagen Sie, glauben Sie an das Herz Ihres Vaters?

P. Wilhelmine.

Es ist voll Liebe und Güte.

Erbprinz.

Wohlan! Er hat mich ausgezeichnet, er hat Vertrauen zu mir gewonnen. Die Anwesenheit des Prinzen von Wales reizt ihn, dieser Kühnheit die Stirne zu bieten. Ja, ich schildr' ihm, was ich fühle und dann, Wilhelmine — dann? — Wenn er die Hand versagt?

Es war zu gleicher Zeit ein so außerordentlicher Vergleichungspunkt und so großer Gegensatz zwischen dem Gegenstande des Briefes, der eben von dem unversöhnlichen Feinde Adrienne's an den Arzt geschrieben wurde, und den Worten des Mittels, welche das junge Mädchen mit bewegter Stimme aussprach, daß der Doktor davon ergriffen wurde.

Er sah Fräulein von Cardeville mit fast verlegener Miene an und entwortete:

— Allerdings... handelt es sich um einen meiner Clienten... der sehr stark auf mich rechnet... zu stark sogar... denn er verlangt etwas Unmögliches von mir... Aber warum wollen Sie sich für einen Unbekannten interessiren?

— Wenn er unglücklich ist, kenne ich ihn... Mein Schützling, für den ich Sie um den Beistand des Ministers bitte, war mir auch fast unbekannt... und jetzt interessire ich mich aufs Lebhafteste für ihn; denn ich will es Ihnen nur sagen, mein Schützling ist der Sohn jenes würdigen Soldaten, der tief aus Sibirien die Töchter des Marschall Simon begleitet hat.

— Wie... Ihr Schützling ist...

— Ein braver Handwerker... die Stütze seiner Familie;... aber ich muß Ihnen Alles erzählen... die Sache verhält sich folgendermaßen...

Die Mittheilung, welche Adrienne dem Doctor machen wollte, wurde von Frau von Saint Dizier unterbrochen, welche von Herrn von Aigrigny begleitet hastig die Thür ihres Kabinetts öffnete.

Man las auf dem Gesichte der Prinzessin einen Ausdruck teuflischer Freude, welche sich kaum durch den Anschein von zorniger Entrüstung verstecken ließ.

Herr von Aigrigny hatte, als er in das Kabinett trat, schnell einen fragenden und unruhigen Blick auf den Doctor Baleinier geworfen.

Dieser antwortete durch ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe.

Der Abbé biß sich vor stummer Wuth in die Lippen; da er seine letzten Hoffnungen auf den Doctor geworfen hatte, so mußte er seine Pläne als für immer mißlungen betrachten, wenngleich auch die Prinzessin jetzt Adriennen einen neuen Streich zu spielen im Begriffe stand.

Meine Herren, — sagte Frau von Saint Dizier mit haßtigem Tone, denn sie erstickte fast vor beißender Freude, — Meine Herren, belieben Sie Platz zu nehmen... ich habe Ihnen neue und seltsame Dinge mitzutheilen in Bezug auf dieses Fräulein.

Und sie sah nach ihrer Nichte mit einem Blicke des Hasses und der Verachtung hin, der unmöglich geschildert werden kann.

— Nun... mein armes Kind, was giebt es, was will man wieder? — sagte Baleinier mit schmeichelndem Tone, bevor er das Fenster verließ, in dem Adrienne neben ihm stand, — was auch kommen möge, rechnen Sie stets auf mich.

Und dies sagend nahm der Arzt neben Herrn von Aigrigny und dem Baron Tripeaud Platz.

Bei der höhnischen Rede ihrer Tante hatte Fräulein von Cardeville den Kopf stolz in die Höhe gerichtet...

Sie wurde bis in die Stirn hinauf roth; ungeduldig, gereizt von den neuen Angriffen, mit denen man sie bedrohte, trat sie nach dem Tische hin, an dem die Prinzessin saß und sagte mit bewegter Stimme zu Herrn Baleinier:

— Ich erwarte Sie bei mir so bald als möglich... mein lieber Doctor; Sie wissen es, ich muß Sie durchaus sprechen.

Und Adrienne ging nach dem Fauteuil zu, auf dem ihr Hut lag.

Die Prinzessin stand schnell auf und rief:

— Was wollen Sie, Mademoiselle?

— Ich ziehe mich zurück, Madame... Sie haben mir Ihren Willen mitgetheilt, ich Ihnen den meinigen; das genügt; was die Geschäftsangelegenheiten anbetrifft, so werde ich Jemanden mit meinen Reclamationen beauftragen.

Fräulein von Cardeville nahm ihren Hut.

Da Frau von Saint Dizier sich ihre Beute entwischen sah, so lief sie schnell auf ihre Nichte zu und aller Schicklichkeit zum Trotze ergriff sie mit krampfhafter Hand sie beim Arm und sagte zu ihr:

— Bleiben Sie!!

— O... Madame... — rief Adrienne mit einem Tone schmerzlicher Verachtung; — wo sind wir denn hier?...

— Sie wollen uns entschlüpfen... Sie haben Furcht? — sagte Frau von Saint Dizier zu ihr, sie mit verächtlichem Blicke messend.

Mit den Worten: Sie haben Furcht... hätte man Adrienne von Cardeville in's Feuer treiben können. Sie machte sich mit einer edlen und stolzen Geberde von der Umspannung ihrer Tante frei, warf den Hut, den sie in der Hand hielt, wieder auf den Sessel, kam wieder nach dem Tische zurück und sagte gebieterisch zu der Prinzessin:

— Es giebt noch etwas Stärkeres als den tiefen Ekel, den dies Alles hier mir einflößt... das ist die Furcht, der Feigheit bezichtigt zu werden; sprechen Sie, Madame,... ich höre Sie an.

Und mit erhobenem Haupte, leicht gerötheter Farbe, den Blick durch eine Thräne der Entrüstung halb verschleiert, die Arme über die Brust gekreuzt, die wider ihren Willen vor Aufregung auf und nieder wogte, klopfte sie krampfhaft mit der Spitze ihres hübschen Fußes auf den Teppich und sah ihre Tante fest an.

Die Prinzessin wollte das Gift, von dem sie schwoll, Tropfen für Tropfen destilliren und ihr Opfer so lange als möglich leiden lassen, da sie sicher war, daß es ihr nicht entwischen würde.

— Meine Herren, — sagte Frau von Saint Dizier mit verhaltener Stimme, — hören Sie, was sich zugetragen hat... Man hat mich benachrichtigt, daß der Polizeicommissär sich zu sprechen wünsche; ich habe mich zu dem Beamten begeben; er entschuldigte sich mit verlegener Miene über die Pflicht, die er zu erfüllen habe. Ein Mann, gegen den ein Verhaftbefehl erlassen ist, war gesehen worden, wie er in den Gartenpavillon eingetreten ist...

Adrienne bedurfte kein Zweifel, es handelte sich um Agricol.

Aber sie wurde wieder gleichgültig, da sie an die Sicherheit des Verstecks dachte, in den sie ihn hatte führen lassen.

— Der Beamte, — fuhr die Prinzessin fort, — bat mich zur Aufsuchung dieses Menschen schreiten zu dürfen sowohl im Hôtel als im Pavillon. Das war sein Recht. Ich bat ihn, mit dem Pavillon zu beginnen und begleitete ihn... Trotz der unverzeihlichen Aufführung der Mademoiselle kam es mir doch nicht einen Augenblick in den Sinn, das muß ich gestehen, zu glauben, daß sie in irgend einer Weise mit dieser elenden Polizeigeschichte etwas zu thun haben könne... Ich irrte mich.

— Was meinen Sie, Madame? — rief Adrienne.

— Sie sollen es gleich erfahren, Mademoiselle, — sagte die Prinzessin mit triumphirender Miene. — An Jeden kommt die Reihe... Sie haben sich eben ein wenig zu sehr beeilt, sich so spöttisch und stolz zu zeigen... Ich begleitete also den Commissär bei seiner Haussuchung... Wir kommen nach dem Pavillon... Sie können sich das Erstaunen, die Verwunderung des Beamten denken, als er diese drei Geschöpfe erblickte, die wie Theatermädchen costümirt waren... dieser Umstand ist übrigens, auf meine Bitte, im Protokolle mit aufgenommen; denn man kann nicht genug vor Aller Augen... dergleichen Ausschweifungen bloßstellen.

— Die Frau Prinzessin hat sehr weise gehandelt, — sagte Tripeaud, sich verneigend. — Es war gut, das Gericht von diesem Gegenstande in Kenntniß zu setzen.

Adrienne, die zu sehr um das Schicksal des Handwerkers besorgt war, um Herrn Tripeaud oder Frau von Saint Dizier gehörig zu antworten, hörte still zu und verbarg ihre Unruhe.

— Der Beamte, — versetzte Frau von Saint Dizier, — begann die jungen Mädchen streng zu vornehmen und fragte sie, ob ihres Wissens kein Mann in den von Mademoiselle bewohnten Pavillon gekommen sei... sie haben mit unglaublicher Keckheit geantwortet, sie hätten Niemand bemerkt...

— Die braven, rechtschaffenen Mädchen! — dachte Fräulein von Cardeville voll Freude; — der arme Handwerker ist gerettet... die Protection des Doctor Baleinier wird das Uebrige thun...

Glücklicherweise, — versetzte die Prinzessin, — hatte eine von meinen Frauen, Madame Grivois, mich begleitet; diese vortreffliche Person erinnerte sich, daß sie heute morgen um acht Uhr Mademoiselle nach Hause kommen gesehen und sagte naivement zu dem Beamten, es wäre wohl möglich, daß der Mann, den man suche, durch die Gartenthür gekommen sei... die Mademoiselle... unwillkürlich... bei ihrer Heimkehr offen gelassen.

— Es wäre gut gewesen, Frau Prinzessin, — sagte Tripeaud, — auch das im Protokoll verzeichnen zu lassen, daß Mademoiselle heute Morgen um acht Uhr erst nach Hause gekommen ist.

— Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, — sagte der Doctor seiner Rolle getreu, — das liegt ganz außer dem Bereiche der Untersuchungen, mit welchen sich der Commissär beschäftigte.

— Aber, Doctor, — sagte Herr Tripeaud.

— Aber, Herr Baron, — versetzte Baleinier mit festem Tone, — das ist meine Meinung.

— Und es ist nicht die meinige, Doctor, — sagte die Prinzessin; — wie Herr Tripeaud habe ich gedacht, es sei wichtig, die Sache mit zu Protokoll zu nehmen und habe an dem verwirrten und schmerzlichen Blicke des Beamten gesehen, wie peinlich es ihm war, die skandalöse Aufführung einer jungen Person niederzuschreiben, die eine so hohe sociale Stellung einnimmt...

— Gewiß, Madame, — sagte Adrienne, der die Geduld riß, — ich halte Ihre Schamhaftigkeit für gleich groß mit der dieses verschämten Polizeicommissärs; aber mir scheint, daß Ihre gemeinschaftliche Unschuld sich ein wenig zu rasch beunruhigte; Sie und er dürfen bedenken sollen, daß nichts

---

P. Wilhelmine (sich abwendend).

Sie werden — Trost — finden.

Erbprinz.

Und wenn er sie gewährt?

P. Wilhelmine

(mit überwältigtem Gefühl, den vollen Ausdruck ihres Herzens gebend und doch doch schalkhaft).

Ach! Dann lassen Sie mich ja doch sitzen! Zur Strafe daß ich Sie so grausam gequält habe! (Schnell ab.)

Sechster Auftritt.

Erbprinz allein.

Erbprinz (freudig).

Sie liebt mich! So ist denn Eines entschieden, das Höchste, das Wichtigste! Ich gehe den geraden Weg, mitten in den Rachen des Löwen hinein. Was bleibt mir jetzt übrig? Von Hotham verrathen, nichts als Wilhelminens Liebe — und der Muth! (Eilt an die Thür des Königs.)

Siebenter Auftritt.

Eversmann. Erbprinz. Zuletzt Hotham.

Eversmann (tritt vom König heraus).

Wohin, Hoheit?

Erbprinz.

Zum König!

Eversmann.

Finden ihn in großem Zorn!

Erbprinz.

Ueber wen?

Eversmann.

Ueber Sie, Prinz.

Erbprinz.

Ueber mich?

Eversmann.

Die Gesandtschaft nach Wien übernimmt der Herzog von Weißenfels.

Erbprinz.

Was ist denn das wieder?

Eversmann.

Generalfiscalische Untersuchungen. Es war doch ein Perruckenmacher!

Erbprinz.

Sie sind toll! Ich muß den König in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens sprechen. (Will hinein.)

Eversmann.

Erlauben Sie, Prinz! Se. Majestät übergiebt Ihnen diesen Brief.

Erbprinz (nimmt den Brief und liest).

„An meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen. Eigenhändig, binnen 24 Stunden in Rheinsberg abzugeben, durch den Erbprinzen von Baireuth." — Das ist ja eine Verbannung!

Eversmann.

Blos 'ne höfliche Andeutung. Es ist nun Alles entdeckt. Der König kennt jetzt den Abgesandten des Kronprinzen, der hier in Berlin Haus und Hof in Verwirrung bringen sollte. Geschwiegen und doch Alles gesehen! Glückliche Reise nach Rheinsberg! (Ab.)

Erbprinz.

Alles verloren? Verrathen und verkauft von allen Seiten?

Hotham

(tritt schnell von der Königin heraus).

Prinz, glückliche Botschaft, die Prinzessin ist aufs Neue verhaftet worden.

Erbprinz.

Das nennen Sie Verräther eine glückliche Botschaft?

Hotham.

Ja noch mehr, Prinz! Der Verräther hat mit Vergnügen gehört, daß Sie beim König plötzlich in Ungnade gefallen sind.

Erbprinz.

Mit Vergnügen haben Sie das gehört?

Hotham.

Prinz, der Verräther versichert Sie auf Ehre, daß es keinen glücklicheren Weg geben konnte, Ihre Wünsche zu erfüllen.

Erbprinz.

Wollen Sie mich wahnsinnig machen?

Mit Ausnahme der Kaiserin Eugenie, welche sich in Hastings befindet, sind alle Mitglieder der kaiserlichen Familie in Chislehurst vereinigt. Der Prinz Napoleon ist mit seiner Familie von Brüssel dorthin gekommen, und auch Prinz Murat ist eingetroffen. Die Prinzessin Mathilde ist in Paris geblieben. Der Kaiser Napoleon hat sich in seinem Leben nie so wohl gefühlt, wie jetzt, wo er seine Ruhe hat. Er ist heiter und gesprächig, und seine Gesundheit ist vortrefflich. Er macht täglich Spazierfahrten und Spaziergänge, und sein Appetit ist ausgezeichnet. Er hat sich einen Bart wachsen lassen, der ihn sehr verändert. Er ist jetzt ganz grau, während er früher fast schwarz war. Er hat sich auch einen Schnurrbart stehen lassen, der ihn ebenfalls verändert. Er ist jetzt ganz grau, während er früher fast schwarz war. Er hat sich auch einen Schnurrbart stehen lassen, der ihn ebenfalls verändert.

Der Kaiser Napoleon und der Prinz Napoleon in Chislehurst.

Rebus.

Auflösung des Rebus in Nr. 1.

Wer Gutes thut, dem wird Gutes widerfahren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 1.

Die Zahl 1

— Ich habe Ihnen, Madame, mein letztes Wort gesagt... und das sage ich niemals zwei Mal...

— Meine Herren, Sie hören es, — versetzte die Prinzessin, — ich habe Alles in der Welt und vergeblich gethan, um zu einer Versöhnung zu kommen; Mademoiselle wird also nur sich selbst die Maßregeln zuzuschreiben haben, zu denen meine Zuflucht zu nehmen eine so verwegene Widersetzlichkeit mich nöthigt.

— Es sei, Madame, — sagte Adrienne.

Darauf wandte sie sich an Herrn Baleinier und sagte lebhaft zu ihm:

— Kommen Sie... kommen Sie, mein theurer Doctor, ich sterbe vor Ungeduld... jede verlorene Minute kann einer rechtschaffenen Familie sehr bittere Thränen kosten.

Und Adrienne verließ mit dem Arzte rasch den Salon.

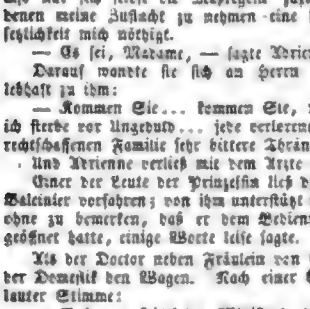
Einer der Leute der Prinzessin ließ den Wagen des Herrn Baleinier vorfahren; von ihm unterstützt stieg Adrienne hinein, ohne zu bemerken, daß er dem Bedienten, der den Schlag geöffnet hatte, einige Worte leise sagte.

Als der Doctor neben Fräulein von Cardoville saß, schloß der Domestik den Wagen. Nach einer Secunde sagte er mit lauter Stimme:

— Nach dem Hôtel des Ministers, der kleine Eingang!

Die Pferde rollten schnell davon.

Achtes Kapitel.



Ein falscher Freund.

Trübe und kalt war der Abend herangekommen.

Der bis zum Sonnenuntergang reine Himmel verschleierte sich immer mehr mit grauen gelblichen Wolken; der Wind wehte stark und trieb hier und dort Flocken dichten Schnee's vor sich her.

Die Laternen warfen nur einen zweifelhaften Schimmer in das Innere von Doctor Baleinier's Wagen, in welchem er mit Adriennen von Gardeville allein saß.

Das reizende Gesicht Adrienne's, das von ihrem kleinen, grauen Castorhute eingefaßt und durch den Schein der Laterne erleuchtet war, hob sich weiß und rein von dem düsteren Hintergrunde des Stoffes ab, mit welchem das Innere des Wagens ausgeschlagen war und es herrschte in dem Wagen jene liebliche und angenehme, man möchte sagen, wollüstige Atmosphäre von Wohlgeruch, welchen stets die Kleider der Frauen von gewählter Toilette verbreiten. Die Haltung des jungen Mädchens zur Seite des Doctors war voller Grazie; ihr zierlicher und schlanker von ihrem hoch hinaufgehenden Kleide von blauem Thibet eingeschlossener Wuchs drückte seine schmiegsamen Weichlinien in das weiche Rückenpolster, an welches sie sich lehnte; ihre kleinen über einander gekreuzten und ein wenig vorgestreckten Füße ruhten auf einem dichten Bärenfelle, das zum Teppich diente, in ihrer linken bloßen, weißen Hand hielt sie ein köstlich gesticktes Taschentuch, mit dem sie zu großem Erstaunen des Herrn Baleinier sich die Augen trocknete, die von Thränen feucht waren.

Ja, denn jetzt empfand das junge Mädchen die Gegenwirkung der peinlichen Auftritte, welche sie eben im Hôtel Saint Dizier gehabt; auf die fieberhafte nervöse Aufregung, welche sie bis dahin stark erhalten hatte, folgte eine schmerzliche Niedergeschlagenheit, denn Adrienne, welche bei ihrem Unabhängigkeitssinn so entschlossen war, so stolz in ihrer Verachtung, so unversöhnlich in ihrer Ironie, so muthig in ihrer Empörung gegen ungerechte Unterdrückung, besaß eine große Empfindlichkeit, die sie indessen stets vor ihrer Tante und ihrer Umgebung verbarg.

Trotz ihrer Festigkeit war Niemand weniger männlich, weniger virago als Fräulein von Gardeville; sie war wesentlich Weib; aber als Weib wußte sie auch eine große Gewalt über sich auszuüben, sobald das geringste Zeichen von Schwäche ihrerseits ihren Feinden zu Freude oder Stolz Anlaß geben konnte.

Der Wagen rollte seit einigen Minuten, Adrienne, die sich die Augen trocknete, hatte noch kein Wort gesprochen.

— Wie?... meine liebe Mademoiselle Adrienne! — sagte Baleinier über die Aufregung des jungen Mädchens wahrhaft erstaunt, — wie!... Sie, die eben noch so muthig war... Sie weinen?

— Ja, — antwortete Adrienne mit bewegter Stimme, — ich weine vor Ihnen... einem Freunde... aber in Gegenwart meiner Tante... o niemals!

— Und doch... Ihre Epigramme in dieser langen Unterredung...

— Mein Gott!... glauben Sie mir, ich entschließe mich nur wider meinen Willen in diesem Scharmützel von Sarkasmen zu glänzen... Nichts mißfällt mir mehr als diese Art Kämpfe mit bitterer Ironie, zu denen mich die Nothwendigkeit zwingt, um mich gegen diese Frau und ihre Freunde zu vertheidigen... Sie sprechen von meinem Muthe... er bestand nicht darin, ich versichere Sie, mit einem boshaften Geiste Parade zu machen,... sondern Alles, was ich litt, zu verhehlen, zurückzuhalten, als ich mich so roh behandeln sah... vor Leuten, die ich hasse, die ich verachte... Da ich doch im Grunde ihnen nichts Böses gethan, da ich nichts verlange als allein, frei, ruhig zu leben und glückliche Leute um mich zu sehen.

— Was wollen Sie? Man beneidet Ihnen sowohl Ihr Glück, als das, was Andere Ihnen verdanken...

— Und meine Tante gerade, — rief Adrienne entrüstet aus, — meine Tante, deren Leben nichts als ein ununterbrochener Skandal gewesen, die klagt mich auf eine so empörende Weise an! Als ob sie mich nicht als stolz, als richtig fühlend genug kennte, nur eine Wahl zu treffen, deren ich mich laut rühmen kann... Mein Gott, wenn ich einmal liebe, werde ich es sagen, es mir zur Ehre anrechnen, denn die Liebe, wie ich sie verstehe, ist das Kostlichste, was es auf der Welt giebt... — Darauf fuhr Adrienne mit verdoppelter Bitterkeit fort: — Wozu nützt noch Ehre und Aufrichtigkeit, wenn sie uns nicht einmal vor Verdächten schützen, die noch kümmer als gehässig sind!

Dies sagend brachte Fräulein von Gardeville aufs Neue ihr Taschentuch an die Augen.

— Nun, meine liebe Mademoiselle Adrienne, — sagte Herr Baleinier mit salbungsreichem, gefühlvollem Tone, — beruhigen Sie sich... Alles das ist nun vorbei... Sie haben in mir einen ergebenen Freund...

Und während er dies sagte, mußte dieser Mann trotz seiner teuflischen Hinterlist erröthen.

— Ich weiß es, Sie sind mein Freund, — sagte Adrienne, — ich werde es niemals vergessen, daß Sie sich heute dem Grolle meiner Tante ausgesetzt haben, indem Sie meine Partei nahmen, denn mir ist nicht unbekannt, daß sie mächtig ist... o, sehr mächtig, Böses zu thun...

— Was das anbetrifft... — sagte der Doctor, indem er eine vollkommene Indifferenz affectirte — mit uns Aerzten ist das eine andere Sache... wir sind vor vielen Unannehmlichkeiten geschützt...

— O, mein lieber Herr Baleinier, Frau von Saint Dizier und ihre Freunde vergeben niemals! — und das junge Mädchen schauerte zusammen. — Es bedurfte durchaus meiner unbezwinglichen Abneigung, meines angeborenen Abscheues vor Allem, was feig, hinterlistig und deshalb ist, um mich zu einem so offenen Bruch mit ihr zu bewegen... Aber wenn es sich auch... was soll ich sagen?... um Tod und Leben handelte, ich würde nicht zaudern... und doch, — fügte sie mit jenem ennuthigen Lächeln hinzu, das ihrer Physiognomie so viel Reiz verlieh, — doch liebe ich das Leben sehr... und wenn ich mir einen Vorwurf zu machen habe... so ist es der, daß ich es zu glänzend, zu schön... zu harmonisch haben möchte... Aber Sie wissen, ich habe mich in meine Fehler ergeben...

— Nun, nun, ich beruhige mich wieder, — sagte der Doctor fröhlich, — Sie scherzen, das ist ein gutes Zeichen...

— Oft ist es das Beste, was man thun kann... und doch... sollte ich es wohl nach den Drohungen, welche meine Tante gegen mich ausgestoßen? Aber was kann sie thun? Was hat diese Art von Familienrath zu bedeuten? Im Ernste, hat sie glauben können, daß der Rath eines Herrn von Aigrigny und eines Tripeaud Einfluß auf mich haben könne?... und dann hat sie von strengen Maßregeln gesprochen?... welche Maßregel kann sie ergreifen?... wissen Sie es?...

— Unter uns gesagt, ich glaube, daß die Prinzessin Sie blos hat erschrecken wollen... und daß sie darauf rechnet, durch Ueberredung auf Sie zu wirken... Sie ist so thöricht, sich für eine Beschützerin der Kirche zu halten und hofft auf Ihre Bekehrung, — sagte der Doctor boshafter Weise, indem er um jeden Preis für jetzt Adrienne erst beruhigen wollte, — aber denken wir nicht mehr daran... Ihre schönen Augen müssen in allem ihren verführerischen Glanze strahlen, um den Minister zu bezaubern, den wir jetzt besuchen wollen...

— Sie haben Recht, mein lieber Doctor... man müßte stets den Kummer fliehen, denn eine der geringsten Unannehmlichkeiten desselben ist der Umstand, daß man dabei den Anderer vergißt... aber sehen Sie, ich mißbrauche Ihre Bereitwilligkeit, ohne Ihnen einmal zu sagen, was ich von Ihnen erwarte.

— Wir haben glücklicher Weise Zeit zum Plaudern, denn unser Staatsmann wohnt ziemlich weit von Ihnen entfernt.

— In zwei Worten sollen Sie hören, warum es sich handelt, — sagte Adrienne; — ich habe Ihnen erzählt, welche Gründe ich hatte, mich für jenen jungen Arbeiter zu interessiren; heute morgen kam er ganz entsetzlich zu mir und gestand, daß er wegen einiger Gedichte, die er gemacht (denn er ist Poet) compromittirt sei, von Verhaftung bedroht werde, daß er aber ganz unschuldig ist. Wenn man ihn nun in's Gefängniß würfe, müßte seine Familie, die er allein unterhält, vor Hunger sterben; er kam deshalb mit der Bitte zu mir, ich möge eine Caution für ihn stellen, damit er frei auf Arbeit gehen könne; indem ich an Ihre Vertraulichkeit mit dem Minister dachte, versprach ich es ihm; aber man war schon auf der Spur des armen Burschen, ich hatte daher die Idee, ihn

---

Eversmann.

Schloßbefehl?

Seckendorf.

Alle Wachen sind ja angewiesen, einen weißen Domino, falls sich dieser des Nachts im Schlosse zeigen würde, ungehindert und sogar unangerufen passiren zu lassen. Begreifen Sie darin die Rücksicht für den Prinzen von Wales? Eversmann, alle unsre Combinationen sind in Gefahr. (Man pocht.) Man erschrickt ordentlich vor jedem Geräusch.

Eversmann.

Es wird der Hofschneider sein — erlauben Sie (geht an die Thür).

Seckendorf.

Der Hofschneider? Was soll denn wieder der Hofschneider?

Eversmann (ab).

Seckendorf (allein). o

Das Interesse meines Hofes ist noch immer bedroht. Der König ist doch für England. Ich muß Gewißheit haben. Es ist Zeit, daß ich mich jetzt mit ganzer Kraft entwickle.

Zweiter Auftritt.

Hotham. Eversmann (mit einem kleinen Paket). Seckendorf.

Hotham (verbeugt sich).

Se. Majestät haben mir eine Abschiedsaudienz zu bewilligen geruht.

Eversmann.

Sollen sogleich gemeldet werden, Herr Ritter. (Oeffnet das Packet und zieht einen weißen Domino hervor.) Nun, Herr von Seckendorf, (flüsternd) wenn Sie den Prinzen von Wales sehen wollen, (zeigt auf den Domino) das ist er! (Ab zum König.)

Seckendorf (bei Seite).

Der Prinz von Wales?

Hotham (bei Seite).

Ein weißer Domino der Prinz von Wales?

Seckendorf (bei Seite).

Wie combinir' ich mir denn das wieder?

Hotham (bei Seite).

Curios! Sollte dahinter vielleicht ein Geheimniß stecken?

Seckendorf (bei Seite).

Ich will den Ritter Hotham ausforschen.

Hotham (bei Seite).

Vielleicht, daß mir der gestirnte Herr da Auskunft geben kann.

Seckendorf (räuspert sich).

Wie befinden sich des Prinzen von Wales königliche Hoheit in Berlin? Ich bin der Graf Seckendorf.

Hotham.

Sehr erfreut. Excellenz sahen ja, er befindet sich (zeigt nach Eversmann) in den besten Händen.

Seckendorf (lacht. Bei Seite).

Besten Händen? Foppt er mich oder steckt er mit im Complott?

Hotham (bei Seite).

Das Mißverständniß spannt meine Neugier.

Seckendorf.

Sie irren sich, wenn Sie glaubten, daß wir den Bewerbungen des Prinzen von Wales entgegengearbeitet haben. Verschaffen Sie mir Gelegenheit den Prinzen zu sprechen, ich werd' es mir zur Ehre anrechnen, ihm mündlich diese Versicherungen zu wiederholen.

Hotham

(geheimnißvoll auf die Thür des Königs zeigend).

Der Eintritt in das Cabinet Sr. Majestät des Königs von Preußen steht, wie ich höre, dem Kaiserlichen Gesandten immer offen.

Seckendorf (bei Seite).

Cabinet des Königs? Also doch? (Laut) Herr von Hotham, ist Ihnen vielleicht die Sage von der weißen Frau bekannt, die seit Jahrhunderten mit der Geschichte des brandenburgischen Hauses verschwistert ist?

Hotham.

Ja wohl, Excellenz, ich höre, daß sie sich seit einiger Zeit wieder sehen läßt.

Seckendorf (bei Seite).

Das ist ein Complott. Man betrügt uns. Der Prinz von Wales steht mit dem König im besten Einvernehmen. (Laut) Herr von Hotham, Sie spielen ein doppeltes Spiel. Rund heraus. Der Prinz ist nicht nur hier, sondern wird auch beim König zugelassen.

Bei Verlust oder Beschädigung des Ausweises ist sofort Anzeige zu erstatten. Ersatz wird nur gegen Rückgabe des beschädigten Ausweises geleistet.

Der Ausweis ist nicht übertragbar. Er darf nur von dem Inhaber benutzt werden.

Der Ausweis ist nach Ablauf der Gültigkeitsdauer oder nach Rückgabe des Fahrrades zurückzugeben.

Der Ausweis ist nicht übertragbar. Er darf nur von dem Inhaber benutzt werden.

Der Ausweis ist nach Ablauf der Gültigkeitsdauer oder nach Rückgabe des Fahrrades zurückzugeben.

Ausweis für Fahrradbenutzung

Name: Max Mustermann

Geboren am: 12.03.1912

Wohnort: Berlin

Gültig bis: 31.12.1940

Ausgestellt am: 15.05.1940

Unterschrift des Inhabers: Max Mustermann

Stempel

Ausweis für Fahrradbenutzung

Name: Max Mustermann

Geboren am: 12.03.1912

Wohnort: Berlin

Gültig bis: 31.12.1940

Ausgestellt am: 15.05.1940

Unterschrift des Inhabers: Max Mustermann

Stempel

Bekanntmachung über Fahrradausweise

Vom 15. Mai 1940

Auf Grund der Verordnung über Fahrradausweise vom 1. Mai 1940 (RGBl. I S. 701) wird folgendes bestimmt:

§ 1

Fahrradausweise werden von den Polizeibehörden ausgestellt. Sie sind für die Dauer von höchstens einem Jahr gültig.

§ 2

Der Ausweis ist mitzuführen, wenn das Fahrrad benutzt wird. Er ist auf Verlangen den Polizeibeamten vorzuzeigen.

§ 3

Wer ein Fahrrad ohne Ausweis benutzt, wird mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 150 Reichsmark bestraft.

§ 4

Diese Bekanntmachung tritt am 1. Juni 1940 in Kraft.

Berlin, den 15. Mai 1940

Der Reichsminister des Innern

Ausgabe vom 1. Januar 1939 bis 31. Dezember 1939 ist bis zum 31. Januar 1940 zur Einsicht der Steuerpflichtigen im Steueramt aufgelegt.

Gegen die Veranlagung kann innert 30 Tagen, vom Tage der Auflage an gerechnet, bei der Steuerkommission schriftlich Einsprache erhoben werden.

Zürich, den 1. Januar 1940.

Steuerkommission der Stadt Zürich.

Bekanntmachung.

Die Steuerrodel für die Einkommens- und Vermögenssteuer der Gemeinde Zürich für das Jahr 1939 sowie

erkundigen; sie bob die Augen, um eine Klingelschnur neben dem Spiegel zu suchen; sie sah keine, bemerkte aber, daß, was sie erst in dem Halbdunkel des Zimmers für einen Spiegel gehalten, nichts Anderes sei, als eine große, sehr hellpolirte Blechplatte. Näher heantretend, stieß sie an einen bronzenen Leuchter, auch dieser war wie die Uhr an der Marmorplatte des Kamines festgemacht.

In gewissen Stimmungen des Geistes nehmen die unbedeutendsten Umstände häufig erschreckende Verhältnisse an; so machten diese am Getäfel befestigten Meubles, der unbewegliche Leuchter, der durch eine Blechplatte ersetzte Spiegel, das tiefe Schweigen, das immer länger dauernde Ausbleiben des Herrn Valcinier einen so lebhaften Eindruck auf Adrienne, daß sie einen gewissen Schauer zu empfinden begann.

Indessen war ihr unbedingtes Vertrauen zu dem Arzte so stark, daß sie sich über ihre Angst Vorwürfe machte und sich sagte, daß im Grunde, was sie beunruhige, von keiner eigentlichen Bedeutung, und daß es unvernünftig sei, um solcher Kleinigkeiten willen sich zu ängstigen.

Was das Ausbleiben Valcinier's betreffe, so verlängere es sich ohne Zweifel, weil er warte, bis die Geschäfte des Ministers erlaubten, sie zu empfangen.

Nichtsdestoweniger erlaubte sich das junge Mädchen, obgleich sie sich so zu beruhigen suchte, was sie sonst unter allen Umständen nicht gewagt haben würde: sie näherte sich nach und nach der kleinen Thür, durch welche der Doctor gegangen war und horchte... und hörte Nichts...

Plötzlich vernahm sie über sich ein dumpfes, schwerres Gerassel, wie von einem fallenden Körper... es schien ihr sogar, als hörte sie ein ersticktes Stöhnen.

Als sie schnell die Augen in die Höhe richtete, sah sie einige Stücke von der Malerei des Plafonds abbröckeln, wahrscheinlich in Folge der Erschütterung der oberen Diele.

Jetzt konnte sie ihrem Schrecken nicht länger widerstehen, sie lief nach der Thür, durch welche sie mit dem Doctor eingetreten war, und wollte Jemanden rufen.

Zu ihrem großen Erstaunen fand sie dieselbe von außen verschlossen.

Und doch hatte sie seit ihrer Ankunft kein Geräusch von einem Schlüssel im Schlosse gehört, das übrigens außen angebracht war.

Immer ängstlicher werdend rannte das junge Mädchen nach der kleinen Thür, durch welche der Arzt verschwunden war, und an der sie so eben gehorcht hatte...

Auch diese Thür war von außen geschlossen...

Sie wollte indessen noch gegen ihren immer mehr überhand nehmenden Schrecken ankämpfen, rief die ganze Festigkeit ihres Charakters zu Hülfe, und wollte, wie man zu sagen pflegt, sich etwas einreden.

— Ich kann mich geirrt haben, — sagte sie, — es wird Nichts gewesen sein als ein Fall; das Geräusch existirt nur in meiner Einbildungskraft... es giebt tausend Gründe dafür, daß nur eine Sache gefallen ist und nicht eine Person... Aber diese geschlossenen Thüren?... Vielleicht weiß man nicht, daß ich hier bin; man wird geglaubt haben, es sei Niemand in diesem Zimmer.

Und diese Worte aussprechend, sah sie ängstlich rings um sich; darauf fügte sie mit fester Stimme hinzu:

— Keine Schwachheiten, ich darf mir über meine Lage hier keine Täuschungen machen... und mich selbst betrügen wollen; im Gegentheil muß ich mit ruhigem Blicke sehen. Augenscheinlich bin ich hier nicht bei einem Minister;... tausend Anzeigen beweisen mir das jetzt... Herr Valcinier hat mich also betrogen... Aber zu welchem Zwecke? Warum hat er mich hierhergebracht? Und wo bin ich?

Diese beiden Fragen schienen Adrienne so unbeantwortlich, die eine wie die andere; nur davon war sie überzeugt, daß sie ein Opfer der Hinterlist des Doctors sei.

Für ihre aufrichtige, edle Seele war diese Gewißheit so furchtbar, daß sie noch versuchen wollte, sie zurückzuweisen, indem sie an die vertrauensvolle Freundschaft dachte, welche sie stets diesem Menschen bewiesen; deshalb sagte sich Adrienne auch mit Bitterkeit:

— Auf diese Weise führt die Schwäche, die Furcht uns häufig zu ungerechten, abscheulichen Vermuthungen; ja, dann es ist nicht erlaubt, an einen so teuflischen Betrug zu glauben, bis es nicht zum Aeußersten kommt... selbst wenn man auch durch den Augenschein dazu genöthigt wird; ich will Jemanden rufen, das ist das einzige Mittel, vollkommen in's Klare zu kommen.

Darauf erinnerte sie sich, daß keine Klingel da sei und sagte:

— Thut Nichts, ich werde klopfen, gewiß kommt man.

Und mit ihrem kleinen zarten Finger klopfte Adrienne mehre Male an die Thür.

An dem hohlen, dumpfen Tone, den diese Thür gab, konnte man abnehmen, daß sie sehr dick sei.

Keine Antwort.

Sie ging an die andere Thür.

Sie klopfte dort, dasselbe tiefe Schweigen... hier und da nur durch das Rauschen des Windes unterbrochen.

— Ich bin nicht furchtsamer als Jemand anders, — sagte Adrienne bebend; — ich weiß nicht, ist die tödtliche Kälte hier daran Schuld... aber ich zittre wider Willen; ich gebe mir alle Mühe, jede Schwäche von mir abzuwehren, indessen scheine mir, würde Jedermann wie ich, was hier vorgeht... seltsam... erschreckend finden.

Plötzlich erscholl Geschrei oder vielmehr wildes, scherzliches Gebrüll mit Wuth eben in dem über dem Salon befindlichen Zimmer und bald darauf erschütterte eine Art von dumpfem, schwerem Fußgetrampel heftig und abgebrochen den Plafond, als ob mehre Personen in hartnäckigem Kampfe wären.

Vor Schreck stieß Adrienne einen lauten Schrei aus, wurde bleich wie der Tod, blieb einen Augenblick vor Entsetzen starr, darauf stürzte sie an eines der durch Läden verschlossenen Fenster und öffnete es heftig.

Ein heftiger Windstoß, gemischt mit geschmolzenem Schnee, fuhr Adrienne in's Gesicht, verfing sich im Saale, und nachdem er das räuchrige Licht der Lampe flackern gemacht, löschte er es ganz aus...

So in die tiefste Dunkelheit versetzt, die Hände krampfhaft um die Eisenstangen geklammert, mit denen das Fenster verwahrt war, gab endlich Fräulein von Cardeville ihrem lange bekämpften Schrecken nach und wollte nach Hülfe rufen, als ein unerwarteter Anblick sie einige Minuten vor Entsetzen stumm machte.

Ein Gebäude, das parallel mit dem ging, in welchem sie sich befand, erhob sich in geringer Entfernung gegenüber.

Mitten in der tiefen Dunkelheit, welche herrschte, strahlte ein großes, erleuchtetes Fenster...

Durch die Scheiben ohne Vorhänge bemerkte Adrienne eine weiße, hagere, fleischlose Gestalt, die eine Art von Leichentuch hinter sich nachschleppte und schnell vor dem Fenster hin und herging mit einer zugleich heftigen und unaufhörlichen Bewegung...

Den Blick auf das Fenster geheftet, das in der Dunkelheit glänzte, blieb Adrienne durch diese düstere Erscheinung wie bezaubert; der Anblick brachte ihren Schrecken auf die höchste Stufe, sie rief aus Leibeskräften nach Hülfe, ohne die Eisengitter des Fensters zu verlassen, an die sie sich anklammerte.

Nach einigen Secunden und während sie so rief, traten zwei große Weiber schweigend in den Salon, in dem sich Fräulein von Cardeville befand, die immer am Fenster stehend sie nicht bemerken konnte.

Diese beiden kräftigen, mannhaften etwa vierzig bis fünfzig Jahr alten Weiber waren nachlässig und schmutzig gekleidet, wie Aufwärterinnen in niederem Stande; über ihren Kleidern trugen sie große Schürzen von weißer Leinewand, die oben bis zum Halse gingen, wo sie ausgeschnitten waren und herabfielen bis auf die Füße.

Die Eine, welche eine Lampe hielt, hatte ein breites, rothes, glänzendes Gesicht, eine dicke, fleischige Nase, kleine grüne Augen, und Haare von dem Ansehen zerzauften Flachses kamen unter ihrer schmutzigen weißen Mütze hervor.

Die Andere, gelb, trocken, knochig, trug eine kleine Trauerhaube, welche ihr mageres Gesicht eng umschloß, das ernst, pergamentartig, von Pockennarben zerrissen und durch dicke Augenbrauen scharf markirt war; einige lange graue Haare bedeckten ihre Oberlippe.

Diese Frau hielt halb auseinander gelegt eine Art Kleidungsstück von seltsamer Form und dicker grauer Leinewand.

Alle beide waren also schweigend durch die kleine Thür eingetreten, als Adrienne in ihrem Entsetzen sich an dem Fenstergitter hielt und schrie: Zu Hülfe, zu Hülfe!

Mit einem Winke deuteten die beiden Weiber nach Adriennen hin, und während die Eine die Lampe aufs Kamin setzte, näherte die Andere (die mit der Trauerhaube) sich dem Fenster und legte ihre große knochige Hand auf die Schulter des Fräuleins von Cardeville.

Sich heftig umwendend, fuhr diese beim Anblicke dieses unheimlichen Gesichtes einen neuen Schreckensruf aus.

Als die erste Regung der Furcht vorüber war, beruhigte sich Adrienne fast; so abschreckend auch dieses Weib war, so war es doch wenigstens Jemand, mit dem sie sprechen konnte, sie rief daher schnell mit bewegter Stimme:

— Wo ist Herr Valcinier?

Die beiden Weiber sahen sich an, tauschten ein Zeichen des Einverständnisses aus und antworteten nicht.

— Ich frage Sie, Madame, — versetzte Adrienne, — wo ist Herr Valcinier, der mich hierher gebracht hat... ich will ihn augenblicklich sprechen...

— Er ist fort, — sagte die dicke Frau.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Am 26. October erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 69.

Inhalt: Der Minister von Falkenstein. — Wochenbericht. — Tahiti. II. Die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich. — Das zweite Sängerfest des thüringer Sängerbundes. — Die Rede des Ministers Flottwell. — Die Gustav-Adolf-Stiftung. — Die Eröffnung der Feldherrnhalle in München. — G. F. Dinter. — Bilder aus dem pariser Volksleben. II. Die kleinen Gewerbe unter freiem Himmel. — Die Polka. — Porzellanwaaren und Glassachen. — Briefwechsel. — Salonbericht.

Illustrationen: Fackelzug der Studirenden in Leipzig zu Ehren des vormaligen Kreisdirectors, Ministers von Falkenstein. — Mr. Pritchard's, englischen Consuls auf Tahiti, Gefangennehmung durch die Franzosen. — Caprtän Bruat, Gouverneur der Markesasinseln. — Contreadmiral Dupetit-Thouars. — Liederfest des thüringischen Sängerbundes zu Gotha am 12. August. — Tilly, Statue von Schwanthaler. — Feldmarschall Fürst Wrede, Statue von Schwanthaler. — Gustav Friedrich Dinter. — Dinter's Geburtshaus zu Borna bei Leipzig mit einer Denktafel aus der Eisengießerei von Horkort in Leipzig. — Denkmal Dinter's auf dem Dinterberge bei Hartmannsdorf, gesetzt von den Gemeinden zu Görnitz und Hartmannsdorf bei Borna. — Bilder aus dem pariser Volksleben, 9 Illustrationen. — Polka-Bignette. — Londoner Moden. — Rebus.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen). Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr.

Leipzig, J. J. Weber.

sich ein Engländer von Clubbs und geschlossenen Gesellschaften machen kann.

König.

In Berlin? Das leidet die Polizei? Da bin ich doch neugierig.

Hotham.

Ein gemüthlicher Mann versammelt wöchentlich einige Male in einem kleinen niedrigen Zimmer des Schlosses eine kleine auserlesene Gesellschaft von Männern um sich, denen er sein nächstes Vertrauen schenkt. Auf hölzernen Schemeln sitzend, oft mit ausgezogenen Röcken, den Biertrug vor sich auf dem groben Tisch von Eichenholz, die dampfende holländische Thonpfeife im Munde, unterhält man sich daselbst trotz der hohen Stellung, welche alle diese Männer in der Welt einnehmen, auf die ungebundenste Weise. Einige, die nicht rauchen können, halten, um das Ensemble nicht zu stören, die Pfeife kalt im Munde. Den Stoff zum Lachen bietet gewöhnlich ein Mitglied dar. Es geht nach dem Loose, an Jeden kann die Reihe kommen, das Stichblatt der lustigsten Satyre zu werden. In eine Sitzung dieser sonderbarsten aller Hof-Assemblées einmal eingeführt gewesen zu sein, wäre für mich eine der denkwürdigsten Erinnerungen, die ich von Berlin hinwegzunehmen wünschen könnte.

König.

Alle Wetter, Grumblow, ich glaube gar, er meint unsre Tabagie?

Hotham.

Das weltberühmte preußische Tabackscollegium!

König.

Und davon hätten Sie — hätte der Ritter — Nein — (leise) auch jetzt brauch' ich die üblichen Formen nicht mehr. Ritter Hotham, Sie haben von meiner Tabagie gehört? Sie haben Gutes von ihr gesprochen, das söhnt mich mit Ihrem Charakter aus! Können Sie rauchen?

Hotham.

Leichten holländischen Varinas.

König.

Hab' ich, auch Portorico, auch ungrischen, ja ich lasse jetzt auch in der Mark Brandenburg trefflichen Taback ziehen.

Hotham.

Für diesen würde ich danken.

König.

Geben Sie mir die Hand, Ritter! Kommen Sie heut in unser Collegium. Bei einem Trunke Bier spülen wir unsern diplomatischen Aerger hinunter und in den blauen Dampfwolken verpuffen wir alle unsre Ränke, Pfiffe und Kniffe.

Eversmann.

Aber, Majestät, wer soll heute den Stoff zum Lachen geben?

Hotham.

Nehmen Ew. Majestät heute mich zum Stichblatt.

König.

Gott bewahre! Herr Ritter, da geht es scharf her! Wer so von einem Dutzend alter Soldaten gepreßt wird, der erholt sich in ein Paar Wochen nicht wieder!

Hotham (bei Seite).

Angenehmes Schicksal, hier den Fuchs zu machen.

König.

Wir finden aber schon Einen, den wir heut in unsre Mitte nehmen. Lachen sollen Sie, lachen und dann — dann erzählen Sie uns auch was von den Hahnenkämpfen und von den Vorern in England. Sehen Sie, solchen Spaß hätt' ich nun für mein Leben gern und wollt's auch gern hereinlassen in's Land, ohne Zoll, ohne alle Accise. Also um acht Uhr Tabagie! Pardon für die sonderbare Abschiedsaudienz. Bringen Sie einen guten Durst mit. Im Trinken halten wir uns dann auch nicht an die üblichen Formen! (Zu Eversmann, unter Hotham, folgen.)

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 18. Leipzig, Mittwoch den 30. October 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. III. Band: 9., 10., 11. und 12. Kapitel.

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot, von F. Gerstäcker. (Fortsetzung.)

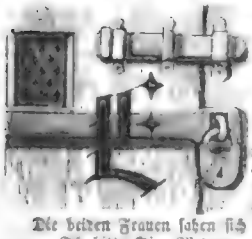
Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Dritter Band.

Das Hôtel Saint Dizier.

Neuntes Kapitel.



Das Kabinet des Ministers.

Er ist fort!... — rief Adrienne, — fort ohne mich... Aber was soll das bedeuten? mein Gott!...

Die beiden Frauen sahen sich an und zuckten die Achseln.

— Ich bitte Sie, Madame, — versetzte Adrienne mit gezwungenem Tone, — mir einen Wagen zu holen, da Herr Balcinier ohne mich fortgefahren ist, ich will von hier fort.

— Nun, nun, Mademoiselle, — sagte das große Weib (man nannte sie die Thomas), indem sie that, als höre sie nicht, was Adrienne sage, — die Stunde ist da... Sie müssen jetzt zu Bette gehen.

— Zu Bett! — rief Fräulein von Cardeville entsetzt. — Aber mein Gott, das ist ja unwärtisch zu werden!... Darauf wandte sie sich an die beiden Weiber:

— Was ist das für ein Haus? Wo bin ich? Antworten Sie!

— Sie sind in einem Hause, — sagte die Thomas mit rauher Stimme, — wo man nicht zum Fenster hinausschreien darf, wie Sie eben.

— Und wo man nicht die Lampen auslöschen muß, wie Sie es gethan... sonst, — setzte das andere Weib Namens Gervaise, — sonst erzürnen wir uns!...

Adrienne zitterte vor Entsetzen und konnte keine Worte finden; sie sah abwechselnd die scheußlichen Weiber mit Angst an, ihr Verstand strengte sich vergeblich an, zu begreifen, was vorgehe. Plötzlich glaubte sie es errathen zu haben und rief:

— Ich sehe, es ist eine Verwechselung... ich erkläre es mir nicht... Aber im Grunde ist es eine Verwechselung... Sie halten mich für eine Andere... Wissen Sie, wer ich bin?... Ich heiße Adrienne von Cardeville...? Also sehen Sie... es steht mir frei, von hier fortzugehen; Niemand in der Welt hat das Recht, mich mit Gewalt zurückzuhalten... Ich befehle Ihnen daher, besorgen Sie mir sogleich einen Wagen... Wenn in diesem Stadttheile keiner zu haben ist, so geben Sie mir Jemanden mit, der mich begleitet und mich nach Hause, Rue de Babylone, nach dem Hôtel Saint Dizier bringt. Ich werde diesen Menschen reichlich belohnen und Sie auch...

— Nun, sind wir bald fertig?... — sagte die Thomas, — wozu nützt uns dies Gerede?

— Nehmen Sie sich in Acht, — sagte Adrienne, die alle Mittel versuchen wollte, — wenn Sie mich mit Gewalt hier zurückhalten wollen... könnte die Sache sehr ernst werden... Sie wissen nicht, welchen Unannehmlichkeiten Sie sich aussetzen...

— Wollen Sie nun zu Bette kommen? Ja oder Nein? — sagte Gervaise mit ungeduldiger, rauher Miene.

— Hören Sie, Madame, — versetzte Adrienne schnell, — lassen Sie mich fortgehen und ich gebe Jeder zwei Tausend Franken... Ist das nicht genug? ich gebe Ihnen zehn... zwanzig... was Sie wollen,... ich bin reich... aber ich muß fort... mein Gott... ich will nicht hier bleiben... ich habe hier Furcht!... rief das unglückliche Mädchen mit herzzerreißendem Tone.

— Zwanzig Tausend Franken... wie wär's! — was meinst Du, Thomas?

— Sei doch vernünftig, Gervaise, das Lied singen sie ja Alle.

— Nun gut, weil Gründe, Bitten, Drohungen vergeblich sind, — sagte Adrienne und schöpfte eine große Energie aus ihrer verzweifelten Lage, — so erkläre ich Ihnen, daß ich fort will,... und augenblicklich... Wir wollen sehen, ob man die Kühnheit hat, Gewalt gegen mich anzuwenden!...

Und Adrienne that entschlossen einen Schritt nach der Thür.

Aber in diesem Augenblicke erscholl aufs Neue jenes wilde rauhe Geschrei, das dem Lärm des Kampfes vorgegangen war, der Adriennen so erschreckt hatte, aber diesmal wurde das scheußliche Geheul von keinen Fußtritten begleitet.

— O, welches Geschrei! — sagte Adrienne stillstehend und näherte sich in ihrer Furcht den beiden Frauen. — Hören Sie wohl das Geschrei?... Aber was ist das denn für ein Haus, mein Gott, wo man dergleichen hört? — Und dann dort drüben! — fügte sie hinzu, indem sie fast mit Geistesverwirrung nach dem anderen Gebäude hinüberzeigte, dessen eines Fenster in der Dunkelheit strahlte, und vor welchem die weiße Gestalt unaufhörlich hin und herging. — Dort drüben! Sehen Sie nur! — Was ist das?

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

(Fortsetzung aus Nr. 16.)

Ein ältlicher Mann lag ebenfalls in tiefem Schlafe ruhig in seiner Koje auf dem Rücken, die Hände auf der Brust gefaltet, als der Mate sich über ihn beugte und ihm, wie den Andern, die Laterne dicht vor die Augen haltend, ausrief: „Do you wood?"

Der Mann, schwerlich den Sinn der Worte verstehend, aber durch den Schall derselben erweckt, schlug die Augen auf, und das helle Licht dicht vor sich erblickend, schrie er wild auffahrend aus Leibeskräften „Feuer!"

„What's the matter?" schrie der Mate, durch den plötzlichen Ausruf überrascht und erschreckt zurückspringend. — „Was zum Teufel schreit Ihr denn so?" fuhr er lachend fort, als er den Andern, mit weit aufgerissenen Augen und geöffnetem Munde, auf beide Hände gestützt, und wild umherstarrend, da sitzen sah; „kommt, Mann, kommt wieder zu Euch, es geschieht Euch Nichts!"

„What, in the name of God, do you want?" — Was um Gottesmillen wollt Ihr? —

„Tragt Ihr Holz?" fragte der Mate.

„Und darum den Mordlärm?" fragte der Andere, die Augen noch weiter aufreißend —

„Tragt Ihr Holz?" fragte der Mate wieder, ohne sich im Mindesten aus der Fassung bringen zu lassen.

„Nein — in's drei Teufels Namen, nein," schrie jetzt der Mann, der jetzt erst, durch die vielen grinsenden Physiognomien um sich herum, zur Besinnung seiner lächerlichen Lage kam — „und geht zur Hölle!" und damit warf er sich herum und wandte dem sehr ergötzten Publicum die Kehrseite zu.

„Woodpile! woodpile!" sagte der Mate, dem Deutschen auf die Schulter klopfend, der ebenfalls aufgestanden war und seine Kiste geöffnet sehend, mit todtenbleichen Wangen dieselbe durchsuchte, um sein Geld, sein ganzes Vermögen, auf das er seine künftige Lebensexistenz gründete, und das er jetzt vermißte, wiederzufinden. Aber vergebens durchwühlte er mit vor Angst zitternden Händen die ärmlichen Sachen, es war und blieb verschwunden, und trost- und rathlos stand er mit glanzlosen Augen die umhergeworfenen Kleidungsstücke anstarrend, während große Thränentropfen ihm an den bleichen Wangen hinunterliefen!

„Woodpile, woodpile, Mann! Lebhaft — werft Euren Plunder hinein; dann ist, hört Ihr mich denn nicht?" rief der Mate, als Jener, wenig seiner achtend, unbeweglich auf die geöffnete Kiste hinstarrend, stehen blieb.

„Alles gestohlen!" murmelte er endlich leise vor sich hin und sank von Schmerz überwunden, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf die Kniee nieder.

„Was zum Teufel ist jetzt wieder nicht recht?" rief der Mate, ärgerlich fragend im Kreis umhersehend.

„Jemand hat all sein Geld gestohlen," sagte Einer von den Leuten, der deutsch verstand.

„Gestohlen?" schrie die gellende Stimme der Frau, die sich mit einem Angstschrei zwischen den Männern hindurchdrängte — „gestohlen? all unser Geld? Jesus Maria!" kreischte sie, als sie ihre offene, durchwühlte Kiste und ihren knieenden Mann, ein Bild stummer Verzweiflung, sah, „Jesus Maria!" und sank laut heulend an der Kiste nieder.

„Woodpile — verdamm es," schrie der Mate — „hinaus mit Euch — was steht Ihr alle hier und gafft; das Boot hat angelegt; raisonnirt und lamentirt nachher, tragt aber erst das Holz herein."

Die Leute, welche Holz tragen mußten, gingen hinaus, der Mann aber blieb theilnahmlos neben der Kiste liegen, während die Frau noch einmal in wilder Hast auch den kleinsten Winkel des großen Kastens durchsuchte, und jedes Läppchen herauswarf; es war umsonst, das Geld war und blieb verschwunden; eben so erfolglos blieb es, daß mehre Leute sich an den Capitän wandten und um eine Nachsuchung baten, die auch begonnen wurde, als das Boot wieder in Gang war; der Dieb aber hatte sich heimlich und schnell an's Land gemacht, einen kurzen Aufenthalt in den Sümpfen in einem Blockhaus der genauen Untersuchung, der er sich wahrscheinlich auf dem Boote aussetzen würde, verziehend, und bald wurde das Visitiren aufgegeben, was überhaupt auf einem Dampfboot ein höchst undankbares Geschäft ist, wo eine so

— Nun, — sagte die Thomas, — das sind Personen, die, wie Sie, nicht artig gewesen sind!

— Was sagen Sie? — rief Fräulein von Cardoville aus, indem sie erschreckt die Hände faltete. — Aber... mein Gott! was ist das hier denn für ein Haus? Was thut man denn diesen Personen?

— Man thut ihnen, was auch mit Ihnen geschehen wird, wenn Sie bosshaft sind und nicht zu Bette gehen wollen, — versetzte Gervaise.

— Man legt ihnen dies hier an, — sagte die Thomas und zeigte das Kleidungsstück, das sie unter dem Arme hielt, — ja, man legt Ihnen das Kamisol an...

— O!! — rief Adrienne und barg vor Entsetzen ihr Gesicht in ihre Hände.

Es war eine furchtbare Entdeckung, die sie machte!...

Endlich begriff sie Alles...

Nach den heftigen Aufregungen des Tages mußte dieser letzte Schlag eine furchtbare Gegenwirkung haben; das junge Mädchen fühlte seine Kräfte schwinden, ihre Hände sanken herab, ihr Gesicht wurde schrecklich bleich, ihr ganzer Körper zitterte und sie hatte kaum die Kraft mit schwacher Stimme, auf die Kniee fallend, zu sagen, indem sie mit dem Blicke nach dem furchtbaren Kamisol wies:

— O, nein... Erbarmen, nicht das... Gnade!... Madame... ich werde... thun... was Sie wollen.

Darauf verlagte ihr die Kraft, sie sank in sich selbst zusammen, und ohne die Weiber, die auf sie zueilten und die Ohnmächtige in ihren Armen auffingen, wäre sie auf den Boden gefallen.

— Eine Ohnmacht, das ist nicht gefährlich... — sagte die Thomas, — bringen wir sie auf ihr Bett... wir ziehen sie denn aus, um sie niederzulegen, und es wird weiter Nichts sein.

— Trage Du sie, — sagte Gervaise. — Ich werde die Lampe nehmen.

Und die große kräftige Thomas hob Fräulein von Cardoville auf wie ein schlafendes Kind, trug sie im Arme fort

und folgte ihrer Gefährtin nach dem Zimmer, in welchem Herr Baleinier verschwunden war.

Dieses äußerst reinliche Zimmer war eitig kahl, eine grünliche Papiertapete bedeckte die Wände, ein kleines sehr niedriges eisernes Bett stand in der einen Ecke; ein im Kamine befindlicher Rost war mit einem eisernen Gitter umgeben, so daß man nicht herankonnte; ein an der Wand befestigter Tisch, ein vor diesem Tische stehender und am Fußboden festgemachter Stuhl, eine Kommode von Acajou und ein Lehnsessel von geflechtenem Stroh machten das traurige Meublement aus; das Fenster ohne Vorhänge war innen mit einem eisernen Drahtgitter versehen, damit die Scheiben nicht zerbrochen werden könnten.

In dieses düstere Kabinett, das einen so peinlichen Gegensatz zu ihrem reizenden kleinen Palast in der Rue de Babylone bildete, wurde Adrienne durch die Thomas gebracht, welche mit Hülfe Gervaise's das leblose junge Mädchen auf das Bett legte. Die Lampe wurde auf das Nachttischchen am Kopfende gesetzt.

Während die eine der Wärterinnen sie hielt, hatte die andere ihr das Kleid auf und zog es ihr aus; das junge Mädchen hatte den Kopf kraftlos auf die Brust sinken lassen. Obgleich sie ohnmächtig war, rannen doch zwei große Thränen aus ihren geschlossenen Augen, deren lange schwarze Augenbrauen auf die durchsichtige Bläße ihrer Wangen einen Schatten warfen... Ihr Hals und ihr elfenbeinweißer Busen war von den Wogen der goldenen Seide ihres köstlichen Haares umflossen, das bei ihrem Falle losgegangen war...

Als das ekelhafte Weib das Corsett von Atlas aufschnürte, das minder sanft, minder frisch, minder weiß war als der jungfräuliche und reizende Körper, der weich und schenkt unter den Spitzen und dem Batist sich rundete, wie eine leicht geröthete Alabasterstatue, und als die dicken rothen, schwieligen, aufgebrochenen Hände der Megäre nun die nackten Schultern und Arme des jungen Mädchens berührten... da zitterte dieses, ohne vollständig wieder zu sich zu kommen, unwillkürlich bei der rauhen, rohen Berührung.

— Was sie für kleine Füße hat! — sagte die Wärterin, welche darauf niederkniend Adriennen die Fußbekleidung auszog, — sie haben alle beide in meiner hohlen Hand Platz!

In der That, ein reiziger atlasweicher Kinderfuß, hier und da mit blauen Adern durchzogen, zeigte sich bald nackt, ebenso ein Bein mit reizigem Knie und Knöchlein von so feinen, so reinen Umrissen wie bei der antiken Diana.

— Und wie lang die Haare sind! — sagte die Thomas, — wie lang und weich!... sie könnte darauf treten... es wäre wahrhaftig Schade, wenn man sie ihr abschneiden müßte, um ihr Eis auf den Kopf zu legen.

Und dies sagend wand die Thomas, so gut sie konnte, das Haar Adriennens hinter ihrem Kopfe wieder zusammen.

Ach, es war nicht die leichte weiße Hand Georgette's, Fleurine's oder Hebe's, welche ihre schöne Herrin mit so viel Liebe und Stolz frisirten!

Daher wiederholte sich auch abermals, aber heftiger und schneller das nervöse Zucken, welches das junge Mädchen schon vorhin ergriffen, als sie auf's Neue die rauhe Berührung der Wärterin fühlte.

War es so zu sagen eine Art instinctmäßiges, magnetisch durch ihre Ohnmacht dringendes Widerstreben, war es die Kälte des Abends... bald erzitterte Adrienne auf's Neue und kam nach und nach wieder zu sich...

Es ist unmöglich, ihr Entsetzen, ihren Abscheu, ihre keusch zärtende Entrüstung zu schildern, als sie mit beiden Händen die vollen Haarlocken, die ihr das von Thränen gebadete Gesicht bedeckten, zurückstreift und sich, ganz zur Besinnung gekommen, halb nackt zwischen diesen beiden abscheulichen Herren sah.

Adrienne stieß erst einen Schrei des Schreckens und Schamgefühls aus, darauf warf sie, um sich dem Anblicke dieser beiden Weiber zu entziehen, mit unglaublich schneller Bewegung die Lampe um, die auf dem Nachttische an ihrem Kopfe stand, daß sie auf dem Boden zerbrach und verlöschte.

Nun hüllte das unglückliche Kind in der Dunkelheit sich in die Decken und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus...

Die Wärterinnen erklärten sich den Schrei und die schnelle Bewegung Adrienne's nur dadurch, daß sie sie einem Anfalle von wahnsinniger Wuth beimaßen.

— O, Sie fangen schon wieder an, die Lampen zu zerbrechen und auszulöschen... das scheint Ihre fixe Idee zu sein! — rief die Thomas grimmig und ging tastend in der Dunkelheit umher, — gut, ich habe Sie gewarnt... Sie sollen diese Nacht die Zwangsjacke bekommen, wie die Wahnsinnige da drüben!

— Ganz recht, — sagte die Andere, — halte sie nur fest, Thomas, ich werde Licht holen... wir beide werden schon mit ihr fertig werden.

— Mach schnell... denn trotz ihrer sanften Miene... scheint sie ganz richtig verrückt zu sein... und wir werden die Nacht bei ihr zubringen müssen.

.....

Trauriger schmerzlicher Contrast!

Am Morgen war Adrienne frei, lächelnd, glücklich aufgestanden, umgeben von allen Wundern des Luxus und der Kunst, von zarter und eifriger Sorglichkeit der drei jungen Mädchen, die sie bedienten;... in ihrer edelmüthigen, munteren Laune hatte sie einem jungen indischen Prinzen, ihrem Verwandten, eine Ueberraschung von glänzender, seenhafter Festlichkeit zugedacht, sie hatte den ersten Entschluß in Bezug auf die beiden von Dagobert nach Paris gebrachten Waisen gefaßt... In ihrer Unterredung mit Frau von Saint Dizier hatte sie sich abwechselnd stolz und empfindlich, melancholisch und lustig, ironisch und ernst... aufrichtig und muthwill gezeigt... und endlich, als sie in dies Haus des Fluches gekommen, so geschah es nur, um die Begnadigung eines rechtschaffenen und arbeitsamen Handwerkers zu erbitten...

Und nun am Abend... war Fräulein von Cardoville durch einen niederträchtigen Verrath den rohen Händen zweier Zuchthauswärterinnen preisgegeben und fühlte ihre zarten Glieder in das abscheuliche Kleid der Verrückten, in das Kamisol, gewaltsam eingezwängt.

.....

Fräulein von Cardoville verbrachte in Gesellschaft der beiden Herren eine furchtbare Nacht.

Am andern Morgen um neun Uhr, wie groß war da das Erstaunen des jungen Mädchens, als sie den Doctor Baleinier noch immer lächelnd, wohlwollend, väterlich in ihr Zimmer treten sah!

— Nun, mein Kind, — sagte er mit sanfter, liebreicher Stimme zu ihr, — wie haben wir die Nacht zugebracht?

Zehntes Kapitel.

Der Besuch.

Ihren Gitten und besonders ihrem Versprechen, artig zu sein, hatten die Wärterinnen des Fräulein von Cardoville nachgegeben und ihr die Zwangsjacke nur einen Theil der Nacht angelassen; als es Tag geworden, war sie aufgestanden und hatte sich allein angezogen, ohne daß man sie daran hinderte.

Adrienne saß auf dem Rande ihres Bettes; ihr erschreckendes Bleichsein, die tiefe Angegriffenheit ihrer Züge, ihre von

große Menge dunkler Winkel das Wiederauffinden kleiner, gestohlener Gegenstände, wenn sie erst einmal versteckt sind, wenn nicht ganz unmöglich, doch höchst schwierig macht. — Schon brach der Tag an, als erst alle weiteren Versuche, den Dieb zu entdecken, als nutzlos eingestellt wurden und alle schienen einigen Antheil an dem Verlust der armen Leute zu machen, die beiden Spieler ausgenommen, die, ohne auch nur im Mindesten den Lärm um sich herum zu beachten, ja ohne nur einmal nach der Ursache desselben zu fragen, einzig und allein mit ihrem Spiele beschäftigt, sitzen geblieben waren, und die, als der Morgen mit kalter Hand die Schatten der Nacht hinwegscheuchte, und sich die ersten, lichten Strahlen durch Thüren und Fenster des Zwischendecks stahlen, das matte, gelblich brennende Talglicht ausbliesen und ihr Spiel bei Tageslicht fortsetzten. In der Cajüte aber sammelte Simmons für die armen Leute eine Collecte, um doch wenigstens die Betrogenen im ersten Augenblick vor Mangel zu schützen.

Der Oceanic setzte jetzt mit außerordentlicher Schnelle seine Reise fort, und eine Biegung des gewaltigen Stromes nach der andern erschien und verschwand wieder.

Endloser Wald, schauerlich düstere Wildniß lag an beiden Seiten, nur hie und da durch die kleine Blockhütte eines Ansiedlers unterbrochen, der sich in dieser trostlosen Einsamkeit, von aller menschlichen Gesellschaft fast abgeschnitten und der Gnade der Mosquitos überlassen, angesiedelt hatte, um Holz an die den Strom befahrenden Dampfboote zu verkaufen, obgleich weiter die Bäume, aus denen er es schlug noch das Land, auf dem sie standen, sein Eigenthum waren, und dessen kleine, niedere Wohnung gar unscheinbar zwischen den ungeheuren Riesenstämmen des sie umgebenden Urwaldes hervorschimmerte. Kaum konnte auch der Beobachter, von einem der vorbeifahrenden Boote, eine Lichtung in der dichten Waldung erkennen, hätte nicht ein kleiner Platz abgestorbener Bäume, ein helles, graues Bretterdach, das zwischen diesen hervorschimmerte, und das, wie es fast unvermeidlich schien, von einem der kolossalen, verdorrten Stämme bei dem ersten Windstoß zerschmettert und vernichtet werden mußte, wie ein lichter Streifen aufgeschichteten Holzes, dicht am Ufer hin, den Aufenthaltsort einer Familie, eines Gliedes aus der Kette menschlicher Gesellschaft, verrathen und den hinüberblickenden unwillkürlich versucht anzurufen: „Was, um Gottes willen, kann Menschen, lebendige, denkende, vernunftbegabte Menschen, veranlassen, wenn sie wirklich sich von allen denen, die ihnen gleich sind, entfernen und ein einsames, von aller Welt abgeschiedenes Leben führen wollen, sich in solch sumpfigen, nur von Insecten, Reptilien und Thieren des Waldes belebten Gegenden, wo Fieber und Seuchen wüthen, niederzulassen; wo der Mississippi die Ufer überschwemmt und sie in manchen Jahren all ihr weniges Eigenthum in ein Boot schaffen müssen, um es nur den gierigen Fluthen zu entreißen und ihr mühsam aufgespeicherter Holzvorrath, von den wilden Wassern entführt und weggeschwemmt, die breite Oberfläche des Stromes bedeckt, ja, wo sie nicht einmal einen trockenen Platz finden können, ihre Todten zu begraben!

Der blaue Rauch wirbelte auf diesen Vorposten der Civilisation leicht empor, und verschwand, von einem leisen Winde zur Weite getrieben, in den gewaltigen Wipfeln der cottonwood — Baumwollenholz-Bäume —, die die kleine Lichtung von allen Seiten einschlossen, während dichtes Unterholz und fast undurchdringliche Schlingpflanzen den Raum zwischen den ungeheuren Stämmen ausfüllten und so gewissermaßen, um das Ganze herum, eine grüne Wand bildeten.

Der Oceanic fuhr an einer dieser eben beschriebenen Lichtungen vorbei, die aber erst ganz kürzlich entstanden zu sein schien, da noch nicht einmal die rund um den Stamm herum eingehauenen Bäume abgestorben, auch noch kein Klafterholz aufgeschichtet war und nur das glänzende, weiße, aus frisch gespaltenen Brettern neu gemachte Dach und einige weiße und buntgefleckte Kühe, die eine hinter der andern auf einem schmalen Fußsteg dicht am Ufer hingingen, die Nähe menschlicher Wesen verkündeten.

„Hallo the boat!“ rief eine Stimme herüber, und ein helles Tuch wurde auf einem Stock geschwenkt.

„Wünschen Sie zu landen?“ fragte der Lootse den Capitän, der neben ihm am Pilot-house stand und nach dem Platz, von dem die Stimme herklang, hinsahnte.

„Nehmen Sie das Boot ein wenig hinüber; es scheint ein einzelner Mann zu sein, wir wollen ihn fragen, was er will.“

„Hallo the boat,“ rief die Stimme auf's Neue, ungeduldiger als vorher; der Capitän zog ein Paar Mal am Klöppel der Glocke, dem am Ufer Herrnahen anzuzeigen, daß er ihn gehört habe und landen wolle, und das Boot schnitt schräg hinüber, wo der Mann, noch immer das Tuch schwenkend, stand.

dem düsteren Feuer des Fiebers brennenden Augen, das krampfhafte Zucken, dem sie von Zeit zu Zeit unterworfen war, alles das zeigte schon die unseligen Folgen dieser furchtbaren Nacht auf diese eindrucksfähige, nervöse Organisation.

Beim Anblicke des Doctor Balcinier, der mit einem Winke Gerwaise und die Themas hinausgehen hieß, blieb Adrienne wie versteinert.

Sie empfand eine Art Schwindel, indem sie an die Kühnheit dieses Mannes dachte; ... er wagte sich ihr noch zu zeigen! ...

Aber als der Arzt mit seiner süßlichen Stimme und mit dem Tone eines höchst liebevollen Antheils wiederholte: — Nun... mein armes Kind ... wie haben wir die Nacht zugebracht? — da legte Adrienne heftig ihre Hände an die brennende Stirn, als wolle sie sich fragen, ob sie wache oder träume. Darauf öffnete sie, den Arzt ansehend, bald die Lippen; ... aber diese zitterten so stark, daß es ihr unmöglich war, ein Wort hervorzubringen ...

Zorn, Entrüstung, Verachtung und besonders jenes so grausam schmerzliche Gefühl, welches edlen Herzen elend mißbrauchtes Vertrauen einflößt, bestürmten dermaßen Adrienne, daß sie wider ihren Willen vor Beklemmung und Staunen das Schweigen nicht brechen konnte.

— Nun, nun,... ich sehe schon, was es giebt, — sagte der Doctor traurig den Kopf schüttelnd, — Sie sind mir sehr böse ... nicht wahr? Nun, mein Gott, darauf war ich gefaßt, mein Kind! ...

Bei diesen mit heuchlerischer Frechheit ausgesprochenen Worten fuhr Adrienne auf; sie erhob sich; ihre bleichen Wangen erhitzten sich, ihr großes schwarzes Auge funkelte, sie richtete ihr schönes Gesicht stolz in die Höhe; ihre Oberlippe zuckte leicht auf zu einem bitteren, verächtlichen Lächeln; darauf ging das junge Mädchen zornig und schweigend vor Herrn Balcinier vorbei, der sitzen blieb, und eilte mit schnellem, sicherem Schritte nach der Thür.

Diese Thür, an der man eine kleine Klappe bemerken konnte, war von außen verschlossen.

Adrienne drehte sich nach dem Doctor um, zeigte mit gebieterischer Geberde nach der Thür und sagte zu ihm:

— Oeffnen Sie mir diese Thür!

— Sehen Sie, theure Mademoiselle Adrienne, — sagte der Arzt, — beruhigen Sie sich ... plaudern wir als gute Freunde ... denn Sie wissen es ... ich bin Ihr Freund ...

Und er sog langsam eine Prise Tabak ein.

— Also ... mein Herr! — sagte Adrienne mit vor Zorn zitternder Stimme, werde ich auch heute noch nicht hier herauskommen?

— Leider nein, ... bei dergleichen erklärtem Zustande ... Wenn Sie wüßten, wie erhitzt Ihr Gesicht ist ... wie Ihre Augen glühen; ... Ihr Puls muß achtzig Schläge in der Minute haben; ich beschwöre Sie, mein liebes Kind, verschlimmern Sie Ihren Zustand nicht durch so schädliche Aufgeregtheit ...

Nachdem sie den Doctor fest angesehen, kehrte Adrienne mit langsamem Schritte um und setzte sich wieder auf den Rand ihres Bettes.

— So ... — versetzte Herr Balcinier, — seien Sie vernünftig ... und ich sage es Ihnen nochmals: sprechen wir als gute Freunde ...

— Sie haben Recht, mein Herr, — antwortete Adrienne mit kurzer, verhaltener Stimme und vollkommen ruhigem Tone, — sprechen wir als Freunde ... Sie wollen mich für wahnsinnig ausgeben ... nicht wahr?

— Ich will, mein Kind, daß Sie eines Tages für mich eben so viel Dankbarkeit empfinden sollen, als jetzt Abneigung ... und diese Abneigung hatte ich vorausgesehen; ... aber so peinlich auch gewisse Pflichten sein mögen, so muß man sich doch darein ergeben, sie zu erfüllen.

Dies sagte Herr Balcinier sentenzend und mit so natürlichem Tone der Ueberzeugung, daß Adrienne anfangs eine Regung des Erstaunens nicht zurückhalten konnte ... dann umspielte ein bitteres Lächeln ihre Lippen:

— O, ganz gewiß ... alles das geschieht zu meinem Besten? ...

— Offen gesagt, meine theure Demoiselle ... habe ich jemals ein anderes Ziel gehabt, als das, Ihnen nützlich zu sein?

— Ich weiß nicht, mein Herr, ob Ihre Unverschämtheit nicht noch abscheulicher ist als Ihr feiger Verrath! ...

Ein Verrath! — sagte Balcinier mit schmerzlicher Miene die Achsel zuckend, — ein Verrath! ... aber bedenken Sie doch, mein armes Kind ... glauben Sie, daß, wenn ich nicht redlich, gewissenhaft in Ihrem Interesse handelte, ich heute Morgen wiederkommen würde, mich Ihrer Entrüstung auszusetzen, auf die ich gefaßt sein mußte? Ich bin Oberarzt dieses Krankenhauses, das mir gehört ... aber ich habe hier zwei Schüler, Aerzte wie ich, die meine Stelle vertreten ... ich konnte diese also mit Ihrer Pflege beauftragen ... aber nein ... ich habe das nicht gewollt ... ich kenne Ihren Charakter, Ihre Natur, Ihr früheres Verhalten ... und selbst abgesehen von der Theilnahme, welche ich Ihnen schenke, ... kann ich besser als Jemand Sie richtig behandeln.

Adrienne hatte Balcinier zugehört, ohne ihn zu unterbrechen; sie fixirte ihn und sagte:

— Mein Herr, ... wie viel zahlt man Ihnen dafür ... daß Sie mich für toll ausgeben?

— Mademoiselle ... — rief Balcinier unwillkürlich verletzt.

— Ich bin reich ... das wissen Sie, — versetzte Adrienne mit niederschmetternder Verachtung, — ich verdoppele die Summe ... die man Ihnen giebt ... Nun, mein Herr, im Namen ... der Freundschaft, wie Sie sagen ... bewilligen Sie mir wenigstens die Gunst, mehr zu bieten.

— Ihre Wärterinnen haben in ihrem Berichte über diese Nacht mich davon unterrichtet, daß Sie ihnen denselben Vorschlag gemacht haben, — versetzte der Doctor, indem er seine ganze Kaltblütigkeit wieder zusammennahm.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, ... ich hatte Ihnen angeboten, was man armen Frauen ohne Erziehung bieten kann, welche das Unglück zwingt, die böse Anstellung anzunehmen, die sie hier haben ... Aber Sie, mein Herr, ein Mann von Welt, von großem Wissen ... ein Mann von vielem Geiste ... das ist etwas Anderes; das wird viel theurer bezahlt; es giebt Verrath zu allen Preisen ... Also gründen Sie die Weigerung ... nicht auf die Geringfügigkeit des Anerbietens, das diesen Unglücklichen gemacht wurde ... Nun, wie viel wollen Sie haben?

— Ihre Wärterinnen haben in ihrem Nachtberichte auch von den Drohungen gesprochen, — sagte Herr Balcinier noch immer sehr kaltblütig; — haben Sie nicht auch an mich welche zu richten? Sehen Sie, mein liebes Kind, erschöpfen wir nur gleich die Versuche zu Bestechung und Drohungen der Rache ... Wir kommen dann in die richtige Stellung zu einander.

— O, meine Drohungen sind vergeblich? — rief Fräulein von Cardeville und ließ endlich ihrem bis dahin verhaltenen Zorne Luft. — O, Sie glauben, mein Herr, daß ich, wenn ich von hier los komme, — denn die Einkerkerung wird ein Ende erreichen, — nicht mit lauter Stimme Ihren nichtswürdigen Verrath erzählen würde? O, Sie glauben, ich würde nicht Ihre infame Spießgesellenschaft mit der Frau von Saint Dizier dem allgemeinen Abscheu preisgeben? ... O, Sie glauben, ich würde die scheußliche Behandlung verschweigen, die ich erduldet habe? Aber so toll ich auch bin, weiß ich doch, daß es Gesetze giebt, mein Herr, und ich werde von ihnen glänzende Genugthuung für mich fordern, Schmach, Schande und Strafe für Sie und Ihre Genossen! ... denn zwischen uns, sehen Sie ... existirt fortan ein Haß ... ein Krieg auf Leben und Tod ... und ich werde ihn zu unterhalten wissen mit Allem, was ich an Kräften, Verstand und ...

— Erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche, Mademoiselle, — sagte der Doctor noch immer ruhig und liebevoll, — Nichts würde Ihrer Heilung mehr entgegenstehen als übertriebene Hoffnungen; Sie würden durch dieselben in einem Zustande bedauernswerther Aufgeregtheit erhalten werden; wir müssen also die Sachen klar darstellen, damit Sie Ihre Lage ganz übersehen. Erstens ist es unmöglich, daß Sie von hier fortkommen; zweitens können Sie gar keine Verbindung nach außen hin unterhalten; drittens kommen in dieses Haus nur Personen, deren ich vollkommen gewiß bin; viertens bin ich gänzlich vor Ihren Drohungen geschützt und vor Ihrer Rache und zwar weil alle Umstände, alle Rechte zu meinen Gunsten sind.

— Alle Rechte! Mich hier einzusperren ...

— Man würde sich nicht dazu entschlossen haben, gäbe es nicht eine Menge Gründe, von denen immer einer gewichtiger ist als der andere.

— So, es giebt Gründe?

— Leider sehr viele.

— Und man wird sie mir vielleicht kund thun?

— Leider sind sie nur zu sehr in die Augen springend, und wenn Sie sich eines Tages an das Gericht wendeten, wie Sie mir eben drohten, so würden wir, mein Gott, zu unserem großen Bedauern genöthigt sein, anzuführen: — die mehr als seltsame Uebertriebenheit Ihrer Art zu leben; — Ihre Sucht, Ihre Kammerfrauen auszuexerciren; — Ihre übertriebenen Ausgaben; — die Geschichte mit dem indischen Prinzen, dem Sie eine königliche Gastfreiheit anbieten; — Ihr unerhörter Entschluß, mit achtzehn Jahren allein wie ein junger Mann leben zu wollen; — das Abenteuer mit dem Manne, der in Ihrem Schlafzimmer versteckt gefunden worden ist; ... endlich würde man das Protokoll Ihres gestrigen Verhörs einreichen, das von einer dazu beauftragten Person sorgsam nachgeschrieben worden ist.

— Wie? gestern ... — rief Adrienne eben so entrüstet als überrascht aus.

— Mein Gott, ja, um vorbereitet zu sein, wenn Sie eines Tages das Interesse verkennen sollten, welches wir für Sie hegen, haben wir Ihre Antworten stenographiren lassen durch einen Mann, der sich im Nebenzimmer hinter einem Thürvorhange befand ... und wahrhaftig, wenn Sie eines Tages bei beruhigterem Geisteszustande mit kaltem Blute dies Verhör lesen werden ... werden Sie nicht erstaunt sein über den Entschluß, den man zu fassen genöthigt gewesen ist ...

— Fahren Sie fort ... — sagte Adrienne mit Verachtung.

— Da die angeführten Thatsachen also begründet und anerkannt sind, werden Sie begreifen, meine theure Mademoiselle Adrienne, daß die Verantwortlichkeit Derer, welche Sie lieben, vollkommen gedeckt ist; sie haben versuchen müssen die Geistesstörung zu heilen, die allerdings sich bisher nur in betrübenden Launen und Manieren offenbart hat, aber Ihre Zukunft ernstlich gefährden würde, wenn sie sich mehr entwickelte ... Nach meiner Ansicht nun kann man eine ra-

---

„What do you want!" — Was wollt Ihr? — rief der Capitän jetzt, nahe genug gekommen, hinüber.

„Where are you bound for?" — Wo wollt Ihr hin? — „St. Louis!"

„Ay-ay," — rief der Mann am Lande zum Zeichen, daß er es verstanden habe.

„Ihr wollt an Bord!" fragte der Capitän jetzt ungeduldig.

„Don't you want to buy a damned good canoe?" *) — Wollt Ihr nicht ein verdammt gutes Canoe kaufen? — fragte dagegen der Andere mit der größten Gemüthsruhe, indem er die Hände trichterförmig an den Mund hob.

„Ihr wollt nicht an Bord?" fragte der Capitän jetzt halb erstaunt, halb zornig hinüber.

„I say — ich sage — don't you want to buy a damned good canoe?" fragte der unverbesserliche, gedeckte Passagier.

„Geh zur Hölle!" rief der Capitän wüthend, indem er dem Pilot winkte weiter zu fahren.

„Ay-ay," rief der am Ufer, der den letzten Zuruf nicht recht verstanden zu haben schien und sich ruhig wandte, wieder in seine Hütte zurückzukehren.

„Bless my eyes, — Segne meine Augen — Capitän," rief Simmons lachend, als dieser in die Cajüte herunterkam, „warum sein Ihr den guten Handel nicht eingegangen; wahrhaftig das Canoe mußte wohl gut sein, wenn Ihr deswegen über den ganzen Mississippi fuhrt, um nur davon reden zu hören!"

„Spottet nur!" lachte Wilkens, „aber was wollt' ich machen; hätte ich gelandet, so wäre der Bursche ruhig in's Rothdickicht gegangen und der Böse selbst würde ihn da nicht finden; bei solchen Gelegenheiten ist es das Beste gute Miene zum bösen Spiel zu machen."

„Glaubt Ihr denn, der Mann wollte Euch zum Narren haben?" fragte Simmons verwundert.

„Nun was Anders?" entgegnete Wilkens, „ich kann doch nicht denken, daß ein vernünftiger Mensch ein Dampfboot über den ganzen Strom weg in wirklichem Ernst anrufen wird, um ihm ein erbärmliches Canoe anzubieten, von dem er doch weiß, daß ich es höchstens zu Feuerholz gebrauchen könnte!"

„Aber es war ein „damned good one," — vertraumt gutes — lachte Stewart, der hinzugetreten war.

„Glaubt das nicht, Capitän," rief Simmons, „glaubt das nicht, dem Manne war das bitterer Ernst, und er wäre, hättet Ihr landen wollen, in der festen Ueberzeugung am Ufer geblieben, daß Ihr sein Canoe beschen wolltet.

„Was thut neulich ein Nachbar von mir, an Atchafalaya? Der hatte mit einem Anderen um eine Gallone Whiskey gewettet, daß ein Schwein, das er gerade schlachtete, 200 Pfund und nicht, wie der Andere behauptete, nur 180 wog und sie waren übereingekommen, da keine Wage in der ganzen Nachbarschaft war, es dem zuerst Kommenden zu überlassen das Gewicht zu bestimmen, und dessen Ausspruch als vollgültig anzunehmen. Der erste, der kam, war das Dampfboot „Black hawk," das eben, wie wir, an der anderen Seite des Flusses hinaufrollte, meine beiden Leute aber sahen dies als einen Wink des Himmels an, nicht allein den Capitän zum Richter zu machen, sondern dann auch sogleich von seinem Boote den Whiskey zu kaufen, da das die einzige Art war, auf die sie das so sehr beliebte Getränk — ich meines Theils trinke übrigens Brandy lieber — bekommen konnten. Gesagt, gethan; mit einer wahren Wuth fingen sie an Tücher zu schwenken, und da das Boot gerade nicht sehr viel Passagiere an Bord hatte, und der Capitän glaubte 15—20 Dollar zu verdienen, kam er herüber, landete und war nicht wenig erstaunt dies gerufen zu sein, um das Gewicht eines Schweins zu bestimmen. — Zwar fluchte und schimpfte er, das half ihm aber nichts und er mußte wüthend über die Frechheit oder den Unverstand der Leute seinen Weg fortsetzen, wobei ihm noch die beiden, des Whiskeys wegen in ihrer Erwartung Getäuschten, da er ihnen keinen ablassen wollte, alle möglichen Ehrentitel mit auf den Weg gaben."

„Und waren die Leute wirklich unsinnig genug, das im Ernst zu thun?" fragte Capitän Wilkens.

„In so vollem Ernst, als der Mann da drüben Euch fragte, ob Ihr sein Canoe kaufen wolltet, und von dem ich fest überzeugt bin, daß er das nächste, vorbeikommende Boot wieder eben so anruft!"

„Nun denn haben die Yankees wahrlich nicht Unrecht, wenn sie sich über uns „Westliche" lustig machen," entgegnete

*) Canoe, ein aus einem einzigen Baumstamm ausgehauenes Fahrzeug, somit auch die aus Rinde verfertigten Boote der Indianer.

dicale Kur durch gleichzeitig moralische und physische Behandlung hoffen, ... deren erste Bedingung war, Sie aus der bizarren Umgebung zu entfernen, welche Ihre Einbildungskraft so gefährlich aufreizt, während Sie hier zurückgezogen lebend durch die wohlthuende Ruhe eines einfachen und einsamen Lebens ... durch meine geistige und ... ich kann es wohl sagen ... ärztliche Pflege nach und nach zu vollkommener Genesung gebracht werden könnten ...

— Also, mein Herr, — sagte Adrienne mit bitterem Lachen, — die Liebe zu einer edlen Unabhängigkeit, Edelmuth, Verehrung des Schönen, Abneigung gegen Alles, was gehässig und nichtswürdig ist, das sind die Krankheiten, von denen Sie mich heilen sollen! Ich fürchte unfehlbar zu sein, denn seit langer Zeit hat meine Tante schon diese biedere Heilung versucht.

— Sei's, es glückt uns vielleicht nicht, aber mindestens werden wir es versuchen; Sie sehen also wohl ... es sind eine Menge wichtiger Thatsachen vorhanden, welche unseren im Familienrathe gefaßten Beschluß motiviren; das schützt mich vor allen Drohungen ... Denn darauf wollte ich nur zurückkommen; ein Mann von meinem Alter, meinem Ansehen handelt unter solchen Umständen niemals so leichthin. Sie begreifen also jetzt, was ich Ihnen eben sagte: mit einem Worte, hoffen Sie nicht vor Ihrer vollständigen Heilung von hier fort zu kommen und überzeugen Sie sich wohl, daß ich vor Ihrer Rache gesichert bin und stets sein werde ... Da dies nun abgemacht ist, so lassen Sie uns von Ihrem jetzigen Zustande mit der ganzen Theilnahme sprechen, welche Sie mir einflößen.

— Ich finde, mein Herr ... wenn ich verrückt bin, so sprechen Sie mit mir sehr vernunftgemäß.

— Sie verrückt! ... Gott sei Dank! ... mein armes Kind ... Sie sind es noch nicht ... und ich hoffe, daß Sie vermöge meiner Behandlung es auch niemals werden sollen ... Um Sie also zu verhindern, daß Sie es werden, muß man bei Zeiten dazu thun ... und glauben Sie mir, es ist mehr als Zeit ... Sie sehen mich mit ganz erstaunten Blicken ... ganz seltsamer Miene an ... Sehen Sie, welches Interesse kann ich haben, so mit Ihnen zu sprechen? Ist es der des Ihrer Tante, den ich begünstige? Aber zu welchem Zwecke? Was kann sie für oder gegen mich thun? Ich denke über sie zu dieser Stunde nicht mehr nicht minder gut als gestern. Führe ich gegen Sie selbst etwa eine neue Sprache? ... habe ich nicht gestern mehr Male Ihnen von der gefährlichen Aufregung Ihres Geistes, Ihren bizarren Launen gesprochen? Ich habe List angewandt, um Sie hierher zu bringen ... Nun ja! ... ich habe mit Eifer die Gelegenheit ergriffen, welche Sie selbst mir darboten ... auch das ist wahr, mein armes Kind ... denn Sie würden niemals freiwillig hierher gegangen sein; einen oder den anderen Tag würde man doch einen Verwand haben finden müssen, Sie hierher zu locken ... und meiner Treu, ich gestehe es Ihnen ... ich habe mir gesagt: Ihr Interesse vor Allem ... Thue, was Deine Schuldigkeit ist ... es mag kommen, was da will ...

Je länger Herr Baleinier sprach, je mehr nahm Adrienne's Physiognomie, die bis dahin abwechselnd Entrüstung und Verachtung ausdrückte, einen seltsamen Ausdruck von Angst und Entsetzen an ...

Als sie diesen Menschen sich auf eine dem Anscheine nach so natürliche, so aufrichtige, so überzeugte und so zu sagen vernünftige Weise aussprechen hörte, empfand sie mehr Angst als jemals ...

Ein scheußlicher mit solchen Formen bekleideter Verrath erschreckte sie hundert Mal mehr als der offen eingestandene Haß der Frau von Saint Ouier ... Sie fand endlich diese verwegene Heuchelei so ungeheuer, daß sie dieselbe fast für unmöglich hielt.

Adrienne verstand so wenig die Kunst, ihre Empfindungen zu verbergen, daß der Arzt, ein geschickter und erfahrener Physiognomiker, den Eindruck gewahr wurde, den er hervorbrachte.

— Nun, — sagte er zu sich selbst, — das ist ein ungeheurer Schritt; ... der Verachtung und dem Zorne ist Furcht gefolgt ... der Zweifel ist nicht fern ... ich werde nicht von hier fortgehen, ohne daß sie liebreich zu mir sagt: — Kommen Sie bald wieder, mein guter Herr Baleinier.

Der Arzt begann also mit traurigem bewegten Tone, der aus tiefsten Herzen zu kommen schien:

— Ich sehe es ... Sie mißtrauen mir noch immer ... Was ich Ihnen sage, ist Nichts als Lüge, Betrügerei, Heuchelei, Haß, nicht wahr? ... Sie hassen ... ich ... und weßhalb? Mein Gott, was haben Sie mir gethan? oder vielmehr ... vielleicht halten Sie diesen Grund für einen Mann meines Schlages angemessener, — fügte Herr Baleinier bitter hinzu, — oder vielmehr, welches Interesse sollte ich haben, Sie zu hassen? Wie ... Sie ... Sie, die Sie nur in Folge der Ueberreizung der edelsten Instincte in dem Zustande sind, in dem Sie sich befinden ... Sie, die Sie nur so zu sagen an Ihren guten Eigenschaften kränkeln ... Sie könnten kaltes Weise, entschlossen einen redlichen Mann anklagen, der Ihnen bisher nur Beweise von Zuneigung gegeben hat ... ihn des feigsten, schwärzesten, abscheulichsten Verbrechens anklagen, mit dem sich nur ein Mann befudeln kann ... Ja, ich sage Verbrechen, ... weil der grausame Verrath, dessen Sie mich beschuldigen, diesen Namen verdient. Sehen Sie, mein liebes Kind ... das ist bös ... sehr bös und ich sehe daraus, daß ein unabhängiger Geist eben so viel Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit zeigen kann, als die beschränktesten. Das erzürnt mich nicht ... nein ... aber es thut mir wehe ... ja, ich versichere Sie ... sehr wehe.

Und der Doctor fuhr mit der Hand über seine feuchten Augen.

Wir müssen darauf verzichten, den Ton, den Blick, die Mienen, die Geberde wiederzugeben, mit welcher der Doctor Baleinier sich so ausdrückte.

Der geschickteste, gründlichste Advocat, der größte Schauspieler der Welt würde diese Scene nicht besser gespielt haben als der Doctor ... und sogar nicht einmal eben so gut ... denn Herr Baleinier wurde wider seinen Willen von der Situation fortgerissen und war bald von dem überzeugt, was er sagte.

Mit einem Worte, er fühlte die ganze Abscheulichkeit seines Verraths, aber er mußte auch, daß Adrienne nicht daran glauben konnte; denn es giebt so einfache Combinationen, daß redliche und reine Seelen sie niemals für möglich halten können; wenn wider seinen Willen ein erhabener Geist mit dem Blicke sich in den Abgrund des Bösen senkt, wird er jenseits einer bestimmten Tiefe von Schwindel ergriffen und bemerkt nichts mehr.

Und dann haben die verworfensten Menschen einen Tag, eine Stunde, einen Augenblick, wo wider ihren Willen, was Gott in jedes Geschöpfes Herz Gutes gelegt hat, sich offenbart.

Adrienne war zu interessant; sie befand sich in einer zu grausamen Lage, als daß der Doctor im Grunde des Herzens nicht einiges Mitleid für diese Unglückliche hätte empfinden sollen; die Verpflichtung, welche er seit langer Zeit hatte, sich den Anschein einer lebhaften Sympathie für sie zu geben, das reizende Vertrauen, welches das junge Mädchen zu ihm hegte, das Alles war diesem Manne zur lieben, süßen Gewohnheit geworden ... Aber Sympathie und Gewohnheit mußten einer unerbittlichen Nothwendigkeit weichen ...

So vergötterte der Marquis von Argigny seine Mutter; auf dem Sterbebette rief sie ihn zu sich ... und trotz dieses letzten Wunsches einer sterbenden Mutter reiste er ab.

Nach einem solchen Vorbilde, wie hätte da Herr Baleinier nicht Adrienne opfern sollen? Die Mitglieder des Ordens, zu dem er gehörte, waren sein ... aber er war vielleicht noch mehr der ihrige als sie die seinigen, denn eine lange Genossenschaft im Bösen schafft unauflösliche und furchtbare Bande.

In dem Augenblicke, wo Herr Baleinier so warm mit Fräulein von Gardeville zu sprechen aufgehört hatte, drehte die Klappe, welche von außen die Thür schloß, sich um ihre Achse und zwei Augen saßen aufmerksam in's Zimmer.

Herr Baleinier bemerkte es nicht.

Adrienne konnte ihren Blick nicht von dem des Doctors abwenden, der sie zu bezaubern schien; stumm, niedergeschlagen, von unbestimmtem Schrecken ergriffen, unfähig in die düstere Tiefe der Seele dieses Menschen hineinzudringen und wider Willen von der bald erheuchelten, bald wahren Aufrichtigkeit seines rührenden und schmerzlichen Tones bewegt, ... machte das junge Mädchen eine zweifelhafte Bewegung.

Zum ersten Male kam es ihr in den Sinn, daß Herr Baleinier einen abscheulichen Irrthum begehe ... aber daß es vielleicht in gutem Glauben geschehe ...

Außerdem trug die nächtliche Angst, die Gefahr ihrer Lage, ihre fieberhafte Aufregung Alles dazu bei, den Geist des jungen Mädchens verwirrt und unentschlossen zu machen; sie betrachtete den Arzt mit wachsendem Erstaunen; darauf that sie sich die größte Gewalt an, um nicht einer Schwäche nachzugeben, deren schreckliche Folgen sie unbestimmt voraussah. Sie rief aus:

Nein ... nein, mein Herr ... ich will ... ich kann Ihnen nicht glauben ... Sie sind zu geehrt, zu erhaben, um einen solchen Irrthum zu begehen ...

— Einen Irrthum ... — sagte Baleinier mit ernstem Tone, — ein Irrthum ... lassen Sie mich im Namen dieser meiner Wissenschaft, meiner Erfahrung sprechen, die Sie mir zugestehen; hören Sie mich nur einige Augenblicke an, mein liebes Kind ... und dann ... will ich an Niemanden als an Sie selbst appelliren!

— An mich selbst ... — versetzte das junge Mädchen verwundert, — Sie wollen mich überreden, daß ... — Darauf sich unterbrechend fügte sie mit bramsstaftem Lachen hinzu: — Es fehlte in der That zu Ihrem Triumphe weiter Nichts, als daß Sie mich dahin brächten, einzugestehen, daß ich verrückt bin ... daß hier mein Platz ist ... daß ich Ihnen Dankbarkeit ...

— Dankbarkeit schuldig sind ... ja, das sind Sie mir, wie ich Ihnen zu Anfange dieser Unterredung gesagt habe ... Hören Sie also; meine Worte sind grausam, denn es giebt Wunden, die man nur mit Eisen und Feuer heilen kann. Ich beschwöre Sie, mein liebes Kind ... denken Sie nach ... werfen Sie einen unparteiischen Blick auf Ihr vergangenes Leben ... hören Sie sich denken ... und Sie werden Furcht haben ... Erinnern Sie sich jener Augenblicke seltsamer Ueberspannung, in denen, wie Sie sagten, Sie nicht mehr der Erde angehörten ... und dann besonders, bitte ich Sie, zu dieser Stunde, wo Ihr Geist noch genug Klarheit hat, um zu vergleichen ... vergleichen Sie Ihr Leben mit dem anderer junger Mädchen von Ihrem Alter. Giebt es eine Einzige, die so lebt, wie Sie leben? denkt, wie Sie denken? Falls Sie sich nicht den anderen Frauen so durchaus überlegen glauben, daß Sie vermöge dieser Ueberlegenheit ein Leben und Gewohnheiten annehmen können, die einzig in der Welt sind ...

— Ich habe niemals diesen dummen Stolz besessen ... mein Herr, das wissen Sie wohl ... — sagte Adrienne und betrachtete den Doctor mit wachsendem Entsetzen.

— Denn, mein liebes Kind, welchem Grunde soll man dann Ihre so seltsame, so unerklärliche Art zu leben zuschreiben? Werden Sie sich selbst jemals überreden, daß sie vernünftig ist? O, mein Kind, nehmen Sie sich in Acht ... Jetzt sind Sie noch bei reizenden Originalitäten ... poetischen Sprüngen ... süßen, unbestimmten Träumereien; ... aber der Abhang ist unwiderstehlich, verderblich ... hüten Sie sich, hüten Sie sich! ... Der gekünstelte, anmuthige, geistreiche Theil Ihrer Intelligenz hat noch die Oberhand ... drückt Ihren Sonderbarkeiten noch seinen Stempel auf ... Aber Sie wissen nicht, sehn Sie ... mit welcher erschreckenden Gewalt sich der widersinnige Theil entwickelt und den anderen erstickt ... wenn der Augenblick dazu gekommen ist. Dann sind es nicht mehr anmuthige Sonderbarkeiten wie die Ihrigen ... es sind lächerliche, schmutzige, abscheuliche Narrheiten.

Wilkens, „und Mr. Bloomfield wird, wenn er je wieder nach dem Osten zurückkehrt, schöne Sachen von uns erzählen."

„Nicht so schlimm, als Sie glauben, Capitän," antwortete Bloomfield, der sich wieder mit Stewart entgegensetzt hatte; „der Ruf, in dem die Bewohner des Westens in den Yankeestaaten stehn, entspricht keineswegs dem von Schwachköpfen, im Gegentheil habe ich immer gehört, daß die Krämer und Uhrenhändler, die von Osten aus durch alle Staaten ziehen, weniger gute Geschäfte im Westen als in den Mittelstaaten machen."

„Allen Respect vor Euren Uhrenhändlern übrigens," rief Simmons; „mein Vater hat mir immer gesagt, daß ein Yankee clock pedlar — Uhrenhändler — einem Mann, der schon in den letzten Zügen liege, noch eine Uhr aufschwatzen würde, ja, daß ein solcher kein einmal betretenes Haus wieder verließe, ohne etwas von seiner Waare an den Mann gebracht zu haben."

„Nun die Clockpedlars sind doch immer noch die solidesten," wandte Capitän Wilkens ein, „denken Sie aber nur, wie es die Yankees mit ihren in Canvas eingenähten, hölzernen Schinken machen, von denen sie ganze Schiffsladungen voll verkaufen."

„Oder mit den aus Kienholz gedrechselten Muscatnüssen," lachte Bloomfield.

„Das ist noch Alles Nichts gegen den Aufsatz, den ich hier in einer Zeitung aus Charleston — Süd-Carolina — fand," sagte Gran, der eben hinzugetreten war und die erwähnte Zeitung aus der Tasche zog, „es scheint, als ob unsre östlichen Landsleute sich auch stark auf die Fabrikation von Würsten legen; hören Sie nur, hier steht unter dem 17. Juni folgende Anzeige:

„Die aus Hartford — Connecticut — erhaltenen Würste, aus kleingeschnittenem rothen Flanell und Kartoffeln bestehend, gehen allenfalls noch an, die aber, denen grau Papier beigemischt ist, sind selbst für Hunde nicht genießbar."

„Nicht übel," entgegnete Bloomfield mit lautem Lachen, in das die Andern herzlich mit einstimmten, „nicht übel; meine Landsleute scheinen in der Industrie keine Rückschritte zu machen, doch dafür stehen sie auch im Pferdehandel den Westlichen nach, besonders was die indianische Art, ein Pferd zu kaufen, betrifft, in welchem Geschäftszweige sich Arkansas wohl besonders auszeichnen soll!"

„Nun, ich weiß nicht, ob es Missouri viel nachsteht," fiel Stewart ein, „es existiren aber in dieser Hinsicht bedeutende Verbindungen zwischen den beiden Staaten und was in Missouri gestohlen wird, findet in Arkansas leichten Markt, besonders da im letzteren Staat seit Kurzem nicht mehr Todesstrafe auf Pferdediebstahl steht, was die Burschen doch noch immer ein wenig in Respect hielt und sie die Sache, wenn sie wirklich etwas der Art vorhatten, zweimal bedenken machte; ich bin aber der Meinung," unterbrach er sich plötzlich, nach Simmons hinüber schauend, „daß wir zusammen ein Spielchen machen; das Wetter sieht wieder trübe draußen aus und wir können die Zeit nicht besser vertreiben."

„Von Herzen gern," fiel Simmons ein, „ich habe eben den Vorschlag selber machen wollen, erst aber möchte ich eins trinken, denn mich so trocken dahin zu setzen, sagt meiner Constitution nicht zu, also, bar keeper — Gläser her!"

Mr. Gran entschuldigte sich jedoch diesmal und überließ, keineswegs zu Simmons' Zufriedenheit, seinen Platz an Bloomfield, dem dieser noch nicht ganz recht traute, der alten Jagdgeschichten wegen; Stewart's letzte Erzählung hatte ihn jedoch befriedigt und er verlangte nicht sogleich eine zweite Zurechtweisung.

Das Boot setzte unter der Zeit mit reißender Schnelle seinen Weg fort und landete nur gegen Abend wieder, um Holz einzunehmen, während die Cajütenpassagiere ihr Abendessen verzehrten. Das Essen war beendigt, das Holz an Bord und der Decanic durchschnitt wieder die schäumende Fluth, als ein furchtbarer Lärm aus dem Zwischendeck heraufschallte, der mit jedem Augenblicke zu wachsen schien.

„Hallo," rief Capitän Wilkens, „was ist da wieder vorgefallen! Weiß der liebe Gott, was auf dieser Reise in das Zwischendeck gefahren ist, der Lärm nimmt aber kein Ende; ich muß nur selber sehen, was sie haben, oder es giebt noch Mord und Todtschlag."

Mit diesen Worten stand er vom Spieltisch, an dem er sich eben niedergesetzt hatte, auf und wandte sich nach der Thür, als ihm der Mate mit einem jungen Deutschen, der aber fertig englisch sprach, begegnete.

„Capitän," begann der Mate, „der verdammte Neger, der Koch, hat dumme Streiche gemacht und — doch der Mann hier kann's besser erzählen, der hat Alles angehört," sehr er,

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

stalten zu überwachen... so wie auch andere noch wichtigere Etablissements, die noch mehr aller Controle entbehren und von denen wir bald sprechen werden.

Elftes Kapitel.

Ahnungen.

Während das Verurtheilende im Krankenhause des Doctor Bakeinter geschah, begaben sich andere Auftritte ungefähr um dieselbe Stunde in der Rue Brise-Miche bei Françoise Boudoin.

Auf dem Thurme der Kirche von St. Merro hatte es sieben Uhr Morgens geschlagen, der Tag war trübe und düster, der Reif glänzte an den Fenstern des elenden Zimmers von Dagobert's Frau.

Françoise, welcher die Verhaftung ihres Sohnes noch unbekannt war, hatte gestern den ganzen Abend und einen Theil der Nacht voll schmerzlicher Unruhe gewartet; darauf hatte sie endlich der Ermüdung und dem Schlafe nachgegeben und sich gegen drei Uhr Morgens auf eine Matratze neben das Bett Rose's und Blanche's hingeworfen.

Mit dem Tage (er war eben angebrochen) stand Françoise auf, um nach der Mansarde Agricol's zu gehen, indem sie, allerdings sehr schwach, hoffte, daß er seit einigen Stunden heimgekehrt sein werde.

Rose und Blanche waren eben aufgestanden und hatten sich angezogen. Sie befanden sich in dem traurigen und kalten Zimmer allein.

Murrkopf, den Dagobert in Paris gelassen, lag neben dem kalt gewordenen Kamine und verließ, die lange Schnauze zwischen die beiden Vorderpfoten gesteckt, die beiden Schwestern nicht mit dem Auge.

Diese hatten die Nacht über wenig geschlafen, da sie die Aufregung und Angst der Frau Dagobert's wahrgenommen. Bald hatten sie dieselbe mit sich selbst sprechen und auf und abgehen sehen, bald wieder auf das leiseste Geräusch horchen, das von der Treppe kam, dann wieder sahen sie, wie sie vor dem in der einen Ecke des Zimmers angebrachten Crucifixe hinkniete.

Die Waisen zweifelten nicht, als sie die vortreffliche Frau für ihren Sohn beten sahen, daß sie auch für sie bete. Denn der Zustand ihrer Seele entsetzte Françoise.

Gestern, nach der schleunigen Abreise Dagobert's nach Chartres, war Françoise beim Aufstehen der Waisen zugegen gewesen und hatte sie aufgefordert, ihr Morgengebet zu sprechen; aber sie antworteten naiv, daß sie keines wüßten und niemals anders beteten, als indem sie ihre Mutter anriefen, die im Himmel sei.

Als Françoise, von schmerzlicher Ueberraschung ganz bewegt, ihnen vom Katechismus, Confirmation, Communion sprach, öffneten die beiden Schwestern verwundert die beiden Augen weit und verstanden von diesen Reden Nichts.

In ihrem frommen Glauben war die Frau Dagobert's über die Unwissenheit in Bezug auf Religion der beiden jungen Mädchen entsetzt, und glaubte ihre Seele in um so ernsterer, drohenderer Gefahr, als die Waisen auf ihre Frage, ob sie die Taufe empfangen (und sie erklärte ihnen dies Sakrament), ihr antworteten, daß sie glaubten nein, denn in dem Dorfe, wo sie während der Verbannung ihrer Mutter nach Sibirien geboren seien, habe sich weder eine Kirche noch ein Priester befunden.

Wenn man sich auf Françoises Standpunkt versetzt, wird man ihre furchtbare Angst begreifen; denn in ihren Augen waren die beiden jungen Mädchen, welche sie schon wegen ihrer Sanftmuth und Lieblichkeit zärtlich liebte, so zu sagen arme Heidinnen, die unschuldig der Verdammniß geweiht waren; deshalb konnte sie auch ihre Thränen weder zurückhalten, noch ihre Furcht verbergen; sie hatte sie in die Arme gedrückt, ihnen versprochen, sich sogleich mit dem Heile ihrer Seele zu beschäftigen, und war untröstlich gewesen, daß Dagobert nicht daran gedacht hatte, sie unterwegs taufen zu lassen. Nun muß man allerdings gestehen, eine solche Idee hatte dem Grenadier zu Pferde nicht einfallen können.

Als Françoise gestern Rose und Blanche verließ, um sich zur Sonntagsmesse zu begeben, hatte sie nicht gewagt, sie mitzunehmen, da ihre vollkommene Unwissenheit in religiösen Dingen ihre Gegenwart in der Kirche, wenn auch nicht anstößig, doch mindestens unnütz machte, aber Françoise hatte in ihren inbrünstigen Gebeten eifrig die himmlische Barmherzigkeit auf diese Waisen herabgefleht, welche nicht wußten, in welcher verzweifelten Lage ihre Seele sei.

Rose und Blanche blieben also allein in Abwesenheit der Frau Dagobert's im Zimmer; sie waren noch immer in Trauerkleidung; ihre reizenden Gesichter schienen mehr nachdenklich als traurig; obgleich sie an ein sehr unglückliches Leben gewöhnt waren, so hatten sie sich seit ihrer Ankunft in der Rue Brise-Miche doch sehr von dem Contraste betroffen gefühlt, welcher zwischen der elenden Wohnung, in welcher sie bleiben sollten und den Wundern stattfand, von denen sie geträumt hatten, wenn sie an Paris dachten, die goldene Stadt ihrer Erwartungen.

Bald machte dies sehr begreifliche Staunen Gedanken von einem für ihr Alter merkwürdigen Ernste Platz; der Anblick dieser braven, arbeitsamen Armuth brachte die Waisen zu tiefem Nachdenken, wie es nicht Kindern, sondern Jungfrauen eigen ist; durch ihr edles Herz, ihren zugleich zarten und muthigen Charakter unterstützt, hatten sie seit vier und zwanzig Stunden viel beobachtet, viel gedacht.

— Schwester, — sagte Rose zu Blanche, als Françoise das Zimmer verlassen hatte, — Dagobert's Frau ist sehr unruhig. Hast Du diese Nacht... ihre Aufregung bemerkt? Wie sie weinte! Wie sie betete!

— Ich war gleich Dir von ihrem Kummer bewegt, Schwester, und fragte mich, was der Anlaß dazu sein könne?

— Ich glaube ihn zu errathen. Ja, vielleicht sind wir die Ursache ihrer Besorgnisse.

— Weßhalb, Schwester? Weil wir keine Gebete kennen? und nicht wissen, ob wir getauft sind?

— Das schien ihr großen Kummer zu machen, allerdings; ich war sehr gerührt davon, weil es beweist, daß sie uns zärtlich liebt... Aber ich habe nicht begreifen können, wie wir in so furchtbarer Gefahr seien, als sie sagt...

— Ich eben so wenig, Schwester. Wir bestehen uns, Nichts zu thun, was unserer Mutter mißfallen könnte, die uns sieht und hört...

— Wir lieben die, welche uns lieben; wir haben Niemand, wir ergeben uns in Alles, was geschieht... was kann man uns Böses vorwerfen?

— Nichts; aber siehst Du, Schwester, wir könnten doch unwillkürlich Böses thun...

— Wir?

— Ja... und eben deßhalb sagte ich Dir: ich fürchte, daß wir den Anlaß zu den Besorgnissen der Frau Dagobert's geben.

— Wie so das aber?...

— Hör' mir zu, Schwester,... gestern wollte Madame Françoise an diesen Säcken von grober Leinwand arbeiten... die dort liegen auf dem Tische...

— Ja... und nach einer halben Stunde sagte sie... daß sie nicht mehr sehen könne... ihre Augen würden schwach.

— So kann sie also nicht mehr arbeiten, um ihr Brod zu verdienen...

— Nein, ihr Sohn, Herr Agricol erhält sie... er sieht so gut, so offen aus, so glücklich, daß er sich für seine Mutter opfern kann... O, das ist ein recht würdiger Bruder unseres Engels Gabriel!

— Nun hör', weshalb ich Dir von der Arbeit des Herrn Agricol sprach... unser guter alter Dagobert sagte uns, als wir hier ankamen, daß ihm nur ein Paar kleine Geldstücke übrig blieben.

— Das ist wahr...

— Er ist ebenso wie seine Frau außer Stande, sein Brod zu verdienen; ein armer alter Soldat wie er, was sollte der machen?

— Du hast Recht, er versteht Nichts als uns zu lieben und wie seine Kinder zu pflegen.

— So muß also Herr Agricol auch seinen Vater ernähren... denn Gabriel ist ein armer Priester, der Nichts besitzt und Nichts für die thun kann, die ihn aufgezogen haben... so siehst Du also, muß Agricol allein seine ganze Familie ernähren.

— Gewiß... es ist seine Mutter... sein Vater... das ist seine Pflicht und er thut es auch von ganzem Herzen gern...

— Ja, Schwester... aber wir... gegen uns hat er keine Verpflichtung...

— Was sagst Du, Blanche?

— Er wird also auch noch genöthigt sein, für uns zu erbeiten, da wir nichts in der Welt haben.

— Daran hatt' ich nicht gedacht... es ist wahr.

— Siehst Du, Schwester, es hilft Nichts, daß unser Vater Herzog und Marschall von Frankreich war, wie Dagobert sagt... daß wir von der Medaille viel hoffen; so lange unser Vater nicht hier ist, so lange unsere Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen sind, werden wir stets arme Waisen sein, genöthigt dieser braven Familie zur Last zu fallen, der wir so viel verdanken und die schon so sehr bedrängt ist... daß...

— Warum unterbrichst Du Dich, Schwester?

— Was ich Dir sagen will, würde Jemand anders zum Lachen bringen, aber Du wirst mich verstehen: gestern, als die Frau Dagobert's den armen Murrkopf fressen sah, sagte sie traurig: Ach, mein Gott, er frißt so viel wie eine ganze Person... die Art, wie sie dies sagte, führte mich in Versuchung zu weinen; denke Dir also, wie arm wir sind... und doch werden wir ihre Bedrängniß noch vermehren...

Und die beiden Schwestern sahen sich traurig an, während Murrkopf gar nicht that, als hörte er, was man von seiner Gefräßigkeit sagte.

— Ich verstehe, Schwester... — sagte Rose nach einer Pause. — Nun gut, wir dürfen Niemandem zur Last sein... Wir sind jung, haben guten Muth. Bis sich unsre Lage entscheidet, wollen wir uns wie Töchter von Handwerkern be-

---

einer Masse unangenehmer Weiterungen etc. aussetzen und vielleicht noch gar dabei in Strafe verfallen."

„Strafe? einen Neger zu hängen, der ein solches Verbrechen verübt hat?" fielen Alle verwundert ein.

„Abgesehen davon, Gentlemen," fuhr der Capitän ruhig fort, „habe ich noch einen anderen Grund und der ist, daß ich einige 20 Cajüten-Passagiere, ohne meine Officiere und Arbeiter, an Bord habe und die Ersteren für ihre Kost bezahlt haben, und daß diese alle, mich selbst nicht ausgenommen, essen wollen. Dieser schwarze Hallunke aber ist der einzige Koch an Bord und das schon muß mich bestimmen, ihn, natürlich unter starker Bewachung, bis nach St. Louis hinaufzunehmen, wo ihn dann die Gerichte bestrafen mögen, und Sie wissen, meine Herren, daß die Bewohner von St. Louis nicht milde in ihrer Bestrafung von Schwarzen sind, denn es ist ja kaum ein halbes Jahr her, daß sie den Neger, der seinen Herrn erschlug, lebendig verbrannten."

„Aber, Capitän," fiel Ehrhold ein, „wenn Sie den Neger frei herumgehen und kochen lassen, wird er doch wahrhaftig die erste Gelegenheit benutzen und über Bord springen, um an's Land zu schwimmen, da er wissen muß, was für ein Schicksal seiner harrt."

„Verdammt will ich sein," brach Stewart los, „wenn der Schurke noch zwei Minuten leben dürfte, wäre ich Capitän!"

„Fort mit ihm! ist auch meine Ansicht," fiel Simmons ein.

„Gentlemen, Sie haben alle keine Verantwortlichkeit," bemerkte Capitän Wilkens sehr ruhig, „wenn das Boot landet, gehen Sie an's Ufer, setzen vielleicht gar nach Illinois über und werden nicht wieder gesehen; ich aber bleibe mit meinem Boot und Allem, was mein ist, eine Zeitlang ruhig liegen und bin dann natürlich der, an den sich die Gerichte augenblicklich halten. Mr. Ehrhold," wandte er sich an diesen, „Sie schienen mir ein vernünftiger Mann zu sein, halten Sie also den schwarzen Hallunken die Nacht über bewacht und Morgens mag er, meinetwegen mit zwanzig Mann Wache, sein Frühstück kochen; eben so sein Mittag- und Abendbrod und übermorgen früh sind wir in St. Louis."

„Gut, Capitän," erwiederte dieser, „wir wollen unser Möglichstes thun, macht er aber den geringsten Versuch zu entweichen, so seien Sie versichert, daß er über den Haufen geschossen wird!"

„Schießt ihn um Gottes willen nicht todt," fiel Stewart schnell ein, „das wäre eine Wohlthat für den Hallunken, nein, schießt ihn in die Beine, daß er nicht fort kann, aber laßt ihm nur den Hals frei, daß wir ihn nachher noch hängen können, denn nennt mich selbst einen Schurken, wenn die Bürger von St. Louis die schwarze Gorille 10 Minuten ruhig im Gefängniß lassen, wenn sie erst einmal gehört haben, was er verbrochen hat!"

„Wie recht, wie recht," sagte Wilkens, „sobald ich ihn nur erst einmal vom Boot los bin; was sie dann mit ihm angehen, ist mir ganz gleichgültig!"

„Laßt uns hinuntergehn und die Bestie einmal ansehen," rief Simmons und Alle folgten ihm, als er die schmale Cajütentreppe hinunterstieg und durch den dunklen, von 2 Lampen spärlich erleuchteten Maschinenraum, zwischen Baumwollenballen und Kaffersäcken hindurch in das Zwischendeck hinein kletterte.

Dort lag, an einen Pfeiler gebunden, die Kleider in Fetzen an ihm herunterhängend, mit aufgeschwollenem Gesicht und rothglühenden Augen, der Neger, fast von allen Passagieren umgeben, die ihn nach wilder Gegenwehr gebunden und der größeren Sicherheit wegen in den hinteren Raum geschleppt hatten. Zähneknirschend betrachtete er die neuen Ankömmlinge.

„Capitän," rief Stewart aus, als sie die scheußliche, mit Dixt bedeckte Gestalt am Boden liegen sahen, „wenn ihr den Burschen da noch eine Mahlzeit auf Eurem Boote kochen laßt, will ich verdammt sein, wenn ich einen Bissen davon anrühre!"

„Er sieht freilich nicht sehr appetitlich aus," sagte Capitän Wilkens, indem er sich mit Ekel von dem wild die Augen im Kreise umherrollenden Schwarzen abwandte.

„Bindet ihm Hände und Füße zusammen und werft ihn über Bord, das ist mein Rath," rief Stewart.

„Ich glaube auch, daß es das Vernünftigste und Beste wäre," stimmte Simmons bei. „Die Bestie hat den Tod verdient und verdammt will ich sein, wenn er einen Strick zum Hängen werth ist."

„Ich stimme dennoch dafür, ihn den Gerichten zu übergeben," sagte Mr. Grey, während der Neger mit rollenden Augen, halb Wuth, halb Furcht in den unstäten Blicken, die Umstehenden betrachtete, „er ist jetzt gebunden und fest verwahrt und besser ist's, er erleidet dort seine Strafe, denn was durch den Ausspruch der Richter nur Gerechtigkeit sein würde, ist hier Mord."

Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland in Berlin. Nach einer Photographie von Hofphotograph Hermann Schaarwächter, Berlin.

Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland sind am 23. Oktober in Berlin eingetroffen und haben dort bis zum 25. Oktober Aufenthalt genommen. Sie wurden auf dem Bahnhof Friedrichstraße vom Kaiser Wilhelm und der Kaiserin Auguste Viktoria empfangen und fuhren mit ihnen durch die Straßen Berlins nach dem Neuen Palais bei Potsdam, wo sie Wohnung nahmen. Am 24. Oktober fand ein Diner im Neuen Palais statt, an dem auch der Prinz Heinrich von Preußen teilnahm. Am 25. Oktober reisten die Kaiserlichen Gäste wieder ab.

zu wärmen... Ich habe einen Theil der Nacht an der Thür zugebracht, um zu horchen, ob ich nicht seinen Schritt hörte... Ich habe Nichts gehört ... Endlich um drei Uhr Morgens warf ich mich auf eine Matratze... Eben habe ich nachgesehen, ob er nicht, wie ich leise hoffte, am Morgen heimgekehrt sei.

— Nun, Madame?

— Er ist nicht gekommen!... — sagte die arme Mutter, sich die Thränen aus den Augen wischend.

Rose und Blanche sahen sich voll Bewegung an; ein und derselbe Gedanke beschäftigte sie; wenn Agricol nicht zurückkäme, wie würde denn diese Familie leben? Würden sie nicht bei diesen Umständen eine doppelt schmerzliche Last?

— Aber, Madame, — sagte Blanche, — Herr Agricol wird gestern Abend bis so spät gearbeitet haben, daß er nicht hat nach Hause kommen können.

— O, nein, nein, er wäre mitten in der Nacht gekommen, da er weiß, welche Unruhe er mir macht... Ach nein!... es wird ihm ein Unglück passirt sein... Vielleicht ist er bei seiner Schmiedearbeit verwundet worden; er ist so eifrig, so muthvoll bei der Arbeit!... O, mein armer Sohn!!!... Als ob ich nicht so schon Angst genug um ihn ausstände, bin ich nun auch noch in Unruhe über die arme junge Näherin, die dort oben wohnt.

— Wie so denn, Madame?

— Aus meines Sohnes Stube bin ich bei ihr eingetreten, um ihr meinen Kummer zu erzählen, denn sie ist fast eine Tochter für mich,... ich habe sie in der kleinen Kammer, welche sie bewohnt, nicht gefunden; es war kaum Tag; ihr Bett war nicht einmal berührt... Wo ist sie so früh hingegangen, sie, die niemals ausgeht!...

Rose und Blanche sahen sich mit neuer Besorgniß an, denn sie rechneten sehr auf die Mareux, daß sie ihnen bei dem Entschlusse beistehen sollte, den sie gefaßt hatten. Glücklicherweise wurden sie sammt Françoisen fast in demselben Augenblick beruhigt, denn nach zweimaligem bescheidenen Klopfen an der Thür hörte man die Stimme der Mareux.

— Darf man hinein, Madame Françoise?

Gleichzeitig eilten Rose und Blanche nach der Thür und öffneten dem jungen Mädchen.

Hagel und Schnee fielen unaufhörlich seit gestern Abend; das Kattunkleid des jungen Mädchens, ihr kleiner Shawl von Gotonnade und ihre Mütze von schwarzem Tüll, welche zwei dichte Flechten kastanienbraunes Haar freiließ und ihr bleiches, interessantes Gesicht einrahmte, waren ganz durchnäßt; die Kälte hatte ihre weißen und mageren Finger erstarren gemacht; blos an dem Glanze ihrer blauen, gewöhnlich sanften und schüchternen Augen sah man, daß dieses arme, so gebrechliche und furchtsame Geschöpf aus der Bedenklichkeit der Umstände eine außerordentliche Energie geschöpft hatte.

— Mein Gott, woher kommst Du, meine gute Mareux? — sagte Françoise zu ihr, — eben als ich sehen wollte, ob mein Sohn zurückgekommen wäre... habe ich Deine Thür geöffnet und war ganz erstaunt, Dich nicht zu finden;... Du bist also sehr früh ausgegangen!

— Ich bringe Ihnen Nachrichten von Agricol...

— Von meinem Sohne! — rief Françoise zitternd, — was ist ihm zugestoßen? Du hast ihn gesehen? Ihn gesprochen? Wo ist er?

— Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich weiß, wo er ist.

Darauf, als sie bemerkte, daß Françoise blaß wurde, fügte die Mareux hinzu:

— Beruhigen Sie sich... er befindet sich wohl, läuft keine Gefahr!

— Gott sei gepriesen!... Er ermüdet nicht, Erbarmen zu haben mit einer armen Sünderin... Gestern hat er mir meinen Mann wiedergegeben; heute nach einer so furchtbaren Nacht werde ich über das Leben meines armen Kindes beruhigt!

Dies sagend hatte sich Françoise auf die Kniee geworfen und bekreuzte sich fromm.

Während des Augenblicks der Stille, welche durch Françoisens andächtige Bewegung hervorgerufen wurde, näherten sich Rose und Blanche der Mareux und sagten ganz leise mit rührender Theilnahme zu ihr:

— Wie Sie durchnäßt sind!... Sie müssen recht frieren... Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht krank werden.

— Wir haben nicht gewagt, Madame Françoise an die Heizung des Kamines zu erinnern... jetzt wollen wir es ihr sagen.

So überrascht als bewegt von dem Wohlwollen, welches ihr die Töchter des Marschall Simon bewiesen, antwortete die Mareux, welche gegen den geringsten Beweis der Güte empfänglicher war als irgend Jemand, mit einem Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit:

— Ich danke Ihnen für Ihre gütige Absicht, Mademoiselles. Beruhigen Sie sich; ich bin an Kälte gewöhnt und bin übrigens so unruhig, daß ich sie nicht empfinde.

— Und mein Sohn? — sagte Françoise aufstehend, nachdem sie einige Augenblicke gekniet hatte, — warum hat er die Nacht außer dem Hause zugebracht? Du wußtest also, wo Du ihn finden würdest, meine gute Mareux... Wird er bald kommen?... Warum zögert er?

— Madame Françoise, ich versichere Sie, daß Ihr Sohn sich wohl befindet; aber ich muß Ihnen sagen, daß er von jetzt ab auf einige Zeit...

— Nun?...

— Muth, Madame, Muth!...

— O mein Gott, ich habe keinen Tropfen Blut in den Adern... Was ist denn passirt?... Warum werde ich ihn nicht sehen?...

— Ach, Madame... er ist verhaftet.

— Verhaftet! — riefen Rose und Blanche voll Entsetzen.

— Gott, dein Wille geschehe in allen Dingen! — sagte Françoise, — aber das ist ein großes Unglück... Verhaftet... er, der so gut, so rechtschaffen ist... Und warum ihn verhaften?... Es muß doch wohl ein Mißverständniß sein!

— Vorgestern, versetzte die Mareux — empfing ich einen anonymen Brief; man zeigte mir an, daß Agricol von einem Augenblick zum andern verhaftet werden könne wegen seines Arbeiterliedes; ich hatte mit ihm verabredet, er solle zu jener so reichen Demoiselle gehen, in der Rue de Babylone, die ihm ihre Dienste angeboten; Agricol sollte sie bitten, für ihn zu bürgen, damit er nicht in's Gefängniß zu gehen brauche. Gestern Morgen ging er von hier fort, um jene junge Dame zu besuchen.

— Du wußtest das Alles und hast mir Nichts gesagt... und er eben so wenig... warum habt Ihr es mir verheelt?

— Um Sie nicht umsonst zu beunruhigen, Madame Françoise, denn auf den Ertheilung des Fräulein's rechnend, erwartete ich Agricol jeden Augenblick zurück. Gestern Abend, da ich ihn nicht kommen sah, sagte ich zu mir selbst: Vielleicht halten ihn die Formalitäten der Cautionsbestellung so lange zurück... Aber die Zeit verging, er kam nicht... So habe ich die ganze Nacht gewacht und ihn erwartet.

— Das ist wahr, meine gute Mareux, Du bist nicht zu Bett gegangen?

— Ich war zu unruhig;... heute Morgen daher bin ich, da ich meine Furcht nicht mehr bemeistern konnte, ausgegangen. Ich hatte die Adresse jener Demoiselle, Rue de Babylone, behalten... Und dort lief ich hin.

— O recht, ganz gut, — sagte Françoise ängstlich, — Du hast wohl gethan. Diese Demoiselle sah indessen sehr gütig und edelmüthig aus, nach dem, was mein Sohn erzählte...

Die Mareux schütteelte traurig den Kopf; eine Thräne glänzte in ihren Augen und sie fuhr fort:

— Als ich nach der Rue de Babylone kam, war es noch dunkel; ich wartete, bis es heller Tag war.

— Armes Kind... so furchtsam, so schwächlich, — sagte Françoise gerührt, — so weit zu gehen und noch dazu bei diesem abscheulichen Wetter... O, Du bist eine wahre Tochter für mich!

— Ist nicht Agricol auch wie ein Bruder gegen mich? — sagte die Mareux sanft, indem sie leicht erröthete; darauf sagte sie: — Als es Tag war, wagte ich an der Thür des kleinen Pavillons zu klingeln; ein reizendes junges Mädchen, deren Gesicht aber blaß und traurig war, machte mir auf...

— Mademoiselle, ich komme im Namen einer unglücklichen, verzweifelnden Mutter, — sagte ich gleich zu ihr, um ihre Theilnahme zu erwecken, denn ich war so ärmlich gekleidet, daß ich fürchtete, als Bettlerin fortgejagt zu werden; — als ich dagegen das junge Mädchen mir mit Güte zuhören sah, fragte ich sie, ob nicht gestern ein junger Handwerker zu ihrer Herrin gekommen wäre, sie um einen großen Dienst zu bitten. — O ja!... — antwortete das junge Mädchen, — meine Herrin wollte sich mit dem beschäftigen, was er wünschte, aber als sie erfuhr, daß man ihn suche, um ihn zu verhaften, hat sie ihn sich verstecken lassen; unglücklicherweise ist sein Schlupfwinkel entdeckt worden und gestern Abend um vier Uhr wurde er verhaftet... und in's Gefängniß geführt...

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Am 2. November erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 70.

Inhalt: Die Bank von England. — Wochenbericht. — Der Advocatenprozeß in Paris. — Die deutschen Colonisten in Siebenbürgen. II. Die Städte und ihre Bewohner. — Der Allerseelentag in Wien. — Die große Ferdinandswasserleitung in Wien. — Die Weser-Dampfschifffahrt. — Arzneimittel aus Indien. I. Ein Besuch auf St. Helena. — Pariser Industrieausstellung: Die Preisvertheilung. — Hamburger Brandenkmal. — Das neue Zittauer Rathhaus. — Anzeigen. — Salonbericht.

Illustrationen: Die Rotunde der Bank von England. — Mr. W. Gotten, Gouverneur der Bank von England. — Mr. Séguier, Präsident des königlichen Gerichtshofes zu Paris. — Versammlung des Vorstandes der Advocaten zu Paris. — Ansicht von Clausenburg. — Ansicht von Hermannstadt. — Das Maschinenhaus unterhalb der Nußdorfer Linie. — Der Wasserbehälter nächst der nämlichen Linie. — Der große Wasserbehälter auf der Schmelz. — Das Innere desselben. — Der Erguß. — Ein Auslaufsbrunnen. — Die Einweihung des ersten Brunnens der Vorstadt Wieden. — Mr. Cunin-Gridaine, Minister des Handels und des Ackerbaues. — Pariser Industrieausstellung: Die Preisvertheilung im Marschallsale. — Das Todtengräberhäuschen in der Rosenstraße in Hamburg. — Das neue Rathhaus in Zittau, gebaut von Architect Schramm. — Wiener Moden. — Rebus.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1⅓ Thlr.

Leipzig, J. J. Weber.

sem verschiedene Stücke zum Frühstück abzuschneiden, ihm einen Trunk Wasser zu bringen.

Der junge Mulatte kehrte in wenigen Secunden mit einem blechernen Gefäß zurück und hielt es an die Lippen des Durstigen, während dieser den kühlen Trank begierig einsog.

In dem Augenblicke erschallte der laute Angstschrei, den das plötzliche Verschwinden von vier Männern aus der Mitte der sie Umgebenden allen Anwesenden unwillkürlich auspreßte.

Die beiden Wächter sprangen erschrocken in die Höhe und starrten nach der Gegend hin, von der das Geräusch herkam, der Mulatte aber, den vielleicht nie wiederkehrenden Augenblick benutzend, fuhr mit dem scharfen Messer, das er in der Hand hielt, über die Stricke hin, mit denen der Gefangene gefesselt war und ehe nur die zwei wie aus den Wolken gefallenen Deutschen die schnelle Befreiung des ihnen anvertrauten Negers begreifen oder nur einen einzigen Schrei des Erstaunens ausstoßen konnten, sprang dieser seiner Bande entledigt in die Höhe, ergriff das Messer, das der Mulatte ihm willig überließ und sprang mit wildem Satz, zwischen den aufschreienden Frauen hindurch, dem Hintertheil des Bootes zu, um sich in die hinten angebundene Schaluppe zu werfen und die Stricke, mit denen diese befestigt war, abzuschneiden oder auch durch Schwimmen das Ufer zu erreichen, wie es schien fest entschlossen mit hochgeschwungenem Messer die wiedererlangte Freiheit auf das Aeußerste zu vertheidigen; kaum hatte er jedoch den äußeren freien Rand des Bootes, dicht am Steuerruder erreicht und wollte eben über das niedere Geländer in die Schaluppe hinabspringen, als sein Auge dem des einen Kentuckiers begegnete, der hier draußen die kühlere Luft dem heißen Dunst des Zwischendecks vorziehend und sich, wie es schien, wenig um das Arbeiten und Geschrei am Vordertheile des Bootes bekümmernd, gemüthlich hinaus auf den breiten Strom schaute, der hinter dem Boot, aus dem fernen Westen und hohen Norden herrollend, seine schmutzigen Wasser dem stillen mexikanischen Meerbusen zumälzte, bis ihn der Schrei der Frauen aufmerksam machte und er die gefesselt vermuthete Gestalt des Negers mit bloßem Messer in der Thür des Zwischendecks erscheinen sah; ehe er sich aber von seinem plötzlichen Erstaunen erholen konnte, war dieser, drohend das Messer gegen ihn geschwungen, mit kühnem Satz im Boot, schnitt, kaum dort angelangt, mit starker Hand den einen der beiden Stricke, der dasselbe hielt, entzwei und wandte sich eben zum zweiten, als der Kentuckier, der schnell seine ganze Energie wiedererlangt hatte und wohl einsah, daß hier nur rasches Handeln nützen könne, das lange Messer des zur Verzweiflung getriebenen Schwarzen wenig beachtend, dem Beispiele des Negers folgte, um mit mächtigem Sprunge ihn niederzurennen, um dadurch nicht allein seine scharfe Waffe unschädlich zu machen, sondern ihn auch zugleich wieder zu erfassen und zu halten; der Verfolgte bemerkte aber schnell die Absicht seines Feindes und mit rascher Bewegung dem gefürchteten Anprellen des Herunterspringenden aus, der, dadurch in seinem das Gleichgewicht verlierend und von dem Brette, das er zuerst mit dem Fuße berührte, ausgleitend, vorn über fiel und dem glänzenden Messer seines schwarzen, zum Aeußersten getriebenen Feindes bloßgegeben da lag. Dieser mußte aber auch, wie kaltes die wenigen ihm gegönnten Minuten waren und sprang mit hochgeschwungenem Stahl und wildem Freudengeschrei auf den Gefallenen; im Augenblicke sicher geglaubten Sieges aber traf ihn von kräftiger Hand geschleudert ein schwerer Wassereimer gerade vor die Brust, und ehe er sich, von dem unerwarteten Wurf zurückgedrängt, erholen konnte, folgte die schlanke Gestalt des jungen Deutschen, der, seinen Vortheil benutzend, kaum neben ihm angelangt, sich seines rechten Armes bemeisterte und ihm das Messer zu entwinden versuchte; des und unheilbringend aber möchte der Ausgang des Kampfes für den jungen unerfahrenen Mann gewesen sein, denn der Neger wechselte mit großer Gewandtheit das Messer aus der Rechten in die Linke, hätte sich nicht der Kentuckier nun auch vom Fall erholt und mit dem jungen Deutschen vereint den Entflohenen gefaßt und niedergeworfen, obgleich dieser die noch immer freie, bewaffnete Hand gebrauchte und beide Männer mit letzter ihm zu Gebote stehender Kraft verwundete; mehrere deckhands aber, von dem Mate hintergesandt, um noch eine Planke zum Abstoßen des Bootes zu holen, warfen sich jetzt ebenfalls in die Schaluppe und mit ihrer vereinten Hülfe war bald der Verbrecher überwannt, geknebelt und mit einem Tau auf's Verdeck gehoben.

F. Gerstaecker.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.

Illustrirte Wochenschrift für Novellistik, Literatur und Kunst.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.

Seite

Die Ehre Gottes. Novelle von Ernst Ziel. 1

Der Kampf um's Dasein. Novelle von Hans Hopfen. 3

Kleine Mittheilungen. 4

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Ziel.

Verlag von Ernst Ziel in Berlin.

ren den Seinigen getrennt zu sein... gewiß verdient das Theilnahme, alle Leiden sind beklagenswerth und die Thränen des Reichen, der von seiner Familie getrennt ist, sind eben so bitter, als die des Armen, welcher von seinen Kindern entfernt ist...

Aber die Abwesenheit des Reichen verdammt die Seinigen weder zum Hunger, noch zum Frost, noch zu jenen unheilbaren Krankheiten, welche die Folge von Erschöpfung und Elend sind...

Bei dem Handwerker dagegen ist das Gefängniß der Grund zur Noth, zur Entbehrung und bisweilen zum Tode der Seinigen...

Da er nichts besitzt, ist er unfähig, Caution zu stellen, man wirft ihn also in's Gefängniß...

Aber wenn er nun, wie das häufig der Fall ist, einen Vater, oder eine schwache Mutter hat, eine kranke Frau, oder Kinder, die noch in der Wiege liegen?

Was soll aus dieser unglücklichen Familie werden? Sie konnte kaum von Tag zu Tage mit dem Lohne dieses Mannes leben, ein Lohn, der fast immer ungenügend ist, und nun fehlt ihr plötzlich drei oder vier Monate lang diese einzige Stütze.

Was soll diese Familie thun?

Zu wem ihre Zuflucht nehmen?

Was wird aus den schwachen Greisen, den kranken Frauen, den kleinen Kindern, die außer Stand sind ihr tägliches Brod zu verdienen? Wenn zufällig etwas Wäsche und einige Kleidungsstücke im Hause sind, so wird das Alles auf das Leihhaus getragen; mit dieser Hülfsquelle lebt man vielleicht eine Woche... aber was dann?

Und wenn der Winter nun noch seine Strenge zu diesem erschreckenden und unvermeidlichen Elend hinzubringt?

Dann wird der gefangene Handwerker in Gedanken während seiner langen schlaflosen Nächte diejenigen, welche ihm theurer sind, abgemagert, hohläugig, von Noth erschöpft, fast nackt auf schmutzigem Stroh liegen sehen, wie sie sich aneinander drängen und ihre erstarrenden Glieder zu erwärmen suchen...

Ist er dann endlich frei gesprochen, so findet er bei der Rückkehr in seine armselige Wohnung Ruinen und Trauer.

Und ferner, nach einem so langen Feiern sind seine Arbeitskundschaften verloren gegangen, wie viel Tage braucht er dann erst, um wieder Arbeit zu finden? Und ein Tag ohne Arbeit ist ein Tag ohne Brod...

Wiederholen wir es, wenn das Gesetz unter gewissen Umständen dem Reichen nicht die Wohlthat der Caution gewährte, so könnte man nur über das specielle und unvermeidliche Unglück seufzen. Aber wenn das Gesetz darein willigt, provisorisch in Freiheit zu setzen, wer eine gewisse Summe Geldes hat, warum beraubt es dieses Vortheils gerade diejenigen, denen die Freiheit unentbehrlich ist, weil Freiheit für sie das Leben, die Existenz ihrer Familie ist?

Giebt es für diesen bedauernswerthen Zustand der Dinge eine Abhülfe? Wir glauben es.

Das Minimum der vom Gesetze verlangten Caution sind **fünfhundert Franken.**

Fünfhundert Franken aber repräsentiren im Durchschnitte eine **sechs Monate** Arbeit eines fleißigen Handwerkers.

Hat er nun eine Frau und zwei Kinder (auch das ist die Durchschnittszahl seiner Familienlast), so leuchtet es ein, daß es ihm materiell unmöglich ist, jemals eine solche Summe sich erspart zu haben.

Also fünfhundert Franken von ihm verlangen, damit er die Freiheit bekomme, seine Familie zu erhalten, heißt ihm thatsächlich die Wohlthat des Gesetzes rauben, und gerade er müßte mehr als jeder Andere das Recht haben, sie zu genießen, wegen der bejammernswerthen Folgen, welche seine vorläufige Verhaftung für die Seinigen nach sich zieht.

Wäre es nicht billig, menschlich und von edlem, heilsamem Beispiele, wenn man in allen Fällen, wo Caution zugelassen wird (und vorausgesetzt, daß die Rechtlichkeit des Angeklagten auf ehrenwerthe Weise festgestellt ist), **die moralische Garantie** derjenigen annähme, welchen ihre Armuth nicht erlaubt eine **materielle** zu leisten und die kein anderes Capital haben, als ihre Arbeit und ihre Rechtschaffenheit, mit einem Worte: **ihre Versicherung als ehrliche Leute anzunehmen**, daß sie sich am Tage der gerichtlichen Verhandlung stellen wollen?

Wäre es nicht moralisch und würdig, besonders in den jetzigen Zeiten, auf diese Weise den Werth beschworenen Versprechens zu erhöhen und den Menschen in seinen eigenen Augen so zu erheben, daß sein Eid als genügende Garantie angesehen würde?

Wird man die Würde des Menschen so verkennen, um diese Idee als eine Unmöglichkeit, ein Utopien zu verschreien? Wir fragen, ob man viele Kriegsgefangene auf Wort hat meineidig werden sehen und ob diese Soldaten und Offiziere nicht fast alle Kinder des Volks gewesen sind?

Ohne irgenemie den Werth des Eides bei den arbeitenden Klassen, die rechtschaffen und arm sind, übertreiben zu wollen, sind wir doch überzeugt, daß die vom Angeschuldigten übernommene Verpflichtung, zum Gerichtstermine zu erscheinen, immer eingehalten werden würde und zwar nicht blos mit Treue und Pünktlichkeit, sondern auch mit höchster Dankbarkeit, weil seine Familie vermöge der Nachsicht des Gesetzes nicht durch seine Abwesenheit gelitten haben würde.

Es ist übrigens eine Thatsache, auf die Frankreich stolz sein darf, daß im Allgemeinen sein Beamtenstand, der eben so erbärmlich besoldet ist als die Armee, gelehrt, rechtschaffen, menschlich und unabhängig ist; er hat das Bewußtsein seines nützlichen und erhabenen Priesteriums; mehr als jede andere Generation vermag und versteht er die Leiden und unermeßlichen Schmerzen der arbeitenden Klaßen der Gesellschaft, mit der er so häufig in Berührung kommt, auf milde Weise zu würdigen *).

Man könnte daher den Beamten nicht zu ausgedehnte Vollmacht geben in Betreff der Würdigung der Fälle, wo **moralische Caution**, die einzige, welche der arme rechtschaffene Mann geben kann, zugelassen werden soll.

Wenn endlich die, welche die Gesetze machen und die, welche nur regieren, vom Volke eine so beschimpfende Meinung haben sollten, daß sie mit schimpflicher Verachtung die Ideen zurückweisen, welche wir vorbringen, könnte man dann nicht wenigstens verlangen, daß **das Minimum der Caution so herabgesetzt würde, daß es auch denen erreichbar wird, denen es so sehr noththut, der traurigen Strenge einer Präventivhaft zu entgehen!**

Könnte man nicht als äußerste Grenze den Durchschnittslohn eines Handwerkers während eines Monats annehmen?

Also etwa: **Achtzig Franken!**

Das wäre noch kaum erschwinglich; aber am Ende mit Hülfe der Freunde, des Leihhauses, einiger Vorschüsse würden achtzig Franken sich, selten zwar allerdings, aber doch mitunter auftreiben lassen, und so wären dann doch immer mehre Familien dem schrecklichsten Elende entrissen.

Nachdem wir dies besprochen, wollen wir darüber hinwegegehen und zu Dagobert's Familie zurückkehren, welche in Folge der vorläufigen Verhaftung Agricol's sich in so verzweifelter Lage befand.

.....

Die Angst der Frau Dagobert's nahm immer mehr zu, je mehr sie nachdachte; denn die Töchter des General Simon mitgerechnet, waren vier Personen durchaus ohne Mittel; aber wir müssen gestehen, die vortreffliche Mutter dachte weniger an sich als an den Kummer, den ihr Sohn empfinden mußte, wenn er sich die bedauernswerthe Lage vergegenwärtigte, in der sie sich befand.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür.

— Wer ist da? — fragte Françoise.

— Ich bin es, Madame Françoise, der Vater Lorrain.

— Herein, — sagte Dagobert's Frau.

Der Färber, welcher die Functionen des Portiers verrichtete, erschien an der Thür des Zimmers... anstatt, wie natürlich, Arme und Hände wunderschön apfelgrün zu haben, waren sie diesmal prachtvoll violett.

— Madame Françoise, — sagte der Vater Lorrain, — da ist ein Brief, welchen der Weißwaarengeber von St. Merry von Herrn Abbé Dubois gebracht hat, indem er mir anbefahl, ihn sogleich hinaufzutragen;... er hat gesagt, es sei sehr eilig...

— Einen Brief von meinem Beichtvater! — sagte Françoise erstaunt; darauf nahm sie ihn und fügte hinzu: — Ich danke schön, Vater Lorrain.

— Brauchen Sie weiter nichts?

— Nein, Vater Lorrain.

— Dann empfehle ich mich der ganzen Gesellschaft. — Und der Färber ging.

— Marcux, willst Du mir wohl diesen Brief vorlesen? — sagte Françoise, über diese Botschaft ziemlich besorgt.

— Ja, Madame.

Und das junge Mädchen las Folgendes:

„Meine liebe Madame Baudoin,

„Ich höre Ihnen gewöhnlich Dienstags und Sonnabends „Beichte, aber ich werde weder morgen, noch Sonnabend frei „sein; kommen Sie also heute Morgen so früh als möglich, „wenn Sie es nicht vorziehen, eine Woche lang zu bleiben, „ohne Ihr Sündenbekenntniß abzulegen."

— Eine Woche... gerechter Himmel!... — rief Dagobert's Frau aus. — Ach, ich fühle nur zu sehr das Bedürfniß, heute noch bei der Verwirrung und dem Kummer, den ich habe, zur Beichte zu gehen.

Darauf wandte sie sich an die beiden Waisen:

— Der gütige Gott hat die Gebete erhört, die ich für Sie zu ihm gethan habe, meine lieben Fräuleins... weil ich

*) Wir haben in einem andern Werke das schöne Buch des Herrn Prosper Lardé, Procurator des Königs, citirt und erinnern an dasselbe stets mit eben so viel Ehrfurcht, als großer Theilnahme. Travaille et Salaire (Arbeit und Lohn) ist eine der gediegensten, der tiefgedachtesten Werke, welche aufgeklärte Menschenliebe jemals einem edlen Herzen, einer hohen Intelligenz und einem festen, praktischen Geiste eingegeben hat.
G. S.

---

die die Bühne zu ihrer Existenz bedarf. Man würde an vielen Orten die Bühne gänzlich sinken lassen, wenn viele Orte in Deutschland nicht gar so langweilig wären. Es ist noch ein Glück für die Bühne, daß Feindschaft selbst und Indifferentismus ihr einräumen müssen, sie ist eine gesellschaftliche, keine Kunstinstitution. Die Bühne wird in Deutschland nicht als Stolz für Alle gepflegt, sondern geduldet als nothwendiges Uebel für Einige. Hie und da spendet ein Fürst mit freigebigerer Hand als ein anderer; aber wer sieht nicht, wie gerade dort die Vergeudung oft die unverantwortlichste ist? Immer noch besser, daß wenigstens größere Städte auf die Nothwendigkeit angewiesen sind, den Geschmack des Publicums auszubeuten, als daß diese Städte durch höhere Gnade nur ein Theater haben, welches zu Liebhabereien benutzt wird, die das Institut nur immer noch unpopulärer machen. Ich werde im Verlauf dieser Uebersichten keinen Anstand nehmen, die Städte frei zu nennen, die ich hier meine. Das Interesse eines Gedankenganges, den ich für diesmal hier abbreche, erfordert es.

Die Uebersicht Dessen, was in sechs Monaten auf den deutschen Theatern geleistet ist, ergiebt zunächst, daß das Verhältniß des größeren Fleißes sich auffallender Weise umgekehrt auf die geringeren Mittel bezieht. Man kann sie an den Fingern zählen, die Hof- und Stadttheater, welche ein ihnen zu Gebote stehendes Material von Größe und Empfänglichkeit des Publicums, von Zuschuß und sicherer Begründung im aufrichtigen Musendienste verbraucht haben. Die fleißigsten deutschen Bühnen sind nicht die größten, mit Ausnahme des **Hamburger Stadttheaters**, welches in nie rastender Thätigkeit an der Spitze aller anderen Bühnen steht. Man wird erstaunen, daß in Fleiß und redlichem Willen für die wahren Interessen des Schauspiels die kleine **Oldenburger** Bühne es ist, die dem Hamburger Stadttheater am nächsten kommt. Herr von Gall ist ein Theatervorstand, der in Wien und Berlin an seinem Platze wäre. Nach Oldenburg mögen **Kassel, Detmold, Hannover** kommen, Bühnen, die wenigstens einen regen Eifer für Neuigkeiten verrathen. **Schwerin** hat durch den Verlust einiger Mitglieder Unglück gehabt, sonst würd' es in erster Reihe nicht fehlen. **München** und **Stuttgart** offenbaren für das Schauspiel den redlichsten Willen; leider hat die erste Anstalt ein sehr lückenhaftes Personal und ist erst jetzt an die Verwaltung eines Mannes gekommen, der die Absicht hat, sich mit seinen Mitteln auf gleiches Niveau zu stellen. Hoffentlich wird Herr von Franz, ein charakterfester, kluger Mann, so ehrlich sein, dem Fürsten, der ihn berief, offen zu sagen, wie weit Ersparniße die Würde der ihm anvertrauten Anstalt aufrecht erhalten können. Ein Grundverderben an den Hoftheatern ist das viele Bureau- und Schreiberwolk; dort reformire man zuerst. Voll guten Eifers zeigte sich auch die **Wiesbadener** Bühne, und **Magdeburg** ging in der Sucht nach Neuigkeiten wohl wieder zu weit. Es kommt auch darauf an, daß man nicht alles Neue, sondern das Neue auch **gut** giebt.

Bühnen, die ich hier nicht genannt habe, trotten entweder in einem gewöhnlichen Schlendrian oder ihr geringerer Eifer liegt in Verhältnissen, die in späterer Besprechung erwähnt werden sollen. Nur einige Anstalten seien noch genannt, die hinter den billigsten Anforderungen an Fleiß, Geschmack und redlichem Willen am meisten zurückbleiben. Ich will vorläufig **Karlsruhe**, das sich selbst durch den geistvollen Herrn von Auffenberg noch nicht ganz aus seiner nüchternen Unbedeutendheit hat erheben können, bei Seite liegen lassen und als die für das Schauspiel mangelhaftesten Bühnen nur **Braunschweig** und **Berlin** bezeichnen.

An **Braunschweig** ist fast die ganze neuere Richtung des hoffnungsvoll aufblühenden Nationaldramas vorübergegangen. Selten hat in der Theaterwelt eine so gewissenlose Verschwendung fürstlich gespendeter Hülfsmittel stattgefunden. Ein kunstliebender Fürst, der sein Theater leidenschaftlich pflegt, wird dort förmlich in seinen gerechten Ansprüchen betrogen. Der abgestandene Kram veralteter Theaterkost wird immer noch auf jener Bühne servirt. Wenn nicht Herr Köchy (Dramaturg!) ein Freund H. Laube's wäre, man würde auf dem

gleich heute noch einen würdigen und frommen Mann um Rath werde fragen können über die großen Gefahren, in denen Sie sich befinden, ohne es zu wissen... arme, liebe, so unschuldige und doch so schuldige Seelen, obgleich das nicht Ihr Fehler ist... O, Gott ist mein Zeuge, daß mein Herz um Ihretwillen eben so sehr blutet, als um meinen Sohn...

Rose und Blanche sahen sich erstaunt an, denn sie begriffen die Befürchtungen nicht, welche der Zustand ihrer Seele der Frau Dagobert's einflößte.

Diese versetzte, indem sie sich an die junge Näherin wandte:

— Meine gute Maneur, Du mußt mir noch einen Dienst erweisen.

— Sprechen Sie, Madame Françoise.

— Mein Mann hat zu seiner Reise nach Chartres den Wochenlohn Agricol's mitgenommen. Das war Alles, was sich an Geld im Hause befand; ich bin überzeugt, daß mein armes Kind nicht einen Sous bei sich hat... und im Gefängniß braucht er vielleicht etwas... nimm also meine silberne Schale und das Besteck... die beiden Paar Betttücher, welche mir noch bleiben und meinen Shawl von Flockseide, den Agricol mir zu meinem Namenstage geschenkt hat; das Alles trägst Du nach dem Leihhause... ich werde zu erfahren suchen, in welchem Gefängnisse sich mein Sohn befindet... und ihm die Hälfte der kleinen Summe schicken, welche Du mir bringen wirst... und der Rest wird, bis mein Mann wieder zurückkommt, schon ausreichen... Aber wenn er zurückkommt, wie werden wir es dann machen? welcher Schlag für ihn... und zugleich mit diesem Schlage das Elend... weil mein Sohn im Gefängniß ist und meine Augen verderben... o Herr mein Gott... — rief die Unglückliche mit einem Ausdruck der Ungeduld und des bittern Schmerzes aus... — warum mich so betrüben? und ich habe doch Alles gethan, um Dein Erbarmen zu verdienen, wenn auch nicht für mich, doch für die Meinigen.

Darauf warf sie sich bald wieder diesen Ausruf des Schmerzes vor und sagte:

— Nein, nein, mein Gott, ich muß Alles annehmen, was Du mir schickst. Verzeih mir diese Klage und strafe Niemand dafür, als mich allein.

— Muth, Madame Françoise, — sagte die Maneur, — Agricol ist unschuldig, er kann nicht lange im Gefängniß bleiben.

— Aber es fällt mir ein, — sagte Françoise, — wenn Du nach dem Leihhause gehst, so verlierst Du viel Zeit dabei, meine arme Maneur.

— Ich werde es in der Nacht wieder auslösen, Madame Françoise; ich werde ja doch nicht schlafen können, da ich Sie in solcher Angst weiß. Die Arbeit wird mich zerstreuen.

— Aber Du verbrauchst dann Licht...

— Beruhigen Sie sich, Madame Françoise, ich bin ein wenig voraus mit meiner Arbeit... — sagte das arme Mädchen und log dabei.

— So umarme mich wenigstens, — sagte Dagobert's Frau mit feuchten Augen; — denn Du bist das beste Geschöpf von der Welt.

Und Françoise ging schnell hinaus.

Rose und Blanche blieben mit der Maneur allein, endlich war für sie der Augenblick gekommen, welchen sie mit so viel Ungeduld erwarteten.

Die Frau Dagobert's ging schnell nach der Kirche von St. Merry, wo ihr Beichtvater sie erwartete.

Dreizehntes Kapitel.

Der Beichtstuhl.

Selten hat man einen traurigeren Anblick, als den der Pfarrkirche von St. Merry bei trübem Schneewetter! Einen Augenblick wurde Françoise durch ein trauriges Schauspiel unter der Halle aufgehalten.

Während der Priester einige Gebete mit leiser Stimme flüsterte, sangen zwei oder drei Sänger in schmutzigen Ueberwürfen die Todtengesänge mit zerstreuter, verdrießlicher Miene an einem armseligen Sarge von Fichtenholz, den ein Greis und ein Kind in elender Kleidung ganz allein und unter Schluchzen begleiteten.

Der Herr Schweizer und der Küster waren sehr ungehalten, wegen einer so jämmerlichen Beerdigung gestört worden zu sein, und hatten es verschmäht, ihre Livreen anzuziehen, indem sie vor Ungeduld gähnend das Ende dieser für das Geschäft so gleichgültigen Ceremonie erwarteten; endlich fielen einige Tropfen geweihten Wassers auf den Sarg, der Priester gab dem Küster den Weihwedel und zog sich zurück.

Nun begab sich eine von jenen schmachvollen Scenen, die nothwendige Folge eines unedlen und gotteslästerlichen Schachers, eine jener nichtswürdigen Scenen, die so häufig sind, wenn es sich um das Begräbniß eines Armen handelt, der weder Kerzen, noch große Messe, noch Violinen bezahlen kann, denn jetzt bekommt man auch Violinen für die Todten.*)

Der Greis streckte die Hand nach dem Küster aus, um von ihm den Weihwedel zu nehmen.

— Da... und machen Sie schnell, — sagte der Mann der Sacristei und hauchte sich in die Finger.

Die Bewegung des alten Mannes war tief, seine Schwäche außerordentlich; er blieb einen Augenblick unbeweglich und hielt den Weihwedel in seiner zitternden Hand. In diesem Sarge lag seine Tochter, die Mutter des Kindes in Lumpen, das ihm zur Seite weinte... das Herz brach diesem Manne bei dem Gedanken an den letzten Abschied... er blieb regungslos... krampfhafte Seufzer hoben seine Brust.

— Nun, spuken Sie sich doch, — sagte der Küster roh; — hüten Sie sich ein, daß mir hier etwa lachen wollen?

Der Greis spuckte sich.

*) In St. Thomas von Aquino.

Er machte das Zeichen des Kreuzes über den Sarg und bückte sich, um seinem Enkel den Weihwedel in die Hand zu geben, als der Sacristan, welcher fand, daß die Sache lange genug gedauert habe, dem Kinde den Wedel aus der Hand nahm und den Leichenträgern das Zeichen gab, den Sarg schnell fortzutragen, was auch sofort geschah.

— Hat dieser Alte gebebelt! — sagte der Schweizer leise zum Küster, indem er nach der Sacristei ging, — wir werden kaum noch Zeit haben zum Frühstücken und uns anzuziehen zu dem gestickten Leichengängniß, das heute Morgen noch stattfindet... Das laß' ich mir gefallen, das ist noch ein Todter, der der Mühe werth ist... Jetzt die Hellebarde vor!...

— Und die Oberst-Epauletten, um der Stuhlvermiethern in die Augen zu stechen, du Schelm! — sagte der Küster mit schlauer Miene.

— Was willst Du, Gastillard? Man ist ein hübscher Kerl und wird eben gesehen, — antwortete der Schweizer mit triumphirender Miene, — ich kann doch wahrhaftig den Frauen um ihrer Ruhe willen nicht die Augen auszustechen lassen.

Und die beiden Männer traten in die Sacristei.

Der Anblick der Beerdigung hatte Françoise's Traurigkeit noch vermehrt.

Als sie in die Kirche trat, befanden sich blos sieben bis acht Personen auf Stühlen unter verstreut in dem feuchten, eisigen Gebäude.

Als einer von den Weihwasserträgern, ein alter Greis mit rothem, lustigem Weingesichte, Françoise sich dem Weihwasser nähern sah, sagte er mit leiser Stimme zu ihr:

— Herr Abbé Dubois ist noch nicht im Kasten, spucken Sie sich, Sie bekommen dann das Erstlingsgeschenk seines Vaters...

Françoise, über diesen Scherz verdrießlich, dankte dem unehrerbietigen Kirchendiener, bekreuzte sich fromm, that einige Schritte in der Kirche und sank auf dem Fußboden in die Knien, um das Gebet zu sagen, welches sie stets vor ihrer Beichte betete.

Als dies geschehen war, ging sie nach einer dunklen Vertiefung, wo ganz im Schatten ein riesiger Beichtstuhl stand, dessen Thür von durchbrochener Arbeit inwendig mit einem schwarzen Vorhange versehen war. Die beiden Plätze rechts und links waren leer; Françoise kniete auf der rechten Seite nieder und blieb so einige Zeit in die schmerzlichsten Gedanken versunken.

Nach einigen Minuten kam langsam aus einem der Seitengänge der Kirche ein Priester von hohem Wuchse, mit grauen Haaren, ernster, strenger Physiognomie, der einen langen schwarzen Talar trug.

Ein alter, kleiner, gebückter, schlecht gekleideter Mann, der sich auf einen Regenschirm stützte, begleitete ihn und sagte ihm bisweilen leise etwas in's Ohr; dann stand der Priester still und hörte ihm mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Unterthänigkeit zu.

Als sie beim Beichtstuhle angekommen waren, bemerkte der alte, kleine Mann die knieende Françoise und betrachtete den Priester mit fragendem Blicke.

— Das ist sie... — sagte der Letztere.

— Also in zwei oder drei Stunden wird man die beiden jungen Mädchen im Kloster St. Merry erwarten. Ich rechne darauf, — sagte der alte, kleine Mann.

— Ich hoffe es zu ihrem Seelenheil, — antwortete ernst der Priester, indem er sich vermigte. Er trat in den Beichtstuhl.

Der kleine, alte Mann verließ die Kirche.

Dieser kleine, alte Mann war Rodin; von St. Merry weggehend, hatte er sich nach dem Krankenhause begeben, um sich zu überzeugen, ob der Doctor Baleinier in Bezug auf Adrienne getreu seine Instructionen befolge.

Françoise kniete noch im Beichtstuhle; eines der Seitenfenster öffnete sich und eine Stimme sprach.

Er ist mir durch Zufall in die Hände gerathen, und ich habe ihn mit Vergnügen gelesen. Ich bin weder Theaterdirector noch Schauspieler, und habe also weder Interesse noch Leidenschaft dabei, mich für oder gegen die Ansichten des Verfassers zu erklären. Ich will nur einige Bemerkungen machen, die mir beim Lesen kamen.

Der Verfasser sagt, daß die Theaterdirectoren, um ihre Kassen zu füllen, nur Possen und Ballets geben. Ich glaube, daß er sich irrt. Die Theaterdirectoren geben, was sie können, und nicht was sie wollen. Sie sind nicht Herren ihrer Repertoire, sondern Sclaven des Publicums. Wenn das Publicum Possen und Ballets verlangt, so müssen sie Possen und Ballets geben, oder sie machen Bankerott. Wenn das Publicum Tragödien und Opern verlangt, so müssen sie Tragödien und Opern geben, oder sie machen Bankerott. Wenn das Publicum Tragödien, Opern, Possen und Ballets verlangt, so müssen sie Tragödien, Opern, Possen und Ballets geben, oder sie machen Bankerott. Wenn das Publicum Nichts verlangt, so müssen sie Nichts geben, oder sie machen Bankerott. Wenn das Publicum Alles verlangt, so müssen sie Alles geben, oder sie machen Bankerott. Wenn das Publicum Nichts verlangt, so müssen sie Nichts geben, oder sie machen Bankerott. Wenn das Publicum Alles verlangt, so müssen sie Alles geben, oder sie machen Bankerott.

Braunschweiger Repertoir nur französische Possen, die „Bearbeitungen" des Herrn Kettel und Wiederholungen von „Hans Sachs," „Gebrüder Foster" u. s. w. lesen.

Der immer mehr sinkende Zustand des Berliner Hoftheaters ist eine so bekannte Thatsache, daß es Niemanden wundern kann, wenn in einer Uebersicht, die dem Eifer, dem redlichen Willen, dem Fleiße der deutschen Bühnenwelt gilt, die Verwaltung des Herrn von Küstner am tiefsten steht. Eine ausführliche Würdigung und Analyse dieser betrübenden Erscheinung, an der die Interessen der ganzen deutschen Bühne so bedenklich betheiligt sind; bleibt dem weitern Verlaufe dieser dramaturgischen Unterhaltungen überlassen. Unentschieden bleibe, ob das Grundübel jenes Verfalls in äußern Umständen oder in der Persönlichkeit eines Directors beruht, der durch überlange Theaterpraxis so sehr zu den Blasirten in der Kunst gehört, daß Ihn zur Hebung der ihm anvertrauten Anstalt alle Kräfte nothwendig verlassen haben müssen, selbst die Kräfte der Illusion. Nur an die vorliegenden Thatsachen wollen wir uns halten, nur diesmal an den Wechsel und die nothwendige Mannigfaltigkeit des Repertoirs, nur diesmal an die Offenbarung eines schönen, idealbeseelten, einigen und kraftvollen Directionswillens oder an den Mangel desselben. Welche neuen Stücke sind z. B. in Berlin vom 1. Januar bis 1. Juli gegeben, welche alten wiederholt worden?

Die mangelhafte Lösung einer großen Aufgabe, die in die edelsten Interessen des deutschen Volkes eingreift, ist so betrübend, so gefahrvoll, daß hier folgende Thatsache nicht verschwiegen werden kann: Das Berliner Repertoir hat sich in der genannten Periode nicht durch die leiseste Spur eines über seine Anordnung angestellten Nachdenkens, sondern nur durch den Zufall gemacht. Der Zufall gab die wenigen neuen Stücke an, die gegeben wurden, der Zufall lenkte die neuen Einstudirungen, der Zufall würfelt kalecdoskopisch ohne Sinn und Plan jene Zettel zusammen, welche wenigstens soviel erzielen, daß die Tausende von Fremden, die durch die Eisenbahnen jetzt täglich Berlin zuströmen, auf den Bänken des Parquets theilweise sichtbar werden. Berlin selbst, das intelligente Berlin, nimmt an dem Schauspiel, welches ihm Herr von Küstner hinstellt, wenig Interesse.

Ich will die Pièces nennen, die seit dem 1. Januar bis zum Schluß der Theatersaison gegeben wurden. Man gab die „Bernsteinhexe" von H. Laube, weil das Interesse an der Dramatisirung eines in Berlin in hohen und höchsten Kreisen vielbesprochenen Tagesgegenstandes sich von selbst aufdrängte. Man gab „Christoph und Renate," eine Uebersetzung von C. Blum, weil Charlotte von Hagn eine Rolle haben mußte. Man wiederholte Kotzebue's „Stricknadeln," weil Madame Crelinger beschäftigt sein will. Man gab „den Steckbrief" von Roderich Benedix, weil man einen Komiker wie Gern nicht immer und ewig den Schelle kann spielen lassen. Man gab ein französisches Stück: „Dornen und Lorbeer," Herrn Hendrichs zu Liebe, der sich dem Publicum mit einem Stücke empfehlen wollte, das er sich selber mitbrachte. Man spielte ein schon seit Jahr und Tag bei der Regie liegendes kleines Lustspiel von Feydor Wehl, schwerlich weil man aufrichtig von der Trefflichkeit desselben überzeugt war, sondern weil es nicht schaden kann, für die Balletvorstellungen einaktige Lückenbüßer zu haben. Wegen des Gastspiels der Frau Birch-Pfeiffer, die Herr von Küstner den Mitgliedern der königlichen Bühne einverleibt hat, mußte ihr Schauspiel: „Mutter und Sohn," gegeben werden, und endlich, nicht aus Kunstsinn, nicht aus Sophism, sondern nur, weil Döring darin gastirte, wurden Stücke, die nie auf dem Repertoir einer so stabilen Bühne fehlen sollten, Othello, Heinrich IV., Zerbrochner Krug und Tartüffe, exemplarisch als „neueinstudirt" angekündigt! Einigen dieser Vorstellungen wohnt' ich selber bei und fand sie so geschmacklos in Scene gesetzt, so talentlos besetzt, daß ich die Zeichen des Mißfallens, in welche das Publicum nach einer verunglückten Aufführung von Shakespeare's Heinrich dem Vierten ausbrach, vollkommen gerechtfertigt fand.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird man so viel entnehmen können, daß das Bestreben dieser „Theaterschau" Aufrichtigkeit und Wahrheit ist. Man muthet in der That dem öffentlichen Urtheil zu viel Glauben zu. Man bürdet zu viel dem grimmärdig hinnehmenden Publicum auf und bringt es noch dahin, daß die Grenzlinien zwischen Wahrem und Falschem sich immer mehr verwischen. Wer einen noch so kleinen Theil des öffentlichen geistigen Vermögens einer Nation, einen noch so kleinen Theil vom moralischen Grundstocke der Zeit zu verwalten hat, ist dem Ganzen verantwortlich. Rechnen wir den Verwaltern nach! Wir werden bald erkennen, welches die guten und welches die schlimmen sind.

Frankfurt am Main.

Karl Gutzkow.

Die Kaiserin und ihre Kinder.

Die Kaiserin mit ihren Kindern Prinz Wilhelm, Prinz Louis Ferdinand und Prinz Hubertus.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Hermann Rückleben, Berlin.

Neue Ehe- und Erbrechtsreform in Schweden.

Von Dr. Ernst Schultze.

Die schwedische Regierung hat dem Reichstag eine Vorlage unterbreitet, die eine Reform des Ehe- und Erbrechts bezweckt. Die Vorlage ist das Ergebnis der Arbeiten einer Kommission, die seit 1908 tätig war. Sie ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden. Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden.

Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden. Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden.

Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden. Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden.

Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden. Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden.

Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden. Die Vorlage ist in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind bereits einzelne Teile bekannt geworden.

einmal, mein Vater... ich beschwöre Sie, kommen Sie mir zu Hülfe... was soll ich thun? rathen Sie mir.

— Man kann doch nicht diese beiden jungen Seelen einer schrecklichen Verderbniß überlassen, — sagte die Stimme nach einer Pause, — es giebt da nur einen einzigen Ausweg:... sie in ein frommes Haus zu bringen, wo sie nur von andächtigen und frommen Verbildern umgeben sind.

— O mein Vater, wenn wir nicht so arm wären, oder wenn ich mindestens noch arbeiten könnte, ich würde versuchen, so viel zu verdienen, um ihre Pension bezahlen zu können und es so zu machen, wie ich es bei Gabriel gethan habe... Unglücklicher Weise ist meine Sehkraft gänzlich geschwunden; aber mir fällt ein, mein Vater, Sie kennen so viel mildherzige Seelen, wenn Sie dieselben zu Gunsten dieser beiden armen Waisen interessiren könnten.

— Aber ihr Vater, wo ist der?

— Er war in Indien, mein Mann hat mir gesagt, daß er nächstens in Frankreich ankommen müßte... aber nichts ist gewiß... Und dann noch etwas: mein Vater, das Herz würde mir bluten, wenn ich diese armen Kinder unser Elend theilen sehen müßte... und das wird bald sehr groß werden... denn wir leben nur von der Arbeit meines Sohnes...

— Diese jungen Mädchen haben also keinen Verwandten hier? — sagte die Stimme.

— Ich glaube es nicht, mein Vater.

— Und ihre Mutter hat sie Ihrem Manne anvertraut, um sie nach Frankreich zu bringen?

— Ja, mein Vater; und er ist genöthigt gewesen, gestern nach Chartres abzureisen wegen einer sehr eiligen Angelegenheit, wie er mir gesagt hat.

[Man erinnert sich, daß Dagobert es nicht für passend gehalten, seine Frau von den Hoffnungen zu unterrichten, welche die Töchter des Marschall Simon auf die Medaille setzen mußten, und daß auch diese von ihm die ausdrückliche Empfehlung bekommen hatten, selbst zu Françoisen nicht davon zu sprechen.]

— Also, — versetzte die Stimme nach einigen Augenblicken Schweigens, — ist Ihr Mann nicht in Paris?

— Nein, mein Vater,... er wird ohne Zweifel heute Abend oder morgen früh zurückkommen...

— Hören Sie zu, — sagte die Stimme nach einer Pause, — jede Minute, welche für das Seelenheil dieser jungen Mädchen verloren wird, ist ein neuer Schritt, den sie der Verderbniß entgegen thun... von einem Augenblicke zum anderen kann die Hand Gottes sich auf sie legen, denn er allein kennt die Stunde unseres Todes; und wenn sie in dem Zustande stürben, in welchem sie sich befinden, würden sie vielleicht für die Ewigkeit verdammt sein; von heute an also muß man ihre Augen dem göttlichen Lichte öffnen und sie nach dem Kloster bringen... das ist Ihre Pflicht, ist es auch Ihr Wunsch?

— O ja... mein Vater!... aber unglücklicher Weise bin ich zu arm, wie ich Ihnen gesagt habe.

— Ich weiß es, es ist weder der Eifer, noch der Glaube, der Ihnen fehlt; aber wenn Sie auch im Stande wären diese jungen Mädchen auf den richtigen Weg zu leiten, so würden die gottlosen Beispiele Ihres Mannes, Ihres Sohnes täglich Ihr Werk zerstören... Andere müssen also im Namen der christlichen Barmherzigkeit für die Waisen thun, was Sie nicht thun können... Sie, die vor Gott für ihre Seele verantwortlich ist.

— O, mein Vater... wenn dieses gute Werk durch Ihre Vermittelung gelänge, wie groß würde dann meine Dankbarkeit sein.

— Die Sache ist nicht unmöglich... ich kenne die Oberin eines Klosters, in welchem die jungen Mädchen nach Gebühr unterrichtet werden würden... Der Preis ihrer Pension würde zu Gunsten ihrer Armuth herabgesetzt werden; aber so gering sie auch wäre, müßte sie doch bezahlt werden... Es ist auch eine Ausstattung mitzubringen... das würde für Sie doch immer zu theuer sein.

— Ach ja, mein Vater.

— Wenn ich ein wenig aus meinem Almosenfond nehme und mich an gewisse großmüthige Personen wende, könnte ich die nöthige Summe vollständig machen... und den jungen Mädchen so die Aufnahme in's Kloster verschaffen.

— O, mein Vater... Sie sind mein Retter und der dieser Kinder...

— Ich wünsche es aber im Interesse Ihres Seelenheils selbst, und damit diese Maßregeln erfolgreich sind, mache ich den Beistand, welchen ich Ihnen anbiete, von mehren Bedingungen abhängig.

— O, sagen Sie dieselben, mein Vater, sie sind im Voraus angenommen. Ihre Befehle gelten Alles bei mir.

— Erstens werden sie heute Morgen noch durch meine Wirthschafterin in's Kloster gebracht werden und Sie müssen augenblicklich die jungen Mädchen zu ihr bringen.

— O, mein Vater, das ist unmöglich... — rief Françoise.

— Unmöglich, und weßhalb?

— In Abwesenheit meines Mannes...

— Nun?

— Ich wage einen solchen Entschluß nicht zu fassen, ohne ihn zu befragen.

— Nicht dies dürfen Sie ihn nicht zu Rathe ziehen, sondern es muß auch gerade während seiner Abwesenheit geschehen...

— Wie, mein Vater, könnte ich nicht seine Rückkehr abwarten?

— Aus zwei Gründen, — versetzte die Stimme streng: — müssen Sie sich davor hüten: erstens, weil er gewiß in seiner hartnäckigen Gottlosigkeit sich Ihrem weisen und frommen Entschlusse widersetzen würde; und dann ist es unerläßlich, daß die jungen Mädchen jede Beziehung mit Ihrem Manne abbrechen und deßhalb darf er nicht wissen, wohin sie gebracht werden sind.

— Aber, mein Vater, — sagte Françoise, einer grausamen Verlegenheit und Verwirrung zum Raube, — meinem Manne hat man diese Kinder anvertraut; und ohne seine Zustimmung über sie verfügen, wäre...

Die Stimme unterbrach Françoisen:

— Können Sie diese jungen Mädchen bei sich zu Hause unterrichten, ja oder nein?

— Nein, mein Vater, ich kann es nicht.

— Sind Sie, ja oder nein, der Gefahr ausgesetzt, in ewiger Unbußfertigkeit zu bleiben, wenn sie bei Ihnen wohnen?

— Ja, mein Vater, dem sind sie ausgesetzt.

— Sind Sie verantwortlich für die Todsünden, welche sie begehen können, während Sie die Stelle der Aeltern bei ihnen vertreten, ja oder nein?

— Ach ja, mein Vater, ich bin vor Gott dafür verantwortlich.

— Ist es im Interesse ihres ewigen Heiles, daß ich Sie verpflichte sie noch heute in's Kloster zu bringen, ja oder nein!

— Es geschieht zu ihrem Heil, mein Vater.

— Nun, so wählen Sie jetzt.

— Ich bitte Sie, mein Vater... sagen Sie mir, ob ich das Recht habe, über sie ohne Zustimmung meines Mannes zu verfügen.

— Das Recht! aber es handelt sich hier nicht nur von einem Rechte, sondern von einer heiligen Pflicht. Es wäre doch Ihre Pflicht, diese Unglücklichen, trotz des Verbotes Ihres Mannes, oder in dessen Abwesenheit, mitten aus einer Feuersbrunst herauszureißen. Nun, es ist hier keine Feuersbrunst, die den Körper verbrennt... es ist eine Feuersbrunst, in welcher ihre Seele für die Ewigkeit brennen würde.

— Entschuldigen Sie mich, mein Vater, ich bitte Sie, wenn ich noch darauf bestehe, — sagte die arme Frau, deren Unentschlossenheit und Angst mit jeder Minute stärker wurde, — stören Sie mich in meinem Zweifeln auf... kann ich so handeln, nachdem ich meinem Manne Gehorsam geschworen habe?

— Gehorsam im Guten... ja — für das Böse... niemals; und Sie gestehen selbst ein, daß er Anlaß sein würde, das Seelenheil dieser beiden Waisen zu gefährden, vielleicht unmöglich zu machen.

— Aber, mein Vater, — sagte Françoise zitternd, — wenn er zurückkommen sein wird, fragt mich gewiß mein Mann, wo die Kinder sind?... Ich werde also lügen müssen.

— Stillschweigen ist keine Lüge; Sie werden ihm sagen, daß Sie auf seine Frage nicht antworten können.

— Mein Mann... ist der beste Mensch; aber eine solche Antwort würde ihn außer sich bringen... er ist Soldat gewesen... und sein Zorn wird fürchterlich sein, mein Vater, — sagte Françoise, bei diesen Gedanken schaudernd.

— Und wäre sein Zorn auch noch hundert Mal fürchterlicher, so müßten Sie ihm trotzen und es sich zum Ruhme anrechnen, sich demselben für eine so heilige Sache auszusetzen! — rief die Stimme mit Entrüstung. — Glauben Sie denn, daß man so leicht auf dieser Erde sein Seelenheil erringt... und seit wann denkt der Sünder, welcher aufrichtig dem Herrn dienen will, an die Steine und Dornen, an denen er sich stoßen oder ritzen kann?

— Verzeihung, mein Vater, Verzeihung, — sagte Françoise mit schmerzlicher Ergebung. — Erlauben Sie mir noch eine Frage, eine allerletzige! — Ach, wenn Sie mich nicht leiten, wer wird mich leiten?

— Sprechen Sie.

— Wenn der Herr Marschall Simon ankommen wird, verlangt er von meinem Manne seine Kinder... und was wird dieser seinerseits ihrem Vater antworten können?

— Wenn der Herr Marschall Simon ankommt, werden Sie es mir sogleich zu wissen thun und dann... werde ich schon sehen, was zu machen ist; denn die Rechte eines Vaters sind nur so lange heilig, als er dieselben zum Seelenheil seiner Kinder benutzt. Vor dem Vater hat der Herr den Vorzug, dem man zuerst dienen muß. Also überlegen Sie sich's wohl. Wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, sind diese jungen Mädchen gerettet, — sie sind Ihnen nicht mehr zur Last, — sie theilen nicht Ihr Elend, — sie werden in einem frommen Hause erzogen und zwar nach dem Maßstabe, wie die Töchter eines Marschalls erzogen werden müssen, — so daß ihr Vater, wenn er nach Paris kommt und würdig ist, sie wiederzusehen... anstatt in ihnen arme, halbwilde Heidinnen zu finden, zwei junge, fromme, unterrichtete, bescheidene, wohlerzogene Mädchen sehen wird, die, da sie Gott angenehm sind, sein Erbarmen für ihren Vater herabflehen können, der desselben sehr bedarf, denn er ist ein Mann der Gewaltthätigkeiten, des Krieges und der Schlachten. Jetzt entscheiden Sie, wollen Sie mit Gefahr Ihrer eigenen Seele die Zukunft dieser jungen Mädchen in dieser und in jener Welt der gottlosen Furcht vor dem Zorne Ihres Mannes opfern?

Obgleich rauh und voll Unduldsamkeit, war die Sprache des Beichtvaters in seinen eigenen Augen vernünftig und gerecht, denn dieser brave und aufrichtige Priester war von dem überzeugt, was er sagte; als blindes Werkzeug Rodin's und ohne zu wissen, zu welchem Zwecke man ihn handeln ließ, glaubte er fest, eine fromme Pflicht zu erfüllen, indem er Françoise, so zu sagen, dazu zwang, die jungen Mädchen in's Kloster zu bringen.

Das war, das ist übrigens einer der wunderbarsten Hebel des Ordens, dem Rodin angehörte, nämlich zu Mitschuldigen redliche und aufrichtige Leute zu haben, welche die Machinationen nicht kennen, wenn gleich sie dabei die wichtigsten Rollen spielen.

Françoise, welche seit langer Zeit daran gewöhnt war, sich dem Einflusse ihres Beichtvaters hinzugeben, fand Nichts, was sie auf seine letzten Worte antworten konnte.

Sie ergab sich also darein; aber sie schauderte vor Entsetzen, wenn sie an den verzweifelten Zorn dachte, den Dagobert zeigen würde, wenn er die Kinder, die eine sterbende Mutter ihm anvertraut, nicht mehr bei sich zu Hause finden würde.

Nach den Worten des Beichtvaters mußte sie, je furchtbarer sein Zorn und seine Aufgebrachtheit sein würde, um so demüthiger sich ihnen aussetzen.

„Haltet ein!" rief die Stimme des Capitäns Wilkens jetzt, der, von einem der Leute benachrichtigt, den Mord zu verhindern suchte, „haltet ein!"

„One — two — three, — heave!" — eins, zwei, drei, werft! — sangen in Bootsmannsart die Kentuckier, indem sie den Körper des Unglücklichen in die Höhe hoben und in Schwung brachten, und beim letzten heave, das laut und stark ausgestoßen wurde, flog der dunkele Körper mehre Schritt weit hinaus über das schützende Geländer und verschwand in den schäumenden, gelben Wogen, die, vom Rad aufgewühlt, hinter dem Boot hertanzten.

In demselben Augenblick hörte die Maschine auf zu arbeiten und das Boot fuhr nur noch durch seine eigene Schwere getrieben gegen die Wellen an, als Capitän Wilkens zwischen die Gruppe der Bootsleute in demselben Augenblicke sprang, als die dunkele Gestalt des Negers wieder einige 20 Schritt hinter dem Boot sich windend und krämmend auftauchte.

„Springt in die Yawl, my lads," rief er entsetzt seinen deckhands zu, „10 Dollars dem, der ihn lebendig herausbringt!"

Keiner rührte sich und Alle starrten schweigend auf den Todeskampf des Schwarzen, der sich vergebens bemühte, den Kopf über Wasser zu halten und, durch seine Bande an jeder Bewegung gehindert, mit einem durch das in seinen Mund einströmende Wasser halberstickten Angstschrei zum zweiten Mal sank.

Das Boot schien jetzt still zu stehn oder trieb vielmehr wieder langsam mit den Wellen zurück.

Noch einmal wurde, schon weiter entfernt, das schwarze wollige Haupt des Gerichteten auf einen Augenblick sichtbar, und sank dann für immer in die dunkele Tiefe.

„He is gone!" — Er ist dahin! — sagte Capitän Wilkens schaudernd, als er sich abwandte und das Deck verlassen wollte, doch der eine Kentuckier trat ihm in den Weg und sagte, ihm die Hand auf den Arm legend:

„Capitän, Ihr habt Euer Möglichstes gethan, die That zu verhindern, Ihr seid auch von aller Verantwortung frei, schickt also, sobald wir in St. Louis landen, nach einem Constable und laßt uns vier, mich, meine zwei Kameraden und den jungen Deutschen hier, verhaften, Keiner kann Euch dann etwas vorwerfen und Ihr braucht auch eben unserthalben nicht besorgt zu sein."

„Nein, ich will verdammt sein, wenn Euch soll ein Haar gekrümmt werden, meine braven Burschen," rief Stewart, der, von Simmons gefolgt, hinzugetreten war; „laßt Euch ruhig verhaften und nennt mich einen Lügner, wenn Ihr 12 Stunden im Gefängniß bleibt. Ich kenne St. Louis; die Einwohner dort sind nicht die Leute, die einem Weißen etwas geschehen lassen, weil er Recht und Gerechtigkeit an einer schwarzen Bestie geübt hat, der man die Glieder eigentlich hätte sollen stückweis vom Leib reißen; seid unbesorgt!"

„Mr. Stewart," sagte der größte der Bootsleute gutmüthig lachend, indem er sich ein gewaltiges Stück Kautaback abschnitt und in den Mund schob, „wenn Keiner wegen der Geschichte größere Sorge hat als ich, so leben Alle in höchster Gemüthsruhe, denn ich bin schon oft in St. Louis gewesen und kenne die dortigen Verhältnisse; überdem liegen auch einige hundert Bootsleute am Ufer, und es ist unwahrscheinlich, daß die einen Kameraden, eines verdammten Negers wegen, in der Klemme stecken ließen, und was den braven jungen Deutschen anlangt, der mit seinem richtigen Eimerwurf und seinem muthigen Zuspringen nachher Tim hier das Leben gerettet hat, gerade als ihm die schwarze Canaille den blanken Stahl in den Leib bohren wollte, so soll dem, und wenn sie uns Alle hängen, kein Haar gekrümmt werden, oder mein Name ist nicht Jonathan." Mit diesen Worten ergriff er Ehrfield's Hand und schüttelte sie kräftig, wandte sich dann an die Umstehenden und fragte sie, ob Einer von ihnen einen Schluck Whisken bei sich hätte.

„Stop!" — Halt! — rief Simmons — „verdamm Euren Whisky — wartet noch einen Augenblick, Mann, und ich schicke Euch eine Gallone vom besten Brandy herunter, der an Bord zu bekommen ist. Ihr habt wie Männer gehandelt und sollt auch wie Männer trinken. Bless my soul! — Segne meine Seele! — aber 50 Dollar wären mir nicht so lieb, als daß der Schurke seinen Lohn bekommen hat."

Capitän Wilkens war unter der Zeit wieder hinausgegangen und begab sich, um die Damen zu beruhigen, in deren Cajüte, da diese durch die hinteren Fenster mit Entsetzen den Todeskampf des Negers beobachtet hatten.

Während der Zeit rauschte das Boot brausend auf flüchtiger Bahn dahin, aber trotz dem, daß Alle, Passagiere sowohl

Sie antwortete ihrem Beichtvater:

— Der Wille des Herrn geschehe, mein Vater, und was mir auch passiren mag... ich werde meine Pflicht als Christin erfüllen, wie Sie es mir befehlen.

— Und der Herr wird es Ihnen danken, was Sie vielleicht zu leiden haben werden, indem Sie diese verdienstliche Pflicht erfüllen... Sie nehmen also vor Gott die Verpflichtung auf sich, keine Frage Ihres Mannes zu beantworten, wenn er von Ihnen wissen will, wo die Töchter des Marschall Simon sind?

— Ja, mein Vater, ich verspreche es Ihnen, — sagte Françoise bebend.

— Und Sie werden dasselbe Stillschweigen gegen den Herrn Marschall Simon beobachten, im Fall er zurückkehrt und seine Töchter nur noch nicht gehörig auf dem Pfade des Guten zu sein scheinen, um ihm zurückgegeben werden zu können?

— Ja, mein Vater... — sagte Françoise mit immer schwächerer Stimme.

— Sie werden mir übrigens den Auftritt wieder berichten, welcher zwischen Ihnen und Ihrem Manne bei seiner Rückkehr etwa stattfindet.

— Ja, mein Vater; wann soll ich die Waisen zu Ihnen bringen, mein Vater?

— In einer Stunde, ich werde nach Hause gehen und der Oberin des Klosters schreiben; ich lasse den Brief bei meiner Haushälterin, sie ist eine sichere Person und wird die jungen Mädchen selbst nach dem Kloster bringen.

.....

Nachdem sie die Ermahnungen ihres Beichtvaters über ihre Beichte angehört und die Absolution für diese neue Sünden mittelst Bußauferlegung erhalten hatte, verließ die Frau Dagobert's den Beichtstuhl.

Die Kirche war nicht mehr leer, eine ungeheure Menge Menschen drängte sich in derselben, durch den Pomp des Leichenbegängnisses angezogen, von dem der Küster vor zwei Stunden mit dem Schweizer gesprochen hatte.

Nur mit der größten Mühe konnte Françoise bis zur Thür der kostbar ausgeschlagenen Kirche kommen.

Welcher Contrast gegen den demüthigen Leichenzug des Armen, der heute Morgen so schüchtern in der Kirche sich gezeigt hatte!

Der Clerus des Sprengels in vollständiger Anzahl trat nun majestätisch hervor, um den mit Sammt drapirten Sarg zu empfangen, die Meute und die Seite der Meßgewänder, ihre glänzenden Silberstickereien funkelten beim Lichte von tausend Kerzen.

Der Schweizer erhitzte sich in seiner strahlenden Uniform mit Epauletten, der Küster trug seinen Besenstock fröhlich und machte ihm gegenüber eine wichtige Beamtenmiene. Die Stimmen der Sänger in weißen und frischen Ueberwürfen erklangen mit verächtlicher Stärke, das Geräusch der Orgeln machte die Fenster zittern; man las endlich auf dem Gesichte Aller, welche an diesem reichen Todten, diesem vortrefflichen Todten und diesem Todten erster Klasse, einen Antheil hatten, eine zugleich verhaltene und triumphirende Genugthuung, welche noch durch die Haltung und Geberde der beiden Erben, großer, kräftiger Burschen mit blühender Gesichtsfarbe, vermehrt wurde, indem sie, ohne die Gesetze jener reizenden Bescheidenheit zu überschreiten, welche die Schamhaftigkeit des Glückes ist, sich in ihrem düsteren und sombolischen Mantel der Trauer zu gefallen, zu wiegen und behäbig zu sein schienen.

Trotz ihrer Unschuld und ihres naiven Glaubens wurde die Frau Dagobert's von diesem empörenden Unterschied zwischen dem Empfange betroffen, den der Sarg des Reichen und der Sarg des Armen an der Thür der Kirche erhielten; denn wenn irgendwo wirkliche Gleichheit stattfindet, so ist es vor dem Tode und der Ewigkeit.

Diese beiden trüben Anblicke vermehrten noch die Traurigkeit Françoisens, welche, als es ihr mit großer Mühe gelungen war aus der Kirche herauszukommen, sich beeilte, nach der Straße Riche zurückzukommen, um dort die Waisen abzuholen und sie zu der Haushälterin ihres Beichtvaters zu bringen, die sie nach dem Kloster St. Merry führen sollte. Das letztere lag, wie man weiß, dicht neben dem Krankenhause des Doctor Baleinier, in welches man Adrienne von Cardoville eingesperrt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Monsieur und Murrkopf.

... dem Eingang der Straße ... war die Frau Dago... dem Herausgehen aus der Kirche gekommen, als sie von dem Weinkaufdiener eingeholt wurde; er kam außer Athem zu ihr heran und bat sie, sie möchte doch gleich wieder nach St. Merry zurückkommen, da der Abbé Dubois ihr etwas sehr Wichtiges zu sagen habe.

In dem Augenblicke, wo Françoise umkehrte, hielt ein Fiacre vor dem Hause, in welchem sie wohnte.

Der Kutscher verließ seinen Sitz und machte den Schlag auf.

— Kutscher, — sagte eine ziemlich dicke, schwarzgekleidete Frau, welche im Wagen saß und einen Hund auf dem Schooße hielt, — fragen Sie, ob hier die Wohnung der Madame Françoise Baudoin ist...

— Ja, werthe Madame, — sagte der Kutscher.

Man hat ohne Zweifel Madame Grivois, die erste Kammerfrau der Frau Prinzessin von Saint Dizier erkannt, in Begleitung Monsieurs, welcher auf seine Herrin eine wahre Tyrannei ausübte.

Der Färber, den wir schon die Functionen eines Portiers haben verrichten sehen, wurde von dem Kutscher über die Wohnung Françoisens befragt und kam aus seiner Bude und galant an den Wagenschlag, um Madame Grivois zu antworten, daß allerdings Madame Baudoin hier im Hause wohne, aber noch nicht zurückgekehrt sei.

Der Vater Lorrain hatte die Arme, die Hände und den einen Theil des Gesichtes vom allerschönsten Goldgelb. Der Anblick seiner ockerfarbenen Person reizte Monsieur auf merkwürdige Weise, denn in dem Augenblicke, wo der Färber seine Hand auf den Rand des Wagenschlags legte, brach das Vieh in ein fürchterliches Gebell aus und biß ihn in die Faust.

— Ach großer Gott, — rief Madame Grivois voller Angst, während der Vater Lorrain schnell seine Hand zurückzog, — wenn nur keine giftigen Substanzen in der Farbe sind, welche Sie auf der Hand haben... mein Hund ist so zart.

Und sie wischte sorgfältig Monsieurs sumpfes Maul ab, das hier und da einen gelben Fleck hatte.

Der Vater Lorrain, der sehr wenig erbaut war über die Entschuldigungen, die er wegen der schlechten Aufführung des Hundes zu empfangen erwartet hatte, sagte zu ihr, indem er kaum seinen Zorn mäßigen konnte:

— Madame, wenn Sie nicht zum schönen Geschlechte gehörten, was der Grund ist, daß ich Sie in der Person dieses häßlichen Viehes respectire, so würde ich mir das Vergnügen gemacht haben, ihn beim Schwanze zu packen und in Zeit von einer Minute einen orangegelben Hund aus ihm zu machen, indem ich ihn in meinen Farbekessel tauchte, der auf dem Ofen steht.

— Meinen Hund gelb färben!... rief Madame Grivois, welche sehr zornig aus dem Fiacre stieg, ihren Hund zärtlich an die Brust drückte und den Vater Lorrain mit einem gereizten Blicke maß.

— Aber, Madame, ich habe Ihnen ja gesagt, daß Madame Françoise noch nicht nach Hause gekommen ist, — sagte der Färber, indem er die Herrin des Hundes den Weg nach der dunklen Treppe nehmen sah.

— Es ist gut, ich werde auf sie warten, — sagte Madame Grivois kurz. — In welchem Stockwerke wohnt sie?

— Im vierten, — sagte der Vater Lorrain, indem er ärgerlich wieder in seine Bude ging.

Und er sprach bei sich selber, indem er wohlgefällig zu dieser verrätherischen Idee lachte: — Ich hoffe, daß der große Hund des Vaters Dagobert schlechter Laune sein und diesen lumpigen Hund mit den beiden Vorderpfoten freundlich beim Halse packen wird.

Madame Grivois stieg mühsam die steile Treppe hinauf, indem sie auf jedem Absatze innehielt, um Athem zu holen, und mit tiefem Ekel sich ringsum sah. Endlich erreichte sie das vierte Stockwerk, hielt einen Augenblick vor der Thür der bescheidenen Stube an, in welcher sich zu dieser Zeit die beiden jungen Mädchen und die Mayeux befanden.

Die junge Näherin beschäftigte sich damit, die verschiedenen Gegenstände zusammenzuholen, welche sie auf das Leihhaus tragen sollte.

Rose und Blanche schienen sehr glücklich und etwas über die Zukunft beruhigt; sie hatten von der Mayeux erfahren, daß sie, da sie nähen könnten, wenn sie viel arbeiteten, alle Beide acht Franken wöchentlich verdienen könnten, eine kleine Summe, welche wenigstens für die Familie eine Unterstützung sein würde.

Die Gegenwart der Madame Grivois bei Françoise Baudoin war durch einen neuen Entschluß des Abbé Aigrigny und der Prinzessin von Saint Dizier herbeigeführt; sie hatten es klüger gefunden, Madame Grivois, in welche sie blindes Vertrauen setzten, die jungen Mädchen von Françoise abholen zu lassen, da diese durch ihren Beichtvater eben noch nachträglich davon unterrichtet werden war, daß nicht seine Haushälterin, sondern eine Dame, welche ihr ein Paar Worte von ihm sagen würde, diejenige sei, welcher sie die jungen Mädchen anvertrauen sollte, um sie nach dem Kloster zu bringen.

Nachdem die Vertraute der Prinzessin von Saint Dizier angeklopft hatte, trat sie ein und fragte nach Madame Baudoin.

— Sie ist nicht zu Hause, Madame, — sagte die Mayeux schüchtern, über diesen Besuch erstaunt und die Augen vor dem Blicke dieser Frau niederschlagend.

— Dann will ich warten, ich habe über sehr wichtige Dinge mit ihr zu sprechen, — antwortete Madame Grivois, indem sie eben so neugierig als aufmerksam die beiden Waisen betrachtete, welche sehr bestürzt gleichfalls die Blicke senkten.

Als sie dies gesagt hatte, setzte sich Madame Grivois, nicht ohne einiges Widerstreben, auf den alten Lehnstuhl Françoisens, und da sie nun glaubte, Monsieur die Freiheit

---

als Arbeiter, den Tod des Negers als gerecht und der Ordnung gemäß betrachteten, schien doch, wie durch Zauberei, der gesellige Ton, der bis jetzt auf dem ganzen Boote geherrscht hatte, verschwunden, und in sich gekehrt und vor sich hinbrütend saßen die meisten der Männer, ihren eigenen Gedanken nachhängend, da.

Selbst Simmons schien nicht ganz mit sich selbst zufrieden und trank mehr als gewöhnlich sein „brandy and sugar!“

Etwa 10 Uhr Morgens am 7. aber sahen die Passagiere des Oceanic, als das Boot um eine der Landzungen bog, in der Ferne die weißen Häuser von St. Louis, an dessen Landungsplatz 13 oder 14 verschiedene andere Dampfboote theils zum Ausbessern, theils für New-Orleans, den Illinois, den Missouri oder den Ohio bestimmt, lagen und bald darauf fuhr der Oceanic zwischen ihnen hindurch an's Ufer.

Die Glocke tönte, die Taue wurden ausgeworfen, in große eiserne Ringe am Wharfe befestigt und all das geschäftige Treiben eines eben gelandeten Bootes begann jetzt.

Hunderte von Neugierigen, Karrenführer und Lastträger drängten sich über die kaum an's Land geschobene Planke an Bord, theils um Bekannte zu begrüßen, theils Zeitungen zu bekommen, Neuigkeiten zu hören oder auch durch Wegführen von Waaren und Gepäck Geld zu verdienen, während die Passagiere alle Hände voll zu thun hatten, auf ihre eigenen Sachen Acht zu geben, daß nicht ein Karrenführer oder Lastträger unberufener Weise, was keineswegs selten geschieht, einen Koffer aufpackte, mit dem er dann, wenn sich nicht gleich ein Eigenthümer dazu findet, gemüthlich im Gedränge verschwindet.

Eine Stunde lang mochte das Drängen und Treiben so gedauert haben und der größte Theil der Passagiere hatte das Boot verlassen; die drei Kentuckier aber und der Deutsche blieben, ihrem Versprechen gemäß, an Bord und erwarteten geduldig den Constable, nach welchem Capitän Willens gleich nach seiner Ankunft geschickt hatte.

Dieser kam endlich und dem Capitän, der sie versicherte, Alles für sie zu thun, was in seinen Kräften stand, herzlich die Hand schüttelnd, folgten sie dem Constable, der von ihrem Vergehen unterrichtet sich freundschaftlich mit ihnen unterhielt und ihnen mit der Versicherung Muth einzuflößen suchte, daß sie keine acht Tage lang im Gefängniß sitzen würden.

„Acht Tage lang, Mann?“ fragte der eine Kentuckier verwundert, indem er ihn von der Seite anschaute, „acht Tage! St. Louis müßte sich verdammt verändert haben, wenn wir acht Stunden in Haft blieben; nein, da hab' ich bessere Hoffnung, denn Stewart und Simmons werden ihr Möglichstes thun, die Sache bekannt zu machen, und wird es erst einmal bekannt, nun, dann kenne ich auch vier Leute, die frei in St. Louis umhergehen werden, und das sind dieselben,“ wandte er sich lachend an den Constable, „die jetzt in so angenehmer Begleitung die Gastfreundschaft der City in Anspruch zu nehmen gedenken!“

Wie es der Kentuckier prophezeit hatte, ergriffen alle Bewohner von St. Louis, sobald sie durch die verirrten Bemühungen sämmtlicher Passagiere, unter denen besonders Stewart und Simmons ihr Möglichstes thaten, von den einzelnen Thatsachen in Kenntniß gesetzt waren, die Partei der Gefangenen und drangen in Masse zum Magistrat, die Befreiung derselben zu bewirken; dieser aber, die Leute auf sein Amt und auf seine Pflicht aufmerksam machend, mit der er dasselbe erfüllen mußte, weigerte sich bestimmt, dieselben, ehe sie ihr richtiges Verhör bestanden hätten, herauszugeben und bedeutete sie, ruhig den Gang des Gesetzes abzuwarten.

Den heißblütigen Bewohnern Missouri's aber genügte dieser unbefriedigende Bescheid nicht, und als es dunkelte, hatte sich ein Haufen von einigen hundert Mann gegen die Wohnung des Gefängnißwärters und forderte ihm, als er auf das ruhige Klopfen eines Vorangeschickten seine Thür geöffnet hatte, die sogleich von Hereinströmenden besetzt wurde, die Schlüssel zum Gefängniß ab.

„Gentlemen,“ sagte dieser, „ich darf Euch die Schlüssel nicht geben, Ihr könnt mich dazu zwingen, aber mein Eid verbietet mir, die mir anvertrauten Schlüssel irgend eines anderen Menschen Hand anzuvertrauen.“

„Gut, wenn Du denn gezwungen sein willst,“ sagte eine rauhe Stimme, die einem baumstarken, langen Kerl gehörte, der sich, um nicht gekannt zu werden, schwarz gefärbt hatte, indem er eine kleine Pistole heraushielt und sie dem, nicht im Mindesten darüber erschrockenen Gefängnißwärter auf die Brust setzte, „so — habe Deinen Willen; jetzt, my dear Sir — mein theuerer Herr — gebt die Schlüssel heraus, und be damned

geben zu können, setzte sie ihn sorgfältig auf den Fußboden nieder.

Aber kaum war dies geschehen, so ließ sich eine Art dumpfes, tiefes Knurren hinter dem Stuhle hören, so daß Madame Grivois aufsprang, der Hund ein erschreckendes Bellen von sich gab, an seinem ganzen dicken Leibe zitterte und mit allen Anzeichen angstvollen Zornes sich zu seiner Herrin flüchtete.

— Wie, ist ein Hund hier?... — rief Madame Grivois, indem sie sich schnell bückte, um Monsieur wieder aufzuheben.

Als ob er selbst auf diese Frage antworten wolle, stand Murrkopf hinter dem Stuhle, unter dem er gelegen, auf und kam gähnend und sich reckend zum Vorschein.

Beim Anblick dieses kräftigen Thieres und der zwei Reihen furchtbarer, spitziger Zähne, welche es mit Wohlgefallen zu zeigen schien, indem es seinen Schlund aufsperrte, konnte Madame Grivois sich nicht enthalten, einen Schrei auszustoßen; ihr bissiger Hund hatte zuerst, als er sich Murrkopf gegenüber befand, an allen Gliedern gezittert, aber als er erst auf dem Schooße seiner Herrin in Sicherheit war, begann er frech zu knurren und nach dem sibirischen Hunde die herausforderndsten Blicke zu schleudern; aber der würdige Gefährte des seligen Schäfer antwortete verächtlich darauf durch ein abermaliges Gähnen, worauf er mit einer Art von Unruhe an den Kleidern der Madame Grivois schnoperte, Monsieur den Rücken wandte, sich zu den Füßen Rose's und Blanche's niederließ und nicht aufhörte diese anzusehen, als ob er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ihnen eine große Gefahr drohe.

— Lassen Sie diesen Hund hinaus, — sagte Madame Grivois deschtend, — er macht den meinen wild und könnte ihm ein Leid anthun.

— Seien Sie unbesorgt, Madame, — antwortete Rose lächelnd, — Murrkopf ist nicht böse, wenn man ihn nicht angreift.

— Thut nichts! — rief Madame Grivois; — wie bald ist nicht ein Unglück geschehen. Man braucht diesen ungeheuren Hund mit seinem Wolfskopfe und seinen furchtbaren Zähnen nur anzusehen, so zittert man schon über das Böse, was er thun kann... Ich sage Ihnen nochmals, lassen Sie ihn hinausgehen...

Madame Grivois hatte diese letzten Worte mit gereiztem Tone gesprochen, dessen Klang den Ohren Murrkopfs nicht gefallen wollte; er knurrte unter Zähneknirschen und wandte den Kopf nach der ihm unbekannten Frau hin.

— Still, Murrkopf! — sagte Blanche streng.

Eine neue Person, welche in's Zimmer trat, machte der für die jungen Mädchen ziemlich unangenehmen Lage ein Ende.

Dieser Mensch war ein Lohndiener, er hielt einen Brief in der Hand.

— Was wünschen Sie, mein Herr? — fragte die Maneur.

— Hier ist ein sehr eiliger Brief von einem braven Manne, dem Mann der Wirthin hier; der Färber unten hat mir gesagt, ich möchte nur hinauf gehen, obgleich sie nicht zu Hause sei.

— Ein Brief von Dagobert! — riefen Rose und Blanche mit lebhaftem Ausdrucke der Freude! — Er ist also zurück und wo ist er?

— Ich weiß nicht, ob der brave Mann Dagobert heißt, sagte der Lohndiener, — aber es ist ein alter ehemaliger Soldat, mit einem Orden und grauem Schnurrbart, er ist gar nicht weit von hier, im Bureau der Stellwagen von Chartres.

— Er ist es!... — rief Blanche. — Geben Sie den Brief her...

Der Mann gab ihn und das junge Mädchen öffnete ihn in ungeduldiger Eile.

Madame Grivois war niedergeschmettert, sie wußte, daß man Dagobert entfernt hatte, damit der Abbé Dubois sicherer auf Françoise wirken könne: Alles war gelungen, die Letztere hatte darein gewilligt, die beiden jungen Mädchen geistlichen Händen anzuvertrauen, und nun kam gerade in diesem Augenblicke der Soldat, er, den man für zwei bis drei Tage für abwesend von Paris halten mußte; seine unerwartete Rückkehr zerstörte diese mißvolle Machination also gerade in dem Augenblicke selbst, wo weiter nichts zu thun übrig blieb, als die Früchte derselben zu pflücken.

— O, mein Gott! — sagte Rose, nachdem sie den Brief gelesen... — welches Unglück!...

— Was denn, Schwester? — rief Blanche.

— Gestern, auf dem halben Wege nach Chartres ist Dagobert gewahr geworden, daß er seine Börse verloren hatte. Er hat seine Reise nicht fortsetzen können und auf Credit einen Platz zum Zurückfahren genommen und er bittet seine Frau, ihm Geld nach dem Bureau der Diligencen zu schicken, wo er wartet.

— Ganz recht, — sagte der Lohndiener, — denn der würdige Mann hat mir gesagt: Spute Dich, mein Bursche, denn wie Du mich hier siehst, bin ich als Pfand hier.

— Und nichts, nichts im Hause, — sagte Blanche. — Mein Gott, wie sollen wir es denn machen?

Bei diesen Worten hoffte Madame Grivois einen Augenblick, aber die Maneur enttäuschte sie bald, indem sie auf das Packet zeigte, welches sie eben zu rechte machte und versetzte:

— Beruhigen Sie sich, Mademoiselle... Hier ist noch eine Hülfsquelle... das Leihhaus, nach dem ich dies tragen will, ist nicht weit... ich werde gleich nach Empfang des Geldes hingehen und es Herrn Dagobert geben, in einer halben Stunde spätestens wird er hier sein!

— O, meine liebe Maneur, — sagte Rose, — Sie haben Recht... wie gut Sie sind, Sie denken an Alles...

— Ja, — versetzte Blanche, — die Adresse steht auf dem Briefe hier, nehmen Sie ihn.

— Danke, Mademoiselle, — antwortete die Maneur, darauf sagte sie zu dem Lohndiener: — Kehren Sie zu der Person zurück, die Sie schickt, und sagen Sie ihr, daß ich gleich auf dem Bureau sein würde.

— Verdammte Bucklige, — dachte Madame Grivois, vor Zorn erstickend, — sie denkt an Alles; ohne sie würden wir noch vor der unerwarteten Rückkehr dieses verdammten Menschen nicht so viel zu fürchten haben... Was ist jetzt zu machen?... Diese jungen Mädchen werden mir vor der Ankunft der Frau des Soldaten nicht folgen wollen!... der Vorschlag, sie früher mitzunehmen, würde mich einer abschlägigen Antwort aussetzen und Alles in Gefahr bringen... Mein Gott, mein Gott, was zu machen?

— Seien Sie nicht unruhig, Mademoiselle, — sagte der Lohndiener hinausgehend, — ich will diesen würdigen Mann derzeitigen und ihn benachrichtigen, daß er nicht lange auf dem Bureau mehr auszuhalten braucht.

Während die Maneur sich damit beschäftigte, ihr Packet zuzubinden und die silberne Schale und das Besteck hineinzulegen, überlegte Madame Grivois auf's Nachdenklichste. Plötzlich zuckte sie zusammen, ihre seit einigen Augenblicken finstere, unruhige und erhitzte Physiognomie heiterte sich plötzlich auf, sie erhob sich, noch immer Monsieur unter dem Arme haltend, und sagte zu den jungen Mädchen:

— Da Madame Françoise nicht zurückkommt, will ich hier ganz in der Nähe einen Besuch abstatten, ich werde augenblicklich zurückkehren, sagen Sie ihr das.

Mit diesen Worten ging Madame Grivois einige Minuten vor der Maneur zur Thür hinaus.

Funfzehntes Kapitel.

Der Verdacht.

Kaum waren die beiden Mädchen beruhigt, so ging die Maneur nun ebenfalls hinunter, und zwar nicht ohne Mühe, da sie noch zu sich hinaufgegangen war, um zu dem schon schweren Packete noch eine wollene Decke hinzuzufügen, die einzige, die sie besaß und die sie ein wenig vor der Kälte in ihrer eisigen Kammer schützte.

Den Tag vorher hatte das junge Mädchen, von der Angst um Agricol niedergeworfen, nicht arbeiten können; die Qualen der Erwartung, der Hoffnung, der Unruhe hatten sie daran verhindert; auch heute ging ihr der Tag fast wieder verloren und doch mußte sie leben.

Die niederdrückenden Kümmernisse, welche bei dem Armen sogar die Fähigkeit zum Arbeiten vernichten, sind doppelt traurig; sie lösen seine Kräfte auf und mit der Arbeitslosig-

---

to you!" — seid verdammt! — schrie er mit wildem Tone, doch sich gleich darauf etwas niederbeugend, flüsterte er dem also Verrufen vertraulich in's Ohr: „Sie ist nicht geladen, Jonny!" *)

„Gut! wenn ich muß! Hier sind sie!" sagte dieser ganz ruhig, indem er die verlangten Schlüssel überreichte, „aber Sie Alle, Gentlemen, werden mir bezeugen, daß ich es nur gezwungen und meines Lebens bedroht gethan habe!"

„Ja, ja — Ihr seid ein braver Kerl," scholl es von allen Seiten und jubelnd wälzte sich die Menschenmasse hinüber gegen die Thür des Gefängnisses, öffnete diese und trug im Triumph die vier Gefangenen auf ihren Schultern nicht allein in's Freie, sondern durch alle Straßen der Stadt, dabei jubelnd, den Yankeedoodle singend und die Neger verdammend und verfluchend, daß diese sich, die ebenfalls die Geschichte, die die ganze Stadt erfüllte, gehört hatten, scheu in ihre Wohnungen flüchteten und die Straße nicht zu betreten wagten.

An demselben Abend landete das Dampfboot der „Red rover," von New-Orleans kommend, neben dem Oceanic und hatte den Mississippi-Pflanzer, der seinen „Schwiegersohn mit Willen" verfolgte, an Bord; das junge Pärchen hatte aber die kurze Zeit ihres Aufenthalts in St. Louis vortrefflich benutzt und ein Band geknüpft, das alle Pflanzer des gesammten Mississippi-Staates nicht wieder zu lösen vermochten.

*) Vertrauliche Namensveränderung von John.

Dem gefürchteten Begegnen des erzürnten Vaters aber auszuweichen, waren sie noch an demselben Nachmittag nach Belville in Illinois hinüber gefahren, wo Dalton mehre Verwandte wohnen hatte, und vergebens wüthete der alte Mann in St. Louis herum, den Aufenthalt seiner ihm entflohenen Tochter zu erforschen; Dalton's Vettern allein kannten ihn und schwiegen, als er aber auch einige Tage darauf auf die Spur kam und den Glücklichen nach Belville folgte, war doch seine Tochter für ihn verloren und wüthend, mit sich und der ganzen Welt zerfallen, kehrte er mit dem Red Rover sechs Tage später auf seine Pflanzung oberhalb Vicksburg zurück.

„Gran," sagte Stimmens, als er im Spätherbst desselben Jahres bei diesem und seiner lieben, kleinen Frau Céleste im gemüthlichen „parlour" saß — „Gran, Ihr hättet dabei sein sollen, wie die boys von St. Louis unsere vier Deckpassagiere umherschleppten, und aus einem grog shop — Grogladen — in den andern trugen. Dem Magistrat schien das übrigens ganz recht zu sein, denn kein Constable ließ sich blicken und der junge Deutsche, der den Missouri hinauf wollte, um sich dort anzusiedeln, ging noch zwei Tage später offen in der Stadt umher, ohne daß ihn das Gericht wieder eingefordert hätte."

„Was mag aber wohl mit Bloomfield geworden sein?" fragte Gran lächelnd, indem er der Geschichte mit dem „kleingedohrten Gewehr" gedachte.

„Bald hätt' ich's vergessen," rief Stimmens, „der ist mit Stewart auf dessen Farm gegangen, um Hirsche und Truthühner zu schießen, und will, wenn er eine Gesellschaft findet, eine Reise in die Felsengebirge machen."

„Und Mr. Dalton?" fragte neugierig Céleste.

„Hat sich mit ihrem Vater, dessen einziges Kind sie ist, ausgesöhnt, und der junge Dalton, der übrigens aus einer sehr geachteten und nicht unbemittelten Familie stammt, ist wieder zu Gnaden bei dem alten Mississippier aufgenommen, scheint ihm aber doch noch nicht so recht zu trauen, denn er hat es bis jetzt vorgezogen in Illinois zu bleiben, und ist noch nicht der Einladung des Alten, mit seiner jungen Frau nach Mississippi zu ziehen, gefolgt, beabsichtigt es aber, wie er mir vor acht Tagen erklärte, sobald das Wetter kalt wird, zu thun und sein junges Weibchen, die an den rauhen Norden nicht gewöhnt ist, in ein milderes und ihr mehr zusagendes Klima zu schaffen; jetzt aber, Gran, mahn' ich Euch an Euer Versprechen, denn Ihr habt mir auf dem Oceanic den Mund mit dem Aufzählen Eurer Liquore wässerig gemacht, und Nichts schaden, glaub' ich, könnte es, wenn wir eins tränken, — ich nehme brandy and sugar."

F. Gerstaecker.

keit, welche durch den Schmerz herbeigeführt wird, kommt dann die Noth, die Entbehrung.

Aber die Maneux, dieser so vollkommene und betrübende Typus der evangelischen Pflicht, mußte auch noch sich opfern, nützlich sein, und sie machte es möglich. Die schwächlichsten, kränklichsten Geschöpfe sind bisweilen mit einer außerordentlichen Seelenkraft begabt; man möchte sagen, daß bei diesen physisch-kraftlosen und sichern Organisationen der Geist den Körper hinreichend beherrscht, um ihm eine anscheinende Energie zu verleihen.

So hatte die Maneux seit vierundzwanzig Stunden weder gegessen, noch geschlafen und während einer eisigen Nacht noch Kälte gelitten. Am Morgen hatte sie sich heftigen Ermüdungen ausgesetzt, indem sie zweimal Paris bei Regen und Schnee durchlief, um nach der Rue de Babylone zu gehen, und doch waren ihre Kräfte nicht zu Ende, so groß ist die Macht des Herzens.

Die Maneux war eben an die Ecke der Straße Saint Merry gekommen.

Seit dem neulichen Complot in der Rue de Prouvaires hatte man in diesem volkreichen Stadttheile eine größere Anzahl Polizeiagenten und Stadtsergenten zur Beobachtung angestellt, als man gewöhnlich thut.

Obwohl die junge Arbeiterin von der Last ihres Packetes ganz niedergedrückt wurde, so lief sie doch fast, indem sie den Bürgersteig entlang ging; in dem Augenblicke, wo sie bei einem Stadtsergeanten vorbeikam, fielen hinter ihr zwei Fünffrankenstücke, welche eine dicke, schwerzgekleidete Frau, die ihr folgte, ihr nachgeworfen hatte.

Augenblicklich wurde der Stadtsergeant von dieser dicken Frau auf die beiden Geldstücke aufmerksam gemacht, welche eben gefallen waren, und sie sagte, auf die Maneux hinweisend, ihm hastig einige Worte.

Darauf verschwand dieses Weib mit schnellen Schritten nach der Straße Brise-Miche zu.

Der Stadtsergeant, von dem betroffen, was Madame Grivois (denn sie war es) ihm gesagt hatte, bob das Geld auf, lief hinter der Maneux her und schrie:

— He, heda... da unten... haltet... haltet... das Frauenzimmer!...

Bei diesem Rufe drehten mehre Personen sich schnell um; in diesen Stadttheilen vermehrt sich ein Knäuel von fünf Personen, die zusammenstehen, in einer Secunde und wird sogleich zu einem beträchtlichen Auflaufe.

Die Maneux, welche nicht wußte, daß das Rufen des Stadtsergeanten ihr gelte, beeilte ihren Schritt, da sie nur daran dachte, sobald als möglich nach dem Leihhause zu kommen, und versuchte zwischen den Vorübergehenden hinzugleiten, ohne Jemanden anzurühren, so sehr fürchtete sie die grausamen oder brutalen Spöttereien, zu welchen ihre Mißgeschaffenheit häufig Anlaß gab.

Plötzlich hörte sie mehre Personen hinter sich laufen und in demselben Augenblicke legte sich eine Hand schwer auf ihre Schulter.

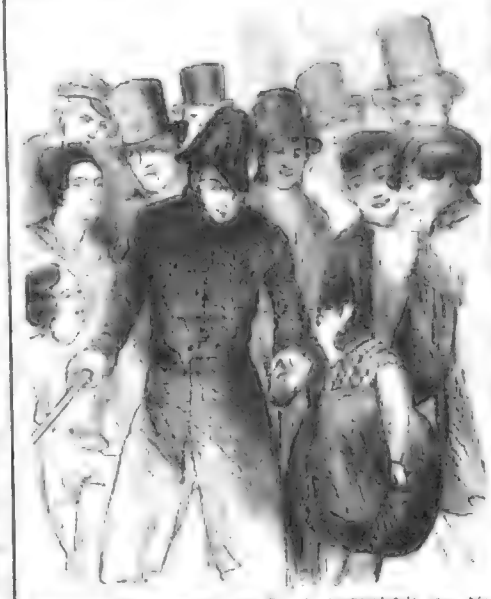
Es war der Stadtsergeant in Begleitung eines Polizeiagenten, der auf den Ruf herbeieilte.

Die Maneux war eben so erstaunt als erschrecken und wandte sich um.

Sie befand sich schon mitten in einem Auflaufe, der besonders aus jener scheußlichen, mäßigen und zerlumpten, schlechten und frechen, durch Unwissenheit noch roher gemachten Bevölkerung bestand, die unaufhörlich auf dem Pflaster von Paris umherkreibt. In diesem Haufen begegnet man fast niemals Handwerkern, denn fleißige Arbeiter sind in ihrer Werkstätte bei ihrer Arbeit.

— Haha!... Du hörst also nicht... Du machst es wie der Hund Jean's von Direlle! — sagte der Polizeiagent, indem er die Maneux so hart am Arme faßte, daß sie ihr Packet vor die Füße fallen ließ.

Als das unglückliche Kind die Augen furchtsam um sich warf und sich zur Zielscheibe aller frechen, spöttischen oder



boshaften Blicke gemacht, als sie die Unsittlichkeit oder die Rohheit aller dieser rothen, wüsten Gesichter verzerren sah, zitterte sie an allen Gliedern und wurde zum Erschrecken bleich.

Der Polizeiagent sprach gewiß grob mit ihr, aber wie hätte er auch anders mit einem armen, verwachsenen, bleichen, entkräfteten Mädchen sprechen sollen, mit einem Geschöpfe, dessen Züge durch Kummer und Entsetzen angegriffen waren, die mehr als elend gekleidet, im Winter ein schlechtes Kleid von beschmutzter, von geschmolzenem Schnee durchnäßter Baumwolle trug, denn die Arbeiterin war sehr weit gegangen und hatte lange Zeit auf den Straßen umherwaten müssen... daher versetzte der Polizeiagent, von jenem höchsten Gesetze des Scheins bewogen, das stets die Armuth verdächtig macht, sehr streng:

— Einen Augenblick... Mädchen... es scheint, Du hast es sehr eilig, da Du Dein Geld fallen läßt, ohne es wieder aufzuheben...

— Sie hat es wahrscheinlich in ihrem Buckel versteckt, ihr Geld, — sagte die heisere Stimme eines Verkäufers von chemischen Feuerzeugen, ein scheußlicher und abstoßender Typus frühzeitiger Depravation.

Dieser Spaß wurde mit Gelächter, Geschrei und Jubel aufgenommen, wodurch die Verwirrung und der Schrecken der Maneux die höchste Spitze erreichte; kaum vermochte sie mit schwacher Stimme dem Polizeiagenten zu antworten, der ihr die beiden, ihm vom Stadtsergeanten übergebenen Geldstücke zeigte:

— Aber, mein Herr... dieses Geld gehört nicht mir.

— Sie lügen, — versetzte der Stadtsergeant näher tretend, — eine ehrenwerthe Dame hat es aus ihrer Tasche fallen sehen...

— Mein Herr... ich versichere Sie, daß es nicht so ist... — antwortete die Maneux ganz zitternd.

— Ich sage Ihnen, daß Sie lügen, — antwortete der Sergeant, — eben diese Dame, der Ihr verbrecherisches und verstörtes Gesicht auffiel, sagte zu mir, indem sie auf Sie zeigte: Betrachten Sie dort jene kleine Bucklige, die sich mit einem dicken Packete davonmacht und Geld fallen läßt, ohne es einmal aufzuheben... das ist nicht natürlich.

— Sergeant, — versetzte mit seiner heiseren Stimme der Schwefelholzverkäufer, — mißtrauen Sie ihr, durchsuchen Sie nur ihren Buckel, das ist ihr Magazin... ich bin überzeugt, daß sie darin noch Stiefel, Mäntel, einen Regenschirm und Uhren verbirgt... ich habe es eben dort in ihrem Buckel die Stunde schlagen hören.

Neues Gelächter, neuer Jubel, neues Geschrei, denn dieser furchtbare Pöbel ist fast immer unerbittlich grausam gegen den Leidenden und Demüthigen. Der Auflauf wurde immer größer: man hörte nichts als rohes Rufen, durchdringendes Gepfeife und Gassenwitze.

— Laßt doch sehen, es ist gratis.

— Stoßt doch nicht, ich habe meinen Platz bezahlt.

— Laßt doch die Frau auf etwas steigen... daß man sie sehen kann.

— Es ist wahr, man tritt mir noch die Füße ab; ich bekomme meine Kosten nicht heraus.

— Zeigt sie doch oder geht den Leuten ihr Geld wieder.

— Ich nähme es gleich...

— Gebt uns nur das von der Angeschwollenen da.

— Laßt sie uns sehen, zum Teufel!

Man denke sich dieses unglückliche Geschöpf von so zartem Geiste, so zartem Herzen, so erhabener Seele, so schüchternem und furchtsamem Charakter... genöthigt, diese Rohheiten und diese Scheusale mit anzuhören... allein mitten in dieser Menge, in dem engen Raume eingeklemmt, wo sie sich mit dem Polizeiagenten und dem Stadtsergeanten befand.

Und doch begriff das junge Mädchen noch nicht, welcher furchtbaren Anschuldigung sie zum Opfer fiel.

Sie erfuhr es bald, denn der Polizeiagent bemächtigte sich des Packets, welches sie aufgelangt hatte und in ihren beiden zitternden Händen hielt und sagte hart zu ihr:

— Was hast Du da drin?...

— Mein Herr... ich... ich habe... ich will... ich...

Und in ihrem Schrecken stotterte die Unglückliche und konnte kein Wort hervorbringen.

— Das ist Alles, was Du zu antworten hast? — sagte der Agent; — es ist nicht zu viel... nun, laß sehen, beeile Dich und öffne Dein Packet einmal den Bauch.

Und dies sagend, riß der Polizeiagent mit Hülfe des Stadtsergeanten ihr das Packet weg, öffnete es halb und sagte, die darin enthaltenen Gegenstände aufzählend:

— Teufel! Betttücher... ein Bettuch... eine Schale von Silber... ein Umschlagetuch... eine wollene Decke... schön Dank... das war kein schlechtes Geschäft. Du gehst wie eine Lumpensammlerin angezogen und hast Silberzeug... entschuldige Dich ein wenig.

— Diese Gegenstände gehören Dir nicht, — sagte der Stadtsergeant.

— Nein, mein Herr, — antwortete die Maneux, welche fühlte, daß sie ihre Kräfte verließen, — aber ich...

— O, Du böse Bucklige, Du stiehlst mehr, als Dein Gewicht beträgt!

— Ich habe gestohlen? — rief die Maneux und schlug die Hände voll Entsetzen zusammen, denn jetzt verstand sie Alles... — ich und stehlen!...

— Die Wache... da ist die Wache! — riefen mehrere Personen.

— Haha, die Commisburschen!

— Die Landstreicher!

— Die Weinmenfresser!

— Platz für das dreiundvierzigste Dromedar!

— Für das Regiment, wo man sich Buckel schlägt, an denen man stirbt!

Und während dieses Geschreies und dieser Späße näherten zwei Soldaten und ein Corporal sich mit Mühe; man sah blos mitten in dieser scheußlichen und dicht gedrängten Menge die Bajonette leuchten und die Läufe der Gewehre.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Böhmen, Gedichte von Moritz Hartmann.

1. Kiwin.

Hörst Du die Mitternacht, mein Bruder Isidor?
Wie Du schon oft gethan, leih mir ein willig Ohr.

Sei Deine Faust geballt, doch lasse jeden Fluch,
Und sprich mir jetzt nur nicht wie ein verdammtes Buch.

Ich rufe dies in's Herz: Du bist ein Heide, Freund!
Du hast so wenig noch besaht, so viel verneint.

Du bist ein Heide, Freund, und ich ein Missionär,
Vielleicht, daß Dich bekehrt die wunderbare Mähr.

Daß aus dem Menschengrab ein neuer Glaub' erstand,
Noch drang die Kunde nicht an Irlands fernen Strand.

Noch kein Apostelmund hat dort geoffenbart,
Wie auf dem Marterholz ein Mensch zum Gotte ward.

Doch eine Ahnung fährt wie durch die Lüfte ziehn
Der König jenes Lands, der heidnische Kiwin.

Er wirft den Purpur hin und legt die Krone ab,
Und Scepter, Purpur, Kron' verscharrt er in ein Grab.

Er greift zum Wanderstab und läßt daheim sein Weib:
„Daß klar sei'n Seel' und Geist, kasteie' ich meinen Leib."

„Willkommen jedes Leid! — Sei ferne Lust und Tand,
„Bis ich in Leid und Pein das Wort des Heiles fand."

Er zieht durch Irlands Wald, da droht des Räubers Dolch,
Er tritt auf Irlands Sumpf, drin nähren Schlang' und Molch,

Doch wo er immer zieht, durch Wüste, Sumpf und Wald:
Stets folgt ihm eines Weibs stillklagende Gestalt.

Denn die Geliebte ist's, die er daheim verließ,
Die er schon hundertmal von seinem Wege stieß.

Sie will mit ihrem Herrn ertragen all die Pein,
Er will vom Weibe fern und fern von Freuden sein.

Doch ist entschlummert er, ermüdet in der Nacht,
Hat sie indessen doch sein steinig Bett bewacht.

S'e zieht ihm sanft den Dorn aus seinem wunden Fuß,
Lad bindet, da er schläft, den Schmerz durch ihren Kuß;

Sie wischt von seinem Kleid, von seinem Fuß den Staub,
Und deckt ihn leise zu mit Blumen, Gras und Laub.

In seines Lagers Ruh' lockt sie die Nachtigall,
Da schöner sei sein Traum bei ihrem süßen Schall.

Da schlägt er auf sein Aug', und wie sie weint und fleht,
Er stößt vom Wege sie, auf dem er weiter geht.

Doch immer wieder hat den Geliebten sie erreicht,
Doch immer wieder bleibt er starr und unerweicht.

Fern schwebt schon ihr Gewand, bis es zuletzt verschwand
Und an des Berges Fuß er sie zerschmettert fand.

Da steckt sein Pilgerlauf: „Ich glaube, das gemahnt
„Der Lehre mich, die nur bis jetzt mein Herz geahnt.

„Verstoßen starb die Lieb' — ich fand den dunkeln Sinn!"
Und Irlands Volk verehrt den heiligen Kiwin.

Am 9. November erscheint:

Illustrirte Zeitung
№ 71.

Inhalt: Graf Jay. — Wochenbericht. — Der ungenähte Rock zu Trier. — Königsberg, die Albertina u. ihre Jubeltage. II. — Die deutsche Gewerbeausstellung in Berlin v. J. 1844. — Leipziger Theater. II. — Anzeigen. — Briefwechsel. — Salenderbericht.

Illustrationen: Graf Jay von Gsömör. — Der ungenähte Rock zu Trier. — Reliquienkästchen des heiligen Mantel's zu Argenteuil. — Die goldne Medaille von 1544 und die Jubelmedaille von 1844. — Minister Eichhorn. — Empfang der Deputirten im Auditorium maximum am 28. August. — Aufstellung des Zuges zum Besuch des Gottesdienstes vor der Stoa Kantiana am 29. August. — Akademischer Festact in der Universitätskirche am 30. August. — Professor Burdach. — Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes auf dem Königsgarten am 31. August. — Das schwarze Bret im Albertinum. — Das königliche Zeughaus in Berlin: Aeußere Ansicht. — Der knieende Mann. Der ebene Raum. Schlüter'sche Köpfe. — Pariser Moden. — Rebus.

Jeden Sonnabend erscheint eine wöchentliche Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in gros Folioformat mit 3—5 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr. —

Leipzig, J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 20 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 20. Leipzig, Mittwoch den 13. November 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugene Sue. III. Band: 15., 16., 17. und 18. Kapitel. — Das letzte Geschäft, von J. Seller.

Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in fünf Aufzügen, von Karl Gutzkow. (Fortsetzung.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Dritter Band.

Das Hôtel Saint Dizier.

Funfzehntes Kapitel.

Der Verdacht.

Ganz diesen bedeutenden Auflauf, welcher die freie Passage sperrte, zu beendigen, hatte ein Dienstthuender den Commandanten des nächsten Postens davon benachrichtigt.

— Nun, da ist die Wache! marsch mit Dir, — sagte der Polizeiagent, indem er die Mayeux beim Arme nahm.

— Mein Herr, — sagte das arme Kind mit den Seufzern erstickter Stimme, indem sie die Hände rang und auf's Knie fiel, — mein Herr, Gnade! Lassen Sie mich reden... Ihnen erklären...

— Du wirst Dich auf der Wache erklären... marsch!

— Aber, mein Herr... ich habe nicht gestohlen... — rief die Mayeux mit herzzerschneidendem Tone aus, — haben Sie Mitleid mit mir, vor dieser Menge Menschen mich wie eine Diebin fortzuführen... o Gnade, Gnade!

— Ich sage Dir, daß Du uns das auf der Wache auseinandersetzen kannst. Hier auf der Straße ist es zu voll... Willst Du nun gehen... geschwind!

Und die Unglückliche bei den beiden Händen fassend, brachte er sie, so zu sagen, auf die Füße.

In diesem Augenblicke war es dem Corporal und den beiden Soldaten gelungen, durch den Auflauf durchzudringen; sie näherten sich dem Stadtsergeanten.

— Corporal, — sagte der Letztere, — bringen Sie dieses Mädchen nach der Wache... ich bin Polizeiagent.

— O, meine Herren... Gnade!... — sagte die Mayeux, heiße Thränen weinend, und rang die Hände, — führen Sie mich nicht fort, bevor Sie mich haben Alles erklären lassen... ich habe nicht gestohlen, bei Gott... ich habe nicht gestohlen... ich will Ihnen sagen... ich habe blos, um Jemanden einen Gefallen zu thun... lassen Sie mich doch erklären...

— Ich sage Ihnen, daß Sie sich auf der Wache erklären können; wenn Sie nicht gehen wollen, wird man Sie schleppen, — sagte der Stadtsergeant.

Wir müssen darauf verzichten, diese zugleich ekelhafte und furchtbare Scene zu schildern...

Schwach, niedergeschlagen, erschreckt, wurde das junge unglückliche Mädchen von den Soldaten fortgeschleppt; bei jedem Schritte sanken ihr die Füße zusammen, der Sergeant und der Polizeiagent mußten ihr den Arm geben, um sie zu unterstützen... und sie nahm diesen Beistand mechanisch an.

Nun brach das Geschrei und das Gerufe mit neuer Wuth aus.

Halb ohnmächtig zwischen den beiden Männern gehend, schien die Unglückliche ihren Weg nach der Schädelstätte bis zu Ende zu schreiten.

Unter diesem nebligen Himmel, mitten in dieser schmutzigen, von großen schwarzen Häusern umgebenen Straße erinnerte dieser scheußliche umherwimmelnde Pöbel an die wildesten Erfindungen Callot's oder Goya's: Kinder in Lumpen, betrunkene Weiber, Männer mit unheimlichen und vom Laster zermürbten Gesichtern drängten, stießen, schlugen, entrückten sich, um heulend und pfeifend diesem fast schon leblosen Opfer zu folgen... dem Opfer eines abscheulichen Irrthums.

Eines Irrthums!! in der That, man schaudert, wenn man bedenkt, daß dergleichen Verhaftungen in Folge beklagenswerther Irrungen häufig ohne andere Gründe sich ereignen können, als den Verdacht, welchen der äußere Anschein des Elends einflößt oder ohne andere Ursache, als eine ungenügende Erkundigung...

Wir werden uns stets jenes unglücklichen Mädchens erinnern, welches als eines schmachvollen Gewerbes schuldig arretirt wurde, Gelegenheit fand, den Leuten, welche sie führten, zu entwischen, hinauflief in ein Haus und von Verzweiflung getrieben sich zum Fenster hinausstürzte und sich den Hals auf dem Straßenpflaster brach...

.....

Nach der nichtswürdigen Denunciation, deren Opfer die Mayeux wurde, war Madame Grivois schnell nach der Straße Brise-Miche zurückgekehrt.

Eilig stieg sie die vier Treppen hinauf... öffnete die Thür den Franzeisens Zimmer... und wen sah sie?... Dagobert bei seiner Frau und den beiden Waisen.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Zopf und Schwert.

Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Vierter Aufzug.

Vierter Auftritt.

Hotham. Dann der Erbprinz.

Hotham (allein).

Vortrefflich! Ich schicke mich in die Verhältnisse und die Verhältnisse schicken sich in uns. Jetzt mein Billet an die Königin! (Setzt sich und liest.) „Meine hohe Gebieterin! Ihr Wunsch, den Prinzen von Wales zu sehen, ist für Ihren unterthänigsten Diener Befehl. Wenn nicht Alles fehl schlägt, hab' ich die Ehre, diese Nacht noch den Prinzen von Wales seiner königlichen Tante zuzuführen. Er erwartet nicht nur das Glück, Ew. Majestät die Hand küssen zu dürfen, sondern rechnet auch mit aller Sehnsucht seines Herzens darauf, endlich zu dem Anblicke seiner theuern Prinzessin Braut zu gelangen. Bieten Sie Alles auf, für diesen Abend die Prinzessin aus ihrer Haft zu befreien. (Schreibt.) Ich schlage Ihnen zu diesem Zwecke vor, der Prinzessin anzurathen, daß sie sich eines weißen Domino's bediene. In dieser Tracht wird sie ungehindert an den Wachen des Schlosses vorübergehen dürfen." Wenn ich nun noch den Erbprinzen — aha — da ist er.

Erbprinz (hat schon vorher in's Zimmer).

Hotham! ich suche Sie überall! Denken Sie sich, was mir begegnet ist!

Hotham.

Wieder ein Auftrag etwa?

Erbprinz.

Noch kann ich mich kaum fassen. Wie ich trostlos mich zur Abreise rüstend zu den Fenstern der Geliebten hinaufblicke, nähert sich mir ein Lakai des Königs, ich erwarte eine neue Demüthigung, aber denken Sie sich mein Erstaunen, als mir folgende Ueberraschung wird —

Hotham.

Ueberraschung?

Erbprinz.

Sie kennen den Werth, den der König auf seine nächtlichen Tabacksgesellschaften legt. Nur Personen, mit denen er ganz besondere Absichten hat, pflegt er zu diesen Gelagen einzuladen. Denken Sie sich mein Befremden, wie ich höre, daß Se. Majestät mich ersucht, vor meiner Abreise ihm heute noch einmal das Vergnügen zu machen, seiner Tabagie beizuwohnen.

Hotham.

Sie sind eingeladen?

Erbprinz.

Sie lachen ja?

Hotham (bricht in Lachen aus).

Erbprinz.

Warum lachen Sie denn?

Hotham (lacht).

O das ist unbeschreiblich komisch!

Erbprinz.

Komisch? Ich finde es sehr tragisch, wenn ein Fürst so inconsequent ist, und uns erst demüthigt und dann plötzlich mit Zuvorkommenheiten überschüttet! Was ist Ihnen denn plötzlich?

Hotham.

Stellen Sie sich einmal grade! So! Brust heraus, Kopf in die Höhe, Hände am Leibe, mehr nach hinten hin —

Erbprinz.

Was wollen Sie —

Hotham (faßt ihn in's Haar).

Prächtiger Wuchs!

Erbprinz.

Was wollen Sie von meinem Haar? Und Ihr Lachen?

Hotham.

Mein Lachen? Ich bin heute in Folge einer sehr curiosen diplomatischen Verhandlung zu der Ehre gelangt, gleichfalls zur Tabagie eingeladen zu werden. Um mir nun den rechten Hautgout der dortigen, wie es scheint etwas stark natürlichen Unterhaltung zu geben, hat man sich nach einem Witzworte umgesetzen, auf welches eine allgemeine Hetzjagd angestellt werden soll —

Sechzehntes Kapitel.

Das Kloster.

Es wollen in zwei Worten Dagobert's Gegenwart erklären.

Seine Physiognomie trug solches Gepräge von militärischer Redlichkeit, daß der Director des Büreaus der Stellwagen sich mit seinem Worte begnügt hatte, zurückkommen und seinen Platz bezahlen zu wollen, aber der Soldat hatte durchaus in Verlegenheit, wie er sagte, bleiben wollen, bis seine Frau auf seinen Brief geantwortet haben würde; als also der Lohndiener zurückkam und meldete, daß das nöthige Geld gebracht worden würde, glaubte Dagobert seinem Zartsinne Genüge gethan zu haben und eilte nach Hause zu kommen.

Man begreift also die Bestürzung der Madame Grivois, als sie in's Zimmer tretend Dagobert (sie erkannte ihn leicht an der Schilderung, die man ihr von ihm gemacht hatte) bei seiner Frau und den beiden jungen Mädchen sah.

Die Beklommenheit Françoisens beim Anblicke der Madame Grivois war nicht minder stark.

Rose und Blanche hatten der Frau Dagobert's gesagt, daß eine Dame in ihrer Abwesenheit wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit dagewesen sei; Françoise, die von ihrem Beichtvater unterrichtet war, konnte also nicht zweifeln, daß diese Frau die Person war, die den Auftrag hatte, die beiden jungen Mädchen nach dem Kloster zu bringen.

Ihre Angst war furchtbar; durchaus entschlossen, den Rathschlägen des Abbé Dubois zu folgen, fürchtete sie, daß ein Wort von Madame Grivois Dagobert auf die Spur bringen möchte; dann war alle Hoffnung verloren; dann blieben die Waisen in diesem Zustande der Unwissenheit und der Todsünde, für welche sie sich verantwortlich glaubte.

Dagobert, welcher die Hände Rose's und Blanche's in den seinigen hielt, stand auf, sobald die Vertraute der Frau von Saint Dizier eintrat, und schien Françoise mit den Blicken zu fragen.

Der Augenblick war kritisch, entscheidend; aber Madame Grivois hatte von dem Beispiele, das ihr täglich die Frau Prinzessin von Saint Dizier gab, gelernt; deshalb benutzte sie die Eile, mit welcher sie die vier Treppen heraufgestiegen war, nachdem sie die Mayeux auf so abscheuliche Weise verdächtigt, sowie die Aufregung, in welche sie der unerwartete Anblick Dagobert's versetzte, und gab ihren Zügen einen heftigen Ausdruck von Unruhe und Kummer. Nach einer Pause, welche sie dazu anzuwenden schien, ihre Aufregung zu beschwichtigen und sich zu sammeln, rief sie:

— O, Madame,... ich bin eben Zeugin von einem großen Unglücke gewesen... entschuldigen Sie meine Verwirrung;... aber in der That, ich bin so grenzenlos bewegt...

— Was giebt es denn, mein Gott? — sagte Françoise mit zitternder Stimme, da sie eine Unbesonnenheit der Madame Grivois befürchten mußte.

— Ich war so eben, — versetzte diese, — zu Ihnen gekommen, um über eine wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen;... während ich Sie erwartete... hatte eine junge verwachsene Arbeiterin mehre Gegenstände in ein Packet zusammen gebunden...

— Ja... gewiß... — sagte Françoise, — das war die Mayeux... eine vortreffliche, ausgezeichnete Person...

— Ich dachte das wohl, Madame; hören Sie nun, was geschehen ist: als ich sah, daß Sie nicht heimkehrten, entschließe ich mich, noch einen Gang in der Nachbarschaft zu thun... ich gehe hinunter... ich komme in die Straße St. Merry... o, Madame!

— Nun? — sagte Dagobert, — was giebt es?

— Ich sehe einen Auflauf... ich frage... man sagt mir, daß ein Stadtsergeant eben ein junges Mädchen als Diebin arretirt hat, weil man sie mit einem Packete getroffen, das verschiedene Gegenstände enthielt, die ihr nicht zu gehören schienen... Ich gehe näher... was sehe ich?... die junge Arbeiterin, welche ich einen Augenblick vorher hier getroffen hatte...

— Ach, das arme Kind! — rief Françoise, wurde bleich und schlug die Hände vor Entsetzen zusammen, — welches Unglück!

— So rede doch! — sagte Dagobert zu seiner Frau, — was war das für ein Packet?

— Nun, mein Freund, ich muß es Dir gestehen: ich befand mich ein wenig in Verlegenheit... und da bat ich die arme Mayeux, verschiedene Gegenstände, welche mir nicht brauchten, sogleich nach dem Leihhause zu tragen...

— Und man hat geglaubt, sie hätte dieselben gestohlen? sagte Dagobert, — sie, das rechtschaffenste Mädchen auf der Welt, das ist abscheulich... Aber, Madame, Sie hätten doch dazwischen treten müssen... sagen, daß Sie sie kennen...

— Das habe ich auch versucht, mein Herr; unglücklicherweise hat man mich nicht gehört... die Menge wurde in jedem Augenblick größer; die Wache kam, und sie wurde fortgeführt...

— Sie ist im Stande, sich darüber todt zu grämen, so schüchtern und empfindlich ist sie! — rief Françoise aus.

— Ach, mein Gott... diese gute Mayeux... die so gut, so gefällig ist, — sagte Blanche und wandte den thränenfeuchten Blick auf ihre Schwester.

— Da ich Nichts für sie thun konnte, — versetzte Madame Grivois, — so eilte ich schnell her, um Ihnen diesen bösen Irrthum mitzutheilen... der übrigens wieder gut gemacht werden kann... es handelt sich blos darum, daß Jemand so schnell als möglich hingeht und das junge Mädchen reclamirt.

Bei diesen Worten nahm Dagobert hastig seinen Hut und wandte sich mit rauhem Tone an Madame Grivois:

— Verdammt, Madame, das hätten Sie uns gleich zuerst sagen müssen... Wo ist das arme Kind? Wissen Sie es?

— Ich weiß es nicht, mein Herr, aber es stehn auf der Straße noch so viel Leute, es ist noch eine so große Bewegung, daß wenn Sie nur so gut sein wollen, gleich hinunter zu gehen und zu fragen... kann können Sie es erfahren...

— Was zum Teufel sprechen Sie von? so gut sein? Madame... es ist ja meine Pflicht. Das arme Kind! Als Diebin arretirt... es ist fürchterlich... Ich will gleich den Polizeicommissär des Viertels aufsuchen oder noch der Woche gehen, und da muß ich sie wohl finden, man soll sie mir wieder geben und ich bringe sie dann hierher.

Dies sagend ging Dagobert schnell hinaus.

Françoise, über das Loos der Mayeux beruhigt, dankte Gott, daß durch diesen Umstand ihr Mann entfernt worden sei, dessen Gegenwart in diesem Augenblicke ihr eine furchtbare Verlegenheit bereitete.

Madame Grivois hatte Monsieur, bevor sie wieder heraufkam, in dem Flure gelassen, denn die Augenblicke waren kostbar; sie warf Françoisen einen bedeutsamen Blick zu, gab ihr den Brief des Abbé Dubois und sagte, indem sie absichtlich jedes Wort betonte:

— Sie werden in diesem Briefe sehen, Madame, welches der Zweck meines Besuches war, über den ich mich bisher noch nicht erklären konnte, wegen dessen ich aber mir Glück wünsche, weil er mich in Beziehung zu diesen beiden reizenden Fräulens bringt.

Rose und Blanche sahen sich überrascht an.

Françoise nahm zitternd den Brief; es bedurfte der dringenden und besonders drohenden Ermahnungen ihres Beichtvaters, um die letzten Scrupel der armen Frau zu besiegen, denn sie schauderte, indem sie an den fürchterlichen Zorn Dagobert's dachte; blos wußte sie in ihrer Unschuld nicht, wie sie es anfangen sollte, um den beiden Waisen anzukündigen, daß sie mit der Dame gehen müßten.

Madame Grivois errieth ihre Verlegenheit, gab ihr ein beruhigendes Zeichen und sagte zu Rose, während Françoise den Brief ihres Beichtvaters las:

— Wie glücklich wird Ihre Verwandte sein, Sie zu sehen, meine theure Demoiselle.

— Unsere Verwandte, Madame? — sagte Rose immer mehr verwundert.

— Nun allerdings; sie hat Ihre Ankunft hier erfahren; aber da sie nach einer ziemlich langen Krankheit noch leidend ist, hat sie heute noch nicht selbst kommen können und mich beauftragt, Sie abzuholen, um Sie zu ihr zu bringen... Unglücklicherweise, — fügte Madame Grivois hinzu, — wird sie, wie sie in diesem Briefe an Madame Françoise meldet, nur sehr kurze Zeit Sie sehen können, und in einer Stunde werden Sie wieder hier zurück sein; aber morgen oder später wird sie im Stande sein, auszugehen, sich mit Madame und ihrem Gemahl zu verständigen, und Sie dann mit sich zu nehmen... denn es würde ihr leid thun, wenn Sie Personen zur Last bleiben sollten, welche schon so gütig gegen Sie gewesen sind.

Diese letzten Worte der Madame Grivois machten einen vortrefflichen Eindruck auf die beiden Schwestern; sie verscheuchten ihre Besorgniß, in Zukunft Anlaß zu schlimmer Bedrängniß für die Familie Dagobert's zu sein. Wenn es sich darum gehandelt hätte, das Haus Dagobert's sogleich ganz zu verlassen, so würden sie gewiß gezaudert haben; aber Madame sprach blos von einem einstündigen Besuche. Sie schöpften also keinen Argwohn und Rose sagte zu Françoise:

— Wir können unsere Verwandte besuchen, nicht wahr? Madame, ohne Dagobert's Rückkehr abzuwarten und ihn davon in Kenntniß zu setzen.

— Gewiß, — sagte Françoise mit schwacher Stimme, — da Sie ja doch gleich wieder zurück sind.

— Jetzt, Madame, würde ich die lieben jungen Damen bitten, mich so schnell als möglich zu begleiten, denn ich möchte sie noch vor Mittag wieder zurückbringen.

— Wir sind bereit, Madame, — sagte Rose.

— Nun dann, meine Fräulein, umarmen Sie Ihre zweite Mutter und kommen Sie, — sagte Madame Grivois, die sich kaum vor Unruhe zu lassen wußte, da sie zittern mußte, jeden Augenblick Dagobert wieder kommen zu sehen.

Rose und Blanche umarmten Françoise, welche die beiden reizenden und unschuldigen von ihr übergebenen Geschöpfe an's Herz drückend kaum ihre Thränen zurückhalten konnte,

---

Erbprinz.

Und dies Wildpret?

Hotham.

Sind Sie!

Erbprinz.

Bin ich? Nein, nun wird mir's zu arg! Ja, Hotham, ich will hin, ich will mich an's unterste Ende der großen Tafel setzen, aber ich sage Ihnen, meine Geduld ist erschöpft. Ich will zeigen, daß ich gegen die Späße plumper Soldaten Waffen führe, die ich bisher nicht angewendet habe. Ja, ich will hingehen; mit scheinbarer Ruhe werd' ich anhören, was man mit mir bezweckt, aber dann werd' ich auch meinen Köcher hervorziehen, Pfeil auf Pfeil nach diesem Despotismus abschießen, und wenn ihnen auch diese Geschosse nicht durch das grobe Lederkoller dringen, dann, Hotham, dann schlag' ich mit dem Degen drein!

Hotham.

Brave, Prinz! So kann ich Sie brauchen. Die Zeit rückt heran. Dieser Brief schnell an die Königin, dann in die Tabagie und dann — doch Sie sind in einem Humor, der jetzt keine Erörterungen zuläßt. Erhalten Sie sich diesen Zorn, wüthen Sie! Schnauben Sie wie ein Tiger! — (Führt ihn unterm Arm ab.) Brave, brave! Lassen Sie nicht nach! Wüthender! Wüthender! So! Nun werden Sie das Mittel finden, endlich diesem Könige zu imponiren! (Dabei ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Ein niedriges, unansehnliches Zimmer des Schlosses mit grauen Wänden. Haupteingang und einer zur Seite. Ein kleines Fenster zur Rechten.

Fünfter Auftritt.

Reichlallonirte Lakaien tragen einen eichenen Tisch herein und stellen eine Anzahl von hölzernen Schemeln herum. Dann tragen sie auf hölzernen Platten Krüge herein, die sie rings auf den Tisch setzen. Lakaien ab.

Der König tritt in leichter militärischer Hauskleidung, den kleinen deutschen Pfeifenkummel im Munde, aus der Thür links. Er macht sorgfältig hinter sich zu). **Eversmann.**

König.

Versammeln sie sich schon?

Eversmann.

Scheint recht lebhaft draußen.

König.

Meine einzige Erholung das! So lange ich noch diese kleine Zerstreuung haben kann, will ich die Last und Sorge der Regierung recht gern tragen. Sind die thönernen Kanonen geladen?

Eversmann.

Draußen dampfen schon welche.

König.

Das Bier hübsch frisch, ein Bischen bitter? Was?

Eversmann.

's könnte besser sein.

König.

Die Bernauer Brauer sollen sich in Acht nehmen, daß ich ihnen nicht'mal über die Blase komme! Wie ist's mit dem weißen Kittel, den ich bestellt habe?

Eversmann.

Alles in Ordnung.

König.

Wenn die Sitzung aufgehoben ist, so weiß Er, was ich vorhabe —

Eversmann.

Alles in Bereitschaft.

König.

Jetzt geh' Er! Mit Glockenschlag Zehn wird die Thür geöffnet.

Eversmann.

Zu Befehl! (Ab.)

König

(geht an das Fenster und bleibt eine Weile stehen. Pause).

Schon wieder Licht da drüben! Drei Zimmer erhellt, wo's an Einem genug ist! Stecken mir noch das Schloß an und das Talg ist so theuer! Lauter Frauenzimmer sind heut Nacht drüben eingeladen worden und es sollte mich wundern, wenn sie nicht heute ein großes Complott schmieden und den Prinzen von Wales leibhaftig in ihrer Mitte haben. Aber wartet, ein Tag, der wichtig angefangen hat und wichtig endigen soll! (Eine Zimmeruhr schlägt zehn.)

obgleich sie die feste Ueberzeugung hatte, nur zu ihrem Wohle zu handeln.

— Jetzt, — sagte Madame Grivois mit freundlichem Tone, — bedauern wir uns, verzeihen Sie meine Ungeduld, aber ich spreche hier im Namen Ihrer Verwandtin.

Nachdem die beiden Schwestern die Frau Dagobert's zärtlich umarmt hatten, verließen sie Hand in Hand das Zimmer, stiegen, Madame Grivois folgend, die Treppe hinab; Murrkopf folgte ihnen ohne ihr Wissen mit leisem Schritte, denn das verständige Thier verließ sie in Dagobert's Abwesenheit niemals.

Zu mehrer Vorsicht ohne Zweifel hatte die Vertraute der Frau von Saint Dizier ihrem Fiacre befohlen, ein wenig fern von der Straße Brise-Miche auf dem kleinen Klosterplatze zu warten.

In einigen Secunden kamen die beiden Waisen und ihre Führerin zum Wagen.

— O, gute Frau, — sagte der Kutscher den Schlag aufmachend, — ohne Ihnen zu nahe zu treten, haben Sie da einen verdammten Hund; seit Sie ihn in den Fiacre gelegt haben, schreit er, als ob er am Spieße stäke und thut, als wolle er Alles zerreißen.

Allerdings, Monsieur hatte die Einsamkeit und gab trostlose Seufzer von sich.

— Still, Monsieur, hier bin, — sagte Madame Grivois; darauf sich an die Schwestern wendend versetzte sie: — Steigen Sie gefälligst ein, meine Demoiselles.

Rose und Blanche stiegen ein.

Bevor Madame Grivois einstieg, gab sie dem Kutscher ganz leise die Adresse des Klosters St. Merry, indem sie noch andere Weisungen hinzufügte, als plötzlich der Schooßhund, der schon beim Einsteigen der Schwestern mit bissiger Miene gekauert hatte, wüthend zu bellen anfing...

Die Ursache seines Zornes war sehr natürlich; Murrkopf, der bis dahin unbemerkt geblieben, war eben mit einem Satze in den Fiacre gesprungen.

Der Schooßhund vergaß, über diese Kühnheit aufgebracht, seine gewöhnliche Klugheit, sprang vor Zorn und Bosheit Murrkopf nach dem Maule, daß feuerfarbig der brave sibirische Hund vor Schmerz außer sich auf Monsieur zusprang, ihn bei der Gurgel nahm, um mit zwei Bissen seines gewaltigen Schlundes ihn geradezu zu erwürgen... wie an einem dumpfen Geschöne des schon im Felde halb erstickten Schooßhundes abzunehmen war.

Alles dies geschah in weniger Zeit, als man braucht, es zu beschreiben, denn Rose und Blanche hatten erschreckt kaum Zeit gehabt, zwei Mal zu rufen:

— Murrkopf, hier!

— Ach, großer Gott! rief Madame Grivois, sich bei dem Lärmen umkehrend, — wieder dieses Unthier von Hund... Er wird Monsieur Schaden thun... Meine Demoiselles, schicken Sie ihn fort... lassen Sie ihn hinunter gehn... wir können ihn unmöglich mitnehmen...

Noch nicht wissend, in welchem Grade Murrkopf schuldig war, denn Monsieur lag regungslos unter dem Sitze, sagten die jungen Mädchen, die übrigens fühlten, daß es unschicklich sein würde, den Hund mitzunehmen, zu diesem mit hartem Tone, indem sie ihn leise mit dem Fuße zurückstießen:

— Hinunter, Murrkopf... marsch fort...

Das treue Thier zauderte erst zu gehorchen. Traurig und bittend sah es die Waisen mit sanftem, vorwurfsvollen Blicke an, als ob es sie bitten wollte, daß sie ihren einzigen Vertheidiger von sich wiesen. Aber auf einen neuen von Blanche streng gegebenen Befehl sprang es mit eingeklemmtem Schwanze aus dem Fiacre, indem es übrigens vielleicht fühlte, daß es sich etwas zu gewaltthätig gegen Monsieur benommen.

Madame Grivois, die es sehr eilig hatte, das Quartier zu verlassen, stieg hastig in den Wagen; der Kutscher schloß die Thür, kletterte auf den Sitz und der Fiacre fuhr schnell davon, während Madame Grivois aus Furcht vor einer Begegnung mit Dagobert die Gardinen niederließ.

Nachdem diese unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln genommen waren, konnte sie erst an Monsieur denken, den sie mit jener tiefen, übertriebenen Zuneigung liebte, welche Leute von schlechtem Naturell bisweilen für die Thiere haben, denn man möchte sagen, daß sie alle Liebe, die sie für ihren Nächsten haben müßten, auf die Thiere richten und concentriren: mit einem Worte, Madame Grivois hing leidenschaftlich an diesem bissigen, feigen und boshaften Hunde, vielleicht wegen einer geheimen Verwandtschaft mit diesen Fehlern; diese Neigung dauerte schon sechs Jahre und schien sich zu verstärken, je älter Monsieur wurde.

Der Fiacre rollte seit einigen Secunden schnell fort, als Madame Grivois, die sich auf den Vordersitz des Wagens gesetzt hatte, Monsieur rief.

Monsieur hatte vortreffliche Gründe nicht zu antworten.

Nun, häßlicher Trockopf!... — sagte Madame Grivois gnädig, — Du thust kalt gegen mich;... meine Schuld ist's nicht, daß dieser große häßliche Hund in den Wagen hereingekommen ist, nicht wahr, Mademoiselle?... Nun, komm... und küsse Deine Herrin, wir wollen Frieden machen... Du böser Bursche!

Dasselbe hartnäckige Schweigen von Seiten Monsieurs.

Rose und Blanche begannen, sich unruhig anzusehen, sie kannten die etwas brutalen Manieren Murrkopfs, aber sie waren doch noch fern, die Sache zu ahnen.

Madame Grivois war mehr überrascht als beunruhigt von der Hartnäckigkeit des Hundes, der ihren liebevollen Ruf verachtete, sie bückte sich, um ihn unter dem Sitze hervorzuholen, wo sie ihn scheinbar verkrochen glaubte; sie fühlte eine Pfote, die sie ziemlich ungeduldig an sich zog, indem sie mit halb scherzendem, halb ärgerlichem Tone sagte:

— Nun, guter Karl... Du wirst den lieben jungen Damen eine hübsche Vorstellung von Deinem schlechten Charakter geben...

Dies sagend nahm sie den Hund, sehr erstaunt über die nachlässige mordbiderne seiner Bewegungen; aber wie groß war ihr Schrecken, als sie ihn auf ihrem Schooß gelegt hatte und ihn ohne Bewegung sah!

— Ein Schlagfluß!! — rief sie aus, — der Unglückliche aß zu viel... ich sagte es immer!...

Darauf wandte sie sich lebhaft um.

— Kutscher, halt, halt!... — rief Madame Grivois, ohne daran zu denken, daß der Kutscher sie nicht hören konnte; als sie darauf den Kopf Monsieurs in die Höhe hob, da sie ihn nur ohnmächtig glaubte, bemerkte sie mit Schaudern die blutige Spur von fünf bis sechs Zähnen, die ihr keinen Zweifel mehr über die Ursache des beklagenswerthen Todes ihres Hundes ließ.

Ihre erste Regung war ganz Schmerz und Verzweiflung.

— Todt! — rief sie aus, — todt... er ist schon kalt... todt... o mein Gott!...

Und dieses Weib weinte.

Die Thränen des Bösen haben etwas Unheimliches;... wenn ein Böser weinen soll, muß er sehr leiden,... und die Rückwirkung des Leidens entflammt bei ihm, anstatt sie zu erweichen, zu schmelzen, die Seele mit einem gefährlichen Zorne...

Als daher Monsieurs Herren der ersten schmerzvollen Rührung nachgegeben, füllte sie sich von Zorn und Haß... ja von Haß und von heftigem Hasse gegen die beiden jungen Mädchen ergriffen, als die unwillkürliche Ursache von dem Tode ihres Hundes; ihre harte Physiognomie verrieth übrigens so offen ihren Groll, daß Rose und Blanche von dem Ausdrucke ihres vom Zorne gerötheten Gesichtes erschreckt wurden, als sie mit gereizter Stimme, ihnen einen wüthenden Blick zuschleudernd, rief:

— Ihr Hund hat ihn getödtet...

— Verzeihung, Madame, seien Sie uns deshalb nicht böse! — rief Rose.

— Ihr Hund hat zuerst Murrkopf gebissen, — versetzte Rose mit klagender Stimme.

Die Furcht, welche auf den Gesichtern der Waisen zu lesen war, brachte Madame Grivois wieder zur Besinnung. Sie sah ein, welche verhängnißvollen Folgen ihr unvorsichtiger Zorn haben konnte; im Interesse ihrer Rache selbst mußte sie an sich halten, um den Töchtern des Marschall Simon kein Mißtrauen einzuflößen; da sie nun durch einen zu schnellen Uebergang nicht den ersten Eindruck wieder verwischen wollte, fuhr sie einige Minuten fort, gereizte Blicke auf die beiden jungen Mädchen zu werfen; darauf schien nach und nach ihr Zorn sich zu mäßigen und einem bitteren Schmerze Platz zu machen, endlich deckte Madame Grivois ihre beiden Hände vor's Gesicht, ließ einen langen Seufzer hören und schien sehr zu weinen.

— Die arme Dame! — sagte Rose ganz leise zu Blanche, — sie weint, gewiß liebte sie ihren Hund eben so sehr als wir unsern Murrkopf...

— Ach, ja, — sagte Blanche, — wir haben euch sehr geweint, als unser alter Schäfer gestorben war...

Nach einigen Minuten hatte Madame Grivois den Kopf in die Höhe gerichtet und sagte mit bewegtem, fast liebevollem Tone:

— Entschuldigen Sie mich, meine Demoiselles,... ich habe eine erste Aufregung der Lebhaftigkeit oder vielmehr heftigen Kummers nicht zurückhalten können... denn ich war diesem armen Hunde zärtlich zugethan... der mich seit sechs Jahren nicht verlassen hat.

— Wir beklagen dieses Unglück, Madame, — versetzte Rose, — und es macht uns unendlichen Kummer, daß es nicht wieder gut zu machen ist...

— Ich sagte eben zu meiner Schwester, daß wir um so betrübter wären, als wir auch ein altes Pferd hatten, das uns aus Sibirien hierher gebracht hat und das wir auch betweinen mußten.

— Nun, meine lieben Demoiselles... denken wir nicht mehr daran... es ist meine Schuld... ich hätte ihn nicht mitnehmen sollen... Aber er war von mir entfernt stets so traurig... Sie begreifen dergleichen Schwächen... wenn man ein gutes Herz hat, hat man es für die Thiere so gut als für die Menschen... daher wende ich mich an Ihr Zartgefühl, um Verzeihung für meine Heftigkeit zu erlangen.

— Aber wir denken ja gar nicht mehr daran, Madame... uns thut es nur leid, Sie so unröstlich zu sehen.

— Das geht vorüber... es geht vorüber und der Anblick der Freude Ihrer Verwandtin bei Ihrem Anblicke wird mir zum Troste behülflich sein: sie wird so glücklich sein!... Sie sind so reizend!... Und dann die Seltsamkeit, daß Sie einander so ähnlich, das vermehrt noch das Interesse, welches Sie erregen.

— Sie beurtheilen uns mit zu viel Nachsicht, Madame.

— Nein, gewiß nicht... und ich bin überzeugt, daß Sie dem Charakter nach einander eben so ähnlich sind als dem Gesichte.

— Das ist ganz natürlich, Madame, — sagte Rose, — seit unserer Geburt haben wir uns niemals auch nur eine Minute verlassen, weder bei Tage noch bei Nacht... wie sollte also unser Charakter nicht ähnlich sein?

— In der That, meine lieben Demoiselles... Sie haben sich niemals eine Minute verlassen?

— Niemals, Madame!

Und die beiden Schwestern drückten sich die Hand und tauschten ein unaussprechliches Lächeln aus.

— Mein Gott, wie unglücklich, wie sehr zu beklagen würden Sie dann sein, wenn Sie von einander getrennt würden?

O, das ist unmöglich, Madame, — sagte Blanche lächelnd.

— Leider unmöglich?

— Wer würde den Muth haben uns zu trennen?

— Gewiß, liebe Demoiselles, dazu gehörte viel Bosheit.

— O, Madame, — versetzte Blanche nun auch lächelnd, — selbst sehr boshafte Leute würden uns nicht trennen können.

Sechster Auftritt.

(Die Hauptthür wird geöffnet. Die Mitglieder der Tabaksgesellschaft, **Grumbkow** und **Seckendorf** an der Spitze, treten ein. Ihre Zahl beträgt außer den handelnden Personen etwa noch zehn. Alle treten feierlich, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, ein. Beim König verweilen sie einen Augenblick, nehmen die Pfeife aus dem Munde, ziehen den Hut und nehmen einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde. Zuletzt **Holtzdam** und der **Erbprinz**. Der König steht links und läßt den Zug an sich vorüber nach rechts passiren. **Exercemann**.)

Grumbkow
(macht die vorgeschriebene Begrüßung).
Guten Abend, Majestät!

König.
Guten Abend, Grumbkow!

Seckendorf.
Guten Abend, Majestät!

König.
Guten Abend, Seckendorf!

Graf Schwerin.
Guten Abend, Majestät!

König.
Guten Abend, Graf Schwerin! Schmeckt's?

Graf Schwerin.
Danke, Majestät. (Geht vorüber.)

Graf Wartensleben.
Guten Abend, Majestät!

König.
Guten Abend, Graf Wartensleben! Hat sie Luft?

Graf Wartensleben.
Danke, Majestät. (Geht vorüber. Die Andern gehen Alle noch und nach, oder Mehrere auf einmal mit Verbeugungen vorüber.)

König.
Nun, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ohne Unterschied, nach Belieben! Pulverdampf macht Alles gleich.

Grumbkow.
Aber, das Ziel, Majestät, welches Sie uns für heute versprochen haben.

König.
Ha, ha, die Scheibe. Da ist sie. (Holtzdam und der Erbprinz treten vor.)

Alle.
Der Erbprinz?

Erbprinz (verbeugt).
Guten Abend!

König.
Recht so, Erbprinz, daß Sie gekommen sind. Nun können Sie in Rheinsberg doch etwas Ordentliches von meiner Familie erzählen. (Bei Seite) Warte, Schlange! Ich glaube, Sie rauchen kalt.

Erbprinz.
Das Feuer denk' ich mir hier zu holen.
(Man setzt sich, und zwar so, daß an der einen Seite des Tisches der König mit Grumbkow, an der andern Holtzdam mit dem Erbprinzen sitzen.)

König.
Langen Sie zu, meine Herren. Da stehen die Sargzerbrecher!

Seckendorf.
Auf das Wohl Sr. Majestät!

König.
Nein, nach einem heißen Tag voll Aerger und Kummer, auf Heiterkeit, Frohsinn und gute Einfälle!
(Alle stehen auf.)

Exercemann
(der zu und abgeht, die Gäste bedient und die Kohlen zum Anzünden reicht, bei Seite).
Auf Einfälle stoß' ich nicht an. Ich baue mir jetzt mein viertes Haus.

König (bei Seite).
Grumbkow, ich glaube, es wird heut' schön werden.

Grumbkow (bei Seite).
Den Erbprinzen wollen wir gleich anbohren.

König (bei Seite).
Machen Sie's gnädig. Der Angströschweiß steht ihm schon auf der Stirne. (Laut) Sagen Sie 'mal, Erbprinz, da Sie ja doch so viel herum gewandelt sind, rauchen sie in Versailles auch Taback?

Erbprinz.
Nein, Majestät, aber in London hab' ich Matrosen gesehen, die kauen ihn.

— Desto beſſer, meine lieben Demoiſelles! aber weßhalb?
— Weil das uns zu viel Kummer machen würde.
— Wir würden davon ſterben...
— Arme Kleine...
— Vor drei Monaten hat man uns in's Gefängniß geworfen. Nun gut, als der Director des Gefängniſſes, der doch eine ſehr harte Miene hatte, uns ſah, ſagte er: das hieße den Tod dieſer Kinder wollen, wenn man ſie trennte... Deshalb ſind wir auch zuſammengeblieben und fühlten uns ſo glücklich, als man es nur immer im Gefängniſſe ſein kann.
— Das macht Ihren vortrefflichen Herzen Ehre und auch dem der Perſonen, welche ganz das Glück begriffen, welches Sie in Ihrem Zuſammenſein finden.
Der Wagen hielt an.
Man hörte den Kutſcher rufen: den Thorweg auf!
— Ah, da ſind wir bei Ihrer lieben Verwandtin angelangt, — ſagte Madame Grivois.
Die beiden Flügel eines Thorwegs öffneten ſich und der Fiacre rollte bald auf dem Sande eines Hofes.
Madame Grivois hatte eine der Wagenjalouſien herabgelaſſen, man ſah einen großen der Breite nach von einer hohen Mauer durchſchnittenen Hof, in der Mitte deſſelben befand ſich ein hallenartiger von Gipsſäulen geſtützter Vorbau. Unter dieſer Halle war eine kleine Thür.
Jenſeits der Mauer ſah man den Giebel und die Spitze eines ſehr großen Gebäudes von Sandſtein; mit dem Hauſe in der Straße Brise-Miche verglichen, ſchien es ein Palaſt; deshalb ſagte Blanche auch mit naiver Verwunderung zu Madame Grivois:
— O, Madame, welche ſchöne Wohnung!
— Das iſt noch nichts, ſehen Sie nur erſt das Innere... das iſt noch ganz anders! — antwortete Madame Grivois.
Der Kutſcher öffnete den Schlag, wie groß war aber der Zorn der Madame Grivois und die Ueberraſchung der beiden Mädchen, als ſie Murrkopf ſahen, der klug dem Wagen gefolgt war und mit geſpitzten Ohren und wedelndem Schwanze, der Unglückliche, ſein Verbrechen vergeſſen zu haben und für ſeine kluge Treue Belohnung zu erwarten ſchien.
— Wie! — rief Madame Grivois, deren Schmerzen ſich wieder erneuerten, — dieſer abſcheuliche Hund iſt dem Wagen gefolgt!
— Prächtiger Hund, bei alle dem, Madame, — antwortete der Kutſcher, — er iſt meinen Pferden auf Schritt und Tritt gefolgt... er muß darauf abgerichtet ſein... es iſt ein ſtrammes Thier, das ſich gewiß vor zwei Menſchen nicht fürchtet... Was er für eine Bruſt hat!
Die Herrin des ſeligen Monſieur, von dem ihr ſehr ungelegenen Liebesthaten, welche der Kutſcher an Murrkopf verſchwendete, ärgerlich gemacht, ſagte zu den Waiſen:
— Ich werde Sie zu Ihrer Verwandtin bringen laſſen, warten Sie nur einen Augenblick im Wagen.
Madame Grivois ging mit haſtigem Schritte nach dem kleinen Vorbau und klingelte dort.
Eine Frau in Nonnenkleidung erſchien und verneigte ſich reſpectvoll vor Madame Grivois, welche zu ihr blos ſagte:
— Hier ſind die beiden jungen Mädchen; die Befehle des Herrn von Aigrigny und der Frau Prinzeſſin von Saint Dizier gehen dahin, daß ſie augenblicklich und für immer von einander getrennt werden ſollen und in die ſtrenge Zelle... Sie verſtehen, meine Schweſter, in die ſtrenge Zelle gebracht und der Behandlung der Unbußfertigen unterworfen werden ſollen.
— Ich werde unſere Mutter davon benachrichtigen, und dann iſt's beſorgt, — ſagte die Nonne ſich verneigend.
— Wollen Sie kommen, meine lieben Demoiſelles, — ſagte Madame Grivois zu den beiden Schweſtern, die Murrkopf verſtohlen einige Liebkoſungen hatten zukommen laſſen, ſo rührte ſie ſein Inſtinkt, — man wird Sie zu Ihrer Verwandtin führen und in einer halben Stunde hole ich Sie dann wieder ab; Kutſcher, halten Sie den Hund zu zurück.

Roſe und Blanche, die vom Wagen ausgeſtiegen ſich mit Murrkopf beſchäftigt, hatten die Schweſter Pförtnerin nicht bemerkt, die ſich übrigens auch bald hinter der kleinen Thür verborgen gehalten hatte.
So wurden die beiden Schweſtern erſt gewahr, daß ihre Führerin ein geiſtliches Kleid trug, als dieſe ſie beim Arme faßte und ſie die Schwelle der Thür übertreten ließ, welche einen Augenblick darauf ſich hinter ihnen wieder ſchloß.

Als Madame Grivois die Waiſen in dem Kloſter eingeſchloſſen ſah, ſagte ſie zu dem Kutſcher, er möge aus dem Kloſter hinausfahren und ſie an dem äußeren Thorwege erwarten.
Der Kutſcher gehorchte.
Murrkopf, der Roſe und Blanche durch die kleine Thür des Vorbaus hatte gehen ſehen, lief dorthin.
Madame Grivois ſagte nun zu dem Portier des äußeren Thorweges, einem großen, kräftigen Manne:
— Sie bekommen zehn Franken, Niklas, wenn Sie dieſen großen Hund in meiner Gegenwart todtſchlagen... der dort unter dem Vorbau ſitzt.
Niklas ſchüttelte den Kopf, indem er den gedrungenen Körperbau Murrkopfs anſah und antwortete:
— Teufel, Madame, einen Hund von ſolchem Wuchſe todtſchlagen, das iſt nicht ſo leicht.
— Ich gebe zwanzig Franken... aber tödten Sie ihn... hier zur Stelle...
— Dazu müßte man eine Flinte haben... Ich habe Nichts da als eine Keule von Eiſen.
— Die wird genügen... mit einem Hiebe ſchlagen Sie ihn nieder.
— Nun, Madame, ich will es wenigſtens verſuchen... aber ich zweifle...
Und Niklas holte ſeine eiſerne Keule.
— O, wenn ich die Kraft dazu hätte! — ſagte Madame Grivois.
Der Portier kam mit ſeiner Maſſe wieder zur nächſte ſich hinterliſtig und mit langſamen Schritten Murrkopf, der ſich noch immer unter dem Vorbau aufhielt.
— Komm, mein Burſche... komm hier... mein guter Hund... — ſagte Niklas, indem er mit der linken Hand auf den Schenkel klopfte, und in der Rechten das Eiſen hinter ſich verſteckt hielt.
Murrkopf ſtand auf, ſah Niklas aufmerkſam an, darauf errieth er wahrſcheinlich aus ſeinem Weſen, daß der Portier irgend einen böſen Plan im Schilde führe, und entfernte ſich mit einem Sprunge... umging den Feind, ſah deutlich, worum es ſich handelte und hielt ſich in gemeſſener Weite.
— Er hat Lunte gerochen, — ſagte Niklas, — die Beſtie hat Argwohn... er wird nicht an ſich herankommen laſſen... es iſt vorbei.
— Da... Sie ſind ein ungeſchickter Menſch, — ſagte Madame Grivois wüthend und warf Niklas fünf Franken hin; — aber wenigſtens verjagen Sie ihn von hier!
— Das wird leichter ſein, als ihn todtſchlagen, Madame.
In der That, Murrkopf, der ſich verfolgt ſah und wahrſcheinlich das Nutzloſe eines offenen Kampfes erkannte, verließ den Hof und lief auf die Straße; aber als er einmal dort war, fühlte er, ſo zu ſagen, ſich auf neutralem Gebiete und entfernte ſich trotz Niklas Drohungen nur ſo weit von der Thür, als nöthig war, um vor der eiſernen Keule geſchützt zu ſein.
Als daher Madame Grivois ganz blaß vor Wuth wieder in ihren Fiacre ſtieg, in welchem ſich die lebloſen Reſte Monſieurs befanden, ſah ſie mit Aerger und Verdruß Murrkopf einige Schritte von der äußeren Thüre liegen, welche Niklas, die Fruchtloſigkeit ſeiner ferneren Verfolgungen einſehend, geſchloſſen hatte.
Der ſibiriſche Hund, welcher mit der ſeiner Race eigenthümlichen Klugheit ſicher war, den Weg nach der Straße Brise-Miche wieder zu finden, wartete auf die Waiſen.
Die beiden Schweſtern fanden ſich alſo in das Kloſter St. Merry eingeſchloſſen, das wie erwähnt neben dem Krankenhauſe lag, in das man Adrienne von Cardoville geſperrt.

.....

Wir führen jetzt den Leſer zu der Frau Dagobert's; ſie erwartete mit grauſamer Angſt die Rückkehr ihres Mannes, der ihr Rechenſchaft über das Verſchwinden der beiden Töchter des Marſchalls Simon abverlangen würde.

Siebzehntes Kapitel.

Der Einfluß des Beichtvaters.

Kaum hatten die beiden Waiſen Dagobert's Frau verlaſſen, als dieſe ſich auf's Knie warf und inbrünſtig zu beten begann; ihre lange verhaltenen Thränen rannen unaufhörlich; trotz ihrer aufrichtigen Ueberzeugung, daß ſie eine religiöſe Pflicht gethan habe, indem ſie die jungen Mädchen auslieferte, erwartete ſie mit außerordentlicher Furcht die Rückkunft ihres Mannes. Obgleich durch ihren frommen Eifer verblendet, verhehlte ſie ſich doch nicht, daß Dagobert gegründete Urſache zur Klage und zum Zorne habe, und dann mußte die arme Mutter auch noch unter dieſen ſchon ſo betrübenden Umſtänden ihm auch noch die Verhaftung Agricol's mittheilen, von der er noch nichts wußte.
Bei jedem Geräuſch auf der Treppe horchte Franzoiſe bebend auf; darauf begann ſie wieder eifrig zu beten und bat den Herrn, ihr Kraft zum Beſtehen dieſer neuen und harten Prüfung zu geben.

König.

Ber! Grumbkow, das führen wir nicht ein — ich will nicht ſagen von wegen dem Geſchmack, aber ſolche Mahlzeiten müſſen ſehr koſtſpielig werden.

Hotham.

Unſre Matroſen brauchen den Taback nur als Mittel gegen den Scorbut —

Seckendorf.

Was iſt das: Scorbut?

Erbprinz.

Ein Uebel, Herr von Seckendorf, das mit einem böſen Munde anfängt.

König (lachend bei Seite).

Aha, Grumbkow, merken Sie was? Jetzt 'mal heraus mit der Plempe.

Grumbkow.

Eversmann, ſind die neueſten holländiſchen Zeitungen angekommen?

Eversmann.

Ja wohl, aber wieder lauter Lügen, Excellenz.

König.

Lügen. Drum, glaub' ich, iſt auch unſer Bier ſauer.

Grumbkow.

Sagen Sie, Eversmann, ſteht nichts von Ansbach drin?

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen).

Rüſten Sie ſich!

Eversmann (ſinnend).

Ach, über ſo ein kleines Ländchen —

König.

Stille! Preußen war auch einmal klein! Sagen Sie lieber, was ſchreiben denn jetzt die Holländer über Preußen?

Eversmann.

Schändlich! Es wären aus Potsdam wieder viel Deſerteure durchgegangen —

König.

Das iſt nicht gelogen.

Erbprinz.

Aber ſie drücken ſich darüber bei Weitem zarter aus.

König.

Wie denn, Erbprinz?

Erbprinz.

Die Garden Ew. Majeſtät beſtänden aus Menſchen, die größtentheils an einem krankhaften Wachsthum litten. Dieſe Rieſen bekämen zuweilen Perioden, wo ſie ſo ungeheuer ausſchlügen, daß ſie über die Fichten gingen und ganz aus dem menſchlichen Geſichtskreiſe verſchwänden —

König.

Ha, ha! Lußig ausgedrückt. Trinken Sie doch, Erbprinz!

Grumbkow.

Ich denke, Ew. Hoheit leſen nur franzöſiſche Blätter?

Erbprinz.

Ich würde am liebſten preußiſche leſen, aber Dank der Politik des Herrn von Grumbkow, zur Zeit dürfen in Preußen noch keine Blätter erſcheinen.

König.

Ha, ha, da haben Sie's. (Bei Seite) Sieh, ſieh, der nimmt kein Blatt vor den Mund. Es wird hübſch heute.

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen).

Werden Sie nicht zu ſcharf! Mäßigung!

Grumbkow (bei Seite).

Seckendorf, ſtrengen Sie 'mal ihren Witz an.

Seckendorf (bei Seite).

Stille, ſtille, ich combinire ſchon lange etwas. Laſſen Sie mich nur die günſtige Zeit abwarten.

König.

Aber Sie trinken nicht, Erbprinz! Hier muß man trinken können. (Bei Seite) Eversmann, ſchenk ihm tüchtig ein.

Hotham (bei Seite).

Man will Sie berauſchen! Rücken Sie nur immer Ihren Krug zu mir herüber.

König.

Kennen Sie den alten Deſſauer, Erbprinz?

Erbprinz.

Majeſtät —

Endlich hörte sie auf dem Flur Schritte; da sie diesmal nicht zweifeln konnte, daß es Dagobert sei, setzte sie sich schnell, trocknete sich in der Eile die Augen, und um sich eine Haltung zu geben, nahm sie einen Sack von grober grauer Leinwand auf den Schooß und that, als ob sie nähe, ihre ehrwürdigen Hände aber zitterten so stark, daß sie kaum ihre Nadel halten konnte.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür.

Dagobert erschien.

Das rauhe Gesicht des Soldaten war ernst und traurig; als er eintrat, warf er heftig seinen Hut auf den Tisch und war so schmerzlich bewegt, daß er anfangs nicht gleich das Verschwinden der beiden Schwestern bemerkte.

— Armes Kind... es ist schrecklich! — rief er aus.

— Du hast die Manoeur gesehen!... Du hast sie reclamirt? — sagte Françoise lebhaft und vergaß einen Augenblick ihre Befürchtung.

— Ja, ich habe sie gesehen... aber in welchem Zustande!... es war zum Herzbrechen. Ich habe sie reclamirt und mit Nachdruck, dafür stehe ich Dir; aber man sagte zu mir: Vorher muß der Commissär erst zu Ihnen gehen, um...

Darauf warf Dagobert einen verwunderten Blick umher, unterbrach sich und sagte zu seiner Frau:

— Nun, wo sind denn die Kinder?

Françoise fühlte sich die Haut mit einem eisigen Schauer überlaufen.

Sie sagte mit schwacher Stimme:

— Mein Freund... ich...

Sie konnte nicht weiter sprechen.

— Rose und Blanche? wo sind sie? antworte mir doch... Marrkopf ist eben so wenig da.

— Werde nicht böse...

— Nun, — sagte Dagobert rauh, — Du wirst sie mit einer Nachbarin haben ausgehen lassen; warum hast Du sie nicht selbst begleitet, oder gebeten auf mich zu warten, wenn sie ein wenig spazieren gehen wollten... was ich übrigens begreife... Diese Stube ist so traurig... aber ich wundere mich, daß sie ausgegangen sind, bevor sie Nachrichten von der guten Manoeur hatten; denn sie sind wahre Engelherzen;... aber wie Du blaß bist, — fügte der Soldat, Françoise näher betrachtend, hinzu. — Was hast Du denn, mein armes Weib... ist Dir nicht wohl?

Und Dagobert nahm liebreich Françoise's Hand.

Diese wurde von den mit rührender Güte ausgesprochenen Worten schmerzlich bewegt, senkte den Kopf und küßte weinend die Hand ihres Mannes.

Der Soldat wurde immer besorgter, als er die brennenden Thränen über seine Hand rinnen fühlte und rief aus:

— Du weinst... Du antwortest mir nicht... aber so sage mir doch, was Dir Kummer macht, mein armes Weib... ist es etwa, weil ich Dich ein wenig hart angelassen habe, als ich Dich fragte, warum Du die lieben Kinder mit einer Nachbarin habest ausgehen lassen? Wahrhaftig... siehst Du... ihre Mutter hat sie mir sterbend anvertraut... und Du siehst ein, so etwas ist heilig... deshalb bin ich auch immer für sie besorgt, wie eine wahre Glucke um ihre Küchlein, — setzte er lachend hinzu, um Françoise aufzuheitern.

— Und Du hast Recht, daß Du sie liebst...

— Nun, beruhige Dich, Du kennst mich ja; trotz meiner rauhen Stimme bin ich doch im Grunde ein gutherziger Mensch;... da Du dieser Nachbarin sicher bist, so ist das Uebel nicht so sehr groß... Aber in Zukunft, siehst Du, meine gute Françoise, thue niemals in dieser Beziehung etwas, ohne mich vorher zu fragen... Die Kinder haben Dich also wohl gebeten, ein wenig mit Marrkopf spazieren gehen zu dürfen?

— Nein, mein Freund... ich...

— Wie so, nein?... wer ist denn diese Nachbarin, der Du sie anvertraut hast?... wo hat sie sie hingeführt?... wann wird sie sie wiederbringen?

— Ich... weiß es nicht... — flüsterte Françoise mit tonloser Stimme.

— Du weißt es nicht! — rief Dagobert ärgerlich; darauf versetzte er an sich haltend mit freundschaftlichem Vorwurfe... — Du weißt es nicht... konntest Du ihr nicht eine Stunde bestimmen oder lieber Dich nur auf Dich selbst verlassen und sie Niemand Fremdem anvertrauen!... Die Kinder müssen Dich sehr dringend gebeten haben, spazieren gehen zu dürfen. Sie wußten, daß ich jeden Augenblick zurückkommen würde, warum haben sie nicht auf mich gewartet... Was, Françoise?... Ich frage Dich, warum sie nicht auf mich gewartet haben? Aber so antworte mir doch... Donnerwetter, Du könntest einen Heiligen zum Fluchen bringen! — rief Dagobert, mit dem Fuße stampfend, — antworte mir doch...

Françoise's Muth war zu Ende; diese wiederholten dringenden Fragen, welche zur Entdeckung der Wahrheit führen mußten, waren für sie eine tausendfache und langsame Folter. Sie zog es vor, plötzlich ein Ende zu machen und entschloß sich daher, das ganze Gewicht von ihres Mannes Zorn zu ertragen, als demüthiges und ergebenes Opfer, aber hartnäckig dem Versprechen treu, welches sie ihrem Beichtvater vor Gott gegeben hatte.

Sie hatte nicht die Kraft aufzustehen, ließ den Kopf sinken, die Arme fielen ihr kraftlos zu beiden Seiten des Stuhles herab und sie sagte mit niedergeschlagenem Tone zu ihrem Manne:

— Mach' mit mir, was Du willst... aber frage mich nicht mehr, was aus den Kindern geworden ist... ich kann Dir darauf nicht antworten.

Hätte der Blitz zu den Füßen des Soldaten eingeschlagen, so würde er nicht tiefer und heftiger aufgeregt worden sein; er wurde blaß, seine kahle Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße; mit starrem, unstätem Blicke blieb er einige Secunden unbeweglich, stumm und wie versteinert.

Darauf fuhr er plötzlich aus dieser vorübergehenden Betäubung auf, machte eine Bewegung von furchtbarer Energie, faßte seine Frau bei den beiden Schultern, hob sie leicht wie eine Feder in die Höhe, stellte sie aufrecht vor sich hin und rief nun, zu ihr gewandt, mit zugleich furchtbarem und verzweifeltem Tone:

— Die Kinder!...

— Gnade!... Gnade! — sagte Françoise mit matter Stimme.

— Wo sind die Kinder? — wiederholte Dagobert, indem er mit seinen kräftigen Händen den schwächlichen, gebrechlichen Körper seiner Frau schüttelte und fügte dann mit donnernder Stimme hinzu:

— Wirst Du mir antworten!... Die Kinder!

— Tödte mich... aber vergieb mir... ich kann Dir nicht darauf antworten... sagte die Unglückliche mit jener, zugleich unbeugsamen und sanften Hartnäckigkeit schüchterner Charaktere, wenn sie überzeugt sind gut zu handeln.

— Unselige!... — rief der Soldat.

Und vor Zorn, vor Schmerz, vor Verzweiflung wahnsinnig, hob er seine Frau in die Höhe, als ob er sie auf den Boden niederschleudern wollte... aber dieser vortreffliche Mensch war zu brav, um eine feige Grausamkeit zu begehen. Nach diesem Ausbruche unwillkürlicher Wuth ließ er Françoise los.

Vernichtet fiel sie auf beide Knie, faltete die Hände, und an der schwachen Bewegung ihrer Lippen sah man, daß sie betete.

Dagobert war einen Augenblick wie betäubt, ihn schwindelte; seine Gedanken verwirrten sich; Alles, was ihm passirte, war so plötzlich, so unbegreiflich, daß er einige Minuten brauchte, um sich zu erholen, um sich zu überzeugen, daß seine Frau, dieser Engel voll Güte, dessen ganzes Leben nur eine Reihe von bewunderungswürdigen Aufopferungen war, daß seine Frau, die wußte, was die Töchter des Marschalls Simon für ihn waren, ihm eben gesagt habe:

— Frage mich nicht über ihr Schicksal, ich kann Dir nicht antworten.

Der festeste, stärkste Geist wäre bei dieser unerklärlichen, unerhörten Thatsache schwankend geworden.

Als der Soldat wieder ein wenig ruhiger geworden und die Sache mit mehr Kaltblütigkeit ersah, kam er zu folgendem vernünftigen Schlusse:

Meine Frau allein kann mir dies unbegreifliche Geheimniß erklären... ich will sie weder schlagen, noch tödten;... wenden wir also alle möglichen Mittel an, um sie zum Sprechen zu bringen und besonders will ich an mich zu halten suchen.

Dagobert nahm einen Stuhl, zeigte seiner immer noch knieenden Frau einen andern und sagte zu ihr:

— Setze Dich...

Gehorsam und niedergeschlagen setzte sich Françoise.

— Höre mir zu, Frau!... versetzte Dagobert mit kurzem, abgebrochenem und so zu sagen in unwillkürlichen Rucken accentuirtem Tone, dadurch seine heftige, kaum verhaltene Ungeduld verrathend:

— Du begreifst es... so kann die Sache nicht gehen... das weißt Du... ich werde niemals Gewalt gegen Dich anwenden... eben noch habe ich einer ersten Wallung nachgegeben... es thut mir leid... ich werde nicht wieder anfangen... sei darum überzeugt... Aber mit einem Worte, ich muß wissen, wo die Kinder sind;... ihre Mutter hat sie mir anvertraut und ich habe sie nicht aus so weiter Entfernung von den Ihrigen hierhergebracht... damit Du heute kommen sollst und mir sagen: „Frage mich nicht... ich kann Dir nicht sagen... was ich mit ihnen angefangen habe!" — So geht das nicht... denke Dir einmal, der Marschall Simon käme in diesem Augenblicke an und sagte zu mir: „Dagobert, meine Kinder!" — Was willst Du, daß ich ihm antworten soll? — Laß hören... ich bin ganz ruhig, das siehst Du wohl... ich bin ruhig... sey' Dich an meine Stelle... und noch einmal frage ich Dich: was soll ich dem Marschall antworten? he!... Aber so sag' doch... sprich doch!

— Ach!... mein Freund...

— Hier ist nicht von Ach die Rede! — sagte der Soldat, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, auf der die Adern geschwollen waren, als wollten sie springen, — was willst Du, daß ich dem Marschall antworten soll?

— Klage mich an bei ihm... ich werde Alles ertragen... ich werde ihm Alles sagen...

— Was wirst Du sagen?

— Daß Du mir zwei junge Mädchen anvertraut, daß Du ausgegangen, daß Du sie bei Deiner Rückkehr nicht vorgefunden, mich gefragt hast und ich Dir darauf geantwortet, ich könnte Dir nicht sagen, was aus ihnen geworden ist.

— So!... und der Marschall wird sich mit diesen Gründen begnügen?... — sagte Dagobert, indem er krampfhaft die Fäuste auf seine Knie stemmte.

— Unglücklicherweise würde ich ihm keine anderen geben können... weder ihm, noch Dir... nein, und wenn der Tod darauf stünde, ich kann es nicht...

König.

Wirklich? Wissen Sie denn auch, welche große Entdeckung die Menschheit dem alten Dessauer zu verdanken hat?

Erbprinz (bei Seite).

Hotham, wissen Sie's nicht?

Hotham (bei Seite).

Verdammte Querfrage — sagen Sie die Kamaschen!

Erbprinz.

Was der alte Dessauer erfunden hat, wünschen Ew. Majestät zu wissen?

Seckendorf (bei Seite).

Sehen Sie, jetzt fangen wir ihn.

Erbprinz.

Hm, hm, das Pulver kann's nicht sein, denn das hat schon Herr von Seckendorf erfunden. (Alle lachen.)

Seckendorf (bei Seite).

Lassen Sie nur, Grumbkow, ich warte nur den günstigen Augenblick ab.

König.

Die eisernen Ladestöcke hat er erfunden! So was wird mein Sohn in Rheinsberg mit all' seinem Homer und Voltaire und wie sie alle heißen, diese Heiden, in seinem Leben nicht zu Stande bringen. (Bei Seite) Trinkt er denn, Exercirmann?

Hotham (bei Seite).

Verlieren Sie Ihren Vortheil nicht.

Erbprinz (bei Seite).

Wer Teufel kann auch an die eisernen Ladestöcke denken?

Grumbkow (aufstehend).

Auf die glückliche Reise Sr. Hoheit des Erbprinzen von Baireuth!

Alle (außer dem König leben auf).

Glückliche Reise!

Hotham (bei Seite).

Sie erliegen, Sie verlieren Alles!

Erbprinz (bei Seite).

Schändliche Perfidie!

Hotham (bei Seite).

Jetzt oder nie. Stellen Sie sich berauscht.

(Alle setzen sich wieder, nachdem sie lachend angestoßen haben.)

Erbprinz

(steht auf mit dem Krug in der Hand und schlägt mit sehr guter, verschiedener Bedeutung von Trunkenheit).

Meine Herrschaften —

König (bei Seite).

Ich glaube, er hat einen Spitz!

Erbprinz.

Und — und — und — ich danke Ihnen. (Setzt sich. Alle lachen.)

König.

Brave, Erbprinz! Vortrefflicher Redner sind Sie!

Grumbkow.

Majestät, er ist fertig. Er soll eine Rede halten —

König.

Ja, Erbprinz, halten Sie uns eine Rede!

Alle.

Eine Rede! eine Rede!

Erbprinz

(stützt den Kopf in die Hände und sieht nicht auf).

Hotham.

Es frägt sich nur über was?

König.

Ueber alles, was er will.

Hotham.

Ich wüßte wohl einen sehr interessanten Gegenstand.

König.

Heraus damit!

Hotham.

Ueber irgend ein Mitglied dieser lustigen Gesellschaft.

König.

Topp! Und daß wir nicht lange zu wählen brauchen — über mich!

Alle (betreten).

Ueber Ew. Majestät?

Dagobert sprang von seinem Stuzle in die höhe, als er diese Antwort hörte, die mit einer verzweifelten Resignation gegeben wurde.

Seine Geduld war zu Ende; da er indeß neuem Zögerne oder Drohungen sich nicht überlassen wollte, deren Ohnmacht er einsah, so stand er heftig auf, öffnete eins von den Fenstern und setzte seine brennende Stirn der Kälte und der Luft aus; ein wenig beruhigt, that er einige Schritte im Zimmer und setzte sich dann wieder neben seine Frau.

Diese heftete die von Thränen gebadeten Blicke auf das Bild des Heilands, indem sie dachte, daß man auch ihr ein schweres Kreuz auferlegt habe.

Dagobert versetzte:

— An der Art, wie Du mit mir gesprochen hast, habe ich gleich gesehen, daß kein Unfall geschehen ist, der die Gesundheit der Kinder in Gefahr setzte.

— Nein,... o nein, Gott sei Dank, sie befinden sich wohl... das ist Alles, was ich Dir sagen kann...

— Sind Sie allein ausgegangen?

— Ich kann Dir Nichts sagen.

— Hat sie Jemand fortgeheißt?

— Ich, mein Freund, wozu fragst Du mich noch? ich kann Dir nicht antworten.

— Werden sie wieder herkommen?

— Ich weiß es nicht...

Dagobert stand haßig auf; aufs Neue drohte seine Geduld zu Ende zu gehen.

Nach einigen Schritten im Zimmer setzte er sich wieder.

— Aber im Grunde, — sagte er zu seiner Frau, — kannst Du doch kein Interesse dabei haben, mir zu verbergen, was aus den Kindern geworden ist...

— Weil ich nicht anders kann.

— Ich glaube doch... wenn Du etwas erfährst, was Du mich jetzt nöthigst, Dir zu sagen. Höre mir wohl zu, — fuhr Dagobert mit bewegter Stimme fort: — Wenn diese Kinder mir nicht den Tag vor dem dreizehnten Februar zurückgegeben sind... und Du siehst, daß die Zeit drängt... so bringst Du mich zu den Töchtern des Marschalls Simon in die Lage eines Mannes, der sie beraubt, dürft Du wohl? ... beraubt hat, — sagte der Soldat mit tieferschütterter Stimme; darauf fügte er mit einem trostlosen Tone hinzu, der Françoise's Herz brach: — Und doch hatte ich Alles gethan, was ein redlicher Mann nur thun kann... um die armen Kinder hierher zu bringen... O, Du kannst Dir keine Idee davon machen, was ich unterwegs habe ausstehen müssen... welche Angst, welche Unruhe... denn im Grunde habe ich, ein alter Soldat, dem zwei junge Mädchen anvertraut waren... nur durch den äußersten Muth und die größte Aufopferung die Sache durchsetzen können... und als ich nun zu meiner Belohnung zu ihrem Vater sagen zu können glaubte: Da sind Ihre Kinder...

Der Soldat unterbrach sich... auf die Heftigkeit seines ersten Zornes folgte eine schmerzliche Rührung; er weinte.

Beim Anblicke der Thränen, welche langsam in den grauen Schnurrbart Dagobert's rannen, fühlte Françoise einen Augenblick ihren Entschluß wankend werden; aber sie dachte an den Eid, welchen sie ihrem Beichtvater geleistet und sagte sich auch außerdem, daß es sich um das ewige Heil der Waisen handle, deshalb klagte sie sich in Gedanken dieser bösen Versuchung an, welche der Abbé Dubois ihr gewiß streng vorwerfen würde.

Sie versetzte daher mit furchtsamer Stimme:

— Wie kann man Dich beschuldigen, die Kinder beraubt zu haben, wie Du sagst?

— So vernimm denn... — sagte Dagobert, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, — wenn diese jungen Mädchen so vielen Strapazen, so vielem Mißgeschicke getrotzt haben, um aus Sibirien hierher zu kommen, so geschah das blos, weil es sich dabei um große Interessen, um ein ungeheures Vermögen vielleicht handelte... und wenn sie nicht am dreizehnten Februar... hier... in Paris, Rue Saint-François... sich einstellen, so ist Alles verloren... und zwar durch meine Schuld... denn ich bin verantwortlich für Das, was Du gethan hast.

— Den dreizehnten Februar... Rue Saint-François, — sagte Françoise, ihren Mann verwundert ansehend... — wie Gabriel...

— Was sagst Du von Gabriel?

— Als ich ihn, den armen kleinen Findling aufnahm, trug er am Halse eine Medaille... von Bronze...

— Eine Medaille von Bronze, — rief der Soldat, von Erstaunen betroffen, — mit den Worten: A Paris, vous serez le 13 Février, rue Saint-François.

— Ja... woher weißt Du das?...

— Gabriel auch! — sagte der Soldat, mit sich selbst sprechend; darauf fügte er lebhaft hinzu: — Und weiß Gabriel, daß Du diese Medaille bei ihm gefunden hast?

— Ich habe seiner Zeit mit ihm davon gesprochen; er hatte auch, als ich ihn aufnahm, in seiner Tasche ein Portefeuille voll Papiere, die in fremder Sprache geschrieben waren; ich habe sie Herrn Dubois, meinem Beichtvater, zugestellt, damit er sie durchsehen könne. Er sagte mir später, diese Papiere seien von wenig Wichtigkeit; als einige Zeit darauf eine sehr mildthätige Person, Namens Rodin, die Erziehung Gabriels übernommen und ihn in's Seminar eintreten lassen, hat Herr Abbé Dubois die Papiere und die Medaille Herrn Rodin zugestellt; seitdem habe ich nicht wieder davon sprechen hören.

Als Françoise von ihrem Beichtvater gesprochen, hatte ein plötzlicher Lichtstrahl den Geist des Soldaten getroffen, obgleich er weit entfernt war, die Machinationen zu ahnen, mit welcher seit langer Zeit Gabriel und die Waisen umstellt waren; ihm sagte ein unbestimmtes Gefühl, daß seine Frau einem geheimen Einflusse ihres Beichtvaters folge; einem Einfluß, dessen Stärke und dessen Zweck er allerdings nicht begriff, der ihm aber mindestens theilweise die unbegreifliche Hartnäckigkeit Françoise's bei ihrem Schweigen über die Waisen erklärte.

Nach einem Augenblicke Nachdenkens stand er auf und sagte streng zu seiner Frau, indem er sie scharf ansah:

— Bei allem diesem... sind Pfaffen mit im Spiele.

— Was meinst Du, mein Freund?

— Du hast kein Interesse, mir die Kinder zu verstecken; Du bist die allerbeste Frau; Du siehst, daß ich leide; wenn Du aus Dir selbst handeltest, würdest Du Mitleid mit mir haben...

— Mein Freund...

— Ich sage Dir, daß das Alles nach dem Beichtstuhl riecht! — versetzte Dagobert. — Du opferst mich und die Kinder Deinem Beichtvater. Aber nimm Dich in Acht... ich werde erfahren, wo er wohnt... und dann, Himmelbonnerwetter... ich werde ihn fragen, ob er oder ich Herr bei mir im Hause ist, und wenn er schweigt... — fügte der Soldat mit drohendem Ausdrucke hinzu, — dann werde ich ihn wohl zum Sprechen bringen...

— Großer Gott! — rief Françoise, die Hände vor Entsetzen zusammenschlagend, als sie diese lästerlichen Worte hörte, — ein Priester... denke daran... ein Priester!

— Ein Priester, der Zwietracht und Unglück in mein Haus bringt, ist nur ein Elender wie jeder andere Mensch... Ich habe das Recht, von ihm über das Böse, was er mir oder den Meinigen anthut, Rechenschaft zu verlangen... Also sage mir gleich, wo die Kinder sind... wenn nicht, so sage ich Dir im Voraus, daß ich Deinen Beichtvater darum befragen werde. Es spinnt sich hier irgend eine Nichtswürdigkeit an, deren Mitschuldige Du unglückliches Weib bist, ohne es zu wissen; ... übrigens ist es mir lieber, daß ich mich an einen Andern zu halten habe als an Dich.

— Mein Freund, — sagte Françoise mit sanfter und fester Stimme, — Du irrst Dich, wenn Du glaubst, durch Gewalt einem ehrwürdigen Manne imponiren zu können, der seit zwanzig Jahren für mein Seelenheil gesorgt hat; es ist ein ehrenwerther Greis!

— Das Alter soll mich gar nicht kümmern...

— Großer Gott!... wohin gehst Du! Du bist fürchterlich!

— Ich gehe nach Deiner Kirche... Du mußt dort bekannt sein... Ich werde nach Deinem Beichtvater fragen und dann wollen wir sehen.

— Mein Freund... ich bitte Dich, — rief Françoise voller Entsetzen und warf sich Dagobert, der nach der Thür ging, in den Weg; — denke doch, welchen Folgen Du Dich aussetzest... mein Gott... einen Priester beleidigen... Weißt Du denn nicht, was ein vorbehaltener Fall ist?!!

Diese letzten Worte waren das Furchtbarste, was in ihrer Unschuld Dagobert's Frau ihm sagen zu können glaubte; aber der Soldat machte sich, ohne auf diesen Wort Rücksicht zu nehmen, von den Umarmungen seiner Frau los und wollte eben mit bloßem Korbe, so stark war seine Erbitterung, hinausgehen, als die Thür sich öffnete.

Es war der Polizeicommissär in Begleitung der Manour und des Polizeiagenten, welcher das dem jungen Mädchen abgenommene Packet trug.

— Der Commissär? — sagte Dagobert, ihn an seiner Schärpe erkennend, — nun desto besser, er konnte nicht gelegener kommen.

Achtzehntes Kapitel.

Das Verhör.

— Madame Françoise Baudoin? — fragte der Beamte.

— Ich bin's, mein Herr... — sagte Françoise, als sie darauf die Manour bemerkte, die bleich und zitternd nicht vorzutreten wagte, breitete sie ihr die Arme entgegen. — Ach, du armes Kind!... — rief sie weinend aus, — verzeih... verzeih... abermals um unsertwillen... hast Du diese Erniedrigung erduldet...

König.

Es ist schrecklich heiß hier! (Knöpft sich den Rock auf.) Machen wir's uns bequem, Eversmann! — Erbprinz! Munter! setzt 'mal los. Halten Sie über mich eine Rede!

Hotham.

Bitte —

König.

Nicht gezögert, grade als wenn ich gestorben wäre.

Hotham.

Majestät —

König.

Ruhig, alles still! Der Erbprinz hält eine Rede über mich. (Bei Seite) In vino Veritas! Ich will doch hören, ob in seinem Innern alles Lüge ist.

Hotham (bei Seite).

Das wird ein entscheidender Moment.

Erbprinz

(tritt vor. Er schwankt etwas, sammelt sich aber wieder und tritt ganz vor.)

Fröhliche Versammlung!

König.

Fröhliche? Ich bin ja gestorben.

Erbprinz.

Thut nichts; sind doch fröhlich.

König.

Sapperment, ist das wahr?

Erbprinz.

Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerzliche Betrachtungen über die Eigenschaften des Dahingeschiedenen unterbreche.

König.

Schmerzliche Betrachtungen? Das ist ein schöner Anfang!

Erbprinz.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein großer Charakter, in dem sich aber — die sonderbarsten Widersprüche — vereinigten.

König.

Widersprüche?

Erbprinz.

Wie bei allen Menschen, die ihre Erziehung sich selbst verdanken, stand sein an sich edles Gemüth unter dem Einfluß trüber Regungen, von denen die trübste das Mistrauen war.

König.

Mistrauen! Das sind ja schöne Sachen!

Erbprinz.

Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufschwunge gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbessert. Den ruhigen Genuß aller dieser Segnungen verdarb er sich aber durch eigne Schuld.

König.

Sieh, sieh, durch eigne Schuld?

Seckendorf (bei Seite).

Der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben.

Erbprinz.

Sein lebhafter Geist versetzte den Unvergeßlichen in eine fortwährende Unruhe, die eben so für Andere, als für ihn selber peinlich war. Ermüdet konnte er das Bedürfniß gemüthlicher Erholung nicht unterdrücken und seine Sitten waren einfach genug, dies Bedürfniß nirgend anders befriedigen zu wollen, als im Schooß seiner Familie.

Eversmann (bei Seite).

Wenn das nicht ein Unglück giebt!

Erbprinz.

Aber auch hier, statt sich auf Rosen zu legen, betrete sich der arme Fürst auf Dornen. Die Geschichte seines Sohnes ist so bekannt, daß ich sie mit Stillschweigen übergehen kann.

König.

Mit Stillschweigen?

Erbprinz.

Die Freiheit des menschlichen Willens hat Friedrich Wilhelm nicht verstanden. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm,

Nachdem Dagobert's Frau das junge Mädchen zärtlich umarmt, wandte diese sich nach dem Commissär um und sagte zu ihm mit trauriger und rührender Würde:

— Sie sehen es ... mein Herr ... ich habe nicht gestohlen!

— Also, Madame, — sagte der Beamte sich an Françoisen wendend, — die silberne Schale ... der Shawl ... die Bettücher ... die in dem Packete sind! ...

— Gehören mir, mein Herr ... um mir einen Dienst zu erweisen hat dieses liebe Kind ... das beste, redlichste Geschöpf ... diese Sachen für mich nach dem Leihamte tragen wollen ...

— Mein Herr, — sagte der Beamte streng zu dem Polizeiagenten, — Sie haben einen beklagenswerthen Irrthum begangen; ... ich werde darüber berichten und verlangen, daß Sie bestraft werden; gehen Sie! — Darauf wandte er sich mit aufrichtig bekümmerter Miene an die Mayeux: — Unglücklicher Weise, Mademoiselle, kann ich Nichts als Ihnen das aufrichtigste Bedauern über das Vorgefallene ausdrücken ... Glauben Sie, daß ich ganz fühle, was dieses Versehen Grausames für Sie gehabt haben muß ...

— Ich glaube es, mein Herr, — sagte die Mayeux, — und ich danke Ihnen dafür.

Und betrübt setzte sie sich nieder, denn nach so vielen Leiden waren ihr Muth und ihre Kräfte erschöpft.

Der Beamte wollte sich entfernen, als Dagobert, der einige Augenblicke tief nachzudenken geschienen, zu ihm mit fester Stimme sagte:

— Herr Commissär ... Wollen Sie mich anhören ... ich habe Ihnen eine Anzeige zu machen.

— Sprechen Sie, mein Herr!

— Was ich Ihnen sagen werde, ist sehr wichtig, mein Herr; ich gebe vor Ihnen, als Beamten, diese Erklärung ab, damit Sie dieselbe zu Protokoll nehmen ...

— Und als Beamter höre ich Ihnen zu, mein Herr!

— Ich bin seit zwei Tagen hier angekommen, — ich brachte aus Rußland zwei junge Mädchen mit, die mir von ihrer Mutter anvertraut worden sind ... welche die Gemahlin des Herrn Marschall Simon war ...

— Des Herrn Marschall, Herzog von Ligny!" — sagte der Commissär sehr überrascht.

— Ja, mein Herr ... Gestern ... habe ich sie hier gelassen ... ich war genöthigt, wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit fortzureisen ... heute Morgen während meiner Abwesenheit ... sind sie verschwunden ... und ich bin gewiß, den Mann zu kennen, der sie hat verschwinden lassen ...

— Mein Freund, — rief Françoise entsetzt aus.

— Mein Herr, — sagte der Beamte, — Ihre Erklärung ist von der höchsten Wichtigkeit ... Verschwinden von Personen ... Einsperrung vielleicht ... Aber sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?

— Diese jungen Mädchen waren hier ... vor einer Stunde noch ... Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, während meiner Abwesenheit hat man sie entführt ...

— Ich will nicht etwa an der Aufrichtigkeit Ihrer Aussage zweifeln ... Indessen, eine so plötzliche Entführung ... läßt sich schwer erklären ... Uebrigens, wer sagt Ihnen, daß die beiden Mädchen nicht wiederkommen werden? Nun, wen haben Sie in Verdacht? Ein Wort nur, dieser ich Ihre Anklage aufnehme. Denken Sie daran, daß ein Beamter es ist, der Sie anhört ... Wenn ich fortgehe, ist es möglich, daß die Justiz sich dieser Sache bemächtigen muß ...

— Das will ich eben, mein Herr ... Ich bin ihrem Vater für diese jungen Mädchen verantwortlich; er kann jeden Augenblick ankommen, und es liegt mir daran, mich zu rechtfertigen.

— Ich begreife alle diese Gründe, mein Herr, aber noch einmal, lassen Sie sich nicht durch vielleicht schlecht begründeten Verdacht irre leiten ... Ist einmal Ihre Denunciation gemacht, ... so bin ich vielleicht genöthigt, vorläufig und auf der Stelle gegen die Personen einzuschreiten, welche Sie beschuldigen ... Wenn Sie sich nun eines Irrthums schuldig gemacht hätten, ... könnten die Folgen sehr ernsthaft für Sie sein; ... und wir brauchen gar nicht weit zu gehen ... — sagte der Commissär bewegt, die Mayeux bezeichnend, — um zu sehen, welche Folgen eine falsche Anklage haben kann.

— Mein Freund, Du hörst, — rief Françoise immer mehr über Dagobert's Entschluß in Bezug auf den Abbé Dubois erschreckt, — ich bitte Dich ... sage nicht ein Wort mehr!

Aber der Soldat hatte sich durch neues Nachdenken überzeugt, daß blos der Einfluß des Beichtvaters Françoisen habe bestimmen können, zu handeln oder zu schweigen; deshalb versetzte er mit Festigkeit:

— Ich klage den Beichtvater meiner Frau an, der Urheber oder Mitschuldige an der Entführung der Tochter des Marschalls Simon zu sein.

Françoise stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, und barg das Gesicht in die Hände, während die Mayeux, die sich ihr genähert hatte, sie zu trösten suchte.

Der Beamte hatte die Anklage Dagobert's mit höchstem Erstaunen angehört; er sagte streng zu ihm:

— Aber, mein Herr, ... beschuldigen Sie nicht einen Mann von der ehrwürdigsten Stellung ... einen Priester ... unschuldig; mein Herr, es handelt sich um einen Priester ... ich hatte es Ihnen vorher gesagt ... Sie hätten es bedenken sollen ... Alles das wird immer schlimmer; ... in Ihrem Alter wäre ... eine Unbesonnenheit unverzeihlich ...

— Zum Henker, mein Herr, — sagte Dagobert ungeduldig, — in meinem Alter hat man seinen Verstand beisammen; die Sache ist folgende: ... Meine Frau ist die beste, ehrenwertheste Kreatur von der Welt ... Fragen Sie im ganzen Viertel hier, so wird man Ihnen das sagen; ... aber sie ist eine Betschwester, seit zwanzig Jahren sieht sie nur mit den Augen ihres Beichtvaters ... Sie betet ihren Sohn an, sie liebt auch mich sehr; aber über ihren Sohn und mich ... geht ihr immer der Beichtvater ...

— Mein Herr, — sagte der Commissär, — diese häuslichen Einzelheiten ...

— Gehören durchaus zur Sache ... Sie sollen sehen: ... Ich gehe vor einer Stunde aus, um diese arme Mayeux zu reclamiren; ... als ich wieder komme, sind die beiden jungen Mädchen verschwunden. Ich frage meine Frau, bei der ich sie gelassen hatte, wo sie sind; ... sie fällt mir zu Füßen und sagt schluchzend zu mir: Mach' mit mir, was Du willst; ... aber frage mich nicht, was aus den Kindern geworden ist ... ich kann Dir nicht antworten.

— Sollte das wahr sein? ... Madame ... — rief der Commissär aus und betrachtete Françoise mit großem Erstaunen.

— Zorn, Drohungen, Bitten, nichts half, — versetzte Dagobert, — auf Alles antwortete sie mit der Sanftmuth einer Heiligen: — Ich kann Nichts sagen ... Nun gut; ich, mein Herr, ich behaupte das: meine Frau hat kein Interesse bei dem Verschwinden der jungen Mädchen; sie steht unter der vollkommensten Herrschaft ihres Beichtvaters; sie hat auf seinen Befehl gehandelt und ist nur das Werkzeug; er allein ist der Schuldige.

Je länger Dagobert sprach, je aufmerksamer wurde der Commissär, indem er Françoise betrachtete, die von der Mayeux unterstützt bitter weinte.

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, ging der Beamte einen Schritt auf Françoise zu und sagte:

— Madame ... Sie haben gehört, was eben Ihr Mann ausgesagt hat.

— Ja, mein Herr!

— Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen? ...

— Aber, mein Herr, — rief Dagobert aus, — es ist ja nicht meine Frau, die ich anklage ... so meine ich's nicht ... es ist ihr Beichtvater.

— Mein Herr ... Sie haben sich an den Beamten gewandt; ... dem Beamten also steht es zu zu thun, was er zur Entdeckung der Wahrheit für nothwendig erachtet ... Noch einmal, Madame, — versetzte er zu Dagobert's Frau gewandt, — was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen?

— Ich, Nichts, mein Herr!

— Ist es wahr, daß Ihr Mann, als er fortging, die beiden Mädchen unter Ihrer Aufsicht gelassen?

— Ja, mein Herr!

— Ist es wahr, daß er sie bei seiner Rückkehr hier nicht wieder gefunden hat?

— Ja, mein Herr!

— Ist es wahr, daß, als er Sie gefragt, wo sie wären, Sie ihm geantwortet haben, Sie könnten ihm darüber Nichts mittheilen?

Und der Commissär schien die Antwort Françoisens mit einer Art unruhiger Neugier zu erwarten.

Vater auf Sohn, Alter auf Jugend. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier- bald dorthin verschenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, auch einmal zu fragen: Macht meine Wahl dich glücklich, Kind?

König.

Everesmann, nimm Er 'mal die Pfeife!

Erbprinz.

Nun ist er geschieden. Jene Creaturen, die während seines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten hatten, zittern. Was der verkannte Sohn mit diesen Creaturen beginnen wird, steht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieses Staates bleiben. Ueber sie her aber wird ein niederer Geist weben. Künste und Wissenschaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln, und der himmelanstrebende Adler Preußens wird seine Devise jetzt wahrhaft erfüllen: Nec soli cedis! Zu deutsch: Selbst der Sonne Blick darf Dich nicht blenden! Selbst die Sonne muß Dir aus dem Wege gehen! (Erhebt sich und geht, sich wieder trunken stellend, nach einer Pause an den Tisch.) Hotham, geben Sie mir zu trinken!

König (nach einer Pause).

Was ist die Uhr?

Everesmann.

Eilfe durch, Majestät.

König

(geht an den Tisch und nimmt einen Krug. Lange Pause).

Erbprinz, wenn Sie Morgen nüchtern sind, dann lassen Sie sich erzählen, daß ich mit Ihnen angestoßen hätte.

Erbprinz (will ab).

Zu Befehl, Majestät —

König.

Er versteht es nicht, Hotham! Uebersetzen Sie's ihm in's Nüchterne! Gute Nacht, meine Herren! (Wendet sich noch einmal um und betrachtet den Erbprinzen nachdenklich, indem er dessen Worte wiederholt) „Macht deine Wahl mich auch glücklich?" (Zeigt den Erbprinzen) Schad' um ihn. Es ist ein Bücherwensch.

Everesmann

(greift geschäftig einen Leuchter, kreist im Zorn an dem triumphirenden Hotham vorbei, und leuchtet mit einem vernichtenden ingrimmigen Blick auf den Erbprinzen).

Darf ich Ew. Majestät verleuchten?

König

(stürzt Everesmann. Wiederholt des Erbprinzen Worte).

„Die Creaturen zittern?" (Nach einer Pause, während der er Alle überblickt) Ich will allein sein. (Geht ab.)

(Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Ein Saal in den Gemächern der Königin. Rechts vom Publicum ein Fenster. Drei Thüren: im Hintergrunde, links und rechts. Tische. Stühle. Auf den Tischen brennende Armleuchter, Karten und Service.

Erster Auftritt.

Kamke (tritt auf einem Tritt und befestigt vor dem Fenster einen grünen Vorhang. Zwei Lakaien (sind ihm dabei behülflich). Dann Fräulein von Sonnsfeld.

Kamke (leise).

So! Empfangt jetzt die Damen an der kleinen Seitentreppe. Sie kommen alle in Portechaisen, ohne Geräusch, hört ihr? Leise, leise!

Lakaien (ab).

Fräulein v. Sonnsfeld (tritt von links ein).

Nun kommen sie, es ist die höchste Zeit. Das ist doch ein Fest, mit dem sich der preußische Hof einmal sehen lassen kann. Kamke! Wozu verstopft Er denn die Fenster?

Kamke.

Gerade damit man unser Fest nicht sehen kann. (Geheimnißvoll.) Sie lassen sich also wirklich auch in diese Staatsverschwörung ein?

— Ja... mein Herr, — sagte sie einfach und naiv, — ich habe das meinem Manne geantwortet.

Der Beamte machte eine Geberde fast schmerzlicher Ueberraschung.

— Wie, Madame,... auf alle Bitten, auf alles Dringen Ihres Mannes... haben Sie nichts Anderes antworten können? Sie haben sich geweigert, ihm Nachricht darüber zu geben? Aber das ist nicht wahrscheinlich, nicht möglich!

— Doch ist es die Wahrheit, mein Herr!

— Aber, Madame, was ist aus den jungen Mädchen geworden, die man Ihnen anvertraut hat?

— Ich kann darüber Nichts sagen... Wenn ich meinem armen Manne nicht geantwortet habe,... so geschah es, weil ich Niemandem darauf antworten werde...

— Nun, mein Herr, — versetzte Dagobert, — hatte ich Recht? Eine brave vortreffliche Frau wie sie, stets voll Vernunft, voll richtigem Takt, voll Aufopferung, spricht so... ist das natürlich? Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, es ist eine Geschichte, die von dem Beichtvater ausgeht... Gehen Sie ihm tüchtig und gleich zu Leibe... wir werden Alles erfahren... und die armen Kinder mir wiedergeschafft werden.

Der Commissär sagte, ohne eine gewisse Bewegung verbergen zu können, zu Françoise:

— Madame... ich werde sehr streng zu Ihnen sprechen; meine Pflicht zwingt mich dazu... die ganze Sache verwickelt sich auf eine so böse Art, daß ich auf der Stelle das Gericht von den Vorfällen in Kenntniß setzen werde; Sie geben zu, daß Ihnen die jungen Mädchen anvertraut sind und Sie können sie nicht zur Stelle schaffen... Jetzt hören Sie mir wohl zu: — Wenn Sie sich weigern, eine Aufklärung in Bezug auf die jungen Mädchen zu geben... so werden Sie allein... ihres Verschwindens wegen angeklagt... Und ich müßte, — zu meinem großen Bedauern — Sie verhaften!

— Mich!... — sagte Françoise voller Schrecken.

— Sie! — rief Dagobert aus, — niemals... Ich sage es nochmals, ihren Beichtvater und nicht sie klage ich an... kleine arme Frau... sie verhaften!...

Und er lief auf sie zu, als wolle er sie schützen.

— Mein Herr, es ist zu spät, — sagte der Commissär; — Sie haben die Klage über die beiden jungen Mädchen angebracht. Nach den eigenen Aussagen Ihrer Frau ist sie bisher die einzige Compromittirte. Ich muß sie zum Procurator des Königs führen, der übrigens schon seine Maßregeln treffen wird.

— Und ich, mein Herr, ich sage Ihnen, daß meine Frau hier nicht von der Stelle gehen wird, — rief Dagobert mit drohendem Tone.

— Mein Herr, — sagte der Commissär kalt, — ich begreife Ihren Kummer; aber im Interesse der Wahrheit selber beschwöre ich Sie... widersetzen Sie sich nicht einer Maßregel, die zu verhindern in zehn Minuten Ihnen materiell unmöglich sein würde.

Diese mit Ruhe gesagten Worte riefen den Soldaten zu sich selbst zurück.

Aber, mein Herr, — rief er aus, — ich klage ja das eigentlich nicht meine Frau an.

— Laß doch, mein Freund; kümmere Dich nicht um mich, — sagte die Märtyrerin mit englischer Resignation, — der Herr will mich nochmals hart prüfen; ich bin seine unwürdige Dienerin;... ich muß seinem Willen mit Dankbarkeit mich fügen; man verhaftet mich, wenn man will;... ich werde im Gefängniß nicht mehr über die besten Kinder sagen, als ich bisher gesagt...

— Aber Sie sehen ja, mein Herr, daß meine Frau nicht bei Sinnen ist... — rief Dagobert, — Sie können Sie nicht verhaften...

— Es liegt keine Belastung, kein Beweis, kein Anzeichen gegen die andere Person vor, welche Sie anklagen und die ihr Stand selbst schützt. Lassen Sie mich Madame mitnehmen... vielleicht wird sie Ihnen nach einem ersten Verhöre zurückgegeben... Ich bedaure, mein Herr, — fügte der Commissär mit innigem Tone hinzu, — eine solche Pflicht in dem Augenblicke erfüllen zu müssen... wo die Verzweiflung Ihres Schmerz Ihnen...

— Was?... — rief Dagobert seine Frau und die Meuterer mit Entsetzen ansehend, — was sagt er?... mein Sohn...

— Wie?... Sie wissen nicht!... O, mein Herr... tausend Mal Verzeihung, — sagte der Beamte schmerzlich bewegt, — es ist grausam für mich... Ihnen eine solche Mittheilung zu machen...

— Mein Sohn!... — wiederholte Dagobert und fuhr mit beiden Händen nach der Stirn, — mein Sohn... arretirt!

— Wegen eines politischen Vergehens, das übrigens nicht schwer ist, — sagte der Commissär.

— O, das ist zu viel... Alles stürmt auf einmal auf mich ein...

Dies sagend fiel der Soldat vernichtet auf einen Stuhl und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

.....

Nach herzzerreißendem Abschiede, bei dem Françoise trotz ihres Schreckens dem ihrem Beichtvater geleisteten Eide treu geblieben, hatte Dagobert, der sich weigerte gegen seine Frau auszusagen, auf einem Tisch gelehnt; von so viel Aufregungen erschöpft, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: — Gestern hatte ich meinen Sohn... meine Frau... meine beiden armen Waisen bei mir... und jetzt... allein... allein!

In dem Augenblicke, wo er diese Worte mit verzweifeltem Tone aussprach, ließ sich eine sanfte, traurige Stimme hinter ihm hören und sagte schüchtern:

— Herr Dagobert... ich bin da... wenn Sie es erlauben, werde ich Sie bedienen, bei Ihnen bleiben...

Es war die Mayeux.

Eugène Sue.

(Ende des dritten Bandes.)

Das letzte Goldstück.

1.

Wer sich je einen Monat in dem Bade zu P. aufhielt, der hat auch den armen alten Mann gesehen, der noch im vorigen Sommer dort unter dem Namen des verrückten Spielers bekannt war. Sobald der Saal mit dem grünen Tische geöffnet wurde, fand er sich ein, und verfolgte mit seinen erloschenen Blicken das Rollen der verdammnißvollen Kugel. Kein Laut, keine Regung seiner Lippen, kein unwillkürlicher Seufzer verrieth die geringste Theilnahme. Gleichgültig sah er der bethörten Menge zu, wie Jeder sein Scherflein auf dem Altare der falschen Göttin willig opferte, und achtete es nicht, ob Elend oder Glück die Ernte ihrer goldenen Saat hob. Der wenn die Flamme der Verzweiflung weiß in den Augen eines Spielers glühte; wenn der kalte Schweiß in dichten Tropfen von seinen Schläfen rann; wenn das krampfhafte Zucken seiner Hand sagte, er sei im Begriff, das letzte Goldstück zu wagen: dann heiterte sich die Züge des verrückten Alten, und sein Mund verzog sich zu schadenfrohem Grinsen. Hatte dann jener Arme wirklich sein Letztes, sein Alles verloren, dann brach der Mann in ein dröhnendes Gelächter aus, und verließ für heute den Saal.

2.

Vor Jahren war der Alte ein glücklicher Spieler. Er hatte das Handwerk lange getrieben, und war reich dabei geworden. Aber er konnte nicht schlafen vom Spiele, und redete sich ein, nicht der leidige Gewinn interessire ihn, sondern es mache ihm Vergnügen, das Glück und seine Launen zu verfolgen, es zu zwingen ihm wieder gut zu werden. Und sonderbar, raubte ihm ein Abend hundert Dukaten, der folgende brachte ihm zweihundert wieder. Und so auf und ab; und immer schlug es zuletzt zu seinem Vortheile.

3.

Aber einmal kam ein Sommer, wo er kein Glück hatte. Er verlor täglich größere Summen; denn er meinte das Verlorene mit Gewalt wieder zu gewinnen. Doch er war dem Schicksale einer Spielerleidenschaft verfallen. In wenigen Tagen war Alles hin, was er in so vielen Jahren gewonnen hatte. Er verkaufte, verpfändete, machte Schulden, seinen Verlust zu ersetzen; aber Alles umsonst. Immer tiefer stürzte er in's Verderben; immer stürmischer wurden seine Verhältnisse. Seine Frau, die sonst nur an Glanz und Aufwand gewöhnt war, lag krebskrank in einer erbärmlichen Hütte auf einem fauligen Strohlager. Die harten Entbehrungen, zu denen sie die letzte Zeit der gezwungen war, hatten ihre Gesundheit zerstört. Sie verfiel in ein bösartiges Fieber, das sie täglich dem Tode näher brachte, zumal da es ihr an jeder Pflege, an kühlem Trunke für ihre brennenden Lippen fehlte. Seine stärkere Natur widerstand zwar immer noch solchen Schlägen; aber seine Wangen hatte der Kummer gebleicht, seine Arme der Hunger kraftlos gemacht. Seit vier Tagen war kein Bissen Brod mehr über seine Lippen gekommen. Denn zur Arbeit war sein Körper zu geschwächt; und was die Nadel seiner Tochter erwarb, reichte kaum hin, dem harten Hausherrn die Miethe zu zahlen. Verhungern — betteln — oder stehlen; — Eins mußte er ergreifen! — wie leblos saß er Tag und Nacht, und starrte vor sich nieder. — Er, der noch vor zwei Monaten ein reicher Mann gewesen, war jetzt der elendeste Mensch, ärmer wie jeder Bettler! — Er sah und hörte und dachte nichts; er wußte nur eins noch: sein und seiner Familie Unglück.

4.

Der Tod seiner Frau brachte ihn endlich wieder zur Besinnung. Er stand auf und ging unruhig in dem niedern Zimmer umher. Seine Leidenschaft, die bisher geschwiegen, erwachte wieder. Die letzte menschliche Regung in ihm kämpfte einen verzweifelten Kampf gegen sie. Doch die Begier war stark und der Hunger nagend — sein besserer Sinn erlag. Er ging hin, begrub sein Weib ohne Thränen — und gab seiner Tochter, seines einzigen Kindes, Unschuld preis! — Und am andern Tage stand er wieder und spielte, und spielte mit dem Sündensolde seines Kindes! Aber auch das Geld brachte kein Glück. Er verlor und verlor, und bald war das letzte Goldstück noch übrig. Mit wüthender Verzweiflung, die sein Gesicht zu einer häßlichen Larve verzerrte, griff er danach, und schleuderte es auf die grüne Tafel. Und — wieder hatte er verloren! —

5.

Kraftlos ohnmächtig sank er in sich zusammen. Ein mitleidiger Mann ließ ihn in sein Haus tragen, wo er ihn während der langwierigen Krankheit, die ihn befiel, auf die uneigennützigste Weise mit Arznei und Pflege versorgte. Nach langer Zeit verließ er sein Krankenlager zwar wieder, aber Wahnsinn hatte seinen Geist eingenommen. Das Irrenhaus nahm den Armen auf. Da er jedoch immer still und in sich gekehrt war, und Niemanden Rede, so ließ man ihn bald frei umhergehen. Von der Zeit an war es, daß er jeden Tag in den Spielsaal kam, und nicht eher ging, bis er Einen gefunden, der sein letztes Goldstück verspielt hatte. — Im vorigen Jahre endlich ereilte ihn plötzlich der Tod an der Thür des Saales, als er eben hineintreten wollte.

Seine unglückselige Tochter lebt noch und erzählt Jedem, der sie hören mag, die Geschichte.

Josef Seiler.

Sonnsfeld.

Die Königin wird alles verantworten. Sie setzt ihre eigne Freiheit an die Freiheit ihrer Tochter. Ist alles bereit?

Kamke.

Die Prinzessin aus ihrer Haft zu befreien? Bedenken Sie, Fräulein, es ist ein Majestätsverbrechen.

Sonnsfeld.

Das gelingen muß, es koste, was es wolle! Die Königin will die Prinzessin im Kreise des gesellschaftlichen Zirkels sehen, den sie zu einem geheimen, mir selbst noch unbekannten Zwecke heute geladen hat. Die Prinzessin ist unterrichtet. Sie weiß, daß ich kommen werde und die Wache täuschend statt ihrer im Gefängniß bleibe. An dem blauen Saale wird sie Ihm begegnen —

Kamke.

Am blauen Saale? Wo seit einigen Nächten die weiße Frau gesehen wird?

Sonnsfeld.

Sie wird Ihm erscheinen, sie wird Ihn anreden —

Kamke (entsetzt).

Mir? Mich?

Sonnsfeld (zeigt ihn an die Thür rechts).

Er führt sie hierher, ergreift ihre Hand, bringt sie auf dem sichersten Wege in diese Gesellschaft —

Kamke.

Fräulein — Wen? Die Prinzessin Wilhelmine?

Sonnsfeld (lachend im Abgehen nach rechts).

Nein, Kamke! Die weiße Frau! Geschwind, geschwind! (Beide ab.)

Karl Gutzkow.

(Schluß folgt.)

Am 16. November erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 72.

Inhalt: Dahlmann. — Wochenbericht. — Marokko. III. Die Ursachen des letzten Krieges. — Aphorismen aus Indien. II. Eine Tigerjagd auf Java. — Die Plantagenneger auf den dänischen Inseln. — Das große Wettrudern in Hamburg. — Die Blumen- und Fruchtausstellung in Leipzig. — Kurze Nachrichten. — Die Enthüllung des Göthedenkmals in Frankfurt a. M. — Briefwechsel. — Anzeigen. — Salonbericht.

Illustrationen: Fr. Chr. Dahlmann. — Soldat von der schwarzen Garde des Kaisers von Marokko. — Marokkanischer Soldat. — Karte des Grenzgebietes von Algerien und Marokko. — Tanger. — Mogador. — Zuckerplantage auf dem dänisch-westindischen Eiland St. Croix. — Plantagenneger-hütte. — Das große Wettrudern auf der Alster zu Hamburg. — Boot bei demselben. — Der Ehrenpreis. — Das Göthe-Standbild in Frankfurt a. M. von Schwanthaler. — Die vier Reliefs auf dem Piedestal des Göthedenkmals zu Frankfurt a. M. — Bartolomeo Bosco. — Madame Lejars. — Rébus.

Jeder Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—30 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr. —

Leipzig, J. J. Weber.

[421] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mühlbach, L. Nach der Hochzeit. Vier Novellen in 2 Bänden. 8. broch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Velani, H. E. R. Kranichfels oder Geheimnisse aus dem Leben eines Freimanns. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Josephine. Geschichtlicher Lebensroman. 3 Bände. 8. broch. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 21. Leipzig, Mittwoch den 20. November 1844. I. Band.

Inhalt.

Muttermaal und Wasserzeichen, Novelle in Frauenbriefen, von K. Ch. Schmieder.

Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in fünf Aufzügen, von Karl Gutzkow. (Schluß.) — Ein modernes Trauerspiel in einem Akte, von Rittmann.

Muttermaal und Wasserzeichen.

Novelle in Frauenbriefen

von K. Ch. Schmieder.

Ida von Wendheim an Emma Walding.

Obereschen, den 15. November 1842.

Nein, theure Emma, schweige ich in der Erinnerung an die frohen Stunden in Pyrmont, wo mir Deine Bekanntschaft und Deine Freundschaft ward. Unsere Väter, unsere Mütter und wir Beide bildeten ein doppeltes Kleeblatt. Die Aeltern schlossen sich einander inniger an, wenn wir lieberoll umschlungen vor ihnen hergingen. Das war die Blüthenzeit meines Lebens. Wohl hatte ich schon Jugendfreundinnen geliebt und in ihrem Umgange mich wahrhaft glücklich gefühlt; daß aber die Freundschaft auch begeistern, den Traum wie das Wachen erfüllen könne, das erkannte ich erst, als wir uns näher kennen lernten.

Gedenkst Du auch so Deiner Ida! Haben drei Monate der Trennung ihr Andenken nicht verdunkelt, sie nicht in den blauen Hintergrund der Vergangenheit zurückgeschoben? Gern möchte ich Dir nah bleiben, trotz der Entfernung von Braunschweig. Darum melde ich mich mit dem Beginn der Zeit, da die Witterung uns enger in die Schranken der Häuslichkeit einschließt, um traulich mit Dir zu plaudern und Dich zu fragen, ob Du mich noch lieb hast.

Was macht Ihr in Obereschen? wirst Du fragen. Das will ich denn zuerst abhandeln, wie bei Besuchen brauchlich ist. Unser Pfarrer versicherte neulich bei der Tafel: „Der Herr General haben sich in Pyrmont um zwanzig Jahre verjüngt!" Da kannst Du wieder Lieutenant werden, Väterchen, sagte ich. „Und ich wäre damit zufrieden!" erklärte er. In der That ist er sein eigener Stellvertreter und verwaltet das weitläufige Gut eifriger als jemals. Auch die Mutter ist von der Saison neugestärkt zurückgekehrt, bedient sich des Wagens selten und macht stundenweite Spaziergänge mit mir. Von mir selbst sage ich nicht viel. Fröhlich und wohlgemuth hüpfet das junge Blut. Du allein fehlst mir, sonst in der Welt nichts.

Möge ich ähnliche Mittheilungen von Dir und den Deinigen erhalten! Daneben mußt Du mir viel Schönes von Eurem Hofe und der lebhaften Stadt erzählen. Wie werde ich Dir aber von unserem Dörfchen aus vergelten können? Das hat mir schon Sorge gemacht. Indessen habe ich etwas aufgefunden, was gegenseitiges Interesse wecken, vielleicht unsern Briefwechsel in raschen Zug bringen kann.

Seit dem ersten November hat sich eine fremde Dame in Obereschen eingewirthet, welches hier schon für eine Begebenheit gilt. Sie nennt sich Frau von Minden und Hauptmannswittwe aus Preußen. Sie machte bald ihren Besuch bei uns und bat um freundlichen Umgang. In unserer Abgeschiedenheit wird ihr Gesuch zu einem willkommenen Anerbieten, da sie mit einem liebenswürdigen Benehmen wahre Geistesbildung und ausgezeichnetes Talent zur Unterhaltung verbindet. Ihre Erscheinung würde höheren Zirkeln zur Zierde gereichen; wie viel mehr muß sie uns Landbewohnern leuchten. Die wiederholten Besuche der reizenden Frau haben uns schon mehrere Tage zu Festen gemacht.

Und dennoch ist ein kleines Aber dabei, welches ich nur behutsam aussprechen mag. Auch der bewährten Freundin gegenüber wagt es sich nur mit Entschuldigung hervor, weil das Gemüth dem Argwohn lieber widersteht, als ihn gestehen will. Man fühlt, daß es eine Art von Undank ist, herzlichem Entgegenkommen mißtrauend auszuweichen.

Frau von Minden erscheint uns plötzlich, wie eine Göttin, und deshalb in Wolken gehüllt. In der großen Welt macht ein solches Auftreten nur interessanter; in unserer kleinen liebt man dagegen das Offenkundige und Wolken nur dann, wenn unsere Felder des Regens bedürfen. Die Heimath ist für uns schön, doch glauben wir nicht, daß sie Bewohner aus dem fernen Preußen im November anziehen könne.

Eine solche Fee, die berufen scheint, die Bewunderung der Residenzen zu erregen, wie kommt sie nach Obereschen? Bestimmten vielleicht ökonomische Rücksichten sie zu der bescheidenen Wahl? Aber der Anschein deutet vielmehr auf Reichthum, auf die Gewohnheit zahlreicher Bedienung, die nur einstweilen so beschränkt ward.

Opfert sie die Gewohnheit einem Incognito, so entsteht die neue Frage: zu welchem Zwecke? Wer etwas verbergen will, fordert die Neugier heraus. Wenn wir auch die unsrige gern abweisen würden, so müssen wir doch die Meinung Anderer achten, welche voraussetzen, daß wir nur mit Sicherheit in nähere Beziehung treten.

Wenn die Nachbarn demnach Aufschluß von uns verlangen, geriethen wir allerdings in einige Verlegenheit. Meine Aeltern wünschen aufrichtig die gebildete Frau zu empfangen und für sie Gewähr zu leisten. Mich zieht ihr Liebreiz noch stärker an. Dürfen wir aber ohne Kunde von ihren Verhältnissen uns zu ihr bekennen?

In dieser Lage bauen wir auf Deine Aushülfe. In der Unterhaltung hat sie mehrmals Bekanntschaft mit Eurem Hofe und mit der feinen Welt von Braunschweig durchblicken lassen.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Zopf und Schwert.

Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen.

(Schluß aus Nr. 20.)

Fünfter Aufzug.

Zweiter Auftritt.

Frau von Viereck, Frau von Holzendorf und noch etwa sechs Hofdamen treten nach und nach behutsam durch die Mittelthüre herein. Lakaien. Später die Königin.

Fr. v. Viereck.

Pst! Treten Sie behutsam auf!

Fr. v. Holzendorf (flüsternd).

Es ist noch alles still! Wenn nur meine verwünschten Schuhe nicht so knarrten!

Fr. v. Viereck (flüsternd).

Was mag Ihre Majestät die Königin vorhaben?

Fr. v. Holzendorf.

Ist Se. Majestät der König verreist?

Fr. v. Viereck.

Beim französischen Gesandten hört' ich, Se. Hoheit der Kronprinz wäre von Rheinsberg gekommen —

Fr. v. Holzendorf.

Wahrscheinlich zugleich mit Sr. Hoheit dem Prinzen von Wales.

Fr. v. Viereck (leise).

Beide waren so eben in der Tabagie des Königs. Der Kronprinz soll sich mit seinem Vater über die künftige Verwaltung des preußischen Staates schrecklich überworfen haben.

Fr. v. Holzendorf.

Ist es möglich?

Fr. v. Viereck.

Denken Sie sich, und der Erbprinz von Baireuth soll den Streit haben gütlich beilegen wollen, aber der Prinz von Wales soll dem Kronprinzen beigestanden haben.

Fr. v. Holzendorf.

Der Prinz von Wales? Sie sind Jugendfreunde, nicht wahr?

Fr. v. Viereck.

Der König aber in der Hitze des Wortwechsels soll Befehl gegeben haben, die Prinzessin Wilhelmine, die Ursache des Streites, sogleich nach Küstrin abzuführen —

Fr. v. Holzendorf.

Großer Gott, meine Damen, da liegen Karten auf den Tischen. Wenn wir ihr folgen müßten! Stille, ich höre Geräusch.

Fr. v. Viereck.

Es ist die Königin.

Die Königin

(in großem Gram, tritt sehr aufgeregt und doch ängstlich ein).

Hofdamen (verneigen sich).

Königin.

Willkommen, meine Damen! Ich fühle mich glücklich, einmal wieder einen Kreis von Wesen um mich zu haben, die mich lieben. Nehmen Sie Platz! Ich habe mir vorgenommen, geselliger zu werden und Sie wieder öfter bei mir zu sehen. Sie werden spielen, Frau von Viereck?

Fr. v. Viereck.

Spielen, Majestät? Seit achtzehn Jahren erinnere ich mich nicht im Schlosse eine Karte gesehen zu haben.

Königin.

Das soll alles anders werden, ja, meine Damen, Sie kennen meine Pläne noch nicht; Sie wissen noch nicht, welche Ueberraschungen Ihnen der heutige Abend gewähren wird —

Fr. v. Holzendorf.

Ueberraschungen, Majestät?

Königin

(zeigt auf einen Spieltisch am Fenster).

Dorthin, liebe Holzendorf! Machen Sie Partie mit Frau von Viereck —

Fr. v. Viereck (bei Seite).

Mein Himmel, spielen? Und durch diesen Vorhang kann man deutlich die Conturen meines Schattens sehen.

Sie muß sich also längere Zeit dort aufgehalten haben. Da sie anderer Orte nicht gedenkt, so ist sie vielleicht eine Braunschweigerin. In beiden Fällen kann eine so ausgezeichnete Frau in Deiner Umgebung nicht unbemerkt geblieben sein und die Vermuthung, daß Du sie näher kennen werdest, läßt mich hoffen von Dir einige Nachricht zu erhalten.

Zu diesem Behufe muß ich Dir unsern Gast in leichten Umrissen zeichnen. Sie hat glänzend kastanienbraunes Haar von natürlichem Lockenfalle, eine schön gewölbte Stirn, sanft gebogene Augenbrauen, prächtige braune Augen, eine feingeschnittene Nase, einen kleinen, lieblichen Mund, Perlenzähne, schwach geröthete Wangen, milchweißen Teint, graziösen Wuchs und etwa meine Größe.

Ihr Alter schätzen wir auf höchstens vierundzwanzig Jahr. Alles Einzelne an ihr stimmt in reiner Harmonie zusammen, so daß man sich ohne Nachtheil für den Eindruck des Ganzen nichts anders denken könnte. Das halte ich für bezeichnend, weil es in diesem Maße selten vorkommen mag.

Aus den angegebenen Zügen wird Dir freilich noch kein Bild vor Augen treten. Nimm sie verläufig in den Sinn, um etwanige Erinnerung zu prüfen. Ein Künstler aus Darmstadt wird dem Vernehmen nach hier eintreffen, um Daguerreotype aufzunehmen. Dann schicke ich Dir mein Abbild und das ihre.

Die Aeltern empfehlen sich und wünschen lebhaft Nachricht von dem Ergehen der verehrten Deinigen. Der Vater möchte wissen, wie dem Herrn Geheimenrathe der fortgesetzte Gebrauch des Pyrmonter Stahlwassers bekomme. Meine Mutter begrüße die Deinige in der Einlage.

Leb' wohl und beharre lieb

Deine Ida.

Nachschrift.

Ich wollte ja keine machen und kann doch nicht umhin. Die Fremde kam in Begleitung eines jungen Mädchens hier an, einer hübschen Blondine, die Henriette heißt, ihrer Gebieterin treu ergeben, vielleicht schon lange bei ihr ist, aber eine andere Mundart hören läßt.

Emma Walding an Ida von Wendheim.

Braunschweig, den 20. November 1842.

Ob ich Dein gedenke, meine Ida? So lange ich denke, gewiß. Du bist mein süßester Gedanke, an welchem das Gemüth sich aufrichtet, wenn ich traurig oder verstimmt bin. Deinetwegen bin ich im Geiste noch immer mehr an der Emmer als an der Ocker. Du Liebling meiner Seele darfst nicht an mir zweifeln.

Mit einer Fluth von Briefen hätte ich Dich schon heimgesucht; aber ungewiß, ob ich Dir auch mehr als eine Bekanntschaft werth sei, hielt ich dafür Deinen Zuspruch bescheiden abwarten zu müssen. Jetzt habe ich ihn und frohlocke. Die Gewährung meines lebhaftesten Verlangens danke ich Dir! Schilt mich nicht stolz und trotzig. Es ist mir schwer genug geworden an mich zu halten. Nun strömt mein Gefühl unaufhaltsam zu Dir, wovon meine Antwort mit umgehender Post Dir den Beweis liefert.

Du beginnst mit erfreuender Nachricht von Wohlbefinden der Deinigen, so beginne ich ebenfalls mit diesem Kapitel, kann es aber nicht völlig so wiedergeben. Der Vater beauftragt mich zu melden, daß seine Gesundheit durch die besagte Nachkur merklich befestiget werde. Die Mutter ist noch oft leidend, wie eben jetzt, weßhalb sie den freundlichen Gruß der Frau Generalin einige Tage später erwiedern wird. Beide empfehlen sich angelegentlich.

Nun komme ich auf den, wenn ich so sagen darf, geschäftlichen Theil Deines Schreibens, der mich in nicht geringe Verwunderung setzte. Du hast richtig geahnt, daß dieser Gegenstand uns sehr beschäftigen werde; aber was wirst Du sagen, wenn ich Dir mittheile, was ich davon weiß und was ich vermuthe?

Alle die gemeldeten Umstände zusammenfassend, darf ich sagen, daß ich nicht vermuthe, sondern für ausgemacht halte, was Dich erschrecken wird. Die fremde, schöne, liebenswürdige, graziöse, geistreich unterhaltende Dame ist vielleicht keine Dame, sondern ein Herr in Damenliedern. Das Auffallende dieser Behauptung ist ein Grund mehr, daß ich die Einlagen nicht abwarte, sondern unverweilt mich zum Schreiben setze, damit Du Dein Verfahren danach einrichten könnest. Hier will ich absetzen, weil ich vermuthe, daß Dir der Athem entgangen sein wird.

Im Laufe des Octobers traf ich in mehreren Abendzirkeln mit einem Herrn zusammen, der mir, ich weiß nicht mehr, von wem? als ein Herr von Minden aus Preußen vorgestellt ward. Die erste zufällige Nachbarschaft hatte zur Folge, daß wir uns öfter fanden. In diesen Kreisen, wo man nur Unterhaltung sucht, sieht man weniger darauf, wer der Vorgestellte wirklich ist, als, wie er sich darstellt. Die leichteste Bekannte wird angenommen, wenn man sich angenehm unterhält, und das war hier der Fall.

Wenn ich nun diesen Fremden, der mir nachher aus den Augen kam und schon halb vergessen war, mit Deinem Signalement vergleiche, so trifft Zug für Zug überein. Ich kann nicht irren, es ist Derselbe. Der gleichlautende Familienname, auch die Zeit, in welcher er hier verschwand und bei Euch auftrat, machen mich noch sicherer. Was ihn aber zu der Mummerei bewogen habe, das, gestehe ich, ist mir ein Räthsel.

Wie mir vorsteht, ward unsere Unterhaltung lebhaft, als Jemand im Kreise meinen Vater laut deßlückwünschte, daß er von Pyrmont sichtbar erfrischt zurückgekehret sei. Sie waren in Pyrmont? fragte mein Nachbar. Daß ich bejahete, veranlaßte ihn zu einer feurigen Lobrede auf den Brunnen, deßen Umgebungen er bis zur Dunsthöhle mit mir durchging, so daß ich nicht bezweifelte, er sei dort gewesen. Ich gestand, daß ich Pyrmont eine theure Freundin verehrte.

Dabei ging mir das Herz auf, wie wir Euch gefunden, mit Verehrung und Liebe umfest hätten. Wendheim? fragte er, wie für sich, als ob eine angenehme Erinnerung ihn berühre. Nun mußte ich von Dir, von Deiner Familie, von Eurem Wohnorte und von unserem Zusammentreffen erzählen, was ich gern und redselig that. Wenn ich ihn dann wiederfand, kamen wir immer auf dasselbe Gespräch zurück, was mir nun erst nicht als zufällig erscheint, da ich Dein Schreiben in der Hand hatte.

Kann ich umhin einen Zusammenhang zwischen jenem Salongeplauder und dieser Wolke von Ueberraschungen zu suchen? Welchen, weiß ich freilich nicht recht. Ist Herr von Minden vielleicht mit uns zugleich in Pyrmont gewesen? Danach zu fragen hatte ich im October noch keinen Grund. Möglich ist es wohl, da wir, nur in einander lebend, auf die Einzelnen der großen Gesellschaft weniger achteten. Aber bemerkten wir ihn dort nicht, so kann er doch uns gesehen haben. Auf diese Annahme baue ich mir eine Hypothese, die ich doch nur als eine solche geltend machen will.

Hat er Dich dort gesehen, so wird es ihm ergangen sein wie mir. Von Deinem ersten Blicke ward ich zu Dir hingezogen. Fand er nicht Gelegenheit sich Deiner Familie vorstellen zu lassen, auch nicht, Deinen Wohnort zu erfragen, so sagte man ihm vielleicht den meinigen. Er folgte mir, um nähere Hinweisung zu Dir bei mir zu finden. Dann muß ich zu seinem Ruhme bekennen, daß er seinen Zweck mit diplomatischer Feinheit zu erreichen verstand, und darum gönne ich ihm die beste Frucht seines Strebens, insofern er ihrer würdig ist.

Allein diese Verwandlung des Hermaphroditen, der mir als Herr und Dir als Dame erscheint, ist so schwierig zu erklären als auszuführen. Die Verkleidung konnte ihn dem mathmaßlichen Ziele nicht nähern, nur entfernen! Diese Einwendung erwarte ich und erkenne ihr Gewicht; doch schlägt sie meine Lust zu combiniren nicht aus dem Felde.

Er kannte Dich nur vom Sehen und wünschte, zweifelt vom Aeußeren, das Innere zu kennen, um mit Ueberzeugung sein Herz in Deine Hand zu legen. Das wäre schmeichelhaft und gefiele mir wohl. Von Männern, die sich vergaffen und sofort freien, könnte ich nicht viel halten. So kommt er zuerst als Frau und wirbt um Freundschaft. Hat er Dein Engelherz erkannt, so wird er abreisen, als Bruder jener Frau zurückkehren, die Dir abgenommene Neigung zu ihr als Empfehlung benutzen und in der Ordnung um Deine Hand werben.

Das ist mein Glaube. Ihn vollständig zu bekennen, bin ich schuldig, da ich dem armen Jungen durch meinen Bericht sein Spiel verderben muß, ohne gegen ihn zu sein. Denn für den Wolf im Schafskleide kann ich ihn nicht halten.

Zwar besticht sein Aeußeres mich nicht, aber ich glaube für ihn bürgen zu können. Freilich bildet die Natur zuweilen einen Nero schöner als den frommen Antonin; aber dem prüfenden Auge entgeht nicht, daß die Falschheit des Ersteren durch die schöne Maske sieht, wie die Herzensgüte durch das ehrliche Gesicht des Andern. Darum gefällt uns wohl ein Häßlicher, und ein Adonis nicht.

Was gegen unsern kleinen Unbekannten spricht, überhöre ich nicht. Daß er bei wenn auch tadellosen Zwecken sich eine Täuschung erlaubt, das ist jesuitisch, ist Hochverrath an unserem Geschlechte, und darf nicht ungeahndet hingehen. Vor allem müssen wir trachten ihn zu entlarven. Das dürfte so schwer nicht sein, wenn wir Mädchen zusammenhalten.

Zur Eröffnung des Feldzuges will ich Dir ein Kennzeichen verrathen, dessen ich mich eben entsinne. In einer Soirée war der Saal überfüllt und drückend heiß. Unser Inquisit war im Gespräch mit mir und nahm sein Taschentuch, die Stirn zu trocknen. Da bemerkte ich unter der Stirnlocke ein braunes Mal in Form eines Sichelmondes. Dasselbe sah ich nachher noch einmal deutlich. Es wird genügen jetzt die Identität der Person festzustellen.

Außerdem hat Wunderer mit dem Damenkleide Manches zu leisten übernommen, was ihm fühlbar gemacht werden kann. Lege ihm hochstimmige Gesänge vor, und beobachte, wie hoch sein angemaßter Diskant hinaufreicht. Führe ihn zu Deiner Stickerei und gib ihm auf, zum Andenken eine Blume, der gegenüber gleich, sommetrisch einzutragen. Examinire ihn gelegentlich über die künstlicheren Arten der Katze. Das ist ein verfängliches Thema, weil die Sache, von uns gewürziget, männlichen Augen leicht entschlüpft.

Das Ergebniß der Prüfung meldest Du mir baldigst mittheilen, so wie ich Dir melden werde, was ich etwa unterdessen hier in Erfahrung bringe. Je thätiger die Correspondenz geführt wird, desto leichter wird unsere heilige Allianz den Umtrieben des Rebellen nachspüren und obsiegen. Dich umarmt die treue Verbündete

Emma Walding.

Ida von Wendheim an Emma Walding.

Ilbersheim, den 2. December 1842.

Innigen Dank, meine geliebte Freundin, für Deinen ersten Brief und den raschen Beistand in einer Sache, deren Bedeutung ich nicht ahnte. Als ich gelesen, überlief es mich doch kalt, und wiederum heiß. Mir war, wie dem Lämmchen, das der Wolf eben schmausen will, zu Muthe wäre. In der Angst lief ich, und dankte Gott, daß ich noch laufen könne, zu den Aeltern. Denkt nur, rief ich außer mir, die Minden ist ein Mann! Der Vater lachte hell auf und hielt es für einen Schwank. Die Mutter erblaßte und ward sehr ernst, als ich Dein Schreiben vorgelesen hatte.

Die nun folgende Berathung ward vom Vater mehrmals durch Scherze unterbrochen, die seinen Unglauben aussprachen, von der Mutter aber immer wieder aufgenommen. Zunächst

---

Königin (die sich gesetzt hat).

Warum zögern Sie?

Fr. v. Viereck.

Um Vergebung, Majestät, wenn wir die Tische etwas näher rückten. Es zieht hier an dem Fenster.

(Sie rücken den Tisch etwas vom Fenster ab).

Königin.

Ja, meine Damen, mit dem heutigen Abend bricht eine neue Epoche der Monarchie an — (in Bezug auf die servirenden Lakaien) Befehlen Sie, was Sie vorziehen, die Getränke China's und der Levante sollen von jetzt an keine Fremdlinge mehr an unserm Hofe sein.

Fr. v. Holzendorf.

Was seh' ich, Thee?

Fr. v. Viereck.

Majestät, Kaffee? Diese verbotenen Getränke!

Fr. v. Holzendorf.

Wenn Se. Majestät, der König —

Königin.

Befürchten Sie nichts! Geben Sie sich dem lautesten Ausbruch Ihrer Gefühle, geben Sie sich ohne Furcht dem Gefühl einer Sicherheit hin — (Es klopft.) Klopft es nicht?

Fr. v. Viereck (zitternd).

Klopft?

(Es klopft wieder. Alle stehen erschrocken auf.)

Königin.

Ruhig, meine Damen. Wir sind ohne Gefahr. Dieser Abend wird Schlag auf Schlag eine Ueberraschung nach der andern bringen. Wen vermuthen Sie dort an der Thür?

(Man pocht wieder.)

Fr. v. Holzendorf.

Die Hand scheint nicht die zarteste zu sein.

Königin.

Doch! Doch! Es ist das ungestüme Verlangen eines Wesens, das ich den Muth gehabt habe, aus einer entwürdigenden Lage zu befreien. Nehmen Sie ruhig Ihre Plätze ein, meine Damen. Lassen Sie sich durch Nichts, durch keine Ueberraschung stören. Von den Dingen, die heute kommen werden, ist dies erst der Anfang, und so ruf' ich, mit überwallendem Gefühl, (während wieder geklopft wird) mäßige Dein Ungestüm, geliebtes Wesen, Du findest, was Du suchest, Deine Mutter! (Sie öffnet.)

Dritter Auftritt.

Der König (in einem weißen Mantel, den Hut tief in's Gesicht gedrückt). Die Vorigen.

König.

Deine Mutter!

Hofdamen (stehen mit einem Entsetzensschrei auf).

König (nimmt den Hut ab).

Königin (bei Seite, erschüttert).

Der König!

König

(jetzig, sich aber zur Ernstfestigkeit zwingend).

Sieh, sieh, was das hier hübsch ist! Wie schön sich das ausnimmt, wenn so recht viele Lichter brennen! Warum verstecken Sie sich denn so, meine Damen? Haben Sie diesen Besuch nicht erwartet?

Königin.

Majestät —

Hofdamen

(stellen sich so, daß sie die Tische verdecken und verbergen rasch die Karten).

König.

Lassen Sie sich doch nicht stören, meine Damen! Welches ist denn der Gegenstand Ihrer angenehmen Unterhaltung? Ei, ei, Frau von Holzendorf, ein Schälchen Suppe, gern gegeben! (Geht näher und sieht das Service.) Hoho, Silberservice! (Sieht in die Tassen) Was? Thee? Chocolade? Kaffee?

Königin.

Sie werden — erlauben, Majestät, daß wir — mit unsrem Jahrhundert fortschreiten.

König.

Ei warum nicht? Frau von Viereck, Sie, dächt' ich, wären mit dem Jahrhundert schon genug fortgeschritten! Vor dreißig Jahren bekam ich alter Knabe manchmal ein Händchen von Ihnen — (Reicht ihr eine Hand.)

wurde der besprochene Gegenbesuch bei Frau von Minden, der auf Deinen Brief wartete, auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Dann ward beschlossen die Fremde aufmerksamer zu beobachten und unsere Bemerkungen zu vergleichen, unsere Zweifel aber nicht voreilig zu verrathen.

In etwas war ich nun beruhiget, da ich das drückende Geheimniß mit Denen getheilt hatte, die es mit mir zu tragen so willig und geeignet sind. Aber ich leugne nicht, daß eine Spannung in mir zurückblieb, da ich nie in dem Falle war einen Gedanken verhehlen zu sollen.

In der Zeit zwischen ihrer Ankunft und dem Eingange Deiner Antwort hatte Frau von Minden ihre Besuche oft wiederholt. Ihre Jugend wies sie mehr an mich als an die Aeltern, mit deren beifälliger Genehmigung ich den Gast empfing und unterhielt. So führte ich sie durch unsere Gärten, auf die umliegenden Höhen, zeigte ihr meine Lieblingsplätze, ruhte mit ihr auf den von mir angelegten Moosbänken, und wir plauderten so herzig wie Schwestern. Dort gestand sie mir, daß ich ihr sehr theuer geworden sei, und bat um meine Freundschaft. Es war so Vieles, was mich zu ihr hinzog, daß ich sie feurig an mein Herz drückte und die Irrige zu sein gelobte. Meine Wange glüht, wenn ich dessen nur gedenke.

Deine Warnung hat Vieles umgestaltet. Sie kommt noch täglich, und wenn sie eintritt, möchte ich ihr entgegenfliegen, aber etwas Unheimliches hält mich zurück. Ihre unbefangene Freundlichkeit will mich überwältigen; doch der nächste Gedanke bestimmt mich mit einer befangenen zu erwidern. Bald beschuldige ich mich, ungerecht zu sein, bald unvorsichtig.

Es würde mir nicht gelingen Haltung zu gewinnen, wenn nicht der Norde gemäß unsere Unterhaltung jederzeit im Beisein der Mutter stattfände. Von Ausflügen und Bergesteigen kann die Rede nicht mehr sein, weil da die Mutter nicht zu folgen vermöchte. Es ist gut, daß die rauher werdende Jahreszeit ohnehin weitere Entfernungen vom Hause widerräth.

Sie bat mich schon um meinen Gegenbesuch, aber das ist doch unter diesen Umständen durchaus unmöglich. Neulich war die Mutter ausgefahren, als Frau von Minden gemeldet ward, und ich nahm den Besuch wegen Unwohlsein nicht an. Am andern Morgen machte sie mir deshalb zärtliche Vorwürfe in einem Billet, bat mich sie nicht abzuweisen und erbot sich liebreich zu meiner Pflege. Ihr sei das eine süße Pflicht, deren Uebung sie auch von mir annehmen würde, wenn sie erkrankte. Das würde mich herzlich innig gerührt haben; aber jetzt beleidigte es mich beinahe.

Obwohl wir uns angelegen sein ließen, über diese quälenden Zweifel hinaus zur Gewißheit zu kommen, auch Manches sich zu ergeben schien, so haben wir doch bis dahin eben so viele Gründe für, als gegen Deine Ansicht, und so schwebt die Frage noch immer. Ich will sie Dir herzählen, dann urtheile selbst.

Sie singt einen so reinen und zarten Sopran, wie nur ein Mädchen ihn bilden kann. Wir sangen zweistimmig und die Mutter begleitete uns auf dem Piano. Ich hatte die erste Stimme, konnte aber die höchsten Noten nicht erreichen und schlug einen Tausch vor. Sie gab die Höhe voll und leicht an, hatte mithin drittehalb Töne mehr als ich. Ihre Stimme hat das reinste Metall. Das ist wahrlich keine Fistel, wie sie wohl zuweilen von Herren erkünstelt wird, im Nothfalle aushelfen.

Neulich ward ich abgerufen, und gleich darauf die Mutter ebenfalls. Als ich zurückkam, fand ich Frau von Minden am Stickrahmen beschäftiget. Sie setzte die von mir angefangene Partie fort und arbeitete nun im Gespräch mit sicherer Fertigkeit. Beildung machte sie mich aufmerksam auf einen Fehler, den ich begangen, und gab an, wie ich ihn am leichtesten verbessern könne. Ich lernte gern, und das Examiniren verging mir wohl. Ist es aber nicht, als müßte sie um Deinen Rath und wollte ändern, Du irrest?

Wenn wir zusammen über Frauenkleidung plaudern, dann solltest Du zuhören können, welchen geläuterten Geschmack sie darlegt, wie sie so schön und wahr über die Zusammenstimmung der Farben, über das Ensemble der Theile, über den Wechsel der Mode spricht. Können junge Männer so geneigen über Dinge urtheilen, die ihrem ganzen Wesen fremdartig sind?

Wenn wir ihre Gesichtszüge betrachten, so finden wir darin nur Weibliches, nicht einmal die ruhigere Haltung der Frau, vielmehr das Sensitive der Jungfrau, wie die Mutter es nennt. Aber müßte das nicht bei männlicher Kleidung mehr auffallen, und könnte es Dir denn wohl entgangen sein? Wenn ich das bedenke, so möchte ich zweifeln, daß Dein Herr von Minden und unsre Frau von Minden mehr als den Namen mit einander gemein hätten.

Ihr wunderschönes Auge hat etwas Melancholisches, wenn es auf mir ruht. Ich wähnte schon zuweilen eine Thräne darin verschwimmen zu sehn, was mich betroffen macht. So blickt die innigste Theilnahme auf die unglückliche Freundin, und die bin ich doch nicht. Nun stelle ich mir vor, so hafte wohl auch das Auge des Jünglings auf der Geliebten, wenn widrige Umstände ihm versagen seinem Gefühl Worte zu geben. Dann wird mir bange, daß ich entlarvt möchte.

Der Vater trat ihr anfänglich mit Heiterkeit entgegen, und ihr kindliches Benehmen gewann ihr sein Wohlwollen. Wir ritten mit ihm spazieren, da bewunderte er ihre Noresse, und ich bekenne, daß sie mich darin weit übertrifft. Er lud sie ein mit ihm auf die Jagd zu reiten, wohin ich ihm zu folgen mich zu schwach fühle. Sie bestand die Probe mannhaft, setzte ihn durch weidmännische Sachkenntniß in Erstaunen, erzählte auch von großen Jagden, welchen sie mit dem Gemahl beigewohnt habe. Seitdem hat der Vater den Glauben geändert und ist nicht abgeneigt, die schöne Amazone sich im vollen Sinne als Mann zu denken.

Denke Dir, Emma, der Stichtmond ist da! Gestern kam eine Sendung von Anstehen an. Wir probirten sie zusammen. Ein nettes Tardandäubchen stand der Mutter gut; sie fand es aber zu jugendlich und setzte es der Minden auf. Dabei strich sie die schönen Stirnlocken musternd auf die Seite. Das sonderbar gebildete braune Haar zeigte sich in seiner ganzen Gestalt. Ich zitterte vor Ueberraschung. Die Mutter sagte: Das haben wir an den rothen Mann gebracht! Dabei betrieht unser Gast seine völlige Unbefangenheit; aber würde nicht ein Meister in der Selbstbeherrschung eben das vermögen?

Sie wußte von Dir, daß wir Freundinnen sind, und doch sagt sie bei uns kein Wörtchen davon, daß sie mit Dir bekannt geworden sei. Das ist offenbar ein überlegtes Verhehlen. Was hat sie darunter? Besorgt man etwa, ich möchte Dir schreiben und von Dir erfahren, daß es ein Mann sei? Das beunruhigt mich außerordentlich, und ich neige mich zu der neuen Ansicht des Vaters.

Also doch ein Betrüger? Hättest Du Recht mit Deiner Vermuthung? Das bittere Gefühl, getäuscht zu sein, wo ich Wahrheit zu finden vertraute, kann ich nicht überwinden. Sie liebte ich schon innig, umfing sie mit allen meinen Gedanken; ihn aber muß ich abstoßen, ja hassen, so nicht verrathen. Der Mann, den ich lieben soll, mag Fehler haben, wie ich selbst; aber wahrhaft, edlen muß er sein. Nur kein Schleicher, der sei mir ewig fern! Wer Liebe erlisten kann, der kann sie auch betrügen, elend machen.

Und dennoch vermag ich mich aus diesem Widerstreit der Gegensätze nicht herauszufinden. In mir warnt eine Stimme: Kann es nicht dennoch ein Irrthum sein? Dann möchte ich ihr zu Füßen fallen, ihr mein grausames Unrecht abbitten, um ihre Verzeihung flehen, sie nicht von meinem Herzen lassen. In diesem Herzensgefühle bestärkt mich die Meinung der Mutter, welche früher so bedenklich war, sich aber mehr und mehr beruhiget und des Vaters vorige Ansicht jetzt adoptirt.

Nach oft wiederholter, scharfer Beobachtung erklärt sie nun, ein Wesen, auf dessen Wange man jeden Augenblick gewahre, was im Herzen vorgeht, vermöge nicht Arges zu denken, nicht Unrechtes zu wollen. Das Muttermaal und die von Dir gemeldeten Umstände setzten außer Zweifel, daß die Person ebendieselbe sei, welche Du suchest; aber dennoch sei die Hauptsache noch nicht ausgemacht. Es wäre denkbar, daß diese Luna eben eine Luna sei, aber bei Dir des Bruders Chiamus umgenommen habe. Was sie bewogen, in Braunschweig als Mann zu figuriren, könnten wir freilich nicht wissen; doch sei das leichter zu bewerkstelligen, und darum das Wahrscheinlichere.

Wollte man den gordischen Knoten zerhauen, so würden wir bald im Klaren sein. Die Mutter dürfte nur unter vier Augen sie befragen, ihr Dein Zeugniß vorhalten und um Erklärung bitten. Der Vater stimmt dafür, wir andern sind dagegen. Ein solches Verhör müßte ihrem feinen Gefühl weh thun, dazu können wir uns aber nicht entschließen, so lange wir unserer Sache nicht völlig gewiß sind. Zudem zweifeln wir, ohne ausdrückliche Erlaubniß von Deiner Mittheilung Gebrauch machen zu dürfen, und müßten sie jedenfalls abwarten.

Demnach müssen wir immer weitere Aufschlüsse von Dir erbitten. Gieb uns möglichst umständliche Nachricht, woher jener Herr von Minden nach Braunschweig gekommen ist, wer ihn dort aufgenommen und eingeführt hat und wohin er dem Vernehmen nach gekommen ist. Wie sehnlich wir Deinen nächsten Brief erwarten, wirst Du ermessen. Darum erfreue bald Deine

Ida.

Emma Walding an Ida von Wendheim.

Braunschweig, den 15. December 1812.

Wie gern hätte ich Dir, Geliebteste, augenblicklich geantwortet, und doch habe ich Dich mehre Postage warten lassen müssen, da ich ohne genügenden Erfolg umherspähte. Was ich herausbringen konnte, befriedigt Dich und mich noch immer nicht, doch darf ich nicht länger zögern Dir wenigstens den besten Willen zu bethätigen.

Ich gestehe Dir, daß ich mit einigem Bangen deren ging umzufragen, weil eine solche Nachforschung ihre eigenthümlichen Bedenken hat. Wenn ein junges Mädchen einen jungen Mann vermißt, mit dem es hier und da sich unterhalten hat, wenn es nach seinen Verhältnissen, nach dem Woher? und dem Wohin? fragt, so legt es ein größeres Interesse an den Tag, als die Conversation zu erregen pflegt, und dann fragen Andre, warum?

Gar leicht gewinnt es den Anschein, daß mehr als Neugier, daß eine Passion im Spiele sei. So etwas weckt die Aufmerksamkeit der Freundinnen, und mehr noch Derer, die zwar freundlich uns entgegenkommen, in der Stille aber ihre Bemerkungen machen und solche einander mittheilen. Das gute Herz nimmt Antheil an dem vermeinten Weh der Fragerin, bemitleidet die arme Ariadne, die ihren Theseus sucht. Ehe man sich dessen versieht, ist ein Roman fertig und circulirt in vermehrten Ausgaben um uns her. Davor kann man sich nicht genug in Acht nehmen.

Zwar unterließ ich nicht zu forschen, aber es geschah mit großer Vorsicht, als wären politische Geheimnisse zu ergründen. Ich hütete mich direct zu fragen, gab aber Gelegenheit, daß mein Gegenstand zur Sprache kam. So vernahm ich hier ein Wörtchen, und dort eines, wie man die ersten Veilchen sucht. Was ich zusammenfand, giebt noch kein Sträußchen, wir wollen aber sehen, was sich noch daran binden läßt. Was sich bis jetzt ergeben, beschränkt sich auf Folgendes:

Eine Majorswittwe, Frau von Burgheim, welche schon lange hier wohnt, hat Herrn von Minden in die hiesigen

---

Fr. v. Viereck
(sucht hinten die Karten zu verbergen).

Ach, diese Gnade, Majestät! — (Reicht eine Hand.)

König.

Beide, beide, Frau von Viereck!

Fr. v. Viereck (läßt hinten die Karten fallen).

König.

Was ist denn das? Sie lassen ja da hinten was fallen? Mein Gott, Karten! (Steht sprachlos.) Karten? (Zur Königin) Madame, Karten! — Ein christlicher Hof — und Karten! Nicht wahr, Frau von Viereck, Sie haben blos aus den Karten geweissagt, Sie haben sich blos die Karte gelegt, meine Damen, Sie haben wissen wollen, Frau von Viereck, ob Sie noch einmal Ihren fünften Mann begraben? Wie? Doch? — Geld auf den Tischen — (Schlägt die Hände zusammen.) Sie haben gespielt! gespielt! An meinem Hofe gespielt! Karten gespielt! (Es klopft rechts. Die Spannung steigert sich.) Wer klopft da?

Königin (bei Seite).

Ich bin verloren. (Es klopft wieder leise.)

König.

Erwarten Sie noch mehr Besuch? Herein! — (Geht selbst und öffnet.)

Vierter Auftritt.

Wilhelmine (wird verschleiert mit bedeutsam heftig). Die Vorigen.

König.

Eine verschleierte Dame? So geheimnißvoll die Besuche, die hier empfangen werden? (Hebt den Schleier auf.) Was? Wilhelmine!

P. Wilhelmine (kniet ihm zu Füßen).

Vater, Vergebung!

König.

Ein Einbruch in die Staatsgefängnisse! Ein Attentat auf meinen allerhöchsten Willen!

P. Wilhelmine (sich erhebend bei Seite).

Mein Himmel, da bin ich schön angekommen! (Es klopft jetzt links.)

König.

Klopft es nicht schon wieder? (Es klopft stärker.) Zu dieses Haus gehört?

P. Wilhelmine (bei Seite).

Wo bin ich hingerathen?

König.

So bin ich also dem Ausbruch der Verschwörung noch glücklich zuvorgekommen! (Es klopft stärker.) Wer ist an jener Thür? Sie antworten nicht? Nun, so werd' ich selber öffnen.

Königin (tritt ihm entgegen).

Sie werden nicht.

König.

Sie wollen mich verhindern, die Feinde der Krone kennen zu lernen? Ich werde öffnen.

Königin.

Nimmermehr!

König.

Sie bieten mir Trotz? Sie widersetzen sich dem König?

Königin.

Ich thu's. Ich fühle die Kraft in mir. Meine Damen, hören Sie, weßhalb ich Sie einlud, heute in diesen Zimmern, heute bei Ihrer Königin zu erscheinen. Ja, Sire, der Zweck dieser Stunde war, die Fäden Ihrer Politik durch zwei Hände zu zerreißen, welche bestimmt sind, vereint durch's Leben zu gehen.

P. Wilhelmine.

Zwei Hände?

Königin.

Ja, Wilhelmine, ich habe Dich aus einer Gefangenschaft befreit, die der Tochter eines Königs unwürdig ist. Oeffnen Sie, Sire! Sie finden meinen Vetter, den Prinzen von Wales.

Alle.

Den Prinzen von Wales?

(Große Pause.)

Zirkel eingeführt. Er ist ihr Neffe und war damals zum Besuche bei ihr eingetroffen. Ist ein solcher Gast einmal von sicherer Firma acceptirt, so geht er wie ein girirter Wechsel aus einer Hand in die andere und findet um so willigere Aufnahme, wenn er gefällt. Man sagt, daß er im Hause der Frau von Burgstein wohnte und im Ganzen wenig auskam. Woher dieser Neffe stamme und gekommen sei, kann Niemand errathen.

Frau von Burgstein ist mir beinahe fremd, nur vom Ansehen bekannt. Zur Zeit ist sie nicht anwesend, sondern in Wien, wo sie Freunde haben soll. Sie wird von Allen, die sie kennen, hochgeachtet, woraus ich folgern möchte, daß die von ihr ausgegangene Beglaubigung des Fremden keine Mystification gewesen sei. Eher glaube ich annehmen zu dürfen, daß eine solche nach seiner Trennung von ihr stattgefunden haben könne. Daran reiht sich mir die Gedankenfolge, daß er von Pyrmont hierher zur Tante mit offenem Visir gekommen sei, mich abzuhören, dann aber mit geschlossenem zu Dir.

Daß es ein Apollon sei, und keine Luna, dessen bin ich jetzt noch mehr gewiß als vorhin. Zwar leugne ich nicht, daß einige Stellen Deines Protokolls über die abgehaltene Prüfung mich zweifelhaft machen könnten, doch kann ich sie nicht unbedingt als beweisführend anerkennen, und bedingte Gründe sind nur halbe.

Jener reine Sopran ist als Zeuge nicht leicht zu verwerfen; könnte aber diese Stimme nicht ein seltenes Naturspiel sein, dergleichen wohl vorkommt? Es giebt Familienväter, deren Stimme so klar ist, daß man glauben sollte ein Kind zu hören, wenn man den Sprechenden nicht sieht. Solche Ausnahmen können, meine ich, im Jünglingsalter noch öfter stattgeben.

Die Virtuosität in weiblichen Arbeiten ist gewiß selten unter Männern anzutreffen; doch hört man von Beispielen, daß hochgeborne Emigranten in Stickerei excellirt, im Nothfalle ihren Unterhalt damit gewonnen haben.

Jener feine Geschmack in Toilettensachen gehört allerdings zu den Mysterien weiblicher Bildung; aber dennoch ist zu glauben, daß unsere Dandys, als Lehrlinge der Beaudels, gute Fortschritte darin machen können.

Darum würde ich, was irgend wie erlernt und durch Unterricht erlangt werden kann, nicht geradehin als untrügliches Kennzeichen gelten lassen.

Was aber die Natur selbst andeutet, darauf achte ich zuversichtlich, weil sie sich nicht ganz unterdrücken läßt und oft die Kunst des größten Schauspielers vereitelt. So hat der unsrige sein Muttermaal mit zu Dir hingebracht und muß gestehen, daß er Ebenderselbe sei, nur in verändertem Habit. Die vom Herrn General bemerkte Weidmannsluft ist wahrhaft männliche Natur. Was Du endlich von feuchten, melancholischen Augen, Dir gegenüber, so treffend sagst, überzeugt mich vollständig.

Aber nur nicht hassen! Bösartig ist er gewiß nicht. Nur bestrickt von Amors Netzen, gequält von irgend einem Hindernisse, so erscheint er mir. Darum rathe ich den Verkappten zu entlarven, zu beschämen, meinen Brief, den ich für Dich, und nicht für ihn schrieb, ihm vorzuhalten, und ihn tüchtig auszuschelten, dann aber zu verzeihen und zu begnadigen. Lebenslang Deine

Emma.

Ebendieselbe an Ebendieselbe.

Braunschweig, den 20. December 1812.

Da bin ich schon wieder, mein Herz, ehe Du mich erwartest; denn ich habe Eile Dir Einiges zuzutragen, um das dürftige Sträußchen von voriger Woche zu ergänzen.

Bei meiner Weiterreise, welche ich Dir schon rühmte, hatte ich doch das beste Mittel zu meinem Zwecke, eine sprudelnde Quelle geheimer Nachrichten unbeachtet gelassen, und es ist mir heute noch unbegreiflich, daß ich ihrer nicht gedachte.

Da ist in unseren Kreisen eine gewisse Räthin Kundheim, eine brave und verdienstliche Frau, welche so ganz für Andre lebt und webt. Vom frühen Morgen an macht sie schon Besuche, rückt Langschläferinnen vor das Bett und plaudert sie munter. Täglich macht sie ihre Runde von Einer zur Andern, wie die Sonne, und gönnt sich kaum zu Mittag einige Nahrung daheim. Auf diesen Wanderungen erfährt sie Alles, ist aber im Mindesten nicht eigennützig und bezahlt jede Mittheilung in gleicher Münze doppelt. Man nennt sie die „Allwissende," zur Abwechselung auch die „Göttliche," welche Beinamen den Eingeweihten mit Recht für synonym gelten.

Ein wohlthätiger Zufall verbesserte meine Unachtsamkeit. In einer großen Gesellschaft fiel mir gestern besagte Räthin in die Augen. Sie schien mich aufmerksam von weitem zu betrachten. Die weiß es, wenn Keine, dachte ich, und ich überlegte, wie die Gelegenheit klüglich auszubeuten sei. Es machte sich aber ohne mein Zuthun von selbst. Bald darauf war sie mir nah gekommen, setzte sich zu mir, bemunterte mein gestricktes Krägelchen und bat mich, ihr das Muster zu verschaffen. Ich versprach es ihr heute zu bringen und fragte, zu welcher Tageszeit sie zu treffen sei.

In der bezeichneten Stunde versäumte ich nicht mein Päckchen zu übergeben. Ihre Erkenntlichkeit strebte mich mit dem Neuesten zu unterhalten. Die von mir eingeschobene Frage, ob sie Frau von Burgstein kenne, setzte sie in Bewegung, wie wenn eine Mühle angelassen wird. Es war für sie eine Ehrensache die fragliche Dame genau zu kennen, ihre Verhältnisse anzugeben, auch die Familie genealogisch abzuhandeln. Ich war ganz Ohr, als sie nun auf den Neffen kam, der die Frau von Burgstein im Herbst hier besucht habe.

Sie beschrieb ihn als den schönsten jungen Mann, den jemals Braunschweig gesehen habe, als ein Ungeheuer von Liebenswürdigkeit. Ich verrieth mit keinem Wörtchen, daß ich ihn kenne, und fragte nicht mehr; sie war aber im Zuge und hielt selbst da nicht inne, als ihr Wissen erschöpft war.

„Ich muß Ihnen nur vertrauen," fügte sie hinzu, „daß es mit diesem Neffen eine besondere Bewandniß haben mag. Niemand wußte so recht, woher ihn der Wind gebracht habe. Die Burgstein ist äußerem sehr offen gegen mich, war aber in diesem Falle zurückhaltend, wie mir vorkam. Ein Verwandter aus Preußen! Nun ja: aber Preußen ist ein ganzes Land, hat viele Wälder, und viele Schlösser darin. Näheres konnte ich von ihr nicht erfahren; aber ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben dahinter zu kommen, ihrer Verschlossenheit zum Trotze.

„Ein solcher Besuch, der wenig ausgeführt, bei Tage nicht gezeigt wird, hat etwas Räthselhaftes, ich will nicht sagen: Verdächtiges, als wenn er Entdeckung besorgte, landflüchtig sei. Man hört zuweilen von Umtrieben, Verhaftungen, Entweichungen. In solchen Fällen sind die Alten listiger und gebergener als die Jungen, die leicht bewogen werden aufzuflattern, dem Vogelsteller zu entgehen, wodurch sie sich eben verriethen. Unsere Zeit kennt ja das.

„Wenn ich über diese Geschichte nachdenke und zusammenfasse, was ich erreichen kann, so bietet sich mir noch Auffallenderes dar. Die Burgstein hat so manches Jahr gemüthlich unter uns gelebt und nicht einmal im Sommer Ausflüge gemacht. Was bewegt sie jetzt im Winter nach Wien zu reisen, wo sie meines Wissens weder zu erben, noch andere Geschäfte hat? Sieht das nicht aus, als wenn sie hier den lieben Gast nicht sicher genug geglaubt und darum das Weite mit ihm gesucht habe? Sie hat von dort weder an mich, noch an eine Andere geschrieben. Merken Sie wohl, wo ich hinaus will? Man soll ihr nicht folgen, ihre Spur verlieren. Vielleicht sind sie schon nicht mehr dort, und dahin ausgewandert, wo die Zitronen blühen!"

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür, und ein Fremder trat herein. Die Räthin stellte mir ihn als ihren Verwandten, den Regierungsrath Kundheim aus Magdeburg, vor.

„Der kommt wie der Wolf in der Fabel!" rief sie dann; „denn ich wollte eben von ihm reden. Denken Sie nur, wie sich das trifft. Gegenwärtiger mein lieber Vetter war damals, wie eben jetzt wieder, in Angelegenheiten der Regierung hier. Er war von Magdeburg bis Braunschweig auf der Post mit einem Herrn von Minden gefahren, und noch seiner Beschreibung war es ebenderselbe uns Bewußte. Er sagte mir, daß er einen Offizier gleiches Namens persönlich kenne, diesen Reisegefährten aber in Magdeburg nie gesehen habe und vermuthe, daß er von Berlin gekommen sei.

„Jetzt haben Sie Acht! Die Richtung hätten wir heraus. Nun ist nicht unbekannt, daß es damals in Berlin wetterleuchtete, ohne daß es recht zum Donnern kam. Darum kann man sich denken, was man will."

Dabei wetterleuchtete es allerdings in ihrer Physiognomie. Sie schien nicht abgeneigt, Steckbriefe über die Alpen abgehen zu lassen. Ihr Vetter fixirte mich mit Inquisitorblicken, als sei er beauftragt mich scharf über den Flüchtling zu verhören.

Gehorsame Dienerin, mein Herr! dachte ich. Ueber einen Verfolgten, der an Ida und mir Freundinnen hat, werden Sie Nichts zu Protokoll bringen. Es beruhigt mich sehr zu wissen, daß er nicht mit Frau von Burgstein reiste, sondern ganz so anders im Frauenkleide lebt. Allein ich fühle keinen Beruf, weder die Allwissenheit Ihrer göttlichen Tante zu vermehren, noch den königlich preußischen Regierungsrath in etwanigem Diensteifer zu unterstützen!

Dir, meine süße Ida, berichte ich in derselben Stunde, da ich von der Räthin zurückgekommen bin. Die Sache nimmt, wie Du siehst, eine deutlichere Gestalt an, und die Hüllen beginnen zu fallen. Kann der arme Junge Dir anders als melancholisch in's Auge sehen, so lange er Dir nur den Namen eines Verbannten, Geächteten zu bieten hat?

Weiter forschen müssen wir, aber mit der ängstlichsten Behutsamkeit. Die Berliner sind ohnehin zu verschlagen. Man darf sie um keinen Preis in die Karte sehen lassen. Wir lassen sanft Gefahr Den zu verrathen, welchen wir verbergen wollen. Aber da kommt mir ein Gedanke!

Wo ich nicht irre, erwähntest Du in Pyrmont einmal, Du habest einen Bruder bei Eurer Gesandtschaft in Berlin. Der wäre jetzt wie für unser Vorhaben geschaffen. Man hat mir gesagt, die Gesandten wären füglich die Fühlfäden der großen Herren. Warum nicht auch der kleinen Damen, frage ich, wenn sie deren benöthigt sind? Wir haben nur reine Zwecke, die den Mißbrauch, wenn es ein solcher wäre, veredlen. Bediene Dich also getrost der guten Gelegenheit und schreibe Deinem Bruder um Nachfrage.

Die Instruction für Deinen Gesandten laß mich entwerfen. Wir wollen wissen, ob es ein Herr oder eine Dame ist. Der Name Minden ist wahrscheinlich nicht der wahre der Person, sondern Reisename; da er jedoch zweimal gebraucht worden ist, mag er nicht ganz zufällig sein und kann auf eine Spur leiten. Vornehmlich mache ihn auf jenes Muttermaal aufmerksam; das könnte leicht mehr thun als die treuste Personalbeschreibung, die jedoch auch nicht fehlen darf. Empfiehl ihm aber die größte Verschwiegenheit, daß er sich nicht ausforschen lasse, und drehe mit Abberufung. Den Erfolg meide baldigst Deiner

Emma.

König (nachdem er sich gesammelt hat).

Madame, Sie erreichen, was Sie wollen. Sie reißen das Band entzwei, das mich an meine Familie, das mich an das Leben knüpft. Sie wissen, daß mir die Ehre und der gute Ruf über alle Berechnungen der Politik gehen, Sie wissen, daß durch diese nächtliche Scene, durch dies geheime Einverständniß mit einem abenteuerlichen Fremdling Wilhelminens Ruf auf immer vernichtet ist. Freuen Sie sich Ihres Triumphes auf Ihrem künftigen Wittwensitze Oranienbaum, wohin ich Sie hiermit nach den Gesetzen unsres Hauses für die noch kurze Zeit meines Lebens verweise. Wilhelmine gehe hin und werde, was Sie gewollt haben, die künftige Königin von England!

P. Wilhelmine (auf den König zueilend).

Nimmermehr!

König.

Du willst mir ein Opfer bringen? Ich verwerfe es. Jetzt, Madame, lassen Sie den Prinzen von Wales eintreten!

Königin

(schwankt mit hörbaren Athemzügen, von Freude und Schmerz bewegt, an die Thür, sie wirft noch einen Blick gen Himmel und öffnet).

Fünfter Auftritt.

Der Erbprinz (tief in einen weiten Mantel gehüllt). Hotham (mit einer freien Verbeugung, wie sie zum damaligen preußischen Militärceremoniel gehörte, in der Hand; doch darf diese Mütze nicht gesetzen werden).

Die Vorigen.

P. Wilhelmine.

Wie? Wen seh' ich?

Alle.

Der Erbprinz von Baireuth!

Königin.

Was ist das, Ritter! Wo ist der Prinz von Wales?

Hotham.

Majestät, wie ich so eben, in diesem Augenblick, erfahren habe: auf einer Reise in Schottland begriffen.

Königin.

Wie? Der Prinz ist nicht in Berlin?

Hotham.

Eines der sonderbarsten Geheimnisse unsrer Zeit. Während einige der glaubwürdigsten Zeugen versichern, daß der Prinz wirklich hier gewesen ist, wollen andere behaupten, er wäre nach England in dem Augenblick zurückgekehrt, wo er erfahren mußte, daß sich das Interesse seines Patriotismus, das Interesse der Baumwolle, mit den Empfindungen seines Herzens nicht vereinigen lasse.

König.

Das ist ja curios. Und was soll der Erbprinz von Baireuth?

Hotham.

Er suchte, wie wir, den Prinzen von Wales, mit dem er in Begriff ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen.

Alle.

Ha!

König.

Zu schlagen? Warum?

Hotham.

Weil er, der arme Prinz eines kleinen Landes, dem reichen Prinzen eines Weltstaates seine Flotten, seine Armeen, seine Schätze gönnt, einen Schatz aber nur mit seinem Blut ihm abtreten wird, die Hand der Prinzessin Wilhelmine, die er liebt!

(Allgemeine Bewegung.)

König.

Die er liebt? Die Hand meiner Tochter? Ja, kann denn der Erbprinz von Baireuth auch ein Schwert führen?

Hotham

zieht dem Erbprinzen den Mantel ab und setzt ihm die kleinere Mütze auf.

Erbprinz

(steht ganz im Costüme eines Grenadiers jener Zeit da. Sein Haar ist in einen langen Zopf geflochten. Er trägt unbewaffnet, in militärischer Positur).

Anna, Gräfin Darkow, an die Fürstin Wasilki.

Kassel, den 20. October 1862.

Nach meiner plötzlichen Entfernung fühle ich das Bedürfniß, Dir, verehrte Freundin, ein Lebenszeichen zu geben. Wohl durfte ich voraussetzen, daß man an Eurem glänzenden Firmament das Verschwinden eines Nebelfleckchens nicht bemerken werde; aber dennoch sage ich mir bei ruhigerem Nachdenken, daß ich ein Unrecht begangen, da ich ohne Abschied und Beurlaubung entwich, als drohe mir die größte Gefahr.

Hatten nicht die edlen Frauen, die mir wohlwollten, ein Recht auf mich, und durfte ich ohne ihre Billigung einen so raschen Schritt thun? Vor allen war ich Dir, meine Beschützerin, Vertrauen schuldig. Ich bekenne, daß ich in der Leidenschaft gefehlt habe, kann es aber nun nicht ungeschehen machen. Um Verzeihung bitten und mich entschuldigen, das möchte ich gern; aber die Verhältnisse gestatten mir nicht vor alle Freundinnen bußfertig hinzutreten.

Nur Einer, der liebevollsten und edelsten, wage ich zu nahen. Gewähre Du mir die Nachsicht zu hören, was mich vertrieb, und gieb Dein Wohlwollen mir zurück, wenn ich es verscherzte. Verschmerzte, möchte ich lieber sagen; denn Leiden, nicht Muthwille ließ mich fehlen. Gestatte, daß ich Dir mein ganzes Herz eröffne, die widerstreitenden Gefühle, Wünsche und Sorgen auseinandersetze, und richte dann über mich nach Deines eignen Herzens Regung. Aber nur vor Dir allein stelle ich mich als Angeklagte, von mir selbst Beschuldigte, und bitte Dich um Verschweigung dessen, was ich Dir vertraue, auch daß ich Dir schreibe, und woher.

Dem Zwecke der Rechtfertigung zu genügen, muß ich etwas weit ausholen. Meine Familie ist arm und besitzt nur drei Buchstaben, als Zeugen besserer Zeit. Früh verlor ich den Vater, dann auch die Mutter. Verwandte von beiden wechselten in Obhut der Waise. So kam die Erwachsene nach Berlin, ward eingeführt, betrat bebend die eleganten Salons und wagte lange nicht zu den Beherrscherinnen derselben aufzublicken.

Dabei war es mir beschieden unbewußt eine Eroberung zu machen. Graf Darkow kehrte von Reisen zurück über Berlin und besuchte unsere Zirkel. Er glaubte in meiner Demuth zu finden, was ihm zusage, und warb um meine Hand. Meine Verwandten wünschten mich versorgt zu sehn, schätzten die Bewerbung des reichen Polen für ein Glück, und riethen mir einmüthig, diesen ersten als den besten zu betrachten. Seine vierzig Jahre sollten für meine zwanzig eben passend sein. Man überredete mich sein Aeußeres männlich schön, seine Haltung edel, seine Unterhaltung interessant zu finden. So ward die Folgsame aus liebender Fürsorge verkauft.

Die Neuvermählte ward vom Gatten mit Glanz und Pracht umgeben. Als wir zu Warschau eintrafen, wurde ich seiner Familie vorgestellt und im Ganzen gut aufgenommen. Der Vettern nicht zu gedenken, die meine Farben zu tragen wetteiferten, fand ich einen Chorus von Basen, welche der Gattin des Stammherrn dienstwillig entgegenkamen.

Nicht so wohl gelang es mir die Hauptperson dieser Gruppe, die Mutter des Gemahls, für mich zu gewinnen. Sie residirte im Palaste der Hauptstadt, dirigirt als weiblicher Vorstand der Familie, vergab ihrer Würde nicht das Geringste gegen das ihr zugeführte preußische Fräulein, und hätte vielleicht des Vollblut eines Staroſten williger empfangen.

Nicht minder schwierig benahm sich die Schwester des Grafen, eine Heroine, selbstständig wie ein Mann, und darum vielleicht unvermählt. Unter dem Schutze der Mutter würde sie die Dame des Hauses gemacht haben, wenn der Bruder unvermählt geblieben wäre. Daher sah sie in mir den fremden Eindringling. Sie belehrte mich nicht, wie die Mutter, ließ mich aber durch lächelndes Umherblicken ihre Ueberlegenheit empfinden, wenn ich der Familiengebräuche unkundig erschien.

Ich war ja bereitwillig zu lernen und in die neue Umgebung mich zu finden; aber der geringe Erfolg war niederschlagend. Darum freute ich mich im Stillen, als mein Gemahl beschloß auf seine Güter am oberen Bug zu gehn und dort bleibenden Sitz zu nehmen. In der That folgte ich ihm dahin freudiger als von Berlin; denn ich hoffte nun wenigstens meine Stelle als Gattin einzunehmen und unbehindert den übernommenen Pflichten genugzuthun.

Dort fand ich Vieles anders, aber besser! Die Gegend, rauh und öde, befängt den Ankömmling, hat aber doch manche Anziehlichkeit, wenn man sich an den Wald gewöhnt und nicht zu furchtsam ist dem Raubwild zu begegnen. Von der aus Pracht und Schmutz zusammengesetzten häuslichen Einrichtung sah ich weg. Der deutsche Sinn hoffte nach und nach das Heterogene einzuführen und auch die Dienerschaft daran zu gewöhnen.

Aber die Menschen, welche sich zu unserem Stande zählten, auf deren Umgang wir angewiesen waren, die entsetzten mich. Nirgend sah ich so rechtschwolien Adel und Pöbel in einer Person. Die Nachbaren kamen herbei, den gereisten Landsmann zu begrüßen, in ihre Gemeinschaft ihn wieder aufzunehmen. Täglich fiel eine Schar ein, und immer eine andere, Wölfen ähnlicher als Menschen durch Unsauberkeit, Gefräßigkeit, Trunkenheit, Streitsucht, Unzucht und widerwärtigen Cynismus. Stelle Dir nun Deine arme Anna vor Augen, die als Frau vom Hause diese Ankömmlinge nach Landessitte mit dem Kusse zu empfangen hat. Mich schaudert, wenn ich der Zeit gedenke.

Leider mußte ich gewahren, daß mein Gemahl diesen Waldmenschen angehöre, daß er nur bei Euch die Weltsitte abgelegt habe, nun aber mit Vergnügen die alte Gewohnheit wieder umfange. Bald war er nicht mehr mein, sondern der ihre, Tag für Tag von Hause abwesend, als treuer Genosse ihrer Jagden, Hasardspiele und Zechgelage. Kehrte er aber vor Nacht zurück, so war es in solcher Gesellschaft, und dann wurde unser Haus zur Bergeltung der Gastfreundschaft durch Orgien entweiht.

Es schien, daß anfänglich, wiewohl ungern, noch einige Rücksicht auf mich genommen werden sei; denn später ward man noch natürlicher, legte Scham und Scheu ab und kam in Gesellschaft weiblicher Genossen, deren Theilnahme die Lust auf ihren Gipfel trieb. Der trunkene Mann beleidigt schon das Gefühl der Menschenwürde; aber trunkene Frauen bieten gewiß den schrecklichsten Anblick dar. Und diese Mänaden sollte ich als meines Gleichen bewirthen!

Empört von Allem, was ich sah und hörte, entzog ich mich der Gesellschaft unter vorgegebenem Unwohlsein. Der selbst deraxirte Wirth, gestachelt durch spitze Reden der Gäste, ließ mir befehlen augenblicklich zurückzukehren. Er empfing mich dann mit Hohn und rief mir, die berliner Anstandsdame wegzulassen, die hier nicht am rechten Orte sei. Zur Strafe des Eigensinnes mußte ich die Umarmung aller Männer dulden und dann lachte Er unmäßig.

Ihr guten Verwandten, auf solche Weise wolltet Ihr mich nicht versorgen! Wohldächtig in die Zukunft blickend, hattet Ihr den Bräutigam bewogen, mir sein Vermögen schriftlich zuzusichern, nahmt die Urkunde in Gewahrsam und meintet, nun sei ich für immer geborgen. Euch durfte ich mein Weh nicht klagen. Das wäre ein grausamer Vorwurf gewesen, hätte auch nichts gebessert. Mir blieb nur Eine Hoffnung, in diesem unseligen Zustande bald unterzugehen. Schon glaubte ich Abnahme der Gesundheit zu spüren und freute mich dessen. Obwohl ich das Verbrechen freiwilligen Todes nicht zu denken wagte, glaubte ich doch, die ewige Güte werde gewiß beschließen mein unverschuldetes Leiden abzukürzen.

Sie hatte Anderes bestimmt. Graf Darkow stürzte auf einer Parforcejagd mit dem Pferde und ward mit zerschmettertem Haupte zurückgebracht. Der Anblick zog mir eine Ohnmacht zu, deren Dauer dem Arzte bedenklich ward. Nervenschwäche blieb zurück, ein Stumpfsinn, den man für Trauer nahm. Sie war es nicht, Dir darf ich's sagen. Je mehr ich ihn erkannte, desto fremder ward der Gatte mir. Ihn jenseit wiederzufinden kann ich nicht wünschen.

Die Gräfin Mutter und ihre Tochter waren geneigt, von dem Nachlasse Besitz zu ergreifen und mich, die Kinderlose, auszuschließen. Häßliche Auftritte folgten, als sie gerichtlich bedeutet wurden, daß ich Erbin sei. Die bald verbreitete Kunde von der reichen Wittwe brachte manche andere Sorgen, nicht erfreulicher als jene. Die Vettern freiten, die lebigen Jagd- und Spießgenossen des Verblichenen freiten. Man stellte vor, daß ich so unbeschützt nicht bleiben könne. Es fehlte wenig, so hätte man mich im eigenen Hause belagert, wie weiland Penelope, die Gemahlin des Ulysseus.

In dieser Umgebung war freilich nicht auszudauern. Ich bestellte einen tüchtigen Mann zum Administrator der Güter, ging nach Warschau und von da, der Familie unerwartet, nach Berlin zurück. Nun athmete ich wieder frei auf in der heimischen Luft, unter gleichgestimmten Wesen. Ich fand freundliche Aufnahme, fand Dich, verehrte Paulowna und Du würdigtest mich Deiner Liebe, Deines Schutzes! Gestatte, daß ich bei diesem, mein Herz erhebenden Gedanken verweile und heute nicht weiter schreibe, da ich weiter reisen muß. Bald setze ich von einem andern Orte mein Bekenntniß fort, hoffend, Du werdest noch hören wollen

Deine Anna.

Dieselbe an Dieselbe.

Frankfurt a. M., den 25. October 1862.

In der Schilderung in meinem vorigen Briefe fehlt Einiges, was zu verschweigen ein Gefühl gebot; doch wird sie schon beglaubigen, daß ich mit Abscheu an jene Ehe zurückdenken mußte. Als ich ein ruhigeres Gleichgewicht erlangte, hatte sich der Entschluß in mir befestigt, nie wieder eine Verbindung einzugehen. Darin, wirst Du sagen, sei ich zu weit gegangen; aber der Entschluß ging nicht von meinem Willen aus, war eine krampfhafte Nachwirkung des Erlebten.

Lange vermied ich in Euren Kreisen die Unterhaltung mit Männern, weil ihre Annäherung mir Zittern verursachte. Nur einen greisen General, dessen Silberhaar mich an den Vater mahnte, durfte ich ausnehmen. Späterhin verminderte sich jener Zufall, daß ich theilnehmender in die Forderungen der Gesellschaft eingehen konnte, die schon geneigt schien meine Wählichkeit leidigem Hochmuthe beizumessen. Dennoch überfiel mich zuweilen beim Anblicke neuer Gesichter ein Grausen, als fühle ich den saugenden Blick des Vampyrs, von welchem die Mageyarin zu erzählen wissen.

Unter den jüngeren Herren, an welche der gesellige Verkehr mich nach und nach gewöhnte, erregte Arthur am wenigsten jenes dunkle Weh in mir. Sein Auge sog nicht, entsprach immer der bescheidenen, ruhigen und angemessenen Rede. Daß Du ihn sichtlich achtetest, bewog mich seine Unterhaltung willig anzunehmen. Das harmlose Geplauder ward leicht aufgegeben, wie der Personenwechsel es mit sich brachte, und eben so unbefangen wieder angeknüpft, wo man zusammentraf.

Nach einiger Zeit glaubte ich zu bemerken, daß unser Zusammentreffen nicht mehr zufällig sei, daß er mich aufsuche. Ich schob das unerledigten Streitfragen zu und blieb mir gleich; aber eben dieser Gleichmuth war vielleicht der Anfang wärmeren Wohlgefallens. Nun ging mit Arthur eine sichtbare Veränderung vor. In Blick und Miene offenbarte sich mehr Lebhaftigkeit, mehr Beziehung auf mich. Da ward mir bange und ich entzog mich ihm, so viel ich konnte.

Er hielt sich zurück, aber sein schönes, wehmüthiges Auge sprach beredter, als der Mund es wagte. Ich klagte mich an,

---

König.

Was seh' ich? Der Erbprinz? Grenadier? Zopf und Schwert?

Hotham.

Die Equipirung jenes jungen Rekruten vom Regiment Glasenapp, den ich vor seiner Abreise nach dem schönen Pasewalk Ew. Majestät vorzustellen die Ehre habe.

König (sieht ihn an).

Ein deutscher Prinz, der es sich zur Ehre rechnet, in meiner Armee zu dienen? (Kommandirt) Bataillon, linksum! Bataillon, vorwärts marsch!

Erbprinz

(rasch auf Wilhelmine zu).

König.

Halt! (Zu Wilhelmine) Ist der Feind da drüben gesonnen, sich der diesseitigen Couleur anzuschließen?

P. Wilhelmine (entsetzt).

Bis in den Tod!

König.

Ganzes Regiment, rechts um schwenkt! Vorwärts marsch, Rechten, Linken, Rechten, Linken! (Alle drei marschiren auf die links stehende Königin.)

König.

Halt!

P. Wilhelmine } (fallen der Königin zu Füßen). Mutter!
Erbprinz }

König.

Halt, das war kein Commando.

Erbprinz.

Der Drang des Herzens.

Hotham

(gutmüthig zur Königin tretend).

Majestät, verbessern Sie den Fehler der beiden jungen Rekruten.

Königin.

Gehen Sie mir aus den Augen, Sie Verräther an Ihrem Königshause. Steh auf, Wilhelmine! (Zum König, zögernd) Wir haben ja aber noch Oesterreich.

König.

Aber Oesterreich hat nicht uns. Die Creaturen, Prinz? Morgen früh Abschiede und Pensionen. Nun, Mutterchen, nehmen wir ihn zum Schwiegersohn?

Königin.

Unter der Bedingung — daß die Aussteuer von mir festgesetzt wird — und noch einer andern —

König.

Und die wäre?

Königin

(in Rührung ausbrechend).

Daß Du mich nicht von Dir stößt, (den König umarmend) — und mich an Deinem Herzen laßt!

König (gerührt).

O nun fehlte nur Friedrich noch! Ritter Hotham, das kam also alles von Ihrer Baumwolle her! Dank Ihnen für den prächtigen Rekruten! (Hotham ins Ohr) Wie ist er aber so schnell nüchtern geworden?

Erbprinz.

O, Majestät, Vergebung, noch bin ich ja trunken vor Freude!

König.

Vergebung? Für Ihre Rede, mein Sohn? Nein, wenn sie einst so, wie Sie sie gehalten haben, im Buche der Geschichte steht, ist mein altes Herz zufrieden und wünscht nur eins, daß man hinzufügt: Er wollte mit seinem Schwert wohl König, aber mit seinem Zopf ja nur im Staate der erste Burger sein!

(Gruppe.)

(Verdeckt Alle.)

Karl Gutzkow.

ward unschlüssig. Das ermunterte ihn zur Näherung, die edlen Züge strahlten von Freudigkeit und das erschreckte mich. Dieses gegenseitige Anziehen und Abstoßen wiederholte sich mehrmals, mit zunehmender Stärke, bis endlich sein Mund Worte fand, die mich erbeben machten, die ich nie vergessen kann. Ich sah die reinste Liebe und war der Erwiederung mir bewußt; aber dieses selige Mitgefühl vergällte, vergiftete das grauenhafte Andenken jener Qualen.

In diesem Widerstreite der Empfindungen einen Ausweg suchend, gedachte ich der Worte, die mein verehrter Vater einst gesprochen: „Fühlst Du Dich stark im Kampfe, so biete die Stirn. Will aber Leidenschaft die Entschiedenheit Dir rauben, so fliehe schnell, noch ehe sie Deinen Grundsatz wankend machen kann. Die Flucht des Besiegten ist schimpflich, aber diese Flucht des Siegers über sich selbst jederzeit ruhmvoll."

Der bezeichnete Fall war der meinige. Darum beschloß ich zu fliehen; aber der Sieg über mich ward mir unendlich schwer. Jetzt erst brach Muth aus, wo ich Asche gesehen. In Deinem Garten, Verehrteste, sollte ich den härtesten Kampf bestehen. Ich hatte mich von der Gesellschaft entfernt, um auf einsamen Wegen die Ausführung eines Vornehmens zu überlegen, als Arthur aus einem Bosquet mir entgegentrat und mit bebender Stimme fragte: „Sie trennen sich also von uns? Was soll dann aus mir werden? Muß ich Ihnen nicht folgen?"

Die Ueberraschung verwirrte mich in dem Grade, daß ich einen Augenblick meinte, er wisse schon um mein Vorhaben, wolle deren abmahnen, drohe mir nachzureisen. Bestürzt sah ich auf, da stand er dämmernd vor mir, den ich vergessen wollte und doch festzuhalten mich sehnte. Ich kann ja nicht! rief ich unter ausbrechenden Thränen. Zugleich erkennte ich aber seine Worte mißverstanden zu haben, genann Kraft einzuathmen, klagte über Kopfschmerz und bat, mich kurze Zeit zu lassen. Er ging und ich war froh, daß mein Ausruf doch auf seine Frage gedeutet werden konnte.

Gefaßter kehrte ich zur Gesellschaft zurück, vermied Aufsehen und fuhr bald darauf nach Hause, aber in der lebhaftesten Besturzung. Das heutige Begegnen überführte mich nur zu deutlich, welche Gewalt mein Innerstes erschüttert habe. Ich sah voraus, daß eine zweite solche Gemüthsbewegung mich überwältigen, dem Heißgeliebten in die Arme werfen würde. Dann kam mein Dämon über mich und schaudernd raffte ich mich auf zu schneller Flucht.

Große Opfer mußten gebracht werden. Von allen Freundschaftsbanden ward ich losgerissen, auch von Dir, zu der es mich am späten Abend noch hinzog, ein schmerzliches Lebewohl zu sagen. Ich durfte ja nicht und kehrte wieder um. Hätte ich Deiner Güte widerstehen können? Würdest Du nicht meinen Entschluß hintertrieben, was mich unaufhaltsam vertrieb, eine Grille der Wittwe gescholten haben? Ich war verurtheilt, ohne Gruß zu scheiden!

Vor allem durfte ihm, den ich hassen möchte, weil ich ihn lieben muß, keine Ahnung dessen werden, was ich verhatte. In jener Zerrüttung hörte ich wieder seine Worte: „Muß ich Ihnen nicht folgen?" und sie drückten wie ein Alp auf meine Brust. Ihm spurlos zu verschwinden, war nothwendig.

Nach einigen Stunden war ich mit männlicher Kleidung versehen, hatte ich meine Angelegenheiten bestellt, nahm Extrapost und reiste unter dem Namen meines Vaters ab, mein Portefeuille und die Versuchung hinter mir lassend.

Diese Bekenntnisse, meine theure Freundin, haben ein wogendes Meer in mir aufgeregt. Ich kann jetzt nicht fortfahren, muß meinen um mein verlorenes Eden, aus welchem die Furien der Erinnerung verscheuchten

Deine unglückliche Anna.

Dieselbe an Dieselbe.

Darmstadt, den 30. Octobet 1812.

Oft sah ich trostlos zurück, als Berlin begann am Horizonte zu versinken. Wohin nun? Bis an das äußerste Meer! rief ein Muth, den die Verzweiflung geboren. Aber der weiblichen Natur im Mannskleide bangte vor ungemessen Fernen. So ging ich mit der Post nach Braunschweig zu meiner Tante Bergstein, welche den nie gesehenen Vetter verwundert, aber freundlich aufnahm. Unter vier Augen begann sie am Abend ein Gespräch über unsere Familie, um den Grad der Verwandtschaft und die Veranlassung des Besuches zu erfahren.

Ich hatte bis dahin schon Vertrauen zu der würdigen Frau gefaßt, entdeckte mich ihr ganz, erzählte meine Schicksale, schilderte meine jetzige Lage und bat sie, der Entlaufenen sich anzunehmen, vornehmlich aber den Vetter gelten zu lassen. Indem ich sie vor ihr beichtete, bestrafte sich das an Dir begangene Unrecht. Ich fühlte, daß ich dieses Vertrauen Dir schuldig gewesen sei.

Die gute Tante war im Anfang vor Erstaunen stumm, obschon sie sich nun meiner Personen und meiner Verheirathung in's Ausland gar wohl erinnerte. Im Laufe der Erzählung zeigte sie wachsendes Interesse, hörte, wie es mir ergangen, mit Rührung und herzlichem Bedauern und brach in manchen Wehruf aus. Dann wünschte sie mir Glück zur Befreiung und Rückkehr in's Vaterland. Den letzten Theil der Geschichte begleitete sie mit Wiegen des Hauptes und sanften Worten der Mißbilligung.

Dann aber nahm sie mich liebreich in ihre Arme und sprach mir mütterlich Trost zu. Es freue sie doppelt, daß ich zu ihr gekommen. Ich sei krank, sagte sie, mich auf die Stirn küssend. Das sei kein Wunder bei so bitteren Erfahrungen und dieser Jugend. Veränderte Umgebung werde mich zerstreuen, beruhigen, wiederherstellen. Freudig wolle sie dazu behülflich sein, auch das von mir gewählte bedenkliche Incognito fortbestehen lassen, bis ich genesen sei. Dann werde ich es selbst nicht mehr wollen.

Die gute Frau pflegte mein wie eines kranken Kindes. Wenn Freundinnen sie besuchten, stellte sie mich laut als ihren Neffen aus Preußen, leise flüsternd aber als einen liebekranken Jüngling vor, welchen die Verwandten ihr in die Kur gegeben. So ward ich als ein moderner Narciß den Damen interessant. Man wetteiferte mich mit der Tante einzuladen, so daß ich abendlich andere Gesellschaften besuchte, in denen man mir mit Güte entgegenkam.

In diesen Kreisen zog mich eine junge Dame, die Tochter des Geheimenraths Walting, durch Anmuth und sinnige Unterhaltung an. Zufällig kam die Rede auf Pyrmont, wo ich mit Dir im vorigen Jahre so froh war. Sie erzählte, wie sie dort in der Tochter des General von Wendheim eine liebe Freundin gewonnen habe. Die Nennung dieses Namens trieb mir heißes Blut in die Wangen. Die folgende Erörterung ließ keinen Zweifel, daß Arthurs Familie gemeint sei. Sie war so beredt im Lobe der neuen Freunde, als ich im Fragen, und aus ihren Schilderungen erwuchs mir ein Bild sehr edler Menschen.

Mein vereinsamtes Gemüth wurde durch diese Kunde wohlthätig aufgeregt. Arthurs Schwester, so lieb und gut, wie sie beschrieben ward, sie mußte Ihm ähnlich sein. Sie durfte ich lieben, in ihrer Freundschaft köstlichen Ersatz finden! Auch seine Aeltern traten als freundliche Gestalten vor meine Augen, der Waise ein Vater- und Mutterherz verheißend. Wenn ich ihre Liebe gewinnen könnte, hätte ich sie mit Ihm gemein! Dieser entzückende Gedanke nahm mich völlig in Besitz.

Der mich beobachtenden Tante entging die Veränderung in meinem Wesen nicht. Sie fragte theilnehmend, und ich vertraute ihr, was ich erforscht habe, wonach mein Herz sich sehne. „Gut, sehr gut," sagte sie. „Darin erkenne ich den ersten Schritt zu Deiner Genesung. Folge diesem natürlichen Antriebe des Herzens. Es wird Dich beruhigen und stärken. Aber den Mann lege ab! Der ist ohnedies wahrscheinlich todt und könnte Dir arge Verlegenheiten zuziehen. Freilich mußt Du unerkannt erwerben, was Du wünschest; aber Dein Ziel ist weit genug von Berlin entfernt, daß nicht leicht Entdeckung zu besorgen steht und der Namenwechsel dürfte dort schon genügen."

Nun verabredeten wir das Wann und Wie der Ausführung. Mit ihrem Beistande versah ich meine Garderobe. Sie ging nach Wien und ich begleitete sie eine Tagereise als Neffe. Da trennten wir uns und ich ging als Frau von Minden nach Westen ab, zunächst nach Kassel, wo ich weibliche Bekleidung nahm. Von da schrieb ich Dir, später von Frankfurt. Hier in Darmstadt, meinem Ziele näher, mußte ich verweilen, das Weitere vorzubereiten. Nach wenig Tagen werde ich Nachbarin der edlen Menschen sein, nach denen mich verlangt.

Eben so innig sehne ich mich aber, verehrte Freundin, nach einem Gruße von Dir, nach Deiner milden Verzeihung, der Wiederaufnahme in Dein Herz! Laß sie mich hier erreichen, um die Gedemüthigte aufzurichten. Auf der Post habe ich verlanlaßt, daß Briefe an Frau von Minden zurückgelegt werden, bis ich sie abholen lasse. Die Aufschrift von Deiner Hand will ich küssen, als sei die liebe Hand es selbst, ich wieder

Deine Anna.

Dieselbe an Dieselbe.

Oberrschen, den 17. November 1812.

Dich, Engel! muß anbeten, wer Dir naht. Aus jedem Worte Deines Schreibens spricht himmlische Güte. Also hast Du meinen Schuldbrief zerrissen, mir vergeben, müßt noch mein Genius sein! Ein Strom von Freudenthränen überfluthete Deine Schriftzüge, als ich las und immer wieder las.

Du hast noch einen schweren Stein von meiner Brust genommen. Indem Du der Unbesonnenen Deine Klugheit liehest und in Umlauf brachtest, ich habe eiligst nach den Gütern reisen müssen, rettetest Du meinen Ruf. Wie werde ich Deiner Huld mich würdig machen? Ich kann Dich ja nur lieben und verehren.

Ich wohne nun in Oberrschen und bin so eingerichtet, wie man sich in Bädern zu behelfen sucht. Das junge Mädchen, welches mir der freundliche Kaiserwirth in Kassel empfahl, ist das Beste der Einrichtung. Klug, dankbar und treu ergeben ist Jettchen und keine gewöhnliche Iris. Sie sorgt für mich, beglaubiget mich, erfährt, was ich zu wissen wünsche und fördert mein Vorhaben, welches ohne sie schwerlich durchzuführen wäre.

Die Bekanntschaft mit Wendheims ist gemacht und hat mich wunderbar bewegt. Der General, ein liebenswürdiger Greis, vergegenwärtiget mir des Sohnes zukünftige Erscheinung. Seine Gemahlin gewann mich in der ersten Unterhaltung durch ihre milde Würde. Da ist kein Zug, der mich an jene Schwiegermutter erinnern könnte. An beiden erkennt man, was Liebe bis zum Tode sei. Vor beiden möchte ich knien und ihnen abbitten, daß ich etwas verhehle. So glücklich, als ihr Wohlwollen mich macht, kann ich fast nicht ertragen nur halbwahr zu sein. Der Vorsatz, ihre Liebe zu erwerben und dann sie zu verlassen, erscheint mir wie strafbare Täuschung.

Noch inniger rührt mich der Umgang mit Arthurs Schwester. Ida ist sein verjüngtes Abbild, trägt dieselben edlen Züge, in weibliche Tonart gestimmt. In ihrer einfachen Natürlichkeit ist sie höchst liebenswürdig und will nur sein, nicht scheinen. Ihr reines Innere steht immer offen. Darum ist sie mir unendlich theuer und ich bitte nicht vergebens um ihre Liebe. Selig im Tausche der Herzen, gehen wir Arm in Arm und sagen uns an jeder Stelle, wo die schöne Natur uns hält, daß wir noch Schöneres besitzen.

Ein modernes Trauerspiel*)

in einem Acte, von Nordmann.

Personen.

Der Mann, Maler.
Seine Frau.
Gerichtsdiener.

Erste Scene.

Die Frau.

(Sitzt im Morgenkleide an einem Tische und liest.)

„Die Reue ist nur der Schatten, den die Sünde wirft, in dem die gefallene Tugend ausruht und sich erholt von ihren Schmerzen, wenn die Strahlen der Wahrheit sengend niederbrennen." — — Der Gedanke trifft wie ein Dolch in's Herz, und blendet doch das Auge mit seinem diamant'nen, funkelnden Griffe. — Warum aber in mein Herz, das an der Brust des edelsten Mannes geruhet? — Still — er kommt. — Verbirg die Thränen, Herz!

Der Mann.

Guten Morgen, Marie — mein theures Weib.

*) Auf den Wunsch des Verfassers nach dem Manuscript abgedruckt, wiewohl dasselbe bereits in den Wiener Sonntagsblättern erschienen war.

Die Frau.

Guten Morgen, Ernst.

Der Mann.

Du bist traurig? — Düst're Wehmuth beschattet Deine Stirne, — Dein Blick flüchtet sich vor mir, wie die Schwalbe vor dem Winter — fürchte nichts, Du zaghafte Schwalbe, ich bringe Dir den Frühling meiner Liebe. — Du mußt nun fröhlich sein, — ich bin ja wieder bei Dir; es soll der Schmerz der Trennung Dich nun lang, recht lang — will's Gott, für immer verschonen. — Doch Du mußt heiter blicken, fröhlich sein — es kränkt mich Deine Trauer.

Die Frau.

Ich will ja fröhlich sein. — Doch, sagtest Du nicht selbst, daß auch die Freude Thränen hat?

(Sie schmiegt sich an seine Brust.)

Der Mann.

„Ich will ja fröhlich sein" — und Du meinst. — Was geht in Dir vor? — Hab' ich in so kurzer Zeit, in den zwei Monden meines Fernseins von Dir, auch schon Dein Vertrauen eingebüßt?

Die Frau.

O blick' nicht finster, Ernst — ich habe kein Geheimniß. — Briefe von einer unglücklichliebenden Freundin verstimmten mich. — Laß' auch der Freundschaft ihr Recht — es soll Dein volles Recht auf meine Liebe dadurch nicht geschmälert werden.

Der Mann.

Du bist so gut, so engelmild! — Mir fehlt nun zu meinem Glücke nichts, gar nichts, — ich halte Dich in meinen Armen, Dich — mein Alles. — Und auch Du sollst nun ganz glücklich sein. Mein Haus ist gut bestellt, — das Testament meines Onkels hat unser Vermögen gesichert. — Wohl traurig, daß sein Grabstein der Grundstein unseres Glückes werden mußte, daß der dumpfe Ton, mit dem die Schollen auf seinen Sarg fielen, in das fröhliche Lied unseres Lebens schmerzvoll klingt. — Doch — seine letzten Segensworte waren: Seid glücklich, Kinder! — — Und das wollen wir sein — ja, das wollen wir sein; ich hab' es ihm am Sterbebette gelobt.

Die Frau.

O hätt' auch ich an seinem Bett gekniet — mir wäre besser nun, sein Segen hätte einen Fluch von meinem Haupte abgehalten.

Der Mann.

Dein Vorwurf ist ungerecht. — Ich wollte Dir den Schmerz ersparen, der Deinem zu zarten Herzen Gefahr drohte. — — Laß' uns das düst're Bild verhängen, — nur in ernsten Stunden wollen wir den Vorhang wegziehn und sein Andenken mit Thränen feiern. — Sei glücklich — es war sein letzter Wille. — — Sieh', was ich Dir heimgebracht (sein Gut hervornehmend). Doch — Du mußt mir thränenlos in's Auge blicken; ich müßte sonst das herrliche Geschenk der nächsten Bettlerin auf der Straße geben, die fröhlicher in's Leben

In diesem Genusse stört mich zuweilen der gespenstig auftauchende Gedanke, daß ich hier nicht weilen dürfe, daß ich dieses Glück verlassen müsse, weil es mir nicht gehöre, weil es nur geliehen, durch Verstellung, durch ein Unrecht erworben sei. Wäre das nicht, so würde ich bald genesen, wie Tante Burgstein es nennt, meine ganze frühere Heiterkeit wiedergewinnen.

Vor Einem bangt mir immer und doch ist Er die Seele meines Daseins. Zwar trachte ich geflissentlich, zu verhüten, daß von hier aus Kunde zu ihm gelange, und daß Du, Theure, mein Geheimniß treu bewahren wirst, das weiß ich gewiß; aber dennoch kann ich einer gewissen Unruhe nicht entrinnen. Verzagt schaue ich nach dem Schwerte des Damokles über mir; denn ein Zufall könnte mein ganzes Gebäude zerstören.

Schreibe bald wieder und so oft, als Dein wohlwollendes Herz es mir gewähren kann. Nichts von ihm, damit ich vergessen lerne. Sollte er sich aber anschicken zu reisen, wohl gar zu den Aeltern, dann bitte ich inständig um Nachricht, damit ich augenblicklich aufbrechen und flüchten könne, wozu verläßig Anstalten getroffen sind. So lange ich athme, dankbar Deine Anna.

Dieselbe an Dieselbe.

Oberschen, den 12. December 1842.

Du fragst, Geliebteste, warum ich seit mehreren Wochen nicht geschrieben und ob ich krank geworden sei? Der Körper nicht, aber die Seele leidet, vermag nicht abzuweisen, nicht einmal zu ergründen, was sie drückt!

Die rauher werdende Witterung ist es nicht, aber ein gewisses Erkalten der neugewonnenen Freunde betrübt mich, und doch kann ich nicht errathen, was Ursache dazu sein mag. Schließt man sich doch im Winter lieber an einander, besonders auf dem Lande, wo die Geselligkeit weniger Wahl hat, weßhalb die Anforderungen herabgestimmt und leichtere Bedenken überwunden werden.

Nun ja, ich darf mich nicht geradezu beklagen, da mir freier Zutritt im Hause gewährt ist; aber die Herzlichkeit der ersten Zeit vermisse ich ungern. Der General bewährt die Heiterkeit, mit welcher er mir entgegenkam, aber sie hat eine andere Färbung angenommen. Vorher ritterlich galant, neigt er sich nun zu feinem Spotte. Ich würde glauben, daß bei näherem Bekanntwerden die eigentliche Natürlichkeit hervortrete; allein für die Gattin und Tochter hat er keine Spitzen, nur milde Wärme. So scheint es, daß ich in der Prüfung nicht bestehe.

Die Generalin beschäftiget sich mehr als früher mit mir, worin ich wachsende Zuneigung finden möchte, und dennoch, wenn ich alle Merkmale zusammenhalte, ist das Ergebniß nur freundliche Zulassung mit Vorsicht, wie man sie ganz Fremden gewährt. Ihr klares Auge ruht, wenn ich rede, prüfend auf mir, spricht Billigung und Interesse aus, aber eine gewisse abwartende Zurückhaltung waltet dabei vor, wie wenn man etwas zu kaufen sich nicht entschließen kann.

Meine Ida, ist sie denn wirklich mein? Sie, deren Liebe mir zum Bedürfniß ward, ist ungleich, ich möchte sagen: launenhaft geworden. Vielleicht trägt Kränklichkeit dazu bei; wenn ich aber mit Antheil nach ihrem Befinden frage, lehnt sie mein Bedauern ab und ist die Munterkeit selbst. Rasche Aufwallungen von Zärtlichkeit fahren sie nicht selten mir entgegen; aber dann hemmt etwas Unerklärliches ihren Schritt auf halbem Wege. Wenn ich ihr mein Innerstes erschließe, wird sie tief gerührt, scheint zur offenbaren Erwiederung geneigt, bricht aber dann ab und sucht dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, oder verläßt mich.

Diese Beobachtungen ängstigen mich mehr, als ich sagen kann. Zuweilen möchte ich entschlossen vor die trefflichen Menschen hintreten, Alles offenbaren und rufen: Nun bin ich Euch nicht mehr fremd, nun nehmt mich auf und licht mich! Aber das wäre wahnsinniges Aufgeben der ersten Bedingung meines Hierseins.

Noch ist die Nothwendigkeit mich loszureißen nicht ausgesprochen. So will ich noch einige Zeit ausharren, ob es mir gelingen wolle, durch mich selbst Vertrauen zu erwerben. Kann ich es nicht, so rathe Du, die Weisere, Deiner beschämten

Anna!

Dieselbe an Dieselbe.

Oberschen, den 20. December 1842.

Hilf, Paulemna! Verrathen, gefangen bin ich durch meine eigne Unvorsichtigkeit! Einmal vermummt, nie wieder! Ich muß Luft schöpfen, Athem sammeln, Dir in zusammenhängender Rede mittheilen, was sich begeben, mich wie ein Blitz aus blauem Himmel getroffen hat. Ich bin ja überglücklich, kann es aber noch nicht fassen. Doch höre!

Ich mache einen Morgenbesuch im Schlosse. Die Familie setzte sich eben zum Frühstück. Wie so ganz unerwartet war der Empfang! Ida fliegt mir entgegen, umarmt mich stürmisch, wie noch nie, preßt mich an ihre Brust und lacht dann ausgelassen, als würde sie auf einer Scheinerei ertappt. Die Aeltern beide lachen mit. Betreten sehe ich Alle nach der Reihe an.

Die Generalin wird ernst und naht mir. Mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit in Blick und Ton und Rede küßt sie mich auf die Stirn. Ihr Gemahl drückt mir die Hände mit lebhafter Rührung und bittet mich sein Haus das meinige zu nennen.

Was war das? Wonach ich lange, dem Anschein nach ohne Glück gestrebt hatte, Liebe und Vertrauen ward mir so ohne Uebergang von Allen dargeboten? Fast schien es mir ein Morgentraum zu sein.

Als ich mich überzeugte, daß ich wache und zu begreifen suchte, entlockte der Gedanke, daß man nun endlich meinem herzen Gerechtigkeit widerfahren lasse, mir einen Strom von Thränen. Darf ich so glücklich werden! fragte ich.

Da mit einmal tritt Arthur ein! Sein Anblick überwältigte mein Bewußtsein. Als ich es wieder erlangte, umgab mich die liebevollste Theilnahme von Allen. Auf meine Bitte ward ich nach Hause gebracht, wo ein dumpfer Schlaf mich umfing.

Am Nachmittage ward nach und nach mein Stübchen zum Gesellschaftssaal. Zuerst kam Ida, fragte schluchzend nach meinem Befinden und bat um Vergebung, daß sie mein zarteres Gefühl nicht besser geschont habe. Arthur war gestern Abend spät angekommen und hatte die Familie über sein Verhältniß zu mir aufgeklärt. Meines Besuches gewärtig, habe sie, zur Vergeltung für mein Geheimthun, mir die Ueberraschung zugedacht, aber nicht gemeint, daß es mir schaden könne. Nun wolle sie der Angst gedenken, welche sie drei Stunden lang gemartert und immer wieder hergetrieben habe, meine Jungfer zu befragen.

Nun erhielt ich Aufschluß über alle Räthsel. Die beiden Mädchen, Ida und Emma, standen in Briefwechsel und hatten eine förmliche Verschwörung wider mich angesponnen. Jene beschreibt mich als Frau und diese warnt, es sei ein Mann. Das hatte zu Oberschen Alle in Alarm gebracht. Daher kam also Ida's verschüchtertes Wesen, daher das abgemessene Benehmen der Mutter, des Vaters Spötterei! So mußte mein Bemühen, als Freundin des Hauses einzutreten, freilich wohl fehlschlagen. Ich kann die Güte nur bewundern, mit welcher man mich duldete.

Man war der Sache nicht gewiß genug, mich zu verurtheilen; denn der Generalin kluges Auge hatte richtiger gesehen und sie sprach für mich. Auf Emma's Rath schreibt endlich Ida an den Bruder, beschreibt mich, bezeichnet auch mein Muttermal, welches sie demnach alle drei bemerkt haben müssen. In ihm hatten die Briefschreiberinnen mich wieder erkannt und auch Arthur wird überzeugt, daß ich dieselbe sei. Sofort beurlaubt er sich bei dem Gesandten, geht auf der Eisenbahn so weit sie reicht und kommt mit Extrapost hier an.

Nun trat die Generalin ein, wünschte mir zur Erholung Glück und sprach die Bitte aus, daß ich ihrem Sohne nicht zürnen möge, der für seine Person an dem Ueberfalle unschuldig und im Begriff gewesen sei, sich mir anmelden zu lassen, als er mich bei den Seinigen getroffen. Zugleich bat sie mich den Besuch ihres Gemahls anzunehmen, der unten vor dem Hause warte. Ich zog ihn herein und entschuldigte mich, die Ruhe seines Hauses gestört zu haben.

Jetzt vereinigten sich Vater, Mutter und Tochter in der Bitte, daß ich Arthurs Wünsche mit den ihrigen gewähren möge. Konnte ich dem Andringen so theurer Menschen widerstehen? Von Ida umhalst, warf ich mich den Aeltern zu Füßen. Unter heißen Thränen schilderte ich ihnen mein früheres Elend, die Ueberreizung in Folge desselben, die Schrecken, welche bei dem Gedanken an eine zweite Vermählung mich überfallen, die wachsende Zuneigung zu Arthur, die mein Herz erfüllte, aber auch alle die Schrecken wieder hervorgerufen habe. Ich bekannte, daß die Angst mich fortgetrieben, die Liebe mich aber zu Ida hingezogen habe. Kann, so schloß ich, eine so Verwirrte Ihren edlen Sohn beglücken?

Ida schluchzte laut, ihr Vater kämpfte mit der Rührung, die Generalin nahm mich an ihre Brust und weinte: „Sie theure Dulderin! Sie mußten so fühlen, so verzagen. Wohl uns, daß ein rettender Gedanke Sie zu uns führte. Hier sehen Sie ein Familienglück, welches Ihre Leiden vergessen machen konnte. Haben Sie uns lieben gelernt, so geben Sie uns auch Ihr Vertrauen. Gestatte mir Dich als Tochter zu lieben!"

Und mir, als Schwester! ergänzte Ida.

Der arme Junge! sagte der General, durch's Fenster blickend. Darf ich ihm winken?

Arthur trat herein und sein Auge fragte wiederum so beredt: Muß ich Dir nicht folgen?

Nun war die Niederlage vollendet. Ich ergab mich, doch mit Einem Vorbehalt. Nicht jetzt, nicht hier, sondern bei Dir, verehrte Fürstin, und wenn Deine Hand mich segnet, soll der Bund geschlossen werden. Ein Gefühl sagte mir, daß ich diesen Aufschub uns Allen schuldig sei. Die Generalin stimmte mir bei und bekannte, daß sie mich darum noch höher achte.

Das Weitere ward nun verabredet. Wir Alle kommen nach Berlin. Arthur geht voraus und überbringt Dir diese Bittschrift. In Kurzem folge ich ihm nach, in Begleitung der Wendheime, welche den Fasching feiern wollen mit Deiner verliebten Anna.

Ida von Wendheim an Emma Walding.

Berlin, den 12. Januar 1842.

Als ich Dir, Geliebteste, den Schlüssel unseres Räthsels zum Weihnachtsgeschenk machte, wußte ich noch nicht, daß ich Dir heute von Berlin aus schreiben würde. Anne, die wir so schmählich verkannt hatten, beherrscht uns alle nun, die wir streben ihr Genugthuung zu geben. Als ich vernahm, daß wir mit ihr nach Berlin gehen würden, setzte ich zuversichtlich voraus, die Reise werde über Braunschweig gehen. Ich schrieb Dir nicht, weil ich Dich persönlich zu überraschen hoffte. Aber Umstände führten uns andere Straßen und Dein Wohnort blieb uns weit zur Linken. So kommt denn mein Gruß von Morgen zu Dir.

In Berlin eingetroffen, stiegen wir im Darkow'schen Hause ab, welches mir schöner als unser Schloß erschien. Arthur hatte die Aufträge der Gräfin sorgsam ausgeführt. Wir fanden eine Reihe von Zimmern zu unserem Empfange eingerichtet.

---

schaut, als Du. — So ist es recht — das Lächeln steht Dir gut, mit diesem Lächeln besänftigst Du die Wellen der Seele, die, durch Deine Trauer aufgeregt, schon heftig an mein Herz schlugen. — Ich habe die Lust Deiner Augen heimlich beobachtet — ich kenne Deinen Geschmack — nimm diese Perlenschnur.

Die Frau.

Perlen betauten Thränen —

Der Mann.

O, über euch Romanheldinnen! — Du machst mich herzlich lachen über diese abgenützte Phrase. — Sieh', wie das flimmert und funkelt; — nun sprich mir aber nicht wieder so alberne Dinge und freue Dich, daß euch ich mich freuen mag.

Die Frau.

Du bist so gut, so herzlichgut — wie mag ich Dir die zarte Aufmerksamkeit, mit der Du dem verborgensten Wunsche entgegenkommst, vergelten?

Der Mann.

Du sollst mich lieben, wie Du mich bis zu dieser Stunde geliebt — und Du hast mir reichlich vergolten. — Sieh', als gestern Nachts mein Wagen dampfrollend durch das Stadtthor, durch die ausgestorb'nen Straßen fuhr — da war mir's recht schaurig zu Muthe; die Sehnsucht nach Dir allein rüttelte mich aus meinem Grauen; alle Häuser starrten mich lichterleer, wie Särge an, — eine tiefsinnige Wehmuth überkam mein Herz. — Es sucht Dich Niemand — Niemand, dacht' ich mir. — Jedes Licht ausgelöscht, jedes Auge geschlossen — kalt wehte mich dieser Gedanke an, als ob er von einem Grabe gekommen wäre — — da flimmerte und schimmerte ferner ein Licht, ein einzigeinsam Licht, — die Trauer zog aus meiner Seele, — mir war mit einem Male so wohl, ich hätte laut aufjubeln können. — Es hielt der Wagen. — Das Licht war über mir — es war mein Haus, an dem er hielt — das Fenster Deines Zimmers war beleuchtet. — Das einzige Licht der Stadt brannte in Deinem Zimmer, Du wachtest über mir — sieh' — da konnte ich nicht der Freudethränen mich erwehren, ich weinte wie ein Kind — stürmte die Treppen hinan und feierte an Deiner Brust das schönste Wiedersehen meines Lebens.

Die Frau

(tiefathmend).

Du überschätzest meine Pflicht — es war ein geringer Liebesdienst, den jede Frau geboten haben würde.

Der Mann.

Nein — verring're nicht durch Bescheidenheit ein Verdienst, das Dich vor vielen Frauen schmückt. — Du hättest ruhig schlummern können — und hättest nicht minder mich geliebt — ich hätte Dich mit meinem Kusse geweckt; — doch — es giebt noch eine Steig'rung in der höchsten Liebe, — Du hast gewacht, Du hast mir Deinen Schlaf geopfert. — Ich soll Dich schelten, daß Du es gethan — es war vielleicht nicht die einzige Nacht, die Du durchwachst, — Deine Wangen sind bleich, — ich kam einige Tage später, als ich versprach zu kommen. — Du hättest Dir nicht die Ruhe rauben sollen, — Du mußt Dich mir erhalten — Deine Liebe mir jung und gesund erhalten, die Dich so sehr auszeichnet.

Die Frau.

Genug des Lobes — ich hab' gethan, was ich mußte, — übertrage nicht auf mich, was Du Anderen im Eifer Deiner Liebe raubst; — wie viele Frauen hätten das gethan — viel mehr gethan, als ich! — Ich bin nicht besser, als sie — vielleicht so gut nicht. Gedenkst, seh'st Du das einsam flackernde Licht, und sahest nicht das finst're Schattenbild, welches das Licht an die Wand meines Gemaches warf —

Der Mann.

Es war das Bild eines trauernden Weibes — das Bild ist schön, ich weiß seinen Werth zu schätzen — denn ich sah viel andere werthlose, häßliche Bilder. — Ich kenne Frauen, denen der gute Ruf um ein Spottgeld feil, die die Ehre ihres Mannes mit jedem Schritt gefährden. Sie bringen in off'ner Huldigung dem Zeitgeiste, der die Ehe den Kerker für die freie, weibliche Seele nennt, Emancipation mit rauschendem Wortgepränge auf allen Straßen predigt, den letzten Rest der angeborn'en Liebe zum Opfer. Du kennst die Bedeutung des Wortes: Emancipation nicht — Du bist ein treues Weib, und trägst die beschied'ne Kleidung Deines Landes. Emancipation ist ein modernes Kleid, das mit anderen Waaren über den Rhein geschmuggelt ward — hochaufgeschürzt und frech ausgeschnitten. Die Frauen, die es tragen, die Emancipirten, reiten, jagen, duelliren sich, politisiren und schriftstellern, sie urtheilen über Alles mit scharfgeschliffenen Worten ab, sie wissen Alles, nur nicht, was in ihrem eigenen Hause geschieht;

Nach einer Stunde waren wir schon wie zu Hause heimisch. Wir ruhten, wurden aber durch das fortwährende Geräusch der großen Stadt bald wieder munter und fanden uns bei der liebenswürdigen Wirthin zusammen.

Anna hatte schon Besuch von ihrer Freundin, der Fürstin Wasilel, der wir vorgestellt wurden. Seitdem sah ich sie täglich. Könnte ich sie Dir malen! Eine schöne Frau in den Vierzigen, hat sie den Meridian des Lebens erreicht. Durch ihre vollendete Geistesbildung gebietet sie als Königin gewählter Kreise. Ihre Zärtlichkeit für Anna rührte mich innig. Auch mir schenkte sie ihre Liebe, auf welche ich stolz bin. Sie hat sich mütterlich erboten, Berlins Genüsse mich kennen zu lehren.

Wie herrlich ist Berlin! Ich wußte nicht, daß so viel Schönes und Merkwürdiges an Einem Orte vereinigt sein könne. Was ich vorläufig sah, weckt das lebhafteste Verlangen in mir, Einzelnes späterhin mit Muße zu schauen, soweit das einem Mädchen frommen kann. Möchte mir vergönnt sein diese Studien mit Dir vereint zu machen!

Jetzt eben regt sich unter Eis und Schnee erhöhtes Leben, hervorgerufen durch die Faschingsfeier. Denke Dir nun: das einfache Landmädchen ist auch dabei, bezaubert von nie gesehenen Wundern. Anna und Arthur sind sich einander selbst genug und nehmen wenig Theil an rauschenden Vergnügungen. Dagegen führt die gütige Fee Paulowna mich als ihren Lehrling ein. Unter ihren Flügeln wohnte ich der großen Redoute bei und stellte, von ihr ausgestattet, das Mädchen von Orleans vor.

Mein Costume muß ich Dir beschreiben. Ein himmelblauer Sammetkleid mit Goldborten reichte bis auf die Sandalen herab. Ein Helm ohne Visir mit hohem Federbusch und ein schuppiger Brustharnisch, beide von polirtem Stahl, deckten die Büste. Die Rechte hielt ein breites Schwert, in dessen Klinge ein Kreuz und eine Lilie mit Gold eingelegt waren. In der Linken führte ich die Drisiamme, eine Fahne mit vergoldetem Schafte, deren Wimpel von rothem Atlaß mit goldenen Flammen überstet war. Ich erbebte vor der fremden Erscheinung im Spiegel, die meine Züge trug, aber größer schien.

Wir traten in den großen Saal. Die Pracht der Umgebungen blendete mich. Die Fürstin war mir eben von der Hand gekommen. So hielt ich ängstlich an der Mutter. Wir gingen auf und ab, uns an den Lichtglanz zu gewöhnen. Laut erhaltener Anweisung stellte ich nun die dargestellten Charaktere übersehen und dabei überlegen, welche Anreden und Gegenreden mir zufallen könnten. Schwere Aufgabe!

Arlechino war schon in Thätigkeit, mit seinen Späßen die Feier zu eröffnen. Er bat eine mit ihrem Tambourin daherschwebende überaus niedliche Zigeunerin, daß sie ihm aus der Hand wahrsage.

„Freue Dich," sprach sie; „morgen bekommst Du Verstand."
„Wärst Du mir aber dann geneigter sein?" —
„Davon steht nichts in Deiner Hand!"

„Nein, in der Deinigen steht es allein:
Denn was ich bin, bestrebte mich,
Grausame, bin ich nur durch Dich!"

Man applaudirte und er trollte sich; sie aber bat mich, die Hand zu öffnen.

„Du Goldkind! Himmelsauge!" rief sie. „Da ist Glück in Fülle! Aber man sollte Dich festnehmen, Du Brandstifterin! Es wird auch geschehn! Zunächst sieht diesem da etwas bevor!" Sie zeigte dabei auf den Ringfinger.

„Mein Sinn ist höherem geweiht!" entgegnete ich, der übernommenen Darstellung eingedenk.

„Wenn auch. Das Höchste ist, zu beglücken, wie für die Heroine, so für das Mädchen. Flammen, wie diese da, lechzen nach Dir; aber sie sollen Dich erwärmen, nicht verzehren!"

Jetzt erkannte ich die minder verstellte Stimme der Fürstin und schrieb ihr ein W in die Hand.

„Ich bleibe Schuldnerin, Pythia. Morgen will ich Dich dafür entlohnen!" Sie hing sich in meinen Arm und wir gingen weiter.

„Sieh da!" spottete der Narr, an uns vorüberstreifend. „Nun weissagt sie der Vergangenheit. Das kann ich auch!"

Nicht weit davon spreizte sich eine barocke Figur und rief: „God damn! Ist das nicht dort der lange hagere Masareno?" — Man erkannte leicht Lord Melfort und umringte ihn, seine Production zu vernehmen. Der Zudrang brachte mich ihm ganz nahe.

„Ah! die Miß von Dem Nemi!" schnarrte er mit einer frostigen Verbeugung, „die so gut spielt den Engel Gabriel mit das feurige Schwert! Viel Ehre Sie zu sehn, aber wenig Vergnügen. Mit England weiß schlechten Dank, daß Sie spielten Komödie auf unsere Kosten allrinige. Ich declarir vor die ganze Welt schöne, daß ich Sie nix kann leid, so wenig als den langen, hagern Masareno, der mich gebracht um die Erbschaft spanische!"

Man lachte beifällig. Mich zusammennehmend, entgegnete ich: Mylord, ich bin in Verzweiflung Ihnen zu mißfallen. Erwägen aber Eure Herrlichkeit, daß ich meinem Vaterlande diente und daß England im Unrecht war, seine degenlichen Arme nach unserer Krone auszustrecken!

„No No! Im Gegentheil! Halb Frankreich war unser durch anerkanntes Waffenrecht und wäre es noch, wenn Ihre Teufelskünste nicht hätten gemacht das Französchreik toll. Wär ich König, ließ ich Sie verbrenn als eine Ex!"

Aber, Mylord! Wo bliebe da wieder einmal die berühmte englische Großmuth? —

Ein mächtiges Gelächter der Umstehenden und der Ruf: Gut abgefertiget, John Bull! bewogen ihn zum Abzuge, indem er polterte: „Ick Sie daß! Ihr Keschlecht kanzes! God damn!" —

Man wurde wieder aufmerksam. Eine hehre Gestalt trat hervor, leibhaftig Henri quatre, wie die Gemälde ihn darstellen, mit seinem Kinn- und Zwickelbart, mit der Kette des heiligen Geisterordens von rothen Lilien und goldenen Flammen. Die wahrhaft königliche Würde imponirte den Raum gebenden Masken. Er grüßte mich ehrerbietig und sprach:

„Vergeben Sie dem Greise der Ohnmacht. Ein dankbares Volk drängt sein Knie vor Ihnen. Möge Sie das für ungerechte Anfeindung entschädigen! Ein Zauber ist Ihnen allerdings gegeben; doch ist es ein himmlischer, der auch mich beseelt Sie anzubeten. In Ihnen rollt das edelste Blut meines Volkes. Darum erlauben Sie mir, Sie als Cousine zu verehren und nehmen Sie von Ihrem Vetter dieses Andenken!"

Dabei schob er mir einen Ring an den Finger, auf welchem zwischen zwei Diamanten ein prächtiger Rubin wie viele Kerzen strahlte. Jetzt war ich in Gefahr aus meiner Rolle zu fallen. Konnte ich mit Schicklichkeit die Gnade des Königs ablehnen? Durfte ich aber von unbekannter Hand ein werthvolles, ich weiß nicht, was sagendes Geschenk empfangen? Rathlos zögerte ich.

Da flüsterte mir von der anderen Seite die Stimme der Fürstin Wasilel in's Ohr: „Nimm, auf mein Wort!"

Der Ton ihres Zurufes ließ in dem Augenblicke die Vermuthung in mir aufkommen, ich stehe wohl in der That vor einer hohen Person, der man Rücksicht schulde. Jedenfalls durfte ich der Reinheit ihres Charakters und ihrem Wohlwollen vertrauen. Das beschwichtigte jeden Zweifel. Die Fahne über seinem Haupte schwingend, rief ich: Heil Frankreich! Heil dem Besten seiner Könige!

Beifallklatschen und Bravorufen der Gesellschaft betäubte mich fast. Der König bot mir den Arm und führte mich zur Française.

Bald nach diesem Tanze fuhr ich mit den Aeltern nach Hause. Im Zimmer der Mutter erwartete uns ein Nachspiel, die Zigeunerin am Arme des Königs von Frankreich. „Ida! Meinen Segen!" rief sie mir zu; „denn habe ich nicht recht gesagt?" Mit diesen Worten zog sie Anna, 's Kerzer, dem Capitän Heinrich von Minden, die Maske ab.

„Erstens," perorirte sie, „ein verkabter Heinrich und der wie jener. Zweitens, ein Vetter von Dir, wenn auch nur ein verläufiger. Drittens, wie mich dünkt, eine Flamme, die erwärmen möchte. Doch sei ruhig. Der Ring verbindet Dich zu nichts. Den bestimmte ich Dir zum Andenken an diese frohen Stunden."

Der Entthronte küßte die Hand der Fürstin, dann die meiner Mutter. Mein Vater umarmte ihn. Ich sah nun wohl, sie waren einverstanden und vielleicht bin ich es selbst.

Alles ist hier so schön! Komm, geliebte Emma, und theile meine Freuden, sie zu erhöhen! In der Einlage spricht Anna Wünsche aus, die sie mir schon verrathe. Die Zimmer zunächst den meinigen wirst Du bemerken. Gewährst Du, so fehlt dann nichts zum Glücke

Deiner Ida!

Anna, Gräfin Darkow, an Emma Walding.

Berlin, den 12. Januar 1843.

Eine Frau, die Ihnen im October als Herr von Minden vorgestellt ward, wünscht lebhaft Ihnen wieder zu nahen und um Ihre Freundschaft zu bitten. Das Bewußtsein, mit einer Unwahrheit vor Ihnen aufgetreten zu sein, ermuthiget mich freilich nicht zu der Hoffnung, daß Sie mir Vertrauen schenken würden. Indessen weiß ich, daß Ihre und meine Ida Ihnen schon von Oberschen aus Aufschluß über die Veranlassungen zu jener Verkleidung gegeben hat, und sonach schmeichle ich mir, daß Sie die damalige Schauspielerin nicht zu streng beurtheilen werden.

Da nun Ida heute wieder schreibt, so bat ich sie, eine Einlage von mir anzunehmen, damit Ihre Freundschaft zu ihr meine Fürsprecherin werde. Ihr zu Liebe wurden sie meine Gegnerin und nun baue ich auf ebendieselbe Liebe zu meinem Vortheil, wie unsre Hemöopathen Aehnliches mit Aehnlichem zu heilen sich bemühen.

Nur dürfte die Schrift nicht ausreichen. Ich möchte so gern mündlich abbitten, wie ich persönlich fehlte. Zu Ihnen darf ich freilich so bald nicht kommen. Man möchte mich wiedererkennen und das wäre mir doch peinlich, obwohl ich Niemand Leid zufüge. Bieten Sie doch eine gütige Hand, mein Fräulein, indem Sie genehmigen, was ich mir ausgedacht habe.

Meine Tante Burgstein wird, ihrem Reiseplan zufolge, nun von Wien zurückgekehrt sein. An sie habe ich so eben geschrieben, bittend, daß sie die Faschingszeit bei mir in Berlin zubringen möge. Willigt Sie ein, so geht mein Reisewagen hin, sie abzuholen. Dabei habe ich aber noch eine sehr eigennützige Absicht. Wollten Sie sich wohl entschließen die kleine Reise mitzumachen? Sie würden einander auf dem Wege unterhalten. Für alles Uebrige zu sorgen sei meine Angelegenheit. Sagen Sie Ja! theure Emma!

Wie glücklich werde ich sein, Sie in meinem für eine einzelne Wittwe viel zu geräumigen Hause zu bewirthen! Sie finden Wendheims bei mir, das wird gewiß beitragen, Sie meinem Wunsche günstiger zu stimmen, wenn Sie der Tage von Pyrmont gedenken.

Werden Ihre verehrten Aeltern geneigt sein, meine Bitte zu erfüllen? Wendheims wollen Bürgschaft für mich übernehmen und der General schreibt eben Ihrem Herrn Vater, um Sie für Ida sich zu erbitten. Das verstärkt mich in einer süßen Hoffnung.

O! laßt mich dann in Eurem Bunde die Dritte sein! So wird unablässig bitten Ihre Sie innig umfangende

Anna Darkow.

K. Ch. Schmieder.

(Schluß folgt.)

— was kümmert sie die Sorge um ihr Haus, die für das Wohl der Menschheit sorgen zu müssen glauben, — sie flammern sich an Männer, die, am Weltschmerz krank, die Ironie zügellos über das wohlangebaute Feld der Ordnung hindrausen lassen — und verachten den Mann, an den sie ein unwürdig Band gefesselt. Die Menge fragt nicht nach dem Frieden einer Familie, der, durch solche Thorheiten in seinen Grundfesteln erschüttert, dem Einsturze droht, sie findet das bleiche Weib mit dem offenen Busen, dem Denkmale ihrer Sünde, interessant, und wendet sich mit Spott an den Gatten, und schildert ihn mit den grellsten Farben als Tyrannen.

Die Frau.

Halt' ein — Ernst —

Der Mann.

Solche Frauen sind verächtlich, schlecht — doch nicht zu schlecht noch für den Spott, — sie wollen eben den Ruhm der Gänse auftecht erhalten, die durch ihr Geschrei das Capitolium gerettet. — Verächtlich sind sie — doch sie handeln offen. Verächtlicher sind jene, die am starken Netz der Lüge weben, mit dem sie ihr Haus umgarnen, die mit jedem Kusse den Mann verrathen, ihn, der für sie mit der ganzen Kraft seines Geistes, seines Armes schafft und sorgt, dem Lieblinge ihrer sinnlichen Neigung opfern, — die von fremden Küssen versengte Liebesblüthe mit wohlberechneter Liebenswürdigkeit ihm bieten, dem leisesten Verdacht mit des Wortes schmeichelnden Künsten von der Stirn scheuchen, ihre heiligste Pflicht immerfort dem augenblicklichen Vergnügen preisgeben, die stets den Schein der Tugend, nie die Tugend selbst sorgsam zu bewahren suchen. — Solche Frauen gibt es — sie brechen mit Mienen des Abscheues über die offenbare Sünde den Stab, und wenden sich mit Verachtung von Jenen, die nur traurige Opfer des Zeitgeistes sind, der ihrer Schwäche das Wort spricht. — Der Liebe Wort, wenn es mit ganzer Kraft, ein Schwertschlag, in das reizende Lügengewebe ihrer Verblendung träfe, könnte vielleicht sie selbst noch heilen; — doch wer mag die Heilung einer geheimen Sünderin übernehmen — wer sucht in dem Andachtsbuche ein edles Strafenlied, wer fühlt im feuriglühenden Kusse die überfüllte Liebe — wer —

Die Frau.

Es ist zu viel — zu viel — Ernst! — Zu gräßlich ist das Bild in seinen Umrissen — wirf weg den Pinsel — mal' nicht weiter — vollend' es nicht — Du tödtest sonst mein Herz.

Der Mann.

Ich wollte Dich durch diese Bilder nicht verletzen, — nur Deinen eig'nen Werth, den Du nicht anerkennst, wollte ich Dir anschaulich vor die Augen stellen; — ich wollte Dich nicht verletzen. — Du bist mein treues Weib — mein Stolz. — Durch Deine Liebe hast Du Frieden in mein sturmvolles Leben gebracht — ich danke Alles Dir — verschmäh' den Dank, das karge Lob nicht.

Nordmann.

(Schluß folgt.)

Am 25. November erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 73.

Inhalt: Die Enthüllung des Ludwigdenkmals in Darmstadt. — Siebenbürgen. III. Die Versammlung des Vereins für Landeskunde in Klausenburg. — Wochenbericht. — Die schleswig-märkische Eisenbahn. — Die Rückkehr des Königspaares nach Berlin. — Kurze Nachrichten. — Die Gewerbeausstellung in Berlin. — Antigone. — Briefwechsel. — Landleben in Frankreich. — Carricatur.

Illustrationen: Ludwig I. und Louise von Hessen und bei Rhein. — Ludwig II., Großherzog von Hessen und bei Rhein. — Fahnen der Gewerbeschüler bei Enthüllung des Ludwigdenkmals zu Darmstadt. — Die feierliche Enthüllung des Ludwigdenkmals zu Darmstadt. — Festmahl des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in Klausenburg. — Versammlungshalle des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in Klausenburg. — Einzug des Königs und der Königin von Preußen in Berlin am 28. Sept. 1841. — Se. Majestät der König von Preußen auf dem Schloßbalcon. — Illumination des Belle-Alliance-Platzes in Berlin. — Illumination des Palais des Prinzen Albrecht von Preußen in Berlin. — Letzte Scene aus Antigone. — Costümbilder aus Antigone. — Der obere Saal im königlichen Zeughause zu Berlin zur Zeit der Gewerbeausstellung. — Carricatur. — Pariser Wagen. — Rébus.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20 — 25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr.

Leipzig, J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 22 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 22. Leipzig, Mittwoch den 27. November 1844. 1. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. II. Band: 1., 2. und 3. Kapitel. — Miscellaneen und Nachrichten, Novelle in Monatsheften, von K. Th. Gaßmann. (Schluß.)

Literarisches u. von Karl Gutzkow. — Die modernen Theaterstoffe in einem Brief, von Berthmann. (Schluß.)

Der Ewige Jude.

Vierter Band.*)

Die Reine Bachanal.

Erstes Kapitel.

Die Mysterne.

An jenem Tage, nachdem die Frau Dagobert's durch den Polizeicommissär von Jo-hannisbrücken gerufen worden war, begab sich eine lärmende und beliebte Scene auf dem Platze des Châtelet, einem durch gegenüber, neben Paterne und erste Klage von den großen Talents eines Trauterers eingenommen wurden, teilen Firma „zum klugenden Kalbe" hieß.

Die Nacht des Donnerstag zu Freitag war eben zu Ende.

Eine ziemlich große Anzahl gestopft und ärmlich bekleideter Mädchen kam von den Hallen der Schenken, welche im Hinter bei Tagesanbruch geöffnet sind, um sich dort einen Platz vor dem Thore der Châtelet; aber als sie über den Quais eine zweite Baracke aufgeschlagen sahen, standen sie vor dem Theater still, um den neuankommenden zu erwarten, und hier ein Feuerwerksspiel aus, in der Hoffnung auf einen von jenen Kämpfen mit schlagenden Worten und Fäustwechselungen, die Paris stets so gerne sah.

Diese mehr oder minder trunkene Menge wurde bald durch viele Leute vermehrt, welche ihr Gewerbe nächtige, indem sie sich früh Morgen in Paris umherziehen: diese Menge hatte sich gebildet um den einen Gott des Platzes gestaltet, so daß ein junges, blasses und verwahrlostes Mädchen, welches in diesem Augenblick durch sie hindurch, von allen Seiten eingeschlossen war.

Dieses junge Mädchen war die Mayeux. Mit dem Tage aufgestanden, ging sie, um einige Stück Waaren von der Person abzuholen, für welche sie arbeitete. Man begreift die Furcht der armen Arbeiterin, als sie unmittelbar sich mitten in diese lustige Menge hineingerathen fand: um sich der gröbsten Scherze vom gröbsten Witz erwehren; aber trotz ihrer bitter sehr schmächtigen Gestalt konnte sie nicht einen Schritt thun, denn die Leute von Mahlen, welche eben ankam, hatte sich auf sie rein geworfen, ein Kreis von ihnen formirt sich, Andere reihigten vorwärts und die Mayeux, welche sich unter den Letzteren befand, wurde so zu sagen durch die Reihung gezwungen und unter die Zuerzen gerissen, welche den Inseln des Trauterer am nächsten standen.

Der neue Ankömmling und dieser enthusiast, als die anderen, die gekommen zu einer klemmenden und lustigen Gruppe, eine gemeinsame Leidenschaft, ein Spiel, das Publikum und andere mehr oder minder ungeeignete Zusammenstellungen bedacht und im Allgemeinen aus Studenten, Lauremächen, Handlungscommis, Soldaten u. s. w. bestand.

Während diese Truppe den Spaßen der andern Masken entgegnete, schien sie mit großer Ungeduld den Anblick einer Person zu erwarten, nach der man sich jedoch seltsames Verlangen trug.

Die Bretter, zwischen Pierrots und Pierretten, Zuschauern und Zuschauerinnen, Türken und Sultaninnen eher ein dünnes Dutzen ausgetrockneten Thorfs verstellte einen Augenblick von der Wichtigkeit der so sehnlichst erwarteten Person gewesen.

— Ihr Essen ist auf halben Uhr Morgens bestellt. Ihre Wagen müssen schon da sein.

— Ja... aber die Reine Bacharal wird wohl im Vorbeigehen die letzte Thür haben anklopfen wollen.

— Wenn ich das gewußt hätte... würde ich gethehen sein, um sie zu sehen, meine angebetete Königin.

— Bedauer, wenn die noch einmal sie hier angebetete Königin nennen, freue ich Sie, vorläufig mit ist Sie Königin!

— Gleichet ich doch... Du machst mir so schwarze Augen auf dem natürlichen Kind, mit dem meine Mutter mich auf die Welt gebracht hat.

— Warum nennen Sie sie diese Bacharal Ihre angebetete Königin?... was bin ich denn wann? ich?

— Du bist meine Angebetete, aber nicht meine Königin... denn wie es in den Büchern der Natur nur einen Mond giebt, giebt es nur eine Bacharal in den Büchern des Paris.

— Sich einmal, wie hübsch... geben Sie doch, Sie sind groß!

— Gedenkst du Recht, sie war häßlich in dieser Nacht, die Königin!

— Und aufgeräumt!

— Ich habe sie niemals lustiger gesehen.

— Das verlacht Geschäft... ganz hierdrinn!

— Zum Todmerken!

— Zum Krepiren!

— Man weiß ganz entgeist voran!

— Ja ja, zum Krepiren!

— Nur sie kann solche Geschäfte erfinden!

— Und weiter Lump!

— O, ich bin ja gleicher Zeit schlecht und weltenfrömig und genauben, es giebt unsren himmelhohe freie zweite Bewohner wie sie!

— Gedenket, geben Sie ihr gleich meinen Dank wieder... Sie haben ihn mir so schon genug verborgen, indem

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Theaterschau.

II.*)

Das Wiener Hofburgtheater hat Jahre lang die Bewunderung Deutschlands auf sich gezogen. Viele Bühne galt für eine classische. Man war überzeugt, daß da der wahre Ueberlieferungen des guten Geschmacks am bewahrsten erhalten hätten; Gerüchte, die von Wien zurückkamen, versicherten auf lange Zeit den Stern für die heimatlichen Theaterverhältnisse, so lobpreist war der Geschmack, die Pyramide, die Ornamente vom Hofburgtheater in Beziehung genommen. Die Gruppe und das Ensemble des Conversationsstückes wurde wahrhaft gerühmt, ja, es gab gewisse Dichtungen, gewisse Manieren, die für jene Bühne so ausschließlich schienen, daß manche ausgezeichnete fremde Künstler, auf jener vornehmen Bühne auftretend, mit Bangen Aufsehen erregte, über welche ihm in seiner höheren persönlichen Natürlichkeit kaum eine Ahnung aufgegangen war. Man räumte bei dieser Bewunderung sogar ein, daß ein Shakespeare von Hofburgtheater, selbst ein gebietrer, unerwünscht sein; in B. Aber man hielt solche Ansichten anerkannt werden und benutzt man darüber einverstanden, daß es in seinem Kanon, in seinem Umkreise, in seiner Umgebung bedeute nicht bei solchem Genie wichtig war.

Das war der Ruhm der Künstler am Burgtheater. Eben so groß war aber auch die Achtung vor den Verwaltungen am Hofburgtheater selbst. Bühne, die von hier eine Anstalt gegeben, die, mit kaiserlichen Mitteln ausgestattet, in ihrer Einrichtung die Genauerung seinen anderen verschiedenen Kunstleistung zu fördern brauchte. Zudem zu Schauspielervorstellungen bestimmt, durfte sich diese Bühne auch allen Richtungen des Geschmacks sie anschließen, ja, selbst neuernden Versuchen, Experimenten mit Worten in der Literatur, Prüfungen ungeheurer produktiver Talente durfte sie einen Theil ihrer reichen Kräfte widmen. Die bewußte Mine, in Hofburgtheater Deutschlands Hauptstadt, vor Hofhaltungen in Pest und sogenannten Residenzen, die sogar sogar in politischer Hinsicht den Zinger auf gewissen Wunden zu haben, zu allgemeinen Ruf der Regierung auf gewissen Zeitgeschäft wenigstens Rede zu stehen. Das Alles zusammengenommen umgiebt das Burgtheater mit einem Nimbus, der um berechtigt, an die Gegenwart vieler Bühne keinen gewöhnlichen Maßstab zu legen.

Aus einer Anklagung hin ich nicht im Stande, diese Gegenwart so weit zu beurtheilen, als sie die Kunst des Schauspielers betrifft. Meinerer erzählen, daß einige der ersten Namen dieser Bühne, wie die damit sagt, tödtig werden. Der Kalender und das Zuschauerleben verhindern, daß ein wortiger Urtheiler Ihnen ein Genie ist und einige der jugendlichen Personen sehr rein Männer sind. Aber einige der erwähnten Stadt aber nur aus Gründe angenehm Damen sollen einmal in die Gesellschaftspracht nicht mehr in Stimmen zu verfolgen. In einigen Fächern, z. B. der jugendlichen Komik, sah ich gar kein Korrektor, sondern nur ein Liebhaber Rollen und mit jungen Liebhabern, sogenannten jeunes premiers, spielen es mir mit einem Schauspieler zu sein; der Ihne kannte, der Andere gibt. Daß ein erster Held und Liebhaber fehlt, hat die Direction selbst verrathen, weil sie somit in vielen Rede nicht wäre gestatten lassen.

Sicherer aber läßt sich, schon aus der Ferne, der Gang beurtheilen, welchen das Hofburgtheater zu nehmen Zeit eingefährigt, das dieser Anstalt von den Interessen der Kunst nor-

Digitized by Google

Sie ihn als Schürze um Ihren dicken Leib gebunden haben; ich brauche mir meine Sachen nicht zu verderben um dicker Menschen willen, welche andere Frauen Bayaderen nennen.

— Nun, Celeste, beschwichtige Deine Wuth... ich bin als Türke verkleidet; und wenn ich von Bayaderen spreche, bleibe ich in meiner Rolle, wenigstens so ziemlich.

— Deine Celeste ist wirklich anders, Gobinet, ist sie nicht auf unsere Reine Bacchanal eifersüchtig?

— Eifersüchtig, ich? oho... wenn ich eben so unverschämt sein wollte, wie sie, würde man von mir eben so viel sprechen... Und was macht denn eigentlich ihren großen Ruf? Er kommt blos davon, daß sie einen Spitznamen hat.

— Was das anbetrifft, so hast Du sie nicht zu beneiden, weil man Dich Celeste nennt.

— Sie wissen doch, Gobinet, daß Celeste mein wirklicher Name ist...

— Ja, aber wenn man Dich ansieht, hält man ihn für einen Spitznamen.

— Gobinet, auch das werde ich Ihnen noch auf die Rechnung stellen...

— Und Oscar wird Dir addiren helfen, nicht wahr?

— Ganz gewiß und Sie sollen die Summe sehen... ich werde den Einen sitzen lassen und den Andern behalten... und dieser Andere werden Sie nicht sein.

— Celeste, Sie quälen mich... ich wollte ja blos sagen, daß Ihr englischer Name in Widerspruch ist mit Ihrer hinreißenden kleinen Kobboldsmiene, die noch einen ganz andern Charakter hat als die der Reine Bacchanal.

— Aha, jetzt schmeichelt er mir, der Verräther!

— Ich schwöre es Dir beim verhaßten Haupte meines Wirthes, wenn Du wolltest, würdest Du eben solche Haltung haben, wie die Reine Bacchanal, was nicht wenig sagen will.

— Allerdings, was Haltung und Aplomb anbetrifft, das hat die Bacchanal... und nicht wenig.

— Ohne zu rechnen, daß sie die Municipalgardisten bezaubert.

— Und die Stadtsergeanten magnetisirt.

— Sie können sich alle mögliche Mühe geben bös zu werden... sie bringt sie stets doch endlich zum Lachen...

— Und sie nennen sie Alle: meine Königin.

— Noch diese Nacht... hat sie einen Municipalgardisten entzückt, der eine wahre Rosenkönigin *) oder vielmehr ein wahres Rosenkönig und dessen Schamhaftigkeit in Harnisch gerathen war. Ich sagte also, daß die Schamhaftigkeit eines Municipalgardisten in Harnisch gerathen war, während die Königin ihre berühmte stürmische Tulpe tanzte.

Welcher Contretanz! Couche-tout und die Reine Bacchanal hatten die Pompon-Rose und Nini-Moulin zum Vis-à-vis.

— Und alle Viere breiteten Tulpen auseinander, eine immer stürmischer wie die andere.

— Apropos, ist es denn wahr, was man von Nini-Moulin sagt?

— Was denn?

— Daß er ein Schriftsteller ist, der Brochüren über die Religion schreibt?

— Ja, das ist wahr, ich habe ihn häufig bei meinen Alten gesehen, dessen Kunde er ist. Ein schlechter Bezahler, aber ein Spaßvogel.

— Und er spielt den Frommen.

— Wenn's sein muß, glaube ich wohl; dann ist er Herr Dumoulin, armsdick; er verdreht die Augen, geht mit dem Hause schief und mit den Füßen einwärts... aber hat er erst sich einmal in's Zeug geworfen, so giebt er sich ganz den Cancanbällen hin, die er vergöttert und auf welchen ihn die Frauenzimmer Nini-Moulin genannt haben; zu diesem Signalement fügen Sie noch hinzu, daß er säuft wie ein Loch, und dann kennen Sie den ganzen Schelm. Das verhindert ihn aber nicht, in religiöse Journale zu schreiben; die Betschwestern, die er öfter hinter das Licht führt, als er sich in arge Händel verstrickt, schwören auch auf ihn. Man muß seine Artikel oder seine Brochüren sehen (blos sehen... gar nicht einmal lesen): er spricht darin vom Teufel und seinen Hörnern... von der Hölle, in der die Gottlosen und Revolutionäre verzweifelt braten sollen... von der Autorität der Bischöfe, von der Macht des Papstes... und was weiß ich Alles!... Der Trockenhals Nini-Moulin... Haha, er giebt ihnen das Alles für ihr Geld...

— Ja, er ist allerdings ein Säufer und verwetterter Tänzer... welche Avanture ließ er los mit der kleinen Pompon-Rose in dem Contretanz der stürmischen Tulpe.

— Und welchen hübschen Kopf er hatte, mit seinem römischen Helm und seinen umgeschlagenen Stiefeln!

— Pompon-Rose tanzt auch hübsch; wie poetisch sie sich wendet und dreht!

— Und wie ideal sie cantant!

— Ja, aber die Reine Bacchanal ist sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel des gewöhnlichen Cancan... mir fällt immer wieder ihr Pas von heute Nacht ein bei der stürmischen Tulpe.

— Es war zum Anbeten.

— Zum Verrücktwerden...

— Wenn ich Familienvater wäre, würde ich ihr die Erziehung meiner Söhne anvertrauen.

— Und gerade dieses Pas wegen wurde der Municipalgardist ärgerlich und spielte die Rosenkönigin im Harnisch.

— Allerdings war der Pas etwas unanständig.

— Ja, höchst unanständig, deshalb näherte sich ihr auch der Municipalgardist und sagte:

— „Nun, nun, meine Königin... ist das Ernst mit diesem Pas?" — „O nein, schamhafter Krieger, — antwortete die Königin, — ich versuche ihn blos einmal alle Abende, damit ich ihn in meinem Alter gut zu tanzen verstehe... es ist ein Gelübde, das ich gethan habe, damit Sie Brigadier werden."

— Welches närrische Mädchen! Ich verstehe es nicht, wie sie es noch immer mit Couche-tout und so lange hält...

— Weil er Handwerker gewesen ist?

— Welche Thorheit!... uns Studenten und Ladendienern stände es wohl schlecht an, die Stolzen zu spielen!... Nein, aber ich wundere mich über die Treue der Königin...

— Allerdings ist es schon drei oder vier volle Monate.

— Sie ist ganz närrisch, ganz verrückt seinetwegen.

— O, es muß ihr ungeheuer viel Spaß machen.

— Mitunter frage ich mich, wo zum Teufel Couche-tout und das Geld hernimmt, welches er ausgiebt... Ich glaube, er hat die Kosten dieser Nacht gezahlt, drei Vierspänner und den Morgengruß für zwanzig Personen, zu zehn Franken für den Kopf.

— Man sagt, daß er geerbt hat... deshalb hat auch Nini-Moulin, der die Feste und Schmeicherein herausricht, diese Nacht mit ihm Bekanntschaft gemacht... abgesehen davon, daß er böse Absichten auf die Reine Bacchanal hat.

— Er! zu Kuchen! er ist zu häßlich; die Frauenzimmer haben ihn gern zum Tänzer, weil er die Umstehenden vor Lachen bringt zum Ersticken bringt; aber das ist auch Alles. Die kleine Pompon-Rose, die so niedlich ist, hat ihn in der Abwesenheit ihres Studenten zum wenig gefährlichen Cavaliere genommen.

— Aha... die Wagen, die Wagen! — rief die Menge einstimmig.

Die Manege, welche gezwungen war, bei den Masken zu bleiben, hatte nicht ein Wort von dieser für sie peinlichen Unterhaltung verloren, denn es war von ihrer Schwester die Rede, welche sie seit langer Zeit schon nicht mehr gesehen. Die Reine Bacchanal hatte nicht etwa ein böses Herz, aber das Bild des tiefen Elends der Manege, das sie früher getheilt, aber nicht die Kraft gehabt hatte, lange Zeit zu ertragen, verursachte diesem lustigen Mädchen Anfälle von bitterer Traurigkeit; sie setzte sich dem nicht mehr aus, da sie vergeblich gesucht hatte, ihre Schwester zur Annahme von Unterstützungen zu bewegen, welche diese stets zurückgewiesen, weil wissend, daß der Ursprung derselben kein ehrenwerther sein könne.

— Die Wagen, die Wagen! — rief die Menge auf's Neue und drängte mit Begeisterung vorwärts, so daß die Manege, ohne es zu wollen, sich in der ersten Reihe der Leute befand, welche sich bereiteten, diese Maskerade vorbeidefiliren zu sehen.

Es war in der That ein seltsames Schauspiel.

Ein Mann zu Pferde, als Postillon verkleidet, mit blauer, silbergestickter Weste, mächtigem Zopf, dem Wolken von Puder entstiegen, den Hut mit ungeheuren Bändern geziert, ritt dem ersten Wagen voraus, knallte fortwährend mit der Peitsche und schrie aus Leibeskräften:

— Platz! Platz für die Reine Bacchanal und ihren Hof!...

In dem offenen Landau, der von vier schimmelsüchtigen Pferden gezogen wurde, auf denen zwei alte, als Teufel gekleidete Postillone ritten, befand sich eine wahre Pyramide von Männern und Frauen, sitzend, stehend, hockend und Alle in den närrischsten, grotesksten, übertriebensten Costümen. Es war ein unglaubliches Gemirr von schreienden Farben, Blumen, Bändern, Schmuck und Flittern. Aus diesem Gewühle seltsamer Formen und Kleidungen kamen groteske oder gruppe, häßliche oder hübsche Köpfe hervor, alle aber waren belebt durch den fieberhaften Reiz einer tollen Trunkenheit. Alle mit einem Ausdruck fanatischer Bewunderung nach dem zweiten Wagen gewendet, wo Reine Bacchanal als Königin thronte, während man sie mit dem von der Menge wiederholten Geschrei „Vivat die Reine Bacchanal!" begrüßte.

Dieser zweite Wagen, der offen war, wie der erste, enthielt nun die vier Koryphäen des berühmten Pas der stürmischen Tulpe: Nini-Moulin, Pompon-Rose, Couche-tout und Reine Bacchanal.

Dumoulin, dieser religiöse Schriftsteller, der Frau von Sainte-Colombe dem Einflusse der Freunde des Herrn Rotin, seines Patrons, streitig machen wollte, mit dem Beinamen Nini-Moulin, stand auf den Vorderkissen und hätte ein vortreffliches Modell zu einer Studie abgegeben für Gallot oder für Gavarni, Gavarni, diesen ausgezeichneten Künstler, welcher mit dem beißenden Witz und der wunderbaren Phantasie des Caricaturisten die Anmuth, die Poesie und die Tiefe Hogarth's verbindet.

Nini-Moulin war ungefähr fünfunddreißig Jahr alt und trug auf dem Kopfe, weit hinten über, einen römischen Helm von Silberpapier; ein Federbusch, mit Stiel von rothem Holze, über dem ein dicker Wust von schwarzen Federn sich befand, war an der Seite dieser Kopfbedeckung angebracht, deren vielleicht etwas zu classische Linien er milderte.

Unter dem Helm breitete sich das kupferigste, lustigste Antlitz aus, das jemals von den flüchtigen Geistern eines Weines durpurnt worden ist. Eine sehr hervorspringende Nase, deren ursprüngliche Form sich indessen bescheiden hinter einer luxuriösen Sammlung von roth und violett schimmernden Auswüchsen verbarg, markirte sein ganz unbärtiges Gesicht höchst komisch und ein breiter Mund, mit dicken, umgestülpten Lippen, gab demselben einen Ausdruck von überraschender Lustigkeit, die auch in seinen dicken hervorquellenden Augen strahlte.

Wenn man diesen lustigen Bruder mit dem Silenusbauche sah, fragte man sich, wie es möglich sei, daß er nicht schon hundertmal diese Galle, dies Gift, von denen seine Pamphlete gegen die Feinde des Ultramontanismus strotzten, im Weine ertränkt habe, und wie seine katholischen Glaubensartikel bei diesen bachischen und choreographischen Ueberschwemmungen obenauf schwimmen konnten.

Diese Frage wäre unlösbar erschienen, wenn man nicht daran gedacht hätte, daß die mit den schwärzesten, verhaftesten, teuflischsten Roßen bedachten Schauspieler häufig im Grunde die besten Leute von der Welt sind.

*) Bekanntlich wird in Frankreich in vielen Städten ein Rosenfest gefeiert, bei welchem das tugendhafteste Mädchen als Rosenkönigin gekrönt wird. (S. Unsre Ztg. S. 41 u. 42 d. Bl.)

---

gesteckt wird. Deutlich unterscheidet man, daß das dortige Repertoir stets aus zwei Bestandtheilen zusammengesetzt sein muß, einmal, den wieder aufgenommenen und der Erhaltung würdigen Dramen einer früheren Zeit und sodann, einer vertrauensvollen Unterredung unter die fortlaufende Productien der Gegenwart. Daß sich bei jener ersten Aufgabe das Conversationsstück als vorzugsweise zu berücksichtigen in die Vordertreffe stellt, liegt in den gesellschaftlichen Bedingungen des Burgtheaters, in seinem Publicum. Daran mag auch die Schuld gelegen haben, daß Herr Deinhardstein, der frühere Vorstand dieser Bühne, im Verlauf seiner Verwaltung förmlich vom Strudel der französischen Uebersetzungen fortgerissen wurde. Kurländer, Koch, Lembert und Deinhardstein selbst, unter dem Namen eines Dr. Römer, fanden kein Ende, Scribe, Bayard, Anicet, Melesville, Alexander Dumas auf das Hofburgtheater zu verpflanzen. Es war dies jene traurige Zeit der deutschen Bühne, wo vom Norden her Angely, Cosmar, Blum, Theodor Hell, Lebrün, Herrey mit gleichem Eifer, den Original-Bestrebungen eines Raupach, Holtei, Bauernfeld und theilweise schon Halms gegenüber, die deutsche Bühne zu französiren suchten. Deinhardstein trat ab und machte seinem Nachfolger, Herrn von Holbein, Platz.

Man kann nicht leugnen, daß die Verwaltung des Herrn von Holbein mit günstigeren Hoffnungen, als gegenwärtig befriedigt worden sind, anfing. Er sann, um neu zu schaffen, ein reiches Material vor. Er konnte die Aufmerksamkeit auf viele Gegenstände lenken, die bisher am Hofburgtheater vernachlässigt worden waren. Ein großes Verdienst soll er sich durch die Vereinfachung der Verwaltung und die Herabsetzung mancher zu weit gehenden Ausgaben erworben haben. Er war ökonomisch, ohne die Würde der Anstalt zu beeinträchtigen. Auch für die bessere Scenirung der Stücke bewies er sogleich einen phantasiereichen Blick. Betrübend war zwar seine Neigung, an den Stücken nachzubessern und mit der Feder in der Hand bei der Lectüre der zur Darstellung kommenden Werke nicht blos zu kürzen, wofür man vielleicht dankbar sein durfte, sondern auch Pointen, die ihm zu gewagt schienen, abzuknicken und die Motive hie und da in's Alltägliche zu verflachen. Zu einer solchen Ausübung höherer Dramaturgie gehörte eine dichterverwandtere Natur, als die sich in dem Bearbeiter der Kleist'schen Stücke voraussetzen läßt. Davon jedoch abgesehen versprach Herr von Holbeins Antritt eine gute Zukunft. Er wies die vielbeliebten Uebersetzer des Burgtheaters zurück, erschwerte die Möglichkeit, durch Protection einen Erstlingsversuch auf die Bretter zu intriguiren, protestirte gegen die Ansicht, nach welcher das Burgtheater zunächst der östreichischen Poesie gehören sollte, ließ sich die Mühe nicht verdrießen, einige Shakespeare'sche Dramen neuerdings zu studiren, bestrebte sich, einige Lücken des Personals auszufüllen und gab zuletzt, aus wirklicher Liebe für die dramatischen Autoren, nicht wie Herr von Küstner nur aus Sparsamkeit und Mißgunst gegen jene Stücke, die nur dreimal gegeben werden können, den ersten Anstoß zur Tantième. Bis dahin erwarb sich Herr von Holbein die Achtung selbst seiner Gegner, an denen es naturgemäß bei einer mit so vielfachen Interessen in Widerspruch kommenden Stellung nicht fehlen konnte.

Stützer aber scheint Herrn von Holbein ein Nebel zu umflüstern. Er kommt dem ruhigen Betrachter vor wie ein rathlos Gewordener. Er macht Fehler auf Fehler. Hervorgegangen aus jener Literaturepoche, wo die Nachklänge der Romantik von P. A. Wolff und theilweise ihm selbst auf die Bühne hingeleitet wurden, hat er die Aufgabe des Burgtheaters, zu gleicher Zeit ein Conservatorium alter Stücke zu sein, völlig vergriffen. Zum allgemeinen Erstaunen hat er „Cäsario" von Wolf wieder neueinstudiren lassen, „das Hôtel Wiburg" von Clauren und so manche andere Arbeit, die wenigstens am Burgtheater der Vergessenheit überlassen sein sollte. Das Repertoir, wie es wöchentlich in den Wiener Zeitschriften mitgetheilt wird, macht einen unerfreulichen Eindruck. Kotzebue, die Weißenthurn, Clauren liefern ihre alten Schüsseln, wie bei einer reisenden Gesellschaft. „Beschämte Eifersucht", „Welcher ist der Bräutigam?" u. s. w. diese Sachen mögen auf der Burg vortrefflich gespielt werden, aber welch ein böses Beispiel gewährt es, wenn von allen jenen trägen Bühnen, die sich von ihrer verrotteten Eleete aus den Jahren 1810 bis 1820 nicht trennen können, das Hofburgtheater als Beispiel citirt werden kann. In den Novitäten, die seit dem 1. August gegeben wurden, erkennt man Herrn von Holbein nicht wieder. Ein französisches Stück, übersetzt von Kettel, einartige Uebersetzungen wieder aus dem Französischen, „die Körbe" von Berger, ein Stück, das seit drei Jahren liegt und von keiner anderen Bühne, etwa mit zufälliger Ausnahme München's, wo der Verfasser wohnt, gegeben worden ist, und nur die „Krenenwächter" eine würdige Aufgabe! Man hört, von Camille

Hüte die Schuster einen so hohen Rand, als ob sie heute Morgen erst aus irgend einem türkischen Lustschlosse gekommen wären.

Ihre Bekleidung, obgleich kurz und mit den steif-modischen Uebertreibungen, Kleinheit sie bewundernswürdig. Sie bedient sich einer Art glatten Mieder von Seidenzeug, mit langer Taille, mit vielen, engen Knöpfchen versehen; diese Mieder sind ihre Arme hineinzuschieben, und um einen Fuß breit weiten Saum, bei mit Rosetten und Federn von Gold versehen sind. Ein Kleid ganz mit der Farbe des zu gleicher Zeit getragenen Mieders bedeckt, das mit mehrfachen Garnituren von reichen Spitzenstreifen und Spitzenbesatz garnirt herab fällt.

Niemals hatte eine damalige Lösgerin ein kleiner gebildetes, einschlankeres und in gut proportionirtes Taille, als diese leichte Mädchen, von den Zehen bis Zehen und der Wendung beschäftigen, denen sich in jenen Augenblicke schon ein anmuthiges, leichtes Wiegen des Kopfes, begleitet von einer leisen Neigung der Schultern und der Hüften, dem Anschauen eines vorüberkommenden Bruchstücken zu können; so daß man den Takt mit der Spitze ihrer rechten Füßen, den sie leicht auftrommelten, und mit den Bewegungen der Augenlinge zu hören, wenn der Meister Bruchsaal hier sich aufhielt und dann in seiner Stellung auf dem Pferden des Wagens.

Gute Leute sagen von ihrer Schwester gewesen, daß sie hierfolge zum ersten Male in dem ganzen Pavane ihren kennerhaften Beifall, wenn sie Verdienst und dem Beifallsklatschen ihrer Lobpreisten. Und das erhöhte die Lagen der jungen Schwestern sich von Bruchsaal obgleich die Meister Bruchsaal die beiderlei Lustspiele ihrer Umgebung zu stellen schien, obgleich sie Gefahr brauchten einander nun und sie ein gutes Glück, eines vorzüglichen Namen zu genießen schien, befriedigt sie sich auch natürlich, sie, die eine Gesellschafte, die, daß mit Namen bekannt, für den Zug und die Nase Rath finden ging.

Die Meister hatte die Wenge vergessen, um nur ihre Schwester zu betrachten, die sie gleichsam liebte. — um so glücklicher, als sie die bevorzugenden Blicke ... ist bisher auch standen Gefühl, wie es in mit den Augen an dem schönen und freundlichen Gesichte suchte, erhielt ein erkennendes Lächeln, eine leise und schmeichelnde Zustimmung ans ...

Plötzlich bemerkte der gutgewandte und lustige Bild, mehrten die Meister Bruchsaal und ... Meister Schwesterin.

Um leichte war eine Lösgerin verstiegen mit einem Sprunge die kleine Bildnisse ihrem nachbarlichen Körper, gleichhörnerig gerade vorbeugte sich, und vor der Meister und ihrer Schwester.

Alles das war so schnell vor sich gegangen, daß die Spielerin der kleinen Bruchsaal, noch ganz erfüllend über die Absprache ihres vorwegenden Personen, nicht wußten, welchen Anlaß sie sich beimessen sollten; die Meister, welche sie ihrem umgaben, waren erstaunt genug, und die Meister, welche sie ganz dem Glück hingab, ihre Schwester zu umarmen und ihre Liebkosungen zu erwidern, sahen nicht in ihr sittsames Benehmen, welcher bei der Verwunderung und Heiterkeit der Wenge erregen mußte.

Gerade heute durfte Jemand daran, um die für ihre Schwester eine Erinnerungsfeierin weiter, worüber sie sich nach dem Wagen um und sagte:

Eine Art vergoldeten Diadems, das Emblem ihres ehemaligen Königthums, geschmückt mit kostbaren Steinen, umgab ihre Stirn, ihre in zwei dicke Flechten geflochtenen Haare umwanden sich um die runden Wangen und wanden sich hinter dem Nacken zusammen; der linke Hand ruhte auf der Schulter der kleinen Pompon-Rose und in der rechten hielt sie ein ungeheures Bouquet, mit welchem sie unter tausenden die Wenge grüßte.

Es wurde schwierig sein, das so lärmende, so belebte, so bewegte Bild zu beschreiben, welches nun durch einen reichen Wagen vorwärtsging wurde, auf dem wie auf dem ersten sich die vier Personen von gestalten und charakteristischen Zügen befand. Unter der ganzen zahlosen Menge betrachtete wir eine Person viele Gesichter, welche nicht Ausdruck, Leben und Bewegung darstellten, und welche den Wagen begleitenden, nach immer in der ersten Reihe der Zuhörer schlagenden waren.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Theater, um die Schauspieler zu betrachten, die sie plötzlich liebte. ... um so glücklicher, als sie die bevorzugenden Blicke ... ist bisher auch standen Gefühl, wie es in mit den Augen an dem schönen und freundlichen Gesichte suchte, erhielt ein erkennendes Lächeln, eine leise und schmeichelnde Zustimmung aus ...

Plötzlich bemerkte der gutgewandte und lustige Bild, mehrten die Meister Bruchsaal und ... Meister Schwesterin.

Um leichte war eine Lösgerin verstiegen mit einem Sprunge die kleine Bildnisse ihrem nachbarlichen Körper, gleichhörnerig gerade vorbeugte sich, und vor der Meister und ihrer Schwester.

Alles das war so schnell vor sich gegangen, daß die Spielerin der kleinen Bruchsaal, noch ganz erfüllend über die Absprache ihres vorwegenden Personen, nicht wußten, welchen Anlaß sie sich beimessen sollten; die Meister, welche sie ihrem umgaben, waren erstaunt genug, und die Meister, welche sie ganz dem Glück hingab, ihre Schwester zu umarmen und ihre Liebkosungen zu erwidern, sahen nicht in ihr sittsames Benehmen, welcher bei der Verwunderung und Heiterkeit der Wenge erregen mußte.

Gerade heute durfte Jemand daran, um die für ihre Schwester eine Erinnerungsfeierin weiter, worüber sie sich nach dem Wagen um und sagte:

Novellen-Zeitung.

Ein modernes Trauerspiel

in einem Akte.

(Schluß aus Nr. 21.)

Die Frau.

Stirb! sich um eine Stufe niedriger, — ich könnte sollen einst — und durch meinen Tod wenn vor der unermüdlichen Pflege, in die Du mich hinaufgetragen, Deine Liebe, die gänzlich zu mir entschloß, verlassen geschwettern.

Der Mann.

Du wirst nicht, kannst nicht sterben — Du kannst mich nicht also fränken, — Dein Auge bleibt zu treu, — selbst bis verstecktr Thräne hier am Deine Fernsicht — und Deine leichten Wangen verstehen mich Deinen bedrohenden Worten — Deiner Liebe.

Die Frau.

Was ein eitelich Wort! — Du bist in der rechten Einnerung es zu hören; — wenn der Schein gegen mich spricht, was möchtest Du thun?

Der Mann.

Ich möchte leisen Schein für den freiligenstein Deiner Augen bieten, — der Schatten der Verkennung möchte mich nicht betrüben, — nun weiß ja auch die Gläubigst gern auf dunklen Grund, um ihren Glanz strahlender herausspringlichen — doch freilich würde ich den Verleumder.

— Pompon-Rose, wirf mir meinen Mantel herunter... und Sie, Nini-Moulin, öffnen Sie schnell den Wagenschlag!

Die Reine Bacchanal fing den Mantel auf und hüllte die Maxeux geschwind darein, bevor diese noch in ihrem Erstaunen eine Bewegung machen konnte; dann sie bei der Hand nehmend, sagte sie zu ihr:

— Komm... komm...

— Ich?... — rief die Maxeux erschreckt aus, — woran denkst Du?

— Ich muß Dich durchaus sprechen... ich werde mir ein Cabinet geben lassen, wo wir allein sein werden... mach schnell, gutes Schwesterchen... weigere Dich nicht hier vor allen Leuten... komm...

Die Furcht, ein Schauspiel zu geben, bestimmte die Maxeux, die übrigens von dem Abenteuer ganz betäubt, erschreckt, ihrer Schwester zitternd und fast mechanisch folgte und sich in den Wagen heben ließ, dessen Schlag Nini-Moulin geöffnet hatte.

Da der Mantel der Reine Bacchanal die armseligen Kleider und die Verwachsenheit der Maxeux verbarg, so hatte die Menge nichts zu lachen und wunderte sich blos über das Begegniß, während die Wagen vor der Thür des Traiteurs ankamen.

Zweites Kapitel.

Die Gegensätze.

Einige Minuten nach dem Zusammentreffen der Maxeux und der Reine Bacchanal waren die beiden Schwestern in einem Cabinet im Hause des Traiteurs zusammen.

— Laß Dich noch einmal umarmen, — sagte Cephyse zu der jungen Arbeiterin, — mindestens sind wir jetzt allein... Hast Du nun noch Furcht?...

Bei der Bewegung, welche die Reine Bacchanal machte, um die Maxeux in die Arme zu drücken, sank der Mantel, welcher sie einhüllte, herunter.

Beim Anblicke ihrer elenden Kleider, welche sie auf dem Platze des Châtelet kaum zu bemerken Zeit gehabt hatte, schrieg Cephyse die Hände zusammen und konnte sich eines Ausrufes schmerzlicher Verwunderung nicht enthalten. Darauf trat sie näher an ihre Schwester heran, um sie genauer zu betrachten, nahm in ihre weichen runden Hände die mageren und kalten Finger der Maxeux und prüfte einige Minuten lang mit wachsendem Kummer dieses arme und leidende Geschöpf, das durch Entbehrungen kränkelnd und abgemagert und mit einem schlechten Kleide von abgetragenem und geflicktem Stoffe zur Noth bekleidet war.

— O Schwester! Dich so wiederzusehen!...

Weiter konnte die Reine Bacchanal kein Wort hervorbringen und warf sich in Thränen ausbrechend der Maxeux um den Hals. Unter Schluchzen fügte sie hinzu:

— Verzeihung!... Verzeihung!...

— Was hast Du... meine gute Cephyse? — sagte die junge Näherin tief bewegt und machte sich sanft von der Umschlingung ihrer Schwester los. — Du bittest mich um Verzeihung... und weshalb?

— Weshalb! — versetzte Cephyse und hob ihr von Thränen gebadetes und vor Verlegenheit rothes Gesicht in die Höhe, — ist es nicht scheußlich von mir, mit diesen Flittern bekleidet zu sein, so viel Geld für Kurzweilen auszugeben... während Du auf diese Weise gekleidet bist, an Allem Mangel leidest... vielleicht vor Elend und Noth umkommst? Denn ich habe niemals Dein armes Gesicht so bleich, so eingegriffen gesehen...

— Beruhige Dich, gute Schwester... ich befinde mich nicht schlecht... Ich bin blos diese Nacht ein wenig aufgeblieben, deshalb bin ich blaß... aber ich bitte Dich, meine nicht... Du machst mich untröstlich...

Die Reine Bacchanal war eben strahlend von einer entzückten Menschenmenge gekommen, und nun war es die Maxeux, welche sie tröstete...

Ein Zufall machte diesen Contrast noch schlagender.

Man hörte plötzlich in dem nahen Saale Freudengeschrei und mit Enthusiasmus wurde laut gerufen:

Es lebe die Reine Bacchanal!... Es lebe die Reine Bacchanal!

Die Maxeux bebte und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie ihre Schwester ansah, welche das Gesicht in ihre Hände barg und vor Scham niederzuschmettern schien.

— Cephyse, — sagte sie zu ihr... — quäle Dich nicht so... Du wirst mich sonst das Glück bereuen lassen, Dir begegnet zu sein, und ich bin doch so glücklich darüber!... Ich habe Dich so lange Zeit nicht gesehen... Aber was hast Du? sage es mir...

— Du verachtest mich vielleicht... und Du hast Recht, — sagte die Reine Bacchanal und trocknete sich die Augen.

— Dich verachten!... Mein Gott, und weshalb denn?

— Weil ich dies Leben führe... anstatt, wie Du, den Muth zu haben, das Elend zu ertragen...

Cephysens Schmerz war so bitter, daß die Maxeux, stets nachsichtig und gut, vor Allem ihre Schwester trösten, sie in ihren eigenen Augen erhöhen wollte und zärtlich zu ihr sagte:

— Meine gute Cephyse, da Du ein ganzes Jahr lang, wie Du gethan, dies Elend ertragen, hast Du mehr Verdienst und Muth gehabt, als ich jemals haben werde, wenn ich es auch mein ganzes Leben lang ertrage.

— O, Schwester... sage das nicht.

— Nun, offen gestanden, — versetzte die Maxeux... — welchen Versuchungen ist ein Geschöpf wie ich ausgesetzt? Ist es nicht ganz natürlich, daß ich Abgeschlossenheit und Einsamkeit eben so sehr aufsuche, als Du ein geräuschvolles Leben und das Vergnügen? Was für Bedürfnisse habe ich, gebrechlich wie ich bin? Sehr wenig genügt mir...

— Und dieses Wenige... hast Du nicht einmal immer?...

— Nein... aber es giebt Entbehrungen, welche ich Schwache und Kränkliche dennoch leichter ertragen kann, als Du... so verursacht mir der Hunger eine Art von Betäubung... welche mit einer großen Schwäche endet... aber Dich, die kräftig und lebhaft ist... Dich bringt der Hunger außer Fassung... macht Dich rasend!... Ich, erinnerst Du Dich wohl?... wie häufig habe ich Dich diesen schmerzlichen Krisen ausgesetzt gesehen... wenn wir in unserer traurigen Mansardstube, in Folge eines Arbeitsmangels... nicht einmal unsere vier Franken wöchentlich verdienen konnten, und wir nichts, durchaus nichts zu essen hatten... denn unser Stolz verhinderte uns an die Nachbarn uns zu wenden.

— Diesen Stolz hast Du mindestens Dir erhalten.

— Und auch Du... hast Du nicht gekämpft, so lange nur ein menschliches Geschöpf zu kämpfen im Stande ist?... Aber alle Kräfte haben ein Ende... ich kenne Dich wohl, Cephyse... besonders dem Hunger hast Du nachgegeben... dem Hunger und jener schmerzlichen Verpflichtung zur harten nächtigsten Arbeit, welche Dir dennoch nicht einmal so viel brachte, um die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu bestreiten.

— Aber Du... Du ertrugst diese Entbehrungen, ertrügst sie noch.

Kannst Du mich mit Dir vergleichen? Sieh, — sagte die Maxeux, indem sie ihre Schwester bei der Hand nahm und vor einen Spiegel führte, der über einem Canapee hing, — betrachte Dich... glaubst Du, daß Gott, indem er Dich so schön machte, Dich mit einem lebhaften, heißen Blute, einem fröhlichen, beweglichen, empfänglichen, vergnügungslustigen Charakter begabte, daß Gott gewollt hat, Deine Jugend solle in einer eisigen Mansardstube verfließen, ohne daß Du jemals die Sonne erblickt, auf dem Stuhle festgebannt, in Lumpen gekleidet und unaufhörlich und hoffnungslos arbeitend? Nein, denn Gott hat uns auch noch andere Bedürfnisse geschaffen, als die des Trinkens und des Essens. Hat nicht selbst in unserem niedrigen Stande die Schönheit das Bedürfniß nach einem Schmuck? hat die Jugend nicht Bedürfniß nach Bewegung, Vergnügen und Fröhlichkeit? Haben nicht alle Lebensalter das Bedürfniß nach Zerstreuung und Ruhe? Hättest Du einen Lohn verdient, der Dir genügt hätte, um Dich satt zu essen, einen oder zwei Tage wöchentlich zum Vergnügen zu haben, nach einer täglichen Arbeit von zwölf oder funfzehn Stunden Dir die bescheidene und kleinste Toilette anzuschaffen, welche Dein reizendes Gesicht so gebieterisch verlangt, dann würdest Du nichts weiter gefordert haben, davon bin ich überzeugt, Du hast es mir hundertmal gesagt; Du hast also einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit nachgegeben, weil Deine Bedürfnisse größer sind als die meinigen.

— Es ist wahr, — antwortete die Reine Bacchanal mit nachdenklicher Miene, — wenn ich nur vierzig Sous täglich zu verdienen gefunden hätte, wäre mein Leben ein ganz anderes geworden sein... Denn im Anfang... siehst Du, Schwester... fand ich mich schmerzlich erniedrigt, auf Jemandes Kosten leben zu müssen...

— So bist Du also unwiderstehlich fortgerissen worden, meine gute Cephyse... wäre das nicht, so würde ich Dich heute, anstatt Dich zu beklagen... Du hast Die Deine Bestimmung nicht gewählt, Du hast ihr folgen müssen... wie ich der meinigen...

— Arme Schwester, — sagte Cephyse, die Maxeux zärtlich umarmend, — Du, die so unglücklich ist, Du ermuthigst, Du tröstest mich... und eigentlich wäre es an mir, Dich zu beklagen...

— Beruhige Dich... — sagte die Maxeux, — Gott ist gerecht und gut: wenn er mir auch viele Vorzüge versagt hat, hat er mir auch meine Freuden gegeben, wie Dir die Deinigen.

— Deine Freuden?

— Ja, und große Freuden; ... ohne sie würde mir das Leben zu lästig sein... ich würde nicht den Muth haben, es zu ertragen.

— Ich verstehe Dich, — sagte Cephyse voller Bewegung, — Du findest noch Gelegenheit, Dich für Andere aufzuopfern und das mildert Deinen Kummer.

— Ich thue wenigstens mein Möglichstes dazu, obgleich es nur wenig sein kann; aber wenn es mir gelingt, — fügte die Maxeux sanft lächelnd hinzu, — dann bin ich glücklich und stolz, wie eine arme kleine Ameise, welche mit unendlicher Mühe einen dicken Strohhalm nach dem gemeinschaftlichen Bau getragen hat... Aber sprechen wir nicht mehr von mir...

— Doch... sprechen wir davon, ich bitte Dich darum, und auf die Gefahr hin, Dich bös zu machen, — versetzte schüchtern Reine Bacchanal, — werde ich Dir noch einmal einen Vorschlag machen, den Du schon zurückgewiesen hast. Jacques*)... Jacques hat, wie ich glaube, noch Geld, wir verschwenden es zu Narrheiten... und geben dies hier und da einmal, wenn

*) Wir erinnern den Leser daran, daß Cephyse trotz und Jacques Rennepont dies Lob zu der Nachtgenossenschaft der Schwester des ewigen Juden gehört.

Die Frau.

Ernst — wenn dieser Schein durch eine meiner Handlungen als Licht der Wahrheit in das Dunkel Deines blinden Vertrauens hellerachtend hineinfiele — was würdest Du thun?

Der Mann.

Laß uns nicht über die Möglichkeit Worte verlieren.

Die Frau.

O sprich — mein Leben hängt an dieser Frage — Du mußt mir Antwort geben.

Der Mann.

Verschone mich mit solchen Fragen — sie sind zu ernsthaft selbst als Scherz. — Meine Liebe hat nach manchem Kampfe den langen Weg zu Deinem Herzen gemacht, ihr Ziel gefunden — hier ist ihr wohl — hier ihre Heimath; — Du wirst sie nicht durch einen Fehltritt zwingen, den langen, weiten Weg mit unnennbarem Schmerze wieder zurückzumachen, kraftlos am Wege hinzusinken. — Laß' ab mit solchen Fragen — — laß' uns lieber unser Glück besprechen.

Die Frau.

Die Frau — und vor Allem die tugendhafte Frau, die ihren Pflichten treu ergeben, hat einen schweren Stand in der Gesellschaft; — tausend Augen bewachen sie — sie darf nur ein Haar breit von dem gewohnten Lebensgange abweichen — und man hat sie auf Abwegen geseh'n, — jedes ihrer Worte wird auf der Sensitivwage abgewogen — das unmerklichste Zuviel oder Zuwenig fällt dem Richter als Schuld anheim, — bei jeder Thräne wird nach Schmerze gefragt, dem sie geweint wird — weh ihr, wenn er nicht unglückschwer, — ihre Freude muß jedes Lächeln verzollen. — Ihre Stellung ist hart, — und die Achtung Weniger wiegt nicht so manchen Kummer, wiegt nicht die Thränen auf, die ihr Verleumdung erpreßt. Beleidigt sie nur durch ein Wort ihre Würde — so ist die angefeindete, abbenebete Würde vollends eingebüßt, und sie hat nicht den kleinsten Vorzug vor Denen, die leichtsinnig den guten Ruf vernichten.

Der Mann.

Ich verachte den Mann, der, ohne erst zu prüfen, den Verdacht tief Wurzel schlagen und umsichgreifen läßt, daß er die Liebe in seiner Brust erstickt, der dem Leumunde auf halbem Wege entgegenkommt, ihm voreilig in's Wort fällt — und in blindwaltender Leidenschaft ein strenges Gericht verhängt; — er tödtet so das langgenährte Vertrauen, raubt seiner Frau den letzten Rest der Selbstständigkeit, die wohlgebraucht eine gute Waffe in ihren Händen ist, den Spott und Neid zu entwaffnen. — Ich verachte aber auch den Mann, der zu dem am Tage liegenden Betrage schweigt, den Wurm an seinem Leben nagen läßt — und schweigt, und immer schweigt — und den Wurm mit seinem Herzblute nährt, das Gebäude seines Glückes ungesorgt stürzen und fallen läßt; — er handelt feig an seiner Ehre — und die Ehre muß dem Manne heilig sein — er muß sie rein zu erhalten suchen, — sie ist sein bestes Gut, sein edelstes Kleinod. — Streng muß er es ahnden, wenn sie ihm durch sein Weib befleckt wird. — Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, wie ich mich in einem solchen Falle benehmen würde — Du hast den Gedanken nie in mir aufkommen lassen — das dank' ich Deiner Treue, — doch strenge würde ich richten — mir sagt's mein Blut, das schon bei dem Gedanken siedet und wallt. — Genug — und quäle mich nicht — beunruhige mich nicht mit solchen Fragen — und liebe mich. — — Ich muß nun fort — ich muß dies Kästchen mit Pistolen seinem Eigenthümer, dem Grafen, zurückstellen. — Diese Waffen sollten auf der Reise mich schützen und bewachen — es war eine unnütze Sorge — Deine Liebe hatte mich ja hinlänglich beschützt und bewacht.

Die Frau

(greift in heftiger Bewegung nach dem Kästchen).

Der Mann.

Marie — sie sind geladen — (zieht sie hinterrücks und sie erschrocken anblickend) Was geht in Dir vor — Du zitterst, — Deine Aufregung befremdet mich. — Sei offen — Du verbirgst mir ein Geheimniß — laß es mich wissen.

Die Frau

(erschüttert ihn umarmend).

Der Mann.

Ich will nun geh'n — doch, bis ich wieder komme, faß' Dir Muth, — roll' auf das Buch Deines Herzens, und laß mich lesen die Geschichte, die auf Deine Sterne so schwarze Schatten wirft, — sei sie auch noch so traurig, ich will sie lesen. — Mittheilung lindert das Leid. — Also — bis ich wiederkomme — noch diesen Kuß — und — lebe wohl. (Ab.)

Die Frau.

Lebe wohl — —

(Ihm zur Thüre nacheilend.)

Ernst! —

die Gelegenheit sich bietet, armen Leuten etwas... Ich bitte Dich, laß Dich von mir unterstützen... ich sehe es an Deinem armen Geschichten, so sehr Du mir es auch verbergen willst, Du erschöpfst Dich durch zu vieles Arbeiten.

— Ich danke Dir, meine liebe Cephyse... ich kenne Dein gutes Herz; aber ich brauche Nichts... das Wenige, was ich verdiene, genügt mir.

— Du schlägst es mir ab, — sagte die Reine Bacchanal traurig, — weil Du weißt, daß meine Ansprüche auf dieses Geld nicht ehrenwerth sind... Sei es, ich begreife Deine Gewissensscrupel... aber nimm wenigstens einen Dienst von Jacques an... er ist Arbeiter gewesen, wie wir... unter Kameraden... da hilft man sich... ich bitte Dich, nimm es an, oder ich werde glauben, daß Du mich verachtest...

— Und ich... ich werde glauben, daß Du mich kränken willst, wenn Du darauf bestehst, meine gute Cephyse, — sagte die Mayeux mit einem bei aller Sanftmuth so festen Tone, daß die Reine Bacchanal einsah, jedes Dringen würde unnütz sein.

Sie senkte traurig den Kopf und eine Thräne entrollte abermals ihren Augen.

— Meine Weigerung betrübt Dich, — sagte die Mayeux, ihre Hand ergreifend; — ich bin unendlich darüber; aber überlege es Dir und Du wirst mich begreifen.

— Du hast Recht, — sagte die Reine Bacchanal nach einer Pause voller Bitterkeit, — Du kannst keine Unterstützung... von meinen Geliebten annehmen... der Verschlagschen mußte Dich beschämen... Es giebt so erniedrigende Lagen, daß sie sogar bedauern, wenn man Gutes damit thun will.

— Cephyse... ich habe Dich nicht verletzen wollen... Du weißt es wohl.

— O geh, glaube mir, — versetzte die Reine Bacchanal, — so verdienstlos, so lustberaubt ich auch bin... ich habe doch Augenblicke des Nachdenkens... selbst mitten in meinen tollsten Vergnügungen... und diese Augenblicke sind glücklicher Weise sehr selten.

— Und woran denkst Du dann?

— Ich denke, daß das Leben, welches ich führe... kein rechtschaffenes ist; und dann will ich Jacques um eine kleine Summe Geldes bitten, nur so viel, um meinen Lebensunterhalt ein Jahr lang zu sichern, und dann mache ich den Plan, wieder zu Dir zu kommen und nach und nach wieder zu arbeiten anzufangen.

— Nun gut!... Dieser Gedanke ist schön... warum folgst Du ihm nicht?

— Weil ich in dem Augenblicke der Ausführung dieses Planes mich aufrichtig frage und mir der Muth fehlt; ich fühle es, niemals werde ich mich wieder an die Arbeit gewöhnen und auf dies Leben verzichten können, das bald voll Ueberfluß ist wie heute, bald ungemiß... aber doch mindestens frei, unthätig, lustig, unbesorgt und stets tausendmal dem vorzuziehen, welches ich führen würde, wenn ich vier Franken wöchentlich verdiente. Niemals übrigens hat mich das Interesse geleitet, mehre Male weigerte ich mich, einen Geliebten zu verlassen, der nicht viel hatte, um eines Reichen willen, den ich nicht liebte; niemals habe ich irgend etwas für mich verlangt. Jacques hat vielleicht zehntausend Franken binnen drei oder vier Monaten vergeudet und wir haben nichts als zwei schlechte, kaum meublirte Kammern, denn wir leben stets draußen, wie die Vögel; glücklicher Weise habe ich ihn schon geliebt, als er noch gar nichts besaß; ich verkaufte einige Kleinode, die man mir geschenkt hatte, für hundert Franken und setzte diese Summe in die Lotterie; da die Thörichten immer Glück haben, so gewann ich viertausend Franken. Jacques war eben so lustig, eben so toll, eben so aufgeweckt als ich, wir sagten also zu uns: wir lieben uns sehr; so lange das Geld dauern wird, geht es so fort, und wenn wir keins mehr haben, so giebt es nur zwei Dinge: entweder, wir sind Einer des Andern überdrüssig und dann sagen wir uns Lebewohl, oder wir lieben uns immer noch; um zusammen zu bleiben, wollen wir dann versuchen, uns wieder der Arbeit zuzuwenden; können wir das nicht und haben wir noch immer Lust uns nicht zu trennen... so endet ein Scheffel Kohlen die ganze Geschichte.

— Großer Gott! — rief die Mayeux erbleichend.

— Beruhige Dich nur... noch sind wir nicht so weit... Es blieb uns noch etwas, als ein Geschäftsagent, welcher mir die Cour gemacht hatte, aber so häßlich war, daß das mich verhinderte zu sehen, daß er reich sei, als dieser Agent, der wußte, daß ich mit Jacques lebte, mich aufforderte... aber was soll ich Dich mit diesen Einzelheiten langweilen!... In zwei Worten, man hat Jacques auf so eine Art, wie man sagt, ziemlich zweifelhafte Rechte, die er auf eine Erbschaft hatte, Geld geliehen... und mit diesem Gelde amüsiren wir uns... so lange noch etwas da sein wird, geht die Sache...

— Aber, meine gute Cephyse, anstatt das Geld so thöricht zu verschwenden, warum legt Ihr es nicht an... warum verheirathet Du Dich nicht mit Jacques... da Du ihn doch liebst?

— O, erstens, siehst Du, — antwortete lachend die Reine Bacchanal, deren sorgloser, lustiger Charakter wieder die Oberhand bekam, — Geld anlegen, das verschafft einem kein Vergnügen... man hat kein anderes Amüsement, als daß man ein kleines Stück Papier ansehen kann, welches man im Tausch gegen diese kleinen Goldstücke erhält, die einem tausend Vergnügungen verschaffen... Was das Heirathen anbetrifft, so liebe ich gewiß Jacques, wie ich niemals Jemanden geliebt habe; indessen scheint mir, wenn ich mit ihm verheirathet wäre, würde unser ganzes Glück dahinschwinden, denn im Grunde als mein Liebhaber kann er mir nichts über die Vergangenheit sagen; aber als mein Mann würde er mir sie früher oder später zum Vorwurf machen, und wenn mein Betragen Vorwürfe verdient, will ich sie lieber selbst an mich richten und werde gewiß nicht schonen.

— Nun gut, Närrin, die Du bist... aber dies Geld wird nicht ewig dauern... wie dann?... was macht Ihr dann?

— Dann?... ei was! Das Dann... steht noch im Monde geschrieben!.. mir ist immer, als wenn Morgen erst in hundert Jahren käme... Wenn man sich stets sagen müßte, daß man einst sterben wird, so wäre es der Mühe nicht werth, zu leben...

Das Gespräch Cephysens und der Mayeux wurde aufs Neue durch einen furchtbaren Lärmen unterbrochen, welchen das scharfe durchdringende Geräusch von Nini-Moulin's Knarre unterbrach; darauf folgte diesem Tumulte ein Chorus menschlichen Geschreis, aus dem man heraus die Worte vernahm, welche die Fensterscheiben zittern machten:

— Die Reine Bacchanal, die Reine Bacchanal!

Die Mayeux fuhr bei diesem plötzlichen Lärmen zusammen.

— Das ist wieder mein Hof, der ungeduldig wird, — sagte Cephyse, diesmal lachend, zu ihr.

— Mein Gott! — rief die Mayeux erschreckend, — wenn man käme und Dich hier suchte!...

— Nein, nein, sei ruhig.

— O doch... hörst Du diese Schritte... man geht auf dem Corridor... man kommt näher... O, ich beschwöre Dich, Schwester, sorge, daß ich allein hinaus gehen kann... ohne von allen diesen Leuten gesehen zu werden.

In dem Augenblicke, wo die Thür sich öffnete, lief Cephyse nach derselben.

Sie sah auf dem Corridor eine Deputation, an deren Spitze Nini-Moulin mit seiner furchtbaren Knarre bewaffnet, Pompon-Rose und Couche-tout-nud glänzten.

— Die Reine Bacchanal! oder ich vergifte mich mit einem Glase Wasser! — rief Nini-Moulin.

— Die Reine Bacchanal! oder ich schlage mein Aufgebot mit Nini-Moulin auf der Mairie an! — rief die kleine Pompon-Rose mit entschlossener Miene.

— Die Reine Bacchanal! oder ihr Hof empört sich und entführt sie! — sagte eine andere Stimme.

— Ja, ja, wir wollen sie entführen! — wiederholte der furchtbare Chor.

— Jacques! komm allein herein, — sagte die Königin trotz dieser dringenden Aufforderungen; darauf wandte sie sich mit majestätischem Tone an ihren Hof:

— In zehn Minuten gehöre ich Ihnen und dann ein verfluchter Sturm!

— Es lebe die Reine Bacchanal! — rief Dumoulin und drehte seine Knarre, indem er sich mit der Deputation zurückzog, während Couche-tout-nud allein in das Cabinet trat.

— Jacques, das ist meine gute Schwester, — sagte Cephyse zu ihm.

— Erfreut, Sie zu sehen, Mademoiselle, — sagte Jacques herzlich, — und doppelt erfreut, denn Sie werden mir Nachrichten von Kamerad Agricol geben können... Seitdem ich Millionär spiele, sehen wir uns nicht mehr... aber ich liebe ihn noch immer als einen guten und braven Gesellen... Sie wohnen in seinem Hause... Was macht er?

— Ach, mein Herr,... ihm und seiner Familie ist viel Unglück passirt... Er ist im Gefängnisse.

— Im Gefängnisse! — rief Cephyse.

— Agricol!... im Gefängnisse!... Er... und weshalb? — sagte Couche-tout-nud.

— Wegen eines politischen Vergehens, das nicht bedeutend ist. Man hatte gehofft, ihn gegen eine Caution in Freiheit setzen zu können.

— Versteht sich... 500 Franken, ich kenne das... — sagte Couche-tout-nud.

— Unglücklicher Weise ist es unmöglich gewesen; die Personen, auf die man rechnete...

Die Reine Bacchanal unterbrach die Mayeux, indem sie zu Couche-tout-nud sagte:

— Jacques... Du hörst... Agricol im Gefängnisse, gegen 500 Franken Caution...

— Wahrhaftig! ich höre, ich verstehe, Du brauchst mir keine Winke zu geben... der arme Junge, er erhielt seine Mutter!

— Ach, ja, mein Herr, und es ist um so peinlicher, als sein Vater aus Rußland angekommen ist und seine Mutter...

Zweite Scene.

Die Frau.

(Allein.)

Er ist fort und ich bin nicht um einen Schritt weiter gekommen. — So viel Liebe, und ich unwürdig all dieser Liebe. — Jedes Wort, das sonst wie ein Sonnenstrahl in mein Herz fiel, traf wie der scharfe Stahl in's Herz. — Wie edel seine Liebe — wie in den ersten Tagen unserer Ehe — nur inniger ist sie seitdem geworden, — und ich — ich bebe vor der Macht dieser Liebe zusammen. — — Ja, ich habe Dein gedacht in den letzten Tagen vor Deiner Rückkehr — jede Minute Dein gedacht — wie der Verurtheilte seines Todes denken mag — mit banger Furcht. — Es war nicht die einzige Nacht, die ich durchwacht, meine Wangen sind nicht ohne Grund farblos. — Das Licht, das an meinem Bett nicht erlosch, brannte an dem Sarge, in den ich meine Liebe gebettet, die mich mit feuerlosen Augen und bleichen Wangen als Mörderin anklagte. — Jeder Schritt, der von der Straße dumpf heraufdrönte, war ein Fußtritt für mein Herz und machte es bluten. Das Rollen jedes Wagens war mir fürchterlich, wie mir als Kind des Donners Rollen war — man hatte mir ja gesagt, die Gottheit zürne da, — nach jedem Donnerschlage erwartete ich den vernichtenden Blitz. Ein Wagen hält am Haus, ich schreckte athemlos zusammen, ich meinte in der tödtlich quälenden Angst meines Herzens; — — er kam mit seiner Liebe, — ich fühlte das mächtige Pochen seines Herzens an meiner Brust, jeder Schlag war eine strenge Frage an mein Herz, jeder Blick ein Vorwurf; — ach, wie hab' ich gelitten bei seiner Liebe! — — Es ist Alles verloren! ich habe die Fackel der Zerstörung mit eigener Hand in mein Glück geschleudert — keine Rettung — ich muß untergehn; — es kommt zum hellauflodernden Brand noch seine Liebe hinzu, die ihn vergrößert. — Wie wird das enden! Das Maß meiner verschuldeten Leiden ist noch nicht voll, — noch ist der Schleier vom Geheimniß nicht gehoben, es schleift die Furcht erst den Dolch, der mein Herz tödtlich treffen soll, mein Herz und seines. — Angstvolle Ruhe, wie vor einem schrecklichen Gewitter, geht durch unser Haus; — o träfen doch alle Blitzschläge mein Haupt — und nicht seines. — Doch, er steht höher, sie werden auf sein Haupt fallen. — Er hat für mich gestrebt, gesorgt — jeden Wunsch hat er belauscht und befriedigt — und — ich — ich hab' ihn betrogen, verrathen in einer Stunde. — O hätte er mich mit sich genommen, er wollte mir den Schmerz an einem Todtenbette ersparen; — es war nicht gut so, er hätte sich den größten Schmerz erspart, den Schmerz, ein Leben zu verlieren, das er sich treu ergeben wähnte. — Es wäre Alles anders geworden. — Nun ist Alles verloren, Alles, seine Liebe verloren durch meine Schuld. — —

(Sie verhüllt ihr Antlitz und weint.)

Warum hab' ich meinem Leben nicht ein Ende gemacht? Hätte dies mich gerechtfertigt? — Ich allein war schuldig, ich allein will auch die schweren Folgen der Schuld tragen; — ich will ihm den einen Schmerz ersparen, den meines Todes — — er soll nur die Lebende verlieren. — Seine Liebe war unendlich; die Liebe, heißt es, wenn sie betrogen wird, greift zum Haß. — Er soll den Haß gebrauchen, ich will ihn ertragen, in seiner ganzen Stärke ertragen, — er soll mich hassen, da ich seine Liebe nicht verdient. — Ich will vernichtet von ihm geh'n, nur das Andenken an die schönen Blüthentage mit mir nehmen, die ich zerstört, will weinen über mein verlornes Paradies und will im Gehen über ihn wachen, seine Schmerzen mit ihm tragen, so soll es sein, ja, so soll es sein! (Pause. Sie lacht.) „Die Reue ist nur der Schatten, den die Sünde wirft, in dem die gefallene Tugend ausruht und sich erholt von ihren Schmerzen, wenn die Strahlen der Wahrheit sengend niederbrennen. — Verschließ' die Thüren der Verführung, Kind; giebst du auch nur den Dank auf ihren Gruß, wird sie sich schmeichelnd zu deinen Füßen legen, die in's Auge blicken, mit sinnverwirrenden Liedern sich in dein Herz schleichen; — es bedarf nur des leisesten Gegendrucks von deiner Hand, und es springen alle geheimen Thüren auf, die die Lehren deiner Mutter streng verschlossen, die du selbst nach der Rückkehr von ihrem Grabe vermehrt, — aus jeder tritt ein verlockender Reiz dir entgegen, der dich mit seinen Armen umschlingt, und deine Liebe in den Staub ringt, daß sie berauscht von den Düften und Klängen der heiligsten Pflicht vergißt und im Sinnentausch an die Brust der Verführung fliegt. — Die Klänge verhallen, die Düftchen zieh'n erblassend vorüber, — und du stehst händeringend und bleich vor der gefallenen Jugend, Thränen rollen über die Wangen, du suchst dir selbst zu entfliehn, und siehst im Wachen und im Schlaf dein Vergehen in grellen, häßlichen Farben vor den Augen; — verschließ' die Thüren der Verführung, so

— Hier, Mademoiselle, — sagte Couche-tout-nud, die Maneur wieder unterbrechend, und gab ihr eine Börse, — nehmen Sie, Alles ist hier im Voraus bezahlt, das ist der Rest meiner Kasse; es sind 25 oder 30 Napoleons darin; ich kann sie nicht besser los werden, als indem ich sie benutze, um einem Kameraden aus der Noth zu helfen. Geben Sie sie dem Vater Agricol's; er wird die nöthigen Schritte thun und morgen wird Agricol in seiner Schmiede sein... wo ich ihn lieber wissen mag, als mich.

— Jacques, küsse mich augenblicklich! — sagte die Reine Bacchanal.

— Augenblicklich und nochmals und immer, — sagte Jacques, die Königin fröhlich umarmend.

Die Maneur zauderte einen Augenblick; aber sie dachte daran, daß diese Summe doch nur thöricht verschwendet werden würde, dagegen im anderen Falle Agricol's Familie Leben und Hoffnung wiedergegeben könne; ferner, daß diese Jacques später niedergezugestellten 500 Franken ihm dann eine nützliche Hülfe sein könnten: dies Alles bedenkend nahm das junge Mädchen das Anerbieten an und sagte die Börse ergreifend mit feuchten Augen:

— Herr Jacques, ich nehme es an... Sie sind edelmüthig und gut; der Vater Agricol's wird wenigstens heute diesen Trost haben, nach mancherlei schrecklichem Kummer... Dank... o Dank!

— Sie brauchen mir nicht zu danken, Mademoiselle, ... man hat Geld für Andere eben so gut als für sich...

Das Gerufe begann wieder fürchterlicher als jemals und die Knarre Nini-Moulin's kreischte gräßlich.

— Cephyse, ... sie werden Alles da drinnen zerbrechen, wenn Du nicht kommst und jetzt habe ich nicht mehr so viel, um den Schaden bezahlen zu können, — sagte Couche-tout-nud. — Verzeihung, Mademoiselle, — fügte er lachend hinzu, — aber Sie sehen, das Königthum hat seine Pflichten...

Cephyse breitete bewegt der Maneur ihre Arme entgegen, welche sich, heiße Thränen vergießend, darein warf.

— Und jetzt, — sagte sie zu ihrer Schwester, — wann sehe ich Dich wieder?

— Bald... obgleich mir Nichts mehr Schmerz verursacht, als Dich in einem Elende zu sehen, das Du zu mildern mir nicht erlauben willst...

— Du wirst kommen, Du versprichst es mir?

— Ich verspreche es für sie, — sagte Jacques, — wir wollen Sie besuchen, Sie und Ihren Nachbar Agricol.

— Nun... jetzt kehre zu Deinem Feste zurück, Cephyse... vergnüge Dich von ganzem Herzen... Du kannst es... denn Herr Jacques wird eine Familie sehr glücklich machen...

Nachdem sie dies gesagt und Jacques sich übergenug hatte, daß sie hinabgehen könne, ohne von einem lebenden, tollen Genossen gesehen zu werden, stieg die Maneur heimlich die Treppe hinab voller Eifer, Dagobert mindestens eine gute Nachricht zu bringen; aber vorher wollte sie sich noch nach der Rue de Babylone begeben, nach dem früher von Fräulein von Cardoville bewohnten Pavillon.

Wir werden später die Ursache dieses Entschlusses der Maneur erfahren.

In dem Augenblicke, wo das junge Mädchen aus dem Hause des Traiteurs herauskam, sprachen drei bürgerlich und sehr comfortabel gekleidete Männer leise mit einander und schienen sich zu berathen, indem sie das Haus des Traiteurs betrachteten.

Bald kam ein vierter Mann die Treppe des Traiteurs herab.

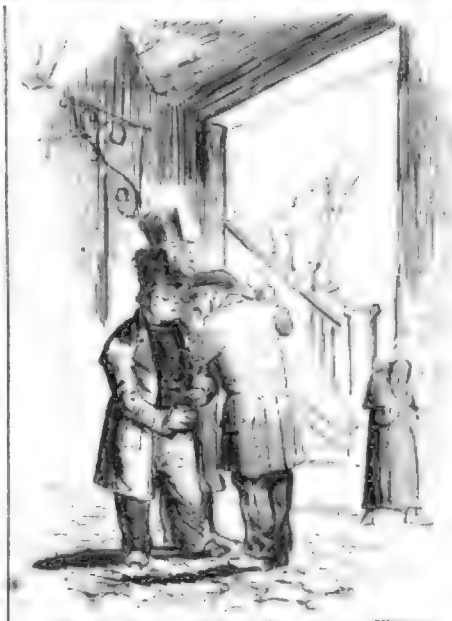
— Nun? — fragten die Anderen ängstlich.

— Er ist da...

— Bist Du gewiß?

— Gieht es zwei Couche-tout-nud auf der Erde? — antwortete der Andere, — ich habe ihn gesehen, er ist als Lastträger verkleidet;... sie sitzen mindestens drei Stunden bei Tische.

— Dann erwarten Sie mich hier, Sie Anderen... verstecken Sie sich so gut als möglich... Ich will den Wettmeister aufsuchen und die Sache ist dann abgemacht.



Und dies sagend verschwand einer von den Männern, indem er in eine Straße lief, welche auf den Platz mündete.

.....

In diesem Augenblicke trat die Reine Bacchanal in den Bankettsaal, begleitet von Couche-tout-nud, und wurde mit dem rasendsten Zuruf begrüßt.

— Jetzt, — rief Cephyse mit einer Art fieberhafter Hingerissenheit und als ob sie sich betäuben wolle, — jetzt, meine Freunde, Sturm, Orkan, Wüthen und alles andere Toben!... — Darauf Nini-Moulin ihr Glas hinreichend, sagte sie: — Zu trinken!

— Es lebe die Königin! — rief man einstimmig.

Drittes Kapitel.

Der Morgengruß.

Die Reine Bacchanal, welcher Couche-tout-nud und Pompon-Rose gegenüber und Nini-Moulin zur Rechten saß, präsidirte dem sogenannten Morgengruße, dem Mahle, welches Jacques steigerbig seinen Lustgefährten gab.

Diese jungen Leute und jungen Mädchen schienen die Anstrengungen eines elf Uhr Abends begonnenen und um sechs Uhr Morgens beendeten Balles vergessen zu haben; als Herr, so lustig als verliebt und unermüdlich, lachten, sprachen, tranken mit jugendlichem Eifer; deshalb plauderte man während des ersten Theils des Mahles auch nur wenig, man hörte nur den Lärm von zusammenstoßenden Gläsern und Tellern.

Die Physiognomie der Königin Bacchanal war minder fröhlich, aber belebter als gewöhnlich; ihre gefärbten Wangen, ihre glänzenden Augen deuteten auf eine fieberhafte Aufregung; sie wollte sich um jeden Preis betäuben; ihr Gespräch mit ihrer Schwester kam ihr mitunter in den Sinn; sie versuchte sich diesen traurigen Erinnerungen zu entziehen.

Jacques betrachtete Cephyse von Zeit zu Zeit mit leidenschaftlicher Anbetung; denn vermöge der seltsamen Gleichförmigkeit des Charakters, des Geistes und der Neigungen, welche zwischen ihm und der Königin Bacchanal existirte, hatte ihre Liaison viel tiefere und festere Wurzeln, als gewöhnlich diese vorübergehenden, auf Vergnügen basirten Bündnisse haben. Cephyse und Jacques kannten selbst die ganze Macht einer Liebe nicht, welche bis dahin nur von Festen und Freuden umgeben gewesen war und die noch kein böses Ereigniß getrübt hatte.

Die kleine Pompon-Rose, seit einigen Tagen Wittwe eines Studenten, der, um seinen Carneval würdig vollenden zu können, in seine Provinz zurückgekehrt war, um einiges Geld von seiner Familie unter einem von den fabelhaften Vorwänden herauszulocken, deren Tradition in den medicinischen und Rechtsschulen bewahrt und sorgsam cultivirt wird, Pompon-Rose also hatte, ein Beispiel von seltener Treue, und um sich nicht zu compromittiren, zum ungefährlichen Schutzherrn sich Nini-Moulin gewählt.

Dieser Letztere hatte sich seines Helmes entledigt und zeigte einen kahlen Schädel, der von einem Kranze schwarzer, krauser, im Genicke ziemlich langer Haare umgeben war. Ein sehr bemerkenswerthes bacchisches Phänomen war es, daß je mehr er trank, eine Art von Gürtel, purpurn gleich dem vollen Gesichte, nach und nach sich um seine Stirn legte und die leuchtende Weiße seines Schädels verdrieb.

Pompon-Rose kannte die Bedeutung dieses Symptomes, machte es der Gesellschaft bemerklich und rief mit lautem Lachen:

— Nini-Moulin, nimm Dich in Acht, die Weinfluth steigt ganz verwettert.

— Wenn er sie ganz über den Kopf haben wird... ist er ersäuft! — fügte die Reine Bacchanal hinzu.

— O, Königin! suchen Sie nicht mich zu zerstreuen... ich meditire!...

Dies antwortete Dumoulin, der anfing, trunken zu werden und eine Punschbowle Wein wie eine antike Trinkschale in der Hand hielt, denn er verachtete die gewöhnlichen Gläser, welche er in Betracht ihres mittelmäßigen Gehaltes nur Schlucke nannte.

— Er meditirt... — versetzte Pompon-Rose, — Nini-Moulin meditirt, aufgepaßt...

— Er meditirt, er ist also krank!

— Was meditirt er? Einen Schlenkerzes?

— Eine exstrentische und verdeckte Stellung?

— Ja, ich meditire, — versetzte Dumoulin ernst, — ich meditire über den Wein im Allgemeinen und insbesondere... den Wein, von dem der göttliche Bossuet (Dumoulin hatte die höchst unpassende Gewohnheit, Bossuet zu citiren, wenn er trunken war) den Wein, von dem der göttliche Bossuet, der Kenner war, gesagt hat: — Im Weine ist Muth, Kraft, Freude, geistige Trunkenheit*)... (wenn man Geist hat, wohl verstanden), — fügte Nini-Moulin in Parenthese hinzu.

— Dann verehre ich Deinen Bossuet, — sagte Pompon-Rose.

*) Bossuet, Méditations sur l'Evangile VI. jour, — tom. IV.

---

sprach der Vater zur Tochter, die an seine Kniee geschmiegt zärtlich aufblickte und Thränen in den Augen hatte." — — Es ist zu hart, muß auch dies Buch, das mich zerstreuen sollte, ein Vorwurf sein, mehr mich zu zeugen; — es ist zu grausam, solche Qual zu groß — ich will nicht weiter lesen. — Horch — Tritte — er kehrt zurück.

Dritte Scene.

Der Mann

(kommt in großer Aufregung und blickt sie tiefforschend an).

Die Frau.

Was ist Dir — was bewegt Dich? —

Der Mann

(faßt sie an der Hand).

Warum zuckst Du zusammen — schlägst die Augen nieder — Marie?

Die Frau

(leise).

Verrathen — es naht der Sturm. — Sprich offen, Ernst.

Der Mann.

Es ist nichts — nichts — eine alltägliche Geschichte — eine ganz alltägliche Geschichte, nicht der Rede werth, — es ist abgeschmackt und albern von mir, daß ich sie mir zu Herzen nahm; — es spielt der Schmerz zwar eine große Rolle drin — und darum will ich Dich mit der Erzählung verschonen. — Ich habe Dich verzogen — Du bist für die Freude geschaffen, für den Taumel — Du bist ein Weib — Du könntest sie nicht vertragen — darum will ich Dich verschonen.

Die Frau.

O schon' mich nicht — schen' mich nicht — ich will sie hören.

Der Mann.

Es sei. — Doch die Geschichte ist nicht neu — 's ist eine alltägliche Geschichte — nun höre. Als ich von Dir ging, um dem Grafen die Pistolen zurückzustellen, — diese Pistolen hier, nach denen Du früher fiebernd greifst — — Du kennst doch den Grafen — kennst Du ihn — kennst Du ihn?

Die Frau.

Ja. —

(Athemlos.)

Weiter.

Der Mann.

Ich will Dich verschonen — die Geschichte wird Dir früh genug noch zu Ohren kommen.

Die Frau.

Spanne mich nicht auf die Folter.

Der Mann.

Nun denn — es sei! — Als ich von Dir ging, berauscht von Deiner Liebe, da traf ich — wie war es nur — ja so — da traf ich auf einen Freund — nein auf zwei Freunde, die an allen meinen Freuden und Leiden herzlichen Antheil nehmen. Sie waren eben lebhaft im Gespräch begriffen. Der Eine pries mit glühenden Worten die Tugend seines Weibes — wie ich es vorhin that. — Du dauerst mich, so sprach der Andere, — ich muß Dein Arzt sein und Dir den Staar stechen, denn Du bist blind, Du bist betrogen. — Das lügst Du, — wärst Du nicht mein Freund, dieser Scherz würde nicht ungerächt bleiben. — Dein Weib betrog Dich hinter Deinem Rücken, befleckte Deine Ehre, — ich kann nicht anders, ich muß Dich heilen — ich lüge nicht, spreche Wahrheit. — Da erfaßte den armen Mann ein Zittern, ich mußte ihn mit der ganzen Kraft meines Armes halten, daß er nicht fiel — es war ein tieferschütternder Anblick. — Ich fordere Beweise, — die wird Die jener geben, der eben in der Straße auf uns zukommt, — er prahlt öffentlich und überall, daß er den Frieden Deines Hauses zertrümmert, daß er nach manchem Kampfe an Deines Weibes Brust geruht — er schändet Deine Ehre und darum hielt ich es für Pflicht, als Freund Dir die Augen zu öffnen, daß nicht das allgemein spottende Gerücht Dich zerschmettere.

Die Frau.

Gerechter Gott!

Der Mann.

Was ist Dir — ich hab' es Dir gesagt, die Geschichte wird Dich zu sehr erschüttern, — ich will aufhören.

Die Frau.

Nein — vollende.

Der Mann.

Wo blieb ich nur — ja so — ganz recht. Du hättest da meinen Freund sehen sollen, er war nicht seiner mächtig mehr, er faßte den Grafen, — denn dieser war der Prahler — der lächelnd und freundlich grüßend vorübergehen wollte, hart am Arm und sprach: Es handelt sich um die Widerlegung eines Gerüchtes, das meiner Ehre Schaden bringt, —

— Was meine specielle Meditation anbetrifft, so dreht sie sich um die Frage, ob der Wein von Cana roth oder weiß war... bald frage ich den weißen, bald den rothen... bald wieder alle beide zusammen.

— Das heißt der Sache auf den Grund kommen, — sagte Couche-tout-à-coup.

— Und besonders auf den Grund der Flaschen, — sagte die kleine Bacchanal.

— Wie Sie sagen, o Majestät,... und ich habe schon in Folge von Erfahrungen und Untersuchungen eine große Entdeckung gemacht, nämlich: daß wenn der Wein zu Cana roth war...

— So war er nicht weiß — sagte Pompon-Rose scharfsinnig.

— Und wenn ich nun zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß er weder weiß noch roth gewesen ist? — fragte Dumoulin mit pedantischem Tone.

— Dann wärest Du sehr grau, mein Dicker, antwortete Couche-tout-à-coup.

— Der Gemahl der Königin hat Recht... Es kommt es, wenn man zu sehr von der Wissenschaft aufgetrieben ist; aber das ist ganz gleich, von Studien zu Studien über diese Frage, welcher ich mein ganzes Leben gewidmet habe, werde ich das Ende meiner ehrenwerthen Laufbahn erreichen, indem ich meinem Durste einen genügend historisch-theologisch-archäo...lo...gischen Anstrich gebe.

Wir müssen darauf verzichten die ergötzliche Grimasse und den nicht minder ergötzlichen Ton zu beschreiben, mit welchem Dumoulin diese letzten Worte, welche eine entsetzende Lustigkeit hervorriefen, aussprach und skandirte.

— Trichinolichte?... — sagte Pompon-Rose, — was ist das? — Hat das einen Schwanz? Schwimmt es auf dem Wasser?

— Laß doch, — versetzte die kleine Bacchanal, — das sind Gelehrten- oder Taschenspielerausdrücke, damit ist es wie mit den Criminalnestreisen... das braucht auf und das ist Alles... Ich mag lieber trinken... gießen Sie ein, Dumoulin... Champagner! Pompon-Rose, auf die Gesundheit Deines Phlegmas... und seine Rückkehr.

— Trinken wir lieber auf die lange Nase, welche er seiner knarrigen, dummen Familie aus dem Grete ziehen will, um seinen Cerneval zu Ende zu bringen, — sagte Pompon-Rose, — glücklicherweise versteht er es, ihr Küchen zu schaden...

— Pompon-Rose! — rief Nini-Moulin aus, — haben Sie nun diesen Witz mit oder ohne Absicht gemacht, so kommen Sie her, mein Mädchen, und umarmen Sie mich!

— Danke schön... und mein Gatte, was würde der dazu sagen?

— Pompon-Rose, ich kann Sie beruhigen... der heilige Paulus... hören Sie wohl? der Apostel, der heilige Paulus!...

— Nun, weiter... wunderlicher Heiliger!

— Der Apostel Paulus hat ausdrücklich gesagt: Diejenigen, welche verheirathet sind, sollen leben, als wenn sie keine Frauen hätten...

— Was geht das mich an?...das ist Philemons Sache...

— Ja, versetzte Nini-Moulin. — Aber der göttliche Wüstling, der an diesem Tage gerade wie ein Schießvogel auf dergleichen Häkeleien verfallen ist, fügt den heiligen Paulus erklärend hinzu: Und folglich sollen die Weiber leben, als ob sie keinen Mann hätten*)... Es bleibt mir also Nichts mehr übrig, als Ihnen um so mehr die Arme entgegenzustrecken, o Pompon-Rose, da Philemon nicht einmal Ihr Mann ist...

*) Traité de la concupiscence, vol. IV.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Muttermaal und Wasserzeichen.

Novelle in Frauenbriefen.

(Schluß aus Nr. 21.)

Emma Walding an Ida von Wendheim.

Braunschweig, den 20. Januar 1843.

Wie sehr ich Theil an Deinem Glücke nehme, theure Ida, darf ich Dir nur aus der Ferne bezeugen. Ich schrieb Dir schon, daß die Mutter leidend sei und sie ist es noch. Nur bei sorgsamer Pflege befindet sie sich besser; aber die bezahlte Dienerschaft reicht da nicht aus. Die liebende Hand der Tochter ist Bedingung. Unter diesen Umständen könnte ich nicht mit Ruhe reisen.

Zudem habe ich so eben unserer Freundin, der edlen Anna, geschrieben, daß ihre Voraussetzung nicht eingetroffen ist. Frau von Bargstein weilt noch in Wien und wird den Winter über dort bleiben. So würde die Reise ohnehin nicht einzurichten sein. Wie gern ich Eurem Rufe folgen möchte, muß ich mich doch bescheiden und eine günstigere Zeit abwarten.

Der Inhalt Deines Schreibens entzückt mich. Sollte ich Dir in gleicher Weise entgegnen, so würde ich weit zurückbleiben; denn derlicher Pracht und Lust haben wir nicht. Wenn Du aber genügsam sein willst, erfährst Du wohl Einiges, was Dich erfreuen wird, weil Du mich liebst. Erwarte nur nichts Großes, sondern Begebnisse hausbackener Sorte, wie sie mir eben zu Gebote stehen.

Die Veranlassung zu denselben gabst Du selbst durch die mir aufgetragene Nachfrage, welche mich zur Räthin Kundheim führte. Damals meldete ich Dir schon, daß der Räthin Neffe, Graf Kundheim, der mit der Minden-Darkow hergefahren, eben zum Besuche bei ihr eingetroffen war. Derselbe wird mit Deiner Erlaubniß der Held meines Epos sein.

Als ich ihn bei der Tante gegenüber stand, sah er mich ganz verwundert an, als sei ich das einzige Exemplar meiner Art in der Welt. Damals deutete ich zwar seine Blicke ganz anders und fürchtete mich vor ihm, weil ich von irrigen Voraussetzungen eingenommen war; aber die richtigere Auslegung sollte mir nicht lange vorenthalten bleiben.

Die Räthin machte mir ihren Gegenbesuch, erneuerte zugleich die Bekanntschaft mit der Mutter und bat den Vater, ihren Neffen zu empfangen, der sich ihm vorzustellen wünsche. Er kam und beide Männer unterhielten sich lange über rechtsgelehrte Sachen, von denen ich wenig verstand. „Ein tüchtiger Jurist und Staatsmann!“ sagte mein Vater nachher.

Bald darauf ließ sich die Räthin feierlich anmelden und überraschte uns mit einer förmlichen Werbung um meine Hand für den Regierungsrath. Da ging mir ein neues Licht auf. Es war mir aufgefallen, daß ihr Neffe im Gespräche über den Prozeß Lafarge so oft nach mir herübersah. Jetzt wußte ich erst, daß er mich nicht für eine Giftmischerin gehalten habe.

In der Berathung über seinen Antrag waren die Stimmen nicht sehr getheilt. Der Vater hob die staatliche Würdigkeit des Suchenden hervor und legte Gewicht darauf, daß dem Beamten in einem großen Staate auch eine größere Laufbahn eröffnet sei. Der Mutter gefiel mein Freier als ein bescheidener und gesetzter Mann. Ernst sei gut für den Muthwillen, urtheilte sie, und damit meinte sie mich. So waren Beide für ihn. Ich war nicht gegen ihn und versprach die Sache zu überlegen.

Die verstattete Bedenkzeit ward recht eigentlich philosophischen Studien gewidmet. So wie der Geniige den Greifen mehrmals umwendet, den er ausgeben soll, so wendete ich den einzunehmenden.

Ein Apollo ist er eben nicht; aber man hat Beispiele, daß die sich verwandeln. Ueberhaupt sind unsere Mädchenideale flatternde Amoretten, lustige Wesen, mit welchen im praktischen Leben am Ende wenig anzustellen ist. Es dürfte wohl gerathen sein, sie für eine solide Wirklichkeit hinzugeben. Er ist ein würdiger Mann, und aus Achtung entsteht die dauernste Liebe, sagen die Großmütter, die weiser sind als wir. Auch ist er ein fester Mann, zu vergleichen der starken Ulme, welcher die schwache Rebe sich anverlraut werden kann. Dieses treffende Bild der Vermählung gehört, wo ich nicht irre, Virgil, welcher den Großmüttern noch vorgeht. Solche Autoritäten bestimmten mich vorläufig einzuwilligen.

In Folge dessen traf Kundheim vor Kurzem hier ein, und ich gestehe, daß die nähere Bekanntschaft meinen Entschluß befestiget. Täglich entdecke ich eine neue gute Eigenschaft an ihm. Das thut im Monat dreißig und ich möchte fragen, wie Viele im Monat so fragen können. Auch sein Aeußeres gefällt mir immer besser, je öfter ich ihn betrachte. Bald vielleicht werde ich, wie Clärchen im Egmont, freudroll und leidvoll, gedankenvoll sein.

Sieh da! auch ein Vielleicht, beinah wie Deines! Und denke Dir: Ernst kennt Deinen Heinrich. Beide waren schon zusammen auf Commission. Die sollen uns oft zusammenführen, da wir ohnehin auf solche Weise näher zusammengebracht werden. Was jetzt nicht sein kann, holen wir dann nach. Darauf freut sich

Deine **Emma.**

Anna an Arthur von Wendheim.

Berlin, den 24. Januar 1843.

Du fragtest gestern, mein Geliebter, warum ich so wehmüthig gestimmt sei. Ich leugnete, weil ich Dir den frohen Abend nicht verderben wollte. Du warst so liebenswürdig, die Gesellschaft war so heiter und ich sollte, der Unheil weissagenden Kassandra gleich, Eure Freude stören? Obwohl ich hätte aufschreien mögen, beherrschte ich mich doch zu lächeln. Es ist besser, daß ich Dir heute schriftlich mittheile, was mich bedrückt. Beide fassen wir uns so leichter, das Unvermeidliche zu tragen, was über uns hereingebrochen ist.

In diesen Tagen erhielt ich eine Zuschrift des Obergerichtes zu Warschau und die beglaubigte Copie einer letztwilligen Aeußerung des Grafen Darkow. Er sagt darin, daß er mir zwar durch Ehepacten sein Vermögen zugesichert habe, daß aber ältere Familienbeschlüsse dadurch nicht verletzt werden sollten. Jedenfalls müsse der Grundbesitz dem Hause Darkow verbleiben. Letzterer könne seiner Wittwe, wenn kein Sohn am Leben sei, nur dann zufallen, wenn sie die Hand eines anderen Darkow annehme.

Man meldet mir von Seiten der Gerichte, daß demnach die Güter in Polen den Agnaten zuerkannt werden müßten, daß jedoch fürerst Anstand genommen werde einzuschreiten, indem Graf Paul Darkow erklärt sei um meine Hand zu werben, wenn ich es genehmige, worüber ich mich binnen vier Wochen zu erklären habe.

Ueber meine Wahl bin ich keinen Augenblick zweifelhaft. Heute schon würde ich, wenn es Eile hätte, des Grafen Paul Erbieten dankbar ablehnen und den Gerichten anheim geben, anderweit über den Grundbesitz zu verfügen. Alles will ich hingeben, auch die Einkünfte von drei Jahren zurückerstatten, wenn man sie fordert. Könnte ich damit Vergessenheit des einen unseligen verlebten Jahres erkaufen, so würde ich das immer noch für Gewinn achten.

Meine Lage wird durch diesen Zwischenfall wesentlich verändert. Da das Vermögen größtentheils im Grundbesitze besteht, so bleibt mir eben nur ein nothdürftiges Einkommen. Mir selbst wäre das gleichgültig, müßte ich dabei nicht an Dich, an Deine eigenthümlichen Verhältnisse denken. Jedermann weiß, daß Ihr Diplomaten anfänglich entweder gar nicht, oder doch so ungenügend belohnt werdet, daß Ihr große Opfer bringen müßt, bis Euer Mercur den Beutel öffnet.

Herr Graf — Sie können mir diese mit Ihrem Ehrenworte geben — Sie müssen die Ehre meines Hauses retten. — Sie sind im Fieber — erweisen Sie mir die Gefälligkeit und malen Sie mir das Portrait Ihrer Frau, ich habe eine Leidenschaft für sie gefaßt. — Das war zu viel! — — Mein Weib trifft eben das Gerücht, Sie haben mein Weib verleumdet, Sie haben sich einer Gunst gerühmt, die Sie nicht erhalten — Sie sind ein Lügner — ich fordere Genugthuung. — Und der Graf: Vermeiden Sie das Aufsehn, sehn Sie denn nicht, wie sich der Pöbel um uns drängt, — Sie machen durch Ihr Geschrei die Sache schlimmer und bringen sich noch mehr in's Gerede — ich sprach kein unwahres Wort. — Warum auch lassen Sie eine schöne Frau allein, sie mußte sich schadlos halten. — Sie geben mir Genugthuung, Herr Graf. — Mein Stand verbietet, mich mit Ihnen zu schlagen. — Da — was fehlt Dir, Weib — wie Du zitterst — ich hab' Dir's ja vorausgesagt; — nun mußt Du schon das Ende hören, — da riß der Freund die Pistolen aus meiner Hand und schoß nach dem Grafen — und traf — gut — ganz gut — denn er lag todt zu unseren Füßen; — ich seh' ihn noch blutend vor mir liegen. — Das war ich meiner Ehre schuldig, sprach mein Freund und floh. — Sieh, — das ist die Geschichte, ich eilte so schnell nach Haus, als ich nur konnte.

Die Frau.

Ein Mord!

Der Mann.

Ja, zum Mörder ward mein Freund, und hat so eine alltägliche Geschichte, die gewöhnlich als Lustspiel endet, mit diesem tödtlichen Schuß zum Trauerspiel gestempelt. — — Ich fordere Dich

(Laut und in Aufregung redend)

Ich fordere Dich zur Richterin in diesem Prozesse auf — verdammst Du meinen Freund? — Der Graf war schön und jung, viel schöner als mein Freund und — ich, — er lebte in Glanz und Pracht, — verdammst Du meinen Freund?

Die Frau.

Ernst, Du hast diese Geschichte erfunden, um mich zu überführen — sieh, zu Deinen Füßen lieg' ich hier — ich will bekennen, Alles Dir bekennen, Deinen ganzen Haß ertragen.

Der Mann.

Was sieht Dich an, was soll dies Schauspiel? — Steh auf. — Gieb mir auf meine Frage Antwort — verdammst Du meinen Freund?

Die Frau.

Nein.

Der Mann.

Auch ich nicht, ich hätte eben so gehandelt. — Noch seh' ich ihn in seinem Blute liegen — todt — ganz todt — mit seinen eigenen Waffen todtgetroffen. — Ein Mörder — um ein Weib! —

(Verhüllt sein Angesicht)

Es ist zu schrecklich!

Die Frau

(an seinen Stuhl tretend).

Mann, ich will Dir mein Geheimniß ganz enthüllen, das mich traurig gemacht — ich bin es Deiner Ehre schuldig, ich will vollenden, was das Gerücht begonnen. — Du sollst Deine Liebe nicht an ein unwürdig Weib verschwenden — ich steh' als Sünderin vor Dir, ich habe Dich betrogen. — Verdamme mich und hasse mich — ich hab' das schöne Band zerrissen, das mich an Dich gefesselt und will die ganze Last der Schuld nun tragen. — O wende Dich nicht ab, sprich nur ein Wort — sag', daß Du mich hasselt.

(In die Knie sinkend).

Der Mann

(erhebt sich hin).

Mörder um ein — Weib — ein unehrlicher Tod um so viel Liebe.

Die Frau.

Die Geschichte, die Du eben jetzt erfunden, macht es mir klar, daß Du die bittere Enttäuschung schon erfahren — o sprich!

Der Mann.

Ein Mörder!

Die Frau.

Um des Himmels willen, was ist Dir, Ernst? — Ernst!

(An's Fenster tretend.)

Was lärmt und drängt das Volk um unser Haus?

Gerichtsdiener

(vor der Thür).

Im Namen des Gesetzes!

Der Mann.

Ich folge — die Geschichte ist nicht erfunden!

(Geht schmerzerfüllt ab.)

Die Frau

(sinkt kraftlos zusammen).

(Der Vorhang fällt.)

Nordmann.

Nur mit bedeutendem Vermögen in der Hand dürft Ihr hoffen Euren Weg zu machen.

Du einzig Geliebter! Es war ein Theil meines geträumten Glückes, daß ich hoffte meinen Reichthum zu verwenden, um Deine Bahn zu ebnen! Darf die Beraubte nun, an Deinen Arm sich hängend, Deine Beförderung erschweren? Dein Vater ist nicht reich und würde seinen Besitz verschulden müssen, Dich zu fördern. Darf ich Deiner Schwester, meine Ida, die Mitgift rauben, um mit Dir vereint zu bleiben? Je mehr ich Dich und sie und Alle liebe, desto weniger vermag ich das!

Unser Schicksal will nicht, daß wir mit einander glücklich sein sollen. Ohne Murren unterwerfe ich mich, entschlossen, in Deinem Wohl das meinige zu retten. Darum gebe ich Dir Deine Freiheit zurück. Erschwere mir den Kampf nicht durch Wiedersehen. Vertheidige mich bei den Deinigen, die mich vielleicht verkennen werden!

Aber eine Bitte noch, die letzte für dieses Leben: Laß mir Deinen Ring! Nicht zum Andenken, dazu bedarf ich seiner nicht. Er sei mein einziges Erdengut, verborgen am Herzen, bis es still steht.

Anna.

Ida von Wendheim an Emma Walding.

Berlin, den 2. Februar 1843.

Die großen Städte bieten vielfachere Freuden, aber auch tieferes Leid. Die goldenen Fäden sind mit brennenden Nesseln durchwebt. Seliger Friede umgab mich auf dem Lande und den vermisse ich nun. Bin ich hier glücklicher, oder war ich's dort?

Die engelgleiche Anna ist sehr unglücklich; wir alle sind es mit ihr. Wer könnte da noch an rauschende Vergnügungen denken, oder gar Theil nehmen? Was die Freude lähmte, stand auf einem Bogen Papier geschrieben, der von der Weichsel eintraf, ein strenges Verbot frech zu sein. An wie schwachen Fäden hängt das Glück!

Anna's Gemahl hat, wie sich nun ergeben, ein Testament hinterlassen, welches ihr seine Güter unter der Bedingung zuspricht, daß sie sich mit einem seiner Vettern vermählt. Ein Graf Paul Darkow tritt nun als Prätendent und Freier auf, will sie rauben oder berauben, eigentlich Beides.

Derselbe Graf Paul ist, was wir zufällig erfahren, hier gewesen, um zu recognosciren. Dabei bewahrte er ein Incognito, welches nicht auf freundliche Gesinnungen deutet. Nur von Weitem hat er uns umkreist und belauert. Ein Lohndiener, den er angenommen, vertraute nachher Einem von der Gräfin Dienerschaft, der Pole habe die Redoute mit uns besucht, um mein Costume gewußt und mich als Engländer angeredet. Also darum benahm sich jener Lord Meiford so giftig gegen mich und vermünschte mein ganzes Geschlecht?

Nun hat derselbe von Warschau schriftlich um Anna angehalten, seines heimlichen Hierseins aber mit keinem Worte gedacht. Diese Verkappung konnte nur Anna in dem bereits gefaßten Entschlusse bestärken. Sie entsagt allen Ansprüchen auf das Grundeigenthum, um mit dieser Familie nicht mehr in Berührung zu kommen. Sie will sogar den Rest des Vermögens zum Theil opfern, damit man jedenfalls befriedigt werde.

Das wäre Unheil genug für uns; aber das Schlimmste kommt erst. Anna behauptet, sie sei nunmehr keine Partie für Arthur. Sie liebe ihn unaussprechlich und eben darum müsse sie ihn aufgeben. Hat man je solchen Widersinn gehört? Nur die verkünstelte große Welt kann solche Grillen ausbrüten!

Der Vater, die Mutter, Arthur, ich, wir alle streiten mit ihr und stehen dann wieder um Sinnesänderung, beides vergeblich. Das sanfte Lamm ist so starrsinnig geworden, daß weder Liebe noch Vernunft den einmal gefaßten Vorsatz wankend machen kann.

Die edle Fürstin ward von uns zu Hülfe gerufen. Sie ist nicht unserer Meinung und giebt Anna'n Recht, sucht aber sie und Arthur zu bewegen, von ihr selbst einen jährlichen Zuschuß anzunehmen, der ausreichen würde den Verlust zu decken. Das Vermögen der Knabentochter verstattet wohl, ihrem Lieblinge beizustehen. Ihre Arthur macht entschieden Opposition und mein Vater tritt auf seine Seite. So sammelt auch dieser Anschein von Hoffnung.

Der innigste Antheil an diesen Leiden lastet schwer auf mir und dazu kommt noch eigener Kummer. Heinrich ist gar nicht mehr der Fröhliche, der uns Alle zu erheitern wußte. Er ahnt Betrug hinter dem so spät zum Vorschein gebrachten Testamente. Er traut jenem Paul-Meifort das Schlimmste zu, verzweifelt aber, die Bosheit zu enthüllen. Das macht ihn mürrisch, finster, ruft wohl gar den Gedanken an Gottesurtheil in ihm hervor. Er lebt nicht und dreht nicht, aber desto mehr fürchte ich.

Wir hören, daß er um Urlaub eingekommen ist und das verhehlt er mir. Wohin will er? Paul fordern? Soll ich auch ihn verlieren? Kann Mut unsre Thränen trocknen? Die gute Fürstin nimmt sich meiner an, sucht bei Heinrichs Obern den Urlaub zu hintertreiben und benutzt ihren Einfluß dazu, daß er durch Aufträge hier festgehalten werde. Das einzige Zeit verdauen; dann wird man ihm doch zu Willen sein. Wie sollen diese Wirren enden, die mich aufreiben!

Du Glückliche! Dein Schiff gleitet auf ebener Fluth dahin. Du vermählst Dich dem Frieden, dem Gerechten. Dich quält nicht diese Angst um einen mordsüchtigen Soldaten! Möge Deine Ruhe Dir gesichert bleiben! So betet Deine bekümmerte

Ida.

Emma Walding an Anna Darkow.

Braunschweig, den 8. Februar 1843.

Wie so ganz ich die Ihrige bin, theure Gräfin, hat mich die Nachricht von Ihrem Mißgeschick in die innigste Betrübniß versetzt. Ida's Scheiden bewog mich weiter zu gehen, als ich mir vielleicht erlauben durfte. Weisen Sie die Hand nicht ab, die etwas beitragen möchte, Sie und uns mit Ihnen zu beruhigen!

Mein Geliebter, Regierungsrath Kundheim, ist eben hier, um mir seine Beförderung zum Obertribunalrath anzuzeigen. Er wird morgen zum Antritte des neuen Amtes nach Berlin abgehen. Er bedient sich, Ihnen dieses Schreiben persönlich zu überreichen und hofft, daß ihm das zur Beglaubigung bei Ihnen dienen werde.

Mit ihm sprach ich über Ihren Fall und bat um seinen Rath. Er zweifelt, daß rechtskräftige Ehepacten durch ein Codicill einseitig aufgehoben werden könnten und hält daher seinen letzten Willen für unstatthaft. Allein der Hergang ist ihm dunkel. Ein Jurist müsse die Sache am Orte selbst untersuchen, die dortigen Gesetze vergleichen.

Kundheim erbietet sich Ihre Sache zu führen und bittet um Vollmacht, nach Umständen zu verfahren. Unmittelbar nach seiner Einführung wird er zur häuslichen Einrichtung Urlaub erhalten und dann gedenkt er vor Allem sich Ihrer Angelegenheit zu widmen. Er räth Ihnen, vor Ablauf des Termines keine Aeußerung nach Warschau gelangen zu lassen, bis die Sachlage ermittelt sei.

Aus sicheren Geschäftsverbindungen kennt er Ihren Verwandten, den Capitän Heinrich von Minden, und wünscht, daß dieser ihn begleiten möge, um vereint mit ihm zu handeln. Schon hat er ihm geschrieben und ihn gebeten Urlaub zu nehmen, damit er in drei Tagen reisefertig sei. Was irgend möglich ist, bewirken diese beiden Männer gewiß. An Ida schreibe ich zugleich, um ihr meinen Freund zu empfehlen und sie um Urlaub für den ihrigen zu bitten.

An Sie, verehrte Gräfin, richte ich die Bitte, daß Sie fürerst noch keinen unwiderruflichen Entschluß fassen, wohl aber ein solches Wohlwollen bewahren Ihrer innigst ergebenen

Emma Walding.

Anna Darkow an Emma Walding.

Berlin, den 29. Februar 1843.

Theuerste! Mein Glück ist wiederhergestellt, durch Sie, mein durch Dich und Deinen Freund! Gestatte mir nun, was ich als Mann verpupt nicht durfte!

Unsere Gesandten sind zurückgekehrt. Kundheim geht morgen ab, Dir seine Lorbeern zu Füßen zu legen. Der herrliche Mann könnte Dir Alles berichten; aber von sich selbst sagt er zu wenig. Ich müßte nicht viel, hätte nicht Heinrich mir Alles haarklein erzählt. Darum muß ich die Bescheidenheit Deines Freundes verrathen.

Zu Warschau angekommen, legitimirt er sich und fordert Einsicht der Acten. Das Originaldocument unterwirft er einer sorgfältigen Prüfung. Die Schriftzüge stimmen mit anderen Schriften von des Grafen Hand überein. Das Familienwappen ist richtig. Das Datum der Urkunde ist vom 20. August 1840, an welchem Tage Darkow testirt haben konnte, insofern er den 10. September 1840 starb.

Demnach erschien die Urkunde unverdächtig und Heinrichs Hoffnung schwand. Es blieb nur übrig, das Gedicill gesetzlich anzugreifen, welches einen langwierigen Prozeß in Aussicht stellte.

Kundheim hatte in dem Papier der Urkunde als Wasserzeichen einen Adler und die Buchstaben P. L. bemerkt. Auf dem Rückwege fragt er in einer Papierhandlung nach der Sorte. Man legt sie vor und rühmt ihre Güte mit dem Zusatze: „Neue Fabrik von Peter Lodski, eine Stunde von hier!“

Die Agenten fuhren hinaus, befragten den Fabrikanten, zu welcher Zeit er sein Werk eröffnet habe und erhielten zur Antwort: den 1. Mai 1841. Im Laufe desselben Monats sei das fragliche Papier angefertigt und versendet worden. Kundheim ließ diese Aussage sofort gerichtlich beglaubigen und man kehrte mit dem Beweise zurück, das Datum sei neun Monat älter als das Papier.

Unsere Freunde erhielten Audienz bei dem Fürsten Statthalter. Des Russischen mächtig, diente Heinrich als Dolmetscher. Kundheim's Rang im Militärstande Preußens gab der Klage Gewicht. Der Fürst erstaunte, verglich das auf seinen Befehl herbeigebrachte Document und geriet in gerechten Zorn.

Ein Haftbefehl, gegen den Grafen Paul erlassen, setzte die Familie Darkow in panischen Schrecken. Die Agnaten wendeten sich an Kundheim, willig zu Allem, die Sache beizulegen. Man wünschte die Güter sofort zu kaufen und that sehr annehmliche Gebote. Auf sein Verlangen legte man ihm die Zahlung in guten Wechseln auf Berlin und Hamburg vor. Nun schloß er ab und bewirkte Niederschlagung des Prozesses, wozu die Milde des Statthalters gern die Hand bot.

Nach einer Abwesenheit von zwölf Tagen übergab mir Kundheim in einer Brieftasche mein Vermögen, eher vermehrt als vermindert. Ist es nicht etwas Großes, daß unter Umständen, da Alle verzweifeln, Ein Mann mit ruhigem Blicke das Einzige erfaßt, was retten mag, es mit sicherer Hand ergreift und das Schwierigste wie mit einem Zauberstabe vollbringt?

Heinrich ist schon abgereist und folgt Wendheims nach Oberschen. Ida wird mit ihm und gegenüber wohnen. Dicht daneben baute Arthur ein Haus für Euch. Jetzt eben wird es eingerichtet. Kundheim weigert sich; aber ich hoffe auf Deinen Beistand. Ist es nicht billig, daß ich auch einmal Vollmacht habe? Wir schreiben uns fortan nicht mehr, grüßen uns aber von Fenster zu Fenster. Das beseliget Deine

Anna.

K. Th. Schmieder.

Anzeigen.

Festgeschenke in Prachteinbänden.

Zur bevorstehenden Festzeit erlaube ich mir, auf folgende bei mir erschienene Werke aufmerksam zu machen, die sich nach Ausstattung und Inhalt vorzüglich zu

Weihnachts- und Neujahrsgeschenken

eignen und wovon ich reich gebundene Exemplare (vom Hofbuchbinder Bogt in Berlin) liefere.

I.

Die Donau.

Beschrieben von O. L. B. Wolff.

Mit 80 Stahlstichen und vielen Holzschnitten von W. H. Bartlett.

Preis 16⅔ Thlr.

II.

Die Soldaten der französischen Republik und des Kaiserreichs.

Mit 50 colorirten Originalzeichnungen von Hippolyte Bellangé.

Preis 6⅔ Thlr.

III.

Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens,

von Plinius dem Jüngsten.

Mit 200 Originalzeichnungen von J. J. Grandville.

Preis 5 Thlr.

IV.

Geschichte des Kaisers Napoleon,

von P. M. Laurent.

Mit 500 Originalzeichnungen von Horaz Vernet.

Preis 8 Thlr.

V.

Geschichte Friedrich's des Großen,

von Franz Kugler.

Mit 400 Originalzeichnungen von Adolphe Menzel.

Preis 8 Thlr.

VI.

Thomas a Kempis. Vier Bücher von der Nachfolge Christi.

Ein Erbauungsbuch für katholische Christen. Mit Anwendungen und Betrachtungen.

Preis 3⅓ Thlr.

VII.

Die Nachfolge Christi.

Für evangelische Christen. Mit Anwendungen und Betrachtungen.

Preis 3 Thlr.

Alle Werke sind in englischem Einband mit reich vergoldeten oder allegorisch verzierten Rücken und Deckeln und mit Goldschnitt.

Da ich von obigen Werken nur einen kleinen Vorrath in gebundenen Exemplaren halte, so ersuche ich um baldige Aufträge durch eine beliebige Buchhandlung, um solche noch zur Festzeit liefern zu können.

Leipzig, J. J. Weber.

Am 30. November erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 74.

Inhalt: Das Denkmal der in dem Befreiungskriege gefallenen Vaterlandsvertheidiger zu Innsbruck. — Marokko. III. Der Krieg mit Frankreich. — Wochenbericht. — Die Eröffnung der neuen königlichen Börse in London. — Kurze Nachrichten. — Gretchen, Lied von Rücken. — Die Mosaikstickerei. — Briefwechsel. — Anzeigen. — Saatenbericht.

Illustrationen: Das Denkmal der in den Befreiungskämpfen gefallenen Vaterlandsvertheidiger in der Franziskanerkirche zu Innsbruck. — Franzeis, Prinz von Joinville, Contreadmiral der französischen Flotte. — Einschiffung von Pferden zu Port-Vendres. — Die Beschießung von Tanger am 6. August 1844. — Die Schlacht am Isly den 14. August 1844. — Artilleriesalve der Invaliden bei Empfangnahme der marokkanischen Trophäen. — Der Portikus der neuen königlichen Börse in London. — Der Giebel der neuen königlichen Börse. — Die Skulpturen an dem Giebel, 5 Illustrationen. — System der Mosaikstickerei, 3 Illustrationen. — Pagoden für den Erzherzog Stephan von Oestreich. — Kalesche für denselben. — Londoner Moden, 2 Illustrationen. — Rebus.

Jeden Sonnabend erscheint eine [illegible] Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in gr. Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Illustrationen. Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1⅔ Thlr.

Leipzig, J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 23. Leipzig, Mittwoch den 4. December 1844. 1. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugene Sue. IV. Band: 3., 4., 5. und 6. Kapitel.

Die Mädchen, von Julius. — Blumensagen in Gedichten in den westlichen Gebirgen Nord-Amerika's, von D. Oertlecker.

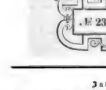
Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus № 22.)

Vierter Band.

Die Reine Bachanal.

Drittes Kapitel.



Der Morgengruß.

— Nun gut, — sagte Pompon-Rose, — auf die Gefahr hin, mich unterjochten Sonnlis, welche für die Stellung der Staatsrätin so nothwendig ist!

— Für die Staatsrätin und andere Mißverständnisse.

Dieser gelegen kommende Tausch wurde mit allgemeinem Beifall entgegengenommen.

— Mit Genehmigung Ihrer Majestät und Ihres Hofes, — versetzte Damoulin, — schlage ich einen Tausch vor auf das Gutmögen einer Dame, die mich interessirt und einige einzige Aehnlichkeit mit Phillomena Rübe hat. . . Ich bitte mir ein, daß meiner Tausch mir Glück bringen wird.

— Nun, heraus mit der Sache!

— Nun gut! Ist meine Heirath! — sagte Damoulin aufstehend.

Diese Worte riefen eine Explosion von Gelächter, Gelächter und hochtönenden Gelächter hervor.

Nini-Mouton lachte, trampelte, lachte stärker als die Andern, und der Mann umgebend mit offenen und sich lachenden Gesichtern das schwarze Kerubchen seiner Klappe hinzufügte, die er unter dem Thisch, unter welchem er sie gelegt, hervorlangte.

Als der Sturm ein wenig beruhigt war, fand die Reine Bachanal auf und sagte:

— Ich trinke auf die Gesundheit der künftigen Madame Nini-Martier.

— O, Königin, Ihr Verlachen rächt mich so wenig, daß ich Sie auf dem Grunde meines Herzens den Namen meiner künftigen Gattin will lesen will, — rief Damoulin aus, — da nennt sich Frau Mirtone Honorée-Merbelle-Marie Salome-Angèle in die Sainte-Grimode. . .

— Bravo, bravo. . .

— Die bei lebzig Jahre auf dem Rücken und mehr tausend Livres Renten als Haare in ihrem grauen Schnurrbarte und Fetten in ihrem Gesicht ist Embonpoint ist so impotent, daß einst ihre Kinder die ganze eyeonwerthen Gesichter und Seite hinten stehen, so sehr daß auch am Festmachtsintervalle Jhnen meine zukünftige Gattin als Schlevesten zu können, die eben dort Herre aufgestellen hat: man wollte sie bedienen, aber ihr gebe mir Thür, sie zu empfehlen, was wird sie lieber sein! Sie müssen mir haben helfen, sie in das weiße Zimmer des Rudolph und Anton zu stützen.

— Wir werden sie in Alles stützen, was Sie nur wollen.

— „Der Damen ist's mit großem Dank!" — rezitirte Pompon-Rose nach einer bekannten Melodie.

— Das wird den Eintrittsgenuß imponiren!

— Man muß ihnen sagen: Respektirt sie... Eure Mutter wird eilig auch in dein Alter kommen.

Plötzlich kam die Reine Bachanal auf. Ihre Physiognomie nahm einen seltsamen Ausdruck von Ernst, seltsamer Aufgeregtheit an, in der einen Hand hielt sie die volles Glas.

— Nun sag', hab ich Gründe mit ihren Eichenmännlichkeiten herauszieht... — rief sie aus. — Ich trinke es der Ehrlosen!

und sie trank.

Trotz der allgemeinen Fröhlichkeit machten diese Worte einen unheimlichen Eindruck; eine Art von elektrischem Schauer durchlief die Versammlung; sich alle Gesichter wurden plötzlich ernst.

— O, Orgheyle!... — sagte Jacques mit einem Tone des Vorwurfs.

— Die Orgheyle!... verfolgte die Reine Bachanal unerbittlich, — wenn sie sie verschwinden, welche Luft zum Leben haben... um sie zusammen fortlaufen lassen, die sich nicht trennen wollen?...

Jacques und Orgheyle tauschten einen schnellen Blick aus, der ihrem Unterredenden entging und eine Zeit lang blieb die Reine Bachanal still und nachdenklich.

— Ja ist... das ist einmal Ehrlosen, — sagte Pompon-Rose mit versöhnender Stimme, — wir Sterblichen sind... mögen nichts als bessre Leute auf der Welt bleiben!...

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Ein Mädchen.

Von Julius.

In dem eleganten Boudoir einer vornehmen Dame, in Banden vor dem Fenster auf einem zierlich gedrechselten Gestell viel Blumen und ihre hatte einen sein bemalten porzellanenen Topf. Die Blumen waren schön dastehen in den grünen Blättchen geordnet, die Zweiglein hatten keine welken Blätter, der Epheu kletterte mit seinen zarten Fäßchen am Zauber nicht heraus und schmiegte sich vor den schweren seidenen Vorhängen. Zwischen den Blumen stand eine große gläserne Glasflasche mit Wasser, in den zwei Wasserröhren hervorkommen, mit denen die Blumen sich begießen. Ueber den Blumentöpfen hing an einem blauen Bande ein Vogelbauer mit blankem Messingdrahtgitter, darin saß ein fremder bunter Vogel. Der Vogel hielt keine Gemeinschaft mit den Blumen, sich schlief von oben herunter und nur der Epheu, der bis oben an die Decke gewachsen war, konnte in seinen Käfig hinein. Blümchen in der Nacht sing der Vogel leise und sangen zu singen an, aber er hörte doch wieder auf, als wenn er sich nicht recht auf die Melodien besinnen konnte. Die Blumen langweilten sich den ganzen Sommer, nur die Camelie hatte Liebeserscheinungen mit den Schmetterlingen, die an die Scheiben gekommen kamen und herein wollten. Die Camelie mußte sich aber mit solchen Werbungen schon begnügen und Blumente sich auch nicht daran, wenn die übrigen Blumen sie ein wenig gehänselt nannten, denn, sagte sie: „Da, Gleichin, mich blau und ungleich sind meine Stammverwandtschaften, die Hauptschöne blume ist immer, die Monatsrose ist so flatterig. Da geht doch keine Zierde über mein heißes glühendes Herz." Nun kam eher der Frühst, da konnte vom Blühen nicht viel mehr die Rede sein; die Gesellschaften waren allein noch lustig gehalten und alles Sommerkleidchen Tag für Tag, aber neben bunte Reihen. Als der fremde Vogel zum ersten Morgen anbrauchte, da schaute ihn eine fremde Blume an, auf langem schlanken Stengel; sie war so hoch, daß sie von oben auf ihn niedersah. Sie war hoch im Gestalte noch aufgeschlagt und eine Gestenheit. Ihre großen grünen Blätter breitete sie aus wie Zäcker und noch war sie wie Schnee, sein gefärmt wie eine Muschel mit einem großen goldenen Pistill darin. Sie sah so heilig und ernst aus und der Vogel blickte nie Blume an, staunenswing. In der Nacht, wenn die Blumen und die Gesellschaften schliefen und der Mond, die Sonnen, die Sonnen die Blumen zusammen. Der Vogel sang so seinsüchtig, die Blume konnte aber nur wenig Worte sagen, die waren auch noch so zart und leise, daß sind Duft. Die kam aber und konnten heute nie ers wenn er sie anfah, dann erinnerte sie ihn an seine Pflanzt, warum hatte er sie so sah, und wenn sie sich leise neigte und der leise gefiene Thau aus ihren Kelch auf den Boden wehte, dann meinte er wieder unter den Palmen zu sein. „Warum kannst Du aber nicht singen?" fragte der Vogel,

Digitized by Google

Trotz dieser Variante war der Eindruck doch immer noch ein im Grunde peinlicher. Dumoulin wollte diesen traurigen Gegenstand der Unterhaltung kurz abbrechen und rief aus:

— Zum Teufel mit den Todten! Es leben die Lebendigen! Und bei Gelegenheit der Lebenden und gut Lebenden verlange ich eine Gesundheit ausbringen zu dürfen, die unserer lustigen Königin theuer ist, die Gesundheit unseres Amphitryons; unglücklicherweise kenne ich seinen ehrenwerthen Namen nicht, weil ich erst den Vorzug ihn zu kennen seit dieser Nacht habe; er wird also entschuldigen, wenn ich die Gesundheit Couche-tout-nud's ausbringe, ein Name, der in keiner Hinsicht meine Schamhaftigkeit verletzt, denn Adam schlief niemals anders. Also: Couche-tout-nud!

— Danke, mein Dickwanst, — sagte Jacques fröhlich, — wenn ich Ihren Namen vergäße, würde ich rufen: Wer will trinken! und ich bin überzeugt, daß Sie antworten würden: Hier!

Hier... äußerst hier! — sagte Dumoulin, indem er mit der einen Hand den militärischen Gruß machte, mit der anderen seinen Punschnapf hinrichtete.

— Uebrigens wenn man zusammen gezecht hat, — versetzte Couche-tout-nud herzlich, — muß man sich aus dem Grunde kennen... Ich heiße Jacques Rennepont.

— Rennepont! — rief Dumoulin aus und schien von diesem Namen frappirt zu sein trotz seiner Trunkenheit, — Sie heißen Rennepont?

— Rennepont im höchsten Grade... das verwundert Sie?

— Weil es eine alte Familie dieses Namens giebt... die Grafen Rennepont.

— So? Wahrhaftig! — sagte Couche-tout-nud lachend.

— Die Grafen Rennepont, die auch zugleich Herzoge von Carderille sind, — fügte Dumoulin hinzu.

— Hehe, mein Dickbauch, sehe ich Ihnen so aus, als ob ich einer solchen Familie das Licht der Welt verdankte? — Ich, ein Handwerker voller Schwuren und Schmöuse!

— Sie ein Handwerker! Oho, sind wir denn in Tausend und Eine Nacht? — rief Dumoulin immer mehr erstaunt; — Sie bezahlen ein Gastmahl mit Begleitung von Wagen zu vier Pferden... und Sie sind Arbeiter!... Sagen Sie mir schnell Ihr Gewerbe... ich ergebe mich ihm und verlasse den Wanderweg des Herrn, in dem ich wandle, so gut es geht.

— Nun nun, glauben Sie nur nicht, daß ich Fabrikant von Bankbillets erster von falscher Münze bin! — sagte Jacques lachend.

— O, Kamerad... eine solche Vermuthung...

— Ist zu verzeihen, wenn man sieht, wie ich es treibe... Aber ich will Sie beruhigen... Ich vergeude eine Erbschaft.

— Sie essen und trinken einen Onkel ohne Zweifel, — sagte Dumoulin vorwurfsvoll.

— Meiner Treu... ich weiß es nicht...

— Wie? Sie wissen nicht einmal das Genus, das Sie verzehren?

— Stellen Sie sich vor, mein Vater war Lumpensammler...

— Zum Teufel!... — sagte Dumoulin ziemlich außer Fassung, obgleich er im Allgemeinen nicht sehr scrupulös war in Betreff seiner Trinkgenossen; aber als sein erstes Erstaunen verrauscht war, sagte er mit reizender Freundlichkeit: — Nun es giebt Lumpensammler... von hohem Verdienst...

— Wahrhaftig, Sie glauben zu spaßen, — sagte Jacques, — und doch haben Sie Recht: mein Vater war ein Mann von famosem Verdienste, habe, er verstand Lateinisch und Griechisch wie ein wahrer Gelehrter und sagte mir stets, daß er in der Mathematik seines Gleichen nicht habe... ohne zu rechnen, daß er viel gereist war...

— Nun dann, — sagte Dumoulin, den das Erstaunen nüchtern machte, — dann könnten Sie wohl von der Familie der Grafen Rennepont sein!

— In diesem Falle, — sagte Pompon-Rose, — sammelte Ihr Vater Lumpen aus Liebhaberei und der Ehre wegen.

— Nein, nein, Gott verdamme mich, es geschieht, um zu leben... — versetzte Jacques; — aber in seiner Jugend war er wohlhabend gewesen... wie es scheint oder vielmehr wie man in seinem kindlichen nicht mehr merken konnte, hatte er sich an einen reichen Verwandten gewendet, den er hatte; aber der Verwandte hatte ihm gesagt: Schön Dank! Da hat er sein Gricheisch, sein Latein, seine Mathematik nutzbar machen wollen; wie es scheint, wimmelte Paris damals von Gelehrten. Da hat er lieber, bevor er Hungers starb, sein Brod an der Spitze seines Hakens gesucht und es wahrhaftig gefunden, denn ich habe zwei Jahre davon gezehrt, als ich bei ihm lebte nach dem Tode einer Tante, bei der ich auf dem Lande war.

— Ihr ehrenwerther Vater war also eine Art von Philosoph, — sagte Dumoulin; — aber falls er nicht eine Erbschaft im Winkel eines Goffenstein gefunden... sehe ich die Erbschaft nicht zum Vorschein kommen, von der Sie sprechen...

— Erwarten Sie nur das Ende vom Liede. Im Alter von sechzehn Jahren trat ich in die Fabrik des Herrn Tripeaut; zwei Jahre darauf starb mein Vater plötzlichen Todes und hinterließ mir das Mobiliar unserer Bodenkammer: einen Strohsack, einen Stuhl und einen Tisch, ferner eine schlechte Eau de Cologne-Schachtel, Papiere, die, glaube ich, in englischer Sprache geschrieben waren, und eine Medaille von Bronze, die mit der Kette wohl zehn Sous werth sein mochte... Er hatte mit mir niemals von diesen Papieren gesprochen. Da ich nicht wußte, wozu sie gut seien, ließ ich sie in einem alten Koffer anstatt sie zu verbrennen; und das war gut, denn auf diese Papiere hat man mir Geld geliehen.

— Welcher Blitz von heiterm Himmel! — sagte Dumoulin. — Also wußte man, daß Sie sie hatten?

— Ja, Einer von den Leuten, welche Jagd nach alten Forderungen machen, suchte Cerbois auf, die kann mit mir davon sprach; nachdem er die Papiere gelesen, sagte mir der Mann, daß die Sache zweifelhaft sei, aber daß er mir, wenn ich wollte, zehn tausend Franken darauf leihen wolle... Zehn tausend Franken!... das war ein Schatz... ich habe es sogleich angenommen.

— Aber Sie hätten sich doch denken können, daß diese Forderungen einen sehr großen Werth hatten...

— Meiner Treu, nein... denn sonst hätte mein Vater, der seinen Werth wissen mußte, Nutzen daraus gezogen... und dann: zehn tausend Franken in schönen guten Thalern... die Einem herkommen, man weiß nicht wie... das nimmt man immer und auf der Stelle... und ich habe es genommen... Blos hat der Geschäftsagent mich einen Wechsel... zur Bürgschaft... ja, so war es,... zur Bürgschaft schreiben lassen.

— Sie haben ihn unterzeichnet?

— Was konnte das mir schaden?... Es war eine bloße Formalität, wie mir der Agent sagte, und er sagte die Wahrheit, denn der Wechsel ist seit vierzehn Tagen verfallen und ich habe nichts weiter davon gehört... Ich habe noch etwa tausend Franken bei dem Agenten, den ich zum Kassirer genommen habe... da er die Kasse hatte... und so schmause ich nun auf Treuschole von Morgens bis Abends, wie ein Vogel vergnügt, daß ich meinen knauserigen Herrn, den Baron Tripeaut, verlassen habe.

Und als er diesen Namen aussprach, umwölkte sich das bis dahin fröhliche Gesicht Jacques' plötzlich.

Gerbois, welche nicht mehr von dem peinlichen Eindrucke eingenommen war, welcher sie einen Augenblick ergriffen, sah Jacques besorgt an, denn sie wußte, bis zu welchem Grade der Name Tripeaut ihn reizte.

— Herr Tripeaut, — versetzte Couche-tout-nud, — das ist so einer, der die Guten bös und die Bösen noch schlechter machen kann... Man sagt guter Reiter, man sollte auch sagen, ist der Herr gut, sagt Pferd... besser... Heiliger Gott! Wenn ich an diesen Menschen denke... Und Couche-tout-nud schlug mit der Faust heftig auf den Tisch.

— Laß doch, Jacques, denke an etwas Anderes, — sagte die Königin Bacchanal, — Pompon-Rose, bringe ihn doch zum Lachen...

— Ich habe keine Lust mehr zum Lachen, — antwortete Jacques mit rauhem und durch die Ueberreizung des Weines noch belebterem Tone, — ich kann mich nicht halten, wenn ich an diesen Menschen denke... ich komme außer mir! Man muß ihn nur hören:... Diese Lumpenkerle von Arbeitern... Kanaillen von Arbeitern! sie schreien, daß sie kein Brod im Leibe haben... — sagte Herr Tripeaut, — nun gut, so versetze man ihnen Eins mit Bayonnetten...*) das wird sie ruhig machen... Und die Kinder... in seiner Fabrik... die muß man erst sehen, die armen Kleinen... sie arbeiten so lange wie die Männer... und schwinden und sterben entendweis dahin... Aber das thut Nichts, sind diese todt, so kommen immer wieder andere... Es ist nicht wie bei den Pferden, die man nur ersetzen kann, indem man sie bezahlt.

— Nun, ferviel steht fest, Sie lieben ihren ehemaligen Principal nicht, — sagte Dumoulin immer mehr über die düstere und sorgenvolle Miene seines Amphitryon erstaunt und bedauernd, daß das Gespräch eine so ernste Wendung genommen hatte; deshalb sagte er auch der Meine Bacchanal einige Worte in's Ohr, die ihm durch ein Zeichen des Einverständnisses antwortete.

— Nein, ich liebe Herrn Tripeaut nicht, — versetzte Couche-tout-nud, — ich hasse ihn, wissen Sie warum? Weil es seine Schuld ebensosehr ist als die meinige, daß ich ein Schlemmer geworden bin; ohne Nutzen zu melden, aber es ist wahr.... Ich war Gamin und Lehrling bei ihm, ich war ganz Muth, ganz Eifer und so auf die Arbeit versessen, daß ich mein Hemde beim Arbeiten auszog; und deshalb hat man mich Couche-tout-nud genannt... Nun gut, mir half es nichts, daß ich mich todtquälte und anstrengte... niemals ein Wort, um mich zu ermuthigen; ich kam der Erste in die Werkstatt, der Letzte ging ich hinaus... nichts; man bemerkte es gar nicht einmal... Eines Tages werde ich von der Maschine verwundet... man bringt mich in's Hospital... ich verlasse es wieder... noch ganz schwach; mir ist's egal, ich fange meine Arbeit wieder an... Ich wurde nicht überdrüssig;... die Anderen, die wußten, was dabei herauskommt und die den Principal kannten, mochten immerhin sagen:... — Was für ein Gimpel ist er, daß er sich so sehr arbeitet, der Kleine!... Was wird er davon haben?... So mache doch gerade eben Deine Arbeit, Du Dummkopf, es ist durchaus dieselbe Sache. — Das blieb sich gleich, ich fuhr immer fort. Endlich eines Tages wurde ein alter Mann, der der Vater Arsene genannt wurde, er arbeitete seit langer Zeit im Hause und war stets ein Muster von Benehmen, eines Tages also wurde der Vater Arsene zur Thür hinausgeworfen, weil seine Kräfte zu sehr abnahmen. Das war für ihn ein Todesstreich; er hatte eine kränkliche Frau und schwach wie er war, konnte er bei seinem Alter keine andere Stelle finden... Als der Werkmeister ihm seine Verabschiedung anzeigte, konnte der arme Mann nicht daran glauben, er begann vor Verzweiflung zu weinen. In diesem Augenblicke kommt Herr Tripeaut vorbei... der Vater Arsene bittet ihn mit erhobenen Händen, ihm um den halben Lohn zu behalten. — Hehe, sagt Herr Tripeaut zu ihm, indem er die Achsel zuckt, glaubst Du denn, ich soll aus meiner Fabrik ein Invalidenhaus machen? Du kannst nicht mehr arbeiten, also geh. — Aber ich habe vierzig Jahre meines Lebens gearbeitet, was soll denn aus mir werden, mein Gott? — sagte der arme Vater Arsene. — Geht das mich etwas an? — antwortete ihm Herr Tripeaut

*) Diese barbarische Rede ist bei den unglücklichen Ereignissen geführt worden.

„wir wollten uns sonst erzählen vom Morgen bis in die Nacht." Singen konnte die weiße Blume aber nicht, sie sah den Vogel blos feierlich an und er sang ihr seine innigsten, glühendsten Melodien vor. Die Blumen unten hatten gute Unterhaltung und die Dame des Hauses freute sich verwunderungsvoll, daß ihr stummer Vogel auf einmal so schön sang. — — Endlich verblühte die hohe Blume, ihr klares weißes Kleid schrumpfte zusammen, ihr helles goldnes Pistill überzog sich weißlich — und eines Morgens, da schnitt man mit einem Messer den langen grünen Schaft durch und trug den Blumentopf hinweg. Der Vogel war krank und verstummte ganz, er saß still hinter den Messingstäben und guckte durch die Fensterscheiben. So verging der Winter. Als nun die erste Frühlingsahnung über die Erde zog, da trieben die Blumen lustige grüne Schößlinge und bereiteten sich vor auf's Blühen. Vom Epheu hingen zarte Ranken herunter, die Camelie bedeckte sich mit dicken Knospen, der Oleander that seine Knospen auf wie Augenlider, die Hyacinthen dufteten so kräftig und der Veilchen Balsam quoll weich und voll hervor — der Vogel aber sang nicht. Die Blumen waren betrübt, daß ihnen die Concerte entgingen und sie Abends nicht mehr in den Schlaf gesungen wurden. „Seid nur ruhig," sagte der alte Kirschbaum, der draußen vor dem Fenster stand und ganz mit Blüthen bedeckt war, alle Frühlinge kommt zu mir ein weitgereister Vogel, der eine wunderschöne Stimme hat. Verstehen kann man ihn freilich nicht, aber es klingt doch ganz gut, wenn er singt." Als die Luft nun wärmer wurde, da machte man die Fensterflügel weit auf, daß es eine Lust war! Es nickten sich die Blumen draußen in den Beeten und die im Fenster zu, die Kirschblüthen tanzten herab und der Weinstock, der das ganze Haus umrankte, fing sie mit seinen großen üppigen Blättern auf. Da war's einmal Nachts, als alle Blumen aufwachten und in Mondlicht und Düften gebadet dastanden, denn der weitgereiste Vogel war angekommen und sang und sang immer voller, weicher, schmelzender. Alle Blumen lauschten, die kühlen Nachtlüftchen wiegten sich so weh in dem jungen Laube, der Mond selbst schaute wie verzaubert und festgebannt herunter, die schneeweißen Wölkchen schwammen zögernd am dunkeln Himmel, als wollten sie immer mehr noch hören, und Ströme von Düften wogten aus den beseligten Blumenherzen. Der Vogel sang und sang und klagte im trostlosesten Schmerz und wirbelte auf im glühendsten Jubel und rief mit tiefster, innigster Sehnsucht, und immer weicher und unerschöpflicher quollen die Töne aus seiner Brust, so klar wie Diamanten, so tief und rein wie der Sonnenhimmel. Die Blumen horchten, aber nur der kranke Vogel verstand, was er sang. Er sang ihm von dem steilen Rauschen der Wogen des heiligen Flusses, von den Palmen, wie sie die königlichen Häupter in den dunkeln Azur des Himmels heben, von den großen weißen Schilfblumen — er sang ihm von der Heimath! Da brach dem kranken Vogel das Herz vor Seligkeit, und früh fanden sie ihn todt im Käfig. Die Blumen waren beim Erwachen benebelt und schläfrig, aber die Goldfischchen hatten eine gute Natur, die bekümmerten sich nur um die Semmelkrümchen.

Julius.

Bärenjagd in Höhlen in den westlichen Gebirgen Nord-Amerika's.

Von F. Gerstaecker.

An einem klaren, bitterkalten Nachmittag des Monats Februar, als die Sonne von dünnen Nebelschleiern umzogen nicht Kraft genug hatte die schneidende Luft, die aus den nordwestlichen Prairien herüberwehte, zu mildern, und selbst an den fließenden Wassern, etwas in Arkansas sehr Ungewöhnliches, ein starker Eisrand hing, kletterten an den steilen Abhängen, welche die Quellen des „Spirit creeks" einschließen, drei Männer über die rauhsten und unwegsamsten Stellen hinweg, die in der ganzen Gegend nur gefunden werden konnten, und obgleich oft kurze Strecken offenen, ebenen Bodens vor ihnen lagen, umgingen sie doch stets diese, und suchten wieder die schroffsten, wildesten Wände aus, an denen abgebrochene Felsblöcke und tief und bunt durcheinander geworfene Steinmassen ein Fortschreiten fast zu einer Unmöglichkeit machten.

Die drei Jäger — denn andere Leute konnten in diesem Fels-Chaos Nichts zu suchen haben — hielten sich jedoch einige hundert Schritt von einander entfernt, aufmerksam den Boden und die Pflanzen, über dem und an denen sie hingingen, untersuchend, und sehr langsam nur bewegten sie sich vorwärts. Plötzlich zog der Ruf des am tiefsten Dahinkletternden — ein

um sich an den Gemmis weiden lagt er: — Wachen Sie ihm seine Verordnung von leiser Musik nicht, denn mag es übrigens — Der Vater Zetzine ist abgelegt. — e ist, abgestraft, denn am Abende hat er sich selbst hinter allen Pult mit Rabenschwarz erhielt. — Nun sieht, ist man Gemüth aber die Oeffnung des Vater Zetzine hat mich etwas gelehrt, nämlich, daß man sich nicht arbeiten kann, es kommt immer nur dem Prinzipal zu Gute, er weiß es einem nicht einmal Dank und man hat für seine alten Tage Nichts in Aussicht, als den Wunsch eines Gehäuse, um da umzukommen. — Ich erhielt heute mein schönes Trier, ich sage mir: Was kann es mir einbringen, wenn ich mehr arbeite als ich brauche? habe ich, wenn meine Arbeit von Herrn Leipzig und Sorge von Gott eintrinnt, nur ein Atom davon! Ich bin da in einem Verhältniß zu Ihre und Interesse von der Arbeit hatte, so begann ich einen Akt davon zu bekommen, ich that gerade das, was ich wollte, am meisten Lohn zu verdienen, in den Feierstunden, Fleißigen, Studirenden: Stimmen gewesen den und sagte mir: Wenn es mich zu sehr langweilt zu arbeiten, kann mein Herr sich ja mit der Kunst Zeitzine mit seine Frau machen.

Während Zacharias mit seinen Willen sich von seinen heben Gedanken hinreißen ließ, hatten die andern Gäste durch Desiderius Dumouriez's und der kleine Buchstaben sich schmeichelnd verabredet, leiser erhoben sich, als die Königin ein Zeichen gab, auf den Tisch sprang, und mit dem Fuß-Stäbler mit Flöthen anmuthig, Alle tänzend, während Mimi-Mouilin mit der Kunze begleitete:

— Die schmucke Zeitze... man verlangt die Ouverture der fürstlichen Zeitze!...

Wie diesen lustigen Ruf, der mit einer Bombe ausbrach, hatte Zacharias gewaltig erschrocken, und Bestürzung in sein Gesicht mit Verwunderung, faßt mit der Hand über die Stirn, um die schmerzlichen Gedanken, die ihn peinigten, zu verscheuchen und rief:

— Ein hohes Recht. Verwirrt! Es lebe die Freiheit!

In einem Augenblicke war der Saal von Tänzern und Tänzerinnen angefüllt, und in den äußersten Winkel des großen Saales, Fensterbretter und Tische, in Ecken und Winkel, Fensterbretter und Tische, in Ecken und Winkel, Fensterbretter und Tische, in Ecken und Winkel

— Aber man kann Dich nicht lange im Gefängnisse lassen! Das ist unmöglich.

— Fünf Jahre... wenn ich nicht bezahle... und da ich niemals werde bezahlen können, so ist meine Sache sicher...

— O, welches Unglück! welches Unglück! und nichts dazu thun zu können! — sagte Cephyse und hielt sich die Hände vor's Gesicht.

— Höre, Cephyse, — versetzte Jacques mit schmerzlich bewegtem Tone, — seit ich hier sitze, denke ich nur an eines... was aus Dir werden soll.

— Beunruhige Dich nicht über mich.

— Ich soll mich nicht über Dich beunruhigen? Du bist thöricht... was willst Du anfangen? Das Mobiliar unserer beiden Stuben ist keine zweihundert Franken werth. Wir verschwendeten so in's Gelag hinein, daß wir nicht einmal unsere Miethe bezahlt haben. Wir sind drei Termine schuldig... Also auf den Verkauf unserer Möbel ist nicht zu rechnen... Ich lasse Dir nicht einen Sous zurück... Als wenigstens ernährt man im Gefängnisse... aber Du... wie wirst Du leben?

— Was nützt es, sich vorher zu grämen?

— Ich frage Dich, wie Du morgen leben wirst? — rief Jacques.

— Ich verkaufe mein Costüm, einige sonstige Gegenstände, schicke Dir die Hälfte des Geldes und behalte das Uebrige; davon bringe ich mich schon einige Tage durch.

— Und dann? später?

— Später... ei, ich weiß nicht... Mein Gott, was soll ich Dir sagen?... Dann, dann werd' ich sehen...

— Hör' mir zu, Cephyse, — sagte Jacques mit erschütternder Bitterkeit, — jetzt... jetzt sehe ich, wie ich Dich liebe, mir ist das Herz beklemmt, als wäre es in einem Schraubstock, wenn ich daran denke, daß ich Dich verlassen soll... Es schaudert mich über den ganzen Leib; daß ich nicht weiß, was aus Dir werden wird... — Darauf fuhr Jacques mit der Hand über die Stirn und fügte hinzu: — Siehst Du, was uns in's Unglück gebracht hat, ist blos die Thorheit, daß wir immer sagten: Morgen wird nicht kommen; und Du siehst, morgen kommt doch. Bin ich erst einmal nicht mehr bei Dir, hast Du erst den letzten Sous von den Paar Lumpen, die Du verkaufen willst, ausgegeben... was wirst Du dann thun, da Du nicht mehr im Stande bist zu arbeiten?... Soll ich Dir sagen... was Du thun mußt? Du wirst mich vergessen und... — Darauf rief Jacques, als ob er vor seinen Gedanken zurückschaudere, voller Wuth und Verzweiflung aus:

— O, gütiger Himmel, wenn es dahin kommen sollte, so stürze ich mich zum Fenster hinaus.

Cephyse erriech, was Jacques verschwieg; sie sagte ihhaft zu ihm, indem sie sich ihm um den Hals warf:

— Ich einen andern Geliebten... niemals! Denn ich bin wie Du, jetzt sehe ich, wie sehr ich Dich liebe.

— Aber um zu leben? ... meine arme Cephyse, um zu leben?

— Nun gut!... ich werde Muth haben, ich werde hingehen zu meiner Schwester und wie sonst mit ihr zusammenwohnen... Ich werde mit ihr arbeiten; das wird mir doch immer Brod geben... Ich werde nur ausgehen, um Dich zu besuchen... Binnen hier und einigen Tagen wird der Agent sich besinnen, er wird daran denken, daß Du ihm keine zehntausend Franken bezahlen kannst, und Dich in Freiheit setzen lassen... Ich werde mich wieder an die Arbeit gewöhnt haben... Du selbst es sehen... Du gewöhnst Dich auch daran; wir leben ärmlich, aber ruhig... wir haben wenigstens doch sechs Monate lang uns gut amüsirt, während so viele Andere ihr ganzes Leben lang das Vergnügen nicht gekannt haben; glaub' mir, mein guter Jacques, was ich Dir sage, ist wahr... Diese Lehre soll mir zu Gute kommen. Wenn Du mich liebst, so beunruhige Dich nicht im Geringsten; ich sage Dir, daß ich hundertmal lieber sterben möchte, als einen andern Geliebten haben.

— Umarme mich... — sagte Jacques mit feuchten Augen — ich glaube Dir... Du giebst mir den Muth wieder... für jetzt sowohl, wie für später;... Du hast Recht, Ihr müßt versuchen wieder zu arbeiten, oder wenn nicht, dann müssen die Kohlen des Vater Arsène an die Reihe kommen... Denn siehst Du, — fügte Jacques mit leiser Stimme schaudernd hinzu, — seit sechs Monaten... war ich wie betrunken; jetzt ernüchtere ich mich... und ich sehe, wo das hinausgeht... Waren wir erst einmal mit unsern Hülfsquellen zu Ende, so wäre ich vielleicht ein Spitzbube geworden... und Du... eine...

— O, Jacques, Du machst mir Furcht, sage das nicht, — rief Cephyse, Couche-tout-nu unterbrechend, — ich schwöre es Dir, ich werde zu meiner Schwester zurückkehren, werde arbeiten, will Muth haben...

Die Meine Bacchanal war in diesem Augenblicke sehr aufrichtig; sie wollte ernstlich ihr Wort halten; ihr Herz war noch nicht vollkommen verdorben; das Elend, die Noth waren für sie wie für so viele Andere die Ursache und sogar die Entschuldigung ihrer Verirrungen gewesen; bis dahin war sie mindestens stets dem Zuge ihres Herzens gefolgt, ohne den geringsten niedrigen Gedanken der Künstlichkeit; die grausame Lage, in welcher sie Jacques sah, reizte ihre Liebe noch mehr; sie glaubte ihrer selbst gewiß genug zu sein, um Jacques schwören zu können, daß sie zur Mayeux zurückkehren und jenes Leben voll unfruchtbarer und unausförtlicher Arbeit wieder anfangen wolle, jenes Leben voll schmerzlicher Entbehrungen, das zu ertragen ihr schon unmöglich gewesen war und ihr jetzt nur noch schwerer werden mußte, da sie sich an ein müßiges, unordentliches Leben gewöhnt.

Nichtsdestoweniger milderten die Versicherungen, welche sie Jacques gab, ein wenig dessen Kummer; er hatte Verstand und Herz genug, um einzusehen, daß der verhängnißvolle Abhang, auf welchem er sich bis dahin blindlings hatte fortreißen lassen, ihn und Cephysen geradenwegs zur Nichtswürdigkeit führte.

Einer der Huissiers klopfte an die Thür und sagte zu Jacques:

— Mein Bursche, es bleiben nur noch fünf Minuten, sputen Sie sich.

— Nun, Mädchen... Muth, — sagte Jacques.

— Sei unbesorgt... ich werde ihn haben... Du kannst darauf rechnen...

— Gehst Du nicht wieder nach oben zurück?

— Nein, o nein, — sagte Cephyse. — Dieses Fest, ich verabscheue es jetzt.

— Alles ist vorausbezahlt... Ich werde durch einen Kellner sagen lassen, daß man uns nicht erwarten soll, — versetzte Jacques. — Sie werden sehr verwundert sein, aber das bleibt sich gleich...

— Wenn Du mich nur wenigstens bis zu uns nach Hause begleiten könntest, — sagte Cephyse, — dieser Mann erlaubt es vielleicht, denn Du kannst doch nicht so gekleidet, wie Du jetzt bist, nach Saint Pelagie gehen.

— Das ist wahr, er wird es Dir nicht abschlagen, daß Du mit mir fährst; aber da er bei uns mit im Wagen sein wird, so werden wir uns in seiner Gegenwart Nichts sagen können... also laß mich zum ersten Male in meinem Leben Dir Vernunft predigen. Merke Dir wohl, was ich Dir sage, meine gute Cephyse... es kann übrigens ebenso gut an mich gerichtet werden, wie an Dich, — versetzte Jacques mit ernstem, überzeugtem Tone: — Fange gleich heute an, Dich an die Arbeit zu gewöhnen... wenn sie auch mühsam und undankbar ist, es ist gleichviel... zaudere nicht, denn Du würdest bald die Wirkung dieser meiner Lehre vergessen; wie Du sagst, würde es später nicht mehr Zeit sein, und dann wirst Du enden, wie so viele andere arme Unglückliche... Du verstehst mich.

— Ich verstehe Dich, — sagte Cephyse erröthend — aber der Tod wäre mir hundertmal lieber, als ein solches Leben...

— Und Du hast Recht;... denn in diesem Falle, fügte Jacques mit dumpfer, eindringlicher Stimme hinzu, — würde ich Dir zum Sterben behülflich sein.

— Das weiß ich wohl, Jacques! — antwortete Cephyse, ihren Geliebten außer sich umarmend; darauf fügte sie traurig hinzu:

— Siehst Du, es war wie eine Ahnung, als ich vorhin mitten in unserer Fröhlichkeit, ohne zu wissen, weshalb, mich ganz betrübt fühlte... und auf die Cholera einen Toast ausbrachte... damit sie uns zusammen sterben ließe...

— Nun... wer weiß, ob die Cholera nicht kommen wird, — versetzte Jacques mit düsterer Miene, — das würde uns die Kohle ersparen, wir hätten vielleicht auch nicht einmal so viel, um uns welche zu kaufen...

— Ich kann Dir nur eins sagen, Jacques, sei es zusammen zu leben oder zusammen zu sterben, Du wirst mich immer bereit finden.

— Nun, trockne Dir die Augen, — antwortete Jacques in tiefer Bewegung. — Wir wollen vor diesen Leuten keine Kindereien treiben.

.....

Einige Minuten darauf fuhr der Fiakre nach Jacques' Wohnung, wo er sich umziehen sollte, bevor er sich nach dem Schuldgefängniß begab.

.....

Wiederholen wir in Bezug auf die Schwester der Mayeux (es giebt Sachen, die man nicht oft genug sagen kann):

Eine der traurigsten Folgen davon, daß die Arbeit nicht organisirt ist, ist die Unzulänglichkeit der Arbeitslöhne.

Die Unzulänglichkeit des Lohnes nöthigt unumgänglich den größten Theil der jungen, so schlecht bezahlten Mädchen dazu, sich ihren Lebensunterhalt zu suchen, indem sie Verbindungen anknüpfen, welche sie entwürdigen.

Bald bekommen sie eine bescheidene Summe von ihren Geliebten, die mit dem Ertrage ihrer Arbeit ihre Existenz sichert.

Bald wenden sie, wie die Schwester der Mayeux, sich ganz von der Arbeit ab und leben mit dem Manne, welchen sie sich wählen, wenn dieser die Ausgabe bestreiten kann, zusammen; und dann ergreift während dieser Zeit des Vergnügens und der Faulenzerei der unheilbare Aussatz des Müßiggangs diese Unglücklichen auf immer.

Das ist die erste Phase der Erniedrigung, welche die schändliche Sorglosigkeit der Gesellschaft einer ungeheuren Anzahl Arbeiterinnen anfertigt, die nichts desto weniger mit den Instinkten der Schamhaftigkeit, des Rechtsinnes und der Redlichkeit geboren sind.

Nach einer gewissen Zeit verläßt sie ihr Liebhaber und zwar häufig, wenn sie Mütter sind.

Manchmal führt eine thörichte Verschwendung den Leichtsinnigen in's Gefängniß, und dann sieht sich das junge Mädchen verlassen und ohne Existenzmittel.

Die, welche Muth und Energie behalten haben, gehen wieder an die Arbeit... die Zahl derselben ist sehr gering.

Die Anderen... sinken dann, vom Elende getrieben, von der Gewohnheit eines bequemen und müßigen Lebens zu den untersten Stufen der Verworfenheit hinab.

Und man muß sie wegen dieser Verworfenheit mehr beklagen als tadeln, denn die hauptsächlichste Ursache ihres Sinkens ist die ungenügende Bezahlung ihrer Arbeit oder Arbeitslosigkeit. *)

Eine andere bedauernswerthe Folge von der Nichtorganisation der Arbeit ist für die Männer außer der Unzulänglich-

*) Wir lesen in einer vortrefflichen Druckschrift, die voll praktischer Blicke und von einem wohlthuenden, edelmüthigen Geiste beseelt ist (Ligue nationale contre la misère des Travailleurs, ou Mémoire explicatif d'une pétition à présenter à la chambre des députés; par J. Kerson. — Paris, edition.), wir lesen in dieser Druckschrift die leider nur zu wahren Worte: „Wir sprechen nicht von Arbeiterinnen, welche nur dieselbe Alternative haben. Was wir darüber zu sagen hätten, wäre sehr schmerzlich zu vernehmen... wir wollen blos bemerken, daß in den Städten, wo die größte Arbeitslosigkeit herrscht, die Bittsteller der Prokuratur ihre Proselyten unter den schönsten Mädchen des Volks rekrutiren."

„Wenn die Krieger auf der Spur der Feinde sind, gehen sie nicht in Scharen neben einander, aber der Letzte tritt in die Fußstapfen des Ersten," erwiderte Tessaket.

„Ja, ja," sprach der Deutsche, indem er mit dem Kopf nickte, „Stück für Stück müssen wir ihn herausschaffen, aber ich glaube auch, daß wir selbst nur auf dieselbe Art hinunterkönnten, und das wäre denn doch weniger angenehm."

Ohne weiter darauf zu antworten, schaute Tessaket einen Augenblick scharf umher, und kletterte dann zu einem jungen, schlanken Hickory-Stamm, der, einige 50 Schritte über ihnen am Berge, gerade und schlank, wohl 40 Fuß hoch und nur einige Zoll stark, in die Höhe stieg, fällte denselben mit wenigen Schlägen seines Tomahawks, daß er nicht neben den zwei anderen Jägern niederschlug, befreite ihn von den Aesten, dieselben jedoch noch einige Zoll vom Stamm daran lassend, um einen Haltpunkt für die Füße zu bilden, und hob dann leicht, mit des Deutschen Hülfe, der bald begriff, zu welchem Zweck der junge Stamm benutzt werden sollte, die schnell fabrizirte Leiter in die Höhle hinab.

Da der Stamm länger als nöthig war, nahmen sie ihn noch einmal heraus, schlugen etwa 8 Fuß von dem unteren, glatten und astlosen Ende ab, und hatten sich nun, wenigstens in diese Grube, einen Eingang gebildet.

„Nun, Redham, wollt Ihr nicht mit hinunter?" fragte der Deutsche, als er seine Decke und Kugeltasche abwarf, und das Pulverhorn mit einem kleinen Riemen dicht an seinem Körper befestigte, „wir werden vielen Spaß unten haben, und es wäre wirklich Schade, wenn Ihr hier so ganz allein" —

„Ich gönne Euch all den Spaß, Werner, den Ihr da unten haben mögt, ich gönne ihn Euch von ganzem Herzen," unterbrach ihn Redham, indem er Feuer anschlug — „geht nur hinab und bringt mir noch vor Abend wenigstens ein Stück von dem Bären herauf, denn ich bin wirklich hungrig, und wir haben unser letztes Fleisch schon heute Morgen verzehrt, ich will unter der Zeit hier ein gutes Feuer unterhalten und den Eingang bewachen."

Tessaket hatte indessen seine Decke abgeworfen und ein kurzes, dickes Stück Wachslicht, roh aus den gelben Zellen eines wilden Bienenstockes zusammengeknetet, aus seiner Kugeltasche genommen, während Werner ein eben solches, aber bedeutend längeres, aus seiner Tasche herauswickelte. Der Indianer gürtete dann sein langes Jagdmesser fester, und legte die Büchse unter seine Decke nahe zum Feuer, das schon, von Redham's geschickter Hand erweckt, hoch auflohte.

„So soll ich allein meine Büchse mitnehmen?" sprach Werner, als er sah, wie sich Tessaket bereit machte ohne die seinige hinabzusteigen.

„Tessaket hat ein langes Rohr, und wenn der Ladestock herausgezogen wird, ist sie 4 Fuß länger," erwiederte der Indianer.

„Nun, wenn diese Höhle so eng ist als die vorige, in die wir zusammen hineinkrochen," lachte Werner, „so möchte die meinige noch zum Wiederladen zu lang sein; aber vorwärts, Tessaket, vorwärts! wir wollen diesem guten Mann hier oben zeigen, daß wir uns nicht vor einem tiefen Loch und Wasser im Grunde fürchten — ist ein Bär darin, so haben wir heut Abend Fleisch, und das ist ein Gegenstand, den wir höchst nöthig brauchen."

Mit diesen Worten wollte er, die Büchse auf den Rücken gehangen, zuerst hinab. Tessaket hielt ihn aber zurück und sprach, auf den Lauf der Büchse zeigend:

„Es ist gefährlich, in den Lauf eines Gewehrs hinab zu sehen; ginge die Büchse zu früh los, so möchten die beiden Weißen heute Abend allein am Feuer liegen — ich will voransteigen und sind wir unten, so mag der Fremde sein Wachslicht dem Bären zuerst zeigen."

Ohne weiter eine Antwort abzuwarten, ließ er sich dann in die Oeffnung hinab, und war in wenigen Augenblicken verschwunden, während Werner schnell seinem Beispiel folgte, und Redham hatte nur noch Zeit ihm zuzurufen: „Habt Acht, Werner, habt Acht, schießt nicht, wenn Ihr nicht Eurer Sache gewiß seid, und bedenkt, daß die Kugel in solcher Höhle außerordentlich leicht und schnell aus dem Lauf führt, verdammt schwer aber wieder mit einer gehörigen Ladung hineinzubringen ist, besonders wenn man dabei eine verwundete Bestie abzuwehren hat."

Werner nickte ihm nur noch einmal zu, rief ihm ein fröhliches „viel Vergnügen" zurück, und verschwand ebenfalls in der engen Höhlung, aufmerksam auf seine Büchse achtend, daß diese nicht, unvorsichtig getragen, sich von selbst entladen möchte.

Mit Leichtigkeit kletterten die beiden Männer an dem Stamme nieder und bald stand Tessaket am Fuß desselben im Wasser, das er vorher untersuchte und nicht tiefer als 6 bis

keit des Lohnes der tiefe Ekel, welchen sie fast immer gegen die ihnen auferlegte Arbeit empfinden.

Das begreift sich wohl.

Weiß man ihnen die Arbeit anziehend zu machen, sei es durch Verschiedenheit der Beschäftigung, sei es durch ehrende Belohnung oder durch sorgliche Behandlung, durch eine Belohnung nach dem Verhältnisse des Vortheils, welchen ihre Handarbeit bringt, sei es endlich durch die Hoffnung auf eine sichere Pension nach langen Jahren der Arbeit?

Nein, das Land kümmert sich nicht im Geringsten um ihre Bedürfnisse, um ihre Rechte.

Und doch giebt es, um nur einen Industriezweig anzuführen, Mechaniker und Arbeiter in Fabriken, welche, der Explosion des Dampfes oder der Berührung von furchtbarem Räderwerk ausgesetzt, jeden Tag größere Gefahren laufen, als Soldaten im Kriege, ein seltenes praktisches Wissen an den Tag legen, der Industrie und folglich auch dem Lande während einer langen und ehrenvollen Laufbahn unbestreitbare Dienste leisten, falls sie nicht durch die Explosion eines Kessels umkommen oder ein Glied zwischen den eisernen Zähnen einer Maschine brechen.

Bekommt in dem letzteren Falle der Arbeiter wenigstens eine Belohnung, gleich der, welche der Soldat als Preis für seinen allerdings lebenswerthen, aber doch nichts einbringenden Muth erhält: — einen Platz in einem Invalidenhause?

Nein...

Was kümmert es das Land? Und wenn der Herr des Arbeiters undankbar ist, stirbt dieser verstümmelt, unfähig etwas zu thun, in irgend einem Winkel.

Endlich, beruft man jemals zu den prachtvollen Festen der Industrie einige von den geschickten Arbeitern, die doch allein diese bewunderungswürdigen Stoffe gewoben, diese glänzenden Waffen geschmiedet und damascirt, diese goldenen und silbernen Trinkschalen ciselirt, diese Meubles von Ebenholz und Elfenbein geschnitzt, diese glänzenden Edelsteine mit seltener Kunst gefaßt haben?

Nein...

Auf ihre Mansarde zurückgezogen, umgeben von einer elenden und verhungerten Familie leben Diejenigen von einem

dürftigen Lohne, die doch, wie man eingestehen wird, mindestens die Hälfte dazu beigetragen haben, das Land mit diesen Wundern zu beschenken, welche seinen Reichthum, seinen Ruhm und seinen Stolz ausmachen.

Ein Handelsminister, der das geringste Verständniß seiner hohen Functionen und seiner Pflichten hätte, müßte der nicht verlangen, daß jede ausstellende Fabrik stufenweise eine gewisse Anzahl der verdienstlichsten Bewerber wähle, unter denen der Fabrikant denjenigen bezeichnen müßte, der ihm der Würdigste scheine, bei großen industriellen Feierlichkeiten die arbeitende Classe zu vertreten?

Wäre es nicht ein edles, ermuthigendes Beispiel, wenn man sähe, wie der Fabrikherr den von Seinesgleichen gewählten Arbeiter als einen der Redlichsten, Arbeitsamsten, Umsichtigsten seiner Profession für die öffentlichen Belohnungen und Auszeichnungen vorschlägt?

Dann würde eine nichtswürdige Ungerechtigkeit verschwinden, die Tugenden des Arbeiters würden durch ein edles Ziel angespornt, erhöht; dann würde er ein Interesse daran haben, gut zu thun.

Gewiß hat der Fabrikant vermöge der Intelligenz, welche er aufwendet, der Capitalien, welche er riskirt, der Etablissements, die er begründet, und des Guten, das er bisweilen thut, ein legitimes Recht auf die Auszeichnungen, mit denen man ihn überhäuft; aber warum ist der Arbeiter unbarmherzig ausgeschlossen von diesen Belohnungen, deren Wirkung auf die Massen doch so mächtig ist?

Die Generale und die Officiere einer Armee, haben die allein Recht auf Belohnungen?

Nachdem man die Anführer der mächtigen und nützlichen Industriearmee belohnt hat, warum will man nicht daran denken, auch die Soldaten zu belohnen?

Warum giebt man niemals für sie Zeichen von auffallenden Belohnungen? irgend ein tröstendes Wort aus einem erhabenen Munde? Warum endlich sieht man in Frankreich nicht einen einzigen Arbeiter, der für seine Handarbeit, seinen industriellen Muth und seine lange, mühselige Laufbahn einen Orden bekommen hätte? Das Kreuz und die beschränkte Pension, welche es begleitet, würde doch für ihn eine gerechte und doppelt verdiente Belohnung sein; aber nein, für die niedrige Arbeit, für die Arbeit von der Hand in den Mund hat man nichts als Vergessenheit, Ungerechtigkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung!

Deshalb bringt auch diese öffentliche Vernachlässigung, welche häufig noch durch den Egoismus und die Härte undankbarer Herren verstärkt wird, für die Arbeiter eine beklagenswerthe Folge hervor.

Die Einen leben trotz unaufhörlicher Arbeit unter Entbehrungen und sterben vor dem Alter, fast immer, indem sie der Gesellschaft fluchen, welche sie verläßt.

Andere suchen ein augenblickliches Vergessen ihrer Leiden in tödtlicher Trunksucht.

Eine große Anzahl endlich, die kein Interesse, keinen Vortheil, keine moralische oder materielle Anregung, mehr oder besser zu arbeiten, haben, begnügen sich, nur gerade das zu thun, was nöthig ist, um ihren Lohn zu verdienen. Nichts wahrt sie vor den Versuchungen des Müßiggangs, und wenn sie zufällig die Mittel finden, einige Zeit in Faulheit zu leben, geben sie nach und nach der Gewohnheit des Nichsthuns und der Liederlichkeit nach; und bisweilen bedecken die bösesten Laster auf ewig ursprünglich gesunde, rechtschaffene, von gutem Willen erfüllte Naturen wegen des Mangels einer schützenden und billigen Vorsorge, welche ihre ersten rechtschaffenen und arbeitsamen Bestrebungen hätte unterstützen sollen.

.....

Wir wollen jetzt der Maneux folgen, die, nachdem sie zu der Person gegangen war, welche sie gewöhnlich beschäftigte, um Arbeit zu suchen, sich nach der Rue de Babylone begab, nach dem von Adrienne von Carteville bewohnten Pavillon.

Fünftes Kapitel.

Florine.

... die kleine Bacchanal und Gesang- ... und so kraftig die lustigste Phase ihrer Existenz darstellen, kam die Maneux an die Thür des Pavillons in der Rue de Babylone.

Bevor sie klingelte, wischte die junge Arbeiterin sich die Thränen ab: ein neuer Kummer drückte sie nieder. Als sie das Haus des Traiteurs verlassen, war sie zu der Person gegangen, die ihr gewöhnlich Arbeit gab; aber diese hatte sie ihr jetzt verweigert, da sie, wie sie sagte, mit einem Drittel Ersparniß dasselbe aus dem Gefängniß für Weiber geliefert bekommen könnte. Ehe sie diese letzte Hülfsquelle verlor, bot sie sich an, auch eine solche Lohnherabsetzung sich gefallen zu lassen, aber die Stücke Zeug waren schon fortgegeben und das junge Mädchen konnte sich nun unter vierzehn Tagen keine Hoffnung auf Arbeit machen, selbst wenn sie in diese Herabsetzung des Lohnes willigte. Man begreift die Bekümmerniß des armen Geschöpfes, denn bei einer gezwungenen Arbeitslosigkeit muß man betteln oder vor Hunger sterben.

Was ihren Besuch des Pavillons Rue de Babylone entdeckt, so werden wir den Grund desselben sogleich erklären.

Die Maneux klingelte schüchtern an der kleinen Thür, wenige Augenblicke darauf kam Florine und öffnete.

Das Kammermädchen war nicht mehr nach dem reizenden Geschmacke Adriennens gekleidet, im Gegentheil mit einer Affectation von strenger Einfachheit; sie trug ein hoch hinaufgehendes Kleid von dunkler Farbe und weit genug, um die schlanke Eleganz ihrer Taille zu verbergen; ihr Scheitel von ebenholzschwarzem Haar war unter dem glatten Besatz einer kleinen weißen gestärkten Mütze, den Hauben der Frommen nicht unähnlich, kaum zu sehen; aber trotz diesem so bescheidenen Costüme erschien das brünette und blasse Gesicht Florinens bewunderungswürdig schön.

Wie schon erzählt, war Florine durch eine strafbare Vergangenheit in die vollkommenste Abhängigkeit von Herrn Rodin und dem Marquis von Aigrigny gekommen und hatte ihnen bisher als Spion bei Adrienne von Carteville gedient, trotzdem daß sie von dieser Zeichen des Vertrauens und der Güte empfing. Florine war nicht vollkommen verderbt, daher empfand sie häufig schmerzliche, aber vergebliche Gewissensbisse, wenn sie an das nichtswürdige Gewerbe dachte, das sie bei ihrer Herrin zu treiben genöthigt war.

---

7 Zoll fand. Werner war an seiner Seite, und ihre Lichter, die einen matten Schein umherwarfen, emporhaltend, beschauten sie forschend den Raum, in dem sie sich befanden. Es war eine Art Gewölbe, etwa 9 Fuß hoch und 16 bis 18 Fuß weit, nach den Seiten zu abgedacht, wo sowohl oben, etwa 5 Fuß vom Boden, als unten im Wasser ein Seitenzweig der Höhle in den Berg hineinlief.

Tessaked erklomm mit Hülfe Werner's die obere Oeffnung und dort Spuren von Bären und anderen wilden Thieren findend, kroch er darin weiter, um zu erfahren, ob der Bewohner der Höhle sich in dem trockenen oder dem nassen Gange einquartiert habe. Werner mußte zurückbleiben, da er ohne andere Hülfe mit der Büchse den engen, hoch vom Boden gelegenen Eingang nicht erreicht haben könnte, und stand, bis über die Knöchel im kalten Wasser, in einer keineswegs angenehmen Stellung. Endlich, nach langem Harren, als ihn der Frost schon zu schütteln anfing, erschien Tessaked wieder am Eingang des oberen Ganges und versicherte, derselbe liefe so eng und spitz aus, daß unmöglich ein großer Bär sich darin aufhalten könne, und der alte Bursche müsse auf jeden Fall den unteren nassen Weg gewählt haben, um zu irgend einem anderen trockenen Platze zu gelangen.

Höchst unbehaglich aber sah der Eingang zu der tiefer liegenden, muthmaßlichen Höhle aus, denn wenn auch der Gang etwa 20 Zoll hoch sein mochte und einen Menschen bequem hindurchgelassen hätte, so war er doch 6—7 Zoll tief mit Wasser gefüllt und dunkel gähnte die schwarze Oeffnung den beiden Jägern entgegen.

„Ein Bär ist darin," brach endlich Tessaked das Schweigen, nachdem Beide bedenklich den Eingang einige Minuten lang betrachtet hatten, — „ein Bär ist darin, will aber mein Bruder sein Leben daran setzen, das Thier in seiner wohlverwahrten Festung anzugreifen? Es ist kalt, der Hirsch sucht die Eichen, die an der Südseite der Berge liegen und Methum ist ein großer Jäger — er wird Fleisch haben, ehe die Sonne wieder im Mittag steht."

„Es ist wahr, Tessaked," sagte Werner, nachdenkend den gefährlichen, unbequemen Eingang betrachtend, „mir sind aber einmal hier und aller Wahrscheinlichkeit nach können wir auch mit ein wenig Ausdauer die Bestie finden und erlegen; willst Du mir also folgen, wenn ich vorangehe und Bahn breche, oder willst Du hier warten und vielleicht meinen Nothruf von dort drinnen hören, ohne mir zu Hülfe eilen zu können! — Denn versuchen muß und will ich es!"

„Mein Bruder ist brav und mag den Versuch wagen, wenn er aber seinen Kopf wendet, wird er, wo er auch sei, in die Augen Tessaked's sehen," antwortete der Indianer, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, kniete Werner im Wasser dicht an der Oeffnung der Höhle nieder und leuchtete hinein. Kein besonderes Hinderniß schien ihm entgegen zu stehen und die Büchse, den Lauf nach vorne, auf der linken Schulter mit der linken Hand, in der er das Licht trug, haltend, legte er sich auf den rechten Ellbogen nieder und kroch langsam in die schmale Oeffnung, von Tessaked gefolgt, der sich, da er seine Flinte zurückgelassen hatte, leichter fortbewegen konnte. Wohl regte nur Werner's Kopf und der linke Arm mit der Schulter aus dem Wasser hervor und er war genöthigt, die Schnüre des Pulverhorns zwischen die Zähne zu nehmen, um dieses trocken zu halten, doch verfolgte er muthig und unerschrocken seinen gefährlichen dunklen Weg und erreichte, nachdem er etwa 30—40 Schritt auf höchst unbequeme Art fortgekrochen war, zwar ganz durchnäßt und vor Frost zitternd, aber doch wohlbehalten, den trockenen Theil der Höhle, die sich hier in die Höhe zog und in drei verschiedenen Mündungen auslief. Tessaked war in demselben Augenblick, als er sich erhob und den offenen Raum betrat, an seiner Seite und schüttelte sich wie ein Hund, der eben dem Wasser entstiegen ist; dann vorsichtig mit seinem Lichte umherleuchtend, betrachtete er mit vieler Aufmerksamkeit den weichen Boden, in den eine Unmasse verschiedener Fährten eingedrückt waren, und wandte sich dann lächelnd zu seinem reifen Freunde, der seinen Gürtel abgelegt hatte, sein Jagdhemd auszog und ausrang und seine Büchse untersuchte, ob sie nicht, trotz aller Vorsicht, durch eine unbeachtete Bewegung feucht geworden wäre.

„Die Jäger haben oft die Höhle gefunden, aber mein Bruder und Tessaked waren nie unter ihnen; sie haben ihre Feuer am Eingange angezündet, aber bis hierher hat Keiner einen Funken getragen; sie sind wie der Wolf, der das Lager des schlafenden Jägers umschleicht — sie wittern das aufgehangene Wild, aber sie fürchten den Blick des Menschen."

„In welcher von den drei Höhlen mag aber die Bestie nun stecken?" frug Werner, indem er das ausgerungene Jagdhemd wieder anzog und den Gürtel mit dem Messer darin

Beim Anblick der Maneur, welche sie wiedererkannte (Florine hatte ihr am Tage vorher die Verhaftung Agricol's und den plötzlichen Anfall von Wahnsinn des Fräulein von Gardeville erzählt), trat sie einige Schritte zurück, so viel Interesse und Mitleid flößte ihr das Aussehen des jungen Mädchens ein. In der That war die ihr angekündigte Arbeitslosigkeit bei schon so bösen Umständen ein furchtbarer Schlag für sie; auf ihren Wangen waren noch frische Spuren von Thränen, ihre Züge drückten ohne ihr Wissen eine tiefe Verzweiflung aus und sie schien so erschöpft, so niedergeschlagen, daß Florine lebhaft auf sie zuging, ihr den Arm gab und sie stützend voll Güte zu ihr sagte:

— Treten Sie ein, Mademoiselle, treten Sie ein... ruhen Sie einen Augenblick aus, denn Sie sind sehr blaß... und sehen sehr leidend, sehr angestrengt aus.

Dies sagend führte Florine sie in einen kleinen tapezirten Vorsaal mit einem Kamine und ließ sie auf einem gestickten Lehnsessel nahe an einem guten Feuer Platz nehmen; Georgette und Hede waren entlassen worden und Florine daher jetzt die einzige Hüterin des Pavillons.

Als die Maneur sich gesetzt hatte, sagte Florine voll Theilnahme zu ihr:

— Mademoiselle, wollen Sie nicht Etwas genießen? ein Wenig warmes Zuckerwasser und Orangeblüthe?

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle, — sagte die Maneur sehr bewegt, — denn der geringste Beweis von Wohlwollen erfüllte sie so sehr mit Dankbarkeit und dann sah sie mit einem angenehmen Erstaunen, daß ihre armselige Kleidung kein Gegenstand der Zurückhaltung oder Verachtung für Florinen sei.

— Mir thut nur ein wenig Ruhe noth, denn ich komme sehr weit her, — versetzte sie, — und wenn Sie es erlauben...

— Ruhen Sie sich aus, so lange Sie wollen, Mademoiselle,... ich bin, seit meine arme Herrin fort ist, allein in diesem Pavillon. — Hierbei erröthete Florine und seufzte. — Also thun Sie sich durchaus keinen Zwang an... rücken Sie an's Feuer... ich bitte; setzen Sie... setzen Sie sich dortzin... da werden Sie es besser haben... mein Gott, wie naß Ihre Füße sind!... setzen Sie sie auf das Taburet dort.

Der herzliche Umfang Florinens, ihr schönes Gesicht, ihre angenehmen Manieren, welche nicht die einer gewöhnlichen Kammerfrau waren, fielen der Maneur außerordentlich auf, die trotz ihres niedrigen Standes mehr als irgend wer für Alles empfänglich war, was anmuthig, zart und vornehm war; daher fühlte die junge Arbeiterin, die gewöhnlich sehr empfindlich und voll schüchternen Mißtrauens war, diesem Reize nachgebend sich fast vertraut mit Florinen.

— Wie verbindlich Sie sind, Mademoiselle!... — sagte sie mit innigem Tone zu ihr, — ich bin ganz verwirrt von Ihren gütigen Bemühungen.

— Ich versichere Sie, Mademoiselle, ich wünschte mehr für Sie thun zu können, als Ihnen einen Platz am Kamine zu geben... Sie haben ein so sanftes, interessantes Gesicht!...

— O, Mademoiselle, wie wohl das thut, sich an einem guten Feuer erwärmen zu können! — sagte die Maneur naiv und fast wider ihren Willen. Darauf fürchtete sie, so groß war ihre Delicatesse, daß man sie für fähig halten könne, durch Verlängerung ihres Besuches die Gastfreiheit zu mißbrauchen und fügte hinzu:

— Hören Sie, Mademoiselle, weshalb ich wieder hierherkomme... Gestern haben Sie mich benachrichtigt, daß ein junger Handwerker, Herr Agricol Baudoin, in diesem Pavillon verhaftet worden ist...

— Leider ja, Mademoiselle, und zwar in dem Augenblicke, wo meine arme Herrin sich damit beschäftigte, ihm zu Hülfe zu kommen...

— Herr Agricol... ich bin seine Adoptivschwester, — sagte die Maneur leicht erröthend, — hat mir gestern Abend aus seinem Gefängnisse geschrieben... Er bat mich, seinem Vater zu sagen, daß er sich sobald als möglich hierher begeben möge, um Fräulein von Gardeville zu benachrichtigen, daß er, Agricol, dem Fräulein oder der Person, welche sie schicken werde, die wichtigsten Dinge mitzutheilen habe... die er aber einem Briefe nicht anzuvertrauen wage, da er nicht wisse, ob die Correspondenz der Gefangenen nicht von dem Director des Gefängnisses gelesen werde.

— Wie! meiner Herrin will Herr Agricol eine wichtige Mittheilung machen? — fragte Florine sehr überrascht.

— Ja, Mademoiselle, denn bis jetzt weiß Herr Agricol noch das entsetzliche Unglück nicht, welches Fräulein von Gardeville betroffen.

Ganz recht... und dieser Anfall hat sich leider auf eine so plötzliche Weise gezeigt, — sagte Florine, die Augen niederschlagend, — daß ihn Niemand vorhersehen konnte.

— So muß es wohl sein, — versetzte die Maneur, — denn als Herr Agricol Fräulein von Gardeville zum ersten Male gesehen... kam er ganz erstaunt von ihrer Anmuth, ihrer Zartheit, ihrer Güte zurück.

— Wie Alle, die in die Nähe meiner Herrin kommen... — sagte Florine traurig.

— Heute Morgen, — fuhr die Maneur fort, als ich nach dem Begehren Agricol's mich bei seinem Vater einfand, war dieser schon ausgegangen; denn er ist in großer Unruhe... aber der Brief meines Adoptivbruders schien mir so dringend und von einem wahrscheinlich so großen Interesse für Fräulein Adrienne von Gardeville, die sich so edelmüthig gegen ihn gezeigt hat... daß ich gekommen bin.

— Unglücklicher Weise ist Mademoiselle nicht mehr hier, wie Sie wissen.

— Aber giebt es Niemand von ihrer Familie, den ich, wenn auch nicht sprechen, doch durch Ihre Vermittelung davon benachrichtigen könnte, daß Agricol für Fräulein Adrienne sehr wichtige Mittheilungen zu machen wünscht?

— Das ist seltsam... — versetzte Florine nachdenkend und ohne der Maneur zu antworten; darauf wandte sie sich zu ihr: — Und Sie wissen durchaus den Gegenstand nicht, welchen diese Mittheilungen betreffen könnten?...

— Durchaus nicht, Mademoiselle; aber ich kenne Agricol, er ist des Ehrgefühl, die Rechtlichkeit selber; er hat einen sehr geraden, ehrlichen Charakter; man kann ihm glauben, was er versichert... Uebrigens, welches Interesse sollte er euch jetzt haben...

— Mein Gott, — rief Florine plötzlich aus, der mit einem Male etwas klar wurde, und sagte, die Maneur unterbrechend, — jetzt besinne ich mich darauf; als er in dem Verstecke, wo ihn Mademoiselle verborgen hatte, verhaftet wurde, war ich zufällig gegenwärtig, Herr Agricol sagte schnell ganz leise zu mir: — Sagen Sie Ihrer edelmüthigen Herrin, daß ihre Güte für mich ihre Belohnung finden wird und daß mein Aufenthalt in dem Verstecke für sie nicht ganz unverdächtig gewesen sein wird... — Das ist Alles, was er mir hat sagen können, denn man führte ihn auf der Stelle fort. Ich gestehe, in jenen Worten hatte ich Nichts als den Ausdruck seiner Dankbarkeit gesehen und die Hoffnung, sie eines Tages dem Fräulein zu beweisen... aber wenn ich seine Worte mit dem Briefe zusammenstelle, den er Ihnen geschrieben hat,... — sagte Florine nachdenklich...

— Gewiß, — versetzte die Maneur, — gewiß ist eine Beziehung zwischen seinem Aufenthalt in dem Verstecke und den wichtigen Dingen, welche er Ihrer Herrin oder Jemandem ihrer Familie mitzutheilen hat.

— Dieser Versteck ist seit langer Zeit weder besucht noch bewohnt worden, — sagte Florine mit gedankenvoller Miene; — vielleicht hat Herr Agricol darin Etwas gefunden oder gesehen, was für meine Herrin Interesse haben muß.

— Wenn der Brief Agricol's mir nicht so dringend geschienen hätte, — versetzte die Maneur, — so wäre ich nicht gekommen und er hätte sich gleich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse selbst hier einfinden können, da dieselbe jetzt, Dank der Großmuth eines seiner ehemaligen Kameraden, bald stattfinden wird;... aber da ich nicht wußte, ob man ihn selbst gegen Erlegung einer Caution noch heute freilassen würde... so habe ich vor allen Dingen thun wollen, wie er mir anempfohlen;... die edle Güte, welche Ihre Herrin gegen ihn bewiesen, machte es mir sogar zur Pflicht.

Wie alle Personen, deren gute Instinkte noch bisweilen erwachen, empfand Florine eine Art Trost darin, das Gute zu thun, wenn sie es ungestraft konnte, das heißt, ohne sich dem unerbittlichen Zorne Derer auszusetzen, von denen sie abhing.

Durch die Maneur fand sie Gelegenheit, ihrer Herrin wahrscheinlich einen großen Dienst zu leisten; sie kannte den Haß der Prinzessin von Saint-Dizier gegen ihre Nichte hinlänglich, um zu wissen, welche Genugthuung gerade ihrer Wichtigkeit wegen es haben könne, wenn Agricol's Entdeckung Jemandem anders als dem Fräulein von Gardeville selbst gemacht würde. Florine sagte daher zur Maneur mit ernstem, gewichtigem Tone:

— Hören Sie mir zu, Mademoiselle,... ich will Ihnen einen meiner Herrin, wie ich glaube, sehr nützlichen Rath geben; aber dieser Schritt von mir könnte mir sehr verderblich sein, wenn Sie meine Rathschläge nicht berücksichtigen.

— Wie so das, Mademoiselle? — sagte die Maneur mit dem höchsten Erstaunen.

— Im Interesse meiner Herrin... darf Herr Agricol die wichtigen Dinge, welche er mitzutheilen hat... Niemandem anders vertrauen als ihr selbst.

— Aber da er Fräulein von Gardeville nicht sehen kann, warum sollte er sich nicht an ihre Familie wenden?

— Gerade der Familie meiner Herrin muß er verschweigen, was er weiß... Fräulein Adrienne kann gesund werden... dann wird Herr Agricol mit ihr sprechen; und selbst, wenn sie niemals gesund werden sollte, so sagen Sie Ihrem Adoptivbruder, daß es dann noch immer besser ist, er behält das Geheimniß für sich, als daß er mit ansehen muß, daß die Feinde des Fräulein dasselbe benutzen,... was unfehlbar der Fall sein würde, glauben Sie mir.

— Ich verstehe Sie, Mademoiselle, — sagte die Maneur traurig, — die Familie Ihrer edelmüthigen Herrin liebt diese nicht und verfolgt sie vielleicht.

— Ich kann Ihnen darüber nichts weiter sagen; jetzt aber, was mich anbetrifft, beschwöre ich Sie, versprechen Sie mir,

---

umschnallte, „sie sehen eine wie die andere aus und scheinen, hol's der Henker, alle drei gleich unbequem."

Tessaked hatte unterdessen seine Beobachtungen fortgesetzt und jetzt auf eine breite Fährte zeigend, die in die linke Oeffnung hineinlief und wo die eingehenden Spuren in der ausgehenden eingedrückt waren, rief er, indem er genau die Fährten beleuchtete und die Knöchel seiner rechten Hand darauf hielt, um die Größe des Feindes danach zu erkennen:

„Hier!" und die gebogenen Finger seiner Rechten nach dem Maß der Fährte gespreizt seinem Kameraden entgegen haltend, fuhr er fort: „Er ist groß und schwer, seine Ballen sind tief eingedrückt und er wird schlafen!"

„Nun, wenn er schläft, Tessaked," entgegnete Werner, der jetzt mit seinen Zurüstungen fertig geworden war und eben ein neues Zündhütchen aufsetzte, um seines Schusses gewiß zu sein, „dann haben wir leichtes Spiel und es wird mehr Mühe kosten, den alten Burschen an's Tageslicht zu schaffen als ihn zu erlegen; aber," fuhr er fort, indem er sein Licht vom Boden aufnahm, „wir dürfen keine Zeit mehr verlieren, denn Meldam wird da oben schreckliche Langeweile haben, und ich hätte doch gerne, daß wir noch zum Abendessen ein tüchtiges Stück Fleisch am Feuer zu braten suchen!"

„Zum Abendessen?" fragte Tessaked verwundert, „unser Bruder wird die Sonne wieder über die Gebirge kommen sehen und immer noch am Feuer liegen und unser warten. Die Höhle ist eng, und hart werden wir arbeiten müssen, ehe wir die Last hinauf schaffen können."

„Das sind schlechte Aussichten," murmelte Werner für sich hin, dem die nassen Kleidungsstücke, die Tessaked gar nicht zu beachten schien, eben nicht behaglich am Körper saßen, „hier ist aber kein anderer Weg als vorwärts, also frisch drauf zu — je länger wir hier zögern, desto später kommen wir zu Ende — und nun, Tessaked, go ahead!" — vorwärts! —

„Will mein Bruder mir die kurze Büchse anvertrauen und meiner Fährte folgen?" fragte der Indianer stehen bleibend.

„Nein, nein, so war es nicht gemeint, Tessaked," entgegnete dieser, „ich krieche voran und verdammt will ich sein, wenn Du Furcht an mir bemerken sollst; nein, wenn mir auch für einen Augenblick die Aussicht auf ein langes Fasten nicht recht behagen wollte, so war das keineswegs aus Furcht oder sonstiger Besorgniß! — Hab Acht auf das Licht, daß mir im Hellen bleiben, denn Dunkelheit wäre weniger angenehm hier unten, und nun — mit Gott!"

Bei den letzten Worten hatte er sich dem Eingange der linken Höhle genähert und kroch, die Büchse vor sich herschiebend, das Licht in der linken Hand haltend, vorwärts, von Tessaked gefolgt, der, als er Jenen entschlossen sah den engen Raum zuerst zu betreten, kein Wort weiter erwiderte und ganz zufrieden damit schien, daß der junge Mann die größte Gefahr freiwillig und gern übernahm.

Die Höhle war im Anfang so geräumig, daß beide Männer wenigstens auf den Knieen fortkriechen konnten, nach etwa 50 Schritten aber wurde sie mit jedem Fuß, den sie vorrückten, niederer und der obere Theil senkte sich zuletzt bis auf 12 Zoll herab, so daß Werner, der eine kräftige, starke Brust und breite Schultern hatte, kaum hindurch konnte; dennoch preßte er vorwärts, da er im weichen Grunde sah, daß der Bär ebenfalls durch diesen Engpaß gekommen war, und erreichte wieder einen um einige Zoll höheren Theil. Hier aber stellte sich ihnen eine neue Schwierigkeit entgegen, denn obgleich die Höhle gerade aus weiter in den Berg hinein lief, öffnete sich doch nicht vor ihnen eine brunnenartige Kluft, die, wenn auch nicht breiter als der Gang, in dem sie fortgekrochen waren, doch wohl fünf Fuß lang und Gott weiß wie viele tief sein mochte, denn trotz dem daß Werner auf Armeslänge sein Licht hinunter hielt, konnte er Nichts als dichte Finsterniß erkennen.

„Hört mein Bruder den Bär?" fragte Tessaked, als er bemerkte, daß Jener sich nicht weiter bewegte.

„Nein, doch ist eine Schlucht hier, von der ich gerne erst wissen möchte, wie tief sie ist, ehe ich mich hinüber wage, ich weiß aber nicht wie, denn ich kann den Boden nicht sehen und habe auch keinen Stein hier zum Hinunterwerfen."

„Aber Kugeln in der Tasche," erwiderte lakonisch der Indianer.

„Recht, Tessaked, an die dachte ich nicht, fünfe werde ich doch hier unten nicht verschießen," erwiderte Werner und nahm mit diesen Worten eine derselben aus einer kleinen mit einer Klappe versehenen Tasche im Jagdhemd, die er in die Schlucht fallen ließ; aber einige 36 Fuß mußte dieselbe tief sein, denn lange dauerte es, ehe der dumpfe Fall in's Wasser heraufschallte. Durch den Erfolg keineswegs beruhigt, rief er aus: „Hallo — das sind böse Aussichten, denn wenn ich auch wirklich durch Anklammern an beiden Seiten hinüberkomme, wie

es bei Herrn Agricol durchzusetzen, daß er zu Niemandem auf der Welt von dem Schritte spreche, den Sie in dieser Beziehung bei mir gethan haben, und von dem Rath, den ich Ihnen gebe; ... das Glück... nein, nicht das Glück, — versetzte Florine voll Bitterkeit, als ob sie seit langer Zeit darauf verzichtet habe, glücklich zu sein, — nicht das Glück, sondern die Ruhe meines Lebens hängt von Ihrer Verschwiegenheit ab.

— O, seien Sie ruhig, — sagte die Maneur eben so gerührt als verwundert über den schmerzlichen Ausdruck der Züge Florinens, — ich werde nicht undankbar sein: Niemand auf der Welt außer Agricol soll erfahren, daß ich mit Ihnen gesprochen habe.

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle... ich danke... — sagte Florine bewegt.

— Sie danken mir? — fragte die Maneur, verwundert, aus Florinens Augen helle Thränen rollen zu sehen.

— Ja... ich verdanke Ihnen einen Augenblick reinen und ungetrübten Glückes; denn ich werde vielleicht meiner Herrin einen Dienst geleistet haben, ohne den Kummer noch zu vermehren, der mich schon niederdrückt...

— Sie sind unglücklich?

— Das verwundert Sie? Dennoch, glauben Sie mir, welches auch Ihr Loos sein mag, ich vertausche es gegen das meinige! — rief Florine fast unwillkürlich aus.

— Ach, Mademoiselle, — sagte die Maneur, — Sie scheinen ein zu gutes Herz zu haben, als daß ich Sie einen solchen Wunsch hegen lassen möchte, besonders heute...

— Was wollen Sie sagen?...

— O, ich hoffe aufrichtig für Sie, — versetzte die Maneur mit Bitterkeit, — daß Sie niemals wissen mögen, wie schrecklich es ist, sich der Arbeit beraubt zu sehen, wenn die Arbeit Jemandes einzige Erwerbsquelle ist.

— Sind Sie dazu gekommen, großer Gott?... — rief Florine und sah die Maneur ängstlich an.

Die junge Arbeiterin senkte den Kopf und antwortete nicht; ihr außerordentlicher Stolz machte ihr beinahe einen Vorwurf aus diesem Bekenntnisse, das einer Klage glich und ihr entschlüpft war, indem sie an ihre furchtbare Lage dachte.

— Wenn dem so ist, — sagte Florine, — so beklage ich Sie von ganzem Herzen... und dennoch weiß ich nicht, ob mein Unglück nicht noch größer ist als das Ihrige.

Darauf rief Florine nach einem Augenblicke Nachdenkens aus:

— Aber mir fällt ein... wenn es Ihnen an Arbeit fehlt, wenn Sie keinen Erwerb mehr haben... so werde ich, wie ich hoffe, Ihnen Arbeit zu verschaffen im Stande sein...

— Wäre es möglich, Mademoiselle! — rief die Maneur, — ich hätte niemals gewagt, Sie um einen solchen Dienst zu bitten, der indeß eine Rettung für mich sein würde; ... aber jetzt erheischt Ihr edles Anerbieten fast mein Vertrauen... Deshalb muß ich Ihnen auch gestehen, daß man mir eben heute morgen meine sehr bescheidene Arbeit entzogen hat, sie brachte mir nur vier Franken die Woche ein...

— Vier Franken die Woche! — rief Florine und konnte kaum glauben, was sie hörte.

— Es war sehr wenig, gewiß, — versetzte die Maneur, — aber das genügte mir... Unglücklicher Weise bekommt die Person, von der ich sie erhielt, diese Arbeit noch wohlfeiler gemacht...

— Vier Franken wöchentlich! — wiederholte Florine, von so viel Elend und Entsagung tief gerührt, — nun gut, ich werde Sie an Personen weisen, welche Ihnen einen Verdienst von mindestens zwei Franken täglich sichern werden.

— Ich könnte zwei Franken täglich verdienen!... Ist es möglich?

— Ja, gewiß!... Nur müssen Sie in's Haus arbeiten gehen... falls Sie es nicht vorziehen sich zu vermiethen...

— In meiner Lage, — sagte die Maneur mit steifer Schüchternheit, — hat man, das weiß ich wohl, nicht das Recht, seinen Empfindlichkeiten Gehör zu geben, aber ich würde es vorziehen, auf dem Tag zu arbeiten und, bei niederem Verdienste, die Erlaubniß zu haben, zu Hause zu arbeiten.

— Die Bedingung, daß Sie in's Haus gehen, ist allerdings unerläßlich, — sagte Florine.

— Dann muß ich auf diese Hoffnung verzichten, — antwortete die Maneur schüchtern, — ich weigere mich nicht, in's Haus arbeiten zu gehen,... vor Allem muß man leben... aber... man verlangt von den Näherinnen eine, wenn auch nicht elegante, doch anständige Kleidung... und ich gestehe es Ihnen ohne Scham, weil meine Armuth rechtschaffen ist... ich kann mich nicht besser kleiden, als ich es bin.

— Darauf kommt es nicht an,... — sagte Florine lebhaft, — man wird Ihnen Mittel schaffen, sich anständig zu kleiden.

Die Maneur sah Florine mit wachsendem Erstaunen an. Ihre Anerbietungen waren so über Alles, was sie hoffen konnte und höher, als was die Arbeiterinnen gewöhnlich verdienten, daß die Maneur kaum daran glauben konnte.

— Aber... — versetzte sie zaudernd, — aus welchem Grunde sollte man so freigebig gegen mich sein, Mademoiselle? Auf welche Weise kann ich denn einen so hohen Lohn verdienen?

Florine bebte.

Ein Aufschwung des Herzens und des guten Naturells, der Wunsch, der Maneur nützlich zu sein, deren Sanftheit und Entsagung sie lebhaft interessirten, hatten sie zu einem unüberlegten Vorschlage fortgerissen; sie wußte, um welchen Preis die Maneur die Vortheile erlangen konnte, welche sie ihr anbot, und erst jetzt fragte sie sich, ob die junge Arbeiterin darein willigen werde, eine solche Bedingung anzunehmen.

Unglücklicher Weise war Florine schon zu weit gegangen, sie konnte sich nicht entschließen, der Maneur Alles zu sagen. Sie beabsichtigte daher, die Zukunft den Gewissensscrupeln der jungen Arbeiterin zu überlassen; und ferner, wie Alle, die gefehlt haben, gewöhnlich sehr wenig geneigt sind, an die Unfehlbarkeit Anderer zu glauben, sagte sich Florine, daß vielleicht die Maneur in der verzweifelten Lage, in welcher sie sich befand, weniger Delicatesse haben würde, als sie ihr zutraute.

Sie versetzte also:

— Ich begreife wohl, Mademoiselle, Anerbietungen, die, was Sie gewöhnlich verdienen, so sehr übertreffen, setzen Sie in Erstaunen; aber ich muß Ihnen sagen, daß ich eine fromme Stiftung meine, welche dazu bestimmt ist, dürftigen Arbeiterinnen, die es verdienen, Arbeit und Anstellung zu verschaffen... Dies Etablissement, das sich das Stift der heiligen Marie nennt, übernimmt es, Demoiselles oder Arbeiterinnen auf Tagelohn zu placiren... Das Stift wird von so mildherzigen Personen geleitet, daß sie sogar eine Art von Ausstattung geben, wenn die Arbeiterinnen, die es in seinen Schutz nimmt, nicht anständig genug gekleidet sind, um auszugehen, wohin die ihnen verschafften Stellen es verlangen.

Diese sehr plausible Erklärung der kostbaren Anerbietungen Florinens mußten der Maneur genügen, da es sich um ein Werk der Wohlthätigkeit handelte.

— Dann begreife ich den hohen Lohn, von dem Sie sprechen, Mademoiselle, — versetzte die Maneur; — nur habe ich keine Ermeßlung, um von den mildherzigen Personen, die das Stift leiten, protegirt zu werden.

— Sie leiten Rath, Sie sind arbeitsam; das sind genügende Ansprüche... nur muß ich Ihnen vorhersagen, daß man Sie fragen wird, ob Sie Ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen.

— Niemand, Mademoiselle, liebt und segnet Gott mehr als ich, — sagte die Maneur mit sanfter Festigkeit, — aber Ausübungen gewisser Pflichten sind eine Sache des Gewissens und ich würde es vorziehen, auf den Schutz, von dem Sie sprechen, zu verzichten, sobald in dieser Beziehung Anforderungen gemacht würden...

— Nicht im Geringsten. Nur, wie ich Ihnen gesagt habe, da es sehr fromme Personen sind, welche das Stift leiten, so werden Sie sich über ihre Fragen in dieser Beziehung nicht wundern... Und dann im Grunde,... versuchen Sie es: was riskiren Sie dabei? Wenn die Vorschläge, die man Ihnen macht, Ihnen zusagen, nehmen Sie sie an;... wenn sie dagegen Ihre Gewissensfreiheit zu verletzen scheinen, schlagen Sie sie aus... Ihre Lage wird dadurch immer nicht verschlimmert.

Die Maneur hatte auf diesen Schluß, der ihr die vollkommenste Freiheit ließend, jedes Mißtrauen entfernen mußte, Nichts zu erwiedern; sie versetzte also:

— Ich nehme Ihr Anerbieten an, Mademoiselle, und danke Ihnen vom Grunde des Herzens; aber wer wird mich verständigen?

— Ich... morgen, wenn Sie wollen.

— Aber die Nachweise, welche man vielleicht über mich wird haben wollen?...

— Die ehrwürdige Mutter Perpetua, die Oberin des Klosters St. Marie, in dem das Stift sich befindet, wird Sie, dessen bin ich gewiß, zu würdigen wissen, ohne daß es nöthig ist, Erkundigungen einzuziehen; wo nicht, so wird sie es Ihnen sagen und es Ihnen dann leicht sein, ihrem Ansinnen zu genügen... Also bleibt es abgemacht... morgen!

— Soll ich Sie hier abholen, Mademoiselle?

— Nein, wie ich Ihnen gesagt habe, darf man nicht wissen, daß Sie im Auftrage des Herrn Agricol hierhergekommen sind, und ein neuer Besuch könnte bekannt werden und Verdacht erwecken... Ich werde Sie in einem Fiacre abholen... Wo wohnen Sie?

— Rue Brise-Miche, Nr. 3.... Da Sie einmal so gut sein wollen, so haben Sie die Güte, den Förder, der den Portier macht, zu bitten, mich zu rufen,... die Maneur zu rufen.

— Die Maneur, — sagte Florine überrascht.

— Ja, Mademoiselle, — antwortete die Maneur mit traurigem Lächeln, — das ist der Spitzname, den mir alle Welt giebt,... und seihen Sie, — fügte die Maneur hinzu und konnte eine Thräne nicht zurückhalten, — auch wegen meines lächerlichen Fehlers, auf den dieser Name anspielt, fürchte ich mich, zu Fremden in's Haus zu gehen:... es giebt so viel Leute, die über Einen spotten,... ohne zu wissen, wie sehr sie verletzen!... Aber, — versetzte die Maneur eine Thräne trocknend, — ich habe keine Wahl, ich werde mich darein ergeben...

Florine nahm rief bewegt der Maneur Hand und sagte zu ihr:

— Beruhigen Sie sich; es giebt so rührendes Unglück, daß es Theilnahme und nicht Spott erweckt; ich kann Sie also nicht unter Ihrem wahren Namen erfragen?

— Ich heiße Madeleine Solieran; aber ich wiederhole es Ihnen, Mademoiselle, fragen Sie nur nach der Maneur, denn man kennt mich fast nur unter diesem Namen.

— Ich werde also morgen um zwölf Uhr Rue Brise-Miche sein.

— O, Mademoiselle, wie kann ich Ihnen jemals Ihre Güte danken?

— Sprechen wir nicht davon, ich wünsche nur, daß meine Vermittelung Ihnen nützlich sein möge... und das liegt in Ihrem eigenen Ermessen; was Herrn Agricol anbetrifft, so antworten Sie ihm nichts; warten Sie, bis er aus dem Gefängnisse ist und sagen Sie ihm dann, ich wiederhole es, daß seine Entdeckungen geheim bleiben müssen bis zu dem Augenblicke, wo er meine arme Herrin wird sehen können...

— Und wo ist sie jetzt, das liebe Fräulein?

— Ich weiß es nicht... wo man sie hingebracht hat, als ihr Anfall sich zeigte. Also auf morgen; erwarten Sie mich.

— Auf morgen, — sagte die Maneur.

Der Leser hat nicht vergessen, daß das Kloster Sainte-Merry, wo Florine die Maneur hinbringen wollte, die Töchter des General Simon einschloß und neben dem Krankenhause des Doctor Baleinier stand, in dem damals Lorienne von Carderille sich befand.

---

zum Henker wollen wir den Bären zurückbringen. Ich weiß in der That jetzt nicht, was ich thun soll."

„Vorwärts, wenn es irgend möglich ist," erwiederte Tessaleb; „es ist schwer, einen Vogel zu wiegen, wenn er in der Luft schwebt: wenn Tessaleb das Blut des erlegten Wildes sieht, wird es auch wissen, wie es an's Tageslicht gebracht werden kann!"

„Gut, wenn Du meinst," sagte Werner, „ich bin dabei, Du sollst es aber zu verantworten haben, wenn all' unsere Mühe und Arbeit umsonst war." Mit diesen Worten preßte er, die Büchse sich um den Hals hängend, beide Ellbogen und Kniee gegen die rauhen Wände der Höhle, und, fast in der Luft schwebend, den tiefen Abgrund unter sich, in den ihn das Nachlassen einer Sehne gestürzt haben würde, vorsichtig Zoll für Zoll fortrückend, erreichte er den anderen abgerissenen Theil oder vielmehr die Fortsetzung des Ganzes, die so eng war, daß er sich nicht einmal umdrehen konnte, den Weg zu besehen, den er zurückgelegt hatte. Ohne auf den Indianer zu warten, den er hinter sich glaubte, kroch er weiter und folgte der Fährte, die auch hier deutlich im nicht ganz harten Boden abgedrückt war, wohl auf 100 Schritt, als er plötzlich einen leisen, winselnden Ton zu hören glaubte, der nicht weit von ihm entfernt aus dem Theil der Höhle, der vor ihm lag, her tönte. Er lauschte und vernahm deutlich den leisen, wimmernden Ton, den der Bär, an seinen Tatzen saugend, im Winterschlafe hören läßt.

„Tessaleb," sagte er leise, jetzt, da der Gang etwas geräumiger wurde, den Kopf zurückwendend, „Tessaleb, ich höre den Bären."

Keine Antwort ward ihm aber von seinem Begleiter und dichte Finsterniß lag hinter ihm.

„Tessaleb," rief er lauter, da er glaubte, daß der Indianer noch etwas weiter zurück sei, und wieder lauschte er, die entgegnende Stimme seines Gefährten zu hören, aber nur das ferne Winseln des Thieres unterbrach die todtenähnliche Stille und mißmuthig warf sich Werner, für einen Augenblick auszuruhen, auf die linke Seite, um zu überlegen, ob er seinen Weg allein fortsetzen und den Kampf wagen oder wieder umkehren solle, um zu sehen, ob seinem Kameraden ein Unglück geschehen sei.

„Pah!" murmelte er zuletzt leise vor sich hin, „wär' er in die Schlucht gefallen, so hätte er um Hülfe gerufen, und ist er auf der anderen Seite geblieben, um mir zu überlassen, allein mit dem schwarzen Burschen fertig zu werden, wohl, so will ich ihm doch zeigen, daß ich ihn nicht dazu brauche, eine Büchse abzudrücken; der Bär kann nicht mehr thun, als mich fressen und da muß ich auch erst noch dabei sein!"

Mit diesem Troste, der etwas unläugbar Vernünftiges hatte, begann er sich wieder nach vorn zu bewegen und näherte sich mehr und mehr dem Winseln, das jetzt immer deutlicher wurde.

Die Höhle war zwar nicht mehr so sehr eng, aber eine solche Masse Tropfstein hing überall an den Wänden herunter und ragte aus dem jetzt selbst steinigen Boden hervor, daß das Vorrücken ungeheuer erschwert wurde und Werner's Kniee und Ellbogen fürchterlich schmerzten.

In diesem Theil der Höhle hingen auch eine Masse Fledermäuse an den Hinterbeinen von der Decke herab und hielten hier ihren Winterschlaf, oft durch das etwas zu nahe unter ihnen weggehende Licht aufgestört und beunruhigt, was sie durch einen schrillen, zischenden Laut kund thaten; wenig aber beachtete der kühne Jäger dieselben und war eben im Begriff sich um eine kleine Biegung der Höhle zu drehen, hinter der der Bär unsichtbar liegen mußte, als er dicht vor sich, etwas zu seiner Rechten und zwar so, daß wenn er vorbeikroch, er sie fast berühren mußte, eine ausgerollte, ungeheure Klapperschlange liegen sah, die, durch seine Nähe aufgestört, die kleinen blitzenden Augen öffnete, aber, durch das Licht geblendet, augenblicks wieder schloß und den Kopf zurücklegend aus dessen zusammengepreßtem Rachen die spitzige, doppelte Zunge dann und wann hervorzuckte, den Schwanz erhob und die warnende Rassel ertönen ließ.

Werner fuhr unwillkürlich zurück und war unschlüssig, was er thun solle, denn obgleich er die Schlange nicht fürchtete, war ihm doch ihre Nähe nichts weniger als erfreulich, noch dazu, da er nicht wagen durfte sie zu schießen, weil es in dem niederen Raume eine Unmöglichkeit gewesen sein würde, wieder zu laden.

Als er noch unschlüssig da lag, sah er zu seiner ungemeinen Beruhigung das Licht Tessaleb's sich langsam nähern und bald war der Indianer dicht bei ihm und frug ihn, warum er zögere. Werner machte ihn durch wenige Worte mit seiner Lage bekannt.

„Zeigt sie die Fänge?" flüsterte leise Tessaleb.

„Nein — aber sie hat gewarnt."

Sechstes Kapitel.

Die Mutter St. Perpetua.

Das Kloster Sainte Marie, in das die Töchter des Marschall Simon gebracht werden waren, war ein ehemaliges großes Hôtel, dessen weiter Garten nach dem Boulevard de l'Hôtel hinausging, einer (zu jener Zeit besonders) der öden Gegenden.

Die folgenden Scenen begaben sich am 12. Februar, dem Tage vor dem verhängnißvollen Termine, an welchem die Mitglieder der Familie Rennepont, die letzten Abkömmlinge der Schwester des ewigen Juden, sich zusammen in der Rue Saint-François einstellen sollten.

Das Kloster Sainte Marie wurde in der größten Regelmäßigkeit gehalten. Ein oberster Rath, zusammengesetzt aus einflußreichen Geistlichen unter dem Vorsitze des Herrn von Aigrigny und aus Frauen von großer Frömmigkeit, an deren Spitze sich die Prinzessin von St. Dizier befand, versammelte sich häufig, um die Mittel zu berathen, den heimlichen und mächtigen Einfluß dieses immer mehr sich ausdehnenden Etablissements noch mehr zu erweitern und fester zu machen.

Sehr geschickte, tiefberechnete Combinationen hatten bei Begründung des Stiftes Sainte Marie gewaltet, das demzufolge sehr reiche Grundstücke und andere Güter besaß, deren Zahl sich täglich vermehrte.

Die religiöse Gemeinschaft war nur ein Vorwand; aber vermöge zahlreicher mit der Provinz angeknüpfter Verbindungen vermittelst der exaltirtesten Mitglieder der ultramontanen Partei zog man in dieses Haus eine große Anzahl reich dotirter Waisen, welche im Kloster eine solide, strenge, religiöse Erziehung bekommen sollten, weit der frivolen vorzuziehen, sagte man, die sie in den modernen von der Verordnung des Jahrhunderts angestreckten Pensionen erhalten haben würden; einzeln stehenden oder verwittweten, aber auch reichen Frauen war das Stift zu Sainte Marie ein sicheres Asyl gegen die Gefahren und Versuchungen der Welt: in diesem friedlichen Asylorte genoß man eine köstliche Zufriedenheit, besorgte leicht sein Seelenheil und war von ihr zärtlichsten, liebevollsten Pflege umgeben.

Das war noch nicht Alles: die Mutter St. Perpetua, die Oberin des Klosters, übernahm auch im Namen des Stifts den wahren Frommen, welche das Innere ihrer Häuser vor der Verderbniß des Jahrhunderts bewahren wollten, theils Gesellschaftsdamen für allein stehende oder bejahrte Frauen zu besorgen, theils Mägde für die Wirthschaft, theils Tagearbeiterinnen, lauter Personen, deren fromme Moralität vom Stifte garantirt wurde.

Nichts kann der Theilnahme, der Sympathie und der Ermunterung würdiger sein als ein solches Institut, aber sogleich werden wir das großartige und gefährliche Netz von Intriguen aller Art aufdecken, welche diese barmherzige und fromme Außenseite verbarg.

Die Oberin des Klosters, Mutter St. Perpetua, war eine große Frau von ungefähr vierzig Jahren, gekleidet in eine karmeliterfarbene Kutte mit einem langen Rosenkranz am Gürtel, eine weiße Mütze mit Kinnstück, begleitet von einem schwarzen Schleier, umhüllte eng ihr mageres und bleiches Gesicht; eine große Anzahl tiefer sich kreuzender Falten durchfurchten ihre Stirn, deren Farbe aussah wie vergilbtes Elfenbein; ihre Nase mit scharfem Rücken krümmte sich etwas wie der Schnabel eines Raubvogels; ihr schwarzes Auge war flink und durchdringend; ihre Physiognomie zu gleicher Zeit intelligent, kalt und fest.

Im Verständniß und der Führung der materiellen Interessen der Gemeinschaft hatte Mutter St. Perpetua dem gerissensten, listigsten Procurator etwas aufgegeben. Wenn die Frauen von dem besessen sind, was man Geschäftsgeist nennt, und sie daraus die Feinheit ihres Scharfblicks, ihre unermüdliche Beharrlichkeit, ihre kluge Berechnung und besonders jene Richtigkeit und Schnelle der Uebersicht verwenden, die ihnen eigenthümlich ist, so kommen sie zu bewundrungswürdigen Resultaten.

Für die Mutter St. Perpetua, eine Frau von solidem und starkem Geiste, war das weitläufige Rechenwesen der Gemeinschaft nur ein Spiel; Niemand wußte besser als sie herunter gekommene Besitzungen zu kaufen, sie vortheilhaft zu machen und sie mit Vortheil zu verkaufen; der Cours der Rente, der Wechsel, der laufende Werth der Aktien verschiedener Unternehmungen waren ihr gleichfalls sehr vertraut; niemals hatte sie ihren Geschäftsvermittlern eine falsche Speculation aufgetragen, sobald es sich darum handelte die Fonds unterzubringen, mit denen gute Seelen täglich das Stift beschenkten. Sie hatte in dem Hause die äußerste Ordnung, Disciplin und besonders Sparsamkeit eingeführt; das beständige Ziel ihrer Bestrebungen war zu bereichern, und zwar nicht sich, sondern die Gemeinschaft, der sie vorstand, denn der Geist der Association, wenn er zu einem Zwecke collectiven Egoismus geleitet wird, giebt den Körperschaften alle Fehler und Laster des Individuums.

So wird eine Congregation die Macht und das Geld lieben, wie ein Geizhalz die Macht der Macht, wie der Habgierige das Geld des Geldes wegen... Aber besonders in Bezug auf Immobilien handeln die Congregationen wie ein einziger Mensch. Grundstücke sind ihr Traum, ihre fixe Idee, ihre vortheilhafte Monomanie; sie verfolgen sie mit ihren aufrichtigsten, zärtlichsten, heißesten Wünschen...

Das erste Grundstück ist für eine arme kleine entstehende Gemeinschaft, was für eine junge Verheirathete ihr Hochzeitsgeschenk; für einen Jüngling sein erstes Reitpferd; für einen Poeten sein erster Erfolg; für eine Lorette ihr erster Gachemirshawl; weil im Grunde in unserem materiellen Jahrhundert ein Grundstück eine Gemeinschaft erst für einen gewissen Werth auf dieser Art religiösen Börse feststellt, classificirt, rubricirt, und ihr ein um so höheres Ansehen auf Narren verschafft, als alle diese Gesellschaften zum Commissionsgeschäft in Seelenheil, die mit dem Besitze ungeheurer Güter enden, stets beschäftigt mit der Armuth als sozialer Mitgift und der Barmherzigkeit des Nächsten als Garantie und Zukunftsmittel sich begründen.

Daher glaubt man auch gar nicht, welche thätige und eifrige Nebenbuhlerschaft zwischen den verschiedenen Congregationen von Männern und Weibern in Bezug auf Grundstücke herrscht, die klar am Tage liegender Reichthum sind, mit welcher unaussprechlichen Selbstgefälligkeit eine reiche Congregation eine minder reiche mit dem Inventarium ihrer Häuser, Meiereien, ihres Reichthums in Portefeuille niederschmettert.

Der Neid, die gehässige Eifersucht, welche durch den klösterlichen Müßiggang noch mehr gereizt werden, entspringen nothwendigerweise aus solchen Vergleichungen; und doch ist nichts weniger christlich in der anbetenswerthen Bedeutung dieses göttlichen Wortes, nichts weniger nach dem wahren evangelischen Geiste, der so durchaus, so religiös communistisch ist, als dieser hartnäckige unerklärliche Eifer, durch alle möglichen Mittel zu erwerben, zu erbeuten: eine gefährliche Habgier, die sehr weit entfernt ist, in den Augen der öffentlichen Meinung durch einige magere Almosen entschuldigt werden zu können, drei denen ein unerbittlicher Geist des Ausschließens und der Intoleranz waltet.

Mutter St. Perpetua saß vor einem großen Cylinderbureau, das mitten in einem sehr einfach, aber sehr comfortabel meublirten Cabinette stand; ein prächtiges Feuer strahlte im Marmorkamine; ein reicher Teppich bedeckte den Boden.

Die Oberin, der man jeden Tag die an die Schwestern und Pensionäre des Klosters gerichteten Briefe übergab, hatte eben die Briefe der Schwestern nach ihrem Rechte geöffnet und die der Pensionärinnen entsiegelt nach dem Rechte, das sie sich anmaßte, ohne ihr Vorwissen, aber immer, wohl verstanden einzig zum Seelenheil dieser theuren Töchter und auch ein Wenig, um sich immer in Kenntniß ihrer Correspondenz zu erhalten; denn die Oberin legte sich auch noch die Pflicht auf, Kenntniß von allen Briefen zu nehmen, die man im Kloster schrieb, bevor sie auf die Post gelegt wurden.

Die Spuren dieser frommen und unschuldigen Inquisition verschwanden sehr leicht, da die gute und fromme Mutter ein ganzes Arsenal von reizenden kleinen Werkzeugen von Stahl besaß; die einen waren sehr scharf und dienten dazu, unmerklich das Papier, welches das Siegel umgab, zu zerschneiden; wenn dann der Brief geöffnet, gelesen und wieder in seinen Umschlag gethan war, nahm man ein anderes niedliches rundes Instrument, wärmte es leicht und fuhr damit auf dem Rande des Siegels hin, das schmelzend den Einschnitt wieder bedeckte; endlich befand sich, und das geschah aus einem sehr lobenswerthen Gefühle der Gerechtigkeit und Gleichheit, im Arsenale der guten Mutter sogar ein kleines Räucherzeug von der erfindungsreichsten Art, dessen feuchter, auflösender Dampf die beschrieben und bemüthig mit Oblate zugemachten Briefe öffnete; sie wichen so angefeuchtet der geringsten Bestrebung und ohne den kleinsten Riß hervor zu bringen.

Nach der Wichtigkeit der Indiscretionen, welche sie auf diese Weise der Absenderinnen der Briefe begehen ließ, machte sich die Oberin mehr oder minder ausführliche Notizen. Sie wurde in dieser interessanten Nachforschung durch leises zweimaliges Klopfen an der verriegelten Thür gestört.

Mutter Perpetua zog sogleich den weiten Cylinder ihres Secretärs über ihr Arsenal herab, stand auf und ging mit ernster und feierlicher Miene, die Thür zu öffnen.

Eine Laienschwester meldete ihr, daß die Frau Prinzessin von Saint-Dizier im Salon und Mademoiselle Fleurine in Begleitung eines verwachsenen, schlecht gekleideten Mädchens, kurze Zeit nach der Prinzessin angekommen, an der Thür des kleinen Corridors warteten.

— Führen Sie zuerst die Prinzessin ein, — sagte Mutter St. Perpetua, und mit reizender Zuvorkommenheit rückte sie einen Fauteuil zum Fenster.

Frau von Saint-Dizier trat ein.

Obgleich ohne Koketterie und jugendliche Ansprüche, war die Prinzessin geschmackvoll und elegant gekleidet. Sie trug einen Hut von schwarzem Sammet von der besten Putzmacherin, einen wollenen Shawl von blauem Cachemir, ein Kleid von schwarzem Atlaß mit solchem Marder besetzt, wie der ihres Muffes.

— Welches Glück verschafft mir heute nochmals die Ehre Ihres Besuches, meine theure Tochter? .. — sagte die Oberin artig zu ihr.

— Eine sehr wichtige Empfehlung, meine theure Mutter, denn ich bin sehr eilig; man erwartet mich bei Sr. Eminenz und ich habe unglücklicherweise nur wenige Minuten für Sie übrig; es handelt sich abermals um die beiden Waisen, über welche wir gestern so lange gesprochen haben.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

„Sie ist wie ein hound auf der Fährte eines Bären! Sie warnt, aber wenn der Feind naht, zieht sie sich zurück — mein Bruder mag dreist an ihr vorbeikriechen, sie wird ihre Augen schließen und schlafen."

Werner folgte, obgleich höchst ungern, dem gegebenen Rath und vorsichtig die Büchse voranschiebend, war er bald an der Seite der Schlange, die mehrere Male die kleinen Augen zu öffnen versuchte und stärker und drohender rasselte. Jetzt war er dicht neben ihr und obgleich er sich fest an die entgegengesetzte Wand schmiegte, war doch der Raum so eng, daß sein rechter Arm fast die zusammengeringelte Gestalt des Feindes berührte.

Langsam zog er die Knie herauf und streckte sich weiter nach vorn, da öffnete die Schlange aufs Neue die Augen und dicht vor sich die helle Flamme erblickend, sperrte sie weit, mit zum Sprunge zurückgebeugtem Kopf, den Rachen auf, in dem weiß und glänzend die giftgefüllten Fänge an beiden Seiten der spielenden Zunge lagen, während ihre Augen in einem grünen Feuer funkelten.

Entsetzt riß Werner das Messer aus der Scheide, in demselben Augenblicke aber fühlte er Tessaked's Arm auf seiner Hüfte und dessen Tomahawk zischte, mit sicherer Hand geführt, zur Schlange hinüber, die sich in ihrem Blute wand.

Zwar wußte Werner, daß sie jetzt unschädlich war, dennoch aber schauderte er, als sie in ihren letzten Todeszuckungen sich in dem engen Raume umherwand und ihre kalten Schuppen seine heiße Wange berührten. Mit rascher Hand drückte er sie an sich, Tessaked aber erfaßte den zuckenden Körper und schnitt ihm bedächtig die Klappern ab (sie zählte deren funfzehn), die er an seinen Gürtel befestigte.

F. Gerstaecker.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Weihnachtsgeschenk.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Rébus-Almanach für 1845.

Enthaltend 50 Rébus aus der Illustrirten Zeitung besonders abgedruckt.

Elegant gebunden. Preis 1 Thlr.

J. J. Weber in Leipzig.

Am 7. December erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 75.

Inhalt: Wochenbericht. — O'Connell's Triumphzug. — Die 22. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bremen. — Kurze Nachrichten. — Apherismen aus Indien: Der große Komet im indischen Ocean — Der große Komet am Vorgebirge der guten Hoffnung. — Ueber Telescope. — Briefwechsel. — Anzeigen. — Salonbericht.

Illustrationen: Vignette: Ansicht von Bremen. — Das Oberhaus am 31. August 1844. — O'Connell's Triumphzug in Dublin am 7. September 1844. — Promenade auf der Contrescarpe am Pischofsthor in Bremen. — Das Innere des bremer Rathskellers. — Das Cabinet der Rose im Rathskeller zu Bremen. — Bürgermeister Dr. Smidt, erster Geschäftsführer der 22. Naturforscherversammlung. — Dr. med. G. W. Focke, zweiter Geschäftsführer der 22. Naturforscherversammlung. — Allgemeine Sitzung der 22. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte auf dem Rathhaussaale zu Bremen. — Festmahl der Naturforscher und Aerzte im Concertsaal der Union. — Abfahrt zur Luftreise nach Bremerhaven am 22 Sept. 1844. — Der große Komet nach einer Beobachtung Arago's. — Der große Komet nach einer Aufnahme in Vandiemensland. — Der große Komet am Cap der guten Hoffnung nach einer Zeichnung von Hrn. Ed. Pratzi Smith, mitgetheilt von F. W. Bessel. — Graf J. Mosse. — Werkstatte des Grafen J. Mosse. — Das Riesentelescop des Grafen J. Mosse. — Das Northumberland-Telescop zu Cambridge. — Marie Taglioni als Sylphide. — Rébus.

Leipzig, J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 20 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 24. Leipzig, Mittwoch den 11. December 1844. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. IV. Band: 4., 7., 8. und 9. Kapitel.

Z. Novellen III., von Karl Gutzkow. — Bündigst in Gläsern in den westlichen Gebirgen Nord-Amerika's, von B. Gerstäcker. (Schluß.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vierter Band.

Der Boulevard de l'Hôpital.

Sechstes Kapitel.

Die Mutter St. Perverna.

In beiden Welten bieten immer noch, wie die es gewünscht haben, von einander getrennt, — und diese Trennung hat sie so manches angethan, was sie heute Morgen

genöthigt gewesen bin, den Doctor Baleinier und seinen Kranken daselbst allein zu lassen. Er hat Fieber verbunden mit großer Erregung gefunden, und selbstverständlich genau dieselben Symptome bei der einen Schwester wie bei der andern. — Ich habe

mich bereits mit dem Doctor Baleinier und seinem Kranken darüber unterhalten, und wir sind darin einig, daß es gut wäre, wenn Sie sich so viel als möglich mit Ihrer Schwester, die Sie ja so innig lieben, beschäftigten, und wenn Sie ihr Gesellschaft leisteten, damit sie nicht allein wäre.

— Ich werde es auch thun, mein Vater, ich werde es ganz gewiß thun.

— Ich bin überzeugt, daß Sie Ihre Schwester, die Sie ja so innig lieben, nicht allein lassen werden, und daß Sie sich, wenn es nöthig wäre, sogar Gewalt anthun würden, um bei ihr zu bleiben.

— Ich werde es thun, mein Vater, ich werde es thun.

— Ich habe Ihnen ferner gesagt, daß Sie, wenn Sie sich nicht mit Gewalt von ihr losreißen könnten, sie nicht verlassen würden, wenn sie Sie bäte,

haltend, um sich den Schein zu geben, daß sie es gemerkt habe; indessen ergötzte sie, daß man ihr mehre Dinge verbarg.

— Heute Nacht also, — antwortete Mutter St. Perpetua, — soll man doppelt wachsam sein... aber da ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen, meine Tochter, möchte ich Ihnen zwei Worte über jene in Rede stehende Heirath sagen.

— Sprechen wir davon, meine theure Mutter, — sagte die Prinzessin lebhaft, — denn das ist sehr wichtig; der junge Baron von Brisville ist in dieser Zeit revolutionärer Gottlosigkeit ein Mann von eifriger Frömmigkeit; er praktizirt offen, er kann uns die größten Dienste leisten, er wird in der Kammer ziemlich gern gehört; es fehlt ihm nicht an einer Art engtreffender und herausfordernder Beredsamkeit und ich kenne Niemanden, der seinem Glauben einen unverschämteren Anstrich, seiner Religion eine frechere Manier zu geben wüßte, als er; seine Berechnung ist richtig, denn diese cavaliermäßige Art, von heiligen Dingen zu sprechen, ist bekannt und reizt die Neugier der Gleichgültigen. Glücklicherweise sind die Umstände von der Art, daß er eine verwegene Kühnheit gegen unsere Feinde ohne die geringste Gefahr zeigen kann, was natürlich seinen Märtyrereifer verdoppelt; mit einem Worte, er gehört uns an und dagegen sind wir ihm diese Heirath schuldig, sie muß daher zu Stande kommen; Sie wissen übrigens, theure Mutter, daß er sich vornimmt, dem Stifte St. Marie eine Schenkung von hunderttausend Franken zu machen, sobald er im Besitze des Vermögens der Mademoiselle Baudricourt ist.

— Ich habe niemals an den vortrefflichen Absichten des Herrn von Brisville in Beziehung auf ein Stift gezweifelt, welches die Theilnahme aller frommen Personen verdient, — antwortete zurückhaltend die Oberin; — aber ich glaubte nicht auf so viele Hindernisse von Seiten der jungen Person zu treffen.

— Wie so denn?

— Dieses junge Mädchen, das ich bisher für die Unterwürfigkeit, die Schüchternheit, die Nichtigkeit und, deutlich gesprochen, die Dummheit selbst hielt... verlangt jetzt, anstatt, wie ich es dachte, von diesem Heirathsvorschlage entzückt zu sein, Zeit, es sich zu überlegen.

— Das ist ja zum Lachen.

— Sie setzt mir einen unthätigen Widerstand entgegen, ich mag ihr noch so viel und so streng sagen, daß sie, da sie ohne Verwandte, ohne Freunde und durchaus meiner Pflege anvertraut ist, mit meinen Augen sehen, mit meinen Ohren hören muß, und wenn ich ihr versichere, daß diese Verbindung in jeder Beziehung für sie paßt, müsse sie ihre Zustimmung ohne den geringsten Einwurf oder sonstige Ueberlegungen geben.

— Gewiß, man kann auf keine vernünftigere Weise sprechen.

— Sie antwortet mir, sie wolle, bevor sie sich verpflichte, Herrn von Brisville sehen und seinen Charakter kennen lernen.

— Das ist absurd... da Sie ihr ja für seine Moralität haften und diese Heirath passend finden.

— Uebrigens habe ich heute Morgen dem Fräulein Baudricourt zu verstehen gegeben, daß ich bis jetzt gegen sie nur Mittel der Sanftmuth und der Ueberredung angewendet hätte, aber wenn sie mich zwänge, würde ich genöthigt sein, wider meinen Willen und in ihrem eigenen Interesse mit Strenge zu handeln... um ihre Hartnäckigkeit zu besiegen, sie von ihren Gefährtinnen zu trennen, sie in ihrer Zelle abzusperren... bis sie sich dazu entschließe, wie es doch wirklich der Fall ist, glücklich zu sein... und einen ehrenwerthen Mann zu heirathen.

— Nun, und diese Drohungen, theure Mutter?

— Werden, wie ich hoffe, ein gutes Resultat haben... sie hatte in ihrer Provinz einen Briefwechsel mit einer ehemaligen Jugendfreundin... ich habe diese Correspondenz, die mir gefährlich schien, unterdrückt; sie ist daher nun ganz und gar unter meinem Einflusse... und ich hoffe, daß wir zu unserm Zwecke kommen; aber Sie sehen es, meine liebe Tochter, wie schwer es wird, mit welchen Umwegen man nur dahin gelangt, das Gute zu thun.

— Ich bin außerdem überzeugt, daß Herr von Brisville es nicht bei seinem ersten Versprechen bewenden lassen wird, und ich bürge dafür, daß, wenn er Fräulein Baudricourt heirathet...

— Sie wissen, meine liebe Tochter, — sagte die Oberin, indem sie die Prinzessin unterbrach, — daß, wenn es sich um mich handelte, ich mich weigern würde; aber dem Stifte geben, heißt Gott geben, und ich kann Herrn von Brisville nicht verhindern, die Summe seiner Mildthätigkeit zu erhöhen; und dann passiet uns jetzt etwas sehr Beklagenswerthes.

— Was ist denn das, meine theure Mutter?

— Das Kloster zum heiligen Herzen macht uns ein für uns ganz passendes käufliches Grundstück streitig, indem es überbietet... In der That, es giebt unersättliche Leute; ich habe mich übrigens sehr scharf mit der Oberin darüber ausgesprochen.

— Sie hat es mir allerdings gesagt und den Fehler auf den Verwalter geworfen, — antwortete Frau von St. Dizier.

— So... Sie sehen sie also? — sagte Mutter St. Perpetua und schien lebhaft überrascht.

— Ich habe sie bei Monseigneur getroffen, — antwortete Frau von St. Dizier mit einem leichten Zaudern, welches die Oberin nicht zu bemerken schien.

Sie versetzte:

— Ich weiß in der That nicht, warum unser Etablissement die Eifersucht des Klosters zum heiligen Herzen so sehr erregt; es giebt keine nachtheiligen Gerüchte, die nicht über das Stift von St. Marie verbreitet würden; aber gewisse Personen fühlen sich stets über den Erfolg ihres Nächsten verletzt.

— Nun, meine theure Mutter, — sagte die Prinzessin mit versöhnendem Tone, — man muß hoffen, daß die Schenkung des Herrn von Brisville das Uebergedot des heiligen Herzens wieder gut machen wird; diese Heirath würde also einen doppelten Vortheil haben, meine theure Mutter... denn es brächte ein großes Vermögen an einen Mann von den unsrigen, der es nützlich anwenden würde... mit ungefähr hunderttausend Franken Renten wird die Stellung unsres eifrigen Vertheidigers an Mächtigkeit vermehrt. Wir werden endlich ein würdiges Organ für unsre Sache haben und nicht mehr genöthigt sein, uns durch Leute vertheidigen zu lassen, wie dieser Dumoulin.

— Es ist aber viel Schwung und viel Geistesfunkeln in seinen Schriften. Nach meiner Ansicht ist sein Styl der eines heiligen Bernhard, der ergrimmt ist gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts.

— Ach, meine theure Mutter, wenn Sie wüßten, welcher seltsame St. Bernhard dieser Dumoulin ist... Aber ich will Ihre Ohren nicht beleidigen. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß solche Vertheidiger der heiligsten Sache Gefahr bringen... Adieu, meine theure Mutter... auf Wiedersehen... und besonders verdoppeln Sie in dieser Nacht Ihre Vorsicht... die Rückkehr des Soldaten ist höchst verdächtig!...

— Seien Sie unbesorgt, meine Tochter... aber da fällt mir ein... Mademoiselle Florine hat mich gebeten bei Ihnen um eine Gunst nachzusuchen, nämlich, daß sie in Ihre Dienste treten kann... Sie wissen, welche Treue sie gezeigt hat bei der Bewachung Ihrer unglücklichen Nichte... ich glaube, wenn Sie sie auf diese Weise belohnten, würden Sie sie sich vollkommen verpflichten... und ich wäre Ihnen für sie sehr dankbar.

— Sobald Sie sich nur im Geringsten für Florine interessiren, meine theure Mutter, ist die Sache abgemacht, ich werde sie in Dienst nehmen... und wenn ich daran denke, so wird sie mir nützlicher sein können, als ich anfangs glaubte.

— Tausend Dank, meine Tochter, für Ihre Gefälligkeit; auf baldiges Wiedersehen, hoffe ich... wir haben übermorgen um zwei Uhr eine lange Conferenz mit Sr. Eminenz und Monseigneur... vergessen Sie nicht...

— Nein, meine theure Mutter, ich werde pünktlich sein... aber verdoppeln Sie Ihre Wachsamkeit diese Nacht, wir müssen sonst ein großes Aergerniß befürchten.

Nachdem sie ehrfurchtsvoll die Hand der Oberin geküßt, ging die Prinzessin durch die große Thür des Cabinets, die nach einem zur großen Treppe führenden Saale hinausging.

Einige Minuten darauf trat Florine durch eine Seitenthür bei der Oberin ein.

Die Oberin saß; Florine näherte sich ihr mit furchtsamer Demuth.

— Sie sind der Frau Prinzessin von Saint-Dizier nicht begegnet? — fragte die Mutter St. Perpetua.

— Nein, meine Mutter, ich wandelte in dem Gange, dessen Fenster nach dem Garten hinausgehen.

— Die Prinzessin wird Sie von heute an in ihren Dienst nehmen, — sagte die Oberin.

Florine machte eine Bewegung betrübten Erstaunens:

— Mich, meine Mutter... aber...

— Ich habe sie in Ihrem Namen darum gebeten... Sie nehmen es an... — antwortete gebieterisch die Oberin.

— Demnach... meine Mutter, hatte ich Sie gebeten, nicht...

— Ich sage Ihnen, daß Sie es annehmen.

Dies sagte die Oberin mit einem so festen, so positiven Tone, daß Florine die Augen niederschlug und mit leiser Stimme sagte:

— Ich nehme es an...

— Im Namen des Herrn Nolin gebe ich Ihnen diesen Befehl.

— Ich dachte es mir wohl, meine Mutter, — entwortete Florine traurig, — und unter welchen Bedingungen werde ich bei der Prinzessin in den Dienst treten?

— Unter denselben Bedingungen als bei ihrer Nichte.

Florine sann zusammen und sagte:

— Also soll ich oft geheime Berichte über die Prinzessin machen?

— Sie beobachten, Sie merken sich und statten dann Bericht ab.

— Ja, meine Mutter.

— Besonders werden Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Besuche richten, welche die Prinzessin von Saint-Dizier künftig von der Oberin des heiligen Herzens empfangen dürfte; Sie merken sich dieselben und suchen zu hören... es handelt sich darum, die Prinzessin vor schlimmen Einflüssen zu schützen.

— Ich werde gehorchen, meine Mutter.

— Sie werden auch zu erfahren suchen, aus welchem Grunde zwei junge Waisen von Madame Grieois, der Vertrauten der Prinzessin, hierhergebracht und mit der größten Strenge empfohlen worden sind.

— Ja, meine Mutter.

— Das wird Sie außerdem nicht hindern, Ihrem Gedächtnisse Alles einzuprägen, was Ihnen der Bemerkung werth scheinen wird. Morgen übrigens werde ich Ihnen noch besondere Instructionen über einen andern Gegenstand geben.

— Es ist gut, meine Mutter.

— Wenn Sie übrigens sich auf zufriedenstellende Weise benehmen, treu die Instructionen ausführen, von denen ich spreche, so werden Sie von der Prinzessin fortkommen, um bei einer jungen Verheiratheten Haushälterin zu werden: das wird für Sie eine ausgezeichnete und dauerhafte Stellung sein... stets unter denselben Bedingungen. So versteht es sich auch von selbst, daß Sie bei Frau von Saint-Dizier in Dienst treten, nachdem Sie mich darum gebeten haben.

— Ja, meine Mutter... ich werde es nicht vergessen.

— Was ist das für ein junges, mißgestaltetes Mädchen, das Sie begleitet?

— Ein armes Geschöpf ohne alle Hülfsmittel, sehr verständig und über ihren Stand gut erzogen, sie ist Arbeiterin in Wäsche; da ihr Beschäftigung fehlt, ist sie zur äußersten

---

legenheit setzen. Ein Actiendirectband, der natürlich nur für das Haus, nicht für die innere, einem bewährten Pächter zu übergebende Verwaltung berechtigt wäre, würde bald zusammentreten, wenn nur dieses Orts dieser Idee Raum und Anerkennung verschafft würde.

Das Königsstädter Theater ist mehr als irgend eines in Deutschland Speculationstheater. Dem Inhaber, Herrn Gerf, kann morgen einfallen, auf der Bühne eine wirkliche Menagerie in Scene setzen zu lassen, oder eine Wachsfigurenausstellung, er hat sich dabei an nichts als nur allgemeine polizeiliche Vorschriften zu kehren. Einiges ist ihm verboten, sonst scheint ihm Alles erlaubt. Er läßt tanzen, Athleten springen, die Beduinen sind bei ihm einheimisch gewesen, er giebt Concerte, er kann mit gewissen Beschränkungen eine Oper halten, er giebt Nebelbilder, er kann das Netz seiner Speculation nach Allem hinauswerfen, was ihm goldene Fische bringt. Man lese Holtei's Rückblicke auf sein Leben, manche werthvolle Erinnerungen von W. Alexis und man kennt den Ursprung dieses einst mit so großen Hoffnungen begrüßten Königsstädter Theaters. Von einer äußerlich glänzenden und zuweilen auch nach innen nicht ganz werthlos gewesenen Vergangenheit, was ist zurückgeblieben? Eine Bühne ohne Controle, ein Unternehmer, der rathlos nach allen Richtungen hin experimentirt, um die Neugier des Publicums anzulocken und dabei für kein einziges Genre der Literatur verantwortlich ist, selbst für die Posse nicht, denn findet er keine Possen, er ist nicht verpflichtet, sie schreiben zu lassen, verläßt ihn ein beliebter Komiker, er könnte wieder zum Spectakeldrama übergehen oder sich eine deutsche Oper priegen, ganz wie ihm beliebt. Dies hin- und Hertasten des Königsstädter Theaters hat dieser Bühne ein stabiles Publikum entzogen. Für jede neue Mode muß sie sich wieder neuen Zulauf verschaffen. Und was das Schlimmste ist, der Gedanke, daß neben dem Königlichen Theater in Berlin noch eine zweite Theaterunternehmung bestehen könne, ist dadurch so discreditirt worden, daß sich der obige Vorschlag schwer nur Bahn brechen wird, und dennoch wird er sich mit der Zeit als unabweislich herausstellen.

Die Berliner Oper muß sich eines besonderen Aufschwunges erfreuen, wenn man dies daraus schließen soll, daß sie jetzt mehr Sängerinnen hat, als sie bedarf. Dem Ballet hat es nicht schaden können, daß es auf weniger Füßen einherspringt, als in früheren Zeiten. Eine entständige Repräsentation dieses Kunstzweiges gehört allerdings zu den Erfordernissen eines großen Hofopernwesens. Es galt hier besonders nur jene Prätensionen zu mildern, welche früher vom Balletcorps gemacht und nur allzu leicht bewilligt wurden. Es wird dem billig Denkenden nie einfallen, Herrn von Küstner nach dem Geschrei zu beurtheilen, welches die Figurantinnen beim Theaterschneider in der Garderobe machen, wenn die Königliche Schere in die Seidenstoffe nicht mehr so tief hineinschneiden will als früher. Man muß bei den Stimmen, die sich in Berlin gegen Herrn von Küstner erheben, sehr wohl unterscheiden, ob sie von den Verehrern der Kunst oder den Verehrern der Künstlerinnen kommen. Die schwächste Seite der Küstner'schen Verwaltung war bisher nur die Erfüllung der höheren Aufgaben des Schauspiels. Wir wollen jetzt, wo seit einigen Wochen die Entfaltung eines frischeren Lebens begonnen hat und durch ein nunmehr wieder ganz dem Schauspiel gehörendes Haus ohnehin bedingt wird, über das Vergangene nicht weitläufig werden. Nur einige Punkte seien noch zum Schlusse hier vorläufig berührt.

1) Die Königliche Bühne bedarf einer höheren artistischen Direction. Stawinski und Weiße sind achtbare Regisseure, aber die immer mehr verlorengehende classische Tradition eines würdigen Ensembles kann sie nicht aufrecht erhalten. Hier muß mit frischer Kraft etwas Neues geboren werden. Keinen Theoretiker stelle man an den Regisseurtisch, keinen Enthusiasten, der seine Liebe zur Schauspielkunst mit dem Berufe für sie verwechselt, keinen Philosophen, der vortrefflich über die Shakespeare'schen und Calderonischen Charaktere reden und discutiren kann, sondern irgend einen vorzüglichen Theaterpraktiker, wie wir deren mehre in Deutschland besitzen. Eduard Devrient wäre dazu trefflich geeignet gewesen.

2) Die Intendantur hebe, wo sie nur kann, das verderbliche Spielhonorar auf. Spielhonorar bei Schauspielern, von der Bedeutung, wie es Berlin zahlt (4—10 Thaler per Rolle), ist das Grundübel eines schlechten, zähen, schleudrianmäßigen Repertoirs. Der auf den monatlichen Ertrag seines Spielhonorars angewiesene Schauspieler bestrebt darauf, des Monats so und so oft zu spielen, und um ihn nur zufrieden zu stellen, muß das Repertoir abgespielte, dem Besseren oder wenigstens dem Neuen im Wege stehende Pieden bringen. Abende, die auf diese Art hinausgeworfen werden, sind nicht wieder einzuholen.

Noth gebracht. Ich habe heute Morgen, als ich sie aufsuchte, Erkundigungen über sie eingezogen, diese fielen vortrefflich aus.

— Sie ist häßlich und mißgestaltet?

— Ihr Gesicht ist interessant, aber sie ist verwachsen.

Die Oberin schien zufrieden zu erfahren, daß die Person, von der man ihr sprach, sanft und von nicht anmuthigem Aeußern war, und sie fügte nach einem Augenblick Nachdenken hinzu:

— Und sie scheint verständig?

— Sehr verständig.

— Und sie ist ganz ohne alle Hülfsquellen?

— Durchaus.

— Ist sie fromm?

— Sie praktizirt nicht.

— Thut nichts, — sagte in Gedanken die Oberin, — wenn sie sehr klug ist, wird das genügen. — Darauf sagte sie ganz laut: — Wissen Sie, ob sie eine geschickte Arbeiterin ist?

— Ich glaube es, meine Mutter.

Die Oberin stand auf, ging nach einem Bureau, nahm daraus ein Register, schien eine Zeit lang aufmerksam darin zu suchen, darauf sagte sie, dasselbe wieder an seine Stelle legend:

— Lassen Sie das junge Mädchen eintreten... und erwarten Sie mich in der Wäschkammer.

— Verwachsen... intelligent... eine geschickte Arbeiterin, — sagte die Oberin nachdenkend, — sie würde durchaus keinen Verdacht erwecken... man muß sehen.

Nach einem Augenblicke trat Florine mit der Maneur wieder ein, welche sie zur Oberin führte und sich dann bescheiden entfernte.

Die junge Arbeiterin war bewegt, zitterte und war im höchsten Grade bestürzt, denn sie konnte, so zu sagen, nicht an die Entdeckung glauben, welche sie während der Abwesenheit Florinens gemacht hatte.

Nicht ohne einen unbestimmten Schauer blieb die Maneur mit der Oberin des Klosters von St. Marie allein.

Siebentes Kapitel.

Die Versuchung.

Folgendes war die Ursache der tiefen Aufregung der Maneur: Florine hatte, als sie sich zu der Oberin begab, die junge Arbeiterin in einem mit Bänken versehenen und eine Art Vorzimmer bildenden, in dem ersten Stockwerke gelegenen Gange gelassen. Als die Maneur sich allein befand, hatte sie sich mechanisch einem Fenster genähert, welches nach dem Klostergarten hinausging, der auf dieser Seite durch eine zur Hälfte zerstörte Mauer und an dem einen Ende mit einem durchsichtigen Bretterverschlage endete. Diese Mauer erstreckte sich bis zu einer im Bau begriffenen Kapelle und bildete die Grenze zwischen dem Kloster und dem Garten eines Nachbarhauses.

Die Maneur hatte plötzlich an einem der Parterrefenster dieses Hauses ein junges Mädchen erscheinen sehen. Das Fenster war vergittert und übrigens durch eine Art von Schirmdach, welches sich über demselben in Form eines Zeltes befand, bemerkenswerth. Dieses junge Mädchen hatte die Augen nach dem Klostergebäude geheftet und machte mit der Hand Zeichen, die zu gleicher Zeit ermuthigend und liebevoll waren.

Von dem Fenster aus, an welchem sie stand, konnte die Maneur nicht sehen, an wen sich diese Zeichen des Verständnisses richteten, aber sie bewunderte die seltene Schönheit dieses jungen Mädchens, den Glanz ihrer Gesichtsfarbe, das glänzende Schwarz ihrer großen Augen, das sanfte und wohlwollende Lächeln, welches ihre Lippen umspielte. Man antwortete ohne Zweifel auf ihre zugleich anmuthigen und ausdrucksvollen Pantomimen, mit einer zierlichen Bewegung legte das junge Mädchen ihre linke Hand auf's Herz und machte mit der rechten eine Geberde, welche zu sagen schien, daß ihr Herz nach jenem Orte, den ihre Augen nicht verließen, hinüberdränge.

Ein bleicher Sonnenstrahl, der durch die Wolken drang, spielte in diesem Augenblicke auf den Haaren des jungen Mädchens, dessen weißes Gesicht jetzt beinahe an die Eisenstäbe ihres Fensters gelehnt, so zu sagen, plötzlich von den strahlenden Reflexen ihres reichen Haarwuchses von bräunlich goldener Farbe erleuchtet schien.

Beim Anblick dieses reizenden Gesichtes, das von langen Locken bewunderungswürdiger Haare von goldenem Roth umgeben war, dachte die Maneur unwillkürlich zusammen; sie dachte augenblicklich an Fräulein von Cardeville und war überzeugt (und sie irrte nicht), daß sie die Beschützerin Agricol's vor Augen habe.

Als sie in dem düsteren Irrenhause dieses so wunderbar schöne Mädchen wiederfand und sich der zarten Güte erinnerte, mit welcher sie einige Tage vorher Agricol in ihrem kleinen von Luxus strahlenden Palais empfangen, fühlte die Maneur ihr Herz zu eng werden. Sie hielt Adrienne für wahnsinnig... und dennoch, wenn sie noch aufmerksamer sie prüfte, so schien es ihr, als wenn Intelligenz und Anmuth noch immer dieses anbetenswerthe Gesicht belebten.

Plötzlich machte Fräulein von Cardeville eine ausdrucksvolle Geberde, legte ihren Finger auf den Mund, warf zwei Küsse nach der Richtung ihrer Blicke und verschwand plötzlich.

Ihr fiel ein, wie wichtige Erörterungen Agricol dem Fräulein zu machen hatte und deshalb bedauerte die Maneur um so bitterer, keine Mittel zu besitzen, keine Möglichkeit zu ihr zu gelangen, denn es schien, wenn das junge Mädchen wahnsinnig sei, müsse sie jetzt wenigstens einen lichten Augenblick haben.

Die arme Arbeiterin war in diese Gedanken voller Besorgniß versunken, als sie Florine in Begleitung einer der Nonnen des Klosters zurückkommen sah. Die Maneur mußte also Stillschweigen über die eben gemachten Entdeckungen bewahren und befand sich bald darauf der Oberin des Klosters gegenüber.

Die Oberin fand nach einer schnellen und durchdringenden Prüfung der Physiognomie des jungen Mädchens ihr Aussehen so schüchtern, so sanft, so rechtschaffen, daß sie der von Florine gegebenen Auskunft vollkommen Glauben schenken zu können meinte.

— Meine liebe Tochter, — sagte Mutter St. Perpetua mit liebreicher Stimme, — Florine hat mir gesagt, in welcher grausamen Lage Sie sich befanden... Es ist also wahr... es fehlt Ihnen gänzlich an Beschäftigung?

— Leider ja, Madame!

— Nennen Sie mich Ihre Mutter... meine liebe Tochter; dieser Name ist süßer... und es ist die Regel dieses Hauses... Ich habe nicht nöthig, Sie zu fragen, welches Ihre Grundsätze sind?

— Ich habe stets redlich von meiner Arbeit gelebt... meine Mutter, — antwortete die Maneur mit zugleich würdiger und bescheidener Einfachheit.

— Ich glaube Ihnen, meine liebe Tochter, und ich habe gute Gründe, Ihnen zu glauben... Sie müssen dem Herrn danken, daß er Sie vor vielen Versuchungen geschützt hat; aber sagen Sie mir, sind Sie geschickt in Ihrem Fache?

— Ich thue mein Möglichstes, meine Mutter; man ist stets mit meiner Arbeit zufrieden gewesen... Wenn Sie übrigens mich beschäftigen, werden Sie leicht darüber urtheilen können.

— Ihre Versicherung genügt mir, liebe Tochter... Sie ziehen es wohl vor, tagweise arbeiten zu gehen?

— Mademoiselle Florine hat mir gesagt, daß ich nicht hoffen könnte, Arbeit mit nach Hause zu bekommen.

— Für den Augenblick, nein, meine Tochter, wenn später sich die Gelegenheit dazu bieten sollte... werde ich sehen... Für jetzt kann ich Ihnen nur Folgendes bieten: eine alte, sehr ehrenwerthe Dame hat mich um eine Arbeiterin auf den Tag bitten lassen; von mir vorgeschlagen, werden Sie ihr angenehm sein; das Stift wird es übernehmen, Sie, wie es sich ziemt, zu kleiden, nach und nach werden wir diesen Vorschuß Ihnen vom Lohne abziehen, denn mit uns berechnen Sie sich... der Lohn ist zwei Franken täglich;... erscheint er Ihnen genügend?

— O, meine Mutter... es ist mehr, als ich hoffen konnte.

— Sie werden übrigens nur von neun Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends beschäftigt sein... es bleiben Ihnen dann also noch einige Stunden, über die Sie verfügen können. Sie sehen, diese Bedingung ist ziemlich milde, nicht wahr?

— O sehr milde, meine Mutter...

— Ich muß vor Allem Ihnen sagen, bei dem das Stift die Absicht hat, Sie anzustellen... Es ist eine Wittwe, Namens Frau von Bremont, eine Person von großer Frömmigkeit... Sie werden, wie ich hoffe, in ihrem Hause nur vortreffliche Beispiele haben;... wenn es anders wäre, so benachrichtigen Sie mich davon.

— Wie das, meine Mutter? — sagte die Maneur überrascht.

— Hören Sie mir wohl zu, meine Tochter, — sagte Mutter St. Perpetua mit immer liebreicherem Tone, — das Stift von St. Merry hat einen frommen und doppelten Zweck... Sie begreifen wohl, daß, wenn es unsere Pflicht ist, den Herrschaften alle wünschenswerthen Garantien zu geben über die Moralität der Personen, welche wir im Innern ihrer Familie anstellen, wir eben so auch den Personen, die wir unterbringen, alle wünschenswerthen Garantien der Moralität der Herrschaften geben müssen, an welche wir sie empfehlen.

— Nichts kann gerechter, klüger und bedächtiger sein, meine Mutter.

— Nicht wahr, meine liebe Tochter? Denn eben so, wie eine Dienerin von schlechter Aufführung ungemein betrübende Störungen in einer achtungswerthen Familie hervorbringen kann... eben so kann ein Herr oder eine Herrin von schlechten Sitten einen gefährlichen Einfluß auf die Personen haben, welche bei ihr dienen oder in ihr Haus arbeiten kommen... Nun ist aber unser Stift begründet, um eine gegenseitige Garantie den Herren, wie den tugendhaften Dienstboten zu liefern...

— O, Madame, sagte die Maneur naiv, — Diejenigen, welche diesen Gedanken gehabt haben, verdienen die Segnungen Aller...

— Und die Segnungen fehlen Ihnen auch nicht, weil das Stift alle seine Versprechungen hält. Ist also zum Beispiel eine interessante Arbeiterin, wie Sie, bei einer, nach unserm Dafürhalten unliebsamen Person untergebracht, bemerkt sie, sei es bei ihrer Herrschaft oder an den Leuten, welche sie besuchen, irgend eine Unregelmäßigkeit der Sitten, eine unfromme Richtung, welche ihre Scham verletzt oder ihren religiösen Grundsätzen anstößig ist, so kommt sie sogleich zu uns und macht uns eine in's Einzelne gehende Mittheilung über Alles, was sie hat beunruhigen können... Nichts ist mehr in der Ordnung, nicht wahr, meine Tochter?

---

3) Sind die Lücken des Personals auszufüllen. Herr von Küstner fühlt diese Nothwendigkeit und hat sich zu sonderbaren Methoden hinreißen lassen, zu Scharfspielern zu kommen. Er engagirt centnerbrüchige Scharfspieler! Ich will über diesen Punkt nicht weitläufig werden. Herr Hoppé, der schon vor Jahren Fleiß und Studium verrieth, soll inzwischen ein ausgezeichneter Schauspieler geworden sein, der der königlichen Bühne zu gönnen war. In der Form aber, wie er Braunschweig verließ, hätte ihn Herr von Küstner nicht annehmen dürfen. In dieser Form hätte ja Döring schon längst in Berlin können engagirt sein. Hoffentlich gleicht sich dieser schwierige Punkt durch einen Gnadenact des Herzogs von Braunschweig aus und giebt der Berliner Bühne einen Künstler, dessen sie so sehr bedarf. Was kann es dem Braunschweiger Theater nützen, wenn ein Scharfspieler dort gezwungen spielt! Man wird sein Recht durchsetzen und Herrn Hoppé hoffentlich dann gehen lassen, wohin er will. — Herr von K. befolgt, um seine Lücken auszufüllen, nicht den richtigen Weg. Er müßte die deutschen Theater selbst bereisen oder bereisen lassen; er würde wohl Talente finden, die würdig sind, dem Berliner Personal eingereiht zu werden. Es fehlt neben Hendrichs noch ein mehr dem Charakterfach sich näherender Held. Warum Herr von K. Baisen nicht besitzt; gehört zu den noch unentschleierten Mysterien. Es fehlt neben den für Anstandsdamen und naiven Liebhaberinnen genügenden Talenten der Hagn und Stich eine tragische jugendliche Liebhaberin. Ist keine vollendete zu finden, so ziehe man sich eine [illegible] auf; auch das muß man bei einem Theater, wie das Berliner, können. Madame Crelinger wurde das, was sie ist, in Berlin selbst, freilich durch einen von oben her befruchtenden, belebenden, artistischen Sinn. Die Enghaus war nur ein Talent, als sie nach Hamburg kam. Die Bildung fand sie dort. Die Lindner ist in Frankfurt reif geworden. Nach einer fertigen, vollendeten Liebhaberin kann sich Herr von K. lange umsehen. Und gesetzt nun, er fände ein Wesen, das Anfängerin ist, aber Jugend, Schönheit und großes Talent vereinigte; an wen würde sich ein so armes, verrathenes Wesen wenden? Sie bekommt eine Rolle, liest sie schüchtern auf der Leseprobe, geht vielleicht zum Geheimenrath Tieck, er liest ihr auch gern die Rolle vor, sie geht wieder, spielt sie zitternd und schüchtern auf den Brettern und das Publikum verurtheilt sie. So geht es fast überall. Wir würden überall vollendetere Scharfspieler in Deutschland haben, wenn man eine schauspielerische Erziehung auf der Bühne hätte. Ein Immermann thut uns Noth.

4) Wäre noch über das Repertoir zu sprechen. Ich verspare mir dies Capitel auf ein Andermal.

Frankfurt am Main.

Karl Gutzkow.

Bärenjagd in Höhlen in den westlichen Gebirgen Nord-Amerika's.

(Schluß aus Nr. 23.)

Das beendigt, wollte Werner seinen Weg fortsetzen, als er sich plötzlich durch die Hand Tessateh's gehalten fühlte, der ihm leise zuflüsterte:

„Hab' Acht — ich höre kein Winseln mehr — der Bär ist erwacht und seine Augen sind offen — wenn er uns wittert, wird er sich hören lassen, aber der Rauch unserer Lichter zieht zurück."

„Wahrhaftig, Du hast Recht, Tessateh," erwiederte Werner, „der alte Bursche muß aufgemacht sein und wird eben kein freundliches Gesicht schneiden, wenn er die Lichter sieht; die verwünschte Schlange hatte aber meine Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß ich in der That gar nicht mehr an den Bär dachte — Du warst gerade zur rechten Zeit gekommen, denn ich —"

„Ust," rief der Wilde die Hand erhebend, „ich höre den Bären — er wird unruhig!"

Beide Männer lauschten ein Paar Minuten, Todtenstille herrschte aber und kein Laut war vernehmbar, Werner jedoch sah nach seiner Büchse, ob das Zündhütchen noch richtig saß und das Korn nicht vorgeschoben und glänzend sei, reinigte das Visir von dem Lehme, der sich hineingesetzt hatte und rückte, von seinem Gefährten gefolgt, wieder leise vor.

— Ja, meine Mutter ... — antwortete die Maxeux schüchtern und begann diese Vorsichtsmaßregeln sonderbar zu finden.

— Wenn dann, — versetzte die Oberin, — der Fall uns mächtig scheint, so fordern wir unsern Schützling auf, noch genauer anzuhauchen, um sich zu überzeugen, daß er Recht hatte, sich zu beunruhigen... er macht uns dann neue Mittheilungen und wenn diese unsere ersten Befürchtungen bestätigen, so nehmen wir, treu unserer frommen Vormundschaft, sogleich unsere Schützlinge aus diesem wenig schicklichen Hause zurück... Da übrigens die größte Anzahl unter den von uns Untergebrachten, trotz ihrer Unschuld und Tugend, nicht hinreichend aufgeklärt sind, um zu unterscheiden, was ihrer Seele schaden kann, so ziehen wir in ihrem Interesse es vor, daß sie alle acht Tage, wie eine Tochter es gegen die Mutter thun würde, sei es mündlich oder schriftlich, uns Alles mittheilen, was die ganze Woche hindurch in den Häusern, wo sie angestellt sind, sich zugetragen hat; und dann sind wir für sie bedacht und lassen sie entweder dort, oder nehmen sie zurück. Wir haben schon etwa hundert Personen, die als Gesellschafterinnen, Ladenmädchen, Dienstboten oder Tagarbeiterinnen unter diesen Bedingungen in einer großen Anzahl von Familien untergebracht sind (und im Interesse Aller müssen wir uns jeden Tag Glück wünschen über diese unsere Art zu verfahren)... Sie verstehen mich, nicht wahr, meine Tochter?

— Ja, ja, meine Mutter... — sagte die Maxeux immer verlegener: sie hatte zu viel Geradsinn und Klugheit, um nicht diese gegenseitige Assecuranz auf die Herrschaften und Diener einer Art von Spionirerei ähnlich zu finden, einer Spionirerei in der Häuslichkeit, nach einem großen Maßstabe organisirt und von den Schützlingen des Stiftes fast ohne ihr Wissen ausgeführt, denn es war in der That schwer, diese Gewohnheit der Zuträgerei, zu der man sie, ohne daß sie es ahnten, abrichtete, geschickter zu bemänteln.

— Wenn ich mich auf diese großen Einzelheiten eingelassen habe, meine liebe Tochter, — versetzte die Mutter St. Perpetua, indem sie das Schweigen der Maxeux für Zustimmung nahm, — so geschieht es, damit Sie sich nicht verpflichtet glauben, wider Ihren Willen in einem Hause zu bleiben, in welchem Sie gegen unsere Erwartung, wie ich wiederhole, nicht fortwährend fromme Beispiele finden sollten... So ist das Haus der Frau von Bremont, für welches ich Sie bestimme, ein ganz Gott wohlgefälliges... nur sagt man und ich will es nicht glauben, daß die Tochter der Frau von Bremont, Frau von Roisy, welche seit Kurzem bei jener wohnt, keine vollkommen exemplarische Aufführung hat, daß sie ihre religiösen Pflichten nicht pünktlich ausübt und in Abwesenheit ihres, sich jetzt in Amerika befindenden Mannes leider nur zu häufig die Besuche eines Herrn Hardo, eines reichen Manufakturbesitzers, annimmt.

Beim Namen des Bruderherrn Agricol's konnte die Maxeux sich einer Bewegung des Erstaunens nicht enthalten und erröthete leicht.

Die Oberin hielt natürlich diese Röthe und diese Bewegung für einen Beweis der schamhaften Empfindlichkeit der jungen Arbeiterin und fügte hinzu:

— Ich habe Ihnen Alles sagen müssen, meine liebe Tochter, damit Sie auf Ihrer Hut sein können. Ich habe Sie selbst von Gerüchten in Kenntniß setzen müssen, welche ich für durchaus irrig halte, denn die Tochter der Frau von Bremont hat stets zu gute Vorbilder vor Augen gehabt, als daß sie sich jemals vergessen könnte... Uebrigens werden Sie, da Sie von Morgens bis Abends in dem Hause sind, besser als Jemand im Stande sein zu bemerken, ob diese Gerüchte, von welchen ich spreche, gegründet sind oder nicht; wenn sie es unglücklicher Weise sein sollten, wenigstens Ihrer Meinung nach, meine liebe Tochter, so kommen Sie nur zu mir und vertrauen Sie mir alle Umstände an, welche Sie veranlassen, es zu glauben, und wenn ich Ihre Meinung theile, so werde ich Sie augenblicklich aus diesem Hause fortnehmen, weil die Freundschaft der Mutter nicht genügend den bedauernswerthen Eindruck würde verwischen können, welchen das Benehmen der Tochter auf Sie macht... Denn von dem Augenblicke ab, wo Sie zum Stifte gehören, bin ich verantwortlich für Ihr Seelenheil, und für den Fall sogar, wo Ihre Empfindlichkeit Sie nöthigen würde, von Frau von Bremont fortzugehen, würde das Stift, da Sie dann möglicher Weise eine Zeit lang ohne Anstellung bleiben könnten, wenn es zufrieden ist mit Ihrem Eifer und Ihrem Benehmen, Ihnen täglich einen Franken geben bis zu dem Augenblick, wo es Sie wieder unterbringen kann... Sie sehen, meine liebe Tochter, daß man bei uns nur gewinnen kann... es ist also abgemacht, daß Sie übermorgen zu Frau von Bremont in's Haus gehen.

Die Maxeux befand sich in einer sehr schwierigen Lage: bald glaubte sie ihren ersten Verdacht bestätigt zu sehen, und trotz ihrer Schüchternheit empörte sich ihr Stolz dagegen, als sie daran dachte, daß man sie für fähig halte, sich für einen hohen Lohn als Spionin zu verkaufen, weil man sie arm und elend wisse. Bald kämpfte ihr natürliches Zartgefühl gegen den Glauben, daß eine Frau von dem Alter und der Stellung der Oberin sich herablassen könne, einen von jenen Verschlägen an sie zu richten, die gleich beschimpfend sind für den, der sie annimmt, als für den, der sie thut; sie machte sich ihre ersten Zweifel zum Vorwurf und fragte sich, ob die Oberin, ehe sie sie anstelle, nicht bis zu einem gewissen Punkte sie prüfen und sehen wolle, ob ihr Rechtlichkeitssinn sich über ein verhältnißmäßig sehr glänzendes Anerbieten erheben könne.

Die Maxeux war von Natur so sehr geneigt, das Gute zu glauben, daß sie bei diesem letzten Gedanken stehen blieb und sich sagte, daß es im Grunde, wenn sie sich irre, für die Oberin die am wenigsten verletzende Art wäre, ihre unwürdigen Anerbietungen zurückzuweisen.

Mit einer Bewegung, welche nichts Stolzes hatte, aber genügend anzeigte, welches Bewußtsein sie von ihrer Würde habe, bog die junge Arbeiterin den Kopf, den sie bisher demüthig gesenkt hatte, in die Höhe, sah der Oberin gerade in's Gesicht, damit diese auf ihren Zügen die Aufrichtigkeit ihrer Worte lesen könne und sagte mit leicht bewegter Stimme, indem sie diesmal meine Mutter zu sagen vergaß:

— O, Madame, ... ich kann Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß Sie mich einer solchen Probe unterwerfen... Sie sehen mich in einer sehr elenden Lage und ich habe Nichts gethan, was mir Ihr Vertrauen erwerben kann; aber glauben Sie mir, so arm ich auch bin, werde ich mich niemals erniedrigen, eine so verächtliche Handlung zu begehen, wie die, welche Sie ohne Zweifel genöthigt sind, mir vorzuschlagen, um sich durch meine Weigerung zu versichern, daß ich Ihrer Theilnahme würdig bin. Nein, nein, niemals und um keinen Preis werde ich im Stande sein, die Angeberin zu spielen.

Die Maxeux sprach diese letzten Worte mit so viel Lebhaftigkeit aus, daß ihr Gesicht sich leicht färbte.

Die Oberin hatte zu viel Takt und Erfahrung, um die Aufrichtigkeit der Worte der Maxeux nicht zu erkennen; sie schätzte sich glücklich, daß das junge Mädchen durch eine solche Wendung ihr einen Ausweg an die Hand gab, lächelte sie liebevoll an und breitete ihr die Arme entgegen, indem sie sagte:

— Gut, gut, meine liebe Tochter ... kommen Sie in meine Arme!

— Meine Mutter... ich bin verwirrt über so viel Güte.

— Nein, denn Ihre Worte sind voll richtigen Sinne ... nur seien Sie ganz überzeugt, daß ich Sie nicht habe einer Probe unterwerfen wollen... weil nichts weniger einer Angeberei gleichen kann, als die Zeichen kindlichen Vertrauens, welche wir von unseren Schutzbefohlenen im Interesse der Moralität ihrer Stellung selbst verlangen; ... aber gewisse Personen und ich sehe, Sie gehören zu diesen, haben zu feste Grundsätze, einen zu weit vorgeschrittenen Verstand, als daß sie nicht unserer Ueberwachung, unseres Rathes entbehren und selbst prüfen könnten, was ihr Seelenheil gefährden kann; ... die Verantwortlichkeit für dasselbe überlasse ich Ihnen also ganz und gar und fordere keine andere Mittheilung von Ihnen, als die, welche Sie mir freiwillig machen zu müssen glauben.

— O, Madame ... wie viel Güte! — sagte die arme Maxeux, welche die tausend Hülfsquellen und Schliche des Mönchsgeistes nicht kannte und schon mit Sicherheit einen anständigen Lohn verdienen zu können glaubte.

— Es ist nicht Güte ... es ist Gerechtigkeit, — versetzte Mutter St. Perpetua, und ihr Ton wurde immer liebevoller, — man kann nicht zu viel Vertrauen und Zärtlichkeit an den Tag legen gegen fromme Mädchen, wie Sie, welche die Armuth noch geläutert hat, wenn das möglich ist, da Sie stets getreu das Gesetz des Herrn beobachtet haben.

— Meine Mutter...

— Noch eine letzte Frage, mein liebes Kind: Wie oft gehen Sie monatlich zum Tische Gottes?

— Madame, — versetzte die Maxeux, — ich bin seit meiner ersten Communion vor acht Jahren nicht wieder hingegangen. Ich kann, wenn ich jeden Tag und die ganze Nacht hindurch arbeite, kaum so viel verdienen, um mir das Leben zu erhalten, es bleibt also keine Muße, um...

— Großer Gott! — rief die Oberin aus, indem sie die Maxeux unterbrach und die Hände mit allen Zeichen eines schmerzlichen Erstaunens zusammenschlug, — es wäre wahr... Sie prakticiren nicht...

— Ach, Madame, wie ich Ihnen gesagt habe, mir fehlt die Zeit dazu, — versetzte die Maxeux, die Mutter St. Perpetua mit bestürzter Miene ansehend.

Nach einer Pause sagte diese mit traurigem Tone:

— Sie sehen mich unterthänig, meine liebe Tochter... wie ich Ihnen gesagt habe: so wie wir unsere Schutzbefohlenen nur in frommen Häusern unterbringen, eben so verlangt man auch nur fromme Personen von uns, die prakticiren; das ist eine von den unerläßlichen Bedingungen des Stiftes... also ist es zu meinem großen Bedauern mir unmöglich, Sie so anzustellen, wie ich es hoffte... indessen, wenn Sie in der Folge eine so große Gleichgültigkeit gegen Ihre Pflichten aufgeben wollten, dann könnten wir sehen...

Da tönte ein leises Brummen an sein Ohr und gleich darauf trat aus der dichten Finsterniß der Höhle die dunkele Gestalt des Bären hervor, dessen Augen wie ein Paar glühende Kohlen im Lichte funkelten. Brummend zog er die Luft ein und hob die Nase, um die Natur der neuen Ankömmlinge zu erforschen; obgleich aber der Luftzug zurück ging und er nicht recht die Witterung von seinen Feinden bekommen konnte, waren sie ihm doch zu nahe, als daß er nicht hätte Unrath merken sollen und schnaubend und blasend zog er sich zurück, ehe Werner Zeit hatte den immer beweglichen Kopf des schwarzen Gesellen aufs's Korn zu nehmen.

Beide Jäger wußten, daß jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen war und schoben sich lautlos über den rauhen Boden hin, der zurückweichenden Bestie nach, die sie auch bald wieder erreichten und zwar, wie Werner zu seinem Entsetzen bemerkte, am Ende der Höhle, die hier zwar so geräumig wurde, daß er sich auf seinen Knieen emporrichten konnte, aber auch nirgends mehr einen Ausweg als da bot, wo sie mit ihren Körpern dem zum Aeußersten getriebenen Bären jeden Weg zur Flucht abschnitten.

„Wah," sagte Tessakeh, als er sich neben Werner aufrichtete, der sich eben bemühte, das Korn seiner Büchse mit dem funkelnden Auge des unruhigen Thieres in eine Richtung zu bringen.

„Wah! ein bequemer Wigwam, aber ein schlechter Kampfplatz," und dann die Richtung von Werner's Büchse bemerkend, flüsterte er diesem zu:

„Schieß' nicht nach dem Kopf, wenn Du fehlst,' sind wir Beide verloren und die Bestie ist nicht einen Augenblick ruhig — ziel' auf den Brustknochen, wenn auch die Kugel das Herz nicht trifft, so wird sich der tödtlich Verwundete zusammenkauern und uns weniger gefährlich sein — aber warte! ich will den Schwarzen einen Augenblick ruhig halten und nun möge mein weißer Bruder schnell zielen und gut treffen!"

Kaum hatte Tessakeh diese Worte beendigt, als er täuschend den Ruf des Hirschkalbes nachahmte. Hochaufhorchend richtete sich der Bär, als er den schrillen, unerwarteten Laut hörte, empor und in demselben Moment donnerte auch das massive Gewölbe den Krach der Büchse nach. Wie von einem elektrischen Schlage aber getroffen und ehe noch der Rauch vor der Mündung des Rohres fortziehen konnte, stürzte der Bär sich auf den Schützen, dem nicht einmal Zeit blieb, die Büchse hinzuwerfen und sein breites Messer zu ziehen, sondern, zurückgeschleudert durch die fürchterliche Gewalt und Kraft des Unthieres, traf er mit dem Kopf an die Felsenwand neben sich und brach bewußtlos zusammen.

Tessakeh jedoch, der, auf dem Bauche liegend, die scharfe Klinge in der Hand, unter dem Rauch hinweg das Anprallen des Verwundeten noch zur rechten Zeit bemerkte und wohl vermuthete, daß der Bär weniger eine feindliche Absicht, als den Wunsch das Freie zu erreichen habe, schmiegte sich dicht an den Boden, stieß aber noch der über ihn hinwegsetzenden Bestie den langen Stahl in die Weichen, die pfeilschnell in der dichten Finsterniß verschwand.

Werner war zwar durch den Schlag betäubt worden, erholte sich aber augenblicklich wieder; doch konnte er sich nicht gleich besinnen, wo er war, denn rabenschwarze Nacht umgab ihn; da hörte er das Anschlagen eines Messers an den Feuerstein und das Bewußtsein seiner Lage kehrte zu ihm zurück.

„Tessakeh," rief er, „wo sind unsere Lichter?"

„Wenn sie der Bär nicht mitgenommen hat, müssen sie neben uns liegen," antwortete lakonisch der Indianer, „aber mein Gesicht ist naß und ich schmecke Blut. Tessakeh's Stoß ist sicher und der Bär wird nicht zurückkehren, um zu sehen, ob der Feind in seinem Lager ruhe."

Er hatte unterdessen etwas Schwamm entzündet, riß ein Stück von seinem Jagdhemd herunter und bald leuchtete ihnen wieder eine freundliche Flamme entgegen. Sie untersuchten nun den Platz, wo er gelegen hatte und fanden dicke, schwarze Blutstropfen bis zu der Stelle, wo ihn Tessakeh verwundete, und von dort aus das Blut überall in der Höhle herumgespritzt; der Indianer war ganz bedeckt davon. Werner wollte jetzt erst die Büchse wieder laden, Tessakeh verhinderte ihn aber daran.

„Der Schuß war gut," sagte er, „und wenn das Blut nicht gleich floß, so öffnete ihm mein Messer den Weg; wir werden nicht weit zu suchen brauchen, um den Bären verendet zu finden, wozu die Büchse wieder laden?"

„Doch warum hast Du Dein Licht ausgeblasen, Tessakeh? die übermäßige Helle wird Dir doch wahrhaftig nicht die Augen geblendet haben?"

„Weiß mein Bruder, wie lange wir noch in der Höhle zubringen werden? Wenn der Bär in dem engen Gange liegen

— Madame, — sagte die Mayeux, das Herz von Thränen geschwellt, denn sie war genöthigt, auf eine glückliche Hoffnung zu verzichten, — ich bitte Sie um Verzeihung, Sie so lange... umsonst aufgehalten zu haben.

— Wie! ich, meine liebe Tochter, bin es, die lebhaft bedauert, Sie nicht zum Stifte zuziehen zu können... aber ich verliere nicht jede Hoffnung... besonders weil ich wünsche, eine schon der Theilnahme würdige Person eines Tages durch ihre Frömmigkeit den anhaltenden Schutz religiöser Personen verdienen zu sehen... Adieu, meine liebe Tochter... gehen Sie in Frieden und möge Gott Ihnen barmherzig sein, bis Sie wieder gänzlich zu ihm zurückgekehrt sind!

Dies sagend, stand die Oberin auf und führte die Mayeux immer noch mit dem sanftesten und mütterlichsten Benehmen bis zur Thür; in dem Augenblicke, wo die Mayeux über die Schwelle ging, sagte sie zu ihr:

— Gehen Sie den Corridor entlang, steigen Sie einige Stufen hinab, klopfen sie an die zweite Thür rechts, dort ist die Wäschkammer, wo Sie Florinen finden werden, welche Sie wieder nach Hause bringen wird... Adieu, meine liebe Tochter!

Sobald die Mayeux die Oberin verlassen hatte, entstürzten ihr die lange zurückgehaltenen Thränen; da sie nicht wagte, so außer sich vor Florine und einigen Nonnen zu erscheinen, die wahrscheinlich im Wäschzimmer versammelt waren, so blieb sie einen Augenblick bei einem der Fenster des Corridors stehen, um sich die Augen von Thränen zu trocknen.

Sie sah mechanisch nach dem Fenster des dem Kloster benachbart liegenden Hauses, wo sie Adrienne von Cardoville zu erkennen geglaubt hatte, als sie diese aus einer Thür herauskommen und sich hastig dem durchsichtigen Verschluß nähern sah, der die beiden Gärten trennte...

In demselben Augenblicke und zu ihrem höchsten Erstaunen sah sie eine der beiden Schwestern, deren Verschwinden Dagobert so in Verzweiflung setzte, Rose Simon, bleich, wankend, niedergeschlagen sich furchtsam und unruhig dem Gitter nähern, das sie von Adrienne von Cardoville trennte; es sah aus, als ob die Waise gefürchtet hätte, bemerkt zu werden.

Achtes Kapitel.

Die Mayeux und Fräulein von Cardoville.

Aufmerksam, besorgt lehnte die Mayeux an einem der Fenster des Klosters und folgte mit den Augen den Bewegungen des Fräulein von Cardoville und Rose Simons, die sie an diesem Orte vereinigt zu finden so wenig erwartet konnte.

Die Waise hatte sich ganz und gar dem Gitter genähert, das den Garten des Klosters von dem des Krankenhauses trennte, und sagte einige Worte zu Adrienne, deren Züge plötzlich Verwunderung, Entrüstung und Mitleid ausdrückten.

In diesem Augenblicke lief eine Nonne herbei und sah sich nach allen Seiten um, als ob sie Jemanden voller Besorgniß suchte; als sie darauf Rose gewahr wurde, die schüchtern und furchtsam sich an das Gitter drängte, ergriff sie dieselbe beim Arm und es sah so aus, als machte sie ihr ernste Vorwürfe; trotz einiger lebhafter Worte, welche Fräulein von Cardoville an sie zu richten schien, führte die Nonne die Waise fort, die außer sich zwei, drei Mal sich nach Adriennen umwandte; nachdem diese ihr noch durch ausdrucksvolle Geberden ihre Theilnahme zu erkennen gegeben, kehrte sie sich ab, als wollte sie ihre Thränen verbergen.

Der Corridor, auf welchem sich die Mayeux während dieses rührenden Auftrittes befand, war im ersten Stockwerk gelegen, die Arbeiterin wollte in's Parterre hinabgehen, und sich in den Garten zu schleichen versuchen, um mit diesem schönen Mädchen mit dem Goldhaar sprechen zu können, sich zu vergewissern, daß es Fräulein von Cardoville sei und dann, wenn sie sie in einem lichten Augenblicke glaubte, sie zu benachrichtigen, daß Agricol ihr Dinge von der höchsten Wichtigkeit anzuvertrauen habe, aber nicht wisse, wie er sie ihr mittheilen könne.

Der Tag rückte vor, die Sonne neigte zum Niedergange, die Mayeux mußte befürchten, daß Florinen das Warten zu lange dauern würde, und beeilte sich, zu handeln; mit leisem Schritte, von Zeit zu Zeit unruhig horchend, kam sie nach dem Ende des Corridors; dort führte eine kleine Treppe von drei bis vier Stufen nach dem Flur der Wäschzimmer und endete in sich windender Form auf der unteren Etage.

Da sie Stimmen hörte, eilte sie hinunterzugehen und befand sich in einem langen Corridor des Parterres, in dessen Mitte sich eine Glasthür nach einem für die Oberin vorbehaltenen Theile des Gartens hinaus öffnete.

Ein Gang, der auf der einen Seite mit einer hohen Hecke von Buchsbaum bepflanzt war, schützte die Mayeux vor dem Gesehenwerden, sie schlich sich hinein und kam bis zu dem Gitterverschluß, der an dieser Stelle den Klostergarten von dem des Hauses des Doctor Baleinier trennte.

Einige Schritte von sich sah die Arbeiterin Fräulein von Cardoville auf einer Gartenbank sitzen und sich anlehnen.

Die Charakterfestigkeit des Fräuleins war einen Augenblick durch die Ermattung, den Schrecken, die Verzweiflung in jener furchtbaren Nacht erschüttert worden, wo sie sich in dem Krankenhause des Doctor Baleinier eingesperrt gesehen; und dieser hatte mit teuflischer Arglist den Zustand der Schwäche und Niedergeschlagenheit benutzt, in welchem sich das junge Mädchen befand, es war ihm gelungen, sie auf einen Augenblick zum Zweifeln an sich selbst zu bringen.

Aber die Ruhe, welche nothwendig den peinlichsten, heftigsten Aufregungen folgt, das Nachdenken, ihr feiner Geist und richtiger Sinn benutzigten Adriennen bald wieder über die Befürchtungen, welche der Doctor einen Augenblick ihr hatte beibringen können. Sie glaubte nicht einmal mehr an einen Irrthum des gelehrten Doctors, sondern sah ganz klar in dem Benehmen dieses Mannes eine verächtliche Heuchelei und seltene Kühnheit, begleitet von einer nicht minder seltenen Geschicklichkeit; zu spät endlich erkannte sie in Herrn Baleinier ein blindes Werkzeug der Prinzessin von St. Dizier.

Von diesem Augenblicke ab hätte sie sich in ein Stillschweigen, in eine ruhevolle Würde, keine Klage, kein Vorwurf ging aus ihrem Munde... sie wartete. Obgleich man ihr interessirt eine ziemlich große Freiheit ließ, umherzugehen und zu thun, was sie wolle (freilich mit Beraubung aller Verbindung nach außen hin), so war die gegenwärtige Lage Adrienne's doch hart, peinlich, besonders für sie, die eine harmonische, reizende Umgebung so sehr liebte. Sie fühlte nichtsdestoweniger, daß diese Lage nicht lange dauern könne. Sie kannte die Wirkung und die Ueberwachung der Gesetze nicht, aber der gesunde Verstand sagte ihr, daß eine Einsperrung von einigen Tagen, wenn sie geschickt auf größere oder geringere Wahrscheinlichkeit von Geisteszerrüttung begründet werde, zur Noth versucht und selbst unbestraft ausgeführt werden könne, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich nicht über einen gewissen Zeitpunkt hinaus verlängerte, weil im Grunde doch ein junges Mädchen von ihrem Stande nicht so plötzlich aus der Welt verschwinden kann, ohne daß man einige Zeit darauf sich nach ihr erkundigte, und dann mußte ein angeblicher Anfall von Wahnsinn zu ernsthaften Nachforschungen führen. War nun diese Ueberzeugung richtig oder falsch, sie hatte genügt, dem Charakter Adrienne's seine gewöhnliche Schwungkraft und Energie wieder zu geben.

Interessen hatte sie sich mitunter vergeblich nach der Ursache dieser Einsperrung gefragt; sie kannte Frau von St. Dizier zu gut, als daß sie hätte glauben sollen, sie sei im Stande, ohne bestimmten Zweck zu handeln und habe ihr blos eine vorübergehende Angst bereiten wollen... In dieser Beziehung täuschte sich Fräulein von Cardoville nicht; der Abbé Aigrigan und die Prinzessin waren überzeugt, daß Adrienne, besser unterrichtet, als sie scheinen wollte, recht gut wußte, wie wichtig es für sie sei, sich am 13. Februar in der Rue St.-Francois einzufinden und daß sie entschlossen wäre, ihre Rechte geltend zu machen. Wenn sie also Adriennen als verrückt einsperren ließen, so brachten sie ihrer Zukunft einen ungeheuren Schaden; aber wir wollen gleich sagen, daß diese letzte Vorsicht unnütz war, denn Adrienne war zwar dem Familiengeheimnisse auf der Spur, das man ihr verbergen wollte und von dem man sie unterrichtet glaubte, aber doch war sie nicht ganz in dasselbe eingeweiht wegen Mangels einiger Papiere, die entweder versteckt oder verloren gegangen waren.

Welches nun auch der Beweggrund des gehässigen Verfahrens der Feinde Adrienne's sein mochte, sie war nicht minder empört darüber.

Niemand konnte weniger haßsüchtig, weniger nach Rache begierig sein als dieses junge Mädchen; aber wenn sie dachte, was Frau von St. Dizier, der Abbé und der Doctor sie leiden ließen, so nahm sie sich vor, nicht zwar Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber durch alle möglichen Mittel sich die

---

geblieben ist, der sich zwischen hier und der Schlucht hindehnt, so wird der schlanke Mann am Feuer draußen die Sonne auf- und untergehen sehen, ehe wir zu ihm zurückkehren können."

„Verwünscht!" rief Werner, „an das habe ich gar nicht gedacht — wenn er dort steckt, so sind wir eingesperrt hier. Ha! mir ist's jetzt schon, als ob die Luft dichter würde — komm, Tessakeh, laß uns eilen, mir ist nicht wohl, bis ich weiß, was wir zu fürchten haben."

Lautlos krochen die beiden Männer nun den Weg, den sie gekommen waren, zurück und erreichten, ohne auf den Bär gestoßen zu sein, die Schlucht, immer aber deutlich das dicke, geronnene Blut in ihrem Wege, daß er schwer verwundet, nicht mehr weit konnte gekrochen sein.

„Es wäre doch schändlich," murmelte Werner, „wenn er unten in der Schlucht läge, da hätten wir den ganzen Spaß umsonst gehabt, denn der Henker soll mich holen, wenn ich ihm freiwillig da hinunter folge!"

„Wah," rief Tessakeh, der mit Werner's Licht in der Hand, da er das seinige, als das kürzeste, noch aufsparen wollte, einen Augenblick in die Schlucht hinuntergeleuchtet hatte und jetzt gegenüber dahin sah, von wo sie mit Lebensgefahr herübergekommen waren, — „Wah!"

„Liegt er unten!" frug Werner hastig.

„Ich wollte, er läge," murmelte der Indianer vor sich hin, „unsere Lichter werden niederbrennen und wir werden hungern und dursten, aber nicht die andere Seite der Schlucht erreichen."

„Aber, Tessakeh, was ist denn im Weg! warum sollen wir nicht die andere Seite erreichen!" frug Werner ängstlich, indem er sich bemühte, an des Indianers Seite heranzukriechen und die Ursache seiner Furcht zu sehen. Dieser schmiegte sich dicht an den Felsen an und sein Licht über die Schlucht haltend, daß sich die Strahlen an der anderen Seite brachen, rief er: „Hier ist die Schlucht, aber wo ist der Ausgang!"

Einen Schreckensruf stieß jetzt selbst der rutzigere Deutsche aus, als er den gegenüberliegenden Ganz so mit dem Körper des wahrscheinlich verendeten Bären ausgefüllt sah, daß auch nicht die geringste Aussicht blieb, hinüber zu kommen, ohne in die Schlucht zu stürzen, da nicht ein Zoll breit fester Boden dort war, auf den Hand oder Arm sich hätte stützen können.

„Tessakeh," brach endlich Werner ein peinliches Stillschweigen, „hier können wir nicht liegen bleiben und von Rechtam dürfen wir keine Hülfe erwarten, da er kein Licht weiter hat und nie im Dunkeln den Weg durch das Wasser finden oder wenn er ihn wirklich fände, antreten würde, wären auch sechs Menschenleben damit zu retten, was ich ihm übrigens gar nicht verdenken kann, denn wir hat es mit dem Lichte gegraust; da aber hier unsere Lage mit jedem Augenblick schwieriger wird, denn unsere Lichter brennen nieder, so will ich mit Gott den Versuch wagen. Kann ich mich neben dem Bären nicht in die Höhle zwängen und stürze in die Schlucht, dann steht es freilich traurig aus und wir sind ein Paar Lebendig-Begrabene, gelingt es mir aber, dann will ich den alten Burschen schon aus dem Wege rücken."

Der Indianer erwiederte kein Wort, Werner aber legte seine Büchse und Pulverhorn ab, zog die noch immer nassen und schweren leggins aus, um Nichts zu haben, was seine Bewegung hindern konnte, und wieder wie früher Ellbogen und Knie gegen beide Seitenwände der Höhle pressend, schwebte er über der dunkeln Schlucht und erreichte in wenigen Minuten die andere Seite; vergebens aber versuchte er hier den schweren unbehülflichen Leichnam des erlegten Bären zu bewegen und sich Eingang zu verschaffen; regungslos lag das Ungethüm da, noch im Tode seinen Mördern schrecklich.

Mit aller Kraft, die ihm die Natur verliehen und die die Todesangst noch steigerte, machte er jetzt mit dem rechten Arm einen letzten Versuch, weil er den linken nicht von dem Felsen wegnehmen durfte, indem er fürchten mußte, den Anhaltepunkt zu verlieren; da glitt sein rechter Fuß von einem der hervorstehenden Trapsteinzacken ab; die Stütze vermissend, rutschte sein Körper nach und unfehlbar wäre er in die Tiefe gestürzt, hätte er nicht noch zur rechten Zeit mit beiden Händen den Felsen gefaßt und sich am Rande der Höhe gehalten.

Wenig Trost aber bot ihm das und schien nur den gewissen Sturz um wenige Minuten zu verzögern, denn lange hätte er es in der Lage nicht aushalten können, da seine Kräfte schon von Hunger und Anstrengung erschöpft waren; Tessakeh aber, seine Gefahr mit schnellem Blick übersehend, rief ihm zu, sich nur wenige Minuten zu halten, er hoffe noch jetzt ihn zu retten, und das Licht auf die Erde, an den Rand der Schlucht setzend, daß es nicht ausgehe und sie in völlige Finsterniß begrabe, begann er den Uebergang über die Kluft, aber, durch Werner's Unfall gewarnt, rückwärts, und es gelang ihm an der Seite des Bären seine beiden Beine hineinzupressen. Hier-

glänzendste Genugthuung zu verschaffen. Wenn man ihr dieselbe verweigerte, war sie entschlossen, so viel Arglist, Heuchelei und Grausamkeit ohne Rast und Ruhe zu verfolgen und zu bekämpfen nicht aus Aerger über ihre Schmerzen, sondern um dieselben Qualen anderen Opfern zu ersparen, die nicht wie sie kämpfen und sich vertheidigen konnten.

Adrienne, die jedenfalls noch von dem schmerzlichen Eindrucke bestürmt war, welche ihre Unterredung mit Rose Simon auf sie gemacht, lehnte sich schwermüthig auf den einen Arm der Gartenbank, auf welcher sie saß, und hielt die linke Hand über ihre Augen. Sie hatte ihren Hut neben sich gelegt und durch das Berüberdrängen ihres Kopfes fielen ihre langen Locken goldenschimmernden Haares auf die glatten, frischen Wangen, so daß sie dieselben fast ganz verbargen. In dieser anmuthigen und nachlässigen Haltung hob sich die reizende und reiche Form ihres Wuchses unter ihrem Kleide von glänzend grünem Moiré; ein breiter Kragen, der mit einem Bande von rosa Atlaß befestigt war und glatte Manschetten von köstlicher Spitzenarbeit verhinderten, daß die Farbe ihres Kleides zu lebhaft gegen die blendende Weiße ihres Schwanenhalses und der raphaelischen Hände abstach, die leise mit feinen, blauen Adern durchzogen waren; über ihrem Fußzeug, der sehr hoch und reizend gewählt war, kreuzten sich die schmalen Bänder eines kleinen Schuhes von schwarzem Atlas, denn der Dr. Valcinier hatte ihr erlaubt, sich mit ihrem gewöhnlichen Geschmacke zu kleiden und nie gesagt, die ausgesuchteste Eleganz war für Adriennen nicht eine Gewohnheit der Coquetterie, sondern eine Pflicht gegen sich selbst, die Gott einmal so schön geschaffen hatte.

Die Maneur bewunderte naivermeise beim Anblicke dieses jungen Mädchens die reizende Haltung und Kleidung desselben, ohne bitteren Rückblick auf die Lumpen, welche sie, die arme Arbeiterin, selbst trug und auf ihre eigene Ungestalt; sie sagte sich sogleich mit eben so viel Scharfsinn als gesundem Takte, daß es außerordentlich sei, daß eine Wahnsinnige sich so vernünftig und anmuthig kleide; deshalb näherte sie sich, eben so überrascht als bewegt, leise dem Gitter, welches sie von Adriennen trennte, indem sie nichts destoweniger dachte, die Unglückliche könne wirklich nicht bei Sinnen sein, aber heute gerade einen guten Tag haben.

Darauf sagte die Maneur mit schüchterner, aber doch vernehmbarer Stimme, um sich von der Identität Adrienne's zu überzeugen, unter Herzklopfen:

— Fräulein von Cardeville?

— Wer ruft mich? — sagte Adrienne.

Als sie darauf schnell den Kopf umwendete und die Maneur bemerkte, konnte sie einen leisen Ruf der Ueberraschung, ja fast des Schreckens nicht zurückhalten.

In der That mußte dieses arme, blasse, mißgestaltete, elend gekleidete Geschöpf, das so plötzlich vor ihr erschien, Fräulein von Cardeville, die Anmuth und Schönheit so sehr liebte, eine Art von Widerstreben und Unheimlichkeit einflößen... und diese beiden Gefühle verriethen sich auf ihrer ausdrucksvollen Physiognomie.

Die Maneur bemerkte den Eindruck nicht, welchen sie hervorbrachte... unbeweglich, mit starrem Blicke, die Hände vor einer Art Bewunderung, oder vielmehr inniger Andetung gefaltet, betrachtete sie die blendende Schönheit Adrienne's, die sie vorher nur durch das Gitter ihres Fensters gesehen; was ihr Agricol über den Reiz seiner Beschützerin gesagt hatte, schien ihr tausendfach hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben; niemals hatte Maneur, selbst in ihren geheimen, dichterischen Verzückungen eine solche Vollkommenheit geträumt.

Es war eine seltsame Aehnlichkeit, daß der Anblick idealer Schönheit diese beiden jungen, so ungleichen Mädchen, die Zopen äußerster Schönheit und Häßlichkeit, des Reichthums und des Elends, in eine Art göttlicher Ekstase versetzte.

Nach dieser so zu sagen unwillkürlichen, Adriennen dargebrachten Huldigung trat die Maneur einen Schritt näher an das Gitter.

— Was wollen Sie?... — rief Fräulein von Cardeville, indem sie mit einem Gefühle der Abneigung aufstand, das der Maneur nicht entgehen konnte; weshalb diese auch schüchtern die Augen senkte und mit ihrer sanftesten Stimme sagte:

— Verzeihung, Mademoiselle, daß ich mich so vor Ihnen zeige... aber die Augenblicke sind kostbar... ich komme im Auftrage Agricol's...

Als sie diese Worte aussprach, hob die junge Arbeiterin voller Besorgniß den Blick, da sie fürchtete, daß Fräulein von Cardeville den Namen des jungen Schmieds vergessen habe; aber zu ihrer großen Verwunderung und noch größerer Freude schien der Schrecken Adrienne's bei dem Namen Agricol sich zu vermindern.

Sie näherte sich dem Gitter und betrachtete die Maneur mit wohlwollender Neugier.

— Sie kommen von Herrn Agricol Baudoin? — sagte sie zu ihr. — Und wer sind Sie?

— Seine Adoptivschwester, Mademoiselle... eine junge Arbeiterin, welche mit ihm in einem Hause wohnt...

Adrienne schien ihre Erinnerungen zu sammeln, um ganz gewiß zu sein, und sagte nach einer Pause gütig lächelnd:

— Sie waren es, die Herrn Agricol aufgefordert hat, sich wegen der Bürgschaft an mich zu wenden, nicht wahr?

— Wie, Mademoiselle, Sie erinnern sich!...

— Ich vergesse niemals, was schön und edel ist; Herr Agricol hat mit Zärtlichkeit von Ihrer Aufopferung für ihn gesprochen... ich erinnere mich dessen... was kann natürlicher sein... aber wie kommen Sie hierher in das Kloster?

— Man hatte mir gesagt, daß ich vielleicht hier Beschäftigung bekommen würde, denn ich befinde mich ohne Arbeit. Leider habe ich von der Oberin eine abschlägige Antwort bekommen

— Und wie haben Sie mich erkannt?

— An Ihrer großen Schönheit, Mademoiselle, von der Agricol mir gesprochen hatte.

— haben Sie mich nicht vielmehr... daran erkannt? — sagte Adrienne und nahm lächelnd mit den Spitzen ihrer rosigen Finger eine ihrer langen, seidenen Locken ihres Goldhaars.

— Sie müssen Agricol verzeihen, Mademoiselle, — sagte die Maneur mit halbem Lächeln, das selten auf ihre Lippen kam, — er ist Dichter, und als er mir mit überschwenglicher Bewunderung das Bild seiner Beschützerin schilderte... hat er keine ihrer seltenen Vollkommenheiten ausgelassen...

— Und wer hat Sie auf den Gedanken gebracht, mir zu sprechen?

— Die Hoffnung, Ihnen vielleicht nützlich zu sein, Mademoiselle. Sie haben Agricol mit so viel Güte empfangen, daß ich es wagte, seine Dankbarkeit gegen Sie zu theilen.

— Wagen, wagen Sie es, mein liebes Kind, — sagte Adrienne mit unaussprechlicher Anmuth, — mein Lohn wird doppelt sein... obgleich ich bisher Ihrem Adoptivbruder noch nicht habe nützlich sein können.

Während sie diese Worte wechselten, hatten sich Adrienne und die Maneur mit wachsendem Erstaunen angesehen.

Erstens begriff die Maneur nicht, wie ein Frauenzimmer, das für wahnsinnig galt, sich ausdrücken konnte, wie es Adrienne that; und dann verwunderte sie sich selbst über die Freiheit oder über die Anmuth des Geistes, mit welcher sie dem Fräulein von Cardeville geantwortet hatte; sie wußte nicht, daß sie an dem köstlichen Vorrathe erhabener und wohlwollender Naturen Theil hatte: — Jeden, der ihnen mit Sympathie naht, in seinem Werthe zu erhöhen.

Ihrerseits war Fräulein von Cardeville zu gleicher Zeit tief bewegt und verwundert, ein wie eine Bettlerin gekleidetes junges Mädchen aus dem Volke sich in gewählten Ausdrücken vollkommen treffend ausdrücken zu hören. Je länger sie die Maneur betrachtete, je mehr wandelte sich der unangenehme Eindruck, welchen diese auf sie gemacht, in ein ganz entgegengesetztes Gefühl, und mit dem den Frauen natürlichen Takte sanfter und scharfer Beobachtung bemerkte sie unter der schlechten Maße von schwarzem Krepp, welche die Maneur trug, einen schönen, kastanienbraunen, glatten, glänzenden Haarwuchs. Sie bemerkte auch, daß ihre weißen, langen und mageren Hände, obwohl sie aus Aermeln eines geflickten Kleides hervorsahen, doch äußerst sauber waren; ein Beweis, daß Sorgfalt, Reinlichkeit, Achtung vor sich selbst wenigstens gegen die furchtbare Noth nach Möglichkeit kämpften. Adrienne fand endlich in der Blässe der melancholischen Züge des jungen Mädchens, in dem zugleich klugen, sanften und schüchternen Ausdrucke ihrer blauen Augen einen rührenden, wehmüthigen Reiz, eine bescheidene Würde, die ihre Mißgestalt vergessen machte.

Adrienne liebte körperliche Schönheit leidenschaftlich; aber sie hatte einen zu überlegenen Geist, eine zu edle Seele, ein zu gefühlvolles Herz, um nicht auch die moralische Schönheit würdigen zu können, welche häufig auf einem demüthigen, leidenden Antlitze strahlt. Nur war diese Wahrnehmung für sie eine ganz neue Sache, da ihr großes Vermögen, ihre eleganten Gewohnheiten sie bisher von Personen aus dem Stande der Maneur entfernt gehalten hatten.

Nach einem Augenblick Schweigens, während dessen die schöne Patrizierin und die elende Arbeiterin sich gegenseitig mit wachsender Ueberraschung betrachtet, sagte Adrienne zu der Maneur:

— Der Grund unserer beiderseitigen Verwunderung ist, glaube ich, leicht zu errathen; Sie finden ohne Zweifel, daß ich vernünftig genug für eine Irre spreche, wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich es sei. Und ich, — fügte Fräulein von Cardeville mit einem Tone gleichsam ehrfurchtsvollen Mitleids hinzu, — und ich finde, daß die Zartheit Ihrer Sprache und Ihrer Manieren so schmerzlich mit der Lage contrastirt, in welcher Sie mir zu sein scheinen, daß mein Erstaunen noch größer sein muß als das Ihrige.

— O, Mademoiselle, — rief die Maneur mit dem Ausdrucke so aufrichtigen und großen Glückes aus, daß ihre Augen sich von Freudenthränen verdunkelten, — ist es denn wahr? Man hat mich getäuscht: als ich Sie eben so schön, so wohlwollend sah, Ihre so sanfte Stimme hörte, konnte ich nicht

---

durch war er wenigstens vor dem Hinunterstürzen gesichert und arbeitete nun mit der Kraft der Verzweiflung, seinen Körper, der bei weitem schlanker und geschmeidiger als der des Deutschen war, neben den des Bären einzuzwängen.

Die Höhle war fürchterlich eng und die verendete Bestie stark und dick, dennoch aber gelang es ihm nach einer Minute fast übermenschlicher Anstrengung und bald fand er sich an der anderen Seite des Erlegten; fast eben so schwierig jedoch war es jetzt, diesen von der Stelle zu bewegen und nach sich hin zu ziehen, denn nicht ein Augenblick blieb ihm zum Ausruhen, wenn er seinen Gefährten retten wollte. Doch kam ihm jetzt der vorragende Felsstein sehr zu Statten, gegen den er seine Füße stemmte und das schwere Thier an sich zog.

Der Schweiß floß in Strömen an ihm herab und eben hielt er, nur um Athem zu schöpfen, einen Augenblick inne, da tönte die matte Stimme Werner's an sein Ohr, der ihm versicherte, daß er seine Lage keine halbe Minute mehr aushalten könne.

„Muth, Muth," rief Tessakeh, „das Thier bewegt sich und mein Bruder wird in kurzer Zeit frei athmen können, — Muth!" und mit erneuter Kraft versuchte er den Koloß zu rücken. Da gab er etwas nach — jetzt noch etwas — einen frischen Halt nahm er und nun zog er die leblose Gestalt des erlegten Feindes wohl einen Fuß lang zu sich hin. Mit Blitzesschnelle preßte er sich jetzt wieder an dem Leichnam vorbei und erfaßte mit seiner Rechten das Handgelenk Werner's.

„Schwing' Dich herauf, nur einmal, daß ich den Gürtel fasse," rief er ihm zu. Werner war es aber nicht vermögend und hauchte nur: „Ich kann nicht mehr — ich muß los lassen."

Seine Kräfte waren geschwunden — und Tessakeh sah es, er verlor daher keine weitere Zeit mit Worten, ließ das Gelenk des Weißen gehen, schnitt mit schneller Hand ein Loch in das Fell des Bären, in das er mit der Linken hineingriff, um einen festen Anhalt zu haben, bog sich dann hinunter und faßte mit der anderen in Werner's Gürtel. Dieser fühlte kaum seine Arme, die ihm zu erstarren drohten, durch die kräftige Hülfe erleichtert, als er zu einem letzten Versuch noch einmal seine Sehnen anstrengte — er hob sich und lag bald, durch den Indianer unterstützt, mit dem Oberkörper in der Höhle.

Weiter konnte er nicht hinein, denn der Leichnam des Bären versperrte noch immer die Oeffnung, aber in dieser Stellung vermochte er wenigstens etwas auszuruhen und brauchte nicht mehr zu befürchten in den Abgrund hinunter zu stürzen. Tessakeh begann unterdeß auf's Neue seine Versuche den Bär zu einem geräumigeren Platze zu rücken.

Endlich gelang es ihm und Werner schwang sich ganz hinauf. Beide Männer waren aber nun zum Tode erschöpft und besonders laß der Deutsche, nicht allein durch körperliche Anstrengung, sondern auch durch Seelenangst abgespannt, fast besinnungslos wohl eine halbe Stunde lang da.

Tessakeh, der zwar selbst, wenigstens für eine kurze Zeit der Ruhe bedurfte, war jedoch der Erste wieder, der sich erholte und, seinen Gefährten ermunternd, warnte er ihn sich zu lange dem Gefühle der Erschöpfung hinzugeben.

„Unser Weg ist lang und beschwerlich," sagte er, „und mein Bruder wird nicht lange mehr den nagenden Hunger aushalten — möchte er das Fleisch roh essen? Vor der Höhle lodert ein Feuer und ein warmes Lager ladet uns zur Ruhe und Erholung ein. Hier ist die Luft feucht und finsternis wird uns in kurzer Zeit umgeben — unsere Lichter sind niedergebrannt!"

Werner, der selbst einsah, wie wenig sie zaudern durften, wenn sie nicht ihren Weg in nächtiger Dunkelheit suchen wollten, wo er nur mit Grausen an die mit Wasser gefüllte Höhle dachte, ermannte sich und durch die vereinten Anstrengungen Beider schafften sie jetzt die schwere, unbeholfene Fleischmasse, indem Werner schob und Tessakeh zog, mehr nach vorne, wo die Höhle sich eine kurze Strecke lang so erweiterte, daß sie aufgerichtet sitzen konnten.

Hier nun verließ der Indianer den Weißen, der mehr als er der Ruhe bedurfte und kroch zu der Schlucht zurück, Werner's abgelegte Kleidungsstücke, die Büchse und die Lichter von der anderen Seite herüber zu schaffen. Das Licht war fast niedergebrannt, doch hatte er selbst noch ein kurzes Stück aufbewahrt, das ihnen bei ihrem weiteren Fortgange leuchten sollte, und schnell kehrte er zu dem Weißen zurück, um das schwierige Geschäft, den unbehülflichen Körper des Bären in dem engen Raum fortzubewegen, zu beendigen.

Werner schlug nun zwar vor, ihn abzustreifen und dies die Keulen und Rippen, in das Fell geschlagen, mit hinaus an's Tageslicht zu nehmen; davon wollte aber Tessakeh Nichts wissen und behauptete, nicht ganz ohne Grund, daß sie des nie-

glauben, daß Sie ein solches Unglück betroffen habe... Aber ach, wie kommt es, Mademoiselle, daß Sie hier sind?

— Armes Kind! — sagte Adrienne ganz gerührt von der Neigung, welche ihr dieses vortreffliche Geschöpf zu erkennen gab. — Und wie kommt es, daß Sie bei so viel Herz, bei einem so gebildeten Geiste so unglücklich sind? Aber beruhigen Sie sich, ich werde nicht immer hier sein... und damit ist gesagt, daß Sie sowohl wie ich die Stelle einnehmen werden, die uns gebühren... Glauben Sie mir, ich werde es nie vergessen, daß Sie trotz der schmerzlichen Betrübniß, in welcher Sie sein mußten, da Sie der Arbeit, Ihrer einzigen Hülfsquelle, beraubt waren, doch daran gedacht haben zu mir zu kommen... um mir wo möglich nützlich zu sein... Sie können allerdings mir einen großen Dienst leisten... worüber ich entzückt bin, weil ich Ihnen dann viel schuldig bin... Sie sollen daher auch sehen, wie ich meine Dankbarkeit mißbrauchen werde, — fügte Adrienne mit himmlischem Lächeln hinzu.

— Aber, — versetzte sie, — bevor wir an mich denken, wollen wir uns erst mit Andern beschäftigen; ist Ihr Adoptivbruder nicht im Gefängnisse?

— Jetzt, Mademoiselle, ist er gewiß nicht mehr darin, Dank dem Edelmuthe eines seiner Kameraden; sein Vater hat gestern eine Caution für ihn anbieten können und man hat ihm versprochen, daß er heute frei sein würde... aber aus seinem Gefängnisse hat er mir geschrieben, daß er die allernichtigsten Dinge Ihnen mitzutheilen hat.

— Mir?

— Ja, Mademoiselle... Agricol wird hoffentlich heute frei sein. Auf welche Weise kann er Ihnen Nachricht geben?

— Er hat mir Eröffnungen zu machen, mir? — wiederholte Fräulein von Gardeville mit überraschter und nachdenklicher Miene. — Ich besinne mich vergeblich, was das sein könnte, aber so lange ich hier in diesem Hause eingesperrt bin, von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, kann Herr Agricol nicht daran denken, direkt oder indirect sich an mich zu wenden; er muß also warten, bis ich von hier fort bin; das ist noch nicht Alles; wir müssen diesem Kloster zwei junge Mädchen entreißen, die noch mehr zu beklagen sind als ich... die Töchter des General Simon sind wider ihren Willen hier.

— Sie wissen ihren Namen, Mademoiselle?

— Herr Agricol, der mich von ihrer Ankunft in Paris benachrichtigte, hatte mir gesagt, daß sie fünfzehn Jahre alt seien und sich auf merkwürdige Weise ähnlich sähen... Als ich nun gestern meinen gewöhnlichen Spaziergang machte, sah ich die beiden armen kleinen Gesichter trostlos von Zeit zu Zeit an die Fenster der Zellen sich lehnen, die sie getrennt bewohnen, die eine Parterre, die andere in dem ersten Stockwerk; eine geheime Ahnung sagte mir, daß ich in ihnen die Waisen sähe, von denen Agricol mir gesagt und die mich schon lebhaft interessirten, denn sie sind meine Verwandte.

— Sie Ihre Verwandte, Mademoiselle?

— Gewiß... Da ich nun nicht mehr thun konnte, so hatte ich versucht, ihnen durch Zeichen auszudrücken, wie nahe mir ihr Schicksal ginge; ihre Thränen, die schmerzliche Bewegung auf ihren reizenden Gesichtern sagten mir, daß sie in diesem Kloster Gefangene wären, wie ich selbst es hier in diesem Krankenhause bin.

— O, ich verstehe, Mademoiselle... ein Opfer der Feindseligkeit Ihrer Familie vielleicht!...

— Welches auch mein Schicksal ist, ich bin viel weniger zu beklagen als die beiden Kinder... deren Verzweiflung denselben ich entdeckt habe. Bestenfalls ihre Trennung schmerzt sie am meisten; nach den wenigen Worten, welche die Eine mir eben gesagt hat, sehe ich, daß sie gleich mir die Opfer einer nichtswürdigen Machination sind... Aber durch Sie... ist Möglichkeit vorhanden, sie zu retten. Seit ich in diesem Hause bin, war es mir unmöglich, wie gesagt, die geringste Verbindung nach Außen zu haben... Man hat mir weder Feder noch Papier gelassen; es ist mir also unmöglich zu schreiben. Jetzt hören Sie mir aufmerksam zu und dann können wir eine abschleunige Verfolgung bekämpfen.

— O, sprechen Sie, sprechen Sie, Mademoiselle.

— Der Soldat, welcher die Waisen nach Frankreich gebracht hat, der Vater des Herrn Agricol, ist der hier?

— Ja, Mademoiselle... O, wenn Sie seine Verzweiflung wüßten, seine Wuth, als er bei seiner Rückkehr die Kinder nicht wieder fand, die ihre Mutter sterbend ihm übergeben!

— Vor Allem muß er sich hüten, mit der geringsten Gewaltthätigkeit zu Werke zu gehen; Alles wäre verloren... Nehmen Sie diesen Ring, — und Adrienne zog einen Ring von dem Finger, — geben Sie ihm denselben... Er soll gleich... Aber sind Sie sicher, daß Sie sich eine Adresse und einen Namen merken?

— O ja, Mademoiselle... beruhigen Sie sich; Agricol hat mir Ihren Namen nur einmal gesagt... ich habe ihn nicht vergessen, das Herz hat ein gutes Gedächtniß.

— Ich sehe es, mein liebes Kind... behalten Sie also den Namen des Grafen Montbron.

— Der Graf Montbron... ich werde es nicht vergessen.

— Es ist einer von meinen guten alten Freunden; er wohnt Place Vendôme Nr. 7.

Place Vendôme Nr. 7.... ich werde diese Adresse behalten.

— Der Vater des Herrn Agricol soll diesen Abend zu ihm gehen; wenn er nicht zu Hause ist, soll er warten bis zu seiner Rückkehr, dann soll er in meinem Namen nach ihm fragen und ihm zum Beweise der Wahrheit diesen Ring zustellen; ist er erst bei ihm, so soll er ihm Alles erzählen, die Entführung der jungen Mädchen, die Nonnen des Klosters, in dem sie eingesperrt sind; ferner, daß ich selbst in dem Krankenhause des Doctor Baleinier gefangen gehalten werde... die Wahrheit hat einen Ton, der dem Grafen Montbron kenntlich sein wird... Er ist von außerordentlicher Erfahrung und großem Geiste, dessen Einfluß bedeutend ist, augenblicklich wird er die nöthigen Schritte einleiten und morgen oder übermorgen, bin ich überzeugt, werden die armen Waisen und ich frei sein... und zwar... Dank Ihnen; aber die Augenblicke sind kostbar, man könnte uns überraschen... Beeilen Sie sich, mein liebes Kind!...

Als sie darauf eben im Begriffe war, sich zurückzuziehen, sagte Adrienne zur Maneur mit so rührendem Lächeln und so innigem, liebevollem Tone, daß es der Arbeiterin unmöglich war, nicht an die Aufrichtigkeit dieser Worte zu glauben:

— Herr Agricol hat mir gesagt, daß ich Ihnen an Güte des Herzens gleichkäme... Erst jetzt verstehe ich ganz, wie viel Ehrenvolles, Schmeichelhaftes für mich in diesen Worten lag... Ich bitte Sie... geben Sie mir Ihre Hand... — fügte Fräulein von Gardeville mit feuchten Augen hinzu; darauf hielt sie ihre Hand durch zwei der Latten des Gitters hindurch und reichte sie der Maneur.

Die Worte und Geberden der schönen Patrizierin trugen einen Stempel von so wahrer Herzlichkeit, daß die Arbeiterin ohne falsche Scham zitternd ihre arme, magere Hand in die des Fräuleins von Gardeville legte...

Darauf zog Adrienne mit einer Regung frommer Ehrfurcht die Hand von selbst an ihre Lippen und sagte:

— Da ich Sie nicht wie meine Schwester umarmen kann, Sie, die mich rettet... so will ich wenigstens diese edle durch die Arbeit geweihte Hand küssen.

Plötzlich ließen sich Tritte im Garten des Doctor Baleinier hören; Adrienne fuhr schnell in die Höhe und verschwand hinter den Bäumen, indem sie sagte:

— Muth, Erinnerung und Hoffnung!

Alles das war schnell geschehen, bevor die junge Arbeiterin einen Schritt hatte thun können; Thränen, aber diesmal sehr süße Thränen rannen ihr reichlich über die bleichen Wangen.

Ein junges Mädchen wie Adrienne von Gardeville behandelte sie wie eine Schwester, küßte ihr die Hand, sagte, sie sei stolz, ihr im Bezug auf das Herz zu gleichen, ihr, dem armen im tiefsten Abgrunde des Elends vegetirenden Geschöpfe; das hieß ein Gefühl von brüderlicher Gleichheit zeigen, das eben so göttlich war, als das Wort des Evangeliums!

Es giebt Worte, Eindrücke, welche eine schöne Seele jahrelangen Leiden vergessen machen und die mit flüchtigem Blitze ihr die eigne Größe zu offenbaren scheinen. So war es mit der Maneur; vermöge edelmüthiger Worte hatte sie einen Augenblick das Bewußtsein ihres Werthes... und obgleich dies Gefühl so schnell als unaussprechlich war, faltete sie die Hände und hob die Augen mit glühender Dankbarkeit zum Himmel, denn wenn die Arbeiterin noch dem ultramontanen Ausdrucke auch nicht praktizirte, so war doch niemand mehr als sie mit jenem tief, wahrhaft religiösen Gefühle begabt, welches sich zum Dogma verhält, wie die Unvergeßlichkeit des geliebten Himmels zu dem Plafond einer Kirche.

.....

Fünf Minuten nachdem sie Fräulein von Gardeville verlassen, ging die Maneur unbemerkt aus dem Garten, stieg in's erste Stockwerk hinauf und klopfte bescheiden an die Thür der Waschstube.

Eine Schwester machte ihr auf.

— Mademoiselle Florine, die mich hergebracht hat, ist wohl nicht hier, meine Schwester? — fragte sie.

— Sie hat nicht länger auf Sie warten können; Sie kommen wahrscheinlich von unserer Frau Mutter, der Oberin?

— Ja... ja, meine Schwester... — antwortete die Arbeiterin die Augen niederschlagend, — hätten Sie wohl die Güte, mir zu sagen, wo ich hinauskomme?

— Kommen Sie mit mir...

Die Maneur folgte der Schwester und zitterte bei jedem Schritte der Oberin zu begegnen, die mit gutem Rechte erstaunt gewesen sein und sich nach dem Grunde ihres langen Aufenthaltes im Kloster erkundigt haben würde.

Endlich schloß sich die erste Thür des Klosters hinter der Maneur.

Nachdem sie schnell den zweiten Hof durchschritten, näherte sie sich der Loge des Portiers, um ihn zu bitten, daß er ihr die äußere Thür aufmache; da hörte sie mit rauher Stimme folgende Worte aussprechen:

— Mir scheint, mein alter Jerôme, daß wir diese Nacht doppelt wachsam werden sein müssen... Was mich anbetrifft, so will ich zwei Kugeln mehr in meine Flinte thun, die Frau Oberin hat befohlen, daß wir zweimal die Runde machen sollen statt einmal...

— Ich, Niklas, ich habe keine Flinte nöthig, — sagte die andre Stimme; — ich habe meine wohl geschliffene Hippe, ganz spitz und mit umgelegtem Stiel... das ist eine Gärtnerwaffe und sie ist nicht schlecht.

Unwillkürlich von diesen Worten beunruhigt, welche sie gegen ihre Absicht gehört hatte, näherte sich die Maneur der Loge und bat, die Thür aufzuziehen.

— Wo kommt man da so her? — sagte der Portier halb aus seiner Loge herauskommend, indem er in der Hand eine Doppelflinte hielt, die er zu laden beschäftigt war, er sah die Arbeiterin mit argwöhnischem Blicke an.

— Ich habe eben mit der Oberin gesprochen, — antwortete die Maneur schüchtern.

— Ist's auch wahr?... — sagte Niklas brutal, — man sieht mir ganz wie eine saubere Kundschaft aus!... nun, es ist egal... marsch fort, und augenblicklich.

Der Thorweg öffnete sich, die Maneur ging hinaus.

Kaum hatte sie einige Schritte zur Straße gethan, so sah sie zu ihrer großen Verwunderung Murrkopf auf sich zukommen... und weiter hin, hinter ihm, Dagobert, der auch schnell kam.

Die Maneur ging dem Soldaten entgegen, als eine wohltönende Stimme von Ferne rief:

---

deren Platzes wegen den Bär in eben der Zeit an den Ausgang der Höhle schaffen als abstreifen und zerstheilen könnten.

„Wie aber wollen wir ihn hinauf bringen?“ wandte Werner ein, „es wird uns nachher Nichts übrig bleiben, als das jetzt verschobene Geschäft mitten im Wasser vorzunehmen, denn wir Drei können doch das schwere Unthier einmal nicht zu Tage fördern.“

„Mein weißer Bruder soll sehen, wie leicht wir unsere Beute in Sicherheit bringen und er wird sagen: Tessateh hat Recht,“ erwiederte der Indianer, und ohne weiter ihre Zeit mit Unterhandlungen zu verlieren, begannen sie ihre Arbeit, nachdem Werner erst wieder seine Leggins angezogen und befestigt hatte.

Langsam, sehr langsam rückten sie vor, doch erreichten sie nun den etwas geräumigeren Theil der Höhle und waren bald, ohne auch nur weiter ein Wort zu wechseln, da, wo das Wasser begann und wo sie, um wieder zum Tageslicht zu gelangen, erst ihren Weg durch dasselbe verfolgen mußten.

Bis hierher hatte ihnen ihr Wachslicht getreulich ausgehalten, jetzt aber war es niedergebrannt, flackerte noch einmal hell auf und verlöschte. — Dichte Finsterniß umgab die Jäger und einige Minuten lang wagte Keiner ein Wort zu sprechen; endlich brach Tessateh das Schweigen und sagte: „Es ist gut! wir würden das Licht doch müssen zurückgelassen haben, denn mein Bruder hat nicht drei Hände, daß er mit zweien den Bären zieht und mit der dritten die Leuchte hält — wir wollen an die Arbeit gehen.“

„Aber hol's der Teufel, Tessateh, in das dunkle mit Wasser gefüllte Loch hier, noch dazu bei gänzlicher Finsterniß einzutauchen, ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit,“ entgegnete etwas niedergeschlagen der Deutsche.

„Besann sich mein Bruder die Felswand zu erfassen, als er im Begriff war in die Schlucht zu stürzen?“ fragte der Indianer.

„Besinnen? Da war auch Zeit zum Besinnen,“ lachte Werner, „was hatte ich Anderes thun wollen?“

„Und was will mein Bruder hier Anderes thun? Mein Ohr ist offen und lauscht den Tönen des weißen Mannes.“

„Du hast Recht, Tessateh,“ sagte Werner etwas beschämt, „jetzt wie immer; doch damit Du siehst, daß ich es wieder gut machen will, so laß mich vorangehen — so — hier steht meine Büchse — wirf sie nicht um, wenn Du vorbeigehst, ich will sie später nachholen; jetzt müssen wir uns aber nur in Acht nehmen, unsern Weg nicht zu verfehlen.“

Die Höhle ist gerade und es führt kein Seitenzweig ab,“ sagte der Indianer, „es wird meinem Bruder kein Raum gelassen sein, vom rechten Pfade abzuweichen und bald wird uns das erwärmende Feuer des „schlanken Mannes“ entgegen leuchten.“

Werner war vorangekrochen, und seinen Weg fühlend zog er mit Tessateh's Hülfe den Bären in's Wasser.

Dunkle, rabenschwarze Nacht umgab die beiden Männer und ihre Lage in einer engen, nicht zwei Fuß hohen Höhle, zum dritten Theil mit Wasser gefüllt, gehörte keineswegs zu den beneidenswerthen, doch waren Beider Herzen in den freien Wäldern unter immerwährenden Gefahren und Entbehrungen gestählt und ohne einen Klagelaut setzten sie langsam aber sicher ihren Weg fort.

So unangenehm der Aufenthalt übrigens auch im Wasser war, so viel leichter ließ sich die Last darin fortbewegen, die ihnen fast gar keine Schwierigkeit mehr machte, und nach kaum viertelstündiger Anstrengung glänzte ihnen, zum Lohne ihres kräftigen Ausharrens, das liebe Tageslicht von oben durch die enge schornsteinähnliche Oeffnung herab, als sie am Fuße des als Leiter dienenden Stammes ankamen.

„Halle!“ schrie Werner aus voller Kehle und hielt die Hände trichterförmig an den Mund, daß der Schall so viel lauter emporstieg. „Hallo da oben!“

In demselben Augenblicke fast verdunkelte sich auch der Eingang und die fröhliche Stimme Redham's rief herunter: „Damned glad to hear you, my boys; but are you going to stay down there for ever?“ — Verdammt froh, Euch zu hören, meine Burschen; wollt Ihr aber da unten für immer wohnen bleiben? —

„Nicht einen Augenblick länger, als nöthig,“ rief Werner, indem er mit der Gewandtheit einer Katze an dem rauhen Stamme hinaufstieg und bald das heitere Sonnenlicht begrüßte — aber „Hallo!“ rief er noch einmal aus und zwar diesmal vor Erstaunen, denn um ein gewaltiges Feuer herum lagerten 5 kräftige backwoodsmen *), Pferde weideten, Hunde schlugen an und die Männer sprangen empor, ihn zu bewillkommnen.

Schnell kletterte er heraus aus dem finsteren Loche und stand hochaufathmend wieder in Gottes freier, herrlicher Natur. Tessateh war fast in demselben Augenblicke an seiner Seite und beide Männer sahen sich eben so schnell von allen Anderen umringt, die ihnen herzlich die Hand schüttelten und wissen wollten, wie die Jagd abgelaufen sei, denn der Indianer sowohl als der Deutsche waren mit Blut fast überzogen; Werner aber hob sich auf die Zehen und über die Schultern der ihn umgebenden nach dem Feuer hinschauend, wo er einige delikate Hühnerrippen und gewaltige Stücken fettigen Truthahnfleisches braten sah, schob er die ihm im Wege Stehenden bei Seite und sich am Feuer niederlassend und sein Messer herausziehend, begann er vor allen Dingen den Lebensmitteln zuzusprechen, indem er mit vollen Backen versicherte, daß er,

*) Hinterwäldler, der gebräuchliche Name für die den fernen Westen bewohnenden Jäger und Landleute.

— He, meine gute Maneur!

Das junge Mädchen wandte sich um...

Von der entgegengesetzten Seite als Dagobert sah sie Agricol herbeieilen.

Neuntes Kapitel.

Das Zusammentreffen.

Beim Anblicke Dagobert's und Agricol's war die Maneur ganz verwundert einige Schritte von der Thür des Klosters stehen geblieben.

Der Soldat bemerkte die Arbeiterin noch nicht; er ging schnell vorwärts und folgte Murrkopf, der, obgleich er mager, hohlleibig, struppig, beschmutzt aussah, doch vor Vergnügen zu zappeln schien und von Zeit zu Zeit seinen klugen Kopf nach seinem Herrn umwandte, zu dem er zurückgekehrt war, nachdem er die Maneur geliebkost hatte.

— Ja, ja, ich verstehe Dich, mein alter Kerl, — sagte der Soldat voller Bewegung, — Du bist treuer als ich;... Du hast sie nicht eine Minute verlassen, meine lieben Kinder; Du bist ihnen gefolgt... wirst Tag und Nacht gewartet haben, ohne zu fressen, vor der Thür des Hauses, in das man sie gebracht und endlich, als es Dir zu lange dauerte, ehe sie wieder herauskamen... bist Du nach Hause gelaufen, um mich zu holen... Ja, während ich verzweifelte, wie ein wahnsinniger Thor, thatest Du, was ich hätte thun müssen... Du entdecktest den Ort ihres Aufenthalts... Was beweist das! daß die Thiere besser sind als die Menschen! Das ist eine bekannte Geschichte... Nun, ich werde sie wiedersehen... wenn ich daran denke, daß morgen der Dreizehnte ist und daß ohne Dich, mein alter Murrkopf, Alles verloren gewesen wäre... dann überläuft mich ein Schauer... Nun, sind wir bald da?... welches öde Stadtviertel... und die Nacht rückt auch heran...

Dagobert hatte Murrkopf diese Standrede gehalten, während er ging und die Augen starr auf seinen braven Hund heftete, der sich in gutem Schritte hielt... Plötzlich, als er das treue Thier noch einmal fortspringen sah, hob er den Kopf und bemerkte einige Schritte von sich, wie Murrkopf auf's Neue der Maneur und Agricol Liebkosungen zuwendete, da jene sich einige Schritte von dem Klosterthore getroffen hatten.

— Die Maneur!... — hatten Vater und Sohn bei dem Anblicke der jungen Arbeiterin ausgerufen, indem sie sich ihr näherten und sie mit dem höchsten Erstaunen betrachteten.

— Gute Hoffnung, Herr Dagobert, — sagte sie mit unbeschreiblicher Freude, — Rose und Blanche sind wiedergefunden.

Darauf wandte sie sich zu dem Schmied:

— Gute Nachricht, Agricol, Fräulein von Cardeville... ist nicht wahnsinnig... ich habe sie eben gesehen...

— Sie ist nicht wahnsinnig? welches Glück! — sagte der Schmied.

— Die Kinder! — rief Dagobert, indem er mit seinen vor Aufregung zitternden Händen die Hand der Maneur ergriff. — Sie haben sie gesehen!

— Ja, so eben... sehr traurig, sehr verzweifelt, aber ich konnte nicht mit ihnen sprechen.

— O, — sagte Dagobert, indem er stillstand, als ob bei dieser Nachricht ihm der Athem ausgegangen wäre, und seine beiden Hände auf die Brust legte, — ich hätte niemals geglaubt, daß mein altes Herz so stark schlagen könne... und doch erwartete ich beinahe, meinem Hunde nach zu schließen, was jetzt eintrifft... aber gleichviel, ich bin... wie betäubt vor Freude...

— Braver Vater, Du siehst, der Tag ist glücklich, — sagte Agricol, indem er die Arbeiterin voll Dankbarkeit betrachtete.

— Umarme mich, meine brave, liebe Tochter, — fügte der Soldat hinzu, indem er die Maneur gerührt in seine Arme schloß; darauf sagte er von Ungeduld hingerissen: — Jetzt kommt geschwind, wir wollen die Kinder aufsuchen.

— O, meine gute Maneur, — sagte Agricol bewegt, — Du giebst meinem Vater die Ruhe, vielleicht das Leben wieder... und Fräulein von Cardeville... woher weißt Du?

— Ein sehr großer Zufall... und Du selbst, wie kommst Du hierher?

— Murrkopf steht still und bellt, — versetzte Dagobert, der schon einige Schritte vorausgethan hatte.

In der That, der Hund, der eben so ungeduldig war als sein Herr, die Waisen wiederzusehen, aber besser als er über ihren Aufenthaltsort unterrichtet, hatte sich an das Klosterthor gestellt und bellte dort, um die Aufmerksamkeit Dagobert's auf sich zu ziehen.

Dieser verstand seinen Hund und sagte, indem er eine bezeichnende Geberde machte, zur Maneur:

— Die Kinder sind dort?

— Ja, Herr Dagobert.

— Ich konnte es mir denken... der brave Hund... O ja, die Thiere sind besser, als die Menschen, Dich aufgenommen, meine gute Maneur, denn Du bist mehr werth, als Menschen und Thiere zusammen... Nun, Gott sei Dank, jetzt werde ich meine armen Kleinen wiedersehen, sie wiederbekommen...

Dies sagend, begann Dagobert, trotz seines Alters, nach der Stelle, wo Murrkopf stand, hin zu laufen.

— Agricol, — rief die Maneur, — hindere Deinen Vater an diese Thür zu klopfen... er würde Alles verderben.

Mit zwei Sprüngen erreichte der Schmied seinen Vater, der eben die Hand an den Klopfer der Thür legen wollte.

— Vater... klopfe nicht! — rief der Schmied, indem er Dagobert's Arm ergriff.

— Was zum Teufel, sagst Du da?...

— Die Maneur sagt, daß, wenn Du klopfst, Du Alles verderben würdest.

— Wie?

— Sie wird es uns auseinandersetzen.

In der That kam die Maneur, die minder leichtfüßig war als Agricol, bald an und sagte zu dem Soldaten:

— Herr Dagobert, wir dürfen nicht vor dieser Thür stehen bleiben; man könnte öffnen und uns sehen; das würde zu Verdacht Anlaß geben. Gehen wir lieber an der Mauer entlang...

— Verdacht, — sagte der alte Soldat ganz verwundert, aber ohne sich von der Thür zu entfernen, — was für Verdacht?

— Ich beschwöre Sie... bleiben Sie nicht dort, sagte die Maneur so dringend, daß Agricol, ihr beistimmend, zu seinem Vater sagte:

— Vater... da die Maneur das sagt, so hat sie ihre Gründe dazu; hören wir sie... der Boulevard de l'Hôpital ist zwei Schritte von hier; es kommt hier Niemand vorbei; wir werden sprechen können, ohne unterbrochen zu werden.

— Soll mich der Teufel holen, wenn ich ein Wort von der ganzen Geschichte verstehe! — rief Dagobert, aber noch immer, ohne von der Thür fortzugehen. — Die Kinder sind dort, ich nehme sie und führe sie fort... das ist eine Sache von zehn Minuten.

— O, glauben Sie das nicht, Herr Dagobert, — sagte die Maneur. — Es ist weit schwerer, als Sie sich einbilden... Aber kommen Sie... kommen Sie. Hören Sie!... man spricht im Hofe.

In der That hörte man einen ziemlich lauten Schall von Stimmen.

— Komm, komm, Vater, — sagte Agricol, den Soldaten fast wider seinen Willen fortziehend.

Murrkopf schien sehr verwundert über dieses Zaudern und bellte zwei bis drei Mal, ohne seinen Posten zu verlassen, als ob er gegen diesen erniedrigenden Rückzug protestiren wollte; aber auf einen Ruf Dagobert's beeilte er sich, zur Hauptarmee zu stoßen.

Es war fünf Uhr Abends und sehr stürmisch, dichte, graue Regenwolken trieben am Himmel. Wie wir schon erwähnt, war der Boulevard de l'Hôpital, der an dieser Stelle den Klostergarten begrenzte, fast gar nicht belebt. Dagobert, Agricol und die Maneur konnten daher an diesem einsamen Orte ungestört Kriegsrath halten.

Der Soldat verhehlte nicht die heftige Ungeduld, welche ihm diese Verberathungen verursachten; kaum war er daher um die Ecke der Straße gebogen, so sagte er zur Maneur:

— Nun, meine Tochter, erkläre Dich, ich bin wie auf glühenden Kohlen.

— Das Haus, in welchem die Töchter des Marschall Simon eingesperrt sind, ist ein Kloster, Herr Dagobert.

— Ein Kloster, — rief der Soldat, — ich konnte es mir denken, — darauf fügte er hinzu: — Nun, was nun weiter, ob ich sie mir aus dem Kloster hole oder wo anders her. Einmal kann nicht schaden.

— Aber, Herr Dagobert, sie sind noch wider ihren Willen eingeschlossen, so wie auch gegen den Ihrigen; man wird sie Ihnen nicht herausgeben.

— Man wird sie mir nicht herausgeben? O, verflucht, das wollen wir sehen...

Und er ging einige Schritte nach der Straße zu.

— Mein Vater, — sagte Agricol, ihn zurückhaltend, — einen Augenblick Geduld, hören Sie die Maneur an.

— Ich will nichts hören... die Kinder sind dort... zwei Schritte von mir... ich weiß es und ich sollte sie nicht mit Güte oder Gewalt augenblicklich wiederbekommen! Oho, das wollen wir 'mal sehen! laß mich nur.

— Herr Dagobert, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an, — sagte die Maneur, die andere Hand Dagobert's ergreifend, — es giebt ein anderes Mittel, die armen Demoiselles wiederzubekommen und zwar ohne Gewaltthat. Fräulein von Cardeville hat es mir eingeschärft, daß Gewalt Alles verderben würde...

— Nun gut, wenn es einmal andere Mittel giebt, geschwind... laß es hören.

— Hier ist ein Ring, welchen Fräulein von Cardeville...

— Wer ist Fräulein von Cardeville?

— Vater, das ist jene junge Dame, welche Bürgschaft für mich leisten wollte... und der ich wichtige Sachen anzuvertrauen habe...

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

bis er nicht seinen wüthenden Hunger gestillt habe, stumm wie ein Fisch sein würde.

Lachend folgten die Uebrigen seinem Beispiel und erst nach einer vollen Viertelstunde, als Alles am Feuer Bratende rein verzehrt war und frische Stücke wieder, auf frische Hölzer gespießt, eine zweite Mahlzeit versprachen, löste sich das Band seiner Zunge, und einen Becher heißen Kaffees leerend, den Nedham für ihn gekocht hatte, begann er den hochaufhorchenden Männern ihre bestandenen Mühseligkeiten und Gefahren zu schildern und ihnen zu erzählen, wie ihm Tessakeh zweimal das Leben gerettet habe; damit reichte er dem braunen Sohn der Wildniß, der an seiner Seite noch sehr behaglich an einem Truthahnknochen nagte, die Rechte hinüber und drückte die fettige Hand des Indianers, die dieser sich nicht erst Mühe gab abzuwischen, warm und herzlich, indem er sagte:

„Tessakeh, Du hast mich Dir auf ewig verpflichtet und es soll nicht meine Schuld sein, wenn ich es nicht einmal wieder mit einem gleichen Liebesdienst vergelte."

„Mein weißer Bruder spricht gut," antwortete der also Angeredete, indem er seine Hand wieder aus der des Deutschen nahm und in seiner Beschäftigung fortfuhr, „es ist aber nicht die erste Fährte, der wir zusammen gefolgt sind und soll nicht die letzte sein; wo Tessakeh am Abend sein Lager aufschlägt, wird das Rindendach immer zwei Männer vor dem Regen schützen. Tessakeh und sein weißer Bruder sind eins!"

„Und haben denn Eure Lichter ausgereicht?" frug Nedham, „hol's der Henker, Ihr seid ja über 24 Stunden in dem Loche gewesen."

„Aus sind sie gegangen und in der Dunkelheit mußten wir uns durchquälen," entgegnete Werner; „ich sage Euch, Nedham, die Finsterniß war so dicht da unten, daß man mit einem Messer kaum durchstoßen konnte, und dazu die Wasserpartie — Brr — mich schaudert's jetzt noch, wenn ich daran denke, daß ich noch einmal durch muß, um meine Büchse zu holen."

„Habt Ihr denn den Bär nicht unter dem Eingang?" fragte Einer der Jäger.

„Er liegt an dem Stamme, der hinunterreicht."

„Was zum Henker lagern wir denn hier und scharen in's Blaue," rief ein Anderer, „wenn kaum hundert Schritte von uns entfernt so herrliche Bärenrippen zu finden sind! „Give us a lift, my lads!" — Hilft ein wenig, meine Burschen! — fuhr er fort, indem er aufsprang und vom Halse seines Pferdes, das wenige Schritte davon angebunden war, einen langen Strick losband, der um denselben befestigt war. „Werner, geht noch einmal hinunter und befestigt das Seil hier um den Hals des Bären, er ist doch einmal naß und während er dann seine Büchse holt, fördern wir den alten Burschen zu Tage!"

„Gut," rief Werner, „ich bin's zufrieden, hat aber Keiner von Euch ein Licht mehr? denn lieber mache ich doch die Partie im Hellen, da ich überdem nicht weiß, ob ich die Oeffnung im Dunkeln wieder finden könnte."

„Hier ist ein Licht," rief Einer der hinzugekommenen Jäger, indem er eine starke Kerze aus seiner Decke herauswickelte, „und wenn Ihr Gesellschaft haben wollt, so begleite ich Euch."

„Danke, danke," sagte Werner, als er das Licht anzündete und sich der Höhle näherte, „das wäre unnöthig und Ihr würdet Euch ganz zwecklos durchnässen; der Weg ist kurz und ich lege ihn schnell zurück — werft mir nur das Ende der Leine herunter."

Damit verschwand er wieder in dem engen Loch und gab bald darauf das Zeichen zum Aufziehen; Tessakeh jedoch, der fürchtete, daß das einfache Seil von dem bedeutenden Gewichte reißen möchte, lief noch ein anderes hinab, das Werner auf seinen Ruf unter den Vordertatzen um den Leib der Bestie schlang, und mit vereinten Anstrengungen und unter dem ermunternden Zuruf und dem fröhlichen Jauchzen der Jäger lag bald die so mühsam erworbene Beute neben dem Feuer, laut knurrend und bellend von der Meute Hunde begrüßt, die sich schnuppernd um den Erlegten herumdrängten und ihn beleckten. Bald darauf, nachdem die aus dem Stegreif verfertigte Leiter wieder hinabgelassen war, die sie, um den Bär bequemer zu Tage zu fördern, hatten herausnehmen müssen, erschien auch Werner mit seiner Büchse und fand in den schmorenden Bärenrippen den, wenn auch etwas schwachen Lohn für die überstandenen Gefahren; jedoch war er sowohl als Tessakeh der Meinung, daß sie, und wenn zwanzig Bären darin steckten, in die Höhle nicht mehr hineingingen, denn es wäre, wie der Indianer gar nicht unrichtig bemerkte: „Zu viel Mühe und zu wenig Fleisch."

F. Gerstaecker.

Am 15. December erscheint in meinem Verlage:

Heinrich Laube,

Drei nordische Königsstädte.

2 Bände.

Moritz Hartmann,

Kelch und Schwert. Gedichte.

Leipzig, den 30. November 1844.

J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 25. Leipzig, Mittwoch den 18. December 1844. 1. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude. Von Eugene Sue. IV. Band: 9., 10., 11. und 12. Kapitel.
Proben aus der Unterhaltungsliteratur des Mittelalters, mitgetheilt von Heinrich Wuttke. — Der Bischberg am Mittelfluß, von B. Gerstäcker.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Vierter Band.

Der Boulevard de l'Hôpital.

Neunter Kapitel.

Das Zusammentreffen.

Adieu, — vertigte Dagobert, — wir wollen nachher gleich beschließen. — Nun, meine gute Mayeux, alle wer Ring?.. — Sie fühlen ihn nicht, Herr Dagobert, und sagen deßhalb den Herren Greifen Rodolphe und Pierre Féréndal Nr. 7, entlassen. Wir ist, wie es scheint, ein sehr mächtiger Mann; er ist vor Freund des Fräuleins von Cardoville, seiner Pflegerin, wird ihm beweisen, daß Sie von ihr geschickt worden sind. Sie sollen ihm sagen, daß das Fräulein in einem Krankenhause, welches neben dem Kloster liegt, als wohlthätig hochgeliebter wird und daß in diesem Kloster selber ihren Willen die Tochter des Marschall Simon eingeführt worden sind.

— Gut... was weiter?

— Dann wird sie Herr Graf Montbron bei hochgestellten Personen die nöthigen Schritte thun, um Fräulein von Cardoville und den Töchtern des Marschalls die Freiheit zu verschaffen und vielleicht... morgen oder übermorgen...

— Morgen oder übermorgen! — rief Dagobert, — vielleicht! Aber heute noch, augenblicklich muß ich sie wiedersehen... lieber morgen... und noch dazu vielleicht... da wäre wohl Zeit... Ich kann Sie nicht sehen, meine gute Mayeux, aber behalte nur immer Deinen Ring... ich stehe ab von, meine Geschäfte allein zu besorgen... Warte hier auf mich, mein Junge.

— Mein Vater, was wollen Sie thun! — rief Agricol, indem er den Soldaten nämen noch zurückhielt, — es ist ein Kloster, denken Sie doch daran.

— Da will man ein Mädel, ich habe meine Theorie vom Kloster an den Fingerspitzen sind. In Spanien habe ich sie bewerkstelligt auf die Praxis angewandt... Ich will Dir sagen, wie's kommen wird:... ich sage, eine Pförtnerin öffnet, sie fragt mich, was ich will; ich antworte nichts; sie will mich zurückhalten, ich gehe vorbei, und bin ich einmal im Kloster, so rufe ich meine Kinder und Liebeskräften, indem ich es von eben den unten unterrichte.

— Aber die Nonnen, Herr Dagobert, — sagte die Mayeux mit halbem Lachen und Weinen zugleich, — die Nonnen hängen sich an meine Fersen und verfolgen mich, indem sie schreien wie aus dem Rufe gellender Eifersucht ich komme her. In Gemäße habe ich auf drei Meile eine Lebensfreiheit meiner herausgefischt, welche mich fromme Puff mit Gewalt festhielt. Ich ließ sie schreien und sagte lange das Kloster, indem ich Mehl und Blumen rief... Es kam mich, antworteten mir; wenn die einzelnstehen hier, so nehme ich das erste Beste, was mir in die Hände kommt und flehe die Thür damit ein.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Proben aus der Unterhaltungsliteratur des Mittelalters.

Mitgetheilt von Heinrich Wuttke.

Jedes Zeitalter hat seine besonderen Vergnügungen. Nach dem Grade der Bildung eines jeden Geschlechts waren sie verschieden, denn man Vergnügt machen soll, muß den geistigen Bedürfnissen entsprechen. Im Mittelalter unterhielten die rohen Männer sich mit Jagd, Turnier und Gastrecht, später griff der Landesherr zu Karte, um sich im Spiel ein abgerichtetes Kriegervolken zu führen, heute stellt sich Alles die Illustrirte und die Novellen-Zeitung. So änderte sich die Zeiten.

Wenn es nun aber auch im Mittelalter weder in Paris noch in Leipzig, geschweige denn in jenen kleinen Städchen Lesebibliothesken und Tagblätter gab und man nirgends ein Hofkonzert mit einem Konzum in der Hand sah, so behaupten doch diese Kreise, die hier bedeutsichste Literatur hatten. Daß hochgelehrte Kleriker in Bibliern studirten, das versteht sich von selbst, doch brachten's lange gar wenige über das Absitzen des Psalterium und der Liturgie, und der vielbeliebte Bischof von Paderborn, der fromme Herr Meinwerk, sah in seinem Breviar, als ihm ein Schalk um Werke kannt (Evidenz) die erste Seite klamaggebrochen hatte, und Anfangs getrost mail-

„ein Manifest Gottes," welches Standalichen ihm sein Bruderschreiber aus Gefälligkeit Liebe nicht hätte nachgeschrieben lassen. Noch höhre Stellung hatte man, zu denen die Macht der süßen Liebe oder der gewaltige Entrand von Hofbenthalten begeisterte: die aber gefangen von Glanz zu Manche sich fort und von einem Tagesstrahlen war dabei nicht sehr die Rede. Nur die höheren Damen der Ritter und die Mönche in ihren höheren Klausen hatten ein und wieder, was wir eine Unterhaltungsliteratur nennen möchten.

Den Damen gehörte überall der Vorzug, wie man meint, und sie kamen daher auch zuerst an die Reihe. Vom elften Jahrhundert an begann nämlich ein lebhaftes Treiben in den höheren weltlichen Städten, die damals aus den Rittern allein bestanden, in Montpanson, wo viel Vorträge mit den einzelnen Rednern war, in Südfrankreich, wo am meisten von ritterlicher Cultur übrig geblieben, in Südwestfrankreich, wo die deutsche Kraft am stärksten sich regte. Da glangte sich fort nach Nordfrankreich, Italien und England. Da war's ja gesellige Leben ein reicher Schwung gekommen. Man fand sich auf den Burgen reicher Lehnsherren zusammen, zeigte sich in Waffenspielen und machte höflichen Frauen den Hof, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Frauen fanden bekanntlich an Artigkeiten, die ihnen in guter Form gesagt werden, viel Gefallen. Die galanten Herren, die sich der Unarteile befleißen, sagten ihnen also in wohlgereimbten Versen allerlei Schönes und sieben über hierdurch ihren verdingen, wenn sie selbst nicht das gute Stimme waren. Wie hieße deßhalben Ritter- goeste unterhielt sich die feine Gesellschaft. Jedes selbe ein Gerichten hält nicht lange vor: es ist ja kurz. Und dann wollen die Herren sich auch unterhalten und nicht blos die Damenbrüchen. Da wurden Gedichte, Romane und Lieder, was ihnen gefällig, große Kriegsthaten, Schlachtenkämpfe und Abenteuer mit Rittern. Wer die Gabe des Erzählens hatte, machte sich einen Namen, Gedichte, denen Zugeständnisse Ehre und Liebe waren, er erzählte die Thaten bekannter Personen, wie etwa des Gottfried von Bouillon. Er erhielt die Stoffe nicht, sondern fügte einen bekannten vor sich und was er da sagte, das glaubte man. Man glaubte an Dichtung's Wortsatzt, wie man auch glaubte, daß Dante in die Hölle hinabgestiegen sei. Also lebte man dahin. Die höher Gebildeten in die Mitteraspede machte die Bibliothek eines Schlosses aus und gehörte zur vollständigen Einrichtung wie ein Mundet. Nach den Turnieren verlangerten sich Alle im großen Saale um hörten ihn vorlesen. Ein junger Herr von guter Erziehung mußte wohl Bescheid wissen von Arthus und Hiedo, von Karl dem Großen und Turpin. Er hätte wohl als ein gebildet gelten können, wenn er Anspielungen darauf nicht verstand. Jedoch die persönlichkeit hieher Welt ist vergänglich und neben dem fantiaken Mittelmann Kreffte in vierzigsten Jahrhunderten der haubgrimmigste, plumpe Berger, der den Pobel führt und den Pöbel, den Pöbel in die Höhe. Er erbettet und schaf, mißernte jener perfekte. Da verfiel die höhere Mittelbildung. Die spätesten Klöster fingen an zu dichten und betrieben die edle Poetenei sehr handwerksmäßig, wie die Gewerbe. Das Mysterienbuch, das sie den Rittern abgelesen, war ebenfalls über Unterhaltung, nicht von Berechnung des Inhalts der Werke.

— Aber, Herr Dagobert, die Nonnen, die Nonnen —

— Die Nonnen verhindern mich mit ihrem Geschrei nicht, um die Thür einzustoßen, ich nehme meine Kinder in die Arme und mache mich auf und davon mit ihnen; wenn man die äußere Thür verschlossen hat... abermals eingestoßen... Also, — fügte Dagobert, sich von der Maneur losmachend, hinzu, — erwartet mich hier, in zehn Minuten bin ich hier... heute immer einen Fiacre, mein Junge.

Ruhiger, als Dagobert, und besonders besser unterrichtet, als er, in Bezug auf das Strafgesetzbuch, war Agricol von den Folgen erschreckt, welche diese sonderbare Art zu verfahren für den Veteran haben konnte. Deshalb vertrat er ihm den Weg und rief aus:

— Ich bitte Dich, nur ein Wort noch!

— Nun wahrhaftig, laß hören, aber mache schnell.

— Wenn Du mit Gewalt in's Kloster dringen willst, so wirst Du Alles verderben.

— Wie so?

— Erstens, Herr Dagobert, — sagte die Maneur, — giebt es Männer im Kloster... Als ich eben herauskam, sah ich, wie der Portier seine Filzte trug, und der Gärtner sprach von einer geschliffenen Sichel und von Hunden, welche sie Nachts machten...

— Ich mache mir den Teufel aus einer Portiersflinte und einer Gärtnersichel.

— Gut, mein Vater, aber ich beschwöre Dich, höre mir nur noch einen Augenblick zu... Du klopfest, nicht wahr? die Thür öffnet sich, der Portier fragt, was Du willst...

— Ich sage, daß ich die Oberin sprechen will... und so dränge ich mich in's Kloster.

— Aber mein Gott, Herr Dagobert, — sagte die Maneur, — wenn Sie dann über den Hof gekommen sind, ist noch eine zweite Thür da, in welcher sich ein Schieber befindet; dort steht eine Nonne, wer klingelt, und öffnet nicht eher, als bis man ihr den Zweck des Besuches gesagt hat.

— Ich werde ihr antworten, daß ich die Oberin sprechen will.

— Dann, mein Vater, da Du ein Fremder im Kloster bist, wird man die Oberin davon benachrichtigen.

— Gut... was weiter?

— Sie wird kommen.

— Weiter!

— Sie wird Sie fragen, was Sie wollen, Herr Dagobert.

— Noch eine Minute Geduld, mein Vater... Nach den Verhaftsmaßregeln, die man getroffen, kannst Du nicht zweifeln, daß man die Fräulein Simon wider ihren eigenen und wider Deinen Willen dort behalten will.

— Ich zweifle nicht daran... ich bin dessen gewiß... und zu diesem Ende haben sie meinem armen Weibe den Kopf verdreht...

— Dann also, mein Vater, wird die Oberin Dir antworten, daß sie nicht weiß, wovon Du sprichst und daß die Fräulein Simon nicht im Kloster sind.

— Und dann werde ich ihr sagen, ich... daß sie wohl darin sind... davon ist die Maneur Zeuge und Mannkopf.

— Die Oberin wird Dir sagen, daß sie Dich nicht kennt und daß sie Dir keine Auskunft zu geben hat... und dann macht sie ihr Schubfenster wieder zu.

— Dann schlage ich die Thür ein... Du siehst, daß es ohne das nicht abgeht... laß mich also, zum Teufel, laß mich...

— Und bei diesem Lärm, dieser Gewaltthätigkeit wird der Portier die Wache holen und das Erste ist, daß man Dich arretirt.

— Und Ihre armen Kinder... was wird dann aus ihnen, Herr Dagobert? — sagte die Maneur.

Agricol's Vater war zu vernünftig, um nicht die Richtigkeit der Bemerkungen seines Sohnes und der Maneur einzusehen; aber er wußte auch, daß die Waisen um jeden Preis der morgen frei sein mußten. Diese Alternative war so furchtbar, daß Dagobert, beide Hände an seine brennende Stirn legend, wie vernichtet durch das Verhängniß seiner Lage auf eine Bank von Stein niedersank.

Agricol und die Maneur, welche von dieser stummen Verzweiflung tief ergriffen waren, wechselten einen traurigen Blick miteinander. Der Schmied setzte sich zu dem Soldaten und sagte zu ihm:

— Aber, Vater, so beruhige Dich doch... bedenke doch, was Dir die Maneur eben gesagt... wenn Du mit diesem Ringe des Fräuleins von Cardoville zu jenem Herrn gehst, der sehr einflußreich ist, so siehst Du doch, daß die jungen Mädchen morgen frei sein können... Wir wollen selbst annehmen im schlimmsten Fall, sie würden Dir erst übermorgen wiedergegeben...

— Donner und Wetter! Ihr wollt mich also verrückt machen! — rief Dagobert, sprang von der Bank auf und sah seinen Sohn und die Maneur mit so wildem, so verzweifeltem Blicke an, daß Agricol und die Arbeiterin einen Augenblick ganz erstaunt und beunruhigt zurückfuhren.

— Verzeihung, meine Kinder, — sagte Dagobert, nach einer langen Pause wieder zu sich selbst kommend, — ich habe Unrecht, so aufgebracht zu werden, denn wir können uns nicht verstehen... Was Ihr sagt, ist ganz richtig... und doch habe ich Ursache, so zu sprechen, wie ich's thue... Hört mich an... Du bist ein braver Mensch, Agricol, Du, Maneur, ein redliches Mädchen... was ich Euch sagen will, ist nur für Euch allein... Ich habe diese Kinder aus Sibirien mit hierher gebracht; wißt ihr wohl warum? damit sie sich morgen früh in der Rue St. François einfinden können... wenn sie nicht dort sind, so habe ich den letzten Willen ihrer Mutter unausgeführt gelassen.

— Rue St. François Nr. 3, — rief Agricol, seinen Vater unterbrechend.

— Ja... woher weißt Du diese Nummer? — sagte Dagobert.

— Befindet sich dieses Datum nicht auf einer Medaille von Bronze?

— Ja... — versetzte Dagobert immer verwunderter. — Wer hat Dir das gesagt?

— Wart' einmal... — rief Agricol. — Laßt mich einmal nachdenken... ich glaube die Sache zu errathen... ja, ja... und Du, gute Maneur, hast Du mir nicht gesagt, daß Fräulein von Cardoville nicht wahnsinnig ist...

— Nein... man hält sie wider ihren Willen in jenem Hause fest und läßt sie mit Niemandem verkehren... sie sagte hinzu, daß sie glaube, sie sowohl, wie die Töchter des Marschall Simon seien das Opfer einer nichtswürdigen Machination.

— Kein Zweifel mehr, — rief der Schmied aus, — ich begreife jetzt Alles... Fräulein von Cardoville hat dasselbe Interesse wie die Fräulein Simon, sich morgen in der Rue St. François einzufinden... und sie weiß es vielleicht nicht.

— Wie?

— Noch ein Wort, meine gute Maneur... hat Fräulein von Cardoville gesagt, daß ihr unendlich viel darauf ankomme, morgen frei zu sein?

— Nein... denn als sie mir diesen Ring für den Grafen Montbron übergab, sagte sie zu mir: Mit seiner Hülfe werden wir, ich und die Töchter des Marschall Simon, morgen oder übermorgen frei sein...

— Aber so erkläre Dich doch genauer! — sagte Dagobert ungeduldig zu seinem Sohne.

— Wohin, — versetzte der Schmied, — als Du mich aus dem Gefängnisse abholtest, Vater, sagte ich Dir, ich hätte erst noch eine heilige Pflicht zu erfüllen und würde Dich zu Hause treffen...

— Ja... und ich bin meinerseits damit beschäftigt gewesen, neue Schritte zu thun, von denen ich Euch gleich erzählen werde.

— Ich lief schnell nach dem Pavillon in der Rue de Babylone, da ich nicht wußte, daß Fräulein von Cardoville wahnsinnig ist oder wenigstens dafür gilt... Ein Bedienter öffnet mir und sagt, das Fräulein sei plötzlich von Wahnsinn befallen worden... Du kannst Dir denken, Vater, welch ein Schlag das für mich war... Ich frage, wo sie ist, man antwortet mir, man wisse es nicht. Ich frage, ob ich einen von ihren Verwandten sprechen kann. Da meine Blouse kein großes Vertrauen einflößte, so antwortet man mir, daß Niemand von ihrer Familie zugegen sei... Ich war untröstlich; da dachte ich plötzlich: sie ist wahnsinnig, der Arzt muß also wissen, wohin man sie geführt hat. Wenn sie fähig ist mich anzuhören, so wird er mich zu ihr führen, wo nicht, werde ich in Ermangelung ihrer Verwandten mit ihrem Arzte sprechen; häufig ist ein Arzt auch zugleich ein Freund... Ich frage also diesen Bedienten, ob er mir nicht sagen könne, wer der Arzt des Fräuleins von Cardoville ist. Man giebt mir ohne Umstände seine Adresse: Doctor Baleinier Rue Taranne Nr. 11. Ich laufe dorthin, er war ausgegangen, aber man sagte mir in seiner Wohnung, daß ich ihn am fünf Uhr gewiß in seinem Krankenhause treffen würde. Dieses Haus ist das Nachbarhaus vom Kloster... daher kommt es, daß wir uns hier getroffen haben.

— Aber diese Medaille... diese Medaille? — sagte Dagobert ungeduldig, — wo hast Du sie gesehen?

— Dieser Medaille und noch anderer Dinge wegen hatte ich an die Maneur geschrieben, daß ich Fräulein von Cardoville wichtige Entdeckungen zu machen hätte...

— Und diese Entdeckungen?

— Hör' mir zu, Vater. Ich war am Tage Deiner Abreise zu ihr gegangen, um sie zu bitten, daß sie Gaurian für mich leisten möchte; man war mir nachgefolgt; sie erfährt es durch eines ihrer Kammermädchen; um mich vor der Verhaftung zu schützen, läßt sie mich in ihrem Pavillon in ein Versteck bringen; es war dies eine Art kleines, gewölbtes Zimmer, welchem von oben durch eine Art Luzarn Licht zugeführt wurde; nach einigen Augenblicken konnte ich sehr deutlich darin sehen. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, sah ich mich rings um, die Mauern waren mit Getäfel versehen; der Eingang des Verstecks bestand aus einem Fachwerk, welches sich auf eisernen Schubern bewegte vermöge complicirten Räderwerks von vortrefflicher Arbeit mit Gewichten; das schlug in mein Fach, es interessirte mich und trotz meiner Unruhe begann ich die Federn neugierig zu prüfen; ich sah wie das Spiel und die Gesetze desselben genau an, aber es befand sich noch ein kupferner Knopf dort, dessen Nutzen ich nicht finden konnte; ich mochte ihn nun noch mir zu, rechts oder links ziehen, im Werke ging keine Veränderung vor. Ich sagte mir also: dieser Knopf gehört jedenfalls zu einem andern Mechanismus, und kam auf den Gedanken, anstatt daran zu ziehen, stark an ihm zu drücken; augenblicklich höre ich ein leises Kreischen und sehe plötzlich über dem Eingange des Verstecks ein Fach von zwei Quadratfuß aus dem Getäfel sich herunterklappen wie die Klappe eines Secretärs; das Fach war wie eine Art Kasten gearbeitet; wahrscheinlich hatte ich zu stark an die Feder gedrückt und durch den Stoß fiel eine kleine Medaille von Bronze mit ihrer Kette zur Erde.

— Und auf dieser hast Du die Adresse Rue St. François gesehen! — rief Dagobert.

— Ja, mein Vater, und mit dieser Medaille war auch ein großes, versiegeltes Packet heruntergefallen... Als ich dasselbe erstieß, las ich, so zu sagen, wider meinen Willen, mit großer Schrift: — Für Fräulein von Cardoville. Sie hat von diesen Papieren Kenntniß zu nehmen, augenblicklich, so bald ihr dieselben zugestellt werden. — Unter diesen Worten sah ich die Anfangsbuchstaben R. und C., begleitet von einem Schnörkel und dem Datum: Paris 12. November 1830. — Ich kehre die Adresse um und sehe auf den beiden Siegeln dieselben Anfangsbuchstaben R. und C. und darüber eine Krone.

— Und die Siegel waren unberührt? fragte die Maneur.

— Vollkommen unberührt.

Von allen jenen Schriften will ich hier keine Proben geben. Die Dichtungen der Troubadours und der Minnesänger sind bekannt und die langen Romane von Fierabras sind mir zu langweilig.

Diese Lieder und diese Romane wurden in der Sprache geschrieben, welche im gewöhnlichen Verkehr geredet wurde. Sie handelten von Liebe und Tapferkeit. Eine Welt von Wundern spukte in ihnen. Weit prosaischer war die Unterhaltungsliteratur der Geistlichkeit. In den Klöstern und Stiftern erdachten die frommen Mönche und Chorherren sich an lateinischen Fabeln, an Geschichten und Gesprächen von Thieren, die einen didaktischen Zweck hatten. Das war eine moralische Literatur. Der Böse und die Kirche spielen in den Kunstanwendungen eine große Rolle. Allegorisch, mystisch, geistig (spiritualiter) bezog man die Geschichte auf die menschliche Seele oder auf Prälaten und Bischöfe. Eine Sammlung von solchen Fabeln ward daher „Verderbung der Laster und Erwerbung der Tugenden" überschrieben, so das Destructorium viliorum, welches zu Lyon 1509 in 4. gedruckt wurde und dem die ersten sieben, welche hier mitgetheilt werden, entnommen sind. In vielen Handschriften aus geistlichen Bibliotheken findet man lateinische Fabeln. So las ich in zwei Handschriften der Bibliothek der breslauer Universität mehr als vierzig Fabeln, von denen ich auch einige mittheile.

Die Thiersage ist wohl ein Nachklang aus der dunklen Zeit, in welcher der Mensch das Thier noch als seines Gleichen betrachtete und seinen sicher leitenden Instinkt als höhere Einsicht ansah. Auf dem Boden des Heidenthumes lebte die ganze Welt. Das Thier sprach, der Baum flüsterte, die Quelle und der Stein waren beseelt. Die christliche Anschauung gab Allem den Tod, um in der Welt allein den Menschen zu erheben, Gottes Ebenbild, den Herrn der Schöpfung. Allein alte Vorstellungen schwinden nicht sogleich. Es erhielt sich also die Sage, daß die Thiere und die Naturkörper wie vernünftige Wesen mit einander sprächen, man nahm aber die Erzählungen dann als Mährchen. Ich weiß wohl, daß Lessing eine andere Ansicht aufstellt, aber ich vermag seine Meinung nicht zu theilen. Er nimmt nämlich an, daß die Fabel mit Absichtlichkeit und Bewußtsein geschaffen worden sei, um dem jugendlichen Geiste eine moralische oder politische Vorschrift besser einzuflößen. Der Lehrer habe Thiergestalten handeln lassen, um der Zeichnung des Charakters überhoben zu sein, da mit dem bloßen Namen des Thieres eine Vorstellung von ihm gegeben sei. Sehr treffend bemerkt aber ein scharfsinniger Forscher, daß aus dem Reinecke Fuchs ihn ein Waldgeruch anwehe.

Das Thiereposs vom Wolf Isegrim und dem Reinecke Fuchs war, es ist richtig, in Flandern zu Hause und mag vielleicht zuerst unter den alten verschollenen Kelten entstanden sein. Aber im Allgemeinen muß man gestehen, daß die Thierfabel im Morgenlande heimisch war, daß sie dort gehegt und gepflegt wurde und daß sie von da erst zu uns wanderte. Ja, man kann diese Wanderung der Thiersage beinahe nachweisen. Aesop, durch den sie unter den Griechen verbreitet wurde, soll ein Sklave aus Kleinasien gewesen sein. In Indien war ein Fabelschatz in den fünf Sammlungen (Pantatantra) zusammengetragen, welche man „Freund der Wissenschaft" (Vidyapriya) nannte. Diese wurden im sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung durch einen Arzt nach Persien gebracht und durch Mißgestaltung und Mißverständniß ihrer Ueberschrift die Fabeln des Bidpai genannt. Mekka eignet sie im achten Jahrhunderte den Arabern an und durch die Araber kamen sie nach Spanien. Simon Sethos übertrug sie im elften Jahrhundert in's Griechische, Johann von Capua im dreizehnten in's Lateinische. So waren sie im Auslande verbreitet. Ueberhaupt trug der Verkehr, in welchem die Kreuzfahrer mit den Morgenländern standen, außerordentlich viel zur Verpflanzung poetischer Stoffe nach Europa bei. Die Geschichten vom geschändeten Weibe, von der Fahrt durch den Berg, vom Magnetberge und dem Zauberspiegel, vom unsichtbar machenden und durch die Luft tragenden Teppich, ja selbst die Geschichten vom Milchtopf und der Aschenbrödel und unzählige andere, welche durch deutsche Gedichte und Volksbücher unter uns bekannt sind, finden wir in Geschichten der Asiaten, wie in tausend und einer Nacht wieder. So mögen auch die nachfolgenden Fabeln, an welchen schlesische Mönche sich einst ergötzten, aus dem fernen Asien stammen.

Ich wollte ihren Charakter nicht verwischen, darum habe ich sie wortgetreu übersetzt. Ich habe mich gehütet, sie durch die kleinste Aenderung zu verschönern. Wer in Schriften des Mittelalters belesen ist, weiß, daß Unbestimmtheit und Steifheit ihnen eigenthümlich sind.

— Dann ist kein Zweifel mehr, Fräulein von Cardeville wußte von der Existenz dieser Papiere nichts, — sagte die Arbeiterin.

— Das war auch mein erster Gedanke, da ihr doch anempfohlen war, das Packet gleich zu öffnen und trotz dieser zwei Jahr alten Empfehlung die Siegel unberührt gebieben waren.

— Es ist augenscheinlich, — sagte Dagobert, — und was hast Du darauf gethan?

— Ich brachte Alles wieder in das geheime Fach und nahm mir vor Fräulein von Cardeville davon zu unterrichten; aber einige Augenblicke darauf kam man in das Bersteck, das entdeckt worden, herein; ich habe Fräulein von Cardeville nicht wieder gesehen und konnte blos einem von ihren Kammermädchen einige doppelsinnige Worte über meinen Fund zuflüstern, indem ich hoffte, daß dies ihre Herrin aufmerksam machen würde;... sobald es mir nur erlaubt war Dir zu schreiben, meine liebe Mayeux, that ich es und bat Dich, Fräulein von Cardeville aufzusuchen...

— Aber diese Medaille, — sagte Dagobert, — ist ganz eben so wie die, welche die Töchter des General Simon besitzen;... wie geht das zu?

— Ganz einfach, mein Vater... ich erinnere mich jetzt: Fräulein von Cardeville ist ihre Verwandte, sie hat es mir gesagt.

— Sie eine Verwandte von Rose und Blanche?

— Ja, gewiß, — fügte die Mayeux hinzu; — sie hat es mir auch soeben gesagt.

— Jetzt, — versetzte Dagobert, seinen Sohn ängstlich ansehend, — begreifst Du jetzt, weshalb ich meine Kinder heute noch zurückhaben will? begreifst Du, wie mir ihre arme Mutter im Sterben gesagt hat, daß ein Tag der Verzögerung Alles verderben kann? begreifst Du endlich, daß ich mich nicht mit einem vielleicht morgen begnügen darf... wenn ich von Sibirien herkomme, um diese Kinder morgen nach der Rue St. François zu bringen?... begreifst Du endlich, daß ich sie heute haben muß und sollte ich auch Feuer an's Kloster legen?

— Aber mein Vater, Gewaltthätigkeit...

— Mein Gott, so wisse, daß der Polizeicommissär mir heute Morgen, als ich meine Klage gegen den Beichtvater Denner wegen der Mutter erneuerte, geantwortet hat, es sei kein Beweis vorhanden und man könne also nichts thun.

— Nun jetzt sind Beweise da, mein Vater, oder wenigstens weiß man, wo diese jungen Mädchen sind... mit dieser Gewißheit hat man schon einen starken Anhaltspunkt... sei ruhig. Das Gesetz ist mächtiger als alle Arglistsinnen in der Welt.

— Und der Graf von Montbron, an den Sie sich wenden sollen, — sagte die Mayeux, — ist er nicht ein mächtiger Mann? Sie werden ihm sagen, aus welchem Grunde es so wichtig ist, daß die Fräulein und auch das Fräulein von Cardeville heute Abend noch frei seien... denn die Letztere, wie Sie setzen, hat auch ein großes Interesse, morgen frei zu sein... und dann wird der Graf gewiß die Maßregeln der Justiz beschleunigen, und heute Abend sind Ihre Kinder Ihnen zurückgegeben.

— Die Mayeux hat Recht, mein Vater... geh zum Grafen; ich laufe zum Polizeicommissär und sage ihm, daß man jetzt weiß, wo die jungen Mädchen sich befinden; Du, meine gute Mayeux, kehre nach Hause zurück und warte auf uns, nicht wahr, Vater?... Wir wollen uns zu Hause wiedertreffen.

Dagobert war nachdenklich geworden, er sagte plötzlich zu Agricol:

— Gut, ich werde Deinen Rath befolgen, aber angenommen, daß der Commissär zu Dir sagt: man kann vor morgen nichts thun, daß der Graf zu mir dasselbe sagt... glaubst Du, daß ich dann bis morgen früh die Hände in den Schooß legen werde?

— Mein Vater...

— Es ist gut, — sagte der Soldat, — ich weiß, was ich zu thun habe... Du, mein Junge, lauf zum Commissär... die gute Mayeux wartet auf uns; ich gehe zum Grafen... Gebt den Ring her! wie war die Adresse?

— Place Vendôme Nr. 7, der Graf von Montbron;... Sie kennen von Fräulein von Cardeville.

— Ich habe ein gutes Gedächtniß, — sagte der Soldat, — also sobald als möglich in der Rue Brise-Miche.

— Ja, mein Vater; guten Muth... Du wirst sehen, daß das Gesetz rechtschaffene Leute vertheidigt und beschützt...

— Desto besser, — sagte der Soldat, — sonst würden die rechtschaffenen Leute genöthigt sein, sich selbst zu vertheidigen und zu beschützen... Also, meine Kinder, auf baldiges Wiedersehen in der Straße Brise-Miche!

.....

Als Dagobert, Agricol und die Mayeux sich trennten, war es vollkommen dunkel geworden.

Zehntes Kapitel.

Das Wiedertreffen.

Um acht Uhr Abends peitschte der Regen die Fenster von Françoise Baudoin's Zimmer in der Straße Brise-Miche, während heftige Windstöße die schlecht schließende Thür und die Fenster erschütterten. Die Unordnung und der Mangel an Sorgfalt dieser sonst so ordentlich gehaltenen bescheidenen Wohnung zeugten von der Gemüthlichkeit der traurigen Ereignisse, welche bisher in ihrer Unbedeutendheit so friedliche Existenzen getroffen haben.

Der Fußboden ist mit Schmutz bedeckt, eine dicke Lage von Staub bedeckt die Meubles, die sonst von Reinlichkeit glänzten. Seit Françoise von dem Commissär fortgeführt worden, ist das Bett nicht gemacht; die Nacht hatte sich Dagobert ganz angekleidet einige Stunden darauf gelegt, als er von Ermüdung erschöpft, von Verzweiflung niedergeschlagen nach neuen und vergeblichen Versuchen, Rose und Blanche zu entdecken, heimgekehrt war; auf der Commode steht eine Flasche, ein Glas, einige Reste von hartem Brod und geben von der Frugalität des Soldaten Kunde, der als einzige Hülfsquelle nichts hatte, als das vom Leichhause auf die von der Mayeux nach Françoise's Verhaftung verpfändeten Sachen entnommene Geld.

Der kleine Ofen von Gußeisen ist kalt wie Marmor, denn der Holzvorrath ist schon längst erschöpft; auf demselben steht ein Licht, bei dessen mattem Scheine man die Mayeux auf einem Stuhle sitzen und schlummern sieht, den Kopf auf die Brust geneigt, die Hände mit der kleinen Kattunschürze bedeckt und mit den Haaren auf der untersten Leiste des Stuhles ruhend; von Zeit zu Zeit schauert sie unter ihren feuchten Kleidern zusammen.

Nach diesem Tage voll Ermüdungen, voll so verschiedener Aufregungen hatte das arme Geschöpf nicht gegessen; hätte sie auch daran gedacht, so hatte sie doch kein Brod zu Hause; auf die Rückkehr Agricol's und Dagobert's wartend gab sie einem bewegten Schlummer nach, der leider sehr verschieden war von einem ruhigen und guten, stärkenden Schlafe. Von Zeit zu Zeit öffnete die Mayeux unruhig die Augen und sah um sich, darauf wurde sie auf's Neue von dem unbesiegbaren Bedürfniß nach Ruhe übermüthigt und ihr Kopf sank wieder auf die Brust.

Nach einigen Minuten Stille, die blos durch das Geräusch des Windes unterbrochen wurde, ließ sich ein langsamer und schwerer Tritt auf dem Flure hören.

Die Thür öffnete sich.

Dagobert trat vom Murrkopf begleitet herein.

Aus dem Schlafe auffahrend richtete die Mayeux lebhaft den Kopf in die Höhe, stand auf, ging schnell auf Agricol's Vater zu und sagte zu ihm:

— Nun, Herr Dagobert... haben Sie gute Nachrichten... ja?...

Die Mayeux konnte nicht fortfahren, so betroffen war sie von dem düsteren Ausdrucke der Züge Dagobert's; in seinen Gedanken versunken schien er anfangs die Arbeiterin gar nicht zu bemerken, warf sich niedergeschlagen auf einen Stuhl, legte die Ellbogen auf den Tisch und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Nach einem ziemlich langen Sinnen stand er auf und sagte mit halblauter Stimme:

— Es muß... es muß sein... Darauf that er einige Schritte im Zimmer und sah rings umher, als suche er etwas; endlich nach einer minutenlangen Prüfung bemerkte er neben dem Ofen eine ungefähr zwei Fuß lange Stange von Eisen, welche dazu diente, die Thür des Ofens, wenn derselbe zu heiß war, aufzumachen; er nahm sie, betrachtete sie aufmerksam, wog sie mit der Hand und legte sie darauf mit zufriedener Miene auf die Commode.

Die Mayeux war über das lange Schweigen Dagobert's verwundert und folgte seinen Bewegungen mit schüchterner und unruhiger Neugier; bald machte ihre Ueberraschung dem Schrecken Platz, als sie den Soldaten seinen auf einem Stuhl liegenden Tornister nehmen, ihn öffnen und ein Paar Taschenpistolen herausnehmen sah, deren Batterie er vorsichtig spielen ließ.

Von Entsetzen ergriffen konnte die Arbeiterin sich nicht enthalten zu rufen:

— Mein Gott!... Herr Dagobert... was wollen Sie thun?

Der Soldat sah die Mayeux an, als ob er sie jetzt erst gewahr werde, und sagte mit herzlichem, aber rauhem Tone zu ihr:

— Guten Abend, meine gute Tochter... welche Zeit ist es?

— Acht Uhr... eben hat es in St. Merry geschlagen, Herr Dagobert.

— Acht Uhr! — sagte der Soldat mit sich selbst sprechend, — erst acht Uhr!

Und die Pistolen neben die eiserne Stange legend schien er abermals nachzudenken, indem er sich umsah.

— Herr Dagobert, — wagte die Mayeux zu sagen, — Sie haben also keine guten Nachrichten?

— Nein...

Dieses einzige Wort wurde von dem Soldaten mit so kurzem Tone gesagt, daß die Mayeux ihn nicht weiter zu fragen wagte und sich still wieder setzte. Murrkopf legte seine Schnauze auf die Knien des jungen Mädchens und folgte eben so begierig als sie allen Bewegungen Dagobert's.

Nachdem dieser wieder nachdenklich geworden war, ging er zum Bette, nahm ein Betttuch heraus, schien die Länge desselben zu messen und sagte sich nach der Mayeux umwendend:

— Eine Schere!...

— Aber, Herr Dagobert!

---

1. Von der Sonne und dem Monde.

Die Sonne ist nach dem Pythagoräern das Auge der Welt, die Gesetzigkeit Gottes, die Schönheit des Himmels, das Maß der Zeiten, die Kraft und der Urheber alles Gebärenden, der Herr der Pflanzen, der Lenker und Schützer aller Sterne; der Mond aber ist die Zierde der Nacht, die Mutter der Einsicht, das Maß der Erde, der Gebieter des Meeres, der Ordner der Luft und der Nebenbuhler der Sonne. Und da der Mond die Sonne beneidete, begann er sie herabzuziehen und zu beschimpfen. Die Sonne aber gewahrte es und sprach zu ihm: „Weshalb verkleinerst und schmähst Du mich? ich habe Dich immer erleuchtet und beschützt, Du aber hassest und bekämpfst mich.“ Der Mond antwortete: „Hinweg von mir, Verhaßte! Wegen Deines strahlenden Glanzes werde ich in der Welt nicht beachtet und wärst Du nicht der Größte, so wäre ich es!“

Die Sonne sprach: „Undankbarer, laß ein Deiner eigenen Herrlichkeit Dir genügen, da ich am Tage, Du in der Nacht leuchtest. Sei mit mir nur gehorsam unserem Schöpfer, überhebe Dich nicht und lasse mich, wie seine Gnade es wollte, leuchten.“ Der Mond aber war nur noch erbitterter und berief zu sich die Sterne und versammelte ein großes Heer von denselben und begann mit der Sonne zu kämpfen. Er schleuderte Pfeile gegen die Sonne und mühete sich mit Geschossen sie zu durchbohren. Die Sonne aber, die die mächtigere war, zertheilte den Mond und warf die Sterne herab. „So werde ich es Dir immer machen,“ sagte sie, „wenn Du rund geworden bist.“

Deshalb bleibt der Mond niemals rund und die Gestirne müssen untergehen.

Gleichermaßen sind viele Stolze und Hochmüthige, die wollen allein herrschen und keinen Höheren oder Gleichen neben sich dulden. Je höher ein Mensch steigt, desto tiefer wird sein Fall sein und desto gefährlicher; wer hingegen auf den Boden stürzt, kann sich schwer wieder aufrichten.

---

2. Der Regenbogen und der Krebs.

Der Regenbogen erschien zum ersten Male nach der Sündfluth und hatte zwei Farben, die Farbe des Wassers und die des Feuers. Jene wegen der ersten vertilgenden Fluth, diese wegen des bevorstehenden Gerichtes. Der Krebs ist ein Sternbild bösartiger Natur. Der trat voll Aergers an den Regenbogen und sprach: „Groß ist Deine Verwegenheit, daß Du den ganzen Himmel einnimmst und meinen Weg und den Lauf der übrigen Sterne hinderst. Entweiche rasch, sonst wirst Du von uns hart gezüchtiget werden.“ Der Regenbogen antwortete: „Nicht also ist es gut, mein Bruder. Ich bin besorgt Deinen Weg nicht zu stören, deshalb zeige ich mich am Tage, da Du in der Nachtzeit Deinen Lauf vollbrachtest. Willst Du mit mir kämpfen, so bist Du übel berathen, denn das ganze Heer der Sterne wird ruhig bleiben, mit mir aber sind die Wolken und der Donner ist gegen Dich. Tritt mit mir hin vor einen Richter und lasse dann zwischen uns entscheiden.“ So geschah es. Der Richter sprach: „Ungerechter Krebs, Unbilliges forderst Du; da Du in der Nacht wandeltest und der Regenbogen am Tage, wie konnte er da Deine Bewegung hindern? Deshalb entscheide ich gegen Dich und verurtheile Dich, daß Du niemals am Tage Dich zeigen sollst und zu den Kesten.“

Der Krebs wurde roth und sagte bei sich klagend: „Wer Händel anstiftet, sucht eigenen Schaden!“

---

3. Das Silber und das Eisen.

Das Silber sprach einstmals unüberlegt und übereilt zum Eisen folgendermaßen: „O Du Verruchter, böser Stoff des Unheils! Unzählbare Verbrechen geschehen in der Welt durch Dich, denn aus Dir werden Beile, Speere, Spieße, Helme und Schwerter, Menschen zu richten und abzustrafen, durch Dich geschehen Schlachten und Morde. Und wärest Du gar nicht da, so würde die Welt in Frieden ruhen.“ Das Eisen hörte dies gar wohl und entschuldigte sich verständig also: „O Bruder, was hast Du da für Dinge gesprochen! Ich thue Dir kein Unrecht, aber betrachte nur in Wahrheit, ob ich, wie Du sagst, ein Uebelthäter bin und Du wirst finden, daß ohne mich Nichts geschehen könnte, daß durch mich alle Künste geübt und die Erde durch mich dahin gebracht wird, daß sie Früchte trägt. Die Menschen trachten nach mir und machen aus mir, was sie wollen, ich aber widerspreche in nichts und gehorche, wie mein Schöpfer es bestimmt hat, und wenn sie Schlechtes aus mir machen, so ist es nicht meine Schuld,

— Geschwind ... meine Tochter ... eine Schere! — versetzte Dagobert mit wohlwollendem Tone, der aber andeutete, daß er Gehorsam verlange.

Die Arbeiterin nahm eine Schere aus dem Arbeitskorbe Françoise's und gab sie dem Soldaten.

— Jetzt halte das andere Ende des Tuches, meine Tochter, und ziehe straff an...

In einigen Minuten hatte Dagobert das Laken seiner Länge nach in vier Stücke zerschnitten, die er dann sehr scharf zusammendrehte, so daß eine Art Seil daraus wurde, indem er in Zwischenräumen mit Leinenband, das ihm die Mayeux gegeben, dasselbe festband, damit es zusammen halte; aus diesen vier solid aneinander gebundenen Stücken machte Dagobert einen Strick von mindestens zwanzig Fuß; das genügte ihm aber noch nicht, denn er sagte mit sich selbst sprechend:

— Jetzt brauche ich noch einen Haken...

Und er suchte abermals im Zimmer umher.

Die Mayeux erfaßte immer mehr, denn sie kannte über Dagobert's Plane nun keine Zweifel mehr hegen; sie sagte schüchtern zu ihm:

— Aber, Herr Dagobert ... Agricol ist noch nicht wieder gekommen; ... wenn er so lange ausbleibt... so geschieht es gewiß, weil er gute Nachrichten hat...

— Ja, — sagte der Soldat bitter, indem er sich stets nach dem Gegenstande umsah, den er brauchte, — gute Nachrichten, in der Art wie die meinigen... — Und er fügte hinzu: — Und doch muß ich einen starken eisernen Haken haben...

Während er Alles durchsuchte, fand der Soldat einen von den groben leinenen Säcken, welche Françoise nähte. Er nahm ihn, öffnete ihn und sagte zu der Mayeux:

— Meine Tochter, thu' das Seil und die eiserne Stange da hinein; es wird sich so besser... dorthin transportiren lassen...

— Großer Gott! — rief die Mayeux Dagobert gehorchend, — Sie wollen fort, ohne Agricol zu erwarten, Herr Dagobert... während er Ihnen doch vielleicht gute Nachrichten bringen kann!

— Sei ruhig, mein Kind... ich werde den Jungen erwarten... ich kann erst um zehn Uhr von hier fortgehen... Ich habe Zeit...

— Ach, Herr Dagobert, haben Sie denn alle Hoffnung verloren?

— Im Gegentheil, ich hege die beste Hoffnung... aber auf mich...

Und dies sagend drehte Dagobert das obere Ende des Sackes so zu, daß er ihn schloß und legte ihn neben die Pistolen auf die Commode.

— Wenigstens werden Sie also auf Agricol warten, Herr Dagobert?

— Ja... wenn er vor zehn Uhr kommt.

— Also, mein Gott, sind Sie entschlossen...

— Sehr entschlossen... — Und dennoch, wenn ich so thöricht wäre, den Unglücksprophezeien zu trauen...

— Mitunter, Herr Dagobert, trügen Ahnungen nicht, — sagte die Mayeux, indem sie nur daran dachte, den Soldaten von seinem gefährlichen Entschlusse zurückzubringen.

— Ja, — versetzte Dagobert, — die alten Weiber sagen das... und obgleich ich kein altes Weib bin, hat mich doch... was ich eben gesehen habe, beklommen gemacht... Nun, ich habe wahrscheinlich eine Aufregung des Zornes für eine Ahnung gehalten...

— Und was haben Sie denn gesehen?

— Ich kann Dir das erzählen, meine Tochter... dabei vergeht uns die Zeit... und mir wird sie wahrhaftig lang... — Darauf unterbrach er sich: — Schlug es nicht eben halb?

— Ja, Herr Dagobert, es ist halb neun Uhr!

— Noch anderthalb Stunden, — sagte Dagobert mit dumpfem Tone; darauf fügte er hinzu: — Hör' zu, was ich gesehen habe... Als ich eben durch eine Straße kam, ich weiß nicht mehr welche, wurden meine Blicke mechanisch von einem ungeheuren rothen Anschlagzettel angezogen, auf welchem oben sich ein Pantherthier befand, welches ein weißes Pferd zerreißt... Bei diesem Anblicke wirbelte mir der Kopf... Du mußt nämlich wissen, meine gute Mayeux, daß ein schwarzer Panther ein armes, altes, weißes Pferd zerrissen hat, das mir gehörte, den Gefährten Murrkopfs du... es hieß Schäfer...

Bei diesem ihm einst so vertraut gewesenen Namen hob Murrkopf, der zu den Füßen der Mayeux lag, rasch den Kopf und sah Dagobert an.

— Siehst Du... die Thiere haben Gedächtniß, er erinnert sich an ihn, — sagte der Soldat, indem er selbst bei der Erinnerung seufzte. Darauf wandte er sich an seinen Hund:

— Erinnerst Du Dich noch Schäfers?

Als er abermals den von seinem Herrn mit bewegter Stimme ausgesprochenen Namen hörte, knurrte Murrkopf und bellte halblaut, als wolle er bestätigen, daß er seinen ehemaligen Reisegefährten noch nicht vergessen habe.

— In der That, Herr Dagobert, — sagte die Mayeux, — es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß Sie eben auf diesem Zettel den schwarzen Panther gesehen haben, der ein Pferd zerreißt.

— Das ist noch nicht Alles, höre nur weiter. Ich trete an den Zettel heran und lese, daß ein gewisser Morock, aus Deutschland kommend, in einem Theater verschiedene wilde Thiere sehen lassen wird, welche er gezähmt hat und unter andern einen köstlichen Löwen, einen Tiger und einen schwarzen Panther von Java mit Namen Tod...

— Dieser Name erregt Furcht, — sagte die Mayeux.

— Und er wird Dir noch mehr Furcht erregen, mein Kind, wenn Du erfährst, daß dieser Panther derselbe ist, welcher mein Pferd in der Nähe von Leipzig vor etwa vier Monaten erwürgt hat.

— O mein Gott... Sie haben Recht, Herr Dagobert, — sagte die Mayeux, — es ist schrecklich.

— Höre nur weiter, — sagte Dagobert, dessen Gesicht sich immer mehr verdüsterte, das ist noch nicht Alles... Gerade wegen dieses Morock, dem der Panther gehört, bin ich und meine armen Kinder in Leipzig in's Gefängniß gesteckt worden.

— Und dieser böse Mensch ist in Paris... und er trägt Ihnen Groll nach? — sagte die Mayeux. — O, Sie haben Recht, Herr Dagobert... Sie müssen sich in Acht nehmen, das ist keine gute Vorbedeutung...

— Ja wohl, für diesen Elenden aber, wenn ich ihn treffe, — sagte Dagobert mit hohler Stimme, — denn wir haben noch alte Rechnungen mit einander abzumachen...

— Herr Dagobert, — rief die Mayeux horchend, — es läuft Jemand die Treppe herauf, es ist Agricol's Schritt... er hat gute Nachrichten... deren bin ich überzeugt...

— Das paßt mir gut, — sagte der Soldat lebhaft, ohne der Mayeux zu antworten, — Agricol ist Schmied, er wird mir den eisernen Haken besorgen, den ich nöthig habe.

Einige Augenblicke darauf trat Agricol wirklich ein; aber ach, auf den ersten Blick konnte die Arbeiterin seinem Gesichte die Vernichtung der Hoffnungen ansehen, mit welchen sie sich geneigt hatte...

— Nun... — sagte Dagobert zu seinem Sohne mit einem Tone, welcher deutlich anzeigte, wie wenig Glauben er an den Erfolg von Agricol's Schritten hatte — Nun, was giebt's Neues?

— O, mein Vater, es ist um rasend zu werden, man möchte mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, — rief der Schmied zornig aus.

Dagobert wandte sich zur Mayeux und sagte zu ihr: Du siehst, meine arme Tochter, ich hatte ganz Recht.

— Aber Sie, mein Vater, — rief Agricol, — haben Sie den Grafen von Montbron nicht gesehen?

— Der Graf Montbron ist seit drei Tagen nach Lothringen gereist... Das sind meine guten Nachrichten, — antwortete der Soldat mit bitterer Ironie, — laß die Deinen hören... erzähle mir Alles; ich muß mich ganz überzeugen,

daß es Gelegenheiten giebt, wo die Justiz, welche, wie Du vorhin sagtest, alle rechtschaffenen Leute schützt und vertheidigt, dieselben doch allen Schufttereien ausgesetzt läßt... Ja, ich habe die Ueberzeugung nöthig und dann einen Haken... und ich habe auf Dich gerechnet in allen beiden Sachen.

— Was meinst Du denn, Vater?

— Erzähle nur erst Deine Geschichte... wir haben Zeit... es hat eben erst halb neun geschlagen... Nun, als Du mich verließest, wo gingst Du da hin?

— Zu dem Commissär, der schon früher Ihre Anzeige entgegen genommen hatte. Nachdem er sehr artig mit angehört, worum es sich handele, antwortete er mir: Die jungen Mädchen sind im Grunde doch in einem sehr achtungswerthen Hause untergebracht... in einem Kloster... es hat also keine so große Eile, sie von dort wieder wegzuholen... und übrigens kann ich auf Ihre bloße Anzeige hin es nicht auf mich nehmen, ein religiöses Haus zu verletzen; morgen werde ich meinen Bericht am gehörigen Orte machen und später wird man sehen, was sich thun läßt.

— Später... da seht Ihr's ja, immer Aufschub, — sagte der Soldat.

— Aber, mein Herr, antwortete ich ihm darauf, — versetzte Agricol, — augenblicklich, heut Abend, diese Nacht noch muß gehandelt werden, — denn wenn diese jungen Mädchen morgen früh nicht in der Straße Saint-François sind, können sie dadurch einen großen Schaden erleiden... — Das ist sehr schlimm, antwortete mir der Commissär; — aber noch einmal, ich kann nicht auf Ihre einfache Aussage hin und eben so wenig auf die Ihres Vaters, da Sie beide nicht Verwandte der jungen Personen sind, förmlich den Gesetzen entgegenhandeln, die man nicht einmal auf Verlangen einer Familie verletzen dürfte. Die Gerechtigkeit hat ihre Formalitäten und ihren langsamen Gang, dem man sich unterwerfen muß.

— Gewiß, — sagte Dagobert, — man muß sich ihm unterwerfen auf die Gefahr hin, sich undankbar, feige und als Verräther zu zeigen...

— Und hast Du auch mit ihm von Fräulein von Gardeville gesprochen? — fragte die Mayeux.

---

denn ich muß so. Du hingegen verschuldest schweres Leid, denn um Deinetwillen wird von den Menschen Ehebruch, Diebstahl und Mord verübt, Deinetwegen gehen Gerechtigkeit und Wahrheit unter, geschehen Wucher und Raub, Du verfährst die Seelen der Menschen und bringst sie zur Verdammniß. Deshalb geziemt es Dir zu schweigen." Aber es versteht nicht zu schweigen, wer nicht zu reden versteht.

4. Die Ceder.

Eine Ceder auf dem Libanon voll schönen Laubes zeichnete sich aus vor vielen anderen Bäumen; deshalb bestiegen Viele den Berg sie zu sehen, und da sie ihr Wohlgefallen an ihr fanden, so lobten sie sie überall. Darüber fing die Ceder an sich zu überheben und sprach bei sich: „Von Allen werde ich gar sehr gelobt, weil ich auch viel Lob verdiene, ich besorge aber, daß wenn die Zweige und Aeste an mir aufschießen und wachsen und zunehmen werden, daß ich dann selbst gar nicht mehr werde gesehen werden. Deshalb ist es sicherer sie zu verstümmeln, bevor sie groß werden, auf daß sie mir nicht Ruhm und Ehre entziehen mögen." Damit warf sie ab alle Schößlinge und alle Zweige, die an ihr hervorkamen und riß sie so aus, daß sie ganz nackt dastand und kläglich anzusehen war.

Nichts sind die Oberen, wenn sie nicht Geringere besitzen. Aber Viele kümmern sich darum nicht und wollen allein groß sein und die Niederen unterdrücken.

5. Der Kranich, der zur Sonne fliegen wollte.

Ein Kranich sah den Adler bis zur Sonne fliegen und diese sich anschauen. Da sprach er zu sich: „Ich bin doch groß und schön wie der Adler, so will ich denn fliegen wie er bis zur Sonne und unverrückt sie ansehen wie der Adler, dann werde ich so herrlich sein wie er!" Und als er nun gegen die Sterne aufschlug, fing er an über seine Kräfte sich zu ermüden und erreichte doch die Sonne nicht, und mochte doch auch wegen seines übermüthigen Sinnes nicht zurückfliegen, sondern strengte sich noch weit über sein Vermögen an höher zu fliegen, bis er rettungslos niederstürzte, da er denn sagte: „Wer über seine Kräfte vorwärts will, wird gegen seinen Willen rückwärts kommen." So sind auch viele Stolze und Uebermüthige, die über Alle hinauswollen. Der Stolz kommt aber jedesmal zu Falle und so werden auch sie erniedriget werden.

6. Der Adler und der Löwe.

I. Der Adler mit den andern Vögeln stand im Kampfe gegen den Löwen mit seinen Thieren. Täglich kamen sie zum Treffen zusammen und Viele von beiden Theilen rannten an einander. Inzwischen sagte heimlich der Fuchs zur Schwalbe: „Wir müssen uns von ihnen jetzt losmachen und dann können wir an beiden schon Strafe nehmen, sie mögen selbst mit einander kämpfen und sich um's Leben bringen." Die Schwalbe stimmte dem bei, flog zum Adler und that sehr ehrerbietig gegen ihn und sagte: „Du bist der König und Herr des Gevögels, wenn Du nach meinem Rathe thun willst, so wirst Du auch der Herzog und Gebieter der vierfüßigen Thiere werden." Dem Adler gefiel das und er versprach nach ihrem Rathschlage zu thun. Die Schwalbe aber kehrte zum Fuchse zurück und ordnete mit diesem und Anderen an, daß der Adler mit dem Löwen kämpfen solle und wer von ihnen Sieger bliebe, solle der Fürst und König der Vögel und der übrigen Thiere sein. Als Beide nun im Zweikampf mit einander stritten, sagte der Adler: „O edler Löwe, wenn Du es recht merkst, so sind wir verführt vom falschen Rathgebern, die selbst wünschen von unserer Herrschaft sich frei zu machen; deshalb haben sie uns auseinander gehetzt. Gewiß ist es besser, daß jeder über sein Geschlecht herrsche, als daß wir durch Trug umkommen." Der Löwe glaubte das und so machten Beide mit einander Friede und sie sprachen: „Die, welche zum Unrecht verleiten, sind schlechte Rathgeber."

Deshalb mögen sich die Fürsten hüten, daß sie solchen nicht trauen, denn es sind deren viele.

II. Der Löwe, der König der vierfüßigen Thiere, war im heftigen Kriege mit dem Adler, dem Könige der Vögel. Er hatte alle seine Thiere um sich und ein Lager auf dem Felde geschlagen. Der Adler aber mit den Vögeln war auf den Bäumen und stritt mit Wurfspießen und Pfeilen wider die Thiere. Ein Greif, der vorbeiging, sah das wunderliche Schauspiel, das ärgerte ihn, er hielt an und setzte sich auf einen Hügel. Der Löwe fürchtete sich vor ihm: „Der hat," rief er, „einen gefährlichen Schnabel und kann wie ein Vogel fliegen;

— Ja, aber er hat mir eben so geantwortet... es sei eine sehr ernste Sache... ich thäte eine Aussage, brächte aber keine Beweise bei von dem, was ich behauptete. — Eine dritte Person hat Ihnen versichert, Fräulein von Carreville behaupte, nicht wahnsinnig zu sein, — sagte der Commissär zu mir, — das genügt nicht... alle Wahnsinnigen behaupten, sie seien es nicht;... ich kann also unmöglich das Hausrecht eines respectablen Arztes verletzen blos auf Ihre alleinige Aussage hier; nichts desto weniger nehme ich dieselbe auf und werde darüber Bericht erstatten. Aber ich muß dem Gesetze seinen Lauf lassen.

— Als ich vorhin gleich handeln wollte, — sagte Dagobert, hatte ich da nicht alles das voraus gesehen? und doch war ich so schwach, Euch Gehör zu schenken.

— Aber, Vater, was Du versuchen wolltest, war unmöglich... und Du setztest Dich zu gefährlichen Folgen aus, wie Du selbst eingesehen hast.

— So hat man Dir also, — versetzte der Soldat, ohne seinem Sohne zu antworten, — formell und positiv gesagt, daß man nicht daran denken könne, auf gesetzlichem Wege es zu erlangen, daß Rose und Blanche heut Abend oder morgen früh mir wiedergegeben werden?

— Nein, mein Vater, in den Augen des Gesetzes ist dieser Fall nicht so dringend; die Sache kann vor zwei, drei Tagen nicht entschieden werden.

— Das wollte ich nur wissen, — sagte Dagobert, stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

— Dennoch — versetzte sein Sohn, — hielt ich mich noch nicht für geschlagen. In Verzweiflung konnte ich mich nicht zu dem Glauben entschließen, daß die Justiz gegen so billige Reclamationen taub bleiben könnte... Ich lief nach dem Justizpalaste,... in der Hoffnung, daß ich dort vielleicht einen Richter oder einen andern Justizbeamten treffen würde, der meine Klage annehmen und augenblicklich Maßregeln treffen würde...

— Nun? — sagte der Soldat und blieb stehen.

— Man sagte mir, das Parquet des königlichen Procurators wäre alle Tage um fünf Uhr geschlossen und um zehn Uhr geöffnet. In Deine Verzweiflung und an die Lage dieses armen Fräuleins von Cardoville denkend, wollte ich noch einen Schritt versuchen. Ich ging auf eine Wache, wo Linientruppen waren unter dem Commando eines Lieutenants... ich habe ihm Alles gesagt, er sah mich so bewegt, ich sprach mit ihm mit so viel Wärme, so viel Ueberzeugung, daß er sich für mich interessirte... Herr Lieutenant, sagte ich zu ihm, bewilligen Sie mir nur eine Gunst, lassen Sie einen Unteroffizier und zwei Mann sich nach dem Kloster begeben und dort gesetzlichen Eingang verlangen. Man verlange dort die Töchter des Marschall Simon zu sehen; man lasse ihnen die Wahl, dort zu bleiben oder wieder zu meinem Vater zu gehen, der sie aus Rußland hierhergebracht hat... und dann wird man sehen, ob sie dort nicht wider ihren Willen zurückgehalten werden.

— Und was hat er darauf geantwortet? — fragte die Maheux, während Dagobert die Achsel zuckend wieder auf- und abging.

— Mein Bursche, — sagte er zu mir, — was Sie da von mir fordern, ist unmöglich; Ihre Gründe scheinen mir sehr gültig, aber ich kann eine so wichtige Maßregel nicht auf mich nehmen. Wenn ich mit Gewalt in ein Kloster dringen wollte, könnte man mich dafür cassiren. — Aber, mein Herr, was soll ich denn anfangen? es ist um den Kopf zu verlieren! — Meiner Treu, ich weiß es nicht. Das Beste ist, Sie warten... — sagte der Lieutenant zu mir. Da glaubte ich nun Alles gethan zu haben, was nur menschenmöglich sei und bin wieder zurückgekommen, indem ich hoffte, Du würdest glücklicher gewesen sein als ich; unglücklicher Weise habe ich mich getäuscht.

Dies sagend warf der Schmied todmüde sich auf einen Stuhl.

Nach diesen Worten Agricol's, welche die letzten Hoffnungen der drei Personen vernichteten, herrschte eine Zeitlang Schweigen; sie blieben, vom Schlage dieses unerbittlichen Verhängnisses getroffen, stumm und verzweifelnd.

Ein neues Ereigniß vermehrte noch den düstern, schmerzlichen Charakter dieser Scene.

Elftes Kapitel.

Entdeckungen.

ie Thür, welche Agricol vergessen hatte ganz zuzumachen, öffnete sich so zu sagen schüchtern und Françoise Baudoin, Dagobert's Frau, trat bleich, sich kaum halten könnend, über die Schwelle.

Der Soldat, Agricol und die Maheux waren in eine so tiefe Niedergeschlagenheit versunken, daß keine von den drei Personen anfangs Françoisens Eintritt bemerkte.

Diese that kaum zwei Schritte in's Zimmer und fiel dann mit gefalteten Händen auf's Knie, indem sie mit schwacher und demüthiger Stimme sagte:

— Mein armer Mann... verzeihe mir!

Bei diesen Worten wandten Agricol und die Maheux, welche der Thür den Rücken zukehrten, sich um und Dagobert hob den Kopf schnell in die Höhe.

— Meine Mutter... — rief Agricol, indem er nach Françoisen hinlief.

— Mein Weib, — rief Dagobert, indem er aufstand und einen Schritt auf die Unglückliche zuging...

— Gute Mutter, Du auf den Knieen, — sagte Agricol, indem er sich zu Françoisen niederbeugte und sie gerührt umarmte, — steh doch auf.

— Nein, mein Kind, — sagte Françoise mit ihrem gewöhnlichen zugleich sanften und festen Tone, — ich werde nicht aufstehen, bevor Dein Vater mir nicht verziehen hat... Ich habe großes Unrecht gegen ihn begangen... jetzt weiß ich es.

— Dir verzeihen, armes Weib, — sagte der Soldat bewegt und näherte sich, — habe ich Dich denn jemals angeklagt, eine erste Regung der Verzweiflung abgerechnet?... Nein, nein, es sind schlechte Priester, die ich angeklagt habe... und ich hatte Recht... Nun, da bist Du ja wieder, — fügte er hinzu, indem er seinem Sohne Françoisen aufheben half; — das ist ein Kummer weniger... Man hat Dich also in Freiheit gesetzt?... Gestern konnte ich noch nicht einmal erfahren, wo Dein Gefängniß ist... Ich habe so viel Sorgen, daß ich gar nicht an Dich denken konnte... Nun, liebes Weib, sei Dich doch...

— Gute Mutter, wie schwach Du bist, wie Du frierst und wie blaß Du aussiehst, — sagte Agricol ängstlich und hatte die Augen voll Thränen.

— Warum hast Du es uns nicht vorher sagen lassen, — fügte er hinzu, — wir hätten Dich geholt... Aber wie Du zitterst, liebe Mutter, Deine Hände sind ganz eisig. — Dies sagend kniete der Schmied vor Françoisen hin, darauf wandte er sich zur Maheux: — Mach doch gleich ein wenig Feuer...

— Ich hatte daran gedacht, als Dein Vater kam, Agricol, aber es ist weder Holz, noch Kohle mehr da...

— Nun dann bitte ich Dich, meine gute Maheux, gehe hinunter und leihe Dir vom Vater Leriet etwas... er ist so gutmüthig, daß er es Dir nicht abschlagen wird... meine arme Mutter ist im Stande krank zu werden, sieh einmal, wie sie zittert.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so verschwand die Maheux.

Der Schmied stand auf, nahm die Decke des Bettes und wickelte dieselbe sorgsam um die Füße und Kniee seiner Mutter, darauf kniete er abermals vor ihr nieder und sagte zu ihr:

— Deine Hände, liebe Mutter...

Und Agricol nahm die zitternden Hände seiner Mutter in die seinigen und versuchte sie mit seinem Athem zu erwärmen.

Nichts war rührender als dies Gemälde... wie dieser kräftige Bursche mit dem energischen und entschiedenen Gesichte, das jetzt den Ausdruck einer bewundernswürdigen Zärtlichkeit trug, seine arme, alte, bleiche und zitternde Mutter mit den zartesten Aufmerksamkeiten umgab.

Dagobert, der wie sein Sohn gut war, nahm ein Kopfkissen, brachte es und sagte zu seiner Frau:

— Rücke Dich ein Bischen nach vorne, ich will dies Kissen hinter Dich legen, Du wirst so besser sitzen und dann wärmt es auch.

— O, wie Ihr mich alle Beide verwöhnt, — sagte Françoise, indem sie zu lächeln versuchte, — und Du besonders, wie gut Du bist... nach all dem Bösen, was ich Dir angethan habe, — sagte sie zu Dagobert.

Und eine ihrer Hände aus denen ihres Sohnes losmachend, ergriff sie die Hand des Soldaten, legte ihre von Thränen erfüllten Augen darauf und sagte dann mit leiser Stimme zu ihm:

— Im Gefängniß habe ich es bereut...

Agricol's Herz brach bei dem Gedanken, daß seine Mutter im Gefängniß einen Augenblick lang mit elenden Creaturen zusammengeworfen worden sei... sie die fromme und würdige Frau von so englischer Reinheit... Er wollte so zu sagen sie für eine ihr so schmerzliche Vergangenheit trösten, aber er schwieg, indem er daran dachte, daß es Dagobert nur einen neuen Kummer bereiten würde. Deshalb sagte er:

— Und Gabriel, liebe Mutter,... wie geht es ihm, dem guten Bruder? Da Du ihn gesehen hast, sag' uns, was er macht.

— Seit seiner Ankunft, — sagte Françoise, sich die Augen trocknend, — ist er ganz zurückgezogen,... seine Obern haben ihm streng verboten auszugehen... Glücklicherweise verboten sie ihm nicht, meinen Besuch anzunehmen... Seine Worte und seine Rathschläge haben mir die Augen geöffnet; er hat mir dargethan, wie sehr ich, ohne es zu wissen, gegen Dich, mein armer Mann, schuldig gewesen bin.

— Was meinst Du? — versetzte Dagobert.

— Ich, Du kannst wohl denken, daß, wenn ich Dir so viel Kummer bereitet habe, es nicht aus Bosheit geschehen ist... Als ich Dich so verzweifelt sah, litt ich fast eben so sehr als Du, aber ich wagte nicht, es Dir zu sagen, aus Furcht, meinen Eid zu verletzen... ich wollte ihn halten, indem ich glaubte Recht zu thun und meinte, es sei meine Pflicht... Indessen sagte mir doch irgend etwas, meine Pflicht

---

wenn der mit den Vögeln wider mich kommt, so werde ich besiegt!" Der Adler dachte Gleiches und sprach: „Der hat einen Schwanz und Füße wie die Bestie; ich glaube, daß wenn er mit ihnen über mich kommt, ich dann nicht bestehen werde!" Deshalb schickten Beide Boten an ihn, daß er sage, wer er wäre und weshalb er da säße. Der Greif sagte ihnen: „Ich bin Vogel und Thier, aber weder Greif noch Gibellin. Hier sitze ich aus Liebe zum Frieden und will weder Parteiung noch Streit." Da er das sagte, wurde er von Allen sehr freundlich aufgenommen. Der Greif konnte nach Belieben hingehen zu den vierfüßigen Thieren und zu den Vögeln, weil Keiner Verdacht gegen ihn hatte. Dabei verhandelte er über den Frieden und da sie ihm vertrauten, überließen sie ihm die Sache. Er that nun den Spruch, daß Alle sich schnell von der Wahlstatt entfernen und nicht mehr im Kriege, sondern im Frieden mit einander bleiben sollten.

Also wer Frieden haben will, darf nicht Parteien anhängen.

7. Der Kuckuk.

Vögel fanden ein Nest von Moosen und wohlduftenden Blumen. Es sagte der Adler, der König der Vögel, daß dieses Nest dem edelsten Vogel gegeben werden solle und ließ rufen die Vögel des Himmels und fragte vor Allen, welcher Vogel der schönste wäre? Es antwortete aber der Kuckuk: Der Kuckuk! Und wieder fragte er, welcher Vogel der schnellste wäre? Es antwortete der Kuckuk: Der Kuckuk! Und wieder fragte der Adler, welcher Vogel sehr gut singe? Und es antwortete der Kuckuk: Der Kuckuk! Und wieder fragte der Adler, welcher Vogel der tapferste wäre? Es antwortete der Kuckuk: Der Kuckuk. Da sagte der Adler unwillig: „Unsteiger Kuckuk, immer lobst Du Dich und niemals empfiehlst Du einen anderen und dennoch bist Du weder der schönste, noch der edelste, noch der tapferste und singst nicht gut, sondern schreiest immer dasselbe und deshalb spreche ich die Strafe der Verdammniß gegen Dich aus, daß Du weder jenes Nest noch ein anderes je haben wirst." Daher legt der Kuckuk seine Eier immer in das Nest eines Andern.

So empfehlen die meisten Mönche immer sich selbst und loben ihr Werk. Frage Mönche, welche Classe die bessere sei, so werden die Fratres minores sagen: unsere. So sagen die meisten Schwarzen (Benedictiner) immer, ihre Werke, ihre Tractate seien die besseren. So singen die Krieger und alle Stände der Menschen immer: Kuckuk! Aber die Gerechten und Großmüthigen schätzen sich gering und niedrig.

8. Die Krähe.

Die Krähe sah einmal, daß sie häßlich und nackt war, und sagte das dem Adler. Der Adler sagte ihr, daß sie nehmen solle abwechselnd von verschiedenen Vögeln. Und sie that so, nahm vom Schweife des Pfauen und der Taube, wie ihr gefiel von anderen Vögeln. Als die Krähe sich geschmückt sah, fing sie an die anderen Vögel zu verlachen. Es kamen aber die anderen Vögel und beklagten sich beim Adler über den Uebermuth der Krähe. Der Adler antwortete: Es nehme ein Jeder seine Federn zurück und so wird sie gedemüthigt. Als das geschehen war, wurde die Krähe häßlich und nackt gelassen.

So überhebt sich der arme Mensch wegen seines Schmuckes. Wenn das Schaf seine Wolle, die Erde den Linnen, Rinder und Ziegen die Haut und die Lämmer ihre Felle bekommen sollten, so würde der arme Mensch auch häßlich und nackt bleiben. Und so wird es gewißlich werden am Tage des Todes, wenn er Nichts mit sich tragen wird von seinen Gütern.

Heinrich Wuttke.

Der Fischfang am Mississippi.

Von F. Gerstaecker.

Am Ufer des Mississippi, im westlichen Tenessee, stand am Rande einer kleinen, kaum begonnenen Lichtung eines der unscheinbaren, niederen Blockhäuser, die überall, roh, aus unbehauenen Stämmen aufgeführt, im westlichen, noch nicht stark bewohnten Theile von Nord-Amerika gefunden werden.

Der Ansiedler, ein junger Mann Namens Dehart, hatte sich, wenige Wochen nach seiner Verheirathung, aus Kentucky, wo ihm die Bevölkerung zu dicht wurde, an das Ufer des Mississippi nach Tenessee zurückgezogen, und nur darum das gesündere Klima des älteren, bergigen Staates gegen den un-

sei es, Dich nicht so unröstlich zu machen. — Ich mein Gott, erleuchte mich, — rief ich in meinem Gefängnisse, indem ich niederkniete und trotz der Spöttereien der anderen Frauen betete; — wie kann eine gerechte und fromme Handlung, welche mir von meinem Beichtvater, von dem ehrwürdigsten der Männer, befohlen worden ist, mich und die Meinen mit so viel Qualen niederschlagen? Habe Mitleid mit mir, gütiger Gott, begeistere mich und benachrichtige mich davon, wenn ich Böses gethan habe, ohne es zu wollen... — Wie ich so eifrig betete, hat Gott mich erhört, er gab mir die Idee ein, mich an Gabriel zu wenden... — Ich danke Dir, mein Gott, ich werde gehorchen, — sagte ich zu mir... Gabriel ist wie ein Kind, er ist auch Priester... er ist ein heiliger Märtyrer... Wenn irgend einer auf der Welt an Barmherzigkeit und Güte dem göttlichen Heiland gleicht,... so ist er es!.. Wenn ich aus dem Gefängnisse gehe, will ich ihn befragen... er wird meine Zweifel aufklären.

— Liebe Mutter, Du hast Recht, — sagte Agricol, — der Gedanke kam von oben!... Gabriel ist ein Engel, ist Alles, was es nur Reines, Muthvolles, Edles auf der Welt giebt. Er ist das Muster des wahren Priesters, des Priesters, wie er sein soll.

— Ach, armes Weib, — sagte Dagobert zu ihr, — wenn Du niemals einen andern Beichtvater gehabt hättest, als Gabriel!...

— Ich hatte wohl daran gedacht vor seinen Reisen, — sagte Françoise naiv, — ich hätte es so gern gesehen, wenn das liebe Kind mir die Bürde abgenommen hätte... aber, stehst Du, ich habe gefürchtet den Abbé Dubois bös zu machen und daß Gabriel zu nachsichtig für meine Sünden sein würde.

— Deine Sünden, arme liebe Mutter, — sagte Agricol, — hast Du jemals auch nur eine einzige begangen!

— Und Gabriel, was hat er gesagt? — fragte der Soldat.

— Ach, mein Freund, warum habe ich nicht früher schon ein solches Gespräch mit ihm gehabt... Was ich ihm vom Abbé Dubois mittheilte, hat seinen Verdacht erregt, darauf hat er mich, das liebe Kind, über vieles gefragt, worauf er bis dahin noch niemals mit mir gesprochen... Ich habe ihm mein ganzes Herz geöffnet... er mir auch das seinige, und wir haben traurige Entdeckungen über Personen gemacht, welche wir bisher für sehr ehrenwerth gehalten und die uns dennoch wider unser besseres Wissen getäuscht haben...

— Wie so das?

— Ja, man sagte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit Sachen, als ob sie von mir kämen, und mir wieder erzählte man etwas, als käme es von ihm... So hat er mir eingestanden, daß er anfangs gar keinen Beruf in sich gefühlt habe Priester zu werden... aber man hat ihm versichert, daß ich mein Heil in dieser und jener Welt nicht gesichert hätte, wenn er nicht in den Orden träte, weil ich überzeugt sei, der Herr würde mich dafür belohnen, daß ich ihm einen so ausgezeichneten Diener gegeben; und dennoch wagte ich niemals, ihn, Gabriel, um einen solchen Beweis von Anhänglichkeit zu bitten, obgleich ich ihn als Waise von der Straße aufgenommen und ihn, vermöge Entbehrungen und Arbeiten, wie einen Sohn erzogen hatte... Seht, nun glaubte das arme liebe Kind alle meine Wünsche zu erfüllen... und hat sich geopfert. Er ist in's Seminar getreten.

— Aber das ist ja furchtbar, — sagte Dagobert, — es ist eine nichtswürdige List und für die Priester, welche sich derselben schuldig gemacht haben, ist es eine lästerliche Lüge...

— Zu derselben Zeit, — versetzte Françoise, — führte man eine andere Sprache gegen mich. Man sagte mir, daß Gabriel Muth fühle, aber nicht mage, es mir einzugestehen, aus Furcht, ich möchte wegen Agricol's eifersüchtig sein, der niemals etwas anderes als ein Arbeiter werden und nicht die Vortheile genießen würde, welche das Priesterthum Gabriel zusichere... Als er daher mich um Erlaubniß bat, in das Seminar treten zu können (das liebe Kind, er trat nur ungern ein, aber er glaubte mich sehr glücklich dadurch zu machen), da habe ich, anstatt ihn von dieser Idee abzubringen, im Gegentheil nach Möglichkeit ihn aufgefordert, dieselbe zu verfolgen, indem ich ihm versicherte, er könne nichts Besseres thun und er verursache mir dadurch eine große Freude... Ja, Ihr könnt Euch leicht denken, ich übertrieb mein Zureden, aus Furcht, er möge mich für eifersüchtig wegen Agricol's halten.

— Welche nichtswürdige Machination, — sagte Agricol außer sich, — man speculirte auf schimpfliche Weise auf Eure gegenseitige Ergebenheit... also sah Gabriel in der fast gezwungenen Ermuthigung, welche Du seinem Entschlusse angedeihen ließest, den Ausdruck Deines liebsten Wunsches...

— Nach und nach indessen, da Gabriel das beste Herz von der Welt war, ist ihm der Beruf gekommen, daß es ganz natürlich, die zu trösten, welche leiden; sich für die Unglücklichen zu opfern, dazu ist er ganz und gar wie geschaffen... Daher hätte er auch niemals über die Vergangenheit mit mir gesprochen, ohne unsere Unterredung von heute Morgen... Aber da habe ich ihn, der sonst so sanft, so schüchtern ist, entrüstet und besonders gegen Herrn Rodin, so wie gegen eine andere Person, welche er noch beschuldigt, erbittert werden sehn!... Er hatte sehen, wie er mir sagte, ernsthafte Beschwerden gegen sie,... aber diese Entdeckungen hätten das Maß voll gemacht.

Bei diesen Worten Françoise's machte Dagobert eine Bewegung, legte die Hand an die Stirn, als ob er seine Erinnerungen sammeln wollte. Seit einigen Minuten hatte er mit tiefem Erstaunen und fast mit Schrecken diese heimlichen Schliche mit an, welche mit so geschickter und außerordentlicher Nichtswürdigkeit ausgeführt waren.

Françoise fuhr fort:

— Endlich, als ich Gabriel gestand, daß ich auf den Rath des Abbé Dubois, meines Beichtvaters, einer fremden Person die Kinder übergeben habe, welche man meinem Manne anvertraut hätte... die Töchter des General Simon... da hat das liebe Kind, ach, so schwer es ihm auch wurde, mich getadelt, nicht deshalb, weil ich den beiden armen Waisen die Wohlthaten unserer heiligen Religion wollte zukommen lassen, sondern, weil ich meinen Mann nicht dabei zu Rathe gezogen, der allein vor Gott und vor den Menschen für das ihm anvertraute Pfand verantwortlich sei. Gabriel hat deßhalb das Benehmen des Abbé Dubois gerügt, der mir, wie er sagte, schlechte und hinterlistige Rathschläge gegeben; und gleich darauf hat mich das liebe Kind mit seiner englischen Sanftmuth getröstet und mich aufgefordert, hierherzugehen und Dir Alles zu sagen, mein armer Mann. Er hätte mich gern begleiten mögen, denn ich wagte kaum wieder hierherzugehen zu Dir, so trostlos war ich über das Unrecht, welches ich Dir angethan habe, aber unglücklicherweise wurde Gabriel in seinem Seminar zurückgehalten, da er sehr strenge Befehle von seinen Oberen hatte; er konnte daher nicht mit mir gehen, und...

Dagobert unterbrach hastig seine Frau; er schien in einer großen Aufregung zu sein.

— Ein Wort noch, Françoise, — sagte er, — denn wahrhaftig, unter so vielen Sorgen, umgeben von so schwarzen und teuflischen Anschlägen, verliert man das Gedächtniß und der Kopf wird irre... An dem Tage, wo die Kinder verschwanden, sagtest Du mir; als Du Gabriel bei Dir aufnahmst, hattest Du an seinem Halse eine Medaille von Bronze gefunden und in seiner Tasche ein Portefeuille mit Papieren, die in einer fremden Sprache geschrieben waren?

— Ja, mein Freund.

— Du hattest später diese Papiere und die Medaille Deinem Beichtvater gegeben?

— Ja, mein Freund.

— Und hat Gabriel niemals seitdem von der Medaille und den Papieren gesprochen?

— Nein.

Als Agricol diese Erklärung seiner Mutter hörte, betrachtete er sie erstaunt und rief aus:

— Er hat also Gabriel dasselbe Interesse, wie die Töchter des General Simon und Fräulein von Cardeville, sich morgen früh in der Rue Saint-François einzufinden?

— Gewiß, — sagte Dagobert, — und jetzt besinnst Du Dich wohl darauf, daß er bei meiner Ankunft zu uns gesagt hat, in einigen Tagen würde er unsern Beistand in einer sehr ernsten Angelegenheit nöthig haben.

— Ja, allerdings, mein Vater.

— Und jetzt hält man ihn in seinem Seminar gefangen... Deiner Mutter hat er gesagt, er habe sich über seine Oberen zu beklagen, und als er unsern Beistand verlangte, erinnerst Du Dich wohl, hatte er eine so betrübte Miene, daß ich noch zu ihm sagte...

— Wenn es sich um ein Duell auf Leben und Tod handelte, könne er nicht anders sprechen... — versetzte Agricol, Dagobert unterbrechend. Das ist wahr, mein Vater, und dennoch hast Du, der Du Dich auf Muth verstehst, anerkannt, daß Gabriel's Muth dem Deinen gleiche... Wenn er also seine Oberen so sehr fürchtet, muß die Gefahr groß sein.

— Jetzt, wo ich Deine Mutter gehört habe... begreife ich Alles, — sagte Dagobert. — Gabriel ist wie Rose und Blanche, wie Fräulein von Cardeville... wie Deine Mutter, wie wir selbst vielleicht, Opfer einer bösen Machination schlechter Priester... Siehst Du, jetzt, wo ich ihre nichtswürdigen Mittel, ihre teuflische Hartnäckigkeit kennen lerne... — fügte der Soldat leiser sprechend hinzu, — jetzt sehe ich wohl, muß man sehr stark sein, um gegen sie zu kämpfen... Nein, ich hatte keine rechte Idee von ihrer Macht...

— Du hast Recht, mein Vater... denn Diejenigen, welche heuchlerisch und boshaft sind, können eben so viel Böses thun, als die Guten, welche gut und barmherzig sind, wie Gabriel. Es giebt keinen unversöhnlicheren Feind, als einen boshaften Priester.

— Ich glaube Dir... und das erschreckt mich, denn im Grunde sind meine armen beiden Kinder in ihren Händen... Sollten wir sie ihnen ohne Kampf überlassen müssen?... Ist Alles schon verloren?... O, nein, nein, keine Schwäche... und dennoch weiß ich nicht, seit Deine Mutter uns diese teuflischen Schliche entdeckt hat, fühle ich mich minder stark, minder entschlossen... Alles, was um uns her vorgeht, scheint mir furchtbar. Die Entführung dieser Kinder ist nicht eine vereinzelte Thatsache, sondern die Verzweigung einer weiten Verschwörung, welche uns umgiebt und uns bedroht... Mir scheint, als ob ich und Alle, die ich liebe, im Dunkeln gingen, mitten unter Schlangen, unter Feinden und Schlingen, welche man nicht sehen und bekämpfen kann... Was soll ich Dir sagen?... Ich, der ich niemals den Tod gefürchtet habe, ich bin nicht sorgenvoll... und dennoch gestehe ich Dir ganz offen... diese Schwarzröcke machen mir Furcht... Ja, ich fürchte mich vor ihnen...

Dagobert sprach diese Worte mit einem so aufrichtigen Tone, daß sein Sohn bebte, denn er theilte denselben Eindruck mit ihm.

Und das mußte so sein; offene, energische, entschlossene Charaktere, die gewohnt sind am hellen Tage zu handeln und zu kämpfen, können nur eine Furcht empfinden, die, im Dunkeln von unsichtbaren Feinden umschlungen und getroffen zu werden; so hatte Dagobert wohl zwanzigmal dem Tode getrotzt, und dennoch empfand der Soldat eine unbestimmte Furcht, als er seine Frau die dunkle Gewebe von Betrug, Schlauheit, Lüge und Verleumdungen auseinander legen hörte, und obgleich in Bezug auf sein nächtliches Unternehmen gegen das Kloster sich wesentlich nichts geändert hatte, erschien dasselbe ihm doch in einem unheimlicheren, gefährlicheren Lichte.

Das Schweigen, welches seit einigen Augenblicken herrschte, wurde durch die Rückkehr der Mayeux unterbrochen.

Da diese wußte, daß die Unterredung Dagobert's, seiner Frau und Agricol's keinen überflüssigen Hörer haben dürfe, so klopfte sie leise an die Thür, indem sie mit dem Vater Loriot draußen blieb.

---

gesunden Boden des neuangebauten, sumpfigen Landstriches vertauscht, um, wie tausend Andere an demselben Strome, Klafterholz aus den gewaltigen Stämmen, welche die Thäler füllten, zu hauen und es dann an die vorbeifahrenden Dampfboote zu verkaufen, ohne eigentlich, genau genommen, mehr Recht auf das Holz, welches er sich zueignete, zu haben, als der Kaiser von China oder irgend eine andere, sonst unbekannte Herrlichkeit.

Er hatte übrigens, mit den Gesetzen seines Vaterlandes bekannt, dort eine kleine Hütte oder „ein Haus", wie er's nannte, errichtet und fällte munter drauf los, was ihm, unter dem Rechte der Ansiedelung, — preemption right — auch Niemand verwehren konnte; obgleich es in der That keineswegs seine Absicht war, den Fieber erzeugenden Landstrich längere Zeit zu bewohnen, als er gebrauchen würde, sich eine hinlängliche Summe mit dem Holze, was darauf wuchs, zu verdienen, um sich dann nach einer besseren, gesünderen Gegend zurückzuziehen und Ackerbau zu treiben.

Das niedere Blockhaus umgab ein Streifen urbar gemachten Landes, mit Mais bepflanzt, und am Ufer lagen lange Reihen hochaufgeschichteten Klafterholzes.

Herrschte aber auch in der kleinen Wohnung eine tiefe Stille, die nur durch die fernen, regelmäßigen Axtschläge der im Holze arbeitenden Sklaven (Dehart besaß deren sechse) unterbrochen wurde, so war ein desto regeres Leben in dem kleinen Hause selbst, durch dessen aus Lehm aufgeführten Kamin ein dünner, blauer Rauch emporwirbelte.

Dort saßen in höchst gemüthlich heiterer Stimmung drei Männer um das Kamin herum, in welchem ein kleines Feuer knisterte, das übrigens keineswegs der Kälte wegen angezündet sein mochte, denn es war im April und sehr warm; mitten aber in der züngelnden Flamme stand ein runder, eiserner Kessel, vor dem ein untersetzter, wohlbeleibter Mann, dessen hochrothes, durch vieles Kochen noch mehr erhitztes Gesicht ihn nicht als einen Insassen dieser Gegend erkennen ließ, gar oft den Deckel abhob, um sich von den Fortschritten des Inhalts zu überzeugen.

Ihm gegenüber saß auf einem abgesägten Holzklotze die lange, dürre Gestalt eines Mannes, der, in eine weiße, dünne Jacke und in Nanking „Unaussprechliche" gekleidet, furchtbar von den ihn umschwärmenden Mosquitos geplagt sein, so daß ihm nicht ein Augenblick der Ruhe blieb und er, seine langen Arme fortwährend umherwerfend, unermüdet verjagte die lästigen Peiniger von sich abzuwehren und zu verscheuchen.

Zwischen diesen Beiden ruhte auf einem bequemen, wenn auch rohgearbeiteten Lehnstuhl ein alter, silberhaariger Mann, der Vater des jungen Dehart, und schaute wohlgefällig, scheinbar in tiefster Seele ruht mit sich selbst zufrieden, in die knisternde Flamme, der den schwarzen Kessel umspielte.

„Vater Dehart," rief jetzt der kleine Dicke, dessen Name Magnus war, „das Wasser beginnt zu kochen und wir können mit dem besten Willen nicht länger auf Euren Sohn warten; ich für meinen Theil habe einen Durst, der nicht mehr zu bändigen ist, und sehe überhaupt gar nicht ein, warum er nicht schon lange hier sein könnte, es ist kaum 2 Meilen bis zum anderen Haus und seit 10 Uhr Morgens ist er fort."

„Mir auch recht," entgegnete der Alte, „laßt uns unsern slew*) zurecht machen und wenn er unter der Zeit nicht kommt, gut! mag er sehn, wo er was findet! Aber, Mettel, Ihr droht Euch ja die Seele aus dem Leibe!" wandte er sich jetzt lachend an den Langen, dessen Kampf mit den ihn in Schaaren umschwärmenden Mosquitos seinen höchsten Punkt erreicht zu haben schien; „Euch muß so süßes Blut durch die Adern fließen, daß es ein wahres Fest für die armen, ausgehungerten Thierchen ist, davon zu kosten!"

„Oh! der böse dos süße Blut!" rief Mettel ärgerlich, indem er sich derb an die Waden schlug, um einige der lästigen Insecten, die ihn dort mit besonderer Wuth angegriffen hatten, zu erlegen; „die verwünschten Dinger haben so verdammt spitze Gesichter, daß sie Einem gleich den ganzen Kopf in das Fleisch schieben; ich weiß übrigens gar nicht, wie es zugeht, daß sie es Alle auf mich abgesehn zu haben scheinen; Euch Beide rührt fast keines an."

„Wir sind alt und zäh!" schmunzelte der alte Dehart, „sie nehmen sie mit Euch vorlieb."

„Wo habt Ihr denn jetzt Alles, was zum slew gehört?" fragte Magnus, „der Whisky und Zucker ist hier, wo aber finde ich das Andere?"

---

*) Slew, ein sehr amerikanisches Gericht aus heißem Wasser, Whisky, Molasses, Zucker und Butter bereitet

— Kann man eintreten, Madame Frangeit? — sagte die Advokatin.

— Ja, ja, kann bereits, meine gute Monrat, — sagte Agricol, während sein Vater sich den kalten Schweiß von der Stirne wischte.

Die Thüre öffnete sich und man sah den mürrischen Jörber, dessen Züge Leute und Zeug unzufriedenheitig musterte ehe er sich auf der einen Seite einen Platz wählte und, auf der andern Seite auf einer Feuerbanquette stimmende Akkorde.

— Madam Mondu die ganze Gesellschaft, — sagte der Bastier Lucien, — ich danke Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben, Madame Frangeit. Sie wissen, daß meine Noten und Akkorde, was immer ist, Ihnen zu Diensten steht. — unser Kadenzen sind nun geschlossen, das Publikum hat verstanden leicht; Sie sind zu seiner Zeit gegen meine kleine Komposition auch sehr gütig gewesen! —

Darauf sagte er das Zeichen in eine Ecke, gab die Freitschaft an Agricol, und der mürrige Jörber erteilt an der Feuerzange und langsamen Mienen der verschiedenen Instrumenten Personen, daß es bisher von ihm sein wütete, einen Beschluß nicht in so hohem Grade zu sein, wie vorher hinge:

— Haben Sie nicht noch etwas Unsres nötig, Madame Frangeit? —

— Nein, Bastier Lucien, ich danke.

— Dann, gute Nacht, schlafen Sie wohl . . . Darauf wandte der Jörber sich an den Vater Frangeit und sagte:

— Vergessen Sie nicht den Brief für deinen Dogobert, ich habe noch nicht getrunken ihn angefaßen, ich habe nie viel Zeit übrig und mir Dokumente mit Fabrik Kontrakt abgeschickt. Gute Nacht!

Und der Bastier Lucien ging hinaus.

— Hier, herr Dogobert, ist der Brief, — sagte die Mönchin.

— Dank, und es ist, mein Junge, — sagte Dogobert zu seinem Sohne, — Zeit, daß deine Lehrjahre vorbei sind, du kannst heim kann . . .

— Agricol nahm den Brief, der nur wenige Zeilen enthielt, und las, ohne vorher die Unterschrift angesehen:

„Auf den Wiesen, 25. November 1831.

„Ich benutze das Begegnen von Ihr Agricol, Mitmeister, Ihnenene Lemmenmeister mit einem Gruße, das ich direkt nach Gurnay schicke, und mir Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß Ihr liebe Paar Zeiten zu zeichnen, welche Dir, mir ich „Ihr", über Ihrer und wahrscheinlich früher als meine leinen Briefe sind Ihnen gekommen werden . . . Du mußt jetzt mit meinem Kleide und Kinde in Paris sein . . . so sagen . . .

„Ich kann nicht entsagen . . . ich kann nicht ab . . . zur „gehaben nach ein Meer . . . ich komme nach Frankreich . . . Bringt nicht vor 15. Februar . . . Ihr Zukunft meiner Frau „und meines Kindes hängt daran ab . . .

„Adieu, mein Freund, einige Dankbarkeit.

„Simon."

— Agricol . . . Dein Vater . . . gestorben! . . . tief bi Mondu.

Bei den vielen Worten dieses Briefes, welches die gegenwärtigen Umstände eine so genaueres Gemälde geben und Dogobert interessieren mußte, war Agricol, ohne Ermahnung und Erschöpfung, verharrten mit diesen Schlag, sagte, ohne sich zu wenden.

— Mein Vater starb auf ihn zu, und hielt ihn einen Augenblick in den Armen, aber dann setzte sich dieser verhängnisvolle Anblick von Dogobert sehr auf den ganzen Ober seine Sinnen und richtete sich in ganzer Höhe auf, sein Gesicht fast, sein ganzes Antlitz nahm einen Ausdruck tiefer Entschlossenheit an und er rief mit voller Anstrengung aus:

„Vater will Dir aus dem Butterfaß nehmen und sein Bild Du mich anzeig ablaufen," sagte der Alte, „meine Sinnesgenossen sind Dir sehr günstig, Du kannst Dir viel Gutes thun und da gibt Alles ein wenig zungefeindschaft hier oben zu, — so daß mir eine genug sein — der Nutzungsfehr steht so schon Alles in Ordnung, und Du kannst Dir ein Stück in den abgeschiedensten Theile, wo der Schlepel darauf ist — nehmen oder nur eine dann voll, das Jung bleibt Einem somit immer in der Nähe des Hofes."

Magnus sprach, wie ihm gelegt, gab die gehörige Quantität Mischung in das bedeute Wasser, warf eine kleine handvoll Kleiegrieß, die Dogobert ihm gab, in das Gefäß seines Vaters, dem Gregors einen milden Beigeschmack zu geben, sinnig, einen Stock weit durchrührte und dann, einen Blechdeckel von einem andern Gefäße nehmend, das Gefäß bedeckte, aufnahm, klemmte er denselben voll mit der dunklen Maß ist zum Hause.

„Preßt," sagte Mettel, als Jener rasch das so fleißig zubereitete Mittel von den Lippen nahm und, vom Stuhle aufspringend, die Luft einlog. „Preßt! das Kalb! ist nicht — ist mir die jetzt noch jetzt Mal so gegangen; aber auch Schuster wird man Ding — ich laße meinen erst kalt werden," und damit begann er aufs Neue seinen Kampf mit den im unsammelten Molekülen.

„Durch Schaden wird man klug! ist" sagte, durch den Spott gedrängt, Magnus, seinen Bücher darf leinen und Mettel hinüberschielend, „nun, dann will ich auch einen guten Rath geben, wenn sacht Euch für viele Nacht eine andere Schlafstelle, als unter meinen Mosquito-Netz, denn verbannt will ich sein, wenn ich mit Euch eine zweite Nacht darunter zubringe."

„Nun!" sing Mettel verwundert, „sag' ich nicht die ganze Nacht kein mir ein Glied Fuß, rühr' ich mich auch nur ein einziges Mal? ich bin ein Mann, der eine ungeheuer gutes lenzergewese Weile von den kleinen Bestien aushungern, ohne mich zu bewegen, ja, auch ich nur unter den schmerzgestellten Bedingungen, daß ich Ruhe und Ordnung in der Lenzer, ja ich in der Mettel! Und mir wollen Euer sein die Mosquitos, die Morgens im Zimmern den Mops fangen, gefällt, als mit dem meinigen! und sagt Ihr Euch mir Ihnen Ihnen wissen?! daß aber

„In Euch Nichts, aber an Euren Schimm!" rief Magnus, „wo steht es denn auch geschrieben, daß überhaupt Morgens Mosquitos in das Zimmer kommen? Ihr wißt ja selber, daß Ihr schon Jemand so ein Paar Beine, wie Ihr an Euren Gaudern habt, gehören? — mein Mosquito-Netz ist für verwöhnte Herrn, gefertigt lange Jahre, und ich verspreche mir nicht für einen Menschen berechnet, dessen Füße so weit von seinem Leibchen entfernt sind, daß er es nicht einmal an benselben Zeug erfühlen, wenn sie ihn hat werden. Glaube Ihr denn, die Mosquitos können den Eingang nicht finden, wenn Ihr Euer beiden langen Spazierstöcker unter dem Netz verstreckt, daß es weit links Fuß von Beinen sind in die Höhe stehen?"

Mettel wollte einen darauf antworten, als die Hunde zurückkamen und von junge Hubert in die Höhe trat.

„Schlecht!" sagte dieser, und er sie mit Mienen so unbeschreiblich, den Kopf zwischen die und die Beinlöcher in der Hand, daßen sah, „daß! da bin ich wohl schon zu spät gekommen! Ihr scheint mir so sehr fleißig zu sein!"

„Eben weil meine Zeit, Jemand!" meinte der Alte; „komm, nimm Dir einen Stuhl und setze Dich zu Deinem Vater!"

„Stuhl!" fragte John, sich überall im Hause umsehend, „wo habt Ihr denn noch einen Stuhl?"

„Nun, da, da, da

Pflicht abzulenken, indem man ihn erschreckt;... einen Schimpf, weil Du mich für fähig hältst, mich einschüchtern zu lassen.

— O, Herr Dagobert, — rief die Mayeux aus, — Sie verstehen Agricol nicht...

— Ich verstehe ihn nur zu gut, — antwortete der Soldat hart.

Von der Strenge seines Vaters schmerzlich ergriffen, aber in seinem von Liebe und Ehrfurcht eingegebenen Entschlusse fest, antwortete Agricol nicht ohne heftiges Herzklopfen:

— Vergieb mir, mein Vater, wenn ich ungehorsam bin;... aber sollte ich mir auch Deinen Haß verdienen, so mußt Du doch erfahren, was Du riskirst, wenn Du Nachts die Mauern eines Klosters erkletterst...

— Junge, Du wagst es... — rief Dagobert, das Gesicht von Zorn geröthet.

— Agricol! — schrie Françoise außer sich, — Dagobert!

— Herr Dagobert, hören Sie Agricol an!... er spricht in Ihrer Aller Interesse, — rief die Mayeux.

— Nicht ein Wort mehr! — antwortete der Soldat, indem er zornig mit dem Fuße stampfte.

— Ich sage Dir, mein Vater, daß Du fast mit Gewißheit die Galeeren riskirst! — rief der Schmied, indem er schrecklich blaß wurde.

— Unglücklicher, — sagte Dagobert, indem er seinen Sohn beim Arme ergriff, — konntest Du mir das nicht lieber verbergen, ehe Du mich dem aussetzest, daß ich ein Verräther und ein Feigling werde! — Darauf wiederholte der Soldat schaudernd: — Die Galeeren!

Und er senkte den Kopf stumm, nachdenklich und wie vernichtet von diesen furchtbaren Worten.

— Ja, in einen bewohnten Ort Nachts mit Einbruch und gewaltthätiger Einsteigung eindringen... das Gesetz ist bestimmt... es stehen die Galeeren darauf! — rief Agricol zugleich erfreut und untröstlich über die Niedergeschlagenheit seines Vaters, — ja, mein Vater, die Galeeren, wenn Du dabei ertappt wirst, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß dies geschieht. Denn wie die Mayeux Dir gesagt hat, ist das Kloster bewacht... hättest Du heute Morgen bei hellem Tage versucht, die beiden jungen Damen zu entführen, so würdest Du zwar verhaftet worden sein, aber dieser Versuch, der offen geschehen, hätte den Charakter einer redlichen Verwegenheit gehabt, die später vielleicht Dich hätte freisprechen lassen... Aber wenn Du so nächtlicherweise die Mauern erkletterst... ich wiederhole es Dir... dann stehen die Galeeren darauf... Jetzt, Vater, entscheide Dich... was Du thust, thue ich mit, denn ich werde Dich nicht allein gehen lassen... Sage ein Wort... und ich schmiede Dir einen Haken, dort unter dem Schranke habe ich Hammer, Zangen... und in einer Stunde können wir gehen.

— — —

Auf die Worte des Schmiedes folgte ein tiefes Schweigen, welches blos durch die erstickten Seufzer Françoisens unterbrochen wurde, die verzweiflungsvoll murmelte:

— Ach, mein Gott, das Alles rührt blos davon her, weil ich dem Abbé Dubois Gehör geschenkt habe.

Vergebens tröstete die Mayeux Françoise; sie fühlte sich selbst von Schauder ergriffen, wenn der Soldat war im Stande, der Infamie zu trotzen, und in diesem Falle würde Agricol mit seinem Vater die Gefahr haben theilen wollen.

Trotz seines entschlossenen und energischen Charakters blieb Dagobert ganz sprachlos vor Entsetzen.

Nach seinen soldatischen Gewohnheiten hatte er in seinem nächtlichen Unternehmen nichts gesehen als eine Art von Kriegslist, welche erstens durch sein gutes Recht autorisirt wurde und ferner durch das unerbittliche Verhängniß seiner Lage; aber die schrecklichen Worte seines Sohnes brachten ihn zum Bewußtsein der Wahrheit, er befand sich in einer furchtbaren Alternative: entweder er mußte das Vertrauen des Marschall Simon und den letzten Willen der Mutter der beiden Waisen verletzen, oder sich einem schrecklichen Schimpfe aussetzen und seinen Sohn zu gleicher Zeit... seinen Sohn! und das Alles, ohne einmal der Befreiung der Waisen gewiß zu sein.

Plötzlich trocknete Françoise ihre in Thränen gebadeten Augen und rief, wie durch eine Eingebung begeistert, aus:

— Aber mein Gott, mir fällt etwas ein... vielleicht giebt es ein Mittel, die lieben Kinder ohne Gewaltthätigkeiten aus dem Kloster zu erretten.

— Wie so das, liebe Mutter? — sagte Agricol schnell.

— Der Herr Abbé Dubois hat sie dahin bringen lassen, aber nach Gabriel's Bermuthung hat er wahrscheinlich nur auf den Rath des Herrn Rodin so gehandelt...

— Und wäre das auch der Fall, meine liebe Mutter, so würde es nichts helfen, sich an Herrn Rodin zu wenden, bei diesem würden wir nichts durchsetzen.

— Bei ihm nicht, aber vielleicht bei jenem mächtigen Abbé, welcher der Vorgesetzte Gabriel's ist und ihn seit seinem Eintritte in's Seminar beschützt hat.

— Welcher Abbé, Mutter?

— Der Herr Abbé von Aigrigny.

— Allerdings, bevor er Priester geworden, war er Militär... vielleicht ist er daher zugänglicher als ein Anderer... und dennoch...

— Aigrigny? — rief Dagobert mit einem Ausdrucke des Abscheues und des Hasses. — Hinter diesen Bäreten steckt ein Mensch, welcher, bevor er Priester wurde, Soldat gewesen ist und der Aigrigny heißt?

— Ja, mein Vater, der Marquis von Aigrigny... vor der Restauration hatte er in Rußland gedient und 1815 bekam er von den Bourbonen ein Regiment.

— Er ist es, — sagte Dagobert mit hohlem Tone. — Wieder er und immer er, wie ein böser Dämon... mag es sich nun um die Mutter, den Vater, oder die Kinder handeln.

— Was meinst Du, Vater?

— Der Marquis von Aigrigny! — rief Dagobert aus. — Wißt Ihr, wer dieser Mensch ist? Bevor er Priester ward, ist er der Verfolger von Rose's und Blanche's Mutter gewesen, die seine Liebe verschmäht. Bevor er Priester wurde, kämpfte er gegen sein Vaterland und befand sich während des Krieges... zweimal dem General Simon gegenüber... Ja, während der General bei Leipzig Gefangener wurde... bei Waterloo mit Wunden bedeckt wurde... renommirte dieser Renegatenmarquis mit den Russen und Engländern! — Unter den Bourbonen befand sich dieser Renegat mit Ehren überhäuft den verfolgten Soldaten des Kaiserreichs gegenüber. Zwischen ihnen beiden fand damals ein erbittertes Gefecht statt... der Marquis wurde verwundet, aber der General Simon verbannte sich, zum Tode verurtheilt, aus seinem Vaterlande... Jetzt ist dieser Abtrünnige Priester, sagt Ihr? Oho, oho, jetzt bin ich überzeugt, daß er es war, der Rose und Blanche hat entführen lassen, um an ihnen den Haß zu stillen, welchen er stets gegen den Vater und die Mutter gefühlt... dieser nichtswürdige Aigrigny hält sie in seiner Gewalt... jetzt habe ich nicht blos das Glück dieser Kinder zu vertheidigen, sondern auch ihr Leben!... Hört Ihr's wohl, ihr Leben!

— Vater, hältst Du diesen Mann für fähig...

— Ein Verräther an seinem Lande, der damit endet, ein nichtswürdiger Priester zu werden, ist zu Allem fähig. Ich sage Euch, daß sie vielleicht zu dieser Stunde die Kinder langsam tödten, — rief der Soldat mit herzzerreißendem Tone aus, — denn sie von einander trennen, ist schon der Anfang zum Morde. — Darauf fügte Dagobert mit nicht zu beschreibender Verzweiflung hinzu: — Die Töchter des Marschall Simon sind in der Gewalt des Marquis von Aigrigny und seiner Spießgesellen... und ich sollte zaudern, ihre Rettung zu versuchen... aus Furcht vor den Galeeren?... Die Galeeren? — sagte er mit einem krampfhaften Gelächter, — was können mir die Galeeren anhaben? bringt man e. Leichnam auf die Galeeren? Und sollte ich nach diesem leb. Versuche, wenn er mißlingt, nicht das Recht haben, mir ei. Kugel durch den Kopf zu jagen?... Lege Dein Eisen in's Feuer, mein Junge... geschwind, die Zeit drängt... schmied. Dein Eisen...

— Aber Dein Sohn begleitet Dich, — rief Françoise mit einem Schrei mütterlicher Verzweiflung aus... Darauf stand sie auf, warf sich Dagobert zu Füßen und sagte: — Wenn Du verhaftet wirst, wird er es mit...

— Um sich die Galeeren zu ersparen... wird er es machen wie ich... ich habe zwei Pistolen.

— Aber ich, — rief die unglückliche Mutter aus, indem sie bittend ihre Arme ausbreitete, — ohne Dich, ohne ihn — was wird aus mir?

— Du hast Recht... ich war eigennützig... ich werde allein gehen, — sagte Dagobert.

— Du wirst nicht allein gehen, Vater, — versetzte Agricol.

— Aber Deine Mutter...

— Die Mayeux sieht, was vorgeht, sie wird Herrn Hardy, meinen Herrn, aufsuchen und ihm Alles sagen... er ist der ehrlichste Mensch von der Welt;... meine Mutter wird an ihm eine Stütze und bis an ihr Ende Brod haben.

— Und ich, ich bin es, die an dem Allen Schuld ist! — rief Françoise und rang verzweiflungsvoll die Hände — Mein Gott, bestrafe mich, mich allein... es ist meine Schuld... ich habe die Kinder ausgeliefert... und nun werde ich durch den Tod meines Sohnes bestraft werden.

— Agricol, Du wirst mich nicht begleiten, ich verbiete es Dir, — sagte Dagobert, seinen Sohn kräftig an seine Brust drückend.

— Jetzt, nachdem ich Dir die Gefahr vorgestellt habe, sollte ich zurückweichen?... O, das kannst Du nicht wollen, Vater. Habe ich nicht etwa auch Jemanden zu befreien? Fräulein von Cardoville, die so gut, so edelmüthig war, die mich vor dem Gefängnisse retten wollte... ist sie nicht eine Gefangene? Ich werde Dir folgen, Vater, das ist Recht, meine Pflicht, ist mein Wille.

Dies sagend, legte Agricol in den glühenden Herd Ofens die Zange, aus welcher ein Haken gemacht werden sollte.

— Ach, mein Gott, habe Erbarmen mit uns Allen! — sagte die arme Mutter schluchzend, und kniete noch immer, während der Soldat einem heftigen inneren Kampfe zur Beute zu sein schien.

— Weine nicht so, liebe Mutter, Du brichst mir das Herz, — sagte Agricol und hob Françoise mit Hülfe der Mayeux auf, — beruhige Dich. Ich habe meinem Vater gegenüber den möglichen schlechten Ausgang des Unternehmens übertrieben darstellen müssen, aber wenn wir Beide zusammen klug dabei zu Werke gehen, so kann es uns gelingen, fast ohne etwas zu riskiren, nicht wahr, Vater? — sagte Agricol und gab Dagobert einen Wink. — Noch einmal, gute Mutter, beruhige Dich... ich stehe für Alles... wir werden die Töchter des Marschall Simon und Fräulein von Cardoville befreien... Mayeux, gieb mir die Zange und den Hammer, die dort unter dem Schranke liegen.

— Da sind Deine Werkzeuge, Agricol, — sagte die Mayeux mit bebender Stimme, indem sie zitternd diese Gegenstände dem Schmied hinreichte. Dieser nahm bald darauf die weißglühend gemachte Zange aus dem Feuer zurück und begann mit gewaltigen Hammerschlägen einen Haken daraus zu formen; den Ofen benutzte er dabei als Amboß.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Wollt Ihr mit, so macht Euch ein Paar scharfe Ruder, dann können wir's zusammen versuchen."

„Hol' mich Dieser und Jener, wenn ich nicht mitgehe," rief Magnus, seinen Becher, der sich unterdessen abgekühlt hatte, mit einem Zuge leerend; „ich habe zwar die Jagd auf ballalos (Büffel) verschworen, aber nicht auf Fische! Wo sind die Ruder? laßt uns lieber gleich aufbrechen."

„Oho, Ihr seid ja plötzlich in gewaltiger Eile," lachte John, „jetzt will ich aber auch erst meinen stew in aller Gemüthsruhe leeren, mein Tom soll übrigens unterdessen die nöthigen Ruder machen, dann wollen wir augenblicklich an die Arbeit gehen," und sich zur Thüre wendend, rief er einem, eben sich mit einem holzbeladenen Karren dem Hause nähernden Neger zu, zwei Ruder zum Fischschlagen zuzuhauen, was aus eben so vielen „clapboards"*) in wenigen Minuten geschehen war. Mettel hatte sich unterdeß mit regem Fleiß an das dampfende Getränk gehalten und stand jetzt ebenfalls auf, um mit den Männern die Jagd zu versuchen, während der alte Debart ruhig sitzen blieb und den Fischern versicherte, daß er einen anderen Kessel voll des belebenden Getränks für sie, wenn sie zurückkämen, bereit halten wolle.

„Gut gesagt, Alter," rief Magnus, indem er sein Ruder schwang, „gut gesagt; haltet was Nasses bereit, denn wenn wir die Fische bringen, dürfen sie nicht auf dem Trocknen liegen bleiben, denn kommt, und wer die meisten schlägt, soll den ersten Zug thun dürfen."

„Und sich wieder das Maul verbrennen," wandte Mettel ein, als er den andern Beiden aus der Thür folgte.

Das Wasser des Mississippi strömte in den Sumpf zurück, da seine Ufer höher als das, wenige hundert Schritt zurückliegende Land sind; steigt daher der Fluß so, daß er fast die Höhe derselben erreicht, so macht er sich erst durch einige kleine sogenannte slews, — die eigentlich weiter nichts als durch den Fluß selbst aufgewühlte Canäle sind, — Bahn und füllt die unermeßlichen Sümpfe des niederen Thales, nur einen einzigen, schmalen Streifen trockenen Landes, dicht an seinen Ufern hinlassend, bis er auch diesen oftmals übersteigt und die Ansiedler nöthigt, in ihren Häusern, die meistentheils drei bis vier Fuß hoch von der Erde errichtet sind, manchmal für mehre Wochen Zuflucht zu suchen, ja, oft sogar den Schutz ihrer Boote und kleineren Fahrzeuge in Anspruch zu nehmen, um sich in diesen, mit ihrem wenigen Hausgeräth Netten weit mit dem Strom hinunterstreibend, auf die ersten Hügel, die sie erreichen können, zu retten.

Zahlloses Vieh geht meistens bei diesen Ueberschwemmungen zu Grunde und von seinem Platz weggeschwemmtes Klafterholz bedeckt den Fluß, während nicht selten selbst ein, seinen Stützen entrissenes Blockhaus zwischen den Stämmen und Trümmern auf der Oberfläche des angeschwollenen Riesenstromes dahintreibt.

F. Gerstaecker.

(Schluß folgt.)

*) 4 Fuß lange, roh ausgeschaltene Bretter, die zum Decken der Häuser benutzt werden.

Am 21. December erscheint:

Illustrirte Zeitung

№ 77.

Inhalt: Der Weihnachtsbaum. — Wochenbericht. — Marokko. IV. — Armuth und Reichthum. — Weihnachten. — Geschichte der Spielzeuge. — Kurze Nachrichten. — Der Ludwigsbrunnen in München. — Die Aufführung des Sommernachtstraums in Berlin. — Postregal. — Briefwechsel. — Anzeigen. — Die Weihnachtsausstellung in Leipzig. — Das Boxspiel (Jeu Boxier). — Wissenschaftliche Anzeige.

Illustrationen: Weihnachtsfeier in Deutschland. — Knecht Ruprecht oder St. Nicolaus. — Salee der Inscriften bei Ankunft der marokkanischen Trophäen in Paris. — Das Zelt Sidi Mohammed's, des Sohnes Abderrhamann's, Kaisers von Marokko, von den Franzosen erbeutet in der Schlacht am Isly. — Der Sonnenschirm desselben. — Asyl für obdachlose Arme in London: Schlafsaal für die Frauen; Schlafsaal für die Männer. — Weihnachtsfeier in England. — Weihnachtsfeier in Rußland. — Weihnachtsmarkt. — Die Fontaine in der Ludwigsstraße in München. — Sommernachtstraum, zwei Illustrationen. — Figur zum Maßnehmen. — Die Tuchhalle, der leipziger Bazar. — Figuren zu dem Gaufpiel. — Rebus.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in gros Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr. —

Leipzig, J. J. Weber.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 4 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 26. Leipzig, Mittwoch den 25. December 1844. 1. Band.

Inhalt.
Der Ewige Jude. Von Eugène Sue. IV. Band: 12., 13., 14., 15. Buch: L. Rigolette. — Mathilde. Von A. Gerstäcker. (Schluß.) — Die Wiederkehr. Von Theodor Hell. — Der Prinz. Gedicht von Moritz Hartmann. — In Sicht. Von Ferdinand Freiligrath. — Aus dem Englischen von J. G. — Miscellen. — Literatur.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus № 25.)

Vierter Band.

Der Boulevard de l'Hôpital.

Zwölftes Kapitel.

Das Strafgericht.

...ugehört war schweigsam und nachdenklich geblieben. Plötzlich sagte er in Französisch, ihre Hände fassend:

„Du kennst Dionen Sohn; ...ihn auf immer verstehen, und er muß begleiten, ich unmöglich. ... Aber beruhige Dich, liebes Weib. ... es wird uns gelingen, hoffe ich ... Morgen es nicht gelingt. ... wenn wir verhaftet werden, Agricol und ich, dann denn ... weiß, keine Feigheit ... kein Schleichweg. ... Vater und Sohn werden Arm in Arm, mit freier Stirn und festigen Blicke in's Gefängniß gehen, wie zwei Menschen vom Werth, die ihre Pflicht gethan haben ... bis zum Ende. — Der Tag des Gerichts wird kommen ... denn sagen wir Alles ... offen und furchtlos ... wir sagen, daß wir bis zum Aeußersten getrieben worden sind ... da wir keinen Schutz, keinen Beistand, keine Hoffnung gefunden, um zu leben wie ist Gemäß unter Aufsicht genommen ... Mich, Schmied, mein Junge, — Eugen Dagobert hingu, daß an seinen Sohn wendend, der das gerötete Eisen schmeckte, — schmeckt nur ohne Furcht ... die Richter sind brave Leute, sie werden auch brave Leute freisprechen.

— Ja, guter Vater, Du hast Recht; beruhige Dich, liebe Mutter, die Richter werden ihre Unschuld sehen, der gerechten Grunden erkennt, die Rechte Mysteris überhingen, um zu strafen ... und einem alten Soldaten um seinem Sohne, sie mit Belege ihrer Freiheit, ihres Lebens, auf Gnade der Bedauerung hin, ohne Zögern haben bestrafen wollen.

— Und wenn man auf diese Sprache seine Zeit hat, — versetzte Dagobert, — nun gut ... dann wird weder Dein Sohn noch Dein Mann in den Augen rechtschaffener Leute entehrt sein ... wenn man sich in den Augen Gottes ... wenn wir den Muth haben, zu leben ... nun gut, dann wird der junge Breslau mit Muth seine Kette tragen ... und der Marquis ... der niederträchtige Priester wird sich nicht lachen als wir ... Muth, mein Sohn, schmeiß einen Zweck! Da guter Genius, was auch der Augen nicht beschämen kann, daß ist ein guter Genius und ein Herr. ... Du hast ein Weib, meine gute Mutter, die Stunde kommt heran um die Zeit bringt. Da Du in den Garten gegangen bist, daß Du bemerkt, daß die Gendarmerie um Kloster von Dir?

— Nein, nicht sehr doch, Herr Dagobert, bestanden auf der Seite von Jerusalem gegenüber, in welchem Fenstern von Gerechtigkeit sich befindet.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Der Fischfang am Mississippi.

(Schluß aus № 25.)

Die Männer erreichten endlich, nicht am Ufer hingehend, den nicht sehr entfernten Platz und kamen, nachdem sie noch etwa zweihundert Schritte in's Innere, an der etwa hügelreichen waren (denn am Ufern war dort, zwischen den hohen Schilfgebüschen, gar nicht zu denken), zu dem saftigen Platz des Badens und begannen ihre Verhandlungen.

Hatte sich aber Meitel schon im Hause über Mosquitos beklagt, so lernte er doch erst hier einsehen, daß die frühere Plage gegen die jetzige nur Spielerei gewesen sei, denn wie soeben unaufhörlichen sie die Fischer, die ruhig und bewegungslos dastehen mußten, und zu Hunderten sogen sie auf ein Mal in die Gesichter der Sprechenden.

„Magnus!“ schrieb Meitel leise, als er mit ungeheurigter Hand durch die Luft griff, dieselbe dann schnell schloß und grimmverzerrte, während er dem leicht auf das Fischerschiffe Umwartenden die weiter gehende Instruktion, in der etwa jetzo der Barken Pompier verteilt sagen. „Magnus! ist das hier eine Gegend für einen vernünftigen, lebenden, Atem holenden Menschen? Glaubt Ihr nicht, daß, wenn sich Jemand hier eine Viertelstunde lang, nein, nur zwei Minuten unbewegt verstellen würde, seine Haut wie ein durchlöchertes Sieb aussehen müßte? O Magnus! ich bin in schlimmen Plätzen gewesen, — in den Sümpfen von Kentucky und Mississippi, aber, Du großer Gott, das sind ja nur Kinder gegen —“

„Ein Stich,“ rief Magnus, der trotz Meitel's Jeremiaden und den ihn selbst unbarmherzigen Insekten aufmerksam die Oberfläche des Wassers, auf der jetzt für einen Augenblick eine rothe Fläche emporwandte und sogleich wieder verschwand, beobachtet hatte, der Augenblick hatte aber genügt um die Harpune, von John's kräftiger Hand geschleudert, durchbohrte den Fisch, der umsonst sich von dem mit Widerhaken versehenen Eisen loszuarbeiten versuchte.

Mit dem Stile, das von der Harpune aus an der Stange hinunterlief und um das Wiederfallen dasselbe verhindern, zog er ihn auf's Ufer, schnitt seine Weite mit dem Messer weiter frei und erwartete einen zweiten, der, kaum erschienen, auf ähnliche Weise in Sicherheit gebracht wurde.

„Die Fische binden aber alle in der Mitte,“ sagte Magnus, „und von hier aus kann man sie doch unmöglich mit dem kurzen Ruder erreichen.“

„Ja, Ihr mißt in's Wasser, da ist weiter kein Rath,“ lachte John, „es ist auch für Euch das Beste, denn so lassen die Mosquitos doch wenigstens Eure Füße in Ruh.“

Mit größtmöglicher Schnelle beeilte Meitel diesen guten Rath von seinen nicht über Gebühr gut zu haben, ganz untergetauchten, um seinen Gefangenen zu entgehen, eine so tiefe Stelle suchte er sich auch Magnus hingegen trat bloß bis über die Knie in die Fluth und erwartete, wie sein Kameras und Leidensgefährte, mit erhobenem Ruder das nächste unglückliche Schicksal.

Da schwankte nicht weit neben ihnen ein junger Baumwollenpflanzer, der und dem Wasser hervorragte, von dem Ausfluß, den einer schweren Flinte an die Schulter reflektiren erschüttert: mit gespannter Aufmerksamkeit hatten die Männer auf den einen Augenblick sich erhoben, als plötzlich die rothe Fläche sichtbar wurde und beide Ruder mit aller nur möglichen Gewalt auf den Fang niedergeschmettert hervorzuschwingen waren.

Nun hat Meitel's Schlag den Armen wohl sehr wenig, denn nicht recht wollen, wie er das Ruder eigentlich halten müßte, klatzte er mit der flachen Seite auf das Wasser herunter, daß es weit umherspritzte, Magnus jedoch traf mit der ganzen Schärfe das Wasser und Fischer, und den Schlag schnell wiederholend, ehe jener, durch den Streich betäubt, Zeit hatte, weiter zu sich zu kommen, brachte er ihn auf den Rücken und warf ihn triumphirend an's Ufer.

Meitel, durch Schreien heiser, schlug das nächste Mal auch beider und ertrafen Fische platten in Zeit von einer Stunde die drei Männer schon mit Rudern und Harpunen erlegt, als auf ein Mal der Zug bereiteten aufhörten können, denn in einem sehr langen Zwischenraume ließ sich auch nicht ein einziger blicken.

Die Mosquitos wurden aber immer toller und ein dünner, feiner Regen, der zu fallen anfing, ließen ihre Wuth nur noch zu vermehren, in der Magnus selbst zu sagen begann und verbarrte, in seinem Leben noch nie einer von den verwünschten Bestiengern gepeinigt worden zu sein.

Digitized by Google

— Wie hast Du es gemacht, um mit dieser jungen Dame zu sprechen?

— Sie war jenseits eines hölzernen Gitters, das an dieser Stelle die beiden Gärten trennt.

— Vortrefflich, sagte Agricol, indem er fortfuhr seinen Hammer zu führen; — wir werden leicht von dem einen Garten in den anderen kommen können;... vielleicht ist es besser und sicherer durch das Krankenhaus fortzugehen... Unglücklicherweise weißt Du nicht, wo das Zimmer des Fräuleins von Gardeville ist.

— Doch... — sagte die Maneur, ihre Erinnerungen sammelnd, — sie bewohnt einen viereckigen Pavillon und über dem Fenster, wo ich sie das erste Mal gesehen, ist eine Art Wetterdach, das wie Zwillich weiß und blau ist.

— Gut, ich werde es nicht vergessen.

— Und wenn Du nicht ungefähr, wo die Zimmer Rose's und Blanche's sein mögen? — sagte Dagobert.

Nach einem Augenblicke Nachdenkens sagte die Maneur:

— Sie sind dem Pavillon des Fräuleins von Gardeville gegenüber, denn sie hat ihnen seit zwei Tagen vom ihrem Fenster aus Zeichen gemacht und ich erinnere mich jetzt, daß sie mir gesagt hat, ihre beiden Zimmer lägen über einander, das eine parterre, das andere im ersten Stockwerke.

— Und sind diese Fenster vergittert? — fragte der Schmied.

— Ich weiß es nicht.

— Thut Nichts, ich danke Dir, mein gutes Kind, mit diesen Andeutungen können wir schon gehen, — sagte Dagobert, — für das Uebrige habe ich meinen Plan.

— Meine kleine Maneur, Wasser! — sagte Agricol, — damit ich das Eisen kalt machen kann. — Darauf wandte er sich an seinen Vater: — Ist der Haken so gut?

— Ja, mein Junge, sobald er kalt sein wird, wollen wir das Seil festmachen...

Seit einiger Zeit war Françoise niedergekniet, um inbrünstig zu beten; sie bat Gott, mit Agricol und Dagobert Erbarmen zu haben, die in ihrer unseligen Unwissenheit im Begriffe waren ein großes Verbrechen zu begehen; sie beschwor ihren Heiland, auf sie allein seinen himmlischen Zorn fallen zu lassen, da sie allein ja die Ursache des verhängnißvollen Entschlusses ihres Sohnes und ihres Mannes sei.

Dagobert und Agricol beendeten schweigend ihre Vorbereitungen; Alle beide waren sehr blaß und feierlich ernst; sie fühlten die Gefährlichkeit ihres verzweifelten Unternehmens.

Nach einigen Minuten schlug es auf dem Thurme von St. Merry zehn Uhr.

Der Ton der Uhr drang schwach durch die Windstöße und das Geräusch des Regens herüber, der nicht aufgehört hatte.

— Zehn Uhr, — sagte Dagobert schaudernd, — es ist keine Minute zu verlieren... Agricol, nimm den Sack.

— Ja, mein Vater!...

— Während Agricol den Sack herbeiholte, näherte er sich der Maneur, die sich kaum halten konnte und sagte ganz leise und schnell zu ihr:

— Wenn wir morgen früh nicht hier sind... empfehle ich Dir meine Mutter... Du gehst dann zu Herrn Hardoy;... vielleicht ist er von seiner Reise zurückgekommen. Nun, Schwester, Muth, umarme mich... Ich lasse Dir meine arme Mutter hier.

— Komm, mein alter Murrkopf... vorwärts, — vorwärts, — sagte Dagobert, — Du wirst uns als Vorposten dienen... — Darauf ging er zu seiner Frau, welche wieder aufgestanden war und den Kopf ihres Sohnes an ihre Brust drückte, den sie unter Thränen mit Küssen bedeckte; der Soldat sagte, so viel Ruhe und Heiterkeit als möglich erheuchelnd, zu ihr:

— Nun, mein gutes Weib, sei vernünftig, mach' uns ein gutes Feuer... in zwei oder drei Stunden bringen wir zwei arme Kinder und eine schöne junge Dame hierher... Umarme mich... das wird mir Glück bringen...

Françoise warf sich ihrem Manne um den Hals, ohne ein Wort hervorzubringen.

Diese stumme Szene, nur von krampfhaftem, leisem Schluchzen begleitet, war herzzerreißend. Dagobert war genöthigt sich aus den Armen seiner Frau zu reißen, und seine Bewegung verbergend sagte er zu seinem Sohne:

— Laß uns gehen... fort... sie schneidet mir in die Seele... Meine gute Maneur, wache über sie... Agricol... komm.

Und der Soldat steckte seine Pistolen in die Taschen seines Rocks und stürzte von Murrkopf begleitet zur Thür hinaus.

— Mein Sohn!... warte noch... daß ich Dich noch einmal umarme! Ach... es ist vielleicht das letzte Mal, — rief die unglückliche Mutter, unfähig aufzustehen und breitete Agricol die Arme entgegen. — Verzeihe mir... es ist Alles meine Schuld!

Der Schmied kam wieder, mischte seine Thränen mit denen seiner Mutter, denn auch er weinte und flüsterte mit erstickter Stimme!

— Leb' wohl, liebe Mutter... beruhige Dich. Auf Wiedersehen!

Darauf sich den Umarmungen Françoisens entziehend, eilte er dem Vater, der schon auf der Treppe war, nach.

Françoise Bardoin stöhnte einen langen Seufzer hervor und sank leblos in die Arme der Maneur.

Dagobert und Agricol gingen mitten im Unwetter aus der Straße Brise-Miche hinaus und eilten hastigen Schrittes mit Murrkopf, der hinter ihnen ging, nach dem Boulevard de L'hôpital.

Dreizehntes Kapitel.

Der Einbruch.

Jetzt schlug es halb zwölf Uhr, als Dagobert und sein Sohn auf dem Boulevard de L'hôpital ankamen.

Der Wind war heftig, der Regen strömte herab; aber trotz der dicken Regenwolken schien die Nacht hell genug, denn der Mond ging spät auf. Die großen schwarzen Bäume und die weißen Mauern des Klosters ließen sich in der matten Dämmerung erkennen. In der Ferne schwankte eine vom Winde hin und her bewegte Laterne, deren röthliches Licht man kaum durch den Regen und Nebel erkennen konnte, über der schmutzigen Chaussee dieses einsamen Boulevards.

Von Zeit zu Zeit hörte man fern, ganz fern das dumpfe Rollen eines verspäteten Wagens; dann wieder versank Alles in ein düsteres Stillschweigen.

Dagobert und sein Sohn hatten seit ihrem Fortgehen aus der Straße Brise-Miche kaum einige Worte gewechselt. Die Absicht dieser beiden Männer voll Muth war edel, großmüthig, und doch schlichen sie zwar entschlossen, aber nachtenklich im Schatten einher, wie Banditen zur Stunde ihrer nächtlichen Verbrechen.

Agricol trug auf den Schultern den Sack, in welchem sich das Seil, der Haken und die Eisenstange befanden; Dagobert stützte sich auf den Arm seines Sohnes und Murrkopf folgte seinem Herrn.

— Die Bank, auf welche wir uns heute gesetzt haben, muß hier herum sein, — sagte Dagobert stille stehend.

— Ja, — sagte Agricol mit den Blicken suchend, — dort ist sie, mein Vater.

— Es ist erst halb zwölf, wir müssen Mitternacht abwarten, — versetzte Dagobert. — Setzen wir uns einen Augenblick, um auszuruhen und uns zu verabreden.

Nach einer Pause sagte der Soldat bewegt, indem er die Hände seines Sohnes in die seinigen nahm:

— Agricol... mein Kind... noch ist es Zeit... ich bitte Dich... lasse mich allein gehen... ich werde mir schon zu helfen wissen:... Je näher der Augenblick kommt... je mehr ängstige ich mich, Dich in diese gefährliche Sache mit hinein zu verwickeln.

— Und ich, lieber Vater, glaube, je näher der Augenblick kommt, immer mehr, daß ich Dir nützlich werde sein können; ich theile Dein Loos, mag es gut oder schlecht ausfallen... Unsere Absicht ist ehrenwerth... es ist eine Ehrenschuld, die wir abtragen müssen... Ich will die Hälfte davon bezahlen. Jetzt werde ich um keinen Preis zurücktreten... Also, braver Vater... denken wir an unsern Feldzugsplan.

— So, Du willst also mit, — sagte Dagobert einen Seufzer unterdrückend.

— Es muß ohne Hinderniß gelingen, — versetzte Agricol, — und es wird... Du hattest vorher schon jene kleine Thür bemerkt dort im Garten an der Ecke der Mauer... das ist schon ganz vortrefflich.

— Durch dieselbe kommen wir in den Garten und suchen dann die Gebäude, welche durch eine mit einem Gitter endende Mauer getrennt sind.

— Ja... denn auf der einen Seite dieses Gitters ist der Pavillon, in welchem Fräulein von Garteville wohnt, und auf der anderen der Theil des Klosters, in welchem die Töchter des Generals eingeschlossen sind.

In diesem Augenblicke stand Murrkopf, der zu den Füßen Dagobert's lag, auf, spitzte die Ohren und schien zu horchen.

— Es ist, als ob Murrkopf etwas hört, — sagte Agricol, — laß uns einmal horchen.

Man hörte Nichts als das Geräusch des Windes, welcher die großen Bäume des Boulevards bewegte.

— Aber dabei fällt mir ein, ist die Thür des Gartens erst auf, nehmen wir dann Murrkopf mit?

— Ja... ja; wenn ein Hund als Wächter da ist, wird er es mit dem aufnehmen; und dann kann er uns auch davon benachrichtigen, wenn die Leute ihre Runde machen sollten... und wer weiß, er ist so klug, hat so viel Anhänglichkeit an Rose und Blanche, daß er uns vielleicht den Ort entdecken hilft, wo sie sich befinden; ich habe zwanzig Mal erlebt, daß er mit außerordentlichem Instinkte sie aufgefunden hat, wo sie waren.

Ein langsamer tiefer, klangvoller Glockenschlag übertönte das Geräusch des Windes und begann Mitternacht zu schlagen.

Dieser Ton schien schmerzvoll in der Seele Agricol's und seines Vaters wiederzuhallen; stumm und bewegt hörten sie...

Da regten sich plötzlich die jungen, aus dem Wasser hervorragenden Schilfzunge von allen Seiten, und „aufgepaßt", rief John, als er mit der Harpune zum Wurfe ausholte. In demselben Augenblick plätscherte auch das Wasser an fünf verschiedenen Stellen und überall tauchten die rothen Flossen empor.

Auf Magnus kam nur einer zu und weitausholend schlug er, sich vorbiegend, nach dem gerade an seiner rechten Seite vorbei defilirenden Fisch hinüber, während zu derselben Zeit zwei andere auf Mettel's beiden Seiten hin wollten, die dieser mit einem Doppelschlag zu erlegen gedachte; denn schnell und gewandt schlug er links auf den unschuldigen Buffalo und zwar mit solcher Kraft hinab, daß dieser augenblicklich mit dem weißen Bauch an die Oberfläche kam; ohne jedoch seine Beute auch nur eines Blickes zu würdigen, behielt er sein anderes Opfer im Auge, das sich jetzt gegen Magnus hinwandte und sein zweiter, eben so kräftiger Streich bedrohte dessen Haupt.

Man sagt, wenn der Pfeil vom Bogen, wenn die Kugel aus dem Rohre ist, dann lenken oft böse Kräfte die Vernichtungsgeschosse, welche menschliche Kräfte nicht mehr zurückhalten können — so war es mit dem Ruder.

Die zu große Schnelle, mit der Mettel seinen zweiten Schlag zu führen gedachte, hatte ihm nicht Zeit gelassen die Haltung seines Ruders zu beobachten, das sich in seiner Hand, als er den Fisch traf, etwas drehte; beim zweiten Niedersausen faßte die Luft in die mit aller Kraft schräge herabkommende beutegierige Waffe und ihr eine ganz andere Richtung als die beabsichtigte gebend, landete die scharf zugehauene Kante auf dem breiten, mit Nanking bekleideten Rücktheil des armen Magnus, der, unähnlich den Fischen, welche nach dem Schlag an die Oberfläche kamen, mit einem gewaltigen Schrei und Sprung in dem gelben, undurchsichtigen Wasser spurlos verschwand; aber gedankenschnell tauchte er wieder empor und Ruder und Fisch im Stich lassend, mit beiden Händen den schwergetroffenen Theil haltend, floh er an's Ufer und nahm sich erst hier Zeit, nach Mettel, der, ein Bild des Schreckens und der Verwunderung, mit wieder emporgehobener Waffe und geöffnetem Munde im Wasser stand, zurückzuschauen. Nur John behielt seinen Gleichmuth bei, warf den Fisch, den er gefangen hatte, an's Ufer und schleuderte dann das Eisen in den von Mettel's erstem Schlage getroffenen, dessen weißer Bauch, mit dem Strome weiter treibend, eben noch sichtbar war, um auch diesen in Sicherheit zu bringen und wandte sich dann ruhig an Mettel, dem er zurief:

„So ist's Recht, trefft Alles, was lebt!"

„Verdammt aber will ich sein," brummte Magnus, „wenn ich mich wieder neben ihn stelle, denn daß ich leichter wie ein Fisch zu treffen bin, kann ein Kind einsehen."

„Magnus," sagte Mettel, noch ganz erstaunt und verwirrt, „da wollte ich ja gar nicht hinschlagen, aber es war wahrhaftig, als ob das Ruder eine ganz besondere Malice auf Euer Rücktheil gehabt hätte, denn es zog ordentlich mit aller Gewalt dahin."

Magnus schien übrigens noch lange nicht durch Mettel's Entschuldigungen zufrieden gestellt zu sein, doch Dehart beruhigte ihn und schlug vor, zum Hause zurückzukehren und ihre Beute in Sicherheit zu bringen, da sie ja doch auch jetzt genug Fische hätten und die Mosquitos wahrhaft unerträglich würden.

Seine beiden Gefährten waren vollkommen damit einverstanden.

„Wir sind aber doch nun einmal naß," fuhr John weiter fort, „und da wollen wir denn im Wasser bis an den Mississippi hingehen, wo wir noch vielen Fischen begegnen und großen Spaß haben werden."

Mit diesen Worten trat er selbst in die slew und zwar zwischen Mettel und Magnus, da der Letztere dem Ruder des Anderen keineswegs wieder nahe kommen wollte. Langsam, mit gehobenen Waffen, watteten sie in der trüben, undurchsichtigen Fluth dahin, bekamen aber keinen Fisch zu sehen, bis Magnus nahe am Einfluß in den Strom an einen derselben stieß, der sich aber augenblicklich wandte und zum Fluß zurück wollte. Mit wüthenden Streichen aber, plätschernd und Wellen versend, stürzten die beiden mit Ruder Bewaffneten über ihn her, immer entging er jedoch ihren Schlägen und näherte sich schon ganz den kleinen Büschen, die dicht am Ufer des Mississippi wuchsen und den Eingang der slew übertingen, als Mettel, in ein Loch gerathend, das er dort, wo der Canal sehr flach war, am allerwenigsten vermuthet hatte, plötzlich untertauchte. Zu gleicher Zeit aber sauste auch Dehart's Harpune über ihn hinweg, der bis jetzt, der beiden Männer wegen, keinen sicheren Wurf wagen konnte und erreichte den Fisch in demselben Augenblick, als dieser im Begriff war den tiefen Strom, der ihn vor allen weiteren Nachstellungen gesichert haben würde, zu erreichen.

Als Mettel wieder an's Tageslicht kam, zappelte und schlug der durchbohrte Fisch an der Leine und war bald an's Ufer gezogen; Magnus aber, durch Mettel's unfreiwilliges Bad ganz zufriedengestellt, hatte seine gute Stimmung wiedergewonnen und Alle kehrten, zwar naß wie die Katzen, aber doch heiter und guter Dinge zu Dehart's Hause zurück, dort dem versprochenen slew Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, während John einen Negerknaben nach der slew zurückschickte, um von dort aus mit einem Kahn ihre Beute zu ihrer Wohnung zu schaffen.

Am nächsten Tag wollten die drei Männer nun zwar ihren Fischfang wiederholen; der Strom war aber fast acht Zoll höher gestiegen und das Wasser wurde zu tief.

Magnus kehrte übrigens schon am nächsten Abend nach Arkansas, wo er wohnte, und Mettel nach Kentucky auf einem vorbeifahrenden Dampfboot, das auf ihr Winken anhielt, zurück und Dehart's konnten elf Tage lang ihr Haus nicht ver-

unmittelbarsich ergriffen ihr ihre Hände und erhielten sie so fest-
rig. Bilder ihren Blicken lüftig ihr Herz, nach den Schlägen
leiser klar, denn Jen weilten noch das trunkne Schweigen
der Nacht sich weiter.

Nun legten Schläge sagte Dagobert mit seiner Stimme
zu seinem Bruder:

„Jen ist's Mitternacht... Nimmer mich noch einmal
und dann vorwärts.

Beide und Bilden umarmten sich. Der Augenblick war
entschieden und feierlich.

— Jetzt, mein Bruder, — sagte Agricol, — müssen wir mit
eben so viel Muth und Entschlossenheit zu Werke gehen als Dicke,
denn sie eine Sache besonders wollen.

Dagobert und Agricol Schmuck aus dem Sack des Stoll
und den beiden Dagobert bewaffnete sich mit der Eisenstange
und alle Drei begaben sich vorsichtig an der Mauer entlang bis
zu der kleinen Thür, die nicht weit von der Ecke lag, welche
die Straße und den Boulevard bildete, und wo zu jeder Stun-
den sie sich am sichersten aufmerksam, indem sie diesen Be-
zirksch zu unterschieden suchten, das nicht durch den Wagen
eines von Sternwarten verstellt werden.

Die Nacht hatte fast bei gesang zu sein, um die Gegen-
stände vollkommen zu erkennen, besonders in Schatten und der
Schlaf erschien die kleine Thür, deren Breter unordnisch
und nicht sehr fest zu sein schienen.

— Gut, — sagte Agricol zu seinem Vater, — mit einem
Stoß wird sie weichen.

Um so sicher wollte eben Dagobert seine Schutter gegen
die Thür legen und sich mit dem Hacken sich anstemmen, als
plötzlich Marrkopf ihn mit seiner Pfeife packte.

Mit einem Blicke brachte Dagobert den Hund zum Schwei-
gen, ergriff seinen Bruder am Arme und sagte ganz leise zu ihm:

— Wir nicht einen Augenblick. Marrkopf hat Je-
mandem über im Garten trinnen gehört.

Agricol und sein Vater blieben einige Minuten unbeweg-
lich, horchten und hielten den Atem an...

Der dumpfe gedrückte seinem Ohren und knarrte nicht mehr,
aber kein Lärmen und keine Bewegung verriethen irgend
Leben. Jenseits hörte man nichts.

— Der Hund muß sich getäuscht haben, mein Vater,
sagte Agricol ganz leise.

— Nein, ich bin vom Gegentheil überzeugt... Stoß! Will
Helfen...

Stoß einigen Secunden legte Marrkopf sich plötzlich nie-
der und knirschte seine Schnauze, so weit er konnte, durch die
untere Thürritze, indem er mit Gewalt schnoberte.

— Was kommt's... — sagte Dagobert, indem er sich zu seinem
Sohne

— Wir wollen uns entfernen... — verletzte Agricol.

— Nein, — sagte sein Vater zu ihm, — denken mir
erst, was es ist, wir werden immer noch Zeit haben zu fliehen,
wenn man die Thür öffnet... hier, Marrkopf, hier...

Der treue entfernte sich gehorsam von der Thür und legte
sich zu den Füßen seines Herrn nieder.

Einige Secunden darauf hörte man auf der vom Wagen
weiß gemachten Seite eine Art von Klettern, welches nach
innerer Gestalte in Wahrnehmen vermuthen war, darauf den
Klang von Stimmen, welche, wenn Dicke verstanden hätte Ge-
geberi und von Schmuck unverständlich blieben.

— Es ist Jemand in Garten, — sagte der Dicke machte, wie die
Maurer aus gelegt hat, — sagte Agricol zu seinem Vater.

— Um so besser, so werden sie Zeit warten, bis sie zum
zweiten Male umkehren und sie nicht wie mindestens zwei

Stunden lang Ruhe und Sicherheit... Jetzt ist unsere Sache
so gut wie gewiß.

Ursula wurde das Gerüsch der Schritte nach und nach
minder deutlich und war gar nicht mehr zu hören...

— Nun gekommen, — sagte Dagobert zu seinem Sohne
nach etwa zehn Minuten, — so sind fort, jetzt wollen wir
versuchen, die kleine Thür einzudrücken.

Agricol legte sich mächtig gegen dieselbe, stieß mit aller
Kraft, aber die Thür wich trotz ihren Alters nicht.

— Verflucht, — sagte Agricol, — denen ist gewiß ein
Riegeln davor, somit hätten dicke schlechten Breter dem Stoße
nicht widerstehen können.

— Was ist nun zu thun?

— Ich will mit dem Beil in Stoll und den Hacken über
die Mauer klettern und dann von innen aufmachen.

Dies sagend, nahm Agricol das Stoll und den Hacken und
nach mehren Versuchen gelang es ihm, den letzten gerade über
die Mauerkappe zu werfen.

— Jetzt, Vater, muß Du mir zur Leiter hinten, ich
werde mir mit dem Stoll nachstehen, und sige ich erst oben
auf der Mauer, so helfe ich Ihnen auch und dann muß
dann ganz leicht auf der andern Seite hinabgehen.

Der Vater lehnte sich an die Mauer, konnte seine beiden
Händen, um dem Sohne als sichtbaren Stützpunkt darbieten
darauf klug dieser auf die kräftigen Schultern seines Vaters,
hielt sich an Stoll an einem Maurervorsprungen fest,

bis er endlich das Dach der Mauer erreichte. Unglücklicher-
weise war der Schmuck nicht genügend gerüstet, sodaß der
Maurer Bruchstücken zerbrach, welche Schichten bildet war,
deshalb verwundete er sich am Knie und an den Händen
aber als Jacke Dagobert zu bemerkungen, hielt er einen

Schmerzensschrei zurück, drückte den Hacken in die mürbige
Lage, riß sich am Stoll entlang gleiten und erreichte den Bo-
den. Ohne auf sein Knie, er sich mit Verstehen hin: alter-
ungs war vielleicht von innen mit einem harten Gegenstan
Thorbalken verrammt, wer er vermuthete das Schloß war in
so schlechten Zustande, daß es einem heftigen Drucke Agricol's
nicht widerstand, die Thür sprang sie mit Dagobert samt
Marrkopf in den Garten.

— Jetzt ist mit Deiner Hülfe das Schlechte schon getan,
— sagte der Soldat zu seinem Sohne, — auf diese Weise
ist meinen armen Kindern und Frauen von Barbeville schon
die Thür auf, so werden sie sich nicht mehr zu fürchten und noch
darauf ein, so zu finden, ohne daß uns etwas zustieß...
Marrkopf hat sich ganz ruhig verhalten, also ist gut, gut, gut,
mein guter Hund, — fügte Dagobert hinzu, — und vor allen
Dingen Du, mein Junge!

Augenblicklich ging das Trupp Thür einige Schritte vor-
aus, spähte, horchte und sah sich um, um sich vor jeder
sachigen Unannehmlichkeit eines unbemerkten Späherganges vorzusehen.

Im hellen Sonnenschein bot von Weiten verschiedenen Dörfern
das bei Dagobert's Ankunft von Dicke und einem Knaben von
ungeheuren Blumen, in den weiter Ferne wandernden Land-
schaft einen ganz eigenthümlichen und lieblichen Anblick dar.

— Wie wollen die Alten nehmen, die an der Mauer hin-
gehen, sie nicht uns ganz sicher zu einem Gebäude führen.

— Ganz recht, Junge, und wenn sie uns nicht gehen,
anstatt in dem schmutzigen Wege, unsere Schritte machen dort weniger Geräusch.

Unter dem Gehen, dem Marrkopf voranlief, gingen
eine Zeit hindurch eine Art Schlangenwege entlang, welche sich
wenig von der Mauer entfernten; der alte Soldat hielten sie an,
um zu prüfen ehe sie vorschlagenwerte, ehe sie ihren Weg
fortsetzen, ob sie nicht von benachbarten Fenstern aus Leuten und
Straßen, die von Winde gewingt und durch den dichten
Blätter des Weges bisweilen sichtbar sichtbare Gebäuden umzogen,
Rechenschaft zu geben.

Hatte ein Weg sichtig zu eben, als Agricol und sein Vater
an ein breites Gitterthor kamen, welches von der Straße
aus den Blicken reisenden Garten absicht, in den heute
Morgen die Bewohner eingetreten sind, um sich in die Weis
Simon mit Geschenken den Gartenfeste zu sprechen.

Durch das Gitter hatten Agricol und sein Vater bemerkt, daß
Agricol und sein Vater in geringer Entfernung einen Gitterver-
schlag von Latten, der an eine Magerie gerungt und hinter
demselben ein Freiheit verschiedene Kaninchenstall.

— Das ist gewiß der Garten des Jerzmanslis, in wel-
chem Fräulein Marthe Barbeville wohnt, — sagte Agricol.

— Und das Gebäude, in dem sich Rose und Blanche be-
finden, kann nur nicht von hier aus sehen können, weil
wahrscheinlich gerade gegenüber, — sagte Dagobert. — Die
armen Kinder, herr sind sie... in Schlimmen und voller Ver-
zweiflung, — fügte er mit tiefer Bewegung hinzu.

— Ich will sehen ob Fräulein sich ist, — sagte Agricol.

— Wahrhaftig nicht es offen sein... es ist im Jammer
gelegen.

— Ich will sehr vorsichtig.

Um einigen Schritten erreichten Dagobert und sein Sohn
das Gitter, welchen dies durch die Rinde des Schlosses ge-
gemacht war.

Dagobert wollte eben es öffnen, als Agricol zu ihm sagte:

— Mein Vater, Du sollst nicht in Garten treten...

— Weil ich schmal oder langsam aufmachen!

— Ich muß nur, ich will's machen, — sagte Agricol.

Ein Nachtstück.

Ich machte damals die Tour von der Insel- und obligaten Villen bis an das christliche Meer, das heißt, ich ging auf von Wege von Ufern nach Zürich, in das Städchen Wun-
sleiern. In den Nachmittage meiner Ankunft begibt meine
ein Knabatte nach einer Bekanntschaft nach dem lebens-
legen Freiheiten von Tengelte und ich war gezwungen bis mor-
gen zu warten. Nachdem ich gespeist hatte, machte ich einen
Spaziergang durch das freundliche Städchen und gelangte zu
dem, eine halbe Stunde entfernt gelegenen, steilen Ufern.

Auf dem Wege hatten erhielte ich meine höchst angenehm
gelegene Villen und hatte meine Freunde an den gastlichen
Thüren und der lieblichen Thüren, wo ich sie antraf, wundern
Aber Stein, Gerstbeere, Obst und Beere lachte neben einander

Und er öffnete die Thür des Gitters so hastig, daß sie nur schwach kreischte; aber nichts desto weniger war dies Geräusch doch deutlich genug, um in einem von den Zwischenräumen, welche die Windstöße ließen, in der Stille der Nacht gehört zu werden.

Einen Augenblick blieben Dagobert und Agricol unbeweglich, unruhig und horchten... und wagten nicht über das Gitter hinauszugehen, damit sie nöthigenfalls gleich fliehen könnten.

Nichts rührte sich, Alles blieb still und ruhig. Beruhigt traten unsere beiden nächtlichen Wanderer in den Privatgarten der Oberin.

Kaum war der Hund auch dort angekommen, so gab er alle Zeichen einer außerordentlichen Freude von sich; mit gespitzten Ohren, mit dem Schwanze wedelnd, mehr im Sprunge als laufend, hatte er bald das Gitter erreicht, an welchem Rose Simon einen Augenblick mit Fräulein von Cardoville gesprochen hatte; darauf stand er einen Augenblick an diesem Orte still und drehte sich geschäftig und unruhig hin und her wie ein Hund, der zwei Spuren von einander unterscheidet.

Dagobert und sein Sohn ließen Murrkopf einen Augenblick seinen Instincten gehorchen, und folgten seinen kleinsten Bewegungen mit einer unaussprechlichen Theilnahme und Aengstlichkeit, indem sie von seiner Klugheit und seiner Anhänglichkeit an die Waisen Alles hofften.

— Gewiß befand sich Rose an diesem Gitter, als der Maneur sie gesehen hat, — sagte Dagobert, — Murrkopf ist auf der Spur, lassen wir ihn nur machen.

Nach einigen Secunden wandte der Hund den Kopf nach Dagobert hin und sprang im Galopp fort, indem er seine Richtung nach einer Thür nahm, welche parterre in dem Gebäude gelegen war, das dem von Adrienne bewohnten Pavillon gegenüber sich befand: vor dieser Thür angekommen, legte der Hund sich nieder und schien Dagobert zu erwarten.

— Es ist kein Zweifel mehr, die Kinder sind in diesem Gebäude! — sagte Dagobert, indem er Murrkopf nachging; — dort wird man Rosen, nachdem sie im Garten gewesen, wieder eingeschlossen haben.

— Wir wollen sehen, ob die Fenster vergittert sind oder nicht, — sagte Agricol und folgte seinem Vater.

Alle Beide kamen bei Murrkopf an.

— Nun, mein Alter, — sagte Dagobert ganz leise zu dem Hunde, indem er nach dem Gebäude zeigte, — sind Rose und Blanche denn dort?

Der Hund richtete den Kopf in die Höhe und antwortete mit einem freudigen Brummen, welches von zwei- bis dreimaligem leisen Bellen begleitet wurde, so daß Dagobert geschwind nur mit seinen Händen das Maul zuhalten mußte.

— Er wird Alles verderben!... — rief der Schmied, — man hat ihn vielleicht gehört!

— Nein, — sagte Dagobert. — Aber es ist kein Zweifel mehr, die Kinder sind dort drinnen.

In diesem Augenblicke schlug das eiserne Gitter, durch welches der Soldat und sein Sohn in den Garten gekommen waren und das sie offen gelassen hatten, mit Gewalt zu.

— Man sperrt uns ein... — sagte Agricol schnell, — und es ist kein anderer Ausgang...

Einen Augenblick lang sahen sich Vater und Sohn bestürzt an, aber Agricol versetzte plötzlich:

— Vielleicht ist die Thür des Gitters von selbst zugefallen, indem sie durch ihr eigenes Gewicht sich in den Angeln gedreht hat... Ich will einmal nachsehen... und sie wieder öffnen, wenn ich kann.

— Geh, geschwind, ich werde unterdeß die Fenster untersuchen.

Agricol ging schnell nach dem Gitter, während Dagobert an der Mauer entlang gleitend an die Fenster des Parterre kam; es waren vier, von denen zwei nicht vergittert waren. Er sah nach dem ersten Stockwerke hinauf, es war nicht sehr hoch und keines seiner Fenster mit Gittern versehen. Die von den beiden Schwestern also, welche in diesem Stockwerk wohnte, konnte, wenn man sie vorher benachrichtigt hatte, ein Bettuch am Fensterkreuz befestigen und sich daran herabgleiten lassen, wie es die beiden Waisen schon gethan hatten, als sie aus dem Wirthshause zum weißen Falken flogen. Die Schwierigkeit lag nur darin, zu erfahren, in welchem Zimmer sie wohnte. Dagobert dachte, das werde ihm schon die im Parterre wohnende Schwester sagen, aber dort lag die andere Schwierigkeit wieder darin, daß er wissen mußte, an welches von den vier Fenstern er zu klopfen habe.

Agricol kam schnell zurück.

— Es war gewiß der Wind, der das Gitter zugeschlagen hat, — sagte er, — ich habe die Thür wieder aufgemacht und einen Stein davorgelegt... aber wir müssen uns nun beeilen.

— Und woran sollen wir die Fenster der armen Mädchen erkennen, — fragte Dagobert ängstlich.

— Das ist wahr, — sagte Agricol, — wie fängt man es an?

— Auf gutes Glück rufend, — meinte Dagobert, — kann Unheil geben, wenn wir uns an das falsche wenden...

— Mein Gott, mein Gott, — versetzte Agricol mit wachsender Angst; — bis hierher unter ihre Fenster gekommen zu sein und nun nicht zu wissen...

— Die Zeit drängt, — sagte Dagobert und unterbrach seinen Sohn, — wir müssen Alles wagen.

— Wie, Vater?

— Ich will Rose und Blanche mit lauter Stimme rufen: da sie in Verzweiflung sind, so werden sie nicht schlafen, das bin ich überzeugt;... auf meinen ersten Ruf werden sie gleich auf sein... Vermittelst ihres Bettuches kann die, welche oben wohnt, binnen fünf Minuten in unsern Armen sein. Und die, welche unten wohnt, ist in einer Secunde, wenn ihr Fenster nicht vergittert ist, bei uns... Ist das aber der Fall, so ist eine Eisenstange bald losgemacht.

— Aber, mein Vater, dies Rufen mit lauter Stimme —

— Vielleicht wird man's nicht hören...

— Aber wenn man es hört, ist Alles verloren.

— Wer weiß, bevor man noch Zeit gehabt hat, die Leute, welche die Runde machen, zu rufen und mehre Thüren zu öffnen, können die Kinder befreit sein; wir erreichen den Ausgang nach dem Boulevard und sind gerettet.

— Das Mittel ist gefährlich... aber ich sehe kein anderes.

— Wenn es nur zwei Männer sind, so werde ich und Murrkopf sie schon aufhalten, wenn sie kommen, bevor die Flucht beendet ist, und während dieser Zeit entführst Du die Kinder.

— Vater, ein Mittel!... ein sicheres Mittel! — rief plötzlich Agricol aus. — Nach dem, was uns die Maneur gesagt hat, hat Fräulein von Cardoville durch Zeichen mit Rose und Blanche verkehrt,... sie weiß also, wo sie wohnen, da die armen Kinder ihr von ihren Fenstern aus geantwortet haben.

— Du hast Recht... Wir brauchen also weiter nichts zu thun, als nach dem Pavillon zu gehen... Aber wie können wir wieder wissen...

— Die Maneur hat es mir gesagt, es ist eine Art Wetterdach über dem Fenster von Fräulein von Cardoville's Zimmer.

— Nun geschwind, wir werden weiter nichts zu thun haben, als die Latten des Gitterzauns zu zerbrechen... Hast Du die Eisenstange?

— Da ist sie.

— Geschwind, komm...

Mit wenigen Schritten gelangten Dagobert und sein Sohn nach dem schwachen Zaune, Agricol machte drei Latten los und sie konnten leicht durchkommen und so hatten sie leichten Durchgang.

— Bleib' dort, mein Vater, und paß auf, — sagte er zu Dagobert, indem er in den Garten des Doctor Baleinier trat.

Das von der Maneur bezeichnete Fenster war leicht zu erkennen: es war hoch und breit; eine Art von Wetterdach befand sich darüber, denn dieses Fenster war früher eine Thür gewesen und dann ein Drittel seiner Höhe zugemauert worden. Es war durch ziemlich weit auseinanderstehende Eisenstangen verwahrt.

Seit einigen Augenblicken hatte der Regen aufgehört und der Mond, von Wolken frei, in welche er eben noch gehüllt war, fiel mit vollen Strahlen auf den Pavillon; Agricol näherte sich den Fenstern, sah das Zimmer in tiefe Dunkelheit gehüllt, aber hinten ließ eine halboffenstehende Thür einen lebhaften Lichtschimmer durch.

Der Schmied hoffte, daß Fräulein von Cardoville noch auf sei und klopfte leise an die Scheiben.

Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Thür hinten ganz und ganz Fräulein von Cardoville, welche noch nicht zu Bett gegangen war, trat in der Kleidung, welche sie angehabt, als sie mit der Maneur gesprochen, in das Zimmer. Eine Kerze, welche Adrienne in der Hand hielt, beleuchtete ihre lieblichen Züge, welche Erstaunen und Unruhe ausdrückten...

Das junge Mädchen stellte ihren Leuchter auf einen Tisch und schien aufmerksam zu horchen, indem sie sich dem Fenster näherte, aber plötzlich fuhr sie zusammen und hielt inne.

Sie hatte das Gesicht eines Mannes undeutlich bemerkt, der durch's Fenster sah.

Agricol fürchtete, Fräulein von Cardoville möchte erschreckt in das nebenanliegende Zimmer fliehen, klopfte aufs Neue und sagte, auf die Gefahr hin draußen gehört zu werden, mit ziemlich lauter Stimme:

— Es ist Agricol Baudoin.

Adrienne hörte diese Worte. Ihr fiel sogleich das Gespräch mit der Maneur ein und sie dachte Agricol und Dagobert würden sich in's Kloster eingeschlichen haben, um Rose und Blanche zu entführen. Sie lief daher nach dem Fenster, erkannte Agricol im hellen Mondenscheine vollkommen und öffnete das Fenster vorsichtig.

— Mademoiselle, — sagte der Schmied hastig zu ihr, — es ist kein Augenblick zu verlieren, der Graf von Montbron ist nicht in Paris, mein Vater und ich wir kommen, um Sie zu befreien.

— Dank, Dank, Herr Agricol, — sagte Fräulein von Cardoville mit einer Stimme, die von der gerührtesten Erkenntlichkeit durchdrungen war, — aber denken Sie zuerst an die Töchter des General Simon...

— Wir denken an sie, Mademoiselle, ich kam eben, um Sie zu fragen, wo deren Fenster sind.

— Das eine ist parterre, das letzte nach dem Garten zu, das andere liegt gerade über demselben... in der ersten Etage.

— Jetzt sind sie gerettet! — rief der Schmied.

---

heimlich gegen die wässerige Flamme der Iris abstach. Er war nett und sorglich gekleidet, aber sein Körper schien abgemagert, sein Gang unsicher, seine Hände dürr; und doch hatte ich dieses Alles im ersten Momente nicht bemerkt, denn da schien er ganz der Alte, ganz derselbe lebendige, frohe Bursche, als den ich ihn immer kannte. Er bemerkte nur allzu schnell, daß seine Veränderung einen gewaltigen Eindruck auf mich mache. Traurig streckte er die Hand zu mir herüber und sagte, den traulichen Ton vergangener Tage anschlagend: Gott, Hans, ich sehe sehr, sehr anders als in jenen glücklichen Zeiten! Komm mit mir, ich brauche das Seebad und wohne schon seit zwei Monaten dort drüben in einer angenehmen Villa; bleib' einige Tage bei mir, Du sollst Alles erfahren. Es wird mir wohl thun, Dich alten Freund für einige Zeit um mich zu haben.

Gent hatte mir immer Interesse abgenöthigt. Er war der Sohn eines bekannten geistreichen Mannes, ein trefflicher Studiosus, voll der herrlichsten Anlagen, voll Fähigkeit in sich aufzunehmen und voll Kraft das Empfangene zu verdauen. Wir hatten in früheren Jahren viele Tage und Nächte in philosophischen Studien zusammen hingebracht, wobei er stets einen ausgezeichneten Scharfsinn verrieth. Als ich ihn kennen lernte, war er in Gesellschaft gleich alter, eben so begabter Jünglinge, von denen leider einer um den anderen durch die wunderbarsten Verhältnisse zu Grunde ging — Gent theilte das Schicksal seiner Freunde! —

Wir gingen Arm in Arm nach dem Städtchen Montalcone zurück. Dort nahm ich einen Wagen, ließ mein Reisegeräth einpacken und fuhr mit meinem Neuaufgefundenen nach dessen Besitzung. Mich hatte eine sonderbare Trauer überfallen und es that mir fast leid, so kräftig, so behaglich zu sein, denn der Gegensatz zu Gent wurde immer auffallender und er selbst immer stiller, so zwar, daß er beinahe aufschrak, als ich nach einer langen Pause wieder zu sprechen begann.

Ich hatte rasch beschlossen bei ihm zu verweilen und quartierte mich, als wir auf seiner Villetta anlangten, in eines der nächsten Seitenzimmer, um ihn so viel als möglich unter den Augen zu haben. Bald war ich eingerichtet und Gent führte mich noch an dem Abend desselben Tages in ein anderes nicht weit entferntes Landhaus, dessen Besitzerin er mich als einen seiner ältesten Bekannten vorstellen wollte.

Wir traten dort ein. Die Dame — stark in den Vierzigen — empfing uns auf einer Blumenterrasse. Ihr Aeußeres, ihr ganzes Wesen gefiel mir nicht. Die Einladung zum Souper nahm ich nur an, weil Gent einen bittenden Blick nach mir geworfen hatte. Die Unterhaltung war fortwährend kalt. Mein Freund aß fast gar Nichts. Einige Löffel Suppe, ein nußgroßes Stück Fleisch und eine magere Tortenschnitte bildeten sein ganzes Mahl, das er mit großer Umständlichkeit zu sich nahm. Die Dame warf ihm höhnende Blicke zu, wodurch sie mir noch widerwärtiger wurde. Sie mußte einst schön gewesen sein. Sie war offenbar Französin, doch sprach sie sehr gut Deutsch. Das braune Auge hatte noch Feuer genug, aber Nase, Jochbögen und Kinn waren scharf gezeichnet, die vermuthlich etwas tingirten Augenbrauen schneidend über die großen Augäpfel gestellt, die haarfalten dünn und spitzig, und Leidenschaftlichkeit, höchste, unbezähmbare Leidenschaftlichkeit sprach sich entschieden in diesen Zügen aus.

Noch blieben zwei Plätze an der Tafel leer; diese waren, wie mir Gent nachher sagte, für den Vater und die Tochter der Hausfrau bestimmt, welche beide aber, Unpäßlichkeit halber, nicht zum Abendbrod kamen.

Das Gespräch kam immer mehr in's Stocken. Die Dame gab bald das Zeichen zum Aufbruch, wir empfahlen uns und gingen nach Hause. Ich betrat mein Zimmer.

Sonderbar! — dachte ich mir, — dieses weibliche Wesen, das ganz wie ein sturmzerwühlter Palast aussieht und Gent? — Was mag das sein, er erbarmt mich, ohne daß ich noch eigentlich weiß, warum. Er scheint in ihren Klauen zu sein. — Der arme Junge, er ist recht krank, — hätte so wenig gehofft ihn so zu finden. Horch! was war das? — Ein Donner! — Hat sich die langweilige Meeresstille wirklich in ein Gewitter umgewandelt? — Es blitzt. — Haben diese trägen Wolken nur die Nacht erwartet, um sich wie hämische Feinde im Dunkel zu überfallen? — Das Gewitter kommt näher, es donnert wieder. — — Ich mache das Fenster auf, ein kalter Wind streicht herein. Ich höre die Brandung rauschen. Es blitzt wieder in der Ferne. Das gefällt mir besser. Ich vergesse meine freudelose Stimmung. Ich lehne mich zum Fenster hinaus. Es ist stockfinster. Einige schwere Tropfen fallen mir auf den Kopf. Sie erfrischen mich. Ich bin erfreut über den Sturm an der Küste und vertiefe mich in die Beobachtung desselben. Da tippt mich Jemand auf die Schulter. Ich drehe mich rasch herum, es ist Gent, der, ich wußte nicht wie, in mein Zimmer gekommen war und mich nun einlud, ihm in seinen Saal zu folgen. Ich besahte und wir gingen. Er schritt voraus, aber so leisen Ganges, so auf den Zehen tretend, daß mir fast unheimlich wurde. Er war ganz und gar verändert.

Gent mixte mir schweigend das Sopha. Ich nahm Platz. Er brachte Rauchrequisiten herbei und nachdem wir uns ohne eine Silbe zu sprechen bequem gemacht hatten, begann er:

Wie gefiel Dir die Dame, welcher ich Dich vorstellte?

— Vergieb mir, Freund, ganz und gar nicht. —

Sie sollte meine — Schwiegermutter werden.

— Wohl Dir, wenn Du davon als von vergangenen Dingen sprechen kannst.

Meinst Du? Wenn es auch nur schon sein Ende hätte?

— Kannst Du Dich nicht losreißen?

Meine Krankheit erlaubt mir das nicht.

— Woran leidest Du also?

— Herr Apfiel, — sagte Marianne, mit Thränen in den Augen, — ich weiß, was Sie für mich gethan haben. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich, bei ich ein edles Herz gerührt mich habe ein Herz. — Sie und Ihre Hochherzigkeit sind ein wie mir wichtige Geheimniß. — Da ist mir sich, Ihnen dessen so viel zu vertrauen. — Aber kommen Sie nicht früher zurück, und ich bitte, ich bitte, bei der Liebe, die Sie Michael Simon bisher hat.

— Da ich wenn so gar ein gefährlich, Mademoiselle, vermöge Ihrer Mittheilungen; ich muß zu meinem Vater gehen und dann kommen mit sofortigem Ihr abgehen.

Apfiel ging an der Mauer der Kapelle entlang und nahm dort eine von den langen und starken Stangen, welche zum Bau gebraucht wurden, und so auf seine heftigen Schritten und ging schnell wieder zu seinem Vater hin.

Kaum war Apfiel durch das Thor gegangen, um nach der in tiefen Schatten liegenden Kapelle zu kommen, so hatte Fabrizio von Carbonelle eine verstohlene Gestalt aus einer der Gebäude des Klostergartens verfolgen zu sehen gemeint. Da dann bald hinter einer hohen Mauer von Buchsbaum verschwand. Dieselbe verschwand erschien Apfiel und seiner Stimme zu rufen, um ihn dann zu benachrichtigen. Er konnte sie nicht mehr hören, ihm war es in seinem Ohr zurück, der ersten Augenblick von einem Fenster zum andern ging und mit wachsender Angst brannte.

— Wie geretten! — sagte Apfiel zu ihm mit tiefer Stimme, — hier sind die Fenster Dieser armen Kinder, vier oder sechs sind das einzige Fenster, das hier

— Unsinn, — sagte Apfiel mit unnatürlicher Ernster. Und er sah sich die Fenster angelegen.

— Sie sind nicht vergittert, — rief er aus.

— Sehen sie mir erst nach, — sagte Fabrizio zu ihm, — sagte Apfiel, — dann werde ich jene Stelle an der Mauer kennen und bis zum Fenster des ersten Stocks, bei dem sich ist, hinaufklettern.

— Gut, mein Junge, ich Du red't eben, — sagte Apfiel. Da sie die Kapelle, die Fenster, die Gitter, wenn sie sich genauer mehrere mich, kannte Du weiter benutzen, mit Ihnen sich Du hinaufklettern und hinabsteigen und das arme Kind sich Du dann herunterzugeben. — Es sind leicht und mutig.— Gehorsam, gehorsam an's Werk.

— Und wenn, — sagte Marianne zu diesem Zimmer. Das unglückliche Kind war in Verzweiflung von ihrer Schwester gerissen zu sein und einen Augenblick Ruhe. Die Schiet sieht und betrachte die Aspekten mit Thränen.

Bei dem Worte, welches Apfiel, an die Schelbe klopfen, machte, stürzte sie sich vor Schrecken; als sie daraus die Stimme des Soldaten vernahm, hielt sie inne, da sie sich, daß sie sich nicht von Fabrizio und von Apfiel, sah sie den Schatten und der Stimme, sah sie in Verzweifel, sah

Mann sah noch immer schweigsam gefesselt, unentschieden und beklommen an seinem Platze und schrak seiner inneren Rede einer Bereitwilligkeit getröstet, welche, wie man gefühlt hat, eine mit wichtigen Formalien verbundene, ihr bei Seelen, eine Function, welche nach den Constitutionen von Ortenau darin besteht, seinen Vorgesetzten nicht zu verhehlen, seine geringsten Bemängelungen, seine dürftigsten Einwürfe zu überwachen und ausgesonnenen und barüber nach Rom zu berichten.

Trotz seiner gewöhnlichen Schlagfertigkeit schien Nicolo Schrick sprachlos und befangen zu sein, er antwortete nach Finger als gewöhnlich auf die Briefe oder Fragen des Abbé von Jigrigny, welcher eben eingetreten war.

— Ich denke Ihnen vielleicht meine Abschiedsvisite vorgestern — Sind die eingegangenen Berichte günstig gelautet? — Sehr günstig.

— Welche Sie für mir vor.

— Hier ist ihr. Ihr Gewissen verbirgt Geheimnisse, — sagte Nicolo, — muß ich Ihnen anzeigen, daß Marcel seit zwei Jahren fort ist.

— Ha? — sagte der Abbé von Jigrigny überrascht, — ich glaubte, daß er, als er Deutschland und die Schweiz verließ, von Freiburg aus den Briefe erhalten habe, was man ihm sagen zu wissen. In Rimini, in Avignon wollte er in vielen Augenblick ein möglichst Aufsehen machen, — sagte Nicolo, und die Protestanten regen sich und man beschäftigt eine Reaction gegen die Katholiken.

Ich muß mich, — sagte Nicolo, — ob Marcel noch bei Leben, Gesundheit, gesucht hat, seine Nachricht zu ändern. Wie kann anderweitigen Gründen anbetrifft, so hat er nur gesagt, er wollte drei Verfügungen geben.

— Wie das?

— Ein Abenteurer hat ihn bei seiner Durchreise in Turin seine Mission Mongolei für das Kloster der Porte Saint-Martin eingeredet und gegen zu einem sehr hohen Preise. Er hat Marcel Rimini, wie er hinzufügte, mit den Mitteln zu versehen gesandt.

— Nun, — sagte der Abbé von Jigrigny die Achseln zuckend, — es mag wenn sein. Durch die Verbreitung der frommen Bücher, den Verkauf der Rosenkränze und Kupferbilder, wie der Abenteurer sagte, hat Marcel gewiß viel Geld zu erlangen, und wenig vergnügtlicher Beschäftigung gedacht haben mochte, wie auf dem Boulevard des Italiens, Passage Jouffroy.

Wie es in Paris nämlich im Stande sein mag.

— Ja ja mit einer Art von Ironie, der ihn begleitet, zum in seiner Eigenheit, als ehemaliger Diener Ihr. Ehrwürden, dritte Marcel die Ihre zu haben, Jemen habe Ihnen das Geld zu lassen.

— Unmöglich ... unmöglich ... Sie wissen, wie reich an Beispielen in der Geschichte der Kirche ist der Act Ihres Ordens-Zwingen geschieht worden?

— Ja... Der alte fürstliche Bischof ist, wie er sagte, von den Kerker hinausgeschickt worden, — meinen sich, um seine Ihr werden Marcel die vermeinte Mission hinzuzufügen und Ihr Ihnen wenn sich 150 Jahren zuerst den Mißgriffen werden.

Der Abbé von Jigrigny blieb einen Augenblick nachdenklich, dann sagte er zu Nicolo:

— Im Vorabend eines so entscheidenden Momentes muß man Nichts vernachlässigen, sich Nichts wieder in's Gedächtniß zurückrufen. Leider ist es mir nach einmal die Lage Marcel, welche der unterstützt Jahrtausenden in Prag und Pariern Ihnen zu Ihnen der Geschicklichkeit gegeben worden ist.

Der Secretär nahm aus einem Kasten eine Note und las, was folgt:

„Man hat durch die Gefahrlosigkeit eines Sterbenden, dem „einer unserer Väter den letzten Beistand geleistet, einen Vorwand entdeckt! Jener Mensch, einer der unruhigsten und zudringlichsten Gegner der Reformation, einer der erbittertsten Feinde unserer Gesellschaft, hat sich, nachdem er mehrere Jahre in der Schooß unserer Mitbrüder zurückgekehrt, zu dem „gläubigen Tode bekannt, und ist, wie man weiß, mit allen „Tröstungen und vorbereitenden Mitteln mit Gnadenzeichen „versehen worden, so daß seine Personen unserer Gesellschaft die „Bemühe geleistet, bei der Besorgung des Thuer von Ehrwürdigkeit und Achtung, so wie von einer gottseligkeitlichen Nacht, so sind die Güter des besagten Menagerie, der als „Rechtsleger verstorben worden ist, von Ehrer Majestät, unserem Könige Ludwig XV. in Besitz genommen worden und besagter Thuer von Menagerie ist verurtheilt worden, in Ehren „Gütern verurtheilt zu werden und in einem Grabe auf Gott „zu ruhen, in Folge welches schändlichen Verbrechens kein Verdienst geleistet und kein Gebet und kein Gedenkzeichen vorgenommen worden.

„Dies voraussichtlich kommen wir zu dem Schlusse, welches „wir in Anbetracht betrachten für die Zukunft und für das „Ansehen unserer Gesellschaft ist.

„Es, Marchal Ludwig, haben in ihrer väterlichen und „apostolischen Güte für die Kirche und insbesondere gegen un„seren Orden und von den Feinden seiner Großmuth, seiner „Talente, und Dankbarkeit, daß wir dabei häufig gewiesen sind, „von Ihrer Menagerie und von Ihrer Gnadenzeugen und gottseligkeitlichen Rücksichten zu entschließen.

„Wir haben aber mit Sicherheit erfahren, daß dieser „Verbrecher, in sein Bekenntniß verloren Gnade und Vergebung worten ist, das in der Nähe Saint-Jacques sie. 3 ich „Ihnen, daß Sie Ihnen Ihnen Ihnen von 50,000 Livres an Gott.

„Das Haus ist vor der Confiscation vermittelt eines „Strohmannes an einen Freund des Kammerpräsident Ernst worden, „der Verkauf ist nur zum Schein, daß man sich vorbehalten „Gegen müssen, als man nicht gegen ihn verfahren kann.

„Dies Haus ist der skandalösen Oeffentlichkeit stets „ein Aergerniß gewesen, und wir sind es, um Ihr Ihnen zum „Willen des Thuer von Menagerie sich nach ein und einem „Jahre Zahlungsfrist gestellt haben.

„Was die 50,000 Thaler in Gold anbetrifft, so sind sie „leider und bisher unbekannten Händen anvertraut, man kann„sprechen Nachforschungen worden, und wir haben vergeblich „versucht, nach Ablauf welchen Termines sie unter den „Schutz unserer Gesellschaft gestellt sein werden. Wir haben „verhofft werden sollen, durch so viel Anstrengungen und „Gebete, durch so viel Opfer und Mühe, unser möglichst genes„den sein und nutzenmäßiger Weise die Jahre von 40—50 Millionen Livres Ihrer Eltern erwerben.

„In Hoffnung, Ihr, unsere Kinder, Ihnen und Ihnen Ihnen Ihnen

„Aus unbekannt gebliebenen Gründen, die er aber in einem „Testamente niedergelegt, hat Renneçont seiner Familie, welche „durch die Edikte gegen die Protestanten aus Frankreich ver„trieben worden ist und in Europa verbannt lebt, die Anord„nung der 50,000 Thaler verborgen gehalten und blos seine „Verwandten aufgefordert, in ihrer Linie von Generation zu „Generation die Empfehlung zu verewigen, daß die letzten „Ueberlebenden nach hundertundfunfzig Jahren am 13. Fe„bruar 1832 in Paris, Rue Saint-François Nr. 3 sich einfinden „sollen, und damit diese Anordnung nicht in Vergessenheit ge„riethe, hat er einen Mann, dessen Stand nicht bekannt ist, „wohl aber sein Signalement, beauftragt, Bronzemedaillen, „auf denen dieser Wunsch und das Datum bemerkt sind, „anzufertigen und jeder Person seiner Familie eine zukommen „zu lassen, eine Maßregel, die um so nothwendiger ist, als „aus gleichfalls unbekanntem Grunde, der wahrscheinlich auch „in dem Testamente seine Erklärung finden dürfte, die Orden „gehalten sein sollen, sich an dem gedachten Tage in Per„son, und nicht durch Stellvertreter, Vormittags einzustellen, „widrigenfalls sie von der Theilung ausgeschlossen werden „sollten.

„Der unbekannte Mann, welcher abgereist ist, um die Me„daillen an die Mitglieder der Familie Renneçont auszutheilen, „ist ein Mann von dreißig bis sechsundvierzig Jahren, stolzem „und traurigem Aussehen, hohem Wuchse; er hat schwarze, dicke „und auffallend zusammengewachsene Augenbrauen und läßt „sich Joseph nennen. Man hat dringenden Verdacht, daß die„ser Reisende ein thätiger und gefährlicher Agent jener wahn„sinnigen und reformirten Republikaner der sieben vereinigten „Provinzen sei.

„Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß diese von dem Rück„ständigen erschienener Weise einer unbekannten Hand anver„trauete Summe der zu unserm Gunsten von unserem vielgelieb„ten Könige in's Werk gesetzten Contribution entgangen ist.

„Das ist also ein ungeheurer Schaden, ein abscheulicher „Betrug, für den wir uns wieder entschädigen müssen, wenn „auch nicht jetzt, doch wenigstens in Zukunft.

„Da unsere Gesellschaft zum größeren Ruhme Gottes und „unserer Santt Peter unvergänglich ist, so wird es zufolge „der Verbindungen, welche sie auf der ganzen Erde vermit„telst Missionen und anderer Etablissements besitzen, uns ein „Leichtes sein, die Verzweigung der Familie Renneçont zu „verfolgen, sie niemals aus dem Gesichte zu verlieren, damit „in hundertundfunfzig Jahren, in dem Augenblicke, wo das „ungeheure aufgehäufte Vermögen getheilt werden soll, unsere „Gesellschaft wieder zu dem Gute kommt, das ihr so nichtswürdig „entrissen worden ist, und per fas aut nefas dazu kommt, durch „welches Mittel es auch sei, sei es List oder Gewalt, da un„sere Gesellschaft nicht gehalten ist anders zu handeln gegen „die zukünftigen unrechtmäßigen Besitzer unserer durch jenen „nichtswürdigen und lästerlichen Rückfälligen so boshaft uns „entrissenen Güter... weil es endlich ganz gerecht ist, sein „Vermögen zu vertheidigen, zu bewahren und wieder zu er„ringen durch alle Mittel, welche der Herr uns in die Hand „gibt.

„Bis zur vollständigen Restitution wird diese Familie „Renneçont also verdammt und verworfen sein wie eine ver„fluchte Rachkommenschaft dieses rückfälligen Kain, und es wird „gut sein, sie stets auf das Härteste zu überwachen.

„Zu diesem Ende wird es dringend sein, daß jedes „Jahr, von heute ab, eine Art Untersuchung über die fort„währende Lage der Mitglieder dieser Familie angestellt „werde."

Rodin unterbrach sich und sagte zum Abbé von Aigrigny:

Es folgt nun der alljährliche Bericht über die Lage dieser Familie seit 1682 bis auf unsere Tage. Es ist wohl unnöthig, das Ew. Ehrwürden vorzulesen?

— Sehr unnöthig, — sagte der Abbé von Aigrigny, — diese Notiz faßt die Thatsachen sehr gut zusammen. Darauf versetzte er nach einer Pause mit dem Ausdrucke triumphirenden Stolzes: — Wie groß ist doch die Macht der Associationen, gestützt auf Ueberlieferungen und ewige Dauer!... Zufolge dieser vor anderthalb Jahrhunderten in unsern Archiven niedergelegten Notiz ist diese Familie von Generation zu Generation bewacht worden,... stets hat unser Orden die Augen auf sie geheftet gehabt und ist ihr auf allen Punkten des Erdballs gefolgt, wohin die Verbannung sie zerstreut hat... Morgen endlich werden wir diese Forderung wieder einbekommen, welche von Hause aus nicht sehr bedeutend war und jetzt hundertundfunfzig Jahre hindurch zu einem königlichen Vermögen angeschwollen ist... Ja, es wird uns gelingen, denn ich glaube, alle Möglichkeiten bedacht zu haben... Eines indeß beunruhigt mich lebhaft.

— Was? — fragte Rodin.

— Ich denke an die Erkundigungen, welche man, aber vergeblich, von dem Wächter des Hauses Rue St. François einzuziehen gesucht hat. Ist es nochmals versucht worden, wie ich befohlen hatte?

— Es ist versucht...

— Nun?

— Diesmal wie alle übrigen ist der alte Jude undurchdringlich geblieben; er ist übrigens von Natur schon fast kindisch und mit seiner Frau ist es auch nicht viel anders.

— Wenn ich bedenke, — versetzte der Abbé, — daß seit einem halben Jahrhundert dieses Haus in der Rue St. François zugemauert und verschlossen geblieben ist und die Wacht darüber von Generation zu Generation dieser Familie Samuel's anvertraut, dann kann ich nicht glauben, daß sie Alle nicht gewußt haben sollten, wer die Bewahrer und Verwalter des durch Anhäufung jetzt so ungeheuer gewordenen Vermögens gewesen sind.

— Wie Sie aus den Bemerkungen der Acten dieser Angelegenheit gesehen haben, — sagte Rodin, — welche der Orden seit 1682 sehr sorgsam verfolgt hat, wurden stets Nachforschungen angestellt über den Punkt, welchen der Bericht des Vater Bourdon nicht aufklärte. Aber dieses Geschlecht von jüdischen Wächtern ist stumm geblieben, woraus man schließen kann, daß sie von Nichts wußten.

— Das hat mir immer unmöglich geschienen... denn im Grunde hat doch der Ihn aller dieser Samuels dem Schlusse des Hauses beigewohnt, als dieser vor hundertundfunfzig Jahren stattfand. Er war, wie die Alten sagen, der Geschäftsführer oder Diener des Herrn von Renneçont. Es ist also unmöglich, daß er nicht hätte von mancherlei Dingen unterrichtet sein sollen, deren Ueberlieferung wahrscheinlich sich in der Familie vererbt hat.

— Wenn es mir erlaubt wäre eine kleine Bemerkung zu wagen, — sagte Herr Rodin.

— Sprechen Sie.

— Vor wenigen Jahren hat man durch eine Beichte in Erfahrung gebracht, daß diese Fonds existirten und daß sie zu einer ungeheuren Summe angeschwollen.

— Gewiß und das eben hat die Aufmerksamkeit des ehrwürdigen Vater Generals erregt.

— Man kennt also, was wahrscheinlich alle Abkömmlinge der Familie Renneçont nicht wissen, den ungeheuren Werth der Erbschaft.

— Ja, — antwortete der Abbé von Aigrigny, — die Personen, welche diese Thatsache ihrem Beichtvater mitgetheilt, ist durchaus glaubenswürdig. Kürzlich noch hat sie ihre Aussage erneuert, aber trotz alles Dringens ihres Beichtvaters sich geweigert mitzutheilen, in wessen Händen die Gelder seien, indem sie versicherte, sie könnten in keinen besseren sich befinden.

— Es scheint mir also, — versetzte Rodin, — daß man über Alles unterrichtet ist, was zu wissen Wichtigkeit hat.

— Und wer weiß, ob der Inhaber dieser ungeheuren Summe, trotz der Rechtlichkeit, welche man ihm zuschreibt, sich nicht doch morgen stellen wird? Wider meinen Willen mischt sich meine Aengstlichkeit, je näher der Augenblick herankommt... O, — sehr der Abbé von Aigrigny nach einer Pause fort, — es handelt sich um so ungeheure Interessen, daß die Folgen des Gelingens gar nicht zu berechnen sind... nun, mindestens ist Alles, was möglich war zu thun, versucht worden.

Bei diesen Worten, welche Aigrigny an Rodin richtete, als ob er seine Zustimmung verlange, antwortete der Socius Nichts.

Der Abbé betrachtete ihn verwundert und sagte:

— Sind Sie nicht dieser Meinung? Konnte man mehr wagen? Ist man nicht bis zur äußersten Grenze des Möglichen gegangen?

Rodin verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber blieb stumm.

— Wenn Sie denken, daß man eine Vorsicht unterlassen hat, — rief Aigrigny mit einer Art unruhiger Ungeduld aus, — sagen Sie es... noch ist es Zeit... noch einmal, glauben Sie, daß Alles, was zu thun möglich war, geschehen ist? Da alle Descendenten entfernt sind, wird Gabriel denn nicht, wenn er sich morgen in der Rue Saint-François zeigt, der einzige Repräsentant dieser Familie sein? und folglich der einzige Besitzer dieses ungeheuren Vermögens? Nach seiner Entsagung nun und nach unseren Statuten ist es nicht er, sondern der Orden, welcher den Besitz antreten wird. Konnte man besser oder anders zu Werke gehen? Sprechen Sie offen.

— Ich kann mir nicht erlauben, eine Meinung über diesen Gegenstand zu äußern, — versetzte Rodin demüthig, indem er sich abermals verneigte, — Ew. Ehrwürden werden für den guten oder schlechten Erfolg haften...

Der Abbé von Aigrigny zuckte die Achseln und machte sich einen Vorwurf daraus, diese Schreibemaschine, welche ihm als Secretär diente und seiner Ansicht nach nur drei Eigenschaften hatte: Gedächtniß, Verschwiegenheit und Pünktlichkeit, überhaupt um Rath gefragt zu haben.

---

ich noch nie verspürt. Sturm und Gewitter existirten nicht mehr für mich, ich regte mich nicht, ich wollte nicht horchen, ich sah angestrengt in das Buch und dennoch hörte ich den Alten schluchzen, dennoch hörte ich Gent auf und niedergehen, endlich reden, lauter und lauter reden. Unverhofft polterte es an meiner Thür. Gent hatte den Riegel aufgerissen und rief mir zu:

Komm, Bruder, und sieh da! — Er wies auf den Alten hin. Dieser saß auf dem Sopha, hatte die Hände auf den Knopf seines Stabes gelegt und sah gebeugten Hauptes zu mir her, doch ich sage in dem Eifer meiner Erzählung er sah, und er war blind! — Aber dennoch hatte er nach alter, längst unnützer Gewohnheit seine gläsigen Augäpfel nach jener Gegend gerollt, von welcher er den Schall der Tritte vernahm. Das Weiße seines Auges flirrte wie Perlmutter, seine fettenreiche Stirn durchzuckte es unaufhörlich, ein lebendiges Ebenbild des gewitterdurchtobten Firmamentes, über die Wangen rollten fort und fort Thränen, die sich in den Runzeln zertheilten wie ein Fluß bis in das zehnte Glied, und schwere, grabtiefe Seufzer entwanden sich der Brust des vernichteten Greises. Er gab ein Jammerbild in den schauerlichsten Rahmen gefaßt.

Was zeigst Du mir? rief ich aus. —

Einen verstoßenen Vater! Einen von seiner undankbaren Tochter verfluchten Mann!

Vater! schrie ich und ein Schauder schüttelte mich.

Shakspeare, du lebst! donnerte Gent.

Und der Alte weinte bitterlich, bitterlich, o wüßte ich einen Ausdruck für dieses Weinen! Ich faßte mich und trat näher. Ich fühlte, daß auch mir ein Naß die Wange herunterlief. Ich löste die eine der bebenden Hände des Greises von dem krampfhaft umklammerten Stabe und legte sie zwischen die meinigen. Sagen Sie mir, lieber Herr, so rief ich, womit mir Ihnen dienen können. — Des Alten Lippen zuckten, er vermochte nicht zu reden. Da fiel wieder ein Tropfen aus meinem Auge und traf zufällig seine Hand. Er fuhr wie vom Blitze getroffen auf und heulte. Fremde, Fremde weinen und ein Kind verfehlt seinen Vater! — Dann sank er bewußtlos hin. Ich überließ ihn der wohlthätigen Ohnmacht, stand langsam auf und näherte mich dem im Sturmschritte auf- und niedergehenden Gent.

Wer ist dieser unglückliche Greis?

Du fragst noch? — Es ist Eugeniens Großvater! knirschte Gent.

Ist es möglich? Was willst Du thun?

Weiß nicht. — Sterben und den alten Mann mit mir nehmen.

Nein, hier gilt es rasche, gefügelte That. Sei ein Mann, führe den Erkrankten wieder heim und —

Höre, Mensch, unterbrach mich der flammende Gent, höre, sein letztes Capital wollte sie haben, die Schlange, die mich und Eugenien vernichtete. Sein letztes Geld, das ihm sein Leben täglich fristet. Er konnte es nicht geben, der schon so viel, vielleicht zu viel gab — da stieß sie ihn hinaus in die Nacht, in diese Nacht! Der Blinde tappte sich zu mir, in dieser Nacht, wo ihm jeder Schritt den Tod drohte! Wirf —

Ruhig, lieber Gent, Besonnenheit ist die Hauptsache. Wir führen den Alten wieder zurück. Ich geleite Dich. Zeige Deine Mannheit. Du hast das herzlose Weib nunmehr in Deiner Gewalt. Fruchtet Dein Reden nichts, so trete ich ein. Indessen will ich unter dem Fenster warten, und erst dann, wenn es mir zu lange dauert, oder wenn der Lärm zu groß wird, erscheinen. Ich werde die Dame gewiß zur Ruhe bringen. Es ist bei alledem noch ein Glück, daß eben so eine Schreckensnacht ist, in welcher sich Niemand hinauswagt. Die Sache ist delicat. Der Blinde bewegt sich. Laß uns mit dem Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, zu Bette gehn.

Gent leistete mir Folge ohne ein Wort zu entgegnen. Auch der Blinde sprach nicht. Ich drehte rasch die Lampe zurück, schloß die äußere Thür und nun führten wir den geduldigen Greis unter dem Getöse des Sturms und dem Geraffel des Regens wieder in das Haus seines undankbaren Kindes. Gent ging mit hinauf. Ich stellte mich mitten auf den sandbestreuten Vorplatz der Villa und sah unverwandten Blickes hinauf zu den erleuchteten Fenstern. Die ganze übrige Welt war dunkel. Es goß fürchterlich. Ich war leicht bekleidet und hatte in der Eile meine Kopfbedeckung vergessen, demungeachtet glühte ich. Ich horchte mit gespanntem Ohre. — Alles blieb stille. Ich sah wohl Schlagschatten an den Fenstern vorübergleiten, aber ich vernahm keinen Laut, kein lautes Wort. Nach etwas mehr als einer Viertelstunde, die mich eine halbe Ewigkeit däuchte, stürzte Gent die Treppe herab und warf sich in meine Arme.

Was ist? Wie ging es?

Gut Sie scheint voll Reue. Morgen reist der Alte ab. Nach Benedig und von da nach Marseille. Ich bin todmüde. Das kann wieder eine Krankheit geben.

Wir eilten nach Hause. Gent warf sich unausgekleidet auf das Bett. Ich wachte bei ihm. Des andern Morgens war ich so erschöpft, daß ich fast bis an den Abend fortschlief.

Eugène Sue.

Während von einigen ministeriellen und allen ultramontanen Blättern hart angegriffen setzt E. Sue sein Werk fort, ohne sich gegen die öffentlichen Urtheile zu vertheidigen oder den Parteileidenschaften nachzugeben. Indeß glauben wir unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir einem Organe,

Funfzehntes Kapitel.

Der Bürger.

Ein augenblickliches Schweigen trat ein, dann versetzte der Abbé von Aigrigno:

— Lesen Sie mir die Tagesberichte über die Lagen jener der bezeichneten Personen vor.

— Hier ist der Bericht von heute Abend... man hat ihn eben gebracht.

— Lassen Sie sehen.

— Robin las das Folgende:

„— Jacques-Mennepont, genannt Couche-tout-nud, ist im „Innern des Schuldgefängnisses heute Abend acht Uhr gesehen „worden."

— Der wird uns morgen nicht beunruhigen... und nun fahren Sie nur fort.

„— Die Frau Oberin des Klosters Sainte-Merry hat, von „der Frau Prinzessin von Saint-Dizier benachrichtigt, die „Demoiselles Rose und Blanche Simon noch enger einschließen „zu müssen geglaubt. Heute Abend um neun Uhr sind sie „vorsichtig in ihre Zelle eingesperrt worden und bewaffnete „Runden werden in dieser Nacht im Klostergarten wachen."

— Dank diesen Vorsichtsmaßregeln, — sagte der Abbé von Aigrigno, — ist von dieser Seite eben so wenig etwas zu fürchten. — Fahren Sie fort.

„— Herr Doctor Balcinier, der gleichfalls von der Frau „Prinzessin von Saint-Dizier unterrichtet worden ist, fährt „fort Fräulein von Carteville streng zu bewachen. Um drei „Viertel auf neun Uhr ist die Thür ihres Pavillons verriegelt „und verschlossen worden.

— Wieder ein Gegenstand der Besorgniß weniger...

— Was Herrn Hardy anbetrifft, — versetzte Robin, — so habe ich heute morgen von Toulouse einen Brief vom Herrn von Brissac, seinem vertrauten Freunde, erhalten, der uns so glücklich getroffen hat, den Fabrikherrn auf einige Tage zu entfernen. In diesem Brief war einer von Herrn Hardy eingeschlossen, der an einen seiner Geschäftsfreunde gerichtet ist. Herr von Brissac hat geglaubt diesen Brief unterschlagen zu müssen und ihn uns als einen neuen Beweis von dem Erfolge seiner Maßregeln übersandt, welchen mir ihm hoch anrechnen werden, wie er hofft, denn er fügt hinzu, um uns zu dienen, verrathe er seinen vertrauten Freund auf die unwürdigste Weise, indem er eine schändliche Komödie spiele. Daher zweifelt Herr von Brissac jetzt auch nicht, daß man nach seinen ausgezeichneten Dienstleistungen ihm jetzt die Papiere ausliefern werde, welche ihn von uns ganz abhängig machen, da diese Papiere eine Frau in's Verderben stürzen können, die er mit einer leidenschaftlichen und verbrecherischen Liebe verehrt... Er sagt zum Schlusse, man müsse Erbarmen mit der furchtbaren Alternative haben, in die er versetzt worden sei, entweder das Weib, welches er anbetet, verderben und entehren zu sehen, oder seinen vertrautesten Freund auf abscheuliche Weise zu verrathen.

— Diese ehebrecherischen Lasten verdienen kein Erbarmen, — antwortete Herr von Aigrigno verächtlich. — Uebrigens wird man schon Rath wissen... Herr von Brissac kann uns noch nützlich sein. Aber lesen Sie diesen Brief des Herrn Hardy, dieses gottlosen und republikanischen Fabrikherrn, des würdigen Abkömmlings einer verruchten Familie, dessen Entfernung so äußerst wichtig war.

...— Hier ist der Brief des Herrn Hardy, — versetzte Robin, — man wird ihn morgen der Person zukommen lassen, an welche er gerichtet war.

Und Robin las das Folgende:

„Toulouse, den 10. Februar.

„Endlich finde ich einen Augenblick, mein theurer Herr, „Ihnen zu schreiben und Ihnen die Ursache meiner so plötzli„chen Abreise zu erklären, welche Sie, wenn auch nicht beunru„higen, doch verwundern mußte; zu gleicher Zeit schreibe ich „auch, Sie um einen Dienst zu bitten. Die Sache ist in „wenigen Worten folgende: Ich habe mit Ihnen sehr häufig „von Felix von Brissac gesprochen, einem meiner Jugend„freunde, obwohl er jünger ist als ich; wir haben uns stets „zärtlich geliebt und uns gegenseitig Beweise genug gegeben „von ernster Zuneigung, um auf einander rechnen zu können. „Er ist für mich ein Bruder; Sie wissen, was ich mit die„sen Worten sage. Vor mehren Tagen hat er mir von „Toulouse geschrieben, wo er einige Zeit zubringen wollte:

„Wenn Du mich liebst, komm, ich bedarf Dei„ner; reise augenblicklich ab, Deine Tröstungen „werden mir vielleicht Muth zum Leben geben, „wenn Du zu spät kommst, so verzeihe mir und „denke zuweilen an Den, der bis an's Ende Dein „bester Freund sein wird."

„Sie können sich meinen Schmerz und meinen Schreck „denken, ich verlange augenblicklich Postpferde, mein Werkfüh„rer, ein Greis, den ich schätze und ehre, der Vater des Ge„neral Simon, bat mich, als er erfuhr, daß ich nach dem Sü„den reise, ich möchte ihn mitnehmen, ich sollte ihn einige „Tage im Creuse-Departement lassen, wo er einige neugrün„dete Fabriken studiren wollte. Ich willigte um so lieber in „seine Reise, als ich gegen ihn wenigstens mich über den Kum„mer und die Angst auslassen konnte, welche mir der Brief „Brissac's verursachte.

„Ich komme in Toulouse an, man sagt mir, daß er den „Tag vorher abgereist, in verzweifeltem Zustande und mit „Waffen versehen. Anfangs war es mir unmöglich zu erfah„ren, wohin er gegangen war; nach zwei Tagen aber bringen „mich einige mit Mühe erlangte Andeutungen auf seine Spur, „endlich nach tausend Nachforschungen entdecke ich ihn in einem „elenden Dorfe. Niemals, nein, niemals in meinem Leben „habe ich eine solche Verzweiflung gesehen: nichts Heftiges, „sondern eine düstere Niedergeschlagenheit, ein scheues Schwei„gen. Erst stieß er mich fast zurück, darauf erreichte dieser „furchtbare Schmerz seinen Höhepunkt, wurde etwas weicher „und nach einer Viertelstunde sank er, in Thränen zerfließend, „mir in die Arme... Neben ihm lagen seine geladenen Pi„stolen: Einen Tag später vielleicht wäre es um ihn gesche„hen... Ich kann Ihnen die Ursache seiner furchtbaren Ver„zweiflung nicht mittheilen, denn dies Geheimniß ist nicht das „meinige; aber seine Verzweiflung hat mich nicht in Verwun„derung gesetzt... Was soll ich Ihnen sagen, ich muß eine „förmliche Kur mit ihm vornehmen. Seine arme, so grausam „zerrissene Seele muß beruhigt und verpflegt werden, die „Freundschaft allein kann diese zarte Aufmerksamkeit übernehmen und ich hege die beste Hoffnung... Ich habe ihn be„wegt, eine Zeitlang zu reisen, die Bewegung und Zerstreuung „werden ihm günstig sein; ich bringe ihn nach Nizza. Morgen „reisen wir ab... wenn er diese Grenzlinie verlängern will, „so werden wir es thun, denn meine Geschäfte erheischen meine „Anwesenheit in Paris nicht gebieterisch vor Ende des Monat „März.

„Was den Dienst anbetrifft, welchen ich von Ihnen ver„lange, so ist derselbe ein bedingter. Es handelt sich um Fol„gendes:

„Nach einigen Familienpapieren meiner Mutter scheint es, „als ob ich ein gewisses Interesse hätte, mich am 15. Februar „in Paris Rue Saint-François Nr. 3 einzufinden. Ich hatte „mich erkundigt und nichts erfahren, als daß dieses Haus von „sehr altem Aussehen aus einer Grille eines meiner mütterli„chen Ahnen seit hundertundfunfzig Jahren verschlossen geblie„ben ist und am 15. dieses Monats im Beisein der Miterben, „wenn ich deren habe, geöffnet werden soll. Da ich nicht dabei „sein kann, habe ich dem Vater des General Simon, meinem „Werkführer, in den ich alles Vertrauen setze, geschrieben, er „möge aus dem Creuse-Departement, wo ich ihn gelassen „hatte, nach Paris abreisen, um sich bei der Eröffnung dieses „Hauses einzustellen, nicht als mein Mandatar, das wäre un„nütz, sondern als bloßer Neugieriger, damit er dann mir „nach Nizza melden könne, welche Folgen der romantische „Wille eines meiner Vorfahren gehabt hat. Da es möglich „wäre, daß mein Werkführer zu spät nach Paris kommt, als „daß er diesen Auftrag noch ausführen könnte, so wäre ich Ih„nen tausendfach verpflichtet, wenn Sie bei mir in Pleiß sich „erkundigen wollten, ob er angekommen ist und im entgegen„gesetzten Falle bei der Eröffnung des Hauses Rue Saint-„François seine Stelle einnehmen.

„Ich glaube meinem armen Freunde Brissac nur ein un„bedeutendes Opfer gebracht zu haben, indem ich mich nicht an „jenem Tage in Paris einfinden; aber wäre dieses Opfer auch „ungeheuer, so würde ich mich dennoch darüber freuen, denn „meine Pflege und Freundschaft war dem nothwendig, den ich „als einen Bruder betrachte.

„Also bitte ich Sie, gehen Sie zur Eröffnung des Hauses „und seien Sie so gut, mir poste restante nach Nizza die „Resultate ihrer Mission als Neugieriger zu schreiben u. s. w. „u. s. w.

„Francois Hardy."

— Obgleich seine Anwesenheit keine unangenehme Wichtigkeit haben kann, so wäre es doch vorzuziehen, wenn der Vater des Marschall Simon morgen der Eröffnung des Hauses nicht beiwohnte, — sagte der Abbé von Aigrigno; — aber es thut Nichts, Herr Hardy ist sicher entfernt: es handelt sich also jetzt nur noch um den jungen Junker.

— Was ihn anbetrifft, — fuhr Herr von Aigrigno mit nachdenklicher Miene fort, — so hat man wohl daran gethan, Herrn Norval als Ueberbringer der Geschenke des Fräulein von Carteville an den Prinzen abreisen zu lassen. Der Arzt, welcher ihn begleitet und der von Herrn Balcinier gewählt worden ist, wird auf diese Weise keinen Verdacht erwecken...

---

zu dessen Grundsätzen und deren Consequenzen wir uns keineswegs bekennen, das aber von eben so gemüthsarten als überzeugungstreuen Männern redigirt wird, nämlich der Démocratie pacifique, einen Artikel über das Leben und die Werke E. Sue's, sowie über die erhabenen Gedanken, welche ihn zu der großartigen Dichtung des Ewigen Juden begeistert haben, entlehnen. Es heißt dort:

Ehe wir einen Blick auf das neue Werk eines Schriftstellers werfen, dessen Name in ganz Europa, in der ganzen Welt populär, wollen wir ein Wort von Eugène Sue als Mensch sagen.

Er wurde am 10. December 1804 zu Paris geboren. Die Kaiserin Josephine und der Prinz Eugène Beauharnais waren seine Pathen. Die sehr alte Familie Sue war seit Jahrhunderten zu Lacolme bei Cannes in der Provence ansässig und ist noch gegenwärtig durch einen Großoncle des Schriftstellers, einen Stabsoffizier außer Dienst, dort vertreten.

Der Großgroßvater Eugène Sue's, Pierre, sein Großvater Joseph und sein Vater Jean Joseph waren berühmte Chirurgen und Aerzte, Joseph Sue hat bedeutende anatomische Werke hinterlassen und ihm verdankte die französische medicinische Schule die Verbreitung der Pathologie des Gaubius, welche auf die von Boerhave folgte. Joseph und Jean Joseph, beide an der Universität Grinburg zu Doctoren promovirt, haben in Frankreich durch zahlreiche Uebersetzungen die Werke der schottischen medicinischen Schule bekannt gemacht. Der Vater unseres Autors hat mehre Werke über die Entbindung und über die Wirkungen des Galvanismus herausgegeben, über welche er eigene Studien angestellt hatte. Er war Oberarzt der kaiserlichen Garde in dem russischen Feldzuge. Nach der Restauration wurde er Leibarzt des Königs. Jean Joseph lebte in den freundschaftlichsten Beziehungen zu der Kaiserin Josephine, zu Franklin, Massena, Marceau und allen bedeutenden Persönlichkeiten des Consulats. Er hat der Akademie der schönen Künste eine ansehnliche Schenkung mit einer Sammlung von Gegenständen der vergleichenden Anatomie und der Naturgeschichte gemacht, welche vier Generationen von berühmten Aerzten in seiner Familie veranstaltet hatten.

Unser Sue selbst betrat nach dem Wunsche seines Vaters die medicinische Laufbahn. Er war als Chirurg bei dem königlichen Militärkrankenhause, nachher im Jahre 1823 bei dem Stabe der Armee in Spanien, dann in demselben Feldzuge bei dem siebenten Artillerieregimente angestellt. Er befand sich daher bei der Belagerung von Cadix, bei der Einnahme von Trocadero und bei der von Tarifa. Im Jahre 1824 vertauschte Eugène Sue den Landdienst mit dem Seedienst. Er machte mehre Fahrten nach Amerika; nachdem er die Antillen durchkreuzt, kehrte er nach dem mittelländischen Meere zurück und besuchte Griechenland. Im Jahre 1828 war er auf dem Schiffe le Breslaw in der Schlacht bei Navarin. Nach seiner Rückkehr von dieser Campagne gab er den Dienst und die Medicin, deren Ausübung keinen Reiz für ihn besaß; auf und begab sich nach Paris, wo er bei schönen Einkünften von seinem väterlichen Erbtheile ein angenehmes und glänzendes Leben führen konnte. Seine Lieblingsbeschäftigung nächst dem Vergnügen war damals die Malerei, der er sich unter Leitung seines Freundes Gudin widmete.

Im Jahre 1830 sagte ein alter Kamerad von der Artillerie zu Eugène Sue: „Cooper's Romane haben den Ocean in Mode gebracht; Du solltest uns Deine Erinnerungen vom Meer her niederschreiben und den Seeroman in Frankreich einführen." Der Gedanke gefiel unserm Autor, er legte den Pinsel bei Seite, ergriff die Feder und gab den Piraten Kernock heraus. Da er die Sache amüsant fand und vom guten Erfolge ermuntert wurde, fuhr er fort zu schreiben, wobei er der Laune eines lebhaften und fruchtbaren Geistes folgte. So erschienen nach und nach zahlreiche Werke, welche man folgendermaßen eintheilen kann:

Seeromane: Kernock der Pirat, Plick und Plock, Atar-Gull, der Salamander, die Woche von Keatmen.

Marinegeschichte: Geschichte der französischen Marine unter Ludwig XIV., Kurze Geschichte der Kriegsmarine aller Völker.

Geschichtliche Romane: Latréaumont, Jean Cavalier, Lecteriere, der Malteserritter.

Sittenromane: Arthur, die Cenratcha, Dolevier, das Hôtel Lambert, Mathilde u. s. f.

Philosophische und sociale Romane: Die Geheimnisse von Paris, der Ewige Jude.

Die ersten Werke von E. Sue verkünden einen sehr vorurtheilsfreien Geist, eine mitleidvolle, feurige Natur. Aus der Phantasie des Erzählers, manchmal selbst neben dem Paradoxen, erkennt man immer den talentvollen Beobachter heraus, der das Uebel in seiner Umgebung sieht und den Triumph der Schlechtigkeit und der Gewalt constatirt. Schon in dem unbekümmerten Erzähler liegt das unbestimmte Gefühl der socialen Zerrüttung. Der Instinkt einer edlen Seele begeisterte E. Sue zu seinem schönen Werke: Die Geheimnisse von Paris.

Sue hat hundertmal gesagt und wiederholt, daß er den höhern Gedanken dieses Buchs den Rathschlägen einer wohlwollenden Kritik verdanke. Die Wahrheit ist, daß er von dem ersten Kapitel, bevor sich nur eine Stimme erhob, um den Schriftsteller zu loben, durch die Analyse des Falles des Oberinnen den Beweis eines vorherrschenden Verstandesreichthums führte. Vielleicht keine andere Stelle im Laufe des Buches ist tiefer als diese, keine setzt das Gebrechen der gegenwärtigen Gesellschaft weiser aus einander und giebt einen dauernderen Weg zur wahren Besserung desselben an. In dem Augenblicke, wo der Autor des Ewigen Juden die Frage der Organisation der Arbeit berühren wird, braucht er sich dies den ersten Entwurf zu dem Charakter des Oberinnen vor Augen zu stellen.

— Durchaus keinen, — versetzte Rodin, — sein Brief von gestern ist durchaus beruhigend.

— Also ist auch der indische Prinz nicht mehr zu fürchten, — sagte der Abbé von Aigrigny, — Alles geht auf's Beste.

— Was Gabriel anbetrifft, — versetzte Rodin, — so hat er heute Morgen wieder geschrieben, um eine Unterredung mit Ew. Gnaden zu erlangen, um welche er vergeblich schon seit drei Tagen bittet; er ist sehr ergriffen von der strengen Bestrafung, die man ihm auferlegt hat, indem man ihm verbot, fünf Tage lang das Haus zu verlassen.

— Morgen, wenn wir ihn nach der Rue Saint-François bringen, werde ich ihn anhören,... dann ist immer noch Zeit genug... Also, — sagte der Abbé von Aigrigny mit triumphirender Zufriedenheit, — befinden sich alle Abkömmlinge dieser Familie, deren Anwesenheit unsern Plan zerstören könnte, zu dieser Stunde in der Unmöglichkeit, sich morgen Vormittag in der Rue Saint-François einzufinden, während Gabriel ganz allein dort sein wird... endlich sind wir dem Ziele nahe.

Zwei leise Schläge an die Thür unterbrachen den Abbé.

— Herein! — sagte er.

Ein alter schwarzgekleideter Diener trat ein und sagte:

— Es ist ein Mann unten, der in einer höchst dringenden Angelegenheit augenblicklich mit Herrn Rodin sprechen will.

— Sein Name?

— Seinen Namen hat er nicht gesagt; aber er sagt, er komme von Jesus, einem Kaufmanne auf der Insel Java.

Rodin und der Abbé von Aigrigny sahen sich verwundert und fast erschreckt an.

— Sehen Sie, was das für ein Mensch ist... — sagte Aigrigny zu Rodin, ohne seine Besorgniß verhehlen zu können, — und statten Sie mir nachher Bericht darüber ab.

Darauf sagte er zum Bedienten:

— Lassen Sie ihn hereinkommen.

Bei diesen Worten gab der Abbé von Aigrigny Rodin noch einen bedeutsamen Wink und verschwand durch eine Seitenthür.

Eine Minute darauf erschien der ehemalige Häuptling der Secte der Würger vor Rodin, der augenblicklich sich erinnerte, ihn auf dem Schlosse Cardoville gesehen zu haben.

Der Socius bebte innerlich; aber er wollte sich nicht den Anschein geben, als erkenne er diesen Menschen wieder.

Indessen schrieb er, noch immer über seinen Schreibtisch gebeugt und so thuend, als sehe er Faringhea nicht, in der Eile einige Worte auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier.

— Mein Herr, — versetzte der Bediente, über Rodin's Schweigen verwundert, — hier ist dieser Mann...

Rodin faltete das Billet zusammen, das er eilig geschrieben, und sagte zu dem Diener:

— Lassen Sie dies an seine Adresse bringen... Ich erwarte die Antwort.

Der Bediente grüßte und ging hinaus.

Nun heftete Rodin, ohne aufzustehen, seine kleinen Schlangenaugen auf Faringhea und sagte artig zu ihm:

— Mein Herr, mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Sechzehntes Kapitel.

Die beiden Brüder des guten Werkes.

Nach dem wahren Namen, den Faringhea, der in Indien geboren war, wie schon gesagt worden ist, gemacht und auf denen er die europäischen Comptoirs in den verschiedenen Theilen Asiens besucht hatte, war es kein Wunder, daß er gut englisch und französisch sprach, klug und verständig und deshalb gut civilisirt war.

Anstatt auf die Frage Rodin's zu antworten, ließ er seinen Blick fest und durchdringend auf ihm haften; der Socius wurde von diesem Schweigen betroffen und ahnte mit unbestimmter Besorgniß voraus, daß die Ankunft Faringhea's in directer oder indirecter Beziehung zu dem Schicksale Djalma's stehe, indessen versetzte er, große Kaltblütigkeit affectirend, nochmals:

— Mit wem, mein Herr, habe ich die Ehre zu sprechen?

— Sie erkennen mich nicht wieder? — sagte Faringhea, indem er zwei Schritte auf Rodin's Stuhl zuging.

— Ich glaube die Ehre niemals gehabt zu haben, Sie zu sehen, — antwortete dieser kaltblütig.

— Aber ich erkenne Sie wieder, — sagte Faringhea, — ich habe Sie im Schlosse Cardoville gesehen, an dem Tage, wo der Dreimaster und das Dampfboot Schiffbruch litten.

— Im Schlosse Cardoville, das ist wohl möglich, mein Herr... ich war allerdings am Tage eines Schiffbruchs daselbst...

— Und an jenem Tage habe ich Sie bei Ihrem Namen genannt. Sie haben mich gefragt, was ich von Ihnen wollte... worauf ich antwortete: Jetzt nichts, Bruder... später sehr viel... Die Zeit ist gekommen... und jetzt verlange ich viel von Ihnen.

— Mein theurer Herr, — sagte Rodin immer gleichmüthig, — bevor wir diese Unterredung fortsetzen, die bisher ziemlich dunkel war, wiederhole ich Ihnen, daß ich zu wissen wünschte, mit wem ich das Vergnügen habe zu sprechen... Sie haben sich hier unter dem Vorwande einführen lassen, daß Sie einen Auftrag von Herrn Jesus Van Dael hätten, einem achtungswerthen Kaufmann aus Batavia, und...

— Sie kennen die Handschrift des Herrn Jesus? — sagte Faringhea, Rodin unterbrechend.

— Ich kenne sie sehr genau.

Und der Mestize zog aus seiner Tasche (er war ziemlich ärmlich auf europäische Weise gekleidet) die lange, von ihm dem Schmuggler Mahal geraubte Depesche, hielt sie Herrn Rodin vor die Augen, ohne indeß die Papiere aus der Hand zu geben.

— Allerdings ist dies die Handschrift des Herrn Jesus, — sagte Rodin und streckte die Hand nach dem Briefe aus, welchen Faringhea geschwind und vorsichtig wieder in seine Tasche steckte.

— Sie haben, mein lieber Herr, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, eine seltsame Art und Weise, Aufträge zu besorgen, — sagte Rodin. — Da dieser Brief meine Adresse trägt und Ihnen von Herrn Jesus anvertraut ist, so sollten Sie...

— Dieser Brief ist mir nicht von Herrn Jesus anvertraut worden, — sagte Faringhea, indem er Rodin unterbrach.

— Und woher befindet er sich in Ihren Händen?

— Ein Schmuggler von Java hatte mich verrathen, Jesus hatte diesem Manne die Ueberfahrt nach Alexandrien gesichert und ihm diesen Brief übergeben, welchen er mit an Bord nehmen und mit der europäischen Post abgehen lassen sollte. Ich habe den Schmuggler erwürgt, ihm den Brief abgenommen, an seiner Statt die Ueberfahrt gemacht und hier bin ich nun.

Der Würger hatte diese Worte mit einer wilden Prahlerei ausgesprochen. Sein unheimlicher und verwegener Blick wurde nicht durch das durchdringende Auge Herrn Rodin's geschwächt, der bei diesem sonderbaren Geständniß den Kopf in die Höhe gerichtet hatte, um diesen Menschen zu betrachten.

Faringhea glaubte Rodin durch diese Art von roher Ruhmredigkeit in Erstaunen zu setzen oder einzuschüchtern, aber zu seiner großen Verwunderung sagte der Socius immer gleichgültig, wie es nur eine Leiche sein kann, dies zu ihm:

— Ah,... in Java erwürgt man also so ohne Umstände?

— Und wo anders auch... — antwortete Faringhea mit düsterem Lachen.

— Ich mag Ihnen nicht glauben... aber ich finde, daß Sie seltsam aufrichtig sind, mein Herr... Ihr Name?

— Faringhea.

— Nun gut, Herr Faringhea, wo wollen Sie hinaus?... Sie haben sich durch ein abscheuliches Verbrechen eines an mich adressirten Briefes bemächtigt... und jetzt zaudern Sie, mir denselben zu übergeben...

— Weil ich ihn gelesen habe und er mir dienen kann.

— So... Sie haben ihn gelesen? — sagte Rodin, einen Augenblick in Verlegenheit. Darauf fügte er hinzu: — Allerdings, nach Ihrer Art und Weise, die Correspondenz eines Andern an sich zu nehmen, kann man sich Ihrerseits auf keine große Discretion gefaßt machen... Und was haben Sie für Sie so Nützliches in dem Briefe des Herrn Jesus gefunden?

— Ich habe erfahren, Bruder, daß Sie, wie ich, ein Sohn des guten Werkes sind.

— Von welchem guten Werke wollen Sie sprechen? — fragte Rodin ziemlich verwundert.

Faringhea antwortete mit einem Ausdrucke bitterer Ironie:

— In seinem Briefe sagt Herr Jesus:

Gehorsam und Muth, Geheimniß und Geduld, List und Verwegenheit, Einheit unter uns, die wir die Welt zum Vaterlande, zur Familie die Mitglieder unseres Ordens, zur Königin Rom haben.

— Es ist möglich, daß Herr Jesus mir das schreibt. Aber was schließen Sie daraus, mein Herr?

— Unser gutes Werk hat wie das Ihrige, Bruder, die Welt zum Vaterlande, zur Familie haben wir, wie Sie, unsere Mitschuldigen und zur Königin Bohwanie.

In dem Ewigen Juden zeigt sich die edle Idee, welche den Verfasser der Geheimnisse von Paris leitete, sogleich von vornherein. Das Buch ist Camille Pleyel, einem liebenswürdigen ausgezeichneten Künstler und ehrenwerthen intelligenten Industriellen, der eifrig das Loos seiner Arbeiter zu verbessern strebt, gewidmet. In dem Vorworte kündigt E. Sue an, daß er sich mit dem Loose des Volks, mit dem Rechte der Arbeit beschäftigen will. „Diese auf den Nägeln brennende Frage von der Organisation der Arbeit," sagt er, „wird bald alle anderen beherrschen, weil es sich für die Massen dabei um Tod und Leben handelt." Wir haben also dieselbe Quelle der Inspiration, wie bei den Geheimnissen: die Liebe, das Mitleid für das Volk. Hier aber erscheint das Feld viel größer. Der Gesichtskreis des Dichters hat sich erweitert, sein Flug umspannt einen größern Raum; er erhebt sich und sucht die Welt zu beherrschen; er überschaut die ganze Menschheit. Er predigt die Erlösung des Menschengeschlechts, das noch verdammt und mit Schmerzen an den gequälten Busen der Erde sich schmiegt. Er begnügt sich nicht mit dem socialen Leben Frankreichs, er nimmt zum Vorwurf seiner Forschung das ganze Geschlecht und zu seinem Felde das Morgenland und das Abendland; er erweckt seltsame Geheimnisse und spricht uns von Wundern. Mittelst der phantastischen Seite seines Werks berührt er die Probleme des zukünftigen Lebens.

Sein Pinsel sucht und zeichnet die bizarren Sitten, die schrecklichen Krankheiten, die Ungeheuer der Menschheit. Hier sind es die Cholera und ihre methodischen furchtbaren Fußstapfen; dort die Phansegars oder Würger; auf den malaiischen Inseln die Mutter, welche ihr Kind den Krokodilen des Flusses vorwirft, damit es nicht die Last des Lebens zu tragen habe; der alte blessirte Colonist, der die jungen Töchter kauft, welche die Väter verkaufen, um nicht Hungers zu sterben; der Indier, der von einer Gesellschaft bewaffneter Kaufleute mit Gewalt besiegt und ausgebeutet wird; näher an uns heran die russische Tyrannei und die Qualen der Verbannung nach Sibirien; in Frankreich die Entblößung der niederen Classen, welche zur Liederlichkeit, zu entwürdigenden Orgien, zur Prostitution führt; die Unwissenheit und die Vereinzelung, welche die Verlassenen der Ausbeutung durch Geschicktere aussetzt; überall das Elend, das seine fleischlose Hand über die Menschen ausstreckt und besonders den schwachen Körper und die zarte muthvolle Seele des Weibes erschöpft.

Als Jesus das Kreuz tragend sich nach dem Kreuzberge schleppte, gebrochen von Mißhandlungen und Qualen, sich bergend unter der Bürde des Strafwerkzeuges, blieb er stehen an der Schwelle eines armen Schusters und bat ihn um Erlaubniß, ausruhen zu dürfen. „Geh, geh!" rief hartherzig dieser Mann ihm zu; ein Mann des Volks und doch undankbar und grausam gegen denselben, der gekommen war das Volk, den Armen, den Sklaven, zu befreien. „Du," erwiderte mit trauriger und strenger Stimme Christus, „Du wirst gehen bis an das Ende der Jahrhunderte." Seit diesem Tage, sagt die geheimnißvolle Ueberlieferung, wandelt der Jude unaufhörlich durch die Jahrhunderte, irrend und verlassen, ein Abbild des Volks, das dem Gottmenschen sterben ließ, ein Symbol des unzählbaren Geschlechts der Armen, die keine Schwelle, um ihren schmerzenreichen Leib ausruhen zu können, keinen Zufluchtsort, keine Hoffnungen, kein Mitleid für ihre Uebel, keine Kraft haben, Denjenigen beizustehen, welche sie lieben, enthlößt, unmächtig und verzweifelt. Ein solcher ist der Ewige Jude, die großartige phantastische Figur, welche E. Sue zum Mittelpunkt seines Werks macht, als das Symbol des bösen Schicksals und der Strafe, als das wunderbare Band zwischen der Erde und dem Himmel.

Der Dichter nimmt an, daß in der gegenwärtigen Welt, zerstreut auf den verschiedenen Staffeln der gesellschaftlichen Stufenleiter, sieben Abkömmlinge einer geliebten Schwester des Schusters von Jerusalem leben. Diese verschiedenen Figuren sind die Typen der Tugenden und der Laster, des Glanzes und des Elends des Menschengeschlechts und über diese Wesen, die er ganz als seine Familie, als Gegenstände seiner Liebe betrachtet, wacht der Jude mit der heftigsten Besorgniß. Es ist die ganze Menschheit in ihrer Verlassenheit, in ihrer Schwäche, ihren Nöthen, ihren Hoffnungen, ihren Träumen; es ist das ganze menschliche Geschlecht, welches gegen seine mühevollen Versuche, unaufhörlich vom Untergang bedroht, ankämpft, und welches die Hand der Vorsehung unablässig zu retten und für ein höheres Ziel zu erhalten scheint.

Alle diese Individuen, verschwistert durch das Blut, aber in der falschen Welt, in der wir leben, so weit geschieden: der Prinz Djalma, die Patrizierin Adrienne von Cardoville, M. Hardy, der Bürger, Gabriel, der heilige Priester, Rosa und Blanche, die Waisen, der fast verkommene Arbeiter, dessen bizarrer widerwärtiger Name den Zustand der Nacktheit und der Unerzogenheit versinnbildlicht — sie alle sind vom Schicksal bestimmt sich eines Tages zu vereinigen, um die Familie und die Einheit der Menschen nach dem göttlichen Gesetzen wiederherzustellen. Aus ihrer Uebereinstimmung soll das Ziel der Welt, das Ende der fluchbeladenen Jahrhunderte, die Erlösung des Menschengeschlechts und endlich die Ruhe ihres großen Ahnen, des allgemeinen Menschen, des Ewigen Juden, hervorgehen. Ein providentieller Befehl ruft sie an einem bestimmten Tage in einer unbekannten Straße von Paris, dem schäumenden Getriebe der Welt, zusammen; sie nähern sich, lernen sich kennen, verbinden sich; zu ihrer Verfügung steht ein Schatz, und von dem Schatze sind sie berufen einen Gebrauch von hoher socialer Liebe zu machen. Die Nachkömmlinge des unbarmherzigen, gottesmörderischen Juden, die gegenwärtigen Besitzer von großen Reichthümern, sollen das Werk der Organisation der Arbeit übernehmen, sollen die harmonische Einrichtung der Welt, die Association in allgemeiner Liebe versuchen.

— Ich kenne diese Heilige nicht, — sagte Rodin demüthig.

— Das ist unser Rom, — antwortete der Bürger und fuhr fort: — Josua spricht außerdem noch von den Mitgliedern Ihrer Stiftung, welche, auf der ganzen Erde verbreitet, zum Ruhme Roms, Ihrer Königin, arbeiten. — Die Mitglieder unserer Stiftung arbeiten ebenfalls in verschiedenen Ländern zum Ruhme Bohwanie's.

— Und welches sind diese Söhne Bohwanie's, Herr Faringhea?

— Entschlossene Männer, verwegen, geduldig, listig, beharrlich, die, um das gute Werk triumphiren zu machen, Vaterland, Vater und Mutter, Bruder und Schwester opfern und alle Diejenigen als ihre Feinde betrachten, die nicht zu den Ihrigen gehören.

— Es scheint mir sehr viel Gutes in dem ausdauernden und religiös ausschließlichen Geiste dieses Werkes zu sein, — sagte Rodin mit bescheidener und frommer Miene... — Nur müßte man die Zwecke und Absichten desselben kennen.

— Wie Sie, Bruder, machen wir Leichen.

— Leichen? — rief Rodin aus.

— In seinem Briefe, — versetzte Faringhea, — schreibt Ihnen Josua: Der größte Ruhm unseres Ordens besteht darin, aus dem Menschen einen Leichnam zu machen*). Unser Werk macht auch aus dem Menschen einen Cadaver... der Tod der Menschen ist Bohwanie angenehm.

— Aber, mein Herr, — rief Rodin aus, — Herr Josua spricht von der Seele... vom Willen... von Gedanken, die durch die Disciplin vernichtet werden sollen.

— Allerdings, die Gurus tödten die Seele, die unseren dem Körper. Ihre Hand, Bruder, Sie sind, wie wir, Menschenjäger.

— Aber noch einmal, mein Herr, es handelt sich darum, den Willen, Gedanken zu tödten.

— Und was sind Körper, die der Seele, des Willens, des Gedankens beraubt sind, anders als Cadaver... Gehen Sie, gehen Sie, Bruder... Die Todten, welche wir mit unseren Schlingen machen, sind nicht leblofer, nicht starrer, als die, welche Ihre Disciplin umbringt. Nun, schlagen Sie ein, Bruder,... Rom und Bohwanie sind Schwestern.

Trotz seiner anscheinenden Ruhe sah Rodin nicht ohne eine geheime Furcht einen Elenden von Faringhea's Art in Besitz eines langen Briefes von Josua, in dem nothwendiger Weise von Djalma die Rede sein mußte. Allerdings glaubte Rodin mit Bestimmtheit den jungen Indier in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, am morgenden Tage in Paris zu sein, aber da er nicht wußte, welche Beziehungen nach dem Schiffbruche zwischen dem Prinzen und dem Mestizen sich etwa hatten anknüpfen können, so sah er Faringhea für einen wahrscheinlich höchst gefährlichen Menschen an.

Je desorgter der Secius innerlich war, desto mehr bemühte er sich ruhig und verächtlich zu scheinen. Er versetzte also:

— Gewiß ist dieser Vergleich zwischen Rom und Bohwanie sehr pikant... aber was folgern Sie daraus, mein Herr?

— Ich will Ihnen zeigen, Bruder, was ich bin und wessen fähig, um Sie zu überzeugen, daß es besser ist, mich zum Freunde als zum Feinde zu haben.

— Mit anderen Worten, mein Herr, — sagte Rodin mit verächtlicher Ironie, — Sie gehören einer Mördersecte Indiens an und wollen durch eine sehr transparente Allegorie mich zum Nachdenken über das Schicksal des Mannes bewegen, dem Sie Briefe geraubt, welche an mich adressirt waren; meinerseits nun, möchte ich mir erlauben, Ihnen, Herr Faringhea, in aller Demuth bemerklich zu machen, daß man hier Niemanden erwürgt und daß, wenn Sie etwa die Laune anwandeln sollte irgend Jemanden aus einem Menschen einen Leichnam zu machen zu Ihren Bohwanie's, Ihrer Gottheit, so würde man Ihnen den Hals abschneiden aus Liebe zu einer Gottheit, welche gewöhnlich Gerechtigkeit genannt wird.

— Und was würde man mir thun, wenn ich Jemanden zu vergiften gesucht hätte?

— Ich möchte Ihnen noch unterthänigst anbeuten, Herr Faringhea, daß ich nicht Muße habe, Ihnen hier einen Cursus über Criminalrecht zu halten. Nur glauben Sie mir, widerstehen Sie der Versuchung zu erwürgen oder zu vergiften, wer es auch sei. Ein letztes Wort noch; wollen Sie die Briefe des Herrn Josua mir aushändigen oder nicht?

— Die auf Djalma bezüglichen Briefe? — sagte der Mestize und er sah Herrn Rodin fest an, der trotz einer lebhaften, immer steigenden Angst unbewegt blieb und auf die einfachste Weise von der Welt antwortete:

— Da ich den Inhalt der Briefe, welche Sie zurückhalten, nicht kenne, mein Herr, so ist es mir unmöglich Ihnen zu antworten. Ich bitte Sie und im Nothfalle verlange ich von Ihnen mir diese Briefe zuzustellen... oder von mir fortzugehen.

— In einigen Minuten, mein Bruder, werden Sie mich schon bitten zu bleiben

— Ich zweifle.

— Einige Worte werden dieses Wunder thun... Wenn ich eben vom Vergiften sprach, Bruder, so geschah es, weil Sie einen Arzt nach Schloß Cardoville geschickt haben, um den Prinzen Djalma zu vergiften, wenigstens momentan.

Rodin fuhr wider Willen leise zusammen und versetzte:

— Ich verstehe Sie nicht...

— Es ist wahr, ich bin ein armer Fremder, der wahrscheinlich sehr viel Accent hat, indessen will ich versuchen besser zu sprechen. Ich kenne durch die Briefe Josua's das Interesse, welches Sie haben, daß der Prinz Djalma morgen nicht hier sei und weiß, was Sie zu diesem Zwecke gethan haben. Verstehen Sie mich?

— Ich habe Ihnen Nichts darauf zu erwidern.

Es klopfte zweimal an die Thür und die Unterredung wurde unterbrochen.

— Herein, — sagte Rodin.

— Der Brief ist an seine Adresse befördert worden, mein Herr, — sagte ein alter Diener sich verneigend, — hier ist die Antwort.

Rodin nahm das Packet, welches ihm gereicht wurde und sagte, bevor er es eröffnete, in artigem Tone zu Faringhea:

— Sie erlauben wohl, mein Herr?

— Genieren Sie sich nicht, — sagte der Mestize.

— Sie sind sehr gütig, — antwortete Rodin, der, nachdem er gelesen hatte, schnell einige Worte unter die gebrachte Antwort schrieb, sie dem Bedienten wiedergab und zu ihm sagte:

— Schicken Sie das an dieselbe Adresse.

Der Bediente verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verschwand.

— Kann ich fortfahren? — fragte der Mestize Rodin.

— Gewiß.

— Ich fahre also fort, — versetzte Faringhea... — Vorgestern in dem Augenblicke, wo der Prinz trotz seiner Verwundung auf meinen Rath nach Paris abreisen wollte, ist ein schöner Wagen angekommen mit köstlichen für Djalma von einem unbekannten Freunde bestimmten Geschenken. In diesem Wagen waren zwei Männer, der eine von dem unbekannten Freunde geschickt, der andere ein Arzt... von Ihnen gesendet, um Djalma zu pflegen und ihn bis zu seiner Ankunft nach Paris zu begleiten... Das war sehr mildthätig, nicht wahr, Bruder?

— Vollenden Sie Ihre Geschichte, mein Herr.

— Djalma ist gestern abgereist... Der Arzt erklärte, daß die Wunde des Prinzen auf sehr ernste Weise sich verschlimmern werde, wenn er nicht während der ganzen Reise im Wagen ausgestreckt bleibe und auf diese Weise entledigte er sich des Abgesandten des unbekannten Freundes, der nach Paris gereist ist; ferner hat der Arzt auch mich entfernen wollen; aber Djalma zeigte einen so festen Willen, daß wir alle Drei, der Arzt, der Prinz und ich, abgereist sind. Gestern Abend sind wir auf halbem Wege. Der Arzt findet, daß man die Nacht in einem Wirthshause zubringen müsse. Wir hätten, sagte er, vollkommene Zeit noch heute Abend in Paris zu sein, da der Prinz ihm angekündigt hatte, er müsse durchaus am 12. Februar Abends in Paris sich befinden. Der Arzt hatte sehr darauf gedrungen, daß er allein mit dem Prinzen reisen wollte. Ich wußte aus dem Briefe des Herrn Josua, Ihnen läge viel daran, daß Djalma am 13. nicht hier sei; ich faßte einigen Argwohn, fragte den Arzt, ob er sie kenne, er antwortete mir mit Verlegenheit... und nun hatte ich statt des Argwohns Gewißheit... Im Wirthshause angekommen, ging ich, während der Arzt bei Djalma war, auf das Doctors Zimmer und untersuchte ein Kästchen mit mehreren Flaschen, die er mitgebracht hatte, die eine von ihnen enthielt Opium... ich habe es errathen.

— Was haben Sie errathen, mein Herr?

— Sie sollen es erfahren... Der Arzt sagte zu Djalma, dieser er vom ihm ging: — „Ihre Wunde ist in gutem Zustande, aber die Ermüdung von der Reise könnte sie entzünden, es wird gut sein, wenn Sie morgen einen beruhigenden Trank nehmen, den ich heute Abend bereiten werde, damit wir morgen ihn im Wagen gleich bei der Hand haben..." — Die Berechnung des Arztes war ganz einfach, — fügte Faringhea hinzu: — am anderen Tage (das ist heute) nahm der Prinz zwischen vier und fünf Uhr den Trank... bald schlief er tief ein... der Arzt ließ besorgt am Abend den Wagen halten, erklärte, es sei gefährlich die Reise fortzusetzen... brachte die Nacht in einem Wirthshause zu und setzte sich neben den Prinzen, dessen Schlaf nicht aufgehört haben würde, bis zu der Stunde, welche ihm genehm schien. Dies war Ihr Plan; er schien mir geschickt entworfen, ich wollte mich desselben für mich selbst bedienen und das ist gelungen.

— Alles, was Sie mir zu sagen, mein theurer Herr, — sagte Rodin sich an den Nägeln kauend, — ist höchst für mich.

— Ganz gewiß dies wegen meiner fremden Aussprache... aber sagen Sie mir, kennen Sie das Arrac-mom?

— Nein.

— Um so schlimmer, es ist ein vortreffliches Product der Insel Java, die so fruchtbar an Gaben ist.

— Nun, was geht das mich an, — sagte Rodin mit kurzem Tone und konnte kaum seine wachsende Angst verbergen

— Es geht Sie sehr viel an. Wir Söhne Bohwanie's, wir verabscheuen es, Blut zu vergießen, — versetzte Faringhea, — aber um ungestraft die Schlinge um den Hals unserer Opfer zu werfen, warten wir, bis sie eingeschlafen sind... wenn ihr Schlaf nicht fest genug ist, verstärken wir ihn noch Beiliegend: wir sind sehr geschickt bei unserem Werke;

*) Wir wollen den Leser daran erinnern, daß die Lehre des passiven und absoluten Gehorsams, des Hauptdebels der Gesellschaft Jesu, in den Worten des fürchterlichen Gesetzes zusammengefaßt ist: Jeder Mitglied des Ordens sei in der Hand seines Vorgesetzten nur ein todtnem — perinde ac cadaver.

Diesen isolirten Kräften, deren Vereinigung die wahre Ordnung und die Freiheit erstrebt, treten die bereits zum Zweck der falschen Ordnung und der Unterdrückung associirten Kräfte entgegen. Der Dichter hat, indem er die Macht der Association sowohl zum Guten als zum Bösen zeigen wollte, in der Geschichte des gewaltigste Beispiel von Vereinigung menschlicher Kräfte aufgesucht. In der That ist noch kein Werk so gewaltig eingerichtet gewesen und hat so starken Einfluß auf die Welt geübt, als das der Jesuiten. Auch hat diese Gesellschaft nicht immer zum Guten gewirkt, und wenn man sie wegen ihres Erfolgs in der Ausbreitung des Glaubens bei den Barbaren, wegen ihrer Colonisationsversuche ehren muß, so muß man zu gleicher Zeit anerkennen, daß in der alten Welt ihre Handlungsweise sehr knechtend und in der That entsittlichend war. Der Jesuitismus ist der Geist der Finsterniß und der Unterdrückung, der Fälschung und der Erstickung der menschlichen Natur.

Eugène Sue hat also diese im Geheimen mächtige Gesellschaft genommen und alle Elemente der menschlichen Emancipation gegen sie in Kampf gesetzt; den Glauben und die reine duldsame Liebe in Gabriel, die intelligente Thätigkeit und die freie Prüfung in Hardy, den naiven Zauber und die kindliche, offene Mittheilsamkeit in Rose und Blanche, den großherzigen Enthusiasmus in Djalma, die regellose Sorglosigkeit, das feurige Blut und die Genußsucht in Couche-tout-nud, den Geist der Emancipation und der geschmackvollen Verfeinerung in Adrienne de Cardoville. Einzelnstehend, zerstückelt, sind alle diese Elemente bedroht, erstickt und vernichtet zu werden; der böse Geist, seine organisirte Macht brauchend, sucht sie getrennt und getheilt zu erhalten und die Schätze, welche zur Gründung des Werks der Wahrheit und des Lichtes bestimmt sind, zum Nutzen des Werkes der Finsterniß an sich zu reißen. In dem Augenblicke, wo wir an der Schwelle der Entwickelung des Dramas stehen, scheint Alles gegen die Familie des Ewigen Juden auszuschlagen, Alles gestaltet sich zu dem Triumphe der Aigrigny's und der Rodin's. Blos eine Art von Wunder, ein providentielles Eingreifen kann die dunklen Intriguen stören und den sieben Kindern des ewigen Juden die Mittel ihrer Vereinigung und ihrer Verbindung zum Glücke der Menschheit erhalten.

Nachdem er uns mit einem harten, unerbittlichen Zuge in einem betrübenden schrecklichen Gemälde geduldig die Macht der Gesellschaft, Böses zu thun, auseinandergesetzt hat, wird E. Sue wahrscheinlich in der Fortsetzung seines Buchs uns in die noch größere Macht der Gesellschaft, Gutes zu wirken, einweihen; vielleicht wird er vor unsern entzückten Augen einen Theil des Schleiers der Zukunft lüften und irgend ein schönes Bild der wahren Ordnung, glückliche Geschicke einer nahen Zukunft entfalten.

Als Gegensatz zu dem besammernswerthen Schicksale der Maseur und der bedauernswerthen Arbeiter unsrer Städte wird er uns vielleicht sagen, wie sich die Werkstätten der Industrie einzurichten haben, um dem Arbeiter Beschäftigung und eine seinen Leistungen, seiner Arbeit, seinem Verstande angemessene Belohnung zuzusichern, um den Betrug und den Widerstreit einer anarchischen Concurrenz verschwinden zu machen. Er wird uns sagen, daß die Anziehungskraft der Arbeit allein das Widerstreben und den Fall der Meine Bacchanal und des Couche-tout-nud verhindern kann. Er wird uns lehren, daß der freie Schwung der Seelen Rose's und Blanche's sich mit dem Dogma der wahren Religion versöhnen kann, denn Christus hat gesagt, daß das Reich Gottes den Kindern gehöre. Er wird den Priester, der dem Gotte des Lichts dient, dem Priester der dunkeln Dogmen gegenüberstellen. Er wird uns begreiflich machen, wie gesetzmäßig und gerechtigt die Neigungen Adrienne's für den Anmuthige und das Schöne sind und wir werden aus dem Beispiele dieses edlen Mädchens erkennen, daß das Weib keineswegs an Würde verliert, was sie an Freiheit gewinnt, so wie daß ohne angemessene Freiheit des schönen Geschlechts es weder eine richtige Ordnung noch Freiheit der Sitten giebt. Der Dichter wird, indem er durch die Gluth seiner Schilderungen unsre Seelen rührt, uns zur Vereinigung der verschiedenen Classen anspornen; er wird uns beweisen, daß das Glück der einzelnen Stände von dem Zusammenwirken aller abhängt. Er wird unsre Herzen mit dem Feuer allgemein menschlicher Liebe erfüllen; er wird uns über das Loos des Weibes und über das Loos der niedern Classen, über die Leiden, denen Niemand entrinnt, über das allgemeine Elend weinen machen, während er zu gleicher Zeit den Wohlwollenden die Wege zeigen wird, wie die Welt der Erlösung theilhaftig werden kann.

Dies eine ist in schwachen Umrissen der Grundgedanke des neuen Werkes Eugène Sue's. Dieser Gedanke ist großartig; er ist von einem religiösen Gefühle eingegeben; er ist wahrhaft christlich. Kein Werk der Phantasie hat unsers Wissens bis jetzt das sociale Leben in seinen verschiedenen Beziehungen, in seiner gegenwärtigen Schmerzlichkeit und Getrübtheit und in seinem Bestreben nach Ordnung und Glück in so grandiosem Maßstabe aufgefaßt. Noch kein Schriftsteller ist dem Geheimniß des Schicksals der Menschheit so nahe und so tief auf den Grund gekommen.

Aus Böhmen, Gedichte von Moritz Hartmann.

2. Zu spät.

Wer schreitet in der Nacht allein?
Es ist so spät.
Die Sterne sehen grauenvoll drein.
Es ist so spät. .

Das ist des Landes rother Sohn,
Der Henker, der zum König geht,
Der wacht noch jetzt auf seinem Thron —
Es ist so spät.

die Schlange ist nicht geschmeidiger, der Löwe nicht verwegener. Djalma trägt unsere Zeichen... Das Arrac-mom ist ein ganz feines Pulver und wenn man Jemanden etwas davon während des Schlafes einathmen läßt oder es mit dem Tabak, den er in seiner Pfeife raucht, vermischt, so wirft man sein Opfer in eine Lebloslgkeit, aus der nichts erwecken kann. Fürchtet man sich eine zu starke Dosis auf einmal zu nehmen, so läßt man ihn mehre Male während des Schlafes es einathmen und verlängert diesen so ohne Gefahr auf so lange Zeit, wie ein Mensch existiren kann, ohne zu essen und zu trinken... dreißig bis vierzig Stunden ungefähr... Sie sehen, wie angeschickt der Gebrauch des Opiums gegen dieses göttliche Narcoticum ist... Ich hatte aus Java mir eine gewisse Quantität davon mitgenommen... aus dieser Merkwürdigkeit,... ohne das Gegengift zu vergessen.

— Es giebt ein Gegengift? — sagte Rodin.

— Wie es Leute giebt, die ganz das Gegentheil dessen sind, was wir Brüder des guten Werkes... Die Javaner nennen den Saft dieser Wurzel Tuben, er verscheucht die durch das Arrac-mom hervorgerufene Schläfrigkeit, wie die Sonne das Gewölk... Nun, als ich gestern Abend über die Pläne Ihres Abgesandten gegen Djalma Gewißheit hatte, wartete ich, bis der Arzt sich niedergesetzt hatte und eingeschlafen war... ich habe mich in sein Zimmer geschlichen und ihm eine so starke Dosis Arrac-mom gegeben,... daß er noch schlafen muß.

— Unglücklicher! — rief Rodin, immer mehr von dieser Erzählung erschreckt, denn Faringhea machte den Plänen des Socius und seiner Freunde einen schrecklichen Strich durch die Rechnung. — Aber Sie riskirten ja den Arzt zu vergiften!

— Bruder... wie er es riskirte Djalma zu vergiften! Heute morgen sind wir also abgereist und haben Ihren Arzt im Wirthshause in tiefem Schlaf versunken zurückgelassen. Ich besand mich allein mit Djalma im Wagen, er rauchte wie ein wahrer Indier; einige Theilchen von Arrac-mom unter den Tabak gemischt, mit welchem er seine lange Pfeife gefüllt, haben ihn erst eingeschläfert, eine neue Dosis, die er einathmete, brachte ihn ganz und gar in Schlaf und zu dieser Stunde befindet er sich in dem Wirthshause, in welchem wir abgestiegen sind. Jetzt, Bruder... hängt es nur von mir ab, Djalma in seiner Lebloslgkeit zu lassen, die bis morgen Abend dauern wird... oder dieselbe augenblicklich aufzuheben... Also je nachdem Sie meinem Verlangen nachkommen werden oder nicht, wird Djalma morgen in der Rue Saint-François Nr. 3 sich einfinden oder wegbleiben.

Dies sagend zog Faringhea die Medaille Djalma's aus seiner Tasche und sagte zu Rodin, indem er sie ihm zeigte:

— Sie sehen, ich sage Ihnen die Wahrheit... während Djalma's Schlaf habe ich ihm die Medaille fortgenommen, die einzige Angabe, welche er von dem Orte hat, an dem er sich morgen einfinden soll... ich entlge also damit, womit ich angefangen habe, indem ich zu Ihnen sage: — Bruder, ich werde viel von Ihnen verlangen.

Seit einigen Augenblicken bis sich Herr Rodin wie gewöhnlich, wenn er in stummer und verhaltener Wuth war, die auf's Blut in die Nägel.

Da ertönte die Glocke in der Loge des Portiers in abgemessenen Zwischenräumen auf ganz besondere Weise.

Rodin schien auf diesen Ton nicht Acht zu haben und dennoch leuchtete plötzlich in seinen kleinen Schlangenaugen ein Funke auf, während Faringhea ihn mit über die Brust gekreuzten Armen mit triumphirender und verächtlicher Ueberlegenheit betrachtete.

Der Socius stemmte den Kopf, schwieg still, nahm mechanisch eine Feder von seinem Schreibtische und kaute einige Secunden lang am Barte derselben, indem er aussah, als ob er tief darüber nachdenke, was Faringhea ihm gesagt hatte. Endlich warf er die Feder wieder hin, wandte sich nach dem Mestizen um und sagte mit vollkommen verächtlicher Miene zu ihm:

— Nun, Herr Faringhea, haben Sie die Absicht mit Ihren Geschichten sich über die Leute lustig zu machen?

Der Mestize trat erstaunt trotz seiner Verwegenheit einen Schritt zurück.

— Wie, mein Herr! Sie kommen hierher in ein achtungswerthes Haus, — sagte Rodin, — rühmen sich eine Correspondenz entwendet, den Einen erwürgt, Andere mit einem Narcoticum vergiftet zu haben? Aber das ist ja Wahnsinn, mein Herr, ich habe Sie bis an's Ende anhören wollen, um zu sehen, wie weit Sie die Verwegenheit treiben würden!... Denn nur ein ungeheurer Verbrecher kann so mit schrecklichen Thaten prahlen, aber ich will glauben, daß sie blos in Ihrer Einbildung existiren.

Diese Worte mit einer Art Lebendigkeit aussprechend, welche ihm durchaus nicht gewöhnlich war, stand Rodin auf und kam beim Auf- und Abgehen dem Kamine immer näher, während Faringhea, von seiner Ueberraschung sich nicht erholend, stille schwieg.

Indessen versetzte er doch nach einigen Augenblicken mit düsterer und wilder Miene:

— Nehmen Sie sich in Acht, Bruder, zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

— O gehen Sie doch, mein Herr, man muß wirklich von den Antipoden kommen, um zu glauben, daß die Franzosen so leicht zu täuschen sind. Sie haben, wie Sie sagen, die Klugheit der Schlange und den Muth des Löwen... ich weiß nicht, ob Sie ein muthvoller Löwe sind, aber daß Sie eine kluge Schlange sind, stelle ich in Abrede. Wie, Sie haben einen Brief des Herrn Josua bei sich, der mich compromittiren kann (wir wollen einmal annehmen, daß das Alles keine Fabel sei), der Prinz Djalma ist in eine Bewußtlosigkeit versunken, welche meinen Plänen dient und aus der Sie allein ihn herausbringen können. Sie können endlich, sagen Sie, meinen Interessen einen furchtbaren Schaden thun und Sie denken nicht daran, furchtbarer Löwe, kluge Schlange, daß es für uns sich blos darum handelt, vierundzwanzig Stunden Zeit zu gewinnen. Nun kommen Sie weit aus Indien nach Paris, Sie sind ein Fremder, Allen Unbekannter, Sie glauben mich eben so verbrecherisch als Sie, da Sie mich Bruder nennen und Sie denken nicht daran, daß Sie hier in meiner Gewalt sind; daß diese Straße einsam, dieses Haus abgelegen ist, daß ich auf der Stelle hier drei oder vier Personen bei der Hand habe, welche Sie knebeln können, so sehr Sie auch Würger sein mögen?... und Alles das blos, indem ich an dieser Klingel hier ziehe, — fügte Rodin hinzu, indem er in der That den Klingelzug ergriff.

— Haben Sie indeß keine Furcht, — sagte er mit einem teuflischen Lächeln hinzu, als er Faringhea eine plötzliche Bewegung des Erstaunens und der Furcht machen sah; — würde ich es Ihnen vorhersagen, wenn ich so handeln wollte?... Nun antworten Sie,... wenn Sie einmal geknebelt und auf vierundzwanzig Stunden an einen sicheren Ort gebracht sind, wie wollten Sie dann mir schaden? Wäre es mir dann nicht leicht, mich der Papiere des Herrn Josua, der Medaille Djalma's zu bemächtigen, der in seine Schlaftrunkenheit versunken bis morgen Abend mich nicht beunruhigen würde?... Sie sehen also wohl, mein Herr, Ihre Drohungen sind eitel, weil sie auf Lügen beruhen, weil es nicht wahr ist, daß der Prinz Djalma hier und in Ihrer Gewalt ist... nun gehen Sie fort von hier und ein ander Mal, wenn Sie wieder Jemanden täuschen wollen, fangen Sie es besser an.

Faringhea blieb vor Verwunderung stumm. Alles, was er eben gehört hatte, schien ihm sehr wahrscheinlich. Rodin konnte sich seiner bemächtigen, ihm den Brief Josua's und die Medaille abnehmen und indem er ihn als Gefangenen zurückbehielt, Djalma's Erwachen unmöglich machen, und doch befahl ihm Rodin zu gehen, ihm, Faringhea, der sich für so furchtbar hielt.

Nach vielfachem Suchen der Beweggründe zu dem unerklärlichen Verfahren des Socius bildete sich der Mestize ein und in der That konnte er auch nichts Anderes denken, daß Herr Rodin trotz der Beweise, die er ihm brachte, nicht glaube, Djalma sei in seiner Gewalt; auf diese Weise erklärte diese Verachtung von Herrn Josua's Correspondenten sich ganz natürlich.

Rodin spielte einen Streich von großer Kühnheit und großer Geschicklichkeit: deshalb beobachtete er, indem er sich den Anschein gab, mit sorgiger Miene etwas zwischen den Zähnen zu brummen, verstohlen, aber mit gespanntester Aengstlichkeit die Physiognomie des Würgers.

Dieser war fast gewiß, den geheimen Beweggrund von Rodin's Benehmen errathen zu haben und versetzte:

— Ich will gehen... aber noch ein Wort:... Sie glauben, daß ich lüge?

— Ich bin dessen gewiß, Sie haben mir ein Gewebe von Fabeln vorgeschwatzt, ich habe viel Zeit verloren, indem ich sie mit anhörte... es ist spät, haben Sie die Güte mich allein zu lassen.

— Eine Minute noch, Sie sind ein Mann, wie ich sehe, dem man Nichts verbergen muß, — sagte Faringhea; — zu dieser Stunde kann ich von Djalma Nichts erwarten als eine Art Almosen und eine vernichtende Verachtung, denn bei dem Charakter, welchen er hat, ihm zu sagen: Geben Sie mir viel, weil ich Sie verrathen konnte und es nicht gethan habe, das hieße mir seinen Zorn und seine Verachtung zuziehen... Ich hätte ihn zwanzig Mal tödten können; aber sein Tag ist noch nicht gekommen, — sagte der Würger mit düsterem Tone, — und um diesen Tag zu erwarten und andere verhängnißvolle Tage brauche ich Geld, viel Geld... Sie allein können mir welches geben, indem Sie meinen Verrath an Djalma bezahlen, weil er Ihnen allein nützt. Sie weigern sich mich anzuhören, glauben, daß ich ein Lügner bin... ich habe die Adresse des Wirthshauses mir geben lassen, wo wir abgestiegen sind, hier ist sie, schicken Sie Jemand hin, der sich von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugt, dann werden Sie mir glauben, aber der Preis meines Verraths ist theuer.. ich habe es Ihnen gesagt, ich werde viel von Ihnen verlangen.

Dies sagend hielt Faringhea Herrn Rodin eine gedruckte Adresse hin; der Socius, welcher heimlich mit den Blicken allen Bewegungen Faringhea's folgte, that, als wäre er tief in Gedanken versunken und hätte Nichts gehört, er antwortete also nicht.

— Nehmen Sie diese Adresse und überzeugen Sie sich, daß ich nicht lüge, — versetzte Faringhea, indem er Rodin abermals die Adresse hinhielt.

— Ha... was ist das? — sagte dieser, indem er heimlich einen schnellen Blick auf die Adresse warf, sie begierig las, ohne indeß sie zu berühren.

— Lesen Sie diese Adresse, — wiederholte der Mestize, — und Sie werden sich überzeugen können, daß...

— Wahrhaftig, mein Herr, — rief Rodin hastig, indem er die Adresse mit der Hand von sich wies, — Ihre Unver-

---

Der Henker spricht: „Die Hand mir bebt,
Das letzte Haar ist bald verwebt,
Ich hab' die funfzig Jahr gebebt,
Es ist so spät.

Mein König, laß mich ruhen nun,
Und laß mich enden mit Gebet,
Du könntest fast ein Gleiches thun,
Es ist so spät."

Der König drauf: „Fast sprichst Du wahr,
Wie Deine Hand mit Zittern steht,
Fast mahnt's mich selber an die Bahr' —
Es ist so spät.

Ich seh' Dein Haar und denk' an meins,
Doch gehst Du, ist bald mit verweht
Der letzte Glanz des Kronenscheins —
Es ist so spät.

Wir müssen stets beisammen sein,
Es ist zu spät schon für's Gebet,
Mein Henker, laß mich nicht allein,
Es ist zu spät!" —

---

3. Der Irrwisch.

Ein Irrwisch taucht aus dem dunklen Meer,
Er geht als ein weinendes Kind hervor.

Sein Haar ist naß vom nächtlichen Reif,
Um's Hälschen zieht sich ein blutiger Streif.

Es schwebt und tanzt über Moor und Ried —
Im Dorfe tönt des Nachtwächters Lied.

Das Kindlein tanzt durch die Nacht hin stumm,
Und tanzt um des Nachtwächters Hütte herum.

Drin schläft ein Mägdlein schön und bleich,
Und seufzt und träumt von dem tiefen Teich.

Das Kindlein singt draußen: „O, Mutter, komm,
Es wartet Dein Kindlein, still und fromm,
Komm! Komm!
Es wartet Dein Kindlein, still und fromm."

Schön Anna schläft und träumt vom Teich,
Das Mägdlein war so schön und bleich, —
Teich, Teich, —
Es dächt das Mägdlein schön und bleich.

Schön Anna wacht auf aus dem wüsten Traum,
Sie geht vor die Thüre, sie hält sich kaum.

Sie seufzt in die kalte Nacht hinein:
Nachtwächters Töchter sind Nachts allein,
Ja, ja,
Nachtwächters Töchter sind Nachts allein.

Ein Irrwisch flackert und tanzt ihr vor,
Er geht nach Haus, in den Teich am Moor.

Im Dorfe tönt Nachtwächters Lied;
Der Irrwisch führt sie zum Teich in das Ried, —
Lied, Lied, —
Der Irrwisch führt sie zum Teich in das Ried.

Herr Walther erzählt sie dem jungen Blut,
Herr Walther weiß die Geschichte gut; —
Blut, Blut, —
Herr Walther weiß die Geschichte gut.

Frauenklage.

Nach dem Englischen von L. H.

In's Meer war untergangen
Die Sonn' im fernen West,
Da harrt' ich unter Bangen,
Vom Abendthau benäßt,
Des Gatten an des Hauses Thür
Mit seinem treuen Hund,
Er aber kehrte nicht, und schier
War's Nacht und spät die Stund'.

Das alte Haus erdröhnte,
Ich sah's mit Schaudern an,
Und wenn die Glocke tönte,
Wie schläfrig zählt' ich dann
Und lauschte, bis ein Tritt, ein Klang
Auf's Neue mich erweckt,
Doch immer hatt' im Herzen bang
Die Hoffnung mich geneckt.

Die hellen Sterne zogen
Am Himmel ihre Bahn
Und dunkle Wolken flogen
Den Horizont hinan;
In allen Fenstern losch der Strahl
Des lieben Lichtes aus,
Und mit der Nacht wuchs meine Qual
Und er kam nicht nach Haus.

Als Mädchen kam der Kummer
In's Vaterhaus mir nicht,
Zu stören meinen Schlummer,
Zu netzen mein Gesicht.
Der Brautkranz, wähnt' ich, mäßt die Maid,
Zum Glück auf ewig weihn,
Doch Mädchen-Sorgen sind zum Leid
Des Weibes eitel Schein.

Ich träumte von den Halden,
Der Blumen milder Schaar,
Der Schule, wo voll Freuden
Ich mit zwei Schwestern war.
Nun ruht die Ein' im stillen Grab,
Die Andre wohnt mir fern,
Und ich, ich wein' und härm' mich ab
Und schau nach meinem Stern.

schmiedet sagt mich in Ketten, ich weiß nicht, wie ich mich
Wolfe fordere ich Sie auf, sich zu entfernen. — Ich weiß nicht,
mir mit dem Prinzen Dietrich ist. — Sie können mir glauben,
sagten Sie zu mir, schauen Sie mir, etwas Gift hab ich
Antwort an — wer von den Hinweis reißen sollen Sie mich
jetzt allein.

Und dies sagend klingelte Robin dreifig.

Fortsetzung machte eine Bewegung, als ob er sich zur Wehr
setzen wollte.

Ein alter Bedienter mit gutmüthigem und freundlichem
Gesichte trat sogleich ein.

„Lapierre, — sprach Sie dem treuen hinunter, —
sagte Robin zu ihm, indem er auf Fortsetzen hinwendete.

Dieser war über die Rede Robin's erschreckt und zauderte
noch hinzuzugehen.

„Aber, mein Herr, — sagte Robin zu ihm, indem er
seine Verwirrung und seine Unentschlossenheit bemerkte, — was
warten Sie? ... Ich wünsche allein zu sein...

„Nie, mein Herr, — sagte Fortsetzen zu ihm, indem er
langsam rückwärtsging, sich entfernte. „Sie werden meine
Handverbindungen gerade! — Kommen Sie sich in Act, morgen
wird es zu spät sein.

„Mein Herr, ich habe der Ehre, Ihr ganz ergebener
Diener zu sein.

Und Robin verbeugte sich voller Hochachtet.

Der Diener ging hinaus.

Die Thür schloß sich hinter ihm.

Jetzt war die Nacht gekommen,
Der Morgen graut herein,
Da, — horch, gieb ich zuhören! —
Zum Thor der Schlosser ein.
Er kam, und doch kam freundlich Wort
Ward meine Furcht gestillt:
Dein Vater lebt, sein schönstes Wort
Nur meine Thränen stillt.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herm. B. in Wesen kommt nicht. — Wir bitten, Mitglieder zu
werben, sich gegenseitig zu unterstützen, und so wird unser Verein
Mitglieder und Freunde gewinnen. Wir werden den Vorschlag
wie wir es einer Beachtung werth halten, können wir noch nicht
sagen. Wir bitten, uns Ihre Ansicht darüber recht bald mitzutheilen.
Herzlich Gruß. Wir sind 3 einzelne, in welcher Art wird sich
erst gestalten, hat eine Zeitlang abzuwarten; auf was für auf gut
ist dringend Zeitschrift Zeitschrift, wird Redaktion erwähnt, wird
in einer Beziehung eine Zeitschrift machen. Ich Zeitschrift Zeitschrift
Zeitschrift Zeitschrift Zeitschrift Zeitschrift

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 15 Sgr.

Novellen-Zeitung.

№ 27.

Leipzig, Mittwoch den 1. Januar 1845.

1. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude. Von Eugène Sue. V. Band: I., 5. und 3. Kapitel. Eine Pharmacie auf der Barrière; mitgetheilt von Graf von Baudissin. — Das eiserne Zepter. Erzählungsraum von Eduard von Bülow. — Druckfehler.

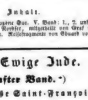
Der Ewige Jude.

Fünfter Band.*)

Die Straße Saint-François.

Erstes Kapitel.

Das Haus in der Rue Saint-François.



Bei der Vereinigung der Rue Dorf im Marais und der Rue Saint-Antoine befand man sich zu der Zeit unserer Erzählung einer Mauer von ungeheurer Höhe gegenüber, deren Steine durch die Jahre geschwärzt und verwittert waren. Diese Mauer zog sich seit der ganzen einsamen Straße entlang und bildete einer Masse zur Schutzwehr, welche Barrière genannt wurde, die Zoll unter dem Pfeifen Mautzoll faßten, beschäftigte durch ihr dürftiges Zweigwerk wurde man die Bretter von Brettern, das junge Gesträuch und die großen Schornsteine eines alten Hauses gewahr, dessen Eingang sich in der Rue Saint-François No. 3, nicht weit von der Rue Saint-Louis befand.

Da gab nichts Trauriges, als die Aussicht einer Wohnung, auch auf jener Seite war eine hohe Mauer, in welcher sich zwei oder drei kläglicher, eine Art durchaus vergitterter Schießscharten befanden. Ein Thurm von mattem Aussehen, mit Ellen bedeckten und mit ausgebrannten Nagellöchern besäet, setzen ursprünglichen Farben sich nur wenig durch eine dicke Lage von Schmutz, Staub und Ruß verloren gegangen war, rauchte sich noch eben und paßte in die Richtung einer hagerschlanken Höhle hinein, die einer tiefen Krone glich, so daß man die Mauern in einem der breiten Pfeiler hinter mattem Thorwegen bedauh sich eine zweite kleine Thür, welche dem Thürn Samuel, dem Wächter dieser düsteren Wohnung, zum Eingang diente.

War man durch diese Thür, so kam man in ein Gewölbe, welches durch das nach der Straße herausgehende Gebäude gebildet wurde. In diesem Gebäude befand sich das Quartier Samuels, die beiden tiefsten Gewölbe sah man einem immensen Hof hinaus, der sich tief gen und durch ein Gitter begrenzt war, hinter welchem man einen Garten bemerkte.

Diesen Garten durfte man sich für ein Haus von Sandsteinen, was zwei Stockwerke hatte und so seltsam erbaut war, daß man eine Menge sehr niedriger und regelrecht Zimmer von zwanzig Fuß im Quadrat hatte, um an die Thür des seit 150 Jahren zugemauerten Hauses zu gelangen.

Die Fensterreihen dieser Wohnung waren durch breite und tiefe Einlassungen erlegt, die hermetisch schließen und durch in die Mauer eingelassene eiserne Gitter sorgfältig verwahrt waren. Außerdem war das Dach, um ganz und gar die Luft und das Licht abzuwehren und auf viele Meilen weites innere und äußere Verbrechen zu verhindern, mit dicken Bleiplatten belegt und die Oeffnungen der beiden Schornsteinen glaichfalls, nachdem sie zuvor verdoppelt und zugemauert waren.

Dieselbe Vorsichten hatte man zur Schließung eines Fensters, auf dem Boden des Hauses gelegenen Erkers angewendet, indem man seinen Glasscheiben mit einer Art Gitter bedeckt hatte, welches nicht an das Dach schloß. Nur war, in Folge einer seltsamen Laune, das letztere über Bleiplatten hinein mit den vier Meilengrenzen correspondirenden Oeffnungen versehen, die Form eines Kreuzes bildenden Löchern so versehen, daß man dadurch von außen leicht bemerken konnte.

In allen übrigen Stellen war das beträchtliche Gewicht durchaus zu. Ehemalige dieser Vorsichtsmaßregeln der hellen Construction dieses Hauses waren kaum einige Laubsägungen nothwendig gewesen, um die der Luft zugänglichen Erker wußten eben noch so unmerkbar sein, als zur Zeit ihres Baulichst.

Der Inhalt verschlossen Mauerwerks, mannichfaltiger und zerbrochener Laden, eines halbgerissenen Daches, von Wucherpflanzen überzogenen Fenster wären vielleicht minder traurig gewesen sein als das Aussehen dieses Heiligthum, mit Ellen und Mist behängenen Hauses, das wie ein Grab erbauen war.

Der vollkommen verwahrlichste Garten, in welchen der Wächter Samuel den eintrat, um seine wöchentlichen Inspectionen zu machen, der, besonders während des Sommers, eine unglaubliche Verwirrung von Wucherpflanzen und Schlingpflanzen bot. Die sich selbst ganz überlassenen Bäume waren rund allen Richtungen zu gewachsen und hatten ihre Zweige in einander verschränkt, einige wilde Rosenbeeren, die sich immer wieder durch Samen erhob hatten, gingen rein am Boden entlang bis zum Fuße der Bäume, hatten sich um ihre Stämme herumgerankt und endlich die höchsten Zweige mit den querwinkelnden Aesten ihrer Nachbarn umgeben.

Man konnte diesen Garten durch nur verschreiten, indem man einem Fußsteige folgte, welchen der Wächter angelegt hatte, um von dem Gitter nach dem Hause zu gehen, welcher Zugang zum Theil das Wasser tief abflüssig angelegt und langsam in einer Breite von etwa zehn Fuß mit Steinplatten belegt hatte.

Ein anderer kleiner Weg zur Rechten, der an der äußeren Mauer entspringt, wurde seit Nicht von zwei oder drei wie gehaltenen preußischen Hunden vereint, deren treue Race sich auch seit einem und einem halben Jahrhundert fortgepflanzt hatte.

Es befanden nur die Wohnung, welche den Ablommungen der Familie Rennepont zum Strichbleiben bestimmt war.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Eine Sturmnacht auf der Nordsee.

Mitgetheilt von Graf von Baudissin.

Nachstehende Erzählung ist die nächste Absicht einer Mittheilung, die uns im Lauf des Sommers von einer armen Schiffersfamilie in Stebete in Wangeroog gemacht ward, und die um wegen ihrer unmittelbar empfundenen und recht natürlich erzählten Auffassung angiehend genug erschien, um sie der geehrten Lesewelt der Illustrirten Zeitung einzulenken. Wir haben mit Absicht alle darin enthaltenen Provinzialismen und nicht hochdeutsch gedachten Wendungen beibehalten, und glauben dem Ganzen dadurch nicht geschadet zu haben.

Wangeroog, die östlichste unter den kleinen Seeinseln, die nie eine Perlenreihe von der Wesermündung bis Holland den Festlande gegenüber legen, zählt Kauffahrdienern Stammvater zum friesischen Stamm, der bis an die südländische Küste hinaufreicht, und sich durch sehr vortheilhafte Tüchtigkeit und Unverwüstlichkeit auszeichnet. Ihre Sprache bildet den Uebergang vom Niederdeutschen und Holländischen zum Ostfriesischen.

Das Kurhaus-Local in Wangeroog.

Digitized by Google

Die Nacht, welche den 12. Februar vom 13. trennte, ging bald zu Ende.

Dem starken Unwetter war eine ruhige Luft gefolgt, der Regen hatte aufgehört, am klaren Himmel standen die Sterne, der niedergehende Mond strahlte mit sanftem Glanze und warf ein schwermüthiges Licht auf diese verlassene schweigsame Wohnung, deren Schwelle seit vielen Jahren kein menschlicher Fuß überschritten.

Ein heller Schimmer, welcher durch das Fenster der Wohnung des Wächters drang, verkündete, daß der Jude Samuel noch auf war.

Man stelle sich ein ziemlich großes Zimmer vor, das von oben bis unten mit altem Getäfel von Nußbaumholz bedeckt war, dessen Farbe durch das Alter ein fast schwarzbraunes Ansehn angenommen hatte; zwei halberloschene Brände ruchten im Kamine, von kaltgewordenen Kohlen umgeben; auf der Platte dieses wie grauer Granit gemalten Kamines sieht man einen alten eisernen Leuchter mit einem Lichtdämpfer, auf welchem ein dünnes Talglicht steckt und daneben ein Paar Doppelpistolen und ein Jagdmesser mit spitzer Klinge, dessen ciselirter Handgriff von Bronze dem siebzehnten Jahrhundert angehört; ferner lehnte ein Schwerter Carabiner an einem der Pilaster des Kamins.

Vier Schemel ohne Lehne, ein alter Schrank von Eichenholz und ein viereckiger Tisch mit gewundenen Füßen bilden das einzige Ameublement des Zimmers. Im Wandgetäfel hingen symmetrisch Schlüssel von verschiedener Größe, ihre Form verkündete hohes Alter und an ihren Ringen befanden sich verschiedene Marken.

Die Rückwand des alten eichenen Schrankes, die beweglich und mit einem alten, geheimen Fache versehen war, war auf einem Gewinde zurückgetreten worden und man bemerkte, in der Mauer befestigt, einen tiefen und breiten eisernen Kasten, dessen offener Deckel den bewunderungswürdigen Mechanismus eines florentinischen Schlosses aus dem 16. Jahrhundert zeigte, welches besser als alle modernen Erfindungen dem Einbruche trotzen konnte und außerdem, nach den Ideen jener Zeit, die in der Casse enthaltenen Gegenstände im Fall einer Feuersbrunst unverbrennbar machte, indem eine dicke Fütterung von Asbest-Leinewand, ziemlich entfernt von den Wänden des Kastens, über Golddraht gezogen war.

Eine große Cassette von Cedernholz, welche aus dem Kasten genommen und auf einen Schemel gesetzt war, enthielt viele sorgsam geordnete und mit Aufschriften versehene Partere.

Beim Schimmer einer kupfernen Lampe ist der alte Wächter Samuel damit beschäftigt, niederzuschreiben, was seine Frau Bathseba, aus einem Bilanzbuche lesend, ihm dictirte.

Samuel war damals ungefähr zweiundachtzig Jahr alt, und trotz dieses vorgerückten Alters bedeckte ein Wald von grauen und krausen Haaren seinen Kopf; er war klein, mager, nervig und die unwillkürliche Unruhe seiner Bewegungen bewies, daß die Jahre seine Energie und Thätigkeit noch nicht geschwächt hatten, obwohl im Stadtviertel, wo er übrigens sich nur selten zeigte, er sich den Anschein gab, als sei er schon wieder in der Kindheit, wie Robin bereits dem Abbé von Aigrigny erzählt hatte.

Ein alter Schlafrock von kastanienbraunem Berkan mit weiten Aermeln hüllte den Greis ganz ein und sank auf seine Füße nieder.

Die Züge Samuel's hatten den reinen und orientalischen Typus seiner Race bewahrt; seine Gesichtsfarbe war matt und gelblich, seine Nase gebogen, sein Kinn von einem kleinen weißen Büschel Bartes beschattet, seine hervorspringenden Backenknochen warfen einen ziemlich zarten Schatten auf seine hohlen, faltigen Wangen. Seine Physiognomie war voll Intelligenz, Klugheit und Scharfsinn; die breite, hohe Stirn verkündete Gerathen, Entschiedenheit und Festigkeit; seine schwarzen und wie die der Araber glänzenden Augen hatten einen zugleich durchdringenden und sanften Blick.

Seine Frau Bathseba war funfzehn Jahr jünger als er, hoher Wuchses und ganz in Schwarz gekleidet. Eine niedrige Mütze von gestärktem Linon, welche an den strengen Kopfputz der ernsten holländischen Matronen erinnerte, umschloß ihr bleiches und hageres Gesicht, von einst seltener und stolzer Schönheit und ganz biblischem Charakter; einige Stirnfalten, welche durch ein fast fortwährendes Zusammenziehen ihrer grauen Augenbrauen hervorgerufen waren, bewiesen, daß diese Frau häufig von einer tiefen Traurigkeit bedrückt wurde.

In diesem Augenblicke verrieth die Physiognomie Bathseba's einen unaussprechlichen Schmerz; ihr Blick war starr, ihr Haupt auf die Brust gesenkt; die rechte Hand, in welcher sie ein kleines Bilanzbuch hielt, war ihr aufs Knie gesunken, und mit der anderen umschloß sie krampfhaft eine dicke Flechte rabenschwarzen Haares, welche sie um den Hals trug. Diese starke Haarkette war mit einem goldenen Schlosse von etwa einem Quadratzoll versehen und unter einem Krystallglase, welches dasselbe auf der einen Seite bedeckte, sah man ein Stück viereckig gefalteter Leinwand, fast ganz mit Flecken von dunklerem Roth bedeckt, das die Farbe seit lange getrockneten Blutes hatte.

Nach einer augenblicklichen Pause, nach welcher Samuel in sein Register schrieb, sagte er ganz laut, indem er das Geschriebene überlas:

„Ferner 5000 östreichische Metalliques à 1000 Gulden und „das Datum vom 19. October 1826."

Darauf fügte Samuel, den Kopf in die Höhe hebend und sich an seine Frau wendend, hinzu:

— Ist es richtig so, Bathseba, hast Du mit der Bilanz verglichen?

Bathseba antwortete nicht.

Samuel sah sie an und da er sie ganz niedergeschlagen fand, fügte er mit besonderer Zärtlichkeit hinzu:

— Mein Gott, was ist Dir?

— Der 19. October 1826... — sagte sie langsam, noch immer starr vor sich hinblickend und faßte die Haarkette am Halse noch fester, — Das ist ein trauriges Datum, sehr trauriges, Samuel... es ist das Datum des letzten Abganges von...

Bathseba konnte nicht fortfahren, sie barg ihr Gesicht in die Hände.

— Jetzt erfahre ich, — sagte der Greis mit bewegter Stimme, — ein Vater kann zerstreut sein, durch Schmerzen abgeleitet; aber das Herz einer Mutter ist stets wach.

Samuel warf die Feder auf den Tisch und stützte seinen Kopf trostlos mit den Händen, als ob er eine schmerzliche Freude an diesen grausamen Erinnerungen fände.

— Ja, dieser Tag ist der letzte, wo unser Sohn, unser Abel, uns aus Deutschland geschrieben hat, indem er uns verkündigte, daß er nach Deinen Befehlen die Fonds untergebracht habe, welche er von hier mitgenommen, und daß er sich zu einem anderen Geschäfte nach Polen begäbe.

— Und in Polen hat er einen Märtyrertod gefunden, — versetzte Samuel, — ohne allen Grund, ohne allen Beweis, denn Nichts war falscher, als die ungerechte Anzeige, daß er gekommen sei, um einen Schmuggelhandel zu etabliren, und der russische Gouverneur, der ihn behandelte, wie man in jenem Lande furchtbarer Tyrannei unsere Brüder behandelt, hat ihn zur Knutenstrafe verurtheilt, ohne ihn nur hören und sehen zu wollen... Warum euch einen Juden hören?... Was ist ein Jude? ein Geschöpf, das noch tief unter dem Leibeigenen steht... Wirft man ihm nicht in diesem Lande alle Laster vor, welche die erniedrigende Knechtschaft, in die man ihn wirft, erzeugen muß? Ein Jude, der unter dem Stocke seinen Geist aufgiebt! wer würde sich um solche Kleinigkeit bekümmern?

— Und unser armer Abel, der so sanft und rechtschaffen war, ist unter der Knute gestorben, halb vor Scham, halb vor Schmerz, — sagte Bathseba schaudernd, — einer unserer Brüder in Polen hat mit großer Noth die Erlaubniß erlangt, ihn zu begraben... er hat seine schönen schwarzen Haare abgeschnitten; sie und dies Stück Leinen, welches mit dem Blute unseres lieben Sohnes befleckt ist, sind das Einzige, was uns von ihm bleibt, — rief Bathseba.

Und sie bedeckte das Haar und das Andenken mit krampfhaften Küssen.

— Ah, — sagte Samuel, indem er die Thränen trocknete, welche auch ihm in die Augen getreten waren... — Der Herr hat mindestens uns unser Kind entzogen, als die Aufgabe, welcher unsere Familie seit einem Jahrhundert sich unterzieht, ihrer Vollendung nahe war...

— Wozu ist fortan noch unser Geschlecht auf der Erde nütze? — sagte Samuel mit tiefer Bitterkeit hinzu, — ist unsere Pflicht nicht erfüllt?... enthält diese Casse nicht ein königliches Vermögen? wird dieses vor 150 Jahren zugemauerte Haus nicht heute Morgen den Nachkommen des Wohlthäters unseres Urgroßvaters geöffnet werden?...

Diese Worte sprechend, wandte Samuel traurig den Kopf nach dem Hause, welches er aus seinem Fenster sehen konnte.

In diesem Augenblicke begann die Tagesdämmerung.

Der Mond war untergegangen, der Erker, wie das Dach und die Scheerstange heben sich auf dem dunkelblauen gestirnten Himmel schwarz ab.

Plötzlich wurde Samuel blaß, stand hastig auf und sagte mit zitternder Stimme zu seiner Frau, indem er auf das Haus zeigte:

— Bathseba... die sieben heißen Punkte, wie vor dreißig Jahren... sieh, sieh hin...

In der That, die sieben runden Oeffnungen, welche in Form eines Kreuzes in den Bleiplatten angebracht waren, die die Fenster des Erkers verschlossen, glänzten als sieben helle Punkte, als ob Jemand von innen mit Licht in den Giebel des zugemauerten Hauses stiege.

---

lischen; die Insulaner, wenn sie sich hochdeutsch ausdrücken, erinnern sehr an den Accent der Engländer. Wie alle Nordseeküstenbewohner sind die Männer geborene Seeleute, und das Meer ist ihre eigentlichste Heimath; man wird kaum eine Familie auf der Insel finden, die nicht einen Vater, Sohn oder Verwandten in der See verloren hätte. In diesen Friesen lebt recht unverkennbar das altgermanische Freiheitsgefühl: nie hat das Feudalwesen hier Wurzel schlagen können. Jeder von ihnen trägt das Haupt hoch und dünkt sich ein geborener Freiherr; nie hört man von Diebstählen, selten von Betrug; sie scheinen in ihrer Wortkargheit über die kleinen Künste des Marktes erhaben. Fast großartig nennen wir die alte noch aufrecht erhaltene Sitte, daß keine der oft sehr jung zu Wittwen gewordenen Frauen zum zweiten Mal heirathet; höchst poetisch die noch auf der Insel Föhr bestehende Gewohnheit des „Fensterns," das ganz wie der Kiltgang in der Schweiz und in Tyrol dort gebräuchlich ist. An den Küsten der Nordsee findet der Kranke Genesung, der Gesunde den Genuß der herrlichen stärkenden Strandluft, der Jagdliebhaber Seehunde und Schwärme von Vögeln, der Sprachforscher Stoff zu tiefführenden Studien; der Botaniker und Geolog eine, wenn nicht reiche, doch sehr eigenthümliche Flora, und im Schlick des Meeres und seiner theilweise aus Infusorien bestehenden Zusammensetzung höchst anregende und gewiß noch nicht erschöpfte Aufgaben für die Wissenschaft.

Alles eben Gesagte würde seine Anwendung auch auf Norderney finden: beide Inseln, wenn man einen Vergleich zwischen ihnen durchführen will, haben indeß auch jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Schattenseiten. Strand und Wellenschlag sind auf beiden von gleicher Trefflichkeit, aber wohl steht Norderney an Eleganz und Geräumigkeit der Gebäude voran, und seine Communication mit dem Continent ist leichter, weil der Weg während der Ebbezeit mit Wagen befahren werden kann. Dagegen ist in Wangeroog die Existenz wohlfeiler und das Zusammenleben ungezwungener, weil nicht so viel hohe und höchste Gurgäste sich dort einzufinden pflegen, und jedem Einzelnen mehr Freiheit bleibt. Ueberdem erfreut sich Wangeroog einer Annehmlichkeit, die es vor allen andern Bädern voraus hat; durch die Anwesenheit des geheimen Hofraths Westing und seiner Frau, welche im Auftrag des Großherzogs von Oldenburg dem Logirhause und der excellenten Wirthstafel vorstehn, erhält die Gesellschaft einen sehr erwünschten Vereinigungspunkt. Besonders läßt Madame W. sich's angelegen sein, die Quartiere zu vertheilen, an der table d'hôte zu präsidiren, die Neuangekommenen mit einander bekannt zu machen, mit der theilnehmendsten Freundlichkeit für Kranke zu sorgen, Fahrten um die Insel anzuordnen, und übernimmt mit bestem Erfolg die Regentschaft der Insel. Nicht leicht wird ein Curort gefunden werden, wo man sich so bald heimisch fühlt, und wo die Anwesenden so sehr eine ganze und einzige Gesellschaft bilden; deshalb zählt auch Wangeroog eine Menge alljährlich wieder dahin zurückkehrender Besucher. Es gehört zu den gastfreundlichen Sitten seiner Verwaltung, daß jedem Sommer dem Dienstpersonal sämmtlicher Gurgäste ein Ball gegeben wird. Wer einmal in Wangeroog gewesen ist, wird sich gewiß der eben so enormen als schmackhaften flammenden Plumpuddings und ihrer riesigen Dimensionen erinnern.

Wir kommen zurück auf die vorhin erwähnte Erzählung, deren Verfasser, als er sie niederschrieb, ein vierzehnjähriger Knabe war; in diesem gegenwärtigen Jahre dient er auf einem Kauffahrer und im vorigen Sommer in Ostindien. Noch Eine Bemerkung möchten wir uns erlauben. Die von ihm citirten Liederverse sind entlehnt aus einem alten, bis zu Anfang des Jahrhunderts üblich gewesenen Jeverschen Gesangbuche. Das neue, jetzt gültige, hat die speciell für Seeleute verfaßten Lieder als nicht mehr zeitgemäß gestrichen, und enthält lauter allgemein anwendbare, für den Continent wie für den Strand gleich anständige Erbauung. War es recht, diesen Söhnen der Wellen ihre Schiffersprache zu entziehen und ihnen als Surrogat etwas dafür zu bieten, das eben, weil es Jedem gerecht sein soll, Keiner von ihnen im Momente höchster Gefahr, wo er eines Trostes zumeist bedarf, wird handhaben können? —

Im Jahre 1835 den 18. November des Morgens um 7 Uhr segelte mein Vater mit mir von Wangeroog und wollte nach der goldnen Linie. Es war ganz still, der Wind war Südwest, und wir konnten nicht weiter als halb in das Tiefe hinein, weil der Wind still und uns ganz entgegen war. Um halb zwölf kamen wir da an; nun ging mein Vater nach dem Posthause und kam um 5 Uhr Abends wieder an Bord. Nun machte ich das Essen fertig und als wir unser Abendbrot verrichtet hatten, ward der Wind immer stärker. Und um 8 Uhr, da wir beim Caffee saßen, da lief der Wind um in Nordwest

Zweites Kapitel.

Soll und Haben.

Einige Augenblicke hindurch blieben Samuel und Bathseba unbeweglich und hefteten die Augen mit einer unruhigen Furcht auf die sieben lichten Punkte, welche durch das letzte Dunkel der Nacht auf dem Giebel des Erkers strahlten, während am Horizonte hinter dem Hause ein blasser rosiger Schimmer die beginnende Dämmerung verkündete.

Samuel brach zuerst das Schweigen und sagte zu seiner Frau, indem er mit der Hand über seine Stirn fuhr:

— Der Schmerz, welchen die Erinnerung an unsern ersten Sohn uns verursacht, hat uns verhindert nachzudenken und uns daran zu erinnern, daß im Grunde gar nichts Erschreckendes in dem liegt, was vorgeht.

— Was sagst Du, Samuel?

— Hat mein Vater mir nicht gesagt, daß er und mein Großvater mehre Male ähnlichen Schimmer in langen Zwischenräumen gesehen haben?

— Ja, Samuel... aber ohne eben so wenig wie wir sich diesen Schimmer erklären zu können...

— Wie mein Vater und Großvater müssen wir glauben, daß ein zu ihrer Zeit unbekannter Gang, der auch jetzt uns noch unbekannt ist, Personen in dieses Haus einlasse, die auch eine geheimnißvolle Pflicht darin zu erfüllen haben. Ich wiederhole es, mein Vater hat mir gesagt, ich sollte mich nicht über diese sonderbaren Umstände beunruhigen... die er mir vorher gesagt hat... und die seit dreißig Jahren sich zum zweiten Male ereignen...

— Dennoch, Samuel, erschreckt das, als ob es irgend etwas Uebernatürliches wäre.

— Die Zeit der Wunder ist vorüber, — sagte der Jude, melancholisch den Kopf schüttelnd, — viele alte Häuser dieses Stadttheiles haben unterirdische Communicationen mit entfernten Orten; einige derselben sollen bis zur Seine und bis zu den Katakomben gehen... Gewiß ist es mit diesem Hause dasselbe der Fall und die Personen, welche so selten hierher kommen, nehmen ihren Eingang auf diese Weise.

— Aber dieser so erleuchtete Erker...

— Nach dem aufgezeichneten Plane des Gebäudes weißt Du, daß der Erker dem Giebel oder die Glasspitze dessen bildet, was man den großen Trauersaal nennt, der oben in der höchsten Etage des Hauses gelegen ist; da eine vollkommene Dunkelheit darin herrscht, wegen des Schlusses aller Fenster, so bedient man sich nothwendigerweise des Lichtes, um nach diesem Trauersaal hinaufzugehen, einem Zimmer, das, wie man sagt, sehr seltsame, sehr unheimliche Dinge einschließt... — fügte der Jude bebend hinzu.

Bathseba betrachtete aufmerksam wie ihr Mann die sieben leuchtenden Punkte, deren Glanz sich verminderte, je heller der Tag wurde.

— Wie Du sagst, kann das Geheimniß sich auf diese Weise erklären lassen, — versetzte die Frau des Greises. — Uebrigens ist der heutige Tag ein so wichtiger für die Familie Rennepont, daß unter solchen Umständen diese Erscheinung uns nicht verwundern darf.

— Und wenn man bedenkt, — versetzte Samuel, — daß seit einem und einem halben Jahrhunderte dieser Schimmer von Zeit zu Zeit sich hat sehen lassen! Es giebt also noch eine andere Familie, welche von Generation zu Generation sich der Erfüllung einer frommen Pflicht gewidmet hat...

Aber welches ist diese Pflicht? Vielleicht wird heute sich Alles offenbaren...

— Nun, nun, Bathseba, — versetzte plötzlich Samuel, indem er aus seiner Träumerei auffuhr und als ob er sich einen Vorwurf aus seiner Unthätigkeit mache, — da ist der Tag schon und vor acht Uhr muß dieser Cassenbestand regulirt, diese ungeheuren Summen und Papiere geordnet sein — und er zeigte auf den Kasten von Ebenholz — damit sie in dessen Hände gelegt werden können, der ein Recht darauf hat.

— Du hast Recht, Samuel, dieser Tag gehört uns nicht an... es ist ein feierlicher Tag, der schön wäre, o sehr schön für uns, wenn es noch schöne Tage für uns geben könnte, — sagte Bathseba bitter, indem sie an ihren Sohn dachte...

— Bathseba, — sagte Samuel traurig, indem er seine Hand auf die seiner Frau legte, — wir werden mindestens das zufriedene Gefühl der streng erfüllten Pflicht haben... — hat uns der Herr nicht begünstigt, obgleich er uns grausam prüfte durch den Tod unseres Sohnes? Hat nicht, Dank der Vorsehung, meine Familie durch drei Generationen hindurch dieses große Werk beginnen, fortsetzen und vollenden können?

— Ja, Samuel, — sagte liebreich die Jüdin, — und wenigstens für Dich wird zu diesem Bewußtsein noch Ruhe und Sorgenlosigkeit hinzukommen, denn wenn es Mittag schlägt, wirst Du einer sehr schrecklichen Verantwortlichkeit entboben sein.

Und dies sagend, deutete Bathseba auf den Kasten von Ebenholz.

— Allerdings, — versetzte der Greis, — wäre es mir lieber, diese ungeheuren Reichthümer in den Händen derjenigen zu sehen, welchen sie gehören, als in den meinigen; aber heute schon werde ich nicht mehr der Hüter derselben sein... Ich will also noch zum letzten Male den Status dieser Documente controliren, und dann collationiren wir nach meinem Register und Deinem Bilanzbuch.

Bathseba machte ein Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe, Samuel nahm seine Feder wieder und begann sehr aufmerksam seine Berechnungen; seine Frau überließ sich auf's Neue wider ihren Willen den grausamen Erinnerungen, welche ein verhängnißvolles Datum in ihr hervorgerufen, indem es sie an den Tod ihres Sohnes erinnert hatte.

Wir wollen schnell die sehr einfache Geschichte, die dennoch so romanhaft, so wunderbar erscheint, von diesen fünfzigtausend Thalern erzählen, welche durch eine Anhäufung und durch kluge, verständige, treue Verwaltung sich nach einem und einem halben Jahrhunderte auf natürliche Weise oder vielmehr nothwendiger Weise in eine viel bedeutendere Summe verwandelt hatten als die vierzig Millionen, auf welche sie Herr von Nigrigny schätzte, der sehr unwillkommen über diesen Gegenstand unterrichtet war und überdies an die unglücklichen Möglichkeiten, die Verluste, die Bankerotte dachte, welche während so vieler Jahre die successiven Verwalter dieser Werthe hätten betreffen können, daher fand er die Zahl von vierzig Millionen noch außerordentlich.

Die Geschichte dieses Vermögens war nothwendig mit der Geschichte der Familie Samuel's verknüpft, welche diese Fonds seit drei Generationen umgesetzt und vermehrt hatte...

Wir wollen zwei Worte über die Geschichte dieser Familie sagen. Gegen 1670, mehre Jahre vor seinem Tode, hatte Marius von Rennepont auf einer Reise durch Portugal durch sehr mächtige Vermittler einem armen Juden das Leben retten können, der wegen Religionssachen von der Inquisition zum Scheiterhaufen verurtheilt worden... Dieser Jude war Isaac Samuel, der Großvater des jetzigen Wächters in dem Hause Rue Saint-François.

Edelmüthige Menschen fassen häufig Neigungen zu denen, welche sie verpflichtet haben, wenigstens in demselben Grade, als die Verpflichteten ihren Wohlthätern sich anhänglich zeigen. Nachdem Herr von Rennepont sich gleich anfangs überzeugt hatte, daß Isaac, der in Lissabon ein kleines Wechselgeschäft hatte, rechtschaffen, thätig, arbeitsam, intelligent war, schlug er, der damals in Frankreich große Güter besaß, dem Juden vor ihn zu begleiten und sein Vermögen zu verwalten. Die Art von Zurückgestoßenheit und von Mißtrauen, mit welcher die Israeliten immer verfolgt worden sind, war damals auf ihrem Gipfel, Isaac war also doppelt dankbar für das Zeichen von Vertrauen, welches ihm Herr von Rennepont gab.

Er nahm daher den Vorschlag an und faßte den Entschluß, von diesem Tage an seine ganze Existenz dem Dienste Dessen zu weihen, der, nachdem er ihm das Leben gerettet, Vertrauen auf seine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit gehabt hatte, da er doch als Jude einem so allgemein beargwöhnten, gehaßten und verachteten Geschlechte angehörte. Herr von Rennepont, ein Mann von vielem Gemüthe, großem Verstande und Geiste, hatte sich nicht in seiner Wahl geirrt. Die er seiner Güter beraubt wurde, gediehen sie außerordentlich in den Händen Isaac Samuel's, welcher mit einer wunderbaren Geschicklichkeit in Geschäften begabt, dieselbe ausschließlich im Interesse seines Wohlthäters anwandte.

Nun kam die Zeit der Verfolgung und des Ruins des Herrn von Rennepont, dessen Güter confiscirt und den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu, seinen Angebern, einige Tage vor seinem Tode überlassen wurden. In einem Versteck verborgen, das er sich gemacht hatte, um dort gemächlich sein Leben zu enden, ließ er insgeheim Isaac Samuel dahinrufen und übergab ihm fünfzigtausend Thaler in Gold, die einzigen Reste seines dahingeschwundenen Vermögens; dieser treue Diener sollte diese Summe verwalten, die Zinsen anhäufen und wieder unterbringen, wenn er einen Sohn hätte, ihm dieselbe Verpflichtung auferlegen und im Fall er ohne Sohn bliebe, einen Verwandten suchen, der rechtschaffen genug wäre, um die Führung des Vermögens fortzusetzen, mit welcher übrigens ein geziemender Gehalt verbunden sei; so sollte die Führung von Vater zu Sohn oder von Verwandten zu Verwandten bis nach Ablauf eines und eines halben Jahrhunderts übertragen werden. Herr von Rennepont hatte außerdem Isaac gebeten, während seines Lebens der Wächter des Hauses in der Rue Saint-François zu sein, wo er umsonst wohnen sollte und dann diese Functionen, wenn es möglich wäre, seiner Nachkommenschaft aufzuerlegen.

Selbst wenn Isaac Samuel keine Kinder gehabt hätte, würde der mächtige Geist des Zusammenhaltens, welcher oft gewisse jüdische Familien mit einander vereint, den letzten Willen des Herrn von Rennepont ausführbar gemacht haben. Die Verwandten Isaac's würden sich zur Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter vereinigt haben und sie, wie ihre nachkommenden Geschlechter, hätten dann pünktlich die Einem von den Ihrigen auferlegte Aufgabe ausgeführt; aber mehre Jahre nach dem Tode des Herrn von Rennepont bekam Samuel einen Sohn.

Dieser Sohn, Levy Samuel, 1689 geboren, der von seiner ersten Frau keine Kinder gehabt, hatte sich im Alter von nahe an sechzig Jahren wieder verheirathet und 1750 ward ihm ein Sohn geboren: David Samuel, der Wächter des Hauses der Rue Saint-François, der 1832, der Zeit unserer Erzählung, zweiundachtzig Jahr alt war und ein eben so hohes Alter zu erreichen versprach, als sein Vater, der im dreiundneunzigsten Jahre erst gestorben war; fügen wir endlich noch hinzu, daß Abel Samuel, der Sohn, den Bathseba so schmerzlich beweinte, unter russischen Knutenhieben sechsundzwanzig Jahr alt gestorben war.

Nachdem wir diesen Stammbaum mitgetheilt, wird man leicht begreifen, daß das lange Lebensalter dieser drei Mitglieder der Familie Rennepont, welche als Wächter des vermauerten Hauses sich ablösten und so das neunzehnte Jahrhundert mit dem siebzehnten verbanden, die Ausführung des letzten

---

und das mit einem fürchterlichen Hagel und Schneeschauer. Da sagte mein Vater zu mir: diesen Abend wird auch nicht viel Wasser kommen; um Zehn muß es hochwasser sein. Als wir aber so sprachen, kam plötzlich die Flath das Tief herein und wie sie hereinkam, stand das Tief auch ganz voll. Da setzten wir unser Zeck auf und lenzten*) nach dem Ab- und Einladungsplatz und sogleich wir da kamen, gingen wir bei und wollten unsere Anker überbringen; aber leider, wir konnten es nicht zwingen, wir versuchten es zwei Mal, aber jedes Mal hatten wir die Schuppe voll Wasser. Da mußten wir vor Noth wieder ums zuletzt mit aller Mühe und Arbeit zwangen wir es doch endlich, als es aber zu spät war. Da wir es nun über hatten, wollten wir unser Schiff damit auf den Wind drehen, aber zu spät: da wir andrehen wollten, ging unser Anker mir durch; da trieben wir wieder gegen die Brücke an. Da fing mein Vater an zu sagen und sprach zu mir: nun, mein Sohn, hier können wir das Schiff verlieren und vielleicht das Leben dran; und ich dachte bei mir selbst: wenn wir hier das Schiff verlieren, dann bleibt doch gewiß kein einziges Schiff in der ganzen Welt und hatte noch gar keinen Gedanken, wie es nachher kommen sollte. — Die Nacht um halb 11 Uhr gingen wir über die Brücke, da verlieren wir unser eines Schwert und die drei Pfühle, die auf dem Lande standen, brachen auf dem Grunde ab; das habe ich erst nachher gesehen, als ich da wieder kam. Als nun das Schiff über die Brücke hin war, nahm unser Anker das Oberste von der Brücke mit und kam auf des grüne Land zu halten. Da lagen wir gewiß noch eine Stunde, da sagte mein Vater zu mir: „Es muß jetzt höchstes Wasser sein, wir wollen unser Anker und Tau schlippen und wollen es hier stehen lassen; dann können wir unser Fock aufsetzen und segeln auf dieses Wasser und können da wieder zu Anker gehen oder sehen, ob wir Wangeroog nicht erreichen mögen." Ich sagte: „Ach, mein lieber Vater, lasset uns hier liegen bleiben und laßt unser zweites Anker auch hier fallen, denn auf dieses Wasser kann unser Tau es nicht halten, darum leßt uns hier bleiben"; aber nein, ich bekam kein Gehör, mein Vater gab mir aber zur Antwort: „Nein, wenn wir auch nicht wieder an's Tageslicht kommen, so bleiben wir hier doch nicht auf das grüne Land liegen." Ich sagte es mehr als drei Mal, daß wir hier bleiben wollten, aber meine Bitte wurde nicht erhört. Nun ließen wir das eine Anker stehen, da segelten wir auf zwölf Fuß Wasser. Da sagte mein Vater: Mach' unser Fock wieder fest; ich that Alles, was mein Vater mir gebot, aber nicht mit Freuden, mir trug nichts Gutes zu. Nun ließen wir unser Anker gehen und ließen das ganze Tau hinaus gehen bis am letzten Ende; da wir nun hielten, sprang das Anker zwei Mal ganz zum Wasser herauf und zum dritten Mal brach es vor dem Steven ab. Noch sagte ich zu meinem Vater: „Was nun?" — „Was nun," sagte mein Vater, „setz unser Fock auf, daß wir noch weiter vom Lande kommen, bis wir in der Zehde sind und dann können wir die Zehde hinauflaufen, bis es Tag wird und dann sehen, was wir zu thun haben, ob wir das Schiff an den Deich setzen, ob wir in einen Hafen hinein kommen können oder nicht." Als wir nun weit genug vom Lande waren, sagte mein Vater zu mir: mach unser Segel fest. Und mein Vater machte das Ruder fest und sagte: Nun, mein Sohn, kannst Du Feuer machen, denn wir sind kalt und naß. Ich ging in's Cajüt hinunter und wollte Feuer ansetzen, und mein Vater stand vor dem Cajütkapp und wollte auch hinein; und auf einmal fiel das Schiff auf die Seite und mein Vater fiel über Bord, und wie er wegfiel stand ich auf dem Deck und hatte ein Tau in der Hand, aber ich konnte ihn nicht sehen, denn es war ganz dunkel und Hagel und Schnee fiel vom Himmel. Mein Vater rief mich drei Mal, daß ich sollte ihm helfen; ach, ich konnte nicht. Da fing er an zu jammern zu unserm Herrn Jesu Christo und mit diesem verschied er. Sein Ruf- und Jammergeschrei konnte ich lange hören, aber sehen konnte ich ihn nicht, als blos seine Mütze habe ich gesehen, aber weiter nichts von ihm. Ich war trostlos und verlassen, denn mein Vater war schon des Meeres Raub und ich dachte, ich muß es werden. Aber meine arme Mutter mit ihren sieben Kindern (und ich bin der Achte), worvon vier noch ganz klein sind, die beklagte und bejammerte ich, denn ich dachte nicht, daß ich noch darüber käme, denn es war schwer auszustehen. Mein Vater ist kaum todt gewesen, so ist er auch bei meiner Mutter gewesen, aber sie hat ihn nicht erkannt, weil sie meinte, wir lägen in einem guten Hafen. — Mit Weinen und voll Traurigkeit ging ich bei und setzte unser Fock auf und machte das Ruder los, denn ich wollte das Schiff auf die andere Seite haben. Der Wind war Nordnordwest und das Schiff lag auf dem Steuerbord; ich wollte an's Land, wo es auch

*) Lenzen, langsam mit einem Segel fahren.

Willens des Herrn von Rennepont sehr vereinfacht und erleichtert hatte, da der Letztere äußerstem dem Großvater Samuel's formell erklärt hatte, er wünsche, daß die ihm übergebene Summe nur durch Capitalisirung der Interessen von 5% vermehrt werde, damit dieses Vermögen seinen Nachkommen frei von aller unredlichen Speculation überliefert werde.

Die Glaubensgenossen der Familie Samuel, die ersten Erfinder der Wechselbriefe, die ihnen im Mittelalter dazu dienten, insgeheim beträchtliche Baluten von einem Ende der Welt zum andern zu tragen, ihr Vermögen zu verbergen, es vor der Raubgier ihrer Feinde zu schützen, die Juden, sagen wir, welche bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast ganz allein den Wechsel- und Geldhandel betrieben, halfen der Familie Samuel sehr bei den geheimen Geschäften und Finanzoperationen, indem dieselbe dis 1820 ungefähr immer ihre Fonds, die progressiv ungeheuer geworden waren, in den Banken oder den reichsten israelitischen Comptoiren Europa's placirte. Diese sichere und verborgene Art zu handeln hatte dem gegenwärtigen Wächter des Hauses erlaubt, ohne daß irgend Jemand darum wußte, durch einfache Depesita oder durch Wechselbriefe seine enormen Capitalien unterzubringen, denn besonders unter seiner Verwaltung hatte die capitalisirte Summe durch die bloße Zinsanhäufung eine fast unberechenbare Ausdehnung gewonnen; sein Vater und besonders sein Großvater hatten im Vergleich zu ihm nur wenige Fonds unterzubringen.

Obgleich es sich einfach darum handelte, nach und nach sichere und zumittelbare Placirungen zu finden, damit das Geld so zu sagen nicht einen Tag liege ohne Interessen zu bringen, so bedurfte es doch einer großen finanziellen Fähigkeit, um zu diesem Resultate zu gelangen, besonders, wenn es sich stets um Summen von funfzig Millionen handelte. Diese Fähigkeit entwickelte der letzte Samuel, der übrigens in der Schule seines Vaters erzogen war, in einem hohen Grade, wie es die Ergebnisse bewiesen, welche wir gleich mittheilen werden.

Nichts scheint rührender, edler und ehrwürdiger als das Benehmen der Mitglieder dieser Judenfamilie; welche die von Einem der Übrigen übernommene Verpflichtung der Dankbarkeit solidarisch erfüllen und sich so lange Jahre hindurch mit eben so viel Uneigennützigkeit als Klugheit und Rechtschaffenheit dem langsamen Anwachsen eines königlichen Vermögens widmen, von dem sie keinen Antheil erwarten und das restlos erwerben und unendlich groß in die Hände der Nachkommen von ihres Großvaters Wohlthäter gelangen soll.

Außerdem ist nichts ehrenwerther für den Verbannten, der das Depositum übergab und für den Juden, der es empfing, als der bloße Austausch des gegebenen Wortes, ohne andere Garantie als gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Achtung, wenn es sich um ein Ergebniß handelt, das erst nach hundertundfunfzig Jahren zu Tage kommen soll.

. . . . . .

Nachdem Samuel sein Inventarium aufmerksam überlesen, sagte er zu seiner Frau:

— Ich bin sicher, richtig gerechnet zu haben, jetzt wollen wir nach der Handelsbilanz, die Du in der Hand hast, mit diesem Register collationiren; ich werde zu gleicher Zeit mich überzeugen, ob die Documente in diesem Kasten alle in Ordnung gelegt sind, denn ich muß diesen Morgen Alles dem Notar zustellen, wenn das Testament geöffnet wird.

— Fange an, mein Freund, — sagte Bathseba, — ich werde nachlesen.

Samuel las den folgenden Status, indem er zu gleicher Zeit die Papiere in seiner Cassette revidirte:

Rechnungsauszug für die Erben des Herrn von Rennepont,

übergeben von **David Samuel.**

Debent. **Credunt.**

Fr. 30,000,000 5 % französische Renten, au porteur, gekauft von 1816 bis 1817 laut Rechnungsbüchern zum mittleren Cours von 99 Fr. 10 Cent.	30,000,000
Fr. 900,000 3 % französische Renten in verschiedenen Inscriptionen gekauft während derselben Jahre zu einem mittleren Cours von 74 Fr. 25 Cent.	21,277,000
1000 Actien der Bank von Frankreich, zusammen gekauft à 1,500 Fr.	1,500,000
3000 Actien der Ober-Canäle in einem Depositen-Certificat der besagten Actien bei der Gesellschaft gekauft zum mittleren Cours von 1115 Fr.	3,345,000
100,000 Ducati neapolitanische Rente zum mittleren Cours von 93 Fr. 2,850,000 Ducati à 3 Fr. 30 Cent. gerechnet	9,405,000
5400 Metalliques von 1000 Fl. zum mittleren Cours von 93 Fl. gleich 5,022,000 Fl. à 2 Fr. 10 Cent.	11,022,000
75,000 Pf. St. 3 % Consols à 68¾ gleich 2,218,750 Pf. St. à 25 Fr.	55,468,750
1,200,000 Fl. in 2½ % Holl. à 60 Fr. gleich 28,800,000 Fl. à 2 Fr. 10 Cent. für den Fl. holl.	60,480,000
Interims in Baarschaft, Gold oder Silber	300,000
Francs	212,175,000

Fr. [illegible] empfangen durch Herrn von Rennepont 1682 von meinem Großvater und nach einander von ihm, meinem Vater und mir zu 5% untergebracht, als beide Jahre berechnet und der Interessen zum Capital geschlagen haben, nach den drei erfolgenden Rechnungen, ich erhebe zu einem Capitale von . . . . . Fr. 225,000,000

Aber deren ich abrechnen nach fernerer billigender Berechnung an Verlusten bei Banquerotten, für Commissionen und Courtage an Diverse und seiner Schulde für die drei Generationen der Verwaltungsperioden . . 13,775,000 — 211,175,000

Francs 212,175,000

Paris, am 12. Februar 1832.

— So ist's gut, — versetzte Samuel, nachdem er die in dem Kasten von Cedernholz enthaltenen Documente quittirt hatte. — Es bleibt zur Verfügung der Erben der Familie Rennepont die Summe von zweihundertzwölf Millionen hundertfünfundsiebzigtausend Francs.

Und der Greis betrachtete seine Frau mit einem Ausdrucke sehr begründeten Stolzes.

— Es ist nicht glaublich, — rief Bathseba, von Erstaunen betroffen, aus; — ich wußte, daß ungeheure Summen in Deinen Händen waren, aber ich hätte niemals geglaubt, daß hundertundfunfzigtausend Thaler, die vor hundertundfunfzig Jahren hinterlassen worden sind, die Quelle dieses unerhörten Vermögens sein könnten.

— Und doch ist es die einzige Quelle, Bathseba . . . — versetzte stolz der Greis. — Gewiß, mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben eben so viel Treue als Pünktlichkeit auf die Verwaltung dieser Fonds gewandt; ohne Zweifel bedurfte es unsererseits vieler Umsicht in der Wahl der Unterbringungen, welche wir zur Zeit der Revolution unter den verschiedenen Handelskrisen zu effectuiren hatten; aber es war uns leicht durch unsere Handelsbeziehungen mit unsern Glaubensgenossen aller Länder; und eben so wenig wie meine Väter habe ich mir erlaubt eine Unterbringung zu besorgen, die wucherisch oder auch nur zu einem etwas über den gesetzlichen Gewinn hinauszugehenden Zinsfuße gewachsen wäre... Die ausdrücklichen Befehle, welche mein Großvater von Herrn von Rennepont bekam, wollten es also und es giebt kein Vermögen auf der Welt, das makelloser wäre als dieses ... Ohne diese Uneigennützigkeit und wenn man nur einige günstige Umstände hätte benutzen wollen, wäre die Zahl von 200 Millionen bedeutend erhöht worden.

— Ist es möglich! Mein Gott!

— Nichts einfacher als das, Bathseba . . . Jedermann weiß, daß in vierzehn Jahren ein Capital durch bloße Anhäufung der Zinsen zu fünf Procent verdoppelt wird; jetzt bedenke, daß in hundertundfunfzig Jahren zehn Mal vierzehn Jahre enthalten sind, daß diese ersten hundertundfunfzigtausend Franken auf diese Weise immer verdoppelt worden sind; und was Dich so in Verwunderung setzt ist also dann ganz natürlich: 1682 hat Herr von Rennepont meinem Großvater 150,000 Franken anvertraut; diese Summe mußte 1696 so Zins auf Zins gerechnet 300,000 Franken betragen. Diese 1710 verdoppelt machten 600,000 Franken. Zur Zeit des Todes meines Großvaters 1719 war die Summe bereits beinahe auf eine Million gestiegen, 1724 mußte sie 1,200,000 Franken ausmachen, 1738, 2,400,000 Franken, 1752, zwei Jahre nach meiner Geburt, 4,800,000 Franken, 1766, 9,600,000 Franken, 1780, 19,200,000 Franken, 1794, zwölf Jahre nach dem Tode meines Vaters, 38,400,000 Franken; 1808, 76,800,000 Franken; 1822, 153,600,000 Franken und heute, wo die Interessen von zehn Jahren hinzugekommen, müßte sie mindestens ungefähr 225 Millionen betragen. Aber Verluste, nicht eingegangene Zahlungen und unvermeidliche Kosten, deren Berechnung übrigens mit der größten Strenge aufgeführt ist, haben diese Summe auf 212,175,000 Franken reducirt, wofür der Werth hier im Kasten liegt.

— Jetzt verstehe ich Dich, mein Freund, — versetzte Bathseba nachdenklich, — aber welche ungeheure Macht ist die Anhäufung der Zinsen und wie bewundernswerthe Dinge könnte man für die Zukunft mit Hülfsmitteln thun, die gegenwärtig schwach sind.

— Das ist auch gewiß der Gedanke des Herrn Rennepont gewesen, der nach der Aussage meines Vaters, welcher es von meinem Großvater hatte, einer der größten Geister seiner Zeit gewesen ist, — antwortete Samuel den Kasten von Cedernholz zumachend.

— Wolle Gott, daß seine Nachkommen dieses königlichen Vermögens würdig sind und einen edlen Gebrauch davon machen, — sagte Bathseba aufstehend.

Es war vollkommen Tag geworden. Eben schlug es sieben Uhr.

— Die Maurer werden gleich kommen, — sagte Samuel, indem er den Kasten von Cedernholz in die eiserne hinter dem Schranke verborgene Kasse setzte. — Gleich Dir, Bathseba, — versetzte er, — bin ich neugierig und unruhig zu wissen, wer die Nachkommen des Herrn von Rennepont sind, die sich heute hier einfinden werden.

Der schwere Klopfer des dicken Thorweges wurde zwei bis dreimal stark angeschlagen und die Schläge hallten im Hause wieder. Das Bellen der Hofhunde antwortete diesem Lärmen.

— Das sind gewiß die Maurer, welche der Notar mit seinem Gerichtsschreiber schickt. Ich bitte Dich, mache alle Schlüssel

---

wäre, aber ich konnte es nicht zwingen und das Meer ward noch immer schrecklicher. Nun ging es noch so weiter bis um 3 Uhr. Da wurde es so ungeheuer fürchterlich, daß ich kaum auf dem Deck bleiben konnte. Nun ging ich in's Cajüt und wollte auf den Compaß sehn; ich saß auf der Bande und hatte den Compaß in meiner Hand; auf einmal kam eine Welle, die bedeckte das ganze Schiff, und die Cajüte, wo ich drin war, stand halb voll Wasser. Der Compaß, den ich in meiner Hand gehalten, war entzwei, Feuer und Licht war aus und die Uhr stand auch still. Auf dem ganzen Deck war nichts zu finden; ich hatte meine Seestiefel auf dem Deck liegen lassen, die waren auch weg. Eben in die Luke war so viel Wasser hinein gekommen, daß das Schiff bald voll stand. Da ich das nun Alles sah, fing ich an zu beten, so laut ich konnte:

Du bist mein starker Held im Streit,
Mein Panzer, Schild und Wagen,
Mein Arzter in der Arzenzeit,
Mein Schiff in Wassernegen,
Mein Anker, wenn ein Sturm erhebt,
Mein sichrer Compaß und Magnet,
Der mich noch nie betrogen.

Ach wie unglücklich bin ich und wie schwer ist es für mich! Aber noch viel schwerer für meine Mutter! So meinen Vater zu verlieren, so unvermuthet! Ich kann so viel nicht weinen, so viel ich wollte, und so laut nicht rufen, so viel ich möchte, denn ach! Niemand hört mich und Niemand kann mir helfen ohne dem Gott. Oft habe ich meinem Vater Aergerniß und Herzleid gemacht; aber jetzt fühle ich schon, daß er mir fehlt, was soll das denn noch werden? — Nun wurde es immer grausamer, ich hatte alles aufgegeben, und dachte von Augenblick zu Augenblick, ich ginge auch hin, wo mein Vater hingegangen war. Die Wellen wurden noch immer größer, hin und wieder schlugen sie über das Schiff. Endlich mit einer großen Welle wurde das Schiff herumgeworfen auf die andere Seite, d. h. Backbord: umsegelte ich mit dem Winde so lange bis es Tag werden wollte, da sah ich vor mir eine weiße Brandung. Ich hielt darauf hin, denn ich dachte es sollte Land sein. Als ich nun in die große Brandung kam, lag das Schiff beinahe um, so daß ich nicht glaubte es könne wieder aufkommen. Eine Welle folgte der andern; mit einer Welle wurde ich niedergeworfen auf das Deck, daß ich wohl eine Viertelstunde liegen mußte. Der Hut war mir weggerissen und ich lag ohne Besinnung da. Als ich nun wieder zu mir selber kam, war das Schiff beinahe am Strand; es bekam solche fürchterliche Risse, daß ich nicht darauf stehn noch gehn konnte. Endlich saß es fest. Da dachte ich bei mir selbst: jetzt wird's Zeit, daß Du aus diesem Unglücksschiff kommst; ich stach mit einem kleinen Stock aus, da hatte ich drei Fuß Wasser: ich nahm ein Tau in die Hand und ließ mich nieder, aber ich konnte keinen Grund bekommen; und da ich recht zusah, ward das Schiff wieder flott, und ich stach wieder aus, und hatte keinen Grund. Als es endlich Tag ward, sah ich die Baken auf dem Eversand; ich meinte es wären die auf der Wellum, und nun ward ich erst inne wo ich festgesessen hatte.

Schrecklich wäre es gewesen, wäre ich an den Strand gekommen; ich hätte enden müssen wie mein Vater. Aber der Herr hatte mit mir im Sinn, ich solle noch mehr erfahren; ich bin sehr unglücklich, aber doch wohl nicht unglücklich genug. Wäre ich dort gestrandet, so wäre mein Schiff verloren gewesen, ich selbst hätte verhungern müssen, und kein Mensch hätte erfahren, was mit meinem Vater und mir geworden wäre.

Ich kam nahe an den Drieben vorbei, und dachte das Schiff anzusehen; hernach schien mir's doch besser so lange ich könnte vom Lande zu bleiben. Aber die Wellen schlugen noch immer über die Schiffe hin und her, und ich segelte noch immer vor dem kleinen Fock. Jetzt, da ich dem Lande etwas näher kam, setzte ich das große Fock bei, aber da ich es kaum aufgesetzt, kam wieder ein Wirbelwind und zerriß das ganze Segel, und das Schiff lag so dicht auf der Seite, daß ich fiel und richtig über Bord geworfen wäre, wenn ich nicht noch ein Tau gegriffen hätte. Als der Wind sich etwas legte, holte ich das Segel ein, aber das Drittel bekam ich nur, das andre war Alles weggeschlagen; ich ging, als ich das in Ordnung hatte, wieder an's Ruder. Himmel, dachte ich, nun wird es wieder Nacht werden, und Du bist hier noch immer allein, wie soll es enden? Alle meine Glieder thaten mich von den vielen Stößen und Fällen, ich konnte vor Schmerzen kaum sitzen und mußte doch immer arbeiten, auch glaubte ich, ich sollte vor Durst umkommen, und hatte doch keinen Tropfen Wasser auf dem ganzen Schiff; alle unsre Wasserfässer waren weggeschlagen.

Endlich sah ich die Schiffe auf der Rhede von Neuhringer Siehl liegen, und da war mein Onkel auch dabei, aber ich

mit ihren Gliedern zu einem Baume zusammen, ich werde mich verschwinden und Sie mir dann holen.

Dies sagend, flog Samuel ziemlich leicht, trotz seines Alters, die Treppe hinab, schritt bis der Thür, stieß vorsichtig einen Schieber um ich trat hinauswerfen in der Tracht der Mauer, begleitet von einem jungen schwarzgekleideten Manne.

— Was wünschen Sie, meine Herren? — sagte der Arzt, denn er öffnete, um ich von der Identität dieser Personen zu überzeugen.

— Ja komme vom Meister Dumesnil, Notar, — antwortete der Alte, — um der Ertheilung einer notwendigen Akte beizuwohnen. Hier ist ein Brief von meinem Patron an Herrn Samuel, den Bächter dieses Hauses.

— Der ist ich, — sagte der Arzt, — haben Sie die Güte, den Brief dort in den Briefkasten zu werfen, ich werde ihn dann herausnehmen.

Der Bächter that, was Samuel wünschte, aber er packte die Akte. Kaum hatten ihm überhörter, als drei Gestalten das ungeschlossen Portier.

Samuel öffnete den Briefkasten, nahm den Brief heraus, ging an das Licht der Straßenlampe, um ihn am besten Tageslicht zu lesen, zerriß sorgfältig die Umschrift und der einen Augenblick darauf, ob er auch der Zeichen seinen Namen nahm, nach dem Briefkastenschlüssel sah, der in Taschen an die Akte, ging wieder zurück und machte dem Schreiber und den Mauern die Thür auf.

— Mein Freund, mein lieber Mann, wenn es ich darum handelt, das Akte einer Heirung zu öffnen, — sagte der Schreiber dem Gärtnern, — warum ja nicht mein Herr Patriarchen gekommen.

Der Jude verbeugte sich, ohne zu antworten.

— Wenn die Akte etwa taub, mein Vieber? — schrie ihm der Alte in die Ohren.

— Nein, mein Herr, — sagte Samuel sehr lächelnd, indem er dem Schreiber die Akte wieder hinzureichte und sagte, daß das Haus zugesagt, zeige!

— Herr, mein Herr, ich sie zugemeinerte Thür, welche freigemacht werden soll; man wird auch den Verschlag von Akten und Bild vor dem zweiten Fenster reden wegnehmen müssen.

— Warum werden nicht alle Fenster geöffnet? — fragte der Schreiber.

— Weil sie die Verhöre lauten, welche ich als Bächter hier bei Hauses bekommen, — nahm ich erst nicht wieder bleiben will und es ich im Besitze des neuen Eigentümers bekommt, kann mag Bruder warte verhalten, wie es ihm für gut scheint.

— Nun gut, — sagte der Diener ziemlich verwundert. Darauf wandte er ich an die Maurer und sagte ihnen:

— Das Verhöre ist Ihre Sache, meine braven Leute, ich mache die die Thür und machen Sie dann die Fahnen und die Blumiere hier vom zweiten Fenster rechts ich.

Während die Maurer ich an's Werk machten und dabei von den Schreiber des Notars beaufsichtigt wurden, hielt ein Wagen vor dem Thorweg, und Robin von Gabriel begleitet trat in das Haus der Rue Saint-François.

Drittes Kapitel.

Der Erbe.

— Ja, mein Herr, — antwortete Samuel.

— Herr Abbé Gabriel von Kentucourt hier, — sagte Robin auf seinen Begleiter zeigend, — ist einer von den Descendenten der Familie Kentucourt.

— O, sehr erfreut, mein Herr! — sagte der Jude, daß unmöglichstein von der englischen Physiognomie Gabriels betrafen, denn der Arzt und die Gesinnung die junge Priester war in seinem Blick und in seiner ruhigen und kalten Stirn zu lesen, die ihm mit einem Zeitgenossen des Notars Lafitte.

Samuel betrachtete Gabriel mit theilnahmvoller, mehrmals leidter Aufmerksamkeit, und es half hätte, daß jedes Menschen Aufmerksamkeit für Gabriel Freundschaft wurde, je länger er ich ihn sah.

— Der Notar, Herr Abbé, kommt erst um zehn Uhr. Gabriel betrachtete ihn mit überreichter Miene und antwortete:

— Welcher Notar... mein Herr?

— Der Notar Lafitte, mein Herr. Ihnen das anbeimanderfolgen, — berührte ich Robin zu sagen, und ich an Samuel wendend, fügte er hinzu: — Ich komme ich wenig zu früh... Kommen mir nicht irgendwo die Ankunft des Notars erwarten?

— Wenn Sie es gut sein wollen, ja mir zu kommen, — sagte Samuel, — so folgen Sie mir.

— Ja wohl Herren, mein Herr, und nehme es mir, — antwortete Robin.

— Ja wohl Herren, mein Herr, — antwortete Robin. — Welches Interesse kann ich haben, mich der in diesen Hause einzufinden!

— Ja wahrscheinlich, — ich unmöglich, daß Sie das nicht wissen sollten, — versetzte Robin, indem er Gabriel mit mit Aufmerksamkeit betrachtete.

— Warten Sie mir nun endlich sagen, mein Herr, warum hier meinen den Vater Lafitzen zu suchen? Warum er hieses Haus gemiethet hat, um mit eine Unterredung zu bewilligen?

— Es ich mir unmöglich auf viele Fragen zu antworten, — versetzte Robin kalt, indem die Thorwächter sich hob kommen und mir die Hand anboten. Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als daß unsern ehrwürdigen Notar viele Unterredungen haben in sehr vom Herren Leute, wenn er diesen Hause sein gemiethet hat, so geschah es, weil die ein Zutreffe haben haben, sich hier einzufinden... Ich weiß nicht, weiß Sie nicht, — einzige Verwunderung offenbar haben, als Sie den Portier vom Notar sprechen hörten.

Dies sagend betrete Robin einen freischenden und unruhigen Blick auf Gabriel, dessen Gesicht nichts Anderes als tiefer Ruhe ausdrückte.

— Ja wohl Herren, mein Herr, — antwortete Robin. — Welches Interesse kann ich haben, mich der in diesen Hause einzufinden!

— Ja wahrscheinlich, — ich unmöglich, daß Sie das nicht wissen sollten, — versetzte Robin, indem er Gabriel mit mit Aufmerksamkeit betrachtete.

wußte es nicht, ich wußte nach Bartier Gleich. Dann da lag auch einer meiner Onkels; aber ich konnte nicht zuhommen, weil das Gegel gerissen war. Wortmann lag auch mit seinem Schiff da, und der hatte auch sein Wasser, denn seine Wasserfässer waren durchgeschlagen. Der viel noch an ich fehlte zu ihm kommen, er weiß Gott wo hin. Weiter hatte ich nicht, und konnte auch nicht hinkommen; ich legte mich deshalb in mein Bett und wartete, bis ich wieder zu Kräften kam und ich gelitten hatte. Ich ging an das Land und an Bruer zu machen, aber es fand alles voll Wasser. Der Hafen war nicht voll, legte sich immer zu schlafen. Und da ich kaum schlief, kam Wortmann's Steuermann und mein Onkels sie traten in das Gasthaus und mein Onkel rief mich in seiner Zimmer, wo machte ich auf und machte es ist meines Onkels Gläubiger; als ich aber recht zu mir selber kam, war es doch nicht. Ich konnte es immer noch nicht glauben, daß mein Vater mir war, und nicht wieder kommen sollte. Nun fragte mein Onkel mich wie mir's ginge; ich erzählte ihm Alles wie ich's angetragen hatte, nur es meiner sehr. Ich blieb zwei Tage bei ihm, wir gingen mit beiden Schiffen vor der Stadt, denn mein Onkel wollte in den Hafen; er hatte auch Alles sogut gethegt. Den dritten Tag ging ich mit meinem Onkel, mit meinem Vetter Schiff nach Dunk. D. als ich zu Hause kam, — je konnte warte es vor meinen Augen; wie ein Nebel, der über das Land geht, warte es vor meinem Gesicht. Da ich aber meine Mutter sah, war es als wenn man mir Alles mit einem Mal vor den Kopf gab, was ich hatte genug zu thun, daß ich stehen blieb. Ich wie meinte sie mir fragte mich, ich konnte aber nicht herausbringen! —

Meines Vaters war von Dunz Jansen Wittes; er war geboren 1790, Sept. 10. zu Wangeroog, und ist gestorben 1835 den 19. November.

Zur Geschichte hat Du mich erkoren,
Mein Gott, Deutsch ist Du unterthan.
Und mich im Zeh nicht sein verloren,
Wenn mich die Welt verachtet hat!
Und lassen mich auch beide Zeit
Im steten Dulden Deutschheit! —

Aus einem Reisetagebuche.

(Von den Jahren 1765—1768.)

Der Verfasser der hier nachfolgenden Reisebilder war einem Kriegsgefährten des Königs Heinrich von Preußen, ein Sohn des berühmten Feldherrn und Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau, geboren den 26. October 1735, gestorben den 30. October 1814, der während des siebenjährigen Krieges Heinrich Friedrich des Großen war und sich besonders durch seine „Darstellungen über die Kriegskunst“ einen so großen Ruf als Kriegsschriftsteller erworben hat. Er ward durch seine Schriften mit dem ihm als Autor nachfolgenden genialen Dichter von Göthen, dem berühmten bei Schillern Göthen-Lemonius, der fälschlicher Weise gewöhnlich nach jetzt in seinem hohlichen Etablum. Bernhardt war mir durch seine Verschwägerung mit dem berühmten Autoren nahe verwandt und ich bin jetzt eben dabei, seine zum Theil noch ungedruckten, zum Theil in Zeitschriften verstreuten vermischten Schriften zu sammeln und herauszugeben, um in wohlfeiler Form einer Wichtigkeit und Interesse fand.

Unter Anderen fand ich in seinen Nachlaß ein reisetagebuch, in französischer Sprache mangelhaft geschriebenen Tagebuch einer Reise durch Italien, Frankreich und England, das schon vielen nicht mehr mittheilbaren Beschreibungen von Oertlichkeiten und Kunstgegenständen Manches beispielst, was in Bezug auf Zeit-, Sitten- und Kriegsgeschichte auch gegenwärtig noch Wichtigkeit besitzt. Ich sah mich alle veranlaßt, einen freilich kurzen Auszug dieses Tagebuches für die Germanischen Gesellschaften Deutschlands bestimmt zu bearbeiten und habe zweifelsohne vorläufig der verschiedenen Notizen einer Bisher mitgetheilt, um ihn zum nach Belieben theilweise oder ganz zur Unterhaltung oder Belehrung abdrucken zu lassen.

Eduard von Bülow.

Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich es nicht muß, — antwortete stolz, von dem Drängen des Gecken sich zurückziehend.

— Und was hat Ihnen denn gestern Ihre Deputirtenwürde gelegt? Wagen hat sie für sich erlaubt, ihren Sitz eben so Extravaganten als ehrwürdigen Herren Agtigen zu machen, wie ich es heute Morgen erfahren habe? Und die Damen wird man gemischte Familienpapiere eingeladen, welche bei Ihnen zu finden werden hat, als Sie von ihr aufgenommen wurden?

— Mein Herr, sagte Gabriel, — Sie irren sich. Zwei sind viele Papiere bei Beschwerden meiner Deputirtenwürde über- geben worden und später hat sie in die Hände des Baron Agtigen zurückgegangen. Nun erfreu Mein Sie selbst länger Zeit hier in so viel bunten Papieren spreche.

— Es behaupten Sie alle, daß Französte Baudoin Sie gestern nicht mehr gesehen Gegenwärtigen aufgefunden und ge- sprochen hat? — versetzte Robin verwirrend, indem er seine Worte langsam betonte.

— Mein Herr, was ist schon das zweite Mal, daß Sie an den zu gestern sprechen, und ich Ihnen versichere, — sagte der junge Priester kurz, indem er die Bewegung der Unge- duld unterdrückte. — Ich versichere Ihnen, daß ich die Wahr- heit sage.

— Es wird nicht, — sagte Robin, denn er konnte die Aufschneiderei Gabriel's gering, da man einer solchen so offen- stimmten Erklärung noch den geringsten Zweifel vorwerfen zu können.

— Ich glaube Ihnen, — versetzte der Geistl. — Dies- ser Gedanke kann mir nur so in den Sinn, weil ich einen Grund finde, der nicht gering ist, Sie zur Lebensreise und der Kindung des Fürsten Agtigen zu bewegen, in Bezug auf die absolute Zurückgezogenheit, welche er Ihnen befohlen hatte und wo alle Communication nach Außen aufhörte. — Nun wohl denn, — sagte als Robin unsere Worte haben Sie sich erlaubt Ihre Zeit zu schlagen, welche Ihnen eben eben hatte offen bleiben soll, damit die geringste Nachricht nicht weiter sich vorgefunden ist, welcher ausgeführt worden kann. — Ich hatte mir Ihren schweren Gehorsamen der Disciplin nur durch die Vertrauensfülle einer sehr wichtigen Unterredung mit Ihrer Deputirtenwürde erklärt.

— Der Priester und nicht der Deputirtenin hat Madame Baudoin zu sprechen gewünscht, — antwortete Gabriel ernst, — um ihr dabei gefällig sie anderen zu können. — Wenn es meine Ehre gebieten, so geschah das, weil es sich um eine Beichte handelte.

— Wenn das hatte dem Französte Baudoin Ihnen so Dringendes zu beichten!

— Das werden Sie gleich erfahren, sobald ich es Sie über- machen kann, — erwiderte, daß Sie es mit einem, — versetzte Gabriel.

Diese Worte wurden von Robin mit solcher so fragen Ton gesagt, daß sie ziemlich langes Schweigen darauf folgte.

Wir müssen den Leser daran erinnern, daß Gabriel bis dahin von seinem Vorgesetzten in der vorkommenden Un- bekanntschaft mit Madame Baudoin, der Familienverhältnisse gehal- ten worden, welche seine Gegenwart in der Rue Saint-François verlangten. Im Tage vorher hatte Französte Bau- doin, ihrem Schwager ganz hingegeben, nicht daran gedacht, ihm zu sagen, daß die Maisen sich auch an denselben Orte eingefunden hätten, und hätte sie auch daran gedacht, das unbe- deutende Gerücht Dagobert's würde sie verhindert haben, mit dem jungen Priester von diesem Umstande zu sprechen.

Gabriel konnte also die Familienbande durchaus nicht, welche ihn mit den Töchtern des Marschall Simon, mit Fräulein von Cardonnet, dem Herrn Duretz, dem Prinzen Djalma und mit Goualeur-trait-und verbanden. Wir einen Worte, wenn man ihm damals erklärt hätte, daß er der Erbe des Herrn Marius von Remigeant sei, so würde er sich für den einzigen Abkömmling dieser Familie gehalten haben.

Während der Pause, welche auf den Gedanken mit Robin folgte, sah Gabriel durch die Parterrefenster den Arbeitern an Maurer zu, welche damit beschäftigt waren, den der Abbé des Jesuiten die Mission eingerichtet, welche sie vermauerten. Als diese erste Arbeit fertig war, beschäftigten sie sich damit, die eisernen Stangen anzumachen, welche eine Einspitze über dem oberen Theil der Abbé schließen.

In diesem Augenblick trat der Vater Agtigen von Ge- mast, gelitten in's Zimmer.

Dieser Gedanke sich augenmerk hatte, gewann Robin Zeit, dem eintretenden Vater seine Hilfe zu leisten.

— Er will nichts und der Junker ist nicht mehr zu finden.

Jetzt seiner eingenommenen Ruhe waren die Züge des Va- ter Agtigen blaß und verstört, wie die eines Spielers, der an Hazard-Spiel eine Summe von fürchterer Wichtigkeit sich entsinnen zu sehen. Alles begünstigte bis dahin die Spione der Gesellschaft, aber er hatte nicht ohne Schrecken an die vier Stunden, welche noch übrig blieben, ehe der verhängnis- vollste Zeitpunkt nahte.

Als Gabriel sich umgewandt hatte, sagte der Abbé von Agtigen mit lächerlichem und verzücktem Ernst, ein Lächeln auf den Lippen und dem ihn Hand reichend, zu ihm:

— Mein lieber Sohn, es hat mich viel gekostet, Ihnen die Unterredung bisher verweigert zu haben, welche Sie seit Ihrer Rückkehr wünschten, es war mir nicht minder peinlich, Sie zur Zurückgezogenheit auf einige Tage zu verpflichten. Endlich ist der Tag da, wo Sie, Ihrem Gelübde treu, Ihre Pflicht, keine Rücksichten zu geben haben, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse so gehandelt.

— Ich weiß das, Ehrwürden gleuben, — antwortete Ga- briel sich verneigend.

Der junge Priester fühlte mehr Willen eine unbeilimmte Regung der Furcht, denn bei so feiner Ueberlegung Mißtrauen nach Innern, und der Abbé Agtigen, gegen welchen er das furchtbare Geständniß gelichtet, das ihn unwiderruflich mit der Gesellschaft Jesu verbunden, auf ein einen jener Geschicken Ausdrücke angelegt, welche nur mit Vorsichtsmaß, Unter- drückung und Einschränkung verstehen, als lebendigen Kräfte der Natur verstehen, welche die Prüfung jeden Verstehen machen.

Die Gründe der ersten Lügen sind unverständlich und zum ersten Male ist seiner Rückkehr aus Amerika bekam sich Gabriel mit einer Lüge, welche Ungewissen, Unglück er in den gefahren Umständen sich nicht unwandern sollte, in bekannte Gabriel bald, daß er nicht in einer aufrichtigen Un- terredung mit dem Vater Agtigen Mittel war Rücke hatte ge- nommen können, wie er es gehofft.

Der Vater Agtigen konnte sie Menschen so sehr, um nicht die Verlegung seiner Pläne durch Gabriel zu bemerken, und so lagen, was sie bisher bestehen sein können. Dieser Gedanke schien ihm von gänzlicher Verbedeutung; er verwechselte alle diese Zeitpunkte, welche sich nicht mehr wieder, und er verbreitet, wenn es sein müßte, eine andere Maske anzuneh- men. Er hoste ich, während Gabriel mit Robin sich entfernte- mit seinen Gedanken nach dem Ort, wo sie sich befanden.

Sie wünschen, mein Sohn, eine sehr wichtige Unter- redung mit mir zu haben?

— Ja, mein Vater, — sagte Gabriel und senkte seine Augen vor dem glänzenden, großen, grauen Auge seines Vor- gesetzten den Blick.

— Sie wissen, daß Sie mir jeden Augenblick Ihrer Zeit zu Gebote stehen, — sagte der Abbé mit einer Zuvorkommenheit auf Sie, in dem er sein durchdringendes Auge auf Gabriel richtete, welche ihn in der Nähe der Brüder machte: ich versichere in der That, daß Sie ausgezeichnete Personen, Ihr Lehrer und beschehener Gnadiger, Ihr besonderer Beruf in gänzlich- Zeitpunkten, welche Sie in einer Zeit an beiden und wo Sie im Tage und da ich dich sah, daß Sie sich nicht zu Schulden bemerken ließen, schon es mir, daß in Ihnen ein starker Geist liege, und daß Sie in einem Zeitpunkte, der ent- schlossen sich mit Ihrer Deputirtenwürde und durch meine Be- mühungen warmen Sie gerade in eine der Schulen anderer

---

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England.

(In den Jahren 1765—1768.)

1765.

Leipzig, 20. October. Hier, nämlich der regierende Fürst von Anhalt-Zerbst, sein Bruder Prinz Ferdinand, sein Sohn, der Erbprinz, und ich, ihr Begleiter, so wie die Gefolge, befanden uns den Kammerwohlen Hof und Kot- kunsky, von Blitzberger Hyrtin, einem Fräulein, einem Rod, zwei Kammer- und anderen Bedienten, haben am 18. d. M. unsere Reise angetreten und einige Tage hier in Leipzig zer- weilt, um die Messe und den berühmten Buchhandel, einen famosen und beschönen, kleinmeng aber so verlegenen Mann, ein so unsäglichkeit merkwürdiges Ding zu besehen. Auf dem Gasthofe, wo wir Abwechslung mehrere völlig hübsche Damen, und was sie können, um mich mit der Schilderung des Mr. Hastie, einen Engländers, zurück zu finden, der das Leben Gustav Adolph's beschrieben hat. Der Besitzer von Breitenfeld, ein sehr von Bedeutung, war uns durch mündliche Lebensbeschreibungen be- kräftigt und zeigte mir die Orte, wo die Treffen begonnen, Angriff und Rückgangsgefechten worden waren. Der Ba- ronische linke Flügel zieht vorzüglich in den Dorfe Breiten- feld und dem anstehenden Walddorn, der rechte bei dem Dorfe Podelwitz gestanden, wo ihm die Dörfer Groß- und Klein- Widerwitz in Rücken gelegen, und nachdem der rechte Flügel geworfen worden war, hatte sich der linke weiter in dem Breitenfelder Holze gesammelt, hat auch noch dem Dorfe Lin- denthal gestanden wird. — Im Theater sahen wir mehrere von der Koch'schen Truppe gute Stücke.

Dresden, 25. October. Wir befinden hier nicht den Hof des Kurfürsten, sondern einzigen Friedrich Christian, des schönen Engelsinger in seinen Vorgängen, dem verstorbenen und unbeliebten Marschalle Rutowski. Man den Hofhaushal- tigkeiten der Stadt erhalten wir die Kapell ausmäßig gelegene Ordnung als die möglichst. Schon um Garten ahnen sie uns den Geist sanfter und brauchbarer Gesellschaft, der die nunmehre gefallenen und vergessenen Menschen begleitet, welche heute einen Abend ihres Lebens gebrauchen. Da ist ihre Schote, daß die Gelehrte und Künstler erwähnt sind und so leicht unterzeichnet werden, daß man jetzt gelegentlich mit ihren Einfluß zu treiben.

Nürnberg, 5. October. Die hohen alten Häuser Nürnbergs kommen mir mit ihren zahlosen Wohnungen wie Bienenstöcke vor. Die steil in bildende große Stadt ist jetzt entvölkert und rein. Auf der Bibliothek konnten wir in den Gassen, einen der vornehmsten Gelehrten der Stadt, einen der letzten Stadtschr kennen, die unter Baterium im vorigen Jahrhundert so berühmt gemacht haben. Die Lebensweise des freimüthigen ehrwürdigen Alten hatte sein Gesicht mit Runzeln durchfurcht, die geschichten und heldenlichen Lettern in der That nicht unähnlich sahen. Er redete den Prinzen in allen vier Sprachen, welche noch übrig blieben, ehe der verhängnis- vollste Zeitpunkt nahte.

Als Gabriel sich umgewandt hatte, sagte der Abbé von Agtigen mit lächerlichem und verzücktem Ernst, ein Lächeln auf den Lippen und dem ihn Hand reichend, zu ihm:

— Mein lieber Sohn, es hat mich viel gekostet, Ihnen die Unterredung bisher verweigert zu haben, welche Sie seit Ihrer Rückkehr wünschten, es war mir nicht minder peinlich, Sie zur Zurückgezogenheit auf einige Tage zu verpflichten. Endlich ist der Tag da, wo Sie, Ihrem Gelübde treu, Ihre Pflicht, keine Rücksichten zu geben haben, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse so gehandelt.

— Ich weiß das, Ehrwürden gleuben, — antwortete Ga- briel sich verneigend.

Der junge Priester fühlte mehr Willen eine unbeilimmte Regung der Furcht, denn bei so feiner Ueberlegung Mißtrauen nach Innern, und der Abbé Agtigen, gegen welchen er das furchtbare Geständniß gelichtet, das ihn unwiderruflich mit der Gesellschaft Jesu verbunden, auf ein einen jener Geschicken Ausdrücke angelegt, welche nur mit Vorsichtsmaß, Unter- drückung und Einschränkung verstehen, als lebendigen Kräfte der Natur verstehen, welche die Prüfung jeden Verstehen machen.

Die Gründe der ersten Lügen sind unverständlich und zum ersten Male ist seiner Rückkehr aus Amerika bekam sich Gabriel mit einer Lüge, welche Ungewissen, Unglück er in den gefahren Umständen sich nicht unwandern sollte, in bekannte Gabriel bald, daß er nicht in einer aufrichtigen Un- terredung mit dem Vater Agtigen Mittel war Rücke hatte ge- nommen können, wie er es gehofft.

Der Vater Agtigen konnte sie Menschen so sehr, um nicht die Verlegung seiner Pläne durch Gabriel zu bemerken, und so lagen, was sie bisher bestehen sein können. Dieser Gedanke schien ihm von gänzlicher Verbedeutung; er verwechselte alle diese Zeitpunkte, welche sich nicht mehr wieder, und er verbreitet, wenn es sein müßte, eine andere Maske anzuneh- men. Er hoste ich, während Gabriel mit Robin sich entfernte- mit seinen Gedanken nach dem Ort, wo sie sich befanden.

Sie wünschen, mein Sohn, eine sehr wichtige Unter- redung mit mir zu haben?

— Ja, mein Vater, — sagte Gabriel und senkte seine Augen vor dem glänzenden, großen, grauen Auge seines Vor- gesetzten den Blick.

— Sie wissen, daß Sie mir jeden Augenblick Ihrer Zeit zu Gebote stehen, — sagte der Abbé mit einer Zuvorkommenheit auf Sie, in dem er sein durchdringendes Auge auf Gabriel richtete, welche ihn in der Nähe der Brüder machte: ich versichere in der That, daß Sie ausgezeichnete Personen, Ihr Lehrer und beschehener Gnadiger, Ihr besonderer Beruf in gänzlich- Zeitpunkten, welche Sie in einer Zeit an beiden und wo Sie im Tage und da ich dich sah, daß Sie sich nicht zu Schulden bemerken ließen, schon es mir, daß in Ihnen ein starker Geist liege, und daß Sie in einem Zeitpunkte, der ent- schlossen sich mit Ihrer Deputirtenwürde und durch meine Be- mühungen warmen Sie gerade in eine der Schulen anderer

Gesellschaft aufgenommen; auf diese Weise hatte die vortreffliche Frau, welche Sie angenommen, eine Last weniger, und ein Kind, das zu großen Hoffnungen berechtigte, empfing durch unsere väterliche Sorgfalt alle Wohlthaten einer religiösen Erziehung... Ist das wahr, mein Sohn?

— Es ist wahr, mein Vater.

— Je größer Sie wurden, je seltenere und schönere Tugenden entfalteten sich in Ihnen. Ihr Gehorsam und besonders Ihre Sanftmuth waren exemplarisch, Sie machten rasche Fortschritte in Ihren Studien. Bis dahin wußte ich nicht, welcher Laufbahn Sie künftig sich widmen wollten, aber jedenfalls war ich überzeugt, daß in allen Lebenslagen Sie ein vielgeliebter Sohn der Kirche bleiben würden. Ich hatte mich nicht in meinen Hoffnungen getäuscht, oder vielmehr Sie hatten dieselben weit übertroffen. Durch eine freundschaftliche Mittheilung erfahrend, daß Ihre Adoptivmutter sehnlichst wünsche Sie Priester werden zu sehen, haben Sie edelmüthig und fromm dem Wunsche dieser edelmüthigen Frau entsprochen, welcher Sie so viel verdanken... Aber da der Herr in seinen Belehrungen stets gerecht ist, so hat er gewollt, daß der rührendste Beweis von Dankbarkeit, den Sie Ihrer Mutter geben konnten, Ihnen zu gleicher Zeit in Bezug auf den Himmel nützlich sein sollte, da Sie unter die streitenden Mitglieder unserer heiligen Kirche aufgenommen wurden.

Bei diesen Worten des Abbé von Aigrigny konnte Gabriel sich einer Aufregung nicht enthalten, indem er sich an die traurigen Geständnisse Franzosens erinnerte; aber er nahm sich zusammen, während Rodin, der an der Ecke des Kamines stand, fortfuhr ihn mit seltsamer und hartnäckiger Aufmerksamkeit zu beobachten.

Der Abbé von Aigrigny versetzte:

— Ich verhehle es Ihnen nicht, mein lieber Sohn, Ihr Entschluß erfüllte mich mit Freude, ich sah in Ihnen ein zukünftiges Licht der Kirche und wünschte es in unserer Gesellschaft glänzen zu sehen. Unsere Prüfungen, welche so schwer, so peinlich, so zahlreich sind, wurden von Ihnen muthig bestanden, man erachtete Sie würdig und anzugehören und nachdem Sie in meine Hände einen unwiderruflichen und heiligen Eid geleistet, der Sie auf immer an unsere Gesellschaft zum größeren Ruhme Gottes knüpft, äußerten Sie den Wunsch dem Aufruf unseres heiligen Vaters an Seelen von gutem Willen zu folgen und als Missionär hinzugehen und den ungläubigen Barbaren den katholischen Glauben zu predigen*). Obgleich es uns sehr peinlich war, uns von unserm theuren Sohne zu trennen, mußten wir doch so frommen Wünschen unsere Zustimmung geben: Sie sind als demüthiger Missionär abgereist, als glorreicher Märtyrer wiedergekommen, und wir sind mit vollem Rechte stolz Sie unter uns zu zählen. Diese flüchtige Auseinandersetzung des Vorigen war nothwendig, mein lieber Sohn, um zu dem zu gelangen, was ich jetzt folgen lassen werde; denn es handelt sich darum, wenn die Sache möglich wäre... die Bande, welche Sie an uns knüpften, nur noch fester zu ziehen. Hören Sie mir also zu, mein lieber Sohn; was ich sage, ist ganz vertraulich und von hoher Wichtigkeit, nicht blos für Sie, sondern auch für unsere Gesellschaft...

*) Blos in Bezug auf die Missionen erkennen die Jesuiten die Immunität des Papstes gegen ihre Gesellschaft zu.

— Dann, mein Vater... — rief Gabriel lebhaft aus, indem er den Vater Aigrigny unterbrach: — denn kann ich, dann darf ich Sie nicht anhören.

Und der junge Priester wurde bleich. Man sah an der Bewegung seiner Züge, daß ein heftiger Kampf in ihm vorging; aber bald wieder seine erste Entschlossenheit annehmend, erhob er das Haupt, warf einen festen Blick auf den Vater Aigrigny und Rodin, die sich stumm vor Erstaunen ansahen, und versetzte:

— Ich wiederhole es Ihnen, mein Vater, wenn es sich um vertrauliche Dinge über die Gesellschaft handelt, so ist es mir unmöglich, Sie anzuhören.

— In der That, mein lieber Sohn, Sie setzen mich in die höchste Verwunderung... was haben Sie, mein Gott!... Ihre Züge sind verstört, Sie sind in sichtlicher Aufregung... nun... sprechen Sie ohne Furcht... warum können Sie mich nicht weiter anhören?

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Vater, bevor ich Ihnen nicht auch flüchtig die Vergangenheit auseinandergesetzt habe... wie ich sie erst seit Kurzem zu beurtheilen im Stande bin... Sie werden dann begreifen, mein Vater, daß ich kein Recht mehr an Ihrer vertraulichen Mittheilung habe, denn bald wird uns gewiß ein Abgrund trennen.

Es ist unmöglich den Blick zu beschreiben, welchen bei diesen Worten Gabriel's Rodin und der Abbé von Aigrigny austauschten. Der Socius begann an seinen Nägeln zu kauen, indem er seine Augen mit dem Ausdruck einer gereizten Schlange auf Gabriel richtete; der Vater Aigrigny wurde bleich, seine Stirn bedeckte sich mit einem kalten Schweiße. Er fragte sich voll Schrecken, ob in dem Augenblicke, wo sie dem Ziele so nahe waren, das Hinderniß von Gabriel kommen würde, zu dessen Gunsten man alle andern Hindernisse beseitigt hatte.

Dieser Gedanke war verzweifelt, indessen nahm sich der ehrwürdige Vater bewundernswürdig zusammen, blieb ruhig und antwortete mit liebreichem, huldigungsvollem Tone:

— Es ist mir unmöglich zu glauben, mein Sohn, daß wir, Sie und ich, jemals durch einen Abgrund getrennt werden sollten... wenn es nicht der Abgrund des Schmerzes ist, den nur eine ernsthafte Gefährdung Ihres Seelenheils verursachen würde;... aber sprechen Sie... Ich höre Ihnen zu.

— Allerdings, mein Vater, sind es zwölf Jahre, — versetzte Gabriel mit fester Stimme, die sich nach und nach belebte, — daß ich durch Ihre Bemühungen in ein Collegium der Gesellschaft Jesu getreten bin... ich trat voller Liebe, Redlichkeit und Vertrauen ein... auf welche Weise hat man gleich von Anfang diese köstlichen Instinkte der Kindheit aufgemuntert?... Lassen Sie es sich erzählen... Am Tage meiner Ankunft sagte der Superior zu mir, indem er mir zwei Kinder bezeichnete, die etwas älter waren als ich: — „Das sind die Gefährten, welche Sie vorziehen werden, Sie werden alle drei immer zusammen spazieren gehen... Die Regel verlangt auch, daß Sie aufmerksam darauf hören, was Ihre Gefährten sagen werden, damit Sie es mir hinterbringen können, denn die lieben Kinder können unwissentlich schlechte Gedanken haben oder beabsichtigen Fehler zu begehen; wenn Sie nun also Ihre Kameraden lieben, so müssen Sie mich von ihren betrübenden Neigungen benachrichtigen, damit meine väterlichen Vorstellungen ihnen die Strafe ersparen, indem sie dem Vergehen zuvorkommen;... es ist besser das Böse zu verhindern als es zu bestrafen."

— Das ist allerdings, mein lieber Sohn, — sagte der Vater Aigrigny, — die Regel in unsern Häusern und die Sprache, welche man gegen alle Zöglinge führt, die in dieselben treten.

— Ich weiß es, mein Vater... — antwortete Gabriel bitter, — deshalb horchte ich als gehorsames und leichtgläubiges Kind drei Tage darauf meine Kameraden ganz unschuldigerweise aus, merkte mir ihre Gespräche und berichtete dieselben dem Superior, der mir über meinen Eifer Glück wünschte... Was man mich thun ließ, war eine Unwürdigkeit... und dennoch, Gott weiß es, glaubte ich eine Pflicht der Barmherzigkeit zu erfüllen; ich war glücklich den Befehlen eines Oberen zu gehorchen, den ich verehrte und dessen Worte ich in meinem kindlichen Glauben anhörte, wie ich die Worte Gottes selbst angehört haben würde... Später, als ich mir eines Tages eine Verletzung der Regel des Hauses hatte zu Schulden kommen lassen, sagte der Superior zu mir: — Mein Kind, sie haben eine strenge Bestrafung verdient; aber sie wird Ihnen erlassen werden, wenn es Ihnen gelingt, einen ihrer Kameraden bei demselben Fehler zu ertappen, welchen Sie begangen*)... und aus Furcht, daß trotz meines guten Glaubens und blinden Gehorsams diese Ermunterung zur Angeberei, auf das persönliche Interesse begründet, mir gehässig erscheinen möchte, fügte der Superior hinzu: — Ich spreche, mein Kind, zum Besten des Seelenheils Ihres Kameraden, denn wenn er der Bestrafung entginge, würde er durch Straflosigkeit sich an das Böse gewöhnen; wenn Sie ihn nun bei dem Vergehen ertappen und ihm eine heilsame Züchtigung dafür verschaffen, so werden Sie den doppelten Vortheil haben zu seinem Seelenheile behülflich zu sein und sich selbst einer Strafe zu entziehen, die zwar verdient ist, aber deren Erlassung von Ihnen durch Ihren Eifer gegen Ihre Nächsten erworben wird.

— Gemach, — versetzte der Abbé von Aigrigny, immer mehr und mehr über die Sprache Gabriel's erschreckt, — und allerdings, mein lieber Sohn, ist alles das der in unsern Collegien befolgten Regel und den Gewohnheiten der Mitglieder unserer Gesellschaft gemäß, welche sich gegenseitig denuncieren, unbeschadet der Liebe und Herzlichkeit und zu ihrer größeren geistlichen Vervollkommnung, besonders wenn der Obere es zum größeren Ruhme Gottes befohlen oder verlangt hat**).

— Ich weiß es,... — rief Gabriel aus; — ich weiß es. Auf diese Weise ermunterte man mich zum Bösen im Namen des heiligsten und höchsten, was es unter den Menschen giebt.

— Mein lieber Sohn, — sagte der Vater Aigrigny, indem er versuchte, seinen geheimen stets wachsenden Schrecken hinter einen Anschein verletzter Würde zu verbergen, — diese

*) Diese Verpflichtung zum Erfinden und diese abscheulichen Anreizungen zur Angeberei sind die Grundlagen der Erziehung, welche die verwürfenen Väter geben.

**) Alles dies ist wörtlich entnommen dem Werke: Constitutiones des Jesuites, Examen général T. 2 page 29 (edit. Paulin 1843)

---

ist, und daß 3) das Dorf Blindheim eher klein als groß zu nennen, so daß man mit Recht erstaunt, wie es dem Marschalle Tallard möglich geworden ist, 27 Bataillone — sie mögen nach Mannen auch noch so schwach gewesen sein — hinein zu pfropfen. Ich habe überdies auf meine Erkundigungen bei den ältesten Bauern erfahren, daß das Dorf am Tage der Schlacht nicht abgebrannt und noch eben so dastand, wie es gewesen ist. Der Marquis de Feuquière, der kein Augenzeuge war, scheint also von den Ereignissen des Tages schlecht unterrichtet gewesen zu sein und mit seinen Betrachtungen darüber keinen Glauben zu verdienen.

Inspruck, 8. November. Das Schloß dieser Hauptstadt der Grafschaft Tirol ist sehr alt und die Einrichtung der Zimmer unbequem, jedoch hat der Hof, wegen der Heirath des Erzherzogs Leopold mit der Infantin von Spanien, noch unlängst einige Wochen hier zugebracht. Die Meubels wurden zu dem Behufe von Wien herbeigeschafft, mehren sie auch schon wieder abgegangen sind. Man weiß, daß der verstorbene Kaiser Franz I., indem er zu seinem Sohn, dem Könige von Rom, gehen wollte, im Vorzimmer vom Schlage getroffen wurde und augenblicklich verschied. Die verwittwete Kaiserin läßt eben jetzt dieses Vorzimmer zu einer Kapelle umgestalten und errichtet ein adeliges Damenstift, dessen Mitglieder im Schlosse wohnen sollen.

Unter den unzähligen Waffen aller Art und Seltenheiten, die auf dem Schlosse Ambras bei Inspruck aufbewahrt werden, fiel mir besonders ein etwa sieben Fuß langer, armsstarker Stock auf, der, von beiden Seiten auseinander gezogen, eine Leiter bildet. Die verliebten jungen Männer zu Maximilian's Zeiten ließen, wenn sie auf Abenteuer ausgingen, dergleichen Stöcke vor sich hertragen.

Verona, 16. November. Die Republik hat in dem hiesigen Schlosse vor Kurzem eine Kriegsschule errichtet und seit acht Tagen 24 junge Adelleute, Söhne von Offizieren, darin versammelt, die hier erzogen werden sollen. Man führte uns dieselben in Parade vor. Dem Anscheine nach dürfte es lange währen, ehe man in ihnen den kriegerischen Geist wieder erweckt, der sich in dem vorigen Jahrhunderte so tapfer erhitzte, den Ottomannen die Eroberung von Candia streitig zu machen! Die neuere Baukunst ist in Verona eben so reich an Denkmalen als die alte, und gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte hier ein Baumeister Michaelo San Michaeli, dem neben der Begabung zu seiner Kunst auch die Ueberredungsgabe muß in hohem Grade verliehen gewesen sein, da es kaum glaublich ist, wie viele Gebäude er entweder angefangen oder vollendet hat. Die meisten Kirchen, Altäre und öffentlichen Gebäude, so wie fast alle Paläste sind von ihm. Er war auch Bildhauer und Ingenieur und man schreibt ihm die Erfindung der Parapets von Erde zu.

In der Oper hörten wir bei Gelegenheit der Herbstmesse Antigonus Gonatus. Der berühmte Virtuos Manseli und eine junge erst kürzlich auf die Bühne gegangene Sängerin, Namens Azzeri, sangen die Hauptpartieen und ernteten damit großen Beifall ein. Die Scenerie war prächtig, die Musik gut und unsere deutschen Fürsten, die so viel Geld dafür ausgeben, sehen und hören ganz gewiß nichts Besseres, als was der Veroneser Adel sich hier mit nicht mehr als 2500 Zechinen verschafft.

Die gute Gesellschaft von Verona nimmt uns mit vieler Zuvorkommenheit auf, da Gastfreiheit hier eben nicht zu Hause ist. Zwei Brüder, Marchesen von Canossa, die wir zufällig kennen lernten, bemühten sich auf das Verbindlichste, uns ihre Vaterstadt zu zeigen und uns allenthalben einzuführen. Obwohl nur wenig französisch gesprochen wird, ist man darum nicht minder höflich. Nur sind die guten Leute nicht reich und geben also nichts zu essen. Wer kann sie darum schelten? Ich erzähle nachstehend einen dahin einschlagenden Zug. Sofort nach unserer Ankunft im Gasthause stellte sich uns ein Lohnbedienter der, dessen Dienste wir annahmen. Es war ein bejahrter Mann in schlechten Kleidern, dem aber Degen und Stock, Haarbeutel und Chapeau-bas ein gewisses Ansehen gaben. Noch denselben Abend besuchten die Prinzen die Oper. Er machte den Kutschenschlag zu, nahm eine Laterne in die Hand und schickte sich an, neben her zu gehen. Man fragte ihn, ob es weit bis zur Oper sei? — Sehr weit, war die Antwort. — Nun, so steigen Sie hinten auf. — Das schickt sich nicht für mich, meine Herren. — Warum nicht, wenn's beliebt? — Weil ich ein Mann von Stande und zwar der Comte de la Cise bin. — Es war keine Lüge, denn er gehörte wirklich dem Hause Berlaquin an. Auch unterließ man des anderen Morgens, wo wir Besuche machten, nirgend, ihm eben so wie uns Chokolade zu präsentiren. Uebrigens besorgte er, ohne Widerreden, Alles, was einem Bedienten zukam, nur

Worte von Ihnen an mich gerichtet sind mindestens höchst sonderbar.

In diesem Augenblicke verließ Rodin das Kamin, an welches er sich gelehnt hatte, ging mit nachdenklicher Miene im Zimmer auf und ab und hörte nicht auf sich in die Nägel zu beißen.

— Es ist mir schmerzlich, — fügte der Abbé von Aigrigny hinzu, — daß ich genöthigt werde, Sie daran zu erinnern, mein lieber Sohn, wie Sie die Erziehung, welche Sie erhalten haben, uns verdanken.

— Das waren ihre Früchte, mein Vater, — versetzte Gabriel. — Bis dahin hatte ich die andern Kinder beherrscht, aber noch mit einer Art von Uneigennützigkeit... jetzt ließen mich die Befehle des Superiors einen Schritt weiter auf diesem nichtswürdigen Wege thun... ich war Angeber geworden, um einer verdienten Bestrafung zu entgehen... und mein Glaube, meine Demuth, mein Vertrauen waren so groß, daß ich mich daran gewöhnte, voller Unschuld und Kindlichkeit eine doppelt gehässige Rolle zu übernehmen; einmal indessen wurde ich durch unbestimmte Zweifel gequält, die letzten Regungen der edlen Gefühle, welche man in mir erstickte: ich fragte mich, ob der barmherzige fromme Zweck, welchen man diesen Angebereien, diesem fortwährenden Spioniren zuschrieb, genüge, um mich frei zu sprechen; ich theilte meine Befürchtungen dem Superior mit; er antwortete mir, daß ich nicht zu grübeln, sondern blos zu gehorchen habe und daß ihm allein die Verantwortlichkeit für meine Handlungen zufalle.

— Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, — sagte der Vater Aigrigny, indem er wider Willen einer tiefen Betrübniß sich überließ, — ach ich hatte Recht, mich Ihrer Reise nach Amerika widersetzen zu wollen.

— Und die Vorsicht hat gewollt, daß es in diesem neuen und fruchtbaren Lande sein sollte, wo ein seltsamer Zufall über die Gegenwart und Vergangenheit mich aufklärte und mir die Augen endlich öffnete, — rief Gabriel. — Ja, in Amerika war es, wo ich aus dem düstern Hause entlassen, in dem ich viele Jahre meiner Jugend hingebracht, mich zum ersten Male der göttlichen Majestät gegenüberfand, mitten in den ungeheuren Einöden, welche ich durcheilt... dort habe ich vor so viel Größe und Pracht mich beugend den Eid gethan... — aber Gabriel unterbrach sich und fuhr dann fort: — Ich werde sogleich, mein Vater, mich über diesen Eid näher erklären; aber glauben Sie mir, — fügte der Missionär mit tiefbetrübtem Tone hinzu, — es war für mich ein sehr verhängnißvoller, sehr trauriger Tag, wo ich fürchten und verdammen mußte, was ich so lange Zeit hindurch gesegnet und verehrt hatte... O!... ich gebe Ihnen die Versicherung, mein Vater, — sagte Gabriel mit feuchten Augen, daß ich nicht allein damals über mich geweint habe.

— Ich kenne die ganze Güte Ihres Herzens, mein lieber Sohn, — versetzte der Vater Aigrigny, der sich wieder einem Schimmer von Hoffnung überließ, indem er Gabriel's Bewegung sah, — ich fürchte, daß Sie sich verirrt haben, aber vertrauen Sie sich uns, als Ihren geistlichen Vätern, an und ich hoffe, wir werden Ihren leider erschütterten Glauben wieder befestigen und den Nebel verscheuchen, welcher Ihre Augen getrübt hat... denn ach, mein theurer Sohn, in Ihrer Täuschung werden Sie einen trügerischen Schimmer für den reinen Glanz des Tages gehalten haben... Fahren Sie fort.

Während der Abbé von Aigrigny so sprach, blieb Rodin stehen, nahm ein Portefeuille aus der Tasche und schrieb einige Bemerkungen.

Gabriel wurde immer blässer und bewegter; er bedurfte eines großen Muthes, um so zu sprechen, wie er that, denn seit seiner Reise nach Amerika hatte er die furchtbare Macht der Gesellschaft kennen gelernt; aber diese Enthüllungen der Vergangenheit, vom Standpunkte einer klarer sehenden Gegenwart aus betrachtet, waren für den jungen Priester die Entschuldigung oder vielmehr der Beweggrund zu dem Entschlusse, welchen er seinem Vorgesetzten mittheilen wollte, daher gedachte er, trotz der Gefahr, welcher er wissentlich sich aussetzte, sich offen und redlich über die ganze Sache auszusprechen.

Er fuhr also mit bewegter Stimme fort:

— Sie wissen es, mein Vater, das Ende meiner Kindheit, dieses glückliche Alter der Offenheit und unschuldigen Liebreiche Freude, verging in einer Atmosphäre der Furcht, des Druckes und des argwöhnischen Spionirens. Wie hätte ich mich der mindesten Regung des Vertrauens und der Hingebung überlassen sollen, da man mir jeden Augenblick anempfahl, die Blicke dessen zu vermeiden, der mit mir spreche, um besser den Eindruck zu verbergen, den seine Worte auf mich hervorbringen könnten, Alles, was ich empfände, zu verhehlen, Alles um mich her zu beobachten, zu behorchen? So wurde ich funfzehn Jahre alt, nach und nach wurden die wenigen Besuche, welche meiner Adoptivmutter und meinem Bruder, jedoch nur im Beisein eines von unseren Vätern erlaubt waren, unterdrückt, in der Absicht, mein Herz vollkommen den sanften und zärtlichen Regungen zu verschließen. Düster, furchtsam fühlte ich in diesem großen traurigen, schweigsamen, kalten Hause, daß man mich immer mehr von der Welt der Freiheit und Herzlichkeit abschließe; meine Zeit wurde mit abgerissenen, unzusammenhängenden Studien ohne Erheblichkeit und unendlich vielen umständlichen Gebräuchen und Andachtsübungen hingebracht. Aber ich frage Sie, mein Vater, suchte man jemals unsre jungen Seelen durch Worte zu entzünden, welche von Zärtlichkeit und evangelischer Liebe erfüllt waren?... Ich mein!... In die Stelle der bewunderungswürdigen Worte des göttlichen Heilands: Liebet einander! schien man die Worte: Mißtraut einander! gesetzt zu haben... — Endlich, mein Vater, sprach man uns je eine Silbe von Vaterland und Freiheit? Nein... o, nein! denn diese Worte machen das Herz schlagen und das Herz darf nicht schlagen... Auf unsre Andachtsstunden folgten als einzige Zerstreuung einige Spaziergänge zu dreien... niemals zu zweien, weil zu dreien die gegenseitige Angeberei praktischer *), und weil unter zweien sich leichter Vertraulichkeit einstellt und so edle, heilige Freundschaft entstehen könnte, die das Herz erhebt, das doch nicht schlagen soll... So ist es denn gekommen, daß zufolge des Druckes ich endlich gar nichts mehr empfunden habe, seit sechs Monaten hatte ich meine Mutter weder, noch meinen Bruder gesehen... Sie kamen in's Collegium... Einige Jahre vorher würde ich sie mit Jubel und unter Thränen empfangen haben.. diesmal blieben meine Augen trocken, mein Herz kalt; meine Mutter und mein Bruder verließen mich ganz in Thränen aufgelöst... Der Anblick dieses Schmerzes indessen machte mich stutzen... ich bekam Bewußtsein dieser eisigen Unempfindlichkeit, welche über mich gekommen war, seit ich dieses Grab bewohnte, und schauderte davor zurück. Entsetzt wollte ich mich aus derselben herausreißen, während ich noch die Kraft dazu hatte... Damals, mein Vater, sprach ich Ihnen von der Wahl eines Standes... denn während dieser wenigen Augenblicke des Erwachens schien es mir, als hörte ich ferne das Leben geschäftig und ersprießlich an mich herantönen, das Leben der Arbeit und Freiheit, der Neigungen und Familienbeziehungen... O, damals, als ich das Bedürfniß nach Bewegung, Freiheit, edlen und gluthvollen Regungen empfand, da hätte ich mindestens das Leben der Seele wiederfinden können, das mich gestohlen hatte... Ich sagte Ihnen das, mein Vater, indem ich Ihre Kniee umfaßte und mit Thränen benetzte,... Alles wäre mir recht gewesen, das Leben des Handwerkers oder des Soldaten... Damals theilten Sie mir mit, daß meine Adoptivmutter, der ich das Leben verdankte, denn sie hatte mich gefunden, wie ich vor Elend fast umkam... sie hatte, selbst arm, mir die Hälfte vom Brode ihres Kindes gegeben... ein bewunderungswürdiges Opfer für eine Mutter... damals, — versetzte Gabriel stockend und schlug die Augen nieder, denn er war eine von den edlen Naturen, welche über die Nichtswürdigkeiten Anderer erröthen und sich schämen, — damals, mein Vater, theilten Sie mir mit, daß meine Adoptivmutter nur ein Ziel, nur einen Wunsch habe, den nämlich...

— Den, Sie Priester werden zu sehen, mein Sohn, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — da dieses fromme und vollkommene Geschöpf hoffte, durch Ihr Seelenheil das eigene sich zu sichern;... aber sie wagte nicht, Ihnen ihre Gedanken einzugestehen, da sie fürchtete, daß sie in dem einen eigennützigen Wunsche erblicken würden, was...

— Genug, mein Vater... — sagte Gabriel, Herrn von Aigrigny mit einer unwillkürlichen Regung von Entrüstung unterbrechend, — es ist mir peinlich, Sie einen Irrthum bestätigen zu hören: Françoise Baudoin hat diesen Gedanken niemals gehabt...

— Mein lieber Sohn, Sie sind sehr schnell in Ihrem Urtheil, — sagte der Vater Aigrigny sanft; — ich sage Ihnen, ich, daß es der einzige und ausschließliche Gedanke Ihrer Adoptivmutter gewesen ist...

— Gestern, mein Vater, hat sie mir Alles gesagt. Sie und ich, wir sind gegenseitig getauscht worden.

— Also, mein lieber Sohn, — sagte Aigrigny streng, — stellen Sie das Wort Ihrer Adoptivmutter höher als das meinige?...

— Ersparen Sie mir eine Antwort, die peinlich für Sie wie für mich sein würde, — sagte Gabriel und schlug die Augen nieder.

— Werden Sie mir jetzt sagen, — versetzte der Abbé verlegen, — was Sie bestätigen, mir...

Der ehrwürdige Vater konnte nicht aussprechen.

Samuel trat ein und sagte:

— Ein Mann in mittleren Jahren wünscht Herrn Rodin zu sprechen.

— Der bin ich, mein Herr, ich danke Ihnen, — versetzte der Secretär ziemlich erstaunt.

Bevor er darauf dem Juden folgte, übergab er dem Vater Aigrigny einige mit Bleistift auf ein Blatt aus seiner Brieftasche geschriebene Worte.

Rodin ging hinaus, sehr neugierig zu erfahren, wer ihn in der Rue St. François aufsuchen könne.

Der Vater Aigrigny und Gabriel blieben allein.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Strenge dieser Anordnung in den Jesuitencollegien geht so weit, daß, wenn drei Schüler zusammen spazieren gehen, und einer von den dreien einen Augenblick seine Kameraden verläßt, die beiden andern verpflichtet sind, sich von einander zu entfernen, und zwar außer dem Bereich seiner Stimme bis der dritte wieder zurückgekehrt ist.

---

daß er, vom ersten Tage an, niemals hinten auf den Wagen stieg.

Auf unseren Wanderungen durch die Kunstsammlungen Verona's sahen wir auch bei dem Marchese Gherardi eine Anbetung der Weisen von Alessandro Turchi, für die der verstorbene König von Polen, August III., die Summe von 20,000 Thaler geboten haben soll. Das dazwischen gekommene Elend des letzten Krieges soll ihn verhindert haben, den Handel abzuschließen.

Den lebenden Künstlern begegneten wir Zignarola, dessen Gemälde durch ganz Italien berühmt sind. Wir machten auch einen Ausflug in die wildeste Umgegend von Verona, zu der Felsenbrücke von Vega und ihrer Höhle und betrachteten mit Vergnügen deren seltsame Naturschönheit. Der Ort war den Veronesern völlig unbekannt, bis daß ein Holländer von der Neffe ihn in Augenschein nahm und dadurch in die Mode brachte. Unfern von der Höhle hat ein Eremit seine Wohnung aufgeschlagen, der fast gar keine Gemeinschaft mit den Menschen unterhält. Es weiß hier zu Lande Niemand, wer und woher er gekommen ist. Das Gerücht geht, er sei der König Theodor von Corsika, der unglückliche Gegenstand so vieler Sagen und Erdichtungen.

Vicenza, 21. November. Hier nehmen die vielen Paläste meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, da dieselben trotz ihres geringen Umfangs den bedeutendsten Eindruck auf das Gemüth des Beschauers machen. Dies erscheint mir einzig und allein als das Verdienst des berühmten Palladio, dessen Vaterstadt Vicenza ist. Sein Talent und edler Geschmack in den architektonischen Verzierungen würden das gewöhnlichste Wohnhaus, das man ihm zu bauen aufgetragen, zu einem Palaste gestaltet haben. Die edle Einfachheit seiner Landhäuser ist vor Allem nachahmlich. Man fühlt in jedem das Bedürfniß, darin fern von der Welt und ihren Zerstreuungen seine Tage zu beschließen. Der Palast der Familie Vecchia in der Vorstadt verdient namentlich von Allen gesehen zu werden, deren Verhältnisse ihnen Häuser zu bauen gestatten. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen wohnlicheren und geschmackvoller eingerichteten Palast gesehen.

Ich wohnte hier auch der ersten Vorstellung italienischer Comödien bei. Es war ein ernstes Stück von Metastasio. Schon das Ernsthafte bei der Sache war mir verdächtig. Die Schauspieler glichen in ihren Geberden geradezu Lastträgern und declamirten wie Zahnbrecher. Ich hätte gewünscht, alle unsere Landsleute, die die deutschen Comödianten so tief herabsetzen, möchten bei dieser Aufführung zugegen gewesen sein. Und dazu ist, wohl zu merken, Vicenza eine volkreiche Stadt, mit vielem Adel.

Eduard von Bülow.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn G. G. jun. in M. — Wir müssen das Mscrt. des Herrn K. auf dem Wege des Buchhandels zurücksenden, da wir keinen Raum dafür haben.

Herrn H. K. in Frankfurt a. M. — Das eingesandte Räthselspiel wird in den nächsten Nummern abgedruckt werden.

Fr. J. K. geb. Fr. in D. — In die bezeichnete Adresse abgegeben

Fr. J. K. in B. — Es thut uns leid Ihr Manuscript zurücksenden zu müssen.

Fr. W. K. in D. — Wir werden vor der Zurücksendung der Novelle Ihren Wunsch berücksichtigen und dessen den besten Erfolg.

D. P. — Die Sylvesterglocken von C. Dickens werden wir mit der nächsten Nummer anfangen lassen und hoffen Ihnen und allen unsern Lesern damit eine Freude zu machen.

Herrn H. in M. — Es thut uns leid, daß wir die Aufnahme Ihrer Gedichte nicht zu bewerkstelligen vermögen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 15 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 28. Leipzig, Mittwoch den 8. Januar 1845. I. Band.

Inhalt.

Die Sylvesterglocken. Eine Gespenstergeschichte von Boz. Erstes Viertel. — Der Ewige Jude, von Eugene Sue. V. Band: 4. und 5. Capitel. Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England. Mitgetheilt von Eduard von Bülow. — Beischwechsel.

Die Sylvesterglocken.

Eine Gespenstergeschichte von Boz.

Erstes Viertel.

Es giebt nicht viele Leute — und da es wünschenswerth erscheint, daß ein Geschichtserzähler und seine Leser so bald als möglich sich gegenseitig verständigen, so bitte ich zu berücksichtigen, daß ich diese Bemerkung weder auf junge Leute noch auf kleine Leute beschränke, sondern daß ich alle Arten von Leuten, kleine und große, junge und alte, noch heranwachsende und bereits wieder einkriechende, meine; — es giebt, sage ich, nicht viele Leute, die gern in einer Kirche schlafen möchten. Ich meine nicht während der Predigt bei warmem Wetter (wo es wirklich ein oder zwei Mal vorgekommen sein soll), sondern bei Nacht und allein. Eine große Menge von Menschen würde diese Behauptung, wenn ich sagen wollte: am hellen lichten Tage, gewaltig wundern. Aber ich sage: bei Nacht. Es muß verstanden werden: bei Nacht. Und ich bin so kühn dies mit dem besten Erfolg beweisen zu wollen, an dem ersten besten stürmischen Wintertage durch den ersten besten Gegner, der allein zu mir auf einen alten Kirchhof, vor eine alte Kirchthür kommen und mir im Voraus die Vollmacht geben will, ihn bis zum frühen Morgen, wenn dies zu seinem besondern Vergnügen erforderlich scheint, einzuschließen.

Denn der Nachtwind hat eine merkwürdige Art, um ein Gebäude dieser Art herumzuwandern und inmitteist zu seufzen, mit seiner unsichtbaren Hand die Fenster und Thüren zu rütteln und irgend ein Luftloch zu suchen, durch welches er hineinkommen könnte. Und wenn er sich hineingeschlichen hat, dann wimmert und heult er wie Einer, der nicht findet, was er sucht, um wieder hinauszukommen, und begnügt sich nicht durch die Gänge zu fahren und um die Pfeiler zu sausen und die tiefstimmige Orgel zu schlagen, sondern schwingt sich zur Decke hinauf und möchte das Sparrwerk zertrümmern; dann weht er sich verzweifelnd auf die Steine hinunter und steigt murmelnd in die Grabgewölbe. Heimlich kommt er wieder herauf und schleicht sich längs den Mauern hin; dann scheint er leise flüsternd die Grabschriften zu lesen. Bei der einen bricht er in ein heiseres Gelächter aus, bei der andern klagt und seufzt er. Auch das klingt gespenstig, wenn er sich hinter einem Altare verhält; dort scheint er in seiner wilden Weise von Unheil und Mord und von der Anbetung falscher Götzen zu singen trotz der Gesetzestafeln, die so glatt und schmuck aussehen und doch so oft besteckt und gebrochen wurden. Hu! Gott bewahre uns, wie wir so traulich um's Feuer sitzen! Er hat eine schreckliche Stimme, der Wind um Mitternacht, wenn er in einer Kirche singt!

Doch hoch oben im Kirchthurm! Da saust und pfeift erst der wilde Gesell hoch oben im Kirchthurm, wo er durch manch luftigen Bogen und manch liebes Guckloch frei herein und hinauskommt und sich um die Wendeltreppe drehen und wenden kann und den kreischenden Wetterhahn umherwirbelt und den Thurm selber erschüttern und beben macht! Hoch oben im Kirchthurm, wo der Glockenstuhl und eiserne Riegel vom Rost zernagt und die Blei- und Kupferdächer, vom Wechsel der Witterung zusammengezogen, unter dem ungewohnten Tritte knacken und knarren; wo Vögel ihre ärmlichen Nester in die Ecken von alten eichenen Sparren und Balken bauen, und der Staub alt und grau wird, und gespenkelte Spinnen in träger Sicherheit mit fettem Leibe unter der zitternden Schwingung der Glocken, ohne in ihren fadigen Luftschlössern den Halt zu verlieren, sich hin und herschwingen, oder in plötzlicher Unruhe wie Matrosen klettern oder auf den Boden hinabgleiten und zwanzig zarte Beinchen in Bewegung setzen, um ein armseliges Leben zu retten! Hoch oben in einem alten Kirchthurm, weit über dem Licht und dem Geräusch der Stadt und tief unter den flüchtigen Wolken, welche dieselbe beschatten, ist es bei Nacht schauerlich und gespenstig; und doch oben in einem alten Kirchthurm befanden sich die Glocken, von denen ich erzähle.

Es waren alte Glocken, das glaubt mir. Vor Jahrhunderten waren diese Glocken von Bischöfen getauft worden und zwar vor so viel Jahrhunderten, daß die Urkunde ihrer Taufe lange, lange vor Menschengedenken verloren gegangen war und Niemand ihre Namen wußte. Sie hatten ihre Gevattern und ihre Gevatterinnen und ohne Zweifel auch ihre silbernen Taufkannen gehabt; aber die Zeit hatte ihre Pathen abgemäht und Heinrich VIII. ihre Taufkannen eingeschmolzen: und so hingen sie nun namenlos und ohne Taufkannen in dem Kirchthurme.

Indeß nicht sprachlos. Vielmehr hatten diese Glocken gar helle, laute, kräftige, klangvolle Stimmen, und weit und breit hörte man sie auf dem Winde dahergetragen. Jedoch waren es viel zu handfeste Glocken, um sich rößig von dem Belieben des Windes abhängig zu machen; und wenn diesen böse Laune plagte, dann klangen sie ähnlich dem Winde entgegen, und ächt königlich drangen ihre heitern Klänge an ein lauschendes Ohr; und wenn sie sich's in den Kopf gesetzt, in einer stürmischen Nacht von einer armen Mutter, die bei ihrem kranken Kinde wachte, oder von einem verlassenen Weibe, deren Mann auf der See war, gehört zu werden, dann fehlten sie bisweilen einem tosenden Nordwestwind übertäubt haben, wie Toby Beck erzählte; denn sein Name war Toby, wiewohl man ihn lieber Tretin Beck nannte, und Niemand kannte ohne besondere Parlamentsacte etwas Anderes daraus machen (außer etwa Tobias), da er zu seiner Zeit eben so gesetzmäßig, wie die Glocken zu der ihrigen, wiewohl nicht mit eben so großer Feierlichkeit oder Volksfreude getauft worden war.

Ich für meinen Theil bekenne mich zu Toby Beck's Glauben, und denke, er hat Gelegenheit genug gehabt, hinter die Wahrheit zu kommen. Und was Toby Beck sagte, das sag' ich und trete auf seine Seite, wiewohl er den ganzen Tag (ein schweres Stück Arbeit!) außen an der Kirchthür stand. Toby Beck war nämlich ein Packträger und wartete dort auf Kundschaft.

Im Winter dort zu warten, das war freilich eine windige Stelle und man holte sich dort Gänsehaut, blaue Nasen, erfrorne Zehen und klappernde Zähne, wie Toby Beck recht

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England.

(In den Jahren 1765—1769.)

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

1765.

Venedig, 26. November. Ich hatte mir eigentlich eine prächtigere Vorstellung von Venedig gemacht. Alle Reisenden stimmen darin überein, die beiden Markusplätze die schönsten in Europa zu nennen. Mir kam die Rialtobrücke mit dem Bankiersviertel bei Abendbeleuchtung gerade so wie der kleine Stadtwinkel von Leipzig zur Meßzeit vor, den man Auerbachs-Hof nennt und der durch ganz Sachsen berühmt ist. In Venedig leidet nur dies Alles unter der übermäßigsten Unreinlichkeit, der schlechten Beschaffenheit der Fenster und einer gewissen allenthalben vorherrschenden Trübseligkeit. Der schönste Anblick ist bei Weitem der mannigfaltige, bewegliche der Schiffe und Gebäude des Canals Giudecca zwischen dem kleinen St. Markusplatze, St. Georg und dem Arsenal. Das letztere macht beinahe eine kleine Stadt für sich aus und enthält die gesammten Land- und Seekriegsvorräthe der Republik. Die ersteren sind durchaus von keiner Erheblichkeit; das Marine-Depot ist vielleicht eines der allerreichsten und enthält 25 Kriegsschiffe mit eben so vielen Galeeren, die unter großen Schuppen und auf Gestellen auf dem Trockenen liegen, von dem sie jeden Augenblick in's Meer gelassen werden können. In den verschiedenen Werkstätten und Niederlagen des Arsenals sollen täglich 3000 Menschen beschäftigt sein. Was die 10,000 Kanonen anlangt, die darin aufbewahrt werden sollen, so gestehe ich, daß ich nicht daran glaube. Die Hauptstermacht der Venetianer beruht in ihren Galeeren und man sieht deren eine gute Anzahl hier und dort, ausgerüstet und bereit unter Segel zu gehen, in den Lagunen liegen. Der Anblick ihrer Ruderbänke bietet einen reichen Stoff zum Nachdenken über das menschliche Elend dar, das sich hier gewiß auf seinem höchsten Gipfel zeigt.

Acht bis neunhundert Edelleute bilden sich ein, die Angelegenheiten des Staates zu leiten; in Wahrheit thut es nur der Rath der Zehen. Der bekanntlich machtlose Doge bewohnt einen Theil des Markuspalastes, die übrigen Räume dienen zu Verhandlungen verschiedener Behörden und Gerichtshöfe. Der Zutritt zu den Gerichtshöfen und ihren Verhandlungen ist erlaubt und ein Fremder wird dabei jederzeit über deren maßlose und lächerliche Heftigkeit erstaunen. »Ich hörte einen der Sachwalter eine Rede halten, über die er durch sein Schreien und Haranguiren in Schweiß gerieth wie ein Ringer. Ich entsetzte mich über den grenzenlosen Schmutz in dem Eingange, den Corridors und den Vorzimmern, der jeden Durchgehenden mit Ekel erfüllen muß, und derselbe ist zwar nicht blos in dem St. Markuspalaste, sondern allenthalben hier zu Hause. Einige Privatleute haben sich umsonst bemüht, die Zugänge zu ihren Wohnungen vor solchen Verunreinigungen durch Kreuze zu schützen, die sie auf die Mauern malen lassen; man verlacht sie darum und es muß in Venedig Alles zur Cloake dienen. Unter den Vorhallen zu St. Markus wird noch eine Kunst ausgeübt, die jetzt in dem übrigen Europa vergessen ist, und es wimmelt von Wahrsagern und Wahrsagerinnen, die den Vorübergehenden ihre Dienste für ein Geringes anbieten.

Unter diesen Säulenhallen befinden sich auch die Frauengesichter, in deren Mäuler man Zettel mit geheimen Anzeigen

wohl wußte. Der Wind kam reißend um die Ecke — namentlich der Ostwind — als wenn er expreß von den äußersten Grenzen der Erde dahergekommen wäre, um Toby anzublasen. Oftmals schien er denselben früher getroffen zu haben, als er erwartet, denn wenn er um die Ecke sprang und an Toby vorüberfuhr, dann kehrte er plötzlich wieder um, als wenn er sagte: „Ha, hier ist er!“ Dann zog er seine kleine weiße Schürze über den Kopf, wie ein ungezogener Knabe sein Röckchen; sein kleines schwaches Rohr zerarbeitete und stemmte sich vergebens in seiner Hand; seine Beine zitterten und bebten, und Toby selber, bald nach dieser bald nach jener Seite gedreht, wurde so gerüttelt und geschüttelt, gezerrt und gezaust, geschoben und gehoben, daß es nur einen Grad unter einem wahren Wunder war, daß er nicht bei lebendigem Leibe, wie bisweilen eine Schar Frösche oder Schnecken oder andere tragbare Geschöpfe, durch die Luft geführt und in irgend einem fremden Erdenwinkel, wo Packträger unbekannte Größen sind, zum großen Erstaunen der Eingebornen wieder herniedergeregnet wurde. Bei alledem war mindiges Wetter für Toby, wiewohl es ihm so hart mitspielte, eine Art Feiertag. Das ist Thatsache. Die Zeit, bis er wieder einen Surcute verdiente, wurde ihm nicht so lang im Winde, als bei anderer Witterung; denn es nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn er mit diesem ungestümen Element zu kämpfen hatte, und es erfrischte ihn ordentlich, wenn er einmal hungrig oder mißmüthig war. Auch ein harter Frost oder ein Schneewetter war für Toby ein Ereigniß und schien ihm auf diese oder jene Art zuzuthun, wiewohl es schwer sein möchte zu sagen, auf welche Art! So waren die Wind-, Frost- und Schneetage und vielleicht ein tüchtiges Hagelwetter in Toby Beck's Kalender roth angestrichen.

Sein ärgster Feind war Regenwetter, die kalte, schmutzige, dunstige Nässe, die ihn gleichsam in einen feuchten Mantel einhüllte; die einzige Art von Mantel, die Toby besaß oder deren Entbehrung zu seiner Behaglichkeit beigetragen haben würde. Nasse Tage, wenn der Regen langsam, dicht, hartnäckig niederfiel; wenn die Straßen voll Nebel waren, daß er fast ersticken wollte; wenn dünstende Regenschirme hin und herliefen und sich um und umdrehten wie Drehwürfel, indem sie auf den dicht gedrängten Trottoirs aneinanderprallten und einen kleinen Strudel von unangenehmen Tropfen um sich warfen; wenn die Rinnsteine rauschten und es in den vollen Dachrinnen strömte; wenn die Nässe von den vorspringenden Steinen der Kirche dripp, dripp, dripp auf Toby fiel und in der kürzesten Zeit das Bündel Stroh, auf dem er stand, zu diesem Moder machte: das waren die Tage, die ihn in Verzweiflung führten. Dann sah er aus seinem Versteck in einer Ecke der Kirchenmauer — ein so dürftiger Zufluchtsort, der im Sommer keinen größern Schatten hat, als ein mäßiger Spazierstock auf dem sonnigen Pflaster wirft, — ängstlich, unzufrieden und mit langem Gesicht. Kam er aber eine Minute später daraus hervor, um sich durch Bewegung zu erwärmen, und trabte er einige Dutzend Mal auf und nieder: so erheiterte er sich selbst dann und kehrte helleren Blickes in seine Nische zurück.

Man nannte ihn Trotty oder den Traber von seinem Gange, der schnell sein sollte, wenn er es gleich nicht war. Er hätte vielleicht schneller gehen können, sogar wahrscheinlich; aber hätte man Toby seinen Trab genommen, er wäre zum Liegen gekommen und gestorben. Sein Trab besreugte ihn mit Schmutz bei kothigem Wetter; er kostete ihn unsäglich viel Plage; er hätte unendlich viel bequemer gehen können, doch dies war gerade ein Grund, weßhalb er so hartnäckig daran festhielt. Ein schwacher, kleiner, dünner, alter Mann seiner Natur nach, war Toby ein wahrer Herkules in seinen guten Absichten. Er verdiente gern sein Geld. Es machte ihm Vergnügen zu glauben, — Toby war sehr arm und konnte nicht leicht ein Vergnügen missen — daß er sein Brod nicht mit Sünden verdiene. Wenn er für 1 Schilling oder 1s Pence eine Botschaft zu besorgen oder ein kleines Paquet zu tragen hatte, dann stieg sein innerer hoher Muth noch höher. Wenn er dahertrabte, dann rief er schnellen Postboten, die vor ihm hergingen, zu, sie möchten aus dem Wege gehen; denn er glaubte aufrichtig, daß er im natürlichen Gange der Dinge sie unausbleiblich überholen und über den Haufen laufen müsse; und er hegte die völlige, wiewohl nicht oft auf die Probe gestellte Ueberzeugung, daß er Alles zu tragen vermöge, was Jemand zu heben im Stande sei.

So trabte Toby selbst, wenn er aus seinem Winkel hervorkam, um sich an einem nassen Tage zu erwärmen. Mit seinen schadhaften Schuhen eine krumme Linie von weichen Fußstapfen in dem Kothe hinterlassend; die kalten Hände blasend und reibend, die vor der eindringenden Kälte nur spärlich durch fadenscheinige graue Wollenhandschuhe, mit einer besondern Abtheilung blos für den Daumen und einem gemeinschaftlichen Raume für die übrigen Finger, geschützt waren; mit gebogenen Knieen und das Rohr unter dem Arme trabte Toby immer fort.

Auch wenn er sich auf die Straße stellte, um nach dem Glockenstuhle zu sehen, wenn die Glocken läuteten, trabte Toby. Diese letzte Excursion machte er mehrmals des Tages, denn sie waren seine Leidensgefährten; und wenn er ihre Stimmen hörte, dann interessirte es ihn nach ihrem Gehäuse zu blicken und zu überlegen, wie sie in Bewegung gesetzt würden und was für Klöppel daran schlügen. Vielleicht war er um so neugieriger in Betreff dieser Glocken, weil sie Vergleichungspunkte mit ihm darboten. Sie hingen dort bei jedwedem Wetter, dem Wind und Wetter ausgesetzt; sie sahen nur das Aeußere aller dieser Häuser; sie kamen nie den glänzenden Feuern zu nahe, welche an die Fenster schienen oder aus den Schornsteinen hervorschlugen; sie hatten keinen Theil an all den guten Dingen, welche durch die Thüren von der Straße oder durch die Gitter vom Hofe aus schwelgerischen Köchen übergeben wurden. Es zeigten sich an vielen Fenstern Gesichter und verschwanden wieder: manchmal hübsche, junge, liebliche Gesichter; manchmal das Gegentheil; Toby aber (wiewohl er oft über diese Dinge nachdachte, wenn er müßig auf der Straße stand) wußte eben so wenig wie die Glocken, woher sie kamen oder wohin sie gingen oder ob sie, wenn sie die Lippen bewegten, im ganzen Jahre ein freundliches Wort über ihn sagten.

Toby war kein Gelehrter — so viel er wenigstens wußte — und ich will nicht sagen, daß, als er anfing eine Zuneigung zu den Glocken zu fassen, und seine erste nahe Bekanntschaft mit ihnen zu einem etwas dichtern und zartern Gewebe sich gestaltete, er alle die Betrachtungen eine nach der andern durchmachte oder eine förmliche Revue in seinen Gedanken abhielt. Das aber will ich sagen und sag' ich, daß, wie Toby's leibliche Functionen, z. B. seine Verdauungswerkzeuge, durch eigene Klugheit und mittels einer großen Anzahl von Operationen, die ihm sammt und sonders unbekannt waren, und deren Kenntniß ihn in sehr großes Erstaunen gesetzt haben würde, zu einem gewissen Ziele kamen, so setzten seine geistigen Fähigkeiten ohne sein Wissen oder Zuthun alle diese Räder und Federn nebst tausend andern in Bewegung, als sie an seiner Neigung zu den Glocken arbeiteten.

Und wenn ich gesagt hätte: an seiner Liebe, so würde ich das Wort nicht widerrufen, wiewohl es seine zusammengesetzten Empfindungen nicht ausgedrückt haben würde. Denn als schlichter Mann bekleidete er sie mit einem seltsamen feierlichen Charakter. Sie waren so geheimnißvoll, man hörte sie oft und sah sie nie; sie waren so hoch oben, so weit entfernt, so voll von tiefer kräftiger Melodie, daß er sie mit einer Art Ehrfurcht anblickte; und bisweilen, wenn er nach dem dunklen Bogenfenster im Thurme sah, erwartete er halb und halb, daß ihm Etwas, das keine Glocke und doch dasjenige wäre, was er so oft im Glockengeläut klingen hörte, winken werde. Dessenungeachtet sprach Toby mit Entrüstung von einem fliegenden Gerüchte, daß es bei den Glocken spukte, da dies die Möglichkeit andeutete, daß sie mit irgend etwas Unheim in Verbindung ständen. Kurz, sie klangen ihm sehr oft in die Ohren und gingen ihm sehr oft durch die Gedanken, aber immer im besten Sinne, und sehr oft bekam er einen so steifen Hals, indem er mit offnem Munde nach dem Thurme gaffte, in dem sie hingen, daß er nachher einmal oder zweimal mehr Trab laufen mußte, um denselben wieder wegzubringen.

Eben dasselbe that er an einem kalten Tage, als der letzte schläfrige Klang der zwölften Stunde wie eine melodische Riesenbiene, keineswegs aber wie eine geschäftige Biene, durch den Thurm summte.

„Ah, Mittagszeit!“ sagte Toby und trabte vor der Kirche auf und ab. „Ah!“

Toby's Nase war sehr roth und seine Augenlider waren sehr roth und er zwinkerte sehr viel und zog die Schultern sehr hoch an die Ohren, und seine Beine waren sehr steif gegangen, er war offenbar auf der Frostseite der Kälte sehr weit vorgeschritten.

„Ah, Mittagszeit!“ wiederholte Toby, indem er seinen rechten Handschuh wie einen kleinen Bettschlafrock brauchte und seine Brust dafür züchtigte, daß sie kalt war. „Ah—h—h—h!“

Darauf trabte er eine oder zwei Minuten schweigend auf und ab.

„Es ist Nichts,“ sprach sich Toby vom Frischen aus, — doch nun hielt er auf einmal inne und befühlte mit einem Gesicht von großem Interesse und mit einiger Unruhe sorgfältig seine Nase ihrer ganzen Länge nach. Er war bald damit fertig, denn er besaß nicht viel von einer Nase.

„Ich dachte, sie wäre weg,“ sagte Toby und trabte weiter. „'s ist aber Alles in Ordnung. Ich könnte ihr freilich keinen Vorwurf machen, wenn sie fort wollte; sie hat harten Dienst bei diesem kalten Wetter und sehr wenig zu erwarten: denn ich nehme keinen Schnupftabak. Sie hat ein gut Theil Plage, das arme Geschöpf, im besten Falle; denn wenn sie einmal eine gute Prise oder so etwas bekommt (was nicht zu oft geschieht), so geschieht dies gewöhnlich aus fremder Leut' Pfanne auf dem Wege aus dem Backofen.“

Dieser Gedanke erinnerte ihn an den anderen, den er unvollendet gelassen.

„Es ist nichts regelmäßiger,“ sagte Toby, „als die Wiederkehr der Mittagszeit und nichts unregelmäßiger als die Wiederkehr der Mittagsmahlzeit. Das ist der große Unterschied zwischen beiden. Es hat mich lange Zeit gekostet, dies ausfindig zu machen. Ich möchte wohl wissen, ob es sich für einen Gentleman verlohnte, diese Bemerkung für die Zeitung zu kaufen; oder für das Parlament!“

Toby schertze dies, denn er schüttelte ernsthaft den Kopf in Selbstmißtrauen.

„Die Zeitungen,“ fuhr Toby fort, „sind doch voll von Bemerkungen, wie sie so sind; und so ist's mit dem Parlament. Hier ist das letzte Wochenblatt;“ und er nahm ein sehr schmutziges Blatt aus der Tasche und hielt es auf Armeslänge von sich weg; „voll von Bemerkungen! voll von Bemerkungen! Ich lese die Zeitungen so gern wie nur irgend Jemand,“ sagte Toby langsam, indem er es ein wenig näher faltete und es wieder in die Tasche steckte; „aber jetzt lese ich eine Zeitung mit Widerwillen. Sie macht mir beinahe Furcht. Ich weiß nicht, was aus uns armen Leuten werden soll. Gott gebe, daß wir im nächsten neuen Jahre zu etwas Besserem kommen mögen!“

„Vater, Vater!“ rief eine liebliche Stimme ganz in der Nähe.

Aber Toby hörte sie nicht und fuhr fort rückwärts und vorwärts zu trotten, sinnend und mit sich selber sprechend.

„Es scheint, wir können nicht den rechten Weg gehen, oder das Rechte thun, oder uns Recht verschaffen,“ sagte Toby. „Ich für meine Person hatte nicht viel Schule, als ich jung war, und ich kann nicht in's Klare kommen, ob wir auf der Erde etwas zu schaffen haben oder nicht. Manchmal denke ich wieder, wir müssen diese Eindringlinge sein. Bisweilen werde ich so sehr irre, daß ich nicht einmal im Stande bin herauszubekommen, ob irgend etwas Gutes an uns ist oder ob wir von Natur böse sind. Wir scheinen schreckliche Dinge zu thun; wir scheinen große Müh' und Arbeit zu machen; immer klagt man über uns und ist gegen uns auf der Hut. Auf die eine oder die andere Weise füllen wir die Blätter. Von einem neuen Jahre zu sprechen!“ sagte Toby traurig. „Ich kann so viel aushalten als ein Anderer größtentheils und mehr als die Meisten, denn ich bin stark wie ein Löwe und das sind nicht Alle; aber angenommen, es wäre wirklich so und wir hätten kein Recht auf ein neues Jahr — angenommen, wir drängten uns wirklich nur auf —“

„Hola, Vater, Vater!“ rief die liebliche Stimme wieder.

Diesmal hörte es Toby, fuhr zusammen, stand still und fand sich, indem er seinen Blick, den er in die Entfernung geworfen hatte, als wenn er im Herzen des neuen Jahres Aufklärung suchen wollte, auf die Nähe beschränkte, seiner Tochter gegenüber und schaute ihr dicht in die Augen, in die eine Welt blicken konnte, ohne daß ihre Tiefe ergründet war. Schwarze Augen, welche die Augen zurückstrahlten, die in sie hineinsahen; nicht aufblickend oder wann ihre Besitzerin es gerade wollte, sondern mit klarem, ruhigem, ehrlichem, beständigem Strahle, verwandt mit dem Lichte, welches der

---

werfen kann und es ist über jeder Pforte eine Inschrift mit Angabe der Art von Nachrichten, für die sie bestimmt ist. Man sieht diese Wahrzeichen einer despotischen und mißtrauischen Regierung auch an den Ecken und auf den Treppen aller anderen öffentlichen Gebäude wiederholt.

Il Fondico ist ein Gebäude, das die Republik für deutsche Kaufleute hat errichten lassen, die sich hier großer Vorrechte erfreuen und, wofern sie nicht verheirathet sind, in diesem Hause bequem wohnen können. Der Speisesaal ist mit Tizian'schen Gemälden ausgeschmückt, von denen einige sehr gelitten haben und nur noch drei wohl erhalten und sehenswürdig sind. Die Türken haben eben so wohl wie die Deutschen in Venedig ein Hôtel, worin sie wegen einiger asiatischen Ungezogenheiten unter Aufsicht stehen. Zur Zeit des Ave Maria werden sie in ihre Zimmer eingesperrt und der Gouverneur zeigte sie uns darin gleich wie seltene Thiere.

Von dem Charakter und den Sitten der Venetianer kann ich nicht sprechen, da wir zu kurze Zeit hier verweilten, als daß ich sie hätte kennen lernen. Im Allgemeinen schien es mir, als ob man sie nicht mit Unrecht anklage, ungesellig und mißtrauisch zu sein — und es wäre zu verwundern, wie sie unter dieser Regierungsform anders sein könnten.

Schon seit dem 4. October hat man angefangen, maskirt auszugehen und dies dauert bis zum Ende des Carnevals, während welcher Zeit die Straßen Tag und Nacht unseren Maskenbällen gleichen. In der übrigen Jahreszeit trägt alle Welt lange Mäntel von verschiedener Farbe, die auch in dem übrigen Italien beliebt sind und Ferragnoli genannt werden. Leute von geringerem Stande tragen fast nichts Anderes auf dem Leibe.

In diesem Herbste waren sieben Schauspielhäuser geöffnet, wiewohl nicht immer gefüllt. Erste Eintrittspreise sind hier nicht Sitte. Man kauft auf dem Marktplatze den Schlüssel einer Loge so billig, als man es im Stande ist. Die komische Oper im Theater San Moise schien mir die vorzüglichste. Alle Frauen, Sängerinnen wie Tänzerinnen, waren gleich hübsch und so jung, daß die Ballets ein wahrer Tempel der Hebe zu sein schienen. Dabei war die Tendenz des allerliebsten Stückes die allerzweideutigste und die ganze Verwickelung bestand darin, daß ein Mann von Stande einen Schrank erbrach, um einen Beutel mit tausend Thalern zu stehlen. So oft ich diese Oper aufführen hörte, mußte diese Scene wiederholt werden. Im Ballet schoß ein Liebhaber plötzlich zwei Sackpistolen ab und auch dies trug den größten Beifall davon. Die schönste Musik hört man in den Kirchen der beiden Hospitäler, des Waisen- und Findelhauses, bei Mendicanti und della Pietà. Hier werden alle Instrumente von Mädchen gespielt und die Stimmen sind die schönsten, die man auf Erden hören kann. Wiewohl es diesen Virtuosinnen erlaubt ist, sich zu verheirathen, wendet man doch, wie man mir sagt, alle möglichen Mittel an, es bei den geschicktesten zu hintertreiben, überdies müssen sie das Gelübde thun, sich niemals auf irgend einem Theater hören zu lassen. Die Orchesterdirectoren werden von dem Staate gut bezahlt und sind immer gelehrte Musiker und berühmte Componisten.

Die Bequemlichkeit der Gondeln übertrifft die jedes anderen Fuhrwerks und es ist nur Schade, daß sie ohne Unterschied schwarz aussehen. Man hat weder bei Besuchen noch Spazierfahrten eines anderen Bedienten als des Gondeliere nöthig, die sehr anstellige und gewandte Burschen sind und sich zu allen möglichen Aufträgen eignen.

Die Venetianer nennen ihr Staatsoberhaupt entweder den Fürsten oder den heiligen Vater und thun sich besonders etwas darauf zu gut, dem Letzteren anzugehören. Sie hätten eben

Himmel zum Sein berufen. Schöne, treue Augen, die von Hoffnung glänzten, von junger, frischer Hoffnung; von Hoffnung so erhebend, so kräftig und leuchtend, trotz der zwanzig Jahre voll Arbeit und Armuth, auf die sie bereits zurückblickten, daß sie für Trotty Beck zu einer Stimme wurden und sagten: „Ich denke, wir haben auf Erden etwas zu schaffen — ein klein Wenig!"

Trotty küßte die Lippen, die zu den Augen gehörten, und drückte seine Hände an das blühende Gesichtchen.

„Nun, Gretchen," sagte Trotty, „was giebt's? Ich erwartete Dich heute nicht, Gretchen."

„Ich dachte auch nicht, daß ich kommen würde, Vater," entgegnete das Mädchen mit dem Kopfe nickend und lächelnd. „Doch hier bin ich! Und nicht allein, nicht allein!"

„Du willst doch nicht sagen," erwiderte Trotty und blickte neugierig nach einem verdeckten Korbe, den sie in der Hand trug, „daß Du —"

„Siehe nur, lieber Vater," sagte Gretchen, „rieche nur!"

Trotty wollte den Deckel sogleich aufheben, in großer Eile, doch sie hielt scherzend ihre Hand darauf.

„Nein, nein, nein," sagte Gretchen mit kindlicher Lust. „Verlängere Dir den Genuß ein Bischen. Ich will den Deckel ein Wenig aufheben — ein klein, klein Wenig," und sie that es mit der äußersten Vorsicht und sprach so leise, als wenn sie fürchtete von einem Etwas in dem Korbe gehört zu werden. „So! Nun, was ist das?

Toby schnepperte so schnell als möglich an dem Rande des Korbes, dann rief er voll Entzücken aus:

„Ei, es ist etwas Heißes!"

„Brühend heiß!" entgegnete Gretchen. „Ha, ha, ha, siedend heiß!"

„Ha, ha, ha!" lachte Toby und machte einen Lustsprung. „Siedend heiß!"

„Aber was ist es, Vater?" sagte Gretchen. „Komm, Du hast noch nicht errathen, was es ist. Und Du mußt wissen, was es ist. Ich denke nicht daran es herauszunehmen, bis Du errathen, was es ist. Sei nur nicht so hastig! Wart' ein Weilchen! Den Deckel ein klein Wenig mehr auf! Nun rathe!" ... Gretchen war geradezu in Aengsten, daß er nicht zu bald das Rechte rathen möchte; sie zuckte zurück, indem sie den Korb umstellte; sie zog ihre hübschen Schultern in die Höhe; sie hielt das Ohr mit der Hand zu, als wenn sie dadurch das rechte Wort in Toby's Munde zurückdrängen könnte, und lachte die ganze Zeit über leise.

Inzwischen beugte sich Toby, auf jedes Knie eine Hand legend, mit der Nase nach dem Korbe nieder und that an dem Deckel einen langen Zug; das Grinsen auf seinem verwetterten Gesichte verbreitete sich weiter, als wenn er Lachgas einnähme.

„Ah! Es ist etwas sehr Feines," sagte Toby. „Es ist — es riecht weiter als Lunge. Es riecht sehr fein. Es riecht mit jedem Augenblicke besser. Es riecht zu scharf für Kalbsfüße. Die sind's nicht!"

Gretchen war außer sich vor Freude. Er kannte nicht weiter schießen als mit Kalbsfüßen oder gar mit Lunge.

„Leber!" fragte Toby bei sich selber. „Nein, es riecht so mild, daß es Leber nicht sein kann. Erdäpfel! Nein. Für Erdäpfel ist der Geruch nicht schwach genug. Für Gipsjette fehlt es ihm an Schärfe. Und Bratwürste sind es nicht, das weiß ich. Ich will Dir sagen, was es ist: es sind Gekröse!"

„Nein, die sind's nicht!" rief Gretchen mit herzlichem Lachen. „Nein, die sind's nicht!"

„O, was ich nur denke!" sagte Toby und nahm plötzlich eine so weit verzweifelnde Stellung an, als es ihm überhaupt möglich war. „Ich werde nächstens nicht mehr wissen, wie ich heiße. Kuttelflecke sind's!"

Die waren's auch, und Gretchen versicherte hocherfreut, in einer halben Minute werde er gestehen, daß noch keine besseren Kaldaunen gedämpft worden.

„Und nun," sagte Gretchen sich fröhlich mit dem Korbe beschäftigend, „will ich sogleich decken, Vater; denn ich habe die Flecke in einer Schüssel gebracht und die Schüssel in ein Taschentuch gebunden; und wenn ich einmal so hochmüthig bin und dies als Tischtuch brauche und es so nenne, so hindert mich kein Gesetz deren; nicht mehr, Vater?"

„Daß ich nicht wüßte, meine Tochter," erwiderte Toby. „Wiewohl sie immer ein oder das andere neue Gesetz auf's Tapet bringen."

„Und was ich Dir neulich aus dem Blatte vorlas, Vater; Du wirst sehen, was der Richter sagte: wir armen Leute sollen sie alle kennen. Ha, ha, wie weit gescheidt! Ich, Du meine Güte, für wie gescheidt halten sie uns!"

„Ja, meine Liebe," entgegnete Toby; „und sie würden Einen von uns warm halten, der sie wirklich alle wüßte. Er würde fett werden bei der Arbeit, die er bekäme und würde beliebt sein bei allen Vornehmen in seiner Nähe. Gewiß sehr beliebt!"

„Er würde sein Mittagsbrod mit Appetit essen, was es immer wäre, wenn es einen Duft hätte wie dies," sagte Gretchen heiter. „Mache schnell, denn es sind ein Paar heiße Erdäpfel dabei und ein halb Maß frischabgezogenes Bier in der Flasche. Wo willst Du essen, Vater? Auf der Pfoste oder auf der Treppe. Lieber Gott, was für große Herrschaften wir sind! Wir haben zwischen zwei Plätzen zu wählen."

„Heute auf der Treppe, mein Gretchen," entgegnete Toby. „Auf der Treppe bei trockenem Wetter; auf der Pfoste bei nassem. Auf der Treppe ist's immer bequemer, von wegen des Sitzens; aber bei feuchter Witterung setzt's Flüsse."

„Also hier," sagte Gretchen und klatschte in die Hände, nachdem sie einen Augenblick geschäftig gewesen; „hier ist's, fix und fertig! Und schön sieht's aus! Komm, Vater, komm!"

Seitdem Trotty entdeckt, was der Korb enthielt, hatte er dagestanden und zerstreut sie angesehen und eben so gesprochen; ein deutliches Zeichen, daß er, wiewohl sie, selbst abgesehen von den Kuttelflecken, der Gegenstand seiner Gedanken und Augen war, dennoch sie weder sah noch an sie dachte, wie sie in diesem Augenblicke war, sondern daß irgend ein phantastisches rosiges Bild oder Drama ihres zukünftigen Lebens ihm vorschwebte. Nun von ihrer muntern Aufforderung aus seinem Traume geweckt, wollte er eben melancholisch den Kopf schütteln, aber er bezwang sich und trabte an ihre Seite. In dem Augenblicke, als er sich niedersetzen wollte, läuteten die Glocken.

„Amen!" sagte Trotty den Hut abnehmend und blickte nach ihnen hinauf.

„Du sagst Amen zu den Glocken, Vater?" fragte Gretchen.

„Es klang mir auf einmal wie ein Gebet, meine liebe Tochter!" entgegnete Trotty und setzte sich. „Sie würden ein gar schönes Gebet beten, wenn sie könnten. Sie sagen gar erstaunlich viel mir."

„Die Glocken, Vater?" lachte Gretchen, als sie die Schüssel hinsetzte und ihm Messer und Gabel reichte. „Das gesteh' ich!"

„Nun, so scheint es mir, als wenn sie mir vielerlei sagten," erwiderte er und begann mit großem Appetit seine Mahlzeit. „Was macht das für einen Unterschied? Wenn ich sie höre, was thut es zur Sache, ob sie sprechen oder nicht? Ich, Du lieber Gott," fuhr Toby fort, indem er mit der Gabel nach dem Thurme zeigte und bei seiner Mahlzeit immer lebhafter wurde, „wie oft habe ich diese Glocken sagen hören: „Toby Beck, Toby Beck, sei guten Muths, Toby! Toby Beck, Toby Beck, sei guten Muths, Toby!" Eine Million Mal und mehr!"

„Nun, ich niemals!" antwortete Gretchen.

Indeß hatte sie dies allerdings mehr als einmal gehört, denn es war Toby's beständiges Gespräch.

„Wenn die Geschäfte sehr schlecht gehen," sagte Toby, „so recht sehr schlecht, meine ich, fast so schlecht als möglich, dann klingt's von dortüber: „Toby Beck, Toby Beck, bald kommt etwas, Toby! Toby Beck, Toby Beck, bald kommt etwas!"

„Und es kommt zuletzt, Vater," sagte Gretchen mit einem trüben Anklange in ihrer lieblichen Stimme.

„Allemal," antwortete der ergebene Toby; „niemals schlägt's fehl."

Während diese Unterhaltung gepflogen wurde, setzte Toby ohne Unterbrechung seinen Angriff auf das duftige Mahl fort, das vor ihm stand, und schnitt und aß und schnitt und trank und schnitt und kaute und sah umher von den Flecken nach den Erdäpfeln und von den Erdäpfeln nach den Flecken mit unermüdlichem, trefflichem Appetit. Als er nun aber zufällig sich auf der Straße umsah — für den Fall, daß Jemand aus einer Thür oder einem Fenster nach einem Packträger winken sollte — begegneten seine Augen auf dem Rückwege Gretchen, die ihm mit gekreuzten Armen gegenüber saß und nur damit beschäftigt zu sein schien, seinen Fortschritten mit fröhlichem Lächeln zuzusehen.

„Gott vergebe mir!" sagte Toby, Messer und Gabel senkend. „Meine Taube, Gretchen! Warum fastest Du mir nicht, daß ich so unvernünftig wäre?"

„Wie so, Vater?"

„Ich sitze hier," entgegnete Trotty neumüthig erklärend, „und schlage mir den Wanst voll und überfülle mir den Magen, und Du sitzest vor mir und bist noch nüchtern und fastest und willst nicht essen, während —"

„Ich habe schon gegessen, Vater," unterbrach ihn seine Tochter lachend, „mit dem Fasten hat's gute Wege; ich habe gegessen."

„Dummes Zeug," entgegnete Trotty. „Eine Mahlzeit für zwei Personen an einem Tage! Das ist nicht möglich! Du konntest mir eben so gut sagen, daß zwei Neujahrstage auf einmal kämen, oder daß ich mein Leben lang einen Goldfuchs gehabt und nicht gewechselt hätte."

„Ich habe bei alle dem meine Mahlzeit gehabt," sagte Gretchen, ihm näher kommend. „Und wenn Du mit der Deinen fortfahren willst, will ich Dir erzählen wieso und wo; und wie es mir möglich war, Dir etwas zu bringen; und — und noch etwas Anderes."

Toby schien immer noch ungläubig, doch sie blickte ihn mit ihren klaren Augen in's Gesicht und bat ihn, indem sie ihre Hand auf seine Achsel legte, weiter zu essen, so lange noch Alles warm sei; da nahm Trotty Messer und Gabel wieder zur Hand und ging wieder an's Werk, doch viel langsamer als vorher und kopfschüttelnd, als wenn er mit sich gar nicht zufrieden wäre.

„Ich habe," sagte Gretchen nach einigem Zaudern, „mit — mit Richard zu Mittag gegessen. Er hielt zeitig Mittag; und da er sein Essen mitbrachte, als er zu mir zum Besuch kam, so haben wir — wir es mit einander getheilt, Vater."

Trotty nahm einen Schluck Bier und schnalzte mit den Lippen. Dann sagte er: „Oh!" weil sie wartete.

„Und Richard sagt, Vater —" nahm Gretchen wieder das Wort; dann hielt sie inne.

„Was sagt Richard, Gretchen?" fragte Toby.

„Richard sagt, Vater —" Sie hielt wieder an.

„Richard sagt lange," meinte Toby.

„Er sagt also, Vater," fuhr Gretchen fort, endlich die Augen aufschlagend, und sprach zwar mit zitternder, aber ganz vernehmlicher Stimme, „es sei beinahe wieder ein Jahr um und wo sei es Sitte, von Jahr zu Jahr zu warten, wenn es so unwahrscheinlich, daß wir jemals in besseren Umständen sein würden, als wir jetzt sind? Er sagt, wir wären jetzt arm, Vater, und wir würden später arm sein; aber wir wären jetzt jung und die Jahre würden uns alt machen, ehe wir es merkten. Er sagt, wenn wir, Leute in unsern Verhältnissen, warteten, bis wir ganz reinen Weg hätten, dann würden wir einen engen Weg zu gehen haben — den Weg, den Alle nehmen — in's Grab, Vater."

Ein kühnerer Mann als Trotty Beck hätte alle seine Kühnheit zusammennehmen müssen, um dies in Abrede zu stellen. Trotty schwieg.

„Und nie hart ist's, alt zu werden, Vater, und zu sterben und daran zu denken, daß wir einander hätten erfreuen und helfen können. Wie hart, uns unser Leben lang zu lieben und sich jedes für sich zu härmen und einander arbeiten, sich abrackern, alt und grau werden zu sehen. Selbst im besten Falle, wenn ich ihn vergäße (was ich niemals können werde), o lieber Vater, wie hart, ein so volles Herz wie das meine zu haben und es tropfenweise vertrocknen zu lassen, ohne die Erinnerung an einen glücklichen Augenblick in dem Leben des Weibes zu besitzen, die mir bliebe, wenn Alles mich verlassen, und mich tröstete und mir Ersatz leistete!"

Trotty saß ganz still, Gretchen trocknete ihre Augen und sagte dann heiterer, d. h. hier lachend und dort seufzend, und hier lachend und seufzend zugleich:

„So sagt Richard, Vater! Da er nun für einige Zeit gewisse Arbeit hat, und da ich ihn liebe und drei volle Jahre — ach, noch länger, wenn er es gewußt! — geliebt habe, so wollen wir uns am Neujahrstage heirathen; es ist der beste und glücklichste Tag im ganzen Jahre, sagt er, der so gut als gewiß Glück brächte. Es ist freilich eine kurze Frist, Vater — nicht wahr? — aber es braucht nicht erst mein Vermögen geordnet oder mein Brautkleid gemacht zu werden, wie

---

nicht Unrecht, wäre es der Fall, denn ein solcher Souverän möchte viel weniger unbequem als manche lebende sein.

Wenn man bedenkt, daß es in Venedig kein süßes Wasser giebt und dasselbe entweder vom festen Lande herüberkommt oder vom Regen angesammelt wird, so erstaunt man, es hier klarer als anderwärts zu finden. Man verdankt dies den künstlich eingerichteten Cisternen, in denen das Wasser durch Kies und Schwämme geseiht wird und sich von den kleinsten fremden Bestandtheilen reinigt.

Ravenna, 12. December. Alles, was man hier begegnet, sind Bettler, von denen man alle Augenblicke angefallen wird. Dies fällt besonders bei Kranken sehr lästig, die dort wie allenthalben herumlaufen. Doch habe ich auch auf die allerunständigste Art betteln sehen. Eines Tages begegneten wir zweien wohlgekleideten und wohlgepuderten Pilgrimen von solcher Schönheit, daß wir über sie erstaunten und wurden von ihnen mit dem feinsten Anstande und ohne die mindeste Verlegenheit um ein Almosen angesprochen. Ich gab ihnen eine Kleinigkeit, sie dankten demüthig und gingen weiter. Am anderen Morgen machten sie uns ihren Besuch und erfuhren wir von ihnen, daß sie jüngere Söhne aus den venetianischen Staaten seien, die das Vorhaben ausführten, ganz Italien, Spanien, Frankreich und einen Theil von Deutschland auf einer Pilgerfahrt zu durchwandeln und endlich auch nach Jerusalem überzuschiffen. Sie bestimmten zu dieser Reise nicht weniger als sechs Jahre. Sie waren junge, sehr wohl erzogene Leute, die uns am Ende noch einmal anbettelten.

Pesaro, 16. December. Unsere heutige Tagereise war sehr angenehm. Von Rimini bis nach la Gatolica ist die Küste etwas erhaben, so daß man das ferne Meer erblicken kann, das heute sehr bewegt war und von dem sicheren Wagen aus gesehen den herrlichsten Anblick darbot. Zur Rechten gewahrt man den steilen Felsen, der das ganze Gebiet der armen kleinen Republik San Marino ausmacht. Man sagt von ihm, die Einwohner scheuten dermaßen den Umgang mit anderen Menschen, daß sie sich vor jedem Fremden, der aus Neugier in ihre Stadt käme, in ihre Häuser verkröchen und die Straßen verödet ließen. Uebrigens führt nicht einmal der geringste Weg durch diese Stadt.

Loretto, 19. December. In einem Winkel der hiesigen Kirche sah ich einen Reisschweif und einige Fahnen hangen, die der große Prinz Eugen der Madonna nach der Schlacht von Belgrad verehrte.

Tolentino, 20. December. Der Fürst traf hier in einem Gastzimmer einen hübschen kleinen Knaben von vier bis fünf Jahren an, den er bei der Hand nahm und so lange streichelte, bis er aus vollem Halse zu schreien anfing. Die Wirthin, der das Kind angehörte, kam dazu und der Fürst fragte sie: was hat der Kleine, er ist außer sich vor Angst und zittert an allen Gliedern, ich mag ihn liebkosen, wie ich will? — Ich will es Ihnen sagen, mein Herr, er wird Sie für einen Chirurgen halten. Ich hatte vor einiger Zeit wegen einer kleinen Operation einen zu ihm kommen lassen. — Wegen einer Operation? was fehlte ihm? — O, weiter Nichts, mein Herr. Ich ließ nur einen Musiker aus ihm machen. — Mein Himmel! Ihr habt eine solche Grausamkeit begehen können? — O, mein Herr, er wird mit der Zeit ein braver Musiker werden und das Glück seiner Aeltern und Familie machen. — Könnt Ihr denn aber so Etwas ganz ungestraft thun? — Wir verstehen uns mit dem Chirurgen, der uns einen Schein ausstellt, die Operation sei wegen eines organischen Fehlers nothwendig gewesen.

Und dennoch werden sehr viele dieser unglücklichen Schlachtopfer, trotz der Verstümmelung, keine Sänger, in welchem Falle ihnen Loretto eine Zufluchtsstätte gewährt. Man stellt

für große Damen, Vater, nicht wahr? So viel sagte er und sagte es in seiner Weise, so fest und ernstlich und bei alledem so gut und freundlich, daß ich sagte, ich wollte zu Dir gehen und mit Dir sprechen, Vater. Und da man mir diesen Morgen unerwartet meine Arbeit bezahlt hat und da Du eine ganze Woche sehr spärlich gelebt hast und ich nicht umhin konnte zu wünschen, daß aus dem heutigen Tage eine Art von Feiertag für Dich und ein guter glücklicher Tag für mich würde, so machte ich ein kleines Festessen zurecht und brachte es Dir, lieber Vater, um Dich zu überraschen."

„Und sieh, wie kalt er es auf der Treppe werden läßt!" sagte eine andere Stimme.

Es war die Stimme des besagten Richard, der unbemerkt herangekommen war und auf einmal vor Vater und Tochter stand, mit einem Gesicht auf sie herabblickend, das so glühte wie das Eisen, auf welches sein starker Schmiedehammer täglich niederschmetterte. Es war ein hübscher, gutgebauter, kräftiger Bursche, mit Augen, die sprühten wie die glühenden Funken aus einem Ofen; schwarzen Haaren, die sich prächtig um seine braunen Schläfen lockten, und einem Lächeln, einem Lächeln, das Gretchens Lob auf seine Redeweise rechtfertigte.

„Sieh, wie er es auf den Stufen kalt werden läßt!" sagte Richard. „Gretchen weiß nicht, was er gern ißt. Wirklich nicht!"

Trotty, ganz Feuer und Flamme, reichte Richard sogleich die Hand und wollte ihn eben in großer Hast anreden, als sich die Hausthür unversehens öffnete und ein Bediente beinahe in die Kuttelflecke trat.

„Aus dem Wege hier mit Euch! Ihr müßt immer kommen und Euch auf unsere Treppe setzen, müßt Ihr! Ihr könnt nicht gehen und einmal mit unsern Nachbarn abwechseln, könnt Ihr! Wollt Ihr Euch aus dem Wege scheren oder nicht?"

Genau genommen war die letzte Frage sehr überflüssig, denn sie hatten es bereits gethan.

„Was giebt's, was giebt's?" fragte der Herr, dem die Thür aufgemacht wurde, indem er mit dem so zu sagen halbschweren Schritte, der eigenthümlichen Verschmelzung von Schritt und langsamem Trab aus dem Hause trat, mit dem ein Mann, welcher den Berg des Lebens bereits wieder hinabsteigt, knarrende Stiefeln, eine Uhrkette und reine Wäsche trägt, nicht nur ohne Verletzung seiner Würde, sondern selbst um sich den Anschein zu geben, daß er anderwärts wichtige und geldbringende Geschäfte habe, aus dem Hause treten darf. „Was giebt's, was giebt's?"

„Ihr laßt Euch immer kniefällig bitten und flehen," sagte der Bediente mit großer Emphase zu Toby Beck, „unsere Treppe ungefegt zu lassen. Warum laßt Ihr sie nicht? Könnt Ihr sie nicht ungefegt lassen?"

„Na, das ist gut, das ist gut!" sagte der Herr, „heda, Lastträger!" und er winkte Toby Beck mit dem Kopfe. „Kommt einmal her. Was ist das? Euer Mittagsbrod?"

„Ja, Herr," entgegnete Trotty, und ließ es in einer Ecke stehen.

„Laßt es nicht dort stehen," rief der Herr, „bringt es mit hierher. So! Dies ist Eure Mittagsmahlzeit, he?

„Ja, Herr," erwiederte Trotty und blickte mit starrem Auge und wässerndem Munde nach dem Kuttelflecke, den er als letzten Leckerbissen zurückgelegt und den der Herr um und umdrehte.

Zwei andere Herren waren mit dem Ersteren herausgekommen. Der eine war ein schlichter Mann von mittlern Jahren in dürftiger Kleidung und von unpräsentirender Miene; er hatte beständig die Hände in den Taschen seiner pfeffer- und salzfarbigen dünnen Hose, die in Folge dieser Gewohnheit sehr weit klafften, und war nicht besonders rein gewaschen und gebürstet. Der andere Herr von richtigem Umfange und gutem Aussehen trug einen blauen Rock mit blanken Knöpfen und eine weiße Halsbinde. Er hatte ein sehr rothes Gesicht, als wenn zu viel Blut aus seinem Körper sich nach dem Kopfe drängte, was vielleicht auch der Grund war, weßhalb er ziemlich kaltherzig zu sein schien.

Derjenige, welcher Toby's Mittagsmahl an der Gabel umdrehte, rief den Ersten unter dem Namen Filer heran, und sie steckten nun beide die Köpfe zusammen. Da Mr. Filer außerordentlich kurzsichtig war, mußte er sich dem Ueberreste von Toby's Mahlzeit so dicht nahen, um zu erkennen, was es war, daß Toby das Herz auf die Zunge kam. Mr. Filer that es aber nicht.

„Dies ist eine Art animalischen ehbaren Stoffes, Alderman," sagte Filer, indem er mit einem Bleistift kleine Löcher hineinstach, „welcher der Arbeiterclasse dieses Landes unter dem Namen Kuttelflecke bekannt ist."

Boz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Fünfter Band.

Die Straße Saint-François.

Viertes Kapitel.

Der Bruch.

n tödtliche Spannung versunken, hatte der Vater Aigrigny mechanisch das Billet Rodin's genommen und hielt es in der Hand, ohne daß er daran dächte es zu öffnen; der ehrwürdige Vater fragte sich erschreckt, welche Schlußfolgerung Gabriel seinen Anklagen des Vergangenen geben werde; er wagte es nicht, auf seine Vorwürfe zu antworten, da er befürchtete den jungen Priester zu reizen, an dessen Person sich so ungeheure Vortheile knüpften.

Nach den Constitutionen der Gesellschaft Jesu konnte Gabriel nichts zu eigen besitzen, ferner hatte der Ehrwürdige Vater Sorge getragen, von ihm zu Gunsten des Ordens eine ausdrückliche Verzichtleistung auf alle Güter zu erlangen, welche ihm einst zufallen könnten; aber der Beginn dieser Unterredung schien eine so beträchtliche Veränderung in Gabriel's Ansichten über die Gesellschaft Jesu zu verkünden, daß es möglich war zu vermuthen, er wolle die Banden lösen, welche ihn an dieselbe knüpften; in diesem Falle war er landesgesetzlich nicht verpflichtet irgend einer seiner Verbindlichkeiten nachzukommen. Die Schenkung war dann de facto annullirt, und in dem Augenblicke, wo die Hoffnungen des Herrn von Aigrigny durch den Besitz des ungeheuern Vermögens der Familie Rennepont so glücklich erfüllt werden sollten, sanken sie vollkommen und auf ewige Zeiten zusammen.

Von allen schlimmen Ueberraschungen, welche der Ehrwürdige Vater seit einiger Zeit in Bezug auf die Erbschaft hatte erfahren müssen, war keine unerhergesehener und furchtbarer.

Da er Gabriel zu unterbrechen oder zu befragen fürchtete, wartete der Abbé von Aigrigny mit stummem Schrecken auf die Entwickelung dieser bisher so drohenden Unterredung.

Der Missionär fuhr fort:

— Es ist meine Pflicht, mein Vater, diese Darstellung meines vergangenen Lebens bis zum Augenblicke meiner Abreise nach Amerika fortzusetzen; Sie werden gleich sehen, warum das mir nothwendig ist.

Der Abbé von Aigrigny winkte ihm, er möge sprechen.

— Als man mich von dem angeblichen Wunsche meiner Adoptivmutter unterrichtet hatte, ergab ich mich darein, wie schwer es mir auch wurde... ich verließ das traurige Haus, in welchem ich meine Kindheit und meine erste Jugend zugebracht hatte, um in eines der Seminare der Gesellschaft zu treten. Mein Entschluß war nicht von einem unwiderstehlichen religiösen Beruf veranlaßt, sondern durch den Wunsch eine heilige Schuld gegen meine Adoptivmutter abzutragen. Indessen ist der wahre Geist der Religion Christi so belebend, daß ich mich wie erneut und erwärmt fühlte von dem Gedanken, die bewundrungswürdigen Lehren des göttlichen Heilands auszuüben. — Nach meiner Ansicht war ein Seminar, anstatt dem Collegium zu gleichen, wo ich bis daher unter strengem Drucke gelebt, ein gemeinter Ort, wo auf das gewöhnliche Leben angewandt werde, was es nur Reines, Beseligendes an evangelischer Brüderschaft giebt; wo man zum Beispiel unaufhörlich glühende Liebe zur Menschheit, die unaussprechlich süßen Gefühle des Erbarmens und der Duldung predige, wo man das unsterbliche Wort Christi in seinem weitesten, fruchtbringendsten Sinne erkläre, wo man sich endlich durch die gewöhnliche Ergießung der edelsten Gefühle zu der hochherzigen Sendung vorbereite, die Reichen und die Glücklichen zu rühren und zu erwecken, indem man ihnen die Qualen und Leiden ihrer Brüder, das furchtbare Elend der Menschheit enthüllt... eine erhabene und fromme Moral, welcher Niemand widersteht, wenn man sie ihm predigt, des Auge mit Thränen erfüllt, das Herz von Liebe und Erbarmen überfließend!

Als Gabriel diese letzten Worte mit tiefer Bewegung sprach, wurden seine Augen feucht und sein Gesicht strahlte von englischer Schönheit.

— Von dieser Art ist in der That der Geist des Christenthums, aber vor allen Dingen muß man erst den Buchstaben desselben studiren und zu erklären suchen, — antwortete kalt der Vater Aigrigny. — In dem Studium ganz besonders sind die Seminarien unserer Gesellschaft bestimmt. Die Interpunction des Textes ist eine Sache der Analyse, der Disciplin, des Gehorsams und nicht ein Werk des Herzens und der Empfindung...

— Ich wurde das nur zu sehr gewahr, mein Vater... Bei meinem Eintritt in das neue Haus sah ich leider meine Hoffnungen schwinden, mein Herz, das einen Augenblick weit geworden war, zog sich wieder in sich selbst zurück; anstatt einer Wohnung des Lebens, der Liebe und des Jugendmuthes, wie ich es mir vorgestellt hatte, fand ich in diesem schweigsamen, eisigen Seminar denselben Druck, dasselbe Zurückdrängen des Gefühls jeder edlen Regung wieder, dieselbe unerbittliche Disciplin, dasselbe System gegenseitiger Angeberei, dasselbe Mißtrauen, dieselben unbesiegbaren Hindernisse, welche sich einer freundlichen Verbindung entgegen stellen... Daher wurde die Gluth, welche einen Augenblick meine Seele belebt hatte, wieder schwächer, ich sank nach und nach wieder in die Gewohnheiten eines unthätigen, passiven, mechanischen Lebens zurück, welches eine unerbittliche Autorität mit maschinenmäßiger Genauigkeit regelte, wie man die leblose Bewegung einer Uhr regelt.

— Das geschieht, weil die Ordnung, die Unterwürfigkeit, die Regelmäßigkeit die ersten Grundregeln unserer Gesellschaft sind, mein lieber Sohn.

— Ach, mein Vater, es war der Tod und nicht das Leben, welches man auf diese Weise ordnete. Mitten unter diesen Abtödtungen jedes edlen Princips gab ich mich dem Studium der Scholastik und der Theologie hin. Düstere und unheimliche Studien, eine mißtrauische, drohende oder feindliche Wissenschaft, welche immer Gedanken der Gefahr, des Kampfes und des Krieges hervorrief und niemals Ideen des Friedens, des Fortschrittes und der Freiheit erweckt.

— Die Theologie, mein theurer Sohn, — sagte der Vater Aigrigny streng, — ist zu gleicher Zeit ein Panzer und ein Schwert; ein Panzer, um das katholische Dogma zu vertheidigen, ein Schwert, um die Ketzerei anzugreifen.

— Dennoch, mein Vater, wußten Christus und seine Apostel nichts von dieser finstern Wissenschaft, und bei ihren einfachen und rührenden Worten wurden die Menschen wiedergeboren, die Freiheit folgte der Sklaverei... Genügt das Evangelium, dieses göttliche Gesetzbuch nicht, um die Menschen Liebe zu lehren?... Aber ach, weit entfernt uns diese Sprache hören zu lassen, unterdrückt man uns nur zu

---

sie dann hier als Diener des Heiligthums an und befördert also einen die Menschheit in so hohem Grade erniedrigenden Gebrauch.

1760.

Rom, 16. Januar. Wir wohnen hier so gut, als man in einem Lande wohnen kann, wo es weder ordentliche gedielte Fußböden noch Thüren und Fenster giebt, die letzteren wenigstens so schlecht beschaffen sind, daß sie nirgend schließen und der erstere nur aus Backsteinen zusammengesetzt ist. Der regierende Fürst bewohnt mit Gremannsdorf den ersten Stock eines Hôtel garni am Ende des Spanischen Platzes, dicht bei der kleinen Gasse, die nach der Villa Medici führt; Prinz Hans Jürge und ich wohnen 150 Schritte davon, in einem anderen demselben Wirthe gehörigen Hause, unmittelbar unter der Villa Medici. Ich stehe alle Morgen um 5 Uhr auf, um bei einem Abbate italienischen Unterricht zu nehmen und gebe von 7—9 Uhr so gut ich es vermag Unterricht in der französischen Sprache. Dann kleiden wir uns an, um in der Stadt umher zu streichen, wo Nichts unserer Aufmerksamkeit entgeht und wir um so bessere Aussicht haben, unsere Kunststudien mit Erfolg zu betreiben, als der berühmte Abbate Winkelmann, der Unterbibliothekar des Vatikans, unser Lehrer darin ist. Zum untergeordneten Cicerone hat der regierende Fürst einen gewissen Herrn Reissenstein aus Königsberg in Preußen angenommen, der davon lebt, ausgezeichneten Fremden diesen Dienst zu leisten und von dem Landgrafen von Hessen-Cassel den Titel eines Hofraths erhalten hat. Um 3 Uhr essen wir zu Mittag und unterhalten uns dabei von den inzwischen neuerworbenen Ideen und Anschauungen. Reissenstein ist unser täglicher Tischgenosse, Winkelmann kommt sehr oft, andere Fremde von Zeit zu Zeit, von denen ich nur den Prinzen Georg August von Mecklenburg-Strelitz, jüngeren Bruder der Königin von England, mit seinen beiden Begleitern, dem Rath Gösel und Kammerjunker von Demitz, nennen will.

Unser regierender Herr kann leider nicht an unserem Mahle Theil nehmen, da ihm ein deutscher hier geborner Arzt Namens Frey eine strenge Diät, bei der er sich übrigens ganz wohl befindet, auferlegt hat und ihm nichts Anderes als Grauzenschleim oder Mehlbrei zu genießen erlaubt. Um 6 Uhr, sobald unser Mittagsbrod verdaut ist, gehen unsere Studien von Neuem an; zuweilen besuchen wir aber auch zu unserer Erholung das Theater, das in Rom nur während des Carnevals geöffnet ist. Im gegenwärtigen Carneval wurden zwei ernste und zwei komische Opern auf vier verschiedenen Theatern gespielt. Ein fünftes ist für Farzen bestimmt. In der heiligen Stadt dürfen bekanntlich keine Frauen die Bühne betreten und werden die Partieen der Iphigenie und Rosellane von Sopranen gesungen, an deren Erscheinung in Frauenkleidern das Auge sich, bei ihrem hübschen, anmuthvollen Aeußeren, unglaublich leicht gewöhnt. Die Ballettänzerinnen werden desgleichen von jungen, sehr gewandten Männern dargestellt und ich muß sagen, daß, wenn es die Absicht des Gesetzes war, Versuchungen zu verhüten, dieselbe ganz fehlgeschlagen ist. Es ist auch übrigens so viel gewiß, daß die Herren Soprane bei den Frauen beliebt genug sind und manche großes Vergnügen daran finden, sie auf dem Theater anzukleiden und auszuschmücken.

Ein Schauspiel anderer aber nicht uninteressanterer Art, dem wir sorben beiwohnten, war eine Musterung der geistlichen Garnison dieser Hauptstadt. Am Neujahrstage war nämlich der alte Prätendent gestorben, der hier Jakob III. König von England heißt, und es standen bei seinem mit dem größten Pompe begangenen Begräbnisse alle geistlichen Orden und Brüderschaften unter den Waffen. Alles zusam-

häufig von Religionskriegen und zählte diese Ströme von Blut auf, welche vergossen werden mußten, um dem Herrn angenehm zu sein und die Ketzerei darin zu ersäufen. Dieser furchtbare Unterricht machte unser Leben noch trauriger. Je näher wir dem Jünglingsalter kamen, je mehr nahmen unsere gegenseitigen Beziehungen im Seminar einen Charakter der Bitterkeit, der Eifersucht und stets wachsenden Mißtrauens an. Die Gewohnheit des Angebens, welche jetzt auf ernstere Gegenstände angewandt wurde, erzeugte dumpfen Haß und tiefen Groll. Ich war nicht besser, nicht schlechter als die Andern; alle seit Jahren in eisernen Joche des passiven Gehorsams gebeugt, aller Selbstprüfung entwöhnt, alles eigenen Urtheils entbehrend, unterwürfig und zitternd vor unseren Vorgesetzten, beten wir alle denselben bleichen, stumpfen, verwischten Eindruck dar... Endlich bekam ich die Weihen. Als ich erst Priester war, forderten Sie mich auf, mein Vater, in die Gesellschaft zu treten oder vielmehr, ich sah mich unmerklich, fast ohne mein Wissen zu diesem Entschlusse getrieben... auf welche Weise, das weiß ich nicht... schon seit langer Zeit gehörte mein Wille nicht mehr mir. Ich bestand alle Proben... die letzte furchtbarste war entscheidend. Mehre Monate hindurch hatte ich in der Schweigsamkeit meiner Zelle gelebt und mit Resignation der seltsamen und maschinenmäßigen Andacht mich hingegeben, welche Sie mir befohlen hatten, mein Vater. Mit Ausnahme Ew. Ehrwürden, kam während dieser ganzen langen Zeit Niemand in meine Nähe, keine menschliche Stimme außer der Ihrigen drang an mein Ohr .. Nachts empfand ich bisweilen unbestimmte Beängstigungen, und mein vom Fasten, der strengen Regel und der Einsamkeit geschwächter Geist wurde von erschreckenden Visionen beunruhigt; zu andern Zeiten wieder empfand ich eine Niedergeschlagenheit, in welche eine Art Seelenruhe sich mischte, wenn ich daran dachte, daß ich durch Ablegung der Gelübde mich auf immer von der Last des Willens und des Denkens befreie... Da überließ ich mich denn einer unbeflegbaren Erstarrung, ähnlich den Unglücklichen, welche im Schnee der Betäubung des Frostes nachgeben... Ich wartete auf den verhängnißvollen Augenblick... Endlich, mein Vater, im Todeskampfe, dem Erstickten nahe*), wie es unsere Disciplin will, berief ich mich die letzte That meines sterbenden Willens zu vollbringen und das Gelübde zu thun, auf Verzichtleistung der Ausübung meines Willens.

— Erinnern Sie sich daran, mein lieber Sohn, — versetzte der Abbé von Aigrigny, blaß und von immer wachsender Angst gefoltert, — erinnern Sie sich daran, daß am Tage vor der Ablegung Ihres Gelübdes ich Ihnen nach der Vorschrift unserer Gesellschaft vorgeschlagen habe, darauf zu verzichten in unseren Orden zu treten, indem ich Ihnen vollkommene Freiheit ließ; denn wir nehmen nur freiwillige Gelübde an.

— Es ist wahr, mein Vater, — antwortete Gabriel mit schmerzlicher Bitterkeit, — als ich erschöpft war, gebrochen durch dreimonatliche Einsamkeit und Prüfungen, als ich vernichtet, unfähig war eine Bewegung zu machen, haben Sie die Thür meiner Zelle geöffnet und zu mir gesagt: — Wenn Sie wollen, gehen Sie... Sie sind frei. — Ach, mir fehlte die Kraft dazu, der einzige Wunsch meiner trägen Seele, die seit so langer Zeit ganz paralysirt war, ging auf die Ruhe des Grabes hin... und als ich daher die unwiderruflichen Gelübde ausgesprochen, fiel ich wie ein Leichnam in Ihre Arme...

— Und bis jetzt, mein Sohn, haben Sie noch niemals dieses Gehorsams eines Leichnams ermangelt, wie unser ruhmreicher Gründer sagt,... weil, je absoluter dieser Gehorsam ist, er auch um so höheres Verdienst hat...

Nach einem Augenblicke des Schweigens versetzte Gabriel:

— Sie haben mir stets, mein Vater, die wahrhaften Zwecke der Gesellschaft verschwiegen, in welche ich eintrat... Die vollkommene Entsagung meines Willens, den ich ganz in die Hände meiner Vorgesetzten legte, wurde von mir im Namen, zum größeren Ruhme Gottes verlangt... Sobald ich meine Gelübde abgelegt, sollte ich in Ihren Händen nur ein gelehrtes, gehorsames Werkzeug sein; aber ich würde, sagten Sie mir, zu einem frommen, schönen und großen Werke verwendet werden... Ich glaubte Ihnen, mein Vater; warum hätte ich Ihnen auch nicht glauben sollen? ... Ich wartete: ... ein trauriges Ereigniß änderte mein Geschick ... eine schmerzliche Krankheit, verursacht durch...

— Mein Sohn, — rief der Abbé von Aigrigny aus, indem er Gabriel unterbrach, — es ist unnöthig an diese Umstände zu erinnern.

— Entschuldigen Sie, mein Vater, ich muß Sie an Alles erinnern ... Ich habe das Recht, gehört zu werden, ich will keine der Thatsachen mit Stillschweigen übergehen, welche mich zu dem unveränderlichen Entschlusse bewogen haben, den ich Ihnen eben ankündigen will.

— Sprechen Sie denn, mein Sohn, — sagte der Abbé von Aigrigny, indem er die Stirn runzelte und erschreckt schien über das, was der junge Priester sagen würde, dessen bisher bleiche Wangen sich mit lebhafter Röthe bedeckten.

— Sechs Monate vor meiner Abreise nach Amerika, — versetzte Gabriel, indem er die Augen niederschlug, — benachrichtigten Sie mich, daß Sie mich zur Beichte bestimmen wollten... und um mich auf dieses heilige Amt vorzubereiten... gaben Sie mir ein Buch in die Hände...

Gabriel zögerte auf's Neue, er erröthete stärker; Aigrigny konnte kaum sich einer Bewegung der Ungeduld und des Zornes enthalten.

— Sie gaben mir ein Buch in die Hände, — fuhr der junge Priester fort, indem er sich selbst überwand, — ein Buch, welches die Fragen enthält, welche ein Beichtvater den jungen unverheiratheten Männern, den jungen Mädchen... und den verheiratheten Frauen vorlegen kann, wenn sie sich vor dem Tribunal der Buße stellen... Mein Gott! — fügte Gabriel bei dieser Erinnerung bebend hinzu, — ich werde niemals diesen furchtbaren Augenblick vergessen... Es war des Abends... ich zog mich in mein Zimmer zurück ... nahm das Buch mit, welches, wie Sie mir sagten, von einem unserer Väter verfaßt und von einem heiligen Bischofe vervollständigt worden sei.*) Voller Ehrfurcht, Vertrauen und Glauben... öffnete ich jenes Buch... Erst verstand ich nicht... dann endlich, als ich es begriff ... da wurde ich von Scham und Schauder ergriffen, von Entsetzen gefaßt; kaum hatte ich die Kraft, mit zitternder Hand dies abscheuliche Buch zuzumachen ... und ich eilte zu Ihnen, mein Vater ... und wollte mich anklagen, daß ich unwillkürlich meine Augen auf diese schmachvolle Schrift geworfen, die Sie aus Irrthum mir in die Hände gegeben hätten.

— Erinnern Sie sich, mein theurer Sohn, — sagte ernst der Abbé von Aigrigny, — daß ich Ihre Gewissenszweifel beschwichtigte, Ihnen sagte, daß ein Priester, der bestimmt ist, Alles unter dem Siegel der Beichte zu hören, Alles kennen, Alles wissen, Alles zu würdigen verstehen müsse ... daß unsere Gesellschaft die Lesung dieses Compendiums als eines classischen Werkes den jungen Diakonen, Seminaristen und jungen Priestern vorschreibe, welche für die Beichte bestimmt wären...

— Ich glaubte Ihnen, mein Vater, die Gewohnheit trägen Gehorsams war so mächtig in mir, die Disciplin hatte mich so aller Selbstprüfung entwöhnt, daß ich trotz meines Schauders, den ich mir fast zum schweren Vorwurfe machte, das Buch wieder in mein Zimmer mitnahm und las... O, mein Vater, welche erschreckliche Offenbarung alles Dessen, was die Unzucht nur Strafbares, Zügelloses in ihren Raffinements aufweisen kann! Und ich war in der Kraft des Jünglingsalters... und bis dahin hatten blos meine Unwissenheit und Gottes Beistand mich in den Kämpfen gegen meine Sinne aufrecht erhalten ... O, welche Nacht! welche Nacht! ... Als ich im tiefen Schweigen meiner Einsamkeit vor Verwirrung und Entsetzen schaudernd diesen Katechismus ungeheurer, unerhörter, unbekannter Ausschweifungen las ... als diese obscönen Bilder von scheußlicher Schlüpfrigkeit an meiner bis dahin keuschen und reinen Einbildungskraft vorüberzogen ... o, mein Gott, Du weißt es, da schien es mir, als wankte meine Vernunft. Ja ... und sie verwirrte sich ganz und gar ... Denn bald wollte ich dieses gräßliche Buch fliehen, und doch weiß ich nicht, welcher entsetzliche Reiz, welche zerstörende Neugier mich hochathmend außer mir vor diesen nichtswürdigen Seiten zurückhielt. Ich gedachte vor Verwirrung und Scham zu sterben, und wider meinen Willen erhitzten sich meine Wangen, eine zerstörende Gluth kreiste in meinen Adern, und nun begannen furchtbare Erscheinungen meine Verwirrung zu vollenden. Es schien mir, als säße ich schlüpfrige Phantome aus diesem verfluchten Buche emporsteigen und ich verlor das Bewußtsein, indem ich ihren brennenden Umarmungen mich zu entziehen suchte.

— Sie sprechen von diesem Buche in tadelnswerthen Ausdrücken, — sagte der Abbé von Aigrigny streng. — Sie sind ein Opfer zu lebhafter Einbildungskraft gewesen und nur dieser müssen Sie den traurigen Eindruck zuschreiben, den ein vortreffliches und für seine speciellen Zwecke höchst tadelloses Buch, das übrigens auch von der Kirche genehmigt ist, auf Sie hervorgebracht hat.

— Also, mein Vater, — antwortete Gabriel mit tiefer Entrüstung, — also habe ich nicht das Recht, mich darüber zu beklagen, daß meine bis dahin unschuldigen und jungfräulichen Gedanken fortan auf ewig durch Abscheulichkeiten befleckt sind, die ich niemals würde geargwöhnt haben können? Denn ich zweifle, ob Diejenigen, die sich solchen Nichtswürdigkeiten hingeben, kommen und den Priester um Absolution für dieselben bitten werden.

— Das sind Fragen, über welche Sie sich kein Urtheil erlauben können, — antwortete der Abbé von Aigrigny schroff.

— Ich werde nicht mehr davon sprechen, Ehrwürdiger Vater, — sagte Gabriel und er fuhr darauf fort: — Eine lange Krankheit folgte auf diese schreckliche Nacht, mehre Male mußte man, wie man mir später erzählt hat, befürchten, daß ich den Verstand verlieren werde. Als ich wieder auflam, erschien mir das Vergangene wie ein peinlicher, unangenehmer Traum... Da sagten Sie mir, mein Vater, daß ich für gewisse Functionen noch nicht reif sei... und damals war es, als ich Sie inständig bat, mich nach den Missionen von Amerika gehen zu lassen. Nachdem Sie lange meine Bitte zurückgewiesen, willigten Sie ein... ich reiste ab... Seit meiner Kindheit hatte ich stets im Collegium oder im Seminar im Zustande der Unterdrückung und fortwährender Unterwürfigkeit gelebt; durch die Gewohnheit, den Kopf und die Augen zu senken, hatte ich mich so zu sagen entwöhnt, den Himmel und die Pracht der Natur anzuschauen. Welch hohes, frommes Glück empfand ich daher, als ich mich plötzlich auf die imposante Großartigkeit des Meeres versetzt sah, als ich während meiner Ueberfahrt den Ocean erblickte und den weiten Himmel! Da fühlte ich zum ersten Male seit langen Jahren mein Herz wieder frei in der Brust schlagen; mir schien es, als käme ich aus einem Orte, wo tiefe, undurchdringliche Dunkelheit geherrscht hätte, zum ersten Male fühlte ich, daß ich der Herr meiner Gedanken war, und ich wagte es, mein vergangenes Leben zu prüfen, wie man von der Höhe des Berges tief hinab sieht in ein dunkles Thal ... Da erhoben sich seltsame Zweifel in meinem Geiste. Ich fragte mich, mit welchem Rechte, mit welcher Absicht man seit so langer Zeit den Gebrauch meines Willens, meiner Freiheit, meiner Vernunft unterdrückt und vernichtet habe, da mich doch Gott mit Freiheit, Willen und Vernunft ausgerüstet. Aber ich sagte mir, daß vielleicht die Absichten dieses großen, schönen und frommen Werkes, zu dem ich berufen sollte, mir eines Tages enthüllt werden und mich für meinen Gehorsam und meine Entsagung belohnen würden.

In diesem Augenblicke trat Herr Rodin wieder ein.

*) Dieser Ausdruck ist wörtlich ... es ist ausdrücklich durch die Statuten ausgesprochen diesen entscheidenden Moment der Prüfung abzuwarten, um dann die Ablegung des Gelübdes zu beschleunigen.

*) Es ist uns aus Achtung vor den Lesern dieses Journals nicht möglich, selbst lateinisch nur eine Idee von diesem Buche zu geben. Herr Orain in seinem mehrfach und vortrefflichen Werke: Des Jésuites et de l'Université äußert sich folgendermaßen:

„Ich bekenne mich in großer Verlegenheit beim Beginn dieses Kapitels, in welchem ich über ein Buch zu berichten habe, welches unmöglich zu übersetzen, schwer im Original zu citiren, denn dieses Latein trägt der Nacktheit der Sachen zu viel Rechnung. Jedenfalls muß ich die Neugier des Lesers in Ungewißheit nehmen; ich versuche ihm dagegen so viel Details als möglich zu ersparen."

Weiterhin bei Gelegenheit der von den Generalen vorgeschriebenen Fragen ruft Herr Orain mit edler Entrüstung aus:

„Welcher Art die Gespräche sind, welche im Beichtstuhl zwischen dem „Priester und der verheiratheten Frau gehalten werden ... ich muß darauf „verzichten, davon zu sprechen."

Endlich sagt der Verfasser der Décousettes d'un Bibliophile, nachdem er wörtlich eine große Anzahl von Stellen dieses abscheulichen Katechismus citirt hat:

„Meine Feder sträubt sich, diese Enthüllungen aller Verworfenheiten „ausführlicher mitzutheilen. Ich empfinde Etwas wie einen Gewissenszwang, „daß ich schon so weit gegangen bin. Mag ich mir auch sagen, daß ich „Nichts gethan als citirt, ich fühle doch einen Schauer, als ob ich Dinge „angerührt hätte. Und dennoch ist es dieser Absicht selbst, der mich be„zaubert. Nach der verwunderungswerthen Ordnung Gottes ist die Absolu„tion der Kirche Christi in Betreff des Irrthums je nachstehender und mit„samer, je größer das Uebel ist. Die Heiligkeit der Moral kann nicht „in Gefahr sein, ohne daß die Wahrheit ihre Stimme erhebt und sich hö„ren läßt."

men machte ein wahres Heer aus, das in seinen verschiedenen Uniformen kolonnenweise defilirte, und mein Prinz Friedrich von Preußen befand sich im letzten Kriege wie oft an der Spitze eines Truppencorps, dem diese psalmodirenden Cohorten an Zahl weit überlegen waren.

Die Prinzen haben sich bis jetzt noch nirgend als bei dem Cardinal Alexander Albani, dem Beschützer der deutschen Nation, vorstellen lassen. Die Bekanntschaft mit der schönen Welt sparen wie uns so lange auf, bis wir nichts Besseres mehr zu thun wissen. Ich für meine Person habe inzwischen durch einen eigenthümlichen Zufall den Segen des heiligen Vaters weggeschnappt. Dies trug sich folgendermaßen zu. Das Allerheiligste ist Tag für Tag abwechselnd in einer der Pfarrkirchen der Stadt ausgestellt, und wenn seine Gesundheit es erlaubt, ermangelt der wahrhaft fromme Clemens XIII. niemals, sich daselbst einzufinden.

Also sahen wir den ehrwürdigen Greis denn auch in andächtigem Gebete vor dem Altar knien. Sobald er fertig war, stand er auf, um sich zu entfernen. Er wurde unter beiden Armen geführt und ging, rechts und links seinen Segen austheilend, hinaus, derweil Jedermann auf seinem Wege auf die Knie fiel. Um ihn desto näher zu sehen, hatte ich mich in die Thür der Kirche gestellt und kniete bei seinem Nahen so wie die Anderen nieder. Da er mir nun ansehen mochte, daß ich einer solchen Ceremonie nicht gewohnt sei, so blieb er stehen, wandte sich mir zu und ertheilte mir, ein wenig vorgebeugt, in solcher Nähe seinen Segen, daß er mir beinahe seine Hände aufgelegt hätte und daß ich über sein liebevolles ehrwürdiges Wesen ganz gerührt ward.

Rom, 27. Januar. Winkelmann hat beim Cardinal Albani Tisch und Wohnung und genießt außer einer Pension, die er ebenfalls von ihm erhält, seines reellen Vertrauens. Eine Pension und sein Vertrauen schenkt ihm auch der Cardinal Stoppani und es herrscht wegen dieses Gelehrten zwischen beiden Cardinälen eine ihnen zur Ehre gereichende Eifersucht. Da Winkelmann überdies auch von seinem Unterbibliothekariat einen kleinen Gehalt bezieht, so mögen sich seine Einkünfte auf etwa 400 Scudi belaufen. Der Cardinal Albani ist einige achtzig Jahre alt und fast erblindet, obwohl er sich noch ziemlich viel Lebhaftigkeit erhalten hat, die er mit einer gewissen scherzhaften Derbheit verbindet. Im Jahre 1708, als der heilige Stuhl jene berühmte Kriegsrüstung gegen die kaiserlichen Truppen zu Stande brachte, die Ferrara und Comacchio wegnahmen, war er ein junger Gardecapitän. Als erfahrener Alterthumsforscher ist er Kenner und Beschützer der schönen Künste. Als wir ihm, von Winkelmann eingeführt, unseren ersten Besuch machten, sagte er zum regierenden Fürsten: wie sehr er unter denjenigen Christen, die eigentlich nicht im Schooß der Kirche ruhten, die Protestanten noch jenen unglückseligen Franzosen verziehe, die dazu gehörten und nicht gehörten und im Grunde bloße Atheisten seien. — Des Abends findet bei ihm eine Art Assemblée statt, zu der sich viele Leute und zumal Fremde einfinden. Er pflegt alsdann die meiste Zeit über mit seiner alten Freundin, die wir ebenfalls kennen lernten, der Gräfin Oheresini, Trictrac zu spielen. In Bezug auf diese Dame hat der verstorbene Papst Benedikt XIV. zu Albani gesagt, indem er sie eine sehr schöne goldene Uhr tragen sah, die der Cardinal ihr geschenkt hatte: „Ein Opfer auf dem Altar."

Der nämliche durch seine Witzreden berühmte Papst hat auch eines Tages von dem jungen, jetzt regierenden Markgrafen von Anspach eine Antwort empfangen, die aufgezeichnet zu werden verdient. — Trinkt man an Ihren deutschen Höfen noch eben so viel wie sonst? fragte er denselben nämlich unbesonnenerweise. — Nein, heiliger Vater! versetzte der

Der Abbé von Jägligen sah ihn mit verwunderm, fragendem Blick an; der Greis trat näher und sagte ganz leise zu ihm, ohne daß es Gabriel hören konnte:

— Mein Bischgen!... man benachrichtigt mich eben hier, daß der Vater des Marschall Simon mieder in der Kapelle des Herrn Baron angekommen sey...

Darauf einen Blick auf Gabriel werfend, schien Nonin den Ehrwürdigen Vater zu fragen, ob mir mißvergnügtsamer Miene den Kopf senke. Jedoch verfehlte er zu Gabriel gewandt, während Nonin mit ihm zu Rathe hielt:

— Ihr Vater ist da, Herr Gabriel, ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie sich nicht länger dem Ehrwürdigen Vater und den Seinen zum Feste stören!

— Lieg mein Gottesdienst, mein Vater, die Gesellschaft zu verlassen, war mir die Entsendung, die ich gemacht hatte, doch sehr schmerzlich... O, glauben Sie mir, für eine gute und gerechte Sache gute so manche Ehrenkränkung, als sich mir bereitet, das abschließen, was so lange sich erstreckt hat!... Und ist es so, daß ich an die Gedanken meines Mißlen benehmen mit gnädigster Ersaubniß, Gott werde mich nächstens die Ehre Ihrer Gegenwart in der einen oder der zwei im Gegentheil über mich mit verschiedner Ehre gewandt...

Nun dies gesagt, bedte Gabriel bei dem Gedanken an die gehemmtheiten, daß, wenn sich in Lucetta das Leben gerettet, Noch einer Paule hier er sterb...

— Ja mein; Mißlen benannt war, daß ich hierhergekommen, mein Vater, entschuldigen mir die Freiheit verursachen und mich von meinen Leben weiter frei zu machen... Meyer Mißlen, aber vergeben, daß ich Ihr um eine Unterredung... Gehren meiste es die Verfügung, daß ich ein langes Gespräch mit meiner Reputationsbeter hatte. Durch die erfolge ich die Gut, daß ich mich bei Ihnen, um mich zu meinem Urtheil zu rechtfertigen; den gottwohlschlichen Widerstand, den man mir der Absicht gegenüber, um meine Absicht zu verwirklichen, ich entdecken dürfen die beiden Stellen ausschließe, meine eine Bestimmung, deren reichen Bedeutung ich unterstand. Die Ihr greifen, mein Vater, wenn ich noch dürfte zaudern Ihnen, die Kunde Ihrer Ankunft zu melden, so meinte ich, was ich gethan, mir meinen Entschluß unwiderruflich gemacht haben... Aber in diesem leichtsinnen Augenblick, mein Vater, muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht die ganze Gesellschaft entlassen gemeß mein rieie einfache, leichtgläubige und vertrauende Menschen Ihnen als getrieben... Ja unser Verbindungs... kennen Sie das Wort nicht, ja dem man sie als geheime Werkzeuge bedient haben, sind... Ich bitte Sie um nichts Gott bitten, sie zu entsenden, mir es mich einander nur...

— Ja, mein Sohn, — sagte ihm der Jägligen, indem er diesen mit seiner Aufmerksamkeit beehrte — Ihr, um mich zu bitten, daß ich die Gnade zurücke, welche Sie an die Gesellschaft schien!

Der Bischof.

„Der Herr verdammt einen Kandidaten, der von einer Hexenmeisterin, „und bestellen sie, daß sie mich nicht ein Verbrechen thut, „sie, um einen gewissen Lohn zu verdienen. Ich ist gebieten „Ihnen zu gehorchen! Kommen Sie, Kandidat, nehmen Sie von „Ihrem Herrn Lehrer, indessen schaue und eine verwandte Hexenmeisterin, verabredeten, so ist auch dieses Verbrechen bestraft."

Der Bischof.

„Ein Bischof soll entschuldigt, wenn er eine heimliche Gemeinschaft „stiften, damit sie nicht die Gelegenheit erhalten können Gutes zu thun. „Lieben Gemeinden eben so viel verursachen, als bösen thun können."

Der Bischof.

„Ich will gewiß erwacht, einen Stab zu stützen, um Gütter zu befehlen „wenn sie gehen wollen, und nicht zu Hause sind, und sie sollen mir „Ihnen Gehorsam leisten, und sie sollen mir Ihnen Gehorsam leisten, „und sie sollen mir Ihnen Gehorsam leisten, „und sie sollen mir Ihnen Gehorsam leisten, „

Rodin nahm seinen Beobachtungsposten beim Kamine wieder ein, wo er sich mit dem Arme anlegte, nachdem er auf den Ehrwürdigen Vater Aigrigny einen Blick verachtender und ergrimmter Ueberlegenheit geworfen, der von einem sehr bedeutsamen Achselzucken begleitet war.

Nach dieser unmöglichen und glücklicher Weise von dem Ehrwürdigen Vater Aigrigny nicht bemerkten Kundgebung nahm das Leichengesicht des Socius wieder seine eisige Ruhe an. Seine dünnen Augenlider, die einen Augenblick vor Zorn und Ungeduld in die Höhe gegangen waren, sanken wieder und bedeckten halb seine trüben Augen.

Man muß gestehen, daß der Abbé von Aigrigny trotz seiner eleganten leichten Rede, der Verführungskraft seiner gewählten Manieren, trotz des Angenehmen, was sein Gesicht hatte, trotz seines Aeußeren als vollendeter, durchgebildeter Mann von Welt, häufig von der unerbittlichen Festigkeit, der teuflischen Arglist und Tiefe Rodin's beherrscht wurde, obgleich dieser alte abstoßende, schmutzige Mensch nur sehr selten aus seiner niedrigen Rolle eines Secretärs und stummen Zuhörers herausging.

Der Einfluß der Erziehung ist so mächtig, daß Gabriel trotz des formellen Bruches, den er eben herbeigeführt hatte, sich noch in Gegenwart des Marquis von Aigrigny eingeschüchtert fühlte, und mit schmerzlicher Angst wartete er darauf, was der Ehrwürdige Vater auf seine ausdrückliche Bitte, ihn seiner alten Schwüre zu entbinden, antworten würde.

Nachdem Seine Reverenz ohne Zweifel den Angriffsplan geschickt combinirt hatte, brach er endlich das Schweigen, stieß einen tiefen Seufzer aus, gab seiner vorher strengen und erzürnten Physiognomie einen rührenden Ausdruck von Milde und sagte mit liebreicher Stimme zu Gabriel:

— Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, daß ich so lange geschwiegen habe; aber Ihr plötzlicher Entschluß hat mich so betäubt, so peinliche Gedanken in mir erweckt, daß ich mich habe einige Augenblicke sammeln müssen, um den Grund zu Ihrem Bruche mit uns ergründen zu können... und ich glaube, daß mir das gelungen ist... Also, mein Sohn, Sie haben auch ernstlich über die Wichtigkeit Ihres Schrittes nachgedacht?

— Ja, mein Vater.

— Sie sind durchaus entschlossen, die Gesellschaft zu verlassen, selbst gegen meinen Willen?

— Das würde mir peinlich sein, mein Vater... aber ich würde auch dazu mich entschließen müssen...

— Das müßte Ihnen allerdings sehr peinlich sein, mein lieber Sohn, Sie haben frei einen unwiderruflichen Eid abgelegt und dieser Eid verpflichtete Sie nach den Statuten der Gesellschaft nur mit Genehmigung Ihrer Vorgesetzten zu verlassen...

— Ich kannte damals, mein Vater, wie Sie wissen, die Natur der Verpflichtung nicht, welche ich übernahm... Jetzt, wo ich darüber klarer bin, verlange ich mich zurückziehen zu dürfen. Mein einziger Wunsch ist in einem von Paris entfernten Dorfe eine Pfarre zu bekommen... Ich fühle einen unwiderstehlichen Beruf in mir zu diesen bescheidenen und nützlichen Functionen; es giebt auf dem Lande ein so furchtbares Elend, eine so entsetzliche Unwissenheit Alles dessen, was dazu beitragen könnte, die Stellung des landbauenden Proletariers zu verbessern, dessen Existenz eben so unglücklich ist, als die der Negersklaven. Denn von welcher Art ist seine Freiheit, wie ist seine Erziehung beschaffen? Mein Gott, mir scheint, als ob ich mit Gottes Hülfe in einer Dorfpfarre der Menschheit einige Dienste leisten könnte. Es wäre mir also schmerzlich, mein Vater, wenn Sie mir verweigern wollten, was ich...

— O beruhigen Sie sich, mein Sohn, — sagte Aigrigny, — es fällt mir nicht ein, gegen Ihren Wunsch, sich von uns zu trennen, zu streiten...

— Also, mein Vater, entheben Sie mich meiner Gelübde?

— Dazu habe ich keine Macht, mein lieber Sohn; aber ich will augenblicklich nach Rom schreiben, um von unserm General die Vollmacht dazu zu erhalten.

— Ich danke Ihnen, mein Vater...

— Bald, mein lieber Sohn, werden Sie also von diesen Banden befreit sein, welche Ihnen lästig sind, und die Männer, von denen Sie sich mit so viel Bitterkeit lossagen, werden nichtsdestoweniger fortfahren, für Sie zu beten... damit Gott Sie vor noch größeren Irrungen bewahre... Sie glauben sich gegen uns entbunden, mein lieber Sohn, aber wir halten uns nicht für entbunden gegen Sie; man entwöhnt sich nicht so leicht bei uns von einer väterlichen Neigung. Was können Sie dagegen sagen?... Wir, wir betrachten uns gegen unsere Creaturen wie verpflichtet durch die Wohlthaten selbst, mit denen wir sie überhäuft haben... So waren Sie arm und verwaist... wir haben den Arm ausgestreckt, gesorgt aus Theilnahme, die Sie verdienten, mein lieber Sohn, als um Ihrer vortrefflichen Adoptivmutter eine zu schwere Last abzunehmen.

— Mein Vater, — sagte Gabriel mit verhaltener Bewegung, — ich bin kein Undankbarer.

— Ich will es glauben, mein lieber Sohn. Lange Jahre hindurch haben wir Ihnen, als unserm vielgeliebten Kinde, die Nahrung der Seele und des Leibes gegeben; heute beliebt es Ihnen sich von uns loszusagen, uns zu verlassen;... wir willigen nicht blos darein... sondern jetzt, wo ich die wahre Ursache Ihres Bruches mit uns durchschaut habe, ist es sogar meine Pflicht Sie Ihrer Eide zu entbinden.

— Von welcher Ursache wollen Sie sprechen, mein Vater?...

— O, mein lieber Sohn, ich begreife Ihre Furcht. Heute drohen uns Gefahren, das wissen Sie wohl...

— Gefahren, mein Vater! — rief Gabriel.

— Es ist unmöglich, mein lieber Sohn, daß Sie nicht wissen sollten, wie seit dem Sturze unserer legitimen Herrscher, unserer natürlichen Stützen, die revolutionäre Gottlosigkeit immer drohender wird; man überhäuft uns mit Verfolgungen... Daher, mein lieber Sohn, begreife ich und weiß den Grund zu würdigen, welcher unter solchen Umständen Sie treibt, sich von uns zu trennen.

— Mein Vater! — rief Gabriel eben so entrüstet als vor Schmerz, — das denken Sie nicht von mir, das können Sie nicht denken.

Der Abbé von Aigrigny sahe in dem imaginairen Bilde von den Gefahren seiner Gesellschaft, ohne auf Gabriel's Betheuerungen Rücksicht zu nehmen, fort, obwohl die Gesellschaft, weit entfernt in Gefahr zu sein, schon wieder begann, heimlich ihren Einfluß zu vergrößern.

— O, wenn unsere Gesellschaft so allmächtig wäre, wie sie es noch vor wenig Jahren war, — versetzte also der Ehrwürdige Vater, — wenn sie noch mit der Ehrfurcht und den Huldigungen umgeben wäre, welche ihr die wahrhaft Frommen schuldig sind, trotz aller abscheulichen Verleumdungen, mit denen man uns verfolgt, vielleicht dann, mein lieber Sohn, würden wir gezaudert haben, Sie sofort Ihres Eides zu entbinden, Ihre Augen dem Lichte zu öffnen, Sie dem verhängnißvollen Schwindel zu entreißen, dem Sie zur Beute fallen; aber heute, wo wir schwach, unterdrückt, von allen Seiten bedroht sind, ist es Pflicht, ist es Vorhersichtigkeit für uns, Sie nicht gezwungen die Gefahren theilen zu lassen, welchen Sie klugerweise sich entziehen wollen.

Bei diesen Worten warf der Abbé von Aigrigny einen schnellen Blick auf seinen Socius, der mit einem billigenden Winke antwortete, begleitet von einer ungeduldigen Bewegung, die zu sagen schien: Nun, nur immer weiter!

Gabriel stand wie angedonnert; es gab auf der Welt kein ehrlicheres, redlicheres, muthigeres Herz als das seine, man denke sich also, was er leiden mußte, indem er seinen Entschluß auf diese Weise auslegen hörte.

— Mein Vater, — versetzte er mit bewegter Stimme und die Augen voller Thränen, — Ihre Worte sind grausam, sind ungerecht, denn Sie wissen es, ich bin kein Feigling.

— Nein, — sagte Rodin mit seiner trockenen und einschneidenden Stimme, indem er sich an den Abbé von Aigrigny wandte und mit verächtlichem Blicke auf Gabriel zeigte, — Ihr lieber Herr Sohn... ist nur vorsichtig...

Bei diesen Worten Rodin's bedte Gabriel, eine leichte Röthe färbte seine blassen Wangen, seine großen blauen Augen funkelten von edlem Zorne; darauf aber bekämpfte er den Vorschriften der Entsagung und der christlichen Demuth gemäß diese augenblickliche Aufregung, senkte den Kopf, und da er zu bewegt war, um zu antworten, schwieg er und trocknete heimlich eine Thräne.

Diese Thräne entging dem Socius nicht, er sah ohne Zweifel ein günstiges Symptom darin, denn er tauschte abermals mit dem Abbé von Aigrigny einen Blick der Zufriedenheit aus.

Dieser war eben auf dem Punkte eine gefährliche Frage zu berühren; daher wurde trotz seiner Herrschaft über sich selbst seine Stimme etwas unsicher, als er von einem Blicke Rodin's, der höchst aufmerksam war, so zu sagen ermuthigt zu Gabriel sagte:

— Ein anderer Beweggrund noch zwingt uns vor der Entbindung von Ihren Gelübden nicht zurückzuwandern, mein lieber Sohn... Es ist eine höchst zarte Frage... Sie haben wahrscheinlich von Ihrer Adoptivmutter gestern erfahren, daß Sie vielleicht berufen werden würden, eine Erbschaft anzutreten... deren Werth man nicht weiß...

Gabriel erhob schnell das Haupt und sagte zum Abbé von Aigrigny:

— Wie ich es schon Herrn Rodin versichert habe, hat meine Adoptivmutter mir dies ihre Gewissensscrupel mitgetheilt... und ich wußte durchaus von der Erbschaft nichts, Ehrwürdiger Vater, von der Sie sprechen...

Der Ausdruck der Gleichgültigkeit, mit welcher der junge Priester diese Worte sprach, wurde von Rodin wahrgenommen.

— Gut... — versetzte Aigrigny; — Sie wußten von nichts, ich will es glauben, obgleich aller Anschein das Gegentheil lehrt und mit einem Worte beweist... daß die Kenntniß von der Erbschaft Ihrem Entschlusse, sich von uns zu trennen, doch nicht ganz fremd ist.

— Ich verstehe Sie nicht, mein Vater.

— Und doch ist es sehr einfach. Meiner Ansicht nach hat Ihr Bruch mit uns zwei Gründe... Erstens sind wir in Gefahr... und Sie halten es für klug, dieselbe nicht zu theilen...

— Mein Vater...

— Erlauben Sie mir auszusprechen, mein Sohn, und zum zweiten Grunde überzugehen... Wenn ich mich irre, werden Sie mir antworten... Folgendes sind die Thatsachen: Bermals hatten Sie und in der Voraussetzung, daß Ihre Familie, deren Schicksal Sie nicht kannten, etwas Vermögen hinterlassen würde... als Ersatz für die Sorge, welche die Gesellschaft gegen Sie übernommen... Sie hatten, sage ich, eine Schenkung gemacht über Alles, was Sie in Zukunft noch einmal würden besitzen können. Diese Schenkung galt nicht uns, sondern den Armen, deren geborene Beschützer wir sind.

— Nun, mein Vater! — fragte Gabriel, der noch immer nicht wußte, wo dieser Eingang hinaus solle.

— Nun, mein Sohn, jetzt, wo Sie gewiß sind, einiger Wohlhabenheit genießen zu können, wollen Sie ohne Zweifel, indem sie sich von uns lossagen, auch diese Schenkung annulliren, welche Sie in früherer Zeit gemacht haben.

— Um klar zu sprechen, wollen Sie meineidig werden, weil wir verfolgt sind, und Ihre Geschenke wieder zurücknehmen! — fügte Rodin in einem scharfen Tone hinzu, als wolle er auf runde Weise die Stellung Gabriel's zur Gesellschaft Jesu resumiren.

Bei dieser nichtswürdigen Beschuldigung konnte Gabriel nur die Hände und die Augen zum Himmel erheben, indem er mit herzzerreißendem Ausdrucke rief:

— O mein Gott!... o mein Gott!

Nachdem der Abbé von Aigrigny mit Rodin noch einen Blick gewechselt, sagte er zu diesem mit strengem Tone, damit es den Anschein habe, als scheite er ihn wegen seiner rauhen Offenheit:

— Ich glaube, daß Sie zu weit gehen; unser lieber Sohn würde auf diese nichtswürdige und sage Art gehandelt haben, welche Sie eben bezeichnen, wenn er von seiner neuen Lage als Erbe unterrichtet gewesen wäre, aber da er das Gegentheil versichert, muß man es allem Anscheine zum Trotz glauben.

— Mein Vater, — sagte endlich Gabriel dicht, bewegt, zitternd und überwand seine schmerzliche Entrüstung. — Ich danke Ihnen, daß Sie wenigstens Ihr Urtheil noch zurückhalten... Nein, ich bin kein Feigling, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht wußte, welchen Gefahren die Gesellschaft ausgesetzt ist, nein, ich bin kein Nichtswürdiger, ich bin kein Habgieriger, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich erst von Ihnen erfahre, mein Vater, daß ich möglicher Weise etwas erben werde... und das...

— Ein Wort noch, mein lieber Sohn. Ich bin kürzlich durch den größten Zufall von der Welt von diesem Umstande unterrichtet worden, — sagte der Abbé von Aigrigny, indem er Gabriel unterbrach. — Und zwar durch die Familienpapiere, welche Ihre Adoptivmutter ihrem Beichtvater übergeben hatte

---

senlicher mit Katzenkraut verstopft, das diese Damen immer unter der Hand bei sich zu haben pflegten. Sie konnte jedoch abermals nicht ausdauern, die Männer, die das Peinliche des Auftritts fühlten, kamen zu uns heran und versuchten eine Unterhaltung einzuleiten. Mittlerweile ging aber ein dumpfes Gemurmel durch den Saal und zogen die Cicisbei, die mehrentheils Geistliche, Monsigneri und Abbati waren, Briefe eiligst aus ihren Taschen, deren Siegel sie verbrannten. Um ihre Fassung wieder zu gewinnen, näherten sich einige von uns den Spieltischen, und redeten die Damen an; unpäßlich aber sprangen dieselben, wie bei dem Anblick eines Pestkranken, von ihren Sitzen empor. Nun trat der Cicisbeo des Hauses mit großen Entschuldigungen auf den Fürsten zu und sprach ein Langes und Breites von der unüberwindlichen Abneigung der Damen gegen wohlriechende Sachen. Der Fürst erwiederte, daß vielmehr er sich entschuldigen müsse; nach all' den angewandten Vorsichtsmaßregeln habe er sich aber allerdings geschmeichelt, nicht den leisesten Geruch mehr an sich zu tragen. Er werde jedenfalls sofort das Feld räumen, um der Frau Prinzessin und ihrer Assemblée nicht länger lästig zu fallen. Es war indessen auch dazu bereits zu spät und die Luft vergiftet. Wir trafen auf der Treppe schon die meisten Frauen in voller Flucht an und sahen, wie sie von ihren Cavalieri serventi entführt wurden. Mit einem Worte, die Niederlage war allgemein und das schöne Geschlecht floh das Haus wie ein Zug Tauben den Taubenschlag, in dem ein Wiesel seine Verheerungen angerichtet. Dieser unnatürliche Widerwille ist denn auch nicht blos Ziererei und man hat uns beglaubigte Beispiele angeführt, daß Frauen, die unversehens Parfüms rochen müssen, vor der Zeit niedergekommen oder gefährlich krank geworden sind. Im vergangenen Jahre hat sich darum ein Franzose von Kopf bis zu den Füßen neu kleiden und alle seine Wäsche vier Wochen lang in der Tiber liegen lassen müssen. Seitdem ist es auch sogar zur Regel angenommen worden, gar kein Mitglied dieses parfümirten Volkes mehr in Gesellschaft zuzulassen, es müßte denn irgend ein anständiger Mann für ihn gut sagen wollen.

Fondi, 23. Februar. Der abscheuliche Weg, den wir heute, auf unserer Reise nach Neapel, zurückzulegen hatten, zwang uns auszusteigen und dem Wagen eine Strecke zu Fuß voraus zu gehen. Zwischen Mola und Garigliano waren meine zwei Reisegefährten so eben vorausgegangen, um immer auf der nächsten Station die Pferde anschirren zu lassen, derweil ich noch auf dem Steinhaufen des zerstörten Amphitheaters herumkletterte. Meine Blicke schweiften frei umher. Das junge Grün der einsamen Felder, die von den Schalmeien der Hirten wiederhallenden Abhänge, das Meer, so viele Beweise von dem Undasein aller menschlichen Dinge um mich her, stimmten meine Seele zu einer sanften Trauer empor. Meine Gedanken richteten sich natürlich auf den Augenblick unsers in die Abgründe der Zeit gestürzten Daseins und ich vermochte klar zu erkennen, daß die Bestimmung unseres Erdenlebens, wofern man dieselbe einer gewissen mannigfaltigen Menge von Zufälligkeiten entkleidet, gewiß nur darin bestehen kann, uns allmälig von allen, auch den theuersten, Banden, die uns hier umfangen, loszuflechten. Ich wendete diesen Gedanken auf die Wirklichkeit an und riß mich am Ende von dem Orte meiner Betrachtungen in einem Zustande los, in dem ich meine Gefährten nicht ohne ein beklemmendes Herz und feuchte Augen wieder sehen konnte.

Neapel, 24. Februar. Die Kathedrale des heiligen Januarius war die erste Sehenswürdigkeit Neapels, die wir an diesem ersten Morgen unsers Hierseins besuchten. Der Kopf und die Gläser mit dem Blute des Abgotts der Neapolitaner werden darin, in einem silbernen Schranke, hinter dem Altare einer Kapelle aufbewahrt. Wir sahen deren vier

und die uns zur Zeit Ihres Eintrittes in das Collegium anvertraut worden sind. Kurze Zeit vor Ihrer Rückkunft aus Amerika, beim Ordnen der Archive der Gesellschaft fiel das Actenstück unserm Ehrwürdigen Vater Procurator in die Hände; man sah es durch und hat auf diese Weise erfahren, daß einer Ihrer Vorfahren, väterlicher Seite, dem das Haus, in welchem wir uns befinden, gehörte, ein Testament hinterlassen hat, welches heute Mittag geöffnet werden wird. Gestern noch hielten wir Sie für einen der Unsern; unsere Statuten schreiben vor, daß wir nichts als Privateigenthum besitzen dürfen; Sie haben diese Statuten noch durch eine Schenkung zu Gunsten des Erbtheils der Armen, das wir verwalten, verstärkt... also war es nicht mehr Ihre Person, sondern die Gesellschaft, welche in der meinigen als Erbin an Ihrer Statt mit Ihren Ansprüchen versehen sich einfand, welche ich hier ganz geordnet und richtig bei mir habe. Aber jetzt, mein lieber Sohn, wo Sie sich von uns trennen... müssen Sie sich selbst vorstellen; wir kamen nur hierher als Bevollmächtigte der Armen, denen Sie vormals alle Güter überlassen haben, welche Sie eines Tages besitzen würden... jetzt dagegen ändert die Hoffnung auf ein Vermögen Ihre Gesinnungen, Sie sind wieder Ihr eigner Herr, nehmen Sie Ihre Geschenke zurück.

Gabriel hatte den Abbé von Aigrigny mit schmerzlicher Ungeduld angehört und rief nun aus:

— Und Sie, mein Vater,... Sie können mich fähig glauben eine Schenkung zurückzunehmen, welche ich freimüthig zu Gunsten der Gesellschaft gemacht, um sie für die Erziehung zu entschädigen, welche sie mir großmüthig gegeben hat? Sie können mich für niederträchtig genug halten, meinen Worten untreu zu werden, da ich nun ein bescheidenes Vermögen erben werde?

— Dieses Erbe, mein lieber Sohn, kann sehr klein sein, aber auch sehr groß.

— Nun, mein Vater, und wenn es sich auch um das Vermögen eines Königs handelte, — rief Gabriel mit einer edlen, stolzen Gleichgültigkeit, — so würde ich doch nicht anders sprechen und ich habe, glaube ich, ein Recht, Glauben zu fordern. Mein fester Entschluß ist also folgender: Die Gesellschaft, welcher ich angehöre, hat Gefahren zu bestehen, sagen Sie, ich werde mich von den Gefahren überzeugen: wenn sie drohend sind... werde ich im Bewußtsein meines Entschlusses, der mich moralisch von Ihnen trennt, mein Vater, noch warten und sie erst verlassen, wenn die Gefahren vorüber sind. Was die Erbschaft anbetrifft, nach welcher man mich so begierig glaubt, so überlasse ich sie Ihnen auf das Formellste, mein Vater, wie ich mich früher aus freiem Entschlusse dazu verpflichtet habe; ich wünsche weiter Nichts, als daß dieses Vermögen für die Armen angewendet werde... Ich weiß noch nicht, ob dieses Vermögen groß oder klein ist, aber wie dem auch sei, es gehört der Gesellschaft, weil ich nur ein Wort habe! Ich habe es Ihnen gesagt, mein Vater, ich wünsche weiter Nichts als eine bescheidene Pfarre in einem kleinen armen Dorfe zu haben... ja, vor allen Dingen arm... weil dort meine Dienste nützlich sein werden. Also, mein Vater, wenn ein Mann, der niemals in seinem Leben gelogen hat, versichert, daß er nur nach einer so niedrigen, so unbegehrenswerthen Stellung strebt, so muß man, glaube ich, ihn für unfähig halten, aus Habgier die Geschenke zurückzunehmen, welche er gemacht hat.

Der Abbé von Aigrigny hatte nun eben so viel Mühe seine Freude zu verhehlen, als es ihm vorher schwer geworden war, seinen Schrecken zu verbergen; indessen schien er ziemlich ruhig und sagte zu Gabriel:

— Ich erwartete nichts Anderes von Ihnen, mein lieber Sohn.

Darauf gab er Herrn Rodin ein Zeichen zur Dazwischenkunft.

Dieser verstand seinen Vorgesetzten vollkommen; er ging vom Kamine weg, näherte sich Gabriel, lehnte sich an einen Tisch, auf dem man Schreibzeug und Papier sah und begann darauf mechanisch mit seinen knöchernen, schmutzigen Fingern zu trommeln, indem er zum Abbé von Aigrigny sagte:

— Das ist Alles recht schön und gut;... aber Ihr lieber Herr Sohn giebt uns als ganze Bürgschaft für sein Versprechen... einen Eid und das ist wenig...

— Mein Herr! — rief Gabriel aus.

— Erlauben Sie mir, — sagte Rodin kalt, — da das Gesetz unsere Existenz nicht anerkennt, so kann es auch die Schenkungen nicht anerkennen, welche zu Gunsten der Gesellschaft gemacht worden sind... Sie können uns also morgen wiedernehmen, was Sie uns heute geben.

— Und mein Eid, mein Herr? — rief Gabriel aus.

Rodin sah ihn fest an und antwortete ihm:

— Ihr Eid?... Sie haben auch der Gesellschaft einen Eid ewigen Gehorsams geschworen, geschworen sich niemals von ihr trennen zu wollen... und von welchem Gewichte ist dieser Eid heute für Sie?

Einen Augenblick gerieth Gabriel in Verlegenheit, aber sobald er fühlte, wie falsch die Vergleichung Rodin's war, stand er ruhig und voller Würde auf, setzte sich vor den Schreibtisch, nahm eine Feder und Papier und schrieb das Folgende:

„Bei Gott, der mich sieht und mich hört, vor Ihnen, „Ehrwürdiger Vater Aigrigny und Ihnen, Herr Rodin, als „Zeugen meines Eides, erneuere ich jetzt aus freiem Antriebe „und Willen die ganze und uneingeschränkte Schenkung, welche „ich der Gesellschaft Jesu in der Person des Ehrwürdigen Va„ters Aigrigny gemacht, in Betracht aller Güter, welche mir „zufallen werden, sei der Werth dieser Güter auch welcher er „wolle. Ich schwöre bei Strafe der Infamie dieses unwider„rufliche Versprechen zu erfüllen, dessen Ausführung nach mei„nem Sinne und meinem Gewissen die Abtragung einer Schuld „der Dankbarkeit und eine fromme Pflicht ist.

„Diese Schenkung hat zum Zweck vergangene Dienste zu „belohnen und den Armen Unterstützung zu verleihen; die Zu„kunft kann daher, wie sie auch sein möge, nichts daran ver„ändern, und gerade weil ich weiß, daß ich gesetzlich eines „Tages die Annullirung dieser Handlung, welche ich jetzt aus „freiem Antriebe thue, werde erlangen können, so erkläre ich, „daß wenn ich jemals, bei welcher Gelegenheit es auch sein „mag, daran dächte, sie zu widerrufen, ich die Verachtung „und den Abscheu aller braven Leute verdienen würde.

„Dem zur Urkund habe ich Dieses geschrieben am 13. Fe„bruar 1832 in dem Augenblicke der Eröffnung des Testamen„tes eines meiner Vorfahren väterlicher Seite.

„Gabriel von Renancourt."

Darauf stand der junge Priester auf und übergab die Schrift Rodin ohne ein Wort zu sagen.

Der Socius las aufmerksam und sagte stets gleichmüthig, indem er Gabriel ansah:

— Nun gut, das ist ein geschriebener Eid... das ist aber auch Alles.

Gabriel war erstaunt über die Kühnheit Rodin's, der ihm zu sagen wagte, daß die Acte, durch welche er die Schenkung auf eine so redliche, edle, freimüthige Weise erneuert hatte, nicht genügende Gültigkeit besitze.

Der Socius brach zuerst das Stillschweigen und sagte, sich an den Abbé von Aigrigny wendend, mit seiner kalten Unverschämtheit:

— Es giebt nur zwei Dinge: entweder Ihr Herr Sohn Gabriel hat die Absicht diese Schenkung durchaus gültig und unwiderruflich zu machen... oder...

— Mein Herr, — rief Gabriel aus, indem er sich kaum halten konnte und Rodin unterbrach, — ersparen Sie sich und mir eine schmachvolle Voraussetzung.

— Nun gut, — versetzte Rodin noch immer gleichmüthig, — da Sie durchaus entschlossen sind, diese Schenkung ernsthaft zu machen, was können Sie denn dagegen einwenden, sie in gesetzlicher Form zu garantiren?

— Mein Gott, gar nichts, mein Herr, — sagte Gabriel bitter, — da ein geschriebenes und geschworenes Wort Ihnen nicht genügt...

— Mein lieber Sohn, — sagte der Abbé von Aigrigny liebreich, — wenn es sich um eine zu meinem Gunsten geschehene Schenkung handelte, so glauben Sie mir, wenn ich sie annähme, würde ich sie durch Ihr Wort auf das Festeste verbürgt halten... Aber hier ist etwas Anderes: ich befinde mich, wie gesagt, in der Lage, der Mandatar der Gesellschaft oder vielmehr der Vormund der Armen zu sein, welche von Ihrer edlen Hingebung Nutzen ziehen werden; man kann also im Interesse der Menschheit diese Acte nicht mit Bürgschaften genug versehen, damit aus denselben für unsere unglücklichen Clienten eine Gewißheit entspringe, statt einer unbestimmten Hoffnung, welche die geringste Willensänderung umstoßen kann... Und dann endlich... Gott kann Sie von einem Augenblick zum andern zu sich rufen... und wer sagt Ihnen, daß Ihre Erben sich sehr beeilen würden, den Eid zu halten, den Sie geleistet haben?...

— Sie haben Recht, mein Vater,... — sagte Gabriel traurig, — ich hatte nicht an diesen Todesfall gedacht, der doch so wahrscheinlich ist.

In diesem Augenblicke öffnete Samuel die Thür des Zimmers und sagte:

— Meine Herren, der Notar ist so eben angekommen; kann ich ihn hier einlassen? Punkt zehn Uhr wird die Thür des Hauses Ihnen geöffnet sein.

— Es ist uns um so angenehmer den Herrn Notar zu sehen, — sagte Rodin, — als wir mit ihm etwas zu sprechen haben. Haben Sie die Güte ihn zu bitten, daß er eintrete.

— Ich will ihn sogleich davon benachrichtigen, mein Herr, — sagte Samuel hinausgehend.

— Da ist gerade ein Notar, — sagte Rodin zu Gabriel. — Wenn Sie noch immer dieselbe Absicht haben, so können Sie vor dieser Gerichtsperson Ihre Schenkung reguliren und sich so für die Zukunft von einer großen Last befreien.

— Mein Herr! — sagte Gabriel, — was auch kommen mag, ich werde mich eben so unwiderruflich verpflichtet halten durch diesen geschriebenen Eid, den ich Sie aufzubewahren bitte, mein Vater, — und Gabriel gab das Papier dem Abbé, — als ich mich durch die authentische gerichtliche Acte, die ich unterzeichnen werde, verbindlich erachte, — fügte er gegen Rodin gewandt hinzu.

— Still, mein lieber Sohn, dort ist der Notar, — sagte der Vater Aigrigny.

Der Notar erschien im Zimmer.

Während der Unterredung, welche diese Personen mit Rodin, Gabriel und Aigrigny hat, wollen wir den Leser in das Innere des zugemauerten Hauses führen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen mit bedeckten Häuptern auf der Erde liegen und hörten die Wände von ihrem lauten Geschluchze niederhallen. Ein noch andächtigerer alter Mann verzehrte fast die Schrankthüren mit seinen heißen Küssen. So viele Andrunst setzte uns in Erstaunen; es machte uns jedoch Jemand in der Nähe darauf aufmerksam, daß es vielleicht ein gemietheter Beter sei, der hier, wie dies sehr oft geschehe, gegen eine kleine Vergütung Anderer Andacht und fromme Wünsche an den Mann bringe. Der Palast des Königs beider Vulkane will nicht viel besagen und es dürften unter den Palästen Roms wenige sein, die ihn nicht in jeder Hinsicht, außer in der Unreinlichkeit übertrösen, die hier alles Maß überschreitet. Die Kinderspielzeuge aller Art, welche man in den Gemächern des jungen Monarchen herumliegen sieht, bezeugen, daß man ihn noch mit Dingen beschäftigt, die dem Alter, das er erreicht hat, keineswegs entsprechen. Man soll ihn übrigens auch mit großer Strenge und Einschränkung erziehen.

Das große Hoftheater ist sehr schön und so geräumig als möglich, daß die Stimmen darin wohl gehört werden. Die umfangreichen Logen sind so abgetheilt, daß man die Scene aus den entferntesten Winkeln übersieht. Man führt während des Winters drei verschiedene Opern und im Sommer eine auf. Das Theater ist also, außer in der Fastenzeit, Jahr aus Jahr ein geöffnet. Außerdem besitzt Neapel zwei kleine Schauspielhäuser für die komische Oper und Farce.

Der von einem Wehrdamme umschlossene Hafen ist klein und deshalb voller Schiffe. Es befindet sich darin, außer den fremden Schiffen, der größte Theil der königlichen Marine, die aus einem soeben fertig gewordenen Kriegsschiffe von 84 Kanonen, 2 Fregatten, 4 Galeotten, 5 Galeeren und 6 Schebecken besteht. Das Arsenal liegt gleichfalls am Meere und enthält ein kleines Bassin, das zum Kiel und zur Ausbesserung von Schiffen bequem ist.

Eduard von Bülow.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn R. in L. — Empfangen und angenommen. Nächstens werden Sie das Gedruckte verlegen sehen.

Herrn L. in L. — Erhalten und in Prüfung.

Herrn A. G. in F. — Wir warten mit Sehnsucht auf der Fortsetzung. Die Angriffe der Gegner können Sie gewiß nicht dauern!

Herrn R. St. in D. — Warum nicht? Nur möglichst gedrängt, um Raum zu größerer Mannigfaltigkeit zu erlangen.

Herrn J. F. in K. — Besorgt.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 29. Leipzig, Mittwoch den 15. Januar 1845. I. Band.

Inhalt.

Die Silvesterglocken. Eine Gespenstergeschichte von Dr. Ernst Pitaval. Zweites Viertel. — Der Sieg Jakobs, von Eugen Sue. V. Band: 6. und 7. Kapitel.

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England. Mitgetheilt von Moritz von Thüna. Fortsetzung.

Die Sylvesterglocken.

Eine Gespenstergeschichte.

Erstes Viertel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Aldermann lachte und blinzelte mit den Augen, denn es war ein gar kapitaler Spaß, der Aldermann Tuke. Und ein Schlaukopf schmeckt, der Alles merkte, Alles durchgemacht hatte und nicht gefährlich werden konnte. Er hatte die Person des Bischofs engagirt! Wenn Jemand es kannte, so war's Tuke.

„Aber aber ihr Kattelbeck!“ sagte Mr. Piker fort, und ich sah ringsum, „Kattelbeck sind aber Jahrhunderte vor uns mächtige Herrschaften, vor denen verschiedene Conformitanenstaffel, wie sie Mächte vieles Lumen wahrscheinlich protestiren können! Es hat sich gewiß genaue Untersuchungen ergeben, daß ein Pfund Kattelbeck, wenn sie gekocht werden, sieben Löthe verlieren, ein Pfund weder als irgend eine andere animalische Substanz verliert. Kattelbeck sind beschwörigen im eigentlichen Sinne des Wortes als Zerstäubungsmass. Berechnet man die Zeugin der Wasser, welche jährlich nur innerhalb des Stadtgeschlechtes geschlabbert werden, und jährlich man die Quantität der Kabaunen, welche die Keller dieser Kinder gerben, wenn man sie zur reichen Zeit schaudert, noch so niedrig an, so ergibt sich, daß von den Getränke der Kattelbeck, wenn sie gekocht werden, eine Quantität von 5000 Maaß 6 Monate von 30 Tagen und einen Februar lang sieben Minuten. D über die Verschwendung, die Verschwendung!“

Trotzig stand da mit offenem Munde und die Weise gitterten unter ihm. Es lief nur, als wenn er eine Garnitur von 500 Mann auf eigene Hand aufgebungen hätte.

„Aber ihr Kattelbeck!“ sagte Mr. Piker mit Wärme. „Wer ist Kattelbeck?“

Trotzig machte einen klaglichen Verbeugung.

„Ihr, Ihr!“ sagte Mr. Piker. „Dann will ich Euch Etwas sagen. Mein Freund, Ihr meinet Euer Kattelbeck Wittwen und Waisen vor dem Munde mag.“

„Ich mit nicht helfen,“ sagte Trotzig mit schwacher Stimme. „Kleine weiße ist gangen! Kommt!“

„Dürftet die weiter ermöglicht Daumtitel von Kaldaunen,“ sagte Mr. Piker fort, „mit der ungeheuren Zahl von Wittwen und Waisen, und es kommt auf jede Singstine ein Tausendes Kattelbeck. Die Zahl dürfte kein Ende haben. Ihr seid's fein Ihr ein Maaker.“

Trotzig war so erschüttert, daß es ihn gar nicht kümmerte, als der Aldermann seine Kattelbeck Lieber verspitzte. Er war ihm eine Gewissheitserklärung, daß er sie nur los war.

„Und was sagen Sie?“ sagte der Aldermann schwitzend den Mann mit dem rothen Gesicht und den blauen Socke. „Sie haben Freund Piker gehört. Was sagen Sie?“

„Was kann man sagen?“ entgegnete der Angeredete. „Man soll man sagen? Man kann an einem frischen Morschen,“ — er meinte Trotzig, — „in solch entsetzen Letten Zuteriche machen! Sieht Sie ihn an! Was für ein Gesichtsgeist! O, ich sage Ihnen, ich sage es Ihnen, wir verrinnen alle Zeit! Das war eine Zeit zur Bildung eines kräftigen Bauernstandes und Bürgern. Das war die Zeit, wo wir mer Alles, ja Alles anfangen konnte. Heutzutage ist nichts mehr. Ich!“ seufzte er Herr und nun rothen Gesicht. „Die gute alte Zeit, die gute alte Zeit!“

Der Herr erklärte sich auch für die Zeiten er gerade meinte, und sagte er nicht, ob er der Gegenwart Vorwürfe machte in dem unbestechlichen Bewußtsein, daß sie nichts gar Merkwürdiges gethan, als für ihn selbst Vortheilhaftes.

„Die gute alte Zeit, die gute alte Zeit!“ wiederholte er. „Was war das für eine Zeit! Das war eine einzige Zeit! Ich schaut bis nicht der Mühe von irgend einer anderen Zeit zu sprechen oder darüber zu streiten, was sie ein Kind in unserer Zeit lebt. Sie nennen sich doch keine Zeit, sage ich! Ich spreche nicht. Heben Sie in Strack's Taschen und Sie werden sehen, was ein Spektakel unter irgend einer der guten alten englischen Regierungen war.“

„Er hatte unter den besten Umständen kein Hemd auf dem Leibe und keinen Heller Geld, und an Jakken und Hose ganz und Hemden in ganz England wußte sie keinen Schneider,“ warf Mr. Piker ein. „Da kann es doch Zufrieden bewirken.“

Allein immer noch prieß der arme Mann von rothen Gesichte die gute alte Zeit, die große alte Zeit, die herrliche alte Zeit. Wenn ein Unterer sagen, was er wollte, er brachte sich mit einer eingeborenen Antennaet über ihr im Kreise umher, wie sich ein Schlittschuhläufer im Eisrahmen herumdreht, von dessen Schlittschuhen auf dessen Kunst es einen ebnen so flacher Begriff hat, als vor jenen mit den runden Gesichte von seinem verschlossenen kaufmännischen Kinde.

Als ich möglich, daß der Glaube Trotzig's an diese holde Epoche, die Zeit mich ganz zerstört war, denn er selbst hatte in den Jugendtriebe anders gesang. Also aber war ihm Ihr damaligen Leiden langsam, einfach, wiederholt, sich gewesen im Singleren verschiedener Meinung waren, seine Ansagen von jenen Morgen und von jenen anderen Morgen waren nur ja wenig begeistert. Nein, nein. Wie können nicht den rothen Mann gehen über das Rothe sagen,“ sagte sich mit Verzweiflung. „Ich ist nichts Gutes in uns. Wer sind wir Natur blos!“

Trotzig aber hatte ein vollerlichen Herz in der Brust, das trotz dieser Verzweiflenmung auf irgend eine Weise sich bemerken verirrt haben mußte, er konnte so nicht ertragen, daß Gretchen in der Wirthschaft ihrer kurzen Mutter von diesen weisen Leuten ihr Glückstal verbergestaal bekommen sollte. „Wenn sie sie gnädig,“ sagte der arme Trotzig, „sie wird es gütig gewiß nicht sein.“

Er gab daher dem jungen Schmied gelegt ein Zeichen, daß er sie fortführen möchte; das dieser war so vertieft in ein Gespräch mit Mr. Piker über die Bedeutung der Bedeutung stehen seines Amts seit verstand, als bemerken und der Ihr Zeichen nicht. Trotzig mußte sich selbst helfen. Seine Weisheit war nicht um den Mann bringen können, denn er war ein Philosoph und zwar ein praktischer, o, ein sehr prak-

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England.

(In den Jahren 1765—1768.)

(Fortsetzung und Nr. 28.)

1766.

Neapel, 1. März. Wir beklagen gestern bei dem schönsten Frühlingswetter den Besuch und machten, nach den bösewichten Gittern des Postes, vom Quarto zu dem Krater emporzugehen. Da kam verführen, daß dich eine sehr unangenehme Seite ist, über die man einen Schmutz zurgiebt, so daß man halb über die letzten Lauen mag, bald bis an die Knie durch Asche schreiten muß. Während vieles Weges machte der Berg etwa von 30 Minuten zu 30 Minuten einen starken Laden. In dem Augenblicke, als wir bei dem Zeichen ankamen und nachdem wir schon eine geraume Weile durch den Rauch gewandert waren, der von allen Seiten und dem glühenden Boden rauch, wiederholte sich der Laden, der bisher ziemlich dumpf und fern erklungen war, mit solcher Heftigkeit und so erschreckender Gewalt, daß eine Salve von mehren Batterieen und einer ganzen Batterie dagegen schwach klingen würde. Wir und unsere Führer glaubten, der ganze Berg stürze ein und wir müßten schleunigst, weil ein dichter Hagel von Steinen dem Lärmen unmittelbar folgte. Jedo pflegte das Geschrei einiger Engländer am Paar Tage und unserer Knechte von Neapel, daß unsere Furcht nicht unbegründet gewesen war, indem dem Bruder des Gastfreigen von Italien, Dem. Brisbi, einem Mr. Jerome, nachmaligen Bischof von Londonderry, der Arm gebrochen wurde und einige seiner Begleiter andere minder schwere Verletzungen erhielten. Gebadt wir uns von unseren Schrecken erholt hatten, nahmen wir, so weit es der Rauch erlaubte, den Krater in Augenschein und bewunderten die herrliche Fernsicht auf Neapel und Portici, den Golf, das Meer und die Inseln. Das herabsteigen vom Berge geht viel leichter vor sich, indem man sich nur der Asche zu überlassen braucht, die mit unseren Füßen hinabglitten. An dem Ende, wo wir unsere Wagen verlassen hatten, fanden wir den Eingang in unserer Zeit sehr. Die nennen sich doch keine Zeit, sage ich! Ich spreche nicht. Heben Sie in Strack's Taschen und Sie werden sehen, was ein Spektakel unter irgend einer der guten alten englischen Regierungen war.“

„Er hatte unter den besten Umständen kein Hemd auf dem Leibe und keinen Heller Geld, und an Jakken und Hose ganz und Hemden in ganz England wußte sie keinen Schneider,“ warf Mr. Piker ein. „Da kann es doch Zufrieden bewirken.“

Allein immer noch prieß der arme Mann von rothen Gesichte die gute alte Zeit, die große alte Zeit, die herrliche alte Zeit. Wenn ein Unterer sagen, was er wollte, er brachte sich mit einer eingeborenen Antennaet über ihr im Kreise umher, wie sich ein Schlittschuhläufer im Eisrahmen herumdreht, von dessen Schlittschuhen auf dessen Kunst es einen ebnen so flacher Begriff hat, als vor jenen mit den runden Gesichte von seinem verschlossenen kaufmännischen Kinde.

Als ich möglich, daß der Glaube Trotzig's an diese holde Epoche, die Zeit mich ganz zerstört war, denn er selbst hatte in den Jugendtriebe anders gesang. Also aber war ihm Ihr damaligen Leiden langsam, einfach, wiederholt, sich gewesen im Singleren verschiedener Meinung waren, seine Ansagen von jenen Morgen und von jenen anderen Morgen waren nur ja wenig begeistert. Nein, nein. Wie können nicht den rothen Mann gehen über das Rothe sagen,“ sagte sich mit Verzweiflung. „Ich ist nichts Gutes in uns. Wer sind wir Natur blos!“

Trotzig aber hatte ein vollerlichen Herz in der Brust, das trotz dieser Verzweiflenmung auf irgend eine Weise sich bemerken verirrt haben mußte, er konnte so nicht ertragen, daß Gretchen in der Wirthschaft ihrer kurzen Mutter von diesen weisen Leuten ihr Glückstal verbergestaal bekommen sollte. „Wenn sie sie gnädig,“ sagte der arme Trotzig, „sie wird es gütig gewiß nicht sein.“

Er gab daher dem jungen Schmied gelegt ein Zeichen, daß er sie fortführen möchte; das dieser war so vertieft in ein Gespräch mit Mr. Piker über die Bedeutung der Bedeutung stehen seines Amts seit verstand, als bemerken und der Ihr Zeichen nicht. Trotzig mußte sich selbst helfen. Seine Weisheit war nicht um den Mann bringen können, denn er war ein Philosoph und zwar ein praktischer, o, ein sehr prak-

Digitized by Google

tischerz und da er keinen seiner Zuhörer zu verlieren Lust hatte, rief er: „Halt!“

„Sie wissen,“ sagte der Alderman zu seinen beiden Freunden mit einem selbstgefälligen Lächeln über dem ganzen Gesichte, welches man immer bei ihm sehen konnte, „ich bin ein schlichter Mann und ein praktischer Mann und ich gehe auf einfachem, praktischem Wege zu Werke. So mach' ich's. Es ist gar kein Geheimniß oder eine Schwierigkeit, mit dieser Art von Leuten zu verkehren, wenn man sie nur versteht und nach ihrer eigenen Weise mit ihnen sprechen kann. Heda, Ihr, Packträger! sagt Ihr mir doch ja nicht oder irgend wer mein Freund sein will, daß Ihr nicht immer genug zu essen habt und vom Besten, weil ich das besser weiß. Ich habe Eure Kuttelflecke gekostet und Ihr könnt mich nicht „striegen“. Ihr wißt was striegen heißt, he? Nicht wahr, das ist das rechte Wort? Ha, ha, ha! 's ist das Leichteste auf der Welt,“ sagte der Alderman sich wieder an seine Freunde wendend, „mit dieser Art Leuten zu verkehren, wenn man sie nur zu behandeln versteht.“

Ein famoser Mann für das niedere Volk, der Alderman Gute! Immer bei guter Laune! Ein leutseliger, gesprächiger, spaßhafter Herr, der die armen Leute kannte!

„Sehr, Freund,“ fuhr der Alderman fort, „es wird viel Unsinn geschwatzt über Mangel und „böse Zeit“; nicht wahr, so heißt die Redensart? Ha, ha, ha! Ich werde sie ausrotten. Ferner geht die alberne Klage über Hungerleiden des Volkes im Schwange — ich werde sie ebenfalls ausrotten. So ist's! sehen Sie,“ sagte er wieder zu seinen Freunden gewendet, „man kann unter dieser Art Leuten Alles ausrotten, wenn man nur weiß, wie man es anzugreifen hat!“

Trotty nahm Gretchens Hand und zog sie durch seinen Arm; indeß schien er nicht zu wissen, was er that.

„Eure Tochter, he?“ fragte der Alderman, indem er sie vertraulich unter das Kinn schlug.

Immer lustselig mit den arbeitenden Classen, der Alderman Gute! Er wußte, was ihnen gefiel! Nicht im Geringsten stolz!

„Wo ist ihre Mutter?“ fragte der würdige Herr.

„Todt,“ versetzte Toby. „Ihre Mutter war Waschfrau und wurde in den Himmel berufen, als diese geboren wurde.“

„Doch nicht um dort Wäsche zu waschen?“ bemerkte der Alderman scherzend.

Mochte Toby im Stande sein oder nicht, seine Frau im Himmel von ihren alten Beschäftigungen getrennt sich zu denken, so fragen wir: Wenn die Frau Alderman Gute gestorben wäre, würde sie der Herr Alderman Gute sich im Himmel in irgend einer Stellung gedacht und ausgemalt haben?

„Und Ihr geht wohl zu ihr auf die Freit, he?“ sagte Gute zu dem jungen Schmiede.

„Ja,“ erwiderte Richard hastig, denn die Frage ärgerte ihn; „und wir werden uns am Neujahrstage heirathen.“

„Was sprecht Ihr?“ sagte Filer scharf und beißend. „Heirathen!“

„Nun ja, wir denken's,“ entgegnete Richard. „Wir haben Eile, wie Sie sehen, für den Fall, daß es vorher etwa ausgerottet werden sollte.“

„Ach!“ seufzte Filer, „retten Sie das wirklich aus, Alderman, und Sie werden etwas Gutes stiften. Heirathen, heirathen! Die Unkenntniß der ersten Grundsätze der Staatsökonomie auf Seiten dieser Leute, ihre Unvorsichtigkeit, ihre Schlechtigkeit ist beim Himmel genügend, um — Nun, sehen Sie sich einmal dieses Paar an, thun Sie mir den Gefallen!“

Gewiß, sie waren wohl des Ansehens werth. Und die Ehe schien etwas so Vernünftiges und Rechtschaffenes, als sie nur vorhaben konnten.

„Man mag so alt werden wie Methusalem,“ sagte Filer, „und mag sich für sein ganzes Leben plagen und Ziffern auf Zahlen, Ziffern auf Zahlen, Ziffern auf Zahlen häufen Berge hoch und trocken; man kann eben so wenig hoffen sie zu überzeugen, daß sie kein Recht und keine Ursache in der Welt haben geheirathen zu werden. Und wir wissen doch, daß sie kein Recht und keine Ursache haben. Wir haben dies längst zu mathematischer Gewißheit erhoben.“

Alderman Gute amüsirte sich unendlich und legte seinen rechten Zeigefinger an die Nase, als wollte er damit seinen beiden Freunden sagen: Nun gebt einmal Acht auf mich! Seht einmal den Praktiker!“ Er rief Gretchen zu sich heran.

„Komm hierher, mein Kind!“ sagte Alderman Gute.

Ihrem jungen Liebhaber war das heiße Blut in den letzten fünf Minuten rasend zu Kopfe gestiegen und er wollte sie nicht gehen lassen. Doch legte er sich Zwang an, trat einen Schritt vor, als Gretchen sich dem Herrn näherte, und stellte sich an ihre Seite. Trotty hielt immer noch ihre Hand in seinem Arme, sah aber so verstört aus einem Gesichte in das andere, wie ein Träumender.

„Ich will Dir in ein Paar Worten einen guten Rath geben, mein Mädchen,“ sagte der Alderman in seiner leutseligen, freundlichen Weise. „Es ist meines Amtes, Rath zu ertheilen, denn ich bin Richter. Du weißt, daß ich Richter bin, nicht wahr?“

Gretchen bejahete schüchtern. Jedermann wußte, daß Alderman Gute Richter war! O Himmel, immer so thätig als Richter! Wer konnte sich rühmen, in den Augen des Publicums eine so glänzende Stellung einzunehmen, als Gute!

„Du stehst im Begriff zu heirathen,“ fuhr der Alderman fort. „Sehr unschicklich und unzart, da Du dem weiblichen Geschlecht angehörst! Doch davon wollen wir absehen. Wenn Du aber verheirathet sein wirst, wirst Du Dich mit Deinem Manne zanken und wirst ein unglückliches Weib sein. Du denkst's vielleicht nicht; aber Du wirst es, weil ich es Dir sage. Ich will Dir's im Voraus sagen, daß ich mir vorgenommen habe, unglückliche Ehen auszurotten. Komme also ja nicht zu mir. Ferner wirst Du Kinder — vielleicht Zungen bekommen. Diese Zungen werden natürlich eine schlechte Erziehung haben und auf den Straßen herumwildern ohne Schuh' und Strümpfe. Bedenke, meine junge Freundin, ich werde sie summarisch für schuldig erklären, denn ich bin entschlossen Jungen ohne Schuh' und Strümpfe auszurotten. Vielleicht, sogar höchst wahrscheinlich, wird Dein Mann jung sterben und Dich mit einem Kinde zurücklassen. Dann wirst Du vor die Thür gesetzt werden und Dich auf den Straßen umhertreiben. Dann verirre Dich ja nicht in meine Nähe, meine Liebe, denn es ist mein fester Vorsatz alle obdachlosen Mütter auszurotten; es ist mein heiliger Entschluß, alle jungen Mütter von allen Arten auszurotten. Führe bei mir nicht etwa Krankheit oder kleine Kinder als Entschuldigungsgrund an; denn alle kranken Personen und kleinen Kinder — Du kennst hoffentlich das Kirchengebet, doch fürchte ich, Du kennst es nicht! — bin ich entschlossen auszurotten. Und wenn Du es etwa wagtest, verzweifelter, undankbarer, gottloser, betrügerischer Weise wagtest, Dich zu erfrechen oder zu erhängen, so werde ich kein Mitleid mit Dir haben, denn ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, allen Selbstmord auszurotten. Wenn es Etwas giebt,“ sagte der Alderman mit selbstzufriedenem Lächeln, „worauf ich meinen Sinn mehr als auf etwas Anderes gerichtet habe, so ist es die Ausrottung des Selbstmordes. Versteh' es also ja nicht, verstehst Du mich? Ha, he, he, wir verstehen einander, das wußt' ich wohl.“

Toby wußte nicht, ob er sich grämen oder freuen sollte, daß Gretchen todtenblaß geworden war und die Hand ihres Geliebten losgelassen hatte.

„Was Euch angeht, Ihr junger Taugenichts,“ sagte der Alderman sich mit noch größerer Heiterkeit an den jungen Schmied wendend, „was denkt Ihr, daß Ihr heirathen wollt? Zu welchem Zwecke braucht Ihr Euch zu verheirathen, Ihr einfältiger Bursch? Wenn ich ein hübscher, junger, kräftiger Fant wäre wie Ihr, ich würde mich schämen ein solcher Schwachkopf zu sein und mich an eine Schürze zu hängen! Wetter, sie wird zum alten Weibe, ehe Ihr ein Mann in den besten Jahren seid! Ihr werdet eine hübsche Figur spielen, wenn Euch dann eine Schlumpe von Frau und eine Herde schmutziger Kinder überall nachlaufen werden!“

O, er wußte die gemeinen Leute zu schrauben, der gute Alderman Gute!

„Nun macht, daß Ihr fortkommt,“ sagte der Alderman, „und thut Buße. Macht Euch nicht so zum Narren am Neujahrstage zu heirathen! Ihr werdet sehr verschieden darüber denken, ehr der nächste Neujahrstag kommt: ein hübscher, junger Bursch wie Ihr, dem alle Mädel nachsehen. Nun geht Eurer Wege!“

Und sie gingen ihrer Wege, aber nicht Arm in Arm oder Hand in Hand oder fröhliche Blicke austauschend, sondern sie in Thränen, er düster und niedergeschlagen. Waren dies die Herzen, die noch vor Kurzem Toby's Herz vor Freude hüpfen machten, trotz seiner Zaghaftigkeit? Nein, nein. Der Alderman (der Himmel behüt' ihn in Gnaden!) hatte die Freude dieser Herzen ausgerottet.

„Da Ihr gerade hier seid,“ sagte der Alderman zu Toby, „sollt Ihr mir einen Brief forttragen. Könnt Ihr schnell laufen? Ihr seid ein alter Mann.“

Toby, der ganz verdutzt seinem Gretchen nachgesehen hatte, beeilte sich zu erwiedern, daß er sehr schnell und kräftig sei.

„Wie alt seid Ihr?“ fragte der Alderman.

„Ich bin über Sechzig, Herr,“ entgegnete Toby.

„O, dieser Mann ist ein gutes Stück über das mittlere Alter hinaus,“ sagte Mr. Filer unterbrechend, als wenn seine Geduld zwar eine Probe aushalte, dies aber heiße die Sachen ein wenig zu weit treiben.

„Ich sehe, ich belästige,“ sagte Toby. „Ich — ich fürchtete dies schon heute Morgen. O du lieber Himmel!“

Der Alderman fiel ihm in die Rede, indem er ihm den Brief aus der Tasche gab. Toby würde auch einen Schilling bekommen haben; da aber Mr. Filer klar bewies, daß er in diesem Falle eine gegebene Anzahl von Personen, um so und so viel die Person, berauben würde, bekam er blos einen halben Schilling und wünschte sich noch sehr Glück diesen zu erhalten.

Dann reichte der Alderman jedem seiner Freunde einen Arm und ging hochtrabend ab; sogleich aber kam er allein zurück, als wenn er etwas vergessen hätte.

„Packträger!“ sagte der Alderman.

„Herr!“ erwiderte Toby.

„Nehmt Eure Tochter gut in Acht. Sie ist viel zu hübsch!“

„Selbst ihr hübsches Gesicht muß sie Jemandem gestohlen haben,“ dachte Toby und sah sich seinen halben Schilling an, während er an die Kuttelflecke dachte. „Es ist schrecklich!“

„Sie ist viel zu hübsch, Mann,“ wiederholte der Alderman. „Die Sachen stehen so, daß sie kein gutes Ende nehmen wird, das sehe ich schon. Merkt Euch, was ich sage. Nehmt sie gut in Acht!“ Damit eilte er wieder fort.

„Unrecht allerwegen! Unrecht allerwegen!“ sagte Toby und schlug die Hände zusammen. „Von Natur sind wir böse und haben keine Ursache auf der Welt zu sein!“

Während er diese Worte sagte, klangen die Glocken auf ihn nieder. Hell, laut und klangvoll, doch nicht tröstlich. Nein, nicht im Mindesten.

„Die Weise klingt ganz anders,“ sagte der alte Mann lauschend. „Nicht ein Wort von all den Einbildungen kommt darin vor. Warum sollte es auch? Das neue Jahr geht mich eben so wenig an als das alte. Wenn ich nur stürbe!“

Immer noch ließen die Glocken ihre Klänge erschallen, daß die Luft ordentlich kreiste. „Ausrotten, ausrotten! Alte gute Zeit, alte gute Zeit! Ziffern und Zahlen, Ziffern und Zahlen! Ausrotten, ausrotten!“ Das sagten sie, wenn sie etwas sagten, bis Toby schwindelte.

Er preßte seinen verstörten Kopf zwischen die Hände, als wenn derselbe auseinander springen wollte. Und das that er zur rechten Zeit, denn er fand in einer den Brief, und da dies ihn an seinen Auftrag erinnerte, kam er mechanisch in seinen gewöhnlichen Trott und trabte fort.

Zweites Viertel.

Der Brief, den Toby vom Alderman Gute erhalten hatte, war an einen großen Mann in dem großen Distrikt der Stadt adreßirt. In dem größten District der Stadt, hätte ich sagen sollen, denn er hieß bei seinen Bewohnern gewöhnlich „die Welt.“

Der Brief schien in Toby's Hand mehr zu wiegen als ein anderer Brief. Nicht weil der Alderman denselben mit einem großen Wappen und unendlichem Siegellack gesiegelt hatte, sondern wegen des gewichtigen Namens auf der Adresse und des vielen, vielen Goldes und Silbers, das sich daran knüpfte.

„Wie verschieden von uns!“ dachte Toby in aller Einfalt, als er seine Blicke in dieser Richtung warf. „Dividire die lebendigen Schildkröten des Weichbildes mit der Zahl der Vornehmen, die sie kaufen können, und er erhält nichts als seinen Theil! Den Leuten die Kuttelflecke vor dem Munde wegzunehmen — das würde er nicht thun!“

Mit unwillkürlicher Ehrfurcht vor einer so hohen Person legte Toby einen Zipfel seiner Schürze zwischen den Brief und seine Finger.

Druckerei ist. Er ist ein großer Physiker und hat sich in der Gelehrtenwelt durch seine Geschichte des Vesuvs und seine Observations sur l'histoire naturelle einen Namen gemacht. Eben dieser Gelehrte hat eine außerordentliche Liebe zu kleinen Hunden, von denen immer fünf bis sechs sich in seinem auch wie ein Hundestall riechenden Zimmer befinden. Er doktert gern an ihnen herum und man trifft ihn nicht selten an, wie er, mit einem von ihnen unter dem linken Arme, demselben mit der rechten Hand ein Klystier giebt. Hat man ihn lange nicht in einem ihm bekannten Hause gesehen, so braucht man ihm nur sagen zu lassen, der Hund sei krank, und er erscheint auf der Stelle wieder. Der Hof hält ihm einen Wagen mit zwei Maulthieren.

Ich habe oben schon ein Wort von der Marine dieses Königreichs gesagt. Das Landheer besteht, alles mit inbegriffen, aus 28,000 Mann, obwohl man berechnet, daß die vollkommene Sicherheit des Staats 35,000 Mann erfordert. Diese Soldaten, die Infanterie zumal, sind ohne Zweifel die schlechtesten von Europa. Ehe Neapel sie gesehen, hat man keinen Begriff, bis zu welchem Grade die kriegerische Mannszucht vernachlässigt werden könne. Das Regiment Schweizergarde, 4 Regimenter Deutsche und ein Regiment Albanesen sind etwa diejenigen, welchen man noch die Ehre enthun dürfte, sie mit den Truppen des Papstes zu vergleichen. Die Uebrigen sind nur in Regimenter abgetheilte Bettelkerls. In keinem Heere findet man eine solche Menge der verschiedenfarbigsten Uniformen vor. Die Dragoner sind gut beritten und leidlich bekleidet; verstehen aber weder zu reiten noch den Säbel zu führen. Die Subordination ist so wohl begründet, daß man nicht selten Gemeine sich mit ihren Offizieren schlagen sieht. In der ersten Sitzung des Kriegsraths, dem der König beiwohnte, ließ man ihn einen Gemeinen, der seinen Sergeanten ermordet hatte, vom Tode begnadigen. Die Einkünfte der Krone belaufen sich nach den zuverlässigsten Nachrichten, die man einziehen kann, auf etwa zwei Millionen Zechinen, alles übrige Besitzthum ist in den Händen der Geistlichkeit und eines mächtigen Adels. Den größten Theil der Staatsgeschäfte während der Minderjährigkeit besorgt der Staatssecretär Marquis Tanucci, ein gebohrner Florentiner, der früher ausübender Rechtsgelehrter in Pisa war, und hier seine Staatslaufbahn als Generalauditeur des Heeres während des letzten italienischen Krieges begann. Von diesem Amte hat er sich bis zu seiner gegenwärtigen hohen Stellung emporgeschwungen. Man rühmt auch seine Uneigennützigkeit wie seinen Geschäftsfleiß; ist aber eben so wenig von seinen Einsichten als von der despotischen Art und Weise erbaut, wie er mit seinen Untergebenen umgeht. Der Principe di San Nicander aus Genua ist Erzieher des Königs und hat einen bedeutenden Einfluß in Staatsangelegenheiten. Der König muß für sein Alter geistig noch sehr zurückgeblieben sein, da seine Beschäftigungen die allerkindischsten. Er muß sich auf den Befehl des Königs, seines Vaters, so oft wie möglich mit der Jagd belustigen. Um ihn noch mehr dazu anzureizen, trägt man Sorge, auf seinem Wege alle Arten Wild, gelähmtes oder getödtetes, zu verstecken, und bildet ihm, sobald er darauf geschossen hat, ein, daß er selbst es so wohl getroffen habe. Nichts destoweniger soll ihn das Spielen mit Puppen und die Knabenstreiche der jungen Hofleute viel mehr ergötzen. Zu diesem Ende beschickt der Obermarschall im Namen des Königs den Hofjunkern sehr oft, als Lazaroni gekleidet bei Hofe zu erscheinen, welches Kostüm, wenn man es hier nicht auf besondere Art elegant zu machen weiß, höchst einfach aus drei Stücken, einer Mütze, einem Hemde und Hosen, besteht, die, wie die der Frauen, vorn und hinten mit einem Hemdzipfel ausgefüllt Schlitze haben. Die jungen Herren erklimmen also eine Kletterstange, die mit Süßigkeiten behangen ist, und

„Seine Kinder," sagte Toby und seine Augen umnebelten sich, „seine Töchter — große Herren können sich um ihr Herz bewerben und sie heirathen; sie können glückliche Frauen und Mütter sein; sie können hübsch sein wie mein Gret" —

Er konnte ihren Namen nicht aussprechen. Die Endsylbe schwoll in seiner Kehle zur Größe des ganzen Alphabets an.

„Schon gut," dachte Toby, „ich weiß, was ich meine. Das ist mehr als genug für mich." Und unter diesem tröstlichen Gedanken trabte er weiter.

Es war an dem Tage sehr frostiges Wetter. Die Luft war scharf, schneidend und klar. Die Wintersonne, wiewohl unvermögend zu erwärmen, blickte glänzend nieder auf das Eis, welches sie zu schmelzen war zu schmeicheln, und umgab es mit einem strahlenden Heiligenscheine. Ein andres Mal hätte Trotty von der Wintersonne eine Lehre für arme Leute nehmen können; aber heute war er dafür unempfänglich.

Das Jahr war heute alt. Das geduldige Jahr hatte die Vorwürfe und Lästerungen seiner Verleumder von Anfang bis Ende ertragen und getreulich seine Arbeit verrichtet. Frühling, Sommer, Herbst, Winter. Es hatte seinen vorgeschriebenen Kreis durchlaufen und legte nun sein müdes Haupt nieder, um zu sterben. Selber hoffnungslos, ohne mächtigen Impuls, ohne eigne Glückseligkeit, wohl aber Herold vieler Freuden für Andre, legte es in seinem Alter Berufung ein, daß die Menschen an seine mühevollen Tage und langweiligen Stunden denken und es in Frieden sterben lassen sollten. Trotty hätte in dem scheidenden Jahre das Bild eines armen Mannes sehen können; aber er war heute darüber hinaus.

Die Straße war voll Bewegung und die Läden bunt aufgeputzt. Das neue Jahr wurde wie ein junger Erbe der ganzen Welt mit Willkommen, Geschenken und Freudenbezeigungen erwartet. Da gab es Bücher und Tändeleien für das neue Jahr, flimmernde Schmucksachen für das neue Jahr, Kleider für das neue Jahr, Mittel reich zu werden für das neue Jahr, neue Erfindungen, es angenehm hinzubringen. Sein Leben war in Kalender und Taschenbücher zerstückt. Die Erscheinung seiner Monde, seiner Sterne und seiner Zeitabschnitte war im Voraus bis auf den Augenblick bekannt; alle Arbeiten seiner Jahreszeiten bei Tag und Nacht waren mit solcher Genauigkeit bestimmt, als Mr. Filer Männer und Weiber summiren konnte.

Das neue Jahr, das neue Jahr! Ueberall das neue Jahr! Das alte Jahr wurde bereits als todt betrachtet und seine Habseligkeiten wurden so wohlfeil losgeschlagen, wie die Sachen eines ertrunkenen Seemanns. Seine Muster waren vom letzten Jahr und wurden grosiert, ehe es noch den letzten Athem ausgehaucht. Seine Schätze waren ein bloßes Nichts neben den Reichthümern seines noch ungeborenen Nachfolgers.

Trotty hatte in seinen Gedanken keinen Theil weder an dem neuen, noch an dem alten Jahre.

„Ausrotten, ausrotten, Ziffern und Zahlen, Ziffern und Zahlen, alte gute Zeit, alte gute Zeit, ausrotten, ausrotten!" nach dieser Weise ging sein Trab und wollte sich keiner anderen anmessen lassen.

Aber auch diese eine, so schwermüthig sie war, brachte ihn zur rechten Zeit an das Ende seines Weges, an das Haus des Parlamentsmitgliedes Sir Joseph Bowley.

Ein Portier öffnete die Thür. Solch ein Portier! Nicht von Toby's Art. Es war etwas ganz Anderes. Wiewohl seiner Stellung nach ebenfalls Lehndiener, war er demnach keiner in dem Sinne wie Toby.

Dieser Portier leuchte gewaltig, ehe er sprechen konnte; er war außer Athem gekommen, indem er sich unvorsichtiger Weise aus seinem Lehnstuhle erhoben, ohne sich erst Zeit zu nehmen, darüber nachzudenken und sich gefaßt darauf zu machen. Als er die Stimme wiedergefunden hatte, — was ihm eine geraume Zeit kostete, denn sie war einen weiten Weg fort und lag unter einer Last Fleisch versteckt — sagte er in einem rauhen Wispern:

„Von wem ist er?"

Toby sagte es ihm.

„Dann müßt Ihr ihn selbst hineintragen," sagte der Portier und zeigte nach einem Zimmer am Ende eines langen Ganges, das aus der Halle führte. „Alles geht am heutigen Tage gerade hinein. Ihr kommt nicht einen Augenblick zu zeitig, denn der Wagen steht bereits vor der Thür und sie sind blos auf ein Paar Stunden in die Stadt gekommen."

Toby strich seine Füße, die bereits ganz rein waren, sorgfältig ab und schlug den ihm bezeichneten Weg ein, im Gehen die Bemerkung machend, daß es ein schrecklich großes Haus war, aber Alles still und in Decken gehüllt, als wenn die Familie auf dem Lande wohnte. Als er an die Zimmerthür klopfte, wurde Herein gerufen, und bald befand er sich in einem geräumigen Büreauzimmer, wo an einem mit Rollen und Papier bedeckten Tische eine stattliche Dame in einer Hande saß; ein nicht sehr stattlicher Herr in schwarzer Kleidung schrieb, was sie dictirte, während ein anderer älterer und viel stattlicherer Herr, dessen Hut und Stock auf dem Tische lagen, mit der einen Hand in der Brust auf- und niederging und von Zeit zu Zeit wohlgefällig nach seinem Portrait in Lebensgröße blickte, das über dem Kamin hing.

„Was ist das?" fragte der letztbezeichnete Herr. „Mr. Fish, wollen Sie wohl die Güte haben Achtung zu geben!"

Mr. Fish bat um Verzeihung, nahm Toby den Brief ab und überreichte denselben mit großer Ehrfurcht dem gnädigen Herrn.

„Vom Alderman Cute, Sir Joseph."

„Ist das Alles? Habt Ihr weiter Nichts, Packträger?" fragte Sir Joseph.

Toby verneinte.

„Ihr habt keine Rechnung oder Forderung an mich; mein Name ist Bowley, Sir Joseph Bowley; irgend einer Art, von irgend Jemand, habt Ihr?" sagte Sir Joseph. „Wenn Ihr eine habt, überreicht sie. Mr. Fish hat das Rechnungsbuch neben sich liegen. Ich lasse Nichts auf das neue Jahr übertragen. Alle Rechnungen werden in diesem Hause mit dem Schluß des alten berichtigt, so daß, wenn der Tod meinen Lebensfaden —"

„Zerschneiden sollte," half Mr. Fish ein.

„Trennen sollte, Sir," entgegnete Sir Joseph mit großer Rauheit, „— dann würden meine Angelegenheiten, hoff' ich, in völliger Ordnung gefunden werden."

„Mein theurer Sir Joseph!" entgegnete die Dame, welche bedeutend jünger war als der Herr. „Wie erschrecken Sie mich!"

„Mylady Bowley," entgegnete Sir Joseph, dann und wann wie von der großen Tiefe seiner Bemerkung stockend, „in dieser Zeit des Jahres sollten wir an uns selbst — denken. Wir sollten nach unseren Rechnungen sehen. Wir sollten fühlen, daß jede Rückkehr einer so wichtigen Periode in den menschlichen Angelegenheiten Geschäfte von höchstem Belange zwischen dem Menschen und seinem — und seinem Banquier mit sich führt."

Sir Joseph sprach diese Worte, als wenn er die volle Moralität dessen empfände, was er sagte, und er wünschte, daß selbst Trotty Gelegenheit haben sollte, durch eine solche Rede gebessert zu werden. Vielleicht war dies sein Zweck, weshalb er das Siegel des Briefes immer noch nicht aufbrach und Trotty sagte, daß er eine Minute warten solle.

„Sie wünschten, Mylady, Mr. Fish sollte —" bemerkte Sir Joseph.

„Mr. Fish hat es gesagt, glaub' ich," entgegnete seine Gemahlin nach dem Briefe blickend. „Doch, Sir Joseph, ich kann es bei alledem nicht unterlassen, denk' ich. Es ist so sehr theuer."

„Was ist theuer?" fragte Sir Joseph.

„Diese milde Stiftung. Man hat nur zwei Stimmen für einen Beitrag von fünf Pfund. Wirklich schauderhaft!"

„Mylady Bowley," entgegnete Sir Joseph, „Sie setzen mich in Erstaunen. Richtet sich die Wollust der Empfindung nach der Anzahl der Stimmen oder rechnet nicht vielmehr ein rechtschaffenes Gemüth nach der Anzahl der Bewerber und der tugendhaften Sinnesart derselben? Ist es nicht ein Vergnügen der reinsten Art, zwei Stimmen unter funfzig Leuten zur Verfügung zu haben?"

„Für mich nicht, das gestehe ich," entgegnete die Lady. „Es ennuyirt Einen. Ueberdies kann man sich seine Bekannten nicht verpflichten. Freilich, Sie sind des armen Mannes Freund, Sir Joseph. Sie denken anders."

„Ich bin des armen Mannes Freund," versetzte Sir Joseph mit einem Blicke nach dem zugegen befindlichen armen Manne. „Das kann man mir zum Vorwurf machen. Das ist mir zum Vorwurf gemacht worden. Doch ich frage nach keinem anderen Titel."

„Der Himmel erhalte den edlen Herrn!" dachte Trotty.

„Ich stimme zum Beispiel mit Cute hierin nicht überein," sagte Sir Joseph den Brief hinhaltend. „Ich stimme mit der Partei Filer nicht überein, genug ich stimme mit keiner Partei. Mein Freund, der arme Mann, hat mit dergleichen Nichts zu schaffen und dergleichen hat Nichts mit ihm zu schaffen. Mein Freund, der arme Mann, in meinem Kreise ist meine Sache. Kein Individuum und keine Körperschaft hat ein Recht sich zwischen meinem Freunde und mir einzumischen. Das ist die Basis, auf die ich mich stelle. Ich sage: „Mein guter Mann, ich will Dich wie ein Vater behandeln."

Toby hörte sehr bewegt zu und fing an sich behaglicher zu fühlen.

„Du hast es einzig und allein mit mir zu thun, mein guter Mann," fuhr Sir Joseph fort, indem er zerstreut Toby ansah; „einzig und allein mit mir und brauchst Dich dann Dein Leben lang um Nichts zu sorgen. Du brauchst Dir nicht die Mühe zu nehmen, über Etwas selber nachzudenken. Ich will schon für Dich denken; ich weiß, was Dir gut ist; ich bin Dein beständiger Vater. Das ist die Ordnung einer allweisen Vorsehung! Der Zweck Deiner Schöpfung besteht nicht darin, zu schwelgen und zu schlemmen und Deine Freude wie ein unvernünftiges Thier in Essen und Trinken zu setzen," — Toby dachte reuevoll an seine Kuttelstücke, — „sondern daß Du die Würde der Arbeit fühlst. Gehe hinaus, Mann, in die heitere Morgenluft und — und dort — bleibe stehen. Lebe sparsam und mäßig, sei gottesfürchtig, übe Dich in der Selbstverleugnung, erziehe Deine Familie mit so wenig als Nichts, bezahle Deine Abgaben so pünktlich, wie die Uhr schlägt, sei gewissenhaft in Deinen Geschäften — ich gebe Dir ein gutes Beispiel; Du wirst Mr. Fish, meinen Geheimsecretär, immer mit einer vollen Geldcasse finden — dann wirst Du in mir immer einen Freund und Vater finden."

„Rette Kinder, in der That, Sir Joseph!" sagte die Lady mit einem Schauder. „Rheumatismen, Fieber, krumme Beine, Asthmas und alle Arten von schrecklichen Krankheiten!"

„Mylady," entgegnete Sir Joseph feierlich, „nichtsdestoweniger bin ich des armen Mannes Freund und Vater. Nichtsdestoweniger soll er von mir Unterstützung erhalten. Jedes Quartal soll er zu Mr. Fish kommen. Alle Neujahrstage will ich mit meinen Freunden auf seine Gesundheit trinken. Einmal alle Jahre wollen wir, meine Freunde und ich, mit dem tiefsten Gefühl eine Rede an ihn halten. Einmal in seinem Leben mag er vielleicht öffentlich, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, selbst etwas empfangen, — eine Kleinigkeit von einem Freunde. Und wenn er, von diesen Anreizungsmitteln und der Würde der Arbeit nicht mehr aufrecht gehalten, in sein stilles Grab sinkt, dann, Mylady," — hier blies Sir Joseph die Nasenflügel auf, — „will ich unter denselben Bedingungen der Freund und Vater seiner Kinder sein."

Toby war höchst gerührt.

„O, Sie haben eine dankbare Familie, Sir Joseph!" sagte seine Gemahlin.

„Mylady," versetzte Sir Joseph ganz majestätisch, „Undankbarkeit ist die Erbsünde dieser Classe. Ich erwarte keinen anderen Dank."

„Ach, von Natur böse!" dachte Toby. „Nichts rührt uns!"

„Was ein Mensch thun kann, thue ich," fuhr Sir Joseph fort. „Ich übe meine Schuldigkeit als des armen Mannes Freund und Vater und suche seinen Geist zu erziehen, indem ich ihm bei allen Gelegenheiten die eine große sittliche Lehre, welche diese Classe bedarf, einprüge, nämlich: gänzliche Unterordnung unter mich. Sie haben mit sich selber — mit sich selber gar Nichts zu schaffen. Wenn ihnen schlechte, ränkesüchtige Menschen etwas Anderes sagen und sie werden ungeduldig und unzufrieden und lassen sich ein widersetzliches Benehmen und schwarzen Undank zu Schulden kommen, — was unzweifelhaft der Fall ist, — selbst dann bin ich immer noch ihr Freund und Vater. Es ist so angeordnet. Es liegt in der Natur der Dinge!"

Bei diesem großen Gedanken machte er des Aldermans Brief auf und las denselben.

„Sehr artig und aufmerksam, das ist wahr!" rief Sir Joseph aus. „Mylady, der Alderman ist so verbindlich, mich daran zu erinnern, daß er „die ausgezeichnete Ehre" — sehr gütig — gehabt habe, mich in dem Hause unseres beiderseitigen Freundes, des Banquiers Dedlock, zu treffen; und er ist so gü-

---

balgen sich darum eben so wie ihre wirklichen Vorbilder. In derselben ziemlich ungezwungenen Tracht sieht man auch die meisten Kinder, die nicht ungewöhnlich vornehmen Herkommens sind, mit dem alleinigen Unterschiede einhergehen, daß bei ihnen kein Hemdzipfel vorsteht. Der englische Gesandte, Mr. Hamilton, hatte einen in Neapel verheiratheten Kammerdiener, dessen Frau zuweilen mit ihrem kleinen allerliebsten Knaben Lady Hamilton besuchte. Dieselbe liebte und liebkoste das Kind, schlug der Mutter jedoch eines Tages vor, es ein wenig anständiger zu kleiden und ihm wenigstens ordentliche Hosen anzuziehen. „Ah, no, no, Signora, war die Antwort: l'impedisce di crescere.

Der Infant Philipp Anton, ältester Bruder des Königs, der für schwachköpfig und regierungsunfähig erklärt worden ist, wird doch fast ganz mit dem Könige zusammen erzogen, folgt ihm nach Portici wie nach Caserta und hat sein Zimmer stets neben dem seinigen. Sie sehen sich auf diese Weise auch sehr viel und es haben mich gute Physiognomen versichert, daß dem Anscheine nach zwischen den beiden königlichen Geistern kein großer Unterschied stattfinde. Ich verdanke die mehrsten dieser Anekdoten Sir William Hamilton, dem britischen Minister, und kann also ihre Wahrhaftigkeit verbürgen.

Die Stadt Neapel ist sehr volkreich und soll an 400,000 Seelen enthalten, wiewohl mir diese Angabe übertrieben vorkommt. Wie viel auch hier gebaut wird, gebührt dem neapolitanischen Baustyle doch nicht das geringste Lob. Nur die Kunst Wagen zu bauen und zu lenken ist hier auf einen hohen Grad ausgebildet. Der Anblick der Strada nuova ist bei feierlichen Gelegenheiten wegen der Menge, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Equipagen eben so einzig als wegen der Geschicklichkeit, mit der sie geführt werden. Ein guter Kutscher ist darum in einem wohlbestellten Hause eine wichtige Person. Sie pflegen sehr schnell zu fahren und weichen sich, mit verhängtem Zügel jagend, nur um so wenig aus, daß sich die Axen oft beinahe berühren. Es unterhält hier mancher große Herr bis zu zwanzig Equipagen, der keinem Menschen zu essen giebt. Sie sollen desgleichen leidenschaftliche Spieler und sehr ungefällig sein, wovon ich indeß nicht sprechen kann, da wir nicht mit ihnen umgegangen sind. Das gemeine Vorurtheil nennt die Neapolitaner betrügerisch und schlecht, wovon ich eben keine Beweise habe. Die gemeinen Leute, mit denen ich zu thun hatte, erschienen mir im Gegentheile als ein sehr guter Menschenschlag. Das Land ist fruchtbar bis zum Ueberflusse an Naturproducten und Handelsartikeln, und doch ist an keinen Handel hier zu denken. Die Königreiche beider Sicilien sind politisch wie commercirich so glücklich gelegen, um, von ehrgeizigen Nachbarn unbeeinträchtigt, ihre Bewohner auf eine hohe Stufe der Cultur und des Wohlstandes zu erheben und eröffnen ihrem jungen Könige eine weite schöne Laufbahn, sich durch Wohlthun berühmt und geliebt zu machen. Wie der Erziehung, die er erhält und bei der Sinnesart, die er beurkundet, dürfte er keineswegs der Mann darnach werden, der sein Volk irgendwie beglückte!

Eine der angenehmsten Bekanntschaften, die wir gemacht haben, ist die des Sir William Hamilton und der Lady Hamilton, seiner Gattin.

Man kann die Pflichten der Höflichkeit nicht liebenswürdiger als dieses Ehepaar uns gegenüber mit der Zuvorkommenheit der Freundschaft vertauschen. Eben so hat uns Mr. Jemminet, Generalconsul dieser Nation, mit Artigkeiten überhäuft. Der Minister verbindet mit den Kenntnissen eines Weltmanns viele Gelehrsamkeit und eine entschiedene Vorliebe für die schönen Künste und das Studium der Naturwissenschaften. Er legt sich zur Zeit eine Sammlung etrurischer und griechischer Vasen an, die er dereinst für das britische

tig zu fragen, ob es mir angenehm wäre, wenn Will Fern eingeflecht würde."

„Höchst angenehm!" entgegnete Lady Bowles. „Der Schlimmste von Allen. Er hat hoffentlich einen Raubanfall verübt?"

„Nun, nein," sagte Sir Joseph in Bezugnahme auf den Brief, „nicht ganz. Zwar beinahe, aber nicht ganz. Er kam nach London, wie es scheint, um sich nach Arbeit umzuthun (er wollte sich verbessern, das ist die Sache!) und wurde, als man ihn bei Nacht in einem Schuppen schlafend fand, in Gewahrsam genommen und den nächsten Morgen vor den Alderman geführt. Der Alderman bemerkt (sehr richtig und vernünftig), daß er entschlossen sei, derlei Dinge auszurotten und daß, wenn es mir angenehm wäre, es ihn glücklich machen werde, mit Will Fern anzufangen."

„Auf jeden Fall muß er des Beispiels wegen bestraft werden," erwiederte die Lady. „Letzten Winter, als ich das Häkeln und Fleckstricken unter den Männern und Knaben des Dorfes als hübsche Abendbeschäftigung einführte und die Verse:

> O, laßt uns unser Arbeit üben,
> Den Herrn und seine Freunde lieben,
> Von unsern Karten'en leben
> Und nie nach bösem Tanzen sinden,'

nach dem neuen System in Musik setzen ließ, die sie während der Zeit singen sollten, griff derselbe Fern — ich sehe ihn noch — an seinen Hut und sagte: „Mylady, ich bitte demüthigst um Verzeihung, aber bin ich nicht etwas Anderes als ein großes Mädchen?" Ich erwartete es natürlich; denn wer kann etwas Anderes als Unverschämtheit und Undank von dieser Volksclasse erwarten? Indeß gehört dies nicht hierher; stellen Sie aber ein warnendes Beispiel auf, Sir Joseph."

„Hm!" hustete Sir Joseph. „Mr. Fish, wollen Sie die Güte haben —"

Mr. Fish ergriff sogleich die Feder und schrieb nach dem Diktat Sir Joseph's:

„Mein lieber Sir!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Freundlichkeit in Sachen des Menschen Will Fern, von dem ich zu meinem Bedauern nichts Günstiges sagen kann. Ich hatte mich bestündig als seinen Freund und Vater betrachtet, bin aber leider — ein gewöhnlicher Fall! — mit Undank und fortwährender Widersetzlichkeit gegen meine guten Absichten belohnt worden. Er ist ein unruhiger, widerspänstiger Kopf. Ueber seinen Charakter lassen sich nicht gut Nachforschungen anstellen. Nichts kann ihn vermögen glücklich zu sein, wenn er es auch sein könnte. Unter diesen Umständen scheint mir, ich gestehe es, wenn er wieder vor Sie kommt — und Sie theilen mir mit, daß er sich morgen zu stellen versprochen hat, und ich glaube, daß man sich in so weit auf ihn verlassen kann — seine Einsperrung für kurze Zeit als Landstreicher ein Dienst gegen die Gesellschaft zu sein und würde ein heilsames Beispiel geben in einem Lande, wo sowohl wegen Derjenigen, welche durch gute und böse Gerüchte die Freunde und Väter der Armen sind, als rücksichtlich der im Allgemeinen gesagt verführten Classen selber solche Beispiele sehr nothwendig sind. Ich bin u. s. f."

„Es scheint," bemerkte Sir Joseph, als er den Brief unterzeichnet hatte und Mr. Fish denselben siegelte, „als wäre dies Bestimmung, wirklich. Mit dem Schlusse des Jahres bringe ich meine Rechnung in Ordnung und schließe ab, selbst mit William Fern!"

Trotty, der schon lange wieder einen Rückfall bekommen hatte und sehr niedergeschlagen war, trat mit wehmüthigem Gesicht einen Schritt vor, um den Brief in Empfang zu nehmen.

„Meinen Dank und meine Empfehlung!" sagte Sir Joseph. „Halt!"

„Halt!" rief das Echo, Mr. Fish.

„Ihr habt vielleicht," sagte Sir Joseph wie ein Orakel, „gewisse Bemerkungen gehört, die ich zu machen veranlaßt war, bezüglich des feierlichen Zeitabschnittes, bei welchem wir angelangt sind, und der Verpflichtung, die uns obliegt unsere Angelegenheiten zu ordnen und auf Alles gefaßt zu sein. Ihr habt gehört, daß ich mich nicht hinter meine hohe Stellung in der Gesellschaft verstecke, sondern daß Mr. Fish — dieser Herr hier — vor dem Rechnungsbuch sitzt und thatsächlich deshalb sich hier befindet, um mich in den Stand zu setzen, ein völlig neues Blatt aufzuschlagen und den vor uns liegenden Zeitabschnitt mit glatter Rechnung anzutreten. Nun, mein Freund, könnt Ihr Eure Hand auf's Herz legen und sagen, daß Ihr Euch ebenfalls auf das neue Jahr gefaßt gemacht habt?"

„Ich fürchte, Sir," stammelte Trotty, wehmüthig nach ihm hinblickend, „daß ich noch ein Wenig, ein klein Wenig bei der Welt im Rückstande bin."

„Im Rückstande bei der Welt!" wiederholte Sir Joseph Bowles in einem erschrecklich bestimmten Tone.

„Ich fürchte, Sir," stotterte Trotty, „daß ich bei Mrs. Chickenstalker noch so zehn oder zwölf Schilling zu bezahlen habe."

„Bei Mrs. Chickenstalker!" wiederholte Sir Joseph in derselben Weise.

„Ein gewöhnlicher Kramladen, Sir!" entgegnete Toby. „Auch eine — eine Kleinigkeit auf den Zins. Eine sehr große Kleinigkeit. Wir sollten Nichts schuldig sein, das weiß ich, aber wir sind von der Noth dazu getrieben worden!"

Sir Joseph sah seine Gemahlin und Mr. Fish und Trotty einen nach dem andern zwei Mal im Kreise an; dann machte er eine verzweifelnde Bewegung mit beiden Händen auf einmal, als wenn er es ganz und gar aufgäbe.

„Wie ein Mann von dieser unvorsichtigen und unlenkbaren Race, ein alter Mann, ein Mann mit grauen Haaren dem neuen Jahre in's Gesicht sehen und seine Angelegenheiten in solcher Unordnung lassen kann; wie er sich am Abend in sein Bett legen und am Morgen wieder aufstehen kann, ohne — Nun!" sagte er Trotty den Rücken zuwendend. „Da nehmt den Brief, nehmt den Brief!"

„Ich wünschte von Herzen, es wäre anders," sagte Trotty, dem es darum zu thun war sich zu entschuldigen. „Wir sind sehr hart geprüft worden."

Sir Joseph wiederholte noch immer: „Nehmt den Brief! nehmt den Brief!" und Mr. Fish sagte nicht blos dasselbe, sondern unterstützte sein Gesuch noch dadurch, daß er den Packträger nach der Thür schob, der nichts eiliger zu thun hatte, als seine Verdingung zu machen und das Haus zu verlassen. Und auf der Straße drückte der arme Trotty seinen alten abgetragenen Hut in das Gesicht, um seinen Gram zu verbergen, daß er so gar keinen Antheil am neuen Jahre bekommen sollte.

Er lüftete nicht einmal seinen Hut, um nach dem Glockenthurme zu sehen, als er nach der alten Kirche zurückkam. Er blieb dort aus Gewohnheit einen Augenblick stehen und wußte, daß es dunkel wurde und daß der Thurm sich in undeutlichen schwachen Umrissen über ihm in die düstere Luft erhob. Er wußte auch, daß die Glocken sogleich läuten würden und daß sie zu solcher Zeit in seiner Phantasie wie Stimmen in den Wolken klängen. Aber deswegen beeilte er sich nur um so mehr, den Brief an den Alderman abzugeben und den Glocken aus dem Wege zu gehen, ehe sie anfingen. Denn er fürchtete zu der Weise, die sie zuletzt gesungen, „Freund und Vater, Freund und Vater" hinzufügen zu hören.

Toby entledigte sich daher seines Auftrags mit der möglichsten Eile und trabte dann heimwärts. Doch theils in Folge seines Ganges, der auf der Straße wenigstens ungeschlacht war, theils in Folge seines Hutes, der die Sache nicht besser machte, trabte er in der kürzesten Zeit gegen Jemand an und taumelte seiner ganzen Länge nach auf die Straße.

„Ich bitte um Entschuldigung!" sagte er, indem er in großer Verwirrung den Hut abrieb und zwischen dem Hute und dem zerrissenen Futter stecken blieb, das seinen Kopf in eine Art von Bienenkorb gefaßt hielt. „Ich hoffe, ich habe Euch nicht verletzt!"

Was die Verletzung von irgend Jemand anlangt, so war Toby nicht ein solcher Simson, daß er nicht viel wahrscheinlicher selbst verletzt worden wäre, und er war in der That auf das Pflaster geflogen wie ein Federball; allein er hatte eine solche Meinung von seiner Stärke, daß er in wirklicher Besorgniß für den Andern schwebte und noch einmal sagte: „Ich hoffe, ich habe Euch keinen Schaden gethan!"

Der Mann, gegen den er angerannt war, ein sonnenverbrannter nervigter Landmann mit graugemischtem Haar und dürftigem Kinne, sah ihn einen Augenblick an, als wenn er argwöhnte, daß er Spaß treiben wollte. Als er sich aber von seiner Ernsthaftigkeit überzeugt, antwortete er: „Nein, Freund, Ihr habt mir keinen Schaden gethan."

„Auch dem Kinde nicht, hoffe ich?" sagte Trotty.

„Auch dem Kinde nicht," entgegnete der Mann. „Ich danke Euch freundlich."

Als er so sagte, blickte er nach einem kleinen Mädchen, das in seinen Armen schlief, und dessen Gesicht mit dem langen Zipfel des ärmlichen Tuches bedeckend, das er um den Hals trug, ging er langsam weiter.

Der Ton, in dem er sagte: Ich danke Euch freundlich, durchdrang Trotty's Herz. Er war so matt und müde und so schmutzig von der Straße und blickte so fremd und verlassen um sich, daß es ein Trost für ihn war, irgend Jemandem danken zu können, gleichviel für wie wenig. Toby blickte ihm nach, als er sich mühselig weiter schleppte, während das Kind den Arm um seinen Nacken legte.

Trotty blickte, blind für die ganze übrige Straße, nur nach der Figur in den zerrissenen Schuhen — nur noch der Schatten und das Gespenst von Schuhen — den rauchledernen Hosen, der gewöhnlichen Jacke und dem breitkrämpigen Hute, der über die Augen herabging, und nach dem Kinde, das den Arm um seinen Nacken schlang.

Ehe der Fremde in der Dunkelheit verschwand, blieb er stehen, und als er sich umsah und Trotty noch dort erblickte, schien er unentschlossen, ob er umkehren oder weiter gehen sollte. Nachdem er erst das Eine, dann das Andere gethan, kam er zurück, und Trotty ging ihm den halben Weg entgegen.

„Ihr könnt mir vielleicht sagen," sagte der Mann mit schwachem Lächeln, „und wenn Ihr es könnt, dann weiß ich, daß Ihr es auch wollt, und ich möchte lieber Euch fragen als einen Andern, wo der Alderman Gute wohnt."

„Nahe bei der Hand," entgegnete Toby; „ich will Euch mit Vergnügen sein Haus zeigen."

„Ich müßte morgen an einem anderen Orte zu ihm gehen," sagt der Mann, indem er Toby begleitete; „doch der Verdacht wird mir lästig und ich möchte mich gern reinigen und gehen, wohin ich will und mir mein Brod suchen — ich weiß nicht wo. So wird er mir vergeben, wenn ich heute zu ihm in's Haus komme."

„Es ist nicht möglich," rief Toby zurückfahrend, „daß Ihr Fern heißt."

„Wie?" sagte der Andere und sah ihn erstaunt an.

„Fern! Will Fern!" sagte Trotty.

„Das ist mein Name," entgegnete der Andere.

„Nun dann," sagte Trotty, nahm ihn beim Arme und sah sich vorsichtig um, „geht um des Himmels willen nicht zu ihm, geht nicht zu ihm! Er steckt Euch ein, so wahr Ihr auf der Welt seid. Kommt hier dieses Gäßchen hinauf, dann will ich Euch sagen, was ich meine. Geht nicht zu ihm."

Sein neuer Bekannter sah ihn an, als wenn er ihn für verrückt hielte; doch dessen ungeachtet leistete er ihm Gesellschaft. Als sie sicher vor Beobachtung waren, sagte ihm Trotty, was er wußte und welche Schilderung von ihm gemacht worden und all das Andere.

Der Gegenstand seiner Geschichte hörte ihm mit einer Ruhe zu, die ihn in Erstaunen setzte; er widersprach nicht, noch unterbrach er ein einziges Mal. Er nickte dann und wann mit dem Kopfe — mehr zur Bekräftigung einer alten ausgemachten Geschichte, wie es schien, als zur Widerlegung derselben; und einmal oder zweimal warf er seinen Hut zurück und fuhr mit seiner sommersprossigen Hand über die Stirn, wo jede Furche, die er gepflügt hatte, ihr Bild im Kleinen zurückgelassen zu haben schien. Doch weiter that er nichts.

„Im Ganzen ist sie wahr genug," sagte er. „Ich konnte hier und dort Spreu vom Weizen sichten, doch mag dies sein. Was war es weiter? Ich habe seinen Plänen entgegengehandelt, zu meinem Unglück; ich kann mir nicht helfen; ich würde morgen dasselbe thun. Was den Charakter anlangt, so sucht und sucht und spürt und spionirt dieses vornehme Volk, und möchte keinen Flecken und Makel an uns finden, ehe es uns nur ein dürres gutes Wort gönnt. Nun, ich hoffe sie verlieren ihren guten Ruf nicht so leicht wie wir, sonst muß ihr Leben wirklich ein Kartenhäuserleben und kaum der Mühe werth sein. Was mich anlangt, Freund, ich habe niemals mit dieser Hand — er hielt sie vor sich hin — genommen, was nicht mein war und habe sie niemals von der Arbeit zurückgehalten, mochte dieselbe noch so schwer oder schlecht bezahlt sein. Wer es leugnet, der soll sie mir abhacken! Wenn mich aber die Arbeit nicht nährt wie ein menschliches Geschöpf,

---

Museum in London bestimmt, und hat für seinen Zweck schon reiche Schätze erworben. Lady Hamilton ist das Muster von Liebenswürdigkeit einer jungen Frau und übt neben andern weiblichen Talenten auch das des Klavierspiels bis zu einem Grade der Vollkommenheit aus, der ihr den Beifall aller Kenner verdient. Wiewohl sie schon drei bis vier Jahre verheirathet sind, ist sie noch sterblich in ihren Gatten verliebt und trägt ihre Gefühle keineswegs öffentlich zur Schau, sondern bestrebt sich vielmehr möglichst, sie zu verheimlichen, um auch darin seinen Wünschen nachzukommen. Diese Dame genießt in einigen Klöstern, in denen sich junge Mädchen aus den ersten Häusern befinden, eines großen Ansehens und hatte daher die Güte, uns eines Morgens dahin zu führen. In dem ersten Kloster, das eine sehr strenge Regel hat, erkannte man drei Nonnen an sie ab. Man hätte die drei Jahreszeiten weiblicher Schönheiten, wenn man sie in ihrem höchsten Glanze zeigen wollen, nicht würdiger, als hier geschah, vertreten lassen können. Die Mutter war ein reizendes Wesen von etwa 28 bis 30 Jahren, deren Schönheit in voller Reife stand und deren bescheidener edler Anstand keine Spur von Heuchelei verrieth. Die zweite mochte siebzehn bis achtzehn Jahre alt sein, war schön in jedem Sinne des Worts und glich der Madonna der besten alten Meister. Sie stand im Begriffe den Schleier zu nehmen und ihr Gelübde abzulegen. Lady Hamilton suchte sie davon zurückzuhalten; der Enthusiasmus dieser unerfahrnen Seele achtete aber nicht auf ihre Gründe und versuchte sie vielmehr selbst zum Verlassen der Welt zu bereden. Ein solcher unserer Gesandtin in's Gesicht gethane Vorschlag gab uns Veranlassung zu einigen heiteren Momenten. Wie Schade! rief die kleine Unschuld aus: daß eine Seele wie die dieser vielgeliebten Ketzerin verloren gehen soll. Während des Streites schoß die jüngste Schwester, ein Mädchen von 11 bis 12 Jahren, so schelmische Blicke zu uns durch das Gitter, daß wir uns zur Genüge überzeugten, sie billige die Ansichten der mitleidigen Britin in vollem Maße. — Im zweiten Kloster herrschte ein weit geringerer Zwang vor und war das Sprachzimmer nur durch eine offenstehende Thür und ihre auf dem Parket angebrachte Schwelle in zwei Hälften getheilt. Der uns begleitende Herzog von Roja hatte drei Töchter darin. Sir William scherzte mit den kleinen Nonnen und stellte sich an, als wolle er die Grenzlinie überschreiten. Sie baten ihn lachend, er möge das nicht thun, und da Hamilton dennoch seinen Fuß in das verbotene Gebiet setzte, liefen die Nonnen herbei, um ihn wieder hinüber zu drängen. Kurz, der Scherz belebte die Unterhaltung dermaßen, daß sie einen der heitersten Auftritte gewährte.

Bei dem Minister sowohl als bei Mr. Jemmino versammelte sich ein geselliger Kreis der verschiedenartigsten Engländerinnen, da die Frauen dieses Reise-Volkes nicht gern allein zu Hause sitzen bleiben und ihr größerer Reichthum ihnen gestattet allen ihren Launen die Genüge zu verschaffen, die wir Deutsche uns kaum allein gönnen dürfen. Milord Hillsborough hatte in Neapel unlängst seine Frau verloren, die er mit seiner Familie, einem Knaben und zwei allerliebsten Töchtern von dreizehn und vierzehn Jahren, dahingeführt. Ein gewisser Mr. Sharp, Wundarzt aus Bath, zog in der Welt mit drei weiblichen Nachkommen umher, die eben so häßlich wie jene hübsch waren. Mr. Herren, dessen ich schon erwähnte, hatte ebenfalls sowie andere seine Frau bei sich.

In Neapel machten wir auch die Bekanntschaft jenes Laurenz Sterne, der in der Folge unter dem Namen Yorick so berühmt geworden ist. Er war schon damals durch seinen Tristram Shandy, dessen Herausgabe ihm die Mittel zu seiner Reise verschafft hatte, von seinen Landsleuten gekannt. In gleicher Zeit stand er bei diesen auch in dem Rufe, ein wenig verrückt zu sein, was großen Genien leicht begegnet;

wenn ich so schlecht lebe, daß ich hungern muß außer dem Hause und im Hause, wenn ich sehe, daß das ganze Leben eines Arbeiters auf diese Weise anfängt, auf diese Weise endet, ohne Wechsel und Aussicht, dann sage ich zu dem vornehmen Volke: Bleibt mir vom Halse; laßt meine Hütte sein! Meine Thür ist finster genug, ohne daß Ihr sie noch mehr zu verfinstern braucht. Erwartet nicht, daß ich in den Park kommen soll, um das Schauspiel zu vergrößern, wenn es einen Geburtstag zu feiern oder schöne Reden zu halten oder sonst was Gutes giebt. Haltet Eure Spiele und Jagden ohne mich und genießt sie nach Herzenslust; wir aber haben nichts mit einander zu thun. Mich läßt man am besten allein!"

Als er sah, daß das Kind in seinen Armen die Augen geöffnet hatte und sich verwundert umsah, hielt er inne, um ihr ein Paar tändelnde Worte in das Ohr zu sagen und sie neben sich auf den Boden zu stellen. Dann wickelte er langsam eine ihrer langen Flechten um seinen rauhen Zeigefinger wie einen Ring, während sie sich an sein bestaubtes Bein hing, und sagte zu Trotty:

„Ich bin kein störrischer Mann von Natur, glaube ich, und leicht zu befriedigen, das weiß ich. Ich bin gegen Niemand übel gesinnt; nur leben will ich wie ein Geschöpf des Allmächtigen. Ich kann es nicht, ich thue es nicht, und so ist eine Grube gegraben zwischen mir und denen, die es können und thun. Gleich mir giebt es noch Andere, Ihr könnt sie eher nach Hunderten und nach Tausenden, als nach Einern zählen."

Trotty wußte, er sprach damit die Wahrheit, und schüttelte den Kopf, um dem beizustimmen.

„Ich habe mir auf diese Weise einen bösen Namen gemacht," sagte Fern, „und ich fürchte, daß ich mir wahrscheinlich keinen besseren erwerben werde. Es ist nicht recht, mürrisch zu sein und ich bin mürrisch, wiewohl Gott weiß, daß ich lieber heiter sein möchte, wenn ich es könnte. Ich weiß nicht, ob mir dieser Alderman viel schaden könnte, wenn er mich in das Gefängniß schickte; aber ohne Freund, der für mich ein gutes Wort einlegte, würde er es vielleicht thun; und Ihr seht" — und er zeigte mit dem Finger nach dem Kinde nieder.

„Sie hat ein schönes Gesicht," sagte Trotty.

„O ja," entgegnete der Andere mit leiser Stimme, indem er es mit beiden Händen sanft dem seinen zukehrte und scharf anblickte. „Ich habe vielmal so gedacht. Ich habe so gedacht, wenn mein Herd sehr kalt und mein Schrank sehr leer war. Ich dachte so neulich, als wir wie zwei Diebe aufgegriffen wurden. Aber sie — sie sollten das kleine Gesicht nicht so oft belästigen, nicht wahr, Lilly? Das heißt einem Manne hart zusetzen!"

Er sprach allmälig so leise und blickte sie mit einer so wilden und sonderbaren Miene an, daß Toby, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, fragte, ob seine Frau noch am Leben sei.

„Ich habe niemals eine gehabt," entgegnete er kopfschüttelnd; „sie ist meines Bruders Kind, eine Waise. Neun Jahre alt, wiewohl Ihr es kaum denken mögt; doch sie ist jetzt müd und matt. Die Union wollte für sie sorgen, 28 Meilen von unserem Dorfe; zwischen vier Wänden, wie sie meinen alten Vater versorgten, als er nicht mehr arbeiten konnte, doch er hat sie nicht lange mehr belästigt; ich nahm sie aber an Kindesstatt an und sie hat seit der Zeit bei mir gelebt. Ihre Mutter hatte eine Verwandte hier in London. Wir bemühen uns sie zu finden und auch Arbeit zu finden; doch es ist eine große Stadt. Schadet nichts. Desto mehr Raum haben wir darin umher zu gehen, Lilly."

Er begegnete des Kindes Augen mit einem Lächeln, welches Toby mehr rührte als Thränen, und er schüttelte ihm die Hand.

„Ich weiß nicht einmal Euren Namen," sagte er, „und doch habe ich Euch mein Herz ausgeschüttet; denn ich bin Euch dankbar und habe guten Grund dazu. Ich werde Eurem Rathe folgen und mich hüten vor diesem" —

„Richter," ergänzte Toby.

„Ah!" sagte er, „wenn das der Name ist, den man ihm giebt. Also vor diesem Richter. Und morgen will ich versuchen, ob ich irgendwo in der Nähe von London besseres Glück habe. Gute Nacht! Glückliches neues Jahr!"

„Halt," sagte Toby und ergriff seine Hand, indem jener die seine losließ; „halt! das neue Jahr könnte nicht glücklich für mich sein, wenn wir so scheiden wollten. Das neue Jahr würde mir kein Glück bringen, wenn ich das Kind und Euch umherirren sähe. Ihr wißt nicht wohin und habt kein Obdach, wo Ihr Euer Haupt hinlegen könntet. Kommt mit mir nach Hause! Ich bin ein armer Mann und wohne ärmlich; aber ich kann Euch ein Nachtquartier geben, ohne daß mir deswegen etwas abgeht. Kommt mit mir heim! So! Ich will sie nehmen," sagte Trotty und hob das Kind auf. „Ein liebes Kind! Ich wollte eine Last tragen, die zwanzigmal so schwer wäre, und würde nicht wissen, daß ich etwas auf den Schultern hätte. Sagt mir, ob ich Euch zu schnell gehe. Ich bin sehr schnell zu Fuß. Das war ich immer." Dies sagte Trotty und machte sechs seiner trabenden Schritte, während sein ermüdeter Begleiter einmal ausschritt; und seine dünnen Beine zitterten wieder unter der Last, die er trug.

„O, sie ist so leicht," sagte Trotty und trabte in seiner Rede sowohl wie in seinem Gange; denn er wollte sich nicht danken lassen und fürchtete auch nur eine augenblickliche Pause. „So leicht wie eine Feder. Leichter wie eine Pfauenfeder — ein großer Theil leichter. Hier sind wir und hier gehen wir! Um die erste Ecke rechts, Onkel Will, und an der Pumpe vorüber, und links gerade die Straße hinauf dem Wirthshause gegenüber. Hier sind wir und hier gehen wir! Quer hinüber, Onkel Will, und den Pastetenbäcker in der Ecke nicht zu vergessen! Hier sind wir und hier gehen wir! Die Marktälle hinunter, Onkel Will, und an der schwarzen Thür angehalten, über der auf einem Schilde „T. Beck, Packträger" steht; und hier sind wir und hier gehen wir, und hier sind wir in eigener Person, mein liebes Gretchen, um Dir eine Ueberraschung zu bereiten."

Bei diesen Worten setzte Trotty athemlos das Kind vor seiner Tochter in die Stube nieder. Das kleine Mädchen sah Gretchen einmal in das Gesicht und da es darin nichts Zweifelhaftes, sondern nur Vertrauen Erweckendes fand, so lief es in ihre Arme.

„Hier sind wir und hier gehen wir!" sagte Trotty und lief dröhnend lachend in dem Gemache umher. „Hier, Onkel Will, hier ist Feuer, seht Ihr! Warum kommt Ihr nicht an das Feuer? O, hier sind wir und hier gehen wir! Gretchen, mein lieber Schatz, wo ist der Theekessel? Hier ist er und hier geht er und bald wird er kochen!"

Trotty hatte wirklich den Theekessel auf seiner wilden Irrfahrt irgendwo aufgegabelt und stellte denselben jetzt an das Feuer; während Gretchen, welche das Kind in eine warme Ecke gesetzt hatte, vor demselben auf dem Boden niederkniete und ihr die Schuhe auszog und ihre nassen Füßchen mit einem Tuche abtrocknete. Ja, und sie lächelte Trotty entgegen — so fröhlich, so heiter, daß Trotty sie hätte segnen können, wie sie dort kniete, denn er hatte gesehen, daß, als sie eintreten, sie am Feuer saß und weinte.

„Ei, Vater," sagte Gretchen, „Du bist ja heute recht aufgeräumt. Ich möchte wissen, was die Glocken dazu sagen würden? Die armen kleinen Füßchen, wie kalt sie sind!"

„O, sie sind jetzt wärmer," rief das Kind, „sie sind nun ganz warm."

„Nein, nein, nein," sagte Gretchen, „wir haben sie noch lange nicht genug gerieben. Wir haben so viel zu thun, so viel! Und wenn sie getrocknet sind, wollen wir das feuchte Haar kämmen; und haben wir das gethan, wollen wir wieder etwas Farbe mit frischem Wasser in das kleine bleiche Gesichtchen bringen; und dann wollen wir so munter, fröhlich und glücklich sein."

Das Kind brach in Thränen aus, schlang den Arm um ihren Hals, streichelte mit der Hand ihre schöne Wange und sagte: „O Gretchen, liebes Gretchen!"

Toby's Segen hätte nicht mehr thun können. Wer könnte mehr thun!

„Ei, Vater!" sagte Gretchen nach einer Pause.

„Hier bin ich und hier geh' ich, mein Schatz!" entgegnete Trotty.

„Lieber Himmel," rief Gretchen, „er ist närrisch! Er hat die Haube des lieben Kindes auf den Theekessel gestülpt und den Deckel hinter die Thür gehängt!"

„Ich wollte das nicht thun, meine Liebe," sagte Toby, und verbesserte schleunigst seinen Irrthum. „Liebes Gretchen? Gretchen blickte nach ihm hin und sah, daß er geflissentlich sich hinter den Stuhl ihres Gastes gestellt, wo er mit vielen geheimnißvollen Zeichen den halben Schilling emporhielt, den er verdient hatte.

„Als ich herein kam," sagte Trotty, „sah ich irgendwo auf der Treppe eine halbe Unze Thee liegen; und wenn ich nicht irre, war auch ein Stück Speck dabei. Da ich mich nicht genau erinnere, wo es war, will ich selber gehen und suchen."

Mit dieser unentdeckbaren List entfernte sich Toby, um die Fleischwaare, von der er gerochen, bei Mrs. Chickenstalker für baares Geld zu kaufen, und kam dann sogleich zurück mit dem Vorwande, daß er das Gesuchte im Dunkeln zuerst nicht habe finden können.

„Doch hier ist's endlich," sagte Trotty und legte die Erfordernisse zum Thee vor, „Alles in Ordnung! Ich wußte wohl, daß es Thee und eine Speckschnitte war. Gretchen, mein Liebling, wenn Du den Thee machen willst, während Dein unwürdiger Vater den Speck röstet, werden wir schnell fertig sein. Es ist ein seltsamer Umstand," sagte Trotty, indem er sich mit Hülfe der Mistgabel an seine Kocherei machte, „der aber meinen Freunden wohl bekannt ist, daß ich mir aus Speckschnitten und Thee gar nichts mache. Es freut mich, wenn es andern Leuten schmeckt," sagte Trotty sehr laut, um die Sache seinem Gaste bemerklich zu machen, „aber mir sind sie zuwider."

Boz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Fünfter Band.

Die Straße Saint-François.

Sechstes Kapitel.

Der rothe Saal.

Wie Samuel gesagt, war die Thür des vermauerten Hauses eben von dem Mauerwerk, der Bleiplatte und den eisernen Stangen befreit worden, welche sie versperrten; ihr Getäfel von Eichenholz mit Schnitzwerk schien noch ebenso unberührt als an dem Tage, wo es der Einwirkung der Luft und Witterung entzogen worden war.

Die Handwerker, welche diese Arbeit verrichtet, waren auf der Rampe stehen geblieben, ebenso ungeduldig und neugierig als der Schreiber des Notars, der ihre Arbeiten beaufsichtigt hatte, der Eröffnung dieser Thür beizuwohnen, denn sie sahen Samuel langsam durch den Garten kommen, in der Hand ein großes Schlüsselbund haltend.

— Jetzt, meine Freunde, — sagte der Greis, als er unten an der Treppe der Rampe war, — ist Eure Arbeit zu

---

und es ist so viel allerdings gewiß, daß er sich zuweilen wunderlich genug betrug. Wir befanden uns eines Abends zusammen bei Mr. Jemminet und Sterne spielte mit den Frauen. Die Verdrehungen, die er dabei machte, die Gesichter, die er schnitt, die Reden, die er führte, würden bei jedem weniger selben Volke, das nicht so sehr an Originale gewöhnt ist, hingereicht haben, ihn zu einem Tollhäusler zu erklären. Er küßte unaufhörlich einer der Töchter Sharp's die Hände, der der Empfindungen seiner Sentimental Journey ist.

Ich stand in einem Fenster und betrachtete das Feuer, das von Zeit zu Zeit der Vesuv auswarf. Man sprach davon. Kommen Sie, sagte ich zu Sterne: es wird in diesem Momente wiederum ein Ausbruch erfolgen. Mein Herr, antwortete er pathetisch: ich interessire mich viel mehr für das Feuer, das aus den Augensternen der Miß Sharp hervorbricht, — die armen Augensterne hatten aber leider! nicht daran gedacht, Feuer auszustrahlen und es war ihm, in seinem Erfassen, jeder Gegenstand recht, den er dafür vorfand. — In Rom befand ich mich in der Sixtinischen Kapelle zu der Zeit an seiner Seite, als man während der heiligen Woche das berühmte Miserere sang. Er war bei der Gelegenheit so voll von den Betrachtungen, die ihm diese düstre Ceremonie eingab, daß er sie nicht bei sich behalten konnte und sie mir unaufhörlich, so laut in das Ohr raunte, daß seine Stimme sich oft eben so laut erhob, wie die der Sopranе im Orchester. Um Gottes willen! mein lieber Sterne, sagte ich zu ihm: Sie werden bemerken, daß man uns mit Schimpf und Schande hinaustagt. Am Ende mußte ich aber daran verzweifeln ihn zum Schweigen zu bringen, stand auf und suchte mir einen andern Platz.

Wir fanden Sterne später in London wieder und der regierende Fürst versicherte mich dort, daß er im Zirkel von St. James desgleichen öfter in den Fall gekommen sei, ihn wegen seiner unschicklichen Reden stehen zu lassen. Ueber seinen Tristram Shandy hatte er zu dem Fürsten gesagt: er habe mehre vernünftige Bücher geschrieben, ohne daß irgend Jemand darauf merken wollen und da sei es ihm eingefallen, einmal ein Werk abzufassen, das voll der allertollsten Dinge, die er vielfach selber nicht verstehe, stecke und habe ihm dieses Buch trotzdem gerade so viel Geld als Ruhm eingetragen. Jetzt sei er nun darauf und dran, ein anderes Buch zu schreiben, in dem er uns alle anbringen werde. Wahrscheinlich hatte er damit den zweiten Theil seiner Travel gemeint, worin er auf Italien zu sprechen gekommen wäre. Am Morgen nach der Abreise des regierenden Fürsten von London begegnete ich ihm auf der Straße. Wie geht es Ihrem Fürsten? fragte er mich. Er ist gestern nach Deutschland zurückgereist, sagte ich, und ich ängstige mich in Bezug auf seine Ueberfahrt von Dover wegen des heftigen Windes, der heute weht. — Hierauf machte er seinen Finger naß, streckte den Arm in die Höhe und sagte, nachdem er ein Paar Augenblicke in dieser Stellung verweilt hatte, im Davongehen: Fürchten Sie nichts, der Wind ist günstig. — Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen.

In Italien trug er Degen und Haarbeutel. Der Kupferstich vor der deutschen Uebersetzung seiner Predigten sieht ihm sehr ähnlich. Er schien mir rothes Haar zu haben. Sein Gesicht war blaß und mit einigen schwarzen Pockennarben bezeichnet. Sein Empfindungs war ein ganz anderes Original. Eines Tages wollte er mich bereden, die englische Sprache zu erlernen. Die Hauptschwierigkeit, sagte er, beruht in der Aussprache des Diphthongen th; lernt man aber die Zunge auf eine besondere Art biegen, so ist sie auf der Stelle überwunden. Ich bin Anatom und muß das verstehen. Sehen Sie zu, wie ich es mache. — Er machte den Mund auf und zeigte mir

Cadet der Patron des Herrn Clerc hat den Auftrag, Sie zu bezahlen, ich brauche Ihnen also blos das Geleite bis an die Thür der Straße zu geben.

— Ei was, mein braver Mann, — rief der Clerc, — was denken Sie? Jetzt sind wir im interessantesten, merkwürdigsten Augenblicke hier; ich und diese braven Maurer brennen darauf, das Innere dieses geheimnißvollen Hauses zu sehen und Sie sollten die Absicht haben, uns fortzuschicken?... Das ist unmöglich.

— Es thut mir sehr leid, mein Herr, dazu gezwungen zu sein, aber es muß sein; ich soll zuerst und durchaus allein in diese Wohnung eintreten, deren ich die Erben zur Lesung des Testamentes hineinführe...

— Aber wer hat Ihnen diese lächerlichen, barbarischen Befehle gegeben? — rief der Clerc sehr verdrießlich aus.

— Mein Vater, mein Herr!

— Das ist gewiß höchst achtungswerth, aber sehen Sie, seien Sie gut, mein braver Mann, man würdiger, mein vortrefflicher Wächter, — versetzte der Clerc, — lassen Sie uns blos einen Blick durch die halboffene Thür werfen.

— O ja, mein Herr, blos einen Blick, — fügten die Brüder von der Kelle mit bittender Miene hinzu.

— Es ist mir unangenehm, es Ihnen abschlagen zu müssen, meine Herren, — versetzte Samuel, — aber ich werde die Thür nicht eher öffnen, als bis ich allein bin.

Als die Maurer den Alten unerschütterlich sahen, stiegen sie verdrießlich die Treppe hinab, aber der Clerc unternahm es, das Terrain Fuß für Fuß streitig zu machen und rief aus:

— Ich, ich erwarte meinen Patron, ich gehe ohne ihn nicht aus diesem Hause; er kann mich nöthig haben;... ob ich nun hier oben auf der Rampe bleibe oder wo anders, das kann Ihnen ganz gleichgültig sein, mein würdiger Wächter...

Der Clerc wurde in seiner Sorgfalt durch seinen Patron unterbrochen, der mit geschäftiger Miene ihn vom Hofe aus rief:

— Herr Piston... geschwind, Herr Piston... kommen Sie schnell.

— Was zum Teufel will er von mir? — rief der Clerc wüthend, — gerade in dem Augenblicke ruft er mich, wo ich im Begriffe war etwas zu sehen...

— Herr Piston... — rief die Stimme sich nähernd, — hören Sie denn nicht?

Während Samuel die Maurer hinausbegleitete, sah der Schreiber an der Ecke einer Gruppe grüner Bäume seinen Patron mit unbedecktem Haupte und sonderbar geschäftiger Miene erscheinen und herankommen.

Der Clerc war also genöthigt, die Rampe hinab zu steigen, um dem Rufe des Notars zu antworten, und begab sich in sehr übler Laune zu demselben.

— Aber, mein Herr, — sagte Meister Dumesnil, — ich schreie schon seit einer Stunde aus Leibeskräften.

— Mein Herr, ich hörte es nicht, — sagte Herr Piston.

— Dann müssen Sie taub sein... Haben Sie Geld bei sich?

— Ja, mein Herr, — sagte der Schreiber ziemlich verwundert.

— Nun gut, so laufen Sie augenblicklich nach dem nächsten Stempelbureau und holen Sie mir drei oder vier große Stempelbogen, um ein Document aufzusetzen... Laufen Sie... es ist sehr eilig.

— Ja, mein Herr, sagte der Clerc, indem er einen Blick verzweifelten Bedauerns auf die Thür des vermauerten Hauses warf.

— Nun, so machen Sie doch, Herr Piston, — versetzte der Notar.

— Ja, ich weiß nicht, wo ich Stempelpapier bekomme.

— Da ist der Wächter, — sagte Dumesnil. — Er wird es Ihnen gewiß sagen können.

In der That kam Samuel zurück, nachdem er die Maurer bis an die Straßenthür begleitet hatte.

— Mein Herr, — sagte der Notar zu ihm, — wollen Sie mir wohl sagen, wo man Stempelpapier bekommt?

— Hier nebenbei, antwortete Samuel, — bei dem Tabakverkäufer in der Rue Vieille du Temple Nr. 17.

— Hören Sie es, Herr Piston? — sagte der Notar zu seinem Clerc, — Sie bekommen welches bei dem Tabakverkäufer Rue Vieille du Temple Nr. 17. Laufen Sie schnell, denn das Document muß sogleich und sogar noch vor Eröffnung des Testamentes abgefaßt werden; die Zeit drängt.

— Es ist gut, mein Herr,... ich werde mich sputen, — antwortete der Clerc ärgerlich. — Und er folgte seinem Patron, der schnell wieder nach dem Zimmer ging, wo er Robin, Gabriel und den Abbé von Aigrigny gelassen hatte.

Unterdessen war Samuel die Stufen der Treppe hinaufgestiegen und an der eben erst von den Steinen befreiten Thür angekommen.

Mit tiefer Bewegung steckte der Greis, nachdem er an seinem Bunde den passenden Schlüssel gesucht, denselben in das Schloß und ließ die Thür sich in den Angeln drehen.

Alsbald fühlte er sein Gesicht von einer Strömung feuchter und kalter Luft getroffen, wie sie aus einem plötzlich geöffneten Keller kommt.

Nachdem der Jude die Thür von innen sorgfältig zwei Mal herum verschlossen hatte, trat er in den Vorsaal, der durch eine Art Kreuzloch erleuchtet wurde, das über dem Bogen der Thür angebracht und mit Scheiben versehen war; die Scheiben hatten durch die Länge der Zeit ihre Durchsichtigkeit verloren und glichen mattgeschliffenem Glase.

Dieser mit marmornen, abwechselnd schwarzen und weißen Quadern getäfelte Vorsaal war weit, tönend und bildete die Einfassung einer großen, nach der ersten Etage führenden Treppe. Die Mauern von glattem, gleichmäßigem Steine zeigten nicht die geringste Spur von Angegriffenheit oder Feuchtigkeit; das Geländer von geschmiedetem Eisen war nicht im Mindesten vom Roste angegriffen, es war über der ersten Stufe an eine Säule von grauem Granit angelöthet, welche eine Statue von schwarzem Marmor trug. Diese Statue stellte einen Neger vor, der eine Fackel trug und hatte einen seltsamen Anblick die Augäpfel waren von weißem Marmor.

Das Geräusch der schweren Tritte Samuel's hallte unter der hohen Kuppel dieses Vestibuls wieder; der Enkel Samuel's empfand ein schwermüthiges Gefühl, indem er daran dachte, daß die Schritte seines Großvaters wahrscheinlich zuletzt in dieser Wohnung geschallt hatten, deren Thür er hundertfunfzig Jahre vorher geschlossen, denn der treue Freund, zu dessen Gunsten Herr von Rennepont den Scheinverkauf gemacht, hatte später sich dieses Grundstückes entledigt, um es auf den Namen von Samuel's Großvater schreiben zu lassen, der es so seinen Nachkommen überliefert hatte, als sei es eine Erbschaft. Zu diesen Gedanken, in welche Samuel versunken war, kam noch die Erinnerung an das Licht, welches er am Morgen durch den Bleisturm des Erkers gesehen hatte; trotz der Festigkeit seines Charakters konnte sich daher der Greis eines Schauers nicht erwehren, als er von seinem Schlüsselbunde einen zweiten Schlüssel genommen und auf dessen Etiquette gelesen hatte: Schlüssel zum rothen Saale; er öffnete nun eine große Flügelthür, welche nach den inneren Zimmern führte.

Das Fenster, das einzige von allen in diesem großen Hause, das aufgemacht worden war, erleuchtete dieses weite Zimmer, dessen Damasttapeten von dunklem Purpur nicht den mindesten Schaden gelitten hatten; ein dicker, türkischer Teppich bedeckte den Fußboden, große Lehnsessel von vergoldetem Holze im strengen Style des Jahrhunderts Ludwig XIV. waren sammtrisch an den Wänden entlang aufgestellt; eine zweite Thür, welche nach einem anderen Zimmer führte, befand sich der Eingangsthür gegenüber und das Getäfel beider, so wie der Sims, welcher den Plafond einfaßte, war weiß, mit Vergoldungen und Schmuckwerk von Goldbronze versehen.

Auf jeder Seite dieser Thür standen zwei große Meubles, die mit Kupfer und Zinn eingelegt waren und die Einfassungen von Schlossenasen; das Fenster war mit schweren seidenen Damastvorhängen drapirt, über welchen ein zugespitztes Verhängstück sich befand, dessen Spitzen jede mit einer seidenen Eichel endete. Dieses Fenster war dem Kamine von türkischblauem Marmor gegenüber, der Verzierungen von ciselirtem Kupfer hatte. Reiche Candelaber und eine Pendeluhr in demselben Style spiegelten sich in einem venetianischen Spiegel mit schiefen Kanten.

Ein großer, runder, mit einem kermesinfarbenen Sammetteppich bedeckter Tisch stand mitten in dem Saale.

Als Samuel diesem Tische näher trat, sah er auf demselben ein weißes Bein, das die Worte enthielt:

„In diesem Saale soll mein Testament geöffnet werden; die anderen Zimmer aber verschlossen bleiben bis nach der Eröffnung meines letzten Willens. M. v. R."

— Ja, — sagte der Jude, indem er voller Rührung diese vor so langer Zeit geschriebenen Reihen betrachtete, — dasselbe ist mir auch von meinem Vater anempfohlen worden, denn es scheint, daß die anderen Zimmer dieses Hauses voller Gegenstände sind, auf welche Herr von Rennepont einen großen Werth legte, nicht um ihres Preises willen, sondern wegen ihres Ursprungs, und der Trauersaal muß etwas Seltsames und Geheimnißvolles sein; aber, — fügte Samuel hinzu, indem er aus der Tasche seines Rockes ein mit schwarzem Leder bezogenes Register hervornahm, das mit einem kupfernen Schlosse versehen war, und den Schlüssel aus demselben zog, nachdem er das Register auf den Tisch gelegt; — hier ist der Status der Casse und es ist mir befohlen worden ihn vor der Ankunft der Erben hierher zu bringen.

Das tiefste Schweigen herrschte im Saale in dem Augenblicke, wo Samuel das Register auf den Tisch gelegt hatte.

Plötzlich entriß ihn die allernatürlichste und doch höchst erschreckende Sache seiner Träumerei.

In dem Nebenzimmer hörte er einen hellen, silbernen Glockenschlag langsam zehn Uhr bezeichnen.

Und allerdings war es zehn Uhr.

Samuel war zu vernünftig, um an ein Perpetuum mobile zu glauben, d. h. an eine Uhr, welche seit hundertundfunfzig Jahren ging. Deshalb fragte er sich auch mit eben so viel Staunen als Schrecken, wie es komme, daß diese Uhr seit so viel Jahren nicht stillgestanden und besonders, wie sie so genau die jetzige Stunde bezeichnen könne.

Von unruhiger Neugier getrieben, war der Alte im Begriff in das Nebenzimmer zu gehen; aber er erinnerte sich an die ausdrücklichen Vorschriften seines Vaters, welche durch die eben gelesenen Zeilen des Herrn von Rennepont noch erneuert wurden, blieb daher an der Thür stehen und horchte mit der äußersten Aufmerksamkeit.

Er hörte Nichts, durchaus Nichts, als das hinsterbende Zittern der Glocke.

Nachdem er lange Zeit über diese seltsame Sache nachgedacht, stellte er sie mit dem nicht minder außerordentlichen Ereigniß des Lichtes zusammen, das er am Morgen durch die Oeffnungen des Erkers bemerkt hatte, und schloß daraus, daß diese beiden Umstände mit einander in einer gewissen Verbindung stehen müßten.

Wenn der Greis auch nicht die wahre Ursache dieser wunderbaren Erscheinungen auffinden konnte, so erklärte er sich mindestens, was er davon sah, indem er an die unterirdischen Verbindungen dachte, welche, nach der Ueberlieferung, zwischen den Kellern des Hauses und sehr entfernten Orten existirten: geheimnißvolle und unbekannte Personen hatten auf diese Weise im Jahrhunderte zwei oder drei Mal in das Innere dieser Wohnungen dringen können.

In diese Gedanken verloren näherte sich Samuel dem Kamine, das, wie wir gesagt haben, gerade dem Fenster gegenüber sich befand.

Ein heller Sonnenstrahl, der durch die Wolken drang, erleuchtete von beiden Seiten des Kamins zwei große Portraits, welche der Jude noch nicht bemerkt hatte und die in ganzer Figur, in natürlicher Größe eine Frau und einen Mann darstellten.

An dem zugleich mäßigen und doch effectvollen Colorit der Malerei, an ihrem breiten und kräftigen Auftrag, erkannte man leicht ein Meisterwerk.

Uebrigens hätte man auch schwer Modelle gefunden, die geeigneter gewesen wären einen großen Maler zu inspiriren.

Die Frau schien fünfundzwanzig bis dreißig Jahr alt. Ein köstlicher brauner Haarwuchs mit goldenen Reflexen krönte ihre weiße edle und hohe Stirn, ihre Frisur erinnerte durchaus nicht an diejenige, welche Frau von Sevigné für das ganze Jahrhundert Ludwig XIV. eingeführt hatte, sondern vielmehr an jene bemerkenswerthen Haartrachten einiger Bilder des Veronese, die aus breiten, wellenartigen, die Wangen einschließenden Scheiteln und aus einer hinten auf dem Kopfe zu einer Krone zusammengewundenen Flechte bestehen; die geschwungenen Augenbrauen wölbten sich über große Augen von glänzendem Saphirblau, ihr zugleich stolzer und doch trauriger Blick hatte etwas Verhängnißvolles. Die sehr feine Nase endete mit etwas ausgedehnten Flügeln, ein halbes, fast schmerzliches Lächeln zog leicht den Mund zusammen, das Oval des Gesichts war länglich, die Gesichtsfarbe von mattem Weiß schimmerte kaum in der Nähe der Wangen von einem leichten Roth. Der

---

seine Zunge. — Bemerken Sie, wie man sich anstellen muß und nun sprechen Sie the, the aus. Ich that es aus Gefälligkeit einige Mal; ehe ich es mich aber versah, hatte ich die Hand Mr. Sharp's, unter dem Vorwande mir die Zunge zurecht zu legen, in meinem eignen Munde.

Man sah ihn in allen Kirchen und an allen öffentlichen Orten mit der Schreibtafel in der Hand, den Cicerone ihm zur Seite, niederschreiben, was ihm dieser dictirte, und aus diesen Bemerkungen, verbunden mit dem, was er in Gasthäusern erlebte, sind seine Briefe über Italien entstanden, die während unseres Aufenthaltes in England mit solcher Begierde gekauft und gelesen wurden, daß ich überzeugt bin, das Buch hat ihm seine Reisekosten wieder eingebracht.

Rom, 17. März. Wir sind auf demselben Wege, wie wir es verlassen, wieder nach dieser Hauptstadt zurückgekehrt und ich habe in Bezug auf unsere Reise nur des komischen Anblicks zu erwähnen, den uns die gewöhnliche Post gewährte, der wir bei Piperno begegneten. In jeder der 5 bis 6 Seelen saß nämlich ein wohlbeleibter, kräftiger Mönch neben einem munteren, jungen Mädchen.

Wir wollten anfangs zur See reisen, mußten aber diese Absicht aufgeben, weil wir kein segelfertiges englisches Schiff nach Civita Vecchia oder Fiumicino verstanden und die italienischen Fahrzeuge nicht allein höchst unsanfter sind, sondern auch der Gefahr aussetzen, von einem Barbaresken aufgebracht und nach Algier oder Tripolis entführt zu werden. Wir machten von Neapel aus nur noch die kleine Seefahrt nach dem Vorgebirge von Miseno und hatten dabei eine so bewegte See, daß Prinz Hans Görge dem Meere seinen Tribut entrichten mußte. Wir Anderen hielten tapfer Stand.

Hier habe ich den Tod des armen Mufti zu beklagen. Er liebte mich und wenn wir Jemand entbehren müssen, der uns liebt, ist dies immer auch in dem Falle ein Verlust, daß das Dasein seiner Seele nicht zu beweisen stände.

Rom, 19. März. Da der Cardinal Albini dem regierenden Fürsten auf die verbindlichste Weise seine Landhäuser zur Verfügung gestellt hatte, so begaben wir uns in Gesellschaft des Prinzen von Mecklenburg-Strelitz und seines Begleiters, so wie des Abbate Winkelmann nach Castello, wo die bequemste Wohnung und beste Gesellschaft, in der wir uns befanden, uns einen höchst anmuthigen Aufenthalt bereiteten. Der Albaner See scheint hier ein länglichtes Viereck von etwa sechs Meilen im Umfange zu bilden. Ein Wall von hohen Bergen schließt ihn ein und man genießt von seiner Höhe die wunderschönste Uebersicht über den See, das flache Land, Rom, das Meer, das Vorgebirge der Circe, Hügelreihen und Wälder von Cypressen, Lorbeer- und Lerchenbäumen. Auf der Höhe dieser Bergwand, nach Rom zu, liegt Castel Gandolfo, ihm gegenüber, eben da, wo das alte Alba longa sich befand, das Kloster von Pallazuolo. Darüber erhebt sich der Gipfel des Monte Cavo mit einem Kloster, das auf den Ruinen des Tempels des Jupiter Latiaris erbaut ist, dem bei gewissen Gelegenheiten ganz Latium seine Opfer darbrachte und der auch von ganz Latium aus gesehen werden konnte. Umgeht man den Uferrand des Sees, so ist Albano der Castello zunächst gelegene Ort. Gärten, mit einigen bedeutenden und schönen Ruinen geschmückt, Lusthäuser, hohe Baumgänge verbinden beide Oerter mit einander. Rechts vor Albano befinden sich die Ueberbleibsel eines Mausoleums, das nach dem großen Pompejus genannt wird. Zwischen Albano und Ariccia liegt das berühmte Denkmal der Horazier. Von dort aus ersteigt man, nach Genzano zu, einen anderen Berg, der den See von Nemi in sich begreift. Der Flecken Nemi liegt Genzano gegenüber, unten am Wasser erblickt man einiges Mauerwerk, Ueberreste des Tempels der Diana Taurica, die hier die Diana Nemorensis heißt und deren Oberpriester immer ein Gladia-

Nadler, die Haltung des Kopfes verändern ein fesselndes Gemisch von Anmuth und natürlicher Würde. Eine Art Zumide oder Kleid von schwarzem gekörntem Stoff nach dem sogenannten Schnitt à la vierge ging bis zum Anfang der Schultern hinauf, schließlich einen schlanken und runden Hals und sah auf die Büste nieder, welche ganz durch die etwas schlangenartigen Biegungen des Nackengehänges verborgen wurden.

Die Haltung der Frau war voller Adel und Einfachheit. Der Kopf sah sich gelegentlich um; weiß auf einem Sitzbrett, gegen Sammet sich, deren Hintergrund mit einigen Purpurmeilen bedeckt und durch die hölzernen Gitter ferner im Schatten gehaltener Pfeiler begrenzt war. Die Anordnung des Bildes war die warmen und festen Töne des Vordergrundes, die ohne Uebergang gegen den Hintergrund abstechen, sich leicht erwärmen, wo viele Frau sich auf einer Höhe befand, von wo sie den ganzen Vorgang beherrschen konnte.

Die Physiognomie dieses Weibes war viel nachdenklich und nichtsgeschlossen. Ordnungen lag in ihrem hohe zum Himmel gehobenen Blick ein Ausdruck von Hoffnung, religiösem Schmerze, den man niedergegangen für unmöglich gehalten hätte.

Zur linken Seite des Kamines saß man das andere eben so fesselnd gemalte Bild.

Es stellte einen Mann von dreißig bis fünfundvierzig Jahren von hohem Wuchs dar. Ein weiter brauner Mantel, mit dem er sich hüllte war, ließ eine Art Wamms bis oben hinan zugeknöpften Rock sehen, über welchen ein weiter, viereckiger Kragen niederfiel. Der steife Kopf von großem Charakter war durch Strenge und kräftige Linien bemerkenswerth, die nennen nicht einen bewunderungswürdigen Ausdruck von Leben, Religionen und besonders von unausgesetzter Güte ausschließen; dauer, Wort und Augenblumen waren schwarz; aber die letzteren gaben sich zuweilen einen seltsamen Ausdruck, sanftmut getrennt zu sein und sich um jene Jungfräulein zu wissen, wie ein einziger Blumen von einander zu trennen und schienen das Gesicht mit einem Strahle zu schießen.

Der Hintergrund des Gemäldes hatte einen merkwürdigen Charakter sei, der hinter einigen Fenstern sah man das Meer, das sich am Horizont mit wilderem Gewölk zu vermischen schien.

Die Figuren des Vordergrundes hatten einen ausgezeichneten Charakter sei, die Niemand so leicht hätte vergessen können, der sie je gesehen, vermochte noch ihren Blang.

Samuel fuhr aus seiner Andacht auf, warf zerstreut die Augen auf diese Bilder und wurde ganz betroffen davon, denn sie schienen zu leben . . .

— Welche edlen und schönen Geschöpfe! — rief er aus, indem er näher herantrat, um sie besser anzusehen. — Wer hatten sind Bilder das? Sie können nicht zur Familie Bernardone gehören, denn die Wirklichkeit hätte solchen sich meine Natur nur gelegt bei . . . Ach, — sagte der Greis dann, — der großen Armenkirche nach, welche auf ihren Augen liegt, können auch sie in dem Stadt der Armen ihre Stelle haben.

Nach einem Augenblick des Schweigens sahe der Alte fort:

— Der alten Dingen muß ich traurig denken. Alles ja hier: der feierlichen Besinnung eingerichten . . . denn es hat gute Art gefallen.

Dies sagend stellte Samuel die Stuhl vom vergoldetem Holz um den runden Tisch und sagte dann mit nachdenklicher Miene:

— Die Stunde rückt heran und von den Nachkommen die Wohlthaten meines Verbrechens sind bis jetzt Niemand hier als der junge Priester mit dem ungelöschten Gesicht. Heute ist der einzige Repräsentant der Familie Bernardone heut? . . . Es ist Priester, die Familie wärme alle heute mit ihm ausscheren? Nein, es ist der Jungenhirt da, der ich viele Jahre zur Leitung des Aschenmeister öffnen soll . . . Barbiere wird den Hirt herbeiführen . . . man klopft . . . Sie ist's . . . — Und nachdem Samuel noch einen letzten Blick auf das Zimmer geworfen hatte, in dem es gelun hier geschlagen, ging er schnell nach der Thür von Barbiere, auf welchem man geschlagen hörte.

Der Schlüssel wurde zwei Mal im Schlosse herumgedreht und er öffnete die zweite Flügelthüren.

Zu seinem großen Kummer sah er auf der Schwelle Niemand als Gabriel mit der Heerde zu seiner Rechten und seinem Jüngling zu seiner Linken.

Der Hirte war Barbiere, welche sie hergeführt hatte, kamen hinter der Jungfrauen.

Samuel konnte sich einen Ausdruck nicht erwehren und sagte, indem er sich über die Thürschwelle beugte:

— Meine Herren, Alles ist bereit, Sie können eintreten.

Siebentes Kapitel.

Das Testament.

Gabriel, Mutter und der Abbé von Assisium in den ersten Saal traten, schienen die Nähe von verschiedenen Gefühlen bestürmt.

Gabriel war blaß und traurig und empfand eine peinliche Ungeduld, zu erfahren, was dieses Haus zu verhalten und er Spitze sich sehr erschüttert, ist er durch ein mit allen gefälligen Decorationen verfehlenes Testament, das von Meister Bernardi, den Notar vom Ortshof, abgefaßt war, allen Leuten bekannt zu Gunsten des Abbé von Assisium entlegt hatte.

Bis dahin war es dem Priester nicht möglich in den Sinn gekommen, daß der Abbé von Assisium, indem er ihm Sorge angelegen hat, sie jetzt so viel belegt wurde, und indem er durch eine gottseligkeitliche Tage ihn zu seinem Erbe sinnig, den unterm Lieb auf der Augen gehabt als den guten Erbzug einer heimlichen Intrigue.

Jahan Gabriel handelte, wie er that, gab er seiner Zuhörer noch sich nicht einem Übertriebenen Zorngefühl hin. In jetzte mehr Jahre vorher hein Schenkung freiwillig gemacht und es mehr ihm nun als unmöglich erschienen, natürlich zurückgehen zu war ihm in seiner Gewissen genug in den Verhältnissen der Zeitgeist gestiften zu sein . . . um Rücken in der Welt wäre es ihn daher dem gerichtlichen Vermerk des Besitzes zu den anlegen wollen.

Der Widerstand mußte mit einer sehr seltenen und ungerechtesten Natur begabt sein, daß diese Rücksichtnahmen gewöhnlicher Rücksichtslosigkeit nicht wurde von verschiedenem, gerechtem Einfluß seiner Ergebung hatte vorgewirkt werden können, aber wie die Güte mächtiger war der Zärtlichkeit, so hatte sie edge Atmosphäre, Wärme um Zucht seiner Kindheit angebracht, seine einen Eigenschaften betäubt, aber nicht verschlimmert, so daß sie kaum die Lebensgewohnheiten und warme Luft der Freiheit unterwerfen wurden.

Der Abbé von Assisium war nun viel klüger und bewegter als Gabriel und hatte verstand seine Langsichtigkeit zu erfahren und zu verschleiern, wenn er seinen Neffen gegenüber, welche ihm der Strahl seinen lieben Bruder mit der Freiheitsluft zu verwirken.

Allein war ruhig und vollkommen sehr seiner selbst und ich mit gehörem dem in die heilige Bewegung Jüngsten's, welche einen minder vollkommenen Menschen als Gabriel hätte zum Verbot bitte einflößen können; indessen war der Sonnen, dem Gabriel sich gegenüber befand, vielleicht noch ungeduldiger und begieriger auf das Gelingen seiner Absichten Angelegenheit.

Samuel schien mir zerschmettert . . . Kein anderer Erbe zeigte sich als Gabriel.

Gabriel gewann der Greis eine lebhafte Theilnahme für diesen jungen Mann, aber dieser junge Mann war Priester, mit ihm hatte der Name der Familie Bernardone nichtmehr und das vergangene Verbrechen, und so bestimmt aufgehalten worden war, wahrscheinlich dann nicht in verstellt oder angenommen waren, mit in das Andenken Mariä gekommen sein.

Die verschiedenen betreffenden Personen dieser Scene fanden an dem runden Tisch.

Digitized by Google

ter unter der Verbindlichkeit war, gegen jeden andern Diebstier zu klagen, der diesen blutigen durch Tötung des Andern erreichten Posten in Anspruch nahm. Mit man aber möglichst gewissliche Gefühle sieht, wie ich Bonaventura's anderer Phantasie sie zumeilen erräumt, so folge man zu den alten des Albaner-Sees hereinter. Zwei Orettern einer Nymphen, die natürlichsten seinen Dresden gefeilig waren und vor allem Andern die prachtvolle Schönheit einer der Thpazigung erregen hier zuerst meiner Bewunderung. Schon Titus Livius spricht von dieser Schönheit als von einer der merkwürdigsten Erscheinungen der alten Kunstfleiß.

Wir brauchen unsere Zeit in Gastfuß sehr selten zu bedaglichen und zumal an einem feindlichen Zusammen zwischen den Prinzen von Monteburg und Winkelmann. Da beider Letztere nämlich das Amt unseres Hausverwalters auf sich genommen, hatte der Hausbesitzer des Cardinals ihm zwei Gut mit Lebensmitteln zugeladen. Am letzten Tage zeigte es sich, daß die weniger Gastfreigkeit die mäßige Breiterge des Italienens feiner sich gelassen hatte und daß unsere Gastfreie schon Mittags zu Ende gingen, ohne uns etwas zum Abend übrig zu lassen. Winkelmann war deshalb sehr ärgerlich und sagte beständig, ich muß nicht recht, ob unser- der Gastlichkeit mehr Möglichkeit zu thun, um ihn zum zweiten Male auf's Trockne zu bringen, ohne es freilich irgendwie ausführen zu können.

Rom, 2. April. Ich habe unter dem Artikel Gerüsten von Gabinetten, in welchen die Bilder der Gallerien des Vermanten classificirt, meine Commmunication — nach dem Kadavick des feligen Cardinals Fesch — und erster Hand mit angegeben. Ich habe mich bemüht, bei der so vielen als trefflichen Germanie des grauen Donnerstags recht eigentlich unter der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Vaters, mir nie von den Kammerherren in geistlicher Bekleidung gezogenen Vergleich, von dem Irrad er in Gestalt einer mäßigen Madchtrep seinen Blig schiedrete, viele zur Partei nahm. Bei vieler Gelegenheit hatte ich einen neuen Gewalt von der gerzeugnisse des jungen Paschos, indem ich bei dem Akte der Communication seine Augen, die aus und nach dem ganzen mit Blicken voller Liebe und Wohlwollen herumschweifen waren, von reichlichen Zähren überströmen sah. Die Cardinäle schienen ein wenig verlegen bei der Sache auszusehen und einige schlichen davon.

Seit unserer Rückkehr von Neapel hat sich unser biesige Lebensweise ungemandelt. Morgen stehen wir vor Mondaufgang und der Kunst und dienen zum Vorbilde aller hiesigen Prem-

In dem Augenblicke, wo sie auf die Einladung des Notars sich setzen wollten, sagte Samuel, indem er auf das schwarz eingebundene Register zeigte:

— Mein Herr, mir ist befohlen worden, dies Register hier zu deponiren; ich werde Ihnen den Schlüssel dazu gleich nach der Lesung des Testamentes übergeben.

— Diese Maßregel ist allerdings in der Bemerkung vorgeschrieben worden, welche das Testament hier begleitet, — sagte Meister Dumesnil, — als es im Jahre 1682 bei Meister Thomas Le Semellier, königlichem Rath, Notar beim Châtelet von Paris, der damals Place royal Nr. 13 wohnte, niedergelegt wurde.

Und Meister Dumesnil nahm aus seinem Portefeuille von rothem Maroquin einen großen Umschlag von Pergament, das durch die Jahre vergilbt war; mit diesem Pergamente war durch einen Faden eine Note verbunden, die gleichfalls auf Pergament geschrieben war.

— Meine Herren, — sagte der Notar, — wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu setzen, will ich die Note hier lesen, welche die bei der Eröffnung des Testamentes zu beobachtenden Formalitäten vorschreibt.

Der Notar, Robin, der Abbé von Aigrigny und Gabriel setzten sich.

Der junge Priester wandte dem Kamine den Rücken und konnte die beiden Portraits nicht bemerken.

Samuel blieb trotz der Einladung des Notars hinter dem Stuhle des Letzteren stehen, der das Folgende las:

„Den 13. Februar 1832 soll mein Testament nach der Rue „Saint-François gebracht werden.

„Punkt zehn Uhr wird die Thür des rothen Saales, der „im Parterre gelegen ist, meinen Erben geöffnet, die ohne „Zweifel schon lange in Paris angekommen sein und in Erwartung dieses Tages die nöthige Muße gehabt haben werden, die Beweise für ihre Verwandtschaft beizubringen.

„Sobald sie vereinigt sind, wird mein Testament gelesen „und mit dem letzten Schlage Zwölf die Erbschaft zu Gunsten „Derer geschlossen sein, welche zufolge meiner, wie ich hoffe, „durch mündliche Traditionen verewigten Aufforderung in Person und nicht durch Bevollmächtigte am 13. Februar vor „zwölf Uhr sich in der Rue Saint-François eingefunden haben werden."

Nachdem er diese Zeilen mit klangvoller Stimme gelesen, hielt der Notar einen Augenblick inne und versetzte mit feierlichem Tone:

— Herr Gabriel-François-Marie von Rennepont, Priester, hat durch Notariatsacte seine Verwandtschaft väterlicher Seits in Eigenschaft eines Großneffen des Notars nachgewiesen und da er dieser Stunde er der einzige der Descendenten der Familie Rennepont ist, der sich eingefunden hat, so eröffne ich das Testament, wie es vorgeschrieben ist.

Dies sagend nahm der Notar das vorher von dem Präsidenten des Tribunals mit den gesetzlichen Formalitäten eröffnete Testament aus seinem Umschlage.

Der ehrwürdige Abbé von Aigrigny beugte sich vor und lehnte sich auf den Tisch, indem er einen ängstlichen Seufzer nicht zurückhalten konnte. Gabriel bereitete sich mehr mit Aengster als aus Interesse auf das zu Hörende vor.

Robin hatte sich etwas vom Tische entfernt gesetzt, hielt seinen alten Hut zwischen den Knieen, in welchen er halb von einem baumwollenen, blaucarrirten Schnupftuche versteckt seine Uhr gelegt hatte...

Die ganze Aufmerksamkeit des Socius war nun zwischen dem geringsten Geräusch, das er draußen hörte, und dem langsamen Fortrücken der Zeiger seiner Uhr getheilt, deren Gang sein kleines gereiztes Auge zu beschleunigen schien, so groß war seine Ungeduld die Mittagsstunde herankommen zu sehen.

Der Notar breitete das Blatt Pergament auseinander und las, umgeben von der tiefsten Aufmerksamkeit, wie folgt:

„Dorf Gillerenerie, den 13. Februar 1682.

„Ich bin im Begriffe durch den Tod dem Schimpfe der „Galeeren zu entgehen, wozu die unversöhnlichen Feinde meiner Familie mich als Rückfälligen haben verdammen lassen.

„Und dann... ist mir das Leben zu bitter, seit mein „Sohn als Opfer eines geheimnißvollen Verbrechens gefallen ist.

„Todt im neunzehnten Jahre... armer Henri... seine „Mörder sind unbekannt... nein... nicht unbekannt, wenn „ich meinen Ahnungen Glauben schenken darf...

„Denn um meine Güter diesem Kinde zu erhalten, hatte „ich den Protestantismus zum Schein abgeschworen... So „lange dieses vielgeliebte Wesen lebte, habe ich die katholischen Gebräuche aufs Strengste befolgt... Dieser Betrug „empörte mich, aber es handelte sich um meinen Sohn...

„Als man ihn mir gemordet... wurde mir dieser Zwang „unerträglich... Ich wurde beobachtet; man klagte mich an „und verurtheilte mich als Rückfälligen;... mein Vermögen „ist confiscirt worden; ich wurde zu den Galeeren verurtheilt.

„Eine furchtbare Zeit ist die heutige!...

„Elend und Knechtschaft! Blutiger Despotismus und religiöse Intoleranz... O, es ist süß, aus dem Leben zu „gehen... Nicht mehr so viel Böses, so viel Schmerzen mitanzusehen,... welche süße Ruhe wird das sein!

„Und in einigen Stunden werde ich diese Ruhe genießen...

„Ich bin ein Sterbender und will daher an die von den „Meinen denken, welche leben oder vielmehr, welche leben „werden... vielleicht in besseren Zeiten...

„Eine Summe von funfzigtausend Thalern, einem Freunde „anvertraut, bleibt mir noch von meinem großen Vermögen „übrig.

„Ich habe keinen Sohn mehr, aber viele in Europa verbannt lebende Verwandte.

„Diese Summe von funfzigtausend Thalern würde, wenn „sie unter meine Verwandte vertheilt würde, für sie nur eine „geringe Hülfe sein. Ich habe es daher anders beschlossen...

„Und zwar nach dem Rathe eines weisen Mannes... den „ich verehre wie das vollkommene Ebenbild Gottes auf der „Erde... denn seine Weisheit, sein Verstand, seine Güte sind „fast göttlich.

„Zwei Mal in meinem Leben habe ich diesen Menschen gesehen;... zwei Male habe ich ihm meine Rettung verdankt... „ein Mal die Rettung der Seele, das zweite Mal die des Leibes.

„Ah!... vielleicht hätte er auch mein Kind gerettet, aber „er ist zu spät gekommen.

„Bevor er mich verließ, wollte er mich davon abbringen zu „sterben; aber seine Stimme ist unmächtig gewesen: ich empfand zu viel Schmerz, zu viel Kummer, zu viel Leid.

„Seltsam!... Als er von meinem Entschlusse, gewaltsam „meinen Tagen ein Ende zu machen, überzeugt war, entfuhr „ihm ein Wort von furchtbarer Bitterkeit und ließ mich glauben, daß er mein Schicksal... meinen Tod beneide.

„Sollte er zu leben verdammt sein?

„Ja... er hat sich gewiß selbst dazu verdammt, um der „Menschheit nützlich und hülfreich zu sein... und dennoch ist „das Leben ihm eine Last; denn ich habe ihn eines Tages „mit verzweifeltem Ueberdrusse, den ich niemals vergessen „werde, sagen hören:... O das Leben, das Leben, wer wird „mich davon befreien?...

„Es ist ihm also eine Bürde!

„Er ist fort, seine letzten Worte haben mich dem Tode „mit Heiterkeit entgegensehen lassen...

„Dank ihm, wird mein Tod nicht unfruchtbar sein...

„Dank ihm, werden diese Zeilen, die ein Mann schreibt, „welcher in einigen Stunden zu leben aufgehört hat, vielleicht „in einem Jahrhundert große Dinge nach sich ziehen; o ja, „große und edle Ereignisse... wenn mein letzter Wille von „meinen Nachkommen fromm erfüllt wird, denn an die Nachkommen meines Geschlechtes wende ich mich.

„Mögen sie den letzten meiner Wünsche begreifen und zu „würdigen verstehen,... und ich bitte sie, mich zu erhören, „sie... die in dem Nichts sich befinden, in das ich jetzt zurückkehre; sie müssen die Verfolger meiner Familie kennen lernen, damit sie ihren Ahn rächen können, aber edel rächen.

„Mein Großvater war Katholik. Weniger durch seinen religiösen Eifer als durch hinterlistige Rathschläge verleitet, „hatte er sich, obwohl Laie, mit einer Gesellschaft verbrüdert, „deren Macht stets furchtbar und geheimnißvoll gewesen ist... „mit der Gesellschaft Jesu."

Bei diesen Worten des Testamentes setzen sich der Abbé, Robin und Gabriel unwillkürlich an.

Der Notar, der diese Bewegung nicht gewahr geworden war, fuhr weiter fort:

„Nach einigen Jahren, während welcher er nicht aufgehört hatte, für diese Gesellschaft die unbeschränkteste Hingebung an den Tag zu legen, wurde er plötzlich durch entsetzliche Offenbarungen von dem geheimen Zwecke, welchen sie hatte, und den Mitteln, denselben zu erreichen, in Kenntniß gesetzt.

„Es war im Jahre 1610, ein Monat vor der Ermordung „Heinrich's IV.

„Mein Großvater war von dem Geheimnisse erschreckt, „von dem er wider seinen Willen Mitwisser geworden war „und dessen Bedeutung sich später durch den Tod des besten „der Könige vervollständigte; er brach daher nicht blos mit „der Gesellschaft Jesu, sondern als ob der ganze Katholicismus ihm für die Verbrechen dieser Gesellschaft solidarisch hafte, verließ er die römische Religion, in der er bisher gelebt, und wurde Protestant.

„Unwiderlegliche Beweise, erhärtend das Einverständniß „zweier Mitglieder der Gesellschaft mit Ravaillac, ein Einverständniß, das ebenso bewiesen war, als das Verbrechen „Jean Chatel's, des Königsmörders, befanden sich in den Händen meines Großvaters.

„Das war die erste Ursache des erbitterten Hasses dieser „Gesellschaft gegen unsere Familie. Gott sei Dank diese Papiere sind in Sicherheit gebracht; mein Vater hat sie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille ausgeführt sein wird, „findet man diese Papiere bezeichnet: A. M. C. D. G. in „dem Koffer von Ebenholz im Trauersaale des Hauses Rue „St. François.

„Mein Vater war gleichfalls heimlichen Verfolgungen ausgesetzt; sein Tod, sein Tod vielleicht wäre die Folge davon „gewesen, ohne die Dazwischenkunft eines weiblichen Engels, „welche er fast mit einem religiösen Cultus verehrt hat.

„Das Bildniß dieser Frau, die ich vor wenigen Jahren „wiedergesehen habe, und ebenso das Bild des Manasse, dem „ich eine so hohe Verehrung zolle, sind von mir nach der „Erinnerung gemalt und hängen in dem rothen Saale des Hauses Rue St. François. Alle beide werden, wie ich hoffe, für „die Nachkommen meiner Familie der Gegenstand einer dankbaren Verehrung sein."

Seit einigen Augenblicken war Gabriel immer aufmerksamer auf die Lesung des Testamentes geworden; es fiel ihm ein, daß durch ein seltsames Zusammentreffen einer seiner Ahnen zwei Jahrhunderte vorher mit der Gesellschaft gebrochen hatte, wie er selbst seit einer Stunde, und daß von diesem fast zwei Jahrhunderten datirenden Bruche... auch die Art von Haß datirte, mit welcher die Gesellschaft Jesu seine Familie verfolgt hatte...

Der junge Priester fand es nicht minder sonderbar, daß diese ihm nach Verlauf von hundertfunfzig Jahren von einem seiner Vorfahren, einem Opfer der Gesellschaft Jesu, überkommene Erbschaft nur durch die freiwillige Abtretung, welche er, Gabriel, eben zu Stande gebracht, an dieselbe Gesellschaft zurückfalle...

Als der Notar die auf die beiden Bildnisse bezügliche Stelle gelesen hatte, machte Gabriel, der gleich dem Vater Aigrigny den Bildern den Rücken kehrte, eine Bewegung, um sie zu sehen...

Kaum hatte der Missionär die Augen auf das Porträt des Weibes geworfen, so stieß er einen lauten Ruf der Ueberraschung, fast des Schreckens aus.

Der Notar unterbrach die Lesung des Testamentes und sah den jungen Priester besorgt an.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

den. Jetzt haben wir den Ruinen Valet gesagt und stürzen uns immer tiefer in die lebendige Welt. Natürlich sind wir dabei, von wegen der Parfüms, besser auf unserer Hut und werden also nach der Diners und Soupers ausschließenden Landessitte allenthalben auf das Beste empfangen. Dies ist etwa mit wenigen Worten die elegante römische Lebensweise!

Gegen acht Uhr Abends besucht man die Damen in prima Stern, wozu sich für gewöhnlich nur Männer einfinden und wobei zuweilen gespielt wird. Nach neun Uhr beginnt die Zeit der grande conversazione, die fünf Mal in der Woche in eben so vielen Häusern, als dazu gehören, abgehalten wird. Die Zimmer sind sehr groß, die Damen sitzen in Reihen an den Wänden und jedwede hat ihren Hof von Cavalieri um sich. Diese Herren pflegen hier die Spielstunde zu besprechen und wenn Alles fertig ist, erheben sich je zwei und zwei ihrer Göttinnen und geben eine auf die andere einem Spieltische zu, der inmitten des Saales steht. Zwei Männer sind von der Partie, die Anderen bilden einen Kreis rings herum. Zunächst werden Sorbetti und Chocolade präsentirt. Unter den römischen Damen sind große Schönheiten, die besonders durch ihre hohe, ebenmäßige Gestalt glänzen. Ich nenne in dieser Hinsicht vorzugsweise die Herzoginnen d'Arci und de Grillo, so wie die Damen Piccolomini und Martescetti, welche letztere blond ist. Keine einzige spricht französisch; redet man sie aber, wie schlecht auch immer, auf italienisch an, so wird man sie sehr gnädig finden. In ganz Rom spricht nur Madame Boccarardi jene Sprache, die sie von ihrem Liebhaber, dem französischen Gesandten, erlernt hat. Ich weiß nicht, geschieht es aus dem einen oder anderen Grunde, sie scheint aber eben nur in geringer Achtung zu stehen und besucht die Conversazioni gar nicht. Die Italiener haben im Allgemeinen den großen Vorzug, daß sie ihre Muttersprache zu schätzen wissen und sich ihrer vor allen anderen Mundarten bedienen. Sie sind auch weit von einer falschen Scham darüber entfernt, daß sie das Französische nicht vollkommen verstehen und gehen, wenn sie sich genöthigt sehen, es zu sprechen, gerade darauf los, es mag werden wie es will. Neulich wollte der Gouverneur der Stadt, Monsignor Piccolomini, Etwas erzählen und zwar sagen: nous étions à conter des sornettes; sagte aber nous étions à conter des conjonneries. Ein Anderer berichtigte ihn. Eh bien, sornettes! wiederholte er und fuhr, ohne sich Ruhe zu lassen, in seiner Rede fort. So viel ist gewiß, man spricht das Italienische in Rom mit einer Reinheit, die schon durch den bloßen Klang der Worte den Hörer bezaubert; selbst die gemeinen Leute drücken sich mit Anmuth aus. Unsere beiden Fürsten machen einer nach dem anderen Einkäufe in Bildwerken und Gemälden und es ist wirklich schwer, der Versuchung zu widerstehen, so lange man noch quelche danaro in der Tasche hat. Ich armer Mann kannte mir nichts als einen antiken Bernskopf und eine moderne Nachbildung der Büste des Diogenes von Sinope auf dem Capitole erwerben. Der regierende Fürst läßt sich in natürlicher Größe von einem Deutschen, Namens Maron, malen, der auch einige berühmte Gemälde für ihn copirt.

Eduard von Bülow.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. —— Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. —— Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 30. Leipzig, Mittwoch den 22. Januar 1845. I. Band.

Inhalt.

Die Silvesterglocken. Eine Gespenstergeschichte von Wm. Zentrell, Verfasser des vierten Theils. — Der Ewige Jude, von Eugène Sue. V. Buch: V. und 6. Kapitel.

Abendstillen IV., von Karl Gutzkow. — Auf dem Jagdhofe einer Residenz. Julius, Frankfurt und England. Erzählungen von Eduard von Bülow. (Fortsetzung.) — Der Strapazenmann. Gedicht von H. Zeise.

Die Sylvesterglocken.

Eine Gespenstergeschichte.

Zweites Viertel.

(Schluß aus Nr. 29.)

Jawohl, Anette schmiegte sich dem Duft des süßduftenden Strauß — ach! — als wenn er ihn gar gern küßen und als er das hochrothe Blaßer in die Tischmitte setzt, greifte er liebevoll hinab in die Falten der schwarzseidenen Kleidung und ließ den duftigen Dampf um die Nase kräuseln und Kopf und Gesicht in eine tiefste Wolke einhüllen. Wer sich nun aber ab und um und rund er sich, augenommen in einen Anfange einen dieses Strauß der Form wegen, der er mit unendlichem Wohlgefallen auf allen Seiten, niemand er erblickte, daß er ihm gar nicht besonders munteren wolle. Nein, Anette's Gedanken waren, Will Fern und Nils allen und trinken zu haben, und eben da war er mit Gerichten. Und niemals konnten die Zuckaner bei einem Gastgastmahle eher bei einem Hofbankett zu jeden Vergnügen waren, Anderer Speisen zu speisen, selbst wenn es ein Monarch war der Pauk gewesen wäre. Gerichten schnelle Anette ab, Aerrte in schnelle Gerichten an Gerichten schnellte den Kopf, und wollte glauben machen, daß sie in die hohen Kastanien, an Aerrte zu capitulieren; Aerrte ergötzte Gerichten in flammen Epoche unverständliche Geschichten, die, wann und wo er ihren Beifall gefunden und sie waren glücklich. Eine glückliche!

„Wirwohl," dachte Anette bekümmert, indem er Gerichten Gesicht betrachtete, „Nichts Verhältnis abgebrochen ist, wie ich sehe!"

„Nun will ich Euch etwas sagen," sagte Aerrte nach dem Abe. „Die Kinder schlaft bei Gerichten, das kann ich mir denken."

„Will dem guten Gerichten," sagte das Kind sie kindlerisch, „bei Gerichten!"

„Das ist recht," sagte Aerrte. „Und ich wieder mich gar nicht wundern, wenn sie nach Gerichtens Vater eine Aus gäbe, ist Ja ihn Gerichtens Vater."

Aerrte war nächtig erfreut, als das Kind schlafenen auf ihn zu kam; und nachdem es ihn gethan, setzte es meiner in Gerichten Arme.

„Sie ist so weiß wie Salome," sagte Aerrte. „Ihre Lemmen und ihre gaben — nein — wie kommen nicht, ich verstehen mich — ich — ich bin doch sagen, Gerichten, meinen Töchterchen!"

Gerichten hielte nach ihrem Gaste, der auf ihrem Schoße schlafe und mit abgewendetem Gesicht den Kopf des Kindes streichelte, den in ihrem Schoße hatte gelegt.

„Freilich," sagte Aebe, „freilich, ich weiß nicht, wo ich heute meine Gedanken habe; ich bin sehr zerstreut. Mit Fern, Ihr kommt mit mir. Ihr seid verwandte und der Mangel an Ruhe hat Euch völlig aufgeregten. Ihr kommt mit mir!"

Der Mann spielte immer noch mit den Kinder Locken, schaute immer noch auf Gerichten Gesicht, wandte immer noch sein Gesicht ab. Er sprach nicht, doch in seinen runden, dicken Fingern, die in dem schönen Haar des Kindes wühlten, lag eine Gewaltsamkeit, die genug sagte.

„Ja, ja," sagte Aerrte, immer er, schon es ja wissen, benommener, als er in dem Gesicht seiner Tochter ausgedrückt sah, „nimm sie mit Dir, Gerichten, bring sie zu Bett. Und Gott, Will, will es ja gelingen, wie Ihr sagt. Ob ist nicht gerade ein vornehmer Platz, dies ein Seebeben, doch ist es einer von den großen Hortbesitzen, wenn man in einen Hafenstadt kommt, und man wird geachtet und in die Komite und Stadt hoher vermischt sind, wogegen wir hier hängt. Ob ist wie machen Sen oben, das einem Kaufher gehört, und es ist so reinlich, als ob Gerichten und Aebe Zeine machen Zimmer hatten! Ich sind nicht mehr fein! Ein frisches Herz zum neuen Jahr, allemal!"

Die Hand, die des Kindes Haar losgelassen, war zitternd in Aerrte's Hand gelegen, der seinen Gast, ohne Unterbrechung schwatzend, nun so plötzlich und behutsam hinausführte, als wenn es selbst ein Kind gewesen wäre.

Aber als Gerichten zurückkehrte, saufte er einen Augenblick auf der Thür ihrer kleinen Kammer, welche an die Stube stieß. Das Kind sprach ein entsetzliches Gebet, sie es sich schalen legte, und als Gerichten Namen plötzlich genannt hatte, hörte sie Aerrte Unruhigsten und noch dem seinen Gaste.

Es dauerte einige Zeit, ehe der kleine nächtliche alte Mann sich sammelte, das Feuer schüren und seinen Stuhl an den warmen Kamin rücken konnte. Doch als er dies gethan und das Licht gepuzt, nahm er seine Zeitung aus der Tasche und fing an zu lesen, zuerst langsam und die Qualen auf und nieder steigend, jetzt aber mit mehr Zuversichtlichkeit und höherem Ernste.

Denn obige geschriebene Zeitung lenkte Aerrte's Gedanken wieder in die Richtung zurück, die sie den ganzen Tag gehabt und welche die Ereignisse des Tages so bestimmt ausgeprägt hatten. Sein Interesse an den beiden Wanderern hatte sie für einige Zeit auf anderen und gleichfalls traurigen gelenkt; als er aber wieder allein war und von den Verbrechen und Heimsuchungen mit Meeren las, fiel er wieder in seinen früheren Ideengang zurück.

In dieser Stimmung kam er zu einem Verse — und es war nicht der erste, — in welchem gelesen hatte — von einem Weibe, welche ihrer vergessenste Hand nicht nur an ihr Kind gelegt hatte, sondern auch an das ihrer Kinder gelegt hatte. Ein in schrecklichen Verbrechen, welches seine von Liebe zu Gerichten erfüllte Seele so empörte, daß er die Zeitung seinen Knie und entlegt in den Stuhl zurücksank.

„Unnatürliche und grausame," sagte Aebe, „unnatürlich und grausam! Nur Gott, der sie geschaffen, kann sie richten, nur der hat auf der Erde nichts zu schaffen haben, Gerichten, Will, mit den Kindern. Ob ist Gott, der sie heute gehebt habe, zu richtig, nur zu oft von der Erfahrung bewiesen wir dies habe!"

Die Gedanken nahmen die Form in plötzlich auf, brachen sie Lippen und sprachen sie aus, daß er sich selbst Gehören auf seinem Stuhle wie von Schlage getroffen sitzen.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Theaterschau.

IV.*)

Abenteurer einer französischen Eingenandorten.

Die französische Eingenandorte, deren Abenteurer mir hier zu erzählen gedenken, ist Demoiselle Lontilème, die Nichte ihrer alten Tante, Madame Lontilème in Paris.

Die Familie Lontilème gehört ihren Ursprunge nach nur Frankreich und mit besonderer Begünstigung Paris an. Madame Lontilème war die Tochter eines alten geizigen Pfaffen, des Herrn Honorat, eines Mannes von geringem Umfange, beschränkten Gesinnungen, gemeinen Ansichten, aber einen Mannes von Gelehrsamkeit und Grundsätzen, der seiner Tochter eine Erziehung gab, wie sie der berühmte Rocker der künstigen Madame Staël. Der alte Meister Honorat, der Vater der Dame Lontilème, setzte im fünften Stock und begnügte sich mit einigen Versicherungen seinen irdischen Freuden, die er dem Zufall verstattete. Auf einer mage er sich einmal in einen Dirnen, gewissen schmückte er sich vor dem Spiegel mit einem Lorbeerkranz, zuweilen sog er gleichfalls den Duft von Blumen ein, welche ihm unsanfte Pächter noch einen gläubigenen Sinne in seiner Landhaus, welches die theatralische war, zugestanden hatten. Der geistige Kreis des alten Herrn konnte kaum aber der seine, und er in Deutschland einen Bruder hatte, dem es noch schlechter als ihm ging.

Honorat hatte Brüder, die älteste war eine einzige Madame Lontilème in Paris, erbte seine Rente und Ansprüche, welche pünktlich durch die Hand der Zeiten in einem gläubigenden Kleine kamen. Napoleon hatte nämlich entdeckt, daß ein bewegtes manntes Theaterleben sehr viel Gutes bestrebe, ein Blick von politischen Zivatzgen dem zu halten und verstehen sich, den alten Meister Honorat, der von den Einnahmen der Bühnenmieter stimmenlich lebte, auf einen gläubigenden Platz zu stellen. Da war aber der Ort eben geworden von Dame Lontilème trat in seine Rechte ein. Die war damals jung, schön, liebenswürdig, begabt mit allen jenen hohen Eigenschaften, welche die Frauen der imperialistischen Periode auszeichneten. Unter den Bourbonen, während der kurzen Lage, bedienten zu der Zeit, als der junge und schöne Lontilème anfing die Welt zu sehen, und sie bewerben, war sie eine bildsame Gestalt, voll Feuer und Leben. Man konnte in der Nähe von der Lage, die Lontilème sich gemacht hatte, nicht sagen, daß sie ihr Glück begünstigt. Aber sie hatte auch ein Herz, denn sie nahm an allen Kämpfen der dramatischen Welte den lebhaftesten Antheil. Sie sah sich in Theaterverhältnissen gestellt, lag an der Beschäftigt einer Frauen und jener Periode, der wir außer der Zeit von Gluck und den Kontrarevolutionen. Ihre Absichtigung schenkte sie stets nur den dramatischen Dichtern. Von Glück übermäßig genommen, schmeichte sie in ihren Gunstbezeigungen von Einem zum Andern. Bald war es ein französischer Tragiker, der sie das Theater Frankreich stürzte, bald gründete sie die Bauernstuben, eine ganze Zeit lebendig war die Melodramatiker aus. Opernsterne, wie sie wollen vom Glück beimgeschenken Menschen, sorgte sie von Einem zum Andern über und mächte dabei selten das wahre Verdienst, selten die wahre Schönheit, selten den wahren Ruhm. Sie teilen Verehrerinnen von Virtuosen ähnlich ergab sie sich am leichtesten Talenten hinein, welche gerade in der Mode waren,

*) Vide Nr. 19., 22., 24.

Digitized by Google

Und was war es, was sie sagten?

„Toby Beck, Toby Beck, warten auf Dich, Toby! Toby Beck, Toby Beck, warten auf Dich, Toby! Komm, besuch' uns, komm, besuch' uns, schlepp' ihn zu uns, schlepp' ihn zu uns, plag' und jag' ihn, plag' und jag' ihn, stör' im Schlaf ihn, stör' im Schlaf ihn! Toby Beck, Toby Beck, Thür weit offen, Toby, Toby Beck, Toby Beck, Thür weit offen, Toby!" — Dann fingen sie wieder von vorne an mit ihrem wilden, ungestümen Liede und machten selbst die Backsteine und den Mörtel an den Wänden wiederhallen.

Toby lauschte. Einbildung, Einbildung! Er war am Nachmittag ungern von ihnen weggegangen! Nein, nein. Nichts der Art. Aber nun wieder und wieder und noch ein Dutzend Mal: „Plag' und jag' ihn, plag' und jag' ihn, schlepp' ihn zu uns, schlepp' ihn zu uns!" Sie bekündten die ganze Stadt.

„Gretchen," sagte Trotty leise an ihre Thür klopfend, „hörst Du etwas?"

„Ich höre die Glocken, Vater, sie sind heute wirklich sehr laut."

„Schläft sie?" fragte Toby, eine Entschuldigung suchend, weshalb er hineingucke.

„O, so ruhig und selig! Doch kann ich sie noch nicht verlassen. Sieh nur, wie sie meine Hand festhält!"

„Gretchen!" flüsterte Trotty, „höre einmal die Glocken."

Sie lauschte, die ganze Zeit über ihr Gesicht ihm zukehrend, doch es änderte sich nicht. Sie verstand sie nicht.

Trotty entfernte sich, nahm seinen Sitz am Feuer wieder ein und lauschte noch einmal allein. Er blieb hier eine kurze Zeit.

Es war unmöglich es zu ertragen; ihre Stärke war furchtbar.

„Wenn die Thurmthür wirklich offen ist," sagte Toby und legte hastig seine Schürze bei Seite, aber ohne an seinen Hut zu denken; „was kann mich hindern in den Thurm zu gehen und mich selber zu überzeugen? Wenn sie verschlossen ist, dann brauche ich keinen anderen Beweis. Der genügt."

Er war ziemlich überzeugt, als er leise auf die Straße hinausschlüpfte, daß er die Thür verschlossen und verriegelt finden würde, denn er kannte dieselbe gar wohl und hatte sie so selten offen gesehen, daß er nicht mehr als drei Mal zusammenbringen konnte. Es war ein niedriges, rundes Portal außen an der Kirche in einer dunklen Ecke hinter einer Säule, und hatte so große eiserne Angeln und ein so ungeheures Schloß, daß man mehr von den Angeln und dem Schlosse sah, als von der Thür.

Doch wie groß war sein Erstaunen; indem er barhäuptig an die Kirche kam und die Hand in den dunkeln Winkel streckte, nicht ohne Furcht, daß sie unversehens gepackt werden möchte, und nicht ohne Lust sie schaudernd zurückzuziehen, fand er die Thür, welche nach außen aufzumachen war, wirklich offen stehen!

Er wollte im ersten Schrecken zurückkehren oder ein Licht oder einen Begleiter holen; doch sein Muth kam ihm augenblicklich zu Hülfe und er beschloß, allein hinaufzusteigen.

„Was habe ich zu fürchten?" sagte Trotty. „Es ist eine Kirche! Ueberdies sind vielleicht die Läuter oben und haben vergessen die Thür zuzuschließen."

Er ging also hinein und tappte sich vorwärts, wie ein blinder Mann; denn es war sehr dunkel und sehr ruhig, und die Glocken schwiegen still.

Der Staub war von der Straße in dieses Versteck gestogen und lag nun dort haufenweise, so daß Toby wie auf Sammet ging, was ebenfalls etwas Unheimliches hatte. Die enge Treppe befand sich so dicht an der Thür, daß er bei der ersten Stufe stolperte, und als er die Thür hinter sich zumachte, indem er mit dem Fuße daran stieß, daß es laut widerhallte, konnte er sie nicht wieder öffnen.

Dies war jedoch ein neuer Grund vorwärts zu gehen. Trotty tappte daher um sich und ging weiter, immer aufwärts, immer aufwärts und im Kreise herum und immer höher, höher hinauf.

Es war eine recht unangenehme Treppe zu tappen; so niedrig und schmal, daß seine tappende Hand immer etwas berührte, und oft fühlte sich's fast wie ein menschliches und gespenstiges Wesen an, das aufrecht stand und ihm Platz machte, um nicht entdeckt zu werden, so daß er an der glatten Mauer in die Höhe fühlte, um das Gesicht zu suchen, während ihn eine prickelnde Kälte überlief. Ein Mal oder zwei Mal unterbrach die einförmige Mauerfläche eine Thür oder eine Nische, die ihm kaum so groß vorkam wie die ganze Kirche; dann dachte er am Rande eines Abgrunds zu stehen und kopfüber hinunter stürzen zu sollen, bis er die Wand wiederfand.

Immer aufwärts, immer aufwärts und im Kreise herum, und immer höher und höher hinauf!

Endlich wurde die dumpfe, erstickende Luft frischer; dann kam Zugluft; nun blies der Wind so stark, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Doch gelangte er an ein Bogenfenster in dem Thurme, das ihm bis an die Brust reichte, und sich tief daran haltend, blickte er nieder auf die Giebel der Häuser, auf die rauchenden Schornsteine, auf die Lichtflecken und Strahlenmassen (in der Gegend, wo Gretchen sich wunderte, wo er sein möchte und vielleicht nach ihm rief), die in einem Teig von Nebel und Finsterniß zusammengeknetet waren.

Dies war die Glockenstube, wohin die Läuter kamen. Er hatte eins der abgeriebenen Seile erfaßt, welche durch Oeffnungen in der tiefen Decke herunterhingen. Zuerst erschrak er, denn er dachte, es wären Haare; dann zitterte er bei dem Gedanken, daß er die große Glocke erwecken möchte. Die Glocken selber waren höher. Trotty tappte sich in seiner Verzückung oder indem der Zauber auf ihn wirkte, immer höher hinauf. Endlich auf Leitern und mit großer Mühe, denn sie waren steil und boten dem Fuße keinen allzu sicheren Halt.

Immer aufwärts, immer aufwärts geklommen und geklettert; immer aufwärts und höher und höher hinauf!

Endlich, indem er durch den Boden stieg und mit dem Kopfe gerade über dessen Balken hervorguckte, kam er mitten unter die Glocken. Es war kaum möglich in der Dunkelheit ihre Größe zu erkennen; doch da waren sie. Schattig, dunkel und stumm.

Ein bleischweres Gefühl von Furcht und Einsamkeit überkam ihn augenblicklich, als er in dieses luftige Nest von Stein und Metall emporklomm. Sein Kopf wirbelte. Er lauschte und erhob dann ein wildes Halloh!

Halloh! dehnte traurig das Echo.

Schwindelnd, verwirrt, athemlos und erschrocken blickte Toby in's Blaue um sich und sank ohnmächtig nieder.

Drittes Viertel.

Schwarz sind die gewitterschwangern Wolken und getrübt die tiefen Wasser, wenn das Meer der Gedanken, zum ersten Mal nach einer Windstille aufschwellend, seine Todten herausgiebt. Scheußliche, seltsame Ungeheuer feiern eine unzeitige, unvollkommene Auferstehung; die mancherlei Glieder und Gestalten von verschiedenen Dingen verbinden und mischen sich untereinander, wie der Zufall es fügt, und wann und wie und in welch' wunderbarer Folge sie sich wieder von einander trennen und jeder Sinn und jeder Gegenstand der Seele seine gewöhnliche Form wieder annimmt und aufs Neue lebt, kann Niemand sagen, niemand Jedermann jeden Tag das Gefäß dieses Bildes des großen Räthsels ist.

So läßt sich nicht mit Worten oder gar mit Bestimmtheit sagen, wann und wie sich die Finsterniß des nächtlichschwarzen Thurmes in helles Licht verwandelte; wann und wie der einsame Thurm mit einer Mariade von Gestalten bevölkert wurde; wann und wie sich das leise „Plag' und jag' ihn", das einförmig durch seinen Schlaf oder seine Ohnmacht summte, zu einer Stimme gestaltete, die in das wachende Ohr Toby's rief: „Stör' im Schlaf ihn"; wann und wie er die trügerische, wirre Idee auffaßt, daß dergleichen Dinge wirklich waren, begleitet von einer Schar anderer, die nicht existirten; so viel aber steht fest: als er erwacht war und auf den Brettern, auf denen er bisher gelegen, mit beiden Füßen stand, sah er folgenden gespenstigen Spuk.

Er sah den Thurm, welchen seine bezauberten Schritte ihn gebracht hatten, von zwerghaften Phantomen, Geistern, Elfen der Glocken belebt. Er sah sie unaufhörlich von den Glocken springen, fliegen, fallen, stürzen. Er sah welche rings um sich auf dem Boden; über sich in der Luft; an den Seilen hinunterkletternd; von den massiven, eisenbeschlagenen Balken auf ihn niederblickend; durch die Ritzen und Löcher in den Mauern auf ihn hereingucken; in immer weiteren Kreisen vor ihm sich ausbreitend, wie die kräuselnden Wasserringe aufhören, wenn plötzlich ein großer Stein zwischen sie gewaltsam hineinfliegt. Er sah welche von allen Arten und Gestalten. Er sah häßliche, hübsche, Krüppel und wunderschöne. Er sah junge, er sah alte, er sah gute, er sah böse, er sah muntere, er sah grimmige; er sah welche tanzen, er hörte andere singen; er sah, wie sich manche das Haar ausrauften und hörte andere heulen. Er sah die Luft von ihnen wimmeln. Er sah sie unablässig kommen und gehen. Er sah sie niederwärts reiten, aufwärts fliegen, weit fort segeln, nahe zur Hand kauern, rasten und in hastiger Thätigkeit. Stein, Ziegel, Schiefer und Backstein warten für ihn eben so durchsichtig, wie sie es für jene waren. Er sah, wie sie innerhalb der Häuser emsig an den Betten der Schlafenden waren. Er sah, wie sie Leute im Traume beruhigten; wie sie Andere mit knotigen Peitschen schlugen und ihnen in die Ohren gellten; er sah welche an den Kopfkissen die süßeste Musik machen und Andere erheiterten sie mit Vogelsängen und Blumendüften; er sah, wie manche mittels Zauberspiegeln, welche sie in den Händen trugen, in die gestörte Ruhe Anderer die schrecklichsten Gesichter warfen.

Er sah diese Geschöpfe nicht nur unter Schlafenden, sondern auch unter Wachenden mit den verschiedenartigsten und unverträglichsten Dingen sich beschäftigen und die entgegengesetztesten Naturen besitzen oder annehmen. Der eine schnallte unzählige Flügel an, um seine Schnelligkeit zu vergrößern; der andere belud sich mit Ketten und Gewichten, um die seine zu mäßigen. Er sah die einen die Glockenschwengel vorwärts bewegen, andere zogen die Glockenschwengel zurück, und wieder andere suchten die Glocken ganz und gar anzuhalten. Er sah wie die einen eine Hochzeit, andere ein Leichenbegängniß, in dieser Stube eine Wahl, in jener einen Ball aufführten; überall rastlose und unermüdliche Bewegung.

Ganz verwirrt gemacht von der stets wachsenden Menge der außerordentlichen Wesen und dem schrecklichen Gelärm der Glocken, welche die ganze Zeit über läuteten, klammerte sich Trotty an einen hölzernen Stützpfeiler und wandte sein kreideweißes Gesicht hier- und dorthin in stummer Ueberraschung und Betäubung.

Als er so hinsah, hörte das Läuten auf einmal auf. Es trat eine augenblickliche Veränderung ein! Der ganze Schwarm verschwand; ihre Gestalten fielen zusammen, ihre Schnelligkeit verließ sie; sie suchten zu fliehen, doch in dem Augenblicke, als sie niederfielen, lösten sie sich in Luft auf und starben hin. Kein frischer Zuzug ergänzte sie. Ein Nachzügler sprang ganz eilig von der großen Glocke herunter und kam auf die Füße zu stehen, doch er war todt und gestorben, ehe er sich umdrehen konnte. Einige wenige von der Gesellschaft, die in dem Thurme bisher gelanzt und Luftsprünge gemacht hatten, blieben dort und drehten sich noch ein wenig länger umher; doch bei jedem Sprunge wurden sie schwächer und geringer an Zahl und gingen bald den Weg, den die übrigen eingeschlagen. Der Letzte von Allen war ein kleiner Buckelmann, der sich in einen Schallwinkel gekauert hatte und sich dort lange Zeit herum- und herumdrehte und zwar mit solcher Hartnäckigkeit, daß er zuletzt bis auf ein Bein, selbst bis auf einen Fuß zusammenschrumpfte, ehe er sich schließlich entfernte; doch auch er verschwand endlich und dann war Alles im Thurme schweigsam.

Dann erst und nicht früher sah Trotty in jeder Glocke eine dürftige Gestalt von der Größe und Statur der Glocke stehen — undeutlich, eine Gestalt und dennoch die Glocke selbst. Riesenhaft, ernst und mit düsterer Miene ihn bewachend, wie er so an den Boden gewurzelt dastand.

Geheimnißvolle und schreckliche Gestalten, die auf Nichts ruhten, in der Nachtluft des Thurmes gleichmäßig schwebten und mit ihren bedeckten und bekappten Häuptern die an die dunkle Decke ragten, bewegungslos und schattig. Dunkel und schattig, wiewohl er sie in einigem Lichte erblickte, das von ihnen selber ausging — es war ja sonst Niemand da — die verhüllte Hand auf den Mund gelegt.

Er kannte sich nicht schnell durch die Oeffnung am Boden hinunterlassen, denn alle Macht sich zu bewegen war von ihm gewichen. Sonst würde er es gethan haben, — ja, er würde sich lieber kopfüber von der Thurmspitze hinuntergestürzt haben, als daß er sich von Augen beobachtet stehen wußte, die gemacht und gesehen haben würden, wiewohl man die Pupillen herausgenommen.

Ferner berührte ihn die Furcht und der Schrecken vor dem einsamen Orte und vor der dunklen, gräßlichen Nacht, die

---

und schüttete über den verkehrtesten Geschmack das Füllhorn ihrer Gunstbezeigungen. Sie hat Scribe leidenschaftlich geliebt und bekommt noch jetzt auf ihre schon alten Tage, wo sie dick wie eine Rentiere geworden ist, zuweilen einen Anfall von Verliebtheit, wo sie ihm nicht nur für eine „Fessel", die er ihr bietet, sondern sogar für ein einziges „Glas Wasser" Tausende in den Schooß schüttet. Aber wie sie in die Dreißiger kam, jenes gefährliche Alter, wo die Frauen bekanntlich ihre Reize zum letzten Male zusammennehmen und für keine starke Anregung mehr zu schwach sind, da lief sie den neuangekommenen Romantikern nach, Dichtern mit langen, schwarzen und blonden Haaren, dem Viktor Hugo und dem Alexander Dümas, die sie beide zugleich mit leidenschaftlicher Hingebung liebte und mit ihren Gunstbezeigungen so verwöhnte, daß diese Herren später dem barockesten Geschmack gehuldigt haben, nur um durch auffallende Thorheiten sie wieder für sich zu gewinnen. Aber vergebens! Dame Tantième kam in die Vierzig, in die Jahre der Dejazet, und von Stund an wurde sie für die großen Regungen des Herzens, für die magnifiquen Gefühle und Prunk- und Krönungszüge immer unempfindlicher. Nur bei dem verschmitzten Volk der Boulevardisten gefällt sie sich. Auf den Boulevards schlendert sie in tausenderlei Verkleidungen, trinkt Champagner und ißt Eisbaisers mit Arago, Bermond, Barr, de Wailly u. s. w.; höchstens, daß sie zuweilen im Vorübergehen bei der Porte St. Martin und dem Theater Gymnase den „fecialen" Dramatikern, einem Sauvestre oder Felix Pyat, einen sentimentalen Blick zuwirft. Es ist unmöglich, daß Dame Tantième in diesen Vaudeville-Orgien ihre Gesundheit erhalten kann. Ihre Schönheit ist schon längst ein Opfer dieser brutalen Brutto-Einnahmen geworden. Um zu gefallen, bediente sie sich schon vor längerer Zeit eines unschuldigen Schönheitsmittels, sie legte das zarte Weiß: Réclame genannt, auf ihre Wangen: jetzt aber trägt sie schon dick das Roth auf, welches man la Claque nennt; sie giebt, um Erfolge zu haben, alle weisen Kunstregeln ihres sich im Grabe umdrehenden Vaters auf. Es ist wahr, sie verdient viel, aber sie giebt auch viel aus. Sie hat einen Bedienten, Namens Puff, einen unverschämten Menschen, als englischer Jockey gekleidet, in Dienst genommen. Dieser Mister Puff beherrscht sie, weil er alle ihre Geheimnisse kennt. Er kennt alle ihre Toilettenkünste, alle geheimen Springfedern ihrer Triumphe, Puff ist stets um sie, vor ihr, hinter ihr, Puff ist der satanischste Charakter von der Welt, er dient seiner Herrin so eifrig, so öffentlich, daß er sie zu Tode bedienen wird. An vielen Bühnen steht sie schon in dem Ruf, daß sich die Directionen durch eine Assessionssumme ein für alle Mal von ihr abkaufen — andere Theater müssen ihr Garantien geben, noch ehe ihre guten Freunde, die Dramatiker, sie verdient haben; genug, die Tantième ist wie so manche Ehefrau, auf ihre alten Tage etwas „derangirt" und unter der prächtigen Umgebung, unter der äußeren glänzenden Existenz sollen oft recht arge Verlegenheiten stecken.

Madame Tantième hat eine Adoptiv-Nichte, Mademoiselle Tantième, die sie in den Jahren, als die romantische Schule, die Thürme von Rotle u. s. w. Mode waren, von einem Dichter empfing, dessen Erstlingswerk durchfiel und ihn nichts einbrachte, als die Gunst und den Trost einer mitleidigen Schauspielerin, die er aus Dankbarkeit heirathen mußte. Der arme Dichter starb und das Einzige, was ihm die Tantième eingebracht hatte, war eine sehr unglückliche Heirath gewesen. Die Tochter dieser Ehe adoptirte Madame Tantième als Nichte, gab dem schwermüthigen, blonden Kinde ihren Namen und sorgte für eine Erziehung nach romantischen Grundsätzen. Die junge Tantième ist in der That auch einnehmend, auch Intheil suchend. Von hoher Bildung und reifer werdend im Ur-

dort herrschte, wie eine Geisterhand. Seine Entfernung von aller Hülfe, die lange, dunkle, von Geistern belagerte Wendeltreppe, die zwischen ihm und der Erde lag, auf der Menschen lebten; seine Höhe hier oben, wo es ihn schwindelte am Tage Vögel fliegen zu sehen, abgeschnitten von allen guten Menschen, die zu solcher Stunde ruhig zu Hause waren und in ihren Betten lagen und schliefen: dies Alles überlief ihn eiskalt, nicht wie ein Gedanke, sondern wie eine körperliche Empfindung. Inzwischen waren seine Augen und seine furchtsamen Gedanken auf die Wächter gerichtet, die, wiewohl sie keiner Gestalt dieser Welt ähnlich waren, sowohl durch die tiefe Dunkelheit, welche sie umhüllte, als hinsichtlich ihres Antlitzes und ihrer Formen und indem sie auf übernatürliche Weise über dem Boden schwebten, nichtsdestoweniger so deutlich zu sehen waren als die stämmigen Eichenstäbe, Querhölzer und Balken, welche den Glocken zum Halt dienten. Diese umgaben sie mit einem wahren Walde von behauenem Holze, und unter ihren Verschlingungen und Verkreuzungen hielten sie wie unter den Zweigen eines zu ihrem geisterhaften Gebrauche gefällten Waldes ihre düstere, regiose Wacht.

Ein Luftzug — wie kalt und schrill! — fuhr seufzend durch den Thurm. Als er vorüber war, sprach die große Glocke oder der Geist der Glocke.

„Was für ein Besuch ist hier?" sagte sie. Die Stimme war dumpf und tief und Toby dachte, die anderen Gestalten hätten eben so schöne Stimmen.

„Ich glaubte, mein Name wäre von den Glocken gerufen worden," entgegnete Trotty und erhob seine Hände in der Stellung eines Bittenden. „Ich weiß kaum, warum ich hier bin und warum ich hierher kam. Ich habe den Glocken viele Jahre zugehört. Sie haben mir oft Vergnügen gemacht."

„Und Du hast ihnen gedankt?" sagte die Glocke.

„Tausendmal," erwiederte Trotty.

„Wie?"

„Ich bin ein armer Mann," stotterte Trotty, „und konnte ihnen blos mit Worten danken."

„Und hast Du ihnen immer gedankt?" fragte der Geist der Glocke. „Hast Du uns niemals in Worten beleidigt?"

„Nein," entgegnete Trotty rasch.

„Hast Du uns in Worten niemals Schlechtes, Falsches, Bösartiges nachgesagt!" fuhr der Geist der Glocke fort.

Trotty wollte eben antworten: „Niemals." Da stockte er und wurde verwirrt.

„Die Stimme der Zeit," sagte die Erscheinung, „ruft dem Menschen zu: Schreite vorwärts! Die Zeit ist für seinen Fortschritt, seine Besserung, seinen größeren Werth, sein größeres Glück, sein besseres Leben, sein Vorwärtsgehen zu dem Ziele hin, das in seiner Erkenntniß und vor seinen Augen liegt und das abgesteckt wurde, als die Zeit und als Er begann. Zeiten der Dunkelheit, der Bosheit und der Gewaltthat sind gekommen und gegangen. Unzählbare Millionen haben gelitten, gelebt und sind gestorben, um den Weg zu zeigen, der vor ihnen lag. Wer sich zurückzuwenden oder auf seiner Bahn stehen zu bleiben sucht, hält die mächtige Maschine an, welche dem Unberufenen trotzen und in Folge ihres augenblicklichen Stillstands um so rascher und ungestümer gehen wird!"

„Das habe ich nie gethan, so viel ich weiß," sagte Trotty, „es wäre ganz zufällig, wenn ich es gethan habe; ich würde es wahrhaftig auch nicht thun."

„Wer der Zeit oder ihren Dienern," sagte der Geist der Glocke, „einen Klageruf in den Mund legt um Zeiten, welche ihre Prüfung nicht bestanden und durchgefallen sind und tiefe Spuren hinterlassen haben, die ein Blinder sehen mag, — einen Klageruf, der der Gegenwart nur in sofern dient, als er dem Menschen zeigt, wie sehr es ihrer Hülfe bedarf, wenn ein Ohr auf eine Klage um eine solche Vergangenheit lauschen kann — wer dies thut, der thut Unrecht. Und dies Unrecht hast Du uns, den Glocken, gethan.

Trotty's erste übermäßige Furcht war vorüber. Er hatte nur Liebe und Dankbarkeit gegen die Glocken empfunden, wie wir wissen, und als er hörte, daß er einer so schweren Beleidigung gegen sie angeklagt war, wurde sein Herz mit Reue und Schmerz erfüllt.

„Wenn ihr wißt," sagte Trotty, die Hände inbrünstig faltend, „— oder vielleicht wißt ihr es — wenn ihr wißt, wie oft ihr mir Gesellschaft geleistet, wie oft ihr mich erheitert habt, wenn ich niedergeschlagen war; wie ihr das Spielzeug meiner kleinen Tochter Gretchen (deinahe das einzige, das sie jemals besaß) wurdet, als ihre Mutter gestorben und sie und ich allein gelassen waren, würdet ihr mir wegen eines übereilten Wortes nicht böse sein."

„Wer von uns, den Glocken, einen Klang der Mißachtung irgend einer Hoffnung oder Freude oder Pein der vielgeplagten Menschheit, wer uns auf einen Glauben antworten hört, der die menschlichen Leidenschaften bemißt, wie er den Betrug der elenden Nahrung abwägt, um den die Menschheit sich grämt und himmelt, der thut uns Unrecht. Dies Unrecht hast Du uns gethan," entgegnete die Glocke.

„Das habe ich gethan," sagte Trotty, „o vergebt mir!"

„Wer in uns das Echo des elenden Gewürms der Erde, der Unterdrücker gebrochener und gedemüthigter Naturen, die bestimmt sind, höher emporgehoben zu werden, als solche Maden der Zeit kriechen oder denken können," fuhr der Geist der Glocke fort, „wer das in uns hört, thut uns Unrecht, und Du hast uns dies Unrecht gethan."

„Unabsichtlich," sagte Trotty, „ohne es zu wissen. Ich habe es nicht gewollt."

„Zuletzt und zumeist," fuhr die Glocke fort, „wer den Gefallenen und Geschändeten seines Geschlechts den Rücken zukehrt, wer sie als gemein aufgiebt und nicht mit mitleidigem Auge den schrankenlosen Abgrund sucht und ausspürt, mittels dessen sie vom Guten abfielen, indem sie noch während des Falles einige Schollen des verlorenen Bodens erfaßten und sich an dieselben klammerten, als sie wund und sterbend in der Tiefe lagen, der thut dem Himmel und den Menschen, der Zeit und der Ewigkeit Unrecht. Und dies Unrecht hast Du gethan."

„Verschone mich," rief Trotty auf die Knie fallend, „um der Barmherzigkeit willen!"

„Horch!" sagte der Schatten.

„Horch!" riefen die anderen Schatten.

„Horch!" sagte eine klare, kindliche Stimme, welche Trotty schon früher gehört zu haben glaubte.

Die Orgel tönte leise in der Kirche unten. Allmälig wurde der Ton stärker, die Melodie drang zum Dache hinauf und erfüllte Chor und Schiff. Immer mehr sich ausbreitend stieg sie empor, empor, immer höher und höher hinauf und erweckte fühlende Herzen in den stämmigen Eichenzweigen, in den hohlen Glocken, in den eisenbeschlagenen Thüren, in den steinernen Treppen, bis die Mauern des Thurmes nicht mehr genügten und sie zum Himmel aufstieg.

Kein Wunder, daß eines alten Mannes Brust einen so mächtigen, ungeahnten Klang nicht fassen konnte. Er brach aus dem schwachen Gefängniß in einem Strome von Thränen heraus und Trotty bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Horch!" sagte der Schatten.

„Horch!" riefen die andern Schatten.

„Horch!" sagte die kindliche Stimme.

Eine feierliche Weise von vielen Stimmen klang in den Thurm hinauf.

Es war eine sehr traurige, düstere Weise, ein Todtenlied. Und als er lauschte, hörte Trotty sein Kind unter den Sängern.

„Sie ist todt," rief der alte Mann aus, „Gretchen ist todt! Ihr Geist ruft mir! Ich höre es."

„Der Geist Deines Kindes beweint die Todten und mischt sich unter die Todten — todte Hoffnungen, todte Einbildungen, todte Träume der Jugend," entgegnete die Glocke, „doch sie lebt. Lerne aus ihrem Leben eine lebendige Wahrheit. Lerne von dem Wesen, das Deinem Herzen am theuersten ist, wie böse die Bösen von Natur sind. Sieh, wie eine Knospe, ein Blatt nach dem andern von dem schönsten Stengel gepflückt wird, und siehe, wie kahl und elend er sein mag. Folge ihm! Zur Verzweiflung!"

Jeder der Schatten streckte seinen rechten Arm aus und zeigte niederwärts.

„Der Geist der Glocken ist Dein Begleiter," sagte die Gestalt; „gehe, er steht hinter Dir."

Trotty wandte sich um und sah — das Kind! Das Kind, welches Will Fern auf der Straße getragen hatte; das Kind, welches Gretchen bewacht, das eben noch schlief.

„Ich trug es heute Abend selbst," sagte Trotty, „in diesen Armen."

„Zeige ihm, was er „selbst" nennt," sagten die dunklen Gestalten, eine wie alle.

Der Thurm that sich zu seinen Füßen auf. Er blickte nieder und sah seine eigene Gestalt drunten auf dem Boden liegend, zermalmt und bewegungslos.

„Kein lebender Mann mehr," sagte Trotty. „Todt!"

„Todt!" wiederholten die Gestalten alle zugleich.

„Unsichtiger Himmel! und das neue Jahr!"

„Vorüber," sagten die Gestalten.

„Wie?" sagte er schaudernd. „Ich verfehlte den Weg, kam im Dunkeln an die Außenseite des Thurmes und fiel hinunter — vor einem Jahre!"

„Vor neun Jahren," entgegneten die Gestalten.

Während sie diese Antwort gaben, zogen sie ihre ausgestreckten Hände zurück, und wo ihre Gestalten gestanden hatten, da waren nun die Glocken.

Und sie läuteten, da ihre Zeit wieder gekommen war. Und wiederum erwachten ungeheure Massen von Phantomen zum Leben, wiederum waren sie widersprechend beschäftigt, wie sie es gewesen. Wiederum verschwanden sie, als die Glocken verstummten, und schrumpften zu einem Nichts ein.

„Wer sind diese?" fragte er seinen Führer. „Wenn ich nicht wahnsinnig bin, wer sind sie?"

„Geister der Glocken. Ihre Klänge in der Luft," entgegnete das Kind. „Sie nehmen die Gestalten und Beschäftigungen an, welche die Gedanken und Hoffnungen der Sterblichen und die Erinnerungen, welche sie gesammelt haben, ihnen geben."

„Und Du," sagte Trotty verwirrt — „wer bist Du?"

„Still, still," entgegnete das Kind; „siehe hierher."

In einem ärmlichen, niedrigen Gemache, an derselben Art von Stickerei arbeitend, die er so oft, so oft bei ihr gesehen, zeigte sich Gretchen, seine eigne liebe Tochter seinem Blicke. Er suchte ihr nicht seine Küsse auf die Wange zu drücken, er strebte nicht sie an sein liebendes Herz zu schließen; er wußte, daß solche Zärtlichkeiten nicht mehr für ihn waren. Er hielt nur seinen zitternden Athem an und wischte die Thränen weg, die sein Auge blendeten; um sie nur sehen zu können.

Ach wie verändert, wie verändert! Das Licht des klaren Auges, wie trübe! Die Rosen ihrer Wangen, wie welk! Schön war sie, wie sie immer gewesen. Aber die Hoffnung, die Hoffnung! Ach, wo war die frische Hoffnung, die zu ihm nie eine Stimme gesprochen?

Sie blickte von der Arbeit auf nach einer Gefährtin. Ihrem Auge folgend fuhr der alte Mann zurück. Er erkannte sie in dem erwachsenen Mädchen auf den ersten Blick. In den langen seidenen Locken sah er noch dieselben Ringel, um die Lippen schwebte noch derselbe kindliche Ausdruck. Siehe, in den Augen, die nun forschend auf Gretchen ruhten, strahlte noch derselbe Blick, der in deren Zügen las, als er sie nach Hause brachte!

Was aber war dies?

Indem er mit Scheu in das Gesicht blickte, sah er ein Etwas darin herrschen; ein lustiges, unbestimmtes, unerklärliches Etwas, das kaum mehr, als einen Gedanken von jenem Kinde ausdrückte — — das es wohl der Gestalt nach sein konnte — und doch war es dasselbe, dasselbe und trug seine Kleidung.

Horch, sie sprechen.

„Gretchen," sagte Lilly zaudernd, „wie oft richtest Du Dich von der Arbeit auf, um mich anzusehen!"

„Haben sich meine Blicke so geändert, daß sie Dich erschrecken?" fragte Gretchen.

„O, meine Liebe, Du lächelst darüber selbst. Warum lächelst Du nicht, wenn Du mich ansiehst, Gretchen?"

„Ich thue es ja. Oder thue ich es nicht?" antwortete sie, Lilly anlächelnd.

„Jetzt freilich," sagte Lilly, „aber nicht immer. Wenn Du denkst, ich bin beschäftigt und sehe Dich nicht, dann siehst Du so ängstlich und besorgt aus, daß ich kaum wage die Augen aufzuschlagen. Allerdings haben wir bei diesem harten, mühsamen Leben wenig Ursache zu lachen, Du warst aber doch sonst so heiter!"

„Bin ich es nicht noch?" entgegnete Gretchen in einem seltsam unruhigen Tone, und stand auf, um sie zu umarmen. „Mache ich Dir unser mühsames Leben noch mühsamer, Lilly?"

„Du warst das einzige Wesen," sagte Lilly, sie feurig küssend, „das mir Leben einflößte, bisweilen das einzige Wesen, um dessentwillen es mich freute, so zu leben. Solche Ar-

---

theil bemerkte sie daher mit Schrecken, daß ihre mit Ringen und Armbändern behängte alte Tante im Umgang mit den jungen Kandidatinnen Beispiele gab, welche ihrer Unschuld schaden konnten, und sie bat deshalb ihre gütige Beschützerin, sie auf Reisen zu schicken.

Wohin? fragte Tante Tantième, im Gefühl ihrer Würde und etwas neidisch auf das Aufblühen der jungen Tantième.

Schick' mich nach England! In Frankreich ist jetzt ohnehin England Mode.

Nach England? bemerkte die Tante. In England ist kein Aufenthalt für das Geschlecht der Tantième. Im Parlament kann das englische Volk Bühnencitadrücke umsonst haben und wenn die Schiffscapitäne und Matrosen Theater sehen wollen, so ergötzen sie sich an dem tragischen Keller zweier gereizter Kampfhähne oder an der albernen Komik des Punch und Pelichinell.

So schick' mich nach Spanien, sagte das junge Mädchen, in das Land des Calderon und des Lope de Vega!

Nach Spanien? sagte die alte Tantième und hob einen Andächtelnden Blick gen Himmel. Ach, was hat dieser Lope de Vega geschrieben, fuhr sie fort, es war der spanische Scribe! O Scribe!

Dabei entrollten ihr einige Thränen. Sie gedachte ihrer früheren fast spanischen Leidenschaft für Scribe und fuhr dann fort: Nein, Kind, auch in Spanien ist Deines Bleibens nicht. Ich habe Martinez de la Rosa kennen gelernt, den größten jetzt lebenden spanischen Dramatiker. Es ist ein alter, steifer Pegasusreiter und denke Dir, Destrée — Destrée, die Ersehnte, heißt die junge Tantième — denke Dir, Destrée, auch Martinez de la Rosa übersetzt! In Ländern, wo man übersetzt, kann eine Tantième nicht gedeihen.

Nun denn, nach Italien!

Italien? Wo nur die Oper blüht?

Nach Belgien!

Belgien? Wo nur der Nachdruck blüht?

Nach Rußland!

Rußland? Wo nur — Hier ließ sich die alte Tantième, als geborene Französin, in freisinnige politische Erörterungen ein und bemerkte, daß Rußland allerdings wohl schon reif wäre für die Tagliani und vielleicht sogar schon für die Rachel, aber die Tantième könne nur im Gefolg einer Civilisation auftreten, die in Rußland noch nicht festen Fuß gefaßt hätte.

Bei dieser Stelle des sehr lebhaften und unter vielen Betheuerungen und Thränen geführten Gesprächs meldete der englische Jockey Puff, der sich ganz roth cestümirt hatte und aussah wie ein als Marquis gekleideter Affe, es stände ein blonder deutscher Schauspieler, Schriftsteller und Dramatiker in einer Person, Herr Eduard Dorient aus Berlin, vor der Thür und wünsche die Bekanntschaft der hochmögenden Dame Tantième zu machen. Er käme von Berlin, hieß es, wo man Neuerungen liebe und sich gewöhnt hätte, in jetziger Zeit nach allen Richtungen hin hochgespannten Hoffnungen sich zu ergeben, genug, noch ehe Puff geendet hatte, war Herr Eduard Dorient, ein geistreicher, blendnaturalisirter Deutscher, aus einer alten Hugenotten-Familie, der sehr geläufig französisch sprach, vorgelassen und bald mit der Familie Tantième im lebhaftesten Gespräch. Herr Eduard Dorient erzählte den darüber höchlich verwunderten Damen, daß in der Production für die deutsche Bühne neuerdings eine große Bewegung ausgebrochen wäre, daß man sich lebhafter als je wieder für eine vaterländische Originalbühne interessire und daß sich sogar nach dem vor Kurzem erfolgten völligen Absterben des vor Hunger umgekommenen alten Onkels Honorar — die Damen weinten seinem Andenken eine Thräne — das Verlangen sich geregt hätte,

heit, solche Arbeit! Soviele Stunden und soviele Tage, soviele lange, lange Nächte hoffnungsloser, freudenarmer, nimmer endender Arbeit, nicht um Schätze aufzuhäufen, nicht um vornehm oder fröhlich zu leben, nicht um auch nur nothdürftig, wiewohl noch so bescheiden zu leben, sondern um nur das bloße Brod zu verdienen, um gerade so viel zu erübrigen, um daran zu darben und in uns das Bewußtsein unsres harten Schicksals lebendig zu erhalten. O Gretchen, Gretchen," sagte sie mit lauterer Stimme, und schlang ihre Arme von Schmerz erfüllt um sie, „wie kann die Welt so grausam sein und ein solches Leben länger ansehen!"

„Lilly," sagte Gretchen sie beruhigend und strich ihr das Haar aus dem thränenfeuchten Gesicht, „o Lilly, Du, so hübsch und so jung!"

„O Gretchen!" unterbrach sie Lilly und hielt sie auf Armeslänge von sich entfernt, indem sie ihr stehend in das Gesicht sah, „das eben ist das Schlimmste, das Schlimmste! Wäre ich doch alt, Gretchen! Wäre ich welk und runzlicht, dann wäre ich frei von den schrecklichen Gedanken, die mich nun in meiner Jugend in Versuchung führen!"

Trotty wandte sich um, um nach seinem Führer zu sehen. Doch der Geist des Kindes hatte die Flucht ergriffen. Er war fort.

Auch er selber blieb nicht an derselben Stelle; denn Sir Joseph Bowley, der Freund und Vater der Armen, hielt ein großes Festmahl in Bowlenhall zu Lady Bowley's Geburtstagsfeier; und da Lady Bowley am Neujahrstage geboren war, was die Localblätter als einen besondern Fingerzeig der Vorsehung auf Nummer 1. als Lady Bowley's bestimmte Zahl in der Schöpfung betrachteten, so fand dieses Festmahl an einem Neujahrstage statt.

Bowlenhall war voll von Gästen. Der Herr mit dem rothen Gesichte war da, Mr. Filer war da, der große Alderman Cute war da — Alderman Cute hegte große Sympathie für vornehme Leute, und sein Verhältniß zu Sir Joseph Bowley hatte sich beträchtlich verbessert in Folge seines aufmerksamen Briefes; er war seit der Zeit geradezu ein Freund der Familie geworden — und viele Gäste waren da. Trotty's Geist war auch da und das arme Phantom wanderte unstät umher und blickte sich nach seinem Führer um.

In der großen Halle sollte ein großes Diner stattfinden, bei dem Sir Joseph Bowley in seiner berühmten Stellung als Freund und Vater der Armen seine große Rede halten wollte. Den seinen Freunden und Kindern sollten zuerst in einer andern Halle gewisse Plumpuddings verzehrt werden, und auf ein gegebenes Zeichen sollten die Freunde und Kinder unter ihre Freunde und Väter sich mischend eine Familienversammlung bilden, bei der vor lauter Rührung kein männliches Auge trocken bleiben sollte.

Doch es sollte sich noch mehr ereignen. Selbst noch mehr als dies. Sir Joseph Bowley, Baronet und Parlamentsmitglied, wollte mit seinen Bauern eine Partie Kegel, wirklich Kegel spielen.

„Das erinnert Einen ganz," sagte Alderman Cute, „an die Tage des alten König Heinz, des starken König Heinz, des dicken König Heinz. Ah! ein schöner Zug."

„Sehr," sagte Mr. Filer trocken. „Das heißt: heirathen und seine Frau ermorden. Beiläufig gesagt giebt es bedeutend mehr Frauen, als nöthig."

„Nicht wahr, Du wirst die schönen Damen heirathen und sie nicht ermorden?" sagte Alderman Cute zu dem zwölfjährigen Erben von Bowley. „Ein lieber Knabe! Wir werden diesen kleinen Gentleman im Parlamente haben," fuhr der Alderman fort, indem er ihn bei den Schultern nahm und so nachdenklich aussah, als er es vermochte, „ehe wir es uns versehen. Wir werden von seinen Erfolgen bei der Wahl, seinen Reden im Hause, seinen Eröffnungen von Seiten des Ministeriums, seinen herrlichen Leistungen aller Art hören. Ah! wir werden unsere kleinen Reden über ihn im Stadtrathe halten, das weiß ich, ehe wir Zeit haben werden, uns darnach umzusehen."

„O, den Unterschied machen Schuh' und Strümpfe," dachte Trotty, doch sein Herz lechzte nach dem Kinde, vor Liebe zu demselben schuh- und strumpflosen Knaben, welche die Kinder des armen Gretchen hätten sein können, und von denen Alderman Cute voraussagt hatte, daß sie böse werden würden. „Richard," seufzte Trotty, indem er zwischen der Gesellschaft auf- und niederschritt. „Ich kann Richard nicht finden, wo ist Richard?"

Wahrscheinlich nicht dort, wenn er noch lebt! Sein Schmerz und seine Einsamkeit verwirrten Trotty, und er wandelte immer noch zwischen der stattlichen Gesellschaft umher, sah sich nach seinem Führer um und sagte: „Wo ist Richard? Zeige mir Richard."

Eben als er auf- und niederwandelte, begegnete er Mr. Fish, dem Geheimsecretär, in großer Aufregung.

„Bei meiner Seele," sagte Mr. Fish, „wo ist Alderman Cute? Hat Niemand den Alderman gesehen?"

Den Alderman gesehen? O lieber Gott, wer konnte den Alderman nicht sehen. Er war so verständig, so leutselig, er dachte so viel an den natürlichen Wunsch der Leute, ihn zu sehen, daß, wenn er einen Fehler hatte, es der war, Einem beständig vor Augen zu sein. Und wo es vornehme Leute gab, da war gewiß auch Cute, den natürlich die Verwandtschaft zwischen großen Seelen dorthin zog.

Mehre Stimmen sagten, daß er sich in einem Zirkel befände, der um Sir Joseph stand. Mr. Fish drängte sich dorthin durch, fand ihn und führte ihn in ein Fenster, um heimlich mit ihm zu sprechen. Trotty gesellte sich zu ihnen. Nicht aus eignem Antriebe. Er fühlte, daß seine Schritte dorthin gelenkt wurden.

„Mein lieber Alderman Cute," sagte Mr. Fish, „ein wenig weiter hierher. Ein schreckliches Ereigniß! Ich habe diesen Augenblick die Nachricht erhalten. Ich denke, es wird das Beste sein, Sir Joseph nichts mitzutheilen, bis der Tag vorüber ist. Sie kennen Sir Joseph und werden mir Ihre Meinung sagen. Ein schreckliches, beklagenswerthes Ereigniß!"

„Fish," entgegnete der Alderman, „mein lieber Mann, was giebt's? Doch keine Revolution, hoff' ich? Kein — doch keine Eingriffe in die Rechte der Obrigkeit?"

„Deedles, der Banquier," keuchte der Secretär, „Deedles Gebrüder, der heute hier sein sollte, der Geschäftsträger der Goldschmiedszunft —"

„hat doch nicht die Zahlungen eingestellt?" rief der Alderman aus. „Das kann nicht sein!"

„hat sich erschossen!"

„Guter Gott!"

„Er hat eine Doppelpistole in seinem Wechselladen an den Mund gesetzt," erzählte Mr. Fish, „und sich das Gehirn ausgeblasen. Kein Grund — sacrilische Umstände!"

„Umstände," rief der Aldermann aus. „Ein Mann von noblem Vermögen. Einer der respectabelsten Männer. Selbstmord, Mr. Fish; von seiner eignen Hand!"

„Am heutigen Morgen," entgegnete Mr. Fish.

„O das Gehirn, das Gehirn," rief der fromme Alderman aus, und erhob die Hände gen Himmel. „O die Nerven, die Nerven! Die Geheimnisse der Maschine, die man Mensch nennt! O wie wenig bedarf es, um sie aus der Ordnung zu bringen! Arme Geschöpfe, die wir sind! Vielleicht ein Diner, Mr. Fish! Vielleicht das Benehmen seines Sohnes, der, wie ich gehört habe, sehr leichtsinnig lebte und ohne die mindeste Erlaubniß Wechsel auf ihn zu ziehen pflegte! Ein höchst respectabler Mann! Einer der respectabelsten Männer, die ich kenne. Ein beklagenswerthes Beispiel, Mr. Fish, ein öffentliches Unglück! Ich werde den Antrag stellen, die tiefste Trauer zu tragen. Ein höchst respectabler Mann! Doch es lebt Einer über uns. Wir müssen uns unterwerfen, Mr. Fish. Wir müssen uns unterwerfen!"

Wie, Alderman? Kein Wort von Ausrettung des Selbstmords? Denk' an deinen hehen sittlichen Stolz und deine Rednergleichnisse, Richter. Komm, Alderman. Nimm diese beiden Waagschalen. Wirf mir in diese, die leere, ein armes Weib ohne Brod und die Quelle der Natur vom Hunger und Elend ausgetrocknet und hartnäckig gegen die Ansprüche, zu denen ihr Kind ein Recht hat von Mutter Erde her. Wäge mir die Zwei, o du Daniel, der du zu Gericht gehst, wenn erst dein Tag kommen wird! Wäge sie vor den Augen der Tausende von Leidenden, die der gräulichen Farce, die du spielst, zuhören und daran denken werden. Oder angenommen, daß du deine fünf Sinne verlörest — du hast nicht so weit zu gehn, daß dies nicht leicht geschehen könnte — und du legtest Hand an diesen deinen Hals, wie dann?

Die Worte kamen aus Trotty's Brust, als wenn sie eine andere Stimme in ihm gesprochen hätte. Alderman Cute verpflichtete sich gegen Mr. Fish, daß er ihm behülflich sein wollte, die traurige Katastrophe Sir Joseph beizubringen, wenn der Tag vorüber wäre. Dann sagte er, in der Bitterkeit seiner Seele Mr. Fish die Hand drückend: „Der respectabelste der Menschen!" und fügte hinzu, daß er kaum wisse, nicht einmal er, warum solche Trübsale auf Erden gestattet würden.

„Man könnte fast denken, wenn man es nicht besser wüßte," sagte Alderman Cute, „daß manchmal in der allgemeinen Einrichtung der gesellschaftlichen Fabrik eine umstürzende Bewegung der Dinge stattfände. Gebrüder Deedles!"

Das Kegelspiel ging mit unendlichem Erfolge vor sich. Sir Joseph warf die Kegel mit großem Geschick um. Master Bowley spielte auch mit, auf kürzern Stand, und alle Welt sagte, daß nun, wo ein Baronet und der Sohn eines Baronets Kegel spielte, das Land wieder auf die Beine kommen würde, so schnell es könnte.

Zu seiner Zeit wurde das Bankett servirt. Trotty begab sich unfreiwillig mit den Uebrigen nach der Halle, denn er fühlte sich von einem stärkeren Impuls, als sein freier Wille war, dorthin geführt. Es sah außerordentlich schmuck aus. Die Damen waren sehr hübsch, die Gäste heiter, fröhlich und guter Laune. Als die unteren Thüren geöffnet wurden, und die Leute in ihrer ländlichen Tracht hereinströmten, da erreichte die Schönheit des Schauspiels ihren Gipfel. Doch Trotty murmelte nur immer öfter: „Wo ist Richard? Er sollte ihr helfen und sie trösten! Ich kann Richard nicht sehen."

Es waren einige Reden gehalten und Lady Bowley's Gesundheit getrunken worden, und Sir Joseph Bowley hatte dafür seinen Dank abgestattet und seine große Rede gehalten, in der er mit verschiedenen Gründen bewies, daß er der geborne Freund und Vater u. s. w. und hatte als Toast seine Freunde und Kinder und die Würde der Arbeit ausgebracht. Da zog im Hintergrunde der Halle eine kleine Störung Toby's Aufmerksamkeit auf sich. Nach einigem Wirrwarr, Lärm und Widerstreit durchbrach ein Mann den Haufen und stand allein da.

Es war nicht Richard. Aber einer, an den er vielmal gedacht und den er erwartet hatte. Bei einem spärlichen Lichte hätte er vielleicht an der Identität des alten, grauen, gebeugten, abgezehrten Mannes gezweifelt, aber bei dem hellen Scheine der Lampen, der auf seinen knorrigen Kopf fiel, erkannte er Will Fern, sobald derselbe vor heraustrat.

„Was ist das?" rief Sir Joseph sich erhebend aus. „Wer gestattete diesem Manne den Zutritt? Dies ist ein Verbrecher aus dem Gefängniß. Mr. Fish, wollen Sie die Güte haben" —

„Eine Minute," sagte Will Fern, „eine Minute! Mylady, Sie sind an dem heutigen Tage zugleich mit dem neuen Jahre geboren worden. Gestatten Sie mir nur eine Minute zu sprechen."

Sie legte Fürbitte für ihn ein, und Sir Joseph setzte sich wieder mit angeborner Würde auf seinen Sessel.

Der zerlumpte Gast — denn er war elend bekleidet — blickte ringsum auf die Gesellschaft und bezeigte ihr durch einen demüthigen Bückling seine Ehrfurcht.

„Ihr vornehmen Leute," sagte er, „ihr habt soeben auf das Wohl der Arbeiter getrunken. Blickt mich an."

„Er kommt geraden Weges aus dem Gefängniß," sagte Mr. Fish.

„Geraden Wegs aus dem Gefängniß," sagte Will, „und weder das erste, noch das zweite, noch das dritte oder vierte Mal."

Mr. Filer bemerkte mürrisch, viermal sei mehr, als sich gehöre; es solle sich schämen.

„Ihr vornehmen Leute," wiederholte Will Fern, „seht mich an. Ihr seht, daß ich so übel dran bin, als möglich, so daß ihr mir weder schaden, noch helfen könnt; denn die Zeit, wo Eure guten Worte oder guten Thaten mir hätten nützen können — er schlug sich mit der Hand an die Brust und schüttelte den Kopf — ist mit dem Dufte der letzten Rehne oder des vorjährigen Kies's entflohen; aber für diese laßt mich ein Wort sagen — er zeigte auf die Arbeiter in der Halle — und wenn Ihr wollt, so hört einmal die reine Wahrheit sprechen."

„Es ist Niemand hier," sagte der Wirth, „der ihn zum Sprecher haben möchte!"

„Sehr möglich, Sir Joseph, ich glaube es. Vielleicht ist nichts destoweniger wahr, was ich sage. Vielleicht beweist es

---

einen Sprößling der pariser Familie Tantième in Deutschland eingeführt zu sehen.

Deutschland! rief Desirée und ihr Auge glänzte; denn von dem unglücklichen Stücke, welches einst ihr Vater geschrieben hatte, wollte die Kritik behaupten, es wäre gefallen, weil es zu deutsch gewesen wäre.

Deutschland! rief die alte Tante Tantième und es fielen ihr die Wonnetage der romantischen Schule, die Schwärmereien einer poetischen Vergangenheit ein.

Ich will nach Deutschland ziehen, sagte Desirée, die Tante schlug ein und Eduard Derrient versprach soeben so Alexander von Humboldt, seinen hohen Beschützer, als an die Vorstände derjenigen Bühnen, die nicht ihrerseits die Schuld trugen, daß der alte Onkel Honorar verhungern mußte, ihr Empfehlungsbriefe zu geben.

Einen Tag darauf fuhr Desirée Tantième in einem allerliebsten Coupé, mit Extrapost und hundert Centons voll hochfliegender Wünsche, Erwartungen, brüsseler Spitzen und Hoffnungen auf der Straßburger Route nach Deutschland.

Die Schicksale des jungen Mädchens in Deutschland, besonders ihre Aussichten in Wien und Berlin, werden in den folgenden Nummern authentisch und ausführlich erzählt werden.

Frankfurt am Main.

Karl Gutzkow.

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England.

(In den Jahren 1765—1768.)

(Fortsetzung aus Nr. 7).

1766.

Rom, 12. April. Der Papst, der sich, wie dem auch immer sei, meine Freundschaft erworben hat, giebt sich nur sehr wenig mit Regierungssachen ab und besitzt allein die eine Leidenschaft, gut zu essen, mit der er sich der strengen Etiquettenvorschrift bequemt, seine Mahlzeiten allein zu sich zu nehmen. Sein zweiter Neffe, der Majordomus, den er vor den beiden Anderen gern hat, wohnt den Mahlzeiten stehend bei. Er ist nebenbei auch Großprior des Malteserordens und Kriegsminister. Er soll seinen Oheim wohl zu unterhalten verstehen, ohne Klatschereien hineinzumischen, und ist deshalb, wie ich selbst beobachtet habe, allenthalben gern gesehen.

Wiewohl unansehnlich und verwachsen, ist er doch ein Lebemann und besucht das Schauspiel hinter dem Rücken des Papstes, der sich sonst sehr darob betrüben würde, da der Clerus unter Clemens XIII. das Theater nicht öffentlich zu besuchen wagt. Zu Benedikt's XIV. Zeit geschah dies wohl und der Papst unterstand sich selbst einmal incognito in die Oper zu gehen; am andern Morgen stand aber auch schon an die Thür des Theaters geschrieben: Allgemeiner Ablaß!

Der ältere Rezzonico, der schon in der Blüthe seiner Jahre mit dem Purpur bekleidet ist, führt einen musterhaften Lebenswandel. Der jüngere, den man Don Abundio nennt, hat das Amt eines römischen Senators, das einzige weltliche von Bedeutung, inne. Er ist an Schönheit ein wahrer Antinous, und von sanften, einnehmenden, höflichen Sitten. Ich vergaß zu sagen, daß auch Monsigner Rezzonico sich viel

dies sogar. Ihr vornehmen Leute, ich habe viele Jahre in diesem Orte gelebt. Ihr könnt auch die Hütte in diesem verfallenen Gehöge sehen. Ich habe sie die Damen hundertmal in ihre Bücher zeichnen sehen. Sie macht sich gut in einem Gemälde, habe ich sagen hören. Doch bei Gemälden giebt's kein Wetter. Und mag sein, sie taugt besser dazu, als zu einem Wohnhause. Indeß ich wohnte drin. Wie hart, wie bitter hart ich darin wohnte und lebte, will ich nicht sagen. Jeden Tag im Jahre und jedweden Tag könnt ihr es selber beurtheilen."

Er sprach, wie er an dem Abend gesprochen, als Trotty ihn auf der Straße fand; seine Stimme war tiefer und rauher und zitterte dann und wann ein Wenig. Doch er erhob sie niemals leidenschaftlich und selten sprach er stärker, als es die sachlichsten Gegenstände erforderten, von denen er redete. „Es ist härter, als Ihr es Euch denkt, Ihr vornehmen Leute, mit Ehren aufzuwachsen, nur im gewöhnlichen Verstande mit Ehren an solch einem Orte. Daß ich zu einem Menschen und nicht zu einem Vieh wurde, wie ich es damals war, spricht etwas für mich. Wie ich jetzt bin, läßt sich für mich nichts sagen und nichts thun. Ich bin darüber hinweg."

„Es freut mich, daß dieser Mann gekommen ist," sagte Sir Joseph und sah heiter um sich. „Man störe ihn nicht. Es scheint Heilung zu sein. Er ist ein Exempel, ein lebendes Exempel. Ich glaube und hoffe zuversichtlich, daß es für meine Freunde hier nicht verloren sein wird."

„Ich schleppte mich durch," sagte Fern nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „so oder so. Weder ich noch ein Anderer weiß, wie; aber so schwer, daß ich kein fröhliches Gesicht aufstecken oder den Leuten weiß machen konnte, ich wäre etwas Anderes, als ich war. Ihr, Gentlemen, die Ihr im Parlament sitzt, wenn Ihr einen Mann setzt mit unzufriedenen Zügen im Gesicht, so sagt Ihr zu einander: Er ist verdächtig. Ich habe meine Zweifel, sagt Ihr, in Bezug auf Will Fern, bewacht diesen Kerl. Ich will nicht sagen, daß dies nicht ganz natürlich sei. Doch ich sage, es ist so und von dieser Stunde, was immer Will Fern thut oder läßt, Alles gleich, es geht auf seine Kappe!"

Alderman Cute steckte seine Daumen in die Westentasche, lehnte sich zurück in seinen Stuhl, lächelte und blinzelte einem in der Nähe stehenden Armleuchter zu, gleichsam um zu sagen: Natürlich, ich sagte es ja. Das gewöhnliche Geschrei! Gott steh' Euch bei! Wir sind allen diesen Dingen gewachsen — ich und die menschliche Natur."

„Nun, Gentlemen," sagte Will Fern, die Hände ausstreckend, und einen Augenblick rötzete sich sein hagres Gesicht. „Seht, wie Eure Gesetze gemacht sind, um uns zu fangen und zu verfolgen, wenn wir dahin gekommen sind. Ich versuche anderswo zu leben. Und ich bin ein Vagabund, ich bin ein Landstreicher. In's Gefängniß mit ihm! Ich gehe in Eure Wälder, Nüsse zu schlagen und breche — wer thut das nicht? — einen dünnen Zweig oder zwei ab. In's Gefängniß mit ihm! Einer Unter Wildhüter setzt mich am hellen, lichten Tage in der Nähe meines Gartens mit einer Flinte. In's Gefängniß mit ihm! Ich spreche natürlich ein böses Wort mit dem Manne, als ich wieder freikomme. In's Gefängniß mit ihm! Ich haue einen Strauch ab. In's Gefängniß mit ihm! Ich esse einen verfaulten Apfel oder eine Rübe. In's Gefängniß mit ihm! Es ist zwanzig Meilen von hier entfernt, und als ich zurückkomme, hatte ich um eine Kleinigkeit auf der Straße. In's Gefängniß mit ihm! Genug, der Polizeimann, der Wildhüter, Jedermann findet mich überall und ich thue Alles. In's Gefängniß mit ihm; denn er ist ein Vagabund und ein bekannter Zuchthausvogel; das Zuchthaus ist seine einzige Heimath geworden."

Der Alderman nickte weise mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Wirklich eine sehr gute Heimath!

„Sage ich dies meinetwegen?" fuhr Fern fort. „Wer kann mir meine Freiheit, meinen guten Namen, meine unschuldige Rechte zurückgeben? Nicht alle die Lords und Ladies im weiten England. Doch, Ihr Herren, wenn Ihr mit Andern gleich mir zu thun habt, so fangt am rechten Ende an. Gebt uns um Gotteswillen bessere Wohnungen, als in denen wir in unserer Wiege liegen; gebt uns bessere Nahrung, wenn wir für unser Leben arbeiten, gebt uns gelindere Gesetze, um uns auf den rechten Weg zurückzuführen, wenn wir irre gegangen sind, und stellt uns nicht überall, wohin wir uns wenden, Kerker und Banden vor Augen. Es giebt keine Heradlassung, die Ihr dem Arbeiter dann zeigen könnt, welche er nicht so vernunftig und dankbar annehmen würde, als es ein Mensch nur kann. Denn er hat ein geduldiges, friedliches, mildes Herz. Aber Ihr müßt den rechtschaffenen Geist erst in ihn hineinbringen. Denn mag er ein Wrack oder eine Ruine sein, wie ich, oder mag er denen gleichen, die gegenwärtig hier stehen, sein Gemüth ist Euch jetzt entfremdet. Bringt es zurück, Ihr vornehmen Leute, bringt es zurück, ehe der Tag kommt, wenn selbst seine Bibel bei seiner veränderten Gesinnung anders lautet, und die Worte zu ihm zu sprechen scheint, wie es mir manchmal geschienen hat — im Gefängniß: Wohin Du gehst, da kann ich nicht hingehen. Wo Du wohnst, da wohne ich nicht. Dein Volk ist nicht mein Volk, und Dein Gott ist nicht mein Gott."

Eine plötzliche Bewegung und Aufregung fand in der Halle statt. Trotty dachte zuerst, daß sich Mehre erhoben hätten, um den Mann hinauszuwerfen und daher käme die Veränderung in ihrer Erscheinung. Doch der zweite Augenblick zeigte ihm, daß das Gemach und die ganze Gesellschaft aus seinen Augen verschwunden war und daß seine Tochter wiederum an ihrer Arbeit vor ihm saß, doch in einem dämmlicheren, niedrigeren Städchen als vorher und keine Lilly an ihrer Seite.

Der Rahmen, an dem sie gearbeitet hatte, war auf einen Stuhl gestellt und zugedeckt. Der Stuhl, auf dem sie gesessen, war nach der Wand gerückt. In diesen Aleinigkeiten und in Gretchens gramgebleichtem Gesichte war eine Geschichte zu lesen, o, wer hätte sie nicht lesen können!

Gretchen heftete ihre Augen auf ihre Arbeit, bis es zu dunkel war, um die Fäden zu sehen, und als die Nacht einbrach, zündete sie ihr schwaches Licht an und arbeitete weiter. Immer noch war ihr alter Vater unsichtbar in ihrer Nähe und blickte auf sie herab; er liebte sie, o wie herzlich liebte er sie! — und sprach zu ihr mit zärtlicher Stimme von den alten Zeiten und den Glocken, wiewohl er wußte, der arme Trotty, daß sie ihn nicht hören konnte.

Ein großer Theil des Abends war vergangen, als es an die Thür klopfte. Sie öffnete. Ein Mann stand an der Schwelle, ein schlottriger, betrunkener, schmutziger Mensch, von Unmäßigkeit und Laster gezeichnet und das wirre Haar und der ungeschorne Bart in wilder Unordnung. Doch zeigten noch einige Spuren, daß er in seiner Jugend ein Bursch von guten Verhältnissen und hübschem Gesicht gewesen sei.

Er blieb stehen, bis er Erlaubniß bekam, herein zu treten, und sie, einen oder zwei Schritt von der Thür zurückweichend, blickte schweigend und sorgenvoll ihn an. Trotty's Wunsch war erfüllt: Er sah Richard.

„Darf ich hereinkommen, Gretchen?"

„Ja, komm nur herein."

Es war gut, daß Trotty ihn erkannt hatte, ehe er sprach. Denn wenn er in Zweifel geblieben wäre, dann würde ihn die heisere, rauhe Stimme glauben gemacht haben, daß es nicht Richard, sondern ein andrer Mann wäre.

Es befanden sich nur zwei Stühle im Zimmer. Sie gab ihm den übrigen, stellte sich einige Schritte vor ihm hin und erwartete, was er ihr zu sagen habe.

Er setzte sich jedoch nieder und starrte nichtssagend auf den Boden mit einem dummen glanzlosen Lächeln, ein Schauspiel von so tiefer Herabwürdigung, von so völliger Hoffnungslosigkeit, von so elendiglicher Verkommenheit, daß sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte und sich wegwandte, damit er nicht sehen sollte, wie sehr es sie erschütterte.

Durch das Rauschen ihres Kleides oder irgend ein solches unbedeutendes Geräusch erwachend, richtete er den Kopf auf und fing an zu sprechen, als ob seit seinem Eintritte keine Pause gewesen wäre:

„Immer noch bei der Arbeit, Gretchen! Du arbeitest spät."

„Ich thue es immer."

„Und früh?"

„Auch früh."

„Das sagte sie. Sie sagte, Du würdest niemals müde, oder geständest niemals, daß Du müde wärest. Die ganze Zeit nicht, die Ihr zusammen wohntet. Selbst dann nicht, wenn Du zwischen Arbeit und Hunger bald ohnmächtig wardest. Doch ich sagte Dir dies schon, als ich das letzte Mal bei Dir war!"

„Ja," antwortete sie, „und ich bat Dich, mir nichts mehr zu sagen. Und Du gabst mir das feierliche Versprechen, Richard, daß Du es niemals mehr wolltest."

„Ein feierliches Versprechen," wiederholte er mit blödsinnigem Lachen und nichtssagend in's Glaze starrend. „Ein feierliches Versprechen. So!" Nach einiger Zeit gleichsam erwachend in der vorherigen Weise sagte er mit unerwarteter Lebhaftigkeit:

„Was kann ich dafür, Gretchen? Was soll ich thun? Sie ist wieder bei mir gewesen."

„Wieder," sagte Gretchen die Hände faltend. „O, denkt sie so oft an mich! Ist sie wieder dagewesen!"

„Zwanzigmal," sagte Richard. „Margarethe, sie verfolgt mich förmlich. Sie kommt auf der Straße hinter mir drein und steckt es mir in die Hand. Ich höre ihren Fuß über die Asche gleiten, wenn ich in der Werkstätte bin. Ha, ha! das geschieht nicht oft! Und ehe ich den Kopf umdrehen kann, klingt mir ihre Stimme in's Ohr und sagt: Richard, drehe Dich nicht um! Um Himmelswillen sieh ihr dies! Sie bringt es mir in meine Wohnung. Sie schickt es mir in Briefen. Sie klopft an das Fenster und legt es auf das Fensterbret. Was kann ich thun? Sieh einmal ja."

Er hielt in der Hand eine kleine Börse hin und klimperte mit dem Gelde, welches sie enthielt.

„Stecke sie ein," sagte Gretchen, „stecke sie ein! Wenn sie wieder kommt, so sage ihr, Richard, daß ich sie von ganzer Seele liebe, daß ich mich niemals schlafen lege, ohne sie zu segnen und für sie zu beten, daß ich bei meiner einsamen Arbeit beständig an sie denke, daß ich Tag und Nacht bei ihr bin, daß ich, wenn ich morgen stürbe, mit meinem letzten Athemzuge an sie denken würde, daß ich aber dies nicht ansehen kann."

Er zog die Hand langsam zurück und sagte die Börse zusammendrückend mit einer Art schläfriger Bedächtigkeit: „Ich sagte es ihr wohl. Ich sagte es ihr so rein heraus, wie es Worte ausdrücken können. Ich habe dieses Geschenk ein Dutzend Mal wieder zurückgenommen und bei ihrer Thür liegen gelassen. Aber wenn sie nun wiederkam und vor mir stand Gesicht gegen Gesicht — was konnte ich thun?"

„Du sahst sie?" rief Gretchen aus, „Du sahst sie? O Lilly, mein süßes Mädchen! O Lilly, Lilly!"

„Ich sah sie," fuhr er fort, nicht antwortend, sondern immer noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. „Da stand sie und zitterte: Wie sieht sie aus, Richard? Spricht sie immer noch von mir? Hat sie Abgenommen? Mein alter Platz am Tische — wer sitzt an meinem Platze! Und der Rahmen, an dem sie mich sticken lehrte — hat sie ihn verbrannt, Richard? — So war es. Das hörte ich sie sagen."

Gretchen preßte ihre Seufzer zurück und beugte sich, während Thränen aus ihren Augen strömten, über ihn, um zu horchen, um keinen Hauch zu verlieren.

Die Arme auf die Knie gestützt und auf seinem Stuhle sich vornüber lehnend, als wenn, was er sagte, in einer holdlesbaren Schrift, die er entziffern und zusammenreimen müßte, auf den Boden geschrieben wäre, fuhr er fort: „Richard, ich bin sehr tief gefallen und Du kannst Dir denken, wie viel ich gelitten habe, als mir dies zurückgeschickt wurde, wenn ich es über mich gewinnen kann, es mit eigener Hand wiederzubringen. Doch Du liebtest sie einst, selbst noch so lange ich mich entsinnen kann. Andere traten zwischen Euch: Furcht, Zweifel, Eifersucht, Eitelkeit entfremdeten Dich ihr. Doch Du liebtest sie, selbst so weit ich mich erinnern kann. Ich glaube, es ist wahr," sagte er sich selbst unterbrechend. „Doch des thut Nichts zur Sache. — O Richard, wenn Du sie jemals liebtest, wenn Du ein Gedächtniß hast für das, was dahin und verloren ist, nimm es ihr noch ein Mal mit! Noch ein Mal! Sag' ihr, wie ich Dich bat und Dich drängte. Sag' ihr, wie ich meinen Kopf auf Deine Schulter legte, wo vielleicht ihr Kopf gelegen und wie ich so demüthig gegen Dich war, Richard. Sag' ihr, daß Du mir in's Gesicht blicktest und daß alle die Schönheit, die sie an mir zu preisen pflegte, dahin, ganz dahin sei und an ihrer Statt eine bleiche, hohle, dürftige Wange, über die sie weinen würde, wenn sie sie sähe. Sag' ihr Alles und nimm es wieder mit, und sie wird es nicht wieder abschlagen, sie wird nicht das Herz haben!"

So saß er träumerisch da und wiederholte die letzten Worte, bis er wieder erwachte und aufstand.

---

auf seine höflichkeit zu gute thut. Weder der eine noch der andere mengen sich in Staatsgeschäfte und man ist daher mit dem gegenwärtigen Nepotismus sehr zufrieden.

Das Steuerruder hat allein der Cardinal Torregiani, ein Florentiner, als Staatssecretär in Händen. Man beklagt sich, wie ich höre, über ihn, ich kann aber nicht beurtheilen, ob dies mit Recht oder Unrecht geschieht. Der Abbate Winkelmann sagte mir, der heilige Stuhl sei keineswegs so reich, als mosste er bei und gelte, und seine Einkünfte mit Inbegriff der Dataria überstiegen nicht die Summe von zwei Millionen Scudi. Der innere Haushalt der Päpste scheint dies zu bestätigen, denn es herrscht darin allerwärts eine große Einfachheit vor, und ich habe im Castel Gandolfo sogar in den Zimmern, die der Papst selbst bewohnt, hölzerne Stühle wahrgenommen.

Das herkömmliche Geleit des heiligen Vaters bei seinen Ausgängen erscheint, ehe man sich daran gewöhnt, höchst seltsam. Eine Abtheilung seiner Chevauxlegers reitet, die gespannte Pistole in der Hand, eben so voran, als in Kriegszeiten Reiterei die Plänkler vertreibt. Sodann folgt auf einem Maultier der Standortsjunker, nämlich ein Prälat mit dem Crucifix. Mit ihm andere Geistliche, theils zu Pferde, theils zu Esel. Postillon und Kutscher ohne Hüte mit großen viereckigen Perrücken. Die Kutsche ist von einem angemessenen Umfange und gleicht einem wandelnden Salon. Nach ihr eine zweite Kutsche und endlich eine Brigade Garde-Küraſſiere, die den Zug schließt. Chevauxlegers und Küraſſiere tragen Uniformen eben so reich wie ihre Schabracken mit Gold und Silber verbrämt; manche der Letzteren hatten aber, wie ich sah, ihre Küraſſe mit Bindfaden an sich befestigt. Ueberhaupt kann man sich des Lachens nicht enthalten, wenn man sieht, wie lustisch und spießbürgerlich sie sich anstellen. Nichtsdestoweniger rief mich die Gräfin Cheroffini eines Tags an ein Fenster, um mir diese Haustruppen ihres Souveräns zu zeigen und mich zu fragen, ob ich wohl jemals schönere Reiterei gesehen habe? Diese Dame ist ein sehr eigenthümliches Wesen. In wie vielen Conclaves auch schon der heilige Geist es sich nicht hat einfallen lassen, Albani zu ernennen, ist darum ihr Muth noch nicht gesunken und sie hofft immerfort gläubig, ihn dereinst auf dem heiligen Stuhle zu erblicken. Da sie nun wahrnimmt, daß Prinz Hans Görge an ihrer Jüngsten, der beiln Lena, Gefallen findet, so hat sie ihm im Vertrauen mitgetheilt: er möge auf der Stelle nach Rom aufbrechen, sobald er vernehme, daß Cardinal Albani Papst geworden sei, und angedeutet, wie alsdann die allergrößten Staatsämter, zum Beispiel das eines Herzführers, ihm zu Gebote ständen.

Von Winkelmann habe ich noch einen belustigenden Charakterzug mitzutheilen. Er ist ein Mann voller Feuer und kann nie in einer gewissen Folge reden, ohne sich aufzuregen. Wäre er kein so bedeutender Geist, so möchte man seine Schärfe tadeln, ein solcher Gelehrter hat aber in der That ein gutes Recht, mit Bestimmtheit zu sprechen. Er hängt den ältesten an Vorurtheilen, die noch weit Kurzsichtigeren, als er selbst ist, in die Augen springen und ich rathe Niemand, ihm zumal bei Tafel zu widersprechen, wo der Orvieto-Wein, den er vorzugsweise liebt, ihm oft zu Kopfe steigt. Bei einer solchen Gelegenheit sprach er auch vom König von Neapel und maß so wenig seine Ausdrücke, daß er gerade heraus sagte: C'est une bête. — Monsieur l'Abbé, erwiederte ihm Prinz Mecklenburg, dem es vielleicht in diesem Augenblicke einfiel, daß ein König sein Schwager sei: Songez, que vous parlez d'une tête couronnée et que dans peu de jours ce jeune roi sera déclaré majeur. — Parbleu! rief Winkelmann dazwischen: ce sera alors une bête majeure.

Winkelmann scheint beim Volke nicht beliebt zu sein und einerseits dürfte dies eben so wohl sein barsches Wesen erklä-

„Du willst es nicht nehmen, Gretchen?"

Sie schüttelte den Kopf und bat ihn, sie zu verlassen.

„Gute Nacht, Gretchen."

„Gute Nacht."

Er wandte sich um, um sie anzusehen, betroffen von ihrem Schmerze und vielleicht von dem Mitleiden für ihn selber, das in ihrer Stimme zitterte. Es war die Bewegung eines Augenblicks und ein Anflug seiner alten Haltung belebte seine Gestalt. Im nächsten Augenblicke ging er, wie er gekommen war, und jener Funken eines erloschenen Feuers schien ihm nicht zu einem lebendigeren Bewußtsein seiner Erniedrigung zu leuchten.

Gretchen mußte bei allen Stimmungen, bei allen Schmerzen, bei allen Qualen des Leibes und der Seele arbeiten. Sie setzte sich nieder und nähte. Nacht, Mitternacht — sie arbeitete immer noch.

Sie hatte ein dürftiges Feuer, da die Nacht sehr kalt war, und stand bisweilen auf, um es zu schüren. Die Glocken schlugen halb ein Uhr, während sie sich damit beschäftigte, und als sie ausgeschlagen, hörte sie ein leises Klopfen an der Thür. Ehe sie sich nur wundern konnte, wer zu dieser ungewöhnlichen Stunde da sein könnte, ging sie auf.

O Jugend und Schönheit, glücklich, wie ihr sein sollt, seht hin! O Jugend und Schönheit, gesegnet und segnend Alles, was in eurem Bereich kommt und die Zwecke eures gütigen Schöpfers erfüllend, blicket hin!

Sie sah die eintretende Gestalt, rief ihren Namen aus, rief: „Lilly!"

Sie war schnell und fiel vor ihr auf die Knie nieder und klammerte sich an ihr Gewand.

„Steh' auf, meine Lilly! Steh' auf, liebstes Mädchen!"

„Nie, Gretchen, nie! Hier, hier bei Dir will ich sein, Dich in meinen Armen halten, Deinen lieben Athem mich anwehen lassen!"

„Süße Lilly, liebste Lilly, Kind meines Herzens! Keiner Mutter Liebe kann zärtlicher sein! Lege Dein Haupt an meine Brust."

„Nie mehr, Gretchen, nie mehr! Als ich zum ersten Mal Dein Gesicht erblickte, knietest Du vor mir nieder. Auf den Knien vor Dir laß mich sterben, hier sterben!"

„Du bist zurückgekommen. Mein Liebling, wir wollen mit einander leben, mit einander arbeiten, hoffen, mit einander sterben!"

„Ach, küsse meine Lippen, Gretchen! Schlinge Deine Arme um mich! Drücke mich an Deinen Busen! Siehe freundlich auf mich — doch hebe mich nicht auf. Laß mich hier liegen, lasse mich Dein liebes Gesicht zum letzten Male auf meinen Knieen sehen!"

O Jugend und Schönheit, glücklich wie ihr sein sollt, seht hierher! O Jugend und Schönheit, die ihr die Zwecke eures allgütigen Schöpfers erfüllt, seht hierher!

„Vergieb mir, Gretchen! O Liebe, Liebe, vergieb mir. Ich weiß, Du thust es, ich sehe, Du thust es, doch sage es mir, Gretchen!"

Sie sagte es ihr, mit den Lippen auf Lilly's Wange, und mit ihren Armen umschlang sie — das wußte sie — ein gebrochenes Herz.

„Gott segne Dich, meine liebste Liebe! Küsse mich noch einmal! Er ließ sie zu seinen Füßen sitzen und sie mit ihrem Haare abtrocknen. O Gretchen, welches Mitleid! welch Erbarmen!"

Als sie starb, berührte der Geist des zurückkehrenden Kindes unschuldig und strahlend den alten Mann mit seiner Hand und winkte ihm weiterzukommen.

Viertes Viertel.

Trotty erinnerte sich noch ziemlich deutlich der gespenstischen Gestalten in den Glocken. Er hatte noch einen schwachen Eindruck von dem Läuten der Glocken. Er wußte noch wie im Traume, daß er den Schwarm der Phantome sich immer und immer erneuern gesehen, bis die Vergegenwärtigung derselben sich in dem Gewirr ihrer Anzahl verlor. Er dachte noch daran, wiewohl er nicht wußte, wie er es erfahren, daß mehre Jahre dahingeschwunden waren. Da stand er, von dem Geiste des Kindes begleitet, wiederum vor menschlicher Gesellschaft.

Feiste, rothwangige, behagliche Gesellschaft! Es waren nur Zwei, aber sie waren roth für Zehn. Sie saßen vor einem hellen Feuer, zwischen sich einen kleinen, niedrigen Tisch, und wenn nicht der Duft von heißem Thee und geröstetem Semmeln in diesem Gemache länger nachhielt, als in den meisten anderen, dann mußte der Tisch vor nicht gar langer Zeit gebraucht worden sein. Da aber alle Gläser und Saucennäpfchen rein waren und an ihrem Platze auf dem Simse standen, und da die kupferne Kostgabel in ihrem Winkel hing und ihre vier müßigen Finger ausstreckte, als wenn sie sich Maß zu einem Handschuh nehmen lassen wollte, so blieben keine anderen sichtbaren Zeichen von dem eben beendigten Mahle übrig, als solche, welche in der Gestalt der sich wärmenden Katze genarrten und sich den Bart strichen und die in den anmuthigen, um nicht zu sagen speckigen Gesichtern ihrer Herrschaft glänzten.

Dieses traulich Paar, offenbar verheirathet, hatte sich redlich in das Feuer getheilt und blickte nach den sprühenden Funken, welche in den Rost hinabfielen, bald in halbem Schlummer nickend, bald wieder erwachend, wenn eine heiße Kohle, größer als die anderen, prasselnd herabfiel, als wenn das Feuer mitkommen wollte.

Es war indeß keine Gefahr, daß es schnell verlöschen würde. Denn es glimmte nicht nur in dem kleinen Zimmer und auf den Glasfenstern in der Thür, sowie auf den halb darüber gezogenen Vorhängen, sondern auch in dem kleinen Laden daneben. Ein kleiner Laden, ganz angefüllt und bis zum Ersticken voll von seinen Vorräthen, ein förmlich gefräßiger kleiner Laden mit einem Magen so geräumig und voll wie ein Hausschatzgem: Käse, Butter, Feuerholz, Seife, Pökelfleisch, Schwefelhölzer, Speck, Tischbier, Eingemachtes, Kinderdrachen, Vogelfutter, roher Schinken, Birkenbesen, Feuersteine, Salz, Weinessig, Schuhwichse, Pökelheringe, Scheuermaterialien, Pfeffersauce, Schnürband, Brod, Federbälle, Eier und Schiefergriffe — Alles galt als Fisch, was in das Netz dieses gierigen kleinen Ladens kam, und alle diese Artikel befanden sich in seinem Netze. Wie viele andere Arten von Kleinwaaren sich noch darin befanden, würde sich schwer sagen lassen, doch Knäuel von Bindfaden, Meilen von Zwiebeln, Lichte in Pfunden, Krautnetze und Bürsten hingen bündelweise an der Decke, wie seltene Früchte, während verschiedene seltsame Körbchen, denen aromatische Düfte entströmten, die Wahrhaftigkeit der Inschrift über der äußeren Thür bestätigten, welche dem Publicum meldete, daß der Inhaber dieses kleinen Ladens ein privilegirter Thee-, Kaffee-, Tabaks-, Pfeffer- und Schnupftabakshändler sei.

Indem Trotty nach denjenigen Artikeln blickte, welche bei dem Scheine des Feuers und dem minder fröhlichen Strahle von zwei rauchigen Lampen, die ziemlich trübe in dem Laden selber brannten, als wenn ihnen ihre Vollthätigkeit schwer auf den Lungen läge, sichtbar waren, und indem er dann nach einem der zwei Gesichter am Feuer sah, wurde es ihm nicht schwer, in der starken, alten Frau Mrs. Chickenstalker zu erkennen, die immer zur Beleidigkeit hinneigte, schon in den Tagen, als sie eine kleine Rechnung gegen ihn im Buche hatte.

Die Züge ihres Gesellschafters waren ihm nicht so bekannt. Das große, breite Kinn mit Falten, die breit genug waren, daß man einen Finger hineinlegen konnte, die glotzenden Augen, welche sich mit sich selber zu zanken schienen, daß sie immer tiefer und tiefer in das Fett des schwammigen Gesichts versanken, die Nase, welche mit der Störung in ihren Functionen behaftet war, welche man gemeinhin Verstopfung nennt, der kurze, dicke Hals und die knochige Brust nebst andern Schönheiten gleicher Art, wiewohl sie ganz geeignet waren, sich dem Gedächtnisse einzuprägen, konnte Trotty zuerst Niemandem zuschreiben, den er jemals gekannt, und dennoch erinnerte er sich auch ihrer einigermaßen. Endlich erkannte er in Mrs. Chickenstalkers Gesellschafter im Allgemeinen und auf der krummen, excentrischen Bahn des Lebens den früheren Portier von Sir Joseph Bowley, einen apoplektischen Natren, der sich seit Jahren in Trotty's Seele mit Mrs. Chickenstalker vermählt, weil er ihm Zutritt zu dem Hause gegeben, wo er seine Verbindlichkeiten gegen diese Dame bekannt und so schwere Vorwürfe auf sein unglückliches Haupt geladen hatte.

Trotty nahm sehr wenig Interesse an einer Veränderung wie diese nach den Veränderungen, die er mit angesehen. Doch die Ideenverbindung ist bisweilen sehr stark und er drückte unwillkürlich hinter die Thür, wo die Schulden der Kunden in Kreide prangten. Sein Name war nicht verzeichnet. Es standen einige Namen da, doch waren sie ihm fremd und es waren unendlich viele weniger als in früheren Zeiten, woraus er schloß, daß der Portier ein Anwalt der darin Geschäfte war und daß er, als er in das Geschäft kam, den Schuldnern der Mrs. Chickenstalker ziemlich scharf auf die Finger gesehen habe.

Trotty war so verzweifelt und traurig über die gekniche Jugend und die getäuschten Verheißungen seines Kindes, daß es ihm selbst Sorge machte, nicht mehr in Mrs. Chickenstalker's Schuldbuche zu stehen.

„Was für eine Nacht ist's draußen, Anne?" fragte der frühere Portier von Sir Joseph Bowley, indem er seine Beine vor dem Feuer ausstreckte und dieselben so weit rieb, als er mit seinen kurzen Armen reichen konnte, mit einer Miene, welche hinzufügte: „Hier bin ich, wenn es draußen schlecht ist, und ich brauche nicht hinauszugehen, wenn es gutes Wetter giebt."

„Der Wind geht stark und es graupelt," entgegnete seine Frau, „und der Himmel droht mit Schnee. Dunkel und sehr kalt."

„Ich freue mich, daß wir Rostkemmein gehabt haben," sagte der frühere Portier in dem Tone eines Mannes, der sein Gewissen in Ruhestand versetzt hat. „Das ist eine Nacht, die gleichsam zu Rostkemmein geschaffen ist, auch zu weichem Kuchen und zu Pfannkuchen." Der frühere Portier nannte jedes folgende Essen, als wenn er seine guten Handlungen aufzählte. Darauf rieb er sich seine fetten Beine wie zuvor, und sie an den Knieen einstemmend, um das Feuer an die noch ungerösteten Theile kommen zu lassen, lachte er, als ob ihn Jemand gekitzelt hätte.

„Du bist ja recht aufgeräumt, mein lieber Tugby," bemerkte seine Frau.

Die Firma lautete: „Tugby, sonst Chickenstalker."

„Nein," sagte Tugby, „nein, nicht besonders. Ich bin ein wenig munter. Die Rostkemmein waren so schön." Dabei lachte er, bis er schwarz im Gesichte wurde und hatte so viel zu schaffen, um eine andere Farbe zu bekommen, daß seine fetten Beine die seltsamsten Grimassen in der Luft machten. Auch war er nicht eher zu etwas wie Schicklichkeit zu bringen, als bis Mrs. Tugby ihn heftig auf den Rücken geputzt und geschüttelt hatte, als ob er eine große Flasche wäre.

„Ei, du lieber Himmel, meine große Güte, über den Mann!" sagte Mrs. Tugby in heftigem Schrecken. „Was thut er nur!"

Mr. Tugby wischte sich die Augen und wiederholte mit schwacher Stimme, daß er sich ein wenig munter gefühlt habe.

„Dann fühle Dich nicht wieder so, gute, liebe Seele," sagte Mrs. Tugby, „wenn Du mich nicht mit Deinem Strampeln und Herumfechten zu Tode erschrecken willst."

Mr. Tugby sagte, er wolle es nicht mehr thun. Doch sein ganzes Leben war ein Gefecht, bei welchem er, wenn man nach der beständig zunehmenden Kürze seines Athems und der immer tieferen Röthe seines Gesichts schließen durfte, stets den Kürzeren ziehen mußte.

„Der Wind geht draußen und es graupelt und der Himmel droht mit Schnee und es ist dunkel und sehr kalt. Nicht wahr, meine Liebe?" sagte Mr. Tugby, sah nach dem Feuer und kehrte zu dem Mark seiner geistlichen Munterkeit zurück.

„Ja, rauhes Wetter!" entgegnete seine Frau den Kopf schüttelnd.

„Ja, ja," sagte Mr. Tugby, „die Jahre sind wie die Christen in dieser Rücksicht: Manche sterben schwer, Andere sterben leicht. Dies hat nicht mehr viele Tage zu laufen und möchte sich dafür eh. Es gefällt mir deswegen um so besser. Es ist ein Kunde da, meine Liebe."

Als Mrs. Tugby die Thür knarren hörte, war sie bereits aufgestanden.

„Was wünschen Sie?" sagte die Frau, in den kleinen Laden tretend. „O, ich bitte um Verzeihung, Sir, ich wußte nicht, daß Sie es wären."

Sie entschuldigte sich auf diese Weise gegen einen Herrn in schwarzer Kleidung, der mit dem nachlässig auf eine Seite gedrückten Hute und die Hände in beiden Taschen sich quer über das Tischbiersaß setzte und zur Erwiederung nickte.

„Es sieht schlecht oben, Mrs. Tugby," sagte der Gentleman. „Der Mann kann nicht leben bleiben."

„Wie, der Dachstübler?" sagte Tugby, indem er herein in den Laden kam, um an der Conferenz Theil zu nehmen.)

---

ren, als andererseits die Herren Römer sich schämen, daß, nach ihrer Art zu denken, ein Vandale ihnen ihre Alterthümer mit einer Gelehrsamkeit erklärt, die ihr Wissen so bei weitem übersteigt und sie in Erstaunen setzen muß. Winkelmann ist mittler Größe, ziemlich mager, mit etwas gekrümmtem Rücken, hat graue, blitzende Augen, hervorspringende Stirnknochen, eine gebogene Nase und ist blatternarbig. Sein Gang ist rasch und hastig.

Rom, 20. April. Wir sind im Begriff von hier abzureisen. Um sein Werk zu krönen, gab uns der Cardinal Albani in seiner Villa noch ein großes Gelag, bei dem wir den Pfau und den Schwan, Mattaroni und vor allen granetti frittatti verzehrten. Diese Mahlzeit nebst ein oder zwei dergleichen bei Monsignore Pergen, dem Auditore di Rota, der zugleich deutscher Graf ist, waren die einzigen, zu denen wir hier von Römern eingeladen wurden. Die Fremden speisen dagegen sehr oft bei einander. Der Cardinal verehrte dem regierenden Fürsten noch die sehr werthvolle antike, zwei Fuß hohe Statue eines trunkenen Herkules und der Gouverneur, Monsignor Piccolomini, einen schönen Bernet: dibbono esser pagl.

Stelle ich mir nun, indem ich Rom verlasse, die Frage, was ich von den Eingebornen halte? so muß ich mir antworten: nicht sonderlich viel. Die Gesellschaft ist hier weder belehrend noch unterhaltend. Die Männer verdienen durchaus keine Achtung, ich ziehe ihnen die Frauen bei weitem vor.

Die Scorpionen sind doch keineswegs so selten, als man gemeiniglich annimmt! Wir haben schon fünf solcher Teufel zu Gesicht bekommen, gegen die man, wenn sie auch nicht von der Größe der afrikanischen sind, doch zumal jetzt im Frühlinge sehr auf seiner Hut sein muß, wo die neuausbrechende Wärme sie aus der Erde hervortreibt.

Livorno, 28. April. Sehr gute Befestigungen und drei verschiedene Citadellen machen aus Livorno einen Waffenplatz. Man sieht hier Kaufleute von allen handeltreibenden Völkerschaften der Welt und der Hafen weist eben so mehr alle möglichen Flaggen auf. Die Hafenarbeiten und der Mole sind im vortrefflichsten Zustande. Livorno hat eine Besatzung von 5 Bataillonen, jedes zu 400 Mann, unter den Befehlen des Generals Baron Bourbon del Monte, des Gouverneurs der Stadt, eines sehr artigen und geselligen Mannes, der seine Aufmerksamkeiten für uns während unseres Hierseins sogar bis zu einem Diner ausgedehnt hat. Auch der englische Consul, Mr. Dick, behandelt uns so freundschaftlich, als ob er uns schon Jahrelang kennte und wir haben bei ihm viele englische Kaufleute kennen lernen, die wir meistens weit über ihren Stand unterrichtet fanden. Als einen sehr kenntnißreichen Mann muß ich auch den Physikazer von Langen erwähnen. Livorno besitzt ein kleines Theater, worin das ganze Jahr hindurch komische Opern gespielt werden. Die hiesige Gesellschaft besteht aus Kaufleuten, unter denen natürlich die Engländer den ersten Rang behaupten. Während unseres Aufenthalts war man mit den Vorbereitungen zu Festen beschäftigt, die die Stadt ihren zum 18. Mai hier erwarteten neuen Gebietern, dem Großherzoge und der Großherzogin, geben will. Der Handel ist fast ganz und gar in englischen Händen und man versicherte uns, daß der einzige von ihnen ausgeführte Artikel, rohe Seide, ehedem eine Million Pfund Sterling betrug. Seitdem man sich jedoch im mittägigen Karolina auf ihre Erzeugung gelegt hat, ist dieser Handel hier in Verfall gerathen. Dieselben Kaufleute behaupten gegen uns, daß das einzige Livorno die Einkünfte des ganzen Großherzogthums Toscana aufwiege, deren Totalsumme sie auf 1,200,000 Thaler berechnen. In einem Hospitale vor der Stadt liegen große Vorräthe von levantischer Baumwolle; jedoch wird diese Waare, eben so wie alle von dorther kommenden Leute mit der äußersten Vorsicht behandelt. Die gewöhnliche Quarantaine beträgt

„Mit dem Dachstübler, Mr. Tugbo," entgegnete der Gentleman, „geht's schnell bergab und er wird sehr bald unter der Erde sein."

Abwechselnd Tugbo und seine Frau ansehend, untersuchte er mit den Knöcheln, wie weit das Bier noch darin stand, und als er dies ausfindig gemacht, trommelte er einen Marsch auf dem leeren Theile.

„Der Dachstübler, Mr. Tugbo," sagte der Gentleman, nachdem Tugbo einige Zeit in stummer Bestürzung dagestanden, „der Dachstübler geht den Weg alles Fleisches."

„Dann," sagte Tugbo, sich an seine Frau wendend, „muß er fort, ehe er den Weg alles Fleisches geht."

„Ich glaube nicht, daß Sie ihn fortschaffen können," sagte der Gentleman kopfschüttelnd. „Ich möchte die Verantwortlichkeit nicht übernehmen und sagen, daß es geschehen könnte. Sie lassen ihn besser, wo er ist. Er kann's nicht mehr lange machen."

„Dies ist der einzige Gegenstand," sagte Tugbo und warf die Butterwage krachend auf den Ladentisch, indem er seine Faust darin wiegen wollte, „über den wir jemals Wortwechsel gehabt haben, sie und ich; und worauf läuft's nun hinaus? Er wird nach allerdem hier sterben; sterben auf unserem Grund und Boden; sterben in unserem Hause!"

„Und wo hätte er sonst sterben sollen, Tugbo?" sagte seine Frau.

„Im Arbeitshause," entgegnete er. „Zu welchem Zwecke sind die Arbeitshäuser da?"

„Dazu nicht," versetzte Mrs. Tugbo mit großer Energie. „Dazu nicht. Deshalb hab' ich Dich auch nicht geheirathet. Das denke ja nicht, Tugbo. Ich will es nicht, ich erlaube es nicht. Eher würd' ich mich schinden lassen und niemals Dein Angesicht wiedersehen. Als mein Mädchenname über dieser Thür stand, wie das viele, viele Jahre der Fall gewesen ist, war das Haus der Mrs. Chickenstalker weit und breit bekannt und immer stand es in gutem Rufe und großem Ansehen; als mein Mädchenname über dieser Thür stand, Tugbo, kannt' ich ihn als einen hübschen, kräftigen, männlichen, unabhängigen Burschen; ich kannte sie als das liebkosteste, liebenswürdigste Mädchen, die jemals ein Auge erblickt hat; ich kannte ihren Vater (der arme alte Mann, er fiel vom Thurme herunter, auf den er einmal im Schlafe gestiegen war, und fiel sich todt) als den schlichtesten, arbeitsamsten und sanftherzigsten Mann, der jemals gelebt hat; und wenn ich sie aus dem Hause stoße, mögen mich die Engel aus dem Himmel verstoßen! Und sie würden es thun mit allem Recht!"

Ihr altes Gesicht, das so rund war und Grübchen in den Wangen hatte, ehe diese Umstände eintraten, schien in Flammen aufzugehen, als sie diese Worte sagte; und als sie ihre Augen trocknete und gegen Tugbo den Kopf und zugleich ihr Taschentuch schüttelte mit einem Ausdrucke der Festigkeit, der offenbar nicht so leicht zu widerstehen war, da sagte Trotty: „Gott segne sie! Gott segne sie!"

Dann horchte er mit klopfendem Herzen auf das, was folgen würde; denn er wußte noch weiter Nichts, als daß sie von Gretchen sprachen.

Wenn Tugbo in dem Zimmer ein wenig munter gewesen war, so glich sich die Rechnung überreichlich aus, indem er im Laden noch wenig niedergeschlagen wurde und nun seine Frau anblickte, ohne ein Wort zu erwidern; heimlicher Weise aber führte er zugleich — entweder in einem Anfalle von Zerstreuung oder aus Vorsorge für die Zukunft — alles Geld aus der Ladencasse in seine Taschen.

Der Gentleman auf der Tischdiertonne, der ein bestellter Armenarztassistent zu sein schien, war offenbar viel zu sehr gewöhnt an Meinungsverschiedenheiten zwischen Mann und Frau, als daß er eine Bemerkung dazwischen gemacht hätte. Er saß leise pfeifend auf seinem Faße und ließ kleine Viertropfen aus dem Zapfen auf die Erde laufen, bis vollkommene Stille eingetreten war; dann erhob er den Kopf und sagte zu Mrs. Tugbo, verwittwete Chickenstalker:

„Die Frau hat selbst jetzt noch etwas Anziehendes. Wie kam sie nur dazu ihn zu heirathen?"

„Das," entgegnete Mrs. Tugbo, sich in seiner Nähe niederlassend, „ist nicht der am wenigsten grausame Theil ihrer Geschichte. Sehen Sie, sie und Richard hatten vor vielen Jahren ein Verhältniß miteinander. Als sie noch ein junges, schönes Paar waren, war Alles geordnet und sie sollten sich an einem Neujahrstage heirathen. Da setzte sich's Richard in den Kopf, weil es vornehme Herren ihm eingeredet, daß er besser thun könnte und daß er es bald bereuen würde und daß sie nicht gut genug für ihn wäre und daß ein junger, feuriger Mann nicht verheirathet sein brauchte. Und die vornehmen Herren machten sie furchtsam und melancholisch und bange, daß er sie im Stich lassen möchte und daß ihre Kinder an den Galgen kommen würden und daß es gottlos sei, verheirathet zu sein und dergleichen Zeug mehr. Und kurz und gut: sie zauderten und zögerten und ihr Vertrauen zu einander war untergraben, und so löste sich an Ende das Verhältniß auf. Doch er hatte die Schuld. Sie würde ihn genommen haben, mit Freuden. Ich habe späterhin oft ihr Herz beben sehen, wenn er hochmüthig und unbekümmert um sie an ihr vorübergings und niemals grämte sich ein Mädchen aufrichtiger um einen Mann, als da Richard anfing auf schlechte Wege zu gerathen."

„O, ist er auf schlechte Wege gerathen?" fragte der Gentleman, den Spund aus dem Tischfaß ziehend, um durch das Spundloch in das Faß hineinzuzucken.

„Sehen Sie, ich glaube, daß er nicht recht wußte, was er wollte. Ich glaube, er hatte sich's zu Gemüthe gezogen, daß sie miteinander gebrochen und er wäre, wenn er sich nicht vor den vornehmen Herren geschaut und vielleicht auch unsicher gewesen, wie sie es aufnehmen würde, gern jede Probe eingegangen, um Gretchens Zuwerf und Gretchens Hand wieder zu gewinnen. Das ist mein Glaube. Er sagte nie Etwas; desto schlimmer! Er gewöhnte sich den Trunk an und ergab sich dem Müßiggange und schlechten Gesellschaften: lauter Vergnügungen, die so und so viel besser für ihn sein sollten als das häßliche Glück, das er hätte haben können. Er verlor sein gutes Aussehen, seinen guten Ruf, seine Gesundheit, seine Kräfte, seine Freunde, seine Arbeit, genug Alles!"

„Er verlor nicht Alles, Mrs. Tugbo," entgegnete der Gentleman, „denn er bekam eine Frau und ich möchte wissen, auf welche Weise er sie bekam."

„Ich komme augenblicklich darauf. Dies ging Jahre lang so fort; er sank immer tiefer und tiefer; sie, das arme Wesen, hatte Noth genug, um sich das Leben zu fristen. Endlich war er so heruntergekommen, daß Niemand ihm mehr Arbeit geben oder auf ihn Rücksicht nehmen wollte, und die Thüren warfen ihm vor der Nase zugemacht, er mochte kommen, wohin er wollte. Er wandte sich von Ort zu Ort und von Thür zu Thür, und als er zum hundertsten Male zu einem Herrn kam, der es schon gar oft mit ihm versucht hatte (denn er war ein guter Arbeiter bis auf die Letzt), sagte der Herr, der seine Geschichte kannte: „Ich glaube, Ihr seid unverbesserlich; es giebt nur eine Person in der Welt, die Euch möglicher Weise retten könnte; bittet mich nicht mehr um Vertrauen, bis sie es mit Euch versucht hat." So was sagte er in seinem Aerger und Zorne."

„So!" sagte der Gentleman. „Nun?"

„Nun, er ging zu ihr und kniete vor ihr nieder; sagte, es sei und so; sagte, es sei immer so gewesen und bat sie ihn zu retten."

„Und sie — betrüben Sie sich nicht, Mrs. Tugbo."

„Sie kam an dem Abend zu mir und fragte mich wegen des Logis. „Was er mir einst war, liegt in einem Grabe, Seite an Seite mit dem, was ich ihm war. Doch ich habe nur es überlegt und ich will den Versuch machen, in der Hoffnung ihn zu retten; um der Liebe des leichtherzigen Mädchens willen (Sie kennen sie), welches an einem Neujahrstage heirathen sollte; und um der Liebe zu ihrem Richard willen." Und sie sagte, er wäre von Lilly zu ihr gekommen, und Lilly hätte ihm vertraut, und sie könnte das nie vergessen. So heiratheten sie sich und als sie nach Hause kamen und ich sah sie, da wünschte ich, daß solche Prophezeiungen, welche sie auseinandergebracht hatten, als sie jung waren, nicht oft so in Erfüllung gehen möchten, wie sie es in diesem Falle gethan, oder wenigstens wollte ich sie nicht wahrsagen um eine Mine Goldes."

Der Gentleman stand von dem Faße auf und dehnte sich, zugleich bemerkend: „Er muthmaßte sie wohl, sobald sie verheirathet waren?"

„Ich glaube nicht, daß er es jemals gethan hat," entgegnete Mrs. Tugbo, schüttelte den Kopf und trocknete sich die Augen.

„Er betrug sich eine kurze Zeit besser. Seine Gewohnheiten aber waren zu eingewurzelt und stark, als daß er von ihnen hätte lassen sollen. Er bekam bald einen kleinen Rückfall und dies wiederholte sich immer öfter, bis ihn seine Krankheit überkam. Ich glaube, er hat immer Gefühl für sie gehabt. Ich weiß, ich habe es gesehen, wenn er weinend und zitternd ihre Hand zu küssen suchte, und ich habe gehört, wenn er sie Gretchen rief und sagte, es wäre ihr neunzehnter Geburtstag. Da hat er nun gelegen Wochen und Monate lang. Mit ihm und ihrem Kinde vollauf beschäftigt ist sie nicht im Stande gewesen, ihre alte Arbeit zu verrichten, und da sie dieselbe nicht regelmäßig liefern konnte, hat sie sie ganz verloren, selbst wenn sie damit hätte fertig werden können. Ich weiß kaum, wie sie gelebt haben müssen."

„Ich weiß es," murmelte Mr. Tugbo, blickte nach dem Ladenkästchen und im Laden umher und nach seiner Frau hin und wiegte den Kopf mit unendlicher Schlauheit, — „wie Fechthähne."

Er wurde von einem Schrei, einem Klageruf in dem oberen Stockwerke des Hauses unterbrochen. Der Gentleman eilte nach der Thür: „Mein Freund," sagte er zurückblickend, „Ihr braucht nicht erst darüber zu streiten, ob er fortgeschafft werden soll oder nicht. Er hat Euch, glaub' ich, diese Mühe erspart."

Er ging rasch die Treppe hinauf, Mrs. Tugbo folgte ihm, während Mr. Tugbo nach seiner Muße hinter ihnen drein keuchte und brummte; denn er war von dem Inhalte des Geldkastens, in welchem sich eine ungewöhnliche Masse Kupfer befunden, kurzathmiger als gewöhnlich geworden.

Trotty flog, mit dem Kinde zur Seite, die Treppe hinauf, wie diese Luft.

„Folg' ihr, folg' ihr, folg' ihr!" Er hörte die Geisterstimmen der Glocken diese Worte wiederholen, während er hinaufstieg. „Lern' es von dem Wesen, das Deinem Herzen am theuersten."

Es war vorüber, es war vorüber. Und dies war sie, ihres Vaters Stolz und Freude, dies hagere, elende Weib, das an dem Bette, wenn wir dies Wort brauchen dürfen, weinte und ein Kind an seine Brust drückte und den Kopf auf dasselbe niederhängen ließ. Wer kann beschreiben, wie mager, schwächlich und ärmlich das Kind aussah! Wer kann sagen, wie sie es liebte!

„Gott sei Dank!" sagte Toby und faltete die Hände zum Himmel, „o Gott sei Dank; sie liebt ihr Kind!"

Der Gentleman, der weiter nicht hartherzig oder gleichgültig gegen solche Scenen war, als daß er sie täglich sah und daß er wußte, es waren Ziffern ohne Bedeutung bei den Filer'schen Berechnungen, legte die Hand auf das Herz, das nicht mehr schlug, und lauschte auf sein Athemholen und sagte: „Seine Qual ist vorüber. Es ist besser so!"

Mrs. Tugbo suchte sie mit liebevollen Worten zu trösten, Mr. Tugbo mit philosophischen Gründen.

„Geht, geht," sagte er mit den Händen in den Taschen, „Ihr müßt Euch nicht ducken lassen. Das thut's nicht. Ihr müßt Euch dagegen stemmen. Was würde aus mir geworden sein, wenn ich mich hätte unterdrucken lassen, als ich Portier war. Denn in mancher Nacht wurde wohl schsmal an unsere Thür geklopft, als wenn eine Equipage käme, blos um mich zu foppen. Ich aber zog mich auf meine Seelenstärke zurück und machte nicht auf."

Trotty hörte die Stimmen wiederum sagen: „Folg' ihr!" Er wandte sich nach seinem Führer und sah denselben sich erheben und durch die Luft fahren. „Folg' ihr!" sagte er und verschwand. Er umschwebte sie, setzte sich zu ihren Füßen nieder, suchte in ihrem Gesicht nach einer Spur ihres früheren Aussehens, lauschte auf einen Ton ihrer einstigen lieblichen Stimme. Er umschwebte das Kind, das so schwach, so früh alt, so schrecklich in seinem Ernste, so klaglich in seinem schwachen, traurigen, jammervollen Weinen war. Er betete es fast an, er klammerte sich an dasselbe als sein einziger Schutz, als das letzte unzerrissene Band, das es an das Leben fesselte. Er setzte seine väterliche Hoffnung und sein Vertrauen auf das schwache Kind, bewachte jeden seiner Blicke, während sie es so in den Armen hielt, und sagte tausend Mal: „Sie liebt es! Gott sei Dank! Sie liebt es!"

Er sah, wie das arme Weib es nächtlich wartete, zu demselben zurückkehrte, wenn ihr brummender Mann schlief und Alles still war, es beruhigte, mit ihm weinte und ihm Nahrung reichte. Er sah den Tag und wieder die Nacht kommen, den Tag, die Nacht, die Zeit sich drehen. Er sah das Haus des Todes des Armen entledigt, das Gemach ihr und ihrem Kinde überlassen. Er hörte es wimmern und weinen, er sah, wie es ihre Geduld fortwährend auf die Probe stellte und

---

40, die außerordentliche 120 Tage. Sehr viel von dieser Baumwolle geht nach England, doch wird sie auch im Inlande verarbeitet. Die Korallen, welche die Neapolitaner und Genueser in den sizilischen und sardinischen Meeren fischen, werden von den livorner Juden aufgekauft, die sie formen und alsdann meist nach barbarischen Staaten verkaufen. Ein Oelmagazin, in dem das Oel in Schieferkisten aufbewahrt wird, verdient wegen der darin herrschenden Ordnung und Reinlichkeit gesehen zu werden. Die Engländer, Holländer und übrigen Protestanten besitzen vor der Stadt einen kleinen Gottesacker, der mit seinen Denkmalen von weißem Marmor das Ansehen des reizendsten in Blumenbeete abgetheilten Gartens hat. Die Juden genießen hier großer Vorrechte und haben eine schöne Synagoge. Die Inquisition bekümmert sie nicht; ihre einzige Scheu sind alte Weiber, die, wenn sie ein Judenkind allein sehen, ihm mit einer Handvoll Wassers, das sie ihm über den Kopf schütten, die Taufe geben und es als Proselyten vor das heilige Officium führen, um den Aeltern auf diese Weise sehr große Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Florenz, 4. Mai. Man vernimmt hier noch manche Anekdoten von dem letzten Großherzoge. Wie man weiß, brachte derselbe, obwohl er sich ganz wohl befand, die letzte Zeit seines Lebens nur im Bett zu. Redete man ihm zu, es zu verlassen, so versetzte er: Ho veduto tutto, perchè uscirei di mio letto? Seine größte Unterhaltung in demselben bestand darin, neugierante Paare vor sich kommen zu lassen..... Als er endlich plötzlich krank ward und seinen Tod nahen sah, besuchte ihn ein Beichtiger und müßte sich auf das Aeußerste ab, ihn darauf vorzubereiten. Nachdem er ihm aber das Paradies und die Seligkeiten jenes Lebens auf das Prächtigste geschildert hatte, sagte der Großherzog zu ihm: Può essere, ma sto anche bene in casa Pitti. In seiner Jugend besuchte er einst seinen Schwager, den Kurfürsten-Pfalzgrafen und ließ ihm dieser als allerbesten Leckerbissen alten kostbaren Rheinwein vorsetzen. Man fragt ihn, wie er ihn finde? und er antwortet: Poveretto! vorrebbe esser vino.

Der regierende Großherzog hatte eben an dem Tage, als wir ihm vorgestellt wurden, sein neunzehntes Lebensjahr zurückgelegt. Seine Gesichtszüge verkünden mehr Geist noch Leben, im Uebrigen ist er wohlgebaut. Ein für sein Alter übermäßiger Ernst seines Wesens, der vielleicht natürlich, vielleicht aber auch erkünstelt ist, zwingt zu nichts weniger als zu Ehrfurcht, und da er überdies, wenn er spricht, verlegen wird, so hat er ganz das Ansehen eines auffagenden Schulknaben. Er theilt sich sehr wenig mit und nur bei großem Appartement oder musikalischen Akademien spricht er mit einigen Hofleuten, die diese Ehre mit Ungeduld ersehnen und schon bei seinem Herannahen das Knie beugen. Alles, was ich aus seinem Munde vernommen habe, betraf triviale Gegenstände, nämlich Pferde, Unfälle, die man beim Reiten haben kann und vorzüglich seine eigenen Gesundheitsangelegenheiten, da er so eben erst von einem gastrischen Fieber genesen war. Wie sehr er auch so nichtige Gespräche in die Länge zu ziehen weiß, wird doch immer der ganze Hof davon erbaut. Er scheint von sehr schwacher Leibesbeschaffenheit zu sein. Die Frau Infantin scheint dagegen durchaus an keiner Schwäche zu leiden. Sie ist leutselig und pflegt mit graciöser Unbefangenheit zu sprechen. Was den Geist anlangt, so müßte derselbe freilich erst noch in ihr erwachen. Als sie mit unserem regierenden Fürsten sich unterhalten, hat sie ihm im Vertrauen gesagt: Sie fürchte sich vor Livorno, wohin der Hof eben gehen wollte, wegen der Juden und es sei in dieser Hinsicht die spanische Polizei weit vorzüglicher, da man solch Volk ohne weitere Umstände verbrenne. Obgleich ihr Blick ein klein Wenig irre ist, muß man sich doch wohl oder übel für sie interessiren.

wenn sie vor Erschöpfung schlummerte, sie wieder zum Bewußtsein ihrer Lage zurückrief und sie mit seinen kleinen Händen auf der Folter festhielt. Doch sie blieb beständig sanft und geduldig gegen das Kind. Geduldig! Sie war seine liebende Mutter im innersten Herzen, und sein Leben war mit dem ihrigen so innig verknüpft, als wenn sie es noch nicht geboren.

In dieser ganzen Zeit litt sie Mangel, schmachtete im bittersten, quälendsten Mangel. Das Kind in den Armen ging sie hierhin und dorthin und suchte Beschäftigung, und während des Kindes mageres Gesicht in ihrem Schooße lag und sie ansah, arbeitete sie für den elendesten Lohn, Tag und Nacht für so viele Pfennige, als der Sonnenzeiger Ziffern hatte. Daß sie das Kind gescholten, daß sie es vernachlässigt, daß sie es mit augenblicklichem Hasse angesehen, daß sie es in einem Anfall von Wuth geschlagen hätte! O nein. Sein Trost war: „Sie liebte es immer!"

Sie sagte Niemand von ihrer Noth und ging den Tag über weg, um nicht von ihrer einzigen Freundin gefragt zu werden. Denn jedwede Hülfe, die sie aus ihrer Hand empfing, verursachte nur Streit zwischen der guten Frau und ihrem Manne, und es war ein neues Leid für sie, täglich die Veranlassung zu Streit und Zwietracht zu sein in einem Hause, dem sie so viel verdankte.

Sie liebte das Kind noch, sie liebte es immer mehr. Doch ihre Liebe nahm eine andere Gestalt an.

In einer Nacht ging sie in der Stube auf und nieder, um es zu beruhigen, und sang leise, um es einzuschläfern. Da öffnete sich die Thür sacht und ein Mann sah herein.

„Zum letzten Male!" sagte er.

„William Fern!"

„Zum letzten Male!"

Er horchte, wie Einer, der verfolgt wird, und sprach flüsternd:

„Margarethe, meine Zeit ist beinahe abgelaufen. Ich konnte nicht enden, ohne Abschied von Dir zu nehmen, ohne Dir zu danken."

„Was habt Ihr gethan?" fragte sie und sah ihn entsetzt an.

Er blickte auf sie nieder, antwortete aber nicht.

Nach kurzem Schweigen machte er eine Bewegung mit der Hand, als wenn er ihre Frage bei Seite schieben, als wenn er sie wegleugnen wollte, und sagte: „Es ist schon lange her, Margarethe, aber jene Nacht schwebt noch so frisch vor meiner Erinnerung, wie jemals. Da dachten wir nicht," fügte er um sich blickend hinzu, „daß wir uns jemals so wiedersehen würden. Dein Kind, Margarethe? Laß es mich auf den Arm nehmen. Laß mich Dein Kind halten."

Er stellte seinen Hut auf den Boden und nahm es und zitterte, als er es nahm, von Kopf bis zu den Füßen.

„Ist es ein Mädchen?"

„Ja."

Er hielt seine Hand vor ihr kleines Gesicht.

„Siehe, wie schwach ich geworden bin, Margarethe, wenn es mir an Muth fehlt, es anzusehen. Laß es mir einen Augenblick. Ich thue ihm nichts. Es ist schon lange her, doch — wie heißt sie?"

„Margarethe," antwortete sie schnell.

„Das freut mich," sagte er, „das freut mich!"

Er schien freier zu athmen und nachdem er einen Augenblick inne gehalten, nahm er seine Hand weg und sah dem Kinde in's Gesicht. Doch sogleich deckte er es wieder zu.

„Ist es Lilly's Kind?"

„Ja."

„Ich hielt dasselbe Gesichtchen in meinen Armen, als Lilly's Mutter starb und mir sie zurückließ?"

„Als Lilly's Mutter starb und sie zurückließ!" wiederholte Gretchen mit heftiger Stimme.

„Wie scharf Ihr sprecht. Warum heftet Ihr Eure Augen so auf mich, Margarethe?"

Sie sank auf einen Stuhl nieder, drückte das Kind an ihre Brust und weinte. Bisweilen ließ sie es aus ihren Armen los, um ängstlich in sein Gesicht zu sehen. Dann preßte sie es wieder an ihre Brust. Wenn sie es anblickte, dann mischte sich etwas Wildes, Schreckliches in ihre Liebe. Denn meinte ihr alter Vater.

„Folg' ihr!" klang es durch das Haus. „Lerne es von dem Wesen, das Deinem Herzen am theuersten!"

„Margarethe," sagte Fern, beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn. „Ich danke Euch zum letzten Male. Gute Nacht! Lebt wohl! Legt Eure Hand in die meine und sagt mir, daß Ihr mich von dieser Stunde an vergessen und denken wollt, es habe mit mir ein Ende genommen."

„Was habt Ihr gethan?" fragte sie wiederum.

„Es wird heute Nacht ein Feuer sein," sagte er, sich von ihr entfernend, „es werden diesen Winter viele Feuer sein, um die dunklen Nächte zu erhellen — im Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht. Wenn Ihr den Himmel in der Ferne geröthet seht, dann werden sie flammen. Wenn Ihr den Himmel in der Ferne geröthet seht, dann denkt nicht mehr an mich. Oder wenn Ihr es thut, dann denkt daran, was für eine Hölle in meiner Seele brennt und denkt, Ihr seht ihre Flammen in den Wolken sich spiegeln. Gute Nacht! Lebt wohl!"

Sie rief ihm nach. Doch er war fort. Sie saß erstarrt da, bis ihr Kind sie zu dem Gefühle des Hungers, der Kälte und Dunkelheit erweckte. Sie schritt die lange, lange Nacht mit demselben im Zimmer auf und nieder, um es zu beruhigen und sagte mitunter: Wie Lilly, als ihre Mutter starb und sie zurückließ!"

Warum war ihr Schritt so schnell, ihr Auge so wild, ihre Liebe so heiß und schrecklich, wenn sie diese Worte wiederholte?

„Doch es ist Liebe," sagte Trotty, „es ist Liebe. Sie wird nie aufhören, es zu lieben. Mein armes Gretchen."

Sie kleidete am nächsten Morgen das Kind mit ungewöhnlicher Sorgfalt — ach welch vergebliche Mühe, auf so elende Kleider Sorgfalt zu verwenden! — und wollte noch einmal versuchen, nach Mitteln zu ihrem Unterhalte sich umzuthun. Es war der letzte Tag des alten Jahres. Sie ging bis zum Abend umher, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Alles war vergeblich!

Sie mischte sich unter einen elenden Haufen, der im Schnee stand, bis es einem Beamten, der die öffentlichen Almosen vertheilen sollte — das gesetzliche Almosen, nicht das, welches einst auf dem Berge gepredigt wurde — gefällig sein würde, sie hereinzurufen und sie zu fragen und dem Einen zu sagen: „Gehe da und da hin;" dem Andern: „Komme nächste Woche wieder;" und aus einem Dritten einen Ball zu machen und ihn hierhin und dorthin von Hand zu Hand, von Haus zu Haus zu werfen, bis er müde ward und sich niederlegte, um zu sterben, oder sich Muth faßte und einen Raub beging und auf solche Weise eine höhere Art von Verbrecher wurde, dessen Ansprüche keinen Herzog vertrugen.

Auch hier war sie vergebens. Sie liebte ihr Kind und wünschte es an ihrem Herzen liegen zu haben, und das war schon genug.

Es war Nacht, eine bleiche, düstre, schneidende Nacht. Da kam sie, ihr Kind fest an sich drückend, um es zu erwärmen, an das Haus, welches sie ihre Heimath nannte. Sie war so schmach und schwindlicht, daß sie Niemand an der Thür stehen sah, bis sie nicht daran war und hineintreten wollte. Da erkannte sie den Hausherrn, der sich so gestellt hatte — mit seiner Person hielt dies nicht schwer — daß er den ganzen Eingang ausfüllte.

„O!" sagte er sanft, „Ihr seid zurückgekommen!"

Sie sah nach dem Kinde und schüttelte den Kopf.

„Denkt Ihr nicht, daß Ihr lange genug hier gewohnt habt, ohne Zins zu zahlen? Denkt Ihr nicht, daß Ihr, ohne einen Pfennig Geld zu bezahlen, ein recht fleißiger Kunde in diesem Laden gewesen seid?" sagte Mr. Tugby.

Sie niederholte dieselbe stumme Bewegung.

„Wie wäre es, wenn Ihr es versuchtet und wo anders kauftet und wie wäre es, wenn Ihr Euch nach einer andern Wohnung umsähet? Wie, glaubt Ihr nicht, daß dies möglich wäre?"

Sie sagte mit leiser Stimme, es sei sehr spät. Morgen.

„Ich sehe schon, was Ihr wollt," sagte Tugby, „und was Ihr vorhabt. Ihr wißt, es wohnen noch zwei andere Parten in diesem Hause, und sie sollen sich bei den Ohren kriegen. Das wäre für Euch eine Lust. Aber ich will keinen Streit im Hause haben und ich spreche gelassen, um Zank zu vermeiden. Aber wenn Ihr Euch nicht schert, dann will ich laut sprechen, und Ihr sollt Worte hören, laut genug, um Euch zu gefallen. Aber hereinkommen sollt Ihr nicht, das habe ich mir vorgenommen."

Sie strich ihre Haare mit der Hand zurück und blickte plötzlich nach dem Himmel und den dunklen, drohenden Wolken.

„Es ist der letzte Abend eines alten Jahres und ich mag kein böses Blut und Zank und Streit in's neue mit hinübernehmen, weder Euch noch sonst Jemandem zu Gefallen," sagte Tugby, der ein „Freund und Vater" im Kleinen war. „Ich wundre mich, daß Ihr Euch nicht schämt, solche Ränke in's neue Jahr mit hinübernehmen zu wollen. Wenn Ihr weiter nichts in der Welt zu thun habt, als immer Aergernisse zu tragen und zwischen Mann und Frau Zwietracht zu stiften, dann wäre es besser, Ihr machtet Euch auf die Beine. Schert Euch Eurer Wege!"

„Folge ihr! Zur Verzweiflung!"

Wiederum hörte der alte Mann die Stimmen, und aufblickend sah er die Gestalten in der Luft schweben und sie zeigten ihm den Weg, den sie einschlug, die dunkle Straße hinab.

„Sie liebt es," rief er in ängstlicher Fürbitte, „ihr Glocken, sie liebt es immer noch!"

„Folge ihr!"

Die Schatten schwebten über dem Wege, den sie genommen, wie eine Wolke.

Er folgte, er hielt sich dicht an ihrer Seite. Er blickte ihr in's Gesicht. Es mischte sich noch derselbe wilde, schreckliche Ausdruck in ihre Liebe und strahlte aus ihren Augen. Er hörte sie sagen: „Wie Lilly sterben, wie Lilly!" und ihre Eile verdoppelte sich.

O! wenn nur Etwas sie geweckt hätte! Nur ein Anblick, ein Ton, ein Duft, um in ihrem brennenden Gehirne eine zärtliche Erinnerung zu erwecken! Wenn nur ein einziges süßes Bild aus der Vergangenheit vor ihr aufstiege!

„Ich war ihr Vater! ich war ihr Vater!" sagte der alte Mann, die Hände nach den dunkeln Schatten ausstreckend, die über ihm flogen. „Habt Erbarmen mit ihr und mit mir! Wo geht sie hin? Laßt sie umkehren; ich war ihr Vater!"

Doch sie zeigten nur nach ihr, wie sie dahineilte, und sagten: „Zur Verzweiflung! Lerne es von dem Wesen, das Deinem Herzen am theuersten."

Hundert Stimmen hallten es wieder. Die Luft bestand nur aus Athem, auf dem diese Worte schwebten. Er sah sie mit jedem Athemzuge einzusaugen, den er that. Es war ihnen nicht zu entkommen; sie waren überall. Und immer noch eilte sie fort, dasselbe Feuer in ihren Augen, dieselben Worte in ihrem Munde: „Wie Lilly sterben, wie Lilly!"

Auf einmal stand sie still.

„Nun laßt sie umkehren!" rief der alte Mann aus und raufte sich das weiße Haar. „Mein Kind Gretchen — laß sie umkehren, großer Vater, laß sie umkehren!"

Sie hüllte in ihren dürftigen Mantel das Kind warm ein. Mit ihren fiebernden Händen streichelte sie seine Beinchen, rückte sie sein Köpfchen, ordnete sie seinen spärlichen Anzug. In ihren magern Armen hielt sie es fest, als wenn sie es nimmer loslassen wollte, und mit ihren vertrockneten Lippen küßte sie es im letzten Schmerze und in dem letzten langen Kampfe der Liebe.

Sie legte seine kleine Hand um ihren Nacken und hielt sie dort unter ihrem Gewande, dann drückte sie es an ihr verzweifeltes Herz, dann preßte sie sein Gesicht gegen das ihre, — und dann eilte sie nach dem Flusse. Nach dem rollenden Flusse, dem schnellen, trüben, wo die Winternacht brütend sah, wie der letzte Gedanke Vieler, die dort Rettung gesucht hatten, wo einzelne Lichter an den Ufern düster und roth flimmerten, wie Fackeln, die dort brannten, um den Todtenpfad zu zeigen, wo keine Wohnung lebender Menschen ihren

---

Die Hauptbeschäftigungen dieses erlauchten Paares bestehen darin, daß sie gegen Abend spazieren fahren und tagtäglich zu ihrer beiderseitigen großen Belustigung das Theater besuchen. Um sie auch vor jeder Art von Störung zu sichern, haben sie eine besondere Loge auf der Bühne, in der sie ganz allein beisammen sitzen. Es ist unglaublich, wie sehr das Volk begierig ist, sie, wenn sie ausfahren oder sich im Theater zeigen, zu sehen. Die Hofleute schreiben es natürlich einer außerordentlichen Unterthanenliebe zu und dies mag auch in sofern nicht ganz unwahr sein, als jedwedes Volk es gern sehen muß, seine Gebieter in seiner Mitte zu haben und nicht wie in den 27 Regierungsjahren des Kaisers Franz I. gegen dreißig Millionen toskaner Gulden außer Landes gehen zu sehen, welcher Umstand beinahe allen Geldverkehr unterdrückt hätte. Auf der anderen Seite ist nun aber auch, ungeachtet dessen daß der Glanz eines Hofes den Florentinern etwas Neues, eine gewisse Neugierde und Sucht Maulaffen feil zu halten allen Italienern angeboren. Wohin man immer in einer nicht ganz unansehnlichen Equipage fährt, erregt man Erstaunen und während man auf der Post die Pferde umspannen läßt, stehen hundert bis zweihundert Gaffer mit offenem Munde und ohne sich vom Flecke zu rühren daneben.

Der Großherzog ist beinahe in der nämlichen Lage wie der König beider Sicilien, und es kommt ihm Alles mit offenen Armen entgegen, um ihn in seinem guten Willen das Land glücklich zu machen zu unterstützen. Die besonderen Umstände machen es ihm selbst überaus leicht, die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Die vorige Verwaltung hatte sich mit Recht verhaßt gemacht, da sie kein anderes Ziel als dasjenige verfolgte, das Land möglichst schnell auszusaugen und eine Summe nach der anderen in den kaiserlichen Schatz nach Wien abzuliefern und der alte Statthalter Marschall Botta sich ebenfalls durch sein rauhes, gestrenges Wesen die höchste Abneigung zuzog.

Das Hofceremoniel ist sehr streng und man ahmt so viel irgend möglich das Königthum nach, in das sich die hiesigen Hofleute, so einfach und harmlos die Florentiner im Grunde sind, nicht einmal recht zu schicken wissen. Der Großherzog besoldet eine Nobelgarde von einigen sechzig Mann, deren Mitglieder ihre volle Ahnenprobe bestehen müssen. Die einfachen Gardisten haben Lieutenants-, die Corporale Hauptmanns-, der Hauptmann General-Majors-Rang. Die mehrsten unserer Könige halten sich keine so prunkvolle Leibwache. Das preußische Dragonerregiment Prinz Eugen von Württemberg darf stolz darauf sein, daß man seine Uniform gewürdigt hat, diese ausgezeichnete Truppe damit zu bekleiden. Ist Appartement oder Concert bei Hofe, so stehen zwei dieser Gardisten mit ihren Karabinern im Saale Schildwacht, derweil die Anderen, die nicht im Dienste sind, mit dem Bandelier und in ihren hohen Stiefeln den Damen den Hof machen. Sobald die Ablösungszeit kommt, dringen zwei andere, gemessenen Schrittes, mitten durch die vornehme Welt und leisten ihrem Dienste mit aller nur möglichen Genauigkeit Folge, was ein ganz eigenthümliches militärisches Schauspiel abgiebt.

Die tiefige Ankunft des Hofes hat die Geselligkeit sehr benachtheiligt und den seitherigen leichten Umgangston beengt. Eine vorgenommene Adelsclassification hat eben so viele Eifersucht unter den Familien erzeugt, als ein gewisses weibliches Sittengericht, nach dem Vorbilde des wiener Keuschheitstribunals, das schöne Geschlecht bei weitem vorsichtiger gemacht hat. Dieser Spaltungen ungeachtet ist Florenz noch immer ein äußerst angenehmer Wohnort und man kann auf der Welt nicht zuvorkommender, nicht höflicher als die tiefigen Damen sein. Nur sehr wenige sprechen französisch, wiewohl sie es fast alle verstehen. Vor allen mache ich die Marquise Ximenes

Schatten warf auf den tiefen, undurchdringlichen, mehanchelischen Schatten.

Nach dem Flusse! Nach dieser Pforte der Ewigkeit eilten ihre verzweifelten Schritte mit der Schnelle, wie seine reißenden Wasser dem Meere zuströmten. Er wollte sie derühren, als sie an ihm verüber nach der dunkeln Wasserfläche hinuntereilte, doch die wilde, zerrüttete Gestalt, die schreckliche Liebe, die Verzweiflung, die sich durch nichts Menschliches mehr aufhalten ließ, segte an ihm vorbei wie der Wind.

Er folgte ihr. Sie stand einen Augenblick an dem Rande still, ehe sie den schrecklichen Sturz that. Er fiel auf die Knie und schrie zu den Gestalten in den Glocken, die nun über ihm schwebten: „Ich habe es gelernt von dem Wesen, das meinem Herzen am theuersten. O rettet sie, rettet sie!"

Er konnte ihr Gewand mit den Fingern berühren. Er konnte sie halten. Als die Worte seinem Munde entflohen, fühlte er seinen Todfeind zurückkehren und wußte, daß er sie festhielt.

Die Gestalten blickten fortwährend auf ihn herniedor.

„Ich habe es gelernt," rief der alte Mann. „O, habt Erbarmen mit mir in dieser Stunde, wenn ich in meiner Liebe zu ihr, die so jung, so gut, die Natur in der Brust der Mütter verleumdete, die zur Verzweiflung getrieben sind! Habt Erbarmen mit meiner Vermessenheit, Bosheit und Unwissenheit und rettet sie!"

Er fühlte, daß er nicht länger festhalten konnte. Sie schwiegen immer noch.

„Habt Erbarmen mit ihr!" rief er. „Dieses schreckliche Verbrechen ist aus verkehrter Liebe entsprungen, aus der stärksten innigsten Liebe, die wir gefallenen Menschen kennen. Bedenkt, wie groß ihr Elend gewesen sein muß, wenn solcher Same solche Frucht trägt. Der Himmel hat sie zum Guten bestimmt. Es giebt keine liebende Mutter auf der Erde, die nicht eben dahin kommen könnte, wenn ein solches Leben vorhergegangen. O habt Erbarmen mit meinem Kinde, das selbst in diesem Augenblicke Erbarmen mit dem ihren hegt und selber stirbt und ihre unsterbliche Seele tödtet, um es zu erlösen!"

Sie lag in seinen Armen. Er hielt sie fest. Er hatte die Kraft eines Riesen.

„Ich sehe den Geist der Glocken unter Euch," sagte der alte Mann, das Kind erblickend und sprach mit einer Art von Begeisterung, welche seine Blicke ihm einflößten: „Ich weiß, daß eines Tages ein Meer der Zeit sich erheben und Alle wie Blätter wegspülen wird, die uns Unrecht thun und uns unterdrücken. Ich sehe, wie es heraufsteigt. Ich weiß, daß wir vertrauen und hoffen müssen und weder an uns, noch an Andern das Gute bezweifeln dürfen. Ich habe es von dem Wesen gelernt, das meinem Herzen am theuersten. Ich schließe sie wieder in meine Arme. O ihr gnädigen und guten Geister, ich schreibe Eure Lehre in die Brust, an der ich sie halte. O ihr gnädigen und guten Geister, ich bin dankbar."

Er hätte noch mehr sagen mögen, wenn nicht die Glocken, die alten, lieben Glocken, seine guten, treuen beständigen Freunde ihr Freudengeläut zum neuen Jahre so munter, so fröhlich und so schwellend begonnen hätten, daß er auf die Füße sprang und den Zauber löste, der ihn fesselte.

„Magst Du thun, was Du willst," sagte Gretchen, „Vater, ist nicht wieder Kaldaunen, ohne einen Doctor zu fragen, eh sie Dir bekommen werden. Denn wie hast Du Dich geberdet, lieber Himmel!"

Sie saß an dem kleinen Tische am Feuer und nähte an ihrem einfachen Hochzeitkleide, das sie mit Bändern ausputzte, so stilvoll, so blühend und jugendlich, so voll schöner Verheißung, daß er laut aufschrie, als wenn ein Engel in seinem Hause wäre. Dann sieg er auf, um sie in seine Arme zu schließen. Doch er verwickelte sich mit den Füßen in die Zeitung, welche auf die Erde gefallen war, und Jemand drängte sich zwischen sie.

„Nein," sagte die Stimme des besagten Jemand, eine treffliche muntere Stimme, „selbst Ihr nicht. Der erste Kuß von Gretchen im neuen Jahre gehört mir. Mir: ich habe eine Stunde vor dem Hause gestanden, um die Glocken zu hören und mir ihn zu verdienen. Gretchen, mein liebster Schatz, ein glückliches Neujahr! und mögen wir noch recht viele glückliche Jahre verleben, mein liebes Weibchen!"

Und Richard erstickte sie fast mit seinen Küssen.

Als dies geschah, konnte man keinen glücklichern Menschen sehen, als Trotty. Er setzte sich auf seinen Stuhl und schlug sich auf die Knie und lachte. Er setzte sich auf seinen Stuhl und schlug sich auf die Knie und lachte und weinte in einem Athem. Er stand von seinem Stuhle auf und herzte Gretchen. Er stand von seinem Stuhle auf und herzte Richard. Er stand von seinem Stuhle auf und herzte Beide zu gleicher Zeit. Er lief zu Gretchen und nahm ihr frisches Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie und ging rückwärts wie ein Krebs, um sie nicht aus den Augen zu verlieren, und lief wieder auf sie zu, wie eine Figur in einer Zauberlaterne, und was er immer that, so setzte er sich beständig wieder in seinen Stuhl, blieb aber nicht einen Augenblick sitzen. Genug — und das ist die Wahrheit — er war außer sich vor Freude.

„Und morgen ist Dein Hochzeitstag, mein Liebling?" sagte Trotty, „wirklich, Dein glücklicher Hochzeitstag?"

„Heute," sagte Richard und schüttelte ihm die Hände, „heute. Die Glocken läuten eben das neue Jahr ein. Hört sie nur!"

Und sie läuteten wirklich.

Gott segne die kräftigen Burschen! O, es waren große Glocken, melodische, tiefklangige, edle Glocken, von keinem gemeinen Metall gegossen, von keinem gemeinen Gießer. Wann hatten sie jemals geläutet wie heute!

„Heute, mein Gretchen," sagte Trotty, „heute hattest Du wohl mit Richard einen kleinen Wortwechsel?"

„Weil er ein so schlechter Mensch ist, Vater," sagte Gretchen. „Bist Du das nicht, Richard? Solch ein zeftiger, halsstarriger Mensch! Wollte er doch dem großen Aldermen seine Meinung sagen und er genirte sich so wenig, als er sich genircn würde" —

„Gretchen zu küssen," half Richard ein und that es sogleich.

„Nein, nicht ein Bischen mehr. Doch ich wollte ihn nicht lassen, Vater. Wo wäre das Brauch gewesen!"

„Richard, mein Junge," sagte Trotty, „Du hast trefflich ausgehalten und mußt treulich aushalten bis an Dein seliges Ende. Doch Du weintest heute Abend am Feuer, als ich nach Hause kam, mein Gretchen? Warum weintest Du denn am Feuer?"

„Ich dachte an die Jahre, die wir mit einander verlebt haben, Vater. Blos deshalb. Und ich dachte, Du würdest mich recht vermissen und Dich allein fühlen."

Trotty kehrte wieder nach dem außerordentlichen Stuhle zurück, als das Kind, welches von dem Lärmen erwacht war, halbangekleidet herankam.

„Ei, hier ist sie ja," sagte Trotty und hob sie auf, „hier ist sie ja, die kleine Lilly. Ha ha! hier sind wir und hier gehen wir! O hier sind wir und hier gehen wir wieder! Und hier sind wir und hier gehen wir! Und auch Onkel Will!

Er hielt in seinem Trab inne, um ihn herzlich zu begrüßen. „Ah, Onkel Will, was hab' ich heute Abend für eine Erscheinung gehabt, daß ich Euch beherbergt habe! Ah, Onkel Will, wie bin ich Euch verpflichtet, daß Ihr zu mir gekommen seid, mein guter Freund!"

Ehe Will Fern die mindeste Antwort geben konnte, trat eine Musikbande in das Zimmer in Begleitung einer Menge von Nachbarn, die alle: „Glückliches Neujahr, Gretchen! Fröhliche Hochzeit! Noch recht lange Jahre!" und andere stückweise gute Wünsche dieser Art riefen. Der Trommler, der ein besonders guter Freund Trotty's war, trat hervor und sagte: „Trotty Veck, mein alter Knabe, wir haben erfahren, daß Eure Tochter heute heirathet. Nicht eine Seele, die Euch kennt und Euch nicht das beste Glück wünscht, aber die sie kennt und ihr nicht Segen gönnt, oder die Euch beide kennt und Euch beiden nicht alles Glück wünscht, was das neue Jahr bescheren kann. Und hier sind wir deshalb, um es einzuspielen und einzutanzen."

Das wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Der Trommler war freilich ziemlich betrunken, aber das schadete weiter nichts.

„Was für ein Glück es ist," sagte Trotty, „in solcher Achtung zu stehen! Wie freundlich und nachbarlich Ihr seid! Das geschieht Alles meiner lieben Tochter wegen. Sie verdient es!"

Sie waren in einer halben Secunde zum Tanze fertig, Gretchen und Richard voran, und der Trommler war eben im Begriff, aus allen Kräften loszuklopfen, da ließ sich draußen ein Gemisch von wunderbaren Tönen hören und eine gutmüthig aussehende, saftige Frau von fünfzig Jahren oder daherum trat herein in Begleitung eines Mannes, der einen steinernen Henkeltopf von erschrecklichem Umfange trug, und dicht gefolgt von den Marktknochen, Hackmessern und Glocken, aber nicht von den Glocken, sondern von einer tragbaren Sammlung an einem Gestell.

Trotty sagte: „Mrs. Chickenstalker," und setzte sich nieder und schlug sich wieder auf die Knie.

„Zu heirathen und es mir nicht zu sagen, Gretchen!" sagte die gute Frau. „Ich konnte am letzten Abend des alten Jahres nicht ruhen, ohne zu kommen und Dir Glück und Freude zu wünschen. Nein, ich hätte es nicht gekonnt, Gretchen, und wenn ich drittägig gewesen wäre. Und so bin ich denn hier, und da es Neujahrsabend und zugleich Dein Polterabend ist, so habe ich ein wenig Flip machen lassen und denselben mitgebracht."

Mrs. Chickenstalker's Begriff von „ein wenig Flip" machte ihrem Charakter alle Ehre. Der Krug dampfte und rauchte wie ein Vulkan, und dem Manne, der ihn trug, war ganz schwach zu Muthe.

„Mrs. Tugby," sagte Trotty, der ganz entzückt um sie herumging, „ich wollte sagen, Chickenstalker, Gott segne Sie! Ein glückliches Neujahr und noch recht viele hinterdrein, Mrs. Tugby," sagte Trotty, als er sie geküßt hatte, „ich wollte sagen Chickenstalker. — Dies ist William Fern und Lilly."

Die würdige Frau wurde zu seinem Erstaunen sehr blaß und sehr roth.

„Doch nicht Lilly Fern, deren Mutter in Dorsetshire gestorben ist?" sagte sie.

Ihr Onkel bejahte und sie wechselten schnell einige Worte miteinander, deren Ergebniß war, daß Mrs. Chickenstalker ihm beide Hände schüttelte, Trotty noch einmal aus seelen Stücken auf die Wange küßte und das Kind an ihre geräumige Brust drückte.

„Will Fern," sagte Trotty, indem er seinen rechten Fausthandschuh anzog, „doch nicht die Verwandte, die Ihr zu finden hofftet?"

„Freilich," entgegnete Will und legte Trotty beide Hände auf die Schultern, „und wie es scheint, eine eben so gute Verwandte, wenn das sein kann, als ich in Euch einen Freund gefunden habe."

„Oh!" sagte Trotty, „wollt Ihr dort nicht aufspielen? Seid so gut!"

Bei dem Klange der Musik, der Schellen, der Marktknochen und der Hackmesser, Alles zu gleicher Zeit, und während noch die Glocken lustig vom Thurme niederschallten, führte Trotty Mrs. Chickenstalker, Gretchen und Richard als zweites Paar folgend, zum Tanze auf und haspelte denselben in einem vorher und nachher unbekannten Pas ab, der auf seinen eigenthümlichen Trab begründet war.

Hatte Trotty geträumt, oder sind seine Freuden und Leiden und die handelnden Personen in denselben nur ein Traum? Er selber ein Traum? Der Erzähler dieser Geschichte ein Träumer, der eben erwacht? Sollte dies so sein, lieber Leser, dann prüge die bösen Wirklichkeiten, aus denen diese Schatten entspringen, Deiner Seele ein und suche in Deinem Kreise — keiner ist zu weit und keiner zu enge für solch einen Zweck — dieselben zu bessern und minder drückend zu machen. Möge das neue Jahr ein glückliches für Dich, ein glückliches noch für Viele sein, deren Glück von Dir abhängt! Möge jedes Jahr glücklicher sein, als das letzte, und nicht der geringste unserer Brüder oder Schwestern ausgeschlossen bleiben von dem gerechten Antheile an dem, was zu genießen unser großer Schöpfer sie geschaffen hat!

Boz.

---

wegen ihres Geistes und ihres edlen verbindlichen Wesens namhaft. Die anderen, welche ich näher habe kennen lernen, sind die Gräfin Guicciardini, sowie die Damen Orlandini, Giant, Forzoni und Pagliotti. Um einen Begriff von ihrer Lebensweise zu geben, müßte man vollständig auseinandersetzen können, was eigentlich jenes rittertliche Verhältniß, der sogenannte Cicisbeismus sagen will, der den Schlüssel zu Allem giebt und von dem man in anderen Ländern eine ganz falsche Vorstellung hat. Diese größtentheils von Eitelkeit und Gewohnheit geknüpften Bande sind nämlich den ehelichen Verhältnissen keineswegs so verderblich, als es von Weitem scheinen dürfte; wenn man auch auf der anderen Seite vernünftiger Weise nicht eben so annehmen wird, wie man es hier gern glauben machte, daß der Cavalier servente, der mit seiner Dame nicht selten sogar auf Reisen geht, sie immer nur auf platonische Weise liebe. Jedenfalls verlieren die Ehemänner dabei nicht mehr, als sie verlieren wollen, da hier Niemand ohne Liebesverhältniß ist und das Recht der Wiedervergeltung blos getreulich ausgeübt wird. Bestärke ich mich doch immer mehr in der Erfahrung, daß in Betracht der Galanterie eine große Stadt der anderen werth ist und die größere Freiheit, die die Frauen hier genießen, sie eben nicht anschmeißender als anderwärts macht!

In der Person des Abbate Antonio Nicolini haben wir einen Freund von den bewährten Verdiensten eines Philosophen erworben. Er ist ein höchst einfacher, bescheidener und kenntnißreicher Mann, der den größten Theil seines Vermögens dazu anwendet, das öffentliche Elend zu lindern. Ein längerer Aufenthalt in England und Deutschland hat ihn mit diesen Ländern vertraut gemacht. Es sind ihm mehre Male ansehnliche Staatsämter angetragen worden, die er um der Erhaltung seiner Freiheit willen ausgeschlagen hat; jedoch hat er seinem Vaterlande wie der Kirche bei mehren Gelegenheiten wesentliche Dienste geleistet. Kann man einen solchen Charakter nun wohl loben? Er steht bei Hofe und bei seinen Mitbürgern im höchsten Ansehen.

Das englische Volk fährt fort, uns ganz für sich einzunehmen. Der Chevalier Mann, brittischer außerordentlicher Gesandter am toskanischen Hofe, hätte dem ersten Paar seines Vaterlandes keine solche Aufnahme wie unseren beiden Fürsten bereiten können. Der Chevalier ist ein eben so verdienter wie liebenswürdiger und zugänglicher Mann, der schon seit 35 Jahren in Florenz verweilt. Sein Hof hat ihn mehre Male mit den wichtigsten Sendungen betrauen wollen; er hat aber immer vorgezogen, hier zu bleiben, wo er der allgemeinen Liebe und Achtung genießt, und sein behagliches Leben fortzuführen. Die Signora Clarice Minorbetti, der er mit der unwandelbarsten Treue zugethan ist, hat allerdings auch nicht wenig mit zu dieser Resignirung beigetragen. Eine ähnliche Ursache hält Mylord Cowper schon seit 12 Jahren in dieser Hauptstadt zurück, die auch Mylord Tilney und Mylady Orford, Mutter, heimathlich bewohnen.

Der hiesige Adel hat sein Möglichstes gethan, uns unseren florentiner Aufenthalt angenehm zu machen und der Marschall Botta den Fürsten den besten Willen bezeigt, den ihm seine nicht sehr einnehmenden Manieren irgend zugelassen haben. Der Hof hätte in Bezug auf Aufmerksamkeiten allerdings viel weiter gehen können, als er gegangen ist; bedenke ich aber, wie wenig schon das erlauchte junge Paar zu leben versteht, und daß der eine Theil Nichts als den steifen wiener Prunk kennt, während der andere nur in der öden Erhabenheit von Madrid erzogen worden ist, so müssen wir am Ende auch damit zufrieden sein. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo ein Joseph II., der zu scharfsichtig war, um zu glauben, die trockene Strenge eines Souverains könne auch noch in unserer aufgeklärten Zeit die Bewunderung der Welt erregen, es mögen durfte, eine veraltete Etiquette mit an-

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung und Schluß von Nr. 255.)

Fünfter Band.

Die Straße Saint-François.

Achtes Kapitel.

Schlag Zwölf vorbei.

Herr von Gabriel ausgerechnet. Noch hatte der Notar sie Beyde nicht verlassen, und Gabriel hatte sich kaum entfernt, so hatte Herr Bonnard schon seinen jungen Freund gefragt.

Dieser war hierauf ausgegangen, und derselbe von Herrn Bonnard mit mehreren Stammen.

Bald darauf klopfte er mit leiser Stimme, als ob er mit sich selbst spräche:

„Es ist möglich, mein Gott! daß so viel Zwist seine Jahrhunderte hervorbringt! — Diese Jungen — zugleich so kalt und so feurig, — wie sie für Ideen — diese Götzen — und viele Blöße! — Ja, es sind ihre Jahre! — ganz —

— Mein lieber Sohn, was haben Sie? — sagte Jungfrau eben zu vernehmen als Samuel und der Notar.

— Vor acht Monaten, — versetzte der Weissmann mit tief bewegter Stimme, wie die Blicke von dem Einen zu Jenem, indem er voller Angst das langsame Verschreiten der Zeiger auf seiner Uhr beobachtete.

— Ja, so sehr Ihnen nun es, — versetzte Gabriel mit leiserer, fast furchtsamer Stimme; sehr Ihnen eher meinetwegen eher, wie sie so gleich, daß wenn Beyde Sie nicht mit einem von einem andern Jahrhunderte sind, so glauben wollen, — ich kann es mir nicht erklären, wie eine so tödtende Aufgabe wie die Wissung von Jahren sein kann. — Nun, — sagte er nach einer Pause bitter, indem er einen Seufzer auszog, — nun, die Geheimnisse der Natur und der Weltes Gottes sind unerforschlich.

Nun Gabriel sand niedergeschlagen von seinem Schweigen umgeben und seinem Stuhl nieder, der Notar Jüngling aber sagte darauf:

Das ist eine außerordentliche Zufriedenheit und nicht weniger, mein lieber Bonnard, nur giebt sie Ihr natürliches Dankbarkeit, welche Sie für Ihre Lebensrein liegen, seinen freundlichen Naturgrund ein gutes Herz für Sie.

Meinen Sie, mein Jungfrau versprach zu dem Notar, neben dem er sich befand:

— Wir sind, mein Herr, das heißt einer ganze Reihe Menschen vom Lebensmut jemals fremd ist?...

— Wir haben ganz Recht, — antwortete der Notar sich wieder irgend, — aber diese Begebenheit ist in außerordentlich, in romantisch, wie Sie sagen, daß man sich nicht enthalten kann, sie sehr Verwunderung den Herrn zu theilen.

Und so sagte denn der Notar den Herrn von Gabriel, dessen Gesicht gedrängt, seine Stirn auf die Hand stützte und vollkommen in Gedanken versunken schien.

Der Notar sagte nun Folgendes in der Fassung des Testamentes fort:

„Das Haus die Verfügungen gewisen, denen meine Familie von Seiten der Gesellschaft Zeit ausgesetzt war.

„Ausgleich Verfügungen und meine Ermägung durch Konstantion. Ich bin im Begriff zu sterben... meiner Ehe Kinder und meine Enkel einigen mit meinen Gesellschaft verschlossen, mein Gesichtet, diesen Schaffist mein einziger, mein letzter Gewinn in diesen feierlichen Augenblicke ist

„Diese Fragen habe ich mir gestellt, und ich habe mich darüber Rechtschaffenheit darüber befragt: Diese Gesellschaft, die versucht mir das Leben und jetzt Jungfrau habe mich traun müßte, daß ich ein so verhängnisvolles, so ungerechtes Urtheil über Sie sollte erhalten können.

„Vor der Gesellschaften meinen Vermögens hatte Diese Jungfrau Gabriel Rein und eben so wie Jünglings als Rechtsbeistand vermaltet. Ich habe ihm die 50,000 Thaler anvertraut, die ein treuer Freund von mir in Verwahrung gehabt hat.

„Diese Summe und noch ihm seine Kindermann, denen er selbst zur Vormundschaft mir, werden mir vertrauen übernommen, diese Summe ausgeboten und den Betrag auf Jahre und Zinsen des besagten Freundes Jungfrau Samuel vom heutigen Tage an gerechnet.

„Diese Summe und Kapitalien kann ungeheurer werden und ein einem Jünglingen Vermögen einnehmen... wenn sie ursprünglich nicht der Verwaltung beständen entgegen hat.

„Meinen meine Bildung Jungfrau Samuel und die Anordnung seiner Summe von meinen Kindermann erfüllt werden.

„In einem und einen halben Jahrhundert beginnen sich in meinen Jünglingen, in meinen Kinder, in Kinder in Kindergenerationsfolgen unter den auf einander folgenden Generationen Kapitalien und Reichthümer, die ungeheuer Jahrhunderte Jahren meine Kindermann den verschiedenen Linien der Familien angehören und mit viele Stelle die verschiedenen Familien Jünglingen.

„Vielleicht werden bis unter jenen Menschen seinen, die einen großen Reichthum besitzen, Mein Wort, mein hoher Zweck begreift sein, vielleicht Gerechtigkeit, in den Kindern der gleichen Namen, welche sich durch Verschiedenheit, welche diese Bürgerstände und ob, möglicherweise auch Gedenkender...

„Also, mit einem Wunsche mein, mein Namen in Kindergenerationsfolgen unter den auf einander folgenden Generationen nähern und meine Familie wieder durch eine enge natürliche Verbindung, durch eine Verbindung, die nicht mehr die gestillten Worte des Gesetzes zur Zuschreibung bringen: Ihr Name sei Jünglingen.

„Diese Verordnung wieder von heiligsten Gesetzgebe ins... — wenn mir Recht, — wenn mir Recht, Mein, mein hoher Zweck, — der sich aus zahlreicher Glied der Menschheit ausgeben muß.

„Die Gesellschaft, welche heute sich meiner Familie verfolgt hat, ist einst der gangbarsten Gesetzgeber der Menschheit der Absetzung, selbst wenn sie zum Sitzen angenommen wird. Ich habe sie nicht gewollt, ich habe sie Gesetzlichkeit, sie in Wirklichkeit, sie zu mitunter die schändlichsten und gehässigsten Verbrechen gemacht und gesehen.

„Ich haben die Meinungen wenige, aber reine und edle Gesetzgebung, die Gesetzgebung, welche Gesetzgebung, welche sich doch in der verabscheuungswürdigsten und gottlosen Anklage gestellt worden ist, durch eine wenigstens unbedeutende Ehre, durch eine Ehre, durch Denken, die Freiheit, die Achtung, den Menschen zu vernichten, um sie fortdauern, abgeschieden, verbannt und machtlos dem Despotismus der Absolute zu überliefern, und durch die Gesetzgebung, die der Interpretation die Gesetzlichkeit ihrerseits meiner sich verbreitet."

Mit tiefer Stirn des Jünglings lautlosen Gabriel und der Bibel von Jünglingen abermals einen leisen Seufzer aus.

Der Notar fuhr fort:

„Wenn eine verwaltete auf die Erniedrigung des menschlichen Geschlechts bietet Geschlechtes die Furcht, den Despotismus zum Gesetz, und zum Rechte der Völker verfolgt sein, wenn eine solche Gesellschaft Jahrhunderte hindurch sich gehalten und häufig die Welt auch sich und Schrecken der Gewalt, so ist es, weil sie sich auf einen der edelsten Gefühle hin, welche, auf der Brüderlichkeit der evangelischen Lehre verschieden, im Mann und Weib, in Kinder und Greis, über einer erneuerungen Anschlusse zu bereiten und zum Glücke, über und Jünglingen, Jünglingen, welche das Leben, ein Leben, voller Schmerzen und Sinn gekannt haben, und die während, Mut erhaltene Urtheil zu Ruhm und Reichthum zu bringen in Jünglingen, welche sich in die Unsicherheit schicken macht, die freie Anstellung einer der Arche zu begründen, welche Jünglingen einen unendlichen Reichthum, seiner unerschöpflichen Güter, den Menschen als den so viel mächtigen Gebot eingeschaffen auf Ehre zu bringen, aus Ehre gegeben... die Liebe wie die Wutherschaft, die Kraft wie die Intelligenz, die Gelehrsamkeit wie das Genie, — mit einem Worte, die Menschen wahrhaft religiös zu machen und mit dieser Dankbarkeit gegen den Schöpfer zu erhalten, indem sie ihnen das Erschaffen und Gesetz der Natur und ihren verletzten, den Anteil an den Schätzen giebt, mit welchen er und überhäuft."

„O wenn der Himmel will, daß in einem und einem halben Jahrhundert die Descendenten meiner Familie getreu dem letzten Willen eines der Menschheit betrauerten Vorgesetzten sich in einer solchen heiligen Gemeinschaft zusammen einen Jünglingen, welche sich in Jünglingen, Jünglingen Jünglingen, die mitwirkung und den Ordnungen, der Jünglingen der Natur, mit einem Worte, mit der Natur, Gesetze, Freunde der Freiheit, bereits warme Bergen, entschlossene Thatkraft, Geschicklichkeit, Geist und Gott, Jünglingen, wie brauchbar und mächtig wird dann die gemeinschaftliche Meinungen und Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen, Kräfte und Interessen sein, welche sich um diesen Jünglingen Meinungen gruppiren, das, durch die Absolution concentrirt und durch eine Jünglingen Jünglingen, Jünglingen Jünglingen bringen kann!

„Diese verschiedene Herz, brudherner einer Gesinnen, welche heilsame und lebendringende Strahlen werden zunächst Jünglingen und Jünglingen, der Verwerfungsjahre, der Emancipation und der Rede hervorstehen!

„Wie viel große Dinge mit man verbinden, welche Früchte Gesellschaft wird die Menschheit Welt gedeihen lassen! Welche göttliche Apotheose!! Mit einem Worte, welche unermeßliche Macht wird sich in Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen Familie, in der solche Macht zur Wirksamkeit gelangt ist, der ganzen Menschheit geben!

„Und wenn können viele Absolution zum Guten die verabredete Geschlechtes bekämpfen, wenn Ueber ich ihn nun eine solche Familie in einem und einem halben Jahrhundert noch nichts von ihrer fortdauern Macht verloren haben wird.

„Und wenn Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen Druckes und des Despotismus, das auf der ganzen christlichen Welt lastet, die Meinigen ein Ueber des Lichtes, der Tugendpracht und der Freiheit hervorgebracht haben.

„Der Sinnes des Guten und des Bösen würden sich zum Jünglingen.

„Und damit wirke beginnen und Gott die Geschaffen Jünglingen.

„Und damit die eingeborenen permanenten Institutionen, welche meiner Familie in mir Macht gegeben haben werden, und welche ich mich, daß mit den Jahren erneuern, in welche meine Erben, wenn sie meinen Wunsch erfüllen, Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen und der Besitze der Summe anlegen, welche ich angelegt habe... nach einem Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen, einer Dauer der Macht und der Wirksamkeit, welche Berechnungen des Guten mein das für ihre Nachkommen sein!

Digitized by Google

herrn Plumber in die Postenkammer der Vergangenheit zu werfen.

Hierzu, 23. Mai. Der vor zwei Jahren verstorbene französische Hof ist überhaupt auf einen ungeheuer hochtrabenden und extravaganten Fuß eingerichtet, und da er damit das Possirliche verbindet, sich Niemand darüber ärgern, so hat er so lange ein sehr heiteres Lustspiel ausgemacht. Zu dem Kostümluxus kommen der feiner Ankunft in Hierzu bei Gesetzgebung gehörende, den Adel und Geistlichkeit mit dem gleichen Kamen: „Mein Bruder" angeredet, der Krieg von England hat ihn aber darauf zu reduciren gewusst, und jetzt ist die ungeschminkte Wahrheit die seine Person getreten, um indessen doch zu erhalten mag, ihn dem ältesten herkommen gemäß zugarnten und auf die Brüderschaft, die nicht zwischen ihnen besteht, zu vergleichen.

Den 14. z. M. hegab sich das herrschervaar nach Pisa und Livorno, um allda seine schönen Stücke in Augenschein zu nehmen. Während unseres Aufenthaltes haben wir einen Hof trotz Mal den Hof gemacht und ein Mal haben die Fürsten bei ihnen gespeist. Die Frau Jünglingen ist mehl beschäftigt als der freie Erziehung und besteht sich auf sehr gewaltig Weise in ihren schönen Jünglingen aus. Ich hatte bei Beiden Gelegenheiten, sie in ihrem nah der hiesigen Etiquette nicht mit den Fürsten zusammen vorgestellt worden hatte. Die Oberhofmeisterin fand mich heute vor Jünglingen, welche sich Mittwoch mit mir zu pinseln anfing. Sie fragte mich gleich: ich ob ihr verstände? Denn es begegnet mir in der Regel, sagte sie, daß man mich nicht verstehe. Ihr wollte ich gern, ich sprache eigentlich gar keine Sprache. Als Kind wurde ich in Neapel von der Königin, meiner Mutter und von deren Hofdamen französisch erzogen, und ich habe mich nachher nicht eifrig darum bemüht, Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen, Jünglingen

„Man wird übrigens in dem großen Kasten von Ebenholz „im Trauersaale einige praktische Ideen in Bezug auf diese „Association vorfinden.

„Das ist mein letzter Wille, oder vielmehr meine letzte „Hoffnung...

„Wenn ich ausdrücklich verlange, daß die Nachkommen „meiner Familie in Person sich in der Rue Saint François „einfinden sollen, so geschieht dies darum, damit sie, in die„sem feierlichen Augenblicke versammelt, sich sehen und kennen „lernen, vielleicht werden dann meine Worte Eindruck machen; „anstatt getrennt zu leben, werden sie sich vereinigen, ihre In„teressen selbst werden dabei gewinnen, und mein Wille wird „erfüllt sein.

. . . . . .

„Als ich vor wenigen Tagen an diejenigen meiner Familie, „welche die Verbannung in Europa zerstreut hat, eine Me„daille sandte, auf welcher das Datum dieser Zusammenberu„fung meiner Erben nach einem und einem halben Jahrhun„dert eingegraben war, habe ich ihr wahrhaftes Motiv ge„heim halten müssen, indem ich blos sagte, daß meine Nach„kommen ein großes Interesse daran haben würden, zu die„sem Termine sich einzufinden.

„Ich habe so gehandelt, weil ich die Behartlichkeit und die „List der Gesellschaft kenne, deren Opfer ich bin. Wenn sie „vielleicht in Erfahrung hat bringen können, daß zu jenem „Zeitpunkte meine Nachkommen ungeheure Summen zu thei„len haben würden, dann würden große Nichtswürdigkeiten „und Gefahren vielleicht meiner Familie drohen, denn in der „Gesellschaft Jesu könnte von Jahrhundert zu Jahrhundert „eine unfehlbare Aufmerksamkeit auf meine Familie überliefert „werden.

„Möchte doch diese Vorsicht wirkungsreich sein!

„Möchte mein auf den Medaillen ausgedrückter Wunsch „von Generation zu Generation treu überliefert werden.

„Wenn ich den Tag bestimme und die entscheidende Stunde, „wo meine Erbschaft unwiderruflich geschlossen sein wird, zu „Gunsten derjenigen meiner Nachkommen, welche am 15. Fe„bruar 1832 vor zwölf sich in der Rue Saint François ein„gefunden haben werden, so geschieht das, weil jede Frist „einmal ein Ende haben muß, und meine Erben sind seit vie„len Jahren davon unterrichtet, daß sie bei der Zusammenkunft „nicht ausbleiben sollen.

„Nach der Lesung meines Testaments soll die Person, „welche die Anhäufung des Vermögens übernommen, den „Werth und die Summe desselben bekannt machen, damit „beim letzten Schlage zwölf die erworbenen Summen an die „anwesenden Erben vertheilt werden können.

„Dann sollen ihnen die Zimmer des Hauses geöffnet wer„den. Sie werden darin Dinge erblicken, welche ihrer Theil„nahme würdig sind, so wie ihres Mitleids und ihrer Ehr„furcht... besonders im Trauersaale.

„Mein Wunsch ist, daß dieses Haus nicht verkauft werde, „so muthig dasselbe und meinen Nachkommen als Vereini„gungspunkt diene, wenn, wie ich hoffe, sie meine letzte Bitte „erhören.

„Wenn sie dagegen sich trennen, wenn sie, anstatt sich „zu einer der edelsten Unternehmungen zu vereinigen, die je„mals ein Jahrhundert bezeichnet hat, egoistischen Leidenschaf„ten sich hingeben, wenn sie die sterile Individualität der „fruchtbaren Association vorziehen, wenn sie in diesem unge„heuren Vermögen nur einen Anlaß zu eitler Verschwendung „oder zu schmutzigem Zusammenscharren finden... so mögen sie „verflucht sein von Allen, welche sie hätten lieben, un„terstützen und frei machen können;... dann soll dieses Haus „zerstört und geschleift werden und alle Papiere, deren In„ventarium Isaac Samuel hinterlassen haben wird, gleich den „beiden Gemälden des rothen Saales, von dem Wächter mei„ner Wohnung verbrannt werden.

„Ich habe es gesagt...

„Jetzt ist meine Pflicht erfüllt...

„In allem diesen habe ich die Rathschläge des Man„nes befolgt, den ich verehre und liebe, wie das wahre Bild „Gottes auf Erden.

„Der treue Freund, der mir die 50,000 Thaler, die Reste „meines Vermögens, wieder zugestellt, weiß allein die Anwen„dung, die ich davon machen will;... ich habe seiner so „festen Freundschaft diesen Beweis von Zutrauen nicht ver„weigern können, aber zu gleicher Zeit habe ich ihm den Na„men Isaac Samuel's verschweigen müssen;... das würde den „Letzteren und besonders seinen Nachkommen großen Gefah„ren ausgesetzt haben.

„Bald wird dieser Freund, der nicht weiß, daß mein Ent„schluß zu sterben in seiner Ausführung begriffen ist, mit mei„nem Notar hierher kommen, und in ihre Hände lege ich nach „den gebräuchlichen Formalitäten dieses versiegelte Testament.

„Dies ist mein letzter Wille.

„Ich stelle seine Ausführung unter den Schutz der Vor„sehung.

„Gott kann diese Wünsche der Liebe, des Friedens, der „Vereinigung und der Freiheit nur begünstigen.

„Da dieses mystische*) Testament von mir aus freiem In„triebe gemacht und gänzlich von meiner Hand geschrieben ist, „so beabsichtige und will ich, daß es in seinem Geiste und „seinem Buchstaben nach gewissenhaft ausgeführt werden soll.

„Heute den 15. Februar 1682 um ein Uhr Nachmittags.

„Marius von Rennepont."

Je weiter der Notar in der Lesung des Testaments gekommen war, von je peinlicheren und verschiedenartigeren Eindrücken wurde Gabriel befallen.

Erstens hatte er, wie gesagt, es seltsam gefunden, daß zufolge der eben von ihm erneuerten Schenkung dieses ungeheure von einem Opfer der Gesellschaft herrührende Vermögen wieder in die Hände dieser Gesellschaft fallen sollte.

Dann hatte seine barmherzige und geläuterte Seele augenblicklich begriffen, wie groß die bewundrungswürdige Bedeutung der edlen Familienvereinigung hätte sein können, welche Marius von Rennepont so inständigst empfohlen... er dachte mit tiefer Bitterkeit daran, daß in Folge seiner Entsagung und der Abwesenheit jedes anderen Erben dieser große Gedanke unausführbar war und daß dieses Vermögen, viel beträchtlicher, als er geglaubt hatte, in die Hände einer verderbten Gesellschaft fallen sollte, welche sich desselben als eines furchtbaren Mittels zur Wirksamkeit bedienen konnte.

Aber wir müssen es sagen, die Seele Gabriel's war so schön, so rein, daß er nicht die geringste persönliche Reue empfand, als er erfuhr, daß die Güter, auf welche er Verzicht geleistet, von großem Belange sein könnten; er getröstete sich sogar darin, als er entdeckte, daß er deinahe so reich geworden wäre, mit einem rührenden Contrast seine Gedanken auf die niedrige Pfarre zu richten, wo er bald in der Ausübung der heiligsten evangelischen Tugenden leben zu können hoffte.

Diese Gedanken kreuzten sich verwerfen in seinem Geiste. Der Anblick des Frauenbildes, die düsteren in dem Testamente enthaltenen Mittheilungen, die Größe der Abstufen, welche sich in dem letzten Willen des Herrn von Rennepont dargethan, so viele außerordentliche Begebenheiten versetzten Gabriel in eine Art dumpfer Verwunderung, in welche er noch verloren war, als Samuel dem Notar den Schlüssel zu dem Registerbuch gab und sagte:

— Sie werden, mein Herr, in diesem Register den jetzigen Belauf der Summen finden, welche in meinen Kasse sind, zufolge der Capitalisirung und Anhäufung der 150,000 Francs, die Herr Marius von Rennepont meinem Großvater anvertraut hat...

— Ihr Großvater!... — rief der Abbé von Aigrigny auf's höchste erstaunt aus; — so hat also Ihre Familie beständig diese Summe verwaltet?

— Ja, mein Herr, und meine Frau wird in einigen Augenblicken drei Koffer herbringen, in welchen die Baluten sich befinden.

— Und bis zu welcher Höhe belaufen sich diese Baluten? — fragte Rodin mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

— Wie der Herr Notar sich aus diesem Status überzeugen kann, — antwortete Samuel ganz einfach und als ob dies von den ursprünglichen 150,000 Francs die Rede gewesen wäre, — habe ich in Cours habenden Effecten in Cassa die Summe von Zweihundert zwölf Millionen... hundert fünf und...

— Wie sagen Sie, mein Herr? — rief der Marquis von Aigrigny ohne Samuel ausgesprochen zu lassen, denn der Nachschuß der Summe war dem ehrwürdigen Vater sehr unwichtig.

*) Das ist der in der Juristenkunde gebräuchliche Ausdruck.

— Ja, die Zahl! — fügte Rodin mit bebender Stimme hinzu und zum ersten Male vielleicht in seinem Leben verlor er seine Kaltblütigkeit, — die Zahl... die Zahl!

— Ich sage mein Herr, — versetzte der Greis, — daß ich für 212,175,000 Francs Baluten in Cassa habe... wie Sie sich überzeugen können, Herr Notar, denn eben bringt sie meine Frau.

Wirklich trat Madame Pluchard ein und hielt den Kasten von Ebenholz unter dem Arme, in dem sich die Summen befanden, setzte ihn auf den Tisch und ging hinaus, nachdem sie mit Samuel noch einen liebreichen Blick ausgetauscht.

Als dieser die ungeheure Zahl der in Rede stehenden Summe ausgesprochen, folgte auf seine Worte ein verwundertes Stillschweigen.

Mit Ausnahme von Samuel blieben sich alle handelnden Personen dieses Auftrittes von einem Traume geblendet.

Der Vater Aigrigny und Rodin rechneten auf vierzig Millionen. Diese schon ungeheure Summe war nun noch verfünffacht...

Als Gabriel die Stellen des Testamentes lesen hörte, wo von einem königlichen Vermögen die Rede war, kannte er die Wunder der Zinseszinsen nicht und hatte dies Vermögen auf drei bis vier Millionen geschätzt.

Deshalb betäubte ihn auch die ungeheure Zahl, welche man eben genannt, förmlich... und trotz seiner bewundernswürdigen Uneigennützigkeit und seiner gewissenhaften Rechtlichkeit empfand er eine Art von Verblendung, von Schwindel, indem er daran dachte, daß diese ungeheuren Güter ihm hätten gehören können... und sogar ihm allein.

Der Notar war fast eben so erstaunt als er, prüfte den Status von Samuel's Casse und glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

Der Jude war gleichfalls wortlos und in schmerzliche Gedanken versunken, da kein anderer Erbe sich zeigte.

Mitten in diesem tiefen Schweigen begann die im benachbarten Zimmer stehende Uhr langsam zwölf zu schlagen...

Samuel fuhr zusammen... darauf stieß er einen tiefen Seufzer aus...

Noch einige Secunden und die verhängnißvolle Frist war abgelaufen.

Rodin, der Vater Aigrigny, Gabriel und der Notar waren von so tiefem Erstaunen ergriffen, daß keiner von ihnen bemerkte, wie seltsam es sei, daß man diese Uhr schlagen höre...

— Zwölf Uhr!... — rief Rodin und mit unwillkürlicher Bewegung legte er hastig seine beiden Hände auf den Kasten, als wollte er Besitz davon nehmen.

— Endlich, — rief der Abbé von Aigrigny mit unaussprechlichem Ausdrucke von Freude, Triumph, darauf fügte er, sich in Gabriel's Arme werfend, hinzu:

— O mein theurer Sohn... wie viel Arme werden Sie segnen, Sie sind ein Sanct Vincenz de Paula... Sie werden canonisirt werden, das schwöre ich Ihnen...

— Danken wir zuerst der Vorsehung, — sagte Rodin mit ernstem und bewegtem Tone, indem er auf's Knie sank. — Danken wir der Vorsehung, weil sie es so gewendet, daß so große Güter zu dem größten Ruhme des Herrn benutzt werden sollen.

Nachdem der Vater Aigrigny Gabriel noch einmal umarmt, nahm er ihn bei der Hand und sagte zu ihm:

— Rodin hat Recht; auf's Knie, mein Sohn, danken wir der Vorsehung.

Dies sagend, kniete der Vater Aigrigny nieder und zog Gabriel mit sich, der betäubt, verwirrt, fassungslos bei den so schnell hereingebrochenen Ereignissen mechanisch niederkniete.

Der letzte Schlag zwölf war vorbei.

Alle standen auf...

Nun sagte der Notar mit einer leichtbebenden Stimme, denn es lag etwas außerordentlich Feierliches in diesem Auftritte:

— Da kein anderer Erbe des Herrn Marius von Rennepont vor zwölf Uhr sich eingefunden, so führe ich den Willen des Testators aus, indem ich Gabriel-François-Marie von Rennepont zum einzigen und alleinigen Erben und Besitzer der Güter, beweglicher und unbeweglicher aller Art, erkläre, die aus der Erbschaft des Testaters herrühren. Diese Güter hat der Sieur Gabriel von Rennepont, Priester, durch Notariatsacte freiwillig und aus eignem Antriebe dem Sieur Frederic

---

Mylord Tillnen speiste, kam ein großer starker Herr auf mich zu und redete mich deutsch an. Ich verwunderte mich über eine gute Aussprache: Ich habe leicht deutsch lernen können, da ich eine geraume Zeit, und zwar im Regiment Anhalt zu Halle, dem Könige von Preußen gedient habe. Mein Name ist Rosetti. Ich erinnerte mich seiner Geschichte, die eben nicht sehr löblich war; verschwieg ihm aber, um ihm einige Verlegenheiten zu ersparen, daß ich bei demselben Regimente gestanden hatte und erwähnte nur, daß ich ebenfalls in der preußischen Armee gedient habe. Später merkte ich wohl, daß er von dem Rufe, den er in Folge seiner schnellen Abreise bei uns hinterlassen habe, gar nichts wisse. Er hatte seitdem unter den toskanischen Truppen gedient, die der verstorbene Kaiser während des letzten Krieges bei dem östreichischen Heere gebraucht, und hatte den Rang eines Majors bekleidet. Seit dem Frieden, wo dies Corps zum Theil eingegangen, steht er auf halben Solde und lebt, da er aus einer guten florentinischen Familie stammt, in ganz gutem Ansehen bei der Gesellschaft von Florenz. Er schloß sich sehr an mich an und hat mir manche Bekanntschaften vermittelt, die ich ohne ihn nicht erlangt haben würde.

Als bester stand der Marschall Botta den Staatsangelegenheiten gewissermaßen als Vicekönig vor. Jetzt hat sich seine Würde zu der eines ersten Ministers umgewandelt, als welcher seine Rechtlichkeit in besserem Rufe als seine Manieren steht.

Als ich ihm bei unserer Ankunft dieselbe anzumelden hatte, verfügte ich mich des frühen Morgens nach dem Palaste Pitti, in dem der Marschall, obwohl er in der Stadt wohnt, einige Amtszimmer inne hat. Nachdem ich ihn eine Weile in einem leeren Vorzimmer erwartet, kehrte er von seiner gewöhnlichen Conferenz beim Großherzoge zurück. Ich wurde sogleich bei ihm vorgelassen und sehr wohl empfangen. Da ich nicht ganz sicher war, ob er die fürstlichen Häuser unseres Vaterlandes gehörig kenne, so sagte ich ihm ein Paar Worte von dem Hause Anhalt und zufolge dessen auch von dem Rufe des Fürsten Leopold. Er war indessen über meine Erwartung gut von Allem unterrichtet und schien bei dem Namen des alten Fürsten ganz warm zu werden. Er forderte mich auf, deutsch zu reden, da er meine Sprache sehr wohl verstehe, und trug mir schließlich auf: meinen Fürsten der Ehrfurcht und Achtung zu versichern, welche er für ihre erlauchte Familie habe. Heute, sagte er, ist für unseren Hof ein großer Tag, der Geburtstag des Großherzogs. Das Ceremoniel verlangt, daß er mit seiner Gemahlin allein speise. Wollen mir also die Fürsten die Ehre erzeigen, bei mir zu speisen, so können sie gleich darauf ihre Audienz haben. Ich entfernte mich. Wir hatten aber beide noch etwas vergessen. Er rief mich zurück. Sie sind von Adel? — Allerdings. — Was haben Sie für einen Titel. — Keinen. Ich war Hauptmann im preußischen Heere. — Ah! mein Herr! Sie speisen natürlich ebenfalls bei mir und werden Ihre besondere Audienz bei den Herrschaften haben. Verzeihen Sie, daß ich dies nicht gleich vorhin mit Ihnen besprochen habe. — Obwohl nun eben in diesem ganzen Verfahren nichts Absetzendes liegt, habe ich in der Folge dennoch wahrgenommen, daß er nicht gegen Jedermann in solcher Laune ist und das Urtheil des Publicums ihm im Allgemeinen kein Unrecht anthut.

Eduard von Bülow.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel von Vorderville, Marquis von Jurigny, Priester, Ehrendomherr ohgetreten, der durch tiefste Acte so ungenommen hat und so zur Zeit der geistigste Eigenthümer an der Stelle des heiligen Gabriel von Germanien vermöge dieser Schenkung zwischen Lebenden genommen ist, ist den zweite Morgen aufgestanden und hat von Gabriel von Kemmerent und Frederic von Jurigny, Priestern, unterzeichnet worden ist.

In vielen Augenblicke setzte man im Garten einen großen Lärm von Stimmen.

Bartholdus trat schnell ein und sagte mit gerolgtem Tone zu seinem Manne:

— Samuel... ein Gebot... er will...

Bartholdus kommt nicht weiter sagen.

An der Thür tritt verhaftet Soulas erschien Dagobert.

Der Leitner war erschrocken blieb; er schien sich einmächtig, ging seinen linken Arm in einer Schärpe und hängte sich auf Jurigny.

Dann Jahlede Dagobert's wurden die dünnen leichten Jurgnitzer Damen plötzlich ganz roth, als ob sie sein Blut hin und hin dem Gesichten geflossen wäre.

Darauf hängte sich der Soulas mit einer Bewegung des Herrn und der Jahlede in voller auf der Cassette, sah man dicht sagen mögen, er sei entschlossen sie mit seinem Körper zu bedecken und sie mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen.

Neuntes Kapitel.

Die Schenkung unter Lebenden.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 31. Leipzig, Mittwoch den 29. Januar 1845. I. Band.

Inhalt.

Aus dem Leben. Von Dr. Woldemar Seyffarth. — Der Ewige Jude, von Eugene Sue. V. Band: 9. und 10. Kapitel.

Kunstbericht. Die Musikerscheinungen des verflossenen Jahres. Von Hermann Hirschbach. — Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England. Mitgetheilt von Eduard von Bülow. (Fortsetzung.)

Aus dem Leben.

Von Dr. Woldemar Seyffarth.

1.

Das Theater war glänzend erleuchtet. Seit Jahren hatte in der Handelsstadt keine öffentliche Redoute gegeben werden dürfen, und selbst heute war es nicht eigentlich eine solche, zu welcher die Lampen und Lichter in vermehrter Zahl angezündet wurden. Man sollte, um Eintritt zu erhalten, dem Unternehmer als ein zur Classe der Honoratioren gehörendes Wesen bekannt sein, und empfing außerdem ein auf Inhaber gezeichnetes Billet. Sollte dann auch die Controle nicht so weit gehen, jede Maske bei ihrem Erscheinen einer Vergleichung mit dem Namen zu unterwerfen, und bot dies allerdings Gelegenheit zu Täuschungen, so drohte doch die Polizei mit sofortigem Demaskiren und eine entfesselte Zungenthätigkeit mit der gefährlichsten aller Folgen.

Schon waren die der Schaulust geöffneten Logen gefüllt und wurden die in den Saal Tretenden mit scharfen Augen gemustert. Schon drängten Türken und Kosaken, Hofmänner und Zigeuner, Hanswurste und Soldaten, Königinnen und Fischerinnen, Minerven und Blumenmädchen, Töchter des Südens und Töchter des Nordens. Aber vergebens strömte das Orchester Polonaisen und Walzer aus. Noch wollte der Tanz sich nicht gestalten; noch schaute man und wollte geschaut sein, suchte und fand, schrieb Buchstaben in die Hände und bedienerte und bekurte sich, wie man an jedem andern Orte gethan haben würde.

Anscheinend einsam in der bunten Bewegung stand unweit des Einganges, die Schulter gegen eine der für diesen Abend gesperrten Parterrelogen, eine mittelgroße Männergestalt in schwarzem Domino, schwarzem Federhute und halber schwarzer Maske. Letzterer schien der übliche Spitzenbesatz und wenn der Mann wußte, wie charakteristisch sein sein Mund geschnitten war und wie hell aus der schwarzen Larve die dunkeln Augen hervorleuchteten, so konnte ihm kaum daran liegen, nicht erkannt zu werden. Gleichwohl schien es damit keine Gefahr zu haben. Beten auch einige Gärtnerinnen ihm Blumensträuße und sprach er ungewöhnlich lange, zu sichtbarer Unzufriedenheit ihres Begleiters, mit einer sicilianischen Fischerin, so war es doch deutlich, daß trotz tiefer Blicke in seine Augen er unerkannt blieb.

Plötzlich entstand Tumult. Ein Berg war eingetreten mit der Umschrift: „Hier stehen die Ochsen am Berge." Unter den so Genannten achtete ein reichgekleideter Türke sich gemeint, und ohne den Schutz der Polizei wäre von ihm und Anderen der wehrlose Berg die fünf oder sechs Stufen hinabgestürzt worden, welche aus dem mit der Bühne in gleiche Fläche gelegten Saale nach der Parterrethür führten. Aber auch so suchte der Berg sein Heil in der Flucht. Schallendes Gelächter folgte und die Mundwinkel des schwarzen Domino verzogen sich zu einem Anflug humoristischer Bewunderung über solche Aeußerung des Redoutengeistes. Ein knarrender Pritschenschlag auf den verschobenen Bauch des Türken gab der Lachlust einen anderen Gegenstand, und während der Türke zürnte und der Pritschenschwinger, halb Harlekin, halb Hanswurst, seinen Spitzhut einer Jungfrau von Orleans auf den löwengeschmückten Helm setzte, vom Orchester ein Strauß'scher Walzer niederbrauste und wie von Oberons Horn berückt zwanzig oder dreißig Paare sich im Wirbel drehten, veränderte der schwarze Domino seine Stellung und wendete das Auge von den Tanzenden dem Eingange zu. War er hierzu eines Grundes sich bewußt, so konnte die Musterung der Ankommenden eben so gut einer bestimmten Erwartung, als einer unbestimmten Neugier und letztern Falles dem psychologischen Genusse gelten, welcher von der Betrachtung eintretender Masken, wie sie bald schüchtern zurückweichen, bald hastig in's Getümmel stürzen, bald ganz mit sich selbst beschäftigt Alles um sich her vergessen, unzertrennlich ist.

Noch geigte und flötete der Walzer, als zwei Frauen an den Armen eines Herrn in den Saal heraufstiegen. Alle drei waren schwarz gekleidet, die Damen in Seide, der Herr im Domino. Eine lange weiße Feder und ein Diamantenbouquet zierten das dunkle Haar der Einen. Sie war die größere. Durch das lichtbraune Haar der Andern lief eine Perlenschnur und drei Federn schwankten über der weißen Stirn. Maskirt waren die drei eigentlich nicht. Die Damen trugen Spitzenaugen und der Herr ein Rasenfutteral unter seinem mit weißen Federn garnirten Claque. Da ohne wenigstens halbe Maske Niemand eingelassen werden sollte, so war anzunehmen, daß die drei eines eigenthümlichen Vorrechtes genossen, und ein solches konnte in der Handelsstadt nur auf Reichthum oder hoher Stellung im Senate beruhen. Es bedurfte indessen keines Lavater, um in dem trockenen Gesichte und der mageren Gestalt des langen Herrn bei einem Ausdrucke von Humor und Verschmitztheit ein wandelndes Rechenbuch, und trotz durchscheinender Gutmüthigkeit an der zurückgeworfenen Nase den reichen Kaufmann zu erkennen. Die Beziehung der beiden Damen zu ihm war schwerer zu errathen. Nach der Art, wie er Beide führte, die Arme schlaff niederhängend, konnte jede seine Gattin sein, und daß Keine in ihm das Ideal ihrer Wünsche liebte, bezeugte ihr Verhalten gegen ihn.

Die größere Dame war auch die Aeltere. Vielleicht zählte sie dreißig Jahre. Sie hätte schön heißen können mit ihrer vollen Büste und der feinen Taille, den Korallenlippen und den sanft gerötheten Wangen ohne den breiten Fuß und die Gluth der Augen. Dabei fehlte ihrem Gange Anstand und das Zeugniß der Sitte. Die Zweite, obwohl jünger, hatte entweder nie geblüht, oder trübe Erfahrung den Schmelz der Jugend abgestreift. Ihr Fuß war mehr schmal als klein, ihr Gang fest, ihre Haltung edel, und wie knapp auch auf Befehl der Mode das Gewand anschloß, es deutete doch nur an, was die Kleidung der andern zeigte. Die Blässe ihrer Wangen hob das Roth der Lippen und in der Tiefe ihrer dunkelbraunen Augen schwamm ein unnennbarer Reiz.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Kunstbericht.

Die Musikerscheinungen des verflossenen Jahres.

Die neuere Musik ist zum großen Theil ein Product des Egoismus. Jene Selbstentäußerung, welche erst den Künstler macht, findet man nicht oft darin. Darum wimmelt keine Literatur von so vielen Nichtswürdigkeiten wie die musikalische, und es ist kein Wunder, wenn ein kräftiger Geist sich durch unsere moderne Leierei abgestoßen, und zu ernstern, der Menschheit wichtigern Dingen hingezogen fühlt. Man nehme einen musikalischen Monatsbericht zur Hand, und man wird zwei Drittheile desselben voll von Beurtheilungen süßer italienischer und französischer Opernmelodieen erblicken; das übrige Drittheil besteht größtentheils aus talentlosen Sachen, mögen sie eine Form haben, welche sie wollen. — In Beethoven's Schöpfungen erreichte die Kunst ihren höchsten Grad der Spannkraft. Männer wie Spohr und Mendelssohn, von denen der Erste, im elegischen Hindrüten versunken und den Standpunkt Mozart's noch immer beharrlich festhaltend, von den Bewegungen der Zeit eben so wenig berührt wurde wie der Zweite, der unter den heftigsten geistigen Kämpfen der Völker ruhig Oratorien und Psalmen componiren konnte, solche Männer mögen Meister der Tonkunst sein, aber eine Fortbildung derselben im Sinne der Geschichte können sie nicht bewirken; und dennoch sind sie dem Rufe nach nun einmal entschieden die Vertreter der gegenwärtigen Musikperiode. Neben ihnen macht sich als selbstständig nur noch das romantische Element bemerkbar, welches in den Arbeiten Robert Schumann's lebt; auch er ist kein revolutionärer Geist, kein Eroberer in der Tonkunst, er schätzt die alten Formen; aber romantisches eigenthümliches Wesen und männliche Kraft gewinnen ihm unser Interesse und zeigen ihn als selbstständigen Geist in der Zeit der Verweichlichung und kalten Berechnung. In den obern Regionen unserer Kunstrepublik herrscht eine eisige Luft; unsere musikalischen Notabilitäten sind keine Männer, die, wie Haydn, Mozart, Beethoven, Franz Schubert, dem Volke nahe stehen; unsere heutigen Meister sind eben so ihrer Zeit wie ihrem Volke entfremdet.

Der musikalische Staatsanzeiger des verflossenen Jahres zeigt mehr als 2000 Nummern. Zieht man davon die neuen Ausgaben alter Werke und allenfalls einige gute Liedercompositionen ab, so bleiben kaum 15 Sachen, die wirklich eine Besprechung verdienen. Darunter ist allerdings Bedeutendes. Die umfangreichsten Werke haben R. Wagner, Marx, Schumann, Mendelssohn und Reyer geliefert. Von Wagner erschienen seine beiden Opern „Rienzi" und der „Fliegende Holländer", von denen wir wünschen, daß eine Ausführung in Leipzig uns bald vollständig damit bekannt mache. Eher mag ich darüber nicht reden. Marx veröffentlichte — außer seiner „Nahid und Omar" — sein Oratorium „Mose". Die Meinungen über dies Werk sind so verschieden wie über irgend eins. Während die Schüler und Freunde des geistvollen Theoretikers es hoch stellen, wollen Andere darin zwar ein Streben nach wirkungsvoller Charakteristik erkennen, sprechen aber dem Componisten eigentliche musikalische Schaffungskraft ab, und erblicken darin nur ein gartstiges Abmühen, einen Versuch zu componiren. Ich selbst habe nicht Gelegenheit gehabt, das Werk vollständig zu hören, halte also meine Meinung darüber einstweilen zurück. Von Schumann erschien die „Peri", jenes eben so eigenthümliche wie erquickliche Werk, das den Ruf des Componisten beim größern Publicum feststellte. Mendelssohn gab die Musik zu Shakespeare's Sommernachtstraum

Sobald der schwarze Domino die Drei eintreten sah, richtete er sich auf. Sein Mund zuckte und er schien sich zu fragen: ist sie das? — Sie gingen an ihm vorüber; die weiße Feder streifte seinen Hut; er bemerkte es nicht; sein Blick forschte in den Zügen der Jüngern und wie in bejahender Antwort auf seine Gedankenfrage, verlieh er seinen Standpunkt und folgte. Bald nachher schwieg die Musik. Die Tanzpaare zogen in allen Richtungen; die ihnen zugesehen, wogten rechts und links, der lange Herr mit seinen Damen gerieth in den Strudel, und vielleicht unangenehm gepreßt sagte er ziemlich laut: „Mit Zweien ist hier kein Durchkommen."

„Da gebe der Herr eine ab," rieth ein Capuziner, Brust an Brust ihm gegenüber. Der Lange schien ungewiß, ob er den Sprecher beachten solle. Der aber fuhr fort: „Zwei sind zu viel und desto mehr, je hübscher. Mein Abt hat mich ausgesendet, ein Nonnenkloster zu reformiren; ich bin nicht überzeugt und nehme die Jüngere." Dabei verbeugte er sich gegen diese und bot ihr den Arm. Der Lange ergriff ihr den seinigen und wendete nach einer andern Seite. Die Dame nahm den Arm und sagte: „Ich darf voraussetzen, daß Sie mich kennen!"

„Wenn auch Dich nicht, mein Schätzchen," entwortete der Capuziner, „doch Deinen Herrn Schwager. Das aber ist die Schönheit einer Redoute, daß wir Alle gleich sind; deshalb ein Hopsenchen, mein Täubchen."

„Es wird meinem Schwager lieb sein, wenn Sie mich zu ihm zurückbringen," versetzte die Dame.

„Denkt nicht dran; er ist froh, daß er Dich los ist," lachte der Capuziner und drängte nach dem Theile des Saales, wo zum Walzer angetreten wurde.

„Ich tanze nie," versicherte die Dame.

„Narrenpossen!" rief der Capuziner; „eine solche Taille und nicht tanzen!"

Die Wangen mit Purpur übergossen, warf die Dame einen raschen Blick um sich. Er traf den schwarzen Domino. „Es scheint, Sie verkennen Ihre Dame," begann dieser und trat dem Capuziner entgegen. Der maß ihn und sagte: „Und wenn ich sie verkenne, was kümmert das Sie, Herr Ritter von der traurigen Gestalt?"

„Sehr viel; es ist Ritterpflicht, Damen zu beschützen."

„Recht schön, aber erst nach dem Tanze; ist der aus, ist der Spaß aus; bis dahin behalte ich mein Täubchen."

Beim ersten Worte des Domino hatte die Dame zu ihm aufgeblickt, und wie er vor ihr stand, den Mantel um den linken Arm geschlagen, der rechte frei niederhängend, sah er wirklich aus, als könne er Schutz gewähren. Doch der Capuziner schien in seinem Vorhaben entschlossen und hielt den Arm der Dame so fest, daß es ihr nicht gelang, ihn zu befreien. Desto schneller sagte sie: „Ich muß bitten, eine andere Tänzerin zu suchen."

„Gebe mein Recht nicht auf — ist Maskenfreiheit," versetzte der Capuziner.

„Unterscheiden Sie zwischen Freiheit und Frechheit," warf der Domino ein.

„Name? Wohnung?" fragte der Andere.

„Mein Name gehört nicht hierher," antwortete der Domino; „ich wohne im deutschen Hause, Nummer drei."

Die Dame zuckte und erblaßte.

„Wir werden uns morgen sprechen," dehnte der Capuziner und wollte an dem Domino vorüber, als mit dem Zurufe: „Dummer Kerl, krakele nicht!" ein Schlag seine Schulter traf. Dem neuen Gegner sich stellend, gab er seine Dame frei, und bald darauf ging diese am Arme des Domino nach dem Hintergrunde des Saals, wo der Speculationsgeist des Büfettpächters grüne Lauben geschossen und mit Papierlampen behangen hatte. In eine der kleinsten traten Beide ein. Sie setzten sich und der Domino sagte: „Also hat die Zeit mich nicht völlig aus Ihrem Gedächtnisse gelöscht?"

„Und glaubten Sie das Gegentheil?" erwiederte die Dame; „doch ehe wir von der ältern Vergangenheit sprechen, bestätigen Sie mich wegen der jüngsten. Sie kennen den Capuziner?"

„Ich nicht; und daß er nicht zum Kreise Ihrer Freunde gehört, darf ich vermuthen. Aber Sie wissen, wer er ist?"

„Mit keiner Ahnung. Warum nannten Sie ihm Ihre Wohnung?"

„Weil er fragte."

„Und wollen Sie mir ein Versprechen geben?"

„Eins und viele, doch nicht jedes."

„Mir aufrichtig sagen, was Sie ihm wollten, wenn er Sie forderte?"

„Mich stellen."

„Und wenn ich Sie bitte, die Sache in Güte zu vergleichen — wollen Sie nach langer Trennung mir das abschlagen?"

„Und wenn er den Vergleich zurückweist?"

„Die Forderung nicht annehmen, ehe Sie mich benachrichtigt."

„Und die Nachricht darf ich selbst bringen?"

Die Dame bejahte. „Und seit wie lange sind Sie in unsern Mauern?"

„Seit zwölf Stunden."

„Und schon auf der Maskerade! Wohl Ihnen, daß das Leben Ihnen so leicht ist."

„Bevor der Kellner mir eine Stube angewiesen, ging ihm der Mund von der Maskerade über. Dann kam der Wirth zu fragen, ob ich ein Billet wünsche. Für Domino und Maske wollte er sorgen. Dann versicherte er, daß, wenn ich Bekannte in der Stadt habe, ich sie auf der Maskerade finden werde. Das bewog mich und es hat mich nicht getäuscht. Vor zwei Jahren erfuhr ich in London, daß Sie Ihren Familiennamen gewechselt. Einst durfte ich Sie Ida nennen, Sie nannten mich Eduard."

Ein Schatten flog über Ida's Augen und ihre Stirn sank in ihre Hand. Schnell richtete sie sich auf. „Seitdem haben Sie nichts erfahren?"

„Nein; von England ging ich nach Aegypten, bin über Constantinopel zurückgekehrt. Briefe, die für mich in Alexandrien gelegen, sollten mir nach Kairo gefolgt und verloren sein. Ich bin in meinen Nachrichten um ein volles Jahr zurück."

„Wissen also nicht, daß seit acht Monaten meine Mutter im Grabe ruht?"

„Friede ihrer Asche!"

„Ihr Tod war leicht und ich glaube, sie ist gern gestorben," sagte Ida.

„Gern! Eine Mutter, die Enkel aufwachsen sieht und ihre Lieblingstochter zum Alter" —

„So finde ich Dich endlich, Ida, und in angenehmer Unterhaltung wie ich sehe," unterbrach eine lebhafte Stimme.

Die Maske in der Hand sprang Eduard auf.

„Meine Schwester, die Sie schneller wieder erkennen werden als mich," bemerkte Ida heiter; „und auch ihr brauche ich Sie nicht vorzustellen."

Die Schwester fixirte Eduard. „Doctor Graf!" rief sie, ihm zunickend; „wie geht es! Wo kommen Sie her? Und haben mich noch nicht besucht? Baron Ehrenrüssel," setzte sie flüchtig hinzu und deutete auf einen jungen Mann, an dessen Arme sie in die Laube getreten.

Doctor Graf neigte den Kopf; der Baron that desgleichen, drückte sein Augenglas an die Brust und lächelte. Die Schwester setzte sich neben Eduard, der Baron neben Ida und als er den Wunsch, ihr etwas zu sagen, nicht länger beschwichtigen konnte, flüsterte er: „Graf, meine Gnädigste, Graf?"

„Graf von Geburt," sagte Ida und zur Schwester: „Erlaß dem Doctor die Beschreibung der Bajaderen; wir dürfen ein anderes Mal darum bitten; kanntest Du den Capuziner, dem Großmann mich überlieferte?"

„Nein," antwortete die Schwester, „und wer war er?"

„Das wollte ich von Dir wissen; glaubst Du, daß Dein Mann ihn kannte?"

„Ganz gewiß; er würde Dich nicht ihm überlassen haben."

„Cela dépend," lächelte der Baron.

„Das sein Name?" betonte Ida.

„Name, meine Gnädigste? Nein ich denke nicht, meinte nur" —

„Sie thun mir die Freundschaft, Baron, den Namen auszukundschaften."

„Auskundschaften, meine Gnädigste!"

„Stoßen Sie sich nicht an das Wort; il ne faut pas s'arrêter à l'écorce des mots."

„Aber weßhalb verlangst Du den Namen?" fragte die Schwester.

Ida erzählte, was vorgefallen, und fuhr dann gegen den Baron fort: „Sie setzen, Baron, ich muß wissen, wer der Capuziner ist; Ihnen wird es leicht werden, das auszufinden, und ich habe keinen andern Gesandten."

„Es sind wenigstens dreißig Capuziner im Saale," erinnerte der Baron.

„So suchen Sie meinen Schwager und fragen Sie."

„Der Herr Commerzienrath ging, das Souper zu besprechen; er wollte in wenigen Secunden" —

Da brachte ein Marqueur auf steingutenem Teller zwei Tassen Bouillon und zwei Pasteichen. „Der Herr Commerzienrath lassen gütigst fragen," berichtete er, „ob der Herr Baron Ehrenrüssel eine Portion wilden Schweinskopf haben möchten. Er ist ganz frisch und delicat."

„Was hat mein Mann außerdem befohlen?" fragte die Commerzienräthin.

„Nichts," antwortete der Marqueur.

„Dummer Mensch," zürnte der Baron; „die Frau Commerzienräthin verlangen zu wissen, welch' andere Speisen der Herr Commerzienrath hierher zu bringen befohlen haben."

„Ah so," dehnte der Beschiedene, „zwei Portionen Butterbrod, eine Portion Kalbsbraten und eine Portion rohen Schinken. Pfeffergurken, sagten der Herr Commerzienrath" —

Der Baron zuckte die Achseln und die Commerzienräthin sagte: „Will mein Mann nicht selbst kommen?"

„Der Herr Commerzienrath verspeisten eben die letzte Portion Fasan mit Sauerkraut und Austern," meldete der Marqueur.

„Fasan mit Sauerkraut und Austern!" rief der Baron; „und die letzte Portion? Immer schlechte Einrichtung."

„Lieber Baron," bat die Commerzienräthin; „der Mensch ist so grenzenlos dumm; gehen Sie doch zu meinem Manne und sagen Sie ihm — oder noch besser, bestellen Sie ein Souper nach Ihrem Geschmack."

Mit zärtlichster Verbeugung gelobte der Baron Gehorsam und der Marqueur folgte ihm.

2.

Mitternacht war vorüber gewesen, als Eduard sich zur Ruhe begeben hatte. Mannigfach aufgeregt, konnte er lange nicht schlafen. Dann versank er in halbwache Träume, die bunten Gestalten der Maskerade umgaukelten ihn; mitten durch Klang's wie Walzer und Grenadier; jetzt lauschte der Baron auf, phantastisch ausstaffirt mit dem Nasenfutteral des Commerzienrathes, dem löwengekrönten Helme der Jungfrau, dem verschobenen Bauche des Türken und der Pritsche des Harlekin; der Commerzienrath wandelte als Stange umher, sein Claque mit Schreibfedern garnirt, sein Rock die Uniform eines Briefträgers und auf dem an dem Kragen befestigten Haarbeutel von gestreifter Sackleinwand mit großen Zahlen die Etikette: 500,000 Thaler. Dabei hatte seine Larve zwei Gesichter, das eine ernst und ehrbar, wenn er längs den Logen hier eine Dame grüßte, dort einem Herrn den letzten Courszettel reichte, das andere lüstern-frivol, wenn er, hoch emporschmetternd, unter den Inhaberinnen der Gallerie bald eine pralle Wange kniff, bald der Besitzerin eines niedlichen Hündchens ein bedeutungsvolles Wort zuraunte, immer bemüht, vor- oder nachher den Haarbeutel zu zeigen. Auch die Commerzienräthin fand in Eduard's Traumwelt einen Platz. Ihre Person verschmolz mit der sicilianischen Fischerin. Gleich dieser bot sie Herzen und Fische aus goldgewirktem Netze feil; statt aber Bezahlung zu fordern, dankte sie den Käufern. Selbst Ida tauschte die Gestalt. In düsterweißem Nonnenkleide, dicht verschleiert, die Hände über der Brust gefaltet, schwebte sie durch die Menge. Die Gnädigen beugten das Knie. Da entsank ihr das Nonnengewand, der Schleier flatterte, dünner Musselin hüllte die zarten Glieder, ein Blumenstrauß blühte an ihrem Busen, zum Tanze schlug sie die Cymbeln, staunend lauschte die Menge, und mit silberner Stimme sang sie die Worte der Verkündigung:

„Mahaböh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unsers Glückes werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual."

Nach und nach machte Eduard's Müdigkeit ihre Rechte geltend. Zu immer luftigeren Nebelbildern verschwammen die

---

und zur Göthe'schen Ballade „Die Walpurgisnacht", beide trefflich und, Reyer brachte seine Oper „Mara", die mehr italienisches als deutsches Blut in sich hat. Ehrenwerthe Werke wie die Messe von Hauptmann, nehmen trotz ihres Umfanges keine einflußreiche Stelle in der Kunstgeschichte ein. Von ausländischen Componisten erschienen: die interessante Tanzmusik enthaltende Auber'sche Oper „die Sirene" und die Oper „Mina von Thomas", eine nichtnutzige Arbeit. Taubert verfolgte in seiner Medea die Richtung, welche Mendelssohn's im Dienste eines Fürsten geschaffene Antigone-Musik mit so vielem Geschick angebahnt hatte; freilich viel weniger glücklich. Aber die Todten stehen nicht wieder auf. Von größern, noch nicht gedruckten Werken hörten wir den Schöffen von Paris, Oper von Heinrich Dorn, ein treffliches Werk, das aber freilich die durch leichte italienische Speise verwöhnte Menge nur schwer und langsam zu genießen vermag. — Im Fache der reinen Instrumentalmusik erschien sehr wenig wirklich bemerkenswerthes Neues. Die umfangreichsten Sachen waren: Gade's zweite Sinfonie, ein schwacher Nachhall seiner ersten, eine sehr gut gemachte, wenn auch nicht poetische und fest charakteristische Sinfonie des treuen Mendelssohnianers Rietz, und eine populäre, künstlerisch ganz unbedeutende Sinfonie von Kalliwoda. Spohr lieferte ein gutes Klaviertrio, Reißiger und Kalliwoda schrieben in ihrem bekannten, für Dilettanten passenden Style Quartette und Trios, und einige jüngere Componisten reihten sich diesen mit ähnlichen Werken an. Von diesen nenne ich: Franz Lachner mit drei sehr geschickt gearbeiteten und rein musikalisch betrachtet sehr werthvollen Streichquartetten, Leonhard mit einer anerkennenswerthen Sonate für Klavier und Violine, Gustav Krug mit einigen hausbackenen Streichquartetten, den jungen Componisten Rottebohm mit einem geschickten Klaviertrio, L. Wolf, L. Schuberth u. s. w. Die bei weitem meisten Sachen waren Virtuosenstücke und Lieder.

Das sind die Früchte eines Musiktreibens von einem ganzen Jahre, das sind die Resultate von einigen tausend herausgenommenen Werken, von tausend Concerten und Opernaufführungen! — Betrachten wir diese freilich näher, so werden wir in ihnen nicht einen Freund, sondern im Gegentheile einen Feind des Talents entdecken, da diese Institute den Erzeugnissen neuer Talente fast unzugänglich sind und ihre einseitige, auf Trägheit beruhende Richtung nach dem Alten bei dem großen Haufen der Musikfreunde, die keines eigenen Urtheils fähig sind, den Glauben erweckt, es wäre überhaupt nichts Neues mehr möglich. Daher ist es denn kein Wunder, wenn z. B. in Cöln, nach der Aufführung der ersten Sinfonie von Gade, ein musikalisch ungebildeter Recensent der dortigen Zeitung ein Zetergeschrei gegen alles Neue erhebt, und darin Veranlassung für die Concertdirection erblickt, fortan nur alte Sachen aufzuführen. Der Leser folge mir jetzt auf einer kurzen Wanderung durch die Hauptorte Deutschlands.

Wien hat gewöhnlich nur ein Paar Concerte, in denen Musik classischer Gattung zu Gehör kommt, desto mehr Ueberfluß an Virtuosengezirp — und Geklimper. Da ist kein Boden für ein ächtes, tiefes Compositionstalent, allen guten Geschmack hat die seichte Fluth italienischer Musik längst fortgeschwemmt. Eine Stadt, die zur Zeit Beethoven's einen Franz Schubert unbeachtet lassen konnte, hat schon an und für sich eine zweideutige Physiognomie, und alles, was Wien seit Jahren in die Welt geschickt hat, beweist zur Genüge, daß wir von dort, außer Sängern und Virtuosen, auf lange nichts Gutes zu erwarten haben. Nicht, daß es dort nicht auch Männer wackrer musikalischer Gesinnung gebe, aber was vermögen diese Einzelnen gegen die unerquickliche Ueberzahl Solcher, welche aus Eigennutz oder Unwissenheit das Ueble wollen? — In einer Stadt mit solchen gesellschaftlichen Institutionen wie Wien, ist es schon sehr schlimm, wenn der Hof,

bunten Gestalten; die Musik zerfloß in unklaren Tonmassen, und zum zweiten Male hatte es an seine Zimmerthür geklopft, als er unwillig: wer da? rief. — „Der Hausknecht, wenn's gefällig ist," war die Antwort, „wollte die Stiefeln holen." — „Welch' Zeit ist es?" fragte Doctor Graf. — „Geht stark auf Eilf," näselte der Hausknecht. — Da ist's freilich Zeit aufzustehen, dachte Jener und befahl heißes Wasser zum Rasiren. „Sehr wohl," versetzte der Hausknecht und ging. Da es jedoch nicht seines, sondern des Studenmädchens Amt war, Rasirwasser zu bringen, so wollte Doctor Graf nach langem Warten eben die Klingel ziehen, als ein hastiger Schritt nahete und nach flüchtigem Anklopfen zugleich mit seinem Herrn der Studentekäner eintrat. „Ich habe die Ehre, guten Morgen zu wünschen," sagte er, einen Brief überreichend.

„Von wem?"

„Mir nicht wissend."

Doctor Graf las die Adresse: Seiner Wohlgeboren, wenn nicht Hochwohl-, oder Hoch- und Wohl-, oder blos Hochgeboren, dem Herrn N. N. auf Nummer drei im deutschen Hause. — „Man wartet auf Antwort?"

„Nein," sagte der Kellner, „der Ueberbringer hat sich sogleich entfernt. Befehlen der Herr Doctor Frühstück?"

„Wann wird zu Mittag gespeist?"

„Um ein Uhr; auch später."

„So lassen wir das Frühstück," beschied Doctor Graf, und mit einem „zu Befehl," ging der Kellner ab.

Eduard warf sich in den Sopha, erbrach das Couvert und las:

„Geborener Herr!

Da ich zwar weiß, wer ich bin, nicht aber, wer Sie sind, und ein Brief in herkömmlicher Form eine Ueberschrift haben muß, so wähle ich obenstehende als jedenfalls in der Wahrheit beruhend.

Ich bin derjenige, welchem Sie auf der von gestern Abend bis heute Morgen gedauerten Redoute Nummer drei im deutschen Hause als Ihre Wohnung angegeben und von welchem Sie unbezweifeltes Recht haben, eine Aufforderung auf beliebige Waffen, an beliebigem Orte und zu beliebiger Stunde zu erwarten. Eine solche Aufforderung empfangen Sie hiermit, denn ich bin nicht derjenige, welcher Freund oder Feind in einer rechtmäßigen Erwartung täuschen mag. Bestimmen Sie daher, welche Stunde Ihnen am besten convenirt, nur keine der 24 Tag- und Nachtstunden. Bestimmen Sie den für unser Vorhaben geeignetesten Ort, nur keinen innerhalb der fünf Weltheile. Bestimmen Sie, welche Waffen Sie wollen, nur keine, die im Stande sind, Tod, Wunden oder Schmerz zu verursachen. Haben Sie über diese drei Punkte sich mit sich selbst geeinigt, so bitte ich um gefällige Notiz durch hiesiges Tageblatt. Irrung zu vermeiden, genehmigen Sie die Abfassung dahin: Der unterzeichnete Narr ersucht einen gewissen Jemand, sich mit ihm zu duelliren — folgt Vor- und Zuname nebst Wohnung —. Seien Sie versichert, mein Secundant wird angesäumt erscheinen, das Nähere mit Ihnen zu besprechen.

Nun erlauben Sie mir noch den Beisatz einiger Worte. Wie hoch, tief oder gar nicht ich in der Hofrangordnung stehe, und welches Urtheil Mit- und Nachwelt über mich fälle — das ist mein Ehrenstandpunkt und das soll kein Urtheil mir aberkennen, daß ich begangenes Unrecht niemals läugne. Ich brauche für den gegenwärtigen Fall nicht beizufügen, daß ich Unrecht hatte in dem, was ich Maskenfreiheit nannte. Das mußte ich Ihnen sagen; ob ich ihr etwas zu sagen habe, unterliegt nicht Ihrer Entscheidung.

Es kann Ihnen gleich gelten, wie ich über Ihr gestriges Betragen gegen mich denke. Deshalb verhehle ich Ihnen um so weniger, daß es meinen Beifall hat. Ich habe Sie beobachtet, und weil ich mit hiesiger Stadt besser bekannt sein dürfte als Sie, so will ich Ihnen für den Fall längeren Bleibens dreierlei sagen: stille Wasser sind tief — male ††† an die Wand und Du wirst beim Schopf genommen — traxi, scham, mem. Vom Baron Ehrenrüssel kann nicht die Rede sein.

Sollten wir uns wiedersehen, erscheine ich Ihnen nicht als

v. h. den — Februar 18—. Carnuzzer."

Die erste Seite hatte Eduard belustigt, und wie er sie bei der Notiz für das Tageblatt umschlug, nannte er den Schreiber einen komischen Kauz. Aber die drei Sprüchwörter machten ihn ernst. Er kannte sie nur auf Ida, deren Schwester und den Commerzienrath beziehen.

Nach dreijähriger Abwesenheit war Doctor Eduard Graf gestern in seine Vaterstadt zurückgekehrt, hier eine bürgerliche Stellung zu gewinnen, entweder auf dem Wege juristischer Praxis oder durch Eintritt in das Rathscollegium. Zu Beidem hatte er vor seiner Abreise sich befähigt. Ob er seinen Zweck schnell oder langsam erreichte, dünkte ihn wenigstens in finanzieller Hinsicht von untergeordnetem Belang. Er hatte seine Universitätsstudien fast beendet gehabt, als sein Vater der nach des Sohnes Geburt entschlafenen Mutter gefolgt war, und konnte auch der Nachlaß kein besonders reicher heißen, so sicherte er doch dem einzigen Erben ein anständiges Auskommen. Nachdem daher Eduard sich hiervon überzeugt zu haben glaubte und der Commerzienrath Großmann, ein vertrauter Freund seines Vaters und, was auch sonst die Welt von ihm halten mochte, ein expedirter Rechner, ihn darin bestätigt hatte, beschleunigte er seinen Abgang von der Universität, bestand seine Doctor-Disputation, erhielt auf die zur Erlangung der Advocatur gefertigten Schriften die erste Censur, hatte sich inzwischen bei einem geachteten Sachwalter mit den Geschäftsformen bekannt gemacht und meinte für die Erfüllung seines Wunsches, England, Frankreich und den Orient zu sehen, keine günstigere Zeit finden zu können als während er von den Beengungen seines Berufs noch frei war. Commerzienrath Großmann billigte nicht blos seine Entschließung, sondern erklärte sich auch bereit, ihn mit den nöthigen Geldmitteln zu versehen und an seine Geschäftsfreunde auf eine Art zu empfehlen, die weitere Empfehlungen zur Folge haben und das Nützliche wie das Angenehme seiner Reise gleichmäßig fördern würde. Eduard nahm das Erbieten um so dankbarer an, je klarer der Commerzienrath ihm den Zeitverlust und die Geldopfer vorrechnete, welche von Realisirung eines baren Fonds unzertrennlich seien, je fester in der commerziellen Welt der Credit des Großmann'schen Hauses begründet war, je mehr Sicherheit daher und je wohlmeinendere Aufnahme Briefe dieser Firma ihm verbürgten, und je weniger er bezweifelte, daß der Commerzienrath nach manchem Beweise theilnehmender Freundschaft ihm, wenn auch nicht billigere Bedingungen als Anderen, doch gewiß keine lästigeren stellen werde.

Das Entgegenkommen mit Offenheit zu erwiedern, legte Eduard dem Commerzienrathe eine Uebersicht seines Vermögens vor, sagte ihm, welche Summe er zu seiner Reise erforderlich glaube und daß diese allerdings seine Jahreseinkünfte überfliege, und bat, die Richtigkeit seines Anführens aus den mitgebrachten Originaldocumenten zu ersehen.

„Brauche das nicht," versetzte der Bankier, das Packet zurückschiebend; „ich bin nicht der Vertraute Ihres Vaters gewesen, um den Worten des Sohnes zu mißtrauen. Auch haben Sie mir schon früher, ehe noch die Rede von Ihrer Reise war, Mehres über Ihre Vermögensverhältnisse mitgetheilt, und unter uns, mein junger Freund, wie lieb ich Sie auch habe, würde ich Ihnen weder Credit, noch Empfehlungen angeboten haben, hätte ich nicht gewußt, daß sie ersteren decken können und letzteren Ehre machen werden."

„Das sollte mindestens mein Bestreben sein," erwiederte Eduard. „Was aber den Credit anlangt, lassen Sie uns da wie Fremde zu einander stehen. Es ist ein Handelsgeschäft und bleibt eins. Behalten Sie also die Papiere und sagen Sie mir nach genommener Einsicht, daß Sie Ihren Sicherheit gewähren, so ist das Alles, was ich in dieser Beziehung wünsche."

„Und wenn ich keine Sicherheit finde?"

„So würde es mir doppelt lieb sein, Ihr Vertrauen nicht mißbraucht zu haben."

Mit der scherzenden Bemerkung, daß, wer Geschäfte machen wolle, sich fügen müsse, verschloß der Commerzienrath die Papiere und stellte Eduard anheim, morgen oder übermorgen wegen des Weiteren vorzusprechen. Als dieser zur bestimmten Stunde eintrat, begrüßte ihn der Bankier auf das Freundlichste und behändigte ihm die Documente mit den Worten:

„Hier Ihr Eigenthum; sehen Sie nach, ob Alles richtig."

„Ich nehme es dafür an," sagte Eduard, dem es schien, daß das Packet unerröffnet geblieben.

„Dawider läßt sich Nichts einwenden," lächelte der Commerzienrath; „Sie erkennen non producta pro productis; was fehlt, ist Ihr Verlust, doch denke ich, soll Nichts fehlen. Die Hauptsache anlangend sind Ihre Papiere gut und ich bin mit der Sicherheit zufrieden. Aber die Summe, die Sie für Ihren Reisebedarf ausgeworfen haben, wird nicht genügen. Es kommen da kaum fünf Thaler auf den Tag. Bei Mäßigkeit und einen Tag in den anderen gerechnet und wenn Sie wechselnd an einem Orte bleiben, mag das für Deutschland reichen. Nicht für Paris, noch weniger für England und für Aegypten. Also meine ich, Sie werden sich im Durchschnitt zwei Louisd'or pro Tag erlauben müssen."

Eduard erschrak. Obgleich nie gereist, hatte er doch einige kleine Touren gemacht, seine da gesammelten Erfahrungen mit dem zusammengestellt, was er von Reisenden gehört und in Büchern gelesen, und an Mäßigkeit gewöhnt, sowie im Voraus entschlossen, jeden unnöthigen Aufwand zu vermeiden, fünf Thaler des Tages ein hinreichendes Zehrgeld geglaubt. Jetzt sprach der Commerzienrath von mehr als dem Doppelten, während schon das Einfache Eduard's Jahreserennen um fast 600 Thaler überstieg, und der Commerzienrath kurzte für eine Autorität gelten. Daher sein Erschrecken.

„Dann werde ich auf die Reise verzichten müssen," sagte er und sein Ton verrieth, wie leid es ihm thue.

„Wegen der drei oder viertausend Thaler?" warf der Commerzienrath ein.

„Mein Vermögen zählt nicht nach Hunderttausenden," erwiederte Eduard; „Verluste sind denkbar und nach meiner Rückkehr bin ich auf eigene Subsidien angewiesen."

„Die bei Ihrem Kopfe, bei Ihren Fähigkeiten, bei den Freunden, die Sie hier haben, und lassen Sie mich hinzusetzen, bei dem Einflusse dieser Freunde, auch, wenn ich von mir auf Andere, d. h. von Kleinem auf Großes schließen darf, bei der Willigkeit dieser Freunde, Ihnen zu dienen, sich rasch vermehren werden. Nehmen Sie mir die Aufwallung nicht übel. Als Freund Ihres Vaters und als derjenige, den Sie mit Ihrem Vertrauen beehrt und dessen Wort Ihnen etwas gegolten, mag ich nicht jede Scheu ängstlich wägen, hab' ich am Ende sogar eine Art Recht, ein jus vel quasi, wie wir Leteiner sagen, frisch von der Leber mit Ihnen zu reden. Sie wissen, daß mein Vater mit einem verhältnißmäßig kleinen Capitale sein auf mich vererbtes Geschäft begründet hat, und ist es mir auch nicht gelungen, mit seinem Erfolge zu erbleiben, so weiß ich doch so gut wie einer, daß zweimal zwei vier macht. Deshalb bin ich weit entfernt, Ihr ökonomisches Bedenken zu tadeln. Im Gegentheile, ich lobe Sie darum. Wer das Seinige so taktfest gelernt hat wie Sie, das Seinige so zu Rathe hält wie Sie, sich so beträgt wie Sie und — ohne Schmeichelei — so hübsch ist wie Sie, der muß in unserer Stadt, wo mir an jungen Männern dieses Schlages keinen Ueberfluß haben, ein begehrtes Papier sein, muß etwas vor sich und in die Höhe bringen. Aber die ökonomische Rücksicht darf auch nicht zu weit gehen. Ein junger Mensch, der über die Gebühr spart, stellt sich in Widerspruch mit der Natur, wo alle kräftige Jugend rechts und links ausschlägt. Das Alter mag zusammenscharren und aufspeichern. Die Jugend soll nicht verschwenden, nicht vergeuden, aber auch nicht kargen und knickern. Aus solchem Holze schnitzen die fortrückenden Jahre Geizhälse. Sie kennen den Hofrath Hartlieb. Sein Vater gab ihm anständig zu leben. Er befohlte seine Schuhe mit Kartenblättern und kaufte seine Kleider auf dem Trödel. Bei Expeditionen über Land verproviantirte er sich nach Möglichkeit aus den Vorrathskammern der Bauern. Hundert solche Schnurrerien mehr. Nun, und wie lebt er jetzt? Mit nahe zwei Millionen ißt er zweimal die Woche Fleisch. Er sagt, es bekomme ihm nicht. Laden Sie ihn ein und er vergißt das. Hab' ich Unrecht?"

„Nein, nein," lachte Eduard, „gewiß nicht. Noch vorgestern auf dem Balle sah ich ihn zwanzig Zwiebecke einstecken. Er glaubte sich unbemerkt, aber ein Spiegel verrieth ihn."

„Und wären Rebhühner und Gotelettes in seinem Bereiche gewesen,' fuhr der Commerzienrath fort, „so hätten Sie ihn auch die einstecken sehen. Doch was ich Ihrer Beherzigung empfehlen wollte, ist die unläugbare Wahrheit, daß Sparen ebenfalls zu den Dingen gehört, von welchen Paulus schreibt, daß jedes seine Zeit habe. Sparen ist kein Geschäft der Jugend. Dies auf Sie angewendet — Sie haben sich einen zweckmäßigen Reiseplan entworfen, haben zur Ausführung eine Zeit gewählt, wie sie geeigneter wahrscheinlich nie wiederkehrt, haben sich auf die Reise gefreut, sich wissenschaftlich vorbereitet und wollen sie aufgeben, weil sie drei, vier, mag sein fünf Tausend Thaler über Ihre Jahreseinkünfte kostet. Ich mag

---

wie da geschieht, italienische Musik entschieden bevorzugt; denn diesem Beispiele folgt der ganze große Troß der Unselbstständigen, und wie Wenige in der Welt sind durch Grundsätze und Verhältnisse selbstständig! — Ein anderer Uebelstand ist die große Abgeschlossenheit Oesterreichs gegen das übrige Deutschland, weßhalb die norddeutschen, jedenfalls bessern musikalischen Werke dort sehr langsam bekannt werden; denn bis auf die neueste Zeit hatte Wien kein einziges Musikalien-Sortimentsgeschäft, und die dortigen Verleger können wenig Interesse an der Verbreitung anderer als ihrer eigenen Verlagssachen haben. So kam es denn, daß z. B. sogar Löwe bis zu seiner vorjährigen Hinreise dort eigentlich unbekannt war. In Wien erscheint auch eine musikalische Zeitung, die aber für uns Norddeutsche ungenießbar und ohne Interesse ist.

In Berlin hat die musikalische Unwissenheit ihren Sitz. Die Kapellconcerte dort führen durchaus nur alte Sachen auf. Ich habe mich deswegen nicht gewundert, berliner Klavierlehrer, zugleich Correspondenten musikalischer Zeitungen, angetroffen zu haben, die nicht einmal ein Klavierstück von Franz Schubert kannten!! Daß ein junges Talent dort etwas von sich zur Aufführung brächte, erscheint nur durch ganz besondere Begünstigung möglich. Die Kapellmusiker selbst ruhen auf ihren Lorbeeren, d. h. auf ihrem Gehalte; sie sind königlich, d. h. sie haben der freien Kunst den Abschied gegeben. Nur ein Besuch von oben setzt sie in Bewegung, oder Geld. Uebrigens ist diese sandige Stadt kein Boden für unsere warme Kunst; der spöttische Charakter des Berliners macht ihn zu den Fertigkeiten des Verstandes geeigneter als zu denen der Seele. Die musikalischen Mittel sind dort freilich sehr reich, aber es fehlt der Geist, der sie zusammenhält und zu einem höhern, förderlichen Wirken anregt. Was hilft es, wenn in der Singakademie Händelsche u. s. w. Oratorien Jahr aus Jahr ein aufgeführt werden, wenn die Kapelle jedes Jahr dieselben Sinfonien, die Quartettvereine dieselben Quartette spielt? — Man kommt damit nicht einen Schritt weiter, sondern bleibt da stehen, wo man vor 30 Jahren gestanden hat. Ueberhaupt habe ich auf solch königliches Musiktreiben nie etwas gegeben; selbst Mendelssohn fand sich unbehaglich dort, und vermochte nichts Förderliches durchzusetzen. — Die Musikverleger Berlins veröffentlichen, wenn auch nicht sehr Bedeutendes, doch Besseres als die Wiens. Die berliner sogenannte musikalische Zeitung, welche wöchentlich in einem halben Bogen erscheint, dient nur dem Interesse einiger Sängerinnen, mitarbeitender Componisten: sie ist, wie das ganze Musiktreiben dort, fruchtlos. Die Redaction geht so weit, daß sie Zwei sich in langen Artikeln darüber herumstreiten ließ, ob in der Doppelfuge das zweite Thema eben so stark gespielt werden dürfe wie das erste!! — Der Eine berief sich auf Kungenhagen, der Andere auf Marx. — Mit dieser einzigen Anführung ist genug gesagt.

In München wird die Musik neben den bildenden Künsten nur geduldet. Concerte wie Gazelle dort mögen ganz gut sein, aber sie haben keine allgemeine Bedeutung für die Kunst, und bringen nichts Neues zur Anerkennung. In Dresden ist eine treffliche Kapelle und Oper, weiter läßt sich aber von dort nichts berichten; auf den musikalischen Kreis in Deutschland sind beide ohne Einfluß, wenn sie es auch mit den vorhandenen Mitteln sein könnten. Ueber Hamburg, Prag u. s. w. ist nichts zu sagen; ihr Wirken ist für die allgemeinen musikalischen Zustände bis jetzt ganz gleichgültig gewesen. Leipzig ist der Ort, von welchem die meisten und besten neuen Erscheinungen ausgehen, der durch seinen Musikverlag, durch seine Concerte und musikalischen Zeitschriften am bedeutendsten hervorragt, und der eigentliche Mittelpunkt des gesammten deutschen Musiklebens ist. Zieht man Leipzigs Wirken von der Summe des übrigen Musikproducirens ab,

nicht fragen, wie, wenn Sie so viel weniger geerbt hätten? Das aber bitte ich in Betracht zu ziehen, daß ein junger Mann, der heutzutage empor will, den Rost der Heimath abzuscheuern, in der Welt sich umzusehen, Menschen kennen und überhaupt mehr gelernt haben muß, als wie der Hahn auf dem Dünger des Herrn Pastors kräht und was die Professoren aus ihren Heften ablesen. Setzen Sie sich hier um, in unseren besten Gesellschaften, und Sie müssen gestehen, 's ist ein Gräuel mit den Bierdengeln, mit den aufgeblasenen Jungen, die Beachtung finden, weil ihre Väter reich sind. Allerdings sind mehre derselben gereist, einige sogar in England gewesen. Aber wie sind sie gereist? — Als echte Stadtkinder, deren Mamma den Koffer packt und Papa einschärft, Geschäftchen zu machen. Wie kamen sie nach England? — Als Mutterseelchen, die sich vorm Nebel fürchten und deshalb Flanellhemden tragen. Wie lebten sie in England? — Als Dummköpfe, die in Schwengelgesellschaft sich am wohlsten fühlten. Wie kamen sie zurück? — Als süffisante Burschen, die über alles Deutsche die Nase rümpfen, England aus Gasthöfen kennen und mit ihrem schalen Urtheile im Nu fertig sind. Das, werden Sie mir Recht geben, heißt nicht reisen, nicht fremde Länder sehen. Sie haben sich andere Zielpunkte gesetzt, das Erreichen liegt in Ihrem Charakter, und so wäre es Jammerschade, wäre — ich sage das unverhohlen — eine Sünde gegen sich selbst, wollten Sie wegen ein Paar Tausend Thaler den Reiseplan fallen lassen. Fünftausend Thaler machen Sie nicht zum armen Manne."

„Mag sein," sagte Eduard.

„Und Sie trauen sich zu, bei Ihrer Rückkehr Ihr Brod zu verdienen?"

„Der Mensch ist ja ein Kind der Hoffnung."

„Recht so, bester Doctor, und sie ist kein leerer, schmeichelnder Wahn, erzeugt im Gehirne des Thoren; also — Sie reisen!"

„Wenn Sie mir Credit geben."

„Es freut mich, daß Sie ihn annehmen. Weil Sie indeß verlangen, daß wir wie Fremde zu einander stehen sollen, so erlaube ich mir einen Vorschlag. Ich berechne Ihren jährlichen Reisebedarf auf 3000 Thaler. Kommen Sie mit Wenigerem aus, ohne am unrechten Orte zu sparen, was schlimmer ist als Verschwendung, desto besser. Drei Jahre wollen Sie wegbleiben; also bedürfen Sie einen Creditbrief von 9000 Thaler. Nun sind aber zahllose Fälle denkbar, warum Sie mehr brauchen. Von Timbuktu nach hier geht weder Botenfrau, noch Güterwagen, und ohne Geld und Credit in fremden Ländern ist eine Verlegenheit, vor welcher ich Sie zu bewahren wünsche. Demnächst dürfen Sie mir glauben, daß, je höher der Creditbrief, desto besser die Aufnahme. Das mag sehr dumm sein, aber es ist wahr. Ich selbst habe mich dabei ertappt, daß ich gegen den Inhaber von 10,000 Thaler artiger gewesen bin, als gegen den von 1000. Endlich, liebster Freund, ist keine Nothwendigkeit vorhanden, auf starken Credit mehr zu entlehnen als auf schwachen. Deshalb erlauben Sie mir, Ihr Accreditiv auf 20,000 Thaler zu stellen. Sie bedienen sich davon nach Wunsch und Bedürfniß."

„Und wie wollen Sie es mit der Rückzahlung gehalten wissen?" fragte Eduard.

„Sehr einfach. Zuvörderst bekennen Sie den Empfang des Accreditivs mit der Verpflichtung, die erhobenen Summen nebst Zinsen, Spesen und Kosten nach halbjähriger oder jähriger Berechnung meinem Hause zu restituiren. Dann müssen Sie Jemand mit Besorgung Ihrer Angelegenheiten beauftragen. An diesen weisen Sie mich wegen der Bezahlung und berreden mit ihm das Wie und Woher. Dabei hätte ich noch Eins zu bedingen, was die Geschäftsordnung fordert. Ihr Freund muß Vollmacht haben, Anfangs jedes Jahres Ihr Conto einzusehen und mit dem Buchhalter abzuschließen. Die Bezahlung hat keine Eile. Die geschehe nach Ihrer Bequemlichkeit."

„Ich weiß in der That nicht, Herr Commerzienrath," begann Eduard, „wie ich für all diese Güte Ihnen danken soll. Gelegenheit dazu kann ich auch von der Zukunft nicht erwarten, und so will ich lieber das Beispiel derer nachahmen, die außer Stand, ein altes Darlehn zu bezahlen, um ein neues bitten. Wollen Sie meine Documente in Verwahrung nehmen?"

„Nicht, wenn Sie mir damit ein Unterpfand bieten wollen, aber gern, wenn Sie Ihre Papiere bei mir am sichersten glauben."

„Doch mit der Aufbewahrung soll es nicht abgethan sein," fiel Eduard ein; „ich treibe die Unbescheidenheit weiter. Findet sich wohl unter Ihren Comptoirdienern einer, dem Sie gestatten würden, meine Einnahmen zu besorgen und als mein Bevollmächtigter mit Ihrem Hause abzuschließen — versteht sich, gegen Gratification?"

„Wenn Sie als Jurist kein Bedenken dawider haben, daß Jemand, der in meinem Lohn und Brode steht, für Sie mit meiner Firma abschließen soll, so hätte ich allerdings einen jungen Mann, der mit Fremden dem Auftrage sich unterziehen, dem der kleine Verdienst sehr willkommen sein und für dessen Ehrlichkeit ich Bürgschaft leisten würde. Darf ich aber Ihre Aeußerung dahin deuten, daß Sie den jungen Mann blos zu Besorgung Ihrer Einnahmen und deren Abgabe an meinen Geißter, mich hingegen nicht allein zu einer Art Freundesaufsicht über ihn, sondern auch zu Hütung Ihrer Vermögensangelegenheiten zu autorisiren wünschen, und genügt Ihnen mein Wort, Ihr Bestes nach Kräften zu fördern, ohne daß ich zu einer Vertretung mich verpflichte, noch dazu gehalten sein will, so verfügen Sie über mich und es soll mir nicht an Eifer fehlen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen."

Eduard war ein Stein von der Brust gehoben. Je näher er der Entsagung seiner Reise gestanden, desto lachender lag sie vor ihm. Schon des folgenden Tages wurde Alles geordnet und bald nachher reiste er ab.

3.

Doctor Graf war in jeder Hinsicht befriedigt zurückgekehrt. Obwohl er aber seine Vaterstadt zu gut kannte, um nicht im Voraus zu wissen, was von allen Seiten ihn angähnen, und den Umfang des Wechsels zu begreifen, der die Folge des Uebergangs von einem rasch bewegten Leben zu den stillen Kreisen des bürgerlichen Verkehrs sein werde, erinnerte er sich doch auch der Wehmuth, die in ihm aufgegangen, wenn das bunte Treiben von Paris oder die kolossale Geschäftigkeit Londons ihn umwogt, er die schottischen Hochlande durchstreift oder in einer irischen Hütte gegessen, auf dem Capitol der ewigen Roma oder am Golf von Neapel geklommen, die Trümmer von Palmire angestaunt, die Stätte gesucht, wo Troja geblüht, oder im ersten Erblicken Constantinopels den Inbegriff alles Schönen und Herrlichen bewundert. Und in den Momenten solcher Wehmuth hatte er sich zurückgesehnt zu denen, die seine Sprache redeten und seine Gefühle verständen. Jetzt war er in der Stadt, wo er seine Kindheit verlebt, die er voll Hoffnungen und Entwürfe, voll Jugendlust und fröhlichem Muthe verlassen und die ihn nun aufnehmen sollte zu einem thätigen, schaffenden Bürger, zu einem nützlichen Mitgliede ihrer Gemeinde, vielleicht an den Herd einer glücklichen Häuslichkeit. Nicht Vergnügungssucht und nicht das Bedürfniß nach Zerstreuung hatten ihn auf die Maskerade gelockt. Er hatte sehen wollen, ob er Bekannte herausfinden, der Ton seiner Stimme Andere an ihn erinnern werde. Ersteres war geschehen, Letzteres nur bei Ida der Fall gewesen.

Eduard hatte wohl bemerkt, wie bei den ersten Worten, die er an den Capuziner gerichtet, Ida mit dem Ausdruck freudiger Ueberraschung die Augen zu ihm aufgeschlagen. Es war ihm auch nicht entgangen, wie sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit dem Wortwechsel zugehört, bei der ernsten Wendung desselben tiefe Blässe den Purpur von ihren Wangen gedrängt und beim ersten Berühren ihre Hand in der seinigen gebebt hatte. Aber der letzte Zweifel, ob sie ihn erkannt oder die Zeichen erwünschten Wiedersehens einem Anderen gälten, hatte in dem Augenblicke verschwinden müssen, wo sie seinen Namen genannt. Zwar hatte sie ihn nicht Eduard angeredet — doch war es ihm ja auch schwer geworden, sie nicht Ida zu nennen.

Ida war die jüngste Tochter eines Mannes, welchen der Gott des Handels ebenso reich als Gott Hymen karg bedacht hatte. Ohne Anspruch auf tiefes Wissen und ohne mehr äußere Bildung als für die besten Gesellschaften der Stadt genügte, war es weniger Plan denn Zufall, daß er mit einem Mädchen sich verbunden, welches in Jahren ihm ebenso weit nachstand, als sie an Kenntnissen und Bildung ihn überragte. Sie zählte nur sechzehn Frühlinge, als die Hinneigung zu ihrem französischen Sprachlehrer ihre Aeltern veranlaßt, den Unterricht aufzugeben, sie in einer gefälligen Hose die Vermittlerin geheimer Zusammenkünfte gefunden und dann plötzlich, zum Erstaunen der Stadt und zur Freude ihrer Aeltern, die von Letzteren eingeleitete Werbung eines funfzigjährigen Hagestolz angenommen hatte. Dieser selbst hatte kaum seinen Ohren trauen mögen, wie Hofrath Biedrich zu ihm gekommen war, ihn in seine Arme geschlossen und ihm das Jawort seiner Tochter gebracht. „Sie überraschen mich, setzen mich in Erstaunen," sagte er, seine Hände reibend; „allerdings ein freudiges Erstaunen, eine willkommene Ueberraschung. Doch kennt Mademoiselle Seraphine mich —"

„Die Stadt kennt Sie, mein Freund," war der Hofrath eingefallen, „und Männer wie Sie sind den Mädchen gefährlich."

„Allerings, allerdings, oder vielmehr sehr geschmeichelt, sehr verbunden," hatte der wirr gemachte Kaufherr erwidert, und Tags nachher von der schönen Seraphine die Bestätigung vernommen. Am folgenden Sonntage bei einem Festmahle in Biedrich's Hause war die Verlobung unter Trompetenklang und Paukenschlag erklärt, und schon drei Wochen später zwischen dem ehrbaren Junggesellen Jakob Ambrosius Dickmilch und der nicht minder ehrbaren Jungfrau Maria Susanna Seraphine Biedrich an heiliger Stätte das Gelübde ewiger Treue getauscht worden. Die Schnelligkeit der Verbindung hatte übrigens daher gerührt, daß Dickmilch drei oder vier Monate später eine Reise nach Warschau beabsichtigte, deshalb seiner Braut die Wahl gelassen, die Hochzeitfeier nach seiner Rückkehr oder in kürzester Frist zu begehen, und Seraphine sich für Letzteres entschieden hatte. Auf der Heimreise war Madame Dickmilch von einer Tochter entbunden worden, die später den Commerzienrath Großmann heirathete, im neunten Jahre ihrer Ehe beschenkte sie ihren Gatten mit Ida und vier Jahre darauf verherrlichten vierzig Wagen sein Leichenbegängniß.

Die Wittwe trauerte zwölf Monate. Dann legte sie zwar die Trauer ab, konnte jedoch zu einer zweiten Ehe sich nicht entschließen und bestätigte die Meinung Derer, die von ihr behauptet, daß, wenn Liebe ihrem Herzen Bedürfniß, Treue ihren Lebensansichten zuwider sei. Als sie im Commerzienrath Großmann eine für ihre achtzehnjährige Hulda vortheilhafte Partie erkannt, diese aber gegen seine Werbung sich entschied, nahm sie die Hand der Tochter und sagte: „Setz Dich zu mir, Hulda, laß, ehe Du einen Entschluß faßest, uns die Sache ruhig, ohne Leidenschaft besprechen und behalte nur das im Auge, daß es um weiter nichts sich handelt, als um Deine Verheirathung."

„Folglich um mein Glück, liebe Mutter," ergänzte Hulda.

„Ganz recht, um Dein Glück, liebes Kind, doch nicht um das Glück, welches Du in Deiner Verheirathung, sondern um das, welches Du mittels derselben finden sollst. Kluge Mädchen heirathen nicht, um glücklich zu sein, sondern um glücklich zu werden. Ist der Unterschied Dir nicht klar, so will ich mich deutlicher ausdrücken. Glaubst Du, daß die Männer heirathen, um ihre Frauen glücklich zu machen? — Antworte mir nicht, laß mich ausreden. Ich will zugeben, daß dies bei dem Einen oder dem Andern eine seiner Absichten sein kann, die erste bestimmt nicht. Ihr Hauptzweck ist, glücklich zu werden; ich sage nicht, glücklich zu sein; denn sie streben nach etwas, das sie nicht besitzen, und das, wenn sie es erlangt, ihnen nicht sowohl Genuß als Mittel zum Genusse werden soll. Den Einen mag Deine Schönheit reizen, einen Zweiten und Dritten Dein Geld, einen Vierten der Einfluß Deiner Familie, selten Einen Dein Verstand. Immer wird es etwas Anderes sein als Dein Selbst. So klug sind kluge Mädchen auch, und die Mutter verrieth den Staubbesen, die ihrer Tochter es nicht einschärft."

Waldemar Seyffarth.

(Fortsetzung folgt.)

---

so bleibt ziemlich nichts; denn von der Unzugänglichkeit der deutschen Opernbühnen für einheimische Talente brauche ich nicht erst zu sprechen. Jeder weiß, wie es damit aussieht. — Nach dieser kurzen Wanderung wird man unserm Ausspruche, daß die Musikaufführungen in ihrer gegenwärtigen Tendenz nicht Freunde, sondern Feinde neuer Talente wären, beizupflichten vielleicht geneigt sein.

Ein anderes großes Hinderniß für Letztere ist das Wesen des Musikalienverlags. Das Werk eines Dichters und Malers findet im Allgemeinen leichter Anerkennung und Verbreitung als die viel schwerer zu verstehende Schöpfung des Tonsetzers. Im Musikalienverlage gilt aber nur der Name des Autors, alles Andere ist gleichgültig; der Name hat sein Publicum, mag das Werk schlecht oder gut sein. Biete einem Verleger die genialste Composition an, hast Du keinen berühmten Namen, so wird er sie verächtlich zurückweisen. Der größte Theil der Musikalienverleger ist noch dazu durchaus unmusikalisch, was so viel heißt, wie ein Buchhändler, der nicht lesen kann! Ich habe an einem gewissen Orte den Musikalienhandel einen „widerwärtigen Klumpen von Thorheit und niedriger Gesinnung" wie bei weitem nicht der Buchhandel genannt, ich muß der Wahrheit zur Ehre auch gestehen, daß Musikalienverleger mir persönlich in diesem Ausspruche beigepflichtet haben. Die Kunst sinkt aber nur durch die Künstler. Ist einmal durch diese der Geschmack verdorben, so kann es Niemand dem Musikalienhändler, der doch blos Kaufmann ist, verdenken, wenn er der Geschmacklosigkeit des Publicums dient und sie fördert. — Protection ist das Wort, das, wie in allen übrigen Dingen, so auch in der Musik dem Jünger die Thore der Anerkennung und des Glücks öffnet. Schade nur, daß dieser Zauberschlüssel meist durch Aufgeben der Selbstständigkeit erkauft wird, und daß unsere musikalische Journalistik selbst so wenig Freimuth und entschiedene Gesinnung offenbart.

Bei Erwähnung der wiener und berliner musikalischen Zeitung habe ich schon des übeln Zustandes derselben gedacht. Die allgemeine musikalische Zeitung — bei Breitkopf und Härtel — ist in diesem Jahre sogar ohne namhaften Redacteur gewesen. Große Verlagshandlungen können nie Eigenthümer musikalischer Zeitungen von einer selbstständigen Gesinnung sein; solche Geschäfte haben viel zu viel Rücksichten gegen die Componisten u. s. w. zu nehmen. Darum hat sich auch die allgemeine musikalische Zeitung längst überlebt; schon Beethoven sagte: „Seit Rochlitz den Commandostab niedergelegt, mag ich nichts mehr von ihr wissen." Die darin sich immerfort wiederholenden, ganz uninteressanten Berichte über die Opern in Italien, welche nur einem Correspondenten zu Gefallen und um den Raum zu füllen, da zu sein scheinen, klingen ordentlich wie Ironie, als wäre über unsere einheimischen Musikzustände nichts zu sagen. Das ähnelt einer gewissen Staatszeitung, in der zwar immer vom Auslande, sehr wenig aber vom Inlande die Rede ist. Eigentlich sind es auch ganz dieselben drückenden Verhältnisse; nur in kleinerem Raume.

Die neue Zeitschrift für Musik ist in ihren ersten Bänden ein schönes Denkmal des künstlerischen Enthusiasmus; aber Schumann verlor, jemehr er sein Compositionstalent zu offenbaren Raum fand, die Lust an der Redaction; veränderte Verhältnisse erlaubten Freimuth nicht mehr, und so sank die Zeitschrift, wie sie denn auch zugleich an Interesse verlor. Das war das Schicksal des besten musikalischen Instituts! —

Die Cäcilie erscheint heftweise alle 6 Wochen oder 2 Monate. Sie kümmert sich meist nur um die Musikgeschichte, um die Gegenwart fast gar nicht. Die Gaßner'sche Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine und Dilettanten hat ganz abseits liegende Zwecke, und von dem musikalisch-kritischen Repertorium, dessen Redacteur ich selbst bin, kann ich freilich

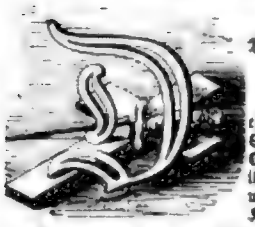
Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 30.)

Fünfter Band.

Die Straße Saint-François.

Neuntes Kapitel.



Die Schenkung unter Lebenden.

er Ehrwürdige Vater und sein Socius hatten während dieser Scene, erst erschreckt und in ihrer Kühnheit erschüttert, nach und nach wieder vollkommene Kaltblütigkeit erlangt.

Rodin lehnte noch immer über der Cassette und hatte dem Abbé von Aigrigny einige Worte mit leiser Stimme gesagt. Als daher Agricol von Entrüstung angetrieben dem Letzteren seine nichtswürdigen Machinationen vorgeworfen, senkte dieser den Kopf und antwortete bescheiden:

— Wir müssen Beleidigungen vergeben... und sie dem Herrn zum Beweise unserer Demuth darbringen.

Dagobert war durch Alles, was er hörte, betäubt, vernichtet und fühlte fast seine Gedanken sich verwirren; nach so viel ausgestandener Angst fehlte ihm die Kraft, diesen neuen und schrecklichen Schlag zu tragen.

Die vernünftigen und treffenden Worte Agricol's klärten Gabriel plötzlich darüber auf, welches Ziel der Abbé vor Augen gehabt, als er erst für seine Erziehung Sorge getragen und dann ihn in die Gesellschaft Jesu hineingezogen. Zum ersten Male in seinem Leben konnte nun Gabriel die geheimen Federn dieser unheimlichen Intrigue mit einem Blicke überschauen, deren Opfer er war; und jetzt bekam die Entrüstung das Uebergewicht über seine gewöhnliche Schüchternheit. Mit funkelndem Blicke, die Wangen von edlem Zorne geröthet, rief der Missionär zu Aigrigny gewandt aus:

— Also, mein Vater, war es nicht blos Theilnahme oder Barmherzigkeit, was Sie veranlaßte, mich in eines Ihrer Collegien aufzunehmen, sondern blos die Hoffnung, mich einst dazu zu bewegen, daß ich zu Gunsten Ihres Ordens auf meinen Antheil an der Erbschaft verzichtete... und es war Ihnen nicht genug, mich Ihrer Habgier zu opfern... Sie mußten mich auch noch zum Werkzeuge einer unwürdigen Beraubung machen! Wenn es sich nur um mich handelte... nur um mein Unrecht an die Reichthümer, nach denen Sie begehrlich sind... dann würde ich nicht reclamiren; ich bin Diener einer Religion, welche die Armuth geheiligt, preiswerth gemacht hat; die Schenkung, in welche ich eingewilligt, bleibt Ihnen gesichert, ich mache keine Ansprüche darauf... ich werde niemals etwas verlangen;... aber es handelt sich um Vermögen, das armen Waisen gehört, die mein Adoptivvater weit aus Sibirien hergebracht hat, und ich will nicht, daß Sie dieselben um ihren Besitz bringen;... es handelt sich um die Wohlthaten meines Adoptivbruders und ich gebe es nicht zu, daß Sie dieselbe enterben;... es handelt sich um den letzten Willen eines Sterbenden, der in seiner glühenden Liebe zur Menschheit seinen Nachkommen eine evangelische Mission, eine bewunderungswürdige Mission des Fortschrittes, der Liebe, der Vereinigung, der Freiheit übertragen, und ich dulde es nicht, daß diese Mission in ihrem Keime erstickt wird. Nein... nein... und ich sage Ihnen, ich, daß diese Mission erfüllt werden soll, müßte ich auch die Schenkung zurücknehmen, die ich gemacht habe.

Bei diesen Worten setzen sich Rodin und Aigrigny an, indem sie leicht die Achseln zuckten.

Auf einen Wink des Socius nahm der Ehrwürdige Vater mit unerschütterlicher Ruhe das Wort und sprach mit langsamem, salbungsvollem Tone, indem er sorglich die Augen fortwährend niedergeschlagen hielt:

— In Bezug auf die Erbschaft des Herrn von Rennepont stellen sich mehre anscheinend sehr complicirte Incidenzpunkte dar, mehre anscheinend sehr bedrohliche Schreckgestalten; Nichts ist indessen einfacher und natürlicher als das Alles... Gehen wir mit Ordnung zu Werke... lassen wir diese verleumderischen Schmähungen bei Seite, wir werden darauf wieder zurückkommen. Herr Abbé Gabriel von Rennepont... und ich bitte ihn angelegentlichst mir zu widersprechen und meine Worte zu berichtigen, wenn ich mich im Geringsten von der Wahrheit entfernen sollte, Herr Abbé Gabriel hatte mir, um sich für die Wohlthaten dankbar zu erzeigen, welche er von der Gesellschaft, der ich anzugehören die Ehre habe, hatte mir, als Repräsentanten dieser Gesellschaft, freiwillig, aus eigenem Antriebe das Vermögen cedirt, welches ihm eines Tages zufallen könnte und dessen Werth er eben so wenig kannte als ich.

Der Vater Aigrigny sah Gabriel an, als ob er ihn zum Zeugen für die Wahrheit dieser Worte anrufen wolle.

— Das ist wahr, — sagte der junge Priester, — ich habe diese Schenkung freiwillig gemacht.

— Heute Morgen hat in Folge eines ganz vertrauten Gespräches, dessen Gegenstand ich verschweigen werde, von der Beistimmung des Herrn Gabriel überzeugt...

— In der That, — antwortete Gabriel edelmüthig, — der Gegenstand dieses Gespräches thut Nichts zur Sache...

— Also in Folge dieses Gespräches hat Herr Abbé Gabriel auf's Neue den Wunsch an den Tag gelegt, die Schenkung aufrecht zu erhalten... ich sage nicht zu meinem Gunsten... denn irdische Güter reizen mich sehr wenig... sondern zu Gunsten frommer und barmherziger Werke, die unsere Gesellschaft thut... Ich appellire an die Rechtlichkeit des Herrn Abbé Gabriel, indem ich ihn bitte, zu erklären, ob er sich nicht verpflichtet hat, nicht blos durch einen der feierlichsten Eide, sondern auch durch eine vollkommen gesetzliche Acte, die vor Meister Dumesnil, Notar, ausgestellt und unterschrieben worden ist.

— Es ist wahr, — antwortete Gabriel.

— Die Acte ist von mir aufgesetzt worden, — fügte der Notar hinzu.

— Aber Gabriel cedirte Ihnen nur das, was ihm gehörte, — rief Dagobert aus. — Das brave Kind konnte nicht voraussetzen, daß Sie sich seiner bedienten, um die Andern zu berauben.

— Haben Sie die Güte, mein Herr, mir zu erlauben, daß ich ausreden darf, — versetzte der Herr von Aigrigny höflich, — dann können Sie antworten.

Dagobert entblößt sich nur mit Mühe einer Bewegung peinlicher Ungeduld.

Der Ehrwürdige Vater fuhr fort:

— Der Herr Abbé Gabriel hat also durch die doppelte Verpflichtung eines Eides und eines notariellen Documentes seine Schenkung bestätigt; ja noch mehr, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — als zu seinem wie zu unserem höchsten Erstaunen die Summe der ungeheuern Erbschaft bekannt geworden ist, hat Herr Abbé Gabriel seinem bewunderungswürdigen Edelmuthe getreu, weit entfernt die Schenkung zu bereuen, sie so zu sagen auf's Neue sanctionirt durch eine fromme Regung der Dankbarkeit gegen den Himmel, denn der Herr Notar wird sich erinnern, daß ich Herrn Abbé Gabriel umarmte und ihm sagte, er sei ein Barmherzigkeit ein zweiter St. Vincens de Paula, daß er mich bei der Hand ergriff und er gleich mir niederkniete, um dem Himmel zu danken, daß er ihm den Gedanken eingegeben, diese ungeheuern Glücksgüter zu dem größeren Ruhme Gottes zu verwenden.

— Das ist wahr, — antwortete Gabriel aufrichtig, — so lange es sich nur um mich handelte, habe ich trotz einer augenblicklichen Betäubung, als ich die ungeheure Summe des Vermögens vernahm, doch nicht einen Augenblick daran gedacht, die Schenkung zurückzunehmen, welche ich freiwillig gemacht.

— Unter diesen Umständen, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — hatte die Stunde, zu welcher die Erbschaft geschlossen werden sollte, geschlagen und da der Herr Abbé Gabriel der einzige gegenwärtige Erbe war, ist er nothwendiger Weise... gezwungener Weise der einzige und legitime Besitzer dieses ungeheuern Vermögens... Allerdings, dasselbe ist enorm und ich freue mich in meiner Mäßigkeit darüber, daß es so groß ist, weil durch dasselbe vielem Elende abgeholfen, viele Thränen getrocknet werden können. Aber nun kam plötzlich dieser Herr, — und der Abbé von Aigrigny zeigte auf Dagobert, — in einer Verirrung, die ich ihm aus tiefster Seele verzeihe und die er, wie ich überzeugt bin, selbst bereuen wird. Er kommt her zu mit Beleidigungen und Drohungen im Munde und klagt mich an, ich weiß nicht was für Verwandte, ich weiß nicht wo haben einsperren zu lassen, um sie daran zu verhindern, daß sie sich hier zu rechter Zeit einfinden können...

— Ja, ich klage Sie dieser Nichtswürdigkeit an, — rief der Soldat, durch die Ruhe und die Verwegenheit des Ehrwürdigen Vaters außer sich gebracht, — ja... und ich will...

— Noch einmal, mein Herr, bitte ich Sie dringend, haben Sie die Güte mich fortfahren zu lassen... Sie werden mir dann antworten können, — sagte der Abbé von Aigrigny unterthänig mit dem sanftesten, süßesten Tone.

— Ja, ich werde Ihnen antworten und werde Sie vernichten, — rief Dagobert.

— Laß nur, mein Vater, — sagte Agricol, — Du wirst gleich sprechen können.

Der Soldat schwieg.

Der Abbé fuhr mit neuer Sicherheit fort:

— Gewiß, wenn wirklich andere Erben existiren, als der Herr Abbé Gabriel, so thut es mir für sie leid, daß sie sich nicht haben einstellen können. O mein Gott, wenn ich, anstatt die Sache der Leidenden und der Bedürftigen zu vertheidigen, nur meine eignen Interessen verfochte, so würde ich weit entfernt sein, diesen dem Zufall verdankten Vortheil geltend machen zu wollen. Aber als Mandatar der großen Familie der Armen bin ich genöthigt, meine unumschränkten Rechte auf diese Erbschaft aufrecht zu erhalten und ich zweifle nicht, daß der Herr Notar die Gültigkeit meiner Forderungen anerkennen wird, indem er mich in den Besitz dieses Vermögens setzt, das eben gesetzlich mir gehört.

— Mein einziger Auftrag, — versetzte der Notar mit bewegtem Tone, — ist die treue Ausführung des Willens des Erblassers. Herr Abbé Gabriel von Rennepont ist der Einzige, der sich vor dem letzten zum Schlusse der Erbschaft festgesetzten Termin gestellt hat. Das Schenkungsinstrument ist in Ordnung, ich kann mich also nicht weigern, den Betrag der Erbschaft dem, zu Gunsten dessen diese Schenkung ausgestellt ist, auszuhändigen...

Bei diesen Worten verbarg Samuel sein Gesicht mit beiden Händen und stieß einen dumpfen Seufzer aus; er war genöthigt, die strenge Richtigkeit der Bemerkungen des Notars anzuerkennen.

— Aber, mein Herr, — rief Dagobert, indem er sich an den Mann des Gesetzes wandte, — das kann nicht sein... Sie können nicht auf diese Weise zwei arme Waisen berauben lassen... im Namen ihres Vaters und ihrer Mutter spreche ich zu Ihnen... Ich schwöre es Ihnen auf meine Ehre, auf meine Ehre als Soldat, daß man das Vertrauen und die Schwäche meiner Frau gemißbraucht hat, um die Töchter des Marschall Simon in's Kloster zu bringen und mich so daran zu verhindern, daß ich sie heute hierherbringen konnte. Das ist so wahr, daß ich meine Klage schon einem Beamten vorgebracht habe.

— Nun und was hat er Ihnen geantwortet? — sagte der Notar.

— Daß meine Aussage nicht genüge, um die jungen Mädchen aus dem Kloster wieder fortzunehmen und daß das Gericht Untersuchungen anstellen werde...

— Ja, mein Herr, — versetzte Agricol. — Derselbe Fall ist es mit Fräulein von Cardoville, welche man als wahnsinnig in einem Krankenhause zurückhält und die dennoch ihre vollkommene Vernunft besitzt; sie hat wie die Töchter des Marschall Simon Rechte auf diese Erbschaft. Ich habe für sie dieselben Schritte gethan, wie mein Vater für die Töchter des Marschall Simon.

— Nun, — versetzte der Notar.

— Unglücklicher Weise, mein Herr, — versetzte Agricol, — hat man mir wie meinem Vater gesagt, daß man auf meine einseitige Aussage hin nicht handeln könne, man wolle die Sache übrigens untersuchen.

In diesem Augenblicke hörte Bathsheba an der Thür des nach der Straße hinaus liegenden Gebäudes klingeln und verließ auf einen Wink von Samuel den rothen Saal.

---

nicht sprechen. — So ist unsere eigentliche musikalische Journalistik beschaffen; von dem, was politische und belletristische Blätter Dilettantisches über Musik schwatzen, mag ich gar nicht reden. Es ist bekannt genug, daß über keine Kunst so viel Unsinniges geschrieben wird, wie über die Musik, da bei den Meisten die Einbildung vorherrscht, dazu gehöre blos Gefühl, indeß im Gegentheil zu einem musikalischen Urtheile mehr Sachkenntniß als zu dem in irgend einer andern Kunst gehört. Nur so konnte es z. B. kommen, daß ein so wenig musikalischer Mann wie Rellstab in Berlin, ein Mann, der nicht eine Zeile Harmonie zu schreiben vermag, beim vorigen großen Haufen Autorität erlangen konnte. Dergleichen Leute sind aber, namentlich in einer Residenz, wo schon an und für sich wenig freie Bewegung in der Kunst möglich, wahrhaft verderbenbringend; Berlin zeugt davon. Die Musik ist nicht wie die Dichtkunst im Stande, den Zeitinteressen zu dienen; aber sie vermag den Geist in sich aufzunehmen. Das haben einige neuere Opernacomponisten begriffen; hätten sie nur nicht zugleich den Spektakel so sehr gefördert, so daß man unsere modernen Opernacomponisten in Spektakelmacher und Bänkelsänger abtheilen kann. Freilich ist es für einen Textdichter leichter, einen geschichtlichen Stoff zu einer Oper umzugestalten, als einen neuen zu schaffen; aber schadet nichts; wenn wir auf solchem Wege nur die faden Liebesgeschichten, welche wir in den Opern bis zum Ueberdruß einnehmen müssen, einmal etwas los werden. Es ist Zeit, daß die deutsche Oper sich emporrafft, und den Ausländern die Spitze bietet. Wer sind denn diese auch? Außer denen allerdings in seinen neuesten Producten noch Witz, aber Halévy, dessen Carl VI. in Paris durchgefallen, hat sich ausgeschrieben, Adam's Richard in Palästina ebendaselbst Fiasco gemacht, und Thomas ist ganz unbedeutend. Italien hat auch nichts neues Beliebtes gespendet; sein einziger für das Publicum bedeutender Componist ist Donizetti, der auch nachgrade alt wird; Rossini ist ganz unthätig. Also verschafft Euch vor allem gute Textbücher, Ihr deutschen Componisten, eine Sache, die freilich die Franzosen viel besser verstehen.

Bemerkenswerth ist übrigens, wie wenige Nationen eigne musikalische Schaffungskraft aufzuweisen haben. Außerhalb Deutschland, Italien und Frankreich findet man wohl Sinn für Musik, d. h. für italienische vorzüglich, aber keine selbstständigen Tonsetzer von einiger Bedeutung. Nur Dänemark zeigt ein rüstiges musikalisches Streben, und reiht sich der deutschen Schule, wenn auch auf ganz besondere Weise an. Diese nordische, in einfach großartigen Klängen sich aussprechende Weise hat neuester Zeit in Gade einen viel Glück machenden Vertreter gefunden, von dem nur zu wünschen, daß er nicht zu sehr in Einförmigkeit verfalle. Die Musik, die jüngste Kunst, verlangt offenbar eine bedeutende geistige Vorbildung und ein gewisses materielles Wohlbefinden, um mit Erfolg irgendwo wurzeln und sich entwickeln zu können. Daher ihre geringe Verbreitung. Ein Land, das politisch so zerwühlt ist wie z. B. Spanien, ist dazu ganz untauglich. Hat aber die Musik einer Nation sich erschlossen, so nimmt sie entschieden deren Nationalcharakter an. So im üppigen Italiener, im lieber schwatzenden als musicirenden Franzosen, im tiefsinnigen Deutschen. — Was wiegen die Palestrina, Gabrieli gegen einen Seb. Bach, was die Zanelli, Zingarelli, Rossini gegen einen Mozart und Beethoven? — Die Instrumental- — also die reine Musik ist sogar Eigenthum des Deutschen, nach dem sich hin und wieder ein Franzose, Engländer und anderer Nordländer gebildet haben. Daran mag der Deutsche denken, und sich vom Ausländischen nicht zum Verrath an seinen eigensten, innersten Natur verleiten lassen. Aber wir wollen dabei nicht stehen bleiben und glauben, es sei nichts mehr zu thun übrig. Die Kunst ist unerschöpflich,

Der Notar versetzte, indem er sich an Agricol und seinen Vater wandte:

— Fern sei von mir der Gedanke, meine Herren, Ihre Redlichkeit in Zweifel zu ziehen; aber zu meinem großen Bedauern ist es mir unmöglich, Ihren Anklagen, deren Wahrheit Nichts beweist, Wichtigkeit genug beizulegen, um den gesetzlichen Gang der Sachen zu hemmen, denn im Grunde, meine Herren, hat nach Ihrem eigenem Geständnisse die richterliche Gewalt, an welche Sie sich gewendet haben, Ihrer Aussage nicht gleich Folge geben zu müssen geglaubt und Ihnen blos gesagt, daß man sehen würde, was zu thun sei, und nun wende ich mich an Sie, meine Herren, und bitte Sie mir auf Pflicht und Gewissen zu sagen, ob ich bei einer so wichtigen Gelegenheit eine Verantwortlichkeit auf mich nehmen kann, welche sogar die Gerichte nicht auf sich zu nehmen wagten?

— Ja, im Namen der Gerechtigkeit und der Ehre müssen Sie es.

— Vielleicht nach Ihrer Ansicht, mein Herr; aber nach der meinigen bleibe ich der Gerechtigkeit und der Ehre treu, indem ich auf's Genaueste ausführe, was durch den heiligen Willen eines Sterbenden vorgeschrieben ist. Uebrigens brauchen Sie noch gar nicht an Ihrer Sache zu verzweifeln. Wenn die Personen, deren Interesse Sie hier vertheidigen, sich verletzt glauben, so kann das später Anlaß zu einem Prozeß werden, zu einem Recurs gegen den Donatarius des Herrn Abbé Gabriel... Aber bis dahin ist es meine Pflicht, ihn in den sofortigen Besitz des Vermögens zu setzen... ich würde schwer meine Pflicht verletzen, wenn ich anders handelte.

Die Bemerkungen des Notars schienen so dem strengen Rechte gemäß, daß Samuel, Dagobert und Agricol bestürzt wurden...

Nachdem Gabriel einen Augenblick nachgedacht, schien er einem verzweifelten Entschluß zu fassen und sagte mit festem Tone zu dem Notar:

— Da das Gesetz bei dieser Gelegenheit nicht im Stande ist, das gute Recht zu schützen, so werde ich, mein Herr, die äußerste Maßregel ergreifen. Bevor ich mich aber dazu entschließe, frage ich noch zum letzten Male den Herrn Abbé von Aigrigny, ob er sich mit dem begnügen will, was von diesem Vermögen mir eigentlich nur zukommt, unter der Bedingung, daß die anderen Theile der Erbschaft fähigen Händen anvertraut werden, bis die Erben, in deren Namen ich meine Forderung stelle, ihre Ansprüche dargethan haben werden.

— Auf diesen Vorschlag werde ich antworten, was ich schon gesagt habe, — versetzte hierauf der Abbé von Aigrigny, — es handelt sich hier nicht um mich, sondern um ein großes Werk der Barmherzigkeit, ich bin also gezwungen, das theilweise Anerbieten des Herrn Gabriel zurückzuweisen und ihn an seine Verpflichtungen jeder Art zu erinnern.

— Also, mein Herr, weisen Sie jeden Vergleich zurück? — sagte Gabriel mit aufgeregtem Tone.

— Die Barmherzigkeit verbietet es mir.

— Sie weigern sich durchaus?

— Ich denke an alle die frommen Stiftungen, welche diese Schätze begründen werden zu dem größeren Ruhme Gottes, und ich fühle weder den Muth, noch den Willen das geringste Zugeständniß zu machen.

— Dann, mein Herr, — versetzte der junge Priester, — da Sie mich mit Gewalt dazu zwingen, widerrufe ich meine Schenkung, ich habe mich blos für das verpflichten wollen, was mir gehört und nicht was Anderen.

— Sehen Sie sich vor, Herr Abbé, — sagte Aigrigny. — Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß ich einen geschriebenen, formellen Eid in Händen habe.

— Ich weiß es, mein Herr, Sie haben eine Schrift von mir in Händen, in welcher ich den Eid ablege, niemals diese Schenkung zu widerrufen, unter welchem Vorwande es auch sei, bei Gefahr, mich der Verachtung und dem Abscheu aller redlichen Leute auszusetzen... Nun gut, mein Herr, es sei... — sagte Gabriel mit höchster Bitterkeit, — ich werde mich allen Folgen meines Meineides aussetzen, Sie können denselben überall bekannt machen; ich werde der Verachtung, dem Abscheu Aller preisgegeben sein... aber Gott wird mich richten...

Und der junge Priester trocknete eine Thräne, die ihm aus dem Auge rann.

O beruhige Dich, mein braves Kind, — rief Dagobert der Hoffnung wieder Raum gebend, — alle braven, rechtschaffenen Leute werden für Dich sein.

— Brav, brav, mein Bruder, — sagte Agricol.

— Herr Notar, — versetzte nun Rodin mit seiner dünnen, scharfen Stimme, — Herr Notar, wollen Sie gefälligst dem Herrn Abbé Gabriel bemerklich machen, daß er meineidig werden kann, so viel er Lust hat; aber daß der Code civile sich nicht so leicht verletzen läßt, als ein bloßes und nur heiliges Versprechen!...

— Sprechen Sie, mein Herr, — sagte Gabriel.

— Setzen Sie also Herrn Abbé Gabriel auseinander, — versetzte Rodin, — daß eine Schenkung unter Lebenden blos aus drei Gründen widerruflich ist, nicht wahr?

— Ja, mein Herr, aus drei Gründen, — sagte der Notar.

— Der erste Fall ist der, wo der Schenkende noch Kinder bekommt, — sagte Rodin, — und ich müßte mich schämen, dem Herrn Abbé Gabriel von diesem Falle der Nichtigkeit zu sprechen. Der zweite Beweggrund der Zurücknahme wäre die Undankbarkeit des Beschenkten... nun kann aber der Herr Abbé Gabriel von unserer höchsten und ewigen Dankbarkeit überzeugt sein. Endlich, der dritte Fall der Zurücknahme ist die nicht erfolgte Ausführung der Wünsche des Schenkenden in Bezug auf die Anwendung seiner Schenkung. Eine so schlechte Meinung indeß der Herr Gabriel von uns bekommen hat, so wird er uns wenigstens einige Zeit zur Prüfung lassen, um ihn zu überzeugen, daß seine Geschenke, wie er es wünscht, zu Werken angewendet werden sollen, die den größeren Ruhm Gottes zum Zweck haben.

— Jetzt, Herr Notar, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — ist es an Ihnen zu entscheiden und zu sagen, ob der Herr Abbé Gabriel die uns gemachte Schenkung zurücknehmen kann oder nicht?

In dem Augenblicke, wo der Notar antworten wollte, kam Bathseba wieder, ihr folgten zwei neue Personen, die in dem rothen Saale sich zeigten, nicht weit von einander stehen bleibend.

Zehntes Kapitel.

Ein guter Genius.

Die erste der beiden Personen, von denen die Antwort des Notars verhindert wurde, war Faringhea.

Beim Anblicke dieses Mannes mit unheilvollem Gesichte näherte sich Samuel ihm und sagte:

— Wer sind Sie, mein Herr?

Nachdem er einen durchdringenden Blick auf Rodin geworfen, der kaum merkbar zusammenbebte und dann bald wieder seine gewöhnliche Kaltblütigkeit erlangte, antwortete Faringhea:

— Der Prinz Djalma ist seit Kurzem aus Indien angekommen, um sich heute hier einzufinden, wie ihm das empfohlen war durch die Inschrift einer Medaille, die er am Halse trug.

— Auch er, — rief Gabriel, der, wie wir wissen, der Reisegefährte des Prinzen von den Azoren an gewesen war, wo das von Alexandria kommende Schiff angelegt hatte, — auch er ist Erbe... In der That, ich erinnere mich, daß der Prinz während der Ueberfahrt mir gesagt hat, seine Mutter sei französischen Ursprungs... aber ohne Zweifel hat er mir den Zweck seiner Reise verbergen zu müssen geglaubt... Dieser Indier ist ein edler, muthvoller, junger Mann, wo ist er?

Der Bürger warf abermals einen Blick auf Rodin und sagte jedes seiner Worte langsam abwägend:

— Ich habe den Prinzen gestern Abend verlassen... er hatte mir anvertraut, daß er ein ziemlich großes Interesse habe sich hier einzufinden, es würde aber möglich sein, daß er dieses Interesse anderer Umstände halber bei Seite setze. Ich habe die Nacht in demselben Gasthofe zugebracht, als er... heute morgen, als ich mich einfand, um ihn zu sprechen, hat man mir gesagt, er sei schon abgereist. Meine Freundschaft für ihn hat mich bewogen, nach dem Hause zu gehen, indem ich hoffte, daß die Nachrichten, welche ich über den Prinzen geben kann, vielleicht nützlich sein möchten.

Indem er nicht ein Wort von dem Hinterhalt sagte, in den er den Tag vorher gefallen und die Machinationen Rodin's in Bezug Djalma's verschwieg, indem er besonders die Abwesenheit des Letzteren einer freiwilligen Ursache zuschrieb, wollte der Bürger augenscheinlich dem Socius dienen, indem er darauf rechnete, daß der Letztere seine Discretion zu belohnen wissen werde.

Es ist unnütz zu erwähnen, daß Faringhea auf die frechste Weise log. Nachdem es ihm am Morgen gelungen war, durch ein Wunder von List, Geschicklichkeit und Kühnheit aus seinem Gefängnisse zu entwischen, war er nach dem Hôtel gelaufen, wo er Djalma verlassen hatte; dort erfuhr er, daß ein Mann und eine Frau von höchst respectablem Alter und Ansehen, welche sagten, sie seien Verwandte des jungen Indiers, verlangt hatten ihn zu sehen und daß sie über den gefährlichen Zustand von Leblosigkeit erschreckt, in welchem er versunken schien, ihn in ihren Wagen hatten bringen lassen, um ihn zu sich zu nehmen und ihm die nothwendige Pflege angedeihen lassen zu können.

— Es ist betrübend, — sagte der Notar, — daß dieser Erbe gleichfalls sich nicht eingestellt hat, aber unglücklicher Weise hat er sein Anrecht an die ungeheure Erbschaft, um die es sich handelt, verloren.

— So, so... es handelt sich um eine ungeheure Erbschaft! — sagte Faringhea, indem er Rodin fest ansah, der vorsichtig den Blick abwendete.

Die zweite dieser beiden Personen, von denen wir gesprochen haben, trat in diesem Augenblicke ein, es war der Vater des Marschall Simon, ein Greis von hohem Wuchse und für sein Alter noch kräftig und rührig; seine Haare waren kurz und weiß, sein Gesicht leicht gerötet und drückte zu gleicher Zeit Sanftmuth, Klugheit und Energie aus.

Agricol ging ihm hastig entgegen.

— Sie hier, Herr Simon?

— Ja, mein Junge, — sagte der Vater des Marschalls, indem er Agricol herzlich die Hand drückte, — ich komme eben von der Reise. Herr Hardy sollte sich wegen einer Erbschaft hier einfinden, wie er vermuthet; aber da er noch einige Zeit von Paris abwesend ist, so hat er mich beauftragt...

— Wie, Herr François Hardy auch Erbe? — rief Agricol aus, indem er den alten Mann unterbrach.

— Aber wie blaß und bestürzt Du bist, mein Junge, was giebt es denn? — versetzte der Marschalls Vater, indem er verwundert um sich blickte. — Um was handelt es sich denn?

— Warum es sich handelt? Um Ihre Enkelinnen, die man eben beraubt hat, — rief Dagobert verzweifelt, indem er sich dem alten Werkmeister näherte, — und um dieser Nichtswürdigkeit beizuwohnen, habe ich sie weit aus Sibirien hierher nach Paris gebracht.

— Sie... — versetzte Herr Simon, indem er sich der Züge des alten Soldaten zu erinnern suchte — Sie sind also...

— Dagobert...

— Sie... der meinem Sohne auf so edle Weise zugethan ist? — rief der Vater des Marschalls aus und nahm die Hand

---

und schleudert das Schicksal oft auch einen grünen, reinsaftigen Zweig von diesem ewigen Baume ab, immer wieder sprossen Blüthen hervor, und aus dem Staube der Gefallenen erwächst frisch und froh ein neues Leben, eine glücklichere Zukunft.

Leipzig.

Herrmann Hirschbach.

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England.

(In den Jahren 1765—1768.)

(Fortsetzung aus Nr. 30.)

1766.

Bologna, 30. Mai. Ich finde hier Veranlassung, eines Momentes zu erwähnen, der in meiner Lebensgeschichte nicht unwichtig ist. Meine Freunde erinnern sich wohl, daß ich ihnen zuweilen, den Tag von Torgau schildernd, von einem Augenblicke erzählt habe, in dem der König, in der Nacht nach dem Siege, krank und krau war in Gefangenschaft zu gerathen. Es scheint auch beinahe, als sollte dieser Umstand eben so wie der seiner Quetschwunde mit der tiefsten Vergessenheit bedeckt werden. Nun trafen wir bei unserem jetzigen Aufenthalte unter anderen Fremden auch den Grafen Reischach hier an, der das Regiment des Prinzen Albert von Sachsen-Teschen in dem österreichischen Heere befehligt. Er hatte gehört, daß der regierende Fürst und ich im preußischen Heere gedient und sprach deshalb viel mit uns von den Operationen und Waffenthaten des letzten Krieges.

Ich muß Ihnen da doch eine Anekdote mittheilen, meine Herren, sagte er, die ich mich wohl hüte, Jedermann zu erzählen und die Sie mir vielleicht nicht glauben werden. Ich kann Ihnen jedoch mein Ehrenwort darauf geben, daß sie buchstäblich also wahr ist. Bei der Schlacht von Torgau führte ich eine Schwadron Kürassiere an und ward, nachdem ich die Reiterei Ihres linken Flügels mit bekämpft und zurückgeschlagen hatte, befehligt, wiederholt Ihr Fußvolk anzugreifen, das, wie Sie wissen, in Unordnung zurückwich. Ich war bei dieser Gelegenheit so weit vom Stande unseres Regiments abgekommen, daß ich mich beim Eindruche der Nacht mit meinen Leuten ganz allein befand. Ich machte mehre vergebliche Versuche mich mit den Anderen zu vereinigen, mußte aber zuletzt nicht im Geringsten mehr, wo ich war. Darüber vernahm ich mit einem Male das Feuer des Angriffs des Generals Ziethen und erfuhr durch meine Plänkler, daß die ganze Ebene, nach unserer Seite zu, sich mit Ihren zurückkehrenden Bataillonen anfüllte. Ich entschloß mich also, mich in den Wald zu vertiefen und alldo den Tagesanbruch zu erwarten. Endlich hörte der Kampf auf und es trat die tiefste Finsternis ein. Als es etwa um 9 Uhr sein mochte, hörte ich feindliche Truppen heranmarschiren, die mich von hinten angriffen. Ich ließ augenblicklich Front machen und zog mich nach einem ziemlich schwachen Andrange, dem ein kurzes Handgemenge folgte, noch weiter zurück, weil ich so gar nicht wußte, wen ich vor mir hatte. Nachdem ich die Meinen wiederum gesammelt hatte, zeigte es sich, daß wir zwei oder drei Mann verloren und dafür einen Lieutenant vom Regiment Bentenrh, Namens von Tschirnhausen, gefangen hatten. Der Offizier sagte uns, daß er mit etwa dreißig Dragonern auf Patrouille gewesen sei. Es ward wieder Tag und ich setzte meinen Weg weiter fort, obwohl ich erst am anderen Morgen, nach hundertfachen Umwegen und Ausbeugungen, Laudon's Corps erreichte. — Wissen Sie wohl, mein Herr, sagte mir alsdann mein Gefangener,

Dagobert's gerathen ist die lebtige. — Aber haben Sie nicht eben von der Lage Ihrer Gemahlin gesprochen?

— Von seinen Töchtern, denn er ist glücklicher, als er glaubt, — sagte Dagobert, — die armen Kinder sind Zwillinge.

— Und wo sind sie? — fragte der Greis.

— Im Kloster. . .

— Im Kloster?

— Ja, durch die Secretärin dieses Menschen hat, der, indem er sie zurückstieß, sie der Schande bewahrt hat.

— Welcher Mensch?

— Der Marquis von Pinjaud.

— Der tödtliche Feind meines Sohnes! — rief der alte Arbeiter aus, indem er seine Blick auf den Brief von Abel von Jarjeau warf, dessen Kürzheit sie noch verlängerte.

— Und was ist noch nicht Alles, — verlegte Agricola — Herr Harry, mein würdiger und braver Brodherr, — hat unglücklicher Weise auch sein Anrecht an diese ungeheure Erbschaft verloren.

— Was sagst Du? — rief der Vater des Marschall Simon aus; — und Harry hatte nicht, daß es eine für ihn so wichtige Sache war. . . er ist eine schuld von hier abgereist, um seine Sache persönlich zu betreiben. Ich verstehe!

Bei jener Antwort und nach zum Vorschein kommenden Entdeckungen stieß Samuel seine Verzweiflung größer werden, aber er konnte nicht als Lügner, dem unglücklicher Weise war der Wille zu Lügnern ging formell.

Der Abbé von Jarjeau war ungeduldig über diesen Aufenthalt, der ihn trotz seiner erlöschenden Kräfte hielt, über die Verzögerung seiner und sagte mit ernster, bedeutsamer Stimme zu dem Greise:

— Die Sache muß nun endlich ihr Ende erreichen, mein Herr; wenn die Verleumdung nicht erreichen könnte, wäre ich fliegerisch auf das, was hier geschehen ist, antworten können, — worum will man die Abwesenheit der Leben, in deren Adern fremdes Blut der Gefahr und sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte antworten, gestohlenen Vorwegen zudichten? Warum sich ihre Abwesenheit zu Nutze machen, als sie Vertreter ihrer selbst sagt, die Rechtigkeit der Zuneigung, die sie hinterlassen, mich kannte? Ich es nicht wahrscheinlicher, daß sie Zeit, der des Marschall Simon, das Fräulein von Sarbeville und ganz natürlichen Gründen heute Morgen sich nicht haben zur einfachen können? Noch einmal, das Alles hat lange genug gedauert, es genügt, daß der Herr Vater gleich mit der Antschaft sein wird, daß diese Entdeckung neuen Grund verbrauch nichts an der Frage ändert, welche ich eben an Ihre Seite, ihm vorgelegt, nämlich: daß ich als Mandatar der Armen, denen Herr Abbé Gabriel mit Recht, und er bleibt, ein Gut schenkt gemacht, trotz seines heftigen und ungerechten Einspruches, der einzige Besitzer dieses Vermögens bleibe, welches ich mich verpflichtet habe und noch im Augenblicke hier, bei diesem feierlichen Lettrette Gegenerklärungen vorgebracht zu dem gerechten Mittel entgegnen. . . — Haben Sie die Güte mir zum zu antworten und so eine für uns Alle peinliche Scene zu beenden.

— Mein Herr, — verlegte der Vater mit feierlichem Ernst, — nach Pflicht und Gewissen im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes erkläre ich als Erster und unzweifelhafter Besitzer des letzten Willens des Herrn Marius von Beaupeant, daß, infolge der Schenkung des Herrn Abbé Gabriel zum Monatsend, Sie Herr Abbé von Jarjeau der einzige Besitzer dieses Vermögens sind, zu dessen Gunsten Sie zu Gunsten Augenblick sind, damit Sie nach den Willen der Schenkung Anweisung haben machen.

Diese mit Ueberzeugung und Ernst gesprochenen Worte schlugen die letzten und unbeliumten Hoffnungen an, welche die Gerechtigkeit der Leben noch hatten hegen können.

Samuel wurde bleicher, als er es gewahrlich war; er brückte Hoffnung, welche sich ihm genährt hatte, traumhaft die Hand und gab, indem er seinen Kopf auf seine Brust neigte, den Worten der beiden alten Leute.

Dagobert und Agricola waren in eine tiefe Niedergeschlagenheit verfunken und von der Unterunterredung des Notars, der ihren Gefühlen nicht mehr Glauben und Wichtigkeit schenken zu können verschwerte, als die Gerichtsbeamten selbst ihnen beigemessen, niedergeschmettert, saßen sie da gepreßten, auf jede Hoffnung zu verzichten.

Gabriel litt mehr als irgend Jemand. Er empfand furchtbare Gewissensstich, indem er daran dachte, daß er durch seine Verbindung die Ursache und das unmittelbare Werkzeug dieser schrecklichen Niederlage.

Als daher der Notar sich von der Rechtigkeit der in den Kasten von Gerechtig bekanntlichen Summe überzeugt, sagte er zum Abbé von Jarjeau:

— Nehmen Sie Besitz von ihrer Caffette, mein Herr.

Gabriel rief mit bitterer Entmuthigung und höchster Verzweiflung:

— Ja, tödte man nicht meinen, daß bei dieser Gelegenheit ich unwiderstehlich Beweggründe Ueberzeugung trifft, welche der Theilnahme, der Liebe oder der Berechtung würdig sind. . . O, mein Gott, — sagte der junge Priester hinzu, indem er seine Augenblicke zu Himmel richtete, — Deine höchste Gerechtigkeit kann den Triumph eines solchen Unrechts nicht zugeben!!!

Es war, als wenn der Himmel das Gebet des Missionärs erhörte.

Kaum hatte er gesprochen, so begab sich etwas Seltsames.

Robin hatte, eine das Ende vom Gabriel's Anrief abgewarten, nach der Erlaubnis des Notars die Caffette unter seinen Arm genommen und brannte an seine Lippen, um seine Freude und den Triumphen nicht entgehen.

Gerade in dem Augenblick, wo der Abbé von Jarjeau und der Greis sich anschickten zu Besitz des Schatzes glauben, öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers, in welchem man die Thür hatte schließen müssen.

Eine Frau erschien auf der Schwelle. . .

Bei ihrem Anblick rief Gabriel einen Ruf aus und blieb wie verbannt.

Samuel und Dagobert sahen auf's Neue und faßten die Hände. Die beiden Invaliden stützten sich von einer unerklärlichen Besorgniß ergriffen, auf einander. Nur Agricola allein verharrte auf seinem Platze.

Robin. . . selbst Robin hatte zwei Schritte zurück und hatte mit zitternder Hand die Caffette wieder auf den Tisch.

Obgleich in diesen Vorfälle nur etwas ganz Natürliches lag: daß eine Frau auf der Schwelle der Thür erschien, meinte sie dem gefährlichst hatte, so war doch einen Augenblick lang ein feierliches, tiefes Schweigen.

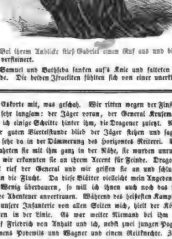
Alle Anwesenden blickten den Arbeit an.

Jeder empfand beim Anblick dieser Frau eine mit geheimem Schauer und unerklärlicher Aengstlichkeit gemischte Ueberraschung. . . denn Alle hatten schon den Namen Angelique und in diesen Gaste sein einem und einem halbjahrunterte bedeutungsvollen Namen.

Als war derselbe Paarzopf, dasselbe Kleid mit der etwas schlappenden Gewandung, dieselbe von einer entlagenden, tiefen Traurigkeit überschattete Physiognomie.

Die Frau kam langsam näher, sahen den Umbrand, den sie machte, nicht gewahr zu werden und ging auf einen der mit Kupfer und Zinn eingelegten Meubles zu, welches an einer von den Verzierungen von Goldbronze verdeckten Thür, offenbar in den oberen Zellen des Schrankes, neben ein verstaubtes Pergament lernen, trat wieder zum Tische, legte das Papier von dem Vater hin, der bis dahin stumm und unbeweglich dagesessen hatte und in jetzt mehrmals ergriff.

Nachdem sie auf Gabriel, der durch ihre Gegenwart wie betäubt zu sein schien, einen langen, sanften und schmerzlichen Blick geworfen, entfernte sie sich durch die eingeschlagene Thür des Vorsaals.



Als sie bei Barbiche und Samuel, die noch immer Leichen, vorbeikam, stand sie einen Augenblick still, neigte ihren Kopf auf die Seite, wie um einen leute Laut zu vernehmen, der mit plötzlicher Heftigkeit und nachdem sie einen Beiden ihre Hand zum Kuß dargereicht, verschwand sie eben so langsam, wie sie gekommen war, nachdem sie jener noch einen leisen Blick auf Gabriel geworfen.

Sobald die Frau fort war, schien der Zauber, in welchen alle Anwesenden gebannt waren, sich zu lösen.

Als sie bei Barbiche und Samuel, die noch immer Leichen, vorbeikam, stand sie einen Augenblick still, neigte ihren Kopf auf die Seite, wie um einen leute Laut zu vernehmen, der mit plötzlicher Heftigkeit und nachdem sie einen Beiden ihre Hand zum Kuß dargereicht, verschwand sie eben so langsam, wie sie gekommen war, nachdem sie jener noch einen leisen Blick auf Gabriel geworfen.

Sobald die Frau fort war, schien der Zauber, in welchen alle Anwesenden gebannt waren, sich zu lös

Gabriel brach zuerst das Schweigen, indem er mit bewegter Stimme murmelte:

— Sie ist es... wieder hier... und hier in diesem Hause?

— Wer... mein Bruder? — sagte Agricol, unruhig über die Blässe und die beinahe verstörte Miene des Missionärs, denn der Schmied hatte bis dahin noch nicht die seltsame Aehnlichkeit der Frau und des Bildes bemerkt und theilte dennoch, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, die Verwunderung aller Anwesenden.

Dagobert und Faringhea befanden sich in einer ähnlichen Geistesstimmung.

— Wer ist diese Frau? — versetzte Agricol, indem er Gabriel's Hand ergriff, die feucht und kalt war.

— Sieh hin!... — sagte der junge Priester, — es sind hundertundfunfzig Jahre her, daß diese Gemälde dort sich befinden...

— Und mit einer Geberde zeigte er nach den beiden Bildern, vor denen er sah.

Bei Gabriel's Bewegung schlugen Agricol, Dagobert und Faringhea die Augen zu den beiden, neben dem Kamine hängenden Bildern auf...

Zu gleicher Zeit ließen drei Ausrufe sich hören.

— Sie ist es, es ist dieselbe Frau! — rief der Schmied verwundert. — Und seit hundertfunfzig Jahren befindet sich ihr Bild hier?

— Was sehe ich... der Freund und der Abgesandte des Marschall Simon! — rief Dagobert aus, indem er das Bild des Mannes betrachtete. — Ja, das ist das Gesicht Dessen, der uns in Sibirien aufgesucht hat, im vergangenen Jahre noch... ich erkenne ihn an seiner traurigen und sanften Miene und auch an den schwarzen Augenbrauen, welche ganz zusammengehen.

— Meine Augen täuschen mich nicht... nein... es ist wirklich der Mensch mit dem schwarzen Striche über der Stirn, den wir erwürgt und am Ufer des Ganges vergraben haben, — sagte Faringhea ganz leise vor sich hin, indem er vor Entsetzen zusammenbebte, — derselbe Mensch, von dem ein Sohn Bonaparte's im vergangenen Jahre auf Java in den Armen von Dschandi versicherte, daß er ihm nach jenem Morde bei einem der Thore von Bombay wieder begegnet sei... dieser verfluchte Mensch, der, wie er sagte, überall auf seinem Wege den Tod hinter sich läßt... und dieses Bild existirt schon seit einem und einem halben Jahrhunderte!

Und gleich Dagobert und Agricol konnte der Würger seine Augen nicht von diesem seltsamen Bilde abwenden.

— Welche geheimnißvolle Aehnlichkeit, — dachte der Abbé von Aigrigny; darauf wurde er von einem Gedanken getroffen und sagte plötzlich zu Gabriel:

— Und diese Frau ist dieselbe, welche Ihnen in Amerika das Leben gerettet hat?

— Es ist dieselbe, — antwortete Gabriel bebend, — und doch hatte sie mir gesagt, daß sie nach dem Norden Amerika's gehe, — fügte der junge Priester mit sich selbst sprechend hinzu.

— Aber wie kommt sie in dieses Haus? — sagte der Abbé von Aigrigny, indem er sich an Samuel wandte. — Antworten Sie, Wächter... ist diese Frau hier vor uns und mit Ihnen herein gekommen?

— Ich bin hier zuerst und allein hereingetreten, als zum ersten Male seit hundertfunfzig Jahren die Thür geöffnet worden ist, — sagte Samuel ernst.

— Wie erklären Sie sich aber dann die Anwesenheit dieser Frau? — fragte Aigrigny.

— Ich suche keine Erklärung, — antwortete der Jude, — ich sehe... ich glaube... und jetzt hoffe ich, — fügte er hinzu, indem er Bathseba mit unaussprechlichem Ausdrucke ansah.

— Aber noch einmal, Sie müssen sich doch die Gegenwart dieser Frau erklären können, — sagte Aigrigny, der eine unbestimmte Unruhe empfand, — wer ist sie, wie kommt sie hierher?

— Ich weiß weiter Nichts, mein Herr, als daß, wie mein Vater mir häufig gesagt hat, unterirdische Verbindungen zwischen diesem Hause und von diesem Stadtviertel entfernten Orten vorhanden sind.

— O, jetzt ist Nichts natürlicher, — sagte der Abbé von Aigrigny, — es bleibt jetzt nur noch zu erfahren, welchen Zweck diese Frau hatte, als sie in dieses Haus kam. Was die seltsame Aehnlichkeit mit diesem Bilde betrifft, so ist das ein Naturspiel.

Rodin hatte bei der Erscheinung dieses geheimnißvollen Weibes die allgemeine Aufregung getheilt; aber als er gesehen, wie sie dem Notar ein versiegeltes Packet übergab, wurde der Socius, anstatt sich weiter mit der Seltsamkeit der Erscheinung zu beschäftigen, nur noch von dem lebhaften Wunsche belebt, das Haus mit dem nun seiner Gesellschaft gestifteten Schatze zu verlassen.

Er empfand beim Anblicke des schwarz versiegelten Packets, das die Beschützerin Gabriel's dem Notar übergeben und das dieser mechanisch in den Händen hielt, eine unbestimmte Besorgniß.

Der Socius hielt es daher für den sehr geeigneten und passenden Zeitpunkt, mitten unter dem Erstaunen und Schweigen, das noch herrschte, zu verschwinden, stieß den Vater Aigrigny leise mit dem Ellbogen an, gab ihm einen Wink des Einverständnisses, nahm den Koffer von Cedernholz unter seinen Arm und ging auf die Thür zu.

— Einen Augenblick noch, mein Herr, — sagte Samuel zu ihm, indem er aufstand und ihm den Weg vertrat; — ich bitte den Herrn Notar das Packet zu untersuchen, das ihm eben übergeben worden ist, dann können Sie gehen.

— Aber, mein Herr, — sagte Rodin, der sich bemühte, sich Platz zu machen, — die Sache ist ganz und gar zu Gunsten des Herrn von Aigrigny entschieden worden... also werden Sie mir erlauben...

— Ich sage Ihnen, mein Herr, — versetzte der Greis mit klangreicher Stimme, — daß dieser Koffer nicht hier fortkommen wird, bevor der Herr Notar Kenntniß von dem Packet genommen hat, welches ihm eben übergeben worden ist.

Diese Worte Samuel's erregten die Aufmerksamkeit Aller. Rodin war genöthigt umzukehren.

Trotz seiner Fertigkeit schauderte doch der Jude vor dem unversöhnlichen Blicke, den ihm in diesem Moment Rodin zuschleuderte.

Der Notar hatte dem Wunsche Samuel's nachgegeben und sah den Umschlag des Papieres aufmerksam an.

— Himmel, — rief er plötzlich aus, — was sehe ich?... o desto besser.

Bei dem Ausrufe des Notars richteten sich Aller Blicke auf ihn hin.

— O lesen Sie, lesen Sie, mein Herr, — rief Samuel, indem er die Hände faltete, — meine Ahnungen werden mich vielleicht nicht getäuscht haben.

— Aber mein Herr, — sagte der Abbé von Aigrigny zum Notar, indem er nun auch die Aengstlichkeit Rodin's zu theilen begann, — was ist das für ein Papier?

— Ein Codicill, — versetzte der Notar, — ein Codicill, das Alles wieder in Frage stellt.

— Wir, mein Herr, — rief Aigrigny, indem er sich schnell dem Notar näherte, — Alles wieder in Frage stellt? Und mit welchem Rechte?

— Das ist unmöglich, — fügte Rodin hinzu, — wir protestiren.

— Gabriel... Vater... so hört doch, — rief Agricol aus, — noch ist nicht Alles verloren, es ist noch Hoffnung... Gabriel, hörst Du wohl, noch ist Hoffnung!

— Was sagst Du? — sagte der junge Priester aufstehend und glaubte kaum, was sein Adoptivbruder ihm sagte.

— Meine Herren, — sagte der Notar, — ich muß Ihnen die Aufschrift dieses Packetes verlesen... es verändert oder vertagt vielmehr die testamentarischen Bestimmungen.

— Gabriel, — rief Agricol, indem er dem Missionär um den Hals fiel, — Alles ist vertagt, noch ist Nichts verloren!

— Meine Herren, hören Sie gefälligst zu, — versetzte der Notar und er las, was folgt:

„Dies ist ein Codicill, welches aus Gründen, die man in„liegend auseinandergesetzt finden wird, ohne indeß in irgend „einer Weise alle in dem heute um ein Uhr Nachmittags von „mir gemachten Testamente enthaltenen Bestimmungen zu än„dern, dieselben vertagt und bis zum 1. Juni 1832 hinaus„schiebt... Das Haus soll wieder geschlossen und die Fonds „auf's Neue dem, der sie bisher in Verwahrung gehabt, über„geben werden, damit man am 1. Juni 1832 sie an die Be„rechtigten vertheile.

„Billetanerie, heute den 13. Februar 1827, elf Uhr Abends.

Marius von Rennepont."

— Ich behaupte, daß dieses Codicill verfälscht ist! — rief der Abbé von Aigrigny vor Wuth und Verzweiflung ganz blaß aus.

— Die Frau, welche es den Händen des Notars übergeben, ist uns verdächtig, — fügte Rodin hinzu, — dieses Codicill ist falsch.

— Nein, mein Herr, — sagte der Notar streng, — denn ich habe so eben die beiden Unterschriften verglichen, — sie sind ganz und gar einander gleich... übrigens, was ich heute Morgen schon in Bezug auf die nicht gegenwärtigen Erben sagte, ist jetzt euch auf sie anwendbar. Sie können die Authenticität dieses Codicills anfechten, aber Alles bleibt wie es war und als ob Nichts geschehen wäre... da die Frist zum Schlusse der Erbschaft auf drei und einen halben Monat hinausgeschoben ist.

Als der Notar diese letzten Worte gesprochen, bluteten Rodin's Nägel,... und zum ersten Male erschienen seine bleichen Lippen roth.

— O mein Gott, Du hast mich erhört... hast mir beigestanden,... — rief Gabriel auf den Knieen, faltete seine Hände mit Inbrunst und wandte sein engelgleiches Gesicht zum Himmel empor, — Deine allerhöchste Gerechtigkeit konnte nicht das Unrecht siegen lassen.

— Was sagst Du, mein braves Kind? — rief Dagobert, der in der ersten Betäubung der Freude den Inhalt des Codicills nicht recht verstanden hatte.

— Alles ist hinausgeschoben, — rief der Schmied, — die Frist ist zu stellen ist auf drei und einen halben Monat vom heutigen Tage ab festgesetzt... und jetzt sind diese Leute entlarvt.

Agricol zeigte auf Rodin und Aigrigny.

— Wir haben Nichts mehr von ihnen zu fürchten, man wird sich hüten und die Waisen, Fräulein von Cardoville, mein würdiger Patron, Herr Hardy und der junge Dubois werden ihr Vermögen erhalten.

.....

Wir müssen darauf verzichten, die Freudetrunkenheit Gabriel's und Agricol's, Dagobert's und des Vaters des Marschall Simon, Samuel's und der Bathseba zu schildern.

Faringhea allein blieb düster und in sich gekehrt vor dem Manne mit der schwarzgezeichneten Stirn stehen.

Die Wuth Aigrigny's und Rodin's, als sie Samuel wieder den Koffer von Cedernholz an sich nehmen sahen, läßt sich gleichfalls nicht beschreiben.

Auf die Bemerkung des Notars, der das Codicill mit sich nahm, um es nach den Vorschriften der Gesetze öffnen zu lassen, sah Samuel ein, daß es vorsichtiger sei, bei der Bank von Frankreich die ungeheuren Fonds niederzulegen, von denen man nun wußte, daß er sie in Verwahrung habe.

Während alle diese edlen Herzen, welche einen Augenblick gelitten hatten, von Freude, Hoffnung und Fröhlichkeit überströmten, verließen der Abbé von Aigrigny und Rodin, Wuth und Tod im Herzen, das Haus.

Der ehrwürdige Vater sagte zu seinen Leuten:

— Nach dem Hôtel Saint-Dizier.

Darauf sank er vernichtet und außer sich auf die Kissen des Wagens, hielt sich die Hände vor's Gesicht und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Rodin setzte sich neben ihn... und betrachtete ihn mit einem Gemisch von Zorn und Verachtung — diesen muthlosen und so niedergeschlagenen Mann.

— Der Elende!... — sagte er ganz leise zu sich selbst, — er verzweifelt und doch...

.....

Nach einer Viertelstunde fuhr der Wagen in der Rue de Babylone in den Hof des Hôtels der Frau von Saint-Dizier.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

war. Nach 5 bis 6 Minuten kam der König wieder zu sich. Voyez, s'il y a du sang, sagte er zu mir. Ich knöpfte ihn auf und fand Nichts. Ma vie est ce qui m'importe aujourd'hui le moins, fuhr er fort; allons faire notre devoir, malheur à ceux qui ne le font pas! — Ich erkenne nun wohl, daß der Dienst, den wir ihm damals leisteten, keiner der allerauserordentlichsten ist, obgleich die Gefahr höchst dringend war und er ohne unseren Beistand wenigstens gefangen genommen werden wäre; ich weiß aber doch auch, daß, wenn wir auf diese Weise jeden anderen Helden gerettet hätten, er sich wenigstens herabgelassen haben würde, es zu erwähnen, was dieser niemals that.

Cremona, 3. Juni. Die hiesigen Befestigungen sind nach einer veralteten Methode angelegt und übertrieben in sehr schlechtem Zustande. Es scheint auch Alles darauf hinzudeuten, daß sie schon zur Zeit des berühmten Ueberfalles in keinem besseren sich befanden. Der Cloak, durch welchen die Truppen des Prinzen Eugen hereindrangen, ist noch heutzutage ohne die mindeste Veränderung so vorhanden. Er wird von einem kleinen Gewässer, das in die Stadt läuft, beinahe angefüllt. Wir gingen auf den Wällen bis zum Thore aller Heiligen und von dannen dem St. Margarethenthore zu bis zum Quartier der Irländer, das gegenwärtig das ungarische Regiment von Fergatsch innen hat. Wir hatten am Abende vorher dies Regiment auf dem Citadellenplatze exerciren sehen und ich gestehe, daß ich über die Lebhaftigkeit und Genauigkeit seiner Bewegungen erstaunt war. Das Regiment Clerici, das sich ebenfalls hier in Garnison befindet, steht ihm darin bei weitem nach. Die Handgriffe sind den preußischen fast ganz genau nachgebildet und wurden mit einer Präcision ausgeführt, die einem preußischen Regiment aus der besten Zeit Ehre gemacht haben würde. Die Ladungen stehenden Fußes erfolgten tadellos, die Evolutionen ebenso, nämlich die Ladungen im Vordringen oder Zurückgehen gegeben, so wie die verschiedenen Arten zu defiliren, sich aufzustellen, die Glieder aufzulösen und wieder zu schließen, entsprachen diesem Anfange durchaus nicht, obwohl sie ebenfalls nach preußischem Zuschnitte gebildet waren. Es ist eben mit der Kriegskunst wie mit anderen Künsten, die Erfinder behaupten lange Zeit darin den Vorrang. Diese Ungarn konnten uns Alles bis auf unsere Bewegungen nachmachen und das hat mich von Neuem in meiner alten Meinung bestärkt, daß nicht blos die Beweglichkeit, in der die preußischen Truppen es bisher allen anderen zuvorthun, sondern schon die Art und Weise zu marschiren der allerschwierigste und wesentlichste Punkt der ganzen Taktik sei.

Eduard von Bülow.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn K. O. in J. — Richtig empfangen.

Herrn Dr. G. G. Jb. in M. — Sie werden nächste Woche schriftliche Antwort erhalten.

Herrn H. H. in L. — Es war noch Zeit die Einsendung zu bewerkstelligen, und es freute uns dieselbe zu erhalten, weil sie von literarischer Gewissenhaftigkeit zeigt, welche wir als eine hohe und leider sehr seltene Tugend des Schriftstellers nach Verdienst zu schätzen wissen.

Herrn Ps. H. zu N. bei C. — Empfangen und in Prüfung.

Herrn C. G. in G. — Wir haben Ihre schätzbare Einsendung erhalten und uns für die Aufnahme bestimmt.

Herrn K. G. in H. — Empfangen und in Prüfung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 15 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 32. Leipzig, Mittwoch den 5. Februar 1845. 1. Band.

Inhalt.

Auf den Leben. Von Dr. Wolfgang Menzel. (Fortsetzung.) — Der Stroßburg und seine Umgebungen. Von C. Vanh. (1. Artikel.) — Theaterschau. Von Karl Gutzkow. — Die Tagebücher einer Reisenden Dame. Frankreich und England. Mitgetheilt von Eduard von Bülow. (Fortsetzung.)

Aus dem Leben.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

3.

„Aber, liebste, beste Mutter, eine Frau soll doch ihren Mann haben, und vom Mann lebt —"

„Kinder, Kind, wer hat Dir das Zeug in den Kopf gesetzt?"

Julius schlug die Augen nieder.

„Ich bestehe darauf, es zu wissen," befahl die Mutter.

„Emma Stein sagt —" stotterte Julius.

„Was hat Emma Stein gesagt, liebes Kind? Eine Tochter soll ihrer Mutter Alles vertrauen."

„Als wir der Tag nach der Hochzeit," begann Julius, „Dir erlaubt Dich, wir gingen des Morgens zu ihr."

„Gegen Mittag, liebes Kind, ich erinnere mich. Und was sagte Die Emma?"

„Sie sagt — es sagt sie einigen Andern, dann brächte sie mir die Hand mit Lust: Wenn Du zerbittelst, Julius, nimm nur einen Mann, in dem Du recht verliebt bist."

„Wie gemein! Ich habe viele Emma immer für eine gemeine Gans gehalten, und wider Dir Vater nicht Dein Kommen, ich hätte Dir nie erlaubt, mit ihr umzugehen. Eine Frau verliebt in ihren Mann — es giebt keine größere Gemeinheit. Nein, Julius, meine Liebe, mein Herzchen soll gar kein heiraten. Ich achtete meinen Vater, das war nur gering, was ich gelobte, wir haben ganz glücklich gelebt. Nicht in der Verliebtheit, sondern darin die Ruh' Du Dein Glück finden. Ich meine damit, Du sollst es machen wie die Männer, denen Heloisens Mittel ist. Arzahte daran die Ehe glücklich zu machen und Du sollst es."

Julius's rothes Blut und aufgewachter Sinn befolgten den mütterlichen Rath. Sie gab dem Examiner Gerhmann ihre Hand und behielt ihr Herz. Ihn war bei dem Gespräche zugegen gewesen, und obgleich kaum zwei Jahre alt, doch schon klug genug, die mütterliche Rede zu hören.

Von Stufe zu Stufe stieg und in jener Kunst geschickt, beschäftigte Julius ihre Neigungen zur Lieblingsarbeit. Nur gegen ihre Mutter war sie sagsam und bespielt stets von sich in Ehrfurcht gesammt, wenn die Dienstleute sieben das Haus verlassen als Julius „die Schwestern von Mantilla" spielen" oder trugen weiten, oder wenn Julius sich über „das ungeeignete Ding" beklagte, das Julius bewegen sie Kleid abgerissen und sie sonst unleidlichen Schabernack getrieben. Wurde vergessen in Julius Gegenwart laut, daß sie viele regelmäßig in vor Beschäftigung hier, sie sie ihren vorhatte, um glaubte die Mutter sie Beschäftigungen beschränkungen und Ihn zur Ruhe stellen zu müssen, war es immer erst nöthig, ihr den Inhalt zu wiederholen. Ihr lachte die Augen auf und verschwirrte, Nichts gefehlt zu haben. Nach beendigtem Besuche wußte sie entweder frei, sich zu verbreiten über fertigte die Anklage mit einem neuen Vorwurf. Das ist nicht wahr, ah. Die kennt gemiß sein, und die Mutter zu ihren Gunsten entlasten, und Julius das gelogen, in beweisen sie nicht zu Hause an die Thüre zu lügen, um ihrer Mutter die Frage zu entlocken: Fehlt Die was, Julius? und kam sie Antwort: Mein Kopf schmerzt, die Verhaltung abgebrochen.

Von dem, was die Mutter Ihn's Partikle Eigenschaften nannte, hatte Niemand mehr zu leiden als Julius. Beim Schneiden warnen sich in jener häufiger verschieden, Julius gegen Ihn, Julius, Ihn Fräulein, Julius, Julius Julius schnell und vorsichtig. Ihn fiel um in sich gedrückt. Nur in Gegenwart Fremden zeigte das Ihrer meinig unterschied. Ihnen brannte Ihn's Ihn, Ihn Ihn Ihn

brachte. Schon früher hatte er Ida gekannt, war nie auf Ferien gekommen, ohne am nächsten Sonntage von seinem Vater bei der Visitenstande der Madame Dickmilch vorgestellt, dann von ihr zu einem Mittags- oder Abendessen geladen zu werden, und kurz vor seiner Rückkehr auf der Schule sich bei ihr zu beurlauben. Von Ida hatte er bei diesen Gelegenheiten nur langsam angefangen Notiz zu nehmen und selbst dies nicht jemehr aus freier Bewegung als auf den Rath seines Vaters, der, je älter er wurde, ihm desto öfterer wiederholte, daß Ida schon jetzt im Besitz eines hübschen Vermögens sei, von ihrer Mutter ein Erkleckliches zu gewarten habe und allem Vermuthen nach nicht das unbedeutende Mädchen bleiben werde, das sie jetzt scheine. Wäre Hulda in jenen Tagen noch bei ihrer Mutter geweilen, so dürfte Eduard's früh erwachter Sinn für weibliche Schönheit den Absichten seines Vaters noch langsamer entsprochen, er nach der Gewohnheit seines Alters eher zu Hulda empor als auf Ida herabgeblickt haben. Da indeß keine ältere Schwester zwischen ihm und ihr stand und die übrige Gesellschaft für ihn nicht mehr Reiz hatte als Ida, so kostete es ihm um so weniger Mühe, durch manche Ida bezeigte Aufmerksamkeit sich den Beifall seines Vaters zu erwerben, je interessanter ihre Entwickelung sich gestaltete und je besser es seiner kleinen Eitelkeit behagte, von ihr mit einer Art Auszeichnung behandelt zu werden. Und wie Ida in Eduard's Gegenwart sich besonders gut benahm und seine Unterhaltung ihm eher für ein Opfer der Artigkeit als für eine ihr gebührende Huldigung anrechnete, so versicherte auch Eduard ihr bisweilen, daß im Französischen und Englischen sie ihm weit voraus sei. Daß aber Seiten der Mutter die aufkeimende Freundschaft nicht bezweckt wurde, litt keinen Zweifel.

Die Monate, welche Eduard vor seinem Abgange auf die Universität im Vaterhause verlebte, zogen das geknüpfte Band fester. Madame Dickmilch erlaubte ihm, die ceremoniellen Besuche in freundschaftliches Kommen zu verwandeln, und der Vater rieth, die Erlaubniß zu benutzen, indem er unverhohlen äußerte, daß, falls der Himmel Ida für ihn bestimmt habe, die Aeltern bald und bald entschlossen seien, nichts dawider einzuwenden. „Das aber, mein guter Sohn," setzte er hinzu, „liegt noch in weitem Felde. Ida hat noch nicht die Kinderschuhe ausgetreten und Du mit Deinen achtzehn Jahren und neun Monaten darfst noch lange nicht ans Heirathen denken. Justin und Puxin und wie die Herren sonst heißen, deren Bekanntschaft Du auf der Universität machen sollst, werden Dir hoffentlich zu Gemüthe führen, daß ein ernster Mann es sich nicht einfallen läßt, Heirathsgedanken zu hegen oder einem Mädchen in den Kopf zu pflanzen, bevor er hinlänglich kann und sagen: Willst Du mich? d. h. bis er ein bequemes Nest und einiges Futter hat. Es ist wahr, Jemand von der Vormundschaftsbehörde will wissen, Ida's väterliches Erbe habe sich bereits vermehrt. Ich, Dein Vater, bin auch nicht blind. Aber verschweigen kann ich nicht, daß, während Du jährlich 500 Thaler haben sollst, ich mich einschränken muß und daher gar nicht böse sein werde, wenn Du Dich mir eines Tages als Deinen eignen Provisionsmakler vorstellst. Ich begreife inzwischen, daß das so schnell nicht gehen kann. Nur vergiß nie, daß ich mein Vermögen, Ida das ihrige verlieren kann, Du also am klügsten handelst, einen eigenen Acker zu erwerben. Uebrigens ist Ida ja noch Kind."

Obwohl Eduard vielleicht schon jetzt das Gegentheil glaubte und Ida, je öfterer er sie sah, desto offener und zutraulicher gegen ihn wurde, blieb doch sein Herz vollkommen ruhig, und als sie beim Scheiden ihm ein Taschenbuch gab, erklärte auch sie mit keinem Worte, mit keinem Blicke das auf weißen Sammet gemalte Vergißmeinnicht.

Im ersten Jahre seiner Universitätszeit kam Eduard nur auf wenige Wochen heim und wurde von Ida und deren Mutter mit der freundlichsten Freundlichkeit empfangen. Im zweiten und dritten begleitete er während der Ferien seinen Vater auf einem Abstange nach Salzburg und Tirol, und im vierten eilte er in die Heimath, seinem Vater die Augen zuzudrücken. Als er später seine Geburtsstadt wiedersah, sich zum Doctor und Advocat vorzubereiten, besuchte er zwar Madame Dickmilch, fand jedoch veränderte Gesinnung und veränderte Aufnahme.

Bei seinem Eintritte in das Wohnzimmer war Ida nicht anwesend. Er bemerkte es kaum. Des ersten Wiedersehens sich aus voller Seele freuend trat er rasch auf die Mutter zu, küßte ihr die Hand, wie er sonst gethan und sagte einige herzliche Worte. Ein kaltes: „Ich freue mich, daß Sie wieder bei uns sind," streifte an ihm vorüber. Er war zu aufgeregt, den kühlen Empfang zu bemerken. Erst als eine gewöhnliche Conderung wegen des Todes seines Vaters und eine Reihe gleichgültiger Worte folgten, begriff er, daß er nicht mehr der willkommene Gast von sonst sei und wollte sich entfernen, als Ida erschien. So vortheilhaft für ihre Persönlichkeit lobte sie nicht in seinem Gedächtnisse. Zum reinsten Ebenmaß und zu den edelsten Formen hatte ihre Gestalt sich ausgebildet. Sie war ausgewesen und die Frühlingsluft hatte ihre Wangen geröthet. Plötzlich wußte sie um Eduard's Besuch, denn keine Ueberraschung lag in ihren Zügen. Nur ein heiteres Lächeln und ein leiser Handdruck begrüßten den Freund. In ihrem übrigen Benehmen war sie die Fremdere, und Eduard hatte gern länger verweilt, wenn nicht die Einsilbigkeit der Mutter sie zu demüthigen geschienen. Er nahm den Hut. Keine Bitte baldigen Wiederkommens. Als er aber ging, sagte Ida mit halber Stimme: „Ich hoffe, Sie werden uns nicht vergessen," und ihr Blick vergütete das Schweigen der Mutter.

Sein nächster Besuch gehörte der Commerzienrathin Großmann. Sie war zu Hause, „würde sich freuen, Herrn Graf zu sehen." Und gefaßt oder erkünstelt sprach Freude aus ihrem Gesichte. Eine ihrer ersten Fragen war, ob er ihre Mutter und Ida gesehen.

„Ich komme eben von ihnen," sagte Eduard.

„Und wie haben Sie Ida gefunden? Sehr verändert, nicht wahr? Aber außerordentlich zu ihrem Vortheile. Sehr, sehr hübsch, das ich Recht! Und so gut, und so klug. Nun, das war sie von jeher, vielleicht ein Wenig zu gelehrt. Aber ich weiß schon, bei Ihnen gilt das kein Fehler. Oder denken Sie jetzt anders? Das wäre ein Glück für Alle, die keine Ida sind. Oder ein Unglück, wie Sie wollen. Sie antworten nicht. Schlägt das Herz ein Paar Takte schneller? Ich konnte Ihnen nur Glück wünschen. Sie wissen, Ida und ich waren ehemals keine declarirten Freunde. Das ist jetzt anders, ganz anders, sag' ich Ihnen. Ihre Geheimnisse sind die meinigen. Sie können sich nicht besser adressiren, lieber Graf. Von meiner Freundschaft sind Sie dessentlich überzeugt. O, wie mich das glücklich machen würde, Ida glücklich zu sehen! Sie bleiben doch bei uns, lieber Graf? Denn trennen — das ist Bedingung — trennen dürfen Sie sich von meiner Ida nicht."

„Ihre Frau Mutter hab' ich verändert gefunden," warf Eduard dazwischen.

„Haben Sie? Ja, das glaub' ich, und wie sollt' es nicht, es wäre ein Wunder, wenn es nicht wäre. Meine gute Mutter hat so viele Verdrießlichkeiten; 's ist recht unangenehm. Meinen Sie nicht auch? Man verdenkt Ihr den Umgang mit Herrn von Kesla. Sie kennen Herrn von Kesla; die ganze Stadt kennt ihn. Als Tochter darf ich freilich Nichts dazu sagen. Aber Großmann ist sehr bös. Unter uns, er hat meiner Mutter Vorstellungen gemacht. Sie können leicht errathen, wie das abgelaufen ist. Meine Mutter hat Herrn von Kesla vertheidigt, und Sie müssen selbst eingestehen, es war entschieden Schlechtes läßt sich ihm nicht nachsagen. Ein wenig Courmacherei — nun, lieber Himmel, einem hübschen Manne ist das zu verzeihen. Und hübsch ist Herr von Kesla, das müssen seine Feinde ihm lassen. Hab' ich Recht? Unter uns, ich habe die gute Schimmlich in Verdacht, daß der ganze Spectakel von ihr herrührt. Aber um Himmelswillen verrathen Sie mich nicht. Ich habe Nichts, gar Nichts gesagt, liebster Graf. Und so, sehen Sie, muß ich unschuldigste Dame leiden. Meine Mutter hat sich mit Großmann förmlich überworfen. Sie kommt nicht zu mir, ich darf nicht zu ihr. Großmann will wuthend, als ich ihm sagte, daß ich Herrn von Kesla bei meiner Mutter getroffen und er mich um Erlaubniß gebeten, mir aufzuwarten. Er befahl sogleich, ihn abzuweisen. Nie hab' ich Großmann so aufgebracht gesehen. Herr von Kesla ist seitdem zwei Mal hier gewesen. Beim zweiten Male saß ich unglücklicher Weise am Fenster. Vermuthlich hat er mich bei meiner Mutter verklagt. Kurz, es mögen fünf oder sechs Wochen sein, daß wir uns mit keinem Auge gesehen. Ist das nicht äußerst fatal? Nur durch Ida höre ich bisweilen von ihr. Aber auch die beleidigt mich seitdem und über Herrn von Kesla ist sie verschwiegener als das Grab."

Madame Schimmlich wurde gemeldet. Eduard fühlte sich nicht in der Stimmung, der Dritte zu sein und empfahl sich. Er ging nach Hause, warf den Hut auf den Tisch und zog die Handschuhe gewaltsam ab. „Es wäre unverantwortlich," monologisirte er, „wenn ein Mädchen von Ida's Werth an einen Taugenichts verschleudert würde. Und die Mutter ist gerade die Frau dazu, diftig, leidenschaftlich, launig, mit dem Kopfe durch die Wand, eisern in ihrem Entschlusse, um so haltstarriger, je größer der Widerstand. Aber das soll sie nicht! — Was soll sie nicht?" wiederholte er. „Wer soll sie hindern, wenn Ida einwilligt?"

Zuletzt beruhigte er sich damit, daß die Commerzienrathin nur von ihrer Mutter gesprochen, konnte aber dem Verlangen nicht widerstehen, ein Nähres über Herrn von Kesla zu erfahren und fand das über Erwarten leicht. Wohin er kam, wurde entweder von Herrn von Kesla gesprochen oder genügte eine Andeutung, das Gespräch auf ihn zu bringen. Vor acht Tagen hatte er bei Flickopf dreizehn Paar Stiefeln und drei Hammelschlag sieben Paar goldene und sechs Paar silberne Sporen bezahlt. In seiner Häuslichkeit war alles Geschirr Gold und Silber. Die Polizeibehörde hatte ihn zu einer Unterredung geladen, der Präsident in Person den Vorsitz geführt, und auf die Bitte, anzugeben, was sein jährliches Einkommen sei, Herr von Kesla geantwortet: 500 Thaler mehr als das des gesammten Polizeicollegiums, dann 500 Thaler für die Stadtarmenkasse auf den Tisch gelegt, wofür der Präsident sich gegen ihn, er sich gegen den Präsident verbeugt und so die Unterredung geendet.

Dies und Aehnliches war in Aller Munde. Wer und was aber Herr von Kesla sei, wußte Niemand, und während viele Frauen ihn für einen schönen Mann erklärten, bethenerten viele Männer, er solle ihnen nicht über die Schwelle kommen. Unter solchen Umständen hörte Eduard Alles, merkte auf Alles und glaubte Nichts. So verliefen acht Tage. Kein Zufall führte ihn mit Herrn von Kesla zusammen und ihn aufsuchen wollte er nicht. Da erging er sich am Abende des neunten Tages in einem Gehölze nahe bei der Stadt, wo Schweizerhütten Erfrischungen boten. Vor einer saßen zwei Damen und ein Herr. Eduard erkannte Ida und ihre Mutter, und dem Impulse folgend trat er zu ihnen. Mit der Artigkeit des gesellschaftlichen Lebens erwiderte Madame Dickmilch Eduard's Begrüßung und sagte mit einem Blick auf ihren Nachbar: „Herr Graf, Baron Kesla."

Der Baron stand auf und zog den Hut, setzte ihn aber schnell wieder auf und drückte ihn tiefer in die Augen. Verwunderung und Unwille zuckten über Eduard's Gesicht. Bald erinnerte Herr von Kesla, daß es rathsam sein dürfte, sich der Rechtfertigung nicht preiszugeben und ohne Säumen wurde aufgebrochen. „Sie erlauben, daß ich Sie begleite?" sagte Eduard zu Madame Dickmilch. — „Recht gern," versetzte diese und nahm seinen Arm. Kesla lächelte und folgte mit Ida.

Unschlüssig legten Eduard und seine Begleiterin den Heimweg zurück und am Fuße der Haustreppe schieden sie. Kesla blieb bei den Damen.

Eduard's Recht war eine rudelose und am Morgen der Entschluß gefaßt, sein Wissen um die Personlichkeit des Herrn von Kesla Ida's Mutter mitzutheilen. Er schrieb ihr also, daß er sich gedrungen fühle, in Betreff eines, wie er glaube, für sie wichtigen Gegenstandes ihr eine Eröffnung zu machen, und den Befehl erwarte, ob es mündlich oder schriftlich geschehen sollte. Sein Diener brachte die Antwort:

„Ich erwarte Sie um 11 Uhr. D."

Schlag Elf zog Eduard die Klingel. Er wurde noch gemessener empfangen als am Morgen seines ersten Besuchs. Ida war nicht zugegen. „Ich danke Ihnen für die Erlaubniß," begann er.

„Und ich bitte um die Veranlassung Ihres Schreibens," sagte Madame Dickmilch.

„Vielleicht überraschte es Sie nicht, als solche Herrn von Kesla genannt zu hören."

„Vielleicht? Ist der arme Baron so unglücklich, auch Sie zum Feinde zu haben?"

„Es muß nicht immer Unglück sein, Feinde zu haben," lächelte Eduard, „doch selbst meiner Freundschaft kann ich den nicht würdigen, den Sie Baron titulieren."

„Baron Kesla ist mein Freund."

„Verzeihen Sie, wenn ich versichere, daß er der nicht ist, nicht sein kann."

„Bedenken Sie, was Sie reden; es könnte sein, Sie hätten Rechenschaft zu geben."

---

eine Art Bagnères ists ganz Deutschland ist Provinz. Wir haben große Städte, aber keine Hauptstadte. Wir haben in jeder Stadt ein gewisses Publicum, das in die Vorstellungen geht, ob sie interessante Stücke oder langweilige bringen. Ich kann Ihnen zwanzig deutsche Rehorten nennen, in welchen es einerlei ist, ob die dortigen Theater viel oder wenig verdienen: der Fürst deckt das Deficit. Es sind fast alles kleine Theater, ein wenig anständiger als jenes, welches dort drüben liegt.

Nun, und die Dichter, welche neue Stücke aufführen lassen?

Man giebt ihnen des Anstands halber einige Goldstücke für die Manuscripte, welche sie einsenden. Sind ihre Arbeiten im Buchhandel erschienen, so hört jede Verpflichtung einer Bezahlung auf. Ich hatte die Ehre, selbst den alten Herrn Honorar zu kennen und versichre, daß er von den Bühnenvorständen täglich Briefe bekam, die weit mit Complimenten als mit Wechseln beschwert waren.

Ich weiß das. Allein in neuer Zeit sollen sich die Dinge geändert haben. Man erzählte mir von einem größeren Interesse, welches die Literatur am Theater nimmt. Man hat aufgehört, Stücke aus dem Französischen zu übersetzen.

Glauben Sie das nicht, sagte Lewald lachend. Einige unserer unverbesserlichen Uebersetzer sind gestorben, dafür sind andere in die Bresche getreten. Der unglücklichste Zufall von der Welt ließ in Hamburg ein sogenanntes zweites oder Thalia-Theater entstehen, welches an dem sich dünkenden Zollverband des Originaldramas, wie die Hansastädte am materiellen Zollverband, keinen Theil nehmen will und seiner Stellung nach auch kaum Theil nehmen kann. Täglich Vorstellungen gebend und in übertriebenem Conturrenzeifer mit dem Stadttheater in Hamburg weiß die Bühne nicht Stoff genug zur Darstellung aufzutreiben. Da muß Frankreich helfen und ein Herr W. Friedrich ist aufgetreten, ein das Thaliatheater auf seinen Schultern tragender Uebersetzungsriese. Alle Wochen ein neues Drama, frisch aus Paris verschrieben, frisch übersetzt und gegeben. Natürlich machen diese Stücke alle „Furore". —

Haben Sie noch nicht den Ausdruck „fanatisme"? sagte Desirée, den Sprecher unterbrechend.

Wir werden ihn bald haben, sagte Lewald. Einstweilen liebt man das Wort „stürmisch." Alles ist jetzt Sturm in der Theaterwelt. Stürmischer Applaus, stürmischer Hervorruf, stürmischer Erfolg. Alle diese Ausdrücke kommen von der hamburger Thaliabühne. Ihr Repertoir, welches zu zwei Drittheilen ein französisches ist, breitet sich nach dem Holstein'schen, in's Mecklenburgische, Hannöversche Bahn, springt sporadisch wie die Cholera bald da bald dorthin und ist plötzlich, man weiß nicht wie, auf dem wiener Hofburgtheater angekommen, einer Bühne, die niemals diese ist, wenn es gilt, von ihren classischen Künstlern eine französische Blüette darstellen zu lassen. Haben Sie drüben den Theaterzettel gelesen? Was giebt man heute? „Die neue Fanchon"! Eine Bekannte von Ihnen vom Boulevard St. Martin: La Grace de Dieu.

Ist es möglich! Dies Rührei aus Rührung und Frivolität! sagte Desirée.

Bitte, bitte, sagte ironisch Lewald, bitte, dies Stück hat allen deutschen Bühnen gewaltiges Geld eingebracht, hat die Experimente mit dem sogenannten Originaldrama bezahlen helfen und die Frage wegen besserer Entgeltung der Autorenverdienste noch weit in den Hintergrund geschoben.

Sie erschrecken mich, sagte Desirée mit Betrübniß. Ich komme so reinen Herzens nach Deutschland. Ich bringe nichts von den Künsten meiner Tante mit, habe die Begleitung ihres Zofers Puff ausgeschlagen, habe sogar die Begleitung ihrer

„Ich bin dazu bereit."

„Gut; so reihen Sie auf die lange Liste der Sünden und Verbrechen, welche Baron Kesla um die Ehre Ihrer Feindschaft gebracht haben."

„Ich bezüchtige ihn nur Eines Verbrechens, und das heißt Betrug."

Zornsprühend stand die Dame auf. Auch Eduard erhob sich und sagte ruhig: „Der, den Sie Baron Kesla nennen, ist ein Betrüger."

Mit zwei raschen Schritten näherte sich die Glühende der in's Nebenzimmer führenden Thür und legte die Hand an's Schloß. Aber eben so schnell gab sie ihr Vorhaben auf und sagte: „Jedenfalls gebührt Ihnen der Ruhm, unter Kesla's Anklägern der Unverschämteste zu sein. Sie werden dafür der Züchtigung nicht entgehen."

„Es wird Ihnen nicht gelingen," erwiederte Eduard, „die Ihnen schuldige Rücksicht mich vergessen zu machen."

„Wir sind zu Ende," sagte Madame Dickmilch und wendete sich ab.

„Noch Ein Wort," bat Eduard.

„Und das wäre?"

„Der Inhalt, der Beweis meiner Beschuldigung."

„Dem Verleumdern unserer Freunde das Ohr leihen, heißt uns ihnen gleich stellen. Leben Sie wohl."

Seit diesem Tage hatte Eduard auch Ida nicht wieder gesprochen.

4.

Von den drei Warnungen, mit welchen der Capuziner seine Epistel an Eduard geschlossen, beschäftigten diesen die auf die Commerzienräthin Großmann gedeuteten drei Kreuze am wenigsten. Insoweit die Reminiscenz ihm Beobachtungen gestattet, war Ida's Schwester ihm dieselbe erschienen, wie er sie vor drei Jahren verlassen — gutmüthig und flatterhaft, eitel und kokett. Da hatte es für ihn keine Gefahr. Das: stille Wasser sind tief, wäre geeigneter gewesen, ihn zu beunruhigen, wenn er nicht schon in vergangener Nacht Einiges an Ida wahrgenommen, das in den Sinn des Sprichwortes paßte. Ihre Selbstbeherrschung hatte ihn mehre Male überrascht, nie mißfallen. Des Keimes zu solcher Kraft erinnerte er sich aus seinem früheren Umgange mit ihr. Die Zeit hatte ihn ausgebildet; die in Handlung sich zeigende Kraft war das letzte Glied einer Kette von Lebensereignissen, in welcher die Unähnlichkeit des letzten Gliedes mit dem ersten aus den Uebergängen der Zwischenglieder sich erklärt. Die Art dieser Uebergänge war Eduard unbekannt. Wenn aber Ida in manchen Augenblicken die Ida von sonst gewesen, unbefangen und vertrauend, voll Gefühl und dessen Sprache redend, hatte der nächste Moment sie verwandelt, die Unbefangene verschlossen, die Glühende kalt, die Heitere ernst, die Weinende lachen gemacht. Das war nicht erlernt, mußte von Lebenserschütterungen ihr aufgenöthigt sein, und wer diese nicht kannte, dem fehlte die Unterlage des Urtheils, der konnte für Absicht und Falschheit nehmen, was vielleicht von Umständen gebotene Nothwendigkeit war. Eduard beschied sich, daß ihm kein Ausspruch zustehe. Wußte er doch kaum mehr, als daß Ida Frau von Kesla und seit dem Tode ihrer Mutter im Hause der Schwester wohne.

Aber das Trau, schau, wem. Es war Eduard, als ob die drei Golben ihn mehrlos würgten. Sollte der Capuziner, dessen Urtheil über Ida und deren Schwester nicht ungegründet erschien, zum Erkennen des Commerzienrathes noch bessere Gelegenheit gehabt, Eduard in der Rechtlichkeit dieses Mannes sich getäuscht haben? Eine Fluth Erinnerungen kam über ihn. Er gedachte des Guten, mit welchem der Bankier seine Reisebedenklichkeiten beseitigt, der unmittelig baaren Summe, die er ihm creditirt, der Güte, mit welcher er den Abschluß des Geschäftes betrieben, der Bereitwilligkeit, mit welcher er der Aufbewahrung der Documente sich unterzogen und seine Generalvollmacht angenommen, der wiederholten Mahnung, nicht am unrechten Orte zu sparen, und der in dringlichster Form geforderten und erhaltenen Versicht auf alle aus der Geschäftsführung mögliche Vertretung. Freilich entsann sich Eduard auch, daß er in allebem damals kein Arg gefunden, in der Hast die Erfüllung seines eigenen Wunsches, in der Bereitwilligkeit ein Opfer der Freundschaft, in der Mahnung den Rath des gereiften Mannes und in der Sicherheit gegen Verantwortung das billige Verlangen unentgeltlicher Dienstleistung gesehen hatte. Dennoch war es ihm jetzt doppelt unangenehm, daß der Commerzienrath in einem eigenhändigen Briefe die erste Jahresrechnung zwar als beigelegt erwähnt, aber beizulegen vergessen, er in seiner Antwort die Unterlassung zwar erwähnt, aber die Nachsendung nicht begehrt und das für ihn in Alexandrien eingetroffene Packet, im Fall es die zweite Jahresrechnung enthalten, ihn nicht erreicht hatte. Dabei verhehlte er sich jedoch eben so wenig, daß, wie ohne das: Trau, schau, wem, er an alles dies nicht gedacht, so ohne des Commerzienrathes seltsames Benehmen auf der Maskerade das: Trau, schau, wem, ihm eine müßige Warnung gedünkt haben würde. Das Erstaunen des Bankiers bei ihrem ersten Begegnen mochte Folge des unerwarteten Wiedersehens sein. Warum aber hatte er Nichts von seiner früheren Freundschaft gezeigt, kaum ein Wort des Willkommens für ihn gehabt? Und wenn er ohne Veranlassung jetzt ein Anderer war als sonst, wo lag die Bürgschaft, daß er sonst wahr gewesen?

Je länger interessen Eduard alle Umstände erwog, desto mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß der Warner eine etwa anzuknüpfende Geschäftsverbindung im Auge gehabt haben müsse. Denn abgesehen, daß er mit Eduard's Persönlichkeit sich unbekannt erklärt — hatte er dies zur Verdeckung seiner eigenen gethan, mußte er ja wissen, daß es zwischen Eduard und dem Commerzienrathe sich um einen vertragsmäßigen Abschluß handelte und daher Vorsicht zu spät komme. Demnächst war er auch ökonomischer gereist, als der Commerzienrath veranschlagt, und konnte daher zu Fälschungen der Reiz nicht lockend genug gewesen sein. Die überhaupt erhobenen Summen betrugen 8000 Thaler. Davon mußte die Hälfte durch Eduard's Einkünfte bezahlt, folglich die restirende Schuld, Alles in Allem, mit höchstens 5000 Thalern gedeckt sein. Und darauf war Eduard gefaßt gewesen. Unrechtlichkeit seines Mentoreinnehmers konnte keinen zu empfindlichen Verlust veranlaßt haben und bei der von Großmann besorgten Verwaltung des Capitalvermögens war ein Unterschleif kaum denkbar.

In Folge dieser Erwägung schalt Eduard sich einen Thoren, den ein Phantom erschreckt, und war in vollem Anlaufe, die Warnung Nummer Zwei noch einmal zu bedenken, als der Kellner zum Behuf des befohlenen Mittagtessens mit nächtigem Korbe hereinkürrte, ihn schnell niederstellte und blaß und zitternd stehen blieb.

„Was ist Ihnen?" fragte Eduard.

„Die Rasirmesser," stotterte der Kellner.

„Nun, das sind zwei unschuldige Messer, die Keinem ein Leid thun, der sie in Ruhe läßt."

Der Kellner machte eine Anstrengung, das Tischtuch zu legen; aber es mißlang. „Ich will einen andern Tisch holen," sagte er.

„Das können wir kürzer haben," bemerkte Eduard, nahm die Messer, schlug sie zusammen und schloß sie in's Futteral.

Der Kellner war sofort beruhigt, die Blässe schwand aus seinem Gesichte und mit üblichem Geräusch legte er den Tisch.

„Ist es schon lange, daß Sie gegen Rasirmesser eine Aversion haben?" fragte Eduard.

„Lange? Nein — o ja — lange eben nicht — aber doch lange."

„Gut, gut," lächelte Eduard; „ich gönne Jedem seine Geheimnisse und seine Aversionen."

Für den Abend hatte Doctor Graf der Commerzienräthin Großmann versprochen, den Thee bei ihr zu trinken und von seiner Reise zu erzählen. Als er daher um die siebente Stunde dem in der Vorstadt abgelegenen stehenden Hause sich näherte, beschlich ihn die Neugier, welches wohl Ida's Wohnzimmer sein möchte. Er hoffte das aus den Lichtschimmern zu erkennen. Das schlug aber fehl. Im ganzen Hause nur zwei helle Fenster, und bestand noch die Einrichtung von sonst, waren dies die Fenster der Commerzienräthin. Die Täuschung that ihm jedoch keinesweges leid. Er durfte vermuthen, daß Ida da sein werde, wohin er wollte. Vielleicht war es deshalb gerade die unwillkürliche Hast, mit welcher er die Klingel suchte, was ihn hinderte, sie zu finden, und während er umherirrte, hörte er ein Knarren. Ein Fensterladen des Erdgeschosses ging auf. Alles still und kein Licht. Eduard widerstand der Versuchung nicht heranzutreten. Da legte sich der Fensterladen wieder an und etwas Kreißes flatterte zu Boden. Fest geschlossen. Er lauschte. Kein Laut. War das Papier für ihn? Jedenfalls wollte er das wissen, ging zur nächsten Laterne und las: „Kiepsen Sie um elf — dreimal leise." Die Schrift war entweder von ungeschickter Hand oder geschickt verstellt, Eduard's erste Vermuthung, daß sie nicht für ihn, seine zweite, daß sie von Ida. Doch ließ er den letzten Gedanken schnell fallen. Gewiß traf er Ida bei ihrer Schwester. Wozu da die Heimlichkeit? Also glaubte er, daß ein Zöschen sich geirrt, und bedauerte den Irrthum nicht verbessern zu können.

Auf dem Rückwege zur Hausthür kam er an dem Fensterladen vorüber. Nichts verändert. Dann führte ihn ein Diener zur Commerzienräthin. Ihr Zimmer war weniger im neuesten Geschmacke als mit Rücksicht auf Bequemlichkeit meublirt und an einem naßkalten Abende wie der heutige mit seinem weichen Teppiche, dem schwellenden Divan und dem Dufte blühender Rosen höchst gemüthlich. Eine Schirmlampe erhellte nur den Tisch, auf welchem sie stand, und als der Diener den Theekessel gebracht, der Thee sein Aroma ausströmte und Eduard an der Seite seiner Wirthin Platz genommen, störte ihn am Vollgenusse behaglicher Häuslichkeit blos sein Alleinsein mit ihr.

„Ich bat Sie, en famille Ihre bei mir zu trinken, lieber Doctor," sagte die Commerzienräthin, „und nahm das keinesweges im Sinne eines isolirten Gegenüber. Meine Schwester — Sie wissen, Ida macht mir seit dem Tode meiner guten Mutter die unaussprechliche Freude, bei mir zu wohnen — Ida sollte die Dritte sein. Aber die Gute fühlt von der kleinen Nachtschwärmerei sich so angegriffen, daß sie mir eben wissen ließ, es sei ihr unmöglich, meinen Wunsch zu erfüllen. Ihnen sendet sie die freundlichsten Grüße. Also müssen Sie mit mir allein fürlieb nehmen, bester Doctor."

Eduard war in Verlegenheit. Er sollte eine Artigkeit sagen, und weil er sollte, konnte er nicht. Da schellte die Hausglocke. „Seien Sie dessen nicht gewiß," lächelte er; „ich höre Klingeln."

„'s ist Baron Ehrenrüssel, der stört uns nicht."

„Glücklich der Mann, von dem eine schöne Frau das sagt."

„Glücklich ist nicht, wer kein Glück verdient."

„Husch, husch" flüsterte Eduard; „der Baron tritt leise auf."

„So leise, daß es in der Ordnung ist, wenn er nicht gehört wird. Heute wollte ich blos für Sie zu Hause sein."

„Grausam und großmüthig," versetzte Eduard.

„Spotten Sie nur; Spott ist der Athmph des Reichen über den Armen."

So wenig Behagen Doctor Graf gestern am Baron Ehrenrüssel gefunden, so erwünscht wäre ihm jetzt sein Erscheinen gewesen. Es hätte ihm Zeit gegeben, sich mit sich selbst zu verständigen. Ida's Abwesenheit und ein Gemisch von Trotzsinn und Wehmuth in den Augen und in den Worten der sonst so lebensmuthen Frau hatten ihn einigermaßen verwirrt. Auch antwortete er in halber Zerstreuung: „Ist Baron Ehrenrüssel so arm?"

„In Verhältniß zu seinem Geiste sehr reich," sagte die Commerzienräthin. „Und das ist es, was mir die traurige Verbindlichkeit seines Umganges auflegt. Sein Vater hat ihm Großmann zum Vormunde ernannt und zwar bis zum vierundzwanzigsten Jahre. Glücklicherweise hat er das bald erreicht und mir wird dann hoffentlich erlaubt, den Umgang abzubrechen."

„Erlaubt," wiederholte Eduard, „und wer könnte es Ihnen jetzt verbieten?"

„Wer den Frauen Befehle giebt, an deren Erfüllung das Herz keinen Theil hat."

„Soll ich so unbanthar sein, Sie zu errathen?"

„Warum undankbar? Sie sind Großmann nichts schuldig."

„Seine Güte hat mich in den Stand gesetzt zu reisen."

„O das ist Geschäftssache; solche Verpflichtungen lösen sich mit Geld."

„Ich wünsche um meinetwillen, Sie trauten Ihrem Herrn Gemahl mehr Freundschaft für mich zu."

„Es geht dem Worte Freundschaft wie dem der Liebe; beide werden mißbraucht, und wo das der Fall, sind sie trügerische Laute. Es hat mich oft befremdet, daß Gold die ganze Seele eines Mannes auszufüllen vermag."

„Sie reden nicht von Ihrem Herrn Gemahl," fiel Eduard ein.

„Dieser Geldwerth macht mich zur Sklavin," fuhr die Commerzienräthin fort; „immer muß ich mir es vorrücken

---

Kammerfrau, der Reklame, abgewiesen, ich komme leicht, frei, fröhlich, nur der Poesie hingegeben, nur schwärmend für Deutschland, das ich verehre, Deutschland, das ich liebe — und Sie eröffnen mir eine so enttäuschende Fernsicht in die Wirklichkeit?

Verlieren Sie den Muth nicht, bemerkte der künftige Besitzer der Villa Lewald. Beginnen Sie Ihre Reise! Fangen Sie mit Carlsruhe an! Besuchen Sie die Vorstände aller Hof- und Stadttheater, klopfen Sie an die Theatercassen und sagen Sie einfach: Die Tantième ist da und wünscht Se. Excellenz oder St. Wohlgeboren zu sprechen. Man wird Sie überall sehr höflich empfangen, Ihnen aber die Schwierigkeiten Ihrer Eindurchsetzung auf deutschem Boden nicht vorenthalten. Besuchen Sie übrigens in Frankfurt am Main einen Freund von mir, wohnhaft auf dem großen Hirschgraben Nr. 68. — Dessirée mußte sich einen schweren Namen zehnmal vorbuchstabiren lassen, bevor sie ihn in ein kleines Notizbuch schrieb, — in Leipzig Herrn Dr. Laube, in Berlin den Hofrath Maurach und in Wien den Freiherrn von Münch-Bellinghausen — schreiben Sie mir, was Ihnen die Reise für Hoffnungen und Reflexionen giebt, ich bin gern geneigt, Sie ferner mit Rath und That zu unterstützen.

Bei diesen Worten waren die Redenden, die schon lange im Herabsteigen von der Höhe des Städtchens begriffen waren, in der Gegend des Hôtel d'Angleterre angekommen. Dessirée Tantième gab das Versprechen zu schreiben und Lewald empfahl sich mit der ihm eignen würdevollen Artigkeit. Unsre junge Freundin aber, tief betrübt über das, was sie Alles hatte hören müssen, machte noch einen Gang in das Conversationshaus, brodelchte den grünen Tisch, betrachtete mit Schaudern das Theatergebäude und fuhr an die Eisenbahn, um den Zweck ihrer Reise noch heute mit Carlsruhe zu beginnen.

Vierzehn Tage darauf erhielt Lewald aus Frankfurt am Main folgenden Brief:

Mein Herr!

Ich bin in dieser kleinen, aber reizenden Stadt vor einigen Tagen angekommen, wohne im weißen Schwanen, habe das Theatergebäude vor mir und schreibe Ihnen über die Resultate, die ich in Carlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Mainz, Wiesbaden, Cöln, Aachen und hier gewonnen habe.

Der Herr, dessen Adresse Sie so gütig waren mir zu diktiren, ist nicht hier. Er ist nach München gereist, um, wie ich in den „Grenzboten" lese, „sich dort herausrufen zu lassen!" Wie finden Sie diese Bemerkung eines Herrn Marggraf? Nicht wahr, sie ist sehr anständig? Ich gestehe Ihnen, daß nach meinem Geschmack solche Polemik mit Nervenzufälle macht: ich finde darin etwas Unreines und Ungewaschenes.

Nun, Sie haben in der Hauptsache Recht und doch schöpfe ich Hoffnungen. In Carlsruhe freilich sagte, in Gegenwart des Herrn Dessoir, eines trefflichen Künstlers, Herr von Auffenberg: „Fräulein, ich bin nicht nur Intendant, sondern selbst Dramaturg! Ich habe Stücke geschrieben, die große Erfolge hatten und noch sich erhalten haben würden, wenn sie nicht einen großen Aufwand von Scenerie kosteten. Wer kann mehr als ich die Vortheile der Dichter wünschen?" Darauf folgte aber eine so detaillirte Auseinandersetzung über Abonnement, Abonnement suspendu, Beleuchtungskosten, Gagenetat, Reverse, Krankheiten, Oper und Schauspiel, Schauspiel und Oper, daß ich wohl merkte, der deutsche Autor ist hier recht, mit hundert Franken für sein Stück über die Klinge zu springen. In Mannheim fand ich dieselben Klagen. Herr Düringer, auch Dichter, sprach mit schwärmerischem Blick

lassen, daß meine Mutter ihr Vermögen verschleudert hat. Ich bin sehr, sehr unglücklich. Doch wozu das Ihnen!" Damit reichte sie Eduard ihre Hand, zog aber die in Thränen schwimmenden Augen von ihm ab und schwieg. Es war so still, daß Eduard den Schlag ihres Herzens zu hören glaubte, und gleich als fürchte er den Klang seiner Stimme, sagte er halb laut: „Das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung versöhnt mit manchem Schmerze."

„Ob das Herz auch breche," seufzte die Commerzienräthin. „Aber wie ist es," unterbrach sie die eingetretene Pause; „wie steht es mit Ihrem Duell?"

„Meines Wissens ganz gut," sagte Eduard und athmete freier.

„Also keine Aufforderung? Das freut mich, nicht blos um Ihretwillen, sondern auch wegen meiner Ida, die mir heute Morgen nicht genug erzählen konnte, wie ritterlich Sie sich benommen."

„Wie hundert Andere."

„Vielleicht auch nicht," betonte die Commerzienräthin und sprach nun von der Reise und von Stadtneuigkeiten, von der letzten Theatervorstellung und von Eduard's künftiger Einrichtung, nur nicht, wofür er alles das mit Freuden hingegeben hätte, von Ida's jüngster Vergangenheit. Es war neun Uhr, als er schied. Entschlossen, die, wenn auch kaum denkbare Möglichkeit einer Zusammenkunft mit Ida nicht zu verscherzen, kehrte er nach zwei Stunden zurück. Der Lichtschein im Zimmer der Commerzienräthin war erloschen, Alles lautlos, und mit verhaltenem Athem klopfte er dreimal leise.

Unmerklich öffnete sich der Laden. „Hier der Schlüssel zum Garten," flüsterte es. Ein Schlüssel gleitete in seine Hand und der Laden ging zu. War es Ida's Stimme gewesen? Eduard wußte es nicht. Die Stimme hatte gezittert. Aber die Lösung lag in seiner Hand. Mit wenigen Schritten erreichte er das eiserne Gatterthor. Es wich dem Schlüssel und unter der in's Haus führenden Thür erblickte er eine weiße Gestalt. Es war Ida. Besonnen drückte er das Thor in's Schloß. Die Gestalt zog sich zurück; ein Lichtstreif fiel in den Gartensaal und in dem entstehenden Zimmer fand Eduard Ida geisterbleich, die Hände über den Busen gefaltet. „Was denken Sie von mir, Eduard?" stammelte sie; „werden Sie mich verkennen?" Erschüttert faßte er ihre Hände. „Wir sind Freunde, Ida," beruhigte er und führte sie zum Sopha. Thränen perlten aus ihren Augen. „Sei es, wie Sie sagten," erwiderte sie, „lassen Sie uns wieder die Freunde von sonst sein, wie Vieles und Schweres auch zwischen jetzt und sonst liegt. Schon gestern haben Sie sich mir als der Freund von sonst bewiesen. Ich wußte, daß ich bei Ihnen wagen konnte, was ich gewagt, und nicht wahr, Sie deuten es einem geängsteten Gemüthe nicht übel, daß es zu Ihnen flüchtet, Sie um Rath zu bitten? Den ganzen Tag hab' ich gesonnen, wie ich Sie sehen, Sie allein sprechen könnte. Ich wählte, als keine Wahl mehr blieb; ich zitterte, daß Sie kämen, und zitterte, daß Sie nicht kämen. Haben Sie Dank, Eduard, daß Sie gekommen, und das Geheimniß dieser Nacht gehe mit uns in's Grab."

„Sprechen wir nicht vom Sterben, nicht vom Grabe, Ida; wer das Leben liebt, dem gehört es, und trotz zahlreicher Schattenseiten fehlen die Sonnenblicke nicht."

„In mein Leben sind wenige gefallen," seufzte Ida.

„Das ist vergangen, und Vergangenes liegt hinter uns. Warum rückwärts schauen, statt in der Gegenwart mit der Hoffnung für die Zukunft leben?"

„Wenn die Vergangenheit der Zukunft keinen Anspruch auf Glück übergiebt — wie dann!"

„Dann, liebste Ida, soll die Gegenwart solchen Anspruch schaffen."

„Dazu gehören Elemente, und wo die nicht vorhanden sind" —

„Verzeihen Sie," fiel Eduard ein, „die mangeln nie. Auch Ihnen mangeln sie nicht, sie liegen in Ihnen. Sie wissen das so gut wie ich, haben es bereits zugestanden."

„Ich?"

„Ja, Sie, Ida. Sie verlangen meinen Rath. Wer Rath begehrt, der glaubt an die Möglichkeit einer Besserung seiner Gegenwart, eines Besserwerdens in der Zukunft. Nährten Sie nicht die Hoffnung solcher Möglichkeit, würden Sie meinen Rath nicht fordern. Da haben Sie in der Hoffnung den ersten Anspruch auf Glück. Den zweiten wird Ihnen die erfüllte Hoffnung bringen. Wecken Sie daher die schlummernde Hoffnung des Besserwerdens zum vollen Bewußtsein und das ist das erste Element Ihres künftigen Glückes. Was aber drückt Sie, macht Sie unglücklich?"

„Im Sinne Ihrer Worte eine zur Gegenwart gewordene Vergangenheit."

„Und wie lautet diese?"

„Sie fragen und sind zwei Stunden bei meiner Schwester gewesen. Bin ich da nicht erwähnt worden?"

„O gewiß; Ihre Frau Schwester bedauerte, daß Sie nicht bei uns sein könnten; Sie fühlten sich so erschöpft von der Nachtschwärmerei, hätten absagen lassen."

„Und hat meine Schwester nicht über mich geklagt?"

„Mit keiner Silbe."

„Das wundert mich. Als ich nach Ihrem Weggange sie sah, schmälte sie, weil ich nicht gekommen, und vergaß, daß sie mich nicht verlangt."

„Es würde mir leid thun, zwischen Ihnen die Schwesterlichkeit zu vermissen, die beim Zusammenwohnen sich am wenigsten entbehren läßt."

„Auch eine zur Gegenwart gewordene Vergangenheit," lächelte Ida, stand auf und löschte eine der zwei Kerzen. „Die Freundschaft muß mir diese Hauswirthlichkeit zu Gute halten. Die beiden Lichter sind mein ganzer Verrath, und wären sie morgen früh ungewöhnlich tief niedergebrannt, hätte ich von meiner Schwester ein Examen zu gewärtigen, bei welchem die Wahrheit nicht antworten dürfte."

Doctor Graf schwieg und Ida fuhr fort: „Sie erinnern sich, wo wir vor Jahren das letzte Wort gewechselt? Und Tags darauf waren Sie das letzte Mal in unserm Hause. Meine Mutter erzählte mir von einem Zwiste mit Ihnen, weil Sie wegen unseres Umganges mit Herrn von Kesla ihr Vorwürfe gemacht, von Rechten auf mich gesprochen —"

„Und das glaubten Sie!" unterbrach Eduard.

„Sollte ich meiner Mutter nicht glauben? Jetzt freilich weiß ich, daß nicht Alles so war, und weiß es aus demselben Munde. Wenige Tage vor ihrem Tode sprach meine Mutter von Ihnen, und hat jener Vorfall ein bitteres Gefühl gegen die Heimgegangene in Ihnen zurückgelassen, so möge Sie die Reue versöhnen, mit welcher Sie des Ihnen zugefügten Unrechtes gedachte. „Es wäre gewiß besser gewesen für Dich und mich," sagte sie, „wenn ich Eduard ausgehört hätte!"

„Haben Sie Dank für die Mittheilung," versetzte dieser; „solches Geständniß sühnt ein dreimal schwereres Unrecht."

„Obgleich Mutter Sie damals nicht ausgehört hatte," berichtete Ida, „war doch Ihre Versicherung, daß Kesla nicht der sei, für den er sich ausgebe, nicht ohne Eindruck geblieben. Nur verstand Kesla den Sturm zu beschwören. Er war Dritter zugegen des Gespräches gewesen, und sobald Sie das Zimmer verlassen, bat er um Erlaubniß sich zu rechtfertigen. Er bekannte, daß er unter dem Namen eines Grafen von Loewen in Ihrer Universitätsstadt gelebt, Sie dort gesehen und sich plötzlich entfernt habe, erklärte das aber für Folgen eines Duells, in welchem er das Unglück gehabt den einzigen Sohn einer altadligen hannöverschen Familie zu erschießen. Hoch wie Kesla in der Gunst meiner Mutter stand, ward es ihm leicht, sich Glauben zu gewinnen, und jeden Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit widerlegte er später durch Papiere, die seinen Namen bescheinigten und es ihm möglich gemacht, denselben wieder anzunehmen."

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," rief Eduard, „wie sehr mich das freut. Es war mir schmerzlich Sie bei einem Namen nennen zu hören, dessen Inhaber ich als Grafen von Loewen gekannt und dessen Verschwinden Gründe untergelegt wurden, die mit den des Herrn von Kesla wenig Aehnlichkeit haben."

„Hören Sie weiter," bat Ida. „Lange nachdem Kesla fast unser einziger Umgang geworden, fragte mich Mutter eines Tages, ob ich mich entschließen könne, ihm zum Altar zu folgen. Ich weiß nicht, ob die Frage mich überraschte oder nicht. Bisweilen hatte ich sie täglich erwartet. Dann war mir's wieder gewesen, als müsse sie unmöglich, ich im Irrthume sein. Die erste Andeutung war mir unmittelbar nach Ihrer Rückkehr von der Universität geschehen. Mutter versicherte, daß der kalte Empfang, den sie Ihnen habe zu Theil werden lassen, die unabweisliche Folge gewisser Umstände sei, die seit dem Tode Ihres Vaters einen fortgesetzten Umgang mit Ihnen nicht erlaubten. Was ich als den wahren Grund vermuthete, glaubte ich später zur Gewißheit geworden. Doch war es immer nur Mutter, nie Herr von Kesla, die mich in meinem Glauben bestärkte. Ihm bin ich die Gerechtigkeit schuldig, daß seine Aufmerksamkeiten für mich denen für meine Mutter stets nachstanden, ich in ihrer Gegenwart für ihn abwesend, in ihrer Abwesenheit für ihn kaum gegenwärtig war, er mich eigentlich mehr duldete, als berücksichtigte. Auf der andern Seite konnte mir nicht entgehen, daß Mutter sich gegen ihn nicht mit der Gleichgültigkeit benahm, die er von mir bemerken mußte, und soll ich Ihnen nichts verhehlen, Eduard, so muß ich bekennen, daß ich in der Vertraulichkeit Beider einen Grund zu erblicken meinte, warum weder Kesla, noch Mutter an eine Verbindung zwischen uns denken könne. Hätte daher Letztere den Entschluß erklärt, ihre Hand Herrn von Kesla zu reichen — es würde mich nicht befremdet haben, und obwohl sie nie nur darauf hingedeutet, fühlte ich doch dann und wann mich versucht, jene scheinbar mir geltenden Aeußerungen auf sie zu beziehen, ihnen die Absicht beizumessen, aus der Art, wie ich sie aufnähme, meine Gesinnung in Betreff einer solchen Heirath zu erforschen. Genug, die Frage kam und ich mußte antworten. Sie war indessen so ohne Einleitung gekommen und Mutter sah dabei so unbefangen aus, daß ich mich für berechtigt hielt, sie für den Fall gestellt zu sehen, daß Kesla meine Hand begehrte. In dem Sinne antwortete ich und erklärte die Voraussetzung für nicht wahrscheinlich. Aber Mutter versicherte, daß sie in Kesla's Auftrage handle, er mit mir sprechen wolle, wenn er meines Ja gewiß sei. Ich erwiderte, daß Kesla auf eine solche Anfrage mich nicht vorbereitet habe. Mutter gab zu, daß er nicht in gewöhnlicher Weise verfahre, wie den Liebhaber gespielt, nie — was sich so nennen lasse — um meine Neigung geworben, doch könne darüber kein Zweifel sein, daß er mich genau beobachtet und ich in seiner Meinung sehr hoch stehe. Wiewohl ich nun recht gut wußte, daß Mutter zu den Erfordernissen eines ehelichen Bundes keineswegs Liebe zählte, so hatte ich sie noch in ihren Ansprüchen nie so bescheiden gefunden, sie immer wenigstens einen vorherrschenden Wunsch zur Bedingung machen hören. Daran erinnerte ich sie, gestand ihr offen, daß ein derartiger Wunsch meinem Herzen fremd sei, und bat sie, den Antrag als nicht geschehen zu betrachten. Bis dahin war unser Gespräch so ruhig gewesen, als berühre es einen uns gleichgültigen Gegenstand. Denken Sie sich mein Erstaunen, als Mutter plötzlich todtenbleich zu meinen Füßen sank und ihre Thränen in meinem Schooße barg. Denken Sie sich, Eduard" —

Ida's Gefühl war mächtiger als ihr Wille. Sie drückte das Taschentuch an die Augen und weinte. Eduard verstand sie nicht. Einer unklaren Ahnung mochte er nicht Raum geben. Wenige Minuten und Ida richtete sich auf. Ihre Thränen waren getrocknet; aber mit bebender Stimme sagte sie: „Es war meine Mutter, die zu meinen Füßen lag, meine Knie umschlang, mich um Verzeihung flehte, nicht aufstehen wollte, bis ich ihr vergeben. Todtin Sie mich, Eduard, nennen Sie mich eine Freidenkerin an Gottes und der Liebe Heiligthume; aber ich konnte nicht anders, jeder Pulsschlag drängte mich zur Gewährung — ich gab mein Ja."

Jetzt hatte Eduard verstanden. „Sie werden vielleicht fragen," fuhr Ida fort, „warum meine Mutter das Schwerste, das sie mir und sich auferlegen konnte, nicht durch Vermählung mit Herrn von Kesla sich und mir abnahm. Ich selbst fragte mich das, sobald meine Aufregung mir das Denken gestattete, und fragte Mutter, ohne daß ihre Antwort einen Einfluß auf meine Zusage haben sollte. Was sie erwiderte, genügte. Kesla hatte sein Vermögen verloren und Mutter das ihrige gewagt, es zurückzugewinnen."

„Im Spiel!" warf Eduard ein.

„Ich forschte damals nicht nach dem Wie und Mutter ließ es unerwähnt. Sie sagte mir blos, daß ich ihre und Kesla's einzige Hülfe sei."

„Aber Sie standen noch unter Vormundschaft," bemerkte Eduard.

„Allerdings; ein kurz vorher auf den Wunsch meiner Mutter gemachter Versuch, mich mündig sprechen zu lassen, war an den Einwendungen meines Schwagers gescheitert. Jetzt sagte mir Mutter, daß die zu meiner Ausstattung bestimmte Summe für diesen Zweck gespart werden könne und zu Hebung der dringendsten Verlegenheiten bleibe, daß nach meiner Verheirathung mir der volle Ertrag meines Vermögens gebühre,

---

gen Oben: „Tantième ist bei uns Schillers Mädchen aus der Fremde!" Er schien mich für einen Abkömmling schönerer Gestirne zu halten und sagte: Ach, „wenn Sie wüßten, welche häuslichen Plagen mir schon genug in unserm Theatergebäude haben, und nun noch Auseinandersetzungen mit dem Dichtern! Indessen" — Hier stockte Herr Düringer. Auch Herr Auffenberg hatte Indessen gesagt und dabei gestockt. Ich vermuthe, daß eine gewisse Empfänglichkeit für mich doch in Carlsruhe und Mannheim zurückgeblieben ist, nachdem man mich persönlich kennen gelernt hat. In Darmstadt und Wiesbaden dieselben Erfahrungen. Herr von Dalwigk, Herr Oberregisseur Grabowski, geistreiche Freunde des Schönen, aber an Verhältnisse gebunden, wie die Andern. Von Mainz konnte nicht die Rede sein. Ich fand hier eine sogenannte „Entreprise", ein Pachttheater, beispiellos geringe Eingangspreise, niedriges Abonnement, kurz, so viel Hindernisse, daß ich mich nicht wunderte, wenn der hiesige Director nur Stücke giebt, die schon gedruckt in Büchern stehen. In Aachen fand ich ein völlig zerrüttetes Bühnenwesen — in einem prächtigen Hause! Dagegen bieten Cöln und Frankfurt Raum für mich. In beiden Städten könnt' ich mich mit sicherstem Erfolge niederlassen.

Denken Sie sich, geehrter Herr, in Cöln hat man die Regimentstochter zum dreißigsten Male gegeben. Setzt ein Deutscher hätte diese Garnisonsoper gedichtet oder componirt. Würd' er wirklich davon nur die gerechten Ansprüche auf zehn Goldstücke haben? Sagen Sie selbst, geht das nicht gegen die Menschenrechte? Aber ich sage Ihnen, in Cöln führt sich meine Herrschaft von selbst ein. Da ist ein gewandter und bühnenkundiger Dramatiker, Herr Roderich Benedix, er lebt in Cöln und weil er an der Quelle sitzt, stopft er sie zu, wenn sie nicht auch für ihn rinnt. Er läßt sich von der cölner Direction Antheile geben. Warum sind die Dramatiker zerstreut? Warum wirken sie nicht alle gemeinschaftlich? O ich komme schon noch auf Vorschläge, die durchdringen sollen, Vorschläge, die auch jene Indessen der poetischen Nebenerstände vom Oberrhein in die allgemeine Neuerung hineinziehen müssen.

Auch hier in Frankfurt ist Terrain für mich, wie ich Ihnen nächstens auseinandersetzen werde. Zwar soll die alte Reichsstadt die Erwerbung des Bürgerrechts außerordentlich erschweren, aber ich dringe durch, ohne Senatsbeschluß. Die Direction der hiesigen Bühne hat schon zwei Fälle moderner Theaterverhältnisse erlebt. Einmal: Sie hat eine Oper gegeben, unter der Bedingung, daß der Componist die Kosten tragen mußte. Das ist ganz französisch: das erinnert mich an die Gemeréda der Demoiselle Bertin in Paris. Dann hat sie zweitens schon jenem Autor mit dem barbarischen Namen, der nach München gereist ist, um, wie der delikate Herr Marggraff sagt, „sich herausrufen zu lassen," eine Tantième verschiedentlich bewilligt, freilich in jener unpassenden hamburger Form, auf die ich noch einmal zurückkomme, wenn ich Hamburg berühre.

Wenn Sie gestatten, so sey' ich diese Briefe fort. Genehmigen Sie u. s. w., u. s. w.

Desirée Tantième.

Die spätern Fortsetzungen dieses Briefwechsels, welche nunmehr eine weitere Schilderung deutscher Bühnenzustände enthalten werden, sollen nicht ausbleiben.

Frankfurt a. M.

Karl Gutzkow.

und wenn dieser nicht ausklingen sollte, es leicht sein würde, Gelder einzunehmen. Alles das hörte ich schweigend. Unbekannt mit meinen Vermögensangelegenheiten war ich nicht in der Stimmung darnach zu fragen. Es genügte mir, daß ich im Stande sei, die Sorgen meiner Mutter zu mindern, und nach dem größten Opfer konnte ein kleines mich nicht kümmern. Ebenso gleich galt es mir, wann und wo meine Zusage sich erfüllen solle. Ich überließ das meiner Mutter, that, was sie vorschlug, verwarf, was sie mißbilligte. Nur Eins blieb mir selbst zu thun — der Gang zu meinem Vormunde. Mutter sagte mir, daß er seine Genehmigung nicht verweigere, doch von mir angesprochen sein wolle. Mit zitterndem Herzen ging ich zu ihm, entschlossen, auszuführen, was ich begonnen. Dennoch drohten Herz und Entschluß zu brechen, als der alte Mann mich väterlich fragte, ob ich Alles wohl bedacht und mich sorgsam geprüft, als er mich ermahnte, beim wichtigsten Schritte meines Lebens nur der innern Stimme zu folgen, als er mit Thränen mich bat, ihm, dem Freunde meines Vaters, zu vertrauen, das Glück meiner Zukunft nicht von mir zu werfen. Da wollte das gepreßte Herz aufgehen; aber ich sammelte mich und blieb meinem Vorsatze treu."

Ida's Stirn sank in ihre Hand. Die Erinnerung jener Scene hatte sie erschöpft. Eduard athmete auf. „Sie haben mich tief bewegt, sagte er. „Ich begreife, wie von der Mutter überrascht Sie sich bereit erklären konnten zum größten aller Opfer. Wie Sie aber Kraft zu finden vermochten, der Mahnung, den Bitten, den Thränen Ihres Vormundes zu widerstehen und das größte aller Opfer zu vollenden — das, Ida, begreife ich nicht, wenn ich es auch bewundern muß."

„Es hat mich Kämpfe und Thränen und schlaflose Nächte gekostet," erwiderte Ida; „doch daß ich das Angefangene vollendet, verdient Ihre Bewunderung nicht. Kennen Sie, was mich aufrecht hielt, Stolz, Ergebung, Kindespflicht. Vielleicht vereinten sich alle drei, mich aufrecht zu halten. Ich war stolz auf die Kraft, mein aufrührerisches Herz zu bändigen, vertauschte mein Lebensglück gegen die Zufriedenheit meiner Mutter und fand Trost in der Hoffnung eines frühen Todes. Aber ich bin noch nicht zu Ende. Mein erstes Wiedersehen Kesla's gab mir, was ich meine Mutter gebeten hatte, daß es mir geben möchte, seine Versicherung, ihm nur dem Namen nach anzugehören. Vierzehn Tage später reisten wir nach ....., wo kurz darauf an einem trüben, traurigen Morgen der Spruch der Kirche uns verband. Das neue Verhältniß machte unser Beisammenwohnen nothwendig; einen andern Wechsel brachte es nicht, und als nach sechs Monaten der Zweck unseres Aufenthaltes erreicht, aber ein zu früh erwachtes Leben wieder entschlummert war, kehrten wir nach Hier zurück. Der Mensch, lieber Eduard, ist ein Geschöpf der Gewohnheit. Er glaubt nicht missen zu können, was er besitzt, und hat er es verloren, vermißt er es kaum. Ich erfuhr das an mir. Auch ich gewöhnte mich an eine Lage, die ich unerträglich geglaubt; die Heiterkeit meiner Mutter nahm mir den Schmerz aus der Brust, und ich achtete Kesla wegen der Schonung, die er mir erwies. Uebrigens lebten wir wie früher, nur entfernt von Denen, die uns nicht mehr kennen wollten, und selbst ohne Umgang mit meiner Schwester. Kesla war öfters aus, bisweilen Monate lang abwesend; ich hörte kaum, fragte nie, wo er sei. Neben der Unterhaltung mit Mutter lebte ich der Musik und meinen Büchern, und es schmerzt mich sagen zu müssen, daß ich damals ohne Freiheit freier war als jetzt. Auch die Hausordnung ging ihren frühern Gang. Alles stand unter der Aufsicht meiner Mutter, und nur was meiner Unterschrift bedurfte, wurde mir vorgelegt. Anfangs sollte ich die Rechnungen durchsehen. Da Alles Geld von mir komme, meinte Mutter, müsse ich wissen, was damit geschehe. Ich that es ein, zwei Mal; dann bat ich, mir das zu erlassen. Inzwischen bemerkte ich doch, daß mir auch andere Papiere zum Unterzeichnen gebracht wurden, als die sich gleichbleibenden Quittungen meines Vormundes. Es waren Schuldbekenntnisse und ich konnte mir nicht bergen, daß unser einfacher Haushalt die darin verschriebenen Summen nicht bedurfte. Aber ich schmeg und erwähne es Ihnen, lieber Eduard, weil ich später darauf zurückkommen muß. So streifte die Zeit unbemerkt an mir vorbei," fuhr Ida nach einer kleinen Pause fort, „bis der Tod an unsere Pforte klopfte. Es sind nun acht Monate, daß Mutter ihre Augen zum letzten Schlummer schloß. Der Tod kam nicht plötzlich. Sie starb nach achttägiger Krankheit, ohne Schmerzen, und versöhnt mit Gott, den Menschen und ihrem Bewußtsein. Was ich in jenen Tagen und Nächten empfunden und gelitten, wenn ihre Hand die meinige krampfhaft drückte, während sie zum ersten Male mich zur Vertrauten ihres Lebens machte und alle Geheimnisse, die in ihrer Seele geruht und von denen ich keine Ahnung hatte, vor mir ausbreitete — davon nichts, es soll und darf nicht über meinen Mund gehen. — Kesla war seit Wochen verreist. Erst als Mutter sich zum Tode krank fühlte, verlangte sie nach ihm und bat mich, an ihn zu schreiben. Ich erfuhr, daß er in Wiesbaden sei. Mein Brief hatte ihn verfehlt und als er ankam, war sie, die ihm alles Irdische geopfert, der Erde zurückgegeben. Ich bedte vor unserm Wiedersehen. Weinend trat er zu mir und sein Schmerz um die Heimgegangene ließ mich vergessen, was er an ihr und mir verschuldet. War er doch der Einzige, den ich an der Stelle, wo sie gestorben war, knien und beten sah. Mein Schwager zürnte dem Andenken einer Frau, von welcher die seinige kein Erbtheil zu erwarten hatte. Meine Schwester suchte Zuweisen, die längst veräußert worden, und mein Vormund, der gewiß eine Thräne gehabt hätte, war nicht mehr. Aber auch Kesla's Trauer kam nicht aus dem Herzen. Sie mich dem Einflusse der nächsten Tage und dann erst erkannte ich, welchen Schutz mir der Tod genommen. Ich verließ die Wohnung, die ich kein Recht hatte, Kesla'n zu verbieten, und so arm war ich an Freunden, daß ich meine Schwester um Obdach bat. Vor Kesla's Person war ich hier sicher, nicht vor seinen Drohungen. Ich entdeckte mich meinem Schwager und beschwor ihn, mich von einem Manne zu befreien, den ich nun tief verachtete."

„Und Ihr Schwager?" fragte Eduard.

„Er hörte meine Bitte, nachdem er mich mit Vorwürfen überhäuft, die Schuld der Mutter mir sorglos vorgezählt, mich zwei Tage am Rande des Abgrundes stehen lassen. Dann kam er, ein Packet Schriften in der Hand. Ich sollte mich daraus überzeugen, wie theuer ich die gnädige Frau erkauft. Ich sah Namen, Zahlen und Abschlüsse, verstand nichts davon. Da erklärte er es mir. Bis zu meiner Trauung war mein Vermögen gewachsen. Die Ausstattungssumme und einige Verluste hatten es dann vermindert. Dennoch würde es für mich genügt haben ohne die bis auf 15,000 Thaler ausgestellten Schuldbriefe."

„Und sagte Ihnen der Commerzienrath, daß Sie als Unmündige keine Rechtsverbindlichkeit zur Bezahlung hätten?" fragte Eduard. Ida bejahte. „Und rieth Ihnen, davon Gebrauch zu machen?"

„Nein; er sagte, es komme zwar auf mich an, ob ich das erborgte Geld zurückerstatten oder diejenigen, die es mir geliehen und die er als redliche Menschen kenne, darum betrügen wolle; doch müsse er letztern Falles bitten, ihn mit dem Auftrage zu verschonen. Es bedurfte dieser Bemerkung nicht, mich für das Erstere zu entscheiden. Aber in der Hauptsache begünstigte mich ein Zufall. Großmann erhielt einen Wechsel auf Kesla. Kesla konnte nicht zahlen, wurde verhaftet und willigte ein, gegen Befriedigung seines Gläubigers und eine bare Geldsumme die Stadt zu verlassen. Auf Großmann's Rath löste ich den Wechsel ein und Kesla reiste ab."

„Der Wechsel ist in Ihren Händen?" fragte Eduard.

„Ich habe ihn nie gesehen."

„Wahrscheinlich haben Sie mit Ihrem Herrn Schwager sich noch nicht berechnet, ich meine, den Betrag für den Wechsel und was er Herrn von Kesla bezahlt, ihm noch nicht ersetzt?"

„Doch, doch; ich denke, das ist geschehen."

„Und wie?"

„Am ersten oder zweiten Tage, nachdem ich mündig geworden war, ging Großmann mit mir aufs Rathhaus. Er sagte, er habe bereits Alles durchgesehen und richtig befunden; ich könne jede Frage bejahen. Das that ich und empfing einige Documente und etwas Geld. Denn" —

Woldemar Seyffarth.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

Fünfter Band.

Das Hôtel St. Dizier.

Elftes Kapitel.

Die Ersten werden die Letzten und die Letzten die Ersten!

Der Wagen des Abbé von Aigrigny kam schnell im Hôtel St. Dizier an.

Während des ganzen Weges war Rodin stumm geblieben und begnügte sich, den Abbé zu beobachten und ihm aufmerksam zuzuhören, der seinen Schmerz und die Wuth über seine Enttäuschung in einem langen von Ausrufungen, Klagen und Stoßseufzern unterbrochenen Monologe über die unerbittlichen Schläge des Schicksals ausließ, welche in einem einzigen Augenblicke die bestgegründeten Hoffnungen zerstörten.

Als der Wagen des Herrn von Aigrigny in den Hof kam und vor dem Vorbau des Hôtels St. Dizier anhielt, konnte man hinter den Scheiben eines Fensters und halb hinter den Falten eines Vorhangs verborgen das Gesicht der Prinzessin von St. Dizier erblicken, in ihrem ängstlichen Eifer wollte sie sehen, ob es der Herr von Aigrigny sei, der komme. Zu noch mehr, mit Hintansetzung aller Schicklichkeit verließ diese gewöhnlich so zurückhaltende, so formell auf den Anschein haltende vornehme Dame schnell ihr Zimmer, stieg einige Stufen der Treppe hinab und ging dem Marquis von Aigrigny entgegen, der mit niedergeschlagener Miene heraufkam.

Beim Anblicke der blassen, verstörten Miene des Ehrwürdigen Vaters stand die Prinzessin plötzlich still und erbleichte. Sie argwöhnte, daß Alles verloren sei... Ein schnell mit ihrem ehemaligen Geliebten gewechselter Blick ließ ihr keinen Zweifel mehr über den Ausgang, den sie fürchtete.

Rodin folgte dem Ehrwürdigen Vater demüthig.

Die Prinzessin ging Beiden voraus und sie traten bald in ihr Kabinet.

Als die Thür geschlossen war, wandte sich die Prinzessin mit unsäglicher Angst an den Abbé von Aigrigny und rief aus:

— Was ist denn vorgefallen?

Anstatt auf diese Frage zu antworten, sah der Ehrwürdige Vater mit vor Wuth funkelnden Augen, blassen Lippen, verzerrten Zügen der Prinzessin gerade in's Gesicht und sagte zu ihr:

— Wissen Sie, wie hoch sich die Erbschaft beläuft, welche mir auf 40 Millionen schätzten?...

— Ich begreife, — rief die Prinzessin, — man hat uns getäuscht!... Diese Erbschaft reducirt sich auf Nichts... Sie haben umsonst sich so viel Mühe gegeben.

Aus dem Tagebuche einer Reise durch Italien, Frankreich und England.

(In den Jahren 1765—1768.)

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

1766.

Mailand, 4. Juni. Die Citadelle liegt auf der Peripherie des Zirkels, den die Stadt beschreibt, und also zur Hälfte außerhalb, zur Hälfte innerhalb der Wälle, so daß die Häuser einerseits der Contrescarpe ganz nahe sind. Zwischen der Stadt und dem bedeckten Gange befindet sich allerdings immer noch eine sehr breite Esplanade. Das Schloß der Citadelle, das die Usurpatoren vielmehr gebaut haben, um sich der Stadt zu versichern, als um sie zu vertheidigen, ist von den Spaniern mit neuen Werken, in Form eines regelmäßigen Sechsecks, umgeben worden. Alle Räume des Schlosses dienen zu Soldatenwohnungen oder Magazinen und man hat zu demselben Zwecke auch andere Gebäude errichtet. Alle Truppen, die sich in Mailand befinden, liegen in der Citadelle im Garnison. Die Stadt ist ihren Vorrechten gemäß von Einquartierung frei. Als die Prinzen nach der Citadelle kamen, fanden wir im ersten Hofe das Infanterie-Regiment Baden-Baden unter dem Befehle des Feldmarschalls Sendelloni in Parade aufgestellt. Die weiße Farbe ihrer Uniform war das Einzige, was diesen Truppen von ihrer alten Bekleidung überblieben war. Alles Andere hatte man den Preußen sklavisch nachgeahmt, wenn auch dessenungeachtet nichts daran in Ordnung und das Regiment weit schlechter, als das von Forgatsch disciplinirt war.

Der Graf von Firmian regiert die Stadt, sowie den ganzen Staat unter dem Titel eines bevollmächtigten Ministers, während der Herzog von Modena mit der Würde eines Generalvicars in Italien bekleidet ist. Der Graf ist gegen Jedermann sehr artig und zuvorkommend, der sich einer höheren Bildung befleißigt und sticht darin, obwohl sein Posten ihm eine der höchsten Stellungen am wiener Hofe einräumt, auffallender Weise von den übrigen dasigen Hofleuten ab, deren Anmaßung allerwärts übel berüchtigt ist. Daß das Wohlwollen des Grafen ihm so ganz von Herzen komme, will ich nicht behaupten und es liegt demselben am Ende doch nur die politische Absicht zu Grunde, Jedermann für sich einzunehmen. Man darf aber auch nicht so haarscharf in Beobachtung der Menschen sein, und sollte das, was sie thun, nur mit geschlossenen Augen gegen ihre Beweggründe dazu redlich beurtheilen.

Der Herzog von Modena, dessen politischen Vormund der Graf von Firmian abgiebt, ist ein 68 Jahre alter Herr, der seinem Gesichte weiß und roth auflegt und den Zuschnitt seiner Perrücke und ganzen Kleidung getreulich aus der Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans beibehalten hat. Man kann es dem Greise auch nicht eben verdenken, daß er nur noch in der Erinnerung jener Zeiten lebt, die die Freude und Ehre seiner Jugend waren und in denen er an jenem ausschweifenden und glänzenden Hofe nicht allein gut aufgenommen wurde, sondern auch eine natürliche Tochter des Regenten heirathete. Er spricht wenig, drückt sich aber mit dem, was er sagt, gut aus, und man fühlt es gegenwärtig seinem ganzen Wesen an, wie sehr ihn die projectirte Verbindung zwischen seiner Enkelin, der Prinzessin Marie Beatrix und dem Bruder des Kaisers schmeichelt.

Diese Prinzessin ist nicht schön und wird in ihrem Aeußeren selbst durch die Alles verschönende Jugend nicht gehoben, zeigt aber Anmuth und geistige Lebendigkeit. Das Italienische

Digitized by Google

— Ja, wir haben uns umsonst Mühe gegeben, — antwortete Aigrigno, und biß die Zähne vor Wuth zusammen, — ganz umsonst und es handelte sich nicht um vierzig Millionen, sondern um zweihundertzwölf.

— Zweihundertzwölf Millionen, — wiederholte die Prinzessin ganz überrascht und trat einen Schritt zurück, — das ist unmöglich.

— Ich habe sie gesehen, sage ich Ihnen, in Baluten, deren Inventar der Notar aufgenommen hat.

— Zweihundertzwölf Millionen, — sagte die Prinzessin niedergeschlagen; — aber das war ja eine ungeheure, souveräne Macht!... Und Sie haben darauf verzichtet?... Haben nicht mit allen möglichen Mitteln bis zum letzten Augenblicke gekämpft?

— O Madame, ich habe Alles gethan, was nur möglich war, trotz des Verrathes Gabriel's, der gerade heute Morgen uns erklärt hat, daß er sich von uns lossage, sich von der Gesellschaft trenne.

— Der Undankbare! — sagte die Prinzessin naiv.

— Die Schenkungsakte, welche ich die Vorsicht hatte, von einem Notar legalisiren zu lassen, war so ganz in Ordnung, daß trotz der Reclamation dieses verkommenen Soldaten und seines Sohnes der Notar mich in den Besitz der Erbschaft gesetzt hatte.

— Zweihundertzwölf Millionen, — wiederholte die Prinzessin, die Hände zusammenschlagend. — Wahrhaftig, es klingt wie ein Traum.

— Ja, — antwortete der Marquis von Aigrigno bitter, — für uns ist dieser Besitz ein Traum gewesen, denn man hat ein Codicill entdeckt, welches alle testamentarischen Verfügungen auf drei und einen halben Monat hinausschiebt. Und nun ist gerade durch unsere Verkehrungen dieser ganze Haufe von Erben erst aufmerksam gemacht worden... Sie kennen die Größe der Summe, sie sind auf ihrer Hut und Alles ist verloren.

— Aber wer ist denn das verwünschte Wesen, das dieses Codicill zur Kenntniß gebracht hat?

— Ein Weib.

— Welches Weib?

— Ich weiß nicht, welches nomadische Geschöpf, das Gabriel, wie er sagt, schon in Amerika getroffen, und das ihm das Leben gerettet hat.

— Und wie kam dieses Weib dorthin? Woher kannte sie die Existenz dieses Codicills?

— Alles das, glaube ich, ist mit einem elenden Juden abgekartet, dem Wächter des Hauses, dessen Familie seit drei Generationen die Fonds in Verwahrung gehabt hatte, wahrscheinlich handelte er nach einer geheimen Instruction... in welcher der Fall vorhergesehen war, daß die Erben abgehalten werden würden, denn in seinem Testamente hatte dieser Mann von Memoiren vorausgesehen, daß die Gesellschaft Jesu seine Nachkommen im Auge behalten werde.

— Aber kann man nicht gegen die Gültigkeit dieses Codicills klagbar werden?

— Klagbar in heutiger Zeit? Klagbar, wegen einer Testamentsangelegenheit?... Sollen wir ohne Gewißheit auf Erfolg uns tausend gehässigen Getrübten aussetzen? Es ist schon schlimm genug, daß alles das Bisherige unter die Leute kommen wird. O es ist abscheulich! Und gerade in dem Augenblicke, wo wir das Ziel erreichten, nach so viel Mühseligkeiten, in einer Angelegenheit, die man mit so vieler Sorgfalt verfolgt, so hartnäckig anderthalb Jahrhundert hindurch geleitet hat.

— Zweihundertzwölf Millionen — sagte die Prinzessin, — und nicht etwa in fremden Landen, sondern in Frankreich, im Herzen von Frankreich hätte der Orden mit solchen Mitteln sich festsetzen können.

— Ja, — versetzte der Marquis von Aigrigno bitter — und durch die Erziehung kannten wir uns der ganzen werdenden Generation bemächtigen... Es war in politischer Beziehung von unberechenbarer Wichtigkeit. — Darauf stampfte er mit dem Fuße auf den Boden und verfluchte — Ich sage Ihnen, man möchte wahnsinnig werden vor Wuth. Eine so klug, so geschickt, mit so vieler Geduld geleitete Angelegenheit!

— Also ist keine Hoffnung?

— Die einzige bleibt uns nur noch übrig, daß Gabriel seine Schenkung nicht zurücknimmt in Bezug auf das, was ihm persönlich zufällt. Auch das würde schon beträchtlich sein... denn sein Antheil würde sich allein auf dreißig Millionen belaufen.

— Aber das ist ungeheuer. Es ist fast so viel, als Sie ursprünglich nur hofften, — rief die Prinzessin.

— Aber augenscheinlich wird Gabriel gegen diese Schenkung klagen; so gräßlich sie auch der Form nach sein mag, wird er doch Mittel finden, sie zu annulliren, da er jetzt fest, über uns im Klaren und von seiner Apostelfamilie umgeben ist; ich sage Ihnen, daß Alles verloren ist und es bleibt uns keine Hoffnung mehr. Ich glaube sogar, es wäre klug von mir, wenn ich noch Rom schriebe, um die Erlaubniß zu erhalten, Paris auf einige Zeit zu verlassen. Diese Stadt ist mir verhaßt.

— O ja, jetzt sehe ich es... Es muß keine Hoffnung mehr sein, wenn Sie, mein Freund, sich dazu entschließen, fast zu fliehen...

Und der Marquis von Aigrigno blieb vollkommen vernichtet, entmuthigt. Dieser furchtbare Schlag hatte in ihm jede Schwungkraft, jede Energie gebrochen; er warf sich in schmerzlicher Aufregung auf einen Sessel.

Während der vorhergegangenen Unterredung war Rodin bescheiden neben der Thür stehen geblieben und hielt seinen alten Hut in der Hand.

Zwei oder drei Mal bei gewissen Stellen der Unterhaltung des Herrn von Aigrigno mit der Prinzessin hatte das leichenhafte Antlitz des Socius, der einem verhungerten Hirn zur Beute zu fallen schien, sich leicht geröthet, seine dünnen Augenlider waren roth geworden, als ob das Blut in Folge eines heftigen innern Kampfes ihm nach dem Kopfe gestiegen wäre... Darauf hatte sein Kampfes Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ton angenommen.

— Ich muß augenblicklich nach Rom schreiben, um diese Nothlage zu melden, welche ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit wird, da es ungeheure Hoffnungen zunichte, — sagte Aigrigno niedergeschlagen.

Der Ehrwürdige Vater war sitzen geblieben. Er zeigte mit einem Winke nach einem Tische und sagte mit rauhem, fleischem Tone zu Rodin:

Schreiben Sie...

Der Socius setzte seinen Hut an die Erde, antwortete dem Befehle des Ehrwürdigen Vaters durch eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und ging mit gesenktem Nacken, gekrümmtem Rücken und schleichendem Schritt, um auf dem Rund des vor dem Bureau stehenden Sessels Platz zu nehmen, darauf nahm er eine Feder und Papier und wartete schweigsam und unbeweglich, was sein Vorgesetzter ihm diktiren würde.

— Sie erlauben, Prinzessin? — sagte Aigrigno zu Frau von St. Dizier.

Diese antwortete mit einer ungeduldigen Geberde, welche dem Herrn von Aigrigno diese überflüssige Förmlichkeit zum Vorwurf zu machen schien.

Der Ehrwürdige Vater verneigte sich und sagte mit dumpfem verhaltenem Tone folgende Worte:

„All unsere Hoffnungen, die kürzlich fast zur Gewißheit „wurden, sind plötzlich vereitelt. Die Mennepont'sche Sache „ist, trotz aller Sorgfalt, aller Geschicklichkeit, die man bisher darauf gewandt, vollkommen und unwiderruflich verloren. Wie die Sachen jetzt stehen, ist es unglücklicherweise „um mehr als mißglücktes Unternehmen... es ist eines der unheilvollsten Ereignisse für die Gesellschaft, deren Rechte auf „dieses Vermögen, welches einer zu ihren Gunsten gemachten „Consecration heimlich entzogen worden, moralisch ganz klar „am Tage liegen... Ich habe wenigstens das Bewußtsein, „bis zum letzten Augenblicke Alles gethan zu haben, um unsere Rechte zu wahren und zu sichern. Aber man muß, ich „wiederhole es, diese wichtige Angelegenheit als vollkommen „und auf ewig verloren betrachten und nicht weiter daran „denken."

Der Vater Aigrigno diktirte dies, indem er Rodin den Rücken zukehrte.

Bei der raschen Bewegung, die der Socius machte, als er aufstand, seine Feder auf den Tisch warf, anstatt mit Schreiben fortzufahren, wandte sich der Ehrwürdige Vater um, sah Rodin mit dem höchsten Erstaunen an und sagte zu ihm:

— Nun, was machen Sie denn?

— Das muß ein Ende nehmen... Dieser Mensch ist rasend! — sagte Rodin mit sich selber sprechend, indem er langsam nach dem Kamine hinging

— Wie!... Sie verlassen Ihren Platz?... Sie schreiben nicht? — sagte der Ehrwürdige Vater ganz verwundert. Darauf wandte er sich zur Prinzessin, die sein Erstaunen theilte und fügte, auf den Socius zeigend, hinzu, indem er ihn verächtlich betrachtete:

— Mein Gott, nun verliert der den Kopf!

— Verzeihen Sie ihm, — versetzte Frau von St. Dizier, — es ist gewiß die Sorge, welche ihm das Mißlingen dieser Angelegenheit macht.

— Danken Sie der Frau Prinzessin, kehren Sie an Ihren Platz zurück und fahren Sie zu schreiben fort, — sagte der Vater Aigrigno mit einem Tone verächtlichen Mitleids zu Rodin, indem er mit dem Finger nach dem Tische wies.

Der Socius war vollkommen gleichgültig gegen diesen neuen Befehl, näherte sich dem Kamine, dem er den Rücken zukehrte, richtete sich gerade in die Höhe, stellte sich straff auf die Füße, stampfte mit den Hacken seiner groben geschnürten Schuhe auf den Teppich, legte die Hände unter den Zipfeln seines alten schmutzigen Rockes zusammen, bog den Kopf in die Höhe und betrachtete den Marquis mit festem Blick.

Der Socius hatte nicht ein Wort gesagt; aber seine scheußlichen Züge, die sich jetzt etwas gerötet, zeigten plötzlich ein solches Bewußtsein von Ueberlegenheit, eine so herabsetzende Verachtung gegen den Marquis von Aigrigno, eine so ruhige und so zu sagen klare Kaltheit, daß der Ehrwürdige Vater und die Prinzessin ganz verwirrt wurden.

Sie fuhlten sich von diesem alten kleinen so häßlichen und schmutzigen Manne sonderbar beherrscht.

Der Herr von Aigrigno kannte zu sehr die Gewohnheiten seiner Gesellschaft, um seinen demüthigen Secretär für fähig zu halten, ohne Beweggrund aber vielmehr ohne positives Recht diese Miene von hochmüthiger Ueberlegenheit anzunehmen... Sehr spät, zu spät sah der Ehrwürdige Vater ein, daß dieser subordinirte Mensch zu gleicher Zeit ein Spion und eine Art eingeweihter Bundesgenosse sein konnte, der nach den Entschließungen des Ordens Gewalt und Auftrag hatte, in gewissen dringenden Fällen den unfähigen Agenten abzusetzen und seine Stelle einzunehmen, während man ihn vorläufig bei ihm als Aufpasser angestellt hatte.

Der Ehrwürdige Vater irrte nicht vom General bis zu den Provinzialen, bis zu den Rectoren der Collegien haben alle oberen Mitglieder der Gesellschaft in den anscheinend untergeordnetsten Verhältnissen, ohne ihr Wissen, Männer um sich, die sehr fähig sind, ihre Functionen in einem gewissen Augenblicke zu übernehmen und die zu diesem Ende unaufhörlich und direct mit Rom correspondiren.

Von dem Augenblicke an, wo Rodin sich so gestellt hatte, änderte der Marquis von Aigrigno seine gewöhnlich so stolzen Manieren bedeutend; obgleich es ihm viel kostete, sagte er mit einem Anflug voller Mildheit:

— Sie haben gewiß Gewalt mir zu befehlen, der ich Ihnen bisher befohlen habe?

Rodin nahm ohne zu antworten aus seiner dicken und abgenutzten Brieftasche ein auf beiden Seiten gelinieretes Papier, auf dem einige Zeilen in lateinischer Sprache geschrieben waren.

Nachdem der Vater Aigrigno gelesen hatte, näherte er dieses Papier ehrfurchtsvoll und demüthig seinen Lippen, darauf gab er es Rodin wieder, indem er sich tief vor ihm verneigte.

Als der Vater Aigrigno den Kopf wieder in die Höhe hob, war er vor Aerger und Scham purpurroth; von dem,

---

und Französische sind ihre Muttersprachen und sie versteht sich ziemlich gut auf beide. Seitdem sich vor zwei Jahren eine Aussicht auf ihre Vermählung mit dem Erzherzoge eröffnet hat, befleißigt sie sich auch der Erlernung der deutschen Sprache, von der sie leider nur den österreichische Dialekt gelernt wird. Der Feldmarschall Senbellent beschligt alle lombardischen Truppen und hat mir die Ehre erzeigt, mir viele seiner kriegswissenschaftlichen Maximen und Principien mitzutheilen. Sie laufen zuletzt alle auf eine große Behutsamkeit und darauf hinaus, daß man, ehe man etwas unternimmt, es recht sehr überlegen müsse. Er verwirft auch als überaus bedenklich alle ungestümen Cavallerieangriffe. Er spricht eben so schlecht Deutsch als Französisch und soll ein übrigens ganz ehrenwerther Geldhals sein. Das haus Este hat den Fürsten viele Aufmerksamkeiten erwiesen und wir haben deren ein Mal, drei Hofe zwei Mal, so wie auch außerdem noch bei dem Grafen Firmian gespeist. Der Herzog von Modena pflegt Einladungen zu Mittagsessen anzunehmen, nicht so die Prinzessin. Die hiesigen Sitten nähern sich schon sehr den französischen, es wird dergleichen viel Französisch hier gesprochen und die Lombarden sind mit einem Worte nicht mehr vollständige Italiener.

Wir trafen in Mailand Madame Lepri aus Rom wieder an und machten hier auch die Bekanntschaft des Herrn Lepri, den wir dort nicht sahen, weil er nicht in gutem Vernehmen mit seiner Gemahlin war.

Auch der Reisekameraden Graf Razumoffsky, den wir schon in Rom gekannt hatten, kam uns wieder nach und bewohnte mit mir ein und dasselbe Gasthaus. Er schien mir für einen Russen ein ganz guter Mensch zu sein und man muß sich wohl verwundern, daß er bei schon vorgerückten Jahren, an dem St. Petersburger Hofe lebend, im Stande war, seinem Geist aus einem halbwilden Zustande so weit aufzuklären. Er versteht unter Anderem auch das Deutsche und Französische ganz leidlich. Sein Arzt und Reisegesellschafter Mr. Pierre ist ein Franzose der allergewöhnlichsten Art, von Allem etwas oberflächlich wissend, ein ganz klein wenig Dichter, Inhaber vieler Anekdoten, guter Gesellschafter und unverschämter Vertheidiger alles dessen, was er nicht versteht. Von Razumoffsky muß ich einen Charakterzug mittheilen, der zur Beurtheilung seines Volkes, das jetzt anfängt, sich in Europa so bemerkbar zu machen, nicht unwichtig ist. Während bei seinem Aufenthalte in Rom das Hochamt in St. Peter so eben vom Papste selbst gehalten wurde, befand sich Graf Razumoffsky in der Nähe des Thrones, unter Fremden von allen Glaubensbekenntnissen, Deutschen, Engländern, Holländern u. s. w., die sich insgesammt der Landessitte beqnemten und so oft, als es nöthig war, niederknieten. Der alleinige Russe, dessen Ritus doch beinahe dieselbe Ceremonie vorschreibt, fand nicht für nöthig, es zu thun und blieb herausgerufen aufrecht stehen. Seine Erscheinung zog darnach die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr auf sich, als er von einer wahrhaft riesenhaften Gestalt war. Man warnte ihn sich zu fügen und sich Unannehmlichkeiten zu exponiren; es half aber Nichts. Wenige Augenblicke später kam eine Deputation des heiligen Collegiums zu ihm mit der Bitte, er möge sich entweder dem Herkommen unterwerfen oder sich entfernen, und siehe da! der Herr Heidnem kniete augenblicklich nieder.

Mailand, 13. Juni. Von Schlachtfelde von Castano, das wir besichtigten, weiß ich nur zu sagen, daß der Oberst de Fillard die genaueste Beschreibung aller Oertlichkeiten giebt und Alles beinahe noch in demselben Zustande als im Jahre 1805 ist. Die beiden Vorwerke auf dem Metento, die vor dem Treffen genommen wurden, sind massiv gebaut, noch immer wohlerhalten, und eben so kann man auf dem Schlosse von Castano den Ort recht wohl erkennen, wo die Franzosen die Kanonen aufgestellt hatten, mit denen sie die Kaiserlichen

daß er an passiven Gehorsam und unwandelbare Ehrfurcht gegen den Willen seiner Obern gewöhnt war, empfand er einen starken und bittern Aerger darüber, sich so plötzlich abgesetzt zu sehen... Das war noch nicht Alles... Obgleich seit sehr langer Zeit jede galante Beziehung zwischen ihm und Frau von St. Dizier aufgehört hatte, so war diese für ihn doch immer ein Weib... und diese demüthigende Niederlage vor einem Weibe zu erleiden war ihm doppelt empfindlich, denn trotz seines Eintritts in den Orden hatte er den Weltmann noch nicht vollständig ausgezogen.

Ferner betrachtete die Prinzessin, anstatt von dieser plötzlichen Umwandlung des Vorgesetzten zum Untergeordneten und des Untergeordneten zum Vorgesetzten genirt und empört zu werden, Rodin mit einer Art Neugier, in welche sich Theilnahme mischte.

Als Weib und als höchst ehrgeiziges Weib suchte sie sich an Jenen, der hohen Einfluß hatte, anzuschließen und liebte diese Art von Contrasten; sie fand es mit gutem Rechte merkwürdig und interessant, diesen fast verlumpten, gebeugten, auf unedle Weise häßlichen Mann, der eben noch der niedrigste aller Unterbeamten war, mit der ganzen Höhe der Intelligenz, die er nothwendig haben mußte, den Marquis von Aigrigno beherrschen zu sehen, der ein vornehmer Herr war durch seine Geburt, durch die Eleganz seiner Manieren noch eben bei der Gesellschaft in so hohem Ansehen gestanden hatte.

Von diesem Augenblicke an drängte Rodin als wichtige Person im Geiste der Prinzessin den Marquis von Aigrigno ganz in den Hintergrund.

Nachdem die erste Regung der Scham vorüber war, setzte der Herr von Aigrigno, obgleich es seinen Stolz schwer verwunden mußte, im Gegentheil alle seine Eitelkeit, seine ganze Lebensleichtigkeit als Mann von guter Gesellschaft daran, die Höflichkeit gegen Rodin zu verdoppeln, der durch einen so plötzlichen Umschlag des Glückes sein Vorgesetzter geworden war.

Aber der Erfolg war unfähig diese zarten Nuancen zu würdigen oder vielmehr gewahr zu werden; er nahm seine neue Stellung brutal und geheimnißvoll ein, nicht aus Reaction eines verletzten Stolzes, sondern im Bewußtsein dessen, was er werth war: ein langer Umgang mit Herrn von Aigrigno hatte ihm die Unbedeutendheit des Letzteren gezeigt.

— Sie haben die Feder fortgeworfen, — sagte Aigrigno höchst achtungsvoll zu Rodin, — als ich Ihnen diese nach Rom bestimmten Bemerkungen dictirte;... erzeigen Sie mir vielleicht die Gunst, mir mitzutheilen... in welcher Beziehung ich schlecht zu Werke gegangen bin?

— Sogleich, — versetzte Rodin mit seiner schneidenden scharfen Stimme; — lange Zeit hindurch, obgleich diese Angelegenheit mir viel über Ihre Kräfte zu gehen schien... habe ich mich zurückgehalten... und dennoch, wie viel Fehler wurden begangen!... Welche Armuth in der Erfindung, wie grob waren die Mittel, welche Sie anwendeten, um die Sache zu einem guten Ende zu führen.

— Ich muß gestehen, — antwortete Aigrigno sanft, obgleich eine geheime Bitterkeit durch seine anscheinende Demuth durchdrang, — daß ich Ihre Vorwürfe nicht recht begreife;... war der Erfolg ohne das Goldeil nicht sicher?... Haben Sie nicht selbst zu diesen Maßregeln beigetragen, welche Sie jetzt tadeln?

— Damals befahlen Sie und ich gehorchte;... Sie waren übrigens im Begriff es durchzusetzen... nicht durch die Mittel, welche Sie angewendet haben, sondern trotz dieser Mittel, welche empörend ungeschickt und roh sind.

— Mein Herr... Sie sind streng, — sagte der Vater Aigrigno.

— Ich bin gerecht... bedarf es Wunder von Geschicklichkeit, um Jemand in ein Zimmer einzusperren und danach, zweimal herum hinter ihm abzuschließen?... Wie?... Nun, haben Sie etwas anderes gethan?... Nein, gewiß nicht! Die Tochter des General Simon? in Leipzig eingesperrt, in Paris in ein Kloster gebracht; Adrienne von Cardoville? eingesperrt; Gauche-tout-nud? im Gefängniß... Djalma? ein Schlafertrunk... ein einziges erfindungsreiches und tausendmal sicheres Mittel, weil es moralisch und nicht materiell wirkte, ist angewendet worden, um Herrn Hardy zu entfernen... Was Ihre anderen Maßregeln anbetrifft... mein Gott, wie schreckt, unsicher, gefahrlich... Weshalb das? weil sie gewaltsam waren und man der Gewalt wieder Gewalt entgegensetzt; es ist dann nicht mehr ein Kampf kluger, geschickter, hartnäckiger Männer, die in der Dunkelheit, in der sie immer vorwärts schleichen, fechten... es ist ein Kampf, wie ihn Lastträger am hellen lichten Tage ausmachen. Wie? Obwohl wir stets thätig sind, müssen wir vor allen Dingen uns verstecken, verschwinden, und Sie finden kein klügeres Mittel, als die Aufmerksamkeit Aller durch ein handgreifliches, lärmerregendes Verfahren rege zu machen?... Um das Geheimniß noch zu vergrößern, nahmen Sie die Wache, den Polizeicommissär, den Kerkermeister zum Mitwissen... Das erregt Mitleid, mein Herr... Nur ein glänzender Erfolg konnte diesen Armseligkeiten Verzeihung verschaffen!... Und diesen Erfolg haben Sie nicht gehabt!...

— Mein Herr! — sagte Aigrigno hart verletzt, denn Frau von St. Dizier kannte die Art von Bewunderung nicht verhehlen, welche ihr die scharfe, bestimmte Sprache Rodin's abzwang, sie betrachtete ihren ehemaligen Liebhaber mit einer Miene, die sagen wollte, er hat Recht, — mein Herr, Sie sind mehr als streng... in Ihrem Urtheil... und trotz der Ehrerbietung, die ich Ihnen schuldig bin, muß ich Ihnen doch sagen, daß ich nicht gewohnt bin...

— Es giebt noch viel andere Sachen, meiner Treu, an welche Sie nicht gewöhnt sind, — sagte Rodin hart, indem er Aigrigno unterbrach, — aber Sie werden sich daran gewöhnen... Sie haben sich bisher einen falschen Begriff von Ihrem Werthe gemacht, es ist in Ihnen noch ein alter Sauerteig vom Kriegsknechte und vom Weltmenschen übrig geblieben, der stets gährt und Ihrem Verstande die Kälte, die Klarheit, die Durchdringlichkeit nimmt, den er haben muß;... Sie sind ein schöner Soldat voll Glanz und Zierlichkeit gewesen; Sie haben Kriege, Feste, Vergnügungen, Weiber kennen gelernt... Diese Dinge haben Sie zur Hälfte stumpf gemacht. Sie werden fortan niemals mehr sein als ein Subalterner, Sie sind gerichtet. Es wird Ihnen stets die Kraft fehlen, jene Zusammenfassung des Geistes, welche die Menschen und die Ereignisse beherrscht. Wenn ich diese Kraft, diese Verdichtung des Geistes besitze... und ich besitze sie... wissen Sie warum? Weil ich, einzig mit dem Dienste unserer Gesellschaft beschäftigt, stets häßlich, schmutzig und feucht gewesen bin... zu feucht... darin liegt meine ganze Mannheit?...

Als Rodin diese Worte mit stolzem Egoismus sprach, war er schrecklich anzusehen.

Die Prinzessin fand ihn fast schön vor Kühnheit und Energie.

Der Vater Aigrigno sah sich auf unüberwindliche, unerbittliche Weise besiegt durch dieses diabolische Wesen, wollte einen letzten Versuch zur Auflehnung machen und rief:

— Nun, mein Herr, diese Prahlereien sind kein Beweis von Kraft, man wird Sie beim Werke sehen...

— Man wird mich dabei sehen,... versetzte Rodin kalt, — und wissen Sie bei welchem Werke? — Rodin suchte die Formel der Frage — bei dem, welches Sie so feige aufgegeben haben...

— Was sagen Sie? — rief die Prinzessin von St. Dizier, denn der Ehrwürdige Vater war über Rodin's Kühnheit ganz verwundert und fand keine Worte.

— Ich sage, — versetzte Rodin langsam, — ich sage, daß ich es übernehme, die Rennepont'sche Erbschaftsangelegenheit, welche Sie als verzweifelt ansehen, glücklich zu Ende zu bringen.

— Sie? — rief Aigrigno aus, — Sie?

— Ich...

— Aber man hat unsre Mandeer entlarvt.

— Um so besser, so wird man genöthigt sein, geschicktere zu erfinden.

— Aber, man wird uns mißtrauen.

— Um so besser, die schwierigen Erfolge sind die sichersten.

— Wie, Sie hoffen Gabriel zu bestimmen, daß er seine Schenkung nicht zurücknimmt.... die übrigens als ungesetzlich angegriffen werden kann?

— Ich werde in die Gasse der Gesellschaft die 212 Millionen fließen lassen, um welche man sie bringen will. Ist das klar?

— So klar als unmöglich.

— Und ich, ich sage Ihnen, daß es möglich ist... daß es möglich sein muß... verstehen Sie? Aber Sie kurzsichtiger Geist begreifen doch nicht... — rief Rodin und wurde so lebhaft, daß sein Leichengesicht sich etwas färbte, — Sie begreifen doch nicht, daß es jetzt kein Schwanken giebt:... entweder die 212 Millionen werden unter und dann wird die Wiederherstellung unseres allvermögenden Einflusses in Frankreich gesichert, denn mit solchen Summen kauft man bei der jetzigen Käuflichkeit eine Regierung und wenn sie zu thener oder nicht gefügig ist, facht man einen Bürgerkrieg an, stürzt sie, setzt die Legitimität wieder ein, die überdies unser wahrer Mittelpunkt ist und da sie uns Alles verdankt, uns Alles frei geben wird.

— Das springt in die Augen, — sagte die Prinzessin die Hände voller Bewunderung zusammenschlagend.

— Wenn dagegen, — versetzte Rodin, — diese 212 Millionen in den Händen der Familie Rennepont bleiben, so ist das unser Ruin, unser Untergang; wir bekommen dadurch eine ganze Sippschaft erbitterter, unversöhnlicher Feinde auf den Hals... Haben Sie denn nicht die abscheulichen Wünsche dieser Rennepont in Bezug auf jene Association vernommen, welche er anempfiehlt und welche durch ein unerhörtes Verhängniß sein verwünschtes Geschlecht vortrefflich zu Stande bringen kann?... Aber denken Sie nur an die ungeheuren Kräfte, welche sich um diese Millionen gruppiren würden; der Marschall Simon, der im Namen seiner Töchter handelt, d. h. also der Mann aus dem Volke, der Herzog geworden, ohne dadurch ritter zu sein, was seinen Einfluß auf die Massen sichert; denn der militärische Geist, der eingefleischte Bonapartismus vertreten noch in den Augen des Volkes die Ueberlieferung des nationalen Ruhmes, der nationalen Ehre. Ferner François Hardy, der liberale, unabhängige, aufgeklärte Bürger, der Typus des großen Manufakturisten, ein Freund des Fortschrittes und des Wohlergehens der Arbeiter!... Dann Gabriel, der fromme Priester, wie sie sagen, der Apostel des ursprünglichen Evangeliums, der Vertreter der Demokratie der Kirche, des armen Dorfpfarrers gegen den reichen Bischof, d. h. in ihrer Sprechweise der Arbeiter im heiligen Weinberge gegen den faulen Deserten, der gehetzte Verkünder aller Ideen von Brüderschaft, Emancipation und Fortschritt, wie sie es nennen, und zwar das Alles nicht im Namen einer revolutionären, brandstiftenden Politik, sondern im Namen Christi, im Namen einer Religion, die ganz Liebe, Barmherzigkeit und Frieden ist... um so zu sprechen, wie sie sprechen. Dann kommt Adrienne von Cardoville, der Typus der Zierlichkeit, Anmuth, Schönheit, die Priesterin aller Sinnenreize, die sie zu vergöttlichen versteht durch Verfeinerung und Pflege. Ich spreche nicht von ihrem Geiste, ihrer Kühnheit; Sie kennen Sie nur zu sehr. Daher kann uns auch Nichts so gefährlich sein als dieses Geschöpf, dem Blute nach Patrizierin, dem Herzen nach dem Volke gehörig und vermöge ihrer Einbildungskraft Dichterin. Endlich der Prinz Djalma, ritterlich, kühn, zu Allem bereit, weil er das vielfältigste Leben nicht kennt, unversöhnlich in seinem Hasse wie in seiner Liebe, ein furchtbares Werkzeug für den, der ihn zu benutzen weiß... Und nun giebt es in dieser abscheulichen Familie auch noch jenen elenden Gauche-tout-nud, der verzweifelt keinen Werth hat, aber geläutert, gehoben, durch den Umgang mit diesen edlen, hochherzigen Naturen wiedergeboren einen großen Antheil an dem Einflusse dieser Association haben kann, als Repräsentant des Handwerkers... Glauben Sie nun, daß, wenn alle diese Leute, schon gegen uns erbittert, weil wir, wie sie sagen, sie haben berauben wollen, die abscheulichen Rathschläge jenes Rennepont befolgen, und ich stehe dafür, das thun sie; glauben Sie, daß wenn sie alle Kräfte vereinen, allen Einfluß erringen, den sie vermöge ihres Vermögens haben werden, das ihre Macht verhundertfachen; glauben Sie, daß wenn sie uns und unseren Grundsätzen einen erbitterten Krieg erklären, sie nicht die gefährlichsten Feinde sein werden, die wir jemals gehabt? Aber ich sage Ihnen, ich, daß die Gesellschaft noch niemals so ernsthaft bedroht gewesen sein würde, als in diesem Falle; ja und jetzt ist es für sie eine Lebensfrage; es kommt in diesem Augenblicke nicht darauf an, sich zu vertheidigen, sondern anzugreifen, damit wir zur Vernichtung des

---

beschossen. Von Graben und Wall des demolirten Brückenkopfes sind noch ersichtliche Spuren verhanden.

Zwischen einem grünen Busche und einem klaren Bache sahen wir auch auf kleinen Holzbänken einige gebleichte und bemoofte Knochen liegen, die die frommen Landleute neben einem Kreuze daselbst aufgesammelt hatten. Sie klagten noch dumm die Barbarei ihrer Souvereine an, die sie so muthwilliger Weise dahin getrieben, und ich bin überzeugt, daß Fürsten, die eben solche Spaziergänge nur jetzt machen können, die Schicksale der Völker in der Mehrzahl menschenfreundlicher als vorher lenken werden.

Das Milanesische ist das fruchtbarste Land von ganz Italien und seine Producte übersteigen bei Weitem das Bedürfniß der Bevölkerung. Von den Einkünften der Kaiserin werden, nach Abzug aller Staatsunkosten und des Soldes der 12 Regimenter, die das Land besetzt halten, noch große Summen nach Wien gesendet.

Indem wir Mailand verlassen, finde ich nachträglich zu bemerken, wie unmittelbar vor dem ersten Besuche der Fürsten dem Herzoge von Modena einer seiner irischen Offiziere ihnen entwartete, um gesprächsweise von seinem Herrn zu erwähnen, wie die Fremden manchmal so gar sehr durch sein Aeußeres überrascht würden, daß er ihnen nur sagen wolle, sie würden in ihm einen alten Herrn finden, der sich sehr alterthümlich kleide, sogar schminke und dyx eine recht närrische Perrücke auf dem Kopfe habe.

Die übrige Familie des Herzogs residirt mit seinem Sohne, dem Erbprinzen, in Modena, wo er den Letzteren in einer Art von Gefangenschaft hält, weil er, wie man sagt, die Vermählung seiner Tochter mit dem Erzherzoge Ferdinand nicht zugeben will. Er selbst bewohnt in Mailand mit seiner Enkelin den Palast der Gouverneure und sein Hof besteht fast nur aus Offizieren seines Heeres, das, von einem Obergeneral befehligt, aus 3000 Mann friedfertiger Milizen besteht.

Ein seltsames Abenteuer begegnete dem Prinzen Hans Jürge und mir, als wir von hier aus die beiden berühmten glückseligen Inseln in der Nähe besucht hatten. Gemüdet von den Naturschönheiten, die wir gesehen, übelkiesen wir uns in unserer Sedia eben dem süßesten Schlummer, als es uns mit einem Male war, als ob wir aus einer alten Balliste abgeschossen würden. Es war mir, als fiele ich einige hundert Klaftern tief, und man denke sich dabei mein Entsetzen, so voll, als meine Einbildungskraft von all den Felsenriffen war, die wir gesehen hatten. Ich öffne die Augen und finde mich neben dem Prinzen auf dem Rasen ausgestreckt, derweil voraus unsere Sedia in aller Ruhe ihren Weg verfolgt und der Postillon sich nicht einmal die Mühe giebt, einen Blick nach uns zurück zu thun. Wir schreien aus Leibeskräften und der regierende Fürst, Erdmannsdorf und die Postillone kamen uns zu Hülfe. Es kann nur eben Niemand begreifen, welche Zauberei uns von unseren Plätzen entfernt hat, denn unser Postillon schwor, daß die Sedia nicht einen Augenblick still gestanden und er uns vor unserem Sturzen nicht im Mindesten vermißt habe.

Der andere Morgen erst brachte uns die Auflösung des Räthsels. Die Sedia des regierenden Fürsten fuhr dann wie gewöhnlich vor der unseren her und Prinz Hans Jürge hatte so eben mit mir die Augen darauf gerichtet, als große Steine, die den Weg bedeckten, sie einmal über das andere in die Höhe oder von einer Seite zur anderen schleuderten. Ein solcher Stein des Anstoßes drückte zuletzt die Handriemen des Wagens so heftig enger, daß der Kasten der Sedia plötzlich links umbog, die beiden Herren — Erdmannsdorf auf den Rücken, den Fürsten auf den Bauch — herauswarf, so daß sie geradezu in einen Bach zu liegen kamen, der am Geleite hinrann, und sich eben so schnell wieder in seine rechte Lage brachte. Wir merkten nun wohl, daß es unserem dicken Kutscher an einem gewissen Riemen fehle, der den Kasten mit dem Schwungbaum

vermählten Geschlechtes der Rennepont und dem Besitze der Millionen gelangen.

Bei diesem von Rodin mit fieberhafter und wegen ihrer Seltenheit um so wirksamerer Aufregung entworfenen Gemälde sahen die Prinzessin und der Marquis von Aigrigny einander erstaunt an.

— Ich gestehe es, — sagte der Ehrwürdige Vater zu Rodin, — ich hatte nicht an alle die gefährlichen Folgen dieser Verbrüderung zum Guten gedacht, welche ihnen von Rennepont empfohlen; ich glaube, daß allerdings seine Erben nach dem Charakter, den wir von ihnen kennen, es sich angelegen sein lassen, dieses Utopien zu verwirklichen... Die Gefahr ist sehr groß, sehr drohend, aber was kann man thun, um sie zu beschwören?

— Wie, mein Herr, Sie haben auf unwissende, heldenmüthige, reizbare Naturen zu wirken wie Djalma, heimliche und excentrische wie Adrienne von Carteville, naive und natürliche wie Rose und Blanche Simon, redliche und offene wie François Hardy, engelreine wie Gabriel, brutale und stupide wie Couche-tout-nud, und Sie fragen, was zu thun sei?

— In der That, ich verstehe Sie nicht, — sagte Herr von Aigrigny.

— Ich glaube es wohl, Ihr früheres Verfahren bei der ganzen Angelegenheit beweist es mir zur Genüge, — sagte Rodin verächtlich, — Sie haben zu rohen, materiellen Mitteln Ihre Zuflucht genommen, anstatt auf so viele edle, erhabene, großmüthige Leidenschaften zu wirken, die, eines Tages vereinigt, einen furchtbaren Bund bilden werden, aber jetzt getheilt, vereinsamt, allen Ueberraschungen, allen Verführungen, allen Lockungen blos gegeben sind!... Begreifen Sie endlich?... Nein, noch nicht! — Und Rodin zuckte die Achsel. — Nun, stirbt man vor Verzweiflung?

— Ja.

— Kann die Dankbarkeit glücklicher Liebe bis zu den äußersten Grenzen der nahmhaftesten Großmuth gehen?

— Ja.

— Giebt es nicht so furchtbare Täuschungen, daß der Selbstmord die einzige Zuflucht gegen die abscheuliche Wirklichkeit ist?

— Ja.

— Kann Uebermaß von Sinnlichkeit uns in langsamer und wollüstiger Agonie zum Grabe führen?

— Ja.

— Giebt es im Leben so schreckliche Verhältnisse, daß die weltlichsten, festesten oder gottlosesten Charaktere... sich gebrochen, vernichtet, blindlings der Religion in die Arme werfen und die größten Güter dieser Welt für das Büßerhemd, das Gebet und die Verzückung hingeben?

— Ja.

— Giebt es nicht endlich tausend Gelegenheiten, bei welchen die Gegenwirkung der Leidenschaften die außerordentlichsten Umwandlungen, die tragischsten Aufopferungen in der Existenz des Mannes oder des Weibes herbeiführt?

— Gewiß.

— Nun gut! Wozu fragen Sie also, was zu thun ist? Und was würden Sie sagen, wenn z. B. die gefährlichsten Mitglieder dieser Familie Rennepont vor Ablauf der drei Monate auf den Knien um die Gunst bäten, in dieselbe Gesellschaft zu treten, vor der sie einen Abscheu haben und von der Gabriel sich heute losgesagt?

— Eine solche Bekehrung ist unmöglich, — rief Aigrigny.

— Unmöglich?... Und was waren Sie denn vor funfzehn Jahren, mein Herr? — sagte Rodin, — ein gottloser, liederlicher Weltmensch... und Sie kamen zu uns und Ihre Güter sind die unsrigen geworden... Wie, wir haben Fürsten, Könige, Päpste gebändigt, wir haben in unserer Vereinigung ausgezeichnete Geisteskräfte aufgebraucht, gedämpft, die außer uns mit zu vielem Glanze strahlten; wir haben fast die beiden Welten beherrscht; bis auf den heutigen Tag haben wir uns lebendig, reich, furchtbar erhalten, trotz alles Hasses, aller Verbote und wir sollten nicht mit einer Familie fertig werden, welche uns so ernsthaft bedroht und deren unserer Gesellschaft entzogene Güter für uns eine Nothwendigkeit von erster Bedeutung sind?... Wie! Wir sollten nicht geschickt genug sein, um dies Resultat ohne tärpische Gewaltthätigkeiten, ohne gefahrbringende Verbrechen zu erlangen?... Kennen Sie denn nicht die unendlichen Hülfsmittel zu gegenseitiger oder theilweiser Vernichtung, welche das Spiel menschlicher Leidenschaften darbietet, wenn dieselben auf geschickte Weise verwickelt, einander entgegengesetzt, bekämpft, entfesselt, übereilt werden... und besonders wenn vielleicht, Dank einem Alles vermögenden Bundesgenossen, — fügte Rodin mit seltsamem Lächeln, — diese Leidenschaften an Gluth und Heftigkeit verdoppelt werden können...

— Und wer ist dieser Bundesgenosse? — fragte Aigrigny, der jetzt gleich der Prinzessin von Saint-Dizier eine mit Schrecken gemischte Bewunderung empfand.

— Ja, — versetzte Rodin ohne dem Ehrwürdigen Vater zu antworten, — denn dieser furchtbare Bundesgenosse, wenn er uns zu Hülfe kommt, kann die erstaunlichsten Umwandlungen hervorbringen, die am wenigsten Zähmbaren kleinmüthig, die Gottlosen abergläubig,... die Weichmüthigsten wild machen...

— Aber dieser Bundesgenosse... — rief die Prinzessin von einer unbestimmten Angst bedrängt, — dieser so mächtige, so furchtbare Bundesgenosse, wer ist er?

— Wenn er endlich kommt, — sagte Rodin noch immer gleichgültig und blaß, — dann werden die Jüngsten, die Kräftigsten in jeder Minute des Tages in Todesgefahr sein... die so drohend ist, wie einem Sterbenden in seiner letzten Minute...

— Aber dieser Bundesgenosse, — versetzte Aigrigny immer mehr entsetzt, denn je düsterer Rodin's Schilderung wurde, je leichenhafter wurde sein Gesicht.

— Dieser Bundesgenosse endlich... wird ganze Bevölkerungen decimiren, wird auch in das Leichentuch, welches er hinter sich schleppt, wohl eine ganze verfluchte Familie hüllen können; aber er wird gezwungen sein, das Leben dieses großen, unwandelbaren Körpers zu respectiren, den der Tod seiner Mitglieder nicht schwächt... weil sein Geist... der Geist der Gesellschaft Jesu unvergänglich ist...

— Nun... und dieser Bundesgenosse?...

— Dieser Bundesgenosse, — versetzte Rodin, — dieser Bundesgenosse, der sich nähert, mit langsamen Schritten sich nähert und dessen schreckliche Ankunft überall herrschende, düstere Vorahnungen verkünden...

— Er ist...

— Die Cholera!

Bei diesem Worte, welches Rodin mit scharfem, kurzem Tone gesprochen, erbleichten Herr von Aigrigny und die Prinzessin und schauerten zusammen.

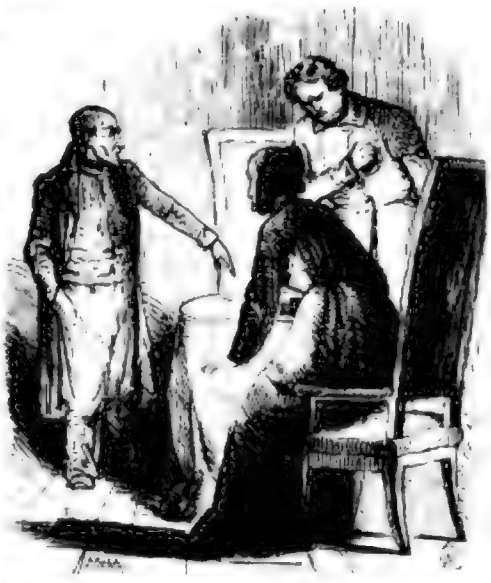
Rodin's Blick war düster und eisig, man hätte ihn für ein Gespenst halten können.

Einige Augenblicke herrschte eine Grabesstille in dem Saale.

Rodin unterbrach sie zuerst. Immer unempfindlich zeigte er mit gebieterischer Geberde dem Herrn von Aigrigny den Tisch, wo er, Rodin, noch einige Augenblicke zuvor beschrieben gesessen und sagte kurz zu ihm:

— Schreiben Sie!

Der Ehrwürdige Vater bebte anfangs vor Ueberraschung, darauf besann er sich, daß er aus einem Vorgesetzten der Untergebene geworden war, stand auf, verneigte sich vor Rodin,



als er an ihm vorbeikam, setzte sich an den Tisch, nahm die Feder, wandte sich nach Rodin um und sagte zu ihm:

— Ich bin bereit...

Rodin dictirte das Folgende und der Ehrwürdige Vater schrieb:

„Durch den Unverstand des Ehrwürdigen Vater Aigrigny „ist die Angelegenheit der Rennepont'schen Erbschaft heute sehr „gefährdet worden. Die Erbschaft beläuft sich auf 212 Mil„lionen. Trotz dieser Schlappe glaubt man sich auf's Förm„lichste verpflichten zu können, die Familie außer Stand zu „setzen, der Gesellschaft zu schaden und die 212 Millionen, die „der besagten Gesellschaft von Rechts wegen gehören, derselben „wiederzuverschaffen... Man verlangt blos dazu die vollkom„mensten und ausgedehntesten Vollmachten."

.....

Eine Viertelstunde nach dieser Scene verließ Rodin das Hôtel von St. Dizier und strich mit dem Ellbogen seinen

alten fettigen Hut, den er abnahm, um den Portier mit einer tiefen Verbeugung zu grüßen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

verbindet und verhindert, nach einer Seite hin umzustürzen und sich seines Inhaltes zu entleeren.

Turin, 15. Juni. In Pavia sahen wir vor einigen Tagen die daselbst garnisonirenden Offiziere eines Regiments Croaten trotz ihres wilden, bärtigen Ansehens mit Fächern in der Hand umhergehen.

Die Befestigungswerke von Turin sind zu bekannt, als daß ich davon sprechen sollte. Die Citadelle wurde uns auf ausdrücklichen Befehl des Königs gezeigt, der diese Gunst fast Niemand sonst gewährt. Es würde eine eben so unerhörte als unnütze Anstrengung sein, alle die unterirdischen Gänge zu durchwandern, die diese Festung so furchtbar machen. Wir begnügten uns nur so viele davon zu sehen, als nöthig waren, uns eine Vorstellung von dem ganzen Werke zu geben, das sich rings umher zieht, und ich glaube in der That nicht, daß in der ganzen Welt noch eine Festung sei, die sich in Bezug auf Minen und unterirdische Vertheidigungsmittel mit dieser messen könnte. Obwohl sie nicht groß ist, desmet sich doch die zahlreichste Besatzung in den unzähligen Casematten und Gewölben, mit denen sie versehen ist, vollkommen gegen Bomben geschützt.

Turin, 28. Juni. Wir waren gestern in Suse, einer vier Posten von hier gelegenen Stadt, wohin uns ein Befehl des Hofes vorangegangen war, uns mit aller nur erdenklichen Aufmerksamkeit zu behandeln. Auf diesem Fuße empfingen die Prinzen denn auch der Graf von Firne, als Gouverneur, und der General Fatio, als Chef eines Schweizerregiments. Wir wohnten bei dem Letzteren und wurden von ihm auf königliche Kosten auf das Verbindlichste bewirthet. Diese alte Stadt Suse ist klein, schlecht gebaut und ziemlich verfallen. Die Bergschlucht, in der sie liegt, wird inmitten durch den Roche-Melon, einen sehr hohen Berg oder eine Alpe, getrennt und das Thal rechts durch die Festung la Brunette unweit der Stadt geschlossen, der sie als Citadelle dient. Dieses seltsame fast rings umher beherrschte Werk ist dessenungeachtet von überaus großer Festigkeit und hat der Kunst Gelegenheit gegeben, daraus gewisser Maßen im Widerspruche mit ihren eigenen Regeln und Grundsätzen einen der stärksten Kriegsplätze von Europa zu machen. Die ganze Verbindung zwischen den Bastionen, Envelopen u. dergl. wird nur durch geräumige unterirdische Gänge erhalten. Die Werke selbst sind mit Blendwerk gedeckt und gewölbt, so daß von der ganzen unter den Waffen stehenden Besatzung nur einige Schildwachen bloßgestellt sind.

Diesen Morgen besuchten wir in Gesellschaft des Generals und verschiedener Offiziere des Regiments Fatio auch Grillet, welches, zwei Stunden weit von Suse, das Thal zur Linken versperrt. Grillet ist ein isolirter Felsen, den man durch ungeheure, noch jetzt nicht ganz beendigte Werke im gemeinen Wortsinne uneinnehmbar gemacht hat. Gräben, Casematten und Alles ist in den Felsen gehauen, die ersteren sind wahrhafte Abgründe an Tiefe. Von der einen Seite wird der Felsen zwar von dem benachbarten Berge beherrscht; man hat diesem Uebelstande aber durch gemauerte Quermölle und Schulterwehren abzuhelfen gewußt, auf welche Werke man sich hier zu Lande, wo die Alpenfesten sie sehr oft anzuwenden zwingen, vortrefflich versteht.

In Rivoli fanden wir am Abend den Chevalier Antoni, Major vom Artillerie- und Geniecorps, mit einem großen und genauen Plane der Schlacht von Turin so wie mit anderweiten aus den königlichen Archiven gezogenen Notizen über dies Ereigniß vor. Er war vom Könige besonders abgeschickt worden, den Prinzen zum Führer zu dienen, die Seiner Majestät den Wunsch ausgedrückt hatten, auf der Rückkehr von Suse das berühmte Schlachtfeld zu besichtigen.

Eduard von Bülow.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. —— Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. —— Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 33. Leipzig, Mittwoch den 12. Februar 1845. I. Band.

Inhalt.

Aus dem Leben. Von Dr. Woldemar Gerstäcker. (Fortsetzung.) — Der ewige Jude, von Eugène Sue. V. Band: 12. Kapitel.
Dreißig Jahre später, Schauspiel in vier Aufzügen, von Heribert Rau.

Aus dem Leben.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

4.

„Verzeihen Sie die Unterbrechung; Frauen bedürfen bei solcher Gelegenheit eines Curators. Wurde der Herr Commerzienrath Ihnen dazu bestellt?"

„Nein, ich entsinne mich, daß er es ablehnte. Einer von den Schreibern besorgte das."

„Recht gut; und die Documente sammt dem Gelde nahmen Sie an sich?"

„Daß ich Ihnen doch immer Nein antworten muß," lächelte Ida. „Beides nahm Großmann."

„Und die Berechnung, wo erfolgte die?"

„Hier im Zimmer. Großmann zeigte mir, wie viel er theils für und an Kesla, theils meinen Gläubigern bezahlt und wie viel er für mich in Empfang genommen, sagte dann, daß ich zu seiner Befriedigung ihm einige Documente abzutreten und deshalb meinen Namen zu schreiben habe, und als ich das gethan, gingen wir auf's Rathhaus, wo mir wieder ein Curator bestellt wurde und ich mehre Male versichern mußte, daß ich mit dem Vorgelesenen einverstanden und meinen Namen selbst geschrieben, und das nannte Großmann unsere Berechnung."

„Ich fürchte, sie war es," sagte Eduard, „und daß auch das Recht sie für richtig erkennen muß. Sie haben eine Abschrift davon?"

„Abermals Nein; doch seien Sie mir deshalb nicht böse. Diesmal liegt die Schuld nicht an mir. Ich dachte wohl, daß ich wissen solle, wie ich mit Großmann und wie es um mein Vermögen stehe; ich habe ihn gebeten es mir zu sagen, und er hat es versprochen; nur erhalten habe ich noch nichts."

„Und deshalb verlangen Sie meinen Rath?"

„In etwas viel Wichtigerem. Der Aufenthalt hier im Hause wird mir jeden Tag peinlicher, nicht wegen des Fühlbaren meiner Abhängigkeit, noch weil die Schwester mich wie ein Kind behandelt, und ebenso wenig weil mein Schwager entweder gar nicht oder nur über Eins mit mir redet, sondern weil dieses Eine Baron Ehrenrüssel ist."

„Warum der?"

„Ist das so schwer zu errathen? Meine Schwester wiederholt mir täglich, der Baron seufze nach der Erlaubniß, mir zu huldigen, und mein Schwager hat wiederholt versichert, er sei einer der Wenigen, die — sich beeilen würden, mich in den Augen der Welt zu heben."

„Und der Baron?"

„Ich sehe ihn selten; aber ich bin noch nicht frei, Eduard. Habe ich auch den Ring vom Finger gezogen, der mir das Herz wund gedrückt, der Ring ist es nicht, was mir am Altare die Freiheit genommen."

„Das also ist es! Ich soll Ihnen rathen, wie Sie am schnellsten frei werden können, um sich schnell wieder zu binden."

„Eduard! Wollen auch Sie mich verkennen? — Wäre das meine Ansicht, Großmann würde mir alle Mittel bieten; — nein, rathen sollen Sie mir, wie ich am schnellsten einer Fessel ledig werden kann, die mich an Kesla und durch ihn an dieses Haus schmiedet, die ich aber nur abstreifen will, um mich nie wieder zu binden. Ich wende mich an Sie, weil wir uns nahe gestanden, uns — noch nahe stehen."

Jeder Mißlaut in Eduard's Seele verklang. Er übernahm es, Kesla's Aufenthalt zu erforschen und mit ihm für Ida zu unterhandeln. Das sollte der Anfang seiner juristischen Praxis sein, und rasch wie junge Advocaten ihre Clienten an's Ziel zu führen hoffen, übersprang auch er die Schlagbäume, welche die Heerstraße des Rechtes sperren.

5.

Am folgenden Morgen fand Doctor Graf unerläßlich, die Geschäfte, die von allen Seiten auf ihn eindrängten, nach ihrer Wichtigkeit zu classificiren. Hätte er dies seiner Neigung überlassen können, so wäre er schnell fertig gewesen. Er fühlte für die juristische Praxis einen so glühenden Eifer, daß er Alles stehen und liegen gelassen hätte, um den Aufenthaltsort des Herrn von Kesla zu erkunden. Der an ihn zu schreibende Brief war bereits im Kopfe entworfen. Aber der Ordnung gemäß mußte er auf einem halbgebrochenen Bogen concipirt und dieser zu einem Actenstücke angelegt werden. Damit jedoch keine Verwirrung in der Acten-Repositur entstände, war es nothwendig, das Actenstück in das Repertorium einzutragen. Allein zum Actenstücke und zum Repertorium gehörten Doppelpapier und Conceptpapier, Heftnadel und Zwirn. Auch sollten die Acten nicht liederlich umherliegen. Ein Tischler mußte also mit Fertigung eines Lokals beauftragt werden. Aber was half das Lokal ohne Wohnung! Demnach zuvörderst eine Wohnung. Meublirt oder nicht? Doctor Graf gab eigenen Meubles den Vorzug. Dann bedurfte er schon wegen des Briefs an Herrn von Kesla eines Schreibers. Es sieht so unbeschäftigt aus, seine Arbeiten selbst zu mundiren. Weil jedoch für's Erste das Mundiren dem Schreiber nicht vollauf zu thun geben wird, soll er zugleich Bedienter sein. Dazu rasirt nicht Jeder. Er muß ein hübsches Aeußere haben, Anstand, Manieren, einige Geschäftsroutine. Wie den bekommen? Durch eine Bekanntmachung im Tageblatte. Wo soll er sich melden? — In der Wohnung. Also vor Allem eine Wohnung.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Hötelwirth um eine Wohnung zu befragen. Doctor Graf gab an, was er brauche, und: „Ganz harmant," rief der Wirth, erzählte, daß er vor Jahresfrist das Fickelsche Gartengrundstück gekauft, und nannte es einen seiner seltensten Glücksfälle, dem Herrn Doctor darin Wohnung anbieten zu können, „wie gebaut, wie geschaffen" für ihn.

„Ich fürchte, das wird nicht angehen," versetzte der Doctor, „ich gedenke mich als Advocat zu etabliren, und ein

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Dreissig Jahre später.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von Heribert Rau.

Personen.

Der Herzog.
Graf von Wernig, Oberst.
Gräfin Lucie, seine Gattin.
Wilhelm, } deren Kinder.
Sophie, }
Hume,
Frau Weiß.
Ottilie, ihre Nichte.
Philipp Weiß, Unteroffizier.
von Hahnenberg, Geheimerath.
Hauptmann Arnwig.
Ein Kammerherr.
Ein Diener des Obersten.
Mehre Officiere.

Die Handlung trägt sich an einem der kleineren Höfe, 1841, zu.

Erster Aufzug.

Ein Zimmer Ottiliens.

Erste Scene.

Ottilie. Frau Weiß. Philipp.

(Ottilie ist mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Frau Weiß strickt Kaffee.)

Philipp.

Kurz und gut! wir sind verwandt. Ich finde die Sache auch ganz einfach. Ich bin mit der Mutter verwandt, die Mutter ist Ihrer Mutter Schwester — folglich sind auch wir Beide mit einander verwandt. (Ottilie arbeitet schweigend fort.) Sie hören mich nicht?

Ottilie.

Doch. Aber ich sehe nicht ein, warum ich das tausend Mal Gesagte immer wiederholen soll?

Philipp.

Und das wäre?

Ottilie.

Daß ich gar nicht darum verlegen bin, mit Ihnen verwandt zu sein.

Philipp.

Hm! — Weil ich nur Unteroffizier und nicht von Adel bin?

Ottilie.

Nein, dies ist der Grund nicht. Bin ich denn von Adel?

Philipp (bestaft).

Noch nicht. Aber es ist doch sehr viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Sie es werden. — Sonderbar, Ihre Familie scheint eine ganz besondere Anhänglichkeit an die der Wernig's zu haben. Schon Ihre Mutter hatte einen Hauptmann von Wernig zum Geliebten, — und siehe — nun ist der zärtliche Adonis der Tochter auch ein Wernig. Aber hüten Sie sich, daß es dem Kinde nicht wie der Mutter geht; der vornehme Herr Hauptmann ließ Ihre Mutter sitzen, die dann später, um nicht Hungers zu sterben, Dresden verlassen mußte, und hier einen ehrlichen Handwerker heirathete, welcher indessen auch bald starb, und Sie Ihrer Mutter als Erbe hinterließ.

Ottilie (aufstehend).

Herr Weiß, wenn Sie denn doch einmal den Grund wissen wollen, warum ich Sie nicht leiden mag, so will ich Ihnen denselben sagen. Ich verabscheue Ihr lauerndes, heuchlerisches Wesen, mit welchem Sie stets Alles begeifern, was mir theuer ist. Das Elend, welches meine gute Mutter ihrer Liebe wegen ertrug, möge Gott dem Treulosen verzeihen. Meine Mutter aber war eine vortreffliche Frau, deren heiliges An-

Digitized by Google

Anfänger darf nicht vor der Stadt, muß den Clienten zur Hand wohnen."

„Das Beste ist uns stets das Nächste," bemerkte der Wirth. „Und dann liegt das Grundstück nicht weit vom Thore, neben dem Ihnen wohl erinnerlichen Großmannschen Garten, und die Wohnung ist ein Haus für sich, genau von der gewünschten Räumlichkeit, zierlich eingerichtet und im neuesten Geschmack meublirt."

„Ich wollte mir eigne Meubles anschaffen," entgegnete der Doctor.

„Sehr richtig! Wer es thun kann, sollte nie meublirt Quartier miethen. Ich verkaufe Ihnen Alles, billig, sehr billig."

„Wohin sehen die Fenster? Ich bin früher im Großmannschen Garten gewesen, doch eines Häuschens der Art entsinne ich mich nicht."

„Ist erst vor zwei Jahren gebaut; die vorderen Fenster sehen in meinen, die hinteren in den Großmann'schen Garten."

Doctor Graf überlegte, daß wegen seiner Praxis es am Ende von keiner so hohen Wichtigkeit sein könne, ob er in oder vor der Stadt wohne, und ging mit dem Wirthe, das Haus zu besichtigen. Unterwegs erwähnte er, daß er einen Referenten anzunehmen wünsche, der zugleich als Schreiber fungiren solle, und der Wirth wußte einen jungen Menschen, „der dem Herrn Doctor satisfaciren" werde.

Das Innere des Häuschens war wirklich nett und geschmackvoll, für Eduard's Bedürfniß weder zu groß, noch zu klein. Es stand an der Mauer, welche den Garten vom Großmann'schen trennte, und ein Beschauer, dem es eingefallen wäre, sich in letzteren zu begeben, hätte bei einem Sprunge sehr wenig, und wenn er sich des Weinspaliers bedient, gar nichts riskirt. Was interessirt dem Doctor sich als ein namhafter Vortheil empfahl, war die vollständige Einrichtung. Er brauchte nur mit dem Eigenthümer abzuschließen, um aller weiteren Mühe überhoben zu sein, und bei den vielen ihn drängenden Geschäften war der Zeitgewinn eines Geldopfers werth. Doch selbst das war nicht nöthig. Er hatte eine um das Drittel höhere Forderung erwartet, und in der That betrug sie nicht mehr, als bisher Niemand hatte geben wollen. In einer halben Stunde war der Handel geschlossen. Mittags sollte der vorgeschlagene junge Mensch sich einstellen, und „gefällt er Ihnen," sagte der Wirth, „so erlauben Sie mir, Ihre Häuslichkeit mit Holz, Licht, Kaffee, Thee, Zucker und anderen Kleinigkeiten vergestalt zu versorgen, daß Sie noch heute einziehen können und — ich schmeichle mir — sich heimisch fühlen werden."

Eine Stunde später überbrachten zwei Träger Doctor Graf's gesammtes Mobiliar — Bücher, Kleider, Manuscripte, eine Sammlung Andenken und sonstige Effecten. Der zum Factotum berufene Jüngling wurde nicht blos in Dienst genommen, sondern auch zu Prüfung seiner Qualificationen mit Ankauf der Büreau-Requisiten und Beorderung eines Tischlermeisters beauftragt. Selbst den Aufenthaltsort des Herrn von Kesla erfuhr Doctor Graf unerwartet schnell, und als er Mittags sich an die Wirthstafel setzte, geschah es in dem beseligenden Gefühle, mit all den ungeheuren Geschäften, die ihm am Morgen den Kopf wirr gemacht, bis auf den Briefen Kesla fertig zu sein. Nachmittags begab er sich abgeredeter Maßen zum Commerzienrathe, in dessen Cabinet die letzten Jahre still gestanden hatten. Der braune Schreibtisch, der kleine marmorne Pfeilertisch mit der altväterischen Stutzuhr, die braunen Stühle und die gelbseidenen Gardinen — Alles, wie Eduard es zuletzt gesehen, nur der Bankier nicht, der ihn ebenso steif empfing, als er ihn auf der Maskerade begrüßt hatte. Ohne Weiteres ging er zur Geschäftssache über. „Ihre Anzeige des Nichtempfangs der nach Alexandrien adressirten Papiere," sagte er, „hat es nöthig gemacht, Ihnen ein vollständiges Conto auszuziehen, dessen Soll mit Ihrer ersten Gelderhebung in Paris anfängt und mit der letzten in Wien endigt. Ihr Geschäftsführer hat es anderthalben für richtig anerkannt, ehe er vorige Woche seine Stelle bei mir aufgab und die bis dahin für Sie eingenommenen Gelder an meine Casse bezahlte. Ich habe dagegen seine Rechnung durchgesehen und nichts zu erinnern gefunden. Ihre nahe Ankunft erledigte die Bestellung eines Nachfolgers. Indem ich daher seine Rechnung und die meinige Ihnen vorlege, bitte ich um Beschleunigung der Durchsicht."

Während Doctor Graf sich hierzu verpflichtet erklärte, warf er einen Blick auf das Conto und war nicht wenig erstaunt, statt eines Saldo-Vortrags von höchstens 5000 Thalern einen über 9000 Thaler zu finden. Der Commerzienrath bemerkte sein Erstaunen. „Ich habe es selbst nachgerechnet," sagte er.

„Ich hege keinen Zweifel," erwiederte Eduard, „will aber auch nicht leugnen, daß die Ihnen schuldige Summe mir über Erwarten hoch erscheint."

„Reisen kostet Geld," lächelte der Commerzienrath, „und Accreditive sind Verführer."

„Ich hoffe meine Schuld berichtigen zu können," versetzte Eduard. „Wenn es aber die Höhe derselben war, was mich überraschte, so erkläre ich mir diese jetzt daraus, daß die geleisteten Abschlagszahlungen um ein Bedeutendes hinter meiner Berechnung zurückgeblieben sind. Sie erlauben, daß ich die Papiere zu Hause durchsehe."

„Ueber Eins kann ich Ihnen sofort Aufschluß geben," bemerkte der Commerzienrath. „Sie werden unter den Zinsen die für die 8000 Thaler Hypothek auf dem Igel'schen Hause vermissen. Die sind nicht eingezogen, weil das Capital verloren ist."

„Verloren!" fragte Eduard; „verzeihen Sie, Herr Commerzienrath, das ist kaum möglich. Die Pfandverschreibung ist in Ihren Händen und meine Hypothek war die erste."

„Das mag sein, aber das Haus ist inzwischen verkauft worden."

„Und wenn auch; bei Bestätigung des Kaufs mußte meine Forderung berücksichtigt werden."

„Sie müssen das besser verstehen als ich," sagte der Commerzienrath. „Bisher war ich des Glaubens, daß Concurs die Behörde von einer solchen Verbindlichkeit befreie."

„Der Concurs ändert allerdings das Verhältniß. Aber selbst dann kann bei einem Hause wie das mir verpfändete vom Verluste einer ersten Hypothek gewiß nicht die Rede sein. Welchen Sachwalter haben Sie mit Wahrung meines Anspruchs beauftragt?"

„Keinen. Ich erfuhr von Ihrem Geschäftsmanne, daß Ihr Capital verloren sei."

„Kam der Concurs bald nach meiner Abreise zum Ausbruche?"

„Ich glaube ja. Doch weiß ich es nicht gewiß. Ich habe andere Dinge zu merken und heute sehr dringende Geschäfte."

„Meine Documente sind noch in Ihrer Verwahrung?"

„Liegen in der Casse und stehen nach Berichtigung des Saldo zu Diensten."

Nutzig hatte Eduard das Cabinet betreten, mit stockendem Herzschlage verließ er es. Die Täuschung seines Vertrauens schmerzte ihn mehr als Geldverlust. Und als er aus den Gerichtsacten ersah, daß seine Forderung unangemeldet geblieben und deshalb verloren sei, während der Commerzienrath die zweite, stärkere Hypothek an sich gekauft und den vollen Betrag erhalten hatte, rang das Gefühl gegen ihn zwischen Berechnung und Abscheu.

Den ersten Abend seiner neuen Häuslichkeit verbrachte er rechnend und schreibend. Er hörte nicht das Knistern des Feuers und hatte keine Augen für Haberkorn, der eine Anerkennung seines Thregebräues erwartete. Was ihn beschäftigte, war das Großmann'sche Conto. Sowohl in den einzelnen Summen als im Gesammtbetrage war es richtig. Ob ein Gleiches von den Ansätzen für Coursdifferenz, Provision und Courtage gelten mochte, wußte er nicht. Auch kannte das kaum von Belang sein. Ebenso überging er das Porto für Briefe, die er nie empfangen und nie abgeschickt. Vielleicht war das Bankier-Gebrauch. Das aber dünkte ihn wider Recht und Billigkeit, daß von den accreditirten 20,000 Thalern die Zinsen vom Tage der Ausstellung des Creditbriefes bis zum Tage seiner Rückkehr in Ansechnung gebracht waren. Er konnte sich des Argwohns nicht enthalten, daß um dieses Gewinnes, nicht um seines Vortheils willen, Großmann ihm einen so starken Credit eröffnet. Doch auch hier konnte Usance für den Bankier sprechen. „So mag er das Geld hinnehmen," sagte Eduard zu sich; „mag den Triumph genießen, mein Vertrauen zu blankem Golde ausgemünzt zu haben. Den Triumph will ich ihm nicht gewähren, im Wege Rechtens sich seiner List zu freuen." Trotz dem that es ihm wehe, die Basis seiner Unabhängigkeit erschüttert zu sehen. Was ihm von seinem Vermögen blieb, trug jährlich kaum 200 Thaler.

Am folgenden Morgen ließ er es sein Erstes sein, das Geschäft mit der Firma Großmann abzumachen und er that es, ohne den Commerzienrath zu sehen oder nach ihm zu fragen. Heiter ging er dann zu Frau von Kesla. Er hätte gefürchtet, seine Sachwalterspflicht zu verletzen, hätte er den in ihrem Auftrage geschriebenen Brief ihr nicht vor der Absendung mitgetheilt. Lächelnd begrüßte sie ihn mit: „Herr Nachbar", und als er über ihr Wissen erstaunte, zog sie den Handschuh ab, erhob den kleinen Finger, nannte diesen ihren Kundschafter bei Tag und Nacht und warnte sich vor dem zu hüten. Ihre fröhliche Laune fand in Eduard Wiederklang und noch war des Briefes keine Erwähnung geschehen, als Ida aufstand, vor den Spiegel trat, einen schwerjammetnen Hut aufsetzte, dessen innere Moiréseide einen lieblichen Schein über ihr Gesicht warf, und mit einer schnellen Wendung zu dem in Schauen Versunkenen sagte: „Wären Sie artig gegen meine Schwester gewesen, so würde ich rathen, eine Treppe höher zu gehen, und zweifle nicht, man labete Sie zu unserer Geschäftsfahrt ein. Aber so" —

„Und wohin geht die Fahrt?" fragte Eduard.

„Wo in vierzehn Tagen die Welt erstaunen soll ob des Glanzes eines thé dansant, mit anderen Worten, auf Großmann's Ritterfest."

„Wenn Sie glauben, daß meine Begleitung" —

„Verstehen Sie denn kein Deutsch, liebster Freund? Sie sind nicht artig gegen meine Schwester gewesen, folglich werden Sie nicht mitgenommen. Doch will ich die Unart Ihnen verzeihen, wenn Sie hübsch artig gegen Großmann sein wollen; sonst ist keine Hoffnung zu einer Einladung."

„Unter der Voraussetzung ist keine."

Ida ließ den Schawl sinken. „Ich habe Ihnen viel zu erzählen," fuhr Eduard fort, „wollte Ihnen auch den Brief an Herrn von Kesla zeigen, und zu alle dem, seh' ich, ist nun keine Zeit."

„Armer Eduard," sagte Ida, „Sie auch einer von denen, die Großmann gelüstet, um sie zu plündern! Ich kann Sie jetzt nicht bitten, länger zu bleiben; aber um die vorgestrige Stunde wird der Gartensaal offen sein."

Bald nachher fuhren Ida und ihre Schwester an Eduard's Häuschen vorüber.

Je schneller Doctor Graf sein nächtliches Kommen versprochen, desto genügendere Ursache fand er, sich deshalb zu tadeln. Daß der Commerzienrath die Nachtbesuche nicht gut heißen werde, war sein geringstes Bedenken. Hatte die Commerzienräthin gegen seinen Umgang mit Ida Nichts einzuwenden, so ließ sich von ihr vermuthen, daß es ihr gleich gelte, zu welcher Stunde er käme, und mißbilligte sie den Umgang, so war Eduard entschlossen, sich nicht unter ihre Controle zu stellen. Eben so wenig Sorge machte ihm die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Gärtner. Abgesehen, daß Ida wahrscheinlich hierein gerathen und sich rathig fühlte, war es stadtkundig, daß der Gärtner eine offene Hand und einen schlitzbaren Mund habe. Eduard's Tadel betraf Ida und sich selbst. Daß Ida ihm wohlwolle, konnte er nicht bezweifeln; daß er um ihretwillen seine Wohnung genommen, auch nicht. Wie aber er mit Erbauung eines eigenen Herdes an eine ungewisse Zukunft gewiesen war, so Ida mit Erlangung ihrer Freiheit. Gleichwohl begriff er, daß für heute Abend ihn sein Wort binde. Das hinderte indessen nicht, daß, als gegen zehn Uhr Haberkorn den Wunsch, sich zur Ruhe zu begeben, in die Anfrage kleidete, ob der Herr Doctor noch etwas zu befehlen habe, dieser wegen der Antwort sich in Verlegenheit sah. Er hatte so reiflich erwogen, ob Ida ihn am Fensterladen oder geraden Wegs aus seinem Fenster erwarten werde, daß er noch in Ungewißheit war. Für und Wider standen sich gegenüber und — Haberkorn vor ihm. Ging der Herr Doctor aus, konnte Haberkorn nicht zu Bette gehen, und ging der Herr Doctor nicht aus, konnte jener nicht schnell genug befördert werden. Im Gedränge entschied sich Eduard für den Weg aus dem Fenster und Haberkorn wurde zu Bett geschickt. Die Entscheidung traf das Richtige. Ida hielt es für unmöglich, daß in der Wahl zwischen dem Schaukriebe der Alltäglichkeit und dem Blumenpfade der Romantik Jemand schwanken könne. Sobald sie daher bemerkt, daß Eduard weder einer Strickleiter, noch besonderer Geschicklichkeit bedürfe, sich aus seinem Zimmer in den Garten zu schwingen, konnte es ihr nicht einfallen, daß er darüber in Zweifel sein werde. Eduard dachte in dieser Hinsicht anders. Wiewohl ebenfalls

---

denken eine Schwäche ihrer Jugend nicht trüben kann. Ein tadelfreies Leben, Jahre der Reue, Millionen Leiden haben die ewige Liebe versöhnt, und gewiß ihre Thränen löschten die Züge aus, mit welchen ihr Name einst in dem großen Buche der irrenden Menschheit stand. — Was aber die Familie des Grafen Wernig, Ihres Obersten, betrifft, so finde ich Ihr Sticheln, Schmähen und Ihre Bemerkungen um so weniger am Platze, da der Oberst nicht allein von Jedermann als ein verzüglicher, rechtlicher und braver Mann geschätzt und geachtet wird, sondern auch Ihr Vorgesetzter — Ihr Wohlthäter ist.

Philipp.

Mein Wohlthäter? — Wo stecken denn die Wohlthaten, die er bis jetzt auf mich gehäuft?

Frau Weiss.

Ja, was wahr ist, muß wahr bleiben. Allen Respect vor dem Herrn Oberst, er ist ein Exempel von einem braven Mann — aber unseren Philipp, den vernachlässigt er; der sollte schon lange Hauptmann sein. Sieh nur den prächtigen Schnauzbart.

Philipp.

Was Schnauzbart! — Hab' ich nicht gedient? Nicht vor 30 Jahren schon gedient?

Frau Weiss.

Das meine ich ja! Der Schnauzbart, der im Pulverdampf ergraut ist.

Ottilie.

Sie haben gedient, aber unter anderen Fahnen. Erst seit einem Jahre sind Sie hier; konnte man in dieser kurzen Zeit mehr für Sie thun?

Frau Weiss.

Na — — Was nicht ist, kann noch werden! — Das wär 'ne Freude: Better Hauptmann! — Und wie ich mich des Sonntags beim Spazierengehen an seinem Arme spreizen wollte.....

Philipp (halb für sich).

Ich habe lange genug gewartet. Mit Sorgfalt geprüft, gesorscht. — In den letzten Tagen ward ich meiner Sache gewiß, nun will ich aber auch meine Gewalt benutzen. (Laut.) Ja, meine schöne Verwandte, ich denke Ihrem hochstrebenden Geiste bald Ehre zu machen. Bis jetzt war der Oberst mein Wohlthäter noch nicht, aber bei dem Himmel! er soll es binnen 24 Stunden sein!

Ottilie.

Wenn es in seiner Macht steht, Ihnen irgend einen Dienst zu leisten.

Philipp.

Ist er nicht Oberst? — nicht der einflußreiche Freund des Herzogs? — Sind seine Vorschläge nicht schon gewährt, faßt ehe er sie einreicht? Was konnte ihn hindern mein Avancement zu bewirken?

Ottilie.

Sie vergessen nur Eins: — seine Pflicht. — Er kann und darf Sie, der erst so kurz im Dienste unserer Armee steht, doch wohl alten gedienten Männern nicht vorziehen!

Philipp.

Ei sieh doch, welche Pflichttreue bei dem bürgerlichen Manne. Hat vielleicht nur der Adel das Recht Sprünge zu machen?

Ottilie.

Sie hatten wohl Zeit sich zu überzeugen, daß in unserer Armee das Wappen bei Beförderungen nicht zu Rathe gezogen wird.

Philipp.

Aber die Protection?

Freund der Romantik, räumte er ihr doch nicht das wirkliche Leben zum Tummelplatze ein, und daß er heute den romantischen Fensterweg wählte, geschah im Vorgefühl, daß er auf Rosen erwartet werde.

Zur angesagten Stunde gewahrte er einen Lichtschein im Gartensaale und wenige Minuten später hatte er den Garten, den Saal und Ida's Wohnzimmer erreicht. Wie verschieden von vorgestern war sein Empfang! Statt zitternd, angstbeklommen und bleich trat ihm Ida lächelnd entgegen. Auch ihre Kleidung war anders; vorgestern ein helles Gewand, heute ein leichtes Morgenkleid. Dann waren die Unschlittkerzen verschwunden. An ihrer Stelle brannte eine Lampe. Alles trug das Gepräge traulicher Häuslichkeit und Eduard fühlte sich davon so ergriffen, daß Ida, es vielleicht in seinem Auge lesend, in seinem Handrucke empfindend, jeder Aeußerung häuslicher Traulichkeit durch die Bemerkung zuvorkam, heute dürfe nur von Geschäften gesprochen werden und die Zusammenkunft nicht so lange dauern. „Dann hab' ich auch gegen ein neues Examen mich zu sichern gewußt," sagte sie, auf die Lampe deutend, „— fremde Examinatoren sind nicht immer die schärfsten."

Demgemäß übergab Doctor Graf den Geschäftsbrief und Ida las. Sie las länger, als der Brief erforderte, legte ihn dann schweigend auf den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Eduard störte sie nicht. Er konnte errathen, was sie beschäftige. Nach einiger Zeit nahm sie den Brief auf, überlas einzelne Stellen und sagte:

„Kann ich auch nicht sagen, habe Dank, Du milder Arzt, der mit Feuer heilt und Schwerte, so muß ich doch dem Arzte danken, der mich von den Verwürfnen befreit, die ich mir oft gemacht habe, wenn ich mich der Härte und des Unrechtes anklagte gegen den, dem ich am Altare Treue gelobt. Daß er ein falscher Spieler, hab' ich nicht geahnet, würde ich kaum geglaubt haben, stände es nicht in Ihrem Briefe."

„Ich achtete es zweckdienlich," antwortete Eduard, „mein Wissen darum anzudeuten. Sie wünschen das Band gelöst, das Sie bindet. Soll das Gesetz es trennen, gehört dazu ein gesetzlicher Grund, und vermöchte auch juristische Geschicklichkeit, Ihren Fall einem solchen anzupassen, so gelangen Sie doch schneller zum Ziele, wenn der andere Theil keine Einwendungen erhebt. Das ist der Hauptzweck meines Briefes. Herr von Kesla ist gegen Sie insofern im Vortheil, als der Scheidungsantrag von Ihnen ausgeht, es sich um seine Zustimmung handelt. Dazu kommt der Unterschied Ihrer finanziellen Verhältnisse. Ihr Vermögen dürfte selbst jetzt noch das seinige übersteigen, und wäre das auch nicht, — da er Ihnen etwas gewähren soll, wenn er nicht gezwungen werden kann, müssen Sie ihm die Gewährung mit Geld abkaufen. Da trachtete ich eine möglich billigste Forderung zu erlangen und als geeignetstes Mittel erschien mir das Gewähren eines Umstandes, der vor Gericht geltend gemacht zwar unter Zeitverlust für Sie, dann aber auch ohne Geldentschädigung für ihn die Scheidung bewirken würde. Kann er also nicht hoffen, durch Widerspruch diese zu verhindern, so dünkt es mir wahrscheinlich, daß er seinen Verlust gegen den Ihrigen abwiegen und das Gewicht zu Ihren Gunsten bis auf den Punkt verringern wird, wo beide Wagschalen gleich hängen. Den Umstand selbst brauche ich nicht zu wiederholen und für die Wahrheit giebt es sogar hier in der Stadt einen Zeugen."

„Hier in der Stadt? Hat Kesla auch hier falsch gespielt? Nicht einmal daß er gespielt, hab' ich gehört. Wie haben Sie das erfahren, Eduard? Und können Sie der Lauterkeit Ihrer Quelle gewiß sein? Ich frage nicht aus Neugier. Aber ich denke mir es möglich, daß eine grundlose Beschuldigung Ihnen Unannehmlichkeiten bringen könnte."

„Ich habe es aus der besten Quelle, aus meinem Gedächtnisse, und der Zeuge, den ich meine, ist in einer wider den damaligen Grafen Loewen wegen betrügerischen Spiels stattgefundenen Untersuchung Zeuge gewesen."

„Darf ich das Nähere wissen?" fragte Ida.

„Es ist sogar besser, daß Sie es wissen. Während des letzten Halbjahres meiner Universitätszeit erregte ein Graf Loewen durch sonntagsmäßigen Aufwand genau dasselbe Aufsehen, welches bei meiner Ankunft hier Herrn von Kesla in den Mund der Stadt gebracht hatte. Ich gehörte nicht in den Kreis seines Umgangs, kannte ihn aber von Person. Er wohnte in einem der ersten Hôtels, sah oft Gesellschaft und das Gerücht behauptete, hinter den hellen Fenstern werde hoch gespielt. Indessen blieb es bei der Sage. Aber eines Morgens wurde in einem Zimmer des Hôtels ein junger Mann, ein Russe, entleibt gefunden. Der Polizeicommissar wußte oder erfuhr, daß der Todte mit dem Grafen Loewen bekannt gewesen, und da über seine Familienverhältnisse und sonstige Verbindungen Niemand Auskunft geben konnte, ging er zum Grafen. Der Graf war aus. Sein Kammerdiener erzählte, sobald der Graf von dem Vorfalle gehört, habe er das Hôtel verlassen. Ein Verdacht der Theilnehme am Tode des Russen konnte gegen Niemand Platz greifen. Der Unglückliche hatte die That bei verschlossenen Thüren verübt, ja kurz vorher den Kellner, der auf dem Vorsaale die Wache gehabt, unter dem Angeben, vor Schlafengehen sich zu rasiren, nach den Messern geschickt und sie von ihm abziehen lassen. Da sich jedoch ergab, daß der Russe bis dahin auf dem Zimmer des Grafen Loewen mit diesem gewürfelt, so mußte die Abwesenheit des Letzteren zu einer Stunde, wo er nie auszugehen pflegte, allerdings auffallen und ein Polizeidiener erhielt Befehl, die Rückkehr desselben auf seinem Zimmer zu erwarten und Acht zu haben, daß Nichts entfernt werde. Der Graf kam erst mit anbrechender Nacht, in einem Zustande, der zwar zum Ueberlegen, nicht aber zum Handeln unfähig machte. Erzürnt über die Anwesenheit des Polizeidieners gebot er ihm, sofort das Zimmer zu verlassen, und während dieser seines Auftrags sich entledigte, riß er eine Pistole von der Wand und zerschmetterte ihm den Arm."

„Das hat Kesla gethan?" stammelte Ida und barg das Gesicht in ihren Händen.

„Herr von Kesla war damals Graf Loewen."

„Nun weiter; lassen Sie mich Alles hören."

„Der Angriff," fuhr Eduard fort, „hatte die Verhaftung des Grafen und die Beschlagnahme seiner Effecten zur Folge. In Bezug auf den Russen wußte oder konnte er keine Auskunft geben. Dagegen stellte sich heraus, daß eine bedeutende Summe Geld, welche der Russe Tags vorher erhoben, sowie ein werthvoller Diamant und eine goldene Uhr, die beide noch am Abende bei ihm gesehen worden, in den Besitz des Grafen gekommen und dieser im Laufe des Tages Letztere veräußert hatte. Sein Läugnen vereitelte ihn in Widersprüche. Er mußte später eingestehen, daß er Geld und Pretiosen dem Russen abgenommen. Der Kellner, der diesem die Rasirmesser geschärft, bezeugte, daß Beide gewürfelt, in der Tasche des Grafen gefundene Würfel waren falsch, andere nicht gebraucht worden, und der Graf konnte sich davon nicht reinigen, daß er auf solche Weise den Russen — überlistet. Die Acten lagen zum Verspruch, als der Graf mit der Tochter des Gefängnißwärters verschwand. Diese, hörte ich, sei als reuige Sünderin zurückgekehrt. Daraus aber, daß ich schon in den nächsten Monaten Herrn von Kesla hier eingebürgert fand, glaubte ich folgern zu dürfen, daß es ihm gelungen, sich den gerichtlichen Maßregeln zu entziehen. Meines Amtes war es nicht ihn anzuzeigen. Ihre Frau Mutter glaubte ich jedoch in Kenntniß setzen zu müssen. Sie hörte mich nicht, verbot mir das Haus. Ich schwankte, ob ich ihr schreiben sollte; allein neben der Vermuthung, meinen Brief zurückgewiesen zu sehen" —

„Und das wäre geschehen," fiel Ida ein, „Mutter befahl, keinen Brief von Ihnen anzunehmen."

„Ich erwartete das; doch unterließ ich das Schreiben eigentlich nur, weil es im Charakter Ihrer Frau Mutter lag, meine Absicht falsch zu deuten. Deßhalb schwieg ich auch gegen Andere."

„Hätten Sie es nicht gethan, Eduard!" seufzte Ida; „vielleicht wäre Alles besser gekommen. Doch tadle ich Sie nicht; Sie handelten, wie Sie glaubten handeln zu müssen."

„Und wie ich dennoch wahrscheinlich nicht gehandelt haben würde, hätte ich solche Folge ahnen können. — — Nun aber, da Sie Alles wissen, urtheilen Sie selbst, ob die Erinnerung an einen Vorfall, dem Herr von Kesla die tiefste Vergessenheit wünschen muß, zu der Hoffnung eines günstigen Erfolgs berechtigt."

Ida räumte das ein und gern das Gespräch wechselnd erzählte sie von den Anstalten zum Thé dansant, lobte den Eifer ihrer Schwester und hob plötzlich an: „Fast möchte ich vermuthen, Herr Nachbar, das Sie so gar unartig gegen meine Schwester nicht gewesen sind, denn spricht sie auch nicht mit besonderer Lebhaftigkeit von Ihnen, so steht doch Ihr Name auf der Einladungsliste A, während mancher hübschen Leute Kind nur für den Fall der Ausfüllse im Nachtrage B figurirt."

„Das ist mir eine unverdiente Ehre," versetzte Eduard, „von welcher ich jedoch, soll ich meinem Gefühle folgen, keinen Gebrauch machen darf. Ich habe gestern Ihren Herrn Schwager von einer Seite kennen lernen, die" — Er stockte.

„Die Sie abhält, die Einladung anzunehmen. Und welche Seite ist das?"

Einfach und ehrlich theilte Eduard das Vorgefallene mit und als er geendet, sagte Ida: „Für Großmann's Handlung entlassen Sie mir den Ausdruck; an meinem Bedauern zweifeln Sie nicht; daß Ihr Gefühl Sie von Großmann entfernen muß, begreife ich; aber Sie wollen hier leben und wirken, und macht nicht irgend ein Glücksfall oder was man die Wahl für's Leben nennt, Sie unabhängig, müssen Sie arbeiten, um zu leben. Von diesem bürgerlichen Standpunkte aus, lieber Eduard, möchte es rathsam sein, die Einladung anzunehmen. Sie wird Sie mit Großmann nicht sehr zusammenführen. Die Gemächer sind weit genug, ihm auszuweichen. Aber Alles, was die Stadt an einflußreichen Männern, an blühenden Schönheiten und heirathsgeneigten Erbinnen besitzt, wird sich einfinden. Sie dürfen nicht fehlen. Man würde Sie vermissen. Anstatt zu fragen, warum Sie gefehlt, würde man glauben, daß Sie nicht eingeladen worden. Sie sind eben von Reisen zurück, haben Visite gemacht und waren früher viel im Hause. Die jetzige Vernachlässigung müßte einen Grund haben. Hundert Gründe würden aufgefunden, hundert Geschichtchen ersonnen werden. Keiner und keine zu Ihren Gunsten. Ermahnen Sie denn, mag sein zu Ihrer Rechtfertigung, daß Sie die Einladung ausgeschlagen, weil Großmann Sie — es wird wohl das rechte Wort sein — betrogen hat, so brauche ich nicht zu bemerken, lieber Eduard, daß wenn betrogen zu werden schmerzlich ist, es bei der Welt Nachtheil bringt, sich betrogen zu bekennen. Werden Sie also kommen? — Auch daß ich es wünsche, will ich nicht bergen. Ich bliebe gern daheim, obschon Baron Ehrenrüssel mir zum Ritter zugedacht ist. Keine Antwort?"

„Sie haben entschiedenes; ich komme."

6.

Am neunten Tage vor dem zur Fête bestimmten Abende war der Großmann'sche Bediente einer der pressirtesten Menschen der Handelsstadt. Frühen Morgens stürmte er aus dem Hause, in der rechten Hand ein mit Makulatur umwickeltes Packet und der linke Arm in rascher Schwingung. Sein erstes Ziel war das Häuschen des Doctor Graf, wo er dem ihm die Thür öffnenden Haberkorn eine halb gedruckte, halb geschriebene Karte in die Hand schob, um möglichst schnelle Erledigung des U. A. w. g. bat und dann am feuersprühenden Ofen aus dem Packete eine Liste und aus der Westentasche einen Rothstift nahm. „Herr Doctor Graf werden die Ehre haben," berichtete der rückkehrende Haberkorn. — „Kommt also," sagte der Gillige, zog vor des Doctors Namen einen Strich, packte die Liste ein und mißriet Haberkorn außerordentlich, nicht blos weil er die Hausthür offen ließ, sondern auch weil er ohne Zwiegespräch fertigung. Aber Christoph, wie das Hausgesinde, oder Jean, wie die Herrschaft ihn nannte, obgleich sonst ein großer Freund von Zwiegesprächen, hatte heute keine Zeit. Er war beschäftigt, seine Runde bis halb ein Uhr zu beendigen, indem dann die Commerzienräthin für die durchgestrichenen Namen aus der Liste B Ersatz wählen und der Commerzienrath die Karten schreiben wollte, Jean aber dieselben unverzüglich befördern mußte. Denn war es auch bei solchen Gelegenheiten Gebrauch, eine Haupt- und eine Reserveliste zu entwerfen, so sollte doch Niemand Ursache haben zu glauben, daß sein Name auf letzterer gestanden.

Seit lange hatte kein Privatball ähnliches Aufsehen erregt. Man wußte allerdings recht gut, daß der Bankier mit seinem Beitrage zu den Wintervergnügungen noch im Rest sei. Es war aber das Gerücht gegangen, er achte durch den Tod seiner Schwiegermutter sich davon befreit, und wunderte sich auch Jener über diese feinfühlende Aufmerksamkeit, so wunderte sich doch Niemand, daß er sie der Entschlafenen in solcher Weise bezeige. Je bereitwilliger man daher das Gerücht geglaubt hatte, desto überraschender die Gewißheit, daß die Route ungewöhnlich reich ausfallen, in einer nur aus Beschreibenheit thé dansant genannten Fête auf dem unweit der Stadt gelegenen Rittergute Kutschdorf bestehen solle.

Ottilie.

Auch diese nicht.

Philipp.

Lassen Sie uns den Versuch machen.

Ottilie.

Uns? — Wie so?

Philipp (ironisch).

Ist nicht meine schöne Ottilie die Geliebte des jungen Grafen? — Und werden Sie dem Verwandten die Bitte um Fürsprache abschlagen?

Ottilie.

Mein Herr! ich muß Sie ersuchen in Ihren Ausdrücken vorsichtiger zu sein. Ich liebe den jungen Grafen, ja — und Wilhelm liebt mich wieder. Unser Verhältniß aber ist rein; es hat sich vor den Augen meiner Tante entsponnen und erhalten. So ungleich unsere Lebensverhältnisse sind... (Philipp lächelt.) — Sie lachen?

Philipp.

Ich denke an des Schicksals launenhaftes Spiel, welches bald die Hohen niedrig, bald die Niedrigen hoch stellt.

Ottilie.

Sie sind unleidlich. Ich würde kein Wort an Sie weiter verlieren, wenn ich nicht meiner Ehre schuldig wäre Ihnen zu bemerken, daß Herr von Werneg mich heute oder morgen öffentlich als seine Braut erklären wird.

Philipp.

Vorausgesetzt, daß der altadlige Herr Graf eine solche Mißheirath zugeben wird.

Ottilie.

Für diesen Fall ist das Verhältniß auf so lange aufgehoben, bis es dem Sohn gelungen, den Vater zu überzeugen, daß unser beiderseitiges Lebensglück nur auf unserer Vereinigung beruht. Sie sehen also ein...

Philipp.

Daß Sie sich für mich nicht verwenden können. Hat nichts zu sagen! — Mein Kind, ich habe ein Wort — 's ist so eine Art Zauberwort — das ist die Parole zu meinem Glück. Ich spreche es aus — und die verschlossene Festung der Ehre öffnet weit ihre Pforte. Ich trete ein und — bin morgen Lieutenant.

Frau Weiss

(welche längere Zeit am Fenster gesehen hat).

Der junge Herr Graf! —

Philipp (nach seinem Tschako greifend).

Will nicht stören.

Ottilie.

Sie können bleiben. Es handelt sich von keinem Geheimniß.

Philipp (verlegen).

Bitte. Während der Sohn bei Ihnen ist, will ich dem Herrn Vater meine Liebe erklären. Wer wird wohl glücklicher sein, Sie oder ich!?

(Er grüßt militärisch und geht ab.)

Ottilie.

Gott sei Dank! — Mir ist mit seinem Weggehen ein Stein vom Herzen.

Frau Weiss.

Du bist ein sonderbares Mädchen. Was hast Du nur gegen den Vetter?

Ottilie.

Tante! er ist kein guter Mensch. — Doch weg mit dem Gedanken an ihn — hier ist mein Wilhelm!

Was Großmann zu dieser extravagance unique bewogen, war das Räthsel der Stadt. Alle Scheusen des Scharfsinns wurden aufgezogen und das Reich der Möglichkeiten geplündert. Die Jünglinge von der Elle und von der Comptoirfeder waren nie witziger, die jungen Damen nie geistreicher, die älteren Frauen bei den Kaffees nie erfinderischer und die älteren Herren nie besagter gewesen, an der Schärfe ihres Verstandes zu zweifeln. Eine Hypothese jagte die andere, und wenn die eine dahin lautete, daß der Commerzienrath bei Verpachtung seines Gutes die Ballessen mit eingehandelt, so konnte hieran eben so viel Wahres oder Falsches sein, als wenn Andere versicherten, die Lohnkutscher hätten ihn wegen Vermiethung seines Wagens mit Anzüglichkeiten bedroht und er sie durch das Versprechen eines Balles auf seinem Gute beschwichtigt. Dem eigentlichen Beweggrunde am nächsten kamen Diejenigen, welche das Ganze für eine That der Commerzienräthin erklärten. Nur traten sie in der Annahme, daß die Kosten aus dem mütterlichen Nachlasse bestritten würden.

Die Fete war ein Gedanke der Commerzienräthin, angeregt durch die Aeußerung einer ihr unleidlichen Dame, daß sie zur Abwechselung ihren Winterball auf ihrer Villa geben werde. Großmann hatte aus ökonomischer Rücksicht seine Einwilligung so lange verweigert, bis Baron Ehrenrüssel sich den glücklichsten Sterblichen genannt, falls der Commerzienrath ihm erlaube, 150 Louisd'or herzuspendiren, und so dringend gewesen war und die Genehmigung seines Vormundes so bestimmt als Beweis seiner Freundschaft gefordert hatte, daß es diesem unmöglich gefallen, den Bittenden abzuweisen. Eine größere Freude hatte er dann seiner Hulda nie gemacht als an dem Abende, wo er ihrem Wunsche die Gewährung zugesichert, und herzlicher als an jenem Abende erinnerte sich Hulda nicht ihm einen Dank auf die Wange geküßt zu haben. Der Gemahl war nicht unempfindlich. „Nun Du Deinen Willen haben sollst," sagte er, „magst Du auch die Ausführung besorgen. Mein Rath steht Dir zu Diensten und über meine Börse kannst Du bis auf Höhe von" — Er rechnete.

„Nicht zu wenig, lieber Mann," bat Hulda. „Bedenk, wie theuer Alles ist und daß der Großmannsche Ruf mir das Theuerste."

„Gut," lächelte der Geschmeichelte; „Du besorgst Alles, richtest Alles ein, bezahlst Alles, merke wohl, ich bezahle Nichts, auch den Wein bezahlst Du, doch sollst Du den zum Einkaufspreise aus meinem Keller haben, nur die Heizung will ich übernehmen, und den ganzen Aufwand, Licht, Musik, Nichts ausgeschlossen, und Alles gut, bestreitest Du mit — ich wollte sagen 250 Thaler, aber ich sehe Du verlangst mehr, also — 300. Doch keinen Pfennig mehr und der Wein kommt in Abzug."

Da dies die Erwartung der Commerzienräthin überstieg, gab sie dem Gemahl einen zweiten Kuß, meinte, daß mit einiger Wirthschaftlichkeit sie wohl auslangen und doch die Wirthschaftlichkeit nicht sichtbar sein werde, nahm aber im Herzen Großmann's Rath in Anspruch und sich vor, ihrer Ansicht zu folgen und, wenn das Geld nicht reiche, einen Vorschuß auf die Wirthschaftscasse zu erheben.

Eine freundliche Märzsonne eröffnete den Tag des thé dansant und beschien eine Menge Wagen waschender Lohnkutscher. Was unter dem Namen Bataude oder Berline ein Schildenwagen hieß, war an's Licht gezogen, und doch deckte der Vorrath den Bedarf nicht. Die Landau's kamen zunächst, endlich die vierspännigen Kutschen, und der Begehr hatte das Zuziehn um das Dreifache gesteigert.

Die Gäste waren für sieben Uhr geladen und eine Viertelstunde früher begann Christoph das Anzünden der Wachskerzen, welche den Tanzsaal und die sechs anstoßenden Zimmer, und that Daniel, der Gärtner, sammt seinem Weibe Barbara ein Gleiches mit der im Vorhause hängenden Lampe, mit den Lampen, welche die Treppe, und mit den Unschlittlichtern, welche die Garderobe und ähnliche Gemächer erhellen sollten. Daniel und Barbara waren der Garderobe zugetheilt. Christoph hatte Ersteren, Julie, die Zofe der Commerzienrätzin, Letztere anzuweisen, wie sie Mäntel, Shawls, Ueberschuhe u. s. w. in Empfang nehmen und wo sie dieselben aufzubewahren hätten. Die Rückgabe wollten Christoph und Julie selbst besorgen.

Christoph handhabte noch den Wachsstock, als die Commerzienrätzin in den Saal trat. Sie hatte eben ihre Toilette vollendet und gewiß Ursache, damit zufrieden zu sein. Gleichwohl fand sie vor'm Pfeilerspiegel Einiges zu rücken, und als sie fertig war, gebot sie Jean sich zu sputen. „Außer Hofrath Literer mit Frau und Tochter kommt Niemand so zeitig," murmelte Jean. Die Commerzienräthin war bereits im nächsten Zimmer. Hier kam ihr Ida entgegen. „Schön, daß Du kommst," rief die Commerzienräthin; plötzlich jedoch einen oder zwei Schritte zurücktretend fuhr sie fort: „Aber wie angezogen! Das ist wahr, Ida, eitel bist Du nicht, oder Du könntest Dich so nicht verpacken. Julie sagte noch heute, wie Jammerschade" —

„Julie und ich haben nicht gleichen Geschmack," unterbrach Ida.

„Der Dreiuige mag ganz vortrefflich sein für's Kloster. Baumwoll, das mußt Du gestehen, bist Du nicht angezogen; eingepackt wie zu einer Schlittenfahrt, zu bis an's Kinn."

„Ich tanze nicht, liebe Hulda, und für eine Person, die nicht tanzt, finde ich an meinem Anzuge Nichts zu tadeln."

„Nichts zu tadeln! Das nimm mir nicht übel, Ida, da bist Du sehr irre. Eine junge Frau muß zeigen, daß sie jung ist."

„Es giebt einen Reiz," lächelte Ida, „welchen Künstler halbe Verschleierung nennen."

„Künstler sind Narren. Ich, die ich älter bin als Du, die mehr Erfahrung hat als Du, die das besser weiß als Du, ich sage Dir und Deinen Künstlern, Ihr habt Unrecht: ein Nacken, den man nicht sieht, ist kein Nacken."

„Grünne Dich deshalb nicht, Hulda. Sind alle Damen Deiner Meinung, darf ich hoffen, Keiner zu mißfallen."

Und keine zu ärgern, wollte die Commerzienräthin hinzusetzen, als ein nahender Schritt die Unterhaltung störte. Beide Schwestern wendeten sich. Hulda's Auge war das schnellere. „Es ist blos Großmann," sagte sie.

Großmann war eben angelangt, ging musternd durch die Zimmer, und sei es daß er keine heitere Laune mitgebracht oder die vorgefundene Einrichtung ihn verstimmt hatte, es lag eine Falte auf seiner Stirn und sobald er seine Frau erblickte, rief er: „Aber wo steckt Du, Hulda? Ich habe Dich überall gesucht. Mit den Lichtern bist Du nicht sparsam umgegangen. Auch hättest Du Acht statt Sechse nehmen können. Die Menschen bleiben gewiß so lange, daß Du noch einmal aufstecken lassen mußt, und was nicht verbrennt, stehlen die Lohndiener. Dann die Orangerie im Hause. Sag' mir, ob Du klug bist! Jede Dame wird ein halbes Dutzend Blüthen abreißen und der Gärtner sich das zu Nutze machen und in den nächsten sechs Monaten keinen Groschen für Orangenblüthen berechnen. Desgleichen die Blumen. Es kann kein Asch im Gewächshause geblieben sein. Das ist wider die Abrede und das verloren geht, wird an den dreihundert gekürzt."

„Meinetwegen," versetzte die Commerzienräthin, „gelangt hat das Geld so nicht."

„Nicht gelangt? Und denkst Du, daß ich eine Münze habe oder einen Groschen vergüten werde?"

„Keins von Beidem; der Baron bezahlt ja Alles."

„Und wer hat Dir das weis gemacht?" lachte der Bankier.

„Er selbst." Damit ging die Commerzienräthin nach dem Vorzimmer, eingetretene Gäste zu empfangen. „Dummer Junge," knirschte der Commerzienrath, strich den Unwillen vom Gesichte und folgte. Erstaunen und Betrachtung malten sich in Ida's Mienen. Christoph aber hatte Recht gehabt. Angekommen war Hofrath Literer mit Frau und Tochter.

Eine volle Stunde rollte Wagen auf Wagen und ihr Inhalt füllte den Saal und die sechs Zimmer. Allmälig gestaltete sich das Ganze zu einer gewissen Ordnung. Man hatte sich begrüßt, bekannt, betrauscht und konnte nun aufrecht gehen oder in Ruhe eine Tasse Thee trinken. Die Tanzmuthigen versammelten sich im Saale, wo in einer Ecke acht Musikanten saßen, die Kunstfertigsten des Stadtcorps. An der Hand der vornehmsten Matrone führte der Commerzienrath die erste Polonaise auf. Eine zweite und dritte folgten, und es war nicht zu leugnen, daß die bald schmeichelnd, bald im Gespräch, bald heiter, bald ernst promenirenden Paare ein wohlgefälliges Tableau bildeten. Besonders gefiel die Eleganz der Kleidung. Es war nämlich damals noch die Zeit, wo auch die Bälle des höheren Mittelstandes dem männlichen Geschlechte die Berechtigkeit eines eigenen Kostüms auferlegten. Man konnte nicht, wie jetzt, zum Balle reiten und in den Saal treten, wie man vom Pferde gestiegen. Stiefeln, Sporen und Pantalons waren verpönt. Ein seiner Schuh mit Schleife oder goldener Schnalle mußte den Fuß, ein seidener Strumpf das Bein, ein enges Kleid den Schenkel zieren, und unter dem linken Arm gehörte der Glacee. Ihn richtig zu tragen, war ein Studium, sich gut zu kleiden eine Kunst. In Beides kettete sich unwillkürlich der Anstand und man hat den Bällen mit dem Glacee nicht den Glacee allein genommen.

Weder Tänzerin, noch eigentlich Zuschauerin, theilte Frau von Kesla die Pflichten der Wirthe. Herren kannte sie so wenige, daß, wenn nicht einer und der andere sie um einen Tanz gebeten hätte, sie ohne den Baron Ehrenrüssel, der zwischen ihr und ihrer Schwester umherflatterte, fast ausschließend mit Damen gesprochen haben würde. Auch unter diesen war die Zahl derer sehr klein, mit denen sie früher Umgang gehabt. Als Mädchen hatte ihre Mutter ihr solchen nicht gestattet, und was eine Freundin dem getrösten Herzen sein könne, hatte Ida nie erfahren. Sie stand ziemlich vereinzelt im Kreise ihres Geschlechts, und was sie nie besessen, war ihr keine Entbehrung. Der Wechsel ihres Namens hatte daran Nichts geändert, und seit dem Tode ihrer Mutter hatte sie nur einige von den Freundinnen ihrer Schwester kennen gelernt. Heute redete sie mit jeder, deren Gesicht oder Name ihr erinnerlich, fragte sogar, wer diese oder jene sei und ließ sich vorstellen. Seitens der Damen blieb die Erwiderung nicht aus. Frau von Kesla gehörte zu den seltenen Frauen, die in gleichem Grade angekannt und Gegenstand der Neugier sind. In ihre bloße Erscheinung knüpfte sich ein vielfaches Interesse. Die Vorstellungen wollten daher kein Ende nehmen und Frau von Kesla bediente sich ihrer, den Baron Ehrenrüssel bisweilen los zu werden. Ja, als dieser einmal gar nicht weichen wollte, war sie deshalb genug, einer tanzlustigen Dame zu versichern, es werde den Baron überglücklich machen, die eben beginnende Cotillon mit ihr zu tanzen. Sträubenden Willens und süßen Lächelns fügte er sich und als er bei seiner Rückkehr über ihre Grausamkeit klagte und mit Ungehorsam drohte, reichte sie ihm die Hand und er führte die Hand an seine Lippen, nannte sie eine Zauberin, sich ihren Sklaven.

Doctor Graf war nicht ausgeblieben. Keiner der Ersten und Keiner der Letzten hatte er den Moment getroffen, unbemerkt sich in die Gesellschaft zu mischen. Der Wirthin hatte er sich alsbald genaht und war von ihr nicht blos auf's Freundlichste begrüßt, sondern sogar mit dem Anbieten des dritten Walzers überrascht worden. Aber zur Begrüßung des Wirthes hatte er einen Augenblick ersehen, wo die Etikette eine schweigende Verbeugung zur Pflicht machte, und später fand er die Gemächer zum Ausweichen weit genug. Das jedoch war ein sonderbarer Widerspruch, daß er von ihr sich fern hielt, um derentwillen er gekommen, an deren Seite er am liebsten gegangen, am liebsten gesessen, mit der er vor allen Anderen gern geredet hätte — Frau von Kesla. Daß keine Störung ihres freundschaftlichen Verhältnisses hieran Schuld war, möchte ihr erstes Begegnen gezeigt haben. Es hatte das volle Maß der Herzlichkeit, welche ein Gesellschaftssaal erlaubt. Wer freilich erlauscht hätte, was Ida ihm in raschen Worten zugeflüstert, dem würde der Widerspruch nicht unerklärlich gewesen sein. Aber das hatte nur Eduard gehört.

Jede Irrung in der Reihenfolge der Tänze zu vermeiden, war ein „Reglement" angeschlagen und Tempete zum nächstletzten Tanze „vor Tische" bestimmt. Der dritte Walzer ging unmittelbar vorher und während desselben gestattete Frau von Kesla dem Baron Ehrenrüssel, ihr den Inhalt eines vor wenigen Tagen zum ersten Male aufgeführten Trauerspiels zu erzählen. Der Eifer, mit welchem der sich gern sprechen Hörende die Erlaubniß benutzte, ließ ihm in Ida's Schweigen ihren Beifall erblicken. Wie jedoch sein Schweigen sie nicht reden machte, überkam ihn die Besorgniß, das tragische Ende zu ergreifend geschildert zu haben, und mit einer Bewegung, die Frau von Kesla bemerken mußte, sagte er: „Man ist nicht immer seines Pathos und seiner Gefühle Meister, Gnädigste. Aber der Schluß ist unwiderstehlich und bei nächster Aufführung, welche Seligkeit für mich, wenn" —

„Sie wissen, Baron," fiel Frau von Kesla ein, „daß die Thüren des Theaters mir seit lange verschlossen sind."

„So gebrauchen Sie mich als Dietrich."

„Immer witzig," lächelte Ida.

„Der Abreise muß sich zum Witz gestalten, wo sich die Grazien umschlungen halten, das, meine Gnädigste, steht mit Perlenschrift in meinem Herzen. — Recht unangenehm, daß der Walzer eben aus ist."

„Was wird nun getanzt?" fragte Frau von Kesla.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Wilhelm v. Wernig.

Ottilie.

Wilhelm!

Wilhelm.

Meine liebe, gute Ottilie!

Frau Weiss (sich tief verneigend).

Ganz unterthänigste Dienerin!

Wilhelm.

Guten Morgen, Frau Weiß. (Zu Ottilie.) Wirst Du auch errathen, was mich so früh schon zu Dir führt?

Ottilie.

O wie wenig müßte ich Dich kennen, wenn ich es nicht wüßte. Ist denn Deine und meine Seele nicht eins? Fließen unsere Gedanken, Gefühle, Handlungen nicht aus einer Quelle? Sieh! — wenn ich erwache, bist Du mein erster Gedanke, — fast muß ich erröthen es zu gestehen — noch vor Gott und meiner seligen Mutter.

Wilhelm (sie an sich drückend).

Himmlische Seele!

Frau Weiss

(setzt sich, den Kopf schüttelnd, an den Tisch).

Heidnische Liebe das.

Ottilie.

Aber es stört mich nicht Dein freundliches Bild, nur wärmer, nur inniger kann ich beten, und wenn ich gebetet und Deiner noch einmal so recht mit aller Gluth der Seele gedacht, wie frei hüpfe ich dann zur Arbeit, wie rasch geht mir Alles von den Händen. Und immer, immer Dein gedenkend, vollende ich fast spielend mein Tagewerk. Gewiß, so geht es auch Dir, nur daß Deine Arbeiten schwerer, umfassender — aber auch lohnender sind. Nicht wahr, ich habe es getroffen: Du hast heute etwas Großes vor, und willst Dich noch einmal in der begeisternden Fluth der Liebe baden!

Wilhelm (mit zitternder Stimme).

Mädchen! — (Nachdem.) O Weltengeist, Du mußt die Liebe selig; wenn schon hier die schwache, irrdische so sehr zu edlen Thaten entflammt, so selig lohnen kannst — die irdische, die doch nur ein Versuch zu Deiner heiligen, ewigen ist! Ja, Du hast es errathen, Ottilie, ich bin im Begriff einen großen Schritt zu wagen. Der Herzog, der meinem Vater die für mich erbetene Stelle eines Geheimsecretärs bei ihm fast schon bestimmt zugesagt hat, will mich vorher noch einmal in einer Privataudienz sprechen, um mein politisches Bekenntniß zu hören. Nun weißt Du, wie sehr ich mir diese Stelle wünsche, des ausgedehnten Wirkungskreises wegen, und — weil ich dann selbstständig, Dich als mein liebes Weib heimführen kann. Auf der anderen Seite aber kennst Du meine Ansichten von der Welt und ihren Verhältnissen, meine kühnen Ideen über den Staat. Wie wird sie der Herzog aufnehmen? — Wird er, der von Schmeichlern umstellte, in Beurtheilen groß Gezogene, die Stimme der Wahrheit hören und ertragen können? —

Ich bin kein Schwärmer und will keine Posse spielen, aber ich will auch einer einträglichen Stelle wegen nicht zum Heuchler, der Fürstenzunft zu Liebe nicht Verräther an meinem Vaterlande werden. Du siehst daher ein, daß dieser Schritt gewagt ist, daß er, wenn er verfehlt — mich stürzen, vielleicht unsere Verbindung auf lange hinausschieben kann. Wirst Du mir auch in diesem Falle nicht gram werden?

Ottilie.

Sollte ich wünschen, mein Glück durch eine That von Dir erkauft zu sehen, die Dich ewig reuen würde? Nein, nein! des Mannes Wirken gehört der Welt und vorab seiner Na-

„Tempete, glaube ich.“

„O, da müssen Sie mir einen Gefallen thun, Baron.“

„Befehlen? — Sagen Sie, geh', Sklav', und gehorche.“

„Also nicht wahr, Sie bitten Fräulein Atwater um die Tempete?“

„Ihr Götter! Sie wissen nicht, was Sie mir auferlegen.“

„Meinen Dank,“ betonte Frau von Kesla und stand auf. Mit einem für die Persönlichkeit des Fräulein Atwater nicht schmeichelhaften Murmel stand der Baron ebenfalls auf. Daß er die Genannte um den Tanz ansprechen, nun, wenn sie zusage, den Sturm mit ihr durchmachen müsse, litt keinen Zweifel. Aber eine schwerere Probe konnte dem gehorsamsten Ritter nicht angesonnen werden. Ein Gemisch von Bielem machte Angelika unleidlich. Wer sie kannte und nicht mit ihr tanzen mußte, forderte sie gewiß nicht auf, und wer sie nicht kannte und sie aufgefordert, bereute seine Tanzlust aber sein Mitleid. Alles das wußte der Baron. Nur Eine Chance blieb ihm; ein Anderer konnte ihm zuvorkommen. Das wollte er durch Uebereilung nicht verscherzen, wollte den äußersten Moment der Nothwendigkeit abwarten. Die Musik begann, die Paare traten an. Noch zögerte er. Da sagte Frau von Kesla zu ihm: „Ist das Ihr Gehorsam!“ Er schauderte, und freundlich lächelnd nahm Angelika seine Hand.

Während der Sturm die Tanzenden durcheinander trieb, saßen Frau von Kesla und Doctor Graf in der stillen Garderobe. Das hatten Ida's rasche Worte bedeutet. Herr von Kesla nämlich hatte seine Antwort an sie eingeschlagen, sie dieselbe erhalten, und weil sie morgen in Klitschdorf bleiben mußte, ihrem Sachwalter aber an der Mittheilung gelegen sein konnte und schriftliche Zusendung ihr unpassend geschienen, sich zur Aushülfe eines Freundchens entschlossen. Wegen Raumbeschränkung hatte sie kein eigenes Zimmer, sondern theilte Juliens Schlafgemach, und nach mancherlei Erwägungen dünkte ihr die Garderobe der thunlichste Ort. Bis zur Tischzeit waren Daniel und Barbara dort nicht nöthig, und da zufällig einer der Lohnbedienten sich bors de service getrunken, genehmigte die Commerzienräthin deren anderweite Verwendung. Früherer Anordnung gemäß überlieferten sie den Schlüssel an Christoph. Aber Ida besaß einen Hauptschlüssel, und das Unangenehme einer Ueberraschung zu vermeiden, erlaubte sie Eduard, von innen abzuschließen.

Die Antwort des Herrn von Kesla erheischte ernstes Nachdenken. Doctor Graf erklärte aufrichtig, daß er dazu nicht gestimmt sei, und Ida hatte eben so wenig Hehl, daß ihr hauptsächlich um unbemerkte Behändigung zu thun gewesen. Obschon damit der Zweck der Zusammenkunft erreicht war, wurde sie deshalb nicht aufgehoben. Man hatte seit dreimal vierundzwanzig Stunden sich nicht gesehen, heute kaum sich gesprochen und doch so manchen Stoff. Auch that es wohl, von dem schwirrenden Getreibe, von dem ermüdenden Nichts der Unterhaltung, von dem lästigen Durchspielen der Tänze auszuruhen. Zwar hörte man die Musik; aber es waren nur verrauschte Töne und dies eine wünschenswerthe Andeutung von der Fortdauer des Tanzes. Er war vielleicht zur Hälfte, als Ida einen nahenden Schritt zu vernehmen glaubte. Ihre Hand auf Eduard's Mund, sah sie athemlos. Ein flüchtiger Schritt nahete. Jetzt stand er still. Jetzt klopfte es. Ida zuckte krampfhaft und selbst Eduard fühlte seinen Puls stocken. Wieder klopfte es. „Wir sind entdeckt,“ flüsterte Ida; „es ist meine Schwester. Das Zimmer hat keinen zweiten Ausgang. Was thun?“

„Ruhig bleiben,“ rieth Eduard; „noch dauert der Tanz und Ihre Schwester tanzte. Wenn wir schweigen, wird man glauben, sich geirrt zu haben.“

Wieder klopfte es. Ein Schauer überrieselte Ida. Gleich nachher wurde die Bitte laut: „Gnädigste, machen Sie auf.“

„Gott im Himmel!“ bebte Ida; „es ist der Baron.“

„Aber der tanzte,“ flüsterte Eduard.

„Bitte, bitte, meine Gnädigste, schließen Sie auf,“ bat dieselbe Stimme. — Es war der Baron. Mit dieser Ueberzeugung athmete Eduard freier. Nicht Ida. Seine Hand an ihre Brust drückend sagte sie: „Eduard, bei meiner Liebe, bei meinem Rufe, springen Sie aus dem Fenster.“

„Einen Beinbruch ist der Baron nicht werth,“ lächelte Eduard. „Klopft oder spricht es wieder, fragen Sie, wer es ist.“

Der Baron ließ nicht warten, bat noch flehentlicher, und ihre Stimme so fest, als sei das förbare Pochen ihres Herzens eine Lüge, fragte sie, wie Eduard gerathen. „Ihr Sklav', Gnädigste,“ war die Antwort.

„Ach Sie, Baron, wie Sie mich erschreckt haben! Gedulden Sie sich wenige Minuten und Sie können mich in den Saal führen.“

„In den Saal? Um Himmelswillen nicht!“

„Und warum nicht?“ fragte Ida, während Eduard sich hinter die bei der Thür hängenden Mäntel verbarg.

„Alles das sollen Sie erfahren, Gnädigste; nur lassen Sie mich ein, ich bitte, beschwöre Sie.“

„Was soll ich thun!“ flüsterte Ida, indem sie Galoschen und Filzschuhe vor Eduard's Füße schob.

„Ihn entlassen,“ flüsterte dieser zurück; „ich bin sicher, und sobald Sie mit ihm fort sind, folge ich.“

„Sie sollen Ihren Willen haben, Baron, aber nur auf Augenblicke.“ Damit öffnete Ida die Thür. Der Baron trat ein. „Sie erlauben, daß ich abschließe?“

„Sind Sie klug, Baron? Was fällt Ihnen ein?

„Die Thür war ja verschlossen.“

„Das war sie, soll es aber nicht länger. Wir gehen.“

„Gnädigste!“ rief der Baron und lehnte gegen die Thür; „bleiben Sie, ich beschwöre Sie. Ich verlangte ja nicht zu wissen, warum Sie abgeschlossen, bestehe auch nicht auf das Zuschließen, nur bleiben Sie, vergönnen Sie einem Sklaven den Nektar des Alleinseins mit seiner Herrin!“

Ida war nahe daran, dem Deklamirenden in's Gesicht zu lachen. Aber sie bezwang sich und sagte: „Sie sind doch ein guter Mensch, Ehrenrüssel.“

„Ein guter Mensch ist eine seltene Perle,“ fuhr jener fort; „und nicht wahr, Sie bleiben? Wir setzen uns auf jene Gartenbank; ich polstere sie mit Manteln.“ Dabei langte er nach den Mänteln, hinter welchen Eduard stand.

„Sie sind unverschämt,“ zürnte Frau von Kesla; „öffnen Sie, ich gehe.“

Zusammenzuckend ließ der Baron die Hand sinken. „Gnädigste,“ flehte er.

„Wollen Sie mich in den Saal führen oder nicht?“

„Hören Sie, ob ich kann,“ stammelte der Baron; „ich tanzte mit Fräulein Atwater; aber es war nicht zu ertragen. Man mich uns überall aus; ich war es der Gesellschaft schuldig abzutreten, und ich, der nie flagte, flagirte Nasenbluten. Gehe ich nun mit Ihnen in den Saal, muß ich fortlanzen, ich versprach es.“

„Das ändert die Sache,“ versetzte die Frau von Kesla und stellte sich zwischen den Baron und die Mäntel.

„Nicht wahr, und nun bleiben Sie?“ lispelte der Baron.

„Wenn Sie mir gesagt, wer Sie von meinem Hiersein unterrichtet.“

„Der Christoph, der Jean; er begegnete mir, ich fragte, er hatte Sie nach der Garderobe gehen sehen.“

„Sehr richtig, ich erinnere mich, Jean war im Corridor.“ — Da neigte sich das einzige Unschicklichkeit zum Verscheiden. „Im Dunkeln können wir nicht bleiben,“ fuhr Frau von Kesla fort und griff nach dem Thürschlosse.

„Ich gehe Licht zu holen,“ rief der Baron.

„Ueberlassen Sie das mir,“ sagte Ida, und ehe jener es hindern konnte, war sie aus dem Zimmer.

„Ueberlassen Sie das mir,“ wiederholte der Baron, während er das letzte Aufsitzmen benutzte, die Gartenbank zu erreichen. „Ueberlassen Sie das mir — was kann das anders heißen als: bleiben Sie, ich komme wieder!“

Doctor Graf, der das Richtige dieser Auslegung bezweifelte, entschlüpfte unbemerkt und hatte nicht lange den Saal erreicht, wo Frau von Kesla ruhig neben Fräulein Atwater saß, als der Schrei: Mörder, Diebe, Feuer, erscholl, die Tanzenden wie betäubert standen, die Sitzenden aufsprangen, der große Saal an die Wand fiel und gleich nachher Alles der Thür zustürzte. Der Commerzienrath voran riß die Thür auf — ihm nach die Menge. Da bog um die Ecke des Corridors, Mörder, Diebe, Feuer kreischend, eine weibliche Gestalt. Der Commerzienrath fing sie auf; es war Barbara.

„Was gibt's, Barbara?“ fragte er und machte sich sanft von ihr los.

„Ach du himmlischer Jesus, Herr Commerzienrath, ein großes Unglück. Ich gehe in die Garderobe, Daniela, meinem Manne, seine Dose zu holen — die Thür war offen und sollte doch zu sein — ich hatte sie selbst zugeschlossen — und drinne war's dunkel und sollte doch helle sein — wir hatten ein Licht brennen lassen, nur ein Talglicht — ich wußte aber, wo die Dose stand — auf dem Tische neben der Garderobe! — so denke ich, es kann Jemand in der Garderobe gewesen sein — und hat das Licht ausgelöscht — und die Thür aufgelassen — und gehe hinein — und wie ich drin bin, packt's mich — es müssen Zehne gewesen sein — und ich wehre mich — ach du himmlisches Christkind, da wimmerte es — aber Sie können nur's glauben, Herr Commerzienrath, meine Schuld ist's nicht.“

Kopf an Kopf ragte neben dem Commerzienrath und mit verhaltenem Athem wurde Barbara's Rede gehört. Ihre Haube wie ihre Kleider bezeugten einen Kampf. „Lichter her!“ schrie der Commerzienrath. Alle erreichbaren Lichter wurden geholt, und zwei Girandolen in den Händen führte der Commerzienrath den Zug. Wenige Schritte von der Garderobe plötzlicher Stillstand. Ein Mann trat aus der Thür, den Kopf gesenkt, ein Tuch vorm Gesichte. Die Meute stauchte zurück. Aber der Commerzienrath lachte: „Was zum Geier, Sie, Baron!“

Kopf zerkelte über Kopf und „Baron Ehrenrüssel“ lief's von Mund zu Mund. Der Bielgenannte zeigte das Gesicht; sein Tuch war blutig. Dem Schreck folgte Mitleid, dem Mitleid Gelächter, dem Gelächter Spott. Baron Ehrenrüssel, hieß es, habe ein Rendez-vous gehabt, sich aber in der Person geirrt, und ehe die Trompete zum Souper rief, wollte der Unglückliche nach der Stadt.

7.

Die Vermuthung des Baron Ehrenrüssel, daß Frau von Kesla ihn aus der Finsterniß erlösen werde, hatte bei Barbara's Eintreten ihn zu dem Gedanken verleitet, sie sei ohne Licht zurückgekommen, und dieser Irrthum in seiner weitern Folge ihm einen Faustschlag in's Gesicht gebracht, der ihn besinnungslos auf die Gartenbank geworfen. Milderten überzeugten ihn bald, daß es vortheilhaft für ihn wäre, sich auf einige Zeit zu entfernen. Nur Eins hätte ihn zu halten vermocht, oder wie er brieflich an Frau von Kesla äußerte: „nur Eins, Gnädigste, und ich hätte jedes Schalks Verspottung der Verdienste mit Geduld.“ Aber Frau von Kesla hatte geantwortet, auch entfernt hoffe sie auf sein freundschaftliches Andenken. Ebenso wenig rieth der Commerzienrath, die von einem Oheim in München erhaltene Einladung abzulehnen. Die Bemerkung seiner Frau in Betreff der Ballkosten ließ ihn Seiten des Barons ferneres unangenehmes Ausplaudern befürchten und schon wegen des Verraths gegen seine Frau war er ihm fatal geworden. Also reiste der Baron ab und der Vorfall wurde vergessen.

Obwohl das Nähere desselben dem Publicum verborgen blieb, war er doch für Ida und Eduard eine Warnung. Sobald daher Erstere zurückgekehrt und Letzterer bei ihr eingesprochen, hörte er mit aufrichtiger Freude, daß sie, um seine heimlichen Besuche gegen offene vertauschen zu können, ihrer Schwester von der geschäftlichen Beziehung zu dem jungen Sachwalter gesagt und diese nichts dawider zu erinnern gehabt. „Fürchten Sie nun aber nicht, lieber Eduard,“ fuhr sie fort, „daß ich Ihre Gesellschaftsstunden in Anspruch nehme. Trinken Sie Ihren Abendthee, statt zu Hause, bei mir, und ich brauche Jean nur einmal zu bedeuten, daß, wenn Sie bei mir sind, er um Ihretwillen nicht über seine Schlafzeit aufzustehen brauche, und er wird mir gestatten, die Hausthür hinter Ihnen zu schließen.“

Der Grund, warum Herr von Kesla seine Antwort an Ida eingeschlagen, war, wie er schrieb, nicht Mißtrauen gegen den Herrn Doctor, sondern das Gefühl, in seiner Angelegenheit eines Fürsprechers zu bedürfen, den er wirksamer als in der Brust des Weibes, das seinen Namen trage, nirgends finden könne. In Betreff der Schreibung drückte er seinen Schmerz aus, einen Besitz aufgeben zu sollen, welcher der Lieblingswunsch seines Lebens gewesen, und versicherte Ida an Eidesstatt, daß, wenn sie sich entschließen könne, ihm entzugehören, er es zum Zwecke seines Daseins machen werde, ihren Pfad mit Rosen zu bestreuen und die Uebelthaten auszugleichen, durch welche die Vergangenheit sich an ihr verübtigt. Dann nannte er sich aber unwürdig solcher Glückseligkeit, zürnte seinem Geschicke, das ihm süßen als Kind Gift in Honig geboten, und glaubte für das Viele, das er Ida genommen, ihr nur Etwas leisten zu können durch Verzicht auf seine letzte Hoffnung. Demgemäß erklärte er sich bereit,

---

tion, und es ist eine schöne Einrichtung der Natur, daß die Liebe des Weibes der Lohn der Thätigkeit des Mannes ist.

Wilhelm.

Dies ist das Eine. — Dann aber habe ich noch Etwas für heute vor.

Ottilie.

Du spannst meine Erwartung.

Wilhelm.

Und es liegt so nahe. Ich gestehe dem Vater unsere Liebe und bitte um seinen Segen.

Ottilie (seufzt).

O, daß ihn kein Vorurtheil blende, — und — er nicht glaube, mich treibe eine unlautere Absicht meine Hand nach Dir auszustrecken.

Wilhelm.

Mein Vater ist ein edler Mann. Seit beinahe 30 Jahren in seinem Amte, hat nur die strengste Rechtlichkeit seine Laufbahn bezeichnet. Nicht nur der verstorbene Herzog und sein Sohn, nein, Jeder, der ihn kennt, schätzt und verehrt ihn als gerecht und weise, warum sollte er plötzlich, und noch dazu gegen seinen einzigen Sohn ungerecht und voll Vorurtheil sein?

Ottilie.

Ich weiß dies Alles, ich hoffe, — aber ich glaube nicht daran — . . . ach! . . .

Wilhelm.

Nun!

Ottilie.

Ich fürchte . . . Wenn er nur nicht Eitelkeit und Eigennutz in meiner kühnen Liebe sieht.

Wilhelm.

Fürchte Nichts und vertraue meiner Entschlossenheit.

Ottilie.

Wilhelm! opfre nicht . . .

Wilhelm (küßt sie).

Muß ich Dich mit Gewalt zum Schweigen bringen? — O, wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem Du vor Gott und der Welt mein liebes Weib sein wirst. Wie selig, wenn das Ziel unseres Hoffen, Sehnen, Lieben erreicht ist. Entsinne ich mich doch kaum mehr des Anfangs unserer Liebe.

Ottilie.

Vergessener! — War es nicht am Huldigungsfeste?

Frau Weiss.

Eure Gnaden waren erst wenige Tage von der Universität zurück.

Wilhelm.

Ja, ja! Du hattest eine Rose im dunklen Haar — noch sehe ich Dich!

Ottilie.

Ich sah Dich — und ich wußte nicht, wie mir geschah — ich zitterte — es ward mir so wunderbar, so eng; als ich nach Hause kam, mußte ich mir durch Thränen Luft machen.

Frau Weiss.

Du warst noch ein Kind. Es sind nun schon fünf Jahre, damals zähltest Du fünfzehn.

Wilhelm.

Fünf Jahre! — so lange Zeit, und doch so schnell, so süß entflogen.

Ottilie (schelmisch).

Aber — weißt Du, daß ich noch immer im Stande bin zu erröthen?

Wilhelm.

Ich fühle es ja deutlich genug an mir.

Ottilie.

O — auch noch Andere!

Wilhelm.

Andere? — Wie so?

Ottilie.

Frage nur die Tante. Jeden Abend, wenn es dämmert, schleicht eine Gestalt an meinem Fenster vorüber, blickt unverwandt herauf, seufzt — o, es ist zum Todtlachen — daß man es hier oben hört, und . . .

Wilhelm.

Und Ottilie?

die Scheidung zu fördern, wenn 2000 Thaler ihm sofort überschickt und eben so viel nebst dem früher eingelösten Wechsel bis zur Scheidung für ihn niedergelegt würden. Zu Beschleunigung der Sache hatte er den Doctor Schwefelhans mit Vollmacht versehen und dieser nicht blos hiervon den Doctor Graf benachrichtigt, sondern auch hinzugefügt, er reiche beide Hände zum Friedensschlusse.

„Nun, liebste Ida," begann Doctor Graf, nachdem er ihr den Brief vorgelesen, „dies die Bedingung, unter welcher Sie frei werden sollen. Sie ist hoch in Berhältniß zu Ihrem Vermögen, gering in Berhältniß zu Kesla's Verluste."

„Ein Sachwalter soll nicht schmeicheln," unterbrach Ida.

„Aber er soll seine Ueberzeugung reden lassen."

„Nicht immer."

„Immer seinem Clienten gegenüber."

„Ach, lieber Eduard," lächelte Ida, „bei solcher Gesinnung werden Sie es in Ihrer Praxis nicht weit bringen."

„Also auf die Gefahr hin, ein ehrlicher Advocat zu sein, wiederhole ich, daß in gewisser Beziehung die Forderung gar nichts und den gerichtlichen Weitläufigkeiten gegenüber, welche dadurch vermieden werden, sehr gering ist."

„So bewilligen Sie das Geld und alles Uebrige."

„Ihre Ansprüche in einer Sie sicher stellenden Form auszuführen," versetzte Eduard, „ist nur die eine Hälfte meiner Pflicht, die andere verbindet mich, meine Bedenken nicht zu verschweigen. Deshalb muß ich Ihnen offen sagen, Sie können die geforderten 4000 Thaler nicht bewilligen, denn Sie können soviel nicht entbehren."

Ida sah ihn betroffen an. „Die Wichtigkeit des Gegenstandes," fuhr er fort, „verbietet jede Rücksicht. Noch ist die Sorge für das Leben Ihnen unbekannt."

„Und gehört denn so viel zum Leben?"

„Viel und wenig. Was dem Einen Mangel, dünkt dem Andern Ueberfluß. Ihnen aber ist die Nothwendigkeit des Entbehrens noch fremd."

„Sie soll mich gefaßt finden."

„Ich bezweifle es nicht; doch kann solche Nothwendigkeit ohne aufwiegende Nachtheile umgangen werden, ist es thöricht, es nicht zu thun. Dabei setze ich freilich voraus, daß Sie fortwährend Willens sind, dieses Haus zu verlassen."

„Ich wünsche es nicht mehr so innig wie früher," erwiederte Ida und betrachtete den Saum ihres Taschentuchs. „Aber in welcher Beziehung steht das zu dem Gelde?"

„In einer sehr wesentlichen," lächelte Eduard. „Was Sie nach Abzug jener Summe an Capital behalten, davon dürften die Zinsen vielleicht für Ihre Toilette hinreichen. Bleiben Sie also hier im Hause, kennen Sie Ihre Ausgaben Ihrem Einkommen angepaßt, und erledigt das auch mein Bedenken nicht ganz, so nimmt es ihm doch ein schweres Gewicht. Wollen Sie hingegen —"

„Was reden Sie, Eduard! Glauben Sie, daß ich hier im Hause frei lebe?"

„Nicht anders. Sie zahlen doch gewiß kein Kostgeld?"

„Allerdings; es war die Bedingung, unter welcher ich die Aufnahme ansprach. Das wiederl überließ ich Großmann, und nachdem wir uns berechnet, bestimmte er den Betrag auf jährlich 400 Thaler."

Eduard's Stirnader schwoll. Er bekämpfte die Aufwallung und sagte: „Daß Ihr Schwager mich betrogen, hab' ich ihm verziehen. Ich bin ihm ein Fremder und büße für leichtsinniges Vertrauen. Daß er bei seiner Berechnung mit Ihnen unredlich gegen Sie verfahren, muß ich glauben. Daß er aber vollendet, was eine unglückliche Verkettung von Umständen angefangen hat, daß er Ihnen, seiner Schwägerin, der auf Schutz an ihn Gewiesenen, die letzten Groschen stiehlt, welche die Liebe eines Vaters und die Sorge eines Vormundes für Sie gesammelt — das ist schlimmer als Geiz, schlechter als Wucher, ist die That eines Niederträchtigen."

„Seien Sie nicht zu streng," bat Ida.

„Zu streng ist ungerecht und kein Ausdruck ist eine Ungerechtigkeit wider einen solchen Mann. Gegen den Dieb kann ich mich vertheidigen und den Räuber straft das Gesetz. Wer aber Vertrauen mißbraucht, Unerfahrenheit benutzt, aus Geldsucht das Heiligste mit Füßen tritt und hinter den Formen des Rechts sich gegen das Gesetz verschanzt, für den giebt es nur die Strafe der Verachtung."

„Was ich meinte, lieber Eduard," begütigte Ida, „sollte Sie keines Unrechts beschuldigen; es sollte eine Bitte an Ihren Verstand sein, nicht nach dem Ausspruche des Herzens zu entscheiden."

„Ich verstehe Sie, Ida. Auch habe ich in Ihrer Bemerkung keinen Vorwurf gehört. Allein weder Herz noch Verstand brauchen sich an dem Satze abzumühen, fünf von vier kann ich nicht. Und das ist Ihr Fall, ist es schon jetzt, wo die Summe, welche Sie dem Herrn von Kesla gewähren wollen, noch ein zinstragender Theil Ihres Vermögens ist."

„Soll das heißen, daß schon mein jetziges Einkommen die 400 Thaler nicht trägt?"

„So ist es. Laut der mir neulich gezeigten Uebersicht Ihres Vermögens haben Sie jährlich 332 Thaler." — Erbleichend lehnte Ida im Sopha. „Das weiß der Commerzienrath," fuhr Eduard fort, „und diese Kenntniß spricht sein Urtheil. Nun aber, liebste Ida" — Eduard stockte. Fieberhaft zuckend bedeckte Ida ihr Gesicht. Er glaubte zu fühlen, was sie empfand, und hatte doch von ihrem tiefsten Schmerze keine Ahnung.

„Bin ich nicht kindisch?" erhob sich Ida, durch die Thränen lächelnd, die ihr die Stimme zurückgegeben; „und doch schäme ich mich nicht, daß ich weinen konnte. Ich glaubte mit mir abgeschlossen zu haben und eine Ziffer hat mir bewiesen, wie schwach meine Kraft ist. Aber das gehört nicht hierher, lieber Eduard. Ich sehe, Sie haben Recht. Großmann hat, wenn auch nicht für das, was er mir giebt, doch für das, was ich ihm geben kann, mich zu hoch angesetzt. Und weil ich in geschäftlicher Beziehung Ihnen nichts verschweigen darf, sollen Sie auch wissen, daß, anstatt von dem Unzulänglichen meines Einkommens mir zu sagen, er mir erlaubt hat, bei seinem Cassirer Geld zu erheben und ich von diesem mehr entnommen habe, als ich für mich selbst bedurfte."

„Und errathen Sie den Grund von dem Allen? Eine Bettlerin sollten Sie vor ihm stehen, damit er Sie an den Baron verkaufen kann. Aber bei Allem, was Ihnen heilig, Ida, weisen Sie den Antrag zurück. Wie mein Herz, gehört Ihnen meine Hand."

„Nie, nie," drängte Ida gewaltsam über ihre Lippen und sank weinend an seine Brust.

Woldemar Seyffarth.

(Schluß folgt.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Fünfter Band.

Der Beschützer.

Zwölftes Kapitel.

Der Unbekannte.

Der folgende Auftritt begab sich einen Tag darauf, nachdem der Vater Ingrand von Merin so rücksichtslos in die untergeordnete Stellung zurückgeworfen worden war, welche bis dahin der Socius bekleidet.

Die Rue Clovis ist bekanntlich eine der einsamsten Gegenden des Viertels Montagne-Sainte-Geneviève; zur Zeit dieser Erzählung bestand das die Nummer 4 dieser Straße führende Haus aus einem Hauptgebäude, durch welches ein dunkler Gang nach einem kleinen düsteren Hofe führte; auf diesem Hofe stand ein zweites, seltsam elendes baufälliges Gebäude.

Das Parterre der Hauptfront war eine halb unterirdische Boutique, in welcher Kohlen, Knüppelholz, Gemüse und Milch verkauft wurde.

Es schlug neun Uhr Morgens, als die Verkäuferin auf der obersten Stufe der Treppe erschien, welche in ihre Höhle hinabführte; es war die Mutter Arsene, eine alte Frau mit sanftem, kränklichem Gesichte. In einen braunen Rock von Borchent gekleidet, ein Tuch von Roxener Zeuge auf dem Kopfe, bereitete sie ihre Schauestellung: nämlich auf der einen Seite der Thür stellte sie einen Milchtimer von Blech hin, auf der anderen einige Bündel verdorbener Gemüse neben gebliche Kohlköpfe; unten zu Ende der Treppe im Halbschatten des Kellers sah man die Reflexe von der Gluth eines kleinen Ofens.

Diese dicht neben dem Flure gelegene Boutique diente zu gleicher Zeit als Portierloge und die Gemüsehändlerin als Portier.

Bald trat ein kleines, hübsches Geschöpf aus dem Hause kommend leicht und hüpfend bei der Mutter Arsene ein.

Dieses junge Mädchen war die Pompon-Rose, die vertraute Freundin der Königin Berchanal, Pompon-Rose, die momentan Wittwe und deren bachischer aber ehrfurchtgebietender Cicisbeo Nini-Mouton war, wie wir wissen, dieser ertzodoxe Cancantänzer, der vorkommenden Falls nach dem Trinken sich in Jacques Dumontin verwandelte, den religiösen Schriftsteller, indem er auf diese Weise leicht von dem sittenlosen Tanze zu der ultramontanen Polemik, von der stürmischen Tulpe zu einem katholischen Pamphlete überging.

Wie es aus dem Negligé ihrer seltsamen Morgentoilette ersichtlich, war Pompon-Rose eben aufgestanden; wahrscheinlich in Ermangelung einer anderen Kopfbedeckung trug sie auf ihren reizenden wohl geglätteten und gekämmten, blonden Haaren vermegen eine Polizeimütze, die sie ihrem koketten Costüme eines Auslärers entlehnt hatte; Nichts war neckischer als dieses siebzehnjährige Gesicht, rosig, frisch, rundlich, von zwei blauen lustigen Augen glänzend belebt. Pompon-Rose hüllte sich vom Halse bis zu den Füßen so dicht in ihren etwas verschossenen schottischen Mantel mit rothen und grünen Streifen, daß man ihr etwas Verschämtheit anmerkte; ihre nackten Füße, die so weiß waren, daß man nicht sehen konnte, ob sie Strümpfe anhabe oder nicht, steckten in kleinen Schuhen von rothem Maroquin mit silbernen Schnallen... Man konnte leicht sehen, daß sie unter ihrem Mantel einen Gegenstand in der Hand hatte.

— Guten Tag, Mademoiselle Pompon-Rose, — sagte die Mutter Arsene mit freundlichem Wesen, — Sie sind heute früh munter, Sie haben wohl gestern nicht getanzt?

— Sprechen Sie mir nicht davon, Mutter Arsene, mir war gar nicht zum Tanzen zu Mutze, die arme Cephise — die Königin Bacchanal, Schwester der Menerr — hat die ganze Nacht geweint, sie kann sich nicht darüber trösten, daß ihr Schatz im Gefängnisse ist.

Apropos! — sagte die Gemüsehändlerin, — sehen Sie, Mademoiselle, in Bezug auf Ihre Freundin Cephise muß ich Ihnen was sagen. Sie werden aber doch nicht böse werden?

— Werde ich jemals böse?... — sagte Pompon-Rose achselzuckend.

— Glauben Sie nicht, daß Herr Philemon mich bei seiner Rückkehr nicht schelten wird?

— Sie schelten? Und weshalb?

— Wegen seines Quartiers, das Sie inne haben?...

— O, Mutter Arsene, hat Philemon Ihnen denn nicht im Gegentheil gesagt, daß ich in seiner Abwesenheit Gebieterin seiner beiden Zimmer sein solle, wie ich es über seine Person selbst bin?

— Sie meine ich auch nicht, Mademoiselle, aber Ihre Freundin Cephise, welche Sie auch mit in Herrn Philemon's Quartier genommen haben.

— Und wohin sollte sie gegangen sein, wenn nicht zu mir, meine gute Mutter Arsene? Seit ihr Geliebter verhaftet ist, hat sie nicht gewagt, nach Hause zurückzukehren, weil

---

Ottilie.

Deine Ottilie.....

Wilhelm.

Meine Ottilie! O welche Seligkeit liegt in dem Wörtchen „mein."

Ottilie.

.... Entbehrt dadurch der schönen Abende, die sie sonst so gerne am Fenster zubrachte.

Wilhelm.

Recht so. Sieht er, daß er sich täuscht, wird er bald wegbleiben. (Nach der Uhr sehend.) Aber, mein Gott, ich vergesse in Deiner lieben Nähe, daß ich bei dem Fürsten anfragen muß, ob ich heute vorkommen kann. Lebe wohl, süße Seele. (Er umarmt Ottilie und küßt sie.) Adieu, Madame Weiß. (Zu Ottilie.) Begleitest Du mich bis zur Gartenthür?

Ottilie.

Gewiß, Geliebter.

(Sie gehen Arm in Arm ab.)

Dritte Scene.

Frau Weiss (allein).

„Jugend hat nicht Tugend!" an Vernunft ist bei dem jungen Volke nicht zu denken. Nu, da müssen wir hübsch den Kopf auf dem rechten Fleck haben. Hier ist ein Briefchen von dem unbekannten Liebhaber an mich. Er will mich noch heute Morgen am Apollotempel im Schloßgarten sprechen. Ich gehe jedenfalls hin. Wer bürgt mir dafür, daß der Graf seine Einwilligung giebt, und versagt er sie — da! da sitzt mein Ottilchen und kriegt keinen Mann. Habe ich aber einen Anderen am Schnürchen, dann ist geholfen, dann heißt es: willst Du nicht — auch gut, da ist ein Anderer. Nein, mein Ottilchen, das darf mir nicht so verblühen. Ach, es ist gar zu traurig das Alleinleben in der Welt.

(Sie hat ein Holzbrod umgeworfen und geht eilig ab.)

(Verwandlung.)

Zimmer in des Obersten Haus mit Thüren rechts und links und im Fond.

Vierte Scene.

Graf von Wernig, in Obersten-Uniform und mehre Orden auf der Brust, tritt durch die Mittelthür ein. **Gräfin Lucie, Sophie** und **Emma** kommen in demselben Augenblick aus der Thür rechts und eilen auf den Obersten zu.

Oberst.

Guten Morgen, Kinder!

Sophie und Emma.

Guten Morgen, Papa!

(Lucie reicht ihm freundlich die Hand, Emma springt an ihm hinauf, er küßt sie und Sophie.)

Lucie.

Du rittest heute früh aus, lieber Mann, noch ehe ich Dir meinen Morgengruß bieten konnte.

Oberst.

Ich hatte Inspection und Parade, und da es heute heiß werden wird, so ließ ich mein Regiment früher als gewöhnlich ausrücken.

Sophie.

Wir haben Sie bei der Parade von dem Balcon aus gesehen.

Lucie.

Seine Durchlaucht sprachen lange mit Dir.

Sophie.

Und sehr freundlich.

Oberst.

Der Herzog äußerte seine Zufriedenheit rücksichtlich der Truppen. Er ist ein gnädiger Fürst, der Jedermann wohl will, und namentlich mich mit Gnadenbezeigungen überhäuft.

Lucie.

Und hast Du sie nicht verdient? — So lange ich Dich kenne, warst Du gleich thätig und rechtlich. Nichts konnte Dich abhalten, Deine Pflichten streng zu erfüllen.

Oberst.

That ich hierin mehr als jeder brave Mann thun muß?

sie dort alle möglichen Miethstermine schuldig waren. Da ich ihre Verlegenheit sah, sagte ich zu ihr: Komm nur und wohne bei Philemon. Bei seiner Rückkehr werden wir Dich wo anders unterbringen.

— Ja, Mademoiselle, wenn Sie mir versichern können, daß Herr Philemon nicht bös darüber sein wird... dann ist's was anders.

— Bös? Weshalb böse? Etwa, weil man ihm seine Wirthschaft verschlechtert? Seine Wirthschaft ist so hübsch! Gestern habe ich die letzte Tasse zerbrochen... und nun sehen Sie mal, in welchem sonderbaren Dinge ich genöthigt bin, mir meine Milch zu holen.

Und Pompon-Rose steckte mit lautem Gelächter ihren hübschen weißen Arm aus dem Mantel und zeigte der Mutter Arsène eines jener kolossalen Champagnergläser, welche eine ganze Bouteille fassen können.

— O mein Gott! — sagte die Gemüsehändlerin erstaunt, — das sieht ja wie eine Trompete von Krystall aus.

— Das ist Philemon's Ehrenbecher, mit dem man ihn geschmückt, als er zum Schaluppenschiffer gewählt worden ist, — sagte Pompon-Rose ernst.

— Und wenn es Jemand erfährt, daß ich dahinein Ihre Milch thun soll, ich schäme mich ordentlich, — sagte die Mutter Arsène.

— Und ich... wenn ich Jemandem auf der Treppe begegnete... während ich das Glas herzengrade vor mich hin halte... Ich möchte vor Lachen umkommen... und würde noch das letzte Stück von Philemon's Bazar zerbrechen, so daß er mir seinen Fluch gäbe.

— Sie werden keinem Miether begegnen; der vom ersten Stock ist schon ausgegangen und der vom zweiten steht sehr spät auf.

— Weil wir von Miethern sprechen, — sagte Pompon-Rose, — ist nicht hinten im Hofe zwei Treppen hoch eine Kammer zu vermiethen? Ich denke für Cerfyse daran, wenn Philemon erst zurück ist.

— Ja, es ist eine schlechte Kammer unter dem Dache da... über den beiden Zimmern des guten Alten, der so geheimnißvoll ist, — sagte die Mutter Arsène.

— Ah ja, der Vater Charlemagne;... wissen Sie weiter Nichts über ihn?

— Mein Gott, nein, Mademoiselle; außer daß er heute Morgen mit Tages Anbruch gekommen ist; er klopfte an die Fensterladen. — Haben Sie gestern einen Brief für mich bekommen, meine liebe Dame? hat er zu mir gesagt — er ist stets so artig, der brave Mann —. — Nein, mein Herr, habe ich ihm geantwortet. — Gut, gut! Dann bemühen Sie sich weiter nicht, meine liebe Dame, ich komme wieder mit vor, — und so ging er wieder weg.

— Er schläft also nie im Hause?

— Niemals. Wahrscheinlich wohnt er wo anders, denn er bringt nur alle vier, fünf Tage ein Paar Stunden hier zu.

— Und er kommt allein?

— Immer allein.

— Wissen Sie das auch bestimmt? Sollte er nicht etwa ein kleines Schmeichelkätzchen von Weib mitbringen? Denn dann müßte Ihnen Philemon kündigen, — sagte Pompon-Rose mit spaßig schamhafter Miene.

— Herr Charlemagne!!! Ein Frauenzimmer bei ihm? Ach der arme liebe Mann, — sagte die Gemüsehändlerin und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, — wenn Sie ihn sehen mit seinem schmutzigen Hute, seinem alten Rocke, seinem geflickten Regenschirm und seinem gutmüthigen Gesichte, er sieht mehr nach einem heiligen aus als nach sonst was.

— Aber dann, Mutter Arsène, was kann er wohl so ganz allein stundenlang in diesem Loche hinten auf dem Hofe machen, wo man am hellen Mittage kaum sehen kann?

— Das frage ich auch, Mademoiselle; was kann er da machen? Denn zu seinem Vergnügen ist er gewiß nicht in diesem Ameublement: Alles in Allem hat er weiter Nichts als ein Bettchen, einen Tisch, einen Ofen, einen Stuhl und einen alten Koffer.

— Gerade wie Philemon's Einrichtung, — sagte Pompon-Rose.

— Und doch fürchtet er so sehr, Mademoiselle, daß man zu ihm hineinkomme, als ob man Spitzbube wäre und seine Möbel von massivem Golde; er hat auf seine Kosten ein Sicherheitsschloß machen lassen; er läßt nie niemals den Schlüssel; endlich macht er sich selber das Feuer in seinem Ofen an, ehe er Jemanden zu sich hineinläßt.

— Und Sie sagen, daß er alt ist?

— Ja, Madame, zwischen fünfzig und sechzig.

— Und häßlich?

— Stellen Sie sich zwei kleine Schlangenaugen mit einem Bohrer gestochen vor, in einem Gesichte, das leichenblaß ist... so blaß sogar, daß selbst die Lippen weiß sind: so ist sein Gesicht. Aber was seinen Charakter anbetrifft, so ist der alte gute Mann so artig, er zieht so oft seinen Hut und macht einen tiefen Diener, daß man ordentlich in Verlegenheit kommt.

— Aber ich komme immer wieder darauf zurück, — versetzte Pompon-Rose, — was kann er ganz allein in den beiden Zimmern zu thun haben? Nun... wenn Cerfyse das Cabinet oben darüber nimmt, sobald Philemon zurück ist, dann können wir uns damit vergnügen und Etwas daran zu erfahren suchen... Und wie theuer wird das Cabinet vermiethet?

— O, Mademoiselle, — es ist in so schlechtem Zustande, daß der Wirth es, glaube ich, für 50 bis 55 Franken jährlich ablassen würde, denn es kann nicht einmal ein Ofen hineingesetzt werden und das Licht kommt blos durch eine kleine Oeffnung, so groß wie eine Tabaksdose.

— Arme Cerfyse! — sagte Pompon-Rose seufzend und schüttelte traurig den Kopf; — nachdem sie sich so sehr amüsirt, so viel Geld mit Jacques Rennepont verthan, jetzt dort wohnen und wieder von ihrer Arbeit zu leben anfangen!... Was muß sie dazu für Muth haben!

— Allerdings dieses Cabinet sieht sehr von dem vierspännigen Wagen ab, in dem Mademoiselle Cerfyse Sie neulich mit all den schönen Masken abgeholt hat, die so lustig waren... besonders der Dicke im Helme von Silberpapier mit einem Federbusch und Struwwelbeinen... das war ein recht lustiger Bruder!

— Ja, Père-Moulin, er hat seines Gleichen nicht beim Tanzen der verbotenen Frucht... Sie müßten ihn Cerfyse... der Königin Bacchanal gegenüber sehen. Die arme Schelmin... die arme Ausgelassene!... wenn sie jetzt Lärm macht, so geschieht es nur mit Thränen...

— O, die Jugend! — sagte die Gemüsehändlerin.

— Hören Sie, Mutter Arsène, Sie sind auch einmal jung gewesen!

— Meiner Treu, nur mit genauer Noth, und aufrichtig gesagt, bin ich mir immer fast ebenso vorgekommen als jetzt.

— Und die Liebhaber, Mutter Arsène?

— Die Liebhaber? Ach ja wohl! Erstens war ich häßlich und dann auch vor ihnen sicher.

— Ihre Mutter paßte wohl sehr auf Sie auf?

— Nein, Mademoiselle... aber ich war angespannt...

— Wie so angespannt? — rief Pompon-Rose verwundert aus, indem sie die Gemüsehändlerin unterbrach.

— Ja, Mademoiselle, angespannt an die Tonne eines Wassertrages mit meinem Bruder zusammen. Und sehen Sie, wenn wir beide wie zwei wahre Pferde acht bis zehn Stunden gezogen hatten, da war mir grade nicht so zu Muthe, um an Liebeleien zu denken.

— Arme Mutter Arsène, welches harte Geschäft!

— Besonders im Winter beim Glatteis... da war es am schlimmsten;... ich und mein Bruder wir waren genöthigt, uns wegen des Glatteises wie Pferde scharf machen zu lassen.

— Und noch dazu ein Frauenzimmer für dies Gewerbe!... Das wendet Einem das Herz um... und man verbietet, Hunde anzuspannen *) — fügte Pompon-Rose sehr richtig hinzu.

— Wahrhaftig, es ist wahr, — versetzte Mutter Arsène, — die Thiere sind bisweilen glücklicher als die Menschen; aber was hilft's? Man muß leben... wo das Thier angebunden ist, muß es fressen,... doch war es anstrengend... Ich habe mir dabei eine Lungenkrankheit geholt, aber es war nicht meine Schuld! Die Art von Tragriemen, mit welchen ich angeschirrt war, drückte mir, sehen Sie, die Brust so sehr, daß ich nicht Athem holen konnte;... daher habe ich denn das Gewerbe des Ziehens mit dem einer Droschke vertauscht. Ich erzähle Ihnen das Alles nur, um Ihnen zu sagen, daß wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, und hübsch genug gewesen wäre, ich vielleicht es eben so gemacht hätte, wie manches junge Blut, das mit Lachen anfängt und mit...

— Mit dem Gegentheil aufhört, das ist wahr, Mutter Arsène; aber es hätte auch nicht jede den Muth, sich so anzuspannen, um ordentlich zu bleiben... Dann macht man sich seinen Ueberschlag, man sagt, daß man sich amüsiren müsse, so lange man jung und hübsch ist... man ist doch nicht immer siebzehn Jahre alt... nun gut... was später wird... entweder es hört Alles auf oder man verheirathet sich...

— Sagen Sie, Mademoiselle, wäre es nicht besser gewesen, gleich damit anzufangen?

— Ja, aber man ist zu dumm, man weiß die Männer nicht zu ködern oder ihnen Respect einzuflößen; man ist natürlich, vertrauensvoll und da führen sie Einen an der Nase herum... Sehen Sie, Mutter Arsène, ich zum Beispiel selbst, es ist haarsträubend, wie es mir ergangen ist, wenn ich es erzählen wollte, aber es ist schon genug, Kummer gehabt zu haben, soll man auch noch Vergnügen daran finden, sich mit der Erinnerung daran aufzuputzen und aufzublasen?

— Wie denn, Mademoiselle, Sie, die so jung, so lustig ist, Sie haben Kummer gehabt?

— O Mutter Arsène, das wollt' ich meinen, mit funfzehn und einem halben Jahre habe ich schon angefangen in Thränen mich aufzulösen und erst mit dem sechzehnten verflogten sie... das war doch hoffentlich genug?

— Man hat Sie betrogen, Mademoiselle?

— Viel schlimmer noch... wie so viele andere arme Mädchen, die eben so wenig als ich erst keine Lust hatten, Böses zu thun... Meine Geschichte ist nicht lang... Mein Vater und meine Mutter sind Bauersleute von Saint-Valery, aber so arm, so arm, daß sie von den fünf Kindern, die sie hatten, mich mit dem achten Jahre schon zu meiner Tante schicken mußten, welche hier in Paris Aufwartefrau war. Die gute Frau nahm mich aus Mitleid zu sich, und das war viel von ihr, denn sie verdiente selbst sehr wenig. In meinem elften Jahre schickte sie mich in eine der Fabriken der Vorstadt St. Antoine auf Arbeit. Ich will den Fabrikherren Nichts Böses nachsagen, aber ihnen gilt es ganz gleich, ob die kleinen Knaben oder kleinen Mädchen mit jungen Leuten und jungen Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren gemischt zusammen sind, die auch nicht getrennt arbeiten... Nun können Sie sich wohl denken, daß dort wie überall schlechte Gesellen sich befanden; sie genirten sich weder in Worten noch in Handlungen und ich frage Sie, welches Beispiel ist das für Kinder, die mehr sehen und hören, als man denkt. Nun, sehen Sie... je größer man wird, je mehr gewöhnt man sich daran, alle Tage Dinge zu hören und zu sehen, vor denen man dann selber später sich nicht scheut.

— Wahrhaftig, Mademoiselle, da haben Sie ganz Recht, was Sie da sagen; die armen Kinder! wer kümmert sich um sie! Weder Vater noch Mutter; die sind bei ihrer Arbeit...

— Nun sehn Sie, Mutter Arsène, da sagt es sich denn wohl leicht von einem jungen Mädchen, das sich auf die schlimme Seite geworfen, sie ist eine dies und eine das; aber wenn man das Woher auch wüßte, würde man sie mehr beklagen als tadeln... Um nun wieder auf mich zurückzukommen, so war ich mit funfzehn Jahren sehr hübsch... Eines Tages habe ich mich beim ersten Commis der Fabrik zu beschweren. Ich suche ihn in seinem Arbeitszimmer auf; er sagt, mir solle mein Recht geschehen, er wolle sogar mich protegiren, wenn ich ihn erhören will und er fängt an mich zu umarmen... Ich wehre mich... da sagt er zu mir: „Wenn Du Dich weigerst, nimmt Du keine Arbeit mehr bekommen; ich schicke Dich aus der Fabrik fort."

— O, der schlechte Mensch, — sagte Mutter Arsène.

— Ich gehe in Thränen nach Hause; meine Tante ermuthigt mich, nicht nachzugeben und anderswo noch einer Stelle mich umzusehen... Ja... aber unmöglich; die Fabriken waren überhäuft. Ein Unglück kommt niemals allein: meine Tante wird krank, kein Sou im Hause; ich nehme also meinen Muth zusammen, kehre nach der Fabrik zurück, um den ersten Commis zu bitten. Es hilft Nichts. „Desto

*) Bekanntlich giebt es allerdings Polizeiverordnungen, die von rühmender Theilnahme am Hundegeschlechte zeugen und das Anspannen der Hunde verbieten.

Lucie.

Und in den stürmischen Zeiten, als das Staatsschiff auf den bewegten Wellen wild aufgeregter Meinungen schwankte, war anders als Du erhielt es, durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart, seinem Fürsten!

Oberst.

Liebes Kind, wenn wir streng mit uns abrechnen, so ist das traurige Facit doch immer: wir thaten nur unsere Pflicht und hätten mehr thun können und sollen.

Lucie.

Nicht doch. Du bist zu streng gegen Dich und ungerecht. Wir haben uns in Thränen der Reue, wenn wir gefehlt, warum sollen wir nicht auch im Bewußtsein des Guten, was wir schafften, fröhlich sein?

Oberst (ernst und einen Seufzer unterdrückend).

Lassen wir das! Die Wage der Gerechtigkeit halten Unsterbliche! — — Kommt, Kinder, komm, liebes Weibchen, ich bin müde, setzt Euch zu mir. (Sie gruppiren sich auf einem Sopha. Emma auf des Vaters Knie.)

Oberst.

Wie glücklich ich mich so im Kreise meiner Familie fühle. Wie sind gesund, unsere Kinder wohlgerathen. Ich selbst mit Ehren überhäuft. Dein Vater, liebe Frau, Premierminister; Wilhelm, wie ich fast mit Sicherheit sagen darf, Geheimsecretär des Fürsten — — —

Lucie.

Noch ist er es nicht. Und ich muß gestehen, daß ich für ihn fürchte.

Oberst.

Wie so? Wilhelm hat Talent, Kopf — — — Der Herzog mag ihn leiden, seine kühnen Ideen....

Lucie.

Das ist es, was ich fürchte. Seine Ideen schließen sich weder unseren, noch den Ansichten des Fürsten an. Wie in einem schön angelegten und sorgsam gepflegten Garten, mitten unter dem sauber beschnittenen Hecken und Obstbäumen, sich eine junge Eiche keck und kühn erhebt und ihre vom Saft strotzenden Aeste über die schützende Mauer frei in die Lüfte streckt, so dehnen sich unbemerkt seine Gedanken über die nützlichen Schranken der Convenienz, und ich habe mit Sorgen bemerkt, daß er denselben eine Freiheit gewährt, die am Hofe schmerzlich geduldet wird.

Oberst (lächelnd).

Es ist die Kraft der Jugend, die ihre Flügel entfalten will. Laß ihn nur seinen ersten Flug um die Sonne der Majestät mit den kühn ausgespreizten, bunten Federn machen. Versengt, wird er sie bald bescheiden einziehen, sein himmelstürmendes Streben aufgeben, und gern den Platz einnehmen, welchen die Verhältnisse ihm angewiesen.

Lucie.

Wohl ihm und uns, wenn Deine Hoffnungen sich erfüllen. Sprachst Du ihn heute noch nicht?

Oberst.

Ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Sophie.

Da ist der Bruder!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Wilhelm (nicht ganz heiter).

Wilhelm.

Da finde ich Sie gerade, mein Vater. (Küßt seiner Mutter ehrungsvoll die Hand.) Ich suchte Sie.

Oberst.

Nun?

Lucie.

Ist Dir etwas Unangenehmes diesen Morgen begegnet, mein Kind? Du siehst verstimmt aus.

Wilhelm.

Ich hoffte den Herzog wegen meiner projectirten Anstellung zu sprechen. Als er aber von der Parade kam, begab er sich sogleich in den Schloßgarten und schlug den Weg nach dem Apollotempel ein. Ich wollte ihm folgen, aber der Kam-

schlimmer für Dich," sagte er zu mir, „Du verscherzest Dir „Dein Glück, denn wenn Du hättest wollen folgsam sein, „hätte ich Dich später vielleicht geheirathet..." Was soll ich Ihnen noch weiter sagen, Mutter Arsène? Im Elende waren wir; ich habe keine Arbeit; meine Tante war krank; der Gomatis sagte, daß er mich heirathen würde... da machte ich's denn wie so viele andern.

— Und als Sie nun später verlangten, daß er Sie heirathen sollte.

— Hat er mir in's Gesicht gelacht und wohlverstanden, nach sechs Wochen schickte er mich fort... Damals habe ich so lange geweint, bis in meinem Körper keine Thränen mehr waren... daß ich noch jetzt keine mehr habe... Ich wurde krank davon... und kann endlich, wie man sich über Alles tröstet... habe ich mich auch getröstet;... wie das sich denn so macht, habe ich Philemon gefunden. Und an ihm räche ich mich für den Anderen... Ich bin sein Tyrann, — fügte Pompon-Rose mit tragischer Haltung hinzu und man sah das Gewölk von Traurigkeit, welches ihr hübsches Gesicht während der Erzählung umdüstert hatte, sich zerstreuen.

— Ja, es ist was Wahres dran, — sagte Mutter Arsène nachdenkend. — Man betrügt ein armes Mädchen... wer schützt es? Wer vertheidigt es? Ja, sehr oft kommt das Böse, was wir thun, nicht von uns selbst und...

— Sieh!... Nini-Moulin?... — rief Pompon-Rose die Gemüsehändlerin unterbrechend und zeigte nach der anderen Seite der Straße, — wie früh er auf ist!... Was kann er von mir wollen?

Und Pompon-Rose hüllte sich immer verschämter in ihren Mantel ein.

Jacques Dumoulin näherte sich allerdings, den Hut auf dem Kopfe, die Nase roth schimmernd und das Auge glänzend; er hatte einen Sockpaletot an, der die Rundheit seines Bauches hervorhob, seine beiden Hände, deren eine den Stock Gewehran trug, steckten in den weiten Taschen dieses Kleidungsstückes.

In dem Augenblicke, wo er die Schwelle der Boutique betrat, wahrscheinlich um sich bei der Gemüsehändlerin zu erkundigen, wurde er Pompon-Rose gewahr.

— Wie? Mein Mündel schon auf?... Das paßt herrlich!... Ich kam gerade, um Sie beim Strahle der Morgenröthe zu segnen!

Und Nini-Moulin trat mit ausgebreiteten Armen Pompon-Rose entgegen, die aber einen Schritt rückwärts machte.

— Was?... Undankbares Kind!... — versetzte der religiöse Schriftsteller, Sie entziehen sich meiner väterlichen Umarmung?

— Ich nehme väterliche Umarmungen nur von Philemon an... Ich habe gestern einen Brief von ihm mit einem Fäßchen Weinbeermus, zwei Gänsen, einem Krug Familienratafia und einem Aal bekommen, was meinen Sie? Ist das nicht ein lächerliches Präsent? Ich habe den Ratafia behalten und das Uebrige gegen zwei reizende lebendige Tauben vertauscht, die ich in Philemon's Cabinet logirt habe, das einen recht hübschen Taubenboden abgiebt. Uebrigens kommt mein Gatte mit 700 Franken, die er seiner respectablen Familie unter dem Vorwande abverlangt hat, den Paß, das Postenhorn und das Sprachrohr zu lernen, damit er in Gesellschaft bezaubern und eine Heirath machen...

— Nun gut, meine geliebte Mündel, wir werden den Familienratafia kosten und Feste feiern können, bis Philemon mit seinen 700 Franken ankommt.

Dies sagend schlug Nini-Moulin auf die Taschen seiner Weste, die einen metallischen Klang gaben und er fügte hinzu:

— Ich kam eben, um Ihnen vorzuschlagen, Sie möchten heute mein Leben verschönern, heute und morgen und selbst übermorgen noch, wenn Ihnen Ihr Herz dazu räth...

— Wenn es heterne und väterliche Vergnügungen sind, sagt mein Herz nicht nein.

— Sein Sie unbesorgt, ich werde für Sie ein Großvater, ein Urgroßvater, durchaus nur ein Familienporträt sein... Also Promenade, Diner, Theater, Maskenball und nachher Souper, was sagen Sie dazu? Ist's Ihnen so recht?

— Unter der Bedingung, daß die arme Cephise mit dabei ist. Das wird sie zerstreuen.

— Gut, auch Cephise.

— Haben Sie etwa eine Erbschaft gemacht, lieber Apostel?

— Mehr als das, o rosigste aller Pompon-Rosen... Ich bin Hauptredacteur eines religiösen Journals... Und da man bei diesem respectablen Gewerbe Haltung braucht, so fordere ich alle Monate einen Monat Vorschuß und drei Tage Urlaub; unter dieser Bedingung übernehme ich es siebenundzwanzig Tage von dreißigen den Frommen zu spielen und stets ernst und niederschlagend zu sein wie das Journal...

— Ein Journal, Sie? Das muß ein spaßhaft Ding sein, es tanzt gewiß von selbst auf den Kaserndächern die verbotenen Pas.

— Ja, es wird spaßhaft sein, aber nicht für Jedermann!... Die in der Wolle sitzenden Pfaffen müssen die Kosten tragen!... sie wollen nicht aufs Geld sehen, wenn nur das Journal beißt, zerreißt, brennt, zerschmettert, vernichtet, mordet;... Parole d'honneur! Ich werde noch niemals so habsüchtig gewesen sein, als diesmal, — fügte Nini-Moulin mit lautem Gelächter hinzu, — ich werde in die offenen Wunden mein Gift von bestem Gewächs träufeln oder meine Salle grand-mousseux!!!

Und zum Schlusse seiner Rede ahmte Nini-Moulin das Geräusch nach, welches ein Champagnerkork beim Springen macht. Darüber mußte Pompon-Rose lachen.

— Und wie nennt sich denn Ihr Pfaffenjournal? — versetzte sie.

— Es nennt sich: Die Liebe zum Nächsten.

— Nun das laß ich mir gefallen, das ist ein hübscher Titel!

— Warten Sie nur, es hat noch einen zweiten.

— Nun? Und wie ist der?

— Die Liebe zum Nächsten oder der Vernichter der Ungläubigen, der Gleichgültigen, der Lauen und Anderer, mit dem Motto von Bossuet: Ceux qui ne sont pas avec nous sont contre nous (Wer nicht mit uns ist, ist wider uns).

— Das sagt auch immer Philemon bei seinen Schlachten in der Chaumière, wenn er den Stock schwingt.

— Das beweist, daß der Adler von Meaux universell ist. Ich werfe ihm nur eins vor, daß er nämlich auf Molière eifersüchtig gewesen.

— Pah! Schauspielerneid! — sagte Pompon-Rose.

— Bosthafte!... — versetzte Nini-Moulin, ihr mit dem Finger drohend.

— So, also werden Sie wohl auch Frau von Sainte-Colombe vernichten, denn die ist ein wenig lau... Und was wird dann aus der Heirath?

— Im Gegentheil, das Journal begünstigt die Heirath. Denken Sie nur, ein Redacteur en chef... das ist eine exquise Stellung; die Pfaffen dringen mich vorwärts, pousiren, unterstützen, segnen mich. Ich nehme die Sainte-Colombe in meine Krallen... und dann soll es ein Leben geben... ein Leben auf Tod und Leben!

In diesem Augenblicke trat ein Briefbote ein, übergab der Gemüsehändlerin einen Brief und sagte:

— An Herrn Charlemagne... franco... kostet Nichts.

— Sieh, — sagte Pompon-Rose, — das ist an den kleinen so geheimnißvollen Alten, der ein so außerordentliches Benehmen hat. Kommt der Brief weit her?

— Das will' ich meinen, aus Italien, von Rom, — sagte Nini-Moulin und besah sich nun auch den Brief, welchen die Gemüsehändlerin in der Hand hielt.

— Nun, — fügte er hinzu, — was ist denn das für ein seltsamer kleiner Alter, von dem Sie sprechen?

— Stellen Sie sich vor, mein dicker Apostel, — sagte Pompon-Rose, — es ist ein alter Bursche, der hinten im Hofe zwei Zimmer hat; er schläft dort niemals und schließt sich von Zeit zu Zeit stundenlang ein, ohne Jemanden zu sich heraus kommen zu lassen... und dabei weiß man nicht, was er dort treibt.

— Das ist ein Verschwörer oder Falschmünzer... sagte Nini-Moulin lachend.

— Der arme liebe Mann! — versetzte Mutter Arsène, — wo wäre denn sein falsches Geld? er bezahlt stets in guten Sous das Stück Brod und den Rüderettig, den ich ihm zum Frühstück bringe, wenn er frühstückt.

— Und wie heißt denn dieser geheimnißvolle Knickerbein?

— Herr Charlemagne, — sagte die Gemüsehändlerin. — Aber sieh, wenn man vom Weine spricht... ist sein Schwanz nicht weit...

— Wo ist denn dieser Schwanz?

— Sehen Sie, der kleine Alte dort... er geht am Hause entlang, den Kopf schief und den Regenschirm unter dem Arme.

— Herr Rodin! — rief Nini-Moulin, und schnell zurückweichend stieg er schnell drei Stufen der Treppe hinauf, damit man ihn nicht sehen könne.

— Herr Charlemagne... Kennen Sie ihn etwa? — fragte die Mutter Arsène.

— Was zum Teufel will er hier, unter einem falschen Namen? — sagte Jacques Dumoulin, indem er leise vor sich hin sprach.

— So kennen Sie ihn also? — versetzte Pompon-Rose ungeduldig. — Sie sind ja ganz bestürzt!

— Und dieser Herr hat hier im Hause zwei Zimmer zum Absteigequartier? Und er kommt geheimnißvoll? — sagte Jacques Dumoulin immer verwunderter.

— Ja, — versetzte Pompon-Rose, — man sieht seine Fenster von Philemon's Taubenschlag.

— Geschwind, lassen Sie uns über den Flur gehen, damit er uns nicht begegne, — sagte Dumoulin.

Und ohne von Rodin bemerkt zu werden ging er aus der Boutique auf den Flur und vom Flure stieg er die Treppe hinauf, welche nach dem von Pompon-Rose bewohnten Zimmer führte.

— Guten Tag, Herr Charlemagne, — sagte die Mutter Arsène zu Rodin, der eben auf die Thürschwelle trat, — Sie kommen zwei Mal an einem Tage, das ist recht, denn Sie machen sich äußerst selten.

— Sie sind zu artig, meine liebe Dame, — sagte Rodin mit sehr höflichem Gruße.

Und er trat in den Keller der Gemüsehändlerin.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

merdiener bemerkte mir: seine Durchlaucht wünschte allein zu sein, um über das Wohl des Landes zu sinnen. Somit sind meine Hoffnungen für heute vereitelt.

Oberst.

So sprichst Du ihn morgen. Die Stelle ist Dir gewiß. (Wilhelm betrachtet mit Wohlgefallen die Züge seiner Familie, seine Züge werden freundlicher.) Nun — was hast Du — was schaust Du uns so sonderbar an?

Wilhelm.

Vater! — Sie müssen glücklich sein!

Oberst.

Ja, Gott sei Dank, das bin ich, und um so mehr, da ich einen so braven Sohn habe.

(Er reicht Wilhelm die Hand, sie stehen auf.)

Lucie.

Bist Du es nicht? Ich sehe eine Thräne in Deinem Auge, mein Sohn.

Wilhelm.

Es ist eine Perle der Freude, der Gottheit ein willkommenes Dankopfer.

Oberst.

Nur Eines fehlt mir noch zu meinem vollkommenen Glücke.

Wilhelm (traurig).

Vater — wenn ich Sie errathen?

Oberst.

Möglich — eine Schwiegertochter.

Wilhelm.

Sie lesen in meinem Herzen. Als ich eben eintrat und Sie so im Kreise der Ihrigen fand, die Alle mit Liebe an Ihnen hingen — ach da griff es mir mit Sehnsucht in die Brust, und ich fühlte, wie selig auch ich werden könnte.

Oberst.

Von Dir allein hängt die Erfüllung dieses Wunsches ab.

Lucie.

Deine Aeltern, stets mit Deiner Zukunft beschäftigt, sahen sich für Dich um.

Wilhelm.

Sie hätten!.....

Lucie.

Wir haben Dir eine Braut gefunden.

Wilhelm.

Mutter!...

Lucie.

Schön und liebenswürdig, reich und aus einer der ersten und ältesten Familien des Landes.

Wilhelm.

Mutter! — Und Sie haben Ihr Kind nicht gefragt, ob seine Augen sahen wie die Ihren, ob sein Herz da mitfühlte, wo Ihres schlug?

Oberst.

Was soll das heißen?

Lucie.

Sollte Hermine, die allgemein angebetete Gräfin von Wellenrode, Deinem Geschmack nicht entsprechen?

Wilhelm.

Meinem Geschmack — wohl — Meiner Liebe nicht. Sie ist schön, reich, liebenswürdig — — — aber — — —

Oberst

(sich rasch zu Lucie und den Kindern wendend).

Wir sehen uns an der Tafel wieder.

Lucie (im Abgehen).

Wilhelm! sei vernünftig, fasse Dein Glück nicht muthwillig zurück, und zerknicke nicht damit die Hoffnungen Deiner Aeltern.

(Lucie, Sophie und Emma ab.)

Heribert Rau.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr

Novellen-Zeitung.

№ 34. Leipzig, Mittwoch den 19. Februar 1845. I. Band.

Inhalt.

Das Verbrechen und der Geschwornen-Ausspruch. Eine Novelle von Eduard Ludwig. — Der Ewige Jude, von Eugène Sue. V. Band: 13. Kapitel. — Aus dem Leben. Von Dr. Waldemar Gerstäcker. (Schluß.)

Was soll man lesen? I., von Heinrich Laube. — Waffen. Gedicht von Meednann. — Briefwechsel mit Allen für Alle.

Das Verbrechen
und
der Geschwornen-Ausspruch.

Eine Novelle von Eduard Ludwig.

Die nicht in den Rheinlanden wohnenden Leser oder Diejenigen, die noch keine Reise dahin gemacht und deshalb nicht Gelegenheit fanden, das daselbst befindliche Gerichtsverfahren, insbesondere die Geschwornen-Gerichte aus eigener Anschauung kennen zu lernen, werden bis zum Ueberdruß die Frage der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit jener Institutionen und die Vorzüge oder Nachtheile derselben gegen den geheimen schriftlichen Prozeß behandeln gehört haben, ohne daß dadurch, wenn sie nicht Rechtsgelehrte vom Fach sind, das geringste Interesse für oder wider die Sache in ihnen angeregt wurde.

Gerade der praktische Theil der Angelegenheit aber ist es, der dem Volke, wie die Rheinländer behaupten, über die Vortrefflichkeit der Einrichtungen, die ächt germanischen Ursprungs sind, die Augen öffnet.

Wie viele gelehrte Männer haben schon ihr Talent der Vertheidigung des Lichtes gegen die Finsterniß gewidmet, ohne das vorgesteckte Ziel zu erreichen, d. h. die Anhänger des Alten und Gewohnten zur Ueberzeugung zu bringen.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach wurde gleich im Anfange der richtige Weg verfehlt. Ein gelehrter Streit bleibt im Kreise der Personen, welche mit den nöthigen Waffen zu fechten verstehen, und wird sehr bald erstickt, wenn die Zahl der Streitenden gleich ist; dreht sich aber auf derselben Stelle ohne Ende, wenn die Ueberzahl schon den Sieg erfochten zu haben glaubt. Denn die Unterliegenden haben tausend Leben, ja scheinen sogar, nachdem man sie längst begraben wähnt, wieder mit erneuerter Thätigkeit an's Werk gehen zu wollen.

Das Volk ist bei solchen Kämpfen nicht einmal müßiger Zuschauer, vielweniger Theilnehmer. Es hat zu gesunden Verstand, um seine Zeit mit Lesen oder Anhören so trockener Materien zu verschwenden, die vor Aelenstand oder Nebevergnügen kaum zusammenhalten.

Stellt daher dem Publicum das Praktische in einem Gewande vor, daß ihm Euer Bild lieblich erscheine; verschweigt ihm nicht das Schlechte und Besserungsfähige; seid überall wahr und gerecht; — und Ihr werdet sehen, wie viele Proselyten Ihr geschaffen, wie nach und nach die Ueberzeugung von dem Besseren die Zahl der Kämpfenden — wenn auch nicht mit Gelehrsamkeit, doch mit gesundem Menschenverstande bewaffnet — sich vermehren und der Reiz auf diejenige Seite sich neigen wird, die jedenfalls, früh oder spät, vielleicht erst nach Menschenaltern, den Tag über die Nacht erheben sehen muß.

Mit der nachfolgenden Erzählung habe ich einen Versuch der angedeuteten Art gemacht.

Ihr liegen wahre Thatsachen zum Grunde. Die Epoche, in welcher sie sich bewegt, gehört der allerjüngsten Zeit an. Alle handelnden und alle Nebenpersonen zählen nicht zu den wegen ihrer Höhe unerreichbaren Ständen, es sind vielmehr größtentheils Solche, mit denen die Leser im gewöhnlichen Leben in Berührung zu kommen pflegen. Und so möge sie denn den gewünschten Eindruck nicht verfehlen.

Bei der dampfenden Thermaschine saß die verwittwete Amtsräthin Golden mit ihrer neunzehnjährigen Tochter Louise auf dem Sopha, Erstere das aromatisch duftende Getränk bereitend, Letztere mit einer Stickerei beschäftigt. Ihr zur Seite hatte der Advocat Bremer in einem Armsessel Platz genommen, während er die schöne Zeichnung und die lebhaften Farben der Stickerei bewunderte, die, zum Ofenschirm bestimmt, eine Figur mit verbundenen Augen, dem Schwerte in der einen und der Wage in der andern Hand, darstellte.

„Wollte Gott," hub Bremer an, „Justitia nähme nie ihre Binde ab, die Menschen könnten dann ihre Angelegenheiten mit größerer Zuversicht ihr zur Entscheidung überlassen."

„Und geschieht solches denn jetzt nicht?" fragte die Amtsräthin.

„Leider nein!" war die Antwort. „Dem jetzigen Richterstande gebührt allerdings durchweg der Ruhm strenger Unparteilichkeit und umfassender Rechtskenntniß, aber da giebt es Vorurtheile, persönlichen Eindruck und dergleichen Dinge, die, wider Willen des Richters, vortheilhaft oder nachtheilig, je nach Umständen, bei der Aburtheilung der Sache mitwirken."

„Nun, wo die Parteien von ihren Rechtsbeiständen vertreten werden," meinte Louise, „kann ein persönlicher Eindruck wohl nicht stattfinden."

„Das zwar nicht, wenigstens nicht immer, weil die Richter nur selten, nach unserem Verfahren, in Civilprozessen die Partei zu Gesicht bekommen; allein Vorurtheile möchte es doch zuweilen geben, z. B. bei einem Individuum, das mit aller Welt in Rechtshändel sich einläßt. Doch meine ich hier nicht solche Streitigkeiten, sondern den Strafprozeß, wo es sich um Vermögen, Freiheit, Ehre und vielleicht um das Leben unseres Mitmenschen handelt. Wehe dann, wenn hier das Gericht im Vorurtheil gegen den Angeschuldigten befangen ist; seine Vertheidigung wird unglaublich erschwert und bis auf's Aeußerste muß der Beweis der Schuld mangeln in solchem Falle, wenn der Ausgang der Untersuchung günstig für ihn werden soll. Freilich bei den Assisen-Verhandlungen hat es weniger zu bedeuten. Hier richten die Geschwornen nach ihrer inneren Ueberzeugung, und die Richter selbst sprechen nur die Strafe nach dem Buchstaben des Gesetzes aus."

„Seitdem bei uns die Geschwornen-Gerichte eingeführt worden, soll das Publicum mehr als anderswo Antheil an allen Vorgängen nehmen, die das Einschreiten der Justiz nothwendig machen; dennoch habe ich, wie Du weißt, lieber Gustav, noch niemals einer Assisen-Verhandlung beigewohnt, immer versagst Du mir die Bitte, mich dahin zu führen."

„Dein Bräutigam hat Recht," fiel die Mutter ein; „wir Frauen mit unseren zarten Empfindungen gehören nicht an den Ort, wo Verbrechen bestraft werden."

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Was soll man lesen?

I.

Es ist wirklich eine Lebensfrage heut zu Tage: Was soll man lesen? Nicht nur der Literat, nein Jedermann mit einigem Anspruch auf literarische Bildung geräth in Verlegenheit, wenn sein Auge an die Anzeigen von Büchern und Schriften streift, welche alltäglich fast zur Hälfte die Zeitungen füllen. Wie soll der Einzelne diese Masse bewältigen? Titel täuschen, lobende Anpreisungen täuschen, ja empfehlende Recensionen täuschen. Wer nicht durch seine Lebensweise ganz und gar auf Lectüre angewiesen ist, der steht ab von dem Versuche, und überläßt es dem Zufalle, welche Schriften ihm dieser zuführen möge, oder überläßt sich fatalistisch wie der Türke irgend einem einzelnen Organe oder Kritiker, dem er folgt, oder überläßt sich der Verzweiflung an Büchern, das heißt: er liest gar keine mehr, weil er sich nicht auszufinden kann und an den Zeitungen genug zu lesen hat.

Schmeichle ich mir, diesen Uebelständen durch monatliche Artikel, durch Uebersichten abhelfen zu können? O nein. Ich habe selbst Noth genug, das Wichtige herauszufinden, und ertappe mich nur zu oft auf dem Fehl: der Liebhaberei nachgegangen und hauptsächlichem vorübergegangen zu sein. Ich brauche, um diesen Fehl einigermaßen auszugleichen, alljährlich meine Ergänzungstage, wie der französische Revolutionskalender Ergänzungstage ansetzen mußte, damit seine Rechnung auf 365 oder 366-Tage hinauskomme. Ich kann also nichts versprechen, als daß ich nach Schluß des Jahres redlich einen Ergänzungsartikel, ein Geständniß obliegen will über all das, was ich übersehen habe. Eins nur kann ich im Voraus zusagen, und dies ist heutiges Tages nichts Geringes: der Leser darf in diesen literarischen Uebersichten auf Wahrhaftigkeit gefaßt sein, braucht nicht Liebedienerei und Coterie-wesen zu fürchten. Zu einer eigentlichen Parteiung in der Literatur gehöre ich nicht, und ich meine keineswegs den Stein der Weisen gefunden zu haben. Ich suche ihn wie jeder Unbefangene, und ich hege nicht einmal die Erwartung, daß ich ihn finden werde. Letzteres darum nicht, weil ich gar zu oft bemerkt habe, daß diejenigen, welche den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubten, in steinerne Weisen verwandelt worden sind. „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt," und sobald er nicht mehr strebt, irrt er erst recht.

In der That existiren jetzt auch nicht Parteiungen in der Literatur. Es existiren nur politische Schattirungen, welche sich in der Literatur geltend machen wollen, und welche die rein literarischen Unterscheidungen zur Seite drängen. Die übermächtige Strömung der Zeit und der Mangel an literarischen Genies haben dies zu Wege gebracht. Die literarische Fähigkeit ist ungemein verbreitet worden und man kann auch vielleicht nicht sagen, daß es an Talenten mangle. Aber diese Talente finden nicht Gelegenheit, sich in literarischer Aufgabe zu sammeln und zu steigern, denn der Sinn der Zeit ist nicht auf literarische Thaten gerichtet, er unterstützt und hebt also in Wahrheit das literarische Talent keineswegs, sondern er benutzt es blos. Einzeln und abgesondert entsteht aber nirgends eine höhere Potenz, am wenigsten in der Literatur. Wir haben also meines Erachtens nicht eher wieder eine classische, das heißt eine in sich Maaß gebende Literatur zu erwarten, als bis die jetzt schwebenden, alle höheren Kräfte an sich ziehenden Aufgaben des Staatslebens im Wesentlichen gelöst sind.

Digitized by Google

„Sieh, liebe Louise, das ist auch stets meine Ansicht von der Sache gewesen; Du magst Abscheu oder Mitleid beim Anblicke des Angeklagten empfinden und demgemäß seine Verurtheilung oder Freisprechung wünschen, immer wird Dein Gefühl aufgeregt, Deine Phantasie unangenehm beschäftigt werden. Ueberlasse solche ernste Darstellungen den Männern, die allein, jeder auf verschiedene Weise, Nutzen daraus zu ziehen vermögen."

„Gut, ich gebe das zu. Wenn aber eine Frau oder ein Mädchen einen nahen Verwandten in der schrecklichen Lage eines Angeklagten weiß, soll sie auch dann nicht hinzilen, um durch ihre Gegenwart ihm Trost zu bringen und Muth einzuflößen?"

„Gott bewahre uns vor solchen Gedanken!" sagte die Amtsräthin. „Du erschreckst mich ordentlich mit Deiner Frage, Louise."

„Ei, liebe Mutter," erwiederte diese, „wir sind alle Menschen und stehen in Gottes Hand. Könnte nicht irgend ein unglücklicher Zufall uns in eine Untersuchung verwickeln, der wir uns nicht zu entziehen vermöchten? Und muß ich nicht, als die künftige Gattin eines Mannes, dem der schöne Beruf zu Theil geworden, seine Rechtskenntnisse, sein Talent der Vertheidigung der Unschuld zu widmen, mich mit Angelegenheiten vertraut machen, die mein zweites Ich, nächst der Sorge für das Glück seiner Louise, ausschließlich beschäftigen werden?"

Bremer umschlang seine Braut und küßte ihr die Stirn. Dann sagte er: „Du gute Seele! Überall tritt Deine Liebe zu mir in helles Licht; Du achtest und schätzest Alles, was ich achte und schätze; Du bist sogar von der Vortrefflichkeit meines Berufs durchdrungen und möchtest in diesem Gefühl keinen edlen Advocaten abgeben."

„Schade, daß mir Talent sowohl, als Studien abgehen. Was hilft es uns Frauen, daß wir zuweilen einige Anlagen für ernstliche Gelehrsamkeit besitzen; wir dürfen sie, nach den dafür herrschenden Gebräuchen, nicht ausbilden, um sie für die Wirklichkeit nutzbar zu machen."

Die Amtsräthin meinte: „Der Frauen Beruf sei die Häuslichkeit, die erste Erziehung der Kinder, Tröstung der Unglücklichen und thätliche Unterstützung der Armen. Eine Frau, die solchen Pflichten obliege, dürfe der steten Liebe ihres Gatten, der Achtung ihrer Mitmenschen und der Verehrung der Leidenden gewiß sein. Was brauche es mithin einer Gelehrsamkeit, die stets, wo sie bei Frauen vorkommt, mit seltener Ausnahme, den Zweck verfehlend erscheine?"

Auch dieser Ansicht trat Bremer bei, und eben wollte Louise bemerken, daß sie mit dem den Frauen von der Vorsehung beschiedenen Loose ganz zufrieden sei, als die Hausglocke so heftig und stark angezogen wurde, daß ihr Ton einen plötzlichen Schrecken in der Gesellschaft hervorrief.

„Gott, was war das!" fragte die Amtsräthin, „wer stürmt so wild in ein friedliches Haus."

Alle waren aufgesprungen. Louise meinte: „es werde vielleicht der Maler sein, der im obersten Stock wohne und aus einer Künstlergesellschaft zurückkehre, wo man sich mehr als gewöhnlich dem Freudsinne überlassen."

Jetzt wurde die Zimmerthür heftig aufgerissen und herein stürzte der junge Soldan, Louisen's Bruder, mit bleichem Gesichte und in furchtbarer Aufregung. Noch ehe die Anderen nach der Ursache eines so seltsamen Erscheinens forschen konnten, rief er hastig: „Um Gottes willen, verbergt mich; sie folgen mir auf dem Fuße. Rettet mich wenigstens für den ersten Augenblick. Schließe mich in Dein Zimmer, Louise, dort werden sie mich nicht suchen."

Man wollte nun, fast erstarrt vor Schrecken, mit Fragen auf ihn eindringen, aber er wehrte dieselben mit den Worten ab: „Jetzt nicht, später. Die Zeit drängt, jede Minute Verzögerung bringt mich dem furchtbaren Schicksale näher, dem ich entfliehen will."

Er ging hierauf so schnell, daß die Andern ihm kaum zu folgen vermochten, in den anstoßenden Saal und von hier, durch mehre Gemächer, in Louisen's Zimmer, dessen Thür die Schwester rasch abschloß. Im Wohnzimmer wieder angekommen, ließen sich die Damen erschöpft nieder. Sie so wenig als Bremer vermochten anfangs ein Wort hervorzubringen, die Jungen schienen gelähmt und Jedes beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken über den Vorfall. Nach langer Pause nahm zuerst Bremer das Wort: „Was mag unserem Fritz begegnet sein, daß ihn, den ruhigen, nie außer Fassung zu bringenden Mann, so furchtbar aufzuregen im Stande sein konnte?"

Während Louise mit einem Wink nach ihrer Mutter ihn, der dem Advocaten verständlich war, antwortete: „Fritz wird stets lebhaft von einem Unglücksfalle ergriffen, der sich plötzlich in seiner Nähe ereignet. Vielleicht ist Jemand überfahren worden, zum Fenster herabgestürzt oder sonst beschädigt. Doch kann ich freilich nicht absehen, warum er deshalb sich verbergen müßte"; — ertönte nochmals, aber nicht so heftig, die Hausglocke.

Bremer öffnete die Zimmerthür, um in den hellen Hausflur den Ankommenden sehen zu können. In diesem Augenblick war die Hausthür von der Magd geöffnet worden und der im oberen Stock wohnende Maler Hamm eingetreten. Diesen fragte das Mädchen: „Herr Hamm, was lassen die Leute so auf der Straße, ist etwa Feuer ausgebrochen?"

Man konnte durch die geöffnete Stubenthür deutlich jedes Wort im Zimmer vernehmen, das auf dem Flur gesprochen wurde.

„Nein," sagte der Maler, „Größlicheres hat sich ereignet, als der Ausbruch eines Feuers gewöhnlich mit sich bringt. Die Tochter des Geheimen Finanz-Raths Lehmann ist in ihrem Zimmer ermordet worden."

Der Amtsrath Soldan hatte schon längere Zeit von den Renten seines Vermögens gelebt und sich vor fünf Jahren mit seiner Familie aus der Mark in die herrliche Rheinprovinz übersiedelt, wo er eine der größeren Städte zu seinem Aufenthaltsort wählte. Keine anderen Kinder mehr, als Fritz und Louise, die der Leser bereits kennt, hatte der Himmel ihm geschenkt, aber desto mehr Sorgfalt verwendete er auf deren Erziehung, die ihm, bei dem sehr bedeutenden Vermögen, welches er besaß und bei dem vortrefflichen Gemüthe der Kinder, auch so gelang, wie er es nur immer wünschen konnte.

Louise, eine Gestalt von schönstem Ebenmaße, mit blonden Haaren, blauen Augen, feiner Gesichtsbildung und von gesunder Farbe, konnte eine Schönheit genannt werden. Ihr Charakter war sanft, ihr Gemüth heiter und ihre Kenntnisse mannigfaltig. Die erste Ausbildung des Herzens und des Verstandes war von ihrer Mutter, einer von Jedermann hochgeschätzten Dame, übernommen worden; eine berühmte Pensionsanstalt hatte die Erziehung vollendet.

Fritz zeigte von seiner frühesten Kindheit an Neigung für das Landleben, mochte jedoch Wissenschaften und Sprachen, sowie Musik und Zeichnen mit Lust und Vortheil treiben. Bis zu seinem zwölften Jahre wurde ihm ein Hofmeister gehalten, der in jeder Hinsicht befähigt war, den besten Grund zu den künftigen Studien zu legen, für welche Fritz die Fortbildung auf einem in gutem Rufe stehenden Gymnasium erhielt. Obgleich er kein Brodstudium zu treiben brauchte, so wollte sein Vater doch, daß er die Universität beziehen sollte. Kaum war er aber zwei Jahre in Bonn, wo er besonders alles Dasjenige getrieben hatte, was ihm als künftigem Landmann nützlich sein konnte, da starb sein Vater. Ihm wurde noch beschieden, seinen Segen zu empfangen, wie seiner Schwester, die während der Krankheit des Vaters aus der Pension zurückgekehrt war.

Nachdem die erste Trauerzeit vorüber, ließ Fritz Soldan seine Schwester bei der Mutter, während er noch ein Jahr auf der Berliner Universität zubringen wollte. Dieses Studienjahr benutzte er zugleich, seiner Militärpflicht Genüge zu leisten, indem er bei dem Garde-Schützen-Bataillon als Freiwilliger eintrat. In Berlin traf er, noch ehe er den Militärdienst und die Stadt verließ, den Landgerichts-Referendar Gustav Bremer, welcher dorthin gekommen war, das Staatsexamen zu machen. Der Referendar zählte einige Jahre mehr als Fritz, dennoch hatten Beide schon am Rhein in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, was denn jetzt nicht wenig dazu beitrug, das Band inniger Freundschaft zu knüpfen. Sie kehrten zusammen an den Rhein zurück, wo Fritz sich beeilte, seinen Freund bei seiner Mutter einzuführen. Der junge, nunmehr zum Advocaten beim Landgerichte daselbst ernannte Bremer fand in dem Soldan'schen Hause bereitwillige Aufnahme und wußte sich in dem liebenswürdigen Familienkreise zuletzt so heimisch zu machen, daß die Amtsräthin und Louise über den Beschluß des jungen Soldan, ein Jahr auf Reisen zuzubringen, weniger Betrübniß zeigten, als dieser erwartet hatte. Er empfahl daher seinem Freunde, an seiner Stelle Sohnes- und Bruderpflichten zu üben, und trat sodann, überzeugt, den Seinigen kräftigen Schutz und Beistand zurückgelassen zu haben, die Reise an.

Soldan durchzog nicht ohne Nutzen ganz Deutschland bis zur Grenze von Rußland, besuchte die Schweiz und Italien, schiffte von hier nach Frankreich und dann, nach längerem Aufenthalte in Paris, nach England über. Nachdem er das Leben in London hinreichend kennen gelernt, fuhr er nach Ostende und von da, weil es ihn nach Hause zog, auf der Eisenbahn bis Cöln.

Auf dem Schienenwege hatte er das Glück, in einem und demselben Wagen mit einer reizenden jungen Dame zusammenzutreffen, die in Begleitung eines ältlichen Herrn ebenfalls aus England zurückkehrte. Es waren der Geheime Finanz-Rath Lehmann und seine Tochter Amalie, welche ihre Mutter früh verloren und vor drei Jahren ihrem Vater, der an Soldan's Wohnort versetzt worden, gefolgt war. Diese Erklärung legte den Grund zu näherer Bekanntschaft, welche um so anziehender wurde, als Amalie schon häufig mit Fritzens Schwester in Gesellschaften, im musikalischen Vereine und an anderen Orten zusammengetroffen zu sein erklärte und blos der Zufall bis jetzt eine vertrautere Annäherung beider Mädchen verhindert hätte. In Cöln blieben die Reisenden zwei Tage und zwar in stetem Beisammensein, worauf sie das Dampfboot bestiegen und glücklich in ihrem Bestimmungsorte anlangten.

Die schlanke Gestalt Amaliens, ihr wahrhaft schönes Gesicht, ihre schwarzen Augen und ihr dunkles, in reicher Fülle überwallendes Haar mußten gleich bei ihrem ersten Erscheinen sichtlichen Eindruck auf Fritz gemacht haben, denn er blieb nachdenkend im reizenden Anblick der schönen Dame, die ihm gegenüber saß, verlieren und schien sich um die Regeln des Anstandes, die ihn zur Theilnahme an der Unterhaltung einluden, nicht zu bekümmern. Amalie bemerkte jedoch mit dem richtigen Takte, den wir bei allen feinfühlenden Frauen antreffen, die Verlegenheit des jungen Mannes, deren Ursache sie war, und bemühte sich deshalb ihrerseits, durch freundliche Aufforderung, worüber Fritz vor Entzücken außer sich gerieth, den Träumenden zu erwecken. Auf dem Dampfschiffe, dessen Verdeck die Reisenden, vom schönsten Wetter begünstigt, nur während der Mittagstafel verließen, sah man Fritz und Amalie beständig in fröhlicher Laune beisammen. Die Naturschönheiten an beiden Ufern des Stromes hatten für sie einen noch nie gefühlten Reiz ihre Herzen öffneten sich und ihre Blicke schienen deutlich zu sagen, was ihr Mund noch nicht auszusprechen wagte. Der beobachtende Vater, ein Mann, den der Staatsdienst noch nicht für die Freuden der Welt und für edle Empfindungen abgestumpft hatte, sah mit innigem Wohlbehagen die wachsende Neigung der jungen Leute. Ihm war der Amtsrath Soldan als ein ehrenhafter und bei den höchsten Behörden im besten Ansehen stehender Mann bekannt gewesen; seine Achtung ging daher von selbst auf den Sohn über, und, soviel er diesen aus dem Umgange mit ihm in den wenigen Tagen beurtheilen konnte, mußte er ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Bildung und eines edlen Charakters ertheilen. Die zufällige Bekanntschaft durfte hier nicht enden. Er lud ihn demnach, als sie an's Land gestiegen waren, dringend ein, ihn recht bald zu besuchen, was Fritz, wie man sich vorstellen kann, mit großer Bereitwilligkeit versprach. Ein dankbarer Blick Amaliens belohnte ihn für diese Zusage, und war fühlte sich glücklicher als Fritz, der, in der Wonne über das angenehme Verhältniß, in welches er gerathen, beinahe die Freude des Wiedersehens der Seinen in den Hintergrund des Herzens zurückgedrängt hätte. Jetzt aber, da sich die Schicksalen bereits seinen Blicken entzogen, erwachte das kaum zu beschreibende, entzückende Gefühl in seiner Brust, mit dem man dem heimathlichen Herde und den zurückgebliebenen Verwandten nach langer Abwesenheit entgegeneilt, mit doppelter Stärke. Da er blos im Allgemeinen, von London aus, seine Rückkunft gemeldet, ohne den Tag zu bestimmen, so mußten die Amtsräthin und Louise auf's Freudigste überrascht werden, wenn sie den lange Vermißten plötzlich in ihre Arme schließen konnten.

Und so war es auch. Mutter und Tochter konnten sich nicht satt sehen an dem Theuren, den sie so innig liebten. Er hatte sich aber auch in dem Jahre merklich zu seinem Vortheil verändert; denn er zeigte nicht allein ein kerngesundes, blühendes Aussehen, sondern sein ganzes Wesen drückte auch

---

Und dies wird noch eine gute Weile dauern. Die literarische Kritik hat in dieser Lage zwei Grenzlinien sorgfältig zu beachten, links die blos politische und rechts die blos ästhetische. Die Literatur unserer Zeit tödtet sich ebenso, wenn sie mit beiden Füßen rechts, als wenn sie mit beiden Füßen links hinüber tritt. Dort wird sie Magd, hier wird sie Schatten. Und doch muß sie beide Linien berühren. Die Literatur wird nicht lebendig, wenn sie unbetheiligt vom Hauche der Zeit und vom eigenthümlichen Hauche der Nation bleibt, sie wird aber manierirt oder gemein, wenn sie diesen Hauch nur in Parteifragen des Tages sucht, und die Normen knabhängiger ästhetischer Bildung verachten zu dürfen meint.

Die Redaction dieser Blätter hat in ihrem Programme noch eine ganz specielle und allerdings sehr wichtige Neigung unsers heutigen politischen Weges angedeutet und hat versprochen, dieser Neigung besondere Aufmerksamkeit zu widmen bei der Auswahl ihrer Novellen. Sie hat mich dann aufgefordert, in den folgenden Uebersichten, mein Augenmerk vorzugsweise darauf zu richten. Diese Neigung unseres politischen Weges ist die sociale. Sue's Geheimnisse von Paris haben neuerdings wesentlich dazu beigetragen, die Bearbeitung socialer Fragen in Romanen anzuregen. Aber Sue's Geheimnisse sind auch gar sehr geeignet, auf die Klippen dieser Richtung in der schönen Literatur aufmerksam zu machen, und ich muß vorn herein erklären, daß ich nur in sehr bedingter Weise darauf eingehn kann, den socialen Roman zum hauptsächlichsten Augenpunkt zu erwählen.

Was heißt social? Was heißt socialer Roman? Es bezeichnet in dieser Bedeutung nicht blos alles das, was auf das Innerliche der politischen Gesellschaft Bezug hat, sondern vorzugsweise das, was mit Aenderung und Erweiterung derselben zu thun hat. Die Reform in den Gesellschaftsverhältnissen wäre also das Hauptaugenmerk in den Romanen. Die Reform, welche seit einem halben Jahrhunderte vor sich gegangen ist und täglich vor sich geht? Nein, keineswegs blos diese, sondern vorzugsweise die noch kommende. Und hierin liegt die Schwierigkeit. Gesellige Speculation in Romanform zu bringen, das zunächst blos Gedachte und kaum Gedachte in Gestaltungen vorzuführen, dies ist ein gar mißliches Unternehmen. Ich spreche dabei ganz aus Erfahrung. Nicht Mehr und nicht Minder haben wir vor zehn Jahren als „junges Deutschland" versucht, und nicht die Polizei, sondern die eigene Bildung hat uns dahin geführt: daß die Phantastik der schwächste Boden für den Roman. Grund und Boden, Fleisch und Bein braucht der Roman, wenn er wirken soll. Es giebt Combinationen, es giebt spielende Geister, denen immer ein gewisser Reiz erreichbar ist auch auf blos phantastischem Terrain, aber zum Styl dürfen wir sie nicht erheben die blos lustige Phantasterei, zum Styl können wir sie nicht erheben im Roman, denn sie wirkt nicht.

Also socialer Roman in dieser Ausdehnung kann nicht Hauptsache werden. Nun kommt Sue mit der praktischen Berücksichtigung des Socialen. Hier leistet der Roman polizeiliche Dienste. Sollen wir wirklich so weit zurückgehn in unserer ästhetischen Bildung, um den Bedürfnissen des Tages im Kunstwerke zu genügen? Die Bedürfnisse mögen eben, der Dienst mag patriotisch sein, aber es kann und soll ihnen genügt werden, ohne daß wir eine große Kunstform verderben. Sue täuscht uns durch sein Talent. Dies ist außerordentlich groß und täuscht die Mehrzahl über den Ungeschmack in socialer Specialität. Ja, der gute Wille, Armen und Unterdrückten zu helfen, verschlicht den Mund auch uns, die wir das ästhetisch Ungehörige gar wohl erkennen. Aber wir können ihn nicht verschlossen halten, wenn uns dieser romantischen Strafenpolizei ein ästhetisches System gemacht werden soll.

Zu lernen ist daraus außerordentlich Viel für unsere Ge-

eine männliche Festigkeit und Besonnenheit aus. Fritz Soldan zählte jetzt 23 Jahre. Seine Gestalt war über mittlerer Größe und in allen Theilen proportionirt, seine Haare schwarz und nach der Mode geschnitten, der Backen- und ein kleiner Knebelbart hoben das schöne Oval seines Gesichts noch mehr hervor, zu welchem die etwas gebogene Nase paßte. Die Reisekleidung, die er trug, war modern, aber zweckmäßig und geschmackvoll, sein Benehmen fein und gewandt, und der angenehme Eindruck, den sein erstes Erscheinen bei Jedem hervorbrachte, nicht zu verkennen.

In den lange anhaltenden Begrüßungen der Freude hatte Soldan eine vierte Person nicht bemerkt, die sich jetzt ihm näherte und ihn wahrhaft brüderlich an's Herz drückte. Es war der Advocat Bremer, den die Mutter ihm als den Verlobten seiner Schwester, insofern er Nichts dagegen habe, vorstellte, dabei aber bemerkte, daß man das Fest der Verlobung bis zu seiner Wiederkehr verschoben hätte.

Louise erröthete leicht bei diesen Worten der Mutter und blickte ihren Gustav an; dieser jedoch reichte dem Freunde die Hand und sagte: „Hältst Du mich für würdig, der Gatte Deiner liebenswürdigen Schwester zu werden?"

„Ob ich Dich für würdig halte?" — sagte Fritz. „Mein Gott! das, was ich jetzt erfahre, war, so lange ich Dich kenne, der sehnlichste Wunsch meines Herzens. Louise, Du konntest keine bessere Wahl treffen; und Du, Freund, hast ein Kleinod errungen, dessen Werth Du, je länger Du es besitzest, desto höher schätzen lernen wirst. Seid glücklich!"

Neue Umarmungen folgten nun und eine allgemeine Zufriedenheit schien sich im Hause zu verbreiten, welche durch die heitere Stimmung, in die Fritz durch seine neue Bekanntschaft versetzt war, noch erhöht wurde.

Seinem Versprechen gemäß besuchte Soldan schon am folgenden Tage Lehmann's. Vater und Tochter empfingen ihn mit ungetheilter Freude, und als er sich, nach längerem Verweilen, fortbegab, konnte er nicht umhin, die an ihn ergangene Einladung zum Mittagessen des folgenden Tages anzunehmen.

Die Amtsräthin hatte ihrem Sohne die schönsten Zimmer des oberen Stocks im Hause eingeräumt, auch dafür gesorgt, daß ebendaselbst, zunächst der Treppe, die Stube für seinen Bedienten, Namens Heinrich, eine treue Seele, mit Fritz von gleichem Alter, den dieser schon mit nach Berlin genommen, und welcher ihn überall hin auf seiner Reise begleitet, sich dabei auch als ein, seinem Herrn bis zum Tode ergebener Mensch gezeigt hatte, frei gelieben, damit derselbe sogleich bei der Hand wäre, wenn Soldan seiner bedürfe.

In den ersten Wochen nach Soldan's Ankunft wurden Besuche gemacht und empfangen, die Verlobung Bremer's mit Louisen glänzend gefeiert, und schon hatten sich die Familien Lehmann und Soldan so genähert, daß Erste als liebe Gäste dem Verlobungsfeste beiwohnten. Fritz lernte mehr und mehr die vortrefflichen Eigenschaften Amaliens, ihre vorzüglich zu nennenden Kenntnisse, vor Allen aber ihren hohen Grad von Liebenswürdigkeit im Umgange schätzen. Was ihn endlich ganz zu ihr hinzog, war ihr Hang zum Landleben, für welches Fritz mit ganzer Seele sich entschied, und das mit Vortheil zu genießen ihn theoretisches Wissen und praktische Erfahrungen in Stand setzten.

Er nahm die Gelegenheit wahr, als einige Stunden von der Stadt ein schönes, großes Gut in der herrlichsten Lage zum Verkaufe ausgeboten wurde, solches zu einem nicht gar hohen Preise an sich zu bringen. Nun beschäftigte ihn die Sorge der zweckmäßigsten Einrichtung des Gutes und die Erhöhung dessen Ertragfähigkeit ausschließlich. Selbst eine Menge Verschönerungen in den Gebäuden und äußeren Anlagen wurden vorgenommen, so daß er oft in mehren Wochen nicht nach der Stadt kam, wie sehr auch die Sehnsucht in ihm rege wurde. Endlich hatte er die Freude, Lehmann mit seiner Tochter, Bremer und die Seinen eines Tages auf dem, durch seine Schöpfungen denkenswerthen Gute versammelt zu sehen. Wie glänzte sein Auge vor Wonne, wenn er die Lobsprüche Amaliens vernahm, wenn sie ihm bei irgend einer reizenden Aussicht, wohin er sie geführt, sonst die Hand drückte! O, in diesem Augenblicke hätte er vor ihr niederknien und ihr die Frage vorlegen mögen: „Willst Du hier mit mir glücklich sein?"

Amalie hatte seine Gefühle verstanden, und eben der Händedruck sollte ihm auf die stumme Frage die stumme Antwort geben. Gegen Abend, als die eintretende, angenehme Kühle zur Promenade in den Park einlud, brach die ganze Gesellschaft dahin auf. Der Finanzrath hatte sich in einem Gespräche mit Soldan's Mutter über Gegenstände der Landökonomie, worin sie einen großen Schatz von Erfahrungen besaß, vertieft; Bremer und Louise trugen nur Augen und Ohren für einander, und so fanden sich Fritz und Amalie bald allein in einer schönen Allee, ohne daß sie es merkten.

Der junge Mann richtete an seine Begleiterin die Frage: „ob sie den Aufenthalt auf dem Lande nun wohl in der Wirklichkeit so finde, wie sie ihn sich gedacht, so viel sie nämlich nach den wenigen Stunden ihr Urtheil zu bilden vermöge?"

Amalie antwortete mit süßem Lächeln: „Die Wirklichkeit, lieber Soldan, hat meine Erwartungen weit übertroffen; nie sah ich ein so schönes Gut, und um so mehr muß ich Sie beneiden, als Sie sich sagen können: ein großer Theil dieser Annehmlichkeiten sei Ihr Werk!"

„Sie sind sehr gütig, Fräulein Amalie, aber wenn dem auch so wäre, so fehlt doch noch Etwas, um hier vollkommen glücklich zu sein."

Unbefangen fragte Amalie: „Und das wäre? Sie machen mich neugierig."

„Sie selbst!" brachte Fritz leise hervor, ergriff die Hand des Mädchens und drückte sie an seine Lippen.

Amalie erröthete und schwieg. Dann fragte Soldan, nun schon kühner geworden: „Willst Du Mein werden, himmlisches Wesen? willst Du mir eine treue Gefährtin auf dem Lebenspfade sein, den ich Dir mit Blumen streuen würde?"

Noch immer ruhte Amaliens Hand in der seinen. Ihre Augen waren zu Boden geschlagen. Endlich lispelte sie: „Herr Soldan, Ihr Antrag ist sehr schmeichelhaft und überrascht mich."

„Willst Du?" fragte nochmals Soldan.

Das Mädchen warf sich nun an seine Brust, und der Bund zweier Herzen, die für einander geschaffen zu sein schienen, war geschlossen.

„Da sind sie ja," rief die Amtsräthin, in die Allee eintretend. Ihr folgten die Uebrigen. Die Liebenden erschreckten nicht, vielmehr nahm Fritz seine Amalie bei der Hand und trat mit ihr vor den Finanzrath, indem er sagte: „Herr Geheime Rath! ich liebe ihre Tochter, ich bete sie an, Amalie liebt mich; geben Sie mir sie zum Weibe!"

Dem Finanzrath traten die Thränen in die Augen, er legte Beider Hände ineinander und sprach gerührt: „Der Himmel verleihe Euch seinen Segen, wie ich Euch den meinigen hiermit ertheile." Hierauf umarmte er seine Tochter und Soldan, welcher jetzt mit seiner Braut vor seine Mutter hintrat und um deren Einwilligung bat. „Von ganzem Herzen," sagte die Matrone, und schloß erst das Mädchen, dann den Sohn in ihre Arme. Bremer und Louise nahten sich nun ebenfalls glückwünschend und die Liebenden an's Herz drückend.

Die Verlobung sollte an Amaliens Geburtstage, nach drei Wochen, gefeiert werden.

Erst in der Nacht brach die ganze Gesellschaft auf. Fritz saß im Wagen neben seiner Amalie und genoß eines Glückes, das er sich bis jetzt nie träumen lassen.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Fünfter Band.

Der Beschützer.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schlupfwinkel.

Als Rodin zur Mutter Arsène eingetreten war, athmete seine Physiognomie die unschuldigste Einfachheit; er stützte seine beiden Hände auf den Knopf seines Stockes und sagte:

— Ich bedaure sehr, meine liebe Dame, Sie heute Morgen so zeitig geweckt zu haben...

— Sie kommen so schon so sehr selten, mein würdiger Herr, wie könnte ich Ihnen also Vorwürfe machen.

— Sehen Sie, liebe Dame, ich wohne auf dem Lande und kann nur von Zeit zu Zeit in dies Absteigequartier kommen, um meine kleinen Geschäfte abzumachen.

— Dabei fällt mir ein, mein Herr, der Brief, den Sie gestern erwarteten, ist heute Morgen angekommen; er ist dick und kommt weit her. Da ist er, — sagte die Gemüsehändlerin und zog den Brief aus ihrer Tasche, — er hat kein Porto gekostet.

— Danke, meine liebe Dame, — sagte Rodin und nahm den Brief mit anscheinender Gleichgültigkeit, steckte ihn in die Seitentasche seines Rockes und knöpfte denselben dann wieder sorgsam zu.

— Wollen Sie auf Ihr Zimmer gehen, mein Herr?

— Ja, meine liebe Dame.

— Dann will ich Ihnen Ihre kleinen Bedürfnisse besorgen, — sagte die Mutter Arsène. — Doch wie gewöhnlich, mein würdiger Herr?

— Ja wohl, wie gewöhnlich.

— Es soll in einem Augenblicke bereit sein.

Mit diesen Worten nahm die Gemüsehändlerin einen alten Korb, legte vier Lohkuchen, ein kleines Bund Reisig, einige Stücke Kohlen hinein, bedeckte dies Brennmaterial mit einem Kohlblatte; darauf ging sie hinter in ihre Boutique, zog aus einem Kasten ein großes rundes Brod, schnitt ein Stück davon ab und suchte mit Kennerblick einen köstlichen Räderrettig aus, schnitt ihn in zwei Stücke, machte ein Loch darin, das sie mit grauem Salze füllte, fügte die beiden Stücke wieder zusammen und legte sie sorgfältig neben das Brod auf das Kohlblatt, das so die Brennmaterialien von der Eßwaare trennte. Endlich nahm sie aus ihrem Ofen einige glühende Kohlen und that sie in einen kleinen mit Asche gefüllten Holzschuh, den sie auf den Korb setzte.

Nun stieg sie wieder bis auf die oberste Stufe ihrer Treppe und legte zu Rodin:

---

manform, und darin stimme ich der Redaction bereitwillig bei, daß dergleichen sociale Elemente dem Romane einzuverleiben sind, wenn sie am Wege liegen. Aber Elemente aufnehmen ist etwas ganz Anderes als: Elementen die Herrschaft übergeben.

Endlich erstreckt die Redaction den Begriff des socialen Romanes auch auf den historischen Roman, in so weit dieser den gesellschaftlichen Zuständen seiner Zeitepoche besondere Aufmerksamkeit widmet. Und hiergegen wüßte ich gar nichts einzuwenden. Jede Zeit sucht ihr Hauptinteresse überall geltend zu machen und wird eben dadurch was Rechtes. Das der Anstrengung ist die Gesellschaft. Der Roman wird niemals von diesem staatlichen Gedanken allein leben können, und der Dichter, welcher dies glaubt und versucht, wird eben kein Dichter sein; aber die staatlichen Gedanken der Vergangenheit in richtiger Oekonomie eines romantischen Werkes hervorgehoben zu sehen, wird uns als Verdienst und als Erhöhung der Romanform gelten. Bei guten historischen Romanen hat dies zwar bisher auch nicht gefehlt, aber ich gebe zu, daß es noch schärfer und farbiger dargestellt werden kann.

So viel mußte ich vorausschicken, um die Leser über mein Verhältniß zum Programm dieser Blätter aufzuklären, und um anzudeuten, welcher Art die folgenden literarischen Berichte sein sollen. Es sollen keineswegs erschöpfende sein. Die monatlichen Bibliographieen sollen im Gegentheile gar nicht zu Rathe gezogen werden. Es sind erstaunlich viel kritische Organe vorhanden, welche Alles besprechen, was erscheint; es bedarf eines Blattes, welches nur Dasjenige bespricht, was ein wirkliches Interesse in sich trägt.

Uebrigens ist, diesen Blättern angemessen, vorzugsweise nur von schöner Literatur die Rede, und ich eile hiermit ohne weiteren Uebergang aus den zerstreuenden einleitenden Worten heraus mitten unter diejenigen Romane und Novellen, welche in der letzten Zeit erschienen sind und die Aufmerksamkeit der Leser verdienen.

Ein besonders gelungenes und glückliches Buch erzählender Art müßte ich nicht zu nennen. Ja, es ist auch in dieser Gattung nicht eben viel erschienen. Die erwachte Neigung für dramatische Schriftstellerei scheint viel mehr Autoren zu beschäftigen, als auf der Oberfläche sichtbar ist. Die geschriebenen und gedruckten Manuscripte begegnen sich auf allen Posten, die Theaterdirectionen erinnern sich nicht einer Zeit, welche so viel zu prüfende neue Stücke geliefert hätte, und erst nach einigen Jahren werden sie alle auftreten im Buchhandel die Lust- und Trauerspiele, welche jetzt verschleiert umhergehn. Manche werden wohl auch unterdessen ihre Toilette verändert haben, und werden als dialogisirte Romane und Novellen erscheinen. Das ist unvermeidlich. Die Anlage des Drama's hat so viel täuschende Aehnlichkeit mit dem Romane, daß man bei den ersten dramatischen Versuchen unvermerkt nur einen Roman in Gesprächen zusammenstellt.

Im Verhältnisse zum Auslande hat es zwar überhaupt im Allgemeinen leicht den Anschein, als ständen wir zurück mit Romantalenten. Besonders im Verhältnisse zu England und Frankreich. Gegen die Bulwer, James, Dickens, Marryat, gegen die Sue, Soulié, Sand, Balzac, Dumas, Bernard, Musset, Jakob, Mérimée hätten wir nicht eine entsprechende Mannschaft aufzuweisen. Dem Anscheine nach allerdings nicht. Aber ich meine, das liegt nicht sowohl im Mangel an Talenten, deren wir nicht entbehren, als im Mangel an Gelegenheit und in Folge dessen im Mangel an Ausbildung. Zum Mangel an Gelegenheit rechne ich auch den eingerissenen kläglichen Stol in Deutschland: auf den Romanschreiber und Romanleser herabzusehn, als auf Agenten müßigen Zeitvertreibes. Hochmüthig rümpft man die Nase über eine Kunstform, für deren Auffassung dieser Hochmüthige selbst bei Weitem nicht

Digitized by Google

— Hier ist Ihr Korb, mein Herr!

— Tausend Dank, liebe Dame! — antwortete Rodin, steckte die Hand in die Tasche seines Pantalons, nahm acht Sous heraus, gab sie einer nach dem anderen der Gemüsehändlerin und sagte, den Korb mit sich nehmend:

— Wenn ich nachher wieder zurückkomme, werde ich Ihnen wie gewöhnlich Ihren Korb wiederbringen.

— Ganz nach Belieben, mein Herr, ganz nach Belieben, — sagte die Mutter Arsène.

Rodin nahm seinen Regenschirm unter den linken Arm, hob mit der rechten Hand den Korb der Gemüsehändlerin auf und durchschritt den dunklen Flur. Ueber einen kleinen Hof gehend stieg er dann mit rüstigem Schritte bis zum zweiten Stockwerke eines sehr verfallenen Gebäudes hinauf; dort angekommen, nahm er einen Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete die erste Thür und schloß sie darauf sorgfältig wieder zu.

Das erste von den beiden Zimmern, welches er inne hatte, war vollkommen ohne Möbel, und was das zweite anbetrifft, so kann man sich schwer einen traurigeren, elenderen Anblick denken.

Die Tapete, welche die Wände bedeckte, war so geborsten, verblichen und zerrissen, daß man ihre ursprüngliche Farbe nicht mehr erkennen konnte; ein gebrechliches Feldbett mit einer schlechten Matratze und einer von den Motten zerfressenen wollenen Decke versehen, ein Schemel, ein kleiner warmstichiger Tisch, ein Ofen von grauer, gleich japanischem Porzellan getigerter Fayence, ein alter Koffer mit Vorlegeschloß, der unter dem Bette stand: das war das Ameublement dieses verfallenen Absteigequartiers.

Ein schmales Fenster mit schmutzigen Scheiben erhellte dies Zimmer mit Mühe, das durch die Höhe des nach der Straße hinausgehenden Hauses der Luft und des Lichtes beraubt wurde; zwei alte Schnupftücher, die mit Nadeln aneinander gesteckt waren, und auf einem vor dem Fenster gespannten Faden nach Belieben hin- und hergeschoben werden konnten, dienten als Vorhänge; die schlecht schließenden Fliesen endlich waren zerbrochen und man konnte durch dieselben den Gips des Fußbodens sehen, was hinlänglich von der großen Nachlässigkeit des Miethers dieser Wohnung zeugte.

Nachdem Rodin seine Thür zugemacht, warf er seinen Hut und Regenschirm auf das Bett, setzte den Korb auf die Erde, nahm den Rüderettig und das Brod heraus, legte es auf den Tisch, darauf kniete er vor seinen Ofen hin, steckte Brennmaterial hinein und zündete dasselbe an, indem er mit mächtiger Lunge die in dem Holzschuhe mitgebrachten glühenden Kohlen anblies.

Als sein Ofen nach dem gebräuchlichen Ausdrucke zog, breitete Rodin die beiden Schnupftücher über den Bindfaden aus und da er sich darauf vor allen Blicken gesichert glaubte, so nahm er aus der Seitentasche seines Rockes den Brief, welchen ihm die Mutter Arsène gegeben hatte.

Bei dieser Bewegung brachte er mehre Papiere und andere Gegenstände mit hervor; eines von diesen Papieren, das fettig und zerknittert ein kleines Packet bildete, fiel auf den Tisch und ging auf; es enthielt ein Kreuz der Ehrenlegion, das von der Zeit geschwärzt warz das rothe Band dieses Kreuzes hatte fast seine ursprüngliche Farbe verloren.

Beim Anblicke dieses Kreuzes, das er nebst der Medaille, welche Farinaghi dem Prinzen Djelma weggenommen, wieder in die Tasche steckte, zuckte Rodin die Achsel, indem er mit verächtlicher, sarkastischer Miene lächelte; darauf zog er seine dicke silberne Uhr heraus und legte sie neben den Brief aus Rom auf den Tisch.

Er betrachtete diesen Brief mit einem seltsamen Gemisch von Mißtrauen und Hoffnung, Furcht und ungeduldiger Neugier.

Nach einem Augenblicke Nachdenkens war er im Begriffe den Umschlag des Briefes zu erbrechen... aber er warf ihn plötzlich wieder auf den Tisch, als ob er einer seltsamen Laune folgend noch einige Augenblicke die Angst einer Ungewißheit verlängern wollte, die so heftig, so aufregend war als die Gemüthsbewegung beim Spiel.

Er sah auf seine Uhr und nahm sich vor, den Brief nicht eher zu öffnen, als bis der Zeiger auf halb zehn stehen würde; es fehlten noch sieben Minuten daran.

Vermöge einer kindisch fatalistischen Sonderbarkeit, von der die größten Geister oft nicht frei sind, dachte Rodin: — Ich brenne vor Begierde, diesen Brief zu öffnen; öffne ich ihn erst um halb zehn Uhr, so werden die Nachrichten, die er mir bringt, günstig sein!

Um diese Minuten auszufüllen, that Rodin einige Schritte im Zimmer und stellte sich, so zu sagen, in bewundernder Beschaulichkeit vor zwei alte geistliche Kupferstiche, die ganz verschieden und mit zwei verrosteten Nägeln an die Wand geheftet waren.

Der erste dieser Kunstgegenstände, der einzige Schmuck, mit welchem Rodin jemals diesen Ort versehen, war eines von jenen roh gezeichneten, mit Roth, Gelb und Blau illuminirten Bildern, wie man sie auf Jahrmärkten verkauft; eine italienische Unterschrift verkündete, daß der Kupferstich in Rom verfertigt sei.

Er stellte ein mit Lumpen bedecktes Weib dar, das einen Besenstiel trug und auf dem Schooße ein kleines Kind hatte; eine scheußliche Wahrsagerin hielt die Hand des Kindes in den ihrigen und schien daraus die Zukunft zu lesen, denn aus ihrem Munde kamen in großen blauen Buchstaben die Worte: sara Papa — er wird Papst werden —.

Der zweite dieser Kunstgegenstände, welchr Rodin zum tiefsten Nachdenken zu bringen schienen, war ein ausgezeichneter Kupferstich, dessen köstliche Ausführung, zugleich kühne und correcte Zeichnung seltsam gegen das roh illuminirte Bild abstach.

Dieser seltene und kostbare Kupferstich, der von Rodin mit sechs Louis — ein enormer Luxus — bezahlt worden war, stellte einen in Lumpen gehüllten Knaben dar. Die Häßlichkeit seiner Züge wurde durch den geistreichen Ausdruck seiner charakteristischen Physiognomie aufgewogen; auf einem Steine sitzend, von einer Schweinerotte umgeben, die er hütete, sah man ihn von der Seite, die Ellbogen auf's Knie gelegt und sein Kinn auf die flache Hand gestützt.

Die sinnende, nachdenkende Haltung dieses wie ein Bettler gekleideten jungen Mannes, die mächtige, breite Stirn, die Feinheit seines durchdringenden Blicks, die Festigkeit des klugen Mundes schienen eine unbezwingliche Entschlossenheit verbunden mit überlegenem Verstande und arglistiger Gewandtheit zu verrathen.

Unter dieser Figur waren die päpstlichen Attribute um eine Medaille geordnet, in deren Mitte man einen Greisenkopf sah; die stark ausgeprägten Linien desselben erinnerten auf überraschende Weise trotz ihres Alters an die Züge des jungen Hirten.

Dieser Kupferstich hatte die Unterschrift: Die Jugend Sixtus des Fünften und das illuminirte Bild: Die Prozhezeiung *).

Rodin hatte diese Kupferstiche immer näher und näher, mit immer eifrigerem, forschenderem Blicke betrachtet, als ob er von den Bildern Eingebungen oder Hoffnungen erwarte, und so war er denselben so nahe gekommen, daß er immer stehend, den rechten Arm hinter dem Kopfe haltend, so zu sagen sich an der Wand anlehnte, während er seine linke Hand in der Tasche seines schwarzen Beinkleids hielt und so den einen Zipfel seines alten olivenfarbnen Rockes zurückschob.

Mehre Minuten lang behielt er diese nachdenkliche Haltung bei.

.....

Rodin kam, wie gesagt, selten in diese Wohnung; nach den Regeln seines Ordens hatte er bis dahin mit dem ehrwürdigen Vater Aigrigny zusammen gewohnt, dessen Ueberwachung ihm ganz besonders übertragen warz kein Mitglied der Congregation, besonders in der untergeordneten Stellung, in welcher sich Rodin bisher befand, durfte sich in seiner Wohnung einschließen und sogar nicht einmal ein mit einem Schlüssel schließendes Möbel besitzen, so daß Nichts der gegenseitigen Ueberwachung Hindernisse in den Weg legte; einer der mächtigsten Hebel, der von der Gesellschaft Jesu zur Wirkung und zur Dienstbarmachung seiner Mitglieder angewandt wird.

Mehrer Ursachen wegen, die ihn ganz persönlich berührten, obwohl sie in einigen Punkten mit den allgemeinen Interessen seines Ordens zusammenhingen, hatte Rodin, ohne daß Jemand darum wußte, dieses Absteigequartier in der Rue Gloris genommen.

*) Nach der Sage soll es der Mutter Sixtus V. vorausgesagt worden sein, daß er Papst werden würde und in seiner ersten Jugend, heißt es, sei er Schweinehirt gewesen.

Von diesem unbekannten Schlupfwinkel aus berichtete der Secius direct an die bedeutendsten, einflußreichsten Personen des heiligen Collegiums.

Man erinnert sich vielleicht vom Beginne dieser Erzählung her, als Rodin nach Rom schrieb, daß der Marquis von Aigrigny, nachdem er den Befehl erhalten, Frankreich zu verlassen, ohne vorher seine sterbende Mutter noch zu sehen, gezaudert hatte, abzureisen; man erinnert sich, sagen wir, daß Rodin als Nachschrift unter dem Billet, welches dem General des Ordens Aigrigny's Zaudern anzeigte, hinzugefügt hatte:

„— Sagen Sie dem Cardinal-Prinzen, daß er auf mich „rechnen kann, aber daß er dagegen auch für mich thätig „sein soll."

Diese vertraute Weise, an den mächtigsten Würdenträger des Ordens zu schreiben, der fast beschützerische Ton der Empfehlung, welche Rodin an den Cardinal-Prinzen richtete, bewies hinlänglich, daß der Secius trotz seiner anscheinenden Untergeordnetheit zu jener Zeit von mehren Kirchenfürsten oder anderen Würdenträgern als ein sehr wichtiger Mann betrachtet wurde, dem sie ihre Briefe nach Paris unter einem falschen Namen und außerdem mit der gewöhnlichen Vorsicht und Sicherheit chiffrirt zusandten.

Nach mehren Augenblicken beschaulichen Andenkens, die er vor dem Bilde Sixtus des Fünften zugebracht, ging Rodin langsam wieder an seinen Tisch zurück, auf dem jener Brief lag, den er aus einer Art abergläubischem Aufschub trotz seiner lebhaften Neugier zu öffnen angestanden hatte.

Da noch einige Minuten fehlten, bevor der Zeiger seiner Uhr halb zehn Uhr zeigte, so traf Rodin methodisch die Anstalten zu seinem frugalen Frühstück; er legte auf dem Tische neben ein mit Federn versehenes Schreibzeug das Brod und den Rüderettig; darauf setzte er sich so auf seinen Schemel, daß er, so zu sagen, seinen Ofen zwischen den Beinen hatte, zog aus seiner Hosentasche ein Messer mit Hornschale, dessen scharfe Klinge zu drei Vierteln abgenutzt war, schnitt abwechselnd ein Stück Brod und ein Stück Rüderettig ab und begann sein einfaches Mahl, das Auge stets auf die Uhr geheftet, mit kräftigem Appetit...

Als die verhängnißvolle Stunde gekommen, erbrach Rodin mit zitternder Hand den Briefumschlag.

Er enthielt zwei Briefe.

---

gebildet genug ist. Gern gesellt sich dann auch zu diesem Hochmuthe die achselzuckende Entschuldigung für historische Romane. Man lernt etwas Geschichte daraus! sagt der Partikulier und entschuldigt damit seinen Zeitvertreib. Mitten unter solchem Publicum einer halben Bildung lebt oft ein schönes Talent und wird verderben. Das mag in andern Ländern, namentlich in England wohl auch sein, aber es hat ein Gegengewicht an dem mächtigen Staatsleben, welches den Sinn des Autors und Lesers durchweg auf einer gewissen Höhe erhält. Von dieser Höhe wird der Blick auf mannigfache Lebensverhältnisse gebildet und unter allen Umständen auf einen gewissen Mittelpunkt geleitet. Die äußern Verhältnisse bei uns tragen im Gegentheile bei, den Blick zu zersplittern, und gewiß daher mag es zum Theil kommen, daß nirgends so viel verworrene, formlose Bücher geschrieben und gelesen werden als bei uns. Das halbe Hundert von Staaten und Mehrzonen ist auch bei Weitem mehr geeignet, lyrische Dichter zu erwecken, sinnige Aphoristiker zu bilden, als Beherrscher der großen Romanform, welche Kenntniß der großen Lebensformen voraussetzt. Nur eben in seinen kleinen Residenzen des Fichtelgebirges konnte Jean Paul seine merkwürdigen Romane so verderben mit Zusätzen, Anhängen, Einschiebungen, unverhältnißmäßigen Ausführungen der Specialitäten, daß man die Romanform nicht mehr erkennen mag und schon jetzt der Geschmack daran verzweifelt, trotz bereitwilliger Anerkennung der Detailschönheit. Mehr oder minder wirkt dies fortwährend noch auf unsre Schriftsteller, und hindert die Entfaltung mächtiger Formen. Denn auch die Darstellung kleiner Verhältnisse im Romen erhält erst dadurch ihre Macht, daß sie umstrahlt ist von einem Autorauge, auf dessen Grunde das Bild großer Verhältnisse ruht.

So muß man denn jetzt allerdings noch bei einem Ueberblick gestehn, daß unsere Roman-Production hinter der englischen zurückbleibt, selbst in einem Zeitpunkte da England eben nichts Besonderes bringt, und Frankreich neben dem Aufschwunge Sue's andere bewährte Autoren verloren hat. Bulwer nämlich ist doch wohl im Wesentlichen erschöpft; Dickens hat seine Pickwickier nicht wieder eingeholt, und beeinträchtigt seine reizenden Eigenschaften durch Vordrängen jenes socialen Herzens, die schönen Zwecke des Romans den guten Zwecken unterordnend; James erhebt sich zu nichts Besonderem; Marryat verliert sich in bloßen Begebenheiten und die neuen Ankömmlinge Lerreker und Lever sind noch in erster Entwickelung begriffen. Eine überwältigende Kraft ist da jetzt auch nicht vorhanden. Sue allein macht sie im Augenblick geltend, um so mehr, als Dumas seinem leichten Sinne zu sehr den Zügel hat schießen lassen in rebseligen Romanen und sich im Vertrauen des Publicums wirklich schwer geschadet hat durch alle die mittelmäßigen Romane anderer Autoren, welchen er seinen Namen geliehen. Um so mehr als Balzac wirklich verlernt hat, einen Romankörper zu bilden. „Gilbert," eines seiner letzten Bücher, spielt dergestalt in Raffinement und Abstractionen mit den bloßen Folgerungen dessen, was erzählt werden soll, daß der Leser die Abhandlung, nicht aber die Handlung des Romans in die Hände bekommt. Der philosophische Geist Balzac's hat Phantasie und künstlerische Darstellung ganz und gar überwuchert, er überspringt die Täuschung und verliert damit den Reiz.

Trotz dem werde ich Noth haben, aus unserer jetzigen Romansaison ein hinreichendes Gegengewicht zusammen zu bringen. Was ist erschienen in letzter Zeit, und was genügt den Anforderungen an einen Roman? Tieck ist verstummt; er ist alt. Einen Bogen alter Briefe Göthe's hat er neulich herausgegeben, ein literarisches Curiosum ohne größere Bedeutung, welches sich äußerst wunderlich ausnimmt in unseren Tagen. Willibald Alexis hat seit seinem Urban Grandier, welcher nicht

Der erste Schein ihm nur mittelmäßig zuzusagen; denn nach einigen Minuten zuckte er die Achseln, stieß mit dem Stiele seines Messers ungeduldig auf den Tisch, schob verächtlich diesen Brief mit dem Rücken seiner schmutzigen Hand fort, und durchlief die zweite Botschaft, indem er in der einen Hand sein Brod hielt und mit der andern mechanisch eine Schnitte Rettig in das auf die Ecke des Tisches geschüttete Kochsalz tunkte.

Plötzlich blieb Rodin's Hand unbeweglich. Je weiter er las, je mehr schien er interessirt, überrascht, erstaunt.

Hastig aufstehend lief er nach dem Fenster, als wolle er sich durch eine zweite Prüfung der Chiffern des Briefes überzeugen, daß er sich nicht getäuscht habe; so sehr schien ihm, was man meldete, unerwartet.

Ohne Zweifel sah Rodin, daß er richtig entziffert, denn, er ließ seine Arme sinken, nicht vor Niedergeschlagenheit, sondern mit dem Staunen einer so unverhofften als außerordentlichen Zufriedenheit, er blieb einige Zeit mit gesenktem Haupte, starrem, heftem Blicke stehen... das einzige Zeichen von Freude, das er von sich gab, that sich durch ein tiefes, langes, heftiges Athmen kund.

Männer, welche so kühn in ihrem Ehrgeize als geduldig und hartnäckig in ihrem untergrabenden Wirken sind, werden von dem Gelingen ihrer Pläne überrascht, wenn dieses Gelingen ihre weisen und klugen Voraussberechnungen noch übertrifft und überholt.

In diesem Falle befand sich Rodin.

Vermöge der Wunder von List, Geschicklichkeit und Verstellung, vermöge mächtiger bestechender Versprechungen, endlich vermöge des seltsamen Gemisches von Bewunderung, Schrecken und Vertrauen, welches sein Genie mehren einflußreichen Personen einflößte, erfuhr Rodin von der päpstlichen Regierung, daß er im Falle einer möglichen und wahrscheinlichen Begebenheit in einer gegebenen Zeit mit Aussicht auf Erfolg sich Hoffnung auf eine Stellung machen könne, die nur zu häufig die Furcht, den Haß oder den Neid vieler Souveräne aufgereizt hat, und die mitunter von großen guten Männern, von abscheulichen Verbrechern oder von Leuten aus den untersten Stufen der Gesellschaft eingenommen worden ist.

Aber damit Rodin dieses Ziel sicherer erreiche, mußte ihm durchaus gelingen, was er sich auszuführen vorgesetzt hatte ohne Gewaltthat und blos durch das Spiel und den Hebel geschickt gehandhabter Leidenschaften, nämlich:

Der Gesellschaft Jesu den Besitz des Vermögens der Familie Rennepont zu sichern.

Ein Besitz, der auf diese Art eine doppelte und ungeheure Folge hatte, denn Rodin gedachte nach seinen persönlichen Plänen aus seinem Orden — dessen Oberhaupt er in Händen hatte — sich eine Stufe und ein Mittel zur Einschüchterung zu machen.

Nachdem der erste Eindruck des Erstaunens vergangen, ein Eindruck, der so zu sagen nur eine Bescheidenheit des Ehrgeizes, eine Art von Mißtrauen gegen sich selbst war, das bei wahrhaft bedeutenden Männern ziemlich häufig ist, betrachtete Rodin die Lage der Dinge kälter, logischer und machte sich seine Ueberraschung fast zum Vorwurf.

Bald darauf indessen gab er aus einem seltsamen Widerspruche einer jener kindischen, thörichten Ideen nach, denen der Mensch bisweilen gehorcht, wenn er sich vollkommen allein und sicher und verborgen weiß, er stand nämlich schnell auf, nahm den Brief, der ihm eine so glückliche Ueberraschung bereitet und legte ihn gleichsam dem Bilde des jungen Paria geworbenen Hirten zur Schau; darauf schüttelte er stolz, triumphirend den Kopf, heftete auf das Porträt einen schlangenartigen Blick und murmelte zwischen den Zähnen, indem er seinen schmutzigen Finger auf die päpstlichen Insignien legte:

— Wie? Bruder? und ich vielleicht auch?...

Nach dieser lächerlichen Anrede kehrte Rodin auf seinen Platz zurück, legte den Brief vor sich hin, um ihn noch einmal zu durchlesen, verschlang ihn mit den Blicken und begann, als ob die so glückliche Botschaft seinen Hunger gereizt hätte, mit einer Art freudiger Wuth in das grobe Brod und den Rettig zu beißen, indem er eine alte Litanei sang.

.. ..

Es lag etwas Seltsames, Großes und besonders Erschreckendes in dem Gegensatz dieses ungeheuren Ehrgeizes, der fast schon durch die Ereignisse gerechtfertigt war und in einem so elenden Aufenthaltsorte gleichsam zusammengedrängt wurde.

Der Marquis von Aigrigny, ein wenn nicht sehr bedeutender Mann, so doch wenigstens ein Mensch von wahrem Werthe, vornehm von Geburt, sehr stolz, in der besten Gesellschaft seine Stelle einnehmend, würde niemals nur daran zu denken gewagt haben, wonach Rodin von Haus aus strebte; das einzige Streben Aigrigny's sand Rodin nicht zureichend, nämlich es dahin zu bringen, daß er General seines Ordens würde, dieses Ordens, der die Welt umfaßte.

Die Verschiedenheit der ehrgeizigen Anlagen dieser beiden Personen ist begreiflich. Wenn ein Mann von hervorragendem Geiste, von gesunder und lebhafter Natur, alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers auf einen einzigen Gedanken zusammendrängend, hartnäckig, wie es Rodin that, Keuschheit, Mäßigkeit übt, mit einem Worte auf Alles verzichtet, was dem Herzen oder den Sinnen schmeicheln kann, so empört sich fast auf diese Weise immer dieser Mensch gegen die heiligen Absichten des Schöpfers nur zu Gunsten einer ungeheuren, verzehrenden Leidenschaft, einer teuflischen Gottheit, die zufolge eines gotteslästerlichen Pactums zum Tausch gegen eine furchtbare Macht die Vernichtung aller edlen Triebe, aller unaussprechlichen Neigungen, aller zärtlichen Gefühle verlangt, mit denen Gott in seiner ewigen Weisheit, seiner unerschöpflichen Großmuth das Geschöpf so väterlich begabt hat.

.....

Während des stummen Auftrittes, den wir eben geschildert haben, hatte Rodin nicht bemerkt, daß die Vorhänge eines in der dritten Etage des Hauptgebäudes gelegenen Fensters leise von einander geschoben worden waren und die schmutzige Miene der Pompon-Nase wie des Stiergesicht Rini-Mouln's blicken ließen.

Die Folge davon war, daß Rodin trotz seiner Verschanzung hinter den beiden Schutzthüchern keineswegs vor dem neugierigen, indiscreten Blicke der beiden Kerzphäen der stürmischen Truppe geschützt war.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

(Schluß aus Nr. 33.)

8.

Wie groß auch das Opfer war, welches Ida ihrer Scheidung bringen sollte, und ungeachtet Eduard ihr vorstellte, daß, wenn Herr von Kesla seine Forderung nicht wenigstens um die Hälfte ermäßige, alle aus der Zubilligung entspringenden Vortheile der Rücksicht auf ihren Lebensunterhalt weichen müßten und die Schätzung, ob zwar mit Zeitverlust und mancher Bitterkeit, doch ebenfalls erlangt werden würde — Ida war so dringend in ihrem Wunsche, das Band getrennt zu sehen, daß Eduard nur die Wahl blieb, die Unterhandlung von sich abzulehnen oder nach ihrem Willen fortzusetzen. Die Wahl war leicht getroffen und er erlangte die Ermäßigung. Selbst den Betrag dieser hatte er den Gedanken dem Commerzienrathe aufzubürden. Er sollte sich damit von der Veröffentlichung des Beweises loskaufen, daß Ida während ihrer Minderjährigkeit höhere Summen verschrieben, als die Gläubiger gezahlt, und er dabei die Hand im Spiele gehabt. Nachdem daher Doctor Graf eines Abends seine Clientin benachrichtigt, daß der Vergleich abgeschlossen und die Scheidung eingeleitet sei, und sie ihm dafür gedankt mit einer Wehmuth, die sie vergebens zu beherrschen suchte, eröffnete er ihr seinen Plan und endigte mit der Bemerkung, daß das Weitere auf ihrer Entschließung beruhe.

Ida hatte aufmerksam zugehört. Als Eduard schwieg, sagte sie: „Gewiß haben Sie vollkommen Recht, lieber Freund, und bezwecken mein Bestes. Bedenke ich aber, daß der Weg aus diesem Hause der Weg in eine fremde Heimath sein müßte, so lassen Sie mir den Glauben, daß ich mehr verlieren als gewinnen würde."

Hierauf war Eduard nicht gefaßt und der Plan blieb ferner unerwähnt. Wie dagegen Doctor Graf keine Zeit verlor, den Commerzienrath für Ida um die Vergleichssumme zu ersuchen, so säumte dieser nicht zu antworten, dies jedoch auf eine Weise, die ein neuer Widerspruch oder eine neue Consequenz war. Statt einer einfachen Anzeige, daß das Geld gegen Quittung erhoben werden könne, stellte er es nicht blos sofort zur Verfügung, sondern bat auch um Freundschaft, um folgenden Morgen „nachbarlich vorzusprechen."

Es war Eduard lieb, daß der Commerzienrath sich angemeldet. Die Annahme unterlag keiner Frage. Aber Eduard fühlte, daß er auf den Umfang sich vorbereiten müsse, ein plötzliches Erscheinen ihn in Verlegenheit gebracht haben würde — in die Verlegenheit, die wir in die Seele Dessen empfinden, der uns weh gethan und die Stirn hat, uns freundlich anzureden. Seit der Zusammenkunft im Cabinet hatten beide Männer keine Silbe gewechselt, waren nur mit der üblichen Höflichkeitsbezeigung an einander vorübergegangen. Der Etikette, die nach dem thé dansant Eduard's Besuch erheischte, hatte dieser durch eine Visite bei der Commerzienräthin und gegen ihren Gemahl durch seine Karte genügt. Daß Letzterer dies nicht erwidert, war im Einklange mit der Sitte der Handelsstadt, welche diejenigen verheiratheten Männer, die ein Haus machen, von der Verbindlichkeit befreite, die Besuche Derer zu entgegnen, die, weil unverheirathet, keins machten. Je weniger demnach der Commerzienrath dem Doctor Graf seine „Aufwartung" schuldete und je strenger dieser in seinem Schreiben sich an die Geschäftsform gebunden, desto mehr erstaunte er über die Ankündigung eines nachbarlichen Besuchs. Das Wie seines Benehmens sollte sich auf der Linie des Lebemannverkehrs halten.

Mit einer Unbefangenheit, die, weil nicht Folge eines guten Gewissens, viel Uebung verrieth, trat der Commerzienrath ein. „Sie dürfen wegen des lange Versäumten mit dem Geschäftsmanne nicht rechten," war seine Anrede. „Aber Ihr gestriges Schreiben enthielt eine so herzerquickende Botschaft, daß es unmöglich meiner ungewandten Feder den Dank anvertrauen konnte. Den bringe ich also selbst und aus voller Seele. Sie haben mir eine schwere Last abgenommen, eine Sorge, die mir viele Stunden getrübt, ich möchte sagen, seit Monaten mit mir schlafen gegangen und aufgestanden ist. Geschickt wie Sie den Faden angelegt, werden Sie ihn schnell zu Ende spinnen. Ich bin kein Schmeichler und in den Rechten ein Laie; doch geschickter konnte diese unangenehme Sache nicht eingefädelt werden, und ich beglückwünsche meine Schwägerin —"

„Sie ertheilen mir mehr Lob, als ich verdiene," unterbrach Doctor Graf „der eingeschlagene Weg ist der gerade zum Ziele."

„Und damit rechtfertigen Sie mein Lob. Die geraden Wege werden von Ihren Herren Collegen nicht vorzugsweise gewählt. Sie haben das Geld empfangen?"

„Ich bedarf es erst morgen. Soll Frau von Kesla die Quittung gerichtlich anerkennen?"

„Nicht doch, bester Herr Doctor. Ein Paar Worte von meiner Schwägerin und wenn Sie wollen, Ihre Bemerkung des Empfangs, mehr auf keinen Fall."

„Es hat bisweilen sein Gutes, vorsichtig zu sein."

„Und ob es das hat! Sie glauben nicht, wie oft ich das zu meinem Schaden inne werde. Alter Geschäftsmann, der ich bin, aber Mißtrauen hab' ich noch nicht gelernt. Und doch sollte das Jeder, der heutzutage vorwärts will. Lug und Betrug sind die Tagesordnung. Man geht mit seiner Ehrlichkeit unter."

„Aber das Sprichwort: Ehrlichkeit währt am längsten, gilt immer noch."

„Und auch das ist wahr, daß der Krug so lange nach Wasser geht, bis er bricht. Wann glauben Sie, daß die Scheidung erreicht sein kann?"

„Die Anwälte sprechen von acht bis zehn Monaten."

„Die Anwälte! Es würde mir leid sein, führten nicht Sie die Sache meiner Schwägerin."

„Das kann ich nicht; ich habe noch nicht die Erlaubniß, vor der Scheidungsbehörde zu prakticiren."

„Und werden sich auch nicht darum bewerben. Wenigstens komme ich mit einem dahin abzielenden Vorschlage. Sie hat-

---

bis zum Roman durchgearbeitet war, nichts gebracht. Spindler war durch seinen Vogelhändler von Imst wieder in erste Linie getreten, und die zwei ersten Bände dieses Volksromans gehören zum Schönsten, was wir in dieser Art besitzen. Er hat diesen Pfad zwar nicht verlassen, aber er hat so viel kleine Fußwege daneben aufgesucht, daß wir kein vollständiges Genüge erhalten haben. Sein diesjähriges Taschenbuch Vergißmeinnicht nämlich, durch den wohlfeilsten Preis auf das größte Publicum berechnet, bringt eine große Menge kleiner Erzählungen. Sie sind meist hübsch und kräftig, und das große Publicum wird dabei seine Rechnung finden; wir aber haben keinen Roman erhalten. Ich weiß indessen, daß er schon weit vorgerückt ist in einem Roman aus unserer kleinen Reichsbürgerzeit des vorigen Jahrhunderts, und ich freue mich sehr darauf. Hier wird soziales Wesen sein ohne Sternis der Romanseele. Spindler kommt aus dem Schooße des Talents zu den besonderen Absichten. Und so muß es sein. Wer von besonderen Absichten aus, auf dieß gedachten Wegen einen Roman schaffen will, der wird nie ein ergiebiges Ziel finden.

Sternberg hat in diesem Jahre die Erfahrung gemacht mit seinem Romane „Jena und Leipzig." Man hat vielfach gefunden, daß dies ein schöner Vorwurf sei. Die Entwicklung und Erhebung eines Staates ist in diesen Entpunkten eingeschlossen. Aber dies ist die Seele eines Geschichtswerkes. Die Seele eines Romans ist Persönlichkeit, nicht aber ein Zeitabschnitt. Was ist nun entstanden? Natürlich hat Sternberg, ein geistreicher Mann, Personen geschaffen, welche die Eigenthümlichkeiten jener Zeit in sich darstellen, und so lange es sich um Exposition handelt, meint man, er werde den Titel besiegen. Aber theils hat er wohl bald eingesehen, daß er nicht so viel Personen ausstatten könne, als nöthig wären zur Darstellung eines so großen Abschnittes, und hat neue und neue, dem Roman nicht eingeweihte Personenschaften, blos skizzirende, dem Roman obliegende Scenen eingeworfen, um doch einigermaßen der Idee des Titels zu genügen — theils hat er sich seinem Naturell überlassen, welches der größeren Composition eines Romans durchaus nicht günstig ist. Dies Naturell hat keinen ächten Glauben an die erfundenen Vorbereitungen; die Erfindungen der Phantasie interessiren dasselbe nur in so weit, als sie ein witziges Spiel des Geistes sind. Die Skizze, die Scene, die Schilderung genügen ihm, wo es sich aber um das eigentliche dramatische Zusammentreffen im weiteren Verlaufe des Romans handelt, da versiegt ihm der Antheil. Und so läuft die zweite Hälfte unruhig auseinander, und nur pflichtgemäß, nicht aber gemäß romantischer Illusion, werden gegen das Ende die angelegten Persönlichkeiten wieder aufgegriffen und zum Abschlusse gebracht. Das Resultat ist ein Buch, welches nicht Fisch noch Vogel, nicht geschichtliche Schilderung und nicht Roman ist, welches also unerquicklich wirkt.

Heinrich Koenig ist fortgefahren in seinen Novellen deutschen Lebens. Auf seine „Regina" hat er die „Beremite" gebracht. Die Absicht dieser Novellen ist gewiß sehr lobenswerth, ich glaube nur: sie steht noch zu sehr im Vordergrunde. Der Gedankentheil ist noch nicht innig genug in der Erzählung aufgegangen; er geht deutscher Gewohnheit nach zu selbstständig und angebunden in der Erzählung umher, und schmälert dadurch den Reiz der Erzählung. Koenig ist ein so gedankenvoller, besonders in den Gedankenkreisen des religiösen und kirchlichen Bedürfnisses so bewanderter Mann, daß er ganz füglich seine Erzählung so einrichten könnte, als wollte er eben nichts weiter als erzählen. Die Bedeutung würde nicht mangeln, und er würde sich getrieben sehn, der Technik des Erzählens aufmerksamer und knapper nachzugehn. So viel ich weiß, ist er jetzt mit Bearbeitung eines Romanstoffs aus unserer vaterländischen Geschichte beschäftigt, und wir dürfen sicher

ten früher den Gedanken, einen Platz auf unserer gelehrten Rathsbank anzunehmen. Darf ich hoffen, daß Sie ihn noch hegen?"

„Ich habe ihn aufgegeben."

„Wirklich? Nun ich frage nicht nach dem Warum. Sie können nur durchschlagende Gründe haben. Allein mir und Vielen geschieht dadurch ein Herzeleid. Ist Ihr Entschluß unwiderruflich?"

„Der Eintritt in das Rathscollegium schließt die Laufbahn des Advocaten, und abgesehen, daß ich nach mehrjähriger Praxis dort nützlicher sein könnte, nöthigen mich meine Verhältnisse zum Erwerb."

„Den ersten Punkt erlauben Sie mir unberührt zu lassen. Männer wie Sie genügen jedem Posten. Den Erwerb anlangend, sollte da nicht gerade die Rathsherrenstelle den Vorzug verdienen? — Nicht daß ich an einer schnell aufblühenden, einer guten praxis zweifle; aber quartaliter so und so viel, hübsche Accidenzien ungerechnet, hat auch sein Angenehmes." — Des Doctors Schmeicheln für ein Schwanken seines Entschlusses haltend, fuhr der Commerzienrath fort: „Es ist wahr, das Einkommen der untersten Stelle ist gering; es mehrt sich aber mit jedem Aufsteigen, und die dritte Stelle, die Ihnen zu Theil werden würde —"

„Stehen so viele Vacanzen bevor?" fragte Doctor Graf.

„Eine haben wir durch den Tod des Hofrath Hartlieb; zwei andere Herren werden resigniren, die Doctoren Schwarzkopf und Kleinmichel. Unter uns, wir mergen sie aus. Wir bewerben uns nicht Rechtsgelehrte pro forma, sondern pro essentia. Allerdings fehlt es weder an Bewerbern, noch an Protection. Aber ich darf mich rühmen, daß meine Stimme nicht ohne Einfluß ist, und bis Sie höher rücken, läßt sich das Feld durch Manöverirei vermehren. Das gehört in mein Departement."

Eine heimliche Stimme erinnerte Eduard an die Warnung: Traue, schau, wem. Er dankte dem Senator, wollte den Vorschlag überlegen und that so wenig zur Fortsetzung des Gespräches, daß Jener bald entsprach — mit der dringendsten Bitte, ihn durch eine bejahende Entscheidung zu erfreuen. Aber Eduard blieb bei seinem Vorsatze und zeigte es dem Commerzienrathe ebenso höflich als einfach an. Um so größer sein Erstaunen, etliche Wochen später diesen bei sich eintreten zu sehen. „Sie werden dem Zudringlichen das Haus verbieten," rief er noch in der Thür; „doch wäre das insofern ungerecht, als Sie mir das Gebührniß gestatten müssen, Sie zu sprechen."

Doctor Graf verbeugte sich und bot Platz zu nehmen.

„Ich will Sie nicht lange belästigen," sagte der Commerzienrath, „denn Ihre Zeit muß kostbar sein. Wo ich von Prozessen höre, wird Doctor Graf genannt, und noch gestern meinte Doctor Schmeichlaus, der einzige Trost der hiesigen Advocaten werde bald der sein, daß Sie nicht beiden Parteien dienen können. Man tröstert von einem Zaubermittelchen, das ein ägyptischer Brougham Sie gelehrt."

„Doctor Schmeichlaus ist ein Freund von Hyperbeln," lächelte Eduard, „und ich wünschte wohl, Ihre gütige Auslegung annehmen zu dürfen."

„Für die Wahrheit wollen Männer von Fach bürgen. Mir bleibt nur das relata refero. Aber würde wohl Ihre Zeit erlauben, sich einer Angelegenheit zu unterziehen, die nicht unmittelbar und gegen mich gerichtet ist?"

„Und das fragen Sie?"

„Der Widerspruch ist leicht gelöst. Nach dem Willen seines Vaters habe ich das Vermögen des Baron Ehrenrüssel bis zu dessen vierundzwanzigstem Jahre zu verwalten. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen und es handelt sich nun um Abnahme der Rechnungen. Der Baron lebt in München. Ich hatte gewünscht, er möchte sich hier einfinden. Statt dessen schreibt er, daß ihm das unmöglich sei, und schickt mir — ein Vertrauen, das ich zu schätzen weiß — ein nach meiner Wahl an einen hiesigen Sachwalter abzugebendes Vollmacht-Blanket. Indem ich daher den Ihnen anfrage, ob Sie die etwas voluminöse Sache übernehmen wollen, habe ich gewiß nicht Unrecht, es eine Sache gegen mich zu nennen."

„Insofern meine Erinnerungen vielleicht gegen Sie ausfallen müßten, allerdings," erwiderte Doctor Graf. „Zu Annahme des Auftrags bin ich bereit. Sie werden am richtigsten ermessen, wie der Herr Baron von mir denkt."

„Das kann schon im Allgemeinen nicht zweifelhaft sein, und eine gewisse kleine Eifersüchtelei — Sie verstehen — muß jetzt aufhören, da der Baron mit der Tochter seines Oheims sich verlobt, und eben deshalb zur Reise nach hier keine Zeit hat. Sie erlauben also, die Papiere sammt Blanket an Sie abzuliefern?"

Eduard hat zu bestimmen, wann er sie abholen lassen sollte. Der Commerzienrath nannte eine Stunde und setzte hinzu: „Wegen Uebergabe des Vermögens habe ich mit dem Baron mich desenders vereinigt, doch führere ich Ihnen Ihre Kosten. Und seien Sie da nicht zu bescheiden. Die Arbeit ist schwierig, der Baron reich und der Arbeiter seines Lohnes werth. Nur bitte ich die Sache zu fördern." — Doctor Graf versprach das und hatte den Commerzienrath in's Vorzimmer begleitet, als dieser plötzlich sagte: „Noch Eins, Herr Doctor; Sie haben für einen gewissen Blechschmidt eine Beschwerde beim Rathe eingereicht. Der Gegenstand schlägt in mein Ressort. Ich habe mit dem Manne gesprochen; er will seine Beschwerde, weil sie ungegründet, zurücknehmen und wird deshalb heute oder morgen zu Ihnen kommen. Es wäre mir lieb, wenn Sie das beschleunigten."

„Ich werde es nicht verzögern," antwortete Doctor Graf, und unter herzlichstem Danke eilte der Commerzienrath die Treppe hinab.

Als Haberkorn die Papiere brachte, behändigte er seinem Herrn ein Packetchen. Es enthielt das Blanket, dreihundert Thaler und die Beischrift:

„Ueber Anliegendes wollen wir uns seiner Zeit berechnen. Ihr G."

Doctor Graf schrieb augenblicklich zurück:

„Anliegendes wieder an sich zu nehmen bittet Dr. G."

Bald nach seiner Rückkehr meldete Haberkorn: „Jonathan Blechschmidt wünscht den Herrn Doctor zu sprechen," und auf Eduard's Antwort: „Soll hereinkommen," bewegte sich ein dürftiger Mann in grauemeliertem Ueberrocke langsam durch die Thür und blieb, den Hut in beiden Händen, an der Schwelle stehen. „Guten Morgen, Jonathan," sagte Doctor Graf.

„Ehrerbietigsten guten Morgen, hochedler Herr Doctor," versetzte Jonathan.

„Ei, ei, Jonathan, was hab' ich hören müssen!"

„Daß Jonathan Blechschmidt ein Esel gewesen."

„Weniger ein Esel als eine Katze."

„Halten zu Gnaden, hochedler Herr Doctor, gekratzt hab' ich nie. Den Esel will ich auf mich nehmen, er ist ein treues Thier."

„Ich weiß, Jonathan, Ihr habt meinem Vater redlich gedient — setzt Euch."

„Und hat mir's redlich vergolten, Gott hab' ihn selig; bin ja durch sein Legat und Ihre Güte in's Josephs-Spital gekommen."

„Wo ich wünsche, daß es Euch besser ginge."

„Ist mir ein Paar Jahre gut gegangen und wird mir wieder gut gehen."

„Aber wie ist das, Jonathan, als Ihr mir die Beschwerde gegen den Hausverwalter auftrugt, bat ich Euch, mir keinen Wein einzuschenken, und jetzt höre ich, daß Ihr das nicht gethan."

„Soll mir der Abendmahlwein — aber ich will nicht schwören. Was ich Ihnen erzählt, war die blanke Wahrheit."

„Gleichwohl kommt Ihr jetzt Eure Beschwerde als grundlos zurücknehmen; wie verträgt sich das?"

„Schlecht, hochedler Herr Doctor, und deshalb bin ich ein Esel gewesen, der sich hat beim schlagen lassen. Damit ist's nun aber aus, und statt zu widerrufen, schreie ich desto lauter."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Doctor Graf, „wie meint Ihr das?"

„Ich meine, es bleibt bei der Beschwerde, und das ganze Spital will mit unterschreiben."

„Gut, oder vielmehr nicht gut; besser, der Beschwerde wäre abgeholfen."

„Das ist aber nicht, hochedler Herr Doctor; erst blieb's beim Alten, dann ging's so so, dann schickte der Herr Commerzienrath Großmann nach mir. Erst ließ er mich hart an und nannte mich einen Krakehler. Ich ein Krakehler! Den würde der selige Herr Vater nicht 31 Jahre, 10 Monate und 9 Tage um sich geliden und denn mit einem so schönen Legate bedacht haben! Aber, Jonathan, sagte der selige Herr, nachdem er sein Testament gemacht —"

„Ich höre Euch gern von meinem Vater sprechen, doch heute bin ich pressirt. Ihr wißt, man hat nicht immer Zeit. Also wie war's mit dem Herrn Commerzienrathe?"

„Nun, nachdem er mich schlecht gemacht, macht' er mich wieder gut, er sagte, ich müsse ein Rabulist oder ein tüchtiger Kerl sein, weil das ganze Spital mich zum Sprecher gewählt, fragte nach meinem Sohne, den sie mir unter die Soldaten gesteckt, und ob ich ihn gern los hätte, und als ich das bejahte, denn es bricht mir's Herz, hochedler Herr Doctor, wenn ich daran denke, daß mein Wilhelm rechts und links um machen muß, und so sagte ich, ich wolle Alles dafür hingeben, meinen Wilhelm los zu haben, und da sagte der Herr Commerzienrath: „Jonathan," sagte er, „wenn Du Deine Beschwerde für ungegründet erklärst, zum Herrn Doctor Graf gehst und ihm sagst, Du hättest Dich übereilt oder hättest einen Zohn auf den Hausverwalter gehabt, und wenn Du Dir ein Schreiben bestellst, worin das bemerkt ist, und das Schreiben in den nächsten Tagen beim Rathe übergiebst, und dafür sorgst, daß die anderen Spitalisten auch Ruhe halten, so will ich wegen des Fleisches und sonst schon Aenderung treffen und Dein Sohn soll in drei Wochen los sein." Nun, sehen Sie, hochedler Herr Doctor, wären Sie je in den Umständen gewesen, einen Sohn unterm Militär zu haben, Sie würden's fühlen, wie einem Vater zu Muthe ist, und so sagte ich zu Allem ja und wollte Alles thun, was der Herr Commerzienrath verlangte. Das war gestern Nachmittag. Seitdem ist mir die Sache beständig im Kopfe herumgegangen. Meinen Wilhelm möchte ich gern los haben, aber mich so geradezu aufs's Maul schlagen lassen, wollte mir doch auch nicht zu Sinne, und wie ich heute Morgen von Wilhelm horchte, was die Spitalisten dazu sagen würden, da meinten Alle, ich müsse die Sache durchfechten, wenn ich ein ehrlicher Kerl wäre, und der Hausverwalter müsse fortgeschickt werden. Und da will ich denn lieber ein ehrlicher Kerl sein als meinen Wilhelm los haben." Dabei wischte Jonathan sich die Augen.

„Demnach bleibt's bei der Beschwerde?" fragte Doctor Graf.

„Bleibt; und weil ich mir's denken konnte, daß der Herr Commerzienrath Ihnen von unserer Conversation erzählen würde, wollte ich's Ihnen lieber selbst sagen, und daß alle Spitalisten mit unterschreiben wollen."

Doctor Graf erklärte Letzteres für unnöthig, lobte Jonathan, daß er sich nicht zu einer Lüge habe verleiten lassen, wollte wegen Wilhelm zusehen und erntete des alten Mannes heißesten Dank. Noch denselben Tag erkundigte er sich nach dem Stande der Beschwerde. Sie war gegen den Hausverwalter des St. Josephs-Spitals gerichtet, weil er den Spitalisten statt gesunden Roggenbrodes Kleienbrod, statt frischer Butter ranzige, statt kräftigen Biers Gorent und an Oel und Brennmaterial immer weniger gegeben. Bei seiner Vernehmung hatte er das nicht geläugnet, sich jedoch auf den Befehl seines Vorgesetzten, des Herrn Commerzienrath Großmann, bezogen. Die Sache gehörte zum Ressort des Senator Schwerzkopf, eines von den Männern, die in Demuth und Geduld sich so lange mißhandeln lassen, bis ihre Demuth in Starrsinn, ihre Geduld in Empfindlichkeit übergeht, und die dann in demselben Grade hart sind, in welchem sie fügsam waren, kratzen, wo sie nicht in's Gesicht schlagen, treten, wo sie nicht wieder getreten werden dürfen, und der mit solcher Gesinnung seit geraumer Zeit dem Commerzienrathe Großmann feindlich gegenüber stand. Ohne Verzug decretirte er daher: „Herrn u. s. w. Großmann zum Behuf seiner binnen vierzehn Tagen zu bewirkenden Auslassung citissime zuzufertigen," und schon die Buchstaben, die, statt wie gewöhnlich neben einander zu liegen, sich zierlich an einander reihten, bezeugten das Wohlbehagen, mit welchem der Senator sie geschrieben. Die „Auslassung" erledigte sich, wenn inzwischen der Widerruf einging, und wie sehr der Commerzienrath diesen wünschte, ersah Doctor Graf wenige Tage später aus folgendem Billet:

„Geschätztester Herr und Freund!

Bis gestern Abend war Blechschmidts Widerruf nicht eingegangen. Bitte, reichen Sie ihn noch heute ein. Es scheint, Blechschmidt will ihn nicht zu Protokoll geben, und ein Schrei-

---

vom Verfasser der „Neben Braut" und der „Waldenser" etwas Würdiges erwarten.

Doch des sind Aussichten, und das Publicum fragt nach Dem, was vorhanden. Jakob von der Nees ist vorhanden, und hier wartet man nicht auf den Rath der Kritiker, ob man lesen solle oder nicht. Man liest. Wird man befriedigt? Schwerlich. Seit dem sehr schwachen dritten Theile Thormun's bleibt Frau Paalzow hinter St. Roche zurück, und ihre Bücher speisen auseinander wie Kalk- oder Schiefersteine. „Nees" ist der einzige große Roman, welchen uns die Saison gebracht, und er ist nur mühsam zu lesen, weil er sich ohne hinreichenden Mittelpunkt des Interesses über zu viel Generationen, Personen und Verhältnisse breitet. Da nun auch die Darstellungsweise der Verfasserin eine ziehende und überall ausruhende ist, so wird das Buch in hohem Grade schleppend, und einige gelungene Abschnitte bilden nur die zu schwachen Lichter für so breite Schatten. Ich glaube, die Verfasserin muß auf ein System von zwei Bänden übergehen, damit sie sich selbst nöthige, in einem engeren Kreise geschlossener einherzuschreiten. Das Publicum, welches nach Thormun und Nees noch geneigt ist, ihr auf den weiten Umwegen der dicken drei Bände zu folgen, schmilzt auch sehr zusammen, und beschränkt sich schon auf jene Mittelclasse, welche selbst ohne Sieg tapfer ist in Bewältigung sogenannter löblicher Bücher.

Ein tüchtiges Romantalent, Ludwig Storch, ist nach langer Unterbrechung wieder aufgetreten mit einem Romane „Mar von Eigl," der wie ich höre von einem großen Theile des Publicums interessant gefunden wird. Ich finde darin die Uebelstände eines zu langen Stillschweigens, welches den Verfasser überkauft hat mit Personen und Situationen. Die Anlage hat dadurch den Zauber verloren, welcher gewisse Gestalten und den Hauptgang umschweben muß, und welcher nur erreicht wird durch eine innerlich reiche, wohlgeordnete Sparsamkeit der Grundirung. Storch geht verschwenderisch um mit seinem Material, und dadurch bekommt das Buch etwas Wüstes. Ein zweiter Roman „Der Fürst des Libanon" soll in Kurzem folgen. Hoffen wir, daß Storch hierin die unerläßliche ästhetische Oekonomie wiedergewonnen.

Aus Zeitschriften und Taschenbüchern war seit einigen Jahren der Name Adalbert Stifters günstig bekannt worden. Man lobte die Innigkeit und die Anmuth seiner Schilderungen. Jetzt sind zwei Bände „Studien" in sehr schöner Ausstattung von ihm erschienen. Die Vorzüge darin gehen in kleinen Schritten, so viel ich bei flüchtigem Einblick gesehn, das Buch muß also langsam gelesen werden, wenn man ihm gerecht werden soll, und ich verschiebe deshalb eine Beurtheilung desselben auf den nächsten Bericht.

Neben diesem poetischen Oestreicher ist ein junger böhmischer Poet in diesen Wochen zum ersten Male aufgetreten, Gott sei Dank ein deutscher Böhme, und hat uns überrascht durch liebenswürdige, von großem Talent zeugende Dichtungen. Sein Name ist Moriz Hartmann, und der Band Dichtungen führt den Titel „Reich und Schwert," an die Hussitengedenken erinnernd, welche ja ihrer Zeit einen gar respectablen Sinn selbstständiger Reform darstellten. Das Schicksal Böhmens, seit jener Zeit in steter Abhängigkeit, spielt in zweiter Hälfte der Dichtungen die elegische Rolle und hat den Titel geboten. Die Form ist noch nicht ganz durchgebildet, die Grundrisse sind noch nicht umfassend und stark, aber der ganze Sinn, die ganze Auffassung und Auffassung sind echt dichterisch, und wir können sagen: es ist ein süddeutscher Poet mehr vorhanden. Gott sei Dank! sagte ich oben und meinte damit das neuerdings gegen Deutsch-Böhmen erregte und gemeinsam bearbeitete Czechenthum, welches solchergestalt von deutschen Böhmen die würdigste Antwort

den ist wohl auch dessen. Ich behalte einer freieren Zeit die Erwähnung des Grundes vor, der mir die Beseitigung eines, meine Person kaum berührenden Gegenstandes wünschenswerth macht. Ich war immer der gute Narr, der sich für Andere aufopfert. Leihen Sie mir diesmal Ihre Unterstützung und seien Sie, ungeachtet der, wohl auf einem Mißverständnisse beruhenden Rücksendung, der kräftigsten Bethätigung meines Dankes im Voraus versichert. Der ich nie ein Anderer sein kann als

v. h., den — — — Ihr Freund und Verehrer
Großmann.

P. S.

Hätten Sie die Güte, die Besorgung unserer Wechselproteste zu übernehmen? Auch muß ich Sie nächstens mit wichtigen Geschäften behelligen.

Ganz der Obige."

In seiner Antwort bejahte Doctor Graf die Frage der Nachschrift, meldete aber zugleich, daß sein Client die Beschwerde nicht zurücknehmen wolle. Früh am folgenden Morgen erschien Jonathan. „Ich muß Sie schon wieder überlaufen, hochedler Herr Doctor," begann er; „aber ich kann mir nicht helfen, der Herr Commerzienrath Großmann läßt mir keine Ruhe. Gestern Abend ließ er mich zum Hausverwalter rufen, und wie wir allein waren, fragte er, ob ich jetzt zufrieden sei und ob die anderen Spitalisten es auch wären? Ohne Trug und Sünde mußte ich Ja sagen. Also sagte ich Ja. „Nun," sagte er, „da ist kein Grund vorhanden, warum die Beschwerde fortgehen soll. Nehmen Sie sie zurück," — und es ist wahrhaftig wahr, hochedler Herr Doctor; der Herr Commerzienrath nannten mich Sie. Ich mache mir Nichts daraus; aber ich erwähne es nur, weil" —

„Und wie endigte Ihre Conversation, Herr Blechschmidt?" lächelte Eduard.

„Herr und Sie, das geht nicht," versetzte Jonathan, seinen grauen Kopf schüttelnd; „von Anderen will ich mir das gefallen lassen, nicht vom Sohne meines seligen Herrn. Schon das Ihr ist mir nicht recht; früher nannten Sie mich Du."

„Also, wie endigte Deine Conversation, lieber Jonathan?"

Der alte Mann stand auf, schüttelte nassen Auges dem Sohne seines ehemaligen Herrn die Hand, setzte sich und fuhr dann fort: „Erst wußte ich nicht, was ich dem Herrn Commerzienrathe antworten sollte, dann besann ich mich und sagte, ich hätte mich ja nicht darüber beschwert, wie wir es jetzt hätten, sondern wie wir es damals gehabt. Da meinten aber der Herr Commerzienrath, das sei Alles Eins. „Würden Sie die Beschwerde jetzt anstellen?" sagte er. Nein, sagte ich. „Und warum nicht?" sagte er. Weil wir es jetzt nicht nöthig haben, sagte ich. „Also haben Sie es so gut, wie Sie es verlangen können?" sagte er. Ja, sagte ich. „Und damit Sie es so bekämen, beschwerten Sie sich?" sagte er. Ja, sagte ich. „Nun haben Sie es so bekommen, was wollen Sie weiter?" sagte er. Und sehen Sie, hochedler Herr Doctor, da wußte ich wieder nicht, was ich antworten sollte. Und wie ich so schwieg, sagten der Herr Commerzienrath: „Mir kann's gleich sein, was aus der Beschwerde wird; sie geht den Hausverwalter an; aber ich sollte denken, jeder Spitalist müsse den Hausverwalter lieber zum Freunde als Feinde haben." I nun freilich, sagte ich. „Da haben Sie's, mein guter Blechschmidt," sagten der Herr Commerzienrath; „hätten Sie die Beschwerde nicht angestellt, wäre sie nicht da; nehmen Sie sie zurück, ist sie auch nicht da. Also ist das Alles Eins. Und Ihren Sohn, den Wilhelm, kann ich leis machen. Soll ein wackerer Junge sein, ein Gärtner, wie ich höre. Ich brauche einen Gärtner in Klitschdorf, würde sich gut stehen. Aber wie gesagt," sagten der Herr Commerzienrath, „erst muß die Beschwerde bei Seite sein. Uebrigens, lieber Blechschmidt, haben Sie dazu keinen Advocaten nöthig; wir können das hier auf der Stelle abthun." Und sehen Sie, hochedler Herr Doctor, hätten der Herr Commerzienrath das nicht gesagt, wer weiß was geschehen wäre. Aber ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer und guter Rath schafft gute That."

„Wie so?" fragte Doctor Graf.

„Das will ich Ihnen ausführlich erzählen."

„Nur die Hauptsache, lieber Jonathan."

„Schön, nur die Hauptsache. Es mögen 20 – ja, 20 Jahre sind's, denn die Preußen waren an den Rhein marschirt, da hatte ich ein Paar Hundert Thälerchen erspart" —

„Und verborgtest sie."

„Und verbergte sie an einen guten Freund, einen Schulkameraden und Schuhmachermeister" —

„Der Freund bezahlte keine Zinsen, Du wolltest das Capital wieder haben und konntest es nicht bekommen."

„Just so. Sagen Sie mir nur, hochedler Herr Doctor" —

„Kenne das schon; und Du verklagtest den Freund."

„Und ich verklagte den Freund. Der selige Doctor Lämmermeier diente mir. Erst that der Schuhmacher, als wäre ihm das wie Wurst. Aber der Doctor versalzte sie ihm und da kam er eines Abends zu mir und sagte: „Jonathan," sagte er, „wir sind Schulkameraden" —

„Und bot einen Vergleich."

„Und bot einen Vergleich, oder vielmehr keinen Vergleich, sondern bat mich, ihm drei Wochen Frucht zu lassen und nächsten Sonntag bei seinem zweiten Kinde Gevatter zu stehen, und wie ich mich hatte erbitten lassen, wegen der Frucht meine ich, sagte Beilbrecht, zustemmt wie der Herr Commerzienrath, ich hätte dazu keinen Advocaten nöthig, und holte ein Papier aus der Tasche, las mir das vor und das unterschrieb ich. Aber mein Lebelang vergeße ich den Doctor Lämmermeier nicht. Er bestellte mich zu sich, und wie ich zu ihm kam, „Jonathan," schrie er, „er ist ein rechter Esel!" — Doctor Graf lachte laut auf. — „Sie haben gut lachen; mir war's gar nicht so. Beilbrecht hatte sein Häuschen verkauft und sich aus dem Staube gemacht. Ich bekam Nichts und mußte noch Kosten bezahlen. Das hab' ich mir gemerkt und" —

„Und kommst nun, mich wegen des Widerrufs zu fragen?"

„So einigermaßen; doch ist mir's, als brennmarke ich mich damit zum Lügner, und so soll mich Keiner schimpfen. Ich denke daher, wir lassen's, wie's ist."

Jonathan's Entschluß löste die zwischen Doctor Graf und dem Commerzienrathe angeknüpfte Geschäftsverbindung. Kein Wechsel wurde ferner zum Protestiren gebracht; das Betheiligen mit wichtigen Angelegenheiten unterblieb und Baron Ehrenrüffel wünschte die Rechnungen selbst durchzusehen. Auf der anderen Seite nahm Jonathan's Beschwerde eine für den Commerzienrath sehr verdrießliche Wendung. In den Händen eines ihm befreundeten Senators würde sie, da Jonathan um den Fortgang sich nicht kümmerte, wahrscheinlich eingeschlummert sein. Aber Senator Schwarzkopf gönnte ihr kaum die Ruhe der gewöhnlichen Fristen. Als die „Auslassung" nicht einging, erfolgte ein Excitatorium. Als dieses keine Wirkung hatte, wurde mit Berichterstattung gedroht. Jetzt reichte zwar der Commerzienrath die Auslassung ein, aber beim Vortrage stellte Senator Schwarzkopf die Mängel in so helles Licht, sprach von der aus Gewinnsucht gräbten Unbill mit so glühender Beredsamkeit und zeigte die Verpflichtung zu größter Strenge gegen den Mißbrauch der Gewalt und die Verletzung des öffentlichen Vertrauens in so erschütternder Wahrheit, daß sein Antrag auf Berichterstattung genehmigt und er für einen Mann erachtet wurde, dem es zur Veranschaulichung seiner Geistesgaben bisher nur an Gelegenheit gefehlt.

Die sprichwörtliche Erfahrung, daß es eine Laune des Schicksals, die Bagatelle seiner Gunst und Ungunst in dreifacher Zahl zu geben, bestätigte sich am Commerzienrathe. Der Minister beauftragte die Regierungsbehörde mit Fortstellung der Untersuchung, und wenn hier noch vor Jahresfrist der oberste Beamte ein Mann gewesen war, der die Wage der Themis als Geldwage gebrauchte, so gleitete dagegen an seinem Nachfolger selbst der feinste Bestechungsversuch ab.

Der Gang der Untersuchung glich dem Rollen des Schneeballs. Jonathan's Beschwerde ergab sich als wahr — ein beträchtlicher, vom Commerzienrath berechneter Unterschleif wurde herausgerechnet — die Senatoren Schwarzkopf und Kleinamicht drangen auf Revision seiner Rathsgeschäfte — überall Mißbrauch, Berkäuflichkeit, oft die größte Bevortheilung. Während jenes Letzteres nur die Folge hatte, daß der Commerzienrath die sich angemaßten Gelder zurückerstatten und von der Rathsbühne abtreten mußte, wurde er in der Untersuchungssache zu sechs Monat Gefängniß verurtheilt.

9.

Drei Vierteljahre, nachdem die Höchsten und Reichsten der Stadt sich in Klitschdorf zum thé dansant versammelt, bildete sich im kalten Nebel eines Novembermorgens vor'm Hause des Commerzienrath Großmann ein Trauerzug. Er sollte ihn zum Friedhofe geleiten. In der Frühstunde des Tages, der ihm zum Antritt seiner Strafe bestimmt worden, hatte ein Schlagfluß sein Leben geendet. Doch schien der Tod ihn nicht überrascht zu haben, denn Abends vorher hatte er seine diesfallsigen Verfügungen getroffen.

Sechs in Schwarz gekleidete Männer hoben den braunen Sarg mit vergoldeten Nägeln und Handhaben auf den Wagen. Ein schwarzes, in Gold gesticktes und ein silbernes Crucifix tragendes Tuch breitete sich darüber, und das war der letzte Gang des reichen Mannes. Seine Wittwe vergoß Thränen des Anstandes; ihr Herz fühlte keine Trauer, ihre Pulse schlugen der erhaltenen Freiheit und ihre Gedanken gehörten der Trauerkleidung. Seine zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren in einer fernen Erziehungsanstalt und dies vielleicht der beste Theil von des Vaters Sorge für sie. Christoph grollte, weil sein Herr das Versprechen eines ansehnlichen Vermächtnisses mit in den Sarg genommen. Ehe die Köchin und die Zofe ihre erpreßten Thränen mit weißen Sacktüchern trockneten, hatten sie wegen des besseren Trauerstoffes und des volleren Handbesatzes, welchen die Zofe sich angemaßt, die Stärke ihrer Lungen erprobt, und Johann, der Kutscher, saß mit Flor um Hut und Arm so gleichgültig auf dem Bocke, als liege unter dem schwarzen Tuche vor ihm ein ihm unbekannter Mensch. Von Denen aber, die das Vergessen der Einladung zum thé dansant spät verziehen haben würden, hätten Viele bei der Einladung zum Leichengepränge sich gern vergessen gesehen und nicht Wenige wurden durch plötzliche Krankheit verhindert.

Unter Denen, die sich eingefunden, war Doctor Graf. Er hatte eine Aufforderung nicht erwartet, aber sie abzulehnen hätte ihm ein unberufenes Urtheil gedünkt über das Leben eines Mannes, der jetzt vor einem höheren Richter stand. Nicht Alle dachten wie er, und von den drei Männern, mit welchen der Ordner des Zuges ihn in den Wagen wies, schien nur Einer die Bedeutung der Feier zu fühlen. Eduard kannte sie sämmtlich blos dem Namen nach. Der Erste war ein junger Kaufmann, der Zweite angehender Advocat, der Dritte Buchhalter des Handelshauses. Den ersteren Zweien gewährte Alles, was sie in der Umgebung des Wegens erblickten, Stoff zu lustigen Bemerkungen, und als dieser erschöpft war, machten sie die häuslichen Verhältnisse des Todten zum Gegenstande ihres Witzes. Doctor Graf zügelte seinen Unwillen und gleich ihm schwieg auch der Buchhalter.

Der Kirchhof war erreicht, die Rede gesprochen, der Sarg eingesenkt, die erste Erdscholle hinabgerollt. Ein leichter Schnee träufelte nieder und legte eine weiße Decke auf das thränenlose Grab. Während der Heimfahrt läuteten die Glocken zum sonntäglichen Gottesdienste und in ihrem Rufe folgte Doctor Graf dem Bedürfnisse seines Herzens. Zurück von der stillen Andacht, fand er den Dritten seiner Wagengenossen, den Buchhalter Ehrenfried, ihn erwartend. Er begrüßte ihn mit traulichem Handdrucke und mit der Versicherung, daß es ihn freue, einen Mann bei sich zu sehen, der ihm vor Monaten einen Beweis von Wohlwollen gegeben und dem er längst dafür gedankt haben würde, wenn nicht die besonderen Umstände, unter welchen jenes geschehen, ihn davon abgehalten hätten.

„Ich konnte nicht hoffen," antwortete der Buchhalter, „einen Schuldner vorzufinden, wo ich einen Gläubiger suchte. Doch fürchte ich, daß mein Soll größer ist als mein Haben, denn in Wahrheit, Herr Doctor, wie ich Sie mir zum Danke verpflichtet, weiß ich nicht."

„Und doch habe ich gerade heute mich dessen genau erinnert; es war bei Gelegenheit eines minder ernsten Rechnungsschlusses, als zu welchem wir den Todten begleitet haben."

„Wohl entsinne ich mich, im Auftrage meines Principals Ihr Reise-Conto mit Ihnen abgemacht zu haben, doch gestattete mir meine Pflicht nicht, Ihnen eine Erleichterung zu gewähren."

„Daß dieser Zwang durchblickte, erleichterte mir das Geschäft. Ich glaubte aus einigen Ihrer Aeußerungen Theilnahme für mich folgern zu dürfen, und wie schon in dem Worte Theilnahme eine Erhöhung unserer Freude und eine Minderung unseres Schmerzes liegt, so ist ja Theilnahme auch immer der Ausdruck eines Wohlwollens, für welches wir um so dankbarer sein müssen, je weniger Anspruch wir darauf haben."

„Und gleichwohl sollte ich meinen," versetzte der Buchhalter, „das Ihnen zugefügte Unrecht sei so schwer gewesen, daß eine heitere Erinnerung daran nicht aufstemmen könne."

---

erhält. Außer Hartmann ist noch Alfred Meißner ein Viel versprechender junger Dichter in Böhmen, dessen Gedichtsammlung wohl auch in Kurzem erscheinen wird. Lange war Egon Ebert allein Vertreter unserer Poesie in jenem schönen Königreiche, und gerade jetzt, da es der deutschen Seite entrückt werden soll, erheben sich junge Talente deutscher Seele im Böhmerlande, ein schönes Zeichen, daß Geschichte der Bildung nicht verdrängt werden kann durch Geschichte bloßer Herkunft.

Unter politischen Memoiren ist der zweite Band des Ritters von Lang mir etwas spät nach seinem Erscheinen in die Hände gekommen, ich empfehle ihn aber doch noch nachträglich als sehr lesenswerth für diejenigen, welche das wunderliche Buch übersehen haben sollten. Nicht nur der eigenthümlich herbe Charakter Lang's, sondern namentlich die genaue Schilderung des Staats- und Verwaltungstreibens zu Anfang unseres Jahrhunderts in Süddeutschland geben dem Buche ein besonderes Interesse. Die Zustände Bayerns, um welche sich dieser Band gruppirt, sind hierin von erstaunlicher Curiosität. Ueber die große Politik in Deutschland bringt die dritte Abtheilung Hormayr's, „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege," die merkwürdigsten Aufschlüsse und Actenstücke. Wer mit einiger Aufmerksamkeit unserer geschichtlichen Entwicklung von Anfang dieses Jahrhunderts gefolgt ist, der kann dieses vollgepfropfte Buch nicht entbehren.

Von Henrich Steffens „Was ich erlebte" ist dies freilich nicht zu sagen, um so weniger, je mehr die Zahl der Bände anschwillt. Dennoch ist von den schon vorliegenden neun Bänden der siebente von größerem Anreiz als einer der früheren, weil darin der Ausbruch des Freiheitskrieges geschildert wird. Von geschichtlichen Notizen ist zwar wenig Neues darin, und die Unfähigkeit des Verfassers einen Kriegshergang anschaulich zu schildern, ist so unglaublich groß, daß selbst die bekanntesten Verhältnisse, wie zum Beispiele die der Schlacht bei Leipzig, unrichtig aufgefaßt sind. Aber trotzdem begegnet uns doch manches charakteristische Detail, und die liebenswürdig naive Schilderung, wie der naturwissenschaftliche Professor auch unter begünstigenden Umständen vollkommen untauglich zum Krieger gewesen, übt stellenweise einen romanhaften Reiz. Jener radicale Mangel an Orientirungssinn wirft freilich auch ein artiges Streiflicht auf die gelehrte und philosophische Laufbahn des Autors. Wie soll man ohne Ordnung- und Uebersichts-Organ einen beherrschenden Weg in der Literatur finden! Auffallend ist der ungleiche und großentheils schlechte Styl, in welchem die Schrift einherstolpert.

Nicht nur darin, sondern auch in der ganzen Fassung, welche graziös, klar und übersichtlich, bildet das neue Buch des Fürsten Pückler „Aus Mehemed Ali's Reich" einen directen Gegensatz zu dem Buche von Steffens. Der „Weltbürger" ist hier wieder ganz so lebendig wie in den ersten Briefen über England und ist dick noch dündiger, seiner Absichten sich bewußter. Eine kleine Partie architektonischer Beschreibung beim alten Theben ausgenommen, ist auch das scheinbar so weit ablegende Thema einer Schilderung des Nilthales bis in's Sennaar hinauf, dem großen gebildeten Publicum genießbar und erquicklich. Die Rückreise und die Beschreibung Syriens wird meines Wissens noch zwei Bände füllen. Dann steht zu erwarten, ob später Kleinasien, über welches der Verfasser Viel zu sagen hat, noch Gegenstand eines besonderen Buches werde.

Leipzig, Ende Januar.

Heinrich Laube.

„Ein süßes Säftchen verschleiert den Kindern die Arznei," lächelte Doctor Graf, „und in dieser Beziehung bleiben wir Kinder bis zum Grabe. Mögen Sie nun meinen Dank annehmen oder nicht, seien Sie jedenfalls überzeugt, daß ich ihn fühle und daß nur Ihre Stellung mich bewogen hat zu schweigen. Soweit diese Stellung persönlich war, hat der Tod sie gelöst."

„Da Sie auf Annahme Ihres Dankes verharren," sagte der Buchhalter, „bin ich nicht Derjenige, der solche verweigert; doch muß ich bitten, ihn gleich wieder zurückzunehmen und auf dem Conto meiner Schuld abzuschreiben."

„Das wollte ich thun, wenn Sie eins bei mir hätten."

„So lassen Sie mein Schuldbuch dafür gelten. Darin sind zu Ihren Gunsten zwei Summen notirt, deren erste ich obendrein unter einem falschen Namen auf Sie erhoben habe. Sie datirt von dem Tage, wo unsere Stadt im Maskeraden-Taumel lag."

„Sie — der Capuziner!" rief Doctor Graf.

„Ich der Capuziner," gestand der Buchhalter und erröthete; „ein sprechender Beweis, welche Verlockung eine Larve ist."

„So heiße ich im Capuziner Sie doppelt willkommen," versetzte der Doctor.

„Und verzeihen mir die Freiheit vor und nach der Maskerade?"

„Die maskirte wird mich stets an einen glücklichen Abend erinnern und Ihr Schreiben galt mir schon damals ein Zeichen freundlicher Gesinnung."

„Ich brauche nicht zu erwähnen," erzählte der Buchhalter, „daß ich vollkommen wußte, an wen ich schrieb. Auch war ich anfangs Willens, mich persönlich vorzustellen. Da hätten jedoch meine Warnungen entweder ganz unterbleiben müssen, oder zu Inconvenienzen führen können. An meiner Bekanntschaft konnte Ihnen nichts liegen. Mir aber war es besonders um Eine Warnung zu thun. Als Sie demungeachtet Ihren Saldo berichtigten, kämpfte in mir der Wunsch zu sprechen mit der Pflicht zu schweigen, und wenig fehlte, Ersterer wäre der Stärkere gewesen."

„Und hätte ich eine Verminderung erlangen können?" fragte Doctor Graf.

„Wenn Sie darauf gedrungen hätten, allerdings. Es war Maxime des Herrn Commerzienrathes, vorzuschlagen, um nachlassen zu können. Mir verbiet die Ausführung, und daß meine Stelle mich dazu zwang, wollte mich oft vor meinem Gewissen nicht rechtfertigen. Deshalb kündigte ich auch und trete nächste Weihnachten ab. Heute aber komme ich, meine zweite Schuld abzutragen. Sie ist älter als die erste und ich will nicht verhehlen, daß das Drückende derselben mich am stärksten bewog, mittelst meiner Warnung Ihnen einigermaßen einen Verlust zu vergüten, bei welchem ich hätte thätig sein müssen. Ich spreche von den Ihnen verloren gegangenen 8000 Thalern."

„Ich kenne den Zusammenhang zwischen dem Verluste dieses Capitals und der vom Commerzienrath gekauften Hypothek; allein er hatte keine juristische Verbindlichkeit, für die Erhaltung meines Vermögens zu sorgen."

„Ich weiß das, und Sie werden besser beurtheilen als ich, ob die wegen jenes Kaufes geführte Correspondenz den Ihnen gespielten Betrug offenbart. Mich aber treibt mein Gewissen, Ihnen die Papiere zu behändigen, und der Tod meines Principals giebt mir dazu die Erlaubniß."

„Diese Papiere gehören also nicht der Handlung?" fragte Doctor Graf, als der Buchhalter ein Packet Briefe auf den Tisch legte.

„Nein, sie gehörten zu den Privatangelegenheiten des Herrn Commerzienrathes. Schien fernere Aufbewahrung ihm unnöthig, wurden sie verbrannt. Diese gab er mir, sie zu vernichten. Ist mein Ungehorsam ein Verbrechen, will ich es büßen. Mir war er Gewissensskrupel. Beim Leben meines Principals sollte das Packet in meinen Händen bleiben. Jetzt mögen Sie davon den Gebrauch machen, der Ihnen der beste dünkt."

Eduard nahm das Packet, im Voraus entschlossen, es nur zu benutzen, falls dem Buchhalter kein Nachtheil daraus erwachsen könnte. Wichtiger war ihm die um jene Zeit erfolgende Scheidung der Frau von Kesla. Sie gab ihr die Freiheit, als Großmann's Tod sie zu einer Entscheidung über ihre Zukunft nöthigte. Bis zum Tode der Rechtssache hatte sie im Hause zu bleiben gewünscht. Ob sie für das Nachher einen Plan gefaßt, war Eduard ein Geheimniß, in welches er nie einzudringen gesucht. Jetzt mußte sich das ausweisen, denn schon wenige Wochen nach dem Tode ihres Gatten hatte die Commerzienräthin Großmann mit einer Freundin einen längeren Aufenthalt in Paris besprochen. Der Tag ihrer Abreise nahete, die Dienerschaft sollte entlassen, Haus und Hausgeräthe den Vormündern übergeben werden, und noch hatte Ida keinen Entschluß geäußert. Nun glaubte Eduard sich erklären zu müssen. Schon längst hatte er sich gestanden, daß sein Gefühl für Frau von Kesla Liebe sei, und auch keinen Grund gesehen, es mit dem Namen Freundschaft zu bemänteln. Das Band sollte gelöst werden, das nur ihre Hand gebunden. Seine Liebe zu ihr verletzte daher kein fremdes Eigenthum und mit sich war er einig, daß diese Liebe ihn zum Altare führen solle. Weil aber sein Gefühl wie sein Entschluß nicht das Auflodern des Momentes, sondern der klar erkannte Zustand seines Herzens und die gereifte Frucht ruhiger Ueberlegung, vergaß er die Erfordernisse nicht, welche die Ausführung bedingten. Je inniger er von der Wahrheit durchdrungen war: „die Liebe nur macht glücklich," desto weniger konnte er sich von der Ueberzeugung trennen, daß in seinem und Ida's Verhältnissen „die weinumrankte Hütte, die selbst gezogene Frucht, der Quelle klares Wasser, der Kinder Fröhlichkeit" unsichere Bürgen für den Bestand des Ehegl ückes seien. Indessen beflügelte doch auch bei ihm die Hoffnung das Erreichen seiner Wünsche, pochten auch seine Pulse für die Prüfung des ausgeworfenen Hausbedarfs nicht langsam genug und meinte er in dem, seine Erwartung weit übersteigenden Anwachsen seiner Praxis ein der Liebe günstiges Himmelszeichen zu erblicken. Demungeachtet war seit jener Stunde, wo er Ida'n seine Hand angetragen und sie unter Thränen: Nie! Nie! gesagt, kein ähnliches Wort über seine Lippen gekommen. Wie aber dies ihm kein Zeugniß seiner verminderten Liebe, so galt ihr Nein ihm nicht der Ausspruch eines unerschütterlichen Vorsatzes — er nahm es für das Nein, das noch kein Ja erlaubt. Und wie hätte er anders denken, anders folgern können?

Mehr als einmal, wenn er während des Sommeraufenthaltes in Klitschdorf an ihrer Seite gegangen, an ihrer Seite gesessen, in der einsamen Stube oder im Halbdunkel verschwiegener Bäume, hatte seine Hand in der ihren, ihr Auge in seinem, ihr Kopf an seiner Brust geruht. Mehr als einmal hatte sein Arm sie umfangen, ihr Herz seines Herzens Schlag, ihre Lippe seinen Kuß erwidert. Und war sie dann auch in sich zusammengezuckt, hatte seinem Arme sich entwunden, ihre Lippe gebebt, ihr Auge sich mit Thränen gefüllt — doch war es ein Versprechen künftiger Gewährung gewesen. Ihrer Liebe gewiß, wozu ihr Geständniß? Seiner Liebe gewiß, warum davon sprechen? Ihres Ja gewiß, weshalb es fordern? War die Stunde ihrer Freiheit gekommen, würde sie ihm traulicher in's Auge schauen, nicht mehr zittern in seiner Umarmung, und reichte er ihr die Hand zum Eigenthume, unter Thränen vielleicht, aber nicht mit Thränen des Schmerzes, die ihre in die seine legen.

Oft hatte Eduard sich den Moment gedacht, den er jetzt an der Uhr abzählen konnte, und doch war es ihm, als träte er unerwartet in sein Leben. In Ida's Seele war keine Ahnung, mit welchem Vorsatze er ihre Thür öffnete und daß, ehe er ginge, sie seine Braut sein solle. Mochte aber seine Befangenheit in ihrem Thun sich spiegeln oder lag in ihrem Benehmen etwas Ungewöhnliches, sie erschien ihm freundlich wie immer, ernster als je, und eine gewisse Feier in ihren Worten. Was selten geschah, geschah heute — das Gespräch hatte Pausen und Beide bemerkten sie entweder nicht oder scheuten sich sie zu unterbrechen.

„Wissen Sie wohl, Eduard," sagte Ida, als das Gespräch wieder stockte, und tiefe Wehmuth klang in ihrer Stimme, „daß unser heutiges Zusammensein dem Vorabende einer langen Trennung gleicht?"

„Und doch sollte es das nicht," versetzte Eduard.

„Und warum nicht? Jeder Abend kann eine Trennung ankünden. Besser wir gedenken des Unvermeidlichen, ehe es uns überrascht."

„Eine letzte Trennung ist allerdings unvermeidlich, aber bis dahin können noch viele, ich hoffe, sollen noch viele frohe Jahre uns gehören."

„Meine Schwester ist bereits mit Einpacken beschäftigt, und bevor sie geht, will ich gegangen sein."

„So schnell? Und kann Nichts Sie zurückhalten, Ida?" — Ein Seufzer begleitete Ida's Nein. „Ich mag diesem Nein nicht glauben," fuhr Eduard fort. „Schon einmal haben Sie mir ein Nein gegeben, dem ich nicht geglaubt, und mich doch gebeugt. Damals waren Sie noch gebunden. Jetzt sind sie frei und — kann Nichts Sie zurückhalten?"

„Nur der Tod."

„Nicht meine Liebe?" — Ida schwieg, ihre Hand zitterte, ihr Busen flog, ihre Augen hingen am Boden. „Nicht meine Liebe?" wiederholte Eduard. „Aeußeren Glanz kann ich nicht bieten, aber äußerer Glanz hat für Sie keinen Reiz. Genügt Ihnen ein Herz, das Sie liebt, eine Hand, die es redlich meint, und der stille Friede eines kleinen Heerds, so theilen Sie mit mir, was mein ist."

Ida hob die Augen. Sie rang mit dem Worte und vermochte nicht, es auszusprechen. Es war ein schwerer Kampf, zu schwer für ihre Kraft. Sie sank in's Sopha, ihr Gesicht verhüllend, und Eduard hörte sie weinen. Nicht lange, so richtete sie sich auf, ergriff seine Hand und sagte: „Ich habe diesen Augenblick kommen sehen und vermeiden wollen; ich habe zu lange gezögert und er hat mich ereilt. Das ist meine Schuld, Eduard, die Sie mir zu vergeben haben. Zürnen Sie mir auch nicht, daß ich eine Hoffnung genährt, der ich längst die Erfüllung verneinen mußte. Ich täuschte mich mit dem Worte Freundschaft, und an ihrer Statt, die Alles war, was ich geben durfte, gab ich, was ich nicht geben sollte. Ich liebe Sie, Eduard, wie ich nur einmal lieben kann. Aber Ihnen angehören darf ich nicht. Wir müssen uns trennen, bald, sehr bald. Lassen Sie es ohne Thränen, ohne Vorwurf sein."

„Und das Warum soll ich nicht erfahren?"

„Sie sollen es und haben ein Recht darauf."

Am nächsten Morgen hatte Eduard auswärts Geschäfte. Bei seiner Rückkehr fand er einen Brief von Ida. Eine Ahnung durchzuckte ihn. Sie hatte die Stadt verlassen. Ihr Brief war ihr Abschied, und das versprochene Warum lautete: „Ich habe Ihnen erwähnt, Eduard, daß meine Mutter auf ihrem Todtenbette mich zur Vertrauten ihrer Geheimnisse gemacht. Eins davon schreibet uns. Die Sie zur Gattin begehren, ist Ihre Schwester."

Wenige Monate später war Frau von Kesla zur Nonne eingekleidet.

Woldemar Seyffarth.

Gedicht von Nordmann.

Waffen.

Zürnst Du — so zürne wie das Meer,
Das schäumend leckt an Felsenriffen,
Die Rippen bricht den stolzen Schiffen
Und ihre Trümmer streut umher, —
So zürne wie das Meer.

Und sprichst Du — sprich wie Donners Wort,
Das auf dem schwarzen Wolkenwagen
Die tollen Sturmesrosse tragen,
Daß Echo rollt durch Welten fort, —
So töne auch Dein Wort.

Und schreibst Du — schreibe wie der Blitz,
Der mit den schnellsten Flammenlettern
Paläste, Eichen kann zerschmettern,
Die Adler schreckt vom Felsensitz, —
So schreibe wie der Blitz.

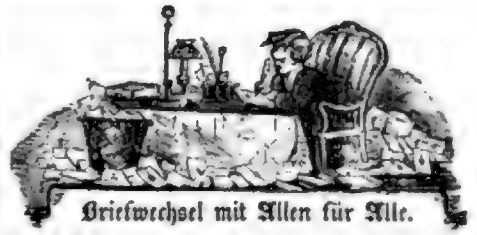
Die Zeit verlangt Zorn, Wort und Schrift, —
Sie sind der Menschheit Himmelswaffen,
Mag Jeder sie zum Kampf sich schaffen,
Genug, wenn auch nur Eine trifft, —
Sei's Zorn, Wort oder Schrift.

Die Zeit erfordert unsern Zorn, —
Gefesselt dehnt sie sich in Ketten
Auf schwankem Schiff, auf Eisenbetten,
Und träumt berauscht vom Lethehorn, —
Es treffe sie der Zorn.

Die Zeit erfordert solches Wort,
Das ihr die Scham in's Antlitz jage,
Verwerfe ihre feige Klage
Und frage nach der Freiheit Hort, —
Es treffe sie das Wort.

Die Zeit erfordert solche Schrift,
Die ihre Schmach mit ehern'gen Lettern,
Aufzeichnet in den Lebensblättern,
In die sie träumend sich vertieft, —
Es treffe sie die Schrift.

Die Zeit verlangt Zorn, Wort und Schrift, —
Sie sind der Menschheit Himmelswaffen,
Mag Jeder sie zum Kampf ergreifen,
Genug, wenn auch nur Eine trifft, —
Sei's Zorn, Wort oder Schrift.



Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn J. C. R—o in C. — Wir tragen Bedenken um unsers Bedenkens willen.

Herrn J. F. in L. — Wir entsprechen Ihrer Bitte sehr gern und danken für die Sendung.

Herrn K. H. in L. — Ihrem Wunsche soll in kürzester Frist genügt werden, noch unterliegt das Manuscript der Prüfung.

Herrn Fr. S—r in L. b. J. — Wir bedauern sie jetzt wenigstens nicht darauf eingehen zu können.

Herrn F...r in B. — Wir werden in den nächsten Tagen diesenders antworten.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 35.

Leipzig, Mittwoch den 26. Februar 1845.

I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. V. Band: 14. und 15. Kapitel. — Das Verbrechen und der Geschworenen-Ausspruch. Eine Novelle von Eduard Ludwig. (Fortsetzung.) — Kein Grab. Eine novellistische Skizze v. Nordmann. Dreißig Jahre später, Schauspiel in vier Aufzügen, von Heribert Rau. (Fortsetzung.) — Briefwechsel.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

Fünfter Band.

Der Beschützer.

Vierzehntes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Obgleich Rodin bei Lesung des zweiten Briefes von Rom eine große Ueberraschung empfunden, beabsichtigte er doch nicht, daß seiner Antwort dies Erstaunen anzumerken sein solle. Nachdem sein frugales Frühstück beendet war, nahm er ein Blatt Papier und skizzirte schnell die folgende Note in jenem schneidenden, abstoßenden Tone, der ihm gewöhnlich war, wenn er sich nicht Zwang anzuthun brauchte:

„Was man mir meldet, überrascht mich nicht. — Ich hatte „Alles vorausgesehen. — Unentschlossenheit und Feigheit tragen „stets solche Früchte. — Das ist noch nicht genug. — Das „ketzerische Rußland würge das katholische Polen. — Rom „segnet die Mörder und flucht den Opfern.*)

„— So ist's mir recht.

„— Dagegen verbürgt Rußland durch Oestreich die blutige „Niederhaltung der Patrioten der Romagna.

„— Auch das ist mir recht.

„— Die Bürgerbanden des guten Cardinal Albani genü„gen nicht mehr zur Vernichtung der gottlosen Liberalen; — „sie sind matt.

„— Das ist mir noch lieber.

„— Sie müssen marschiren.

In dem Augenblicke, wo Rodin diese letzten Worte geschrieben hatte, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die frische, klangvolle Stimme der Pompon-Rose abgelenkt, welche, ihren Béranger auswendig wissend, das Fenster Philemon's geöffnet hatte, auf dem Fensterbrette saß und sehr anmuthig und lieblich das folgende Couplet des unsterblichen Liederdichters sang:

Doch weit gefehlt, Gott kennet kein Verdammen,
Ihr, was er schuf, dem leiht er Schutz und Kraft;
Wein, den er gab, der Freundschaft heil'ge Flammen,
Und Liebe Du, die wieder zeugend schafft:
Verbindet Alle der Liebe, die ich liebe,
Um zu zerstreu'n der bösen Träume Meute!
Hut Hand das Glas, und jede Hoffnung gründe
Sich auf den Rath der braven Leute!

*) Man lese in den „Angelegenheiten Roms", dieser bewundernswürdigen Anklageschrift gegen Rom, die mir kein wahrheitsetreuen evangelischen Genius unseres Jahrhunderts verändert:

„Er lenge der Ausgang des Kampfes zwischen Polen und seinen Un„terdrückern zweifelhaft blieb, enthielt das officiöse Journal von Rom „nicht ein Wort, welches das in so vielen Kämpfen begreifliche Recht ver„legen kennte; aber kaum war es unterlegen, kaum hatte die abscheuliche „Rache des Czaren die lange Reihe einer dem Schwerte der Verdammung „der Kaiserschaft geweihten Nation begonnen, so fand dasselbe Journal „nicht beleidigende Ausdrücke genug, um die zu beschimpfen, welche das „Glück im Stiche gelassen. Man hätte indessen Unrecht, diese unwürdige „Freiheit der päpstlichen Regierung zuzuschreiben: sie befolgte blos das „Gesetz, das ihr Rußland vorschrieb: Rußland hatte ihr gesagt: Willst „Du leben? Stell' Dich dort... neben das Schafot... und flucht den „vorübergehenden Opfern!!"

(Lamennais, Affaires de Rome, p. 47. Paris, Pagnerre 1844.)

Dieser Gesang voll göttlicher Milde stach so seltsam gegen die kalte Grausamkeit der wenigen von Roden geschriebenen Zeilen ab, daß er zusammenfuhr und vor Wuth sich in die Lippen biß, als er das Lied des großen, wahrhaft christlichen Dichters erkannte, welcher der schlechten Kirche so harte Stöße gegeben.

Rodin wartete einige Augenblicke mit zorniger Ungeduld, da er glaubte, der Gesang würde fortfahren; aber Pompon-Rose schwieg oder that wenigstens weiter nichts als trillern, bald ging sie sogar zu einem anderen Liede über, zu dem des guten Papstes, das sie sang, aber ohne Worte.

Da Rodin nicht zum Fenster hinauszusehen wagte, wer diese lustige Sängerin sei, zuckte er die Achseln, ergriff seine Feder und fuhr fort.

— Etwas Anderes: — „Man muß die Unabhängigen aller „Länder außer sich bringen, — die Philosophie und Europa's „aufregen, — den Liberalismus zum Ueberschäumen bringen; „— gegen Rom Alles, was schreien kann, aufhetzen. — Zu „dem Ende vor aller Welt die drei folgenden Sätze proclamiren:

„Erstens: Es ist verdammenswerth zu behaupten, daß „man selig werden könne, in welchem Glaubensbekenntniß „man auch lebe, wenn nur die Sitten rein sind.

„Zweitens: Es ist abscheulich und abgeschmackt, den Völ„kern die Freiheit des Gewissens zuzugestehen."

„Drittens: Man kann nicht Abscheu genug gegen die „Freiheit der Presse an den Tag legen.

„Man muß den schwachen Mann dazu bringen, diese „Sätze als in allen Punkten ortodox hinzustellen, ihm ihre „gute Wirkung auf die despotischen Regierungen rühmen, auf „die wahren Katholiken, auf die Leute, welche dem Volke den „Maulkorb anlegen. — Er wird in die Schlinge fallen. — „Sind die Sätze aufgestellt, so bricht der Sturm aus, — all„gemeiner Aufstand gegen Rom, — diese Spaltung, — das „heilige Collegium theilt sich in drei Parteien. — Die eine „billigt. — Die andere tadelt. — Die dritte zittert. — Der „schwache Mann wird noch erschreckter sein als heute, darüber, „daß er Polen hat würgen lassen, er weicht vor den Vor„würfen, dem Geschrei, den Drohungen, den gewaltsamen „Spaltungen, die er hervorruft, zurück."

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Dreissig Jahre später.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von Heribert Rau.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Erster Aufzug.

Sechste Scene.

Oberst. Wilhelm.

Oberst.

Ich erwarte Dein „aber."

Wilhelm (fest aber mit bescheidenem Tone).

Ich liebe bereits.

Oberst.

Und wen?

Wilhelm.

Vater, Sie sind ein Mann von Verstand, gerecht, gütig, voll Liebe zu mir, Sie wünschen mein Glück — und so werden Sie eine Wahl nicht tadeln, wenn sie auch gegen die Gebräuche der Welt, gegen die Vorurtheile der Menschen liefe.

Oberst.

Wen liebst Du — wen?

Wilhelm.

Ein armes, aber braves Mädchen.

Oberst.

Von Adel?

Wilhelm.

Bürgerlich.

Oberst (fest und ruhig).

Gieb den Gedanken auf. Ich will Dir die Wallenrode nicht aufzwingen, Du magst eine Andere, Dir Ebenbürtige, nehmen, — nie aber willige ich in eine Verbindung mit einer Bürgerlichen.

Wilhelm.

Es ist unmöglich, daß auch Sie an den abgeschmackten und veralteten Vorurtheilen der Zeit hängen; Sie haben unglückliche Ehen, sittenlose Gatten genug gesehen. Sie waren sicher Zeuge, wie die schönsten weiblichen Blüthen dahinwelkten, weil ihnen die Seele des Lebens, die Liebe, fehlte. Sie sahen aus braven Männern Schurken werden, weil sie sich verrathen fanden. Unter Ihren Augen erstand, kränkelnd an Geist und Seele, ein mattes Geschlecht, von Aeltern-Liebe entblößt, die Frucht berechneter Verbindungen — Aeltern rangen verzweifelnd ihre Hände an dem Grabe selbstgemordeter Kinder — Kinder fluchten ihren Aeltern, die kalt ihr Glück gemordet — und all' — all' dies Elend, das nie eine Seuche über die weite Erde fährt, das mit seinem tödtlichen Hauche das geträumte Glück so vieler hoffender Seelen tödtete — es ist die Folge erzwungener Ehen.

Oberst (nach einer Pause sehr ernst).

Mein Sohn, nimm die Versicherung, daß ich Deine Begeisterung für das Wohl der Menschheit achte. Wäre ich nicht von Adel, bei Gott! ich könnte Dein Schüler werden.

Wilhelm.

Vater! — — —

Oberst.

Ich habe Gründe, triftige Gründe. Es handelt sich von Deinem Glücke in einer Beziehung, die Du nicht ahnst, nicht ahnen darfst. Du mußt eine Ebenbürtige als Gattin heimführen.

„Das paßt mir gleichfalls, und sehr gut.

„Dann ist es Sache unseres guten Hochwürdigen Vaters „an dem Gewissen des schwachen Mannes zu rütteln, seinen „Geist zu beunruhigen, seine Seele zu erschrecken."

— Zusammengenommen also: „Den Abscheu zu nähren, „seinen Rath theilen, — ihn isoliren, — ihn erschrecken, den „wilden Eifer des guten Abbati verkrüppeln, — die Gier der „Sanfedisten *) wach machen; — die Liberalen ihrer Habgier, „ihrer Plünderung, ihrer Rothzucht preis geben, — eine „Metzelei wie in Cesena, — eine wahre Fluth von Gardo„narditat. Der schwache Mann wird die Nachwehen davon „empfinden, — so viel Metzeleien in seinem Namen! Er „wird zurückschrecken... — jeder seiner Tage wird einen Ge„wissensbiß, jede Stunde ihre Schrecken und jede Minute ihre „Angst haben. — Und die Abdankung, mit der er schon droht, „wird endlich mehr werden, — vielleicht zu bald. — Das ist „jetzt die einzige Gefahr; — unsere Sache ist es, sie zu ver„hüten.

„Im Falle der Entsagung... hat mich der Großpönitenziarius „verstanden. — Anstatt einem Generale den Befehl unseres „Ordens der besten Streiter des heiligen Stuhles anzuvertrauen, „werde ich den Befehl selbst nehmen. — Von dem Augenblicke „an wird diese Miliz mich nicht mehr beunruhigen: — Gewiß „dafür... Die Janitscharen und die Prätorianer, die stets der „obersten Gewalt verderblich gewesen sind; — weshalb? — „Weil sie sich als Vertheidiger der Gewalt außerhalb der Ge„walt haben organisiren können, — daher ist ihre Macht die „Einschüchterung.

„Clemens XIV.? — ein Dummkopf. — Unsere Gesellschaft „vernichten, ein abgeschmackter Fehler. — Sie vertheidigen, — „unschuldig machen, — sich zum Vertheidiger derselben auf„werfen, — das war es, was er hätte thun müssen. Die „Gesellschaft war dann in seiner Hand, willigte in Alles; — er „nahm uns jede Kraft, einverleibte uns dem heiligen Stuhle, „der unsere Dienste nicht mehr zu fürchten hatte! — Cle„mens XIV. ist an der Kolik gestorben. Wer sich auf die „Sachen versteht, dem genügt ein Wort. — Vorkommenden „Falls werde ich an dieser Todesart nicht umkommen."

Auf's Neue erklang die zarte, frische Stimme der Pompon-Rose.

Rodin fuhr zornig von seinem Stuhle auf; aber als er den folgenden Vers hörte, den er nicht kannte, — er hatte seinen Béranger nicht inne, wie die Wittwe Philemon's, — blieb der Jesuit, der gewissen sonderbar-abergläubigen Gedanken nicht unzugänglich war, still und verwundert sitzen, indem er über dies sonderbare Zusammentreffen fast erschreckt war. Es ist der gute Pazst Béranger's, der spricht:

Was sind Könige? Vertilgbunkers!
Oder Räuber, von Teufel ganz treib,
Die mit Schimpf und mit Schandthaten prunken
Und quälen erwachen zu Ach.
Um Geld erlöst ich die Sünden
Oder wandert ihr Sünder zum Verlustab:
Drum, mein Schatz, nur gelacht,
Klink ein Tänzchen gemacht,
O seh meine Bapstrahle haben;
Herr Jazzitet nahm mich zum Erben an,
Ich bin ein ganzer Mann!

Rodin hatte sich bald von seinem Stuhle erhoben und horchte noch mit vorgestrecktem Halse, stierem Blicke, als die Pompon-Rose, wie eine Biene von einer Blume ihres Gesangvorraths zur anderen flatternd, schon den reizenden Refrain Colibris sang.

Als er nichts mehr hörte, setzte sich der Jesuit wieder mit einer Art Erstarrung; aber nach einigen Minuten Nachdenkens strahlte sein Gesicht plötzlich: er sah in diesem Zufalle eine glückliche Vorbedeutung.

Er nahm wieder seine Feder, und seine ersten Worte deuteten so zu sagen auf dieses seltsame, fatalistische Vertrauen hin.

„— Niemals habe ich so sehr an den guten Erfolg ge„glaubt als in diesem Augenblicke. Ein Grund mehr, Nichts „zu vernachlässigen. — Alles Vorgefühl erheischt einen ver„doppelten Eifer. — Gestern ist mir ein neuer Gedanke „gekommen.

„— Man wird hier in Uebereinstimmung handeln. — Ich „habe ein ultrakatholisches Journal: Die Liebe zum Aech„ten, begründet. — Seiner ultramontanen Wuth, seines „krankhaften, freiheitsmörderischen Geistes wegen, — wird „man es für das Organ Roms halten. — Ich begünstige die„ses Gerücht. — Neue Wuth.

„— Das ist mir recht.

„— Ich werde die Frage über die Freiheit des Un„terrichtes anregen, — die Liberalen werden uns unter„stützen. — Die Thoren, sie lassen uns zu dem allgemeinen „Rechte zu, während unsere Privilegien, unsere Abgabenfrei„heit, unser Einfluß im Beichtstuhl, unsere Abhängigkeit von „Rom uns außerhalb des gewöhnlichen Rechtes selbst stellen, „wegen der Vorzüge, deren wir genießen. — Doppelte Thor„heit, sie glauben uns entwaffnet, weil sie selbst entwaffnet „sind. — Eine heiße Frage; — aufregender Lärm, neuer „Anschein gegen den schwachen Mann. — Jeder Bach wird „zum Strome.

„— Das ist mir ganz recht.

„In zwei Worten es zusammen zu fassen: — der Zweck „ist der Rücktritt. — Das Mittel: unaufhörliches Quälen „und Beunruhigen. — Die Rennepont'sche Erbschaft bezahlt „die Wahl. — Sind die Preise gemacht, ist die Waare ver„kauft."

Rodin hörte plötzlich zu schreiben auf, da er an der Thür seines Zimmers, das nach der Treppe hinausging, Geräusch zu hören meinte; er horchte, hielt den Athem an: Alles wurde wieder still, er glaubte sich getäuscht zu haben und ergriff die Feder wieder.

„Ich übernehme die Rennepont'sche Angelegenheit, — den „einzigen Brennpunkt unserer zeitlichen Combinationen, — „man muß sie noch einmal umgekehrt wieder aufnehmen, — „das Spiel der Interessen, den Trieb der Leidenschaften den „dummen Koldenschlägen des Herrn von Aigrigny unterstellen; „— er war nahe daran, Alles zu verderben; — und doch hat „er sehr gute Seiten, — Weltton, — Verführung, — Ueber„blick, — aber nur eine einzige Tonleiter, — und dann ist „er nicht groß genug, um sich klein machen zu können. — In „seinem wahren Elemente werde ich ihn benutzen, — Einzel„heiten an ihm sind gut. — Ich habe zur Zeit von der „freien Vollmacht des Ehrwürdigen Vater Generals Gebrauch „gemacht; — ich werde, wenn es nothwendig, dem Vater „Aigrigny die Verpflichtungen mittheilen, welche der General „gegen mich übernommen hat; — bisher hat man ihm für „diese Erbschaft die Ihnen bekannte Bestimmung vorgeredet, „— ein guter Gedanke, — aber unbequem, — dasselbe Ziel „auf einem anderen Wege.

„Die Erkundigungen; falsch, — es sind mehr als zwei„hundert Millionen; ereignet sich das Mögliche, so ist das Zwei„felhafte gewiß, — es bleibt ein ungeheurer Spielraum. — Die „Rennepont'sche Sache ist gegenwärtig doppelt die meine, — „binnen drei Monaten werden diese 200 Millionen unser sein und „zwar durch den freien Willen der Erben; — es muß so werden. —

„Denn wenn dies mißglückt, ist der weltliche Theil mir entrückt, — „meine Aussichten werden um die Hälfte geringer. — Ich habe „unbedingte Vollmacht verlangt, — die Zeit drängt, ich handle „so, als ob sie hätte. — Beträchtliche Sachkenntniß ist „mir für unsere Pläne unerläßlich; ich erwarte sie von Ih„nen, — ich bedarf derselben, — Sie verstehen mich?

„— Der hohe Einfluß Ihres Bruders am Wiener Hofe wird „Ihnen nützen. — Ich will die genauesten Einzelheiten über „die jetzige Lage des Herzogs von Reichsstadt haben, — „den Napoleon II. der Kaiserthumsanhänger. — Kann man, „oder nicht, durch Ihren Bruder eine geheime Correspondenz „mit dem Prinzen ohne Vorwissen seiner Umgebung an„knüpfen?

„— Handeln Sie schnell, — es ist dringend, — diese „Note geht heute ab, — morgen werde ich sie vervollständi„gen... — Sie wird Ihnen wie immer durch den kleinen „Krämer zukommen."

In dem Augenblicke, wo Rodin diesen Brief zusammengelegt und unter doppeltem Umschlage versiegelt hatte, glaubte er abermals Geräusch draußen zu hören.

Er horchte.

Nach einigen Augenblicken Stille hörte man mehre Male an die Thür pochen.

Rodin fuhr zusammen: zum ersten Male seit einem Jahre, wo er in diese Wohnung kam, klopfte man an seine Thür.

Geschwind steckte er den eben geschriebenen Brief in die Tasche, dann öffnete er den unter dem Bette verborgenen Koffer, nahm ein in ein Schnurfutch gebundenes Packet Papiere heraus, legte die beiden chiffrirten Briefe, die er empfangen hatte, dazu und schloß den Koffer sorgsam zu.

Draußen fuhr man fort, mit verdoppelter Ungeduld zu klopfen.

Rodin nahm den Korb der Gemüsehändlerin in die Hand, seinen Regenschirm unter den Arm und ging ziemlich unruhig, um zu sehen, wer der lästige Besucher sei.

Er öffnete die Thür und befand sich der Pompon-Rose gegenüber, welche eine höfliche, hübsche Verbeugung machte und ihn mit ganz unbefangener Miene fragte:

— Herr Rodin? wenn ich fragen darf.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Freundschaftsdienst.

Rodin sah sich trotz seiner Ueberraschung und seiner Unruhe nichts merken. Er begann die Thür hinter sich zuzumachen, als er den neugierigen Blick des jungen Mädchens bemerkte. Darauf sagte er gutmüthig zu ihr:

— Zu wem wünschen Sie, meine liebe Tochter?

— Zu Herrn Rodin, — versetzte Pompon-Rose vermeugen, indem sie ihre hübschen blauen Augen so weit als möglich öffnete und Rodin gerade in's Gesicht sah.

— Der ist nicht hier... — sagte er, indem er einen Schritt that, um hinunterzugehen. — Ich kenne ihn nicht. Fragen Sie mal eine Treppe höher oder tiefer nach.

— O, das ist hübsch. Machen Sie sich doch lustig in Ihrem Alter noch, — sagte Pompon-Rose, die Achsel zuckend, — als ob man nicht wüßte, daß Sie sich Herr Rodin nennen.

— Charlemagne, — sagte der Socius sich verbeugend, — Charlemagne, Ihnen zu dienen, wenn ich das im Stande wäre.

— Sie sind das nicht im Stande, — versetzte Pompon-Rose mit majestätischem Tone und fügte mit schelmischer Miene hinzu, — so spielen wir also Versteck! Verändern unseren Namen... wir fürchten, daß Mama Rodin uns ausspionirt?

— Sehen Sie, mein liebes Töchterchen, — sagte der Socius mit väterlich lächelnder Miene, — Sie kommen an den Rechten. Ich bin ein guter, alter Mann, der die Jugend, die lustige Jugend liebt; also machen Sie sich immerhin auf meine Kosten lustig... aber lassen Sie mich nur jetzt gehen, — denn ich habe Eile...

*) Kaum war der Papst Gregor XVI. auf den Thron gestiegen, als er von der Gesandtschaft Bologna's erfuhr. Sein erstes Geschäft bestand darin, daß er die Ordnungen rief und die Sanfedisten auflöste; — der Cardinal Albani schlug die Liberalen bei Cesena, die Soldaten plünderten die Kaufläden, verwüsteten die Stadt, schändeten die Weiber. — In Forli begingen die Banden mit kaltem Blute Morde. Im Jahre 1832 zeigten sich die Sanfedisten plötzlich mit Medaillen, auf welchen das Bildniß des Herzogs von Modena und das des heiligen Vaters sind, mit Patronen von der apostolischen Gesandtschaft, mit Privilegien und Absolutionen. Die Gensdarmen schützten wirksam den salzenden Pöbel. — Ich schwöre, den Armen und den Alten auf den Gedanken der nichtswürdigen Liberalen zu erbittern und ohne Mitleid mit dem Geschrei der Kinder und den Thränen der Mütter und Greise sie aufzureiben. — Die von diesen Räubern begangenen Unordnungen überschritten alle Grenzen. Der Hof von Rom ergötzte die Anarchie, ergänzte die Sanfedisten in Corps von Freiwilligen, denen er neue Begünstigungen ertheilte.

(La révolution et les révolutionnaires en Italie. — Revue des deux mondes, 15 Nov. 1844.)

Wilhelm.

Als Graf Wernig muß ich es? — So könnte ich ja wohl als Wilhelm Wernig eine Bürgerliche heirathen?

Oberst.

Was? — Wie? Ich verstehe Dich nicht.

Wilhelm (ruhig und fest).

Wenn ich als Graf Wernig nicht glücklich werden soll, steige ich herab, lege die Grafenkrone zu Ihren Füßen und erkaufe um diesen kleinen Preis mein Paradies.

Oberst (erschrocken für sich).

Gerechtigkeit des Himmels!

Wilhelm

(tritt seinem Vater vertraulich näher und nimmt seine Hand).

Vater, nicht die Minute entscheide über das Schicksal zweier Menschenleben. Erlauben Sie mir, daß ich Sie über diesen Gegenstand wieder sprechen darf.

Oberst.

Nein, nein! — Fordre Alles von mir — Alles — nur folge hier meinem Willen. Ich schwöre es bei dem ewigen Gott....

Diener (tritt ein).

Herr Oberst! Feldwebel Weiß.

Oberst (zuckt).

Soll warten!

Wilhelm (zum Oberst).

Bei Ihrer Liebe zu mir — heute kein Wort mehr.

(Wilhelm und Diener ab.)

Siebente Scene.

Oberst

(allein, aufgeregt auf und abgehend, später ein Diener.)

Woher diese Aufregung? — — Will das künstliche Gebäude, das Werk einer jahrelangen Arbeit plötzlich zusammenstürzen? — Es sind beinahe dreißig Jahre verflossen, seitdem ich hierher kam; dreißig Jahre ehrenvoll, streng rechtlich verlebt — dreißig Jahre, in welchen kein Flecken meinen Ruf verdunkelte. Ich war und bin geachtet, ich stehe fest gegen eine Welt — längst vergessen hatte ich selbst, was mich täglich aus der Jugend ergötzte; ich war ruhig und zufrieden — da rüttelt der eigene Sohn an den morschen Säulen, sie wanken und drohen zu stürzen. Ha! — und Feldwebel Weiß! — Weiß? Der Name ist mir fremd — und dennoch ruft mir, so oft ich ihn sehe, eine innere Stimme zu — du kennst ihn! — kennst ihn vor früher — aus jenen Zeiten! — Wie ein höllischer Dämon verfolgt mich oft sein Gesicht — — — und dennoch — was thatst du denn? — Ist es ein Verbrechen, der todten Schlange ihr buntes Kleid zu rauben? (Entschieden zum Tische gehend, schellt, Diener tritt ein.) Feldwebel Weiß! (Diener ab.)

Achte Scene.

Oberst. Philipp Weiß.

(Weiß bleibt in einiger Entfernung und in militärischer Haltung stehen.)

Oberst (für sich).

Und doch, und doch, diese Züge sind mir bekannt. Wenn ich wüßte, wo ich sie suchen sollte. — Indessen ich sehe so viele Menschen! — (Laut und gebieterisch.) Namen!

Philipp (langsam und triumphirend).

August Lauer.

Oberst (zusammenfahrend).

Lau — Lau — Lauer?!

Philipp.

Zu dienen. Anno 1812 mit dem jetzigen Grafen von Wernig in Diensten des todten. — — Seit einem Jahre hier, Feldwebel unter dem Namen Philipp Weiß.

Und Rodin machte abermals einen Schritt nach der Treppe.

— Herr Rodin, — sagte Pompon-Rose mit feierlicher Stimme. — Ich habe Ihnen sehr wichtige Angelegenheiten mitzutheilen, Sie um einen Rath zu bitten in einer Herzensangelegenheit.

— Nun, nun, kleine Thörin, haben Sie denn in Ihrem Hause Niemanden, den Sie quälen können, daß Sie in diese hier kommen?

— Aber ich wohne ja hier, Herr Rodin, — versetzte Pompon-Rose, indem sie boshafter Weise auf den Namen ihres Opfers Nachdruck legte.

— Sie? Ei was! Ich wußte von einer so hübschen Nachbarschaft gar Nichts.

— Ja, ich wohne seit sechs Monaten hier, Herr Rodin!

— Wahrhaftig! Und wo denn?

— Im dritten Stock, im Vordergebäude, Herr Rodin.

— So haben Sie wohl eben so hübsch gesungen?

— Ja, Herr Rodin, ich selbst.

— Sie haben mir das größte Vergnügen gewährt, wahrhaftig.

— Sie sind sehr gütig, Herr Rodin.

— Und Sie wohnen hier mit Ihrer ehrwürdigen Familie, vermuthlich?

— Versteht sich, Herr Rodin, — sagte Pompon-Rose, indem sie die Augen mit kindlicher Miene niederschlug; — ich wohne bei Großpapa Philemon und Großmama Bacchanal... sie ist blos Königin.

Rodin war bisher ernstlich besorgt gewesen, da er nicht wußte, auf welche Weise Pompon-Rose seinen wirklichen Namen erkundschaft; aber als er die Königin Bacchanal nennen hörte und erfuhr, daß sie in diesem Hause wohne, fand er eine Entschädigung für den unangenehmen Zufall, welchen das Erscheinen der Pompon-Rose für ihn anzumachen es kam ihm in der That viel darauf an, zu wissen, wo sich die Königin Bacchanal, die Geliebte Couche-tout-nud's und die Schwester der Monrose, befinde, da auch die Letztere seit ihrer Unterredung mit der Obern des Klosters und seit der Theilnahme an den Entweichungsplänen des Fräulein von Cardoville als gefährlich bezeichnet worden war. Außerdem hoffte Rodin, vermöge des eben Erfahrenen, Pompon-Rose geschickt dahin zu bringen, daß sie ihm den Namen der Person sagte, von der sie erfahren, daß Herr Charlemagne Rodin heiße.

Kaum hatte das junge Mädchen den Namen der Königin Bacchanal ausgesprochen, so faltete Rodin die Hände und schien eben so überrascht zu sein als Theilnahme zu empfinden.

— O, meine liebe Tochter, — rief er aus, — ich beschwöre Sie, machen Sie keinen Scherz, sprechen Sie von einem jungen Mädchen, welches diesen Beinamen hat und die Schwester einer Verwachsenen ist?

— Ja, mein Herr, ihr Beiname ist Königin Bacchanal, — sagte Pompon-Rose nun auch verwundert, — sie heißt Cephyse Solveau, sie ist meine Freundin.

So, es ist Ihre Freundin, — sagte Rodin nachdenklich.

— Ja, mein Herr, meine vertraute Freundin.

— Und Sie lieben sie?

— Wie eine Schwester... Das arme Mädchen, ich thue für sie, was ich kann und das ist nicht viel... aber wie kann ein ehrwürdiger Mann von Ihrem Alter die Königin Bacchanal kennen!... Aha, das ist Beweis genug, daß Sie falsche Namen tragen...

— Meine liebe Tochter, ich habe jetzt keine Lust mehr zu spaßen, — sagte Rodin so traurig, daß Pompon-Rose sich ihren Scherz zum Vorwurf machte und zu ihm sagte:

— Aber, woher kennen Sie denn Cephyse?

— Ich, ich kenne sie nicht; aber einen braven Burschen, der sie wie närrisch liebt.

— Jacques Rennepont?...

— Auch Couche-tout-nud genannt. In diesem Augenblicke ist er wegen Schulden im Gefängniß, — versetzte Rodin mit einem Seufzer, — ich habe ihn gestern besucht.

— Sie haben ihn gestern gesehen? Wie gut sich das trifft! — sagte Pompon-Rose, indem sie in die Hände klatschte. — Dann kommen Sie schnell, ganz schnell zu Philemon hinauf, Sie können Cephyse Nachrichten von ihrem Liebhaber geben, sie ist so unruhig!...

— Meine liebe Tochter... ich möchte ihr nur gute Nachrichten von dem braven Burschen bringen, den ich trotz seiner Thorheiten liebe, denn wer hat nicht Thorheiten begangen, — fügte Rodin mit nachsichtiger Gutmüthigkeit hinzu.

— Ja, mein Gott!... — sagte Pompon-Rose, indem sie sich auf den Knieen wiegte, als ob sie noch in ihrem Auskleidecostüme wäre.

— Ich möchte sogar sagen, — fügte Rodin hinzu, — ich liebe ihn eben wegen seiner Thorheiten; denn sehen Sie, man mag sagen, was man will, es liegt immer Etwas, ein gutes Herz zu Grunde bei Denen, welche ihr Geld freigebig für Andere verschwenden.

— Nun sehen Sie, Sie sind ein braver Mann, Sie, — sagte Pompon-Rose von Rodin's Philosophie entzückt, — aber warum wollen Sie nicht mit hinaufkommen zu Cephyse, um mit ihr von Jacques zu sprechen?

— Wenn soll ich ihr sagen, was sie schon selbst weiß?... Daß Jacques im Gefängnisse ist?... Ich meinestheils möchte weiter Nichts, als diesen braven Jungen aus der bösen Geschichte herausziehen.

— O, mein Herr, thun Sie das, bringen Sie Jacques aus dem Gefängnisse, — rief Pompon-Rose lebhaft, — und dann wollen wir Sie auch küssen, alle Beide, Cephyse und ich.

— Das wäre reizende Mühe, liebe kleine Närrin, — sagte Rodin lächelnd, — aber beruhigen Sie sich; ich bedarf keiner Belohnung, um ein wenig Gutes zu thun, wenn ich es kann.

— Also hoffen Sie, Jacques aus dem Gefängnisse zu bringen?

— Rodin schüttelte den Kopf und versetzte mit ärgerlicher und verdrießlicher Miene:

— Ich hoffte es... gewiß hoffte ich das... aber jetzt sehen Sie, hat sich die Sache geändert...

— Und warum denn? — fragte Pompon-Rose erstaunt.

— Der schlechte Spaß, den Sie sich mit mir machen, indem Sie mich Herr Rodin nennen, muß für Sie sehr amusant sein, meine Tochter, das begreife ich wohl: Sie sind aber darin nur ein Echo... Es wird Ihnen Jemand gesagt haben: Gehen Sie einmal hin und sagen Sie Herrn Charlemagne, daß er Herr Rodin heißt... Das wird sehr närrisch sein...

— Ganz gewiß wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, Sie Herr Rodin zu nennen, einen solchen Namen erfindet man nicht so von selbst, — antwortete Pompon-Rose.

— Nun gut, diese Person hat mit ihren schlechten Späßen dem armen Jacques Rennepont, ohne es zu wissen, großen Schaden gethan.

— O, mein Gott, und das blos, weil ich Sie Herr Rodin, anstatt Herr Charlemagne genannt habe? — rief Pompon-Rose ganz betrübt aus, indem sie nun den Scherz bedauerte, den sie auf Nini-Moulin's Anstiften gemacht. — Aber, mein Herr, — versetzte sie, — was hat denn eigentlich dieser Spaß mit dem Dienste gemein, den Sie dem armen Jacques leisten wollten?

— Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen das zu sagen, meine liebe Tochter. In der That, es thut mir deswegen um den armen Jacques leid... glauben Sie mir das... aber lassen Sie mich jetzt hinunter gehen.

— Mein Herr... hören Sie mich an, ich bitte Sie, — sagte Pompon-Rose, — wenn ich Ihnen nun den Namen der Person sagte, die mich aufgefordert hat, Sie Herr Rodin zu nennen, würden Sie sich dann wieder für Jacques interessiren?

— Ich suche nicht die Geheimnisse irgend Jemandes zu erkunschen... meine liebe Tochter, Sie sind in dieser ganzen Geschichte das Echo vielleicht sehr gefährlicher Personen gewesen, und meiner Treu, trotz dem Interesse, welches mir Jacques Rennepont einflößt, habe ich keine Lust, verstehen Sie wohl... mir Feinde zu machen... ich armer Mann... Gott bewahre mich davor!

Pompon-Rose begriff Nichts von Rodin's Befürchtungen, das lag auch ganz in seinem Plane, denn nach einer Secunde Nachdenkens sagte das junge Mädchen zu ihm:

— Sehen Sie, mein Herr, das geht über meine Begriffe, ich verstehe Nichts davon; aber ich weiß blos, daß ich unglücklich wäre, wenn ich durch einen Spaß einem braven Jungen geschadet hätte; ich will Ihnen also ganz ohne Umstände sagen, wie die Sache sich verhält: meine Offenheit wird vielleicht zu etwas gut sein...

— Aufrichtigkeit führt häufig die dunkelsten Sachen auf, — sagte Rodin salbungsvoll.

— Im Grunde, — versetzte Pompon-Rose, — ist es Nini-Moulin ganz Recht. Warum läßt er mich Thorheiten sagen, die dem Liebhaber dieser armen Cephyse schaden? Sehen Sie, mein Herr, die Sache ist so gekommen: Nini-Moulin, ein dicker Possenreißer, hat Sie eben auf der Straße gesehen; die Portiersfrau hat ihm gesagt, daß Sie sich Charlemagne nennten. Da hat er zu mir gesagt: nein, er heißt Rodin, wir müssen uns einen Spaß mit ihm machen: Pompon-Rose, gehen Sie an seine Thür, klopfen Sie an, nennen Sie ihn Rodin. Sie werden sehen, was er für ein närrisches Gesicht macht... Ich hatte Nini-Moulin versprochen, ihn nicht zu nennen; aber sobald es möglich wäre, daß es Jacques schadete,... immerhin, so nenne ich ihn.

Bei dem Namen Nini-Moulin's hatte Rodin eine Bewegung der Ueberraschung nicht zurückhalten können. Dieser Pamphletenschreiber, den er mit der Redaction der Liebe des Nächsten beauftragt, war persönlich nicht zu fürchten; aber Nini-Moulin befand sich, wenn er getrunken hatte, in sehr geschwätziger, mittheilsamer Stimmung, konnte daher beunruhigend, lästig werden, besonders, wenn Rodin, wie es wahrscheinlich war, mehre Male in dieses Haus zurückkehren mußte, um seine Pläne auf Couche-tout-nud durch Vermittelung der Reine Bacchanal auszuführen. — Der Socius nahm sich also vor, diesem Uebelstande abzuhelfen.

— Also, meine liebe Tochter, — sagte er zu Pompon-Rose, — ein Herr Desmoulin hat Sie aufgefordert, diesen schlechten Spaß mit mir zu machen?

— Nein, nicht Desmoulin... sondern Dumoulin, — antwortete Pompon-Rose. — Er schreibt für gestiftete Journale und vertheidigt die Frommen für das Geld, das man ihm giebt, denn wenn Nini-Moulin ein Andächtiger ist... so sind seine Schutzheiligen St. Saufaus und St. Schlemkerpas... wie er selbst sagt.

— Dieser Herr scheint sehr ausgelassen.

— O, ein sehr guter Kerl.

— Aber warten Sie einmal, — versetzte Rodin, indem er sich den Anschein gab, als sammle er seine Erinnerungen, — ist es nicht ein Mann von sechsunddreißig bis vierzig Jahren?... dick... mit rothem Gesicht?

— Roth wie ein Glas Rothwein, — sagte Pompon-Rose, — und darin eine Nase voll Finnen wie eine Himbeere...

— Er ist es... Herr Dumoulin... O, nun beruhigen Sie sich vollkommen, meine liebe Tochter; der Spaß beunruhigt mich nicht mehr, dieser Herr Dumoulin ist ein sehr braver Mann, vielleicht ein wenig zu vergnügungssüchtig...

— Also, mein Herr, wollen Sie immer noch versuchen, Jacques Rennepont nützlich zu sein? Der dumme Spaß Nini-Moulin's wird Sie daran nicht verhindern?

— Ich hoffe nein.

— Nun, dann darf ich also Nini-Moulin nicht sagen, daß Sie wissen, daß er es ist, der mir gesagt hat, ich soll Sie Herr Rodin nennen?

— Warum nicht? In allen Dingen, meine liebe Tochter, muß man stets offen die Wahrheit sagen.

— Aber, mein Herr, Nini-Moulin hat mir so sehr anempfohlen, ihn nicht Ihnen zu nennen...

— Wenn Sie ihn mir genannt haben, so geschah es aus einem sehr guten Beweggrunde; warum wollen Sie es ihm nicht eingestehen!... Uebrigens, meine liebe Tochter, ist das Ihre Sache und nicht die meinige... Thun Sie, was Sie wollen.

— Und kann ich Cephyse von Ihren guten Absichten in Bezug auf Jacques sprechen?

— Aufrichtigkeit, meine liebe Tochter, stets Aufrichtigkeit... Man riskirt niemals etwas, wenn man sagt, was wahr ist...

— Die arme Cephyse, wie glücklich wird Sie sein!... — sagte Pompon-Rose lebhaft, — und das wird gerade bei guter Gelegenheit kommen...

— Nur müssen Sie dies Glück nicht zu sehr übertreiben... ich verspreche nicht mit Bestimmtheit, dem armen Jacques aus dem Gefängnisse zu helfen; ich sage, ich will es versuchen;... aber was ich bestimmt verspreche,... denn seit der Verhaftung

---

Oberst.

Und — und — Deine Absicht?

Philipp.

Mein Glück zu machen wie Du.

Oberst

(Ihn an der Lehne des Sophas haltend).

Wie ich? — Warum das teuflische Lächeln bei diesem gedehnten „wie Du?!" — O ich verstehe Dich; Deine schwarze Seele triumphirt, weil sie Verbrechen zu wittern glaubt, durch deren Enthüllung Du einen Deiner Mitmenschen zu verderben denkst, wenn er nicht bereitwillig Deinen schmutzigen Leidenschaften dient. Aber Du irrst. Das Geheimniß, dessen Mitwisser Du bist, beruht auf....

Philipp.

Ich will nicht wissen, auf was es beruht. Mir ist die Ueberzeugung genug: daß Dir alles an meinem Schweigen gelegen sein muß. Als Gemeine dienten wir unter Graf Wernig; Du warst bürgerlich, wie ich es noch bin. Ein Duell hatte Dich augenblicklich damals von der hohen Schule vertrieben und genöthigt, Deine Weisheit und Bildung — trotz Deinem Widerwillen vor uns ordinären Menschen, unter gleich grober Uniform zu verbergen. Aber diese wenigen Kenntnisse vermochten Dich in unseren Zeiten einem so glänzenden Ziele nicht zuzuführen. Auch habe ich, als ich Dich hier wiederfand und erkannte, geforscht und erfahren: daß Du vor dreißig Jahren, also wenige Zeit, nach welcher wir uns getrennt, schon reich und als ein Graf von Wernig an diesem Hof kamst.

Oberst.

Höre mich, Lauer!

Philipp.

Ich will nichts hören, nicht Mitwisser um Dein Verbrechen sein. Aber benutzen will ich zu meinem Vortheil die Macht, die mir nun über Dich gegeben ist. Ich schweige — wenn Du meine Forderungen erfüllst.

Oberst.

Und diese sind?

Philipp.

Für den Augenblick nur das Patent als Lieutenant.

(Kleine Pause, der Oberst sucht sich zu erholen, beißt sich auf die Lippen und schellt dann. Diener tritt ein.)

Oberst.

Papier und Feder!

Zweiter Aufzug.

Zimmer im Palaste des Herzogs.

Erste Scene.

Der Herzog. Geheimerath Fahnenberg.

Herzog

(an einem Arbeitstische stehend, der mit Papieren bedeckt ist).

Sind wir zu Ende?

Fahnenberg.

Nur noch Weniges, Durchlaucht. (Er überreicht dem Herzoge eine Schrift.) Dies ist eine Eingabe des Ministeriums des Innern, in welcher es auf Antrag des Consistoriums die darin genannten drei Bücher verbietet. Es erwartet Eurer Durchlaucht Genehmigung.

Herzog.

Enthalten denn diese Bücher so gar schlimme Sachen? Ich will erst selbst hineinsehen. Haben Sie Acht, daß ich dieselben auf meinem Zimmer finde. Es hat das Verbieten der Bücher nicht nur so etwas Gehässiges — es ist auch wenig diplomatisch. Der größere Theil des Volkes würde jene Schriften oft gar nicht beachten, wenn wir nicht selbst Sorge trü-

Jacques', glaube ich, ist Ihre Freundin in einer etwas bedürftigen Lage...

— Ach... mein Herr...

— Was ich verspreche, sage ich, ist eine kleine Unterstützung... welche Ihre Freundin heute empfangen wird, damit sie im Stande ist, rechtschaffen zu leben... und wenn sie sich ordentlich hält, dann wird man später sehen...

— O, mein Herr, Sie wissen nicht, wie Sie zu rechter Zeit dieser armen Cephyse zu Hülfe kommen... Man möchte sagen, daß Sie ihr guter Engel sind... Meiner Treu, mögen Sie nun Herr Rodin oder Herr Charlemagne heißen, darauf schwöre ich, daß Sie ein vortrefflicher...

— Halt, halt, keine Uebertreibungen! — sagte Rodin, indem er die Pompon-Rose unterbrach, — sagen Sie, ein braver, guter, alter Mann, weiter Nichts, meine liebe Tochter. Aber sehen Sie einmal, wie die Dinge sich manchmal verketten! Ich frage Einen, wer mir wohl gesagt hätte, als ich an meine Thür klopfen hörte, was mich, wie ich gestehe, sehr herumzubringen, wer mir gesagt hätte, daß es eine hübsche Nachbarin sei, die unter dem Vorwande eines schlechten Spaßes mir Anlaß zu einer guten Handlung giebt?... Nun, reden Sie Ihrer Freundin Muth ein;... heute Abend wird sie eine Unterstützung bekommen, und sie soll nur Vertrauen haben und hoffen. Gott sei Dank, es giebt noch gute Leute auf der Erde.

— O, mein Herr, das beweisen Sie!

— Wie so? Es ist ganz einfach; das Glück der Alten besteht darin, das Glück der Jungen zu sehen...

Dies wurde von Rodin mit so vollkommener Gutmüthigkeit gesagt, daß Pompon-Rose ihre Augen feucht werden fühlte und ganz bewegt sagte:

— Sehen Sie, mein Herr, Cephyse und ich, wir sind nur arme Mädchen; es giebt Tugendhaftere, das ist auch wahr; aber wir haben, das wage ich zu behaupten, ein gutes Herz; also sehen Sie, wenn Sie jemals krank werden sollten, lassen Sie uns rufen; keine barmherzige Schwester soll Sie besser pflegen als wir... Das ist Alles, was wir Ihnen bieten können, ohne von Philemon zu sprechen, den ich dahin bringen werde, daß er sich für Sie in Stücke reißen läßt; ich mache mich auf meine Ehre dazu verbindlich; wie Cephyse, davon bin ich überzeugt, sich auch für Jacques verpflichtet, der auf Leben und Tod der Ihrige sein wird.

— Sie sehen also wohl, daß ich Recht hatte zu sagen: teller Kopf, gutes Herz... Adieu, und auf Wiedersehen.

Darauf nahm Rodin seinen Korb wieder, den er neben seinen Regenschirm an die Erde gesetzt hatte, und wollte die Treppe hinabsteigen.

— Geben Sie mir nur erst Ihren Korb, er würde Sie beim Hinabgehen hindern, — sagte Pompon-Rose, indem sie wirklich Rodin trotz seines Widerstandes den Korb aus der Hand nahm. Darauf fügte sie hinzu:

— Stützen Sie sich auf meinen Arm; die Treppe ist so dunkel... Sie könnten einen Fehltritt thun.

— Wahrlich, ich nehme Ihr Anerbieten an, meine Tochter, denn ich bin nicht sehr rüstig.

Und sich väterlich auf den rechten Arm der Pompon-Rose stützend, die in der Linken den Korb trug, stieg Rodin die Treppe hinab und durchschritt den Hof.

— Sehen Sie, dort oben ist er, — sagte plötzlich Pompon-Rose zu Rodin, indem sie mitten auf dem kleinen Hofe stehen blieb, — das ist Nini-Moulin... Erkennen Sie ihn... Ist das der, den Sie meinen?

— Er ist es! — sagte Rodin, nachdem er den Kopf in die Höhe gerichtet, und er grüßte Jacques Dumoulin sehr liebreich, der flugs sich schnell vom Fenster zurückzog.

— Der arme Bursche! — sagte Rodin lächelnd, — ich bin überzeugt, daß er Furcht vor mir hat... seit seinem schlechten Spaße... er hat sehr Unrecht...

Und er begleitete die Worte: er hat Unrecht mit einem unheimlichen Zusammenkneifen der Lippen, das Pompon-Rose nicht bemerken konnte.

— Nun, meine liebe Tochter, — sagte er, als sie Beide in den Flur kamen, — jetzt habe ich Ihre Hülfe nicht mehr nöthig; gehen Sie schnell wieder zu Ihrer Freundin hinauf, um ihr die Nachrichten zu geben, die Sie wissen.

— Ja, mein Herr, Sie haben Recht; denn ich brenne darauf, ihr zu sagen, was Sie für ein braver Mann sind!

Und Pompon-Rose lief die Treppe hinauf.

— Nun, nun!... Und mein Korb, den sie mitnimmt, die kleine Närrin! — sagte Rodin.

— Ah, es ist wahr!... Verzeihen Sie, mein Herr, da ist er... Die arme Cephyse! Wie wird sie sich freuen! Adieu, mein Herr!

Und das niedliche Gesicht der Pompon-Rose verschwand in der Treppenwindung, indem sie mit leichtem, ungeduldigem Schritte hinaufging.

Rodin verließ den Flur.

— Hier ist Ihr Korb, liebe Dame, — sagte er, indem er auf der Schwelle der Boutique der Mutter Arsène stehen blieb. — Ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank... für Ihre Gefälligkeit.

— Nicht Ursache, mein würdiger Herr! Alles zu Ihren Diensten... Nun, war der Nettig gut!

— Saftig, meine liebe Dame, saftig und vortrefflich.

— Das freut mich. Wird man Sie bald wieder sehen?

— Ich hoffe, ja... Aber können Sie mir ein nahe gelegenes Postbureau sagen?

— Die Straße links hinein, das dritte Haus, beim Krämer.

— Tausend Dank!

— Ich wette, es ist ein Billet-doux an Ihre gute Freundin, — sagte die Mutter Arsène, die wahrscheinlich von Pompon-Rose's und Nini-Moulin's Lustigkeit angesteckt war.

— Ei,... ei,... liebe Dame, — sagte Rodin spaßend; darauf wurde er wieder ganz ernsthaft, machte der Gemüsehändlerin eine tiefe Verbeugung und sagte zu ihr:

— Von ganzem Herzen Ihr Diener!

Und er ging auf die Straße.

.....

Jetzt wollen wir den Leser in das Haus des Doctor Balcinier führen, wo Fräulein von Cardeville noch eingesperrt war.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verbrechen

und

der Geschwornen-Ausspruch.

Eine Novelle von Eduard Ludwig.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

So oft Soldan's Verhältnisse es erlaubten, war er in der Stadt, und dann die größte Zeit seines Aufenthalts im Hause des Finanzraths, bei Amalien. Beide konnten nicht satt werden, einander zu sehen. Ihre Unterhaltung war die, wie sie bei Liebenden aus den gebildeten Ständen gewöhnlich zu sein pflegt. Doch spielte Amalie zuweilen auf dem Piano, worin sie als Meisterin glänzte, und wurde dabei von Fritz auf der Violine accompagnirt. Oft las Soldan ihr auch vor, und sie hörte ihm, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, aufmerksam zu. Oder er besah, was sie in seiner Abwesenheit gezeichnet hatte. Kurz, nichts schien das glückliche Verhältniß stören zu wollen.

Da fand Soldan eines Tages auf dem Tische im Besuchzimmer eine Karte. Er nahm sie auf und las: „Der Graf von Forstheim, K. K. Kammerherr i. P."

„Wie," sagte Soldan, ist der hier gewesen? Man sollte ihm überall die Thüren der Häuser verschließen, welchen er zu nahen gewagt."

Amalie erwiederte: „Warum, theurer Fritz, sprichst Du so hart über unsern Nachbar? Mein Vater schätzt ihn sehr wegen seiner hohen Kenntniß der Staatswissenschaften. Er ist oft in unserm Hause, und ich meinestheils kann nur in ihm einen äußerst fein gebildeten Mann, voller Aufmerksamkeit für seine Freunde, bewundern."

Das Lob, welches Amalie dem Grafen zollte, erweckte zum ersten Mal in Soldan ein bittres Gefühl, von dem er bisher keine Ahnung gehabt. Der Wurm der Eifersucht ward sich um sein treues Herz und schien es zusammenpressen zu wollen. Er konnte daher nicht umhin, zu sagen: „Ei, wie nimmt meine Amalie sich mit ungewohnter Wärme eines Mannes an, den ich als einen berüchtigten Spieler und Mädchenverführer in Paris kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Einzelheiten mag ich Dir nicht erzählen; sie würden sowohl Dein sanftes Gemüth empören, als Dein keusches Ohr beleidigen."

Wirklich hatte Soldan, während seines Aufenthalts in Paris, den Grafen von Forstheim von den entgegengesetzten Seiten kennen gelernt.

Amalie lachte laut auf und sagte: „Ei, ei, Herr Bräutigam, ich glaube gar, Sie sind eifersüchtig!"

„Nun ja, mein holdes Fräulein Braut, wenn Sie es doch ein Mal so haben wollen, ja, ich bin entsetzlich mit der Eifersucht behaftet," sagte Fritz, ebenfalls lachend.

„Und ich verbitte mir diese Leidenschaft bei meinem Manne," erwiederte das Mädchen, noch immer scherzend.

Fritz wurde nun etwas ernster, indem er sagte: „Keine anständige Dame darf fünf Minuten in der Gesellschaft eines Mannes, wie der Graf, verweilen."

Amalie schien beleidigt, ihre lächelnde Miene trat ebenfalls zurück, als sie sprach: „Nun, das hätte ich in meinem Leben nicht gedacht, daß mein Gatte schon vor der Hochzeit mir Lehren über den Anstand geben würde."

Soldan's Miene verfinsterte sich nun. „Wenn solche Lehren geeignet sind, jede Störung des häuslichen Glückes, bevor sie noch eintritt, zu beseitigen, so dächte ich, sie wären so übel nicht."

„Ich aber werde mir nie, weder vor, noch nach der Hochzeit so etwas gefallen lassen. Wüßte ich, daß Du jemals mir dieses zumuthen könntest, so wollte ich lieber gar nicht heirathen."

„Amalie!" brachte Fritz hervor, „ist das Dein völliger Ernst?"

„Mein völliger Ernst."

„O, Du hast noch nie das marternde Gefühl empfunden, das heute zum ersten Mal in mein Herz eingezogen ist. Die Leidenschaft könnte Einen zur Wuth bringen, und ich wäre

---

gen, sie durch unser ängstliches Verbieten zu empfehlen. — Weiter. — Was haben Sie noch?

Fahnenberg.

Unterthänigste Bitte des Kriegsministeriums um Unterzeichnung eines Lieutenantpatentes für Feldwebel Weiß.

Herzog.

Ist denn einer meiner Offiziere gestorben?

Fahnenberg.

Ich wüßte nicht.

Herzog.

Warum alsdann aber diese Beförderung?

Fahnenberg.

Herr Oberst Wernig hat hier in diesem Bogen die Gründe angegeben. Wollen Sie Durchlaucht einsehen?

Herzog.

Bewahre. Hat Oberst Wernig Gründe angegeben, so sind sie auch triftig. Ich wünschte, alle meine Staatsdiener erleichterten mir auf die Art Wernig's das Regierungsgeschäft. Von seiner Einsicht und Rechtlichkeit überzeugt, habe ich nicht nöthig, stets das für und wider durchzugehen und ich darf getrost seine Bitte gewähren, ohne daß ich Gefahr laufe unrecht zu handeln. (Unterzeichnet.)

Fahnenberg.

Durchlaucht sind nun zu Ende.

Herzog.

Schön, lieber Fahnenberg. Wenn noch Jemand im Vorzimmer ist, lassen Sie ihn eintreten, und daß namentlich der junge Graf Wernig sogleich vorgelassen wird.

(Fahnenberg mit einer Verbeugung ab.)

Ich freue mich auf den jungen Mann. Es soll ein offener Kopf sein. — Ha! — beinahe hätte ich vergessen, daß ich noch andere Staatsgeschäfte habe. (Er schellt, ein Kammerherr tritt ein.) Dies Päckchen ist an seine Adresse zu befördern. (Kammerherr ab.) Ich will sehen, welche Wirkung der Schmuck und mein Billet machen. Hilft Beides nicht, versuche ich, was meine Person kann. Die Alte schien mir zugänglich, wenn nur Ottilie nicht die Sprödе spielt. Jeder Gedanke an sie bringt mich in Aufregung. Ihr Bild begleitet mich unaufhörlich, und ich fühle in meiner tiefsten Seele, daß ich sie heiß und glühend liebe. Ich werde Alles aufbieten, und sollte ich Tausende verschwenden. — Tausende! — Wenn aber Dein Gold verachtet würde? Verwünscht! daß der Wille des Herrschers oft dem kindischen Eigensinn eines Mädchens weichen muß.

(Kammerherr tritt ein.)

Kammerherr.

Der Graf von Wernig.

Herzog.

Soll eintreten.

(Kammerherr ab.)

Zweite Scene.

Der Herzog. Wilhelm von Wernig.

Herzog (freundlich auf ihn zutretend).

Sie sind mir willkommen. Ich habe mich auf Ihren Besuch gefreut.

Wilhelm.

Diese Stunde, Durchlaucht, ist eine der schönsten und wichtigsten in meinem Leben, denn ich stehe vor einem Regenten, welcher den Geist der Zeit aufgefaßt, der, mit klarem Auge vorwärts blickend, das Wohl seines Volkes in dessen fortschreitender Aufklärung findet.

Herzog.

Ich bin mir bewußt das Gute zu wollen, und suche mein Wohl nur in dem meines Volkes.

im Stande, in der höchsten Aufregung, die Untreue mit dem Tode zu bestrafen."

„Warum nicht gar?" rief Amalie und wollte sich vor Lachen ausschütten.

Als das Lachen kein Ende nahm, überzog Soldan's Gesicht eine dunkle Röthe. Dann preßte er krampfhaft hervor: „Sollte eitelkeit der plötzliche Argwohn, der in mir, hinsichts des Grafen, aufsteigt, gegründet sein? Warst Du mir stets treu, Amalie?"

„Welche Beleidigung, Herr Soldan! Noch bin ich frei, und Niemand hat sich um mein Thun und Lassen zu bekümmern; ich selbst weiß, wie ich mein Betragen einzurichten habe?"

„Nun ist es aus. Diese Sprache überführt Dich und zeigt mir den Weg, den ich einzuschlagen habe."

Mit diesen Worten ergriff er seinen Hut und entfernte sich eiligst aus dem Zimmer und dem Hause. Er sah nicht, daß Henriette, Amaliens Kammermädchen, auf der Hausflur ihm entgegentrat und die letzten Worte im Zimmer gehört haben mochte, er stieß den Bedienten fast um, der ihm hinausleuchtete, und überrannte einen Mann dicht vor der Hausthür, als er in der Straße den Weg rechts einschlagen wollte.

Amalie hatte sich aufs Sopha geworfen und das Gesicht in ihre Hände verborgen. Thränen entströmten ihren Augen. Dann rang sie wieder die Hände, richtete den Blick zum Himmel und weinte von Neuem. In diesem Zustande wollte Henriette ihr Beistand leisten; sie befahl aber, daß sie sich entfernen sollte. Das Kammermädchen theilte den Kummer ihrer Gebieterin, dessen Ursache sie wohl aus den vernommenen letzten Reden Soldan's errathen konnte. Sie ging hinaus und dachte nicht daran, daß die Fensterladen des Zimmers, welches nach der Straße hinausging, noch nicht geschlossen waren. Auch Amalie hatte, in der Unterhaltung mit Fritz, die bis zum Zwielicht währte, nicht daran gedacht. Jetzt zündete sie selbst die Astral-Lampe an, und setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt, vor den Tisch auf einem Sessel, mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt. Der erste Schmerz der Seele war vorüber; sie hörte zu weinen auf und fing an über den Auftritt nachzudenken. In wenigen Augenblicken war sie mit sich darüber einig, daß das Gefühl der Eifersucht auch aus einem wahrhaft liebenden Herzen kommen könne, daß sie zu hart gegen Fritz gewesen und durch eine Art von eigensinniger Behauptung ihn gereizt habe. Sie bekannte sich schuldiger als Soldan und suchte bereits nach einem Mittel, den aus einer so nichtigen Ursache entstandenen Zwist wieder zu beseitigen. Da — sah sie, eine halbe Secunde lang, das Fenster hinter sich erleuchtet und fühlte dann, wie ein plötzlicher Schmerz an der Schulter sie zu Boden warf. Andere Personen in und vor dem Hause hatten nicht allein das Aufblitzen einer Flamme gesehen, sondern auch den Knall eines Schusses und mit solchem das Klirren zerbrochener Fensterscheiben vernommen.

Fritz stürmte wie toll vorwärts. In der Nähe des Lehmann'schen Hauses begegnete er zwei Soldaten mit vollständigem Gepäcke, denen er gleichfalls nicht auswich, so daß sie, die neben einander gingen, voll Erstaunen ihm Platz machten und lange nachblickten. Mehre Straßen hatte er, indem er sich weit von dem Hause seiner Geliebten entfernte, bereits durchlaufen, als er mehre Stimmen hinter sich vernahm.

„Wer hätte das gedacht!" sagte die Eine.

„Der Bräutigam seine eigene Braut," fiel die Andre ein.

„Ist sie denn aber auch todt!" fragte eine Dritte.

„Sie schwimmt in ihrem Blute!" war die Antwort.

Soldan blieb stehen. Die Stimmen näherten sich und fesselten endlich seine Aufmerksamkeit.

„Sie stellen heftigen Wortwechsel vorher mit einander gehabt haben," begann nun wieder einer der drei Männer, welche auf ihn zukamen.

„Mich selbst hat er bei seiner Flucht beinahe umgerannt," äußerte ein Andrer. „Ich wünschte nur, ich könnte ihn ermitteln, der Mörder dürfte seiner verdienten Strafe nicht entgehen."

Fritz wußte nicht, was er von den Reden denken sollte. Das Gespräch der Männer schien sich wirklich auf ihn zu beziehen, ohne daß er jedoch im Stande war, dasselbe zu verstehen. Jedenfalls glaubte er, um nicht bemerkt zu werden, schnell vorüber eilen zu müssen. Doch das ging nicht so leicht, wie er glaubte. Der Eine der Männer, welcher zuletzt gesprochen, hatte ihn erkannt, und indem er seinen Begleitern zurief: „Da ist der saubere Vogel!" packte er ihn beim Arm. Soldan riß sich los und verdoppelte seine Schritte. Die Anderen eilten ihm aber nach, unter dem steten Geschrei: „Haltet auf! Haltet auf!" Natürlich gesellten sich immer mehr Leute zu den Verfolgern, denen zu entgehen es fast unmöglich schien; dennoch gelang es Fritz in eine Seitengasse einzubiegen, ohne von der Menge, vor welcher er einen bedeutenden Vorsprung hatte, gesehen zu werden, in dem Augenblicke, wo der Polizeicommissär mit einigen Gensdarmen den Verfolgern entgegentrat. Durch die Erklärungen, welche den Polizeibeamten, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, von dem versammelten Volke nur verworren gegeben wurden, und wodurch ein Aufenthalt von mehren Minuten entstand, hatte Soldan Zeit gewonnen, seinen Lauf nach dem Hause der Amtsräthin zu lenken, in welchem er denn auch, wie wir bereits wissen, ganz verstört ankam und Schrecken verbreitete.

Im dunklen Zimmer der Schwester sich selbst überlassen, dachte er über seine Lage nach. Die Begebenheiten der letzten Stunde erschienen ihm wie ein Traum, er glaubte nicht mehr, daß er noch er selbst sei. Bald bereute er seine Handlung und machte sich die bittersten Vorwürfe, bald suchte er wieder sein Benehmen zu rechtfertigen mit der Art und Weise, wie ihn die, welche ihm das Theuerste auf Erden war, begegnete. Dann verachtete er sich, weil er die Flucht ergriffen, ohne sich einen Grund dafür angeben zu können. Er rief sich auch das Gespräch der Verfolger in's Gedächtniß und verwirrte dadurch seine Gedanken noch mehr. Endlich warf er sich auf die Ottomane und schien vor Erschöpfung einzuschlummern.

Unterdeß hatte Bremer die Frauen verlassen, um sich nach der Ursache des Auflaufs, die, wie eine Ahnung ihm sagte, mit dem Erscheinen seines künftigen Schwagers in Verbindung stand, zu erkundigen. Er versprach so schnell als möglich mit dem Resultat der eingezogenen Erkundigungen wiederzukehren, und hielt Wort.

So sehr ihn auch Das, was er erfahren, niedergeschlagen hatte, so wußte er sich doch schnell zu fassen, und eine solche Gemüthsruhe zu erlangen, die er für den Augenblick bedurfte, Braut und Mutter zufrieden zu stellen und im Interesse des unglücklichen jungen Mannes zu handeln. Das Erste gelang ihm nur halb, indem er ihnen, so schonend als möglich, die umlaufenden Gerüchte mittheilte, dabei aber Soldan so gut vertheidigte, daß man dieselben, wenigstens in Bezug auf diesen, für erdichtet halten mußte. Die Amtsräthin, die ihre Thränen nicht zu stillen vermochte, fühlte sich ernstlich krank, wollte aber durchaus ihren Sohn sehen und sprechen. Bremer verhinderte solches indeß und vermochte die Matrone endlich, sich zu Bette zu begeben. Während man den Arzt rief, blieb Louise, die stärker scheinen wollte, als sie wirklich war, bei ihrer Mutter, und gab ihrem Bräutigam auf Verlangen den Schlüssel von ihrem Zimmer.

Derthin verfügte sich jetzt Bremer und hielt eine lange Unterredung mit Fritz, bei welcher kein Wort des Vorwurfs über seine Lippen kam. Nachdem er Alles gehört hatte, überredete er Soldan, ganz sich seiner Lenkung in der Angelegenheit zu überlassen. Er versicherte ihm, als Rechtsgelehrter, daß die Sache, so verwickelt sie auch werden möchte, für ihn keine nachtheilige Folgen haben würde, vermied aber weislich, aus Rücksicht auf den Gemüthszustand Soldan's, ihm das Thatsächliche in seinem ganzen Umfange darzustellen. Dennoch wurde Fritz über das Wenige, das Bremer ihm mittheilen mußte, fast wahnsinnig. Er rief wiederholt: „Ja, ich bin ihr Mörder! tödtet mich!" Der Advocat schalte und befahl dem eintretenden Bedienten, den Arzt, sobald er käme, zu den Damen hinauf zu führen, jede andre Person aber im Besuchzimmer verziehen zu lassen, und ihn zu rufen.

Er wollte Soldan nicht in der gefährlichen Krisis sich selbst überlassen und blieb daher bei ihm, freundlich ihm Trost zusprechend. Auch wußte er, was nun bald geschehen würde, und hielt sich deshalb bereit, dem Schrecklichen entgegen zu treten.

Nach einer halben Stunde erschien Heinrich, Soldan's Diener, mit der Meldung, daß der Arzt bereits seinen Besuch bei den Damen abgestattet und für Beide das Nöthige verordnet habe, Annette, das Kammermädchen, aber die Pflege und das Weitere besorgen würde. Auch sei ein Herr in Polizeiuniform im Besuchzimmer.

Bremer befahl Heinrich, bei seinem Herrn zu bleiben und eilte in das Besuchzimmer, wo der Polizeicommissär ihm entgegentrat und seine Anwesenheit erklärte. Die Unterredung des Advocaten mit dem Beamten der gerichtlichen Polizei dauerte nur kurze Zeit. Letzterer schien durch ein von Bremer ertheiltes Versprechen gänzlich beruhigt, und empfahl sich höflich.

Der Advocat begab sich nieder nach Soldan's Aufenthalt und trug dem Bedienten auf, dafür zu sorgen, daß sogleich angespannt werde. Unterdeß theilte er dem noch immer in Stummsinn Beharrenden die Unterredung mit dem eben das Haus verlassenden Besuche mit und fand ihn, schneller als er gedacht, bereit, das von Bremer Jenem gegebene Versprechen zu erfüllen.

„Der Wagen ist bereit," meldete jetzt Heinrich, dem der Advocat noch einige Verhaltungsregeln, in Bezug auf die Damen des Hauses, zuflüsterte. Mechanisch ließ sich Fritz von Bremer zur Thür hinausführen; sie stiegen ein, und fort rollte die Kutsche durch die nunmehr stille gewordenen Straßen; Seltan hatte nicht bemerkt, daß ein Gensdarme beim Kutscher auf dem Bocke, und ein anderer hinterauf saßen.

Der Leser erinnert sich, daß Amaliens Kammermädchen vor der Zimmerthür stand, als Soldan herausstürzte. Sie hatte so eben ihren Geliebten, Soldan's Diener, zu einer hinteren Thür des Hauses hinausgelassen und war nun nach vorn geeilt, um zu hören, ob ihre Gebieterin ihrer bedürfe.

Heinrich lernte das Mädchen kennen zur nämlichen Zeit, als sein Herr das Fräulein Lehmann zuerst sah, nämlich auf der Eisenbahn. Er verliebte sich sofort in sie und konnte deutlich genug wahrnehmen, daß er der Schönen nicht gleichgültig war. Henriette erschien überhaupt als ein niedliches, schnippiges Ding, wie die Kammerjüngfern in der Regel zu sein pflegen, kleidete sich sehr sauber und anständig, und hatte Das vor Ihresgleichen voraus, daß sie wirthschaftlich, sparsam und nicht kokett war, Eigenschaften, die Heinrich bisher an anderen Mädchen vermißt hatte. Das später vertraute Verhältniß der beiderseitigen Herrschaften gab auch ihnen häufig Gelegenheit, sich zu sehen, und sie benutzten denn solche stets dazu, Versicherungen der Treue und Beständigkeit auszutauschen.

An dem Tage, an welchem das Unglück im Hause stattfand, war Heinrich schon in aller Frühe bei seinem Mädchen gewesen. Er hatte ihr die angenehme Nachricht mitgetheilt, daß sein Herr ihre gegenseitige Zuneigung längst bemerkt und mit Vergnügen seine Einwilligung zur Heirath ertheilt, mit dem Zusatz: ihm eine Anstellung auf dem Gute geben zu wollen. Diese frohe Kunde vergalt Henriette mit der Nachricht von der Heirathseinwilligung ihres guten Fräuleins, die ihrerseits ebenfalls sie auf dem Gute als Leinwand-Aufseherin anstellen wollte.

Beide Leutchen waren daher außerordentlich vergnügt, und um das Vergnügen noch mehr zu genießen, beschied Henriette den jungen Mann gegen Abend zu sich. Der Herr und das Fräulein wären ausgebeten und sie müsse eine Arbeit im Zimmer der Letztern vornehmen, wo er sie demnach finden würde. Sie begleitete ihn hierauf zur Thür, wo Heinrich, unbekümmert um die Vorübergehenden, das erbetene Küßchen, und auf die Frage nach der bestimmten Stunde, nochmals die laut nachgerufene Antwort erhielt: „Um sechs Uhr in des Fräuleins Zimmer."

Soldan hatte seinen Diener am gedachten Morgen allein zur Stadt geschickt, und ihm aufgetragen, ein Billet an Fräulein Amalie sofort zu besorgen, welches Befehls er sich denn erst entledigte, bevor er mit Henrietten die Absprache nahm. Das Billet enthielt aber, neben mehren zärtlichen Worten, auch die Anzeige des Schreibers, daß er sich gegen Abend bei seiner Braut einfinden werde. Unter diesen Umständen beschloß Amalie, die Gesellschaft nicht zu besuchen, von welchem Beschluß natürlich Henriette, beim Weggehen Heinrich's, noch nichts wußte. Wie sie aber davon in Kenntniß gesetzt war, trug sie Sorge, ihrem Geliebten durch ein Briefchen eiligst mitzutheilen, daß er sie um die angegebene Zeit nicht im

---

Wilhelm.

Beglückender Standpunkt, beseligender Beruf! O wie voll, wie groß muß Ihr Herz schlagen, wenn Sie dem Lande eine neue Wohlthat geschenkt; wenn Sie denken können: jetzt jubeln Tausende mir ihre Freudenthränen, und spät bis in die fernsten Zeiten wird die Nachwelt mich segnen.

Herzog.

Nicht dem Fürsten allein blühen diese Freuden; oft, sehr oft ist es seiner Umgebung, seinen Ministern vorbehalten, sie zu pflücken. — Auch Ihnen, junger Mann, ist eine Stelle zugedacht, welche einflußreich und wichtig ist. Sie bindet Sie an mich, und hält Sie in meiner nächsten Umgebung. Wir aber alle sind Menschen und auch Fürsten haben Schwächen, können irren, sich täuschen. Es wird daher Ihre Pflicht sein, mich stets strenge Wahrheit hören zu lassen und mich unter jeder Bedingung an das Wohl des Landes zu erinnern.

Wilhelm.

Die Huld Eurer Durchlaucht gewähret mir durch diese Stellung den heißesten Wunsch meiner thatdurstigen Seele. Aber eben darum darf ich Ihr Vertrauen nicht täuschen; meine Ansichten von Völkerglück weichen vielleicht von den Meinungen anderer Staatsdiener ab, und da ich denselben in jeder Lage gleichbleiben werde, so halte ich es für meine Pflicht, sie Ew. Durchlaucht vor meiner Anstellung darzulegen.

Herzog (sich setzend, freundlich).

Sprechen Sie.

Wilhelm.

Kein Schwärmer, Durchlaucht, kein Demagog, kein wüthender Republikaner steht vor Ihnen, — nicht den Himmel will ich auf die Erde ziehen; aber pflanzen möcht' ich auf der Erde für den Himmel. Es ist der Menschheit hohes Ziel die Bildung edlerer Natur, in stetem Streben nach der Gottheit Bild. Frei steigt der Geist, entfesselt von der Trägheit Banden, hinab, Jahrhunderte hinab, und dringt durch Nebel zu der Wahrheit Quelle; und aufwärts schwingt er sich, nichts fügt ihn in Raum und Zeit, der Weisheit Fackel an dem ew'gen Licht zu zünden. Da wird er sich bewußt, daß, unbegrenzt und göttlich, im schrankenlosen Streben, es ihm gegönnt, die Ideale geist'ger Größe, irdischen Glücks sich selbst zu schaffen in der Wirklichkeit. Jetzt greift er freudig in des Lebens Treiben, er folgt dem Drange der Begeist'rung gern, schon sieht er goldne Früchte reichlich prangen, ein schöner Lohn für ihn und seine Zeit — — da greift mit des Gesetzes Macht und Strenge ein Herrscher ihm nach seiner Frucht und spricht: Das Glück zu ahnen sei Euch gern erlaubt, doch die Erkenntniß dürft Ihr nimmer pflücken.

Herzog (nach einer kleinen Pause sanft).

Sind Sie nicht ungerecht? — Wenn dies Verbieten nun väterliche Sorge wäre? — wenn man dem Kinde nur die Frucht, die unreif ist, entwände?

Wilhelm (mit Wärme).

Mein Fürst, verkennen Sie mich nicht. — Der reife Geist greift nur nach reifen Früchten. In unserm Deutschland, im schönen, paradiesisch schönen deutschen Reiche hat sich die Masse selbst gebildet. Wir wissen es Dank den vielen Höfen, daß sie vielseitige Bildung in das Volk gebracht; die Fürsten achten wir, die der Gesetze Macht vertreten. Ein Band umschlingt sie und ihre Völker, und Deutschland zeigt sich wieder groß, groß, wie es nicht war, seit der Ottonen Zeiten. Es weht ein Geist durch unsere Gauen, der lange uns gefehlt; die gift'gen Nebel fliehn, das Ausland selbst tritt achtungsvoll zurück, denn die Nation der Deutschen ist erstanden.

Herzog.

Es ist ein schöner Aufschwung, der das Volk ergriffen, wir sah'n ihn gerne, denn er zeugt für das Bewußtsein innerer Kraft.

Zimmer des Fräuleins, sondern im Küchenzimmer, wo sie ebenfalls allein sein würden, antreffen könnte. Heinrich, der seinem Herrn in der Stadt und im Hause der Amtsräthin erwarten sollte, erhielt die Zeilen durch einen Knaben und traf sein Mädchen um die festgesetzte Stunde richtig am bestimmten Orte. Hier entwarfen sie tausend Pläne für die Zukunft und merkten nicht, wie die Zeit verstrich, bis endlich Heinrich nach der Uhr sah, und mit dem Bedeuten, er müsse nun nach Hause, um seinen Herrn bereit zu empfangen, Abschied nahm.

Der Knall des Schießgewehres hatte alle Bewohner des Hauses zusammengerufen. Henriette war die Erste, die in Amaliens Zimmer eintrat und diese, in ihrem Blute schwimmend, am Boden liegen fand. Der Schrei des Entsetzens, den sie ausstieß, brachte alle übrigen Personen, deren Zahl durch die inzwischen von der Straße hereingekommenen Leute noch vergrößert wurde, in's Zimmer. Während Henriette sich mit dem Fräulein beschäftigte, war ein Diener nach dem gegenüber wohnenden Hausarzte gelaufen, welcher gerade zu Hause, schon auf dem Wege sich befand, etwa nöthige Hülfe zu leisten.

Bei seiner Ankunft in Amaliens Zimmer ließ er vor Allem sämmtliche männliche Personen hinausgehen, und behielt, außer Henrietten, nur noch zwei Dienerinnen bei sich. Todt war Amalie nicht. Er ließ sie hinaufs in das angrenzende Schlafzimmer bringen und untersuchte — denn er war zugleich ein geschickter Chirurg — hier die Wunde, welche er zwar für gefährlich, aber nicht für tödtlich erklärte. Sie war durch eine abgeschossene Kugel entstanden, die in's Fleisch gedrungen und eben das rechte Schulterblatt berührt hatte. Mit der größten Vorsicht und seltener Geschicklichkeit zog der Doctor die Kugel heraus, wobei Amalie leise zuckte, ohne jedoch zu erwachen. Die Wunde wurde alsdann verbunden und alles in solchen Fällen Nöthige vom Arzte, der noch eine Stunde bei der Leidenden blieb, angeordnet.

Man denke sich die Gefühle des Finanzraths, als er, aus der Gesellschaft ruhigst nach Hause gerufen, an das Bett seiner Tochter trat. Er war unfähig, einen Laut von sich zu geben. Starr blickte er auf die Bewußtlose, faltete die Hände und rührte sich nicht von der Stelle. Dieser Zustand währte noch fort, als der Arzt ihn sanft zur Thür hinausführte und zu Bette bringen ließ. Nun erst richtete er einige Fragen an den Arzt, deren Beantwortung ihn zu befriedigen schien. Er schlummerte ein während der Kammerdiener an seinem Lager wacht.

Unterdeß waren mit dem eingetretenen Polizeicommissär, der sogleich das Zimmer von eingedrungenen Personen säubern ließ, noch drei Herren eingetreten, nämlich: der Instructionsrichter, der Oberprocurator und ein Landgerichtssecretär. Diese besichtigten genau die Localität, maßen die Höhe des Fensters von innen und außen, ließen dasselbe mit der zersplitterten Glasscheibe, in welcher ein rundes Loch von der Größe einer Pistolenkugel sich zeigte, aufheben, und der Instructionsrichter konstatirte auf diese Weise den Thatbestand in einem Protokoll, welches der Secretär niederschrieb.

Auf den Antrag des öffentlichen Ministeriums — des Oberprocurators — vernahm man sodann zunächst den Polizeicommissär, hierauf Henriette, den Bedienten, welcher Solden zur Thür geleuchtet, den Arzt und den Mann, den Fritz beinahe umgerannt hatte und dem er später entwischt war. Diese Zeugen wurden Jeder einzeln und von dem Andern getrennt, abgehört. Sie leisteten vor ihrer Vernehmung den Eid: die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit sagen zu wollen, und unterschrieben ihre Aussagen, nachdem solche ihnen vorgelesen waren. Die Glasscheibe umwand man mit Papier, legte das Gerichtssiegel darauf und ließ das Papier ebenfalls mit der Namensschrift der Zeugen versehen. Der letztvernommene Bürger konnte nicht schreiben, weshalb dies im Protokoll bemerkt wurde: daß Zeuge Schreibens unerfahren sei. Außerdem unterzeichneten der Instructionsrichter und der Protokollführer die aufgenommene Verhandlung am Fuße jeder Seite derselben.

Die Vernehmung der Verwundeten wurde bis dahin verschoben, daß sich ihr Zustand gebessert haben würde.

In Folge der Zeugenaussagen und auf den Antrag des Oberprocurators erließ der Instructionsrichter einen Vorführungsbefehl gegen den Gutsbesitzer Friedrich Solden, welchen der Polizeicommissär selbst zu vollziehen übernahm und sich, wie wir wissen, des erhaltenen Auftrags mit Schonung und Klugheit, beides aber mit Sorgfalt entledigte.

Bevor noch der Beamte zurückgekehrt war, brachte man dem Untersuchungsrichter eine Pistole von seltener Schönheit, die noch nicht lange abgeschossen zu sein schien, und die der Gensdarme, welcher vor dem Hause Wache gehalten und die Menschenmenge zurückgetrieben, vor dem Fenster auf dem Pflaster gefunden hatte. Er wurde demnach sogleich darüber amtlich abgehört. Für die Pistole befestigte man einen Papierstreifen, der von dem Finder, dem Richter und dem Secretär, damit kein Austausch stattfinden könne, mit ihren Namen bezeichnet wurde.

Das Stillhalten eines Wagens vor dem Hause und das Murmeln der Leute auf der Straße, welches hereindrang, verkündete den im Zimmer anwesenden Personen die Ankunft Solden's.

Er war sehr bleich, seine Haltung aber ruhig; er schien auf Alles gefaßt. Doch bat er, ehe noch eine Frage an ihn gerichtet werden konnte, um die Erlaubniß, Amalien sehen zu dürfen.

Man schlug ihm die Bitte mit dem Bemerken ab: daß er späterhin die Dame werde zu sehen bekommen.

Sein Verhör, das in Abwesenheit aller vernommenen Zeugen stattfand, währte ziemlich lange. Er erzählte mit Ruhe und Klarheit, was ihm am verflossenen Abende begegnet sei, ohne das Geringste auszulassen und machte dadurch auf den Richter solchen Eindruck, daß derselbe äußerte: „Seltsam! man konnte den jungen Mann wirklich für schuldlos an dem Verbrechen halten."

Der Instructionsrichter Kramer war ein äußerst wohlwollender Mann, der nicht von vorn herein jeden Beschuldigten als Ueberführten betrachtete, wie dieses leider von seinen vielen, der wichtige Amt gar zu jungen Collegen an anderen Landgerichten zu geschehen pflegte. Er war bereits zehn Jahre in den Civil- und Criminal-Kammern des Gerichts Wald gewesen, bevor er zu dem Posten als Untersuchungsrichter bestimmt wurde. Jene fand man, nachdem sie eben erst von der bestandenen Staatsprüfung zurückgekehrt waren, sofort zu dem schwierigen Amte geschickt, das sie denn, ohne die geringste Erfahrung, antraten. Wie mancher Untersuchungsrichter ist nicht zunächst Veranlassung gewesen, daß später ein Unschuldiger verurtheilt wurde. Denn es ergiebt sich oft aus den Worten, die der Instructionsrichter diktirt, um die Erklärungen des Beschuldigten oder der Zeugen in seinen Styl zu bringen, ein ganz anderer Sinn, als der, welchen der Vernommene hat hineinlegen wollen. Man sage nicht: das Protokoll werde ja vorgelesen. Das ist allerdings richtig, aber wie selten wagt es der Vernommene, wenn er nicht offenbare Unrichtigkeiten vorlesen hört, dagegen zu sprechen? Und thut er es dennoch, so wird er gewöhnlich angefahren oder ihm so lange vorgesprochen, daß das Niedergeschriebene gerade Dasjenige sei, was er ausgesagt habe, daß er es zuletzt selbst glaubt, oder des Kampfes müde, um nur davonzukommen, unterschreibt. Tritt er endlich bei der mündlichen Verhandlung der Sache nochmals mit seiner Aussage hervor, so nennt man das „einen Widerspruch mit seinen früheren Aussagen, die ein nachtheiliges Licht auf ihn werfen müßten;" und wirklich trägt dann ein solcher Umstand fast immer zu seiner Verurtheilung bei.

Doch nur sind von unserer Erzählung abgekommen.

Fritz verflocht sich vor dem Instructionsrichter nicht in Widersprüche und wurde, wie gesagt, in moralischer Hinsicht sehr günstig beurtheilt.

Da zeigte man ihm die Pistole mit der Frage: Ob er die Waffe kenne?

Kaum hatte der Angeschuldigte das Mordinstrument betrachtet, als seine Fassung ihn verließ und er mit dem Ausruf: „O mein Gott!" wie leblos zu Boden sank.

Man rief den Arzt und Bremer herein, die Beide sich mit dem Unglücklichen beschäftigten.

Nach einiger Zeit erholte sich Fritz, und als man ihm nochmals die Pistole zur Anerkennung vorlegte, erklärte er: daß sie die seinige wäre, und setzte auch seinen Namen auf den Papierstreifen.

„Für jetzt wissen wir genug," rief der Landgerichtsrath Kramer, „bald hätte mich mein Herz irre geleitet."

Solden sprach kein Wort. Man fragte ihn auch nichts weiter, vielmehr wurde ein Verwahrungsbefehl wider ihn erlassen, den ein herbeigerufener Gerichtsdiener zu vollstrecken beauftragt wurde. Dieser stieg mit dem Beschuldigten in den noch vor dem Hause harrenden Wagen, welcher den Weg zum Irrenhause des Ortes einschlug.

Das Läuten der Glocke am Thore der Anstalt rüttelte den unglücklichen Solden aus seinem Stumpfsinne, in den er versunken war, auf.

Zum Inspector geführt, erklärte er diesem auf Befragen, daß er seine Verpflegung bezahlen wolle.

Während der Gerichtsdiener den Verwahrungsbefehl eintrug — eine Abschrift desselben hatte er dem Beschuldigten schon im Hause des Finanzraths behändigt — mußte Fritz sein Geld und alle Pretiosen, die er bei sich trug, abgeben. Das Geld wurde gezählt und als Sicherstellung für die Verpflegungskosten angenommen, Ringe, Busennadel, Uhr aber eingepackt, versiegelt und in Verwahrung genommen.

Darauf ertheilt Solden ein eigenes, ziemlich freundliches Zimmer, dessen Fenster mit starken, eisernen Stangen versehen war. Die Thür wurde von außen nicht allein verschlossen, sondern noch durch zwei Riegel verwahrt, deren jeder durch ein besonderes Vorhängeschloß unbezweiglich gemacht werden mußte.

Im Zimmer befand sich ein Bett mit Haarmatratze, ein Tisch und ein Stuhl.

Schreiben durfte Solden nicht; ebensowenig Licht brennen, aber zu lesen wurde ihm gestattet.

Seine Kost bestand aus einfachen, aber kräftigen Speisen, wie sie der Vorschrift gemäß von dem Lieferanten der Anstalt verabreicht zu werden pflegten.

Täglich zwei Mal konnte Fritz auf einem inneren Hofe, unter Aufsicht eines Beamten, herumspazieren; es wurde ihm jedoch verboten, mit den übrigen wenigen Inquisiten, die mit ihm zu gleicher Zeit sich Bewegung machten, ein Wort zu sprechen.

Besuche ließ man für jetzt noch nicht zu. Die Wäsche erhielt er, nachdem sie vom Inspector nachgesehen, sowie Bücher durch Bremer's Vorsorge regelmäßig.

Mehrmals kam der Instructionsrichter in's Irrenhaus, um neue Verhöre mit Solden anzustellen, bei welcher Gelegenheit er zuweilen den Zeugen zur Anerkennung seiner Person vorgestellt wurde.

Er glaubte wahnsinnig zu werden, wenn er an sein Schicksal und die Betrübniß dachte, die er über seine Mutter, Schwester und seinen Freund, vor Allem aber über seine Geliebte gebracht, die ihn als Mörder verabscheuen mußte. Oft traten so fürchterliche Augenblicke für ihn ein, daß er, trotz seiner aufrichtigen Frömmigkeit und der früh empfangenen und stets befolgten Lehren der Religion, an sich selbst Hand legen wollte; aber die Vorsicht, mit der die Verwaltung der Anstalt ihn jedes Mittels zur Ausführung solches Vorhabens beraubt, schützte ihn vor Ueberredung und ließ bald das richtige Gefühl die Oberhand gewinnen.

Bremer kehrte in das Haus der Amtsräthin zurück, als der Morgen bereits anbrach. Mit Beruhigung vernahm er, daß beide Damen des Hauses seit einer Stunde schlummerten.

Nun gab es einen sonderbaren Auftritt mit Heinrich, Solden's Bedienten, der hoch und theuer schwur: sein Herr wäre unschuldig und solcher That gar nicht fähig. Die Pistole müsse sein Herr allerdings aus dem Zimmer geholt haben, wo sie neben dem Mantelsack in dem geladenen Zustande gelegen, aber dennoch wolle er sein Leben verlieren, wenn Herr Solden ein Mörder wäre.

Auf Bremer's Wunsch brachte Heinrich die andere, gleichfalls noch geladene Pistole aus seinem Zimmer herunter, nebst einem schwarzledernen Handschuh, den sein Herr wahrscheinlich vergessen, als er die Waffe geholt.

Die Pistole, das mußte sich Bremer gestehen, war die Zwillingsschwester der vom Instructionsrichter in Beschlag genommenen; aber der Handschuh? —

Heinrich versicherte auf Befragen: sein Herr pflege in der Regel solche schwarze Handschuhe zu tragen; worauf der Advocat, nachdem er den Handschuh genau betrachtet, denselben

---

Wilhelm.

Und Bürgschaft ist er für der Fürsten Throne. Kronen — können Armeen nicht und nicht Kanonen schützen, — die Liebe nur, die Fürst und Volk umschlingt, und jenes Hochgefühl der Nationalität vermögen Deutschland vor des Auslands Uebermuth, vor seiner Herrschgier zu bewahren.

Nicht täusch' ich mich hierin. Kein oberflächlicher Gedanke, kein dunkler Glaube ist's, und kein Gebilde überreizter Phantasie. Es hat sich die Cultur geweitig aufgeschwungen, und rege wurde des Verlangen nach den Idealen der Menschenbrust: nach Geistesfreiheit und Gerechtigkeit. Der Deutsche will nicht Anarchie, nur seine Rechte will er gesichert wissen; sein Geist ist reif, drum nehmt ihm, o Fürsten, der Kindheit Fesseln ab, und gebt ihm freies Wort und freie Schrift.

Herzog (aufstehend, ernst aber mild).

Es ist genug. Wir wollen es bedenken. Was ich aus Ihrem Munde hörte, junger Freund, hat mich erfreut. Ich mag es leiden, wenn die Jugend braust, wenn auch excentrisch, bringt sie Impulse doch für große Thaten. Wir sprechen weiter über diesen Stoff und werden schon die richt'ge Mitte finden. Zum Abschied die Gewißheit Ihrer Anstellung.

(Der Herzog geht unter freundlichem Neigen des Kopfes ab.)

Dritte Scene.

Wilhelm von Wernitz (allein).

Wie voll das Herz und wie so kurz die Zeit es auszuschütten. — Doch, — er hat mich nicht mißverstanden, daß ihn ich gemeint; nur ist ihm diese Sprache neu und fremd. Er wird sich finden, sich mit vertraun, und dann will ich die Gluth für's Wohl des Vaterlandes in seiner Seele schüren, bis sie begeistert an den Himmel schlägt.

(ab.)

Verwandlung.

Zimmer im Gräflich Wernitz'schen Hause.

Vierte Scene.

Sophie tritt etwas rasch auf, **Philipp Weiß**, noch als Waldbursch gekleidet, folgt ihr.

Sophie.

Diese Unverschämtheit, Feldwebel...

Philipp.

Lieutenant, mein Fräulein, wenn ich bitten darf. Ich halte mein Patent hier in den Händen.

Sophie.

Dann muß mich Ihre Zudringlichkeit um so mehr wundern, Herr Lieutenant.

Philipp.

Ich bin Soldat, gradaus, gewohnt zu sprechen, was die Seele drückt und kenne daher die Zierlichkeit der Etiquette nicht. Ich bewunderte schon lange, von Ihnen unbemerkt, Ihre Schönheit; doch konnte ich mich meines Ranges wegen nicht nähern. Jetzt da ich Lieutenant bin, gestehe ich Ihnen, daß ich Sie liebe.

Sophie.

Sie müssen, Herr, daß ich solche Reden weiter hören darf noch will. Auch kann wohl von Liebe zwischen einer Gräfin von Wernitz und Lieutenant Weiß niemals die Rede sein. Erlauben Sie, daß ich die Mutter suche.

(Sie verneigt sich kalt und entfernt sich dann rasch.)

Philipp.

Oho! — Pfeift der Wind daher? — Schön gut, Fräulein Vornehm, ich werde meine Maßregeln nehmen; kalt, ruhig und überlegt, und so, trotz meinen Jahren, sicherer zum Ziele kommen, als ein jugendlicher Hitzkopf. — Liebe! — mein Gott, will ich denn Liebe!? — (Bedeutend ironisch.) Nur ein

zu sich steckte, und nun dem Bedienten auftrug, die ganze Wahrheit auszusprechen, wenn er dazu aufgefordert werden sollte.

Louisens Mädchen erschien jetzt im Auftrage ihrer Herrschaft, den Advocaten zu dieser zu führen, indem die Amtsräthin sowohl wie das Fräulein bereits erwacht wären, sich ziemlich wohl befänden und ihn zu sprechen wünschten.

Er fand beide Damen im Morgenanzuge seiner harrend, und da sie ziemlich beruhigt schienen, konnte er ihnen den Hergang der Sache, wie derselbe sich bis jetzt herausgestellt, nicht länger vorenthalten. Mit der möglichsten Schonung entledigte er sich der traurigen Pflicht, schloß jedoch mit der belebenden Versicherung, daß dem Beschuldigten kein Haar gekrümmt werden könnte, wie dunkel auch sein Verhängniß erscheine.

Louise dankte ihrem Bräutigam aufrichtig für seine Versicherung, erklärte: daß ihr Bruder unmöglich die That begangen haben könne und suchte der Mutter so zuversichtlich die Unmöglichkeit darzuthun, daß die gute Matrone, deren Herz nur zu geneigt war, das Beste zu glauben, mit weniger großer Bekümmerniß auf die Folgen der unglücklichen Geschichte blickte.

„Demnach," bemerkte die Amtsräthin, „muß man den Teufel nie citiren, er kommt auch ungerufen in's Haus. Erinnerst Du Dich noch, Louise, Deiner gestrigen Reden? Sie sind nur zu bald in Erfüllung gegangen."

„Ach, Mutter," seufzte Louise, „wie schnell bin ich dafür bestraft worden, aber nun, da einmal das Unglück über uns hereingebrochen, will ich auch so handeln, wie ich gestern in solchem Falle handeln zu müssen erklärte."

„Meine Louise wird nicht der gerichtlichen Verhandlung beiwohnen, wenn es ja dahin kommen sollte, vielmehr noch heute mit ihrer Mutter die Stadt verlassen und auf ihres Bruders Landgut sich begeben, um einestheils Nichts zu hören, was verleumderische Gerüchte leicht in's Haus bringen möchten, anderntheils ihren Freunden freiere Hand zu lassen, sich des Bruders Sache mit aller Kraft und Thätigkeit anzunehmen. Nicht wahr, liebe Mutter?" sagte Bremer.

„Ihre Ansicht, lieber Sohn, trifft stets das Zweckmäßigste," antwortete die Amtsräthin. „Wir folgen Ihrem Rathe, und Louise ist zu vernünftig, als daß sie durch ihre Anwesenheit nicht allein sich selbst steten Kummer bereiten, sondern auch den nöthigen Schritten, welche zum Vortheil ihres unglücklichen Bruders gethan werden müssen, hemmend in den Weg treten sollte."

Beschämt schwieg Louise. Dann küßte sie der Amtsräthin die Hand und warf sich an Bremer's Brust, der die Geliebte rührend und voll Zärtlichkeit umfaßte.

Vieles wurde nun noch über die ganze Angelegenheit zwischen den drei Bekümmerten verhandelt. Insbesondere mußte man Amalie und den Finanzrath bedauern, war jedoch über den ärztlichen Ausspruch hinsichts der Ersteren erfreut und hoffte, daß Beide so wenig, wie sie selbst, den ihnen theuern Fritz für den Thäter halten würden.

Hierauf wurde in aller Eile gepackt und schon nach Verlauf einer Stunde befanden sich die Amtsräthin mit ihrer Tochter außerhalb der Stadt, immer noch Befürchtungen und Hoffnung in gleichem Grade nährend.

Bremer an Louise.

Den 10. October 18...

Kaum sind drei Tage seit Deiner Abreise verflossen und schon habe ich Dir Wichtiges mitzutheilen, das Dich leider, wenn Du es gelesen haben wirst, betrüben muß. Sei deshalb jedoch nicht mehr bekümmert, als die Nachricht es verdient, denn ich wiederhole auch hier mein Wort: Alles werde ein gutes Ende nehmen.

Unmittelbar nach Eurer Abfahrt begab ich mich zum Finanzrath. Er ließ mich bitten, mich zu ihm, in das Zimmer seiner Tochter zu bemühen. Als ich eintrat, saß der unglückliche Vater an Amaliens Bett, sein betrübtes Auge, aus welchem Gram und Sorge blickten, fest auf die Leidende gerichtet. Diese hatte die Augen offen, ein freundliches Lächeln schien um ihren Mund zu schweben, wie sie mich erkannte; allein sie bewegte sich weiter nicht.

Der Finanzrath stand nun auf und fragte mich mit einem so ernsten Tone, daß derselbe etwas Erschütterndes hatte: „Was ich von ihm wünsche?

Ich antwortete, daß ich gekommen wäre, mich nach dem Befinden seiner Tochter, sowie nach dem seinigen zu erkundigen, und ihm mein aufrichtiges Bedauern über den unglücklichen Vorfall zu erkennen zu geben.

Ohne seine Miene zu verändern, stammelte er kalt einen Dank hervor und sagte dann ironisch: „Ich glaubte nicht, daß Ihre natürliche Theilnahme für Ihren schuldlosen (dieses Wort betonte er), künftigen Schwager Ihnen gestatte, da persönlich zu condoliren, wo jene Schuldlosigkeit der Grund des Zustandes ist, der eine Beileidsbezeigung zur Folge hat."

Amaliens Miene schien die größte Besorgniß auszudrücken.

„Ihr Schmerz, Herr Geheimerath," erwiederte ich, „führt Sie zu Ungerechtigkeiten, die Sie außerdem nie begehen würden. Deshalb entschuldigen Sie, wenn ich auf Ihre Bemerkung Nichts entgegne. Ich halte Selben allerdings für schuldlos; ob er es in den Augen der Welt sei und ob das Gericht meine Ansicht theilen werde, müssen wir abwarten. Jedenfalls glaube ich überzeugt sein zu dürfen, daß hier im Hause noch Jemand ist, der den Unglücklichen nicht verdammen kann."

Bei diesen Worten richtete Amalie den Kopf in die Höhe und nickte bejahend, indem sie gleichzeitig die freiere Hand auf's Herz legte.

„Nicht so, meine Tochter!" rief hastig der Finanzrath. „Was ich von der Sache ausführlich mir erzählen lassen, spricht so sehr für seine Schuld, daß ich mich selbst dann noch von derselben überzeugt halten würde, wenn das Gericht ihn freispräche. Gott wird Dich mir gesund wiederschenken, und Du mußt ihn vergessen. Wir entfernen uns aus Stadt und Provinz und überlassen anderen Familien das Glück, mit Verbrechern sich zu verbinden."

Die Kranke richtete einen bittenden Blick auf ihren Vater und brachte leise die Worte hervor: „O, mein Vater!"

Ihr Zustand rührte mich, denn man berichtete ihr, neben den körperlichen Schmerzen, noch die heftigsten Seelenleiden.

Deshalb bat ich den Finanzrath, wenigstens seine Tochter zu schonen, dankte dieser für ihre Ueberzeugung, tröstete sie mit dem Triumph der guten Sache und entfernte mich dann aus einem Hause, in welchem das Unglück über den besten Charakter den Sieg davongetragen hatte.

Ungeachtet dieses Vorganges ließ ich mich seitdem täglich zwei Mal nach Amaliens Befinden erkundigen und erhielt immer angenehmere Nachricht über ihren Zustand. Das Wundfieber war nicht heftig gewesen und schnell verübergegangen. Der Arzt hatte sogar ihre erste Besserung erlaubt, und so wurde denn heute Vormittag vom Kreisphysikus, der unter Assistenz des Kreiswundarztes die Kranke zu besuchen beauftragt war, der ärztliche Fundbericht abgefaßt, am Nachmittage aber Amalie von dem Instructionsrichter Kramer in ihrem Zimmer verhört.

Morgen wird, wie ich vernehmen, wenn anders keine besonderen Umstände eine Verzögerung nöthig machen, mit Fritz das Schlußverhör in der Instruction abgehalten, da die Aussagen der Verwundeten so vollständig gewesen sein sollen, daß man eine zweite Besprechung nicht für nothwendig gehalten.

Voraussichtlich wird Amalie innerhalb zwanzig Tagen, von der That angerechnet, wie das Gesetz sich ausdrückt, noch nicht arbeitsfähig sein, und wenn dieser Umstand durch einen neuen Bericht des Kreisphysikus außer Zweifel gesetzt ist, so geht die Sache durch die Rathskammer, welche vorläufig das Geschick Deines Bruders zu entscheiden hat. Eine schlimmere Ansicht von der That wird sie wohl nicht haben.

Sie muß nämlich, je nachdem Anzeigen vorhanden sind, daß der Beschuldigte die ihm zu Last gelegte Thathandlung begangen haben könnte, denselben außer Verfolgung setzen und zum Polizeigericht, einer Correctionalkammer des Landgerichts, oder vor den Anklagesenat des Appellationsgerichtshofes verweisen. Ueberall entscheidet die Stimmenmehrheit der Richter, nur im letzten Falle reicht eine einzige Stimme hin, den Beschluß gültig zu machen. Dem Oberprocurator, der eine Verweisung beantragt hat, steht, wenn man seinem Antrage nicht Folge giebt, binnen vierundzwanzig Stunden das Rechtsmittel der Opposition zu; worauf der gedachte Anklagesenat für oder wider die Opposition entscheidet.

Es bleibt uns daher nichts Anderes übrig, als abzuwarten.

Bis dahin wird meine Praxis, der ich bis jetzt nur die allernothwendigste Zeit widmen konnte und die glücklicher Weise innerhalb der Ferien nicht ausgedehnt ist, mir wohl erlauben, Euch zu besuchen. Vielleicht bringe ich alsdann mündliche Versicherungen und Aufträge von Deinem Bruder, mit dem zu reden bisher mir noch nicht gestattet werden konnte.

Du weißt, liebe Louise, welche Wonne mir ein Brief von Dir gewährt. Deshalb erwarte ich morgen einen recht ausführlichen.

Versichere Deiner Mutter meine kindliche Liebe und suche sie über die Zukunft zu beruhigen.

Glaube ja nicht, daß, wenn dieses Schreiben keine Zärtlichkeit ausspricht, diese darum aus meinem Herzen gewichen sei. O nein, sie sitzt fester darin als je, aber ich würde mich selbst nicht für aufrichtig halten, wollte ich bei dem Schmerz, unter dessen Herrschaft wir in diesem Augenblicke Alle stehen, mich zwingen, ihr Worte zu geben.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Kein Grab.

Eine novellistische Skizze von Nordmann.

Nimm ihn nicht in Schutz, liebenswürdige Louise — es fehlt ihm das „savoir vivre," die ächte „Tournure," und ich converstre nur darum mit ihm, um es mit Dir nicht zu verderben.

— Sprich mit mehr Achtung, oder verlaß mich, oder — warte, bis er kommt, um ihm selbst zu sagen, was Du von ihm hältst.

— Daß ich ein Narr wäre! Er gäbe mir höchstens eine philosophische Abhandlung mit auf den Weg, die ich heute durchaus nicht verdauen könnte, wie sehr mich sonst seine Expectorationen ergötzen; denn heute ist für mich ein Glückstag. Sieh mal her, Louischen, was hatte ich in der Hand? — Eine Eintrittskarte zum Ballet! — Triumph! Sie hat mich aber auch so viel gekostet, daß eine ganze Familie durch einen ganzen Monat davon anständig leben könnte. Höre doch, wie ich sie erobert. Du weißt, unser Freund Alfred erhält, ich weiß nicht durch welche Protection, immer zuerst zu solchen Kunstfesten Billets; nun hat er gestern vermuthlich zu viel Champagner getrunken und liegt heute krank. Er trat sie mir, wenn gleich ungern, ab. Was doch die Krankheiten Gutes mit sich bringen. — Ah, sieh da, Eduard! — Guten Morgen, — was macht die Kunst?

— Sie liegt im Argen.

— Guten Morgen. Sehen wir uns vielleicht im Ballet? Adieu, Louischen — gieb mir doch ein Küßchen zum Abschied. Adieu — adieu!

— Der fatale Mensch. Gut daß er fort ist, seine Erscheinung widert mich an — sprach der Eintretende, derselbe, über den der Modeherr kurz zuvor den Stab gebrochen — ich mag diese albernen Manieren nicht, die ein Marqueur in wenig Stunden erlernt; ich mag diese Lions nicht, die ihr halbes Dasein dem Schneider verdanken, die den Händedruck der

---

Hand suche ich, das mich so recht eng und innig an das Schicksal meines alten Kameraden knüpft, und nicht übel wäre es, wenn das Diamantenschloß dieser goldnen Kette ein so liebliches Mädchen würde. — Ah, da kommt mein Mann.

Fünfte Scene.

Oberst. Philipp Weiß.

Oberst (tritt gedankenvoll ein, halblaut). Meine Ruhe ist dahin. Ich war so glücklich, so zufrieden, bis dieser unglückselige Lauer mir wie ein Dämon in den Weg trat. (Weiß gewahrend.) Schon wieder?

Philipp.

Ich komme Ihnen meinen Dank für den Lieutenant zu bringen. Was übrigens Ihre Ruhe und Ihr Glück betrifft, so ist weder das Eine noch das Andere gefährdet, sobald Sie vernünftig und gegen mich gerecht sind. Uns Beide hatte das Schicksal einst gleich gestellt; nach einem Zeitraum von beinahe dreißig Jahren finde ich Sie wieder; ich bin von dem Unglück verfolgt, noch immer im Staube — Sie hat das Glück bis zu den Schwellen des Thrones erhoben. Wie Sie der Fortuna unter die Hände griffen, will ich nicht untersuchen. Ich weiß genug, um Sie und Ihre ganze Familie mit einem Worte nicht nur zu stürzen, nein zu zermalmen.

Oberst.

Lauer!

Philipp.

Ich bin Lieutenant Weiß. — Ich glaube übrigens ein Recht zu haben mit Ihnen zu theilen, doch dürfen Sie für Ihr Vermögen nichts fürchten; ich werde mein Ziel auf legitimem Wege erreichen, wenn Sie außerdem noch einige Gefälligkeiten, die Sie interessen nichts kosten, für mich gehabt haben.

Oberst.

Alles — nur keine Ungerechtigkeit.

Philipp.

Ei, ei, — seit wann so streng rechtlich?

Oberst.

Lieutenant! — Ich bin Ihr Oberst.

Philipp.

Oberst! ich bin Ihr Herr.

(kurze Pause.)

Oberst.

Was verlangen Sie noch?

Philipp.

Eine Kleinigkeit, die Ihnen sehr leicht wurde zu erlangen, und Sie daher auch wenig Mühe kosten wird für mich zu erhalten.

Oberst.

Und die wäre?

Philipp.

Den Adel.

Oberst.

Sind Sie von Sinnen? Bin ich der Herzog?

Philipp.

Sein Freund wenigstens.

Oberst.

Was sollte der Fürst denken, wenn ich heute mit der Bitte kommen würde, den Mann in den Adelstand zu erheben, den ich gestern erst zum Lieutenant avanciren ließ.

Philipp.

Was er denkt, ist mir gleich. Ich muß den Adel haben, weil ich nur vermittelst des kostbaren Wörtchens „von" — um meine schöne Angebetete werben kann. Uebrigens sollen Sie

Freundschaft verschmähen, um die Glacehandschuhe nicht zu zerknittern. Sage mir nur, wie Du ihn um Dich dulden kannst?

— Muß ich nicht, bin ich nicht an ihn durch das Band der Verwandtschaft gekettet? — Laß uns von etwas Anderm sprechen — Du ärgerst Dich schon wieder, und der Aerger nagt an den schönsten Blüthen Deiner Seele. Eduard, lies mir etwas vor — Du bist in jüngster Zeit so karg mit Deinen Mittheilungen.

— Weil ich wenig producire. Wenn ich sehe, wie die Kunst bei der Welt, die an geilen Zechgelagen sitzt, betteln gehen muß, wie ihr vom Bedientenvolk nachgescholten wird: Arbeite, Du hast starke Hände; wie sie sich mit einer Sündermiene, mit einer Stirn, auf der gotteslästernde Gedanken eingeschrieben sind, zeigen muß, um den abgenutzten Pfennig Talent zu erlangen — dann sinkt mein Muth, Ironie schleicht wie ein Dieb in mein Herz, und stiehlt das Kind — meine Liebe, um sie vielleicht an einen Gaukler um ein Spottgeld zu verkaufen.

— Eduard, Du blickst durch ein trübes Glas in's Leben; der Poesie und Kunst wird noch immer gehuldigt, es blüht die Blume der Anerkennung noch immer auf ihrem Grabe, und —

— Ich weiß, was Du sagen willst, Marie, — und die Steine des Nachruhms stellt man auf ihrem Grabe auf. „Laßt Brod nur werden alle diese Steine!" Du meinst, um den leidigen Nachruhm könne ein Mensch schon verhungern, und Wunden seien die schönsten Ehrenzeichen des Erben. Aber bedenke, wenn sich der Hunger wie ein Alp auf die Brust des Künstlers legt, von seinem harten Lager Schlaf und Traum verjagt, wenn der Haß der Mitwelt ihm auf all seinen Wegen wie ein Gespenst nachschleicht, ihn mit höhnendem Gesicht angrinst — da muß Geist und Herz zusammenbrechen. Du meinst vielleicht, er solle nur erst die Augen schließen — und der fürchterliche Spuk höre auf, die Dornenkrone, die man ihm auf's Haupt gedrückt, treibe Rosenknospen der Liebe. Ja, die Rosen sind schön, aber die Dornen stechen zu schmerzlich — und der Mensch wird mit tausend Stichen allmälig zu Tod gemartert, nicht mit einem Schlag zerschmettert. — Weil wir eben von Nachruhm, von Denksteinen sprechen, will ich Dir eine Geschichte vorlesen, die auf dies Thema paßt; ein blinder Musikant erzählte sie mir, der mich lang interessirte, da ich ihn auf der Harfe nur immer Musik von Mozart und Beethoven spielen hörte. Seine Gaben fielen so seltlich spärlich aus, denn die Welt will nur den Scherz, die Lust der Kunst, und selbst die Trauer, wenn sie ein „Willkommen" hören will, muß in einem liebreizenden Gewand erscheinen. Der alte blinde Musikant erzählte mir also folgende Geschichte, die ich: „Kein Grab," betiteln will.

— Herr, ich war nicht immer blind — ich sah Gottes herrliche Natur, und um diese schmerzt mich meine Blindheit; ich sah aber auch viel Jammer und Elend, und darum danke ich oft dem Herrn, daß er mir den traurigen Anblick, der mir so weh gethan, entzogen, wenn gleich die Seufzer auch jetzt noch bis zu mir dringen. Eines meiner Gesichte aus der Jugendzeit hat sich als Grom tief in mein Gedächtniß eingeprägt. Ich hatte mit allen Entbehrungen zu kämpfen, ich war Einer von Denen, denen das Brod immer auf die butterbestrichene Seite fällt, die, wenn sie zum Himmel aufblicken, einen Stern fallen, wenn sie zur Erde schauen, eine Blume welken sehen, denen das Unglück einen gewichtigen Stein in ihre Laufbahn wirft; — und Sie sehen, das Unglück ist mir auch jetzt noch treu geblieben. — Es war in einer Nacht, die auf einen meiner traurigsten Tage folgte, — sie war finster wie mein Inneres, der Mond war in die schwarzen Leichentücher der Wolken eingehüllt wie meine Liebe, Blitze zuckten und schrieben in schnellen Flammenzügen geheimnißvolle Hieroglyphen an die Himmelsdecke, brennende Verzweiflungsgedanken fuhren durch meinen Kopf. — Ich strich einsam, mit mir und der Welt zerfallen, durch die Straßen, die Laternen flackerten trüb, der Regen prasselte in Strömen auf mich nieder — mir war recht gramvoll zu Muth. Die Häuser hatten ihre Augen geschlossen, nirgend war ein Licht zu erblicken — aus einer fernen Gasse ertönten wilde, barchantische Lieder, die sich gar seltsam und wie Hohn bei den fürchterlichen Donnerschlägen ausnahmen. Ich ging immer fort und fort, da kam ich an eine Hütte, auch hier war Alles finster — nur ein Fenster im Erdgeschosse war erleuchtet; der Sturm fuhr und pfiff durch eine zerbrochene Fensterscheibe — ich drückte mich an die Mauer. Vorhänge verwehrten nicht meine Neugier, ich blickte in die Stube; die Armuth hatte hier ihre Behausung aufgeschlagen, doch auch die Reinlichkeit war zu Gast. Herr, was ich da erblickte und hörte, war traurig und herzzerreißend! — Ein bleiches, schönes Weib saß mit verweinten Augen an dem Bett eines Knaben, der im Fieber lag; ein wunderliebliches Mädchen kauerte zu seinen Füßen und weinte heftig. Die schwarzen, langhinabrollenden Locken des schönen Weibes kühlten die Stirn des kranken Knaben, tiefe Seufzer drangen aus der Brust der Mutter. Der Thränenbern ihrer Augen seien durch vieles Weinen versiegt; ihre Hände waren gefaltet, ihre Blicke aufgeschlagen zum Himmel, auf ihren Lippen zitterte ein Gebet. Der Himmel sprach im Donner eine vernichtende Antwort. Das bleiche Weib betete also mit gebrochener Stimme und durch sein Gebet klang als Refrain der Schrei des weinenden Mädchens: Mich hungert! — — Herr, zermalme nicht also das Herz einer Mutter, laß nicht in ihr Herz wie in ein Asyl jedes Leid der Welt flüchten, schicke als Gast auch den Trost. Du hast den Vater meiner Kinder, mein Alles mir abgerufen, der unserem Schmerz theilte, der uns gegen Beleidigungen schützte; — nimm Dich seiner Kinder an, schenke mir meines Sohnes Leben, das Bild meines Mannes nimm mir nicht, mein Kind! — — Sie schwieg kurze Zeit, dann sprach sie weiter wie im Traum: Er hat für sie sein Herzblut vergossen, er hat für sie Nächte durchwacht, sein Geist hat für sie gedacht, um ihr Leben zu versüßen — sie haben ihn Alle verlassen. Nun liegt er draußen im kühlen Grab, Niemand besucht ihn als ich, Keiner von Allen, für die er so viel gelitten und geweint, schenkt ihm eine Thräne. O, ihr undankbaren Menschen! — Sie schluchzte laut. Ich konnte den Anblick nicht mehr ertragen, warf meine kleine Botschaft durch die zerbrochene Scheibe und entfernte mich schnell. Nie hatte ich mehr gewünscht reich zu sein als damals, um Rettung bringen zu können; ich bedurfte selbst der Rettung und fand sie nirgend, meine Freunde hatten schöne Worte und schauderten vor der That zurück. — Die Erinnerung an diese Nacht verließ mich nicht — ich ging nach einigen Tagen wieder hin, blickte wieder durch das Fenster; die Frau war bleicher als vordem, sie kniete wieder am Bett eines Kindes, — diesmal war das wunderliebliche Mädchen krank; der Knabe war gewiß seinem Vater nachgegangen, — die Mutter saß wie ein Steinbild am Bett ihres einzigen Kindes. Ich ging fort mit dem Entschluß, nie mehr den Späher zu machen, wenn ich nicht zugleich helfen könnte, und vermied immer absichtlich diese Gegend. — — Es verging eine geraume Zeit — es war eine mondhelle Winternacht, die Sterne blinkten am Himmel, der Schnee knisterte unter meinen Füßen; diese Nacht wollte ich nicht verschlafen, wie sehr auch der Frost meine Glieder schüttelte — ich ging rasch meines Weges und kam, ich weiß nicht wie es geschah, an den Friedhof. Nichts störte die Schläfer in ihrer Ruhe, schneebedeckt waren die Grabhügel, die kein Sterblicher noch überstiegen. Der Mond goß seinen Schimmer über die heilige Stätte, er besuchte jedes Grab. Ich schaute über die niedrige Mauer und gewahrte eine Bewegung; es erhob sich eine weibliche Gestalt von einem Grabe, stieg über die Friedhofmauer und ging mit einem Kreuze belastet durch den Schnee. Wer wagt es, den Todten das letzte Geschenk des Lebens zu rauben? — dachte ich bei mir und folgte. Das Weib ging vor mir schwankenden Schrittes durch ein Labyrinth von Straßen, endlich hielt es an einer Hütte — es war dieselbe Hütte, vor der ich schon zwei Mal lauschend gestanden, — trat hinein, es erhellte sich die nämliche Stube, ich blickte hinein, und dasselbe Weib, nur noch bleicher als früher, lag mit dem Kreuz auf dem Boden. Niemand war außer ihm in dem Zimmer. — Ich habe es vollbracht, — so sprach es, sich aufraffend, — ich habe die frevelnde That vollbracht; sie sollen Dein Grab nicht finden, die Undankbaren, die Dich einsam sterben ließen; — ich folge Dir und Deinen Kindern, ich komme bald. Doch jetzt friert mich, das Leben ist so frostigkalt, die Welt hat keine Liebe mehr. Ich wollte Dir noch ein Todtenfest halten. — Darum habe ich Dein Kreuz vom Grabe geholt; ich habe Dir es gegeben, ich durfte Dir's nehmen; das Kreuz soll meinen Leib erwärmen, denn mich friert gewaltig. — O die kalten, kalten Menschen!" — Sie zerbrach das morsche Kreuz, steckte die Stücke in den Kamin und eilte geschäftig in der Stube umher; ihr Gang war fieberhaft abgebrochen; sie suchte in einem Schrank, holte ein mit einer rothen Schleife zusammengebundenes Packet Briefe hervor und las sie mit seltsamer Geberde. Es standen darin die wunderbarsten Gedanken, die nur der erhabene Geist eines Dichters ausspricht, an denen die Menschheit großgesäugt wird; sie las die Briefe ohne auf das Papier zu blicken, sie schienen tief in ihr Gedächtniß eingeschrieben zu sein; — dann zündete sie diese am Lichte an und schob sie unter das Kreuz, daß die Flamme hell auflohderte. Sie blickte mit wilden Blicken in das Feuer, Fieberfrost schüttelte ihre Gebeine; sie hielt eine Schriftrolle mit Noten beschrieben in den Händen und sang daraus Lieder mit erschütternder Stimme, Lieder, wie ich sie noch nie gehört, aus denen der Geist eines großen Meisters sprach. Herr, es ist eine traurige Musik, wenn das Unglück singt. Sie sprach: Auch Du sollst zerstört sein, letztes Werk meines Geliebten — er hatte Dich vor Allem lieb, er baute auf Dich den Tempel seines Ruhmes; Du sollst Asche werden, wie Dein Schöpfer; die undankbaren, kalten Menschen sollen durch Dich nicht erhoben werden, die ihn darben und verhungern ließen. Flamme auf als Todtenopfer! — Das Feuer verzehrte die Rolle, das Weib fiel kraftlos und leblos zur Erde. — Ich floh und weinte die ganze Nacht. Am anderen Tage ging ich wieder hin — Leichenmänner übten ihr trauriges Geschäft; ich fragte um den Namen der Frau, man nannte mir den Namen eines berühmten Künstlers, von dem man jetzt aller Orten mit Begeisterung spricht, dessen Grab man fruchtlos sucht, um es mit einem werthvollen Grabstein zu schmücken. Sein Weib hat das Kreuz davongetragen, um sich damit den Leib zu erwärmen, mit den Briefen, für die man jetzt große Summen göbe, hat sie untergündet, sein letztes, schönstes Werk in die prasselnden Flammen geworfen. Ist diese Geschichte nicht traurig, Herr?

— So schloß der alte, blinde Musikant, weinte und spielte mir auf der Harfe eine gewaltige, schöne Melodie, das schönste Lied, das ich je gehört, und gestand mir im Vertrauen, daß er es von dem sterbenden, schönen Weibe erlernt habe; — den Namen aber nannte er mir nicht.

— Eduard, ich hege eine Vermuthung, — die Umstände passen genau zusammen.

— Laß das, Marie, und martere Dich nicht mit Namen; die Geschichte paßt auf Viele und dies ist der Humor daran.

Nordmann.

---

so ein bedeutender Diplomat geworden sein, und bei solchen Befähigungen kann Ihnen die Sache nicht schwer werden. Sagen Sie dem Fürsten, daß ich Ihnen einst das Leben gerettet, — dem Staate vor Jahren geheime, wichtige Dienste geleistet — mein Himmel lügen Sie Etwas.....

Oberst (auffahrend).

Lieutenant!

Philipp.

Entschuldigen Sie meine Offenheit; aber so viel ich mich erinnere, heißen Sie nicht Graf von Wernig — sondern...

Oberst (sich ängstlich umsehend).

Um Gottes willen, schweigen Sie.

Philipp.

Und der Adel?

Oberst.

Aber seien Sie doch vernünftig, fordern Sie nicht das Unmögliche. Ich will Ihnen gerne Alles geben, was in meiner Macht steht. Wollen Sie Geld — viel Geld?!

Philipp.

Danke, Herr Oberst. Jetzt genügt mir noch meine Lieutenantsgage, und ehe ich heirathe, werde ich mindestens Hauptmann sein.

Oberst (wenig).

Oder degradirt und aus dem Lande gejagt.

Philipp (lauernd).

Dann würden Philipp Lauer und Johann Kraut, der jetzige stolze Graf Wernig, die Grenze zugleich passiren. — Wähle, — entweder verschaffst Du mir binnen acht Tagen den Adel, oder ich bitte um eine geheime Audienz bei Seiner Durchlaucht. — Damit empfohlen.

(Geht mürrisch und geht mit triumphirendem Lächeln ab.)

Oberst.

O Gott, Du bist gerecht! Du hast als Geisel diesen Schurken mir gesandt. Ja! wehe dem, der auch nur einmal dem Bösen seine Hand gereicht, nicht sühnt er seine That durch tausend Opfer aus, ein blut'ger Faden zieht dämonisch sich durch's Leben und höllische Gestalten leiten unsichtbar ihn, sein Haupt umschwebend in immer engern Kreisen, bis ihre kalte Hand ihn erst erfaßt und niederreißt in der Verdammniß Reich.

(Links ab.)

(Verwandlung.)

Heribert Rau.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn K...r in L. — Beide Sendungen sind dankbar angenommen, über das weitere Erdicten kann jedoch erst später Entschließung gefaßt werden.

Herrn M. in B. — Wenn auch unser Urtheil sich gleich bleibt, so haben wir doch inmittelst Verpflichtungen übernommen, die uns für den Augenblick keine schickliche Entscheidung gestatten.

Frau L. M. in B. — In so können wir nichts Bekanntendes darin finden, bei das 18. Jahrhundert dem 19. vorangeht; doch werden wir jedenfalls die baldige Nachfolge sehen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr

Novellen-Zeitung.

№ 36. Leipzig, Mittwoch den 5. März 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. V. Band: 16. und 17. Kapitel. — Das Verbrechen und der Geschworenen-Ausspruch. Eine Novelle von Eduard Ludwig. (Fortsetzung.)

Salonbericht aus Berlin, von X. Z. — Bertelmanns Tod. Gedicht von Josef Seiler.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Fünfter Band.

Der Beschützer.

Sechzehntes Kapitel.

Die Rathschläge.

Adrienne von Cardoville war in dem Hause des Doctor Baleinier noch fester eingeschlossen worden seit dem doppelten nächtlichen Ueberfall Agricol's und Dagobert's, in Folge dessen der Soldat, der schwer verwundet war, durch die unerschrockene Hingebung Agricol's und den heldenmüthigen Beistand Murrkopfs noch glücklich die kleine Gartenthür des Klosters hatte erreichen und mit dem jungen Schmied über den Boulevard fliehen können.

Es hatte vier Uhr geschlagen; seit gestern war Adrienne in ein Zimmer des zweiten Stockwerks des Krankenhauses gebracht worden, wo das vergitterte Fenster, das noch draußen mit einem Laden versehen war, nur ein schwaches Licht in's Zimmer kommen ließ.

Das junge Mädchen erwartete seit ihrer Unterredung mit der Maneur von einem Tage zum andern durch die Vermittlung ihrer Freunde befreit zu werden; aber sie empfand eine schmerzliche Unruhe in Bezug auf Agricol und Dagobert, da sie durchaus Nichts von dem Ausgange des Kampfes wußte, den ihre Befreier in einer der vorhergehenden Nächte gegen die Leute des Krankenhauses und des Klosters zu bestehen gehabt hatten. Vergebens hatte sie ihre Wächterinnen gefragt, diese waren stumm geblieben.

Diese neuen Ereignisse vermehrten noch die Bitterkeit der Gefühle, welche Adrienne gegen die Prinzessin von Saint-Dizier, den Marquis von Aigrigny und ihre Creaturen hegte.

Die leichte Blässe des reizenden Gesichts des Fräulein von Cardoville, ihre schönen, ein wenig angestrengten Augen verriethen kürzlich ausgestandene Angst; vor einem kleinen Tische sitzend, stützte sie ihre Stirn auf eine ihrer Hände, die halb von den langen Locken ihres Goldhaares bedeckt wurden, und blätterte in einem Buche.

Plötzlich öffnete sich die Thür und Herr Baleinier trat ein.

Der Doctor als Jesuit vom kurzen Rocke, ein gelehriges und passives Werkzeug der Absichten des Ordens, war, wie wir schon gesagt haben, von dem Marquis von Aigrigny und der Prinzessin von Saint-Dizier nur halb eingeweiht. Er hatte den Zweck der Einsperrung des Fräulein von Cardoville nicht gewußt und wußte jetzt auch noch nicht die plötzliche Veränderung der Stellung, welche gestern, nach der Lesung des Testamentes des Herrn Marius von Rennepont, zwischen Rodin und Aigrigny eingetreten war; der Doctor hatte blos am Tage vorher von dem Abbé von Aigrigny, der damals den Eingebungen Rodin's folgte, den Befehl bekommen, Fräulein von Cardoville noch strenger einzusperren, sie mit verdoppelter Härte zu behandeln und endlich zu versuchen, — man wird sehen, durch welche Mittel, — ob er sie bewegen könne, von den Verfolgungen abzustehen, welche sie auf spätere Zeit gegen ihre Feinde sich vorgenommen hatte.

Beim Anblicke des Doctors konnte Fräulein von Cardoville die Abneigung und Verachtung nicht verhehlen, welche dieser Mann ihr einflößte.

Herr Baleinier dagegen näherte sich Adriennen mit vollkommenem Wohlbehagen und Vertrauen, stets lächelnd, stets sanftmüthig, blieb einige Schritte von ihr stehen, als prüfe er die Züge des jungen Mädchens aufmerksam und sagte dann, als ob er über die gemachten Bemerkungen zufrieden sei:

— Nun, die unglücklichen Ereignisse von vorgestern Nacht werden einen minder betrübenden Einfluß haben, als ich fürchtete! Es geht besser, die Gesichtsfarbe ist ruhiger, die Haltung gemessener, die Augen sind allerdings noch etwas lebhaft, aber glänzen doch nicht mehr so fieberhaft. Es ging so schön!... jetzt ist wieder der Zeitpunkt Ihrer vollkommenen Heilung hinausgeschoben, denn was leider vorgestern Nacht stattgefunden, hat Sie in eine um so übertriebenere Reizbarkeit versetzt, da Sie sich derselben nicht bewußt sind. Aber glücklicher Weise wird mit Hülfe unserer Pflege Ihre Heilung nur um ganz kurze Zeit verschoben sein.

Wie sehr Adrienne auch an die Verwegenheit des mit der Congregation Verbündeten gewöhnt war, so konnte sie sich doch nicht enthalten mit einem Lächeln bitterer Verachtung zu sagen:

— Welche unverschämte Rechtschaffenheit Sie besitzen, mein Herr! Wieviel Frechheit liegt in Ihrem Eifer, Ihr Geld ordentlich zu verdienen!... Nicht einen Augenblick sind Sie ohne Maske, stets haben Sie die Lüge, die Arglist auf den Lippen. Wahrhaftig, wenn diese schmachvolle Komödie Sie eben so anstrengt, als sie mir Abscheu und Verachtung einflößt, so bezahlt man Sie gewiß nicht theuer genug.

— Ach, — sagte der Doctor mit innigem Tone, — noch immer diese betrübende Einbildung, zu glauben, daß Sie nicht unserer Pflege bedürftig sind, daß ich Komödie spiele, wenn ich Ihnen von dem traurigen Zustand spreche, in welchem Sie sich befanden, als man genöthigt war, Sie gegen Ihr Wissen hierher zu bringen. Aber abgesehen von diesen kleinen Zeichen rebellischer Unvernunft, hat sich Ihre Lage wunderbar verbessert, Sie gehen einer vollkommenen Heilung entgegen. Später wird Ihr vortreffliches Herz mir die schuldige Gerechtigkeit nicht versagen und eines Tages werde ich beurtheilt werden, wie ich es verdiene.

— Ich glaube es, mein Herr. Ja, der Tag ist nicht fern, wo man über Sie urtheilen wird, wie Sie es verdie-

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Salonbericht.

Berlin.

Soiréen. Soiréen! Welch ein Zauberwort! Von wie Vielen gemieden, von wie Vielen gesucht, und da die Zahl der Letzteren wohl die größte ist, so glauben wir, daß unsere Leser einige Einzelheiten der Soiréen, die schon in diesem Winter in Berlin stattgefunden, nicht ohne Interesse vernehmen werden und theilen ihnen folgende mit, die aus sicherer Quelle geschöpft sind.

Zuerst nennen wir natürlich die Soiréen Sr. Majestät. Drei derselben fanden schon auf dem Schlosse statt, zu denen die Zahl der Eingeladenen nach und nach vermehrt wurde.

Bei der ersten Versammlung, die nur eine Cour war, befand sich blos die höchste Gesellschaft und das diplomatische Corps. Alle Damen trugen Schleppkleider und wetteiferten durch Luxus und Eleganz. Die Königin, die Prinzessinnen strahlten von Schmuck; unter den übrigen Damen wurde die junge Frau eines russischen Diplomaten besonders bemerkt. Sie trug die Uniform der Damen des kaiserlichen Hofes, die äußerst originell und schön ist, und trug sie entzückend schön.

Die berühmte Gräfin Rossi glänzte mit einem prächtigen Diadem geschmückt, das einst auf ihrem Haupte befestigt, einen noch viel höheren Rang bezeichnete, als welchen sie heute einnimmt und mit so vieler Würde bekleidet.

Außer diesen Damen war noch ein reizendes Kleeblatt, auf welches das diplomatische Corps an jenem Abend stolz sein konnte, die Damen von Lowenörn, von Monteffun und die so liebenswürdige und graziöse Baronin von Pergloß.

Bei der zweiten königlichen Gesellschaft hatten die Schleppen den Ballkleidern Platz gemacht. Mehr als 800 Gäste waren in dem Schlosse vereint. Auf der dritten Soirée war die Zahl der Anwesenden noch mehr als verdoppelt.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß die Feste wahrhaft königlich waren und die Huld Ihrer Majestäten allgemein die heiterste Stimmung hervorrief.

Wenig ereignete sich in diesen Gesellschaften, das Stoff zu Salonunterhaltungen hätte liefern können, wenn nicht die unbeschreibliche Mühe, die sich ein fremdes, neuvermähltes Paar vergebens gab, um bei dem ersten Hoffeste, dem nur die pure crême oder deutsch gesagt der ächte Rahm der hohen Gesellschaft beiwohnte, den Eintritt zu erhalten. Sicherlich war weder das ausgezeichnete Talent des Gatten, noch die hohe Geburt der jungen Dame Schuld daran, daß die Hofetiquette ihre unerbittlichen Gesetze nicht zu ihren Gunsten biegen konnte.

Ein Vorfall, der auf der zweiten Soirée allgemeine Heiterkeit verbreitete, war die Erscheinung eines Herrn in den königlichen Gemächern, der einen schwarzen Frack, weiße, kurze Beinkleider und schwarze Strümpfe trug. Dieser Herr, wie man sich denken kann ein Fremder, hatte ohne Zweifel geglaubt, durch sein Costüm Ihren Majestäten zu schmeicheln, indem er seinen Körper auf eine so unerhörte Weise mit den preußischen Nationalfarben bedeckte. — Man gestattete ihm jedoch dieses Vergnügen nicht, sondern der Gesandte seines Landes, der durch den Oberceremonienmeister noch zu rechter Zeit davon unterrichtet wurde, bat ihn nach Hause zu fahren und weiße Strümpfe anzulegen. Dieser Herr ist unbedingt der Löwe des Abends gewesen und hat gewiß mehr Augen auf sich gezogen, als er es selbst erwartet.

Sonst wurde kein besonderer Löwe auf der dritten königlichen Soirée in's Leben gerufen, d. h. mit anderen Worten,

Digitized by Google

nen, — sagte Adrienne, indem sie Nachdruck auf diese Worte legte.

— Immer noch diese andere fixe Idee, — versetzte der Doctor mit einer Art Mitleid, — so seien Sie doch vernünftig... denken Sie nicht mehr an diese Kinderei.

— Ich sollte darauf verzichten, vom Gerichte Schadloshaltung für mich und Bestrafung für Sie und Ihre Mitschuldigen zu fordern? Niemals, mein Herr, niemals.

— Schon gut! — sagte der Doctor, indem er die Achsel zuckte. — Sind Sie einmal draußen, Gott sei Dank, dann werden Sie an ganz andere Sachen zu denken haben, meine schöne Feindin.

— Sie vergessen frommer Weise, das weiß ich wohl, das Böse, welches Sie thun... aber ich, mein Herr, ich habe ein besseres Gedächtniß.

— Sprechen wir im Ernste... Haben Sie wirklich die Absicht, sich an die Gerichte zu wenden? — versetzte der Doctor Balcinier mit ernstem Tone.

— Ja, mein Herr, und Sie wissen wohl, was ich will, das will ich fest.

— Nun gut, so bitte ich, so beschwöre ich Sie, diesen Gedanken keine Folge zu geben, — fügte der Doctor mit immer dringenderem Tone hinzu. — Ich bitte Sie inständigst darum und zwar in Ihrem eigenen Interesse.

— Ich glaube, mein Herr, daß Sie Ihre Interessen ein wenig zu sehr mit den meinigen vermischen.

— Nun, — sagte der Doctor, mit verstellter Ungeduld und als ob er überzeugt wäre, Fräulein von Gardeville augenblicklich zu überraschen, — nun, werden Sie wirklich den Muth haben, zwei Personen voll Herz und Edelmuth in Verzweiflung zu stürzen?

— Zwei blos? Der Spaß wäre vollständiger, wenn Sie drei zählten: Sie, mein Herr, meine Tante und den Abbé von Aigrigny;... denn das sind wahrscheinlich die edelmüthigen Personen, in deren Namen Sie mein Mitleid rege machen.

— O, Mademoiselle, es handelt sich weder um mich, noch um Ihre Tante, noch um den Abbé von Aigrigny.

— Um wen denn sonst, mein Herr? — fragte Fräulein von Gardeville überrascht.

— Um zwei arme Teufel, die wahrscheinlich von Denen abgesandt sind, welche Sie Ihre Freunde nennen und die neulich Nachts sich in den benachbarten Klostergarten und von diesem in meinen Garten hier geschlichen haben... Die Schüsse, welche Sie gehört haben, sind auf sie abgefeuert worden.

— Ach, mein Gott, ich ahnte es wohl;... und man hat sich geweigert mir zu sagen, ob sie verwundet worden sind!... — sagte Adrienne mit schmerzlicher Aufregung.

— Einer von ihnen hat allerdings eine Wunde bekommen, aber sie kann nicht schwer sein, da es ihm gelungen ist, den Leuten, welche ihn verfolgten, zu entfliehen.

— Gott sei gelobt! — rief Fräulein von Gardeville, indem sie inbrünstig die Hände faltete.

— Nichts Lobenswertheres als Ihre Freude, da Sie eben erfahren, daß sie entwischt sind; aber dann, welcher seltsame Widerspruch! Wollen Sie denn jetzt die Gerechtigkeit auf ihre Spur leiten?... Wahrhaftig, das ist eine seltsame Art, Dankbarkeit zu beweisen.

— Was sagen Sie, mein Herr? — fragte Fräulein von Gardeville.

— Denn, — versetzte der Doctor Balcinier ohne ihr zu antworten, — wenn sie verhaftet werden, so kann es ihnen schlimm gehen, da sie sich des Einbruchs und Einbruchs nächtlicher Weise schuldig gemacht haben. Es handelt sich für sie um die Galeeren...

— Himmel! und für mich...

— Ja, für Sie... und was schlimmer ist, durch Sie werden sie verurtheilt werden.

— Durch mich, mein Herr?

— Gewiß, wenn Sie Ihren Rachegelüsten gegen den Herrn von Aigrigny und Ihre Frau Tante Folge geben (ich spreche nicht von mir, ich bin sicher davor); wenn mit einem Worte Sie darauf bestehen, bei Gericht zu klagen, daß Sie ungerechter Weise in dieses Haus eingesperrt worden sind.

— Mein Herr, ich verstehe Sie nicht. Erklären Sie sich, — sagte Adrienne mit wachsender Unruhe.

— Aber, Kind, das Sie sind, — rief der Jesuit vom kurzen Rocke mit dem Tone der Ueberzeugung aus, — glauben Sie denn, daß, wenn die Justiz sich einmal mit einer Sache befaßt hat, man ihre Thätigkeit und ihren Lauf hemmen kann, wo man will und wie man will? Wenn Sie von hier fortgehen, wollen Sie eine Klage gegen mich und Ihre Familie anstellen, nicht wahr? Gut! Was geschieht? Die Justiz tritt in's Mittel, informirt, läßt die Zeugen citiren, geht auf die kleinlichsten Nachforschungen ein. Was folgt dann daraus? Daß dieser nächtliche Einbruch, den die Oberin des Klosters aus Furcht vor Aufsehen geheim zu halten geneigt ist, daß dieses nächtliche Unternehmen, sage ich, das ich eben so wenig gekannt mochte, nothwendiger Weise herauskommt, und da es sich dabei um ein schweres, eine entehrende Strafe nach sich ziehendes Verbrechen handelt, so wird das Gericht den ersten Schritt thun, diese Unglücklichen aufsuchen, und wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, durch ihre Pflichten oder durch ihr Gewerbe in Paris zurückgehalten werden, sei es auch sogar in der trügerischen Sicherheit ihrer wahrscheinlichen Ueberzeugung, daß, was sie gethan, aus ehrenwerther Absicht geschehen sei, dann verhaftet man sie; und wer wird diese Verhältnisse hervorgerufen haben? Sie selbst, indem sie gegen uns klagbar wurden!

— O mein Herr, das wäre fürchterlich... es ist unmöglich!

— Es wäre sehr möglich, im Gegentheil, — versetzte Herr Balcinier, — also, während ich und die Oberin des Klosters, die wir doch im Grunde allein das Recht haben, uns zu beklagen, während wir es uns angelegen sein lassen wollen, diese böse Geschichte zu vertuschen... wollen Sie, Sie, für welche diese Unglücklichen die Galeeren riskirt haben, sie der Gerechtigkeit überliefern...

Da Fräulein von Gardeville nicht vollkommen sich von dem Jesuiten täuschen ließ, so erriethe sie doch, daß die milde Stimmung, die er in Bezug auf Dagobert und seinen Sohn an den Tag zu legen schien, durchaus nicht sehr in Betracht kommen dürfe bei ihrem Entschlusse, ob sie die gesetzliche Rache, welche sie dem Gerichte verlangen wollte, aufgeben würde oder nicht...

In der That, Rodin, dessen Anordnungen der Doctor, ohne es zu wissen, ausführte, war zu gescheidt, um Fräulein von Gardeville sagen zu lassen: Wenn Sie eine Verfolgung der Sache versuchen, so denuncirt man Dagobert und seinen Sohn, während man doch zu demselben Ziele kommen konnte, wenn man Adriennen Befürchtungen genug in Bezug auf ihre Befreier beibringen konnte, um sie von ihrer Klage abstehen zu lassen.

Ohne den Inhalt des Gespräches zu kennen, hatte Fräulein von Gardeville zu viel gesunden Sinn, um nicht zu begreifen, daß Dagobert und Agricol in sehr gefährliche Verlegenheit kommen könnten wegen ihres nächtlichen Unternehmens und somit eine schreckliche Lage ihnen bevorstand.

Und dennoch, wenn sie an Alles dachte, was sie in diesem Hause gelitten hatte, wenn sie all den gerechten Grimm, der sich in ihrem Herzen angehäuft hatte, zusammennahm, fand es Adrienne hart, auf das Vergnügen verzichten zu müssen, diese nichtswürdigen Machinationen zu entschleiern und an's Tageslicht zu bringen.

Der Doctor Balcinier betrachtete die, welche er hinter's Licht geführt zu haben wähnte, mit listiger Aufmerksamkeit, und war fest überzeugt, die Ursache des Schweigens und des Zauderns des Fräulein von Gardeville zu wissen.

— Aber, mein Herr, — versetzte sie, ohne ihre Verwirrung verhehlen zu können, — angenommen, ich sei geneigt, aus welchem Grunde auch, keine Klage anzustellen, das Böse zu vergessen, das man mir angethan, wann werde ich hier herauskommen?

— Ich weiß es nicht, denn ich kann nicht wissen, zu welcher Zeit Sie vollkommen geheilt sein werden, — sagte der Doctor gutmüthig. — Sie sind auf vortrefflichem Wege;... aber...

— Stets diese freche und dumme Komödie, — rief Fräulein von Gardeville, den Doctor unterbrechend, voller Entrüstung, — ich frage Sie, und wenn es sein muß, bitte ich Sie, mir zu sagen, wie lange Zeit ich noch in diesem schrecklichen Hause eingesperrt bleiben soll? Denn ich denke wenigstens, daß man mich doch einmal hinauslassen wird?....

— Gewiß, das hoffe ich, — antwortete der Jesuit vom kurzen Rocke mit Salbung, — aber wann? das weiß ich nicht... Uebrigens will ich Ihnen nur offen gestehen, es sind alle Maßregeln getroffen, um dergleichen Versuche wie die der vorigen Nacht zu verhindern;... die Wachsamkeit ist strenger geworden, damit Sie keine Verbindung mehr mit draußen haben. Und das geschieht nur in Ihrem Interesse, damit Ihr armer Kopf nicht auf's Neue sich gefährlich überreize.

— Also, mein Herr, — sagte Adrienne fast erschreckt, — verglichen mit dem, was mich erwartet, sind die vergangenen Tage noch Tage der Freiheit...

— Alles zu Ihrem eigenen Besten, — antwortete der Doctor gefühlvoll.

Fräulein von Gardeville stützte die Ohnmacht ihrer Entrüstung und Verzweiflung, stieß einen herzzerreißenden Seufzer aus und barg ihr Gesicht in ihre Hände.

In diesem Augenblicke hörte man schnelle Schritte vor der Thür, eine der Wärterinnen trat ein, nachdem sie angeklopft.

— Mein Herr, — sagte sie mit verstörter Miene zum Doctor, — es sind unten zwei Herren, welche Sie augenblicklich zu sprechen wünschen und auch Mademoiselle.

Adrienne hob schnell den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voller Thränen.

— Wie ist der Name der Herren? — fragte Balcinier verwundert.

— Der Eine von ihnen hat mir gesagt, — versetzte die Wärterin: — Melden Sie dem Herrn Doctor, daß ich Beamter bin und hier einen das Fräulein von Gardeville betreffenden Auftrag auszuführen habe.

— Ein Beamter! — rief Balcinier aus, indem er zurücktrat und seine Ueberraschung und Angst nicht bemeistern konnte.

— O, Gott sei gelobt! — rief Adrienne, schnell aufstehend, und ihr Gesicht strahlte durch Thränen der Hoffnung, — meine Freunde sind noch bei Zeiten benachrichtigt worden!... Die Stunde des Gerichts ist gekommen.

— Bitten Sie diese Personen heraufzukommen, — sagte nach einem augenblicklichen Nachdenken Balcinier zur Wärterin.

Darauf näherte er sich mit immer bewegterer, unruhigerer Miene Adriennen, machte ein strenges, fast drohendes Gesicht, das seltsam gegen die gewöhnliche Freundlichkeit seines heuchlerischen Lächelns abstach und sagte mit leiser Stimme:

— Nehmen Sie sich in Acht!... wünschen Sie sich nicht zu früh Glück!

— Ich fürchte Sie jetzt nicht mehr! — entwortete Fräulein von Gardeville mit funkelndem, strahlendem Auge. — Herr von Montbron wird ohne Zweifel nach Paris gekommen und

---

an jenem Abend ging kein besonderes Ereigniß vor, das seinen Urheber augenblicklich mit einer Löwenmähne geschmückt oder belohnt hätte.

Wie erwähnen der Gesellschaften, welche der Prinz von Preußen und Prinz Carl gaben; die einen wie die andern waren ihrer hohen Festgeber würdig. Aber was sollen wir sagen, um ein vollkommnes Bild von der Grazie, der Liebenswürdigkeit, dem Geiste der Frau Prinzessin von Preußen zu geben. — Weniger als jeder Andere sind wir geneigt, nur deshalb, weil königliches oder kaiserliches Blut in seinen Adern fließt, Jemanden ausgezeichnet zu finden, aber hier zögere ich nicht ohne Rückhalt zu huldigen, nicht parceque sondern quoique dies der Fall bei der Prinzessin von Preußen ist.

Wahrlich, sie ist eine vollendete Frau und weiß nach dem allgemeinen Ausspruch in ihrer Stellung so zu wirken, daß sie in ihren prächtigen Sälen Heiterkeit, Würde und Geist vereinigt und das ist wirklich keine leichte Sache.

Steigen wir nun von diesen hohen Regionen abwärts, um zu einigen Ministern, Großwürdenträgern des Landes und einigen Gesandten einzutreten.

Unter den Ersteren ist die Gesellschaft gewiß dem Prinzen von Sayn-Wittgenstein, dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Bülow, dem Großmarschall Freiherrn von Werther, dem Generalpostmeister von Nagler, dem Generalintendanten der königlichen Musik, Grafen von Redern, dem Grafen von Arnim-Boitzenburg, Minister des Innern, und dem Minister von Savigny verpflichtet.

Die vier Erstgenannten haben jeder einen Tag der Woche zum Empfangsabend bestimmt, Sonntag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag.

Bei dem ehrenwerthen Fürsten Wittgenstein versammeln sich besonders die Mystères und Soupeurs der vornehmen Welt gern. Man sieht dort auch oft Gruppen von Spielerinnen und ganz leis geflüstert, mitunter, aber sehr selten Landsknechtspielerinnen! Wenn dies übrigens als eine Sünde betrachtet werden sollte, so fordern wir Nachsicht und Geduld für diese Damen, einer sehr guten Handlung wegen, die sie, so wie mehre andere Frauen der vornehmen Welt kürzlich vollbracht. Sie bereiteten dem guten Prinzen eine Ueberraschung, die ihn gewiß hoch erfreute.

Man weiß, daß unter dem König Friedrich Wilhelm dem Dritten der Fürst Wittgenstein allmächtig war. Da kent zu Tage ihm das Ohr seines Nachfolgers nicht in demselben Grade offen ist, so hätte sich eher erwarten lassen, daß man ihm weniger zuvorkommend begegne. So muß man es aber zum Ruhm der Classe der Gesellschaft, der man nur zu oft gewohnt ist egoistische Gedanken unterzulegen, aussprechen, daß sie anders gehandelt. Die Damen, von denen wir reden, haben den Beweis dargelegt, daß sie von den edelsten Gesinnungen beseelt sind. Vierzig von ihnen haben mit eigenen Händen einen Teppich für den großen Saal des Prinzen gestickt, dessen verschiedene Felder ihre und des edlen Greises Wappen vereint darstellen.

Als die Arbeit vollendet war, benutzten sie eine Zeit, die der Fürst fern vom Hause verlebte, um sie in dem Saale befestigen zu lassen. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese zarte Aufmerksamkeit dem Prinzen einen seligen Augenblick brachte. Als er erfuhr, wie der Teppich angefertigt und an Ort und Stelle gekommen, war er so tief gerührt, daß er sich der Thränen nicht erwehren konnte; süße Thränen, die denen, die sie hervorgerufen, reichen Segen bringen mögen.

Der in Rede stehende Teppich soll sorgfältig lithographirt werden und jeder der vierzig Geberinnen ein Exemplar der Lithographie überreicht werden.

benachrichtigt worden sein; ... er begleitet den Beamten... er kommt, um mich zu befreien.

Darauf fügte Adrienne mit dem Tone bitterer Ironie hinzu:

— Ich bedaure Sie, mein Herr, — Sie und Ihre Genossen.

— Mademoiselle, — rief Balcinier aus und konnte seine wachsende Angst nicht mehr verbergen, — ich wiederhole es Ihnen, nehmen Sie sich in Acht,... denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe... Ihre Klage wird nothwendigerweise... verstehen Sie, nothwendigerweise die Entdeckung dessen nach sich ziehen, was sich vorige Nacht zugetragen... Nehmen Sie sich in Acht, das Schicksal, die Ehre dieses Soldaten und seines Sohnes sind in Ihren Händen... Denken Sie daran... es stehen ihnen die Galeeren bevor.

— O, ich lasse mich von Ihnen nicht täuschen, mein Herr... Sie bringen da nur eine versteckte Drohung vor; haben Sie doch wenigstens den Muth, mir zu sagen, daß, wenn ich mich bei dem Beamten beklage, Sie den Soldaten und seinen Sohn anzeigen.

— Ich wiederhole Ihnen, wenn Sie klagen, sind diese Leute durchaus verloren, — antwortete der Jesuit vom kurzen Rocke zweideutig.

Durch das Geheimniß, das wirklich in den Drohungen des Doctors lag, erschüttert, rief Adrienne aus:

— Aber, mein Herr, wenn mich nun der Beamte fragt, glauben Sie, daß ich lügen werde?

— Sie werden nur antworten ... was wahr ist. Uebrigens, — beeilte sich der Doctor hinzuzusetzen und hoffte, zu seinem Zwecke zu kommen, — übrigens können Sie ja antworten, daß Sie in einem solchen Zustande der Aufregung gewesen seien, daß man vor einigen Tagen es zu Ihrem eigenen Besten für nothwendig gehalten habe, Sie ohne Ihr Wissen hierherzubringen; aber heute, da Ihr Zustand sich verbessert habe, erkennten Sie den Nutzen der Maßregel an, welche man in Ihrem Interesse zu ergreifen genöthigt gewesen sei. Ich werde diese Worte bestätigen... denn im Grunde ist es ja die Wahrheit.

— Niemals! — rief Fräulein von Cardeville entrüstet, — niemals werde ich die Mitschuldige einer so nichtswürdigen Lüge, niemals werde ich so feige sein, die Nichtswürdigkeiten gut zu heißen, welche ich habe erdulden müssen.

— Hier ist der Beamte, — sagte Herr Balcinier, als er vor der Thür Schritte hörte. — Nehmen Sie sich in Acht!

In der That öffnete sich die Thür, und zum unsäglichen Staunen des Doctors erschien Herr Rodin in Begleitung eines schwarz gekleideten Mannes von würdigem, ernstem Aussehen.

Rodin hatte sich im Interesse seiner Pläne und aus Gründen verschmitzter Klugheit, die wir nachher mittheilen werden, gehütet, den Abbé von Aigrigny und folglich auch den Doctor von dem unerwarteten Besuche zu benachrichtigen, den er im Krankenhause mit einem Beamten machen wollte, im Gegentheil hatte er am Abende vorher, wie erwähnt, dem Doctor Balcinier Befehl geben lassen, Fräulein von Cardeville noch strenger einzuschließen.

Man begreift also das doppelte Staunen des Doctors, als er diese Gerichtsperson, deren unerwartete Gegenwart und imposante Miene ihn schon außerordentlich beunruhigten, von Rodin begleitet eintreten sah, dem demüthigen und untergeordneten Secretär des Abbé von Aigrigny.

Schon in der Thür hatte Rodin, noch immer schmutzig gekleidet, mit zugleich ehrfurchtsvoller und mitleidiger Geberde Fräulein von Cardeville dem Beamten gezeigt. Und während dieser eine Bewegung des Bewunderns beim Anblick der seltenen Schönheit Adrienne's nicht zurückhalten konnte und sie mit eben so viel Ueberraschung als Theilnahme zu betrachten schien, zog sich der Jesuit bescheiden einige Schritte zurück.

Der Doctor Balcinier war vor Erstaunen außer sich und hoffte, sich mit Rodin verständigen zu können; er machte ihm fortwährend Zeichen, indem er ihn so über die unerwartete Ankunft des Beamten zu befragen suchte.

Aber nun mußte er abermals erstaunen: Rodin schien ihn nicht kennen und Nichts von seiner ausdrucksvollen Geberde verstehen zu wollen und betrachtete ihn mit affectirter Bewunderung.

In dem Augenblicke endlich, wo der Doctor ungeduldig seine stummen Fragen verdoppelte, trat Rodin einen Schritt vor, streckte seinen krummen Hals nach ihm hin und sagte mit lauter Stimme:

— Was beliebt... mein Herr Doctor?

Bei diesen Worten, welche Balcinier ganz aus der Fassung brachten und das Schweigen unterbrachen, das seit einigen Secunden herrschte, wandte sich der Beamte um und Rodin fügte mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit hinzu:

— Seit unserer Ankunft macht der Herr Doctor mir alle Arten von geheimnißvollen Zeichen... Ich glaube, er hat mir ganz was Besonderes mitzutheilen... Ich, der ich kein Geheimniß habe, bitte ihn, sich laut zu erklären.

Diese, für Herrn Balcinier so peinliche Rede, mit feindlichem Tone gesprochen und von einem eisigen Blicke begleitet, stürzte den Arzt in eine neue und so gründliche Verwunderung, daß er einige Augenblicke nicht im Stande war, zu antworten.

Ohne Zweifel wurde der Beamte von diesem Vorfall und dem Schweigen, das ihm folgte, aufmerksam gemacht, denn er warf einen sehr strengen Blick auf Herrn Balcinier.

Fräulein von Cardeville, die darauf gefaßt gewesen war, Herrn von Montdrea eintreten zu sehen, war gleichfalls höchst erstaunt.

Siebzehntes Kapitel.

Der Ankläger.

Durch die unerwartete Gegenwart einer Gerichtsperson und besonders durch das unerklärliche Benehmen Rodin's war Herr Balcinier einen Augenblick außer Fassung gebracht, wurde jedoch bald wieder kaltblütig und wandte sich folgender Maßen an seinen Mitbruder vom langen Rocke:

— Wenn ich es versuchte, mich Ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, so geschah das nur, weil ich zu gleicher Zeit das Schweigen ehren, welches dieser Herr bei seinem Eintritte beobachtete — der Doctor deutete mit den Augen auf die Gerichtsperson — und Ihnen mein Erstaunen an den Tag legen wollte über einen Besuch, von dem ich nicht glaubte, daß man mich damit beehren würde.

— Ich werde mich gegen Mademoiselle über den Grund meines Stillschweigens erklären, mein Herr, indem ich Sie bitte mich entschuldigen zu wollen, — antwortete der Beamte und vermeigte sich leicht vor Adrienne, an welche er fortfuhr sich zu wenden: — Es ist mir in Beziehung auf Sie, Mademoiselle, eine so ernste Mittheilung gemacht worden, daß ich mich nicht enthalten konnte, bei Ihrem Anblicke einen Augenblick still zu schweigen um mich zu sammeln, und in Ihrer Physiognomie, Ihrer Haltung zu lesen, ob die Anklage, die man bei mir niedergelegt, gegründet sei... Und ich habe allen Grund zu glauben, daß sie es in der That ist.

— Kann ich endlich wissen, mein Herr, — sagte der Doctor Balcinier mit deßichem, aber vollkommen bestimmtem Tone, — mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?

— Mein Herr, ich bin Instructionsrichter, und komme hierher, meiner amtlichen Pflicht zufolge, um mich über eine Thatsache zu unterrichten, welche man bei mir denuncirt hat.

— Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mein Herr, sich näher zu erklären? — sagte der Doctor sich verneigend.

Der Beamte, mit Namen Herr von Germande, ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, voller Festigkeit und Geradheit, der zugleich die strengen Pflichten seiner Stellung mit wohlwollender Höflichkeit zu vereinen wußte, versetzte:

— Mein Herr, man macht Ihnen den Vorwurf, einen sehr starken... Irrthum begangen zu haben, um keinen stärkeren Ausdruck zu brauchen... Was die Art dieses Irrthums anbetrifft, so will ich lieber glauben, mein Herr, daß Sie, einer der Fürsten der Wissenschaft, sich vollkommen in der Würdigung einer medicinischen Thatsache haben täuschen können, als daß ich Sie derartgewohnen möchte, Sie hätten vergessen können, welche Heiligkeit in der Ausübung einer Kunst liegt, die beinahe ein Priesterthum genannt werden kann...

— Wenn Sie die Thatsachen erst angegeben haben werden, mein Herr, — antwortete der Jesuit vom kurzen Rocke mit einem gewissen Stolze, — wird es mir leicht sein, zu beweisen, daß mein wissenschaftliches Rechtsgefühl eben so sehr als mein Gewissen als Mensch vor jedem Vorwurfe gesichert sind.

— Mademoiselle, — sagte Herr von Germande, indem er sich an Adrienne wandte; — ist es wahr, daß Sie durch List in dieses Haus gebracht worden sind?

— Mein Herr, — rief Herr Balcinier aus, — erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß die Art, auf welche Sie diese Frage stellen, für mich beleidigend ist.

— Mein Herr, ich hatte die Ehre an Mademoiselle das Wort zu richten, — antwortete Herr von Germande streng, — und ich bin der alleinige Richter über die Schicklichkeit meiner Fragen.

Adrienne wollte eben auf die Frage des Hörenden bejahend antworten, als ein ausdrucksvoller Blick des Doctor Balcinier sie erinnerte, daß sie Dagobert und seinen Sohn vielleicht grausamen Verfolgungen aussetzen würde.

Es war kein gewöhnliches und niedriges Gefühl der Rache, das Adrienne belebte, sondern eine gerechte Entrüstung gegen abscheuliche Heuchelein, sie würde es als eine Feigheit betrachtet haben, dieselben nicht zu entlarven; aber da sie versuchen wollte, Alles miteinander zu verbinden, so sagte sie zu dem Beamten mit einem Tone voller Sanftmuth und Würde:

— Mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich meinerseits auch eine Frage an Sie richte?

— Sprechen Sie, Fräulein.

— Wird die Antwort, welche ich Ihnen gebe, als eine förmliche Denunciation von Ihnen betrachtet werden?

— Ich komme hierher, Mademoiselle, um vor Allem die Wahrheit zu ergründen... und keine Rücksicht darf Sie dazu veranlassen, dieselbe zu verhehlen.

— Sei es, mein Herr, — versetzte Adrienne; — aber nehmen Sie an, ich hätte gerechte Ursache zur Klage und setzte Ihnen dieselbe auseinander, damit ich die Erlaubniß erhalten könne, dieses Haus zu verlassen. Wird es mir denn erlaubt sein, der Aussage, welche ich gemacht, keine weiteren Folgen geben zu dürfen?

— Sie können ohne Zweifel jede Verfolgung aufgeben, Mademoiselle; aber das Gericht wird Ihre Sache im Namen der Gesellschaft wieder aufnehmen, die in Ihrer Person verletzt worden ist.

— Es wäre mir also untersagt, zu verzeihen, mein Herr? Würde ein verächtliches Vergessen des Bösen, das man mir angethan, nicht hinlängliche Rache für mich sein?

— Sie können persönlich verzeihen und vergessen, Mademoiselle, aber ich habe die Ehre, es Ihnen zu wiederholen, die Gesellschaft kann in dem Falle, daß Sie das Opfer eines strafbaren Anfalles gewesen sind, nicht eine gleiche Nachsicht zeigen... Und ich habe guten Grund zu vermuthen, daß allerdings ein solcher Fall vorliegt... Ihre Ausdrucksweise, der Heimuth Ihrer Gesinnungen, die Ruhe, die Würde Ihrer Haltung, Alles läßt mich glauben, daß man mir die Wahrheit gesagt hat.

— Ich hoffe, mein Herr, — sagte der Doctor Balcinier, indem er seine Kaltblütigkeit zusammennahm, — daß Sie mir wenigstens die Aussage mittheilen werden, welche bei Ihnen niedergelegt worden ist.

Die haute société findet sich alle Donnerstag in den Sälen des Großmarschalls ein. Als unser König dem Baron von Werther diese Stelle übertrug, ließ Se. Majestät ihm statt Pension seinen ganzen Gehalt einschließlich der Tafelgelder, die er als Minister erhielt, unter der Bedingung, daß er nach wie vor die große Welt bei sich empfangen müsse.

Herr von Werther erhält also jährlich 16,000 Rthlr. Das ist jedenfalls viel und schön, für die Dienste, die er geleistet; aber es ist auch die Bedingung, welche an diese prächtige Vergütung geknüpft ist, unmöglich besser zu erfüllen. Die Diners Sr. Excellenz sind besonders berühmt. Seine Soirées sind gleichfalls bemerkenswerth, nur wird vielleicht eine Art von Tyrannei an denen geübt, deren Stellung den Besuch dieser Soirées erwarten läßt. Bei der ersten Unpünktlichkeit werden sie liebevoll gescholten; bei der zweiten, schmollt man mit ihnen, und so geht es crescendo weiter.

Die Säle des Herrn Baron von Bülow sind im Durchschnitt die besuchtesten. Dies ist übrigens sehr natürlich, denn ist das diplomatische Corps dort nicht zu Hause? Im Ganzen ist es unmöglich mit mehr Gutmüthigkeit und Würde die Rolle des Wirths durchzuführen, als unser Minister der Auswärtigen Angelegenheiten dies thut. Alle Welt fühlt sich bei ihm und mit ihm wohl und die Frau Baronin von Bülow unterstützt ihn darin auf die liebenswürdigste Weise.

Der Graf von Arnim hat in diesem Jahre erst einmal den glänzenden Ballsaal des Ministeriums des Innern geöffnet. Diese Eröffnung hat aber um so mehr Aufsehen erregt, da einige Stunden vor dem Beginn des Festes alle Eingeladenen die Aufforderung empfingen, sich in Uniform einzufinden, weil Ihre Königliche Hoheiten die Prinzen und Prinzessinnen hatten wissen lassen, daß sie erscheinen würden. Dies ist eine Neuerung oder wenn man will die Auferweckung einer längst entschlafenen, alten Sitte, welche nicht allgemein gut aufgenommen und ungern befolgt wurde.

Treten wir jetzt in den einzigen wirklichen Palast ein, der in Berlin von einem Privatmann bewohnt wird, zu dem Grafen von Redern. Dort ertönt, was uns bei dem Generalintendanten der königlichen Musik nicht befremden kann, immer gute Ballmusik und die ermüdeten Tänzer können sich stets bei einem schwelgerischen, was sag' ich kulinarischen Mahle erholen. Vor allen Gemächern der königlichen Residenz wird, wie wir bemerkt haben, von den Damen das Boudoir der Gräfin von Redern bevorzugt. Dort können aber auch zugleich ihre zarten Körper auf den weichsten Divans und ihre feurigen, erregten Blicke auf den schönsten, antegeprägtesten Skulpturen des Alterthums ruhen.

Bei dem letzten Ball in diesem Palast hörten wir eine der geistreichsten anwesenden Frauen die Bemerkung machen: es sei in der That zu bedauern, daß der edle Festgeber noch keinen Erben seines großen Vermögens und seiner hohen Tugenden habe.

Bei dem Herrn von Nagler empfängt man Mittwochs.

Dies ist das älteste Haus in Berlin, d. h. dort empfängt man seit der längsten Reihe von Jahren die vornehme Gesellschaft; in der Art und Weise des Umfanges herrscht etwas Patriarchalisches, das man nirgend anderswo trifft. Es wird zum Beispiel der Thee liebevoll von der Hausfrau selbst zubereitet und umhergereicht.

Im Hause des Herrn von Savigny ist die Gesellschaft mehr als überall gemischt. Was Berlin Ausgezeichnetes im Gebiete der Kunst und Wissenschaften enthält, so wie alle distinguirte Fremde geben sich gewöhnlich bei ihm Stelldichein.

— Es ist mir versichert worden, — sagte der Beamte mit strengem Tone, — daß Fräulein von Cardeville durch List hierhergebracht worden ist...

— Durch List!

— Ja, mein Herr.

— Es ist wahr, Mademoiselle ist durch List hierhergebracht worden, — antwortete der Doctor nach einer kurzen Pause.

— Sie geben das also zu! — fragte Herr von Gernande.

— Ganz gewiß, mein Herr, ich gestehe, zu einem Mittel meine Zuflucht genommen zu haben, das man leider entnehmen genöthigt ist, wenn die Personen, die unserer Pflege bedürfen, kein Bewußtsein von ihrem betrübenden Zustande haben.

— Aber, mein Herr, — versetzte der Beamte, — man hat mir erklärt, Fräulein von Cardeville habe niemals Ihrer Pflege bedurft.

— Das ist eine Frage der gerichtlichen Medicin, über welche die Justiz allein nicht entscheiden kann und die geprüft und durch Anhörung aller Meinungen erörtert werden muß, — sagte Herr Baleinier, indem er seine ganze Sicherheit wieder gewann.

— Diese Frage wird um so ernster erörtert werden, mein Herr, als man Sie anklagt, Fräulein von Cardeville hier eingesperrt zu haben, obwohl sie bei vollem Verstande ist.

— Und darf ich Sie fragen, — sagte Herr Baleinier mit leichtem Achselzucken und ironischem Tone, — zu welchem Zwecke, in welchem Interesse ich eine derartige Unwürdigkeit begangen haben sollte, angenommen, daß mein Ruf mich nicht schon über eine so abscheuliche und alberne Beschuldigung erhaben macht?

— Sie haben in der Absicht gehandelt, mein Herr, ein Familiencomplott zu begünstigen, welches aus Habgier gegen Fräulein von Cardeville angesponnen worden ist.

— Und wer hat es gewagt, mein Herr, eine so verleumderische Anzeige zu machen! — rief der Doctor mit eisiger Entrüstung aus, — wer hat die Kühnheit, einen achtungswerthen und ich darf es sagen, in jeder Beziehung geachteten Manne der Mitschuld dieser Nichtswürdigkeit anzuklagen?

— Das war ich, — sagte Rodin kalt.

— Sie... — rief der Doctor Baleinier.

Und zwei Schritte zurücktretend blieb er wie versteinert.

— Ja bin es, der Sie anklagt, — versetzte Rodin mit kurzem, bestimmtem Tone.

— Ja, es ist der Herr, der heute Morgen, mit den genügenden Beweisen versehen, meine Dazwischenkunft zu Gunsten des Fräulein von Cardeville verlangt hat, — sagte der Beamte, indem er einen Schritt zurücktrat, damit Fräulein von Cardeville ihren Vertheidiger sehen könne.

Bis dahin war während dieses Auftritts Rodin's Name noch nicht ausgesprochen worden; Fräulein von Cardeville hatte häufig von dem Secretär des Abbé von Aigrigny sprechen hören und zwar unter den allerschlimmsten Beziehungen; aber da sie ihn niemals gesehen hatte, wußte sie nicht, daß ihr Befreier niemand Anderes gewesen sei, als dieser Jesuit; daher warf sie denn auf ihn einen Blick, in dem sich Neugier, Theilnahme, Ueberraschung und Dankbarkeit mischte.

Das leichenblasse Gesicht Rodin's, seine abschreckende Häßlichkeit, seine schmutzigen Kleider hätten ihr vielleicht einige Tage vorher einen unbesiegbaren Abscheu eingeflößt; aber das junge Mädchen erinnerte sich daran, daß die Mayeux, die arm, schwächlich, mißgestaltet und fast mit Lumpen bekleidet war, doch trotz ihres wenig anmuthigen Aeußeren mit einem der edelsten Herzen begabt sei, die man bewundern kann, und diese Rückerinnerung war dem Jesuiten äußerst günstig. Fräulein von Cardeville vergaß, daß er häßlich und schmutzig war und dachte blos daran, daß er alt sei, arm scheine und daß er zu ihrem Beistande gekommen.

Trotz seiner Arglist, seiner verwegenen Heuchelei, trotz seiner Geistesgegenwart konnte der Doctor Baleinier doch nicht verhehlen, in wie hohem Grade die Denunciation Rodin's ihn bestürzte. Der Kopf schwindelte ihm, wenn er daran dachte, daß nach dem Tage der Einsperrung Adrienne's in das Irrenhaus der unerbittliche Ruf Rodin's durch den Schreiber der Zimmerthür ihn, Baleinier, verhindert hatte, dem Mitleide nachzugeben, welches ihm der verzweifelte Schmerz dieses unglücklichen Mädchens einflößte, da sie selbst schon im Begriff stand an ihrem Verstande zu verzweifeln.

Und nun war es Rodin, er, der Unerbittliche, die verdammte Seele, der demüthige Untergebene des Abbé von Aigrigny, der den Doctor denuncirt und eine Gerichtsperson herbeigerufen, um die Freilassung Adrienne's zu bewirken, während noch am Tage vorher der Abbé von Aigrigny befohlen hatte, die Strenge gegen sie zu verdoppeln.

Der Jesuit vom kurzen Rocke war überzeugt, daß Rodin auf abscheuliche Weise den Herrn von Aigrigny betrüge und die Freunde des Fräulein von Cardeville diesen elenden Secretär bestechen und aufgehetzt hatten; daher kam Herr Baleinier durch das, was er als einen ungeheuren Verrath betrachtete, außer sich und rief abermals mit Entrüstung und mit einer vom Zorne verzerrten Stimme:

— Und Sie sind es, mein Herr... Sie haben die Frechheit, mich anzuklagen... Sie, der vor wenigen Tagen noch...

Darauf fiel es ihm ein, daß, wenn er Rodin der Mitschuld anklage, das sich selbst anklagen heiße. Er gab sich den Anschein, als gäbe er einer heftigen Aufregung nach und fuhr mit Bitterkeit fort:

— O, mein Herr, mein Herr, Sie sind die letzte Person, welche ich einer so abscheulichen Denunciation für fähig gehalten hätte... O, es ist schmachvoll!

— Und wer war besser als ich im Stande, diese Nichtswürdigkeit zu denunciren, — antwortete Rodin mit hartem, schneidendem Tone. — War ich nicht in der Lage zu erfahren,... aber leider nur zu spät, welchem Anschlage Fräulein von Cardeville und Andere noch zum Opfer fielen?... Was war also da meine Pflicht als rechtschaffener Mann? Den Herrn Beamten zu benachrichtigen... ihm zu beweisen, was ich behauptete und ihn hierher zu begleiten... Das ist es, was ich gethan habe.

— Also, mein Herr, — sagte der Doctor Baleinier zu der Gerichtsperson, — so klagt dieser Mensch nicht blos mich an, sondern auch noch...

— Ich klage den Herrn Abbé von Aigrigny an, — versetzte Rodin mit lauter und scharfer Stimme, indem er den Doctor unterbrach, — klage Frau von Saint-Dizier, klage Sie an, mein Herr, aus einem niedrigen Interesse Fräulein von Cardeville in dieses Haus und die Töchter des Marschall Simon in das benachbarte Kloster eingesperrt zu haben. Ist Ihnen das deutlich genug?

— O, leider ist es nur zu wahr, — sagte Adrienne lebhaft, — ich habe diese beiden armen Kinder ganz trostlos mir Zeichen der Verzweiflung machen gesehen.

Die Anklage Rodin's in Bezug auf die Waisen war ein neuer und furchtbarer Schlag für den Doctor, da ihm dadurch klar wurde, daß der Verräther ganz und gar in's Lager des Feindes übergegangen sei. Da er diesem für ihn so peinlichen Auftritte ein baldiges Ende machen wollte, sagte er zu dem Beamten, indem er trotz seiner lebhaften Bewegung standhaft zu bleiben sich bemühte:

— Ich könnte, mein Herr, mich auf Schweigen beschränken und dergleichen Anschuldigungen verachten, bis eine gerichtliche Entscheidung ihnen das gehörige Gewicht gegeben... Aber mich auf mein Bewußtsein stützend, wende ich mich an Fräulein von Cardeville selbst und bitte sie zu sagen, ob ich ihr heut morgen nicht noch angekündigt habe, daß ihre Gesundheit bald in einem so beruhigenden Zustande sein werde, um dieses Haus verlassen zu können. Ich fordere Mademoiselle bei ihrer wohlbekannten Offenheit auf, mir zu antworten, ob meine Sprache nicht von dieser Art gewesen ist und ob, als ich mit ihr sprach, ich nicht ganz allein mit ihr gewesen; ob ich...

— Nun, nun, mein Herr, — sagte Rodin, indem er den Doctor unterbrach; — nehmen Sie wirklich an, daß Fräulein von Cardeville das aus bloßem Edelmuthe eingehe, was würde dadurch zu Ihren Gunsten bewiesen? Ganz und gar Nichts...

— Wie, mein Herr, — rief der Doctor, — Sie erlauben sich...

— Ich erlaube mir, Sie ohne Ihre Zustimmung zu entfernen: das ist allerdings unangenehm, aber was haben Sie uns eben gesagt, daß Sie, als Sie allein mit Fräulein von Cardeville waren, mit ihr gesprochen haben, als ob sie wirklich wahnsinnig wäre... Wahrhaftig, daraus soll wohl etwas Rechtes folgen...

— Aber, mein Herr,... — sagte der Doctor.

— Aber, mein Herr, — versetzte Rodin, ohne ihn fortfahren zu lassen, — es ist augenscheinlich, daß Sie in der Voraussicht dessen, was heute eben geschieht, um sich eine Ausflucht zu sichern, gethan haben, als wären Sie von Ihrer abscheulichen Lüge überzeugt; selbst Fräulein von Cardeville allein gegenüber so gethan haben, um später sich auf Ihre angebliche Ueberzeugung berufen zu können... Gehen Sie doch, Leuten von gesundem Menschenverstande, die das Herz auf der rechten Stelle haben, kann man solche Erzählung nicht vormachen.

— Ich was, mein Herr... — rief Baleinier wüthend.

— Ich was, mein Herr, — sagte Rodin lauter und die Stimme des Doctors überschreiend, — ist es wahr oder nicht, daß Sie sich die Ausflucht vorbehalten, diese abscheuliche Einsperrung einem wissenschaftlichen Irrthume zur Last zu legen? Ich sage Ihnen, ja... und ich füge hinzu, daß Sie sich ganz gerechtfertigt glaubten, weil Sie jetzt sagen: Dank meiner Pflege hat Mademoiselle ihren Verstand wieder gefunden, was will man weiter mehr?

— Ich sage das, mein Herr, und ich behaupte es.

— Sie behaupten eine Falschheit, denn es ist erwiesen, daß der Verstand der Mademoiselle niemals einen Augenblick gestört gewesen ist.

— Und ich, mein Herr, ich bleibe dabei, daß er es war.

— Ich werde das Gegentheil beweisen.

— Sie? und auf welche Weise? — rief der Doctor aus.

— Das werde ich mich wohl hüten, Ihnen jetzt schon zu sagen... wie Sie sich denken können, — antwortete Rodin mit einem ironischen Lächeln; darauf fügte er mit Unwillen hinzu: — Aber, mein Herr, Sie sollten vor Schande sterben, daß Sie es wagen, eine solche Frage vor Mademoiselle aufzuwerfen; ersparen Sie ihr mindestens eine solche Erörterung.

— Mein Herr...

— Nun pfui, mein Herr, ich sage pfui... es ist abscheulich, das in Mademoiselle's Gegenwart zu behaupten; abscheulich, wenn Sie die Wahrheit sagen, abscheulich, wenn Sie lügen, — versetzte Rodin voller Unmuth.

— Aber das ist ja eine unbegreifliche Erbitterung, — rief der Jesuit vom kurzen Rocke außer sich gebracht aus, — und mir scheint, daß der Herr Beamte einen Beweis von Parteilichkeit giebt, indem er mich mit so groben Verleumdungen überhäufen läßt.

— Mein Herr, — antwortete Herr von Gernande streng, — ich habe das Recht, jede widersprechende Unterhaltung nicht blos zu hören, sondern sogar hervorzurufen, sobald dieselbe mir in meinem Berufe Licht verschaffen kann. Aus allem diesen hier ergiebt sich, selbst nach Ihrer Ansicht, Herr Doctor, daß der Gesundheitszustand des Fräulein von Cardeville beruhigend genug ist, um sie wieder, heute noch, zu ihrer Familie zurückkehren lassen zu können.

— Ich sehe wenigstens kein großes Unglück darin, — sagte der Doctor, — nur bin ich der Ansicht, daß die Heilung noch nicht so vollständig sei, als sie es hätte sein können, und in dieser Beziehung weise ich alle Verantwortlichkeit für die Zukunft zurück.

— Sie können das um so besser, — sagte Rodin, — da zweifelhaft ist, ob Mademoiselle künftig sich an Ihre rechtschaffene Erfahrung wird wenden wollen.

— Es ist also unnöthig, Sie noch weiter zu bitten, daß Sie dem Fräulein von Cardeville augenblicklich die Thüren dieses Hauses öffnen, — sagte der Beamte zu dem Doctor.

— Mademoiselle ist frei... — antwortete Herr Baleinier, — vollkommen frei.

— Was die Frage anbetrifft, ob Sie Mademoiselle vermöge einer Voraussetzung des Wahnsinns eingesperrt haben... so hat sich die Justiz derselben bemächtigt und Sie werden darüber gehört werden.

— Ich bin darüber ruhig, mein Herr, — antwortete Baleinier, indem er sich eine gute Haltung gab, — mein Gewissen wird mir nichts vor.

— Ich wünsche das, mein Herr, — sagte Herr von Gernande. — So schwer auch der Anschein sein mag und besonders, wenn es sich um Personen in einer solchen Stellung handelt, wie die Ihrige ist, so wünschen wir stets, mein Herr, Unschuldige zu finden. — Darauf wandte er sich an Adrienne: — Ich begreife, Mademoiselle, wie verletzend für Sie dieser Auftritt ist... es wird später von Ihnen abhängen, entweder als Civilpartei gegen Herrn Baleinier zu klagen oder das Gericht die Sache verfolgen zu lassen. Ein Wort noch... Der Mann voll Herz und Rechtschaffenheit (der Beamte zeigte auf Rodin), der auf so offene, so uneigennützige Weise Ihre Vertheidigung übernommen hat, sagte mir, Sie würden für den Augenblick sich der Töchter des Marschall Simon anzuneh-

---

Dessenungeachtet ist auch das diplomatische Corps dort zahlreich vertreten.

Da wir jetzt eine ziemlich genaue Anschauung der Vergnügungen, die der haute société von den Eingeborenen bereitet werden, gegeben, so wollen wir nun auch einige Worte von der Gastfreundschaft, die sie bei den Diplomaten empfängt, sagen, und da überall die allgemeine Aufmerksamkeit auf das diplomatische Corps gerichtet ist, so können wir, ohne zu fürchten langweilig zu werden, den Lesern eine ausführliche Uebersicht desselben geben.

Zuerst mögen die Repräsentanten der großen Mächte die Revue passiren, um dann zu den Diplomaten zweiter Ordnung zu gelangen, unter denen wir einige finden werden, die vielleicht besser repräsentiren, als die großen Häupter des Corps. —

Die Repräsentanten Nr. 1 sind, — wir ordnen sie nach ihrer Ancienneté, — der Graf von Trauttmannsdorff-Weinsberg, Doyen des diplomatischen Corps — Oestreich — der Baron von Meyendorff — Rußland — der Graf von Westmoreland — England — und der Marquis von Dalmatie — Frankreich.

Das sind wahrlich schöne Namen; die drei ersten sind von einem Adel, der sich fast in die ewige Nacht der Urzeiten verliert; der vierte ist sehr modern, strahlt aber in einem nicht minder lebhaften Glanze. Von diesen vier Gesandten thut der Repräsentant der Königin Victoria gewiß das Meiste. Er ist vielleicht der populärste Diplomat, den Berlin je besessen; von Allen und überall gekannt. Er genießt einer beinahe europäischen Berühmtheit. Wir werden nicht zu bestimmen wagen, ob er seinen Talenten oder seiner hohen gesellschaftlichen Stellung diesen Ruf verdankt. Wie dem auch sei, — loben wir ohne Rückhalt die Gesinnung, die ihn dazu bestimmt, aus seinen Sälen keine Berühmtheit irgend einer Art zu verbannen. — Es ist uns nicht fremd, daß diese Handlungsweise gewissen Leuten, die mit Scheu das Talent oder die natürliche Begabtheit sich neben ihre aristokratische Person setzen sehen, mißfällt; aber wir sind überzeugt, daß des edlen Lords gesunde Denkweise ihn hindern wird, den guten Weg, den er unserer Meinung nach eingeschlagen, wieder zu verlassen.

Der Graf von Trauttmannsdorff ist die Antithese des edlen Lords, von dem wir so eben sprachen, in dem Sinne, daß er einer von den kalten, zurückhaltenden Männern ist, die die östreichische Diplomatie so gern an ihre Spitze gestellt sieht. Er ist übrigens einer der achtenswerthesten und geachtetsten Personen, denen man begegnen kann. Mitunter hörten wir bedauern, daß er nicht immer bei der Vertheidigung der Vorrechte des diplomatischen Corps mit jener Energie handelt, die man stets in dem früheren Doyen, dem Generallieutenant von Perponcher, fand. Doch, obgleich er einen ganz entgegengesetzten Weg verfolgt, erreicht er nicht ebensoviel und mitunter mehr als dieser? Herr von Trauttmannsdorff repräsentirt auf sehr noble Weise. Er thut vielleicht mehr, als sein Land rechtmäßig von ihm fordern könnte, da sein Gehalt sich kaum auf 16,000 Thaler beläuft und er dasür noch dem ganzen zahlreichen Personal der Gesandtschaft Wohnung und Kost geben muß. Oestreich bezahlt im Verhältniß in Berlin seinen Stellvertreter wohl am schlechtesten. England und Rußland, die freigebigsten Staaten, zahlen fast das Gleiche, ungefähr 40,000 Thaler jährlich. Die Summe des französischen Gehalts macht nicht ganz 27,000 Thaler aus. Der Graf Trauttmannsdorff gab in diesem Jahre schon zwei Bälle, von denen man viel spricht, denn sie wurden von einem jungen Diplomaten, der der Gesellschaft und Modernste Berlins zu nennen ist, — in dessen Benehmen nichts den östreichischen Diplomaten verräth, — von dem Grafen von Reffiguier geleitet.

men wollen... ich gehe direct von hier aus nach dem Kloster, wohin sie durch List gebracht worden sind.

— In der That, mein Herr, — antwortete Adrienne, — sobald ich die Anwesenheit der Töchter des Marschall Simon erfahren hatte, war meine Absicht gewesen, ihnen eine Wohnung bei mir anzuweisen. Sie sind meine nahen Verwandten. Es wird also für mich zu gleicher Zeit eine Pflicht und ein Vergnügen sein, sie als Schwestern zu behandeln. Doppelt dankbar bin ich Ihnen, mein Herr, wenn Sie mir sie anvertrauen wollen.

— Ich glaube in ihrem Interesse nicht besser handeln zu können, — versetzte der Herr von Gernande.

Darauf wandte er sich an Herrn Baleinier.

— Würden Sie erlauben, mein Herr, daß ich die beiden Fräulein Simon gleich hierher bringe? Ich werde sie holen, während Fräulein von Cardeville ihre Vorbereitungen zum Fortgehen macht; so können Sie denn dieses Haus mit Ihren Verwandtinnen zusammen verlassen.

— Ich bitte Fräulein von Cardeville, bis zu ihrem Fortgehen dieses Haus wie das ihrige zu betrachten, — antwortete Herr Baleinier, — mein Wagen wird ihr zu Befehl stehen, um sie fortzufahren.

— Mademoiselle, — sagte der Beamte, indem er sich Adrienne näherte, — ohne die Frage, welche sehr bald vor Gericht gebracht werden wird, im Voraus zu beurtheilen, kann ich nur bedauern, daß ich nicht schon früher zu Ihnen gerufen worden bin, ich hätte Ihnen einige Tage voll grausamen Leidens ersparen können.

— Wir wird mindestens aus diesen traurigen Tagen, mein Herr, — sagte Adrienne mit reizender Würde, — eine gute und rührende Erinnerung bleiben an die Theilnahme, welche Sie mir bewiesen haben, und ich hoffe, Sie werden mich bald in den Stand setzen, Ihnen bei mir zu danken... nicht für die Gerechtigkeit, welche Sie mir haben zu Theil werden lassen, sondern für die wohlwollende und ich möchte sagen, so väterliche Weise, mit welcher es geschah... und dann endlich, mein Herr, — fügte Fräulein von Cardeville anmuthig lächelnd hinzu, — liegt mir daran, Ihnen zu beweisen, daß meine sogenannte Heilung vollkommen ist.

Herr von Gernande verneigte sich ehrfurchtsvoll vor Fräulein von Cardeville.

Während der kurzen Unterhaltung des Beamten mit Adrienne hatten alle Beide Herrn Rodin und Herrn Baleinier vollkommen den Rücken gewendet. Dieser Erstere benutzte diesen Augenblick und steckte dem Doctor schnell ein Billet in die Hand, welches er eben mit Bleistift in seinem Hute geschrieben hatte.

Baleinier sah Rodin erstaunt und verwundert an.

Dieser machte ein besonderes Zeichen, indem er mit dem Daumen an seine Stirn fuhr und zwei verticale Striche machte, darauf aber wieder ganz regelos blieb.

Das hatte sich so schnell begeben, daß, als Herr von Gernande sich umwandte, Rodin, der vom Doctor Baleinier einige Schritte entfernt war, Fräulein von Cardeville schon wieder mit ehrfurchtsvoller Theilnahme betrachtete.

— Erlauben Sie mir, Ihnen das Geleit zu geben, mein Herr, — sagte der Doctor, indem er dem Beamten vorausging und dem Fräulein von Cardeville eine höfliche Verbeugung machte.

Alle Beide gingen. Rodin blieb allein mit Fräulein von Cardeville.

Nachdem Herr Baleinier Herrn von Gernande bis an die äußere Thür seines Hauses geführt, beeilte er sich das von Rodin mit Bleistift geschriebene Billet zu lesen; es enthielt Folgendes:

„Der Beamte geht über die Straße nach dem Kloster; „lassen Sie durch den Garten dorthin, sagen Sie der Obe„rin, sie möge dem Befehle gehorchen, welchen ich in Bezug „auf die beiden jungen Mädchen gegeben habe. Es ist das „von der äußersten Wichtigkeit."

Das besondere Zeichen, welches ihm Rodin gemacht hatte und der Inhalt dieses Billets bewiesen dem Doctor Baleinier, der an diesem Tage von Verwunderung zum Erstaunen überging, daß der Secretär des ehrwürdigen Vaters, weit entfernt ihn zu verrathen, nur zum größeren Ruhme Gottes handelte.

Nur sagte Herr Baleinier vergeblich den Beweggrund des unerklärlichen Benehmens Rodin's zu begreifen, der das Gericht von einer Sache in Kenntniß setzte, welche erst hatte sollen vertuscht werden und die die betrübendsten Folgen für den Abbé von Aigrigny, für Frau von Saint-Dizier und für ihn, Baleinier, haben konnte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verbrechen
und
der Geschwornen-Ausspruch.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Im Casino hatten so eben vier Herren ihre Boston-Partie beendet, als der Eine, ein großer, starker Mann, mit regelmäßigen, aber keineswegs angenehmen Gesichtszügen und einem Blicke, der Leidenschaft und Lüsternheit ausdrückte, in eleganter Modekleidung, sich zu seinem früheren Mitspieler setzte, welcher ein Glas Wasser vor sich hinstellen ließ und nach einer auf dem Nebentische liegenden Zeitung griff.

Dieser Herr war ebenfalls eine große, oder eigentlich wie man zu sagen pflegt, lange Figur. Seine Beine hielt er ausgestreckt, weil die mit Strippen versehenen Beinkleider das Zusammenziehen nicht gestatteten. Sein Gesicht war bleich, die Backen zeigten sich eingefallen, das Haar hinten am Kopfe war rund abgeschnitten, vorn gescheitelt. Er trug einen Schnurrbart und beständig eine brennende Cigarre im Munde. Der Blick aus seinen grauen Augen verrieth ebensoviel Bosheit als Hartherzigkeit, Tugenden, die noch gesteigert zu werden schienen, wenn die Spannung, mit welcher er auf seine Haltung Acht gab, nachließ, indem er alsdann schielend dem ihn Betrachtenden gegenüber sah. Man würde ihn für einen geheimen Polizei-Agenten gehalten haben, wenn man nicht gewußt, daß er, seines Bartes ungeachtet, der zweiunddreißigjährige Landgerichtsassessor Kahl gewesen. Begünstigungen, nahe Verwandtschaft mit hochgestellten Staatsbeamten hatten ihm schnell zum Amte verholfen, was von seinen Collegen gleichen Dienstalters mit großer Entrüstung um so mehr bekannt gemacht wurde, als er die Jahre, die ein Assessor unbesoldet dienen soll, überspringen und, bei geringen Fähigkeiten, sogleich in eine Stelle mit Gehalt eingerückt war. Man theilte ihn der Anklagekammer zu, und hier suchte er seine Stärke darin, daß er stets für die Verweisung der Beschuldigten stimmte und, indem er den alten Kammerräthen denten zu beherrschen suchte, meistens seine Ansicht durchsetzte. Die Advocaten sahen ihn deshalb so gern als Richter in der Sitzung, wie man Vergnügen empfindet, wenn man aus dem Hause tritt und eine drohende Gewitterwolke über sich erblickt, von der man überzeugt ist, daß sie, ohne Rücksicht darauf, ob sie Schaden anrichte, sehr bald sich entladen werde.

Zu diesem Manne wendete sich also der Erste mit den Worten: „Wie weit ist die Angelegenheit in Betreff der Lehmann gediehen?"

„Die Sache hat heute die Rathskammer passirt, Herr Graf," antwortete Kahl.

„Und der junge Mann wurde außer Verfolgung gesetzt?"

„Bewahre! Freilich that der vortragende Instructionsrichter Kramer sein Möglichstes, uns von der Unschuld Seldan's zu überzeugen, indem er behauptete: es wären gar keine Anzeigen vorhanden; schon neigte sich die Stimme des altersschwachen Kammerpräsidenten von Gimpelberg ihm zu, als ich meine Meinung fest erklärte: daß Seldan verwiesen werden müsse. Es entstand nun ein heftiger Streit, aber nach Artikel 133 der Criminalprozeßordnung ist Eine Stimme hinreichend, und so mußten die Herren sich fügen, was Kramer nicht ohne einige bittere Bemerkungen gegen mich that."

„Die Lehmann ist also noch nicht wieder hergestellt?"

„Nein! aber das thut auch Nichts zur Sache, ich habe wie der öffentliche Ankläger die Handlung als Mordversuch betrachtet."

„Herrlich! Herrlich! So wird aus der Verbindung der jungen Leute jedenfalls Nichts und man darf wieder hoffen."

„Verstehe. Bis jetzt hatten Sie aber Ihre Absichten auf die Dame gut verborgen."

„Was würde es mir genützt haben, sie offen zur Schau zu tragen? Der junge Bösewicht saß so fest in der Gunst des Mädchens, daß die leiseste Anspielung auf meine Mitbewerbung beim Vater sowohl als bei der Tochter sofort eine bemerkbare Kälte gegen mich hervorbrachte. Zudem lernte ich Seldan in Paris kennen, mochte mich aber nicht gern so weit mit ihm einlassen, daß Nachtheil für meine Ehre daraus entstehen konnte. Dennoch verlor ich mein Ziel nicht aus den Augen. Der Vater, dem ich mich zuvorkommend gemacht hatte, schien mir sehr gewogen und hierauf baute ich vorzüglich meinen Plan. Der Finanzrath ist reich, hat eine hohe Stellung und überall bedeutenden Einfluß. Das Mädchen ist schön, tugendhaft, gebildet, was will man mehr?"

„Weiter sind Sie also noch nicht gekommen?"

„Nein, aber ich habe bei dem Maler Hamm, der die Lehmann malt, eine Copie des noch in seinem Atelier befindlichen Gemäldes bestellt. Mit dieser werde ich so verfahren, daß Amalie mir von selbst gewogen werden muß."

„Sie machen mich neugierig."

Ein Kellner führte hierauf einen jungen Mann zum Assessor, auf welchen er mit den Worten deutete: „Hier sind der Herr Assessor Kahl."

Der junge Mensch, ein Hülfssecretär des Landgerichts, überreichte dem Gesuchten einen beschriebenen Bogen Papier zur Unterschrift. Während Kahl das Geschriebene durchlas und der Graf von Forstheim — denn dieser war es — die Zeitung zur Hand nahm, trat der Staatsprocurator Jack herzu und sagte, indem er einen Blick auf die Schrift warf: „Aha! da ist ja schon der Peschisch. Mein Antrag ist also durchgegangen."

Jack, der sich noch immer von der Mundart des Volkes seiner Gegend nicht trennen konnte, war ein kleiner, untersetzter Mensch mit schwarzen Haaren und einer Brille auf der Nase. Alle Leute hielt er für Bösewichter bis zum Beweise des Gegentheils, hatte gegen Jeden eine vorgefaßte Meinung, den man ihm zur Strenge empfahl, verwickelte sich aber dabei nicht selten in Schwierigkeiten, aus denen ihn Andere befreien mußten, weil ihm seine geringen juristischen Kenntnisse theils keine Mittel boten, sich selbst zu helfen, theils von seinem leidenschaftlichen Charakter in den entscheidenden Moment völlig überwältigt wurden. Er und der Assessor Kahl sympathisirten daher.

Letzterer äußerte: „Das Licht flimmre ihm zu sehr, Jack möge ihn verlesen."

Dazu war der Procurator sogleich bereit, und nun hörte der Graf, anscheinend mit Zeitungslesen beschäftigt, Nachstehendes:

„Das Königliche Landgericht zu *** hat in seiner Sitzung „der Rathskammer vom 6. November 184.., wo gegenwärtig „waren die Herren: von Gimpelberg, Kammerpräsident; Kra„mer, Landgerichtsrath; Kahl, Landgerichtsassessor, und Fürst, „Hülfssecretär, folgenden Beschluß erlassen:

„Auf den von dem Herrn Landgerichtsrath und Instruc„tionsrichter Kramer erstatteten Bericht in der Criminalun„tersuchungssache wider

„Friedrich Seldan, 24 Jahre alt, Gutsbesitzer, gebürtig aus „Bamberg, wohnhaft zu Reizenstein, Landwehrlieutenant, nie „in Untersuchung gewesen,

„woraus sich ergiebt, daß der Vorgenannte beschuldigt ist; „am 6. October l. J., Abends gegen 7 Uhr, einen Mord„versuch dadurch begangen zu haben, daß er, mittels Vor„bedachts und Auflauerns, eine mit einer Kugel geladene „Pistole, durch die Glasscheiben des Straßenfensters, auf „die in ihrem Zimmer sitzende Amalie Lehmann abschoß und „diese schwer verwundete, eine Handlung, die nach Art. 2. „d. St.-G.-B. dem Verbrechen des Meuchelmordes gleich „geachtet wird, indem ein Anfang von Vollziehung erfolgte, „und sie nur durch zufällige, vom Willen des Thäters un„abhängige Umstände aufgehalten wurde oder ihre Wirkung „verfehlte.

„Nach Einsicht der Acten und des schriftlichen Antrags des „öffentlichen Ministeriums;

„In Erwägung, daß die Beschuldigung in dem Resultate „der Untersuchung hinlänglich begründet erscheint, und die „That ein Verbrechen bildet, welches in den Art. 2. 296 und

---

Die wahrhaft beklagenswerthen, harten Schicksalsschläge, die nach einander die kaiserlich russische Familie betroffen, haben dem Baron von Meyendorff in dieser Saison nicht gestattet, der berliner Gesellschaft die reichen Säle der Gesandtschaft — kaiserliche Gemächer — zu öffnen. Hoffen wir, daß die Versöhnung mit den Prüfungen aufsöhre, durch die sie den Selbstherrscher aller Reußen heimgesucht, und bald seinem Gesandten erlauben möge, den schönen Gebrauch, den er im vergangenen Jahre von den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, gemacht, auch in diesem Winter zu erneuern.

Der Marquis von Dalmatie hat sich bisher auf einige Diners, die er gab, beschränkt. Man sagt, daß er in dieser Beziehung geneigt sei, dem Vorbilde seines edlen Vorgängers, des Grafen von Bresson, zu folgen, der unbestritten den ersten Koch Berlins hatte und die meisten Gäste empfing. Man beginne die Hoffnung aufzugeben, daß die Marquise von Dalmatie die Krone der berliner Gesellschaft bilden wird; Pariserin im Grunde des Herzens, empfindet sie, wie man sagt, keinen Widerwillen gegen Berlin, — aber eine unbeschreibliche Zuneigung für Paris.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß im Allgemeinen alle Ursache vorhanden ist, mit der Art und Weise, in der die vier Großmächte am Hoflager zu Berlin vertreten sind, zufrieden zu sein. Obgleich das Journal „la Presse" letzthin behauptete, daß es nur drei Großmächte in der Welt gebe, — England, Rußland und die Vereinigten Staaten, — so haben wir es doch nicht für zulässig gehalten, in unserem Bericht das letztgenannte Land statt Frankreichs und Oestreichs, ja nicht einmal es auf gleiche Stufe mit diesen zu stellen, wohl aber finden wir es gerecht gleich nach den vorbenannten Staaten seiner zu erwähnen.

Der Repräsentant der Vereinigten Staaten glänzt weder durch seine Diners, noch durch seine Soupers in Berlin. Herr Wheaton findet wahrscheinlich, daß die großen Arbeiten, an die er seinen Namen geknüpft und die ihn in der Meinung der Publicisten und Staatsmänner so hoch gestellt haben, ihm eine Einschränkung erlauben, die bei jedem Anderen vielleicht unzulässig wäre.

Wie von dem Grafen von Westmoreland zum Grafen von Trauttmannsdorff, wollen wir von Herrn Wheaton zum Baron Rendorff übergehen; doch waltet hier wie dort ein starker Abstand.

Der Baron von Rendorff ist, was man hier in gewissen Classen einen hübschen Mann nennt. Obgleich er der Repräsentant eines Staates zweiten oder dritten Ranges — Portugals — ist, giebt er sich doch das Ansehen eines Ambassadeurs, nicht Envoyé einer Großmacht, und es gefällt ihm die Schätze seiner Beredtsamkeit in langen Erläuterungen über die Hauptpolitik der Welt zu entwickeln. Hat er auch bis jetzt kein Werk verfaßt, das seinen Namen erdewahrt, so giebt er dafür der Mitwelt Diners, welche die Freude und das Glück seiner Zeitgenossen, denen das Vergnügen zu Theil wird ihnen beizuwohnen, ausmachen. Diese Diners gelten für die besten Berlins. Der Baron von Rendorff ist nicht verheirathet; es ist dies sehr zu bedauern, denn wenn seine Soireen so angenehm wie seine Mittagsgesellschaften wären, so würde sein Haus ohne Frage allgemein beliebt sein.

Doch wir bemerken jetzt, daß wir um das Vergnügen, eine miserable Antithese zu machen, Unordnung in unsere Aufzählung gebracht haben, denn wir nannten Portugal unmittelbar nach den Vereinigten Staaten. Gott im Himmel! Was werden die Türken, Bayern und hauptsächlich Neapel dazu sagen? Wenn diese Hintansetzung nur nicht, wie die Pritchard'sche Angelegenheit, den Weltfrieden trübt!

Um nicht mehr ähnliche Verstöße zu begehen, schlagen wir das herrlichste Werk neuerer Zeiten, den Gothaer Almanach

„302 d. St.-G.-B. vorgesehen ist und eine entehrende Leibes-
„strafe zur Folge hat;

„Aus diesen Gründen

„Verweist die Rathskammer den Beschuldigten vor den
„Anklagesenat des Königlichen Appellationsgerichtshofes;

„Verordnet demzufolge die Einsendung der Acten an den
„Herrn Generalprocurator besagten Gerichtshofes zum fer-
„neren Verfahren; und

„Befiehlt endlich, daß der Eingangs-Genannte
„Friedrich Soldan, 5 Fuß 10 Zoll groß, von schwarzen
„Haaren, hoher Stirn, schwarzen Augenbrauen, schwar-
„zen Augen, gebogener Nase, kleinem Munde, schwarzem
„Barte, rundem Kinn, ovaler Gesichtsbildung, gesunder
„Gesichtsfarbe, ohne besondere Kennzeichen,

„in engere Haft genommen und in dasjenige Criminalge-
„fängniß abgeführt werden soll, welches der Anklagesenat des
„Appellationsgerichtshofes näher anzeigen wird.

„Geschehen und beschlossen zu""" Tag, Monat und Jahr
„wie Eingangs.

„v. Gimpelberg. Kramer. Fürst."

Der Procurator gab das Blatt an Kahl zurück, welcher sich ein Schreibzeug reichen ließ und den leeren Raum zwischen den Unterschriften mit seinem Namen ausfüllte.

Während die beiden Justizbeamten hierauf anhaltend mit einander sprachen, empfahl sich der Graf und eilte nach Hause, das Gehörte auf dem Wege nochmals überdenkend.

Nicht allein die Stadt, sondern die ganze Provinz fand ein lebhaftes Interesse an dem unglücklichen Vorfall.

Amalie war längst so weit wieder hergestellt, daß sie das Bett verlassen, im Zimmer umhergehen und mit Lesen sich unterhalten konnte.

Ihr Vater war jede Minute, die seine überhäuften Amtsgeschäfte ihm frei ließen, bei seiner Tochter, und erschöpfte sich fast in der Sorge um sie und in Aeußerungen der Zärtlichkeit.

Den Soldan durfte kein Mensch ihm sprechen, auch nicht Amalie, deren Herz mehr als je für den Geliebten schlug. Ein inneres Gefühl sagte ihr, daß er unschuldig sei, und sie zitterte bei dem Gedanken, welches Loos ihm bevorstehe, wenn er des Verbrechens überführt würde, was bei der sonderbaren Verkettung der Umstände leicht geschehen konnte; denn ein Justizmord war gerade keine Seltenheit. Sie fand deshalb einzig ihren Trost im Gebet, zu welchem sie häufig ihre Zuflucht nahm.

Man hatte ihr gesagt: sie werde vielleicht dem Verbrecher gegenübergestellt werden. Ach! so sehr sie auch den Theuren zu sehen und ihn zu sagen wünschte, wie heftig sie ihn liebte und wie er in ihren Augen gar Nichts verloren, wie sie ihm vielmehr alle Leiden, die er erdulden müsse, mit der unvergänglichsten Zuneigung vergüten wollte; — so drückte es ihr doch das Herz ab, zu denken, ein Zeugniß wider Den ablegen, für den sie ihr Leben mit Freuden hingeben würde. Und ihr Vater — noch vermochte sie ihn nicht zu beständigen, aber sie hoffte Alles von der Zeit und dem Ausgange des Prozesses.

Arme Amalie, möchtest Du Dich nur nicht täuschen!

Der Graf von Forstheim kam jetzt häufiger in das Haus des Finanzraths, welcher ihn noch wärmer wie früher empfing. Amalie behandelte ihn aber mit solcher Kälte, daß wirklich der Muth und die Ausdauer eines Spielers von Profession dazu gehörten, sich nicht abschrecken zu lassen.

Wenn Lehmann mit seiner Tochter allein war, sprach er zuweilen mit ihr vom Grafen, schilderte seine Kenntnisse, seine Persönlichkeit, seine Stellung und seinen Reichthum, und gestand ihr offen, daß er einen Mann wie Ihn wohl zum Schwiegersohn haben möchte.

Amalie wußte immer mit großer Gewandtheit das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen, so daß der Finanzrath, mochte er wollen oder nicht, davon abbrechen mußte.

Henriette erhielt regelmäßig Besuch von ihrem Heinrich, so oft er von Retzenstein in Geschäften nach der Stadt geschickt wurde. Auch ihn hatte man vernommen, obgleich er in Diensten des Beschuldigten stand.

Beide Liebende freuten sich auf den Tag, an welchem Soldan's Unschuld anerkannt werden würde. Heinrich war davon fest überzeugt, das Mädchen aber wollte nur ihren Geliebten nicht kränken, denn sie wußte zu gut, was sie gehört hatte.

Bremer versäumte Nichts, was seinem Fritz zum Vortheil gereichen konnte. Seine freie Zeit brachte er auf Retzenstein zu. Das Haus des Finanzrathes besuchte er nicht wieder, obgleich Amalie dieses sehnlichst wünschte, so oft er, die Regeln der Höflichkeit beobachtend, sich nach dem Befinden des Fräuleins erkundigen ließ.

In Retzenstein lebten die Angehörigen Soldan's still und voll Hoffnung auf Gottes Gnade und Beistand, den Augenblick herbeisehnend, in welchem es ihnen gestattet sein würde, dem geliebten Sohn und Bruder schriftlich ihrer Theilnahme zu versichern, und ihm den Trost zu spenden, der, vom Herzen zum Herzen kommend, seinen Zustand erträglicher machen mußte.

Soldan war in seinem Kerker noch immer lediglich auf seine Gedanken und auf Lesen beschränkt. Das Commando der betreffenden Brigade hatte ihm schriftlich angezeigt, daß er, bis auf Weiteres, von den Functionen eines Landwehrofficiers suspendirt sei.

Die Untersuchungsacten gelangten inmittelst an den Generalprocurator, welcher die Sache in fünf Tagen zur Entscheidung vorbereitete und, nach vor Ablauf der nächstfolgenden fünf Tage, der Abtheilung des Appellationsgerichtshofes, Anklagesenat genannt, welche sich jede Woche wenigstens ein Mal im Rathszimmer versammelte, seinen Vortrag erstattete.

Die Richter des Anklagesenats haben die Verpflichtung, indem sie längstens in drei Tagen nach erstattetem Vortrage entscheiden müssen, zu untersuchen, ob wider den Beschuldigten Beweise oder Anzeigen vorhanden seien, daß er eine That begangen habe, welche das Gesetz für ein Verbrechen erklärt; und ob diese Beweise oder Anzeigen erheblich genug seien, um zu erkennen, daß eine Anklage stattfinde.

Der Appellationsgerichtssecretär, welcher bei dem Anklagesenat angestellt war, las demnach an dem bestimmten Tage den Richtern, in Gegenwart des Generaladvocaten — der für den Generalprocurator diese Sache beorderte —, alle Actenstücke vor, welche nachher sämmtlich auf dem Gerichtstische zurückgelassen wurden.

Alles dieses geschah in Abwesenheit des Beschuldigten und der Zeugen.

Nachdem der Generaladvocat den von ihm verfaßten, schriftlichen Antrag ebenfalls auf den Gerichtstisch niedergelegt hatte, entfernte er sich mit dem Secretär, worauf die Richter, welche sich inzwischen mit Niemandem anders besprechen durften, zur Berathschlagung schritten und solche ununterbrochen bis zum Beschlusse fortsetzten. Dieser fiel dahin aus: „Daß, da die That, wovon die Rede, im Gesetze für ein Verbrechen erklärt wäre und die Beweise und Anzeigen erheblich genug erschienen, die Anklage zuzulassen, der Beschuldigte vor den Assisenhof zu""" zu verweisen sei."

Der Befehl der Rathskammer des Landgerichts zur engeren Haft wurde auch in dem Verweisungsurtheile eingerückt; da aber Soldan sich bereits im Criminalgefängnisse des Bezirks der Assisen, vor welche er verwiesen war, befand, so wurde von einer Abführung nach einem anderen Criminalgefängnisse Nichts erwähnt.

Jeder Richter des Senats unterzeichnete das Urtheil, welches bei Strafe der Nichtigkeit die Namen der Richter enthalten und den vom öffentlichen Ankläger geschehenen Antrag erwähnen muß.

So war unser Soldan denn wirklich vor die Assisen verwiesen und konnte sich noch glücklich schätzen, daß die nächsten, gewöhnlichen Sitzungen, welche vierteljährlich abgehalten wurden, noch im Laufe des Jahres stattfanden, indem ihr Beginn auf Montag den 5. December anberaumt war. Sonst hätte der Unglückliche drei Monate länger sitzen müssen. Doch wir wissen nicht, ob er vielleicht das Rechtsmittel der Cassation gegen das Verweisungsurtheil zu ergreifen beabsichtigt, in welchem Falle er sicher noch mehre Monate in Untersuchungshaft verharren würde.

Der Generalprocurator entwarf nun den Anklageact, worin er die Beschaffenheit des Verbrechens, das der Anklage zum Grunde lag, die Thatsachen mit allen Umständen, welche zur Schärfung oder Milderung der Strafe etwas beitragen konnten, entwickelte und den Angeklagten nannte und deutlich bezeichnete. Dann endigte er den Act mit folgender summarischer Wiederholung seines wesentlichen Inhalts:

„Demzufolge wird Friedrich Soldan angeklagt: den Mord-
„versuch, welcher am 6. October d. J., Abends gegen sieben
„Uhr, wider Amalie Lehmann hierselbst stattfand, mittels Vor-
„bedachts und Auflauerns, dadurch begangen zu haben, daß
„er eine mit einer Kugel geladene Pistole, durch die Glas-
„scheibe des Straßenfensters, auf die in ihrem Zimmer sitzende
„P. Lehmann abschoß und diese schwer verwundete."

Eine engere Haft erhielt Soldan nicht, weil sie schon vom Anfang enge genug gewesen war.

Nach der gesetzlichen Vorschrift wurden auch dem Bürgermeister, zu dessen Amtsbezirk Retzenstein gehörte, sowie dem Polizeidirector zu""" von dem Urtheile des Anklagesenats durch den Generalprocurator Kenntniß gegeben.

Für die nächsten Assisen war von dem ersten Präsidenten des Appellationsgerichtshofes der Appellationsgerichtsrath Sonntleben zum Präsidenten ernannt worden. Derselbe verfügte sich, den Bestimmungen gemäß, in Begleitung des bei den Assisen dienstthuenden Landgerichtssecretärs Brauer, in's Arresthaus, um den Angeklagten zu verhören, was binnen 24 Stunden nach Ankunft der Actenstücke auf dem Secretariate zu geschehen hat.

Der Präsident forderte Soldan auf, sich einen Vertheidiger zu wählen, unter dem Bedeuten, daß ihm sonst ein Solcher von Amtswegen ernannt werden würde.

Fritz bezeichnete den Advocaten Bremer.

Hierauf machte der Präsident dem Angeklagten die Bemerkung: daß, wenn er sich berechtigt glaube, wider das bisherige Verfahren eine Nichtigkeitsklage anzustellen, er seine deßfallige Erklärung in den nächsten fünf Tagen abgeben müsse, widrigenfalls er, nach Ablauf dieser Frist, weiter nicht damit gehört werden könne.

Fritz wußte wohl, denn er hatte es oft genug von Bremer gehört, daß die Nichtigkeitsklage, worüber der Cassationshof verhandle, nur gegen das Verweisungsurtheil des Anklagesenats und zwar nur dann erhoben werden könne, wenn die ihm zur Last gelegte That in keinem Gesetze für ein Verbrechen erklärt sei, oder wenn das öffentliche Ministerium nicht vorher vernommen worden, oder wenn die Richter, welche das Urtheil erlassen, nicht in der gesetzlich bestimmten Zahl versammelt gewesen wären. Alles dies paßte nicht bei ihm und er sehnte sich auch zu sehr nach dem Ende des tragischen Spiels, als daß er dasselbe noch absichtlich verzögern sollte.

Ueber den Vorgang — auf weitere Gegenstände erstreckte sich das Verhör nicht — ließ der Präsident ein Protokoll fertigen, welches er, nach Verlesung, mit Soldan und dem Secretär unterzeichnete.

Der Advocat Bremer hatte mit Ungeduld dieses Verhör erwartet. Jetzt war es geschehen, und noch am nämlichen Tage lagen die beiden Freunde einander in den Armen.

Ach, was hatten sie sich nicht Alles zu sagen.

Fritz war böse auf Bremer gewesen, daß dieser nicht früher zu ihm gekommen. Er wußte nicht, daß es vor dem letzten Verhöre durch den Assisenpräsidenten nicht geschehen durfte.

Nun ging es an ein Fragen nach seiner Mutter, seiner Schwester und — nach Amalien. Ach, kaum wagte er ihren Namen auszusprechen. Was mußte sie von ihm denken. —

Bremer beruhigte ihn über Alles, selbst über den letzteren Umstand. Denn Henriette, die den herzensstand ihrer Gebieterin so gut kannte, wie den übrigen, hatte Heinrich vertraut: „wie Amalie mehr von dem Kummer über das Schicksal Soldan's, als von der nun fast geheilten Wunde leiden müsse"; und Heinrich war natürlich auf der Stelle mit der freudigen Post zu Bremer geeilt.

Nun machte sich Fritz keine Sorge weiter. Was lag ihm an dem Ausspruch der Geschwornen! Er besaß noch das Herz Amaliens.

Vergebens suchte der Advocat ihm bemerklich zu machen, daß er noch nicht am Ziele wäre, indem die Geschwornen die Sache von der schlimmsten Seite betrachten könnten, und dann sei er verloren; oder, im günstigen Fall, daß der Finanzrath unter allen Umständen ihn und Amalie trennen würde.

Fritz lächelte bei diesen Einwänden, betonend: „eine Verurtheilung könne nicht erfolgen, und die Liebe sei stärker, als der ungerechte Wille eines hart gewordenen Vaters."

---

auf und befolgen die alphabetische Reihefolge für das, was wir noch zu sagen haben.

Baden. Erst seit kurzer Zeit hat dieses Land in Berlin einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister. Der Herr Oberst von Frankenberg-Ludwigsdorff, der jetzt diesen Rang bekleidet, war früher nur Ministerresident. Da er damals schon über seine Verpflichtungen hinausging, so haben wir alle Ursache zu glauben, daß er nicht hinter denen, die seine neue Stellung mit sich bringt, zurückbleiben wird.

Bayern. Der Graf Maximilian von Lerchenfeld-Köfering ist in Preußen der Gesandte Ludwigs. Er besitzt einen der schönsten Namen des bayrischen, hohen Adels und ein unermeßliches Vermögen. Die Frau Gräfin von Lerchenfeld ist eine der liebenswürdigsten und schönsten Frauen der haute société und doch spricht man nicht von diesem Hause; worin mag das liegen? —

Belgien. Leopold's Minister in Berlin ist der General Willmar, der so gut als nur möglich seine Regierung repräsentirt. Der allgemeinen Meinung gemäß ist er ein Mann von mehrem Verdienst und angenehmem Wesen.

Dänemark. Der Graf von Reventlow, Haupt der dänischen Gesandtschaft, giebt gerade so viel, als er muß, aber auch nichts mehr. Dies ist wirklich Schade, denn die Frau Gräfin ist eine der ersten Zierden der Gesellschaft.

Das Königreich beider Sicilien würde in einem deutschen Werke nicht auf Dänemark folgen, der Almanach de Gotha ist aber in französischer Sprache verfaßt. Wir bedauern sehr, daß die Gicht den Repräsentanten dieses Reichs, den Baron Ben Emidio Antonini, an sein Zimmer fesselt. Er ist zwar nicht mehr in der ersten Jugend, aber der von den Damen gesuchteste Cavalier.

Hamburg. Der Ministerresident dieser Republik, Herr Godefroi, ist unendlich reich. Er wollte, wie man sagt, erst ein großes Haus machen und hatte sich zu diesem Zwecke den Palast, den jetzt der Graf von Westmoreland bewohnt, erbauen lassen. Leider hat die Feuersbrunst in Hamburg, durch die er einige geringe Verluste erlitten, ihn veranlaßt, diesen Plan aufzugeben. Man ist übrigens nicht im Recht, von dem Stellvertreter dieses Staates mehr zu fordern, als Herr Godefroi bietet.

Hannover. Gern würden wir über die Art und Weise, in der dieser Staat repräsentirt wird, etwas sagen, doch da der neue Gesandte Graf oder Baron von Inn und Knyphausen erst seit einigen Tagen in Berlin weilt, so läßt sich über seine Gastfreiheit bis jetzt noch kein Urtheil fällen.

Chur-Hessen und Großherzogthum Hessen. Die beiden Gesandten dieser Höfe sind der Baron von Dörnberg und der Baron Schäffer von Bernstein. Nichts hebt sie hervor, ebenso wenig als den Repräsentanten von

Mecklenburg-Schwerin, der aber doch mitunter die ganze Gesellschaft in seinen Sälen versammelt.

Die Ottomanische Pforte. Tal et Effendi, ihr Minister in Preußen, bekleidet seine Stelle vollkommen gut. Er ist in Berlin sehr geliebt. Die Diners, welche er giebt, erinnern nur durch einige Schüsseln an die Eigenthümlichkeiten seiner Nation; — man trinkt bei ihm vortreffliche Weine.

Die Niederlande. Der Baron Schimmelpenninck van der Oye, dessen Name genugsam den holländischen Ursprung bekundet, repräsentirt sein Land sehr ehrenvoll. Er war es, der die zahllose Reihe von Bällen, die man diesen Winter sich folgen sah, eröffnete.

Sardinien. Wir waren ungeduldig zu diesem Punkte der Erzählung zu gelangen; denn hier ist es uns vergönnt von

Bremer besprach sich hierauf mit Soden ausführlich über jeden einzelnen Umstand, der ihm zum Zweck einer gründlichen Vertheidigung nöthig schien, forderte ihm sodann die Handschrift ab, welche er an jenem Unglückstage getragen, und gab den zur rechten Hand gehörenden mit einem anderen Handschuh, welchen er mitgebracht hatte, zu Fritzens Erstaunen; besah beide in- und auswendig und steckte endlich alle drei zu sich.

„Das ist mein Geheimniß," sagte der Advocat lächelnd, als Fritz ihn nach der Ursache des seltsamen Treibens fragte.

Bei der Trennung versprach Bremer seinem künftigen Schwager, so oft als thunlich wiederzukommen, Amalie zu besuchen und etwaige Aufträge, die nicht gegen seine Amtspflicht verstießen, entgegenzunehmen.

Fritz lebte jetzt in ganz anderer Stimmung. Das Gefängniß wurde ihm nunmehr zur Marterkammer. Er brachte die Nächte schlaflos zu und gern hätte er seinen Gefühlen in Betreff der entzogenen Freiheit Worte gegeben, wenn es ihm nicht an Licht und Schreibzeug gefehlt.

O, wie sehnte er sich nach Freiheit! wie beneidete er den Tagelöhner außerhalb der Gefängnißmauern! Jede Minute wurde ihm die Luft seiner Kerkerzelle schwüler, erstickender; er konnte heute die Zeit des Spaziergangs kaum erwarten und sprang wie ein Hirsch dem ihn abholenden Aufseher voraus, als die ersehnte Stunde schlug.

Auf dem Hofe fand er zufällig, ohne daß man es bemerkte, ein Stückchen Bleistift, welches er sorgsam versteckte, und womit er, nachdem er wieder eingeschlossen war, inwendig auf den Deckel eines Buches, worin er gelesen, nachstehende Verse niederschrieb:

Die geld'ne Freiheit ist das höchste Gut!
Der Mensch lernt Alles, nur nicht sie entbehren.
Mit Freuden opfert er wohl Gut und Blut,
Darf er dem Kerker schnell den Rücken kehren.

Glich heut' dem Vetter früh'ge Speis' und Kinder,
Los überlassen ihn des Weibthums Fluch,
Doch — freier ihn ein — er findet keine Retter:
Die geld'ne Freiheit ist das höchste Gut!

Dem Glück verwöhnt, reißt plötzlich Dich Verlust
Erwachsnem Kelchthums. Du erträgst's in Ehren. —
Man raubt Dir Freiheit — und es seufzt die Brust:
Der Mensch lernt Alles, nur nicht sie entbehren.

Läßt dem Verbrecher man die Wahl: Zu schmachten
Stets im Gefängniß, unter Kreuzes Hut,
Und Freiheit, doch nur für Indianer-Schlachten;
Mit Freuden opfert er wohl Leib und Blut.

So ist des Menschen höchster Seelenschmerz:
Verlust'ge Freiheit, die man ihm will lehren;
Drum allen Kerkerleiden trotzt sein Herz,
Darf er dem Kerker schnell den Rücken kehren.

Dann warf er das Buch weit weg, hob die Hände wie flehend zum Himmel empor und seufzte: „Amalie!"

Die Sache war auf den 15. December anberaumt worden. Bremer, der die Acten auf dem Secretoriate eingesehen und die für den Angeklagten gefertigten Abschriften der Protokolle über den Thatbestand des Verbrechens und der Zeugenaussagen empfangen hatte, ging noch mehrmals zu Soden, brachte ihm Versicherungen ewiger Treue von Amalien und Grüße von Mutter und Schwester, welche letztere Beide schon mehrmals Briefe voll Trost und Liebe, durch die Inspection des Hauses, ihm zugehen lassen, und sprach ihm Muth ein, den Fritz jedoch nicht zu bedürfen glaubte.

Bevor wir die Assisenverhandlungen darzulegen versuchen, müssen wir den Lesern das Nähere über die Bildung der Geschwornenversammlung mittheilen, welche berufen ist, über ihre, eines Criminalverbrechens angeklagten Mitbürger das „Schuldig" oder „Nichtschuldig" auszusprechen.

Jeder Geschworne soll das dreißigste Jahr seines Alters zurückgelegt haben und sich im Genusse der staatsbürgerlichen und Civilrechte befinden.

Auf Ersuchen des Assisenpräsidenten hat der Präsident der Regierung des Bezirks, für welchen die Assisensitzungen gehalten werden, dem Ersteren eine Liste von 60 Personen einzuschicken, die aus den höchstbesteuerten Bürgern des Regierungsbezirks, aus den im Verwaltungsfache angestellten Beamten, deren Patent vom Könige vollzogen ist, aus den Notarien, Advocaten, Rechtsgelehrten, Doctoren der vier Facultäten, aus den Wechslern, Großhändlern und den zu einer der zwei höchsten Steuerclassen gehörenden Kaufleuten, aus den, mit wenigstens 4000 Franken besoldeten Verwaltungsbeamten zusammengesetzt ist; nur Minister, Regierungspräsidenten, Landräthe, Richter, General-, Ober- oder Staatsprocuratoren, Religionsdiener ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses kommen nicht auf die Geschwornenliste und Personen über 70 Jahre, wenn sie es wünschen.

Nach Empfang dieser Liste ist der Präsident des Assisenhofes verbunden, in den nächsten 24 Stunden sie auf 36 Personen herabzusetzen und so das Verzeichniß, abermals in 24 Stunden, dem Regierungspräsidenten zurückzusenden, welcher nun eine solche beschränkte Liste an den Justizminister, an den ersten Präsidenten des Appellationsgerichtshofes, an den Generalprocurator und den Assisenpräsidenten zu überschicken hat.

Jeden Bürger, dessen Name auf der Liste steht, wird dieses durch einen, seinen Namen enthaltenden Auszug wenigstens acht Tage vor dem Beginn der Sitzungen, auf Veranlassung des Regierungspräsidenten, mit der Aufforderung: am bestimmten Tage zu erscheinen, und unter Androhung der gesetzlichen Strafen, bekannt gemacht.

Der Geschworne, welcher der Aufforderung Genüge geleistet hat, bleibt für die vier folgenden Sitzungen befreit; derjenige aber, der sich auf die ihm zugegangene Vorladung nicht einfindet, wird vom Assisenhofe für das erste Mal in 500 Franks, für das zweite Mal in 1000 Franks und für das dritte Mal in 1500 Franks Geldbuße verurtheilt, es sei denn, daß er die Unmöglichkeit, am bestimmten Tage erscheinen zu können, nachweise, worüber der Gerichtshof entscheidet. Bei der dritten Bestrafung des Geschwornen wird derselbe zugleich für unfähig erklärt, in Zukunft das Amt eines solchen zu versehen.

Gleiche Strafen wie die genannten treffen denjenigen, der sich zwar zur bestimmten Zeit eingefunden, aber ohne hinreichende Ursache, über deren Erheblichkeit der Gerichtshof zu erkennen hat, sich entfernt, bevor seine Amtsverrichtungen vollendet sind.

Die Liste der Geschwornen wird dem Angeklagten, bei Strafe der Nichtigkeit des ganzen nachherigen Verfahrens, nicht früher oder später als an dem Tage mitgetheilt, welcher der Fertigung des gültigen Verzeichnisses vorhergeht.

Wenn sich am festgesetzten Tage, ohne die gehörig entschuldigten oder dispensirten Geschwornen zu rechnen, weniger als dreißig einfinden, so ergänzt der Assisenpräsident die Zahl jedes Mal bis zu dreißig aus denjenigen zur Uebernahme des Amtes vorgeschlagenen Bürgern, welche in der Gemeinde, worin die Sitzungen gehalten werden, wohnhaft sind, und über die jährlich vom Regierungspräsidenten ein Verzeichniß an den Gerichtshof eingeschickt wird.

Diese sogenannten Ergänzungsgeschwornen müssen sich, während der Assisensitzungen, wenn sie dazu vorschriftsmäßig öffentlich durch das Loos bestimmt sind, stets bereit halten, das Amt zu übernehmen.

Bei Strafe der Nichtigkeit kann Niemand in derselben Sache, worin er als gerichtlicher Polizeibeamter, als Zeuge, Dolmetscher, Kunst- oder Sachverständiger, oder als Partei aufgetreten ist, das Amt eines Geschwornen versehen.

Zwölf Geschworne sind erforderlich, die Versammlung zu bilden, welche über die Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten entscheidet. —

Der 15. December kündigte sich am Morgen durch einen dichten Nebel an, wie wir solchen zur Zeit zwischen Herbst und Winter nur zu häufig wahrnehmen. Bald verdichtete sich der aufsteigende Dunst zu Regenwolken, die dann, ohne Unterlaß, schräg vom Winde geführt, in feinen, aber dichten Streifen herabkamen.

Obgleich man nun glauben sollte, bei so unangenehmer Witterung würde jeder, der nicht über die Straße gehen müßte, zu Hause bleiben, so kannte man sich doch bald zu überzeugen, daß dem nicht so sei; denn auf dem großen Platze an dem Justizgebäude in *** sowohl vor dem eisernen Gitter, welches den Vorhof vom Straßenplatz trennte, als hinter demselben, wogte eine Menschenmenge hin und her, die Stunde erwartend, in welcher heute die Sitzung des Assisenhofes beginnen sollte. Wie immer, sah man auch hier Frauenzimmer in großer Zahl.

Es hatten sich, wie dies gewöhnlich geschieht, verschiedene Gruppen gebildet, die den Fall, welcher heute zur Verhandlung kam, besprachen, je nach Umständen Partei für oder wider den Angeklagten ergriffen, und ihre Meinung, nachdem sie in hinreichender Menge ihre Gründe vorgebracht, offen aussprachen.

„Der kommt gewiß frei!" hörte man vielseitig. „Er hat einen tüchtigen Advocaten."

„Wer vertheidigt ihn?" wurde von mehren Stimmen zugleich gefragt.

„Der Advocat Bremer," war die Antwort. „Man sagt, dieser sei der Bräutigam seiner Schwester."

„Gleichviel," sagte Jemand, „Bremer ist zwar ein junger, aber ein so tüchtiger Advocat, wie ich nur Einen kenne. Der bringt ihn durch."

„Es fragt sich nur, ob der Oberprocurator selbst, oder welcher von den Procuratoren das öffentliche Ministerium vertreten wird. Denn darauf kommt Alles an," warf jetzt ein gelehrt sein wollender Handwerker ein.

„Wie mir der Perfectdiener Siegesung gesagt, wird heute der Staatsprocurator Jack sitzen," antwortete ein Anderer.

„Jack?" fragten mehre Stimmen, unter lautem Gelächter zugleich, „und der wird sich unterwinden und eifrig sertern, wie gewöhnlich," hieß es dann.

„Wir stehen hier und schwatzen, während Alles nach vorn drängt und wir nachher im Saale keinen Platz mehr finden. Laßt uns unter den Säulengang treten, dort sind wir den Thüren nahe und brauchen nicht zu fürchten, daß uns der Regenschirm in die Luft entführt werde. Wir können ihn zumachen und bleiben doch im Trocknen."

Dieser Vorschlag, von einem äußerst sauber gekleideten Manne, dem Anschein nach ein Kleiderkünstler, gemacht, fand ungetheilten Beifall. Die Gruppe schob sich vor und erreichte, nach vielfachen Rippenstößen, welche sie austheilte und zurückerhielt, ihr Ziel.

Immer dichter wurden die Volkshaufen, unter denen man jedoch Gendarmen und Polizeiofficianten, sich durchwindend, erblickte. Unordnungen waren nicht zu steuern, dennoch sah ihr Auge allenthalben umher, und als sie, was sie zu suchen schienen, in einer Gruppe, die am äußersten Ende des Platzes stand, gefunden haben mußten, entfernten sie sich nicht mehr weit von der Stelle und besprachen sich leise miteinander.

Die erwähnte Gruppe bestand aus vier Personen, worunter zwei in einem Alter von ungefähr 18 Jahren. Die Anderen schienen nahe an 30 Jahre alt zu sein. Sie trugen sämmtlich blaue Blousen, am Rhein „Kittel" genannt, wie alle Bauern, Fuhrleute, Rheinarbeiter sie zu tragen pflegen. Einer der beiden Aelteren hatte einen langen, fuchsigen Bart und Haare von gleicher Farbe, die unordentlich um den Kopf herumhingen. Das Haar des Zweiten war braun und grau gemischt. Das Kinn zeigte sich glatt rasirt. Von den beiden Jüngern zeichnete sich Einer durch ein schielendes Auge, der Andere durch eine kahle Stelle auf der rechten Seite des Kopfes aus. Alle trugen auf dem Kopfe Tuchmützen, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war.

„Ist es denn noch nicht Zeit?" fragte der Kahlkopf. „Warum trennen wir uns noch nicht, und lassen die Gelegenheit vorüber, irgend ein Wild heimlich zu machen?"

„Dummkopf," erwiderte der Fuchsbart, „Du wirst doch niemals den rechten Zeitpunkt von selbst kennen lernen. Siehst Du denn nicht die Grün- und Blaurücke wie Spürhunde herumschnüffeln? Sie scheinen es heute ganz besonders auf uns abgesehen zu haben. Der Platz ist noch nicht voll genug

---

dem reizenden, zauberhaften Wesen zu reden, welches so früh der musikalischen Welt entrückt wurde und dessen biegsame, glänzende Kehle jetzt nur in ihren zu engen Sälen ihre unendlichen Fähigkeiten entwickelt. Himmel! welch ein Glück genießen die, denen es vergönnt ist, sich in den engen Räumen umherzudrängen, wenn die capriciöse Göttin des Orts sich herabläßt, in all' ihrem Glanze zu erscheinen; wenn sie von ihrem Gräfinnenrange sich zu dem Gipfel erhebt, den zu besteigen ihr gestattet ist! Man hat keinen Begriff von der Unzufriedenheit, welche die Gräfin Rossi jedesmal erzeugt, wenn sie eine musikalische Soirée giebt, denn ihr kleines Local gestattet ihr nicht, die Hälfte ihrer Bekannten einzuladen. Man sagt, daß diese Unzufriedenen ihr Kummer bereiten; uns scheint es, als müßten sie ihrem Künstlerherzen schmeicheln, denn dies Herz lebt immer noch in ihr; man kann seine Pulsschläge zählen, wenn sie selbst von den verführerischen Reizen ihrer himmlischen Stimme fortgerissen wird. Sie selbst fortgerissen? Warum nicht! Sollte sie allein in der Welt dieser Versuchung widerstehen?

Der Botschafter Herr Graf von Rossi ist angenehm und liebenswürdig; doch welcher Mann könnte neben einer solchen Frau glänzen!

Das Königreich Sachsen wird durch den braven Generallieutenant von Minckwitz schlicht und recht vertreten.

Schweden. Der Baron d'Ohsson, der Gesandte Oscar's in Berlin, ist einer der ehrenwerthesten und unterrichtetsten Leute, denen man begegnen kann. Sein Haus ist eines der gesuchtesten, Dank der Liebenswürdigkeit und der Güte der Baronin.

Würtemberg hat in diesem Augenblick keinen Gesandten in Berlin. Dies Land ist provisorisch durch den Freiherrn von Maucler, einen jungen hoffnungsvollen Diplomaten, dem eine große Zukunft bevorsteht, vertreten.

Nun bleiben uns nur noch zwei Botschafter zu bezeichnen, die wir besonders nennen, weil sie so viele Staaten vertreten, daß wir nicht wußten, wo wir sie einschieben sollten.

Wir meinen den Herrn Baron von Martens, sächsisch weimarschen Gesandten ꝛc. ꝛc., und den Obersten von Röder, braunschweigischen Gesandten ꝛc. ꝛc.; der Eine, wie der Andere erfüllen unserer Meinung nach vollkommen ihre Stellung.

Gern hätten wir zum Schluß einen allgemeinen Ueberblick über die vornehme Welt gegeben, gern deren Geist, Richtung, Zwecke genauer bezeichnet, doch wir fürchteten, daß dies uns für den Augenblick zu weit führen würde und haben daher beschlossen, dies bei einer anderen Gelegenheit zu thun.

Doch wir würden uns heut für vollkommen unvollständig halten, wenn wir nicht einige Namen derer, die den Scepter der jungen Gesellschaft führen, erwähnten. Unter den Damen zeichnen sich besonders Frau von Fonton, die Baronin von Pergla, die Gräfinnen von Rossi, Pückler, H. von Redern, von Montessu, von Lerchenfeld, unter den jungen Männern die Herren von Bismark, von Perponcher, de Meester, de Regina, von Meseguier, von Ottenfeld aus.

Nachschrift. So eben erfahren wir die traurige Botschaft des Todes der Frau Minister von Nagler, deren wir in unserm Aufsatze erwähnten. Dieser unerwartete Verlust ist schmerzlich empfunden worden; aber wir müssen es ohne Zögern offen sagen, daß wir von den zahlreichen Besuchern ihres Salons erwartet, ja lebhaft gewünscht hätten, daß sie wenigstens erst den Tag ihres Begräbnisses hätten vorüber gehen lassen, ehe sie sich lärmend und lustig in andern Sälen versammelten. Heute früh fand das Begräbniß der Frau von Nagler statt und gestern war Ball beim Grafen Oglosstein, heute beim Baron von Bülow.

Berlin, den 20. Februar. A. B.

und die Aufmerksamkeit noch nicht auf einen Punkt gerichtet."

„Wolf hat Recht," sagte der Graue, „laßt alles in Ruhe, bis wir hineingekommen. Da macht sich der Hang am besten; aber den Augen die Kost gegeben."

Der Schielende schnitt eine eigenthümliche Fratze und sagte: „Ich bleibe bei Wolf."

Wer weiß, ob die Unterhaltung der vier Leute und das Beobachten derselben durch die Polizeibeamten nicht noch länger gedauert haben würde, wenn nicht in diesem Augenblicke eine ungewöhnliche Bewegung in der Volksmenge sich kund gegeben und die Beamten nach dem Punkte hingezogen hätte, an welchem die Masse festen Fuß zu fassen schien.

Natürlich strömte Alles dorthin, und bei dieser Gelegenheit sah man bald, der empfangenen Verhaltungsregeln ungeachtet, den Schielenden und den Kahlkopf, jeden ein seidenes Taschentuch dem Fuchsbart überreichen.

Eine Kutsche rollte in den Menschenknaul, den die Polizeibeamten nur mit Mühe für die langsame Durchfahrt, auf kurze Zeit, zu lösen vermochten.

Hundert Stimmen riefen: „Das ist sie! Das ist sie!"

Endlich war es dem Wagen gelungen, seitwärts des Säulenganges, nicht weit von der Thür des Kastellans, sein Ziel zu erreichen. Hierher drängte nun die Masse. Flüche, Gekreisch von Frauenstimmen, selbst den Schall einiger Backenschläge hörte man verworren durcheinander. Kaum vermochten die Gendarmen die Kutschenthür zu öffnen und den Aussteigenden die wenigen Stufen frei zu halten, die sie vor sich hatten.

Zuerst verließ ein junges, recht hübsches, aber einfach gekleidetes Mädchen den Wagen. Augenblicklich reichte sie dann einer Dame in schwarzem Atlaskleide mit Sammetshawl die Hand und half ihr heraus. Der allgemeine Ausruf: „Ah!" schien die Dame, die ihr Haar frisirt trug, und ein äußerst leidendes Gesicht zeigte, zu verwirren, denn sie senkte das Auge zu Boden, während eine Secunde lang ein Roth ihre Wangen färbte und dann wieder der Blässe Platz machte.

Ihr folgte ein ältlicher Herr in anständiger, bürgerlicher Kleidung mit einem, an einem gestreiften Bande hängenden Orden um den Hals.

Die Leser müssen ohne Zweifel, wer diese drei Personen waren, nämlich: der Geheime Finanzrath und Provinzial-Steuerdirector Letzmann mit seiner Tochter und deren Kammermädchen Henriette.

Der Kutscher mußte beim Zurückfahren wiederholt von der Peitsche Gebrauch machen, eine Uebung, welche jedoch für den, der sie schwang, von üblen Folgen hätte sein können; denn ungeachtet der polizeilichen Unterstützung hielt man schon gewaltsam die Pferde auf, trat trotzig den Mann auf dem Bocke mit Schimpfreden und bediente sich hin und wieder der kleinen Gegenstände, die am Boden gefunden werden und mittelst einer Armschwingung Löcher und Quetschungen, zuweilen auch den Tod hervorbringen, als eine zweite Kutsche die Aufmerksamkeit des Pöbels in Anspruch nahm.

Der erste Wagen kam demnach in's Freie, und der zweite nur langsam heran. Er wurde von der, ihn umgebenden Volksmenge fast aufgehoben. Nach unendlicher Mühe hielt er da still, wo der andre gestanden hatte.

Man sah zunächst einen Gendarmen, dann einen jungen, schlanken Herrn in ganz schwarzem Anzuge, mit schwarzem Barte, und wohlwollenden Zügen, die nichts weniger als Furcht verriethen, endlich einen korpulenten, ebenfalls schwarz angezogenen Herrn mit ergrauten Haaren, ungefähr 58 bis 60 Jahre alt, aussteigen.

Das nämliche Drängen fand statt. Derselbe einstimmige Ausruf wurde vernommen. Angst-, Schmerzensrufe, Flüche und Puffe wie vorher.

Fritz, von einem Gendarmen und einem Gerichtsvollzieher geleitet, verschwand rasch in eine Thür, vor welcher eine besondere Militärschildwache stand.

Auch die drei Haupteingangsthüren unter dem Säulengange, welche zum Audienzsaale führten, waren mit Soldaten besetzt, die in der größten Verlegenheit sich befanden, weil sie von dem Volke hart in die Enge getrieben wurden und doch mit Kolbenstößen sich nicht vertheidigen durften, so lange man sie nicht offender angriff.

Schon die drei Flügelthüren zu öffnen, war für den Kastellan keine kleine Aufgabe. Doch, als dies gelungen, stürzte der Menschenstrom, Alles mit sich fortreißend, was ihm im Wege stand, unaufhaltsam in den Vorraum, und von hier durch neun Flügelthüren in den Saal, der in wenigen Minuten, bis zu den Schranken, sich mit Menschen, Kopf an Kopf, füllte.

Jetzt besah erst Jeder seine Kleidung. Hier war ein Frauenfuß ohne Schuh, dort fehlte einem Frackrocke der Schoß, hier klagte ein Mädchen über ihr zerrissenes Halstuch, dort fehlte einem aufgeschossenen Jungen eine Mütze, kurz Unordnung auf allen Seiten, während man draußen das Getreische, Fluchen und Schimpfen ununterbrochen fortdörte. Ja, der Lärm erreichte zuletzt eine furchtbare Höhe, als Niemand weiter zur Thür herein konnte, denn, als die Stürmenden sahen, daß alle Mühe zum weitern Vordringen vergebens sei, fanden sie sich zwar in ihr Schicksal, ohne jedoch nach Hause zu gehen, suchten sich aber durch ihre eigenthümlichen Witze und Späße, die von Zeit zu Zeit beifällig mit einem schallenden Gelächter belohnt wurden, zu entschädigen.

Die im Saale Posten gefaßt hatten, vernahmen nicht lange darauf aus der Ferne den Ton einer Glocke. Sie gab das Zeichen, daß die Sitzung beginnen werde.

Sehen wir uns jetzt ein wenig im Saale um.

Derselbe umfaßte, in der Form eines langen Vierecks, einen weiten Raum. Seine Höhe war die von ungefähr zwei gewöhnlichen Stockwerken.

Das Licht fiel durch große, halbrunde, an den Seitenwänden, jedoch zunächst der Decke, angebrachte Fenster, welche von unten, mittelst einer Schnur, sich öffnen und schließen ließen, in den Raum, der Abends durch unzählige, auf metren, von der Decke herabhängenden, großen Kronleuchtern angebrachte Kerzen beleuchtet wurde.

Zwei Drittel des Saales, von den Haupteingangsthüren an, für das Publicum bestimmt, waren durch eine hölzerne Schranke von dem letzten Drittheil geschieden. Der Fußboden stieg, von der Schranke aus, amphitheatralisch nach dem Ausgange hin, so daß die Hinterstehenden ebensogut wie die Vorderen sehen konnten, was auf dem Parkett am entgegengesetzten Ende des Saales vorging.

Drei Flügelthüren führten hier, theils von der Hausflur, theils aus dem Secretariate, in den Saal, und nach wenigen Schritten auf das durch drei Stufen erhöhte Parkett.

Auf dieser Erhöhung stand ein langer, nach innen sichelförmiger Gerichtstisch, mit dunkelblauem Tuch bedeckt, welches mit gelben Fransen besetzt und vorn in Falten aufgeschürzt war.

Zu beiden Enden dieses Tisches sah man einen kleinen, ebenso behangenen Tisch für den öffentlichen Ankläger und den Secretär. Fünf gepolsterte Lehnstühle standen hinter dem großen, und ein solcher Stuhl hinter jedem der kleineren Tische.

Links vom Schauer war ein hölzerner Gitterabschluß bis zur Seitenwand angebracht, in welchem mehre Bänke standen, und eine Thür sich befand.

Dem Abschluß gegenüber, an der andern Wand, überragten zwei Erhöhungen, jede mit sechs Stühlen versehen, und die hintern mehr erhoben als die vordern, das Parkett und den ganzen Saal. Zwei lange Pulte dienten den Sitzenden zum Schreiben.

Ging man die Stufen zunächst der Schranke hinab, so blieb von dem Saalestrittel, zwischen dem Parkett und der Schranke, noch ein großer, mit Bänken besetzter Raum, für die Zeugen und diejenigen Personen bestimmt, welche hier den Eintritt mittelst besonderer Erlaubnißkarten erhielten. Eine Seitenthür führte zu dieser Abtheilung, die bereits von den Zeugen und mit Karten versehenen Personen dicht besetzt war.

Nicht allein vor allen Thüren, welche in den Saal gingen, erblickte man militärische und polizeiliche Wache, sondern auch im Innern war dieselbe vielfach vertheilt.

Vor dem erwähnten hölzernen Gitter standen mehre Stühle und vor diesen kleine Tische mit blauen Decken behangen.

In einer Ecke hinter dem Parkett sah man einen schwarzgekleideten Herrn, der einen spanischen Rittermantel von schwarzem Tuche über die Schulter geworfen hatte, an einem kleinen Tischchen eifrig schreiben, während ein anderer, ebenso gekleideter, und zwar derselbe, der mit Fritz in dem Wagen gesessen, geschäftig hin und her ging. Es waren Gerichtsvollzieher, die heute den Dienst hatten.

Auf das Zeichen mit der Glocke, welches wir oben erwähnten, verschwand der Beamte, von dem zuletzt die Rede war, hinter einer Thür. Bald öffnete sich dieselbe jedoch wieder, die lautloseste Stille herrschte im Saale, und hereintrat, von dem Gerichtsvollzieher und zwei Gendarmen begleitet, mit ungezwungener, edler Haltung, der Angeklagte Selden.

Die Gitterthür wurde aufgemacht und Fritz trat, versteht sich, wie noch dem Gesetz jeder Angeklagte, frei und ohne Fesseln, in den kleinen Raum.

Sogleich eilte ein junger, kräftiger Mann, in einer langen und weiten schwarzen Robe gekleidet, ungefähr nach Art der evangelischen Geistlichen, mit weiten Aermeln, jedoch an der linken Schulter zwei Enden eines dritten Bandes vom nämlichen Stoffe, die mit weißem Pelz verbrämt waren, herabhangend, auf Fritz zu, umarmte ihn und sprach lange und anhaltend mit demselben, während er seine Acten auf einem der vor dem Gitter stehenden Tische niederlegte.

Das Gitterthürchen hatte der Gerichtsvollzieher wieder geschlossen. Die Gendarmen nahmen, bemerkend, zu jeder freien Seite des Gitters Platz.

Noch ein Mal ertönte innerhalb die Glocke und aus der dritten, nun geöffneten Thür schritten, voll Würde, drei Herren in gleichem Costüm wie der Advocat Brenner — denn dieser war der zuletzt Beschriebene — in den Saal.

An ihren Roben hing jedoch nicht der mit Pelz besetzte Doppelstreifen, dagegen befand sich eine breite Klappe von Seide an dem Kostüm, die zu beiden Seiten, sich verschmälernd, herabfiel. Zwei lange Zipfel eines, anscheinend um den Hals geschlungenen weißen Tuches fielen auf die Brust. Diese Zipfel sind jedoch ein sogenanntes Päffchen, das blos um die gewöhnliche Halsbinde befestigt wird. Auch der Advocat trug ein Päffchen.

Die drei Herren nahmen Platz.

Auf dem mittlern Stuhle hinter dem großen Tische saß der Ehrwürdigste von ihnen. Ernst, aber auch Wohlwollen prägten sich in seinen Gesichtszügen aus. Sein Haar war grau, seine Haltung beinahe jugendlich und sein Organ angenehm. Er legte eine sogenannte Togge — ein Barett — mit goldener Tresse besetzt, auf den Tisch.

Jedermann wußte, daß dieser Herr der Assisenpräsident, und zwar der Appellationsgerichtsrath Sanftleben war.

Der Zweite nahm an dem einzelnen Tische, zunächst dem Angeklagten, den Sitz ein. Auch er stellte seine Togge, die jedoch nur eine Silbertresse hatte, auf den Tisch.

Die Leser kennen den Herrn bereits. Er nannte sich Jack, war Staatsprocurator beim Landgerichte und fungirte in dieser Sache als öffentlicher Ankläger.

Am gegenüberstehenden Seitentische war der Platz für den dritten Herrn, den Landgerichtssecretär Brauer, den die Leser ebenfalls schon kennen. Seine Togge trug blos eine Bräme von schwarzem Sammet wie jene des Advocaten.

Der Arme der Gerichtsvollzieher rief nun mit lauter Stimme in den Saal hinein: „Stille!" und — keinen Athemzug vernahm man mehr.

Hierauf stand der Secretär auf — was er immer thun muß, so oft er etwas vorzulesen hat — und las mit vernehmlicher Stimme die Namen der nicht entschuldigten und nicht dispensirten Geschworen ab.

Jeder Geschworne antwortete: „Hier!" sobald er seinen Namen hörte, und trat vor.

Den Namen der Anwesenden, auf eine Karte geschrieben, warf der Präsident in eine Porzellanurne.

Keiner war ohne Genehmigung ausgeblieben. Demnach zählte man 33 Geschworne.

Der Präsident begann alsdann die Ziehung der Namen für die gegenwärtige Sache aus der Urne.

Eduard Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Bettelmanns Tod.

Wie leise und dumpf seine Harfe erklingt,
Wie seltsam finstere Lieder er singt!
Seine Stimme tönt bänger und bänger.
Und bittend pocht er an jede Thür:
„O sehet den greisen Bettelmann hier,
Den armen, armen Sänger!"

So singt er, so steht er an jedem Ort,
Und rastet nicht hier, und rastet nicht dort
Vom Singen der dunkeln Lieder.
Und aus den Fenstern hoch und reich
Die Leute sehn auf den Sänger bleich
Und auf seinen Jammer hernieder.

Doch wie auch demüthig sein Rufen erschallt,
Die Mägdlein, die Knaben stehn stumm und kalt,
Und Bettelmann weiter muß wallen.
Muß wallen die Straßen wohl auf und wohl ab,
Ihm Keiner, ach Keiner ein Bröselein gab,
Ward abgewiesen von Allen.

Da endlich — 's war fast am Ende der Stadt —
Ein Pförtlein leise geöffnet sich hat,
Eine Jungfrau kam freundlich gegangen:
„Wohl schwer drückt, Alter, des Hungers Noth;
Da labe und stärke an Wein Dich und Brod,
Und fühle die brennenden Wangen!"

„O lohne Dir Gott die Barmherzigkeit,
Die Du an mir thatest, Du holde Maid,
An mir verlassenen Greise!" —
Und setzte sich hin auf die Bank von Stein,
Und aß das Brod und trank den Wein,
Und seufzte und betete leise.

Da plötzlich faßten die Schergen ihn an:
„Hinaus, Du heilloser Bettelmann!
Laß ab die Leute zu plagen!
Was trieb Dich in unsere Stadt hinein
Mit Deinen trübseligen Melodei'n,
Mit Deinen finsteren Klagen?"

„Ach Armuth und Hunger, die trieben mich!
Verlassen, verstoßen von Allen bin ich,
Ein armer, armer Sänger!
Ein Stücklein Brodes erflang ich mir,
Das lasset in Frieden mich essen allhier,
Dann reis' ich, dann rast' ich nicht länger."

Sein Rufen und Bitten vergeblich war;
Wild stieß ihn hinaus die herzlose Schar
Mit bittern, höhnenden Worten.
Und einen düstern, verzweifelnden Blick
Warf der verwiesene Spielmann zurück
Nach den sich schließenden Pforten.

Mit blutenden Gliedern, Verzweiflung im Sinn,
Wankt er auf dem rauhen Pfade dahin,
Die Knie' ihm brechen und beben.
Und näher und näher schon rückt die Nacht,
Bald werden die Sterne in goldener Pracht
Am Himmel sich leuchtend erheben. —

Die Nacht ging vorüber, der Morgen brach an,
Da fanden sie todt den Bettelmann,
Den Sänger der finstern Lieder.
Und hastig grub man ein ärmliches Grab,
Und senkte schweigend den Alten hinab,
Und Keiner nannte ihn wieder. —

Josef Seiler.

Leipzig, Verlag von L. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 37. Leipzig, Mittwoch den 12. März 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. V. Band: 18. und 19. Kapitel. — Das Verbrechen und der Geschworenen-Ausspruch. Eine Novelle von Eduard Ludwig. (Fortsetzung.)
Theaterschau VI., von Karl Gutzkow. — Zwölf Jahre später, Schauspiel in vier Aufzügen, von Heribert Rau. (Fortsetzung.)

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

Fünfter Band.

Der Beschützer.

Achtzehntes Kapitel.

Der Secretär des Abbé von Aigrigny.

Kehren wir zu Rodin zurück, der mit Fräulein von Cardoville allein geblieben war.

Kaum waren der Beamte und der Doctor Baleinier verschwunden, so rief Fräulein von Cardoville, deren Gesicht von Glück strahlte, indem sie Rodin mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Dankbarkeit betrachtete:

— Endlich, gedankt sei es Ihnen, mein Herr, bin ich frei, frei... O, ich habe niemals gefühlt, wieviel Wohlsein, welcher schöne Aufschwung, welche Wonne in diesem bewundernswürdigen Worte Freiheit liegt!

Und Adrienne's Busen wogte, ihre rosigen Nasenflügel erweiterten sich, die rothen Lippen öffneten sich halb, als ob sie mit Entzücken eine reine und lebenskräftige Luft geathmet hätte.

— Ich bin seit wenigen Tagen in diesem furchtbaren Hause, — versetzte sie, — aber ich habe soviel in meiner Gefangenschaft gelitten, daß ich nun das Gelübde leiste, jedes Jahr einigen armen Schuldgefangenen die Freiheit zu geben. Dieses Gelübde scheint Ihnen vielleicht ein wenig mittelalterlich, — fügte sie lächelnd hinzu, — aber wir müssen dieser edlen Zeit nicht blos ihre Meubles und ihre Glasmalereien entnehmen... Ich danke Ihnen also doppelt, mein Herr, denn ich mache Sie zum Mitschuldigen dieses Befreiungsgedankens, der, wie Sie sehen, mitten in dem Glücke entstanden ist, welches ich Ihnen verdanke und von dem Sie bewegt und gerührt scheinen. O, möge meine Freude Ihnen Zeuge sein von meiner Dankbarkeit und Ihnen Ihre edelmüthige Hülfe lohnen, — sagte das junge Mädchen mit Erhebung.

Fräulein von Cardoville bemerkte in der That eine vollkommene Umgestaltung in Rodin's Physiognomie. Dieser noch eben so harte, so schneidende, so unbeugsame Mann, in Bezug auf Herrn Baleinier, schien unter dem Einflusse der sanftesten, liebreichsten Gefühle zu stehen. Seine kleinen, halbverdeckten Schlangenaugen hefteten sich mit einem Ausdrucke unsäglicher Theilnahme auf Adrienne... Darauf sagte er, als wolle er sich plötzlich seiner Eindrücke erwehren, indem er zu sich selber sprach:

— Nun, nun, nur keine Rührungen, die Zeit ist zu kostbar. Meine Sendung ist noch nicht erfüllt... Nein, sie ist es noch nicht,... mein theures Fräulein, — fügte er noch hinzu, indem er sich an Adrienne wandte, — auf diese Weise... werden wir später von Dankbarkeit sprechen... Jetzt handelt es sich mehr um die für Sie und Ihre Familie so wichtige Gegenwart... Wissen Sie, was vorgeht?

Adrienne betrachtete den Jesuiten überrascht und fragte ihn:

— Was geht denn vor, mein Herr?

— Wissen Sie den wahren Grund der Einsperrung in dieses Haus? Wissen Sie, was Frau von Saint-Dizier und Herrn von Aigrigny zu solchem Handeln bewogen hat?

Als sie diese verabscheuten Namen aussprechen hörte, umdüsterten sich die eben noch voll Glück strahlenden Züge Adrienne's und sie antwortete mit Bitterkeit:

— Der Haß, mein Herr... hat ohne Zweifel Frau von Saint-Dizier gegen mich angereizt...

— Ja, der Haß... und außerdem noch die Begierde, Sie ungestraft eines ungeheuren Vermögens zu berauben...

— Mich, mein Herr? Und auf welche Weise?

— Es ist Ihnen also unbekannt, mein theures Fräulein, welches Interesse Sie hatten, sich am 13. Februar in der Rue Saint-François einer Erbschaft wegen einzufinden?

— Mir war dieses Datum nebst diesen Einzelheiten unbekannt; aber durch einige Familienpapiere und vermöge eines ziemlich außerordentlichen Umstandes wußte ich so ungefähr, daß einer unserer Vorfahren...

— Eine ungeheure Summe hinterlassen habe, um sie unter seine Nachkommen zu vertheilen? Nicht wahr?

— Ja, mein Herr.

— Was Sie aber unglücklicherweise nicht wußten, mein theures Fräulein, war der Umstand, daß die Erben gehalten sein sollten, sich am 13. Februar zur bestimmten Stunde zu versammeln; wenn dieser Tag und diese Stunde versäumt worden wäre, sollten die, welche sich verspätet hätten, enterbt sein. Begreifen Sie jetzt, warum man Sie hier eingesperrt hat?

— O ja, ich begreife, — rief Fräulein von Cardoville aus, — mit dem Hasse, welchen meine Tante gegen mich hegte, verband sich noch die Habgier. Alles erklärt sich. Die Töchter des Marschall Simon, die gleich mir Erbinnen sind, sind wie ich eingesperrt worden...

— Und doch, — rief Rodin aus, — sind Sie nicht die einzigen Opfer.

— Wer sind denn die andern, mein Herr?

— Ein junger Indier...

— Der Prinz Djalma? — sagte lebhaft Adrienne.

— Es fehlte nicht viel daran, so wäre er durch ein Narcoticum vergiftet worden und zwar in demselben Interesse.

— Großer Gott, — rief das junge Mädchen, indem sie mit Entsetzen die Hände zusammenschlug, — es ist furchtbar. Er, dieser junge Prinz, der einen so edlen, so großmüthigen

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Theaterschau.

VI.*)

Abenteuer einer französischen Eingewanderten.

3.

Sechs Wochen später richtete Desirée nach Baden-Baden folgende Zeilen:

„Geehrter Herr, der Poststempel zeigt Ihnen, daß ich in Leipzig bin. Ich wohne hier im Hôtel de Bavière und werde Zeit brauchen, mich von einer anstrengenden Reise, die ich inzwischen durch ganz Deutschland machte, zu erholen. O, durch Deutschland zu reisen, ist, Natur und Kunst abgezogen, fast so unterhaltend, wie durch Italien. Denn überall wird man gezwungen, still zu halten, überall begegnen uns veränderte Eindrücke, die mit den kurz zuvor empfangenen keine Aehnlichkeit mehr haben... Diese kleinen Staaten, diese vielen Städte... jedes Gebiet mit seiner eignen Geschichte, seinen eignen Erinnerungen, seinen eignen Sitten... nur Eines hab' ich überall ziemlich gleich und deshalb ermüdend gefunden, die Bühne.

Sie haben Recht, das Alles sind Provinztheater! Hier und da ein ausgezeichnetes Talent, redlicher Wille, mehr im Munde als im Herzen, Verschwendung der Mittel, wenn ein Fürst Liebhaberei an der Bühne findet, Geiz und Kargheit, wo die Bühne für ein nothwendiges Uebel angesehen wird. Besonders störend sind fast überall unkünstlerische Protectionen, Coulissenintriguen der widerwärtigsten Art, Rollenneid, Favoritenwesen, fast überall herrscht die Sucht der Künstler und Künstlerinnen, sich im Leben andere Stellungen und Anziehungen zu erwerben, als durch Talent. Große Hoftheater giebt es, wo man keine jungen Liebhaberinnen engagirt, weil die inzwischen altgewordenen sich der Gunst des Fürsten, des Intendanten oder ähnlicher Mäcene erfreuen und es möglich machen, daß sie vor der Concurrenz mit Jugend, Schönheit und Talent sicher gestellt werden. Altgewordene „junge" Helden, die das Heft in Händen haben, geben in neueinstudirten Stücken jungen Stümpern die schwierigsten Rollen und suchen die Meinung zu verbreiten, das Fach der Liebhaber wäre überall vermaist. Die neuen Stücke werden mit Schlafheit einstudirt. Da sie fast überall nur ein oder zwei Mal gegeben werden dürfen — das Publicum ist für Wiederholungen zu klein, — so giebt sich Niemand Mühe. Der sogenannte Regisseur rennt mit dem Buch auf den Proben herum, unsicher in seinen Anordnungen, gehänselt von den Schauspielern, die lebenslänglich engagirt sind und nur auf den Souffleur spielen. Statistenproben finden oft erst im Zwischenact bei der wirklichen Vorstellung statt! Der Kapellmeister braucht die Choristen für die Oper, die Instrumentisten sind nie da, wenn man sie braucht, und wenn es ein Uhr Mittag schlägt, wo zu Hause das Sauerkraut auf dem Tische dampft, dann giebt es wenig Mitglieder, die auf der Probe noch geduldig ausharren. Alles will fort und der Regisseur muß seine letzte Kraft zusammennehmen, um einer allgemeinen Auflösung zuvorzukommen.

Memorirt wird durchaus ungenügend. Wenn die Mode wieder eingeführt würde, daß die Frauenzimmerrollen von Männern gespielt werden, so müßten die deutschen Theater zuschließen; denn nur durch den Fleiß und das gute Gedächtniß der Frauen wird im Allgemeinen die löbliche Sitte aufrecht erhalten, nicht ganz von dem Souffleur abzuhängen. Betera-

*) Siehe Nr. 19, 22, 24, 30, 32.

Digitized by Google

Charakter haben soll. Aber ich hatte nach dem Schlosse Cardoville geschickt...

— Ja wohl, ich weiß, mein theures Fräulein; Sie hatten Jemanden, der Ihr Vertrauen hat, beauftragt, den Prinzen nach Paris zu bringen; aber mit Hülfe einer List ist dieser Mann entfernt und seinen Feinden überliefert worden.

— Und jetzt, wo befindet er sich jetzt?

— Ich habe nur unvollständige Nachrichten. Ich weiß blos, daß er in Paris ist... aber ich gebe es noch nicht auf, ihn wieder zu finden; ich werde mit fast väterlichem Eifer Nachforschungen anstellen; denn man kann die seltenen Eigenschaften dieses armen Königssohnes nicht genug lieben. Welches Herz! O, es ist ein Herz von Gold, glänzend und rein, wie das Gold seines Landes.

— Aber wir müssen den Prinzen wiederfinden, — sagte Adrienne bewegt, — wir dürfen Nichts vernachlässigen, ich beschwöre Sie; er ist mein Verwandter, er ist allein hier, ohne Beistand, ohne Hülfe...

— Gewiß, — versetzte Rodin mit Bedauern, — der arme Junge... denn er ist fast ein Kind... achtzehn oder neunzehn Jahre alt... mitten in Paris in diese Hölle hineingeworfen!... Mit seinen frischen, glühenden, wilden Leidenschaften, seiner Naivetät, seinem Vertrauen, welchen Gefahren würde er da nicht ausgesetzt sein!

— Aber es handelt sich jetzt darum, ihn schnell aufzufinden, mein Herr, — sagte Adrienne lebhaft, — dann wollen wir ihn schon diesen Gefahren entziehen... Bevor ich hier eingesperrt wurde, hatte ich, als ich seine Ankunft in Frankreich erfuhr, Jemanden hingeschickt, ihm die Dienste eines unbekannten Freundes anzubieten; ich sehe jetzt, daß dieser teufe Einfall, den man mir so sehr zum Vorwurf gemacht hat, sehr vernünftig war... Daher bleibe ich auch mehr als jemals dabei; der Prinz ist von meiner Familie, ich bin ihm eine edelmüthige Gastfreundschaft schuldig... ich hatte ihm den Pavillon bestimmt, den ich bei meiner Tante bewohnte...

— Aber Sie, mein theures Fräulein?

— Heute noch werde ich ein anderes Haus beziehen, das ich seit langer Zeit hatte einrichten lassen, da ich fest entschlossen war, Frau von Saint-Dizier zu verlassen und allein und nach meiner Laune zu leben. Da nun Ihre Sendung darin besteht, mein Herr, der gute Genius unserer Familie zu sein, so seien Sie auch großmüthig gegen den Prinzen Djalma, wie Sie es gegen mich und gegen die Töchter des Marschall Simon gewesen sind; ich beschwöre Sie, suchen Sie den Aufenthalt dieses armen Königssohnes zu entdecken und bewahren Sie mir das Geheimniß und lassen Sie ihn nach dem Pavillon bringen, den ein unbekannter Freund ihm anbietet. Er möge sich um Nichts bekümmern; er soll leben, wie er leben muß... als Prinz...

— Ja, er wird als Prinz leben, Dank Ihrer königlichen Freigebigkeit... Aber niemals ist auch eine rührende Theilnahme besser angebracht gewesen... Es genügt, ihn zu sehen, wie ich ihn gesehen habe, mit seinem schönen und melancholischen Gesichte, um...

— Sie haben ihn also gesehen, mein Herr? — sagte Adrienne, Rodin unterbrechend.

— Ja, mein theures Fräulein, ich habe ihn ungefähr zwei Stunden lang gesehen und mehr bedurfte es nicht, um ihn zu beurtheilen. Seine reizenden Züge sind der Spiegel seiner Seele.

— Und wo haben Sie ihn gesehen, mein Herr?

— In Ihrem ehemaligen Schlosse Cardoville, mein theures Fräulein, in dessen Nähe ihn ein Sturm verschlagen hatte... und wohin ich mich begeben...

Darauf fuhr Rodin nach einem Augenblicke zaudernd fort, als ob er wider seinen Willen durch seine Freimüthigkeit hingerissen würde:

— Nun, mein Gott, ich hatte mich dorthin begeben, um eine schlechte, schmachvolle und elende Handlung auszuführen.

— Sie, mein Herr? Im Schloß Cardoville? Eine schlechte Handlung? — rief Adrienne, indem sie höchlich erstaunt war...

— Leider ja, mein theures Fräulein, — antwortete Rodin unbefangen, — mit einem Worte, ich hatte Befehl vom Herrn Abbé von Aigrigny, Ihrem ehemaligen Verwalter zu bedeuten, daß er entweder abgedankt werden oder sich zu einer Unwürdigkeit hergeben müsse... Ja, zu einer Sache, die sehr der Spionierei und der Verleumdung glich; aber der rechtschaffene und brave Mann hat sich geweigert...

— Wer sind Sie denn, mein Herr? — fragte Fräulein von Cardoville, immer mehr in Erstaunen gesetzt.

— Ich bin Rodin... früherer Secretär des Herrn Abbé von Aigrigny... ein sehr geringer Mensch, wie Sie wohl sehen.

Wir müssen darauf verzichten, den zugleich demüthigen und unbefangenen Ton des Jesuiten wiederzugeben, als er diese Worte sprach, welche er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung begleitete.

Wie wir gesagt haben, hatte Adrienne mitunter von Rodin, dem widrigen Secretär des Abbé von Aigrigny, wie von einer Art gehorsamen und passiven Maschine sprechen hören. Das war aber noch nicht Alles: der Verwalter des Gutes Cardoville hatte in seinem Briefe an Adrienne sich über die unrechtlichen und treulosen Zumuthungen Rodin's beklagt. Sie fühlte also ein unbestimmtes Mißtrauen in sich rege werden, als sie erfuhr, daß ihr Befreier der Mann sei, der eine so abscheuliche Rolle gespielt hatte; dieses ungünstige Gefühl wurde jedoch im Gleichgewichte gehalten durch das, was sie Rodin verdankte und die Anklage, welche er so unumwunden gegen den Abbé von Aigrigny vor dem Gerichtsbeamten ausgesprochen hatte; und dann endlich durch das Geständniß des Jesuiten, der, indem er sich selbst anklagte, dem Vorwurfe, den man ihm richten konnte, selbst entgegentrat.

Nichtsdestoweniger konnte Fräulein von Cardoville nur noch mit einer Art von kalter Zurückhaltung das Gespräch fortsetzen, das mit soviel Offenheit als Hingebung und Sympathie begonnen wurde.

Rodin bemerkte den Eindruck, den er machte; er war darauf gefaßt und kam nicht im Geringsten außer Fassung, als Fräulein von Cardoville ihm gerade in's Gesicht sah, einen durchdringenden Blick auf ihn heftete und zu ihm sagte:

— So... Sie sind Herr Rodin... der Secretär des Abbé von Aigrigny?...

— Sagen Sie, der ehemalige Secretär, wenn es Ihnen gefällig ist, mein liebes Fräulein, — antwortete der Jesuit, — denn Sie können sich wohl denken, daß ich niemals wieder den Fuß über Herrn von Aigrigny's Schwelle setzen werde... Ich habe ihn mir zum unversöhnlichen Feinde gemacht und bin jetzt außer Dienst... aber das thut Nichts... Was sage ich da! es ist sogar um so besser, da um diesen Preis die Schlechten entlarvt und brave Leute gerettet sind.

Diese Worte, welche er sehr einfach und sehr würdig sagte, regten in Adrienne's Herzen das Mitleid wieder an. Sie dachte daran, daß im Grunde dieser arme, alte Mann die Wahrheit sagte. Der Haß des so entlarvten Abbé mußte unerbittlich sein und nichtsdestoweniger hatte Rodin ihm getrotzt, um eine edelmüthige Mittheilung zu machen.

Dennoch versetzte Fräulein von Cardoville kalt:

— Da Sie doch die Vorschläge, welche Sie dem Verwalter des Gutes Cardoville machen sollten, für schändlich und für treulos halten mußten, wie haben Sie einwilligen können, dieselben zu übernehmen?

— Warum, warum? — versetzte Rodin mit einer Art schmerzlicher Ungeduld. — Nun, mein Gott, weil ich damals ganz unter dem Zauber des Abbé von Aigrigny stand, eines der Männer meiner Bekanntschaft, die ein wunderbares Geschick haben und den ich erst seit vorgestern habe kennen gelernt; einer der gefährlichsten Menschen auf der Welt; er hatte meine Gewissensbisse überwunden, indem er mich überredete, daß der Zweck die Mittel heilige... Und ich muß es eingestehen, der Zweck, den er vorzuhaben schien, war schön und groß... Aber vorgestern bin ich grausam enttäuscht... ich bin wie durch einen Blitz aufgeweckt worden... Sehen Sie, mein theures Fräulein, — fügte Rodin mit einer Art Verwirrung und Verlegenheit hinzu, — sprechen wir nicht mehr von meiner unangenehmen Reise nach Cardoville. Obgleich ich nur ein unwissendes und blindes Werkzeug gewesen bin, empfinde ich doch eben so viel Scham und Kummer darüber, als ob ich aus eignem Antriebe gehandelt hätte... Das drückt und bedrängt mich. Ich bitte Sie darum, sprechen wir lieber von Ihnen, von dem, was Sie interessirt, denn die Seele wird bei edelmüthigen Gedanken weit, wie die Brust sich bei einer reinen und gesunden Luft ausdehnt.

Rodin hatte so freimüthig seinen Fehler eingestanden, er erklärte ihn so natürlich, er schien so aufrichtig, so zerknirscht darüber, daß Adrienne, deren Verdacht übrigens keine andern Grundlagen hatte, ihr Mißtrauen sich um Vieles vermindern fühlte.

— Also, — versetzte sie, Rodin immer noch ansehend, — in Cardoville haben Sie den Prinzen Djalma gesehen?

— Ja, mein Fräulein, und von jener flüchtigen Begegnung rührt meine Neigung für ihn her. Daher werde ich auch meine Aufgabe bis zum Ende durchführen; seien Sie unbesorgt; eben so wenig als Sie, als die Töchter des Marschall Simon wird der Prinz ein Opfer dieser nichtswürdigen Verschwörung werden, die leider sich daran noch nicht hat genügen lassen.

— Und wen hat sie denn noch betrübt?

— Herrn Hardy, einen Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, der gleichfalls Ihr Verwandter und bei der Erbschaft betheiligt ist; er ist von Paris durch einen nichtswürdigen Verrath entfernt worden... Ein letzter Erbe noch, ein unglücklicher Handwerker, der in eine geschickt gelegte Schlinge ging, ist wegen Schulden in's Gefängniß geworfen worden.

— Aber, mein Herr, — sagte plötzlich Adrienne, — zu wessen Gunsten ist denn dieses abscheuliche Complott, das mich in der That erschreckt, angestiftet worden?

— Zu Gunsten des Herrn Abbé von Aigrigny, — antwortete Rodin.

— Zu seinen Gunsten, und auf welche Weise, mit welchem Rechte? Er war ja nicht Erbe.

— Es wäre zu weitläufig, Ihnen das zu erklären, mein theures Fräulein, Sie werden es eines Tages erfahren... Nur seien Sie überzeugt, daß Ihre Familie keinen erbitterteren Feind hat, als den Abbé von Aigrigny.

— Mein Herr, — sagte Adrienne, indem sie noch einem letzten Verdachte nachgab, — ich will offen mit Ihnen sprechen. Wie habe ich das lebhafte Interesse verdienen oder Ihnen einflößen können, das Sie für mich an den Tag legen und selbst auf alle Personen meiner Familie ausdehnen?

— Mein Gott, — antwortete Rodin lächelnd, — wenn ich es Ihnen sage, werden Sie sich über mich lustig machen... oder mich nicht verstehen.

— Sprechen Sie, ich bitte Sie, mein Herr, zweifeln Sie weder an mir, noch an sich selbst.

— Nun gut, ich habe an Ihnen Theil genommen, mich Ihnen hingegeben, weil Ihr Herz edel, Ihr Geist erhaben, Ihr Charakter unabhängig und stolz ist... Als ich nun einmal der Ihrige war, sind mir natürlich die Ihrigen, welche übrigens der Theilnahme auch sehr würdig sind, nicht mehr gleichgültig gewesen... Denselben einen Dienst leisten, heißt zugleich Ihnen nützlich sein.

— Aber, mein Herr, selbst wenn ich zugeben will, daß Sie mich des viel zu schmeichelhaften Lobes, welches Sie an mich richten, für würdig halten... wie sind Sie im Stande gewesen, über mein Herz, meinen Geist, meinen Charakter urtheilen zu können?

— Ich will es Ihnen sagen, mein theures Fräulein, aber vorher muß ich Ihnen noch ein Geständniß machen, das mich sehr beschämt... Selbst wenn Sie nicht so wunderbar begabt wären, würde schon das, was Sie seit Ihrem Eintritte in dieses Haus leiden mußten, genügt haben, die Theilnahme jedes Mannes von Herz zu gewinnen.

— Ich glaube das, mein Herr.

— Ich könnte also meine Theilnahme für Sie auf diese Weise erklären... Nun gut, dennoch gestehe ich, würde mir das nicht genügt haben; Sie wären für mich weiter Nichts gewesen, als Fräulein von Cardoville, ein sehr reiches, sehr edles und schönes junges Mädchen. Ihr Unglück würde mir allerdings sehr leid gethan haben, aber ich hätte gedacht: dieses arme Fräulein ist sehr zu beklagen, gut, aber was kann ich armer Mann dazu thun? Meine einzige Hülfsquelle ist meine Secretärsstelle beim Abbé von Aigrigny, und diese gerade müßte ich zuerst aufgeben. Er ist allmächtig und ich bin Nichts. Wollte ich gegen ihn kämpfen, so hieße das blos mich verderben, ohne Hoffnung diese Unglückliche zu retten. Als ich dagegen wußte, was an Ihnen war, mein theures Fräulein, wahrhaftig, da empörte ich mich in meinem Innern. Nein, nein, sagte ich zu mir und tausendmal nein! Ein so glänzender Verstand, ein so großes Herz soll nicht Opfer eines so abscheulichen Complottes sein. Vielleicht werde ich im Kampfe zerschmettert werden, aber ich habe dann wenigstens doch zu kämpfen versucht.

---

nen pflegen sich meistentheils ihren Dialog selbst zu machen. Sie haschen dem Souffleur das Hauptwort ab, welches dem zu sprechenden Satze seinen Sinn giebt, und formen sich dann die Phrase selbst mit ihrem eignen Styl, mit ihren eignen Sprachfehlern, mit ihren eignen feinen und geistreichen Zusätzen.

Weil die deutschen Schauspieler so unermeßlich viel und so vielerlei zu spielen haben, so erlischt bei den meisten aller Enthusiasmus. Selten, daß Fälle vorkommen, wo man an ein neues Stück mit besonderer Vorliebe geht. Die meisten Stücke müssen sich selbst durchspielen, die Schauspieler tragen nur ihre Rollen und werden von ihnen getragen. Nur der Ehrgeiz einiger Künstler, die sich gern ein Gastrollen-Repertoir schaffen möchten, nur der Drang einiger neu Engagirten, die sich in die Gunst des Publicums einspielen wollen, treibt zuweilen das Tempo der Stücke ein wenig vorwärts, sonst geht das Ensemble meistentheils seinen lahmen Gang. Der Inspicient, der draußen mit dem Buche von Coulisse zu Coulisse läuft, hält einigermaßen die Handlung, die wie ein Kartenhaus einzufallen droht, zusammen.

Soll ich Ihnen den Personalbestand einer Bühne schildern, die ihrer Stellung nach die dritte in Deutschland sein müßte? Die Oper jenes Hoftheaters mag genügen, aber das Schauspiel ist lückenhaft. Ein Ehrgeiz vertritt das Fach des ersten Liebhabers und Helden und der ersten Liebhaberin und Heldin. Obgleich die Letztere überwiegend mehr für das derbnaive Fach sich eignet, so sind doch Beide aller Achtung und Verehrung würdig im höchsten Grade. Nun kommt eine tragische Liebhaberin, die aber auch Anstandsdamen und Koketten spielen muß, dann ein trefflicher Darsteller polternder Väter und einige weitere sehr verwendbare Persönlichkeiten. Ein jugendlicher Liebhaber fehlt: was in dessen Fach einschlägt, muß ein junger Künstler leisten, dessen großes Talent sich nur für Gecken und Bonvivants eignet. Kein Intrigant, keine naive Liebhaberin, Lücken nach allen Seiten hin. Das Kläglichste aber ist die Regie, die sich in den Händen eines Schauspielers befindet, der über die Annahme neuer Stücke entscheidet, sich immer die wirksamsten Rollen zutheilt und nicht eine auswendig lernt. Dieser Mann besorgt die artistische Leitung des großen Hoftheaters und ist nicht im Stande, einen zusammenhängenden Satz seinem Gedächtnisse einzuprägen. Seine Mitspieler sind in Verzweiflung, mit ihm vor die Lampen zu treten. Er hält kein Stichwort, er ersinnt sich selbst den Dialog und spielt dabei doch auf Effect, auf Beifall. Was ist die Folge? Er trippelt auf der Bühne in den komischen Charakteren, die er spielt, hin und her, faselt und plappert das ungereimteste Zeug zusammen, spitzt sich die Pointe eines Abgangs zu, geht und wird beklatscht, wird applaudirt! Bei einer solchen Spiegelfechterei mit der Kunst muß nothwendigerweise blasirte Gleichgültigkeit gegen alle höheren Interessen des Theaters eintreten.

Ich habe mich überzeugt, daß die deutsche Bühne der Novitäten weit weniger benöthigt ist, als die französische. In kleinen Residenzen füllt das Abonnement das Theater, in kleinen Stadttheatern macht nur eine Espèce von Oper nothdürftige Ausnahmen; nur einige große Städte, wie Hamburg, Leipzig, Dresden, Breslau bedürfen einer gewissen Abwechslung des Repertoirs. Findet sich aber auch dort Nichts, was eine besondere Zugkraft auszuüben im Stande wäre, so ist keine dieser Bühnen in Verlegenheit, heroische Mittel anzuwenden, als da sind, die Elster kommen zu lassen, Franzosen, Italiener, Athleten, Seiltänzer und Zauberer zu berufen. Die deutschen Theater gehören ihrer Kasse, nicht der Literatur. Ein Fall, wie in Frankreich, daß eine Bühne schließen müßte, wenn sie keine neuen Stücke bekäme, kann in Deutschland nicht vorkommen.

Es ist unmöglich zu sagen, mit welchem Gemisch von Feinheit, Energie und Gefühl Rodin diese Worte gesprochen hatte.

Wie das häufig auffallend unansehnlichen und abschreckenden Leuten geht, sobald es ihnen gelungen ist, ihre Häßlichkeit vergessen zu machen, daß diese Häßlichkeit selbst ein Beweggrund zur Theilnahme wird und man sich sagt, wie Schade, daß ein solcher Geist, eine solche Seele diesen Körper bewohnt, und man sich durch diesen Widerspruch gerührt, fast erweicht fühlt, so war es auch mit Fräulein von Carderille, welche Aehnliches zu fühlen begann; denn so brutal und rücksichtslos er gegen den Doctor Balcinier gewesen war, so einfach und liebreich war er gegen sie.

Nur Eines reizte lebhaft Adrienne's Neugier, nämlich zu wissen, auf welche Weise Rodin zu der Ergebenheit und Bewunderung gekommen sei, welche sie ihm einflößte.

— Verzeihen Sie mir meine unzarte und hartnäckige Neugier, mein Herr;... aber ich möchte gern wissen...

— Wie Sie mir sich moralisch offenbart haben, nicht wahr?... Mein Gott, Nichts ist einfacher als das, die Sache ist in zwei Worten folgender: Der Abbé von Aigrigny sah in mir nur eine Schreibmaschine, ein gedankenloses, stummes und blindes Werkzeug.

— Ich traute Herrn von Aigrigny mehr Scharfsinn zu.

— Und Sie haben Recht, mein theures Fräulein, er ist ein Mann von außerordentlicher Klugheit;... aber ich täuschte ihn, indem ich mich noch mehr als einfältig stellte... Halten Sie mich deshalb nicht für falsch... Nein, ich bin blos stolz... ja, stolz auf meine Art... und mein Stolz besteht darin, niemals über meine Stellung erhaben zu scheinen, so untergeordnet dieselbe auch sein mag. Wissen Sie, warum? Weil ich denn, so stolz meine Vorgesetzten auch sein mögen, mir sagen kann: sie kennen meinen Werth nicht, sie demüthigen also nicht mich, sondern blos die Niedrigkeit der Stellung... Dabei gewinne ich Zweierlei: erstens wird meine Eigenliebe geschont, und zweitens brauche ich Niemanden zu hassen...

— Ja, ich begreife diese Art von Stolz, — sagte Adrienne, immer mehr und mehr von der originellen Geistesrichtung Rodin's überrascht.

— Aber kommen wir wieder auf das, was Sie anbetrifft, mein theures Fräulein. — Am Tage vor dem 13. Februar stellte mir der Herr Abbé von Aigrigny ein stenographirtes Papier zu und sagt zu mir: Schreiben Sie dieses Verhör um und fügen Sie hinzu, daß dieses Actenstück der Entscheidung eines Familienraths zu Hülfe kommt, der nach dem Berichte des Doctor Balcinier den Geisteszustand des Fräulein von Carderille für beunruhigend genug erklärt, um eine Einschließung in ein Krankenhaus zu erheischen.

— Ja, — sagte Adrienne voll Bitterkeit, — es handelt sich um eine lange Unterredung, welche ich mit Frau von Saint-Dizier gehabt habe, und die man ohne mein Wissen nachschrieb.

— So war ich denn mit meiner stenographirten Denkschrift allein: ich fange an sie umzuschreiben... Nach den ersten zehn Reihen bleibe ich vor Staunen ganz betroffen, ich weiß nicht, ob ich träume oder wache... — Wie, wahnsinnig, — rief ich aus, — Fräulein von Carderille wahnsinnig!... Diejenigen sind verrückt, die eine solche Abscheulichkeit zu behaupten wagen! Immer lebhafter interessirt, fahre ich zu lesen fort... ich komme zu Ende... und was soll ich Ihnen nun sagen... Was ich da empfunden habe, sehen Sie, mein theures Fräulein, läßt sich nicht ausdrücken... es war Rührung, Freude, Enthusiasmus!...

— Mein Herr, — sagte Adrienne.

— Ja, mein theures Fräulein, Enthusiasmus! Möge dieses Wort Ihre Bescheidenheit nicht verletzen; wissen Sie also, daß diese so neuen, so unabhängigen, so muthvollen Ideen, welche Sie so glänzend vor Ihrer Tante ertheidigten, ohne Ihr Wissen Ihnen fast gemeinsam sind mit einer Person, für welche Sie eines Tages die zärtlichste, ehrfurchtsvollste Achtung hegen werden.

— Und von wem wollen Sie sprechen, mein Herr, — rief Adrienne immer mehr angeregt aus.

Nach einem Augenblicke anscheinenden Zauderns versetzte Rodin:

— Nein, nein... es ist jetzt unnütz, Sie davon zu unterrichten... Ich kann Ihnen jetzt weiter Nichts sagen, mein theures Fräulein, als daß ich nach beendigter Lesung zum Abbé von Aigrigny eilte, um ihn von dem Irrthume zu überzeugen, in welchen ich ihn über Sie befangen sah... Es war mir nicht möglich, ihn zu treffen,... aber gestern Morgen habe ich ihm lebhaft gesagt, wie ich darüber denke. Er schien blos über Eines verwundert, nämlich zu bemerken, daß ich überhaupt denke. Ein verächtliches Schweigen folgte meinem Dringen, ich glaubte, er hätte sich arglos überlisten lassen, und bestand noch eifriger darauf, aber vergeblich; er befahl mir, ihm nach dem Hause zu folgen, wo das Testament Ihres Onkels geöffnet werden solle. Ich war dermaßen über den Abbé von Aigrigny verblendet, daß es, um mir die Augen zu öffnen, erst der nach einander erfolgenden Ankunft des alten Soldaten, seines Sohnes und dann des Vaters des Marschall Simon bedurfte... Ihre Entrüstung enthüllte mir die Ausdehnung einer mit großen Vorbereitungen und erschreckender Geschicklichkeit angesponnenen Verrätherei. Nun begriff ich, warum man Sie hier zurückgehalten, indem man Sie für wahnsinnig gelten ließ, begriff, warum die Töchter des Marschall Simon in's Kloster gebracht waren. Nun erst drängten sich mannigfache Erinnerungen mir auf; Fragmente von Briefen, Denkschriften, die man mir abzuschreiben, zu entziffern gegeben hatte und deren Bedeutung ich mir bis dahin nicht hatte erklären können, lenkten mich auf die Spur dieser abscheulichen Anzettelung. Hätte ich gleich auf der Stelle den gräßlichen Abscheu, den ich über diese Nichtswürdigkeiten empfand, an den Tag legen wollen, so hieß das Alles verderben; ich beging diesen Fehler nicht, sondern begann einen Kampf der List mit dem Abbé von Aigrigny, in welchem ich noch eifriger erschien als er; hätte diese ungeheure Erbschaft mir angehören sollen, würde ich nicht eifriger, nicht unerbittlicher haben sein können. Dank dieser Kriegslist, ahnte der Abbé von Aigrigny Nichts. Ein Zufall, der von der Versetzung herbeigerufen schien, hatte die Erbschaft vor seinen Händen geschützt und er verließ in der höchsten Bestürzung das Haus. Ich begab mich mit unaussprechlicher Freude, denn ich hatte das Mittel, Sie zu retten, zu rächen, mein theures Fräulein, gestern Abend wie immer in mein Büreau. Während der Abwesenheit des Abbé war es mir leicht, seinen ganzen auf die Erbschaft Bezug habenden Briefwechsel zu durchlaufen, so daß ich alle Fäden dieses ungeheuren Gewebes in die Hand bekam... O damals, mein theures Fräulein, war ich bei den Entdeckungen, welche ich machte und auf die ich unter andern Umständen niemals gerathen wäre, wie vernichtet, wie von Entsetzen getroffen.

— Welche Entdeckungen, mein Herr?

— Es giebt Geheimnisse, die für den, welcher sie besitzt, furchtbar sind. Daher bestehen Sie nicht darauf, dieselben zu erfahren; aber wissen Sie, daß bei dieser Prüfung die durch unersättliche Habgier gegen Sie und Ihre Verwandten eingefädelte Intrigue in ihrer ganzen unheimlichen Verwegenheit sich mir darstellte. Da, theures Fräulein, vermehrte sich die tiefe Theilnahme, welche ich schon für Sie empfand und dehnte sich auch auf die unschuldigen Opfer dieses höllischen Planes aus. Trotz meiner Unbedeutendheit nahm ich mir doch vor, Alles zur Entlarvung des Abbé von Aigrigny zu wagen... Ich nahm die nothwendigen Beweise zusammen, um meiner Erklärung beim Gerichte ein genügendes Ansehen zu verschaffen, und heute Morgen verließ ich das Haus des Abbé, ohne ihm meine Pläne mitzutheilen... er hätte irgend ein gewaltsames Mittel anwenden können, um mich zurückzuhalten. Indessen wäre es feig von mir gewesen, ihn anzugreifen, ohne ihn davon zu benachrichtigen;... als ich einmal aus seinem Hause entfernt war, setzte ich mich hin und schrieb ihm, daß ich genügende Beweise seiner Nichtswürdigkeit in Händen hätte und ihn offen vor Aller Augen angreifen würde... ich wollte ihn anklagen, er solle sich vertheidigen. Ich bin zu einem Beamten gegangen und Sie wissen...

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, eine von den Wächterinnen erschien und sagte zu Rodin:

— Mein Herr, der Commissionär, den Sie und der Herr Richter nach der Rue Brise-Miche geschickt haben, ist zurückgekommen.

— Hat er den Brief dort gelassen?

— Ja, mein Herr, man hat ihn gleich hinaufgetragen.

— Es ist gut... gehen Sie nur.

Die Wächterin ging.

Neunzehntes Kapitel.

Die Sympathie.

Wenn Fräulein von Carderille noch einigen Verdacht gegen die aufrichtige Ergebenheit Rodin's in Bezug auf sie hätte hegen können, so hätte er vor diesem unglücklicher Weise sehr natürlichen und unwiderleglichen Gedankengange verschwinden müssen: Wie soll man das mindeste Verständniß zwischen dem Abbé von Aigrigny und seinem Secretär voraussetzen, wenn dieser, die Anstiftungen seines Herrn entlarvend, ihn so den Gerichten überlieferte? Wenn Rodin endlich in alle dem noch weiter ging, als sie selbst, Fräulein von Carderille, gegangen sein würde, was für einen hinterlistigen Gedanken sollte man bei dem Jesuiten vermuthen? Höchstens den, sich für seine Dienste den vortheilhaften Schutz des jungen Mädchens zu erwerben. Und hatte er nicht auch gegen diese Beziehung Widerspruch eingelegt, indem er erklärte, daß es nicht Fräulein von Carderille, das schöne, edle, reiche Mädchen sei, dem er sich gewidmet habe, sondern dem jungen Mädchen mit dem stolzen und edlen Herzen? Und wer endlich würde nicht, wie Rodin es selbst sagte, falls er kein elender Mensch ist, für Adrienne's Schicksal Theilnahme empfunden haben?

Ein sonderbares Gefühl, ein merkwürdiges Gemisch von Neugier, Ueberraschung und Interesse verband sich mit der Dankbarkeit des Fräulein von Carderille gegen Rodin; indessen kam ihr doch plötzlich, da sie einen überlegenen Geist in diesem unansehnlichen Aeußeren gefunden, ein wichtiger Verdacht.

— Mein Herr, — sagte sie zu Rodin, — ich gestehe immer den Leuten, die ich achte, die bösen Zweifel, welche mir einfallen, damit sie sich rechtfertigen und mir verzeihen, wenn ich mich irre.

Rodin betrachtete Fräulein von Carderille mit Erstaunen und schien in Gedanken alle Verdachte, die er ihr hätte einflößen können, durchzunehmen. Nach einer Pause antwortete er:

— Handelt es sich vielleicht um meine Reise nach Carderille, um die schlechten Anträge, die ich Ihrem braven Verwalter gemacht habe... Mein Gott, ich...

— Nein, nein, mein Herr, — sagte Adrienne ihn unterbrechend, — Sie haben mir freiwillig dies Bekenntniß gemacht und ich begreife wohl, wie Sie, in Bezug auf Herrn von Aigrigny verblendet, vollster Weise Vorsichten ausgeführt haben, denen das Zartgefühl widerstrebte... Aber wie kommt es, daß Sie bei Ihrem unbestreitbaren Werthe, bei ihm und seit so langer Zeit, eine untergeordnete Stellung einnehmen?

— Das ist wahr, — sagte Rodin lachend, — es muß Sie schmerzlich überraschen, denn ein Mann von einiger Fähigkeit, der lange Zeit in einer untergeordneten Stellung bleibt, hat augenscheinlich irgend ein Grundlaster, eine schlechte oder niedrige Leidenschaft...

— Das, mein Herr, ist im Allgemeinen sehr wahr...

— Und auch persönlich wahr, was mich anbetrifft.

— Also, mein Herr, gestehen Sie ein...

— Ich, leider gestehe ich Ihnen, daß ich eine böse Leidenschaft habe, der ich seit vierzig Jahre alle Aussichten geopfert habe, in eine schickliche Stellung zu kommen.

— Und diese Leidenschaft, mein Herr?

Die deutsche dramatische Literatur hat es viel schwerer als die französische. Sie muß einen Schritt weiter thun, als die Autoren in Paris. In Paris producirt man nur, in Deutschland aber muß man, um gegeben zu werden, gut producirt. Der gute Wille, Originalwerke aufzuführen, mag vorhanden sein, da aber eine Auswahl eintreten muß, da die Bühne auch ohne diese Originalwerke in Deutschland bestehen würde, so muß das, was von Production auf deutschen Bühnen beachtet sein will, sich diese Beachtung förmlich erzwingen. Die sonstigen Schwierigkeiten und Leiden der deutschen Dramatiker gehören in ein anderes Kapitel: ich komme hier nur auf den Ertrag, die materielle Verwerthung ihrer Arbeit zurück.

Auf einen prozentigen Antheil will sich außer Wien und Berlin noch keine Bühne einlassen. Dresden, München und Stuttgart haben die Neuerung gleichgültig an sich vorübergehen lassen. Hannover, eine königliche Bühne, zahlt weniger Honorar als die achtungswürdige kleine Oldenburger! Hamburg hat dem Autor ein Drittheil der Einnahme von der zehnten Vorstellung als Gratification zugesichert, aber diese Aussicht ist eine überwiegend illusorische. Ein Stück kann der dortigen Direction unverhältnißmäßigen Vortheil gebracht haben und dennoch erreicht es deshalb keine zehnte Vorstellung, weil acht Tage nach der ersten Vorstellung die Taglioni tanzt, vierzehn Tage später eine italienische Oper kommt und drei Wochen darauf par force auf das alte Stück der Keil eines neuen getrieben wird, was sag' ich: acht, vierzehn Tage! Man sehe das Hamburger Repertoir! Heute ein neues Schauspiel: drei Tage darauf eine neue Oper! Und das Alles in demselben Hause, in demselben unermeßlichen Raume, vor demselben Abonnenten, vor demselben ständigen Parterre! Ist ein Stück dort abgespielt, d. h. ausgepreßt wie eine Citrone, so wird es fortgeworfen und nie wieder vorgenommen, es sei denn, daß irgend ein Gastspiel es wieder in Erinnerung bringt. Diese letztere Einrichtung wäre dann freilich französisch genug, aber dann sollte auch der Autor dort, wie in Paris, Theil an dem Erträgniß jedes Abends haben und nicht auf eine von socialen Zufälligkeiten und Hindernissen gestörte zehnte Vorstellung angewiesen werden, die ohnehin von der Direction am schlechtesten Wochentage angesetzt werden kann. Und bei alledem hat dennoch das Hamburger Stadttheater das große Verdienst, die Frage eines besseren Antgeltes der Bühnendichter zuerst angeregt zu haben.

Bieten sich nun den Dramatikern keine Gelegenheiten zur Geldhülfe?

Heute nur noch zum Schluß von einem Vorschlage, den Herr von Heibein in Wien gemacht hat. Es ist ein Vorschlag, so einfach, so naiv, so selbstredend, wie das Ei des Columbus. Er hat nämlich den Autoren gerathen, den Bühnen, die keinen Antheil zahlen, ihre Stücke zu verweigern.

Ich besuchte hier eine der Adressen, die Sie mir zu geben so gütig waren. Dieser Herr ist selbst Dramatiker und sprach von seinem Berufe eben so würdig als geistreich. Als ich von dem Rath des Herrn von Holbein sprach, verzog sich sein Antlitz in ironisches Lächeln und er äußerte:

„Ein ächter wiener Bär das! Daß wir Narren wären, uns so etwas aufbinden zu lassen! Herr von Holbein hat gut Rath geben! Wär' er nur selbst nicht k. k. Regierungsrath!

— Da ich Ihnen dieses abscheuliche Bekenntniß machen muß... es ist die Trägheit, — ja, die Trägheit, der Abscheu vor jeder Geistesthätigkeit, jeder moralischen Verantwortlichkeit, vor jedem selbstständigen Handeln. Mit den zwölfhundert Franken, welche mir der Abbé von Aigrigny gab, war ich der glücklichste Mensch von der Welt, ich hatte Glauben an den Erkenntniß seiner Absichten; sein Gedanke war der meinige, sein Wille der meine. War meine Arbeit vollendet, so kehrte ich auf mein armes, kleines Zimmer zurück, heizte meinen Ofen, aß Mettiges darauf nahm ich irgend ein philosophisches, ziemlich unbekanntes Buch, und darüber brütend ließ ich meinem Geiste den Zügel schießen, der, den ganzen Tag niedergedrückt, mich durch die köstlichsten Theorien und Utopien führte. Dann schien er von der Höhe meines, Gott weiß wohin, entrückten Denkens durch die Kühnheit meiner Ideen sowohl meinen Herrn als die großen Genies der ganzen Erde zu beherrschen. Dieses Fieber dauerte wahrhaftig wohl drei bis vier Stunden; darauf schlief ich einen gesunden Schlaf. Jeden Morgen begab ich mich munter an meine Arbeit, des Brodes für den anderen Tag gewiß, ohne Sorge für die Zukunft, von Wenig lebend, mit Ungeduld die Freuden meines einsamen Abends erwartend, und sagte leise für mich, während ich wie eine bewußtlose Maschine schrieb: O... und doch... wenn ich nur wollte.

— Gewiß, Sie hätten wie ein Anderer,... besser als ein Anderer vielleicht eine hohe Stellung erreichen können, — sagte Adrienne, von der seltsamen praktischen Philosophie Rodin's gerührt.

— Ja, ich glaube es wohl... aber, wenn ich es auch konnte... wozu das? Sehen Sie, mein theures Fräulein, was Leute von einem gewissen Werth mitunter für den gewöhnlichen Blick unerklärlich macht, ist der Umstand, daß sie häufig sich damit begnügen, sich zu sagen: Wenn ich wollte!

— Aber im Grunde, mein Herr,... wenn man auch gerade nicht viel auf die Annehmlichkeiten des Lebens hält, so macht das Alter doch ein gewisses Wohlsein unerläßlich und auf dieses verzichten Sie durchaus...

— Enttäuschen Sie sich, wenn es Ihnen gefällig ist, mein liebes Fräulein, — sagte Rodin fein lächelnd, — ich bin sehr sobaritisch, ich brauche durchaus eine gute Kleidung, einen guten Ofen, eine gute Matratze, ein gut Stück Brod, gute, recht beißende, mit gutem Kochsalz gewürzte Radieschen, schönes, klares Wasser; und dennoch genügen meine zwölfhundert Franken, trotz der Vielseitigkeit meiner Liebhabereien, vollkommen dazu und reichen noch darüber hinaus, da ich einige Ersparnisse machen kann.

— Und jetzt, da Sie ohne Anstellung sind, wie wollen Sie jetzt leben, mein Herr? — sagte Adrienne, immer mehr von der Seltsamkeit dieses Mannes angeregt, in der Absicht, seine Untigenügsamkeit auf die Probe zu stellen.

— Ich habe noch eine kleine Barschaft, die mir genügen wird, hier zu bleiben, bis ich das schwarze Gewebe des Herrn von Aigrigny auf den letzten Faden auseinander gedreht habe. Ich bin mir diese Genugthuung schuldig, weil ich so lange Zeit von ihm getäuscht worden bin. Drei oder vier Tage, hoffe ich, werden zu diesen Geschäfte genügen. Ist das vorbei, so habe ich die Gewißheit, in meiner Provinz eine bescheidene Anstellung bei einem Steuereinnehmer zu finden; vor Kurzem hatte Jemand, der mir wohl will, mir schon diesen Antrag machen lassen, aber ich habe den Abbé von Aigrigny nicht verlassen wollen, trotz der großen Vortheile, die man mir anbot... Stellen Sie sich nur vor, achthundert Franken, achthundert Franken und dazu Kost und Wohnung... Da ich ein wenig scheu bin, so wäre es mir allerdings angenehmer gewesen, für mich wohnen zu können... aber Sie können sich wohl denken, man giebt mir schon so viel... daß ich schon über diese kleine Unannehmlichkeit hinwegsehen kann.

Wir müssen darauf verzichten, Rodin's Unbefangenheit wiederzugeben, mit der er Fräulein von Cardoville, die dadurch ihren letzten Verdacht verschwinden fühlte, diese wirthschaftlichen und dabei abscheulich erlogenen Mittheilungen machte.

— Wie, mein Herr, — sagte sie voll Theilnahme zu dem Jesuiten, — in drei oder vier Tagen werden Sie Paris verlassen haben?

— Ich hoffe es wohl, mein theures Fräulein, und zwar, — fügte er mit geheimnißvollem Tone hinzu, — und zwar aus mehren Gründen;... aber es hätte großen Werth für mich, — versetzte er mit ernstem und innigem Tone, indem er Adrienne voller Rührung ansah, — wenn ich die Ueberzeugung mit mir fortnehmen könnte, daß Sie mir einigen Dank dafür gezollt haben, dies durch das Lesen Ihrer Unterredung mit der Prinzessin von Saint-Dizier in Ihnen einen Werth entdeckt zu haben, der vielleicht in unsern Tagen bei einer jungen Person Ihres Alters und Ihres Standes ohne Gleichen ist.

— O, mein Herr, — sagte Adrienne lächelnd, — halten Sie sich nicht für verpflichtet, mir gleich das aufrichtige Lob wiederzugeben, welches ich Ihrer Ueberlegenheit des Geistes gezollt habe. Undankbarkeit wäre mir hier lieber.

— Ei, mein Gott, ich schmeichle Ihnen nicht, mein theures Fräulein, wozu sollte das auch nützen, wir setzen uns doch wohl nicht wieder... Nein, ich schmeichle Ihnen nicht, ich versichere Sie, das ist Alles... und es wird Ihnen seltsam erscheinen, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Anblick die Idee ergänzt, welche ich mir von Ihnen gemacht hatte, mein theures Fräulein, als ich Ihre Unterredung mit Ihrer Tante las... So sind einige Seiten Ihres Charakters, die bisher dunkel für mich waren, mir vollkommen klar geworden.

— In Wahrheit, Sie setzen mich immer mehr und mehr in Erstaunen.

— Was wollen Sie, ich sage Ihnen ganz einfach meine Eindrücke. Jetzt erklärt ich mir zum Beispiel vollkommen Ihre leidenschaftliche Liebe für das Schöne, Ihren religiösen Cultus für die verfeinerte Sinnlichkeit, Ihr glühendes Streben nach einer besseren Welt, Ihre muthvolle Verachtung gegen viele einschränkende knechtische Gebräuche, denen das Weib unterworfen ist. Ja, jetzt verstehe ich noch besser den edlen Stolz, mit welchem Sie diese Menge von eitlen, beschäftigten, lächerlichen Männern betrachten, für welche das Weib eine durch Gesetze, die nach ihrem nicht eben schönen Bilde gemacht sind, ihnen verfallene Creatur ist. Nach diesen kleinen Tyrannen muß das Weib, eine untergeordnete Species, der ein Concil von Cardinälen mit zwei Stimmen Majorität eine Seele zuzuerkennen geruht hat, sich tausendfach glücklich schätzen, die Dienerin dieser kleinen Paschas zu sein, die mit dreißig Jahren alt, aufgedunsen, verbraucht, lebensmüde sind, aller Ausschweifungen unfähig, in ihrer Erschöpfung ausruhen wollen und darau denken, wie man zu sagen pflegt, ein Ende zu machen, was sie thun, indem sie ein armes junges Mädchen heirathen, welches ihrerseits im Gegentheil wünscht einen Anfang zu machen.

Fräulein von Cardoville würde gewiß zu den satirischen Skizzen Rodin's gelacht haben, wenn sie nicht außerordentlich betroffen gewesen wäre, ihn in so sicheren Ausdrücken ihre eigenen Ideen aussprechen zu hören... während sie doch zum ersten Male in ihrem Leben diesen gefährlichen Mann sah.

Adrienne vergaß aber wußte vielmehr nicht, daß sie mit einem Jesuiten von seltenem Verstande zu thun habe, und daß diese die Kenntnisse und geheimen Hülfsquellen des Polizeispions mit der tiefen Umsicht eines Beichtvaters vereinigen; teuflische Priester, die vermöge einiger Erkundigungen, einiger Geständnisse und Briefe sich einen Charakter zusammensetzen, wie Cuvier einen Körper nach einigen zoologischen Bruchstücken.

Adrienne war weit entfernt, Rodin zu unterbrechen, hörte ihm vielmehr mit wachsender Neugier zu.

Der Wirkung gewiß, welche er hervorbrachte, fuhr dieser mit entrüstetem Tone fort:

— Und Ihre Tante und der Abbé von Aigrigny behandelten Sie als unvernünftig, weil Sie sich gegen das zukünftige Joch dieser kleinen Tyrannen empörten, weil Sie die schmachvollen Laster der Sklaverei hassen, mit den aufrichtigen Eigenschaften der Unabhängigkeit unabhängig, mit den stolzen Tugenden der Freiheit frei sein wollten.

— Aber, mein Herr, — sagte Adrienne immer mehr verwundert, — wie können meine Gedanken Ihnen so vertraut sein?

— Erstens, kenne ich Sie vollkommen durch Ihre Unterredung mit Frau von Saint-Dizier, und dann, wenn wir nun zufällig alle beide dasselbe Ziel verfolgten, obwohl mit verschiedenen Mitteln, — versetzte Rodin fein, indem er Fräulein von Cardoville mit kluger Miene betrachtete, — warum sollten dann unsere Ueberzeugungen nicht dieselben sein?

— Ich verstehe Sie nicht, mein Herr; von welchem Ziele wollen Sie sprechen?

— Von dem Ziele, welches alle erhabenen, freimüthigen, unabhängigen Geister unaufhörlich verfolgen, indem einige von ihnen, wie Sie, mein theures Fräulein, aus Leidenschaft, aus Instinkt handeln, ohne sich vielleicht von dem hohen Berufe Rechenschaft abzulegen, den sie zu erfüllen auserwählt sind. So zum Beispiel, wenn Sie sich in den ausgesuchtesten Annehmlichkeiten gefallen, wenn Sie sich mit Allem umgeben, was die Sinne entzückt... glauben Sie da nur dem Reize des Schönen zu folgen, einem Bedürfnisse nach gewählten Genüssen? Nein, nein und abermals nein... denn dann würden Sie nur eine unvollständige, unangenehm persönliche, eine trockene, egoistische Creatur sein mit einem sehr geläuterten Geschmacke... nichts weiter... und in Ihrem Alter wäre das häßlich, mein theures Fräulein, sehr häßlich...

— Mein Herr, fällen Sie denn dieses strenge Urtheil über mich? — sagte Adrienne mit Besorgniß, so sehr imponirte ihr dieser Mann schon, wider ihren Willen.

— Gewiß würde ich es über Sie fällen, wenn Sie den Luxus um des Luxus halber liebten; aber nein, ein ganz anderes Gefühl beseelt Sie, — versetzte der Jesuit. — Erörtern wir also die Sache ein wenig: da Sie das leidenschaftliche Bedürfniß aller dieser Genüsse empfinden, so empfinden Sie den Werth oder den Mangel derselben lebhafter als irgend Jemand, nicht wahr?

— In der That, — sagte Adrienne höchst aufmerksam.

— Ihre Dankbarkeit und Ihre Theilnahme sind also gezwungener Weise schon denen gewiß, die, arm, arbeitsam und unbekannt, Ihnen diese Wunder von Luxus verschaffen, welche Sie nicht entbehren können?

— Dieses Gefühl der Dankbarkeit ist so lebhaft bei mir, mein Herr, — versetzte Adrienne, immer entzückter, sich so gut verstanden oder errathen zu sehen, — daß ich eines Tages auf ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, anstatt des Namens seines Verkäufers, den Namen seines Urhebers, eines bis dahin unbekannten Künstlers eingraben ließ, der nun seitdem seine wahre Stellung einnimmt.

— Sie sehen es, ich täuschte mich nicht, — versetzte Rodin, — die Liebe zu diesen Genüssen macht Sie dankbar gegen die, welche dieselben Ihnen verschaffen; und das ist noch nicht Alles. Ich zum Beispiel, ohne besser oder schlechter zu sein, als ein Anderer, bin indeß gewöhnt mit Entbehrungen zu leben, von denen ich nicht im Mindesten auf der Welt leide. Nun gut, die Entbehrungen meines Nächsten rühren mich nothwendigerweise weniger als Sie, mein theures Fräulein, denn Ihre Gewohnheiten des Wohllebens machen Sie natürlich mitleidiger als jeden Anderen für das Unglück... Sie würden zu sehr vom Elende leiden, als daß Sie nicht Diejenigen, welche es ertragen müssen, beklagen und ihnen zu Hülfe kommen sollten.

— Mein Gott, mein Herr, — sagte Adrienne, welche begann, sich unter dem verhängnißvollen Zauber dieses Menschen zu befinden, — je länger ich Sie höre, je überzeugter werde ich, daß Sie tausendmal besser als ich meine Gedanken vertheidigen, die mir von Frau von Saint-Dizier und Herrn von Aigrigny so hart zum Vorwurf gemacht worden sind. O, sprechen Sie, sprechen Sie, mein Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Glücke, mit welchem Stolze ich Sie anhöre.

Und die Augen auf den Jesuiten geheftet, warf Adrienne bewegt und aufmerksam, mit eben so viel Interesse, als Theilnahme und Neugier, mit einer Kopfbewegung, die ihr gewöhnlich war, die langen Locken ihres goldnen Haares zurück, als ob sie Rodin besser betrachten wolle, der fortfuhr:

— Und Sie verwundern sich, mein theures Fräulein, daß Sie weder von Ihrer Tante noch von Herrn von Aigrigny verstanden worden sind? Welche Berührungspunkte hatten Sie mit diesen heuchlerischen, eifersüchtigen, verschmitzten Geistern, als welche ich sie jetzt zu beurtheilen im Stande bin! Wollen Sie einen neuen Beweis ihrer gehässigen Verblendung? Welche unter den von ihnen so genannten ungeheuren Narrheiten, die sie Ihnen vorwarfen, welche war die verbrecherischste, verdammenswertheste? Es war Ihr Entschluß, fortan allein und nach Ihrer Laune zu leben, frei über Ihre Zukunft, Ihre Gegenwart zu verfügen. Das fanden sie abscheulich, verächtlich, unmoralisch. Und war etwa Ihr Entschluß von einer thörichten Liebe zur Freiheit eingegeben? Von einer maßlosen Abneigung gegen jedes Joch, jeden Zwang? Von dem bloßen Wunsche, etwas Besonderes zu thun? Nein, denn denn würde ich Sie hart getadelt haben.

— Allerdings haben mich andere Gründe geleitet, mein Herr, das versichere ich Sie, — sagte Adrienne lebhaft, da sie sehr eifersüchtig auf die Achtung wurde, welche ihr Charakter Rodin einflößen konnte.

---

haben Sie schon auf Ihrer Reise die Dame Censur kennen gelernt? Herr von Holbein spricht von Vorenthalten und wer vorenthält mehr als seine zehnprozentige Bühne? Wo wird dort ein Stück von Charakter, Tendenz und Zeitbeziehung zugelassen? Man dankt Gott und dem alten Honorarzinsfuße, wenn, des guten Beispiels wegen, eine Hofbühne für funfzig Gulden freisinnige Grundsätze äußert und ein Werk zur Darstellung bringt, das in Wien und Berlin ausgeschlossen bleibt."

Diese Aeußerung brachte mich auf neue Gesichtspunkte, auf neue Auffassungen der Frage, in deren Interesse ich reise, und ich werde nicht verfehlen, über die Ergebnisse, die ich auch in diesem Betrachte gewinne, Ihnen meine ferneren Mittheilungen zu machen. Die ich bin, Ihre u. s. w."

Seitzer war Desirée auch in Berlin und Wien. Mit einem Bericht über ihre dortigen Erfahrungen schließt sich diese Episode unserer fortgesetzten Theaterübersichten.

Frankfurt am Main.

Karl Gutzkow.

Dreissig Jahre später.

Schauspiel in vier Aufzügen.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Zweiter Aufzug.

Ottiliens Zimmer.

Sechste Scene.

Frau Weiß, gleich darauf Ottilie.

Frau Weiss
(kommt aus einer Thür links und spricht in dieselbe zurück, indem sie sich tief verneigt).

Ich höre Ottilie kommen. Ich werde Alles nach Befehl einrichten. (Macht die Thür zu.) Gott, Gott, wo steht mir mein Kopf, wer hätte sich solche Ehre träumen lassen.

Ottilie (tritt ein).

Guten Abend, Tante.

Frau Weiss.

So verstimmt?

Ottilie
(sich eine Thräne aus dem Auge wischend)

Heb' ich es nicht Ursache?

Frau Weiss.

Wie so, mein Kind, wie so?

Ottilie.

Ich habe Wilhelm auf meinem Spaziergange getroffen — und —

Frau Weiss.

Nun?

Ottilie.

Sein Vater hat sich ganz bestimmt gegen eine Vereinigung mit mir erklärt.

Frau Weiss.

Gott sei Dank!

Ottilie (erstaunt).

Gott sei Dank? — Sie haben mich wohl nicht verstanden? Der Oberst...

Frau Weiss (dagegen noch der Thür blickend).

Doch, doch, mein Kind, ich meine nun Gott sei Dank, daß wir wissen, woran wir sind.

— O, ich weiß es wohl, Ihre Gründe waren und konnten nur vortrefflich sein, — versetzte der Jesuit. — Weshalb fuhren Sie den so sehr angegriffenen Entschluß? Etwa um einmal angenommenen Gewohnheiten zu trotzen? Nein, Sie haben dieselben so lange geachtet, als der Haß der Frau von Saint-Dizier Sie nicht zwang, sich ihrer unerbittlichen Vormundschaft zu entziehen. Wollten Sie allein leben, um der Beobachtung der Welt zu entgehen? Nein, Sie werden in diesem ungewöhnlichen Leben hundertmal mehr auffallen, als in jeder anderen Stellung. Endlich, wollten Sie Ihre Freiheit schlecht anwenden? Nein, tausendmal nein; um Böses zu thun, sucht man das Dunkel, die Einsamkeit; dagegen, wie Sie es sein werden, allen eifersüchtigen Blicken ausgesetzt, welche die Herde der gewöhnlichen Menschen auf Sie richtet... Genug, warum faßten Sie diesen muthvollen Entschluß, der bei einer jungen Person Ihres Alters fast einzig ist? Wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, ich... mein theures Fräulein? Nun gut, Sie wollten durch Ihr Beispiel zeigen, daß jedes Weib mit reinem Herzen, geradem Sinne, festem Charakter, unabhängiger Seele, edel und stolz aus der demüthigenden Vormundschaft heraustreten kann, welche die Sitte ihr auflegt. Ja, anstatt das Leben eines sich empörenden Sklaven anzunehmen, ein Leben, das nothwendigerweise dem Laster oder der Heuchelei geweiht sein muß, wollten Sie vor Aller Augen unabhängig, rechtschaffen und geachtet leben... Sie wollten mit einem Worte, mit der Mann, freien Willen, die volle Verantwortlichkeit für alle Handlungen Ihres Lebens haben, um zu beweisen, daß ein vollkommen sich selbst überlassenes Weib dem Manne an Vernunft, Weisheit, Rechtsinn gleichkommen und ihn an Tartheit und Würde übertreffen kann... Das war Ihre Absicht, theures Fräulein. Sie ist edel, ist groß, wird Ihr Beispiel nachgeahmt werden? Ich hoffe es! Aber wäre das auch nicht der Fall, Ihr muthvoller Versuch wird Sie stets hochstellen und Ihnen wohl anstehen, glauben Sie mir...

Die Augen des Fräulein von Cardoville glänzten stolz und lieblich, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihr Busen wogte, sie richtete ihren reizenden Kopf mit einer unwillkürlichen Regung des Stolzes in die Höhe; endlich rief sie, von diesem teuflischen Menschen ganz umstrickt, aus:

— Aber, mein Herr, wer sind Sie denn, daß Sie auf diese Weise meine geheimsten Gedanken kennen, auseinandersetzen, in meiner Seele deutlicher lesen können als ich selbst, um diesen Unabhängigkeitsideen, welche in meiner Seele schon so lange keimen, einen neuen Schwung, neues Leben zu geben? Wer sind Sie, daß Sie mich so in meinen eigenen Augen erheben, daß ich jetzt das Bewußtsein habe, eine für mich ehrenwerthe Sendung zu erfüllen und vielleicht denen meiner Schwestern nützlich zu sein, welche in harter Knechtschaft leiden... Noch einmal, mein Herr, wer sind Sie?

— Wer ich bin, Mademoiselle? — antwortete Rodin mit einem bewunderungswürdigen gutmüthigen Lächeln, — ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, ich bin ein armer, alter, guter Mann, der seit vierzig Jahren, nachdem er jeden Tag als Schreibmaschine für die Ideen der Andern sich hat benutzen lassen, jeden Abend auf sein Kämmerchen geht, um sich dort mit seinen eigenen Ideen zu ergötzen. Ein braver Mann, der von seinem Dachzimmer den Bewegungen einer Geister zusieht und auch ein wenig daran Theil nimmt, die nach einem vielleicht näher, als man gewöhnlich denkt, bevorstehenden Ziele streben... Daher, mein theures Fräulein, sagte ich Ihnen auch so eben, daß Sie und ich nach demselben Ziele streben; Sie, ohne nachzudenken und indem Sie fortfahren, Ihrem seltenen und göttlichen Instinkte nachzugeben. Also glauben Sie mir, leben Sie, leben Sie stets schön, stets glücklich, stets frei! Es ist Ihr Beruf; derselbe hängt mehr mit der Vorsehung zusammen, als Sie vielleicht meinen; ja, fahren Sie fort sich mit allen Wundern der Kunst und des Luxus zu umgeben, verfeinern Sie noch mehr Ihre Sinne, läutern Sie Ihren Geschmack immer mehr durch die Auswahl Ihrer Genüsse, herrschen Sie durch Geist, durch Anmuth, durch Neuheit über die dumme und häßliche Herde von Menschen, welche von morgen an, Sie frei und allein sehend, Sie umgeben wird; dieselben werden Sie für eine leichte Beute halten, die ihrer Ichsucht, ihrer Habgier, ihrer thörichten Gerechtigkeit verfallen ist. Verspotten, geißeln Sie diese dummen und selbstsüchtigen Ansprüche, seien Sie Königin dieser Welt und würdig, wie eine Königin verehrt zu werden... Lieben, glänzen, genießen Sie... das ist Ihre Rolle hier unten. Zweifeln Sie nicht daran, alle diese Blüthen, mit denen Gott Sie verschwenderisch überhäuft, werden eines Tages vortreffliche Früchte bringen. Sie werden blos zum Vergnügen geliebt zu haben glauben und haben doch für den edelsten Zweck gelebt, welchen eine große und schöne Seele erstreben kann... Und vielleicht in einigen Jahren begegnen wir uns dann wieder, Sie, immer schöner und geliebter, ich, immer älter und unbekannter; aber das thut Nichts,... eine geheime Stimme, davon bin ich überzeugt, sagt Ihnen jetzt, daß zwischen uns Beiden, die wir so unähnlich sind, ein verborgenes Band, eine geheimnißvolle Gemeinschaft besteht, welche Nichts fortan wird zerstören können!

Rodin sprach diese letzten Worte mit so tiefbewegtem Tone, daß Adrienne erbebte. Er hatte sich ihr genähert, ohne daß sie es bemerkte und, so zu sagen, ohne zu gehen, indem er seine Schritte schleppte und auf dem Fußboden durch eine Art langsamer Schlangenwindung heranglitt.

Er hatte mit so viel Schwung, so viel Wärme gesprochen, daß sein bleiches Gesicht sich leicht gefärbt und seine abschreckende Häßlichkeit fast vor dem leuchtenden Glanze seiner kleinen, jetzt ganz offenen, runden und starren Augen verschwand, die er hartnäckig auf Adrienne richtete; diese konnte vom Übergewicht, die Lippen halb geöffnet, mit angehaltenem Athem eben so wenig ihre Blicke von denen des Jesuiten abwenden. Er hatte zu sprechen aufgehört und doch horchte sie noch. Was dieses junge, schöne, so elegante Mädchen beim Anblick dieses alten, kleinen, schwächlichen, häßlichen und schmutzigen Mannes empfand, war unerklärlich. Die so gewöhnliche Vergleichung der erschreckenden Bezauberung, welche eine Schlange auf den Vogel ausübt, könnte indessen eine Idee von diesem seltsamen Eindrucke geben.

Rodin's Taktik war geschickt und sicher.

Bis dahin hatte Fräulein von Cardoville weder über ihren Geschmack, noch ihren Instinkt nachgedacht, sie hatte sich demselben überlassen, weil sie unschädlich und reizend für sie waren. Wie mußte sie also glücklich und stolz sein, einen, mit höchst bedeutendem Geiste begabten Mann sie nicht blos über diese Richtungen, wegen welcher man sie bisher hart getadelt, loben, sondern ihr auch noch Glück dazu wünschen zu hören, wie zu etwas Großem, Edelm und Göttlichem.

Hätte Rodin sich blos an Adrienne's Eigenliebe gewandt, so würde er in seinem treulosen Verfahren eine Niederlage erlitten haben, denn sie hatte nicht die geringste Eitelkeit, aber er wendete sich gerade an das Erregte, Edelmüthige, was im Herzen dieses jungen Mädchens lag; was er an ihr zu ermuthigen, zu bewundern schien, war wirklich der Ermuthigung und Bewunderung werth. Wie hätte sie sich nicht durch diese Sprache täuschen lassen sollen, die so hinterlistige, gefährliche Pläne verdeckte?

Ueber die seltene Verstandeskraft des Jesuiten erstaunt, fühlte sie ihre Neugierde lebhaft erwachen bei einigen geheimnißvollen Worten, welche derselbe ihr mit Absicht gesagt hatte, und da sie die seltsame Wirkung sich nicht erklären konnte, welche dieser verderbliche Mensch schon auf ihren Geist ausübte und ein ehrfurchtsvolles Mitleid mit diesem Manne empfand, wenn sie daran dachte, daß ein Mann dieses Alters, von solchem Geiste sich in der zweifelhaftesten Stellung befände, so sagte Adrienne mit der natürlichsten Herzlichkeit zu ihm:

— Ein Mann von Ihrem Verdienste und Ihrem Herzen, mein Herr, darf nicht von der Laune der Umstände abhängig sein. Einige von Ihren Worten haben meine Augen zur Entdeckung von neuen Horizonten geleitet;... ich fühle, daß in vielerlei Beziehungen Ihre Rathschläge in der Zukunft mir sehr nützlich werden sein können; endlich haben Sie, indem Sie mich diesem Hause hier entrissen und für die anderen Personen meiner Familie Ergebenheit zeigten, ein Zeichen von Theilnahme gegeben, welche ich nicht ohne Undank vergessen kann... eine sehr bescheidene, aber sichere Stellung ist Ihnen genommen worden... erlauben Sie mir...

— Nicht ein Wort mehr, mein theures Fräulein, — sagte Rodin, Fräulein von Cardoville mit bedauernder Miene unterbrechend, — ich empfinde für Sie die höchste Theilnahme, ich rechne es mir zur Ehre an, mit Ihnen in einer Gemeinschaft der Ideen zu sein; ich glaube endlich fast, daß Sie eines Tages mich armen Philosophen um Rath zu fragen haben werden; aber eben um deswillen muß ich, will ich gegen Sie die vollkommenste Unabhängigkeit behalten...

— Aber, mein Herr, gerade ich würde ja der verpflichtete Theil sein, wenn Sie annehmen, was ich so sehr wünschte, Ihnen anbieten zu können.

— O, mein theures Fräulein, — sagte Rodin lächelnd, — ich weiß, daß Ihr Edelmuth stets die Dankbarkeit leicht und angenehm zu machen wissen wird; aber noch einmal, ich kann Nichts von Ihnen annehmen... Vielleicht werden Sie eines Tages erfahren, warum.

— Eines Tages?

— Es ist mir unmöglich, Ihnen mehr zu sagen. Und dann nehmen Sie an, daß ich einige Verpflichtungen hätte, wie sollte ich Ihnen dann sagen, was Gutes und Schönes in Ihnen liegt? Wenn Sie mir später meines Rathes wegen viel verdanken werden,... nun, um so besser, dann werde ich eben deshalb auch mehr Recht haben Sie zu tadeln, wenn ich Sie zu tadeln finde.

— So ist mir also denn die Erkenntlichkeit gegen Sie ganz verboten?

— Nein... nein... — sagte Rodin mit anscheinender Bewegung. — O glauben Sie mir, es wird ein feierlicher Augenblick kommen, in welchem Sie, auf eine meiner und Ihrer würdige Weise, Ihre Schuld abtragen können.

Die Unterredung wurde durch die Wächterin unterbrochen, welche eintrat und zu Adrienne sagte:

— Mademoiselle, es ist unten eine kleine, verwachsene Arbeiterin, welche Sie zu sprechen verlangt; da nach den neuen Befehlen des Doctors es Ihnen freisteht, zu empfangen, wen Sie wollen... so komme ich, um Sie zu fragen, ob ich sie heraus lassen soll... sie ist so schlecht angezogen, daß ich es nicht gewagt habe...

— Sie soll heraufkommen, — sagte Adrienne lebhaft, da sie an der Beschreibung der Wärterin die Mayeux erkannt, — sie soll heraufkommen.

— Der Herr Doctor hat auch befohlen, seinen Wagen zu Ihrer Verfügung zu stellen. Soll angespannt werden?

— Ja, in einer Viertelstunde, — antwortete Adrienne der Wärterin, welche hinausging; — darauf wandte sie sich zu Rodin:

— Jetzt kann es nicht mehr lange dauern, glaube ich, bis der Beamte kommt und die beiden Fräulein Simon herbringt.

— Ich denke es nicht, mein theures Fräulein; aber wer ist diese junge, verwachsene Arbeiterin? — fragte Rodin mit gleichgültiger Miene.

— Es ist die Adoptivschwester eines braven Handwerkers, der Alles auf's Spiel gesetzt hat, um mich aus diesem Hause

---

Ottilie.

O ich dachte mir es wohl.

Frau Weiss.

Ei was, wenn der Alte nicht will, so läßt Du den Sohn laufen. Du bist schön, liebenswürdig...

Ottilie.

Tante!? Ich kenne Sie nicht mehr! — Sonst waren Sie für Wilhelm so eingenommen.

Frau Weiss.

Sonst und jetzt ist zweierlei. Damals hattest Du keinen andern Anbeter, jetzt giebt es vielleicht einen Besseren, der Dich liebt.

Ottilie (aufstehend und entschieden).

Gute Nacht, Tante!

Frau Weiss.

Wo willst Du hin, es ist erst 7 Uhr?

Ottilie.

Wenn ich bleiben soll, so verschonen Sie mich mit der Erwähnung jenes Unbekannten. Ich liebe Wilhelm, das wissen Sie, und werde ihn ewig und unter allen Verhältnissen lieben. Hätte übrigens der Unbekannte, — ich will hoffen, daß er dies auch für Sie ist, — keine schlechten Absichten, so würde er öffentlich auftreten und nicht mit kostbaren Geschenken sich den Weg zu meinem Herzen bahnen wollen.

Frau Weiss.

Er liebe Dich wahrhaft und heiß.

Ottilie (rasch und mit ängstlicher Heftigkeit).

Also kennen Sie ihn!?

Frau Weiss.

Er hat sich mir entdeckt und bittet Dich, ihn nur einmal zu sehen, zu sprechen.

Ottilie.

Nimmermehr. Und wäre es ganz umsonst. Seine Geschenke und Briefe sandten Sie doch durch den Ueberbringer zurück, wie ich Sie bat?

Frau Weiss.

Aber so sprich ihn doch nur einmal, nur einen Augenblick.....

Ottilie (ängstlich).

Sprich ihn? — nur einen Augenblick? — Tante, Sie haben —

Siebente Scene.

Vorige. Herzog

(aus der Thür links tretend, Frau Weiss durch dieselbe ab).

Herzog.

Mir eine Bitte gewährt, von welcher das Glück meines Lebens abhing.

Ottilie.

Gerechter Gott, der Herzog! — und Wilhelm wollte gleich nachkommen.

Herzog.

Ja, der Herzog ist es, der Sie anbetet. — An dem schönen Tage, an welchem das ganze Land mir den Schwur der Treue brachte, gelobte ich Ihnen ewige Liebe. Sie standen an dem Fenster eines, dem Schlosse nahgelegenen Hauses; als ich Sie gesehen, vergaß ich alles Andere, nur Sie, Sie nur fesselten meine Blicke. Mir zu Füßen lag ein Volk — ich sah es nicht — mein Haupt schmückte eine Krone — ich fühlte sie nicht — rauschender Jubel stieg donnernd um mich auf — ich hörte ihn nicht! — denn ich sah Sie, ich fühlte ein seliges Entzücken, ich hörte mein Inneres jauchzen: ich liebe sie! — Ach — Jahre verstrichen und ich fand Sie trotz allem

Digitized by Google

zu entführen, — sagte Adrienne mit Innigkeit. — Diese junge Arbeiterin ist ein seltenes und vortreffliches Geschöpf; niemals ist eine erhabenere Denkungsart, ein edleres Herz unzertheilbarer... — Aber sie hielt inne, indem sie an Rosin dachte, der fast dieselben moralischen und physischen Contraste darzubieten schien, als die Mancini. Und sie fügte hinzu, indem sie mit unnachahmlicher Anmuth den Jesuiten betrachtete, der über dieses plötzliche Schweigen verwundert war:

— Nein, dieses edle Mädchen ist nicht die einzige Person, welche beweist, wie sehr Adel der Seele, Erhabenheit des Geistes die edlen Vorzüge übersehen läßt, welche man nur dem Zufalle oder dem Reichthume verdankt.

In dem Augenblicke, wo Adrienne diese letzten Worte aussprach, trat die Mancini in das Zimmer.

Eugène Sue.

(Ende des fünften Bandes.)

Das Verbrechen
und
der Geschwornen-Ausspruch.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Ehe wir aber die Ziehung verfolgen, sind wir verpflichtet, den Lesern zu erklären: daß, so wie ein Name gezogen wird, zuerst der Angeklagte, und dann das öffentliche Ministerium, das Recht hat, den Geschwornen zurückzuweisen, ohne daß es nöthig ist, die Beweggründe der Zurückweisung auszusprechen. Es kann damit so lange fortgefahren werden, bis nur noch so viele Geschworne übrig sind, als zur Vervollständigung der Zahl zwölf nöthig ist. Alsdann hört von beiden Seiten das Recht der Abweisung auf.

Aus dieser Berechtigung folgt, daß beide Theile diejenigen Geschwornen verwerfen, deren Gesinnung für den Zweck des Ausspruchs ihnen gefährlich zu sein scheint. Oft kommt es aber auch vor, daß Einer oder der Andre dem Geschwornen, der auf sonstige Weise nicht befreit wurde, den Gefallen erzeigt, ihn zurückzuweisen, wo er dann, für die Dauer der Sache, seinen Geschäften nachzugehen vermag.

Dem Advocaten Bremer galt es in dem gegenwärtigen Falle, alle ungebildeteren Landleute und Handwerker möglichst zu entfernen, dagegen Rechtsgelehrte und Rentner herauszuziehen, weil Erstere leicht ein Verurtheil gegen einen gebildeten Mann nähren, das ihm schädlich werden konnte, Letztere dagegen ein zartes Verhältniß zwischen Liebenden zu würdigen wußten.

Die ganz entgegengesetzten Grundsätze beherrschten den Staatsprocurator, dessen Triumph — leider — die Verurtheilung des Angeklagten war.

Der erste Name, der die Urne verließ, war: „Peter Kraz" — Ackersmann zu Toll.

„Zurückgewiesen!" rief Bremer. Kraz zog sich zurück.

Nun folgte der Name: Theodor von Zunderbrand — Hauptmann a. D. und Gutsbesitzer auf Rheinbenden.

Von keiner Seite erfolgte eine Verwahrung. Der Gezogene nahm daher den ersten Stuhl in der vordern Reihe der beiden Erhöhungen, dem Angeklagten gegenüber, ein.

Ein dritter Name: „Karl Friedmann — Advocat-Anwalt in ***

„Zurückgewiesen!" tönte es vom Sitze des Staatsprocurators.

So ging es fort, bis endlich folgende Geschworne zum Spruch für die gegenwärtige Sache berufen waren:

1. Theodor von Zunderbrand, Hauptmann a. D. und Gutsbesitzer auf Rheinbenden.
2. Heinrich Larisch, Kaufmann in ***
3. Karl Joseph Fröhlich, Bürgermeister in Krossen.
4. Franz Xavier Actenstaub, Notar in Silben.
5. Ernard Bleibtreu, Advocat in ***
6. Hugo Dahlhaus, Apotheker in ***
7. Heinrich Gustav Ehrenfried, Ackerer zu Rakebach.
8. Adolph Müller, Schuhmachermeister in ***
9. Wilhelm von Eisenschwarz, Steuerrath in ***
10. Johann Peter Taubenfeld, Bäcker in ***
11. Anton Gabelschwerdt, Bierbrauer zu Maizhausen.
12. Laurenz Joseph Faßbender, Ackerer zu Walden.

Man sieht aus dieser Liste, daß, nach dem vorerwähnten Verfahren, weder der Staatsprocurator noch der Angeklagte vor dem Gegner einen Vortheil voraus hatte.

Bremer war jedoch innigst erfreut, einen seiner besten Gegner, den Advocaten Bleibtreu, unter den Geschwornen zu wissen, obgleich derselbe ihm vergebens zugewinkt hatte, ihn zu verwerfen. Denn es war bei Ziehung seines Namens noch Zeit dazu, und unbegreiflich blieb es dem Vertheidiger, daß Jacl den Advocaten nicht zurückwies. Vermuthlich hatte dieser nicht Acht gegeben.

Der Präsident entfernte sich hierauf wieder zu derselben Thür, durch welche er gekommen.

Der Staatsprocurator unterzieht sich freundschaftlich mit Bremer, als wenn sie niemals gegen einander mit Worten zu streiten haben würden.

Der Secretär schrieb den Eingang des Sitzungsprotokolls nieder.

Aus dem anstoßenden Berathschlagungszimmer vernahm man wieder den Ton der Glocke.

Während die Geschwornen in der Ordnung, wie sie durch's Loos berufen worden, stehend ihre Plätze einnahmen, und der Staatsprocurator, der Vertheidiger und der Secretär ein Gleiches thaten, erschien, vom Präsidenten geführt, der Assisenhof, welcher aus vier Richtern in der beschriebenen Tracht bestand.

Die Richter werden für jede Sache von dem Landgerichtspräsidenten aus der Zahl der Landgerichtsräthe und Assessoren, mit Rücksicht auf die Zeit, die ihr anderweitiger Dienst ihnen übrig läßt, im Voraus ernannt.

Nachdem der Präsident sich niedergelassen, setzten sich ihm zur Seite: rechts, der Landgerichtsrath und Kammerpräsident von Gimpelsberg; links, der Landgerichtsrath Weinstein; neben v. Gimpelsberg der Landgerichtsassessor Holz und neben Weinstein der Landgerichtsassessor Kahl.

Die Plätze werden streng nach dem Dienstalter eingenommen, woraus man sehen kann, daß Kahl, den wir kennen, der jüngste Richter war.

Feierliche Stille herrschte im Saale.

Der Präsident forderte zunächst den Angeklagten auf: seinen Namen, seine Vornamen, sein Alter, sein Gewerbe, seinen Wohnort und seinen Geburtsort anzugeben.

Dann erinnerte er den Vertheidiger, daß er nichts gegen sein Gewissen oder die, dem Gesetzen schuldige Achtung vorbringen dürfe und daß er mit Anstand und Mäßigung sich ausdrücken müsse.

Hierauf richtete der Präsident an die Geschwornen, welche stehend ihn anhörten, folgende im Gesetz vorgeschriebene Worte:

„Sie schwören und versprechen vor Gott und den Menschen, die Anklagen und Beweise, welche wider Friedrich „Soldan vorgebracht werden sollen, mit der gewissenhaftesten „Aufmerksamkeit zu prüfen, das Interesse des Angeklagten so „wenig, als jenes der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihn anklagt, zu verletzen, sich mit einander zu besprechen, ehe Sie „Ihre Erklärung abgegeben haben, sich weder durch Haß, noch „durch Bosheit, weder durch Furcht, noch durch Gunst leiten „zu lassen, bei Ihrer Entschließung nur die Beweise und Vertheidigungsgründe in Betracht zu nehmen, und sich hierauf „nach Ihrem Gewissen und Ihrer innigsten Ueberzeugung mit „jener Unparteilichkeit und jenem unerschütterlichen Muthe, „die einem rechtschaffenen und freien Manne geziemen, zu entschließen."

Nun rief der Präsident jeden einzelnen Geschwornen namentlich auf.

Der Aufgerufene hob die Hand auf und antwortete: „Ich schwöre es."

Alsdann ermahnte der Präsident den Angeklagten, auf das, was er sogleich vernehmen werde, aufmerksam zu sein, und befahl dem Secretär, das Verweisungsurtheil des Anklagesenats und den Anklageact vorzulesen, was derselbe auch mit lauter Stimme that.

Der Präsident wiederholte jetzt dem Angeklagten den wesentlichen Inhalt der Anklage und endigte mit den Worten: „Das ist es, dessen Sie angeklagt sind. Sie werden nunmehr die Beweise vernehmen, die man gegen Sie verbringen wird."

Dies führte der Präsident stehend aus.

Dasselbe Recht steht auch den Richtern zu, wenn sie sprechen.

Der Staatsprocurator erhob sich nun, entwickelte die Gründe, worauf die Anklage beruhte und übergab die Liste der Zeugen, die von ihm und von dem Angeklagten in Vorschlag gebracht worden waren, und auf Befragen des einen oder des anderen Theils abgehört werden sollten, dem Secretär, der das Verzeichniß ablas.

Die Liste enthielt nur solche Zeugen, deren Namen, Gewerbe und Aufenthaltsort, wenigstens 24 Stunden vor ihrer Abhörung, das öffentliche Ministerium dem Angeklagten, und dieser der Staatsbehörde hatte anzeigen lassen. Gegen die Abhörung darin nicht benannter Zeugen konnte man gegenseits Verwahrung einlegen, mit Ausnahme derjenigen, die der Präsident vorzuladen und abzuhören für gut finden mochte.

Alle abgelesenen Zeugen waren gegenwärtig. Sie erhielten vom Präsidenten den Befehl, sich in das für sie bestimmte Zimmer zu begeben, worin sie bleiben mußten, bis sie vorgerufen wurden, um ihr Zeugniß abzulegen.

Er erinnerte sie in schöner Rede an die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides und machte sie mit den Strafen des Meineides bekannt.

Nachdem sie abgetreten waren, erschien als erste Zeugin: Amalie Lehmann.

Unmöglich läßt sich der Zustand beschreiben, in welchem das liebende Mädchen sich befand. Schon früher hatte sie noch dem Angeklagten hinblicken können, aber sie hatte ihren Platz neben dem Zinnrath in einer Ecke gewählt, um ihren Schmerz nicht zu vergrößern. Jetzt nahte der entscheidende Moment, sie schwankte, auf den Arm ihres Vaters gestützt, die Stufen hinan, vor den Sitz des Präsidenten, der, so freundlich es seine Amtspflicht nur erlaubte, mit ihr redete.

Er ersuchte sie, die rechte Hand auf die linke Brust zu legen und ihm den Eid nachzusprechen, den er ihr vorsagen würde.

Mit leiser Stimme, welche kaum von den Richtern und den Geschwornen vernommen wurde, leistete Amalie demnach folgenden Eid:

„Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, „einen leiblichen Eid: ohne Haß und ohne Furcht zu reden, „die ganze Wahrheit und Nichts als Wahrheit sagen zu wollen; so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, „Amen."

Suchen nirgends. Endlich, endlich bringt mich der Zufall neuerdings auf Ihre Spur. Ich schleiche unbekannt an Ihrem Fenster vorüber; ich finde diese sanften Züge wieder, ich schweige in dem neuen Glücke, — da haben Sie mich bemerkt. Die Abendstunden kommen, aber sie bringen mein Glück nicht zurück, das Fenster bleibt geschlossen. Jetzt entschloß ich mich zu einem entscheidenden Schritte. Er ist gethan, und ich erwarte das Urtheil über mein Lebensglück aus Ihrem schönen Munde.

Ottilie.

Mein Fürst! — Sie lieben mich?

Herzog.

Mit der ganzen Gluth einer wilden Leidenschaft!

Ottilie.

Und könnten keine Andere lieben?

Herzog.

Keine, Keine, bei meiner Fürstenehre!

Ottilie.

Wohl denn, Durchlaucht, ich liebe ebenfalls!

Herzog.

Sie lieben? — einen Andern?

Ottilie.

So innig, Durchlaucht, daß ohne ihn mein Herz brechen würde.

Herzog.

Und wen?

Achte Scene.

Die Vorigen. Wilhelm von Wernig (durch die mittelthür).

Ottilie.

O Gott! — Wilhelm von Wernig!

(Sie wirft sich Wilhelm an den Hals. Herzog und Wilhelm stehen erstarrt.)

Dritter Aufzug.

Zimmer in des Obersten Haus.

Erste Scene.

Lucie. Sophie.

(Erstere ist mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, während Letztere aus einem Buche vorliest.)

Sophie (liest).

„Der Mond scheint hell. — In solcher Nacht wie die,
„Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
„Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
„Stieg Troilus, mich däucht, auf Troja's Wall
„Und seufzte nach den Griechenzelten, wo
„Jetzt ruhte Kressida.

„Jessica."

„In solcher Nacht
„Schlüpft' Thisbe furchtsam über'n Thau dahin,
„Und sah des Löwen Schatten eh' als ihn
„Und rannte angstvoll weg.

„Lorenzo."

„In solcher Nacht...."

Lucie (ihre Arbeit wegsetzend).

Laß gut sein, Kind. Es ist mir unmöglich heute mehr zu hören. Selbst die Meisterwerke des unsterblichen Briten vermögen die trüben Gedanken nicht zu zerstreuen, die mich quälen.

Sophie.

Was fehlt Ihnen, liebe Mutter? — Sind Sie unwohl? — Soll ich zu dem Arzte schicken?

Lucie.

Nein, liebes Kind, unwohl bin ich nicht. Aber ich quäle mich schon seit einigen Tagen mit dem Gedanken: Dein Va-

Die Spannung der Zuschauer war auf's höchste gestiegen in Betreff der Aussage, die nun erfolgen würde. Das Geräusch, das sich beim Erscheinen der Geliebten Soldan's erhoben, hatte der größten Stille Platz gemacht. Die bevorzugten Damen im Zeugenraume drängten sich nach vorn, die Herren daselbst reckten die Köpfe hoch und Augengläser sah man überall in Bewegung setzen.

Forstheim hatte dem Finanzrath einen Platz nicht weit vom Sitze der Geschworenen offen gehalten. Der alte Lehmann litt nicht wenig bei dem ganzen Auftritte und war für seine Tochter äußerst besorgt.

Als Amalie, nach der Weisung des Präsidenten, sich hinter die vor dem Tische, mitten auf dem Parkette angebrachte Zeugenlehne gestellt hatte, befragte Jener sie um ihren Namen, Vornamen, ihr Alter, Stand, ihren Wohnsitz, ob sie vor der That den Angeklagten gekannt habe, ob sie mit demselben verwandt oder verschwägert sei und in dessen Diensten stehe?

Sie erzählte hierauf langsam und nicht gar zu laut, aber in klarem Vortrage, was die Leser bereits wissen, nur mit dem sehr laut gesprochenen Zusatze: „daß sie Soldan, wie groß auch immer der Verdacht gegen ihn sein möge, nicht für den Thäter halten könne."

Dem Publicum ist es untersagt, im Sitzungssaale irgend ein Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung zu geben; dennoch vernahm man bei den letzten Worten Amaliens einen kaum verhaltenen Ausdruck der innigsten Theilnahme von Seiten der Zuhörer.

Auch der Angeklagte neigte sich zu seinem Vertheidiger und Freude strahlte auf seinem Gesichte, als er sich wieder aufrichtete.

Der von der Zeugin gemachte Zusatz wurde auf Befehl des Präsidenten von dem Secretär aufgezeichnet.

Es werden nämlich nur die Zusätze, Veränderungen und Abweichungen, wodurch sich die mündliche Aussage eines Zeugen etwa von seinen vorherigen Erklärungen unterscheiden möchte, nicht selten auf den Antrag des öffentlichen Ministeriums oder des Angeklagten bemerkt.

Als nun zum Schlusse der Präsident die Zeugin fragte: „Ob es der gegenwärtige Angeklagte sei, den sie in ihren Aussagen gemeint habe?" und Amalie nach Fritz hinblicken mußte, breitete dieser unwillkürlich seine Arme aus, sie aber wollte zu ihm eilen und fiel mit den Worten: „Ja, es ist mein theurer Soldan!" ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, der ahnungsvoll kein Auge von seiner Tochter gelassen hatte.

Man sprang von allen Seiten zu Hülfe, hielt der Ohnmächtigen Riechfläschchen vor und brachte sie bald wieder zu sich.

Fritz konnte nur mit Mühe von den Gendarmen zurückgehalten werden, über das Gitter zu springen.

Es läßt sich denken, welche allgemeine Aufregung im Saale stattfand, und nur der Umsicht des Präsidenten, der ausnahmsweise gestattete, Amaliens gänzliche Erholung in einem Nebenzimmer zu bewirken, verdankte man die schnell zurückgekehrte Ruhe der Anwesenden.

Die Zeugen müssen nämlich nach Beendigung ihrer Aussage im Saale bleiben.

Der Assisenhof machte demnach eine Pause, die der Präsident bei Amaliens Zurückziehen angekündigt hatte.

Auch der Graf war Amalien gefolgt, um auf dem Flur bei der Hand zu sein, wenn er irgendwie Dienste leisten könnte.

Fritz schien ihn gar nicht zu bemerken, schickte aber Bremer ab, über den Zustand seiner Geliebten Erkundigung einzuziehen.

Schneller, als man erwartete, hatte Amalie sich vollkommen erholt, was sie hauptsächlich der Sorgfalt ihrer Henriette, die mit den nöthigen Hülfsmitteln sich versehen, zuschreiben konnte.

Am Arme ihres Vaters, aber den verschämten Blick zu Boden geschlagen, trat sie wieder ein.

Jeder nahm seinen Platz ein. Die Glocke des Präsidenten mahnte zur Stille. Der Gerichtsvollzieher rief das Wort aus, und der Präsident erklärte: „Daß die Verhandlungen nunmehr fortgesetzt werden würden."

Er fragte den Angeklagten: „Ob er auf das, was die Zeugin gegen ihn ausgesagt habe, antworten wolle?"

Bremer sagte: „Daß die Aussage des Fräulein Lehmann die ganze Wahrheit enthalten und er Nichts darauf zu erwiedern hätte."

Der Gerichtsvollzieher führte nun die zweite Zeugin herein: Henriette Schneider, 20 Jahre alt, Kammermädchen bei Fräulein Lehmann.

Das Verhör derselben geschah in der vorigen Weise. Sie hatte deutlich Herrn Soldan an dem unglücklichen Tage, vor seinem plötzlichen Weggehen, die Worte sagen hören: „Ich wäre im Stande, in der höchsten Aufregung die Untreue mit dem Tode zu bestrafen." Ferner: „Nun ist es aus. Diese Sprache überführt Dich und zeigt mir den Weg, den ich einzuschlagen habe."

Sie hatte auch ihr Stelldichein mit Heinrich nicht verschwiegen, und die Art, wie sie die desfallige Erzählung vorbrachte, erregte nicht selten einige Heiterkeit unter den Zuhörern, was das Mädchen wiederholt erröthen machte.

Ueberhaupt ist es für ein Frauenzimmer eine höchst unangenehme Sache, in Herzensangelegenheiten vor öffentlichem Gerichte aussagen zu müssen. Man denke sich daher den Zustand eines so zartfühlenden und so fein gebildeten Mädchens wie Amalie. Nichts gleicht der Beschämung, Nichts dem martenden Bewußtsein, Aller Augen auf sich gerichtet zu sehen und doch die ganze Wahrheit kund geben zu müssen. Das Gesetz berücksichtigt aber kein Zartgefühl. Nur wenn Gegenstände verhandelt werden, die mit der Sittlichkeit unverträglich sind, findet die Sitzung, während der Dauer dieser speciellen Verhandlungen, bei verschlossenen Thüren statt.

Nach beendigter Aussage befragte der Advocat das Mädchen durch das Organ des Präsidenten: „Ob sie den Schuß lange nach dem Weggehen des Angeklagten vernommen, und ob sie bemerkt, daß er eine Schußwaffe bei sich gehabt?"

Die Zeugin antwortete: „Den Schuß hätte sie nicht lange nach des Angeklagten Weggehen," und auf näheres Befragen: „Nicht so lange, daß er bis zur Wohnung seiner Mutter und zurückgegangen vermocht, gehört."

Es wurden ferner in voriger Weise vorschriftsmäßig als Zeugen abgehört, wobei indeß die Männer während der Eidesleistung die drei Vorderfinger der rechten Hand erhoben:

Peter Lorenz, 29 Jahre alt, Bereiter bei Lehmann. Derselbe bezeugte das verstörte Weggehen des Angeklagten aus dem Hause.

Gustav Adolf Schmidt, Zinngießer, 43 Jahre alt. Er war der Zeuge, den Fritz ungenannt, und der ihn später festhalten wollte.

Karl Ludwig von Henstein, 33 Jahre alt, Polizeicommissär. Dieser Zeuge hatte auf der Straße Kunde von dem Vorfall erhalten. Die Leser wissen, was er weiter gethan.

Johann Joseph Ondenich, 40 Jahre alt, Schuhmacher. Von diesem Zeugen war Soldan auf seiner Flucht verfolgt worden, in Begleitung des Zeugen Schmidt.

Kaspar Dülgichäger, 30 Jahre alt, Zimmermann. Wie der Vorige.

Alle bis jetzt genannten Zeugen erklärten auf Befragen: „Der Angeklagte hatte an seinem Abende einen dunklen Ueberrock, lange, dunkle Beinkleider, Stiefel mit Sporen und einen schwarzen Hut getragen."

Wilhelm Hattefeld, 36 Jahre alt, Fußgendarme. Man erinnert sich, daß dieser Zeuge die Pistole gefunden.

Andreas Alexander Hülstrath, Doctor medicinae, 32 Jahre alt. Er war Hausarzt bei Lehmann und der Verwundeten beigesprungen; und erklärte besonders: „Daß die Wunde nicht tödtlich gewesen."

Mit dieser Ansicht waren auch der Kreisphysikus und der Kreiswundarzt einverstanden.

Das Protokoll des Instructionsrichters über die Feststellung des Thatbestandes war verlesen und das Mordwerkzeug, die vorgefundene Pistole, dem Angeklagten und dem Gendarmen zur Anerkennung vorgelegt worden. Ersterer hatte die Waffe als sein Eigenthum anerkannt, behauptete aber, nicht zu wissen, wie sie aus seinem Hause gekommen.

Man vernahm daher, als nächsten Zeugen, den Gehülfen des Angeklagten, Heinrich Ehrlichmann, 24 Jahre alt.

Der Präsident hatte ihn besonders ermahnt, seines Dienstverhältnisses ungeachtet, der Wahrheit getreu zu bleiben.

Nun mußte man aber hören, in welche komische Aengstlichkeit der ehrliche Bursche gerieth, indem er aufrichtig die Wahrheit sagen, dabei aber die Unmöglichkeit an Tag legen wollte, daß sein Herr die That begangen haben sollte. Es entstanden dadurch viele, selbst Verdacht erregende Widersprüche, die, wie das ganze Benehmen des Zeugen, beim Publicum Gelächter, bei den Geschworenen und den Richtern aber großen Nachtheil für Soldan hervorbrachten.

Der Staatsprocurator war dabei ganz in seinem Elemente. Er verwirrte durch ihm ziemlich schonende Fragen den armen Teufel noch mehr, so daß derselbe, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete und unaufhörlich nach Fritz und Bremer hingesehen hatte, was ihm schon ein Paar Mal untersagt war, zuletzt erklärte: „Die geladene Pistole kenne Niemand anders als sein Herr von seiner Stube geholt haben, da er diese, wenn er nicht zu Hause wäre, stets verschließe; aber dennoch habe der Herr Lieutenant nicht die besagte Pistole abgeschossen, weil derselbe damit nur nach der Scheibe zu schießen pflege und niemals ein Frauenzimmer auf's Korn nähme."

Der Saal erdröhnte vom allgemeinen Gelächter und es währte länger als eine Minute, bevor die Glocke des Präsidenten die Ruhe wiederherstellen konnte.

Auf des Advocaten Anhalten fragte der Präsident den Zeugen über den Umstand mit dem gefundenen Handschuh.

Heinrich antwortete: „Allerdings hätte er einen schwarzen Handschuh in seinem Zimmer gefunden, den sein Herr, welcher solche Handschuhe trage, dort zurückgelassen; aber da der Handschuh am Fenster gelegen und naß geworden, so werde man sich leicht erklären können, wie derselbe so bedeutend geschwunden sei, daß sein Herr noch eine Hand dazu hineinstecken dürfe."

Neues Gelächter war die Folge dieser Antwort. Doch verstummte es sogleich, als Bremer dem Gerichtsvollzieher einen Handschuh übergab, welcher ihn vor den Präsidenten hinlegte.

„Ist das der Handschuh, den Ihr gefunden?" fragte der Präsident.

Der Zeuge besah ihn genau und bejahete die Frage.

Auf Geheiß des Präsidenten überreichte der Angeklagte seine Handschuhe, indem er sie Angesichts des Hofes und der Geschworenen abzog, worauf alle drei Handschuhe bei den Richtern und den Geschworenen die Runde machten, und man von jeder Seite sich überzeugte, daß der von Bremer überreichte fast noch ein Mal so groß, als die beiden anderen sei.

Der Staatsprocurator bemerkte: „Es erhelle nicht, daß der gefundene Handschuh und der hier übergebene ein und derselbe wären."

Bremer entgegnete darauf: „Das Nähere über diesen Umstand werde sich durch die Schutzzeugen ergeben."

Eben war der erste Sachverständige Clemens August von der Heid, Büchsenschmied in ***, hereingerufen worden, als hinten im Saale ein gewaltiges Drängen, ein Gemurmel und Wortwechsel entstanden, wobei man Bajonettspitzen und Gendarmenhelme sich bewegen sah.

Vergebens ertönte die Präsidentenglocke, umsonst ertheilte der Staatsprocurator die nöthigen Weisungen den Gerichtsvollziehern; der Lärm ließ nicht früher nach, bis ein ganzer Haufen Leute von den Polizeidienern und den Soldaten zur Thür hinausgeworfen worden war.

In diesem Augenblicke sprach ein Gerichtsvollzieher einige Worte leise mit dem Staatsprocurator, welcher sich erhob, um anzudeuten, daß er reden wolle, und als nunmehr auf den Ton der Glocke allgemeine Stille eintrat, folgende Worte sprach.

Wir unterlassen, auf den uns bekannten Dialekt des Procurators Rücksicht zu nehmen und halten uns an die Worte selbst:

„Während der hohe Assisenhof hier in den Hallen der Gerechtigkeit versammelt ist, über ein begangenes Verbrechen zu richten, erkühnen sich Frevler, die Achtung vor den Gesetzen durch eine Handlung, strafbar an und für sich, strafbarer noch wegen des Ortes, an welchem sie verübt worden, zu verletzen, indem sie die Sicherheit des Eigenthums der Bürger gefährden."

„Einem hier anwesenden Bewohner dieser Stadt ist soeben eine goldene Cylinderuhr mit beispielloser Frechheit aus der Tasche entwendet worden."

„Ich trage darauf an: daß die Thüren geschlossen und Befehle gegeben werden mögen, daß Niemand undurchsucht den Gerichtshof verlasse."

Der Präsident genehmigte den Antrag des öffentlichen Ministeriums und die Befehle wurden augenblicklich vollzogen.

Nun erklärte der Präsident die Verhandlung der gegenwärtigen Sache für aufgehoben und verordnete die Vernehmung des Bestohlenen und der sonstigen Zeugen, sowie des Thäters, im Fall derselbe entdeckt werden sollte.

Der Bestohlene erschien, leistete vorschriftsmäßig den Eid, gab seinen Namen u. s. w. ab und sagte aus: „Er habe als Zuhörer mitten im Saale gestanden. Vor einigen Augenblicken

---

ter müsse an Etwas leiden, was er mir verberge. Er ist wie umgewandelt. Der Mann, der sonst so heiter war, so kräftig froh in der Erfüllung seiner Pflichten, schleicht nun trübe und finster umher, spricht selten, oft in dunkeln Phrasen, die man nicht versteht, und sieht — was mir am meisten auffällt — seine Familie, die ihm sonst doch Alles war.

Sophie.

Dieselben Bemerkungen, liebe Mutter, habe ich auch gemacht. Aber ich finde darin noch kein Zeichen, daß der Vater leide. Die Geschäfte werden sich gehäuft haben, vielleicht liegen ihm auch unangenehme Dinge vor.

Lucie.

Nein! Gerade in den schwersten Zeiten, bei den verhaßtesten Geschäften, pflegte er sonst seinen häuslichen Kreis am eifrigsten zu suchen, und nie sah man ihm dann Unmuth an. Krank ist er, oder — es nagt ein Kummer an seinem Herzen.

Sophie.

Vielleicht weil Wilhelm nicht von dem bürgerlichen Mädchen lassen will.

Lucie.

Dies mag allerdings dazu beitragen. Dann scheint sich aber auch Alles plötzlich gegen unsere Wünsche verschworen zu haben. Der Herzog hat Wilhelm die Stelle zwar zugesagt, aber noch nicht ertheilt. — Wir können kaum einen Augenblick beisammen sein, so tritt Lieutenant Weiß dazu, und führt den Vater zu geheimen Unterhaltungen weg. Kommt mein Mann alsdann zurück, ist er regelmäßig noch verstimmter und zerstreuter, als er ging.

Sophie.

Lieutenant Weiß — Mutter, ich muß Ihnen etwas gestehen.

Lucie.

Nun?

Sophie.

Weiß ist mir sehr zuwider.

Lucie.

Wie kommst Du darauf?

Sophie.

Er ist trotz seinem Alter so zudringlich.

Lucie.

Ich will doch nicht hoffen, daß er es gegen Dich war?

Sophie.

Doch, liebe Mutter, er verfolgt mich mit seinen Liebeserklärungen.

Lucie.

Lieutenant Weiß? — und das erfahre ich erst jetzt?

Sophie.

Ich wies ihn bestimmt ab und wollte Sie nicht ergrämen.

Lucie.

Kind, das war sehr unrecht von Dir. Jetzt kann ich mir erklären, was Weiß mit dem Vater hat, und warum er dann jedesmal so verstimmt ist.

Sophie.

Mütterchen, nicht wahr, ich muß den alten Weiß nicht heirathen? Er könnte ja mein Vater sein.

Lucie.

Nein, Kind, darüber beruhige Dich. Aber mit meinem Manne muß ich sogleich von der Sache sprechen, vielleicht erfahre ich dann, was seine Seele drückt.

Sophie (auf der Thür rechts deutend).

Er ist hier in seinem Arbeitszimmer! darf ich ihn wohl rufen?

Lucie.

Versuche es.

Sophie (an die Thür rechts).

Väterchen! darf man stören?

wäre, entschieden mit Versatz, ein plötzliches Gedränge stattfinden geworden, in welches er gezwungen hineingerathen sei. Die Wache hätte jedoch bald einen Haufen Menschen hinausgebracht, wodurch er Luft erhalten und sofort gesehen, daß die goldene Kette seiner Uhr, die er an der Weste befestigt, los herabgehangen habe, die Uhr selbst aber aus der Tasche verschwunden gewesen."

Er beschrieb nun die Uhr genau und gab deren Werth an.

Man hatte unterdeß die Durchsuchung im hinteren Theile des Audienzsaales begonnen, ohne die Uhr zu entdecken; jedoch lieferte die Beobachtung der Gendarmen in dem Vorraum ein günstigeres Ergebniß, denn man fand eine goldene Uhrkette in dem Stiefel eines Mannes, den man augenblicklich nach vorn führte.

Ein zweiter Zeuge, eine Frau, hatte eben bekundet: „Daß sie gesehen, wie ein Mann in einem blauen Kittel, während des Gedränges, dem Herrn hier sich schwer auf die Schultern gelegt und dann plötzlich mit den Händen hinausgedrängt sei."

Beim Eintritt des Ertappten erkannte die Zeugin sogleich den Beschriebenen, sowie der Bestohlene die ihm vorgelegte Uhr als sein Eigenthum.

Der Gendarme wurde auch vernommen. Er erklärte: „Daß er schon den ganzen Tag über mit seinen Cameraden mehre verdächtige Personen im Auge und daher zuerst gegen diese Verdacht gehabt."

Der Beschuldigte wollte anfangs leugnen, indem er sagte, „es müsse ihm Jemand die Uhr in den Stiefel gesteckt haben," aber er wurde vollständig des Vergehens überführt, auf den Antrag des öffentlichen Ministeriums, nach gepflogener Berathung, zu welcher sich die Richter blos hinter den Stühlen zurückzogen, auf den Grund der Art. 401 des Strafgesetzbuchs und 194 der Criminal-Prozeßordnung, welche vom Präsidenten verlesen wurden, zu zweijährigem Gefängniß und in die Kosten, und zwar — nach der Competenz des Hofes — in letzter Instanz, verurtheilt, mit einem Erkenntnißstempel von 5 Thalern.

Die Uhr erhielt der Eigenthümer auf der Stelle zurück; über den ganzen Vorgang wurde vom Secretär ein Protokoll aufgenommen und der Verurtheilte sofort in das Gefangenhaus abgeführt.

Es war indeß drei Uhr Nachmittags geworden, und da voraussichtlich die Sache Solden's nicht zeitig beendet werden konnte, zwei Tage dafür auch nicht anberaumt gewesen, so hob der Präsident die Sitzung, die nach dem Gesetz die Untersuchung bis zu Ende führen muß, wenn die Verhandlungen einmal vom Anfang genommen haben, zur Erholung der Richter, Geschwornen, Zeugen und des Angeklagten für eine Stunde auf.

Die Leser werden wohl den bestraften Dieb, der Veranlassung zu dem Zwischenspiel gegeben, kennen lernen wollen? Nun, sie kennen ihn bereits; es war der Fuchsbart vom Morgen des Tages und hieß Melchior Fingerling, er war 28 Jahre alt, von Profession Pflasterer und wohnte im benachbarten Dorfe Scheden.

Im Schiffchen, ganz nahe beim Justizgebäude, saßen in den Zimmern des unteren Locals an den Tischen verschiedene Gruppen, welche theils mit Karten-, theils mit Dominospielen, theils mit Zeitungslesen oder im Gespräch sich unterhielten.

Dicker Tabaksqualm, aus den zahlreichen Pfeifen emporgeblasen und durch die Menge glimmender Cigarren verstärkt, erlaubten kaum das freie Athmen und würden das Local in Finsterniß gehüllt haben, wenn nicht die häufig angebrachten Gasflammen Widerstand geleistet und dieserhalb schon um 3 Uhr angezündet worden.

Die zinnernen Deckel klappten auf den halbausgetrunkenen unaufhörlich, zum Zeichen, daß der Besitzer des Krugs noch Durst habe oder die Bairische ihm vortrefflich munde.

Geschäftige Mädchen mit hübschen Gesichtern und schlanker Taille trugen, mit seltener Gewandtheit, oft sieben bis neun gefüllte Deckelgläser auf ein Mal, um sie den Gästen vorzusetzen, während Andre nicht weniger Teller mit Käse, Schinken, Rauchfleisch oder Wurst, nebst einem Schnitte Sauerbrod oder einem Weißbrödchen, und dem Einsatz mit Salz, Pfeffer und Senf, den verschiedenen Begehrenden überbrachten.

Waren die Zimmer schon den ganzen Tag hindurch mit Trinkern besetzt gewesen, so blieb kein Platz zum Sitzen leer, ja fast kein Raum zum Stehen ließ sich auftreiben, als kurz nach 3 Uhr ganze Ströme von Menschen das Haus überfluteten.

Das konnte natürlich Niemand wundern, denn die Hunderte von Zuhörern im Assisensaale, die lange genug gedrängt und gequetscht, benutzten die eingetretene Pause in den Verhandlungen, sich zu stärken.

Mancher war froh, dem an Fäß zapfenden Wirth persönlich das eingeschenkte Glas, oder der den Schinken schneidenden Hausfrau das Stück unter dem Messer wegzupflücken, indeß Viele nach Speise und Trank vergebens riefen. Ein wildes Toben und Schreien herrschte in den Räumen, das durch die Faustschläge der Kartenspieler auf dem Tisch gewissermaßen im Takt gebracht wurde. Demungeachtet rührte sich kein Stehender von seiner Stelle, es sei denn, daß er mit einem Freunde von Zeit zu Zeit abwechselte.

In einer Ecke des vordern Zimmers hatten zwei in eigenen, seinen Waffenröcken gekleidete Infanteristen, Jeder seine Cigarre rauchend und eine Bairische vor sich, früh genug Platz gefunden. Sie unterhielten sich über gleichgültige Gegenstände. Doch konnte man aus dem Gespräche wiederholt entnehmen, daß sie, nachdem sie zwei Monate an einem entfernten Orte commandirt gewesen, erst heute in ihre Garnison zurückgekehrt waren. Beide schienen wohlhabender Leute Kinder, die das Ende ihrer Dienstzeit nach Tagen berechneten.

Mit der eingedrungenen Menschenfluth hatte auch ein Mann, in der Nähe der Krieger, das Ufer, nämlich einen unbesetztgebliebenen Sitzplatz erreicht. Er trug einen dunkelgrünen Ueberrock, lange Hosen, einen schwarzen Bart und war von robuster Statur. Seine Kopfbedeckung hielt er in der Hand, seine Augen, die aus buschigen Brauen tückisch hervorblickten, liefen im ganzen Raume umher, musterten die Anwesenden und schienen niemals ruhen zu wollen.

Es fehlte nicht viel, so wäre ein furchtbarer Streit entstanden, dessen Ende man nicht absehen können, weil bei solcher Gelegenheit gewöhnlich von allen Mitgliedern der Gesellschaft für Einen oder den Andern der Streitenden Partei genommen zu werden pflegt; denn der Fremde riß einer Aufwärterin gerade in dem Augenblick ein Glas Bier aus der Hand, als der, für den es bestimmt war, danach greifen wollte. Mit einem Paar Schimpfworten ging jedoch der nahe Sturm vorüber, und ein heimgeläuteter seitens des Triumphirenden erhielt der Benachtheiligte in den Kauf.

Die beiden Soldaten hatten den Mann betrachtet, dann leise mit einander gesprochen. Nun wendete sich Einer an Jemand, von dem er wußte, daß er den Verhandlungen vor den Assisen beigewohnt, mit der Frage: „ob der Angeklagte freigesprochen worden sei?"

Die Antwort lautete verneinend mit dem Bemerken: „daß der Hof zur Erholung eine Stunde pausire."

Nun besprachen sich die Beiden nochmals längere Zeit, richteten noch einen Blick auf den Grünrock, tranken ihr Bier aus und entfernten sich deshalben aus dem Locale.

Der Beobachtete nahm sofort den Platz, den Jene verlassen, ein, zündete eine Cigarre an, und erhielt Gesellschaft an einem Bürger, der, mit dem Zeitungsblatte in der Hand, sich niedersetzte.

Als dieser einige Minuten hindurch gelesen, schüttelte er den Kopf und sagte laut: „Ei, das ist ja ein sonderbarer Spitzbube!"

Auf des Fremden Frage, was ihn zu diesem Ruse veranlasse? reichte der Bürger ihm die Zeitung mit den Worten hin: „Da, lesen Sie selbst den Steckbrief."

Der Grünrock las ziemlich gelinde und halblaut Folgendes:

Steckbrief.

„Ein gewisser Gustav Hüttenermer, der sich an anderen Orten auch Ferdinand Gaßtenderf, Adolph Stenzel und „Louis d'Orchin genannt, ist dringend verdächtig, die hiesigen Banquiers Leeo Weiß und Comp. und J. C. Manderscheid, mittelst nachgemachter Wechsel, um bedeutende Summen betrogen und demnächst die Flucht ergriffen zu haben.

„Indem ich dessen Signalement zur öffentlichen Kenntniß „bringe, ersuche ich die Polizeibehörden des In- und Aus„landes, auf den Obengenannten zu vigiliren und im Betre„tungsfalle mir oder der nächsten Oberprocuratur vorführen „zu lassen.

„Rheinschmalhausen, den 30. November 18...

„Der Großherzogl. Oberprocurator
„v. Ingus."

„Ha, meine Ahnung!" rief der Fremde, „nun ist es aus!" Er warf das Zeitungsblatt auf den Tisch, ohne das Signalement gelesen zu haben, ließ den Rest seines Bieres im Glase stehen, und verschwand schnell aus dem Zimmer.

Staunend blickte sein Nachbar und einige in der Nähe sitzende Gäste ihm nach; der Erste griff nach der Zeitung, las nochmals das Signalement des Steckbriefs genau durch und schüttelte wiederholt den Kopf.

Zur Mittheilung des sonderbaren Vorfalls an Andere fand sich keine Zeit, denn die Uhr im Zimmer schlug vier, und fast alle Gäste stürmten, ihre Gläser rasch leerend, zum Hause hinaus, dem Assisensaale zu.

Der Graf von Forstheim hatte, während der Pause, mit besonderer Aufmerksamkeit für Amalien und ihren Vater im Zeugenzimmer Erfrischungen herbeischaffen lassen, was in gleicher Weise Bremer für Solden gethan.

Jetzt schellte es, der Assisenhof erschien und Jeder begab sich auf seinen Platz. Der Anblick des Ganzen war, bei den angezündeten Wachskerzen, imposant.

Als der Angeklagte hereingeführt wurde, suchte sein Auge nur einen Gegenstand. Er schien ihn gefunden zu haben, denn ein angenehmes Lächeln umzog seinen Mund, und seine Fassung ließ nichts zu wünschen übrig.

Die Sitzung wurde für wiedereröffnet erklärt und der bereits genannte Sachverständige, dann noch Emanuel Heinrich Fuchsbolg, Fürstlich Griesheimischer Büchsenspanner, und Karl Friedrich Schultze, Königlicher Förster, früher Gardejäger, Beide in Griesheim wohnhaft, als Sachverständige vereidet.

Nachdem sie den vorschriftsmäßigen Eid geleistet und ihnen die Fensterscheibe, die Pistole und die Kugel — aus Amaliens Wande — vorgelegt waren, prüften und verglichen sie die Gegenstände nochmals genau, und erklärten sodann — nämlich Jeder einzeln und von dem Andern getrennt — daß sie bei ihrem vor dem Untersuchungsrichter abgegebenen Gutachten beharren müßten.

Dieses ging einstimmig dahin: „daß der Schuß, mit Rücksicht auf die starke Ladung der Pistole und die geringe Entfernung des Ziels vom Stande des Zielenden, nothwendig durch einen menschlichen Körper getrungen sein würde, wenn die Kugel nicht durch die Lehne des Stuhls aufgehalten worden wäre. Das runde, dem Umfange der Kugel angemessene Loch in der Glasscheibe zeige deutlich, daß der Schießende ganz nahe am Fenster gestanden und das Ziel gut in's Auge gefaßt habe. Auch wäre in diesem Falle das Glas ein geringer Hemmungsgegenstand."

Bremer befolgte ein ganz andres Vertheidigungssistem, als daß er das Verfahren, durch Fragen an die Sachverständigen, verlängern sollte; dagegen wurde der Procurator Jack nicht müde mit zum Theil unnützen Fragen. Unter den Geschwornen machten sich bei dieser Gelegenheit besonders diejenigen durch Fragen bemerklich, die Mitglieder der Schützengesellschaft waren.

Nunmehr erschienen mehre Schutzzeugen, deren Aussagen sich hauptsächlich auf den tadellosen Lebenswandel des Angeklagten, und daß er ein redlicher, rechtschaffener Mann sei, bezogen.

Nur zwei dieser Zeugen müssen wir erwähnen, nämlich: den Anton Christian Rehfeld, 38 Jahre alt, Handschuhfabrikant, und dessen Ladenmädchen Marie Catharine Busenschleif, 18 Jahre alt, Beide am Orte selbst wohnhaft.

Sie bekundeten, in vorschriftsmäßiger Weise vernommen: „daß sie den Lieutenant Solden gut kennten, indem er sehr oft Handschuhe, theils schwarze, theils weiße zum Ballbaronzuge, bei ihnen gekauft. Jedes Mal hätten sie sich über die kleine Hand desselben gefreut, für welche immer sehr geschwind, aus dem Vorrathe, passende Handschuhe gefunden waren."

Eduard Ludwig.

(Schluß folgt.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Oberst v. Wernig (aus der Thür nichts kommend, finster).

Sophie.

Lieber Papa! — Mutter hat Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen.

Oberst.

Ist Wilhelm noch nicht zurück? — Nichts von dem Herzoge für mich gekommen?

Lucie.

Keines von Beiden ist geschehen. — Lieber Mann, nicht wahr Lucie hatte Recht, als sie die erste Audienz Wilhelm's bei dem Fürsten fürchtete? Gewiß hat er sich zu frei ausgesprochen und dadurch sein Glück verscherzt.

Oberst.

Ich muß Dir offen gestehen, daß ich mich in den Herzog nicht finden kann; er soll damals Wilhelm auf das Freundlichste entlassen, und sich sehr gnädig über ihn geäußert haben. Trotz dem harrt nun Wilhelm seit zehn Tagen vergebens vorgelassen zu werden. (Zur Seite.) Auch die Verwilligung meiner Bitte: Weiß zu adeln, bleibt aus. Sollte sie beleidigt, sollte etwa . . . (Der Oberst versinkt in Nachdenken.)

Lucie.

Du sinnst? — Lieber Mann, vertraue mir, was Du hast . . . .

Oberst (zerstreut).

O Nichts, mein Kind. (Er schellt.)

(Diener tritt ein.)

Oberst.

Mein Sohn noch nicht zurück?

Diener.

Seit einer halben Stunde, Herr Oberst.

Oberst.

Und nicht hier? — Wo ist er?

Diener.

Auf seinem Zimmer.

Oberst.

Er soll sogleich zu mir kommen. (Diener ab.) Das ist ein schlimmes Zeichen.

Lucie.

Es geht Etwas vor unter Euch, Dich drückt ein Kummer. Darf Deine treue Gattin ihn nicht tragen helfen? Ich erinnere mich einer Zeit und sie liegt uns nicht ferne, — in welcher Dich das Unangenehmste nicht verschlossen machte. An meiner Seite erholtest Du Dich schnell, und diese Hand strich alle Falten Deiner Stirne glatt.

Oberst.

Es sind Geschäfte, liebe Frau, momentane Unannehmlichkeiten, wie sie oft im Leben vorkommen.

Sophie.

Etwa wegen . . . .

Lucie (mit einem Zeichen des Schweigens).

Kind! . . . .

Oberst.

Was meint sie?

Heribert Rau.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 38. Leipzig, Mittwoch den 19. März 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. VI. Band: 1. und 2. Kapitel. — Das Verbrechen und der Geschworten-Ausspruch. Eine Novelle von Eduard Ludwig. (Schluß.)

Kunstbericht. Die Musikerscheinungen des Januar. Von Hermann Hirschbach. — Eine Verlegenheit. Gedicht von Rettmann. — Briefwechsel.

Der Ewige Jude.

Sechster Band.*)

Der Beschützer.

Erstes Kapitel.

Mißtrauen.

Das Fräulein von Cardoville trat der Maxeux lebhaft entgegen und sagte, ihr die Arme entgegenbreitend: — Kommen Sie... kommen Sie, jetzt trennt uns kein Gitter mehr!

*) B. I. Nr. 1—7. B. II. Nr. 8—13. B. III. Nr. 16—20. B. IV. Nr. 22—26. B. V. Nr. 27—37.

Bei dieser Anspielung, welche sie daran erinnerte, daß ihre arme, aber fleißige Hand ehrfurchtsvoll von dieser schönen und reichen Patrizierin geküßt worden war, empfand die junge Arbeiterin ein zu gleicher Zeit unaussprechliches und stolzes Gefühl der Dankbarkeit. Da sie anstand, dem herrlichen Umfange Adrienne's zu entsprechen, so umarmte diese sie mit rührender Innigkeit.

Als die Maxeux sich von den reizenden Armen des Fräulein von Cardoville umschlungen sah, als sie die frischen, blühenden Lippen des jungen Mädchens schwesterlich ihre bleichen und kränklichen Wangen berühren fühlte, brach sie in Thränen aus, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Rodin betrachtete, in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, diesen Auftritt mit geheimem Mißbehagen; er war von dem würdevollen Widerstande unterrichtet, welchen die Maxeux den hinterlistigen Versuchungen der Oberin des Klosters Sainte-Marie entgegengesetzt und kannte die innige Ergebenheit dieses edlen Geschöpfes gegen Agricol, eine Ergebenheit, die seit einigen Tagen sich so muthig auf Fräulein von Cardoville übertragen hatte; daher war es dem Jesuiten gar nicht recht, daß diese sich bestrebte, die Neigung noch zu vermehren. Er dachte klüglich, daß man niemals einen Feind oder Freund, wie klein er auch sein möge, verachten dürfe. Sein Feind war nun Jeder, der sich dem Fräulein von Cardoville weihte; und dann verband Rodin, wie wir wissen, mit einer seltenen Festigkeit des Charakters gewisse abergläubische Schwächen, und er fühlte sich von dem seltsamen Eindrucke der Furcht beunruhigt, welchen die Maxeux auf ihn machte; er nahm sich daher vor, diesen Ahnungen oder dieser Vorahnung Folge zu geben.

.....

Zartsinnige Seelen haben bisweilen in den kleinsten Dingen einen Instinkt der Anmuth und der Güte, der zur Bewunderung reizt. So nahm, als die Maxeux viele und süße Thränen der Dankbarkeit geweint, Adrienne ein reich gesticktes Schnupftuch und trocknete liebevoll die Thränen, welche das schwermüthige Gesicht der jungen Arbeiterin benetzten.

Diese so naive und freimüthige Bewegung enthob die Maxeux einer Demüthigung; denn ach, Demüthigung und Leiden, das sind die beiden Abgründe, an deren Rande das Unglück unaufhörlich hingeht; daher ist auch für das Unglück die geringste zarte Zuvorkommenheit eine doppelte Wohlthat...

Vielleicht wird man über die kleinliche Einzelheit verächtlich lächeln, welche wir beispielsweise anführen; aber die arme Maxeux, welche ihr altes, kleines, zerrissenes Schnupftuch nicht hervorzuziehen wagte, würde noch lange vor Thränen nicht haben sehen können, wenn Adrienne sie nicht getrocknet.

— Sie sind so gütig!... O, Sie sind so edel und mildherzig... Fräulein!

Das war Alles, was die Arbeiterin mit tiefbewegter Stimme sagen konnte; sie war von der Aufmerksamkeit des Fräulein von Cardoville noch mehr gerührt, als sie es vielleicht über einen ihr geleisteten Dienst hätte sein können.

— Sehen Sie sie an... mein Herr, — sagte Adrienne zu Rodin, der schnell näher trat. — Ja... das ist ein Schatz, den ich entdeckt habe... Betrachten Sie sie, mein Herr, und lieben Sie sie, wie ich sie liebe, ehren Sie sie, wie ich sie ehre. Es ist eines von den Herzen... wie wir sie suchen.

— Und wie wir sie finden, Gott sei Dank, mein theures Fräulein, — sagte Rodin zu Adrienne, sich vor der Arbeiterin verneigend.

Diese hob langsam die Blicke auf den Jesuiten; beim Anblick dieses leichendosten Gesichtes, welches ihr wohlwollend zulächelte, dachte das junge Mädchen; seltsam, sie hatte diesen Mann noch niemals gesehen, und augenblicklich empfand sie gegen ihn fast denselben Eindruck der Furcht, welchen er gegen sie empfunden. Gewöhnlich schüchtern und verwirrt, konnte die Maxeux doch nicht ihren Blick von dem Rodin's abwenden; ihr Herz schlug stark wie beim Herannahen einer großen Gefahr, und da das vortreffliche Geschöpf nur für die fürchtete, welche sie liebte, so näherte sie sich unwillkürlich Adriennen, indem sie stets die Augen auf Rodin geheftet hielt.

Dieser war zu sehr Physiognomiker, um nicht den furchtbaren Eindruck zu gewahren, welchen er verursachte, und er fühlte seine instinktmäßige Abneigung gegen die Arbeiterin sich vermehren.

Anstatt die Augen vor ihr niederzuschlagen, schien er sie mit so anhaltender Aufmerksamkeit zu betrachten, daß Fräulein von Cardoville darüber verwundert war.

— Verzeihung, meine liebe Tochter, — sagte Rodin, indem er seine Erinnerungen zu sammeln schien und sich an die Maxeux wandte, — verzeihen Sie, aber ich glaube, daß ich mich nicht irre... Sind Sie nicht vor einigen Tagen nach dem Kloster Sainte-Marie... hier nebenan gegangen?

— Ja, mein Herr!

— Kein Zweifel mehr, so sind Sie es!... Wo hatte ich denn den Kopf?... — rief Rodin aus. — Sie sind es... ich hätte es mir gleich denken können...

— Was ist denn, mein Herr! — fragte Adrienne.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Kunstbericht.

Die Musikerscheinungen des Januar.*)

Unsere Musikepoche bezeichnet man füglich als eine der Kleinigkeiten. Als nach dem Befreiungskampfe gegen die französische Herrschaft das deutsche Volksleben in Ermattung und Erschlaffung versank, war dies gerade der geeignetste Zustand, wo der sinnliche Reiz italienischer Musik, welche damals wenigstens noch durch den immerhin genialen Rossini vertreten wurde, bald auch bei uns die Obergewalt über den Geschmack gewinnen konnte. Beethoven, der noch lebte, verstand man im Allgemeinen nicht, Franz Schubert mißachtete man, Spohr's Einseitigkeit hat nicht dauernd zu fesseln vermocht, und C. M. v. Weber wurde zu früh von seiner Laufbahn abgerufen. So überlieferte sich denn Deutschland willig den lockenden Netzen einer glänzenden Geschmacklosigkeit. Die Oper wurde wieder was sie vor Gluck gewesen war: ein funkelnder Unsinn. Zugleich waren durch Beethoven die musikalischen Formen so ausgebildet und ausgeweitet worden, daß es schwächern Componisten — und der Schwachen sind in allen Dingen die Meisten — schwer, ja unmöglich wurde, sich in solchen zu behaupten, und daß man vielmehr zu den bequemen Formen der Mozart-Haydnschen Epoche zurückkehrte, Beethoven's Eroberungen in dem Reiche der Kunst als unschön — der gewöhnliche Vorwand der Ohnmacht — verscheuend. Ueberhaupt war der Sinn des deutschen Publicums kein geeigneter mehr, beim Anhören eines musikalischen Werks sich bis zum Selbstdenken zu erheben; man wollte diese Unterhaltungsmusik, wie die Italiener sie so willig lieferten, und so kam es denn rasch dahin, daß man die Formen noch mehr verkleinerte. Sinfonien, Quartette, Sonaten, Concerte wurden immer seltener; statt dessen verfiel man auf die sogenannten Fantasien über beliebte Opernthemata und das wurde, unter verschiedenen Benennungen, der Hauptzweig der musikalischen Literatur. Neben diesem machten sich die Liedercompositionen breit, von denen monatlich eine Unzahl erschien, und ein anderes, größeres Werk zu veröffentlichen, wurde, wenn es nicht von einem sehr berühmten Autor herstamme, von den Musikalienverlegern für ein Opfer angesehen. Zugleich verdrängte das Piano die Geige, da jenes Instrument einen ältern Gedanken mit täuschendem Flitter zu verdecken viel geschickter ist, als die frei herausfingende Violine, und in dem Maße, wie der Geist aus der Tonkunst entwich, erhob sich die Spielvirtuosität auf eine bisher ungeahnte Höhe. Der phantastische Paganini, der Dämon der Violinspieler, welcher alle seine Vorgänger und Nachfolger weit überragt, eröffnete die Reihe, welche meist nur schwache Nachbilder dieses großen Meisters zeigte. Hausen von Violin- und Klavierspielern durchzogen die Welt, und überschwemmten mit ihren Phantasien, Impromptus, Transscriptionen und andern die Literatur, alles Bessere daraus verdrängend. Eine Entwürdigung des Musiklebens riß ein, von der man sich 10 Jahre früher keinen Begriff gemacht hätte. Die Ankunft eines solchen Fingerheiden wurde wie ein großes Staatsereigniß besprochen, und der einzige Zweck der Menschheit schien beinahe blos Klavier- und Violinspiel zu sein. Nach und nach hat sich der Taumel bei uns einigermaßen gelegt, aber die Folgen desselben liegen uns deutlich vor Augen in unserer musikalischen Literatur, der die Schmach auf die Stirn gedrückt ist. Seltsamerweise setzen alle diese Kreuz- und Querzüge der Virtuosen in eine Zeit, wo die revolutionären Bebungen der Staatsverhältnisse Europa's jeden Augenblick einen allgemeinen Zusammensturz dro-

*) Siehe Nr. 31.

— O, Sie haben sehr Recht, mein theures Fräulein, — sagte Rodin, indem er auf die Maneux zeigte. — Das ist ein Herz, ein edles Herz, wie wir es suchen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Würde, mit welchem Muthe dieses arme Kind, dem es an Arbeit mangelte, . . . und für sie ist Arbeitsmangel Mangel an Allem; wenn Sie wüßten, sage ich, mit welcher Würde sie den schimpflichen Lohn zurückgewiesen hat, welchen die Oberin des Klosters ihr nichtswürdiger Weise bot, um sie zur Auskunftschaftung einer Familie aufzufordern, bei der man sie unterbringen wollte! . . .

— O, das ist nichtswürdig, — rief Fräulein von Cardoville mit Abscheu. — Einen solchen Vorschlag diesem unglücklichen Kinde . . . ihr! . . .

— Fräulein, — sagte die Maneux bitter, — ich hatte keine Arbeit . . . ich war arm; man konnte mich nicht; man hat geglaubt, mir Alles vorschlagen zu können . . .

— Und ich, ich sage, — versetzte Rodin, — daß es eine doppelte Nichtswürdigkeit von Seiten der Oberin war, das Elend in Versuchung zu führen, und daß es doppelt schön ist von Ihnen, sich geweigert zu haben.

— Mein Herr . . . — sagte die Maneux mit verlegener Bescheidenheit.

— O, o, ich lasse mich nicht so leicht einschüchtern, — sagte Rodin, — Lob oder Tadel, ich sage gerade heraus, was ich auf dem Herzen habe . . . Fragen Sie dieses theure Fräulein — und er bezeichnete Adrienne mit dem Blick. — Ich will Ihnen also ganz offen sagen, daß ich eben so gut über Sie denke, als Fräulein von Cardoville selbst.

— Glauben Sie mir, mein Kind, — sagte Adrienne; — es giebt Lobeserhebungen, welche ehren, beschämen, ermuthigen . . . und die des Herrn Rodin gehören dazu . . . Ich weiß das, o, ich weiß es . . .

— Uebrigens, mein theures Fräulein, müssen Sie mir nicht die ganze Ehre dieses Urtheils zuschreiben.

— Wie das?

— Diese liebe Mädchen ist ja wohl die Pflegeschwester Agricol Baudoin's, des braven Handwerkers, des kräftigen, volksthümlichen Dichters. Nun, ist die Neigung eines solchen Mannes nicht die beste Bürgschaft und erlaubt sie nicht, so zu sagen, nach dem Anblick zu beurtheilen? — fügte Rodin lächelnd hinzu.

— Sie haben Recht, mein Herr, — sagte Adrienne, — denn ohne dieses liebe Kind zu kennen, habe ich begonnen, mich sehr lebhaft für sie von dem Tage an zu interessiren, wo ihr Adoptivbruder mit mir von ihr gesprochen hat . . . Er drückte sich mit so vieler Wärme, so viel Hingebung aus, daß ich gleich das junge Mädchen für fähig gehalten habe, eine so edle Neigung einzuflößen.

Diese Worte Adrienne's, zu welchen noch ein anderer Umstand hinzukam, brachte die Maneux so sehr in Verwirrung, daß ihr blasses Gesicht purpurroth wurde.

Wir wissen, daß die unglückliche Agricol mit eben so leidenschaftlicher als schmerzlicher und heimlicher Zärtlichkeit liebte; jede selbst mittelbare Anspielung auf dieses verhängnißvolle Gefühl brachte das junge Mädchen in eine grausame Verlegenheit.

In dem Augenblicke nun, wo Fräulein von Cardoville von der Neigung Agricol's zur Maneux gesprochen, war diese dem beobachtenden und durchdringenden Blicke Rodin's begegnet . . . Wäre sie mit Adrienne allein gewesen, so würde sie, wenn sie von dem Schmied hätte sprechen hören, nur eine vorübergehende Verlegenheit empfunden haben; aber jetzt schien ihr unglücklicherweise, daß der Jesuit, vor dem sie schon eine unwillkürliche Furcht empfand, in ihrem Herzen gelesen und darin das Geheimniß der traurigen Liebe entdeckt habe, deren Opfer sie war . . . daher kam die hohe Röthe der Unglücklichen, daher die sichtbare peinliche Verlegenheit, die selbst Adriennen auffiel.

Ein seiner und schnellfassender Geist wie Rodin's sucht bei der leisesten Wirkung sogleich die Ursache. Vergleichsweise verfahrend sah der Jesuit auf der einen Seite ein verwachsenes Mädchen, die aber sehr klug und einer leidenschaftlichen Hingebung fähig war, auf der andern einen jungen, schönen, kühnen, geistvollen und offenherzigen Arbeiter. — Mit einander erzogen, in vielen Beziehungen übereinstimmend, müssen sie sich brüderlich lieben, — dachte er bei sich, — aber man erröthet nicht über eine brüderliche Liebe, und die Maneux ist erröthet und vor meinem Blicke verwirrt geworden, sollte wirkliche Liebe bei ihr vorhanden sein?

Auf dem Wege dieser Entdeckung wollte Rodin seine Nachforschung bis zu Ende führen. Da er die Ueberraschung bemerkte, welche die sichtbare Verlegenheit der Maneux Adriennen verursachte, sagte er zu dieser lächelnd, indem er mit einem bedeutsamen Zeichen nach der Maneux hinübersah:

— Nun, sehen Sie, mein theures Fräulein, wie sie erröthet . . . diese arme Kleine, wenn man von der lebhaften Neigung dieses braven Handwerkers zu ihr spricht!

Die Maneux senkte, außer sich vor Verwirrung, den Blick zu Boden.

Nach einer Pause von einer Secunde, während welcher Rodin still schwieg, um dem grausamen Pfeile Zeit zu lassen, in das Herz der Unglücklichen tiefer einzudringen, fuhr er fort:

— Aber sehen Sie nur das Mädchen, wie sie verlegen wird!

Nach einer anderen Pause bemerkte er, daß die Maneux, während sie erst ganz dunkelroth gewesen, tödtlich bleich geworden war und an allen Gliedern zitterte, und er fürchtete daher, daß er zu weit gegangen sei, denn Adrienne sagte voller Theilnahme zu ihr:

— Mein liebes Kind, warum werden Sie denn so verlegen?

— O, das ist ganz einfach, — versetzte Rodin mit vollkommener Unbefangenheit, denn da er wußte, was er wissen wollte, kam es ihm darauf an, zu thun, als wenn er nichts ahne. — O, das ist ganz einfach, das liebe Mädchen hat die Bescheidenheit einer gegen ihren Bruder guten und zärtlichen Schwester. Da sie ihn so sehr liebt, sich ihm so ganz ähnlich macht, so kommt es ihr vor, als ob das Lob ihr gelte, wenn man ihn lobt . . .

— Und da sie eben so bescheiden als vortrefflich ist, — fügte Adrienne hinzu, indem sie die Hände der Maneux ergriff, — verwirrt sie das geringste Lob über ihren Adoptivbruder, oder über sie selbst in solchem Maße, wie wir eben sehen, und das ist eine wahre Kinderei, über die ich sie recht ordentlich schelten will.

Fräulein von Cardoville sprach ganz im Ernste; die von Rodin gegebene Erklärung schien ihr ganz annehmlich.

Wie alle Personen, welche in jedem Augenblick fürchten, daß ihr schmerzliches Geheimniß an den Tag kommt, sich eben so schnell wieder beruhigen, als sie sich fürchten, überredete die Maneux sich oder hatte das Bedürfniß sich zu überreden, um nicht vor Scham zu sterben, daß die letzten Worte Rodin's aufrichtig seien und er keine Ahnung habe, was sie für Agricol empfinde.

— Entschuldigen Sie mich, Fräulein, — sagte sie schüchtern, — ich bin so wenig an ein solches Wohlwollen, wie das, mit dem Sie mich überhäufen, gewöhnt, daß ich Ihre Güte gegen mich schlecht vergelte.

— Meine Güte, armes Kind, — sagte Adrienne, — ich habe noch Nichts für Sie gethan. Aber Gott sei Dank, von heute an werde ich mein Versprechen halten können und Ihre Ergebenheit zu mir, Ihre muthvolle Entsagung, Ihre heilige Liebe zur Arbeit und die Würde belohnen, von der Sie unter den grausamsten Sorgen so viel Beweise gegeben haben; mit einem Worte, von heute ab werden mir, wenn es Ihnen angenehm ist, uns nicht mehr verlassen.

— Das ist zu viel Güte, mein Fräulein, — sagte die Maneux mit bebender Stimme, — aber ich . . .

— O, beruhigen Sie sich, — sagte Adrienne sie unterbrechend, indem sie ihre Gedanken errieth. — Wenn Sie es annehmen, werde ich mit meinem etwas selbstsüchtigen Wunsche, Sie bei mir zu haben, zugleich die Unabhängigkeit Ihres Charakters, Ihre Gewohnheit zu erbeiten, Ihre Liebe zur Zurückgezogenheit und Ihr Bedürfniß, Jedem, der Mitleid verdient, sich hinzugeben, zu versöhnen wissen, und ich verberge es Ihnen nicht: gerade eben, indem ich Ihnen die Mittel gebe, dieses Ihr edelmüthiges Bestreben zu befriedigen, rechne ich darauf, Sie verführen und an mich fesseln zu können.

— Aber was habe ich denn gethan, mein Fräulein, — sagte die Maneux naiv, — um so viel Dankbarkeit von Ihrer Seite zu verdienen? Haben Sie nicht im Gegentheil damit begonnen, sich so edelmüthig gegen meinen Adoptivbruder zu bezeigen!

— O, ich spreche Ihnen ja nicht von Dankbarkeit, — sagte Adrienne, — wir sind quitt . . . sondern ich spreche von der Neigung, von der aufrichtigen Freundschaft, welche ich Ihnen entbiete.

— Freundschaft . . . mir, mein Fräulein . . .

— Nun, nun, — sagte Adrienne mit reizendem Lächeln zu ihr, — seien Sie nicht stolz, weil Sie den Vortheil der Stellung haben, und dann habe ich es mir einmal in den Kopf gesetzt, daß Sie meine Freundin werden sollen, und Sie werden es sehen, so wird es auch kommen . . . Aber jetzt eben fällt es mir erst ein und zwar sehr spät: welcher glückliche Zufall führt Sie denn hierher!

— Heute Morgen hat Herr Dagobert einen Brief bekommen, in welchem man ihn bat, sich hierher zu begeben, wo er, wie man schrieb, gute Nachrichten finden würde in Betreff dessen, was ihm am meisten in der Welt interessirt . . . Da er glaubte, es seien die Fräulein Simon damit gemeint, so sagte er zu mir: Maneux, Sie haben so viel Theilnahme für diese lieben Kinder bewiesen, daß Sie mit mir kommen müssen; Sie werden meine Freude sehen, wenn ich sie wiederfinde, und das wird dann Ihre Belohnung sein . . .

Adrienne sah Rodin an. Dieser nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte:

— Ja, ja, theures Fräulein, ich habe diesem braven Soldaten geschrieben, aber ohne zu unterzeichnen und ohne mich näher auszulassen; Sie sollen erfahren, warum.

— Wie geht es aber denn zu, daß Sie allein gekommen sind? — fragte Adrienne.

— Ach, Mademoiselle, — versetzte die Maneux, — ich war bei meiner Ankunft von Ihrem Empfange so gerührt, daß ich Ihnen meine Befürchtungen noch nicht habe mittheilen können.

— Welche Befürchtungen? — fragte Rodin.

— Und da ich wußte, daß Sie hier wohnen, mein Fräulein, setzte ich voraus, Sie hätten diesen Brief Dagobert zukommen lassen. Ich sagte ihm das und er war auch meiner Ansicht. Hier angekommen, war er so ungeduldig, daß er gleich an der Thür die beiden Waisen beschrieb und fragte, ob sie hier seien. Man verneinte das. Nun wollte er, trotz aller meiner Vorstellungen, sogleich im Kloster nach ihnen fragen.

— Welche Unvorsichtigkeit! — rief Adrienne.

— Nach dem, was in der Nacht neulich vorgegangen ist, — ergänzte Rodin achselzuckend.

— Ich stellte ihm vergebens vor, — versetzte die Maneux, — daß der Brief nicht bestimmt deren spreche, daß man ihm die beiden Waisen übergeben werde, aber wahrscheinlich werde man Nachrichten über sie haben; er wollte von Nichts hören und sagte zu mir: Wenn ich im Kloster Nichts erfahre, so komme ich nach . . . aber sie waren vorgestern hier im Kloster, und jetzt, wo Alles entdeckt ist, kann man sie mir nicht mehr verweigern.

— Und mit einem solchen Eisenkopfe, — sagte Rodin lächelnd, — ist keine weitere Erörterung möglich . . .

---

tenz; gleichsam als suchten die Völker in dem Klingklang der Virtuosen ein Mittel der Betäubung, um ihren Schmerz über das unabschüttelbare Joch zu vergessen. Selbst ein Mann wie Mendelssohn bequemte sich zu den so beliebten Kleinigkeiten, und es ist noch in Aller frischem Andenken, welches Aufsehen seine sogenannten Lieder ohne Worte machten, die er durch mehre Hefte bis auf die neueste Zeit fortgesetzt hat, und wie viel Nachahmer sie fanden. Gegenwärtig hat selbst Spohr, dieser Veteran dieser classischen Richtung, der sogar eine historische Sinfonie geschrieben, worin er das moderne Streben verspottete, seine ehrwürdige Miene abgelegt, und Lieder ohne Worte, sechs Duettinen für Geige und Piano — Hamburg, Schuberth u. Comp. — herausgegeben. Es ist dies sein 127stes Werk. Spohr gehört zu jenen Künstlern, deren Ruhm ein kurzes Leben förderlich gewesen wäre. Er wäre dann Hoffnungen zurücklassend von uns geschieden, während wir jetzt in ihm eine Ruine erblicken, die keine, noch so gläubige Phantasie mit dem Dämmerhauche der Romantik noch zu schmücken vermag. Er hat sich überlebt, wenn auch nicht in solchem Grade wie Spontini, der gar nicht mehr schafft. Spohr schreibt noch immer fleißig fort, aber was er schreibt, hat keinen Reiz der Neuheit mehr. Man hat das alles schon von ihm selbst gehört; und was ist das auch meistentheils für eine Erfindung! Noten ohne begeisternden Sinn können noch viele Andere schreiben, und das ist kein Verdienst. Die Duettinen werden kein Glück machen, sie übergossen uns bei einer Aufführung derselben wie mit Eis, so sehr schwer einen Geiger zu ihrem Vortrage, nach gehaltener Probe, in einem Musikverein zu bewegen; denn die jetzigen Geiger wollen von Spohr nicht viel wissen. Diese ewigen chromatischen Verwandlungen sind in der That unerquicklich, und die Mühe, welche der Schüler auf Einübung dieser Duettinen verwendet, lohnt ihm nicht durch Beifall der Zuhörer. Das böseste Wort, welches man von solchen Kleinigkeiten sagen kann, ist wohl, daß sie langweilig, und das sind Spohr's Duettinen. Ein so kurzes Stück ist aber wie eine Anekdote; wenn in jenem nicht der Gedanke, in diesem der Witz schlagend ist, wendet man sich von beiden unwillig ab. Keiner wird den Dank, welchen die Musikfreunde dem Schöpfer der Jessonda, des Faust, der Weihe der Töne, so schöner Violinduette schuldig sind, vergessen; er ist wirklich ein durchaus eigenthümlicher Tonsetzer, aber diese Eigenthümlichkeit eben ist eine so unglückliche, daß sie nothwendigerweise zu einer langweiligen Manier führen mußte, die namentlich auch seine größern Werke, Opern, Oratorien, Sinfonien an einer großen Gesammtwirkung verhindern. Wie ganz anders zeigte sich da der kraftvolle Beethoven'sche Genius in immer neuen Gestaltungen!

Schreiten wir in der Musterung der im verflossenen Monate erschienenen neuen Instrumentalcompositionen weiter, so müssen wir einen gewaltigen Sprung von dem berühmten Namen Spohr's zu den unberühmten Gust. Krug's, Rich. Würst's und C. L. Franck's machen. Von Krug ist wieder ein Streichquartett — Berlin, Trautwein u. Comp. — erschienen. Dieser ganz gut musikalisch gebildete Dilettant hat eine Anzahl solcher Werke herausgegeben, ist aber mit keinem weiter gekommen; ja, das jetzt erschienene steht hinter früheren zurück. Seine Musik ist eine spießbürgerliche, nach den Formen und der Schule Haydn's und Mozart's gebildet, und das genügt unserer Zeit nicht mehr. Die Arbeit Krug's ist übrigens immer eine solide, und gewährt er in seinen Quartetten auch nicht dem Eigenthümliches verlangenden Künstler Befriedigung, so wird er doch jenen Dilettantenkreisen, welche schwer auszuführende, originelle Sachen den leicht verständlichen nachsetzen, denen das Verständniß von diesen sogar fern liegt — und deren giebt es Viele — mit seinen Schöpfungen willkommen sein.

— Mein Gott, wenn er nur nicht wiedererkannt wird, — sagte Adrienne, indem sie an die Drohungen Balcinier's dachte.

— Das ist nicht anzunehmen, — erwiederte Rodin, — man wird ihm den Eingang wehren und das wird wohl das Schlimmste sein, was ihm bezegnet; übrigens kann der Beamte nicht mehr lange ausbleiben und muß gleich mit den beiden jungen Mädchen hierherkommen... Ich bin hier nicht mehr nöthig... andere Sorgen rufen mich. Ich muß mich nach dem Prinzen Djalma erkundigen; deshalb haben Sie die Güte mir zu sagen, wann und wo ich Sie werde sehen können, mein theures Fräulein, damit ich Sie von meinen Nachforschungen unterrichten und mit Ihnen Alles besprechen kann, was den jungen Prinzen anbetrifft, wenn, wie ich hoffe, meine Nachforschungen guten Erfolg haben.

— Sie werden mich in meinem Hause finden, wo ich von hier aus gleich hingehe, Rue d'Anjou im ehemaligen Hôtel Beauvau... Aber da fällt mir ein, — sagte Adrienne plötzlich, nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, — es scheint mir aus mehren Gründen weder schicklich, noch vielleicht vorsichtig, den Prinzen Djalma in dem Pavillon unterzubringen, welchen ich früher im Hôtel Saint-Dizier inne hatte. Ich habe vor einiger Zeit ein reizendes kleines, vollständig meublirtes, gleich beziehbares Haus gesehen, einige in vierundzwanzig Stunden auszuführende Verschönerungen werden es zu einem sehr hübschen Aufenthalte machen... Ja, — fügte Fräulein von Cardoville nach einer abermaligen Pause hinzu, — so ist es tausendmal besser und ich werde dann auch im Stande sein, das strengste Incognito zu bewahren.

— Wie, — rief Rodin, dessen Pläne durch diesen neuen Entschluß des Mädchens auf gefährliche Weise gestört wurden, — Sie wollen, daß er nicht wissen soll...

— Ich will, daß der Prinz Djalma durchaus nicht weiß, wer der unbekannte Freund ist, der ihm beisteht: ich wünsche, daß mein Name nie vor ihm ausgesprochen wird und daß er nicht einmal erfährt, daß ich überhaupt lebe... wenigstens für jetzt... später, in einem Monate vielleicht, werde ich ja sehen und mich dann von den Umständen leiten lassen.

— Aber wird dieses Incognito, — sagte Rodin, seine unangenehme Ueberraschung verbergend, — nicht schwer zu bewahren sein?

— Wenn der Prinz meinen Pavillon bewohnt hätte, bin ich Ihrer Meinung; die Nachbarschaft meiner Tante würde ihn auf die Spur haben führen können, und diese Befürchtung ist einer von den Gründen, die mich auf meinen ersten Plan verzichten lassen... Aber so wird der Prinz einen entfernten Stadttheil bewohnen... in der Rue Blanche. Wer würde ihn von dem in Kenntniß setzen, was er nicht wissen soll? Einer meiner alten Freunde, Herr Norval, Sie, mein Herr, und dieses brave Kind, — sie zeigte auf die Mayeux, — auf deren Verschwiegenheit ich rechnen kann, wie auf die Ihrige, Sie sind die Einzigen, die mein Geheimniß kennen... es wird also durchaus bewahrt werden... Uebrigens wollen wir morgen über diese Sache ausführlicher sprechen; vor allen Dingen kommt es erst darauf an, diesen unglücklichen jungen Prinzen wiederzufinden.

Rodin fügte sich, obwohl er höchst ergrimmt war über den plötzlichen Entschluß Adrienne's in Bezug auf Djalma, und antwortete:

— Ihre Absichten, mein Fräulein, werden aufs Gewissenhafteste ausgeführt werden und morgen, wenn Sie erlauben, statte ich Ihnen Bericht ab.

— Auf morgen also, ich werde Sie ungeduldig erwarten, — sagte Adrienne liebreich zu Rodin. — Erlauben Sie mir, stets auf Sie rechnen zu können, wie ich von heute ab Ihnen ganz zu Gebote stehe. Sie werden nachsichtig gegen mich sein müssen, denn ich sehe voraus, daß ich noch manchen Rath, manchen Dienst werde von Ihnen verlangen müssen, während ich Ihnen schon so viel verdanke.

— Sie werden mir niemals genug verdanken, mein theures Fräulein, niemals genug, — sagte Rodin, indem er langsam auf die Thür zuging, nachdem er sich vor Adrienne verneigt hatte.

In dem Augenblicke, wo er hinausgehen wollte, befand er sich Dagobert gerade gegenüber.

— Aha... so habe ich endlich Einen... — rief der Soldat aus, indem er den Jesuiten mit kräftiger Hand bei der Gurgel packte.

Zweites Kapitel.

Entschuldigungen.

Als Fräulein von Cardoville Dagobert Rodin so hart anfassen sah, rief sie voll Schrecken auf den Soldaten zugehend aus:

— Um Gottes willen, mein Herr, was machen Sie?

— Was ich mache? — antwortete rauh der Soldat, ohne Rodin los zu lassen, indem er sich zu Adriennen umdrehte, welche er nicht kannte, — ich benutze die Gelegenheit, um Einem von der elenden Sippschaft des Renegaten die Kehle zuzuschnüren, damit er mir sagt, wo meine armen Kinder sind...

— Sie ersticken mich, — sagte der Jesuit mit sterbender Stimme, indem er sich dem Soldaten zu entwinden suchte.

— Wo sind die Waisen, da sie nicht hier sind und man mir die Thür des Klosters verschlossen hat, ohne mir Rede stehen zu wollen? — rief Dagobert mit donnernder Stimme.

— Zu Hülfe! — keuchte Rodin.

— O das ist abscheulich, — sagte Adrienne.

Und zitternd, blaß, die Hände ringend wandte sie sich an Dagobert:

— Gnade, mein Herr, hören Sie mich, hören Sie ihn an...

— Herr Dagobert, — rief die Mayeux, indem sie mit ihren schwachen Händen den Arm Dagobert's anfaßte und ihm Adriennen zeigte, — es ist Fräulein von Cardoville... keine Gewaltthätigkeit in ihrer Gegenwart... und dann irren Sie sich gewiß.

Bei dem Namen des Fräulein von Cardoville, der Wohlthäterin seines Sohnes, wandte sich der Soldat hastig um und ließ Rodin los. Dieser, welcher vor Aerger und vor Erstickung ganz blauroth geworden war, beeilte sich seinen Halskragen und sein Halstuch wieder in Ordnung zu bringen.

— Verzeihung, mein Fräulein, — sagte Dagobert, indem er auf Adrienne zuging, die noch bleich vor Schreck war; — ich wußte nicht, wer Sie waren, und dann hat mich die erste Aufregung wider meinen Willen fortgerissen...

— Aber, mein Gott, was haben Sie gegen den Herrn? — fragte Adrienne. — Wenn Sie mich angehört hätten, würden Sie erfahren haben...

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie unterbreche, — sagte der Soldat mit verhaltener Stimme zu Adrienne. Darauf wandte er sich an Rodin, der seine Kaltblütigkeit wieder bekommen hatte: — Gedanken Sie sich bei dem Fräulein und machen Sie, daß Sie hinauskommen; wenn Sie hier bleiben, kann ich nicht für mich stehen...

— Ein Wort blos, mein theurer Herr, — sagte Rodin, — ich...

— Ich sage Ihnen, daß ich nicht für mich stehen kann, wenn Sie hier bleiben, — rief Dagobert aus, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte.

— Aber um Gottes willen, sagen Sie mir wenigstens den Grund dieses Zornes, — versetzte Adrienne, — und besonders gehen Sie nicht nach dem bloßen Scheine. Beruhigen Sie sich und hören Sie uns.

— Beruhigen soll ich mich, mein Fräulein? — rief Dagobert voller Verzweiflung. — Aber ich denke nur an Einen, an die Ankunft des Marschall Simon; er wird heute oder morgen in Paris eintreffen.

— Wäre es möglich! — sagte Adrienne.

Rodin machte eine überraschte und freudige Bewegung.

— Gestern Abend, — versetzte Dagobert, — habe ich einen Brief vom Marschall erhalten; er war in Havre eingelaufen; seit drei Tagen habe ich Schritte auf Schritte gethan, indem ich hoffte, daß die Waisen mir wiedergegeben würden, da der abscheuliche Plan dieser Elenden — und er zeigte wieder mit einer zornigen Geberde auf Rodin — mißlungen war. — Aber nein... sie sinnen wieder auf eine neue Nichtswürdigkeit,... ich bin auf Alles gefaßt...

— Aber, mein Herr, — sagte Rodin hervortretend, — erlauben Sie mir...

— Hinaus, — rief Dagobert, dessen Reizbarkeit und Angst sich verdoppelte, indem er daran dachte, daß von einem Augenblicke zum andern der Marschall Simon in Paris ankommen konnte. — Hinaus, hinaus, denn wenn das Fräulein nicht gewesen wäre, so würde ich mich wenigstens an Einem von Euch gerächt haben...

Rodin winkte dem Fräulein von Cardoville, der er sich vorsichtig genähert hatte, mit einer Miene des Einverständnisses, zeigte mit rührendem Bedauern auf Dagobert und sagte zu dem Letzteren:

— Ich werde also gehen, mein Herr, und um so lieber, als ich gerade dieses Zimmer verlassen wollte, da Sie eintraten.

Darauf sich ganz und gar dem Fräulein von Cardoville nähernd, sagte der Jesuit mit leiser Stimme zu ihr:

— Der arme Soldat! Der Schmerz macht ihn ganz und gar verwirrt; er würde unfähig sein, mich zu hören. Erklären Sie ihm Alles, mein theures Fräulein; er wird sehr bestürzt sein, — fügte er mit listiger Miene hinzu; — unterdessen, — fuhr Rodin fort, indem er in die Seitentasche seines alten Ueberrocks griff und ein kleines Packet daraus hervorzog, — stellen Sie ihm dies hier zu, ich bitte Sie darum, das soll meine Rache sein, sie ist gut.

Und da Adrienne das kleine Packet in der Hand haltend den Jesuiten mit Erstaunen ansah, legte dieser seinen Zeigefinger auf die Lippen, wie um dem jungen Mädchen Schweigen anzuempfehlen, und kam nach der Thür, indem er auf den Fußspitzen rückwärts ging. Nachdem er noch mit einer Geberde des Mitleids auf Dagobert gezeigt, ging er hinaus. Der Letztere blieb in dumpfer Niedergeschlagenheit, mit gesenktem Kopfe, die Arme über die Brust gekreuzt, stumm gegen die eisigen Liebkosungen der Mayeux.

Nachdem Rodin das Zimmer verlassen, näherte sich Adrienne dem Soldaten und sagte mit ihrer sanften Stimme und dem Ausdrucke der höchsten Theilnahme zu ihm:

— Sie sind so hastig hereingekommen, daß ich noch nicht im Stande war, eine mir sehr am Herzen liegende Frage an Sie zu richten... Wie steht's mit Ihrer Verwundung?

— Danke, mein Fräulein, — sagte Dagobert, indem er sich aus seiner peinlichen Stimmung herausriß, — danke, es ist nicht bedeutend, aber ich habe auch keine Zeit daran zu denken... Es thut mir leid, in Ihrer Gegenwart so roh gewesen zu sein und diesen Elenden fortgejagt zu haben; aber es geht über meine Kräfte, beim Anblick dieser Leute kocht mir das Blut.

— Und doch, glauben Sie mir, haben Sie zu voreilig geurtheilt... die Person, welche eben da war...

— Zu voreilig, mein Fräulein... ich kenne ihn ja nicht von heute... er war bei diesem Renegaten, dem Abbé von Aigrigny.

— Allerdings... das hindert ihn aber nicht, ein rechtschaffener und vortrefflicher Mann zu sein...

— Er! — rief Dagobert.

— Ja... und er ist in diesem Augenblicke mit weiter Nichts beschäftigt, als Ihnen diese theuren Kinder wieder zu verschaffen.

— Er! — versetzte Dagobert, indem er Adrienne ansah, als könne er nicht glauben, was er hörte, — er mir meine Kinder wieder verschaffen!

— Ja... viel eher als Sie es vielleicht meinen.

— Mein Fräulein, — sagte Dagobert plötzlich, — er betrügt Sie, Sie lassen sich von diesem alten Kerl täuschen.

Ihm geistesverwandt ist Rich. Würst, ein junger Musiker in Berlin. Er schreibt mit Leichtigkeit, wie es scheint, aber seine Sachen haben nichts Eigenthümliches. Sie gehören zu jener Gattung Gesellschaftsmusik, welche für wohlgepuzte und elegante Zirkel wie berechnet erscheint, und unserer neuen Musikliteratur eine so nichtssagende Physiognomie aufdrückt. Würst's Erstlinge ist eine sehr schwächliche, und das Beste an seinem ganzen Trio für Piano, Violine und Cello — Breitkopf u. Härtel — sind dessen erste Takte. Mannigfaltigkeit, Charakter und Adel der Gedanken sind die Haupteigenschaften, welche man an ihm vermißt. Außerdem versteht er sich nicht gut auf Behandlung des Piano, und anziehende Combination ist in Ermangelung physischer Vorzüge nirgends zu entdecken. Würst wird kein großer Componist werden, kann es aber zur Beliebtheit beim Dilettantismus bringen.

Franck hat als Opus 1. drei Trios für Piano, Violine und Cello veröffentlicht — Hamburg, Schuberth und Comp. — deren erstes, uns unbekanntes, schon vor längerer Zeit erschien. Ueber das zweite und dritte vermögen wir nichts sehr Günstiges zu sagen, so sehr wir geneigt sind, bei einem Opus 1, und gar bei einem, das äußerlich so ehrenwerth mit drei Trios auftritt — eine gar seltene Erscheinung in unserer Zeit — Milde walten zu lassen. Aber warum sollten wir uns absichtlich selbst täuschen wollen? — Die Melodiekraft des Componisten ist, wie sie in diesen beiden Trios zu Tage tritt, keine viel versprechende. Seine Motive sind gewöhnlich, die Behandlung derselben nicht selten geschmacklos. Dies erfüllt uns mit Trauer, und läßt uns, weil nicht die Hoffnung, den Wunsch aussprechen, daß der Componist sich über die Classe der Virtuosen-Componisten erhebe.

Von H. Bertini ist eine Sonate für Piano und Geige erschienen — Mainz, Schott, — die sowohl an Gedanken wie an Combination zu schwach ist, als daß ein ordentlicher Musiker sie zum zweiten Male in die Hand nehmen könnte. Selbst Jedelei verschmäht der Componist nicht. Vielleicht paßt das Stück für ein französisches Publicum; in Deutschland kann es höchstens nur ein ganz schwacher Dilettant brauchen.

S. Thalberg, der berühmte Virtuose, hat bei Breitkopf und Härtel eine lange Sonate für Piano Solo herausgegeben. Schon lange vor Erscheinen derselben machte die Verlagshandlung das Publicum auf sie aufmerksam, als auf ein Werk, das sein Verfasser selbst hoch halte. Das mag sein; aber die Kritik dachte anders, und hat die ganze Sonate als ein zwar mit Schwierigkeiten überladenes, aber sonst nichtsnutziges Virtuosenstück ungnädig beurtheilt. Wer überhaupt Thalberg's frühere selbstständige Compositionen betrachtete, konnte von seiner Sonate nichts erwarten. Es fehlt ihm zum Tonsetzer theils hinlängliche Schöpferkraft, theils künstlerische Gesinnung. Er ist und bleibt der glatte Virtuose der ersteklassischen Salons, mit dem Weibergesicht und der eleganten Gewandtheit des Weltmanns. Das macht sich aber in unsern Zeiten bezahlt, und wenn auch in 50 Jahren kein Mensch mehr an eine Thalberg'sche Sonate denkt, was thut's? — ihr Verfasser hat glänzend gelebt, viel verdient, und ist reich gestorben. Was danach kommt, kümmert keinen Virtuosen, der nur für den Augenblick lebt. Außerdem erschienen von Thalberg einige Kleinigkeiten.

Wilhelm Taubert veröffentlichte ein Paar Klavierkleinigkeiten. Ueber diese zu reden ist nicht die Mühe werth, wohl aber über den Componisten selbst, von dem seine schriftstellerischen Freunde einst so viel der Welt versprachen, was leider in keiner Weise sich bestätigt hat. Taubert bietet das Bild eines Talents, dem schöpferische Urkraft fehlt, um siegreich aus der Mittelclasse der Schaffenden heraustreten zu können. Er hat Kenntnisse und Fähigkeiten, aber der letztern nicht

— Nein, — sagte Adrienne dem Kopf schüttelnd und lächelte, — ich habe Beweise von seinen guten Absichten... Erstens war er es, der dafür gesorgt hat, daß ich dies Haus verlassen kann.

— Wäre es wahr! — sagte Dagobert verwirrt.

— Sehr wahr... und was noch mehr ist, hier kann ich Ihnen etwas geben, was Sie vielleicht wieder mit ihm aussöhnen wird, — sagte Adrienne, indem sie Dagobert das kleine Packet übergab, welches Rodin beim Gehen ihr gegeben hatte. — Da er Sie nicht länger durch seine Gegenwart aufbringen wollte, hat er zu mir gesagt: — Fräulein, stellen Sie dieses dem braven Soldaten zu, das soll meine Rache sein.

Dagobert sah Fräulein von Cardoville mit Ueberraschung an und öffnete mechanisch das Packet. Als er es auseinander gewickelt, sein silbernes durch die Jahre geschwärztes Kreuz und das alte rothe, verschossene Band erkannt hatte, das man ihm im Wirthshause zum weißen Falken mit seinen Papieren gestohlen, rief er mit abgebrochenen Tönen und klopfendem Herzen:

— Mein Kreuz... mein Kreuz,... es ist mein Kreuz!

Und im Uebermaße seiner Freude drückte er den silbernen Orden an seinen grauen Schnurrbart.

Adrienne und die Maneux fühlten sich von der Aufregung des Soldaten tief bewegt, und dieser eilte nach der Thür, zu welcher Rodin hinausgegangen war, und rief:

— Nach einem dem Marschall Simon, meiner Frau und meinem Sohne geleisteten Dienst konnte man nicht mehr für mich thun... Und Sie stehen für diesen braven Mann ein, mein Fräulein? Und ich habe ihn beleidigt... in Ihrer Gegenwart mißhandelt... er hat Anspruch auf Genugthuung... o, er soll sie haben, er soll sie haben!

Dies sagend ging Dagobert hastig aus dem Zimmer, lief durch zwei andere, kam zur Treppe, sprang sie schnell hinab und holte Rodin auf der untersten Stufe ein.

— Mein Herr, — sagte der Soldat mit bewegter Stimme zu ihm, indem er ihn am Arme faßte, — Sie müssen gleich wieder heraufkommen.

— Es wäre indessen gut, wenn Sie sich zu etwas fest entschlössen, mein lieber Herr, — sagte Rodin gutmüthig, indem er stillstand. — Vor einem Augenblicke befahlen Sie mir fortzugehen und jetzt heißt es wiederkommen. Woran soll ich mich nun halten?

— Eben, mein Herr, hatte ich Unrecht, und wenn ich Unrecht gehabt habe, mache ich es wieder gut. Ich habe Sie vor Zeugen beleidigt, mißhandelt... ich werde Ihnen vor Zeugen es abbitten.

— Aber, mein lieber Herr, ich denke Ihnen, ich bin etwas eilig.

— Was geht das mich an, ob Sie eilig sind... ich sage Ihnen, Sie müssen gleich wieder mit heraufkommen, sonst, — versetzte Dagobert, indem er die Hand des Jesuiten mit eben soviel Herzlichkeit als Freude drückte, — sonst wird das Glück, welches Sie mir durch Wiedergabe meines Kreuzes verschafft haben, nicht vollständig sein.

— Nun, dann soll es mir darauf nicht ankommen, mein lieber Freund; gehen wir wieder hinauf...

— Und nicht blos haben Sie mir mein Kreuz wiedergegeben, um das ich, ich will es nur gestehen, geweint habe, ohne es Jemandem zu sagen, — rief Dagobert voll Rührung aus; — sondern diese junge Dame hat mir auch gesagt, daß meine armen Kinder, Dank Ihren Bemühungen... nun... machen Sie mir keine falschen Hoffnungen... ist es wahr?... nun, mein Gott, ist es wahr?

— Nun seh 'mal Einer die Neugier, — sagte Rodin schlau lächelnd; darauf fügte er noch hinzu: — Nun, nun, beruhigen Sie sich, man wird Ihnen Ihre beiden Engel wiedergeben, Sie alter Eisenfresser.

Und der Jesuit stieg die Treppe wieder hinauf.

— Man wird sie mir heute noch wiedergeben? — rief Dagobert aus.

Und in dem Augenblicke, wo Rodin die Treppe hinaufging, hielt er ihn beim Aermel zurück.

— Ei nun, mein lieber Freund, — sagte der Jesuit, — was wird denn noch daraus werden, stehen wir stille, steigen wir hinauf oder gehen wir wieder hinab? Ohne daß ich Ihnen einen Vorwurf machen will: Sie lassen mich ja wie ein Joujou herauf- und heruntergehen.

— Ja, Sie haben Recht, dort oben können wir uns besser darüber auslassen, kommen Sie also, kommen Sie schnell, — sagte Dagobert.

Darauf nahm er Rodin unter den Arm, ließ ihn den Schritt beeilen und brachte ihn triumphirend in das Zimmer zurück, in welchem Adrienne und die Maneux erstaunt über das schnelle Verschwinden des Soldaten zurückgeblieben waren.

— Da ist er, da ist er, — rief Dagobert beim Eintreten. — Glücklicher Weise habe ich ihn unten auf der Treppe noch eingeholt.

— Und Sie haben mich in einen guten Schritt gebracht, — fügte Rodin ziemlich athemlos hinzu.

— Jetzt, mein Herr, — sagte Dagobert mit ernster Stimme, — erkläre ich vor dem Fräulein, daß ich Unrecht gehabt habe, Sie zu mißhandeln, Sie zu beleidigen, ich bitte Sie deshalb um Entschuldigung, mein Herr, und erkenne mit Freuden an, daß ich Ihnen viel, o, sehr viel verdanke... und ich schwöre es Ihnen, wenn ich Jemandem etwas schuldig bin, so zahle ich auch.

Und Dagobert reichte nochmals Rodin seine brave Hand, der sie freundlich drückte und hinzufügte:

— Nun, mein Gott, was ist denn so Großes? Von welchem Dienste sprechen Sie denn?

— Nun und das hier? — sagte Dagobert, indem er sein Kreuz Rodin vor den Augen glänzen ließ, — wissen Sie denn nicht, was dieses Kreuz für mich ist?

— Im Gegentheil, ich setze voraus, daß Sie viel darauf halten müßten und rechnete darauf, es Ihnen selbst übergeben zu können, ich hatte es dazu mitgebracht... Aber unter uns gesagt, Sie haben gleich bei Ihrer Ankunft mich so... mich so vertraulich behandelt, daß ich nicht die Zeit gehabt habe...

— Mein Herr, — sagte Dagobert verwirrt, — ich versichere Sie, daß ich auf's Bitterste bereue, was ich gethan habe.

— Ich weiß es, mein lieber Freund; sprechen wir nicht mehr davon... also Sie halten sehr viel auf dieses Kreuz?

— Ob ich darauf halte, — rief Dagobert aus, — dieses Kreuz, — und er küßte es nochmals, — das ist meine Reliquie. Der, von dem ich es habe, war mein Heiliger... mein Gott... und er hatte es berührt...

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verbrechen
und
der Geschwornen-Ausspruch.

(Schluß aus Nr. 37.)

Die ihnen vorgezeigten Handschuhe erkannten sie als, aus ihrer Fabrik hervorgegangen, an. Der einzelne große Handschuh hätte auf Bestellung gefertigt werden müssen, weil der Eigenthümer desselben unter den im Laden befindlichen kein Paar finden können, das auf seine Hand gepaßt. Die Größe, wie man sie hier sehe, sei ihm, dem Mehfell, so lange er fabrizire, noch nicht vorgekommen, weßhalb er des Bestellers, dessen Namen und Stand er nicht wisse, sich genau erinnere, und ihn augenblicklich wiedererkennen würde, wenn man ihm ihm vorführe." Hinsichts des letztern Umstandes sagte das Mädchen dasselbe aus.

Auch diesen Zeugen stellte Jack Fragen, die nur zu Folge der Achtung, welche das Publicum vor der Gerichtssitzung hatte und womit es das Amt des Procurators von seiner Person unterschied, kein Gelächter nach sich zogen.

Fritz hatte auf alle an ihn gerichteten Fragen die ganze Wahrheit bekannt. Die Pistole erklärte er, nicht aus seines Bedienten Zimmer geholt zu haben. Er leugnete mit voller Zuversicht die gräßliche That und entschuldigte seine Flucht auf der Straße mit der Verwirrung, worin er sich befunden und mit den Wirkungen der Reden, die er dort vernommen. Selbst hätte er sich für den Mörder des Fräuleins Lehmann gehalten, in dem Sinne jedoch, daß sein letztes Betragen gegen sie ihren Tod herbeigeführt.

Der Präsident gab nun dem öffentlichen Ministerium das Wort.

Staatsprocurator Jack erhob sich, schlug die weiten Aermel seiner Robe zurück und sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Ihrem Scharfblick wird es „nicht entgangen sein, zu welchem Verbrechen blinde Leidenschaft und ein heftiger Charakter führen können. Die Ausbrüche derselben machen den Menschen Alles um sich her vergessen, seine Pflichten gegen Gott und seinen Nächsten, seine „Stellung in der Gesellschaft, Ehre, Wohlfahrt, Leben, kurz „die ganze Gegenwart und Zukunft."

„Noch so jung, beherrschten den Angeklagten schon Gefühle, die bei einem religiösen und so gebildetem Manne, „wie er, selbst in reiferen Jahren nicht entstehen durften. „Ein Wahn, die eingebildete Eifersucht; ihre Bestrafung, wozu „er sich als Beleidigter ermächtigt hielt, brachten ihn an den „Abgrund des Verderbens, ließen ihn eine That begehen, die „nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten ist, und „in diesem Leben sowohl, wie jenseits der größten Strafe unterworfen wird."

„Die Aeußerungen des Angeklagten gegen Amalie Lehmann, „die er nicht ein Mal abzuleugnen versucht hat, seine Drohung, sein plötzliches Davonlaufen würden allein schon hinreichen, ihn der gräßlichen That des versuchten Menschenmordes zu überführen, wenn nicht die Aussagen der Zeugen und „alle übrigen Umstände den vollständigsten Beweis gegen ihn „lieferten."

Wir wollen die Leser nicht mit dem ganzen Vortrage ermüden, wie er uns von dem Stenographen, der der Sitzung beigewohnt, überkommen ist; wir wollen vielmehr nur berichten, daß Herr Jack die Gründe ausführlich entwickelte, welche ihm zur Rechtfertigung der Anklage dienlich zu sein schienen. Mehrmals kamen Stellen vor, die nicht überall das Gepräge der Wahrheit trugen, und solche faßten die Anwesenden sogleich auf, denn ein leises Murmeln hinderte den Redner nicht selten an der geläufigen Fortsetzung, so daß die Präsidentenglocke einschreiten mußte.

Als der Staatsprocurator sich gesetzt, stand der Advocat Bremer auf und begann:

„Meine Herren Geschwornen! Ein seltenes Beispiel falschen Verdachts ist Ihnen zur Prüfung vorgelegt worden. „Sie sollen über eine Thathandlung richten, deren Bekanntwerdung Jeden mit Abscheu erfüllen mußte, eine Thathandlung, zu der nur der verhärtetste Bösewicht fähig sein konnte;

---

genug, um in die Reihe der Ersten zu gelangen, und wer nicht zu den Vordersten gehört, sei es im guten oder bösen Sinne, bleibt gar zu leicht zurück und wird vergessen. Taubert hat nie vermocht einen eigenthümlichen Styl sich anzueignen; er schwankt zwischen alt und modern, und wird sich mit dem Ruf eines guten Musikers begnügen müssen.

Czerny, der Unvermeidliche, prangt wieder im musikalischen Monatsanzeiger mit verschiedenen Klavierunterrichtssachen, Transscriptionen und einem Offertorium. Dieser entsetzlich fleißige Mann, dem in dieser Hinsicht keiner gleichkommt, hat unbestrittene Verdienste um das Klavierspiel, dessen berühmteste Virtuosen aus seiner Schule hervorgegangen sind, aber daß eine so emsige Geschäftsthätigkeit, wie er sie trieb, und die es ungerechnet vielfacher Arrangements bis heinahe zum 800sten gedruckten Werke gebracht hat, seinen Zeitgenossen zuletzt Stoff zu humoristischen Ausfällen geben mußte, war unausbleiblich. Man erzählt, Czerny arbeite an mehren Sachen zugleich, derartig, daß während eine heruntergeschriebene Seite einer Fantasie trockne, er an einer andern Composition schreibe, und so fort. Einen künstlerischen Werth können seine Sachen in keiner Weise beanspruchen; die Erfindung ist eine gedankenlose, eine, wie man sie jeden Augenblick in der ungünstigsten Stimmung, ohne sich zu besinnen, hinschreiben kann. Aber Czerny schreibt auch dafür Alles, geistliches wie weltliches. Sein Offertorium strotzt von den in Kirchenwerken herkömmlichen Flosskeln, welche diesen Musikzweig bei erfindungsarmen Componisten so beliebt machen.

In Henry Herz erblicken wir einen gewandten, obgleich viel schwächern Musikmenschen. Er hat es noch nicht bis zum 200sten Werke gebracht, verdient aber viel Geld mit seinen Sachen, denen er im verflossenen Monate wieder einen Walzer und Fantasien hinzugefügt hat. Man hat spöttisch gesagt: „Herz hat kein Herz" eigentlich hat er noch viel weniger. Von Manchen begreift man wirklich nicht, wie sie sich zu solcher Höhe des — Verdienstes haben emporschwingen können.

Von dem Virtuosen Willmers erschien eine Tarantella furioso, von Dreyschock eine Nocturne, von Charles Voß auch einiges Kleine, und von dem schrecklichen Fingerhelden Leopolde de Mayer, dem Nachahmer Liszt's, welcher selbst die Türken und ihren Großsultan mit seiner Virtuosität nicht verschonte, eine Phantasie, die ihm wohl den Namen eines Tamerlan des Piano zuziehen könnte. Ad. Hesse gab einige Orgelsachen heraus. Er gilt noch immer für den ersten Orgelspieler Deutschlands. Proch veröffentlichte im Klavierauszuge die Ouvertüre zu seiner neulich in Wien durchgefallenen Oper: Ring und Maske, und Lindpaintner ebenso die Ouvertüre seiner Oper: Die sicilianische Vesper. Auf dem Titel steht: „heroische Oper," aber in der Ouverture konnten wir nichts Heroisches entdecken. Sie erschien uns hinreichend trivial, um diese Bezeichnung Lügen zu strafen. Lindpaintner gehört zu den Vielschreibern; es ist wohl nicht ein Fach, in dem er nicht gearbeitet hat, und dennoch kein Werk, das ihn auf die Nachwelt bringt. Seine Sachen zeigen den leicht zusammenschreibenden Routinier; oder sollte er bei seinen letztern Erzeugnissen sich wirklich einige Mühe gegeben haben? — Das wäre noch schlimmer für ihn. Hin und wieder hat er in früherer Zeit bewiesen, daß er bei weniger Schreibfertigkeit Besseres zu leisten vermag.

Das sind die Instrumentalsachen, welche wir von den Neuigkeiten des vorigen Monats erwähnenswerth hielten. In den Hallen der Vocalmusik herrscht schon seit lange ein Gedränge und ein Gewirr von Stimmen, vom stümperhaften Dilettanten bis zum Meister. Ein Heft Lieder ist gewöhnlich dasjenige, womit ein Componist in heutiger Zeit beginnt. Freilich keine Empfehlung; aber die Berleger nehmen

„ein Verbrechen, das mit Recht den, welcher es beging, aus „der menschlichen Gesellschaft entfernen und die härteste Strafe „für ihn nach sich ziehen muß. Mir wurde das schöne Loos „zu Theil, den Freund, den Bruder meiner künftigen Gat„tin, vor Ihnen, meine Herren, zu vertheidigen; vor Män„nern, denen Familienbande nicht fremd, die mit den seli„gsten Gefühlen, welche der Himmel in unser Herz gepflanzt, „vertraut sind. Und, meine Herren, die Vertheidigung ist „wahrlich keine schwierige Aufgabe! — Wie ich den Angeklag„ten kenne, wie mir in seinem Innern keine Falte verbor„gen geblieben, so muß mein Wort, von dessen Wahrheit ich „selbst durchdrungen bin, zu Ihren Herzen sprechen, die rein „gestimmten Saiten in wohlklingenden Accorden anschlagen, „und demgemäß, zum Schutze des Rechts, zum Vortheil des „Gesetzes, und zur Ehre des Geschworenen-Instituts, für das „wir leben und sterben, es mir gelingen, Ihre Ueberzeugung „von der Unschuld des jungen Mannes, von dessen Erschei„nung, ich weiß es gewiß, Sie bereits eingenommen sind, zu „bewirken."

Bremer stellte sodann die ganze Sache dar, wie Fritz sie ihm mitgetheilt und wie er sie von Anderen erfahren hatte. Auf den vorgefundenen Handschuh legte er ein großes Gewicht, hob die Zeugenaussagen so hervor, daß sie fast lediglich zu Gunsten des Angeklagten gemacht worden zu sein schienen; kurz er entfaltete ein schönes Talent, das im ganzen Publicum Bewunderung, und dadurch noch größere Theilnahme für Solchen erregte. Man hörte nicht selten an manchen Stellen der Rede die Frauen schluchzen, und als er nach den Schlußworten: „So, meine Herren, liegt der ganze „Fall, in offner Wahrheit, vor Ihnen. Die sonderbarsten „Zufälle, wie die Geschichte sie zu allen Zeiten aufweist, ha„den gegen einen Mann Verdacht erregt, daß er eine That „begangen, die mit seinem früheren Leben überall in Wi„derspruch steht. Wie sehr der Schein auch gegen ihn ist, „müssen wir auch nicht vergessen, daß dieser trügt. Gottes „Allmacht wird seiner Zeit, was jetzt noch verborgen, an das „Licht bringen, und dann mögen Sie mit ruhigem Gewis„sen auf die Periode Ihres Lebens zurückblicken, in der Sie „der Schuldlosigkeit eines Unschuldigen, durch Ihren Aus„spruch, das Siegel aufdrückten," sich setzte, entstand eine so freudige Bewegung unter der Menge, daß Minuten erforderlich waren, die Stille wieder herzustellen.

Das Publicum im Allgemeinen, und der Mann aus der untern Volksclasse insbesondere, ergreift immer gegen die Polizeibehörde, zu Gunsten des anscheinlich Unterdrückten, Partei. Was demnach in einer öffentlichen Assisensitzung die Staatsbehörde gegen einen Solchen vorbringt, wird zürnend aufgenommen; wenn aber der Vertheidiger auf die verschiedenen Punkte, die der Zuhörer genau im Gedächtnisse behält, recht kräftig erwiedert, dann ist die Freude groß, und oft vernimmt man die Worte: „Das ist recht!" oder: „Brav gedeclamirt!" — „Gut gegeben!" — „Da hat er nun seinen Theil!"

Hierauf sprach Fritz selbst einige Worte, die sichtlich auf Richter, Geschworne und Publicum Eindruck machten.

Amalie hielt sich kaum aufrecht und hatte ihr weißes Taschentuch fast in Thränen gebadet, worüber ihr Vater und der Graf die Stirn krauselten.

Der Angeklagte endete mit Nachstehendem:

„Drum müssen wir uns glücklich preisen, einer Provinz „anzugehören, die auf ihre Rechtsverfassung stolz sein kann. „Bürger richten über Bürger nach ihrer Ueberzeugung, nicht „nach vermeintlichen Rechtsgrundsätzen. Ich übergebe mich „Ihrem Ausspruch. Ich fürchte ihn nicht, denn ich weiß, „schon jetzt tönt in Ihrer Brust das Wort: nicht schuldig!"

Der Staatsprocurator erwiederte, indem er die einzelnen Punkte der Vertheidigung widerlegte und zuletzt die Geschwornen aufforderte: „sich nicht durch das schöne Talent des Vertheidigers blenden zu lassen, vielmehr mit Kraft und Würde dem Verbrechen entgegenzutreten, dessen der Angeklagte hinreichend überführt sei. Auf ihren Ausspruch hoffe der König, der Staat, das Gesetz. Einen Schuldigen freisprechen, heiße das Gericht der Geschwornen brandmarken."

Kann man sich wohl einen größern Bombast denken? Gut für den Staat, daß es nicht viele Jack's giebt, die ihm als Vertreter bei den Gerichten dienen.

Und worin bestand nun die Gegenrede des Vertheidigers?

Er sagte blos: „Meine Herren! Den Beweisgründen der Staatsbehörde, die Sie so eben vernommen, habe ich nichts mehr zu entgegnen."

Allgemeine Heiterkeit folgte dieser lakonischen Antwort.

Der Präsident erklärte die Verhandlungen für geschlossen und stellte die ganze Sache summarisch dar, indem er zugleich, ohne im Entferntesten seine persönliche Meinung zu erkennen zu geben, die Geschwornen auf die vorzüglichsten Beweise aufmerksam machte, welche für oder wider den Angeklagten vorgebracht worden.

Hierauf stellte er, nachdem er die Geschwornen an die Pflichten erinnert, welche sie zu erfüllen hätten, ihnen die aus dem Anklageact hervorgehende Frage:

„Ist der Angeklagte schuldig, den Mordversuch, welcher „am 6. October d. J., Abends gegen 7 Uhr, wider Amalie „Lehmann hierselbst stattfand, mittelst Vorbedachts und Auflauerns, dadurch begangen zu haben, daß er eine mit „einer Kugel geladene Pistole, durch eine Glasscheibe des „Straßenfensters, auf die in ihrem Zimmer sitzende Amalie Leh„mann abfeuerte, und diese schwer verwundete?" Diese Frage übergab der Präsident dem Vorstande der Geschwornen, Herrn von Zunderbrand, der das Amt kraft des Looses, welches ihn zuerst austrieb, erhielt, schriftlich, nebst dem Anklageacte, den Protokollen, welche den Thatbestand des Verbrechens beurkundeten und den übrigen Actenstücken des Prozesses, jedoch mit Ausnahme der schriftlich abgefaßten Zeugenerklärungen.

Zugleich bemerkte der Präsident den Geschwornen, daß, wenn der Angeklagte der That zwar schuldig befunden würde, jedoch nur durch die Mehrheit einer einzigen Stimme, sie gleich beim Eingange ihrer Erklärung dieses Umstandes erwähnen müßten.

In diesem Falle stimmt nämlich der Gerichtshof ebenfalls ab und die Stimmen werden zusammengezählt. Stimmengleichheit ist jederzeit zu Gunsten des Angeklagten.

Nachdem der Präsident den Angeklagten aus dem Sitzungssaale abführen lassen, begaben sich die Geschwornen in das ihnen angewiesene Berathungszimmer, welches sie, bevor sie ihre Erklärung abgefaßt, nicht verlassen durften, und zu dem Niemandem, aus welchem Grunde es immer sein möchte, der Eintritt gestattet wird, es sei denn, daß der Präsident solches schriftlich erlaubt. Alles bei Strafe von höchstens 500 Franks für den Geschwornen, der die Vorschrift übertritt, und von 2jährigem Gefängniß für jeden Andern, der derselben zuwiderhandelt.

Ein dem ältesten Gendarmen der Polizeiwache übergebener, seinen Namen und Dienstgrad enthaltender schriftlicher Befehl, die Zugänge zum Geschwornenzimmer bewachen zu lassen, wurde vom Präsidenten vollzogen, worauf sich der Hof in das Nebenzimmer zurückzog, und die Versammlung zum Theil den Saal verließ, wie früher in der Pause.

Die Leser haben gehört, daß wir nicht befugt sind, in das Zimmer der Geschwornen einzudringen. Vielleicht gelingt uns dieses später mit oder ohne schriftliche Erlaubniß des Präsidenten, um ihrer Berathung beizuwohnen. Für jetzt wollen wir im nämlichen Justizgebäude eine Treppe hinaufsteigen, einen langen Gang hinabgehen, und durch eine der vielen dort befindlichen Thüren, die halb offen steht, in das Zimmer des Oberprocurators treten, wo wir diesen Beamten an einem Pulte stehend und mit Schreiben beschäftigt finden.

Neben ihm sehen wir einen Bekannten, nämlich den Gränrock aus der Bayrischen Bierhalle „zum Schlichen" genannt.

„Also falsche Würfel, gezeichnete Karten in einem verborgenen Fache des Schreibsecretärs!" fragte der Oberprocurator.

„Wie ich Ihnen sage," war die Antwort. „Eine Menge Bilstenkarten unter allerlei Namen, Blanketts zu Pässen aus allen Ländern, Stempel mit den Wappen der verschiedenen Staaten und noch viele vorräthige Wechsel, die blos auf das Ausfüllen des Datums warten."

„Besandet Ihr Euch schon in Paris in seinen Diensten?"

„Nein! doch hörte ich, daß er dort mit seinen Würfeln und Karten Manchen ausgezogen."

„Und wie ist sein eigentlicher Name?"

„Reymak Quast. Er ist aus Mainz gebürtig, ein gelernter Graveur und vielseitig gebildet."

„Nun gut! ich werde Euch ein Attest ausstellen, auf dessen Grund Ihr später bei Wolf u. Comp. und Manderscheid Eure Belohnung in Anspruch nehmen könnt. Vor Beendigung der jetzt einzuleitenden Untersuchung dürft Ihr Euch jedoch nicht aus der Stadt entfernen. Ich werde Euch jetzt das Protokoll über Eure Anzeige vorlesen."

In diesem Augenblick trat, ohne anzuklopfen, eine militärische Ordonanz, mit dem Helm auf dem Kopfe und mit Seitengewehr versehen, herein, überreichte dem Oberprocurator ein dickes, versiegeltes Schreiben mit den Worten: „vom Obrist von Eisenfeld," machte hierauf auf dem linken Absatz kehrt und marschirte im 120er Schritt zur Thür hinaus.

Der Brief, den der Oberprocurator sofort erbrach, war ein Citissime, nach dessen Durchlesung er schellte und dem eintretenden Parketdiener einige Worte zuflüsterte.

Während das gerachte Protokoll dem Denuncienten vorgelesen wurde, hörte man draußen klirrende Tritte; und als der Gränrock seinen Namen: „Conrad Stumpf" darunter gesetzt hatte, erschienen ein Gerichtsvollzieher und ein Gendarme, an welche sich der Oberprocurator mit dem Befehl wendete: „Bringen Sie diesen Menschen in Verwahrung!"

Gleich nach Ankunft der Geschwornen in ihrem Berathschlagungszimmer las ihnen der Hermann, Herr von Zunderbrand, folgende, mit großen Buchstaben an der Thür innerhalb angeschlagene Instruction vor:

„Das Gesetz fordert von den Geschwornen keine Rechen„schaft über die Gründe, wodurch sie sich überzeugt gefunden „haben; es schreibt ihnen keine Regeln vor, nach welchen sie „besonders beurtheilen sollen, ob ein Beweis vollkommen und „hinreichend sei; was es von ihnen fordert, ist, daß sie in der „Stille und ganz in sich zurückgezogen, sich selbst befragen, „und in dem Innersten ihres Gewissens erforschen, welchen „Eindruck die wider den Angeklagten vorgebrachten Beweise „und die Gründe, worauf dessen Vertheidigung beruht, auf „ihre Urtheilskraft gemacht haben. Das Gesetz sagt ihnen „nicht: Sie sollen jeden Thatumstand für wahr halten, der „von dieser oder jener Zeugenzahl für wahr angegeben ist, „es sagt ihnen eben so wenig: Sie sollen jeden Beweis als „unzureichend verwerfen, der nicht auf diesem oder jenem Pro„tokoll, auf diesen oder jenen Urkunden, auf so und so viel „Zeugen oder Anzeigen beruht; es macht an sie nur die ein„zige Frage, welche den Inbegriff aller ihrer Pflichten enthält: „Sind sie innig überzeugt?

„Was sie durchaus nicht vergessen dürfen, ist, daß die „ganze Berathschlagung der Geschwornen sich auf die Anklage „beschränke. Nur auf Thatumstände, welche ihr zum Grunde „liegen und damit im Zusammenhange stehen, haben sie aus„schließlich ihr Augenmerk zu richten, und sie fehlen gegen „ihre erste Pflicht, wenn sie an die Verfügungen der Straf„gesetze zurückdenken, und die Folgen in Betracht ziehen, „welche die von ihnen abzugebende Erklärung in Beziehung „auf den Angeklagten haben mag. Ihre Sentenz hat weder „die gerichtliche Verfolgung, noch die Bestrafung der Verbre„chen zum Gegenstande; ihr Beruf ist nur, die Frage zu „entscheiden: ob der Angeklagte des Verbrechens schuldig sei „oder nicht, das man ihm zur Last legt."

Nun begann die Berathschlagung, die über zwei Stunden dauerte.

Wie Bremer vorausgesehen, wirkte der Geschworne Bleibtreu, durch eindringlichen Vortrag und gründliche Auseinandersetzung verschiedener Thatumstände, die den meisten Geschwornen noch nicht klar waren, nach Kräften.

Endlich befragte Herr von Zunderbrand jeden einzelnen Geschwornen um seine Meinung.

Die Antworten wurden so leise abgegeben, daß wir nicht verstehen konnten, ob sie lauteten: „Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig!" oder „Ja, der Angeklagte ist des Verbrechens schuldig, er hat es mit allen Umständen begangen, welche in der aufgestellten Frage enthalten sind!" oder ob außerdem noch besondere Antworten ertheilt wurden, was jedoch schwerlich geschehen sein wird, da in dem gegenwärtigen Falle nur eine Frage gestellt war.

---

seiten etwas Größeres von einem noch Unbekannten, und das Liederheft selbst muß er meist auf eigene Kosten herausgeben. Von allen Liedercompositionen, welche im Januar erschienen, gefällt mir der Landsknecht von Leopold Lenz — ein Cyclus von 12 Gesängen für eine Baßstimme, Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, Mainz, Schott — am besten. Es ist sehr viel Wirksames darin, und die Baßsisten können sich beim Componisten bedanken, daß er ihr, in Vergleich zu dem für die höhere Stimme monatlich erscheinenden Reichthume von Neuigkeiten, ziemlich dürftiges Fach auf so interessante Weise bedacht hat. Wir empfehlen diesen Gesangscyclus also den Gesangsfreunden; der Sänger wird damit Beifall ernten.

Vincenz Lachner fügte seinem vor Kurzem von der Kritik lobend aufgenommenen ersten Hefte Quartette für Männerstimmen ein zweites hinzu — Mainz, Schott, — das mit jenem die Vorzüge theilt.

H. Truhn hat Ovette nebst einem Mucker- und einem Jesuitenlied herausgegeben, der Virtuose Charles Bos einige elende Gesangsfachen, der sentimentale Proch wieder einen Gesang, sein nordischer Nebenbuhler Krebs in Hamburg Vierstimmiges und Einstimmiges, Jul. Otto in Dresden ein Heft Männerquartette, welche ungeachtet natürlicher Erfindung durch die vielen Wortwiederholungen abstoßen, der sonst zu den bessern gehörende Gesangscomponist Jähns einen für das einfache Gedicht von Rochlitz zu gespreizten „Gruß an den Frühling," und Josephine Lang zwei Liederhefte, von denen das zweite uns besser gefällt als das erste, wenn auch beide freilich die beschränkte Schöpferkraft einer weiblichen Natur zeigen. Wir haben zum Schluß noch zweier Dilettanten zu erwähnen: Den Kreuzritzen von Hannover mit einem Hefte Lieder, die hin und wieder besser sind, als wir von manchem Musiker von Fach gesehen haben, und Rudolph Hirsch, der bei Haslinger in Wien einen neuen Jahrgang des Album für Gesang veröffentlicht hat, in dem wir allgemein bekannte Namen antreffen.

Unsere Wanderung schließen wir mit der Bemerkung, daß die Handlung Breitkopf und Härtel durch Veröffentlichung der Partitur von Schumann's Paradies und Peri sich ein neues Denkmal ihres großartigen Unternehmungsgeistes gesetzt hat, von dem wir wünschen, daß es Componisten und Verleger gleichen Vortheil bringe.

Sonst herrschte auf der großen Wasserfläche des musikalischen Treibens Windstille; von Sturmvögeln keine Spur. Marschner hat in Dresden eine neue Oper aufgeführt; der Componist soll dem deutschen Style nicht treu geblieben sein. Marschner hat mit seinen letzten Opern kein Glück gehabt, und es wäre zu wünschen, daß es ihm wieder einmal gelänge, auf der Bühne festen Fuß zu fassen. Auch Spohr hat eine neue Oper, Die Kreuzfahrer, geschrieben, und Ferd. Hiller desgleichen: Der Knappe und sein Kind. In Paris hat sich ein junger, bisher ganz unbekannter Componist Felicien David zum Goliath in der Meinung der ästhetischen Blätter emporgeschwungen. Was daran ist, muß die Zeit lehren. Franz Brendel ist seit Anfang dieses Jahres Besitzer und Redacteur der neuen Zeitschrift für Musik, und die schwedische Sängerin Lind, welche bis jetzt erst Berlin heimsucht, bedroht Deutschland wieder mit dem ansteckenden Fieber einer verrückten Schwärmerei. — — Und weiter hätte ich Nichts zu berichten? — ja noch eins; und zwar etwas Hoffnungsvolles. In Leipzig hat sich ein „Musikverein" gebildet, aus gebildeten Musikern von Fach, zur Förderung aller der Meinung der ästhetischen Blätter emporgeschwungen. Was daran ist, muß die Zeit lehren. Franz Brendel ist seit Anfang dieses Jahres Besitzer und Redacteur der neuen Zeitschrift für Musik, und die schwedische Sängerin Lind, welche bis jetzt erst Berlin heimsucht, bedroht Deutschland wieder mit dem ansteckenden Fieber einer verrückten Schwärmerei. — — Und weiter hätte ich Nichts zu berichten? — ja noch eins; und zwar etwas Hoffnungsvolles. In Leipzig hat sich ein „Musikverein" gebildet, aus gebildeten Musikern von Fach, zur Förderung aller der höhern musikalischen Interessen, die ihrer Natur nach dem Einzelnen als solchem abseits zu verfolgen, schwer, wenn nicht unmöglich ist. In Berücksichtigung solchen Zweckes — heißt es in den Statuten — schließt er auch Männer von anerkannt künstlerischer Wirk-

Sie begaben sich alsdann in den Gerichtssaal, wohin der Assisenhof sich gleichfalls verfügte, und wohin wir den Leser uns begleiten zu wollen ersuchen, damit wir den Ausspruch der Geschwornen, also die Hauptsache, nicht versäumen. Ohnehin ist der Saal, im eigentlichen Sinne des Worts, voll Menschen gepfropft, da noch sehr viele Leute, die den Tag über ihren Geschäften nachgingen, in dieser späten Stunde aber Zeit hatten, das Ende der wichtigen Procedur beizuwohnen, herzugekommen waren.

Die Hitze schien unerträglich, dennoch verharrten Damen und Frauen aus der gemeinen Classe, halbohnmächtig, mit eiserner Ausdauer in demselben.

Es war gerade eine halbe Stunde vor Mitternacht, als die Geschwornen auf ihrer Tribüne anlangten.

Dieses Mal schien die Präsidentenglocke überflüssig, so große Stille herrschte unter den Anwesenden.

Auf die Anrede des Präsidenten: „Meine Herren! was ist das Resultat Ihrer Berathungen?“ stand der Vorsteher, Herr von Zunderbrand, auf, legte die Hand auf's Herz und sagte:

„Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den „Menschen, die Erklärung der Geschwornen ist: Reinz der „Angeklagte ist nicht schuldig!“

Ein Beifallssturm durchtobte jetzt den Saal. Da half keine Glocke, kein Ruf der Gerichtsvollzieher; der Präsident mußte, wohl oder übel, den Sturm austoben lassen, was er, wie wir ihn kennen, als ein humaner Richter, mit Vergnügen that, während Herr Jack sich auf die Lippen biß und die Acten, die er vor sich liegen hatte, von einer Seite des Tisches auf die andre warf.

Herr von Zunderbrand unterzeichnete die verlesene Erklärung, und ließ sie dem Präsidenten überweisen, welcher sie mit dem Secretär ebenfalls unterschrieb.

So war denn Seldan's Schicksal unwiderruflich, und zwar zu seinen Gunsten, entschieden; denn wider die Erklärung der Geschwornen hat niemals ein weiteres Rechtsmittel statt, wohin die Cassation, die dem Angeklagten, im Falle seiner Verurtheilung, zusteht, nicht gerechnet werden kann.

Der Präsident ließ nunmehr den Angeklagten hereinführen. Hatte der Gerichtsvollzieher ihm einen Wink gegeben, oder sah er die strahlenden Gesichter Bremer's, der Geschwornen und der Zuhörer, denn auch sein Antlitz spiegelte Freude ab? Keins ein von Niemandem außer ihm bemerkter Wink Amaliens, die er beim Eintritt sogleich mit seinen Blicken aufgesucht, gab ihm über sein Schicksal Aufschluß.

In seiner Gegenwart verlas der Secretär nochmals die Erklärung der Geschwornen, die, wie wir jetzt noch verrathen dürfen, einstimmig gefaßt war.

Hierauf that der Präsident den Ausspruch: „daß der Angeklagte von der Anklage losgesprochen sei,“ und befahl: „daß er auf der Stelle in Freiheit gesetzt werde, insofern kein anderer Grund vorhanden, den Angeklagten in Verhaft zu halten.“

Die Gitterthür öffnete sich, während der Präsident die Sitzung für aufgehoben erklärte, und Seldan stürzte zuerst, mit Freudenthränen im Auge, in die Arme seines künftigen Schwagers, ihm herzlich für seine brüderliche Liebe dankend.

Bremer hatte dem Dulder eine große Ueberraschung bereitet. Mutter und Schwester, die er, im Vorgefühl des sichern Triumphs der Unschuld, von Reizenstein kommen lassen, erwarteten die Verkündigung des Freisprechens im Zimmer des Kastellans und eilten nun in den Saal, den Theuern und Langentbehrten abzuholen.

Mehre Geschworne, viele Kameraden Seldan's von der Linie und der Landwehr, eine große Zahl Bekannter und Freunde aus der Mitte des Publicums, drängten sich zu ihm hin und schüttelten ihm glückwünschend die Hände. Er konnte vor lauter Freudenbezeigungen nicht zur Besinnung kommen. Daher gewahrte er auch nicht, daß Amalie von ihrem Vater und dem Grafen fortgeführt werden war, obgleich sie im Vorübereilen sehnsüchtige Blicke nach ihm hinübergeworfen.

Mit wahrem und anhaltendem Triumphgeschrei begleitete das Volk den Wagen, worin Fritz mit seiner Mutter, seiner Schwester und mit Bremer saß, bis zum Hause der Amtsräthin, woselbst es noch lange dauerte, ehe die Masse sich verlief.

Wir würden vergebens die Ausbrüche der Zärtlichkeit zu schildern versuchen, die jetzt gegen Fritz von den Seinen stattfanden. Sein treuer Heinrich nahte ebenfalls, wie ein Kind weinend, und die Hand des besten Herrn küssend.

Dann dachte man zuerst an die Schuld, welche man gegen Bremer auf sich geladen. Kein Dank aber, in so reichlichem Maße er ihm auch zu Theil wurde, schien ihm so viel Vergnügen zu machen, als der Kuß Lenisens, den diese ihrem Bräutigam aus freiem Antriebe gab. In ihm war für Bremer ein hundertfacher Lohn enthalten.

Fritz wollte gleich am nächsten Morgen zu Amelien, er wurde aber von Bremer, wenngleich mit großer Mühe, aus Gründen, die er nicht mittheilen durfte, denn er hatte Vieles am verflossenen Abende unter dem Siegel der Verschwiegenheit gehört, was morgen vielleicht zu Seldan's Gunsten bekannt gemacht werden durfte, zurückgehalten, und gab endlich dem Vorschlage nach, mit Mutter und Schwester nach seinem Gute sehen zu wollen, indeß der Advocat den Finanzrath auszuforschen versprach.

Man legte sich noch einige Stunden zur Ruhe und dann fuhr die Familie Seldan auf's Land.

Der Landgerichtsassessor Kahl war am Abende vor Seldan's Freisprechung, da der Landgerichtsrath Kremer plötzlich schwer erkrankte, commissarisch zum Instructionsrichter ernannt worden und erhielt am nächsten Morgen, in dieser Eigenschaft, zwei Actenstücke mit den Anträgen des öffentlichen Ministeriums. Das eine dieser Actenstücke war die Anzeige des Conrad Stumpf, das andre ein Schreiben des Obristen von Eilenfeld mit einer Anlage, folgendermaßen lautend:

„Em. Hochwohlgeboren versehle ich nicht, in der Anlage, „ein sehr wichtige Aussagen zweier Musketiere meines unter„habenden Regiments enthaltendes Protokoll, zur gefälligen „nähern Veranlassung, zu übersenden.

*** den 15. December 18.

„v. Eilenfeld,
„Obrist und Commandeur des ** Infant. Reg.

„An
„den Königlichen Oberprocurator,
„Herrn Adler, Ritter ꝛc. ꝛc.
„hochwohlgeboren
„hier.“

Anlage.

„Verhandelt *** den 15. December 18... Abends 6 Uhr.

„Auf Befehl des Königlichen Obrist und Regimentscom„mandeur, Herrn von Eilenfeld, steht um obige Stunde vor „dem unterzeichneten Regimentsadjutanten und Auditeursoffizier, „Secondlieutenant von Klingershöh, Termin an zur Ver„nehmung der Musketiere Johann Peter Kappes und Anton „Joseph Cremer von der 7. Compagnie ** Regiments, welche, „im Interesse der öffentlichen Ordnung, bereits ihrem Com„pagniechef, Hauptmann Geber, mündlich Anzeige eines Vor„falls gemacht.“

„Ernstlich zur Wahrheit ermahnt, erklärte

„I. Johann Peter Kappes, 22 Jahre alt, gebürtig aus „Schönau, 14 Monate im Dienst:

„Ich gehörte mit meinem Kameraden Cremer zu dem „Commando, welches am 6. October d. J. Abends 7½ Uhr, „unter den Befehlen des Lieutenants Kieselstein, die hiesige „Stadt verließ.

„Etwa gegen 7 Uhr Abends am genannten Tage kamen „wir Beide, mit Gepäck und Waffen, durch die Königsstraße, „als ein Herr mit ungewöhnlicher Eile und ohne vor sich zu „sehen, aus einem großen Hause auf die Straße trat und, „Zapfenstreichs auf uns zulief, so daß wir zur Seite springen „und ihn zwischen uns durchlassen mußten. Wir blickten ihm „überrascht nach und erkannten in der Dunkelheit in ihm den „Landwehrlieutenant Seldan, der bei unsrer Compagnie sechs „Wochen lang zur theoretisch-praktischen Ausbildung in diesem „Jahre Dienst leistete.

„Wir gingen weiter. Es fiel uns ein Mensch auf, „in dunklem Ueberrock und langen Hosen gekleidet, einen „schwarzen Hut auf dem Kopfe und mit starkem, schwarzem „Barte, in Figur und Kleidung überhaupt dem Lieutenant „Seldan ähnlich. Dieser Mensch ging vor dem Hause, und „zwar unablässig zu den Zimmerfenstern hinaufblickend, auf „und ab, so daß wir stehen blieben und das Ende seiner „Promenade abwarten wollten. Diesem Umstande verdankten „wir sein nachheriges Wiedererkennen. Inzwischen mußten „wir um 7 Uhr auf dem Sammelplatz sein, und uns daher „beeilen, denselben zu erreichen.

„Es war dunkel geworden, als wir den Platz erreichten. „Nun fiel ein Schuß, und während die Leute nach der Ge„gend hinliefen, von der uns der Knall zu kommen schien, „sprang der vorbeschriebene Mensch an uns vorüber, und wir „hörten nun von dem Mordversuch auf das Fräulein Lehmann, „das in dem erwähnten großen Hause in der Königsstraße „wohnen sollte.

„In unserm Commandeort vernahmen wir, daß man den „Thäter ergriffen, ohne daß wir den Namen erfuhren.

„Das Signalement stimmte mit dem des mehrgedachten „Menschen überein, und so glaubten wir bis heute noch, daß „es dieser sei, der vor den Assisen gerichtet werde.

„Um drei Uhr jedoch erschien der, den wir für den Thä„ter hielten, im Bierhause „zum Schiffchen.“ Wir erkannten „ihn auf der Stelle und hörten nun, daß ein Anderer an „seiner Stelle der That bezüchtigt worden.

„Wir machten unserm Hauptmann die Anzeige von dem, „was wir wußten und muß ich noch hinzufügen, daß Lieutenant „Seldan an jenem Abende Sporen an den Stiefeln trug, „der Andre aber keine hatte.

„Eingezogenen Erkundigungen zufolge ist der muthmaßliche „Verbrecher der Jäger des Grafen von Forstheim und heißt „Conrad Stumpf.

„Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

„J. P. Kappes.

„II. Anton Joseph Cremer, 23 Jahre alt, gebürtig aus „Kohlhausen, 14 Monate im Dienst.

„Dieser machte ganz die nämliche Erklärung wie der Vo„rige, dessen Aussage ihm nachgehends vorgelesen wurde, und „die er in allen Punkten als wahr bestätigt hat.

„Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

„Anton Josef Cremer

a. v. a.

„v. Klingershöh,
„Secondlieut. und Regimentsadjutant.“

Nachdem der Assessor die Scripturen durchgesehen, erschien auch der Procurator Jack, um sich mit ihm über die Stunde zu berathen, in welcher die Maßregeln, die der Oberprocurator beantragt, genommen werden sollten.

Man rief dem diensthabenden Gerichtsvollzieher, dem Jack ein Schreiben, betreffend die Requisition der nöthigen Gendarmen, übergab, ersuchte den Hülfssecretär Fürst, sich bereit zu halten, ihnen zu folgen und warf die Mäntel über, den Weg anzutreten, den wir bald näher kennen lernen werden.

Wir müssen jetzt in unserer Erzählung etwas zurückgehen. Der Graf v. Forstheim hatte als K. K. Kammerherr in allen vornehmen Familien zu *** Visite gemacht, und war überall mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden, weil seine Bildung und sein feines Benehmen ihm wirklich ein gewisses Uebergewicht in der Gesellschaft zu verleihen schienen.

Bei Lichte besehen, war dieses jedoch nicht der Fall. Was seine Kenntnisse betraf, so kannte er zwar mit einer großen Geschicklichkeit, zu gelegener Zeit, sein Wissen, meistens auf praktische Erfahrungen gestützt, aus und besaß auf diese Weise Personen, denen es lediglich um Unterhaltung zu thun war, und die vergoldetes Kupfer für gediegenes Gold hielten, indem sich kein Mensch einfallen ließ, ihm ernstlich auf den Zahn zu fühlen. Fing ja ein Mal Jemand an, das Gespräch dahin zu leiten, wo er mit den Studien, die er getrieben, hätte herausrücken müssen, so brach er, unter irgend einem Vorwande, plötzlich ab, und verflocht den Andern so fein in ein von dem vorigen Unterhaltungsgegenstande entferntes Interesse, daß dieser den abgebrochenen Faden nicht wieder aufnahm. Außerdem las und declamirte er den jüngern Damen vor, begleitete ihr Pianospiel mit der Flöte, die er leidlich blies, tanzte mit ihnen und sprach kein Wort, das nicht irgend eine

---

samkeit, obschon nicht Musiker von Fach, von der Mitgliedschaft nicht aus. Der Verein hält monatlich zwei Versammlungen. In diesen findet eine gegenseitige Freiheit der Unterredung statt. Neben dieser sollen auszugewählte Compositionen aller Art Kammermusik zu Gehör gebracht werden, und zwar die beachtenswerthesten neuen Erscheinungen, gleichviel ob gedruckt oder Manuscript. Von den nerthellen ältern sind immer die seltenen oder noch gar nicht gehörten vorzuziehen. Bei einer jeden letzten Vierteljahrsversammlung soll es den Mitgliedern gestattet sein, Gäste einzuführen. Fremden, dafern sie nur die bezeichnete Eigenschaft als Musiker von Fach oder Männer künstlerischer Wirksamkeit haben, steht der Zutritt zu den Vereinsversammlungen unter Einführung eines Mitgliedes zu jeder Zeit frei. — Wer einen prüfenden Blick auf die Musikzustände der Gegenwart thut, wird sich sagen, daß, wenn in allen andern bedeutenden Städten ähnliche Vereine der besten Kräfte entstehen, die namentlich für junge Talente drückenden Verhältnisse sich ändern, und ein besserer Geschmack sich Bahn machen würde, abgesehen davon, daß ein solches collegialisches Zusammenwirken der sonst oft so fern sich gegenüberstehenden musikalischen Geister eines Orts auf die Mitglieder selbst, auf ein regeres Antheilnehmen derselben, auf die eigentliche Kunst als solche, einen förderlichen und bildenden Einfluß hat. Die alten Concertinstitute mit ihrer Trägheit und Feindseligkeit gegen alles Neue sind gezwungen der Bewegung zu folgen und einer freisinnigen Richtung Zugeständnisse zu machen, und dann erst wird sich zeigen, was Deutschland an Compositionstalenten wirklich Beachtenswerthes besitzt. Wie in allen solchen Dingen muß auch hierin Leipzig den Anstoß geben, darum habe ich mich nicht gescheut über den Verein, trotz meiner Stellung zu demselben, zu sprechen. Ich betrachte ihn, in dem angedeuteten Sinn eines Beispiels für Deutschland, als eine Sache von großer Bedeutung, und deswegen will ich kurz angeben, was, nach sorgfältigen Proben, in den beiden ersten Versammlungen desselben aufgeführt wurde, damit man daraus erkenne, welcher Geist in dem Vereine waltet. Es waren von ältern Sachen nur das Streichtrio op. 3 und das Streichquartett in A minor op. 132 von Beethoven, von gedruckten neuen: einige Stücke aus den in diesem Berichte erwähnten Duettinen oder Liedern ohne Worte — humoristisch und elegisch — von Spohr, der ebenfalls vorhin erwähnte Gesangscyclus von Leopold Lenz: „Der Landsknecht“ — vollständig, — das neueste Streichquartett von Groß, eine Sonate für Piano und Cello von Gurlitt, und 3 der neuesten Balladen — der Mohrenfürst, die Mohrenfürstin, der Mohrenfürst auf der Messe — von Löwe. Von Manuscripten kam zur Aufführung eine Sonate für Piano und Cello von Rotzebohm. Ich werde in den monatlichen Berichten auf die vom Vereine aufgeführten Manuscripte zurückkommen, weil ich hoffe, solchermeise der musikalischen Welt manches schätzbare sonst wenig oder gar nicht bekannte Talent vorführen zu können. Auf die Jugend allein dürfen wir ja noch bauen, unsere alten Meister werden keine neue Zeit mehr heraufbeschwören.

So scheide ich diesmal von dem Leser. Wenn ihm die Erscheinungen des Januar wenig gefallen haben, so erinnere er sich, daß der Januar ein Wintermonat, daß der Februar und März Wintermonate, daß aber dahinter vielleicht ein Frühling liegt, dessen Sonnenstrahlen weit in die Welt hineinleuchten und manche verdüsterte Seele entwölken, manches verriste Herz ausfüllen werden.

Leipzig, im Februar.

Herrmann Hirschbach.

süße Schmeichelei mithielt. Den älteren verheiratheten Damen theilte er jederzeit einen Rath oder ein Recept für Kochkunst oder andre Zweige des Hauswesens mit und schien in jedem Theile des letztern vertraut. Die jungen Herren kettete er durch Erzählung seiner Abenteuer, welche ihm auf Reisen und in der Liebe zugestoßen waren, an sich. Für ältere und unverheirathete Damen und die nicht mehr jungen Herren war er ein trefflicher Whist- und Boston-spieler, nebenbei aber auch für die betreffenden Liebhaber, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, stets zum Bankhalten oder Pointiren bereit, wenn es darauf ankam, der Glücksgöttin einen zufälligen und größern Wirkungskreis einzuräumen. In diesem Falle wurde des Grafen nie schwindender Treffer nicht allein bewundert, sondern auch beneidet.

Daß er den Finanzrath Lehmann ebenfalls für sich eingenommen, wissen wir bereits, auch, daß er sich vergebens bemühte, der Tochter desselben zu gefallen. Die Partie war aber zu gut und das Mädchen zu liebenswürdig, als daß er sich durch die ersten abgeschlagenen Angriffe hätte abschrecken lassen sollen.

Man muß indeß der Wahrheit die Ehre geben und einräumen, Forstheim habe für Amalie wirklich Empfindungen gehabt, deren er sich in früheren Angelegenheiten der Art nicht bewußt war. Er liebte sie wahrhaft und innig. Sie war sein steter Gedanke bei Tag und Nacht, was Wunder also, daß er ihr Verhältniß mit Fritz Soldan für kein unübersteigliches Hinderniß achtete, in ihren Besitz zu gelangen. Seine Phantasie zauberte ihm wachend und träumend ihr Bild vor.

Durch seinen Jäger, den er in Brüssel herrenlos angetroffen und in seine Dienste genommen hatte, — der sich auch so in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt, daß er ihm, bei aller seiner Klugheit, oft Dinge mittheilte, für welche er seinen Gedanken niemals Worte hätte geben sollen — erfuhr er, daß Amalie gemalt worden sei, und der Maler Hamm das Bild in seiner Wohnung vollendet habe; Umstände, von welchen den Jäger die alte Köchin in Kenntniß gesetzt, wie er denn überhaupt gegen ein halbes Pfund ächten Spaniols, das er der Kennerin guten Schnupftabacks zuweilen verehrte, wenn er im Auftrage seines Herrn das Haus des Finanzraths betreten mußte, die Begebenheiten in der Familie sowohl, als mit der Jungfer Henriette gewahr wurde.

Nicht umsonst hören die Leser hier den Namen Henriette. Dieses allerliebste Kammerzöfchen war es, welches ohne sein Wissen das Herz des rauhen Nimrod mit Sturm erobert hatte.

Anfangs suchte Conrad nur Gelegenheit, sie zu sehen. Dann machte es sich auch wohl, daß er einige Worte mit ihr sprechen und in seiner Weise ihr Schmeicheleien sagen konnte. Henriette schien den Eindruck, den sie auf den Jäger hervorgebracht, gar nicht zu bemerken. Als er aber später manchmal einen Blumenstrauß, ein Tuch oder ein sonstiges Geschenk ihr überreichen wollte, da sagte sie ihm, daß sie, als Heinrichs Geliebte, von keinem andern Manne Geschenke annehmen könne. Endlich, als Conrad's Verfolgungen ihrer Erklärung ungeachtet nicht nachließen, mußte er sogar vernehmen, daß sie ihn nicht leiden könne und sie ihrer Herrschaft von seiner Belästigung Kenntniß geben würde, wenn er dieselbe fortsetze.

Es währte noch lange, bevor Conrad seine Versuche gegen Henriette aufgab. Als er jedoch alle seine Bemühungen an der Beharrlichkeit und Treue des Mädchens zu seinem Heinrich scheitern sah, da verwandelte sich die Liebe in Haß wider diejenigen, die ein Glück genossen, welches ihm nicht zu Theil geworden. Böse von Natur, fand er nun sein größtes Vergnügen darin, die Liebenden zu belauschen und aus den Beweisen der Zärtlichkeit, die sie, sich unbemerkt glaubend, einander gaben, für die Leidenschaft, welche ihn beherrschte, Gift zu saugen.

Heinrich ahnte nichts von der ganzen Sache, denn Henriette hatte, als ein sehr kluges Frauenzimmer, ihm von dem Betragen des Jägers nichts erzählt, wohl wissend, daß aus der Eifersucht, von welcher Heinrich dann befallen würde, für sie ein unangenehmes Verhältniß, und für beide Männer die schrecklichsten Folgen entstehen mußten. Ihr Bewußtsein sprach sie von jeder Schuld frei, ihr Herz war treu und ihr Gemüth rein; damit hoffte sie vor Gott und ihrem künftigen Manne bestehen zu können.

Zufällig oder absichtlich war Conrad am Morgen des 10. October gerade in dem Augenblick an der Thür des Lehmann'schen Hauses vorübergegangen, als Henriette, auf ihres Geliebten Frage, ihm laut nachrief: „Um sechs Uhr in des Fräuleins Zimmer."

„Also ein Stelldichein und ein Kuß dazu," knirschte Conrad. „Der Teufel möge Euch dabei leuchten!" und, ohne die wirren Gedanken, die ihm im Kopfe herumfuhren, zu sammeln, eilte er nach Hause, wo sein Herr ihn sofort zu dem Maler Hamm schickte mit der Bitte, ihn zu besuchen.

Der Maler war nicht zu Hause und sollte erst am Nachmittage zu sprechen sein. Um diese Zeit traf Conrad den Künstler und richtete seinen Auftrag aus.

Beim Herabsteigen der obern Treppe sah er auf dem ersten Stock die Thür eines Zimmers, an welcher er vorüber mußte, weit offen stehen. Heinrich hatte nämlich seine Stube so schnell auf den Klingelruf seines Herrn verlassen, daß er, ohnehin mit den zu erwartenden Freuden des heutigen Abends im Geist beschäftigt, die Thür hinter sich zuzumachen vergaß. Der Jäger sah hinein und erblickte mehre Jagdgewehre an der Wand und ein Paar Pistolen auf dem Fenster liegen. Er konnte als Waffenliebhaber sich nicht enthalten, Eine dieser seltenen und kostbar gearbeiteten Pistolen in die Hand zu nehmen und mit Kennerangen sie zu betrachten, wobei er, zur genauern Prüfung, seinen Handschuh von der rechten Hand abzog. Nun hörte er Fußtritte oben auf der Treppe. Die Angst, hier überrascht und vielleicht als Dieb angesehen zu werden, traf plötzlich mit dem Gedanken der Rache an die glücklich Liebenden zusammen, er-theilt den Zufall, welcher ihn die Pistole finden ließ, für einen Fingerzeig des Schicksals, das erfüllt werden mußte, und so ließ er die Waffe nicht los, die Treppe hinabeilend, ohne zu bemerken, daß der Maler Hamm es war, der nach ihm von oben herunterkam, und daß er nur einen Handschuh trage.

Der Maler hatte zwar noch den Jäger aus der offenen Stube herauseilen, aber nicht gesehen, daß er etwas in der Hand trug und daß kein anderer Mensch sich im Zimmer befand. So konnte es ihm auch nicht auffallen, daß Conrad sich vielleicht in kameradschaftlicher Weise bei Heinrich verweilt.

Letzterer, die übrige Zeit hindurch mit seinen Gedanken und anderen Arbeiten beschäftigt, vermißte nicht die Pistole und sah auch den Handschuh nicht, da derselbe ihm gerade nicht vor Augen lag; bis er denn später, nachdem das Unglück geschehen war, den Verlust der Waffe und den Handschuh entdeckte.

Forstheim trug dem Maler auf, gegen ein fürstliches Honorar, eine Copie von Amaliens Porträt, jedoch als Madonna dargestellt, für ihn so rasch als möglich zu besorgen, wozu dieser, da es nur ein Phantasiegemälde werden sollte, sich bereitwillig zeigte.

Conrad wußte, daß Amaliens Zimmer Fenster nach der Straße hatte und er demnach sein Vorhaben von hier leicht ausführen konnte. Er bemachte in der nachbeschriebenen Kleidung, von sechs Uhr ab, die Fenster, sah und hörte nicht, was auf der Straße vorging, sondern richtete sein Augenmerk einzig auf das Innere des Zimmers. Jetzt wurde eine Lampe angezündet, das Mädchen setzte sich auf den Stuhl, den Rücken dem Fenster zugekehrt. Er schoß und traf — nicht Henriette, sondern Amalie.

Der Knall der Pistole brachte ihn erst zur Besinnung und mit dieser zum Bewußtsein der verübten That. Er floh, so schnell er konnte und ohne zu wissen, wohin, bis er vernahm, daß man den Mörder kenne und ihn ergreifen werde, denn es sei der junge Soldan.

Nun kannte er mit einem Mal die Rolle, die hier gespielt werden mußte. Er glaubte, ruhiger Zuschauer des Trauerspiels bleiben zu können, welches man sehr bald aufführen würde, und hatte sich in Betreff der ersten Acte auch nicht getäuscht, doch kam es ihm freilich nicht in den Sinn, noch vor dem Schlusse des letzten ein Mitspieler, und zwar der Hauptspieler zu werden.

Der Steckbrief, den er „im Schlafchen" las, und den er sogleich auf seinen Herrn bezog, schien ihm ein Mittel an die Hand zu geben, durch Verrath eine große Belohnung zu erlangen und gleichzeitig sich aus *** entfernen zu können. Besondere Vorkehrungen hatte er von Forstheim nicht empfangen und es ärgerte ihn, nachdem er den größten Theil der Geheimnisse desselben errathen und erfahren, daß ein so niedriger Mensch sein Gebieter und in den hohen Gesellschaften so angesehen sein sollte. Er ging daher zum Oberprocurator, zeigte seinen Brodherrn an und wurde selbst — verhaftet.

Außer den beiden Soldaten hatten den Jäger noch zwei andre Leute vor dem Fenster auf- und abgehen sehen, die als Handlungsreisende an dem Unglücksabende, um 7 Uhr, mit der Post fort mußten und daher mit den Kriegern im nämlichen Falle sich befanden. Jetzt, in *** anwesend, meldeten sie sich freiwillig als Zeugen.

Forstheim begleitete in der Nacht, in welcher Soldan von den Assisen freigesprochen wurde, den Finanzrath und seine Tochter nach Hause. Er hatte den Vater für den nächsten Morgen zum Frühstück eingeladen und dieser bereitwillig zugesagt. Denn der Umgang mit dem Grafen wurde ihm mit jedem Tage unentbehrlicher und Soldan blieb in seinen Augen der Mörder seiner Tochter. Er spottete über das Geschwornengericht, lobte den geheimen, schriftlichen Prozeß und wurde darin von Forstheim bestärkt.

Dieser empfahl sich Amalien besonders, die jedoch froh war, ihr Zimmer aufsuchen zu können, um von den Anstrengungen des Tages sich zu erholen und sich mit den Gedanken über die nächste Zukunft ungestört beschäftigen zu dürfen.

Während Tags darauf der Finanzrath den Grafen besuchte, fand sich Bremer bei Amalien ein, die er über die Gesinnung ihres Vaters durchaus beruhigte, indem er ihr das Versprechen gab, daß dieselbe bei seiner Rückkehr gänzlich geändert sein, er das Unrecht gegen Soldan erkennen und ihrer Verbindung weiter kein Hinderniß in den Weg legen würde.

Amalie, den jungen Advocaten als rettenden Engel Soldan's betrachtend, und bei jeder Wendung des Gespräches ihrem Dank mit ganzer Seele spendend, heute fest auf seine Versicherungen und bat ihn, seinem künftigen Schwager zu versichern, daß nur er oder Keiner ihr Gatte würde.

Nachdem ein Bedienter den Finanzrath bei Forstheim gemeldet, eilte ihm dieser entgegen und führte ihn in ein prachtvolles Cabinet, zu einer Ottomanne von rothem Sammet mit Silberstickerei, vor welcher ein länglicher, reich mit Schnitzwerk verzierter Tisch stand, der mit den ausgesuchtesten Leckereien beladen war. Was See, Luft, Feld und Wald Seltenes zur Speise darbot, wurde hier gekocht, gesotten oder gebraten aufgetragen; fremde Confituren, Gebäcke und — aus den Treibhäusern — frisch gepflückte Früchte, bewiesen die Sorgfalt, womit der Graf seinen Gast zu bewirthen wünschte; die kostbarsten Weine des Rheingaues, Frankreichs, Spaniens und Ungarns ließ der Geber ohne Unterlaß kredenzen. Die Speisegeschirre und Teller waren von ächtem chinesischen Porzellan, die Bestecke von Gold und die Gläser vom feinsten Krystall, auf die kunstreichste Weise geschliffen. Alles Geräthe im Zimmer suchte an Kostbarkeit und ausgezeichneter Arbeit seinesgleichen. Die Tapeten, aus der neuen, aber ohne Zweifel ersten Fabrik Deutschlands von Berster und Comp. in Cöln, schienen in Sammet und Seide mit goldenen, silbernen und farbigen Blumen durchwirkt zu sein. Schöneres hatte der Finanzrath noch nicht gesehen. Verschiedene Seltenheiten aus entfernten Ländern, die Forstheim selbst mitgebracht, lagen und standen in regelmäßiger Unordnung auf Tischchen und in Schränkchen umher. Gemälde, obgleich des Grafen Wohnung mit den berühmtesten Kunstgegenständen der Art reichlich versehen war, befanden sich in diesem Cabinette nicht. Nur eine einzige Madonna, in kostspieligem, schwer vergoldetem Rahmen, hing, der Ottomanne gegenüber, an der Wand. Das Bild krönte ein frischer Myrthenkranz und die seltensten lebendigen Blumen, dem Anscheine nach von allen Kunstgärtnern der Stadt zusammengeholt, umgaben in gefälliger Ordnung das Kunstwerk, wodurch eine Verehrung für dieselbe an den Tag gelegt wurde, die dem Finanzrath unerklärlich gewesen sein würde, wenn er nicht, sein Auge auf das Gemälde gerichtet, das sprechend ähnliche Gesicht seiner Tochter erkannt hätte.

Der zärtliche Vater wurde zu Thränen gerührt und konnte sich nicht satt sehen. Dann blickte er auf den Grafen, der eben sein Tuch von den Augen nahm, und schloß ihn in seine Arme. „Ja!" rief er aus, „Sie allein sind meines Kleinods

---

Eine Vorgeschichte.

Andreas hat des Pfarrers Pfau erschlagen,
Und kommt in Hast nach Haus mit Angst und Weinen,
Freiwillig sich beim Vater anzuklagen.
— Wir warfen auf dem Pfarrplatz mit den Steinen —
Du kennst das Spiel — nach einem festen Ziele,
Doch nie, frag nur den Bruder, traf ich Einen.
So spielten wir. Es waren unser Viele —
Des Nachbars Hans — der Sohn von unserm Schenken —
Des Amtmanns Gustav auch war mit beim Spiele.
Kein böses Wort — nichts Arges war zu denken;
Das Spiel ging ruhig, fröhlich vor wie immer.
Ich stand, den platten Stein zum Ziel zu schwenken.
Des Pfarrers Pfau mit prächt'gem Farbenschimmer,
Sein Rad entfaltend, machte rings die Runde —
Ich hatte meine Freude am Gefiimmer.
Nun warf ich. — Heut' schlug meine Unglücksstunde —
Ich hab' den schönen Pfau zu Tod getroffen.
Kein unwahr Wort, mein Vater, kam vom Munde.
— Ich will Dir glauben, da Du immer offen
Mir Alles ohne Lüge eingestanden,
Und mein' nicht mehr, laß uns das Beste hoffen.
Wir müssen Alles nehmen, wie wir's fanden —
Die Jacke nimm, die Thränen laß zu Hanfen;
Mit Wahrheit wird kein Christenmensch zu Schanden.
Sie gingen fort. Der Pfarrer saß beim Schmause
Recht finster; Alles ward ihm schon berichtet —
Stand auf und ging ein paar Mal durch die Klause.
— Nun sprich, mein Sohn! — Andreas steht vernichtet
Und wagt es kaum das Auge zu erheben,
Wie Einer, der auf Gnade ganz verzichtet.
— Ehrwürden mögen huldvoll ihm vergeben,
That Ihnen Schlimmes ohne es zu wollen,
Dies wieder gut zu machen komm' ich eben.
Ich bitte, meinem Buben nicht zu grollen.
Weiß Gott! Ich wollte, daß es nicht geschehen. —
Der Pfau ist todt. — Wir wissen, was wir sollen,
Und bitten einen and'ren Pfau zu sehen —
Mein Vetter hat ihn — schön so wie der Ihre —
Er wird die Probe als Ersatz bestehen.
Sie fänden Ihre Lust an diesem Thiere —
So wär' es gut. — Ehrwürden, darf ich bitten,
Daß ich und er nicht Ihre Gunst verliere?
Der Bube hat schon viele Angst gelitten,
Es reut ihn tief, was er gen Sie verbrochen,
Vergelten wird er auch durch Fleiß und Sitten.
Der Pfarrer schweigt — und seine Pulse kochen.
Geht nur. — Schon gut. — Und dann: Wir wollen machen!
Das einzig arme Wort, das er gesprochen.
Sie gehn. — Treib mir nicht wieder solche Sachen,
Es dürfte nicht so gut uns sonst gelingen —
Und künftig will ich mehr Dein Spiel bewachen. —
Zur Arbeit ging es nun mit frohem Singen.
Kein Vorwurf mehr, und Alles war vergessen —
Andreas konnte spielen, scherzen, springen.
Ihm ward vergeben. Ruhig konnt' er essen —
Zur Schule ging es dann — an seinem Orte
Hat sittsam er und aufmerksam gesessen.
Doch zornig trat der Pfarrer durch die Pforte,
Und rief: Hast Du mir meinen Pfau erschlagen? —
Sie hörten gnädig meines Vaters Worte. —
— So sollst Du auch die Strafe dafür tragen! —
Du peitsche mir nur recht den Schelm mit Ruthen,
Auf daß er's nicht ein zweites Mal wird wagen. —
Andreas weint. — Umsonst. — Er mußte bluten.
— Nur immer zu — und spare nicht die Streiche —
Das böse Blut soll aus dem Rangen fluthen. —
Sie sahen nicht das Angesicht, das bleiche,
Und schlugen fort. — Die Strafe war vollendet — —
Der Letzter theilt in Händen eine Leiche.

werth, Sie verstehen den Werth des Engels zu schätzen, mit Ihnen wird meine Tochter glücklich sein. Nehmen Sie sie hin, ich kürze die Bedenkzeit, die ich mir gestern von Ihnen erbat, ab, und gebe schon heute mein Wort."

„Und Amalie?" fragte Forstheim.

„Sie ist eine gute Tochter," antwortete Lehmann. „Lassen Sie sie nur erst zu sich selbst kommen, und sie wird Gefühle zu erwiedern wissen, die bisher Niemand für sie im Busen genährt."

„Dank, tausend Dank, geliebter Vater, denn so mag ich Sie schon jetzt zu nennen," sagte der Graf mit einem Händedruck.

Ein Diener trug auf silbernem Präsentirteller neue Gläser herbei, war aber so unglücklich, eins auf den Boden fallen zu lassen, so daß es zerbrach.

Der Graf fragte blos: „Ob man von Conrad noch immer nichts gehört hätte?" und als der Bediente, noch bloß vor Schrecken, „Nein!" geantwortet, wendete sich Forstheim an den Finanzrath: „Keiner ist geschickter im Aufwarten, als mein Conrad. Sonderbarer Weise ist derselbe, wie ich höre, gestern Abend ausgegangen, die Nacht ausgeblieben und noch immer nicht zurück. Sollte ihm irgend ein Unfall zugestoßen sein?"

Der Diener meldete den Staatsprocurator Jäck, den Landgerichtsassessor Kahl und noch einen Herrn, die den Herrn Grafen zu sprechen wünschten.

„Vortrefflich!" rief der Graf aufstehend, „sie sind mir angenehm," und eilte den Eintretenden entgegen.

„Sie kommen wie gerufen, meine Freunde! Ich bitte, sich's bequem zu machen und an unserm Frühstück Theil zu nehmen."

Der Diener hatte unterdeß Stühle an den Tisch gerückt.

„Zum Sitzen wird es wohl vorerst nicht kommen, da das Geschäft, welches uns zu Ihnen führt, Bewegung durch das ganze Haus erfordert," antwortete der Instructionsrichter.

Keine Ahnung von seinem Schicksale habend, glaubte Forstheim, der Assessor scherze, und antwortete deshalb mit einem Lächeln: „Nun, so bewegen Sie sich immerhin, so lange Sie wollen, verschmähen Sie aber jetzt und nach der Promenade nicht die Stärkung, die hier Ihrer harrt."

Der Finanzrath war ebenfalls aufgestanden, hatte die beiden Herren als Bekannte begrüßt und blieb ein ruhiger Zuschauer und Hörer alles Dessen, was nun vorging.

„Ohne Umstände, Reynmut Quast," sagte jetzt der Staatsprocurator, „öffnet uns Eure verborgnen Schubfächer, wir kommen in amtlicher Eigenschaft."

Bei dem Namen: „Reynmut Quast" wurde Forstheim bleich, suchte sich jedoch schnell zu fassen und stellte sich beleidigt, indem er fragte: „Was soll das heißen, meine Herren?"

Stumm öffnete der Staatsprocurator die Thür.

Vor derselben stand Conrad, die Hände vorn übereinander geschlossen. Vier Gendarmen umgaben ihn.

Forstheim wankte in die Knie, suchte sich aber an der Ecke eines Tisches festzuhalten.

„Stumpf," wendete sich nun Jäck an diesen, „sagt doch dem Herrn Grafen und K. K. Kammerherrn, wo sich die Bürfel, Karte, Pässe und Fechtle befinden!"

„Es ist nicht nöthig," sagte Forstheim, der wieder seine Ruhe erlangt zu haben schien, „ich werde Sie sogleich an den Ort hinführen, wo Sie sich überzeugen werden, daß ich einer Anklage nicht Rede zu stehen brauche."

So schnell, daß Keiner ihm zu folgen vermochte, schloß er nun ein in der Ecke des Cabinets angebrachtes, seitenes Schränkchen auf, nahm eine Pistole aus demselben und drückte sie, in den Mund gehalten, ab. Weit umher spritzte das Gehirn des Selbstmörders.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Der Finanzrath sank, von dem Auftritte erschüttert, auf die Ottomanne, die Beamten standen da, wie eingewurzelt, mit bleichen Gesichtern, und der Verbrecher draußen schien zerknirscht.

Bei der Haussuchung hatte man alles so gefunden, wie Conrad es beschrieben.

Die Banquiers erhielten, nachdem sie die falschen Wechsel vorgezeigt, die Summen zurück, um die Quast sie geprellt hatte. In Betreff des übrigen sehr bedeutenden Nachlasses des vermeintlichen Grafen wurden von den durch's Spiel Beraubten entweder gar keine Forderungen gemacht, oder die eingegangenen, als unbegründet, zurückgewiesen. Verwandte meldeten sich nicht, und so fiel denn das Ganze dem Fiscus anheim. Der König bestimmte jedoch, mittelst besonderer Cabinetsordre, das auf 20,000 Thaler berechnete Vermögen zur Gründung eines Fonds für hülfsbedürftige Beamte und deren Familien, die unverschuldig ihres Dienstes entsetzt werden, um bis zur erlangten Wiedereinsetzung nicht mit den Ihrigen vor Hunger zu sterben.

Zwei Tage lang schloß sich der Finanzrath in seinem Zimmer ein, ohne Jemand vor sich zu lassen. Die erlebte Scene, die ihm gewordene Enttäuschung über einen Bösewicht, den er nahe daran war, Sohn zu nennen, endlich ein langer Brief des Advocaten Bremer, hatten sich vereinigt, die trübe Gemüthsstimmung hervorzubringen.

Am dritten Tage überraschte er beim Frühstück seine besorgt gewesene Tochter mit der bittenden Frage: „Kannst Du mir vergeben, Amalie?"

Diese küßte ihm die Hand und sagte: „Mein Vater, nichts hat Ihre Tochter Ihnen zu vergeben; sie fleht vielmehr um Ihren Segen!"

„Du hast ihn, mein gutes Kind!" erwiederte Lehmann, sie umarmend. Dann klingelte er und befahl: „Anspannen."

Rasch kleidete sich Amalie an, wurde von ihrem Vater in den Wagen gehoben, in den er alsdann selbst stieg und dem Kutscher zurief: „Nach Rheinstein!"

Bremer war schon dort. Man empfing, wie leicht zu denken, die Gäste mit Liebe und Freude und war gerührt, als Lehmann dem Eigenthümer des Gutes die Hand drückte, ihn umarmte und sprach: „Mein Sohn! heute noch feierst Du die Verlobung mit Deiner Braut."

Frih war außer sich vor Wonne. Er dankte dem Finanzrath und stürzte dann zu Amaliens Füßen, die ihn aber aufhob und in ihre Arme schloß.

Wirklich wurde die Verlobung noch am nämlichen Abende auf Rheinstein gefeiert, indem man von fremden Personen blos den Pfarrer des benachbarten Dorfes und einen Gutsbesitzer nicht fern von dort, der ein Freund und Kamerad Soldan's war, eingeladen hatte.

Am ersten Carnevalstage, den die Rheinländer stets mit Sehnsucht erwarten und mit Freude begrüßen, deutete ein ununterbrochenes Wagengerassel auf eine große Festlichkeit in der Königstraße zu ***. Die Pfarrkirche war inwendig beinahe in einen Blumengarten verwandelt, mit Menschen gefüllt, und gaffend reckte die Menge die Köpfe nach der Eingangsthür.

Gestern hatte man schon drei Wagen nach dem Oberbürgermeisteramte hin und zum Hause der Amtsräthin Soldan zurückfahren sehen. Es waren drei Paare, die den bürgerlichen Act, welcher der kirchlichen Einsegnung bei Schließung der Ehe vorhergehen muß, vor dem Civilstandsbeamten vollzogen. Heute erschienen nun diese drei Wagen wieder, aber mit einem Gefolge von 36 anderen, mit Herren und Damen besetzten Kutschen, vor der Kirche.

Beim Aussteigen gewahrte man die prachtvollsten Toiletten der Damen, glänzende Uniformen und alle Gattungen von Orden unter den Herren; die Brautpaare zeichneten sich jedoch durch Einfachheit im Anzuge vor den Uebrigen aus. Alle drei Herren waren in schwarzen, modernen Fracks, die Bräute in Kleidern von weißem Atlaß, frischen Haaren und geziert mit dem schönsten Symbol der Reinheit, dem Myrthenkranz. Nur die Letzte trug weniger Schmuck am Halse, als die beiden Anderen, deren Geschmeide das Auge blendete.

Die Paare waren, wie die Leser errathen haben werden: Der Gutsbesitzer und Lieutenant Friedrich Soldan mit Fräulein Amalie Lehmann, der Advocat Gustav Bremer mit Fräulein Louise Soldan und der Gutsverwalter Heinrich Ehrlichmann mit Jungfer Henriette Schneider.

Nach alter, wenn auch nicht zweckmäßiger Sitte währte die Hochzeit alle drei Carnevalstage hindurch. Eine Aufzählung der Speisen und Getränke, die man verzehrte und übrig behielt, wird der Leser uns erlassen; nur können wir nicht umhin, zu bemerken, daß unter dem Backwerk die sogenannten cölnischen Mutzen nicht fehlten.

Ob das Glück, dessen die Neuvermählten sich erfreuten, von Lebensdauer gewesen, vermögen wir nicht anzugeben, da wir Hochzeit erst vor etwas länger als einem Jahre stattfand; aber das müssen wir noch melden, was wir in der Civilstandsanzeige vor Kurzem gelesen. Es stand nämlich: „Vom 20. bis 30. November. Geburten: Karl Friedrich, Sohn von Friedrich Soldan, Gutsbesitzer auf Rheinstein. — Johann Peter, Sohn von Heinrich Ehrlichmann, Gutsverwalter daselbst." — Dann in der ***schen Zeitung unter jenen Anzeigen: „Den 25. November. Geboren: Wilhelmine Amalie Louise, Tochter des Advocatenpaars Gustav Bremer, Königstraße."

Die Untersuchung gegen Conrad Stumpf wurde so rasch als möglich betrieben.

Er leugnete hartnäckig das ihm zur Last gelegte Verbrechen.

Außer den Zeugen in Soldan's Prozeß wurden noch die beiden Soldaten, der Maler Hamm und die Handlungsreisenden abgehört.

Wieder war am 28. Januar 18*** der Assisensaal zum Erdrücken voll, doch dieses Mal die allgemeine Stimmung gegen den Angeklagten. Ein anderer Präsident, andere Richter und andere Geschworne zeigten sich.

Als nach Mitternacht die Geschwornen ihre Erklärung dahin abgaben: „Ja, der Angeklagte ist des Verbrechens schuldig, er hat es mit allen Umständen begangen, welche in der aufgestellten Frage enthalten sind;" da wurde Stumpf, nachdem man ihm diesen Ausspruch vorgelesen, sichtbar niedergeschlagen.

Sein Vertheidiger, von Amtswegen ernannt, hatte sein Möglichstes gethan, er konnte aber den Geschwornen ihre Ueberzeugung nicht nehmen.

Der Oberprocurator, der selbst das öffentliche Ministerium in dieser Sache verwaltet hatte, trug nun darauf an: daß der Hof den Angeklagten auf Grund der Artikel 296, 297, 298, 302 und 2 des Strafgesetzbuchs und 368 der Criminalprozeßordnung zur Todesstrafe und in die Kosten verurtheilen wolle.

Der Präsident fragte den Angeklagten: „ob er nichts zu seiner Vertheidigung anzuführen habe?"

Seitens des Vertheidigers wurde geantwortet, „daß die Artikel 296, 297 und 298 des Strafgesetzbuchs auf den gegenwärtigen Fall keine Anwendung finden könnten, müßten der Artikel 302 eine zu große Strafe ausspreche. Einzig der Artikel 304 daselbst unter 2 könne hier Platz greifen, nach welchem der Angeklagte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt würde."

Der Advocat suchte seine Anträge näher zu rechtfertigen und entwickelte die desfallsigen Gründe in einem schönen Vortrage.

Hierauf zog sich der Gerichtshof in sein Berathschlagungszimmer zurück, nahm eine halbe Stunde darauf seine Plätze im Saale wieder ein, und der Präsident verkündigte dem Angeklagten, nach Vorlesung der im Antrage des Oberprocurators angeführten Gesetzesstellen, das auf Todesstrafe lautende Erkenntniß des Assisenhofes.

Der Präsident wendete sich zuletzt an den Verurtheilten mit folgenden Worten:

„Conrad Stumpf! Die menschliche Gesellschaft stößt Euch „aus, weil Ihr ein Verbrechen begangen, welches das Gesetz mit demselben Maße wiedervergilt, das Ihr Eurem „Mitmenschen anzumessen die Absicht hattet. Erkennt daher Gottes Gerechtigkeit, die den Missethäter, früh oder „spät, schon in diesem Leben erreicht. Benutzt die Zeit, „die Euch noch übrig ist, zur Reue über die böse That. „Versöhnt Euch mit dem Schöpfer, damit ihr jenseits Gnade „findet, die Euch hier versagt werden muß."

„Ihr habt die Befugniß, gegen das Erkenntniß des Assisenhofes das Rechtsmittel der Cassation einzulegen; doch „muß dieses binnen drei freien Tagen, von heute angerechnet, geschehen."

„Die Sitzung ist aufgehoben."

Eduard Ludwig.

Jesus Maria! — Der Bube hat geendet! —
Die Schüler schrien — ging Alles drunter, drüber.
Es ward in Eil' nach einem Arzt gesendet.

— Vorbei, vorbei! — Andreas ging hinüber
Zu Gott — und keine Rettung für sein Leben.
Das Auge quoll dem edlen Arzte über.

Der Pfarrer magt das Haupt nicht zu erheben,
Starrt hin zur Erd', vermag kein Wort zu sagen. — —
Andreas Vater war zur Arbeit eben.

Da — in die Stube stürzt mit Angst und Zagen
Josef herein: — Was hast Du! — Weh mir Armen —
Der Pfarrer hat den Bruder mir erschlagen —

Der Pfau — deshalb! — Gerechter Gott — Erbarmen!
Es kann nicht sein. Dein Blick hat Dich betrogen. —
— Der Arzt fand nicht den Pulsschlag mehr, den warmen.

— Der Alte hielt ein Messer — — Scharen zogen
Um's Haus — so stürzt er hastig durch die Straße. —
Das Auge Josefs hatte nicht gelogen.

— Andreas todt! — Sein Leben Deinem Hasse
Geopfert, Mörder! — Nimm dafür zum Lohne
Dies, daß nicht neue Mordlust Dich erfasse. —

Den Pfarrer traf das Messer. — Wo ich wohne,
Eilt Alle ihr, und folgt mir auf dem Fuße,
Wenn Abschied ich genommen von dem Sohne.

— So will ich scheiden mit dem letzten Kusse
Von Dir. Du bist gerächt — nun will ich sterben!
Ihr Leute, folgt mir nun — und Gott zum Gruße! —
Der Vater litt den Henkertod, den herben,
Beklagt von Allen auf dem hochgerichte,
Beweint von Josef, seinem einz'gen Erben. —
Hier eine kleine schlichte Dorfgeschichte.

Nordmann.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn J. S. in L. — Wenn Sie die Novellen-Zeitung ebenfalls die Illustrirte durch die Post beziehen, muß dieselbe gleich regelmäßig eintreffen, da sie hier gleich pünktlich abgesendet wird.

Frau C. M. in D. — Sie dürfen versichert sein, daß wir auf Ihre gütige Empfehlung jede mögliche Rücksicht nehmen.

Eine Stimme aus Böhmen. — Es würde uns in hohem Grade erfreulich sein, wenn viele ähnliche Stimmen sich zu einem Chor vereinigen wollten, obschon wir uns täglich sagen, daß wir noch nicht am Ziele sind, wie streben aber demselben nach.

Herrn L. v. B. in B. — Da die Verbrechensgesetzgebung die Aufführung gedruckter Stücke ohne Zustimmung des Autors verpönt, so können wir gerade solche Stücke, die bei der Aufführung den meisten Beifall genießen, nur selten geben und müssen die Mittheilung immer als besondere Gunst des Verfassers betrachten.

Herrn L. v. H. in C. — Die angebotene Einsendung wird uns unter allen Umständen willkommen sein; die Entscheidung müssen wir uns natürlich vorbehalten.

Eingegangene Manuscripte. — Um in der Correspondenz Wiederholungen zu vermeiden, werden wir in Zukunft die eingegangenen Handschriften unter dieser Ueberschrift kurz anzeigen und vorläufig darunter, daß weitere Entscheidung vorbehalten ist. Zu Ergänzung geben wir heute die sämmtlichen seit Jahresschluß eingegangenen Mittheilungen, soweit nicht Entscheidung darüber bereits erfolgt ist.

Januar 9. Nr. 61. B. v. L. in Z. 14. Nr. 64. G. in B. Nr. 65. H. in K. 18. Nr. 67. G. in H. Nr. 68. D. L. B. in Z. 22. Nr. 71. E—y in G. 30. Nr. 73. H. in L. — Februar 12. Nr. 77. J. E. in L. 13. Nr. 78. Nordmann. Nr. 79. M. in E. 14. Nr. 80. C. in L. Nr. 81. Derselbe. 20. Nr. 83. L. v. D. Nr. 84. J. G. in L. Nr. 85. Derselbe. 24. Nr. 88. C. G. 25. Nr. 89. L. H. in S. 26. Nr. 90. Dr. L. in B. 27. Nr. 91. Freiherr v. W—B. in M. — März 3. Nr. 92. W. v. S. in S. 4. Nr. 93. L. L. in D. 5. Nr. 94. Dr. H. in B. 7. Nr. 95. D. Frh. B. - W. in M. 10. Nr. 97. J. L. B. in W. Nr. 98. J. E. in L.

Berichtigung. — Den zahlreichen neu eingetretenen Abonnenten auf die Novellen-Zeitung, welche Nr. 1 bis 26. nachbestellt haben, theilen wir ergebenst mit, daß die erste Auflage von 5000 Exemplaren gänzlich vergriffen ist, daß aber die fehlenden Nummern nachgedruckt und vom 15. April an nach der Reihe des Eingangs der Bestellungen expedirt werden.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 39. Leipzig, Mittwoch den 26. März 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. VI. Band: 2., 3. und 4. Kapitel. — Federzeichnungen auf der Reise. Von Louise Mühlbach. 1. Frankfurt.

Dreißig Jahre später, Schauspiel in vier Aufzügen, von Herbert Rau. (Fortsetzung.)

Beilage: Federzeichnungen auf der Reise. Von Louise Mühlbach. 1. Frankfurt. 2. Auf dem Rhein und in Baden.

Dreißig Jahre später, Schauspiel in vier Aufzügen, von Herbert Rau. (Schluß.) — Holzschnitte zu Zeitfragen. Von Reichenau. 1. Viehweiden und Gartenzäune.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 38.)

Sechster Band.

Der Beschützer.

Zweites Kapitel.

Entschuldigungen.

ie, — sagte Rodin, indem er that, als betrachte er das Kreuz mit ebensoviel Neugier als ehrfurchtsvoller Bewunderung, — wie, Napoleon, der große Napoleon hätte mit seiner eigenen siegreichen Hand dieses edle Ehrenzeichen berührt?

— Ja, mein Herr, mit seiner Hand; er heftete es auf meine blutende Brust als Verband für meine fünfte Wunde... Und sehen Sie, ich glaube, wenn man mir im Augenblicke, wo ich vor Hunger stürbe, die Wahl ließe zwischen Brod und meinem Kreuze, so würde ich nicht zaudern... um es nur sterbend auf meiner Brust zu haben... Aber es ist genug davon, sprechen wir von etwas Anderem... es ist närrisch mit so einem alten Soldaten, nicht wahr? — fügte Dagobert hinzu, indem er mit der Hand über seine Augen fuhr. Darauf aber schämte er sich zu verleugnen, was er empfand, hob den Kopf wieder rasch in die Höhe und suchte eine Thräne nicht zu verbergen, welche über die Wange rann und versetzte darauf: — Nun gut, ja, ich weine vor Freude, daß ich mein Kreuz wiedergefunden habe... mein Kreuz, das mir der Kaiser gegeben,... mit seiner siegreichen Hand, wie dieser brave Mann hier sagt...

— So sei denn also meine alte Hand gesegnet, daß sie Ihnen diesen ruhmvollen Schatz hat wiedergeben können, — sagte Rodin voller Bewegung. Und er fügte hinzu: — Wahrlich, der Tag wird heute für Jedermann gut sein; auch kündigte ich Ihnen das heute morgen in meinem Briefe an.

— Dieser Brief ohne Unterschrift, — sagte der Soldat immer verwunderter, — war von Ihnen?

— Ich war es, der ihn geschrieben hat. Nur fürchtete ich irgend eine neue Schlinge des Abbé von Aigrigny und wollte mich, verstehen Sie wohl, nicht deutlicher ausdrücken.

— Also werde ich meine Waisen wiedersehen?

Rodin nickte gutmüthig mit dem Kopfe.

— Ja, gleich... in einem Augenblicke vielleicht, — sagte Adrienne lächelnd. — Nun, hatte ich Unrecht, als ich Ihnen sagte, daß Sie diesen Herrn falsch beurtheilt haben?

— Und warum sagte er mir das nicht gleich, als ich eintrat! — rief Dagobert seufzetrunken.

— Es war nur ein Uebelstand dabei, mein lieber Freund, — sagte Rodin, — nämlich, daß Sie gleich bei Ihrem Eintritte sich damit beschäftigt haben, mich zu würgen...

— Das ist wahr... ich bin zu schnell gewesen... Also noch einmal bitte ich um Verzeihung; aber was soll ich Ihnen sagen... ich hatte Sie immer mit dem Abbé von Aigrigny gegen uns gesehen und im ersten Augenblicke...

— Das theure Fräulein — sagte Rodin, indem er sich vor Adrienne verneigte, — wird Ihnen sagen, daß ich, ohne es zu wissen, Mitschuldiger von sehr vielen Nichtswürdigkeiten gewesen bin; aber sobald ich in diesem Dunkel habe klar sehen können... verließ ich den schlechten Weg, welchen ich wider meinen Willen ging, um auf den geraden und rechtschaffenen zurückzukehren.

Adrienne machte Dagobert, der sie mit dem Blicke zu fragen schien, ein bejahendes Zeichen.

— Wenn ich den Brief, den ich Ihnen geschrieben, nicht unterzeichnet habe, mein guter Freund, so geschah es aus Furcht, mein Name möchte Ihnen bösen Argwohn erregen. Wenn ich Sie endlich gebeten, hierher zu kommen und nicht nach dem Kloster, so geschah es, weil ich ebenso wie dieses theure Fräulein Angst hatte, Sie möchten vom Portier und vom Gärtner wiedererkannt werden, und Ihr Ueberfall von neulich Nacht konnte dieses Wiedererkennen sehr gefährlich machen.

— Aber Herr Baleinier ist von Allem unterrichtet, wie mir eben einfällt, — sagte Adrienne voller Unruhe. — Er hat mir gedroht, Herrn Dagobert und seinen Sohn anzuzeigen, wenn ich klagbar würde.

— Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, jetzt werden Sie die Bedingungen vorschreiben, — antwortete Rodin. — Verlassen Sie sich auf mich, und was Sie anbetrifft, mein guter Freund, so sind Ihre Leiden jetzt zu Ende.

— Ja, — sagte Adrienne, — ein Beamter voll Rechtschaffenheit und Wohlwollen ist nach dem Kloster gegangen, um die Töchter des Marschall Simon zu holen; er wird sie hierherbringen; aber gleich mir hat es ihm geschienen, daß es schicklicher sei, wenn sie bei mir im Hause wohnten... Ich kann indeß dazu mich nicht ohne Ihre Genehmigung entschließen, denn Ihnen sind diese Waisen von ihrer Mutter anvertraut worden.

— Und Sie wollen Mutterstelle bei ihnen vertreten? — versetzte Dagobert. — Ich kann Ihnen nur mit vollem Herzen dafür danken, in meinem, wie in der Kinder Namen... Da indessen die Lehre für mich sehr hart gewesen ist, so will ich sie bitten, daß ich die Thür ihres Zimmers weder Tag noch Nacht verlassen darf. Wenn Sie mit ihnen ausgehen, so müssen Sie mir erlauben, ihnen auf einige Schritte zu folgen und sie nicht aus dem Auge zu lassen, nicht anders als es Murrkopf ihnen würde, der sich als einen besseren Wächter bewährt hat, wie ich. Ist der Marschall erst gekommen, und das kann ja nicht mehr lange dauern, dann wird die Sache anders. Gott wolle, daß er bald kommt!

— Ja, — versetzte Rodin mit fester Stimme, — Gott wolle, daß er bald kommt, denn er wird vom Abbé von

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Dreissig Jahre später.

Schauspiel in vier Aufzügen.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Dritter Aufzug.

Dritte Scene.

Vorige. Wilhelm.

Wilhelm.

Sie wünschen mich zu sprechen?

Oberst.

Wie ging es Dir heute am Hofe?

Wilhelm.

Wie seit den letzten zehn Tagen. Ich ward mit einer vagen Entschuldigung abgewiesen.

Oberst.

Kennst Du den Grund der Ungnade, die Du so schnell Dir zugezogen?

Wilhelm.

Ja! — (Nach kurzer Pause.) Der Herzog liebt dasselbe Mädchen, für die mein Herz schlägt.

Oberst.

Wilhelm!

Lucie und Sophie.

Der Herzog?

Wilhelm.

Und ward um meinetwillen zurückgewiesen.

Oberst (bei Seite).

Gott sei Dank, meine Furcht war ungegründet, der Herzog ahnet nichts.

Wilhelm.

Mein Entschluß ist gefaßt. — Vater, geben Sie mir Ihre Einwilligung die Geliebte zu ehelichen?

Oberst.

Nie! — Ich muß darauf bestehen. Glaube mir, mein, Dein, unser aller Glück hängt davon ab.

Wilhelm.

Dann erlauben Sie mir, daß ich abreise. Die Stelle an hiesigem Hofe ist für mich verloren, das werden Sie einsehen. Ich habe indessen Etwas gelernt, und so wird mir eine Anstellung außerhalb nicht mangeln. Fern von hier wird es Sie dann auch nicht kränken, wenn Wilhelm Wernig sich mit einer Bürgerlichen verbindet.

Oberst.

Ich bin Dein Vater und gebiete Dir....

Wilhelm.

Vater!

Lucie.

Das ist zu viel. O schön, schön! Sind das die stolzen Hoffnungen, die wir für das Glück, die Macht unserer Familie gehegt, ist das der Lohn für so viele Sorgen, Mühen, Anstrengungen? Jetzt, in dem Augenblicke, in welchem wir in vollem Glanze stunden, dem Throne nah und mächtig wie noch nie — wirft sich der eigne Sohn hinweg und um die Tochter darf sich ein „Weiß" bewerben?

Oberst und Wilhelm (zugleich).

Lieutenant Weiß?!

Lucie.

Auf des Oberst Freundschaft bauend, war er so kühn.

Oberst.

Jetzt seh' ich klar.. Darum verlangte er den Adel, darum die Worte: „weil ich nur vermittelst des Wörtchens „von"

Aigrigny furchtbare Rechenschaft zu fordern haben über die Verfolgung seiner Töchter; und doch weiß der Herr Marschall noch nicht Alles...

— Und Sie fürchten Nichts für diesen Abtrünnigen? — versetzte Dagobert, indem er daran dachte, daß der Marquis bald dem Marschall Simon gegenüber stehen würde.

— Ich fürchte weder für Feiglinge noch für Verräther, — antwortete Rodin. — Und wenn der Herr Marschall Simon zurückgekommen sein wird...

Nachdem er einige Augenblicke inne gehalten, fuhr Rodin fort:

— Möge der Herr Marschall mir die Ehre geben mich anzuhören, dann will ich ihn über das Benehmen des Abbé von Aigrigny aufklären. Der Herr Marschall wird erfahren, daß seine theuersten Freunde eben so sehr als er selbst dem Hasse dieses so gefährlichen Menschen ausgesetzt sind.

— Und wie denn das? — fragte Dagobert.

— O mein Gott, Sie selbst sind ein Beispiel von dem, was ich anführe?

— Ich?

— Glauben Sie, daß der Zufall allein den Auftritt im Wirthshause zum weißen Falken bei Leipzig herbeigeführt hat?

— Wer hat Ihnen von diesem Auftritte erzählt? — fragte Dagobert verwundert.

— Entweder Sie nahmen die Herausforderung Morok's an, — fuhr der Jesuit fort und ohne Dagobert zu antworten, — und Sie fielen dann in einen Hinterhalt, oder Sie schlugen dieselbe aus und dann wurden Sie, wie es auch geschehen ist, wegen mangelnder Papiere verhaftet und als Landstreicher mit diesen armen Waisen in's Gefängniß geworfen... Und wissen Sie jetzt, welches der Zweck dieser Gewaltthätigkeit war? Man wollte Sie verhindern am 19. Februar hier zu sein.

— Aber je länger ich Sie anhöre, mein Herr, — sagte Adrienne, — je mehr muß ich über die Kühnheit des Abbé von Aigrigny erschrecken und mich über die Ausdehnung seiner Mittel wundern... In der That, — versetzte sie mit äußerster Ueberraschung, — wenn Ihre Worte nicht Glauben verdienten...

— So würden Sie daran zweifeln, nicht wahr, mein Fräulein? — sagte Dagobert, — und so geht es mir gerade auch. Ich kann nicht glauben, wie bosthaft dieser Abtrünnige auch sein mag, daß er in Sachsen mit einem Thierbändiger im Einverständniß gewesen sein soll; und dann, wie hätte er erfahren können, daß ich mit den Kindern durch Leipzig kommen mußte. Es ist unmöglich, mein guter Mann.

— In der That, mein Herr, — versetzte Adrienne, — ich fürchte, daß Ihre übrigens sehr begründete Abneigung gegen den Marquis von Aigrigny Sie irre führt und Sie ihm eine Macht und Ausdehnung der Verbindungen zuschreiben, welche fast an's Fabelhafte grenzt.

Nach einer Pause, während welcher Rodin Adriennen und Dagobert abwechselnd mit einer Art Mitleid betrachtete, versetzte er:

— Und wie hätte der Herr Abbé von Aigrigny, ohne in Verbindung mit Morok zu stehen, in den Besitz Ihres Kreuzes kommen können?

— Allerdings, mein Herr, — sagte Dagobert, — die Freude hat mich verhindert nachzudenken; wie kommt es, daß mein Kreuz sich in Ihren Händen befand?

— Gerade eben daher, daß der Herr Abbé von Aigrigny in Leipzig Verbindungen hatte, an denen Sie und dieses theure Fräulein zu zweifeln scheinen. — Sagen Sie mir, Sie sind wegen mangelnder Papiere in Leipzig verhaftet worden, nicht wahr?

— Ja... aber ich habe niemals begreifen können, wie mein Kreuz und meine Papiere aus meinem Tornister verschwunden sind. Ich glaubte das Unglück gehabt zu haben, sie zu verlieren.

Rodin zuckte die Achseln und versetzte:

— Sie sind Ihnen im Wirthshause zum weißen Falken von Goliath, einem der Spießgesellen Morok's, gestohlen worden und dieser hat die Papiere und das Kreuz dem Abbé von Aigrigny gesendet, um ihm zu beweisen, daß es ihm gelungen sei, die Befehle auszuführen, welche die Waisen und Sie selbst betrafen; vorgestern habe ich erst Aufschluß über diese nichtswürdige Anstiftung bekommen: Kreuz und Papiere befanden sich in den Archiven des Abbé von Aigrigny. Die Papiere nahmen einen zu bedeutenden Raum ein, man würde ihre Wegnahme gemerkt haben; aber da ich nach meinem Briefe Sie heute Morgen zu sehen hoffte und wohl wußte, wieviel ein Soldat des Kaisers auf sein Kreuz hält, eine heilige Reliquie, wie Sie sagen, mein Freund, wahrhaftig, da habe ich nicht gezaudert und die Reliquie in die Tasche gesteckt. Im Grunde, dachte ich bei mir, ist es ja nur eine Wiedererstattung und mein Zartgefühl übertreibt vielleicht die Bedeutung dieses Mißbrauchs des Vertrauens.

— Sie konnten keine bessere Handlung thun, — sagte Adrienne, — und in Betracht der Theilnahme, welche mir Herr Dagobert einflößt, bin ich Ihnen persönlich verpflichtet. — Nach einem Augenblicke Stillschweigens versetzte sie darauf ängstlich: — Aber, mein Herr, welche schreckliche Macht steht dem Herrn von Aigrigny zu Gebote, daß er in fremden Ländern so ausgedehnte und furchtbare Verbindungen hat?

— Still, — rief Rodin mit leiser Stimme, indem er erschreckt um sich sah, — still, still, um des Himmels willen, befragen Sie mich nicht darüber!...

Drittes Kapitel.

Enthüllungen.

Das Fräulein von Cardoville war sehr erstaunt über Rodin's Schrecken, als sie ihn um Erklärung über die so furchtbare Macht des Herrn von Aigrigny gebeten hatte, und sagte zu ihm:

— Aber, mein Herr, was ist denn so Seltsames in der Frage, die ich an Sie gerichtet?

Rodin sah nach einer Pause sich rings um und antwortete ihr mit vollkommen erheuchelter Unruhe und leiser Stimme:

— Ich wiederhole es, Fräulein, befragen Sie mich nicht über einen so gefährlichen Gegenstand; die Wände dieses Hauses haben Ohren, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt.

Adrienne und Dagobert sahen sich mit wachsender Verwunderung an.

Die Mayeux, welche einen unglaublich anhaltenden Instinkt der Abneigung hatte, fuhr fort, ein unbesiegliches Gefühl des Mißtrauens gegen Rodin zu empfinden. Bisweilen sah sie ihn lange verstohlen an und suchte die Maske dieses Menschen zu durchdringen, der ihr Furcht einflößte. Einen Augenblick begegnete der Jesuit dem unruhigen fortwährend auf sich geheftenen Blicke der Mayeux und sogleich nickte er ihr voller Freundlichkeit mit dem Kopfe zu, so daß das junge Mädchen, erschreckt, sich überrascht zu sehen, die Augen bebend abwandte.

— Nein, nein, mein theures Fräulein, — versetzte Rodin seufzend, als er sah, daß Adrienne sich über sein Schweigen verwunderte, — befragen Sie mich nicht über die Macht des Herrn von Aigrigny.

— Aber, mein Herr, — versetzte Adrienne, — warum stehen Sie an, mir zu antworten? Was fürchten Sie?

— O, mein theures Fräulein, — sagte Rodin schaudernd, — diese Leute sind so mächtig!... Ihr Haß ist so furchtbar!

— Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich verdanke Ihnen zu viel, als daß mein Beistand Ihnen jemals entgehen könnte.

— Ach, meine liebe junge Dame, — rief Rodin fast verletzt aus, — ich bitte Sie, beurtheilen Sie mich besser. Fürchte ich denn etwa für mich?... Nein, ich bin zu unbedeutend, zu unschädlich; aber Sie, der Herr Marschall Simon, die anderen Personen Ihrer Familie sind es, die Alles zu fürchten haben... Sehen Sie, mein theures Fräulein, noch einmal, befragen Sie mich nicht; es giebt Geheimnisse, die denen, welche sie kennen, verderblich sind...

— Aber ist es im Grunde nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, von denen man bedroht wird?

— Wenn man die Anschläge seines Feindes kennt, — sagte Dagobert, — kann man sich wenigstens vertheidigen. — Ein Angriff am hellen Tage ist doch besser als ein heimlicher Ueberfall.

— Und dann versichere ich Ihnen, — versetzte Adrienne, — die wenigen Worte, welche Sie mir gesagt haben, flößen mir eine unbestimmte Besorgniß ein...

— Nun, weil es denn sein muß, mein theures Fräulein, — versetzte der Jesuit, indem er that, als koste es ihm große Selbstüberwindung, — da Sie es nicht aus Andeutungen verstehen,... so werde ich mich weitläufiger auslassen;... aber erinnern Sie sich daran, daß Ihr Dringen mich zwingt, Ihnen mitzutheilen, was Sie vielleicht besser niemals erfahren sollten.

— Sprechen Sie, mein Herr, ich bitte, — sagte Adrienne.

Rodin zog Adrienne, Dagobert und die Mayeux um sich herum und sagte mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene zu ihnen.

— Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Gesellschaft gehört, welche ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, in allen Classen der Gesellschaft Spießgesellen, Kämpfer und Fanatiker besitzt... der die Könige und die Großen ihr Ohr geliehen haben und oft noch leihen... eine allmächtige Verbrüderung, welche mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellungen erhebt und mit einem Worte sie in das Nichts zurückwirft, aus dem sie allein sie hat hervorziehen können?

— Mein Gott, mein Herr, — sagte Adrienne, — was ist das denn für eine furchtbare Verbindung? Niemals habe ich noch davon sprechen hören.

— Ich glaube Ihnen und doch wundert mich Ihre Unkenntniß in dieser Beziehung im höchsten Grade.

— Und weshalb diese Verwunderung?

— Weil Sie lange Zeit mit Ihrer Frau Tante gelebt und häufig den Abbé von Aigrigny gesehen haben.

— Ich habe bei Frau von Saint-Dizier gelebt, aber nicht mit ihr, denn aus tausend Gründen flößte sie mir eine gerechte Abneigung ein.

— Allerdings, mein theures Fräulein, war meine Bemerkung im Grunde nicht richtig; gerade dort und besonders in Ihrer Gegenwart mußte man über diese Gesellschaft Schweigen beobachten, und doch hat dieselbe gerade durch Frau von Saint-Dizier unter der vorigen Regierung einen so furchtbaren Einfluß in der Welt ausgeübt... Nun, so erfahren Sie es denn! Der Beistand dieser Gesellschaft macht den Abbé von Aigrigny zu einem so gefährlichen Menschen; durch sie hat er verschiedene Mitglieder Ihrer Familie überwachen, verfolgen und angreifen können, die Einen in Sibirien, die Anderen tief in Indien, Andere endlich in den Gebirgen Amerika's; denn wie ich Ihnen gesagt habe, durch einen Zufall habe ich vorgestern beim Durchblättern der Papiere Aigrigny's die Spur und die Ueberzeugung seiner Verbrüderung mit dieser Gesellschaft gefunden, deren thätigster und fähigster Anführer er ist.

— Aber, mein Herr, der Name... der Name dieser Gesellschaft? — sagte Adrienne.

— Nun gut, es ist... — Rodin hielt inne.

— Es ist... — versetzte Adrienne gleich Dagobert und der Mayeux in der äußersten Spannung, — es ist...

Rodin sah sich um, zog die anderen Personen dieses Auftrittes noch näher an sich heran und sagte leise, die Worte langsam betonend:

— Es ist... die Gesellschaft Jesu.

Und er bebte.

— Die Jesuiten! — rief Fräulein von Cardoville und konnte ein um so herzlicheres Gelächter nicht zurückhalten, als noch den geheimnißvollen Vorsichtsmaßregeln und Vordemer-

---

um die Angebetete werben kann." Dies also ist der legitime Weg zu meinem Vermögen. O Teufel, Du bist schlau! Aber hüte Dich .... (Für sich.) Und doch! — Doch darf er nicht sprechen, wenn die Welt, meine Gattin, mein Schwiegervater, der Herzog es erführe ....

Diener (ansagend).

Geheimerath Fahnenberg!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Geheimerath Fahnenberg.

Oberst (ihm entgegengehend).

Seien Sie willkommen, Herr Geheimerath!

(Fahnenberg grüßend.)

Fahnenberg.

Sie entschuldigen, wenn ich stören sollte. (Lucie die Hand küssend.) Ich preise den Zufall, gnädige Gräfin, der mich so glücklich macht, Ihnen meine Huldigungen neuerdings zu zollen. (Zum Oberst.) Für Sie diese herzogliche Depesche. Es ist der Adelsbrief für Lieutenant Weiß. Seine Durchlaucht geruhten dabei zu bemerken: Es sei die Gewährung dieser, etwas sonderbaren Verwendung Ihrer Seits ein neuer Beweis: wie sehr Höchstdieselben Ihre bisherigen Dienste um den Thron anerkannten.

Oberst (halblaut).

Ein Gnadenbeweis, der fast wie Ungnade lautet.

Fahnenberg (zum Oberst).

Ein Wort im Vertrauen. (Zu Lucie.) Sie entschuldigen, Gnädigste, Staatsangelegenheiten.

Lucie.

Sans gêne, wenn ich bitten darf. (Lucie zieht sich mit Wilhelm und Sophie etwas zurück.)

Oberst.

Was haben Sie?

Fahnenberg.

Kennen Sie Lieutenant Weiß?

Oberst (etwas verlegen).

Von früher, — Herr von Fahnenberg.

Fahnenberg.

Doch in den letzteren Jahren nicht.

Oberst.

Vor mehren Jahren — leistete er mir — einen nichtigen Dienst — er rettete mir das Leben. Doch sah ich ihn seit jener Zeit nicht mehr.

Fahnenberg.

So ist es Ihnen wohl auch unbekannt, daß er höchst unmoralisch, selbst der größten Verbrechen verdächtig ist?

Oberst.

Sie erschrecken mich! — Weiß dies seine Durchlaucht?

Fahnenberg.

Nein. Ich unterdrückte die Nachricht, da ich mir denken konnte, daß auch Sie mit jenen Gerüchten unbekannt. Ich bitte Sie nun in Ihrem eigenen Interesse Maßregeln darnach zu nehmen.

Oberst (schüttelt Fahnenberg die Hand).

Herzlichen Dank, Herr Geheimerath.

Fahnenberg.

Sie kennen meine Freundschaft für Sie. (Will sich zu Lucien wenden.)

Oberst.

Nur noch ein Wort. Haben Sie von Seiner Durchlaucht nichts in Betreff meines Sohnes gehört?

Fahnenberg.

Nein — der Herr Herzog scheinen seit einiger Zeit etwas verstimmt — und sind verschlossen gegen Jedermann — doch ich muß eilen, lieber Freund. (Laut zu Lucie.) Ich bedaure, daß

Digitized by Google

kungen Rodin's sie eine ihrer Ansicht nach viel furchtbarere Entdeckung erwartete, — die Jesuiten! — versetzte sie noch immer lachend, — aber die giebt es nur in Büchern; es sind historische, und ich glaube es, sehr erschreckende Personen; aber warum wollen Sie Herrn von Aigrigny und Frau von Saint-Dizier noch so verkappen? Wie sie sind, rechtfertigen sie ja meine Abneigung und Verachtung schon hinlänglich.

Nachdem er schweigend Fräulein von Cardeville angehört, versetzte Rodin mit ernster und überzeugter Miene:

— Ihre Verblendung erschreckt mich, mein theures Fräulein; die Vergangenheit hätte Ihnen Furcht für die Zukunft einflößen sollen, denn Sie haben mehr als Jemand den verderblichen Einfluß dieser Gesellschaft erfahren, deren Existenz Sie wie einen Traum ansehen.

— Ich, mein Herr? — sagte Adrienne lächelnd, obwohl etwas überrascht.

— Sie...

— Und bei welcher Gelegenheit?

— Das fragen Sie mich? Sie fragen, mein theures Fräulein?... Und Sie waren hier als Verrückt eingesperrt? Braucht' ich es Ihnen denn zu sagen, daß der Herr dieses Hauses eines der ergebensten Lotsenmitglieder dieser Gesellschaft und als solches das blinde Werkzeug des Herrn von Aigrigny ist?

— Also — sagte Adrienne, diesmal ohne zu lächeln, — Herr Baleinier?...

— Gehorchte dem Abbé von Aigrigny, dem furchtbarsten Oberhaupte dieser furchtbaren Gesellschaft... Er wendet sein Genie zum Bösen an, aber man muß es eingestehen, er ist ein Mann von Genie;... daher müssen Sie auch, wenn Sie erst von hier fort sind, alle Ihre Aufmerksamkeit, allen Ihren Argwohn auf ihn zusammendrängen, denn glauben Sie mir, ich kenne ihn, er sieht das Spiel noch nicht als verloren an;... Sie müssen neuer Angriffe gewärtig sein, ohne Zweifel anderer Art, aber eben deshalb vielleicht viel gefährlicher...

— Glücklicher Weise warnen Sie uns, mein Braver, — sagte Dagobert, — und Sie werden uns beistehen.

— Ich kann sehr wenig, mein guter Freund; aber dieses Wenige steht rechtschaffenen Leuten zu Diensten, — sagte Rodin.

— Jetzt — sagte Adrienne mit nachdenklicher Miene, von dem Tone der Ueberzeugung, mit welchem Rodin sprach, vollkommen überzeugt, — jetzt erkläre ich mir den unbegreiflichen Einfluß, welchen meine Tante auf die Welt ausübte; ich schrieb ihn dies ihren Verbindungen mit mächtigen Personen zu; ich glaubte zwar, daß sie sowohl, als der Herr von Aigrigny bei heimlichen Ränken betheiligt sei, welche die Religion zum Deckmantel nähmen, aber ich war weit entfernt zu ahnen, was Sie mir jetzt da sagen.

— Und wieviel ist Ihnen noch unbekannt! — versetzte Rodin. — Wenn Sie wüßten, wie künstlich diese Leute Sie zu umgeben wissen, ohne daß Sie es merken, mit Beamten, die ihnen ergeben sind! Wenn es ihnen darauf ankommt, darum zu wissen, entgeht ihnen kein einziger Ihrer Tritte. Darauf wirken sie nach und nach, vorsichtig, langsam und im Dunkeln; sie hintergehen Sie auf alle mögliche Weise, von der Schmeichelei an bis zum Irrthum... verführen oder erschrecken Sie, um Sie dann, ohne daß Sie Verdacht schöpfen von ihrem Ansehen haben, zu beherrschen. Das ist ihr Ziel, und man muß es gestehen, sie erreichen es häufig mit einer abscheulichen Geschicklichkeit.

Rodin hatte mit so vieler Aufrichtigkeit gesprochen, daß Adrienne bebte, darauf warf sie sich diese Furcht vor und versetzte:

— Und dennoch, nein... nein, niemals werde ich an eine so teuflische Macht glauben können; ich wiederhole es, die Macht dieser ehrgeizigen Priester gehört früheren Zeiten an... Gott sei Dank, sie sind für immer verschwunden.

— Ja, gewiß, sie sind verschwunden, denn sie verstehen es, sich zu zerstreuen und unter gewissen Umständen zu verschwinden; aber besonders denn sind sie am gefährlichsten, denn das Mißtrauen, das sie einflößten, schwindet, sie dagegen bleiben stets im Dunkel nach! O, mein theures Fräulein, wenn Sie ihre schreckliche Geschicklichkeit kennten!... In meinem Hasse gegen Alles, was berückend, feige und heuchlerisch ist, hatte ich die Geschichte dieser furchtbaren Gesellschaft studirt, bevor ich noch wußte, daß der Abbé von Aigrigny an derselben Theil hatte. O, es ist entsetzlich!... Wenn Sie wüßten, welche Mittel sie anwenden .. Wenn ich Ihnen sage, daß sie durch ihre teuflische Arglist den furchtbarsten Schlingen den reinsten, ergebensten Anschein zu geben wissen... — Und die Blicke Rodin's schienen zufällig an der Mauer hängen zu bleiben; aber da er sah, daß Adrienne diese Einflüsterung nicht gewahr wurde, fuhr der Jesuit fort: — Mit einem Worte, sind Sie das Ziel ihrer Verfolgungen, haben sie eine Veranlassung, Sie zu gewinnen, o, von diesem Augenblicke an mißtrauen Sie Allem, was Sie umgiebt, besorgwöhnen Sie die ersten, zärtlichsten Neigungen, denn es gelingt diesen Scheusalen bisweilen, Ihre besten Freunde zu verführen und sich um so furchtbarere Bundesgenossen daraus zu machen, je blinder Ihr Vertrauen ist.

— O, das ist unmöglich, — rief Adrienne empört, — Sie übertreiben... Nein, nein, die Hölle könnte nichts Furchtbareres ersinnen, als solche Verrätherein...

— Ach, mein theures Fräulein... einer Ihrer Verwandten, Herr Hardy... das redlichste, ehrlste Herz ist so das Opfer eines nichtswürdigen Verrathes geworden... Und wissen Sie, was sich aus der Lesung des Testamentes Ihres Ahnen ergeben hat? Daß er als Opfer des Hasses dieser Leute gestorben ist, und daß zu dieser Stunde, nach hundert und funfzig Jahren, seine Nachkommen noch dem Hasse dieser nicht zu zerstörenden Gesellschaft ausgesetzt sind.

— O, mein Herr... das entsetzt mich, — sagte Adrienne und das Herz wurde ihr beklommen, — giebt es denn aber keine Waffen gegen solche Angriffe?

— Vorsicht, mein theures Fräulein, die aufmerksamste Zurückhaltung, unablässig mißtrauische Prüfung alles dessen, was in Ihre Nähe kommt.

— Aber ein solches Leben ist ja fürchterlich, mein Herr! Es ist ja eine wahre Folter, so stets dem Zweifel, dem Argwohn, fortwährenden Befürchtungen zur Beute zu sein!

— Ja gewiß... und das wissen sie auch wohl, die Elenden... Darin liegt aber ihre Macht;... häufig triumphiren sie eben durch das Uebermaß von Vorsicht, die man gegen sie anwendet. Deshalb, mein theures Fräulein und Sie würdiger und braver Soldat, beschwöre ich Sie im Namen von Allem, was Ihnen theuer ist, seien Sie mißtrauisch, gehen Sie mit Ihrem Vertrauen nicht leichtfertig um; sehen Sie sich vor; es fehlte nicht viel, so waren Sie schon das Opfer dieser Leute; sie werden stets Ihre unversöhnlichen Feinde bleiben... Und auch Sie, armes und interessantes Kind, — sagte der Jesuit hinzu, sich an die Mauer wendend, — befolgen Sie meinen Rath... fürchten Sie diese Menschen... schlafen Sie nur mit einem Auge, wie das Sprichwort sagt.

— Ich, mein Herr, — sagte die Maueur, — was habe ich gethan? Was kann ich fürchten?

— Was Sie gethan haben? Nun, mein Gott... lieben Sie dieses theure Fräulein, Ihre Beschützerin, nicht zärtlich? Haben Sie nicht versucht, ihr zu Hülfe zu kommen? Sind Sie nicht die Adoptivschwester des Sohnes jenes unerschrockenen Soldaten? Ach, armes Kind... sind das nicht Ansprüche genug auf ihren Haß, trotz Ihrer Unbedeutendheit? O, mein theures Fräulein! Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Denken Sie nach... denken Sie nach... Erinnern Sie sich daran, was ich eben dem treuen Waffengefährten des Marschall Simon wieder in's Gedächtniß gerufen, in Bezug auf seine Gefangensetzung in Leipzig; denken Sie daran, was Ihnen selbst vorgekommen, daß man allem Rechte, allem Gesetze zum Trotz gewagt hat, Sie hierher zu bringen! Und dann werden Sie sehen, daß in meinem Gemälde von der verborgenen Macht dieser Gesellschaft nichts Uebertriebenes liegt. Seien Sie stets auf Ihrer Hut, und besonders, mein theures Fräulein, in allen zweifelhaften Fällen fürchten Sie nicht, sich an mich zu wenden. In drei Tagen habe ich durch meine eigene Erfahrung über ihre Art zu handeln genug gelernt, um Ihnen eine Schlinge, eine Arglist, eine Gefahr anfagen und Sie vertheidigen zu können.

— Mein Herr, — entwertete Fräulein von Carteville, — es würde ja sehen mein Vortheil, wenn nicht meine Dankbarkeit, Sie als meinen besten Rathgeber bezeichnen.

Nach der gewöhnlichen Kriegskunst der Söhne Loyola's, die bald ihr eigenes Dasein leugnen, um ihren Gegnern zu entgehen, bald dagegen kühn die lebendige Macht ihrer Einrichtungen behaupten, um die Schwachen einzuschüchtern, hatte Rodin dem Verwalter des Gutes Carteville in's Gesicht gelacht, als dieser von dem Vorhandensein der Jesuiten sprach, während er in diesem Augenblicke ihre Mittel schilderte und, was ihm auch gelang, in die Seele des Fräulein von Cardeville die Keime von Schrecken zu werfen suchte, die sich nach und nach entwickeln und später den finsteren Plänen, auf welche er sann, dienen sollten.

Die Maueur empfand noch immer eine große Furcht in Bezug auf Rodin; seit sie ihn inmitten dem Fräulein die unheimliche Macht des Ordens entschleiern sah, den er so furchtbar schilderte, mußte die junge Arbeiterin, weit entfernt zu ahnen, daß er selber ein Mitglied desselben sei, fast wider Willen ihm Dank für die wichtigen Rathschläge, welche er Adrienne gegeben.

Der jetzige Blick, den sie verstohlen auf ihn warf, — und den Rodin auch erlauschte, denn er beobachtete das junge Mädchen mit anhaltender Aufmerksamkeit — war von so zu sagen verwunderter Dankbarkeit durchdrungen.

Er erriet diesen Eindruck und wollte ihn noch verbessern, und um die schädlichen Vorurtheile der Maueur zu zerstreuen und so von selbst einer Entdeckung zuvorzukommen, die doch früher oder später gemacht werden mußte, that der Jesuit, als habe er etwas sehr Wichtiges vergessen und rief, sich vor die Stirn schlagend:

— Wovon dachte ich denn? — Darauf wandte er sich an die Maueur:

— Wissen Sie, mein liebes Kind, wo Ihre Schwester ist?

So erstaunt als betrübt durch diese unerwartete Frage antwortete die Maueur sehr erröthend, denn sie erinnerte sich an ihr letztes Zusammentreffen mit der Königin Bacchanal:

— Es ist einige Tage her, daß ich meine Schwester gesehen.

— Nun gut, meine liebe Tochter, sie ist nicht glücklich, — sagte Rodin; — ich habe einer ihrer Freundinnen versprochen, ihr eine kleine Unterstützung zu senden; ich habe mich an eine mitleidige Person gewandt; hier ist das, was man mir für sie gegeben hat... — Und er zog aus seiner Tasche eine versiegelte Rolle, welche er der überraschten und gerührten Maueur übergab.

— Sie haben eine unglückliche Schwester?... Und ich weiß Nichts davon, — sagte Adrienne lebhaft zu der Arbeiterin; — o, mein Kind, das ist Unrecht.

— Tadeln Sie sie nicht... — sagte Rodin, — erstens wußte sie nicht, daß ihre Schwester unglücklich ist, und dann konnte sie von Ihnen nicht verlangen, daß Sie ihr Theilnahme schenken sollen.

Und da Fräulein von Cardeville Rodin verwundert ansah, fügte er sich an die Maueur wendend hinzu:

— Ist es nicht wahr, meine liebe Tochter?

— Ja, mein Herr, — sagte die Arbeiterin die Augen senkend und auf's Neue erröthend; darauf fügte sie schnell und ängstlich hinzu:

— Aber wo haben Sie meine Schwester gesehen, mein Herr? Wo ist sie? Wieso ist sie unglücklich?

— Alles das Ihnen zu sagen, würde zu weitläufig sein, meine liebe Tochter; gehen Sie sobald als möglich nach der Rue Clovis, in das Haus der Gemüsehändlerin, verlangen Sie Ihre Schwester im Namen des Herrn Charlemagne zu sprechen, oder des Herrn Rodin, wie Sie wollen, denn ich bin in diesem kleinen Absteigequartier unter meinem Taufnamen und auch unter meinen Vaternamen bekannt, und dann werden Sie das Uebrige erfahren... Sagen Sie nur Ihrer Schwester, daß, wenn sie tugendhaft ist, in ihren guten Vorsätzen beharrt, man sich ferner mit ihr beschäftigen wird.

Die Maueur wollte immer verwunderter Herrn Rodin antworten, als die Thür sich öffnete und Herr von Cernande eintrat.

Die Mienen des Beamten waren ernst und traurig.

— Und die Töchter des Marschall Simon! — rief Adrienne aus.

— Leider bringe ich sie Ihnen nicht mit, — antwortete der Richter.

— Und wo sind sie, mein Herr? Was hat man mit ihnen angefangen? Vorgestern noch waren sie in dem Kloster! — rief Dagobert, von diesem vollständigen Zusammenbrechen aller seiner Hoffnungen ganz verwirrt.

Kaum hatte der Soldat diese Worte gesprochen, als Rodin die Bewegung benutzte, welche alle Anwesenden um den Beamten gruppirte, einen Schritt zurücktrat, nach der Thür ging und verschwand, ehe Jemand noch Etwas merkte.

---

mich meine Geschäfte so schnell Ihrer angenehmen Gesellschaft entziehen; doch bleib' ich stets der treueste Diener Ihrer Gnaden.

Lucie.

Herr Geheimerath .... (Sie verbeugt sich freundlich.)

(Habenberg ab.)

Lucie (vertraut zu dem Oberst).

Ging die Bitte: Weiß zu adeln, von Dir aus?

Oberst.

Kinder, fragt mich nichts mehr. Mein Kopf ist wüst und hunderte von Gedanken drehen sich mir schwindelnd im Gehirne. (Man hört hinter der Bühne einen Parademarsch.) Es ist Zeit zur Parade, die Offiziere werden sogleich eintreten. Geht, seid ruhig und Du, mein Sohn, unternimm keinen voreiligen Schritt. In einer Stunde haben sich wohl die Stürme, die uns jetzt umbrausen, gelegt.

Wilhelm.

Nur Etwas, Vater, wird sich nimmer ändern, die Achtung, die ich Ihnen schulde, und meine Liebe zu Ottilien.

(Lucie, Wilhelm und Gerdse links ab.)

Fünfte Scene.

Oberst. Lieutenant Philipp Weiß.

Philipp (militärisch grüßend).

Herr Oberst, der Stab ist versammelt.

Oberst.

Sogleich! Herr Lieutenant Weiß, Seine Durchlaucht haben geruht Ihnen den Adel zu verleihen. Hier die Urkunde. (Er giebt Weiß das durch Habenberg erhaltene Pertier). Sind Sie nun endlich befriedigt?

Philipp.

Es fehlt nur noch Weniges.

Oberst.

Spannen Sie den Bogen nicht zu stark. Es sind Nachrichten über Sie eingelaufen, welche Sie vernichten können.

Philipp.

Bedenke, daß ich Dich im Schach halte.

Oberst.

Ihre Unverschämtheit geht zu weit. Sie glauben mich stets eines Verbrechens schuldig, was ich nicht begangen, und hoffen durch dies vermeintliche Geheimniß mich zum Spielwerke Ihres Eigennutzes zu machen; aber Sie irren sich. Was ich verschuldet, ist so schwer nicht, als Sie glauben. Da mich aber das Geständniß Ueberwindung und manches schwere Opfer kosten wird, so gewährte ich Ihnen bisher Ihre kühnen Forderungen. Jetzt aber ist meine Geduld zu Ende und mein Entschluß gefaßt. Ich lasse mich auf Nichts mehr ein, das geringste Vergehen gegen die Subordination bringt Sie auf die Festung, während ich mich selbst Seiner Durchlaucht entdecken werde.

Philipp.

Sie wollten sich dem Herzoge entdecken?

Oberst.

Ja. — Er wird zürnen, aber da er mich liebt, achtet, wird er auch vergebens so wie der Einfluß meines Schwiegervaters mich auf meinem Standpunkte halten muß.

Philipp.

Wohl berechnet, Herr Oberst, — nur schade, daß Seine Durchlaucht sich nicht gerade in der besten Stimmung für die hochgräfliche Familie befinden. So eine kleine Rivalität zwischen dem Herzog und Herrn Sohn liegt Ersterem etwas schwer im Magen, und möchte....

Während der Soldat, so wieder in die höchste Verzweiflung zurückgeworfen, Herrn von Germande ansah und voller Angst seine Antwort erwartete, sagte Adrienne zu dem Beamten:

— Aber mein Gott, mein Herr, was hat Ihnen denn die Oberin in Bezug auf diese jungen Mädchen geantwortet, als Sie sich im Kloster eingefunden haben?

— Die Oberin hat sich geweigert, darüber sich einzulassen. — Sie behaupten, mein Herr, sagte sie, daß die jungen Personen, von denen Sie sprechen, hier wider ihren Willen zurückgehalten werden; ... da das Gesetz Ihnen diesmal das Recht giebt, in dieses Haus zu dringen, so durchsuchen Sie es ... — Aber, Madame, haben Sie die Güte, mir bestimmter zu antworten, — sagte ich zur Oberin, — versichern Sie, daß Sie der Einsperrung der jungen Mädchen, welche ich zurückfordere, vollkommen fremd sind? — Ich habe in dieser Beziehung Nichts zu sagen, war die Antwort, Sie sind beauftragt, Nachforschungen anzustellen, thun Sie das. — Da ich keine weiteren Erklärungen erlangen konnte, — fügte der Beamte hinzu, — habe ich das Kloster nach allen Richtungen durchsucht, mir alle Zimmer öffnen lassen; ... aber leider habe ich keine Spur von den jungen Mädchen gefunden ...

— Sie werden sie nach einem anderen Orte geschickt haben, — rief Dagobert aus, — und wer weiß ... vielleicht sehr krank! ... Sie werden sie noch tödten, mein Gott! — rief er mit herzzerreißendem Tone.

— Nach einer solchen Weigerung, was ist da zu thun, welche Maßregel zu ergreifen? O, ich bitte Sie, mein Herr, Sie, unser Schutz, unsere Vorsehung, — sagte Adrienne sich umdrehend, um mit Rodin zu sprechen, den sie hinter sich glaubte. — Was ist Ihre ...

Darauf bemerkte sie, daß der Jesuit plötzlich verschwunden war, und sagte unruhig zur Mayeux:

— Und wo ist Herr Rodin?

— Ich weiß nicht, — antwortete die Mayeux sich umsehend, — er ist nicht mehr da.

— Das ist seltsam, — sagte Adrienne, — ein so plötzliches Verschwinden ...

— Sagte ich es Ihnen nicht, daß er ein Verräther ist? — rief Dagobert voller Wuth mit dem Fuße stampfend, — sie stecken Alle unter einer Decke ...

— Nein, nein, — sagte Fräulein von Cardoville, — glauben Sie das nicht; aber die Abwesenheit des Herrn Rodin ist darum nicht minder bedauerlich, denn bei dieser schwierigen Gelegenheit würde er, vermöge der Stellung, welche er bei Herrn von Aigrigny eingenommen, vielleicht uns nützliche Auskunft haben geben können.

— Ich muß Ihnen gestehen, mein Fräulein, daß ich beinahe darauf rechnete, — sagte Herr von Germande, — ich war ebensowohl hierher zurückgekommen, um Ihnen das traurige Ergebniß meiner Untersuchungen mitzutheilen, als um diesen Mann von Gefühl und Rechtschaffenheit, der so muthvoll die abscheulichen Anstiftungen entlarvt hat, zu bitten, uns mit seinem Rathe bei dieser Gelegenheit beizustehen.

Seltsam! Seit einigen Augenblicken war Dagobert ganz in sich versunken und hatte gar keine Aufmerksamkeit mehr auf die für ihn so wichtigen Worte des Beamten. Er wurde nicht einmal mehr das Weggehen des Herrn von Germande gewahr, der sich zurückzog, nachdem er Adriennen versprochen, Nichts zu vernachlässigen, um in Bezug auf das Verschwinden der jungen Mädchen der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Ueber dieses Schweigen beunruhigt und beabsichtigend, das Haus sogleich zu verlassen, wollte Adrienne den Soldaten auffordern, sie zu begleiten; nachdem sie daher ein Zeichen des Einverständnisses mit der Mayeux ausgetauscht, näherte sie sich dem Soldaten, als man außerhalb des Zimmers schnelle Schritte und eine männliche, klangvolle Stimme vernahm, welche ungeduldig ausrief:

— Wo ist er? Wo ist er?

Beim Klang dieser Stimme war es, als ob Dagobert plötzlich aus einem Traume aufführe, er machte einen Sprung, schrie auf und stürzte nach der Thür.

Sie öffnete sich ...

Der Marschall Simon erschien auf der Schwelle.

Viertes Kapitel.

Pierre Simon.

Der Marschall Pierre Simon, Herzog von Ligny, war von hohem Wuchse, einfach in einen blauen bis oben zugeknöpften Ueberrock gekleidet, in dessen einem Knopfloch man ein rothes Band sah.

Man konnte keine redlichere, empfänglichere, ritterlichere Physiognomie sehen, als die des Marschalls. Er hatte eine breite Stirn, Adlernase, ein fast gerundetes Kinn und eine von der indischen Sonne gebräunte Gesichtsfarbe. Seine sehr kurz geschnittenen Haare fingen bei den Schläfen an grau zu werden; aber seine Augenbrauen waren noch eben so schwarz als sein dichter herabfallender Schnurrbart. Sein freier kühner Gang, seine entschlossenen Bewegungen zeugten für seine soldatische Lebhaftigkeit; er war ein Mann des Volks, des Kriegs und der Aufregungen, und die warme Herzlichkeit seines Wortes rief Wohlwollen und Theilnahme hervor. Eben so aufgeklärt als unerschrocken, so edelmüthig als aufrichtig zeigte er vor allem andern einen männlichen bürgerlichen Stolz; wie Andre auf eine hohe Geburt stolz sind, bildete er sich etwas auf seinen niedrigen Ursprung ein, weil derselbe durch den hohen Charakter seines Vaters geadelt war, eines strengen Republikaners und arbeitsamen Handwerkers, der seit vierzig Jahren den Arbeitern ein ehrendes rühmliches Beispiel war.

Indem er mit Dankbarkeit den adeligen Titel annahm, mit welchem der Kaiser ihn ehrte, hatte es Pierre Simon wie jene zartfühlenden Leute gemacht, welche ein gänzlich unnützes Geschenk von geliebter Hand empfangend, es zu Gunsten des Gebenden dankbar annehmen.

Die fromme Verehrung Pierre Simon's gegen seinen Kaiser war niemals blind gewesen; so sehr auch seine Ergebenheit, seine glühende Liebe zu seinem Idol naturgemäß und so zu sagen fatalistisch war, eben so sehr war seine Bewunderung für den großen Mann ernst und bedächtig. Weit entfernt, jenen Säbelschleppern zu gleichen, welche den Krieg nur des Krieges wegen lieben, bewunderte der Marschall Simon seinen Helden nicht blos als den größten Kriegsführer der Welt, sondern seine Bewunderung beruhte vor allen Dingen darauf, weil er wußte, daß der Kaiser sich nur in der Hoffnung auf Krieg eingelassen und ihn geführt habe, um einst der Welt den Frieden aufzuzwingen; denn wenn der vom Ruhme und von der Gewalt geschlossene Friede groß, fruchtbar und erhaben ist, so ist der Friede, von der Schwäche eingegangen, feig, unfruchtbar, verderblich und entehrend.

Als Sohn eines Handwerkers bewunderte der Marschall Simon den Kaiser auch noch deshalb, weil dieser kaiserliche Emporkömmling stets auf edle Weise den Volksgeist zu bewegen gewußt hat und er in Erinnerung seines Ursprungs daffelbe brüderlich zum Genusse des Aufwands der Aristokratie und des Königthums eingeladen.

. . . . . .

Als der Marschall Simon in das Zimmer trat, waren seine Züge aufgeregt, beim Anblicke Dagobert's aber überstrahlte Freude sein Gesicht, er stürzte sich, die Arme ausbreitend, dem Soldaten entgegen und rief:

— Mein Freund, mein alter Freund! ...

Dagobert antwortete mit stummem Dankgefühl auf diese liebreiche Umarmung, darauf sagte der Marschall, sich von ihm losmachend und den thränenfeuchten Blick auf ihn richtend, mit vor Aufregung bebender Stimme und zitternden Lippen:

— Nun, Du bist zum 13. Februar noch zu guter Zeit eingetroffen?

— Ja, mein General ... aber Alles ist auf vier Monate hinausgeschoben worden ...

— Und mein Weib, mein Kind? ...

Bei dieser Frage bebte Dagobert zusammen, neigte das Haupt und blieb stumm ...

— Sie sind also nicht hier, — fragte Pierre Simon mit mehr Ueberraschung als Besorgniß. — Man hat mir in Deiner Wohnung gesagt, daß weder meine Frau, noch mein Kind bei Dir wären, daß ich Dich aber hier finden würde ... Ich bin hierher geeilt ... sie sind also nicht hier?

— Mein General, — sagte Dagobert, indem er ganz blaß wurde, — mein General ...

Darauf wischte er den kalten Schweiß, der ihm von der Stirn tropfte, sich ab und konnte nicht ein Wort weiter hervorbringen, seine Zunge versagte ihm den Dienst.

— Du jagst mir Furcht ein! — rief Pierre Simon, indem er eben so bleich wurde wie der Soldat und ihn beim Arm faßte.

In diesem Augenblicke trat Adrienne vor und ihre Züge trugen den Ausdruck der Traurigkeit und Rührung. Da sie die schreckliche Verlegenheit Dagobert's sah, wollte sie ihm beispringen und sagte mit sanfter, bewegter Stimme zu dem Marschall:

— Herr Marschall ... ich bin Fräulein von Cardoville ... eine Verwandte von Ihren lieben Kindern ...

Simon wandte sich hastig um, und war von der blendenden Schönheit Adrienne's eben so sehr betroffen, als von den Worten, welche sie eben gesprochen ... In seiner Ueberraschung stotterte er: —

— Sie, mein Fräulein ... die Verwandte ... meiner Kinder! ...

Oberst.

Wir werden sehen. (Die Mitrailleur öffnend.) Treten Sie ein, meine Herren!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Mehre Offiziere, unter welchen Hauptmann Tromlitz.

Oberst.

Sie kommen, um mich zur Parade abzuholen. Sogleich. (Er geht zum Tische und ergreift Hut und Handschuhe.)

Hauptmann Tromlitz.

Herr Oberst, noch einen Augenblick. Im Namen des sämmtlichen Offizierscorps überreiche ich Ihnen diese Schrift; sie enthält die Beschwerden desselben über das Avancement und die Bevorzugung von Lieutenant Weiß, so wie namentlich über dessen Betragen in jeder Beziehung. Gewohnt bei Ihnen, Herr Oberst, Gerechtigkeit zu finden, hegen wir auch diesmal das feste Vertrauen, unsere Klagen berücksichtigt zu sehen.

(Tromlitz überreicht dem Oberst die Schrift.)

Philipp

(hält lachend den Offizieren den Adelsbrief entgegen).

Meine Herren, hier die Antwort. Seine Durchlaucht haben geruht, mich aus eignem Antrieb und triftigen Gründen in den Adelstand zu erheben. Damit Sie aber sehen, wie wenig Sie gegen mich ausrichten, und das Verhältniß abmessen können, in welchem ich mich künftig bewegen werde, so stelle ich Ihnen in dem ehrenwerthen Herrn Oberst von Wernig meinen künftigen — Schwiegervater vor.

(Allgemeine Bewegung des Staunens.)

Oberst.

Unverschämter!

Philipp

(entschieden auf den Obersten zugehend, und ihn nach dem Proscenium drängend, leise).

Wähle! — Entweder Du erklärst mich vor diesen Offizieren zu Deinem Schwiegersohn — oder ich entdecke denselben Dein Emporkommen.

Oberst.

Zurück! — Hauptmann! ...

Philipp (ihn bei der Hand fassend).

Bedenke! erkläre ich mich hier, trifft es die Ohren des Herzogs, ehe Du ihn gesprochen; — und jetzt, jetzt wo er gegen Deinen Sohn, gegen Dich auf das höchste aufgebracht ist. — Willst Du mir Sophie zum Weibe geben?

Oberst (sehr hastig).

Nein, nein, und ewig nein! Ich will mein Kind nicht einem Schurken an den Hals werfen.

Siebente Scene.

Lucie. Sophie. Wilhelm.

(Aus der Thür links eilend.)

Lucie.

Dies war meines Gatten Stimme!

Sophie und Wilhelm.

Vater, was haben Sie!

Philipp.

Oho! — Ich ein Schurke!! — Der Name fällt auf Dich.

Oberst.

Hauptmann Tromlitz, im Namen des Herzogs, verhaften Sie Lieutenant Weiß.

Hauptmann Tromlitz.

Ihren Degen.

Digitized by Google

und er betonte diese Worte stark, indem er Dagobert ganz verwundert ansah.

— Ja, Herr Marschall, Ihre Kinder, — sagte Adrienne schnell — und die Anmuth dieser beiden reizenden Zwillingsschwestern...

— Zwillingsschwestern?... — rief Pierre Simon, indem er Fräulein von Cardeville mit unbeschreiblichem Ausdruck der Freude unterbrach, — zwei Töchter statt einer... o wie glücklich muß ihre Mutter sein!

Darauf wandte er sich zu Adrienne.

— Verzeihung, mein Fräulein, über meine geringe Höflichkeit und meinen schlechten Dank für die Nachrichten, die Sie mir eben geben, aber Sie begreifen wohl, es sind siebzehn Jahr, daß ich meine Frau nicht gesehen... Ich komme hierher... und anstatt zwei Wesen zu finden, die meine Liebe in Anspruch nehmen, finde ich ihrer drei... Ich bitte Sie, mein Fräulein, ich wünschte die volle Dankbarkeit kennen zu lernen, welche ich Ihnen schuldig bin. Sie sind uns verwandt, wahrscheinlich bin ich in Ihrem Hause... Nicht mehr, meine Frau, meine Kinder sind hier?... Fürchten Sie, daß mein plötzliches Erscheinen ihnen nachtheilig sei? Ich werde warten... aber sehen Sie, mein Fräulein, ich bin überzeugt, Sie sind eben so gütig als schön... Haben Sie Mitleid mit meiner Ungeduld... Bereiten Sie alle Drei schnell darauf vor, mich wieder zu sehen.

Dagobert sah immer aufgeregter den Blicken des Marschalls aus und zitterte wie ein Gespenst.

Adrienne senkte die Augen und gab keine Antwort. Ihr brach das Herz bei dem Gedanken, welch einen furchtbaren Schlag sie dem Marschall Simon durch dieselbe beibringen würde.

Dieser verwunderte sich bald über das Schweigen und sah mit unruhiger und bestürzter Miene erst Adrienne, dann Dagobert an und rief denn aus:

— Dagobert... Du verhehlst mir etwas...

— Mein General, — antwortete er stotternd, — ich versichere Sie... ich... ich...

— Mein Fräulein, — rief Pierre Simon aus, — ich beschwöre Sie, erbarmen Sie sich meiner, sprechen Sie offen heraus; diese Ungewißheit ist mir fürchterlich... Ich komme wieder auf meine ersten bösen Ahnungen zurück. Was ist vorgefallen... Sind meine Töchter, ist mein Weib krank? Sind sie in Gefahr?... O sprechen, sprechen Sie.

— Ihre Töchter, Herr Marschall, — sagte Adrienne, — sind in Folge ihrer langen Reise etwas leidend... aber ihr Zustand ist durchaus nicht beunruhigend.

— Mein Gott, mein Weib also, meine Frau ist in Gefahr?

— Muth, mein Herr, — sagte Fräulein von Cardeville traurig, — Sie müssen in der Zärtlichkeit der beiden Engel, welche Ihnen bleiben, Trost suchen.

— Mein General, — sagte Dagobert mit festem und ernstem Tone, — ich bin allein mit Ihren beiden Töchtern aus Sibirien gekommen.

— Und ihre Mutter, ihre Mutter? — rief Pierre Simon mit herzzerreißender Stimme aus.

— Am Tage nach ihrem Tode, — sagte der Soldat, — habe ich mich mit den beiden Waisen auf den Weg gemacht.

— Todt, — rief der Marschall niedergeschmettert aus, — wirklich todt!...

Ein düsteres Schweigen war die Antwort.

Bei diesem unerwarteten Schlage begann der Marschall zu wanken, lehnte sich an eine Stuhllehne und sank auf denselben nieder, indem er sein Gesicht in die Hände barg.

Einige Minuten hindurch hörte man nichts als erstickte Seufzer, denn Pierre Simon vergötterte sein Weib nicht blos aus all den Gründen, welche wir zu Anfang dieser Geschichte erzählt haben, sondern vermöge einer der seltsamen Abfindungen, welche ein lange und grausam geprüfter Mensch mit dem Schicksal macht, glaubte er, da er wie alle zärtlichen Gemüther Fatalist war, berechtigt zu sein, endlich nach so vielen Jahren des Leidens auf Glück Anspruch machen zu können und hatte nicht einen Augenblick gezweifelt, daß er sein Weib und sein Kind wiederfinden würde als doppelte Tröstung, welche ihm das Schicksal für so viel erlittenes Unglück schuldete.

Ganz im Widerspiel zu manchen Leuten, welche die Gewöhnung an Mißgeschick minder anspruchsvoll macht, hatte Pierre Simon auf ein Glück gerechnet, welches eben so vollkommen wäre, als es sein Unglück gewesen... Sein Weib und sein Kind, das waren die einzigen unerläßlichen Bedingungen der Glückseligkeit, welche er erwartete; hätte sein Weib seine Töchter überlebt, so würde sie dieselben für ihn eben so wenig ersetzt haben, als jetzt in seinen Augen seine Töchter ihre Mutter ersetzen konnten; war es nun Schwachheit oder Begehrlichkeit des Herzens, es war nun einmal so. Wir legen auf diese Sonderbarkeit ein besonderes Gewicht, weil die Folgen dieses unaufhörlichen und schmerzlichen Kummers auf die Zukunft des Marschall Simon einen außerordentlichen Einfluß ausübten.

Adrienne und Dagobert hatten den furchtbaren Schmerz dieses unglücklichen Mannes schweigend geehrt. Nachdem er seinen Thränen freien Lauf gegeben, richtete er sein männliches, jetzt marmorartig blasses Gesicht wieder in die Höhe, fuhr mit der Hand über seine gerötheten Augen, stand auf und sagte zu Adrienne:

— Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, ich habe meiner ersten Aufregung nicht Herr werden können; erlauben Sie, daß ich mich zurückziehen kann... Ich habe den würdigen Freund, der meine Frau bis zum letzten Augenblicke nicht verlassen hat, um die schmerzlichen Einzelheiten ihres Todes zu befragen, haben Sie die Güte, mich zu meinen Kindern führen zu lassen,... zu meinen armen Waisen!...

Und die Stimme des Marschalls war aufs Neue schmerzlich bewegt.

— Herr Marschall, — sagte Fräulein von Cardeville, — eben erwarteten wir Ihre theuern Kinder hier, aber unglücklicher Weise ist unsere Hoffnung getäuscht worden.

Pierre Simon sah Adrienne ernst an, ohne ihr zu antworten, als ob er sie nicht gehört oder nicht verstanden habe.

— Aber beruhigen Sie sich, — versetzte das junge Mädchen, — wir brauchen noch nicht zu verzweifeln.

— Verzweifeln! — wiederholte der Marschall mechanisch, indem er Fräulein von Cardeville und Dagobert abwechselnd ansah. — Verzweifeln und warum denn, mein Gott?

— Ihre Kinder wiedersuchen, Herr Marschall, — sagte Adrienne, — Ihre Gegenwart als Vater wird die Nachforschungen wirksamer machen.

— Nachforschungen! — rief Pierre Simon aus, — meine Töchter sind also nicht hier?

— Nein, mein Herr, — sagte endlich Adrienne, — man hat sie der Liebe des vortrefflichen Mannes entrissen, der sie aus dem Innern Rußlands hierhergeführt, und hat sie in ein Kloster gebracht.

— Unseliger, — rief Pierre Simon aus, indem er mit furchtbarer drohender Geberde auf Dagobert zuschritt, — Du wirst mir für Alles haften...

— O, mein Herr, klagen Sie ihn nicht an, — rief Fräulein von Cardeville.

— Mein General, — sagte Dagobert mit kurzem aber schmerzlich entsagendem Tone, — ich verdiene Ihren Zorn... es ist meine Schuld; ich war genöthigt von Paris fortzugehen und habe die Kinder meiner Frau anvertraut; ihr Beichtvater hat ihr den Kopf verdreht und sie überredet, daß Ihre Kinder in einem Kloster besser untergebracht seien, als bei uns. Sie hat es geglaubt und sie dorthin bringen lassen; jetzt aber sagt man im Kloster, man wisse nicht, wo sie seien; das ist die reine Wahrheit... Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich kann nichts thun als schweigen und leiden.

— Aber das ist ja nichtswürdig, — rief Pierre Simon aus, indem er mit verzweifelter Entrüstung auf Dagobert hinwies; — großer Gott, wem soll man sich dann noch anvertrauen, wenn der sogar mich getäuscht hat?

— O, Herr Marschall, beschuldigen Sie ihn nicht, — rief Fräulein von Cardeville, — glauben Sie es nicht: er hat sein Leben, seine Ehre auf's Spiel gesetzt, um Ihre Kinder aus diesem Kloster zu entführen... und er ist nicht der Einzige, dem dieser Versuch mißlungen, in diesem Augenblicke eben noch war ein Beamter, trotz des Charakters, trotz des Ansehens, mit dem er bekleidet ist, bei diesem Unternehmen nicht glücklicher. Sein festes Auftreten gegen die Oberin, seine sorgfältigsten Nachsuchungen im Kloster sind vergeblich gewesen, es war bisher unmöglich, diese unglücklichen Kinder wiederzufinden.

— Aber wo ist das Kloster? — rief der Marschall Simon, indem er sich aufrichtete, vor Schmerz und Zorn bleich im Gesicht. — Wissen diese Leute denn nicht, was es heißen will, einem Vater seine Kinder zu entführen?

In dem Augenblicke, wo der Marschall Simon diese Worte aussprach und Dagobert zugekehrt war, erschien Morin in der halb offen gebliebenen Thür und hielt Rose und Blanche an der Hand; als er den Accent des Marschalls vernahm, bebte er vor Ueberraschung, ein Strahl teuflischer Freude fuhr über sein unheimliches Gesicht, denn er hatte nicht erwartet, so zu rechter Zeit Pierre Simon zu treffen.

Fräulein von Cardeville war die erste, welche Morin gewahr wurde. Sie eilte auf ihn zu und rief:

— O, ich täuschte mich nicht... da ist unser Beschützer, der uns immer und immer wieder verpflichtet.

— Meine armen Kleinen, — sagte Morin ganz leise zu den jungen Mädchen, indem er auf Pierre Simon hinwies, — dort ist Ihr Vater.

— Mein Herr, — rief Adrienne, indem sie Rose und Blanche entgegenetilte, — dort sind Ihre Kinder!

In diesem Augenblicke, wo Pierre Simon sich hastig umwandte, warfen sich seine beiden Kinder ihm in die Arme und es entstand ein tiefes Schweigen, das nur vom Schluchzen der Freude, Jauchzen und Küssen unterbrochen wurde.

— Aber so kommen Sie doch wenigstens und genießen Sie das Gute, das Sie gethan haben, — sagte Fräulein von Cardeville, indem sie sich die Augen trocknete und zu Morin trat, der sich an die Thürpfoste lehnte und die Scene mit höchster Rührung zu betrachten schien.

Dagobert war anfangs beim Anblick Morin's, der die Kinder wieder brachte, vor Ueberraschung starr und regungslos geblieben, aber als er Adrienne's Worte hörte, konnte er einem so zu sagen wahnsinnigen Drange der Dankbarkeit nicht widerstehen, warf sich vor dem Jesuiten auf beide Knie, faltete die Hände, als wolle er beten, und sagte mit gebrochener Stimme:

— Sie haben mich gerettet, indem Sie die Kinder wiederbrachten...

— O, mein Herr, Gott segne Sie, — sagte die Mauer, indem sie sich der allgemeinen Rührung hingab.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Philipp

(der bisher ganz ruhig und nachsinnend gestanden).

Einen Augenblick.

Oberst.

Kein Wort — achten Sie auf kein Wort, meine Herren.

Philipp.

Gemach! hier meinen Degen, Herr Hauptmann. — Aber vernehmen Sie zugleich, Sie gehorchen keinem Adligen, keinem Ehrenmann — dieser war mit mir zugleich vor 30 Jahren Diener eines Grafen von Wernig — dessen Vermögen er geraubt, dessen Namen er sich angeeignet — den er ermordet hat! — — —

(Heftige Bewegung.)

Lucie.

Gerechter Gott!

(Sie sinkt Sophien in die Arme. Wildhelm steht vernichtet, der Oberst erhoben ruhig.)

Oberst.

Herr Hauptmann, thun Sie Ihre Pflicht, — ich begebe mich sofort zum Herzog! —

Vierter Aufzug.

Zimmer im Palaste des Herzogs.

Erste Scene.

Der Herzog. Geheimerath von Fahnenberg. Hauptmann Tromlitz.

Herzog (geht sehr aufgeregt auf und ab).

Es ist unerhört — mich so zu betrügen — meinen Vater — den Staat so zu betrügen, unerhört! — und Diener! Diener des ermordeten Grafen — sagen Sie?

Hauptmann Tromlitz.

Durchlaucht, dies waren die Worte des verhafteten Lieutenant Weiß.

Herzog.

Weiß!? — Ist das nicht der Weiß, den ich vor wenigen Tagen zum Lieutenant beförderte und in den Adel erhob?

Fahnenberg.

Derselbe, Durchlaucht.

Herzog.

Und Alles auf Wernig's Ansuchen? — und nun läßt ihn dieser verhaften und jener entdeckt die abscheulichsten Schandthaten. — Und mich, mich bis jetzt zu hintergehen und durch tausend Künste an sich zu ziehen, bis ich meine Freundschaft ihm zuwende — meine Freundschaft einem Mörder, einem Diener — und der Sohn, mit welcher Kühnheit er vor mich trat und mir, seinem Landesherrn, Lehren ertheilen wollte. Ach er ist ein Hochverräther. Man ziehe ihn gefänglich ein, er kann in dem Complotte mit verwickelt sein. — Die Sache muß streng untersucht werden. — Ich lasse der Gerechtigkeit ihren freien Lauf.

Fahnenberg.

Darf ich Hochdieselben um die Gnade bitten! mir die Ausführung dieses Befehls anzuvertrauen!

Herzog.

Gut, Fahnenberg, gut! — Aber Sie haften mir dafür, daß weder Vater noch Sohn entfliehe. — Hauptmann Tromlitz, Sie sind entlassen — auf der Parade werde ich die Herren Offiziere sprechen — ich werde selbst erscheinen.

(Tromlitz ab.)

Federzeichnungen auf der Reise.

Von Louise Mühlbach.

1. Frankfurt.

Diese tödtlich langweilige Fahrt von Leipzig nach Frankfurt ist endlich überstanden, todesmatt und müde haben wir jetzt diese alte, stolze, freie Reichsstadt erreicht. Fordere nicht, Liebste, daß ich Dir einen Reisebericht liefere, — diese kahle, sterile Fahrt giebt keinen Anlaß dazu und ich verstehe es auch überhaupt nicht. Dafür giebt es Reisehandbücher, belehrend und beschreibend; ich sage und beschreibe Dir nur das, was mir gefallen, was sich meiner Seele eingeprägt hat, und bunt durcheinander will ich Dir meine Gedanken und Träume mittheilen, so wie sie in der Seele aufdämmern und darin zu einem Licht werden, mit dem ich mir die Gegend und die Welt anschaue, ganz individuell und vielleicht auch nur mir selber zu Nutz und Frommen. Durch das grüne Thüringen kamen wir Nachts; es schlummerte und war still im Leben, wie es schlummernd und still daliegt in der Stille der Gegenwart. Thüringen hat seinen Moment der Geschichte gehabt und in diesem Moment war es groß und stark, und seine Sieges- und Kriegeslieder, seine Kirchengesänge und Hymnen schallten weithin durch Deutschlands Gauen und weckten in jeder Brust verwandte Klänge, in jeder Seele heilige, begeisterte Gedanken. Das dauerte Jahrhunderte lang, dann faßte sich der Geist der thüringischen Geschichte noch einmal zu einem Meisterwerk zusammen und sauf sich selber eine Glorie der Unsterblichkeit und sang sein geistbegeistertes Schwanenlied, um dann sich hinzulegen und zu sterben. Recht mitten im Thüringer Walde, den höchsten Bergzug desselben hinan fahrend, hatten wir ein stolzes, majestätisches Gewitter mit fortwährend zuckenden Blitzen, fortwährend krachendem Donner. Der Wagen stand wie im Feuer, die Pferde scheuten und zitterten und von der Höhe hernieder stürzten Regenbäche mit brausender Gewalt; seit vielen Jahren soll man kein so starkes Gewitter erlebt haben. Mir war es willkommen, ich fühle mich immer glückselig leicht und frei während des Gewitters und ich begreife ganz, wie die Juden des Alterthums den Donner für die Stimme Gottes halten konnten. Mir ist er das auch, und wenn ich in unsern Kirchen und Domen Gott nicht zu begreifen vermag, so verstehe ich ihn desto besser, wenn er im Gewitter zu mir redet, und ich schmiege mich an ihn vertrauensvoll und demüthig. — Frankfurt überraschte mich, weil es kleiner und weniger schön war, als ich es gedacht. Es ist alt, aber wenig alterthümlich; krumme, enge Gassen, hohe Giebelhäuser genügen noch nicht, um einer Stadt das charakteristisch Alterthümliche zu geben, das zum Beispiel Nürnberg und zum Theil auch Leipzig auszeichnet. Aber es hat doch den Römer! wirst Du sagen. Ja, den hat es, allein welch ein kahles, nichtssagendes Gebäude ist dies. Da ist Nichts von dieser anmuthigen Zierlichkeit und Gediegenheit mittelalterlicher Prachtbauten, Nichts von diesen zierlich umschnörkelten Erkerthürmen und Gesimsen: eine glatte, weißgekalkte Fronte mit wenigen niedrigen Fenstern, eine rundgeschweifte, thorwegartige Thür, über derselben ein kleiner mit Eisengitter umgebener Balcon, das ist das Aeußere des Römers. Das Innere ist in einem freieren, größeren Styl angelegt, die breiten Treppen, die großen Vorsäle machen einen imposanteren Eindruck, und etwas von den Schauern der Ehrfurcht, die man immer empfindet, wenn man durch die Geschichte geheiligte Räume betritt, mochte mich an, als wir jetzt in den großen Römersaal kamen, in dem zur Zeit, als Deutschland noch ein einiges unzerstückeltes Ganze war, die Kaiser Deutschlands ihre Weihe empfingen. Es ist aber eine bittere und trauervolle Ironie, daß Frankfurt für seine verschwundenen Kaiserkrönungen jetzt durch die Sitzungen des deutschen Bundestages entschädigt wird! Welch hohe, gewaltige Erinnerungen knüpfen sich an diesen Saal, der eins der größten Erinnerungsmale deutscher Geschichte, aber zugleich auch ein Wundenmal, in welches das heutige Deutschland seine Hände legen und daran den gestorbenen Heiland erkennen kann. Aber diese Wundmäler sollen übertüncht, diese Erinnerungstafeln verlöscht werden. Der Römersaal in seiner wahrhaft rührenden Einfachheit, dieser alte Heros mit seinem alterthümlichen ungeschmückten Panzer, der ihm ein ehrwürdiges, heiliges Ansehen giebt, wie einem Greise sein langwallender Silberbart, dieser alte Römersaal soll seine alten Gewänder des Mittelalters abstreifen, der lange Silberbart, die weißen Locken sollen dem Greise verschnitten werden und ganz nach der Mode will man ihn aufputzen und frisiren à la mécontent. Sein dunkles Gewand soll er vertauschen mit einem hellen, modernen Anzug, modern soll er werden, dieser alte, heilige Römersaal; einst war er ein Löwe, der die Gerechtsame und Freiheiten des heiligen Deutschlands beschirmte, jetzt soll er ein Lion werden, ein Modeherr, um so widerlicher anzusehen, weil man unter seiner Schminke doch das Alter herausſieht. Diese alten Nischen mit den braunen Kaiserbildern sollen verschwinden und durch neue ersetzt werden. Es ist wahr, diese Kaiserbilder sind schlecht, oft kaum erkennbar, aber jedes derselben ist ein Denkmal seiner Zeit und dadurch allein hat der Römersaal ja eine historische Bedeutung, daß er ein wahrhaftiges, unverfälschtes Denkmal der Geschichte ist. Einen Fünfthalerschein verfälschen, das nennt man ein Verbrechen, und ist es nicht ein größeres Verbrechen ein Monument deutscher Geschichte zu verfälschen? Nicht weil er schön ist und von modernem Stoffe wird der heilige Rock in Trier angebetet. Was würde wohl die ganze katholische Christenheit sagen, wenn man diesen heiligen Rock überzöge mit einem kostbaren, modernen Stoffe. Würde nicht ein Zetterschrei durch alle Lande gehen, würde man das nicht ein Sacrilegium nennen, eine frevelhafte Entweihung? Man wallfahrtet fromm und gläubig, um das heilige Gewand zu sehen, das einst die Glieder des Heilands umschlossen, und nur dadurch allein hat dies Gewand eine heilige Bedeutung, weil man es für ächt hält und unverfälscht. Auch der Römersaal ist ein heiliger Rock, der einst die Glieder Deutschlands, dieses heiligen Märtyrers aller Zeiten, umschloß und zu dem wir wallfahrten sollten, gläubigen, trauernden Herzens. Und diesen heiligen Rock überziehen und übertünchen, ist das nicht auch ein Sacrilegium? Und ich versichere Dich, dieses alte, tiefbraune, scharf markirte Porträt des Kaisers Wenzel ist mir lieber als die lebensgroße Gestalt des Kaisers, durch die jenes ersetzt werden soll und das Chr. Hensel in Berlin gemalt hat. Jenem alten braunen Bilde verzeiht man seine Geschmacklosigkeit, weil es einer Zeit angehört, in welcher die Malerei in ihrer Kindheit war, aber die Geschmacklosigkeit dieses modernen Kaiser Wenzel ist unverzeihlich. Da steht er groß und stämmig, wie ein Bauer, und mehl gepudert mit bunten Farben, glänzend und schön, den Jagdhut schief und keck gesetzt, wie ein Tyroler, kaum auf dem schmalen Rahmen, der in die Nische passen muß, Platz habend, seine Arme in die Seite zu stemmen; zu seinen Füßen links und rechts, in gleicher Höhe, siehst Du ein Paar weit aufgesperrte Hunderachen, der eine ist so groß wie der andere, und ich denke mir, daß dies ein Paar wohl dressirte Hunde sind, denen der Kaiser eben befohlen: „Meist die Mäuler auf, ich will sehen, ob Eure Zähne noch alle in Ordnung sind!“ Die Zähne sind in Ordnung, das ist wahr, es scheinen überhaupt ein Paar recht kräftige Hunde, und es ist wirklich Schade, daß man von ihnen nur die eine Hälfte sieht, — wie verdammt muß sich die andere Hälfte schämen, die außerhalb des Bildes herumläuft. Aber Hensel ist ein großer Maler und große Maler sind sie Alle. — Doch wo bin ich hingerathen, vom Römersaal zur modernen Malerei! Verzeiht mir, Ihr heiligen Schatten verblichener Jahrhunderte, ich bin nicht Schuld daran! — Im Dom sahen wir den Stuhl, auf welchem der gesalbte Kaiser saß und als solcher zum ersten Male die Huldigung seiner Vasallen entgegennahm. Wie einfach war doch jene Zeit. Jener Stuhl war damals das Kostbarste derartige im ganzen deutschen Reiche, jetzt findest Du ähnliche in jedem Salon, nur schöner, zierlicher. Die deutschen Kaiser waren nicht prunksüchtig, sie hatten nicht nöthig, dem armen deutschen Volke die Augen zu verblenden mit goldenem Flitter und glänzendem Schein, es war mehr tiefer, innerer Gehalt, der dieses äußeren Prunkes nicht bedurfte. Das deutsche Volk war auch noch gläubig und sein Kaiser war ihm wirklich von Gottes Gnaden, wenn er auch nicht in goldener Majestät einherging, er war der Stellvertreter Gottes, wenn er auch nicht glänzte wie Sonne und Sterne. Damals bedurfte es keines Prunkens, um das Volk in Staunen und Ehrfurcht zu halten, — das war damals! Aber laß uns des Damals vergessen und in der Gegenwart leben! Gehe mit mir die Zeil, diese schönste und berühmteste Straße Frankfurts, hinunter, am Russischen Kaiser biegen wir links ab, und durch winklige, kleine Gassen, durch ein unansehnliches Thor gelangen wir endlich zu Bethmann's Garten, in dessen Mitte das hübsche kleine Museum liegt. Ich sage Dir Nichts von den guten Abgüssen der Antiken, die es enthält, das sind schöne Copien, deren Originale Du zum Theil in München findest, aber dies Museum enthält ein köstliches Original, das Du bewundern, anstaunen mußt! Ich meine Dannecker's Ariadne. Sie steht allein, abgesondert in einem Cabinet, dessen Fenster mit dunkelrothen Vorhängen verhüllt sind, dieser rothe Schein haucht das Bildwerk mit einem schönen, glühenden Fleischton an und giebt ihm die Wahrheit und das Colorit des Lebens. Diese Ariadne hat Nichts von jener reinen, heiligen Schönheit der Antike, Nichts von jenem überirdischen Glanz des Ideals der Griechen, aber es ist die Vollendung irdischer Schönheit, es ist das glühendste, üppigste und herrlichste Weib, das Du hier vor Dir athmen, leben siehst, es ist das Ideal irdischer, sinnlicher Schönheit. Die schönsten Formen, schlank und voll, kräftig und weich, Raphael hätte sie nicht zu einer Madonna, aber Titian zu einer Venus gebrauchen können. Den einen Arm auf den Kopf des Panthers gestützt, blickt sie rückwärts über den schön gewölbten Nacken. Es scheint, sie sieht Jemand entgegen, sie hört Jemand kommen, gewiß den Geliebten, und für ihn hat sie diese schöne Stellung angenommen, die alle ihre Reize zeigt und enthüllt. Es ist etwas Bewußtes in dieser Stellung, etwas Absicht. Diese Ariadne will gefallen und sie weiß auch, daß sie schön ist, sie ist sich ihrer Herrlichkeit bewußt und stolz darauf. Das steht Du in ihrem Antlitz, in dem kühn gewandten Haupt, — sie hört, daß ihr Geliebter naht, aber in diesen Zügen ist Nichts von Erschrecken und furchtsamer Scham, diese Ariadne ist keine schüchterne, schamhafte Jungfrau, es ist ein üppiges, schönes Weib, das nicht mehr erröthet über ihre Nacktheit, weil sie weiß, daß ihre Nacktheit ihre Schönheit ist und weil sie mit ihrer Schönheit prunken will. Ihr stolzes Gesicht, diese üppigen, schwellenden Lippen scheinen zu sagen: „Komm und sieh mich an, und dann sage, ob es etwas Schöneres giebt als ich?“ — Aber Ariadne hat auch Recht, stolz auf ihre Schönheit zu sein, und was sie ist, das ist sie ganz, das Ideal üppiger Schönheit. Es ist ein vollständiges, abgeschlossenes Ganze, ein Naturkunstwerk möchte ich sagen, unbewußt und nair, wie die Natur, ohne alle Nebengedanken und tiefe Intentionen, ohne alle künstliche Grazie und theatrische Schicklichkeit. Ein solches Werk zu schaffen, dazu gehört eben so viel Genialität als Kühnheit, und kein anderer deutscher Künstler hat es darin dem Dannecker gleich gethan. Wir sind überhaupt arm, recht arm an deutschen Bildhauern, und ich wüßte keinen Einzigen, den ich in Wahrheit einen großen Künstler nennen möchte. Es giebt Bildhauer, die sind gewissermaßen durch die Traditionen zu großen Künstlern gestempelt, warum, das weiß eigentlich Keiner zu sagen und noch weniger zu beweisen. Oder nennst Du einen Rauch, Drake, Eichmann große Künstler? Wo ist ein einziges, wahrhaft schönes Werk, das sie geschaffen, und was eigentlich leisteten sie mehr, als daß sie Porträits lieferten. Rauch's schönstes Porträit ist die Königin Luise und hier begünstigte das herrliche Original die Scene; Bülow und Scharnhorst, diese Beinkleiderstatuen, Blücher auf dem ängstlich kleinen Postament, sind das Kunstwerke? Rauch's Gestalten, selbst seine Ideale, sehen aber alle aus wie Porträits, das Ideal, die Verkörperung der reinen, unbewußten, ursprünglichen Schönheit, die findest Du nirgends bei seinen Werken, es ist Alles nur gewaltig, klein, ohne große, freie Conception, kleine Gedanken in großer Weise ausgeführt. Im freien Griechenland wäre eine solche Künstlerschaft unmöglich gewesen, denn es fehlt ihr zu allererst die Freiheit. Da ist Alles gedrückt, die Kunst in die Uniform der Alltäglichkeit gesteckt, — es ist eine rechte preußische Geheimerathskunst, diese Bildhauerkunst des Geheimerath Rauch, und seine Victorien, mit denen das ganze siegreiche Preußen überschwemmt ist, sind weiter Nichts als verkleidete Unteroffiziere, die die Beine nicht zusammenhalten, im geschlossenen Schritt, um nicht von der Kugel herunter zu purzeln, und welche die Palme schultern wie ein Gewehr. Ob das eine Anspielung sein soll darauf, daß die Siege nur von Kriegern erfochten werden, von Soldaten, und die Göttin des Sieges also ihren Soldaten wohl dressirt ein gutes Beispiel sein soll? Ich bitte Dich, sage mir ein einziges, wirkliches Kunstwerk, das für sich bestehend, als Kunstwerk, als Ideal zu nennen ist. Rauch hat die Kunst verstanden, sich zu einem Künstler zu machen, den wahren Künstler aber schafft die Natur, der macht sich nicht selber, der empfängt unbewußt die Eingebungen eines

---

Zweite Scene.

Herzog. von Fahnenberg.

Herzog.

Es ist abscheulich, Fahnenberg, ich gestehe Ihnen — mir manchmal unbegreiflich — Wernig! — dem ich Alles vertraute, auf den ich so viel hielt — und Mörder!...

Fahnenberg.

Durchlaucht halten zu Gnaden, wenn ich Höchstdieselben darauf aufmerksam mache, daß die ganze Anschuldigung von einem Manne von höchst zweideutigem Charakter ausging und eine Eingebung der Rache war. Es wäre ja vielleicht möglich, daß sich der Oberst zu rechtfertigen vermöchte.

Herzog (heftig).

Er kann, er soll sich nicht rechtfertigen, es ist mir lieb — das heißt: Er wird es nicht können, und es ist mir lieb, daß das Complot entdeckt ist.

Fahnenberg.

Wollen Durchlaucht nicht die unterthänige Bitte des Obersten gewähren und denselben einmal persönlich anhören, ehe die Sache den Gerichten überwiesen wird.

Herzog.

Nein, Fahnenberg, ich bin der Gerechtigkeit, dem Andenken meines hochseligen Herrn Vaters und meiner Ehre schuldig, diese Verbrechen exemplarisch zu bestrafen.

Fahnenberg.

Glücklich das Land, dessen Fürst mit solcher Gerechtigkeit gegen Vornehme und Niedrige verfährt. — Aber der Oberst, dem vor allem Anderen daran liegt, nicht in den Augen seines hohen Gönners verächtlich dazustehen, flieht nur, zu Ihren Füßen der Wahrheit ihr heiliges Recht geben zu dürfen. Durchlaucht sind sonst so gnädig, versagen Ihren Unterthanen nie das Glück sich persönlich an ihren erhabenen Fürsten wenden zu können.

Herzog.

's ist gut, Fahnenberg, 's ist gut! Er mag kommen, — aber später — nicht jetzt — und Sie sind zugegen, Fahnenberg. — Hören Sie, nicht jetzt!

Fahnenberg.

Ganz nach Ihrer Durchlaucht Befehl.

Herzog.

Ich bin so aufgeregt; ich muß ruhiger sein. — A propos! — Es baten zwei Damen um eine Audienz. Sie haben Recht, Fahnenberg, ein guter Fürst entzieht sich seinen Unterthanen nicht. Sehen Sie doch nach, und sollten dieselben im Vorzimmer sein, so lassen Sie sie eintreten.

Fahnenberg.

Und wenn befehlen Durchlaucht, daß Oberst...

Herzog.

Ich werde schellen. Bleiben Sie in meiner Nähe.

(Fahnenberg unter Verbeugungen ab.)

Herzog.

Mir schlägt das Herz. Es ist Ottilie. Wernig ist für sie verloren. Werde ich nun glücklich sein?

Fahnenberg (die Thür öffnend).

Nur eingetreten, meine Damen.

(Fahnenberg ab.)

Dritte Scene.

Herzog. Ottilie. Frau Weiß.

(Frau Weiß bleibt unter vielen Bückungen im Hintergrunde stehen.)

Herzog.

Treten Sie näher, mein Fräulein. — Näher —

Ottilie.

Durchlauchtigster Fürst. Die allgemein anerkannte Größe

Genius, der ihm arbeitet und schafft und dessen Diener er ist. Ein solcher unmittelbarer, empfangender Künstler war Thorwaldsen, dieses unschuldige Kind an Geist, dieser Heros an Kunst. Du hättest ihn sehen sollen, wie er in seinem Atelier beschäftigt war, wie er arbeitete und schaffte mit diesem herrlichen, staunenden Kinderlächeln in seinem lieben, schönen Angesicht. Er war so bescheiden in sich selber, daß er immer über sich selber staunte und gar nicht wußte, woher es komme, daß er so Herrliches und Großes geschaffen. Als wir in Kopenhagen bei ihm waren, zeigte er uns mit einer wahren Kinderfreude alle die Abgüsse seiner zerstreuten Werke, die in einem von ihm erbauten Museum aufgestellt werden sollten. Bei jedem Anderen möchte man das Eitelkeit nennen, sich für seine Werke ein eigenes Museum aufzurichten, bei Thorwaldsen war es das nicht. Ihm waren seine Werke nur Kunstprodukte, bei denen er gar nicht daran dachte, daß seine Hand sie geschaffen, von denen er ganz absah, und die er aufbewahren und ordnen wollte als Diener der Kunst. Seine drei Grazien mit dem Amor zu ihren Füßen nannte er sein Lieblingswerk und gab mir eine Medaille, auf welcher dieselben in sehr gelungenem Hautrelief sich befinden. Ich fragte ihn, ob dieser Laute schlagende Engelknabe zu den Füßen der Grazien ein Amor oder ein Apoll sein solle? „Ein Amor," sagte er lächelnd und mit jenem eigenen halb verwunderten, halb kindlichen Ausdruck, der ihm eigen war, „ein Amor, und die Laute gab ich ihm in die Hand, um anzudeuten, daß die Liebe immer mit der Grazie in Harmonie sein müsse." Ist das nicht hübsch und sinnig? — Dann waren wir bei Thorwaldsen in seiner Wohnung und fanden ihn in seinem Atelier; ein leichtes, weites und weißes Gewand, bis über die Hüften reichend, umfloß seine schöne, kräftige Greisengestalt, ein schwarzes Barett deckte das Haupt, und unter demselben bis auf die Schultern herniederfiel, einer Glorie gleich, sein silberweißes, glänzendes Haar. Wir sahen ihm zu bei der Arbeit, er modellirte gerade an der Statue eines dänischen Königs, und wunderbar war es anzuschauen, wie unter seinen Händen sich aus dem plumpen Thonhaufen plötzlich Form und Gestalt, Blick und Auge erhob und Leben gewann. Ein Engländer war auch gekommen und schaute lang dem großen Meister zu, dann rief er: „Aber wie ist es nur möglich, so schnell zu schaffen, wie machen Sie es nur, so Schönes zu leisten?" — Thorwaldsen sah ihn verwundert an und sagte freundlich: „Nun, das ist ganz einfach! Ich nehme ein Stück Thon und knete und drücke es zusammen, und dann kommt das Andere von selbst." — Als wir Abschied nahmen, schenkte uns Thorwaldsen sein Portrait, und auf unsere Bitte schrieb er seinen Namen darunter, das Papier löschte und die Buchstaben liefen ein wenig breit aus. Da hättest Du seinen Schreck sehen sollen! Er ließ die Feder fallen, faltete die Hände über der Brust zusammen und sah ganz schmerzlich auf die dicken Buchstaben hin. — So war Thorwaldsen, ein Kind und ein Heros, er dachte und lächelte wie ein Kind, und schuf und arbeitete wie ein Heros. Er hatte ganz Recht zu sagen: „es kommt von selbst." Bei ihm kam wirklich die Schönheit und das Kunstwerk von selbst, es war eine unmittelbare Eingebung, nichts Gekügeltes und Ersonnenes, es lag in seinen Händen, in seinem Hammer, in seinem Marmor und Thon, in seinem Herzen und seinen Augen, weniger in seinem Kopfe. Er war ein Diener und Sklave der Kunst, ein andetender Priester an ihren Altären, nicht aber hatte er die Kunst zu seiner Dienerin und Sklavin gemacht, sie nicht herabgewürdigt zu einem Capital, von dem er leben, das ihn kleiden und erhalten sollte. Er war ein Künstler von Gottes Gnaden, die Natur hatte ihm dies Diadem um die schöne, reine Stirn gelegt, die Kunst hatte ihn gesalbt zu einem ihrer Statthalter auf Erden und unbewußt, lange schon ehe er es dachte, war er ein Künstler, denn er war als solcher geboren. Rauch aber ist erst ein Künstler geworden, er hat erst lange gelebt und gedacht, und dann sah er ein, daß er ein Künstler sein könne und er machte sich zu einem Künstler. So viel höher steht Thorwaldsen über Rauch, und dennoch — setze die Genius des Thorwaldsen neben die Medicäische, oder die sogenannte Stockholmer, vergleiche seinen Apoll mit dem von Belvedere, und diese schönen Gestalten des Thorwaldsen schrumpfen zusammen und es macht Dir Schmerz, daß Du diese schönen Menschenkinder verwechselt hast mit den Göttern und Göttinnen, wie sie das freie, glückliche Griechenland Dir zeigt. Der Apoll des Thorwaldsen erscheint Dir nun wie ein Dandy neben dem von Belvedere, seine Venus ist eine schön gebaute, üppige Italienerin, aber keine Venus mehr. Das ist aber nicht Thorwaldsen's Schuld, er ist der größte Bildhauer seiner Zeit, aber seine Zeit ist klein, es fehlt ihr die innere Heiterkeit, der innere gottselige Friede, welche das freie, griechische Volk beseelten, es fehlt dies schöne, frische, muskelkräftige, gesunde, herrschende Volksleben, das auch auf die Entwickelung des Körpers seinen wesentlichen Einfluß übt. In Griechenland war fast jeder Körper ein geeignetes Modell, jetzt sind in Italien selbst die Modelle selten; im freien, unschuldigen Griechenland war die Schönste und Geseiertste selbst stolz darauf, dem Bildhauer als Modell zu dienen, in unserer Zeit ist das ein verachtetes Gewerbe, zu dem nur Noth oder Entwürdigung sich herabläßt, allenfalls auch noch die Liebe, die Alles überwindet, auch die Scham. Dieser Liebe verdankt Raphael seine Madonnen, und auch Thorwaldsen seine Göttinnen! — Wenn aber der hochstehende Thorwaldsen noch klein erscheint neben der Antike, ich frage Dich, wie erscheint dann neben dieser — Rauch?

Verzeihe dieses Abschweifen, zu dem mich Dannecker's Ariadne veranlaßt. Jetzt bin ich wieder mit Dir in Frankfurt und wandere mit Dir die Zeil hinauf über den Marktplatz nach unserm Gasthof. Vor der Hauptwache schlage ich beschämt und trauernd die Augen nieder. Ja, das waren Träume damals, Träume, wie die Jugend sie träumt, und die doch mit jahrelangem Kerkerleiden bestraft wurden! Es giebt wirklich Gebäude, die man nicht ansehen kann, ohne roth zu werden vor Scham; zum ersten Male empfand ich das, als man mir in Venedig den Palast des letzten Dogen zeigte, er hieß Marino und lieferte die Republik an Frankreich aus, auch in Krakau schämte ich mich, als ich in das stolze, wundervolle Königsschloß trat, das jetzt eine Kaserne ist, und dann später in München dem Ständehause gegenüber. Warum sollte man sich nicht schämen der Frankfurter Hauptwache gegenüber! — Herrlich sind die Quais am Main, von denen, wie von der schönen Mainbrücke, man eine hübsche Aussicht auf die Stadt hat. Aber recht in das Innere der Stadt mußt Du mir folgen, in jene dunkle, lange Straße, die seit uralten Zeiten her der Wohnsitz der Juden in Frankfurt ist. Einmal, nur einmal verließen sie diese Straße und das waren goldene, köstliche Tage des Triumphes, da leerten sie in wenigen Tagen den vollen Becher berauschender Siege, da feierten sie den großen, köstlichen Tag der Vergeltung, rächten den Hohn mit Hohn, Grausamkeit mit Grausamkeit, zwängten die Christen ein in ihre Straßen und machten sich glückestrunken zu Herrn der Stadt. Die Sonne ihres Glückes durchbrach auf einen Moment wenigstens die dunklen Wolken, die über der Judengasse gehangen, und glänzend hell meinten sie den Horizont ihrer Zukunft zu erschauen, aber es war nur ein Moment, unter Strömen vergossenen Blutes versunkelte sich ihr kurzer Sonnentag, und gebeugten Hauptes, zerrissenen Herzens wurden sie zurückgestoßen in die Judengasse, deren eisernes Thor sich knarrend drehte, um sie wiederum zu Gefangenen zu machen, sie wiederum abzusondern von der Welt und ihren Genüssen. Jetzt steht dies Thor offen, ein milderes Zeitalter hat mindestens die Pforte dieses Gefängnisses geöffnet und das Entfliehen möglich gemacht, aber freilich, das Herausgehen aus dieser Gasse, es bleibt immer eine Flucht, ein offener Bruch mit der Vergangenheit, ein Zugeständniß an die Christenheit, zu welcher der flüchtige Jude eilt, um unter seinen Fittichen die Freuden der Welt kennen zu lernen und im Genuß sich zu entschädigen für die Entbehrungen der Judengasse. Und so sind diese geflohen, fast nur Arme, denen es an Mitteln zur Flucht fehlte, geblieben. Nur Eine ist geblieben, und sie ist das reichste Weib vielleicht Europa's; stolz und hochsinnig, eigensinnig und demüthig zugleich ist sie mit ihren Schätzen und ihren Brillanten, ihren Millionen und Kostbarkeiten geblieben inmitten der armen, finstern, engen Judengasse, geblieben in diesem kleinen, niedrigen, unansehnlichen Hause, das die Stätte ihres Elends und die Wiege ihres Ruhms gewesen, in dem jeder Winkel, jetzt vielleicht übertüncht mit kostbaren Teppichen und sammtnen Tapeten, ihr doch in der Stille der Nacht erzählt von vergangenem Kummer und trostloser Entbehrung, wo in den Dämmerstunden es ihr scheint, als ob alle die goldene Pracht, die sie umgiebt, dieser Glanz und Luxus abfällt von den Wänden, die nun wieder kahl sind und unheimlich leer wie in ihrer Jugendzeit, wo sie meint, ihren armen, sterbenden, ringenden Gatten neben sich zu sehen, wie er ihr goldene Worte der Liebe flüstert, wie sie ihm goldene Worte des Trostes und der Hoffnung sagt. Vielleicht ist in solchen Stunden der Erinnerung, wo die reiche, alte Frau sich wieder zum armen, jungen Weibe träumt, die alte Stammmutter glückseliger und befriedigter, als inmitten all ihrer Pracht und Herrlichkeit der Gegenwart. Daß sie aber bleibt in diesem kleinen Hause, das begreife ich vollkommen, und es nicht thun, wäre minder stolz und minder klug gewesen. Gewiß, sie thut wohl daran in dieser Judenstadt zu bleiben, deren angebetete Königin sie ist, wo sie geliebt, vergöttert wird, eben weil sie bleibt. Wir gingen durch diese enge, trübe Gasse und blickten forschend die niedrigen Häuser an und standen ehrfurchtsvoll, schmerzdurchdrungen still vor dem kleinen, ärmlichen Hause, in dem Börne geboren, dieser arme, schmerzbeladene Träumer, der nicht blos das Unglück seines Volkes, sondern des ganzen Deutschlands sein zerrissenes Herz durchzittern ließ, und dessen Leben wie ein einziger, entsetzensvoller Verzweiflungsschrei noch immerfort durch Deutschlands Gauen kreischt und in jeder Brust ein Echo nachruft, in jedes Auge Thränen lockt, von den Thränen, an denen Börne's Herz erkrankt und gebrochen ist. — Dann gingen wir schweigend und still weiter und hatten fast vergessen, daß es noch ein anderes Haus in dieser Stadt zu suchen gab. Ein Trupp müßiger, schmutziger, schmutziger Judenweiber rief uns an: „Sie wollen gewiß das Rothschild'sche Haus sehen?" und als wir es bejaht, erbot sich gleich eine, mit uns zu gehen, um es uns zu zeigen. „Hier," sagte sie mit stolzen Blicken, vor dem unscheinbaren Hause stehen bleibend, „hier wohnt Frau von Rothschild und hier wird sie wohnen, so lange sie lebt, denn sie bleibt bei uns, sie mag nirgends anders wohnen, als bei uns." — „Und dafür liebt Ihr sie wohl Alle?" fragte ich. — „O gewiß, von ganzem Herzen," rief sie glühend, „und sie liebt uns auch, sie ist unser Aller Wohlthäterin und niemals geht ein Armer ungetröstet von ihrer Thür." — Indem zeigte sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens, das neugierig uns anschaute, dann wandte sie sich rückwärts, vielleicht um ihre Gebieterin zu rufen, denn gleich darauf erschien am Fenster die kleine, gebückte Gestalt einer alten Frau. Ganz der ächte, unverkennbare Judentypus in diesem Gesicht, die Augen noch immer flammend und stechend, obwohl die runzelichte Stirn, das spitze Kinn das tiefe Alter verriethen, das Gesicht eng umschlossen von einer breiten, doppelten, weißen Haube. „Das ist sie, das ist unsere Mutter Rothschild," sagte das Weib ganz freudetrunken. Die alte Madame Rothschild sah uns noch einen Augenblick an mit stolzem, spöttischem Lächeln, dann nickte sie der alten Jüdin, unserer Führerin, freundlich zu und verschwand vom Fenster. Die Jüdin aber sank fast in die Knie vor Stolz und Rührung über die Leutseligkeit der Mutter Rothschild, und selbst unser Trinkgeld schien ihr weniger Freude zu machen, als das gnädige Kopfnicken der reichsten Frau ihres Volkes. Mich überschlich ein Grausen, wenn ich an diese diabolische Gewalt des Geldes dachte, die allein genügt diese Tochter Israels über Alle ihres Stammes zu erheben, die alle Tiefen, alle Abgründe in der Gesellschaft ausgleicht und Geburt, Rang, Bildung und Liebenswürdigkeit zu ersetzen im Stande ist, und in diesem Augenblicke schien mir all dieses Streben nach Geld und Besitz, das die Juden charakterisirt, gerechtfertigt, — das Geld ist ihre reinwaschende Taufe, ihre Ebenbürtigkeit, ihr Adelsdiplom, ihr Ordensband, ihr Rang und ihre Entschuldigung. Und daß es so ist, wer anders trägt die Schuld, als wir? Wer anders, als wir Christen, trägt die Schuld an den Fehlern der Juden? — Als ich das mich selber fragte in der Judengasse zu Frankfurt, fiel mir eine Novelle ein. Da hast Du sie!

Der Jude.

I.

Die Gläser klangen, die Champagnerpfropfen flogen, lustige Lieder, heitere Trinksprüche ertönten im Kreise dieser jungen, lebensmuthigen Jünglinge, denen der junge Alfred Clemsthal heute ein Fest gab, ein glänzendes, köstliches Fest, denn er war reich, der junge Alfred, er war eines Senators Pflegesohn und der tonangebende Dandy von Frankfurt.

„Alfred soll leben, unser theurer Wirth!" rief jetzt ein schöner Jüngling sein Glas erhebend.

„Ja, Alfred soll leben!" schrien und jauchzten sie Alle, und reichten ihm nickend und freundlich grüßend die Hände dar.

Ihres Charakters erlaubt mir mit Zuversicht einen Schritt zu wagen, der in den Augen der Welt vielleicht zweideutig erscheint. Ich hätte Sie nach dem Vorgefallenen nie wieder sehen dürfen und bat nun selbst um eine Audienz. Die erste Bitte, welche ich daher an Ihre Durchlaucht jetzt richte, ist: Verkennen Sie mich nicht.

Herzog.

Dieselbe Bitte, meine schöne Ottilie, werde ich genöthigt sein, gegen Sie zu wiederholen. Sie haben ohne Zweifel von den Ehren gehört, welche die Familie Wernig sich hat zu Schulden kommen lassen, sie ist vernichtet und die Gerechtigkeit wird sie in ihrer ganzen Strenge erreichen. Nicht ich also, mein Kind, habe an dem jungen Wernig eine kleinliche Rache genommen; er fiel durch seine und seines Vaters Schuld.

Ottilie.

Mit Entsetzen empfing ich diese Nachricht und flog hierher, um an dem Fuße Ihres Thrones Wahrheit zu schöpfen. Der Oberst, Wilhelm, die ganze Familie ist verhaftet. Schreckliche Gerüchte laufen von Mund zu Mund, alle Welt ist bestürzt, betäubt, — der Minister möchte, Sie selbst, Durchlauchtigster Fürst, — o, vergeben Sie es mir, wenn ich es sage, — Sie selbst sind gereizt, und ich, ich bin vielleicht der unschuldige Gegenstand, der zu Wilhelms Unglück beitragen wird.

Herzog (stolz).

Ist dies Ihr Vertrauen in meinen Charakter? — Beruhigen Sie sich. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich edler denke.

Ottilie.

Mein Fürst...

Herzog.

Genug hiervon. Entschieden ist es, die Ehre der Familie ist unwiderruflich vernichtet — und wenn der Vater ein Menschenleben nicht mit seinem Leben zahlt, so kann Amerika nur ihre Schande bergen. Wilhelm ist für Sie verloren. Stoßen Sie nun nicht eigensinnig Ihr Glück noch ferner zurück. Ich liebe Sie, mein Kind, mit wildem Ungestüm und biete Ihnen ein Leben, reich an Freuden und jedem Glück, das diese Erde birgt.

Ottilie.

Und auch die Ruhe einer reinen Seele?

Herzog.

Wenn Liebe sich der Liebe giebt, ist es ein reines Opfer in des Himmels Augen. Seien Sie nicht ungerecht. Soll ich dem höchsten Glück der Erde entsagen, weil ich ein Fürst bin? Der Niedrigste von meinen Unterthanen darf den theuren Gegenstand zum Weibe sich erwählen, den er liebt. Nur uns, die man die Großen, die Glücklichen der Erde nennt, nur uns ist diese Wahl versagt und Politik reicht uns die goldne Fessel. Ist es nun Verbrechen, wenn sich im Stillen das Herz voll Liebe zu einem Mädchen neigt, das groß genug ist, das kaute Vorurtheil der Welt zu verachten, um seinen Fürsten und sich selbst glücklich zu sehen?

Ottilie.

Wohl seh' ich ein, mein Fürst, daß es traurig sein mag, wenn Politik das Band der Ehe wird. Doch höheres Glück, als je ein Mädchen Ihnen geben kann, liegt im Bewußtsein — Menschenglück zu fördern. Seien Sie der Vater Ihres Volkes, wenden Sie diese glühende Liebe auf Ihre Unterthanen und auf Ihr Land. Dann werden Sie, gleich einem Gott, im Aether des reinsten Glückes schweben. — Jetzt, jetzt in diesem Augenblicke bietet sich Ihnen die schönste Gelegenheit dar, Ihre Fürstentugenden im reinsten Lichte strahlen zu lassen. Seien Sie gerecht — aber auch gnädig. — Hören Sie den Oberst, hören Sie Wilhelm und folgen Sie der besseren Regung Ihres edlen Herzens.

(Kleine Pause, in welcher der Herzog finster vor sich niederschaut.)

„Dank, Dank, meine Freunde," sagte Alfred, mit innigem Ton, „erhaltet mir nur Eure Liebe und Euer Vertrauen!"

„O, wie kannst Du zweifeln! Nur mit unserm Leben kann unsere Freundschaft enden!" rief Caspar.

„Setze unsere Freundschaft auf die Probe, und Du sollst sehen, daß sie jede Prüfung besteht!" sagte Johannes, Alfred umschlingend.

„Ich, bist Du nicht die Seele unseres Kreises, gewissermaßen die Axe, um die sich Alles dreht!" rief Conrad; „wer wird mehr geliebt, wer wird mehr gefeiert, als Du! Darum vivat unser Alfred!"

„Vivat! Vivat!"

„O, wie schön ist doch das Leben!" rief Alfred mit glühenden, glückstrahlenden Augen.

„Ja, wer so reich ist, wie Du!"

„So jung und schön!"

„Der Liebling der Damen!"

„Der Geliebte des schönsten Mädchens der Stadt!"

„Ja, wer alle diese Vorzüge besitzt, der kann das Leben wohl schön finden."

„Du bist ein Günstling des Glückes," rief Conrad, „wem anders, als Dir, wäre es gelungen, dem alten, grämlichen, menschenhassenden Senator Glausthal eine solche Liebe einzuflößen, daß er Dich hält wie seinen eigenen Sohn, daß er sein Gold mit vollen Händen Dich weggeben läßt, ohne jemals zu murren, Dich jemals zu tadeln. Hasst, verachtet er nicht die ganze Welt, höhnt er nicht alle Menschen, dieser alte Herr Glausthal, und Dir allein ist er so gütig und mild?"

„Still, sagt mir Nichts gegen meinen Pflegevater," rief Alfred, „er ist ein edler, hochherziger Mann, dem ich all mein Glück danke. Ich war ein armer, hungernder Bettelknabe und er hat sich mein erbarmt, er hat mich aufgenommen in sein Haus, er hat mich ruhen lassen in seiner Liebe, mich, den Verwaisten, Verstoßenen, er hat mich zu dem Sohne seines Herzens gemacht, mich, den armen Bettelknaben. Was wäre ich jetzt ohne ihn! Vielleicht ein Verbrecher, durch Hunger und Verzweiflung zur Sünde getrieben, ein armer, elender Lump, den Niemand von Euch, Ihr meine stolzen, glücklichen Freunde, eines Blickes würdigen möchte, den Ihr mit Verachtung von Eurer Schwelle jagen würdet."

„O, die Geburt ist ja ganz gleichgültig," sagte Conrad.

„Wir lieben Dich ja nicht um Deines Geldes willen!" rief Johannes.

„Nein," sagte Caspar, Alfred umarmend, „wir lieben Dich um Deiner selbst willen, um Deines edlen, schönen Herzens, Deiner erhabenen Seele willen."

„Nun, wenn Ihr mich liebt, so scheltet nicht auf meinen edlen Wohlthäter. Kommt, nehmt Alle Eure Gläser und stoßt an mit mir. Hoch lebe Herr Glausthal, mein edler, großmüthiger Wohlthäter!"

„Er lebe! Vivat! Er lebe!"

Wie sie anstießen und tranken, erscholle aus dem Nebengemach ein lautes, höhnisches Lachen. Die Jünglinge sahen erschrocken einander an.

„Herr Glausthal ist drin!"

„Ja, nur er hat diese diabolische Art zu lachen!"

„Er mokirt sich über uns, wie über alle Welt!"

„Still!" rief Alfred, „was habt Ihr mir versprochen! Kommt, laßt uns reiten, die Sonne scheint so köstlich und hell, hinaus, hinaus! Zu Pferde!"

„Ja, zu Pferde! Wir wollen einen köstlichen Ritt machen!"

„Zu Pferde!"

Sie stürmten hinaus und schwangen sich auf die bereit stehenden Pferde.

„Wohin wollen wir reiten!"

„Wohin Ihr wollt," rief Caspar, „nur laßt uns zuerst durch die Judenstraße! Ich habe da eine allerliebste Jessika entdeckt, die möcht' ich erobern, an deren Fenster möcht' ich vorüber reiten."

„O nein, nicht durch die Judenstadt," sagte Alfred mit leichtem Stirnrunzeln, „das würde mir den schönen Tag verderben. Es graut mir vor dieser ekeln, finstern Straße, vor diesen widerlichen, scharfen Judenphysiognomien; sie sehen Alle aus wie eine einzige, große Familie von Betrügern und Dieben."

„Aber meine Jessika ist ein Engel unter diesen Teufeln!" rief Caspar.

„Ich würde nie eine Jüdin lieben können," sagte Alfred, „und sei sie noch so schön, an irgend einem Zug ihres Angesichtes würde sich mir ihr Judenthum verrathen, und damit wären alle meine Illusionen zerstört!"

„Ja, es ist eigen," sagte Johannes, während sie langsam durch die Straßen ritten, „es ist eigen, aber wahr. Jeder Jude ist zu erkennen."

„Das ist natürlich," sagte Alfred, „denn ihr Charakter prägt sich auf ihrem Antlitz aus. Die Juden, die Alles in klingende Münze verwandeln möchten, haben ihr Angesicht zu einer ausgeprägten Münze ihrer Seele gemacht, auf der ihr deutlich den wenigen Silberwerth und den großen Zusatz von schlechtem Metall erkennen könnt. Es ist eine schlechte Kupfermünze, diese jüdische Physiognomie, und man besudelt sich, indem man sie berührt."

„Wie glühend Alfred die Juden haßt!" rief Johannes lachend.

„O, ich hasse sie nicht," sagte Alfred, „zum Hasse sind sie mir zu niedrig, aber ich verabscheue sie. Mir wird physisch unwohl, wenn ein Jude in meine Nähe kommt, und ein ergewöhnliches Grausen beschleicht mich, wenn ich in diese stechenden, lauernden, jüdischen Augen sehe."

„Ja, Alfred hat Recht, es ist eine verdammte Ratten," lachte Conrad, „die zu Nichts gut ist, als ihr Geld abzupressen oder sie zu vergiften. Die Mädchen aber sind glühend und liebesheiß, und es verlohnt sich schon der Mühe sie einige Tage zu lieben; ist man ihrer überdrüssig, nun, so läßt man sie laufen."

„Leontine ist am Fenster," flüsterte Alfred, „als sie jetzt um eine Straßenecke ritten und vor einem stattlichen, palastartigen Gebäude vorüberkamen, „o, wie schön sie ist!"

Und das schöne Mädchen öffnete das Fenster und blickte mit süßem Lächeln hernieder zu Alfred und erwiederte freundlich seinen tiefen, innigen Gruß. Sie hatte nur Blick und Gruß für ihn allein, sie achtete gar nicht auf die andern Jünglinge und ihre ehrfurchtsvollen Verbeugungen, ihm allein galt ihr Lächeln, ihr Erröthen, und ganz bezaubert, ganz beseligt hielt Alfred sein Pferd an, um zu ihr hinauf zu schauen, glückestrunken. Leontine nickte ihm zu und schloß erröthend das Fenster. Alfred sprengte seinen Freunden nach.

„Alfred, Du bist ein glückseliger Mensch. Deine Braut ist schön wie ein Engel!" rief Johannes.

„Ja, sie ist ein Engel," rief Alfred, „ach, wie wenig verdiene ich das Glück sie zu besitzen."

„Bah, wer könnte sie verdienen, wenn nicht Du!"

„Also morgen ist öffentliche Verlobung."

„Ja morgen!" rief Alfred seufzend. „Erst morgen! Bis dahin muß ich sie entbehren! O, ihre Mutter ist grausam und will uns kein trauliches Beisammensein gestatten vor der öffentlichen Verlobung."

„Ja, ihre Mutter ist eine stolze, pretentiöse Frau," sagte Conrad. „Sie kann es immer noch nicht vergessen, daß sie einst Hofmarschallin an einem kleinen deutschen Hofe war." —

Spät am Abend kehrte Alfred heim von seinem Spazierritt; der Kammerdiener mit dem silbernen Armleuchter schritt ihm leuchtend die breiten, mit kostbaren Teppichen belegten Stiegen voran.

„Ist kein Brief gekommen?" fragte Alfred.

Der Diener bejahte.

„Warum giebst Du ihn mir nicht?"

„Herr Glausthal hat ihn an sich genommen und bittet, der junge Herr möchte sich noch zu ihm bemühen."

Alfred ging leichten, elastischen Schrittes den Corridor entlang zu den Gemächern des Herrn Glausthal. Dieser hatte ihn kommen hören und öffnete seinem Pflegesohn selbst die Thür.

„O, bist Du schon da, mein Sohn!" rief der Alte, ihm die Hand reichend. „Wahrlich, Du bist sein fittsam und kehrst immer früh zu Deinem alten mürrischen Vater zurück."

„Mir waren Sie niemals mürrisch," sagte Alfred herzlich, „für mich hatten Sie stets nur Worte der Güte und Freundlichkeit!"

„Das macht, Dich liebe ich," erwiederte der Senator Glausthal düster, „Du bist das einzige Wesen auf Erden, das ich nicht hasse, dem ich keine Rache geschworen!"

Die großen schwarzen Augen des Greises nahmen einen unheimlichen, finstern Ausdruck an, und seine gebeugte Gestalt richtete sich steif, gleichsam drohend, empor.

„O, Vater!" rief Alfred, „wie kann man die Welt nicht lieben, die doch so schön ist, wie kann man das Leben verabscheuen, das doch so köstliche Genüsse und Freuden bietet!"

„Meinst Du!" fragte der Alte rauh. „Freilich," fuhr er milder fort, „als ich in Deinem Alter war, da dachte ich und sprach ich wie Du. Da schien mir das Leben ein unerschöpflicher Born der Freude, und meine Seele trank aus ihm mit vollen Zügen. Und es war doch nichts als ein Gift, an dem ich nun krankte und mein ganzes Dasein lang. Ho, wer sagt, daß die Welt etwas Anderes ist als eine große Gaukelbude, wer sagt, daß man die Menschen, diese elenden Gaukler, lieben soll?"

„Ich," sagte Alfred sanft, „ich sage, daß man die Menschen lieben soll, weil sie es verdienen."

„Du bist ein Thor, wenn Du das sagst," rief der Alte mit einem rauhen Lachen; „o, ich sehe den Tag kommen, mein Sohn, an welchem Du der Welt fluchen wirst, gleich mir, an welchem Du die Welt hassen wirst, wie ich es thue. Dann, wenn dieser große, schöne Tag gekommen, mein Sohn, dann wirst Du in meine ausgebreiteten Arme sinken, zu meinem Menschenhaß wirst Du flüchten aus Deiner Menschenliebe, und in den langen, einsamen Wüstentagen unseres Lebens wollen wir uns, die wir allein dann einander verstehen, unsere Triumphlieder des Hasses und der Verachtung singen und die Menschheit verhöhnen, weil wir sie nicht mehr lieben können. O, das soll ein schöner und köstlicher Tag werden, mein Sohn, und von jenem Tage an wirst Du erst recht mein Sohn sein, mit mir vereint in Haß und Verachtung, und auf Erden Nichts liebend als mich allein!"

„Sie sind krank, mein Vater!" rief Alfred schmerzlich und schaute mit unruhigen Blicken auf das erregte, glühende Angesicht des Senators. „Ja, wahrlich, Sie sind krank! Ihre Wangen glühen fieberhaft und Ihre Augen blitzen im Feuer des Fiebers."

„Nein, nein," sagte der Alte, „ich habe nur einen Moment die Larve von meinem Angesicht gleiten lassen und Du hast mein Antlitz gesehen, wie es wirklich ist!" — Er strich sich leise mit der Hand über sein Gesicht, und als er die Hand wieder herabgleiten ließ, waren seine Züge wieder ruhig und still.

„Dein morgender Verlobungstag hat alte Erinnerungen in mir geweckt," sagte er dann nach einer Pause, „und es war gut, daß Du kamst, um die Geister zu verscheuchen, die mich heimsuchten mit altem, vergangenem Leid. Da ist ein Brief an Dich von Fräulein Leontine Wangenberg, des Herrn Präsidenten Tochter, die morgen Deine Verlobte wird."

Alfred nahm das dargereichte, zierliche Briefchen und es war unwillkürlich, daß er es an die Lippen drückte. Der Alte lächelte spöttisch und sagte dann: „Ich habe heute eine Bitte an Dich, mein Sohn."

„Und Sie wissen, daß jedes Ihrer Worte mir Gesetz ist!" rief Alfred.

„Laß mich diesen Brief da lesen."

„Leontinens Brief!" rief Alfred zurücktretend. „Aber das ist ein Scherz, mein Vater!"

„Es sind mehr denn zwanzig Jahre vergangen, seit ich zuletzt gescherzt habe," sagte der Alte, „und ich bitte Dich im vollen Ernst, laß mich den Brief da lesen."

„Aber das ist ein Sacrilegium!" rief Alfred. „Kein fremdes Auge und wäre es selbst das des Vaters darf den Brief einer Geliebten lesen."

„Alfred," sagte der Alte gebieterisch, „bei meiner Liebe zu Dir, bei Allem, was ich für Dich gethan, fordere ich Dich auf, laß mich diesen Brief lesen. Ich zweifle an der Liebe Deiner Braut, ich zweifle an der Aechtheit ihrer Zärtlichkeit und von ihren eigenen Worten möchte ich meine Zweifel bestegt sehen!"

Alfred küßte den Brief und reichte ihn dann dem Senator dar. „Bedenken Sie," sagte er, „daß Sie auf Erden der Einzige sind, dem ich dies Opfer bringen möchte."

(Fortsetzung in der Beilage.)

Ich weiß es, Sie sind groß und gut. Bewiesen haben Sie es in tausend Fällen; es ist Ihr Stolz ein edler Fürst zu sein. O, schütteln Sie die kleine Schäche ab, die jetzt die Sonne Ihres Geistes trübt, und treten Sie hervor in Ihrer Tugend Glanz.

Herzog (schmerzlich).

Ottilie! — Sie lieben mich also — nicht.

Ottilie.

Ich achte meinen Fürsten und beuge mich vor seiner liebevollen Größe.

Herzog

So sei's. — Fahr hin, du Traum von Glück!

Ottilie.

O! — Gottes Segen wird Sie reichlich lohnen.

Herzog.

Sie haben mich mir selbst zurückgegeben. Ruh' ist im Herzen, — doch ist's kalt und todt. (Schellt. Diener tritt ein.) Von Fahnenberg und seine Arrestanten. (Diener ab.) Es ist sehr schwer ein guter Fürst zu sein, denn schrecklich sind die Wetter auf den Höhen.

Ottilie.

Doch ist der Kampf vorüber, strahlen sie unsturthet von dem Glanz der Majestät.

Vierte Scene.

Der Herzog. Geheimerath von Fahnenberg. Oberst von Wernig, Lycie, Wilhelm, Sophie, Emma, Ottilie, Frau Weiß, Philipp Weiß.

(Ottilie eilt auf Wilhelm zu, der sie stumm umschlingt.)

Ottilie.

Wilhelm! . . .

Herzog (sitzend zum Oberst).

Bis jetzt Ihr Freund — hat mich eine wunderbare, unerklärte Nachtsicht in Ihren Kreisen umgewandelt. Noch will ich hoffen, daß sie lügt — um Ihrer- und der Menschheit willen will ich's hoffen. Denn kann ein so würdiges Gewand das Laster bergen, wär's möglich, daß auf blutgedüngtem Boden der Tugend schöne Blüthen entsprossen könnten — dann wehe dem verrätherischen Geschlecht der Menschen — und treuloser Welt dem Fürsten, der ihm vertrauen, der es lenken soll. — — — Wie ich mich meinen Unterthanen stets genaht, werd' ich auch jetzt gerecht und unparteiisch ganz so geben Sie der Wahrheit nun die Ehre.

Oberst.

Dies schwör' ich bei dem ew'gen Gott, und somit denn bekenn' ich mich für „schuldig!"

(Pause. Allgemeines Erstaunen. Lycie sieht bis auf Sophie, Wilhelm nicht vermögend.)

Doch nicht des Mordes hab' ich mich zu zeihen; was ich beging, ist minder strafbar. In kurzen Worten sollen Sie's erfahren. — Mein Name ist Johann Kranz. Ich diente mit diesem Menschen (auf Philipp zeigend) in den Reihen deutscher Krieger, die einst Napoleon nach Moskau führte, und Beide standen wir zugleich im Dienste eines Polizeimanns, des Grafen Wernig. Nur kurze Zeit hielt Philipp bei uns aus; er desertirte und ich sah ihn nicht mehr wieder. — Moskau stand in Brand, seine Flammen kündeten unser Verderben, und bald begann die unbarmherzige Flucht, die Tausenden das Leben kostete. Auch Graf Wernig blieb schwer erkrankt zurück, sein Freund war ihm geblieben und kein Trost als ich, und kaum entkamen wir, — durch Wunder fast und durch die Güte eines würd'gen Geistlichen, der uns barg, — dem Feinde. Mit treuer Liebe pflegt' ich ihn sorgsam wie einen Bruder, doch umsonst, er unterlag und starb in meinem und des Pfarrers Arm.

Philipp.

Ist nicht der Pfarrer auch gestorben? Der Tod ist schweigsam und widerspricht uns nie!

Oberst (ruhig).

Hier ist ein Zeugniß, von dem Geistlichen und seiner Ortsbehörde ausgestellt, das Graf Wernig friedlich starb und nach Gebrauch beerdigt wurde. Es wird mich schützen gegen gift'gen Trug. (Schluß in der Beilage.)

Hierzu eine Beilage.

Federzeichnungen auf der Reise.

Von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Der Alte nahm den Brief und brach das Siegel, und Alfred lächelte, wenn er betrachte, mit welcher rauhen Schnelle jetzt das Siegel gebrochen ward, das er nur mit ehrfurchtsvoller schonender Hand zu berühren wagte. Für den Senator war dieses kleine, duftige Papier Nichts als ein Geschäftsbrief, und ein Geschäftsmann öffnet einen Brief ganz anders als ein Liebhaber.

Der Alte setzte die Brille auf, rückte die Lampe näher und vertiefte sich dann ganz in der Lectüre dieses engbeschriebenen Papiers. Es war ein eignes Bild, dieser alte Herr mit der Brille, beschäftigt beim Schein der Lampe die zärtlichen Liebesschwüre, die ein liebendes Herz auf das rosa Papier gehaucht, zu entziffern, und ihm gegenüber der junge, schöne Alfred, neugierig und ängstlich zugleich in den Zügen des Alten forschend, welchen Eindruck der Brief auf ihn mache.

„Dieser Brief da ist sehr zärtlich," sagte der Alte, als er zu Ende gelesen und reichte Alfred das Blatt dar. „Leontine schwört Dir eine ewige, unverbrüchliche Liebe. Sie sagt, Du seiest ihre erste Liebe und würdest ihre letzte sein."

„Glauben Sie nun, daß Leontine mich liebt!" fragte Alfred triumphirend und stolz.

„Glaubst Du es?" fragte der Alte. „Pah, hüte Dich den Schwüren eines Weibes zu trauen. Sie sind Alle treulos, und wer es versteht, ihnen zu schmeicheln, dem folgen sie. Keine ist im Stande die Prüfungen des Schicksals zu überdauern, und wetterwendisch hassen sie heute, wo sie gestern liebten."

„Leontine ist treu," sagte Alfred zuversichtlich. „O, haben Sie es nicht gelesen, mein Vater, daß sie Hindernisse und Unglück sogar herbeiwünscht, um mir Beweise ihrer Zärtlichkeit und Treue geben zu können."

„Und wenn diese Hindernisse und Unglücksfälle kommen, wird sie sich dennoch von Dir abwenden! Du zweifelst!"

„Ja."

„Du wirst es sehen. Morgen schon."

„Morgen, wo Leontine meine erklärte Braut wird!"

„Morgen! Ich warne Dich, Alfred, traue weder ihr, noch ihrer Liebe. Sie wird Dich verlassen, sage ich, und ich sage es Dir, um Dich vorzubereiten, damit dieser Schlag Dich nicht niederschmettert. Seit ich Ihren Brief gelesen, kenne ich sie. Wer wahrhaft liebt, macht wenig Worte und Leontine schwört in tausend Weisen, daß sie Dich liebt und Dir treu sein will. Darum traue ihr nicht, die Weiber schwören am meisten, wenn sie am wenigsten halten wollen."

„Aber, mein Gott, was soll denn morgen geschehen?" fragte der junge Alfred erbleichend und zitternd, wie vor einem unbekannten Schrecknis.

„Morgen soll Deine Verlobung gefeiert werden," sagte der alte Senator langsam. „Und nun gute Nacht, mein Sohn, schlafe bis morgen, aber vergiß nicht meine Warnung."

II.

Dies Morgen war endlich gekommen. O, wie ungeduldig hatte Alfred ihm entgegen gesehnt, und doch überschlich ihn jetzt ein heimliches Bangen, ein ungewisses Grausen, als er durch die festlich decorirten Staatssäle schritt, die der Senator Glauzthal heute zum ersten Male nach zwanzig Jahren hatte öffnen lassen und die selbst Alfred bis dahin niemals betreten hatte. Diese vergoldeten, altmodischen Meubles, diese alten Wandgemälde, die ganze, kostbare Einrichtung dieser Säle, die dumpfe Luft derselben, Alles das war ihm unheimlich und stimmte ihn trübe. Ein ihm fremder Geist schien diese Räume zu durchwehen und es war ihm, als treibe dieser ihn ruhelos fort von Zimmer zu Zimmer. Jetzt trat er in das letzte dieser prächtigen Gemächer, ein kleines üppig ausgestattetes Boudoir, das in seiner ganzen zierlichen, geschmackvollen Einrichtung den Charakter eines Frauengemaches trug. Hier stand eine Staffelei mit einer angefangenen Rose auf der Leinwand, dort lag eine unvollendete Stickerei, daneben ein aufgeschlagenes Buch, auf dem seidenen Divan sah man ein Paar zierliche Handschuhe und ein goldgesticktes Taschentuch. Man hätte glauben mögen, die Eigentin dieses Zimmers habe eben noch in demselben verweilt und doch war es seit zwanzig Jahren nicht geöffnet worden. Die dunkelrothen, seidenen Vorhänge verbreiteten ein trübes Dämmerlicht in dem Gemach und erst als Alfred's geblendete Augen sich daran gewöhnt hatten, sah er, daß er nicht allein sei. Den Rücken ihm zugewandt und ganz versenkt in der Betrachtung eines weiblichen Portraits, das ihm gegenüber an der Wand hing, stand Herr Glauzthal, unbeweglich, träumend verloren von fernen Zeiten und der Gegenwart entrückt, sich versenkend in die Leiden und Kämpfe seiner Vergangenheit. Zuweilen drangen schwere Seufzer aus seiner Brust hervor, zuweilen flüsterte er leise Worte, die Alfred nicht verstand und die dennoch sein Herz beklemmten. Er trat näher zu seinem Pflegevater hin und, die Hand auf dessen Schulter legend, sagte er liebevoll: „So allein, mein Vater?"

Der Alte wandte langsam sein Gesicht zu Alfred hin und dann, auf das Bild zeigend, sagte er: „Nein, nicht allein. Rebekka war bei mir. Ach, Du kennst Rebekka nicht, — es ist schon lange her, daß sie dies Zimmer verlassen, und doch meine ich, es sei erst gestern gewesen. Ach, betrachte sie! Nicht wahr, sie ist schön?"

Alfred sah auf das Bild, das im idealen Gewande ein schönes, junges Weib darstellte. Die großen, schwarzen Augen schienen Leben zu haben und auf die Beschauenden mit dunklem, glühendem Ausdruck zu blicken, der kleine, rothe Mund mit den vollen, schwellenden Lippen schien zu lächeln. Die schöne, edel geformte Nase gab dem Antlitz etwas Stolzes, Gebieterisches, das wiederum gemildert ward durch die rosigen, jugendlich vollen Wangen, zu deren Seiten lange dunkle Locken bis auf den halb entblößten vollen Busen herabfielen. Es war ein vollkommen schönes Frauenbild und doch war ein unerklärliches Etwas darin, ein Zug, ein Ausdruck, von dem man nicht zu sagen wußte, wo er saß, der aber dennoch vorhanden und dem Ganzen das Charakteristische, Bezeichnende verlieh.

„Ist sie nicht schön!" fragte Herr Glauzthal.

„Schön, gewiß," sagte Alfred, „aber sie ist eine Jüdin und Sie wissen, mein Vater, ich kann niemals eine Jüdin schön finden. Ich hasse diese Nation und Sie selber waren es, der mir diesen Haß eingeflößt."

„Und warum hassest Du sie?"

„Sie fragen noch, mein Vater!" rief Alfred heftig. „War es nicht ein Judenweib, das, wie Sie mir oft gesagt, mich meinen christlichen Aeltern geraubt, um mit mir umher zu ziehen, bettelnd von Haus zu Haus, um Nutzen zu ziehen von dem armen, bettelnden Knaben. O, mein Vater, ein Judenweib hat mich betrogen um Aeltern und Geschwister, um Heimath und Familie, die ich nicht kenne, deren Name in meinem Herzen schlummert und den ich vergebens vom Himmel erflehe, in meinem Herzen wachzurufen. Wie sehr ich auch mein Gedächtniß anstrenge, wie ich mir all die kleinsten Umstände meiner Kindheit zurückrufe, ich finde mich nur immer in der Gesellschaft dieses häßlichen, alten Judenweibes, immer bewacht, immer bedroht von ihren Blicken, neben ihr herlaufend als Bettelknabe, neben ihr schlummernd auf faulem Stroh. Ja, zuweilen beschleicht eine furchtbare, entsetzensvolle Ahnung mein gemartertes Herz, eine Ahnung, die, wenn sie Wirklichkeit wäre, mich zu dem elendesten aller Menschen machen, mich dem Tode in die Arme liefern würde!"

„Welche Ahnung!" fragte der Alte, Alfred mit forschendem Blicke betrachtend.

Dieser neigte sich dichter an des Senators Ohr und flüsterte: „Ich fürchte zuweilen, daß dies alte, alte Judenweib wirklich meine Mutter war."

Der Alte brach in ein lautes, höhnisches Gelächter aus und Alfred fuhr erregt fort: „Und es giebt Manches, was mich bestätigt in diesem grauenvollen Verdacht. In der Stille der Nacht, inmitten meiner Träume ist es mir oft, als flüstere eine Stimme mir den Namen „Moses" in mein Ohr, und ich antworte diesem Ruf, als sei mir dieser Name gewohnt und zugehörig. Zuweilen finde ich mich im Tempel, kniend und fromme Gebete murmelnd, in einer Sprache, die ich wachend nicht verstehe, deren Sinn mir aber im Traume nicht fremd ist. Das sind Erinnerungen, die im Traume sich mir offenbaren und die mich minder beunruhigen, weil sie sich beziehen auf die Zeit, die ich unter den Juden wirklich zugebracht. Aber andere Dinge sind es, die mich mit Zweifeln beängstigen und über die ich endlich von Ihnen die Erklärung haben muß, mein Vater. Sie sind immer meinen Fragen ausgewichen, Sie haben mir niemals gesagt, wie es kam, daß dies Judenweib sich Ihnen entdeckte, daß sie Ihnen ihr Verbrechen enthüllte."

„Ich bot ihr viel Geld und sie war eine Jüdin!" sagte der Alte lakonisch.

„Hören Sie mich weiter," rief Alfred, des Senators Hand fassend. „Dies Alles mag sein, aber weshalb, da ich ein Christ bin, weshalb entzogen Sie mich der Confirmation? Weshalb, als die Zeit, in welcher ich öffentlich hätte mein Christenthum bekennen müssen, herankam, weshalb gingen wir damals auf Reisen, weil, wie Sie sagten, ein Ihnen befreundeter Prediger in Wien mich confirmiren sollte. Sie wissen, daß dies nicht geschah, und dennoch ließen Sie mich auf die Bibel beschwören, Jedermann zu sagen, ich sei confirmirt. Ich leistete diesen Eid, denn Sie wissen, ich folgte immer als Knabe blind Ihren Befehlen, Sie waren meine Gottheit, mein Orakel, ich betete Sie an, denn Sie hatten mich erlöst aus Armuth und Knechtschaft, Sie hatten mich befreit aus den Händen der Juden. Ich that den Schwur, aber weshalb forderten Sie ihn?"

„Weil die Welt an diesen Vorurtheilen religiöser Ceremonien hängt und weil man diesen nicht entgegentreten darf. Ich ließ Dich aber nicht confirmiren, weil ich, wie Du weißt, diese Kirchengebräuche verachte. Weshalb aber diese Sorgen und Qualen! Was fürchtest Du?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich fürchte, Sie treiben ein grauenvolles Spiel mit mir. Diese Furcht ist unnatürlich, ich weiß es, denn Sie sind mein Wohlthäter, Sie haben mich überschüttet mit den Gaben Ihrer Liebe, aber dennoch lebt diese Furcht in mir, en meinem Glücke zehrend Tag und Nacht, mit giftigem Stachel jede köstliche Frucht des Genusses mir vernichtend und mich unterjochend in rathloser Qual. Vater, wenn es dennoch wäre, wenn ich dennoch dieser verhaßten, entarteten, in den Staub getretenen Nation angehörte, wenn —"

Ein lautes, höhnisches Lachen des alten Senators unterbrach den Jüngling. „Was lachen Sie?" — fragte er heftig.

„Ich lache, weil Du ein Kind bist, das sich mit unnöthigen Sorgen quält. Sei ruhig, Alfred, und glätte Dein Angesicht, damit Deine Braut nicht auf Deinem Antlitz Deine Zweifel und Sorgen liest. Bedenke, daß heute Dein Verlobungstag ist."

„Ja, mein Verlobungstag!" rief Alfred mit plötzlich erheitertem Antlitz, aber schnell wieder umdüstert fuhr er fort: „Der Notar wird kommen, den Contract aufzusetzen, und Sie wissen es, ich muß meinen Taufschein, sowie die Bescheinigung meiner Confirmation in seine Hände legen, und dennoch habe ich keins dieser Papiere."

„Dafür laß mich sorgen," sagte Herr Glauzthal, „Du aber gehe unsere Gäste zu empfangen, denn dort höre ich schon die Wagen rollen."

Bald war eine ausgesuchte, glänzende Gesellschaft versammelt. Die ersten, angesehensten Familien der reichen Stadt Frankfurt waren freudig der Einladung des alten Senators

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Dreissig Jahre später.

Schauspiel in vier Aufzügen.

(Schluß.)

Vierter Aufzug.

Vierte Scene.

Herzog

(der das Papier empfangen und gelesen, auf Weiß sehend).

Und wer beweist das Gegentheil des Inhalts dieser Schrift?

Philipp.

Die Thatsache. Daß Kreutz des Titels und des Vermögens sich bemächtigte.

Oberst.

Dies war das Unrecht, welches ich beging. Mein Hauptmann war der letzte Sprosse der gräflich Wernig'schen Familie. Vor seinem Tode hat er mir es entdeckt und mich gebeten, sein Vermögen, das er in Wechseln bei sich trug, nach Deutschland mitzunehmen. Dort kannte er ein Wesen nur, welches ihm lieb und theuer; es war ein Mädchen, das er zärtlich liebte und die mit Sehnsucht seiner Rückkehr harrte, und dieses hatte er zur Erben sich bestimmt.

Ich kam zurück. Des Krieges Stürme ließen mich das Mädchen an dem bestimmten Ort nicht finden, den es mit seiner Schwester längst verlassen hatte. Ich stand allein, in meinen Händen lag ein groß' Vermögen und die Papiere meines Hauptmanns. Da schallte auf's Neue der Freiheit Ruf durch Deutschland wieder, schnell zu den Fahnen sammelt sich mein Heer. Auch mich ergriff die Begeisterung, der Ehre Glanz umgleißte meine Sinne; ich eile hin an einen andern Hof — Ihrem Vater führt mich das Geschick — und bald als Hauptmann und als Graf von Wernig sieh' ich in seinem Heer. Ich kämpfte tapfer und ich stieg. Da kam der Friede, mit ihm die Reue; doch hofft' ich stets die Ruhe meiner Seele durch treue Dienste und durch strenge Tugend wieder zu erkaufen. Wie weit es mir gelungen, wissen Sie. Doch die Gerechtigkeit des Ew'gen schlummert nie. Um dreißig Jahre später findet sich Lauer wieder — ich bin verrathen — mein Glück zerstäubt — der Ehre Trugbild flieht — und in dem Staube sieh' ich nun am Grabe! —

Lucie.

Gerechter Gott! so bist Du dennoch schuldig!! Doch nein, nein! so schwer er sich verging, mein Fürst, er hat es ja gesühnt. Nur fremden Namen, nur leeren Schall hat er sich angeeignet.

Herzog.

Und das Vermögen einem Weibe geraubt.

Oberst.

Doch erst, nachdem ich sie vergebens lang gesucht.

Herzog.

Gerechtigkeit war stets mein Losungswort. Was können Sie, Lieutenant Weiß, zur Rechtfertigung Ihrer Anklage noch sagen?

Philipp.

Daß ich von alledem nicht das Geringste glaube.

Herzog.

Und Ihre Anklage auf Mord?

Philipp (boshaft lächelnd).

War mein Vermuthen und — weil er, der Glückliche, den Raub nicht mit mir theilen wollte — Rache!

Herzog.

Die Sie Zeitlebens auf der Festung büßen. Oberst Wernig aber ist seines Dienstes entsetzt und des Adels verlustig. Verbannt, hat er auf ewig unser Land zu meiden und sein Vermögen bleibe der Erbin des verstorbenen Grafen.

Lucie, Sophie, Emma

(dem Fürsten zu Füßen).

Gnade, Gnade, hoher Fürst!

Clausthal gefeigt und schmückten jetzt diese Säle, die seit so langen Jahren verwaist gewesen. Auf des alten Herrn dringendes, vielfaches Bitten hatte der Präsident Wangenberg nachgegeben und es zugestanden, daß die Verlobung seiner Tochter mit des Senators Pflegesohn statt in dem Hause der Braut bei dem Senator Clausthal gefeiert werde. Jetzt war die ganze Gesellschaft beisammen, nur der Wirth des Hauses fehlte und die Braut mit ihren Aeltern und dem Notar. Da hielt ein Wagen, Alfred trat an's Fenster und als er die Equipage des Präsidenten erkannte, ging er eiligst hinaus, seine Braut zu empfangen. Die Flügelthüren wurden geöffnet und auf Alfred's Arm gelehnt, erröthend und lächelnd, schön und duftig wie eine Sylphide schwebte Leontine in den Saal, mit einem holden Lächeln die Begrüßungen der Gesellschaft erwiedernd.

„Welch ein schönes Paar!“ flüsterte man.

„Wie zärtlich sie ihn anblickt!“

„Wie seine Augen strahlen!“

„O gewiß, diese Beiden werden glücklich sein, denn sie lieben sich!“

Hinter dem Brautpaar war auch der Präsident ohne seine plötzlich erkrankte Gemahlin in den Saal getreten und Alfred erschrak über die Blässe und den feierlichen Ernst seines Schwiegervaters.

„Wo ist Ihr Vater, der Senator Clausthal?“ fragte der Präsident und seine Stimme zitterte.

„Dort kommt er!“ sagte Alfred, und durch die entgegengesetzte Thür trat Herr Clausthal herein. Eine plötzliche Stille trat ein und jedes Auge blickte mit neugieriger Theilnahme auf ihn hin. Zwanzig Jahre waren vergangen, seit Niemand dies Haus betreten, seit zwanzig Jahren hatte der Senator jede Gesellschaft gemieden, und nur die Erzählungen seiner Wunderlichkeiten, seines boshaften, menschenscheuen Wesens waren von Mund zu Mund gegangen. Niemand kannte ihn und doch fürchtete ihn Jedermann, doch wußte Jeder, daß er die Menschen hasse und verachte. Mit feierlichen, ernsten Schritten ging der Senator durch den Saal, seine Blicke umherschweifen lassend durch die Reihen seiner Gäste, und wo ein Auge dem seinen begegnete, da senkte es sich erschrocken vor diesem stechenden, spöttischen Ausdruck in den Blicken des Greises. Selbst der Präsident schien beklommen, verlegen, als der Senator sich ihm näherte, und trat ihm widerwillig einige Schritte entgegen. Der alte Clausthal bemerkte es und lächelte, aber es war ein unheimliches, wildes Gelächter, vor dem Jeder erbebte.

„Willkommen in meinem Hause, Herr Präsident,“ sagte der Senator mit einer feierlichen Verbeugung.

Der Präsident murmelte einige unverständliche Worte und reichte dem alten Clausthal die Hand dar. Dieser schien es nicht zu bemerken, der Präsident, immer noch die Hand ihm entgegen streckend, sah ihn mit wehmüthigem, flehendem Blicken an. Der Alte erwiederte diesen Blick mit einem stolzen, trotzigen und der Präsident ließ mit einem leisen Seufzer seine Hand fallen.

„Wir haben uns in zwanzig Jahren nicht gesehen, mein Herr Präsident,“ sagte der Senator, „und als wir uns damals trennten, glaubten wir nicht uns noch zwanzig Jahren wiederzusehen, um durch unsere Kinder uns zu Brüdern vereinen zu lassen. Ja, ja, so geht es, die Liebe schlingt die wunderbarsten Bande, und gewiß wäre es Verleumdung, wenn man behaupten wollte, nicht die Liebe, sondern die Speculation habe diesen Bund geschlossen und der Präsident Wangenberg habe sehr wohl gedacht, der alte Clausthal, seines Schwiegersohnes Pflegevater, sei ein steinreicher Mann.“

Der Präsident erblaßte und wollte etwas erwiedern, aber der Senator fuhr mit lauterer Stimme fort: „Der Notar wartet im Nebenzimmer, lassen Sie uns zuerst den Heirathscontract unterzeichnen.“

Er winkte dem Präsidenten, Alfred bot seiner Braut den Arm und man schritt zu dem nächsten Gemach, dessen Thür noch geschlossen war. Der alte Senator öffnete sie erst, als der Präsident neben ihm stand, dann faßte er heftig dessen Arm und Beide traten in das Boudoir.

„Sie kennen doch dies Gemach?“ fragte der Senator mit schneidendem Tone.

„Ich kenne es!“ sagte der Präsident.

„Und jenes Bild dort?“ fragte der Alte mit zornigen, flammenden Blicken. „Sie wissen doch, daß es Rebekka's Bild ist? Aber da kommt unser Brautpaar,“ fuhr er lauter fort, „und hier steht der Herr Notar. Setzen Sie sich dort auf den Divan hin, mein Herr Präsident, und mich lassen Sie an Ihrer Seite sitzen.“ —

Er zog den Präsidenten mit kräftiger Hand zu sich nieder und flüsterte: „Vor zwanzig Jahren sträubten Sie sich nicht!“

Die Thüren zum Salon waren offen und hinter denselben standen in glänzenden Reihen die vornehmen, geschmückten Gäste. Das Brautpaar ihnen gegenüber unter dem Bilde der schönen Rebekka und vor ihnen der Notar.

„Lesen Sie den Heirathscontract,“ befahl der Senator.

Und der Notar las: „Vor ihren Vätern und der versammelten Gesellschaft schwört das gegenwärtige Brautpaar, Fräulein Leontine Wangenberg, und Alfred, genannt Clausthal, sich unverbrüchliche Treue und Liebe.“

„Schwört Ihr das?“ fragte der Senator, den Notar unterbrechend.

„Wir schwören es!“ sagte das junge Paar.

Ein unheimlicher Ausdruck flog durch des Alten Züge, der Notar wollte weiter lesen, der Senator winkte ihm zu schweigen und sich höher aufrichtend sagte er langsam und feierlich: „Dagegen ließe sich nur Eins einwenden: Ob nämlich diese Verbindung möglich ist. Unsere Gesetze verbieten die Ehe einer Christin mit einem Juden.“

„Vater!“ schrie Alfred und taumelte wie betäubt an die Wand, während Leontine mit einem lauten Aufschrei halb ohnmächtig auf einen Sessel sank.

„Was bedeuten diese Worte?“ fragte der Präsident streng. „Wen nennen Sie einen Juden?“

„Den dort!“ sagte der Senator, mit einem grausamen Lachen auf Alfred deutend. „Ich nenne ihn einen Juden, denn er ist es!“ — Er zog aus seinem Busen mehre alte, vergilbte Papiere und reichte sie dem Präsidenten dar. „Hier die Zeugnisse. Unterschrieben und untersiegelt. Er heißt Moses Isaac und ist der Sohn der schönen Rebekka dort!“ —

Der Präsident hatte die Papiere durchblättert und sagte dann: „Wie Alles war also nur ein elendes Komödienspiel, das Sie sich erlaubten. Das sollen Sie büßen, mein Herr! Sie sollen nicht ungestraft eine ganze ehrenwerthe Gesellschaft zu einem elenden Fastnachtsspiel geladen, nicht ungestraft mich und mein Kind betrogen haben!“

Der Alte hatte ihm ruhig zugehört, jetzt sagte er mit scharfem Tone: „Wie gut Ihnen diese Entrüstung steht, wie schön Sie sind in Ihrem gerechten Zorn! Ja, ja, es war ein Komödienspiel und ich habe diese ganze ehrenwerthe Gesellschaft eingeladen, um ihr eine Freude zu machen, denn sie sieht dergleichen Komödien gern und freut sich darüber. Und dann auch hatte ich nicht vergessen, daß die vornehme Gesellschaft mich einst ausgestoßen aus ihrer Mitte, weil ich eine Jüdin zu meiner Geliebten gemacht, und daß diese vornehme Gesellschaft mich verschmäht hatte, weil eine Jüdin mein Weib geworden, eine Jüdin, eine Tochter dieses verachteten, geschmähten Volkes. Ha, ist es nicht lustig, daß dieselbe Gesellschaft jetzt alle ihre Sympathieen und Genüsse einem Juden zugewandt, daß sie sich täuschen ließ und unter der Christenlarve Nichts träumte und wußte von dem Juden?“

Alfred hatte sich inzwischen aus seiner Betäubung aufgerichtet, er stürzte vor Leontinen nieder und ihre Hand ergreifend rief er mit zärtlichem Tone ihren Namen.

Sie schreckte zusammen, sie riß ihre Hand aus der seinen und rief: „Ein Jude! Ein Jude!“ — Dann sprang sie auf, und ihrem Vater in die Arme stürzend rief sie: „Vater! Vater! retten Sie mich von diesem Juden!“

Alfred aber sank laut ächzend zusammen. Die Gesellschaft, die bis dahin untereinander geflüstert und gezischelt hatte, ging jetzt still auseinander.

„Mein Wagen soll vorfahren!“ rief der Präsident.

„Ein Augenblick noch!“ sagte der Senator. „Ich habe zwanzig Jahre lang geduldig auf diese Stunde gewartet, lassen Sie mich diese jetzt in vollen Zügen genießen! Ich habe zwanzig Jahre lang geschwiegen und kennen Sie hatte ich Ihnen damals Vergeltung geschworen! Sie sehen, ich halte Wort!“

„Sie sind ein Ungeheuer!“ rief der Präsident, sein ohnmächtiges Kind in seine Arme drückend.

„Sehen Sie,“ fuhr der Alte ruhig fort, „auf jenem Divan dort überraschte ich Sie mit meiner Rebekka, o, das war eine schöne Stunde, nicht wahr? Sie stand bis zu diesem Augenblick mit glühenden Zügen in meiner Seele, — von jetzt an werde ich sie vergessen. Rebekka ist todt und in ihrem Sohne habe ich mich an Ihnen gerächt, Sie leben, aber in Ihrer Tochter habe ich mich an Ihnen gerächt und an der Gesellschaft. O, mein Herr Präsident, wie wird die edle Gesellschaft über Sie spotten! Die einzige Tochter einem Juden zu verloben! O, welche Schande! Wie wird man Ihnen gegenüber Sie beklagen und hinter Ihrem Rücken Sie verspotten.“

Der Präsident entwendete ihm nicht, er trug sein Kind hinunter in den Wagen und fuhr von dannen.

Der alte Senator aber blickte auf Rebekka's Bild und sich hoch und stolz aufrichtend sagte er mit einem triumphirenden Tone: „Ich bin gerächt!“

Dann fiel sein Blick auf Alfred, der noch immer regungslos am Boden lag. Der Alte beugte sich zu ihm nieder und als er sah, daß der Jüngling ohnmächtig geworden war, rief er seinen Dienern und ließ ihn auf sein Lager tragen. Dann hieß er sie Alle hinausgehen und war mit liebevoller Sorgfalt beschäftigt, den Besinnungslosen wieder in's Leben zurück zu rufen. Endlich schlug Alfred die Augen auf, sein erster Blick fiel auf den Senator, der, über ihn gebeugt, ihm freundlich zunickte.

„Es ist also wahr, ich bin ein Jude!“ schrie Alfred verzweiflungsvoll.

„Du bist es!“ sagte der Alte.

Alfred schauderte zusammen und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. Als er diese wieder herabgleiten ließ, flammte ein wilder Zorn aus seinen Blicken und er fragte: „Und wer gab Ihnen ein Recht mich so zu beschimpfen? Wer gab Ihnen ein Recht mich zu betrügen, mich hervorzuziehen aus meiner Niedrigkeit und meinem Elend und dann, nachdem Sie mich dies Elend verachten, nachdem Sie mich die Schmach des Judenthums haßen gelehrt, mich wieder hinabzustoßen in diesen Abgrund!“

„Die Rache gab mir dieses Recht,“ sagte der Alte feierlich. „Du warst Rebekka's Sohn.“

„Wer ist Rebekka?“ rief Alfred.

„Deine Mutter. Und ich liebte Deine Mutter, obwohl sie eine Jüdin war, ich liebte sie nicht, nein, ich betete sie an und um ihretwillen nahm ich den Fluch meiner Aeltern, um ihretwillen ward ich zum Gespött der Gesellschaft, o, was war mir Alles dies gegen Rebekka's Besitz! O, die Welt würde sie geliebt haben, wäre Rebekka eine Christin gewesen; sie verachtete sie und spottete meiner, weil sie ein Kind aus der Judenstadt. Und ich ertrug's, ich ertrug den Hohn und die Brandmarkung der Welt, ich drängte meinen Ehrgeiz zurück in meine Seele, und weil die Gesellschaft mein Weib verschmähete, verschmähete ich die Gesellschaft. Sie ließ sich taufen und ward meine Gemahlin und ich war glücklich in ihrem Besitz, obwohl verflucht von meinen Aeltern, verspottet von der Welt. Nur Ein Freund war mir geblieben, ihm gehörte meine Seele, mein ganzes Dasein; Rebekka und Er, das waren die einzigen Wesen, die ich liebte, aber mit welcher Liebe! Dieser Freund war Leontinens Vater.“

„Und er war treu!“ fragte Alfred.

„Kein, er verrieth mich,“ sagte der Alte ruhig, „und eines Tages überraschte ich ihn in den Armen meines Weibes. Still! Kein Wort, kein Bedauern! Es war Alles hin, Alles zerbrochen, und ich weinte nicht eine einzige Thräne und ich klagte nicht, aber ich handelte. Dem Verführer schwur ich Rache und dem treulosen Weibe ward ich geschieden. Sie kehrte zurück in die Judenstadt und ward bald eines Juden Geliebte, dem sie in seine Heimath folgte. Nach elf Jahren war sie gestorben und Dich sandte sie mir als ihr Vermächtniß. Und elf Jahre hatte ich genagt an meiner Schmach, die noch nicht gerächt worden, seit elf Jahren hatte ich die Menschheit gehaßt, ohne sie zu strafen, jetzt war Rache und Strafe in meine Hand gegeben und Du warst das Werkzeug derselben.“

„Und ich, der arme, verlassene Judenknabe,“ sagte Alfred mit bitterem Tone, „ich war dem reichen Christen Nichts als ein todtes Werkzeug, ein Ding, das er willkürlich hinaufschleuderte in die Höhe, um es dann wieder willkürlich hinabfallen zu lassen in die Tiefe. Ich war nicht ein Mensch, der lebt, empfindet, ich war nur der Sklave, den Sie für Ihre Rache sich gekauft und dessen Qualen Ihnen nicht mehr bedeuten, als das Zucken des Wurms, welchen Ihre Füße zertreten.“

Oberst.

Nur für die Meinen, Herr, fleh' ich um Milde!

Lucie.

Ich will aus eignen Mitteln dreifach die Schuld vergüten, wenn die Verlorne je sich wieder zeigt.

Herzog.

Ich muß den Adel wie den Bürger schützen, daß man nicht keck in ihre Rechte greift. Wie war der Name jenes armen Mädchens?

Oberst.

Johanna Steiner.

Ottilie und Frau Weiss.

Johanna Steiner!!

Frau Weiss.

O Himmel! und wo, wo sollten Sie das Mädchen finden?

Oberst.

In Dresden hatte der Hauptmann sie zurückgelassen.

Frau Weiss.

Gerechter Gott, das war ja meine Schwester, die dann in späterer Zeit Ottilien gebar.

Oberst.

Dies Mädchen hier war' der Johanna Tochter!!

Frau Weiss.

Wie ich's mit gütt'gen Beweisen wohl belegen kann.

Wilhelm.

Du also warst das Opfer meines Vaters! — (zum Oberst) und diese stießen Sie als Ihr Kind zurück.

Oberst.

Unmöglich — sie wäre das Mädchen, das Du liebst!

Lucie.

Ich will mit Geld und Reichthümern Sie überhäufen und der Verlust erzeuge nun Ihr Glück. Nur müssen Sie dem Gatten hier vergeben und bei dem Fürsten fleh'n um sein Verzeihen.

Ottilie.

Wenn Sie mein Flehn bewegen kann, dann, hoher Herr, erhör' ich gerne und laut hier meine Stimme für einen wack'ren Mann, der Fehler längst gesühnt.

Wilhelm.

Durchlaucht, darf eines Kindes Liebe...

Fahnenberg.

Und Freundes Bitte sich ein'gen mit Aller Flehn?

Herzog.

Ottilie Weiß ist Erbin des gräflichen Vermögens.

Ottilie.

O tausend Dank, mein hoher Fürst, für diese Gnade. (Zu dem Oberst.) Und wenn ich Ihre Tochter werden sollte, bring' ich ja das zurück, was ich empfange.

Wilhelm.

O himmlische! Du bleibst an Güte und Liebe Dir ewig gleich. —

Herzog.

Wohlan — zu strafen ist eine harte Fürstenpflicht; doch ihr zur Seite steht das schöne Recht der Gnade. — Mein Urtheil bleibt bestehen, doch bestätige ich Wald und Klause in des betrogenen Namens, Adels und Ranges Rechte. Wilhelm von Wernig, des offenes, kühnes Herz ich schon erprobt, behält das ihm versprochene Amt und nimmt, die Schuld des Vaters auszugleichen, Ottilie zur treuen Gattin an.

Wilhelm.

Die Gnade, Durchlaucht, zeigt Ihr fürstlich Herz, doch eine Bitte wollen Sie mir noch gewähren, daß ich den Adel Ihnen zu Füßen legen darf. Auf ungerechte Weise ward das mein Eigenthum, was ich auf rechte nicht zu erlangen strieben würde. Mein Adel sei ein treues Herz, das, Gott und seinem Fürsten treu, nur seinen Ruhm in der Erfüllung seiner Pflichten findet.

Herzog.

Mir gleich willkommen ist ein jeder Unterthan, sei er vom Adel oder auch ein Bürger. Den Werth des Mannes giebt seine Leistung an. Den Werth des braven Weibes aber — lernt' ich heut schätzen.

(Er nimmt Ottilie und führt sie Wilhelm zu. Beide neigen sich vor dem Fürsten und den Aeltern. Der Vorhang fällt.)

Heribert Rau.

„Nein, nein,“ sagte der Alte, „ich liebte Dich, mein Sohn, und indem ich Dich brauchte für meine Rache, liebte ich Dich dennoch und wollte Dich lehren die Menschen verachten und hassen gleich mir. Du glaubtest den Menschen und ich wollte Dir zeigen, daß sie Alle falsch sind und keines Vertrauens werth, Du glaubtest der Liebe und den Schwüren Deiner Braut und ich wollte Dir beweisen, daß die Liebe des Weibes Nichts ist als ein glänzendes Meteor, das an dem ersten Steine des Hinderniſſes zerplatzt. O, mein Sohn, weil ich Dich liebte, mußte ich Dir alle diese Schmerzen bereiten, damit Du erkennen möchtest, daß Niemand Dich liebt, als ich allein, damit Du Dich flüchten möchtest an meine Brust, und Alles verachtend auf Erden, in dem Hasse Deine Sühnung fändest. Sieh, alle Deine Freunde, sie haben sich von Dir gewandt, die Liebe hat sich Dir erbarmungslos entfremdet, ich bin Dir geblieben, ich allein, und ich allein werde fortan Dich lieben und mir allein wird Dein Herz fortan vertrauen. O, mein Sohn, laß die Welt da draußen mit ihren Vorurtheilen und Meinungen, die doch Nichts sind als Schein und Täuschung, laß ihnen ihre thörichten Bekenntniſſe, laß den Katholiken dem Ketzer fluchen und den Ketzer den Juden verachten, laß ihnen dies willkürliche Spielzeug ihrer Ceremonien und Glaubensformen. Wir Beide, wir sind nicht Jude oder Christ, wir sind die Kinder eines Gottes, den wir nicht kennen und nicht begreifen und der wenig darnach fragt, ob Du ihn anbetest als Jude oder Christ. Wo die Natur am herrlichsten ist, dahin wollen wir gehen und das wird der schönste Gottesdienst sein, und da wollen wir uns ein Haus bauen, prachtvoll und glänzend, und wer die Welt verachtet und die Menschen haßt, der soll zu uns flüchten und wir wollen sein pflegen, und wer der Liebe flucht, der sei unser Bruder, und wen der Freund betrog, dem wollen wir vertrauen. O, ein Einsiedler wollen wir uns schaffen; mein Tagewerk hier ist ja vollbracht; ich bin gerächt. Nun kann ich gehen, wohin ich will. Und Du begleitest mich, mein Sohn, mein Sohn, denn Du sollst mein Sohn sein. Rebekka ist entsühnt, denn ich bin gerächt, und nun kann ich Rebekka wieder lieben in ihrem Sohn. Du sollst meinen Namen tragen, mein Sohn, und morgen will ich mein Testament machen, und was ich besitze, das will ich Dir vermachen. Nichts sollen sie haben, meine Vettern und Basen, meine lachenden Erben, denn Keiner von ihnen wird um mich weinen; Du wirst nicht lachen, Moses, Du —“

„Mein Vater, Sie werden bleich, o, mein Gott, was ist Ihnen!“ schrie Alfred, vom Lager empor springend und den taumelnden Senator in seinen Armen auffangend. Ein unheimliches Röcheln und Stöhnen drang aus der Brust des Alten hervor, seine Glieder zuckten und bebten, er lallte noch einige unverständliche Worte, dann ward Alles still. Als Alfred ihm in's Antlitz schaute, war das Auge gebrochen, der Mund geöffnet vom Krampf des Todes. Ein riesiger Schrei der unendlichen Qual drang aus des Jünglings Brust hervor, dann stürzte er besinnungslos neben der starren Gestalt des Greises nieder.

Die Diener hatten den Schrei gehört, sie eilten herbei, sie holten Aerzte, und als Alfred erwachte, war schon Alles vorüber, — der Senator Glanzthal war von einem Nervenschlag getödtet.

III.

Die lachenden Erben waren gekommen. Mit frendigem Jauchzen hatten sie Besitz genommen von den Reichthümern und Schätzen des Senators Glanzthal. Er hatte kein Testament hinterlassen und somit fiel ihnen das Erbe zu. Mit Hohn und Spott hatte man Alfred vertrieben; er hatte auf Nichts gesetzlich Ansprüche zu machen und erbarmungslos nahm man ihm Alles. Gestern noch der reiche Pflegesohn des reichsten Mannes von Frankfurt, war er heute ein Bettler. Aber Alfred verzagte noch nicht. Das Gewand, das er trug, das war jetzt sein einziges Besitzthum, aber besaß er nicht Freunde, die ihm ewige Treue geschworen, besaß er nicht eine Geliebte, die Hindernisse und Unglück herausbeschworen, um ihm ihre opferbereitste Liebe zu beweisen? Er ging zu dem Hause des Präsidenten Wangenberg, — seine Braut war mit ihren Aeltern abgereist, nach Italien, sagten die Diener, die mit unverschämter Frechheit ihn wie einen Bettler an der Thür abfertigten. Er ging zu der Wohnung seines Freundes Conrad. „Der junge Baron ist für Sie nicht zu Hause,“ sagte der Diener und warf die Thür zu, und als Alfred wieder auf die Straße trat, lag Conrad mit Johannes und Caspar oben im Fenster und alle Drei lachten laut und spöttisch, als er vorüber ging und nannten ihn einen armen Betteljuden. Alfred senkte sein Haupt auf seine Brust, weinend auf den Trümmern seines Jerusalems. So schritt er durch die Straßen, langsam, schmerzgebeugt, Niemand rief ihn an, Niemand erbarmte sich sein, überall begegnete er nur mitleidlosen, neugierigen Blicken oder spottendem Gelächter, denn er war arm und war ein Jude. Und fast besinnungslos, kaum seiner Leiden sich bewußt, ging Alfred immerfort weiter von Straße zu Straße, vor sich hinstarrend und Worte murmelnd ohne Sinn. Zu plötzlich, zu niederschmetternd war das Unglück gekommen, als daß er gegen seine Schläge mit Muth und Gedult sich hätte waffnen können. Ohne Wehr und ohne Waffen hatte das Unglück ihn gefunden und überwältigt. Ein verwöhnlichster Sohn des Glückes war seine Seele aufgeblüht unter diesem Sonnenschein des Lebens, und als jetzt inmitten dieses warmen Sonnentages finstere Stürme sein Glück auf ewig verdunkelten, da mußte seine Seele erkranken in den Schauern der Erstarrung. Träumend, bewußtlos ging er immerfort, die Thränen liefen ihm fromweis über die bleichen Wangen, er stützte es nicht, zuweilen schrie er laut auf im Krampf der Verzweiflung, er hörte es nicht. Zuletzt weckte ihn nagender Hunger und tödtliche Erschöpfung aus seinen Träumen und seiner Bewußtlosigkeit. Er setzte sich nieder auf einen Eckstein und weinte und schluchzte laut, bis ein Kreis müßiger Kinder sich um ihn sammelte, bis sie laut über ihn lachten und spotteten und sich jubelnd erzählten, wie der reiche, stolze Herr, der sonst immer so prächtig durch die Straßen geritten, jetzt ein armer, nichtsnutziger Jude geworden. Alfred stand auf und ging weiter, rastlos durch alle Straßen, seine Kräfte schwanden mehr und mehr, es brauste vor seinen Ohren, es schwindelte vor seinen Augen und er dachte: „Es ist bald vorüber, ich sterbe bald.“ Aber er ging doch weiter, ohne zu sehen, ohne zu wissen, wohin er ging, bis er endlich erschöpft, athemlos zusammensank, und ganz fremdig rief er: „Jetzt sterbe ich!“ Da hörte er erbarmende Worte des Mitleids rings um sich her, da nannte man Klagend und milde seinen Namen, da weckten ihn Thränen des Mitleids, die man über seinem bleichen Antlitz geweint, und als er die Augen aufschlug, sah er sich rings umgeben von Kindern und Greisen, von Weibern und Männern, und Alle schauten auf ihn thränenden, mitleidsvollen Blickes und Alles flüsterte Worte des Erbarmens und nirgends hörte man das Gelächter des Hohns oder Worte des Spottes. Und ein Greis mit langem Silberhaar und ehrwürdigem Bart trat zu ihm heran und sagte: „Sei uns willkommen, Sohn Israels, sei willkommen in der Mitte Deiner Brüder. Wir haben Alle schon gehört von Deinem Unglück und wir beklagen Dich. Aber der Gott Israels hat es so gefügt, daß Du unter den Christen aufwachsen und leben solltest, um zu erkennen, daß sie kein Herz haben für das Erbarmen und daß der Jude nicht leben kann mit dem Christen. Sie haben Dich verstoßen, weil Du arm bist und ein Jude, und um deinetwillen wollen wir Dich lieben und was wir haben, das wollen wir mit Dir theilen. Der Jude läßt nicht vom Juden, eine große, gemeinschaftliche Kette des Unglücks umschlingt uns Alle und Einer ist der Bruder des Andern. Darum komm, bei uns zu wohnen, denn Du bist in Deiner Heimath und bei Deinen Freunden.“

„O, mein Gott, mein Gott,“ schrie Alfred, „Niemand erbarmt sich mein, als die, welche ich verachtet und gehaßt!“

„Du sollst es lernen, uns zu lieben,“ sagte der Greis und reichte Alfred die Hand, um ihn in sein Haus zu führen. Und so war Alfred, ohne es zu wissen, dahin gegangen, wo seine neue Heimath sein sollte, in die Judenstraße. Eine lange Krankheit warf ihn nieder, aber gleich einem geliebten Bruder ward er gepflegt, und als er, ein Genesender, zum ersten Male am Arm des Greises durch die Judenstraße schwankte, da traten Alle mit freundlichen Grüßen vor die Thüren und nickten ihm zu und brachten ihm kleine Geschenke und sagten ihm Worte der Liebe.

Endlich war er ganz genesen und mit ruhigem Blick, mit trotzigem Muthe überschaute er seine Zukunft.

„Ich muß mich durchkämpfen,“ sagte er, „ich muß etwas verdienen. Ich muß entgegengehen unter dieser Wolke des Unglücks, ohne zu warten, ich muß den Schlägen der Welt meine Stirn bieten, um mich abzuhärten, und weil sie mir denn Alles genommen haben, Ehre und Jugend, Namen und Ansehen, so will ich streben nach dem, was dies Alles ersetzt, nach Geld!“

Und wie er das sagte, blitzten seine Augen und ein Gefühl, das er bis dahin nimmer gekannt, regte sich in ihm, — die Liebe zum Gelde, das war der einzige Rettungsanker war, an den er sich halten mußte, um nicht zu versinken in die Wogen des Unglücks.

„Ich muß Geld haben, viel Geld!“ sagte er und seine Augen blitzten und sein Herz pochte, denn er dachte: „Mit Geld kann ich mich rächen an meinen Feinden.“

Er lächelte fast bei dieser Begierde nach Geld und Besitz und sagte leise: „O, jetzt erkenne ich, daß ich in Wahrheit ein Jude bin. Die Begierden meines Stammes regen sich in mir und ich erkenne, daß ich in Wahrheit ein Sohn Israels.“ Und er nahm den Kasten, welchen die Liebe seiner Freunde ihm gefüllt mit Schreibhölzern und Siegellack, mit Papier und Bleistift und anderen Gegenständen des Handels, auf den Rücken und trat wieder hinaus aus der Judenstadt, um Handel zu treiben.

So ging er die Zeil hinunter, und wo seine früheren Freunde ihn sahen, da verhöhnten sie ihn mit spitzigem Wort oder höhnischem Lachen. Und gerade immer zu diesen ging Moses Aaron, denn er wußte, diese würden um der Seltsamkeit willen vom ihm kaufen und er sagte sich: „Ich muß der Geschick trotzen, ich muß mich abhärten gegen Beleidigungen und meine Ohren gewöhnen, nicht zu hören.“

Das er konnte, das überraschte ihn selbst; er, der sonst so empfindlich gewesen gegen jede Beleidigung, der Nichts heiliger geachtet als seine Ehre, er entdeckte jetzt in der Tiefe seines Herzens die Fähigkeit, Beleidigungen zu ertragen und er sagte: „Ich sehe es wohl, ich bin ein Jude! Aber in jedem Christen, in jedem Menschen schlummert ein Jude und es kommt nur darauf an, daß das Unglück ihn herauspreßt.“

Man kaufte viel von ihm, der Seltsamkeit wegen, aus Neugierde, um zu sehen, wie der einst so gesuchte Geselle sich benehmen würde als armer, jüdischer Handelsmann. Darauf hatte Moses gerechnet, denn seit er unglücklich war, hatte er einen scharfen Blick für die Fehler und Eigenthümlichkeiten der Menschen und er wußte es wohl, daß er am meisten verkaufen würde an diejenigen, mit denen er früher bekannt gewesen, die seines Gleichen gewesen in den Tagen des Glanzes, deshalb ging er gerade immer zu diesen und sie nannten ihn dafür einen frechen Juden. Das ertrug er schweigend und zeigte sich demüthig und unterwürfig, denn er wußte, daß das den Menschen schmeichelte und daß sie um so mehr von ihm kaufen würden. — Als er noch glücklich gewesen, da hatte er einen hellen Verstand, das Unglück machte ihn verstümmt. — Zuweilen, wenn er auf den Straßen ging, sangen die Gassenbuben Spottlieder hinter ihm her und warfen nach ihm mit Koth und Steinen und Moses fühlte einen mächtigen Zorn in seinem Busen aufwallen, er griff nach einem Stein und hob ihn auf, um ihn zu schleudern gegen seine Verfolger, „aber wozu würde mir das helfen,“ dachte er, „sie sind ihrer so Viele, man würde mich mißhandeln und ich darf mich nicht wehren, denn nirgends findet der Jude Recht.“ — Er ließ den Stein fallen und die tollen Gaben riefen jubelnd: „Seht den feigen Juden, er wagt es nicht, nach uns zu werfen, er ist feig wie alle Juden.“ — Moses entfloh, beschämt, erröthend vor sich selber, — in der Tiefe seiner Brust hatte er die Feigheit entdeckt und er sagte unter Thränen entschuldigend zu sich selber: „O, als ich noch glücklich war und reich, da war ich auch muthig, denn ich wußte, daß das Recht immer auf meiner Seite war und mich beschützte; aber der Unterdrückte kann keinen Muth haben, denn er weiß, daß er immer Unrecht hat, daß Niemand ihn beschützt und das lähmt seine Kraft.“

Moses arbeitete und handelte von früh bis in die Nacht, und weil sein ganzer Sinn darauf gerichtet war, Geld zu verdienen, verachtete er nicht den kleinsten Gewinnst, schien ihn jeder Erwerb bedeutend und schön, und er sagte: „Aus kleinem Verdienst kann großer Reichthum entspringen, und Alles kommt darauf an, reich zu sein, und reich muß ich werden um jeden Preis.“

Und an dies Bestreben gab er sein Leben, seine Seele hin. Er achtete nicht mehr der Beleidigungen, es gab für ihn keine Kränkung und keine Beschimpfung, denn er hatte nur Ein Ziel vor Augen, und alles Andere war todt für ihn. Er ging unter und bot seine Waare feil, und achtete es

---

Holzschnitte zu Zeitfragen.

Von Nordmann.

1. Virtuosen und Enthusiasten.

Die Zeit ist längst vorüber, da schmucke Jongleurs im fröhlichen Frankreich von einem Minnehof zum andern zogen; — das Haar fiel ihnen in weichen dunklen Flechten in's bleiche interessante Antlitz, sie sangen mit sonorer Stimme die Lieder ihrer Meister, und die Damen vergaßen oft über den liebeflammenden Augen des Dieners den Herrn. Diese Minnehöfe sind nun in jeder Stadt aufgeschlagen, die Jongleurs führen nur einen andern Namen, man nennt sie heutzutage Virtuosen.

Das Virtuosenthum schweigt an der reichen Tafel des Lebens, schlürft aus schlanken Gläsern den schäumenden perlenden Enthusiasm, den die jubelnde Menge credenzt; — der scheffende Geist streift tagelang durch die Wälder, um die Sprache und Musik der rauschenden Bäume, flüsternden Blumen und brausenden Waldbäche zu belauschen und zu enträthseln. — Wer denkt ihm die Mühe? — Er versteht doch nicht die Kunst, sich mit Anstand auf den spiegelglatten Parquetten des Salons zu bewegen, er spielt im Glanz der flammenden Girondole eine lächerliche Rolle, muß zu Fuß sich durch die Straßen drängen, um von der Equipage einer Tänzerin vollauf bespritzt zu werden.

Ich verwahre mich vorherein vor der Anschuldigung einer Invective gegen Künstler, denen eine gerechte Anerkennung den verdienten Adelsbrief „Muzen“ zuerkannt; ich bekenne mich mit diesen Zeilen als Liszt's Verehrer, der durch sein geniales Spiel die Särge Beethoven's und Schubert's gesprengt, die Leichensteine von ihrem Grab gehoben, daß sie als Denkmale aufrecht stehen werden zum ewigen Gedächtniß.

Ich habe mein Wort wie einen Dolch an Mozart's Monument zugeschliffen, dessen Grab Niemand zu finden weiß, um die Spitze gegen jene hohlen, geistlosen, händeklatschenden, stampfenden Enthusiasten zu kehren, welche dem Leichenträgern an der Bahre eines verkannten großen Mannes die Fackeln aus den Händen reißen, um sich einen Fackelzug anschließen zu können, durch deren Dualm und Schimmer das Talent eines aufstrebenden Kunstjüngers erstickt und geblendet wird; welche „die Kreuze aus der Erde reißen,“ mit schmutzigen Händen Inschrift und Namen vermischen und wie Erzengeln flüchtige Schwerter schwingen. — Sie wüthen blind in den Blüthen und zerstören im Kern die Frucht, sie steigen gleich Dieben in der Kammer des Geistes, der im müden Schlummer entruht, und stehlen seine Kleider, um die Protectionskinder des Rufes damit auszustatten.

Wer nicht versteht die Menschen hervorzurufen, das Holzstück genial in einen Knoten zu schürzen, wiegt nichts auf der Wage, und wären seine Taschen gefüllt mit schweren goldnen Denkmünzen. Er muß die Denkmünzen in zierliche Spielpfennige umsetzen, um sie Damen in die Hand zu drücken. — Das ist moderne Popularität; wechselt er sie in Kupfergeld für's Volk ein, hat er auch die Aussicht auf den Eintritt in ein moschus-duftendes Boudoir eingebüßt, wo Lorbeern für Künstler von schönen Händen geflochten werden, die mehr gelten als Eichenkronen aus der derben Hand des Volks — da die Eichen überdies rar werden und Lorbeerbäume in verkrüppelten Exemplaren doch in jedem Treibhaus fortkommen.

Enthusiasm läßt die Kunst nicht zu Athem kommen, fällt ihr voreilig in's Wort, reitet ihr mit dem Lorbeer entgegen, wenn sie erst eine kleine Strecke Wegs mühsam zurückgelegt. Daher trifft man in jedem Zweig der Kunst Wunderkinder — und selten Männer, die mit Kraft und Willen die Würde der ächten Kunst aufrechthalten.

nicht, wenn man ihn abwehrend fortwies, er blieb beharrlich und mich nicht, denn er wollte und mußte Geld verdienen, und er wußte, daß man endlich, um seiner los zu werden, dennoch kaufen würde, und wenn das nur geschah, was kümmerte es ihn dann, ob die Menschen ihn einen zudringlichen Juden nannten?

So wuchs sein Handel von Jahr zu Jahr, und Moses sagte: „Die Christen haben mich betrogen um meinen Antheil am Glück des Lebens, ich will sie dafür wieder betrügen, und das soll meine Rache sein.“

Und er betrog die Christen, aber er machte es fein und schlau, damit man ihn nicht deutlich kannte, und sein Handel wuchs, mit ihm sein Geld. Bald hatte er große Summen in Händen; er ging zu den reichen Jünglingen der Christen und bot ihnen sein Geld an, wenn sie in Verlegenheit seien. Er wußte wohl, daß die reichen Jünglinge fast immer in Verlegenheit sind um Geld, und daß sie bereitwillig sein Anerbieten annehmen würden. Er gab ihnen Geld um hohen Zins, und um so höher, je dringender sie des Geldes bedurften. Oft flehten sie ihn an um Erbarmung; dann hüpfte sein Herz vor Freude, und er feierte einen Triumph über die Christen, die ihn in den Staub getreten, und mit einem tückischen Lächeln sagte er: „Erbarmen! Wer hat denn mir Erbarmen gehabt? Welcher Christ hat denn Erbarmen mit dem Juden? Warum sollte ich besser sein als der Christ?“ — Man nannte ihn einen unbarmherzigen Wucherer, und Moses lachte dazu, denn er wußte, daß man ihn dennoch nicht entbehren könne.

Moses hatte sich geschworen reich zu werden, und nach funfzehn Jahren der Qual und des Entbehrens, der Demüthigung und Beschimpfung, da war Moses Aaron ein reicher Mann. Er verachtete und haßte die Christen, aber er ging dennoch über zu ihrer Religion und ward ein Christ, um sich dadurch die Genüsse und Freuden der Welt zu öffnen, um die Judenstraße zu verlassen und sich ein schönes Haus auf der Zeil kaufen zu können. Das richtete er ein, geschmackvoll und glänzend, und immer nur darauf bedacht der neidischen Welt seinen Reichthum zu zeigen, war alle seine Pracht überladen und absichtlich zur Schau gestellt. Als er zum ersten Male durch diese glänzenden Säle ging, als er stolz sich dem Herrn nannte dieser Pracht, da blieb er stehen vor dem hohen venetianischen Spiegel, um sich selber zu grüßen in seiner Herrlichkeit. Seit vielen Jahren hatte er nicht daran gedacht, sich anzusehen, und als er es jetzt that, erschrak er und trat schaudernd zurück, denn er erkannte sich selbst nicht mehr. — Das war nicht mehr sein Angesicht, wie es sonst gewesen, das war nicht mehr Alfred Glaubthal, sondern Moses Aaron, das war das Antlitz eines Juden, da waren diese scharfen Züge, dieser lauernde, stechende Blick, diese gekniffenen Lippen, dies eigenthümliche Lächeln. Ich, seine ganze Seele hatte sich umgewandelt, und die Gedanken seiner Seele hatten sich ausgeprägt auf seinem Angesicht. Und Moses neigte sein Antlitz auf seine Brust und flüsterte: „Kein Taufwasser wird diese Züge von meinem Antlitz waschen. Ich bin ein Jude, aber die Christen sind es, die mich zum Juden gemacht haben.“

2. Auf dem Rhein und in Baden.

Laß uns dahinschwimmen und träumen auf dem grünen, sagenreichen Rhein, blicke hinein in die Wellen und laß aus der Tiefe die Loreley Dir singen und Nixen Dir flüstern und winken, schaue hin auf die rebenbekränzten Uferhöhen, und laß bei dem Anblicke zerfallener Burgen und stolzer Schlösser die Sagen und die Romantik des Mittelalters durch Deine Seele klingen. Der Rhein ist ganz ein Fluß zum Träumen und Sinnen, lieblich, wie eine schöne Jungfrau, es ist durchaus eine weibliche Schönheit, und ich begreife nicht, wie man diese romantische, träumende, lächelnde Schönheit oft angesungen hat, als einen stolzen Heros und Krieger. Wie lieblich und romantisch diese Höhen und Berggelände des Ufers, wie lachend grün diese murmelnden Wellen. Der Rhein ist durchaus schön, aber nicht wild, nicht herrisch, wie die Donau, nicht stürmisch und tückisch, wie die Weichsel. Zuweilen auch ist der Rhein majestätisch und erhaben, etwa wie eine blumengeschmückte opfernde Bestalin, aber nicht wie ein kampfeslustiger Krieger. Ich glaube auf dem Rhein muß Jeder Verse machen, es ist ein Tribut, den man den lieblichen Rheinixen bringt, diesen holden köstlichen Geschöpfen, deren süßes Gelichter Du oft im Wellengekräusel vermuthest, deren glänzende Schultern in nächtlichem Dunkel Dir oft aus den Spitzen der Wogen entgegenleuchten. Liebeslieder und Mährchen haben die Rixchen schon vielfach vernommen, aber wunderlich soll ihnen gewesen sein, als sie das berüchtigte Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ zum ersten Male vernehmen. Man sagt, der Rhein habe an jenem Tage ganz röthlich geschimmert vom schamvollen Erröthen der Nixen, und in der Stille der Nacht vernahm man ihr spöttisches, höhnendes Lachen. Die Nixen auch sollen deren Schuld gewesen sein, und den Arbeitern geholfen haben jenen berühmten Steindamm bei Biberich aufzuwerfen, es war eine Demonstration der Nixen gegen Nikias, ein Gensurstrich, den sie ihm zogen durch sein Lied vom freien deutschen Rhein. — Wenn man an dem schönen thurmreichen Mainz vorüber ist, werden die Ufer flach und der Rhein erblickt zu einem matten Grün; dann hat man Muße und Zeit sich auf dem Dampfschiff umzusehen und seine Reisegesellschaft zu mustern. Es war bunt und lustig auf dem Verdeck, und wir hatten Veranlassung genug Physiognomien zu studiren. Dies Studium gehört zu unsern liebsten Beschäftigungen der Reise, und wenn wir ein fremdes Antlitz sehen, so suchen wir es unbeobachtet zu beobachten, und aus dem Antlitz des Menschen seinen Charakter und seinen Stand zu errathen. Dann erst, wenn wir unsere Vermuthungen und Wahrnehmungen ausgetauscht, sehen wir im Fremdenbuch nach oder forschen nach Namen und Stand, und fast immer haben unsere Wahrnehmungen das Richtige getroffen. Auch heute gelangen uns unsere Gesichterstudien ganz gut; den preußischen Militär, obwohl in Civil, hatten wir schon herausgefunden, und noch mehr die Damen vom preußischen Militär, denn diese sind unverkennbar und ich mache mich anheischig Dir in Berlin jede Dame vom Militär, die uns auf der Straße begegnet, zu bezeichnen und sie zu erkennen. Die zeichnenden Maler machen das Erkennen leicht, eben so schnell unterscheidet man die Engländer und die Russen, letztere, selbst wenn sie das fließendste Deutsch sprechen. Wir hatten alle unsere Reisegefährten schon gegrüßt, und keiner schien keiner nähern Beachtung werth. Einige verfolgten aufmerksam auf ihren langen Reisekarten die Ufer, an denen wir vorüberkamen, Andere saßen schwatzend und lachend unter dem Zelt und dinirten so unbekümmert, als wäre nicht hinter ihnen und gegenüber der Rhein, sondern die Wand eines Salons, wieder Andere gingen plaudernd auf und nieder, oder saßen stumm und schweigsam neben ihren Reiseröcken und Mänteln. Da tönte die Schiffsglocke, das Dampfschiff hielt an, und von dem schwankenden kleinen Kahn traten zwei neue Passagiere auf's Verdeck. Ein Herr und eine Dame; uns gegenüber waren Plätze leer, und die nahmen sie ein. Er, ein großer schlanker Mann mit bleichem, etwas verlebtem Angesicht, aber nicht ohne Spuren verwüsteter Schönheit, sie, ein junges Geschöpf, klein und zierlich, interessant aber nicht schön. Es lag etwas Fremdes, Räthselhaftes in diesen beiden Gestalten, über deren Zusammengehörigkeit und Verhältniß wir uns nicht einigen konnten, und die wir doch, immer auf's Neue angezogen, immer wieder betrachten mußten. Ist sie seine Frau? Nein, kein Mann, selbst wenn er sein Weib haßt, würde öffentlich so diejenige, die seinen Namen trägt, vernachlässigen. Der Fremde hatte sich, ganz erschöpft, ganz gelangweilt, wie es schien, auf der Bank ausgestreckt, und den ganzen Raum derselben einnehmend, starrten seine großen blauen Augen theilnahmlos auf die jenseitigen Ufer des Rheins, seine Begleiterin schien er vergessen zu haben, oder er beachtete sie nicht. Sie stand einen Augenblick unschlüssig, verlegen da, denn er hatte die ganze Bank eingenommen, es zuckte etwas auf ihrem Gesicht, wie ein tiefes Schmerzgefühl, sie erröthete, und mit einem trüben, trostlosen Blick sah sie umher nach einem andern Platz. Dann nahm sie den kleinen Feldstuhl, und setzte sich zu Füßen ihres Herrn, ganz still, ganz ergeben. Sie sprachen Beide nicht, stumm, regungslos weilten sie nebeneinander, er lag ausgestreckt, träumend, dämmernd, sie in eleganter, etwas steifer Haltung, die Hände im Schooß gefaltet, und mit ihren großen flammenden schwarzen Augen nur hinschauend auf Ihn, auf Ihn allein, lechzend nach einem Blick, nach einem Wort, und immer banger, immer schmerzvoller seufzend über die immer länger werdende Pause. Zuweilen schien ihre zarte kleine Gestalt zu erzittern in innern Schmerzgefühl, und um ihren Mund zuckte ein schmerzvolles Lächeln, das sie gleichsam als Schleier ausbreitete über die Armuth und den Kummer, der in ihren Blicken lag. Wie eine Sklavin saß sie da, demüthig und ergeben, des Winkes ihres Gebieters harrend und bemüht in seinen Zügen sein Wollen und Begehren zu lesen. Ein Sturm hatte sich erhoben, und streifte kältend über das Verdeck, wir hüllten uns fester in unsere Tücher, der Fremde schauerte zusammen, fröstelnd, unbedenklich; sogleich nahm seine Begleiterin den kleinen Mantel, der ihre Gestalt umhüllte, und mit einem glücklichen Lächeln der Befriedigung breitete sie denselben über die Füße ihres Herrn. Er nickte mit dem Kopf und wandte einen Moment den Blick zu ihr hin. Ich mein Gott, wie ihr Angesicht aufleuchtete und strahlte unter diesem Blick, wie stolz und glückselig sie jetzt da saß, und in glühender Freude es gar nicht zu beachten schien, daß der Wind stärker draußte, und sie jetzt keinen Schutz mehr hatte gegen sein kaltes Wehen. Aber allgemach erblickte diese Freude wieder in seinem Antlitz, und auf seinem weggewandten Antlitz mochte sie gelesen haben, daß er ihrer schon nicht mehr gedachte. Sie seufzte tief, und als er, durch diesen Seufzer an sie erinnert, sich mit gerunzelter Stirn zu ihr hinwandte, lächelte sie, aber es war ein schmerzvolles, verzweiflungsvolles Lächeln, und vielleicht mochte es selbst ihrem Begleiter so erscheinen, denn er murmelte einige Worte, die man nicht verstand, vor denen kaltem, grausamem Ton sie aber erbebte und ganz zusammenzuckend das Haupt senkte auf ihren stürmisch wogenden Busen. Jetzt hatte ihr Herr sich gänzlich von ihr gewendet, und auf der Bank halb liegend, sich aufstützend an der Lehne derselben, blickte er rückwärts gewandt auf die sprudelnden Wogen des Rheins. Aber diese Stellung mochte ihm unbequem sein, er versuchte eine andere Lage, dann wandte er den gleichgültigen, gleichsam rufenden Blick auf seine Begleiterin. Sogleich sprang sie auf, und er, ohne ein Wort zu sagen, streckte die Füße auf ihren Sessel, und deutete stumm mit dem Finger neben sich auf die Bank. Sie verneigte sich und setzte sich neben ihn, er wandte sich, und ihr den Rücken zukehrend starrte er wieder hinab in den Rhein. Aber sie seufzte nicht mehr, ihr Auge flammte, ihre Wangen glühten. Hatte er sie nicht begnadigt durch seine Nähe, darf sie nicht dicht neben ihm sein, so dicht, daß sie jeden seiner Athemzüge hört, jede seiner Bewegungen, sich an ihn schmiegend, mit empfindet? — „Sie ist offenbar in einer ganz abhängigen untergeordneten Stellung,“ sagte ich, „vielleicht die Gouvernante, oder Bonne seiner Kinder, und sie liebt ihn und hat vergessen, daß er ihr Herr ist, er aber denkt daran, daß sie seine Dienerin.“ — Jetzt wandte er sich zu ihr hin und sagte laut und unwillig: ce n'est pas commode ici! und dann, um es sich bequem zu machen, legte er seinen Arm um ihre zarte kleine Gestalt, und ließ sein Haupt auf ihren Busen sinken. Sie schreckte zusammen, aber ließ es geschehen. Es lag aber etwas Furchtbares, Grausames in dieser Situation, vor dem mein Herz sich zusammenzog. Diese zärtliche Stellung war für das arme Weib eine furchtbare Demüthigung, und indem er sich nicht scheute dem ganzen Publicum gegenüber die Innigkeit ihres Verhältnisses zu entweihen, ward diese entsetzende Zärtlichkeit zu einer grausamen Unzartheit. Er dachte gar nicht daran, daß es ein Weib sei, die er in seinen Armen hielt, und die er als Weib öffentlich beschimpfte, er dachte nur, daß er so bequemer lag, und daß ihr Busen ihm ein weiches Kissen für sein Haupt sei. Sie war ihm nichts als eine Bequemlichkeit, und zufrieden schlummerte er ein an ihrem Busen. Sie saß da, regungslos und starr, eine todtenähnliche Blässe der Scham überzog ihre Wangen, und schüchtern und verzweiflungsvoll zugleich schweifte ihr Blick umher, als wolle sie auf allen Gesichtern lesen, welchen Eindruck diese Scene gemacht. Sie war zufrieden, daß Niemand sie zu bemerken schien, und sah hernieder auf den, der an ihrem Busen ruhte, aber diesmal war keine Liebe, kein Glück in ihren Blicken, sondern nur Zorn und beleidigter Stolz, und als sie sah, daß er schlief, lächelte sie verächtlich. „Es ist eine Geliebte, deren er überdrüssig ist,“ sagten wir jetzt, „eine Maitresse, die er durch absichtliche Grobheiten empörend von sich abwenden will.“ —

Louise Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Wer es verschmäht, die Stirn in Furchen zu legen, aus der gottlästernde Gedanken sprießen, sich vom Wiegenlied der Menschheit: dem Glauben, nach des Tages Kampf in Schlummer singen läßt, seinem Text dieser Melodie anpaßt, kraftvoll das Gebäude zu stützen sucht, dessen Grundpfeiler Ironie und Spott mit scharfem Zahn durchsägt, wird verlacht, mag er auch ein tiefer Denker sein und sich selbst zu Strauß bekennen — er bleibt ausgeschlossen aus dem Kreis der Virtuosen in der Philosophie. — Der Poet darf nicht mehr in den Schacht der Brust greifen, um Gold an's Licht zu fördern, aus dem man Kreuze und Ringe schmiedet; er muß mit demokratischer Kampflust prahlen, sein Schwert, an dessen brillantfunkelndem Griff und schöner Form das Auge in Bewunderung haftet, in die Wagschale des Rechts schleudern, seine Poesie muß wie ein Lavastrom sich ergießen und einen ganzen Liebesfrühling mit sich fortreißen — anders gilt er nicht als Dichtervirtuose und nähme ihn auch die Sängergilde Arndt's, Uhland's und Lenau's als Genossen auf. — Die Musik muß Schaumblasen, tändelnde Melodien werfen, oder uns will nie Sturmhauch durch die Saiten streifen, daß sich die Haare aufsträuben, sie muß frech Schmerz und Lust heucheln, Kettengeklirr ausborgen, um schaurige Mährchen von Mord und Kerkerleiden zu erzählen, sie muß sich epheliatisch geberden, das Haupt mit Stroh umwinden und sinnverwirrende Lieder singen — und des Jubels wird kein Ende sein.

Laßt Beethoven und Schubert in einer neuen lebenden Tonlage bescheiden auftreten, und ich wette den Ertrag eines Wunderkunstconcerts gegen das Honorar der „Simphonie heroique,“ — ihr werdet sie nicht erkennen, wenn nicht der Ruf der fernertönenden Kritik Eurem Urtheil auf die Beine geholfen.

Niesen, Gähnen und Enthusiasm steckt an; — wenn Freund Banquier den Nachbar Rentier in die Hände klatschen sieht, zieht auch er die Hände aus der Tasche, in der sie während des Spiels gedankenlos Geld gezählt, und schlägt sich vor Bewunderung Schwielen.

So lange das Verdienst am Hungertuch nagt und Toaste auf die Füße einer Tänzerin ausgebracht werden, liegt die Kritik dieser Krankheit fern. — Vergeßt über dem üppigen Locken des Jongleurs nicht den Troubadour, vergeßt nicht über dem reproducirenden Virtuosen den schaffenden Künstler.

Wenn die Kunst wie ein Modelied wechselt — wer soll und mag wohl künftig unsere Kunstgeschichte schreiben, wer empfindet nicht Ekel vor den Motten einer fadenscheinigen Gartenlaube!

Ein weiter, faltenreicher Mantel ist noch immer das passendste Kleid des Geistes; er mag nun darunter ein Schwert oder Saitenspiel tragen; aufgeschlagen läßt er kühle Lüfte hinziehn über die gedankenpochende Brust, und wärmt hinwieder gegen den Frost der Zeit; — der griechische Mantel kleidet vortrefflich Schiller's Standbild in Stuttgart und Mozart in Salzburg.

Die Gristette „Mode“ verschleudert um ein Spottgeld duftlose künstliche Lorbeerkranzen, — giebt hundert solcher Kronen für einen weißen Kranz, der einst geblüht und gethaut, den geräuschlose Anerkennung um die Schläfe des wahren Künstlers wand.

Nordmann.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 40. Leipzig, Mittwoch den 2. April 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugene Sue. VI. Band: 4., 5., 6. und 7. Kapitel. — Federzeichnungen auf der Reise. Von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.)

Kunstbericht. Die Musikerscheinungen des Februar. Von Hermann Hirschbach. — Holzschnitte zu Zeitfragen. 2. Dramatiker. Von Rothmann. — Briefwechsel.

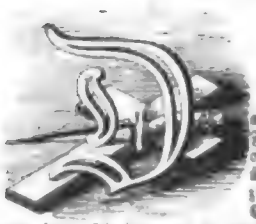
Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 39.)

Sechster Band.

Der Beschützer.

Viertes Kapitel.



Pierre Simon.

Das ist zuviel, meine guten Freunde, — sagte Rodin, als ob soviel Aufregung seine Kräfte überstiege, — wahrhaftig, es ist zuviel für mich; entschuldigen Sie mich bei dem Marschall und sagen Sie ihm, daß ich durch den Anblick seines Glückes belohnt genug bin.

— Bitte, bitte, mein Herr, — sagte Adrienne, — der Marschall soll Sie kennen lernen, Sie wenigstens sehen.

— O bleiben Sie, ... der Sie uns Alle retten, — rief Dagobert, der seinerseits auch Rodin zurückzuhalten suchte.

— Die Vorsicht, mein theures Fräulein, kümmert sich nicht mehr um das Gute, was gethan ist, sondern um das, was noch zu thun bleibt, — sagte Rodin mit einem Tone, fein und voller Güte. — Muß ich nicht in diesem Augenblicke an den Prinzen Djalma denken? Meine Aufgabe ist noch nicht vollendet und die Augenblicke sind kostbar.

— Nun, — fügte er hinzu, indem er sich sanft von Dagobert losmachte, — nun, der Tag ist so gut gewesen, als ich

es hoffte: der Abbé von Marigny ist entlarvt, Sie sind frei, mein theures Fräulein, Sie haben Ihr Kreuz wiederbekommen, mein braver Soldat, der Maneur ist eine Beschützerin gesichert und der Marschall umarmt seine Kinder... Ich habe an aller dieser Freude einige Schuld ... mein Antheil ist schön, mein Herz zufrieden. Auf Wiedersehen, meine Freunde, auf Wiedersehen.

Dies sagend, warf Rodin mit der Hand Adriennen, der Maneux und Dagobert einen liebreichen Gruß zu und verschwand, nachdem er noch mit einem entzückten Blick auf den Marschall Simon hingewiesen, der dasaß und seine Töchter mit Thränen und Küssen bedeckte, sie innig umschlungen hielt und Allem, was um ihn vorging, fremd blieb.

.....

Eine Stunde nach diesem Auftritte hatten Fräulein von Cardeville und die Maneux, der Marschall Simon, seine beiden Töchter und Dagobert das Haus des Doctor Baleinier verlassen.

.....

Zum Beschlusse dieser Abschweifung gestatte man uns noch eine gute Lehre über Irrenhäuser und Klöster.

Wir haben es bereits gesagt und wiederholen es, die Gesetzgebung, welche die Ueberwachung der Irrenhäuser leitet, scheint uns ungenügend.

Neuerlich vor die Gerichtshöfe gebrachte Thatsachen, sowie auch andere, welche uns mitgetheilt worden sind, scheinen uns diese Unzulänglichkeit gründlich zu beweisen.

Allerdings ist den Beamten ausgedehnte Vollmacht genug gegeben, die Irrenhäuser zu untersuchen, diese Beaufsichtigung ist ihnen sogar anbefohlen; aber wir wissen aus sehr guter Quelle, daß die zahlreichen und unaufhörlichen Beschäftigungen der Beamten, deren Zahl außerdem sehr häufig zu den Arbeiten, mit denen sie überladen sind, in keinem Verhältnisse steht, diese Untersuchungen nur so selten möglich machen, daß sie fast trügerisch sind.

Es schiene uns daher nützlich, wenn man mindestens alle halbe Monate Besichtigungen anordnete, welche sich ganz besonders auf die Irrenhäuser bezögen und bei welchen ein Arzt und ein Beamter angestellt wären, damit die Beschwerden von Seiten der Rechts- und der Arzneiwissenschaft gehörig geprüft würden.

Ganz gewiß läßt die Justiz sich niemals etwas zu Schulden kommen, sobald sie genügend mit gültigen Angaben versehen werden kann; aber mitunter Schwierigkeiten, mitunter leere Formen sind zu überwinden, damit dies geschehen kann, be-

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Kunstbericht.*)

Die Musikerscheinungen des Februar.

Den diesmaligen Bericht eröffne ich mit der Bemerkung, daß ich nicht alle neuen Musikalien hier anführe, sondern nur die bemerkenswerthesten, diejenigen, an welche sich irgend eine allgemeine oder doch anziehende Betrachtung knüpft. Darum wundere man sich nicht über die Dürftigkeit des Februar; das musikalische Leben darin war dermaßen eingefroren, daß selbst das verkrüppelte Gewächs moderner Musikliteratur davon angegriffen wurde. Das soll keine Klage sein; im Gegentheil, es wäre zu wünschen, daß einmal eine große, ziemlich lange Generalpause den Musikluxus ein wenig beschnitte, denn das zu viele Musiciren ist der wahre Krebs des heutigen Kunstzustandes, und wer mag mit einer so gefälligen Dirne wie die moderne Musik viel Umstände machen? — Im Musikalienanzeiger des Februar treffen wir ziemlich lauter zahme, glatte Gesichter. Nur Fr. Liszt schneidet wieder eine grimmige Grimasse in einigen Stückchen, die Frucht seiner gegenwärtigen spanischen Reise. Ueber den Mann ergehen die verschiedensten Urtheile. Während die Einen in ihm blos eine excentrische Natur sehen, halten ihn die Andern für einen feinen, wohlberechnenden Kopf, der die anziehende Rolle eines Schwärmers sehr gut handhabt. So viel ist gewiß, daß Liszt seine Concerte immer sehr gut vorzubereiten, und den Schein des Liberalismus mit dem Pomp aristokratischen Umganges zu verbinden weiß. Wer aber die Zeit begreift und sie, wenn auch nur zu seinem Vortheile, geschickt zu benutzen versteht, verdient immer Achtung vor seinem Verstande. Liszt's Freunde erstrecken sich einerseits von Heinrich Heine bis zu Gustav Schilling, der ein ganzes Buch über ihn geschrieben hat — mit beiden kann er nicht großthun, — anderseits von der Universitätsjugend bis zum steifen Hofzirkel. — Ich leugne nicht, daß mir die großen Eigenschaften seines Spiels Interesse eingeflößt haben, aber für die Kunstgeschichte, abgesehen von neuen Combinationen der Klaviermechanik, hat Liszt keine förderliche Bedeutung. Seine Compositionen sind höchst unerquicklich, seine Klavierübertragungen — z. B. Beethoven'scher Sinfonieen — dagegen meisterlich, und unterscheiden sich weit von gewöhnlichen Arrangements. — Bekanntlich hat Liszt eine ganze Herde Nachäffer gefunden; von ihnen nenne ich nur einen gewissen Prudent — sonst Meister der Technik, als Klaviercomponist unausstehlich — dessen auf Auffallen oder gar Imponiren berechnetes Geberdenspiel neulich im letzigen Gewandhause so ergötzlich wirkte. — An Liszt schließen sich die bekannten Virtuosen Thalberg, Willmers — schöne Technik, aber kein Geist, — Charles Meyer — Thalbergisch — Kullack u. s. w. mit ihren Sachen an, bis diese Reihe endlich in die Kalkbrenner, Herz, Hünten, Burgmüller übergeht. — Ein großes Beispiel der Entwürdigung hat Kalkbrenner, dieser immer eine so aristokratische, gelehrte Miene annehmende Mann, gegeben, indem er sich nicht scheute, zu Variationen einiger armseligen Polken von — Labitzky sich herabzulassen. Vielleicht hat er damit sein Frühstück verdient. — Hünten hat es vom Dachstübchen bis zum Palast gebracht, damit ist alles gesagt. — Ueber Herz wird sich Niemand verwundern, daß er, trotzdem es geistig mit ihm aus, immer fortschreibt. Sein Geiz ist noch größer als sein Reichthum. — Wir sind hier auf einen wunden Fleck des jetzigen Musikwesens gekommen, der einige

*) Siehe Nr. 31, 36.

Digitized by Google

sonders in dem Falle, wenn der Unglückliche, welcher ihren Beistand nöthig hat, durch Zwangsmittel abgeschlossen, beaufsichtigt, vereinzelt wird und in der Außenwelt keinen Freund hat, der seine Vertheidigung übernimmt und in seinem Namen bei der Behörde die Zurückforderung verlangt.

Ist es also nicht Sache der Civilgewalt, durch eine kräftig eingerichtete, wiederkehrende Ueberwachung dieser Wiedererlangung einen Schritt entgegen zu gehen?

Und was mir von den Irrenhäusern sagen, findet vielleicht in noch größerem Maße auf Frauenklöster, Seminarien und die Häuser Anwendung, in welchen Brüderschaften sich befinden.

Ganz neuerliche sehr klar in die Augen springende Thatsachen, welche in ganz Frankreich Aufsehen gemacht haben, dienen leider zum Beweise, daß in den religiösen Zufluchtsstätten Absperrung, barbarische Behandlung, Verleitung von Unmündigen, ungesetzliche Einkerkerung, von Foltern aller Art begleitet, wenn nicht häufige, doch wenigstens mögliche Vorkommnisse waren.

Es hat seltsamer Zufälle, kecker und rücksichtsloser Wahrheiten bedurft, um diese abscheulichen Folgen zur Kenntniß der Oeffentlichkeit zu bringen. Wieviel andere Opfer sind in diesen schweigsamen Häusern begraben worden und sind es vielleicht noch, wo kein uneingeweihter Blick hin dringen darf und die, den Vorrechten der Geistlichkeit zufolge, der Oberaufsicht der Civilbehörden entzogen sind.

Ist es nicht beklagenswerth, daß diese Wohnungen nicht auch einer regelmäßigen Beaufsichtigung unterliegen, mit welcher, wenn man will, ein Armenpfleger, ein Beamter oder irgend ein Bevollmächtigter der Staatsbehörde beschäftigt sein könnte?

Wenn in diesen Anstalten, welche ganz den Charakter öffentlicher Anstalten haben und folglich auch der ganzen Verantwortlichkeit derselben unterliegen müssen, nichts als Erlaubtes, Menschliches, Vormherziges geschieht, warum dann diese Empörung, diese zornige Entrüstung der Priesterpartei, wenn es sich darum handelt, Das anzurühren, was sie ihre Freiheiten nennen?

Es giebt Etwas noch, was über den in Rom berathenen und verkündeten Einrichtungen steht: — es ist dies das französische Gesetz, das Gesetz, welches Allen gemeinsam ist, Allen Schutz zusichert, aber dagegen auch Allen Achtung und Gehorsam abfordert.

Fünftes Kapitel.

Der Indier in Paris.

Seit drei Tagen hatte Fräulein von Cardoville das Haus des Doctor Baleinier verlassen.

Die folgende Begebenheit trug sich in einem kleinen Hause der Rue Blanche zu, wohin Djalma im Namen eines unbekannten Beschützers geführt worden war.

Man stelle sich einen hübschen runden Saal vor, mit indischem Stoff tapezirt, von perlgrauem Grunde und purpurfarben gemustert, hier und da mit einigen Goldfäden durchzogen; die Decke wurde in der Mitte von einer ähnlichen Umhüllung bedeckt, die mit einer dicken seidenen Schnur zusammengebunden war. An jedem der beiden Enden dieser Schnur, welche ungleichmäßig niederfielen, hing an der Stelle der Eichel eine kleine indische Lampe von goldenem Filigran und von vortrefflicher Arbeit.

Vermöge einer der sinnreichen Erfindungen, welche in den sogenannten barbarischen Ländern so häufig anzutreffen sind, diente diese Lampe zu gleicher Zeit als Räuchervorrichtung; kleine Einfügungen von blauem Kristall, welche in jedem Zwischenraume der phantastischen Arabesken angebracht waren und von einem inneren Lichte erleuchtet wurden, glänzten in so klarem Azur, daß diese Lampen von Gold mit durchsichtigen Saphiren besäet zu sein schienen. Ein leichtes Gewölk von weißlichem Rauche erhob sich fortwährend aus den beiden Lampen und verbreitete im Zimmer einen süßen Weihrauchduft.

Das Tageslicht dringt in diesen Saal — es ist ungefähr zwei Uhr Nachmittags — nur durch ein kleines Gewächshaus, das man durch eine Spiegelscheibe sieht, welche eine Glasthür bildet und in der Dicke der Mauer vermöge einer im Boden angebrachten Schiebeeinrichtung verschwinden kann. Ein chinesischer Vorhang kann diese Glasthür verdecken oder dieselbe ersetzen.

Einige Zwergpalmbäume und andere indische Gewächse mit dichten Blättern und von metallgrüner Farbe sind gruppenweis in dem Treibhause vertheilt und dienen so zu sagen zwei breiten Anlagen von ausländischen Blumen zum Hintergrund. Durch diese Anlagen geht ein kleiner Steig, der mit japanischem gelb und blauen Porzellan belegt ist und zu Ende der Spiegelscheibe aufhört.

Das Tageslicht, welches durch das Geflecht der Blätter, durch das es dringen muß, schon beträchtlich geschwächt ist, nimmt eine seltsam reiche Färbung an, indem es sich mit dem Azurlichte der duftenden Lampen und den rothen Gluthen des Herdes eines hohen Kamines von orientalischem Porphyr vereint.

In diesem etwas dämmerhaften Zimmer, das ganz mit anmuthigen Gerüchen und dem würzigen Dufte persischen Tabacks gefüllt ist, kniet auf einem köstlichen türkischen Teppich ein Mann mit braunem, wallendem Haare, welcher ein langes Kleid von dunklem Grün trägt, das um die Hüften von einem gestreiften Gürtel zusammengehalten wird. Er hält sorgsam den goldnen Kopf einer Huka in Brand; das biegsame, lange Rohr dieser Pfeife endet, indem es wie eine scharlachne mit Silber verzierte Schlange auf dem Teppich gewunden liegt, in den runden, feingeschweiften Fingern Djalma's, der in weichlicher Stellung auf dem Divan ausgestreckt ist.

Der Kopf des jungen Prinzen ist unbedeckt; seine ebenholzschwarzen Haare mit bläulichen Lichtpunkten sind in der Mitte der Stirn abgetheilt und wogen schmiegsam um seinen Hals und sein Gesicht von antiker Schönheit und warmer, durchsichtiger, wie Ambra oder Topas goldschimmernder Farbe; auf ein Kissen gelehnt, stützt er das Kinn auf die innere rechte Hand. Der weite Aermel seines Kleides fällt fast bis zur Mitte des Ellbogens herunter und läßt auf seinem runden, fast weiblichen Arme die geheimnißvollen, in Indien von der Natur des Würgers eingeätzten Zeichen sehen.

Der Sohn Kadja-Sing's hält in der linken Hand die Bernsteinspitze seiner Pfeife. Sein Kleid von köstlichem weißen Cachemir, dessen orientalische Borte von tausend Farben ihm bis an's Knie geht, wird um seine schlanken Hüften von den breiten Windungen eines orangefarbenen Shawls zusammengehalten; die zierliche und feine Mündung des einen Beines dieses asiatischen Antinous, welches durch eine Falte halb entblößt sich zeigt, zeigt sich unter einer Art Kamasche, welche sehr eng und von karmoisinfarbenem Sammet mit Silber gestickt am Spann ausgeschnitten ist, wo ein kleiner Stiefel von weißem Maroquin mit rothen Hacken beginnt.

Die zugleich sanfte und männliche Miene Djalma's hatte den Ausdruck jener schwermüthigen und beschaulichen Ruhe, welche den Indiern und Arabern gewöhnlich ist, diese Glücklichen, Bevorzugten, die mit der lebendigen Spannkraft eines thatkräftigen Mannes die sinnende Gleichgültigkeit des Träumers verbinden und bald zart, jedem Eindrucke zugänglich wie die Weiber, bald entschlossen, wild und blutdürstig sich zeigen wie Räuber.

Und diese theilweise Vergleichung mit dem Weibe, welche in geistiger Beziehung auf die Araber und Indier paßt, so lange sie nicht durch den Schlachtenmuth und die Hitze des Gefechts hingerissen werden, paßt auch beinahe in physischer Beziehung, denn wenn sie gleich den Weibern von reiner Race kleine Aeußerlichkeiten, geschmeidige Gelenke und ebenso feine als schmiegsame Formen haben, so verbirgt diese zarte und oft reizende Außenseite Muskeln, die wie Stahl eine ganz männliche Schwungkraft und Härte haben.

Die großen Augen Djalma's, welche schwarzen Demanten glichen, die von bläulichem Perlmutter umgeben sind, irren mechanisch von den ausländischen Blumen im Treibhause zu der Decke hinauf, von Zeit zu Zeit nähert er die Bernsteinspitze seiner Huka dem Munde, saugt langsam und öffnet dann seine rothen, über dem blendenden Schmelz seiner Zähne scharf gezeichneten Lippen und bläst eine kleine Ringelwolke Rauchs von sich, der von dem Rosenwasser, durch welches er geht, frischen Duft bekommt.

— Soll ich die Huka wieder mit Tabak füllen? — sagte der kniende Mensch, indem er sich zu Djalma wandte und die auffallenden, unheimlichen Züge Faringhea's, des Würgers, zeigte.

Der junge Prinz blieb stumm; vielleicht weil er in seiner orientalischen Verachtung gewisser Racen es nicht für werth hielt, dem Mestizen zu antworten, vielleicht auch, weil er in Träumereien versunken nicht auf ihn gehört hatte.

Der Würger schwieg, kauerte auf dem Teppich nieder und wartete mit gekreuzten Armen, die Ellbogen auf's Knie gestützt, das Kinn auf beide Hände legend, die Augen unaufhörlich auf Djalma gerichtet, auf die Antwort oder die Befehle desjenigen, dessen Vater den Beinamen der Vater des Erlmüthigen bekommen hatte.

Wie war es möglich, daß Faringhea, dieser blutdürstige Anhänger Bohwanie's, der Göttin des Todes, so niedrige Dienste angenommen oder darum nachgesucht hatte?

Weshalb hatte dieser Mensch von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, dieser Mann, dessen leidenschaftliche Beredsamkeit, dessen wilde Energie dem guten Werke so viele Anhänger zugeführt, sich zu einer so untergeordneten Stellung herablassen können?

Endlich, wie kam es, daß dieser Mensch, der von der Verblendung des jungen Prinzen in Bezug auf ihn Nutzen ziehen

---

Betrachtung verdient, er heißt: Die schlechten Unterrichtssachen. — Da giebt es selten noch hübsche, kleine, selbstständige Tonstücke, sondern erbärmliche Variationen trivialer Opern- und Tanzthemen. Damit wird der Schüler aufgefüttert, und verlangt nun, da er Solideres zu genießen nicht gewohnt, immer neue solche Windbeutel. So wird der Musiksinn der Jugend von Grund aus vergiftet, und der Geschmacklosigkeit ein immer fruchtbarerer, weiter Boden bereitet. So lang Menschen wie Brunner und Consorten in der Kunst nicht blos geduldet werden, sondern ihre schmählichen Machwerke für die Jugend theuer bezahlt erhalten; ist es mit allem Declamiren der musikalischen Zeitschriften, mit allen Bemühungen einzelner, guter Talente nichts. In der Jugend wird der Keim zum ganzen Leben gelegt. — Das wissen am besten die Jesuiten, darum streben sie so eifrig sich der Jugenderziehung zu bemächtigen. — Es giebt einzelne, mächtige Naturen, deren hohen Schwung keine Erziehungsfesseln aufzuhalten vermögen, aber dergleichen wird man doch nicht unter den musikalischen Dilettanten suchen wollen? — Man betrachte daneben unsere Klavieruntermeiser vom zwei Groschen- bis zum Thalerlehrer, vom ungebildeten Musikanten bis zum Candidaten eines Fachstudiums, der, in dieser Laufbahn scheiternd, seine größere oder geringere musikalische Fähigkeit zum Nahrungsgeschäft machen muß. Was kann er für eigentliches Interesse am Lehren und Bilden haben? was wird er sich darum kümmern, seinen Schülern edlere Begriffe, ein Bewußtsein von dem wahren, höheren Zweck der Kunst beizubringen? Vielmehr wird er aus Gleichgültigkeit, Ueberdruß, Eigennutz dem Hange der Lernenden nach eitel Ergötzlichem fröhnen, noch dazu, da die Stellung des Musiklehrers zwischen den Anforderungen der modernen Gesellschaft und der Kunst so sehr schwierig ist. Den meisten Naturen fällt es ja wie eine Entsagung schwer, sich zum Verständniß des Schwierigen und Tiefen zu ermannen. —

Wahrhaft widerwärtig wird es, wenn eine Schar seichter Virtuosen wie neulich ein Bouquet de Perles p. Piano — Mainz, Schott — zusammen ihre Machwerke herausgiebt. Und solchen Infusorienschlamm nennt der Verleger Perlen? — Die neuen Pianofortisten scheinen nur zu wetteifern, wer die größten Pyramiden von abgehauenen Notenköpfen aufzuzeigen hat. Freilich können sie Alles wagen, denn daß ein einziges geniales Tonwerk nützlicher für die Kunst ist als hundert Virtuosen zusammen, das begreifen die sogenannten Musikfreunde immer noch nicht.

Wie in Frankreich oft Zwei einen Text machen, so geschieht es nicht selten in der Musik. Die kleinen concertirenden Stücke für Geige und Klavier von Beriot und E. Wolff sind bekannt, und von ihnen in diesem Monate vermehrt worden — Mainz, Schott. — An diese Bestrebungen lehnt sich eine Sammlung von Streichquartetten aus beliebten Opernthemen an, welche die erfinderische Handlung Diabelli in Wien herausgiebt. Man erhält da Quartette mit den gewöhnlichen vier Sätzen, aber die Gedanken sind aus italienischen Opern. Ich erinnere daran, daß dieselbe Verlagshandlung überhaupt manche neue Entdeckungen und Bereicherungen im Gebiete der modernen Musikzweige zu verantworten hat, z. B. die Opernauszüge für den Umfang jeder Stimme, für einen Czakan u. s. w. — Die Geige hat derselbe Fluch getroffen wie das Klavier. Alles lauter eitle, nichtswürdige Waare. Man vergleiche nur die, wenn auch nicht künstlerisch werthvollen, doch immer schon gehaltenen und empfindungsvollen Sachen eines Bietti, Rode, Kreutzer mit den Phantasieschnörkeln der Herren Artot, Ole Bull, Ernst, Miefstahl. Die Geige ist keine großartige Gesangsheldin mehr, sondern eine lose, kokette Dirne, deren ursprünglicher Charakter kaum noch zu erkennen. — Doch an

Digitized by Google

und Bohemia eine so schöne Beute darbringen konnte, das Leben von Kadja-Sing's Sohne schonte?

Ferner, warum setzte er sich dem häufigen Zusammentreffen mit Rodin aus, dem er doch durch nicht gerade lobenswerthe Vorgänge bekannt war?

Der Verfolg dieser Geschichte wird auf diese Fragen Antwort geben.

Wir können jetzt blos sagen, daß der Würger nach einem langen Gespräche, welches er zwei Tage zuvor mit Rodin gehabt, denselben mit gesenktem Blick und bescheidener Haltung verlassen hatte.

Nachdem er einige Zeit hindurch still geschwiegen und die sich kräuselnden Rauchwolken seiner Pfeife betrachtet hatte, wandte sich Djalma an Faringhea, ohne die Blicke nach ihm zu richten und sagte in jener überschwänglichen und doch zugleich bezeichnenden Sprechweise, mit welcher die Orientalen so vertraut sind:

— Die Zeit vergeht... der Greis mit dem guten Herzen kommt nicht... aber er wird kommen... sein Wort ist sein Wort...

— Sein Wort ist sein Wort, gnädiger Herr, — wiederholte Faringhea mit bestätigendem Tone. — Als er vor drei Tagen Sie in jenem Hause aufgesucht, wohin uns die Elenden aus nichtswürdigen Absichten geführt hatten, nachdem Sie gleich mir, hinterlistiger Weise eingeschläfert worden waren, gleich mir, Ihrem wachsamen und ergebenen Diener, da sagte er zu Ihnen:

„Der unbekannte Freund, welcher Sie vom Schlosse Garbeville hat abholen lassen, mein Prinz, schickt mich zu Ihnen; haben Sie Zutrauen, folgen Sie mir, es ist Ihnen eine würdige Wohnung bereitet."

— Er sagte Ihnen ferner, gnädiger Herr: „Willigen Sie nicht darein, dieses Haus zu verlassen, bevor ich zurück bin: das erheischt Ihr Vortheil; binnen drei Tagen werden Sie mich wiedersehen und dann sollen Sie Ihre vollkommene Freiheit haben." Sie haben sich damit einverstanden erklärt, gnädiger Herr, und sind seit drei Tagen hier im Hause geblieben.

— Und ich erwarte den Greis mit Ungeduld, — sagte Djalma, — denn diese Einsamkeit ist mir unangenehm... Es muß in Paris soviel bewunderungswerthe Dinge geben... und besonders...

Djalma vollendete nicht und verfiel wieder in seine Träumerei.

Noch einigen Augenblicken Schweigens sagte der Sohn Kadja-Sing's plötzlich zu Faringhea mit dem Tone eines ungeduldigen und gelangweilten Sultans:

— Sprich mit mir!

— Wovon soll ich mit Ihnen sprechen, hoher Herr?

— Wovon Du willst, — sagte Djalma mit sorgloser Verachtung, indem er seine schmachtenden Augen nach der Decke richtete. — Ein Gedanke verfolgt mich;... ich will mich von ihm losmachen... Sprich...

Faringhea warf einen durchdringenden Blick auf die Züge des jungen Indiers und sah sie von einer leichten Röthe gefärbt.

— Gnädiger Herr, — sagte der Mestize, — ich errathe Ihren Gedanken...

Djalma schüttelte den Kopf ohne den Würger anzusehen. Dieser versetzte:

— Sie denken an die pariser Frauen...

— Schweig, Sklave, — sagte Djalma.

Und er wandte sich heftig auf dem Sopha um, als ob man eine schmerzvolle Wunde in ihm berührt habe.

Faringhea schwieg.

Nach einigen Augenblicken warf Djalma den Schlauch seiner Pfeife weit von sich weg, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und sagte voller Ungeduld:

— Dein Sprechen ist immer noch besser als dieses Stillschweigen. Verdammt sind meine Gedanken, verdammt mein Geist, welcher diese Trugbilder hervorruft.

— Warum wollen Sie diesen Gedanken fliehen, gnädiger Herr? Sie sind neunzehn Jahr alt, haben Ihre Jugend im Kriege oder im Gefängnisse zugebracht, und bis zum heutigen Tage sind Sie ebenso keusch geblieben als Gabriel, jener junge christliche Priester, unser Reisegefährte.

Obgleich Faringhea keineswegs die ehrfurchtsvolle Achtung gegen den Prinzen bei seiner Rede aus den Augen gesetzt hatte, fühlte dieser doch im Tone des Mestizen, als derselbe das Wort keusch aussprach, eine leise Ironie hindurch.

Djalma sagte voll Stolz und Strenge:

— Ich will bei diesen civilisirten Leuten nicht für einen Barbaren gelten, wie sie uns nennen... deshalb rühme ich mich auch meiner Keuschheit.

— Ich verstehe Sie nicht, gnädiger Herr.

— Ich werde vielleicht ein Weib lieben, das rein ist, wie es meine Mutter war, als mein Vater sie geheirathet... und wenn man hier von einem Weibe Keuschheit verlangen will, muß man keusch sein wie sie.

Bei diesem merkwürdigen Ausspruche konnte Faringhea ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken.

— Warum lachst Du, Sklave? — sagte der Prinz gebieterisch.

— Bei diesen Civilisirten, wie Sie sie nennen, gnädiger Herr, würde der Mann, welcher in der ganzen Blüthe seiner Unschuld sich verheirathen wollte, durch Lächerlichkeit tödtlich verwundet werden.

— Du lügst, Sklave, er würde nur lächerlich sein, wenn er ein junges Mädchen heirathete, das nicht rein wäre, wie er.

— Dann, gnädiger Herr, würde er anstatt verwundet, förmlich durch Lächerlichkeit getödtet werden, denn man würde unerbittlich und doppelt über ihn spotten...

— Du lügst... Du lügst... oder wenn Du wahr sprichst, wer hat Dich davon unterrichtet?

— Ich hatte schon in Pondichery und in Isle de France pariser Frauen gesehen, gnädiger Herr, und dann habe ich auch während unserer Ueberfahrt viel gelernt; ich plauderte mit einem jungen Offizier, während Sie mit dem jungen Priester sprachen.

— Also fordern die Civilisirten, wie die Sultane in den Harems, von den Weibern eine Unschuld, welche sie selbst nicht mehr haben?

— Sie fordern sie um so strenger, je weniger sie dieselbe besitzen, gnädiger Herr.

— Fordern, was man selbst nicht giebt, heißt wie ein Herr gegen den Sklaven handeln. Und mit welchem Rechte thut man das hier?

— Mit dem Rechte, welches sich der herausnimmt, der das Recht macht. Es ist wie bei uns, gnädiger Herr.

— Und die Weiber, was thun die?

— Sie verbinden die Bräute, in den Augen der Welt zu lächerlich zu werden, wenn sie sich verheirathen.

— Und ein Weib, welches täuscht... tödtet man das hier? — sagte Djalma, indem er sich starr aufrichtete und auf Faringhea einen wilden Blick richtete, in dem plötzlich ein düsteres Feuer glühte.

— Man tödtet sie, ganz wie bei uns: ein Weib, das betrogen wird, ist ein Todesweib.

— Wenn die Civilisirten Despoten sind, wie wir, warum sperren sie denn nicht, wie wir es thun, die Weiber ein, um sie zu einer Treue zu zwingen, welche sie selbst nicht bewahren.

— Weil sie civilisirt sind, wie Barbaren... und Barbaren wie Civilisirte, gnädiger Herr.

— Das Alles ist trübselig, wenn Du Recht hast, — versetzte Djalma mit sinnender Miene. Darauf fügte er mit einer gewissen Uebertreibung hinzu, indem er nach seiner Gewohnheit die etwas blumenreiche und mystische Sprache anwandte, welche seinen Landsleuten so vertraut ist:

— Ja, was Du mir sagst, Sklave, betrübt mich... denn wie zwei Tropfen Himmelthau in dem Kelch einer Blume sich ineinander verschmelzen, so sind zwei Herzen, welche in einer jungfräulichen und reinen Liebe sich zusammenfinden; zwei Feuerstrahlen, die zu einer unauslöschlichen Flamme sich vereinigen, sind die glühenden und ewigen Wonnen zweier Geliebten, welche Gatten geworden sind.

Als Djalma von den keuschen Genüssen der Seele mit einem unaussprechlichen Reize sprach, als er ein minder ideales Glück schilderte, so glänzten seine Augen wie Sterne; er bebte leise, sein Athem hob sich, das bräunliche Gold seiner Gesichtsfarbe wurde roth und er sank darauf wieder in tiefe Träumerei zurück.

Faringhea hatte diese letzte Aufregung wohl bemerkt und fuhr fort:

— Und wenn Sie nun wie der stolze und glänzende Vogelkönig *), der Sultan unserer Wälder, der Einzelliebe zahlreiche und abwechselnde Vergnügungen vorzögen? Schön, jung, reich wie Sie sind, gnädiger Herr, wenn Sie da jene verführerischen Pariserinnen zu erringen suchten, Sie wissen, jene weltlustigen Phantasiebilder Ihrer Nächte, jene reizenden Störer Ihrer Träume, wenn Sie ihnen Blicke zuwerfen würden, kühn wie eine Herausforderung, flehend wie ein Gebet oder brennend wie ein Wunsch, glauben Sie dann nicht, daß manche halbgesenkten Augen sich am Feuer Ihrer Blicke entflammen würden? Dann wären es nicht mehr die gleichmäßigen Wonnen einer einzigen Liebe, der schleppenden Kette für das ganze Leben, sondern es wären die tausendfachen Genüsse des Harems, aber eines Harems, der mit freien und stolzen Weibern bevölkert ist, welche durch die Liebe zu Ihren Sklavinnen würden. Da Sie bisher rein und enthaltsam geblieben sind, so kann es für Sie kein Uebermaß geben... glauben Sie mir nur, Sie, als Sohn unseres Landes, der glühende, stolze Mann, würden die Liebe, die Anbetung, das Götzenbild dieser Weiber werden, und diese Weiber, welche die verführerischsten der ganzen Welt sind, werden bald nichts mehr für Sie haben als schmachtende und leidenschaftliche Blicke.

Djalma hatte Faringhea mit begierigem Schweigen zugehört.

Der Ausdruck der Züge des jungen Indiers hatte sich plötzlich geändert: er war jetzt nicht mehr jener schwärmerische und träumende Jüngling, welcher das fromme Andenken seiner Mutter hervorrief und nur im Thau des Himmels im Kelche der Blumen Bilder fand, welche rein genug waren, um die Keuschheit, die Liebe zu schildern, von der er träumte; es war selbst nicht mehr der junge Mann, welcher mit schamhafter Glath bei dem Gedanken erlaubter Wonnen einer rechtmäßigen Verbindung erröthete. Kein, die Anregungen Faringhea's hatten plötzlich ein vulkanisches Feuer zum Ausbruche gebracht, das flammende Gesicht Djalma's, seine bald funkelnden, bald feuchten Augen, der männliche volle Athemzug seiner Brust verkündeten das Kochen seines Blutes und das Glühen seiner um so heftigeren Leidenschaften, je verhaltener dieselben bisher gewesen waren. Deshalb sprang er auch plötzlich geschmeidig, kraftvoll und leicht wie ein junger Tiger vom Sopha auf, packte Faringhea bei der Gurgel und rief aus:

— Diese Worte sind ein brennendes Gift.

— Gnädiger Herr, — sagte Faringhea, ohne sich im Mindesten zu wehren, — Ihr Sklave ist Ihr Sklave.

Diese Unterwürfigkeit entwaffnete den Prinzen.

— Mein Leben gehört Ihnen, — sagte der Mestize.

— Ich gehöre Dir, Sklave, — rief Djalma, ihn von sich stoßend, aus. — Eben noch hing ich an Deinen Lippen... und verschlang Deine gefährlichen Lügen.

— Lügen, gnädiger Herr? Zeigen Sie sich nur vor den Augen dieser Weiber und ihre Blicke werden meine Worte bestätigen.

— Diese Weiber sollten mich lieben,... mich, der ich nur im Kriege und in den Wäldern geübt habe?

— Wenn Sie daran denken, daß Sie, so jung noch, schon die blutige Jagd auf Menschen und auf Tiger gemacht, dann werden Sie sie anbeten, gnädiger Herr.

— Du lügst.

— Ich sage Ihnen, gnädiger Herr, wenn sie Ihre Hand sehen, welche so zart ist als die ihrigen und doch so häufig von feindlichem Blute getropft hat, dann werden sie Verlangen tragen, sie zu küssen, ja, sie zu küssen, wenn sie daran denken, daß Sie in unsern Wäldern mit geladenem Gewehr, Ihren Dolch zwischen den Zähnen zu dem Gebrüll des Löwen oder des Panthers gelächelt haben, den Sie erwarteten...

— Aber ich bin ein Wilder... ein Barbar...

— Und eben deshalb werden sie zu Ihren Füßen liegen. Sie werden zu gleicher Zeit erschreckt und gereizt sein, indem sie an alle die Gewaltthätigkeiten, die Aufgebrachtheit, den Jähzorn der Eifersucht, der Leidenschaft und der Liebe denken, welchem ein Mann Ihres Blutes, von Ihrer Jugend und Hitze sich überlassen muß... Heute sanft und zärtlich, morgen mißtrauisch und wild, am anderen Tage wieder glühend und leidenschaftlich, so werden Sie sein und gerade dessen bedarf es, um sie hinzureißen... Ja, ja, ein Schrei der Wuth muß zwischen zwei Küssen sich Bahn brechen, zwischen zwei Liebesjungen ein Dolch leuchten, sodaß sie endlich gebrochen, vor Vergnügen, Liebe und Schrecken bebend, zusammensinken und... und dann werden Sie für sie nicht ein Mann mehr, sondern ein Gott sein.

— Du glaubst, — rief Djalma, wider Willen durch die wilde Beredsamkeit des Würgers fortgerissen.

*) Eine Idee des Paradiesvogels, eine sehr verliebte Art von Löchern.

---

was wagt sich ein Virtuose nicht! ein Prudent sogar an Beethoven'sche Melodien.

Leon de St. Lubin gehört zu den Geigern, welche das Gelehrte mit dem Modernen zu verbinden streben. Sein jetzt erschienenes Quartett für Piano und Streichinstrumente haben wir noch nicht gehört, können also darüber nicht urtheilen. Er hat 48 Werke hinter sich, darunter neben vielem Virtuosen auch welche solidarer Form. Ein Aufsehen hat er nie dadurch erregt. — Dann kommt Onslow mit seinem 35sten Streichquartett und 36sten Quintett. Schon diese Zahlen erwecken Verdacht. Vor 20 Jahren erregte Onslow durch seine Compositionen für Streichinstrumente und für Klavier Aufsehen und Theilnahme. Obgleich in starren Formen gehalten, wußten sie durch Eigenthümlichkeit und Kunstfertigkeit anzuziehen. Das hat sich jetzt Alles schmählich geändert, und Onslow's neuere Werke zeigen eine Gedankenleere, die kein noch so fein angelegtes Intriguenspiel der Harmonieen zu ersetzen vermag. Onslow hat sich ausgeschrieben, und seine Productionen werden von den Liebhabern nur der Beständigkeit wegen noch gekauft. Was wäre auch sonst mit ihnen anzufangen? — Onslow lebt übrigens in Paris ziemlich unbeachtet.

Julius Rietz in Düsseldorf ist ein jüngerer Componist als Onslow, er hat es auch noch nicht bis zum op. 20 gebracht; aber man kann die Besorgniß hegen, daß er bald sich selbst verlieren wird. Seine jetzt im vierhändigen Klavierauszuge erschienene Sinfonie ist ein ganz gutes Stück Musik, aber Mendelssohnsche. Ich mag gar nicht davon sprechen, daß sie kein von einer pathetischen Idee getragenes, charakteristisches Ganzes ist, wie man wohl in jetziger Zeit von einer Sinfonie verlangen kann, aber daß Einer gar Mendelssohn's kalte, wenn auch von Schönheiten volle A-moll Sinfonie, die ich an einem andern Orte schon als eine Anstrengung des Talents bezeichnet habe, sich zum Muster einer treuen Copie nimmt, das verdient strenge Rüge und zeigt, daß Rietz zwar ein guter, aber kein selbstständiger, gar poetischer Musiker ist. Rietz's sämmtliche Werke strotzen von Mendelssohn'scher Manier, und das wird denn doch endlich zuletzt unerträglich. Schon an andern Orten habe ich angedeutet, daß die meisten jungen Componisten jetziger Zeit dem Mendelssohn'schen Geiste huldigen. Das Glück und die glatte Schreibweise dieses Meisters haben beide daran ihren Theil, abgesehen davon, daß die Mendelssohn'sche Verstandesmanier in der Composition, welche auch erfindungsarmen Köpfen die Tonsetzkunst zugänglich macht, in unserer Zeit, wo die Anleitungen des Herzens so viel seltener sind als die des Verstandes, beliebt werden mußte. Es ist so leicht, nach einem Schema zu erfinden! — Allerdings hat der unbeschränkte Enthusiasmus für Mendelssohn abgenommen. Man fängt an, ihn nicht mehr zu den Genien, sondern zu den Talenten zu stellen, und wenn auch Mendelssohn, wegen viel höherer musikalischer Bedeutung, nicht sobald Friedrich Schneider's Zurücksetzung treffen wird, wogegen dem Lebenden noch andere als künstlerische Mittel zu Gebote stehen, so liegt doch der Gedanke nah, daß er sich und seine Manier überleben könnte.

Zu Denen, welche Mendelssohn's Manier zur ihrigen gemacht haben, gehören auch Horsley, dessen Klaviertrio — op. 7. Hamburg, Cranz — sehr schwach, ja manchmal trivial, und Ferd. Hiller, der ein Paar Impromptus für Piano herausgegeben hat. Die übrigen Instrumentalnovitäten verschweigt man am besten.

Von den Vocalcomponisten fällt zuerst ein gar selten gewordener Name in die Augen — Rossini! Drei religiöse Chöre: „Glaube, Hoffnung, Liebe" für drei weibliche Stimmen — Mainz, Schott — liegen vor. Von Religiösem ist freilich nichts darin zu bemerken, desto mehr von Weltlichem; sie sind

— Sie wissen, Sie fühlen, daß ich wahr spreche, — rief dieser.

— Nun gut, ja, — rief Djalma mit leuchtendem Blicke und tiefen Athemzügen, indem er, so zu sagen, sprungweise in wilden Bewegungen im Saale umherging. — Ich weiß nicht, ob ich bei Verstande oder trunken bin, aber mir scheint, als sprächest Du wahr; ... ja, ich fühle es, man wird mich mit Wahnsinn, mit Wuth lieben, weil ich mit Wahnsinn, mit Wuth lieben werde; man wird vor Vergnügen und Schreck beben, weil ich selbst, wenn ich nur daran denke, vor Glück und Furcht außer mir bin. Du hast Recht, Sklave, solche Liebe wird etwas Trunkenmachendes, etwas Furchtbares sein.

Als Djalma diese Worte aussprach, war sein ganzes Wesen von ungestümer Sinnlichkeit verklärt. Welche schöne und seltene Erscheinung war dieser Mann, der rein und enthaltsam bis zu dem Alter gekommen war, in welchem sich der bewunderungswürdige Trieb der Liebe, den Gott in sein Geschöpf gelegt hat, entwickeln soll, ein Trieb, welcher unterdrückt, verdorben oder irregeleitet, die Vernunft stören oder sich zu zügellosen Ausschweifungen, furchtbaren Verbrechen verirren kann, der aber auf eine große und edle Leidenschaft hingeleitet, gerade durch seine Heftigkeit den Mann durch Hingebung und Zärtlichkeit bis zu den Grenzen des Ideals erheben kann und muß.

— O, dieses Weib, dieses Weib ... vor der ich zittern werde und die vor mir zittern wird, wo ist sie denn? — rief Djalma mit verdoppelter Trunkenheit. — Werde ich sie jemals finden?

— Eine, das ist viel, gnädiger Herr, — versetzte Faringhea mit seiner höhnischen Kälte: — wer ein Weib sucht, findet es selten in diesem Lande, wer aber Weiber sucht, kommt in Verlegenheit der Auswahl.

.....

.....

In dem Augenblicke, wo der Mestize Djalma diese freche Antwort gab, konnte man an der kleinen Gartenthür dieses Hauses, welche auf ein ödes Gäßchen hinausging, ein Coupé von großer Eleganz halten sehen. Der Kasten desselben war blau, das Gestell weiß und gleichfalls blau verziert; dieser Wagen hatte ein bewundernswerthes Gespann von zwei schönen Vollblutpferden von goldbrauner Farbe mit schwarzen Mähnen. Die Beschläge des Geschirrs, sowie die Knöpfe auf der Livrée der Bedienten, die Hellblau mit weißen Kragen hatten, waren von Silber; auf der Bockdecke, die blau mit weiß besetzt war, sowie auf den Wagenthüren, sah man rautenförmige Wappen ohne Helm und Krone, wie das bei jungen Mädchen gebräuchlich ist.

In diesem Wagen befanden sich zwei Frauenzimmer, Fräulein von Cardoville und Florine.

Sechstes Kapitel.

Das Erwachen.

Um die Ankunft des Fräulein von Cardoville an der Gartenthür des vom Prinzen Djalma bewohnten Hauses zu erklären, müssen wir einen Blick nach rückwärts auf die Ereignisse thun.

Als Fräulein von Cardoville das Haus des Doctor Baleinier verlassen, hatte sie ihren Palast in der Rue d'Anjou bezogen. Während der letzten Monate ihres Aufenthalts bei ihrer Tante hatte Adrienne insgeheim diese schöne Wohnung wiederherstellen und ausschmücken lassen, deren Reichthum und Anmuth noch durch alle Wunder des Gartenhauses im Hôtel Saint-Dizier vermehrt wurde.

Die Welt fand es sehr außerordentlich, daß ein junges Mädchen von dem Alter und dem Stande des Fräulein von Cardoville den Entschluß gefaßt habe, vollkommen allein, frei zu leben und ihr Haus zu halten ganz wie ein volljähriger, unverheiratheter Mann, eine junge Wittwe oder wie ein freigelassener Unmündiger.

Die Welt that so, als wüßte sie nicht, daß Fräulein von Cardoville besaß, was nicht alle volljährigen und zweimal volljährigen Männer besitzen: einen festen Charakter, einen hohen Geist, ein edles Herz, einen sehr offenen und geraden Sinn.

Da sie der Ansicht war, daß es zur untergeordneten Leitung und inneren Ueberwachung ihres Hauses treuer Personen bedürfe, hatte Adrienne dem Verwalter des Gutes Cardoville geschrieben, er möge mit seiner Frau sofort nach Paris kommen; Herr Dupont sollte auf diese Weise das Amt eines Haushofmeisters versehen und Madame Dupont das einer Wirthschafterin; ein alter Freund des Vaters von Fräulein von Cardoville, der Graf Montbron, ein äußerst geistreicher, alter Mann, der einst sehr in der Mode, aber stets ein großer Kenner aller Arten von feiner Schicklichkeit gewesen war, hatte Adrienne gerathen, nach Art der Prinzessinnen zu verfahren und einen Stallmeister zu nehmen: er wies ihr zur Uebernahme dieses Amtes einen sehr gut erzogenen Mann von mehr als reifem Alter nach, der, nachdem er als großer Pferdeliebhaber in England in Newmarket und bei Tattersall — berühmter Händler und Mäkler mit Pferden und Meuten in London — sein Vermögen vergeudet hatte, wie das häufig bei den Gentlemen dieses Landes vorkommt, genöthigt worden war, die Post vom Bocke herab zu fahren, indem er bei diesem Amte seinen Geschmack an Pferden befriedigen und auf ehrenwerthe Weise sein Brod verdienen konnte. Von der Art war Herr von Bonneville, der Schüzling des Grafen Montbron. Vermöge seines Alters und seiner guten Lebensgewohnheiten konnte dieser Stallmeister Fräulein von Cardoville zu Pferde begleiten und besser als irgend Jemand den Pferdestall und die Haltung der Wagen beaufsichtigen. Er nahm also diese Anstellung voll Dankbarkeit an und zufolge seiner umsichtigen Sorgfalt konnten die Gespanne des Fräulein von Cardoville mit Allem wetteifern, was es in Paris Schönstes dieser Art gab.

Fräulein von Cardoville hatte ihre Kammermädchen Georgette, Hebe und Florine wieder angenommen.

Die Letztere hatte erst bei der Prinzessin von Saint-Dizier in Dienst treten sollen, um bei dieser ihre Rolle als Aufpasserin für die Oberin des Stiftes Saint-Marie fortzusetzen; aber in Folge der neuen Richtung, welche Robin der Renneport'schen Angelegenheit gegeben, wurde entschieden, daß Florine, wenn es möglich wäre, ihren Dienst bei Fräulein von Cardoville wieder antreten solle. Diese vertraute Stellung setzte dieses unglückliche Geschöpf in den Stand, den Leuten, welche die Fäden ihres Geschicks in Händen hielten, wichtige und heimliche Dienste zu leisten und zwang sie zu einem nichtswürdigen Verrath.

Unglücklicherweise hatte Alles diese ganzen Ränke begünstigt.

Wie wir wissen, hatte Florine wenige Tage nachdem Fräulein von Cardoville in das Haus des Doctor Baleinier eingesperrt worden war, bei einer Unterredung mit der Maneur einer Regung der Reue nachgegeben und der Arbeiterin einen Rath ertheilt, welcher den Angelegenheiten Adrienne's sehr nützlich war, indem sie ihr sagte, sie solle Agricol nicht die Papiere, welche er in dem Versteck des Gartenhauses gefunden, an Frau von Saint-Dizier abgeben lassen, sondern sie nur Fräulein von Cardoville selbst anvertrauen.

Da die Letztere später diesen Umstand von der Maneur erfuhr, verdoppelte sich ihr Vertrauen und ihre Zuneigung zu Florine; sie nahm dieselbe voller Dankbarkeit wieder in ihren Dienst und übergab ihr einen ganz vertrauten Auftrag, nämlich die Aufsicht über die Einrichtung des zu Djalma's Wohnung gemietheten Hauses.

Was die Maneur anbetrifft, so gab sie den Bitten des Fräulein von Cardoville nach, da sie einsah, sie könne Dagobert's Frau, von der wir später noch sprechen werden, nicht mehr nützlich sein, und wohnte fortan im Hôtel der Rue d'Anjou bei Adriennen, welche mit jener seltenen Umsicht des Herzens, die ihr eigenthümlich war, der jungen Arbeiterin, die ihr zugleich als Schreiber diente, das Geschäft der Wohlthaten und Almosen übergeben hatte.

Fräulein von Cardoville hatte erst daran gedacht, die Maneux ganz einfach unter dem Titel einer Freundin bei sich zu behalten und auf diese Weise in ihr die Rechtschaffenheit bei der Arbeit, die Entsagung im Schmerze, die Würde bei der Armuth zu ehren und zu verherrlichen; aber sie kannte die natürliche Würde des jungen Mädchens und fürchtete mit Recht, daß die Maneux, mit welcher zarten Umsicht auch diese ganz geschwisterliche Gastlichkeit ihr dargestellt werden würde, darin doch nur ein verdecktes Almosen sehen könnte. Adrienne zog es daher vor, ihr eine ganz vertraute Anstellung zu geben und sie dabei durchaus als Freundin zu behandeln. Auf diese Art wurde die gerechte Empfindlichkeit des jungen Mädchens geschont, da sie ihren Lebensunterhalt verdiente, indem sie ein Amt versah, welches ihren mildherzigen Neigungen entsprach.

In der That konnte die Maneux mehr als Jemand anderen frommen Beruf annehmen, welchen Adrienne ihr gab; ihre betrübende Erfahrung in Allem, was Unglück heißt, die Güte ihrer engelgleichen Seele, die Erhabenheit ihres Geistes, ihre seltene Thätigkeit, ihr Scharfblick in Bezug auf die schmerzlichen Geheimnisse des Mißgeschicks, ihre vollkommene Kenntniß der armen und arbeitsamen Menschenclasse ließ zur Genüge vermuthen, wie verständig das vortreffliche Geschöpf den edlen Absichten des Fräulein von Cardoville entsprechen würde.

.....

Sprechen wir jetzt von den verschiedenen Ereignissen, welche an jenem Tage vorhergegangen waren, ehe Fräulein von Cardoville bei der Gartenthür des Hauses der Rue Blanche vorfuhr.

Gegen zehn Uhr Morgens ließen die dicht verschlossenen Fensterläden von Adrienne's Schlafzimmer keinen Strahl des Tageslichts in das Gemach dringen, welches dies von einer an drei langen silbernen Ketten von der Decke herabhängenden Lampe von orientalischem Alabaster erleuchtet war.

Dieses demartig sich wölbende Gemach hatte die Form eines achteckigen Zeltes; von der Kuppel bis zum Boden war es mit weißer Seide tapezirt, über welche lange Behänge von weißem Mousselin hingen, die wieder reichlich mit Goldfäden durchzogen und an den Wänden durch mit breiten elfenbeinernen Haltern befestigte Knöpfe zurückgehalten wurden

Zwei gleichfalls elfenbeinerne, vortrefflich mit Perlmutter ausgelegte Thüren führte die eine in das Badezimmer, die andere in das Ankleidezimmer, eine Art Tempel für die Huldigung der Schönheit, der gerade so ausgestattet war wie im Gartenhaus des Hôtel Saint-Dizier.

Zwei andere Wände dieses achteckigen Gemaches wurden von Fenstern eingenommen, die ganz mit Vorhängen bedeckt waren; dem Bette gegenüber sah man einen Kamin von pentelischem Marmor, wahrem krystallisirten Schnee, aus welchem zwei köstliche Cariatyden und ein Fries gemeißelt war, der Vögel und Blumen vorstellte; über diesen Fries und mit äußerster Zartheit aus dem Marmor durchbrochen gearbeitet befand sich ein ovaler Kord von anmuthigen Umrissen, der die Stelle der Kamintafel vertrat und mit einer Menge rother Camellen bedeckt war; ihre Blätter von glänzendem Grün, ihre Blumen von leichtgeröthetter Färbung waren die einzigen Farben, welche in dem harmonischen Weiß dieses jungfräulichen Aufenthalts auffielen.

Endlich bemerkte man hinter Wellen weißen Mousselins, die wie leichte Wolken von der Wölbung herabflogen, das sehr niedrige Bett mit elfenbeinernen Füßen und reicher Bildhauerverzierung, das auf dem Hermelinteppich stand, der den Fußboden bedeckte. Mit Ausnahme eines Gestells, das gleichfalls von köstlichem Elfenbein mit Perlmutter eingelegt war, hatte das Bett überall eine Fütterung von weißem, mattirtem Atlaß und durch und durch gestepot wie ein ungeheures Riechkissen.

Die Betttücher von Battist mit valenciener Spitzen besetzt waren etwas in Unordnung und ließen die Ecke einer mit weißem Taffet bezogenen Matratze und ein Stück von einer leichten Moiredecke sehen, denn es herrschte in diesem Zimmer

---

eigentlich unbedeutend. Aus welcher Zeit sie herstammen, ist ungewiß. Ich habe mir erzählen lassen, Rossini sei mißmuthig und neidisch auf Auber und Meyerbeer. Sollte dieser Verdruß so weit gehen, daß er den reichen Mann noch bewegt, die Feder in die Hand zu nehmen? — Wozu noch arbeiten, wenn man so viel hat, so viel die Eitelkeiten der Welt gekostet hat? Notenschreiben macht Mühe.

Truhn hat wieder eine hübsche Anzahl Werkchen herausgegeben. Er weiß seine kleinen Gesangscompositionen recht geschickt zu machen, noch geschickter aber ist er in seinen Dedicationen. Gade, Ronge, Carl Beck, die Lind, die Gräfin Rossi gehören zu den Neuesten, die er damit bedacht hat. Es ist ein Unglück, wenn ein Musiker so viel Complimente schneiden muß.

Der königlich preußische Kapellmeister Taubert hat, um dem am berliner Hofe herrschenden Geschmack am Alterthümlichen zu schmeicheln, drei Oden des Horaz in Musik gesetzt, die, abgesehen von der Unnatur der Sache an sich, auch Unkenntniß der Sprache zeigen.

Die größte Leistung hat Lindpaintner mit seiner Oper: „Die sicilianische Vesper" auf dem Gewissen. Sind da nicht ganz besondere Umstände vorhanden, so könnte die Herausgabe dieser Oper als ein Märtyrerthum der Verlagshandlung Schott erscheinen.

Von den Büchern über Musik erwähne ich Berlioz's großes Werk über Instrumentirung — französisch und deutsch — das beste seiner Art, welches eben so den gewandten Schriftsteller wie den feinen Kenner zeigt. Berlioz ist einer der sehr wenigen Musikgeister der Gegenwart, für welche ich, als wahrhaft bedeutende Erscheinungen, Theilnahme fühle. Als erster französischer Instrumentalcomponist nimmt er selbst in Paris lange noch nicht die Stellung ein, welche ihm zukäme, und giebt auch für uns Deutsche Beachtens- und Beherzigenswerthes. Leider ist die Ausstattung des Werkes — Schlesinger — keine würdige.

Trage ich nun noch nach, daß die Handlung Peters in Leipzig ein Orgelconcert von Friedemann Bach, dem Sohne Sebastian's, veröffentlicht hat, das eben weiter keinen als antiquarischen Werth hat, so bin ich mit dem Hauptheil meines Berichts fertig. Dies führt mich auf eine Musterung der bedeutendsten Musikalien-Verlagshandlungen Deutschlands.

Im Wesentlichen bestimmt die Lage des Orts ihren Charakter. So wird man die kunstwichtigsten Productionen bei den leipziger Geschäften zu suchen haben, vor allen bei der Handlung Breitkopf und Härtel, die durch Mozart's Werke groß gesäugt, auf seltene Weise Modernes und Classisches zu verbinden weiß, und wie sie auf einer Seite nach Auber's und Meyerbeer's Opern greift, auf der andern selbst vor der Partiturausgabe der Schumann'schen Peri nicht zurückscheut. — Die Peters'sche Handlung besitzt viele alte, werthvolle Werke; von ihren neuen Publicationen weiß ich nichts besonders Rühmliches zu sagen. Es sind — abgesehen von der verdienstvollen Gesammtausgabe der Bach'schen Werke — meist populäre, aber werthlose Sachen von Reißiger, Kallimoda, Jansa u. s. w., mit denen sich ohne Zweifel gute Geschäfte machen lassen. Hoffmeister wirft seit Jahren seine Netze vorzüglich nach Modernem aus, und Kistner weiß sich in nobler Stellung zu behaupten. Neben Breitkopf und Härtel stellen sich als größte Verlagshandlungen Schott in Mainz und Haslinger in Wien. Erstere, an der Grenze Frankreichs gelegen, veröffentlicht demzufolge hauptsächlich französische Modeartikel, die dem schmählichsten Dilettantismus fröhnen und zur Geschmacksverderbniß am meisten beitragen, was bei den großen Mitteln dieses Geschäfts um so bedauernswerther ist. Die Firma Haslinger kann sich freilich von dem wiener Geschmacke nicht losesagen, und was sie veröffentlicht, ath-

Digitized by Google

eine gleiche und laue Temperatur wie die eines schönen Frühlingstages.

Zufolge desselben Gefühles, welches sie veranlaßt hatte, auf ein Meisterstück der Goldarbeiterkunst den Namen des Verfertigers an die Stelle des Namens des Verkäufers zu setzen, hatte sie gewollt, daß alle diese Gegenstände von so ausgesuchter Pracht von Handwerkern gemacht werden sollten, die aus den unterrichtetsten, arbeitsamsten und rechtschaffensten ausgewählt wären und ihnen die ersten Stoffe liefern lassen; auf diese Weise konnte man dem Preise für ihrer Hände Arbeit noch dasjenige hinzufügen, was außerdem die Zwischenpersonen, welche mit ihrer Arbeit wuchern, verdient haben würden; diese beträchtliche Lohnerhöhung hatte unter hundert bedrängten Familien ein gewisses Glück und Wohlbefinden verbreitet, welche so, die Freigebigkeit Adrienne's segnend, ihr, wie sie sagte, das Recht gaben, den Genuß ihres Reichthums als eine gute und gerechte Handlung zu betrachten.

Nichts war also frischer, reizender zu sehen, als das Innere dieses Schlafzimmers.

Fräulein von Cardoville war eben aufgewacht; sie ruhte von weichen Wellen Mousseline, Batist und weißer Seide umgeben in einer Haltung voller Anmuth und Nachlässigkeit; niemals bedeckte sie während der Nacht ihre bewunderungswürdigen goldenen Haare, — wie die Griechen sagen, das sicherste Mittel, sie lange in ihrer ganzen Pracht zu erhalten, — am Abende brachten ihre Kammerfrauen die langen Locken ihres seidenen Haares in mehre breite Flechten, die sie breit und dicht so tief hinablegten, daß sie fast ganz das kleine Ohr verbargen, von dem man nur noch das rothe Läppchen sah, woraus diese Flechten sich kaum mit dem hinter dem Kopfe zusammengewundenen Hinterhaar verbanden.

Dieser der griechischen Antike entlehnte Haarputz kleidete die so reinen und fein geschnittenen Züge des Fräulein von Cardoville zum Entzücken und schien sie dermaßen zu verjüngen, daß man sie für kaum funfzehn Jahre gehalten hätte; so glatt an den Schläfen hinlaufend und sie einfassend verlor ihr Haar seine helle, glänzende Färbung und wäre ohne den goldenen Wiederschein, welcher hier und da auf den Erhöhungen der Flechten hinlief, fast braun erschienen.

In jene morgendliche Betäubung versunken, deren weiche Unbestimmtheit süßen Träumereien so günstig ist, hatte Adrienne auf ihrem Kopfkissen sich mit etwas geneigtem Kopfe aufgestützt, wodurch die idealen Umrisse ihrer bloßen Schultern und des Nackens nur noch gehoben wurden; ihre lächelnden,

frischen, rosigen Lippen waren wie ihre Wangen so kühl, als ob sie sie eben in eisigem Wasser gebadet; ihre weißen Augenlider verschleierten ihre großen braunen, sammetweichen Augen zur Hälfte, die bald schmachtend hinaussahen in's Leere, bald wohlgefällig auf den rothen Blüthen und grünen Blättern der Guirlanden in dem Korbe auf dem Kamine ruhten.

Wer könnte die unaussprechliche Seelenheiterkeit von Adrienne's Erwachen schildern! ... Das Erwachen einer so schönen, so züchtigen Seele in einem so keuschen und schönen Körper! Das Erwachen eines Herzens, das so rein war als der frische, duftige Athem, der ihren jungfräulichen Busen sanft hob... jungfräulich und weiß wie unberührter Schnee.

Welcher Glaube, welche Regel, welches Wort, welches religiöse Sinnbild kann jemals, o väterlicher, göttlicher Schöpfer, einen bewundernswertheren Begriff von Deiner harmonischen, unaussprechlichen Macht geben, als eine jugendliche Jungfrau, welche so im ganzen Aufblühen ihrer Schönheit, in der ganzen Anmuth der Züchtigkeit, mit welcher Du sie begabt, aufwacht und in ihrer träumerischen Unschuld das Geheimniß jener göttlichen Sehnsucht der Liebe sucht, die Du in sie gelegt hast wie in alle Deine Geschöpfe, o Du, der Du Nichts bist als ewige Liebe, unendliche Güte!

Die verwirrten Gedanken, welche seit ihrem Erwachen Adriennen angenehm aufzuregen schienen, nahmen sie immer mehr und mehr in Anspruch, ihr Kopf neigte sich auf die Brust, ihr schöner Arm sank auf ihr Lager zurück und darauf nahmen ihre Züge ohne gerade traurig zu werden, doch einen rührend schwermüthigen Ausdruck an.

Ihr lebhaftester Wunsch war erfüllt, sie war jetzt im Begriff, unabhängig und allein zu leben; aber diese liebreiche, zarte, empfängliche und wunderbar vollkommene Natur empfand es wohl, daß Gott sie nicht mit seinen seltensten Schätzen überhäuft habe, um dieselben in einer kalten und egoistischen Einsamkeit zu verscharren; sie fühlte, wieviel Großes und Schönes die Liebe ihr selbst und Demjenigen, der sich ihrer werth zeigen würde, eingeben könne.

Dem Muthe und dem Adel ihres Charakters vertrauend, stolz auf das Beispiel, welches sie den andern Frauen geben wollte, und wohl wissend, daß aller Augen voller Neid auf sie gerichtet sein würden, war sie, so zu sagen, ihrer selbst nur zu gewiß weit entfernt von der Furcht vor einer schlechten Wahl, fürchtete sie vielmehr, daß sie Nichts finden werde, worunter sie wählen könne, so sehr war ihr Geschmack geläutert; und hätte sie selbst auch ihr Ideal getroffen, so waren ihre Ansichten doch zugleich so sonderbar und nichtsdestoweniger so richtig, so außerordentlich und dennoch so vernünftig in Betreff der Unabhängigkeit und Würde, welche das Weib ihrer Meinung nach dem Manne gegenüber bewahren müsse, daß sie durchaus entschlossen war, in dieser Beziehung keine Zugeständnisse zu machen und sie fragte sich, ob der Mann ihrer Wahl jemals die bisher unerhörten Bedingungen annehmen werde, welche sie ihm vorschreiben würde.

Sie ließ an ihrer Erinnerung die möglichen Freier vorüberziehen, welche sie bis dahin im Weltumgange gesehen hatte; ihr fiel dabei die leider nur zu wahrhafte Schilderung ein, welche Rodin mit spöttischer Laune ihr von den Heirathswerbern gemacht hatte. Sie erinnerte sich auch nicht ohne einen gewissen Stolz, wie dieser Mann sie ermuthigt hatte, nicht, indem er ihr schmeichelte, sondern, indem er sie aufforderte, ihren wahrhaft großen, edlen und schönen Plan weiter auszuführen.

Ihre sich drängenden Gedanken brachten sie bald auf Djalma.

Während sie sich Glück wünschte, gegen diesen Verwandten aus königlichem Blute die Pflichten der Gastlichkeit zu erfüllen, war das junge Mädchen doch weit entfernt, den Prinzen zum Helden ihrer Zukunft zu machen.

Erstens sagte sie sich, und nicht mit Unrecht, daß dieses halbwilde Kind mit, wenn auch nicht unzähmbaren, doch wenigstens unbezähmten Leidenschaften, plötzlich mitten in eine überfeinerte Civilisation versetzt, unvermeidlich gewaltigen Prüfungen und wichtigen Umwandlungen unterworfen sein würde. Da nun Fräulein von Cardoville in ihrem Charakter durchaus nichts Männliches, nichts Herrschsüchtiges hatte, so lag ihr durchaus nichts daran, diesen jungen Wilden zu civilisiren. Trotz der Theilnahme oder vielmehr gerade eben dieser Theilnahme wegen, welche ihr der junge Indier einflößte, hatte sie sich fest entschlossen, sich ihm unter zwei bis drei Monaten nicht zu erkennen zu geben, und nahm sich vor, wenn Djalma durch Zufall etwa erführe, daß sie seine Verwandte sei, ihn nicht zu empfangen. Sie wünschte also, wenn auch nicht ihn zu prüfen, ihm doch mindestens freien Willen und Freiheit genug zum Handeln zu lassen, damit er die ersten Schlacken seiner guten oder schlechten Leidenschaften auswerfen könne. Indessen wollte sie ihn nicht ohne Schutz den Gefahren des pariser Lebens aussetzen und hatte im Vertrauen den Grafen von Montbron gebeten, den Prinzen Djalma in die beste Gesellschaft von Paris einzuführen und ihm mit seiner langen Erfahrung durch Rath und That beizustehen.

Herr von Montbron hatte die Bitte des Fräulein von Cardoville mit dem höchsten Vergnügen angenommen und machte sich, wie er sagte, eine Freude daraus, seinen jungen, königlichen Tiger in die Salons hineinzulassen und ihn mit der Blume der Modekönigunnen und der Stutzer von Paris sich messen zu lassen, indem er dabei zugleich versicherte, er wolle auf seinen wilden Mündel Alles, was man nur wolle, wetten und halten.

— Was mich anbetrifft, mein lieber Graf, — hatte sie mit ihrer gewöhnlichen Offenheit zu Herrn von Montbron gesagt, — so ist mein Entschluß unerschütterlich. Sie selbst haben mir gesagt, welches Aufsehen das Erscheinen des Prinzen Djalma in der Welt machen wird, ein Indier von neunzehn Jahren, von überraschender Schönheit, stolz und wild wie ein junger Löwe, der aus einem Walde kommt; das ist neu, das ist außerordentlich, haben Sie hinzugefügt: deshalb wird die bildende Gefallsucht ihn auch mit einer Hingebung verfolgen, die mich feinetwegen erschreckt; es kann mir also, ernsthaft gesprochen, mein lieber Graf, nicht anstehen, mir den Schein zu geben, als wollte ich mit so vielen schönen Damen, die unerschrocken sich den Klauen Ihres jungen Tigers aussetzen werden, wetteifern. Ich nehme sehr an ihm Theil, weil er mein Verwandter, weil er schön, weil er tapfer ist, aber vor allen Dingen, weil er nicht noch unserer abscheulichen europäischen Mode sich kleidet. Gewiß sind das seltene Eigenschaften, aber bis jetzt genügen sie noch nicht, um meine Ansichten zu ändern. Uebrigens hat der gute, alte Philosoph, mein werter Freund, in Bezug auf unsern Indier mir einen Rath gegeben, den Sie gebilligt haben, obschon Sie kein Philosoph sind, mein lieber Graf, nämlich: ich soll einige Zeit hindurch bei mir Besuche annehmen, aber selbst zu Niemandem hingehen: was mir erstens ganz gewiß den Uebelstand ersparen wird, mit meinem königlichen Verwandten zusammenzutreffen und mir dann auch erlauben wird, eine strenge Auswahl selbst unter meiner gewöhnlichen Gesellschaft zu treffen. Da mein Haus vortrefflich, meine Stellung höchst ursprünglich sein, und man alle Arten boshafter Geheimnisse bei mir zu erlauschen hoffen wird, kann es mir an neugierigen Herren und Frauen nimmer fehlen, was mir viel Vergnügen machen soll, wie ich Sie versichere.

Und da Herr von Montbron sie fragte, ob die Verbannung des armen jungen, indischen Tigers lange dauern würde, hatte Adrienne ihm geantwortet:

— Da ich so ziemlich alle Personen der Gesellschaft, in welche Sie ihn eingeführt haben werden, bei mir sehe, werde ich es dann sehr belohnend finden, auf diese Weise über ihn verschiedene Urtheile zu hören. Wenn gewisse Männer viel Gutes, gewisse Weiber viel Böses von ihm sagen, dann werde ich gute Hoffnung haben... mit einem Worte, die Meinung, welche sich bei mir feststellen wird, indem ich, verlassen Sie sich dabei auf meine Umsicht, so das Wahre aus dem Falschen herauserkenne, wird, wie Sie es nennen, die Verbannung meines königlichen Vetters verkürzen oder verlängern.

Das waren noch an demselben Tage, wo sie sich mit Florine nach dem vom Prinzen bewohnten Hause begab, Fräulein von Cardeville's ganz bestimmte Ansichten in Bezug auf Djalma; mit einem Worte, sie war durchaus entschlossen, sich ihm erst nach einigen Monaten zu erkennen zu geben.

.....

Nachdem Adrienne so an jenem Morgen lange Zeit an die Aussichten gedacht hatte, welche die Zukunft den Bedürfnissen ihres Herzens würde bieten können, versank sie auf's Neue in eine tiefe Träumerei.

---

met diesen. Diabelli ebendort ist immer noch höchst fleißig, und Simrock in Bonn und Schlesinger in Berlin fügen ihren alten Schätzen von Zeit zu Zeit neue einträgliche hinzu. Die Handlung Schubert u. Comp. gehört zu den neuern. Sie wird sehr industriös betrieben. Ueber den Geist des Musikalienhandels im Allgemeinen habe ich schon in meinem ersten Artikel einige Bemerkungen gemacht, die hinreichen, ihn zu zeichnen.

Von nicht gerufnen Werken, die mir neulich vorgekommen und deren Aufführung im leipziger Musiker-Verein stattfand, nenne ich nur eins, weil es das beste Manuscript ist, das ich seit Jahren gesehen. Es ist ein Streichquartett von dem jungen, als Klavierspieler nicht mehr unbekannten Reinecke aus Altona, der sich seit längerer Zeit in Leipzig aufhält. Es weht darin derselbe nordische Geist wie in Gade's Compositionen, nur combinirter. Ich wünschte das Werk gedruckt — es würde Interesse erregen — und dem Componisten glücklichsten Gedankenreichthum und Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit. Ueber seine Zukunft läßt sich freilich nach einem Werke nichts sagen.

Von den Leistungen der farblosen musikalischen Journalistik, welche meist außer aller Verbindung mit den Bewegungen der Zeit steht, mag ich nicht sprechen. Unsere musikalischen Zeitungen schlafen recht gut. Freilich, rede in der musikalischen Kritik Wahrheit, und Verleger, Componisten, Spieler erheben sich wie ein Mann gegen Dich. Kein Wunder daher, wenn dieses Märtyrerthum so wenig Anlockendes hat. —

Sonst ist in der musikalischen Welt nichts Erhebliches vorgefallen; nicht einmal ein Klavierspieler wurde Hofrath.

Leipzig im März.

Herrmann Hirschbach.

Holzschnitte zu Zeitfragen.*)

2. Dramatiker.

Es giebt für mich ein seltsam Spiel — eine Meermuschel gehört zu meinem Hausgeräthe; diese an das Ohr halten und dem Meeresrauschen, dem Urbild der Schöpfung, das in dieses Gehäuse zauberreich gebannt ist, zu lauschen, gewährt mir ein unaussprechliches Vergnügen. Das Schauspielhaus ist eine solche Muschel; die hochgehenden Wogen des Schmerzes, der Lieb' und Lust und wiederregter Leidenschaft fallen im Sturmschlag der Worte an das Ohr, das Echo des Lebens, der Welt fordert sein Recht, und trägt den Geist auf den Flügeln der Poesie an das Meer, wo lustige Gondeln unter Liederklängen hinziehn und stolze Schiffe mit dem Angstschrei der Verzweiflung untergehn. Die Bretter bedeuten die Welt, und die Muschel träumt das Wogenlied des Meers fort.

Ein Wort von der Bühne gesprochen, wirkt auf Massen, ist nachhaltig, man trägt es im Herzen, hinaus auf den Markt, in das Schlafgemach, in den Träumen finsterer Nächte taucht es als Bild auf, — ein Blitzstrahl erhellt es ein weithingegossenes Dunkel und zündet eine Eiche als Fackel an.

Hat Dein Dolch die gesetzliche Länge? kommt mit Deinem Gift die Heldin nicht um den wohlgestellten, auf Effect berechneten Menuetschritt? — — Du schweigst — was drängst Du Dich denn als Sprecher zur Bühne? — Geh, Dein Dolch ist zu scharf und trifft in's tiefinnerste Leben, Dein Gift ist zu stark; — schleif Deinen Hohn ab, und menge in Deine Verzweiflungs-Thränenmasse. — Er aber giebt Euch für Drahtpuppen, die mit buntem Kombrionstoffe behangen, Helden als Ersatz, für sentimentalen Jammer die Liebe, für lang-

*) Siehe Nr. 39.

Dieses reizende Geschöpf voller Leben, Jugendkraft und Blüthe stieß einen leisen Seufzer aus, breitete ihre beiden schönen Arme über ihrem in der Seitenansicht auf den Kissen liegenden Kopf zusammen und blieb einige Augenblicke wie niedergeschlagen, wie vernichtet... So unter den weißen Geweben, welche sie einhüllten, unbeweglich dalliegend glich sie einem bewundernswerthen Bilde von Marmor, dessen Formen unter einer leichten Lage von Schnee noch hervortraten.

Plötzlich richtete sich Adrienne schnell von ihrem Lager auf, fuhr mit der Hand über ihre Stirn und klingelte ihren Kammerfrauen.

Beim ersten Silberklange der Glocke öffneten sich die beiden Thüren von Elfenbein.

Georgette erschien auf der Schwelle des Ankleidezimmers, aus welchem Lutine, die kleine, schwarze und feuerfarbene Hündin, mit ihrem goldenen Halsbande vor Freude bellend hereinsprang.

Hebe erschien auf der Schwelle des Badezimmers.

In diesem Gemache, welches von oben erleuchtet wurde, sah man auf einem Teppich von grünem Cordwan mit goldenen Rosetten eine große Badewanne von Kristall in Form einer länglichen Muschel. Die drei einzigen Zugen dieses kühnen Meisterstücks von Glaswaarenarbeit verschwanden unter der zierlichen Krümmung mehrer großen Verzierungen von Silber, welche von dem breiten Sockel der Badewanne in die Höhe gingen, der gleichfalls von ausgemeißeltem Silber war und Kinder und Delphine darstellte, welche unter Zweigen von natürlichen Korallen und azurblauen Muscheln spielten. Nichts machte eine lieblichere Wirkung, als die Einfügung dieser Purpurzweige auf dem matten Hintergrunde des ausgemeißelten Silbers; der balsamische Duft, der sich von dem warmen, klaren und wohlriechenden Wasser erhob, mit welchem die Muschel von Kristall gefüllt war, verbreitete sich im Badezimmer und drang wie ein leichter Nebel in das Schlafzimmer ein.

Als Adrienne Hebe in ihrem jugendlichen Anzuge ihr auf einem ihrer bloßen und runblichen Arme ein langes Morgenkleid bringen sah, sagte sie zu ihr:

— Wo ist denn Florine, mein Kind?

— Fräulein, sie ist schon seit zwei Stunden hinuntergegangen, sie ist wegen einer sehr dringenden Sache gerufen worden.

— Und wer hat sie rufen lassen?

— Die junge Person, welche bei Ihnen die Stelle als Schreiber versieht... sie ist heute Morgen sehr zeitig ausgegangen und gleich nach ihrer Rückkunft hat sie Florine rufen lassen, welche seitdem nicht wieder gekommen ist.

— Diese Abwesenheit hat wahrscheinlich auf irgend eine wichtige Angelegenheit meines Engels von Minister der Unterstützungen und Almosen Bezug, — sagte Adrienne lächelnd, indem sie an die Mayeux dachte.

Darauf gab sie Hebe ein Zeichen, daß sie an's Bett heran kommen solle.

.....

Ungefähr zwei Stunden nach ihrem Aufstehen, als Adrienne wie gewöhnlich sich mit seltener Zierlichkeit hatte kleiden lassen, schickte sie ihre Frauen fort und verlangte nach der Mayeux, welche sie mit einer besonderen Zuvorkommenheit behandelte, indem sie dieselbe stets allein empfing.

Die junge Arbeiterin trat hastig mit bleichem, aufgeregtem Gesicht herein und sagte mit zitternder Stimme:

— O, mein Fräulein, meine Ahnungen waren gegründet, man verräth Sie...

— Von welchen Ahnungen sprechen Sie? — fragte Adrienne verwundert. — Und wer verräth mich?

— Herr Rodin, — antwortete die Mayeux.

Siebentes Kapitel.

Die Zweifel.

Indem sie die von der Mayeux gegen Herrn Rodin vorgebrachte Beschuldigung vernahm, sah Fräulein von Cardoville das junge Mädchen mit neuem Erstaunen an.

Bevor wir diesen Auftritt weiter schildern, wollen wir erst noch sagen, daß die Mayeux ihre armen alten Kleider ausgezogen hatte und mit eben so viel Einfachheit als Geschmack schwarz gekleidet war. Diese traurige Farbe schien ihr Betrachtenden auf jede menschliche Eitelkeit, die ewige Trauer ihres Herzens und die strengen Pflichten anzudeuten, welche ihre Aufopferung für jede Art von Unglück auferlegte.

Ueber diesem schwarzen Kleide trug die Mayeux einen breiten, herabgeschlagenen Kragen, der weiß und glatt war wie ihre kleine Tüllmütze mit grauen Bändern, welche ihren Scheitel von schönen, braunen Haaren sehen ließ und ihr bleiches, schwermüthiges Gesicht mit den sanften, blauen Augen einschloß. Ihre länglichen und zarten Hände, welche jetzt durch Handschuhe vor dem Frost geschützt wurden, waren nicht mehr, wie sonst, violett und marmorfarbig, sondern von fast durchsichtiger Weiße.

Die verstörten Züge der Mayeux drückten eine lebhafte Unruhe aus. Fräulein von Cardoville rief daher im Uebermaß des Erstaunens:

— Was sagen Sie?

— Herr Rodin verräth Sie.

— Er? — das ist unmöglich...

— O, mein Fräulein, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht!

— Ihre Ahnungen?

— Als ich zum ersten Male mich Herrn Rodin gegenüber befand, wurde ich, wider meinen Willen, von Furcht ergriffen, es schnürte mir die Brust zu... und ich fürchtete für Sie, mein Fräulein.

— Für mich? — sagte Adrienne. — Und warum haben Sie nicht für sich selbst gefürchtet, meine arme Freundin?

— Ich weiß nicht, mein Fräulein, aber das war mein erstes Gefühl; und diese Furcht war so unüberwindlich, daß Herr Rodin, trotz des Wohlwollens, welches er in Bezug auf mich gegen meine Schwester mir bewies, mir Angst machte.

— Das ist seltsam. Ich begreife vielleicht mehr als irgend Jemand den unwiderstehlichen Einfluß von Zuneigungen oder Abneigungen... aber in diesem Falle hier... Nun, — fuhr Adrienne fort, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht, — nun, es thut Nichts. Auf welche Weise hat sich denn heute Ihr Verdacht in Gewißheit verwandelt?

— Gestern hatte ich meiner Schwester Cephyse die Unterstützung hintragen wollen, welche Herr Rodin mir im Namen einer wohlthätigen Person für sie gegeben hatte... Ich fand Cephyse nicht bei der Freundin, welche sie aufgenommen hatte; ich bat daher die Thürhüterin des Hauses, meiner Schwester zu sagen, daß ich heute Morgen wiederkommen würde. Das habe ich auch gethan. Aber erlauben Sie mir, mein Fräulein, einige nothwendige Einzelheiten zu erwähnen.

— Sprechen Sie, sprechen Sie, meine Freundin.

— Das junge Mädchen, welches meine Schwester bei sich aufgenommen, — sagte die arme Mayeux sehr verlegen, indem sie die Augen senkte und erröthete, — führt kein... sehr regelmäßiges Leben. Eine Person, mit welcher sie mehre Vergnügungspartien gemacht, Namens Herr Dumoulin, hatte ihr den wahren Namen des Herrn Rodin gesagt, welcher in diesem Hause ein Absteigequartier besitzt und sich daselbst Herr Charlemagne nennen läßt.

— Das hat er uns schon bei Herrn Baleinier gesagt und noch vorgestern, als er auf diesen Umstand zurückkam, hat er mir erklärt, weshalb er sich aus gewissen Gründen in der Rothwendigkeit befände, jene bescheidene Wohnung in dem entfernten Stadttheile zu haben... und ich habe es nur billigen können.

— Nun gut, gestern hat Herr Rodin den Abbé von Aigrigny bei sich empfangen.

— Den Abbé von Aigrigny? — rief Fräulein von Cardoville.

— Ja, mein Fräulein, er ist zwei Stunden mit Herrn Rodin eingeschlossen gewesen.

— Mein Kind, man wird Sie getäuscht haben.

— Ich habe Folgendes erfahren, mein Fräulein: der Abbé von Aigrigny war am Morgen gekommen, um Herrn Rodin zu besuchen; da er ihn nicht fand, hatte er unten bei der Hausmannsfrau seinen auf Papier geschriebenen Namen nebst den Worten: „Ich werde in zwei Stunden wiederkommen" zurückgelassen. Das junge Mädchen, von dem ich Ihnen gesagt, hat dieses Papier gesehen. Da Alles, was Herrn Rodin anbetrifft, so geheimnißvoll scheint, so war sie so neugierig, Herrn Abbé von Aigrigny bei der Hausmannsfrau zu erwarten, um ihn kommen zu sehen. Und in der That, zwei Stunden darauf kam er wieder und traf Herrn Rodin zu Hause.

— Nein... nein, — sagte Adrienne bebend, — das ist unmöglich... es muß ein Irrthum obwalten...

— Das denke ich nicht, mein Fräulein, denn da ich wußte, wie wichtig diese Entdeckung sei, habe ich das junge Mädchen gebeten, mir eine ungefähre Schilderung von der Person des Abbé von Aigrigny zu geben.

— Nun?

— Der Abbé von Aigrigny hat, — wie sie mir sagte, — etwa ein Alter von vierzig Jahren, sein Wuchs ist groß und schlank, er ist einfach, aber mit Sorgfalt gekleidet, seine Augen sind grau, sehr groß und sehr durchdringend, seine Augenbrauen dicht, seine Haare kastanienbraun, sein Gesicht vollkommen rasirt und sein Wesen sehr entschieden.

— Allerdings... — sagte Adrienne, welche nicht glauben wollte, was sie hörte, — die Beschreibung paßt.

— Da es mir darauf ankam, so viel als möglich in's Einzelne hinein Alles zu erfahren, — versetzte die Mayeux, — so fragte ich die Thürhüterin, ob Herr Rodin und Herr von Aigrigny gegen einander erzürnt zu sein geschienen, als sie aus dem Hause gegangen; sie verneinte das; der Abbé habe blos zu Herrn Rodin, von dem er sich an der Hausthür trennte, gesagt: Morgen also... schreibe ich Ihnen... dabei bleibt's.

— Ist es denn ein Traum, mein Gott? — sagte Adrienne, indem sie mit einer Art Betäubung beide Hände über ihr Gesicht legte; — ich kann an Ihren Worten nicht zweifeln, meine arme Freundin, und dennoch hat Sie ja Herr Rodin selbst in dieses Haus geschickt, um Ihrer Schwester Unterstützung zu bringen; er würde sich also selbst dadurch der Gefahr ausgesetzt haben, daß Sie seine geheimen Zusammenkünfte mit dem Abbé erfahren könnten. Für einen Verräther wäre das sehr unklug gehandelt.

— Das ist wahr; es ist mir auch schon eingefallen... Und dennoch ist mir das Zusammentreffen dieser beiden Leute so drohend für Sie erschienen, mein Fräulein, daß ich voller Entsetzen zurückgekommen bin.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

---

athmige Reflexionen die That, für forcirte Expectoration männlichen Zorn. — All dieses wollen sie nicht, es ist wider die Bühnenetiquette, bei ihnen muß sich der Held, wenn er geraden Wegs aus der Schlacht kommt, erst Stiefel und Harnisch glänzend machen lassen, die Liebe muß ein enggeschnürtes Mieder, die Intrigue gekräuseltes Haar und Glacéhandschuhe tragen. — Bei solchen Vorwürfen und Anforderungen übermannte einen ächten dramatischen Dichter der Zorn, der seine Kraft zusammenbrach; dieser Dichter schrieb um das tägliche Brod Rollen ab; in seiner Seele grünte ein Wald, dessen Zweige unausgesprochene Geheimnisse rauschten, und er mußte das dürre Holz zusammentragen, bei dessen Feuer sich das Publicum kaum für einen Abend recht erwärmen konnte; er mußte all die butterweichen Worte abschreiben, die er im gewöhnlichsten Gespräch nicht reden wollte — ein Dramatiker schrieb Rollen ab, der die Rollen für alle deutschen Bühnen vertheilen konnte. Ihr aber habt Zuhreisen angelegt seinem Geist, der mit einem Schritt in's Parterre hinuntersteigen wollte, und darum übermannte ihn der Zorn, der seine Kraft zusammenbrach, — betteln wollte er nicht, und arbeiten konnte er nicht wie die Andern, und so ging er zu Grunde, hinterließ einen dramatischen Torso, ein riesig Brustbild, dem die Arme zum Agiren und die Füße fehlen, welche ohne Zweifel die morschen Bretter zertrümmert hätten. — Dieser Torso liegt nun da, zur Bewunderung der Edlen, sein Bildner heißt — Grabbe. Sein lebensgroßes Porträt hängt zu Düsseldorf in einer Schenke, „der Drachenfels" genannt. Hier saß er oft zusammen mit seinem Seelenfreund, dem genialen Componisten Norbert Burgmüller; schweigsam und ernst saßen sie sich gegenüber, und ihre flammenden Augen flogen wie Grubenlichter gegenseitig in den Goldschacht ihrer Brust, in der Gedanken, Tag und Nacht unermüdet pochend, ihr geheimes Handwerk trieben, — Grabbe zog einen Fidibus um den andern aus dem Becher, schrieb in Fieberhast ideenschwere Verse hin, schob sie seinem finstern Genossen zu, und steckte sie dann in die Brusttasche — und aus solchen Papierschnitzeln baute er den Riesenpalast seiner Dramen in zügelloser, phantastischer Unordnung, doch Heldenbilder standen in diesem Bau, und blickten frei und stolz nieder auf das furchtdurchschüttelte Zwerggeschlecht — er baute daraus seine Dramen: „Die hundert Tage," „Hannibal," „Friedrich Barbarossa," „Heinrich," „Don Juan und Faust," „die Hermannsschlacht" und „Aschenbrödel," durch die Shakespeare's Geist weht, poesievolle Werke, die nur der letzten Feile entbehren, die ihm Anerkennung hätte in die Hand drücken sollen. — Eines Tages saß er wieder im „Drachenfels," allein und schweigsam, das Licht war herabgebrannt — sein Norbert war heimgegangen, war in Aachen gestorben, — da ließ er diese Worte in den „Düsseldorfer Anzeiger" einrücken: „Norbert! Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest. Norbert, kommst Du nie wieder?" — Von diesem Tage an saß der edle Gast nicht mehr in der Schenke — er ging nach Detmold sterben. 1836 ist sein Todesjahr, seine Krankheit Magenschwindsucht; er war 34 Jahr alt, und hatte einmal geäußert: „Gebt mir jedes Jahr 3000 Thaler, und ich will Euch in drei Jahren einen „Faust" schreiben, daß Ihr die Pestilenz kriegt. Mein „Don Juan und Faust" sind nur eine dumme Vorarbeit." — Hier im Umrisse Leben und Kampf eines deutschen Dramatikers.

Soll ich Euch noch von Heinrich Kleist erzählen? — Ihr kennt sein Leben hinlänglich, diese erschütternde Tragödie mit der blutigen Katastrophe.

Der Poet ist ein Paria in den Augen der Menge, fingend zieht er durch die Straßen, um sein Leben zu fristen; sein Lied endigt mit dem Refrain: Herr, gieb und unser täg-

Digitized by Google

Federzeichnungen auf der Reise.

(Fortsetzung aus Nr. 39.)

Allmälig löste sich ihr Zorn, ihre Erstarrung, und Purpurröthe wechselte auf ihren Wangen mit tiefer Blässe, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie konnte sie nicht mehr zurückhalten, sie fielen hernieder auf das Antlitz des Schlummernden und weckten ihn. Er fuhr empor, und sprach zwischen den Zähnen hervor einige zornige, wilde Worte, und blickte sie finster unter zusammengezogenen Augenbrauen an. Sie ertrug diesen Blick mit kalter Ruhe, und warf etwas stolz das Haupt zurück, als wolle sie sagen: „Ich fürchte Deinen Zorn nicht, ich bin frei!" Mit einer heftigen Bewegung sprang er auf und sah sie zornflammend an. Dann schien er sich zu erinnern, daß sie nicht allein, nicht in ihrem stillen, verschwiegenen Gemach, und langsam den Mantel um seine Schultern legend, sagte er ruhig: „Il fait froid." Dann winkte er ihr gebieterisch mit der Hand und schritt ihr voran zur Cajütentreppe; sie folgte demüthig und gehorsam, nachdem sie ihren Mantel, den er zur Erde geworfen, aufgerafft. — Mir ward ganz leicht um's Herz, daß ich die Beiden nicht mehr sah, nicht mehr dies trostlose Bild der Grausamkeit und Liebe, der Härte und Ergebung vor Augen hatte, und die Liebe des Weibes, diese köstliche, demuthvolle, ergebene, Alles leidende und duldende Liebe, vor der ich sonst in aller Demuth das Haupt neige, erfüllte mich jetzt fast mit Verachtung und Schrecken. Die Liebe macht das Weib zu einer Sklavin, zu einem willenlosen Geschöpf, und wie ein Hündchen so demüthig schmiegt sich das Weib zu den Füßen ihres Herrn und wenn er sie mit dem Fuße von sich stößt, schleicht sie stehend doch wieder herbei und küßt die Hand, die nach ihr schlug. Das ist die erhabene Gemeinheit, zu der die Liebe das Weib erhöhen und erniedrigen kann, die göttlich und thierisch zugleich ist und den Mann, indem sie sich willenlos vor ihm im Staube demüthigt, zugleich zu einem grausamen, verächtlichen Tyrannen entmürdigt. — Der Mond war aufgegangen, vom Ufer her leuchteten hier und da Lichter auf, wenn wir vorüber kamen an Städten und Dörfern, die Sterne funkelten und leuchteten dort oben am Himmel und schaukelten sich hier unten auf den murmelnden Wellen des Rheins. Aber es war kalt und ein schneidender Wind pfiff über das Verdeck. Ich ging hinunter in die Cajüte, meinen Mantel zu holen. Sie war leer, nur das rätselhafte Paar war da. Er schlief und sie saß zu seinen Füßen, zitternd vor Qual und Frost. Die Ellbogen auf den Tisch vor sich gestützt, barg sie ihr Haupt in ihren Händen und zwischen den Fingern hervor quollen ihre Thränen und tropften nieder auf den Tisch, langsam und schauerlich. Es war ein jammervoller, herzzerreißender Anblick und wie ich dies junge, zitternde, schluchzende Weib neben ihrem ruhig schlummernden Begleiter sah, ersaßte mich ein tiefes, unaussprechliches Mitleid. Ich trat zu ihr, sie hob ihr verweintes, schmerzlich verzogenes Antlitz empor und sah mich wehmüthig an. Ich reichte ihr stumm die Hand, sie drückte sie wehmüthig lächelnd in der ihren und sah mich an mit einem Blick unaussprechlichen Jammers. Ich fragte sie, ob ich ihr in irgend etwas nützlich sein könne, sie schüttelte traurig ihr Haupt und sagte mit zitternder, klagender Stimme: „Non, Madame, merci!" Dann stürzten ihre Thränen wieder hervor und laut schluchzend barg sie ihr Haupt wieder in ihren Händen. „Laissez-vous!" rief er erwachend in lautem, gebieterischem Tone. Ich eilte auf's Verdeck, wo jetzt Alles wieder lebendig zu werden begann. Wir waren am Ziel unserer Fahrt, die Häuser und Thürme Mannheims schwebten wie trübe Schattenbilder am Horizont, das Dampfboot legte an und wir traten an's Ufer. Nun noch das trostlose Umhersuchen nach einem Gasthofe, keine Fiaker, keine Droschken, ermüdet, mitten in der Nacht von Gasthof zu Gasthof gewiesen zu werden und nirgend ein Unterkommen zu finden. Das gehört zu den kleinen Reisemisères, die Einem, indem man sie erduldet, als sehr groß erscheinen. Endlich wurden wir im „Russischen Hof" schlecht genug untergebracht, was wir bei unserer Abneigung für alles Russische ganz natürlich fanden.

Mannheim ist eine regelrecht gebaute, langweilige, öde Stadt, die mir erst recht langweilig ward durch die Erinnerung an Sand und Kotzebue. Ich kenne keinen langweiligeren Menschen als diesen Sand mit seiner aufgeblasenen Dürftigkeit, seiner hohlen Großsprecherei und diesem leeren Demagogenthum, das so reich an Phrasen, so arm an Thaten ist. „Aber Sand hat doch eine That gethan und zwar eine schauervolle, ungeheure," wirst Du mir einwenden. Freilich, er vollbrachte diese That, zu der er sich berufen glaubte, von der er, sich aufblähend, behauptete, daß Gott selbst sie ihm befohlen. Aber er wollte sich eigentlich durch dieselbe nur eine Wichtigkeit beilegen, nur von sich reden machen, — von solchem falschen Ehrgeiz getrieben ist schon Mancher zum Mörder geworden. Aber bis zum Mord selbst wollte Sand es nicht einmal treiben, er wollte nur mit dem Morde spielen, nicht ihn vollführen, und das Vorhaben des Mordes sollte ihm nur als Stufe zum Ruhm dienen. Sage nicht, daß ich übertreibe. Du kannst das bestätigt finden im Neuen Pitaval von Hitzig und Häring. Als Sand von Jena abreiste, um in Mannheim Kotzebue zu ermorden, ließ er auf seinem Zimmer zwei Briefe zurück, der eine war adressirt an die Bremer Zeitung, der andere an den Rector der Universität Jena, wo er studirte. Diese Briefe, beide unversiegelt, ließ er auf dem Tische liegen und verließ dann sein Zimmer, es hinter sich abschließend, den Schlüssel aber nicht abziehend. Er reiste ab und begab sich zuerst nach Frankfurt. Dort blieb er vierzehn Tage und an seine Freunde, die von dem Vorhaben Nichts ahnten, schrieb er von hier aus, er sei abgereist, um eine That zu vollführen, zu der er sich berufen fühle, noch hoffe er aber, daß Gott sie ihm nicht auferlegen würde. — Freilich konnte er begründete Hoffnung haben, daß Gott ihn daran verhindern würde, denn sobald nur seine Briefe wären besorgt worden, konnte er gewiß sein, nicht bis Mannheim zu kommen. Aber trotz seiner Zögerung, trotz seiner sichtbaren Unlust weiter zu reisen, trotzdem, daß er ängstlich jeden Tag auf der Post nach Briefen für ihn forschte, daß er jeden Tag in der Zeitung etwas zu suchen schien, bei sich doch kein denkbarer Grund mehr dar, seine Reise zu verzögern und verzweiflungsvoll schrieb er: „Gott will also diesen Kelch nicht von mir nehmen, ich soll ihn trinken." — Aber zu der kleinen Reise von Frankfurt nach Mannheim verwandte er zögernd acht Tage, immer noch hoffend aufgehalten, zurückgerufen zu werden. Umsonst. Er langte ungehindert in Mannheim an und vollbrachte die That mit der Brutalität eines Schlächters. Erst als die Nachricht nach Jena kam, begaben sich seine Wirthsleute auf sein Zimmer. Drei Wochen war er fort gewesen und Niemand hatte daran gedacht, sein Zimmer zu betreten, obwohl er es unaufgeräumt zurückgelassen. Jetzt fand man auf dem Tische die beiden Briefe und in Beiden berichtete er, daß er Jena verlasse, um nach Mannheim zu gehen und dort Kotzebue zu ermorden. Deshalb seine Hoffnung, Gott würde ihn an dieser That verhindern, deshalb sein langes Zögern auf der Reise! Es durfte nur Jemand sein Zimmer öffnen, die Magd durfte nur ordnungsliebend dasselbe säubern wollen und dieser Mord geschah nicht und Sand hatte sich selbst gerettet und ward verhindert an einer That, die Nichts war, als eine schwärmerische Dummheit. Aber es war doch eine gute Zeit, als es noch für einen todeswürdigen Frevel galt, ein Spion zu sein, denn bekanntlich ward Kotzebue von Sand ermordet, weil er für einen Spion galt, weil man meinte, er suche die Gesinnungen der jungen Leute auszuforschen, um sie dann zu verrathen und zu verdächtigen. Guter Gott, Kotzebue mußte den Tod erleiden für Etwas, das oft genug mit Ehren und Würden belohnt ist, und es gab einmal irgendwo einen sehr vornehmen Mann, der war nur vornehm geworden durch das Handwerk, um welches Kotzebue ermordet ward. Hunderte armer, verführter Jünglinge hat dieser vornehme Mann in's Gefängniß gebracht und auf den Schultern dieser armen zu Boden Getretenen richtete er sich auf zu immer höheren Ehrenstufen, bis ihn inmitten seiner ruhmvollen Bahn ein seltsames, tragisches Fatum ereilte. Der Mann, der so Vielen den Kerker geöffnet, so Vielen die Freiheit geraubt, er machte sich jetzt zu seinem eigenen Gefangenen und inmitten seines Glanzes und seiner Würde zitterte und schrie er nach der verlornen Freiheit. In einer seltsamen, irrsinnigen Schwermuth konnte er, obwohl sehend, in seinem Zimmer mehr den Ausgang finden, und oft sah man ihn angstvoll, krampfhaft an den Wänden tastend, hinter den Ofen flüchten, um den Ausgang zu finden; selbst wenn die Thüren geöffnet waren, bebte und schrie er: man wolle ihn nicht hinaus lassen, man habe ihn gefesselt! An den Qualen und Aengsten dieses Irrsinns starb er; der Tod allein konnte ihn aus einem Gefängnisse entlassen, in welches die gerechte, strafende Natur ihn verbannt hatte. — Das räthselhafte Paar logirte mit uns in demselben Gasthof in Mannheim und im Fremdenbuch lasen wir seinen Namen. Sie war als seine Gattin angegeben. Ob sie es war? Nimmermehr glaube ich das! Wir begegneten ihnen in Mannheim auf der Straße, sie gingen Arm in Arm, aber als sie uns erblickte, ließ sie zusammenzuckend seinen Arm fahren und ging einige Schritte von ihm entfernt, erröthend, mit niedergeschlagenen Augen an uns vorüber.

Von Mannheim nach Heidelberg führt die Eisenbahn Dich in kurzer Zeit. Drollig ist eine in den Waggons angebrachte Vorkehrung. Die Thüren nämlich werden geschlossen, aber in jeder Abtheilung der Waggons in einer kleinen Nische oberhalb der Sitze befindet sich der Schlüssel zur Thür, aber wohl verstanden, unter Glas und Rahmen, und erst, wenn Du das Glas zerschlagen, kannst Du, Dir die Hände zerreißend an den Scherben und Splittern, zwischen denselben hervor Dir den verhängnißvollen Rettungsschlüssel erobern und aufschließen, wenn Du nämlich nicht schon vorher verbrannt bist. — Zwischen Heidelberg und Mannheim ist nur Eine Station und an derselben warteten Weiber und Mägde mit obstbeladenen Körben, mit Gemüsen und Eiern, die sie zur Stadt bringen wollten, Bauern mit selbstgeschnitzten Holzwaaren oder andern Erzeugnissen ihres Fleißes. Die Bauern sind hübsche, kräftige Gestalten mit frischen, fröhlichen Gesichtern, denen man Behaglichkeit und Zufriedenheit ansieht. Gemüthvoll und lieblich ist ihre Sprache, dieser singende, naive, kindliche Ton, diese herzige, neckische Ausdrucksweise. Auch ein Greis, von Alter gebeugt, mit langem, silberweißem Haar und einem frischen, kräftigen, ehrwürdigen Gesicht, wartete auf der Station zur Mitfahrt; ein schmucker Jüngling in zierlicher Bauerntracht führte den Greis zum Wagen, und da dieser seinen Platz oben auf dem Wagen hatte, half oder hob der Jüngling den Greis mit sorglicher, angstvoller Liebe hinauf und blieb dann neben dem Wagen stehen, um noch so lange wie möglich seines Vaters liebes Angesicht zu sehen. Da pfiff die Locomotive, dem Jüngling stürzten die Thränen aus den Augen und seinem Vater zunickend rief er mit zitternder, bewegter Stimme: „Adje, lieb Alterle, leb wohl und bleib gesund!" — Wir brausten dahin, aber diese herzigen, lieben Worte tönten mir noch immer vor den Ohren und gestalteten sich von selbst zu Versen, die ich in mein Notizbuch schrieb. Da sind sie:

Leb' Alterle, Adje,
Leb' wohl und bleib' gesund,
Ich küssen Deinen Mund,
Lieb' Alterle, Adje!

Lieb' Alterle, Adje,
Du liebes Mannerlocht,
Aus dem die Treuheit leucht,
Lieb' Alterle, Adje!

Leb' wohl und bleib' gesund!
Bis wieder ich einst leben,
Halt' ich an Deiner Lebn.
Leb' wohl und bleib' gesund!

Vor Heidelberg hatte ich eine Art Furcht und betrat es nicht ohne Bangen. Mit Gegenden geht es mir oft wie mit Menschen — was allgemein gelobt, behagt mir oft gar nicht, reizt mich zur Opposition. Eine berühmte schöne Gegend gleicht einer schönen Coquette, die mit bewußtem Selbstvertrauen alle ihre Schönheiten entblößt und darlegt, und mit allen ihren Reizen sich offen dem Auge jedes Beschauers darbietet. Da ist nichts Heimliches, Heilig Verborgenes und Verschwiegenes mehr, Alles ist benutzt, Alles ist enthüllt; was da ist an Schönheit, das hast Du, und zu entdecken giebt es Nichts mehr. So ist bei einer par excellence schönen Gegend jedes Fleckchen, jeder schöne Punkt benutzt, nirgends mehr schattige, verschwiegene Einsamkeit, überall Bänke, Ruheplätze, Tischchen und nirgends die Gewißheit des Alleinseins. Es giebt aber nichts Süßeres und Erhabeneres als eine schöne Gegend, die einsam ist, deren schwellende Morgenschönheit nicht zertreten ist von nervigten Füßen, deren jungfräuliche Blüthen nicht von den Blicken der Menge entweiht sind, deren Schönheit Du empfängst, frisch und unberührt, recht aus erster Hand der Natur. Einer solchen stillen, unbelauschten, friedeathmenden Gegend gegenüber lasse Dich nieder, schauend, andetend, und sicher, von keinem Auge belauscht zu werden,

---

lich Brod! — In der Kunstgeschichte der Deutschen könnte ein Kapitel mit Recht die traurige Ueberschrift: „Hungerliteratur" tragen, — Namen, die Ihr mit Bewunderung in goldenen Lettern auf prächtigen Monumenten leset, liefern mit herzzerreißenden Geschichten den Inhalt.

Genug — wendet Euren Blick von dem ärmlichen Schauspiel ab, und folgt mir über den Rhein, in's lustige Frankreich hinein, in die Weltstadt Paris. Heinrich Heine wird uns in den Salon eines französischen Dramatikers führen; er steht auf vertrautem Fuß mit dem Dichter des Tags — drückt er doch ein Auge zu, wenn sein Freund in nobler Passion deutschen Geist plündert, und das andre Auge läßt er auf den Schönheiten der Boulevards in die Ferne schweifen. — Wir sind bei Alexander Dumas — das duftet und flimmert und rauscht. Die Augen müssen bei solchem Schimmer erblinden, die sonst nur durch Tabaksqualm in's Leben zu blicken gewohnt waren. — Schüttelt die deutsche Erde von den Sohlen, schüttelt die Erinnerung an Schiller aus Eurem Herzen — und stürzt Euch in die brausenden Wogen der Conversation, lauscht dem leichtflüssigen Vortrag einer liebreizenden Dame über das Wort Esprit, nach dem Ihr vergebens in Eurem Conversationslexicon geblättert. — Zehn Jahre sind hinlänglich — Ihr werdet die Heimath vergessen, das Rauschen der Reden dem Rauschen der deutschen Wälder vorziehen.

Hüben und drüben — und mittendurch fließt der Rhein, prächtige Dampfboote fliegen darüber hin, und wenn sie an den Lurlei-Felsen kommen, wird eine Kanone gelöst, und die deutsche Poesie, das sinnige Märchen, das mit dem zertrümmerten Saitenspiel auf dem Felsen sitzt, erbebt, streift sich die dunklen Locken aus der Stirn, blickt zürnend hinunter, als wollte sie sich ihrer alten Macht erinnern — und lieft dann ruhig weiter in einem Buch von George Sand.

Hüben und drüben — Luxus und Armuth der Poeten. — Ein bescheidener Bürgerstand liegt inmitten, dem man seine Kunst nicht weiter mit scheelem Blick verargen dürfte, da er wirkt und schafft, was zum geistigen Bedarf eines Volks nothwendig ist, wie die Seele zum Leib gehört, wenn sich das Sein zum Leben aufschwingen soll.

Das Wort ist Fleisch, der Wunsch That geworden. — Der Druck einer starken warmen Hand hat den elektrischen Schlag in viele Hände geleitet, die das Ruder führen. — Die Hofburgtheater-Direction in Wien hat Tantièmen für Bühnendichter in's Leben gerufen, und diesen somit eine ehrenvolle Existenz und Stellung unter ihren Mitbürgern angewiesen — sie hat dem Strom der Poesie die Schleusen geöffnet, daß er nun frei niederstürze als Katarakt, ein erhebendes Schauspiel der Welt, und zerstäubend ihr Perlen in die Augen streue.

Ihr fragt nach dem Resultat? Noch ist es in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt. Genug, der Samen ist in die Erde geworfen, er wird nicht versanken, ein gewaltiger Drang treibt ihn an's Licht, und draußen umwehn ihn frische Frühlingslüfte. — Sturm und Hagelschlag muß sein, und über Nacht fallen oft die duftigen Hoffnungsblüthen vom jungen Baum, und breiten für einen Tag einen bunten Teppich für gleichgültig dahinschreitende Füße. — Habt Ihr schon einmal die Frucht des Herbstes entbehrt? Ihr habt sie Euch vielleicht theuer erkaufen müssen. — Doch noch immer habt Ihr sie genossen. Die Hand, die den Samen in die Erde gelegt, wird den Baum auch warten. — Alles ist wohlgethan, und nun geht Euch zur Ruhe, und nährt nicht mit Eurem Zweifeln den Wurm, der die Zweige entblättert und die schöne Frucht benagt.

Der stolze, ewig junge Adler-Geist mag nun seine Flügel schlagen, er darf nicht mehr stechen an dem alten Uebel —

gieb Deine ganze Seele hin an die Herrlichkeit der Natur und inmitten der heiligen Stille um Dich her wird es Dir sein, als ginge der Athem Gottes durch diese Schönheit, als hörest Du das heilige Wallen seiner Schritte. Solch eine erhabene, große und göttliche Einsamkeit, von keines Menschen Fuß entweiht, selbst von keines Vogels Zwitschern gestört, habe ich nur einmal gefunden, das war in den Karpathen am schwarzen Meerauge, das wie das Auge Gottes da liegt, so dunkel glühend und so erhaben schön. In Heidelberg findest Du Nichts von diesem Einsamkeitsfrieden. Ueberall Leben und fröhliches Singen, überall Bierkrüge und Weinschoppen, überall Studenten. Studenten aber sind sehr stolze und glückliche Leute, und es ist gewiß ein großes Glück Student zu sein, aber das Glück in der Nähe von Studenten zu sein, ist weniger groß; ein Student kennt keine Autorität und keine Bescheidenheit, überall fühlt er sich der Erste, und will das auch Andern fühlen lassen, Brutalität gilt da für Freiheit, und ein grenzenloses Schgehenlassen für lobenswerthe Ungenirtheit. Deshalb sind diese kleinen Universitätsstädte, in denen natürlich die Studenten dominiren, für jeden Nichtstudenten eine unbequeme Sache; sie fühlen sich da als Herren, jeder Andere ist ihr Vasall, muß ihnen Platz machen, ihnen ausweichen. Ueberall, auf allen Straßen und Plätzen, siehst Du sie in ganzen Scharen, oft die ganze Breite der Straße einnehmend, daher ziehen, und ängstlich ist jeder „Philister" bemüht, ihnen auszuweichen, aus den Fenstern sprechen sie miteinander laut und lodernd, lachend und unanständig, wie es ihnen gerade gefällt, und als ob die Welt und die Straße ihr alleiniges Eigenthum wäre. Wie gesagt, alle diese Dinge mögen für die Studenten selbst höchst comfortable sein, für Andere sind sie es nicht, und dies Rufen und Schreien, dies Brüllen und Singen, das Du Tag und Nacht in Heidelberg hörst, paßt wenig zu der überaus lieblichen und anmuthigen Gegend. Die berühmte Heidelberger Schloßruine ist schön und großartig, aber für mich hat es etwas Beängstigendes, Niederdrückendes, daß man ihr nirgends entgeht. Ueberall sieht Du sie, überall steht sie über Dir, wie das Scepter eines mächtigen Herrschers, vor dem Du Dich klein fühlst und gedemüthigt. Wie muß das gewesen sein, als da oben noch der Herr und Fürst des Landes wohnte, wie muß das jedes Gefühl gehemmt und unterdrückt haben. Immer und überall, bei jedem freien Aufschwung, bei jedem Gedanken dieser Hinaufblick zu dem stolzen Schloß, dies Warnungszeichen eines Herrschers, diese Mahnung an Deine Abhängigkeit, Deine Gebundenheit, Dich überall hin verfolgend, und über Deinem Haupte schwebend, und nirgends, selbst in der Stille Deines Hauses nicht Dir Deine Freiheitsträume lassend. Denn in jede Straße, in jedes Fenster schaut es hinein das Fürstenschloß, und darum ist es herrlich, daß es nur noch eine Ruine ist. Jetzt kannst Du es lieben, ohne es zu fürchten, und diese zerbröckelnden Mauern, diese zerfallenden Hallen erhöhen den Reiz des Malerischen und Romantischen. Das Heidelberger Schloß, wohlerhalten, wäre immer nur ein hübsches Schloß, wie es deren viele giebt, so aber ist es die schönste Ruine in Deutschland. Welche liebliche Fernsichten, welche reizende und malerische Punkte in nah und fern. Nirgends findest Du so viel Anmuth und Großartigkeit vereint, wie hier, und willst Du die Gegend noch weiter überschauen, so klimme vom Schloßberg höher hinauf zum Kaiserstuhl. Da liegt es vor Dir in üppigster Fruchtbarkeit, das schöne badensche Land, da siehst Du den Neckar zierlich sich windend und schlängelnd weithin diese grünen Fluren durchströmen, hier und da aufleuchtend mit silbernem Schein, und eingefaßt von Städten und Dörfern und dunklen Waldungen. Dort drüben, weithin zur Rechten, liegt Neckarsteinach, dieses liebliche Dorf zu Füßen von vier schönen Bergen, auf deren jedem eine wohlerhaltene malerische Ruine, und hier zu Deinen Füßen auf dem Neckar schaukeln Nachen und Kähne mit flatterndem Segel. Ueberall hier ist die Gegend schön und lieblich, und überall erscheint Dir Baden als ein heiteres, gesegnetes Land, aber auch mit Bettlern ist es gesegnet, und in Heidelberg sind diese so unverschämt und dreist, wie sonst nirgends. Einer dieser Bettler ist sogar berühmt geworden in der Studentenwelt, und überall an jedem Laden siehst Du sein wohlgetroffenes Bild. Es ist ein kleiner Mensch mit stets lachendem, verschmitztem Angesicht, in der einen Hand einen Besen haltend, in der andern ein Körbchen mit Blumensträußen. Diese Sträußchen sind der Schlüssel, mit dem er sich jede Thür öffnet, das Gewerbe, das ihn ernährt; mit diesen Sträußchen findest Du ihn jeden Mittag an der table d'hôte, und mit einer eigenthümlichen windenden und drehenden Handbewegung bietet er Dir jeden Tag einen duftenden Blumenstrauß gebend und für Dein Geldgeschenk Dir einige unverständliche, lachende Worte lallend. Das ist das „bête de souffrance" des Studentenübermuthes, ihr Hofnarr und Lustigmacher!

Von den Heidelberger gesellschaftlichen Zuständen laß mich schweigen. Die Männer thun alles Mögliche, um dem Namen Ehre zu machen, den die Studenten ihnen beigelegt, und dächte „Philister" zu sein. Die Frauen hüllen sich in die Schleier der Prüderie, doch weiß man, daß sich Schleier lüften lassen. Eine eigentliche Geselligkeit kennt man überhaupt in Süddeutschland nicht. Die Männer sind in ihren Studirzimmer und in den Musern und Casino's, die Frauen besorgen die Häuslichkeit, und kommen zusammen in großen Cafés und Thees, um sich ihren Dienstbotenjammer und andere Noth zu klagen, und zu klatschen. Ein geistiger Verkehr zwischen Männern und Frauen findet nicht statt, und der so vielfach gemißbrauchte Gedanke von der Emancipation der Frau wird hier nur verlacht oder gefürchtet.

Von dem lieblichen Heidelberg führt Dich die Eisenbahn in wenigen Stunden nach Karlsruhe. Willst Du die Oede, die Langweiligkeit benennen, so gieb ihr den Namen Karlsruhe. Freilich Ruhe ist hier Alles, und Einsamkeit, aber eine ziemlich tödtende. Durch die langen regelrechten Straßen gehend kannst Du das Echo Deiner eigenen Schritte vernehmen, und wenn Du, von irgend einem schönen, großen Gebäude angezogen, wissen möchtest, was es sei, so wird Niemand da sein, Dir darüber Auskunft zu ertheilen. Wir standen vor einem solchen Gebäude in der Hauptstraße von Karlsruhe, und warteten mit der Uhr in der Hand auf das Vorüberkommen eines Menschen, und es vergingen sieben Minuten, bis irgend Jemand hier vorüber kam. Die Häuser selbst sind wie ausgestorben, nirgends erblickst Du an den Fenstern die schönen Bewohnerinnen dieser öden todten Häuser, und doch war gerade viel Leben und Bewegung in Karlsruhe durch die Kammersitzungen und die Anwesenheit der Deputirten.

Am nächsten Morgen sei öffentliche Sitzung der zweiten Kammer, sagte man uns, ich konnte die Nacht kaum schlafen vor Erwartung und Ungeduld. Es war das erste Mal, daß ich einer solchen feierlichen Sitzung beiwohnen sollte, und mein Herz klopfte laut, als wir andern Morgens um zehn Uhr uns in das Ständehaus begaben. Durch eine Reihe von Zimmern und Corridoren kamen wir in den Saal auf eine Gallerie, die rings an der Wand hinläuft mit drei übereinander sich erhebenden Reihen Bänke für die Zuhörer, und hier Platz nehmend, schaust Du hinunter in den Saal. Dort drüben unter dem Baldachin ist der Thronsessel, er ist umgekehrt, die Rücklehne dem Saal zugekehrt, bei Eröffnung der Kammern hält der Großherzog von dieser Stelle aus seine Rede. Vor dem Thron ist der Sitz des Präsidenten und weiterhin stehen drei gründehangene Tische, für den Regierungsbevollmächtigten und die Secretaire. Von hier aus führen einige Stufen hinunter in den freien Raum des Saals, an dessen abgerundeten Wänden amphitheatralisch Sitze für die Deputirten hinlaufen. Links und rechts zu den Seiten des Thrones auf Piedestals stehen die Marmorbüsten derjenigen Fürsten von Baden, denen das Land Dankbarkeit schuldig ist, — Großherzog Ludwig ist nicht darunter. Oben, an beiden Endpunkten der Gallerie sind die Logen für die fremden Gesandten und die Mitglieder des großherzoglichen Hauses. Mir ward ganz feierlich zu Muthe in diesem schönen, einfach geschmückten Saale, in welchem ein freies, glückliches Volk durch seine Vertreter sich berathen will über das Glück des Landes und das Wohl des Volkes. Die Tribune war gedrängt voll Menschen, darunter viele Damen, auch einfache Bauerfrauen mit ihren Männern. Auf allen Gesichtern lag ein feierlicher Ernst, ein tiefes Bewußtsein der Heiligkeit dieses Hauses, nirgends ein lautes Wort, oder ein störendes Geräusch, Alles schaute ernst und gespannt hinunter in den Saal, wo die Sitze sich allmälig zu füllen begannen, und ich bemerkte mit Freuden, daß schon über dreißig Deputirte beisammen waren, weil nur dann, wenn so viele Deputirte anwesend, die Kammersitzung stattfindet. Heute sollte ein neues Gesetz über die Besoldung der Schullehrer berathen werden, und aus manchen Gegenden Badens waren die ernen Schullehrer herbeigekommen, um dieser wichtigen Versammlung beizuwohnen. Du kennetst sie leicht erkennen, an ihren bleichen, feierlichen Gesichtern, an der ungeduldigen Spannung, mit welcher sie dem Anfang der Sitzung entgegenharrten, an dem athemlosen Aufhorchen, mit welchem sie dem Gang der Unterhandlungen folgten, nachdem der Präsident die Sitzung für eröffnet erklärt, und die Gegenstände der Berathung vorgelesen. Es handelte sich um eine Gehaltserhöhung der Schullehrer, und die zweite Kammer hatte vorgeschlagen den Schullehrern erster Classe statt 200, 230, denen zweiter Classe statt 170, 200 Gulden jährlichen Gehaltes zu bewilligen. Dieser Antrag war von der Kammer der Standesherren abgelehnt, mit dem Bemerken, da 200 Gulden zu ihrem Unterhalt eben so wenig genügend seien, als 170 Gulden, so sei es besser Alles beim Alten zu lassen. — Dies Bemerken nahm von Itzstein zur Grundlage seiner Rede, und mit edlem Unwillen, mit männlichem Feuer sprach er über die Unhaltbarkeit eines solchen Grundsatzes, die Noth der armen Lehrer mit Wärme und der Kraft der Wahrheit schildernd, und darlegend, wie wichtig es für das Wohl des Volkes sei, gerade die Erzieher und Lehrer derselben der ängstlich drückenden Nahrungssorgen zu überheben. Kein Laut unterbrach die Stille, mit welcher man seinen Worten lauschte, auf allen Gesichtern las man Ernst und Aufmerksamkeit, Jeder war durchdrungen von der Wichtigkeit des Gegenstandes, und als Itzstein endet, lief ein Gemurmel, ein Aufathmen der Befriedigung durch die Reihen der Zuhörer, und Jeder blickte mit Stolz und Liebe auf den tapfern und wackern Mann. Es würde zu weit führen, Dir den Verlauf der Unterhandlungen auseinander zu setzen, — aber an den freudestrahlenden Gesichtern der armen Schullehrer hättest Du erkennen mögen, daß die Gehaltszulage bewilligt worden. Dann kamen einige gleichgültigere Verhandlungen, aber mich interessirte Alles, mir war Alles heilig und wichtig, und nur schwer konnte ich mich entschließen, diesen heiligen Tempel der Volksfreiheit zu verlassen; ein glückliches, stolzes Gefühl nahm ich mit hinweg, und was das ist, Patriotismus und Liebe zum Vaterlande, das begriff ich recht hier, wo das Vaterland so würdig vertreten wird. — Aber wir mußten eilen, um heute noch mit der Eisenbahn nach Straßburg oder vielmehr nach Kehl zu kommen, und eine Stunde später schon sausteten wir dahin an Städten und Dörfern vorüber, der französischen Grenze zu. Das Großherzogthum Baden ist ein würdiger Uebergang von Deutschland zu Frankreich, mit diesem hat es die Verfassung, mit jenem die Censur gemein. Das freie Wort darf hier gesprochen, aber nicht gedruckt werden, und wenn Du heute die Reden der Deputirten vollständig hörst, so findest Du sie morgen in der Zeitung unvollständig und beschnitten. Das dachte ich, als wir Abschied nahmen vom schönen Badenserland, und dabei fiel mir eine kleine Skizze ein, die ich Dir hier aufzeichnen will.

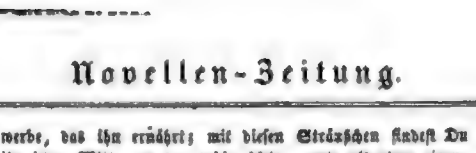
Louise Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Entbehrung, er verscheuche die Dohlen, welche Leichen wittern. — Ihr aber, wenn er mit kraftvollem Flügelschlag einherrauscht, haltet nicht zurück mit Eurer Anerkennung, und richtet nicht darüber, daß die Federn an seinem Fittig schwarz, und daß sie nicht weichen Flaum für die Schlummerkissen geben, daß sie sich nicht als Schmuck auf Damenhüten wiegen, und daß ihn eine Nachtigall mit ihrem nächtlichen Gesang meistert. Des Adlers Tagewerk ist in die Sonne blicken und sich hoch erheben — erhebt Euch auf seinen Schwingen, und stärkt Euer Auge, daß es sich Lebenskraft hole aus dem Buch der Geschichte.

Der dramatische Dichter weiß nun sichere Häuser, in denen ihm sein Geisteskapital verzinst't wird — er hat nun ein Eigenthum. Ihr habt oft den Stempel der Poesie dem Brandmaal eines Galeerensträflings gleichgehalten, Ihr habe den Dichter als Paria behandelt — nun verschließt ihm nicht weiter Eure Thüren, laßt ihn Eure Töchter freien, er gilt so viel wie Andre — und noch etwas mehr.

Nordmann.



Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn H. X. v. W. — Auf bildliche Darstellungen denken wir in diesem Falle nicht.

Herrn X. M. in P. — Wir nehmen für unsere Erklärung nur eine unerläßliche kurze Frist in Anspruch.

Herrn F. C. v. K. in W. — Ihre Bemerkung können wir nicht als ungegründet zurückweisen und bitten die Versicherung zu genehmigen, daß wir bereits Einleitungen getroffen haben, um dem gerügten Uebelstande abzuhelfen.

Herrn C. H. in S. — Die vermißte Antwort muß bereits bei Ihnen eingegangen sein.

Herrn Dr. H. in B. — Wenn Sie die Güte haben Ihr Versprechen zu erfüllen, so dürfen wir Ihnen die gewünschte Zusicherung geben.

Ein Abonnent in G. — Das Lustspiel: „Er geht auf das Land" ist bereits im Druck erschienen; wir würden sonst Ihren Wunsch mit Vergnügen erfüllt haben.

Eingegangene Handschriften. — 10. März. Nr. 96. C. H. in W. Nr. 100. B. H. in L. 15. März. Nr. 101. J. K. in B. Nr. 102. Dr. K. in G. 17. März. Nr. 103. H. L. v. B. in G. 19. März. Nr. 107. und 108. Fr. v. G. in H. 22. März. Nr. 109. W. U. in B.

Zur Berücksichtigung. — Die Unterzeichnete hat bei der ersten Ankündigung dieses Blattes bekannt gemacht, daß auch einzelne Nummern für den Preis von 2½ Ngr. zu haben sein werden, sie hat dabei aber allerdings nicht darauf gerechnet, daß von solchen Nummern, wie dies bei Nr. 36 geschehen, bis zu mehren Hunderten verlangt werden würden. Der Nachtheil, welcher derselben daraus erwächst, indem gleich viele Exemplare durch diese Abgabe unvollständig werden, ist zu bedeutend als daß sie sich dem für die Zukunft aussetzen könnte, und sollen deshalb von jetzt an einzelne Nummern zwar sehr gern zu Ergänzung, aber doch nur so weit abgegeben werden, als die Zuschickexemplare es gestatten.

Die Expedition der Illustrirten Zeitung.
J. J. Weber.

Berichtigungen.

Feuilleton.

Nr. 38. Seite 316 Spalte 2 Zeile 10 lies Spieler statt Schüler.
" " " 317 " 1 " 13 " pfychischer statt odyssischer.
" " " 320 " 1 " 1 den unten lies an statt auf.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr

Novellen-Zeitung.

№ 41. Leipzig, Mittwoch den 9. April 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. VI. Band: 7., 8. und 9. Kapitel. — Ueberraschungen auf der Reise. Von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.)

Was soll man lesen? II., von Heinrich Laube. — Holzschnitte zu Zeitfragen. I. Antikatholische Romane und Dorfgeschichten. Von Nordmann.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Sechster Band.

Der Beschützer.

Siebentes Kapitel.

Die Zweifel.

Ein streng rechtlicher Charakter kann sich nur schwer entschließen, an Verrätherei zu glauben und je nichtswürdiger dieselbe ist, um so größer der Zweifel; zu dieser Art Charakteren gehörte auch Adrienne und außerdem war Gerabstan eine Eigenschaft ihres Geistes: so sehr daher auch die Erzählung der Maneux auf sie Eindruck gemacht, sagte sie doch:

— Nun, meine Freundin, ängstigen wir uns nicht mit Unrecht, beellen wir uns nicht zu sehr, an das Böse zu glauben... Suchen wir alle Beide uns durch Zusammenstellung der Thatsachen aufzuklären: Herr Rodin hat mir die Thüren des Irrenhauses geöffnet; in meiner Gegenwart gegen den Abbé von Aigrigny Klage geführt; er hat durch Drohungen die Oberin des Klosters gezwungen, ihm die Töchter des Marschall Simon wieder herauszugeben; es ist ihm gelungen, den Aufenthalt des Prinzen Djalma auszukundschaften; er hat meine Absichten in Bezug auf diesen jungen Verwandten getreulich ausgeführt; gestern noch hat er mir die nützlichsten Rathschläge gegeben... das ist doch Alles wirklich so, nicht wahr?

— Gewiß, mein Fräulein.

— Jetzt wollen wir einmal das Schlimmste annehmen, Herr Rodin soll noch eine geheime Absicht haben, soll hoffen, edelmüthig von uns belohnt zu werden, gut; aber bisher hat er die vollständigste Uneigennützigkeit gezeigt...

— Auch das ist wahr, mein Fräulein, — sagte die arme Maneux, wie Adrienne genöthigt dem klar am Tage liegenden Thatsachen ihr Recht einzuräumen.

— Nun wollen wir die Möglichkeit eines Verrathes prüfen. Mit dem Abbé von Aigrigny Zusammenkünfte haben, um mich zu verrathen? Aber mich verrathen; wo? wie? in welcher Beziehung? Was habe ich zu fürchten? Werden nicht im Gegentheil der Abbé von Aigrigny und Frau von Saint-Dizier dem Gerichte theure Rechenschaft geben müssen über das Böse, was sie mir angethan?

— Aber dann, mein Fräulein, wie erklären Sie sich die Zusammenkunft dieser beiden Männer, welche so viele Gründe zu gegenseitiger Abneigung und Entfernung haben... Muß dahinter nicht irgend ein unheimlicher Plan stecken? Und dann bin ich nicht die Einzige, welche so denkt...

— Wie so?

— Als ich heut Morgen nach Hause kam, war ich so bewegt, daß Florine mich nach der Ursache meiner Aufregung gefragt hat; ich weiß, mein Fräulein, wie ergeben sie Ihnen ist.

— Es kann mir Niemand mehr zugethan sein; noch neulich haben Sie selbst mir ja erzählt, welchen Dienst sie mir während meiner Gefangenschaft bei Baleinier geleistet.

— Nun gut, mein Fräulein, als ich heute Morgen zurückkam, hielt ich es für nöthig, Sie sobald als möglich zu benachrichtigen und habe Florine Alles gesagt. Wie ich, noch mehr vielleicht, erschrak sie über die Annäherung Rodin's an Aigrigny. Nachdem sie einen Augenblick nachgedacht, sagte sie zu mir: Ich glaube, es ist unnütz, das Fräulein zu wecken, ob sie nun diesen Verrath zwei oder drei Stunden früher oder später erfährt, das thut Nichts zur Sache; während dieser drei Stunden werde ich etwas entdecken können. Ich habe eine, wie ich glaube, gute Idee, entschuldigen Sie mich beim Fräulein, ich komme bald wieder... Darauf hat Florine sich einen Wagen holen lassen und ist fortgefahren.

— Florine ist ein vortreffliches Mädchen, — sagte Fräulein von Cardoville lächelnd, denn je mehr sie nachdachte, je ruhiger wurde sie, — aber bei dieser Gelegenheit, glaube ich, hat ihr Eifer und ihr gutes Herz sie irre geführt, wie auch Sie, meine arme Freundin; wissen Sie, daß wir Beide, Sie und ich, ganz verblendet sind, daß wir noch nicht an Etwas gedacht haben, was uns augenblicklich hätte beruhigen müssen?

— Was denn, mein Fräulein?

— Der Abbé von Aigrigny fürchtet Herrn Rodin sehr; er wird ihm die in dieses Absteigequartier nachgefolgt sein und ihn aufgesucht haben, um ihn um Gnade zu bitten. Finden Sie nicht wie ich diese Erklärung der Sache nicht blos genügend, sondern auch sogar einzig vernünftig?

— Vielleicht, mein Fräulein, — sagte die Maneux einen Augenblick nachsinnend, — ja, das ist wahrscheinlich... — Nach einer abermaligen Pause rief sie indessen, als ob sie einer Ueberzeugung nachgäbe, welche allen möglichen Gründen überlegen ist: — Und dennoch, nein, nein, glauben Sie mir, mein Fräulein, man betrügt Sie, ich fühle es...; aller Anschein ist meiner Versicherung entgegen; ... aber glauben Sie mir, diese Ahnungen sind zu lebhaft, um nicht wahr zu sein... Und dann, wenn Sie nur zu sehr die geheimsten Regungen meines Herzens errathen, soll ich meinerseits da nicht die Gefahren wittern, welche Sie bedrohen?

— Was meinen Sie denn? Was habe ich errathen? — versetzte Fräulein von Cardoville, unwillkürlich von dem Tone der Ueberzeugung und Unruhe mit fortgerissen, mit welchem die Maneux sprach.

— Was Sie errathen haben? Ach, alle die mißtrauischen Empfindlichkeiten eines unglücklichen Geschöpfes, dem das Schicksal ein besonderes Leben bestimmt; und erfahren Sie es nur: wenn ich bisher geschwiegen, so geschah es nicht, weil ich nicht gewußt hätte, was ich Ihnen verdanke; denn mit

---

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Was soll man lesen?

(Siehe Nr. 30.)

II.

Ich lege absichtlich all die Bücher, welche ich während eines Monats gelesen habe, ungeordnet zur Seite, und vergegenwärtige mir weder Titel noch Zahl, wenn ich diesen Bericht zu schreiben anfange. Warum? Damit meine Erinnerung nicht überhäuft werde und damit nur das im Vordergrunde des Gedächtnisses bleibe, was mich wirklich interessirt hat. Es kann kommen, daß ich dem Lesern manchmal nur ein einziges Buch zu nennen habe. Ein einziges interessantes Buch auf den ganzen Monat? Ach, und hierbei wird das Wort „interessant" noch in weitester Bedeutung gelten müssen! Denn wie viel wäre dies schon, wenn jedes Jahr zwölf wirklich interessante Bücher brächte. Erinnert Euch doch der Jahre, seit welchen Ihr aufmerksam und urtheilsvoll lest! Ist Euch eine so große Anzahl Bücher als wirklich interessant im Gedächtniß verblieben, daß Ihr Mühe hättet, sie herzuzählen? Schwerlich.

Hinzusetzen muß ich, daß es sich in diesen Artikeln doch nur vorzugsweise um schönwissenschaftliche und schöngeistige Bücher handelt. Wer sein Interesse auszudehnen vermag auf Geschichte, Politik und gar auf specielle Wissenschaften, ja, der wird keinen Mangel leiden jetzt, da wir in ununterbrochener Verbindung bleiben mit vier bis fünf Nationen und deren Schriften, jetzt, da sich über die constitutionellen Staatsformen hinaus so viel neue und geistvolle Speculation gebiert. Was gewährt nicht in diesem Augenblicke allein die begonnene Erscheinung des Thiers'schen Geschichtswerkes über Consulat und Kaiserthum Napoleon's für Interesse! Welche Fülle von Thatsachen, die uns nahe liegen, von Widersprüchen, die in uns aufspringen, von Anstaunen bewältigter Massen zu einer Form, von Staunen über den bornirten und doch, eben zum Theil darum, so mächtigen blos französischen Standpunkt. Fühlt sich nicht Jeder gedrängt, gegen diese blos französische Anschauung von Dingen, welche auch uns berühren, aufzutreten? Gewiß! Und dabei die Ohnmacht, all der Quellen und Actenstücke habhaft zu werden! Ja, der größte Theil der Leser weiß noch nichts von der Theilung der Arbeit, welche in Frankreich auch für die Literatur längst eingeführt ist. Wie könnte dieser Thiers alle die Studien des Details selbst erledigen, während er Tag um Tag in Frankreich regieren hilft, den Lauf der Welt bis in alle Falten verfolgen, in Commissionen arbeiten, in Büreaus discutiren, in der Kammer sprechen muß und daneben die zerstreuenden Obliegenheiten der Gesellschaft erfüllen, die Reize der Geselligkeit, der Oper, der Schauspiele, der schönen Literatur genießen, die Abwechselungen der Reisen erfahren, die Behaglichkeit des Familienlebens kosten will! Wie könnte er das, wenn er für ein solches Geschichtswerk alles das selbst besorgen wollte, was ein deutscher Gelehrter selbst besorgen muß! Widersprechende Ansichten vergleichen, Notizen in entferntesten Winkeln aufsuchen, verborgene Data an's Licht ziehn, welche Zeit und Mühe kostet das! Ein einziges Beiwort kann zehn Briefe nöthig machen. Ja, das besorgt er eben nicht selbst, dafür sind eben die treuen untergeordneten Fähigkeiten vorhanden, welche bei uns leider ihre eigenen Bücher schreiben, Bücher, die den Markt überschwemmen und nur wieder von entsprechenden mittelmäßigen Lesern gelesen und gelobt werden. Dies sind geborene Hülfsarbeiter, welche auf den Bibliotheken Auszüge machen, welche Vergleichungen anstellen, welche Notizen

Digitized by Google

einem Worte, mein Fräulein, wer hat es Ihnen gesagt, daß das einzige Mittel, mich zur Annahme Ihrer Wohlthaten zu bewegen, ohne daß ich zu erröthen brauchte, darin bestände, Verrichtungen daran zu knüpfen, welche mich in den Stand setzen, dem Unglücke, welches ich selbst so lange getheilt, nützlich und wohlthätig zu sein? Wer hat Ihnen gesagt, als Sie wünschten, daß ich fortan als Freundin an Ihrem Tische sitzen solle, ich, die arme Arbeiterin, in der Sie die Arbeit, die Entsagung und Rechtschaffenheit verherrlichen wollten, wer hat Ihnen gesagt, als ich Ihnen durch Thränen der Dankbarkeit und des Bedauerns antwortete, daß ich nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern im Bewußtsein meiner lächerlichen Mißgestalt es Ihnen abschlug? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich sonst voller Stolz im Namen meiner Schwestern auf dem Balle es angenommen haben würde? Denn Sie sagten zu mir die rührenden Worte: Ich begreife Ihre Weigerung, meine Freundin; sie wird Ihnen nicht durch eine falsche Bescheidenheit eingegeben, sondern durch ein Gefühl der Würde, welches ich liebe und ehre. Wer hat Ihnen ferner gesagt, — fuhr die Maneur mit wachsender Lebhaftigkeit fort, — daß ich sehr glücklich sein würde, einen kleinen, einsamen Winkel in diesem prächtigen Hause zu finden, dessen Glanz mich blendet? Wer sagte Ihnen das, als Sie, wie Sie gethan haben, die viel zu schöne Wohnung aussuchen, welche Sie für mich bestimmt haben? Wer hat Ihnen ferner gesagt, daß ich, ohne die reizenden Geschöpfe, welche Sie umgeben und die ich schon liebe, weil Sie von ihnen geliebt werden, um ihre Zierlichkeit zu beneiden, mit einem unwillkürlichen Vergleiche zufolge in ihrer Gegenwart stets schämen und verlegen sein würde? Wer hat Ihnen das gesagt, so daß Sie stets Sorge getragen haben, sie zu entfernen, wenn Sie mich hierherrufen ließen? ... Ja, wer mit einem Worte hat Ihnen alle die peinlichen und geheimen Empfindlichkeiten einer Lage enthüllt, die eine ausnahmsweise ist? Wer hat sie Ihnen enthüllt? Jedenfalls Gott, er, der in seiner unendlichen Größe Welten schafft und auch zugleich väterlich sich mit dem armen, kleinen, im Grase verborgenen Insekte zu beschäftigen weiß... Und Sie wollen nicht zugeben, daß die Dankbarkeit eines Herzens, welches Sie so gut erathen, sich so weit erheben kann, zu ahnen, was Ihnen schadet? Nein, nein, mein Fräulein, manche Leute haben den Trieb der Selbsterhaltung, Andere aber, die glücklicher sind, den der Erhaltung der Wesen, welche sie lieben... Diesen Instinkt hat Gott mir gegeben... man verräth Sie, sage ich Ihnen, man verräth Sie! ...

Und die Maneur sprach mit belebtem Blick, die Wangen leicht von der Aufregung geröthet, diese letzten Worte so energisch, begleitete sie mit so bestimmter Geberde, daß Fräulein von Gardeville, welche durch die wärmerollen Worte des jungen Mädchens schon erschüttert war, ihre Befürchtungen zu theilen begann. Zu dem Eindruck, welchen Adrienne empfand, kam noch der Umstand, daß sie wohl schon im Stande gewesen war, die bedeutende Verstandeskraft, den bemerkenswerthen Geist dieses armen Kindes aus dem Volke zu würdigen; noch niemals hatte sie aber die Maneur sich mit so vieler Beredsamkeit ausdrücken hören, eine Beredsamkeit, welche hinreißend war, weil sie ihre Quelle in dem edelsten der Gefühle hatte. In dem Augenblicke, wo sie der Maneur antworten wollte, klopfte es an die Thür des Zimmers, wo dieser Auftritt vorging, und Florine trat ein.

Als Fräulein von Gardeville die beunruhigte Miene ihres Kammermädchens sah, sagte sie schnell zu ihr:

— Nun, Florine, was giebt es Neues, wo kommst Du her, mein Kind?

— Von dem Hôtel Saint-Dizier, mein Fräulein.

— Und warum bist Du dorthin gegangen? — fragte Fräulein von Gardeville überrascht.

— Heute Morgen hat dieses Fräulein hier — und Florine deutete auf die Maneur — mir ihren Argwohn und ihre Besorgnisse anvertraut, die ich denn auch getheilt habe. Der Besuch des Abbé von Aigrigno bei Herrn Rodin schien mir schon sehr wichtig und ich dachte, wenn Herr Rodin nun vielleicht auch noch seit einigen Tagen nach dem Hôtel Saint-Dizier gekommen wäre, sei kein Zweifel mehr über seinen Verrath möglich.

— Nun, — sagte Adrienne immer überraschter; — was weiter?

— Sie hatten mich beauftragt, mein Fräulein, unser Umziehen aus dem Gartenhaus zu beaufsichtigen und es sind noch verschiedene Gegenstände dort geblieben; um mir die Wohnung öffnen zu lassen, mußte ich mich an Madame Grivois wenden, ich hatte also einen Vorwand nach dem Hôtel zurückzukehren.

— Weiter, Florine, weiter.

— Ich versuchte Madame Grivois über Rodin zum Plaudern zu bringen, aber das war vergeblich.

— Sie mißtraute Ihnen, — sagte die Maneur, — das konnte man erwarten.

— Ich fragte sie, — fuhr Florine fort, — ob man Herrn Rodin nicht seit einiger Zeit im Hôtel gesehen habe... sie antwortete mir ausweichend. Da mußte ich nun wohl verzweifeln, etwas zu erfahren und verließ Madame Grivois; damit aber mein Besuch keinen Verdacht rege mache, begab ich mich nach dem Pavillon, und was sah ich, als ich um eine Allee herumbog? Einige Schritte von mir ging Herr Rodin auf die kleine Gartenthür zu; wahrscheinlich glaubte er auf diese Weise geheimnißvoller hinausgehen zu können.

— Da hören Sie es, mein Fräulein, — rief die Maneur, indem sie die Hände bittend faltete, — geben Sie der Augenscheinlichkeit nach...

— Er, bei der Prinzessin von Saint-Dizier? — rief Fräulein von Gardeville und ihr gewöhnlich so sanfter Blick strahlte plötzlich vor heftiger Entrüstung; darauf fügte sie mit leicht bewegter Stimme hinzu: — Fahre fort, Florine.

— Beim Anblicke des Herrn Rodin stand ich still, — versetzte Florine, — und mich augenblicklich wieder zurückziehend ging ich nach dem Gartenhaus ohne bemerkt zu werden und trat schnell in die kleine Vorhalle, die nach der Straße geht. Die Fenster derselben gehen gerade neben der Gartenthür hinaus. Ich öffne sie, lasse aber die Jalousien geschlossen und sehe einen Lohnwagen; derselbe erwartete Herrn Rodin, kaum einige Minuten darauf steigt er hinein und sagt zum Kutscher: Rue Blanche Nr. 39

— Zum Prinzen! — rief Fräulein von Gardeville.

— Ja, mein Fräulein.

— Allerdings, Herr Rodin sollte ihn heute besuchen, — sagte Adrienne nachdenkend.

— Ganz gewiß, mein Fräulein, wenn er Sie verräth, verräth er auch den Prinzen, der noch viel leichter als Sie sein Opfer werden wird.

— Nichtswürdigkeit, o Nichtswürdigkeit! — rief plötzlich Fräulein von Gardeville aus, indem sie aufstand und ihre Züge vom Schmerz und Zorn bewegt waren. — Einen solchen Verrath! — O da möchte man ja an Allem zweifeln, an sich selbst zweifeln!

— Es ist erschrecklich, nicht wahr, mein Fräulein? — sagte die Maneur schaudernd.

— Aber warum hat er denn mich und die Meinigen gerettet? — versetzte Fräulein von Gardeville; — warum den Abbé von Aigrigny angegeben? In der That, der Verstand müht sich vergebens ab; es ist unergründlich... o, es giebt nichts Abscheulicheres als den Zweifel.

— Bei meiner Zurückkunft hierher, — sagte Florine und warf einen zärtlichen, hingebenden Blick auf ihre Herrin, — ist mir ein Mittel eingefallen, durch welches das Fräulein im Stande sein würde, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, was an der Sache ist; ... aber es wäre keine Minute zu verlieren.

— Was meinst Du, — versetzte Adrienne und sah Florine erstaunt an.

— Herr Rodin wird bald mit dem Prinzen allein sein.

— Allerdings, — sagte Adrienne.

— Der Prinz bleibt gewöhnlich in dem kleinen Salon, der nach dem Treibhause hinausliegt, dort wird er Herrn Rodin empfangen.

— Nun, weiter, — versetzte Adrienne.

— Dieses Treibhaus, welches ich nach Ihrem Befehl habe einrichten lassen, hat seinen einzigen Ausgang durch eine kleine Thür, welche auf eine Gasse hinausgeht, durch dieselbe kommt der Gärtner jeden Morgen, damit er nicht durch die Zimmer zu gehen braucht; ist einmal sein Dienst beendet, so kehrt er den ganzen Tag nicht wieder zurück.

— Was hast Du vor, was ist Dein Plan? — sagte Adrienne und sah Florine immer überraschter an.

— Die Gruppen der Pflanzen sind so angelegt, daß, selbst wenn der Vorhang, der die Glasthür, welche den Salon vom Treibhause trennt, bedeckt, nicht heruntergezogen ist, man doch, wie ich glaube, nahe genug herantreten kann, um zu hören, was im Zimmer gesagt wird. In den letzten Tagen ging ich stets durch die Thür des Treibhauses, da ich die Anordnungen daselbst beaufsichtigte... der Gärtner hatte einen Schlüssel und ich einen andern.. Glücklicher Weise habe ich denselben noch nicht wieder abgegeben. Bevor eine Stunde vergeht, kann das Fräulein wissen, woran sie mit Herrn Rodin ist... Denn wenn er den Prinzen verräth, verräth er auch Sie.

— Was sagst Du?

— Fräulein gehen augenblicklich mit mir fort... Wir kommen an die Thür des Gäßchens... zu mehrer Vorsicht gehe ich erst allein hinein, und wenn die Gelegenheit mir günstig scheint, dann komme ich wieder...

— Hexerei, — sagte Fräulein von Gardeville voll Stolz und unterbrach Florine; — daran ist nicht zu denken.

— Verzeihung, mein Fräulein, — sagte das junge Mädchen verwirrt und traurig die Blicke senkend, — Sie hegten einigen Argwohn und dieses Mittel schien mir das einzige, denselben zu bestätigen oder ihn zu vernichten.

— Ich sollte mich so weit erniedrigen, daß ich hinginge, um ein Gespräch zu belauschen; niemals, — versetzte Adrienne.

— Mein Fräulein, — sagte plötzlich die Maneur, welche seit einiger Zeit nachdenklich geworden war, — erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, Florine hat Recht... dieses Mittel ist allerdings peinlich, aber es ist das einzige Mittel, was vielleicht Ihre Meinung über Herrn Rodin auf immer wird feststellen können... und dann können, trotz der Augenscheinlichkeit der Thatsachen, trotz der beinahe vollkommenen Gewißheit meiner Ahnungen, die überzeugendsten Anzeichen doch noch trügerische sein. Ich bin die Erste gewesen, welche Herrn Rodin bei Ihnen angeklagt, ich würde es mir in meinem Leben nicht vergeben, wenn es mit Unrecht geschehen wäre... gewiß, mein Fräulein, es ist, wie Sie sagen, peinlich, eine Unterredung zu belauschen und zu behorchen...

Darauf nahm die Maneur schmerzlich bewegt sich gewaltsam zusammen und fügte hinzu, indem sie die Thränen der Scham, welche ihr in die Augen kamen, zu unterdrücken suchte:

— Indessen, da es sich vielleicht um Ihre Rettung handelt, mein Fräulein, denn wenn es ein Verrath ist, wird die Zukunft schrecklich sein, so will ich, wenn Sie wollen, an Ihrer Statt hingehen, um...

— Nicht ein Wort mehr, darum bitte ich Sie, — rief Fräulein von Gardeville die Maneur unterbrechend. — Ich sollte Sie, meine arme Freundin, blos in meinem Interesse etwas thun lassen, was mir erniedrigend erscheinet? Niemals.

Darauf wandte sie sich an Florine:

---

sammeln, und welche dem Meister, dem wirklichen Baumeister nur Vortrag zu halten, nur Quintessenzen vorzulegen haben.

So verschafft sich Thiers sein Material, und in alle dem liegt für den allgemein interessirten Leser Spannung in Fülle. Aber darf ich nun diese Leser in's Auge fassen? Nein, ich soll auch die befriedigen, welche rufen: Ich habe wenig Zeit, was ist Interessantes für mich vorhanden, was soll ich lesen?

Die Wahrheit zu sagen, es ist diesen Winter in guter schöngeistiger Lectüre eine wahre Hungersnoth. Man speist alle Tage Austern vom Felsen Eugène Sue, aber die weiteren besonders die einheimischen Speisen fehlen. Spindler's Roman „Schwerdberger" läßt auf sich warten; er würde jetzt offene Stunden finden. Sternberg's „Paul" ist ebenfalls unterwegs und Mosen hat einen „Don Juan" vollendet. Aber dies sind nur Aussichten. Eine anmuthige Lectüre, eine im Contrast überaus merkwürdige Lectüre hat mir in diesem Monate ein gründlicher Franzos und ein gründlicher Deutscher gewährt. Der Franzos ist Jedermann bekannt und heißt Scribe. Aber ich meine nicht ein Theaterstück; dafür scheint er nicht mehr einen so lebhaften Drang zu haben, wenigstens hat er seit einem Jahre nur zwei kleine Stücke gebracht. Das eine ist ein Genrebild, welches unsre Handwerkerpaare-nüs artig verspottet mit Glacéhandschuhen auf großen, rauhen Händen, und das andere ist die Komödie einer verwegen gemischten Ehe, zu welcher das deutsche Publicum die Augen sehr weit aufmachen würde, eine gemischte Ehe zwischen einem christlichen Edelmanne und einem Judenmädchen. Der Papst kann sie nicht gut heißen, und dies ist für den Ausgang der Komödie erwünscht, denn nun kann der Edelmann dem Judenmädchen beweisen, daß er sie über alle Vorstellung liebt und trotz aller Hindernisse heirathet. Solche leichtsinnige Extravaganzen mein' ich nicht, sondern ich meine eine Novelle Scribe's. Er schreibt deren auch und ganz eigenthümlich reizende. Vor einigen Jahren brachte er einen Band „Proverbes", welcher die graziösesten kleinen Geschichten enthielt, jetzt hat er im „Siècle" eine Novelle abdrucken lassen und ehe sie noch in Frankreich als Buch erscheinen kann, hat sie Herr Baumann in Brüssel als zierlichen Band nach Leipzig expedirt. So eben erscheint sie auch übersetzt in unserm Journal „die Mode". Maurice ist ihr Titel. Sie ist mit einschmeichelnder Geschicklichkeit componirt, ihre Entwickelung quillt so natürlich und pikant dramatisch hervor, daß es für den eigentlich belletristischen Leser eine Freude ist. Aber ich würde doch von ihr als von einem französischen Buche hier, wo es uns vorzugsweise um heimathliche Literatur zu thun ist, nicht besonders sprechen, wenn sie nicht einen so schlagenden Gegensatz zu einem deutschen Buche bildete, dessen ich schon im ersten Berichte vorläufig gedacht habe. Zu Adalbert Stifter's „Studien."

Diese malerischen Novellen hatte ich damals noch nicht ganz gelesen. Jetzt hab' ich das gethan, und ich habe mich an einem eigenthümlichen, grunddeutschen Talente gelabt. Unsre schönsten Fehler in der Erzählung sind hier vertheerlicht, aber unsre schönsten Vorzüge desgleichen. Dem Franzosen ist die Handlung das Wichtigste, dem Deutschen die Schilderung. Jener setzt in Bewegung, dieser betrachtet. Deutsche Bücher werden so leicht langweilig, weil die nationale Vorliebe für bloße Schilderung und Betrachtung sich ohne künstlerischen Plan gehen läßt. Das thut Stifter nicht, er ist Künstler, er legt auch für Handlung die Conturen an, und giebt damit den Schilderungen eine fesselnde persönliche Bedeutung. Jene Conturen werden schwach ausgeführt, das ist wahr, die Novellen werden vorzugsweise Landschaftsbilder, in denen menschliche Gruppen wohl nur die Staffage bilden. Aber die Staffage ist auch an sich liebevoll behandelt, und eine Landschafts-Novelle wie „der Hochwald," welche in den österreichisch-böh-

Digitized by Google

— Ich und bitte Herrn von Bonneville, er möge augenblicklich meinen Wagen anspannen lassen.

— Sie willigen ein? — rief Florine, mit den Händen unverhohlen vor Freude zusammenklatschend und ihre Augen wurden zu gleicher Zeit feucht.

— Ja, ich willige ein, — antwortete Adrienne mit bewegter Stimme. — Wenn mir Kampf, ein bitterer Kampf bevorsteht, so muß man sich darauf vorbereiten und es wäre im Grunde Thorheit oder Schwäche, nicht auf seiner Hut zu sein. Allerdings widerstrebt mir dieser Schritt und wird mir schwer, aber er ist das einzige Mittel, dem Argwohn ein Ende zu machen, welcher für mich eine fortwährende Folter sein würde, und vielleicht großem Uebel dadurch vorzubeugen. Ferner kann uns sehr wichtigen Gründen diese Unterredung des Herrn Rodin und des Prinzen Djalma doppelt bedeutsam für mich sein und entscheiden, ob ich Herrn Rodin mit Vertrauen oder mit unauslöschlichem Hasse begegnen soll... also schnell, Florine, einen Mantel, meinen Hut und den Wagen... Du mirst mich begleiten... Sie, meine Freundin, warten Sie auf mich, darum bitte ich Sie, — fügte Fräulein von Cardoville hinzu, indem sie sich zur Maseur wandte.

.....

Eine halbe Stunde nach dieser Unterredung hielt der Wagen Adrienne's, wie wir gesehen haben, vor der kleinen Gartenthür in der Rue Blanche.

Florine trat in das Treibhaus, kam bald wieder zurück und sagte zu ihrer Herrin:

— Der Vorhang ist heruntergezogen, Herr Rodin ist eben in den Salon getreten, in welchem sich der Prinz befindet.

Fräulein von Cardeville wohnte also unsichtbar dem folgenden Auftritte bei, welcher zwischen Rodin und Djalma vorging.

Achtes Kapitel.

Der Brief.

Kaum einige Augenblicke vor dem Eintreten des Fräulein von Cardoville in das Gewächshaus war Rodin von Faringhea zum Prinzen geführt worden, der sich noch unter dem Einflusse leidenschaftlicher Aufregung befand, in welche ihn des Mestizen Worte gebracht, und die Ankunft des Jesuiten nicht zu bemerken schien.

Dieser war über die Aufgeregtheit der Züge Djalma's, seine fast verstörte Miene verwundert und befragte Faringhea durch Winke; der Mestize antwortete ihm gleichfalls verstohlen und durch Zeichen, indem er erst seinen Zeigefinger auf sein Herz und seine Stirn legte und nachher auf die glühenden Kohlen zeigte; diese Pantomime bedeutete, daß Djalma's Herz in Brand sei.

Wahrscheinlich verstand Rodin, denn ein unmerkbares Lächeln der Zufriedenheit umspielte seine blassen Lippen; darauf sagte er ganz leise zu Faringhea:

— Ich wünsche mit dem Prinzen allein zu sein; ... ziehen Sie den Vorhang herab und sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden...

Der Mestize verbeugte sich, drückte an einer Feder neben der Spiegelscheibenthür und dieselbe sank sich in die Wand hinein, während der Vorhang herabging; sich abermals verbeugend verließ der Mestize den Salon. Kurze Zeit also nach seinem Herausgehen kamen Fräulein von Cardeville und Florine in das Gewächshaus, welches von dem Gemache des Prinzen nur durch die durchsichtige Wand des Vorhanges von weißer Seide mit großen bunten Vögeln getrennt war.

Das Geräusch, welches Faringhea machte, als er die Thür schloß; schien den jungen Indier wieder zu sich selbst zu bringen; seine Züge hatten zwar ihren gewöhnlichen sanften, milden Ausdruck angenommen, aber sie waren noch leicht bewegt; er bebte zusammen, fuhr mit der Hand über die Stirn, sah um sich, als ob er aus einem tiefen Traume erwache, darauf näherte er sich Rodin mit zugleich ehrfurchtsvoller und verlegener Miene und sagte nach der Art seiner Landsleute, mit Greifen zu forschen:

— Mein Vater, verzeihen Sie...

Und nach ehrfurchtsvoller Sitte junger Leute seines Landes gegen Greise wollte er Rodin's Hand ergreifen, um sie an seine Lippen zu führen, aber der Jesuit entzog sich dieser Huldigung, indem er einen Schritt zurücktrat.

— Und weshalb bitten Sie mich um Verzeihung, mein bester Prinz? — sagte er zu Djalma.

— Als Sie eintraten, war ich in Gedanken und bin Ihnen nicht gleich entgegen gekommen... Ich bitte nochmals um Entschuldigung.

— Und ich verzeihe es Ihnen nochmals, Prinz; ... aber plaudern wir ein wenig, wenn es Ihnen gefällig ist; nehmen Sie wieder Ihren Platz auf dem Divan... und auch Ihre Pfeife, wenn Sie zu rauchen Lust haben.

Aber anstatt der Einladung Rodin's Folge zu leisten und sich seiner Gewohnheit nach auf dem Divan auszustrecken, setzte sich Djalma auf einen Stuhl, wie sehr auch der Greis mit dem guten Herzen, wie Djalma ihn nannte, ihn nöthigte.

— In der That, Ihre Förmlichkeiten setzen mich in Verlegenheit, mein theurer Prinz, — sagte Rodin zu ihm, — Sie sind hier zu Haus in Indien oder wenigstens wünschten wir, daß Sie es zu sein glaubten.

— Vieles erinnert mich hier an mein Vaterland, — sagte Djalma sanft und ernst, — Ihre Güte erinnert mich an meinen Vater und an den, der seine Stelle vertrat, — fügte Djalma hinzu und dachte an den Marschall Simon, dessen Ankunft man ihm bisher aus guten Gründen verborgen hatte.

Nach einer Pause reichte er Rodin seine Hand und sagte mit hingebendem Tone:

— Nun, Sie sind da, ich bin glücklich!

— Ich begreife Ihre Freude, mein lieber Prinz, denn ich komme, Sie frei zu machen... Ihren Käfig zu öffnen... Ich hatte Sie gebeten, sich dieser kurzen freiwilligen Zurückgezogenheit zu unterwerfen, durchaus zu Ihrem eigenen Vortheil.

— Morgen kann ich also ausgehen?

— Heute noch, mein Prinz.

Der junge Indier dachte einen Augenblick nach und sagte:

— Ich habe Freunde, denn ich bin hier in diesem Palaste, der mir nicht gehört?

— Allerdings... Sie haben Freunde, vortreffliche Freunde, — antwortete Rodin.

Bei diesen Worten schien sich Djalma's Gesicht noch zu verschönern. Die edelsten Gefühle spiegelten sich plötzlich auf seiner beweglichen und reizenden Physiognomie ab, seine großen schwarzen Augen wurden feucht; nach einer abermaligen Pause stand er auf und sagte bewegten Tones zu Rodin:

— Kommen Sie...

— Wohin denn, Prinz? ... — sagte der Andere verwundert.

— Den Freunden zu danken ... drei Tage habe ich gewartet... das ist sehr lange.

— Erlauben Sie, theurer Prinz, erlauben Sie... ich habe Ihnen darüber noch mancherlei zu sagen, setzen Sie sich gefälligst wieder.

Djalma setzte sich gehorsam wieder auf seinen Stuhl.

Rodin begann:

— Es ist wahr... Sie haben Freunde... oder vielmehr einen Freund, mehre sind selten.

— Aber Sie?

— Ja wohl... Sie haben also zwei Freunde, mein Prinz, mich, den Sie kennen... und einen andern, den Sie nicht kennen und der Ihnen unbekannt zu bleiben wünscht.

— Weshalb?

— Weshalb? — entgegnete Rodin einen Augenblick in Verlegenheit, — weil das Glück, welches er dabei empfindet, Ihnen Beweise seiner Freundschaft zu geben, weil seine eigene Ruhe von der Geheimhaltung dieser Freundschaft abhängt.

— Warum sollte er sich verbergen, wenn er Gutes thut?

— Bisweilen, mein Prinz, um das Gute zu verbergen, das man thut.

— Ich ziehe Nutzen von dieser Freundschaft, warum verbirgt er sich also vor mir?

Die wiederholten Warums des jungen Indiers schienen Rodin sehr aus der Fassung zu bringen; er versetzte indessen:

— Wie ich Ihnen gesagt habe, theurer Prinz, würde augenblicklich Ihr Freund in seiner Ruhe gefährdet werden, wenn man ihn kennte.

— Wenn er als mein Freund bekannt wäre?

— Gerade das, mein Prinz.

Die Züge Djalma's nahmen sofort den Ausdruck würdevoller Trauer an, er hob den Kopf stolz hintenüber und sagte mit strengem Tone:

— Da dieser Freund sich verbirgt, so schämt er sich meiner oder ich muß mich seiner schämen. Ich nehme nur von Leuten Gastfreiheit an, deren ich würdig bin oder die meiner würdig sind... Ich verlasse dies Haus.

Und dies sagend, stand Djalma so entschlossen auf, daß Rodin ausrief:

— Aber, so hören Sie mich doch nur an, mein theurer Prinz... Sie sind, erlauben Sie mir es zu sagen, äußerst empfindlich,... obwohl wir versucht haben, hier Ihr schönes Vaterland Ihnen zurückzurufen, sind wir denn doch mitten in Europa, in Frankreich, mitten in Paris; dieser Gedanke muß Ihre Art, die Sache anzusehen, ein wenig verändern... Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an.

Djalma hatte trotz seiner vollkommenen Unwissenheit gewisser gesellschaftlicher Formen zu viel gesunden Verstand und richtigen Sinn, um sich nicht Gründen zu fügen, wenn dieselben vernünftig waren; die Worte Rodin's beruhigten ihn also. Mit jener naiven Bescheidenheit, welche fast stets die Eigenschaft starker und edelmüthiger Naturen ist, antwortete er sanft:

— Mein Vater, Sie haben Recht. Ich bin nicht mehr in meinem Vaterlande... hier sind die Sitten anders; ich will es mir überlegen.

Trotz seiner List und Gewandtheit wurde Rodin doch manchmal durch das spröde Benehmen und den unerwarteten Ideengang des jungen Indiers außer Fassung gesetzt... so sah er ihn denn zu seinem großen Erstaunen einige Minuten nachdenklich bleiben, worauf Djalma mit ruhigem, aber innig überzeugtem Tone sagte:

— Ich habe Ihnen gehorcht, ich habe nachgedacht, mein Vater.

— Nun, mein lieber Prinz?

— In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwand darf ein Mann von Ehre, der für einen anderen Ehrenmann Freundschaft hegt, dieselbe verhehlen.

— Aber wenn nun für ihn Gefahr darin liegt, diese Freundschaft einzugestehen, — sagte Rodin sehr beunruhigt von der Wendung, welche das Gespräch nahm.

Djalma betrachtete den Jesuiten mit verächtlicher Verwunderung und antwortete nicht.

— Ich begreife Ihr Stillschweigen, mein Prinz. Ein muthiger Mann muß der Gefahr trotzen ... sei es; aber wenn die Gefahr nun Ihnen drohte, falls diese Freundschaft entdeckt wird, sollte da dieser Ehrenmann nicht entschuldbar, ja sogar lobenswerth sein, wenn er unbekannt bleiben will?

— Ich nehme Nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihn aus Feigheit zu verleugnen.

— Mein theurer Prinz, hören Sie mich an.

— Gott befohlen, mein Vater.

— Bedenken Sie wohl...

— Ich habe es gesagt, — versetzte Djalma mit kurzem, fast gebieterischem Tone, indem er nach der Thür ging.

— Nun, mein Gott, wenn es nun eine Frau wäre! — rief Rodin auf's Aeußerste gebracht und ihm nachlaufend; denn er fürchtete wirklich Djalma das Haus verlassen und ganz und gar seine Pläne umstürzen zu sehen.

---

mischen Grenzgebirgen während des dreißigjährigen Krieges spielt, ist eine eigenthümliche deutsch-classische Form. Wenn wie bei Stifter für die Grundbedingungen der Kunst gesorgt ist, dann wirken die schönen deutschen Eigenschaften, tiefe Sinnigkeit für Naturleben, Herzensinnigkeit und Herzensstärke, wahrhaft erquickend.

Während ich dis daher schrieb, war ich mit der Lectüre eines neuen Romans beschäftigt, von welchem ich hoffte, er werde mir zum Mittelpunkte dieses Feuilletons dienen können. Die Verfasserin desselben war mir durch ein Bändchen „Haus-, Feld- und Waldmärchen" und durch einige kleine Gedichte als ein gediegenes, solides Talent bekannt, und ich fürchtete nur, für einen zweibändigen Roman werde ihr der Athem spannender Erzählung, die Uebung, Ruhe und Größe der Fassung noch abgehn. Denn solche Eigenschaften, welche Selbstvertrauen und erprobte Kraft voraussetzen, fehlen uns leicht beim ersten Romane. Wir glauben uns selbst noch nicht hinreichend und übereilen in der Ausführung unsre Anlagen. Wir fürchten breit zu werden und werden aphoristisch. Um nicht zu langweilen, überspringen wir die Mittelglieder, aus denen die Fessel des Romans geschmiedet wird.

Das erste Viertel des neuen Romans bestätigte meine Sorge. Es beginnt mit der Schlacht bei Jena oder doch mit den einzelnen Zuständen, welche sich in der Stadt Weimar während jener Schlacht darstellen. Leider aber mit den Zuständen mehrerer Familien zugleich. Wir werden also mit Anfängen überhäuft. Obenein müssen wir nach einiger Zeit inne werden, daß die Hauptpersonen des Anfangs gar nicht zu Hauptpersonen des Romans bestimmt sind, sondern nur zu Vorläufern und Nebenfiguren. Es macht stets einen ungünstigen Eindruck, unser erstes, frischestes Interesse verleitet zu sehn. Kinder sind es, um welche es sich eigentlich handelt, welche zu Helden, hier zu Heldinnen des Romans vor unsern Augen aufwachsen sollen. Das ist charakteristisch bei unsern Frauen, welche Romane schreiben: sie ergänzen ihr Frauenleben auch durch die eigenen Bücher, sie zeigen, daß sie sich mit Kindern beschäftigen, daß sie erziehen können.

Man muß wohl in der Folge des Romans zugestehn, daß auch diese auseinander laufende Anlage wohl durchdacht und vorausberechnet ist, aber dennoch ist sie nicht lobenswerth. Sie hat ein zerstreuendes Wesen, welches Manchen abhalten kann, dem Buche weiter zu folgen, wenn er nicht zeitig genug eine feine, leitende Hand der Verfasserin entdeckt. Im Kunstwerke ist es doch nicht genug, daß man seine Berechtigung aufweisen könne, man muß dergestalt täuschen und reizen, daß die Berechtigung gar nicht in Zweifel gezogen wird.

Dieser Uebelstand verliert sich nun wohl nach dem ersten Viertheile des Buches, aber er ist doch nichts Aeußerliches und gebiert stets einen Hauptfehler unsrer Erzähler. Den Fehler nämlich, uns mit Figuren zu überladen. Nicht die Zahl der Figuren belästigt, sondern die Einführung derselben. Wir werden damit bekannt gemacht, wie uns in einer Gesellschaft dicht hinter einander oder doch nur in kurzen Zwischenräumen zehn Personen vorgestellt werden. Dadurch haben alle zehn kein besonderes Interesse für uns, wenn sie nicht durch einen historischen Namen unsre Aufmerksamkeit für einen Augenblick wecken. Diese Aufmerksamkeit ist dann etwas Zufälliges, was die Form der Darstellung um nichts besser und um nichts empfehlenswerther macht für eine Erzählung. Die Erzählung soll uns erst erwärmen für einige Personen, ehe sie uns neue Bekanntschaften zumuthet. Dann erst, wenn wir Fuß gefaßt, ist es uns angemessen weiter zu schreiten.

Aber ich halte mich zu lange auf bei Ausstellungen, welche allerdings diesem Romane selbst über den Anfang hinaus zu machen sind und welche ihm oft etwas störend Buntes anheften. Und doch will ich den Roman im Wesentlichen loben

Bei den letzten Worten Rodin's stand der Indier plötzlich still.

— Eine Frau, — sagte er bebend und wurde purpurroth, — eine Frau, von einer Frau ist die Rede!

— Nun ja! Wenn es nun eine Frau wäre, — versetzte Rodin, — begreifen Sie dann ihre Zurückhaltung, das Geheimniß, in welches sie die Beweise ihrer Neigung zu hüllen genöthigt ist, die sie Ihnen zu geben wünscht?

— Eine Frau? — wiederholte Djalma mit zitternder Stimme und faltete wie zur Anbetung die Hände.

Und sein herrliches Gesicht drückte eine tiefe, unaussprechliche Rührung aus.

— Eine Frau? — sagte er abermals; — eine Pariserin? ...

— Ja, mein theurer Prinz, da Sie mich zu diesem Verrath zwingen, muß ich es Ihnen wohl eingestehen; es handelt sich um eine... ehrwürdige Pariserin... eine brave Matrone voller Tugenden, deren hohes Alter alle Ihre Ehrfurcht verdient.

— Sie ist sehr alt? — rief der arme Djalma und sein reizender Traum verschwand plötzlich.

— Sie wird etwa einige Jahre älter sein als ich, — antwortete Rodin mit ironischem Lächeln und war darauf gefaßt, den jungen Mann eine Art komischen Aerger oder erzürntes Bedauern ausdrücken zu sehen.

Dem war aber nicht so.

Der leidenschaftlichen Liebesbegeisterung, welche einen Augenblick sich auf Djalma's Zügen gezeigt hatte, folgte ein ehrfurchtsvoller Ausdruck, er sah Rodin voller Rührung an und sagte mit bewegtem Tone:

— Diese Frau ist also für mich... eine Mutter?

Wir sind nicht im Stande, den zugleich kindlichen, schwermüthigen und zärtlichen Reiz wiederzugeben, mit welchem der Indier das Wort Mutter betonte.

— Sie haben es getroffen, mein lieber Prinz. Diese ehrwürdige Frau will eine Mutter für Sie sein; aber ich kann Ihnen den Grund der Neigung, welche sie zu Ihnen hegt, nicht mittheilen, nur so viel kann ich Sie versichern, daß der Grund ehrenwerth ist: wenn ich Ihnen das Geheimniß desselben nicht verrathe, so geschieht es deshalb, weil bei uns die Geheimnisse der Weiber, mögen sie alt oder jung sein, uns heilig sind.

— Das ist recht und Ihr Geheimniß soll für mich heilig sein; ohne sie zu sehen, werde ich sie voller Ehrfurcht lieben. So liebt man Gott, ohne ihn zu sehen.

— Jetzt, mein Prinz, lassen Sie mich Ihnen sagen, was Ihre mütterliche Freundin beabsichtigt. Dieses Haus wird stets zu Ihrer Verfügung bleiben, wenn es Ihnen darin gefällt. Französische Diener, ein Wagen und Pferde stehen Ihnen zu Dienste und man wird die Rechnungen Ihres Haushaltes übernehmen. Da nun ferner ein Königssohn königlich leben muß, so habe ich in dem benachbarten Zimmer eine Cassette mit fünfhundert Louisd'or gelassen. In jedem Monat wird Ihnen eine gleiche Summe ausgezahlt werden. Wenn es Ihnen nicht zu dem genügt, was wir Ihre kleinen Vergnügungen nennen, so sagen Sie es mir und wir wollen Ihnen die Summe verdoppeln.

Bei einer Bewegung Djalma's beeilte sich Rodin hinzuzufügen:

— Ich muß Ihnen gleich sagen, mein theurer Prinz, daß Ihr Zartgefühl vollkommen ruhig bleiben kann. Erstens nimmt man von einer Mutter ja Alles an und ferner werden Sie binnen drei Monaten etwa im Besitze einer ungeheuren Erbschaft sein, so daß es Ihnen leicht wird, wenn diese Verbindlichkeit Sie drückt, — und im schlimmsten Falle kann sich die Summe auf höchstens vier- bis fünftausend Louisd'or belaufen — dieselbe zurückzuzahlen. Also scheuen Sie sich durchaus nicht und geben Sie sich allen Ihren Launen hin... Man wünscht, daß Sie in der großen Welt von Paris sich zeigen, wie der Sohn des Mannes sich zeigen muß, dessen Vater man den Vater des Ehrenmüthigen hieß. Noch einmal also bitte ich Sie, lassen Sie sich nicht durch falsches Zartgefühl abhalten, wenn diese Summe Ihnen nicht genügt...

— Ich werde mehr fordern, meine Mutter hat Recht, ein Königssohn muß königlich leben.

Das war die Antwort, welche der Indier mit vollkommener Natürlichkeit gab, ohne sich im Geringsten von der Welt über diese großartigen Anerbietungen zu wundern, und so mußte es auch sein: Djalma hätte dasselbe gethan, was man jetzt für ihn that, wenn man weiß, wie verschwenderische Pracht und Gastlichkeit sich bei den indischen Fürsten erhalten hat. Djalma war bei der Nachricht, daß eine Frau ihn mit mütterlicher Neigung liebte, so bewegt als dankbar gewesen. Was den Reichthum anbetrifft, mit welchem sie ihn umgeben wollte, so nahm er denselben ohne Verwunderung und ohne Anstand an.

Diese Ergebung war ein anderer Rechenfehler für Rodin, der sich mit mehren vortrefflichen Gründen versehen hatte, um den Indier zur Annahme zu bestimmen.

— Darüber sind wir also einig, mein lieber Prinz, — versetzte der Jesuit, — und da Sie jetzt die große Welt sehen sollen, müssen Sie durch die beste Thür, wie wir sagen, in dieselbe treten... Ein Freund Ihrer mütterlichen Beschützerin, der Herr Graf von Montbron, ein Greis voller Erfahrung und der höchsten Gesellschaft angehörend, wird Sie in den vertraulichsten Häusern von Paris vorstellen.

— Warum stellen Sie mich nicht vor, mein Vater?

— Ich, mein theurer Prinz, sehen Sie mich doch nur an und sagen Sie mir, ob ich zu einer solchen Rolle passe... Nein, nein, ich lebe einsam und zurückgezogen, und dann, — fügte Rodin nach einer Pause hinzu, indem er auf den jungen Prinzen einen durchdringenden, aufmerksamen und neugierigen Blick heftete, als wolle er mit den folgenden Worten ihn ausforschen, — und dann sehen Sie, wir Herr von Montbron in der Welt, welche er besucht, besser im Stande sein, als ich, Sie über die Schlingen aufzuklären, welche man Ihnen legen könnte. Denn wenn Sie Freunde haben, so haben Sie auch Feinde, das wissen Sie, feige Feinde, welche auf nichtswürdige Weise Ihr Vertrauen gemißbraucht und sich über Sie lustig gemacht haben. Und da ihre Macht unglücklicher Weise ihrer Bosheit gleichkommt, so wäre es vielleicht klüger für Sie ihnen auszuweichen, sie zu fliehen, als ihnen offenen Widerstand zu leisten.

Bei der Erinnerung an seine Feinde, dem Gedanken vor ihnen zu fliehen, bebte Djalma am ganzen Körper und seine Züge nahmen plötzlich todtenbleich. Er machte die Augen weit auf, so daß der Augapfel ganz mit einem weißen Ringe umgeben war und sie mit düsterm Feuer leuchteten. Niemals malte sich Verachtung, Haß und Durst nach Rache schrecklicher auf einem menschlichen Antlitz. Seine Oberlippe von blutrother Farbe bewegte sich krampfhaft, ließ seine kleinen weißen dichten Zähne sehen und gab seinen eben noch so reizenden Gesichtszügen einen so thierisch wilden Ausdruck, daß Rodin von seinem Stuhle aufsprang und rief:

— Was ist Ihnen, Prinz? Sie erschrecken mich...

Djalma antwortete nicht. Halb auf seinen Sessel vorn übergebeugt, die vor Wuth krampfhaft zusammengezogenen Hände aufeinander legend, schien er, aus Furcht sich einem schrecklichen Anfalle von Wuth hinzugeben, sich an der Lehne des Stuhls anklammern zu wollen... In diesem Augenblicke wollte es der Zufall, daß die Bernsteinspitze seiner Pfeife ihm unter den Fuß rollte und die heftige Spannung, welche alle Muskeln des Indiers anzog, war so kräftig, er hatte trotz seiner Jugend und seines schwächlichen Ansehns eine solche Kraft, daß er mit einer gewaltsamen Bewegung die Bernsteinspitze trotz ihrer außerordentlichen Härte zu Pulver drückte.

— Aber in des Himmels Namen, was ist Ihnen? — rief Rodin.

— So werde ich meine feigen Feinde zertreten, — rief Djalma mit drohendem funkelnden Blicke.

Und als diese Worte seine Wuth auf die höchste Spitze getrieben, verließ er seinen Sessel und ging einige Secunden hindurch im Saale nach allen Richtungen hin auf und ab, als ob er in seiner Nähe eine Waffe suche. Von Zeit zu Zeit stieß er eine Art rauhes Geschrei aus, welches er zu ersticken suchte, indem er seine geballten Hände auf seinen Mund legte... während seine Kinnladen krampfhaft zuckten...

Es war die ohnmächtige Wuth eines wilden Thieres, das nach Blut dürstet.

Der junge Indier hatte so eine große und wilde Schönheit. Man fühlte, daß diese göttlichen Triebe leidenschaftlichen Eifers und blinder Unerschrockenheit, die jetzt bis auf diesen Grad durch den Abscheu vor dem Verrath und der Feigheit gestiegen war, sobald sie auf den Krieg angewandt würden, eher auf die riesigen Jagden Indiens, die noch mörderischer sind, als der Krieg, Djalma zu dem machen mußten, was er war, zu einem Helden.

Rodin bewunderte mit unheimlicher äußerster Freude den Ungestüm der Leidenschaften des jungen Indiers, welche unter Umständen zu furchtbaren Ausbrüchen kommen mußten. Plötzlich benutzte sich zur großen Verwunderung des Jesuiten dieser Sturm. Die Wuth Djalma's schwand mit einem Male, weil die Ueberlegung ihm bald die Vergeblichkeit derselben zeigte; und nun schlug er, über diese kindische Aufgebrachtheit beschämt, die Augen nieder. Sein Gesicht blieb blaß und düster. Darauf sagte er mit kalter Ruhe, die noch viel furchtbarer war, als die Heftigkeit, zu der er sich eben hatte hinreißen lassen:

— Mein Vater, Sie werden mich heute meinen Feinden gegenüberstellen.

— Und zu welchem Zwecke, mein theurer Prinz?.. Was wollen Sie thun?

— Die Feiglinge tödten.

— Sie tödten!... Wohin denken Sie...

— Faringhea wird mir helfen.

— Ich bitte Sie abermals, bedenken Sie doch, daß Sie hier nicht an den Ufern des Ganges sind, wo man seinen Feind tödtet, wie auf der Jagd den Tiger.

— Mit einem redlichen Feinde schlägt man sich, einen Verräther tödtet man wie einen tollen Hund, — sagte Djalma mit eben so viel Ueberzeugung als Ruhe.

— O Prinz, — sagte Rodin mit ernstem Tone, — Sie, dessen Vater der Vater des Großmüthigen genannt wurde, was können Sie für eine Freude daran haben, Wesen zu tödten, welche eben so feige als boshaft sind?

— Was gefährlich ist, muß man vernichten.

— Also Rache, mein Prinz?

— Ich räche mich nicht an einer Schlange, — sagte der Indier mit bitterm Stolz, — ich vernichte sie.

— Aber, mein theurer Prinz, hier entledigt man sich nicht auf diese Weise seiner Feinde, wenn man sich zu beklagen hat...

— Weiber und Kinder beklagen sich, — sagte Djalma Rodin unterbrechend, — aber Männer strafen.

— Ja wohl, an den Ufern des Ganges, mein theurer Prinz, aber nicht hier... hier übernimmt die ganze Gesellschaft Ihre Sache, prüft sie, richtet sie und bestraft, wenn es nöthig ist.

— Wenn ich beleidigt bin, bin ich selbst Richter und Henker.

— Ich bitte Sie, hören Sie mir zu: Sie sind den verhaßten Schlingen Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun gut, nehmen Sie an, das wäre geschehen durch die ehrwürdige Frau, welche für Sie die Zärtlichkeit einer Mutter hat; wenn nun dieselbe, welche Sie vor den Feinden gerettet hat, Sie um Gnade für diese bäte, was würden Sie thun?

Der Indier senkte den Kopf und blieb einige Augenblicke ohne Antwort.

Rodin benutzte dieses Zaudern, indem er fortfuhr:

— Ich könnte zu Ihnen sagen: Prinz, ich kenne Ihre Feinde; aber fürchtend, daß Sie irgend eine schreckliche Unvorsichtigkeit begehen, werde ich Ihnen ihre Namen auf ewig verbergen; aber nein, ich schwöre Ihnen, daß, wenn die Ehrwürdige, welche Sie wie einen Sohn liebt, es für gerecht und nützlich findet, daß ich Ihnen diese Namen sage, ich es auch thun will; aber bis dahin werde ich schweigen.

Djalma betrachtete Rodin mit düsterer gieriger Miene.

In diesem Augenblicke trat Faringhea ein und sagte zu Rodin:

— Ein Mann, welcher einen Brief überbringt, war nach Ihrer Wohnung gegangen... man hat ihm gesagt, daß Sie hier seien und so ist er hierher gekommen, soll ich den Brief annehmen?... Er sagt, daß er vom Abbé von Aigrigny kommt.

— Gewiß, — sagte Rodin und fügte hinzu: — wenn es der Prinz erlaubt.

Djalma machte ein Zeichen mit dem Kopfe und Faringhea ging hinaus.

— Sie verzeihen, mein Prinz, — ich erwartete heut Morgen einen sehr wichtigen Brief; da er lange ausblieb und ich doch nicht verfehlen wollte Sie zu besuchen, so habe ich zu Hause bei mir den Auftrag hinterlassen, den Brief hierher zu bringen.

---

und will den Lesern mittheilen, daß er wirklich die wichtigste Erscheinung dieses Monates, daß er uns ein vielversprechendes Zeugniß ist, es sei uns eine neue, schönwissenschaftliche Kraft gewonnen. Ich werde als eigensinniger oder gewissenhafter Recensent am Talent der Verfasserin noch mancherlei auszusetzen haben, aber ich kann im voraus sagen: Hier ist eine Dame unter uns getreten mit gediegenem Geist und reinem Geschmack, eine Dame, welche unsern schreibenden Frauen Paalzow, Hahn, Düringsfeld nicht nur vollkommen ebenbürtig, sondern der einen oder der andern auch an Geist und Durchbildung überlegen ist. Sie bringt wohl nicht so breiten, dem Lesepublicum willkommenen Körper des Romans wie Frau Paalzow, sie weiß auch noch nicht so gut wie diese Katastrophen vorzubereiten und auszubeuten, sie hat ferner auch nicht und zwar aus guten Gründen nicht so viel geistreiche Einfälle wie Gräfin Hahn, weil sie mehr Ruhe und weniger Speculationsgeist hat, sie hat auch nicht so hetzenden Geist wie Fräulein von Düringsfeld, weil sie ernster ist, aber sie hat andere Vorzüge. Es ist möglich, daß diese Vorzüge, welche sich in diesem Romane andeuten, nie zur schönen Entwickelung kommen in einem anderen Buche. Dies ist möglich, denn zu solcher Entwickelung gehört Glück des Talentes. Aber es ist eben so gut möglich, daß dies geschehe, und meine Schuldigkeit als eines kritisirenden Berichterstatters ist es, auf solche Möglichkeit lebhaft aufmerksam zu machen.

Die Dame heißt: Adele Schopenhauer, und sie ist die Tochter der verstorbenen Schriftstellerin Johanna Schopenhauer. Der Roman heißt: „Anna, ein Roman aus der nächsten Vergangenheit."

Anna ist ein bürgerliches Kind, welches durch Adoptirung in die höheren Lebenskreise gezogen, durch Heirath eines Grafen darin festgestellt wird. Allein die Liebe eines aufstrebenden, bürgerlichen Talentes zu ihr, eine Liebe, welche sie trotz entsagenden Pflichtgefühles erwidert, sprengt ihre Stellung und nach leise geleiteten schmerzlichen Uebergängen werden die Bürgerlichen mit einander vereint. Um diesen Mittelpunkt gruppiren sich sechs bis sieben andere Gestalten, von denen jede mit eigenthümlicher Persönlichkeit ausgestattet ist und von denen jede die nöthige Aufmerksamkeit für ein eigenthümliches Verhältniß erhält, Professoren, Diplomaten, Emigranten, romantische Fräuleins, politische Flüchtlinge, bürgerlich zudringliche Verwandte. Letztere besonders, durch einen Bruder Anna's repräsentirt, sind meisterhaft geschildert. Die Zeitbegebenheiten, besonders die Nachwehen des Congresses von Verona schaukeln dies Alles und geben Allem eine geschichtliche Bedeutung. Die Verhältnisse sind zart, die Berührungen fein, die Motive innerlich und wohl erwogen, die Wendungen geistvoll, die Charaktere scharf und lebensvoll erfaßt, poetisch entwickelt, Ton und Kriterium edel. Nur der Strom fehlt noch, der Strom, welcher ein so reiches Material in volle Bewegung setzt. Wir bleiben oft in einzelnen Winkeln stehen, wir werden einmal aufgehalten durch zu langes Nachholen eines noch aufzuklärenden Verhältnisses, wir werden bei der Katastrophe nicht genug aufmerksam gemacht durch die Erzählerin, daß dies tête-à-tête weit über die früheren hinausgehe und vom Gatten, der sich naht, als unzweideutig angesehen werden müsse, kurz, die technischen Drucker sind noch vernachlässigt. Nicht die groben Mittel, wie die Verfasserin glauben könnte, sondern die in der Technik auch des leisesten Romans so nothwendigen, wie Thüren und Fenster, Schlösser und Riegel nothwendig sind im vornehmsten Palaste.

Diese Mängel haben allerdings etwas Frauenhaftes; die energische Bewegung eines Romans ist wohl noch selten einer Frau vergönnt gewesen. Indessen ist Fräulein Schopenhauer in Anschauung der Dinge, in Schätzung der Schwierigkeiten

Einige Augenblicke darauf kam Faringhea mit einem Briefe zurück, welchen er Rodin zustellte; darauf ging der Mestize wieder hinaus.

Neuntes Kapitel.

Adrienne und Djalma.

Als Faringhea den Salon verlassen hatte, nahm Rodin den Brief des Abbé von Aigrigny in die eine Hand, mit der anderen schien er etwas zu suchen, erst in der Seitentasche seines Rockes, dann in der hinteren, dann in seiner Hosentasche; endlich aber, als er nichts fand, legte er den Brief auf das abgetragene Knie seines schwarzen Pantalons und besühlte sich überall mit beiden Händen, indem er eine unruhige, verdrießliche Miene machte.

Die verschiedenen Bewegungen dieser Pantomime, welche mit vollkommener Unschuld gespielt wurde, erhielten noch durch die Ausrufe ihre Krone:

— O mein Gott!! Es ist zum Verzweifeln!

— Was haben Sie? — fragte Djalma und unterbrach das düstere Schweigen, in welches er seit einigen Augenblicken versunken war.

— Ach, mein theurer Prinz — versetzte Rodin, — es ist mir die gewöhnlichste, lächerlichste Sache von der Welt geschehen, die indessen doch sehr betrübend für mich ist... ich habe meine Brille vergessen oder verloren; bei diesem Halbdunkel und besonders wegen des abscheulich schlechten Papiers, welches ich durch Armuth und Alter bekommen habe, ist es mir gänzlich unmöglich, diesen sehr wichtigen Brief zu lesen, man erwartet sehr baldige, sehr einfache und sehr unumwundene Antwort von mir... ein Ja oder ein Nein... die Zeit drängt, es ist zum Verzweifeln. Wenn noch, — fügte Rodin, ohne Djalma anzusehen, hinzu, indem er diese Worte gewichtig betonte, damit der Prinz aufmerksam darauf werde, — wenn noch Jemand da wäre, der mir den Dienst leisten könnte, den Brief für mich zu lesen... aber nein... Niemand da...

— Mein Vater, — sagte Djalma verbindlich, — wollen Sie, daß ich statt Ihrer lese? Wenn der Brief zu Ende ist, werde ich vergessen haben, was ich las.

— Sie? — rief Rodin, als ob der Vorschlag des Indiers ihm zu gleicher Zeit ungeheuer und gefährlich erschiene, — das ist unmöglich, Prinz... Sie... diesen Brief lesen...?

— Dann entschuldigen Sie meine Frage, — sagte Djalma sanft.

— Aber im Grunde, — versetzte Rodin nach einem Augenblicke Nachdenkens, indem er mit sich selbst sprach, — warum nicht?

Und sich an Djalma wendend, fügte er hinzu:

— Wirklich, Sie wollten diese Gefälligkeit haben, mein theurer Prinz? Ich hätte es nicht gewagt, Sie um diesen Dienst zu bitten.

Dies sagend übergab Rodin den Brief an Djalma, der mit lauter Stimme las.

Der Brief war folgendermaßen abgefaßt:

„Ihr Besuch von heute Morgen im Hôtel St. Dizier muß nach dem, was mir berichtet worden ist, als ein neuer Angriff von Ihrer Seite angesehen werden.

„Hier ist nun der letzte Vorschlag, den man Ihnen angekündigt hat; vielleicht ist er ebenso fruchtlos, als der Schritt, den ich gestern versucht habe, indem ich mich nach der Rue Gloriu begab.

„Nach dieser langen, unangenehmen Auseinandersetzung sagte ich Ihnen, daß ich Ihnen schreiben würde; ich halte mein Versprechen; hören Sie nun meine letzten Worte.

„Und zuvor eine Warnung:

„Hüten Sie sich... Wenn Sie darauf beharren, einen ungleichen Kampf zu unterhalten, werden Sie gerade dem Hasse derer ausgesetzt werden, welche Sie thörichter Weise beschützen wollen. Man hat tausend Mittel, Sie bei ihnen zu verderben, indem man sie über Ihre Pläne aufklärt. Man wird ihnen beweisen, daß Sie selbst in den Anschlag verwickelt gewesen sind, welchen Sie jetzt zu enthüllen sich den Anschein geben, und zwar nicht aus Edelmuth, sondern aus Habgier."

Obwohl Djalma so durchaus zerstreuend war, daß er wußte, jede über diesen Gegenstand an Rodin gerichtete Frage sei eine Unbescheidenheit, konnte er sich doch nicht enthalten, lebhaft nach dem Jesuiten sich umzuwenden, als er diese Stelle las.

— Mein Gott, ja; von mir ist die Rede... von mir selbst. So wie Sie mich hier sehen, mein theurer Prinz, — fügte er hinzu und deutete auf seine schmutzigen Kleider hin, — bin schmutzig man mich der Habgier.

— Und wer sind die Leute, welche Sie beschützen?

— Meine Schützlinge?... — sagte Rodin und that, als ob ihn die Antwort in Verlegenheit bringe, — wer meine Schützlinge sind?... hm, hm, das will ich Ihnen sagen... Es sind... arme Teufel sind es ohne alle Hülfsquellen, Leute, die Nichts haben, aber rechtschaffen, sie besitzen nichts als ihr gutes Recht... in einem Prozesse, den sie führen; sie sind in Gefahr, vom mächtigen, sehr mächtigen Leuten unterdrückt zu werden. Glücklicher Weise sind diese mir aber bekannt genug, daß ich sie zu Gunsten meiner Schützlinge entlarven kann... Ist das ein Wunder?... Arm und unvermögend stelle ich mich natürlich auf die Seite der Armen und Unvermögenden... Aber bitte, fahren Sie fort...

Djalma las:

„Sie haben also Alles zu fürchten, wenn Sie fortfahren, uns feindlich zu sein, und Nichts zu gewinnen, indem Sie die Partei derer ergreifen, welche Sie Ihre Freunde nennen; man könnte sie richtiger Ihre Betrogenen nennen, denn wäre Ihre Uneingenommenheit aufrichtig, dann wäre sie unerklärlich... Es müssen daher, und ich wiederhole es, das ist auch der Fall, habgierige Gedanken dahinter versteckt sein.

„Nun gut, selbst in dieser Beziehung kann man Ihnen eine ausgezeichnete Entschädigung anbieten, mit dem Unterschiede, daß Ihre Hoffnungen einzig auf die wahrscheinliche Dankbarkeit Ihrer Freunde, eine sehr ungewisse Aussicht, gegründet sind, während unsere Anerbietungen gleich jetzt bethätigt werden; um kurz zu sprechen, ich verlange Folgendes: Heut Abend noch, bis Mitternacht spätestens werden Sie Paris verlassen haben, und verpflichten sich vor sechs Monaten nicht wieder zurückzukehren."

Djalma konnte sich einer Regung des Erstaunens nicht enthalten und sah Rodin an.

— Das ist ganz einfach, — sagte dieser, — der Prozeß meiner armen Schützlinge wird vor dieser Zeit abgeurtheilt sein, und wenn man mich entfernt, verdammt man mich, über sie zu wachen. Sie begreifen, mein Prinz, — sagte Rodin mit bitterer Entrüstung, — haben Sie die Güte fortzufahren und entschuldigen Sie mich, daß ich Sie unterbrochen habe... aber so viel Schamlosigkeit empört mich.

Djalma fuhr fort:

„Damit wir Ihrer Abwesenheit von Paris sechs Monate lang gewiß sind, werden Sie sich zu einem unserer Freunde nach Deutschland begeben, Sie werden sich bei ihm einer freigebigen Gastfreundschaft erfreuen, aber bis nach Ablauf der Frist bei ihm bleiben.

— In ein freiwilliges Gefängniß, — sagte Rodin.

„Unter diesen Bedingungen erhalten Sie monatlich einen Gehalt von 1000 Francs vom Tage Ihrer Abreise von Paris an, 10,000 Francs gleich bar und 20,000 Francs, wenn die sechs Monate verflossen sind. Für das Ganze wird Ihnen genügende Sicherheit gestellt. Nach Ablauf von sechs Monaten endlich erhalten Sie noch eine eben so ehrenvolle als unabhängige Stellung."

Von unwillkürlicher Entrüstung ergriffen, hielt Djalma inne, und Rodin sagte zu ihm:

— Ich bitte Sie, theurer Prinz, fahren Sie fort, Sie müssen bis zu Ende lesen, das wird Ihnen einen Begriff geben, was matten in unserer gebildeten Welt vorkommen kann.

Djalma las weiter:

„Der Gang der Dinge ist Ihnen bekannt genug und Sie wissen zu gut, wer wir sind, um ahnen zu können, daß wir durch Ihre Entfernung blos einen wenig gefährlichen aber sehr lästigen Feind los sein wollen; verderben Sie sich indessen nicht über Ihren ersten Erfolg, die Ergebnisse Ihrer Anzeige werden erstickt werden, weil dieselbe verleumderisch ist. Der Richter, welcher derselben Folge gebietet, wird seine gehässige Parteilichkeit bitter bereuen. Mit dem gegenwärtigen Briefe können Sie machen, was Sie wollen, denn wir wissen, was wir schreiben, an wen wir schreiben und wie es geschieht. Sie werden diesen Brief um drei Uhr bekommen, und haben mir um vier Uhr unter diesem Brief keine volle, uneingeschränkte Annahme von Ihnen, so fängt der Krieg wieder an... und nicht erst morgen, sondern heute Abend noch."

Als er mit Lesen zu Ende war, sah Djalma Rodin an und dieser sagte zu ihm:

— Erlauben Sie mir, Faringhea zu rufen.

Bei diesen Worten zog er an einer Glocke.

Der Mestize erschien.

Rodin nahm den Brief aus Djalma's Händen, riß ihn mitten entzwei, zerknitterte ihn mit den Händen, so daß eine Art Kugel daraus wurde, übergab ihn dem Mestizen und sagte zu ihm:

— Geben Sie dieses Stück Papier der Person, welche wartet und sagen Sie ihr, das sei meine Antwort auf diesen nichtswürdigen und frechen Brief, hören Sie wohl? auf diesen nichtswürdigen und frechen Brief.

— Ich verstehe, — sagte der Mestize und ging hinaus.

— Das ist vielleicht ein gefährlicher Kampf für Sie, mein Vater, — sagte der Indier voller Theilnahme.

— Ja, mein Prinz, vielleicht gefährlich... aber ich für meinen Theil mache es nicht so wie Sie; ich will meine Feinde nicht tödten, weil sie feige und nichtswürdig sind;... ich bekämpfe sie unter dem Schutze der Gesetze; nehmen Sie mir also nach... — Und da Rodin Djalma's Gesicht sich verfinstern sah, sagte er hinzu:

— Ich habe Unrecht... ich will Ihnen in dieser Beziehung keinen Rath geben... Willigen Sie nur ein, diese Sache ganz allein dem Urtheil Ihrer würdigen und mütterlichen Beschützerin zu überlassen. Morgen werde ich mit ihr sprechen; willigt sie ein, so sage ich Ihnen den Namen Ihrer Feinde. Thut sie es nicht, so erfahren Sie ihn auch nicht.

— Und hat diese Frau... diese zweite Mutter, — sagte Djalma, — einen solchen Charakter, daß ich mich ihrem Urtheile unterwerfen kann?

— Sie, — rief Rodin aus, indem er die Hände zusammenschlug und mit sich steigernder Begeisterung fortfuhr, — Sie... o, es giebt nichts Edleres, Höheres, Muthigeres als sie auf der Erde .. O, wären Sie wirklich der Sohn Ihrer Beschützerin und würden Sie von ihr mit der ganzen Heftigkeit der mütterlichen Liebe geliebt, wenn es für Sie darauf ankäme, die Wahl zu treffen zwischen Feigheit oder Tod, sie würde zu Ihnen sagen: — Stirb! — und würde gern mit Ihnen sterben.

— O, welch ein edles Weib, — sagte Djalma hingerissen, — so war meine Mutter.

— Sie, — versetzte Rodin mit wachsender Begeisterung und näherte sich dem vom Vorhange verdeckten Ausgange, auf den er einen heimlichen und besorgten Blick warf, — Ihre Beschützerin... stellen Sie sich den Muth, die Geradheit, die Redlichkeit ihrer Person vor. Ja, vor Allem aufrichtig ist sie; sie verbindet die ritterliche Offenherzigkeit eines edeldenkenden Mannes mit der stolzen Würde eines Weibes, das in ihrem ganzen Leben nicht blos niemals gelogen, niemals einen ihrer Gedanken verhehlt hat, sondern auch lieber sterben würde, als der geringsten Regung von Argliſt, Heuchelei oder Nothlüge nachzugeben, zu welcher gewöhnlich Frauen schon durch ihre Lage fast gezwungen werden...

Schwer läßt sich die Bewunderung beschreiben, welche auf Djalma's Gesicht sich kund gab, als er Rodin's Schilderung

---

nirgends weichlich und es fehlt ihr, so viel ich entdecken kann, nicht an dem Muthe der Tragik. Sie kann also wohl diesem Vorwurfe gegen weibliche Schriftstellerei mit einigem Erfolge begegnen.

Zweierlei habe ich schließlich noch auszustellen, da ich denn einmal wie immer in den Ausstellungen wortreicher bin als in den Lobsprüchen. Das Erste betrifft die Art des Erzählens; das Zweite betrifft eine Gattung des Reflectirens.

Die Art des Erzählens streift gar oft an einen Fehler, welcher den Reiz der Erzählung vernichtet. Die Verfasserin zeigt uns oft, daß sie zu weit sieht, will sagen, daß sie, uns etwas mittheilend, nur erklärend spricht und längst mit dem Auge jenseits der Mittheilungen weilt. Sie giebt zu oft blos das Resultat dessen, was sie erzählen will. Wir wollen aber nicht das Resultat, sondern die Erzählung. Naivetät ist in solchem Zusammenhange das Nothwendige, nicht aber Ueberlegenheit. Der Autor, welcher fortwährend seine Herrschaft über die Begebenheiten verräth, beleidigt die märchenlustige, dem Autor unerläßliche Stimmung des Lesers und er gewinnt deshalb nicht die Hingebung desselben.

In der Gattung des Reflectirens unterscheiden sich bei der Verfasserin zwei streng von einander geschiedene Arten. Die eine ist vortrefflich: sie erwächst ächt und kräftig aus den eben vorliegenden Situationen, sie gehört der Verfasserin ganz allein zu eigen und ist der gesund folgernde Genosse ihrer Poesie. Was dieser Genosse spricht, gehört zum Besten im Buche. Die andere aber, glücklicherweise nur seltene, ist die angelernte Reflection. Diese Pein macht uns seit funfzehn Jahren viel zu schaffen. Sie ist eine Pein mit ihrer philosophischen Phrase, mit ihrer „Individualität" und „Subjectivität" und wie die technischen Ausdrücke weiter heißen. Ein großer Theil raisonnirender Schriftsteller lebt blos von dieser Rente, welche man sich mit einiger Schulfähigkeit so leicht anzeignen kann und welche nur in Deutschland für hinreichende Begabigung schriftstellerischer Fähigkeit gilt. Einige haben wirklich kein weiteres Eigenthum als dieses Schachspiel halbphilosophischer Begriffe, und gelten so lange für Autoren, so lange man jede von ihnen beliebte Schachpartie für ein Buch gelten läßt. Andere ersticken damit ihre eigenthümliche Fähigkeit, indem sie vor lauter angelernten dialektischen Hülfsmitteln sich selbst nicht zu eigenthümlicher Erregung ihrer Fähigkeiten kommen lassen. Diese philosophirende Krankheit ist von unsäglichem Einfluß nicht sowohl auf unsre Literatur als auf unser Bücherleben. Sie gebiert die Stöße wiederkäuender Bücher, welche keine Bücher sind; sie frißt die Schriftsteller, welche nichts Eigenes bringen, von welchen die Nation trotz aller Literaturzeitungen Nichts erfährt und welche in Ermangelung eines Verlegers immer plötzlich einmal gar nicht vorhanden sind.

Vor der gemachten Weisheit dieser Richtung möge sich die Verfasserin völlig hüten. Ich kann ihr ein scheinbar blos äußerliches Kennzeichen angeben. Sie kommt in Berührung mit dieser Krankheit, wenn ihr sonst klarer Styl plötzlich schwülstig wird, wenn sie selbst bei der Wiederholung den Satz einige Male lesen muß, um dessen dunkles Lichtlein von Sinn zu entdecken. Das ist dann ein gemachtes Ding, dessen sie entbehren kann. —

Der Leser möge entschuldigen, daß ich in Ermangelung neuer Bücher Recensent werde, statt Berichterstatter zu sein. Es ist doch am Ende besser, wir verständigen uns über etwas der Rede Werthes, als daß ich über gleichgültige Bücher gleichgültige Bemerkungen schreibe.

Einiger Reiseschriften nur habe ich noch zu erwähnen. Zunächst der „Fahrt nach Ostende" von Heinrich König, welche einen großen Theil des Publicums durch Betrachtungen über Staat und Kirche ansprechen und innerlich beschäftigen wird. König, ein gewissenhafter und liebenswürdiger Autor, hat Nichts zu schaffen mit den oben bezeichneten Phrasenautoren.

vernahm: seine Augen glänzten, seine Wangen glühten und vor Begeisterung bebte ihm das Herz.

— Brav, brav, edles Herz, — sagte Robin zu ihm und that abermals einen Schritt nach dem Vorhange zu, — es freut mich, Ihre schöne Seele in Ihren Zügen sich abspiegeln zu sehen, während Sie mich so von Ihrer unbekannten Beschützerin sprechen hören; aber sie ist auch jener frommen Anbetung werth, welche edle Herzen, große Charaktere einflößen.

— O, ich glaube Ihnen, — rief Djalma entzückt aus, — mein Herz ist von Bewunderung durchdrungen und auch von Erstaunen: denn meine Mutter lebt nicht mehr und doch lebt noch ein solches Weib!

— O ja, zum Troste der Betrübten lebt sie, ja, sie lebt zum Stolze ihres Geschlechts, lebt, um die Wahrheit anbetenswerth, die Lüge verächtlich zu machen... Die Lüge, die Verstellung haben niemals die Offenheit bestrickt, welche strahlend und tapfer ist, wie das Schwert eines Ritters... Sehen Sie, noch vor wenigen Tagen... hat dieses edle Weib bewunderungswürdige Worte zu mir gesagt, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde: — Mein Herr, sobald ich gegen Jemanden, den ich achte oder liebe, einen Verdacht habe...

Robin konnte nicht aussprechen.

Der Vorhang wurde von Außen so heftig angezogen, daß die Feder, die ihn hielt, zerbrach und er plötzlich in die Höhe ging, zum großen Erstaunen Djalma's, der Fräulein von Cardeville vor seine Augen treten sah.

Adrienne's Mantel war von ihren Schultern geglitten und bei der heftigen Bewegung, mit welcher sie sich dem Vorhang näherte, fiel ihr Hut, dessen Bänder nicht zugebunden waren, zur Erde.

Schnell aufgegangen, hatte sie nur Zeit gehabt, über das malerische und reizende Costüm, in welches sie sich in ihrem Hause häufig kleidete, einen Pelzüberwurf umzunehmen und erschien den geblendeten Augen Djalma's unter diesen Blüthen und Blättern so von Schönheit strahlend, daß der Indier vom Zauber eines Traumes befangen zu sein glaubte.

Mit gefalteten Händen, die Augen weit offen, den Körper leicht vornübergebeugt, als ob er zum Gebete niedersinken wolle, blieb er vor Bewunderung wie versteinert.

Fräulein von Cardeville stand aufgeregt, mit leicht geröthetem Gesicht, ohne in den Salon zu treten auf der Thürschwelle des Gewächshauses.

Alles das war in weniger Zeit vorgegangen, als wir zur Schilderung brauchen; kaum war daher der Vorhang aufgegangen, so rief Robin, die höchste Verwunderung heuchelnd:

— Sie hier, mein Fräulein?

— Ja, mein Herr, — sagte Adrienne mit bewegter Stimme, — ich will die Rede beenden, welche Sie begonnen haben; ich hatte Ihnen gesagt, wenn mir ein Verdacht in den Sinn käme, sagte ich es offen der Person, welche ihn mir einflößte. Nun gut, ich will gestehen, daß ich dieser Offenheit nicht nachgekommen bin; ich war hierhergekommen, um Sie auszuforschen, gerade in dem Augenblicke, wo Ihre Antwort an den Abbé von Aigrigny mir ein neues Pfand Ihrer Ergebenheit und Aufrichtigkeit gab. In dem Augenblicke, wo Sie mir das Zeugniß der Aufrichtigkeit gaben, zweifelte ich an Ihrer Rechtlichkeit... zum ersten Male in meinem Leben habe ich mich bis zur List erniedrigt... diese Schwäche verdient eine Bestrafung, diese erteile ich jetzt; eine Genugthuung, ich gebe sie Ihnen hiermit; verlangt eine Bitte um Verzeihung, ich höre sie hiermit. — Darauf wandte sie sich an Djalma und fügte hinzu: — Jetzt, Prinz, gilt kein Geheimniß mehr... ich bin Ihre Verwandte, Fräulein von Cardeville, und ich hoffe, daß Sie von einer Schwester die Gastfreundschaft annehmen werden, welche von einer Mutter Ihnen willkommen war.

Djalma antwortete nicht.

Vor dieser plötzlichen Erscheinung, welche die thörichtsten, die strahlendsten Gebilde seiner Träume übertraf, empfand er, in entzückte Betrachtung versunken, eine Art Trunkenheit, welche jeden Gedanken, jede Besinnung ihm raubte und die ganze Kraft seines Wesens in das Gesicht zusammendrängte... und wie man vergeblich einen unauslöschlichen Durst zu stillen sucht, so der feurige Blick des Indiers so zu sagen mit verzehrender Begier alle seltenen Vollkommenheiten des jungen Mädchens ein.

In der That, niemals hatten sich zwei edlere Körperformen der Göttlichkeit einander gegenüber gestanden... Adrienne und Djalma boten Beide das Ideal der Menschenschönheit und der Frauenanmuth dar. In der Annäherung dieser beiden so jungen, so lebhaften, so edlen und leidenschaftlichen, so heldenmüthigen und so stolzen Naturen, welche merkwürdiger Weise, bevor sie sich gesehen hatten, schon ganz und gar ihren sittlichen Werth kannten, schien etwas Verhängnißvolles, von der Vorsehung Herbeigeführtes zu liegen; denn wenn Djalma bei Robin's Worten in seinem Herzen eine eben so plötzliche als lebhafte und hohe Bewunderung hatte empfinden müssen für die edlen und entschiedenen Eigenschaften dieser unbekannten Wohlthäterin, welche er jetzt in Fräulein von Cardeville wiederfand, so war diese von der Unterredung zwischen Robin und Djalma, die sie eben belauscht, abwechselnd aufgeregt, gerührt oder erschreckt worden, je nachdem der Letztere den Adel seiner Seele, die zarte Güte seines Herzens oder die furchtbare Heißblütigkeit seines Charakters dabei bewiesen hatte; darauf war sie nicht im Stande gewesen, eine Regung des Erstaunens, fast der Bewunderung zurückzuhalten, als sie die überraschende Schönheit des Prinzen sah, und als ihre Augen den Blicken Djalma's begegneten, hatte ein seltsames, schmerzliches Gefühl, eine Art elektrischen Schlages ihr ganzes Wesen erschüttert.

Aeußerst verwirrt und über diese Verwirrung, welche sie sich zum Vorwurf machte, ärgerlich, hatte sie versucht, diese tiefen Eindrücke zu verstehen, indem sie sich an Robin wandte, um sich bei ihm zu entschuldigen, daß sie Verdacht gegen ihn gehegt... aber das hartnäckige Schweigen, in welchem der Indier beharrte, verdoppelte sehr bald die tödtliche Verlegenheit des jungen Mädchens.

Auf's Neue hob sie die Augen zu dem Prinzen auf, um ihn zur Antwort auf ihr schwesterliches Anerbieten zu bewegen, aber da sie abermals seinem in wilder Starrheit auf sie gehefteten Blicke begegnete, senkte sie mit einer Mischung von Schrecken, Traurigkeit und verletztem Stolze die Augen; nun wünschte sie sich Glück dazu, daß sie von Anfang an gleich die unerbittliche Nothwendigkeit geahnt, in welcher sie sich jetzt befand, Djalma von sich entfernt zu halten, so viel Furcht flößte ihr diese heftige und leicht reizbare Natur schon ein. Sie wollte dieser peinlichen Lage ein Ende machen und sagte zu Robin mit leiser zitternder Stimme:

— Ich bitte Sie, mein Herr... sprechen Sie mit dem Prinzen;... wiederholen Sie ihm meine Anerbietungen, ich kann hier nicht länger bleiben.

Dies sagend trat Adrienne einen Schritt zurück, um zu Florine zu gehen.

Bei der ersten Bewegung Adrienne's stürzte Djalma mit einem Sprunge auf sie zu, wie ein Tiger auf die Beute, welche man ihm entreißen will; das junge Mädchen war entsetzt von dem Ausdrucke wilder Gluth, welche in den Zügen des Indiers flammte, warf sich rückwärts und stieß einen lauten Schrei aus.

Bei diesem Schrei kam Djalma wieder zu sich selbst und erinnerte sich an Alles, was geschehen war; darauf sank er Adriennen zu Füßen, bleich vor Reue und Scham, zitternd, außer sich, die Augen in Thränen gebadet, auf seinen Zügen malte sich die zerknirschte Verzweiflung, er erhob die Hände zu ihr und sagte mit bewunderungswürdiger sanfter, bittender und nüchterner Stimme:

— O bleiben Sie... bleiben Sie... verlassen Sie mich nicht... seit so langer Zeit... erwarte ich Sie.

Auf diese Bitte, welche mit der furchtsamen Offenheit eines Kindes, mit einer Entsagung gethan wurde, die seltsam mit der wilden Aufregung im Widerspruch stand, welche Adrienne so sehr erschreckt hatte, antwortete die Letztere, indem sie Florine einen Wink gab, sich zum Gehen zurecht zu machen:

— Prinz... es ist mir unmöglich, länger hier zu bleiben...

— Aber Sie werden wiederkommen, — sagte Djalma, indem er seine Thränen zurückhielt, — ich werde Sie wieder sehen?

— O nein, niemals, niemals, — sagte Fräulein von Cardeville mit tonloser Stimme; darauf benutzte sie die Bewegung, in welche ihre Antwort Djalma versetzt hatte, und verschwand schnell hinter dem Gebüsche des Treibhauses.

In dem Augenblicke, wo Florine sich beeilte, ihrer Herrin nachzugehen und bei Robin vorbeikam, sagte dieser schnell und leise zu ihr:

— Morgen muß mit der Maneur ein Ende gemacht werden.

Florine bebte am ganzen Körper und verschwand, ohne Robin zu antworten, wie Adrienne hinter einem der Gebüsche.

Djalma war vernichtet, wie gebrochen auf den Knieen liegen geblieben und senkte das Haupt auf die Brust; sein reizendes Gesicht drückte weder Zorn noch Aufregung, sondern einen dumpfen Schmerz aus; er weinte still. Als er Robin sich nähern sah, stand er auf, aber er zitterte so stark, daß er nur mit Mühe, wankenden Schrittes nach dem Divan gehen konnte, auf welchen er hinsank und mit den Händen sich das Gesicht bedeckte.

Robin trat an ihn heran und sagte mit schmeichelndem innigen Tone zu ihm:

— Ach, ich habe wohl gefürchtet, was nun gekommen ist; ich wollte nicht, daß Sie Ihre Wohlthäterin kennen lernen sollten und hatte Ihnen sogar gesagt, daß sie alt sei. Wissen Sie wohl warum, Prinz?

Djalma ließ, ohne zu antworten, seine Hände auf das Knie fallen und wandte sein noch thränenfeuchtes Gesicht zu Robin hin.

— Ich wußte, daß Fräulein von Cardeville reizend ist; wußte, daß man in Ihrem Alter leicht sich verliebt, — fuhr Robin fort, — und ich wollte Ihnen diese unglückliche Verlegenheit ersparen, mein theurer Prinz, denn Ihre schöne Beschützerin liebt einen jungen schönen Mann hier aus der Stadt über alle Maßen.

Bei diesen Worten legte Djalma heftig seine beiden Hände auf das Herz, als ob es plötzlich durchstochen worden wäre, stieß einen wilden Schmerzensschrei aus, warf den Kopf hinten über und sank besinnungslos um.

Robin betrachtete ihn einige Secunden hindurch kaltblütig und sagte fortgehend, indem er mit dem Absatze seinen alten Hut zerdrückte:

— So ist's recht... das packt, das packt! —

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen auf der Reise.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Ein Censor.

Ein trüber, regnichter Tag. Draußen heulte der Sturm und schlug den prasselnden Regen gegen die Scheiben der Fenster. Drin im Zimmer war es desto behaglicher und wärmer. Es war ein großes, geräumiges Zimmer, ganz eingehüllt in eine graue, schwebende Wolke, und nur wenn das Feuer im großen Marmorkamine höher aufflackerte, war das Auge im Stande, diese Wolke zu durchdringen und sich im Zimmer umzuschauen. Die Wände waren rings mit Bücherschränken bekleidet, in denen prachtvoll eingebunden viel tausend Bücher prangten und den eigentlichen Schmuck dieses Zimmers ausmachten. Neben dem mittleren der Fenster stand ein Schreibtisch, auf dem in eben nicht malerischer Unordnung Papiere und Schreibmaterialien wirr durcheinander lagen und wenig paßten zu dem kostbaren goldenen Schreibzeug, in dessen Mitte, von kleinen Genien getragen, sich das Bild einer Dame befand, in der man beim höheren Aufflackern des Feuers das mehrgelungene Porträt der Marquise Pompadour erkennen konnte. Dem Schreibtisch gegenüber an der Wand hing in prächtigem Goldrahmen das Porträt Ludwig des Fünfzehnten, des Vielgeliebten, und gleichsam unter dem Segen und Schutz dieses Vielgeliebten stand ein ungeheurer Lehnstuhl, in dem man lang hingestreckt eine hohe, männliche Gestalt erblickte, die, wie der Donnerer Zeus einst die Erde in Dunkel hüllte, um eine glückliche Nacht zu verlängern, das Dunkel dieses Zimmers in geheimnißvoller Nacht bewirkte und aus seinem Munde und der langen, daran hängenden türkischen Pfeife fort und fort ungeheure Wolken dampfenden Tabacks blies. Uebrigens war

Er giebt nur, was ihm selbst lebendig geworden, und da er stets von Neuem seinen Hausschatz prüft und da er offenherzig redet, so ist seine Betrachtung stets willkommen. Bekanntlich war er schon vor Jahren und damals allein und einsam in dem Falle, von der römischen Kirche sich zu trennen und Vorschläge zu machen für die Wahl zwischen einer petrinischen und paulinischen Kirche. Es wird also jetzt, wo die Trennung von Rom sich so factisch gestaltet, von besonderer Wichtigkeit sein, ihn zu hören. Der Aufenthalt am Rhein und in Belgien hat ihm das solideste Material geliefert.

Endlich ein Paar neue Bändchen „Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden von C. D. L. von Arnim." Sie schildern diesmal eine Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien und können einem Reisenden wünschenswerthen Anhalt bieten. Zumal ist Sardinien so selten beschrieben und Arnim enthüllt uns darin doch etwas mehr Boden, als Dumas neuerdings in seiner allerdings charmanten „famille corse" von Corsika enthüllt. Beide Inseln zusammen wären eine artige Aufgabe für einen modernen Touristen. Daß Arnim nicht blos modern sein will, verleiht diesen Bänden einen eigenthümlichen Beisatz, die Erinnerungen an alte Zeiten. Er ist ein alter Herr und schon vor vierzig Jahren dort im Süden gereist, als noch die guten Landstraßen selten und die schlechten Straßenräuber häufig gewesen. Da giebt es denn pikante Vergleiche aller Art und Gestalten werden noch einmal erweckt, deren Namen uns wohl bekannt geblieben sind, deren Aufenthaltsort wir aber vergessen haben. So erhält die Reise mitunter etwas Memoirenartiges, was ja unserm Rokoko-Geschmacke so behagen mag. Leider hat unser Bekannter zu viel Bekannte und deshalb zu viel Rücksichten. Um pikant zu sein, muß man verwunden dürfen.

Dies lernt man auf's Deutlichste einsehen an einem Bändchen „Genrebilder aus Paris" von Gottlob Frege, welche sich sehr artig einleiten mit einem leisen Humor und mit mancherlei kitzelnden Andeutungen. In Paris aber gruppirt der Verfasser zu viel unmotivirtes Leb um Louis Philipp, Leb, gegen welches vielleicht gar Nichts einzuwenden wäre, wenn es sich in einem weiteren Zusammenhange entwickelte, welches aber in trockener Verschwörung nicht zu dem kaustischen Styl des Büchleins passen will. Abgesehen hiervon wird übrigens mancher Landsmann in diesen sorgfältig beschriebenen Spaziergängen durch Paris einen angenehmen Cicerone durch Paris finden, und mancher humoristische Wink darin wird ihn behaglich an die doch nicht zu verachtende Heimath erinnern.

Leipzig, den 27. März.

Heinrich Laube.

Holzschnitte zu Zeitfragen.

(Siehe Nr. 39, 40.)

3. Aristokratische Romane und Dorfgeschichten.

Der deutsche Poet, der sich ermüdend lang das Treiben der Welt aus der Vogelperspective seines Dachfensters angeschaut, warf seinen Blick auch auf das Wappenschild eines Palastportals, — er fand das Straßenräuber nachgerade langweilig, die Augen seines Gegenübers, eines schlichten ehrsamen Bürgermädchens, das in apartischer Nutze sein Sonntagskleid glättete, waren so seriös, er nahm die Rosen auf den Wangen ironisch für Küchenglut, er wollte lilienbleiche Wangen und wildglühende Augen, — dürstete seinen Sammetrock, zog blendendweiße Wäsche an, steckte den tausendjährigen Adelsbrief des Geistes, mit dem schon Moses und Homer sich als talentfähig ausgewiesen, zu sich, drängte sich durch die Livreen — und stand am Ziel seiner Wünsche.

Das Resultat dieses Ganges waren aristokratische Romane in Hülle und Fülle, — das Leben in höheren Kreisen ward durch die Lorgnette, die sich die Poesie in die Augen drückte, in Augenschein genommen, Pracht und Schimmer bestachen,

Alles still in diesem großen Zimmer, nur zuweilen hörte man hier und da ein leises Schnurren und sah graue Schatten unhörbar über den Fußboden dahinschlüpfen, zuweilen auch begegnete man hier und da erschreckend zwei grünen, flammenden Punkten, die unheimlich leuchteten in dem Dunkel dieses Zimmers und, von einem Orte zum andern sich bewegend, wandernden Irrlichtern vergleichbar waren. Plötzlich hörte man einen gellenden, kreischenden Ton, eine Menge solcher grüner, beweglicher Flammen zeigten sich auf einem Punkte vereint und ein lodernder Lärm, ein gräßliches Heulen und Miauen ließ sich vernehmen. Der Mann im Lehnstuhl richtete sich auf und seine Stimme übertönte noch den Lärm, als er rief: „Ruhig, meine Kinder! Ruhig, Fanchon, komm her zu mir, Nanette! Wie könnt ihr nur so roh und ungebildet sein! Stille, Pompei! Komm her zu mir. So. Leg' Dich zu meinen Füßen hier und sei sanft." — Sofort verstummte der Lärm, die grünen Lichter zerstreuten sich und leuchteten vereinzelt hier und da an den Wänden auf, Alles ward wieder still und wiederum hörte man Nichts als behagliches Schnurren und Rollen. — Jetzt ließen sich Schritte vernehmen, die Thür ward geöffnet und mit einem Lichte in der Hand trat ein Weib in das Zimmer. Sie hatte Nichts mehr mit der Jugend und der Schönheit gemein, diese alte, vierzigjährige Manon, und selbst diesen gefährlichen Wendepunkt im Alter der Frau, diese Linie zwischen der alten und der jungen Welt hatte sie passirt, ohne in ihrem Herzen irgend eine Spur jener stürmischen Gluth und jenes verzehrenden Feuers zu empfinden, das so oft den Todeskampf eines weiblichen Herzens bezeichnet. Sie kannte nur die milde, wohlthuende Flamme der Freundschaft und diese war ganz und ungetheilt ihrem Herrn zugewandt, diesem alten, silbergelockten, freundlichen und doch zugleich stolzen Greise, der dort im Lehnstuhl saß und dessen Haushälterin sie seit mehr denn zwanzig Jahren gewesen. Er ließ einen Augenblick die Pfeife aus seinem Munde gleiten, um seiner Freundin zuzulächeln und dann bedeutsam winkend auf einen verworrenen, athmenden, bunten Knäuel lebender Geschöpfe zu zeigen, der eng zusammengerollt und rastlos schnurrend zu seinen Füßen lag. Es waren des Greises acht Lieblingskatzen, die dieses Vorzugs seiner unmittelbaren Nähe genossen und nur noch von jenem großen, tigerartig gefleckten Kater übertroffen wurden, der auf des Greises Schooß sanft schlummernd ruhte und seinen Kopf zärtlich an dessen Brust gelehnt hatte. Manon betrachtete lächelnd einen Augenblick dies Bild und sagte dann: „Aber wie grausam Sie sind, Herr Jolnot, immer nur diese acht Katzen um sich zu dulden und nur dem Brutus den Platz auf Ihrem Schooße zu bewilligen. Sie werden alle die andern Kinder eifersüchtig machen und die Armen würden sterben vor Schmerz, wenn ich mich nicht ihrer erbarmte."

Sie ließ einen leisen, pfeifenden Ton vernehmen, und sogleich huschten aus allen Ecken zierliche Kätzchen hervor und schmiegten sich schnurrend und miauend um Manon's Füße. Sie streichelte und herzte sie und nannte sie alle bei Namen, Brutus aber richtete vom Schooße seines Herrn sich auf und mit funkelnden Augen krümmte er den Rücken, bereit zum Kampf mit der Zenobia, die es eben gewagt, sich an das Knie ihres Herrn zu schmeicheln und zu drücken.

„Nicht eifersüchtig, Brutus," sagte Herr Jolnot lachend und das Thier umarmend, „nicht eifersüchtig, sage ich Dir; warum soll die Zenobia mich nicht lieben dürfen, da sie doch ein Herz hat, wie du! Hast du für die Freiheit gekämpft, Brutus, und willst jetzt die Freiheit der Neigung beschränken?"

„O, der Brutus hat wohl Recht, eifersüchtig zu sein," sagte Manon lächelnd, „denn die Zenobia hat ihn verdunkelt und macht ihm noch heute den Lorbeerkranz streitig."

„Und gerade, weil dem so ist, da draußen auf der Bühne," sagte Herr Jolnot, „gerade deshalb muß ich diesen Brutus hier drin in meinem Zimmer entschädigen. Aber, Manon, wie geht es meinem armen Findling? Lebt er noch, hat er die Augen schon wieder aufgeschlagen?"

„Seit einigen Augenblicken geht es ihm besser," sagte Manon, „er athmet wieder und hat auch die Milch nicht verschmäht, die ich ihm darreichte. Doch fürchte ich, daß er ein Krüppel bleiben wird."

„Die Unmenschen! Die Barbaren!" rief Herr Jolnot, und wie jetzt seine grünlichen Augen in wildem Zorne flammten, mußte man erstaunen über die Aehnlichkeit, die sein eigenes Antlitz mit dem einer Katze darbot, eine Aehnlichkeit, die in diesem Augenblicke ganz unverkennbar sich darlegte.

„Die Barbaren!" wiederholte Herr Jolnot eifrig, „so unvorsichtig zu sein und selbst der hülflosen Jugend nicht zu schonen. Gerade über den Rücken sind sie dem armen Kinde gefahren und wäre ich ihm nicht zu Hülfe gekommen, hätte dieser rohe, gefühllose Pöbel ihn auf der Straße sterben lassen."

„Und er ist noch so jung," sagte Manon seufzend, „er scheint mir kaum drei Monate alt zu sein."

„Gerade die Zeit, wo sich alle Fähigkeiten am meisten entfalten," rief ihr Herr, „um so mehr, als er mir zu dem Geschlecht der Möpse zu gehören scheint."

„Ganz unverkennbar," sagte Manon mit feierlichem Ernst.

Es war wirklich nur von einem Hunde die Rede, und wenn Herr Jolnot in diesem Zimmer zwanzig Katzen hegte, so hatte er im anstoßenden Gemach eben so viele Hunde, die er nicht minder liebte, nicht minder sorgsam pflegte, und mit denen, wie mit den Katzen, er sich ganze Stunden lang im lebhaftesten Gespräch zu unterhalten pflegte. Aber heute gebot Manon den schmeichelnden Katzen Ruhe und befahl ihnen in ihre Winkel zurückzukehren. Traurig und mit hängenden Schwänzen schlichen die Verbannten zurück und nur Brutus wagte auf seines Herrn Schoß zu bleiben. Herr Jolnot dampfte stärkere Wolken aus seiner Pfeife hervor und fragte dann barsch: „Weshalb vergaß Du die Kinder?"

„Wir müssen heute lesen," sagte Manon in einem entschiedenen Tone, der niemals die Wirkung auf ihren Herrn verfehlte.

„Lesen!" fragte er kleinlaut.

„Ja," sagte sie. „Es liegen mehr denn zwanzig Manuscripte vor und die Autoren drängen sehr."

Sie holte einen mit Papieren angefüllten Kasten herbei und ihn vor sich auf den Schreibtisch stellend, schien sie unter den Papieren zu wählen und zu suchen.

„So nimm doch gleich das erste beste," sagte der Greis, „gelesen müssen sie ja ohnedies alle werden."

„Ich habe aber versprochen, den jungen Patu zuerst zu befriedigen und ihm morgen schon sein Manuscript einzuhändigen. Seine Amme war hier und hat sich für ihn verwendet, und da sie seit vielen Jahren meine Freundin ist, konnte ich ihr diese Gefälligkeit nicht verweigern."

„Nun, so lies zuerst das Manuscript von Patu," sagte Herr Jolnot, das Fell von Brutus streichelnd, was diesen zu einem behaglichen Schnurren veranlaßte.

Manon putzte das Licht und setzte sich ihrem Herrn gegenüber vor den Schreibtisch, in der linken das Manuscript haltend, in der Rechten die verhängnißvolle Feder, die jeden Augenblick bereit war, wie ein Henkerbeil den kühnsten Gedanken das Genick zu brechen und sie erbarmungslos hinzuschlachten.

Es war eine schöne, tief empfundene, begeisterte Tragödie des jungen, talentvollen Patu, die Manon ihrem Herrn vorzulesen begann, und sie selbst schien davon hingerissen und las mit so erhöhter Stimme und so feurigem Tone, daß die Katzen erschreckt aus den Winkeln hervorstürzten und sich miauend um Manon sammelten. Sie vermies sie mit donnernder Stimme zur Ruhe und es bedurfte der ganzen Autorität des Greises, um den Fußtritt zurückzuhalten, den Manon der Zenobia zugedacht.

Mit weniger begeistertem Tone las Manon weiter, dann plötzlich hielt sie inne und sah ihren Herrn fragend an.

Er schüttelte mit dem Kopfe und sagte ruhig: „Ist unverfänglich. Kann stehen bleiben."

„Das ist unmöglich!" rief Manon feierlich. „Dieser Satz muß gestrichen werden."

„Aber weshalb denn?" rief der Greis fast bittend. „Es ist ein schöner, poetischer Gedanke, den Patu da entwickelt, und wenn Patu da sagt, daß das Unglück seine Amme gewesen und er sich Nahrung sog aus der Verzweiflung Brüsten, so ist das weder hochverrath noch staatsgefährlich und kann also stehen bleiben."

„Es kann nicht stehen bleiben," sagte Manon verächtlich, „und ich sage Ihnen, daß ich es streichen werde. Es kann sein, daß dieser Gedanke keinen Hochverrath enthält gegen den König, aber es ist ein Hochverrath gegen die Person, die ihn mit ihrem eigenen Lebensaft genährt, es ist eine Beschimpfung. Der Undankbare! Zu behaupten, daß seine Amme das personificirte Unglück gewesen und ihre Milch ihn mit Verzweiflung erfüllt habe. Nein, Jeannetton ist eine rechtliche, brave Frau, die vielleicht sterben würde vor Schmerz, wenn sie erführe, daß ihr Pflegekind sie so grausam vor aller Welt beschimpfe. Durch mich soll sie diesen Schmerz nicht erfahren und deshalb wird diese Stelle gestrichen."

„Nun, so mag es sein!" rief ihr Herr, und Manon zog mit sicherer, entschlossener Hand einen schwarzen Strich durch die Schrift, die unerbittlich diejenigen Strophen verschwinden machte, die Patu die wirksamsten seines Werkes dünkten.

Dann las Manon weiter, von Zeit zu Zeit an denjenigen Stellen, die ihr geeignet schienen, inne haltend und ihren Herrn ansehend. Zuweilen nickte er nur stumm mit dem Kopfe und dann zog Manon einen dicken Strich durch das eben Gelesene und ihr Herr rauchte dazu so unbekümmert, als ob nicht so eben vor seinen Augen wieder ein Mord geschehen. Zuweilen aber, wenn Manon verstummend ihn ansah, schüttelte ihr Herr mißbilligend das Haupt und sagte: „Kann stehen bleiben." — Aber Manon bestand auf ihrem Sinn und mußte sich jedes Mal Recht zu verschaffen, und immer mehr Trauer- und Todesstriche durchzogen das Manuscript. — Endlich war es beendet und Manon holte aus dem Kasten ein neues Manuscript.

„Mein Gott, noch mehr?" fragte Herr Jolnot, „es ist schon spät und ich möchte noch meinen kleinen Findling besuchen."

„Eine Stunde müssen wir noch arbeiten!" befahl Manon.

„Unmöglich! Ich muß noch zehn Verse an meinem Catilina schreiben," rief Herr Jolnot, „zehn Verse mindestens, um damit den ersten Act zu vollenden."

„Das hat Zeit bis morgen," sagte die Haushälterin ernst, „unsere Kasse ist leer, wir bedürfen des Geldes und deshalb müssen wir arbeiten. Da, hier ist ein Manuscript von Herrn F..., das wird aber gar nicht gelesen, sondern wir streichen es ganz und gar."

„Schon ehe wir es gelesen haben?" rief der Greis erschreckt. „Es kann ja aber ein Meisterwerk sein!"

„Wird dennoch gestrichen! Herr F... hat die Tochter meiner Freundin verführt, dafür muß er gestraft werden, und da eine andere Behörde dies nicht thut, so werde ich es übernehmen. Denn ich weiß, Herr F... hofft durch dies Werk

---

und um den Preis eines duftenden Billet-Doux ward abgeschüttelt die angeflammte Natürlichkeit. — Wilhelm Meister hatte am Schlüsselhaken der Gräfin die Lettern entdeckt, die mit seinem Namen zusammenstimmten und die Lehre der Eitelkeit schlug jüngend um sein Haupt.

Nun wurde durch wunderliche Abenteuer bewiesen, daß die frei herumstreichende Zigeunerdirne: Poesie mit den flammenden Augen eigentlich keine Zigeunerin, sondern ein Grafenkind sei.

Tagelang saß der Poet im Boudoir auf dem Fußschemel der Dame, plauderte mit dem Papagei um die Wette und liebkoste mit ihren Schuhreizen, die von der Seidenrobe neckisch kokett bald bedeckt; auf ihrem Schooß war ein goldberändertes Album aufgeschlagen, darin blätterte er gedankenlos und nahm den bunten Tand wie einen Märchenschatz aus „Tausend und eine Nacht" hin, er war nun selbst ein König, und die interessante Dame war seine „Scheherasade."

Die alten Freunde waren vergessen, er schreckte zurück vor ihrem derben, warmen Händedruck, um sich die Handschuhe nicht zu beschmutzen, er zog diese selbst am Schreibtisch nicht aus, die feingeschliffene Rabenfeder glitt in geistreicher Nonchalance über die glatten Velinblätter, auf denen er die neue Offenbarung der Geheimnisse schrieb, deren sieben Siegel er gelöst und die auf einer Toilette ihren höchsten Triumph feiern wollte.

Ich weiß eine tragische Geschichte von einem Livréediener, der durch vieljährige mannigfache Erwerbung selber zum Besitz einer Equipage gekommen, der, als er sich zum ersten Mal in seinem Glanz zeigen wollte, in unglückseliger Vergessenheit und zarter Angewöhnung, statt in den Wagen zu steigen, hinten aufsprang. — Diese Geschichte fällt mir immer ein, wenn ich einen aristokratischen Roman zur Hand nehme, ich weide mich in grausamer Ironie an der Verlegenheit des reichen „armen Teufels," und halte das sogenannte Grafenkind für nichts Anders als eine Zigeunerin, die frostdurchschüttelt, an den Straßen bettelnd ihre tiefsinnigen Lieder singt, die sich unser freiem Himmel oft hungrig zu Bette legt und nur im Traum glücklich wird.

Und wieder kommt es mir vor, wenn ich solche Romane durchblättere, als ob ich durch einen im französischen Geschmack angelegten Garten wandelte, — ringsum kein schattiger Baum, unter dem man auf einer Moosbank ausruhen mag in sinniger Betrachtung, ringsum wie Gecken paradirende Bäume, die, von der Schere arg verschnitten, sich nicht frei im Lufthauch bewegen und die Aeste zuneigen können; der glühende gelbe Sand der Wege brennt auf die Sohlen, in einem marmornen Bassin spielen kecke Goldfische — einzelne Gedanken — und zeigen in zierlicher Bewegung den farbenschillernden Rücken; Schwäne rudern heran und strecken Euch die Hälse entgegen — die Poesie will von Eurer Hand gefüttert sein; verstümmelte nackte Götterbilder stehn an Kreuzwegen, und die unheimliche steinerne Sphinx liegt am Eingang und fordert Euch heraus, ihre Räthsel zu lösen, — Ihr müßt, wenn Ihr den langen schmalen Gang gemacht, wieder an ihr vorüber und seid dann eben so klug als zuvor.

Ich lobe mir noch eher einen englischen Park, nach Walter Scott's Angabe bestellt; da stürzen schäumende Wildbäche in brausenden Kaskaden ab, sanft anschwellende Hügel tragen Tempel, zerbröckelnde Ruinen und Eremitagen mit farbigen Fenstern, dunkle Wälder rauschen, durch die sich die Sonnenstrahlen mühsam Bahn brechen, seltsame Blumen stehen unter Felsgeröll, Kattern schlüpfen über den Weg, auf den grünen Wiesenteppich mit schattiger Baumumfriedung tritt ein Reh, blickt mit seinen klugen Augen scheu um sich und flüchtet beim leisesten Geräusch in's Dunkel. Man vergißt, daß die Kunst all diese Hügel mühsam angetragen, daß an den Ruinen nicht der Zahn der Zeit genagt, daß der Meißel die

berühmt zu werden, und es der Oeffentlichkeit entziehen, heißt ihn eben so gerecht als empfindlich strafen. Ueberdies kann das Werk keinen poetischen Werth haben, denn ein Mädchenverführer kann kein Dichter sein."

Der Greis lächelte und dachte an seine Jugend und an seinen Ruhm, Manon aber schrieb auf den Umschlag des Manuscriptes mit sicherer Hand das Todesurtheil und nahm ein anderes Manuscript, in dem sie zu lesen begann. Da drang aus dem Nebengemach ein schmerzlicher, kreischender Klageton, ein angstvolles Bellen und Heulen. Manon warf das Manuscript zur Erde und sprang auf; auch der Greis erhob sich aus seinem Lehnstuhl und Herr und Dienerin eilten mit ängstlicher Geberde in das Nebengemach. — Der Findling lag winselnd auf seinem Kissen und Manon warf sich neben ihm nieder und rief: „Er stirbt!"

„Unmöglich!" klagte Herr Jolyot. „Schnell, Manon, hole den Balsam, daß wir seine Wunden waschen."

Die Haushälterin eilte in's andere Zimmer. Da sah es jetzt ganz lustig aus, sämmtliche Katzen, jung und alt, waren aus ihren Winkeln hervorgeschlüpft und sprangen und miauten fröhlichst im Zimmer umher, Brutus, Zenobia und Semiramis aber waren eifrig beschäftigt das zur Erde gefallene Manuscript in kleine Stückchen zu zerreißen, und zerrten und zogen das ächzende Papier, das Jedes für sich allein zu besitzen trachtete, hin und her. Endlich riß es auseinander und jede der Katzen schlürfte stillbefriedigt mit ihrem Antheil in einen Winkel, um es nach Muße zu zerfetzen. Manon lachte, als sie das sah, und flüsterte: „Desto besser, so haben wir nicht nöthig es zu lesen, und sagen nur, daß es nicht gedruckt werden darf."

Aus dem Nebengemach rief ihr Herr angstvoll: „Um Gotteswillen, den Balsam, der Mops liegt im Todeskampfe!"

Draußen aber an der Eingangsthür klingelte es so heftig, daß Manon, trotz des Angstrufes ihres Herrn, mit dem Lichte hinuntereilte, um dem Klingelnden zu öffnen. Es war ein junger, schöner Mann, der unten vor der Thür stand, und Manon ehrerbietig grüßend, sagte er: „Ich komme, um nach meinem Manuscript zu fragen, das ich schon vor mehren Wochen zur Censur gebracht!"

„Ein Manuscript, weiter nichts?" rief Manon verächtlich, und sich stolz aufrichtend, fuhr sie fort: „Mein Herr, wir haben jetzt nicht Zeit an dergleichen Kleinigkeiten zu denken! Kommen Sie in einigen Wochen wieder, dann werden wir vielleicht Zeit gehabt haben, Ihr Manuscript zu lesen!"

Unwillig warf sie, dem seufzenden Dichter nicht Zeit zur Antwort lassend, die Thür zu, und die Treppe wieder hinaufeilend, murmelte sie: „Welche Unverschämtheit! Nach einem Manuscript zu fragen, während der Mops im Sterben liegt."

Oben trat ihr Herr Jolyot entgegen, und sagte mit feierlichem Ernst: „Er hat vollendet! Mit einem sanften Gebell ist er verschieden." —

Sie reichten sich stumm die Hände, und die Katzen kletterten sanft schnurrend und schnurrend und zärtlich miauend an der hohen und stolzen Gestalt des Greises empor, der Niemand anders war, als Herr Jolyot Prozper de Crebillon, der Aeltere, berühmter Tragödiendichter und besoldeter Censor des Königs Ludwig XV. des Vielgeliebten.

---

3. Der straßburger Münster und die berliner Baukunst.

In Kehl, wo Du die Eisenbahn verläßt, stehen Omnibus bereit, um die Passagiere aufzunehmen, und in schnellstem Trabe geht es fort gen Straßburg. Niemand fährt so rasch und tollkühn, wie die Franzosen; in sausendem Galopp geht es fort, die Gegend fliegt an Dir vorüber, über die große unermeßliche Rheinbrücke rollen die Wagen mit donnerndem Gepolter, dann geht es weiter, immer weiter, bis plötzlich, mit einem Ruck der Wagen hält. Die Thüren werden geöffnet und mit feierlichem Ernste schaut ein bärtiges Antlitz herein; die hohe Bärenmütze, die rothe Uniform lassen Dich den französischen Soldaten erkennen. „Messieurs, les passeports!" sagt er mit würdigem Ernst, und sogleich halten ein Dutzend Hände ihm schweigend die Pässe hin. Er nickt gravitätisch und verschwindet. In sausendem Galopp geht es weiter, dann wird wieder angehalten. Wieder öffnet sich die Thür, und abermals schaut das bärtige Antlitz eines französischen Soldaten herein. Lange und prüfend sieht er die Passagiere an, schweigend und stumm, und eine feierliche Stille herrscht. Niemand wagt ein Wort zu sprechen, und mir klopfte das Herz ganz angstvoll und beklommen, und ich fragte mich selber ganz kleinlaut: „Bin ich denn auch wirklich dieser Gnade würdig, in Frankreich einzuziehen? Darf ich die Grenzen Frankreichs überschreiten?" — Wirklich, es schien ein ganz feierlicher Moment, dieses Passiren der französischen Grenze, und der Soldat sah uns so stolz und groß an, und mit so kolossalem Ernst. Dann nickte er gravitätisch und verschwand. Wir sahen einander stumm und betroffen an, über diese seltsame wortlose Inspection, — aber der Wagen rollte schon wieder weiter, und hielt dann abermals. La Douane! sagte lakonisch der Soldat, der die Thür öffnete, und mit Automatengehorsam stiegen sämmtliche Passagiere aus, um ihre Effecten zu öffnen und durchsuchen zu lassen. Aber dies geschieht mit so vieler Bescheidenheit, so viel höflicher Schonung, daß Du nicht umhin kannst die angeborne Ehrerbietung des französischen Charakters lobend anzuerkennen. Da ist nichts von den rohen und groben Manieren, mit denen sich deutsche Zollbeamte den Reisenden gegenüber als wie mit einem Würdenschmuck bekleiden, nichts von der brutalen Zudringlichkeit, mit der man zum Beispiel an der württembergischen Grenze seine Sachen durchwühlen sieht, Alles geschieht hier geräuschlos und still mit höflichem Ernst, und ist bald beendet. — Wir bestiegen wieder die Wagen, nur noch eine halbe Stunde, und Du fährst in Straßburg ein.

Wenn ich von Straßburg spreche, so meine ich eigentlich nur den Münster. Straßburg ist eine alte hübsche Stadt, mit hohen Häusern und engen Gassen, mit recht lieblicher Umgegend und hübschen Einwohnern. Das Alles giebt es vielen Orten, aber keine Stadt hat einen Münster, wie diese hier! Stolz und majestätisch erhebt sich dieser Wunderbau inmitten dieser Straßen und Häuser, wie ein versteinertes Gericht in er anzuschauen mit dem Zierath seiner Sanitätheit, mit seinen Pyramiden und Thürmen, die wie der Uebermuth und Ueberfluß der sprudelndsten Schönheitsquelle erscheinen, und doch so harmonisch das Ganze abschließen. Eine köstliche, vollendete Wunderblume ist dieser Bau, und wenn Du ihn anschauest, denkst Du nicht, daß er entstanden ist durch Menschenhände, die Stein auf Stein gefügt. Wie das Werk eines Zauberers, durch einen großen, unermeßlichen Gedanken aus dem Nichts hervorgezaubert, der größte, frömmste Gedanke einer ganzen, sich in Eins zusammenfassenden Menschheit, so erscheint dieser wunderbare Bau. Nein, das ist kein Bau, eines Zauberers Macht hat die Gebete eines ganzen Universums, einer ganzen gläubigen Menschheit zusammengeschmolzen, und daraus ein großes, unermeßliches Gebet geschaffen. Ja, das ist der Münster, ein Gebet der ganzen Menschheit, ein Gebet, das von Allen verstanden, jedes Herz durchdringt, jede Seele mit Andacht durchglüht. Ein Gebet, das nicht das Eigenthum dieser oder jener Confession, sondern der ganzen Menschheit ist. Deshalb, ob Jude oder Christ, ob Heide oder Gläubiger, Jeder soll zu diesem Tempel wallen, und Jeder wird mit Andacht darin beten. Das ist nicht der Tempel einer bestimmten Confession, alle Glaubensbekenntnisse sind nichtig und unbedeutend hier, es ist der Tempel Gottes, und ihn allein empfindest Du, zu ihm allein betest Du, wenn Du dem Münster gegenüber stehst. Du weißt nicht mehr, ob Du Jude bist oder Christ, Du weißt nur, daß Du ein Kind Gottes bist, und daß Du vor dem heiligen Tempel Deines Gottes stehst. So mit heiligen Schauern der Andacht tritt Du in das große, mit wunderbaren Bildwerken verzierte Portal, in die Halle der Kirche, und Deine Augen füllen sich mit Thränen, Deine Kniee beugen sich wie von selbst, und Du weißt, hier wohnt Gott, Deine Seele schwingt sich zu ihm empor, und Du fühlst Dich umwallt von seinem Athem! Diese majestätisch hohe Halle, getragen von den schlanksten, zierlichsten Säulen, und oben sich abschließend mit den herrlichsten glühendsten Glasmalereien, diese beiden, schön gewölbten Seitenhallen, gleichfalls mit herrlicher Glasmalerei in den Fenstern, diese Harmonie aller Verhältnisse, diese Einfachheit der Erhabenheit, diese Anmuth der Schönheit, diese Heiterkeit des heiligsten Ernstes, alles das ist unbeschreiblich, gar nicht zu schildern mit Worten. Wie klein und zwerghaft erscheinen die Menschen, die dort drüben in jener Halle vor den Altären knien, wie klein der Priester, der hier am Hauptaltar im feierlichen Ornat die Messe liest. O, alle diese hochmüthigen, stolzen Priester, sie sollten in den Münster gehen, um Demuth zu lernen. Dort an dem Altare hörst Du das Klingeln zum stillen Gebet, und in malerischen Gruppen murmelt die kniende Menge stille Gebete, und hier im Beichtstuhl flüstert das hingegessene Weib ihrem Beichtvater stille Bekenntnisse zu. Hunderte von Menschen sind in dieser Halle, und doch scheint sie leer, so groß, so allgewaltig ist sie, so schrumpft die Menschheit zusammen, diesem Wunderbau gegenüber. Das Innere dieses Gebäudes ist ebenso harmonisch vollendet und abgeschlossen wie das Aeußere, und nirgends stört eine Geschmacklosigkeit, ein Zuviel die Harmonie. Dieser große, von keinen Bänken, keinen Stühlen unterbrochene Raum, aus dem die weißen, schlanken Säulen wie Lilien emporsteigen, wie herrlich ist er in seiner Einheit und Abgeschlossenheit, und welchen tiefen ruhigen Eindruck gewährt das dem Beschauenden! Die Marcuskirche in Venedig ist im Innern weit prächtiger und herrlicher, das Auge wird wie geblendet von all' diesem Glanz des Goldes und der Farben, aber die Einfachheit des straßburger Münsters macht noch einen weit tieferen, bewältigenderen Eindruck. Der mailänder Dom ist vielleicht beim ersten Anblick von noch wunderbarerer Schönheit, überrascht, frappirt noch mehr, und als ich ihn zum ersten Male bei Mondlicht sah, schien er mir ein zauberhaftes, von Mondstrahlen gewebtes, durchsichtiges Feenschloß, aber nicht wie ein Tempel Gottes. Er gleicht mehr einer wunderbaren, irdischen Schönheit, die nicht ganz ohne Coquetterie ist, während der straßburger Münster in feierlicher Erhabenheit, himmlischer Schönheit emporsteigt, und mit seiner riesgrauen, dunklen Farbe viel ernster dasteht, wie der mailänder Dom mit seinem glanzvollen, leuchtenden Weiß. — Wenn die Sonne durch die hohen mit köstlicher Glasmalerei verzierten Fenster scheint und lange, schillernde und glänzende Farbenlichter über den marmornen Fußboden wirft, so ist das von einer wunderbaren Wirkung. Aber wenn die Sonne diese sogenannte Rose über dem Hauptportal durchleuchtet, und wenn in zierlichster Verschlingung Du dann die künstlichen, leicht geschwungenen Linien dieser Rose verfolgst, wenn sie strahlt in allen den glühenden, gesättigten Farben ihrer herrlichen Glasmalerei, so ist dies von zauberhaftester Schönheit. — Als wir unsere ganze Seele durchglüht hatten von all den Schönheiten dieses innern Raumes des Münsters, begannen wir die enge kleine Wendeltreppe hinauf zu klimmen. Gott weiß wie lange, und wie viel hundert Stufen, bis man endlich ganz erschöpft, ganz athemlos auf der Plattform anlangt. Hier oben, von wo aus eigentlich der zweite Thurm emporsteigen sollte, ist ein kleines steinernes Gebäude errichtet, in dem der Thürmer wohnt, der zugleich eine Art Gastwirthschaft hält. Durch die Gaststube muß man gehen, um zur Plattform zu gelangen. Die Stube war überfüllt mit Gästen, die an langen plumpen Tischen saßen, ihre Pfeife rauchten, und ihren Krug Bier vor sich hatten, wenig bekümmert um den Münster, den sie doch so mühsam erstiegen, und um die Aussicht, die sie von der Plattform genießen konnten neben dem Bier. Von der Plattform blicke ich staunend zu dem Thurm empor, der von hier aus sich in die Höhe schwingt. Welch ein grandioser und doch zierlicher Bau! Die durchbrochene Arbeit dieser gewundenen Säulen, die ganz durchsichtig frei sind, und doch in ihrer Mitte eine feste steinerne Wendeltreppe tragen, diese großen Capitäle, Spitzen und Thürmchen, diese Anmuth der Formen, diese Zierlichkeit der Zeichnung ist unübertrefflich. Wie ein Gewebe, eine feine Spitzengarnitur erscheint dieser Thurm, so wie der ganze Bau, und wenn man den reichen Schmuck dieser Thürme und Säulen betrachtet, der so leicht hingeworfen, und so durchsichtig fein ist, begreift man kaum, daß das Alles aus hartem sprödem Stein geschaffen und Jahrhunderte schon unermüdet überdauert hat. Von der Plattform stiegen wir auf schmaler Wendeltreppe noch hundert und siebenzig Stufen höher bis zur letzten Gallerie des Thurmes. Von hier aus hat man einen unermeßlichen Blick ringsum über das grüne, anmuthige Elsaß, durch das der Rhein sich glänzend dahin windet, und über das schöne Straßburg, das mit seinen vielen Thürmen und Häusermassen zu Deinen Füßen sich ausbreitet.

Louise Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

Zerstörung nachgekünstelt, daß das Netz zusammenschrickt, weil es, seiner Freiheit verlustig, verfolgt über die Mauern des Parks nicht hinausbrechen kann. — Die wildverschlungnen Wurzeln des Wegs, über die der Fuß strauchelt, mahnen an die Wirklichkeit, man täuscht sich freiwillig, nimmt die Copie gern für ein Stück Natur und liest eine Geschichte, die nicht der Weltgeist gedichtet, deren Aechtheit in dem Gehirn eines Träumers liegt. — Ihr Anrecht auf unsre Theilnahme schreibt sich aber auch von einer halbvergessnen Mode her, und die Mode trägt den Keim der Vernichtung schon in sich, sie ist ein Treibhausgewächs, dessen Blüthen durch Zwang erzeugt und nur gegen Entrée gezeigt werden; — ich ziehe es vor, durch Urwälder zu streifen und wildwachsende Blumen wie als Ordensbänder in's Knopfloch zu stecken. Mögen mich Stürme umbrausen, Wildbäche sich in meinen Weg stürzen und die Stege fortreißen, ich liebe die fesselnde Urkraft, die mit nervigten Armen in das Getriebe des Lebens greift.

Ich kenne ein ächt deutsches Buch, darin findet Ihr, wenn Ihr Euch von der Toilettenlectüre bekehrt, die Offenbarung dieser Urkraft in markigen Worten aufgezeichnet, dies Buch ist der „Münchhausen" von Immermann, ein Abschnitt ist betitelt „der Dorfschulze" und handelt von der schönen Elsbeth. Das Leben in seiner höchsten Freude, in seinem tiefsten Schmerz tritt hier in sein längstverlornes Recht, hier findet Ihr Menschen, nicht abgenutzte Figuren, die aus einem Roman in den andern ihre Seelenwanderung fortgesetzt und ihre Abzeichen nur an den Kleidern tragen.

Die erwähnte Episode dieses Buches war ein mächtiger Impuls, der Geist machte sich auf, zog aus den Städten, von den Burgen und Schlössern fort und drang in die Waldeinsamkeit, suchte die Hütten des Volkes auf, war ein willkommner Gast am Mahl und bei den Festen des Landmanns; da vernahm er nun herzinnige Geschichten, er fand, daß unter dem groben Kittel der ächt männliche Schmerz pocht, daß es die Liebe ist, die das Mieder der Dirne fast sprengen will, er hörte die uralten Märchen und Sagen, die der Enkel von den Urältern überkommen, deren Wahrheit die Großmutter am Spinnrocken mit Kopfnicken bestätigt.

Berthold Auerbach erzählte „Dorfgeschichten," die ich zu den schönsten Blüthen zähle, welche die deutsche Literatur getrieben, ein üppiger, duftender Blumenstrauß, der nie verwelken wird.

Ich halte diese poesiedurchhauchten, lebensvollen, gesundheitstrotzenden Erzählungen den Kinpfschelchen Semilassos und manch andern Schriftstellers entgegen, ihr ausgiebiger Gehalt überwiegt die hohlen, emporgetriebnen Arbeiten der „Literatur aus Langeweile," die mit dem Spiel der Phantasie eben nichts weiter als die Zeit todtschlagen wollen, — mir gilt bestäubtes Gold mehr als übergoldeter Staub, ja selbst Eisen, aus dem man Schwert und Pflug schmieden kann, mehr als Gold, aus dem Ringe und Armbänder und Busennadeln gefertigt werden.

Die Kunst ist es, welche die äußere Gestaltung des Lebens und das Leben selbst in ihr Kaleidoskop bringt: Eine Koralle, ein Glassplitter aus dem Fenster einer Dorfkirche, oder aus dem Trinkglas einer Bauernschenke, ein Stück beblümten Zeugs von dem Röckchen einer Dirne und eine Hälsenfrucht geben ebenso schöne Bilder wie ein Diamant, eine Perle, ein Goldplättchen und andre Dinge: Ihr dürft nur die Hand umwenden, und Scene auf Scene spielt sich an Eurem Auge ab.

Nordmann.

Leipzig. Verlag von H. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis für 3 Monate 25 Ngr.

Novellen-Zeitung.

№ 42. Leipzig, Mittwoch den 16. April 1845. I. Band.

Inhalt.

Der Ewige Jude, von Eugène Sue. VI. Band: 10. und 11. Kapitel. — Federzeichnungen auf der Reise. Von L. Mühlbach. (Fortsetzung.) Theaterschau VII., von Karl Gutzkow. — Literatur. Bruchstück aus „Genrebilder aus Paris im Sommer 1844." Von G. G. F.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Sechster Band.

Der Beschützer.

Zehntes Kapitel.

Guter Rath.

Es ist Nacht.

Eben hat es neun Uhr geschlagen.

Es ist der Abend des Tages, an welchem Fräulein von Cardoville zum ersten Male sich Djalma gegenüber befunden hatte. Florine ist eben bleich, aufgeregt, zitternd, eine Kerze in der Hand in ein Schlafzimmer getreten, welches einfach, aber sehr behaglich möblirt ist.

Dieses Zimmer ist ein Theil der Wohnung, welche die Mayeux bei Adrienen inne hat; es ist im Parterre gelegen und hat zwei Eingänge: der eine geht nach dem Garten hinaus, der andere nach dem Hof; von dieser Seite kommen die Personen, welche sich an die Mayeux wenden, um Unterstützungen in Anspruch zu nehmen; ein Vorzimmer zum Warten, ein Saal, in welchem sie die Bittenden empfängt, das sind die von der Mayeux bewohnten Zimmer, die noch durch eine Schlafstube ergänzt werden, in welche Florine eben eingetreten ist.

Ihre Kerze auf den Kamin stellend, ging das Kammermädchen, nachdem sie schnell sich im Zimmer umgesehen, nach einem Büreau von Acajouholz, in welchem sich eine hübsche, gut versehene Bibliothek befand; in dem Kasten dieses Möbels steckte der Schlüssel und so konnte Florine sie alle drei besichtigen. Sie enthielten verschiedene Bittgesuche, einige von der Hand der Mayeux geschriebene Notizen. Das war es aber nicht, was Florine suchte. Ein Schubfach, welches drei Kästen enthielt, trennte den Tisch von der kleinen Bibliothek, auch diese Kästen wurden vergeblich durchsucht. Florine machte eine ärgerlich bedauernde Geberde, sah sich um, horchte darauf wieder ängstlich und als sie eine Commode bemerkte, fing sie auf's Neue ihre unnützen Untersuchungen an.

Zu Ende des Bettes war eine kleine Thür, welche zu einem großen Toilettenzimmer führte. Florine trat in dasselbe und suchte anfangs ohne Erfolg in einem großen Schranke, wo mehre schwarze erst kürzlich auf den Befehl des Fräulein von Cardoville gemachte Kleider der Mayeux hingen. Auf dem Boden dieses Schrankes bemerkte sie halb unter einem Mantel versteckt einen schlechten kleinen Koffer und öffnete ihn hastig... sie fand darin die ärmlichen alten Lumpen, mit welchen die Mayeux bekleidet gewesen war, als sie in dieses glänzende Haus einzog.

Florine bebte zusammen; eine unwillkürliche Aufregung verzog ihre Mienen; da sie indeß daran dachte, daß es hier nicht darauf ankäme sich zu erweichen, sondern den unerbittlichen Befehlen Rodin's zu gehorchen, machte sie schnell den Koffer und den Schrank wieder zu, ging aus dem Ankleidezimmer und trat wieder in die Schlafstube.

Nachdem sie abermals das Pult durchsucht, kam ihr plötzlich ein neuer Gedanke. Sie begnügte sich nicht den Kasten abermals zu durchsuchen, sondern zog ihn ganz heraus, indem sie das Gesuchte zwischen der Wand des Möbels und dem Kasten zu finden hoffte; aber sie sah nichts.

Ihr zweiter Versuch war glücklicher; sie fand ein ziemlich dickes Heft Papier versteckt. Sie machte eine Bewegung des Erstaunens, denn sie war auf etwas Anderes gefaßt, indessen nahm sie das Manuscript, blätterte es schnell durch und nachdem sie mehre Seiten durchgelesen hatte, gab sie ihre Zufriedenheit zu erkennen und war im Begriff das Heft in ihre Tasche zu stecken; aber nach einem Augenblicke der Ueberlegung legte sie es wieder an die Stelle, wo es erst gewesen war, brachte Alles wieder in Ordnung, nahm ihre Kerze und verließ das Zimmer, ohne, wie sie gehofft hatte, überrascht worden zu sein, da sie wußte, daß die Mayeux auf einige Stunden bei Fräulein von Cardoville beschäftigt sei.

.....

Am Tage nach Florinens Nachforschungen saß die Mayeux an der Ecke eines Kamins, in welchem ein gutes Feuer prasselte, allein in ihrem Schlafzimmer auf ihrem Lehnstuhle; ein dichter Teppich bedeckte den Fußboden, durch die Vorhänge bemerkte man den Rasen des großen Gartens, das tiefe Schweigen wurde nur durch das regelmäßige Geräusch des Pendels einer Uhr und durch das Knistern des Feuers unterbrochen.

Beide Hände auf die Lehne des Stuhls gelegt, gab sich die Mayeux einem Gefühle des Glückes hin, welches sie niemals so vollständig empfunden, als seit sie dieses Hôtel bewohnte. Für sie, welche seit so langer Zeit an traurige Entbehrungen gewöhnt war, lag ein unaussprechlicher Reiz in der Ruhe dieser Freistatt, in der lachenden Aussicht auf den Garten und besonders in dem Bewußtsein, die Wohlbehäbigkeit, welche sie genoß, der Aufopferung und der Ausdauer zu verdanken, welche sie mitten unter so vielen harten, glücklicherweise vorübergegangenen Prüfungen gezeigt hatte.

Eine bejahrte Frau mit sanftem gutmüthigen Gesichte, welche nach Adrienne's ausdrücklichem Willen der Mayeux zur Bedienung gegeben war, trat ein und sagte zu ihr:

— Fräulein, es ist ein junger Mann da, der Sie sogleich wegen einer sehr eiligen Angelegenheit zu sprechen wünscht, sein Name ist Agricol Baudoin.

Feuilleton der Novellen-Zeitung.

Theaterschau.

(Siehe Nr. 19, 22, 24, 30, 32, 37.)

VII.

Wir lassen die Mittheilungen über den Schluß der abenteuerlichen Reise, welche Destrée Tantième durch Deutschland gemacht hat, noch so lange anstehen, bis sie über Wien und Berlin ihre Erfahrungen geordnet haben wird. Sie werden unsern Lesern nicht vorenthalten bleiben.

Bis dahin sollen sich unsre Unterhaltungen mit einem Rückblick auf die Leistungen des endlich abgelaufenen Winters, soweit sie in unsere theatralischen Zwecke einschlagen, beschäftigen. Wir geben im Folgenden eine Chronik unserer Wintersaison.

Jährlich wiederholt sich eine anziehende, eigenthümliche Erscheinung. Die Ereignisse auf dem politischen Gebiete sind nicht so unvorbereitet, nicht so überraschend, nicht so plötzlich, als die auf dem literarischen und besonders im artistischen Gebiete. Ein politisches Ereigniß läßt sich ziemlich lange vorherberechnen, die Thaten des künstlerischen Genies aber kommen wie Kadmussaat gerüstet und geharnischt aus dem Erdboden hervor. Wer hat alle die Moden, die in der Musik und auf der Bühne eine Zeitlang den Ton angaben, voraussagen können? Die Milanollo's, die Wiener Kinder... wie das so plötzlich aus der Erde springt und die Ordnung des Tages an sich reißt! Eben so mit Dichtungen, mit Tonschöpfungen, mit musikalischen Gesangs- oder Instrumentalvirtuosen, mit Schauspielern sogar, obgleich leider in letztem Falle am seltensten.

Man muß jährlich folgenden Schluß machen: Im Sommer arbeiten die Talente. Der Genius befruchtet sie, ihre Productionen keimen im Stillen. Nun klopft der Herbst, bald der eisige Winter an die Thür. Hundert Hände bewillkommnen ihn, Tausende haben ihre Hoffnungen auf den Gast gestellt: er soll nun wahr machen, was Jeder von Lorbeern, von Erfolgen, von Triumphen über Gegner, von Ruhm und Glück geträumt hat. Halten wir uns zunächst an die Theater, so beginnt ein Drängen von Ansprüchen, ein Gewühl von Thätigkeit und Arbeit. Man spielt neue Stücke, neue Opern. Man streckt tausend effekthaschende Arme nach dem Publicum aus, das Publicum bleibt kalt, man quält sich, man ringt mit dem ungestalten Riesen. Vergebens, Nichts will ihn bändigen, nichts will ihn klein, bescheiden, gehorsam wie ein Kind machen, er will nicht lachen, wo man ihn kitzelt, will nicht weinen, wenn man ihn auch noch soviel zwiebelt. Das geht so bis Weihnachten. Da plötzlich setzen sich gewisse Resultate fest. Wo man es am wenigsten erwartete, hat eine Brandrakete gezündet, ein kleines Vaudeville, ein gutes Stück, eine pikante Melodie, vielleicht gar ein ganzes langes Drama, das auf der Leseprobe durchfiel; und nun beginnt die Ernte von Ruhm, von Glück, von Einnahmen. Kritiker mögen protestiren, Autoren stehengebliebener Werke mögen toben und chikaniren, es hilft nichts, die Saison hat sich ihren Weg gebahnt, das Resultat bricht durch und die Thatsachen, die in der Lotterie des Theaterlebens diesmal mit den Treffern herauskamen, halten sich aufrecht den Carneval hindurch bis Ostern, bis Pfingsten, ja mit den Nachahmungen und den Echos in den Provinzen bis zum Beginn der neuen Theatersaison.

Beginnen wir nun unsre Siegbälletins zunächst mit einigen Resultaten der Oper. Von fremdländischen Compositionen hat

Digitized by Google

Bei diesem Namen stieß die Maneur einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, erröthete etwas, stand auf und lief nach der Thür des Saales, in welchem sich Agricol befand.

— Guten Tag, meine gute Maneur, — sagte der Schmied, indem er das junge Mädchen brüderlich umarmte, deren Wangen unter seinen Küssen purpurroth wurden und brannten.

— Ach mein Gott, — rief plötzlich die Arbeiterin aus, indem sie Agricol voller Angst betrachtete: — was hast Du für eine schwarze Binde um die Stirn, bist Du verwundet worden?

— Es ist nichts, — sagte der Schmied, — durchaus nichts. Denke nicht weiter daran... aber vorher habe ich Dir sehr wichtige Dinge anzuvertrauen.

— Dann komm in mein Zimmer; wir werden allein sein, — sagte die Maneur, indem sie Agricol vorausging.

Trotz der großen Unruhe, welche sich auf Agricol's Miene spiegelte, konnte er sich eines Lächelns der Zufriedenheit nicht enthalten, als er in das Zimmer des jungen Mädchens trat und sich darin umsah.

— So lasse ich mir's gefallen, meine arme Maneur... so hatte ich immer gewünscht, Dich wohnen zu sehen... daran erkenne ich Fräulein von Cardeville... Welches edle Herz, welche gute Seele! Du weißt noch gar nicht, daß sie mir vorgestern geschrieben hat, um mir zu danken, was ich für sie gethan. Sie sandte mir dabei eine einfache goldne Nadel, welche ich, wie sie schrieb, würde annehmen können, da sie keinen andern Werth habe, als den, daß ihre Mutter sie getragen... Wenn Du wüßtest, wie sehr mich die Zartheit dieses Geschenkes gerührt hat.

— Man darf sich über nichts verwundern, bei einem Herzen, wie sie es hat. — Aber Deine Wunde, Deine Wunde!

— Gleich, gleich, meine liebe Maneur, ich habe Dir so Vieles zu erzählen!... Beginnen wir mit dem Dringendsten, denk Du sollst mir in einer sehr ernsten Angelegenheit einen guten Rath geben... Du weißt, wie viel Vertrauen ich in Dein vortreffliches Herz und in Dein Urtheil setze... und dann nachher will ich Dich um eine Gefälligkeit bitten, um einen sehr großen Dienst, — fügte der Schmied mit innigem, fast feierlichem Tone hinzu, der die Maneur überraschte, und dann fuhr er fort: — Aber beginnen wir bei Dem, was nicht meine Person betrifft.

— Erzähle schnell!

— Seit meine Mutter mit Gabriel nach der kleinen Landpfarre abgereist ist, welche er bekommen hat, und mein Vater beim Marschall Simon und seinen beiden Töchtern wohnt, bin ich, wie Du weißt, nach der Fabrik des Herrn Hardy gezogen, um mit meinen Kameraden in dem gemeinschaftlichen Hause zu wohnen... Heute morgen nun... aber nein, ich muß Dir vorher sagen, daß Herr Hardy, kürzlich von einer langen Reise zurückgekehrt, auf's Neue, Geschäfte halber, auf einige Tage abwesend ist. Heute Morgen also, etwa um die Zeit des Frühstücks, war ich nach dem letzten Glockenschlage noch etwas bei der Arbeit geblieben und verließ die Fabrikgebäude, um nach unsern Speisezimmern zu gehen, als ich eine Frau in den Hof hinein kommen sah, welche aus einem Fiacre gestiegen war; sie kommt schnell auf mich zu, ich bemerke, daß sie blond ist, obgleich ihr Schleier halb niedergezogen war, ein eben so sanftes als hübsches Gesicht hat, und wie eine vornehme Person angezogen ist. Aber von ihrer Blässe, ihrer unruhigen Miene betroffen, frage ich was sie wünscht. — Mein Herr, — sagt sie mit zitternder Stimme zu mir und scheint sich Gewalt anzuthun, — sind Sie einer von den Arbeitern dieser Fabrik? — Ja, Madame. — Herr Hardy ist wohl in Gefahr? — rief sie aus. — Herr Hardy, Madame! er ist noch gar nicht nach der Fabrik zurückgekehrt. — Wie, versetzte sie, — ist Herr Hardy gestern Abend nicht zurückgekommen, ist er nicht bei Besichtigung seiner Werkstätte von einer Maschine gefährlich verletzt worden?... — Als sie diese Worte aussprach, bebten die Lippen der armen jungen Dame sehr stark und ich sah Thränen aus ihren Augen rinnen. — Gott sei Dank, Fräulein, nichts ist falscher als das Alles, — sagte ich zu ihr, — denn Herr Hardy ist noch nicht zurück; seine Ankunft ist erst auf Morgen oder später bestimmt. — Also, mein Herr, ist das die Wahrheit? Herr Hardy ist noch nicht angekommen, ist nicht verwundet? — versetzte die junge Dame und trocknete sich die Augen. — Ich sage Ihnen die Wahrheit, Fräulein, und wenn Herr Hardy in Gefahr wäre, würde ich nicht so ruhig sein, während ich von ihm mit Ihnen spreche. — O ich danke Dir, mein Gott! — rief die junge Dame aus. — Darauf versicherte sie mir ihre Dankbarkeit, mit so glücklicher, so gerührter Miene, daß ich ganz bewegt davon war; aber plötzlich schien sie sich des Schrittes, den sie gethan, zu schämen, zog ihren Schleier herab, verließ mich schnell, ging aus dem Hofe hinaus und stieg wieder in den Fiacre, mit welchem sie gekommen war. Ich sagte mir: Das ist eine Dame, welche sich für Herrn Hardy interessirt und durch ein falsches Gerücht beunruhigt worden sein wird.

— Ohne Zweifel liebt sie ihn, — sagte die Maneur gerührt, — und wird in ihrer Unruhe vielleicht eine Unbesonnenheit begangen haben, indem sie sich nach ihm erkundigte.

— Du hast nur zu sehr Recht. Voller Theilnahme, denn ihre Aufregung hatte mein Herz gewonnen, sehe ich sie in ihren Fiacre steigen. Der Wagen fährt ab... aber was sehe ich einige Augenblicke darauf? Ein Miethcabriolet, welches die junge Dame nicht hatte bemerken können, da es durch den Vorsprung einer Mauer verborgen war; und in dem Augenblicke, wo es umwendet, bemerke ich deutlich einen Mann, welcher neben dem Kutscher sitzt und ihm zuwinkt, er möge denselben Weg nehmen, als der Fiacre.

— Man war dieser armen jungen Dame nachgefolgt, — sagte die Maneur voller Besorgniß.

— Ganz gewiß, deshalb stürzte ich dem Fiacre nach, holte ihn bald ein und rief der jungen Dame, neben dem Wagenschlage herlaufend, durch die heruntergezogen Jalousien zu: — Fräulein, nehmen Sie sich in Acht, man folgt Ihnen mit einem Cabriolette.

— Gut, gut, Agricol... und was hat sie geantwortet?

— Ich hörte sie mit herzzerreißendem Tone „Mein Gott" rufen, und der Fiacre fuhr weiter. Das Cabriolet kam bald an ihr vorbei und ich sah neben dem Kutscher einen großen dicken roth aussehenden Mann, der wahrscheinlich, da er mich dem Fiacre hatte nachlaufen sehen, etwas gedacht haben mochte, denn er sah mich mit sehr forschender Miene an.

— Und wann kommt Herr Hardy? — versetzte die Maneur.

— Morgen oder übermorgen. Aber jetzt, meine gute Maneur, gieb mir Deinen Rath... Diese junge Dame liebt Herrn Hardy, das ist klar. Wahrscheinlich ist sie verheirathet, da sie sehr verlegen schien, als ich zu ihr sprach und einen Ruf des Schreckens ausstieß, als sie hörte, daß man ihr folgte... Was soll ich nun thun?... Ich hatte Lust, den Vater Simon um Rath zu fragen, aber er ist so streng... und kann eine Liebesangelegenheit in seinem Alter!... Du indessen, meine gute Maneur, bist so zartfühlend und tactvoll... Du wirst das verstehen.

Das junge Mädchen bebte und lächelte schmerzlich.

Agricol bemerkte es nicht und fuhr fort:

— Deshalb dachte ich auch, nur die Maneur kann mir Rath geben. Wenn wir annehmen, daß Herr Hardy morgen zurückkommt, soll ich ihm sagen, was vorgegangen ist und was soll ich...

— Wart' einmal... — rief plötzlich die Maneur aus, indem sie Agricol unterbrach und sich auf Etwas zu besinnen schien, — als ich nach dem Kloster St. Marie gegangen bin, um die Oberin um Arbeit zu bitten... hat sie mir den Vorschlag gemacht, ich sollte in ein Haus tagweise eintreten, wo ich... nun mit dem wahren Namen genannt... auskundschaften sollte...

— Die Nichtsnützige.

— Und weißt Du, — sagte die Maneur, — weißt Du, bei wem ich dieses schlechte Gewerbe treiben sollte? Bei einer Frau von Fremont... oder Bremont, wie mir richtiger einfällt, einer außerordentlich frommen Frau, deren Tochter aber, eine verheirathete Dame, die ich besonders belauschen sollte, wie mir die Oberin sagte, allzu häufige Besuche von einem Fabrikanten annähme.

— Was meinst Du? — rief Agricol, — dieser Fabrikant wäre...

— Herr Hardy... ich hatte nur zu viel Gründe, um den Namen nicht zu vergessen, welchen die Oberin ausgesprochen hat... Seit jenem Tage ist so vieles vorgefallen, daß ich diesen Umstand vergessen hatte. Also wahrscheinlich ist die junge Dame dieselbe, von der die Oberin mit mir gesprochen hat.

— Und welchen Zweck hatte die Oberin des Klosters bei dieser Auskundschaftung?... — fragte der Schmied.

— Ich weiß es nicht;... aber Du siehst wohl, daß dieser Zweck immer noch vorhanden sein muß, da man dieser jungen Dame nachgestrebt ist... und vielleicht ist sie zu dieser Stunde schon angezeigt... entehrt... O, es ist abscheulich!

Als sie darauf Agricol heftig beben sah, sagte die Maneur:

— Aber was hast Du denn?

— Und warum nicht? — sagte der Schmied vor sich hin, — wenn das Alles nun von derselben Hand ausginge!... Die Oberin eines Klosters kann wohl mit einem Abbé im Einverständnisse sein... Aber zu welchem Zwecke dann?

— So erkläre Dich doch, Agricol, — versetzte die Maneur. — Und dann sag' mir endlich, was das mit Deiner Wunde ist... wie hast Du sie bekommen? Ich beschwöre Dich, sage mir etwas zur Beruhigung.

— Gerade von der Wunde wollte ich mit Dir sprechen... denn in der That, jemehr ich daran denke, jemehr scheint mir das Abenteuer mit der jungen Dame mit anderen Dingen zusammenzuhängen.

— Was sagst Du?

— Stell' Dir vor, es gehen seit einigen Tagen in den Umgebungen unserer Fabrik seltsame Dinge vor:... erstens, da wir in der Fastenzeit sind, ist schon ein großer schöner Mann, ein Abbé, aus Paris gekommen und predigt in dem kleinen Dorfe Billiers, das eine Viertelstunde von unseren Werkstätten liegt... Dieser Abbé nimmt in seinen Predigten Gelegenheit, Herrn Hardy anzugreifen und zu verleumden.

— Wie das?

— Herr Hardy hat eine Art von Hausordnung drucken lassen, welche sich auf unsere Arbeiten und die Antheile am Verdienste bezieht, welche er uns bewilligt; dieser Hausordnung folgen einige ebenso einfache als gute Lebensregeln, einige Lehren der Brüderlichkeit, die Jedermann verständlich und aus mehren Philosophen und verschiedenen Religionen ausgewählt sind... Daraus, daß Herr Hardy das Beste ausgewählt, was in den verschiedenen Religionen liegt, hat der Abbé geschlossen, daß Herr Hardy keine Religion habe und von diesem Satze ausgehend, greift er ihn nicht blos auf der Kanzel an, sondern er bezeichnet auch unsere Fabrik als einen Herd der Verderbniß, Verdammniß und Schlechtigkeit, weil unsere Kameraden, ihre Weiber und Kinder am Sonntag, anstatt seine Predigten anzuhören oder in die Schenken zu gehen, ihren Tag damit zubringen, ihre kleinen Gärten zu bepflanzen, sich etwas vorzulesen, im Chor zu singen oder vereint in unserem gemeinschaftlichen Hause zu tanzen; der Abbé ist sogar so weit gegangen, daß er sagte, die Nachbarschaft einer solchen Masse von Gottlosen, wie er uns nennt, könne den Zorn des Himmels auf eine Gegend herabrufen... man spreche viel von der Cholera, welche herankomme und es wäre möglich, daß zufolge unserer gottlosen Nachbarschaft die ganze Umgegend mit dieser rächenden Landplage belegt werden könne.

— Aber so etwas unwissenden Leuten zu sagen! — rief die Maneur, — das heißt ja böse Handlungen herbeiführen!

— Gerade das wollte der Abbé.

— Wie?

— Die Einwohner der Umgegend, welche außerdem, wie es scheint, noch durch einige Unruhestifter aufgereizt worden sind, zeigen sich gegen die Arbeiter der Fabrik feindselig; man hat, wenn auch nicht ihren Hof, doch ihren Neid angedeutet... Allerdings, wenn sie sehen, wie wir gemeinschaftlich leben, gut wohnen, gute Nahrung haben, warm und gut gekleidet sind, stets freßlich, thätig und arbeitsam, so wird ihre Eifersucht noch durch die Predigten des Abbé und die heimlichen Umtriebe einiger schlechten Kerle angestachelt, die ich für schlechte Arbeiter des Herrn Tripeau, unseres Concurrenten, erkannt habe. Alle diese Anreizungen beginnen ihre Früchte zu tragen; es sind schon mehre Reibungen unter uns und den Bewohnern der Umgebung vorgefallen... Bei einer dieser Geschichten habe ich einen Steinwurf an den Kopf bekommen...

— Es ist doch nicht bös, Agricol? — sagte die Maneur voller Besorgniß.

— Durchaus nicht, sage ich Dir;... aber die Feinde des Herrn Hardy haben sich nicht begnügt zu predigen: sie haben noch gefährlichere Mittel angewandt.

— Und was denn?

---

sich in die mögliche Entwickelung einheimischer Talente Störendes nicht viel einmischen können. Wir hatten weder aus Italien noch aus Frankreich eine besonders wirksame Zugoper. Daß die Sirene von Auber — von den Theaterjettein oft Syrene genannt — in die Theaterkassen Schätze locken würde, war ein Puff des Textdichterjetzers, der Partiturverleger und anderer dämonischer Kräfte, die im Theaterverkehr die Avant-Glaque genannt werden sollten. Demjenigen meldete sich nur mit dem Den Pasquale, der in Dresden ganz und in Hamburg beinahe durchfiel. Nabucodonossor — ein wahrer Rhinoceros-Titel! — wollte sich von Stuttgart und der königstädter Bühne, die ihn italienisch brachte, nicht weiter verbreiten. So hatten denn unsre heimischen Talente den Vortheil, in die verjährigen Teufels Antheile und Regimentstöchter und in unser stabiles Norma- und Lucrezia Borgia- und Nachtlager- und Czar und Zimmermannvergnügen mit ihren eignen Versuchen einzutreten. Es scheint, daß der Aufschwung des Originaldramas auch bei uns den der Originaloper nach sich ziehen wird. Mehr als je hört man von deutschen Opernversuchen und nicht mehr von so vielen mißlungenen. Es scheint, daß die Deutschen den Fremden nachgerade ihre Kunst abgelauscht haben und sich von der centrapunktischen Gelehrsamkeit allmälig dem heitern Elemente der Musik wieder zuwenden, das wir in alten Zeiten selbst schon so sicher und wirksam zu beherrschen wußten. Lortzing war der Erste, der die deutsche Operamusik wieder stimm- und bühnengerecht gemacht hat, der sich bemühte, in die Kehlen der Sänger und in unser Ohr wieder heitre, wohllautende Melodien zu gießen. Nächstens wird er aus seinen frischen krystallenen Tonwellen eine Undine hervorzitzlichen lassen, sie wird aber der nächstjährigen Saison angehören. Deutsche Maestri brachten uns eine Mara, die über Berlin, Wien und Leipzig nicht hinauszukommen scheint. Eine neue Sängerin in Wien, Mara, scheint mehr Glück zu machen. In München, wo jeder Kammermusikus seine Oper geschrieben haben muß, — wie in Weimar — und man früher auch so liberal war, alle diese Versuche zur Darstellung zu bringen, in München verlautete von einer Stunzischen Maria Rosa. Die sonst im Anpreisen vaterländischer Erzeugnisse so enthusiastische bayersche Landes- und münchner Stadtliteratur hat ihr nicht das günstigste Zeugniß ausstellen wollen. Von Wien verlautete von einer Proch'schen Oper: Liebeszauber, Text von Otto Prechtler, dem deutschen Felix Romani. Wenn es wahr ist, daß diese Oper das Käthchen von Heilbronn zum Gegenstande hat, so müssen wir mit Herrn Prechtler sehr unzufrieden sein. Wohin soll diese Indiscretion führen, die sich erlaubt, eines unserer classischen Schauspiele nach dem andern für die Oper zu entblättern? Von unsern Zierden des Schauspielrepertoirs reißt man Blüthen und Blätter ab und wirft die Stämme den Componisten zu, sie mit Notenpapier zu umwickeln. Wenn das Schauspieler und Sänger thun, die sich gern damit beschäftigen, manchmal eine Oper zu componiren und kein Geld für einen Text haben, so ist das schon übel an sich, aber wenn ein Schauspieldichter selbst dazu seine Hand bietet, Shakespeare, Schiller, Kleist für die Oper zu verderben, das ist unverantwortlich. Leider wird schon bei Tell, bei Othello gefragt: die Oper oder das „Stück"? Leider haben die Italiener uns eine Menge der erhabensten Dramenstoffe für das Schauspiel unmöglich gemacht, Bellini, Marino Falieri, Lucrezia Borgia u. s. w. und noch mancher classischen Tragödie steht von vorther dies Schicksal bevor. Aber wir Deutschen sollten gegen unsere eignen Schätze doch rücksichtsvoller handeln. Vor längerer Zeit verlautete, die Berliner Intendanz wollte ein Gesetz geben, daß keine Oper angenommen werden dürfte, deren Text einem noch auf dem Repertoir befindlichen Schauspiele entnommen wäre. Im Na-

Die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn.
Nach einer Photographie von Ad. Meyer in Wien.

Die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn.
Nach einer Photographie von Ad. Meyer in Wien.

— Auf morgen also, meine gute Maneux, um drei Uhr?
— Morgen, um drei Uhr!

.....

Am Abende desselben Tages, als Alles im Hôtel still geworden war, kam die Maneux, welche bis zehn Uhr bei Fräulein von Gardoville gewesen war, in ihr Schlafzimmer zurück, schloß ihre Thür ab und da sie nun endlich frei war und sich keinen Zwang anzuthun brauchte, sank sie auf's Knie und brach in Thränen aus.

Das junge Mädchen weinte lange, sehr lange.

Nachdem ihre Thränen versiegt waren, trocknete sie sich die Augen, nahm das Manuscript, welches Florine am Tage vorher flüchtig durchblättert hatte, aus seinem Verstecke und schrieb einen Theil der Nacht hindurch in diesem Hefte.

Elftes Kapitel.

Das Tagebuch der Maneux.

Sie gesagt, schrieb die Maneux einen großen Theil der Nacht hindurch in dem Hefte, welches Florine am Tage vorher entdeckt und durchgesehen hatte, ohne indessen zu wagen, es mitzunehmen, da sie vorher den Inhalt desselben den Personen mittheilen wollte, auf deren Geheiß sie handelte und von denen sie sich Befehle einholen wollte.

Erklären wir erst, bevor wir den Leser hineinblicken lassen, das Dasein dieses Manuscripts.

An dem Tage, wo die Maneux ihre Liebe zu Agricol inne geworden war, wurde das erste Wort dieses Manuscriptes geschrieben.

Mit wesentlich empfänglichem Charakter ausgestattet und doch stets durch die Furcht lächerlich zu werden eingeengt, eine Furcht, deren schmerzliche Uebertreibung die einzige Schwäche der Maneux war, konnte diese Unglückliche das Geheimniß ihrer verderblichen Leidenschaft niemand anders mittheilen als dem Papiere, diesem stummen Vertrauten mißtrauischer und verletzter Seelen, diesem geduldigen, stillen und kalten Freunde, der, wenn er auch nicht auf herzzerreißende Klagen antwortet, wenigstens immer zuhört, stets sich erinnert.

Wenn ihr Herz von bald traurigen und sanften, bald bitteren und grausamen Aufregungen überging, fand die arme Arbeiterin einen schwermüthigen Reiz in diesen stummen und einsamen Ergießungen, welche sie bald in ein poetisches, einfaches und rührendes Gewand hüllte, bald in einfachen Worten niederschrieb, und nach und nach hatte sie sich gewöhnt, ihre Bekenntnisse nicht blos auf Agricol zu beschränken; obgleich er der Hintergrund aller ihrer Gedanken war, hatten gewisse Reflexionen, welche durch den Anblick der Schönheit, der glücklichen Liebe, der Mutterschaft, des Reichthums und des Unglücks herbeigeführt waren, einen zu innigen Eindruck auf ihre Persönlichkeit gemacht, die leider in einer so besonderen Lage war, als daß sie selbst Agricol diese Gedanken hätte mittheilen mögen.

So war also dieses Tagebuch eines armen Mädchens aus dem Volke entstanden, das schwächlich, mißgestaltet und elend, aber mit einer englischen Seele und einem reichen Verstande begabt war, welcher durch Lesen, Nachdenken, Einsamkeit sich entwickelt hatte; und diese unbekannten Seiten, welche dennoch ergreifende und tiefe Bemerkungen über die Wesen und Dinge enthielten, mußten von dem besonderen Standpunkt beurtheilt werden, auf welchen das Verhängniß diese Unglückliche gestellt hatte.

Die folgenden Zeilen, die hier und da abgebrochen oder von Thränen verwischt waren, je nach den Gefühlen, welche die Maneux am Abend bewegt hatten, als sie die große Liebe Agricol's zu Angela erfuhr, bilneten die letzten Zeilen dieses Tagebuchs.

. . .

Freitag, den 3. März 1832.

„... Ich wurde diese Nacht durch keinen unangenehmen „Traum gequält, heute Morgen bin ich ohne irgend eine traurige Ahnung aufgestanden.

„Ich war still und ruhig, als Agricol gekommen ist.

„Er ist mir nicht aufgeregt erschienen; wie immer war er „natürlich und liebevoll. Erst sprach er mit mir von einem „Herrn Hardy betreffenden Ereignisse und dann sagte er ohne „Vorbereitung, ohne Zaudern zu mir:

„— Seit vier Tagen bin ich rasend verliebt... dieses Ge„fühl ist so ernsthaft, daß ich daran denke, mich zu verhei„rathen... ich komme, um Dich um Rath zu fragen."

„Auf diese Weise wurde die für mich so niederschlagende „Mittheilung mir gemacht; natürlich und herzlich, ich auf der „einen Seite des Kamines sitzend, Agricol auf der andern, als „ob wir von ganz gleichgültigen Dingen sprächen.

„Und doch bedarf es wahrlich nicht mehr, um Jemand das „Herz zu brechen... wenn Jemand hereinkommt, uns brüder„lich umarmt,... sich hinsetzt... und nun...

„O, mein Gott, mein Gott, mein Kopf verwirrt sich..."

.....

„Ich fühle mich ruhiger,... nur Muth, armes Herz, „Muth... Wenn eines Tages das Unglück auf's Neue mich „niederschmettert, werde ich diese Zeilen wiederlesen, welche „unter dem Eindrucke des heftigsten Schmerzes niedergeschrie„ben sind, den ich nur jemals empfinden kann, und dann werde „ich zu mir sagen: Was ist der gegenwärtige Kummer gegen „den damaligen!

„O, sehr bitter ist mein Schmerz... er ist nicht gerecht„fertigt, lächerlich, des Schimens würdig; ich würde ihn selbst „der zärtlichsten, nachsichtigsten Mutter nicht mittheilen wa„gen... ach, es giebt schreckliche Leiden, bei welchen man doch „mit gutem Rechte die Achseln mitleidig und verächtlich zuckt. „O, es giebt Unglück, welches verboten ist...

„Agricol hat mich gebeten, morgen das junge Mädchen zu „besuchen, welches er so leidenschaftlich liebt und das er heirathen „will, wenn der Instinkt meines Herzens ihm diese Heirath „räth... Dieser Gedanke ist der schmerzlichste von allen denen, „die mich gequält haben, seit er mir diese Liebe so grausam „mitgetheilt hat.

„Grausam!... Nein, Agricol, nein, nein, Bruder, ver„zeihe mir diesen ungerechten Schrei des Schmerzes... Weißt „Du denn, kannst Du denn ahnen, daß ich Dich stärker liebe, „als Du dieses reizende Geschöpf liebst oder jemals lie„ben wirst!

„— Blond... schlank wie eine Nymphe... weiß wie eine „Lilie... blaue Augen,... so groß und auch so sanft, so gut „als die Deinigen... —

„So sagte er, als er sie mir schilderte.

„O, der arme Agricol, wie wehe würde es ihm gethan „haben, hätte er gewußt, daß jedes seiner Worte mir das Herz „zerreißt.

„Niemals habe ich so stark als in diesem Augenblicke ge„fühlt, welche tiefe Theilnahme, welches zarte Mitleiden uns „ein liebevolles und gutes Herz einflößt, das in seiner aufrich„tigen Unwissenheit uns bis in den Tod verletzt und uns „zulächelt...

„Deshalb tadelt man es auch nicht... nein, man beklagt „es mit dem ganzen Schmerze, welchen es empfinden würde, „wenn es das von ihm verursachte Uebel entdeckte.

„Niemals ist mir Agricol schöner erschienen als heute Mor„gen... Wie sanft bewegt war sein männliches Gesicht, als „er von der Unruhe jenes jungen, hübschen Mädchens sprach... „als ich hörte, wie er die Angst einer Frau erzählte, die in „Gefahr ist, für den Mann, den sie liebt, sich dem Verderben „auszusetzen, da fühlte ich mein Herz heftig schlagen, die Hände „brannten mir... ein wahres Schmachten überwältigte mich... „O, Lächerlichkeit und Hohn! Habe ich etwa, ich das Recht, „so bewegt zu werden?"

.....

„Ich erinnere mich, daß ich, während er sprach, einen „flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen; ich war stolz auf „meine gute Kleidung, er hat es nicht einmal bemerkt, aber „das thut Nichts, mir schien es, daß meine Mütze mich gut „kleide, meine Haare glänzend seien, mein Blick sanft.

„Ich fand Agricol so schön, daß ich mir selbst minder häß„lich als gewöhnlich vorkam, wahrscheinlich, um mich in mei„nen eigenen Augen zu entschuldigen, daß ich ihn zu lieben „wage...

„Nun, was heute geschah, mußte doch immer einmal ein„treffen.

„Was mich stets vom Selbstmorde abgehalten hat, von „dieser letzten Zuflucht des Unglücklichen, der es vorzieht, zu „Gott zu gehen, anstatt unter seinen Geschöpfen zu bleiben, „das ist das Gefühl... Man muß nicht nur an sich selbst „denken.

„Und dann dachte ich auch: Gott ist gütig,... immer „noch gütig,... da selbst die von ihm enterbten Wesen immer „noch Jemand finden, den sie lieben, für den sie sich auf„opfern können. Woher kommt es denn, daß ich, die ich so „schwach, so unbedeutend bin, doch immer Gelegenheit hatte, „Jemandem hülfreich und nützlich zu sein?

„So kam ich auch heute in große Versuchung, meinem Le„ben ein Ende zu machen... Weder Agricol noch seine Mutter „bedurften meiner mehr... Aber die Unglücklichen, für welche „zu sorgen Fräulein von Gardoville mir überlassen hat!... „aber meine Wohlthäterin selbst, — obgleich sie mich liebreich „wegen des hartnäckigen Verdachtes gescholten, den ich gegen „diesen Mann hege!... Mehr als jemals fürchte ich für „sie... mehr als jemals fühle ich, daß sie betrogen ist;... „mehr als jemals glaube ich an den Nutzen, welche meine Ge„genwart ihr bringen kann.

„Also muß ich leben.

„Leben, um morgen das junge Mädchen zu besuchen, wel„ches Agricol über alle Maßen liebt.

„Mein Gott, warum habe ich denn stets nur den Schmerz „gekannt und niemals Haß... es muß ein schmerzlicher Genuß „im Hasse liegen... so viele Leute hassen ja... vielleicht werde „ich sie auch hassen... dieses junge Mädchen, Angela, wie er „sie nannte, indem er unbefangen zu mir sagte:

„— Ein reizender Name... Angela... nicht wahr, „Maneux?"

„Diesen Namen, der so voller Anmuth ist, mit meinem „Spitznamen, dem ironischen Symbol meiner Mißgestalt zu„sammenzustellen!... Armer Agricol, armer Bruder... So „ist also die Güte mitunter eben so unerbittlich verblendet, als „die Bosheit?

„Ich sollte das junge Mädchen hassen!... und warum? „Hat sie mir etwa die Schönheit entwendet, welche Agricol „verführt? kann ich bös darüber sein, daß sie schön ist?

„Als ich mich noch nicht in meine Häßlichkeit gefunden „hatte, fragte ich mich voll bitterer Neugier, warum der „Schöpfer seine Geschöpfe so ungleich begabt habe?...

„Nachdem ich gewisse Schmerzen gewohnt worden bin, war „ich im Stande ruhig nachzudenken und habe mich endlich über„redet und glaube es noch, daß an die Häßlichkeit und die „Schönheit die beiden edelsten Regungen der Seele geknüpft „sind, die Bewunderung und das Mitgefühl.

„Diejenigen, welche so sind wie ich... bewundern die, „welche schön sind,... wie Angela, wie Agricol... Und diese „wieder empfinden ein rührendes Mitleid gegen die, welche mir „gleichen...

„Wider seinen Willen hat man mitunter sehr unsinnige „Hoffnungen... weil Agricol aus einem Gefühle der Schick„lichkeit mir von seinen Liebeleien Nichts erzählte, redete ich „mir mitunter ein, er hätte keine... und liebe mich;... „aber für ihn, wie für mich, sei die Lächerlichkeit jedem Ge„ständnisse hinderlich. Ja, und ich habe sogar Verse über „diesen Gegenstand gemacht. Ich glaube, von allen sind das „die am mindesten schlechten.

„Seltsame Lage, in der ich bin! Wenn ich liebe, bin ich „lächerlich... und liebt Jemand mich, so wird er es noch mehr.

---

anderer Gestalt kennen lernen. Man wird uns für Friedrich den Großen Napoleon, für Schlesien vielleicht Italien substituiren und unser deutsches Volk wird dann erst darüber jubeln, wenn französische Grenadiere wie in der Regimentstochter singen werden: „Heil Dir, mein Vaterland!" Trifft diese Schuld durchweg die Ausländerei unseres Volkes? Nein, zur Ehre der Deutschen! Wir sind nicht so verrätherisch gestimmt für die Geschichte unserer Brudersstämme, daß wir das Feldlager deshalb nicht auf die übrigen Bühnen bringen, weil es preußisch ist. Nein, dieser Text von Rellstab und Tieck muß mehr als preußisch, er muß servil sein, er muß den deutschen Stolz der übrigen Brudersstämme kränken, sonst würde er sich von Berlin fortgepflanzt haben und uns nicht erst durch Uebersetzung in französische Anschauungen, in französische Zustände zugänglich werden.

Krug's Meister Martin hat in zwei musikalisch gebildeten Städten, in Carlsruhe und Cöln, gefallen; Lewald, ein unbefangener und in Theatersachen vollends von äußeren Einflüssen völlig freier Beurtheiler, hat sich mit Wärme dafür ausgesprochen; das ist Bürgschaft genug für eine längere Zukunft dieses Werkes.

Flotow's Stradella hat in Hamburg gefallen. Das will viel sagen. Er hat auf dem hamburger Stadttheater gefallen, das will noch mehr sagen. Fünf volle Häuser könnte man darauf rechnen, daß Herr Friedrich, der in Hamburg lebt, den Text lieferte; fünf darauf, daß Herr von Flotow ein Mecklenburger ist, dem sich die ersten hamburger Gesellschaften öffneten; das sind aber immer erst zehn Vorstellungen, die Oper hat aber zwanzig erlebt und so kann von einem äußeren Einflusse auf das Urtheil des dortigen Publicums nicht die Rede sein.

Stradella ist auch in Frankfurt gegeben worden. Der Text ist einfach, zu einfach, aber — klar! Das Hauptmotiv des Schlusses ist sehr glücklich, das Ernste mit Komischem gut vermählt. Eine Oper, in welcher zwei scheinbare Nebenrollen von zwei der ersten Mitglieder des Personals gesungen werden müssen, wird immer Glück machen.

Die Musik ist weder tief noch poetisch: aber was für sie einnimmt, ist ihr offenes Eingeständniß, daß sie nicht mehr sein wolle, als was sie ist. Sie sucht nichts in der Tiefe, sie kokettirt nicht mit Gelehrsamkeit, sie tastet nicht nach Mozart, nach Beethoven, nicht in's Reich himmlischer Töne hin, sie begnügt sich, ungefähr mit Auber, mit Adam zu rangiren, bleibt aber im Melodischen noch hinter Lortzing zurück. Zwar braucht sie ein mit Posaunen verstärktes Orchester, sie thut zuweilen außerordentlich feierlich, fängt jeden Act mit einem Choral an, schließt auch mit einem geistlichen Liede, durch dessen Vortrag der Sänger Stradella drei Mörder bekehrt, allein diese ernsten Manieren sind nur zum Schein. Wo es irgend möglich ist, hüpfen aus dem Posaunenchor leichtfertige Melodieen und Arietten hervor, Polka und Cachucha, und der Maskentanz im ersten Acte ist sogar so orgiastisch und beinahe gemein, daß man an die Descente der Courtille, an den Cancan und jedenfalls an die Tänze im Apollosaal zu Hamburg in der Maskenzeit erinnert wird. Kommt dann zu solchen Frivolitäten plötzlich ein erschreckendes Halt! und die Orgel fängt an oder ein geistliches Lied, so kann man wenigstens in Hamburg, von wo wir auch die neue Fanchon bekommen haben, gewiß sein, daß ein solches Mischwerk Glück macht. Es war das so weiland auch die Kunst des alten Kotzebue.

Eine schöne Melodie wird man aus dem Stradella nicht behalten; das Ständchen im ersten Acte, das ohnehin nicht enden will und sich fünfmal selbst Da Capo zuruft, erinnert zu stark an die Motive des Troubadours aus dem Johann von Paris. Doch Eines hält diese Oper und wird ihr überall Erfolge sichern, der dramatische Charakter der Musik. So wie die Handlung hervortritt aus dem handlungsarmen Texte, kommt über den Componisten gleich ein neuer Geist und nähert sich der Originalität. Dies Benutzen scenischer Momente hat er von Frankreich gelernt. Herr von Flotow würde mit einem draftischen Texte gewiß außerordentlich viel Glück machen.

In unserm nächsten Artikel sprechen wir von der Winterausbeute des Schauspiels.

Frankfurt am Main.

Karl Gutzkow.

Digitized by Google

„Wie habe ich das nur vergessen können, so weit vergessen, „daß ich gemeint habe, daß ich liebe, wie heute? Aber gesegnet sei dieses Leiden, weil es nicht den Haß erzeugt... nein, „denn ich werde dieses junge Mädchen nicht hassen... ich werde „meine Pflicht als Schwester bis zuletzt thun... ich werde „mein eigenes Herz belauschen; ich habe den Instinkt Andere „zu schützen, er wird mich leiten, mich erleuchten.

„Etwas nur beschreckte ich, daß ich beim Anblicke dieses „jungen Mädchens in Thränen ausbrechen und meine Bewe„gung nicht werde verhehlen können... Aber dann, mein „Gott, welche Entdeckung würden diese Thränen für Agricol „sein! Er sollte entdecken, welche thörichte Liebe er mir ein„flößt!... O niemals... Der Tag, wo er es erführe, würde „der letzte meines Lebens sein... es gäbe denn in mir noch „etwas, was über die Pflicht geht, der Wille, der Schande „auszuweichen, einer unverbesserlichen Schande, welche wie ein „Eisen stets mir in die Seele brennen wird...

„Nein, nein, ich will ruhig sein... Habe ich übrigens „nicht eben noch in seiner Gegenwart eine furchtbare Probe „bestanden?

„Ich will ruhig sein; übrigens darf meine Persönlichkeit „jenes zweite Gesicht nicht trügen, das für die, welche ich liebe, „so klarsehend ist.

„O, welche schmerzliche, peinliche Aufgabe... denn selbst „die Furcht, unwillkürlich einer bösen Regung nachzugeben, „darf mich nicht zu nachsichtig gegen dieses junge Mädchen „machen, ich könnte auf diese Weise die Zukunft Agricol's „gefährden, da, wie er sagt, meine Entscheidung allein ihn „leiten soll.

„O armes Geschöpf, das ich bin... wie ich mich selbst „täusche! Agricol verlangt meine Meinung, weil er nicht „glaubt, daß ich den traurigen Muth haben werde, seiner Lei„denschaft zuwider sein zu wollen; oder er wird auch in diesem „Falle mir sagen:... Es thut Nichts... ich liebe... und „ich trotze der Zukunft...

„Aber wenn meine Meinung, wenn der Instinkt meines „Herzens ihn nicht leiten soll, wenn sein Entschluß schon vor„her gefaßt ist, wozu denn morgen dieser für mich so grausame „Auftrag?

„Wozu? Um ihm gehorsam zu sein. Hat er nicht zu mir „gesagt: Komm!

„Wenn ich daran dachte, wie ergeben ich ihm bin, wie oft „habe ich im geheimsten, tiefsten Winkel meines Herzens mich „gefragt, ob es ihm wohl jemals in den Sinn gekommen sei, „mich anders zu lieben, wie als Schwester, ob er jemals sich „klar gemacht hat, welches hingebende Weib er in mir haben „werde.

„Und warum sollte er zu diesen Gedanken gekommen sein? „So oft er gewollt hat, so oft er noch wollen wird, ich „werde stets ihm so ergeben sein, als wenn ich seine Frau, „seine Schwester, seine Mutter wäre. Denkt man denn je„mals daran, das sich zu wünschen, was man schon besitzt?...

„Ich mit ihm verheirathet... Mein Gott... Dieser so „unsinnige als unaussprechliche Traum, diese Gedanken von „göttlicher Lieblichkeit, welche alle Gefühle von der Liebe bis „zur Mutterschaft umfassen... sind diese Gedanken, diese Ge„fühle mir nicht eben so bei Strafe der Lächerlichkeit verboten, „als ob ich Kleidung und Schmuck trüge, welche meine Häß„lichkeit und meine Mißgestalt mir verhehlen?

„Ich möchte wohl wissen, ob ich mehr gelitten haben würde, „als ich noch mit der schrecklichsten Entbehrung kämpfte, wie „ich jetzt gelitten, als Agricol mir von seiner Heirath sprach? „Der Hunger, die Kälte, das Elend, hätten sie mich von die„sem grausamen Schmerz abgezogen, oder dieser Schmerz mich „Kälte und Hunger vergessen lassen? Nein, nein, diese Hohn„rede ist zu bitter. Mir steht es nicht wohl an, so zu spre„chen. Warum ist denn dieser Schmerz so groß? In welcher „Beziehung hat sich die Neigung, Achtung Agricol's gegen mich „verändert? Ich beklage mich... Und, mein Gott, wie wäre „es denn sein, wenn, wie das häufig vorkommt, ich schön, „liebevoll, ihm ergeben wäre und er mir eine minder schöne, „minder liebevolle, minder ergebene Frau vorgezogen hätte!... „Würde ich denn nicht noch tausendmal unglücklicher sein?... „denn ich könnte, ich müßte ihn tadeln... während ich jetzt „ihm nicht bös darüber sein kann, daß er nicht an eine Ver„bindung gedacht hat, welche ihrer Lächerlichkeit wegen unmög„lich ist.

„Und selbst, wenn er dieselbe gewünscht hätte, würde ich „jemals so eigensinnig gewesen sein, meine Zustimmung zu „geben?"

„Ich habe manche Seiten dieses Tagebuches zu schreiben „begonnen, wie ich diese hier angefangen habe... das Herz „voller Bitterkeit, und fast immer sende ich dem Papiere sagte, „was ich niemals einem Menschen zu sagen wagen würde, be„ruhigte sich meine Seele und ich wurde beruhigt... Die Er„gebung, das ist meine Heilige, die mit Thränen in den Augen „lächelt, leidet, liebt und niemals klagt."

.....

Das waren die letzten Worte des Tagebuchs.

An den vielen Thränen, welche sie bedeckten, konnte man sehen, daß die Unglückliche häufig in Schluchzen ausgebrochen sein mußte.

Endlich hatte die Mazeux, von so viel Aufregungen bestürmt, zu Ende der Nacht das Heft wieder hinter den Kasten versteckt, indem sie es dort nicht etwa für sicherer als wo anders hielt, — denn sie konnte ja nicht den geringsten Mißbrauch des Vertrauens erzwingen, — sondern weniger den Blicken ausgesetzt, als in einem der Kästen ihres Schreibtisches, welche sie häufig im Beisein von Allen öffnete.

Wie das muthige Geschöpf sich vorgenommen, wollte sie ihre Aufgabe bis zum Ende würdig durchführen, hatte am anderen Tage Agricol erwartet und sich, in ihrem heldenmüthigen Entschlusse sehr bestärkt, mit dem Schmerz noch der Fabrik des Herrn Hardy begeben.

Florine war von der Abwesenheit der Mazeux unterrichtet, wurde aber einen Theil des Tages hindurch durch ihren Dienst bei Fräulein von Cardoville abgehalten und zog es übrigens auch vor, die Dunkelheit zu erwarten, um den neuen Befehlen nachzukommen, welche sie verlangt und empfangen hatte, nachdem sie durch einen Brief den Inhalt des Tagebuchs mitgetheilt. Als sie sicher war, daß man sie nicht überraschen würde, trat sie bei völliger Dunkelheit in das Zimmer der jungen Arbeiterin.

Da sie den Ort wußte, wo sie das Manuscript finden würde, ging sie gerade auf den Schreibtisch zu, zog den Kasten heraus, nahm einen versiegelten Brief aus ihrer Tasche und schickte sich an, an die Stelle des Manuscriptes zu legen, welches sie entwenden sollte.

In diesem Augenblicke zitterte sie so stark, daß sie genöthigt war, sich eine Weile auf den Tisch zu stützen.

Wie wir gesagt haben, war jedes gute Gefühl in Florine's Herz noch nicht erloschen, sie mußte den Befehlen gehorchen, welche sie empfing, aber voller Schmerz fühlte sie ganz, wie viel Abscheuliches und Nichtswürdiges in ihrem Verfahren läge... Wenn es sich blos um sie allein gehandelt hätte, würde sie gewiß den Muth gehabt haben, lieber Alem zu trotzen, als ein verhaßtes Joch zu tragen; ... aber leider war dem nicht so und ihr Verderben würde eine Person, welche sie mehr liebte als ihr Leben, in tödtliche Verzweiflung gebracht haben; sie entschloß sich daher nicht ohne grausame Qualen zu abscheulichen Verrätereien.

Obgleich sie fast immer nicht wußte, zu welchem Zwecke man sie handeln ließ und besonders war dies bei der Entwendung des Tagebuchs der Mazeux der Fall, so hatte sie doch eine unbestimmte Ahnung, daß die Vertauschung des versiegelten Briefes mit dem Manuscripte für die Mazeux verderbliche Folgen haben müsse, denn sie erinnerte sich wohl der am Tage vorher von Rodin ausgesprochenen verhängnißvollen Worte:

— Morgen muß es mit der Mazeux ein Ende nehmen.

Was wollte er mit diesen Worten sagen? Auf welche Weise würde der Brief, den sie an die Stelle des Tagebuches legen sollte, zu dem Ergebniß hin? Sie wußte es nicht.

Aber sie begriff, daß die so scharfsichtige Ergebenheit der Mazeux den Franzen des Fräulein von Cardoville gerechten Argwohn einflößte und daß sie selbst, Florine, Gefahr liefe, heute oder morgen ihre Treulosigkeit von der jungen Arbeiterin entdeckt zu sehen.

Diese letztere Befürchtung machte dem Zaudern Florine's ein Ende, sie legte den Brief hinter den Kasten, verbarg das Manuscript unter ihrer Schürze und verließ heimlich das Zimmer der Mazeux.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen auf der Reise.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Als wir erschöpft und ermüdet in unser Hôtel zurückkehrten, noch ganz trunken und fromm gestimmt, führte irgend ein böser, neckischer Dämon mir das Bild der Werder'schen Kirche in Berlin an der Seele vorüber, und ich mußte laut auflachen über die Ironie der plötzlichen Erinnerung. Ja, diese Werder'sche Kirche in Berlin, das ist auch ein gothischer Bau, und ich habe oftmals fabeln hören von dem Kunstwerk, das Schinkel durch diesen Bau zu Tage befördert, und die Leute haben mir ganz ernsthaft versichert, daß sie ein sehr geniales Werk des großen Baumeisters Schinkel. Schinkel ist überhaupt ein großer Baumeister, sagen die Berliner. Ja, das ist wahr, Kasernen verstand er zu bauen, und dieser große Kasernenbaustyl des neunzehnten Jahrhunderts läßt sich an allen seinen Werken nachweisen. Es sind große viereckige Kasten, mit vielen Fenstern, groß und massenhaft, aber nicht großartig. Vielleicht recht zweckmäßig berechnet und sparsam im Innern jedes Winkelchen benutzt, aber über der Sparsamkeit ist die Schönheit vergessen worden. Aller Luxus, alle Coquetterie ist abgestreift, in nackter, dürftiger Kahlheit stehen diese Gebäude da, arm, trotz ihrer Größe, dürftig, trotz ihrer Dimensionen. In Vicenza ist das Haus des großen Baumeisters Palladio, das ist ein kleines Gebäude, aber von unübertrefflicher Zierlichkeit und Schönheit, so anspruchslos und anmuthig, so reich und so bescheiden; in Berlin ist das Haus Schinkel's, ein großer Bau, groß wie ein Palast, aber schwerfällig, kasernenmäßig, viel Fenster, und weiter nichts, lauter grade Linien, alles rechtwinklicht und grade weg. Das Museum selbst, dieser riesigriesige Kunderbau, was ist es weiter, als ein großer, viereckiger Kasten? In der Front schön angelegt, die Säulenhalle sogar großartig, aber darüber das kleine Frontship, auf demselben diese grade Reihe kleiner winziger Adler, die da zusammengeflogen scheinen, wie die Krähen an einem langen Wintertag. Ueberall wieder die graden Linien, die rechten Winkel, nirgends diese zierlichen Wellenlinien, diese Abrundungen, die dem Auge so wohl thun, nirgends Grazie, die gerade in der Baukunst so nothwendig ist zur Bewältigung des harten und spröden Stoffes. Alle diese Gebäude des großen Schinkel aber sind so nüchtern und kalt, so aller Poesie entkleidet, scheinen alle nur gemacht für des Lebens Nothdurft, und doch ist die Baukunst grade die Kunst des Ueberflusses. Sie bedarf des Schmuckes, des Putzes und der zierlichen Kleinigkeiten eben so sehr, wie des Ernstes und der Würde. In der Malerei ist die Nacktheit schön, in der Baukunst die Bekleidung, und wenn die Malerei die nackten Formen zu ihrem Hauptstudium macht, so hat die Baukunst es gerade mit der Gewandung zu thun. Die Verzierungen, der Schmuck, das ist hier eben so nothwendig, als die Harmonie der Formen und Verhältnisse, ist des Charakteristische. Was wäre der strasburger Münster ohne diesen äußern Schmuck seiner Thürme und Säulen, der ihn umspinnt wie ein großes durchsichtiges Netzwerk, und überall seine Nacktheit überdeckt! Nirgends sieht Du da grade Linien und scharfe Winkel, Alles ist sanft gerundet und von schwellenden Formen. Dieser duftete Schmuck der Verzierungen, dieser Reichthum des Zierats, der wie eine überzärtige Laune allmächtiger Schönheit erscheint, wie ein leichtes, lächelndes Spiel, und doch überwunden hat den schweren, widerspenstigen Stein, das ist gerade das Charakteristische des gothischen Baues, und alles dieses ganz Eigenthümliche, Charakteristische hat Schinkel bei der Werder'schen Kirche, diesem sogenannten gothischen Bauwerk, fortgelassen. Es ist nur das Gerippe eines gothischen Baues, nur die nackten, unbekleideten Formen, die Dach leer und nichtssagend, fröstelnd und unbelebt anstarren, schmuckes, ohne einfach zu sein, ein nüchterner Nützlichkeitsgedanke, während ein ächter gothischer Bau wie krankene, begeisterte Poesie erscheint. Ueberall, wo Schinkel originell sein wollte, ward er nüchtern, wo er die Regeln des alten, griechischen Baustyls durchbrechen, wo er selbstständig Neues schaffen wollte, hörte die Poesie auf, und die Prosa begann. Deren zeugt das Museum mit der schönen, antiken Säulenfronte, und dem modernen Schinkel'schen Kasernenbau dahinter, davon zeugt die Bauschule, dieser rothe plumpe,

Literatur.

Bruchstück aus „Genrebilder aus Paris im Sommer 1844."

Von C. G. F.

(Siehe den Schluß von H. Laube's: „Was sollen wir lesen" in Nr. 40.)

Una demie glace, le Jardin des Plantes, la Salpetrière, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, Gefängnisse, das Louvre, Kaffehäuser und Restaurants, unnütze Sorgen.

Da es nun einmal Sitte ist, daß man sich in Paris jeden Morgen den Kopf zurecht setzen läßt, so ging ich früh um 8 Uhr wie gewöhnlich zu meinem Adonisateur, welcher besonders gut aufgelegt war und auf die Doppeldeutung des Wortes glace einen Witz machte, auf welchen die ganze Coiffeurcorporation stolz sein darf. Indem ich den vorstehenden Satz noch einmal überlese, bemerke ich den wenig geschickten Eingang, denn auch mir sind die Erzähler und Schriftsteller zuwider, welche den Zuhörer oder Leser auf einen Witz präpariren, wie auf einen Leckerbissen; indessen da ich den Witz nicht selbst gemacht habe, so mag der Satz stehen bleiben, wie er ist. In einigen weniger vornehmen Kaffehäusern hier kann man ganze und halbe Portionen Eis — glace et demie glace — bekommen. Dies ist eine Annehmlichkeit und Oekonomie zugleich. Als ich mich nun heute früh vor den kleinen Toilettenspiegel setzte, bemerkte ich meinem Barbirkünstler, daß derselbe zerbrochen sei. „Oui, Monsieur," sagte er schau lächelnd, „je donne une demie glace aujourd'hui, je vais me lancer dans le grand genre!" und stolz auf diesen Calembourg überreichte er mir zum Kauf eine Büchse Pomade, welche unter anderen die wunderbare Eigenschaft haben sollte, das verlorene Gedächtniß wieder zu bringen. Eigentlich war dies ein zweiter Witz, denn kraft dieser Pomade konnte ich ja den ersten Witz nie vergessen. Ich nickte ihm Beifall, soviel dies die gezwungene Position, in welcher ich mich gerade befand, gestattete und überlegte, ob ich die Pomade kaufen sollte oder nicht. Nach langem Ermägen beschloß ich, davon abzustehen, da mir ja, wenn sie wirklich die angepriesene Kraft besäße, bei deren Gebrauche eine Menge Dinge und alte Geschichten wieder einfallen würden, welche vergessen zu haben ich herzlich froh bin; ich entschädigte meinen Künstler daher durch die Abnahme eines anderen Schönheitsmittels, von dem ich aber nur berichten werde, wenn es etwas geholfen hat.

Alle Tage hatte ich auf hellen Sonnenschein gewartet, heute endlich zeigte sich kein Wölkchen am Himmel, ich nahm also einen Wagen und fuhr nach dem sehr entfernten Jardin des Plantes. Es war der Leibarzt Ludwig's XIII., Herouard, welcher diese Schöpfung in's Leben rief. Im Laufe der Zeit mehr und mehr durch die vorzüglichsten Naturalisten erweitert und gehoben, hat hauptsächlich Buffon als Director derselben vor etwa hundert Jahren zu ihrer Verherrlichung beigetragen. Die Größe und Zweckmäßigkeit der Treibhäuser überrascht auch den Nichtbotaniker. Auf einem Hügel hinter den letzteren befindet sich das sogenannte Labyrinth und auf dessen Höhe, la Gloriette genannt, die berühmte herrliche Ceder. Ein Invalid zeigte mir von hier aus die merkwürdigsten Punkte in und um Paris durch ein leidliches Fernrohr; der arme Mann war aber vom vielen Erklären so ermattet, daß er, mich auf gut Glück rathen lassend, meine richtigen oder falschen Bezeichnungen entfernter Oertlichkeiten ohne hinzusehen durch ein „mais oui, monsieur!" guthieß.

Jeder Mensch läßt sich bisweilen gern unterhalten, ohne etwas dazu beitragen zu müssen; der Ungebildete, Geistesarme

viereckige Kasten, die Werder'sche Kirche in ihrer entkleideten Dürftigkeit. Das Schaufpielhaus ist schön, aber auch nur die Kopie eines alten griechischen Bauwerkes. Doch de mortuis nil nisi bene! — Jetzt haben wir den Baumeister Kantian in Berlin, das ist auch ein großer Mann, und jüngst hat er uns in Berlin eine Probe davon gegeben, vor welcher man aber erröthend und schamroth die Augen niederschlagen muß. Ich meine die sogenannte Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz, die vielleicht das Geschmackloseste und Ungereimteste ist, was die neuere Baukunst hervorgebracht. Denke Dir einen runden Unterbau von Granit, ungeheuer groß, und in Stufen sich verkleinernd bis zu einem runden Kreis ungefähr von der Größe eines Wagenrades; auf diesem runden Kreis aber ein viereckiger Würfel, und auf diesem viereckigen Würfel wiederum eine runde Säule von geschliffenem, sehr schönem Geschiebe Granit, die ganz schlank und dünn, wie ein Licht, in die Höhe fährt und oben als Lichtsknuppe eine Victoria von Rauch trägt, eine jener palmenschulternden, engbeinigen Victorien, mit denen Rauch Preußen überschwemmt hat, — das ist die Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz in Berlin; sie sieht aus, als wäre sie auf verschiedenen, alten, nicht zusammengehörigen Rumpeleien mühsam zusammengestoppelt, — vielleicht soll das eine Anspielung sein auf diesen fünfundzwanzigjährigen Frieden, der auch mühsam genug zusammengestoppelt ist. — Der Berliner ist sehr glücklich mit seiner Friedensgöttin, und betrachtet sie mit stolzem Hochgefühl, wenn er nach Tivoli geht auf den Kreuzberg, um sich vergnügt zu rutschen.

---

4. Basel und das Freischießen.

Auf der Eisenbahn von Straßburg nach Basel fährt man so rasch, als sonst nirgends; wie ein brausendes Ungewitter geht es durch das grüne Elsaß dahin, vorüber an Dörfern und Städten, zuletzt flechst Du die hübsche Fabrikstadt Mülhausen mit den unzähligen pyramidenartigen Schornsteinen und kommst dann betäubt und zerstoßen, denn die Waggons sind schlecht und unelegant, vor Basel an. Eine ungeheure Masse Wagen standen bereit die Passagiere aufzunehmen, und welch eine Menge, die sich heranrangirte zu diesen Wagen. Wir hatten schnell einen Fiacre erbeutet, und während wir noch unser Gepäck erwarteten, betrachtete ich nur diese wogende, hin und wieder schreiende, lärmende und jauchzende Menge. Aber inmitten solchen Eisenbahntumultes wird mir immer ganz traurig und unheimlich zu Muthe, und alle diese fremden und geistlosen Gesichter erregen mir fast ein stilles Grausen, denn es ist wahr, niemals sind die Menschen unschöner, als in diesem Moment, wo sie aus dem Waggon steigen, und mit noch brausendem Kopf, mit zitternden Nerven ein wenig verdummt und ganz voll kleinlicher, irdischer, egoistischer Sorgen umherlaufen, um ihr Gepäck und einen Wagen zu suchen. Alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Töne des Geistes sind hier auf einen Augenblick verstummt, und nur die irdische Creatur ist es, die sich hier sorgenvoll müht um ihres Leibes Nothdurft. Ich verabscheue eigentlich diese Eisenbahnen, die den wahren Genuß des Reisens ertödtet haben. Man reist nicht mehr, man fährt nur ab, und kommt an. Da ist nichts mehr von diesem tagelangen Unterwegssein, wo man langhingestreckt im bequemen Reisewagen bei der leise murmelnden Musik der rollenden Räder sich seinen Gedanken und Träumen überläßt, oder das Auge gemächlich hinschweifen läßt über die lachende Gegend, durch welche man fährt, und die man sich ganz zu eigen macht durch so langes, köstliches Schauen. O, wie viel träumt, wie viel hofft, wie viel erwartet man in solchen stillen Tagen, die man im schaukelnden Reisewagen verbringt; Himmel und Erde sind unser, man folgt mit lachenden Blicken dem Bach, der plätschernd zur Seite des Weges hinrauscht, und träumend sieht man dem Vogel nach, der zwitschernd zum Himmel sich aufschwingt und in den Wolken sich verliert. O, diese Wolken, das sind die Freunde, die Dich begleiten, die dazu Dir flüstern und sprechen, die sich Dir zu den verschiedensten Gebilden gestalten, und angehaucht von Deinen Erinnerungen und Träumen für Dich sich zu den Schatten Deiner Erinnerungen verwandeln. Und dann nach den Tagen des Reisens endlich das Ankommen, das stolze Rollen des Wagens auf dem Pflaster der fremden Stadt, das Vorfahren am Hôtel, die herbeispringenden Kellner, die Dir den Wagenschlag öffnen, und Dich ganz sicher über Deine Kisten und Kasten die Treppe hinauf geleiten. Das ist comfortable und gemüthlich, während die Eisenbahnen nur unbequem und ungemüthlich sind. Aber diesmal war es doch interessant diesem Wogen und Treiben zuzuschauen; alle Trachten der Schweiz sah man hier heute vereinigt, Jeder hatte sein Sonntagskleid angezogen, auf allen Gesichtern stand freudige Erwartung und fröhliches Lächeln, denn Jeder war gekommen, um in der alten Stadt Basel das berühmte Freischießen zu erleben, sich mit zu freuen, und sie mit zu preisen, diese stolze freie Schweiz. In langsamem Zuge, umwogt und umdrängt von Tausenden von Fußgängern fuhren wir durch die Straßen, überall Blumengirlanden, Kränze, patriotische Inschriften, überall Jauchzen und Schreien und wir froh endlich im Gasthof ein Zimmer zu finden, und ausruhen zu können. Im Nachmittag, als der Regen und der Sturm nachgelassen, entschlossen wir uns hinaus zu fahren auf den Schießplatz. „Fahren!" fragte der Wirth, bei dem wir einen Wagen bestellten. „Mein Wagen ist schon draußen, Fiacre und Omnibus gehen nicht dahin, man muß zu Fuß gehen!" — Und wir gingen zu Fuß, wir stampften den Schmutz und wurden von den Tausenden, die gleich uns dahin wallfahrteten, schonungslos bespritzt vom Kopf bis zum Fuß. Nun hasse ich aber nichts mehr, als im Schmutz zu Fuß zu gehen, und kam etwas verstimmt auf dem Platze an. Da war ein Wogen und Schreien, ein Drängen und Stoßen, ein Schießen und Musiziren, das Einem den Kopf ganz betäubte und verwirrte. Ein ungeheurer freier Platz, rings eingefaßt von Zelten, in denen man aß, trank, musizirte, würfelte, lärmte und sang. In dem größten Zelte standen die Schützen, und in dem Zelte unsern davon waren die Preise für die besten Schützen aufgestellt. Silbergeräth, Stickereien, auch Meubles und Hausgeräth war dabei, Alles recht hübsch, aber nichts Außerordentliches, Alles recht solid, aber nichts elegant. Dann gab es einen großen Festzug, jeder Canton zog heran mit fliegenden Fahnen und blitzenden Wappenschildern, und der Anführer jedes Cantons hielt eine Rede, und darin kam viel vor von Freiheit und Vaterland, von Patriotismus und unbedingter Hingebung für das Wohl des Landes. Es war sicherlich meine Schuld, daß ich mich nicht dafür begeistern konnte, sondern die Reden langweilig, den in wahren Wellen dahinwogenden Schmutz abscheulich, und das Fest wie jedes andere norddeutsche Volksfest fand. Aber die Schweizer strahlten vor stolzer Wonne, und immer hörte ich jauchzen und schreien, daß man nie ein glänzenderes, ein freisinnigeres, ein patriotischeres Fest erlebt habe! Nun das mag sein, ich war aber herzlich froh, als wir endlich wieder unsern Gasthof erreichten, und von den Strapazen dieses Festes uns an der table d'hôte erholten. Es waren mehre hundert Menschen an der table d'hôte, lauter Schweizer, mit Weibern und Kindern, lauter helle, gesunde Gesichter und noch gesundere Stimmen. Himmel, wie die Schweizer zu lachen und zu sprechen wissen in dem stolzen Bewußtsein ihres freien Schweizerthums! Ich aber, wenn sie nur nicht Deutsch sprechen wollten, diese edlen, stämmigen, robusten Söhne und Töchter der Schweiz. Das ist ein Gurgeln und Kehlen, ein Schnarren und Brummen, das Einem die Ohren zerreißt und unendlich gemein klingt. Eine Schweizerin sagen zu hören: „Ich liebe Dich", das muß entsetzlich sein und aus allen Himmeln stürzen, denn das Ich, das ist die Klippe, an welcher ihr Organ zerschellt, das ist ein Gurgeln und Heulen, bei dem man, wenn man es hört, schon Halsschmerzen bekommt. — Ueberhaupt ist die Schönheit und Lieblichkeit den Schweizern nicht eigen und das Modell, nach welchem Glauren seine einst so berühmte Mimili gezeichnet, ist nirgends aufzufinden, weder in den Thälern, noch auf den Alpen der Schweiz. Arme Mimili, armer Glauren, Ihr seid beide schon vergessen, keine Mimili mehr in den Alpen, und kein Glauren mehr in der Literatur! Das macht mich immer schwermüthig und traurig, wenn ich an die vergessenen Autoren denke, die einst so berühmt waren, und die das undankbare Publicum dann wie eine ausgepreßte Citrone bei Seite geworfen hat. Glauren war einst der gefeiertste Dichter Deutschlands, jede Fürstin, wie jede Kammerjungfer schwärmte für seine wunderschönen Mädchen, und seine interessanten, bleichen Mondscheinbilder. Und jetzt ist Glauren gestorben, obwohl er noch lebt, er wandelt umher, das Gespenst seines Ruhmes, ein Gespenst, das Niemand kennen will, weder Fürstin noch Kammerzofe, vor dem Alle naserümpfend und spöttisch lächelnd vorübergehen. Alle, selbst die vielen Taxfende, die er Jahrelang unterhalten, erfreut, gerührt hat, die willig den Schlaf ihrer Nächte geopfert haben, um seine Bücher zu lesen! Ach die vergessenen Autoren, an sie zu denken macht mich traurig! Ich weiß nicht, ob der Nachruhm etwas Schönes hat, denn ich weiß nicht, ob man nach dem Tode vielleicht von irgend einem Sterne aus herunterschaut auf die Erde und seines Nachruhms Bewußtsein hat, aber das weiß ich, daß es entsetzlich sein muß, seinen Namen absterben zu sehen, während man noch mitten drinne steht im Leben, sich selbst begraben zu sehen, und sich noch warm und lebensvoll zu fühlen. O, Berühmtheit zu haben, das ist eine stolze Wonne, die zu erkaufen gewiß Jeder gern Jahre seines Lebens hingeben möchte, aber seine Berühmtheit sterben zu sehen, und erst viel später, ganz vergessen, ganz unbetrauert, selbst zu sterben, wie fürchterlich! Und solcher Berühmtheiten giebt es so viele in unserer Literatur, denn unser Volk, das kennt keine Dankbarkeit für die Vergangenheit, es will immer neu gefesselt, immer neu gewonnen werden, und die Frauen, die ihm heute ein Autor gewährt, die hat es morgen vergessen, wenn der Autor ihm morgen nicht neue bereitet. Nun, daß es Glauren vergessen hat, das ist eine Art poetischer Gerechtigkeit, aber das hat mir immer das Herz bewegt, daß Friedrich Kind in den letzten Jahren seines Lebens unter einem angenommenen Namen schrieb, weil unter seinem eigenen Namen Niemand etwas von ihm drucken wollte! Wenn ich an Friedrich Kind denke, so erinnere ich mich gern meiner eigenen Jugendzeit, denn als ich selber fast noch ein Kind war, da schwärmte ich für Friedrich Kind und Von Dyck's Landleben wußte ich fast ganz auswendig. Ich trug es immer bei mir, heimlich versteckt in der Tasche meines Kleides und so brachte ich es auch eines Tages mit in die Schule. Es war ein Freitag, ein schöner, heller Sommertag, und durch die geöffneten Fenster hörte man seltsame Töne „Zum Ersten," „Zum Zweiten" und „Zum — Dritten." Dazwischen verworrenes Geräusch von Stimmen, die Zahlen ausriefen, etwa so wie in der berühmten Scene in Auber's weißer Dame. „Ich, eine Auction!" sagte ich, indem ich meine französische Grammatik aufschlug. Vielleicht hatte unser guter Lehrer, Herr Müller, nur so eine Bemerkung erwartet, denn er sagte ganz hastig: „Ja, eine Auction, und man versteigert eben eine sehr schöne Büchersammlung." Ich las in seinen Augen den glühenden Wunsch, dabei zu sein und seine Bibliothek auf wohlfeile Weise zu vermehren. „Sie sollten doch hingehen, Herr Müller, und auch Bücher kaufen," — sagte ich, und gleich riefen Alle, „ach ja, Herr Müller, Sie sollten hingehen, wir wollen auch recht fleißig unterdeß sein, recht viel lernen." — „Wenn das wahr wäre," sagte er zögernd. — Wir schworen es Alle mit feurigen Eiden, wir wollten fleißig sein, durchaus keine Anoteia treiben, sondern zuerst die französischen Regeln exsagen, dann die Landkarten zur Hand nehmen. Wir schworen so eindringlich, daß Herr Müller endlich von unserm Ernst überzeugt war, und nach einigen nothwendigen Ermahnungen uns verließ. — Da waren wir endlich allein, zwölf junge, vierzehnjährige Mädchen, voll glühender Lebenslust und übermüthigem Lebendrang, und wir sahen uns an mit vor Freude gerötheten Wangen und funkelnden Augen, und fragten uns: „Was fangen wir nun an?" „Grammatik lesen, die Geographie studiren!" fragte ich höhnisch, und ein schallendes Gelächter der Ironie war die Antwort, — ich fühlte, ich ward verstanden, wir waren einig. — „Hört," sagte ich, „ich will Euch etwas vorlesen, etwas Verlesen, etwas Neues, etwas Köstliches." — „Was, was!" riefen alle frohlockend. — „Von Dyck's Landleben," rief ich feierlich und zog den verborgenen Schatz aus meiner Tasche. Eine tiefe Stille trat ein, dann begann ich zu lesen, so feurig, so laut deklamirend, so begeisterungsvoll, wie man eben liebt, wenn man vierzehn Jahre ist und ein schwärmerisches Buch liest. Einzelne Ausrufungen des Entzückens vergrößerten hier und da noch meinen Enthusiasmus und zeigten von der Freude meiner Zuhörerinnen. Aber allmälig ward Alles still, denn hörte man seufzen, das Antlitz meiner blonden, schönen Cousine neben mir war schon von Thränen überflutet, auch Andere begannen schon zu weinen, bald hörte ich nichts mehr als Schluchzen und Weinen. Noch hielt ich mich tapfer, aber da kam die Stelle, die verhängnißvolle Stelle, der ich nie hatte widerstehen können, die Abschiedsscene zwischen Von Dyck und Lenchen. Das Schluchzen ward lauter, auch

---

trifft mit dem feinen, geistreichen Denker zusammen und beide lachen herzlich über eine Sache, welche einer verschiedenartigen Auffassung nicht einmal fähig ist. Ein solcher allgemeiner Brennpunkt war diesmal eine Gesellschaft Affen, welche den schönen warmen Tag in ihrem Drahtzwinger durch allerhand komische Evolutionen und Soli feierte. Mehre alte, kranke, vornehme Herren mit eben so vielen Orden als Gebrechen saßen und standen um den Schauplatz herum, auf dem Asiens und Afrika's Waldbewohner manoeuvrirten. Eine Menge Volk hatte sich dicht an das Gitter gedrängt und nur mit Mühe fand ich ein Plätzchen. „Comme ils sont nimables!" sagte eine junge Dame; „oui, ma chère!" erwiederte eine alte, verdrießliche Duenna, „ils m'amusent plus que les hommes!" Ich war zweifelhaft, ob die alte Duenna die Männer vorzugsweise oder das ganze Menschengeschlecht meinte, und schritt, mich des Reichthums der deutschen Sprache freuend, nach der großen Menagerie.

Die Sonne brannte heiß. Der Elephant blinzelte, die Lamas hielten die Nasen in die Luft, die Giraffen machten ihre einseitige Promenade und die fremden Hirsche beugten die Häupter zur Erde, als wenn ihnen ihr Kopfputz in Paris zu schwer würde. Die fremden Menschen aber standen an den Käfichen, wischten sich große Schweißtropfen von der Stirn und sagten: „Ah! que c'est beau!" An die Beschreibung des naturhistorischen Cabinets und der vorzüglichen Bibliothek mage ich nicht, der Leser würde sonst vielleicht eben so viele Lücken entdecken, als man Stunden Zeit braucht, um diese durch ihren Reichthum einzig dastehenden Sammlungen in Augenschein zu nehmen. So viel ist gewiß, daß ich munter und frisch in den Schildkrötensaal eingetreten war und nach drei Stunden ganz benommen bei den ungegliederten, wirbellosen Thieren wieder heraus kam! Die Bären, Wölfe, Katzen, Fledermäuse, Vögel und Reptilien mußte ich für einen anderen Tag aufsparen.

In der Nähe des Jardin des Plantes befindet sich das von Ludwig XIV. begründete Hospital, la Salpetrière, ursprünglich eine Salpetermanufaktur. Die Einrichtung desselben ist musterhaft, die Anzahl der darin wohnenden alten und kranken Weiber beträgt mit Inbegriff des dienenden Personals 7000. Man nimmt an, daß in Paris mehr als 250,000 Menschen der Wohlthätigkeit anheimfallen, eine erschreckende Anzahl in einer Stadt, welche dem Fremden gewöhnlich als eine Welt des Wohlstandes, Fleißes und der Industrie erscheint. Um einen Begriff zu geben, wieviel Gutes durch hiesige Institute geschieht, füge ich folgende Notiz bei:

In Bicêtre, welches theils Arbeitshaus, theils Irrenanstalt, theils Gefängniß — Nouveau-Bicêtre — ist, befinden sich 3200 Betten für Arme, im Hospice des Orphelins 250 Betten, im Hôpital des Quinze-Vingt ist Raum für 300 Blinde, die mit ihren Familien aufgenommen werden, im Hôpital de Necker wohnen 140 Kranke, im Hôpital des Enfants malades beherbergt man 560 Kinder, im Hospice des Femmes incurables 500 unheilbare Frauen, 55 Kinder und 57 dienende Personen, im Hospice des Ménages befinden sich 250 Betten für alte Leute, im Hôpital de la Charité leben 500, in der Maison de Retraite oder de Larochefoucauld 210 Arme und Kranke, im Hôpital Cochin 112 Personen, im Hôtel Dieu verpflegt man 1260, im Hôpital des Hommes incurables 475, im Hôpital St. Antoine 260, im Hôpital de la Pitié 900, im Hôpital St. Louis 700 Personen, die Maison d'Accouchement enthält 430 Betten, die Maison de Refuge gegen 400 u. s. w. u. s. w.

Ohne diese Angaben als ganz genau verbürgen zu wollen, gebe ich doch damit dem Leser einen Begriff, wieviel trotz dieser vielen Anstalten der Mildthätigkeit der Bewohner noch zu thun übrig bleibt, wie groß das Elend, wie grenzenlos aber auch die Sittenverderbniß in den niederen Ständen sein muß,

meine Augen füllten sich mit Thränen; ich blickte auf, die Köpfe vieler jungen Mädchen lagen auf den schwarzen Schultischen, sie schluchzten laut, ich stammelte noch matt: „Sich gut sein ist noch lang nicht lieben", dann sank das Buch auf den Schultisch nieder, mein Kopf auf das Buch, und nun tiefe lautlose Stille, nur unterbrochen von unserm heftigen, inbrünstigen Schluchzen. — In diesem Augenblicke kam unser Lehrer, Herr Müller, herein und blieb wie erstarrt vor Schreck in der Thür stehen, und fragte endlich ganz mitleidsvoll und zitternd nach dem Grund unserer tiefen Trauer. Es dauerte aber lange, ehe wir uns so weit sammeln konnten, um ihm den Grund zu sagen. Der gute Herr Müller, um unserer Thränen willen verzieh er uns unsere Unart, und erlaubte uns sogar zu Ende zu lesen!

Am andern Tage besahen wir uns die Stadt und zuerst den Münster. Er ist verwandt mit dem straßburger Münster, es ist derselbe Baustil, aber verschweizert, plumper, massiver, schwerer in allen Massen, weniger Ornamente, weniger Putz und Verzierung. Das Innere verunstaltet durch die Masse hölzerner Chorstühle, die das ganze Schiff der Kirche einnehmen, und ihr ganz dieses geschmacklose, düstere und unerbauliche Ansehen geben, an dem alle die protestantischen Kirchen leiden. Der baseler Münster ist innen und außen ganz protestantisch, ohne alle die Grazie und Zierlichkeit, die man in den katholischen Kirchen findet, die dem Auge wie dem Gemüthe so wohl thut, und die in den protestantischen Kirchen mit Unrecht vernachlässigt wird. Der Protestantismus ist der Feind der Künste, er ernüchtert und erkältet das Gemüth, und verwandelt die Begeisterung in ruhige Ueberlegung. Der Protestantismus hätte weder die Malerei noch die Musik zu jener Höhe der Kunst gebracht, zu welcher der Katholicismus diese beiden Künste emporgetragen. Der Katholicismus hatte seinen Raphael und seinen Michel Angelo, seinen Paul Veronese und Antonio Allegri in der Malerei, seinen Jomelli und Durante, Pergolesi und Palestrina in der Musik, er hatte auch seine großen Meister in der Baukunst, vor Allen Erwin von Steinbach, Palladio u. A. m. — Die Begeisterung und der fromme Glaube war es, der Kirchen baute zur Ehre Gottes, — der Protestantismus hat die Begeisterung und diese fromme Hingabe vertrieben, — der Protestantismus kann keine Kirchen bauen, und der kölner Dom, den der Katholicismus nicht vollenden konnte, er wird vom Protestantismus nicht vollendet werden. Mit diesem Gelde ist es nicht gethan, es fehlt der innere Hebel, der innere Drang. Der Protestantismus hat andere Dome zu bauen, den Dom der Gedanken soll er aufbauen in freien Schwingungen, den Dom der Freiheit soll er vollenden mit seines Geistes Kraft, und wenn einst ein freies, denkendes, glückliches Volk auf den Knieen liegt, und Gott preist für die Errungenschaft dieser köstlichen Güter, da wird es sich den schönsten Dom gebaut haben in seines Geistes Mächtigkeit, und köstliche Lieder werden in seinem Herzen ertönen, und wunderbare, glänzende Bilder werden an seinem innern Auge vorüberziehen. Wann wird dieses Einst kommen? Bis es gekommen, wird aber der Protestantismus der Künste Feind bleiben in seiner unendlichen Nüchternheit. Wohl, auch der Protestantismus hat seine Maler gehabt, und zu Anfange, in der Zeit der Begeisterung für die neue Lehre, da waren Albrecht Dürer, Lucas Cranach, aber vergleiche sie mit den Malern, die um dieselbe Zeit der Katholicismus aufzuweisen hatte. Damals lebte Raphael, Giulio Romano, Michel Angelo, vergleiche ihre Bilder mit denen unserer protestantischen Maler. Welch ein Unterschied, hier die höchste Vollendung, dort das nüchternste, rein äußerliche Beginnen. Einem Domenichino konnte die heilige Maria im Traume erscheinen, und diesem göttlichen Bilde seiner Träume konnte er, wachend, Farbe und Gestalt geben, dem Fra Bartolomeo half ein Engel malen, aber weder die Mutter Gottes, noch ein Engel hat jemals den protestantischen Malern den Pinsel geführt, selbst einem Holbein nicht, der doch der größte protestantische Maler ist. Holbein's berühmten Todtentanz suchten wir in Basel vergebens. An der Mauer der alten Pfarrkirche war er einst von Holbein gemalt worden, jetzt ist diese Mauer mit weißem Kalke übertüncht, und die Pfarrkirche selbst wird zu einem Salzmagazine benutzt. So ändern sich die Zeiten. Die Bibel nennt Christus „das Salz des Lebens" und jetzt hat man ihn aus seiner Kirche verdrängt und das Salz des Lebens mit dem Salz der Erde vertauscht! Ich meinestheils, ich glaube nicht, daß Gott darüber zürnt. In den Kirchen und heiligen Häusern habe ich Gott niemals verstehen, niemals finden können, aber draußen, in der freien, frischen Gotteswelt, da habe ich ihn überall gefunden, überall erkannt. Ich sah ihn auch nicht in dem Münster zu Basel, zwischen all diesen Schurrmurr, zwischen diesen Chorstühlen, Kanzeln und Altären, da konnte ich ihn nicht herausfinden in seiner Herrlichkeit; aber als wir den Münster verließen und hinaustraten auf die Münsterterrasse, als wir tief zu unsern Füßen den Rhein dahin fließen sahen und dort drüben in nebelichter Ferne über den hohen, grünen Bergen die leuchtenden Spitzen der Gletscher hervortauchten, da fand ich Gott wieder. Auch später sah ich ihn, als wir unten standen auf der schönen Rheinbrücke und träumend hinab schauten zu dem smaragdgrünen Wasser, von dessen rauschenden Wogen die Brücke erzittert, denn die Gewalt der Wasser hat einige ihrer steinernen Pfeiler zerstört, sie sind verlängt durch hölzerne ersetzt worden und die Brücke zittert angstvoll über diesen schwachen Stützen. Schön belegen ist Basel: eine lange, stolze Häuserreihe, in mehren Terrassen aufsteigend, zieht sich zu beiden Ufern des Rheins hin, in der Ferne die grünen Höhenzüge der Alpen, die weißen Spitzen der Gletscher, ja, die Gegend ist schön und Basel ist eine alte, reiche, stolze Stadt. Aber, o mein Gott, ich möchte in Basel nicht wohnen! Ich habe Furcht vor den Schweizern, sie sind gar so ehrlich und grob, gar so rechtschaffen und fromm, sie sind auch gar so stolz auf ihre schweizerischen Freiheiten und sehen mit verachtender Geringschätzung auf die armen, deutschen Menschenkinder hernieder. Sie sprechen auch so viel von Freiheit und Eintracht, und doch ist jeder Canton der natürliche Feind des Nachbarcantons, doch ist Basel eifersüchtig auf Bern, Bern auf was weiß ich welchen andern Canton, doch ist immer Zank und Streit im Innern, doch befehden sie sich stets und führen Miniaturschlachten unter einander auf, der Schweizer gegen den Schweizer. Und was nun ihre Freiheit betrifft, diese vielgepriesene Freiheit, so sage ich, wie jener Franzose in Indien: „Je ne crois pas aux tigres, car je ne vois pas des tigres." In der Schweiz hat jeder Canton seinen eigenen kleinen Tyrannen, und ich glaube, daß ein constitutioneller Staat freier und glücklicher sein kann, als diese Republik. — In Basel war mir diese Republik ganz unleidlich geworden, das Freischießen bot wenig Zerstreuung dar, der Regen goß in Strömen, Abends kein Theater, keine Unterhaltung, nirgend etwas Sehenswerthes, keine Schätze der Kunst, und die Schweiz scheint überhaupt Nichts zu thun zu haben mit der Kunst. Es ist, als ob der Großartigkeit der Natur gegenüber die Kunst und die Grazie sich scheu geflüchtet habe; die Natur will hier allein walten, allein herrschen und ihre Nebenbuhlerin, die Kunst, nicht neben sich dulden. Noch unleidlicher ward mir Basel durch den jauchzenden, schreienden, prahlenden Patriotismus der Schweizer, die Alles ganz übermäßig schön, ganz vortrefflich und großartig fanden, überall sich drängten mit ihrem freien Schweizerthume, ungeheuer laut sprachen, ungeheuer laut lachten und in anstandslosester Ungezwungenheit sich in ihrer stolzen Ungenirtheit ergingen. Auch die Dichter stimmten ein in diesen Schweizer Freiheitsjubel und Herwegh, der eigens von Paris zum Freischießen nach Basel gekommen war, Herwegh ließ in der Baseler Zeitung als baseler Bürger seine begeisterte, hochstrebende Muse ein entzücktes Lied singen von der großen, strahlenden Schönheit der Schweizerfreiheit und von der rührenden, das Größte vollbringenden Eintracht der Cantone; das sang Herwegh, der Bürger von Baselland-schaft, den doch vor nicht gar langer Zeit die freien Schweizer angstvoll vor seinen Freiheitsliedern aus ihren freien Städten verwiesen. Gott, wie gerne hätten wir diesem immerfort knallenden Freischießen und diesem immerfort prahlenden Patriotismus den Rücken gewandt, aber die freie Schweiz, die den Tausenden von Fremden, welche sie alljährlich besuchen, einen Theil ihres Reichthums und ihrer Wohlhabenheit verdankt, die freie Schweiz läßt es sich angelegen sein, die Fremden so lange als möglich zu conserviren und ihnen das Fortkommen so schwer als möglich zu machen. Extrapostern kennt man hier nicht, und wenn die Diligence, welche neun Plätze enthält, gefüllt ist, muß man bis zum nächsten Tage warten, denn auch Beiwagen werden nicht gegeben. Da aber die Diligence von Basel nach Genf nur noch einen Platz unbesetzt hatte und man uns weder einen Beiwagen, noch Extrapost geben konnte, mußten wir uns schon entschließen bis zum nächsten Tage zu warten.

5. Genf und Rousseau, Ferney und Voltaire.

Du kannst Dir nichts Schöneres und Großartigeres denken, als diese Fahrt von Basel nach Genf. Zuerst kommst Du durch das Münsterthal mit seinen Felsschluchten und schauerlichen Grotten, die entweder die Natur selber in spielerischer Laune gebildet oder welche die Römer einst haben entstehen lassen. Dann fährst Du rings herum um den Neufchateller See, passirst das freundliche Neufchatel und nun beginnen schon die Savoyer Alpen vor Dir aufzutauchen, sie kommen näher und näher und inmitten der köstlichsten Landschaft fährst Du dahin, passirst endlich Lausanne und von nun an schimmert er Dir dunkel und tiefblau entgegen, der schöne Genfer See. Mit klopfendem Herzen näherst Du Dich ihm mehr und mehr, diesem vielgepriesenen, von Romanen und Gedichten vielfach gefeierten Lac Leman, und endlich in der Dunkelheit der Nacht langten wir in Genf an, froh in dem prachtvollen Hôtel Ecu de Genève unser Quartier aufschlagen zu können, in schönen Zimmern nach dem See hin. Das Hôtel liegt dicht am See, unmittelbar an der großen Brücke, die über denselben führt, und das murmelnde Plätschern der an's Ufer schlagenden Wellen wiegte uns bald in friedlichen, erquickenden Schlummer ein. Gestärkt und voll freudiger Ungeduld erhoben wir uns in der Frühe des nächsten Morgens und eilten die Fenster zu öffnen. O, mein Gott, welch ein himmlischer Anblick! Dicht vor uns dieser große, dunkelblaue See, je näher dem Ufer, desto heller das Blau, hier und da schillernd mit grünlichen Lichtern und am Ufer sich brechend mit lockigem, silberhellem Schaum. Hier zunächst das Ufer umkränzend die lange Reihe schöner, altertümlicher Häuser, ganz vorn hier, unweit der langen Brücke, die kleine Insel mit dem Standbild Jean Jacque Rousseau's, drüben an der Brücke das stolze, palastartige Gebäude des Hôtel des Bergues, dieses Rivalen des Ecu de Genève, weiterhin die ungeheuren Massen der Alpen, die hoch hineinragen in die Wolken. Dort hinten am Horizont war der Himmel von Wolken umschleiert, von hellen, silberglänzenden Wolken, und plötzlich braust der See höher auf, ein heftiger Wind peitscht die Wellen zu glänzendem Schaum empor, die Wolken zertheilen sich, der Himmel strahlt in reinstem Blau, der See scheint dunkler und glänzender, der lichtweiße Wolkenschleier dort hinten zerreißt und wie eine überirdische, silberglänzende Erscheinung erhebt sich über den grünen Massen der Alpen ein strahlendes, flammendes, erhabenes Gebild, eine Lichtgestalt von überirdischem Glanze. Das ist der Montblanc! schreien wir athemlos, ganz verloren, mit Thränen in den Augen. Es war nur ein Moment, ein großer, köstlicher Moment, dann schlugen die Wolken wieder zusammen über dieser Lichtgestalt und graue Wolken stiegen, wie sehnsüchtige Geister der Unterwelt, empor zu dem verschleierten Gletscher. Die Witterung ist hier an den Ufern des Genfer Sees beständigem Wechsel unterworfen und die Sonne, die eben noch so hell lächelt, wird bald von grauen Wolkenschichten bedeckt, aber eben so schnell zerreißen diese auch wieder und bald strahlt wieder Alles im hellsten Lichtglanze. Unsern von unserm Hôtel, dicht am Ufer des Sees, erhebt sich auf zierlichem Sockel die einfache, granitne Säule und von unsern Fenstern aus sehen wir sie stets umstanden von Beschauenden, ja, Niemand ging vorüber, ohne einen Moment stille zu stehen und die Säule zu betrachten. „Gewiß irgend ein Heiligenbild, vor dem die Gläubigen ihr Morgengebet halten," dachte ich mir und gläubig lenkten auch wir, als wir hinuntergingen auf die Straße, zuerst unsere Schritte dorthin. Schon in der Ferne blitzte uns das Heiligenbild im Sonnenlicht entgegen, viel Beter und Andächtige standen davor, jetzt endlich gelangten wir auch zu ihm hin und das Heiligenbild verwandelte sich plötzlich in eine lange, gläserne Röhre, in deren Mitte ein glänzender Quecksilberstreif, zu dessen Seite lakonische Gebete: „variable", „beau temps", „mauvais temps." — Genug, ein Barometer, und wie die Berliner nach der Uhr am Akademiegebäude, so schauen die Genfer nach dem Barometer am Ufer des Sees. Nichtsdestoweniger wissen die Leute in Berlin aber immer noch nicht, was die Uhr geschlagen, und sie wollen es nicht hören, wie und was an der Zeit ist, sie verschließen ihr Ohr den heiligen, weittönrauschenden Klängen der erhabenen, feierlichen Stunde der Zeit, sie — — — Die Genfer wissen aber, was für Wetter ist, ihr Barometer sagt ihnen jedes Unwetter vorher, und sie wissen auch, was es an der Zeit ist, über jedem Hause prangt das Schild eines Uhrmachers, an allen Fenstern sieht Du sie

---

da mehr als eine Viertelmillion Menschen von der übrigen Population übertragen und ertragen werden muß! Die Militärhospitäler und Gefängnisse habe ich hierbei noch unberücksichtigt gelassen; rechnet man diese dazu, so steigert sich die Anzahl der Versorgten und Gefangenen ungefähr um 5000, da in einem der festesten Gefängnisse, welche ich gesehen, in Roquette oder Nouveau-Bicêtre, 280, in der Prison pour les jeunes détenus 390, in la Force 700 bis 800, in den Militärhospitälern ohne die 3000 Bewohner des Invalidenhauses noch 3 bis 4000 Menschen untergebracht sind.

Seitdem ich im Irrenhause zu Dublin Zeuge war, daß ein für harmlos ausgegebener Irrer aus einem Winkel hervorsprang und meinen Begleiter beim Anblicke einer allerdings sehr strahlenden Goldbrokatweste an der Gurgel packte, bin ich für die Besichtigung der Irrenhäuser nicht sehr eingenommen. Das psychologische Interesse, welches mir nach jenem Auftritte übrig geblieben war, ist nun vollends durch den Umstand ihre geleitet worden, daß, wie in den Zeitungen zu lesen war, der Kaiser von Brasilien zur Feier seiner Vermählung ein Irrenhaus begründen ließ. Es würde in ein endloses Labyrinth führen, wollte man sich einem freien Ideengange bei dieser Gelegenheit überlassen! In Betreff des Irrenhauses zu Bicêtre mag hier eine flüchtige Erwähnung der interessanten Thatsache Platz finden, daß man in neuester Zeit mit dem glücklichsten Erfolge, wie man mich versicherte, Versuche gemacht hat, auf die Geisteskranken durch Musik einzuwirken und daß dergleichen anderwärts, namentlich in Rouen, mit demselben Glücke nachgeahmt wird.

Schon mehre Tage hinter einander bin ich stundenlang im Louvre gewesen, um die Seltenheiten zu betrachten, welche das Auge in dessen Prachtsälen verbienden; jedesmal hoffte ich einen speciellen Eindruck bewahren zu können, um mir Rechenschaft über die Schätze der Kunst oder die tausendjährigen Ueberlieferungen des Alterthums zu geben, welche in wunderherrlicher Ordnung und mit ausgesuchtem Geschmacke hier gesammelt und aufgestellt sind; aber immer, wenn ich vom Schauen ermüdet meinen Spaziergang bei dem Concierge wieder einlöste, erging es mir wie dem Wanderer, welcher in Rabezahl's Wunderpalast versetzt, sich bei dem Wiederbetreten der Erde die Augen reibt und von dem Gesehenen keine andere Erinnerung bewahrt als die des Erstaunens und der Verwunderung. Allerdings hatte ich einen Catalog für die Gemäldegalerie, einen zweiten für die Museen, ich suchte auch manche Nummer auf, die mich besonders ansprach, ich verweilte längere Zeit bei dem einen oder dem anderen Kunstwerke der Malerei und der Bildhauerkunst, ich stand bezaubert in dem Saal der Karyatiden und ehrerbietig bewundernd vor den Büsten der größten Künstler Frankreichs, — aber stets fühlte ich mich zu arm, zu schwach, ein so frisches, lebendiges Bild wiederzugeben, als es der Gegenstand erheischte und ich den Wunsch fühlte, es zu besitzen und zu bewahren. Vielleicht ergeht es dem Leser besser, vielleicht ist er mehr vorbereitet, mehr eingeweiht in die Geheimnisse der Kunst, als ich es bin, wenn er die Museen des Tableaux, des Antiques, grec et égyptien, des Dessins, des Sculptures und de la Marine besucht. Schon die 1332 Fuß lange Galerie der Gemäldesammlung, über 1400 Nummern enthaltend, wird ihm Gelegenheit geben, die Summe seiner geistigen Kräfte kennen zu lernen.

Das von Franz I. begründete jetzige Louvre wurde von Heinrich II. und Heinrich IV. fortgebaut; Ludwig XIV. beschloß, es zu vollenden, opferte diese Idee jedoch später dem Bau von Versailles auf, sodaß Napoleon die letzte Hand daran zu legen fand. Das Louvre war es, aus dessen Fenstern Karl IX. in der Bartholomäusnacht auf die Hugenotten feuerte und auch in der Julirevolution floß hier das Blut der Bürger von Paris in ewig denkwürdigen Strömen.

Um einen Gewittersturm abzuwarten, trat ich in ein kleines Kaffehaus, über welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: au grand homme. Das Andenken an die Großthaten Napoleon's lebt vom Nationalstolze getragen so frisch in den Herzen der Franzosen, daß man selten oder nie von den Wunden sprechen hört, welche sein Ehrgeiz dem Lande geschlagen hat. Ludwig Philipp hat durch Vollendung napoleonischer Schöpfungen sehr viel gethan und sehr wesentlich beigetragen, die Erinnerung an den Kaiser in eine für die Ketten nur

sich hin- und herbewegen mit pendelndem Schlag, mit nie rastender Schnelle, diese berühmten Uhren von Genf, ja, die Genfer wissen auch, was an der Zeit ist, nämlich das Frommsein, das Beten und Bibellesen. In jedem Zimmer unseres Hotels findest Du eine englische und eine französische Bibel. Sieht Du, in Genf weiß man, was an der Zeit ist. Genf war überhaupt von jeher eine fromme Stadt und mit frommem Schauder stand ich auf der Stelle, dem Rathhause gegenüber, auf der Stelle, wo einst die frommen Leute von Genf das herrlichste Buch eines Genfers, wo sie Jean Jacques Rousseau's Contrat social verbrannten, auf der Stelle, wo der Zelotismus und der barbarische Priesterstolz einen Scheiterhaufen errichtete, um Jean Jacques' herrlichstes Buch den Flammen zu opfern und seinen Namen mit dem Bannfluche zu belegen. Aber die wirbelnden Rauchsäulen sind emporgestiegen als ein Dankopfer, sie haben Deinen Ruhm weithin getragen durch alle Lande, durch alle Welttheile, Du wundertiefer, verkannter Sohn der frommen Stadt Genf, der Du aller Welten Schmerz in Deinem Busen trugst und in dessen Herzen die ersten Pulsschläge einer neuen Zeit zuckten und sich regten, deren Kinder wir sind und deren Kummer und Weh wir Alle in uns tragen. Diese neue Zeit, sie ward zuerst geboren in Jean Jacques, er hat sie groß getragen unter seinem Herzen, er hat sie geliebt und verachtet zugleich, wie er die Menschheit liebte und verachtete, und weil er aller Zeiten Unglück und Leid empfinden und ermessen konnte in seinem großen, edlen Herzen, darum wollte er auch der Menschheit einen Balsam geben für ihre großen, klaffenden Wunden und deshalb gab er ihr den Contrat social. Aber die Krankheit, die er heilen wollte, sie ergriff ihn selber und so siechte er hin und starb an dieser großen Krankheit der Zeit, so blutete sein Herz aus tausend Wunden, die ihm die undankbare Welt geschlagen, und an diesen Wunden starb er. Er wollte der Zeiten Arzt sein und war doch auch selber krank an der Zeiten Irrthum, und ein großer Schmerzensschrei ging kreischend und unheilvoll durch die letzten Jahre seines Lebens, es war der Schrei eines Vaters, der seine Kinder von sich gestoßen, und nun, als er die Welt nicht mehr liebte, nach seinen Kindern schrie, die er zu Kindern der ganzen Welt gemacht hatte und nun nicht mehr herausfinden konnte aus der Menge. Die letzten Jahre seines Lebens waren trübe und einsam und in dumpfer Resignation verbrachte sie der große, der edle Philosoph; er hatte sein Liebstes hingegeben an die Welt, er hatte ihr Alles geopfert, seine Jugend, seine edelsten Gedanken, seine heiligsten Entzückungen, seine Kinder sogar, und zuletzt schien es ihm, als sei die Welt solcher Opfer nicht werth und als habe die Menschheit ihm keinen Ersatz zu bieten für alle die Liebesopfer, die er ihr dargebracht. Man sagt, er war mürrisch, zänkisch, unverträglich und die vornehmen Leute nannten ihn grob, weil er sich nicht vor ihnen neigte und demüthigte. Dennoch suchten sie ihn auf, diese vornehmen Leute, dennoch hielten täglich die glänzenden Equipagen der vornehmen Herrschaften vor der bescheidenen Thür des armen, steifen Philosophen, und die jungen, schönen Damen, Fürsten und Herzoginnen, Marquisen und Gräfinnen kamen, um von Jean Jacques sich Noten copiren zu lassen. Jean Jacques, der Notenschreiber der üppigen, tändelnden, coquettirenden pariser Damen, er, Geist und Herz erfüllt mit den heiligsten, schönsten Gedanken, jeden Vormittag beschäftigt, die leichte, oberflächliche Musik der Mode abzuschreiben! Und abzuschreiben, Notencopist zu sein, nicht etwa aus Caprice oder Laune, nicht nur den Sonderling zu spielen, sondern um des äußeren Bedarfs, nur des täglichen Brotes willen. Rousseau war zu stolz, um von den Wohlthaten vornehmer und reicher Gönner zu leben, und wenn ihm diese täglich die mürrischsten Anerbietungen machten, wenn sie es als eine Gnade von ihm würden betrachtet haben, wenn er ihr Geld und ihre Unterstützungen angenommen, so hungerte und darbte er lieber, als daß er auf diese Weise seine köstliche Freiheit hätte hingeben sollen, um sich durch Dankbarkeit abhängig zu machen. Jean Jacques zog es vor zu arbeiten, statt sich ernähren zu lassen, und unsern reisenden Freiheitssänger Hoffmann von Fallersleben, den würde er nicht begreifen, vor dem würde er vielleicht erröthend die Augen niedergeschlagen haben. Jean Jacques erröthete und schämte sich oft für Andere. Einst ward eine kleine Oper von Rousseau zum ersten Male aufgeführt. Es war ein glänzender Abend, selbst Ludwig XV. und die Pompadour hatten der Oper des Philosophen Beifall bezeigend beigewohnt, Rousseau hatte im Theater Thränen der Freude und Rührung geweint und ging dann, sich zu erholen und zu stärken, in ein nahes Kaffeehaus. Da sprach man von Nichts, als von der neuen Oper des Philosophen, da fragte man untereinander, ob nicht Einer unter ihnen sei, der Jean Jacques kenne, und ein vornehmer, alter Militär nahm das Wort und erzählte, daß Rousseau sein Freund sei und heute neben ihm gesessen in der Oper, und er erzählte ferner, was Alles Rousseau zu ihm gesagt während der Vorstellung und wie gerührt er gewesen. Rousseau aber erschrak und erblickte, denn dieser ehrwürdige, vornehme Offizier war ein Lügner und Rousseau hatte ihn nie gesehen. Aber unter den Versammelten mochte doch Einer sein, der ihn wirklich bekannt, der ihn anreden konnte, und wie beschämt würde dann der Offizier sein, wenn so seine Lüge an den Tag kam. Das dachte Rousseau und zitterte für die Ehre des ihm unbekannten, vornehmen Lügners. Er erhob sich rasch, hielt sein Taschentuch, als ob er leide, vor sein Gesicht, um von Niemand erkannt zu werden, und verließ das Haus. — Nein, Jean Jacques glich nicht unsern modernen Freiheitstreibern, weder Hoffmann von Fallersleben, noch Herwegh, welcher Letztere einst jenen bekannten Besuch beim König von Preußen machte und sich dort unbeholfen, ängstlich und zaghaft zeigte. Auch Jean Jacques wurde zu einem Könige beschieden, ein König wollte nicht allein ihm danken, der Philosoph sollte aus den Händen Ludwig's auch ein Jahrgeld empfangen. Das wußte Rousseau, er wußte aber auch, daß er nicht gemacht sei, mit Königen zu verkehren, daß er entweder die Freiheit seiner Rede bezwingen und unterdrücken oder durch diese Freiheit seiner Rede anstoßen und verletzen mußte. Beides wollte er vermeiden und ging, wie er war, entsagte er dennoch dem versprochenen Jahrgeld, nahm Postpferde und verließ Paris, um der Gefahr zu entgehen, dem Könige vorgestellt zu werden. Er war arm und blieb es, obwohl er Tag und Nacht arbeitete und obwohl seine Werke ihm gut und oft sogar glänzend honorirt wurden von den Buchhändlern. Aber der Philosoph verstand nicht die schwere Kunst der Sparsamkeit; wenn er besaß, wollte er freudig genießen, und wenn er arm war, konnte er freudig entbehren, aber haushalten, sparen, das verstand er nicht und noch weniger als er verstand das seine Geliebte und Haushälterin Therese Le Vasseur. Jean Jacques haßte das, aber er liebte seine Therese deshalb nicht minder, sie waren deshalb nicht minder einig, glücklich und unzertrennlich. So unzertrennlich, daß Rousseau lieber mit seinen Freunden brach, als daß er Therese einen Tag von seiner Seite gelassen. Als Rousseau in seinem kleinen Hause zu Montmorency wohnte, trat einst in der Frühe des Morgens der schöne und liebenswürdige, der reiche und vornehme Prinz Conde ganz unerwartet zu ihm ein. Rousseau liebte den jungen, geistreichen Fürsten und dieser warf sich freudejauchzend in die Arme des Philosophen. „O, heute will ich einen glücklichen Tag feiern," sagte er. „Ich habe mich frei gemacht vom Hofleste und von Gesellschaften, meine Maitressen und meine Equipage, meine Titel und meine Lebensluft, das Alles habe ich da drin gelassen in dem lauten, lärmenden Paris, um zu Ihnen zu kommen, um ganz allein mit Ihnen diesen Tag zu verbringen, Jean Jacques. Ja, diesen ganzen Tag muß ich allein mit Ihnen sein, ganz allein mit Ihnen, und das wird köstlich sein, und zu Mittag müssen Sie mir schon erlauben Ihr Gast zu sein." — Rousseau sagte lächelnd zu und führte den Prinzen in den Garten. Lange wandelten sie dort auf und ab und mit wonnetrunkenem Ohr lauschte der Prinz den begeisterten Worten des Philosophen. Endlich ertönte eine kleine Glocke, zum Zeichen, daß das Diner servirt sei. Sie gingen in's Haus zurück und des Prinzen schönes Gesicht verfinsterte sich, denn er bemerkte, daß auf dem Eßtisch drei Gedecke lagen. „Wie?" rief er verstimmt. „hatten Sie mir nicht versprochen, diesen Tag ganz allein mit mir zuzubringen? Und doch soll für Drei servirt?" — Der Philosoph lächelte und sein Gesicht nahm jenen strahlenden, heiligen Ausdruck an, der ihm eigen war, wenn seine Seele ergriffen war. „Ich habe versprochen, mit Ihnen allein zu sein," sagte er, „und wir werden es sein. Denn diese dritte Person, mein Prinz, diese dritte Person, die ist ein Theil meines Selbst, ist die geliebteste, zweite, bessere Hälfte meines Ich's. Sie ist weder meine Geliebte noch meine Tochter, weder meine Mutter noch meine Freundin, weder meine Dienerin noch meine Herrin, aber sie ist das Alles in Allem, sie ist Ich selber und doch schöner und reizender als mein eigenes Ich."

Der Fürst nahm seinen Hut und sagte: „Nun gut, so laß ich Sie allein mit Ihrem zweiten Ich, und da Sie Ihnen Alles in Allem ist, werden Sie mich nicht vermissen."

Ohne Rousseau anzusehen, heftig und gereizt verließ er ihn; dieser blickte ihm nach und sein Antlitz strahlte noch in einem gütevollen, edlen Lächeln, als Therese in das Zimmer trat. Er schloß sie in seine Arme und sagte: „Ich ahnte wohl, daß es so kommen würde. Dich aber, meine Therese, durfte ich nimmer verleugnen."

Die frommen Genfer, die einst seine Schriften verbrannten, jetzt haben sie Jean Jacques eine Statue errichtet. So ist es gegangen seit Anfang der Welt. Der Lebende wird angefeindet und verfolgt, verlästert und benedeit, der Todte wird gepriesen, ihm setzt man Statuen, ihn preist man laut, und so mußte auch Jean Jacques sterben, um in Genf Anerkennung zu finden. Inmitten des Genfer See's, den er so glänzend verherrlicht, erhebt sich eine kleine Insel, und dort, zwischen duftenden Blumen und säuselnden Bäumen, steht die Statue Rousseau's. Sinnend und im Begriff zu schreiben, das Antlitz mit dem Ausdruck des seligen, begeisterten Schauens aufwärts gerichtet, so ist er dargestellt, einfach und würdig, und wenn die Abendsonne den Gipfel des Montblanc, den man von der kleinen Insel am schönsten sieht, höher erglühen macht, dann vergoldet sie mit ihren Strahlen auch die Statue des Dichters, daß sie wie in einer Glorie weithin leuchtet über den See, den er so oft verherrlicht hat.

Noch ein anderes Andenken hast Du hier zu feiern, noch ein anderer Philosoph und Dichter hat sich, des Lebens und der Menschheit satt, hier in Genf niedergelassen, und wenn ihm die Genfer auch keine Statue errichteten, so hat er selber dafür gesorgt, daß es ihm hier an einem Monumente nicht fehle. Ganz Ferney ist sein Monument und deshalb mußt Du, wenn Du das Andenken Voltaire's feiern willst, nach Ferney gehen. Ehe er sich derthin zurückzog, lebte Voltaire lange Jahre in Genf, bis er endlich der ganzen Stadt sich verfeindet und alle Genfer zu seinen Gegnern hatte. Der Witz und die Satyre ist eine glänzende und gefährliche Waffe und Voltaire gebrauchte diese zu oft gegen seine Umgebung, gegen Alle, die ihm nahetem, als daß nicht bald Alle aus tiefen Wunden hätten bluten müssen. Solche Wunden aber, die der Eigenliebe geschlagen, heilen nie, bevor sie nicht gerächt sind, und so ließen auch die Genfer keine Gelegenheit verübergehen, wo sie den satyrischen Philosophen, der sie so vielfach geärgert hatte, gleichfalls ärgern konnten, bis sie ihn endlich vertrieben und in die Einsamkeit jagten. Auch in Lausanne hatte er ein ähnliches Schicksal gehabt; in Lausanne, wo man anfangs mit der größten Begeisterung ihm entgegen kam, wo die ersten und schönsten Damen der Stadt, die vornehmsten und angesehensten Männer sich vereinigten, um unter Voltaire's Leitung vor ihm und einem auserwählten Publicum Voltaire's Stücke aufzuführen. Aber der unerbittlich strenge Dichter quälte die armen Dilettanten mit der grausamsten, unnachsichtigsten Strenge. Sie hatten sich amüsiren wollen und wurden jetzt mit dem härtesten, beißendsten Tadel förmlich eingeschult, jede weggelassene oder hinzugefügte Silbe machte den Dichter erbeben vor Zorn, ließ seinen Mund überströmen von beißenden Sarkasmen und verachtenden Tadel, und die Damen von Lausanne rächten sich dafür, indem sie seine Verse absichtlich falsch sprachen und ihm alle jene kleinen Tracasserien und Aergernisse bereiteten, in deren Erfindung die Weiber unübertrefflich groß sind, sobald sie einmal den Entschluß gefaßt haben, zu diesen Steckadelwaffen ihre Zuflucht zu nehmen, dem sogenannten starken Geschlecht gegenüber. Aber es war auch in der That viel, was Voltaire von den schönen Damen von Lausanne, was er überhaupt von Schauspielern verlangte. Ihm war es nicht genügend, daß in hohen, ergreifenden Scenen einer Tragödie die Schauspieler der darzustellenden Scene gemäß in Geberde und Stimme den tragischen Effect ausdrücken, er verlangte Thränen, wirkliche, fließende Thränen. Voltaire, dessen Muse es mehr mit der Ironie und der Satyre, mehr mit dem Verstande und dem Geiste als mit dem Herzen und Gefühl zu thun hatte, Voltaire verachtete die heilige Thräne des Gefühls in einem solchen Grade, daß er an ihre willkürliche Erzeugung und Hervorrufung glaubte und das Weinen nur wie etwas ganz Aeußerliches, Physisches betrachtete, das durch den Willen des Geistes sich erzeugen lasse.

L. Mühlbach.

(Fortsetzung folgt.)

---

glorreiche und erhebende umzuwandeln; man fühlt sich dadurch sehr angenehm berührt und wäre des Königs edler, hochherziger Sinn nicht zu bekannt, zu erprobt und zu bewährt, so würde man sich fragen, ob die Staatsklugheit nicht auch ihren Antheil an dieser Verherrlichung des Kaisers hat, ob hier und da nicht eine Absicht, eine Berechnung stattgefunden, um den Keffel mancher günstigen Beleuchtung der Dynastie Orleans zu sichern!

Man muß sich stets den Gewohnheiten des Landes anpassen, in dem man lebt, sagt eine alte Lebensregel; darauf hin lieh ich mir ein Glas Zuckerwasser geben, ein Getränk, welches der Pariser zu allen Stunden des Tages und der Nacht genießt. Hier will ich der pariser Kaffeehäuser überhaupt mit einem kurzen Worte gedenken. Wie groß die Anzahl derselben ist, würde in irgend einer Statistik wohl zu finden sein. Ich habe es nicht nachgesucht, weiß aber, daß Hunderttausende von Männern ihr Leben in Paris größtentheils in diesen Lese- und Genußanstalten zubringen. Im Allgemeinen sind sie sehr gut eingerichtet, zum Theil mit Spiegeln und Marmortischen meublirt, zu denen der gelbe Sand, womit man den Fußboden bestreut, freilich nicht recht gut passen will. In den Estaminets raucht man aus Leibeskräften und nur wirklich starke Raucher können sich darin behaglich fühlen; für diese Anstalten will ich auch den schenkenswerthen Strexsand gut heißen, nur für die vornehmen Etablissements mag ich ihn nicht leiden. Doch was schreibe ich vom Sande, die Hauptsache ist ja der Kaffe! Dieser Kaffe wird so stark eingeschenkt und gewöhnlich mit Rahm oder auch Milch verdünnt, daß ich große Zweifel hege, ob er nicht aus einer Kaffemasse oder aus einer Essenz, auf welche kochendes Wasser gegossen wird, hervorgeht. In den meisten Kaffehäusern ist er wirklich bitter und das Aroma cöllig verkocht. Untersuche ich meinen häuslichen Hötelkaffe, welcher ebenfalls stark, schwarz und dick ist, so werde ich in jener Vermuthung, welcher der hohe Preis des Kaffes in Frankreich drohend kräftig zur Seite steht, nur bestärkt. Die Pariser wollen nun aber einmal den Kaffe stark trinken, die Fremden mögen davon denken, was sie wollen. Natürlich finden ihn die Engländer vortrefflich, denn nirgends in der civilisirten Welt genießt man dieses Getränk so schlecht, als in ihrer Heimath; ich aber habe meine großen Bedenken hinsichtlich der Aechtheit des pariser Kaffehauskaffe's. An die Milch- und Rahmconsumtion darf ich rechtens nicht denken, wenn ich meinen Glauben an die Unverfälschtheit dieser Produkte bewahren will. Nehme ich die Einwohnerzahl von Paris auf eine Million an ohne die Fremden und rechne ich auf den Kopf einen täglichen Bedarf von ½ sächsischem Kannenmaße oder ⅓ Kößel, so erscheint bei der durchschnittlichen Ertragsfähigkeit einer Kuh von 8 Kannen Milch pro Tag eine Kuhherde von beiläufig 32,000 Stück als nothwendiges Facit. Da nun nach der Statistik von Paris jährlich 14,000 Kühe — außer 72,000 Ochsen und eben so vielen Kälbern — verzehrt werden, so würde sich hierdurch die Anzahl der nöthigen Kühe auf 46,000 Stück erheben. Angenommen nun auch, daß die 14,000 Stück, welche geschlachtet werden, sowie die 140,000 Stück Ochsen und Kälber zum Verkauf herangetrieben weiter her kommen, als die milchgebenden und in der Nähe zu ernährenden 32,000 Stück Kühe, so frage ich doch, wo sind die Weiden und Aufstallungen in der Umgebung der Hauptstadt, um diese letztere täglich mit 250,000 Kannen reiner Milch zu versorgen? Ich bin also auch in Bezug auf Milch und Rahm mißtrauisch und glaube an chemische Procederen, an Surrogatenpulver als Zusatz oder sonst etwas Aehnliches. Die Annahme von einer Viertelkanne pro Kopf dürfte in Berücksichtigung der vielen Kinder, des Milchverbrauchs zur Speisenbereitung und des Umstandes, daß das Frühstück eine Hauptmahlzeit des Pariser's ist, kaum zu groß sein, obwohl ich recht gut weiß, daß nicht die ganze Million bei vollem Milchtöpfen sitzt.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Wöchentlich 1 Nummer.

Preis vierteljährlich
1 Mark 50 Pfg.
Zu beziehen durch
alle Buchhandlungen
und Postanstalten.

Inhalt.

Seite
Die Rache des Indianers. Von Hermann Heiberg 1
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 2
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 3
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 4
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 5
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 6
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 7
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 8
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 9
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 10
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 11
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 12
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 13
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 14
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 15
Der Fluch des Goldes. Von Hermann Heiberg 16

„aber nach und nach ist sie hingeschwunden, ihr Gewerbe als „Weißkämmerin hat sie in's Grab gebracht... sie ist, so zu „sagen, mit der Zeit, durch die Ausdünstungen der Wolle vergiftet worden *)... Ihr Gewerbe war um so ungesunder „und gefährlicher, als sie für kleine Wirthschaften arbeitete, „deren Matratzen gewöhnlich von Wollausschuß gefertigt werden.

„Sie hatte einen Löwenmuth und eine Engelsgeduld. Immer sagte sie mir mit ihrer sanften schwachen, von einem „trockenen, häufigen Husten unterbrochenen Stimme: — Ich „mache es nicht lange mehr, bei diesem Einathmen von Vi„triolstaub und Kalk den ganzen Tag über; ich speie Blut „und habe mitunter so starke Magenkrämpfe, daß ich in Ohn„macht falle.

„— Nun so ändere doch Dein Gewerbe, — sagte ich zu ihr.

„— Da müßte ich erst Zeit haben ein anderes zu ler„nen, — antwortete sie mir, — und jetzt ist es auch zu spät, „ich bin schon angezehrt, das fühle ich wohl... Es ist nicht „meine Schuld, — fügte das gute Geschöpf hinzu, — denn „ich habe mir meinen Stand nicht gewählt... mein Vater hat „es so gewollt, und glücklicherweise bedarf er meiner nicht. „Und dann, wenn man todt ist... braucht man sich um nichts „mehr zu bekümmern und fürchtet die Arbeitslosigkeit nicht.

„Victoire sagte diese traurige Gewöhnlichkeit ganz erschrickend und mit einer Art Zufriedenheit. Deshalb starb sie auch „mit den Worten: — Endlich... endlich!...

„Es ist peinlich daran zu denken, daß die Arbeit, durch „welche der Arme gezwungen ist, sein Brod zu erwerben, häufig zu einem langsamen Selbstmorde wird.

„Ich sagte das eines Tages zu Agricol und er meinte, „daß es noch andere und gefährlichere Gewerbe gebe: die Ar„beiter, welche mit der Lauge, dem Bleiweiß und der Men„nige beschäftigt sind, bekommen Krankheiten, die man vor„aber wissen kann und die unheilbar sind, an denen sie sterben.

„— Weißt Du, — fügte Agricol hinzu, — was sie sagen, „wenn sie nach diesen tödtlichen Werkstätten gehen: Wir gehen „zur Schlachtbank...

„Diese Redensart von schrecklicher Wahrheit machte mich „schaudern.

„— Und das geschieht in unsern Tagen, — sagte ich zu „ihm schmerzlich, — und man weiß es? Und unter so viel „mächtigen Leuten denkt Niemand an diese Tödtlichkeit, welche „seine Brüder wegrafft, die genöthigt sind, ein tödtliches Brod „zu essen?

„— Was willst Du, meine arme Maheur? — entwortete „mir Agricol, — so lange es sich darum handelt, das Volk „zu Regimentern zu ordnen, damit es sich im Kriege tödten „läßt; bekümmert man sich nur zu viel darum; kommt es aber „darauf an, Einrichtungen zu treffen, um ihm das Leben zu erhalten... da denkt Niemand daran, ausgenommen Herr Hardy, „mein Fabrikherr... und man sagt: Ach was, der Hunger, „das Elend oder das Leiden der Arbeiter, was thut das! „Das gehört nicht zur Politik. Man irrt sich, — setzte Agricol hinzu, — es ist mehr als Politik.

„..... Da Victoire nicht so viel hinterlassen hatte, daß „ein Gottesdienst in der Kirche bezahlt werden konnte, wurde „die Leiche blos unter der Vorhalle ausgestellt; denn für den „Armen giebt es nicht einmal eine einfache Todtenmesse... „und da man dem Pfarrer nicht hat 18 Francs geben kön„nen, hat kein Priester den armen Leichenwagen nach dem „Begräbnißplatze begleitet.

„Wenn so abgekürzte, so beschränkte, so verstümmelte Leichenbegängnisse in religiöser Beziehung genügen, warum erfindet man andere? Geschieht es etwa aus Habgier!... Sind „sie dagegen ungenügend, warum macht man den Unvermögenden zum Opfer dieser Unerklecklichkeit?

„Aber wozu überhaupt ist es gut, sich um diesen Prunk, „diesen Weihrauch, die Gesänge zu benutzigen, mit denen „man sich mehr oder minder verschwenderisch oder geizig zeigt? „Wozu das? Auch das sind noch rittle und irrische Dinge, „und um solche kümmert sich die Seele nicht, wenn sie glückselig zu ihrem Schöpfer aufsteigt."

* * *

„Gestern hat Agricol mir einen Zeitungsartikel zu lesen gegeben, in welchem man abwechselnd heftigen Tadel oder bittere und verächtliche Ironie anwendet, um das anzugreifen, „was man die verderbliche Richtung einiger Leute aus dem „Volke nennt, sich zu unterrichten, zu schreiben, Dichter zu „lesen und mitunter sogar selbst Verse zu machen.

„Die leidigen Gerüche werden uns durch unsere Armuth „verboten. Ist es menschlich, uns noch einen Vorwurf daraus zu machen, daß wir die Genüsse des Geistes aufsuchen?

„Welches Uebel kann daraus entstehen, daß ich alle Abende „nach einem arbeitsvollen, jedes Vergnügens entbehrenden „Tage, ohne daß Jemand etwas davon weiß, mir ein Vergnügen daraus mache, einige Verse zusammenzubringen, oder „in diesem Tagebuche die guten oder schlechten Eindrücke aufzuschreiben, welche ich gehabt habe?

„Ist Agricol ein minder guter Arbeiter, wenn er zu seiner Mutter zurückgekehrt, seinen Sonntag dazu verwendet, um einige Volkslieder zu machen, welche die ermüdenden Mühen des Handwerkers preisen und Jedermann zurufen: Hoffnung und Brüderlichkeit! Macht er nicht einen würdigeren Gebrauch von seiner Zeit, als wenn er sie in der „Schenke zubrächte?

„O diejenigen, welche uns wegen dieser unschuldigen und „edlen Erholungen von unsern schweren Arbeiten und Leiden „tadeln, irren sich, wenn sie glauben, je mehr die Einsicht „sich hebe und verfeinere, desto ungeduldiger ertrage man die „Entbehrungen, das Elend und die Aufregung gegen die „Glücklichen in der Welt vermehrte sich.

„Selbst angenommen, daß dem so sei, und das ist es „nicht, ist es da nicht mehr werth, einen aufgeklärten, verständigen Feind zu haben, an dessen Vernunft und an dessen Herz man sich wenden kann, als einen dummen, rohen „und unversöhnlichen Feind?

„Aber nein, im Gegentheil. Die Feindschaft schwindet, „je mehr der Geist sich entwickelt. Der Gesittetste der Theilnahme erweitert sich. Man begreift so die sittlichen Schmerzen, man erkennt dann, daß häufig die Reichen furchtbare „Qualen haben, und die Brüderschaft des Mißgeschickes ist schon eine sympathetische Gemeinschaft.

„Ach, auch sie verlieren und beweinen bitter vergötterte „Kinder, geliebte Gattinnen, angebetete Mütter, auch bei „ihnen, besonders unter den Weibern, giebt es mitten unter „dem Reichthum der Großen viele gebrochene Herzen, viele leidende Seelen, viele heimlich vergessene Thränen...

„Mögen sie also keine Furcht haben...

„Das Volk lernt durch Aufklärung, wenn es ihnen an „Verstand gleich wird, die Reichen beklagen, wenn sie unglücklich und gut sind... und noch mehr sie beklagen, sind sie „glücklich und böse."

* * *

„Welches Glück!... Welcher schöne Tag! Ich halte mich „kaum vor Freude. O ja, der Mensch ist gut, ist menschlich, „ist barmherzig! O ja, der Schöpfer hat in ihn alle edlen „Triebe gelegt, und abgesehen von schrecklichen Ausnahmen „thut er das Böse niemals freiwillig.

„Ich habe eben Folgendes gesehen, ich warte nicht bis „zum Abend, das würde mein Herz erkälten.

„Ich war ausgegangen, um eine dringende Arbeit fertzutragen; als ich auf die Place du Temple komme, sehe ich „einige Schritte vor mir ein Kind von zwölf Jahren höchstens, trotz der Kälte Kopf und Füße unbedeckt, mit einer „Hose und einem schlechten zerlumpten Kittel bekleidet, ein „großes dickes Karrenpferd, das nicht angespannt war, aber „sein Geschirr trug, führen;... von Zeit zu Zeit blieb das „Pferd plötzlich stehen und weigerte sich weiter zu gehen;... „da das Kind keine Peitsche hatte, um es zum Gehen zu „zwingen, zog es vergeblich am Zügel, das Pferd blieb unbeweglich... Da rief der arme Kleine: — O mein Gott... „o mein Gott! — und weinte helle Thränen... indem er sich „umsah, um die Hülfe der Vorübergehenden anzuflehen.

„Sein liebes kleines Gesicht war von so herzbrechendem „Schmerz durchzogen, daß ich ohne nachzudenken etwas unternahm, worüber ich mich jetzt nicht des Lachens enthalten „kann, denn ich mußte einen sehr possenhaften Anblick gewähren.

„Ich habe eine entsetzliche Furcht vor Pferden und fürchte „noch mehr, mich bemerklich zu machen. Aber ich kümmerte „mich um Nichts, ich bewaffnete mich mit Muth; mit einem „Regenschirm in der Hand... näherte ich mich dem Pferde mit „dem Ungestüm einer Ameise, welche einen großen Stein mit „einem Strohhalme erschüttern möchte, und gab aus allen „meinen Kräften dem klärrischen Thiere einen tüchtigen Schlag „auf den Rücken.

„— O danke, meine gute Dame, — rief das Kind, sich „die Thränen trocknend, — seien Sie so gut, noch einmal zu „schlagen; vielleicht kommt es vorwärts.

„Ich verdoppelte meine Bemühungen; aber ach, das Pferd „beg, sei es nun aus Bosheit oder aus Faulheit, die Knie „ein, legte sich nieder und wälzte sich auf dem Pflaster; darauf verwickelte es sich in seinem Geschirr, zerriß es und zerbrach sein großes Kummet von Holz; ich hatte mich ganz „schnell entfernt, aus Furcht, von ihm einen Schlag zu bekommen... Das Kind kannte bei diesem neuen Mißgeschicke „nichts Anderes thun, als sich mitten auf der Straße auf die „Knie werfen, die Hände schluchzend zusammenschlagen und „mit verzweifeltem Tone rufen: — Zu Hülfe, zu Hülfe!...

„Dieser Schrei wurde gehört, mehre Vorübergehende stan„den still, eine viel wirksamere Züchtigung als die meinige „wurde dem tückischen Pferde zu Theil, es stand auf... aber „mein Gott, in welchem Zustande war sein Geschirr!...

---

*) Man lies't die folgenden Einzelheiten in der Revue populaire, einer vortrefflichen von Arbeitern redigirten Zeitschrift, von der wir schon gesprochen haben.

„Weißkämmerinnen. Der Stand, welcher aus der Wolle herauskommt, macht aus den Kämmen ein schädliches Gewerbe, dessen Gefährlichkeit noch durch die lausmäßigsten Betrügereien vermehrt wird. Wenn ein Schaf getödtet ist, wird die Wolle am Halse blutig; man muß sie die Farbe nehmen, um sie verkaufen zu können. Zu diesem Ende taucht man sie in Kalk, der, nachdem er die Farbe herausgebracht, theilweise noch in der Wolle bleibt; und die Arbeiterin leidet darunter, denn wenn sie ihre Arbeit macht, fällt sich der Kalk in Form von Staub los und legt sich durch das Athmen ihr auf die Brust, und sehr häufig verursacht er ihr Erbrechen und Magenkrampf, wodurch sie in den traurigsten Zustand gerät: die Meisten unter ihnen gehen es auf. Diejenigen, welche bei dem Gewerbe beharren, bekommen mindestens einen Schnupfen, oder eine Kurzathmigkeit, welche sie nur mit dem Tode verläßt.

„Dann kommt das Pferdehaar, worin das theuerste selbst nicht rein ist. Man kann also denken, wie das gewöhnliche sein muß, welches die Arbeiter Viertelhaar nennen und das aus dem Abfall der Haare von Ziegen und Oberhaar besteht, die man erst durch Bürsten zieht, dann in Farbe bringt, um die fremden Körpertheile, wie Stroh, Dornen und selbst Stücke Haut, die man nicht einmal fortzunehmen sich die Mühe giebt, zu verbrennen und zu verdecken, und die man noch häufig erkennt, wenn man dies Haar durchsiebt, aus dem der Staub sich erhebt, der eben so schädlich ist, als der Kalkstaub."

Liebe, die doch allein selig macht, glaubt man nicht zu bedürfen; und weil eben der gute Wille nicht hinreicht ein Verständniß zu erlangen, das durch angeborene Anlagen bedingt sein muß und sich nur durch sorgfältige Entwickelung ausbilden kann, so tritt an die Stelle der Kennerschaft und des Urtheils, die man doch besitzen möchte, das Verurtheil für Alles, was den Ruf der Classicität erlangt hat: man kann sich nicht irren, wenn man Mozart, Bach und Beethoven bewundert. Es ist die Epoche der Actien; die übrigen stehen hoch für alle Zeiten und das giebt ein Gefühl der Sicherheit, welches über alle Langeweile weghilft, und wäre Einem auch dabei zu Muthe wie Kindern, wenn sie eine lateinische Messe hören. Die wetteifernden Damen, deren Anlage vielleicht kaum so weit reichte, daß sie mit Hülfe des Claviers rein intoniren lernten und deren musikalische Erziehung darin bestand, sich ein Paar Walzer von Strauß und ein Rondo von Hünten oder Herz nach jahrelangem Mühen anzueignen, schicken so ein tiefsinniges Beethoven'sches Quartett, das sie wohl gar zum ersten Male hören, mit vielem Anstand hinunter, denn Beethoven ist bon genre geworden und seine heiligen Offenbarungen werden in der Wüste gepredigt, das heißt im Salon. O, möchten Sie, was das heißt: „eine musikalische Soirée" in der schönen Welt! Ein Rout mit Musik, wo man die ersten Künstler „haben" muß wie den besten Champagner oder das beste Gefrorne. Die armen Künstler, denen dies Publicum entmagnetisch ist, kommen gezwungen und nothgedrungen. „Was werden Sie uns spielen?" heißt es. Die unglücklichen Opfer, die wenigstens ihre Lieblinge nicht in den Staub ziehen wollen, schlagen irgend eine elegante, moderne Composition vor, die da vollkommen an ihrem Platze wäre. „O nein," sagt die Wirthin, „Sie müssen uns Beethoven geben, man will jetzt nichts Anderes mehr hören und wir sind namentlich enthusiastisch für ihn." Haben sich die Künstler in ihr Schicksal ergeben und die Dame vom Hause hat das Programm für den Abend memorirt, so wendet sie sich an ihren Mann: „Du, mein Bester, wirst die Bedienten instruiren, daß gleich nach dem Quartett von Beethoven die Getränke herumgegeben werden; dann folgt die Bach'sche Sonate mit Violine, dann das Eis, dann eine kleine Pause, damit die Leute sich etwas erholen können; dann der Psalm von Marcello, dann die eingemachten Früchte; dann werde ich pour la bonne bouche einige französische Couplets singen lassen und endlich Herrn X. auffordern, frei zu improvisiren: das kann man nicht überall hören, und dabei lassen sich am besten die Anstalten zum Souper machen; sind wir damit fertig, so bekommt dadurch die Improvisation ihr natürliches Ende."

Sie haben nun den musikalischen Abend anlegen sehen; jetzt lassen Sie mich Sie aber auch unter die Zuhörer führen, damit Sie den weiteren Verlauf der Dinge kennen lernen. Sie sollen die Gäste schon alle versammelt finden, die Theranstalten sind vorüber, die bedauernswerthen Märtyrer sitzen schon im Herzen des Publicums und stimmen kleinmüthig ihre Instrumente; man nimmt indeß noch keine Notiz von ihnen, sondern genießt mit doppeltem Eifer der nun bald beschränkten Freiheit des Gesprächs, bevor das Joch der Musik beginnt. Auf eine Einladung der Wirthin ergiebt sich jedoch Alles in die Nothwendigkeit, wenn nicht zuzuhören, doch vorläufig zu schweigen. Eine Reihe eleganter Damen gruppirt sich stehend so dicht um die ausführenden Künstler, daß diese kaum den Bogen führen können, ohne mit Bändern, Spitzen und Garnituren in Collision zu kommen. Alle, die Ansprüche machen, ihre Theilnahme an den Tag zu legen, suchen die nächste Nähe dieser Damen; nur einige Offenherzige — Geschäftsmänner oder Gelehrte — wählen entfernte Plätze in einem der angrenzenden Zimmer, um da eines halblauten Gesprächs zu pflegen, das bisweilen durch ein anzügliches Piano in der Musik die

Ferro Tube
Ferro Tube

„Man wird diese Gelegenheit noch dazu benutzen, auch vielen andern Personen die unterhaltende Kenntniß Ihres Tagebuches zu verschaffen, welche sonst gewiß zu Ihrem Aerger nichts davon erfahren hätten. Sollten die Abschriften und Auszüge nicht hinreichen, so wird man es drucken lassen; schöne Sachen kann man nicht genug verbreiten. Die Einen werden weinen, Andere werden lachen; was diesem köstlich scheinen wird, wird jenem ein lautes Gelächter abnöthigen; die Welt ist einmal so. Seien Sie versichert, Ihr Tagebuch wird nicht geringes Aufsehen erregen. Da Sie aber vielleicht im Stande wären, sich Ihrem Triumphe zu entziehen, Ihre Kleidung aber aus Lumpen bestand, als man Sie aus Mitleid in dieses Haus aufnahm, in welchem Sie jetzt die Herrin spielen wollen, was doch aus mehr als einem Grunde bei einer Taille, wie die Ihrige, gar nicht angeht, so läßt man Ihnen mit diesem Briefe 500 Francs zukommen, um Ihnen Ihr Papier zu bezahlen und Sie nicht ohne alle Hülfsmittel zu lassen, für den Fall, daß Sie anspruchslos genug sein sollten, die Glückwünsche zu stören, mit denen man Sie morgen überschütten wird, denn schon jetzt ist Ihr Tagebuch in Umlauf gesetzt.

„Ein Mitbruder und wahrer Mancur."

Der grobscherzende und unverschämte Ton in diesem Briefe, der dem Anschein nach von einem Bedienten verfaßt war, welcher das unglückliche Wesen im Hause nicht leiden mochte, war das Werk einer teuflischen Berechnung. Er mußte das bemerken, was man von ihm hoffte.

— Ach! mein Gott!... — waren die einzigen Worte, welche das Mädchen in seinem Schrecken und seiner Angst über die Lippen bringen konnte.

Erinnert man sich der leidenschaftlichen Ausdrücke, in denen sie von ihrer Liebe zu ihrem Adoptivbruder sprach, an einige Stellen ihres Tagebuches, wo sie die schmerzhaften Wunden besprach, die ihr Agricol ohne sein Wissen zu schlagen pflegte, wenn man bedenkt, wie sehr sie lächerlich zu werden fürchtete, wird man sich eine Vorstellung machen können von der schrecklichen Verzweiflung, in welche sie dieser schändliche Brief versetzte.

Die Mancur dachte nicht an eins von den schönen Worten, an eine der rührenden Erklärungen, wie sie in Unzahl in ihrem Tagebuch zu finden waren; der eine schreckliche Gedanke hatte die Unglückliche niedergeschmettert: Agricol, Fräulein von Gardeville und eine zudringliche, hohnlächelnde Menge wisse von ihrer mädchterlichen Liebe. Sie glaubte vor Verwirrung und Scham vergehen zu müssen.

Dieser neue Schlag traf sie so hart, daß sie betäubt einen Augenblick erlag.

Sie saß da starr, wie vernichtet; erst nach einigen Minuten sammelten sich wieder ihre Gedanken, doch zugleich kam ihr der Entschluß zu einer schrecklichen Nothwendigkeit.....

Sie mußte für immer dies gastliche Haus verlassen, in welchem sie nach so manchem Unglück eine sichere Freistätte gefunden hatte.

Zaghaftigkeit und mißtrauisches Zartgefühl erlaubten der Armen nicht, auch nur eine Minute länger in dieser Wohnung zu verweilen, wo man so eben die verborgensten Falten ihres Herzens belauscht, entweiht und den beißendsten Spöttereien und Hohnreden unzweifelhaft preisgegeben hatte.

Gerechtigkeit und Rache von Fräulein von Gardeville zu verlangen, fiel ihr nicht ein; sie würde es für ein Zeichen von Undank gegen ihre Wohlthäterin gehalten haben, im Augenblick, wo sie das Haus verließe, die Mühe und Stille desselben zu stören. Sie gab sich keine Mühe, den Beweggrund und den Urheber dieser gehässigen Entwendung und jenes beleidigenden Briefes zu erforschen. Was sollte ihr dies Alles nützen, — ihr, die Nichts wollte, als dem angedrohten Schimpfe entfliehen!

Ganz wie man gehofft, schien ihr diese Nichtswürdigkeit das Werk einiger Dienstleute zu sein, welche sie um die liebevolle Güte, die ihr Fräulein von Gardeville bezeigte, beneideten;... eine schreckliche Verzweiflung durchschauerte die Mancur bei diesem Gedanken. Nicht der zärtlichsten, liebevollsten Mutter hätte sie diese schmerzlich vertrauten Blätter anvertrauen mögen, weil sie, mit ihrem Herzblute geschrieben, von allen den tausend geheimen Wunden ihrer schmerzenreichen Seele getreue Kunde gaben... diese Blätter, die zum Gelächter und Hohn der Dienerschaft im Hôtel werden sollten, über die man vielleicht sogar spottete.

.....

Sie sand ihre Vermuthung durch das Geld und die beleidigende Weise, wie man es ihr anbot, nur bestätigt. Die Furcht vor dem Elend sollte sie nicht abschrecken, das Haus zu verlassen. Mit der ruhigen und entschiedenen Entsagung, wie sie ihr eigen war, faßte sie ihren Entschluß.

Sie erhob sich; ihre glänzenden und etwas verstörten Augen vergossen keine Thräne; seit gestern hatte sie zu viel geweint; mit eiliger und zitternder Hand schrieb sie auf ein Stück Papier, welches sie neben das 500 Francsbillet legte, die Worte:

„Gott segne Fräulein von Gardeville für das Gute, was sie mir gethan; möge sie mir verzeihen, daß ich ihr Haus verlasse, in welchem meines Bleibens nicht länger sein kann."

Hinauf warf sie den schändlichen Brief, der in ihren Händen brannte, in's Feuer. Sie zitterte unwillkürlich, als sie sich noch einmal in dem fast prachtvollen Zimmer umsah und an das Elend dachte, welches sie wieder erwartete, um so schrecklicheres Elend, als das, dessen Opfer sie bisher gewesen, da Agricol's Mutter mit Gabriel abgereist war. Das unglückliche Kind hatte auch die letzte Zufluchtsstätte für ihre Herzensangst, die fast mütterliche Liebe von Degobert's Frau, verloren.

Allem zu leben... mutterseelenallein... mit dem Gedanken, daß ihre unglückliche Liebe zu Agricol von Allen, vielleicht selbst von ihm verspottet würde... das war die Zukunft der Mancur.

Vor dieser Zukunft... diesem Abgrunde schauderte sie zurück;... ein böser Gedanke stieg in ihr auf;... sie zitterte und eine bittere Freude verzerrte ihr Gesicht.

Sie hatte sich schon einige Schritte der Thür genähert, um das Zimmer zu verlassen. Da sah sie, als sie am Kamin vorüberwollte, unwillkürlich in den Spiegel und erblickte sich selbst, leichenblaß und in schwarzen Kleidern;... sogleich dachte sie, daß sie ein fremdes Kleid trug... und erinnerte sich an die Stelle in jenem Brief, wo man ihr jene Lumpen zum Vorwurf machte, welche sie bei ihrem Einzuge getragen.

Mit einem Blicke auf ihr schwarzes Kleid sagte sie, ihren Mund zu einem herzzerreißenden Lächeln verziehend:

— Es ist wahr! sie könnten mich eine Diebin schelten...

Und das Mädchen ergriff den Leuchter, ging zurück in das Ankleidezimmer, wo sie sich mit den alten, ärmlichen Kleidern bedeckte, die sie eigentlich zum frommen Gedächtniß ihres Unglücks hatte aufbewahren wollen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen auf der Reise.

(Schluß aus Nr. 42.)

Einst besuchte Voltaire ein berühmter Italiener, der damals ganz Europa durchreiste und alle Welt von sich reden machte. Voltaire war erfreut ihn zu sehen und wandte bald das Gespräch auf die berühmten Dichter Italiens. Er hatte Ariost früher verachtet und ihm seine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Später hatte er seinen Irrthum eingesehen und diesem größten Dichter Italiens neuerdings öffentlich seine Huldigung dargebracht. Man sprach von Ariost und der Italiener begann eine Stelle dieses Dichters, eine der ergreifendsten, ungeheuersten, zu recitiren. Er sprach sie, wie eben Italiener solche Lieblingsstellen ihrer gefeierten Poeten zu sprechen pflegen, ganz Glut, ganz Begeisterung, so hingerissen, daß er während des Vortrags in einen Strom von Thränen ausbrach und nur stockend, schluchzend die letzten Worte sprechen konnte. Die ganze Gesellschaft, denn es war gerade eine bedeutende Gesellschaft bei Voltaire versammelt, die ganze Gesellschaft war tief erschüttert, selbst Madame Denis, Voltaire's spöne, frivole Nichte, war tief gerührt und ihre schönen Augen zeigten sich von Thränen umflort. Auch Voltaire war bewegt, aber während der Italiener von ihm ein Lob Ariost's erwartete, rief Voltaire mit freudestrahlenden Augen: „Sie haben herrlich und niedergreifend gesungen! Das ist es ja, was ich immer sage, es ist nicht genug, daß man Ausdruck in seine Stimme, in sein Mienenspiel lege, man muß weinen, ächte, wirkliche Thränen weinen." „Aber," riefen die Damen, „dieser Herr hat geweint, weil seine Seele, sein ganzes Gemüth tief ergriffen war." „Ah," sagte Voltaire, „er würde es auch ebenfalls gethan haben. Und ich verspreche Ihnen, daß ich morgen dieselbe Stelle declamiren und Ströme von Thränen vergießen will." Man nahm ihn beim Worte und die ganze Gesellschaft versammelte sich am Abend des anderen Tages wieder, um Voltaire weinen zu sehen. Er begann die Declamation, anfangs mit leisem, ruhigem Tone, dann immer mächtiger anschwellend, immer gewaltiger, seine Augen flammten, seine Züge schienen sich zu verklären, die ganze Gluth des tiefsten Schmerzes zitterte in seiner Stimme, und endlich in dem höchsten, tragischen Moment schien seine Stimme zu ersticken in Seufzern und Schluchzen und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen, er stammelte mit zitternder Stimme die letzten Worte, erstickt vom Weinen, und als er endlich schwieg, hörte man nur das Schluchzen, das Seufzen und Weinen seiner Zuhörer. Voltaire genoß einen Augenblick befriedigt diesen Triumph seiner Kunst, aber während noch die Thränen über seine Wangen rollten, umspielte seinen Mund schon jenes eigene, sardonische Lächeln, das seine Freunde kannten und fürchteten, weil es stets der Vorbote einer beißenden, sarkastischen Worte zu sein pflegte. Dann rief er mit einem wiehernden Lachen: „Seht Ihr, daß ich Recht hatte! Die Menschen sind wie die Affen. Sie weinen, wenn sie weinen sehen, und meine künstlichen Thränen haben schnell Orte natürlichen hervorgerufen. Ihr bestärkt mich in meinem ausgesprochenen Worte: Der Schauspieler muß Thränen weinen, um Thränen hervorzurufen."

An einem schönen, sonnenhellen Nachmittage fuhren wir hinaus nach Ferney. Der Weg führt Dich vorüber an den schönsten Gärten und Villen, wie der Geschmack der hier wohnenden Engländer sie oft bizarr genug hat, ja, eine dieser Villen, von einem reichen Engländer erbaut, hat sogar ganz die Form einer gothischen Kirche; dann kommst Du vorüber an einem Kloster der barmherzigen Schwestern, weiterhin durch freundliche Dörfer, zwischen duftenden Hecken führt die Straße weiter und endlich nach einer Stunde gelangt man nach Ferney. Es ist ein anmuthiger, freundlicher Ort mit kleinen, einfachen, freundlichen Häusern, Alles sauber und zierlich, Wohlstand verkündend. Als Voltaire, von seinen Feinden aus Genf vertrieben, sich auf sein Schloß Ferney zurückzog, standen hier nur elende Hütten, vereinzelt, schmutzig und widerwärtig. Voltaire beschloß eine neue Welt um sich her zu schaffen, er beschloß der Wohlthäter der Armen zu werden, aber nicht eines einzelnen Bedürfniß seines Herzens zufolge, sondern um Rache zu nehmen an Genf, das ihn beleidigt hatte. Genf verdankte seinen blühenden Zustand, seinen Reichthum und Ruhm zum großen Theil der Geschicklichkeit seiner Uhrmacher und doch wurden diese in vielfacher Weise bedrückt und mit Abgaben belastet. Voltaire gewährte den Unzufriedenen Zuflucht und Aufenthalt in Ferney, er schoß ihnen Gelder vor, er ertheilte ihnen auf seinen Grund und Boden Privilegien, er befreite sie von allen Abgaben und erreichte durch diese anscheinenden Wohlthaten seine Rache vollkommen. Hunderte der geschicktesten Arbeiter wanderten fort aus Genf und ließen sich in Ferney nieder, und weil sie ihre Arbeit, befreit von allen Abgaben, um ein Bedeutendes wohlfeiler zu liefern im Stande waren, wurde die Uhrmachercolonie in Ferney gar bald ein gefährlicher Rival von Genf. Noch jetzt sind alle Bewohner von Ferney Uhrmacher, und wenn Du durch diese lange, hügelichte Straße dahin gehst, siehst Du an allen Fenstern die kostlos sich schwenkenden Pendel und die langsam weiter zeigenden Zeiger aller möglichen Arten von Uhren. — Wir verließen den Wagen und wandten uns links in eine düstere, von hohen Hecken eingefaßte Allee, an deren Ende wir vor einem hohen Gitterzaune standen. Hinter demselben sahen wir einen oden, offenen Vorplatz und ein altes, graues, verwittertes Haus mit geschlossenen Fensterläden. Ringsum Alles öde und still, kein Ton des Lebens, kein Zeichen menschlichen Treibens, arbeitsamer Geschäftigkeit. Wie das Skelett eines zerfallenen Menschen, eines entschwundenen Geschlechtes stand es vor uns, dies öde, graue Haus mit den düsteren, erstorbenen Fenstern, hinter denen kein Leben, selbst kein Schmerz mehr athmete und lächzte. Jetzt sprangen zwei wüthende Doggen, die bis dahin schlafend, in sich zusammen gekauert vor der Thür des Hauses gelegen, mit gewaltigen Sätzen hervor, mit wildem, zornigem Gebell, das lang und schauerlich im öden Hause wiederhallte, an dem

---

ter endlich zwingt, sich trotz seines innerlichen Widerstrebens an das Klavier zu setzen. Er präludirt mit wilden Accorden, um das noch fortwogende Gespräch zu ersticken: die Leute sehn sich verwundert an. „Was spielt Herr X.?" fragt mich einer der Kunstkenner. Irgend ein Kobold raunt mir die Antwort zu: „Eine Fantasie von Beethoven;" und alsbald setzt sich der Enthusiast zum Schwärmen und Bewundern zurecht. Unterdessen hat der Künstler, als wolle er das Gelogte möglichst wahr machen, eben das Thema aus dem vorhin gehörten Quartettsatze angeknüpft; mit geschickten Wendungen und Modulationen bringt er es zur vollen Klarheit, führt es geistreich durch, und reiht daran allmälig eine Melodie des Psalms von Marcello, die bald in einem fugirten Satz mit dem ersten Thema verschmilzt. Plötzlich aber fällt der geniale Spieler aus seiner Selbstvergessenheit zurück in den Salon, und als wolle er den ganzen Abend parodiren, läßt er ohne Verbindung eine der vorher gehörten Compositionen eintreten. Die sollte doch nun ein Lichtfunke werden für die Gesellschaft; aber mit nichten. Alles bleibt regungslos; nur von Zeit zu Zeit hören wir sagen und fragen: „Was spielt er denn eigentlich? eine geschmacklose Composition, man wird nicht daraus klug." — „Aber mein Himmel," ruft die Fürstin ***, unsere schöne Sängerin, „hören Sie denn gar nicht, daß es eine freie Fantasie ist!" — „Eine Improvisation? Wie wissen Sie das, und woraus wollen Sie es erkennen?" erwidert ein junger Diplomat: „es kann ja eben sowohl vorher aufgesetzt und auswendig gelernt sein! Langweilig ist es in jedem Fall, ich nehme mein Urtheil nicht zurück." Diese und ähnliche Bemerkungen werden so laut, daß der Künstler inmitten seiner Satire, die euch nicht einmal verstanden wird, mit einem dissonirenden Accord endet und aufsteht. Niemand ist durch diesen Schluß befremdet; man scheint im Gegentheil sehr befriedigt nun wirklich erlöst zu sein. Nur Einer aus der Gesellschaft eilt auf den verstimmten Künstler zu, um ihm mit Wärme „für den trefflichen Vortrag der prachtvollen Fantasie von Beethoven" zu danken. — Sind Sie nun mit mir überzeugt, daß unser Kunstsinn Vielen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist? Ich darf, um streng bei der Wahrheit zu bleiben, nicht verschweigen, daß wir einige aufrichtige, anspruchslose, kunstsinnige Familien haben, deren Urtheil auf glückliche Anlage und sorgfältige Bildung gegründet, und eben so unbefangen als zuverlässig ist. Auch an einzelnen ausgezeichneten ausübenden Talenten fehlt es nicht in der Dilettantenwelt. Wollten die nun zusammenhalten und darauf verzichten ihre Zimmer gefüllt zu sehn, wenn sie Musik bei sich machen lassen, alle geselligen Rücksichten bei Seite setzen, um wirklich nur solche Zuhörer zu versammeln, denen die Musik schon ein Eigenthum ist, und vor denen die Künstler mit Freude geben, was allen angehört, so würden mindestens den Wenigen, die wirklich Genuß und Erbauung schöpfen aus der himmlischen Kunst der Töne, ihre Wohlthaten nicht geschmälert werden durch die Vornehmen unter den Zuhörern. Dann könnte sich doch im engern Kreise der ächte Funken der wahren Kunstliebe erhalten, und das musikalische Treiben sänke nicht völlig zur Ostentation herab. Die Massen zu bilden, müssen wir den Leistungen der Capelle und Musikdirectionen überlassen; freilich könnte in dieser Beziehung mehr geschehn. Nehmen wir die dramatische Musik, einige Festtage in der katholischen Kirche und zwei große Concerte ab, so danken wir allein den rühmlichen Bestrebungen der Singakademie die Aufführungen einiger größerer geistlichen Werke. Bleibt nun auch hier wegen der mangelnden Orchesterbegleitung und der Schwäche der Soles Vieles zu wünschen übrig, so ist doch ein lobenswerther Anfang gemacht. Was bliebe aber den Kräften unserer vortrefflichen Capelle und unseres Sängerpersonals noch zu thun übrig! Ob es bei der

Gitter empor kletternd, zitternd, ächzend vor Wuth über die unwillkommenen Störer, die es wagten, in das verlassene Heiligthum eindringen zu wollen. Ein gellendes Pfeifen ertönte und plötzlich wurden die Thiere still und schlichen keuchend, nur noch leise knurrend in das dichte, schwarze Gebüsch, das den Vorplatz begrenzte. Wiederum ward Alles still, wir standen verlegen vor der geschlossenen Pforte. Endlich bemerkten wir einen vielfach zusammengeknoteten, lose herabhängenden Draht, der vermuthlich als Hausklingel dienen sollte. Wir zogen und zerrten daran und endlich hörten wir im öden Hause langsam und ächzend die Glocke anschlagen, daß es fast unheimlich erklang in der tiefen Grabesstille rings umher. Nun vernahmen wir leise, schlürfende Schritte, der Schlüssel ward langsam und knarrend im Schloß gedreht, die Thür öffnete sich und ein altes, verschrumpftes, zusammengedrücktes Weib kam langsam über den Vorplatz geschlichen und öffnete das Gitter, nach unserm Begehr zu fragen. Wir sagten ihr unsern Wunsch, Voltaire's Zimmer zu sehen, und sie erwiederte stolz und abmehrend, das sei schon für heute zu spät, die Fenster wären geschlossen und diese Zimmer mit Licht zu betreten, sei ihr verboten. Unsern dringenden Bitten, unserm Versprechen einer glänzenden Belohnung gelang es endlich, uns die Erlaubniß von der Alten zu erbitten, sie ließ uns eintreten in das Haus, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Eine tiefe Dunkelheit umgab uns, die Alte hatte uns verlassen, schwiegend, beklommen harrten wir ihrer Wiederkehr. Endlich öffnete sich die Thür und mit einem ärmlichen, trüben, kleinen Talglichte trat sie ein. Und der Schein des matten Lichtes machte dennoch die alterthümlichen, geschnörkelten und vergoldeten Stühle und Tische erglänzen und warf ängstliche, flackernde Streiflichter auf die Gemälde, die in breiten Goldrahmen an den Wänden hingen. „C'est le salon," sagte die Alte mit schrillem, kreischendem Tone und die Porträts der Herzoge und Fürsten, die an den Wänden hingen, schienen zu erzittern in aristokratischem Grauen vor dieser Stimme, die jetzt in diesem Raume erklang, den sie einst durch ihre glorreiche Erscheinung verherrlicht hatten. Ja, einst war dieser Salon der Sammelplatz der Vornehmsten, der Fürsten und Herzoge so gut, wie der ersten und edelsten Geister Europa's, und Alle kamen dem großen Genius zu huldigen, der hier fern von der Welt, die er verachtete, fern von den Menschen, die er haßte, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Aber Voltaire konnte doch weder der Welt, noch der Menschen entbehren, er bedurfte ihrer, wie eine die Tigerkatze oder die Hyäne der Menschen bedarf, er bedurfte sie, um sie zu zerfleischen und sich von ihrem Lebensblut zu nähren. — In diesem Salon steht noch Alles wie damals, als Voltaire hier seine Gäste empfing. Zwölf große, ächte Rococo-Lehnstühle stehen rings an den Wänden umher, mit verschossenen, seidenen Stickereien überzogen, die zum Theil von seiner Nichte, der Madame Denis, und anderen huldigenden Freundinnen herrühren. Solche abgeblaßte, vergilbte Stickereien haben immer etwas Unheimliches, Trostloses, es sind Gespenster einer fernen, längst begrabenen Zeit, von der wir Nichts mehr wissen, für die wir Nichts mehr fühlen, verwelkte Liebesgaben, die dennoch die Liebe und das Leben überdauert haben. Solche Liebesgaben sollte man anstatt der Wärme auf dem Grabhügel jedes Verstorbenen verbrennen, eben so die Porträts und Familienbilder, die zuletzt doch nur in öden Winkeln und düsteren Polterkammern begraben werden. Aber diesmal ist es mir lieb, daß solche Autodafé's nicht stattfinden und daß ich noch ganz frisch den Eindruck dieses Salons habe, den Voltaire einst bewohnte. Viele Porträts und andere Bilder hängen an den Wänden, darunter einige, in denen huldigende Maler Voltaire in einer Glorie, gleichsam wie den Erlöser dargestellt haben. Voltaire unter der Glorie des Messias, den er so vielfach verspottet, von dem er mit lachendem Muthe sagte: „Es wird eine Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß die Welt so viel Aufhebens machte von diesem jungen Juden." Wie mag Voltaire gelacht haben, als er dies Bild betrachtete, welche sarkonischen Witzesworte mögen seinem Munde entströmt sein, als er sich so selber, glorienumstrahlt, ein zweiter Messias erblickte. — Von dem Salon führt eine zweite Thür in Voltaire's Studirzimmer. Da steht noch sein Schreibtisch, ein einfacher, schmuckloser Tisch, eine Handschrift Voltaire's, in Glas und Rahmen gefaßt, hängt an der Wand, ihr gegenüber das Portrait der großen Kaiserin Katharina II., das sie ihm selbst einst zum Andenken gesandt, auch das Portrait von Voltaire's königlichem Freunde, Friedrich dem Großen, findest Du hier. An diesen kahlen Wänden stand einst Voltaire's schöne Bibliothek; er war ein eifriger Sammler und hatte seltene Bücherschätze. Wo sind sie jetzt? In alle Winde zerstreut, vereinzelt, zerrissen. Aus dem Studirzimmer führt eine Tapetenthür in das Schlafzimmer, ein enges, kleines Zimmer, geheiligt durch Voltaire's Geist, durch diesen Geist, der hier seine trotzige Hülle verließ. Da liegt sein Bett, auf welchem er starb. Eine große, eichene Bettstelle mit geraden hohen Seitenwänden, oben geziert mit Schnitzwerk und Schnörkeleien. Auf einfacher Strohmatratze schlief er hier, und die Alte leuchtete mit ihrem spärlichen Lichte auf das Lager hin und sagte: „Auf dieser Matratze hat er geschlafen, mit dieser Steppdecke sich zugedeckt und unter ihr ist er gestorben." Das längst verlassene, längst erkaltete Sterbebette eines Menschen, wie unheimlich, wie trostlos ist das! Ich wär's nicht im Stande, auf einem solchen Lager zu ruhen, das unter dem Todeskampf eines Sterbenden einst erbebt ist, das durchnäßt ist von dem kalten, letzten Todesschweiße eines Menschen. Schaudernd und grausend lehnte ich mich an diese letzte Lagerstätte des großen Voltaire, sie erbebte und ächzte mit knarrendem, unheimlichem Ton, und plötzlich regte sich die dunkelrothe Decke, und von der Matratze funkelten mir ein Paar glänzende flammende Augensterne entgegen. Eine Katze war es, die sich auf Voltaire's Sterbelager dehnte und streckte, und ich gestehe Dir's, als diese weiß und schwarz gesprenkelte Katze sich jetzt erhob, als sie gravitätisch, langsam vom Lager herunterstieg, und mit gemessenem Schritt, gleichsam bewillkommnend uns entgegen trat, da ward mir fast unheimlich in ihrer Nähe, und ich bildete mir ein, es gefalle dem Satyrgeiste Voltaire's unter dieser Gestalt sich uns zu verkünden, unter dieser Gestalt uns Audienz zu geben und uns zu begleiten durch seine Wohnung. Gewiß, es war etwas Seltsames, Geheimnißvolles, Menschliches in dieser Katze, und noch heute möchte ich darauf schwören, daß das nicht eine gewöhnliche Katze war, sondern Voltaire's Geist, dieser kobold-artige, große und mächtige, dieser cynische und erhabene, dieser trotzig gemeine und göttlich-erhabene Geist, der eben so viel vom Gott, als vom Teufel in sich trug, und den Theodor Mundt „den Hofnarren des Atheismus" nennt. Ja gewiß, diese Katze das war Voltaire's Geist, der gekommen war, um uns armen Menschenkindern in seinem Gebiet die Honneurs zu machen. Als die grämliche Alte das Licht höher empor hielt, und das Bild Voltaire's, das über dem Bette hängt, beleuchtete, da miaute die Katze, aber es war kein gewöhnliches thierisches Miauen, es war wie ein Satyrlachen, ein höhnisches, verächtliches Geisterlachen, und als wir in laute Bewunderung ausbrachen über die Schönheit und Anmuth dieses Porträts, das Voltaire als Jüngling darstellt, da wendete der Katzengeist ganz vergnügt mit seinem Schwanze und ließ ein wohlbehagliches Spinnen und Schnurren vernehmen. Ganz entschieden, es war Voltaire, kein Anderer als Voltaire, der jetzt lautlosen Schrittes neben mir einherschlich, und mit mir stehen blieb vor dem Monument, das man hier errichtet hat, ein getreues Modell jenes Monumentes, das im Pantheon zu Paris dem großen Dichter der Nation errichtet worden, und Voltaire's Asche enthält. Während wir in ehrfurchtsvollem Schweigen vor dieser Urne standen und uns bemühten bei dem schwachen Dämmerschimmer die Inschrift zu entziffern, schnurrte und spann Voltaire ganz behaglich neben mir und einmal glaubte ich ihn leise aber mit schneidendem Hohne lachen und unheimlich schnurrend flüstern zu hören: „Quel est la chose, qu'on reçoit sans remercier, dont on jouit, sans savoir comment, qu'on donne aux autres quand on ne sait où l'on en est, et qu'on perd sans s'en apercevoir?" — Ich mußte schon aus Voltaire's Zorn, daß er „das Leben" meinte, aber ich schwieg, denn Voltaire war eben wieder ganz Katze geworden, er kletterte zu der Urne empor und putzte sich den Bart. Als wir aber mit dem Beschauen des Zimmers fertig waren, stieg Voltaire langsam von der Urne hernieder, öffnete mit seinen Pfoten die nur angelehnte Thür, ging gravitätischen Schrittes uns voran durch das Studirzimmer und den Salon, und blieb dann vor den Glasthüren, die von hier aus in den Garten hinabführen, stehen. Die Alte wackelte mit ihrem halb schon erlöschenden Talglichte vor uns her, und erzählte uns, daß der bisherige Besitzer dieses Schlosses gestorben sei, und daß dessen arme Erben gewillt seien, dasselbe zu verkaufen, daß aber bis jetzt sich noch kein Käufer gefunden habe. Wir fragten, ob sie uns nicht noch mehr Zimmer zeigen werde, sie erklärte uns aber, daß diese drei Zimmer nur allein noch in dem Zustande geblieben, wie sie zu Voltaire's Zeiten gewesen, und daß sie allein noch die alten Meubles und Geräthschaften enthielten, während die übrigen Zimmer von dem verstorbenen Grafen bewohnt werden seien. — Katze Voltaire kratzte inzwischen ungeduldig an der verschlossenen Glasthür, die Alte öffnete diese, der Wind verlöschte das Licht, und wir eilten aus dem nun wieder finster gewordenen Salon hinaus zu treten in den Garten. Die Katze stieg mit uns die Stufen hinab, unten aber blieb sie stehen und wandte sich um, dem Hause zu. Auf der obersten Stufe stand die Alte, und sagte etwas freundlicher denn zuvor, — denn der große Moment des Trinkgelds war gekommen — wir könnten nun so lange es uns beliebte, im Garten spazieren gehen, die Außenthür desselben; die wieder in die Allee führe, solle uns offen bleiben. Als sie ihr Douceur empfangen, und dankend im Hause verschwand, wandte die Katze sich befriedigt um, und schlüpfte vor uns her durch die geschnittene Allee, die schon in der Abenddämmerung zu dunkeln begann, und in der es unheimlich still und öde war. Die Katze ging geschäftig weiter, wir folgten ihr, und ließen uns von ihr zu einem Bassin geleiten, das rings von uralten hohen Bäumen umschattet, mit stillem schwarzen Wasser gefüllt, inwendig ausgemauert, aber durch keine Einfassung oder Erhöhung von dem Boden abgetrennt, unheimlich und dunkel, wie ein großes Grab, vor uns lag. Die Katze schaute mit leuchtenden Augen zu uns auf, und schnurrte wohl behaglich, als ich sagte: „Mir graut vor diesem schwarzen Bassin, das ganz wie eine Einladung zum Selbstmorde aussieht, und in das man, nichts ahnend, spazieren gehend hinein gerathen kann, um sich den Tod zu holen; mir graut auch vor diesen hohen dichtgerrichten Bäumen, die mir Sterbelieder zu flüstern und zu säuseln scheinen!" Die Katze hatte Mitleid mit meinem Grausen und ging weiter, eine andere beschnittene Taxushalle wieder hinauf, die unweit vom Hause ausmündete in einer Art grüner Thür, durch welche man eine Fernsicht auf Genf und auf die Alpen und Gletscher genießen mag; wir sahen die Stadt nur noch in schwarzen, dunklen Massen, hier und da flackerten Lichter mit grellem Scheine auf, und die Alpen waren von lichtweißen Wolken umschleiert und verhüllt. Die Katze schien unzufrieden, daß die hereinbrechende Dämmerung uns eine Aussicht entzog, die Voltaire so sehr geliebt, und in deren Anschauen er sich stundenlang verlieren konnte. Raschen Schrittes wendete sie weiter, an dem dunklen, schweigenden Hause vorüber, dessen eine Seite ganz überkleidet war von weißen, lieblich duftenden Schlinggewächsen, über den Vorplatz begleitete sie uns, die Beltairekatze, die beiden großen Hunde wichen knurrend und scheu vor ihr zur Seite, und gravitätisch und steif schritt sie aus der geöffneten Pforte und führte uns rechts einen Pfad hinunter. Vor einem kleinen, tempelartigen Gebäude blieb sie stehen. Diesen Tempel ließ Voltaire einst erbauen zur Ehre Gottes, und über der Eingangspforte prangten die stolzen Worte: Deo erexit Voltaire. Jetzt ist diese Inschrift hinweggenommen, die Pforte steht geöffnet, drin ist es öde und leer, uns als wir vor der Pforte dieses Tempels in sinnende Betrachtung verloren dastanden, war es mir wieder, als lache die Katze höhnisch und spottend, als flüstere sie mir der weise Mambres in Voltaire's Taureau Blanc: „Daniel a changé cet homme en boeuf, et j'ai changé ce boeuf en dieu." Dann miaute sie laut und sprang seitwärts in's Gebüsch und bald hörten wir sie nur noch in der Ferne lachen und kreischen. — Sinnend und schweigend eilten wir aus dieser unheimlichen, öden Stätte fortzukommen, wieder Menschen zu sehen, wieder Leben und Geschäftigkeit zu sehen. Jetzt hatten wir das Ende der Allee erreicht, und betraten wieder die lange und freundliche Straße. In den Häusern brannten schon die Lichter. Vor den Thüren saßen die Mädchen und Burschen, die Männer und Weiber plaudernd, lachend, schäkernd, ein gemüthliches Bild der Ruhe nach gethaner Arbeit. Plötzlich hörten wir Gesang ertönen, es war eine einfache, rührende, fröhliche Weise von wundersüßer Stimme gesungen, und wir standen still vor dem Hause, aus welchem sie erklang, und lauschten mit angehaltenem Athem diesem köstlichen und lieblichen Gesange. Die ganze Jugendlust und Jugendgluth eines Mädchens zitterte und jauchzte in dieser wunderbar klaren, mächtigen Stimme, und wie die Töne im künstlichsten, übermüthigsten Jodeln auf und nieder rollten, schufen sie vor unserm innern Auge das ganze grüne dastehende, lebensvolle Bild der Alpen-

---

jetzt bestehenden Einrichtung, wo die königliche Capelle zugleich Kirchen-, Opern- und Theaterdienst verrichtet, unmöglich wäre, noch Zeit für wöchentliche Concerte zu gewinnen, wie sie in Wien bei derselben Einrichtung stattfinden, will ich nicht entscheiden. Ist dem aber also, wäre es dann nicht der wünschenswertheste Fortschritt, wenn die Capelle durch ein anderweitiges Musikcorps vom Dienst im Schauspiel völlig erlöst und dadurch in den Stand gesetzt wäre, neben Opern- und Kirchendienst unter der Direction eines unsrer vielen Capellmeister allwöchentlich, oder wenigstens aller vierzehn Tage, Abonnementconcerte wie die in Leipzig stattfindenden zu organisiren? Solche Vorträge dürften nicht allein für das Publicum vom gedeihlichsten und bildendsten Einfluß werden, sondern sie würden die Künstler selbst erfrischen und beleben, und zugleich den pecuniären Vortheil der Mitglieder weit mehr fördern helfen, als die flachen und leeren Virtuosen-Concerte.

Etwas über Mimik.

Cicero beschließt seine berühmten Schriften de oratore mit einigen Vorschriften für die Betonung und Gesten, ohne welche, wie er versichert, der beste Schauspieler nie mit Beifall auftreten, sowie ein nur unbedeutender Acteur, der sich diese Regeln eingeprägt, bald der Liebling des Publicums werden wird. Wir wollen die oben bemerkten Winke näher in's Auge fassen und zum Besten der deutschen Bühne einige der Regeln, die der große römische Redner aufgestellt hat, hier wiedergeben, ohne uns jedoch ausschließlich auf seine Gedanken oder Worte zu beschränken, und um diesen Versuch mehr dem Zwecke, welchen wir beabsichtigen, anzupassen, machen wir, statt die von ihm angeführten Beispiele aus den Trauerspielen der Alten zu benutzen, von ähnlichen Stellen aus Dichtern neuerer Zeit Gebrauch.

Es ist der Zweck der Kunst, die Darstellung so viel als möglich in der getreuen Schilderung der Natur zu unterstützen; denn das Erscheinen der Wirklichkeit ist es, welches uns in allen Darstellungen ergreift, und die Kraft derselben ist um so größer, je mehr sie sich der Natur nähern und je weniger Nachahmung in ihnen bemerkbar ist.

Die Natur selbst hat jeder Seelenbewegung ihren eigenthümlichen Blick, ihren besondern Ton der Stimme und ihre eigene Bewegung der Extremitäten, ja, des ganzen Körpers angewiesen, und die ganze Person, alle Gesichtszüge und der Accent entsprechen, gleich den Saiten eines Musikinstrumentes, den Eindrücken, die das Gemüth auf sie macht. So ist der Klang der Stimme, je nachdem die verschiedenen Empfindungen der Seele sind, bald hoch, bald tief, bald schnell, bald langsam, laut oder leise, und selbst diese Klangarten können wieder in mehre Unterabtheilungen zerfallen, als in die sanfte, die rauhe, die kurze, die breite, die zusammenhängende, die unterbrochene, die lispelnde, plötzlich abgebrochene, oder die erhabene Stimme, und jede von diesen kann, mit Kunst und Einsicht angewandt, den Acteur unterstützen, wie die verschiedenen Farbennüancen den Maler.

So äußert sich Zorn in einer scharfen, erzdehnenden und ungestümen Stimme. Die leidenschaftlichen, vom Shakespeare so meisterhaft gezeichneten Charaktere des Macduff und des Lear haben Ueberfluß an Beispielen dieser Art.

natur. Nur ein glückliches, junges, lebenssprühendes Kind der Schweiz kann so jodeln und singen, und noch den trüben melancholischen Bildern von Fernen war uns dies Lied und dies Jodeln eine wahre erquickende Herzstärkung.

Am andern Tag machten wir auf dem Dampfboot die Fahrt über den See bis Lausanne, dieser alten, vielgepriesenen, wundervollen belegenen Stadt. Von der Terrasse des Hôtels siehst Du schon die untersten, nächsten Gletscher von der langen Kette des Mont Blanc entgegenleuchten, über den Alpen liegt jener tiefblaue, glänzende Duft, den nur die südlichen Gegenden kennen, und tiefblau, mit leuchtenden Silberstreifen plätschern die murmelnden Wellen an das Ufer. Keine Stelle auf der Welt ist so geeignet zu köstlichem Sinnen und Träumen, als diese Terrasse des Hôtels Gibbon in Lausanne, und wie ich mich ganz dem Genusse dieser sanften und doch majestätischen, milden und doch stolzen Schönheit hingab, fragte ich mich, ob dieser Lac Leman doch wohl der schönste sei von allen Seen, die ich kenne. Es ruht ein so eigener Zauber über diesen Ufern, die mit neun Städten geziert sind, die Gletscher liegen so nahe, und spiegeln sich so mährchenhaft glänzend in den blauen Fluthen des Sees, der zugleich so gezeitigt ist durch Rousseau's Heloise, die Luft ist so weich, so südlich, mild und warm, nur der Himmel hat noch nicht die tiefe glänzende Farbe des Südens, denn wir sind noch nicht jenseits der Alpen und dieser Glanz des Himmels, der ist es, welcher den italienischen Seen einen so eigenthümlichen, überirdischen Zauber verleiht. Am meisten Aehnlichkeit hat der genfer See mit dem Lago maggiore, nur daß ihm die drei Inseln fehlen, die den Lago maggiore zieren. Ach, niemals werde ich die köstliche Stunde vergessen, die erste, die ich an diesem See verbrachte. Es war Abends, als wir in Lugano ankamen, diesem freundlichen Städtchen, unmittelbar am Ufer des Lago maggiore. Meine Reisegefährtin war ermüdet und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Mich hielt es nicht im Zimmer, draußen murmelten und plätscherten die Wellen so lieblich und lockend, ich schlich mich leise hinunter aus dem Gasthof, bestieg ein kleines Boot, und ließ mich vom kleinen Fischerknaben weit hinein rudern in den See. Es war eine wundervolle, italienische Nacht, der Himmel von leuchtenden, funkelnden Sternen übersäet, die sich in den stillen Wassern des Sees spiegelten, die Luft balsamisch, die hohen Berge, die jenseits den See einschließen, in leichte, durchsichtige Nebelschleier gehüllt, ernst und majestätisch sich hinlagernd, dazu die tiefe göttliche Stille der Nacht, auf Isola Bella in dem stolzen Schlosse die Fenster funkelnd im Lichtglanze, daß es wie ein Feuerschloß inmitten des Wassers dastand, hier und da tönten leise Accorde eines lieblichen Gesanges vom Ufer herüber, ein kleines Boot huschte an uns vorbei, die Bootsleute begrüßten sich mit freundlichem Zuruf und fröhlichem Lachen, das das Echo der Felsen wach rief, und das in das Wasser schlagende Ruder erzeugte ein eigenes, phosphorisches Leuchten. La Luna! rief mein fröhlicher Fischerknabe und ließ sein Ruder sinken. Groß und mächtig, eine dunkelrothe weithin strahlende Leuchtkugel stieg jetzt der Mond über den Alpen empor, die Schleier der Berge zertheilten sich, in unverhüllter Schönheit lagen sie da mit ihren Riesenformen, und der dunkle See flammte auf im Widerschein des Mondes, der einen langen, goldenen Streifen durch seine Wasser zog. Ach gewiß, jene Stunde gehört zu meinen schönsten Erinnerungen und niemals habe ich ihrer vergessen, weder an den Ufern des Comer- noch des Gardasees, obwohl beide nicht minder schön sind, und der Comersee namentlich mehr den Charakter des Südens trägt. Ich habe viele Seen kennen gelernt, und an fast alle knüpfen sich mir eigenthümliche und liebe Erinnerungen. Auf dem Comersee traf ich den Alexander Dumas, diesen glänzenden, vielgewandten Dichter, dessen Werke mich oft staunen machen wegen ihrer Poesie und ihrer Frechheit; am Bodensee habe ich drei köstliche, genußreiche Wochen verlebt, und in Arenenberg, dem schönen Besitzthum der Königin Hortense, lernte ich ihren unglücklichen Sohn Louis Napoleon kennen, den ich dann oft, fast täglich gesehen und gesprochen habe. Damals mindestens war er nicht unglücklich, denn ein junges, schönes und glühendes Weib liebte ihn, und hatte den Muth um seinetwillen zu brechen mit der Welt und ihren ehelichen Pflichten, und Louis Napoleon dachte weit mehr an seine schöne blonde Geliebte, die junge Frau von M., als an den abenteuerlichen Kreuzzug, den er einige Wochen später nach Straßburg unternahm. Die Politik war ihm weit weniger wichtig, als seine Liebe, und doch möchte sich schon die Politik hindernd in seine Liebe. Der Aufenthalt in Constanz war ihm untersagt worden, und doch wohnte dort seine Geliebte, und Louis Napoleon, den sein Freund, der Obrist B..., täglich anspornte, sich den Thron Frankreichs zu erobern, Louis Napoleon dachte vielmehr daran, sich den Thron der Liebe zu erobern, den seine blonde Freundin in Constanz ihm errichtet hatte. Das war seine größte Freude, wenn der Abend dunkelte, wenn die Alpen lange Streifen über den See warfen, denn mit der untergehenden Sonne ging seine Sonne auf, sein Lieblingspferd stand schon bereit, der Prinz drückte den dreieckrämpten Hut tiefer in's Gesicht, und sprengte im rasenden Lauf davon. Die Schatten der Dämmerung beschützten ihn vielleicht, oder vielleicht war es etwas Anderes, Glänzendes, was den Thorwart blendete, genug, er passirte jeden Abend ungefährdet die Thore von Constanz, und Morgens war er einer der ersten, der hinausspazirte. Louis Napoleon war ein heiterer, liebenswürdiger junger Mann, anmuthig und unterhaltend im Salon, gutmüthig und nobel, aber zu der Rolle eines Helden wenig geeignet, und dazu mehr von andern Einflüssen getrieben, als selbst handelnd. Leicht gereizt, leicht enthusiasmirt, ein Kind des Augenblicks, aber ohne nachhaltende, andauernde Energie, leicht erregt, aber auch leicht entmuthigt. Wie blitzte da sein Auge, als er mir das schöne Bild Appiani's zeigte, das Napoleon in der Schlacht bei Arcole vorstellt, in dem Augenblick, wo er mit dem Ruf: „En avant, mes amis!" die Fahne ergriff. In diesem Augenblick glich er dem Helden, seinem kaiserlichen Großvater, aber gleich darauf verdunkelten Thränen seine Augen, als wir vor dem Bilde seiner Mutter standen. Dies Bild ist eigenthümlich, mit zartestem Sinne aufgefaßt, vortrefflich gemalt von dem Maler G..., der, Hortensens Züge mit leidenschaftlicher Liebe ergeben, um ihretwillen dem Ruhm und der Welt entsagte, und ihr in die Verbannung folgte. Nun, die Liebe und das häusliche Glück war mundenkens von Arenenberg nicht verbannt, aber die Liebe hält nur das Herz jung, nicht das Antlitz, und Hortensens schönes Gesicht begann zu erblassen, Furchen und Runzeln begannen die reine Schönheitslinien zu unterbrechen, und ihr Freund, der Maler G..., mußte eilen, wollte er noch die letzten Redezeichen dieser erstorbenden Schönheit auf der Leinwand festhalten. Er malte die Königin Hortense in lebensgroßer Figur, auf einem Balcon sitzend und hinausblickend nach dem See, über welchem so eben der Mond aufgeht. Die Schatten der Nacht, welche sich über das Bild breiten, sie decken auch sinnig und zart die Schatten, welche das Alter über Hortensens Züge gelegt, und aus diesem Dämmerlicht leuchtet ihr schönes Angesicht, leuchten ihre großen, dunkelblauen Augen jugendfrisch und strahlend hervor. — Noch andere Seen giebt es, an die ich gern und oft gedenke. Tief unten im Staat von Wirtemberg ist ein kleiner See und dort hätte ich bald mein Grab gefunden, weil ich nichts ahnend von einem See so tief unter der Erde, fast hineingelaufen wäre in dies tiefe, offene Grab. Hoch oben in den Felsenriffen ist auch ein wunderbarer See, das schwarze Meerauge, und in diese schwarzen, melancholischen Fluthen hinein werfen die Felsenberge, die rings ihn umragen, ihre seltsamen weißen Lichter, wie Leichentücher, die einen offenen Sarg bedecken. O, es ist ein schauerlicher, melancholischer See, dies Meerauge, und als wir fröstelnd und innerlich ergriffen an seinem Ufer standen, überraschte mich das nahe, donnernde Gebrüll des Bären, das ein schauerliches Echo in den Felsen fand, gar nicht, denn es gehörte und paßte ganz dahin. — Noch eines andern Sees gedenk' ich oft, eines kleinen lieblichen Sees, nicht berühmt und nicht bekannt, aber reizend und lieblich mit dem Eichenkranz, der seine Ufer umsäumt, und mir doppelt reizend und lieblich, weil dort meine Heimath ist, weil in dem freundlichen Städtchen, das an seinem Ufer liegt, ich meine glücklichen, frohen Jugendtage verlebte, und weil man nimmer aufhört, die Heimath zu lieben. Wie oft stand ich an diesem See, träumend von der Welt, von Glück und vom Leben, welches Alles ich damals noch nicht kannte, und nun ich Alles dies mein eigen nenne, wie lieb' ich dich jetzt noch, du stiller, friedlicher See meiner Heimath! — Nun aber mögen die Götter mir verzeihen, daß ich am genfer See an Mecklenburg denken konnte, und an den Tollensee! —

---

6. Die abgebrannte Stadt im Chamouny, das Eismeer und Martigny.

In Genf giebt es wenig Sehenswerthes; keine bedeutenden Kunstschätze, keine ausgezeichneten Gebäude, nur schöne Punkte, wo man eine herrliche Aussicht hat auf den See und in die Gletscher. Auf den Straßen und Plätzen ist ein reges, fröhliches Leben, die Menschen besitzen schon die französische Beweglichkeit, Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, und unterscheiden sich dadurch sehr von dem eigentlichen Schweizern. — Früh um sechs Uhr wollten wir Genf mit der Diligence verlassen, Alles war bereit, die Plätze im Coupé für uns reservirt, die Koffer gepackt, und wir im Begriff abzufahren, da fehlt der Paß, den wir unserm Wirth übergeben, um ihn beim sardinischen Gesandten visiren zu lassen, denn die sardinische Grenze wird sehr streng bewacht, und es ist fast unmöglich die Grenze zu passiren, wenn man nicht den Paß im Genf beim Gesandten visiren ließ. Die sardinische Regierung hat zu dieser Strenge ihre guten Gründe. Jedes Paßvisum kostet zwei Francs, und man hat berechnet, daß der sardinische Gesandte in jedem Jahr durchschnittlich viertausend Pässe zu visiren hat, also acht tausend Francs dafür einnimmt, ungefähr so viel Gehalt bekommt der Gesandte, also ist es der sardinischen Regierung durch diese Paßvisirung außerordentlich bequem gemacht ihren Gesandten zu besolden. — Unser Paß aber lag noch durch die Aengstlichkeit des Kellners ganz ruhig beim sardinischen Gesandten, und ihn so früh am Morgen zu wecken, schien unmöglich und durfte nicht geschehen. Wir vertrauten uns also zegend und ein wenig beklommen der Kühnheit und Geschicklichkeit unsers Conducteurs, der uns versprochen die Cerberusse an der sardinischen Grenze zu beschwichtigen. — In sausendem Galopp ging es vorwärts, noch blitzte uns der schöne blaue See von der Seite des Weges entgegen, dann ging es tiefer hinein in's Gebirge, bald war die ganze Gegend rings eingeschlossen von himmelblauen Alpen, von deren Gipfeln der Schnee silberhell uns entgegenleuchtete. Immer näher, immer riesiger treten sie heran, diese ungeheuren Kolosse, hier und da, zwischen grünen Matten liegen die braunen Hütten der Sennerinnen, die braunen Kühe, die schlanken weißen Ziegen klettern zwischen niedrigem Gebüsche grasend auf und ab, kleine und große Wasserfälle stürzen silberblinkend, brausend und rauschend zu beiden Seiten des Weges von den Bergen hernieder, die Luft duftet von aromatischen Kräutern, Bursche und Mägde ziehen jodelnd und schäkernd vorüber, ach, das ist die Schweiz, die schöne, frische, ewig junge Schweiz, das sind ihre reizenden, zierlich geschnitzten Häuser, das sind ihre Wiesen und ihre Matten, Alles athmet Freyheit, Heiterkeit und Wohlstand! Da, jetzt sind wir an der sardinischen Grenze, jetzt hält der Wagen, und die Passagiere müssen aussteigen, ihre Koffer und den Wagen visitiren zu lassen. Einen komischen, aber auch tragischen Anblick gewährte es, als die Herren sich sämmtlich in einen Kreis stellen mußten, in dessen Mitte zwei Soldaten. Jeder mußte seine Taschen ausleeren und sie dann umkehren, um zu beweisen, daß sie keine Cigarren oder dergleichen mehr enthielten. Die Herren mit den melancholisch aus den Rockschößen heraushängenden leeren Taschen sahen bald beschämt, bald wüthend aus, Jeder sah auf den Nebenmann, und lachte spöttisch über diesen, nur die Soldaten blieben in ihrer steifen Grandezza und wühlten in den Koffern und in dem Wagen, ohne aber etwas Verbrecherisches zu finden. Dann bestiegen wir wieder den Wagen, um einige funfzig Schritte weiter abermals Halt zu machen zur Visitation der Pässe. Das war für uns allerdings ein sehr verlegener Moment, der uns leicht, wider unsern Willen, hier festhalten konnte. Unser Conducteur hatte, uns geheimnißvoll zunickend, sich mit dem Beamten in's Haus zurückgezogen, und von drinnen tönten jetzt laute, scheltende Stimmen an unser Ohr. Endlich kam der Conducteur, ein Italiener mit zornsunkelnden Augen folgte ihm; er warf einen sticheraden, verachtungsvollen Blick auf uns Verbrecher, und sagte ingrimmig: „Ne faites pas plus de telles bêtises." Der Conducteur schwang sich in den Wagen, und weiter ging es in sausendem Galopp; wir natürlich fühlten uns nun ein Bedeutendes leichter und freier und belohnten freudig den Conducteur, dem man mit dreitägigem Arrest gedroht, wenn unser Paß nicht, wie er versprochen, noch an selben Tage von Genf aus nachgeschickt würde, was übrigens

---

Macduff: Steh', Höllenhund. — — — Ich hab' nicht Worte;
meine Stimme ist in meinem Schwert — Du Bösewicht,
blutiger, als Worte es beschreiben! —

Sorge und Klagen erfordern eine ganz andere, biegsame, gebrochene und modulirte Stimme, wie z. B. in dem pathetischen Selbstgespräch des Cardinals Wolsey:

Ein langes Lebewohl all' meiner Größe!
Das ist des Menschen Glück! Das zarte Land
Der Hoffnung keimt ihm heut, die Blüthe morgen;
Des Frühlings holder Schmuck bedeckt ihn reich,
Und schon am dritten Tage naht ein Frost,
Ein niederträchtiger Frost, der plötzlich, wenn
Der gute, frohe Mensch mit Zuversicht
Sein Glück gereift glaubt, ihm zernagt die Wurzel,
Dann fällt er, wie ich fall'. —

Furcht drückt sich in einem tiefen, zögernden und heiseren Tone aus. Wenn der Leser die folgende Rede der Lady Macbeth, während ihr Gemahl mit dem Morde Duncan's und seiner Kämmerlinge beschäftigt ist, betrachtet, gewiß wird er finden, daß sie vor dem Schall ihrer eigenen Stimme erschrickt, während sie spricht:

O weh! Ich fürchte, sie sind aufgewacht
Und es ist nicht geschehen! Der Versuch,
Und nicht die That wird uns verderben. — Horch!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er mußte
Sie finden auf den ersten Blick. Hört' es mich nicht,
Wie er so schlafend lag, an meinem Vater
Gemahnt, so hätte ich's getan. —

Muth nimmt einen lauteren Ton an, wie im Tell:

In Gottes Namen denn! Gieb her den Kahn!
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Oder in Wallenstein's kraftvoller Rede:

Muth, Freunde, Muth! Wir sind noch nicht zu Boden.
Fünf Regimenter Reuter sind noch unser
Und Buttler's wackre Scharen. — Morgen fließt
Ein Heer zu uns von sechzehntausend Schwertern.
Nicht nächtiger war ich, als ich der neun Jahren,
Anzug, dem Kaiser Deutschland zu erobern.

Der Ausdruck der Freude giebt sich in einer milden, fröhlichen, fast zärtlichen und, je nachdem die Situationen sind, üppig-laxen Modulation kund, z. B. in Schiller's Turandot:

Kalaf: Ihr die Meine?
O nicht mich nicht, Unedelmuth der Worte!
Altoum: Die Götter segnen Euch, geliebte Kinder,
Daß Du mein Alter endlich nicht ernährst.
Versichert sei Dir jedes off'ne Land;
Der Augenblick teilt jede Herzenskammer.
Pantalon: Hochzeit, Hochzeit! Macht Platz, Ihr Herrn Doctoren!

Bestürzung und innere Unruhe ist von allen diesen unterschieden. Der Ton ist tief, doch nicht klagend, sondern ernst und eintönig, wie in Hamlet's gefeiertem Monologe:

Sein oder nicht sein? — Das ist jetzt die Frage:
Ob es am edlern Gemüthe zeigt,
Die Pfeile grausem Mißgeschicks zu dulden,
Ob sich zu raffen gegen eine See
Von Plagen und durch kühnen Widerstand
Sie muthig zu beendigen? — Sterben? — Schlafen'
Nichts weiter! Nein, nichts mehr! Und kann zu sagen:
Im Schlafe endet alles Herzeweh,
Die tausend Stöße, die des Fleisches Erbtheil —
Das, wünscht, wär' ein wünschenswerthes Ende!
Ha! Sterben? — Schlafen! Schlafen? und vielleicht
Auch träumen? — Ja, da liegt's! — Was uns
Für Träume in diesem Todesschlaf wohl kommen,
Wenn wer der Sterblichkeit entfloh'n sind?
Das nöthigt uns zum Halt! Das ist die Rücksicht,
Die ein so langes Leben schafft dem Elend ꝛc.

Alle diese verschiedenen Arten der Stimme müssen vom Gefühl geleitet werden, sowie die Handlung von der Stimme geleitet und, so zu sagen, von schönem Anstande unterstützt wird. Der Arm, von Cicero in einer kräftigen Redefigur die Waffe des Redners genannt, muß zuweilen erhoben und ausgestreckt werden; die Hand hat durch ihre Bewegungen den

glücklicherweise geschah. Daß man aber in cultivirten Ländern und Staaten eines Passes bedarf, daß man sich ausweisen muß kein Verbrecher zu sein, und daß man ohne Paß eigentlich für einen solchen gehalten wird, das ist auch ein Symptom jener großen Krankheit, an der unsere arme, fieberisch zuckende Zeit darniederliegt. Ach wie viele sind schon gekommen, dieser kranken Zeit den Puls zu fühlen, und doch schreit und ächzt sie noch immer nach dem rechten Arzte!

Wenn man die sardinische Grenze überschritten hat, nimmt die Gegend bald einen andern Charakter an. Sie wird großartiger, wilder, die Gärten und Felder, die Matten und die streifenden Kühe verschwinden, der steinige Boden trägt keine Blumen mehr und kein Wiesengrün; auch die zierlichen Schweizerhäuser, und die gesunden, fröhlich blickenden Schweizer sieht Du nicht mehr. Graue, schmutzige, bald zerfallene Hütten ohne Fenster, ohne Schornstein stehen hier und da am Wege, und in den Thüren stehen hohläugige, zerlumpte bleiche Gestalten, abgemergelt vom Hunger, zu kraftlos und schwach selbst, um zum Wagen heran zu stürzen und um eine Gabe zu flehen. Nur die widerlichen Gestalten der Cretins umspringen hie und da den Wagen kreischend und heulend, und mit unartikulirten Tönen Dir ihre verkrüppelten Hände hinhaltend. Auf den Stationen, wo der Wagen hält, kommen sie auf kleinen Rollwagen, sich mit den Händen auf der Erde weiter rollend, herangefahren und ächzend und schreiend wie wilde Thiere und zeigen Dir ihre verkrüppelten Glieder, ein entsetzlicher Anblick. Und das Menschengeschlecht wird immer größer, die Häuser sehen aus wie zerfallene Hundeställe, die Menschen dem Hungertode verfallen, o wie furchtbar so zu leiden, so hinzusiechen inmitten der herrlichsten, großartigsten Natur; diese wird immer prächtiger, immer gigantischer, überall brausende Wasserfälle, überall Schneespitzen und zwischen den Wolken hervorschauende Gletscher. Bald treten die himmelhohen Felsen näher heran, die Straße verengt sich, jetzt bei einer Biegung des Weges siehst Du Dich rings eingeschlossen von Felsen wie in ein Gefängniß. Jetzt fährt der Wagen mit donnerndem Getön über eine Brücke, und wieder schließen Felsen zu beiden Seiten den Weg ein, die in die Wolken steigen sie empor, daß nur ein kleiner Streif des Himmels zwischen ihnen sichtbar ist. Aber zwischen ihnen, am Fuß dieser Felsen, was sind das für Trümmer, die umherliegen, schwarze, verkohlte Trümmer, was ist das für Steingerölle, über welches der Wagen dahinfährt? Wie entsetzlich ist dieser Anblick, ein Bild des Todes, der Verwüstung! Ach, diese schwarzen Steinhaufen, diese öde Straße mit den leeren, öden Trümmern, das ist die häßliche Stadt Glüze, die vor acht Tagen fast ganz vom Feuer vernichtet worden ist, und von der jetzt nichts mehr zu sehen, als ein rauchender, schwarzer Aschenhaufen. Nur das massive Posthaus und einige wenige andere Häuser sind von den Flammen verschont geblieben, und wie jetzt der Wagen hält, erfüllt lautes Geheul und Jammergeschrei die Luft. Rings um das Haus, die Diligence erwartend, haben sich ganze Scharen dieser armen obdachlosen Unglücklichen gelagert. Hunderte von Greisen und Kindern, von Männern und Weibern hat hier das Elend zur Gemeinschaft zusammengetrieben, sie zeigen Dir jammernd ihre ausgemergelten, nur von elenden, schmutzigen Lumpen verhüllten Gestalten, sie prahlen mit ihrem Leid und ihrer großen Kümmerniß, und reißen den Verband von ihren verstümmelten Gliedern, um zu zeigen, was sie leiden, sie lassen Dich ihre Arme, ihre Hände sehen, die von Brandwunden untauglich gemacht sind. Andere liegen, zu schwach zur Bitte, laut jammernd und ächzend auf den harten Steinen, und nur ihr brechender Blick sieht noch um Trost und Beistand. Manche haben im Schreck jener gräßlichen Stunden die Sprache verloren, und ein solcher im Entsetzen auf ewig verstummter Greis mit flatterndem Silberhaar, mit schlotternden, kaum von Lumpen bedeckten Gliedern trat zu uns heran, um uns die Geschichte jener trostlosen Nacht, jenes schauerlichen Tages zu erzählen. Seine Hände und Arme waren nur eine einzige große Brandwunde, aber er bewegte sie im raschen pantomimischen Spiel, und schilderte uns deutlich und bewegt jenen furchtbaren Brand: wie er ruhig geschlafen, und endlich vom Feuer, das seine Kleider schon ergriffen, geweckt worden, wie er sein Weib, seine Kinder, die neben ihm an der Erde kauerten, gerettet habe. Aber bald kamen Andere und drängten den Greis schreiend und jammernd bei Seite, und wollten auch ihren Theil haben von unserm Mitleid und unserer Hülfe. Und zwischen diesen Aechzenden und Jammernden, zwischen diesen zerlumpten, zitternden, hungernden, ausgemergelten Bettlern gingen ein Paar Mönche, Trostesworte murmelnd und Segen austheilend auf und ab. Ihre festen, gesunden Gestalten, ihre rothen, frischen Wangen contrastirten seltsam gegen diese hohläugigen siechen Gestalten, die ihre dürren Hände hinreichten, um Erbarmen stehend, und denen die Mönche nichts geben wollten, als ihren Segen. O, mein Gott, was fragt die arme hungernde, frierende Creatur nach dem himmlischen Segen, wenn sie nach irdischem Brode jammert und schreit in ihres Leibes Beängniß und Noth! Was kümmern sie ihrer Mönche hingemurmelte Gebete, wenn sie nach irdischem Brode schreit! In solcher Zeit der Qual und des irdischen Jammers, da verlieren diese so genannten Priester des Herrn ihre Beredsamkeit, und nur das sind allein die ächten Priester, die mit dem himmlischen Trost auch die irdische Speise bringen. Mit den frommen Segenswünschen und den heiligen Gebeten, mit den frommen Versen und dem Trost der Kirche ist der Armuth nicht geholfen, kann das Elend nicht beschwichtigt werden. Schafft der Armuth Arbeit, und das Gebet findet sich dann von selbst, macht erst den Leib satt, und dann wird das Bedürfniß der himmlischen Speise sich der Seele schon aufdrängen!

Bald hinter Glüze passirt man ein wunderbar schönes, eng geschlossenes Thal, wo von hoher Felsenwand vierhundert Fuß hoch der wundervolle Wasserfall Chède mit donnerndem, weithin tönendem Brausen herniederstürzt, und bald darauf erreicht man Sollenche, ein kleines, aus wenigen Häusern bestehendes Dorf, das schon viertausend Fuß über der Meeresfläche liegt. Bei Sollenche hört die Chaussée auf, die Diligencen können nicht weiter gehen, aber die kleinen, schmalen, sogenannten Char à banc, in denen man bequem sitzt, stehen schon bereit für die Reisenden und nach eingenommenem Diner ging es lustig weiter auf diesen kleinen, leichten, mit einem Maulthier bespannten Wägelchen. Oft aber ist der in den Felsen eingehauene Pfad so schmal, daß selbst diese kleinen, nur zwei Fuß breiten Wagen Gefahr laufen, hinunterzustürzen in diesen mehre Tausend Fuß tiefen Abgrund, in dessen Tiefe die Avalanche mit donnerndem Schäumen tosend stürzt. Immer höher und höher in Schneckenwindungen geht es aufwärts, bald so steil, so gefahrvoll an den schwindelnden Abgründen zur Seite des Weges, daß man es vorzieht, lieber den kleinen, schwankenden Wagen zu verlassen und zu Fuß weiter zu gehen. An Wasserfällen, an schäumenden, kleinen Cascaden, an tiefen, unermeßlichen Abgründen vorüber führt der Pfad immer höher und höher hinauf, die Vegetation erstarkt mehr und mehr, die Bäume verkrüppeln, aber schon beginnen die dunkelglühenden Alpenrosen Dir entgegen zu leuchten und Himbeeren und Erdbeeren duften Dir überall lockend entgegen. Mit der Dämmerung des Abends erreicht man Chamouny und ist froh, nach so vielen Anstrengungen des reichen, genußreichen Tages endlich zur Ruhe zu kommen im freundlichen, geheizten Zimmer. In Chamouny darf das Feuer im Kamin niemals verlöschen. Als wir am Morgen Genf verließen, zeigte der Thermometer schon im Schatten 22 Grad und die Hitze war drückend, und als wir denselben Abend Chamouny erreichten, dankte man Gott, geheizte Zimmer, warme Pelze und dicke Federbetten zu haben. Es schläft sich gut nach einem anstrengenden Tage und es bedurfte starken Klopfens, ehe man uns früh am anderen Morgen aus dem Schlafe wecken konnte. Aber da war keine Zeit zu verlieren, die Maulthiere waren um 7 Uhr bestellt, die Führer warteten; wir kleideten uns rasch an und eilten auf den Balcon, um zuerst einen Blick auf Chamouny selbst zu werfen. Es war ein köstlicher Morgen, kalt, aber klar, der Himmel hell, nur die Alpen und Gletscher noch verhüllt in Morgennebel, der in riesigen Geistergestalten, in phantastischen Gruppen hin und herschwebte. In einem tiefen, von ungeheuren Felsmassen eingeschlossenen Thale liegt der kleine Ort Chamouny. Die Sonne dringt nur spärlich und selbst im höchsten Sommer nur wenige Stunden in dies traurige, aber gigantisch schöne Thal, in welches das Eismeer und der Gletscher Bossen ihre eisigen Arme weit hinein strecken. Die widerlenden Morgennebel hatten sich jetzt zertheilt und plötzlich, hoch über den schwarzen Felsen, unermeßlich, gewaltig, zeigte sich eine weiße, strahlende, ungeheure Erscheinung, so riesenhaft, so furchtbar, daß unwillkürlich ein Schrei des Entsetzens unsern Lippen entfuhr und daß wir schaudernd unsern Blick abwandten, um doch, unwillkürlich gefesselt, sogleich wieder hinzuschauen nach diesem mährchenhaften, wunderbaren, durchsichtigen Gebilde, dessen blendenden Glanz das Auge kaum zu ertragen vermag. So gewaltig, so imposant ist der Montblanc, daß man vor seiner grandiosen Erscheinung zittert, daß man keine Freude, kein Behagen hat an seinem Anblick, daß man, wie er unmittelbar über uns hängt, drohend und ungeheuer, jeden Augenblick fürchtet, er möge herabstürzen, uns unter seiner Riesengestalt zu begraben. Der Montblanc ist von wahrhaft erschreckender Schönheit, es fehlt ihm alle Lieblichkeit, alle Anmuth der Formen, es ist ein starres, unnahbares, grandioses Wunder, das man nur anstaunen, das man aber nicht lieben kann. Eine gewaltige, schroffe und steile, aber dünne Spitze erhebt sich über der ganzen Kette des Montblanc, gleichsam wie drohend und rächeverkündend zum Himmel aufzeigend. Ich möchte nicht, das Gewissen mit einem Morde oder einem anderen großen Verbrechen belastet, in Chamouny dem Montblanc gegenüber stehen. Dieser Anblick würde mich tödten vor Furcht und Entsetzen. — Unten scharrten die Maulthiere und harrten die Führer und wir eilten hinab, um die Maulthiere zu besteigen und hinauf zu reiten zum Eismeer. Das ist ein beschwerlicher Weg, gefahrvoll und angreifend, es gehört nicht allein Muth dazu, sondern man muß auch ganz frei von Schwindel sein, um ihn wagen zu können. Auf losem Steingeröll geht es scheu den Felsen hinauf, bald in Schneckenwindungen, bald so ungeheuer steil, daß das Maulthier ganz gerade in die Höhe steigt und Du Dich kaum vor dem Hinuntergleiten bewahren kannst. Viele erliegen diesen Fährlichkeiten und an der kleinen Quelle auf der Hälfte des Weges trafen wir mehre junge Damen, weinend und zitternd, nicht im Stande weiter hinauf zu reiten, noch viel weniger im Stande wieder hinunter zu reiten, denn der Schwindel hatte sie gepackt und eine von ihnen lag ohnmächtig, besinnungslos in den Armen ihres Begleiters. Wir aber hatten Muth und keinen Schwindel, und nach dreistündigem Ritt hielten wir eben vor dem Gasthof, verließen die Maulthiere und eilten in's Zimmer, um uns zu wärmen an dem flackernden Feuer im Kamin, und zu stärken an Gemsenbraten und saurem Wein. Dann ging es zu Fuß weiter; welch eine wunderbare, köstliche Wanderung. Einen Felspfad klettert man hinab, so steil, so schmal, und doch läßt der ungeheure Anblick, den man vor sich hat, keine Furcht und kein Zagen aufkommen. Denn da liegt es vor uns, dieses gigantische, fabelhafte Eismeer, da liegt es in seiner kolossalen Schönheit, und wenn Du nach einer viertelstündigen Wanderung es erreicht hast, blickt Du staunend, ungewiß, ob nicht ein Traum Deine Sinne befangen hält, umher. Wie wunderbar! Du stehst auf dem klaren, durchsichtigen Eise, das an beiden Seiten begrenzt ist von ungeheuren Felswänden, die purpurn erglänzen in dem Blüthenschmuck der Alpenrosen, von denen sie wie von einem undurchsichtigen Teppich ganz überzogen sind. Rings um Dich die Gluth des Lebens, das saftige Grün der Vegetation, und inmitten dieses Lebens die Erstarrung des Todes, das Aufhören alles Lebens, der Winter, wie ein blitzender Diamant rings eingefaßt vom grünen, leuchtenden Sommer. Und wenn Du Dich satt gesehen an den Umgebungen, so starrt Dein schwindelndes Auge trunken auf dieses geheimnißvolle Wunder zu Deinen Füßen hin. Du stehst auf einem Meer, das mitten in seinem Lauf erstarrt ist. Von der Höhe dort ist es hernieder gesprungen in wilden, schäumenden Sätzen, mit ungeheuren, brausenden Wogen, und plötzlich, wie von einem Zauberwort berührt, ist es stehen geblieben, sind seine schäumenden Wogen erstarrt, seine sich bäumenden Wasser, statt übereinander herzustürzen, aufrecht stehen geblieben. Es ist, als habe Gott in einer Caprice dieses Meer erstarren gemacht, um dem staunenden Menschenkinde seine Allmacht, die die Natur überwindet und bändigt, zu zeigen. Denn dieses Eismeer ist wider die Natur, das Meer ist bezaubert, es liegt da, ein gefesselter, schlummernder Löwe, mitten in der schäumenden That der Bewegung gebändigt zu der erstarrten Ruhe der Unbeweglichkeit. Ungeheure Abgründe gähnen zwischen diesen Eiswogen und wenn Du, vorsichtig an den Rand der Wellen tretend, hinab schaust in diese tiefen Spalten, so wird Dein Auge wie geblendet von dieser wunderbaren Schönheit. Oben ist das Eis klar und weiß und in den Spalten ist es durchsichtig und von dem wundervollsten, lichten Blau; je tiefer die Spalte, desto intensiver wird die Farbe, tief unten ein ganz glühendes, tiefes Dunkelblau und darunter fließt krystallhelles, durchsichtiges Wasser. Der Schweiz, die Farbengluth dieses schattirten, durchsichtigen Blau ist

---

gesprochenen Worten bald zu folgen, bald vorauszugehen. Auch das Stampfen des Fußes hat seinen besonderen Ausdruck, sowohl im Zanke und Zorne, als beim unbedingten Beschluß. Aber das Gesicht ist der Inbegriff des ganzen Menschen, sowie die Augen gleichsam die Quintessenz des Gesichts bilden, weshalb auch, so sagt Tullius, die am meisten competenten Richter das Spiel in der Maske, sogar bei dem gefeierten Roscius, nicht liebten. Kein Theil des Körpers ist so mannigfachen Wechsels fähig, als das Gesicht; nur hier ruhen alle die verschiedenen Gemüthsbewegungen, deren richtiger und zeitgemäßer Ausdruck die Meisterschaft des Künstlers bekundet. Dieser ist ohne die freie Wirkung der Augen nicht möglich, weshalb Theophrast Einen, der seine Rolle mit starrem, unverwandtem Auge vortrug, einen abwesenden Schauspieler nannte.

Da die Gesichtszüge so großer Veränderungen fähig sind, so erfordert es auch geriefte Urtheilskraft, sie gehörig zu beherrschen und anzuwenden. Nicht, daß die Form der Züge bei jeder Gelegenheit wechseln müßte, wodurch die Darstellung in Farce oder Possenspiel ausarten würde; aber gewiß ist es, daß die Augen eine wunderbare Kraft besitzen, die Bewegungen des Gemüths zuweilen durch einen festen, entschlossenen, oder durch einen sorglosen, dann wieder durch einen blitzähnlichen, gleichsam durchbohrenden Blick, oder durch das freudige Strahlen des Auges, wie der Sinn der Worte es nöthig macht, zu bezeichnen; denn die Action ist gewissermaßen die Sprache der Gesichtszüge und der Glieder und muß daher stets den Gefühlen der Seele angepaßt werden. Noch wollen wir bemerken, daß von Natur Allem, was mit der Gesticulation in Beziehung steht, eine wunderbare Kraft eingepflanzt ist, die auf gemeine, ungebildete, ja, ganz rohe Menschen einen unbegreiflichen Eindruck ausübt. Niemand wird vom Klange der Worte bewegt, der die Sprache derselben nicht versteht, und der Sinn vieler Stellen geht bei Menschen von schwachen Verstandeskräften gänzlich verloren: allein Mimik ist eine Art allgemeiner Sprache, alle Menschen können denselben Leidenschaften unterworfen sein, und kennen folglich ihre Zeichen auch bei Anderen, wodurch sie dieselben ausdrücken.

Vielleicht sind einige unserer Leser der Meinung, daß diese dem Cicero entnommenen Andeutungen und Winke für die Darsteller auf unsern Theatern etwas zu verfeinert sind: wir erwiedern darauf, daß wir es als Grundsatz aufstellen, wie ohne richtigen Menschenverstand und feines Gefühl Niemand ein guter Schauspieler sein kann, und daß er ganz untüchtig ist, die Würde eines römischen Helden darzustellen, sobald er nicht in den Geist der Vorschriften über Declamation und Gesticulation, wie sie uns von einem römischen Redner überliefert worden sind, eingedrungen ist.

Noch giebt es etwas, welches unser Autor für nicht zu unbedeutend hält, um dabei zu verweilen, obgleich es nur rein mechanisch ist: nämlich die richtige Intonation. Bei dieser Gelegenheit erzählt er die Geschichte vom Gracchus, welcher einen Diener mit einer elfenbeinernen Pfeife hinter sich stellen ließ, um ihm den richtigen Ton anzugeben, sobald er sich von der bestimmten Tonhöhe entfernte. „Jede Stimme," sagt Tullius, „hat ihren eigenen Anfang und Mittelgrad, und das Angenehme der Aussprache besteht darin, daß man sie durch alle Stufen der Töne natürlich durchführt, ohne ein Extrem zu berühren. Laßt daher," so fährt er fort, „die Pfeife zu Hause und führt dagegen den Sinn dieser Gewohnheit mit Euch."

W. E. N.

wunderbar köstlich, kein Maler ist im Stande, nur eine Idee, eine Ahnung davon zu geben, denn man kann wohl die Farbe, nicht die Durchsichtigkeit, die Krystallhelle, den Glanz des Eises wiedergeben. Wenn man sich satt gesehen an dieser märchenhaften, wunderbaren Schönheit, wenn man am Rande des Eises sich einen Strauß der köstlichsten, glühendsten Alpenrosen gepflückt hat, dann geht man wonnetrunken, staunenden Sinnes wieder hinauf, bestiegt die Maulthiere und beginnt den nun doppelt gefährlichen Ritt den Felsen hinunter. Selbst den nicht zum Schwindel Geneigten sind diese schnellen Wendungen des Schneckenweges gefährlich, denn die Maulthiere wenden sich da so rasch und dabei hat man links und rechts so ungeheure Abgründe, von denen man das Auge nicht abzuwenden vermag. — Ganz zerbrochen und zerschlagen kamen wir endlich wieder in Chamouny an. Aber eine anstrengendere Partie stand uns am nächsten Tage bevor, und waren wir heute fünf Stunden geritten, so hatten wir morgen eine Tour von zehn Stunden, denn wir wollten über den Tête noire, den Passe maudit und den Trient nach Martigny. — Früh am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg; bald war Chamouny und das Eismeer hinter uns verschwunden, immer höher hinauf führte unser Weg, immer dichter schlossen die Gletscher rings umher uns ein, immer eisiger ward die Luft, unsere Maulthiere, die Stirn mit großen Büscheln Alpenrosen geziert, trabten muthig weiter, und bald hatten wir den sogenannten Passe maudit erreicht. Es ist ein anderthalb Fuß breiter, roh in einen Felsen gehackter Weg, an dessen einer Seite der Felsen schroff in die Höhe geht, während auf der anderen Seite ein viertausend Fuß tiefer Abgrund schwarz und schauerlich Dich angähnt; dazu ist der Felsensaal glatt und schlüpfrig, denn kein Sonnenstrahl dringt jemals in diesen Wald von Krüppelholz, und aus dem Felsen sickert und tropft das Wasser. Der geringste Fehltritt des Maulthiers bringt Dir den Tod, aber wie zierlich diese Thierchen treten, wie sorgsam sie erst jeden Schritt prüfen, ehe sie ihn wagen, und doch, kein eingefuchtes Kunstreiterpferd hat so hohe Sprünge, so künstliche Kletterübungen zu machen! Mein Führer kletterte voran und wenn wieder neue Felsstücke zu erklettern waren, wandte er sich gebieterisch nach mir um: „Le haut du corps en avant," ich rief es hinter mir dem Reisegefährten zu, dann legten wir den Kopf dicht an den Kopf des Thieres, das maulet machte einen gewaltigen Satz und wir waren oben. Aber wie viel hundert Mal sich das wiederholte, bis endlich auch das Krüppelholz aufhörte, der Wald sich lichtete und der Pfad um ein weniges breiter und trockener wurde! Jetzt treten die hohen Felswände zu beiden Seiten noch näher aneinander, dazwischen in unermeßlicher Tiefe schäumt und braust die Dranse wie ein blitzendes Silberband dahin, endlich verengt sich der Weg so sehr, treten die Felsen so dicht zusammen, daß man sich ganz athemlos, ganz verrückt, wie erstickend fühlt. Zuletzt sind sie nur noch fünf Fuß von einander, dazwischen ein Abgrund von dreitausend Fuß. Hier haben die Römer ein Thor gemauert zwischen beiden Felsen, und wenn Du dies passirt hast, lichtet sich der Pfad mehr und mehr, aber dennoch bleibt er schreckensvoll und wild, obwohl minder gefährlich, denn hier und da ist eine Barrière angebracht. Bald reitet man nun über Schneefelder dahin, während dicht daneben die Kühe auf den Matten weiden, und nach fünf Stunden endlich erreicht man das erste Haus, sieht man wieder Menschen und ruht im Hôtel des Alpes von seinen Fährnissen und Freuden aus. Aber es ist nur eine kurze Rast, man muß weiter, denn das Schwerste kommt noch, der Trient, dieser steile Berg da dicht vor uns, muß noch erklettert werden. Erklettert in der That, und wenn man ihn einsieht und den schmalen kleinen Pfad betrachtet, der ganz gerade darum emporsteigt, so hält man es für unmöglich mit dem Maulthier dahinauf klimmen zu können. Indeß, es muß sein, es giebt nur einen Weg, rückwärts oder vorwärts. Also vorwärts! Hatten wir vorher in der feuchten Kälte des Waldes reiten müssen, so war nun der Weg vor uns in der heißesten Gluth des Mittags zurück zu legen. Die ganze Kraft der Sonne ruhte und brannte auf diesem Felsen und drohte uns zu versengen mit ihrer furchtbaren Gewalt, denn einen Schirm zu halten war unmöglich, da man genug mit sich und seinem Maulthier zu halten hatte. Rechts die steile Felswand, von der die Sonne abprallte, links der gähnende Abgrund, viele tausend Fuß tief, der Weg so schmal, so glatt, und dabei die eigenthümliche Gewohnheit der Maulthiere, immer gerade am Rande des Abgrundes hin zu balanciren und nicht sich drüben an der Felswand zu halten. Ich konnte die Hitze, die mir die Stirn verbrannte, die Gefahr dieser Situation nicht mehr ertragen, gewagt mußte einmal werden, ob man rasch oder langsam ritt, ich trieb mein maulet zum raschern Schritt und galoppirte am Rande des Abgrundes dem Berg hinauf. Aber wenn man die Höhe erreicht hat, belohnt die köstlichste Aussicht den Muth und die Anstrengung. Zu unseren Füßen tief unten erblickt Du das wundervolle Thal der Rhone: leuchtend im Sonnenglanze schlängelt sich der Strom dahin, Kastanienwälder, Städte und Dörfer fassen seine Ufer ein, zu beiden Seiten schließen ungeheure Felsen, überragt von den leuchtenden Gletschern, das Thal, das drüben ganz eingeschlossen wird von der langen, gigantischen Kette des Montblanc. Am Fuße des Montblanc, dort unten am Kastanienwalde schimmert Dir Martigny entgegen, das Kreuz der Kirche leuchtet im Abendsonnenglanz, ganz schwach trägt Dir der Wind das Läuten der Vespergloche entgegen und von der Alm herüber ertönt das fröhliche Lied der Sennerin. O, dieser Anblick ist göttlich schön und Du wünschest Dir Flügel, um hinunter fliegen zu können in dieses überirdisch schöne, entzückende Thal. Aber Maulthiere haben keine Flügel und erst wenn Du noch drei Stunden steil bergab geritten bist auf lockerem Steingerölle, erst wenn die Rhonefliegen Dein maulet so zerstochen haben, daß es fortwährend sich bäumt und ausschlägt und Du immer in Gefahr bist zu fallen, erst wenn Du das Alles überstanden hast, gelangst Du endlich nach Martigny und steigst vor dem glänzenden Gasthof dort vom Pferde. — Martigny liegt überraschend schön, rings eingeschlossen von Gletschern, dabei ist die Luft geschwängert von aromatischen Düften, die von den grünen Matten der Alm herüberwehen, und ganz südlich milde und weich. Aber doch ist es wie ein offener Sarg, ein wundervoller, köstlicher, mit Blumen bestreuter Sarg, aber immer doch ein Sarg, der mit dem Leben, mit der Welt nichts mehr zu thun hat, und wenn Du die unermeßlichen Schönheiten dieses engen, tiefen Thals tief in Deine Seele gezogen hast, dann bist Du froh wieder einen Weg zu finden, der Dich weiter in das Leben und in die Welt führt. Und welch einen Weg! Ich glaube nicht, daß es auf Erden etwas Schöneres giebt, als den Weg von Martigny nach Bex und von da weiter nach Villeneuve und Veroy. Aber das läßt sich nicht beschreiben und sagen, das muß gesehen und genossen werden. Was hilft es, wenn ich Dir erzähle von dem Schlachtfeld der Walliser, über das wir dahin fuhren, von der Rhone, die sich in einem köstlichen Wasserfall von Felsen stürzt, und endlich von dem berühmten Wasserfall der Pissevache, welcher vielleicht der grandioseste Wasserfall in Europa ist! Der Schnee der Farben, das Leuchten der Gletscher, der dunkelblaue Duft, der über den Bergen liegt, die einzelnen Tropfen des Wasserfalls, die wie tausend Diamanten in der Sonne flammen, die milde, weiche, glühende Luft, die dennoch immer von kühlenden Winden gefächelt wird, das Alles läßt sich nicht beschreiben. Es ist ein Thal des Südens, gar nicht zu vergleichen mit der übrigen Schweiz, grandioser und doch lieblicher, Alles heißer und doch sanfter, weicher. Und nun endlich, wenn Dir in der Ferne der Genfersee mit seiner dunkelblauen Fluth entgegen leuchtet, wenn Du mit vor Freude klopfendem Herzen Dich ihm wieder näherst, wenn Du in Villeneuve wieder dicht an seinem Ufer entlang fährst und ihn ganz vor Dir ausgebreitet siehst in seiner wundervollen Schönheit und Lieblichkeit, müssen Dir da nicht Thränen in die Augen treten vor tiefer, unaussprechlicher Rührung und seligem Glück, mußt Du da nicht Gott danken, daß er die Welt so schön gemacht und Dir Augen gegeben hat, sie zu sehen? Sich der Welt und ihrer Schönheit freuen, heißt Gott danken, und so war unser Wiedersetzen des Genfersee's, unsere Fahrt an seinen Ufern ein langes, ununterbrochenes Gebet. Zwischen Villeneuve und Veroy liegt das alte, feste Schloß Chillon, mit seinen ungeheuren Thürmen und Mauern ganz hinein gebaut in den See und rings von seinen Wassern umfluthet. Wir verließen den Wagen, um die berühmten unterirdischen Gefängnisse zu sehen, in denen einst die Herzoge von Savoyen ihre Staatsgefangenen einkerkerten. Ueber zwei enge, geschlossene Höfe, durch ungeheure, allen Zeiten trotzende Thore gelangt man in diese furchtbaren Gewölbe, an deren das Gemäuer tragenden Säulenpfeilern noch die eisernen Ringe hängen, mit denen die Gefangenen hier an ihrer Kette befestigt wurden. Ganz eben in den viele Ellen dicken Mauern sind schmale, kleine Schießscharten angebracht, durch die man Nichts gewahrt, als die Spitzen der Wogen. Und in diesem Aufenthalt, in dieser Verdammniß haben Menschen ihre Brüder verurtheilt zu leben, hier haben Menschen geseufzet und gebetet. Einer von ihnen, ein freier, edler Mann, der es gewagt seinem intriguanten Fürsten die Wahrheit zu sagen, ist hier viele Jahre Gefangener gewesen, bis man ihn endlich verhungern ließ. Du siehst noch den Ring, an welchen er gefesselt war, und der Felsengrund ist ausgehöhlt von seinem jahrelangen Stehen und Auf- und Niederschreiten. In diesem Pfeiler neben dem Ring hat Lord Byron seinen Namen eingeschnitten, eben so Victor Hugo. Das berühmte Gedicht des Ersteren, das ihm in Chillon seine Muse zugeflüstert, kennst Du.

Von Chillon bis Veroy ist nur eine Stunde und in dem schönen und prächtigen Hotel Aux trois couronnes in Veroy erwartet Dich süße Ruhe und köstliches Behagen. Dies Hôtel, das schönste und glänzendste, welches ich kenne, liegt unmittelbar am See und bietet die wundervollste Aussicht dar. Veroy ist überhaupt der schönste Punkt am Genfer See, das Klima am schönsten, die Gegend am lieblichsten und zugleich am grandiosesten. Gegen Abend standen wir auf der Terrasse unseres Hôtels. Der See schlug mit dunkelblauen Wogen, murmelnd und schäumend zu unseren Füßen an, kleine, leicht bewimpelte Boote flatterten wie Vögel an uns vorüber, die gewaltigen Berge des jenseitigen Ufers standen im violetten Duft, und so blau wie ein Himmel, der sich auf die Erde gelegt, streckte der See sich weit, unabsehbar hinein in die Ferne. Und über den Bergen drüben schauten in flammender Schönheit die Gletscher herüber, leuchtend und strahlend und umflort von dem durchsichtigen violetten Duft der Berge. Die Sonne begann zu sinken; schon tauchte sie die Berge mit dunkelrothen Gluthen an; die Gletscher begannen zu erröthen wie göttliche Jungfrauen, wie leicht angehauchte, weiße Rosen, die ganze Gegend schien aufzuathmen in einem ruhigen Lächeln der Freude, der See spielte in blauen und goldenen, in rosenrothen und violetten Lichtern, jetzt flammten die Gletscher auf in tiefdunkler, purpurner Gluth, ein unermeßliches, strahlendes Leuchten strömt von ihnen aus und überstrahlt die Berge und den See, es ist wie ein entzückendes Aufjauchzen der ganzen Schöpfung, so still, so feierlich ist Alles ringsum, die Natur selbst scheint den Athem anzuhalten, um diese Apotheose der Gletscher durch keinen Windhauch zu stören, die Wellen des See's stehen still, aber schon werden die Spitzen der Gletscher matter und farbloser, schon beginnt ihre Gluth zu erbleichen. Der Purpur verwandelt sich in Goldgelb, wird matter und matter, noch ruhen einzelne Purpurstreifen auf den Bergen, auch diese verschwinden, und kalt und weiß, wie gigantische Riesengespenster stehen sie jetzt da, die weißen, glanzlosen Gletscher! —

Was soll ich Dir nun noch weiter erzählen? O, ich hatte noch so Vieles, was ich Dir sagen wollte, aber ich sehe jetzt, daß es immer nur eine Wiederholung des schon Gesagten sein würde. Ich habe Dir das Größte zu schildern versucht, was es in der Schweiz giebt, wozu das Kleinere, wenn auch nicht minder Schöne beschreiben wollen? Die Natur hat sich hier in ländeinem Spiel zuweilen wiederholt, der Montblanc und der Genfer See, die Thäler und Höhen ringsum waren die Vorbilder, nach denen sie sich componirte. Das liebliche Thal von Grindelwald mit seinem Ober- und Untergletscher ist nur eine Copie, aber en miniature, von dem Chamouny-Thal mit dem Eismeer und dem Bossen, die Jungfrau erinnert an den Montblanc, nur daß sie dreitausend Fuß weniger Grad hat, der Staubbach erreicht weder die Pissevache noch den Giessbach, und weder das Thal von Lauterbrunn noch Meyringen erreichen das göttliche Thal von Martigny. Aber lieblicher, ansprechender als die Regionen des Montblanc ist das Berner Oberland und dabei fehlt ihm weder das Großartige, noch das Imposante. Und dann diese schönen Seen, sie sind eben so großartig als lieblich, der kleine Thuner See, ein wahres Juwel, nach dem Genfer See vielleicht der schönste, eben so anmuthig der Vierwaldstädtersee und der Züricher. O, mein Gott, ich könnte Dir noch Tagelang erzählen, aber nichts Neues mehr und also — schweige ich.

L. Mühlbach.

Kleinigkeiten.

Charade.

Als ich neulich dem Gedränge
Einer schaubegier'gen Menge
Mich versuchte zu entzieh'n,
Trat ich, unter dem Bemüh'n,
Einem Herren auf die Zeh'
Und von seinem derben Weh'
Zeugt' der ersten Sylbe Klang
Der sogleich in's Ohr mir drang.
Rückwärts schauend, schuldbewußt,
Sah an des Betrogten Brust
Ich die zweite Sylbe prangen;
Und mit demuthsvollem Bangen
Fleht' ich ihn um Nachsicht an. —
Er, der hochgesinnte Mann,
Schenkte sie mir nicht allein,
Und sogar dazu mich ein,
Was die dritte Sylbe nennt
Und der Gastronom wohl kennt. —
So entledigt meiner Sorgen,
Stellt' ich mich am andern Morgen
Zur bestimmten Stunde ein,
Und im fröhlichen Verein
Ander'r Gäste sah ich bald,
Daß es hier dem Ganzen galt,
Denn das erste Sylbenpaar
Dominirte offenbar.
Wohlgespanzert, stark in Zahl,
Rückt' es an, doch unser Stahl
Drang, mit scharfgeschliffner Schneide,
Tief in seine Eingeweide,
Und Champagner-Propfen-Knall
Feierte der Gegner Fall;
Sie erlitten an dem Tage
Eine große Niederlage. —
Ich focht tapfer, wie bekannt,
Und von Siegesfreud' entbrannt,
Preisend meines Gönners Gnade,
Fabricirt' ich die Charade.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

G. H. in W. — Da wir Ihre nähere Adresse ersehen, so ersuchen wir Sie Ihrem Wunsche gemäß auf diesem Wege über die uns eingesendete Novelle „die Pflanze" gutachtlich verfügen zu wollen, da der Stoff bereits von Van der Velde in sehr ansprechender Weise behandelt ist.

Eine Freundin der Novellen-Zeitung an der Weser. — Manchfache Zuschriften von Seiten der Expedition würden nur den Wünschen sehr Weniger entsprechen und einzeln sehr große Erkenntnisse zur Folge haben. Der Buchhändler wird sich aber mit größtem Dank diese Erleichterung gefallen lassen.

Herrn H. J. in F. — Auch uns hat die Zerstreutheit, welche durch äußere Umstände verschuldet war, sehr leid gethan. Was Ihr sonstiges Ansuchen betrifft, so müssen wir Sie auf die Rendezvous unserer Briefe verweisen.

J. S. C. — Noch wissen wir nicht, wann der Schluß des Ewigen Juden erscheint; doch hat der Constitutionnel die Zusicherung ertheilt, daß er im laufenden Jahre zu Ende gebracht werden wird, und dann erst können auch wir weitere Entschlüsse fassen.

Herrn J. W. B. in N. — Da wir den übrigen Damen ganz ähnlich, so thut es uns leid, von den gemachten Einsendungen keinen Gebrauch machen zu können.

Frau G. M. in B. — Sie sehen, wie schnell wir unsern unfreiwilligen Fehler verbessert haben.

Eingegangene Manuscripte. — März 26. Nr. 111. H. in O. Nr. 112. B. in K. März 28. Nr. 113. N. in G. April 2. Nr. 115. J. W. B. in M. Nr. 116. J. W. B. in M. April 5. Nr. 117. H. in S. April 7. Nr. 119. Eine musikalische Mittheilung. April 11. M. Nr. 120. H. in J. Nr. 121. B. in A. Nr. 122. J. in S.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung
Redigirt von Dr. Otto Spamer.
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Mann mit der Maske.

Novelle von Ernst Ziel.

Mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Es war in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1796. Ein Wagen, der von Wien kam, hielt vor dem Thore von Baden. Der Schlagbaum wurde geöffnet, und der Wagen fuhr in die Stadt hinein. Er hielt vor dem Gasthofe zum Elephanten. Ein Herr stieg aus, der sich sogleich ein Zimmer anweisen ließ. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mittlerer Größe, mit einem feinen, geistvollen Gesicht, das durch eine Maske von schwarzem Sammet verdeckt war. Er trug einen Reisemantel, unter welchem man einen Frack von feinem Tuch und weiße Beinkleider sah. Seine Wäsche war fein, und seine Hände waren weiß und zart. Er bestellte sich ein Abendessen, und ließ sich dann in sein Zimmer führen.

Der Kellner, der ihn bedient hatte, ging in die Küche, wo der Wirth, die Wirthin und die Köchin beisammen waren. Sie hatten den Fremden durch das Fenster gesehen, und sprachen über ihn. Der Kellner sagte, daß der Fremde ein feiner Herr sei, und daß er ihm ein gutes Trinkgeld gegeben habe. Die Köchin sagte, daß der Fremde ein schöner Mann sei, und daß sie gern wissen möchte, warum er eine Maske vor dem Gesicht trage. Der Wirth sagte, daß er sich nicht um die Gäste bekümmere, und daß es ihm gleichgültig sei, ob sie Masken vor dem Gesicht trügen oder nicht. Die Wirthin sagte, daß sie sich auch nicht um die Gäste bekümmere, daß sie aber doch gern wissen möchte, warum der Fremde eine Maske vor dem Gesicht trage.

Der Fremde hatte sich unterdessen an den Tisch gesetzt, und aß und trank. Er hatte sich eine Flasche Wein bringen lassen, und trank ein Glas nach dem andern. Er trank aber nicht viel, denn die Flasche war noch fast ganz voll, als er sie wegschickte. Er aß auch nicht viel, denn er hatte nur ein Huhn und ein Stück Brod gegessen. Er hatte sich auch nicht lange mit dem Essen aufgehalten, denn er hatte es in einer Viertelstunde beendigt.

Als er gegessen hatte, ging er in sein Zimmer, und legte sich zu Bette. Er schlief aber nicht ein, sondern dachte über sein Leben nach. Er dachte an seine Jugend, an seine Eltern, an seine Geschwister, an seine Freunde, an seine Feinde, an seine Liebe, an seine Ehe, an seine Kinder, an seine Geschäfte, an seine Reisen, an seine Krankheiten, an seine Gesundheit, an seine Armuth, an seinen Reichthum, an seine Ehre, an seine Schande, an seine Tugenden, an seine Laster, an seine Thorheiten, an seine Weisheit, an seine Dummheit, an seine Klugheit, an seine Tollheit, an seine Vernunft, an seine Unvernunft, an seine Religion, an seine Irreligion, an seine Moral, an seine Unmoral, an seine Politik, an seine Unpolitik, an seine Philosophie, an seine Unphilosophie, an seine Poesie, an seine Unpoesie, an seine Kunst, an seine Unkunst, an seine Wissenschaft, an seine Unwissenschaft, an seine Gelehrsamkeit, an seine Ungelehrsamkeit, an seine Bildung, an seine Unbildung, an seine Erziehung, an seine Unerziehung, an seine Sitten, an seine Unsitten, an seine Gewohnheiten, an seine Ungewohnheiten, an seine Neigungen, an seine Abneigungen, an seine Leidenschaften, an seine Unleidenschaften

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

— Warum haben Sie, ehe ich aus dem Gefängniß kam, es mir zur Bedingung gemacht, ich solle an meine Geliebte schreiben, daß ich sie niemals wiedersehen wolle? Warum haben Sie verlangt, daß ich Ihnen den Brief gebe?...

— Sie seufzen!... Denken Sie noch an sie?

— Immer...

— Sie haben Unrecht... Ihre Geliebte ist jetzt fern von Paris... ich habe sie in die Eilpost steigen sehen, bevor ich wieder nach St. Pélagie kam, um Sie zu erlösen.

— Ja... ich erstickte in diesem Gefängnisse. Um nur herauszukommen, hätte ich meine Seele dem Teufel verpfändet; Sie haben sich das wohl gedacht und sind gekommen... nur haben Sie statt meiner Seele mir Cephise genommen... Arme Königin Bacchanal! Und weshalb? Zum Donnerwetter, werden Sie es mir endlich sagen?

— Ein Mann, der eine Geliebte hat, die ihm so am Herzen liegt als Ihnen die Ihrige, ist kein Mann mehr;... bei der rechten Gelegenheit fehlt es ihm an Muth...

— Bei welcher Gelegenheit?...

— Trinken wir...

— Sie nöthigen mir zu viel Branntwein auf.

— Oho... sehen Sie doch nur mich!

— Das eben erschreckt mich... es ist teuflisch... Nach einer Flasche Branntwein rühren Sie sich noch nicht. Haben Sie denn eine Brust von Eisen und einen Kopf von Stein?

— Ich bin lange in Rußland gereist; dort trinkt man, um sich wieder zu erwärmen.

— Hier, um sich zu erhitzen... Nun gut, trinken wir... aber Wein!

— Ich was! Wein ist für die Kinder, Branntwein für Männer wie wir...

— Also Branntwein... o, das brennt;... aber der Kopf glüht... und man sieht dann alle Flammen der Hölle!

— So habe ich Sie gern, meiner Treu!

— Als Sie mir eben sagten, daß ich zu sehr von meiner Geliebten eingenommen sei und daß es mir bei Gelegenheit an Muth fehlen würde, von welcher Gelegenheit sprachen Sie da?

— Trinken wir doch...

— Halt noch... Sehen Sie, Camerad, ich bin nicht dümmer als Andere. An Ihren halben Reden merke ich was.

— Nun?

— Sie müssen ein Aufruhranzettler sein... ein Werber für Meutereien.

— Und was weiter?

— Und Sie reisen für eine ungenannte Gesellschaft, welche mit Flintenschüssen Geschäfte macht.

— Sind Sie etwa feige?

— Ich?... ich habe mein Pulver im Juli verbrannt... und nach der Art!

— Und würden es nochmals verbrennen!

— Dies Feuerwerk ist mir so lieb wie ein anderes... Wahrhaftig, diese Aufstände sind mehr zum Vergnügen als zum Nutzen; denn Alles, was ich bei den Verschanzungen in den drei Tagen gethan habe, war Nichts, als daß ich mir die Hose verbrannt und meine Jacke verloren habe... Das hat das Volk in meiner Person dabei gewonnen. Nun, los damit, en avant marchons, wohin bläst der Wind?

— Sie kennen mehre Arbeiter des Herrn Hardy?

— Aha, also deshalb haben Sie mich hierher geführt?

— Ja... Sie werden hier mehre Arbeiter seiner Fabrik treffen.

— Cameraden von Hardy, die auf Meuterei anbeißen? Dazu geht es ihnen zu wohl... Sie irren sich.

— Sie werden sie gleich sehen.

— Sie, die so glücklich sind?... Was können sie verlangen?

— Und ihre Brüder? Und die, welche keinen guten Herrn haben, vor Hunger und Elend sterben und sie rufen, sich mit ihnen zu vereinigen? Glauben Sie, sie würden auf diesen Ruf taub bleiben? Herr Hardy, das ist eine Ausnahme. Das Volk muß einen tüchtigen Anlauf nehmen, da wird die Ausnahme zur Regel und alle Welt ist zufrieden.

— Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie sagen; nur müßte es ein närrischer Anlauf sein, wenn er meinen Schaft von Fabrikherrn, den Baron Tripeaud, der mich zu dem gebracht hat, was ich bin, jemals gut und redlich machen sollte.

— Die Arbeiter des Herrn Hardy werden kommen; Sie sind ihr Camerad, Sie haben kein Interesse, sie zu täuschen; Ihnen werden sie glauben,... vereinigen Sie sich mit mir... um sie zu bewegen.

— Zu was?

— Diese Fabrik zu verlassen, wo sie sich verwechslichen, sich in selbstsüchtiger Gesinnung entnerven, ohne an ihre Brüder zu denken...

— Aber wenn sie die Fabrik verlassen, werden sie leben?...

— Dafür wird man sorgen... bis zum großen Tage.

— Und was sollen sie bis dahin thun?

— Was Sie diese Nacht gethan haben. Trinken, lachen, singen und nachher statt aller Arbeit sich an den Gebrauch der Waffen gewöhnen.

— Und wer bringt diese Arbeiter hierher?

— Jemand hat schon mit ihnen gesprochen; man hat ihnen Druckschriften zukommen lassen, in denen ihnen ihre Gleichgültigkeit gegen ihre Brüder vorgeworfen wurde... Nun also, wollen Sie mich unterstützen?...

— Ich werde Sie unterstützen;... um so mehr, als ich anfange mich selbst schwer aufrecht halten zu können... Ich hielt auf Nichts in der Welt als auf Cephise, ich sehe, ich bin auf einem schlechten Wege... Sie stoßen mich noch weiter... Nun, eingeschenkt... Ob ich auf diese oder eine andere Art zum Teufel gehe, ist mir gleichgültig... Trinken wir eins.

— Trinken wir auf die Orgie der nächsten Nacht;... die gestrige war nur ein Kinderspiel.

— Aus welchem Stoffe sind Sie denn gemacht? Ich sah Sie an; nicht einen einzigen Augenblick sah ich Sie roth werden oder lachen... oder in Aufregung kommen... Sie saßen da wie eine Bildsäule von Cypressen.

— Ich bin nicht mehr fünfzehn Jahr alt; wenn ich lachen soll, muß es anders kommen;... aber in dieser Nacht... ja, da werd' ich lachen.

— Ich weiß nicht, ob es vom Branntwein kommt,... aber der Teufel soll mich holen, wenn Sie mir nicht Furcht machen, indem Sie sagen, daß Sie in dieser Nacht lachen werden!

Und dies sagend stand der junge Mann taumelnd auf, er begann auf's Neue trunken zu sein.

Es klopfte an die Thür.

— Herein!

Der Wirth der Schenke erschien.

— Was giebt's?

— Es ist ein junger Mann unten; er heißt Olivier; er fragt nach Herrn Morok.

— Der bin ich, lassen Sie ihn herauf.

Der Wirth ging.

— Das ist Einer von den Unsern; aber er ist allein, — fügte Morok hinzu und sein rauhes Gesicht drückte Besorgniß aus. — Allein, das wundert mich... ich erwartete Mehrere;... kennen Sie ihn?

— Olivier?... ja... er ist blond, wie mir scheint.

— Wir werden ihn sehen... da ist er.

Ein junger Mann mit offenem, kühnem, verwegenem Gesichte trat ein:

— Sieh da... Couche-tout-nud! — rief er beim Anblicke des Gastes Morok's.

— Ich selbst. Man hat Dich Jahrhunderte nicht gesehen, Olivier.

— Das ist sehr natürlich... mein Junge; wir arbeiten nicht an demselben Orte.

— Aber Sie sind allein, — versetzte Morok.

Und auf Couche-tout-nud zeigend fügte er hinzu:

— Sie können in seiner Gegenwart sprechen, er gehört zu den Unsern.

— Ich komme allein, aber im Namen meiner Cameraden.

— Ah so, — sagte Morok mit Zufriedenheit, — sie willigen ein?

— Sie weigern sich... und ich auch.

— Was zum Teufel, sie weigern sich?... Sie haben also nicht mehr Einsehen als Weiber! — rief Morok und knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

— Hören Sie mir zu, — versetzte Olivier kalt, — wir haben Ihre Briefe bekommen, Ihren Abgesandten gesehen; wir haben uns überzeugt, daß er wirklich mit geheimen Gesellschaften in Verbindung steht, in denen wir mehrere Personen kennen.

— Nun... warum zaudern Sie also?

— Erstens beweist uns Nichts, daß diese Gesellschaften zu einer Bewegung bereit sind.

— Aber ich, ich sagte es Ihnen.

— Es... sagte es... er,— sagte Couche-tout-nud, stammelnd, — und ich bestätige es... hella! en avant marchons!

— Das ist nicht genug, — versetzte Olivier, — und übrigens haben wir es uns überlegt... Acht Tage hindurch war die Werkstätte getheilter Meinung; gestern noch waren die Erörterungen lebhaft, verdrießlich; aber heute Morgen hat uns der Vater Simon kommen lassen, wir haben uns vor ihm ausgesprochen; er hat uns überzeugt;... wir werden warten... wenn die Bewegung uns Bahn bricht,... dann werden wir sehen...

— Ist das Ihr letztes Wort?

— Es ist unser letztes Wort.

— Stille! — rief plötzlich Couche-tout-nud, indem er horchte und auf seinen vom Weine schwach gewordenen Füßen schwankte, — es hört sich gerade so an, als ob in der Ferne das Geschrei einer Menge Menschen laut würde.

Allerdings murmelte es von Weitem, und dann mit wachsendem Getöse, das immer furchtbarer wurde.

— Was ist das? — fragte Olivier überrascht.

— Jetzt, — versetzte Morok, unheimlich lächelnd, — erinnere ich mich, daß der Wirth mir vorher gesagt hat, daß im Dorfe eine sehr große Gährung gegen die Fabrik herrsche. Wenn Sie und Ihre Cameraden sich von den anderen Arbeitern des Herrn Hardy getrennt hätten, würden diese Leute, welche zu heulen anfangen, für Sie sein... anstatt daß sie jetzt gegen Sie sind!

— Dieses Scheinchen war also ein Hinterhalt, der dazu bestimmt war, die Arbeiter des Herrn Hardy gegen einander aufzuhetzen? — rief Olivier; — Sie hofften also, daß wir mit den Leuten, welche man gegen die Fabrik reizt, gemeinschaftliche Sache machen würden, und daß...

Der junge Mann konnte nicht fortsetzen.

Ein furchtbarer Ausbruch von Geschrei, Heulen und Pfeifen erschütterte die Schenke.

In demselben Augenblicke öffnete sich hastig die Thür und der Wirth stürzte bleich und zitternd in das Cabinet und rief:

— Meine Herren, gehört einer von Ihnen zur Fabrik des Herrn Hardy?

— Ich — sagte Olivier.

— Dann sind Sie verloren!... Dort kommen die Wölfe in hellen Haufen und schreien, daß hier Vertilger von Hardy's Fabrik sind und sie fordern zur Schlacht heraus... falls die Vertilger nicht von der Fabrik abgehen und zu ihnen übertreten.

— Kein Zweifel mehr, es war eine Schlinge!... rief Olivier, indem er Morok und Couche-tout-nud mit drohender Miene ansah, — man hoffte uns in Verlegenheit zu setzen, wenn meine Cameraden gekommen wären!

— Eine Schlinge... ich?... Olivier, — sagte Couche-tout-nud stotternd, — nicht die Spur!

— Krieg den Vertilgern! oder sie mögen mit den Wölfen kommen! — rief draußen die gereizte Menge einstimmig und schien in das Haus zu dringen.

— Kommen Sie!... — rief der Wirth aus, und ohne Olivier Zeit zur Antwort zu geben, nahm er ihn beim Arme, öffnete ein Fenster, welches auf das Dach eines nicht sehr hohen Schuppens hinausging, und sagte zu ihm:

— Retten Sie sich durch dieses Fenster, lassen Sie sich hinabgleiten und suchen Sie in's Freie zu kommen; es ist die höchste Zeit...

Und da der Arbeiter zauderte, fügte der Wirth mit Schrecken hinzu:

---

geführt, dann sanftere Gefühle bei wieder erwachter Hoffnung — Empfindungen beim Verweilen im Park bei sinkender Sonne — Behagliches Gefühl am heitern Nachmittag in der anmuthigen Gegend des befreundeten Stromes, unterbrochen durch Gedanken an das wieder zu beginnende Geschäftsleben — Flucht der Zeit, Unruhe und Wehmuthsgefühl im letzten Genuß schöner Freuden in der herrlichen Natur." — Jedenfalls hätte der Componist besser gethan, diese Anweisungen für sich zu behalten; sie sind auch gar zu prosaisch. Uebrigens kennt man den Widerwillen der Theoretiker und Musikfreunde gegen Ueberschriften über Musikstücken. Sie dulden nicht einmal den Vers eines Dichters als Anreizung für den Hörer. Etwas Bestimmtes kann freilich die Musik allein nicht ausdrücken, aber sie vermag, ohne von ihrer Idealität zu verlieren, so scharfe Charakteristik zu ertragen, daß der poetische Hörer den Sinn ihrer geheimnißvollen Sprache bald erfaßt und gläubigen Gemüths dem Componisten folgt. Der Strom der Zeit treibt nun einmal durchaus nach einer gesinnungs- und inhaltsvollen Musik und alles süße Geschwätz der Modernen und aller Widerstand der Glasstuben vermag nicht dem Menschengeist gegen seine Natur Gesetze vorzuschreiben. Eine Sinfonie ohne festen, einigen Charakter, ohne poetische Bedeutung gelangt in unserer Zeit zu keiner eindringlichen, geschweige beharrlichen Geltung. Abgesehen von alle dem ist das Mühling'sche Quartett auch nur ein Werk für Dilettantenkreise, für welche es, der leichten Ausführbarkeit wegen, recht paßt. — Das Quartett von Pape — das dritte — hat in dem ersten Satze mehr Werth als das Mühling'sche, aber alles Folgende fällt ab, ohne irgend schlecht zu sein. Es ist Herrn Pape gegangen wie manchen anderen Componisten, die sich gleich anfangs ausgeben, und das ist Schade. Der erste, recht leidenschaftliche Theil des ersten Satzes verspricht mehr, als alles Andere auch nur zur Hälfte hält. — Unter diesen Sachen erschien im März nichts Größeres, und von Instrumentalcompositen treffen wir nur noch die Virtuosennamen Willmers, Stephen Heller, Czerny, Dreyschock, Alkan, Rosellen u. s. w. Von Rud. Willmers, dem ausgezeichneten Klavierspieler, dem es auch sonst nicht an musikalischer Bildung fehlt, erschien eine große Fantasie — ein Sommertag in Norwegen — und eine elegische Romanze, von denen erstere überwiegt. Früher gab es Leute, welche von Willmers hofften, daß er nicht blos als Virtuose, sondern auch als Componist Bedeutendes leisten werde, aber diese Hoffnungen sind ganz zu Schanden geworden. Seine Producte sind nur Virtuosensachen. — St. Heller gehört zu den geistreichsten Bearbeitern fremder Themen; er weiß das Piano trefflich zu handhaben und hat auch Eigenes gegeben, wie z. B. in diesem Monate, das bei günstigerer Umgebung Anziehendes erwarten ließ. — Von Czerny ist wieder ein Ballen, so ein Viertel Centner herausgekommen, unter Anderem 24 Hefte Variationen, jede mit Titel 6 Seiten lang, und mit Ueberschriften, wie: „pour répéter la même avec differens doigts" u. s. w. an sich, wie sich von selbst versteht, elendeste Schmierage. Ein schrecklicher Mensch, der Czerny! Nicht todt zu machen! Es giebt viele Verlagshandlungen, die das ganze Jahr über nicht so viel herausgeben, wie der einzige Czerny! — Ein arger Schmierer ist auch Rosellen, der bis zum opus 69 vorgerückt ist, — freilich was für opera! — und Alkan ist nicht besser. — Was Dreyschock's Genius anbelangt, so muß man den ebenfalls nicht mit Scheffeln messen wollen. Das ist Einer, der eben auch weiter Nichts kann, als schnell mit den Fingern auf den Klaviertasten herumtanzen, und dazu, um sich Geld zu verdienen, schreibt er allerlei Zeug zusammen, das höchstens von einer Messe bis zur anderen dauert und nachher aus dem Handel verschwindet. — Artot ist nicht minder so ein musikalischer Bettler, der von den Themen Anderer lebt. Man

Die Ausgrabungen in Pompeji.

Die Ausgrabungen in Pompeji sind in neuerer Zeit mit großem Eifer betrieben worden, und es ist dadurch eine Menge von Gebäuden und Gegenständen zu Tage gefördert worden, welche uns einen Einblick in das Leben der Römer gestatten. Wir geben heute eine Ansicht der Ausgrabungen, wie sie sich dem Besucher darbieten, und einige Abbildungen von Gegenständen, welche bei den Ausgrabungen gefunden worden sind.

Fig. 1. Ein Gefäß, welches zum Aufbewahren von Getränken diente.

Fig. 2. Ein Gefäß, welches zum Aufbewahren von Getränken diente.

Fig. 3. Ein Gefäß, welches zum Aufbewahren von Getränken diente.

Fig. 4. Ein Gefäß, welches zum Aufbewahren von Getränken diente.

Fig.

Maria Theresia.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Von Levin Schücking.

Personen.

Kaiser Karl VI., König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oestreich u. s. w.
Maria Theresia, Erzherzogin von Oestreich, Infantin von Spanien, seine Tochter.
Juliane, Gräfin Bologna, Kammerfräulein der Erzherzogin.
Franz Stephan, Herzog von Lothringen.
Eugen, Prinz von Savoyen und Piemont, des H. R. Reichs Feldmarschall, Generalissimus der Kaiserlichen Heere.
Graf Sport, General.
Da Bojador, Vicomte de Rocabarti, Kammerherr.
Graf Sinzendorff,
Graf Gundacker von Stahremberg, } Geheime Conferenz-Räthe.
Graf Khevenhüller,
Baron Klein, Hofrath.
Fatimeh,
Idia,
Dahneja, } drei Türkinnen.
Frau Afra, Beschließerin in Sport's Wohnung.
Ein Kammerherr.
Ein Herrendiener der Hofschützenlandwehr.
Eine Kammerfrau.
Eine Leibschwester.
Ein Hofschütz.
Stadtmusiker, Hofschützen, Husaren.

Ort der Handlung: Schönbrunn. Zeit: das Jahr 173*

Erster Aufzug.

Eine Orangerie im Garten von Schönbrunn. Im Hintergrund eine Glasthür, die in eine offene Halle führt. Seitwärts eine Gartenbank.

Erster Auftritt.

Franz Stephan, Herzog von Lothringen, schlummert auf der Bank, den Arm unter dem Kopfe, in der Hand einen blühenden Orangenzweig. Gräfin Juliane Bologna und Vicomte Da Bojador treten auf von verschiedenen Seiten.

Da Bojador.

Juliane!

Gräfin Juliane.

Pst, Vicomte! Sehen Sie nicht den Schläfer dort!

Da Bojador.

O, sprechen Sie, Gräfin, welche Antwort bringen Sie mir?

Gräfin Juliane.

Die Erzherzogin kommt — nicht hier!

Da Bojador.

Doch hier, jetzt — ich lasse Sie nicht, ein „Ja" oder „Leben" — ein „Nein" oder „Tod" — wie leicht ist das geflüstert!

Gräfin Juliane (ihm ein Billet gebend).

Nun denn, hier ist Ja und auch Nein; nehmen Sie! ich habe meine Antwort in eine diplomatische Note gebracht und erwarte darauf ihr Ultimatum.

Da Bojador.

So feierlich, als gält' es eine Staatsaction.

Gräfin Juliane.

Wir sind am Hofe Kaiser Karls VI.: Grund genug zur Feierlichkeit; Sie sind ein Mann: Grund genug zur Diplomatie! Und wissen Sie denn so gewiß, daß es sich nicht um eine Staatsaction handelt?

(Franz Stephan macht eine Bewegung.)

Da Bojador.

Der Herzog rührt sich.

Gräfin Juliane.

Gehen Sie, gehen Sie. Wir dürfen ihn nicht wecken aus seinen Träumen und — müssen ihn wecken aus seinen Träumen!

(Gilt ab.)

Da Bojador.

Nicht wecken — wecken — welche Hieroglyphen! (Er öffnet das Billet.) Das liebe, süße Geschöpf! sie will mein sein, — wenn — Ha, das ist ein fatales Wenn, eine abscheuliche Bedingung! Dem Herzog von Lothringen soll ich ein Bein unterschlagen! — (Pause.) Nun, sehen wir, was sich thun läßt. Den Kopf hat sie mich doch verlieren machen, pourquoi ne pas y donner la tête perdue! —

(Ab auf der entgegengesetzten Seite.)

Zweiter Auftritt.

Die Erzherzogin Maria Theresia, Gräfin Juliane, kommen.

Maria Theresia (den Schlafenden erspähend).

Er hier! — Bologna, ich habe auf dem Wege einen Handschuh fallen lassen.

Gräfin Juliane (einen Herrenhandschuh überreichend).

Hier ist er, Erzherzogin!

Maria Theresia.

Ah ja, aber ein Flacon wollt' ich sagen!

(Gräfin Juliane geht ab, sich nach Maria Theresia umsehend. Diese nimmt leise den Orangenzweig aus der Hand Franz Stephan's und steckt ihn in den Gürtel.)

Franz Stephan (erwachend).

Theresia! Engel!

Maria Theresia.

Herr Herzog! —

Franz Stephan (aufspringend und ihre Hand küssend).

Verzeihung, Verzeihung! mein Traum sprach aus mir — es war ein fürchterlicher und ein schöner Traum.

Maria Theresia.

Sie haben gewiß dort (auf die Bank deutend) etwas Versäumtes nachgeholt, — ja, ja, sehen Sie mich nur an — je vous en veux! man sagt Ihnen nach, daß Sie süßen Schwärmereien nachjagen! — Man vermißt Sie Abends; was muß ich hören!

Franz Stephan.

O, Sie scherzen! Ich war eingeschlummert, weil der Blüthenduft mich hier betäubt hat; es legte sich mir ängstlich etwas auf die Brust — ein dunkler Schatten breitete sich über den Raum, ich sah empor, denken Sie sich, Erzherzogin, es war eine ungeheure Alonge-Perrücke mit vielen hundert und aber hundert wallenden Lockensträngen, die über mir schwebte, kreiste, wirbelte. — Dann senkte sie sich und da, mit einem Male, lag das Ungeheuer auf meinem Kopfe, schwer und erstickend; ich wollte mich regen, Hülfe rufen — keine Möglichkeit — ich dachte, es tödte mich. Da kam eine Hand, eine weiche und süße Hand und strich mir den Lockenwust aus der Stirn, — ich athmete wieder — sah wieder — es war Ihre Hand! Diese Hand — (er küßt ihre Hand) diese Hand eines Engels!

Maria Theresia.

Hätte ich einen solchen Traum gehabt — ich hätte darin etwas Prophetisches sehen müssen; ja, diese Perrücke schwebt über mir, sie senkt sich, bald wird sie mir den Athem rauben —

Franz Stephan.

Eine Perrücke? —

Maria Theresia.

Nun ja, die, welche das Symbol der allerdurchleuchtetsten Staatsweisheit unserer Geheimenräthe und Minister ist. —

Franz Stephan.

Die wird Sie tödten? Sprechen Sie, wie? Ich fasse Sie nicht.

Maria Theresia.

Nun, wissen Sie denn nicht, daß heute beim Kaiser engere Sitzung des Geheimenraths ist, in welcher über nichts Geringeres ein Beschluß gefaßt werden soll, als über die Vergebung dieser selben Hand, die Sie doch in Ihren Träumen so nöthig haben? —

Franz Stephan.

Gott im Himmel — das erfahre ich jetzt erst — man spricht mein Todesurtheil und —

Maria Theresia.

Still, Herr Herzog! nicht mehr in diesem Tone; wir müssen uns fremd werden von heute an — fremd, wie die Etiquette und die Staatsklugheit dem Gefühle des Herzens fremd ist. Wir haben zusammen gespielt wie unbefangene Kinder — die Tage sind dahin; wir sind erwachsen und der tiefe Ernst des Lebens tritt mit seinen Forderungen vor uns. Ich werde einem Manne übergeben, um mich ein ödes und trübes Leben hindurch im Gehorsam zu üben. — Sie sind glücklich, Sie stellen sich an die Spitze irgend eines Heeres und erobern mit der Schneide Ihres Degens, oder, wenn Sie wollen, mit der Spitze der Diplomatenfeder, eine neue Heimath, statt der alten, statt Ihres schönen Lothringens, das Frankreich Ihnen stahl! Leben Sie wohl! —

Franz Stephan.

Maria Theresia — so gefaßt, so herzlos sprechen Sie das Alles aus — haben Sie denn keine Ahnung von dem Jammer, in welchen mich Ihre Worte stürzen — Gehen Sie, — ein solches marmornes „Leben Sie wohl!" mag ich nicht, selbst von Ihren Lippen nicht! Gehen Sie, werden Sie Königin von Spanien, Kaiserin — thronen Sie in unnahbarer Höhe, — das Herz, das Sie verschmähen —

Maria Theresia

(wischt eine Thräne aus dem Auge).

Sie thun mir bitteres Unrecht — und doch liegt etwas in Ihren Worten, das mich froh macht.

Franz Stephan.

Froh! o Gott, und ich bin der Verzweiflung nahe! Sie mir entrissen! Sie, mein Lebensodem, mein Licht, mein Gedanke, meine Seele! Und weshalb mir entrissen? Nun, aus Staatsgründen, aus Politik, aus bewegenden Ursachen! O Gott, in welche Unnatur hat man alle reinen und einfachen Verhältnisse gezwängt. Und wer trägt die Schuld dieser Unnatur! ja, Ihnen sag' ich's, die Sie auf den Stufen des ersten Thrones der Welt stehen — Die tragen die Schuld, die sie regieren! Das Vorurtheil und der eiserne Egoismus herrschen statt der Liebe: die Liebe sollte herrschen, und wo der arme Franz von Lothringen liebt, da sollte er schwerer wägen, als der Großmogul und der Papst —

Maria Theresia.

Aber, Herzog, die wollen mich ja auch nicht heirathen!

Franz Stephan.

Die Liebe, das reine und klare Gefühl, die innere Stimme der Seele sollte über dem Gesellschaftsverband schweben — den Staat durchdringen —

Maria Theresia.

Dem Hofkriegsrath präsidiren, dem Banco-Lotto-Militär-Zahlamt die Kassen füllen, die Granitzer Compagnien in Subordination halten — Sie haben bewunderungswürdige Regierungsgrundsätze, Herr Herzog! —

Franz Stephan.

O, Sie sind herzlos! grausam!

Maria Theresia (weich).

Franz!

Franz Stephan (wendet sich von ihr ab).

Maria Theresia

(nähert sich ihm und legt ihre Hand auf seine Schulter).

Die Welt mag ganz so schlecht sein, wie Sie sie schelten, Herr Herzog: nur das eine Gute müssen Sie ihr lassen, daß sie den Muthigen glücklich macht!

(Sie nimmt den Blüthenzweig, küßt ihn zuckend dem Herzog über die Schulter und eilt ab.)

Franz Stephan (allein).

Was war das — meine Orangenblüthe — ja, der Zweig ist fort — sie hat ihn mir im Schlaf genommen! — Wie sie nur so fühllos, so heiter sein konnte? Mir drückte es das Herz ab, was sie sagte! — War es vielleicht gerade meine Verzweiflung, die sie freute? Die Liebe ist selbstsüchtig: sie kann sich auch an Qualen laben, wenn diese Qualen beweisen, was man beweisen wünscht! — „Daß sie den Muthigen glücklich macht!" sagte sie. Muth soll ich haben, — o, den hab' ich, um ihretwillen Muth zum Kampfe mit der Welt! — Noch heut will ich den Kaiser sprechen, in den geheimen Rath will ich dringen — ich will ihn überschütten mit den Lavaströmen einer glühenden Leidenschaft — bei Gott, es müßte seltsam zugehen, wenn es mir nicht gelingen sollte, durch die Flammen, die in mir kochen, das Eis ihrer Staatsklugheit aufzuthauen, in ihren Gehirnkammern einmal das bleischwere Metall der Gedanken in Fluß zu setzen! (Gilt ab.)

---

keit, als eine Mahnung einher, daß das höchste Verdienst menschlicher Größe Bescheidenheit ist. Das mögen sich denn auch manche unserer deutschen Kapellmeister und Musikdirectoren zu Herzen nehmen, die, sobald sie einen Titel erlangt haben, über alle Musiker ohne einen solchen stolz hinwegsehen, und sich gar nicht mehr Menschen, sondern Götter dünken. Nichts lächerlicher als die Eitelkeit der Menschen! Einem Wesen, das sich nicht einmal Anfang und Ende denken kann, stände Demuth wahrlich besser als stolzer Dünkel. Schau nur zu den Sternen hinauf, Erdgeborner, und frage Dich, was der Einzelne im Weltall bedeutet, wie gering Dein Genie gegen das Genie, welches die ganze Schöpfung zusammenhält. Das äußerste Ende Deiner Werke ist immer nur Asche. Einem Künstler ziemte wohl zuerst dies Gefühl der Bescheidenheit, aber Niemand ist im Gegentheil gewöhnlich eitler als er, wie er denn, zufolge dieses Gefühls, am meisten zum Knechtsinn unter irdische Mächtige geneigt ist — wozu freilich in sehr vielen Fällen die äußere Abhängigkeit der Lage beiträgt — und so wie er ist, verlangt er, daß Andere sein sollen. Freilich bedürfen die Künste eines äußern Glanzes, eines Reichthums der Hülfsmittel, welche die niederen Sphären des gesellschaftlichen Lebens nicht gewähren können, und darum hat man nicht mit Unrecht die Künste in der Hand eines klugen Herrschers als mächtige Hülfsmittel der Macht angesehen. Es liegt oft ein sonderbarer Widerspruch im Menschen. Beethoven, der, während Göthe demüthig gebückt stand, mit dem Hut auf dem Kopfe den kaiserlichen Hof in Schönbrunn erwartete, und nicht eher grüßte, als bis Kaiser und Kaiserin ihn gegrüßt hatten, derselbe Beethoven konnte es nicht verschmerzen, daß die Gerichte in Wien sein „Nein" nicht anerkennen wollten. Solchen Republikaner kann man freilich überall ruhig umherlaufen lassen! — Aber so ist's; die Selbstsucht ist der wahre Herrscher der Welt, und die Meisten, welche den Mund von Freiheit vollnehmen, möchten sie nur benutzen, um selbst zu regieren und Andere zu unterdrücken.

In der musikalischen Welt fiel sonst im März nichts besonders Bemerkenswerthes vor. An Musik hat es nirgends gefehlt, aber es ist Nichts dadurch gefördert worden. Nur der Aufführung der großen Messe von Beethoven in Leipzig will ich gedenken. Es ist rühmenswerth, daß man sich endlich einmal daran gewagt hat; das Werk konnte ich nicht anders bezeichnen, denn als eine Anbetung, wie sie Einen unwillkürlich auf der Höhe des Montblanc etwas durchschauert. Die Musik ist viel zu kolossal für den Text; das ist kein Glaube, sondern eine Skepsis, die durch den Himmel nach Erkenntniß ringt. Das ist ganz andere Musik, als die gleißnerische Frömmigkeit neuer Oratoriencomponisten zu Stande bringt; sie verlangt einen Maßstab, dessen Größe man durch die Werke der Neuzeit verlernt hat. Ganz richtig meinte neulich Jemand in einem musikalischen Blatte, das einzige Oratorium, das jetzt noch Interesse haben könnte, sei eine Apologie des Teufels. Die geistliche Musik hat keinen Halt mehr in der Gegenwart, denn unsere Zeit ist nicht mehr religiös, und die jetzigen großen kirchlichen Bewegungen, welche Manche als Beweise dafür anführen, sind im Grunde weiter nichts als ein Abringen von der Kirche. Jene Beweisführung kommt mir vor wie die neuliche Behauptung eines Correspondenten einer musikalischen Zeitung, welcher daraus, daß man irgendwo Quartette von Haydn und Mozart mit Vergnügen hörte, auch sogleich folgerte, der Geschmack des Publicums sei noch lange nicht so verdorben, wie manche Musiker es glauben machen wollten. Als wenn es noch eine Anstrengung kostete, so leichte und gefällige Sachen wie Haydn's und Mozart's Quartette anzuhören! — Der erste beste Musikalienverleger hätte dem guten Correspondenten Aufschluß geben können, wie es sich mit dem Geschmack des Publicums verhält, wie unmög-

Dritter Auftritt.

Da Bojador. Gleich darauf Baron Klein, der Hofnarr.

Da Bojador.

Was sich mir immer wieder aufdrängt, ist eine Benutzung meiner Bekanntschaft mit den Türkinnen für Julianens Wunsch und Willen. Diese dürfte dann freilich nichts davon erfahren, sie würde ein schönes Gesicht machen, wenn sie mein orientalisches Abenteuer erführe! (Klein kommt; für sich.) Ah, Klein! — dem schickt mir der Himmel entgegen, das beste Werkzeug, das ich finden kann!

(Laut, mit spöttischer Herablassung.)

Sieh da das Licht des Hofes, unser geistreicher Baron Klein!

Baron Klein (mit Herablassung).

Still, still, Sie Spötter! Aber im Allgemeinen macht es Ihnen Ehre, Bicomte, und zeugt von einem reinlosen Herzen, daß Sie geistige Größe anzuerkennen wissen, das muß ich gestehen. Ich habe immer eine vortheilhafte Meinung von Ihnen gehegt.

Da Bojador.

Aeußerst verbunden. Ich sehe in Ihnen einen meiner vornehmsten Gönner am Hofe Sr. Majestät. Wie verließen Sie den Kaiser?

Baron Klein.

Se. Majestät wollten sich in den geheimen Conferenz-Rath begeben.

Da Bojador.

Und mit welchen Angelegenheiten beschäftigen sich die Herren Geheimenräthe, wenn es verlautet darf? Sie, Baron, sind in Alles eingeweiht — ich weiß ja!

Baron Klein.

Freilich, ich habe so ziemlich meine Nase in Allem! Sie treiben einmal wieder Alchemie.

Da Bojador.

Alchemie?

Baron Klein.

Nun ja! sie sitzen um den Tiegel, in dem sie ihre Weisheit durcheinandermengen und warten bis das Gold kommt in Gestalt eines geschickten Einfalls, es kommt aber nicht! Ganz einfach, sie haben kein Feuer unter dem Tiegel!

Da Bojador.

Welcher Witz und welche Kühnheit, Sie sind bewundernswürdig, Herr Baron! Welches Glück müssen Sie bei den Damen machen!

Baron Klein.

O, daß ich eben nicht wüßte — doch — vielleicht, wenn ich wollte, aber ich bin zu bequem dazu. Sie machen einem so viel Last, so viel Mühe, die Damen! — Einmal freilich war ich im Begriff, mich zu verheirathen; es paßte Alles trefflich. Eine ungarische Gräfin: sie war ein wahrer Engel; reich, talentvoll, witzig, — schön, sag' ich Ihnen, o, blendend schön!

Da Bojador.

Nun, sie starb vielleicht als Ihre Braut?

Baron Klein.

Nein, das nicht.

Da Bojador.

Sie wurde gezwungen, einem Anderen die Hand zu geben?

Baron Klein.

Auch das nicht! Nein, sie hat mich ganz einfach nicht gewollt!

Da Bojador (lachend).

Unbegreiflich!

Baron Klein.

Ja, aber man muß darin Jedem seinen freien Willen lassen. Seitdem hab' ich's aufgegeben.

Da Bojador.

Wenn Sie von diesem Entschlusse jemals wieder abzuweichen gesonnen wären, — ich könnte Ihnen eine höchst passende Partie vorschlagen: eine Dame, schön wie der junge Tag — hoch und schlank gewachsen — dabei — ich weiß, Sie lieben das Fremdartige, das Phantastische, das Farbenglänzende — dabei eine dunkeläugige Tochter des Südens — eine Blume des weichen, wollüstigen, berauschenden Orients, eine Houri Mohamed's —

Baron Klein.

Sie elektrisiren mich!

Da Bojador.

Bahnesa, heißt sie — Bahnesa hat Sie gesehen — Bahnesa glüht für Sie.

Baron Klein.

Bahnesa! — welcher Wohllaut! Sprechen Sie — bei meinem Degen, das Abenteuer reizt mich! —

Da Bojador.

Es fordert Muth!

Baron Klein (entrüstet).

Herr Bicomte!

Da Bojador.

Nun, nun, ich zweifle ja nicht; hören Sie das Nähere. Der General Graf Sport — Sie kennen ihn —?

Baron Klein.

Wer kennt den westfälischen Bauer nicht — den „Ick will den Duivel dohn."

Da Bojador.

Nun wohl, dieser Graf Sport hat am Ende seines Gartens einen großen Pavillon, der sich an die Mauer d[es] Parks dieses kaiserlichen — Lustschlosses lehnt. Sie kennen auch diesen Pavillon, nicht wahr?

Baron Klein.

Ja, ja, was ist mit ihm?

Da Bojador.

Hören Sie nur! Es ist eine seltsame, eine höchst fabelhafte Geschichte! ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, unter die Lauthallen und Berceaux des Schönbrunner Parks gezaubert. Kennen Sie die Sage von den drei wunderschönen Königstöchtern im Thurme der Alhambra?

Baron Klein.

Wie, wo? ach, ich kenne Alles, nur weiter, weiter!

Da Bojador.

Nun denken Sie, in diesem Pavillon Sport's sind die drei wunderschönen Königstöchter, Perlen eines Harems, wie Harun al Raschid's! Eine dieser bezaubernden, himmlischen, entzückenden Wesen —

Baron Klein.

Ha! — Nun?

Da Bojador.

Ist Bahnesa!

Baron Klein.

Ah! — Wirklich! — Aber gehen Sie — ich merke, wo das hinaus will — Sie wollen mir ein Märchen aufbinden — nein, nein, locken Sie Andere in Ihre Falle; mich fangen Sie nicht.

Da Bojador.

Baron Klein! was glauben Sie von mir — von mir, Ihrem Bewunderer, Ihrem demüthigen —

Baron Klein.

Nein, Bicomte!

(Will gehen.)

Da Bojador.

Baron Klein, so hören Sie doch nur — gingen Sie gestern Nachmittag um fünf Uhr im Park spazieren oder nicht?

Baron Klein.

Ich ging in der That.

Da Bojador.

Gingen Sie an Sport's Pavillon vorbei oder nicht?

Baron Klein.

Allerdings, ich ging an ihm vorüber.

Da Bojador.

O, Sie Glücklicher! Gingen vorüber! Sie ahnten nicht, welche Augen, flammend in dunkler Gluth, durch die Jalousien auf Sie nieder schauten. Es war der Augenblick, wo Bahnesa Sie sah!

Baron Klein.

Ei, wirklich! — laß sehen, was hatt' ich denn an? richtig, mein violettseidenes Hofkleid, die gelben Beinkleider, grünseidene Strümpfe, — so sog ich träumerisch den Duft der blühenden Linden ein — ja, ich sah gut aus! — Aber wie, Herr Bicomte, erklären Sie mir das, wie kommen diese Schönen, von denen Sie reden, in den Pavillon Sport's?

Da Bojador.

Können Sie recht, recht verschwiegen sein?

Baron Klein.

Wie das Grab.

Da Bojador.

So hören Sie. Sie wissen, Sport ist an der türkischen Grenze auf einer Inspectionsreise begriffen. Wie weit er dort seine Inspectionen ausgedehnt hat, weiß ich nicht, es scheint aber, daß er irgend einem Bey oder Pascha jenseits der Grenze in's Gehege gebrochen ist und ihm die besten Schätze seines Serails geraubt hat. — Denn vor einigen Tagen, in der Stille der ersten Morgendämmerung, hatten ganz unerwartet vor Sport's Landhause hier drei verschlossene und verhangene Sänften, begleitet von einem halben Dutzend barbarischer Spahis und geführt von einem wahren Bulldog von invalidem Quartiermeister, der einen Befehl an Sport's Beschließerin bei sich führt, den Inhalt der Sänften in Verborgenheit zu halten und vor jedem Auge zu hüten.

Baron Klein.

In der That? Und der Inhalt dieser Sänften?

Da Bojador.

Der Inhalt dieser geheimnißvollen, verhangenen Sänften sind — denken Sie nur — drei eben so geheimnißvolle, verschleierte Wesen, von Schönheit strahlend wie der junge Tag.

Baron Klein.

O! und wer sind sie — zu welchem Ende —

Da Bojador.

Wer sie sind, darüber habe ich Ihnen gesagt, was ich weiß: Gefangene Sport's, irgend einem Pascha abgenommen, vielleicht dem Großvizier selbst; zu welchem Ende hierher geschafft — das ist schwieriger zu beantworten. Die Beschließerin sagt: Graf Sport habe sie herübergeschickt, um sie im Christenthum unterrichten und sodann ihr geläutertes Seelenheil hinter den Mauern eines Klosters in Sicherheit bringen zu lassen.

Baron Klein.

Ah bah! weshalb sind sie denn nicht gleich in ein Kloster gebracht!

Da Bojador.

Ich bewundere Ihren Scharfsinn. Ich habe auch so meine Gedanken über dieses abenteuerliche Ereigniß.

Baron Klein.

Was denken Sie, Bicomte!

Da Bojador.

Ich denke, ja, ja, — ich weiß, — ich sah auch — doch lassen Sie mich darüber schweigen! Halten Sie Ihr Wort, Baron — schweigen auch Sie wie das Grab; o, es gehen wunderliche Dinge vor. Auf keinen Menschen mehr soll man bauen! — Bahnesa liebt Sie so glühend, so leidenschaftlich — und doch — armer Baron Klein! Leben Sie wohl!

(Will gehen.)

Baron Klein.

Um's Himmelswillen — Bicomte, gehen wollen Sie, gehen! — Sie spannen mit Ihrer Erzählung alle Fibern in mir an, daß sie vor Neugier reißen wollen, und jetzt gehen Sie? Heraus mit Allem — was soll ich thun, wie kann ich sie sehen, diese Bahnesa —

Da Bojador.

— Ah, Sie haben einen Nebenbuhler, — der zu — ja, zu gefährlich ist!

Baron Klein.

Einen Nebenbuhler? Ha!

Da Bojador.

Ja, und um deßentwillen allein vielleicht Sport solche reizende Beute an den türkischen Grenzen auftreibt, — ein hochgestellter, junger Mann, der um Bahnesa's Liebe wirbt, der sie mit allen Verführungen umringt, welche sein hoher Rang ihm an die Hand giebt —

Baron Klein.

Ja! nennen Sie mir den Mann, dem Sport solche Dienste leistet, ich werde sein Blut trinken!

Da Bojador.

Sie machen mich schaudern! nein, nein, diese Drohung allein schon verschließt mir auf ewig den Mund! An solchem Unheil will ich nicht schuldig werden.

Baron Klein.

Ein Herr vom Hofe?

Da Bojador (nickt).

---

lich es geworden, etwas Neues von tieferm Gehalt von einem jüngern Talente zu veröffentlichen. Ich habe mir eine Geschichte erzählen lassen, wie eine große Verlagshandlung von einem ausgezeichneten größern Instrumentalwerk eines der originellsten Componisten der Gegenwart, der auch als musikalischer Schriftsteller allgemein bekannt ist, zur Ostermesse statt der versendeten 100, 105 Exemplare zurückerhielt — die drei waren Freiexemplare, welche der Componist verschenkt hatte, und nun durch andere Hand berechnet zurückgeschickt wurden! — So ein einziges Beispiel reicht hin, um alle Tiraden dem Musikalliengeschäft fern Stehender zu nichte zu machen, und ich möchte vom Musikalienhandel sagen, was Beobachter von Spanien: er wird nicht besser werden, bevor er nicht von Grund aus untermühlt und umgeackert. Es ist Alles darin bodenlos, nach dem Augenblick haschend, in der Luft schwebend, durch Uebertreibung und Ueberfüllung sich selbst aufreibend. In manchen Componisten-Köpfen entstand daher schon die Idee einer Verlagshandlung aller deutschen Tonsetzer, welche, unter Leitung beglaubigter, geschäftskundiger Männer, die auf Kosten der Componisten herauszugebenden Sachen sämmtlich vertriebe. Die Idee ist gewiß eine, die als Zeichen der Zeit nicht verschmiegen werden durfte.

Von den Kreuz- oder Raubzügen der Virtuosen mag ich den Leser nicht unterhalten. Neulich hörte ich einen sehr guten Geiger aus Brüssel: Leonard. — Liszt brachte durch sein Klavierspiel — Portugal in Ordnung. Wenn wäre er sonst auch Hofrath! — Napoleon wollte Corneille zu seinem Minister machen, laßt nur erst unsere Klavierspieler Staatsmänner werden, und Ihr werdet Euer blaues Wunder sehen, was das für eine Harmonie giebt. Die langen Finger eines solchen Klavierhelden reichen oft weiter als der feinste Griff der Staats- oder Herrschkunst. Die große Mausefalle in Deutschland kann solche Leute brauchen. — — Was die Thalberg, die Döhler, die Dreyschock machen, weiß ich nicht; nur so viel ist bekannt, daß Mancher mehr Concerte giebt als Tage im Jahre. — Teufel! da bliesen vor meiner Thür Militairmusikanten einen dreistimmigen Choral, zu dem die Mittelstimme nie den richtigen Ton treffen kann. — Der Kerl ist doch nicht gar ein Satyriker?

Leipzig, im April.

Herrmann Hirschbach.

Ein Märchen.

Gedicht aus „Ein Jugendleben", von Nordmann.

Ein Märchen, das Großmutter mir erzählte,
Die sich auf Sagen und auf's Lied verstand,
Wenn ich sie Abends um Geschichten quälte.
Der Faden glitt durch ihre dürre Hand —
Das Spinnrad schnurrte rasch — und hämmernd pickte
Die Uhr in gleichem Takte an der Wand.
Das Licht war ganz herabgebrannt — ich blickte
Bang lauschend auf zum kargen Silberhaar,
Dem schon das Jahr so viele Stürme schickte.
Nun tiefe Stille — sie begann: Es war
Einmal ein Graf, der lebt' auf hohem Schlosse,
Wo sonst gehorchet nur der stolze Aar.
In seinen Ställen stampften edle Rosse —
Wohin das Auge schaute, Glanz und Pracht,
Vom Herrn herab bis zu dem Dienertrosse.

Baron Klein.

Noch jung?

Da Gojador (nickt).

Baron Klein.

Doch nicht etwa — nicht etwa Lothringen?

Da Gojador.

Der Herzog von Lothringen? wie kommen Sie so rasch auf den? Baron Klein, ich habe nichts gesagt!

Baron Klein.

Ha! also er ist mein Nebenbuhler! O, den fürchte ich nicht — ein Wort zum Kaiser und —

Da Gojador.

Mein Gott, Sie wollten doch nicht —

Baron Klein.

Die Gedanken an eine türkische Eroberung sollen ihm schwinden! Ja, bei Leibe, das sollen sie, Herr Vicomte. Ich habe des Kaisers Ohr, Herr Vicomte. Der junge Mann soll mich kennen lernen! Meine Pfade kreuzen zu wollen! ei sieh doch!

Da Gojador.

Baron Klein, wer schreitet denn gleich so zum Aeußersten! — Freilich, wenn Sie dem Kaiser ein paar Worte über diese Angelegenheit zuraunen, werden Sie nicht allein von einem Nebenbuhler befreit werden, sondern auch dem Kaiser selbst sich wesentlich verpflichten. Ja, ja, ich sehe allmälig auch ein, was Ihre scharfblickende Sagacität im ersten Augenblick durchschaut hat — die verschiedenen Vortheile, die ein paar Worte zu rechter Zeit an den Kaiser gerichtet für Sie zur Folge haben werden —

Baron Klein.

Ja, ja, ich durchschaute das gleich! o, ich durchschaue Alles! (Für sich.) Welche Vortheile mag er meinen? den Kaiser wesentlich verpflichten? ich begreife ihn nicht.

Da Gojador (für sich).

Der närrische Kauz geht wahrhaftig in die Schlinge, es ist köstlich! —

Baron Klein.

Hören Sie, Vicomte, — wie gesagt, ich durchschaute das Alles gleich, — aber sagen Sie mir, wie denken Sie sich, daß ich den Kaiser verpflichten würde? Ich möchte auch Ihre Meinung hören!

Da Gojador.

Nun, das ist sehr einfach. Sie wissen, der Kaiser beabsichtigt, seine älteste Tochter und Erbin, die durchlauchtigste Erzherzogin Maria Theresia, zu vermählen; hört er nun durch Sie von den ganz auffallenden Liebhabereien, welchen Einer der Bewerber um die Erzherzogin nachgeht — so, nun, so haben Sie ihn gewarnt, Klein, und wer weiß, wie weit seine Dankbarkeit geht — das goldene Vließ — der Grafentitel —

Baron Klein.

Ich — bei Gott — ich dringe noch auf der Stelle zu ihm!

Da Gojador.

Tollkühner Mann! ich bitte, ich flehe Sie an, thun Sie nicht diesen energischen, diesen muthigen Schritt — jedenfalls vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen abgerathen habe, — daß Niemand Ihnen den Namen des Herzogs von Lothringen nannte.

Baron Klein.

O, bitten Sie mich nicht, ich bin unerbittlich. Nur einige Beweise möchte ich doch dem Kaiser nennen, einiges Höhere anführen können —

Da Gojador.

Freilich müßten Sie das; aber ich werde mich hüten, Ihnen zu Ihrem verwegenen Schritte beizustehen; nein, nein, ich übertrifft Ihnen selbst den Umstand, daß diese drei schönen Geschöpfe hier sind, in nächster Nähe, im Pavillon Sperk's, daß der Herzog von Lothringen, wie dem halben Hofstaat bekannt, jeden Abend mehre Stunden lang aus seinen Gemächern verschwunden ist, ich übertrifft Ihnen selbst, diese Umstände als Beweise zu benützen. Das was ich Ihnen sagen kann, ist nur, daß ich Sie noch heute Abend zu jenem märchenhaft schönen Wesen, welches sich nach Ihrem Anblicke sehnt, führen könnte, wenn nicht eben gerade um diese Zeit Ihr Nebenbuhler — nun, Sie wissen, was ich andeuten will! —

Baron Klein.

Ich verstehe! aber Sie sollen sehen, wie ich mir den Pfad zu bahnen weiß! Nur eins noch: wie kennen und wissen Sie das Alles?

Da Gojador.

Ich! — nun — ja — die Beschließerin Sperk's ist meine Milchschwester — dadurch bin ich eingeweiht.

Baron Klein.

Nun weiß ich genug. Der Kaiser weilt vielleicht noch in seinen Gemächern. Ist aber die Conferenz eröffnet, dann kommt Niemand mehr zu ihm — sie sitzen hinter verschlossenen streng bewachten Doppelthüren; freilich, ein Mittel gäb's auch dann noch: ich müßte den Küchenmeister bestechen und mich einmal wieder in eine Pastete backen lassen! O das ist mir in meinen jüngeren Jahren schon öfter passirt; ganz angenehm! man ist sich wieder an's Tageslicht.

Da Gojador.

Nun, und nehmen die Pasteten Theil an den Staatsberathungen?

Baron Klein.

Nicht gerade unmittelbar. Aber der Kaiser läßt zuweilen, wenn die Berathungen sich ausdehnen, einen Tisch mit Speisen in's Conferenzzimmer bringen: es ist dazu eine Versenkung im Boden angebracht. — Der Kaiser klingelt, und ein „Tischlein decke dich" wie in den Märchen taucht aus dem Boden auf. So braucht kein Bedienter in's Zimmer gelassen zu werden, der vielleicht ein Wort von den Staatsgeheimnissen erlauschte!

Da Gojador.

Sie werden doch nicht, als Inhalt einer Hasenpastete vor dem Kaiser auftauchen wollen?

Baron Klein.

Weshalb sagen Sie Hasenpastete?

Da Gojador.

Oder Geflügelpastete, wie Sie wollen!

Baron Klein.

Vicomte, ich gehe, das laß ich mir eher gefallen; ja, ich schwebe auf den Flügeln berauschender Hoffnungen. Adieu. O Bahnesa!

(Ab.)

Da Gojador (allein).

Der Geck beißt wahrhaftig in die Angel! Ach nur — als Schmeißfliege, die Sr. Majestät ein dumpfes Gericht um die Ohren summt, bist Du unbezahlbar. Sonderbar, der Kaiser hält etwas auf den Kairpo.

Vierter Auftritt.

Gräfin Juliane Bologne. Der Vorige.

Gräfin Juliane.

Nun, Vicomte?

Da Gojador.

Der erste Faden des Gewebes, das Sie zu Ihrem Brautschleier verlangen, ist eingeschlagen, Juliane.

Gräfin Juliane.

So rasch, so bereitwillig gehen Sie auf meine Bedingungen ein?

Da Gojador.

Sie zweifelten daran? Ach Sie wissen nicht, was Liebe ist, Sie eingefleischte Diplomatin Sie, die ihre Hand zusagt, je nachdem eine Intrigue so oder so ausfällt. Juliane, — könnten Sie in meinem Herzen lesen!

Gräfin Juliane.

In Ihrem Herzen lesen? Ah, Sie Schalk — gehen Sie mir — ich brüste mich zwar durchaus nicht mit großen Kenntnissen und Erfahrungen in der Liebe, aber Sie würden auch in eine hübsche Verlegenheit kommen, wenn Sie erklären müßten, was die Liebe ist! Seien wir offen und aufrichtig, das ist die beste Garantie einer glücklichen Ehe. Sie werben um mich, und weil Sie ein kluger Mann sind, werden Sie Ihre Gründe dazu haben; ich habe keine Gründe, Sie anzuschauen, Herr Vicomte; aber eine Bedingung, oder besser ausgedrückt: ein Wenn. Dieses Wenn ist: Die Herzogin heirathet den Infanten Don Carlos von Spanien.

Da Gojador.

Und weil Sie eine kluge Dame sind, werden Sie Ihre Gründe haben, für den Infanten ein so warmes Interesse zu nehmen.

Gräfin Juliane.

Ohne Zweifel. Der erste ist, daß ich Sehnsucht nach meiner schönen Heimath Spanien habe, wohin ich der Erzherzogin folgen würde; und ferner ist mein Vater, der Reichsgraf Bologne, Gesandter in Madrid; der Infant beehrt ihn mit seinem Vertrauen — das Weitere brauche ich Ihnen nicht anzudeuten: kurz mein Vater hat Gründe, für den Infanten zu wirken — und ich bin eine gehorsame Tochter! Das Resultat von dem allen ist — das, was ich Ihnen vorhin in meinem Billet sagte: ich bin die Ihre, wenn der Herzog von Lothringen, für den die Erzherzogin eine Art oberflächlicher Neigung gefaßt zu haben scheint, auf dem glatten Boden der Antichambre strauchelt, ehe er mit einer Werbung in das Cabinet des Kaisers dringt, und über den Infanten einen Sieg davon trägt. Streben Sie also, dieses Straucheln zu befördern! Ich thue was ich kann bei der Erzherzogin; wirken Sie bei dem Kaiser!

Da Gojador.

Der arme Herzog! Glauben Sie, seine Wünsche hätten sich wirklich so hoch verstiegen?

Gräfin Juliane.

O was würde der nicht wagen! Er ist eitel und hoffärtig, und hat den Kopf voll thörichter Ideen. Es wäre höchst gefährlich für den guten alten Bestand der Dinge, wenn er Einfluß auf die Regierung bekäme.

Da Gojador.

Aber er ist schwach und ohne Energie.

Gräfin Juliane.

Wenn auch; Maria Theresia ist kühn, rasch und hartnäckig; sie könnte es durchsetzen, einen simplen Reichsgrafen zum Mann zu nehmen. Deßhalb lassen wir die Federn der Intrigue spielen! Da ist meine Hand! Nicht Amors Seidenfaden sollen den Bund unserer Hände knüpfen; die großen Götter in capa y espada Ihres Vaterlandes Spanien, Mereto, Calderon sollen seine Götter sein, und die Intrigue soll ihn mit ihren schlauen Verkettungen befestigen.

Da Gojador

(die dargebotene Hand küssend und an sein Herz drückend).

Himmlische Juliane, verlassen Sie sich ganz auf mich! Ich will Wunder thun mit dem Restchen Verstand, den mir die Leidenschaft gelassen.

Gräfin Juliane.

O mit Ihrer Leidenschaft — gehen Sie, die bleibt bei uns aus dem Spiele; Gleichheit der Neigungen, des Charakters, des Vermögens, der Geburt — vor allem aber Gemeinsamkeit großer Zwecke, hoher ehrgeiziger Bestrebungen — das macht die glücklichen Paare, das knüpft für's Leben aneinander mit Banden, die nie reißen. — Aber nur ja keine Liebe! Das ist die ärgste Thorheit, die es giebt, ein flüchtiger Rausch, der einen tollen Abend, aber einen Tag darauf voll Katzenweh und Langeweile macht! Addio, mein Freund. (Geht ab.)

Da Gojador.

Keine Liebe! sollte das in der That ihr Ernst sein? Jedenfalls sehr aufrichtig, einem Bräutigam das so unumwunden in's Gesicht zu sagen! Nun, bist Du gleichgültig — ich kann es auch sein! — Bin ich vielleicht verliebt in sie? Keine Spur! Ich sehe sie freilich gern, und wenn sie fort ist, scheint mir alles zum Sterben langweilig — aber, das macht ja nur ihre merkwürdige Schönheit — ist man denn darum verliebt? Jeder Mann sieht sie gern! Zum Weibe muß ich sie haben — ich würde nicht ohne sie leben können — freilich — aber das macht ja nur ihr glänzender Witz, ihr liebenswürdiger Geist, ihre Anmuth — ist man denn darum verliebt? Nein, nein, ich bin sehr gleichgültig gegen sie; ich habe auch ein halbes Auge für ihre Fehler, — das ist der beste Beweis; sie hat einen kleinen Leberfleck auf der Achsel, der von weitem aussieht wie ein allerliebstes Schönpflästerchen, und — ja weiter weiß ich wahrhaftig nichts — O hüten Sie sich, Gräfin Juliane Bologne, man kann auch gleichgültig sein!

(Geht ab.)

(Verwandlung.)

Und ging ein Wandrer durch die finstre Nacht,
Sah er die Fenster schimmern schon von weiten —
Und pochte an er, ward ihm aufgemacht.

Es mußten ihm ein schwellend Lager breiten
Die Diener, denn er war des Grafen Gast,
Und lullte ihn in Schlummer Sang der Saiten. —

Drum hieß auch weit und breit das Schloß die Rast,
Und ward gesegnet von des Volkes Munde,
Das dort hinlegen durfte seine Last.

Großmutter — ist denn wahr auch diese Kunde? —
Was kümmert's Dich — hör' nur: — Des Grafen Sohn
War wild und hetzte auf das Volk die Hunde.

War aus des Vaters Art gerathen schon,
Der Lieb' ihn lehrte und den Haß erfahren —
Er hatte ihm vergelten nur mit Hohn.

War noch so jung — er stand in Deinen Jahren —
Der Vater grämte sich und weinte sehr —
Man sah den Gram ihm an an seinen Haaren.

Er war so gut — und trotz der Schmerz ihn schwer —
Des Knaben Wildheit flieg mit jedem Tage,
Stürzt hin, ein Waldbach über seine Wehr.

An manchen Wandrer stellte er die Frage,
Ob er für ihn nicht wüßte Trost und Rath —
Und Einer wußte ihn, so spricht die Sage.

Ein greiser Harfner, der dem Schloß genaht,
Und von dem Grafen liebreich ward empfangen,
Vollbrachte durch ein Lied die schwere That. — —

Ein Grafenkind kam Abends heimgegangen
Vom finst'ren Wald, wo er das Wild gejagt —
Kam ungestüm, es glühten seine Wangen.

Es grüßt den Diener an — der Diener fragt:
Was willst Du hier? — Er darf es nicht erkennen,
Wie sehr es grämen mag und lärmt und klagt:

Bin ich Gebieter nicht? — So mag sich nennen
Ein jedes Bettelkind — hinaus, hinaus —
Der Wahnsinn mag in Deinem Kopfe brennen.

Hinaus — und fort — und räume schnell das Haus! —
Du wagst es, Knecht? — Wie diese frechen Worte? —
Ging ich, Dein Herr, vor Kurzem erst nicht aus?

Mein Herr — ein Bettelkind? — Von diesem Orte? —
Du träumst wohl, Bube — spare Deine Reden —
Kommt mir nicht mehr herein durch diese Pforte.

Ich hab' nicht länger Zeit für Deine Fehden —
Ich nenne meinen Herrn ein Grafenkind —
Drum fort — bin nicht zu Willen einem Jeden.

Sie stießen ihn hinaus in Nacht und Wind —
Er ging im Zorn, und kam nach Kurzem wieder,
Und wähnte, daß im Schloß er Einlaß find'.

Umsonst — sie ließen schnell das Fallthor nieder —
Und einsam ging er durch die finstre Nacht
Und legte auf den Stein die müden Glieder. —

Ein Anderer schweigt in Reichthum jetzt und Pracht,
Sein Ebenbild — und ruht auf Seidenkissen —
Und er hat qualvoll eine Nacht durchwacht.

Als früh die Nebel nun des Thal verließen —
Welch glänzend Schauspiel — dort auf stolzem Pferd
Der Knabe, der sein Erbe ihm entrissen.

Er drängt sich vor. — Wer gab vom Heimathherd
Mich zu verdrängen Recht Dir? — Lieb Bescheid! —
Es trifft der Huf ihn — und er schlägt zur Erd'.

Es überströmt sein warmes Blut das Kleid —
Er liegt betäubt und mag sich kaum erheben —
Sein Herz durchzuckt ein tieferwundend Leid.

Geheime-Raths Stube. Tisch mit Acten und Sessel.

Fünfter Auftritt.

Die Grafen Sinzendorff, Stahremberg, Khevenhüller kommen.

Graf Khevenhüller.

Ich begreife nicht, was Kaiserliche Majestät in aller Welt bewogen kann, diesem spanischen Don den Conferenzrathtitel zu versprechen!

Stahremberg.

Ich glaube nicht daran, wird ein Gerücht sein.

Sinzendorff.

Kein Gerücht, Herr Graf; ich habe es vom Grafen Gobenzl, dem Oberkämmerer.

Khevenhüller.

Dieser Don Bejador ist dreißig Jahre alt, ein Springinsfeld, Sausemind — leichtsinnig on ne peut plus — wird hier Kammerherr, in den höchsten Rath der österreichischen Niederlande eingeschoben — et pour comble gar Conferenzroth!

Stahremberg.

Muß ganz besonders versteckte Meriten haben, der Herr Vicomte!

Sinzendorff.

Asseyons nous, Messieurs.

(Sie setzen sich.)

Khevenhüller (zu Sinzendorff).

Vous avez l'air un peu fatigué, Monsieur le comte.

Sinzendorff.

Schlecht geruht, diese Nacht; Kummer gehabt, viel Kummer!

Stahremberg.

Sie erschrecken uns!

Sinzendorff.

Um meinen ältesten Sohn — der junge Mensch macht eine Brune nach der andern. Ist gestern auf der großen Jagd in Ebersdorf und hat den Dienst neben Kaiserlicher Majestät als Jagdjunker. Wie Sie wissen, darf Niemand auf der Jagd in Gegenwart des Kaisers ein Gewehr abdrücken, oder den Hirschfänger entblößen. Nun kommt plötzlich ein wüthender Keuler hervorgestürzt, der Seine Majestät allerdings vielleicht in Lebensgefahr versetzt hätte. Was thut mein unbesonnener Sohn? Er zieht den Hirschfänger, wirft sich dann auf's Knie — und löst so, gewandt und kräftig wie er ist, den Keuler auslaufen.

Khevenhüller.

Allerdings eine schlimme Verletzung der Etikette! Beim Kaiser das Waidmesser zu ziehen!

Stahremberg (ironisch lächelnd).

Unverantwortlich!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Kaiser Karl VI.

Kaiser (mit einer graziösen Handbewegung).

Wir grüßen Sie.

Stahremberg.

Auf der strahlenden Stirne Eurer Römisch-Kaiserlichen Majestät scheint sich eine schattende Wolke des Unmuths zu lagern!

Kaiser.

Ja, wir sind verdrießlich.

Khevenhüller.

Römisch-Kaiserliche Majestät sind verdrießlich!

Sinzendorff.

Sind verdrießlich!

Kaiser.

Wir haben während unserer ganzen Regierung darüber gewacht, daß die strengste Sittenzucht an unserm Kaiserlichen Hoflager herrsche; und nun müssen wir in unserer allernächsten Nähe einen argen Scandalum erleben, eine gott- und ruchlose Geschichte.

Khevenhüller.

Wer könnte sich unterstehen?

Kaiser.

Ja, ja, es ist so! Aber die Sache gehört nicht vor dies Forum. Nichts mehr davon. Wie geht es dem Grafen Sinzendorff?

Sinzendorff.

Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden, schlecht!

Kaiser.

Schlecht?

Sinzendorff.

Herzbrechender Kummer, Kaiserliche Majestät, wegen der Unbesonnenheit —

Kaiser.

So, so! — Seien Sie ruhig! Ihrer treuen Anhänglichkeit wegen und weil wir doch selber einer Lebensgefahr entgingen, haben wir beschlossen, daß der junge Mann mit einer Reprimende, ertheilt von unserm Oberhof- und Landjägermeister Graf Harrezg, davon kommen und mit weiterer Bestrafung allergnädigst verschont werden soll. (Er reicht Sinzendorff die Hand zum Küssen.) Wie geht es dem Grafen Khevenhüller?

Khevenhüller.

Setzt recht und erstirbt derselbe in unterthänigster Devotion.

Stahremberg (für sich).

Der gute Khevenhüller! —

Kaiser.

Was haben Sie vorzutragen, Graf Stahremberg?

Stahremberg.

Zuvörderst das ausführliche Exposé der Gründe und Argumente, welche in der obschwebenden und Eurer Kaiserlichen Majestät Geheimen-Rath zur Begutachtung in engerer Sitzung unterbreiteten Frage, — die Vermählung der Durchlauchtigsten Erzherzogin, auch Infantin von Spanien, Maria Theresia betreffend — die Wagschale auf die Seite des Infanten Don Karlos von Spanien und dem Hause Bourbon sich neigen machen.

Kaiser.

Spanien — ich will Spanien nicht!

Stahremberg.

Und doch, Majestät —

Kaiser.

Nein, nein, Spanien ist ein Unglücksland für uns. — Einst war es der Schauplatz unserer Siege, unsres Glückes — die Franzosen wurden an allen Orten geschlagen; die Straße nach Madrid, die Thore unsrer Hauptstadt standen uns offen — mit Madrid wäre das ganze Reich in unsrer Hand gewesen. — Da mußte der tückische Zufall uns den Streich spielen, der alle unsre Anstrengungen zu nichte machte. Es fehlte ein so geringfügig scheinendes und doch, um dem Glanze unsrer Krone nichts zu vergeben, so nothwendiges Ding — es fehlte der Staatswagen, um unsern Einzug halten zu können, und darüber ging das Land verloren!

Stahremberg.

Ja, ja, es war ein arger Streich des Schicksals.

Kaiser.

Und einem Sohne des Hauses Bourbon, das uns Spanien und beide Indien raubte, sollen wir die Hand unsrer Tochter geben? Nimmermehr! — — O könnten wir einen passenden Gemahl unsrer Durchlauchtigsten Tochter, eine feste Säule unserer pragmatischen Sanction finden! Dann könnten wir mit Simeon beten: Jetzt, Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren!

(Eine Verbeugung fällt und der Herzog Franz Stephan steigt rasch daraus aus dem Boden empor und wirft sich dem Kaiser zu Füßen.)

Siebenter Auftritt.

Franz Stephan. Die Vorigen.

Kaiser.

Ha, was ist das!

Khevenhüller.

Das grenzt an Zauberei!

Franz Stephan.

Verzeihung, Majestät! Ich hörte heute erst, über welche Frage hier entschieden werden soll, — ich mußte, ich mußte mich zu Ihren Füßen werfen, Sire; man wies mich zurück ebenso unerbittlich wie vorhin Ihre Kammerherren und Thürhüter waren die Trabanten, welche den Eingang zu diesem Gemache hüteten; da wählte ich den einzigen noch möglichen Weg. Verzeihung, Majestät!

Kaiser.

Was führt Sie hierher, Herzog von Lothringen?

Franz Stephan.

Majestät, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter, der durchlauchtigsten Erzherzogin. Ich komme, um sie zu werben, ehe es zu spät ist, ehe Ihr Entschluß, Sire, mich vielleicht zum unseligsten aller Menschen gemacht hätte! Von dem Ausspruche Ew. Majestät hängt Tod und Leben für mich ab.

Kaiser.

Ew. Liebden werben um sie? Sind das die Formen, in denen ein Prinz um eine Kaisertochter wirbt? Wir müssen gegründete Besorgnisse um — Ew. Liebden Gesundheit hegen!

Franz Stephan.

O Sire, lassen Sie einmal durch das Ohr der Formen den warmen Hauch eines menschlichen Gefühls brechen, den Athem, der von einem Herzen aufsteigt, das in einer großen und edlen Leidenschaft glüht. Verzeihen Sie meiner Sprache, meine recht ausgedachte Rede reiht sich mir in wirrem Schwunge im Kopfe umher. O Gott, ich weiß nicht was ich sprechen soll. —

Kaiser.

Dieser Umstand ist uns nicht ganz entgangen!

Franz Stephan.

Ich bin ein armer Prinz — ich habe nichts als einen glorreichen Namen und ein Schwert, ich kann der Erzherzogin kein Königreich, keine Kaiserkrone bringen — aber ich kann ihr ein Herz bringen! Und ein Herz — Majestät — o — ein Herz mit seiner erwärmenden Gluth ist mehr werth, als man denkt, wenn man sich in den Mantel eines Königthums einwickeln kann. Sire, Sie bedürfen einer Stütze, eines Kämpfers für die pragmatische Sanction, die Maria Theresia's Erbrecht feststellt. O lassen Sie mir diese Vertheidigung — ich werde den letzten Blutstropfen nicht sparen, den letzten Athemzug für Gott und Sie!

Kaiser (sarkastisch).

Ew. Liebden bekleiden sich einer Redeweise, die an orientalischen Schwung erinnert! Ist es etwa in der Eigenschaft als künftiger Gemahl unsrer Erbtochter, daß Sie schon jetzt sich bekannt zu machen suchen mit den Sitten und Gebräuchen unserer lieben Grenznachbarn im Osten, und diesen Studien Ihre Abendstunden opfern?

Franz Stephan.

Ich bin so unglücklich, Ew. Majestät nicht zu verstehen.

Kaiser.

So überlassen wir Ihrem Nachdenken, unsere Worte zu enträthseln, Herr Herzog; was aber Ihre Werbung um die Hand der Erzherzogin, unserer Tochter, angeht, so lehnen wir dieselbe hiermit ebenso kurz und bündig ab, als Sie dieselbe anzubringen für gut fanden. Was Ew. Liebden Sittenaufführung und Lebenswandel in jüngst verflossener Zeit anbetrifft, so können wir nicht umhin, darüber Denenselben unsere allerhöchste Ungnade auszudrücken. — Schließlich wollen wir die ungeziemende Weise, wie man in diese unsere Geheimen-Raths-Conferenz einzudringen beliebte, und die unrespectuösen Gedanken, die in Dero Vortrag verlautbarten, mit sechs Stunden engsten Zimmerarrestes geahndet haben.

Franz Stephan

(die Hände vor's Gesicht schlagend).

O Gott! — Das ist mein Todesurtheil! (Er überreicht dem Kaiser seinen Degen und geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Levin Schücking.

(Fortsetzung folgt.)

Ist's Traum, ist's Wahrheit? — War es doch mir eben,
Als sah ich hoch zu Roß mein eigen Bild,
Als sah vorübergleiten ich mein Leben.

Es war ein Traum — ich war doch nie so wild,
Ein Bettelkind zum Sterben zu verletzen —
Ich war, wenn auch nicht immer, manchmal mild.

Wer gab ein Recht dem Buben, mild zu hetzen
Sein Roß auf mich? — Ich hätt' es nicht gethan. —
Er wandert fort, ein Bettelkind im Fetzen.

Er pochte hungernd an die Hütten an —
Man weist ihn fort — die wilden Hunde bellen,
Und treiben fort ihn, will er wieder nahn.

So sitzt er hungernd an verlass'nen Stellen. — —
Ein neues Bild — es kommt ein Leichenzug —
Nun springen rasch des Herzens Thränenquellen.

Wer war's, den man auf schwarzer Bahre trug? —
Ein Vater, dem der Sohn im fern'len Wüthen
Die Todeswunde mit Verachtung schlug.

Die Bahre hält — gebettet in den Blüthen
Sein Vater — nun das Antlitz todesbleich,
Die Augen zu, die einst in Liebe glühten. —

In's Leben traf das Bettelkind der Streich —
Es irrt durch's Land, die Trauer zum Genossen —
Es ward sein Herz mit einem Mal so weich.

Die Bilder, Träume, die es sah, zerflossen —
Es stürmten neue auf die Seele ein,
Und hielten krampfhaft, mächtig sie umschlossen.

Sein Erbeländer schweigt in Lust und Wein —
In Trümmer geht die reichererbte Habe,
Es rollt vom Bau zerdrückend das Gestein.

Das Schloß ist öd' — es nistet drin der Rabe
Und krächzt sein Lied, wo sonst die Freude sang —
Der Greis greift selber nun zum Bettelstabe.

So trifft es ihn auf seinem Lebensgang —
In Eins zusammen schlagen die Gestalten. — —
Das Kind erwacht, gemischt mit Harfenklang.

Weiß nicht, soll es für Traum, für Wahrheit halten,
Was eben erst an ihm vorüberzog,
Und es erfaßt mit tief geheimem Walten?

Es war ein Traum — von seinem Leben flog
Der Schleier fort — sein Erbe ihm geblieben —
Ein Traum, der um sein Erbtheil ihn betrog.

Nun reut es ihn, daß freudig er's getrieben —
Der Haß ist ausgelöscht, so wild entfacht —
Das Grafenkind verlegte sich auf's Lieben.

Und diese Wandlung hat ein Lied vollbracht —
Ein wahres Lied, zur rechten Zeit gesangen,
Da es zu spät noch nicht — es war erwacht. —

Großmutter, sing' das Lied — wie hat's gelungen?
Ich weiß es nicht; — der Knabe trieb's gelinder,
Vom Lied des greisen Harfners stark bezwungen —
Betitelt war das Lied: Vertauschte Kinder.

Nordmann.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

M. v. G. — Wir haben Ihre zweite Zusendung mit Vergnügen entgegengenommen.

Herrn M. A. v. B. in D. — Sie haben, wie wir hoffen, bemerkt, wie dankbar wir für Ihre Zusendung gewesen sind.

Ein Abonnent in Heidelsheim. — Die Novellenzeitung wird je pünktlich an die Post geliefert, daß, wenn Sie dieselbe nicht spätestens am Tage nach dem Erscheinen erhalten, nur das dortige Postamt die Schuld tragen kann.

Herrn D. L. in L. — Sie versprechen uns die Verhandlungen mit Herrn G. zu führen; noch sind wir ohne weitere Nachricht.

Frau von H. in W. — Es thut uns sehr leid, auf Ihre Vorschläge nicht eingehen zu können.

Mehrere Abonnenten. — Nr. 1—40 der Novellenzeitung sind zum Abonnementspreise wieder vollständig zu haben.

Auflösung der Charade in Nr. 43.
Austernschmaus.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen-Zeitung.
Illustrirte Wochenschrift für Novellistik, Literatur und Kunst.
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Abonnements-Einladung.
Mit dem 1. Januar 1888 beginnt ein neues Abonnement auf die
Novellen-Zeitung.
Illustrirte Wochenschrift für Novellistik, Literatur und Kunst.
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Probenummern gratis und franco durch die Expedition.

Die Rose von Stambul.

Novelle von Hedwig Bender.

Illustration zu „Die Rose von Stambul“.

Verlag von Otto Janke in Berlin SW. 68, Charlottenstrasse 57.

Trotz einiger Keime der Zwietracht, welche seit Kurzem die Feinde des Herrn Hardy unter die Vereinigung der Arbeiter geworfen, die bis dahin so brüderlich zusammengehalten, hörte man doch fast in allen Zimmern, welche auf dem Gange lagen, lustige Gesänge und Agricol lauschte vor den offenen Thüren vorbei kommend einen herzlichen Morgengruß mit seinen Kameraden aus.

Der Schmied stieg schnell die Treppe hinab und ging über den mit Rosen bedeckten, mit Bäumen bepflanzten Hof, in dessen Mitte ein Brunnen sprudelte, nach dem anderen Flügel des Gebäudes. Dort befanden sich die Arbeitszimmer, in denen ein Theil der Weiber und Töchter der Arbeiter vereint das Leinenzeug verfertigten. Diese Handarbeit, verbunden mit dem Einkauf der Leinewand im Großen, welchen die Gesellschaft in einer Fabrik besorgen ließ, stellte den Kostenpreis der einzelnen Gegenstände außerordentlich niedrig.

Nachdem Agricol durch das Arbeitszimmer gegangen war, einen weiten Saal, der während des Sommers gut gelüftet *), während des Winters gut geheizt wurde, klopfte er an die Thür des Zimmers der Mutter Angela's.

Wenn wir einige Worte über diese Wohnung sagen, die in dem ersten Stockwerke gegen Morgen und nach dem Garten hinaus gelegen war, so geschieht es, weil dieselbe ein Bild von den Familienwohnungen in dem Verbande zu dem äußerst billigen Preise von jährlich 125 Franken war.

Eine Art kleiner Vorsaal, der nach dem Gange ging, führte nach einer sehr großen Stube, zu deren beiden Seiten sich eine minder große befand, für ihre Familie bestimmt, wenn die Mädchen oder Knaben schon zu groß sind, um ferner in den beiden Schlafsälen zu schlafen, welche für die Kinder beider Geschlechter eingerichtet sind. Jede Nacht war die Beaufsichtigung eines dieser Schlafsäle einem Vater oder einer Mutter der Gesellschaft übertragen.

Die Wohnung, von welcher wir sprechen, war wie alle anderen ganz ohne Küche und Zubehör, und da im Großen und gemeinschaftlich in einem anderen Theile des Gebäudes gekocht wurde, so konnte sie äußerst reinlich gehalten werden. Ein ziemlich großer Teppich, ein guter Lehnstuhl, einige hübsche Porzellansachen auf einem Nachttischchen von weißem, wohl polirtem Holze, mehrere an den Wänden hängende Kupferstiche, eine Uhr von Goldbronze, ein Bett, eine Kommode und ein Schreibtisch von Arajen verkündeten, daß die Bewohner zu ihrem Wohlsein auch noch etwas Luxus hinzufügten.

Angela, die man von diesem Augenblicke an die Braut Agricol's nennen konnte, rechtfertigte in jeder Beziehung das schmeichelhafte Bild, welches der Schmied in seiner Unterredung mit der armen Maneux von ihr entworfen; das reizende junge Mädchen von höchstens siebzehn Jahren war eben so einfach als nett gekleidet und saß ihrer Mutter zur Seite. Bei Agricol's Eintritt erröthete sie leicht.

— Mein Fräulein, — sagte der Schmied, — ich komme, mein Versprechen zu erfüllen, wenn Ihre Mutter es erlaubt.

— Gewiß, Herr Agricol, erlaube ich das, — antwortete herzlich die Mutter des jungen Mädchens. — Sie hat weder mit ihrem Vater, noch mit dem Bruder, noch mit mir das gemeinschaftliche Haus und seine Umgebung besuchen wollen, um das Vergnügen haben zu können, es heute am Sonntage mit Ihnen zu durchwandern... Es ist wohl in der Ordnung, daß Sie, der so gut spricht, diese neue Ankömmlingin im Hause einführen; schon seit einer Stunde wartet sie und mit welcher Ungeduld!

— Mein Fräulein, entschuldigen Sie mich, — sagte Agricol lustig, — indem ich an das Vergnügen dachte, Sie zu sehen, habe ich die Stunde vergessen...

— O, Mamma, — sagte das junge Mädchen mit einem Tone sanften Vorwurfs und wurde roth wie eine Kirsche, — warum hast Du das gesagt?

— Ist es wahr oder nicht? Ich mache Dir ja keinen Vorwurf daraus, im Gegentheil; geh, mein Kind, Herr Agricol wird Dir noch besser als ich erklären, was Alles unsre Arbeiter Herrn Hardy verdanken.

— Herr Agricol, — sagte Angela, indem sie die Bänder ihrer hübschen Mütze zusammenknüpfte, — wie Schade ist es, daß Ihre gute, kleine Aventoischwester nicht mit hier ist.

— Die Maneux? Sie haben Recht, mein Fräulein, aber das ist nur aufgeschoben und der Besuch, den sie uns gestern gemacht hat, wird nicht der letzte sein.

Nachdem das junge Mädchen ihre Mutter umarmt hatte, ging sie mit Agricol hinaus, der ihr seinen Arm bot.

— Mein Gott, Herr Agricol, — sagte Angela, — wenn Sie wüßten, wie erstaunt ich gewesen bin, als ich in dieses schöne Haus trat, da ich in unserer Provinz immer nur gewohnt war, die Arbeiter in so großem Elend zu sehen... ein Elend, an dem auch ich Theil genommen habe... während hier Jedermann so glücklich und zufrieden aussieht... Wahrhaftig, ich glaubte zu träumen, und wenn ich meine Mutter um Erklärung dieses Wunders gebeten habe, antwortete sie mir stets: — Herr Agricol wird es Dir schon erklären.

— Wissen Sie, warum es mir so viel Freude macht, mich diesem angenehmen Auftrage zu unterziehen, mein Fräulein? — sagte Agricol mit zugleich ernstem und zärtlichem Tone, — weil mir Nichts gelegener kommen konnte.

— Wie das, Herr Agricol?

— Wenn ich dies Haus zeige, so mache ich Ihnen die Hülfsquellen unserer Vereinigung kund, und damit kann ich Ihnen sagen: — hier, mein Fräulein, hat der Arbeiter eine sichere Gegenwart und eine feste Zukunft, und ist nicht, wie so viele seiner armen Brüder, häufig genöthigt, auf das süße Bedürfniß seines Herzens zu verzichten, auf den Wunsch, sich eine Gefährtin für's Leben zu wählen, weil er fürchten muß, sein Elend blos dem Elende eines anderen Wesens beizugesellen.

Angela senkte die Augen und erröthete.

— Hier kann der Arbeiter ohne Besorgniß sich der Hoffnung auf Familienfreuden hingeben, da er sicher ist, dieselben später nicht durch die schrecklichen Entbehrungen derjenigen, die ihm theuer sind, verkümmert zu sehen; hier können Männer, Weiber, Kinder, vermöge der Ordnung der Arbeit und meiner Benutzung ihrer Kräfte, glücklich und zufrieden leben; mit einem Worte, wenn ich Ihnen alles das erkläre, — fügte Agricol liebevoll lächelnd hinzu, — so beweise ich Ihnen, mein Fräulein, daß man hier nichts Vernünftigeres thun kann, als sich lieben und nichts Klügeres, als sich verheirathen.

— Herr Agricol, — antwortete Angela mit sanft bewegter Stimme und erröthete noch mehr, — wollen wir nicht unsern Spaziergang beginnen?

— Sogleich, mein Fräulein, — antwortete der Schmied, glücklich über die Verlegenheit, in welche er diese unschuldige Seele gesetzt hatte. — Aber sehen Sie, hier sind wir gerade beim Schlafzimmer der kleinen Mädchen. Diese Singvögel sind schon lange ausgeflogen; lassen Sie uns hinein gehen!

— Gern, Herr Agricol.

Der junge Schmied und Angela traten darauf in einen großen Schlafsaal, ähnlich dem einer vortrefflichen Pensionsanstalt. Die kleinen, eisernen Betten waren gleichmäßig aufgestellt und an den beiden Enden befanden sich zwei Betten für zwei Familienmütter, welche abwechselnd die Aufsicht darüber führten.

— Mein Gott, wie hübsch ist dieser Schlafsaal angelegt und welche Reinlichkeit herrscht darin! Wer besorgt denn das so vortrefflich?

— Die Kinder selbst, es giebt hier keine Bedienung; unter den kleinen Geschöpfen herrscht ein seltener Wetteifer, wer von ihnen sein Bett am besten gemacht hat. Sie wissen ja, die kleinen Mädchen lieben es außerordentlich, Wirthschaft zu spielen. Nun, hier spielen sie ganz im Ernste und die Wirthschaft befindet sich dabei vortrefflich...

— O, ich verstehe... man benutzt ihre natürliche Neigung auf nützliche Weise zu allen diesen Arten von Vergnügungen.

— Dies ist das ganze Geheimniß; Sie werden sie überall nützlich beschäftigt und von der Thätigkeit entzückt finden, welche diese Beschäftigungen ihnen geben...

— O, Herr Agricol, — sagte Angela, — wenn man diese schönen, so gesunden, warmen Schlafsäle mit den schlechten Dachstuben vergleicht, in welchen die Kinder durcheinander auf schlechten Strohsäcken, vor Kälte schlotternd, schlafen, wie das bei uns zu Hause fast überall der Fall ist!

— Und in Paris erst, mein Fräulein... da ist es vielleicht noch schlimmer.

— O, wie gut, freigebig und besonders wie reich muß Herr Hardy sein, daß er so viel Geld für solche Wohlthaten ausgeben kann.

— O, ich werde Sie in Verwunderung setzen, — sagte Agricol lächelnd, — vielleicht so sehr, daß Sie mir nicht glauben werden.

— Wie so denn das, Herr Agricol?

— Es giebt gewiß auf der Welt keinen Menschen von edlerem und besserem Herzen als Herrn Hardy. Er thut das Gute um des Guten willen, ohne an seinen Vortheil zu denken; aber selbst, wenn er der eigennützigste, geizigste Mensch wäre... würde er doch noch einen ungeheuren Vortheil dabei finden, uns so glücklich zu machen, als wir es in der That sind.

— Ist es möglich, Herr Agricol? Sie sagen es mir und ich muß Ihnen glauben; aber wenn das Gute so leicht und selbst so vortheilhaft ist, so sagen Sie mir, weshalb thun es denn die Leute nicht häufiger?

— O, mein Fräulein, es gehören dazu drei Bedingungen, welche man selten bei derselben Person vereinigt findet: das Wissen, das Können und das Wollen.

— Ach ja: die, welche es wissen... können sehr häufig nicht.

— Und diejenigen, welche es können, wissen oder wollen nicht.

— Aber auf welche Weise findet Herr Hardy noch so viel Vortheil bei den Wohlthaten, welche er Sie genießen läßt?

— Ich werde Ihnen das sogleich erklären, mein Fräulein.

— O, welcher angenehme und gesunde Geruch von Früchten! — sagte plötzlich Angela.

— Die gemeinschaftliche Vorrathskammer für Früchte ist nicht weit; ich wette mit Ihnen, daß wir dort mehrere unserer kleinen Vögel aus dem Schlafsaale naschen oder wenn Sie lieber wollen, arbeiten sehen werden.

Und Agricol öffnete eine Thür und ließ Angela in einen ziemlich großen Saal treten, der mit Tischen besetzt war, auf welchen verschiedene Arten Winterfrüchte geordnet waren; mehre Kinder von sieben bis acht Jahren, reinlich und warm gekleidet, von Gesundheit strotzend, beschäftigten sich fröhlich unter der Aufsicht einer Frau mit dem Aussuchen der verdorbenen Früchte.

— Wie Sie sehen, — sagte Agricol, — benutzen wir überall, so viel wir können, die Kinder; diese Beschäftigungen gereichen ihnen zum Vergnügen, entsprechen zu gleicher Zeit dem Bedürfnisse ihres Alters nach Bewegung und Beschäftigung, und auf diese Weise kann man von den jungen Mädchen und den Frauen gar keine bessere Anwendung ihrer Zeit verlangen.

— Das ist wahr, Herr Agricol, dieses Alles ist sehr weise angeordnet.

— Und wenn Sie nur sehen sollten, welche Dienste diese Kinder in der Küche leisten: von einer oder zwei Frauen beaufsichtigt, machen sie so viel Arbeit als acht bis zehn Mägde.

— Allerdings, — sagte Angela, — in diesem Alter liebt man so sehr kochen zu spielen, sie müssen ganz entzückt dazu sein.

— Gerade das ist es, und eben unter dem Vorwande des Spielens arbeiten sie auch im Garten, harken das Land, pflücken die Früchte, begießen die Blumen, machen die Stege glatt und so weiter; mit einem Worte, diese Horde von arbeitenden Kindern, welche sonst gewöhnlich bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren ohne nützliche Beschäftigung bleiben, werden hier höchst nutzbar gemacht; abgesehen von drei Schulstunden täglich, die für sie hinreichen, sind ihre Erholungsstunden sehr

*) Herr Adolph Bobierre giebt in einem kürzlich herausgekommenen kleinen Buche — De l'air considéré sous le rapport de salubrité. — Fournier. No. 7. rue Saint Benoit — höchst merkwürdige und gegründete Einzelnheiten über die Nothwendigkeit der Erneuerung der Luft zur Erhaltung der Gesundheit. Es geht aus den wissenschaftlichen Versuchen die unumstößliche Thatsache hervor, daß für den Menschen in seinem Normalzustande ständlich sechs Cubikmeter frischer und erneuerter Luft nothwendig sind. Man muß schaudern, wenn man daran denkt, in welchen düsteren, nutzigen Werkstätten oft eine Menge Arbeiter eingesperrt sitzen. Unter den vortrefflichen Vorschlägen der Abhandlung des Herrn Bobierre führen wir den folgenden an, indem wir uns ihm anschließen, um die Aufmerksamkeit des Gesundheitsarztes, der täglich große Dienste leistet, darauf hinzulenken, daß, sobald eine Werkstatt mehr als zehn Arbeiter enthalten soll, vor dem Gebrauch derselben seiner Besichtigung von Seiten der Abgeordneten des Gesundheitsrathes unterworfen werden soll, welche dann feststellen müßten, ob die Anlage derselben nicht von der Art ist, daß die Gesundheit der darin befindlichen Arbeiter gefährdet wird.

---

punkt, den zu erreichen doch wahrlich kein Einzelvorrecht ist, zugleich einen verhaßten und einen gefährlichen nennen. Verhaßt, denn der Standpunkt der Idee verachtet alle Rücksichten; gefährlich, denn die rücksichtvollen werden ihr Talent aufbieten, ihn zu verdächtigen. Nicht als ob gerade dieser unbedeutende Aufsatz, wiewohl einem ehrenwerthen Blatte einverleibt und aus freier Ueberzeugung hervorgegangen, dies zu befürchten hätte; allein das Talent unserer Tage ist und bleibt empfindlich und es fällt dem strengen, überzeugungsvollen Urtheil schwer, ihm glauben zu machen, daß diese Strenge es redlich meint und von dem Grundbau liebevoller Anerkennung ausgeht. Man glaubt leichter an den Haß, als an die Liebe, ein betrübendes Zeichen, wie hart und mannigfaltig sich unter uns die Gedanken verklagen.

Erinnere sich die deutsche Kritik von heute der Hauptzüge ihrer Geschichte. Die Gegenstände, welche Lessing aufnehmen, die Gegner, welche er bekämpfen mußte, sind hinweggelöscht. Es giebt jetzt keine „Klötze" mehr, es giebt keine Wolffenbüttelschen Fragmente mehr zu vertheidigen. Es fragt sich nicht: „Wie die Alten den Tod gebildet", es fragt sich, wie die Neuen das Leben bilden. Die Dramaturgie selbst hat den seinen Stahl ihrer goldenen Pfeile verschossen an der ehernen Brandmauer der Theaterrepertoirs. Sie hat keine weiteren zu versenden, seitdem man die Dramaturgen in Lohn und Brod nimmt und der „Hofrath" ihnen auf der Ferse nachhinkt. An „Ehrenrettungen" Verstorbener oder noch Lebender sein Talent zu wagen, kommt Niemand ein. Man sucht behaglich sein Selbst zu retten durch den behaglichen Strom der Welt. Lessing verschwendete sein Talent — wie sein Geld — und war doch ein sparsamer Geist, der immer, wenn's noth that, etwas übrig hatte. Heute lehrt der Wucher die Talente sparsam sein und sie haben nie mehr übrig, als sie selbst brauchen. Dieser Punkt ist für unsere geistig-kritische Armuth von Bedeutung. Die Kritik ist der Hochwächter auf den freien Bergeshöhen deutschen Geisteslebens. Es darf ihr das Feuer nicht ausgehen, womit sie von ihrer lichten Höhe all die tausend dunklen und dunkleren Thalpunkte erleuchten soll. Der Kritiker soll sein wie Phöbus-Apollo. Mit immer gefülltem Köcher seinen Standpunkt behauptend, darf ihm kein Wild entschlüpfen. „Auf den Schultern des im Geist — und warum nicht auch in der Liebe? — Erzürnten soll stets erklingen der silberne Bogen." Gerüstet muß er stehen für jedwede Thatsache, zu jeglichem Ereigniß. Dorthin, da er weiß, daß die Kritik wohl etwas Höheres ist, als ein Lanzenstechen, Bogenschießen und Turnieren.

Auf Lessing zurückzukommen: Das Gegenständliche seiner Kritik liegt uns ferner, aber ihre Meisterschaft tritt uns bedeutungsvoll nahe und mahnt an so Vieles, was wir heutigen nur zu leicht und gern vergessen. Lessing's Kritik war gewiß von deutscher Art: rücksichtslos, sich selbst getreu und von der Unerschütterlichkeit des eigenen Bewußtseins ausgehend. Hierin haben wir unausgesetzt von ihm zu lernen, in diesem Thun ihn ständlich zu studiren. Nur einem solchen, stets von der eigensten Ursprünglichkeit ausgehenden Geiste konnte es auch gelingen, die ganze Gewalt der Kritik so vollständig und kräftig der Sprache einzuprägen.

Ein anderer Geist war Herder. An einfacher Klarheit steht er Lessing nach. Bei ihm sind Charakter und Erkenntniß nicht von Haus aus in Eins gebildet, wie bei diesem. Seine Bildung war vielfacher, verwickelter, verworrener. Sein Fehler war, daß er sich zu sehr in Fremdes vertiefte. Der Ursprung der Sprache, die Entstehungsgeschichte des Menschengeschlechts, die Art, wie dasselbe in fernster Vergangenheit an die elementarischen Zustände des ihm angewiesenen Wohnplatzes grenzt, endlich die Philosophie selbst als System mit ihrer ungewohnten Denk- und Redeweise machten Herder viel zu schaffen. Die ewigen Voraussetzungen der Menschheit, wie

Electrical Review

Electrical Review

Electrical Review

Electrical Review

— O, so wird am Ende diese Gelegenheit mich verhindern, meine Onkelinnen heute, wie an allen Sonntagen, zu umarmen!

— Nein, mein Vater... sie werden hergefahren kommen, Dagobert begleitet sie.

— Aber was hast Du denn, Du scheinst so sorgenvoll?

— Allerdings, mein Vater, — sagte der Marschall mit schmerzlich bewegter Miene, — ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen.

— Nun dann komm zu mir, — sagte der Greis ziemlich besorgt.

Und der Marschall und sein Vater verschwanden in der Biegung der Allee.

Angela war erstaunt darüber gewesen, daß dieser glänzende, hohe Offizier, den man Herr Herzog nannte, einen alten Arbeiter in der Blouse zum Vater habe. Sie sah Agricol mit verwunderter Miene an und sagte zu ihm:

— Wie, Herr Agricol... dieser alte Arbeiter...

— Ist der Vater des Herrn Marschall, Herzogs von Lignn, des Freundes... ja, ich kann es wohl sagen, — fügte Agricol mit bewegter Stimme hinzu, — des Freundes meines Vaters, der unter seinem Befehle zwanzig Jahre hindurch den Krieg mitgemacht hat.

— So hoch gestellt zu sein und sich doch so ehrfurchtsvoll, so zärtlich gegen seinen Vater zu zeigen! — sagte Angela. — Der Marschall muß ein sehr edles Herz haben, aber warum läßt er seinen Vater Arbeiter bleiben?

— Weil der Vater Simon um keinen Preis in der Welt seinen Stand und die Fabrik verlassen würde, er ist als Arbeiter geboren und will als Arbeiter sterben, obwohl er einen Herzog und Marschall von Frankreich zum Sohn hat.

Sechzehntes Kapitel.

Das Geheimniß.

Ist das sehr natürliche Staunen über die Ankunft des Marschall Simon bei Angela vorüber war, sagte Agricol lächelnd zu ihr:

— Es fällt mir nicht ein, Fräulein Angela, daß ich diese Gelegenheit dazu benutzen wollte, Ihnen das Geheimniß aller dieser Wunder des gemeinschaftlichen Hauses zu verschweigen.

— O, ich hätte Sie schon an Ihr Versprechen erinnert, — entwortete Angela, — was Sie mir schon gesagt haben, ist für mich allzu anziehend.

— So hören Sie mir zu, Fräulein. Herr Hardy hat als wahrer Zauberer drei Zauberworte ausgesprochen: — Vereinigung — Gemeinschaft — Brüderlichkeit. — Wir haben den Sinn dieser Worte begriffen und die Wunder, welche Sie sehen, sind, ich wiederhole es Ihnen, zu unserem Vortheile so wie zum Vortheile des Herrn Hardy geschaffen worden.

— Eben das scheint mir so außerordentlich, Herr Agricol.

— Nehmen Sie an, daß Herr Hardy statt dessen, was er ist, ein Unternehmer mit trockenem Herzen wäre, der Nichts kennt als seinen Vortheil und sagt: Was bedarf ich, damit meine Fabrik viel einbringt? — Tüchtige Arbeit, — große Ersparniß der ursprünglichen Stoffe, — vollkommene Anwendung der Zeit der Arbeiter; mit einem Worte, Ersparniß bei der Fabrikation, um zu billigem Preise erzeugen zu können, — Vortrefflichkeit der Erzeugnisse, um sehr theuer zu verkaufen.

— Allerdings, Herr Agricol, kann ein Fabrikant nicht mehr verlangen.

— Nun gut, diesen Erfordernissen wäre Genüge geleistet, wie es wirklich geschehen ist, wenn Herr Hardy als bloßer Rechenmeister sich gesagt hätte: Von meiner Fabrik entfernt haben die Arbeiter, wenn sie sich nach derselben hindegeben, viele Mühe. Sie müssen früher aufstehen, also kürzere Zeit schlafen; von dem, den Arbeitern so nothwendigen Schlafe etwas fortnehmen, das ist eine schlechte Einrichtung; sie werden schwach und die Arbeit leidet darunter; dann wird auch die schlechte Witterung mancher Jahreszeiten ihren langen Weg noch verschlimmern. Der Arbeiter kommt durchnäßt, vor Kälte zitternd, vor der Arbeit schon geschwächt an, und was wird das dann für Arbeit!

— Das ist leider wahr, Herr Agricol; wenn ich in Lille von einem kalten Regen ganz durchnäßt in die Manufaktur kam, so fror ich fast den ganzen Tag bei meiner Arbeit.

— Also wird der tüchtige Rechner sagen: — Wenn ich meinen Arbeitern vor der Thür meiner Fabrik Wohnung gebe, so heile ich diesem Uebelstande ab. Rechnen wir also einmal: — Der verheirathete Arbeiter giebt im Durchschnitte für eine oder zwei schlechte Stuben und eine Kammer, alles eng, dunkel, ungesund, in einer schmutzigen, abscheulichen Straße, zweihundertfunfzig Franken jährlich *); dort lebt er mit seiner Familie zusammengedrängt, daher ist die Gesundheit derselben auch stets so angegriffen, so fieberhaft, so schwächlich, und was für Arbeit soll man von einem fieberkranken, einem hinfälligen Menschen erwarten? Was die unverheiratheten Arbeiter anbetrifft, so bezahlen dieselben für eine minder große, aber eben so ungesunde Wohnung ungefähr 150 Franken. Rechnen wir nun zusammen: Ich beschäftige 146 verheirathete Arbeiter, diese zahlen also alle zusammen für ihre schlechten Wohnungen 36,500 Franken jährlich; ferner beschäftige ich 115 unverheirathete Arbeiter, welche auch jährlich 17,280 Francs Miethe bezahlen, in Summa zahlen diese Leute also zusammen eine jährliche Miethe von ungefähr 50,000 Francs, das sind die Zinsen einer Million.

— Mein Gott, Herr Agricol, welche große Summe kommt für diese schlechten kleinen Wohnungen heraus!

— Sie sehen also, Fräulein, 50,000 Francs jährlich! Nun sagt unser Unternehmer: — damit ich meine Arbeiter bestimme, ihre Wohnung in Paris aufzugeben, werde ich Ihnen große Vortheile gewähren. Ich werde so weit gehen, daß ich ihnen den Miethpreis halb so theuer lasse und dann statt ungesunder Zimmer sollen sie große, luftige, gutgelegene, leicht geheizte und mit wenig Kosten erleuchtete Wohnungen bekommen; wenn also 146 Wirthschaften mir dies 125 Franken Miethe zahlen, und 115 unverheirathete Arbeiter 75 Franken, so habe ich eine Summe von 26 bis 27,000 Franken... Ein Gebäude, welches groß genug ist, um alle diese Leute zu beherbergen, wird mir höchstens 100,000 Franken kosten **).

*) Das ist in der That der Durchschnittspreis einer Arbeiterwohnung, welche aus zwei kleinen Stuben und einer Kammer im dritten oder vierten Stockwerke besteht.

**) Diese Zahl ist genau, vielleicht sogar noch übertrieben... Ein dergleichen Gebäude, eine Stunde von Paris nach Meaux zu, mit allem nothwendigen Zubehör, Küche, Waschhaus u. s. w., Gebäudehälter, Wasserleitung, Heizvorrichtung u. s. w., umgeben von einem Garten zu 10 Morgen, würde zur Zeit dieser Erzählung kaum 50,000 Franken gekostet haben. — Ein erfahrener Baumeister hat die Güte gehabt, uns einen detaillirten Anschlag zu entwerfen, der meine Behauptung bestätigt. Man sieht also, daß zu demselben Preise, welchen die Arbeiter im Allgemeinen bezahlen, man ihnen vollkommen gesunde Wohnungen anweisen und dennoch sein Geld zu zehn Prozent unterbringen könnte.

Ich würde also mein Geld mindestens zu 5 Procent untergebracht haben und noch dazu vollkommen sicher, da der Arbeitslohn mir für die Miethe Bürgschaft leistet.

— O Herr Agricol, ich fange jetzt an zu begreifen, wie es mitunter vortheilhaft sein kann, das Gute zu thun, selbst in Beziehung auf den deren Nutzen.

— Und ich bin fest überzeugt, Fräulein, daß auf die Länge hin alle Geschäfte, wenn sie mit Verständniß und Redlichkeit betrieben werden, stets gut sind. Aber kommen wir auf unsern Rechenmeister zurück. So sind also meine Arbeiter vor der Thür meiner Fabrik untergebracht in guten, warmen Wohnungen, und kommen stets kräftig zur Arbeit. Das ist noch nicht Alles... der englische Arbeiter, der sein Rindfleisch ißt, gutes Bier trinkt, verrichtet in derselben Zeit zweimal so viel Arbeit, als der französische *), welcher zu einer abscheulichen, mehr schwächenden, als stärkenden Nahrung verurtheilt ist, da jetzt alle Lebensmittel verfälscht werden. Meine Arbeiter würden also viel mehr arbeiten, wenn sie viel besser äßen. Aber wie fange ich das an, ohne daß es mich etwas kostet? Mir fällt dabei die Lebensart der Casernen, der Kosthäuser und selbst der Gefängnisse ein; dadurch, daß die Mittel aller Einzelnen zusammengeworfen werden, kommt eine Summe von Wohlsein heraus, welche ohne diese Vereinigung nicht möglich gewesen wäre. Wenn also meine 260 Arbeiter anstatt 260 abscheuliche Küchen zu führen, sich zusammenthun, um eine für Alle zu errichten, die aber sehr gut sein wird, weil dabei Ersparnisse aller Art gemacht werden können, welcher Vortheil ist dann für mich dabei... und auch für sie! Zwei oder drei Wirthschafterinnen würden mit Hülfe der Kinder genügen, das Essen zu bereiten; anstatt Holz, Kohle, partieweise zu kaufen und dafür das Doppelte ihres Werthes zu bezahlen, würde die Vereinigung meiner Arbeiter unter meiner Bürgschaft — und ich bin wieder durch ihren Wochenlohn sicher gestellt — große Vorräthe von Holz, Mehl, Butter, Oel, Wein u. s. w. anschaffen, indem sie sich unmittelbar an die Erzeuger wenden. Auf diese Weise würden sie die Flasche reinen gesunden Wein mit drei oder vier Sous bezahlen, anstatt für ein vergiftetes Getränk zwölf bis funfzehn Sous zu geben. Jede Woche würde die Vereinigung je nach Umständen einen Ochsen und einige Hammel kaufen, die Wirthschafterinnen backen das Brod, wie auf dem Lande; mit einem Worte, mit diesen Hülfsquellen, vermöge Ordnung und Sparsamkeit, würden meine Arbeiter für 20 bis 25 Sous täglich eine gesunde, angenehme und genügende Nahrung haben.

— O jetzt erklärt sich Alles, Herr Agricol.

— Das ist noch nicht Alles, Fräulein. Seine Rolle als Rechner fortsetzend, sagte er sich: — Nun sind meine Arbeiter in guten Wohnungen, wohlgewärmt, wohlgenährt und zwar mit einer Ersparniß von der Hälfte. Nun müssen sie auch noch warm gekleidet werden, denn ihre Gesundheit ist die Bedingung der Arbeit. Die Vereinigung wird also im Großen und zum Fabrikpreise — stets unter meiner Bürgschaft, welche durch das Wochenlohn gesichert ist — warme und tüchtige Stoffe, gute und starke Leinenzeuge kaufen, welche ein Theil der Arbeiterfrauen ebensowohl wie Schneider zu Kleidern verarbeiten.

*) Diese Thatsache hat sich bei den Eisenbahnarbeiten von Neuem herausgestellt. Die französischen Arbeiter, welche keine Familie hatten, und daher die Lebensweise der Engländer annehmen konnten, haben mindestens damals eben so viel Arbeit gemacht, als diese, da sie durch hinreichende und gesunde Nahrung gekräftigt waren.

---

im bloßen Literaturzeitungsstone, obschon in Schiller's kritischen Arbeiten das Bemühen: auf Allgemeines zu kommen und von Grundsätzen auszugehen, nicht leicht zu verkennen ist.

Es mag Erstaunen erregen, daß die Systeme Kant's und Fichte's, als Systeme — das eine durchaus kritischer, das andere durchaus dogmatischer Natur — im Ganzen nur wenig allgemein kritische Erfolge gezeigt haben. Und doch läßt sich dieser Mangel aus der Beschaffenheit dieser Systeme selbst sehr einfach begreifen. Denn die kritische Speculation Kant's bleibt ohne alles Resultat. Sie endigt mit dem Dinge an sich, von welchem Bestimmtes nicht gewußt werden kann, und die letzte Frucht, welche dem Forscher bleibt, ist jenes verzweifelte Spiel der Antinomien, d. h. die seltsame Kunstfertigkeit des Denkens: alles Beliebige und auch dessen Gegentheil gleichzeitig aufzustellen und zu beweisen. Dem entgegen verlangt die allgemeine Kritik — wie der strebende Menschengeist überhaupt — einen Zweck und Ziel ihres Strebens, und es ist unmöglich, daß sie bestehe und sich fortbilde, wenn Zweck und Ziel nur das gleichgültige Leere sind. Die Kritik hat es mit dem vollen Inhalt des geistigen Lebens zu thun. Die tausend und abertausend Strahlen, Richtungen, Erscheinungen und Entfaltungen dieses Lebens sollen in einem Brennpunkt des Erkennens gesammelt werden. Die Deutung, die Bedeutung soll keinem Dinge fehlen. Dazu bedarf es eines Resultates, was die Kant'sche Philosophie nicht gewähren konnte, da sie in dem Satze: daß man die Wahrheit an sich nicht erkennen kann, im Voraus auf jedes Resultat verzichtet und somit alles Geistige auf Erden gleichgültig und unentschieden läßt. Man kann dies in allerständlicher Weise so ausdrücken, daß die Kritik — weil ihre lebendige Aufgabe ist, mit dem Leben auf's Reine zu kommen — es auf die Länge bei der sich selbst abschließenden Einseitigkeit der Kant'schen Philosophie nicht aushalten konnte.

Eben so wenig konnte die Wissenschaftslehre Fichte's dem allgemein-kritischen Bedürfniß der Menschheit entsprechen. Fichte, der unerschütterlichst sich selbst getreue Denker, ging nicht, wie Kant, vom Zweifel und von der Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens aus, sondern von dem Grundsatz, den er als unbezweifelte Thatsache an die Spitze seiner Forschung stellt. Dieser erste Satz der Fichte'schen Philosophie heißt weltbekanntlich: Ich bin Ich und setze nur das Nicht-Ich, d. h. mein Denken ist so beschaffen, daß es aus sich selbst die Welt als daseiend hervorbringt. Mein Gedanke ist es, der die Welt erschafft. In dieser ungeheuern Behauptung, auf welche vor Fichte noch kein Denker gekommen, liegt zugleich das Riesenhafte, wie das Verzweiflungsvolle der Fichte'schen Philosophie, gleichzeitig aber auch die Unmöglichkeit, daß ein von diesem Grundsatz aufsteigendes Lehrgebäude allgemein verständlich, daß es Grundbau einer allgemeinen deutschen Kritik werde. Denn der menschliche Gedanke in seiner geschichtlichen Entfaltung erträgt es nicht, fort und fort zu behaupten und zu beweisen, daß er in seinem Ich der weltenschaffende Gott sei. Wie oben bemerkt, sucht die Kritik das geistige Leben und seinen Vollgehalt zu deuten und zu begreifen. Sie verlangt einen Gegenstand, der zwar geistiger Natur, — Geschichte, Religion, Welt- und Staatsleben, Politik, Literatur u. s. w. — dennoch etwas Anderes sei, als ihr eigenes Denken. Durch ein Höheres, Höchstes will und soll sie die wahre Natur dieser geistigen Organismen begreifen lernen. Wie aber ist dies möglich, wenn ich mein eigenes, persönliches Denken von Anbeginn als den Act der Weltschöpfung annehme? Alle Kritik ist menschlicher Natur. In der Lehre Fichte's aber ist der Menschengeist von Anfang an zu Gottes Geist gemacht. Vor diesem Meteor des Denkens erlischt die Fackel der Kritik von selbst.

Hier haben wir Kant und Fichte, große, unsterbliche Geister, als reinspeculative Denker. Ganz anders ist ihr Bezug

Endlich da die Lieferung an Schuhen und Kopfbedeckung sehr bedeutend sein wird, erhält die Vereinigung einen bedeutenden Preisnachlaß von dem Unternehmer... Nun, Fräulein Angela, was sagen Sie zu unserm Rechenmeister?

— Ich sage, Herr Agricol, — antwortete das junge Mädchen mit naiver Bewunderung, — daß es nicht zu glauben ist und dennoch so einfach!

— Gewiß nichts ist einfacher, als das Gute, als das Schöne, und gewöhnlich denkt man kaum daran... Bemerken Sie nur, daß unser Mann immer nur in seinem Privatinteresse spricht, daß er nur die materielle Seite der Frage in's Auge faßt... da er die Gewohnheit des gegenseitigen Beistandes, der gemeinschaftlichen Haftung, welche natürlich unvermeidlich aus diesem Zusammenleben entstehen muß, für nichts rechnet, daß er nicht einmal daran denkt, wie das Wohlsein den Charakter des Menschen versittlicht und milde macht, sich nicht sagt, daß die Starken den Schwachen Schutz und Rath schuldig sind, nicht daran denkt, daß im Grunde der rechtschaffene, thätige und arbeitsame Mensch ein Recht hat, ein vollständiges Recht, von der Gesellschaft Arbeit und einen seinen Bedürfnissen angemessenen Lohn zu verlangen;... nein, unser Unternehmer denkt nur an das reine Ergebniß; nun gut, Sie sehen, er legt nicht blos sein Geld zu 5 Procent sicher in den Häusern an, sondern er findet auch noch großen Vortheil bei dem materiellen Wohlergehn seiner Arbeiter.

— Das ist ganz richtig, Herr Agricol.

— Und was werden Sie mir sagen, Fräulein, wenn ich Ihnen bewiesen haben werde, daß unser Rechner noch einen großen Vortheil dabei hat, wenn er seinen Arbeitern außer ihrem regelmäßigen Lohn noch einen verhältnißmäßigen Antheil an seinem Gewinne giebt?

— Das scheint mir schon schwieriger, Herr Agricol.

— Hören Sie mich noch einige Minuten an und dann werden Sie sich davon überzeugt haben.

Sie plaudernd waren Agricol und Angela an die Thür des Gartens des gemeinschaftlichen Hauses gekommen.

Eine bejahrte, sehr einfach aber sorgsam gekleidete Frau näherte sich Agricol und sagte zu ihm: —

— Ist Herr Hardy wieder nach der Fabrik zurückgekehrt, mein Herr?

— Nein, Madame, man erwartet ihn von einem Augenblick zum andern.

— Heute vielleicht noch?

— Heute oder morgen, Madame.

— Man weiß nicht, um welche Stunde er hier sein wird, mein Herr?

— Ich glaube nicht, daß man es weiß, indessen wird der Hausmann der Fabrik, der zugleich der Hausmann von Herrn Hardy's Hause ist, Ihnen vielleicht Nachricht darüber geben können.

— Ich danke Ihnen, mein Herr!

— Sehr gern geschehen, Madame.

— Herr Agricol, — sagte Angela, als die Frau sich entfernt hatte, — finden Sie nicht, daß diese Dame sehr bleich war und sehr aufgeregt erschien?

— Das habe ich auch bemerkt, ich glaube eine Thräne in ihrem Auge gesehen zu haben.

— Ja, es kam mir so vor, als ob sie viel geweint habe. Arme Frau! vielleicht kommt sie, Herrn Hardy um Hülfe anzusprechen. Was haben Sie denn, Herr Agricol, Sie werden ja ganz nachdenklich?

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Theresia.

Lustspiel in vier Aufzügen.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Zweiter Aufzug.

Antichambre des Kaisers. Im Hintergrund ein offener Säulengang, in dem die Hartschierwache unter's Gewehr getreten ist. Die Musik spielt das Volkslied: „Prinz Eugen, der edle Ritter."

Erster Auftritt.

Prinz Eugen geht langsam murrend an der Reihe ihr Helmbarden präsentirender Hartschiere vorüber, die endlich von einer Handbewegung von ihm entlassen abmarschiren. **Baron Klein** im Hintergrunde äfft die Bewegungen der Hartschiere nach.

Baron Klein.

Ha, mein durchlauchtigster Waffenbruder! Das war eine Heldenzeit, als wir zusammen unsere Schlachten schlugen! Als meinem Bataillon die Fahne verloren ging, ließ ich mein rothes Tuch wehen, wie eine blutige Corsarenflagge! Ich würde es auf den Mauern von Belgrad aufgepflanzt haben, hätt' ich hinaufgekonnt! Aber die Sprossen der Sturmleiter waren so verdammt weit auseinander gemacht! Ja, Prinz Eugen, das war Ihr Streich: Sie mußten wohl, wer sonst zuerst oben gewesen wäre!

Prinz Eugen

(blicken auf die Thür zur Seite deutend).

Der Kaiser?

Baron Klein.

Ja seinen Gemächern, Durchlaucht; ich werde Sie einführen. (Er marschirt in militärischer Haltung die Finger am Federhut vor ihm her.) (Beide seitwärts ab.)

Zweiter Auftritt.

Gräfin Juliane Bologne kommt seitwärts aus dem Cabinet des Kaisers. **Da Bojador** tritt auf, aus dem Säulengange kommend.

Gräfin Juliane.

Sie hier, lieber Bojador?

Da Bojador.

Ich habe den Kammerherrendienst. Und Sie? welch glückliches Ungefähr führt Sie hierher?

Gräfin Juliane.

Die Erzherzogin ist im Cabinet des Kaisers; unterdeß bin ich in die Antichambre verwiesen!

Da Bojador.

Auch der Prinz Eugen, hör' ich, hat Audienz.

Gräfin Juliane.

Wissen Sie, daß der ein gefährlicher Feind unserer Coalition ist? Er hat das Vertrauen des Kaisers und ist ein Gönner des Herzogs von Lothringen; dabei besitzt er Einfluß auf die Erzherzogin, der er mit der zartesten Galanterie den Hof macht und die sich nicht wenig von den Huldigungen des ersten Helden unseres Jahrhunderts geschmeichelt fühlt. Wenn man seinen Einfluß lähmen könnte — nur für eine Zeitlang —

Da Bojador.

Den Einfluß des Prinzen Eugen? Sie sind kühn, angebetete Juliane — (für sich.) aber pst! ich will ihr ja meine Gleichgültigkeit zeigen!

Gräfin Juliane.

Wie sagten Sie, mein Freund?

Da Bojador.

Wissen Sie, daß ich Sie doppelt verehre, seit Ihrem geistreichen und aufrichtigen Wort über die Beweggründe, die unseren Bund schließen! Ja, es ist wirklich nichts mehrer, als daß die Liebe eine höchst unbequeme, kindische, beunruhigende und lächerliche Thorheit ist! Sie können sicher sein, daß Sie bei mir nie auf Excess dieses gelinden Wahnsinns stoßen werden. Ich habe mein Gewissen erforscht, meine Liebe zu Ihnen gewogen — und siehe, ich habe sie sehr leicht gefunden, meine süße Braut!

Gräfin Juliane.

In der That, Bicomte?!

Da Bojador.

Auf Ehre; ich habe mir Ihre Lehre tief zu Herzen genommen.

Gräfin Juliane.

Für mich kann nichts erfreulicher sein, als in meinem künftigen Gemahl einen so folgsamen Schüler zu sehen. (Für sich.) Ich finde ihn impertinent!

Da Bojador.

Ich habe sogar gefunden, daß ich gar nicht einmal für Ihre Schwächen, — denn Schwächen hat jeder Mensch — blind bin, schöne Juliane.

Gräfin Juliane.

O das ist ja charmant. Darf ich nicht wissen, was für Schwächen das sind? Ich bin wohl eine recht alberne Person, bin einfältig, borniert, nicht wahr, Bicomte?

Da Bojador.

Nein, das sind Sie nicht, bei Gott nicht! Sie sind das Gegentheil von allem dem, Sie sind ebenso reich an Geist, wie gewandt in der Kunst diesen Reichthum leuchten zu lassen!

Gräfin Juliane.

Aber ich bin — schlecht erzogen, von unfeinem, unadligem Benehmen —

Da Bojador (lächelt).

Sie schlecht erzogen? — (Für sich.) Aber zum Henker, ich muß doch ein Paar Fehler nennen! (Laut.) Nein, theure Juliane, aber Ihr Benehmen könnte allerdings so einen exzentrischen Anhauch, so ein leises Geflirtetsein von süßer und liebenswürdigster Koketterie etwas mehr verleugnen! (Für sich.) Da hat sie's!

Gräfin Juliane.

Ei sich doch! Es macht mich außerordentlich froh, daß Sie so klar sehen, lieber Bicomte! (Für sich. Indessen Da Bojador mit einem Ausdruck großer Gleichgültigkeit die Gemälde mustert, die an den Wänden hangen.) O, Du bist verliebter als je! — aber diesen bloßen Versuch, meine Worte so unglaubt an au pied de la lettre zu nehmen, sollst Du büßen! — Ich will ihn eifersüchtig machen. — Auf wen nur? — — auf wen könnte er es werfen? Da ist der junge Sinzendorff — denn Clam-Gallas, Chotek — der Herzog von Lothringen selbst — ach ja, der Herzog — es wäre charmant, wenn er gegen den Herzog und die Erzherzogin intriguirt hat, ihm aufzubinden, er habe es nur im Dienste meines eigenen Interesses für den Herzog gethan; das wäre eine gerechte Strafe für ihn, und wie amusant!

Dritter Auftritt.

General Graf Sporck, in Kaiserzimmer, mit beschmutzten Stiefeln, gefolgt von einem **Kammerherrn. Die Vorigen.**

Der Kammerherr.

In der That, es ist unmöglich! Lassen Sie sich sagen: es ist unmöglich, Herr General!

---

auf die allgemeine deutsche Kritik als populäre Schriftsteller. Und das sind diese tiefsinnigen Philosophen Heine. In ihren populären Schriften steigen sie mit Selbstverleugnung herab zu der Einsichtsfähigkeit der allgemeinen vernünftigen Menge. Hier entfalten sie eine innerliche Gewalt der Sprache, eine so einfache Beredsamkeit und Beweisführung, eine so überzeugende sittliche Gediegenheit, eine so erschütternde Hingebung an das Eine, was noth thut, einen so apostolisch-reinen Glauben an die Unvermüstlichkeit des moralischen Menschen, daß sie als leuchtende Muster für das kritische Bewußtsein aller Zeiten gelten müssen. Namentlich sind es die Reden und praktischen Abhandlungen Fichte's, die auf eine fast unglaubliche Weise in deutsches Mark und Leben gedrungen sind. Dem schüchternen Denker haben sie die Brücke geschlagen zum Verständniß deutscher Wissenschaft überhaupt. Die anfstrebende Jugend hat sich an ihrem gediegenen Inhalt, der dem Gemüth jedes Gebildeten einleuchtet, an dem einfachen Glanz ihrer Sprache begeistert. Dem Kritiker insbesondere haben sie gezeigt, welchen Ton er anschlagen muß, um Wiederklang zu finden in seinem Volke. Sie haben unumstößlich dargethan, daß alle Kritik national sein muß, sie haben die deutsche Kritik in den Kreis einer Gattung erhoben, von welchem sie vordem Nichts wußte, in den Bereich der Publicistik. Was in Bezug auf deutsches Volks- und Staatsleben noch dem Denken Fichte's verschlossen war, — denn seine Zeit war nicht die unsrige, — das hat er wenigstens ahnend ergriffen; Ahnungen, oft leuchtend und überraschend, wie Weissagungen, und Vieles, was in den glänzendsten kritischen Geistern der neuen Zeit, wie in Börne, als herrliche Frucht am Baume prangt, liegt schon bei Fichte als dunkles Samenkorn ausgestreut. Für den tauben Sinn freilich vermehrt es der Wenk. Wenn der eigentliche Wendepunkt, den die Kritik in neuester Zeit erlebt hat, darin sich zeigt, daß sie, die vordem kaum mehr als eine litterarische Geltung hatte, nunmehr als der allgemeine prüfende Geist, als die Urtheil und Gericht übende Macht aller menschlichen Verhältnisse erscheint; wenn heutzutage nichts mehr im Himmel und auf Erden vor ihr sicher ist und sie in ihrem Gottesdrange sich an Alles wagt, so möge sie, ihres gegenwärtigen Berufs eingedenk, nur ja nicht die Schuld auf sich laden, unter den Vorläufern ihrer neuen Zeit, ihrer deutschen Morgenröthe, den deutschen Mann Fichte zu vergessen!

Ich sage: Morgenröthe! denn der wahre Sonnentag der deutschen Kritik ist noch nicht angebrochen. Was die Berufensten unserer kritischen Geister als einzige Wahrheit und alleiniges Ziel erkennen, ist darum noch nicht wirkliches Gemeingut aller Vernünftigen. Es wird sich später, wie schon oben bemerkt, bei der genauen Prüfung dessen, was die Kritik unserer heutigen — heutigsten — Tage ist und bedeutet, der bedenkliche Widerspruch zeigen, daß in der Triebkraft selbst der verjüngende Wurm haust. Aus einem und demselben Boden schießt das kranke Gewächs neben dem strotzenden Saft des gesunden Wachsen. Ein „Verblühen beim Beginne", wie der Dichter das ganze Leben bezeichnet. Und doch hatte die Vergangenheit einen so reichen und üppigen Samen ausgestreut.

Mit Schelling beginnt ein neuer Wendepunkt für die deutsche Kritik. Es ist das Eigenthümliche seines Denkens, sich nicht in die logische Aufeinanderfolge des geschlossenen Systems zu bannen, oder wie er selbst es ausdrückt: sein Denken ist intellectuelle — gelstige — Anschauung. Weil er alle Dinge in Gott erkennt und das Göttliche in allen Dingen voraussetzt, so hat er das bequeme Vorrecht, überall, wo es ihm beliebt, zu beginnen und zu schließen. Es ist immer das Göttliche, bei dem er bleibt, das er in jeder Betrachtung wieder aufnimmt, oder wie er es selbst nennt: das Absolute, dessen verborgene Natur kein weiteres Forschen zuläßt. So erspart sich Schelling die schwerere Mühe, den Begriff des Geistes denkend zu

Spork (sehr laut).

Flausen! Narrenspossen.

Der Kammerherr.

Der Kaiser giebt in diesem Augenblick Seiner Durchlaucht, dem Prinzen Eugen von Savoyen Audienz.

Da Gojador.

In der That, Graf Spork, auch ich muß Sie bitten, sich zu gedulden.

Spork.

Hol' der Teufel Euch und die Geduld, Ihr Herren! Ich will zum Kaiser.

(Er nähert sich der Thür.)

Da Gojador (rufend).

Stabelmeister, thut was Eures Amts!

(Der Stabelmeister kommt aus der Seitenthür und kreuzt seinen Stab vor derselben.)

Spork.

Zehntausend Schock Donnerwetter! Das hab' ich nicht erwartet. Ihr wollt mir den Weg verrennen — Ihr — mir den Weg?

Vierter Auftritt.

Baron Klein. Die Vorigen.

Spork.

Bin ich deshalb hundert Meilen geritten —

Klein.

Welcher Lärmen ist hier? Still, still, der Kaiser kommt!

Fünfter Auftritt.

Der Kaiser, Erzherzogin Maria Theresia, Prinz Eugen. Die Vorigen, außer dem Kammerherrn und dem Stabelmeister, die abgehen, als der Kaiser erscheint.

Kaiser.

Dachten wir doch, daß nur unser und des heiligen römischen Reichs Erzhandegen, der General Spork, den Lärm machen könne!

Spork.

Halten Sie zu Gnaden, Majestät! Ich bin drei Tage und drei Nächte nicht aus dem Sattel gekommen, und auf dem Wege hab' ich an nichts Anderes gedacht, als an den Augenblick, wo ich vor den Kaiser treten würde und sagen: Majestät, wir haben sie in die Pfanne gehauen. Und als ich nun komme, da stellt sich mir das — das — nun das hier entgegen — (Er blickt im Kreise herum und gewahrt Eugen.) Ah, Prinz Eugenius — Gott zum Gruße, alter Kriegsheld! (Ihm die Hand schüttelnd.) Das ist ein Mann, Herr Kaiser, das ist eine feine Toledoklinge, gegen den bin ich freilich nur ein rostiger Hauzegen.

Maria Theresia

geht während dieser Worte Spork's mit der Gräfin Bolagow in die offene Halle, wo sie auf und abgehen.

Kaiser.

Sprechen Sie, Graf Spork, was haben Sie zu berichten? Es scheint, es ist trotz des Passarowitzer Friedensschlusses auf der Grenze zu Händeln gekommen?

Spork.

Ja, Sire, ich war auf meiner Inspectionsreise unter den Granitzer Militärcolonien. Nun kam der Bassa von Nissa, der mit Frieden hält, mit 2000 Reitern über die Grenze, um zu plündern und zu sengen. Heiliger Sanct Florian, rief ich da, jetzt können wir Dir das Leder gerben, ohne erst vom Hofkriegsrath gnädigste Erlaubniß einholen zu brauchen.

Baron Klein.

Dem heiligen Sanct das Leder zu gerben, welche Ruchlosigkeit!

Spork.

Nun sammelte ich meine Bursche, was mir zunächst stand, Panduren, Granitzer und etwa 300 Szeckler im Ganzen neunhundert Mann; so rückten wir aus, und nach einem halben Tagmarsch sahen wir in einer Thalschlucht unter uns ein brennendes Dorf, in dem der Bassa äscherte und plünderte; man hörte das Wimmern, Heulen und Schreien zu unserer Höhe empordringen und in der That sahen wir ein scheußliches Gemetzel, als wir, von dem Rauch der Feuersbrunst verhüllt, bis in die nächste Nähe kamen —

Kaiser.

Erlassen Sie uns die Details. Sie schlugen die Türken?

Spork.

Ich war nach wenigen Augenblicken mitten unter ihnen —

Kaiser.

Welche Tollkühnheit — wenn nicht Ihr Heiliger Sie beschützt hätte —

Spork (lachend, an den Degen schlagend).

O Majestät, das war der Heilige!

Kaiser (sich verdrießlich abwendend).

Das Resultat?

Spork.

Dreißig Gefangene — viel Quartier ward nicht gegeben — vier Halbmonde mit Roßschweifen, Pferde mit kostbaren Schabracken und ein Haufen Beute an Kleidern, Waffen und Munition.

Kaiser.

Für die in unserem Dienste bewiesene Tapferkeit bezeugen wir dem General Grafen Spork unsere allerhöchste Zufriedenheit, verweisen ihn jedoch mit dem weitern Berichte an unsern Hofkriegsrath. Wir überlassen diesem die Instruction der Sache und Entscheidung, in wie weit der von Ihnen ohne seine Erlaubniß begangene Bruch des mit der hohen Pforte abgeschlossenen jüngsten Friedenstractates durch die Umstände und den Einfall des Bassa von Nissa gerechtfertigt erscheinen könne, oder gebührend zu ahnden sei.

Spork.

Oho — Majestät! — Doch nein, Majestät wollen Ihren Spaß mit mir haben! Wäre das Ihr Ernst, ich stieg' ja lieber gleich wieder in den Sattel und ritt' zu meinen Granitzern und Panduren; die wissen doch noch, was ein kräftiger Arm und eine sichere Klinge werth sind.

Kaiser.

Sie sind entlassen, Graf Spork!

Spork.

Also doch, — nun gut! ich werde zum Hofkriegsrath gehen, Sire — aber meinen Kameraden da (seinen Degen auf den Boden stoßend), den laß ich zu Hause, daß er nicht hört, wie die Perrücken uns erhöhnen, — denn er hat's, hol' mich der Teufel, nicht verdient.

Prinz Eugen (ihm folgend).

Halten zu Gnaden, Sire, Spork!

(Beide gehen zusammen in dem Säulengange auf und ab.)

Baron Klein (für sich).

Wo Austria's Helden sind, da darf ich auch nicht fehlen!

(Er will ihnen nach und strauchelt neben her.)

Kaiser.

Siccome Da Gojador, haben Sie den Dienst in unserer Antichambre?

Da Gojador.

Ja, Sire!

Kaiser.

Wir entheben Sie desselben. Es ist uns heute eine Angabe gemacht worden, welche auf ein unerhörtes Beispiel frecher Sittenlosigkeit an unserem Hofe deutet. Wir setzen bei Ihnen die nöthige Gewandtheit voraus, diese Sache zu behandeln, ohne daß sie irgend ein Scandalum und Esclat ärgerlicher Art hervorbringt. Untersuchen Sie und berichten Sie uns. Es handelt sich —

Da Gojador.

Ich verstehe, Sire!

Kaiser.

Wie, Sie wüßten? ist die Sache schon so ruchbar?

Da Gojador.

Mir ist allerdings etwas zu Ohren gekommen — es handelt sich von einer gewissen, ungewöhnlichen Kriegsbeute, die Graf Spork auf seiner Inspectionsreise gemacht und hieher gesandt haben soll.

Kaiser.

Ganz recht!

Da Gojador.

Doch ist das Ganze kaum glaublich! — Wie man sagt, liegen sehr hohe Personen — Leute, von denen man es gar nicht erwarten sollte, hauptsächlich ein noch sehr junger Mann, in den Netzen dieser Töchter Belial's und des zeitlichen und ewigen Verderbens.

Kaiser.

Wer ist der junge Mann? sprechen Sie, wer kann das sein?

Da Gojador.

Sire, Namen hier zu nennen —

Kaiser.

Wir befehlen!

Da Gojador.

Sire, verzeihen Sie: Gerüchte sind zu oft falsch und lügenhaft —

Kaiser.

Sollen wir unsern Befehl wiederholen?

Da Gojador.

Auch dann noch ist es meine Pflicht zu schweigen; ich würde mir lieber die Zunge abbeißen, als vor dem allerhöchsten Ohre meines Kaisers Jemand anklagen, dessen Schuld ich nicht mit eigenen Augen sah! Die Person soll übrigens durch entfernt verwandtschaftliche Verhältnisse Römisch-kaiserlicher Majestät zu nahe stehen, als daß —

Kaiser.

Ha ha, so so! Nun gehen Sie, untersuchen Sie!

Da Gojador.

Majestät, es ist meine doppelte Pflicht zu zeigen, daß ich auch zu gehorchen weiß!

Kaiser.

Sie sind entlassen und erstatten uns Bericht am Nachmittag nach der Vesper.

(Da Gojador ab.)

Sechster Auftritt.

Der Kaiser. Maria Theresia, die während der letzten Worte der vorigen Scene wieder in den Vordergrund gekommen.

Kaiser.

Ew. Liebden haben so eben selbst aus dem Munde des Siccome hören können, wie weit gediehen und ruchbar die Sache schon ist, und sind hoffentlich ganz mit der von uns dem Herzoge von Letzringen gegebenen definitiven Resolution einverstanden?

---

begründen. Deshalb bedarf es für sein Denken keiner gegliederten Methode und seine Philosophie zerfällt darum in eine Mehrheit philosophischer Abhandlungen.

Wenn wir die Denkweise — Methode — Schelling's ein inneres Erblicken der Wahrheit nennen, so haben wir mit diesem Ausdruck zugleich das Eigenthümliche derjenigen Geister bezeichnet, die, als Mitgenossen seiner Bildung, ihre Kräfte der allgemeinen Kritik widmeten. Wir müssen aber, um diese Geister näher zu prüfen, den Bezug beachten, welchen die Ideen Schelling's auf die weitere Entwickelung der deutschen Poesie gewannen. Nicht daß ein vielgedroschenes Kapitel, das von der deutschen Romantik, hier zum Gott weiß wie vielten Male abgeleiert werden soll, aber die Zeit, von der die Rede ist, kann nur dann richtig geschätzt werden, wenn man es versteht, ihre poetischen Bestrebungen mit ihren kritischen in's rechte Verhältniß zu bringen. Es wäre damals in Deutschland mit aller Kritik aus gewesen, hätten nicht die Geister, die sie zu vertreten hatten, zugleich das Feuer einer poetischen Erschütterung für Leben durch empfunden.

Dies poetische Erzittern in sich selbst ist aber gerade das Beseelende und Verklärende der Schelling'schen Philosophie. Man hat sie als Naturphilosophie bezeichnet. Sie ist es, aber in einem weit anderen Sinne, als diejenigen glauben mögen, welche die Ideen Schelling's nicht in ihrem Zusammenhange kennen. Denn dies Denken, obwohl, seiner ungebundenen Natur nach, jedes Anfangspunktes fähig, geht doch im Ursprünglichen nicht von der Natur aus, vielmehr von jenem Inbegriff alles Geistigen, — dem Absoluten, — dessen ewiger Schöpfungsact es ist, seine Unbestimmtheit — die absolute Indifferenz — aufzuheben und sich schöpferisch, nach allen Richtungen des Daseins hin, in die Natur einzuprägen. Schelling selbst nennt diesen Act die ewige In-Eins-Bildung des Subjectiven und Objectiven. Wenn demnach die Natur nach Schelling nicht bloße Natur, sondern vergöttlichte Natur ist, dies sinnlich geoffenbarte Göttliche aber immer nur ein Verhülltes — das Absolute bleibt, da ihm der Begriff des sich selbst in folgerechter Klarheit entfaltenden Geistes mangelt, — so entspringt aus dieser Natur- und Gottesansicht jene Mystik der inneren Anschauung, welche ihren poetischen Mittelpunkt findet in der romantischen Schule. Es ist thöricht und zeugt von einer oberflächlichen Kenntniß deutscher Culturgeschichte, wenn man diese sogenannte romantische Schule nur aus einem corpus poëthae von drei oder vier Individuen bestehen läßt, etwa den Schlegel, Novalis, Tieck, wie so die Gymnasial-Lehrbücher es ihren Primanern weis zu machen pflegen. Diese Schule, eben weil ihr Grundbau die philosophischen Ideen der Zeit sind, verzweigt sich unendlich. Es gehören zu ihr einmal alle diejenigen Denker, welche auf den Ideen Schelling's, insbesondere auf der Idee der geistbeseelten Welt, ihre eigenen Forschungen fortbauen; poetisch alsdann gehören dazu alle diejenigen späteren Dichter, die man als die jüngere Opposition gegen die Dichtweise Schiller's bezeichnen kann, darunter die Mitbegründer der deutschen Novelle und eines erheblichen Zweiges der deutschen Lyrik. Endlich sind dieser Schule, wenn man den wenig sagenden Ausdruck einmal beibehalten will, zunächst auch diejenigen, zum Theil in weit entlegenen Kreisen sich bewegenden Denker, die nicht unmittelbar als Schüler Schelling's zu betrachten sind, deren Bildung vielmehr noch inne steht zwischen Fichte und Schelling und welche, getragen von dieser Doppelbildung, sich endlich zur freien Selbstständigkeit der Weltansicht erheben, wie Solger, Braß, Schleiermacher, Steffens. Ja, in den Dichtern selbst, aus denen man vorzugsweise die romantische Schule bestehen läßt, rint sich mit der Macht der Poesie auch die Fülle der kritischen Anlage, und jener Geist der Ironie, wie er in fast systematischer Entfaltung in den späteren Schöpfungen Tieck's hervortritt, hätte sich

Maria Theresia.

Ich bin gewohnt, in jedem Entschlusse meines Kaiserlichen Herrn Vaters den Ausdruck der allerhöchsten Regentenweisheit und der natürlichsten Sorge für mich zu sehen.

Kaiser (ihr die Hand zum Kusse reichend).

Auch fühlen wir eine wahre Befriedigung in dem Gedanken, daß die schöne Stirn einer solchen Tochter einst die zwanzig Kronen unserer Königreiche zu tragen bestimmt ist.

(Geht ab, mit einem halbvollen Glase.)

Siebenter Auftritt.

Maria Theresia allein.

Maria Theresia.

O diese zwanzig Kronen! was sind sie gegen ein wahres und inniges Gefühl! — Fort mit ihnen, denn sie rauben, was jedes Bauern Tochter vom Leben fordern darf; ihretwegen wird mir gegenüber die Liebe zur Lüge, und wo ich die heiße Sprache eines Herzens zu hören glaube, da drechselt Heuchelei und Schlauheit Phrasen. Franz! Franz! Du! o, es ist herzzerreißend! Du, dem ich Alles geopfert hätte! — Denn ich gäbe sie alle, alle meine einstigen Kronen, durch die sich solche Dornen flechten, für einen Tag — nein, Maria Theresia, Du gibst sie nicht — sie sind Dein und keine Welt in Waffen soll sie dir entreißen! Wem Gott eine Krone gab, der soll sie achten als sein Heiligstes! Es ist gut so! ich will für sie leben, als Kaiserin — was geht mich der sündenschwache Mann an! Ich bin kein dienstbares Weib! Nein, nur wenig Stunden noch will ich ein liebendes Mädchen sein, das Untreue und Lüge rächt. Ich will erst ganz sicher sein und will ihn darauf entlarvt vor mir stehen sehen — die Rache soll mir die Bolagno verschaffen! — Dann für immer nur noch des Kaisers Erbin, die Erzherzogin.

(Sie will abgehen.)

Achter Auftritt.

Franz Stephan ohne Degen. Die Vorigen.

Maria Theresia.

Sie hier?

Franz Stephan.

Ich mußte Sie sehen, mich zu Ihren Füßen niederwerfen, aus Ihren Blicken Trost und Leben saugen!

Maria Theresia.

Seine Majestät gaben Ihnen Arrest.

Franz Stephan.

Ja, aber ich hielt es nicht aus, die Wände meines Zimmers erdrückten mich, ich schleuderte den Hartschier vor meiner Thür zur Seite und stürzte hinaus, durch die Corridore, bis ich Sie fand! O Gott, Theresia — der Kaiser hat mich hoffnungslos zurückgewiesen!

Maria Theresia.

Unter diesen Umständen, Herr Herzog, kann ich unmöglich annehmen, daß Sie hier sind. Sie sind für mich in Haft und in Ihrem Zimmer, wo ich hoffe, daß Sie über die Pflichten eines Ritters und eines Christen nachdenken!

(Sie geht ab.)

Franz Stephan.

Was ist das? Sie, Maria Theresia sagte das, mir das? Gerechter Gott im Himmel, wahre mir meine Sinne! —

(Er eilt ihr nach.)

Neunter Auftritt.

Prinz Eugen. Spork. Da Bojador kommen aus dem Säulengang in den Vordergrund.

Prinz Eugen.

Ich habe auch mancherlei Beute gemacht in meinem Leben — aber solche Schätze sind mir all mein Lebtage nicht in den Wurf gekommen! Wie kamen Sie nur zu dem Fang?

Spork.

Ganz einfach: es war ein Geschenk, das der Bassa von Widdin dem von Nissa schickte. Ich hob den Transport auf und als ich den Inhalt der verschlossenen Sänfte untersuchte, fand ich die allerliebsten Creaturen. Was war zu thun? Sollte ich etwa die Sänften wieder zumachen und dem Türkenhund die armen Seelen lassen!

Da Bojador.

Aber diese tolle Idee, sie hierhin an den Hof zu schicken: wenn Sie Abnehmer für die Waaren gesucht hätten, ja dann —

Spork.

Zum Teufel, am Hofe sollen sie euch nicht bleiben! Sobald ein Bote an meine Tante, die Aebtissin in Böhmen ist, zurück sein kann, und ich weiß, ob die gottesfürchtige alte Schachtel Platz für sie in ihrem Kloster hat, gehen sie nach Böhmen ab, damit sie getauft werden und in geistliche Zucht kommen. Es ist ein gutes Werk, Ihr Herren, das ich da thue.

Prinz Eugen.

Und wenn der Spork ein gutes Werk thun soll, muß es freilich etwas curios aussehen —

Spork.

Durchlauchtige Toledeklinge, nehmen Sie sich in Acht! Der Spork ist ein guter Christ! Das Kloster in Böhmen hab' ich gestiftet und dotirt. Kann Einer von Euch so etwas von sich rühmen?

Prinz Eugen.

Spork als Klosterstifter! beim Himmel: wenn es nicht rührend wäre, wäre es spaßhafter als Alles, worüber man je gelacht hat! Und diese sonderbare Weise für sein Kloster Nonnen rekrutiren!

Da Bojador.

Aber wissen Sie denn, daß Ihre Teufelsbraten von Türkinnen hier ein fürchterliches Unheil einrichten und daß sie den Herzog von Lothringen verführt haben?

Spork.

Den Herzog von —

Da Bojador.

Ja, oder er sie — wie Sie wollen, es kommt um ein Haar auf eins hinaus!

Spork.

Heiliger Sanct Florian!

Da Bojador.

Die Sache ist ruchbar geworden — ich weiß freilich nichts, aber Baron Klein schwört Stein und Bein darauf.

Prinz Eugen.

O gehen Sie! Der Herzog von Lothringen ist ein Prinz von einer musterhaften Conduite!

Da Bojador.

Hitzig, leidenschaftlich und unbesonnen aber auch!

Prinz Eugen.

Das sind Aufwallungen eines hochherzigen Sinnes! Jugendlicher Muthwillen, der austoben muß! Nein, nein, ich glaube das nicht, was Sie sagen.

Spork.

Desto besser für ihn: ich will's hoffen. Denn fang' ich den bei meinen Weibsleuten ab, um mir mein gutes christliches Werk zu Schanden zu machen — Gott segne ihm das Bad! trotz Herzogthum und Lothringen —

Prinz Eugen (lachend).

Sie haben einen Eifer, Graf Spork, daß es mich nicht mehr Wunder nehmen würde, wenn es eines Morgens hieße, General Spork ist als Missionär in den Orient gegangen, um dort in den Harems die armen Seelen der Circassierinnen zu retten.

Spork.

Hören Sie, Prinz Eugenius, edler Ritter, wer an dem Werk christlicher Nächstenliebe, das ich beabsichtige, zweifelt —

Prinz Eugen.

In welcher Sprache predigen Sie ihnen denn eigentlich? So viel ich weiß, haben Sie die apostolische Sprachengabe nicht, denn außer einem höchst anmuthigen Idiom, dem Sie den wohllautenden Titel: „Weskofätisk Plattdütsk" zu geben geruhen —

Spork.

Und das 'ne recht gute derbe und ehrliche Sprache ist, reich genug, um anzudeuten, daß man sich keine Nase drehen läßt — außer dem spreck' ich freilich nicht viel Sprachen. Thut aber nichts. Meine drei heidnischen Schützlinge sprechen ihr ganz anständiges Deutsch! Sie haben es von einer alten Odaliske gelernt, die deutscher Leute Kind war und von Corsaren geraubt war und so in türkische Sklaverei kam.

Prinz Eugen.

Ich möchte Ihre Schönheiten sehen, Spork.

Spork.

Meinethalb! Kommen Sie zu mir heute am Abend, aber nicht zu früh, denn ich muß ein Paar Stunden Zeit haben, um meinen Mittagsschlaf auszuschlafen.

Prinz Eugen.

Wird um sieben Uhr ihre Nachmittagsfieste vorüber sein?

Spork.

Ja, ja, sieben Uhr ist mir recht; dann will ich aber auch keine Zeit mehr verlieren. Mit Gott, Ihr Herren!

(Er geht ab.)

Da Bojador (für sich).

Ich wußte, daß der galante, alte Herr Feuer fangen würde. Könnte ich auch so den Lothringer hinlocken! Aber das ist unmöglich.

Prinz Eugen.

Herr Bicomte, was Sie eben über den Herzog von Lothringen zu äußern sich erlaubten, bedarf jedenfalls sehr der Bestätigung und ich bitte Sie deshalb um vollständige Discretion darüber, eine Bitte, zu welcher mich die Freundschaft des Herzogs für mich und die meinige für ihn berechtigt.

Da Bojador.

Mein Gott, mein Prinz, hätte ich geahnt, daß Ew. Durchlaucht so viel Antheil an ihm nehmen, ich hätte mich gewiß nicht unterstanden —

Prinz Eugen.

Ich fand ohnehin schon den Kaiser in sehr ungnädiger Stimmung gegen den jungen Prinzen; er war mit der Erzherzogin lange im geheimen Gespräch über ihn. Der Kaiser ist gottesfürchtig, scrupulös und unnachsichtig streng in Beziehung auf die an seinem Hofe herrschenden Sitten. Dazu ist er, wie alle Herrscher, mißtrauisch im höchsten Grade. Seien Sie vorsichtig.

---

ohne jene Anlage nicht herausbilden können. In den hinterlassenen Fragmenten von Novalis findet sich ein, freilich unerschlossener Reichthum der gediegensten kritischen Anschauung vor. Ueber das Wirken der beiden Schlegel sich zu verbreiten, ist beinahe ein verdrießliches Geschäft geworden. Die Ansichten über diese beiden Männer sind so gäng und gäbe, so fachartig und steinern geworden, daß das Bestreben, ihnen eine gedankenvollere Unterlage zu geben, dem Bemühen dessen gleicht, der leeres Stroh reicht. Es giebt so einige Namen in der deutschen Literatur, an denen das Urtheil herumgenagt hat, wie die Mäuse an einer Korngarbe, so daß zuletzt der Mann, der diesen Namen trägt, dürr und kahl, blut- und farblos erscheint, wie ein Skelett, ein fertiger Popanz der Culturgeschichte, dem kein Tropfen lebendiges Verständniß mehr zu entlocken ist. Zu diesen, man kann sie fast Unglückliche nennen, gehört namentlich A. W. Schlegel. Die Handbücher lassen ihm sein Verdienst, allein es liegt als todtes Capital aufgespeichert in den Archiven der Literaturgeschichte. So eintönig klingen über ihn die Urtheile der Jüngeren wie der Aelteren, daß man sich zuletzt selbst einbildet: Es giebt hier keine neue Auffassung mehr, es ist Alles abgethan.

Und doch ist A. W. Schlegel als geistige Persönlichkeit eine der anziehendsten jener Zeit, schon deshalb, weil er denjenigen Geistern beigezählt werden muß, die scheinbar von ihren Zeitelementen Nichts aufnehmen, weil sie die Fähigkeit besitzen, das Vorhandene sich sofort anzueignen. Man fragt: woher stammt ihre Bildung? und der Umstand, daß man darauf nicht recht zu antworten weiß, ist gerade das Verdienstvolle des Mannes. Will man dies anders nennen, als: Selbstständigkeit? Es sind zwei Eigenthümlichkeiten Schlegel's, die uns besonders fesseln. Einmal: sein scharfes Auge für die geistige Erbärmlichkeit. Man kann es auch den ästhetischen Abscheu vor der Geistesleere nennen. Ein Grundzug seines Wesens, der an Lessing erinnert. Der zweite Vorzug ist die Helligkeit und Ordnung, womit er den Kreis seiner Ideen auf's Vollständigste beherrscht. Er ist immer eingerichtet, wie ein guteingestellter Hauswirth. Nichts Verworrenes, Unverstandenes, Unverdautes. Nichts außer seinem Platze. Dies ist es, was ihm den Rang sichert über andern gleich strebenden und gleich begabten Geistern wie Fr. Schlegel, Solger u. A., die es bei wirklicher Gedankentiefe doch zur wahren Ineinsbildung ihrer leitenden Ideen nicht bringen; dies ist es auch, was uns oftmals Willen nöthigt, wenn von jenem Culturabschnitt die Rede ist, immer zumeist auf ihn zurückzukommen, und was in den Augen dessen, der sich auf die innersten Lebensreize jener Zeit einläßt, das eigentlich Blendende seines Verdienstes ausmacht. Denn jene Zeit, eine der bedeutendsten und lichtvollsten für den Culturhistoriker, zeichnet sich durch Etwas aus, was man annähernd mit dem Namen: Zustandlosigkeit bezeichnen kann. Wie es in der Natur Tage giebt, wo man nicht klar wird, was eigentlich für ein Wetter ist, ob Wind oder Wolken, Nebel oder Sonnenstrahl, Kühle oder Schwüle den Sieg behalten werden, bis der Tag eben über dieser Ungewißheit, über dieser unheimlich-geschäftigen Bewegung am Himmel verronnen ist, so war das Culturwetter jener Zeit beschaffen. Auf der einen Seite war das Große und Einzige geschehen, daß drei philosophische Systeme von tiefster Bedeutung in fast unmerklichen Zwischenräumen die strömenden Massen ihrer Ideen in die Zeit geleitet hatten, ja, vier Systeme, denn die Anfänge der Hegel'schen Speculation fallen in diese Zeit, in die Kanonendonner von Jena. Noch saß der Schöpfer der „Kritischen Philosophie" auf seinem Lehrstuhl in Königsberg, als schon die erste Arbeit Hegel's: „Ueber den Unterschied des Fichte'schen und Schelling'schen Systems", eine vierte Wiedergeburt deutscher Wissenschaft ankündigt. Gleichzeitig durchzuckten die Gedanken Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's die Welt und

Da Cojador.

Ew. Durchlaucht Wunsch allein schon schließt mir den Mund.

Prinz Eugen.

Sehr verbunden.

(Er geht ab.)

Da Cojador (allein).

Der edle Ritter mit seiner Ermahnung hat mir ein wenig schwül gemacht. Ich befürchte, ich spiele ein gewagtes Spiel! Nun, was ist's denn, — ein bischen Verleumdung, die ja obendrein von mir nicht ausgestreut wird, und weiter nichts! Am Ende wird's der Knirps ausbaden müssen. Frisch und muthig weiter hinein. Tout pour Dieu et pour elle!

Zehnter Auftritt.

Baron Klein kommt, in grenzenlosem Aufsuß, einen großen Dedenausschlag auf jeder Seite der Brust. Der Vorige.

Baron Klein.

Nun, lieber Vicomte, hier bin ich, ich habe den Kaiser gesprochen, er ist in hübschen Zorn gerathen und hat versprochen, den Herzog von Lothringen unter scharfe Aufsicht nehmen lassen zu wollen. Ich habe von meinem Nebenbuhler nichts mehr zu befürchten. Wann führen Sie mich jetzt zu Bajazza?

Da Cojador.

So ungeduldig, welche jugendliche Gluth des Gefühls in Ihnen! So oft gesiegt, und noch so siegeslustig! Klein, Klein, Sie sind ein großer Mann!

Baron Klein.

Klein — groß — hören Sie, Herr Vicomte, halten Sie Fuß bei Mal! Wann gehen wir?

Da Cojador.

Wann wir gehen? Ich, wenn die süße lauschige Dämmerstunde des Tages und der Empfindung kommt, nicht eher! Aber lassen Sie mich doch meine Bewunderung für Ihren äußern Menschen aussprechen. Wie Sie ausschen!

Baron Klein.

Gefall' ich Ihnen? Ich habe mindestens mich bestrebt, eine gewisse Verbindung von Pracht und Geschmack zu exzisten.

Da Cojador.

In der That! und woher haben Sie diese Orden?

Baron Klein.

Die hab' ich geerbt. Das goldene Vließ hier von meinem Großohm und den Sternkreuzorden von meiner Tante.

Da Cojador.

Geerbt?

Baron Klein.

Nun ja, selbst einen Orden bekommen, das kann Jeder. Aber einen erben — das ist, was Ehre macht — das zeigt der Welt, von welchem Stamm man sei.

Da Cojador.

Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden. Also auf Wiedersehn, um die Abendstunde, in der Dämmerung erwart' ich Sie!

(Geht ab.)

Baron Klein.

Ja ja, ich komme schon, halt Du nur Stich. Ich traue dem Schelm nicht ganz! Man muß sich heutzutage schrecklich in Acht nehmen mit den Menschen, sie arten immer mehr aus, sie werden immer schwächer und erbärmlicher. Wenn man so darüber nachdenkt — verliert man alles Vergnügen an der Welt, alle Freude! Wenn nicht das bischen Freude und Vergnügen, das man an sich selber hat, noch wäre — ich weiß nicht, welcher philosophische Trost dann dem armen Sterblichen bliebe!

(Er will abgehen.)

Elfter Auftritt.

Gräfin Juliane Bologno tritt auf. Der Vorige.

Gräfin Juliane.

Ist der Vicomte Da Cojador nicht hier?

Baron Klein.

Er ging den Augenblick.

Gräfin Juliane.

Aber mein Gott, Baron Klein, wie sind Sie in Galla! So strahlend sah ich Sie nie! Ich wette, Sie gehen auf eine Eroberung aus.

Baron Klein.

Fast gerathen, nicht ganz, schöne Gräfin.

Gräfin Juliane.

Fast und nicht ganz? Wie soll ich das verstehen?

Baron Klein.

Es gilt weniger eine Eroberung machen, als vielmehr den Sieg benutzen.

Gräfin Juliane.

Ah so, sieh, sieh! Und darf man fragen, wie die eroberte Festung heißt?

Baron Klein.

Eine türkische Festung ist es, holde Dame.

Gräfin Juliane.

Eine türkische? Das verstehe ich nicht. Wie heißt?

Baron Klein.

Ihr Wort darauf, daß Sie schweigen!

Gräfin Juliane.

Mein Wort! Nun?

Baron Klein.

Sie heißt Bajazza! Bajazza! o, ich bin zum Sterben verliebt in den diesen Namen! Der Klang stiehlt mir die Seele aus der Brust.

Gräfin Juliane.

Die Sache streift in's Mystische über! Hören Sie, Baron Klein, mir scheint, man will Ihnen einen Streich spielen. Wer hat in seinem Leben einen solchen Namen gehört?

Baron Klein.

Mir einen Streich spielen? Wir? Alle Wetter, den möcht' ich sehen!

Gräfin Juliane.

Seien Sie vernünftig. Wo haben Sie Ihre Bajazza gesehen?

Baron Klein (ganz sehr geheimnißvoll).

Ich sah sie noch nicht; aber ein sehr vertrauter Freund von mir macht den Unterhändler — er brachte mir ihre süßen, süßen Grüße und sagt mich zu ihr, heute, in der Dämmerstunde des Tages und der Empfindung!

Gräfin Juliane.

Und wer ist der sehr vertraute Freund?

Baron Klein.

Ja, das muß Geheimniß bleiben!

Gräfin Juliane.

O, für mich nicht! Nicht wahr, mir sagen Sie es: es wäre ja das erste Mal, daß unserm Baron Klein seine weitberühmte Galanterie im Stich ließe und er einer Dame eine Bitte abschlüge.

Baron Klein.

Nun denn, aber schweigen müssen Sie, schöne Gräfin!

Gräfin Juliane.

Natürlich, als wenn ich stumm wäre!

Baron Klein.

Es ist der Vicomte Da Cojador.

Gräfin Juliane.

Der! Gott im Himmel, was muß ich hören! Der will Sie zu einer Türkin führen! Hier, in unserem christlichen Hoflager? Wie sollte die hierher kommen?

Baron Klein.

O, ich glaube, er weiß ein ganzes Nest voll.

Gräfin Juliane.

Voll Türkinnen?

Baron Klein.

Hören Sie, welch rasendes Interesse nehmen Sie denn an der Geschichte?

Gräfin Juliane.

O, kein anderes Interesse, als das meiner Theilnahme für Sie; sagen Sie mir deshalb: was ist mit den Türkinnen?

Baron Klein.

O, Sie setzen mir scharf zu — aber anhalten lassen wir uns nicht, schöne Gräfin. Adio, Adio!

(Er eilt ab.)

Gräfin Juliane (allein).

Seltsame Geschichte — ich glaube, die Reihe, eifersüchtig zu werden, kommt an mich zuerst! Ich würde das Ganze für eine Prahlerei des kleinen Wichtes halten, wenn mir nicht wunderbarerweise die Erzherzogin befohlen hätte, ein türkisches Costüm von der letzten Redoute für mich aus der Garderobe holen zu lassen, worin ich meine Rolle in Sperk's Garten-Pavillon zu spielen habe; das Weitere würde sie mir sagen, wenn sie mit Graf Sperk gesprochen, der jetzt eben zu ihr gerufen ist. Je n'y vois goutte! Welche Intrigue mag da im Werke sein? — Combiniren wir: Die Erzherzogin befiehlt mir, für den Abend in türkischem Costüme eine Mission auszuführen, deren Zweck mir bis jetzt vorenthalten wird. Der Vicomte, mein lieber Erkundiger, will den Baron Klein bei einer Türkin einführen — an diesem selben Abend: man will sich also mit mir oder mit Klein einen Spaß machen, und Beides ist mir gleich widerwärtig. Warten Sie, Herr Vicomte — soll das vielleicht auch ein Beweis Ihrer Gleichgültigkeit für mich sein? Die Strafe wird Ihnen auf dem Fuße folgen. Dies ist die beste Gelegenheit dazu — ein Billet in geheimnißvollem Tone geschrieben und „eine Dame" unterzeichnet, soll mir den liebenswürdigen Sansemind Franz Stephan, Herzog von Lothringen, nach demselben Ort locken, wo sie über mich lachen wollen. Der Herzog wird voll haftigen Eifers sein Abenteuer ausplaudern und ich werde dann durch Erröthen und Verlegenheit den schlauen Vicomte schon in ein clair obscur von halben Zweifeln und ganzen Ahnungen versetzen, worin ihm warm werden soll. Gelingt es mir, der Erzherzogin obendrein einen kleinen, eifersüchtigen Verdacht gegen den Herzog einzuflößen, so wäre das beste besser und sensationirte merveilleusement meine Pläne gegen Beider Annäherung. — Soit! Gleich an's Werk.

(Sie eilt ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Levin Schücking.

(Fortsetzung folgt.)

---

derselbe Tag bescheint die Schöpfer von vier unsterblichen Systemen. Eine Culturepoche, wie die Geschichte der Philosophie von Thales an keine andere kennt. Viele der späteren Schüler Kant's sehen mir noch mit Biedermännigkeit die „Kritik der Vernunft" vollverständlich machen; ein Drittheil der philosophischen Lehrstühle der deutschen Universitäten nehmen Kantianer ein, während Fichte in Berlin schon längst sich eine deutsche Jugend gebildet, Schelling im Süden immer weiter und weiter die Kreise seines Verständnisses zieht und Hegel die Feder niederlegt, welche die letzten Abschnitte der „Philosophie des Geistes" vollendete. Solche Gewalten gähren im deutschen Volke und veranlassen eine unendliche Abstufung deutscher Bildung. Hier Sonnenaufgang, dort Morgenroth, dort Nebel, Dämmerung oder tiefe Nacht, die das Sonnenbild der Wahrheit verstecken. Auch die Poesie richtet ihr Haupt empor und beginnt, ahnungsvoll noch, das Werk einer Wiedergeburt von innen heraus. Sie fühlte, daß es bei Schiller und Goethe nicht bleiben durfte, daß ein geniales Volk nicht ein halbes Jahrhundert lang von zwei Namen zehren kann. Und zwischen diese mächtigen Hebel geistigen Aufschwungs tritt nun die Weltbegebenheit, die äußere, Alles und Alle berührende, in ihrer erschreckenden Größe. Vom Rhein bis zur Memel donnern die Geschütze. Der deutsche Gedanke muß das Fegefeuer bestehen eines deutschen Bluthades. So von innen und außen Drang und Sturm. Und zwischen diesen Gewalten hindurch setzen wir nun die ausgemachte Erbärmlichkeit des Geistes, die gottverlassenste Nichtsnutzigkeit der Gesinnung sich breit machen und die gaffende Menge vertreten, eine kritische Sippschaft, wirklich zu schlecht, um nur eine Lanze gegen sie einzulegen. Eine Phalanx der eingesuchtesten Strohköpfe thut sich auf und schlägt in blinder Wuth auf Alles los, was edlerer Natur ist, auf die Poesie, auf die Systeme, auf Alles, was nach einer Tiefe schmeckt. Wolkenbrüche von Unsinn überfluthen die Literaturzeitungen, und die Messe der Flugschriften reklamirt sich zu einer wahren Schandbibliothek. Was in so tiefbewegter, unruh- und widerspruchsvoller Zeit ein klarer, kritischer Kopf bedeutet, der in sich die Welt einer eigenthümlichen, durchsichtig-edlen Bildung trägt und, von der Idee des Schönen für's ganze Leben durchdrungen, Alles aufnimmt und wiederspiegelt, was dieser Idee angehört und zu ihrer Heimführung unter den Edleren des Volks beiträgt, — dies zu würdigen, ist nicht schwer, und das ist das Verdienst Schlegel's, daß er diesem Zeichen treu geblieben, selbst im Irren, daß er mit wahrer Beständigkeit gezeigt hat, wie man, dem Genius huldigend, lernen soll, schön zu empfinden, bis es der späteren Zeit gelang, von den geistig-gewaltigeren Früchten zu ernten, welche jene großen Denker von Kant bis Hegel ausgesäet. Von dieser Zeit an, wo mit dem allseitigern Erfassen der reinphilosophischen Ideen ein tieferes und allgemeineres kritisches Verständniß beginnt, tritt das Wirken Schlegel's freilich in den Hintergrund. Aber für seine Zeit ist sein stetiges und entschlossenes ästhetisches Streben unentbehrlich und was er damit erzielte, trägt fort und fort seinen Gewinn.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Redigirt von Dr. Otto Spamer.
Erscheint in 52 Nummern à 20 Pfennig.

Bei Beginn des neuen Quartals
empfehlen wir unsere
Illustrirte Novellen-Zeitung
zum Abonnement.
Dieselbe bringt in jeder Nummer
eine vollständige Novelle
und kostet vierteljährlich nur 1 Mark 80 Pfennig.
Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.
Probenummern gratis und franco.
Otto Spamer's Verlag in Leipzig.

Die Rose von Tannenberg.

Novelle von Otto Spamer.

Es war im Jahre 1410, als der Deutsche Ritterorden, der seit 1226 das Land Preußen erobert hatte, in einem Kriege mit Polen und Litauen unterlag. Am 15. Juli dieses Jahres kam es zu der großen Schlacht bei Tannenberg, in welcher der Hochmeister Ulrich von Jungingen mit 40 000 Mann gegen 100 000 Polen und Litauer kämpfte. Die Deutschen wurden geschlagen, und der Hochmeister fiel mit 8000 Rittern auf dem Schlachtfelde. Die Polen und Litauer verloren 50 000 Mann.

Nach dieser Niederlage mußte der Deutsche Ritterorden einen Theil seines Landes an Polen abtreten und sich zu einem Tribut verpflichten. Erst 1466 gelang es ihm, sich wieder zu erholen.

Die Schlacht bei Tannenberg ist der Schauplatz der folgenden Novelle.

Es war ein heißer Julitag. Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel herab, und kein Lüftchen regte sich, um die Hitze zu mildern.

Auf einem Hügel, der sich in der Nähe des Dorfes Tannenberg erhob, hatte der Hochmeister Ulrich von Jungingen sein Zelt aufgeschlagen. Er war mit seinem Heere, das aus 40 000 Mann bestand, gegen die Polen und Litauer gezogen, die in Preußen eingefallen waren und das Land verwüsteten.

Vor dem Zelte des Hochmeisters saß auf einem Feldstuhle der Ritter Hans von Rabenstein. Er war ein junger Mann von 25 Jahren, hatte sich aber schon durch seine Tapferkeit im Kampfe gegen die Feinde des Ordens hervorgethan.

Hans von Rabenstein war ein Sohn des Burggrafen Heinrich von Rabenstein, der auf seiner Burg Rabenstein in Franken residirte. Er hatte sich dem Deutschen Ritterorden angeschlossen, weil er in der Heimath keine Aussicht hatte, sich auszuzeichnen.

Hans von Rabenstein war ein schöner Mann mit blauen Augen und blondem Haar. Er trug den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze, das Abzeichen des Deutschen Ritterordens.

Vor ihm lag auf dem Boden ein Pergament, auf welches er einen Brief an seine Eltern schrieb. Er hatte seit seinem Eintritt in den Orden nur selten Nachricht von ihnen erhalten, und er wußte nicht, ob sie noch lebten.

Plötzlich hörte er Hufschlag, und ein Reiter sprengte heran. Es war ein Bote des Hochmeisters, der ihn zu sich befahl.

Hans von Rabenstein erhob sich, ging in das Zelt des Hochmeisters und meldete sich.

Ulrich von Jungingen saß auf einem Feldstuhle und hatte eine Karte vor sich ausgebreitet. Er war ein Mann von 60 Jahren, hatte aber noch die Kraft eines jungen Mannes.

Er sah auf, als Hans von Rabenstein eintrat, und sagte:

„Ich habe Euch rufen lassen, Ritter Hans, weil ich Euch eine Botschaft an den Großfürsten Witold von Litauen übertragen will. Ihr sollt ihm einen Brief überbringen.“

Hans von Rabenstein verneigte sich.

„Ich bin bereit, Herr Hochmeister, Euren Befehl auszuführen“, sagte er.

Der Hochmeister nickte.

„Ich weiß, daß Ihr ein tapferer Ritter seid“, sagte er. „Ihr habt Euch schon oft im Kampfe gegen die Feinde des Ordens ausgezeichnet. Ich vertraue Euch deshalb diese Botschaft an.“

Er nahm ein Pergament, das vor ihm lag, und reichte es Hans von Rabenstein.

„Hier ist der Brief“, sagte er. „Ihr müßt ihn dem Großfürsten Witold persönlich übergeben. Ihr müßt Euch durch die feindlichen Linien schleichen, denn Ihr könnt nicht erwarten, daß Euch ein Geleitbrief gegeben wird.“

Hans von Rabenstein nahm das Pergament und steckte es in seinen Mantel.

„Ich werde Euren Befehl ausführen, Herr Hochmeister“, sagte er.

Der Hochmeister nickte.

„Ich weiß, daß Ihr ein tapferer Ritter seid“, sagte er. „Ihr habt Euch schon oft im Kampfe gegen die Feinde des Ordens ausgezeichnet. Ich vertraue Euch deshalb diese Botschaft an.“

Er nahm ein Pergament, das vor ihm lag, und reichte es Hans von Rabenstein.

„Hier ist der Brief“, sagte er. „Ihr müßt ihn dem Großfürsten Witold persönlich übergeben. Ihr müßt Euch durch die feindlichen Linien schleichen, denn Ihr könnt nicht erwarten, daß Euch ein Geleitbrief gegeben wird.“

Hans von Rabenstein nahm das Pergament und steckte es in seinen Mantel.

„Ich werde Euren Befehl ausführen, Herr Hochmeister“, sagte er.

den, die Ersparung an Zeit gar nicht mitgerechnet. — Ja, Herr, — antwortet der Arbeiter, der auch nicht dümmer ist als ein Anderer — was ging es mich an, ob Sie eine Ersparniß von 50 Procent hierin oder daran machten? Gar nichts; jetzt ist die Sache aber anders: Sie geben mir außer meinem Lohne einen Antheil an Ihrem Verdienste, Sie erheben mich in meinen eigenen Augen, indem Sie meine Erfahrung befragen, von meiner Kenntniß Erfindungen einziehen; anstatt mich wie einen untergeordneten Menschen zu behandeln, stellen Sie sich mir gleich; jetzt liegt es in meinem Vortheile, ist es meine Pflicht, Ihnen Alles zu sagen, was ich weiß, und immer neue Kenntnisse dazu zu erwerben. — Und sehen Sie, mein Fräulein, so müßte der Unternehmer seine Werkstätten einrichten, um seine Mitbewerber zu beschämen und neidisch zu machen. Wenn es sich nun aber statt eines Unternehmers mit trockenem Herzen um einen Mann handelt, der mit der Rechenkunst die edlen und feinen Gefühle eines evangelischen Herzens und die Erhabenheit eines bedeutenden Geistes verbindet, und sein eifriges Bestreben nicht blos auf das körperliche Wohl, sondern auch auf die sittliche Gleichberechtigung der Arbeiter ausdehnt; einen Mann, der auf alle mögliche Weise ihre Einsicht zu entwickeln, ihr Herz zu veredeln sucht und im Gefühle des Ansehens, welches ihm seine Wohlthaten geben, vor Allem weiß, daß Derjenige, von welchem das Glück oder Unglück von dreihundert menschlichen Wesen abhängt, auch die Verantwortlichkeit für die Seelen derselben hat; ein solcher Mann leitet diejenigen, welche er nicht mehr seine Arbeiter, sondern seine Brüder nennt, auf die richtigsten, edelsten Pfade, versucht in ihnen die Liebe zur Belehrung, zu den Künsten zu erwecken, mit einem Worte, er macht sie glücklich und stolz auf eine Stellung, zu welcher häufig Andere nur mit Flüchen und Thränen der Verzweiflung sich bequemen... Nun, mein Fräulein, dieser Mann... aber sehen Sie, er konnte nur bei Gelegenheit seines Lobes ankommen... Dort ist er... das ist Herr Hardy!

— O, Herr Agricol, — sagte Angela bewegt und trocknete ihre Thränen, — man sollte ihn mit dankbar gefalteten Händen empfangen.

— Sehen Sie, ist nicht dieses edle und sanfte Gesicht der Spiegel seiner bewunderungswürdigen Seele?

Allerdings fuhr eben ein Postwagen, in welchem Herr Hardy sich mit seinem unwürdigen Freunde Herrn von Blessac befand, der ihn auf so abscheuliche Weise verrieth, in den Hof der Fabrik ein.

.....

.....

Noch einige Worte nur über die Thatsachen, welche wir in dem Obigen gesprächsweise auseinander zu setzen gesucht haben, und die mit der Einrichtung der Arbeit, einer Lebensfrage zusammenhängen, mit welcher wir uns noch vor Ende dieses Werkes beschäftigen werden.

Trotz der mehr oder minder amtlichen Reden mehr oder minder ernsthafter Leute — es scheint uns, daß man dieses schwerfällige Bedwort sehr mißbraucht — über das wachsende Gedeihen des Landes, giebt es doch eine außer allem Zweifel stehende Thatsache:

Nämlich: daß niemals die arbeitenden Classen der Gesellschaft elender gewesen sind, denn niemals waren die Arbeitslöhne den, obwohl höchst bescheidenen, Bedürfnissen weniger angemessen.

Ein unwiderlegbarer Beweis für das eben Behauptete ist das nicht genug zu lobende Bestreben der reichen Classen, denen, welche so grausam leiden, zu Hülfe zu kommen.

Die Findel- und Versorgungshäuser für die armen Kinder, die menschenfreundlichen Stiftungen und ähnliche Anstalten deuten zur Genüge an, daß die Glücklichen der Welt trotz der amtlichen Versicherungen über das allgemeine Gedeihen doch die furchtbaren, drohenden Uebel ahnen, welche auf dem Grunde der Gesellschaft in Gährung sich befinden.

So edelmüthig auch diese einzeln stehenden, den Einzelnen angehörigen Versuche sind, so sind sie und müssen sie mehr als ungenügend sein.

Die Regierenden allein könnten die Sache wirksam angreifen.

Die ernsthaften Leute erörtern ernsthaft unsere gesellschaftlichen Beziehungen zu Monomotapa oder jede andere ernsthafte Angelegenheit und sie überlassen dem Zufalle des Einzelmitleidens, dem guten Willen der Capitalisten oder Fabrikanten das immer bedauernswerthere Schicksal einer ungeheuren, verständigen, arbeitsamen Bevölkerung, die immer mehr über ihre Rechte und ihre Kraft zum Bewußtsein kommt, aber häufig durch das Mißgeschick einer unerbittlichen Mitbewerbung so hungrig ist, weil es ihr an der Arbeit fehlt, von der sie doch nur mit Mühe und Noth leben kann!

Was thut's aber!... Den ernsthaften Leuten fällt es nicht ein, an dieses furchtbare Elend zu denken...

Die Staatsmänner lächeln mitleidig bei dem bloßen Gedanken, ihren Namen zu einer Handlung herzuleihen, welche sie mit einer wohlthuenden und fruchtbaren Volksbeliebtheit umgeben würde.

Was thut's?... Alle ziehen es vor, zu warten, bis die gesellschaftliche Frage wie der Blitz einschlagen wird;... und dann, inmitten dieser schrecklichen Bewegung, welche die Welt erschüttern wird, dann wollen wir sehen, was aus den ernsthaften Leuten und den ernsthaften Leuten der heutigen Zeit wird.

Um diese trübe Zukunft zu beschwören oder in die Ferne hinaus zu rücken, muß man sich also noch immer an die Eigenliebtheilnahme im Namen des Glückes, der Ruhe und der Erhaltung Aller wenden.

Wir haben schon vor langer Zeit gesagt: wenn die Reichen es wüßten! Nun gut, wiederholen wir es zum Lobe der Menschheit: sobald die Reichen es kennen, thun sie oft das Gute mit Umsicht und Großmuth.

Versuchen wir es, ihnen darzulegen, sowie auch denen, von welchen das Schicksal einer unzähligen Menge von Arbeitern abhängt, daß sie gelegnet und angebetet sein können, ohne einmal so zu sagen den Beutel aufzuthun.

Wir haben von den gemeinschaftlichen Häusern gesprochen, wo die Arbeiter zu äußerst billigen Preisen gesunde und wohlgeheizte Wohnungen bekommen könnten.

Diese vortreffliche Einrichtung war auf dem Punkte, sich zu verwirklichen und zwar im Jahre 1829, Dank den wohlthätigen Absichten des Fräuleins Amelie von Bitrolles.*) In diesem Augenblicke hat sich Lord Ashley an die Spitze einer Gesellschaft in England gestellt, welche dasselbe Ziel vor Augen hat und den Theilnehmern mindestens 4 Procent Interessen verbürgt.

Warum sollte man in Frankreich diesem Beispiele nicht folgen können, das äußerdem den Vortheil haben würde, den armen Classen die ersten Anfänge und ersten Mittel zur Vereinigung zu geben?

Die ungeheuren Vortheile des gemeinsamen Lebens springen in die Augen, aber das Volk ist außer Stande, die zu diesen Gemeinschaften unentbehrlichen Anstalten zu begründen. Welche ungeheuren Dienste würde also der Reiche leisten, wenn er es den Arbeitern ermöglichte, diese kostbaren Vortheile zu genießen. Ihm kann es doch gleich sein, wenn er ein zusammenhängendes Gebäude aufführte, welches funfzig Wirthschaften eine gesunde Wohnung böte, sobald ihm nur sein Einkommen gesichert ist? Und das zu verbürgen würde sehr leicht sein.

— Warum könnte die Anstalt, welche den jungen Architekten alljährlich als Preisaufgabe Pläne von Palästen, Kirchen, Schauspielhäusern und andern Prachtgebäuden giebt, nicht einmal den Plan eines großen Gebäudes verlangen, welches, zur Beherbergung der arbeitenden Classen bestimmt, allen Bedingungen der Ersparniß und der wünschenswerthen gesunden Anlage entspräche?

— Warum könnte der Gemeinderath von Paris, dessen vortrefflicher Wille, dessen väterliche Sorge für die leidenden Classen sich so oft und so dankenswerth offenbart haben, nicht in den volksreichen Vierteln von Paris Muster von gemeinschaftlichen Häusern bauen, in denen man die ersten Anwendungen von dem System des gemeinschaftlichen Lebens machte? Der Wunsch, in diesen Anstalten zugelassen zu werden, würde ein mächtiger Hebel zum Wetteifer, zur Gesittlichung und auch eine tröstende Hoffnung für die Arbeiter sein... Die Hoffnung aber ist schon sehr viel.

Auf diese Weise würde die Stadt Paris ein Capital gut unterbringen, eine gute Handlung thun, und ihr Beispiel würde die Regierenden vielleicht veranlassen, aus ihrer unerbittlichen Gleichgültigkeit herauszugehen.

Warum endlich sollten die Capitalisten, welche Manufakturen gründen, nicht diesen Hinweis benutzen, um mit ihren Fabriken und Werkstätten gemeinschaftliche Häuser zu verbinden?

Daraus würde in dieser Zeit der verzweifelten Mitbewerbung für die Fabrikanten ein sehr bedeutender Vortheil entstehen, und zwar in folgender Weise: — Die Herabsetzung des Lohnes ist für den Arbeiter um so verderblicher und unerträglicher, als sie ihn nöthigt, sich häufig der ersten Lebensbedürfnisse zu berauben; lebt er nun einzeln, so genügen ihm 3 Franken kaum zum Leben, und macht der Fabrikant es ihm nun möglich, mit 30 Sous zu leben, so kann der Lohn des Arbeiters in einer gewerblichen Krisis um die Hälfte herabgesetzt werden, ohne daß er bei dieser Herabsetzung zu sehr leidet, die doch noch immer besser ist, als wenn er frieren muß, und der Fabrikant ist nicht genöthigt die Arbeiten einstellen zu lassen.

Wir hoffen, den Vortheil, die Nützlichkeit, die leichtmögliche Begründung gemeinschaftlicher Arbeiterwohnungen nachgewiesen zu haben.

Demnächst haben wir folgenden Satz aufgestellt:

Daß es nicht blos der strengen Billigkeit gemäß wäre, daß der Arbeiter an den Vortheilen, der Frucht seiner Arbeit und seines Geistes Theil habe, sondern daß diese gerechte Vertheilung sogar dem Fabrikanten zu Statten kommen würde.

Es ist hier nicht mehr von Voraussetzungen, von anderswo vollkommen ausführbaren Plänen, sondern von Thatsachen die Rede.

Einer unserer besten Freunde, ein sehr bedeutender Gewerbtreibender, dessen Herz seinem Geiste gleichkommt, hat einen berathenden Arbeiterausschuß geschaffen und sie außer ihrem gewöhnlichen Lohne zu einem verhältnißmäßigen Antheile an den Vortheilen seines Geschäfts berechtigt; schon haben die Ergebnisse seine Hoffnungen überstiegen. Um diesem vortrefflichen Beispiele alle mögliche Leichtigkeit in der Ausführung zu geben, sollen einige edle und weise Geister es nachahmen wollen, geben wir in der Anmerkung die Grundlagen dieser Einrichtung. *)

*) Die Geschäftsordnung, welche die Befugnisse des Ausschusses ordnet, wird von den nachfolgenden Betrachtungen eingeleitet, die für den Fabrikanten eben so ehrenvoll sind, als für seine Arbeiter:

— Wir Vergnügen erkennen wir es an, daß jeder Fabrikaufseher, jeder Werkführer, jeder Arbeiter in dem Bereiche seiner Arbeit zu den Eigenschaften beiträgt, welche die Erzeugnisse unserer Werke empfehlen. Sie müssen deshalb an dem Verdienste, welchen sie einbringen, Theil nehmen und fortfahren, sich die noch zu wünschenden Fortschritte angelegen sein zu lassen; es ist klar, daß aus der Vereinigung der Ideen und Aufklärungen, welche Jeder zu geben im Stande ist, viel Gutes entspringen wird. Zu diesem Zwecke haben wir den Ausschuß errichtet, dessen Zusammensetzung und Befugnisse in den Folgenden näher bestimmt werden.

Wir haben bei dieser Einrichtung zu gleicher Zeit und zum Ziel gesetzt, durch einen häufigen Ideenaustausch unter den Arbeitern, die bisher fast alle getrennt lebten und arbeiteten, die Summe der Kenntnisse eines Jeden zu vermehren und sie in die allgemeinen Grundlagen einer aufrichtigen und guten Verwaltung einzureihen. Aus dieser Vereinigung der lebendigen Kräfte der Werkstatt um das Oberhaupt der Fabrik wird die doppelte Wohlthat der geistigen und sachlichen Verbesserung der Arbeit und das wachsende Gedeihen der ganzen Anstalt entspringen.

Da wir es übrigens für billig anerkennen, daß einen Jeden Bestrebungen nach seinem Antheile belohnt werden, so haben wir beschlossen, daß von dem reinen Gewinnste des Hauses nach Abzug aller Kosten und Ausgaben eine Prämie von fünf Procent genommen und zu gleichen Antheilen unter alle Mitglieder des Ausschusses, mit Ausnahme des Vorsitzenden, Stellvertreters und Secretärs, vertheilt und am 31. December jeden Jahres ausgezahlt werden soll. Die Gründung wird jedes Mal um ein Procent erhöht, sobald der Ausschuß drei neue Mitglieder zugelassen hat.

Die Sittlichkeit, die gute Aufführung, die Geschicklichkeit und die verschiedenartigen Fähigkeiten zur Arbeit haben unsere Wahl bei der Bezeichnung der Arbeiter geleitet, welche vor zur Bildung des Ausschusses berufen haben. Indem wir seinen Mitgliedern die Befugniß ertheilen, neue Mitglieder zur Aufnahme vorzuschlagen, deren Zulassung dieselben Eigenschaften zur Grundlage haben sollen und die durch den Ausschuß selbst ernannt werden sollen, wollen wir allen Arbeitern unserer Werkstätten ein Ziel vorstecken, welches früher oder später zu erreichen, nur von ihnen abhängen wird.

Der Eifer bei ihrer Pflichterfüllung, die vollkommenste Tüchtigkeit der Ihren Arbeiten wird ihnen nach und nach den Eintritt in den Ausschuß öffnen. Sie werden auch berufen werden, einen billigen und angemessenen Antheil an den Vortheilen zu genießen, welche aus dem Erfolge der aus unserer Fabrik hervorgegangenen Erzeugnisse sich ergeben, Erfolge, zu denen sie beigetragen haben und die sich nur durch das gute Einvernehmen und den edlen Wetteifer vermehren können, welcher, wie wir nicht zweifeln, im Ausschusse sich zeigen wird.?

Auszug aus den Bestimmungen in Betreff des berathenden Ausschusses, der aus einem Vorsteher, — Fabrikherr, — einem Stellvertreter, einem Rechnungsführer und vierzehn Mitgliedern, von denen vier Werkführer und zehn der in jedem besonderen Fache beschäftigten Arbeiter sind, besteht.

Art. 6. — Drei Mitglieder haben vereint das Recht, die Zulassung eines neuen Mitgliedes vorzuschlagen, dessen Name angeschlagen wird, damit

*) Man sehe die Démocratie pacifique vom 16. Dezember 1844.

Anderer willen so freundlich, so weit hab' ich es noch nicht gebracht, sondern ganz um seiner selbst willen und weil er mir recht wohl gefällt."

„Du bist doch aufrichtig, liebe Franziska," sprach Pauline und neigte sich von ihrer Stickerei herüber, um der Freundin volle Schulter zu küssen. „Auch kleidet Dir's so recht, Alles zu sagen, was Dir durch den Sinn fährt; und wenn ich mich einmal verheirathe, mach' ich es meinem künftigen Verlobten gleich zur Bedingung, daß er mir diese angenehme Freiheit läßt und noch manches Andere erlaubt. Ich meinte immer, wenn man aus der Pension entlassen würde, hörten auch diese einigen Rücksichten und Zurückhaltungen auf, aber, o Himmel! Mutter und Tante bemühen sich um die Wette, Mademoiselle Jordan zu ersetzen; und als ich letzt des Hauptmanns Windspiel streichelte, das sich in unsere Stube verlaufen hatte, indeß sein Herr zu Papa gegangen war, stürzte die Tante ganz außer sich zu mir und befahl Friedrich, den Hund zu seinem Herrn zu bringen. Hernach hielt sie mir eine lange Rede, „wie unvorsichtig es von jungen Mädchen sei, ihr Wohlwollen so an den Tag zu legen." Ich mußte lachen, daß mir die Thränen aus den Augen traten, ihr aber gelang's, sogar Mama auf ihre Seite zu bringen" —

„Du vergissest eine Kleinigkeit," bemerkte Thekle, ihre ältere Schwester, ruhig, „daß Du nämlich den Hund so lange gekiret und gelockt hast, bis er nun allemal vor unserer Thür Halt macht und mit Ungestüm zu Dir verlangt, die ihm dann immer irgend einen Leckerbissen zuwirft."

„Nun was ist's denn weiter? Verlange ich das? frag' ich gleich Franziska. Ich habe meine Freude an dem schönen, schlanken Thiere, das ein so gutes Gedächtniß hat," —

„Und einen so schönen Herrn," fiel ihr Elise mit den Augen blinzelnd in die Rede, „der gewiß mancher Schönen unruhige Thränen macht, wenn er sich," fuhr sie langsamer und mit dem Blick Franziska streifend fort, „wenn er sich Urlaub nimmt, um in die Residenz zu reiten, wo er dann, Gott weiß welcher Dame den Hof macht."

„Gieb Dir keine Mühe, liebe Elise," unterbrach Franziska die Freundin, „leere Vermuthungen aufzufinden. Wenn Du mich unter der Rubrik „mancher Schönen" meinst, so kann ich Dir versichern, daß mein Schlaf nicht von seiner Nähe abhängt. Sei er hier oder dort, mein Schlaf ist gleich fest und ruhig und ich habe eher den alten, großen Hausahn meines Nachbars anzuklagen, der mich aufkräht, als den Hauptmann. Und überhaupt gefällt mir's zu wohl, heiter, frei und glücklich zu sein, als daß ich mir durch solche Muthmaßungen meine Ruhe stören ließe, selbst wenn der Hauptmann, wie es doch gar nicht der Fall ist, mein Geliebter wäre. Du, liebe Elise," fuhr sie fort, indem sie ihr mit dem Filetstäbchen drohte, „hast Dich schon eher in Acht zu nehmen, Du bist schmachtend und ergebnißlich zugleich, und wenn der Major" —

„Höre endlich mit Deinem Major auf," rief Elise ärgerlich und schob die Tasse zurück, daß sie klirrte. „Er, nun und nimmermehr! Er hat keinen Zug von meinem Ideal, wie es mir aus frühester Jugend vorschwebt. Einmal mußte ich schon gegen meine Neigung heirathen, nun, — ich habe mir das Recht theuer genug erkauft, wenn ich's je wieder thue, meinem Herzen ganz zu folgen."

„Das sollst Du auch, das sollst Du," begütigte sie Franziska, „ich meinte nur" —

„Vor allen Dingen," bat Pauline dringend, „sage uns, liebe Elise, wie ist Dein Ideal beschaffen, male es treu, damit wir wissen, ob einer Deiner Verehrer etwas zu hoffen hat."

„Nun," begann Elise, „es wird in Allem das Gegentheil des Majors sein. Eine hohe Gestalt, ein feuriges Auge — dunkles, lockiges Haar, ernst und mild" —

Wir wollen blos noch darauf aufmerksam machen, daß die jetzigen Verhältnisse der Gewerbsthätigkeit und andere Rücksichten es noch nicht gestattet haben, gleich von Anfang an die Gesammtheit der Arbeiter an diesem Vortheile Theil nehmen zu lassen, der ihnen übrigens aus freiem Willen gewährt werden ist und an dem sie künftig Alle betheiligt sein werden.

Wir können versichern, daß seit der vierten Sitzung des berathenden Ausschusses der ehrenwerthe Gewerbtreibende, von dem wir hier sprechen, schon so bedeutende Ergebnisse von diesem Antrage an die praktischen Kenntnisse seiner Arbeiter gehabt hat, daß er die Vortheile, welche theils an Ersparniß, theils an Vervollkommnung der Verfertigung erreicht werden, auf jährlich etwa 30,000 Franken schätzen konnte.

Fassen wir es also noch einmal kurz zusammen:

Es giebt in jeder gewerblichen Thätigkeit drei Kräfte, drei Hebel, drei Mehrer, deren Rechte gleich achtungswerth sind:

— Der Vermögende, welcher das Geld hergiebt;
— Der umsichtige Mann, welcher die Anordnung leitet;
— Der Arbeiter, welcher ausführt.

Bisher hat der Arbeiter nur einen äußerst geringen, zu seinen Bedürfnissen nicht ausreichenden Antheil gehabt; wäre es nicht billig, menschlich, ihn besser zu betheiligen, und zwar unmittelbar oder mittelbar, sei es nun, indem man ihm das Wohlsein ermöglicht, welches die Vereinigung verschafft, oder indem man ihm einen Antheil an den Vortheilen giebt, welche man zum Theil seiner Mühe verdankt?

Selbst zugegeben, daß im schlimmsten Falle in Folge der abscheulichen Zügellosigkeit der Mitbewerbung diese Vermehrung des Arbeitslohnes den Antheil des Vermögenden und des betreibenden Geschäftsmannes minder groß machen dürfte, würden diese nicht doch noch etwas nicht blos Edles und Billiges, sondern auch sogar Vortheilhaftes thun, wenn sie ihr Vermögen, ihren Gewerbfleiß vor jenem gewaltsamen Umsturz bewahrten, da sie den Arbeitern jeden gerechten Vorwand zu Aufruhr, schmerzlichen und gerechten Beschwerden genommen hätten?

Mit einem Worte, wir schonen die stets sehr weise, ... welche ihre Güter gegen Brand versichern.

.....

Wie wir gesagt haben, waren Herr Harbo und Herr von Bleffac in der Fabrik angekommen.

Kurze Zeit darauf sah man in der Ferne von Paris her einen kleinen, bescheidenen Fiacre herankommen, welcher auch auf die Fabrik zukam.

In diesem Fiacre befand sich Herr Robin.

Eugène Sue.

(Ende des sechsten Bandes.)

---

in der folgenden Sitzung über seine Zulassung abgestimmt werde. Diese Zulassung wird ausgesprochen, wenn bei geheimer Abstimmung das vorgeschlagene Mitglied zwei Drittel der Stimmen der anwesenden Mitglieder erhalten hat.

Art. 7. — Der Ausschuß wird sich in seinen monatlichen Sitzungen beschäftigen:

1) Mit Aufsuchung von Mitteln zur Abhülfe der Mißstände, welche jeder Tag in der Verfertigung sich zeigen.

2) Mit Vorschlägen, mit den am mindesten kostspieligen Mitteln eine besondere für die überseeischen Länder bestimmte Sendung herzustellen und auf diese Weise durch die Ueberlegenheit unserer Arbeit der fremden Nebenbuhlerschaft siegreich zu schlagen.

3) Mit der Möglichkeit die größte Sparsamkeit bei Anwendung des Grundstoffes zu erreichen, ohne der Dauerhaftigkeit und der Beschaffenheit der verfertigten Gegenstände zu schaden.

4) Die Vorlagen auszuarbeiten und zu erörtern, welche von dem Vorsitzer oder den verschiedenen Mitgliedern des Ausschusses in Bezug auf Verbesserungen und Vervollkommnungen in der Fabrik eingereicht werden.

5) Endlich, den Preis der Handarbeit in Verhältniß zu dem wirklichen Werthe der gearbeiteten Sachen zu stellen.

Wir unseres Theils fügen hinzu, daß nach den Mittheilungen, welche Herr *** der Güte gehabt hat, uns zu machen, der Antheil jedes Arbeiters am Gewinnste — außer seinem gewöhnlichen Lohne — wenigstens dreihundert bis dreihundertfünfzig Franken jährlich sein wird. Wir bedauern außerordentlich, daß zu ängstliche Bescheidenheit uns verhindert, den eben so ehrenwerthen als geachteten Namen des Mannes zu nennen, der diesen edelmüthigen Anfang mit solcher Gerechtigkeit gemacht hat.

Maria Theresia.

Lustspiel in vier Aufzügen.

(Schluß aus Nr. 45.)

Dritter Aufzug.

Im Garten-Pavillon Esterhy's. An den Wänden umher mehre Divans und Fauteuils. Links ein Kiosque mit Vorhang.

Erster Auftritt.

Fatimeh und Abla ruhen auf den Divans, Bahnesa im Vordergrunde rechts auf einem Teppich, während sie den Arm, der ihren Kopf trägt, auf einen Divan stützt. Sie sind in orientalischer Kleidung, die langen Schleier zurückgeschlagen; vor jeder liegt eine geöffnete Bibel. In der Mitte steht Frau Afra, eine Bibel in der Hand haltend

Frau Afra
(legt ihre Brille in das Buch und schlägt es zu).

So lernt denn Gottes Wort, das da ist süßer denn Honig! Haltet Euch an Andacht und Gottseligkeit! Pflegt Ehrbarkeit und frommen Wandel.

Zweiter Auftritt.

Da Bojador tritt eilig ein. Die Vorigen.

Da Bojador.

Amen, Frau Afra. Da, spazier' sie ein wenig in frommem Wandel zur Thüre hinaus.
(Er giebt ihr eine Börse.)

Frau Afra (das Geld nehmend).

Ah, lieber junger Herr, wie Sie schmackhaft sind!

Da Bojador.

Wo ist der Graf?

Frau Afra.

Sie haben sich in ihr Cabinet zurückgezogen und schlafen.

Da Bojador.

Wenn die Löwen schlafen, so ruhen sie sanft und lange; nun, geh sie, geh sie: sie hält Wache, hört sie!

Frau Afra.

Ja, sein Sie unbesorgt.
(Sie geht ab.)

Bahnesa
(sich an Da Bojador's Brust werfend).

Ach, Freund meiner Seele! Bahnesa's Auge hängt einmal wieder an ihrem Stern, am Glückstrahl dieses Blickes!

Da Bojador (sich liebkosend).

Still, still, holdes Kind! ich habe ein paar Worte im Ernst mit Dir zu reden.

Bahnesa.

Mein Geliebter ist kalt, wie der Schnee, der von den Gipfeln des Elbrus glänzt.

Da Bojador (ihre Hand küssend).

Bahnesa! ich bin nicht kalt, aber ich bin ängstlich, ob Du mir eine Bitte erfüllen wirst, Du und Deine Schwestern!

Abla.

Was sollen wir thun?

Fatimeh.

Was willst Du von uns? sprich, Geliebter unsrer Schwester.

Da Bojador.

Nichts Schweres. Ihr sollt mir helfen einen Scherz ausführen.

Bahnesa.

Sprich!

Da Bojador.

Es werden Männer zu Euch kommen; Ihr sollt freundlich gegen sie sein, und wenn man Euch fragt: kennst Du den, kennst Du jenen? — dann sollt Ihr, obwohl Ihr nie ihre Namen gehört habt, lächelnd Bejahung nicken; Ihr sollt scherzen und mit einander flüstern, daß die, welche es sehen, denken, Ihr wäret so bekannt mit Allen, so vertraut, wie ich es mit Bahnesa bin; versteht Ihr mich?

Fatimeh.

Ja, ja, ist's weiter Nichts?

Abla.

Doch mußt Du uns sagen, weshalb?

Da Bojador.

Nachher, nachher! — Wollt Ihr also recht listig sein? mich kennt Ihr nicht, hört Ihr! aber die Anderen umgeht Ihr, merkt sie —

Fatimeh und **Abla** (lachend).

Ja, ja!

Da Bojador.

Und Du, Bahnesa?

Bahnesa.

Bahnesa thut das nicht!

Da Bojador.

Nicht? und weshalb nicht? mir zu Liebe nicht?

Bahnesa.

Bahnesa liebt nur Einen und kann nicht heucheln, daß sie Andere liebte.

Da Bojador.

Welche Naivetät! aber wenn ich Dich nun bitte, Dich anstelle —

Bahnesa.

Auch dann nicht.

Da Bojador.

Mädchen, Du mußt, mein Leben hängt daran ab!

Bahnesa.

Das sagst Du jetzt — noch eben aber sagtest Du, es sei zum Scherz. (Sie nimmt seine Hand.) Du sollst mich lieben, nicht mit mir Scherze treiben. Bahnesa ist stolz, sie ist keine Odaliske und nur Sklavin, wenn sie an Deiner Brust liegt.

Da Bojador (für sich).

Bei der lauf ich Gefahr an! Die Person ist leidenschaftlich. Wer hätte aber auch gedacht, daß man sogar einer Türkin nicht mehr ungestraft die Cour machen dürfte! (Laut.) Aber Ihr beiden Anderen, Ihr thut doch, was ich wünsche? Ich gebe Jeder von Euch einen Schmuck, wenn Ihr mir beisteht.

Bahnesa.

Du wendest Dich ab von mir? Zürne Bahnesa nicht; — sie hat nur Dich, — Du bist ihr Alles. Als sie Dich zum ersten Male sah, als Du durch den Baumgang des Gartens lustwandeltest — da mußte sie Dir winken mit ihrer Hand, denn sie schützt auf dieses Mannes Stirn ist das Zeichen des Talismans geschrieben, der über Dich Gewalt hat, und aus seinen Augen blicken die Sterne Deiner Hoffnung. Du nahmst Dich, Du kamst zu ihr — Bahnesa ist Dein geworden — jetzt sollst Du sie achten, wie Deine Braut.

Da Bojador.

Sei vernünftig, Bahnesa — ich verlange —

Dritter Auftritt.

Frau Afra den Kopf durch die Thüre steckend. Die Vorigen.

Frau Afra.

Pst! Pst! Der Graf kommt, der Graf!
(Frau Afra verschwindet wieder.)

Da Bojador.

Alle Wetter, welches Mißgeschick!
(Er eilt zur Thür, kommt aber, nachdem er sie geöffnet, zurück.)
Ich kann nicht mehr hinaus, ohne von ihm gesehen zu werden; er ist kaum hundert Schritte mehr von dem Pavillon — verdammt, wohin nun? Keine Thür mehr, kein Fenster nach hinten hinaus — der Teufel hole den Pavillon!

Bahnesa.

Schlüpf' hinter jenen Vorhang!

Da Bojador.

Ja, aber wenn dieser unausstehliche Grobian bleibt? Ich muß fort, zum Kaiser! Es ist zum Verzweifeln!

Bahnesa.

Nur fort! Sorg' nicht!
Da Bojador schlüpft in den Kiosque, die Türkinnen nehmen ihre alte Stellung wieder ein.

„Ach," rief Theone, „liebste, beste Elise, das muß ja ein prächtiger Mann sein; kommt je solch einer hierher, so versuch' ich's, mir Dein Ideal zu gewinnen."

„Freilich kein Zug vom Major!" sprach, ironisch-lächelnd, so vor sich hin Franziska. „Dennoch, wär' ich ein Mann, würde ich's d'rauf wagen."

„Dich," rief Elise entrüstet, „Dich nähm' ich nicht, — gar nicht!"

„Mich nicht!" wiederholte Franziska erstaunt, sprang auf und stellte sich ihr wie auffordernd entgegen, „mich nicht! Sieh, ich würde Dich zwingen, mich zu lieben, und wenn ich Deinem geträumten Ideal so unähnlich sähe, wie ein Dornenstrauch der hochgewachsenen Tanne. Des Mannes Wille übt eine unendliche Gewalt, zumal über schwache, hingebende Gemüther. Ich selbst, die ich doch gar nicht aus Liebe meinen Gemahl wählte, würde ihn bald lieben lernen, wenn er nicht so schnell starb. Denn er besaß die große Tugend, sein Weib zu ehren und sie nicht als seine verpflichtete Köchin, oder sein bestes Mobile, oder gar als den Blitzableiter über Laune anzusehen. Darum glaube mir, Du läßt noch mit Dir handeln und siehst ein etwas breites, aber freundliches Gesicht, mit grauen guten Augen für" —

„Nimmermehr!" rief Elise und packte damit, als ein Zeichen ihres Abschiedes, die Arbeit zusammen; „gieb Dir keine Mühe, mich für Deine Ansichten zu gewinnen. Mag jedes thun, was ihm gut dünkt, und Du verlieb nehmen, wie Du mit's rätst; ich werde meinen Grundsätzen treu bleiben."

„Du hast Recht, liebes Herz," bestätigte schalkhaft Franziska. „Lassen wir die Zeit entscheiden, sie wird uns lehren, wie es mit unseren Grundsätzen beschaffen ist. Nun aber, Kinder, keinen Streit mehr um diese undenkbaren Geschöpfe, denn das sind sie am Ende doch Alle. Wir ertrügen uns hier ohne Noth, indessen unsere beiden Zankäpfel seelenstill irgendwo sitzen und der Cigarrendampf sie in dunkle Wolken hüllt, so daß sie sich einbilden, schon im Himmel zu sein. Setzt Euch ruhig wieder nieder, denn ich habe als eine gute Wirthin eine Delice und eine Neuigkeit bis zuletzt aufgehoben."

„Eine Neuigkeit!" riefen Alle und setzten sich schnell, nur Elise etwas zögernd; doch überwand die Neugier und ihre Freundschaft für ihre Wirthin den kleinen Groll, und sie nahm ihr eben verlassenes Plätzchen so gut wie die anderen ein und sah aufhorchend die Freundin an.

„Erst die Delice!" verzieh diese dem Klingelzug. Sie klingelte, und auf ihr Gebot erschien der Diener, eine verlockende Torte herumpräsentirend.

„Eine Nußtorte!" ergänzte Franziska, „von meiner Tante aus W. Sie weiß, daß diese hier durchaus nicht so zu haben ist und daß ich sie allen anderen vorziehe. Der größte Genuß für mich besteht aber darin, daß ich sie mit Euch genießen kann, da sie auch zu Euren Passionen gehört."

„Delicios!" „Unvergleichlich!" „Ich ziehe sie allen anderen vor!" versicherten die prüfenden Freundinnen.

„Aber nun nicht eine Minute länger, was giebt's Neues?" fragte die schlanke Theone, indem sie ihre Fingerchen mit dem feinen Battisttuche abrieb. „Spanne uns nicht länger auf die Folter, sondern sage, was ist's?"

„Ein Abschied, meine Lieben! Ich habe Euch den Genuß nicht verkümmern wollen," scherzte Franziska. „Ja, ja, ich reise, und zwar schon morgenden Tages zu meiner Tante nach W. Mit der Torte kam ein Brief oder die Torte mit dem Briefe, was weiß ich's. Genug, sie bittet mich dringend, ihr einige Zeit meine Gegenwart zu schenken. Ihr wißt, sie ist alt und ich bin ihre einzige Erbin. Deshalb aber zieht mich's doch

Vierter Auftritt.

Spork tritt ein, Gräfin Juliane Bologno, als Türkin verkleidet und in Schleier gehüllt, an der Hand haltend. Sie setzt sich auf einen der Divans im Hintergrunde. Die drei Mädchen umgeben sie, neugierig sie musternd und ihren Schleier hebend.

Spork.

Guten Tag, Kinder! So, Ihr seid fleißig und haltet Euch an Gottes Wort, das ist Recht. Da ist noch solch ein armes Geschöpf aus Eurem Lande, das ich der ewigen Verdammniß entrissen habe, aber sie spricht Eure Sprache nicht, laßt sie in Ruhe deshalb, hört Ihr; sie ist verschüchtert und bang; laßt sie, sag' ich. — Seid Ihr immer so gut beschäftigt, wie Ihr eben waret, he? Oder kommt zuweilen die alte Heidentücke wieder?

Sahnesa.

Wir sind keine Heiden, es ist nur ein Gott und Mahamed ist sein Prophet.

Spork.

Alles eins, Heiden oder Türken; wer nicht getauft ist, der fährt zum Teufel — das ist Glaubensartikel. Um Dich wär's Schade, Du bist 'ne gescheidte Katze, Du. Aber schlimme Dinge habe ich von Euch hören müssen; Ihr habt Euch mordschlecht aufgeführt, ein junger Fant hat Euch Besuche gemacht — he?

Sahnesa (verschmitzt lächelnd).

O, die Rede der jungen Männer ist lieblicher, als die Stille der Einsamkeit.

Spork.

So, in der That — Ihr gesteht das so ohne Weiteres? Kreuzschockschwerenoth! Hat Euch denn meine Alte nicht unter Schloß und Riegel gehalten?

Fatimeh.

Die List der Jugend ist schärfer, als die Sinne des Alters.

Spork.

Schöne Sprüche das!

Sahnesa.

Die Töchter der Zenana sind klug und gewandt. Sie würden den Bruder ihrer Seele in diesen Gemach ein- und ausgehen lassen, wenn Du selbst darin ständest und Du solltest es nicht wahrnehmen.

Spork.

Erdenkliche Künste! Ihr würdet mir mit Euren rosenfarbenen, langen Nägeln erst die Augen auskratzen, Ihr kleinen Hexen, nicht wahr?

Sahnesa (schüttelt lächelnd den Kopf).

Spork.

Nicht so? Nun, dann möcht' ich in der That wissen, wie?

Sahnesa.

Willst Du, daß ich es Dir zeige?

Spork.

Der Teufel hole Eure Zaubereien. Aber, in der That, ich möchte Deine Kriegslist einmal sehen.

Sahnesa

(lachend ihm ihren Schleier um's Gesicht windend und trotz seines Ringens festhaltend).

Sieh, so würde ich thun, wäre Jemand versteckt hier; ich würde rufen: Geliebter, flieh — Bruder meiner Seele, hörst Du nicht? fort! — schnell!

Spork (ringend).

Heiliger Sanct Florian, ich ersticke!

Da Gajader

(lugt aus dem Vorhang hervor und schleicht dann zur Thür).

Sahnesa.

Um Allah's willen — flieh, flieh! würde ich rufen.

Spork.

Abscheuliches Geschöpf, laß mich oder —

Gräfin Juliane

(wirft ihren Schleier zurück, als sie Da Gajader erblickt, und tritt ihm mit der Pantomime des höchsten Zornes entgegen. Er fährt zurück, dann auf Spork weisend und den Finger auf den Mund legend, schlüpft er hinaus. Gräfin Juliane setzt sich wieder und Sahnesa läßt Spork frei).

Spork (nach Luft ringend).

Du kleine Hexe! — Der Athem ist mir ausgegangen — da sieht man's, was solche Türken für eine gottlose Race sind — wärst Du kein Weib, ich wollte Dir den Unterricht lohnen.

Sahnesa.

Der Aga des Sultans der Ungläubigen ist ein Löwe; er zerreißt die Taube nicht, die mit ihm spielt.

Spork.

Taube? Du bist mir eine schöne Taube! — und das also sind die Künste, womit Ihr in Eurem Heidenlande Eure Taxber anführt?

Sahnesa (nicht lächelnd).

Spork.

Das gesteht Ihr Alles so frei heraus, als ob's wunder was Löbliches wäre! Gut, daß Ihr hier in christliche Zucht gekommen seid.

Sahnesa.

O, es giebt Tauben, die man anführt so gut in den Ländern des Niedergangs, wie in denen Anatoliä! (Ihm die Hand auf die Schulter legend.) Auch der Löwe hat Augenblicke, wo er Tauben ist.

Spork.

Ah bah! — (Für sich.) Es sollte mich nicht wundern, wenn dies lose Gesindel den Herzog eingefangen hätte, der Himmel weiß wie! Ich will jetzt anfangen, fein zu inquiriren. (Laut.) Sag' mir, Mädchen — wie ist der junge Mensch zu Euch gekommen? war er oft hier?

Sahnesa.

Welcher junge Mensch?

Spork.

Nun, der junge Herzog von —

Fünfter Auftritt.

Franz Stephan, ein Billet in der Hand haltend, kommt. Die Vorigen.

Spork.

Ah, da ist er ja. Herr Herzog!

Fatimeh und **Adia** eilen dem Herzoge entgegen.

Adia.

Sei uns gegrüßt, theurer Freund!

Fatimeh.

Reichst Du die Hand mir nicht zum Gruß, Geliebter?

Franz Stephan.

Was ist das? Was wollen diese Geschöpfe?

Spork.

Herzog, fügen Sie nicht eine Unwürdigkeit zu der andern. Stellen Sie sich nicht so unschuldig, so überrascht! Also so vertraut schon, so vertraut!

Franz Stephan.

Herr Graf, ich verstehe Sie nicht!

Spork.

Alle Teufel, ich will mich schon verständlich machen. Was wollen Sie hier?

Franz Stephan.

Bei Gott, Graf Spork — ich kann mir Ihr zerniges Aufwallen nur auf eine Weise deuten.

Spork.

So — und wie deuten der Herr Herzog meine Entrüstung?

Franz Stephan.

Sie stehen im Rufe, ein Verächter des schönen Geschlechts und von etwas ungalanten Sitten zu sein — (auf die Mädchen deutend) es scheint, man thut Ihnen Unrecht, sehr Unrecht, Herr General Graf Spork!

Spork.

Mir Unrecht? Was wollen Sie damit sagen?

Franz Stephan.

Daß Sie wissen, was schön ist, davon haben wir hier lebende Beweise — an Galanterie scheinen diese Beweise auch gewöhnt — pfui, Graf Spork, es sieht hier ja aus wie in einem türkischen Harem — unter Ihrem Dach!

Spork.

Heiliger Sanct Florian! Das ist zu viel! Daß Sie dumme Streiche machen, wie ein anderer unbesonnener, junger Mann, hätt' ich mir erklären können, aber solcher Heuchelei und Zweizüngigkeit, Herr Herzog, habe ich Sie nicht fähig gehalten!

Franz Stephan

(an seinen Degen greifend).

Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung, Graf Spork; folgen Sie mir hinaus!

Spork (den Degen ziehend).

Mit dem größten Vergnügen; ich will Ihnen einträufen, daß Sie, wie ein reißender Wolf, in meine Schafherde eingedrochen sind.

Franz Stephan.

Ich, in Ihre Schafherde!

Spork.

Ja, ich will die armen Geschöpfe da von der Verdammniß retten und in ein christliches Gotteshaus bringen — und Sie —

Franz Stephan.

Jetzt, Herr Graf, bin ich sehr versucht, Ihnen die Heuchelei zurückzugeben. Kommen Sie!

(Sie wenden sich zum Abgehen.)

Sechster Auftritt.

Prinz Eugen. Die Vorigen, von denen Adia und Fatimeh den Prinzen in der Weise ignoriren, wie früher Franz Stephan.

Sahnesa.

Zurück, zurück, tolle Mädchen, Ihr seht ja, daß Streit und Mord aus Euren Possen entstehen.

Prinz Eugen

(nachdem er eine Weile verwundert die Mädchen angesehen hat, zu Franz Stephan).

Sie sind also in der That hier, Herr Herzog von Lothringen? Ich war halb darauf vorbereitet und doch bin ich dadurch sehr schmerzlich überrascht. Meine väterliche Theilnahme für Sie erlaubt mir wohl, meinen Kummer über Ihre unwürdige Aufführung auszusprechen!

Franz Stephan.

Prinz Eugen — mein Freund, mein Lehrer, auch Sie —?

Prinz Eugen.

Ja, als Ihr Freund und Lehrer, wenn Sie erlauben, mich so zu nennen, — muß ich Ihnen sagen, daß Sie auf einem schlechten Wege sind, auf einem Wege der Schande für einen Ritter, der Sünde für einen Christen.

Franz Stephan.

Hören Sie, Prinz Eugen, entweder ist Einer von uns, oder wir Beide sind Spielbälle einer Intrigue, die ich nicht begreife. Was hatern Sie denn nun mit mir, den ein Betrug hierher bringt, ein Billet einer Dame, die meinen Beistand verlangt? — warum sagen Sie Nichts zu dieser sonderbaren Colonie von orientalischen Schönheiten, die Spork hier in seinem Garten angelegt hat? Ist das keine Schande für einen Ritter, keine Sünde für einen Christen?

Spork.

Mein Prinz, diese Verächtigungen habe ich eben schon mit dem Namen belegt, den sie verdienen.

Prinz Eugen.

Sie wollen sich schlagen? Stecken Sie die Degen ein; Sie verwirken die rechte Hand, wenn es im Bannfrieden des kaiserlichen Hoflagers geschieht. Nicht hier!

(Spork und Franz stecken die Degen ein.)

So, nun geben Sie mir Beide die Hände mit dem Versprechen, daß Sie sich nicht schlagen wollen, ohne mich zum Zeugen und Schiedsrichter zu nehmen.

Spork (ihm die Hand reichend).

Hier, alter Kriegsheld!

Franz Stephan (ebenfalls).

Siebenter Auftritt.

Ein Hauptmann der Hartschierer-Leibwache tritt ein, während man eine Wache vor der Thür aufgestellt sieht. Die Vorigen.

Hauptmann.

Meine Herren, ich bedaure, Sie unterbrechen zu müssen.

Spork.

Was wollen Sie hier?

Hauptmann.

Ich habe eine Ordre, die mir im höchsten Grade unangenehm ist, Herr General; ich muß Jeden der hier anwesenden Herren verhaften.

Spork.

Mich verhaften? sind Sie des Teufels?

Prinz Eugen.

Ihre Ordre wird nicht auf mich lauten?

Hauptmann.

Durchlaucht — es ist mir äußerst schmerzlich — aber der Befehl Seiner Römischen Kaiserlichen Majestät ist klar und deutlich. Er lautet, Jedem der hier anwesenden Herren ohne

---

nicht allein zu ihr, aber sie hat mich erzogen und ich muß ihr denkbar sein. Was mich einigermaßen tröstet, ist, daß sie schon künftigen Monat auf das Land geht. Ihre Besitzung ist schön und romantisch gelegen, der April und somit die Wintervergnügen bald vorbei und ich werde dort irgend einen Verwalter oder männlichen Begleiter finden, mit dem ich zu Pferde in der Nachbarschaft Bisiten machen kann. Eins that mir wahrhaft leid, mein Cousin Gustav, von dessen Streifzügen ich Euch immer erzählte, kommt in einigen Tagen hierher. Gewiß rechnet er darauf, mich hier zu finden; ich kann ihm aber nur alle Bequemlichkeit in meinem Hause angedeihen lassen, und darin soll er mich gewiß nicht vermissen. Wer wird ihm aber meine Gegenwart ersetzen? Wer wird ihn für diese entschädigen? Das sollt Ihr, meine Freundinnen! Ihr wißt, Frauenumgang ist wahre Seelenspeise für einen jungen Mann; etwa so verschieden von der gewöhnlichen Kost wie diese Nußtorte gegen Schwarzbrod. Also füttert meinen verlassenen Freund, nur — verderbt ihm und Euch den Magen nicht mit dieser süßen Kost. Er ist Euch auf das Beste empfohlen, zerstreut ihn, amüsirt ihn, da er einen Hang zur Schwermuth hat und wahrscheinlich eine unglückliche Liebe ihm seine schöne Jugend verkümmert."

„Eine unglückliche Liebe! O, erzähle, Franziska, das muß interessant sein. Ich höre so etwas gar gern. Der arme, junge Mann, worin besteht sein Leid?"

„Ja, weiter weiß ich Nichts, liebe Theone, vielleicht vertraut er Dir mehr."

„Kann denn aber Deine Reise nicht aufgeschoben werden, liebe Franziska," fragte Elise, „bedenke doch" —

„Ich habe Alles bedacht und kann nicht anders. Betenkt Ihr lieber, was ich Euch vielleicht aus W. schicken soll, und sendet Euer Verzeichniß mit dem Frühesten. Macht mir den Abschied nicht schwer, vergnügt sehen wir uns wieder."

Jede hatte nun irgend etwas zu bestellen, was sie ganz nothwendig brauchte, ja, ihr unentbehrlich war, dazwischen ermahnten sie Franziska doch ja nicht länger, als eben nöthig wäre, zu bleiben. Denn man vermißte die ewig heitere Freundin ungern, bei der sich Alle zusammen fanden, die gern eben so angenehm als bequem ihre Zeit verleben wollten. Selbst Elise, die heute etwas pikirt war, sagte: „Ich werde Dich vermissen, Du bist eigentlich mein Gewürz zu mancher faden Speise; mitunter beißt oder brennst Du, gleich Cayenne-Pfeffer" —

„Schäme Dich und wähle Deine Gleichnisse besser, Elise," unterbrach sie Franziska scherzend, indem sie ihr den Burnus zuband, „sonst glaub' ich, der Neid hindert Dich, zu empfinden, wie liebenswürdig ich eigentlich bin."

„Ei, sagt dies der Hauptmann?"

„Dies und weit mehr."

Sie waren nun hinlänglich vor der kühlen Abendluft geschützt und empfahlen sich, nicht eben auf die schnellste Weise, indem Eine noch etwas vergessen, die Andere noch etwas zu fragen oder zu sagen hatte.

Franziska aber sank, als die Freundinnen sie verlassen hatten, in die weichen Kissen des Sopha's. Sie lehnte sich behaglich zurück, und nachdem sie längere Zeit hin- und hergesonnen und gedankenvoll bald die dunklen Locken zurückgestrichen, bald über den Finger gerollt hatte, rief ihre Klingel den Diener herbei.

Sie gab ihm die nöthigen Befehle wegen ihrer Abreise und ließ sodann Frau Lehnhold, ihre treue, bedächtige Haushälterin, rufen, mit der sie die Einrichtungen ihres Haushalts für die Zeit ihrer Abwesenheit überlegte.

Sie befragte die sorgsame Frau, für ihren Cousin einige schöne Zimmer nach dem Garten hinaus mit allen Bequemlich-

Ansehen der Person Arrest anzukündigen und ihm Wache zu geben.

Prinz Eugen.

Aber Sie begreifen doch, daß ich, der Generalissimus der kaiserlichen Heere, nicht Ihnen meinen Degen übergeben kann!

Hauptmann.

Ich würde freilich früher nicht gewagt haben, einen solchen Gedanken zu fassen. Jetzt aber bleibt mir Nichts übrig, als meine Order auszuführen. Im Namen des Kaisers, meine Herren, Ihre Degen!

(Franz Stephan überreicht ihm seinen Degen. Egert reicht ihm den seinen zornig an den Kopf.)

Hauptmann.

Herr General!

Spark (ihm den Rücken zukehrend).

Heiliger Sanct Florian! das kommt dabei heraus, wenn man ein gutes christliches Werk unternimmt. Verdruß auf Verdruß!

Prinz Eugen (seinen Degen fortwerfend).

Ich will mir meinen Degen selber nehmen und ihn dem Kaiser übersenden. Das wird hinreichen. Kommen Sie!

(Prinz Eugen, Egert, Franz Stephan und der Hauptmann ab.)

Achter Auftritt.

Gräfin Juliane, Fatimeh, Abla, Bahnesa.

Gräfin Juliane.

Großer Gott, was bedeutet das! Alle drei verhaftet — der Prinz Eugen sogar — welche Katastrophe!

Bahnesa.

Sie spricht die Sprache dieses Landes.

Abla.

Wer bist Du?

Fatimeh.

Was willst Du bei uns?

Abla.

Du bist gekommen, uns zu belauschen.

Fatimeh.

Fluch Dir, Christin!

Abla.

Verrätherin!

Bahnesa.

Flüche, meine Schwestern werden Dich schlagen.

Gräfin Juliane.

Mir aus dem Weg, freche Geschöpfe!

(Sie geht ab.)

Bahnesa (sich auf Fatimeh stürzend).

Fatimeh, fange mich! Mein Busen ist schwer und seine Last drückt mich zu Boden. Bahnesa zweifelt an Freunde ihrer Seele. O, laßt uns fliehen von hier, wenn die Nacht die Pfade beschattet, laßt uns den Weg des Flüchtigen wandeln.

Fatimeh.

Ja, Schwester, führe Du uns!

Bahnesa.

Der große Strom, der nach Osten wogt, ist nicht weit. Wir wollen einen Kahn an seinem Ufer suchen und uns hinunterschaukeln lassen, bis dahin, wo eine stille Insel uns aufnimmt; wir wollen wohnen, wie die Amsel wohnt, im duftigen Gebüsche, im Dickicht blühender Erdbeersträuche. Das Land der Christen ist das Land der Treulosen, seine Herzen sind kalt und sein Himmel ist grau und düster.

Neunter Auftritt.

Da Bojador. Die Vorigen.

Da Bojador.

Habt Ihr gethan, Mädchen, wie ich Euch bat?

Abla.

Ja, frag' nur Bahnesa!

Fatimeh.

Bringst Du uns die Geschenke?

Da Bojador

(jeder ein Schmuckkästchen gebend).

Hier — da! (Für sich, während die Beiden den Schmuck betrachten.) Die Sache nimmt eine verflucht ernsthafte Wendung. Der Kaiser hat den Prinzen Eugen verhaften lassen; so weit — glaubt' ich nicht, daß es kommen würde. Aber freilich, die Sittenreinheit an unserm kaiserlichen Hoflager, das sind so unsere schwache Seiten — ist man an dem uns verhaßten französischen Hofe ausgelassen, — so wollen wir an unserem Keuschheitscultus. Aber welche Sensation wird es machen! Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld — mein Amt ist aus: was Juliane wollte, ist geschehen, Eugen und Franz Stephan sind in Ungnade — jetzt bleibt mir nur noch übrig, diese Mädchen abzurichten, daß sie mich nicht verrathen, weder bei meinem Kaiser, noch bei meiner Dame, dann bin ich sicher. Wie nur Juliane hierher kam — das bleibt mir ein Räthsel.

(Gräfin Juliane erscheint lauschend am Fenster.)

Bahnesa, wie kam die Fremde hierher, die jüngst hier war, was wollte sie?

Bahnesa.

Der Aga brachte sie, sie kam und ging — wozu, weiß ich nicht. Du kanntest sie?

Da Bojador.

Den Anschein — ja.

Bahnesa.

Sie drohte Dir!

Da Bojador.

Mir? nicht daß ich wüßte. — Höre, Bahnesa, mein Juwel, (sie umschlingend) Du erfüllst mir jetzt meine Bitte, nicht wahr? Bei meiner Liebe, Mädchen, es hängt mein Glück, mein Leben daran ab, Du mußt mir sie erfüllen!

Bahnesa.

Sprich, mein Gebieter!

Da Bojador.

Es ist dasselbe, was ich vorhin von Dir wollte: vor Allem aber merke Dir das — mich habt Ihr nie gekannt und nie gesehen!

Bahnesa.

Bahnesa kann schweigen. Abla und Fatimeh werden reden, wie Du verlangst. Bist Du zufrieden?

Da Bojador.

Sonderbares Geschöpf! welcher Eigensinn in dem kleinen Körperchen steckt!

Bahnesa.

Freund, Dein Thun beängstigt mich — die vielen Männer, die hierher kamen — das fremde Weib, das uns belauschte — ich zittre für Dich und mich. Du versprachst Bahnesa, daß Du sie auf Dein Schloß führen wolltest — o, führe mich fort von hier — denn meine Seele zagt und sehnt sich nach der Einsamkeit mit Dir.

Da Bojador.

Nun später, später einmal —

Bahnesa

(sich vor ihm auf das Knie werfend).

Nein, jetzt, jetzt, o, bei Allah's Leben, erhöre mich —

Zehnter Auftritt.

Gräfin Juliane tritt ein und nähert sich ungesehen Da Bojador und Bahnesa.

Da Bojador.

Um Gotteswillen, sei vernünftig, Mädchen, steh auf — ich will Alles thun, was Du willst — aber ich kann nicht wie ein Flüchtling meinem Herrn aus dem Dienst laufen! Das kostet Zeit — Vorbereitungen —

Bahnesa.

Nein, nein, Deine Braut kniet vor Dir, bis Du einwilligst zu thun, was Du versprochen — sie will Dein sein, sie will den Glauben ihrer Mutter um Deinetwillen lassen, aber Du sollst sie in Dein Haus führen und ihr das Feuer Deines Herdes zur Pflege geben.

Da Bojador.

Tolles Mädchen! Ich kann es nicht, nicht jetzt.

Bahnesa.

Du kannst nicht! Bahnesa kann ihr Blut für Dich geben, ihr Herz, ihr Leben — und Du kannst nicht!!

(Sie zieht drohend einen Dolch aus dem Gürtel.)

Gräfin Juliane.

Halt ein, Rasende! — Dir soll Dein Recht werden.

Bahnesa (aufspringend).

Du nochmal da — was suchst Du hier?

Da Bojador.

Juliane!

Gräfin Juliane.

Ja, Herr Bicomte, ich bin's!

Da Bojador.

Um Gotteswillen, beurtheilen Sie mich nicht falsch!

Gräfin Juliane.

Nein, ich beurtheile Sie nicht mehr falsch — dazu sah ich zu viel! — Ich sah Sie in den Pantoffeln zurückkehren, ich kehrte auch zurück, und sah und hörte genug, um ein ganz richtiges Urtheil über Sie zu haben!

Da Bojador.

Beim Himmel, lassen Sie sich doch nur sagen, was das Ganze bedeutet. (Leise zu ihr.) Ich benutze ja diese Mädchen nur für unsern gemeinsamen Plan!

Gräfin Juliane.

Für unsern Plan? Nein, das ist zu viel! Also meinetwegen, um mir zu dienen, erlauben Sie diesem Mädchen, sich Ihre Braut zu nennen? — Sie Elender!

Da Bojador.

Nehmen Sie doch nur Vernunft an — Sie zerstören mir sonst Alles — Sie bringen mich in die äußerste Gefahr —

Gräfin Juliane.

Glauben Sie etwa, ich hätte es für noch der Mühe werth, Rücksichten auf Sie zu nehmen? Nachdem Sie mich betrogen, verrathen — mir Liebe gelogen —

Da Bojador.

Erlauben Sie, die Liebe war in unserem Vertrage durch eine besondere Clausel ausgeschlossen!

Gräfin Juliane.

Aber nicht meine Ehre, unverschämter Mann! — O ich unglückliches Geschöpf! (Sie wirft sich in einen Sessel.)

Da Bojador.

Erlauben Sie doch nur, daß ich Sie fortführe von hier! Bei Gott, ich will Ihnen Alles erklären —

Gräfin Juliane.

Nichts, nichts — gehen Sie, Heuchler, kein Wort mehr zu Ihnen — fort aus meinen Augen!

Da Bojador.

Juliane! —

Gräfin Juliane (mit dem Fuße stampfend).

Fort, sag' ich!

Da Bojador

(zu Bahnesa, die sich mit einem Schrei vor ihm flüchtet, als er sich nähert).

Sie ist eine Rasende, Bahnesa, höre nicht auf ihr Reden! — Diese Weiber machen mich toll. Sauve qui peut!

(Er eilt ab.)

Gräfin Juliane (Bahnesa's Hand ergreifend).

Armes Mädchen, ich fühle Deinen Schmerz! Aber Du sollst gerächt werden!

Bahnesa (einen Dolch erhebend).

Ja Rache will ich an dem Elenden!

Elfter Auftritt.

Ein Hartschier tritt ein, gefolgt von drei Heiducken. Die Vorigen.

Der Hartschier.

Ich habe Befehl, die hier anwesenden türkischen Frauenzimmer sofort in das Kloster der Ursulinerinnen zu transportiren.

Bahnesa.

O Allah! was wird mit uns geschehen!

Fatimeh und Abla (sich zu Bahnesa flüchtend).

Schütze uns, Schwester!

Der Hartschier.

Die Gänsten stehen vor der Thür — kommen Sie.

Gräfin Juliane.

Von wem hast Du den Befehl?

Der Hartschier.

Von meinem Hauptmann; machen's fort — marsch.

(Er faßt Juliane am Arm.)

---

keiten eben so wohl, als eleganten Kleinigkeiten zu versehen. Ja, sie rieth ihr sogar, Manches zu diesem Zwecke aus ihrem eigenen Wohnzimmer zu entlehnen.

„Ich wünsche," schloß sie ihre Anordnungen, „daß er sich hier gefällt und er in dieser Hinsicht meine Abwesenheit nicht inne wird. Nach Eins, gute Lehnheid, sorgen Sie für seine ungestörte Ruhe, er liebt diese über Alles; nur wenn er klingelt, nur wenn er ruft, soll man nach seinen Befehlen fragen, übrigens sein Asyl nicht mit unnöthiger Geschäftigkeit betreten und es ihm damit verleiden. Ich kenne ihn in dieser Hinsicht ganz genau. Mag er ein Sonderling sein, er ist nun einmal so, und ich finde es unseren Verhältnissen angemessen, daß er diese kurze Zeit über ganz nach seiner Gewohnheit in meinem Hause lebt."

Sie entließ die gute Frau, die ihrer jungen Gebieterin unter wiederholten Versicherungen pünktlicher Befolgung mehr als einmal die Hand küßte, und gern ihr Erstaunen wegen dieser schnellen Abreise kund gegeben hätte, wenn ihr nur dazu die gehörige Zeit gelassen worden wäre, aber Franziska winkte so schnell mit der kleinen Hand und sprach so eilig, wenngleich freundlich wie immer: „Gute Nacht, liebe Lehnheid," daß ihr Nichts übrig blieb, als sich zu entfernen.

Die Abreise Franziska's ging sehr früh vor sich und als sie an den Wohnungen ihrer Freundinnen vorüberfuhr, flogen freundliche Blicke hinauf und herunter. Ihr Kammermädchen begleitete sie bis W. und kehrte einige Tage nachher mit all den bestellten Kleinigkeiten und den Grüßen ihrer Gebieterin beladen zurück.

Das reizende Kleeblatt empfand die Lücke, die Franziska's Abwesenheit in ihrer Koterie verursachte, mit einigem Mißbehagen. Ihre ewig heitere Laune, ihre unerschöpfliche Gutmüthigkeit, Anderen Freude und Unterhaltung zu bereiten, und ihre geistige Regsamkeit, die im Gebiet der Kunst und Literatur immer das Beste und Neueste sich zu verschaffen verstand, verbunden mit äußerer Anmuth und Grazie, machten ihren Umgang den Näherstehenden eben so unentbehrlich als angenehm. Sie war der Mittelpunkt aller geselligen Unternehmungen, zu ihr ging man, um sich guten Rath zu erbitten, wenn auch um bald darauf ganz nach eigenem Kopf und Sinn zu handeln, und ihr theilte man alle Herzensgeheimnisse zuerst und am liebsten mit, weil sie gütig und verschwiegen Anderer Interessen nicht über ihre eigenen vergaß und versäumte. War es ein Wunder, daß man sie vermißte? zu ihren festverhüllten Fenstern emporblickte, bei jedem Zusammentreffen ihrer gedachte und auf Briefe von ihr hoffte? Aber diesmal blieben die Briefe der sonst schreibseligen Freundin aus und sie täuschte die Erwartung von Tage zu Tage. So ohne Nachricht von ihr, gedachte man ihres kommenden Nachlasses, des angekündigten Cousins nämlich, und erschöpfte sich mit Vermuthungen, die einzig und allein seiner persönlichen Erscheinung galten. Wird er zu Pferd oder Wagen kommen? Ist er hübsch oder interessant oder beides zugleich, Künstler oder Geschäftsmann — kurz, jedes Prädikat und jede Möglichkeit wurde angenommen und durchsprochen. Man sorgte schon im Voraus für Vergnügen und Zerstreuungen und gelobte sich, ihn nicht eher wieder fort zu lassen, bis seine Schwermuth geheilt und er dem heiteren Lebensgenuß wiedergegeben sei.

Mitten in diesen Berathungen überreichte eines Morgens eine goldumränderte Visitenkarte, mit dem Namen Gustav von Stein, Ellsen bei ihrer fast vollendeten Toilette. Schnell warf sie den Mousselinemail über die entblößten Schultern und strich noch einige Mal über den gewellten Scheitel, nahm das duftende Taschentuch in die Hand und trat in das angrenzende Zimmer, wohin der junge Mann der vorangehenden Dienerin gefolgt war.

Bei ihrem Eintritte überflog eine brennende Röthe sein

Gräfin Juliane.

Laß mich, Mensch! Ich bin die Reichsgräfin von Bologno, Kammerfräulein der Erzherzogin Maria Theresia.

Der Hartschier (zu dem Heiducken).

Das nenn' ich gelogen!

Gräfin Juliane.

Mensch, reize mich nicht!

Der Hartschier.

Tragen die Kammerfräulein hier in Wien solch seidene Hosen, he? oder einen türkischen Bund auf dem Kopfe? Haha! Mit gefangen, mit gehangen! — Nun, marsch!

Gräfin Juliane.

Verwünschter Umstand! Das ist zum Verzweifeln! Ich will Euch Geld geben —

Der Hartschier.

Marsch, sag' ich, fort!

Gräfin Juliane.

Ihr sollt befördert werden, zum Sergeant, zu was Ihr wollt — nur laßt mich —

Der Hartschier.

Wenn Sie jetzt nicht gehn, so laß ich Sie hinausschleppen.

Gräfin Juliane.

Nein, nein, ich gehe schon!

(Sie geht ab. Die Mädchen folgen, sich schüchtern um Barmherzigkeit drängend. Alle ab.)

Zwölfter Auftritt.

Frau Afra (kommt).

Das sind grausame Geschichten! Der Graf ist arretirt und die andern vornehmen Herrn obendrein — und als er mich vom Weiten stehen sah, der Herr Graf, da hat er ein gar grausames Gesicht geschnitten, so hat er gemacht — (sie ballt die Hand) und hat mir gedroht, als ob er sagen wollte: Dich, alter Drache, soll der Teufel holen! Ja, wenn der anfängt zu schimpfen, dann steh' uns Gott bei! Jetzt sind mir die Mädchen fortgebracht. Was das nur Alles zu bedeuten hat! Wenn der junge Herr mich nur nicht verräth; der Herr Graf würde mir, weiß Gott, den Hals umdrehen.

(Sie faltet die Hände und betet in Gedanken versunken.)

Dreizehnter Auftritt.

Baron Klein tritt ein.

Baron Klein (für sich).

Ob sie da ist? (Frau Afra im Gebet sehend.) Alle Wetter!

Frau Afra.

Wer ist der Herr? was will der Herr?

Baron Klein (sich umsehend).

Da bin ich einmal wieder angeführt. Ein verfluchter Streich! O, abscheulich! — Ich warte und warte — kein Bicorne kommt, kein Bicorne ist zu finden! — endlich mach' ich mich allein auf den Weg — und stehe auf die Art! Wart', Spanier! (heftig gestikulirend) ich will Dir Dein falsches Herz aus der Brust reißen, ich will Deine Lügnerzunge an langsamem Feuer rösten — ich will Dich lehren, mich zum Besten haben!

Frau Afra.

Wen sucht der Herr? Wer ist der Herr?

Baron Klein.

Klein.

Frau Afra.

Klein ist er freilich, das sieht man schon.

Baron Klein.

Weib, Du sprichst, Du existirst noch? Merkst Du denn nicht, daß meine Blicke Dich zermalmen? — fühlst Du nicht, daß mein Unwille Dich erschüttert? — Die Flammen meines Zorns umzüngeln Dich — Du bist nicht mehr, Du bist vernichtet!

(Er stürzt hinaus.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Zimmer der Erzherzogin Maria Theresia.

Erster Auftritt.

Maria Theresia (allein).

Ich begreife gar nicht, wo Juliane geblieben sein kann; sie ist verschwunden, spurlos verschwunden — wie durch einen Zauberspruch allen Nachforschungen entrückt. Ich bin in Todesangst um das Mädchen — vielleicht ist sie entführt — einer Intrigue, der Himmel weiß, welcher, zum Opfer geworden! — und ich trüge dann die Schuld durch meinen unseligen Drang, einen Heuchler, einen sittenlosen, ausschweifenden Menschen beobachten und ertappen zu lassen — um mir Gewißheit zu verschaffen, wo ich doch so gern, so gern gezweifelt hätte — o, es ist schrecklich! In welche Qualen stürzt mich dieser Tag! — Der Herzog war der Gefährte meiner Jugend. Die Erinnerung an so manches, von uns Beiden zugleich empfundene Gefühl, die Erinnerung so manches gemeinsamen, großen, für das Schöne glühenden Gedankens steht vor mir, wie eine Priesterin, als wolle sie meine Hand in seine legen zu einem ewigen Bunde. Es sollte nicht sein! Nein, nein — seine Hand ist der meinigen nicht würdig und fort mit dem Gedanken an ihn! Ich will heiter sein, ich will vergessen — es ziemte sich schon für die künftige Herrscherin von Oestreich, aus Liebeskummer blasse Wangen zu bekommen, oder wie ein Bürgermädchen um einen treulosen Schatz sich die Augen auszuweinen. Ah bah, ich will lachen — Hahaha! — Gott, wie das gekünstelt in diesem Zimmer widerhallt — ich kann nicht lustig sein — es geht nicht — ich kann nicht anders — mein Herz blutet, es bricht — o Gott, es tödtet mich, Franz, Franz!

(Sie wirft sich überwannt in einen Sessel.)

Zweiter Auftritt.

Eine Kammerfrau. Die Vorige.

Die Kammerfrau.

Eine Laienschwester aus dem Kloster der Ursulinerinnen wünscht Audienz.

Maria Theresia.

Jetzt nicht, soll zur Oberhofmeisterin gehen.

Die Kammerfrau.

Sie ist sehr dringend und thut geheimnißvoll —

Maria Theresia.

Nun denn, in Gottes Namen.

(Die Kammerfrau ab.)

Dritter Auftritt.

Die Laienschwester tritt ein.

Maria Theresia.

Komm näher, Kind. Was hast Du mir zu sagen?

Die Laienschwester

(ihr einen Brief reichend).

Man befahl mir, diesen Brief in höchsteigene Hand zu übergeben.

Maria Theresia.

Von wem?

Die Laienschwester.

Von einem türkischen Frauenzimmer.

Maria Theresia.

Einer Türkin! (Sie nimmt den Brief und reißt ihn auf.) Ah — so — so — armes Mädchen!

(Sie klingelt und liest dann weiter.)

Vierter Auftritt.

Die Kammerfrau. Die Vorigen.

Maria Theresia.

Mein Stallmeister soll auf der Stelle mit diesem Mädchen in ihr Kloster fahren und die Gräfin Bologno und eine andere Person von da abholen. Auf der Stelle! Eilen!

(Die Kammerfrau ab, gefolgt von der Laienschwester.)

Maria Theresia (allein).

Also in's Kloster haben sie die Aermste gebracht! Ah, Juliane, Du rufst in fieberhafter Aufregung nach meiner Hülfe, Dich darum zu befreien — und ich — hätten sie mich in's Kloster gebracht — wollten sie mir die Locken meines Hauptes abschneiden und den schwarzen Mantel um mich werfen, ich würde mich nicht so sträuben! Ich würde die reine und kühle Luft, die man unter den Falten des Schleiers athmet, an mein heißes Herz dringen lassen und es würde stiller, schmerzloser schlagen.

Fünfter Auftritt.

Franz Stephan. Die Vorige.

Maria Theresia.

Sie hier! unangemeldet — Sie überfallen mich?

Franz Stephan.

Lassen Sie mich einmal durch die Schranken der Etiquette brechen, Erzherzogin — ich kann Ihnen den Trost geben, daß es das letzte Mal ist, wo ich die Etiquette dieses Hofes verletze. Ich komme, um Abschied zu nehmen.

Maria Theresia.

Um Abschied zu nehmen? — wie? Sie — Sie wollen abreisen?

Franz Stephan.

Ja. Ich habe von dem Prinzen Eugen, meinem theuren und väterlichen Freunde, eben mich losgerissen, jetzt sage ich Ihnen mein Lebewohl.

Maria Theresia.

Und der Kaiser — weiß er —

Franz Stephan.

Noch nicht — Prinz Eugen ist von mir beauftragt, ihm meinen Schritt zu melden und zu erklären. Ich habe mich mit dem Prinzen darüber verständigt und entsprochen. Er zweifelt nicht mehr an mir, er fühlt es mit mir, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als abzureisen. Sobald er seiner Haft entlassen ist, wird er seine und meine Beschwerden Seiner Majestät aussprechen. In einem Hofe, wo man Männern wie ihm und — ich darf hinzusetzen wie mir, denn ich bin so unschuldig wie er — um eines Gerüchtes willen, das mir Beide nicht kennen, den Arrest ankündigt, vielleicht auf seine bloße Hofschranzenlüge hin, da erlaubt mir meine Ehre nicht, zu bleiben. Ich bin ein unabhängiger Fürst des Reichs.

Maria Theresia.

Sie sprechen sehr unehrerbietig vom Hofe meines kaiserlichen Vaters, Herr Herzog. Unabhängig sind Sie nicht, wenn Sie als Offizier in seinem Heere dienen. Und der Arrest scheint Sie doch wahrlich nicht sehr zu drücken!

Franz Stephan.

O, zanken wir nicht — nur in dieser Stunde nicht, Erzherzogin. Vielleicht kommt eine Zeit, wo es Sie reut, daß der arme Franz Stephan so unfreundlich hat scheiden müssen, wo das Bewußtsein Sie freuen würde, ihm mit wenigen gütigen Worten einen Talisman in die Fremde mitgegeben zu haben, der ihn in seinem Schmerze hätte aufrecht erhalten können. Glauben Sie, das Scheiden sei so leicht? Glauben Sie, mein Herz blutete nicht, indem ich mich losreiße aus dem Hause, das mir so lange ein gastliches Asyl bot, in dessen Räumen all mein Lebensglück erblühte, ein voller, reicher Segenskelch, genährt von der Sonne einer Hoffnung — o Gott — (Er kniet vor ihr nieder und drückt ihre Hand an seine Stirn.) Maria Theresia! —

Maria Theresia.

O, Franz, Franz — warum mußten Sie so mein Vertrauen täuschen!

Franz Stephan (aufspringend).

Ihr Vertrauen täuschen? Wie hab' ich es getäuscht? — o, ich bitte Sie — sprechen Sie es aus, was ist es, was zwischen uns getreten ist — was den Kaiser auf mich zürnen macht — bei'm Himmel, ich habe keine Ahnung davon!

Maria Theresia

(giebt ihm den Brief Juliane's).

Da, lesen Sie — Sie werden darin eine Andeutung dessen finden, was uns trennt.

(Sie wirft sich in einen Fauteuil.)

Franz Stephan.

Was ist das — unverkennbar dieselbe Hand, die mir das

---

angenehmes Gesicht, so weit es das Bärtchen über der Lippe und der weit stärkere um das ganze Kinn, der mit dem reichen, lockigen Haupthaar zusammenstoß, zu sehen erlaubte.

Erröthen ist ansteckend, und so stand auch Elise im Augenblick wie eine erglühende Rose ihm gegenüber und nahm mit niedergeschlagenen Augen das Briefchen aus seiner Hand, welches er ihr von Franziska zu überreichen hatte.

Er war über W. gereist und hatte die Cousine im Schauspiel getroffen, konnte und wollte aber dort nicht verweilen — weil zu trübe Erinnerungen ihn dort umgaben. Elise dachte an die unglückliche Liebe und meinte so für sich: Nun, für seine Jugend scheint er Erfahrungen genug gemacht zu haben. Zu ihm aber sprach sie mit lieblichem Tone und Blick:

„Und hier in unserem kleinen Oertchen denken Sie für einige Zeit auszuruhen? Denn durch Franziska erfuhr ich, daß Sie viel gereist und Manches erlebt haben."

„Nicht allein auszuruhen," sprach der junge Mann etwas leise und ernst, „sondern auch zu genesen, da ich leidend, sehr leidend bin und Ruhe und Einsamkeit bedarf."

Aber was in aller Welt fehlt ihm denn eigentlich, er sieht ja wohl genug aus und seine Augen blitzen ja ordentlich — dachte sie — und setzte laut hinzu:

„Dennoch dürfen Sie diesem Bedürfniß nicht so unbedingt nachgeben, da Franziska in eigener Abwesenheit mich und einige ihrer Freundinnen bevollmächtigt hat, für Alles, was Ihnen angenehm und nützlich sein könnte, zu sorgen."

A. v. D.

(Schluß folgt.)

Die Lebenspulse der deutschen Kritik von Lessing bis auf die Gegenwart.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 45.)

Wenn wir nun als das Grundwesen der Schelling'schen Philosophie die Idee der vom Göttlichen beseelten Schöpfung erkennen müssen, so ist der Zusammenhang dieser von Schelling so unendlich verzweigtfachten Idee mit der Anschauungsweise der die romantische Schule vertretenden Dichter und Kritiker unschwer zu finden. Es war der Drang dieser Dichter, die Welt — einmal die Heimath aller Poesie — als durch die Gottheit verklärt darzustellen, ihr Drang, den Menschen heimisch zu machen in dieser schönen Gotteswelt, ihn mit allen Banden, deren sein Wesen fähig ist, an die äußere Natur, in der er entsteht, athmet, genießt und leidet, denkt, fühlt, ahnt, glaubt, hofft und endlich stirbt, zu knüpfen. Dieser sein Schauplatz aber ist allüberall belebt durch das Weben der Gottheit, und so ergreift den Menschen, nächst der innigen Freude an dem Blüthenduft dieser seiner Welt, noch das sehnsüchtige Verlangen, der webenden Gottheit selbst nahe zu sein, mit ihr sich in aller Inbrunst des geistigen Schauens und Erfassens zu vereinen, selbst in ihr zu leben und zu weben. Hier aber ist der Punkt, wo die Welt mit ihrem Duft und Schein, mit Sonne, Blume, Baum und Wolke, mit einem Wort: die sichtbare Schöpfung die Sehnsucht des ahnenden Menschen nicht mehr stillen kann, denn das Absolute, was als Göttliches die Welt durchdringt, bleibt ein Verhülltes, unoffenbart und verborgen. Der Augenblick ist also gekommen, wo der Mensch, so innig wohl es ihm auf Erden ist, sich hinaus und hinaufsehnt nach dem Himmel. Sein Sehnen selbst drängt ihn hinaus in Fernes, und es beginnt nun der unsichtbare Cultus des in Schauern träumerisch-gläubiger Ahnung bewegten Menschengemüthes. Der Natur verleiht

Billet schrieb; Juliane Bologna unterschrieben! (Er zieht das Billet hervor) ja, es sind dieselben Schriftzüge! (Lesend.) „Gnädigste Gebieterin, ich bin in die fatalste Lage von der Welt gerathen, indem ich mich nach Ihrem Befehle mit dem Grafen Spork als Türkin verkleidet zu den drei Mädchen begab, welche in dem Pavillon des Grafen wohnen. Ich wurde bei ihnen eingeführt und nach kurzer Zeit kam auch der Herzog Franz Stephan in den Pavillon, und die leichtsinnigen Geschöpfe verriethen durch ihr Wesen unverkennbar, daß hier eine längere und vertraute Bekanntschaft stattfinde." — Ha, also das ist's! das ist der That! Prinz Eugen sagte es mir — ich konnte, ich wollte es nicht glauben, daß eine so plumpe, so niedrige Verleumdung auch bei Ihnen sogar habe Eingang finden können.

Maria Theresia.

Verleumdung? Es möchte Ihnen schwer werden, den Ausdruck zu rechtfertigen.

Franz Stephan.

O, es thut mir wehe, bei Ihnen mich rechtfertigen zu müssen. Wodurch habe ich das verdient! Aber ich will es — sehen Sie hier das, was mich in den Pavillon brachte, zu Geschöpfen, von deren Existenz ich früher nie wußte.

(Er reicht ihr das Billet.)

Maria Theresia (es überblickend).

Das ist Julianens Hand — sie bittet Sie, in den Pavillon zu kommen — beschreibt Ihnen die Lage — Sie kannten den Pavillon also nicht? — ja, es ist klar; Juliane bittet Sie, dorthin zu kommen, wohin sie von mir gesandt wurde, um zu sehen, ob Sie kommen würden — welche Treulosigkeit — Gott im Himmel — wären wir Beide das Spielzeug einer Intrigue? — Die Bologna suchte immer Ihnen zu schaden — Franz, hätte ich Ihnen Unrecht gethan!

Franz Stephan.

Unrecht, bei meinem Fürstenwort! Unrecht durch Ihren Verdacht — Unrecht, indem Sie mir eine Dienerin nachsandten, um mich bedrohen zu lassen! — Aber, Maria Theresia — was darf ich aus diesem Schritte schließen?

Maria Theresia (für sich).

Ich möchte vor Scham in den Boden sinken! — daß ich ihm so unbedacht den Brief selbst in die Hände gab! (Laut.) Der Kaiser sagte mir, Sie seien mehrere Stunden jeden Abends aus Ihren Gemächern verschwunden, ohne daß man wisse, wo Sie seien —

Franz Stephan.

Ich war beim Prinzen Eugen in diesen Stunden — er unterrichtete mich in der Wissenschaft, die ihn zum größten Heerführer dieses Jahrhunderts machte. Ich hielt es geheim, um nicht meinen eigentlichen Lehrer in der Strategie, den guten, alten Kremberg, zu kränken. Aber Sie stellen noch solche Fragen an mich? Gab ich Ihnen nicht mein Wort — und spricht nicht auch Ihr Herz ein Wort für mich?

Maria Theresia (ihm die Hand reichend).

Franz! Können Sie mir verzeihen? —

Franz Stephan.

Was Ihnen nicht?

Maria Theresia.

Und Sie — nicht wahr, Sie reisen nicht?

Franz Stephan.

Wenn Sie mich bleiben heißen —

Maria Theresia

(ihm auch die andere Hand gebend).

Ja, bleib!!

Franz Stephan.

Theresia!

(Er zieht sie an seine Brust.)

Sechster Auftritt.

Gräfin Juliane noch im türkischen Costüme. Bahnesa. Die Vorigen.

(Gräfin Juliane bleibt beim Eintreten stehen und betrachtet die Gruppe.)

Maria Theresia.

Bologna, Sie schon da!

Gräfin Juliane.

Ja, Erzherzogin, Gott sei gedankt, daß es mir gelang, mich loszumachen aus den Händen der neugierigen Nonnen. Noch ehe Ihr gnädigster Befehl meiner Befreiung kam, erhielt ich Gehör bei der Aebtissin des Klosters, die mich erkannte und auf meinen ausdrücklichen Wunsch auch meiner türkischen Freundin erlaubte, mich hierher zu begleiten.

Franz Stephan (zu Bahnesa).

Nicht wahr, Du kennst mich nicht!

Bahnesa.

Nein.

Maria Theresia.

O, Sie sind grausam, Herzog!

Gräfin Juliane (für sich).

Die sind zu weit, als daß ich sie noch trennte; jetzt wird die Wahrheit beste Politik.

Maria Theresia.

Es thut mir leid, Bologna, daß ich Veranlassung der unangenehmen Situation wurde, in welche Sie verübergehend geriethen. Wie aber erklären Sie, bei dem Auftrag, den ich Ihnen gegeben hatte, dieses Billet hier?

(Sie zeigt ihr das Billet Julianens, welches sie von Franz Stephan erhalten hat.)

Gräfin Juliane.

Dies Billet — o, gnädigste Gebieterin — zürnen Sie mir nicht — es war ein thörichter Scherz; Sie sandten mich in dieser Verkleidung in den Pavillon, mit dem Befehl, zu beobachten, was dort vorgehe; ich hatte Gründe zu glauben, daß es auf eine Mystification des Baron Klein abgesehen sein; um diese noch komischer zu machen und auch, ich gestehe es, um einen eigenen Plan zu verfolgen, schrieb ich jenes Billet. Ich kann Ihnen Alles erklären, Alles — nur sei es nicht hier — nur in der Gegenwart des Herrn Herzogs nicht. Lassen Sie mich es Ihnen allein sagen — auch das, was ich für dieses Mädchen hier von Ihnen erflehen wollte — was ich Ihnen von ihr zu erzählen habe. O, ich bin grausam getäuscht; ich muß Ihnen allein meinen Schmerz klagen!

Maria Theresia.

Nun gut, ich werde Sie in Ihr Zimmer begleiten und, während Sie diese Verummung abstreifen, anhören, was Sie mir zu sagen haben. Herr Herzog, begeben Sie sich unterdeß in die Vorzimmer meines Vaters; dorthin will ich Ihnen folgen, ich will mit Ihnen vor ihn treten und für Sie eine volle Ehrenerklärung von ihm erbitten. (Alle ab.)

(Verwandlung.)

Zimmer des Kaisers. Tisch mit Klingel.

Siebenter Auftritt.

Der Kaiser, Baron Klein kommen.

Der Kaiser

(rührt heftig die Klingel und geht in großer Bewegung auf und ab).

Baron Klein.

Majestät, das Ganze ist ein schändliches Gewebe von Lügen; ich habe geforscht, ich habe die Gärtner befragen, sie schwören darauf, daß nur dieser falsche Spanier sich oft in den Pavillon geschlichen, sonst Niemand.

Achter Auftritt.

Ein Kammerherr. Die Vorigen.

Kaiser.

Der Vicomte Da Bojador, sogleich!

(Der Kammerherr ab.)

Kaiser.

Es ist mir immer noch ein Räthsel! Der Herzog und der Prinz Eugen wurden doch dort gefunden — wie waren sie hingekommen?

Baron Klein.

Gelockt durch eine schändliche Intrigue, verfährt, was weiß ich! —

Kaiser.

Wir werden die strengste Untersuchung anstellen; findet sich, daß wir hintergangen sind —

Baron Klein.

Wir sind hintergangen!

Kaiser.

Daß man uns zu einem Schritte verleitet hat, der unsere Würde bloßstellt —

Baron Klein.

Ja, Sire, wir sind zu einem Schritte verleitet, der unsere Würde bloßstellt.

Kaiser.

Sie wollen mir unsere beleidigte Majestät den Frevler fühlen lassen.

Baron Klein.

Wir wollen unsere verletzte Ehre rein waschen in dem Blute —

Kaiser.

Wir bemerken mit Unwillen, daß man unsere Worte nachäfft. Man schweige! Man ist ein Narr! —

Baron Klein.

Majestät!

Neunter Auftritt.

Da Bojador. Die Vorigen.

Kaiser.

Vicomte, es sind uns Zweifel an die Berichte erweckt worden, welche Sie uns in einer Sache erstattet haben, mit deren Untersuchung wir Sie beauftragten. Obwohl uns keine Gründe denkbar sind, welche Sie wegen lassen könnten, uns zu hintergehen, müssen wir Sie doch auffordern sich darüber zu erklären. Welche Beweise geben Sie uns? welchen Weg schlagen Sie vor, uns in der Sache vollständiges Licht zu geben?

Da Bojador.

Sire, es ist mir äußerst schmerzlich, die Ungnade meines allergnädigsten Herrn mir drohend zu finden. Ich kann nur bitten, daß Eure Majestät geruhen möge, die Schuldigen selbst vor Ihre erhabene Person zu fordern und sie zu verhören.

Kaiser.

Nun wohl, das soll geschehen. (Er klingelt.)

Zehnter Auftritt.

Der Kammerherr. Die Vorigen.

Kaiser.

Der Prinz Eugen, der Herzog von Lothringen und Graf Spork sind ihres Arrestes enthoben und werden ersucht, zu erscheinen.

(Kammerherr ab.)

Da Bojador (erschrocken).

Majestät — die meint' ich nicht — ich meinte die drei in's Kloster der Ursulinerinnen gebrachten —

Kaiser.

Diese heidnischen Sünderinnen — in unserer Gegenwart? Wo denken Sie hin?

Da Bojador.

Auf ihnen beruht meine Rechtfertigung — die berufenen Herren wird freilich Eure Majestät drohende Ungnade veranlassen, Alles eher als die Wahrheit zu —

Kaiser.

Ha, Sie wagen zu behaupten, der Mund einer dieser Männer könne eine Lüge vorbringen? Nehmen Sie sich in Acht, Vicomte! Wir befahlen, nachdem wir Ihren Bericht angehört, Jedermann zu verhaften, der in dem Pavillon Spork's betroffen werde, denn Sie ließen uns durch halbe Worte ahnen, daß dort eine Reunion sich bilde, wie sie in Paris an der Tagesordnung sein mögen, wir aber hier nicht zu dulden gewillt sind. Wir glaubten freilich nicht, dadurch in die unangenehme Lage zu kommen, eine Schwäche unseres in Ruhm ergrauten Heerführers zu entdecken. Trotzdem aber werden wir nie dulden, daß in unserer Gegenwart ein Zweifel an dem Charakter des Prinzen von Savoyen verlautbare, wie wir auch fest entschlossen sind, im Falle wir getäuscht wurden, ihm eine eclatante Genugthuung angedeihen zu lassen.

---

ihre göttliche Bedeutung, aber es bedarf eines Geheimdienstes, der das unsichtbare Wesen mit der gottesbedürftigen Menschenseele vermittelt. Nun verwandelt sich für den Dichter die Natur in ein großes Symbol der Gottheit; in jede Naturgestalt prägt er seine Sehnsucht ein, und in dem halbdurchsichtigen, halbgeheimen Wesen dieser schönen Naturgebilde ist es ihm, als stiege in jedem Augenblick die Gottheit zu ihm nieder. Selbst zum Mysterium der christlichen Offenbarung wird dem Dichter die Natur, denn in ihr, zwischen diesen Blumen und Gräsern, am klaren Strom und in der Nacht der Wälder, unter denselben ewigen Sternen war der Sohn Gottes selbst gewandelt und hatte die Spuren seiner Wandlung im Fleische wunderbar bis diese Stunde zurückgelassen.

Und wer nun sollte nicht in diesen Grundanschauungen der romantischen Dichterschule zugleich die Keime einer neuen Entfaltung der Kritik erkennen? Klar leuchtet uns entgegen aus diesem poetischen Ideenkreise der Tiefsinn der Forschung, der Drang zu deuten, zu enthüllen, zu enträthseln, das Wesen aller Dinge dem innersten Gemüthe verständlich zu machen, also derselbe Drang und Geist, der das Wesen der Kritik ausmacht. Eben deshalb muß auch die kritische Weltansicht, die wir aus der Romantik jener Zeit ihr Lebensblut saugen sehen, vorzugsweise eine seelenvolle genannt werden. Es ist nicht der höchste Standpunkt aller Kritik, den die Romantiker einnehmen, aber es ist der allgemeine des dem Schönen und Wahren, dem Vollgehalt des ästhetischen und sittlichen Lebens zugewendeten Menschengemüths, es ist der Standpunkt des empfindenden Geistes, der alles zu umfassen und zu deuten strebt, was da lebt in geistiger Herrlichkeit. Der kunst- und schlagfertige Scharfsinn, die frappante Ansicht der sogenannten Geistreichen, die zu allen Zeiten eine Art von kritisches Complott gegen das tiefere Verständniß gebildet, kommt gegen diesen Standpunkt nicht auf, das haben die Kämpfe der romantischen Schule bewiesen. Auch Kotzebue und Müllner galten für geistreiche Leute, aber wer fragt noch ihnen, wenn es sich um die innersten Pulsschläge des Geistes der Kritik handelt?

Aus Obigem ergeben sich nun von selbst die Objecte, in welche sich die Kritik jener Zeit mit Vorliebe vertieft. Innig verwandt, wie wir sehen, der Poesie selbst und jener durch die Philosophie geläuterten Naturerschauung, wirft sie sich zunächst auf das Aesthetische, und sucht die Idee des Einfach-Schönen, vom Andeutsame in die Natur selbst eingeprägt, nicht durch kahle Begriffe dem Verstande zugänglich zu machen, vielmehr sie dem ganzen menschlichen Gemüthe als dessen innerstes Eigenthum zu rechtfertigen. Der Poesie zunächst entquollen ist auch das Bemühen dieser Kritik zuerst auf das Poetische gerichtet. Es gilt, diesem seine rechte Heimath zu sichern, und diese Heimath ist das sinnliche und geistige All der Schöpfung. In ihre wahrhafte Wirklichkeit soll die Poesie erhoben, ihr die ganze reiche Welt, den Mikrokosmus des Menschengemüths mit einbegriffen, gerettet werden. So hatte schon Goethe die Wirklichkeit des allgemeinen Lebens poetisch vertreten gegenüber der idealen Auffassung Schiller's. Wenn in der Dichtweise des Letztern das allgemeine Leben, der innige und stete Bezug der Außenwelt zu dem Menschen mehr als billig zurücktritt; wenn der Mensch Schiller's, jenes schön denkende und empfindende, zum Ideal der Sittlichkeit sich emporbildende Wesen, demungeachtet nicht die ganze Bedeutung des Menschenlebens, des Lebens der Menschheit in sich faßt; wenn die gesammte geistige Umgebung, in welche der Mensch hingestellt ist, noch höhere und allseitigere Forderungen an ihn richtet, als dies die: ein moralischer Charakter zu sein; wenn es die Hauptaufgabe seines Daseins ist, seine geistige Kraft handelnd nach allen Richtungen des Wirkens hin auszuprägen und so nicht blos als Einzelner zu gelten, sondern die

Elfter Auftritt.

Der Kammerherr. Gleich darauf Maria Thereſia, Franz Stephan, Gräfin Julian und Bathyany. Die Vorigen.

Der Kammerherr (meldend).
Die Erzherzogin Maria Thereſia Durchlaucht!

Maria Thereſia.
Verzeihung, Sire. — Man hat gewagt, meinen kaiſerlichen Vater zu hintergehen. Dank den Ausſagen meines Fräuleins, der Gräfin Bologna und (auf Bathyany zeigend) dieſes Mädchens hier, einer von Spork's Schützlingen, durchſchaue ich das ganze Complot, das man angezettelt hat. — Der Herr da (auf Da Bojador deutend) ſcheint ein anſtößiges Verhältniß, welches er ſelber mit einem Mädchen, die Spork hierher führte, angeknüpft hatte, märe geworden zu ſein; um ſie loszuwerden hat er den klugen Weg gewählt, ſie auf's Aergſte bei Ihnen, Sire, zu verleumden, in der Vorausſicht, daß Ew. kaiſerliche Majeſtät nicht zaudern würden, ſie alsdann aus dem Bereiche des Hofes wegſchaffen und unſchädlich machen zu laſſen. Hier iſt das Mädchen. Mein kaiſerlicher Vater höre ſie ſelbſt.

Kaiſer.
Alſo in der That! Nun, Herr Vicomte, von den Dingen, die Sie für ſich in Anſpruch nehmen, ſteht einer da. Verhören Sie dieſes Weib in unſerer Gegenwart. (Zu Bathyany.) Tritt näher, Du.

Da Bojador (zu Bathyany).
Sahſt Du nicht Herren dieſes Hofes zu Euch kommen, die um Deine oder Deiner Freundinnen Liebe warben? Sprich furchtlos, es handelt ſich um keine Strafe für Dich. (Leiſe.) Sag' Ja, Bathyany, es gilt mein Leben!

Bathyany
(ihn eine Weile verächtlich anblickend).
Nein!

Kaiſer (ironiſch).
Nun, Vicomte, wodurch rechtfertigen Sie das, was Sie uns berichtet haben?

Da Bojador.
Ich ſelbſt bin getäuſcht! (Auf Baron Klein deutend.) Der da war's, der mir zuerſt von Allem ſagte: er unterrichtete auch Ew. Majeſtät ſo viel ich weiß zuerſt. Auf mich kommt keine Schuld, wenn der da mich betrog.

Baron Klein.
O, Schlange!

Bathyany (zum Kaiſer, heftig).
Glaube ſeinen Worten nicht, Padiſchah — von ſeiner Lippe träufelt der Wermuth des Verraths und aus ſeinem Geſicht blickt das Auge der Hinterliſt.

Baron Klein.
Ha, himmliſches Weſen!
(Er ſucht während des Folgenden mit ihr zu liebäugeln.)

Kaiſer.
Der Vicomte Da Bojador ſoll ſich aus unſerer Gegenwart entfernen und mit Verluſt ſeiner Stellen nie mehr den Ort betreten, worin wir unſer kaiſerliches Hoflager halten werden.

Da Bojador (zu Juliane).
Juliane, ich habe gewiſſe Beweiſe — es giebt Briefchen, worin man auf gewiſſe Bedingungen hin ſeine Hand zuſagt; es giebt Geſandte in Madrid, die für Don Carlos zu intriguiren gewiſſe Gründe, (er macht die Pantomime des Zählens) wohlklingende Gründe haben — ſoll ich dem Kaiſer davon erzählen oder ziehen Sie vor, mit in die Verbannung zu folgen und mir den Mund mit Zärtlichkeiten zu verſiegeln?
(Er geht langſam ab.)

Gräfin Juliane
(heftig erſchrocken, für ſich).
Gott! Für ſo unritterlich habe ich ihn nicht gehalten! Ich bin in ſeiner Hand. (Laut.) Er iſt gekränkt — unglücklich — Gott, ich kann ihn nicht ſo ſcheiden ſehen!
(Sie eilt ihm nach.)

Maria Thereſia.
Mein kaiſerlicher Vater ſieht, daß des Herzogs von Lothringen Liebchen eine Ehrenerklärung gebührt.

Kaiſer.
Ja, Herzog, wir ſchulden ſie Ihnen!

Zwölfter Auftritt.

Prinz Eugen. Graf Spork. Die Vorigen.

Kaiſer.
Auch dieſen Herren da. Der Prinz Eugen und der Graf Spork ſind vollſtändig vor uns gerechtfertigt und wir verſichern ſie unſerer vollen Gnade. Es thut uns herzlich leid, daß es einer Verleumdung gelungen iſt, unſern Unwillen auf ſie zu lenken und wir ſtehen nicht an, dies ihnen zu erklären.

Prinz Eugen.
Sire, es iſt mir eine tröſtliche Beruhigung, dies aus des Kaiſers eigenem Munde zu erfahren. Doch werden Ew. Majeſtät nicht zürnen, wenn ich allen Ernſtes darauf beſtehen muß, zu wiſſen, wer mich alſo zu verleumden wagte — und welches die Beweiſe waren, die wider mich ſprachen. Denn Eure Majeſtät werden gewiß nicht ohne ſehr gewichtige, ohne ſehr dringende Beweiſe ſchmählicher Schuld zu der höchſt auffallenden und verletzenden Maßregel geſchritten ſein, dem Generaliſſimus Ihrer Heere, dem eifrigſten Hüter des alten Ruhms, der ſich an Oeſterreichs Fahnen knüpft, ſeinen Degen abfordern zu laſſen.

Spork.
Ja, Majeſtät, das war — gerad' heraus — ein dummer Streich!

Kaiſer (lächelnd).
Spork, Spork! —

Spork.
Nun, nun, nichts für ungut!

Baron Klein
(für ſich, aus Bathyany's Nähe in den Vordergrund kommend.)
Wie dieſe Türkinnen ſich verſtellen können. Sie thut, als wäre ſie Eis für mich.

Prinz Eugen.
Geruhen Ew. Majeſtät, mich mit einer Antwort zu begnadigen.

Franz Stephan.
Auch ich wage dieſe Bitte, Sire.

Spork.
Ja, wir ſind neugierig zu hören, was wir eigentlich verbrochen haben.

Kaiſer.
Wir bitten die Herren, die Geſchichte des dummen Streiches — wie Graf Spork ſich auszudrücken beliebte — uns zu erlaſſen; die Erklärung dieſer Angelegenheit peinigt uns. Wir ſind dagegen entſchloſſen, Ihnen alle lautredenden Zeichen unſerer Gnade zu verleihen, um unſerem Wunſche zu genügen, das Ganze vergeſſen zu ſehen. Kann Graf Spork den „dummen Streich" vergeſſen, wenn wir für ſeinen letzten Sieg, den wir hiermit als gerechtfertigt annehmen, ihm den Orden des goldenen Vließes verleihen?

Spork.
Das goldene Vließ? — das wäre viel! — aber — was ſoll der Spork mit dem goldenen Vließe thun? Er bleibt doch ein Bär und wenn Sie ihm auch zehn Widerſetze umhängen. Ich habe ein anderes Anliegen, Majeſtät. Daheim in Weſtphalen hab' ich einen Hof, das heißt, mein Vater hat den Hof, ein ſchlichter Bauersmann. Der arme Teufel hat viel ausgeſtanden mit mir, denn, weiß Gott — ich war ein böſer Bube! Nun bin ich hier, nachdem ich ihm entlaufen, endlich zu Amt und Ehren gekommen, aber den Alten hab' ich auf ſeiner Scholle gelaſſen, wie es am beſten für ihn iſt und wie er's wünſcht. Doch denk' ich oft, wie ich ihm eine Freude mache und möchte es auch jetzt. Ich bitte Ew. Majeſtät deshalb um vollſtändige Freiheit von jeder Steuer, Schätzung und Laſt, wie ſie heißen mag, für ihn und ſeinen Hof auf alle Zeiten.

Kaiſer.
Die Bitte macht dem Grafen Spork Ehre und iſt gewährt. Wie aber verſöhnen wir den edlen Reichsfeldmarſchall?

Prinz Eugen.
Majeſtät, ich habe einen heißen Wunſch, den ich ſeit Monden mit mir herumtrage, den ich aber nicht zu geſtehen mage, obwohl er einzig und allein auf nichts Anderes ſich richtet, als auf das Wohl des durchlauchtigſten Kaiſerhauſes und ſeiner Reiche.

Kaiſer.
Sprechen Sie — wenn die Erfüllung dieſes Wunſches nicht gegen unſer Gewiſſen läuft, ſo iſt ſie gewährt — ja, ſie iſt gewährt, denn was könnte Eugen von Savoyen verlangen, was ungeziemend wäre! Sie haben unſer Wort. Was wünſchen Sie?

Prinz Eugen.
Ich möchte einmal — fünf Minuten lang — nicht länger — der Kaiſer ſein.

Kaiſer.
Das allerdings iſt viel.

Prinz Eugen.
Ich weiß, Majeſtät — es iſt eine Macht in Ihre Hand gelegt worden, die nur fünf Minuten lang weiſe grüßt, hinreicht, um Hunderte zu beglücken. Nur fünf Minuten lang — und ihr Fürſten — o Gott — ihr habt ſie funfzig Jahre lang!

Kaiſer.
Sie haben unſer Wort, Prinz Eugen. Es ſei! Wir übertragen Ihnen unſere Macht von dieſem Augenblick an auf fünf Minuten, — aber die Manifeſtation deſſen, was Sie thun in dieſer Zeit, halten wir uns bevor, wenn ſie abgelaufen. Nun, laſſen Sie ſehen, wie Sie regieren. Wir ſind neugierig geworden.

Prinz Eugen
(die Hand Maria Thereſia's und Franz Stephan's ergreifend und mit ihnen vor den Kaiſer tretend).
So thun wir kund und zu wiſſen jedermänniglich, daß wir beſchloſſen haben, die Hand der durchlauchtigen Fürſtin Maria Thereſia, Erzherzogin von Oeſterreich und Infantin von Spanien, zu vergeben an den hochgeborenen Prinzen Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Baar. Falls aber irgend ein Feind gegen dieſes Bündniß ſich erhöbe, irgend eine Macht aufſtünde gegen die pragmatiſche Sanction und das Erbrecht dieſer unſerer Erzherzogin, da befehlen wir unſerm und des Reiches Feldmarſchall Prinzen von Savoyen, für ſie ſein Schwert zu ziehen, und hoffen, daß er an der Spitze unſrer Heere ſie beſſer beſchützen wird, als irgend einer der fremden Prinzen, die um ihre Hand werben. Daran geſchieht unſer kaiſerlicher Wille.

Maria Thereſia.
Was thun Sie!

Franz Stephan.
O mein väterlicher Freund!

Kaiſer (unwillig korrigirend).
Prinz Eugen!

Maria Thereſia
(mit Franz Stephan vor dem Kaiſer knieend).
Mein Vater!

Prinz Eugen.
Die fünf Minuten ſind vorüber; Sire, ſegnen Sie den Bund. Er wird ein glücklicher ſein — denn zwei treue Herzen haben ihn geſchloſſen und die beſte Staatsreiſen (auf ſeinen Degen ſchlagend) wird ihn vertheidigen.

Kaiſer
(eine Weile in Gedanken verſunken, dann ſeine Hände auf die Schultern der vor ihm Knieenden legend).
Iſt es Dein Glück, Maria Thereſia? Ja, ja, die Antwort ſagt Dein Auge! So ſegne Gott Euch, liebe Kinder.

Franz Stephan
(wirft ſich in die Arme Eugen's, Maria Thereſia ergreift ſeine Hand).

Bathyany.
Padiſchah, Du machſt ſo viele Glückliche — höre auch meine Bitte! Gieb Bathyany die Freiheit, laß ſie zurückkehren in das Land, wo ihre Geſpielinnen ſehnend ihren Namen rufen.

Kaiſer.
Ja, armes Kind — Graf Spork wird dafür ſorgen, daß man Dich zurückſchafft, wohin Du willſt. So viel an uns liegt, ſoll in unſerm Lande Niemand trauern, wenn wir mit frohen Feſten demnächſt die Vermählung unſerer Tochter feiern. Mit Pracht und Freuden, wie es der Majeſtät geziemend, ſoll ſie begangen werden — und wir gedenken ſogar einmal unſere getreuen Bundesſtände wieder zu berufen und auch ſie Theil nehmen zu laſſen an dem Glanze unſeres Hofes. (Er reicht dem Prinzen Eugen die Hand.) Ueber unſerem Zwiſt aber, tapferer Prinz, falle der Vorhang.

(Der Vorhang fällt.)

Levin Schücking.

Bedeutung der ganzen Menſchheit in ſeinem Weſen und in ſeiner That wiederzuſpiegeln; wenn es des Menſchen eigenſter und höchſter Beruf iſt, daß er, nicht in den Idealen des Lebens, ſondern in all' den geiſtigen Wirklichkeiten, welche zuſammengenommen den Inbegriff des Lebens bilden, ſich ſelbſt als allgemeines Individuum mit ſeiner ganzen Natur, denkend und ſchaffend wiederfinde, und wenn nun endlich die kritiſche Forſchung jener Zeit bemüht war, das menſchliche Daſein als dieſen geiſtigen Brennpunkt einer unendlichen Wirklichkeit zu erfaſſen, dann berührte es freilich eines unabläſſigen begeiſterungsvollen Eingehens auf Alles, was dieſer höchſten Wirklichkeit des Geiſtes angehört. Es galt: Nichts abzuweiſen, was ſich überhaupt inhaltvoll und bedeutend erwies, und wo nur immer geiſtiges Leben kraftvoll und ſchöpferiſch ſich regte, da galt es zu forſchen und dieſe Regungen zu deuten und zu begreifen. An die bewegte, von Ideen durchbebte Gegenwart galt es, das Unſterbliche einer großen Vergangenheit zu knüpfen und im allſeitigen Durchempfinden ſo gewaltiger Erſchütterungen klar zu zeigen, wie im Reiche des Geiſtes gar nichts vergänglich iſt.

So geſchieht es, daß an die wahrhafte Weltpoeſie Shakeſpeare's, an Calderon's tiefſinnigen Lebens- und Glaubensdrang, an den Humor und das Lebensgenie des Cervantes, daß gleichzeitig an die kraftvolle Naturbeſtimmtheit, Hoheit und Einfalt deutſchen Mittelalters jene Kritik die rothen Fäden ihres Verſtändniſſes knüpft. In dieſen ſich entlegenen Erſcheinungen und Zeiten begegnen uns wahrhafte Urformen aller Poeſie. Ein unverſiegbarer Born der poetiſchen, nicht minder der Lebenserkenntniß quillt. Die Welt mit ihrem raſtloſen Getriebe, mit Kampf und Wirrniß, in immer größeren, mächtigeren Zügen ſich entfaltend, den Menſchen unaufhaltſam fortreißend zur lebendigen That; der Gottesglaube mit ſeiner Andacht; die Liebe mit ihrer Inbrunſt, vom Goldnetz jenes Glaubens ſelbſt durchſponnen und geadelt; ſodann die Völker und ihre Geſchichte, mit dem duftigern Regenbogenhintergrund der Sage, gewaltig, weltumfaſſend, vom Geiſte der Poeſie wiedergeboren — dies ſind die geiſtigen Maſſen, welche das kritiſche Bewußtſein jener Zeit bilden, eine Epoche, die tief in unſere Gegenwart hineinreicht und die man darum weder an einzelne Jahrfünfte, noch an wenige Namen knüpfen darf. Es war dies die Zeit, wo Eins noth that, dies Eine aber in Allem: Gedanken mußte ſie gebären! Keine andere Saat, keine andere Ernte. Die Stunde iſt gekommen, wo alle Welt ſich in dieſem Zeichen erkennen ſoll. Der Geiſt, der Allbewegte, mußte ſein Arſenal von Ideen häufen und ſammeln, millionenfältig mußte er ſich waffnen, um einſt der Zukunft gerüſtet zu ſtehen. Darum ſehen wir ſie, die Ideen, wie Lanzenwälder aus dem Boden wachſen, und es fehlt nicht an Schöpfern, wie an vermittelnden Geiſtern, welche ſie tragen von Nord nach Süd. Die Zukunft braucht Gedanken, dies war das memento jener von Hunderten ſo elend-ſeicht beſchwatzten und verſchimpften Zeit, und wahrlich, wenn ſie, die Gedanken nämlich, uns heute nicht fehlen, ſo wiſſen wir wohl, wem wir dieſen Beſitz ſchuldig ſind!

Wie nun aber — und in welchen Verwandlungen — die geiſtigen Maſſen von damals weiter in deutſches Leben und in das Verſtändniß der Gegenwart dringen — mit dieſer Unterſuchung beſchäftigt ſich ein zweiter Artikel, der mit dem Punkt beginnt, bei dem wir jetzt ſchließen! —

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpreſſendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung
Wöchentlich 1 Nummer. Preis 10 Ngr.

Nr. 1. Bild 1.

Nr. 1. Bild 2.

Die beiden Freunde, welche unterwegs die scharfe Kälte des Nordwindes empfunden hatten, wärmten sich in dem kleinen Salon des Herrn Hardy vor einem guten Feuer.

— O, mein guter Marcel, ich fange an, recht alt zu werden, — sagte Herr Hardy lächelnd zu Herrn von Blessac, — ich empfinde immer mehr das Bedürfniß, zu mir nach Haus zurückzukehren... Wenn ich jetzt aus meinen Gewohnheiten heraus muß, ist es mir peinlich, und ich verwünsche Alles, was mich zwingt, diesen meinen kleinen Winkel Erde zu verlassen.

— Und wenn ich daran denke, — antwortete Herr von Blessac, indem er sich nicht enthalten konnte, zu errathen, — wenn ich daran denke, mein Freund, daß Du meinetwegen vor einiger Zeit diese lange Reise unternommen hast!...

— Nun, mein lieber Marcel... hast Du mich nicht auch bei einem Ausfluge begleitet, der ohne Dich eben so langweilig gewesen wäre, als er so anmuthig war?

— Welcher Unterschied, mein Freund! Ich habe gegen Dich dadurch eine Schuld bekommen, welche ich niemals werde abtragen können.

— Nun, nun, mein guter Marcel... kann zwischen uns Beiden denn von Soll und Haben die Rede sein? In Sachen der Liebe ist es ja dasselbe, ob man giebt oder nimmt.

— Edles Herz... edles Herz...

— Sage glückliches Herz... o ja, sehr glücklich über die letzten Neigungen, welche es empfindet!

— Und, mein Gott, wer sollte hier auf Erden glücklich zu sein verdienen, wenn nicht Du, mein Freund!

— Wem verdanke ich dieses Glück? Den Zuneigungen, welche ich gefunden habe, mich aufrecht zu erhalten, als ich der Stütze meiner Mutter beraubt war und ich mich, ich muß meine Schwäche gestehen, fast unfähig fühlte, Mißgeschick zu ertragen.

— Du, mein Freund, mit dem festen Charakter, wenn es darauf ankommt, Gutes zu thun, den ich mit so viel Kraft als Muth habe kämpfen sehen, um einem redlichen und billigen Gedanken zum Siege zu verhelfen?

— Ja, aber je weiter ich in meiner Laufbahn komme, je mehr Abscheu erregt mir alles häßliche, Schändliche und je weniger Kraft fühle ich, ihm zu trotzen.

— Wenn es sein müßte, würdest Du auch mehr Muth haben, Freund.

— Mein guter Marcel, — versetzte Herr Hardy mit sanfter und verhaltener Aufregung, — ich habe es Dir oft genug gesagt: — Meine Mutter war mein Muth. — Sieh, mein Freund, wenn ich zu ihr kam, das Herz von einer abscheulichen Undankbarkeit zerrissen oder empört über einen gemeinen Schurkenstreich, und wenn ich dann meine Hände in die ihrigen legte, dann sagte sie mit ihrer zarten und ernsten Stimme: — Mein liebes Kind, den Undankbaren und Betrügern überlasse Du alle Bitterkeit; beklagen wir die Bösen, vergessen wir das Ueble, denken wir nur an das Gute... — Dann, mein Freund, wurde mein schmerzlich bewegtes Herz mir wieder weit unter dem heiligen Einflusse des mütterlichen Wortes, und allmälig fand ich bei ihr die nöthige Kraft, um am anderen Tage einen grausamen Kampf gegen die traurigen Verhältnisse meiner Lage wieder anzufangen; glücklicher Weise hat es Gott so gefügt, daß ich nach dem Verluste dieser theuren Mutter mein Leben wieder an Neigungen habe hängen können, ohne welche, wie ich eingestehen muß, ich mich schwach und wehrlos fühlen würde, denn Du kannst Dir nicht denken, Marcel, welche Stütze, welche Kraft ich in Deiner Freundschaft finde.

— Sprechen wir nicht von mir, mein Freund, — versetzte Herr von Blessac, indem er seine Verlegenheit verhehlte. — Sprechen wir von einer anderen fast eben so süßen und zärtlichen Neigung als die einer Mutter.

— Ich verstehe Dich, mein guter Marcel, — versetzte Herr Hardy, — ich habe Dir Nichts verbergen können, da ich bei einer sehr ernsten Veranlassung zu dem Rathe Deiner Freundschaft Zuflucht habe nehmen müssen!... Nun ja!... ich glaube, daß mit jedem Tage meines Lebens meine Anhetung für diese Frau sich noch vermehrt, das einzige Weib, das ich leidenschaftlich geliebt habe, die einzige, welche ich jetzt auf ewig lieben werde... Und dann, siehst Du... muß ich Dir sagen, daß meine Mutter, welche nicht wußte, was Marguerite für mich war, sie so häufig in meiner Gegenwart gepriesen hat, daß dieser Umstand meine Liebe in meinen Augen fast heilig macht.

— Und dann giebt es so seltsame Aehnlichkeiten in dem Charakter der Frau von Roisy und dem Deinigen, mein Freund,... besonders ihre Vergötterung ihrer Mutter.

— Das ist wahr, Marcel, diese Selbstentsagung Marguerite's hat mich oft zur Bewunderung hingerissen und doch beunruhigt... Wie oft hat sie zu mir mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit gesagt: — Ich habe Ihnen Alles geopfert; aber meiner Mutter würde ich Sie opfern!

— Gott sei Dank, mein Freund, Du wirst niemals zu fürchten brauchen, Frau von Roisy in diesem grausamen Kampfe zu sehen... Ihre Mutter hat seit langer Zeit, wie Du mir gesagt, auf den Gedanken verzichtet, nach Amerika zurückzukehren, wo Herr von Roisy, ohne sich um seine Frau zu kümmern, sich für immer niedergelassen zu haben scheint... Dank der treuen Ergebenheit der vortrefflichen Frau, welche Marguerite erzogen hat, ist Eure Liebe in das vollkommenste Geheimniß gehüllt... Was könnte sie jetzt stören?...

— Nichts... o, nichts... — rief Herr Hardy, — ich habe fast Bürgschaften für ihre Dauer...

— Wie meinst Du das, mein Freund?...

— Ich weiß nicht, ob ich es Dir mittheilen soll?

— Bin ich nicht verschwiegen gewesen, mein Freund?

— O, mein guter Marcel, wie kannst Du so etwas denken! — sagte Herr Hardy mit freundschaftlichem Vorwurfe, — nein, aber ich erzähle Dir gern mein Glück erst, wenn es vollkommen ist... und es fehlt noch etwas an der Gewißheit bei einem gewissen reizenden Plane...

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter ein und sagte zu Herrn Hardy:

— Mein Herr, es ist ein alter Mann da, der Sie in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht...

— Schon jetzt Geschäfte?... — sagte Herr Hardy mit leichter Ungeduld. — Du entschuldigst wohl, mein Freund!... — Als darauf Herr von Blessac eine Bewegung machte, als wolle er sich in's daneheliegende Zimmer begeben, versetzte Herr Hardy lächelnd: — Nein, nein, bleibe nur, durch Deine Gegenwart wird die Unterredung abgekürzt werden.

— Aber wenn es nun Geschäfte sind, mein Freund?

— Ich mache meine Geschäfte vor Jedermanns Augen, wie Du weißt... — Darauf sagte er zu dem Bedienten: — Ich lasse den Herrn bitten, einzutreten.

— Der Postillon fragt, ob er fort kann? — sagte der Bediente.

— Nein, bewahre, er soll warten und dann Herrn von Blessac nach Paris fahren.

Der Bediente ging und kam sogleich Herrn Rodin einführend wieder, den Herr von Blessac nicht kannte, da sein Verrath durch einen andern Vermittler geordnet worden war.

— Herr Hardy? — sagte Rodin ehrfurchtsvoll grüßend und abwechselnd die beiden Freunde ansehend.

— Ich bin es, mein Herr, was wünschen Sie? — antwortete der Fabrikant mit wohlwollendem Tone; beim Anblicke des alten, demüthigen, schlicht gekleideten Mannes erwartete er eine Bitte um Unterstützung.

— Herr... Françeis Hardy? — wiederholte Rodin, als ob er sich genau von der Richtigkeit der Personen überzeugen wolle.

— Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, mein Herr, daß ich derselbe bin.

— Ich hätte Ihnen eine ganz vertrauliche Mittheilung zu machen, — sagte Rodin.

— Sie können sprechen... der Herr hier ist mein Freund, — sagte Herr Hardy, indem er auf Herrn von Blessac zeigte.

— Aber ich wünschte... mit Ihnen allein zu sprechen, mein Herr, — entgegnete Rodin.

Herr von Blessac wollte hinausgehen, als Herr Hardy ihm mit den Augen zuwinkte zu bleiben und voller Güte zu Rodin sagte, da er fürchtete, wenn er eine milde Gabe fordern wolle, werde ihn die Gegenwart eines Dritten verletzen:

— Mein Herr, erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob sie Ihret- oder meinetwegen wünschen, daß diese Unterredung geheim sei?

— Ihretwegen, mein Herr... nur Ihretwegen, — antwortete Rodin.

— Denn, mein Herr, — sagte Herr Hardy ziemlich verwundert, — dann können Sie sprechen, ich habe vor dem Herren da keine Geheimnisse...

Nach einer Pause versetzte Rodin, sich an Herrn Hardy wendend:

— Mein Herr, ich weiß, Sie sind des vielen Guten, das man Ihnen nachsagt, würdig... und als solcher... verdienen Sie die Theilnahme jedes redlichen Mannes.

— Ich hoffe das, mein Herr!

— Als redlicher Mann nun will ich Ihnen einen Dienst leisten.

— Und dieser Dienst wäre?...

— Ich will Ihnen einen niederträchtigen Verrath enthüllen, dessen Opfer Sie gewesen sind.

— Ich glaube, daß Sie sich irren, mein Herr!

— Ich habe Beweise für meine Behauptungen.

— Beweise?

— Die schriftlichen Beweise von dem Verrathe, den ich Ihnen entdecken will... hier habe ich sie, — antwortete Rodin; — kurz, mein Herr, ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben,... hat Sie unwürdig getäuscht.

— Und der Name dieses Mannes?

— Herr Marcel von Blessac! — sagte Rodin.

Bei diesen Worten bebte Herr von Blessac, wurde bleich und blieb wie vernichtet stehen. Kaum konnte er mit unsicherer Stimme murmeln:

— Mein Herr!...

Herr Hardy sah seinen Freund nicht an, wurde die Bestürzung auf seinen Mienen nicht gewahr, er faßte ihn aber bei der Hand und rief lebhaft: — Still, mein Freund!

Darauf funkelte sein Auge vor Entrüstung, er wandte sich an Rodin, dem er gerade in's Gesicht zu sehen nicht aufgehört hatte, und sagte mit niederschmetternd verächtlicher Miene:

— So... Sie beschuldigen Herrn von Blessac?

— Ich beschuldige ihn, — sagte Rodin bestimmt.

— Kennen Sie ihn?

— Ich habe ihn niemals gesehen.

— Und was werfen Sie ihm vor?... Und weshalb wagen Sie es zu sagen, daß er mich verrathen habe?

— Zwei Worte nur, mein Herr, — sagte Rodin mit einer Aufregung, welche er kaum unterdrücken zu können schien: — muß ein Mann von Ehre, der einen anderen Ehrenmann auf dem Punkte sieht, von einem Bösewichte erwürgt zu werden, daß er Mord rufen oder nicht?

— Ja, mein Herr... aber wie gehört das hierher?...

— In meinen Augen, mein Herr, sind gewisse Verrätherein so strafbar als Mord... Und ich komme, um mich zwischen den Henker und das Opfer zu werfen!...

— Henker... Opfer? — sagte Herr Hardy immer verwunderter.

— Sie kennen ohne Zweifel die Handschrift des Herrn von Blessac, — sagte Rodin.

— Ja, mein Herr!

— So lesen Sie dies hier...

Und Rodin zog einen Brief aus seiner Tasche, den er Herrn Hardy gab.

Jetzt erst warf Herr Hardy einen Blick auf Herrn von Blessac... er trat einen Schritt zurück und war erschreckt über die tödtliche Blässe des Mannes, der von Scham erstarrt kein Wort finden konnte, denn er war weit entfernt, die verwegene Frechheit des Verräthers zu haben.

— Marcel! — rief Herr Hardy entsetzt und seine Züge verzogen sich bei diesem unverhofften Schlage, — Marcel!... wie bleich Du bist... Du antwortest nicht!...

— Marcel!... Sie sind Herr von Blessac? — rief Rodin, ein schmerzliches Erstaunen heuchelnd, — o, mein Herr, wenn ich das gewußt hätte...

— Aber hörst Du denn nicht diesen Mann, Marcel? — rief Herr Hardy. — Er sagt, daß Du mich auf niederträchtige Weise hintergangen hast.

Und er ergriff Herrn von Blessac's Hand.

Diese Hand war eiskalt.

— O, mein Gott, mein Gott!... — sagte Herr Hardy, indem er schaudernd zurückfuhr. — Er antwortet Nichts... Nichts.

— Da ich mich Herrn von Blessac gegenüber befinde, — versetzte Rodin, — sehe ich mich genöthigt zu fragen, ob er zu leugnen wagt, daß er mehrere Briefe Nur du Milieu-des-Ursins, Paris, unter der Adresse des Herrn Rodin abgesandt hat?

Herr von Blessac blieb stumm.

---

lich allen Fächern gearbeitet, und dennoch ist er Einer von Denen, deren Leistungen den Musiker am wenigsten interessiren, die jederzeit mit Componiren aufhören könnten, ohne daß man sie vermissen würde. Reißiger's Opern sind alle durchgefallen, und sein ganzer Ruf beruht nur auf der Zuneigung der Dilettanten für seine künstlerisch gehaltlosen und oft trivial genug geschmierten, aber gefälligen kleinen Sachen. Dies Gefühl, nichts ihn selbst Ueberdauerndes geschaffen zu haben, mag Reißiger oft peinigen. Sterben, ohne nach jahrelangem Wirken den Nachkommen nur eine Spur davon zurücklassen! Wie Millionen Andere, die weiter nichts thaten, als dem Bauche dienen, vergessen sein! Aber was hat Reißiger vor ihnen voraus? — Nicht die Beschäftigung, sondern der Geist, mit dem sie betrieben wird, adelt. Schon oft bin ich von Musikern aufgefordert worden, den auf Sand gebauten Ruf dieses Tonsetzers einer Kritik zu unterwerfen. Das halt' ich nicht für nöthig; denn es nützt nichts. Für gewisse Dilettanten sind seine Sachen wie geschaffen, Kapellmeister bleibt er deswegen, und einen Orden wird er wohl auch haben, wie denn sein Reißiger zum Ritter nicht weit ist. Also wozu Worte und Zeit verschwenden? Von Reißiger bleibt dem folgenden Jahrhunderte kaum der Name. — Reißiger im Norden, Kalliwoda im Süden von Deutschland stehen an der Spitze einer Sippe von Componisten, deren harmloses Tonspiel weiter nichts will als unterhalten, und das man daher ganz füglich unberücksichtigt lassen kann. Die Sonate ist übrigens bloßer Ballast aus Harfenmädchen-Melodien und abgenutzten Phrasen — die erste Seite macht sich noch am besten, — das Trio ist für Kinder an Finger und Geist.

Von Heinrich Dorn erscheint selten etwas; seine jetzt herausgekommenen 3 Lieder wollen wenig sagen. Bergt, ein junger Musiker in Chemnitz, veröffentlicht als op. 1. — Leipzig, Peters — eine vollständige vierhändige Sonate für 2 Flügel, ein, trotz allen Mängeln durchaus ehrenhaftes Werk, das ein dürftiges Fach verdienstlich bereichert und wünschen läßt, daß dem Verfasser Hülfsmittel würden, sich weiter zu entwickeln. Man kann nicht genug auf junge solide Talente aufmerksam machen, und solch ein op. 1. ist in unserer Zeit so äußerst selten, daß es besondere Hervorhebung verdient.

Das ist die ganze Musik des April! Von Büchern nenne ich: Whistling's durch Hofmeister neu bearbeitetes Handbuch der musikalischen Litteratur, dritte bis zu Anfang des Jahres 1846 ergänzte Auflage, das mit dem ersten Hefte fertig geworden, und Marx' Compositionslehre dritter Theil bei Breitkopf und Härtel. Ad. Bernh. Marx war früher Jurist, dann Herausgeber der berliner musikalischen Zeitung — in den zwanziger Jahren, — ließ dann, außer einzelnen Artikeln in fremden Werken, fast nichts mehr von sich hören, nur vernahm man, daß er sich viel mit Composition eines Oratoriums „Mose" beschäftige, wie er bereits damals auf dem Theater in Berlin Einiges ohne Glück hatte aufführen lassen, — und wurde Professor der Musik an der berliner Universität. Das will freilich nicht viel sagen, aber er zog auch sonst als Lehrer Viele an sich. Das größte Aufsehen jedoch machte er durch seine Compositionslehre, das unzweifelhaft geistreichste Buch seiner Art, das aber trotzdem Anfeindungen Derer, welche dem alten Schlendrian in der Theorie huldigen, hervorrief. Mit philosophischer Speculation begabt, brachte er Geist in den todten Buchstaben der bisherigen Lehre, und suchte sie der Praxis möglichst zu nähern. Das Ganze, wenn es vollendet ist, wird ein schönes dauerndes Denkmal seines Wirkens sein, und wird auch dadurch kein neuer Genius hervorgebracht werden — die Schüler von Marx sind eben keine günstigen Zeugen für ihn, — so war doch solch ein Werk zur Ehre der Wissenschaft nothwendig. Ein Componist hätte so was aber nicht zu schreiben vermocht. Auch

— Ich habe Pflichten, lieber Vater, die mich festhalten; ich habe aber auch Pflichten, die mich von meinen Töchtern und meinem andern Kinde wegrufen können.

— Was ist das für ein Kind?

— Der Sohn meines alten Freundes, der indische Prinz...

— Djalma, was ist mit ihm?

— Vater... er erschreckt mich...

— Er?

Plötzlich ertönte in der Ferne ein schrecklicher Lärm, von einem heftigen Windstoß herbei getragen; betroffen von diesem Getöse unterbrach sich der Marschall und fragte seinen Vater:

— Was ist das?

Nach einem kurzen Hinhorchen nach dem unverständlichen Geschrei, das immer schwächer und von dem Winde daven getragen wurde, antwortete der Alte:

— Es werden einige weintrunkene Sänger von den Barrièren sein, die in den Feldern umher laufen...

— Es schien aber, als wenn es eine zahlreiche Menge wäre, die so schrieen, — äußerte der Marschall.

Beide horchten von Neuem, aber sie konnten nichts mehr hören.

— Du sagtest eben — nahm der alte Arbeiter das Wort, — dieser junge Indier habe Dich erschreckt? In wie fern?

— Ich habe Ihnen schon von seiner tollen und unglücklichen Liebe zu Fräulein von Cardoville erzählt.

— Ist es das, was Dich erschreckt, mein Sohn? — sagte der Greis mit Verwunderung seinen Sohn ansehend; — Djalma ist ja erst achtzehn Jahr alt, und in diesem Alter jagt eine Liebe die andere.

— Ganz recht, lieber Vater, wenn es eine Attaquelieb ist... Aber bedenken Sie doch, daß Fräulein von Cardoville mit einer idealen Schönheit den edelsten, großmüthigsten Charakter verbindet, wie Sie schon wissen... und daß Djalma durch eine Reihe aufeinanderfolgender unglücklicher Verhältnisse, wahrhaftig sehr unglücklicher, die seltenen Eigenschaften dieser schönen Seele hat kennen und schätzen lernen.

— Du hast Recht, das ist wichtiger, als ich erwartet hatte.

— Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie verheerend diese Leidenschaft auf dieses feurige und unbändige Kind einwirkt. Auf schmerzliche Gleichgültigkeit folgen bei ihm eine Reihe handlungen roher Wildheit. Gestern kam ich unversehens dazu, wie er in einem Anfalle toller Wuth, mit blutunterlaufenen Augen und muthenstellten Zügen ein Kissen von rothem Tuche mit Dolchstichen zerfetzte, indem er muthschnaubend rief: — Ah!... Blut... ich habe sein Blut. — Unglücklicher, — fragte ich ihn, — warum so aufgeregt? — Ich tödte den Menschen, — erwiderte er mir mit tonloser Stimme und ganz verwirrt. So nennt er nämlich den Nebenbuhler, den er zu haben glaubt.

— Eine solche Leidenschaft in einem solchen Herzen ist in der That etwas Furchtbares, — meinte der Greis.

— Zuweilen, — fuhr der Marschall fort — richtet sich seine Wuth gegen Fräulein von Cardoville, zuweilen sogar gegen sich selbst. Ich bin genöthigt gewesen, ihm seine Waffen zu nehmen, denn es sagte mir ein Mensch, der mit ihm aus Java gekommen ist und sich sehr anhänglich gegen ihn bezeigt, er fürchte, Djalma werde sich selbst tödten.

— Das arme Kind!...

— Nun sehen Sie, lieber Vater — sagte Marschall Simon mit tiefer Bitterkeit, — jetzt, wo meine Töchter, dieser Adoptivsohn alle meine Sorgfalt in Anspruch nehmen... muß ich vielleicht morgen sehen sie verlassen...

— Sie verlassen!...

— Ja... um einer Pflicht zu genügen, die wohl heiliger ist als die, welche mit die Freundschaft, die Familie auflegen, — sagte der Marschall mit einer Stimme, die mit einem Male so ernst, so feierlich geworden war, daß sein Vater bestürzt ausrief:

— Aber was ist das für eine Pflicht?

— Wer, lieber Vater, — sagte der Marschall nach augenblicklichem Nachdenken, — hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin? Wer hat mir den Herzogstitel, den Marschallstab gegeben?

— Napoleon...

— Bei Ihnen, dem strengen Republikaner, hat er freilich alles Ansehen verloren, seitdem er sich aus dem ersten Bürger zum Kaiser gemacht hat.

— Ich habe seine Schwachheit verflucht — sprach Vater Simon traurig; — der Halbgott verwandelte sich in einen Menschen.

— Für mich aber, Vater, mich, den Soldaten, der ich an seiner Seite, vor seinen Augen gefochten habe, für mich, den er von der untersten Stufe in der Armee auf die höchste erheben hat, für mich, den er mit seiner Gnade, seinen Wohlthaten überschüttet hat... ist er noch mehr als ein Halbgott gewesen... Er war mir ein Freund und in meiner Verehrung that sich ebenso viel Dankbarkeit als Bewunderung kund. Als er in seine Verbannung ging... wollte ich dieselbe theilen; man erlaubte mir es nicht, da habe ich denn eine Verschwörung angestiftet, und habe den Degen gegen die gezogen, welche seinen Sohn um die Krone gebracht hatten, die Frankreich ihm gegeben.

— In Deiner Stellung hast Du ganz recht gehandelt... Peter... ohne gerade die Bewunderung zu theilen, weiß ich Deine Dankbarkeit zu schätzen... ich billige Alles, was Du gethan hast. Das Grill und die Verschwörung... Du weißt es.

— Dieses enterbte Kind, in dessen Namen ich mich verschworen habe, ist jetzt siebzehn Jahr alt und folglich im Stande, den Degen seines Vaters zu führen...

— Napoleon II. — rief der Greis, indem er seinen Sohn mit Bewunderung und ängstlich anblickte; — der König von Rom!!!

— König!!! nein, er ist kein König mehr... Napoleon? nein, Napoleon heißt er nicht mehr; sie haben ihm irgend einen anderen, einen östreichischen Namen gegeben... denn vor dem anderen Namen fürchten sie sich... Vor Allem fürchten sie sich... Wissen Sie auch, was sie mit ihm machen, mit ihm, dem Kaisersohne? — fragte der Marschall mit schmerzlicher Entrüstung,... — sie quälen ihn;... sie geben ihm einen langsamen Tod.

— Wer hat Dir das gesagt?...

— O, Jemand, der es weiß... und der nur Wahrheit, leider zu viel Wahrheit sagte... Ja, der Sohn des Kaisers strebt sich mit aller Kraft gegen einen zu frühen Tod; die Augen auf Frankreich gerichtet, wartet und wartet er auf Jemand; aber Niemand kommt;... nein, Niemand... Von Allen, die sein Vater so groß machte, als sie vorher klein waren... denkt nicht Einer, nicht ein Einziger an das gefährdete Kind, welches man erstickt und das mit dem Tode ringt...

— Du... Du gedenkst seiner...

— Gewiß! aber nicht eher that ich es, als bis ich erfuhr... ach! es ist nicht zu bezweifeln, denn aus derselben Quelle habe ich alle diese Nachrichten, bis ich erfuhr, daß dies Kind ein so schreckliches Loos hat... dieses Kind, dem ich auch einen Eid geleistet habe... ich habe es Ihnen schon erzählt, wie eines Tages der Kaiser, der stolze und zärtliche Vater, mir ihn in der Wiege zeigte und zu mir sagte: — Alter Freund, sei meinem Sohne das, was Du seinem Vater gewesen bist; denn wer uns liebt, liebt auch unser Frankreich...

— Ja, ich weiß es... Du hast mir oft diese Worte wiederholt und wie Du bin auch ich davon tief bewegt worden...

— Nun, lieber Vater, nun ich weiß, was der Sohn des Kaisers erduldet, wenn ich die deutlichsten Beweise hätte, daß man mich nicht betrügen will, wenn ich den Brief einer hohen Person am wiener Hofe gelesen hätte, nach welchem einem dem Andenken des Kaisers treuergebenen Manne die Mittel verschafft werden sollen, sich mit dem König von Rom in Einverständniß zu setzen und ihn vielleicht seinen Henkern zu entziehen?...

— Und dann, — sagte der Arbeiter, seinen Sohn starr anblickend, — wenn Napoleon II. einmal frei ist?...

— Dann!!... — rief der Marschall. Dann sprach er mit leiser Stimme zu dem Greise: — Glauben Sie, lieber Vater, daß Frankreich gegen die Mißhandlungen, die es erdulden muß, unempfindlich ist? daß es nicht mehr an den Kaiser denkt?... Nein, nein, gerade in unseren Tagen der Erniedrigung für das ganze Land ruft man seinen heiligen Namen ganz leise... Was würde vollends geschehen, wenn dieser glorreiche Name in seinem Sohne wiederauflebte und an den Grenzen erschiene? Glauben Sie nicht, daß alle Herzen Frankreichs ihm entgegenschlagen würden?

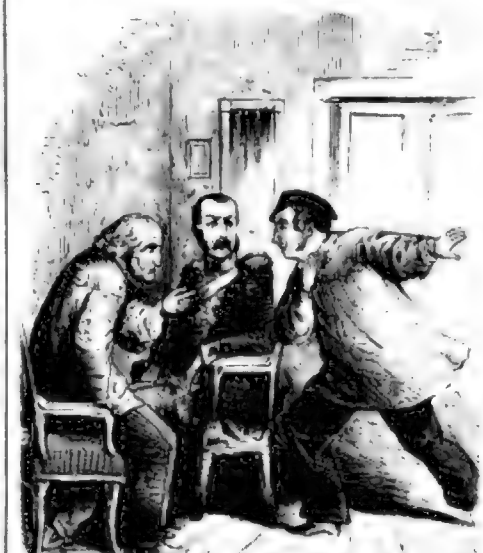
— Das ist ja eine Verschwörung... gegen die jetzige Regierung... mit dem Feldgeschrei Napoleon II. — meinte der alte Arbeiter; — das ist eine ernste Sache.

— Ich habe Ihnen gesagt, Vater, daß ich recht unglücklich bin; urtheilen Sie jetzt darüber. Ich frage mich nicht nur, ob ich meine Kinder verlassen darf, um mich allen Zufällen eines so kühnen Unternehmens auszusetzen, ich muß mich auch fragen... ob ich nicht der jetzigen Regierung verpflichtet bin, die mir zwar keine Gunst erwiesen hat, dadurch daß sie meinen Titel und meinen Rang anerkannt, die mir aber doch wenigstens Gerechtigkeit widerfahren ließ... Was soll ich thun? Soll ich Alles, was ich liebe, verlassen oder unempfindlich bleiben bei den Qualen des Sohnes eines Kaisers, dem ich Alles verdanke, dem ich persönlich Treue, ihm wie seinem Sohne geschworen habe? Soll ich diese Gelegenheit vorübergelassen, ihn vielleicht zu retten, soll ich in seinem Interesse Verschwörungen einleiten?... sagen Sie mir, wenn ich übertreibe, was ich dem Andenken des Kaisers schuldig bin?... Sprechen Sie, Vater, entscheiden Sie; während einer ganzen schlaflosen Nacht habe ich mich bemüht, aus diesem Chaos herauszufinden, was mir die Ehre vorschreibt;... nur halbe Entschlüsse waren das Ergebniß... Sie, lieber Vater, Sie allein, ich wiederhole es, können mir rathen.

Nach kurzem Nachsinnen wollte eben der Greis seinem Sohne antworten, als Jemand durch das Gärtchen gelaufen kam, die Thür zum Parterre aufriß und in das Zimmer, in welchem Marschall Simon und sein Vater eben waren, ganz erschöpft eintrat.

Es war Olivier, der junge Arbeiter, welcher aus der Dorfschenke, in welcher sich die Wölfe versammelt hatten, glücklich entkommen war.

— Herr Simon... Herr Simon... — rief er, blaß und athemlos, — sie sind da... sie kommen... sie wollen die Fabrik überfallen.



— Wer denn?... — fragte der Greis hastig, indem er aufstand.

— Die Wölfe, die Steinbrecher und Steinmetzen, an welche sich unterwegs eine Menge Leute aus der Umgegend und viele Tagelöhner von den Barrièren angeschlossen haben. Hören Sie sie jetzt?... wie sie Tod den Bettlügern schreien!

In der That wurde das Geschrei immer deutlicher.

— Das war der Lärm, den ich noch vor Kurzem gehört habe, — sagte der Marschall, indem er ebenfalls von seinem Sitze aufstand.

— Es sind über zweihundert, Herr Simon, — sagte Olivier, — sie haben sich mit Steinen und Stöcken bewaffnet und zum Unglück ist die Mehrzahl von den Arbeitern aus un-

---

ist auf mehreren deutschen Bühnen mit Beifall gegeben worden. Die Musik ist leicht und gefällig, nach französischen Mustern. — Voraussichtlich sind das Alles Leistungen, welche sich nicht auf der Bühne halten werden. Lauter deutsche Opern! In den Zeitungen, auch den musikalischen, treiben sich noch immer Nachrichten von einer hinterlassenen Oper Weber's herum, welche Meyerbeer fortsetze. Das ist eine lächerliche Mystification, deren Ursprung ich nicht kenne: nur fällt mir dabei zufällig ein, daß, wenn berühmte Künstler längere Zeit gerade nicht bei Schaffungslaune sind und doch nicht vergessen sein wollen, ihre literarischen Freunde allerlei Gerüchte über dieses und jenes Vorhaben des Mannes zu verbreiten pflegen, die ein Blatt dem anderen nachschreibt. Was aber auch die Leute von Meyerbeer haben wollen? als wenn er die Opern aus den Aermeln schütteln könnte! Ich sehe gar nicht ein, warum ein Operncomponist, so lange noch ein früheres Werk von ihm mit Gefallen gegeben wird, was Neues zu schreiben verpflichtet ist. — Der Tonsetzer entwickelt sich immer weiter, die neuesten Erfindungen der Instrumentenbaukunst werden benutzt, statt vier Pauken wird vielleicht die doppelte Zahl gebraucht, und muß da nicht billig Zweifel entstehen, ob das Publicum, namentlich gar das musikalische, die Musikkenner, dem neuen Werke des so rüstig mit Pauken, Trompeten u. s. w. fortschreitenden Componisten zu folgen, schon bearbeitet, d. h. vorbereitet genug sein werden? — Ja, es läßt sich hier herumdemonstriren, daß die neuen Opern Schuld sind an dem Sittenverfall, denn man hat sich so sehr an den Lärm der Tuben, Ophikleiden, Posaunen gewöhnt, daß der Posaunenschall des jüngsten Gerichts gar nichts Schreckliches mehr für einen fleißigen Opernbesucher hat, und es sollte mich daher nicht wundern, wenn eine weise Regierung ihren Unterthanen alle Opern mit sehr viel Blech- und Schlaginstrumenten verböte. Sollte dieser Grund den Regierungen zum Einschreiten nicht genügen, denn sie könnten mit Recht vorwenden, was sie sich denn um das moralische Wohl ihrer Unterthanen zu kümmern brauchten, so wird doch eine andere Ursache sie hoffentlich zu größerer Theilnahme bewegen. Es ist nämlich ganz unzweifelhaft, daß zugleich mit der Instrumentation auch die Verbreitung liberaler, also revolutionärer Ideen zugenommen hat, und wie Gluck Schuld an der gleichzeitigen amerikanischen Revolution, so sind Haydn und Mozart Ursache an der großen französischen, und die Aufnahme Beethoven'scher Sinfonien in Paris mußte unfehlbar die Julirevolution zur Folge haben. Den ganzen nachherigen Spektakel in Deutschland, wo doch Alles gethan worden war, um durch wiener Trinkchen und andere Ausleerungsmittel jede Vollblütigkeit zu verhüten, haben die neuromantischen Musiker auf dem Gewissen, und ich weiß von Augen- und Ohrenzeugen, daß die Polen von den Russen nur durch die größere Menge ihrer Regimentsmusikanten besiegt worden sind. Mit tausend Backstuben will ich jedes Ministercollegium davon jagen, und was durch so starke Luftströmungen Alles an- und ausgeblasen werden kann, überlasse ich der Einsicht eines Jeden, der Staatskunst so gründlich studirt hat wie ich. Ich habe mich schon lange gewundert, wie die Regierungen Instrumente von so verdächtigem Aussehen und so aufrührerischem Tone wie die Baßtuben und Ophikleiden ruhig haben aufkommen lassen, doch ist es noch Zeit den Schaden zu verbessern, wenn ich auch besorge, daß man mir auf einem vielleicht deswegen nächstens zu berufenden Bundestage nicht die Anerkennung meiner Entdeckungen wird zukommen lassen, welche ich zu vertreten meine. — Ich möchte Den sehen, der unter den Tönen einer Orgel revolutionäre Ideen fassen könnte, und darum finde ich die so eifrig betriebene Vermehrung der Kirchen ganz zweckdienlich; ja, ich sehe eine Zeit kommen, wo jedes Dorf von Regierungswegen sein Positiv hat, um damit alles Negative wegzublasen, und die Baigetreter, die es wissen, woher der Wind kommt, Hofräthe werden wie jetzt unsere Kla-

ferer Fabrik in Paris. Wir sind kaum vierzig im Ganzen; die Weiber und Kinder flüchten sich unter Schreckensrufen schon in ihre Wohnungen. Hören Sie sie? ...

Die Decke dröhnte unter eiligen Fußtritten.

— Sollten sie wirklich einen ernstlichen Angriff unternehmen wollen? — fragte der Marschall seinen Vater, dessen Unruhe immer sichtbarer wurde.

— Gewiß, einen sehr ernstlichen, — sagte der Greis; es giebt nichts Schrecklicheres als Streit unter den Gesellen der verschiedenen Handwerke. Außerdem hat man sich seit einiger Zeit viel Mühe gegeben, die Umwohnenden gegen die Fabrik aufzuhetzen.

— Wenn Ihr so schwach an Zahl seid, meinte der Marschall, — so müßt Ihr zuerst alle Thüren gut barricadiren und dann...

Er wurde unterbrochen.

Ein rasendes Geschrei ertönte in solcher Nähe und mit solcher Stärke, daß die Fensterscheiben klirrten und der Marschall, sein Vater und der junge Arbeiter in das Gärtchen eilten, welches auf einer Seite durch eine ziemlich hohe Mauer von den angrenzenden Feldern getrennt war.

Während das Geschrei immer toller wurde, fiel plötzlich ein Hagel von großen Kieseln, die die Fensterscheiben des Hauses zerschmettern sollten, aber von den Fensterkreuzen der ersten Etage abprallten, auf die Mauer und in den Garten, rings um den Marschall und seinen Vater.

O Unglück!!! ein großer Stein hatte den Greis am Kopfe verletzt, daß er wankte... sich vorwärts neigte und bleich in die Arme des Marschall Simon sank, während draußen das Gebrüll: Schlacht und Tod den Vertilgern! immer wüthender wurde.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vertreibung der Mormonen aus Missouri.

Von F. Gerstaecker.

Vor der Thür eines kleinen Blockhauses, dessen Inneres zu einem Waarenlager und Laden eingerichtet war, hatte sich ein halbes Dutzend Männer, Jäger und Landleute, versammelt; sie schienen in einem sehr hitzigen Streit, über Kirche und Politik, begriffen, den besonders Zwei von ihnen mit besonderem Eifer fortführten. Keiner von diesen wollte nachgeben und drohende Worte waren schon Beiden entflohen, als ein alter grauhaariger Mann zwischen sie trat und den Jüngeren, während er ihm freundlich die Hand auf die Achsel legte, mit sich hinweg zu führen versuchte. — „Kommt, Greenford," sprach er leise, „laßt den Zank sein, Ihr erntet keine Ehre dabei ein und überdies hat ja Jeder seine besonderen Meinungen."

„Ich bin nicht streitsüchtig," entgegnete der junge Mann leicht besänftigt — „möchte auch Keinen mehr thun — es ist aber verdammt hart, daß man es ruhig mit anhören soll, wie diese Mormonen Alles auf der Welt, selbst unseren Präsidenten und die Vereinigten Staaten herunterreißen, um nur ihre eigene Religion und Staatseinrichtung in die Wolken zu heben — sie sollten doch wenigstens bedenken, daß sie hier auf unserem Grund und Boden wohnen und leben, und den Schutz unserer Gesetze für sich und ihre Familien genießen!"

„Auf Eurem Grund und Boden?" fiel der Mormone spöttisch ein — „den Schutz Eurer Gesetze? Wem gehört denn dies Land, als dem wahren Gläubigen? dem Heiligen, den Höchsten? hat uns nicht Gott schon in alten Zeiten die Erde als Eigenthum versprochen und sollen wir jetzt irgend einem Staate für die erbärmliche Schelle, die wir bewohnen, Dank schulden?"

„Hol' Euch der Henker mit Eurem Prahlereien!" entgegnete ihm trotzig der junge Missourier, — „Schlangen und Eidechsen! Ihr möchtet Euch wohl gerne zu Herren der Erde und uns andern Ungläubigen zu Euren gehorsamen Sklaven machen! Pest! aber Ihr kennt die Missourimänner noch nicht und wenn Ihr Eure Hände noch so fest in den Boden, den Ihr bewohnt, eingeklammert hättet, so giebt's dennoch Mittel Euch Recht und Sitte zu lehren, sobald Ihr die Gesetze nicht anerkannt, die der Staat Euch und uns vorgeschrieben hat!"

„Der Staat!" lachte wieder höhnisch der Mormone — „was ist der Staat? seht Ihr die dünnen, weißen Wolken da oben? Der Ewige haucht sie an und sie vergehen — blau und rein ist der Himmel — so ist es mit Eurem Staat. Bauet und pflügt nur Eure Ländereien, plagt Euch nur im Schweiße Eures Angesichts — das ist gut so — die Heiligen werden die Ernte halten und bald im Besitz der Güter sein, die ihnen von Gott und Rechtswegen zukommen."

„Der Schurke droht," rief Greenford und riß sich von des Alten Hand los — „verdammt will ich sein, wenn ich nicht glaube, daß diese heuchlerischen Schurken irgend einen feindseligen Plan im Hinterhalt haben und wie die Schlangen hier im Busen ernähren!"

„Schurken nennst Du unsere heilige Gemeinde?" rief aber auch jetzt, im höchsten Zorn, der gereizte Mormone. „Schurken? Fluch Dir und Deinem Stamm, auf den ich dieses Schimpfwort zurückschleudere. Aber Geduld, nur noch kurze Zeit Geduld, denn die letzten Tage sind vor der Thür und die Heiligen werden vom Himmel herabkommen Euch zu vertilgen! — Ausgerottet sollt Ihr werden — Alle, die Ihr hier in Sünde und Schmach den wahren Gott verlästert, und ein fürchterliches Blutbad wird die Bewohner Missouri's von der Erde fegen, daß ihre Namen nicht einmal mehr in späteren Zeiten gehört werden sollen!"

Er wäre noch lange in seiner Zorn- und Bußpredigt fortgefahren, aber Greenford seiner selbst nicht mehr Meister, schleuderte Alle, die sich ihm in den Weg stellten, zurück, riß seinen Rock herunter und sprang mit wildem Satz auf den zürnenden Redner zu, um ihn für die Lästerung seines Gottes und Volkes zu züchtigen.

Der Mormone jedoch, keineswegs ein Schmächling, und wie der junge Missourier im Walde aufgezogen, bebte nicht vor dem Anstürmenden zurück, sondern empfing ihn, seine begeisterte Stellung schnell mit der eines kampfgeübten Boxers vertauschend, festen Fußes, die wüthend nach seinen Schläfen und Augen geführten Stöße eben so schnell und gewandt parirend und kräftig und geschickt wieder zurückgebend. Der Missourier hatte aber schon zu lange den mühsam erhaltenen Groll gegen die Feinde seines Glaubens und seines Staates genährt und mit unersättlicher Wuth erwartete er, zehnmal zurückgeschlagen, eben so oft seinen Angriff, bis die Kräfte des Feindes endlich ermatteten und dieser, einen wohlgezielten Stoß seines, fast zur grenzenlosesten Wuth getriebenen Gegners nicht mehr kräftig genug parirend, von dessen Faust getroffen, besinnungslos zu Boden stürzte.

„Halt," rief aber jetzt der Alte, als sich der junge Mann in blinder Rache auf den gefallenen Feind stürzen wollte — „halt, Greenford! — Ihr wollt Euch doch nicht an Einem vergreifen, der machtlos zu Euren Füßen liegt? — Ihr mögt das in Kentucky gesehen haben," fuhr er milder, aber immer noch verweisend fort, da der junge Mann beschämt von seinem besiegten Feinde zurücktrat, um den sich jetzt die Nachbarn versammelten und ihn in's Leben zurückzurufen versuchten, „es ist aber hier in Missouri nicht Sitte und schickt sich auch, sollte ich denken, für einen ordentlichen Mann nicht!"

„Nun laßt's nur gut sein, Stevenson," bat der junge Farmer, indem er dem Alten die Hand hinüberstreckte — „es war nur so ein flüchtiges Gefühl, das mich trieb, an dem Schurken mein Schicksal zu versuchen — 's ist aber wahr, ich dachte nicht gleich daran, daß er da lag; doch hol' ihn der Henker — steht er wieder auf und läßt die verdammten gotteslästerlichen Reden nicht, so beginne ich auf's Neue mit ihm; dann halt' ich ihn aber aufrecht, bis ich ganz mit ihm fertig bin."

„Ich wollte, Ihr hättet den Streit nicht gehabt!" unterbrach ihn Stevenson jetzt, bald ärgerlich, bald besorgt, — „die Mormonen sitzen uns hier dicht auf dem Halse, sind dabei so feindselig wie möglich gegen uns gesinnt, und halten zusammen wie die Kletten, da soll's mich denn gar nicht wundern, wenn dieser Kampf noch recht böse, häßliche Folgen mit sich führte, denn daß der da, dem Ihr das ganze Gesicht zerschlagen habt, die Sache nicht ungerächt ruhen läßt, darum könnt Ihr überzeugt sein."

„Mag er zum Teufel gehn — ich fürchte ihn nicht," rief Greenford — „er hat Das geflüstert, was uns Allen das Heiligste ist, überdies böse, unheimliche Drohungen ausgestoßen; da müßte man ja eben am Nordpol geboren sein, wenn man bei solchen Reden kaltes Blut behalten könnte."

Der Mormone hatte sich indessen wieder von seiner Betäubung erholt, schien aber für heute den Streit nicht weiter fortsetzen zu wollen, sondern ging zu seinem Pferde, das angebunden an einem nahen Baume stand, warf sich hinauf und sprengte ohne den Gruß zurückzuwenden mit verhängtem Zügel waldeinwärts.

Mehrere Minuten schon war Roß und Reiter in dem Waldesdunkel verschwunden und noch immer standen die Männer unbeweglich auf ihren Plätzen und starrten ihm in tiefen Gedanken versunken nach, bis endlich Greenford das Schweigen brach und seinen Nock anziehend und die Kugeltasche wieder umhängend, die er vor dem Kampf abgeworfen hatte, ausrief:

„Da flieht der Schurke, der hier an einem der Bäume für seine gotteslästerlichen Reden zu hängen verdiente, — verdammt will ich sein, wenn es nicht eine wahre Schande ist, auf Onkel Sam's eigenem Grund und Boden von einem Volke verachtet und verspottet zu werden, das schon aus den östlichen Staaten fliehen mußte, weil die Bürger dort ihre Betrügereien und Schlechtigkeiten nicht länger dulden wollten!"

„Es ist nicht so arg," beruhigte Stevenson den Erhitzten, „und meiner Meinung nach mehr eine heilige Schwärmerei als böse Absicht, die sie zu diesen, oft leichtsinnig, ja schlecht scheinenden Handlungen verleitet. Blind glauben sie Alles, was ihnen ihr Prophet und Gott, dieser Joe Smith, sagt und als unmittelbar empfangene Offenbarung ausgiebt und halten sich als die Auserwählten des Herrn zu mehr berechtigt, als wir armen Verblendeten hier im Sinne haben ihnen zuzugestehen!"

„Was können wir aber machen," wandte Greenford ein, „wenn sie sich mit Gewalt ein Recht verschaffen, das sie zu besitzen fest überzeugt sind? — Vergebens haben wir uns schon mehrere Male an die Regierung gewandt und diese auf die Gefahr aufmerksam gemacht, der wir bei feindseligen Absichten dieser Schwärmer ausgesetzt wären; sie glaubt sie jetzt, da sie erst kürzlich von ihren alten Wohnsitzen vertrieben wurden — eingeschüchtert und verträglich gesinnt — Ihr werdet's aber nächstens erleben, wenn Blutvergießen und Gewaltthaten eine friedliche Schlichtung unmöglich gemacht haben."

„Ja, ja! ich stimme ganz mit diesen Ansichten überein," bekräftigte ein alter, sonngebräunter Jäger, der die jetzt, auf seine Büchse gelehnt, ruhig und schweigend theilnahmlos sowohl dem Kampfe zugeschaut als den späteren Verhandlungen gehorcht hatte. — Ich war in „Independence", wie wir sie von dort vertrieben, und weiß, was sie Alles unter dem Deckmantel ihres Glaubens und ihrer Religion gewagt haben. — Nichts war ihnen heilig als die Ausführung jener Pläne, die sie ihrem Ziele näher brachten, und theils durch Gewalt hatten sie sich so fest in unserer Mitte eingenistet, daß es die ganze Kraft des County bedurfte, ihrem nachtheiligen Wirken Einhalt zu thun."

„Pest und Gift! und da schickt Ihr sie uns hierher? nicht wahr — um sie nur dort los zu werden — ächt christlich, wahrhaftig!" fiel Greenford bitter lachend ein.

„Und was sollten wir anders mit ihnen machen? sie vertilgen? — Hättet Ihr Eure Hände dazu hergegeben, Greenford, das Blut von Leuten zu vergießen, die einen anderen Glauben haben als Ihr?"

Greenford stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Nun, nein doch," rief er endlich ärgerlich aus, „aber wollte Ihr sie nicht länger in Independence dulden, so sah' ich nicht ein, warum wir uns hier in Caldwell ihren Abgeschmacktheiten und Anmaßungen unterwerfen sollen. Fort mit ihnen — ich hab' es satt, alle Tage hören zu müssen, daß jetzt bald der jüngste Tag nahen würde, an welchem die „Heiligen des Herrn" in ihre alten Rechte eingesetzt und die ungläubigen Kinder der Sünde und Verderbniß in Verdammung und Schmach geschleudert werden sollen. Ich hab' es satt, von unsern Gräbern reden zu hören, aus denen jener „geistige, die Erde ausfüllende Tempel" ersteigen soll! — Wer, zum Henker, steht uns denn dafür, daß es nicht in diesen Tagen dem alten Smith einmal einfällt, einen Kreuzzug gegen seine ungläubi-

---

ausspielen. Damit wird denn auch der Musik wieder aufgeholfen sein und man wird einsehen, daß die besten Musiker auch die besten Musiker sind. Darum beschäftigen sich jetzt auch so Viele mit dem Studium der Musik, die gar keine Anlage dazu haben, aber bei der Ueberzahl von Staatsämter Besprechenden solchermaßen desto sicherer ihre Laufbahn zu machen suchen. Darum erscheint so viele diplomatische, musicalische — sie befolgt das einseitige System, nur durch den Ekel zu wirken, — cameralistische Musik, was alles ein weniger scharfsinniger Kritiker gar nicht zu unterscheiden versteht. Ueberhaupt sollten die Regierungen das Studium der Musik erschweren, und die Musiklehrer einer genauern Beaufsichtigung unterwerfen. Wenigstens müßte Jeder, bevor er Erlaubniß zum Unterrichtgeben erhält, einen Revers über seine politischen und religiösen Gesinnungen unterschreiben, denn sind sie etwa weniger Privatdocenten als die an der Universität? — Man denke nur an die so beziehungsvollen Namen der neuen Klavierheiden: „Liszt, Thalberg, Dreyschock, Kalkbrenner, Burgmüller, Hünten". Ersatzt Einer, daß nichts dahinter steckt? — Ich behaupte, es besteht eine ganze Verschwörung der modernen Klavierspieler gegen Staat und Kirche — was, da beide die Menschen blos als Schafe und sich als die Hirten ansehen, gleich ist. — Haben sie nicht ganze Völkerversammlungen von Noten zusammengebracht, während früher eine exclusive Melodie den ganzen niedrigen Schwarm der Begleitung commandirte? — Gelten nicht ihre Notenblätter ordentlich wie große Kassenscheine? — Ich sage nichts weiter, denn da ich nur zu den Regierten, nicht zu den Regierenden gehöre, so sehe ich nicht ein, warum ich mehr wissen soll als diese. Aber meine Ueberzeugung ist, daß von den Regierungen unbeaufsichtigt gelassene Musiktreiben jetzt Deutschland an den Abgrund einer Revolution! — — Meyerbeer's Feldlager in Schlesien heißt übrigens in Berlin: „Das Feldlager bei Schlesinger, oder der König geht flöten." — Dabei fällt mir ein, daß die Oper: „Maria Dolores, oder der Meineid," von Louis Köhler, die in Braunschweig zweimal gegeben wurde, deshalb nicht wieder aufgeführt wird, weil die erste Sängerin, Madame Fischer-Achten, sich weigern soll, die Schwurscene zu geben, indem sie glaubt, dadurch einen Meineid zu begehen! — — Niels W. Gade ist nach Kopenhagen zurückgegangen, nachdem er im vorigen Winter von sich weiter nichts Neues als eine Ouverture hat hören lassen. Es wäre Schade, wenn ihm eine weitere Entwickelung versagt sein sollte. Der Glanz wäre ein zu kurzer gewesen. Muß zu arbeiten und eine Phantasie an heimathlichen Bildern sich zu erwärmen wird er jetzt haben.

Zum Schluß führe ich eine Stelle aus einem Briefe des Herrn Truhn in Berlin auf sein Verlangen an, worin er dem Verdacht von Dedications-Speculation — siehe meinen vorigen Bericht — begegnet: »

„Wenn ich meine Sachen wie der ungeheuerliche C. F. Müller in Berlin — brasilianischer Hofcomponist — allen möglichen gekrönten Häuptern von Ludwig Philipp bis auf den Fürsten Reuß-Schleiz-Greiz, vom Kaiser von Rußland bis auf Nun-ehe-ich-sing u. s. w. dedicirte, so hätte ich jene blasphemische Andeutung verdient, da ich aber meine Sachen entweder Freunden dedicire, mit denen ich auf Du und Du, wie Carl Beck, Gade u. s. w., oder Künstlern, die ich besonders achte, wie die Rossi-Sonntag, oder Jenny Lind u. s. w., oder wenn ich satyrische Lieder gegen Pietisten und Jesuiten einem Charakter wie Runge zueigne, so habe ich Ihren Spott nicht verdient, denn diese Leute verschenken weder Orden noch Tabatièren, noch goldene Medaillen für Kunst und Wissenschaft. Hat nicht der ernste, nie um Weltgunst buhlende R. Schumann, als er hauptsächlich Klavierecompositionen edirte, Chopin, Liszt, Clara Wieck u. s. w. dedicirt? Hat er nicht seine erste Sinfonie seinem Landesfürsten, seine 3 Begrenquartette Mendelssohn, seine Lieder Sängerinnen, z. B. Madame Schröder-Devrient, zugeeignet? und hat

gen Nachbarn zu predigen, und was hilft es uns später, wenn wir mit abgeschnittenen Kehlen unter dem Rasen liegen, daß unsere Landsleute den Tod ihrer gefallenen Brüder rächen und die gefangenen Weiber aus der Gefangenschaft befreien! Fort mit ihnen, sag' ich, fort! Schickt sie meinetwegen zu den Indianern, mit denen mögen sie sich herumschlagen und die Rothäute bekehren, oder doch wenigstens so beschäftigen, daß sie uns für's Erste an den Grenzen mit ihren Einfällen verschonen."

„Der Staat wird sich," wandte Stevenson ein, „ohne ernstliche Ursache, nie dazu verstehen, eine solche, wenn auch nur scheinbare Ungerechtigkeit an ihnen zu begehen; denn ohne daß wir gegründete Ursachen" —

„Gegründete Ursachen?" unterbrach ihn ärgerlich der junge Mann, — „hol's der Henker, Stevenson, was versteht Ihr denn eigentlich unter gegründeten Ursachen? Sollen sie uns erst am hellen Tage überfallen und unsere Weiber fortschleppen? sollen sie uns die Häuser niederbrennen und die Felder zerstören? Gift und Schlangen, stehlen sie nicht schon von unseren Feldfrüchten, was sie heimlich bekommen können? schlachten sie nicht jedes Stück Vieh der „Ungläubigen", das sich unglücklicher Weise auf ihre Besitzungen verläuft, und schwören die, zu dem schändlichen Stamm der Danäen Gehörenden, den sie erst kürzlich geübet haben, nicht, von ihrem Propheten selbst dazu aufgemuntert, die gräßlichsten Meineide, ehe sie einen von ihrer Schar verraten? Nein, Stevenson und Ihr Harvard und Ihr Anderen alle, die Ihr Euch Männer Missouri's nennt, — Schimpf und Schande ist's, daß wir es so lange geduldet haben und Zeit wär' es, das schmähliche Joch abzuschütteln, ehe es uns unter seiner Last erdrückt. — Die östlichen Staaten lachen uns aus, wenn sie in ihren Zeitungen die fast unglaublichen aber wahren Gerichte über die Anmaßungen des mormonischen Seelengeistes lesen und spötteln nicht mit Unrecht, daß es aussähe, als ob die alten, kräftigen Pioniere Missouri's die Büchse und das Messer mit dem Gebetbuche vertauscht hätten und statt dem Panther an der Salzlecke aufzulauern, die Erscheinung der lieben Engelein vom Himmel erwarteten. Pfui — pfui! — wir müssen uns bald vor den Kindern schämen."

„Nun, ich denke, Ihr werdet nicht lange über Mangel an Ursachen zu klagen haben," meinte kopfschüttelnd der andere Jäger, Harvard; „nach Allem, was ich je von den Mormonen gesehen habe, so sind sie gerade nicht feige, und der Bursche, der da mit wundgeschlagenem Gesicht und vor Zorn und Wuth glühenden Augen fortsprengte, könnte uns leicht in einigen Tagen mehr von ihnen auf den Hals ziehen, als sich gerade mit unserer Sicherheit und Behaglichkeit vertragen möchte."

„Laßt sie kommen, die Hunde!" rief Greenford, den Kolben seiner langen Büchse auf die Erde stehend, „und wenn sie uns auch an Zahl überlegen sind — Höll' und Teufel — ich sehne mich ordentlich danach, mir an einem von ihren verfluchten Körpern den Platz auszusuchen, wo das Herz sitzen muß, um das Tageslicht hindurchscheinen zu lassen!"

„Greenford!" rief Stevenson verweisend, „Ihr macht es schlimmer als die, die Ihr tadelt! Nein, Gott verhüte, daß es zum Blutvergießen kommen sollte; aber aufrichtig gestehen muß ich's, mit dabei wär' ich auch, wenn wir die Großsprecher und Frömmler verjagen dürften! Doch kommt, Kinder — es wird spät und wir haben noch vier Meilen bis nach Hause, also gute Nacht — und Ihr, Harvard, wenn Ihr Lust habt, so machen wir morgen früh die verabredete Bärenjagd — die Fährte bekommen wir frisch in dem kleinen Bach, der etwa eine Viertelmeile von meinem Hause vorbeiströmt, seit den letzten acht Tagen ist der alte Bursche dort jede Nacht durchgekommen; aber mit Tageslicht geht's fort!"

„Und wo treffen wir uns?" frug Harvard dagegen.

„An der Platane, von der wir neulich die beiden wilden Katzen herunterschafften," rief Stevenson zurück, warf den Zügel seines Pferdes diesem über den Nacken, sprang in den Sattel und nach einem herzlichen Gutenacht-Gruß ritten die Männer ihren verschiedenen Wohnungen zu, den eben noch so belebten Platz seiner tiefen, stillen Einsamkeit überlassend.

Erst nach Sonnenuntergang erreichten die beiden Reiter Stevenson und Greenford das Haus des Ersteren, aus dem ihnen schon in weiter Ferne, da sie einen Hügel hinabritten und die kleine Lichtung, welche die Hütte des alten Mannes umgab, übersehen konnten, der Glanz des hellen Feuers entgegenflimmerte, und freudiges Hundegebell begrüßte sie, als sie sich endlich dicht am Hause von den Pferden schwangen, welche des Alten Söhne, ein Paar kräftige Burschen von sechzehn und achtzehn Jahren, sogleich in Empfang nahmen.

„Laßt sie aber nicht los," rief der Alte, „und gebt ihnen ein gutes Futter, bringt auch einen halben Büschel Mais mit in's Haus, wenn Ihr wieder zurückkommt, den Ihr nachher salzen und einsacken müßt, weil wir morgen früh unser Glück mit dem Bären versuchen wollen."

„Hallo!" rief Jim, der Aeltere, „da geh' ich mit."

„Meinetwegen," lachte der Alte, „Einer von Euch mag gehen, der Andere muß aber das Haus hüten, wir dürfen in diesen Zeiten die Frauen nicht ganz ohne Schutz lassen."

Mit diesen Worten trat er in die Thür und ängstlich eilte ihm sein Weib entgegen.

„Was ist geschehen — Stevenson — warum dürft Ihr die Frauen nicht ohne Schutz lassen? seid Ihr doch schon so oft Alle auf die Jagd geritten und Du hast nie daran gedacht" —

„Aengstige Dich nicht," erwiederte gutmüthig lächelnd Stevenson, „Greenford hier hat einen Streit mit einem Mormonen gehabt, der später gerade nicht in der freundlichsten Stimmung schied, — es hat aber Nichts zu sagen, es war ein ehrlicher Kampf — Mann gegen Mann — und der Besiegte darf sich nicht beklagen."

„Aber, Greenford," flüsterte Anna, des Alten Tochter, ein liebliches, blühendes Mädchen von neunzehn Jahren und die Braut des jungen Pioniers, indem sie an diesen herantrat und ihm schmeichelnd die dunklen Locken aus der Stirn strich, „Du hast schon wieder Streit gesucht und mir doch so fest versprochen, Dich zu mäßigen und das wilde, trotzige Wesen abzulegen — Du wirst uns Alle noch einmal recht unglücklich machen!"

„Daß es gut sein, Anna!" bat der Jäger, „ich konnt' es wahrhaftig nicht ändern — der schlechte Bursche verhöhnte sich Alles, was uns heilig ist, und — Du weißt, ich habe nicht das ruhigste Blut — mir lief die Galle über — doch ich will mich bessern — ich will jetzomal, sollte ich wieder in Händel gerathen, an Dich denken und — wenn's nur irgend möglich ist, recht ruhig und ehrbar werden!"

„Rührt Euch, Ihr Frauen — rührt Euch!" rief aber jetzt der Alte dazwischen, „setzt Eure Töpfe und Kessel zum Feuer, denn wir sind gewaltig hungrig; nachher könnt Ihr schwatzen soviel's Euch beliebt, und Du, Anna, magst uns gleich etwas mehr Teig für Brode auf morgen früh anmengen und später backen, denn wenn wir einmal auf der Fährte des alten Burschen sind, den wir mit Sonnenaufgang zu jagen und unsere Schweine von dem gefährlichen Feinde zu befreien gedenken, so kann es wohl vorfallen, daß wir, so wir ihn morgen nicht finden — Abends im Walde bleiben; vergiß auch nicht ein tüchtiges Stück Speck dazu zu stecken, denn Harvard wird ebenfalls dabei sein und — peng' ihn — der verläßt sich stets auf seine Büchse und nimmt nie einen Bissen zu essen mit. Mehrmals schon ist es uns so gegangen, daß wir draußen lagen und nicht einen Bissen zu beißen und zu brechen hatten."

„Wann habt denn Ihr und Harvard die beiden wilden Katzen geschossen?" frug jetzt Greenford, „ich hörte doch, wie Ihr ihm dadurch den Baum beschattetet."

„Ja, das ist eine sonderbare Geschichte und ich will sie Euch noch vor dem Abendessen erzählen," lachte der Alte. „Du aber, Tom, hast sie schon wenigstens dreimal gehört," wandte er sich jetzt, kurz abbrechend, zu dem jüngsten Sohne, „und kannst indessen immer ein wenig Holz zum Feuer tragen — es sitzt sich behaglicher, wenn es recht hell im Zimmer ist. Also Harvard und ich gingen vor etwa acht Tagen am Wolfseck hinauf und die Hunde waren schon lange einem Gang Truthühner, der dort herum den ganzen Wald zerscharrt und zerkratzt hatte, auf der Fährte gewesen, als wir sie plötzlich, nicht so gar weit entfernt, laut werden hörten und nun die Rüden hetzten, die auch bellend und jauchzend den wohlbekannten Tönen zufogen. Wir folgten, so schnell uns unsere Knochen trugen, und vernahmen bald das Aufflattern der schweren Thiere in die Baumwipfel des Thallandes, wie das freudige Gekläffe der sie verfolgenden und bewachenden Hunde. Nichts Anderes erwartend, als sie in den höchsten Bäumen, hinter den Stämmen versteckt und an die dicken Aeste angeschmiegt zu finden, wie es so gewöhnlich ihre Art ist, kamen wir mit gehobenen Büchsen heran; Ihr mögt aber über unser Erstaunen urtheilen, als wir, gerade da wo der Bach bei den zwei umgestürzten Bäumen den Weg durchschneidet, unseren alten Hector, der sonst kaum noch mit den anderen Hunden fertkommen kann, emsig beschäftigt fanden, einen kolossalen Truthahn, den neidisch knurrend drei der jüngeren Hunde umstanden, auf den Weg zu schleppen, damit wir ihn ja nicht verfehlen sollten. Uns Beiden war die Sache unerklärlich, denn äußerst selten fällt es, wie Ihr wohl selber wißt, vor, daß ein Hund einen im Neste sitzenden Truthahn überrascht, und wir konnten uns daher auf keine Weise erklären, wie dieses alte, steife Thier den großen, schönen Hahn, der wohl an zwanzig Pfund wiegen mochte, überlistet oder eingeholt haben konnte, denn daß er ihn eben erst gefangen, war ganz klar, da er sogar noch, als wir zu ihm kamen, mit den Flügeln zuckte."

„Nun," sagte Harvard und nahm ihn am Nacken in die Höhe, „wir wollen uns hierüber nicht lange den Kopf zerbrechen; der Truthahn ist da und der Alte hat ihn erwischt — auf welche Art, ist gleichgültig; ich will ihn aber indessen hier irgendwo aufhängen, daß wir ihn wiederfinden, wenn wir erst aus dem anderen Gange noch einen oder zwei herausgeschossen haben — unser Fleisch zu Hause geht auf die Neige, und ich möchte gern ein Paar der fetten Burschen mit heim nehmen." Damit schauten wir Beide aufwärts, um irgendwo nahe bei der Hand zwei dicht neben einanderstehende, kleine Zweige zu finden, den Kopf des Truthahns dazwischen hineinzuklemmen, als wir, kaum 20 Fuß vom Boden, auf einer alten, verdorrten Platane, die dicht neben uns am Rande des Baches stand, eine wilde Katze erblickten, die ruhig und lauernd, an einen der verdorrten, ziemlich schwachen Aeste angeschmiegt, mit ihren großen, funkelnden Augen mild und zornig auf uns herabsah, weil wir sie von ihrer Beute verjagt hatten; denn es war jetzt außer allem Zweifel, daß die Katze und nicht der Hund den Truthahn gefangen haben mußte. Schnell hob ich die Büchse, um die tückische Bestie herunterzuholen, Harvard aber hielt mich zurück und einen Stein aufhebend sagte er: „Laßt mich machen, wenn ich den morschen Ast treffe, auf dem sie sitzt, so muß sie fallen und unsere Hunde können sich einen Spaß mit ihr machen."

„Da ich wußte, daß er ein ausgezeichneter Steinwerfer war, und die Hunde, durch mein rasches Zielen aufmerksam gemacht, heulend den Baum umsprangen, der ihnen ihren grimmigsten Feind vorenthielt, nahm ich meine Büchse wieder herunter, und in demselben Augenblicke traf auch, von Harvard's sicherer Hand geschleudert, der Stein den Ast, der, überhaupt schon morsch und faul, ganz wie mein Gamerad vorhergesehen hatte, von dem plötzlichen Wurf und dem Zusammenzucken des Thieres herunterbrach; aber die Katze kam nicht mit, sondern umklammerte noch im Stürzen und kaum mehr zwei Fuß von den Hunden entfernt, die sie alle schon mit offenen Rachen und ahnungsvollem Schweigen in fieberhafter Aufregung erwarteten, den Stamm, an welchem sie mit Blitzesschnelle in die Höhe lief; wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir, ihr mit den Augen folgend, noch eine zweite gewahrten, die oben, fast in der äußersten Spitze der Platane kauerte."

„Harvard machte nun zwar den Vorschlag, eine Art von hier zu holen, denn es ist gar nicht weit, ich traute aber den Bestien nicht recht. In Kentucky haben wir einmal eine wilde Katze, die wir ebenfalls durch das Fällen einer Eiche zu erwischen gedachten, über sechs Stunden mit den Hunden gehetzt, ehe wir sie wieder aufbäumen konnten, und mußten sie nachher immer noch schießen; ich rief ihm also kurz zu die rechte zu nehmen, während ich die linke besorgte, und bei unseren Schüssen, die so zu gleicher Zeit fielen, daß sie hier im Hause nur einen einzigen Knall hörten, stürzten die Bestien zwischen die Hunde, die sich nun eine Güte thaten und nicht eher ruhten, bis sie die beiden Thiere in Stat wie viele Stücken zerrissen hatten."

Noch über Vieles plauderten die Männer zusammen und erzählten sich Jagdabenteuer und Anekdoten, bis die einfache Mahlzeit bereitet und der Tisch gedeckt war, wo dann die alte Mrs. Stevenson sie bat, „ihre Stühle herumzurücken und zu essen was da wäre!"

Sie ließen sich auch nicht lange nöthigen; das warme, in kleinen Kuchen gebackene Maisbrod, der fettige, gebratene Speck und die dünnen Scheiben Hirschfleisch, mit einem Becher guter Buttermilch hinuntergespült, mundeten vortrefflich und das allmälige Verschwinden sämmtlicher Lebensmittel war der beste Lobspruch für der Frauen Kochkunst.

---

nicht sogar Mad. Clara Schumann 6 kleine Liebeslieder der Königin von Dänemark gewidmet? — Und habe ich je die Wurst nach der Speckseite geworfen, und einem Gekrönten, oder Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt etwas „ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegt?" Der einzige Monarch, dem ich etwas widmen möchte, ist der König Oskar von Schweden, weil er mehr Talent hat als sein Kapellmeister Bärwald, und ich außerdem besondere Sympathien hege."

Leipzig, im Mai 1845.

Herrmann Hirschbach.

Das Hochzeitgeschenk.

Aus dem Salonleben.

(Schluß aus Nr. 56.)

Elise hatte unterdessen das kleine Couvert geöffnet und ein Blatt hervorgezogen, welches sie flüchtig überlas, und setzte nun hinzu: „Hören Sie selbst, was sie schreibt:

„Theure Elise! Hier der versprochene Cousin! Nimm ihn freundlich auf und behandle ihn als ein Stück von mir. Laß Dich nicht von seinem etwas spröden Aeußeren abstoßen, er ist grundgut und ich empfehle ihn Dir ganz besonders. Er muß bleiben, bis ich heimkehre, was ja nicht mehr lange dauern wird, und Dich verpflicht' ich hiermit ihn zu bewahren. Laß ihn immerhin dies Blättchen mitlesen, so weiß er gleich, woran er ist.

Ewig Deine Franziska."

„Sie sehen selbst," rief Elise mit Lachen, „ich war nicht indiscret, als ich Ihnen Franziska's Willen mittheilte. Ja, so ist sie nun, wahr und natürlich, wie Keine."

„Aber auch anmuthig und liebenswürdig, wie selten Eine."

Bei dieser Artigkeit für Franziska betonte er aber Eine so deutlich und küßte ihr die Hand so achtungsvoll, daß Elise gar nicht zweifeln konnte, wen er damit meine.

„Und nun, Herr von Stein, setzen Sie mein Haus als das Ihrige an. So empfehlen, kommen und gehen Sie ganz nach Bequemlichkeit, und indem ich Ihnen nicht den geringsten Zwang auferlege, denk' ich am besten für Franziska's Wunsch und Willen zu sorgen, Sie so lange als möglich hier zu fesseln. Ah," unterbrach sie sich und berührte mit der flachen Hand die Stirn, „wie kam mir dies Wort über die Lippen, ich weiß, Männer mögen es nicht leiden, der Begriff ist ihnen verhaßt und also sag' ich lieber" —

„Es ist aber einmal gesprochen, gnädige Frau," meinte Gustav sich verbeugend, „und wird seine Bestätigung erfüllen."

So schied er von Elisen, der er ungeachtet des kurzen Besuchs einen vortheilhaften Eindruck hinterließ.

„Sahet Ihr ihn?" war die erste Frage, die sie am Abend ihren beiden Freundinnen entgegen rief.

„Zur Zeit noch nicht!" war die fast empfindliche Antwort.

„Ihr müßt ihm verzeihen" —

„O, wir haben es schon gethan — ob wir Herrn Schmetzenreich kennen lernen oder nicht, ist so ziemlich gleichgültig; weniger, daß er — ja — daß er ungezogen ist; denn gewiß hat ihm Franziska gesagt, daß wir ihr eben so gut Freundinnen sind als Du, und deshalb" —

„Ah!" lachte Elise, „Ihr seid schon eifersüchtig; nun, das ist gut, wie wird es erst werden, — wenn wir wirklich Ursache haben?"

„Nun, das wollen wir abwarten. Ich für meinen Theil" — fügte eben Pauline noch hinzu, als Herr von Stein gemeldet wurde und die Damen ihn gleich darauf höflich und anmuthig empfingen, als ob er mit keiner Salbe von ihnen erwähnt worden wäre.

Nach dem Essen wurde eine andere Schüssel voll Brod, die unterdessen gebacken war, nebst mehreren Stücken Speck und Hirschfleisch in einen Sack gesteckt; der junge Stevenson schälte den Mais für ihr Pferdefutter auf den nächsten Tag aus und der Alte und Greenford sahen nach ihren Büchsen, daß diese auch in guter Ordnung wären und ihnen nicht im entscheidenden Momente einen Streich spielten.

„Wir sollten wohl auch noch einige Kugeln gießen," meinte Greenford endlich, „ich habe nur noch fünfe im Ganzen!"

„Das sind zwölfe mehr als mir, nachdem ich geladen, übrig bleiben," erwiederte der Alte, „ist aber auch Blei genug zum Umherschleppen. Wenn wir nach neun Schüssen nicht so viel Fleisch haben, als unsere Pferde tragen können, dann sollten wir freilich die Jagd an den Nagel hängen."

„In meiner Tasche sind auch noch ein halbes Dutzend," sagte der junge Stevenson, „und ich will zufrieden sein, wenn ich zwölfe davon verschießen kann."

„Jetzt ist's aber Zeit zum Zubettegehen, Kinder," rief der Alte, „wir müssen morgen früh heraus — habt Ihr denn eine Matratze oder so etwas für Greenford?"

„Gebt Euch um mich keine Mühe," entgegnete dieser, „ich liege hier weich genug und meine Vorbereitungen sollen bald getroffen sein." Damit hüllte er sich in seine Decke, schob den Sattel, den er als Kopfkissen benutzen wollte, an's Kamin und bemies bald durch sein ruhiges, regelmäßiges Athemholen, daß er allerdings keines weichen Lagers bedurfte, um sanft und schnell einzuschlummern. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen, die sich in ihre Betten — alle in demselben Zimmer — niederlegten, nachdem der jüngere Stevenson die Kohlen im Kamine noch mit Asche bedeckt hatte, um am nächsten Morgen schnell und leicht Feuer machen zu können.

Beim ersten Hahnenschrei waren Alle munter, die Pferde wurden gefüttert, eine kleine Mahlzeit von kaltem Maisbrod, heißem Kaffee und gebratenem Speck schnell eingenommen, und ehe die Sonne die Gipfel der höchsten Bäume vergolden konnte, erreichten die drei Männer, von ihren fröhlich nebenherspringenden Hunden begleitet, den bezeichneten Platz, von welchem ihnen schon die gräßende Stimme Harvard's entgegenschallte.

„Brav, Alter! Ihr habt mich nicht lange warten lassen — bin kaum gekommen, und den Jungen auch mitgebracht! das ist schön — nun, wir werden übereins nicht lange zu suchen brauchen, bis wir die Bestie einholen, ich habe sie eben am Bache gespürt. Sie ist richtig wieder hinüber und es war Alles, was ich thun konnte, meine Hunde vom Folgen abzuhalten — sie schienen so tüchtig mit rother Pfeffer."

Damit ritt er an die Freunde heran und schüttelte ihnen die Hand, während seine Hunde sich knurrend und mit hochgebogenen Schwänzen, um ihre gänzliche Gleichgültigkeit über die Mehrzahl der anderen auszudrücken, aber doch ein wenig mit ihnen wedelnd, da sie die alten Jagdgenossen, in deren Gesellschaft sie schon manche Fährte gefolgt waren, erkannten, zwischen dieselben hineindrängten.

„Ruhig, ihr Hunde — ruhig, Bohs — schäm' Dich, altes Vieh — Frieden da zwischen Euch!" rief Stevenson und lenkte sein Pferd unter sie — es bedurfte aber schon weiter keiner Beruhigung; dem Stolz und Selbstgefühl der ersten Bewegung war genügt und spielend und kläffend sprangen sie in wenigen Minuten mit einander herum.

Ueber den Plan der Jagd hatten sich die Männer bald verständigt und zu der Stelle zurückreitend, wo Harvard die Fährte an diesem Morgen gefunden, witterten die Hunde kaum die erst vor wenigen Stunden hinterlassene Spur, als sie kläffend und bellend derselben folgten und bald den Lauf des Baches verlassend, mit den Jägern dicht auf den Fersen, ihren Weg gegen eine Reihe von steilen Hügeln einschlugen, die sich im Westen von Norden nach Süden hinabzogen.

„Hört nur, Harvard," rief der alte Stevenson, als sie, eine kleine Prairie benutzend, um weniger durch das dichte Unterholz der Waldung aufgehalten zu werden, neben einander hinsprengten, „hört nur, wie Eure beiden „hounds" — Bracken — immer vornweg suchen — es sind mir die liebsten Hunde auf einer Hetze!"

„Ja, so lange die Hetze dauert," entgegnete Harvard, sein Pferd etwas mehr an des Alten Seite lenkend, „beginnt aber erst einmal der Kampf, dann lob' ich mir Euren Bohs — Hol's der Henker, aber der Hund hat ordentlich Menschenverstand — er packt die Bestie hinten an den Keulen und wenn sie sich umdreht und mit der Tatze ausholt, ist er schon wieder drei oder vier Schritte fort, wo er sich hält, bis der Schwarze wieder Fersengeld giebt!"

„Nun, Eure hounds sind doch auch nicht gerade zu bissig, wenn's an den Mann geht!" lachte Stevenson.

„Zu bissig? verdamm die Canaillen, bei der letzten Hetze rührten sie den Bär, wie er sich endlich stellte, gar nicht an und bekümmerten sich nicht mehr um ihn, als ob er ein abgebranntes Baumende gewesen wäre; ich will mit meiner nächsten Kugel vorderschießen, wenn sie nicht, während sich meine beiden jungen Hunde, bis ich herankam und ihm ein Loch Blei geben lassen konnte, mit ihm auf Tod und Leben herum schlugen, eine frische Hirschfährte aufnahmen und in zwei Minuten später, Gott weiß, wo waren; aber Hallo! sie müssen die Fährte verloren haben," rief er, „es ist ja Alles ruhig." Und die Prairie verlassend und etwas mehr links den Wald wieder betretend, aus dem sie noch vor wenigen Secunden die Stimmen der verfolgenden Hunde gehört hatten, erreichten die Männer bald den Platz, wo die Meute suchend und leise winselnd in toller Verwirrung hin- und herlief, fast in derselben Minute sprengten auch der junge Stevenson und Greenford auf den Platz.

Unstreitig aber hatte sich hier der Bär eine lange Zeit herumgetrieben und seine Fährten mehrere Male gekreuzt, denn selbst die älteren Hunde waren irre geworden und Bohs setzte sich endlich, zur Verzweiflung getrieben, nieder und heulte, den Kopf in die Höhe haltend, auf eine jammerliche Weise.

„Schäm' Dich, Vieh! schäm' Dich!" rief der alte Stevenson ärgerlich, „ist das eine Manier für einen verständigen Hund, die Nase in die Luft zu halten, wenn er sie auf der Erde haben sollte — aber, Harvard — was hat das Thier? — seht nur, wie es den Kopf hebt und umherdreht, meiner Seel', Harvard — es windet! Das ist doch nicht hier in der Nähe zu Bett gegangen? und dennoch! seht den Hund an! ich wette ein Pfund von Dupont's bestem Schießpulver, daß er den Bär wittert."

„Das wäre ein Hauptspaß," grinzte der alte Jäger, sich hoch im Sattel aufrichtend, „bekommen wir einen jumping start*), so haben wir die Bestie in einer Stunde, das ist sicher, und — bei Allem, was da lebt — Bohs wittert etwas; der Hund ist zu klug, die Lust nach gar Nichts einzuschnüffeln, überdies hat er den besten Wind!"

Bohs schien aber jetzt auch mit sich selber einig zu sein, denn langsam und mit hochgehobenen Pfoten verließ er die übrigen Hunde und folgte vorsichtig und behutsam einer kleinen Lichtung im Holze, bald links, bald rechts hinüberwindend.

Die anderen Rüden, schon daran gewöhnt, seiner Leitung zu folgen, umsprangen ihn bald mit den Nasen auf dem Boden, und Harvard's „hounds" fanden hier plötzlich die verlorene, so lange vergebens gesuchte Fährte wieder, die sie mit fröhlichem Winseln und Klaffen beibehielten und dem ruhigeren Schweißhund vorauseilten, der jetzt, da er seine Anzeigen bestätigt fand, eben so schnell hinterherstürmte.

Dicht auf ihren Fersen hielten sich in raschem Galopp die vier Jäger; aber kaum mochten sie eine halbe Meile von da, wo Bohs zuerst den Bären spürte, zurückgelegt haben, als die ersten der Meute ein wildes Geheul ausstießen und gleich darauf sahen die schnell herbeisprengenden Männer die dunkle Gestalt des in seinem Bett überraschten, aber jetzt flüchtig davon eilenden Feindes in den Büschen verschwinden.

Doch wenn er auch in rasender Schnelle durch das Dickicht brach, und zwar mit der Nase auf dem Boden, damit die vielen, ihm im Wege liegenden Schlingpflanzen über ihn hinweggleiten; wenn er sich auch mehrere steile Abhänge mit gänzlicher Nichtachtung seiner eigenen Knochen und Gliedmaßen hinabstürzte: zu dicht waren die schnellen Hunde hinter ihm, und kaum zwei kurze Meilen konnte er nach seinem ersten Aufspringen durchrast haben, als ihn die nachhetzenden Rüden in einer kleinen Schlucht, überall von steilen Felsen umgeben, stellten.

Die vier Jäger waren bis jetzt dicht zusammen geblieben und der junge Stevenson wollte auch diesmal, als Harvard, dem Gebelle der Hunde zu, eine gerade Richtung einschlug, dem erfahrenen Jäger folgen, sein Vater verrannte ihm aber den Weg und brach, ihm ein Zeichen gebend zu folgen, etwas links ab. Greenford schloß sich den Beiden an.

Der alte Stevenson kannte jedoch jede Schlucht, jede Bergkuppe im ganzen Walde und zog daher den einige hundert Schritte weiteren, aber zugänglicheren Weg dem näheren vor, um mit den Pferden dicht an die in die Enge getriebene Bestie heranzukommen, da in der geraden Richtung, welche Harvard verfolgte, der Boden zu rauh und steinig war.

Dieser fand auch bald, daß er mit dem Pferde unmöglich weiter vorwärts konnte; als er daher auf der Kuppe eines Hügels angekommen war, in dessen Nähe der Kampf zu toben schien, — denn dicht unter sich hörte er das Bellen und Anschlagen der Hunde — sprang er aus dem Sattel und lief in vollem Rennen, mit der Büchse in hochgehobener Hand, dem Wahlplatze zu; kaum aber mochte er hundert Schritte zurückgelegt haben, als er sich an einer steilen, mit kleinen, lockeren Steinen bedeckten, abschüssigen Bergseite fand, an deren Fuße der Bär mit mächtigen Schlägen die Hunde zurückzutreiben versuchte. Die Gefahr, in der er schwebte, bemerkend, wollte er sich im Laufen stemmen; die bröckelige Steinmasse gab aber unter seinen Füßen nach, ein paar dürre Büsche, die er ergriff, brachen von seinem Gewicht, die Büchse entfiel seiner Hand und entlud sich im Stürzen und mitten in den Knäuel der Kämpfenden hinein rannte oder fiel vielmehr der zum Tode erschreckte Jäger, unter diesen Verhältnissen sein Verderben vor Augen sehend.

Was aber sein Unglück zu befördern schien, war seine Rettung, denn das von den Hunden arg bedrängte Thier, welches den Schuß hörte und den scheinbar in grimmiger Wuth und Kampflust auf sich losstürmenden Feind gewahrte, machte, dieser neuen Gefahr zu entgehen, einen letzten, verzweifelten Versuch zur Flucht und sprang, sich für einen Augenblick den Hunden entreißend, wenige Schritte an der gegenüberliegenden, eben so steilen Felswand hinauf; in demselben Moment aber fielen zwei Schüsse und der zum Tode Verwundete, dem die eine Kugel das Rückgrat zerschmettert hatte, während die andere sein Herz durchbohrte, hielt wenige Secunden zusammenzuckend in seinem Lauf ein und stürzte dann zwischen die wild aufjubelnde Meute zurück, unter der sich eben mit vieler Mühe, aber außerordentlicher Geschwindigkeit, Harvard hervorgearbeitet hatte.

Wenige Minuten darauf war der Bär verendet, und keuchend, mit heraushängenden Zungen lagerten sich die erschöpften Hunde um ihn her, während Bohs die Kugelwunden leckte und sich dann, als ob er wisse, wer das beste Recht auf ihn habe, neben ihn setzte.

Jetzt traten auch die beiden Stevensons und Greenford heran und begrüßten lachend den ermen Harvard, der mit ernstkomischem Gesicht sich die Glieder rieb und an dem Hügel hinauf zurückhab, von dem herab er mit so ganz unfreiwilliger Schnelle und Kühnheit zum Kampfe geeilt war.

Der junge Stevenson schlug nun zwar vor, das Fleisch aufzuhängen und zu versuchen, ob sie nicht einen zweiten antreiben könnten, keiner der Uebrigen stimmte ihm aber bei, denn erstlich behauptete der Alte, daß es ihnen sehr schwer werden würde, eine andere warme Fährte in einem Umkreise von fünf Meilen aufzufinden und dann trieb auch Greenford nach Hause, denn, wie er versicherte, war's ihm in der letzten halben Stunde gar nicht mehr heimlich im Walde gewesen; also wurde der Bär geviertheilt und bald darauf trabten die Männer, sich nicht einmal Zeit nehmend eine Mahlzeit zu kochen, der nicht über fünf Meilen entfernten Wohnung des alten Stevenson zu.

Harvard hatte sich schnell über seinen Unfall getröstet und lachte jetzt selbst recht herzlich über die sonderbare Figur, die er gespielt haben mußte, als er so nolens volens bergab rollte, was der Alte, der gerade zur rechten Zeit am Eingange der Schlucht angelangt war, um das Ganze übersehen zu können, nicht komisch genug beschreiben konnte. Greenford jedoch war einsilbig und ritt schweigend nebenher.

Auf diese Art hatten sie den größten Theil des Weges zurückgelegt und erreichten eben eine kleine Anhöhe, die kaum noch eine Meile von Stevenson's Haus entfernt war und von der man eine weite Strecke Landes überblicken konnte, als sich der junge Greenford plötzlich hoch im Sattel aufrichtete, mit starker Hand sein Pferd zurückriß, daß es bald aufbäumend mit den Hinterbeinen einknickte, und den Uebrigen mit erhobener Hand zu schweigen winkend, einige Secunden in dieser Stellung verharrte.

*) Wenn der Bär in seinem Lager von den Hunden überrascht und dicht verfolgt wird, was immer eine schnellere Jagd hoffen läßt, als das lange Verfolgen der kalten Fährte.

Er wurde den Elisen den beiden jungen Damen vorgestellt und nahm sie durch Höflichkeit und sein Aeußeres so für sich ein, daß sie gar bald den kleinen Groll vergaßen und ganz zutraulich zu ihm wurden. Er unterhielt sie von seinen Reisen, brauchte oft ausländische Worte, kniff das Lorgnon in das rechte Auge, und besah das Album, und tadelte oder lobte nach Belieben, kritisirte neue Bücher, so daß der Autor sich die Mühe des Schreibens recht gut hätte sparen können, denn es blieb zuletzt nichts als Druck und Papier — so viel Mühe und Arbeit, oder Nachdenken es dem Verfasser auch gekostet — sprach dann von Sängerinnen und Schauspielerinnen, und ließ auch hier kein Talent ohne ein Aber gelten, trug dazu das feinste Weißzeug und die schmiegsamsten Glacéhandschuhe — kurz, es war ein Mann comme il faut — der im Flug die Herzen gewann, wenn er auch nicht, wie es hier doch der Fall war, die Leutseligkeit überall durchblicken ließ.

Da war es denn Pflicht, recht freundlich und wohlwollend zu sein, und dem jungen Leben wieder aufzuhelfen und Wunsch und Hoffnung einzuflößen.

Elise that dies auch, mit aller Feinheit und Anmuth einer jungen, erfahrenen Frau, Pauline und Therese gutmüthig im Drang des jugendlichen guten Herzens.

Als er gegangen, war man seines Lobes voll, ohne daß er irgend etwas Außerordentliches gethan oder gesagt hätte. Aber das gehört ja eben zum Glück, daß es uns wird, ohne Mühe — und Neigung, Wohlwollen und Liebe zu gewinnen, ist ein schönes Glück, eine Himmelsgabe, die Ehren und Würden und schwere Geldsäcke aufwiegt.

Es wurde unserm jungen Lebensmüden, der es auch gar wohl gewahrte, und gar nicht gleichgültig dabei war. Drei Grazien, gleich jung, gleich hübsch — und ihm wohlwollend — welche! — ohne Frage sagte er sich im Stillen — „Elise!"

Elise fühlte dies auch, ohne Worte, beim ersten Blicke, ohne irgend einen bedeutenden Vorzug.

Sie sah ihn nach diesem ersten Besuch öfterer, erst nur in der Freundinnen Gegenwart, dann auch allein — und endlich immer nur allein. Vermände dazu waren leicht zu finden. Er war Hypochonder, wollte auf so kurze Zeit nicht viel Bekanntschaften machen, lebte meist daheim, oder machte Ausflüge ganz für sich, von denen er aber nie heimkehrte, ohne Elise noch einmal gesehen zu haben.

Er küßte ihr dann beim Abschied die Hand, weilte immer länger darauf und fragte leise: „Darf ich morgen wieder kommen?"

„O ja," erwiederte sie eben so, ruhig die Tapisserie nähend, oder eine Blume zerpflückend, aber das Herz klopfte ihr dabei, als wenn es heraus wollte.

„Ich fürchte nur Sie zu langweilen —"

„Dann muß ich dasselbe fürchten —"

„O Sie, das ist ganz anders!"

Sie fragte nicht, warum es anders wäre, und ließ ihn gehen, so gern sie ihn zurückgehalten; aber ihre Gedanken folgten ihm nach, umfingen und bewachten ihn, und zogen ihn endlich mit in den Traum hinüber, der sie beglückte in der stillen Nacht.

So lebten sie einige Wochen, dann kam er und war zerstreut und niedergeschlagen; sie war ernster als gewöhnlich, denn sie hatte hören müssen, daß man im Städtchen über sie und Gustav sprach.

So traf er sie eines Abends am offenen Fenster, der untergehenden Sonne nachsehend, dann wieder auf die Rose in ihrer Hand blickend, deren Duft sie einathmete. Er bat darum, weil ihr Mund darauf geruht hatte; sie gab sie ihm zum Andenken!

„Zum Andenken!" wiederholte er melancholisch. Dann theilte er ihr mit, daß er Briefe erhalten, die ihn fortriefen.

„Nun, Greenford — was ist Euch? Ihr werdet ja so weiß wie ein Schneeball — was habt Ihr — was starrt Ihr da so gerade vor Euch hinaus?“ rief der alte Stevenson.

„Hörtet Ihr den Schuß? — seht Ihr den Rauch dort?“ frug der junge Jäger mit leiser, kaum hörbarer Stimme, aber zitternden Lippen und krampfhaft zuckender Gestalt.

„Nun, haben wir denn nicht eben auch geschossen?“ wandte Harvard kopfschüttelnd ein, „und der Rauch“ —

„Ist meine Wohnung,“ knirschte Jener, krampfhaft mit der Rechten seine Büchse umklammernd, als wenn er die Eisenfinger in den Lauf pressen wollte; „dort liegt oder dort lag mein Haus — die Mormonen sind in der Ansiedlung!“ Und ohne nur eine Antwort der Gefährten abzuwarten, ergriff er das Fleisch, das über seinen Sattel an beiden Seiten herunterhing, schleuderte es vom Pferde und diesem die Hacken in die Seiten bohrend und mit fester Hand den Zügel ergreifend, sprengte er in so rasendem Galopp den steilen Hügel hinunter, daß die Zurückbleibenden entsetzt ihre Thiere anhielten und in jedem Augenblicke fürchteten, den Tollkühnen Hals und Beine in unvermeidlichen Sturze brechen zu sehen. Doch erreichte er glücklich den Fuß desselben und war mit Gedankenschnelle im Dickicht verschwunden.

Der alte Stevenson hatte aber indessen auch nicht müßig da gehalten und er sowohl als Harvard entledigten sich schnell ihrer Last, die Jim, wie ihm sein Vater mit wenigen Worten zurief, zum Hause nachbringen sollte, während die beiden Männer ebenfalls, zwar etwas vorsichtiger als der junge Greenford, doch auch ohne Zeitverlust, dem Berangeritten in gerader Richtung nach des alten Stevenson's Wohnung zu folgten.

Jim aber sah sich kaum allein, als er einen Augenblick auf seinem Pferde hielt und die ihm überlassenen Fleischstücke mit prüfenden, überlegenden Blicken betrachtete. Er ging augenscheinlich mit sich selbst zu Rathe, ob er dem Befehle seines Vaters gehorchen, oder den Anderen folgen sollte. Da schallte aus dem Thale herauf ein Schuß und entschied augenblicklich die Handlung des jungen Hinterwäldlers. Anstatt sein Pferd mit der Jagdbeute zu belasten und langsam nach Hause zu ziehen, ergriff er ebenfalls das auf der linken Seite seines Thieres hängende Fleisch und warf es mit kräftigem Ruck über die rechte zu dem anderen hinab, stieß seinem also erleichterten und freudig aufwiehernden Pferde, das schon unwillig gestampft hatte, als es sich von den übrigen verlassen sah, die Hacken ein und sprengte, ganz dem Beispiele des vorausgeeilten Vaters folgend, in wilder Hast der eigenen Wohnung zu.

Greenford durchflog indessen in rasender Schnelle die Strecke, die ihn von Stevenson's Hause trennte — ein niederhängender Ast riß ihm seine Mütze vom Kopfe — er achtete es nicht — unter einer Weinrebe dahin sausend, ergriff diese die auf seinem Rücken mit dünnem Bast befestigte Jagddecke — einen leisen Fluch nur stieß er aus und stärker preßte er die Seiten des sich auf das Aeußerste anstrengenden Thieres, das jetzt, als es einen schmalen, zu des alten Mannes Hause hinführenden Fahrweg erreichte, auf diesem dahindrausend kaum den Boden zu berühren schien.

Da schimmerten ihm von ferne die hellen Schindeln des kleinen Hauses entgegen, das sein Liebstes auf dieser Welt in sich faßte, und sahen weiter, da Alles ruhig und friedlich zu sein schien, seinem gepreßten Herzen mit einem freudigen „Gott sei Dank!“ Luft machen, als er in nicht großer Entfernung — aber seitwärts von der Wohnung — mehrere Schüsse fallen hörte. Zwei Minuten darauf hielt er euch mit dem schnaubenden, zitternden Roß vor der bekannten Thür — aber — allmächtiger Gott! — Verderben und Zerstörung schien überall zu herrschen und mit starren, weitaufgerissenen Augen starrte er, selbst keines Gedankens, keiner Bewegung fähig und das Aergste fürchtend, die sonst so freundliche, jetzt wüst und öde aussehende Wohnung an, als plötzlich die schlanke, ehrwürdige Gestalt von Anna's Mutter in der Thür erschien und, den jungen Mann erkennend, ausrief: „O, rettet — rettet meine Tochter — Eure Braut!“

„Wo?“ war das einzige Wort, das er in fürchterlichstem Entsetzen ausstoßen konnte, als wieder ein Schuß fiel und die alte Frau, selbst sprachlos vor innerem Seelenschmerz, nur eine stumme, flehende Bewegung nach jener Gegend zu machte.

Er erwiederte keine Silbe; aber der Rappe fühlte den Sporn und ihn scharf beraumenend, mit wildem Sprunge einige im Wege liegende Baumstämme überfliegend, trug ihn das, durch den rasenden Reiter fast zu gleicher Wuth aufgereizte Thier der geraubten Geliebten nach.

Der am gestrigen Tage von dem jungen Greenford besiegte Mormone war mit Zorn und Wuth im giftergefüllten Herzen hinweggeeilt, fest entschlossen, die ihm widerfahrene Beleidigung fürchterlich zu rächen.

Noch mit sich selbst berathend, auf welche Art er dies am besten bewerkstelligen könnte, begegnete ihm der Prophet Joe Smith selbst, der mit einigen seiner Anhänger aus der schon erwähnten Gesellschaft der Daniten gerade von einem Gerichtstag des benachbarten Distrikts kam, wohin er wegen mehrfach verübter Diebstähle der Seinigen citirt und trotz dem beharrlichen Leugnen seiner Genossen, trotz seinem eigenen Meineid, der vorliegenden, kräftigen Beweise wegen, mit bedeutender Strafe belegt und überdies bedroht worden war, daß das Gericht seine Güter untersuchen wolle und ihn, so er es gewagt habe, falsch zu schwören, das Zuchthaus bedrohe.

Mit den Zähnen knirschend hörte er den Bericht des gemißhandelten Bruders, der, um seiner Rache gewiß zu sein, ihm erzählte, wie eine Mehrzahl ihn zu Boden geworfen und geschlagen und dabei drohende, recht gotteslästerliche Reden gegen ihn, den Propheten selber, wie gegen die heilige Religion, der sie huldigten, ausgestoßen habe.

Zitternd vor verhaltener Wuth stand die kräftige Gestalt dieses merkwürdigen Mannes, seine Fäuste ballten sich, seine Zähne knirschten, aber er gewann augenblicklich die ganze, ihm so schnell zu Gebote stehende Gewalt über sich selber wieder, und mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen, mit emporgereckten Armen schien er plötzlich in ein tiefes, brünstiges Gebet versunken, während dessen sich seine Gesichtszüge glätteten und seine Mienen eine fast friedliche, ruhige Heiterkeit annahmen.

Zwei Minuten mochte er so gestanden haben, während deren keiner seiner Begleiter ein Wort zu sprechen wagte, da auf einmal überflog ein triumphirendes Lächeln seine dunklen Züge — seine Augen blitzten — die ganze Gestalt hob sich, und wie von einem Gott begeistert rief er aus: „Zum Kampf — zur Rache! Die Hand der Gerechten schmettere Vernichtung nieder auf die Häupter der Gottlosen — der Herr der Heerscharen wird die Kinder Zions beschützen und seine Heiligen werden Sieger bleiben. Fluch denen, die den Stamm verachten, den der Herr auserwählt hat, aber siebenmaligen Fluch und fürchterliche Strafe denen, die ihre Hand an die Lieblinge des Höchsten legen!“

In jubelndem Triumphgeschrei stimmten seine Begleiter ein und in fröhlicher Hast flogen sie auf schnellen Pferden, von dem Propheten abgesandt, zu den benachbarten Glaubensgenossen, um augenblicklich auf frischer That die Schuldigen zu strafen und die Ungläubigen zu überführen, wie schnell die Rache der Heiligen einer erlittenen Beleidigung folge.

Noch in derselben Nacht versammelten sie sich in einer unbewohnten Hütte an der Straße nach St. Louis, und der Prophet hielt eine Rede voll glühender Begeisterung, in der er sie aufforderte, am wahren Glauben festzuhalten und mit starker Hand die Feinde desselben zu züchtigen.

„Fürchtet nicht die Scharen der Feinde,“ rief er unter Anderem, „fürchtet nicht ihre Drohungen, mit denen sie Euch einschüchtern wollen, laßt sie ihre Truppen sammeln — ihre Bajonette werden stumpf werden, wenn sie die Luft berühren, die uns umgiebt, und ihre Kugeln schmelzen, ehe sie das Rohr verlassen. Glaubt Ihr, Jene könnten den Sieg davon tragen, wenn der Herr mit Euch zieht? Glaubt Ihr, die Scharen der Sünder vermöchten Euch zu unterjochen, wenn die Scharen der Engel in Euren Reihen kämpfen? Fort zum Sieg! und Rache und Beute lohne Eure That.“

Ein wilder Wahnsinn mußte den Geist des teufen Priesters umnachtet haben, der in entsetzlicher Verblendung die Seinigen einem Kampf mit einer ihnen unzählige Male überlegenen Macht entgegentrieb, aber die bisherige grenzenlose, fast unverzeihliche Nachsicht des Staates mit seinem und der Seinigen Treiben, da der Gouverneur sowohl als die Gesetzgebung von Missouri mehr eine religiöse Schwärmerei als wirkliche Bosheit und Schlechtigkeit in allen Vergehungen dieses religiösen Schwarmes sah, hatte ihn kühn gemacht und in wildem Trotz, der durch die gemachten bitteren Erfahrungen noch nicht gedemüthigt war, glaubte er mit dem Beistand des Himmels und der Engel, die er für seine festen Bundesgenossen ausgab, „das Reich Zions erweitern“ und die „Heiligen des letzten Tages“ zu den alleinigen Herren der Erde, oder wenigstens für jetzt zu denen Missouri's machen zu können.

In derselben Stunde nun, da Stevensons, Greenford und Harvard zur Jagd aufbrachen, rüsteten sich diese „Männer der guten Sache,“ wie sie sich nannten, um eine vermeinte Beleidigung an Unschuldigen zu rächen, die kaum davon reden gehört, und Schrecken und Verwirrung in eine Ansiedelung zu tragen, in welcher bis jetzt stets Ruhe und Friede geherrscht hatte.

Ihr erster Zug war zu dem Hause Greenford's, weil der gemißhandelte Mormone diesen als den Haupträdelsführer bezeichnete. In aller Stille wurde Feld und Wohnung desselben umzingelt, indem sie den jungen Mann auf seinem Eigenthum zu finden hofften, in ihrer Erwartung aber getäuscht, erbrachen sie das Haus und zündeten es aus Wuth, daß sie nicht einmal etwas des Forttragens Werthes darin gefunden hatten, an, ihren Haß sogar so weit treibend, daß sie Feuer unter die Fenne legten, um auch die Umzäunung seiner Felder zu vernichten und, für dieses Jahr wenigstens, seine Ernte zu zerstören. Von hier aus theilten sie sich und die größere Hälfte zog nach Stevenson's Wohnung, auf den sie ebenfalls erbittert waren, weil er sich stets ihren Anmaßungen fest und stark entgegengestellt und ihre Drohungen verlacht hatte.

Auch diesen nicht zu finden steigerte ihre Wuth immer mehr; sie brachen, die flehenden Bitten der Weiber nicht beachtend, in sein Haus ein, warfen alles Geräth und Geschirr hinaus, zertrümmerten, was zertrümmert werden konnte und wollten eben den Feuerbrand auch in diese friedliche Hütte werfen, als sich das junge Mädchen dem Propheten, der in dem Augenblick mit seinem anderen Trupp herankam, entgegenwarf und ihn flehentlich bat, nicht das Obdach ihrer alten Aeltern zu zerstören.

Der Bube, durch die Reize der Jungfrau entzündet, befahl seinen Leuten im Namen des Herrn einzuhalten, legte aber zu gleicher Zeit seine Hand auf die Schulter des zitternden Mädchens, erhob sie in den Rang der „Egyptischen Heiligen,“ die werth wäre, eine „Kammerschwester der Mildthätigkeit“ zu werden, und rief zweien seiner Helfershelfer zu, sich derselben zu bemächtigen und sie auf ein Pferd zu nehmen.

Vergebens sträubte sich das hülflose Wesen und rief wild nach Rettung, vergebens flehte die alte, von Allen verlassene Frau Fluch und Verderben auf die Häupter der Nichtswürdigen herab, das Mädchen, in der Faust der kräftigen Männer schwach und widerstandsunfähig, ward auf ein Pferd gehoben, auf welches sich, hinter sie, der Ankläger und die Ursache dieses ganzen Ueberfalls schwang, und fort ging's in scharfem Galopp, den eignen Ansiedelungen zu. Aber Mehrere der Nachbarn hatten sich indessen, durch den jüngsten Stevensen aufgerufen, gesammelt und stürmten mit Büchse und Messer dem Orte der Gefahr zu, um die Ruhestörer mit kräftiger Hand zurückzutreiben; doch war die Uebermacht der Mormonen zu groß und obgleich die kühnen Missourier, mit dem Knaben Tom an der Spitze, der sich mit wilder Todesverachtung auf die Buben warf, seine Schwester zu befreien, ihr Aeußerstes versuchten, obgleich sie mehrere der Feinde verwundeten, wurden sie doch bald zurückgedrängt und konnten nur zähneknirschend den Siegenden nachsehen. So standen die Sachen, als Greenford auf schäumendem Rosse der Spur der sich Zurückziehenden folgte und bald die unter den Hufen ihrer Rosse aufwirbelnde Staubwolke gewahrte.

„O, nur jetzt halte noch aus,“ rief er, in unsäglicher Aufregung den Hals seines wild dahindrausenden Renners klopfend, „nur noch wenige Minuten halte aus, mein treues Thier, bis ich des Schurken Herz getroffen, der mein Lieb gestohlen, dann magst Du mit oder über mir zusammenbrechen, aber nur bis dahin noch zeige Deine alte, so oft erprobte Kraft.“

Näher und näher aber kam er dem sich in schnellem Trabe fortbewegenden Zuge, schon konnte er die einzelnen Pferde, die einzelnen Menschen erkennen und dort — dort — mitten in der Schar glänzte das weiße Kleid des geraubten Mädchens.

Einen Schrei der Angst und Freude stieß er aus und die hochgeschwungene Büchse in der Faust, da er, aus Furcht seine Braut zu treffen, nicht wagen durfte zu schießen, flog er mit wildem herausforderungsruf den sich bestürzt umwendenden Feinden nach.

F. Gerstaecker.

(Schluß folgt.)

„Muß das sein?“ frazte sie.

„Würde ich gehen, von Ihnen gehen, Elise?“

Sie schwieg still, aber ihre Hand bebte, die Gustav in der seinigen hielt.

„O Elise,“ rief er innig, „dürfte ich dieser bebenden Hand, diesen umflorten Augen trauen, dürfte ich hoffen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig geblieben wäre —“

„Gleichgültig? Nein, mein Freund! Ich werde Sie vermissen und recht oft Ihrer denken —“

„Mehr nicht, Elise? Mehr nicht? Ich werde schwer ohne Sie leben! Mein Herz, meine Gedanken werden bei Ihnen bleiben, irren ich weiter und weiter von Ihnen gehen; die Welt wird mir öde und freudlos erscheinen, nachdem ich die Wonne und den Zauber Ihrer Nähe empfunden habe, und nicht einmal den Trost mit mir nehmen kann, daß ich Ihnen lieb, einzig lieb geworden bin, daß auch Ihr Herz —“

„Halten Sie ein, Undankbarer,“ unterbrach ihn Elise, „und wenn es Ihnen zum Trost gereichen kann, so nehmen Sie die Versicherung, daß auch ich —“

Hier hielt ihr Gustav sanft die Hand auf den Mund, kniete vor ihr nieder, brach in Thränen aus und rief mit unverstellter Stimme: „Ach, Elise, vergieb — vergieb eine Posse, die ich längst bereute und nicht weiter treiben mag. Todesangst ergreift mich, wenn ich mir denke, daß ich um dieses muthwilligen Streiches willen die Freundin verlieren könnte.“

Elise war erstarrt, als sie Franziska's Stimme erkannte. Sie ahnete nun den Zusammenhang, sprang ganz entrüstet vom Sopha auf, und erwiederte kalt und verächtlich: „Die hast Du verloren, und auf immer!“

Aber so leicht ließ sich Franziska nicht abweisen, sie sagte ihr: „Sei gescheidt und gut wie immer. Ich konnte Dir nicht verzeihen, daß Du mich nicht lieben wolltest, und Dein „Nimmermehr“ rief alle bösen Geister in mir wach. Laß die Zierpuppe, den Gustav, fahren und nimm dafür Deine Franziska wieder in's Herz, die Dir's durch Treue lohnen wird. Kein Mensch erfährt auch unser kleines Intermezzo, welches uns ja beide beschäftigt hat. Denn ich, das versichere ich Dir auf Ehre, um noch einmal in meiner Rolle zu sprechen, war ordentlich ganz verliebt in Dich.“

Sie merkte den günstigen Eindruck dieser Worte und fuhr fort: „Ja es war meine einzige Freude, den Tag über an Dich zu denken und Dich mit mir beschäftigt zu wissen. Darum sei gut und vergieb.“

Elise reichte ihr abgewendet die Hand und murmelte dazu: „Nur wenn es Niemand erfährt.“

„Behüte, keine Seele. Ich lasse ihn morgen mit dem Frühesten abreisen, Abends kehr' ich heim, denke ihn noch hier zu finden, bringe ihm die Einwilligung der Aeltern seiner Braut, — denn siehst Du, die hat er gehabt, und Du, meine Elise, bist seine Vertraute gewesen. Ist's so recht?“

Elise nickte und bald war das gute Einverständniß wieder da.

Franziska ordnete Alles mit Klugheit und Umsicht, so daß kein Mensch den wahren Hergang vermuthete. Sie aber konnte sich's nicht versagen, die Rose aufzuheben, die ihr als Liebeszeichen in der letzten Stunde geworden war.

Pauline und Thekle waren bald wieder versöhnt und trösteten sich über die scheinbare Vernachlässigung.

„Denn da er eine Braut hatte“ — und hoffnungslos liebte — so wenig seines Glücks gewiß war — mußte man ihm Alles vergeben.

Bald darauf vermählte sich Franziska mit dem Hauptmann Stern, der schon längst ihr stiller Verehrer war, und Elise — nun — sie nahm vorlieb — wie ihr die Freundin prophezeite.

Sie heirathete den Major, trotz dem etwas breiten Gesicht, den grauen aber doch gutmüthigen Augen.

Unter den werthvollen Hochzeitgeschenken aber, welche Franziska der Freundin verehrte, befand sich wie zufällig eine vertrocknete Rose. Lächelnd warf sie Elise zum Fenster hinaus.

A. v. D.

Berichtigung.

Feuilleton. Nr. 44, Seite 368, Spalte 1, Zeile 15 von unten lies statt: daß ich geneigt bin: „daß ich nicht geneigt bin.“

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Nr. 1. Jahrg. I.

Die Rose.

Novelle von Ernst Ziel.

Es war ein schöner Sommertag, als ich mich auf den Weg machte, um meine Freundin Elsa Hellmann zu besuchen. Ich hatte sie seit Monaten nicht gesehen, da sie mit ihrer Mutter auf dem Lande weilte, und freute mich darauf, sie wiederzusehen. Ich wußte, daß sie mich erwartete, denn ich hatte ihr meinen Besuch angekündigt.

Als ich in das Dorf kam, in welchem sie wohnte, fragte ich nach dem Hause, in welchem sie sich befand, und ging dann durch den Garten, um sie aufzusuchen. Ich fand sie in einer Laube, wo sie mit einer Handarbeit beschäftigt war. Sie sah mich kommen und erhob sich, um mir entgegenzugehen. Ich begrüßte sie herzlich und sie bot mir ihre Hand.

Sie war noch schöner geworden, seit ich sie nicht gesehen hatte. Ihre Augen strahlten vor Glück und ihre Wangen waren rosig angehaucht. Sie trug ein einfaches weißes Kleid und hatte eine Rose im Haar.

Wir setzten uns und plauderten lange miteinander. Sie erzählte mir von ihrem Leben auf dem Lande und ich berichtete ihr von meinen Erlebnissen in der Stadt. Dann gingen wir in den Garten und spazierten zwischen den Blumenbeeten umher.

Plötzlich sah ich, daß die Rose aus ihrem Haar gefallen war. Ich hob sie auf und reichte sie ihr. Sie dankte mir und steckte sie wieder in ihr Haar. Dann setzten wir uns auf eine Bank unter einem Baum und sprachen weiter.

Es war ein schöner Tag, den ich mit ihr verbrachte, und ich werde ihn nie vergessen.

Auf das wilde Geschrei, welches die erste Steinsalve begleitet hatte, war eine tiefe Stille eingetreten, die erst von der Stentorstimme des Steindrechers unterbrochen wurde.

— Die Wölfe haben geheult, — schrie er — wir wollen jetzt sehen und abwarten, wie die Vertilger uns antworten werden und ob sie den Kampf annehmen.

— Wir müssen sie alle aus ihrer Fabrik herauslocken und den Kampf auf freiem Gebiete beginnen, — sagte der Kleine mit dem Spürhundsgesichte, welcher der Rechtgiebrte der Menge zu sein schien; — geschieht das nicht, so ist Verletzung ihrer Wohnung vorhanden.

— Verletzen! was geht das uns an?... — schrie die häßliche Megäre Giboule; — draußen oder drinnen, ich muß mit den Fabrikkatzen abrechnen.

— Ja, ja, — schrien andere, eben so zerlumpte und häßliche Weiber wie Giboule — die Männer sollen nicht Alles haben.

— Wir wollen auch etwas zu thun haben.

— Die Fabrikweiber sagen, alle Frauen in der Umgegend tränken nicht wenig und liebten viel, — schrie der Kleine mit dem Spürhundsgesichte.

— Gut, das wollen wir ihnen bezahlen.

— Das ist Sache der Frauen.

— Das ist unsere Sache.

— Weil sie so gern in ihrem gemeinsamen Hause singen — schrie Giboule — sollen sie von uns die Arie lernen: „Zu Hülfe mir... man will mich tödten.“

Dieser barbarische Scherz wurde mit Geschrei, Pfeifen und tollem Fußgetrampel beifällig aufgenommen, bis endlich die Stentorstimme des Steindrechers diesem Unwesen ein Ende machte. Er schrie:

— Ruhe!

— Ruhe!... Ruhe! — wiederholte die Menge — hört, was der Steindrecher sagt.

— Wenn die Vertilger schlau genug sind in ihrem Neste zu bleiben, so wollen wir ihnen noch eine Steinsalve zukommen lassen, — da unten ist eine Thür;... wir werden sie dann aufbrechen und die Herren in ihren Löchern aufsuchen.

— Es würde viel besser sein, wenn wir ihnen draußen ein Treffen liefern könnten und kein einziger in der Fabrik zurückbliebe... — sagte der Kleine mit der Spürhundsphysiognomie, der noch etwas Anderes im Sinne zu haben schien.

— Man schlägt sich, wo man kann, — donnerte der Steindrecher — wenn es nur zum Galgen kommt... es geht Alles... Nicht wahr, meine Wölfe, man kann sich auch auf dem Dache und einer Mauer todtschlagen?

— Ja wohl!... ja wohl! — jauchzte die Menge, von diesen wilden Scherzen begeistert, — wenn sie nicht herauskommen wollen, werden wir Gewalt brauchen und hineinkommen.

— Wir werden uns ihren Palast einmal ansehen!

— Diese Helden haben nicht einmal eine Kapelle, — sagte die Baßstimme, — der Herr Pfarrer hat sie verdammt.

— Warum haben sie denn eigentlich ein Schloß und wir nur Hütten?

— Herrn Hardy's Arbeiter sagen, für Hunde, wie Ihr, seien Eure Hundehütten noch viel zu gut, — schrie der Kleine mit dem Spürhundsgesichte.

— Ja!... Ja! das haben sie gesagt.

— Es soll euch Nichts ganz bleiben.

— Ihr Prachtgebäude wird sein schönes Ansehn verlieren.

— Wir wollen durch die Fenster eine Einsicht ihres Hauses vornehmen.

— Und wenn wir die Katzen, diese Zierassen, zum Singen gebracht haben, — schrie Giboule, — sollen sie tanzen, und wir wollen mit Steinen auf ihren Köpfen den Takt dazu angeben.

— Also hört Ihr, Wölfe, — brüllte die Stentorstimme des Steindrechers, — noch eine Salve, und kommen die Vertilger noch nicht heraus... dann nieder mit der Thür.

Mit wildem Beifallsjauchzen wurde dieser Vorschlag aufgenommen, und der Steindrecher, dessen Stimme gewaltiger war als der Lärm, schrie mit aller Kraft seiner Herkuleslunge:

— Achtung! Ihr Wölfe... Steine in die Hand... und alle... Seid Ihr fertig?

— Ja, ja, wir sind fertig...

— Angezielt!... Feuer...

Und zum zweiten Male regnete ein Steinhagel gegen die Vorderseite des gemeinsamen Hauses, welche nach den Feldern zuging; ein Theil der Geschosse zerbrach die Scheiben, die noch unversehrt geblieben waren. Unter dem Geklirr der zerschmetterten Fensterscheiben ertönte in einem furchtbaren Chore das furchtbare Geschrei der von ihren Thaten berauschten Menge:

— Schlacht und Tod den Vertilgern!

Das Geschrei wurde haarsträubend, als durch die zerbrochenen Fenster die Stürmenden sahen, wie Frauen auf- und abliefen, wie sie verstört, die Einen ihre Kinder mit sich zogen, Andere die Hände zum Himmel emporstreckten und um Hülfe riefen, und noch Andere, die kühner waren, sich den Fenstern näherten, um die Läden zu schließen.

— Aha! die Ameisen ziehen aus! — schrie Giboule und bückte sich nach einem Steine, — Steinwürfe sollen ihnen behülflich sein!

Der Stein, von der sichern Mannesfaust der Megäre geworfen, traf eine unglückliche Frau, welche sich zu einem Fenster hinausbog, um einen Laden zu schließen.

— Getroffen... ich habe sie in den Sand gestreckt... — schrie das häßliche Weib.

— Mit Recht hat man Dich Giboule getauft... Du triffst gut à la boule — sagte eine Stimme.

— Giboule soll leben!

— Kommt heraus, Ihr Vertilger, wenn Ihr Muth habt!

— Sie, die doch immer sagten, alle Nachbarn wären zu feig, um ihr Haus nur einmal anzusehen, — sprach der Kleine mit dem Spürhundsgesicht. — Jetzt haben sie Manschetten!

— Sie wollen nicht herauskommen, — schrie der Steindrecher mit Donnerstimme. — Wir wollen sie hinausräuchern!!

— Ja... Ja!

— Wir wollen die Thür sprengen.

— Wenn wir sie nur noch finden.

— Vorwärts... vorwärts...

Und unter Lärmen wälzte sich die Menge, an der Spitze der Steindrecher und in dessen Nähe die Giboule, seinen Knüttel schwingend, gegen ein großes Thor nicht weit davon.

Die Ebene dröhnte unter den eiligen Fußtritten der Masse, deren Geschrei ganz verstummt war; aber dieser dumpfe, ich möchte sagen, unterirdische Lärm war noch fürchterlicher als das wahnsinnige Geschrei.

Die Wölfe waren bald vor dem Thore aus massivem Eichenholz angelangt.

Eben als der Steindrecher seinen ungeheuren Steinhammer aufhob, um gegen den einen Thürflügel zu schlagen, that sich plötzlich derselbe auf. Einige von den kampflustigsten Stürmern wollten hineinstürzen, aber der Steindrecher trat zurück und streckte seine Arme aus, wie um die Hitze der Stürmenden zu mäßigen und Stillschweigen zu gebieten; sie stellten sich also um ihn rings herum.

Durch das halboffene Thor erblickte man ein kleines Häufchen Arbeiter, dessen Haltung aber ihren Entschluß anzeigte; in der Eile hatten sie sich mit Hengabeln, Eisenstangen und Knütteln bewaffnet. Agricol stand an ihrer Spitze, in seiner Hand den schweren Schmiedehammer.

Der junge Arbeiter war blaß; aber an seinen feurigen Augen, seiner herausfordernden Miene, seiner unerregten Sicherheit konnte man erkennen, daß das Blut seines Vaters in seinen Adern rollte und er wohl in einem solchen Kampfe Schrecken einflößen könnte. Doch wußte er sich zu bezwingen und fragte den Steindrecher mit fester Stimme:

— Was wollt Ihr?

— Kampf! — schrie der Steindrecher donnernd.

— Ja, ja, Kampf!... wiederholte die Menge.

— Ruhe, Ihr Wölfe, — schrie der Steindrecher, indem er sich umdrehte und seine breite Hand gegen die Masse ausstreckte.

Hierauf wendete er sich zu Agricol:

— Die Wölfe wollen kämpfen...

— Mit wem?

— Mit den Vertilgern.

— Hier giebt es keine Vertilger, — entwortete Agricol, — hier giebt es nur ruhige Arbeiter... zieht von dannen...

— Nun gut! hier sind Wölfe, welche die ruhigen Arbeiter verspeisen wollen.

— Die Wölfe werden Niemand fressen, — sagte Agricol, dem Steindrecher, welcher sich drohend näherte, starr in's Gesicht sehend, — vor den Wölfen fürchten sich höchstens Kinder.

— So!... glaubst Du? — sagte der Steindrecher, spöttisch grinsend. Dann hielt er Agricol seinen schweren Steinhammer so zu sagen unter die Nase und fragte:

— Was meinst Du dazu? Ist das etwas zum Lachen?

— Und das! — sagte Agricol, der mit einer blitzschnellen Bewegung den Hammer des Steindrechers mit seinem Schmiedehammer wegschlug.

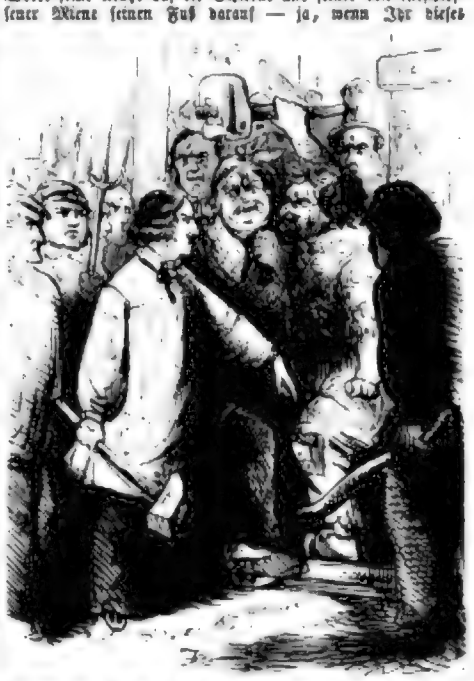
— Eisen... gegen Eisen... Hammer gegen Hammer, das liebe ich, — meinte der Steindrecher.

— Es ist jetzt nicht die Rede davon, was Euch anstcht, — erwiederte Agricol, der sich kaum noch mäßigen konnte — Ihr habt unsere Fenster zerbrochen, unsere Frauen erschreckt und den ältesten Arbeiter unserer Fabrik vielleicht tödtlich verwundet, daß er jetzt in den Armen seines Sohnes liegt, — Agricol's Stimme wurde wider seinen Willen bewegt, — ich denke, das ist genug.

— Nein! die Wölfe haben noch mehr Hunger, — sagte der Steindrecher, — Ihr sollt herauskommen, Ihr Schlangköpfe; kommt auf das Feld und kämpft mit uns.

— Ja, ja, kämpfen!... sie sollen herauskommen... — schrie die Menge, indem sie dazu heulte, pfiff und die Knüttel schwang, in dem engen Raume vor dem Thore dicht zusammengedrängt und sich hin und her stoßend.

— Wir wollen nicht kämpfen, — war Agricol's Antwort; — wir wollen nicht zu Euch hinauskommen. Wenn Ihr das hier überschreitet sollter — Agricol warf während dieser Worte seine Mütze auf die Schwelle und stellte mit entschlossener Miene seinen Fuß darauf — ja, wenn Ihr dieses



überschreitet, so greift Ihr uns in unserm Hause an... und die Verantwortung für Alles, was daraus entstehen kann, fällt auf Euch.

— Drinnen oder draußen, wir werden kämpfen; die Wölfe sind lüstern nach den Vertilgern!... Da, nimm Deinen Theil!

So schrie der wüthende Steindrecher und wollte mit seinem Hammer auf Agricol einschlagen. Dieser aber sprang schnell zur Seite, wich dem Hiebe aus und ließ seinen Hammer auf die Brust des Steindrechers niederfallen. Dieser aber wankte nur einen Augenblick, stand bald wieder fest auf seinen Füßen und stürzte mit dem Rufe: — Zu mir, Wölfe! — wüthend auf Agricol los.

---

wir mit der Zeit auch dahin, einzelne wünschenswerthe Anregungen akademischer Beschaffenheit zu versuchen. Jetzt aber handelte es sich um viel allgemeinere Dinge, um Dinge, welche den mehr und mehr sich gestaltenden Stand der Schriftstellerei zu begrenzen und zu befestigen haben. Schulen und Universitäten umschließen bekanntlich schon seit längerer Zeit nicht mehr den literarischen Kreis. Gerade die lebendigste, bewegteste Literatenwelt hat sich in neuerer Zeit außerhalb des alten Kreises gebildet. Es ist ein ausgebreitetes Literatenthum entstanden, welches ebenfalls corporative Interessen hat, und ebenfalls einer corporativen, wenn auch losen Einigung bedarf.

In diesem Sinne und zu diesem Ziele hat sich schon vor Jahren hier in Leipzig ein Literatenverein gegründet, dessen ausgesprochene Absicht es stets gewesen ist, sich für alle Schriftsteller Deutschlands zu erweitern. Zu dem Ende hat er in allen Theilen des Vaterlandes Mitglieder gesucht und gefunden. Zu dem Ende hat er für alle Landschaften des Vaterlandes Zweigvereine verbereitet, damit überall die Ehre und das Interesse des Schriftstellerstandes gewahrt und im Zusammenhange mit allen Theilen des Schriftstellerstandes gewahrt werden könnten. Eine richtige Spitze all dieser Bestrebungen, die in keinerlei übergreifende Anmaßung ausarten sollen, war der Gedanke jährlich wiederkehrender allgemeiner Schriftstellerversammlungen, an denen Jedermann Theil nehmen könne, welcher Theil nimmt an der Literatur, und bei welchen also auch jeder Berufene seinen Geist und seine Welt geltend machen könne.

Es war oft davon die Rede gewesen, aber zu einem bestimmten Vorschlage war es noch nie gekommen. Jetzt kam es auf einmal dazu und zwar ohne weitere besondere Veranlassung. Ich glaube, Herr Oelkers, Mitglied des Literatenvereins, hat gegen Ende März den Vorschlag gemacht. Man beauftragte den Professor Biedermann, die nöthigen Einleitungen und Einladungen zu erlassen, und dieser nahm an und betrieb den Auftrag. So lagen etwa vier Wochen vor dem bestimmten Termine die Staffetten nach Ost und West, das heißt jene Zeitungsartikelchen, welche in neuerer Zeit so Viel anrichten. Die Zeit war allerdings kurz, aber sie war einmal bestimmt, und es schien später, als man der zu großen Kürze inne wurde, nicht mehr rathsam, den Termin hinauszuschieben. Einmal sollte bei einem so fraglichen Unternehmen durchaus kein Schwanken gezeigt werden, und zweitens erklärte man die erste Versammlung von vorn herein nur für eine vorbereitende, es galt zunächst nur einen Anfang. Der mußte um jeden Preis durchgesetzt werden.

Die Hauptfrage war: was wird vorgenommen? Denn eine solcherweise entstehende Versammlung, die doch nur einige Tage beisammen bleiben konnte, mußte jedenfalls ausgearbeitete Vorlagen und eine Geschäftsform finden, wenn sie nicht die Paar Tage mit bloßen Vorbereitungen verbringen sollte. Die parlamentarische Form, welche seit Jahren im Literatenvereine eingeführt ist, lag nahe genug, und eine solche parlamentarische Form ist ja unerläßlich geworden für heutige Versammlungen. Sie mußte wie alles Uebrige eingeleitet werden von uns, bis die Versammlung sich selbst constituirt und aus sich heraus die Leitung erwählt hatte. Wir wählten also ein Comité, welches sich mit Professor Biedermann zu vereinigen und Alles zu besorgen und zu leiten hatte bis zu dem Augenblicke, in welchem die Versammlung selbst über sich bestimmt haben würde. Die Kosten aller Vorbereitungen übernahm der Literatenverein, damit nicht mit irgend einer kleinlichen Einkassirung begonnen zu werden brauche, und die Vorlagen wurden unter den Entwürfen gesucht, welche mehr oder minder vorbereitet eben bei den Commissionen des Literatenvereins zu finden waren. Es waren folgende:

Mr. Hamilton Clarke, who has been appointed Professor of Singing at the Royal College of Music, was born in Dublin, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Mr. Walter Parratt has been appointed Professor of Organ Playing at the Royal College of Music. He was born in Huddersfield, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Mr. Walter Parratt has been appointed Professor of Organ Playing at the Royal College of Music. He was born in Huddersfield, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Mr. Walter Parratt has been appointed Professor of Organ Playing at the Royal College of Music. He was born in Huddersfield, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Mr. Walter Parratt has been appointed Professor of Organ Playing at the Royal College of Music. He was born in Huddersfield, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Mr. Walter Parratt has been appointed Professor of Organ Playing at the Royal College of Music. He was born in Huddersfield, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Mr. Walter Parratt has been appointed Professor of Organ Playing at the Royal College of Music. He was born in Huddersfield, and received his musical education at the Royal Academy of Music, where he was a pupil of Mr. Lunn and Mr. Randegger. He has been a member of the Academy staff for many years, and has also been Professor of Singing at the Royal Military College, Sandhurst, and at the Royal Naval College, Greenwich. He has sung frequently at the Crystal Palace, Richter Concerts, Philharmonic Society, Sacred Harmonic Society, and other leading concerts, and has appeared at the Leeds Festival of 1892. He is a member of the Madrigal Society, and has been a member of the Royal Choral Society since its foundation.

Herr Hardy war auf der Höhe des Hügels angekommen.

In diesem Augenblicke brach die eine Zeitlang verhalten gewesene Feuersbrunst mit neuer Wuth in dem gemeinschaftlichen Hause, das sie erreicht hatte, aus.

Ein heller, erst weißlicher, dann rother... dann kupferfarbener Schimmer erleuchtete fernhin den Horizont.

Herr Hardy sah das mit an... und ihn ergriff eine Art ungläubigen Staunens, eine förmliche Gedankenlosigkeit. Plötzlich schwang sich in einem Wirbel von Rauche, von einem Schwarme Funken begleitet, eine ungeheure Flammengarbe zum Himmel empor und warf auf das ganze Feld und bis zu Herrn Hardy's Hause glühende Wiederscheine.

Die Heftigkeit des Nordwindes, der die Flammen peitschte und vor sich her jagte, daß sie unter seinem Athem wogten, brachte bald die hastigen Klänge der Sturmglocke seiner brennenden Fabrik zu Herrn Hardy's Ohren herüber.

Der schwarze Panther von Java.

Fünftes Kapitel.

Der Unterhändler.

Seit dem Brande der Fabrik des Herrn Hardy sind wenige Tage verflossen. Der folgende Auftritt begiebt sich Rue Gloris, in dem Hause, wo Robin ein jetzt aufgegebenes Absteigequartier hatte, dasselbe Haus, in dem auch Pompon-Rose wohnte und ohne die geringste Bedenklichkeit die Wirthschaft ihres Freundes Philemon benutzte.

Es war ungefähr Mittag, Pompon-Rose frühstückte allein in dem Zimmer des noch immer abwesenden Studenten sehr gemüthlich bei ihrem Feuer; aber was war das für ein sonderbares Frühstück, welches seltsame Feuer, welches tolle Zimmer!

Man denke sich ein ziemlich großes Gemach, das durch zwei Fenster ohne Vorhänge sein Licht bekam, denn da sie auf unbewohntes Gebiet hinausgingen, hatte der Eigenthümer des Zimmers keine unbescheidenen Blicke zu befürchten. Eine Seite des Zimmers diente als Kleiderkammer; man erblickte auf einem Mantelhalter das hübsche Auskleiderrestchen Pompon-Rose's, nicht weit davon die Schifferjacke Philemon's und seine weiten bethertten Schifferhosen von grober grauer Leinwand so wahrheitsgetreu, daß man tausend Seeflüche darauf schwören möchte, er habe während einer Reise um die Welt den Maskkorb einer Fregatte bewohnt. Ein Kleid von Pompon-Rose drapirte sich so malerisch über ein Paar Morgenpantalons mit Stiefeln, daß die letzteren unter dem Rocke hervorzukommen schienen. Auf dem untersten Fache einer kleinen außerordentlich staubigen und vernachlässigten Bibliothek sah man neben drei alten Stiefeln — warum drei Stiefel? — und mehreren leeren Flaschen einen Todtenkopf, ein Andenken der Osteologie und Freundschaft, welches ein Freund Philemon's, ein Student der Medicin, ihm hinterlassen. Einem im Quartier Latin sehr beliebten Scherze zufolge hielt dieser Kopf zwischen seinen wunderschönen weißen Zähnen eine überzogene Thonpfeife, ferner wurde sein leuchtender Schädel halb von einem alten Lastträgerhute bedeckt, der sehr verwegen schief saß und ganz mit Blumen und verschossenen Bändern bedeckt war; wenn Philemon trunken war, betrachtete er lange dieses Knochengesicht und ließ sich die sprudelndsten Monologe in Betreff der philosophischen Vergleichungspunkte zwischen dem Tode und den todten Freuden des Lebens entschlüpfen.

Zwei oder drei Masken von Thon, an Nase und Kinn mehr oder minder abgestoßen, waren an die Wände genagelt und zeugten für eine vorübergehend gewesene Neugier Philemon's in Bezug auf Phrenologie, bedeutende, ausdauernde Studien, deren streng logisches Endergebniß für ihn folgendes gewesen: — Da er in außerordentlichem Grade das Organ des Schuldenmachens habe, müsse er sich in das Verhängniß seiner Organisation finden, welche ihm den Ständiger als ein Lebensbedürfniß hinstelle.

Auf dem Kaminsimse stand ungefährdet und in seiner Majestät das gigantische Prunkglas des Schlaraffenschiffers neben einer Theekanne, welche der Tülle ermangelte, und einem Dintenfasse von schwarzem Holze, dessen Oeffnung unter einer Lage dichten grünlichen Schimmels halb verdeckt war.

Von Zeit zu Zeit wurde das Schweigen dieses Aufenthalts von dem Gurren der Tauben unterbrochen, denen Pompon-Rose eine herzliche Gastfreiheit in dem Arbeitscabinet Philemon's gegeben hatte.

Frostig wie eine Wachtel hielt sich Pompon-Rose nicht an diesem Kamine, und schien sich zu gleicher Zeit an der milden Wärme eines Sonnenstrahles zu erfreuen, der sie mit einem Goldschimmer umfloß.

Dieses närrische kleine Geschöpf hatte ein höchst wunderliches Costüm, das aber doch die Blüthenfrische ihrer siebzehn Jahre, ihre reizende Physiognomie und ihr anmuthiges Scheinengesichtchen sehr gut kleidete, welches letztere von hübschen blonden Haaren umsäumt war, die alle Morgen sorgfältig gekämmt und geglättet wurden.

Als Schlafrock hatte Pompon-Rose über ihr Hemd das große Hemd von scharlachrother Wolle gezogen, welches zu Philemon's Dienstkleidung als Schlaraffenschiffer gehörte; der offene umgeschlagene Kragen ließ die weiße Leinwand des untersten Kleidungsstückes des jungen Mädchens wie ihren Hals, die volle Wölbung ihres Busens und ihrer Schultern mit Grübchen sehen, wahre Cabinetsstücke von so festem, so glänzendem Sammet, daß das Scharlachhemd sich auf der Haut zu einem rosigen Tone abzuschimmern schien; ihre frischen, rundlichen Arme sahen bald aus den weiten zurückgeschlagenen Aermeln hervor und gleichfalls sah man zur Hälfte ihre reizenden Füße und Beinchen über einander gekreuzt, mit glattsitzenden weißen Strümpfen und bis zum Knöchel reichenden kleinen Halbstiefeln bekleidet. Ein Halstuch von schwarzer Seide hielt das Scharlachhemd um die Wespentaille Pompon-Rose's über den Hüften zusammen, welche der innigen Begeisterung eines modernen Phidias würdig waren, und dieser Gürtel gab dieser vielleicht etwas zu wollüstig ihre Formen hervorhebenden Kleidung eine sehr originelle Anmuth.

Wir hatten behauptet, das Feuer, an welchem Pompon-Rose sich wärmte, sei seltsam gewesen... Man urtheile selbst. Die Verschwenderin und Leichtsinnige war gerade mit ihrem Holzvorrathe zu Ende und heizte nun sparsamerweise mit den Stiefelleisten Philemon's, welche übrigens ein außerordentlich glattes und hübsch anzusehendes Brennmaterial abgaben.

Wir behaupteten ferner, das Frühstück sei sonderbar gewesen. Man urtheile darüber. Auf einem kleinen vor ihr stehenden Tischchen stand ein Waschbecken, in welchem sie vorher ihr frisches Gesicht in nicht minder frischem Wasser gebadet; aus diesem Becken, das nun zum Salatnapf umgeschaffen war, nahm Pompon-Rose, allerdings wie wir gestehen müssen, mit den Fingern große wie eine Wiese grüne Salatblätter, die zum Ersticken mit Essig angemacht waren; darauf biß sie mit aller Kraft ihrer kleinen weißen Zähne hinein, deren Schmelz viel zu fest war, als daß es ihnen hätte schaden können; zu ihrem Getränke hatte sie ein Glas Wasser und Himbeersyrup zubereitet, dessen Mischung sie mit einem kleinen hölzernen Senflöffel bewerkstelligte. Endlich als Zwischengericht sah man ein Dutzend Oliven in einem durchstichtigen blauen Ringtöpfchen, wie man sie zu fünfundzwanzig Sous kauft, ihr Nachtisch bestand aus Nüssen, welche sie auf einer Schaufel röstete, die am Feuer der Stiefelleisten Philemon's glühend gemacht war.

Daß Pompon-Rose bei einer Nahrung von so unglaublicher und wilder Auswahl doch ihres Namens durch die Frische ihrer Gesichtsfarbe würdig war, das ist eines jener göttlichen Wunder, welche die Allmacht der Jugend und Gesundheit offenbaren.

Nachdem Pompon-Rose ihren Salat verspeist, machte sie sich an ihre Oliven, als man verstohlen an ihre von innen verriegelte Thür klopfte.

— Wer ist da?

— Ein Freund... ein Alter von der alten Garde... — antwortete eine klangvolle und lustige Stimme. — Sie schließen sich also ein?

— Sieh da, Sie sind es, Nini-Moulin?

— Ja, mein geliebtes Mündel... Oeffnen Sie mir schnell... es ist kalt.

— Ihnen öffnen?... Oho, das fehlte... wie ich aussehe... das wäre hübsch!

— Das glaub' ich wohl, daß Sie hübsch aussehen und noch dazu äußerst hübsch, o rosigste aller Zierrosen, mit denen Amor jemals seinen Köcher geschmückt!

— Gehen Sie nur und predigen Sie Fasten und Moral in Ihrem Tageblatt... dicker Apostel! — sagte Pompon-Rose, indem sie das Scharlachhemd wieder zu Philemon's Costüm hinzufügte.

— Nun, wollen wir denn lange so durch's Schlüsselloch uns unterhalten zur größten Ergötzlichkeit der Nachbarn? — sagte Nini-Moulin. — Denken Sie daran, daß ich Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen habe, Dinge, die Sie vor Staunen...

— Nun, lassen Sie mir nur Zeit, ein Kleid anzuziehen... dicker Dudleist.

— Wenn es nur meiner Schamhaftigkeit wegen geschieht, so überschätzen Sie deren Verletzbarkeit; ich bin nicht spröde und werde Sie gern so hinnehmen, wie Sie sind.

— Und nun sage einmal Jemand, daß ein solches Ungeheuer bei allen Geistlichen beliebt ist! — sagte Pompon-Rose, indem sie die Thür öffnete und sich dabei um ihre Taille das Kleid noch festmachte.

— Nun, sind Sie endlich wieder in Ihren Taubenschlag zurückgekehrt, mein hübscher Wandervogel, — sagte Nini-Moulin, kreuzte die Arme und maß Pompon-Rose mit komisch-ernstem Blicke. — Und wo waren Sie, wenn ich fragen darf? Schon drei Tage sind Sie nicht hier in Ihrem Neste gewesen, böse, kleine Taube?

— Das ist wahr... ich bin seit gestern Abend zurück. Sie waren also während meiner Abwesenheit hier?

— Ich bin alle Tage hergekommen... und mehr als einmal täglich, denn ich habe mit Ihnen über sehr ernste Dinge zu sprechen.

— Ernste Dinge? Gehn Sie doch, wir werden gewiß sehr viel spaßen.

— Durchaus nicht, es ist höchst ernsthaft, — sagte Nini-Moulin sich setzend. — Aber zuerst, was haben Sie denn während der drei Tage gemacht, wo Sie die... eheliche Wohnung des Herrn Philemon verlassen haben?... Ich muß das wissen, derer ich Ihnen mehr mittheile.

— Wollen Sie Oliven? — sagte Pompon-Rose, indem sie eine von den Delfrüchten zernagte.

---

des Tages veranlaßt werden. Für diese Aufgabe hat er außer umfassender philosophischer Verbildung eine entschiedene und doch billige Absicht mitgebracht, eine schützende Ruhe und eine niemals anbschweifende, sondern stets besonnene Ausdrucksweise. Schon hierdurch ist er berufen zum Leiter der Versammlungen. Ganz persönliche Eigenschaften, wie ein edel gebildetes Antlitz und ein wohllautendes Organ, unterstützen diesen Beruf, und eine ganz besondere Gedächtnißkraft vollendet diesen Beruf. Diese Gedächtnißkraft besteht sich nicht auf eine müßige Anzahl von Daten und Vorgängen, sie ist nicht jene äußerliche Kraft des Gedächtnisses, welche Manchen zum Garderobemeister der Geschichte oder sonst einer Wissenschaft stempelt. Nein, es ist die Kraft, alles eben Vorgehende, entferne es sich auch noch so weit rechts oder links hin vom Mittelpunkte, fest im Auge zu behalten und dem Gedächtnisse an richtiger Stelle einzureihen. Das Getümmel der Debatte mag nun noch so bunt, zerstreuend oder betäubend vorübergegangen sein, Biedermann wird in der Zusammenraffung des Vorliegenden jedem irgendwie wichtigen Gedanken, der laubar geworden, seine Stelle anweisen und wird einen Ueberblick gewähren, welcher die Hauptsachen von den Nebensachen überzeugend scheidet und welcher der förderlichen Untersuchung neue Bahn und neue Bewegungsmittel darbietet. Also thut der entscheidende Wortführer im Generalstabe eines Kriegsheeres und also ist ein vortrefflicher Präsident moderner Versammlungen beschaffen.

Heinrich König ist ein Redetalent ganz anderer Art und wir haben dies namentlich am letzten Abende, bei der Festtafel der Versammlung kennen gelernt. So sehr er in seinen Schriften geneigt ist, zu philosophiren und die Erscheinungswelt zu umgehen durch Aufzählung von Gründen und Gelehrtgedanken, so sehr ist er beim Sprechen geneigt, die bildliche Welt voranzustellen. Die eigentliche Debatte ist also wohl als eine allerdings etwas trockene, wenigstens strenge Form schwerlich seine Liebhaberei. Wenn er indessen an ihr Theil nahm, so sprach er fließend und sicher, er rettete sein Gewissen stets in irgend einen kleinen patriotischen oder romantischen Hafen vor dem kühlen Winde juristischen Stoffs, welcher natürlichermeise ein Thema wie das Verlagsrecht beherrschen mußte. Um so behaglicher konnte er sich am Schluß der Versammlung äußern. Die wiederholte Auszeichnung, welche man ihm mit Recht angedeihen ließ, belebte ihn noch mehr, und er trat zu wiederholten Malen neben seinem Tischende hin frei in den Saal, nur das Glas mit sich führend, und im Gefühl quellender Redekraft vollkommene Stille für das erwartend, was ihm zuquellen werde aus dem gewählten Redethema. Durch diese lebendige Redesicherheit, ich will sagen, durch diese Sicherheit, ihre Rede werde schon im Reden selbst und nicht durch irgend eine Vorbereitung lebendig werden, zeichneten sich beide Süddeutsche vortheilhaft vor uns aus. Unter dem zweiten verstehe ich Berthold Auerbach. Wir Norddeutsche wollen gern alles Gepäcks und Reisematerials verstehert sein, wenn wir aufstehen und uns auf den Ausflug einer Rede begeben. Diese Süddeutschen gehen flotter hinaus, haben mehr Vertrauen auf ihren ausgiebigen Kern. In diesem Betrachte war der mittelgroße, schlanke, schon etwas grau angewitterte König für mich von einer Jean Paul'schen Erinnerung. Er hat bekanntlich eine große, mitunter den Geschmack überfeinde Neigung zu Wortspielen, und es war gar heiter anzusehen, wie er sich mit dem Glase in der Hand dieser Neigung behaglich überließ und ein Spiel nach dem anderen hervorspann zu lebhafter Genugthuung der Zuhörer. Dies aus dem Stegreif zu wagen und zu können vor großer Zuhörerschaft ist gar nichts Geringes unter uns schüchtern gewordenen Deutschen.

Auf ganz anderen Fundamenten ruht des kleinen aber compact gewachsenen und lebensfrisch ausschauenden Auerbach's Sicherheit der Rede. König ruht auf dem Bewußtsein eines

— Das ist Ihre Antwort?... Ich verstehe... Armer Philemon!

— Dabei braucht gar nicht vom armen Philemon die Rede zu sein, böse Zunge; Clara hat in ihrem Hause einen Todten gehabt und während der ersten Nächte, welche auf die Beerdigung gefolgt sind, fürchtete sie sich, die Nächte ganz allein zuzubringen.

— Ich glaubte doch Clara hinlänglich versehen... gegen solche Befürchtungen.

— Da täuschen Sie sich, abscheulicher Natter, denn ich bin zu dem armen Mädchen gegangen, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Bei dieser Versicherung trällerte der religiöse Schriftsteller mit schalkhafter und ungläubiger Miene etwas vor sich hin.

— Das soll wohl heißen, ich hätte Philemon Streiche gespielt? — rief Pompon-Rose, indem sie eine Nuß mit der Entrüstung ungerecht beargwohnter Tugend zerknackte.

— Ich spreche nicht von Streichen, sondern von einem ganz kleinen, niedlichen Streich... so ganz pomponrosenartig.

— Ich sage Ihnen, daß ich mich nicht zu meinem Vergnügen von hier entfernt habe... im Gegentheil, denn unter der Zeit ist die arme Cephyse verschwunden...

— Ja, die Königin Bacchanal ist auf Reisen, das hat mir die Mutter Arsene gesagt; aber wenn ich mit Ihnen von Philemon spreche, antworten Sie mir Cephyse... Die Sache ist nicht ganz richtig...

— So soll mich der schwarze Panther fressen, der an der Pforte St. Martin gezeigt wird, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sage... Aber bei der Gelegenheit fällt mir ein, Sie werden mir zwei Plätze miethen müssen, um mir diese Thiere zu zeigen, mein Nini-Moulinchen, nicht wahr? Man sagt, es sollen reizende wilde Thiere sein.

— O, sind Sie des Teufels?

— Wie?

— Wenn ich Ihre Jugend wie ein Großvater durch mehr oder minder stürmische Tulpen hindurchleite, nun gut, da laufe ich nicht Gefahr, meinen frommen Philistern zu begegnen; aber Sie gerade nach einem Fastnachtsspiel führen, denn es giebt nur die Thierschaustellung, da brauchte ich nur meine geistlichen Herren zu treffen und würde mich hübsch ausnehmen, mit Ihnen unter dem Arm.

— Machen Sie sich eine falsche Nase vor... und Sprungriemen an Ihre Pantalons, mein dicker Nini, dann kennt man Sie nicht...

— Hier ist nicht von falschen Nasen die Rede, sondern von dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, weil Sie mich denn versichern, daß Sie jetzt keine Liebschaft haben.

— Ich schwöre es, — sagte Pompon-Rose feierlich und streckte ihre linke Hand wagerecht aus, während sie mit der rechten eine Nuß nach dem Munde führte; darauf fügte sie mit verwunderter Miene hinzu, indem sie den Sackpaletot Nini-Moulin's betrachtete:

— Aber, mein Gott, wie geschwollen sind Ihre Taschen; was haben Sie denn darin?

— Sachen, die Sie angehen, Pompon-Rose, — sagte Dumoulin nichtig.

— Mich?

— Pompon-Rose — sagte plötzlich Nini-Moulin mit majestätischer Miene, — wollen Sie Pferde und Wagen haben? wollen Sie, anstatt dieses abscheuliche Loch zu bewohnen, eine reizende Wohnung haben? wollen Sie ferner wie eine Herzogin angezogen sein?

— Nun,... immer wieder Narrheiten... wollen Sie noch Oliven?... no nicht, so esse ich Alles, es ist nur noch eine da.

Ohne auf dieses gastronomische Anerbieten zu antworten, kramte Nini-Moulin in einer seiner Taschen, zog ein Schmuckkästchen heraus, in dem ein hübsches Armband war, und ließ es vor des jungen Mädchens Augen blitzen.

Ah, — das köstliche Armband! — rief diese und klatschte mit den kleinen Händen zusammen. — Eine grüne Schlange, die sich in den Schwanz beißt... das Sinnbild meiner Liebe zu Philemon.

— Sprechen Sie mir nicht von Philemon, das... verdrießt mich, — sagte Nini-Moulin und legte das Armband um das Handgelenk Pompon-Rose's, die wie eine Närrin lachend es geschehen ließ und sagte:

— Sie haben wohl einen Einkauf besorgen müssen, dicker Apostel, und wollen nun sehen, wie er sich macht? Wahrhaftig, der Schmuck ist köstlich.

— Pompon-Rose, — versetzte Nini-Moulin, — ja oder nein, wollen Sie Equipage, eine Loge in der Oper und tausend Franken jährlich für Ihre Toilette?

— Immer die alte Spaßmacherei! Nun, meinetwegen, — sagte das junge Mädchen, indem sie das Armband glänzen ließ und ihre Nüsse aß; — warum immer dieselbe Posse und nicht einmal eine andere?

Nini-Moulin fuhr auf's Neue mit der Hand in seine Tasche und zog diesmal eine herrliche Kette heraus, die er Pompon-Rose um den Hals hing.

— O, die schöne Kette! — rief das junge Mädchen und sah bald auf das Kleinod, bald den Zeitungsschreiber an. — Wenn Sie auch das ausgesucht haben,... dessen Sie einen sehr guten Geschmack; aber gestehen Sie, daß ich sehr gutmüthig bin, Ihnen so zur Schaustellung Ihrer Juwelen zu dienen.

— Pompon-Rose, — versetzte Nini-Moulin immer majestätischer, — diese Kleinigkeiten sind noch gar Nichts gegen das Alles, was Sie verlangen können, wenn Sie den Rath Ihres alten Freundes befolgen...

Pompon-Rose begann Dumoulin erstaunt anzusehen und sagte zu ihm:

— Was soll denn das heißen, Nini-Moulin? Erklären Sie mir doch, was für Rath?...

Dumoulin entwertete Nichts, steckte abermals die Hände in seine unerschöpflichen Taschen, zog diesmal ein Packet heraus, welches er vorsichtig aufmachte; es war eine köstliche Mantille von schwarzen Spitzen.

Pompon-Rose war von neuer Bewunderung ergriffen aufgesprungen. Dumoulin warf schnell die reiche Mantille dem jungen Mädchen um die Schultern.

— Aber das ist ja köstlich! Ich habe niemals so was gesehen!... Welches Muster,... wie schöne Stickerei! — sagte Pompon-Rose, indem sie Alles mit naiver und das muß man sagen, vollkommen uneigennütziger Neugier betrachtete; darauf fügte sie hinzu: — Ist denn Ihre Tasche ein ganzes Waarenlager? Wo haben Sie nur so viel hübsche Sachen her?

Darauf brach sie in ein Gelächter aus, das ihr hübsches Gesicht röthete, und rief:

— Jetzt fällt's mir ein... jetzt weiß ich's; es ist das Brautgeschenk für Madame Sainte-Colombe! Ich mache Ihnen mein Compliment darüber! Es ist sehr gewählt!

— Und wo zum Teufel soll ich denn einen Fang gemacht haben, daß Sie sich einbilden, ich hätte alle diese Wunderdinge kaufen können? — sagte Nini-Moulin. — Alles das, ich wiederhole es Ihnen... gehört Ihnen, wenn Sie wollen und wenn Sie auf mich hören.

— Wie? — sagte Pompon-Rose mit einer Art Erstarrung, — was Sie mir sagen, ist Ernst?

— Durchaus Ernst.

— Diese Anträge, als vornehme Dame zu leben?

— Diese Juwelen sind Ihnen Bürgschaft für die Wirklichkeit meiner Anerbietungen.

— Und Sie bieten mir das im Namen eines Anderen an, mein armer Nini-Moulin?

— Halt, noch einen Augenblick... — rief der Schriftsteller mit komischer Verschämtheit, — Sie müssen mich hinlänglich kennen, o mein theures Mündel, um gewiß zu sein, daß ich unfähig wäre, Sie zu einer unehrenhaften... oder unsittlichen Handlung aufzufordern,... ich achte mich selbst dazu zu sehr... ohne in Betracht zu ziehen, daß es kränkend für Philemon sein würde, der mich zum Schützer Ihrer Tugenden gemacht hat.

— Dann, Nini-Moulin... — sagte Pompon-Rose immer erstaunter, — dann begreife ich nichts mehr davon, auf Ehre.

— Und doch ist es so einfach... ich...

— O, jetzt hab' ich's... — rief Pompon-Rose, Nini-Moulin unterbrechend, — es ist ein Herr, der mir seine Hand und eine Aussteuer anbietet... Warum konnten Sie mir das nicht gleich sagen?

— Eine Heirath? O ja, Kuchen! — sagte Dumoulin achselzuckend.

— Also keine Heirath? — sagte Pompon-Rose und verfiel wieder in ihre erste Verwunderung.

— Nein.

— Und die Verschläge, die Sie mir machen, sind anständig, mein dicker Apostel?

— Können gar nicht anständiger sein.

Und Dumoulin sagte die Wahrheit.

— Ich werde Philemon nicht untreu zu werden brauchen?

— Nein.

— Oder Jemandem treu zu sein?

— Eben so wenig.

Pompon-Rose blieb erstaunt; darauf versetzte sie:

— Ich was, spaßen Sie nicht. Ich bin nicht eitel genug, um mir einzubilden, daß man mich wie eine Herzogin leben lassen wird und zwar blos um meiner schönen Augen willen... wenn ich mich so ausdrücken darf, — fügte die Schelmin mit heuchlerischer Bescheidenheit hinzu.

— Sie können sich mit Recht so ausdrücken.

— Aber im Grunde, — sagte Pompon-Rose immer verwirrter, — was soll ich denn nur als Gegendienst geben?

— Gar nichts.

— Nichts?

— Auch nicht so viel! — und Nini-Moulin zeigte auf den Nagel seines Fingers.

— Aber was soll ich denn dann thun?

— Sie müssen sich so hübsch machen als möglich, sich putzen, sich vergnügen, spazieren fahren. Sie sehen, die Sache wird nicht lästig sein... ohne noch zu rechnen, daß Sie zu einer guten Handlung beitragen.

— Wenn ich wie eine Herzogin lebe?

— Ja, also entschließen Sie sich; fragen Sie mich nicht weiter nach den Einzelheiten; ich würde sie Ihnen selbst nicht mittheilen können;... übrigens werden Sie nicht wider Ihren Willen zurückgehalten werden;... versuchen Sie einmal das Leben, welches ich Ihnen vorschlage; wenn es Ihnen zusagt... so werden Sie es fortsetzen; wo nicht... so kehren Sie in Ihre Philemonswirthschaft zurück.

— Wirklich...

— Versuchen Sie es nur immer, was ist für Gefahr dabei?

— Keine,... aber ich kann nicht glauben, daß das Alles wahr ist. Und dann... — fügte sie stockend hinzu, — weiß ich auch nicht, ob ich darf...

Nini-Moulin ging an's Fenster, öffnete es und sagte zu Pompon-Rose, die herbeieilte:

— Sehen Sie... dort vor der Hausthür.

— Ein sehr hübscher, kleiner Wagen, meiner Treu! Gott, wie schön muß sich's darin sitzen lassen.

— Dieser Wagen ist der Ihrige. Er wartet auf Sie.

— Wie? Er wartet auf mich? — sagte Pompon-Rose, — ich müßte mich also auf der Stelle entschließen?

— Gleich oder gar nicht...

— Heute?

— Sofort.

— Aber wohin bringen Sie mich?

— Weiß ich es denn?

— Sie wissen nicht, wohin Sie mich bringen?

— Nein... — und Dumoulin sagte wieder die Wahrheit — der Kutscher hat Befehle.

— Wissen Sie, daß das Alles höchst spaßhaft ist, Nini-Moulin?

— Ich hoffe wohl;... wenn es nicht spaßhaft wäre, wo bliebe da das Vergnügen?

— Sie haben Recht.

— Also nehmen Sie an? Das freut mich, Ihret- und meinetwegen.

— Ihretwegen?

— Ja, weil, wenn Sie es annehmen, Sie mir einen großen Dienst erweisen...

— Ihnen, wieso?

— Das kümmere Sie nicht, wenn ich nur Ihnen sehr verpflichtet bin...

— Allerdings...

— Nun also... fahren wir?

— Bah!... im Grunde... wird man mich doch nicht fressen, — sagte Pompon-Rose entschlossen.

Und küssend nahm sie einen Bibi, rosenroth wie ihr hübsches Gesicht, ging vor einem zersprungenen Spiegel und setzte

---

bedeutenden Talentes, Auerbach stützt sich auf seine Persönlichkeit, das heißt auf all die landsmannschaftliche, verständige und talentvolle Vereinigung, welche eben ihn den Schwaben Berthold Auerbach, den Verfasser der Dorfgeschichte, bildet, ihn, der eine Viertelstund' lang ein lustiger Bub' und in der nächsten Viertelstund' jener „Buchmaier" sein kann, welcher sich von keinem vornehmen „Schreiber" die freie Art aus der Hand nehmen läßt. Es ist eine „Natur", würde Goethe gesagt haben, und eine Natur als Mensch kann eben auch reden. Sie fühlt sich sicher und ruhig in ihrer guten Organisation, sie hat kein Herzklopfen, wenn sie von Hundert angesehen wird, und keine ihrer Fähigkeiten versagt ihr, wenn es zum Treffen kommt, eben weil auch der krankhafte Gedanke, es könnte ihr eine versagen, gar nicht in ihr aufsteht.

Auch diese Art Sprecher findet ihren richtigen Platz nicht in der Debatte. Deßhalb drängte auch Auerbach besonders, noch außerhalb der parlamentarischen Debatte eine Form gemeinschaftlicher Besprechung aufzusuchen. Und wir sandten sie etwa nach der Art wie sich das englische Parlament in ein Gommittee verwandelt. Da wurden die Finger auf alle die Wunden gelegt, welche jetzt unsere Tagesliteratur schmerzen. Die rohe Herbeiziehung aller möglichen Persönlichkeiten, die Lust am Skandale, auch wo er auf Kosten des edlen Stoffes und guten Talentes seine Brosamen sucht, die Freibeuterei in der Literatur, welche nie und nirgend auf die kleinste, eigene That bedacht ist und nur im Hin- und Herwerfen fremder Thaten sich das Ansehen literarischer Thätigkeit giebt, endlich das Correspondenz-Unwesen, welches jetzt die öffentliche Meinung verwirrt oder gar fälscht. Damit wurden nicht nur diejenigen gemeint, welche in parteiischen Diensten Dies oder Jenes an stehenden verschiedenen Orten überpreisen oder schmähen, ohne doch die Bildung für einen berechtigten Tadel oder ein gegründetes Lob ansprechen zu können, sondern besonders diejenige schreckhaft moderne Correspondenten-Gattung, welche in der Anonymität die öffentliche Meinung in ihr Monopol zu verwandeln suchte. Wir sind nämlich bereits so weit, daß an drei bis fünf Hauptorten einzelne Correspondenzen ganze Reihen von Zeitungen allein bedienen, so daß zehn, zwanzig, ja, dreißig Zeitungen von ein und derselben Person Nachricht und Urtheil über Personen, Dinge, Verfälle, Stimmungen und Ansichten erhalten und daß binnen einer Woche etwas wie öffentliche Meinung aussieht, was Meinung, oft auch nicht einmal Meinung eines einzelnen Correspondenzfabrikanten ist.

Die Mittel gegen dies Unwesen sind überaus schwer, und man konnte sich zunächst nur dahin vereinen, daß auf die Redacteuren gewirkt werden müsse. Das Publicum wird sehr bald die Wirkung davon spüren, daß unsere Personen fleißig verspottet und geschmäht sein werden innerhalb der nächsten Wochen und Monate.

Norddeutschland hatte uns aber auch in zwei weniger bekannten Gästen zwei ausgezeichnete Kämpfer in streng parlamentarischer Debatte gesendet. Der zweite konnte leider nur den ersten Sitzungen beiwohnen, und wird manchem Theilnehmer deßhalb nicht so wichtig erschienen sein. Der erste aber, Dr. Frank aus Dresden, hat den Entwurf für ein Verlagsgesetz bis zum Schlusse leiten helfen, und hat sich durch seine Mitwirkung unsern lebhaften Dank erworben. Er ist derselbe, welcher zwischen den Jahren 39 und 40 die „Leipziger Allgemeine Zeitung" redigirte, und ihr eine feste und besonnene Haltung verlieh. Sonst ist er wohl nur vorzugsweise als Kritiker aufgetreten, und hat in seinen Kritiken stets eine umfassende Bildung, einen gesinnungs- und geschmackvollen Ernst, und eine sehr klare, wohlerwogene Darstellung an den Tag gelegt. So wohlerwogen, klar, nachdrücklich und doch billig, einfach und doch fest war Alles, was

ihn äußerst à la chien auf die Scheitel ihrer blonden Haare; was, indem es ihrem Hals, so wie die seidigen Würzeln ihres dichten Haarzopfes freiließ, ihrem kleinen hübschen Lärchen zu gleicher Zeit den neckischsten, wir möchten nicht gern sagen, den freiesten Ausdruck verlieh.

— Mein Mantel! — sagte sie zu Nini-Moulin, der von einer großen Sorge befreit zu sein schien, seit sie eingestimmt hatte.

— Ich was, Mantel! — antwortete der Gleisbo, kramte noch einmal in einer letzten Tasche, einem wahren Verrathssack, und zog einen sehr schönen Cashemirshawl heraus, den er Pompon-Rose um die Schultern warf.

— Ein Cashemir! — rief das junge Mädchen, vor Zufriedenheit und freudiger Ueberraschung zitternd.

Darauf fügte sie mit heldenmäßiger Fassung hinzu:

— Jetzt ist's aus... ich begebe mich in die Gefahr...

Und sie ging leichtfüßig die Treppe hinab, Nini-Moulin folgte ihr.

Die brave Gemüse- und Kohlenhändlerin war in ihrem Laden.

— Guten Tag, mein Fräulein, Sie sind ja heute recht früh aus, — sagte sie zu dem jungen Mädchen.

— Ja, Mutter Arsène, hier ist mein Schlüssel.

— Danke, Fräulein.

— Ah, mein Gott!... jetzt fällt es mir ein, — sagte plötzlich Pompon-Rose, indem sie sich zu Nini-Moulin und von der Gemüsehändlerin ab wandte, — und Philemon?

— Philemon?

— Wenn er kommt...

— Ja, Teufel, — erwiederte Nini-Moulin und kratzte sich am Ohr.

— Ja, wenn nun Philemon kommt... was wird man ihm sagen? denn ich werde vielleicht lange fort sein.

— Drei oder vier Monate, vermuthe ich.

— Ich glaube nicht.

— Dann ist's gut, — sagte Pompon-Rose; nachdem sie sich einen Augenblick besonnen, ging sie zu der Portiersfrau wieder hin und sagte zu ihr:

— Mutter Arsène, wenn Philemon kommen sollte, sagen Sie ihm,... ich wäre in Geschäften fort...

— Ja, Fräulein.

— Er soll warten, ohne ungeduldig zu werden.

— Ja, Fräulein.

— Und daß er nicht vergißt, meinen Tauben zu fressen zu geben, die im Cabinet sind.

— Ja, Fräulein.

— Leben Sie wohl, Mutter Arsène.

— Leben Sie wohl, Fräulein.

Und Pompon-Rose stieg triumphirend mit Nini-Moulin in den Wagen.

— Soll mich der Teufel holen, wenn ich weiß, was Alles daraus werden wird, — dachte Jacques Dumoulin, während der Wagen schnell die Rue Clovis verließ. — Ich habe meinen Fehler wieder gut gemacht, nun kümmere ich mich um das Uebrige gar nicht.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vertreibung der Mormonen aus Missouri.

(Schluß aus Nr. 47.)

Nicht hundert Schritt mehr war Greenford von der Geliebten entfernt, die, ihn erkennend, flehend und Hülfe suchend ihre Arme ausbreitete, noch einmal trieb er mit bewaffneten Hacken das treue Thier zu größerer Anstrengung; dessen Kräfte aber waren erschöpft, und gerade jetzt, so nahe seinem Ziele, als sich der wilde Reiter im Sattel hob, den Sprung über einen im Wege liegenden, umgestürzten, ungeheuren Baumstamm zu wagen, stürzte das ermattete Thier und schleuderte im gewaltigen Satze den jungen Mann über sich hinweg auf die Straße.

Wildes Hohngelächter schallte triumphirend aus der Mitte der Mormonen, als sie den Fall ihres Feindes beobachteten; da erkannte der Bube, welcher die jetzt ohnmächtige Anna vor sich auf dem Pferde trug, den jungen Jäger, der sich mit Mühe unter dem Pferde hervorarbeitete. Die bewußtlose Gestalt des Mädchens in seinem linken Arm lehnend, riß er mit der Rechten eine Pistole aus dem Gürtel und verließ die Schar der Freunde, das Rachewerk zu vollenden und seinen Feind zu vernichten; es war aber seine letzte Bewegung, denn fast in demselben Augenblicke durchbohrte eine Kugel den Schulterknochen seines Pferdes, daß es zusammenbrach, als eine zweite sein Hirn zerschmetterte, und mit geschwungenen Büchsen und brennender Kampfbegier in den zornsprühenden Augen stürzten gleich darauf die drei Jäger aus dem Dickicht auf die Feinde.

Diese, der geringen Anzahl Trotz bietend, rüsteten sich, sie zu empfangen, zu gleicher Zeit aber wurden auf dem Wege die früher zurückgeschlagenen und jetzt wieder herbeieilenden Ansiedler sichtbar, und doch nun den Zorn der auf das Aeußerste getriebenen Missourier fürchtend, wandten sich die Mormonen, von ihren Propheten dazu aufgefordert, zur Flucht und waren bald, von den Männern, die sich um das ohnmächtige Mädchen und den schwerverletzten, jungen Mann sammelten, nicht weiter verfolgt, im Dickicht verschwunden.

Nur nach und nach erholte sich das arme, zum Tode erschreckte Kind wieder und die beiden Brüder hoben sie in Harvard's Sattel, der sie sorgsam und vorsichtig zum Hause zurückführte.

Auch Greenford, durch den fürchterlichen Sturz an vielen Stellen des Körpers verwundet und an allen Gliedern wie gelähmt, konnte nur mit Mühe auf des jungen Stevenson's Pferd zu dessen Hause zurückreiten, wo ihn ein heftiges Fieber wochenlang auf's Lager warf.

Das ganze Land war aber jetzt in Aufruhr und Alles griff zu den Waffen, um die Mormonen, die sich übrigens nach diesen Vorfällen eine Zeitlang sehr ruhig verhielten, zu vertreiben oder zu vernichten; doch verhinderten die älteren, besonneneren Männer einen gewaltsamen, eigenmächtigen Angriff auf die Stadt der „Heiligen", der auch vielleicht für die geringe Zahl der Landleute von üblen Folgen hätte sein können; mehrere Gesandte aber, unter ihnen Harvard, wurden nach St. Louis geschickt, um sowohl Bericht über den gewaltsamen Umfall und Friedensbruch der Secte abzustatten, als auch den Gouverneur zu ernstlichen Maßregeln gegen diese Schwärmer zu veranlassen, welche die Bewohner von Missouri unter keiner Bedingung länger in ihrer Nähe dulden wollten.

Der ganze Staat war über diese schändliche Gewaltthat entrüstet und der Gouverneur sandte endlich, drei Wochen nach dem eben erzählten Vorfalle, eine bewaffnete Macht gegen die Ruhestörer, um sie mit Güte oder Gewalt aus dem Staate zu vertreiben und ihnen im indianischen Gebiete einen Platz anzuweisen.

Greenford hatte sich indessen wieder vollkommen von den Folgen seines Sturzes, wie der damaligen Aufregung erholt und war gerade beschäftigt, mit Hülfe der hinzugerufenen Nachbarn sein neues Haus aufzurichten und im nächsten Monat Hochzeit und Einzug zu halten, als die kriegerische Musik der sich nähernden Truppen an ihr Ohr schlug und Alle, Haus und Acker im Stich lassend, den lang ersehnten Leuten entgegeneilten. Herzlich wurden die Soldaten von den Ansiedlern begrüßt und in jeder hätte Vorbereitungen getroffen, nicht allein den Willkommenen so viel Bequemlichkeiten, als ihnen ihre Lage erlaubte, zu bieten, sondern auch den Zug am nächsten Tage zu begleiten und die Militärmacht, im Fall die Mormonen ernstlichen Widerstand wagen sollten, mit kräftiger Hand zu unterstützen.

In Stevenson's Hause waren die jungen Leute emsig mit Kugelgießen beschäftigt, während die Frauen backen und brieten.

„Ich wollte aber doch, Ihr ginget endlich einmal mit Euren Löffeln und Zangen fort und ließet uns ungestört am Feuer," zürnte zuletzt die alte Frau, „es ist ja doch meiner Seel', als ob Ihr Euch auf einen jährigen Kriegszug rüstetet. Greenford, Ihr müßt schon über fünfzig Kugeln gegossen haben!"

„Eben die dreiundsiebenzigste, Mutter," lachte der junge Mann, „ich höre aber jetzt auf, all mein Blei ist verbraucht."

„Aber wozu diese entsetzliche Menge Kugeln? es kommt doch nicht zum Fechten!" entgegnete Anna, obgleich sie ihren eigenen Worten nicht recht traute und besorgt dem Geliebten in's Auge sah.

„Wer weiß!" rief Greenford dagegen, mit vor Kampflust funkelnden Augen, „denn mir wär's wahrhaftig kein Gefallen, wenn die Mormonen ohne Weiteres" —

„Greenford!" bat flehend das Mädchen, „hast Du mir nicht versprochen!" —

„Nun ja, Anna," sagte der junge Jäger, ihr gutmüthig lächelnd die Hand reichend, „ich weiß ja wohl — soll ich aber etwa den Buben nicht zürnen, die Dich mir entführen wollten?"

„Hat denn aber jenen Mann nicht schon die fürchterlichste Strafe erreicht? verscharrtet Ihr nicht seinen blutigen Leichnam im Walde!" fragte bebend die Jungfrau.

„Ja, ja," rief Greenford, „es war ein verdammt guter Schuß von Harvard — und kam sehr zur rechten Zeit — nun, Anna — ich hege auch keinen Groll weiter gegen die Schurken — aber" — fuhr er, die Kugeln in seine Tetertasche schüttend, fort, „aber" —

„Ihr möchtet doch gern das Blei nach ihren Köpfen verschießen, nicht wahr, Junge?" lachte der alte Stevenson dazwischen, „nun, laß es gut sein, Anna; wie werden keinen unnützen Streit und Kampf suchen, das versprech' ich Dir, aber fort müssen die Ruhestörer, denn so lange sie im Lande leben, wird kein Friede. Diese Banditen rauben und plündern auf eine wirklich schauderhaft freche Weise und das „Waarenhaus des Herrn," das sie in Far West errichtet haben, birgt einen wahren Schatz gestohlener Gegenstände; aber auch ohne den Namen Dan's sind diese Frömmler eine Pest, sowohl für unsere constitutionellen Gerechtsame, als auch für die Ruhe und den Frieden unserer Familien. Wir haben schon genug des religiösen Unsinns hier mit Methodisten, Quäkern, Baptisten und wie sie alle heißen mögen — also fort, fort mit diesen Frömmlern, die das Wort Gottes auf der Zunge und Gift und Zwietracht im Herzen tragen."

Im Lager der Heiligen herrschte indessen Angst und Verwirrung, denn keineswegs waren ihnen die kriegerischen Vorbereitungen ihrer gekränkten Nachbarn unbekannt geblieben und ausgesandte Kundschafter kehrten mit der nichts weniger als ermuthigenden Nachricht zurück, daß eine große Truppenzahl in die Ansiedlungen und zwar, wie es schiene, mit feindseligen Absichten eingerückt wären.

Zum ersten Male wieder, seit sie sich in diesem ziemlich abgelegenen Landstrich niedergelassen hatten, schien den Ver-

---

er zur Debatte beitrug. Den richtigen Grundsatz stets vor Augen habend, man müsse nur sprechen, wenn man sich gerüstet erachte, die Debatte um einen Schritt weiter zu fördern, sprach er nur sparsam, aber jedesmal wirksam. Ich für meine Person lege Werth darauf, daß er mit der Versicherung schied, Haltung und Wesen der Versammlung habe all seine Erwartungen übertroffen. — Der zweite war Dr. Gelt aus Berlin, bekannt durch eine Darstellung des Simonismus, als diese Lehre nur fragmentweise und ungenügend unter uns bekannt war. Er sprach leicht, wohlgeordnet und die entscheidenden Punkte stets mit Hinblick auf den allgemeinen Zusammenhang erörternd.

Von anderen Gästen sprach Anton Gubitz über einzelne Verbindungspunkte im Gesetz einfach und passend, Eduard Boas belebte sich sichtlich in den letzten Versammlungen und sprach frisch und natürlich, Eberty aus Halle juristisch unterscheidsam, von Florencourt leider sehr wenig, und Pfarrer Wislicenus und Professor Max Duncker aus Halle, jener als ein Verkämpfer des modernen Rationalismus, dieser als philosophisch gebildeter, freisinniger Historiker bekannt, sprachen leider gar nicht, weil sie erst den zweiten Tag und in die Mitte einer auf speciellen Voraussetzungen ruhenden Debatte kamen. Auch zwei interessante Gäste aus Oestreich sprachen nicht. Der eine von ihnen, Fürst Friedrich Schwarzenberg, Verfasser des deutschen Lanzenknechts, eine eigenthümlich romantische Figur in unserer Zeit, die sich nicht einfügen lassen will in die groben Unterschiede zwischen Aristokratismus und Demokratismus, war nur den ersten Tag zugegen, als sich die Debatte erst mühsam aus Definitionen herauszuarbeiten. Und der zweite, Josef Rank, welcher gleichzeitig wie Auerbach in Schwaben der Volksliteratur in Oestreich einen neuen Anstoß gegeben, ist ein junger Mann von schüchternem Wesen, der wohl erst eine gute Weile „hier außen", wo man lauter redet, verweilen muß, ehe ihm an öffentlicher Stätte das Wort zu Diensten sein wird. Oder richtiger: hüten wir uns auch mit dem öffentlichen Sprechen vor dem Extreme und muthen wir es nicht auch Naturen zu, deren eigenthümliche Richtung dem Marktwesen abgekehrt ist. Es wird immer sinnige Poeten und Dichter geben, die ihren feinen Kern verletzen müßten, wollten sie sich zum geläufigen öffentlichen Worte aufstacheln.

Zur Schilderung der leipziger Sprecher bleibt mir nun freilich nur ein ganz geringer Raum übrig. Ich muß mich also sehr kurz über sie fassen. Die Beschreibung des Festabends, für das große Publicum wahrscheinlich das Interessanteste, was von der Schriftstellerversammlung zu bieten wäre, muß ich ohnedies auf den nächsten Artikel verschieben. Denn es handelt sich bei den ausgebrachten und gar verschiedenartig aufgenommenen Toasten um so eigene Stellung und Gruppirung, daß das Ganze wie eine Composition dargestellt werden und den Eindruck eines zeitgemäßen Dramas machen kann.

Durch den Literatenverein hat das öffentliche Sprechen in Leipzig unter uns regelmäßige Gelegenheit erhalten, und bis auf einen gewissen Grad der Dreistigkeit im Auftreten und der Geläufigkeit im Ausdruck hat sich eine verhältnißmäßig große Anzahl durchgearbeitet. Bei der Schriftstellerversammlung haben sich etwa Folgende hervorgethan:

Eichler durch gewandten raschen Ausdruck, Wuttke durch lebhafte Rede, welche stets entschlossenen Ganges auf ein fest in's Auge gefaßtes Ziel lossteuert. Seine Rede trägt immer einen gewissen Oppositionscharakter, auch wenn er das Vorgeschlagene vertheidigt. Er hat stets die wahrscheinlichen Gegner im Auge und nicht sowohl die in der Sache ruhende Berechtigung. Er kämpft immer. Dadurch ist seine Rede selten frei von einem gewissen Beigeschmacke innerer Bitterniß oder

blendeten die Möglichkeit vor Augen zu treten, von den Ungläubigen und Gottlosen besiegt und vertrieben zu werden, und Angst und Verzweiflung trat an die Stelle des sonstigen stolzen Trotzes; da schritt der „Prophet" unter sie und ihren Kleinmuth bemerkend warf er ihnen mit Donnerworten ihren Unglauben, ihre Wankelmüthigkeit vor.

„In unzähligen Beweisen hat Euch der Herr seine Gnade und seinen Schutz kund gethan," schloß er endlich seine begeisterte Rede, „sein heiliges Waarenhaus ist gefüllt! Ihr habt Eure Feinde gezüchtigt und geht jetzt einem neuen, dem letzten Siege entgegen, denn in stiller Nacht ward mir die Kunde, daß morgen die heiligen Scharen uns mit ihren himmlischen Waffen zu Hülfe eilen und den Feind schlagen werden — dann aber hält keine enge Grenze mehr die Glieder unseres Glaubens zusammen, dann umschließt kein fremdes, unheiliges Gesetz mit drehenden, höhnischen Worten unsere Städte — frei und unbegrenzt fliegen unsere Prediger in die Welt hinaus und das All soll Euch, als den Glaubensrettern der einzig wahren Religion huldigen."

Mit tausend Fragen wurde der Prophet jetzt von den Seinigen bestürmt, um etwas Näheres über die Erscheinung der Engel und die so sehr nöthige Hülfe von oben zu erfahren; dieser vermies sie jedoch auf die in seiner Verwahrung befindlichen, mit heiligen Hieroglyphen beschriebenen Platten, welche er unter dem Beistand und der Anleitung des Höchsten übersetzt und dadurch das Schicksal seines Volkes vorausgesehen habe; für den nächsten, entscheidenden Tag aber befahl er ihnen einzig und allein, eine Brustwehr von zolldicken Planken um das Lager her aufzuführen.

„Von zolldicken Planken!" entgegnete Einer aus dem Stamme der Daniten verwundert, „aber, Herr, das wäre ja kaum ein Schutz gegen den Pfeil eines Indianers, wie soll er die Kugeln der Feinde abhalten!"

„Ungläubiger," zürnte der Prophet, „bekehre Dich und baue auf den Höchsten — die Wunder von Jericho werden sich wiederholen — das Heer der Engel wird unsere Scharen umschweben und im Harnisch der Gerechtigkeit liegt allein unsere Stärke! Bedürfen die Krieger des himmlischen Königreiches eines kräftigeren Schutzes? Glaube, durch Glauben erschuf der Herr das Weltall und durch Glauben werden wir siegen."

Seinen Befehlen wurde gehorcht; Alles, was eine Art oder einen Hammer schwingen konnte, legte Hand an's Werk, und in zauberhafter Schnelle stieg eine vier Fuß hohe Brustwehr empor, die das „Lager der Heiligen" von allen Seiten umzog.

Dicht daneben erhob sich das große, backsteinerne Gebäude, das größtentheils zum Waarenhaus des Herrn bestimmt war, aber auch zu gleicher Zeit mehrere Gemächer für die „Kammerschwestern der Mildthätigkeit" und die „Klosterheiligen" enthielt, während sich die „Cyprischen Heiligen" — drei verschiedene Frauenorden, größtentheils nur darum errichtet, um eine schändliche Unsittlichkeit zu heiligen — in einem anderen Gebäude befanden. In diesem Hause wurde der sogenannte „Schatz des Höchsten" bewahrt, der in all den Gütern und Waaren bestand, welche die Daniten sich heimlich oder öffentlich zueignen konnten, und nicht Unrecht hatte der alte Stevenson, wenn er behauptete, daß Raub und Plünderung in fast unglaublich schneller Zeit diese Räume mit allen nur erdenkbaren Gegenständen, werthvoll oder gering, gefüllt hatte.

Wie sich aber am anderen Morgen der Himmel im Osten röthete und die goldene Scheibe endlich langsam und glühend am klaren, wolkenlosen Firmamente emporstieg, versammelten sich die „Krieger der heiligen Sache" in ihrem von den weißen Planken umgebenen Lager und erwarteten unter Gebeten und ermuthigenden Reden des Propheten das Nahen der Feinde.

Da rasselte in der Ferne ein kurzer, herausfordernder Trommelschlag, und Trompeten und Hörner schmetterten den wilden Kriegsruf darein, so daß selbst die jetzt mit wirklicher Inbrunst die Engel herabflehenden Mormonen einen Augenblick ihre Gesänge und Gebete verstummen ließen und in athemlosem Schweigen den drohenden Tönen lauschten; das feste, freudige Vertrauen aber, das ihr Führer und Prophet bewies, die unerschütterliche Sicherheit, mit der er das baldige Nahen der himmlischen Hülfstruppen verkündete und der klare, fast triumphirende Blick, mit welchem er die Seinigen überschaute, gab auch diesen größtentheils das alte Gefühl der Sicherheit und der frohen Hoffnung zurück.

Näher und näher kam indessen die kriegerische Musik der heranrückenden Scharen und aus dem Walde heraustretend beleuchtete die Morgensonne die blitzenden Bajonnette der Soldaten, hinter denen, auf ihren kleinen, rauhhaarigen, indianischen Ponies, Hunderte von dunklen, in Jagdhemden und leggins gekleidete Gestalten sichtbar wurden, die, die Büchsen auf den Schultern, die Messer an der Seite, wild und zerrig nach den verschanzten Feinden hinüberblickten, in ein lautes Gelächter aber ausbrachen, als sie den dünnen Bretterwall ansichtig wurden, den die Vorsorge des Propheten zum Schutz der Seinigen errichtet hatte.

Der Offizier der Schar jedoch, eine kräftige, schlanke Gestalt, band als Zeichen der friedlichen Annäherung ein weißes Tuch an einen Zweig und ritt von zwei Soldaten begleitet an die Brustwehr heran, um den Mormonen das über sie ausgesprochene Urtheil, die Anführer auszuliefern, augenblicklich und ohne die geringste Gegenwehr den Staat zu verlassen und sich nach den indianischen Gebieten zu verfügen, kund zu thun und sie aufzufordern die Waffen zu strecken. Voll Trotz und Hohn war aber die Antwort von des Propheten Lippen und drohend warnte er den jungen Soldaten vor den schrecklichen Folgen, die es für ihn und die Seinigen haben müsse, wenn er wagen wolle, Hand an auch nur den Geringsten der Auserwählten des Herrn zu legen. Der Offizier zuckte die Achseln und wandte sich, um mit gewaffneter Hand die Befolgung seiner Befehle zu erzwingen; noch einmal aber kehrte er mitleidig zu den Verblendeten zurück, machte sie auf ihre vertheidigungslose Lage aufmerksam und beschwor sie, ihr Leben nicht aus Trotz und Eigensinn zu opfern, sondern der Uebermacht zu weichen und ihn nicht zu Maßregeln zu zwingen, deren Erfüllung seinem Herzen wehe thun müßte.

Verächtlich wies ihn der Prophet zurück und verkündete, zum Himmel empor zeigend, die nahe Ankunft der Beschützer und Rächer. Mitleiden mit der grenzenlosen Verstocktheit dieses Schwärmers bewegte die Brust des jungen Soldaten, als er langsam zu den Seinigen zurückritt, und noch immer konnte er sich nicht entschließen, den Befehl zum Angriff zu geben, so lange ihm die Hoffnung blieb, ohne Blutvergießen seine Sendung zu erfüllen; durch den Mund eines ehrwürdigen alten Mannes wurden daher auf's Neue gütige Vorstellungen versucht, es war aber vergebens. Die Mormonen, durch die Nachsicht der Feinde, die sie für Furcht hielten, ermuthigt, stimmten jubelnde, herausfordernde Siegeslieder an, und der Offizier sah sich genöthigt, den Verblendeten zu zeigen, daß er im Stande sei, sich mit kräftiger Hand Gehorsam zu erzwingen.

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten und an beiden Seiten schlossen sich jetzt die Jäger und Landleute dem in dichten Colonnen vorrückenden Centrum an.

Immer noch war kein Schuß gefallen und etwa fünfzig Schritt vor der Verschanzung commandirte der Führer wiederum Halt, den Feinden die letzte Gelegenheit zu verstatten, die milden, ihnen vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen; Joe Smith beharrte in seinem festen, unerschütterlichen Trotz, wenn er selber auch wohl die gegründetste Ursache hatte, da der Staat seine Auslieferung besonders verlangte, doch war der Glaube der Heiligen, selbst der Daniten, schon bedeutend durch das schnelle Herannahen der Truppen wankend geworden, da sie sich vergebens an dem klaren, reinen Himmel nach einer Gewitterwolke umgeschaut hatten, die Tod und Verderben in die Reihen der Feinde schleudern oder wenigstens in ihrer Umhüllung die versprochene und verheißene „Englische Verstärkung" mit sich führen sollte.

Still und ruhig blieb die Natur und kein Lüftchen regte sich, das dem Rauschen eines Engelflügels hätte gleichen können.

In diesem kritischen Moment, wo die Mormonen, auf der einen Seite von ihrem Führer angefeuert, auf der anderen von den glänzenden Bajonnetten und den keineswegs freundlichen Gesichtern und Blicken der Ansiedler bedroht, zwischen Ergebung und Widerstand schwankten, näherte sich, mit einer Spitzhacke in der Hand, der alte Stevenson, der den rechten Flügel anführte, dem backsteinernen Waarenhaus und rief lachend seinen Söhnen und dem jungen Grensford zu, heranzukommen und ihm zu helfen.

„Hol's der Henker!" rief er fröhlich, indem er die aufgefundene Hacke in der Hand schwang, „die guten Leute reden da drüben so oft hin und her, daß Einem erbärmlich die Zeit lang währt. — Kommt, Jungens, wir wollen uns indessen die Zeit vertreiben und die Wände hier einhacken — nieder mit dem Nest! Ich habe so eine Ahnung, daß Mancher darinnen alte, bekannte Sachen wiederfinden wird!"

Mit diesen Worten näherte er sich dem Gebäude und war eben, weitausholend, im Begriff den ersten Schlag zu führen, als plötzlich auf dem flachen Dache eine weiße, verschleierte, von fliegenden Gewändern umhüllte Gestalt emportauchte und, drohend die Arme gegen den Greis ausstreckend, der in stummer Verwunderung die Hacke sinken ließ, mit hohler Stimme rief:

„Halt ein, Unglücklicher! Die Hand, die sich gegen dieses Haus des Herrn erhebt, wird verdorren, ehe der Schlag geführt ist — also spricht der Höchste durch meinen Mund und also hat es sein heiliger Prophet verkündet."

Eine abergläubische Scheu durchschauerte die Herzen der Umstehenden und selbst Grensford blickte wild und unruhig im Kreise umher; der alte Stevenson war jedoch der Erste, der sich wieder sammelte und um die Gestalt besser betrachten zu können, einige Schritte zurücktrat, während Mormonen sowohl als Soldaten für den Augenblick ihre gegenseitige Stellung zu vergessen schienen und den Ausgang der Scene erwarteten, die, wie sie wohl fühlten, für beide Theile entscheidend sein mußte.

Stevenson übersah mit schnellem Blick die Lage der Dinge und die Spitzhacke mit der linken Hand ergreifend rief er der verschleierten Gestalt zu: „Sieh hier, mein gutes Mädchen, ich will gerade nicht sagen, daß Du gelogen hast — die Sache kommt mir aber etwas unwahrscheinlich vor; ich bin übrigens ein alter Mann und werde meine Gliedmaßen so nicht mehr lange gebrauchen können, daher will ich den einen, den linken Arm einmal dran wagen — also mit Gott!"

Und bei dem letzten Ausruf die Spitzhacke in der Linken um seinen Kopf schwingend, hieb er mit kräftig geführtem Schlag auf die Ecke des Gebäudes, daß der zerbröckelte Backstein weit umherspritzte.

„Halloh!" rief er jetzt einhaltend und seine Hand mit anscheinender Verwunderung betrachtend, „sie lebt noch? Ei, da nehmen wir's doppelt," und mit beiden Händen das schwere Werkzeug rasch emporhebend schlug er, unter dem rauschenden Beifallsgejubel der Seinigen, mit kräftiger Gewandtheit auf den weichen, wenig widerstehenden Backstein ein.

Die heilige Schwester war gleich nach dem ersten, mit glücklichem Erfolge geführten Hiebe verschwunden und mit wildem Jauchzen stürzte sich jetzt der größte Theil der Ansiedler, Alles als Werkzeug benutzend, was ihnen unter die Hände kam, auf das verhaßte Gebäude, dessen Mauern eingeschlagen und die Güter herausgeschleppt wurden.

Als die Mormonen aber die Zerstörung ihres Waarenhauses sahen, ohne daß eine himmlische Einmischung, die, ihrer Ansicht nach, doch hier sehr am Platze gewesen wäre, erfolgte, streckten sie die Waffen und übergaben die Anführer den Händen des Militärs.

Nun hatte zwar der Staat die Absicht, diese unruhigen Köpfe in die Nähe gleicher Genossen, der Indianer, zu schaffen, doch beschlossen die Mormonen einstimmig, wieder über den Mississippi zurück und zwar nach Quincy in Illinois auszuwandern, da ihnen, wie sie behaupteten, von jener Gegend Schutz und freundliche Aufnahme zugesichert worden wäre.

Den Missouriern war der künftige Aufenthaltsort dieser Secte übrigens ziemlich gleichgültig, so sie nur von ihnen befreit wurden und sie überließen es den Einwohnern von Illinois mit ihren neuen Einwanderern fertig zu werden, die sich dann auch bald zum Abmarsch rüsteten und schon am dritten Tage den Boden von Missouri verließen. Joe Smith wurde mit den übrigen Anführern nach St. Louis geführt, entwischte aber bald darauf aus seiner Haft und schloß sich später den Seinigen wieder an.

Die Missourier lebten fortan, von den gefährlichen Nachbarn befreit, in Ruhe und Frieden. Diese aber ließen sich in Illinois am Mississippi oberhalb Desmoines nieder, gründeten eine Stadt, befestigten diese und schienen sich überhaupt auf einen längeren, wenn nicht bleibenden Aufenthalt vorzubereiten.

Uebrigens haben sie auch hier schon wieder, immer noch nicht durch die früheren Begegnisse gewarnt, allerhand tolle Drohungen und Prophezeiungen ausgestreut; doch ist das Volk von Illinois ein kräftiger Menschenschlag, und gesetzloses Betragen möchte in dieser Gegend kaum einen günstigeren Erfolg haben als in dem Nachbarstaate Missouri.

F. Gerstäcker.

Heftigkeit, und seine schmale Figur mit blassem Antlitze erhöht diesen Eindruck. Aus solchen Gründen spricht er aber auch nie ohne Wirkung und hat stets die Empfindung für sich, welche man einem moralischen Ernste nie versagt. Er trat einen Tag lang von den Debatten zurück, weil der eilige Theil der Versammlung einmal Gelegenheit fand, die Berathung über wichtige Paragraphen hinweg zu überhasten, und weil er mit Recht bemerkte, daß der Stantpunkt der bloßen Büchserfabrikation zu viel Einfluß übte auf einzelne Bestimmungen.

Häpe ferner zeigte sich gründ in Entwickelung juristischer Gesichtspunkte, welche einem Theile der Versammlung zu ausgedehnt und speciell erschienen mochten. Diesen Bereich vertrat außer ihm Schletter, welcher für den erkrankten Berger, Verfasser des Entwurfs über Verlagsrecht, den Vortrag übernommen hatte. Leider konnte eben seiner Krankheit halber Berger nur auf kurze Zeit erscheinen und seine zwar ganz schmucklose, aber durchaus praktische und tüchtige Redeweise nicht geltend machen. — In einfacher und natürlich kräftiger Weise sprach auch Steger, welcher die Erklärung gegen Censur und die Verhandlung über Schiedsgerichte einleitete. Kühne spricht selten und kurz, aber dann auch stets in bündiger Fassung. Göschen, Redakteur der früher Schmidtschen merkantilischen Jahrbücher, ist dagegen ein sehr fließender, nach vielen Seiten gewandter Redner. Kaiser begegnet Wuttke in verherrlichender Hingebung an die oppositionelle Ader dessen, was er zu sagen hatte.

Das Hervortreten der Redner und die größere oder geringere Lebhaftigkeit und Kraft ihres Ausdrucks war natürlich bedingt durch das vorliegende Thema. Dies war in den ersten Tagen ein trockenes, und deshalb ist Mancher nicht aufgetreten, der sich übrigens unter uns oft genug des Wortes mächtig gezeigt hat. Mich dünkt aber, auch die angeführten Namen bieten schon eine stattliche Anzahl dar, und vor funfzehn Jahren, vor der erweckten Theilnahme an öffentlichen Dingen und Verhandlungen wäre diese Anzahl sicherlich viel geringer ausgefallen.

Leipzig, im Mai.

Heinrich Laube.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Frau von W. in J. — Im ersten Jahrgang jedenfalls bis zum 7. Bande, auch werden wir Sorge tragen, mit dem Schluß dem Original auf dem Fuße zu folgen.

B. B. J. in J. — Ehe wir Ihren Wunsch erfüllen können, müßten wir bei dem Verfasser anfragen.

Herrn K.-K. G. in B. — Sie irren; Louise ist der Name nicht und selbst der Buchstabe beruht auf einem verhängnißvollen Druckfehler.

Mehrere Leser. — Ihren Wünschen soll mit dem Beginn des neuen Bandes willfahrt werden.

Frau Gf. J. in D. — Der Verleger hat im Voraus seine Einwilligung ertheilt, für den Augenblick aber stehen dem Abdrucke nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen.

Herrn W. H. in B. — Möchte es Ihnen gefallen, sich näher zu erklären.

Herrn H. J. in S. — Wenn auch spät, so hoffen wir doch noch recht zeitig zu kommen.

Eingegangene Manuscripte: — Mai 9. Nr. 130. Pf. in B. — 14. Nr. 137 und 138. R. in Kr. — 15. Nr. 139. C. B. in Ober-H.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung
Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Nr. 1.

Der Kampf um's Dasein.

Novelle von Hans Arnold.

Illustration zu: Der Kampf um's Dasein.

schaftlicher Aufmerksamkeit, mit verzehrender Neugier zu lesen. Bald strahlten ihre Augen vor Begeisterung, ihr Lächeln wurde unaussprechlich süß, sie schien zu gleicher Zeit stolz und entzückt... aber in dem Augenblicke, wo sie wieder im Buche umwendete, drückten ihre Züge Aerger und unangenehme Ueberraschung aus.

Nun begann sie wieder zu lesen, was sie in so süße Trunkenheit versetzt hatte, aber diesmal las sie jede Seite mit berechneter Langsamkeit, indem sie so zu sagen jede Zeile, jedes Wort buchstabirte. Darauf unterbrach sie sich von Zeit zu Zeit und neigte dann die Stirn auf ihre schöne Hand und schien in tiefem Nachdenken die Stellen sich zu deuten, welche sie mit frommer und zärtlicher Liebe gelesen hatte. Bald kam sie an eine Stelle, welche einen solchen Eindruck auf sie machte, daß eine Thräne in ihren Augen glänzte; sie wandte rasch den Deckel um, um auf demselben den Namen des Autors zu erfahren. Einige Augenblicke betrachtete sie diesen Namen mit seltsamer Dankbarkeit und konnte sich nicht enthalten, die Seite, auf welcher er sich gedruckt befand, an ihre rosigen Lippen zu drücken. Nachdem sie mehrmals die Zeile wieder gelesen hatte, welche ihr so aufgefallen war, vergaß sie wahrscheinlich den Buchstaben über den Geist und versank in ein so tiefes Nachdenken, daß das Buch ihrer Hand entglitt und auf den Teppich fiel.

Während dieses Träumens hatte der Blick des jungen Mädchens sich erst auf ein bewunderungswürdiges Basrelief geheftet, das auf einem Fußgestell von Ebenholz stand, welches neben dem Fenster befestigt war.

Diese köstliche Bronze, welche kürzlich erst nach einem Gipsabgusse nach der Antike gegossen war, stellte den Triumph des indischen Bacchus dar. Niemals vielleicht hatte die griechische Kunst eine so seltene Vollkommenheit erreicht.

Der junge Eroberer war bald in eine Löwenhaut gehüllt, welche die jugendliche Reinheit und die Anmuth seiner Formen bewundern ließ und strahlte von göttlicher Schöne. In einem von zwei Tigern gezogenen Wagen stehend lehnte er mit sanfter und zugleich stolzer Miene die eine Hand auf einen Thyrsus und mit der andern lenkte er in ruhiger Majestät sein wildes Zweigespann... Bei diesem Gemische von Anmuth, Kraft und Heiterkeit erkannte man doch den Heros, welcher gegen Menschen und Waldungethiere so harte Kämpfe geführt hatte.

Vermöge des goldlichen Tones des Reliefs ließ das Licht, welches von der Seite auf diese Sculptur fiel, die Figur des jungen Gottes vortrefflich hervorspringen, da sie fast ganz erhaben geschnitten durch diese Erleuchtung wie eine köstliche Statue von mattem Gold auf dem düsteren und unbestimmten Hintergrunde von Bronze glänzte...

Als Adrienne zuerst ihren Blick auf diese seltene Vereinigung göttlicher Vollkommenheiten auf diesem Bilde geheftet hatte, waren ihre Züge ruhig und träumerisch, aber diese erst unbewußte Anschauung wurde immer aufmerksamer und bedächtiger. Das junge Mädchen stand plötzlich von ihrem Divan auf und näherte sich langsam dem Basrelief, indem sie der unüberwindlichen Anziehungskraft einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachgab.

Nun begann eine leise Röthe die Wangen des Fräulein von Cardoville zu beleben, und verbreitete sich nach und nach über ihr ganzes Gesicht, über ihre Stirn und ihren Hals.

Sie ging noch näher an das Kunstwerk heran, und nachdem sie einen verstohlenen, fast schamvollen Blick um sich geworfen, als ob sie gefürchtet hätte bei einer tadelnswerthen Handlung überrascht zu werden, streckte sie zweimal ihre von Aufregung zitternde Hand aus, um blos mit der Spitze ihrer reizenden Finger die brennende Stirn des indischen Bachus zu berühren.

Aber zweimal hielt sie eine Art schamhaften Zauderns zurück.

Endlich wurde die Versuchung zu stark. Sie gab derselben nach... und nachdem ihr Alabasterfinger das goldliche Gesicht des jungen Antiers zart gestreichelt, ruhte er eine Secunde lang küssend auf seiner edeln und reinen Stirn...

Bei diesem, obwohl ganz leichten Drucke schien Adrienne eine Art elektrischen Schlages zu fühlen, sie schauerte über dem ganzen Körper, ihre Augen wurden feucht, und nachdem sie einen Augenblick in ihrem glänzenden Schmelze mit den Thränen gekämpft, hoben sie sich gen Himmel und schlossen sich mehrmals wieder zur Hälfte... Nun zog sich der Kopf des jungen Mädchens ein wenig hinten über, ihre Knie sanken unmerklich zusammen, ihre rosigen Lippen öffneten sich halb, um den glühenden Athem durchzulassen, und ihr Busen hob sich so heftig, als ob der Saft ihrer Jugend die Schläge des Herzens verschnellert und ihr Blut zum Sieden gebracht hätte; bald endlich verrieth das glühende Gesicht Adrienne's eine zugleich schüchterne und leidenschaftliche, keusche und sinnliche Verzückung, die im höchsten Grade rührend und unaussprechlich war.

Unbeschreiblich anziehendes Schauspiel, welches eine Jungfrau gewährt, deren schamhafte Stirn bei dem ersten Feuer eines geheimen Wunsches erröthet... Beliebt der Schöpfer aller Dinge nicht den Körper eben so als die Seele mit seinem göttlichen Funken? Muß man nicht ihn fromm verehren, in dem Verstande sowohl, als in den Sinnen, mit denen er so väterlich seine Geschöpfe begabt hat? Gottlos und lästerlich sind daher diejenigen, welche diese göttlichen Sinne zu ersticken suchen, anstatt sie zu leiten und ihrem himmlischen Schwung harmonisch zu verklären.

Plötzlich bebte Fräulein von Cardoville zusammen, richtete das Haupt in die Höhe, öffnete die Augen, als ob sie aus einem Traume erwachte, fuhr scheu zurück, entfernte sich von dem Basrelief und ging im Zimmer aufgeregt auf und ab, indem sie ihre brennenden Hände an die Stirn legte.

Darauf sank sie so zu sagen vernichtet wieder auf ihren Sessel zurück und reichliche Thränen entstürzten ihren Augen. Der bitterste Schmerz zog sich über ihre Züge, welche nur den tiefen Zwiespalt der verderblichen Kämpfe kund gaben, welche in ihrem Herzen vorgingen.

Darauf trockneten ihre Thränen nach und nach. Und auf diese Krisis der peinlichen Niedergeschlagenheit folgte eine Art heftigen Verdrusses, zorniger Entrüstung gegen sich selbst, welche sich durch die folgenden, ihr entschlüpfenden Worte verriethen:

— Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich schwach und feige... ja, feige, sehr feige!...

.....

Das Geräusch einer sich öffnenden und wieder schließenden Thür riß Fräulein von Cardoville aus ihren bittern Betrachtungen. Georgette trat ein und sagte zu ihrer Herrin:

— Mein Fräulein, können Sie Herrn von Montbron empfangen?

Adrienne wußte zu sehr zu leben, um vor ihrem Kammermädchen die Art von Ungeduld zu zeigen, welche ihr dieser jetzt gerade lästige Besuch verursachte, und sagte zu Georgette:

— Haben Sie Herrn von Montbron gesagt, daß ich zu Hause wäre?

— Ja, mein Fräulein.

— Bitten Sie ihn einzutreten.

Obgleich Fräulein von Cardoville in diesem Augenblicke ziemlich unangenehm durch die Ankunft des Herrn von Montbron berührt war, so müssen wir uns doch beeilen zu sagen, daß sie zu ihm eine fast kindliche Zuneigung, eine kindliche Achtung hatte und dennoch, vermöge eines ziemlich häufigen Contrastes stets einer andern Meinung war, als er, und daraus entstanden, wenn Fräulein von Cardoville ihren Geist ganz frei hatte, die lustig tollsten oder belebtesten Gespräche, bei denen trotz seiner skeptischen und spöttischen Laune, seiner alten Erfahrung und seltenen Kenntniß der Menschen nie der Dinge, mit einem Worte trotz seiner rouerie von gutem Tone, Herr von Montbron nicht immer im Vortheil war, und ganz fröhlich seine Niederlage eingestand. So, um nur einen Begriff von der Unruhigkeit des Grafen und Adrienne's zu geben, hatte er immer, bevor er, seinem scherzhaften Ausdrucke nach, sich zum Mitschuldigen machte, stets Adrienne's Plan bekämpft — aber aus andern Gründen, als Frau von St. Dizier — allein und nach ihrem Willen zu leben, wogegen Rodin, indem er den Entschlüssen des jungen Mädchens ein großartiges Ziel gab, über sie eine Art großartigen Einflusses gewonnen hatte.

Jetzt über sechzig Jahr alt, war der Graf von Montbron einer der glänzendsten Männer des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs gewesen; seine Verschwendungen, seine Bonmots, seine Streiche, seine Duelle, seine Verluste im Spiel hatten fast immer der Gesellschaft seiner Zeit zu reden gegeben. Was seinen Charakter, sein Herz und seinen Umgang anbetrifft, so müssen wir sagen, daß er fast mit allen seinen alten Gelichten in der aufrichtigsten Freundschaft geblieben war. Zu der Zeit, wo wir ihn den Lesern vorstellen, war er noch ein starker und sehr nobler Spieler, er hatte, wie man sonst sagte, eine großartige Miene, einen entschiedenen, klugen und spöttischen Gesichtsausdruck. Seine Manieren waren vom ältesten Ton, mit einem Anflug von herausfordernden Hochmuth, wenn er die Leute nicht gern mochte; er war groß, sehr zierlich und von noch schlanker fast jugendlicher Haltung; er hatte eine hohe kahle Stirn, weißes kurzes Haar, grauen halbmondförmig geschnittenen Backenbart, längliches Gesicht, eine Adlernase, sehr durchdringende blaue Augen und noch sehr schöne Zähne.

— Der Herr Graf von Montbron, — sagte Georgette, als sie die Thür öffnete.

Der Graf trat ein und küßte Adrienne's Hand mit einer Art väterlicher Vertraulichkeit.

— Nun — sagte Herr von Montbron, — suchen wir die Wahrheit zu erfahren, die ich wissen muß, um ein großes Unglück zu verhüten.

Siebentes Kapitel.

Die Bekenntnisse.

Fräulein von Cardoville, welche die Ursache der heftigen Gefühle, welche sie bewegten, sich nicht merken lassen wollte, empfing Herrn von Montbron mit gezwungener, verstellter Höflichkeit, und dieser seinerseits war, trotz seiner großen Weltgewohnheit, sehr in Verlegenheit, wie er den Gegenstand anregen solle, von dem er mit Adriennen zu sprechen wünschte. Er entschloß sich daher, wie man zu sagen pflegt, erst das Terrain zu recognosciren, um dann die Unterredung ernsthaft werden zu lassen.

Nachdem er das junge Mädchen einige Augenblicke angesehen, schüttelte Herr von Montbron den Kopf und sagte mit einem Seufzer des Bedauerns:

— Mein liebes Kind... ich bin nicht zufrieden.

— Ein Herzenskummer... oder vielleicht ein Spielverdruß, mein lieber Graf? — sagte Adrienne lächelnd.

— Ein Herzenskummer, — sagte Herr von Montbron.

— Wie, Sie, der Sie ein so leidenschaftlicher Spieler sind, sollten sich mehr um die Laune eines weiblichen Kopfes, als um einen Wurf mit den Würfeln kümmern?

— Ich habe einen Herzenskummer... und Sie verursachen ihn mir, mein liebes Kind.

— Herr von Montbron, Sie werden mich sehr stolz machen, — sagte Adrienne lächelnd.

— Und wenn Sie das würden, hätten Sie sehr Unrecht;... denn meine Bekümmerniß kommt gerade daher... ich sage es Ihnen gerade heraus, daß Sie Ihre Schönheit vernachlässigen... Ja, sehen Sie nur Ihre bleichen, niedergeschlagenen, schmachtenden Züge... seit einigen Tagen sind Sie traurig, Sie haben irgend einen Kummer, davon bin ich überzeugt.

— Mein lieber Herr von Montbron, Sie sind so scharfsinnig, daß es Ihnen wohl einmal erlaubt ist, sich zu irren,

---

Prof. Biedermann: M. H.! Wir haben auf das deutsche Vaterland und dessen Einheit getrunken. Herr Laube hat gesagt, daß wir das deutsche Vaterland repräsentiren. Ja, wir repräsentiren es, aber wie? Nur äußerlich wir sind zu dieser Versammlung zusammengekommen aus 38 Staaten, und wir gehen wieder auseinander in 38 Staaten. Sollte es aber nicht auch ein inneres Band jener Einheit geben? Es gab eine Zeit, wo man sich über die fehlende Nationaleinheit und Nationalgröße Deutschlands tröstete mit dem Gedanken, daß wir doch eine Nationalliteratur besäßen. Goethe, von der Höhe seiner Literaturanschauung, sah vornehm lächelnd auf die Zerrissenheit Deutschlands herab. Diese Zeit ist, Gott sei Dank, vorüber, und es giebt unter uns wohl Keinen, der sich über die Mängel unserer nationalen Zustände trösten möchte mit der Blüthe unserer Literatur. Zwischen dem Geiste unserer Literatur und dem Volksgeiste, der nach Einheit strebt, ist eine Vermählung oder doch wenigstens eine Verlobung eingetreten; sie streben Beide nach einem Ziele. Von diesem Geiste, der durch das ganze Volk geht, sind auch wir, die Jünger der Literatur, erfüllt. Das haben die Verhandlungen dieser drei Tage gezeigt. In diesem Geiste, der den Geist der Literatur befruchtet und zur Blüthe treibt, haben wir uns zusammengefunden; in diesem Geiste werden wir vereinigt bleiben, wenn wir auch körperlich nicht mehr beisammen sind. Lassen Sie uns denn diesem Geiste, dem deutschen Volksgeiste ein hoch bringen.

Dr. R. Heller: Trotz aller erleichterten Verkehrsmittel, trotz Dampfbooten und Eisenbahnen stand sich doch die deutsche Literatur in ihren einzelnen Theilen sehr fern; man hatte mehr Provinzial- als deutsche Literatur. Daß aber der Genius der deutschen Literatur mächtig und gewaltig in uns werde, dafür ist durch eine Versammlung deutscher Literaten der Anstoß gegeben. Dies ist blos dadurch möglich gewesen, daß Sie unserer Einladung freundlich gefolgt sind, daß die Auswärtigen uns nicht allein liefen, sondern von allen Seiten herzukamen. Man hat ein Sprichwort von Leipzig: Lipsia vult expectari, das heißt: Leipzig wünscht seine Gäste lange bei sich zu haben, und, wäre es auch nicht länger, als daß wir uns lieben, verstehen, uns die Hände drücken lernten, so wäre der Aufenthalt lange genug. Wir haben Sie lieben gelernt. Die Auswärtigen, welche unsere Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrten, leben hoch!

Herr H. Koenig: Meine Freunde! Wenn mir die fremden Herren erlauben, in ihrem Namen den Dank darzubringen, so will ich Sie nur aufmerksam machen auf die Bedeutung des Werkes, zu dem wir hergekommen sind. Ein volles Glas, meine Freunde, unserer neuen Stiftung ausgebracht, dem Segen ausgebracht, den wir für ganz Deutschland von dem neuen Unternehmen erwarten! Ich lege ein großes Gewicht auf Das, was wir gewonnen haben. Alle Anfänge liegen bekanntlich im Dunkeln und Niemand vermag vorauszusehen und vorauszusagen, wie viel und was Großes die Hebamme Zeit daraus entbinden werde. Bedenken Sie Eins, meine Freunde, die Einheit Deutschlands, zu welcher die Gegenwart so gewaltig hindrängt, sie lag, wie schon bemerkt worden ist, bisher noch im Geiste, im flüssigen Elemente der Sprache und der Literatur. Nur unsere Dichter, unsere Denker, unsere Kunst und Wissenschaft trafen die Saiten, die das gemeinsame Herz der getrennten Stämme erheben konnten. Welch wahnsinniges Beginnen, daß gerade die Priester dieser Heiligthümer, die Hüter des Zaubers zur Einigung und Kräftigung Deutschlands, welcher in ihre Hände gelegt war, daß sie selbst jene Macht zerbrechen. Daraus, meine Freunde, ermessen Sie, was gewonnen werden wird, wenn wir durch unser Unternehmen die Macht wieder erringen, die wir verloren haben. Ich hege die schönsten Hoffnungen dafür und erlaube mir, Sie hinblicken zu lassen auf

Registered at the General Post Office as a Newspaper.

Registered for transmission abroad.

Entered at Stationers' Hall.

Copyright in the United States of America.

Copyright in Canada.

Copyright in all countries signatory to the Berne Convention.

All rights reserved.

Subscription Rates.

Inland, 6 months, 13s. 6d.

Inland, 12 months, 27s.

Canada, 6 months, 13s. 6d.

Canada, 12 months, 27s.

Foreign, 6 months, 16s. 6d.

Foreign, 12 months, 33s.

Publication Office, 172, Strand, London, W.C.

Printed by Spottiswoode, Ballantyne & Co. Ltd., Colchester and London.

Published by The Sphere Publishing Co. Ltd.

Editor, Bertram Fletcher Robinson.

Saturday, October 31, 1914.

Vol. LXIII. No. 824.

— Ei, meine liebe Freundin, wenn ich das traurige Vorrecht der Erfahrung benutze, wenn ich es errathe und Ihnen sage, daß Sie lieben... wenn ich sogar so weit gehe, Ihnen aus dieser Liebe einen Vorwurf zu machen, so geschieht es nur darum, weil es sich dabei, so zu sagen, um Tod oder Leben dieses armen jungen Prinzen handelt, der, wie Sie wissen, mir bereits so viel Theilnahme eingeflößt, als ob er mein eigener Sohn wäre, denn es ist unmöglich, ihn zu kennen, ohne die zärtlichste Theilnahme für ihn zu hegen.

— Es wäre doch seltsam, — versetzte Adrienne mit verdoppelter Kälte und bitterem Spotte, — wenn meine Liebe... selbst zugegeben, ich trüge eine im Herzen... einen so eigenthümlichen Einfluß auf den Prinzen Djalma hätte... Was geht es ihn an, ob ich liebe... — fügte sie mit fast schmerzlicher Verachtung hinzu.

— Was es ihn angeht? Aber in der That, meine liebe Freundin, erlauben Sie es mir zu sagen, daß Sie grausam zu scherzen belieben... Wie!... Dieser unglückliche Knabe liebt Sie mit der ganzen blinden Heftigkeit einer ersten Neigung... zweimal schon hat er durch Selbstmord der furchtbaren Qual ein Ende machen wollen, welche ihm seine Leidenschaft für Sie verursacht... und nun finden Sie es sonderbar, daß die Liebe, welche Sie für einen Anderen hegen, für ihn eine Lebensfrage ist.

— So liebt er mich also, — sagte das junge Mädchen in einem Tone, der nicht wiederzugeben ist.

— Zum Sterben, sage ich Ihnen... ich habe es gesehen.

Adrienne machte eine Geberde des Staunens. So bleich sie erst war, so purpurn ward sie nun. Darauf verschwand diese Röthe, ihre Lippen erbleichten und zitterten, ihre Aufregung war so lebhaft, daß sie einige Augenblicke nicht zu sprechen vermochte und die Hand auf's Herz legen mußte, um dessen Schläge zu mäßigen.

Herr von Montbron war fast erschreckt über die plötzliche Veränderung in Adrienne's Physiognomie, näherte sich ihr lebhaft und rief aus:

— Mein Gott, mein armes Kind, was ist Ihnen?

Anstatt ihm zu antworten, winkte ihm Adrienne, er möge sich beruhigen. Der Graf wurde in der That ruhiger, denn das schöne Gesicht des jungen Mädchens, welches eben noch vom Schmerze des Spottes und der Verachtung verzerrt war, schien in den süßesten, unaussprechbarsten Gefühlen wieder aufzuleben, der Eindruck, den sie empfand, war so berauschend, daß sie sich einen Augenblick darin zu gefallen schien und das Gefühl zu verlieren fürchtete; darauf aber sagte ihr der Verstand, sie möge sich vielleicht durch einen Irrthum oder eine Lüge täuschen lassen und so rief sie, plötzlich angstvoll sich an Herrn von Montbron wendend, aus:

— Aber ist, was Sie mir da sagen, auch wahr?

— Was ich Ihnen sage?

— Ja... daß der Prinz Djalma...

— Sie wie ein Rasender liebt?... Ach, nur zu wahr ist das.

— Nein, nein, — rief Adrienne mit hinreißender Offenheit aus, — das kann niemals zu wahr sein!

— Was sagen Sie? — rief der Graf.

— Aber diese... Frau? — fragte Adrienne, als ob das Wort ihr die Lippen verbrenne.

— Welche Frau?

— Die, welche Ursache seiner Herzensqual ist.

— Diese Frau?... wer soll denn das anders sein als Sie?

— Ich, o ja, ich war es... nicht wahr... Niemand als ich!

— Auf Ehre... trauen Sie meiner Erfahrung... Niemals habe ich eine aufrichtigere, rührendere Leidenschaft gesehen.

— O, nicht wahr, er hat niemals in seinem Herzen eine andere Liebe gehabt, als die Liebe zu mir!

— Er, niemals.

— Und doch hat man mir gesagt...

— Wer?

— Herr Rodin...

— Daß Djalma...

— Zwei Tage, nachdem er mich gesehen, von einer rasenden Liebe ergriffen worden sei.

— Herr Rodin hat Ihnen das gesagt? — rief Herr von Montbron aus, indem ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen schien. — Aber er hat ja auch Djalma gesagt, daß Sie jemand Andern lieb hätten...

— Ich!

— Und das eben brachte das unglückliche Kind so in Verzweiflung.

— Und meine Verzweiflung rührte gerade eben auch daher.

— Sie lieben ihn also eben so sehr, als er Sie liebt? — rief Herr von Montbron vor Freude außer sich.

— Ob ich ihn liebe!

Plötzlich wurde bescheiden mehrere Male an die Thür geklopft.

— Ihre Leute wahrscheinlich... Beruhigen Sie sich, — sagte der Graf.

— Herein, — rief Adrienne mit bewegter Stimme

Florine trat ein.

— Was giebt es? — sagte Fräulein von Cardoville.

— Herr Rodin ist eben gekommen, aber da er das Fräulein zu stören fürchtete, wollte er nicht eintreten und wird in einer halben Stunde wiederkommen... Befehlen Sie, mein Fräulein, daß ich ihn dann einlasse?

— Ja, ja, — sagte der Graf zu Florine, — und selbst wenn ich noch bei dem Fräulein sein sollte, führen Sie ihn nur herein. Sind Sie nicht auch der Meinung? — fragte Herr von Montbron Adriennen.

— Ganz und gar, — antwortete das junge Mädchen.

Und ihre Augen funkelten vor Entrüstung, indem sie an diese Nichtswürdigkeit Rodin's dachte.

— O, der alte Schelm, — sagte Herr von Montbron, — ich hatte dem Schleicher immer mißtraut.

Florine ging hinaus und ließ den Grafen mit ihrer Herrin allein.

Achtes Kapitel.

Liebe.

Adrienne von Cardoville war ganz umgewandelt: zum ersten Male glänzte ihre Schönheit in ihrer ganzen Fülle. Bis daher war sie entweder durch Gleichgültigkeit verschleiert oder vom Schmerze umdüstert gewesen, jetzt aber fiel die glückliche Liebe wie ein blendender Sonnenstrahl plötzlich magisch auf sie.

Der flüchtige Aerger, welchen die Hinterlist Rodin's ihr verursachte, war wie ein kaum bemerkbarer Schatten über die Stirn des jungen Mädchens hinweggezogen; was kümmerte sie sich jetzt um diese Lügen, diese Verläumdungen? Waren sie nicht vernichtet?

Und welches menschliche Wesen konnte in Zukunft sich zwischen sie und Djalma stellen, da sie eines des andern so gewiß waren? Wer würde es wagen, gegen zwei Wesen zu kämpfen, welche so entschlossen und in der unwiderstehlichen Gewalt der Jugend, Liebe und Freiheit stark waren? Wer würde es wagen, ihnen in jene lodernden Sphären zu folgen, wo sie, so schön, so glücklich, sich zu einer unauflöslichen Liebe vereinigen würden, beschützt und vertheidigt durch ihr Glück, eine Rüstung, die jede Probe aushält?

Kaum war Florine hinaus, so näherte sich Adrienne dem Herrn von Montbron mit schnellem Schritte; sie schien größer geworden; wenn man sie so leicht, triumphirend, strahlend sich bewegen sah, meinte man eine auf Wolken einherschreitende Göttin zu sehen.

— Wann werde ich ihn sehen?

Das war ihr erstes Wort zu Herrn von Montbron.

— Nun... morgen, man muß ihn auf so viel Glück vorbereiten, bei einer so glühenden Natur... kann eine so plötzliche, so unerwartete Freude... vielleicht furchtbar sein...

Adrienne blieb einen Augenblick nachdenklich und sagte dann plötzlich:

— Morgen... ja, nicht vor morgen... mein Herz ist übergläubig.

— Wirklich?

— Sie werden es erfahren... er liebt mich... dies Wort sagt Alles, schließt Alles in sich, begreift... ist Alles... und doch habe ich tausend Fragen auf den Lippen... seinetwegen;... ich werde vor morgen keine an Sie richten... nein, weil einem bewundrungswürdigen Verhängnisse zufolge... der morgende Tag für mich... ein heiliger Jahrestag ist... Bis dahin wird mir die Zeit wie ein Jahrhundert lang werden... Glücklicherweise... kann ich warten... sehen Sie nur...

Darauf winkte sie Herrn von Montbron und führte ihn zu dem indischen Bacchus.

— Wie er ihm gleicht, — sagte sie zum Grafen.

— Allerdings, — versetzte dieser, — es ist seltsam!

— Seltsam? — meinte Adrienne und lächelte mit süßem Stolze, — seltsam, daß ein Heros, ein Halbgott, ein Ideal der Schönheit Djalma gleicht?...

— Wie Sie ihn lieben!... — sagte Herr von Montbron tief bewegt und fast geblendet von der Glückseligkeit, welche auf Adrienne's Gesichte strahlte.

— Ich mußte wohl recht leiden, nicht wahr? — sagte sie nach einer Pause.

— Aber wenn ich nun heute nicht als letzte Zuflucht auf den Gedanken gekommen wäre, zu Ihnen zu gehen, wie wäre es da geworden?

— Ich weiß nicht... vielleicht wäre ich gestorben... denn ich bin hier... — sie legte ihre Hand auf's Herz — unheilbar getroffen... Aber was mein Tod gewesen wäre... ist mir nun das Leben...

— Es wäre furchtbar! — sagte der Graf erschüttert, — eine solche Leidenschaft, bei Ihrem Stolze, in sich selbst zurückzudrängen...

— Ja stolz bin ich... aber nicht hochmüthig... Als ich daher seine Liebe zu einer Anderen erfuhr,... erfuhr, daß der Eindruck, welchen ich bei unserem ersten Zusammentreffen auf ihn gemacht zu haben glaubte, gleich wieder sich verwischt habe... da verzichtete ich auf jede Hoffnung, ohne auf meine Liebe verzichten zu können; anstatt den Gedanken an ihn zu fliehen, habe ich mich mit Allem umgeben, was mich an ihn erinnern konnte... In Ermangelung des Glückes liegt doch noch ein schmerzlicher Genuß darin, durch den, welchen man liebt, zu leiden.

— Jetzt begreife ich Ihre indische Bibliothek...

Adrienne nahm, ohne dem Grafen zu antworten, von dem Gueridon eines der Bücher und sagte, es Herrn von Montbron bringend, lächelnd mit einem Ausdrucke himmlischer Freude und Glückseligkeit:

— Ich hatte Unrecht, es zu leugnen; ich bin doch hochmüthig. Sehen Sie... lesen Sie das... ganz laut, bitte ich... ich sage Ihnen, daß ich bis morgen warten kann.

Und mit der Spitze ihres reizenden Fingers zeigte sie dem Grafen eine Stelle des Buches.

Darauf kauerte sie sich so zu sagen auf dem Sopha hin, nahm eine ganz aufmerksame, gesammelte Haltung an, neigte den Körper vorüber, kreuzte die Hände über das Kissen, lehnte das Kinn auf die Hände, heftete ihre großen Augen mit einer Art Andacht auf den indischen Bacchus, der ihr gegenüber stand und schien in leidenschaftlicher Beschauung sich vorzubereiten, zu hören, was Herr von Montbron lesen würde.

Dieser begann sehr verwundert, nachdem er Adrienne angesehen, die zu ihm mit dem schmeichelndsten Tone sagte:

— Und recht langsam... ich beschwöre Sie.

Herr von Montbron las die folgende Stelle des Tagebuchs eines in Indien Reisenden:

Hr. E. Boas: M. H.! Wir haben eben dem freien Worte ein Hoch gebracht. Das gemahnt uns an eine heilige Pflicht. Wir sind traulich und sicher beisammen gewesen. Da müssen wir nothwendig Derer gedenken, denen das nicht vergönnt ist, die auch gern kommen möchten, aber draußen bleiben müssen im fremden Lande, die die Heimath nicht wieder sehen sollen. Und doch haben sie kein anderes Vergehen begangen, als daß sie die Heimath, ihr Volk zu sehr geliebt haben. M. H.! Andere mögen das für ein Vergehen halten; wir halten es für ein Verdienst. Darum stoßen Sie mit mir an auf das Wohl Jener, die in fremden Landen weilen, jener Deutschen, die heut nicht bei uns sein können, wenn sie auch möchten. Wir wollen die freudige Hoffnung aussprechen, daß sie bald wieder bei uns sein möchten, damit nicht Einer in fremder Erde begraben werde, wie es mit einem unserer Dreißig geschehen, mit Börne. Die verbannten Deutschen leben hoch!

Hr. H. Koenig: Meine lieben Freunde! In unserer fröhlichen, gemüthlichen, geistreichen, sächsisch-hessisch-schwäbischen Fröhlichkeit vergessen wir etwas Wichtiges, unsere Hälften, ich meine die Literatinnen, aber weder die Schriftstellerinnen noch -stehlerinnen, sondern die Literatinnen sollen gemeint sein, mögen es nun richtig und mit Goldschnitt gebundene Frauen oder als Album zierlich geheftete Bräute oder blos brochirte Freundinnen sein. Wir müssen der Literatinnen gedenken, wir, die wir unsere Hälften besitzen, die wir den zarten Boden, die weiche Erde kennen, in der unsere schönsten Pflanzen wachsen, blühen und Frucht tragen. Das müssen wir. Was wünschen wir aber den Anderen, denen diese Hälfte noch fehlt? Wir wünschen ihnen Literatinnen, mögen nun diese ihre Zukünftigen erscheinen in welchen Cattunen sie wollen, in großem oder kleinem Format; nur Eins darf nicht fehlen, ein sauberer, solider Druck — en's Herz, aber ein Druck ohne alle Anführungszeichen, ohne Gänsefüßchen. Meine Freunde! Für Ihre Werke viele wiederholte, verbesserte Ausgaben, für Ihre Zukünftigen nur eine und eine unverbesserliche Auflage! Die Literatinnen sie leben hoch!

Nach dieser heiteren Wendung brachte Kuranda dem Literatenvereine zu Leipzig, von welchem auch die Schriftstellerversammlung ausgegangen war, einen Trinkspruch. Nachdem der Vorsitzende des Literatenvereins gedankt, erklärte Berthold Auerbach, er höre mit Verwunderung, daß Kuranda, obwohl oft Monate lang in Leipzig wohnhaft, nicht Mitglied des Literatenvereins sei. Er für seine Person benutze die Gelegenheit, sogleich öffentlich seinen Beitritt zu erklären. Dem schlossen sich andere Fremde an, unter ihnen Eduard Boas, der Verfasser des so anmuthigen Gedichtes „Pepita".

Kaum war diese Wendung, welche in mannigfacher Weise belebte, vorüber, so entwickelte sich ein eigenthümliches Drama in Toasten. Nachdem nämlich Robert Blum, ein Führer der Deutsch-Katholischen, eine Rede gehalten zum Gedächtniß politisch Gefangener oder Verfolgter, welche durch die Länge ihres Leidens der Theilnahme mehr und mehr entrückt werden sind, erhob sich W. Jordan aus Königsberg zu einem Toaste für die Atheisten. Unter diesem Titel hatte er mir ihn angekündigt, und ich hatte ihn vergeblich gebeten, davon abzustehen, da es sich ja hier nicht sowohl um Demonstration von Ansichten handle, als um Ausdruck von Ansichten, denen eine gewisse Gemeinschaftlichkeit innewohnen könne. Der Atheismus sei wenigstens barock und als Trinkspruch sicher nicht angethan Zustimmung zu finden. Auf Zustimmung bis auf einen gewissen Grad gehe aber doch eine solche Festtafel hinaus. Dr. Jorden bestand aber auf seinem Verlangen und ich hatte kein weiteres Recht, ihm das Wort zu versagen.

Man ließ aber, wie ich vorausgesagt, den „freien deutschen Geist", welchem sein Toast galt, „der noch ein zukünftiger ist, der sich einst befreit haben wird aus den Fesseln aller Gewalt, der wirklichen auf Erden und der eingebildeten Spukgewalt im Himmel", nicht hoch leben. Eine eiskalte Schlacht hatte sich während dieser Rede über die Versammlung gelegt und am Schlusse herrschte Todtenstille. Charakteristisch genug für eine Versammlung von ungefähr hundert Schriftstellern, unter denen man in Berlin wohl an die funfzig sogenannte freie Geister vermuthen würde. Wir sind doch Alle so schwach durch Erziehung und Bildung, daß wir uns Gott derbärmig fühlen, und ich konnte unter dem allgemeinen Stillschweigen entdecken,

„..... Als ich mich 1829 in Bombay befand, sprach „man in der ganzen englischen Gesellschaft nur von einem „jungen Helden, dem Sohne des...

Da der Graf sich eine Secunde unterbrach wegen der barbarischen Aussprache des Namens von Djalma's Vater, sagte Adrienne lebhaft mit sanfter Stimme:

— Sohne des Kadja Sing....

— Welches gute Gedächtniß! — rief der Graf lächelnd.

Und er fuhr fort:

„...-jungen Helden, dem Sohne des Kadja Sing, Königs von „Nunkl. Bei der Rückkehr von einer entfernten und blutigen Expedition in den Bergen zeigte sich Oberst Drake ganz begeistert für den Sohn des Kadja Sing, Namens Djalma. Kaum „aus dem Knabenalter herausgetreten, hat dieser junge Prinz „in diesem unerbittlichen Kriege Beweise von so rittterlicher „Unerschrockenheit, von so edlem Charakter abgelegt, daß man „seinen Vater den Vater des Edelmüthigen genannt hat."

— Diese Sitte ist rührend... — sagte der Graf. — So zu sagen den Vater belohnen, indem man ihm einen für seinen Sohn ruhmreichen Beinamen giebt, das ist groß... Aber welch ein seltsamer Zufall ist das mit diesem Buche, — sagte der Graf überrascht, — das ist Grund genug, bin ich überzeugt, auch den kältesten Kopf außer sich zu bringen...

— O, Sie sollen schon sehen... werden schon sehen!... — sagte Adrienne.

Der Graf fuhr zu lesen fort.

„...Der Oberst Drake, einer der tapfersten und besten „Offiziere der englischen Armee, sagte gestern in meiner Gegenwart, daß er schwer verwundet und vom Prinzen Djalma „gefangen genommen nach energischem Widerstande nach dem „Lager geführt worden sei, welches in dem Dorfe...

Hier zauderte der Graf abermals wegen eines noch barbarischeren Namens als der erste; er wollte die Aussprache desselben nicht auf gutes Glück wagen, unterbrach sich und sagte zu Adrienne:

— Was diesen anbetrifft, so verzichte ich darauf.

— Und doch ist's so leicht! — versetzte Adrienne und sprach mit unaussprechlicher Milde den übrigens sehr weichen Namen aus:

— In dem Dorfe Shumshabad errichtet war.

— Wahrhaftig das ist ein vortreffliches mnemonisches Verfahren, um die geographischen Namen zu behalten, — sagte der Graf und fuhr fort:

„... Im Lager angekommen wurde dem Obersten Drake „die rührendste Gastlichkeit zu Theil und der Prinz Djalma „pflegte ihn wie ein Sohn. Auf diese Weise erfuhr Drake „einige Thatsachen, welche seinen Enthusiasmus für den Prinzen auf die Spitze trieben. Er erzählte in meiner Gegenwart Folgendes:

„Bei einem Gefechte wurde der Prinz von einem jungen „Indier von ungefähr zwölf Jahren begleitet, welcher ihn „zärtlich liebte und ihm als Page diente, indem er ihm zu „Pferde folgte und ihm seine Waffen trug; dies Kind wurde „von seiner Mutter vergöttert; im Augenblicke der Expedition „hatte sie ihren Sohn dem Prinzen Djalma anvertraut, in„dem sie zu ihm mit einem des Alterthums würdigen Stoicis„mus sagte: Möge er Euer Bruder sein. — Er soll mein Bru„der sein, — hatte der Prinz geantwortet. — Bei einer „blutigen Niederlage wird das Kind schwer verwundet, sein „Pferd getödtet; der Prinz macht mit Gefahr seines Lebens „trotz der Eile eines hartbedrängten Rückzuges den Knaben „vom Pferde los, nimmt ihn vor sich und entflieht; man ver„folgt sie; ein Schuß trifft das Pferd, aber es kann noch „ein Junglegebüsch erreichen, in welchem es nach einigen ver„geblichen Anstrengungen erschöpft niedersinkt. Der Knabe „war zu gehen nicht im Stande, deshalb trägt ihn der Prinz „und verbirgt sich mit ihm im dichten Gehege. Die Engländer kommen nach, durchsuchen die Jungles, die beiden Ver„folgten entschlüpfen. Nach einem Tage und einer Nacht „voller Märsche, Nachmärsche, Listen, Ermüdungen, und unerhörten Gefahren gelang es dem Prinzen das Kind tragend, „welches ein Bein gebrochen hatte, das Lager seines Vaters „zu erreichen und er sagte ganz einfach: — Ich hatte seiner „Mutter versprochen, daß er mein Bruder sein würde, ich habe „als Bruder gehandelt."

— Das ist bewundernswerth! — sagte der Graf.

— Fahren Sie fort,... o fahren Sie nur fort, — sagte Adrienne, indem sie eine Thräne wegwischte, ohne ihre Augen von dem Basrelief abzuwenden, welches sie mit wachsender Bewunderung zu betrachten fortfuhr.

Der Graf fuhr fort:

„... Ein anderes Mal begiebt sich der Prinz Djalma in „Begleitung von zwei schwarzen Sklaven vor Sonnenaufgang „nach einem sehr wilden Orte, um sich eines Wurfs Tiger „zu bemächtigen, die erst zwei Tage alt sind. Die Höhle „war bezeichnet worden. Der Tiger und sein Weibchen waren „schon fort auf Raub aus. Der eine von den Schwarzen begiebt sich durch eine enge Oeffnung in die Höhle; der andere „schlägt mit Hülfe Djalma's einen ziemlich großen Baumstamm „mit der Axt ab, um eine Falle daraus zu machen, den „Tiger oder das Weibchen zu fangen. Auf der Seite der „Oeffnung war die Höhle fast ganz steil. Der Prinz steigt „geschickt hinauf, um mit Hülfe des andern Schwarzen dann „die Falle anzulegen; plötzlich ertönt ein furchtbares Gebrüll, „mit wenigen Sprüngen hatte das Weibchen, vom Raube „zurückkommend, die Oeffnung der Höhle erreicht. Der Schwarze, „welcher mit dem Prinzen die Falle aufspannte, bekommt einen „Biß, der ihm den Schädel öffnet. Der Baum fällt quer vor „den engen Eingang der Höhle, hindert das Weibchen hinein„dringen zu können und versperrt zugleich dem andern Schwar„zen, der die beiden kleinen Tiger trägt, den Weg.

„Etwa zwanzig Fuß höher, auf einer Felsenspitze sah der „Prinz auf dem Bauche liegend dieses furchtbare Schauspiel „mit an. Die Tigerin, welche durch das Geschrei ihrer Jungen wüthend geworden war, zerfleischte die Hände des Schwarzen, der im Innern der Höhle den Baumstamm, der seine „einzige Schutzwehr war, zu halten sich bestrebte und jämmerliches Geschrei ausstieß."

— Das ist fürchterlich, — sagte der Graf.

— O, fahren Sie fort, fahren Sie fort, — rief Adrienne aus, — und Sie werden sehen, was der Heldenmuth der Söhne zu thun vermag.

Der Graf fuhr fort:

„— Plötzlich nimmt der Prinz seinen Dolch zwischen die „Zähne, befestigt seinen Gürtel an einer Felskante, nimmt „mit der einen Hand die Axt, läßt sich mit der andern an „diesem improvisirten Seile herunter und fällt einige Schritte „von dem wüthenden Thiere zu Boden, springt auf dasselbe

„zu und bringt ihm schnell wie der Blitz zwei tödtliche Wun„den bei, gerade in dem Augenblicke, wo der Schwarze, des„sen Kräfte schwach wurden, den Baum losließ und dann in „Gefahr war in Stücken gerissen zu werden."

— Und Sie wundern sich über seine Aehnlichkeit mit jenem Halbgotte, dem die Fabel nicht einmal den Glanz einer solchen edeln Aufopferung gegeben hat, — rief das junge Mädchen mit wachsender Begeisterung.

— Ich wundere mich nicht mehr, ich bewundere, — sagte der Graf mit bewegtem Tone, — und bei der Erzählung der edeln Züge schlägt mein Herz vor Begeisterung, als ob ich zwanzig Jahr alt wäre.

— Und das edle Herz jenes Reisenden hat bei dieser Erzählung geschlagen wie das Ihrige, — sagte Adrienne, — Sie werden es lesen.

„..... Was die Unerschrockenheit des Prinzen so bewun„dernswerth macht, ist der Umstand, daß nach den Grundsätzen der indischen Kasten das Leben eines Sklaven keine „Wichtigkeit hat. Ein Sohn des Königs also, der sein Leben „zur Rettung einer armen so niedrigen Creatur in Gefahr „setzt, folgte einem heldenmüthigen Instinkte christlicher Barmherzigkeit, wie sie bis dahin in jenem Lande unerhört war.

„Zwei solche Züge, — sagte mit Recht der Oberst Drake, „— genügen einen Menschen zu schildern. Mit einem Gefühl tiefer Ehrfurcht und inniger Bewunderung schreibe ich daher, ein unbekannter Reisender, den Namen des Prinzen „Djalma in dieses Reisebuch, während ich mich indessen einer „Traurigkeit nicht erwehren kann, indem ich mich frage, was „die Zukunft dieses Prinzen sein wird, der tief in diesem mil„den Lande, das stets vom Kriege verheert wird, verloren ist. „So bescheiden die Huldigung auch sein mag, welche ich die„sem, der Zeit der Heroen würdigen Charakter darbringe, „so wird sein Name doch wenigstens mit edlem Enthusiasmus „von allen Herzen wiederholt werden, welche an Dem Theil „nehmen, was groß und edel ist."

— Und als ich eben noch diese einfachen Zeilen las, — versetzte Adrienne, — konnte ich mich nicht enthalten, den Namen dieses Reisenden an meine Lippen zu drücken.

— Ja, gerade so hatte ich mir ihn vorgestellt, — sagte der Graf immer bewegter, indem er Adrienne das Buch wiedergab; diese aber stand ernst und gerührt auf und sagte zum Grafen:

— Als solchen wollte ich ihn Ihnen zu erkennen geben, damit Sie meine Bewunderung für ihn begriffen, denn ich hatte diesen Muth, diese heldenmüthige Güte schon errathen, als ich bei einem Gespräche wider Willen zugegen war, bevor ich mich ihm zeigen konnte... von jenem Tage ab wußte ich, daß er eben so edelmüthig, als unerschrocken, eben so zärtlich und bewundernswerth erregbar, als entschlossen energisch ist;... aber als ich ihn in so wunderbarer Schönheit sah und durch den edeln Charakter seiner Gesichtsbildung, selbst durch seine Kleidung so ganz verschieden von Allem, was ich bis dahin gesehen hatte,... als ich den Eindruck sah, welchen ich auf ihn machte... und den ich vielleicht noch heftiger empfand... da fühlte ich, daß mein Leben an dieser Liebe hänge.

— Und was haben Sie jetzt für Pläne?

— Glänzende, glückliche wie mein Herz... ich will, daß Djalma, wenn er sein Glück erfährt, von derselben Betäubung betroffen werden soll, die ich empfinde und die mir noch nicht erlaubt... meiner Sonne gerade in's Gesicht zu sehen... denn ich wiederhole es Ihnen... von jetzt bis morgen habe ich noch ein Jahrhundert zu leben. Ja, seltsam, ich hätte nach einer solchen Offenbarung das Bedürfniß zu fühlen geglaubt, allein zu bleiben, und mich in dieses Meer von berauschenden Gedanken zu stürzen. Aber nein, nein, von jetzt ab bis morgen fürchte ich die Einsamkeit... ich empfinde, ich

---

daß Jemand vorhanden sei, dem es gelüste, mit diesem Geiste ein Wort zu sprechen. Dieser Jemand war neben mir der gesunde Schmid Auerbach, der seinen Spinoza betrieben, ohne Gottes dabei ledig zu werden. In lebhafter Erregung sprach er folgende Worte:

Dr. Auerbach: M. H.! Es ist nicht Aufdringlichkeit von mir, daß ich noch einmal das Wort ergreife, sondern das Wort drängt sich mir auf. M. H.! Ich bin noch so demüthig, daß ich an einen Geist glaube, der mich beherrscht und den ich nicht beherrsche. M. H.! Es giebt eine wahnsinnig gewordene Vernunft, die über sich hinausgegangen ist. Es ist Ihnen, m. H.! wohl schon im Traume vorgekommen, daß Sie fallen und fallen und fallen und keinen Boden finden. Das ist eine wahnsinnig gewordene Vernunft, die so von der Zukunft träumt. M. H.! Ich kann alle Gemüthlichkeit ablegen, wenn es sein muß, ich kann dreinschlagen mit dem blanken Schwerte des Geistes, wie mit dem andern. Es giebt einen heiligen Namen — ich lasse mir das Wort: heilig nicht nehmen — den Namen der Freiheit. Nie soll es dahin kommen, daß uns diese Freiheit entzogen werde, die wir zu erreichen berechtigt sind! Deshalb wollen wir nicht über das Ziel hinausgehen, nicht über die Scheibe hinausschießen und sagen: wir sind die Neuen, wir haben einen neuen Gedanken gefunden. Nein, m. H., Gott in uns, mit uns! Wir stehen alle für die Freiheit, wir handeln alle nach unserer innern Bestimmung. Ich habe hier kein theologisches Princip zu erörtern; aber wir alle erkennen es, daß es ein Gesetz giebt, das uns ganz gewiß zum Ziele führen wird. Dieses Gesetz finden wir in uns und außer uns, in der Natur und in dem Geiste, der Gott sicher kennt. Die wahre Freiheit lebe hoch!

Hierdurch ward ein unermeßlicher Jubel von Zustimmung und Beifall erregt, und es fand ein Anklingen, Rufen und Umarmen statt, als ob man eine verloren geglaubte Heimath wieder gefunden hätte. Robert Heller brachte noch rasch einen Zuruf behaglicher Art auf fröhliches Beisammensein, indem er die Vergnügungsanstalten Leipzigs, welche zum Rendezvous dienen sollten, lustig schilderte, und die kalte Wolke war verjagt, so daß der folgende letzte Toast wieder eine ungestörte, zujauchzende Stimmung fand:

Hr. Klemm: M. H.! Wir haben uns zuletzt mit zwei Begriffen beschäftigt, die wir genau kennen, mit Kirschw und dem Hôtel de Pologne. Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Begriff hinlenke, den wir noch gar nicht kennen. Ich beabsichtige einen Mann leben zu lassen, der noch gar nicht existirt, den aber Deutschland mit der allgemeinsten Spannung erwartet, der, wenn er einst kommen wird, der Letzte seiner Art sein wird, den man aber eben deswegen den ersten Erscheinungen seiner Zeit beizählen wird, ich meine den letzten Censor. Freilich, wenn ich das so glatt hinstelle, scheint es, als wollte ich überhaupt den letzten Menschen leben lassen, als wollte ich, unsern Anastasius Grün parodirend, ausrufen:

Singend sinkt und jubelnd
Zum alten Erdenhaus,
Sterbt mit dem letzten Menschen
Der letzte Censor aus!

Das ist meine Meinung nicht; ich gehöre zu Denen, die da glauben, namentlich glaube ich an den letzten Censor. Sie wissen, als Friedrich der Große in den siebenjährigen Krieg zog, konnte er's euch nicht verauslagen, daß es gerade der siebenjährige Krieg sein würde, in den er zieht. So wird's auch mit dem letzten Censor gehen; wenn man ihn anstellt, wird man es ihm nicht sagen, daß er der letzte Censor sei, sondern er wird als ein ganz gewöhnlicher Censor angestellt werden. Aber plötzlich, eines schönen Morgens, wird es ihm, wird es der erstaunten Welt klar werden, daß er der letzte Censor gewesen sei. Denn wird er, ein Morgenstern, vor der aufgehenden Sonne der Preßfreiheit vorausfliegen und in deren Glanze erbleichen! Dies wird die schönste Wonne des letzten Censors sein. M. H.! Ich bitte, aus diesem Gesichtspunkte auf den zu erwartenden letzten Censor ein Glas zu leeren. Er lebe hoch!

Dieser Trinkspruch machte rauschendes Glück, und ich fand einstimmigen Zuruf, als ich auf dem Leichenpredniger des letzten Censors ein hoch vorschlug.

Hiermit endigte die Förmlichkeit der Tafel, und man sonderte sich in Gruppen. Es war nach Mitternacht.

weiß nicht, was für eine fieberhafte, unruhige, glühende Ungeduld... O gesegnet sei die Fee, welche mich mit ihrem Zauberstabe berührend, jetzt bis morgen mich einschläfern könnte.

— Ich werde diese wohlthuende Fee sein, — sagte plötzlich der Graf lächelnd.

— Sie?

— Ich.

— Und wie so?

— Sehen Sie die Macht meines Zauberstabes: ich will Sie von einem Theile Ihrer Gedanken befreien, indem ich sie Ihnen materiell sichtbar mache.

— Erklären Sie sich, wenn ich bitten darf.

— Und ferner wird mein Plan noch einen andern Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich an: Sie sind so glücklich, daß Sie Alles vernehmen können. Ihre abscheuliche Tante und die schändlichen Freunde derselben verbreiten das Gerücht, daß Ihr Aufenthalt bei Herrn Beleinier...

— Durch meine Geistesschwäche nothwendig gemacht worden ist, sagte Adrienne lächelnd. — Darauf war ich gefaßt.

— Es ist zu dumm; aber da Ihr Entschluß, allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde erregt, — Sie fühlen wohl, weßhalb, — so wird es nicht an Leuten fehlen, die ganz geneigt sind, allen möglichen Dummheiten Glauben zu schenken.

— Das hoffe ich wohl... in den Augen der Narren für toll zu gelten, ist sehr schmeichelhaft.

— Ja, aber den Narren zu beweisen, daß sie Narren sind und noch dazu im Angesicht von ganz Paris, das ist ziemlich ergötzlich. Nun beginnt man sich über Ihr Verschwinden zu beunruhigen: Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten unterbrochen; meine Nichte erscheint seit langer Zeit in unserer Loge der italienischen Oper allein; Sie wollen die Zeit bis morgen tödten und tändeln; da bietet sich also eine herrliche Gelegenheit dar: es ist jetzt zwei Uhr... um halb vier Uhr wird meine Nichte zu Wagen hier sein: der Tag ist köstlich... es sind ungeheuer viel Leute im Gehölz von Boulogne; Sie machen eine reizende Spazierfahrt und man sieht Sie dann dort;... ferner wird die freie Luft und die Bewegung das Fieber Ihres Glückes beschwichtigen... und heute Abend, da eben beginnt meine Zauberei, führe ich Sie nach Indien...

— Nach Indien?

— Mitten in einen von jenen wilden Wäldern, wo man Löwen, Panther und Tiger brüllen hört... der heldenmüthige Kampf, der Sie eben so bewegt hat,... wird bald vor Ihren Augen in fürchterlicher Wahrheit sich darstellen.

— Offen gesprochen, lieber Graf, es ist wohl nur ein Scherz.

— Durchaus nicht. Ich verspreche, Ihnen wirkliche wilde Thiere zu zeigen, furchtbare Gäste des Vaterlandes unseres Halbgottes, kauernde Tiger, brüllende Löwen... sollte das nicht eben so gut sein wie Ihre Bücher?

— Aber...

— Nun, ich muß Ihnen nur das Geheimniß meiner übernatürlichen Gewalt erklären. Nach Ihrer Spazierfahrt speisen Sie bei meiner Nichte und wir gehen dann nach einem seltsamen Schauspiel, welches an der Porte St. Martin stattfindet... Einer der ausgezeichnetsten Thierbändiger zeigt dort vollkommen wilde Thiere mitten in einem Walde — und blos dieser Wald ist Täuschung — und stellt mit Löwen, Tigern, Pantzern furchtbare Kämpfe dar. Ganz Paris wird Sie dort schöner und reizender als jemals sehen.

— Ich nehme es an, ich nehme es an, — sagte Adrienne mit fast kindischer Freude. — Ja Sie haben Recht:... — Ich werde ein seltsames Vergnügen empfinden, wenn ich die wilden Ungeheuer sehe, die mich an die erinnern, welche mein Heros so heldenmüthig bekämpft hat. Ich nehme es ferner an, weil ich zum ersten Male in meinem Leben vor Begierde brenne, schön gefunden zu werden, selbst von Jedermann... endlich nehme ich es an... weil...

Fräulein von Cardoville wurde zuerst durch ein leises Klopfen an der Thür und dann durch Florine unterbrochen, welche eintrat und Herrn Rodin anmeldete.

Neuntes Kapitel.

Die Bestrafung.

Rodin trat ein; mit einem schnellen Blicke auf Fräulein von Cardoville und Herrn von Montbron bemerkte er, daß er sich in einer schwierigen Lage befinde. Nichts in der That konnte ihn mehr in seiner Zuversicht irre machen, als die Haltung Adrienne's und des Grafen.

War diesem überhaupt Jemand zuwider, so zeigte er, wie wir schon erzählt haben, seine Abneigung unter der Form feindseliger Unerschämtheit, die auch in einer guten Anzahl von Zweikämpfen erprobt war; jetzt, als er Rodin erblickte, nahm sein Gesicht plötzlich einen verächtlichen und harten Ausdruck an. Während er, sich mit dem Ellbogen auf den Kamin lehnend, mit Adrienne plauderte, wandte er seinen Kopf verächtlich über die Achsel, ohne die tiefe Verneigung des Jesuiten zu erwiedern.

Fräulein von Cardoville staunte über sich selbst, daß sie beim Anblicke jenes Mannes weder eine Regung des Zornes noch des Hasses empfand. Die Flamme ihres Herzens hatte alle Rachegetranken in demselben verzehrt. Sie lächelte sogar. Denn indem sie einen stolzen und liebevollen Blick auf den indischen Bacchus und dann auf sich warf, fragte sie sich, was zwei so junge, schöne, unabhängige, so verliebte Wesen jetzt fürchten sollten von diesem alten, schmutzigen Manne von niedrigem und schlechtem Ansehen, welcher sich wie eine Schlange krümmend herankam. Weit davon entfernt, Zorn oder Abneigung gegen Rodin zu empfinden, empfand das junge Mädchen nur eine augenblickliche Laune von niederdrem Frohsinn und ihre großen Augen, in welchen sich schon ihre Glückseligkeit spiegelte, blitzten bald Bosheit und Spott.

Rodin war sich seiner üblen Lage bewußt. Alle, die einen Rock wie er trugen, ziehen den lachenden Feinden die heftigen bei weitem vor; denn dem unbezähmten Zorne entgehen sie bald dadurch, daß sie weinen, seufzen, sich die Brust schlagen, auf den Knieen liegen, bald besiegen sie ihn, indem sie sich gewaffnet und unversöhnlich zeigen, doch vor dem beißenden Spotte verlieren sie leicht ihre Fassung. So ging es auch Rodin; er sah voraus, daß er mit Adrienne von Cardoville und Herrn von Montbron, wie man gewöhnlich sagt, eine sehr schlimme Stunde haben würde.

Der Graf eröffnete das Feuer; einen Blick über seine Achsel werfend, sagte er zu Rodin:

— Ah!... ah!... Sie sind da, Herr Biedermann?

— Treten Sie näher... mein Herr, treten Sie nur näher, — sagte Adrienne mit spöttischem Lächeln, — Sie Perle der Freunde, Sie Vorbild der Philosophen... Sie erklärter Feind aller Spitzbüberei, aller Lüge, ich habe Ihnen viele Lobsprüche zu ertheilen...

— Ich nehme Alles von Ihnen an, mein Fräulein,... selbst unverdiente Lobeserhebungen, — sagte der Jesuit, indem er sich zu einem Lächeln zwang und dabei seine häßlich gelben und garstigen Zähne sehen ließ, — darf ich aber auch wissen, was mir Ihre Lobsprüche verdient hat?

— Ihr Scharfblick, mein Herr... denn er ist selten, — sagte Adrienne.

— Und ich, mein Herr, — sagte der Graf, — ich huldige Ihrer Wahrheitsliebe... die eben so selten ist... vielleicht... zu selten.

— Ich, scharfsehend? bei welcher Gelegenheit, mein Fräulein? — fragte Rodin kalt, — ich wahrheitliebend? bei welcher Gelegenheit, Herr Graf? — wandte er sich an Herrn von Montbron.

— Bei welcher Gelegenheit... mein Herr? — sagte Adrienne, — Sie haben doch ein Geheimniß entdeckt, welches von zahllosen Hindernissen und Mysterien verdeckt war. Sie haben mit einem Worte auf dem Grunde eines Frauenherzens entziffert...

— Ich, theures Fräulein?

— Ja, Sie, mein Herr; und freuen Sie sich,... Ihr Scharfblick hat die glücklichsten Folgen gehabt.

— Ihre Wahrheitsliebe hat Wunder gethan,... — fügte der Graf hinzu.

— Es ist ein herrliches Gefühl, recht zu handeln, selbst ohne daß man es weiß, — war Rodin's Antwort, der sich immer vertheidigend verhielt und bald den Grafen bald Adrienne anschielte, — darf ich aber nicht erfahren, weßhalb man mich lobt?...

— Aus Dankbarkeit muß ich Sie darüber aufklären, mein Herr, — sagte Adrienne pathetisch. — Sie haben nämlich entdeckt und dem Prinzen Djalma niedererzählt, daß ich... Jemand leidenschaftlich liebe... Nun wohl... seien Sie stolz auf Ihren Scharfblick... das war wirklich der Fall.

— Sie haben erklärt und dem Fräulein hier erzählt, daß Prinz Djalma Jemand liebe, — nahm der Graf das Wort, — nun wohl, rühmen Sie Ihren Scharfblick, mein werther Herr... es war wirklich der Fall.

Rodin war bestürzt und stumm.

— Dieser Jemand, den ich so leidenschaftlich liebte, — sagte Adrienne, — war der Prinz...

— Jene Person, die der Prinz leidenschaftlich liebte, — ergänzte der Graf, — war das Fräulein...

Diese so ernstlich betrübenden Enthüllungen, die Schlag auf Schlag kamen, betäubten Rodin; er sprach noch immer nicht, er war noch immer erschrocken und dachte an die Zukunft.

— Verstehen Sie jetzt, mein Herr, unsere Denkbarkeit gegen Sie? — fuhr Adrienne mit immer höhnischerem Tone fort. — Vermittelst Ihres Scharfsinns, Ihrer lebhaften Theilnahme an uns haben wir Beide, der Prinz und ich, es Ihnen zu danken, daß wir über unsere gegenseitigen Gesinnungen im Klaren sind.

Nun von der Episode wieder zu unserer eigentlichen Aufgabe: Was ist der Rede Werthes neu erschienen? Drei Romane, einer von Spindler, zwei von unsern Edeldamen voller „Allüren," nämlich „Zwei Frauen" von der Gräfin Hahn und „Graf Chola" von Ida von Düringsfeld, sind so eben ausgegeben worden.

Spindler hat seinen, vier Bände starken „Fridolin Schwerdberger" nicht Roman, sondern „Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt" genannt. Dies ist vielleicht ein Mangel. Gewöhnlich ist der Stoff nicht ganz überwältigt, wenn man empfindet, daß man über den Rahmen der Form hinausschreitet, und wenn man statt des knappen Formamens die unbestimmten Titel nützt „Familienleben" oder „Charaktergemälde" oder Dergleichen. All Dergleichen ist ja nur ein Bestandtheil der vollen Form.

Von diesem Vorwurfe ist auch das Spindler'sche Buch nicht ganz frei zu sprechen, und man empfindet den Vorwurf am stärksten inmitten des Buchs. Da wird die Ueberladung mit Personen und einzelnen Verhältnissen so groß, daß man nirgendhin mehr ein lebhaftes Interesse hegt. Aber der Autor ist dessen ebenfalls inne geworden, und von nun an reißt er die Fäden wieder enger aneinander, und die vielen Theile treten nun entschlossener zu einem Romanwesen zusammen, und unser Antheil wächst und erstarkt, und je näher wir dem Ende kommen, desto öfter und lauter spricht sich unsre Ueberzeugung dahin aus, dieser Schwerdberger ist doch ein sehr gutes Buch, ja es ist ein einziges Buch in unsrer Literatur, und dies Buch wird dauern und den größten Theil der jetzigen Romane überdauern.

So ist es. Trotz des ausgemeißelten Rahmens ist die Form doch nicht verlassen, und dieser Bürgerroman wird ein Familienbuch werden in unsern Häusern, ein Familienbuch der Art, daß man es capitelweise immer wieder verlesen wird zu großem Genusse. Denn die Darstellung und die Charakteristik sind meisterhaft.

In dieser Darstellung und Charakteristik liegt die unerreichte Vortrefflichkeit des Buchs. Wir haben Schilderungen des Bauerlebens, des Bürgerlebens, des Lebens einzelner Landsmannschaften, welche in beschränkterem Kreise beinahe eben so gut schildern. Aber in beschränkterem Kreise. Hier sind an die dreißig Personen herbeigezogen, hier sind alle die Wallungen und Flutzungen unserer Entwicklungszeit mitgeschildert, wie sie wirken, wie sie sich ausnehmen im Bürgerleben, hier ist ein großer voller Lebensspiegel. Man könnte vielleicht sagen, er sei nicht voll, weil der edlere Idealismus der neueren Zeit nicht vertreten sei, weil er in einzelnen Punkten nur angedeutet und nicht durch Figuren vertreten werde, weil die Hauptfigur, der Fridolin, zu schwach angehaucht sei von neuer Zeit und zu stark die übrigens gesunden Verläugnungen derselben ausdrückt. Aber der Autor kann einwenden: Respectirt doch die Grenze, welche ich mir selbst gezogen! Ich habe ja nur Bürgerleben schildern wollen! Weiß mir doch nach, ob in meinem Bürgerleben zu Constanz Eure Gedankenwelt anders vertreten sei!

Das Buch ist übrigens wieder gleich dem „Vogelhändler von Imst" im Volkstone geschrieben, und dieser Ton ist wieder von größter Macht und Trefflichkeit. Ich halte die Einführung dieses Tones in unsre literarische Welt für einen außerordentlichen Gewinn. Die herrschend gewordene Abstraction unter uns war auf dem sichersten Wege, unsre Sprache um Saft und Kraft, um alle Bildlichkeit und Nachdrücklichkeit, um alle lebendige Schönheit zu bringen. Diese besonders im südlichen Deutschland wieder geöffnete Volkssprache quillt uns wie ein erquickender Brunnen entgegen, und es müßte wunderlich zugehn, wenn nicht all unsere Schrift Erquickung daran verspüren sollte. Und Spindler ist gerade hierin von einem sehr umfassenden Talente: er läßt Dialekte aller Art, ja Nationen verschiedener Art mit gleich großer Virtuosität fließend sich selbst darstellen. Dem oberflächlichen, heuchlerisch liberalen, ganz und gar nichtswürdigen Journalisten Doctor Leo Gumpert in unserm Buche begegnet auf der Landstraße ein Schacherjude, und es zeigt sich, daß der sich sprechende Journalist ein nichtsnutziger entlaufener Ladenbursche, daß er der Neffe des Schacherjuden und daß dieser Schacherjude ein braver tüchtiger Mensch ist. Vielleicht ist es

Allmälig kam der Jesuit wieder zur Besinnung und seine scheinbare Ruhe reizte Herrn von Montbron noch mehr, der, wenn Adrienne nicht zugegen gewesen wäre, der Spötterei eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

— In dem, was Sie, mein Fräulein, so eben mir gütigst mittheilten, ist ein Irrthum vorhanden, — sagte Rodin. — Niemals in meinem Leben habe ich in ehrfurchtsvollerer und geeigneterer Weise von Gefühlen gesprochen, wie die sind, welche Sie für Prinz Djalma haben konnten...

— Es ist wahr, — erwiederte Adrienne, — aus seltener gewissenhafter Verschwiegenheit trieben Sie, wenn Sie gegen mich von der tiefen Liebe sprachen, welche Prinz Djalma fühlte,... die Zurückhaltung, die Zartheit so weit, daß Sie mir sagten... nicht ich wäre es, die er liebte.

— Und die nämliche Gewissenhaftigkeit veranlaßte Sie, dem Prinzen zu sagen, daß Fräulein von Cardeville Jemand leidenschaftlich liebe... der aber nicht er selbst sei.

— Herr Graf, — war die trockene Antwort Rodin's, — ich glaubte nicht, daß Sie mich zu der Erklärung zwingen würden, daß ich das Bedürfniß, mich in Liebeshändel zu mischen, sehr wenig fühle.

— Lassen Sie uns ein Ende machen! Das ist Bescheidenheit oder Eigenliebe von Ihnen, — sagte der Graf in barschem Tone. — In Ihrem Interesse, wenn ich bitten darf, keine solche Ungeschicklichkeit wieder... wenn man Sie beim Worte nähme? Wenn dies nun bekannt würde?... Nehmen Sie sich doch bei Ihren ehrenwerthen, kleinen Kunststücken besser in Acht, gewiß...

— Das ist wenigstens Eins, — sagte Rodin, indem er eben so arglistig wurde als Herr von Montbron, — was Sie mir eben auf ziemlich grobe Weise beibringen: — das schwere Kunststück, Ihnen zuzuhören.

— Meinen Sie, werther Herr? — antwortete der Graf verächtlich. — Wissen Sie nicht, daß wir alle Mittel besitzen, um Unverschämte und Schurken zu züchtigen?...

— Lieber Graf!... — fiel Adrienne mit zurechtweisendem Tone ein.

Rodin sprach mit unerschütterter Kaltblütigkeit:

— Ich kann nicht eben einsehen, Herr Graf, in wie fern Muth dazu gehöre, erstens, einem armen, alten, ehrlichen Manne, wie ich bin, zu drohen und ihn unverschämt zu nennen; zweitens...

— Herr Rodin, — unterbrach der Graf den Jesuiten, — erstens: ein armer, alter, ehrlicher Mann, wie Sie sind, der schlecht handelt und sich hinter seinem Alter, das er entehrt, versteckt, ist zugleich feig und boshaft, er verdient eine doppelte Züchtigung; was zweitens das Alter anlangt, so weiß ich nicht, ob die Wolfsjäger und die Gendarmen sich ehrfurchtsvoll vor dem Prize alter Wölfe und den weißen Haaren alter Schurken verneigen; was halten Sie davon, werther Herr?

Immer noch unerschütterlich ruhig hob Rodin sein schlaffes Augenlid in die Höhe, heftete kaum eine Secunde lang sein kleines Schlangenauge auf den Grafen und warf ihm einen raschen, kalten Blick zu, so scharf wie ein Dolch;... dann bedeckte sein Augenlid wieder das unheimliche Auge des Mannes mit dem erdfahlen Gesichte.

— Da ich weder die Eigenschaften eines alten Wolfes habe und noch weniger die eines alten Schurken, — erwiederte Rodin ruhig, — so werden Sie mir, Herr Graf, erlauben, daß ich mich nicht vor Wolfsjägern und Gendarmen fürchte; auf die Vorwürfe, die man mir macht, habe ich nur die einfache Antwort, ich sage nicht Rechtfertigung!... Ich rechtfertige mich nie.

— Wirklich! — sagte der Graf.

— Niemals, — fuhr Rodin kalt fort, — meine Handlungsweise nimmt diese Sorge auf sich: ich werde also einfach Ihnen antworten, daß ich, als der tiefe, heftige, fast erschreckende Eindruck, welchen das Fräulein auf den Prinzen machte, von mir bemerkt wurde...

— Diese Versicherung von der Liebe des Prinzen zu mir, — unterbrach Adrienne Rodin mit entzückendem Lächeln, — verzeiht Ihnen für das Böse, was Sie mir thun wollten... Der Anblick unseres nahen Glückes... soll Ihre einzige Strafe sein...

— Vielleicht ist bei mir weder Verzeihung noch Strafe nöthig, denn wie ich eben die Ehre hatte dem Herrn Grafen zu bemerken, mein Fräulein, die Zukunft wird mein Verfahren rechtfertigen... Ja, ich war dazu verpflichtet, dem Prinzen zu sagen, daß Sie Jemand anders als ihn liebten, und war verpflichtet, zu Ihnen zu sagen, daß er eine Andere als Sie liebte... und zwar zu Ihrem gegenseitigen Wohle... Meine Dienstfertigkeit kann mich allerdings verleitet haben... das ist wohl möglich... ich bin nicht unfehlbar... aber nach meinem früheren Benehmen gegen Sie, mein Fräulein, dürfte ich wohl das Recht haben, mich darüber zu wundern, daß man mich auf diese Weise behandelt... Doch soll dies keine Klage sein... Ich rechtfertige mich nie und eben so wenig beklage ich mich auch.

— Das ist wahrlich ganz hochherzig, mein werther Herr, — sagte der Graf, — Sie wollen sich nicht beklagen und rechtfertigen wegen des Bösen, das Sie thun!

— Wegen des Bösen, das ich thue? — Rodin sah den Grafen starr an. — Spielen wir mit Räthseln?

— Und was ist denn das, Herr, — rief der Graf entrüstet, — daß Sie den Prinzen durch Ihre Lüge in so schreckliche Verzweiflung stürzten, daß er zweimal Hand an sich selbst legte; was ist denn das, daß Sie durch Ihre Lügen dem Fräulein einen so grausamen und vollständigen Irrthum beibrachten, daß ohne meinen Entschluß von heute sie in diesem Irrthum verblieben wäre, der noch die traurigste Folge hätte haben können?

— Darf ich Sie ersuchen, Herr Graf, mir gefälligst zu sagen, was ich für einen Vortheil bei diesen Verzweiflungsscenen, diesen Irrthümern gehabt habe, ich will sogar zugeben, daß ich wesentlich die Ursache davon bin?

— Ohne Zweifel, einen großen Vortheil, — sagte der Graf in bartem Tone, — und einen um so gefährlicheren, je versteckter er ist, denn Sie gehören, wie ich sehe, zu den Leuten, denen fremdes Unglück Vergnügen und Gewinn bringen muß.

— Das ist zu viel, Herr Graf, ich wäre mit dem Gewinn zufrieden, — sagte Rodin sich verneigend.

Ihre unverschämte Kaltblütigkeit wird meine Sprache nicht ändern. — Alles ist ernst gemeint, — fuhr der Graf fort. — Unmöglich ist eine so treulose Spitzbüberei eine alleinstehende Handlung... Wer weiß, ob dies nicht noch eine von den Folgen des Hasses ist, mit welchem Frau von Saint-Dizier Fräulein von Cardeville verfolgt!

Mit großer Spannung hatte Adrienne dem Gespräche zugehört. Jetzt auf einmal machte sie eine Bewegung, als wenn ihr plötzlich Aufschluß über eine Sache geworden sei

Nach augenblicklichem Stillschweigen wandte sie sich an Rodin, ohne Bitterkeit, ohne Zorn, aber mit milder und ruhiger Bestimmtheit:

— Man sagt, mein Herr, glückliche Liebe thue Wunder... ich möchte fast daran glauben, denn nach einigem Nachdenken und nachdem ich mir gewisse Umstände in's Gedächtniß zurückgerufen habe, erscheint mir Ihr jetziges Benehmen in einem ganz neuen Lichte.

— Und welcher Art wäre diese neue Anschauung, mein Fräulein?

— Damit Sie meinen Standpunkt einnehmen, mein Herr, erlauben Sie mir, einige Thatsachen hervorzuheben. Die Maßen war mir von ganzem Herzen ergeben, sie hatte mir unerträgliche Beweise von Anhänglichkeit gegeben, so groß ihr edles Herz war, so groß war ihr Verstand;... für Sie dagegen empfand sie eine unbezwingbare Abneigung... Plötzlich verläßt sie auf geheimnißvolle Weise meine Nähe,... und an Ihnen hat es wahrlich mit gelegen, wenn ich einen gerechten Argwohn gegen sie hege. Herr von Montbron hat für mich die Liebe eines Vaters, für Sie aber, ich muß es offen sagen, keine sehr innige Zuneigung: Sie haben nun versucht, zwischen ihm und mir Mißtrauen rege zu machen... Endlich empfindet Prinz Djalma eine tiefe Neigung zu mir... und Sie wenden die treuloseste Spitzbüberei an, um die Herzensneigung zu ersticken; in welcher Absicht thaten Sie das?... Ich weiß es nicht;... doch davon bin ich überzeugt, sie ist mir feindselig.

— Es scheint, Fräulein, — erwiederte Rodin rauh, — als ob mit Ihrer Unkenntniß das Vergessen geleisteter Dienste Hand in Hand ginge.

— Ich will es nicht leugnen, mein Herr, daß Sie mich aus dem Hause des Herrn Baleinier entfernt haben; aber wenige Tage später würde ich unfehlbar von Herrn von Montbron hier befreit worden sein...

— Sie haben Recht, liebes Kind, — sagte der Graf, — es ist wohl möglich, daß man sich hätte das Verdienst erwerben wollen, Das zu thun, was einige Tage später Ihre wahren Freunde unfehlbar für Sie gethan haben würden.

— Sie wollen eben ertrinken, ich rette Sie, sind Sie mir dankbar dafür?... Weit gefehlt, — sagte Rodin bitter, — ein Anderer, der vorübergeht, hätte Sie auf jeden Fall später gerettet.

— Ihr Vergleich ist nicht ganz treffend, — meinte Adrienne lächelnd, — ein Krankenhaus ist kein Fluß, und obgleich ich jetzt von Ihrer Fähigkeit, mit und gegen den Strom zu schwimmen, überzeugt bin, so hat Ihnen doch all' Ihr Schwimmen in dieser Angelegenheit Nichts geholfen... Sie haben mir einfach eine Thür geöffnet... die unvermeidlich sich später öffnen mußte.

— Trefflich! liebes Kind, — sagte der Graf, über Adrienne's Erwiederung hell auflachend.

— Ich weiß, mein Herr, daß Ihre ausgezeichnete Sorgfalt sich nicht blos auf mich erstreckt hat... Sie haben die Töchter des Herrn Marschall Simon ihrem Vater wiedergegeben, jedoch läßt sich nicht wohl vermuthen, daß die Zurückforderung des Herrn Marschalls, Herzogs von Lignu in Betreff seiner Kinder ohne Erfolg geblieben sein würde; Sie haben sogar einem alten Soldaten sein kaiserliches Kreuz, das für ihn in Wahrheit eine heilige Reliquie war, zurückgegeben: das ist sehr rührend... Sie haben endlich den Abbé von Aigrigny und Herrn Baleinier entlarvt... ich selbst war auch fest entschlossen, sie zu entlarven... Dies Alles beweist zuletzt, daß Sie, mein Herr, ein mit sehr viel Klugheit begabter Mann sind...

— Ah! Fräulein! — sagte Rodin demüthig.

— Voll Erfindungsgabe und Anschläge...

— Ah! Fräulein!...

— Ich kann Nichts dafür, daß Sie in dem langen Gespräche zwischen uns bei Herrn Baleinier diese Ueberlegenheit

---

nicht der Gedankenkreis des Schacherjuden, oder der Ausdruck ist es gewiß, wenn er folgendermaßen den Neffen schilt: „Der leichtsinnige Sohn war gegangen in die Welt, unter andern Namen, als ein Doctor und als ein Zeitungsschreiber und so weiter. Löbchen, was ist Dir eingefallen? Deine Geschwistrige sitzen daheim wie in Abrazem's Schooß, ordentliche Leute, ehrlich wie ihr Vater — und Du? — — Ach gut; hilft doch das Reden nicht — da haben wir wieder die Zeitung, das Wochenblatt, das Geschmäh von Leuten ohne Bart, oder von denen, die den Andern gern machten den Bart. Bin ich doch gekommen so oft nach Constanz! hätt' ich gewußt, daß hinter dem Herrn Doctor Cramzery gesteckt ist meiner dritten Schwester und meines ehrlichen Schwagers Sohn, ich hätte mich eingestellt in der Visite! Aber — Gott! wie wär' ich empfangen worden, ich armer Jud? Statt zu lernen von Deiner Weisheit, Löbchen, hätt'st Du mich gejagt, die Stiegen herunter, zum Hause hinaus. Das wäre gewesen meine Emancipation! — Laß sie gehen, die Zeitungen, Löbchen; Du hast einen guten Kopf, mach's. Deswegen kannst Du aber auch andere Sachen treiben. Hast Du nicht einmal studirt — warum und womit willst Du belehren die Welt? Und wo ist da Belehrung? Sind Eure Artikelchen nicht alle so giftig, so gepfeffert, so gesalzen, als wie eine Saat von Schierling und Sauerampfer? Emancipirung und Freiheit schreit ihr? So lang Ihr schreit, bleiben sie arg, die eine wie die andere. Mit Unfrieden gewinnt man nicht Frieden. Aus Kupfer wird mein Lebtag kein Silber. Da sieht man, sagen die Christen, wie die Juden schreien und schreiben, und diese Stänkerer und Krakeeler sollen wir machen frei? Sie, die alle Welt in's Blinde hassen und verwünschen, sie sollen wir lieben? Glaub' mir, Löbchen, die Handelschaft ist unserm Volke mehr angeboren und angepaßt als das Schriftstellerwerk. Freilich — gelobt sei Gott, sind in Israel große Schreiber gewesen, — der Moses, der König Salomon und viele andere bis auf die jüngste Zeit herunter — warum nicht? unsere Leute haben Verstand und es giebt unter ihnen Advocaten mit Glanz, medicinische Doctors mit großen Ehren, Maler und Musikanten und gelehrte und gespaßige Leute — aber die Handelschaft bleibt die Hauptsache. Wenn einer von uns sie verscheert, so ist er gewiß selber Schuld, daß sie verschrien wird. Denn es giebt Handel und Handel; den ehrlichen und den unredlichen. Aber es giebt auch unter Christen und Heiden böse und gute Leute; warum nicht unter den unsrigen? — Ein ehrlicher Jud', ein gutherziger Hebräer ist mehr angesehen vom Christenvolke als zehn gute Christen. — Was hast Du vorzubringen dagegen? Bist Du aus einem Kaufmanne ein wandernder Schreiber geworden, nagend am Hungertuch, mit einem Sack voll Schulden, prahlst von Freiheit und Emancipirung, und schämst Dich doch, ein Jud' zu sein und zu heißen! Löbchen, wo hast Du hingedacht? Wir sind nicht frei und frank, wenn wir die Schule nicht mehr besuchen; wir sind nicht emancipirt, weil wir essen vom Schwein. Glaubst Du die Christen setzen uns deswegen gut an? Gott soll hüten: das Gegentheil thun sie. Vor Zeiten — und es ist noch jetzo, wo ich hinkomme in der Handelschaft — vor Zeiten haben die Christen mehr Respect vor uns gehabt, da wir haben gehabt bei ihnen unsere koscheren Schüsseln und Höfen, unser Fäßchen Koscherwein verschlossen und versiegelt. Sie haben sich gefreut auf die Zeit, wo gekommen sind die frommen und strengen Juden, und haben nicht gelacht, wenn sie uns sahen beten nach der Väter Gebrauch. Und — meiner Seel! — hätten wir uns nicht gemacht wie die Christen — wären wir geblieben Juden im Glauben und in der Sitte alter Zeit, wir wären schon lang emancipirt, ohne das Geschrei und den Lugenhandel in den Zeitungen, worinnen nichts Wahres steht, den Kurs ausgenommen vom Geld und Papier und vom Zucker und Kaffee. Geh in Dich, Löbchen, werd' wieder einer von uns!"

Und charakteristische Partien solcher Art, an denen man vielleicht der Ansicht nach Vieles zu setzen mag, deren getreues Colorit man aber anerkennen muß, giebt es in allen Theilen dieses Buches. Freilich führen diese Vorzüge zu der entscheidenden Frage über den höheren Werth des Buches, zu der Frage: Sind bloße Portraitzeichnungen von Zuständen und Personen der volle Zweck eines Romans? Sind diese

verriethen, die, ich muß gestehen, mich erstaunte, sehr erstaunte .. und die Sie jetzt gerade in ziemliche Verlegenheit bringt, wie es scheint... Was denken Sie, mein Herr, für einen so großen Verstand, wie der Ihrige ist, ist es sehr schwer, sein Incognito zu bewahren; doch da es möglich wäre, daß wir aus verschiedenen Gründen, wahrlich sehr verschiedenen Gründen, — setzte das Mädchen mit Bestheit hinzu, — dieselben Zwecke verfolgen... — ganz wie wir es bei Herrn Balcinier besprachen — so will ich zum Vortheile unserer künftigen Gemeinschaft, wie Sie es nannten, Ihnen einen Rath geben... und mich offen gegen Sie aussprechen.

Seinen Hut unter den Arm, die Hände auf seiner Weste gefaltet, die Daumen umeinanderdrehend, hatte Rodin den Worten Fräulein von Cardoville's scheinbar gleichgültig zugehört; nur dadurch verrieth er äußerlich die schreckliche Verwirrung, in welche ihn die kalten Worte Adrienne's versetzt hatten, daß sich die bläulichen, heuchlerisch niedergeschlagenen Augenlider des Jesuiten nach und nach immer mehr röthteten, je mehr das Blut in sie einströmte.

Nichtsdestoweniger erwiederte er mit sicherer Stimme und tief sich verneigend Fräulein von Cardoville:

— Ein guter Rath und ein freies Wort ist immer am rechten Orte...

— Sehen Sie, mein Herr, — nahm Adrienne mit einer leichten Aufregung das Wort, — glückliche Liebe giebt eine solche Zuversicht, eine solche Kraft, einen Muth, daß man mit den Gefahren spielt,... die Fallstricke entdeckt,... dem Hasse... trotzt. Glauben Sie mir, das göttliche Licht, welches zwei liebende Herzen umstrahlt, reicht hin, um alle Finsternisse zu verscheuchen, alle Fallstricke sichtbar zu machen. In Indien... verzeihen Sie mir diese Schwachheit... ich spreche von Indien, — setzte das Mädchen mit einem lieblichen und unaussprechlich feinen Lächeln hinzu, — in Indien zünden die Reisenden, um sich für die Nacht sicher zu stellen, ein großes Feuer rings um ihre Ajenga an — verzeihen Sie mir auch diese Localbeziehung — und so weit sich der Schein des Feuers verbreitet, verjagt er durch seine Helle allein alles ekelhafte und giftige Gewürm, welches nur in der Finsterniß lebt und vor dem Lichte erschrickt.

— Bis jetzt habe ich noch nicht den Sinn dieses Gleichnisses erfaßt, — sagte Rodin, indem er seine Daumen fortdrehte und seine Augenlider öffnete, die immer röther geworden waren.

— Ich werde mich verständlicher ausdrücken, — sagte lächelnd Adrienne. — Nehmen Sie an, mein Herr, daß ich den letzten Dienst, welchen Sie mir und dem Prinzen erwiesen haben, da Sie sich immer auf geleistete Dienste berufen,... das ist sehr schlau und ganz neu,... ganz als solchen anerkenne.

— Bravo, liebes Kind, — sagte der Graf, seine Freude äußernd, — die Niederlage wird vollständig.

— Ah!... das ist also eine Urtheilsvollziehung! — sagte Rodin fortwährend gleichgültig.

— Nein, mein Herr, — nahm Adrienne lächelnd das Wort, — es ist Nichts als ein Gespräch zwischen einem unerfahrenen jungen Mädchen und einem alten Philosophen, der das Gute liebt. Nehmen Sie also an, daß die vielen... Dienste, welche Sie mir und den Meinigen erwiesen, mir plötzlich die Augen geöffnet haben, oder, — das Mädchen sprach diese Worte mit ernster Stimme, — nehmen Sie vielmehr an, daß Gott, welcher der Mutter den Trieb verleiht, ihr Kind zu vertheidigen... mit meinem Glücke mir zugleich den Trieb verliehen hat, dieses Glück mir zu erhalten, und daß ich nicht weiß,

welcher Art die Ahnung ist, welche, indem sie mir tausend bisher unerklärliche Sachen klar macht, mich mit einem Male hat entdecken lassen, daß Sie, anstatt mein Freund zu sein, vielleicht für mich und meine Familie der gefährlichste Feind sind.

— Von der Urtheilsvollziehung gehen wir also zu Vermuthungen über, — sagte Rodin immer noch unerschütterlich ruhig.

— Und von der Vermuthung... mein Herr, ich muß es wohl sagen, zur Gewißheit, — entgegnete Adrienne mit heiterer und edler Festigkeit; — ja, ich bin jetzt davon überzeugt, ich habe mich einige Zeitlang von Ihnen täuschen lassen... ich sage Ihnen dies ohne Haß und Zorn, aber mit Bedauern, mein Herr; es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn man einen Mann von Ihren Geistesgaben, Ihrem Verstande — sich zu solchen Schurkereien erniedrigen — und nachdem er so viel diabolische Künste angewendet, doch nur sich lächerlich machen sieht;... giebt es wohl für einen Mann, wie Sie, etwas Lächerlicheres, als von einem unerfahrenen Mädchen, welches zur Waffe, Vertheidigung und Aufklärung nur seine Liebe hat, besiegt worden zu sein?... Mit einem Worte, mein Herr, von heute an betrachte ich Sie als einen gefährlichen, unversöhnlichen Feind; ich weiß, was Sie beabsichtigen, obschon ich nicht weiß, auf welche Art Sie Ihren Zweck erreichen wollen; ohne Zweifel werden diese Mittel der früher angewandten würdig sein; trotzdem fürchte ich Sie nicht. Morgen schon wird meine Familie von Allem unterrichtet sein und ein thätiges, kluges, entschlossenes Zusammenhalten wird uns auf der Hut sein lassen, denn es handelt sich ja um die ungeheure Erbschaft, die man uns beinahe entrissen hätte. Inwiefern jedoch ein Zusammenhang stattfinde zwischen dem Schaden, welchen ich Ihnen verhalte und dem rein geistlichen Endzwecke... weiß ich eigentlich selbst nicht... aber, wie Sie selbst gegen mich geäußert haben, meine Feinde sind so gefährlich schlau, ihre List immer so verborgen, daß man Alles erwarten kann, sich auf alle Fälle vorsehen muß, ich werde an diese Lehre denken... Ich habe Ihnen versprochen, mein Herr, offen zu reden: ich habe es jetzt gethan, denke ich.

— Offenheit wäre wenigstens unklug... wenn ich wirklich Ihr Feind wäre, — sagte Rodin immer noch unerschütterlich ruhig. — Aber Sie hatten mir auch einen guten Rath versprochen, mein Fräulein.

— Der gute Rath wird kurz der sein: lassen Sie sich nicht mit mir in einen Kampf ein, denn, sehen Sie, es giebt etwas, was stärker ist als Sie und die Ihrigen: nämlich ein Weib, welches sein Glück vertheidigt.

Adrienne sprach diese Worte mit einem so festen Zutrauen, ihre schönen Augen glänzten, so zu sagen, von einer so unerschrockenen Glückseligkeit, daß Rodin, trotz seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit, einen Augenblick erschrocken war.

Dennoch blieb er äußerlich ganz gefaßt und sagte nach kurzem Bedenken mit einer Art verächtlichen Bedauerns:

— Mein Fräulein, wir werden uns nie wiedersehen, das ist ganz natürlich: erinnern Sie sich nur an Das, was ich Ihnen wiederhole: ich rechtfertige mich nie;... die Zukunft wird dies thun... Demungeachtet bin ich, mein Fräulein, Ihr ganz ergebener Diener... — und er grüßte, — Herr Graf... ich empfehle mich gehorsamst, — bei diesen Worten verneigte er sich noch tiefer vor Herrn von Montbron und verließ das Zimmer.

Kaum war Rodin hinaus, so eilte Adrienne an ihren Schreibtisch und schrieb schnell einige Zeilen, versiegelte dann den Brief und sagte zu Herrn von Montbron:

— Vor morgen sehe ich den Prinzen nicht,... ebensowohl wegen meines übervollen Herzens, als weil es für meine Pläne nothwendig ist, daß dieses Zusammentreffen mit einiger Feierlichkeit vor sich gehe... Sie sollen Alles wissen;... aber jetzt will ich ihm sogleich schreiben,... denn bei einem Feinde, wie Rodin ist, muß man auf Alles gefaßt sein.

— Sie haben Recht, liebes Kind;... diesen Brief, schnell...

Adrienne gab ihm denselben.

— Ich habe ihm genug gesagt, um seinen Schmerz zu mäßigen... und doch nicht genug, um mir das köstliche Vergnügen zu rauben, ihm morgen eine Ueberraschung zu bereiten.

— Das ist Alles ganz die Sprache Ihres Herzens und Verstandes. Ich eile zum Prinzen, ihm Ihr Schreiben zu übergeben... Ich werde ihn nicht persönlich sprechen, ich könnte mich nicht beherrschen... Nun, es bleibt dabei, wir fahren bald spazieren und besuchen heute Abend das Schauspiel.

— Gewiß, mehr als je habe ich nöthig, mich bis zu morgen zu betäuben;... dann, ich fühle es, wird mir auch die freie Luft wohl thun, denn diese Unterhaltung mit Herrn Rodin hat mich ein wenig aufgeregt.

— Der alte Schuft!... Aber... lassen Sie uns ein ander Mal von ihm sprechen. Ich eile zum Prinzen... und hole Sie dann mit Frau von Morinval zur Spazierfahrt auf den elysäischen Feldern ab.

Und Graf von Montbron eilte davon, so fröhlich als er traurig und trostlos gekommen war.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Portraitzeichnungen verwendet und zusammengestellt zu einem Ganzen, welches in seiner Bedeutung alle die ausgeführten einzelnen Theile überragt? Ist ein Geist gewonnen, der über all den krausen Wellen schwebt?

Die Antwort hierauf kann nur zögernd gegeben werden. Sie kann nicht rückhaltlos günstig lauten. Fasse ich zusammen, was mir als abschließender Eindruck aus diesen vier Bänden verblieben, so lautet das Resultat etwa folgendermaßen: Die mannigfaltigen Charaktere haben mir eine anregende, künstlerisch geordnete Anschauung und Bewegung gewährt. Dies ist allerdings etwas, wofür ich sehr dankbar bin. Aber die Charaktere sind zum großen Theile mit dem politischen Bürgerleben verflochten und Verfälle wie Handlungen berühren unmittelbar dies politische Bürgerleben. Bringen sie nun in diesem wichtigen Betracht irgend eine der Rede werthe Consequenz zu Tage? Sie befestigen Viel, sie beseitigen im Wesentlichen alle modernen Bestrebungen. Diese verneinende Richtung mag nicht im Unrechte sein im Verhältnisse zu den Vertretern moderner Bestrebungen, welche in diesem Buche hervortreten. Warum aber läßt der Autor nur solche Vertreter erscheinen? Warum giebt er der Gegenwart, welche mit Irrthum getränkt sein mag, so wenig schaffenden Geist? Warum öffnet er gar keinen Blick in die Zukunft? Diese Lücke konnte im Fridolin ausgefüllt werden. Fridolin ist ein moderner Conservativer, gut, als solcher und namentlich als junger Mann, der seine Grundsätze in Paris ausgebildet hat, kann und soll er theilhaftig sein modernen Gesellschaftsideen, wenn er auch deren Einführung vorsichtig und innerlich vermittelt sehen will. Dafür hat der Autor sich nicht Zeit geschaffen, nicht Gelegenheit bereitet. Fridolin will wohl eintreten in das städtische Regierungsleben; aber er will dies nur herkömmlich, wir sehen nicht, daß er's gedankenvoll betreibe, wir sehen nicht, daß er gegen die Hindernisse mit irgend einem Princip kämpfe; er unterliegt lange und fügt endlich in Folge der gewöhnlichen Klatscherei und Verleumdung. Das Bischen Demagogenthum, welches an der Verleumdung Theil hat, findet kein politisches Gegengewicht in ihm, und bleibt somit ein unausgebildeter Bestandtheil. Er triumphirt endlich ohne irgend eine weitere Folgerung in sich darzustellen, als daß der ehrliche Mann den Platz behauptet. Das ist wohl und gut, wenn nicht durch Herbeiführung seines Schicksals und durch zehnfach berührte politische Fragen die Berechtigung für uns erweckt wäre: in Fridolin's Triumphe auch irgend eine Antwort auf die in Bewegung gesetzten Fragen zu erhalten.

Der Roman regt also nur Bestandtheile eines Geistes an, ohne diesen Geist selbst bieten zu können. Insofern hat Spindler allerdings am letzten Ende ganz Recht, den Titel Roman nicht in Anspruch zu nehmen, sondern sich mit dem Titel „Bürgerleben und Familienchronik" zu begnügen.

Die Romane der beiden Ehedamen bilden einen directen Gegensatz zum Buche Spindler's: die Erscheinungswelt ist darin überaus dürftig, die Gedankenwelt scharfsinnig, wenn auch einseitig ausgebildet. Mein Raum ist aber verbraucht und ich muß die ausführliche Anzeige auf mein nächstes Feuilleton verschieben.

Karlsbad, den 21. Mai.

Heinrich Laube.

Erklärung.

Auf den Wunsch des Herrn **Anton Ritter von Perger**, k. k. Professors in Wien, erklären wir mit Vergnügen, daß derselbe Verfasser des in Nr. 36 der Novellen-Zeitung abgedruckten Bruchstückes unter dem Titel „ein Nachtstück" und des daselbst einem größeren noch ungedruckten Novellenwerke: „Wiener Winterabende" entlehnt ist.

Leipzig, 1. Juni 1845.

Die Redaction der Novellen-Zeitung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrierte
Novellen-Zeitung
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die Kinder des Kapitäns Grant
Roman von Jules Verne
Illustriert von Riou

Der Roman, der jetzt in unserer Zeitung beginnt, ist einer der spannendsten, die Jules Verne geschrieben hat. Er führt uns in die Südsee, wo wir mit den Kindern des Kapitäns Grant, Mary und Robert, und ihren Begleitern, dem Kapitän Harbick und dem Matrosen Wilson, Abenteuer erleben, wie sie nur Jules Verne zu erfinden vermag. Wir sehen Riesenschlangen, Haifische, Krokodile, Affen, Papageien, Kannibalen, Wilde, Tätowierte, Menschenfresser, Schiffbruch, Gefangenschaft, Flucht, Kampf, Sieg, Niederlage, Tod und Leben, Not und Glück, Gefahr und Rettung, Verzweiflung und Hoffnung, Mut und Feigheit, Treue und Verrat, Liebe und Haß, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Edelmut und Niedertracht, Gut und Böse, Licht und Schatten, Tag und Nacht, Sonne und Mond, Sterne und Wolken, Himmel und Erde, Wasser und Land, Berge und Täler, Wälder und Wüsten, Ströme und Seen, Meer und Ufer, Inseln und Küsten, Schiffe und Boote, Segel und Ruder, Anker und Steuer, Kompaß und Sextant, Karten und Bücher, Tinte und Feder, Papier und Schreibzeug, Tisch und Stuhl, Bett und Lager, Haus und Hütte, Zelt und Obdach, Kleider und Waffen, Messer und Gabel, Teller und Tasse, Brot und Fleisch, Früchte und Wasser, Wein und Bier, Kaffee und Tee, Zucker und Salz, Pfeffer und Senf, Essig und Öl, Kartoffeln und Gemüse, Obst und Nüsse, Kuchen und Torte, Eis und Schokolade, Bonbons und Pralinen, Zigarren und Zigaretten, Pfeife und Tabak, Streichhölzer und Feuerzeug, Lampe und Kerze, Licht und Dunkel, Schlaf und Wachen, Ruhe und Arbeit, Spiel und Sport, Lachen und Weinen, Freude und Leid, Glück und Unglück, Leben und Tod, Himmel und Hölle, Gott und Teufel, Engel und Dämon, Seligkeit und Verdammnis, Ewigkeit und Vergänglichkeit, Anfang und Ende, Alpha und Omega, A und Z, Eins und Zwei, Drei und Vier, Fünf und Sechs, Sieben und Acht, Neun und Zehn, Elf und Zwölf, Dreizehn und Vierzehn, Fünfzehn und Sechzehn, Siebzehn und Achtzehn, Neunzehn und Zwanzig, Einundzwanzig und Zweiundzwanzig, Dreiundzwanzig und Vierundzwanzig, Fünfundzwanzig und Sechsundzwanzig, Siebenundzwanzig und Achtundzwanzig, Neunundzwanzig und Dreißig, Einunddreißig und Zweiunddreißig, Dreiunddreißig und Vierunddreißig, Fünfunddreißig und Sechsunddreißig, Siebenunddreißig und Achtunddreißig, Neunundreißig und Vierzig, Einundvierzig und Zweiundvierzig, Dreiundvierzig und Vierundvierzig, Fünfundvierzig und Sechsundvierzig, Siebenundvierzig und Achtundvierzig, Neunundvierzig und Fünfzig, Einundfünfzig und Zweiundfünfzig, Dreiundfünfzig und Vierundfünfzig, Fünfundfünfzig und Sechsundfünfzig, Siebenundfünfzig und Achtundfünfzig, Neunundfünfzig und Sechzig.

Wir können also unseren Lesern versprechen, daß sie in dem neuen Roman von Jules Verne alles finden werden, was das Herz begehrt.

Der Roman beginnt in dieser Nummer.

Wie Sie Ihre Gesundheit erhalten
Ein Ratgeber für jedermann

Wir bringen unseren Lesern in jeder Nummer einen Artikel, der ihnen Ratschläge gibt, wie sie ihre Gesundheit erhalten können. Diese Artikel sind von Ärzten geschrieben, die sich auf das Gebiet spezialisiert haben, über das sie schreiben. Sie werden also nur Gutes und Richtiges finden.

Der erste Artikel dieser Reihe beginnt in dieser Nummer.

Der Mann mit der Maske
Kriminalroman von Edgar Wallace

Der Mann mit der Maske ist ein Verbrecher, der sich in die Gesellschaft eingeschlichen hat und dort sein Unwesen treibt. Er ist ein Meister der Verkleidung und der Maskierung. Er kann sich in jeden Menschen verwandeln, in einen Mann, in eine Frau, in ein Kind, in einen Greis, in einen Neger, in einen Chinesen, in einen Indianer, in einen Europäer, in einen Asiaten, in einen Afrikaner, in einen Amerikaner, in einen Australier, in einen Polynesier, in einen Mikronesier, in einen Melanesier, in einen Eskimo, in einen Lappländer, in einen Samojeden, in einen Tungusen, in einen Jakuten, in einen Burjaten, in einen Mongolen, in einen Tibetaner, in einen Inder, in einen Perser, in einen Türken, in einen Araber, in einen Juden, in einen Zigeuner, in einen Armenier, in einen Georgier, in einen Tscherkessen, in einen Kosaken, in einen Russen, in einen Polen, in einen Ungarn, in einen Tschechen, in einen Slowaken, in einen Deutschen, in einen Österreicher, in einen Schweizer, in einen Franzosen, in einen Belgier, in einen Niederländer, in einen Engländer, in einen Schotten, in einen Iren, in einen Spanier, in einen Portugiesen, in einen Italiener, in einen Griechen, in einen Albaner, in einen Serben, in einen Kroaten, in einen Bosnier, in einen Herzegowiner, in einen Montenegriner, in einen Rumänen, in einen Bulgaren, in einen Türken, in einen Araber, in einen Juden, in einen Zigeuner, in einen Armenier, in einen Georgier, in einen Tscherkessen, in einen Kosaken, in einen Russen, in einen Polen, in einen Ungarn, in einen Tschechen, in einen Slowaken, in einen Deutschen, in einen Österreicher, in einen Schweizer, in einen Franzosen, in einen Belgier, in einen Niederländer, in einen Engländer, in einen Schotten, in einen Iren, in einen Spanier, in einen Portugiesen, in einen Italiener, in einen Griechen, in einen Albaner, in einen Serben, in einen Kroaten, in einen Bosnier, in einen Herzegowiner, in einen Montenegriner, in einen Rumänen, in einen Bulgaren.

Der Roman beginnt in dieser Nummer.

Rätsel und Scherze
Für unsere jungen Leser

Wir bringen unseren jungen Lesern in jeder Nummer Rätsel und Scherze, die ihnen Spaß machen werden. Sie werden sich über die Rätsel und Scherze freuen und sie gern lösen.

Die ersten Rätsel und Scherze beginnen in dieser Nummer.

Der Weg zum Glück
Roman von Hedwig Courths-Mahler

Der Weg zum Glück ist ein Roman, der uns in die Welt der Liebe führt. Wir sehen, wie sich zwei Menschen finden, wie sie sich lieben, wie sie sich trennen, wie sie sich wiederfinden, wie sie sich verlieren, wie sie sich suchen, wie sie sich

stens bis Neapel oder Baden verirrt hatten, neben Djalma, der in seinen Jahren schon so oft Sieger gewesen war, und der in blutigen Kriegen gekämpft hatte, dessen Muth und heldenhafte Großmuth den Reisenden mit Bewunderung bis nach Paris gepriesen wurde, nur Wachsfiguren. Und konnte man auch die feinsten Herren, mit ihren kleinen Hüten, ihren feindurchnähten Ueberröcken, ihren hohen Halsbinden, mit dem indischen Prinzen nur in Vergleich stellen, dessen graziöse und männliche Schönheit noch durch den Glanz einer ebenso reichen als malerischen Kleidung erhöht wurde?

An diesem Tage war für Adrienne Alles Glück, Freude und Liebe: die Sonne an dem durchsichtigreinen Himmel vergoldete mit ihren Strahlen die Umgegend; die Luft war lauwarm; die Karossen kreuzten sich in allen Richtungen, die Pferde der Reiter kamen und gingen im Flug oder tanzend; ein leichter Windstoß spielte mit den Schärpen der Frauen, den Federn an ihren Hüten; überall war Geräusch, Bewegung und Glanz.

Adrienne machte sich ein Vergnügen daraus, in ihrem Wagen zurückgelehnt diesen Strudel, der mit allem pariser Luxus schimmerte, an sich vorüber wirbeln zu sehen; aber mitten in diesem glänzenden Chaos erschien ihrer Phantasie Djalma's melancholische und traurige Gestalt. Da fällt ihr etwas in den Schooß... sie schrickt zusammen.

Es war ein schon etwas welkes Veilchensträußchen.

In demselben Augenblicke hörte sie die Stimme eines Kindes, welches, neben dem Wagen herlaufend, rief:

— Um Gottes willen... meine gute Dame... einen Sous.

Adrienne sah auf und erblickte ein kleines blasses und armes Mädchen von sanfter und trauriger Gestalt, nur mit einigen Lumpen bekleidet. Mit stehendem Blicke hielt sie ihre Hand hin.

Obgleich nun dieser so auffallende Gegensatz des größten Elends mitten unter dem höchsten Prachtaufwand so gewöhnlich war, daß er kaum auffiel, fühlte ihn doch Adrienne dorpelt. Sie dachte dabei an die Maxeux, die vielleicht gerade ein Opfer des schrecklichsten Elendes war.

— Es soll wenigstens — dachte das junge Mädchen bei sich — der heutige Tag nicht für mich allein ein Tag des glänzenden Glückes sein.

Sie beg sich zum Wagen hinaus und fragte die Kleine:

— Lebt Deine Mutter noch, mein Kind?

— Nein, Madame, ich habe weder Vater noch Mutter mehr.

— Wer sorgt denn für Dich?

— Niemand, Madame... Man läßt mich Sträußer verkaufen, wofür ich Sous heimbringen muß... Bringe ich keine... bekomme ich Schläge.

— Arme Kleine!

— Einen Sous... gute Dame, um Gotteswillen einen Sous, — bat das Kind, neben dem im Schritt fahrenden Wagen einher laufend.

— Lieber Graf, — sagte Adrienne lächelnd zu Herrn von Montbron, — Sie haben schon mehr als einer Entführung beigewohnt... Bringen Sie sich doch zum Schlage hinaus, heben Sie das Mädchen schnell herein... wir wollen sie zwischen mir und Madame Morinval verstecken... dann nach Hause fahren, ohne daß Jemand unsern kühnen Raub bemerkt haben wird.

— Wie? — fragte der Graf erstaunt, — Sie wollten...

— Ja, ich bitte Sie darum.

— Welcher tolle Einfall!

— Gestern noch konnten Sie wohl diesen Einfall toll nennen, aber heute, — Adrienne betonte diese Worte und erinnerte den Herrn von Montbron mit einem Blicke an ihr Einverständniß, — heute müssen Sie zugeben... daß ich mir fast eine Pflicht erfülle.

— Ja, ich verstehe, Sie edles, wohlthätiges Herz, — sagte der Graf bewegt, während Frau von Morinval, die von der Liebe des Fräulein von Cardeville zu Djalma noch gar nichts wußte, den Graf und das junge Mädchen verwundert und fragend ansah.

Herr von Montbron beugte sich jetzt zum Kutschenschlag hinaus und streckte dem Kinde beide Hände entgegen, indem er zu ihm sagte:

— Gieb mir Deine Hände, Kleine.

Obwohl erstaunt, gehorchte das Kind mechanisch und hielt seine Aermchen hin; der Graf erfaßte ihre Händchen und

hob sie sehr geschickt um so leichter in den Wagen hinein, da dieser niedrig gebaut war und, wie wir schon sagten, im Schritt fuhr.

Mehr verdutzt als erschrocken gab das Kind keinen Laut von sich. Adrienne und Frau von Morinval rückten etwas auseinander, und nahmen die Kleine zwischen sich, die sogleich unter den großen Shawls der beiden jungen Damen verschwand.

Alles das ging so schnell vor sich, daß höchstens einige Personen, die in den Nebenalleen spazierten, diesen Raub bemerkten.

— Jetzt, lieber Graf, — sagte Adrienne freudestrahlend, — wollen wir schnell unsere Beute in Sicherheit bringen.

Herr von Montbron erhob sich etwas von seinem Sitze und sagte zu dem Vorreiter:

— Nach Haus!

Und sogleich setzten sich die Pferde in raschen und gleichmäßigen Trab.

— Es kommt mir vor, als ob von jetzt an dieser Glückstag geheiligt und mein Aufwand entschuldigt ist, — dachte Adrienne; — bis daß ich die arme Maxeux wieder finde, — von heute an will ich Alles aufwenden, um sie zu finden, jetzt soll ihr Platz wenigstens nicht leer bleiben.

Es giebt oft merkwürdige Zufälle...

Gerade als Adriennen der gute Gedanke hinsichtlich der Maxeux beikam, gerieth in einer Nebenallee die Menge in eine ungewöhnliche Bewegung; die Vorübergehenden stellten sich in Haufen zusammen, und bald kamen noch mehr herzugelaufen, um diesen Trupp zu vergrößern.

— Sehen Sie doch, Onkel, — sagte Frau von Morinval, — wie dort die Menge zusammenströmt. Was mag das bedeuten? Wenn wir anhalten ließen, könnten wir uns nach der Ursache dieses Zusammenlaufes erkundigen.

— Meine Beste, es thut mir leid, daß Ihre Neugier sich nicht wird befriedigen lassen, — war des Grafen Antwort, indem er nach der Uhr sah; — es schlägt bald sechs Uhr; die Vorstellung der wilden Thiere beginnt um acht Uhr; die Zeit reicht gerade noch hin, um nach Haus zu kommen und zu Mittag zu essen. Ist es Ihnen so recht, liebes Kind? — fragte er Adrienne.

— Ist's Ihnen recht, Julie? — fragte Fräulein von Cardeville die Marquise.

— Ja wohl, — antwortete die junge Frau.

— Ich weiß Ihnen um so mehr Dank für diese Zeitersparniß, — fuhr der Graf fort, — weil ich dann, wenn ich Sie nach Porte Saint-Martin begleitet haben werde, noch auf eine halbe Stunde in die Gesellschaft muß, wo ich für Lord Campbell, den ich dort eingeführt, zu stimmen habe.

— Wir gehen also allein in die Vorstellung, lieber Onkel?

— Ihr Gatte, denke ich, wird mitgehen.

— Sie haben Recht, Onkel; bleiben Sie nur nicht zu lange aus.

— Rechnen Sie darauf, denn ich bin wenigstens ebenso neugierig wie Sie, diese wilden Bestien und den berühmten Merof, den unvergleichlichen Thierbändiger, zu sehen.

Einige Minuten später hatte der Wagen des Fräulein von Cardeville die elysäischen Felder hinter sich, und näherte sich, das kleine Mädchen mit sich führend, der Rue d'Anjou.

Eben als die prächtige Karosse verschwand, wuchs der erwähnte Auflauf noch mehr an; die dichte Menge drängte sich um einen der großen Bäume in den elysäischen Feldern zusammen. Hier und da ließ sich in dem Gewühl ein Ausruf des Mitleids hören.

Ein Spaziergänger näherte sich einem jungen Mann, der in der äußersten Reihe des Haufens stand und sagte:

— Was giebt es denn hier?

— Es soll ein ärmliches... junges buckliges Mädchen vor Erschöpfung niedergesunken sein...

— Eine Bucklige?... ach wie Schade!... Es giebt noch Bucklige genug... — sagte der Spaziergänger grob, indem er ein rohes Gelächter ausstieß...

— Bucklig oder nicht bucklig... wenn sie vor Hunger stirbt... — antwortete ihm der junge Mann, der seine Entrüstung kaum zurückhalten konnte, — so ist das etwas sehr Trauriges und dabei giebt es nichts zu Lachen, mein Herr!

— Bah! vor Hunger sterben, — sagte der Spaziergänger, indem er mit den Achseln zuckte. — Nur die Kanaille stirbt vor Hunger, weil sie nicht arbeiten will... und das ist ganz recht.

— Und ich, ich wette, mein Herr, daß es einen Tod gilt, an dem Sie gewiß nicht sterben werden, Sie, — rief der junge Mann, den der grausame Uebermuth des Spaziergängers beleidigt.

— Was wollen Sie damit sagen? — erwiderte der Spaziergänger mit vornehmem Tone.

— Ich will damit sagen, mein Herr, am gebrechenen Herzen werden Sie gewiß nicht sterben.

— Mein Herr! — rief der Spaziergänger wild.

— Ei was! Was wollen Sie? Mein Herr! — fuhr der junge Mann fort, indem er seinem Widersacher in's Gesicht sah.

— Nichts... sagte der Spaziergänger, drehte sich trotzig auf dem Absatz herum und ging vor sich hin brummend auf ein orangefarbnes Kabriolet zu, an dessen Kutschenschlag ein großes Wappen mit einer Baronenkrone gemalt war. Ein lächerlich mit Tressen besetzter Diener, in Grün mit Gold gekleidet und mit einem ungeheuren Fischbeindegen versehen, der ihm an die Waden schlug, stand neben dem Pferde, ohne daß er seinen Herrn bemerkte.

— Du Vieh, läßt Dir wohl gebratene Tauben in's Maul fliegen, — sagte der Spaziergänger zu ihm, indem er ihn mit dem Ende seines Stockes stieß.

Bestürzt drehte sich der Diener um.

— Mein Herr... ich...

— Du wirst doch nie Herr Baron sagen lernen, Du Tölpel! — schrie der Spaziergänger erbost. — Vorwärts, mache den Kutschenschlag auf.

Der Spaziergänger war Herr Arigeaud, industrieller Baron und Wucherer. Die arme Buckige war Niemand anders als die Maxeux, die nach den Entbehrungen, die ihr das Elend aufgelegt hatte, vor Erschöpfung niedergesunken war, als sie eben zu Fräulein von Cardeville gehen wollte.

Das unglückliche Wesen hatte den Muth in sich gefunden, der Schande und den bösen Spöttereien, die ihr, wie sie glaubte, in jenem Hause, aus welchem sie freimillig entflohen

---

tigen Impuls, die so vielersehnte und so sehnenswürdige Einheit der Nation von einer Seite her zu fördern, woher diese Einheit allezeit ihre stärkste und frischeste Nahrung immer von Neuem zu ziehen die Bestimmung hat, der in ihren eigentlichsten Repräsentanten versammelten volksthümlichen Intelligenz. Und so nehmen Sie mich wohlwollend als Einen der Ihrigen auf und gestatten Sie mir unter den Abgeordneten unserer localen Geistesthätigkeit ein Scherflein, nicht zu Ihrer Belehrung, wessen ich mich, unter so vielen ächtbürtigen Alt- und Zunftmeistern höchstens die Rolle eines patentirten oder Freimeisters spielend, nicht unterfangen würde, doch allenfalls zu Ihrer Erheiterung mit einem Intermezzo beizutragen. Ich denke mir, daß Sie, die Sie als die eigentliche Heeresmacht der Natur, als die Phalanx, als die schwerbewaffneten und Kerntruppen hieselbst zusammengetreten sind, doch auch gewisse leichte Waare, Ihre fliegenden Corps, Ihre enfants perdus, Ihre Marseiller nicht missen können, bewegliche, leichtgeschürzte, leicht auf- und abfitzende Scharen, die Ihre Zufuhren decken, Ihr Gepäck beschützen, Ihre Verbindungen unterhalten und tausend kleine Dienste leisten, zu denen gerade kein tapferer Soldat, aber doch ein anschlägiger Kopf gehört, zu denen man nicht eben ein Held mit der Faust, aber gut zu Pferd und zu Fuß, kein Corus an Feldherngabe, aber auch kein Irus an Menschenverstande zu sein nöthig hat. Sie stellen uns die Natur der in ihrer höhern, ganzen, ursprünglichen und reinen Macht, in ihrer schöpferischen Glorie, die active Natur, die eigentliche natura naturans, die natura mater, victrix und imperatrix: wir Anderen, ich meine die Fantasiste und Schäfte von leichter Armirung, in deren Namen ich mir die Freiheit nehme, hier aufzutreten, sind eine Art von natura naturata, wir stellen vor die passive, die nutribile, comestibile, fouragible Natur. Sie versammeln sich im Namen und unter der Obhut aller die Humanität auferbauenden und bewahrenden Mächte, lauter ächter und in unbezweifelter Vollbürtigkeit die Aristokratie des Olymps antimachender Götterssöhne. Da thronet er selber, der uranfängliche, heilige Vater, der mit der dunkeln Braue seines Herrscherauges das All in Bewegung setzende, segenspendende, wolkenführende, regengewährende Zeus und der die Fluthen wie eine Wand aufrichtende und zur lachenden Spiegelfläche zurücklegende Poseidon; die hehre, stille, geheimnißvolle, schwermüthige Pflegerin der Aehren und der Aehrenbändige, den Hut auf's Ohr schiebende, lustige Bringer der Rebens der siegreiche, strahlenschleudernde, Pfeil und Verderben in seinem Köcher führende Drachentödter, der die Nymphen des Parnassus mit seinen goldenen Locken bestrickt; und sein ernster, mildsinniger, forschsinniger und heilkräftiger Sohn. Wer wollte diese Majestät der reinen Himmelsemanationen erschöpfen? Da lugt aber hinter dieser unsterblichen haute volée eine etwas doppeldeutige Dämonenschaft, unter der es nach Mesalliance und nach Rotüre riecht, hervor: der spindelbeinigte, zottelbärtige, federfarbene Pan steckt seine rothangetrunkene Nase durch die Zweige; der falkenreiche, wetterwendische, allaugenblicklich die Farbe ändernde Vertumnus schneidet diplomatische Gesichter. Die schlanke Pomona, die elegante Flora, so hübsche Frauenzimmer, läßt man gelten unter Göttern und Menschen, auch die jagdkundige Fauna; ja, zur Noth selbst ihr Gemahl, der eifrige Förster Silvan, eh er schon, gleich unserem urweltlichen und urwälderlichen Vorfahren, in der Waldhaut etwas tentomanisch einherzieht, erregt keine allzustarke Apprehensionen. Welches Empfangs jedoch sich der eigentliche Erfinder der Wasserheilkunde, der wohlbestallte Götterbrunnenmeister Silenus, zu getrösten habe, will ich nicht auf mich nehmen! Biegeschäftig, jedwede dionysische Begeisterung mit seiner krystallhellen, aber auch, wie Krystall, nach Nichts oder höchstens sauer schmeckenden Quellfluth auszugießen, wird er bei seinem göttlichen Zöglinge geringe Gönnerschaft finden; und legt man sich die unästhetisch excentrische Peripherie seines Abdominalsystems, wie billig, dahin aus, daß er dem so beredsam durch die Kehle gleitenden Gelde dieses schwärmerischen Pflegesohnes auch seinerseits viel lieber zusprecht als dem Wasser seiner Kurgäste, so garantiren wir ihm nicht, daß man ihn nicht die Thür anders, als wie er hereingekommen, finden lasse.

Als Mandatar dieser plebejischen Götterzunft, als Organ der in Knechtsgestalt wandelnden, der passiven, der substantiellen, palpablen, transfigurablen und manuskablen Natur,

war, beverstanden, zu trotzen; dieses Mal handelte es sich nicht um sie, sondern um ihre Schwester Cephise... die Königin Bacchanal, die den Tag vorher wieder nach Paris gekommen war, und welche die Manens durch Adrienne aus ihrer schrecklichen Lage erretten wollte.

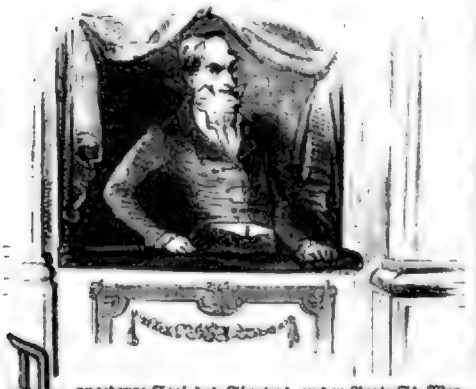
.....

Zwei Stunden nach diesen verschiedenen Ereignissen drängte sich eine zahllose Menge am Eingang der Porte Saint-Martin, die die Kunstleistungen Morok's sehen wollte, der mit dem berühmten schwarzen Panther aus Java, genannt der Tod, kämpfen wollte.

Bald nachher stiegen auch Herr und Madame von Merinval, nebst Fräulein von Garderille am Eingange des Theaters ab, wo sie der Graf von Montbron, der unterwegs ausgestiegen war, um in die Gesellschaft zu gehen, wieder treffen wollte.

Elftes Kapitel.

Hinter den Coulissen.



Der ungeheure Saal des Theaters an der Porte St. Martin war von einer ungeduldigen Menge angefüllt.

Wie es Herr von Montbron Fräulein von Garderille vorausgesagt hatte, drängte sich ganz Paris mit lebhafter, fieberiger Neugierde zu den Vorstellungen Morok's; wir brauchen nicht zu sagen, daß der Thierbändiger den kleinen Handel mit frommem Krem, den er in der Herberge zum weißen Falken so erfolgreich trieb, aufgegeben hatte; eben so war es mit den großen Ausbängebildern, auf welchen die überraschenden Wirkungen der plötzlichen Bekehrung Morok's mit so seltsamer Malerei dargestellt waren: diese veralteten Kunstgriffe hätten in Paris keinen Effect gemacht.

Morok hatte sich in einer von den Schauspielerlogen, die man ihm gegeben, eben angekleidet; über seinem Panzerhemd, seinen Bein- und Armschienen trug er einen weiten rothen Pantalon, welchen Ringe von vergoldetem Kupfer um seine Knöchel befestigten. Sein langer, schwarzrothgolden gemusterter Kaftan wurde um seine Taille und an den Handgelenken von anderen breiten Ringen von vergoldetem Metall befestigt. Diese bizarre Kleidung gab dem Thierbändiger ein noch unheimlicheres Ansehen. Sein dichter und gelblicher Bart fiel in großen Wogen über seine Brust herab und um seine rothe Mütze wand er ernsthaft ein langes Stück weißen Mousseline. Als frommer Prophet in Deutschland, als Komödiant in Paris, mußte Morok, gleich seinen Beschützern, sich ganz und gar den Umständen anzuschmiegen.

In einem Winkel der Loge saß Jacques Rennepont, Goucheton- und genannt, und betrachtete ihn mit einer Art stierer Bewunderung. Seit dem Tage, wo die Feuersbrunst die Fabrik des Herrn Hardy zerstört, hatte Jacques Morok nicht verlassen und brachte Nächte in Seufzerlagen zu, deren verhängnißvollem Einflusse die eiserne Natur des Thierbändigers trotzte. Die Züge Jacques' indessen begannen schon sich sehr zu verändern. Seine hohlen Wangen, seine marmorartige Blässe, sein bald stumpfer, bald in unheimlichem Feuer glühender Blick verriethen die Zerstörung der Schwelgerei, eine Art bitteren sardonischen Lächelns umzuckte fast fortwährend seine vertrockneten Lippen. Sein sonst so lebhafter und lustiger Sinn kämpfte noch etwas mit der schweren Dumpfheit einer fast fortwährenden Trunkenheit. Der Arbeit entwöhnt, konnte er rohe Vergnügungen nicht mehr entbehren, und suchte den Rest von Anständigkeit, der sich in ihm empörte, im Weine zu ersäufen.

So war denn Jacques dahin gekommen, ohne Scham das reichliche Almosen verdummender Sinnlichkeiten anzunehmen, welches ihm Morok gab, indem er die ziemlich bedeutenden Kosten ihrer Schwelgereien bezahlte, aber ihm kein Geld gab, um ihn stets in Abhängigkeit zu erhalten.

Nachdem er einige Zeit Morok erstaunt betrachtet, sagte Jacques zu ihm:

— Es mag drum sein, ein prächtiges Gewerbe hast Du — sie buzten sich jetzt; — Du kannst Dich rühmen, daß es zur Zeit nicht zwei Menschen auf der ganzen Welt giebt wie Du;... und das ist schmeichelhaft... Nur Schade, daß Du Dich nicht mit diesem schönen Gewerbe begnügst.

— Was meinst Du?

— Nun diese Beschwörung, auf deren Kosten Du mich alle Tage und Nächte zechen läßt.

— O die gährt schon; aber der Augenblick ist noch nicht gekommen, deshalb will ich Dich immer bei der Hand haben, bis zum großen Tage. Beklagst Du Dich?

— Nein zum Teufel, — sagte Jacques, — was sollte ich denn machen? Vom Branntwein verderbt, wie ich es schon bin, würde ich, selbst beim besten Willen zur Arbeit, nicht mehr die Kraft dazu haben;... ich habe nicht wie Du einen Kopf von Marmor und einen Körper von Eisen;... aber mich mit Pulverdampf trunken zu machen, statt sonst mit etwas Anderem, das ist mir ganz recht, nur dazu bin ich noch gut;... und dann verhindert es mich am Denken.

— Warum denken?

— Du weißt wohl, daß, wenn ich denke, ich nur an Eines denke... — sagte Jacques mit düsterer Miene.

— Aha, noch die Königin Bacchanal, — sagte Morok verächtlich.

— Immer noch ein wenig; wenn ich gar nicht mehr an sie denke, bin ich entweder todt oder ganz und gar zum Vieh geworden... Verstucht!

— Du hast Dich ja niemals besser befunden... und niemals mehr Geist gezeigt... Du Narr, — antwortete Morok, indem er seinen Turban fest machte.

Die Unterredung wurde unterbrochen.

Goliath trat hastig in die Loge ein.

Der riesenhafte Wuchs dieses Kolosses hatte noch an Umfang gewonnen, er war als Herkules gekleidet: seine ungeheuren Glieder, bei denen man die Adern wie einen Daumen dick sah, quollen unter einem fleischfarbigen Tricot hervor, zu dem er eine rothe Hose trug.

— Was kommst Du hier wie der Sturm herein, — sagte Morok.

— O im Saale ist ein größerer Sturm, sie fangen an ungeduldig zu werden und schreien wie Besessene; aber wenn es nur Das wäre...

— Was giebt es denn noch?

— Der Tod wird heute Abend nicht spielen können...

Morok kehrte sich schnell und fast voller Unruhe um.

— Und weshalb nicht? — rief er aus.

— Ich habe ihn eben gesehen; — er hält sich in seinem Käfig niedergekauert... seine Ohren liegen ganz am Kopfe, daß es aussieht, als wären sie ihm abgeschnitten... Sie wissen, was das zu bedeuten hat.

— Ist es weiter nichts? — sagte Morok, indem er sich nach dem Spiegel wandte, um seinen Kopfputz zu vollenden.

— Ich denke, das ist genug, weil er in seiner mißlichen Stimmung ist. Seit jener Nacht, wo er in Deutschland das alte Pferd zerrissen, habe ich ihn nicht mit so wilder Miene gesehen; seine Augen leuchten wie zwei Kerzen.

— Dann wird man ihm seinen schönen Kragen anziehen, — sagte Morok einfach.

— Seinen schönen Kragen?

— Ja, sein Halsband mit Druckfedern.

— Und dann muß ich wohl die Kammerfrau dabei sein, — sagte der Riese, — das ist eine hübsche Toilette.

— Schweig!

— Das ist noch nicht Alles, — versetzte Goliath mit verlegener Miene.

— Was noch?

— Ja den Teufel, möcht' ich Ihnen das gleich sagen.

— Wirst Du sprechen?

— Nun gut,... Er ist hier.

— Wer denn, dummes Thier?

— Der Engländer.

Morok bebte, die Arme sanken ihm am Körper herab, Jacques wurde bestürzt über die Blässe und die verzerrten Mienen des Thierbändigers.

— Der Engländer?... Du hast ihn gesehen? — rief Morok, indem er sich an Goliath wandte. — Bist Du dessen gewiß?

— Sehr gewiß. Ich sah durch das Loch im Vorhang und bemerkte ihn in einer kleinen Loge, die nahe an der Bühne sich befindet; er will die Sache nahebei sehen;... er ist ja leicht zu erkennen an seiner spitzen Stirn, seiner großen Nase und seinen runden Augen.

Morok bebte immer noch.

Dieser Mann, der gewöhnlich eine so wilde Gleichgültigkeit an den Tag legte, schien immer verwirrter zu werden und so erschreckt, daß Jacques zu ihm sagte:

— Was ist denn das für ein Engländer?

— Er folgt mir seit Straßburg, wo er mich getroffen hat; — er reist in kleinen Tagemärschen, mit seinen Pferden wie ich und hält an, wo ich anhalte, um niemals eine meiner Vorstellungen zu versäumen, — antwortete Morok, ohne seine Niedergeschlagenheit verbergen zu können. — Aber zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris hatte er mich verlassen und ich glaubte mich schon von ihm befreit, — fügte Morok seufzend hinzu.

— Befreit! — versetzte Jacques verwundert; — mit welchem Tone Du das sagst. Ein so guter Kunde, ein so vortrefflicher Bewunderer!

— Ja, — sagte Morok immer düsterer und niedergeschlagener, — dieser Elende hat eine ungeheure Summe gewettet, daß ich in seiner Gegenwart bei einer meiner Vorstellungen von den Thieren zerrissen werden würde;... er hofft seine Wette zu gewinnen und deshalb verläßt er mich nicht.

Gouche-tout- und sand die Idee des Engländers so außerordentlich ergötzlich, daß er zum ersten Male seit langer Zeit in ein lautes und herzliches Gelächter ausbrach.

Morok wurde blaß vor Wuth und stürzte mit so drohender Miene auf ihn zu, daß Goliath genöthigt war, sich dazwischen zu legen.

— Nun, nun, — sagte Jacques, — erzürne Dich nur nicht; da die Sache ernsthaft ist, so will ich nicht mehr lachen.

Morok beruhigte sich und sagte mit dumpfer Stimme zu Jacques:

— Hältst Du mich für feige?

— Nein, wahrhaftig nicht.

— Nun stehst Du und doch flößt mir dieser Engländer mit seinem merkwürdigen Gesichte mehr Furcht ein, als mein Tiger oder mein Panther.

— Weil Du es mir sagst, so muß ich es glauben, — sagte Jacques, — aber ich begreife nicht, in wiefern Dich die Gegenwart dieses Menschen erschreckt.

— Aber, jämmerlicher Kerl, ich denke doch daran, — rief Morok aus, — daß ich genöthigt bin, unaufhörlich die geringste Bewegung des wilden Thieres zu beobachten, welches ich durch Geberde und durch meinen Blick bändige, und es liegt etwas Fürchterliches für mich darin, zu wissen, daß zwei Augen fortwährend da sind und auf mich gerichtet,... die nur darauf warten, daß mich die geringste Zerstreuung den Zähnen der Thiere überliefere.

— Jetzt verstehe ich wohl, — versetzte Jacques und bebte auch seinerseits. — Allerdings muß das Furcht erregen.

— Ja, und ist er einmal da, so brauche ich diesen unseligen Engländer nicht einmal anzusehen, er steht mir doch immer vor den Blicken, mit seinen großen starren, weit offnen Augen. Mein Tiger kann nur einmal schon nahe daran, mir den Arm zu zerreißen... weil dieser Engländer, den die Hölle verschlingen möge, meine Aufmerksamkeit ablenkte!... Zum Henker, — rief Morok, — dieser Mensch wird mein Verderben sein.

---

der seufzenden Creatur, mit einem Worte, der Naturforschung im adrehmenden, nämlich im Küchentichte, sei es mir erlaubt, Ihre gütige Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen. Ein kluger Herr läßt seine Dienerschaft raisonniren, so viel sie mag, wenn sie nur ihre Pflicht thut: das freie Wort, welches man ihr zu Zeiten vergönnt, benimmt ihr die Gedanken zu böser That. So halten es auch Sie: in Ihrem Kreise herrscht die Freiheit und Würdigung der unsere Tage bewegenden Gedanken. Kenner, Beobachter und heilende Vertreter der allem Leben zum Grunde liegenden Gesetze, müssen Sie aus der besten Analogie zu beurtheilen, was auch im geistigen Gebiete daraus entsteht, wenn man die natürlichen Verbindungswege der Circulation, die fesselnde Aeußerung ursprünglicher Kraft und Fülle, abdämmt und einen gesunden, vollsaftigen Organismus in den Fall setzt, an Obstructionen, Congestionen und Entzündlichkeiten zu leiden. Es ist zwar, in Tagen wohlgeordneter Humanität und providentieller Polizei, wie deren unsere Zeit, allen revolutionären Regungen zum Verdruß, in wünschenswerthem Maße genießt, nicht allzudringende Gefahr, daß die vassale Kochkunst ihrer an einem Gallatage, am Constitutionsfeste, bei der Begängniß aller ihrer triumphalen Erinnerungen heiteres Angesichts inmitten ihrer Getreuen thronenden Lehnsherrin die Suppe versalze, ihr die Pasteten verwürze, oder gar statt eines ehrenvesten, wohlgedeihlichen, harmlosen Champignons den Satanspilz des Kaisers Claudius auftische, dem übrigens, da kaiserliche Mägen bekanntlich das Unmögliche verdauen, der liebevolle Eifer ehegattlicher Zärtlichkeit mit einer starken Dosis Arsenik nachhelfen mußte: allein, daß sie ihr Amt mit Freuden thun und nicht mit Seufzen, hat man an allen Officianten gern; Landstände zahlen mit Vergnügen, wenn man ihnen den Schein läßt, als ob sie freiwillig zahlten, und die Wunder aller Künste steigern sich, je liberaler die Natur bleibt, dieselben neben ihrem Wundern gelten zu lassen.

Nun könnte Jemand sagen: Wagst Du es, in einer Versammlung naturforschender Wissensfürsten in Ehren die Kunst auf die Lippen zu bringen, die lediglich ein caput mortuum der Natur, ein pfuscherisches abstractum ihrer großen Ideen, ein charakterloses Stück- und Flickwerk entseelter, entthierter, entfärbter und entfiederter Massen, einen Mischmasch ununterscheidbarer Organismen, die absolute Revolution und Confusion jedweden Systems und jeder Classification, den Tod aller Wissenschaft, die Carricatur der methodischen Analyse darstellt, erwürgt, was sie beobachten, zu Mus kocht, was sie zerlegen, salzt und pfeffert, was sie aufbewahren will, und buchstäblich jenen Bauer nachahmt, welcher eine ungewöhnlich fette Gute einem naturforschenden Sammler einzuhändigen beauftragt, dieselbe zuvor sauber abrupfte, voraussetzend, daß auch die Naturforscher, wie er, die schönsten Exemplare gebraten liebten? Diesen lebendigen Widerspruch, die erhellte Finsterniß, eingemachte Schönheiten und Ideen im Fricassé, das buchstäbliche credo non quamquam absurdum est, sed quia absurdum est, den deren Mysticismus und Obscurantismus? Denn wo anders sind diese Erbfeinde einer aufgeklärten Menschheit eigentlich zu Hause, als in der Küche! Das ist der wahre Sitz dieser Unholde, wo man sie längst, wenn man ernstlich gewollt und die Brüderschaft nicht gar zu viele geheime Anhänger hätte, abfangen konnte und mußte. Da, am Aufenthalte der namenlosen Schmärze, des unvergänglichen Rauches, der athembeklemmenden, von ewiger Verdammniß und nie rastender Höllenstrafe qualmenden Schwefeldünste, ist jenes die Menschenseelen verderbende und verderbende Paar ausgebrütet worden; das ist der Herd alles Aberglaubens und alles blutigen, das Kind im Mutterschooße, die Seele im Leibe, das Huhn im Ei nicht verschonenden Fanatismus, Dante's Unterwelt, jene Pforte der Qualen für das „verlorne Volk", für Millionen durchaus weder revolutionärer, noch freigeistischer Hasen, für unzählige schuldlose, selbst noch mit keiner Romancatholische bekannte Taubenherzen, für so manchen biedern, sich im Schweiße seines Angesichts nährenden Familienvater mit hoffnungsvollen Kindern der interessantesten Hammel-, Kalbs- und Lammsgeschlechter! An diesem Orte des Heulens und Zähneklapperns, wo fühlende Herzen das Mitleid für fühlende Herzen im brodelnden Kessel erstickend; wo sie so manchem süßgeschmeidigen, schmeichlerisch züngelnden, tanzmeisterlich zierlich zappelnden jungen

...ing the ...ing ...ing ...ing

Niederlande bei Hunderten aufzuweisen haben, nicht auffallend schön, aber lieblich mit dem reinsten Karmin und blendendsten Weiß auf ihrem reizenden Antlitze. Aber unter ihren Umgebungen war die zarte, schwache, blauäugige Schönheit einzig in ihrer Art; durch ihre natürliche Farbe hatte sie alle Kunsttinten ihrer Geschwister verdunkelt. Ein sehr schmächtiger Jüngling, der ungeachtet seiner Jugend das Geheimniß kannte, den männlichen Putz des roi-gentilhomme nachzuahmen, saß mit dem Gemisch erkünstelter Unaufmerksamkeit und anmaßender Haltung und Geberden, welche seinen Stand und sein Alter bezeichneten, der Baronesse gegenüber.

Außerdem saß noch ein Herr im Wagen: ein lebendiges, durchdringendes Auge, scharfe Züge, Silberhaar, etwas einnehmend Freundliches mit vielem Adel verbunden, charakterisirte den Baron de Breteuil, den Oheim des jüngeren Begleiters der Dame, mit dem sie in diesem Augenblicke in einen tändelnden Zwist verwickelt zu sein schien, denn sie sagte ihm Etwas mit einem allerliebsten, schmollenden Lächeln, worauf er ihr eine Antwort gab, welche sie dem Anschein nach verlegen machte, denn sie wandte sich von ihm ab und heftete ihr Auge auf das bunte Gewühl.

Sie hatte unsern Spaziergänger bemerkt und indem sie mit ihrem Blumenstrauße nach ihm hinzielte, sagte sie, gleichsam als wolle sie eine andere Unterhaltung herbeiführen: „Sehen Sie, Henri, das ist gewiß ein Duellant, der sich in der Stunde geirrt hat und unterdessen seine Grabschrift schreibt."

Henri nahm seine Lorgnette: „Verzeihen Sie, Zephirine, tausend andere Vermuthungen liegen viel näher; weit eher ist er ein Bettler, ein Straßenräuber, ein ci-devant Zeitungsschreiber, ein professeur des langues, oder ein Alchimist. Ein Duellant bleibet sich nicht so erbärmlich, im Begriff seine letzte Rolle zu spielen; man ist noch immer reich genug vor einem Duell einen guten Rock anzulegen."

„Henri hat Recht," bemerkte der Baron, „der Mann sieht mehr einem Gelehrten, einem Maler, einem nachdenkenden Dichter ähnlich."

„Dann ist es gewiß ein Ultra-Classiker," erwiederte Henri, „den seine Muse mit allem Rechte in einen solch abgetragenen Rock kleidet, der aber, ungeachtet seiner zahlreichen Ausbesserungen, doch anständiger sitzen müßte." So sprechend schien er alle Einzelheiten seiner Kleidungsstücke durchzunehmen.

„Wenn ich schon über Ihre Aeußerungen lachen muß, Henri, so kann ich doch nicht umhin zu bemerken, daß Sie durch Ihr unausgesetztes Lorgnettiren unhöflich sind, selbst gegen einen Bettler," sagte die Baronesse einigermaßen scharf.

„Er hat Dich bemerkt," setzte der Baron mit Ernst hinzu, „Du mußt Dich bei ihm entschuldigen; der Mann kann besser sein, als der Rock ist, welchen er trägt, ein Fall, der hier in Paris wohl zu beachten ist."

„Wenn Zephirine ihn in ihren Schutz nimmt und Herr von Breteuil ihr beipflichtet, dann muß ich wohl gehorchen," erwiederte Henri halb beleidigt, halb scherzend. „Halt an, Pierre!" Die Kalesche hielt und flink aufspringend stand der junge Mann schon auf dem niedergeschlagenen Tritte.

„Was wollen Sie anfangen?" riefen die Baronesse und der Oheim zu gleicher Zeit.

„Den Mann anreden. Ich will den Glücklichen kennen lernen, der das Geheimniß aufgefunden hat, eine Viertelstunde lang die Aufmerksamkeit der schönsten Frau aus dem Faubourg St. Germain, des achtungswürdigsten Legitimisten und des mäthendsten Fashionables der Hauptstadt auf sich zu ziehen, obgleich er wie ein Lazaroni aussieht."

Einem Salonhelden gleich, der nur eines Zuhörers bedarf, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, eilte er schnurstracks auf den Gegenstand seiner Neugierde zu, welcher, der unbescheidenen Blicke von der Höhe herab auf ihn gerichtet überdrüssig, sich umwandte, als man sich ihm näherte.

„Charles! Charles! sind' ich Dich hier, allein und zu Fuße, während die schöne Elmé Deiner harrt; sie wird ärger sich sein; was soll ich ihr sagen?"

Der Unbekannte sah sich um.

„Sie irren, mein Herr, ich heiße nicht Charles."

„Dann bitte ich tausendmal um Verzeihung! Die sprechende Aehnlichkeit, die liebenswürdige Gleichgültigkeit, welche mein Freund vorsätzlich in seiner Kleidung an den Tag legt, die Haltung, mit einem Worte, Alles mußte zur Verwechslung beitragen. Sie werden es bemerkt haben, mein Herr, daß mir Sie scharf ansahen, Ihnen sogar winkten?

„Das Erste ist mir nicht entgangen. Uebrigens haben Sie mir wahrscheinlich nichts weiter zu sagen," worauf er sich verbeugend sich entfernen wollte.

„Noch Vieles, mein Herr! schenken Sie mir nur noch einen Augenblick Gehör. Ich würde Ihnen außerordentlich verpflichtet sein, wenn ich wissen dürfte, wer meinem Freunde Charles so ähnlich sieht: mein Name ist Roger Henri Marquis von T."

„Und, mein Herr Marquis, mein Name ist Julius de l'Hopital, Rechtsgelehrter."

„De l'Hopital! ein berühmter Name, in der That. Vielleicht ein Abkömmling des großen Kanzlers?"

„Wohl möglich, Herr Marquis, wenigstens besteht zwischen uns eine gewisse Uebereinstimmung." Und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich, dem scheuen Wilden gleich, der zum ersten Male einen Europäer sieht.

„Der Mann kennt unsere jetzige Welt eben so wenig als weiland sein Vorfahr," murmelte Henri; „l'Hopital! hm! hm! ein Name von schlechter Deutung in unsern Tagen. Wo wird dieser l'Hopital einen Cardinal de Granmont und eine Herzogin von Berry finden, um ihn zu beschützen?"

II.

Un n'arrête pas brusquement, dans un cas si voisin.

Am folgenden Tage meldete der Portier des Hauses, worin Julius de l'Hopital eine armselige Wohnung gemiethet hatte, diesem, daß ein kleines Packet für ihn gebracht sei. Julius war nicht gewohnt Etwas zu empfangen. Er hatte keine nahe Verwandte, mit denen er in Briefwechsel stand; keine Gläubiger, welche ihn hätten mahnen können, so arm er war. Daher öffnete er schnell das Packet und fand darin sein Taschenbuch mit folgenden Worten begleitet:

Mein Herr!

Mein Neffe Roger Henri hat zufällig Ihr Eigenthum gefunden. Wir nehmen uns die Freiheit, es Ihnen zurückzuschicken. Um Ihre Adresse zu erfahren, mußte ich hineinsehen. Ich verlange Nichts sehnlicher, als Sie deshalb persönlich um Verzeihung zu bitten, wenn Sie mich mit Ihrem Besuche ehren wollen.

Marie Jean, Baron de Breteuil.

Hierauf folgte die Adresse und die Zeitbestimmung, wann der Baron zu sprechen war.

De l'Hopital war weder unhöflich, noch so sehr Sonderling oder Naturmensch, um es nicht für rathsam zu halten, der Einladung zu folgen.

Der Baron de Breteuil war fast allgemein bekannt. Julius glaubte in ihm einen Beschützer zu finden. Ein bitteres Lächeln schwebte auf seinem Munde. „Wieder eine neue Erfahrung!" sagte er zu sich selbst, als er in des Barons Cabinet geführt wurde.

Der vornehme Mann empfing ihn mit der wohlwollendsten Höflichkeit, welche vielen Großen so sehr eigen ist und die wahre Herzlichkeit beinahe ersetzt.

Der Baron hatte in Julius' Taschenbuche geblättert und darin mehrere leicht hingeworfene Gedanken gefunden, Ergießungen eines überfüllten Gemüthes von besonderem Talent. Durch seine schnelle Fassungskraft, seine Viertelstunde, seinen Scharfsinn, seine Verkennung und Täuschung in seinen Erwartungen war in ihm das Bedürfniß rege geworden, anzusammenhängende Pläne zu bilden, bittere Klagen auszustoßen und seinem Herzen durch Satyre Luft zu machen. Er wollte den Mann kennen lernen, der so unbekannt und doch im Besitze so vieler edler Materialien war. So sprach er sich gegen Julius aus.

Der junge Mann antwortete zutraulich:

„Meine Geschichte ist eine ganz alltägliche. Brave Aeltern, welche ihr Vermögen erschöpft haben, um mich studiren zu lassen. Ein Vater, der stirbt und Nichts hinterläßt als eine blinde Mutter, die der Pflege bedarf, und eine unmündige Schwester, die geringe Aussichten hat sich zu verheirathen. Ich war fleißig auf der Universität, wie es die Armen gewöhnlich sind. Da ich endlich meiner Wissenschaft Meister war, ließ ich mich voll Muths und Erwartung in meiner Geburtsstadt Paris nieder. Jetzt dachte ich die Frucht langer Anstrengungen einzuernten und die edle Aufopferung der Meinigen durch Beweise wieder gut zu machen. Hirngespinnste! für mich war kein Platz zu finden. Ich tröstete mich und hoffte, daß mir Prozesse würden übertragen werden. Hirngespinnste! Mein Unbekanntsein und meine Armuth zogen zwischen mir und dem geselligen Verkehr eine Mauer auf. Nach langen Bemühungen fand ich einige Beschützer. Sie wollten mir die Wege öffnen, welche zum Ruhme und Glücke führen. Aber die Mittel, welche sie mir anwiesen, sind unerlaubte; ich sage es ihnen, sie zucken mit den Schultern, lachen mich aus und verlassen mich. Noch verliere ich die Hoffnung nicht, im Gegentheil, ich verdoppele meine Anstrengungen. Ich erniedrige mich zu Bittschriften. Ich besuche die Vorzimmer der Großen, die Vorsäle der Minister. Verzeihen Sie es meinem gekränkten Ehrgeize, Herr Baron, die Macht, der ich huldigen muß, ist meistens UnTugend oder Thorheit. Die Behendigkeit Anderer drängt mich stets in den Hintergrund oder ich scheitere an meiner Schüchternheit oder meiner nicht hinreichenden Nachgiebigkeit. Die Menschen wollen geschmeichelt sein, aber leider finde ich nur Ursache sie zu tadeln. Die bürgerliche Gesellschaft und ich vertragen uns immer weniger, denn ich habe seit langen Jahren gegen sie angekämpft. Keine Partei hat gewonnen, aber ich bin des Streites müde. Dazu kommt noch meine Verheirathung; eine Frau, die ich mit in mein Elend gezogen habe."

„Verzweifelt?" sprach der Baron mit Kopfschütteln.

„Nicht aus Ueberzeugung; ich konnte nicht anders. Ein jugendliches, unschuldiges Wesen, unter dem Scepter einer alten, geizigen, mürrischen Tante, die zuletzt ihren Kammerdiener heirathete und dem Mädchen keinen anderen Schutz als meine Liebe ließ. Seit unserer Verbindung ist mein Elend mit jedem Tage gestiegen. Ich lebe von der Handarbeit der beiden Frauen!" Diese letzten Worte sprach er voll Verzweiflung aus, und den Abstand zwischen sich und dem Baron vergessend, fiel er, indem er seine Hände fest vor die Augen hielt, in einen Lehnstuhl nieder.

„Fassen Sie Muth!" sprach der Baron, indem er mit einem theilnehmenden Ernste seine Hände ergriff. „Ich würde die lange Erzählung so großen Elendes nicht begehrt haben, wenn ich weder Trost noch Hoffnung für Sie hätte."

Der junge Mann blickte auf.

„Glauben Sie mir," setzte der Baron ernst aber freundlich, „Verdienste den Ihrigen gleich dürfen weder so dahinschwinden, noch mit Selbstmord endigen; das verbietet die menschliche Gesellschaft; sie ist gerechter, als Sie glauben, aber sie ist eine Frau; sie glaubt wohl an Seelenadel, an edlere Eigenschaften, an wahres Wissen, aber sie will dies Alles in einem gefälligen Gewande sehen und es soll nicht in seinem wahren Lichte auftreten. Ihr Verstand will wohl glauben, aber ihre Sinne müssen erst überzeugt sein. Sie können ihr gefallen, wenn Sie ihr gefallen wollen. Aber die Jugend ist nicht nachgiebig. Sie füllt sich stark und groß, ihr Herz ist mit Poesie angefüllt und nennt jede Prosa des menschlichen Lebens eine Gemeinheit. Die pünktliche Rechtschaffenheit ist zu streng; sie beurtheilt Alles nach sich selbst und sieht geringschätzend auf die Schwachheiten der Welt herab, welche sie Laster nennt. Besonders aber sügen verkannte Verdienste sich schlecht, sie rufen Rache über jede unschuldige Eitelkeit und vergessen dabei, daß sie selbst Eitelkeit zulassen. Das ist Denen erlaubt, die unabhängig durch das Leben gehen; aber wo Hausgenossen, schwache Wesen mit hineingezogen werden, da ist es ein Fehler, ein großer Fehler sogar, wenn man ihm keinen härteren Namen beilegen soll."

Zuerst hörte de l'Hopital seufzend, dann fast unwillig und zuletzt in Thränen ausbrechend zu.

Der Baron hatte tief in seinem Herzen gelesen. Es war so; er verwies sich oft unter bittern Vorwürfen die ungeduldete Jugend, die abgeschreckt, aber keine Achtung erzielt hatte, und wenn er sich so ganz vergessen und verlassen gesehen, war wohl im Stillen bei ihm der Wunsch aufgekommen, daß er noch ein Mal wieder anzufangen haben möchte. Auch entschlüpfte ihm bei den letzten Worten des Barons eine einwilligende Bewegung, und als er noch hinzufügte: „Sie müssen biegsamer und nachgiebiger sein, wollen Sie?" antwortete er schnell und fest entschlossen: „Ja, ich will!"

Jetzt theilte Herr von Breteuil ihm mit, was er für ihn thun wolle.

---

gahr ist, sich Menschen- und Tugendfreunden insgesammt und wie sie Namen haben mögen, Philanthropen, Philosophen, Patrioten, Fürsten-, Volks- und Freiheitsfreunde, politische und civilistische Mündigkeit ansprechende Enthusiasten, Philister und Gymnasiasten, Fortschrittsprediger mit Mission und ohne Mission, Alles, was die Revolutionsmanie des Zeitgeistes rührt und den Geschwindschritt der allgemeinen Intelligenz zu beschleunigen sich ensthengt, gehörig einzuäßen, so würde seitener alle Welt sich den Mund und unsere Köchinnen uns die Suppe verbrennen, der süße Brei des goldenen Alters allgemeiner Glückseligkeit aber, dem Alle so verlangend entgegensehen, und der vielleicht eben deshalb, weil der Köche, die an ihm arbeiten, zu viele sind, nicht gahr werden will, allen alten und jungen Kindern in reichlich gemessenen Portionen ausgespendet werden können.

Dasselbe sinnreiche und poetische Volk, welches Kadmus, den Weltheros, den Stifter aller Ordnung, zum Erfinder der Kochkunst machte, verehrte Apollo, den Gott der Musen, als Fischesser, d. h. als König und Schutzpatron aller Leute, die gut zu essen für eine Pflicht und ein Attribut der Humanität halten und sich nicht durch den trockenen Grundsatz, der von Hungerleidern, um der Philosophie Eins anzuhängen, auf den weisen Sokrates zurückgeführt wird: „Ich esse, um zu leben und lebe nicht, um zu essen," — Letzteres ist ja gar nicht möglich! — um die Freuden eines guten Appetits bringen lassen. Fischspeisen sind jederzeit aller seinen Gastkunst Blüthe gewesen und die Vollkommenheit einer culinarischen Schule zeigt sich in einer umfassenden Kunde, dieselben mit eben so großer Mannigfaltigkeit als Virtuosität zuzurichten. Nicht umsonst nahm der Stifter des Karthäuserordens, als er den Seinen den Genuß aller Fleischspeisen versagte, das Reich der Fische aus: er wußte sehr gut, daß in diesem Fastengerichte eine Fülle schmeichlerischen Gaumenkitzels verborgen sei und selbst wo die Karthäuser heutzutage verschwunden sind, lebt noch die Erinnerung an ihre ausgesuchte, mit großartiger Gastfreundschaft frohen Leuten jeder Confession zugängliche Tafel in manches alten deutschen Ammannes und Dorfpfarrers Gedächtniß nach. Das, was wir heutzutage die Gourmandise nennen, bezeichneten die Griechen einfach die Fischesserkunst. Denn dieselbe Fischgattung ist in ihrem Geschmacke, je nachdem sie jung oder alt, vor oder nach der Laichzeit, im Frühling, Sommer, Herbst oder Winter, in Fluß, See, Bach oder im Meere gefangen worden, himmelweit verschieden: ein Fisch kann, an der einen Stelle eines Wassers in's Netz aufgenommen, wie Holz schmecken, während er von der anderen das leckerste Mahl, einen Schmaus für Götter, abgibt. Der Meerwolf oder Seebarsch war der beliebteste Leckerbissen einer römischen Tafel: er durfte jedoch nicht anderswoher kommen, als aus dem Tiberstrom zwischen der senatorischen und der Pfahlbrücke. In der Stadt Cafino setzte ein reicher Gastfreund dem Consul Marcus Philippus, einem populären, durch witzigen Geist und die elegante Behaglichkeit des auch einem charaktervollen und wahrhaft großartigen Demokratismus zum Bedürfniß werdenden vornehmen Tones ausgezeichneten Manne, einen solchen Fisch aus dem Gewässer seiner Landschaft vor. Philippus brachte einen Bissen zum Munde, spuckte ihn aber schnell, zum Entsetzen der guten Landsstattsbürger, mit den Worten aus: „Pfui Teufel, ich dachte, das sei Fisch!" Die Griechen selbst, obwohl rings von Meer und Flüssen mit den unerschöpflichen Schätzen einer maritimen Gaumenlabe umgeben, gelangten dennoch erst mit vorschreitender Civilisation, erst als Literatur und Kunst bei ihnen blühten und als sie merkten, was den Geist im Leibe hält, zu der Einsicht, Fische zu bereiten. Homer's Helden essen noch keine Fische: sie stehen nicht auf der Höhe des aristokratischen Lebensgenusses; sie hauen, als nackte und bare Empiriker, in trojaner Ochsenviertel und Schweinsrücken unmenschlich ein und leeren dazu, gleich den Todeschi bestiori des Mittelalters, ihre Humpen; aber zu der zarten, sentimentalen, gräbelnden und knuselnden Abgrätung gesottener oder gerösteter Fische hat sich ihr Genie nicht erhoben; ihnen gebricht der Geist des contemplativen Daseins, sie machen ihre Eß- und sonstigen Geschäfte kurz ab und verdienen also nicht, von der Ahnung eines wohrhaften Tafelgenusses durchdrungen zu werden. Darum ist Hercules, ihr Urbild, der Großvetter aller ungestümen Schlegelode, unter

III.

Deine Berge verfällt den Rand
des Vermuthbechers.
Goethe.

„Louise! liebe Louise!“ rief de l'Hopital, mit einer minder bewölkten Stirn, als sie seit vielen Monaten an ihm gesehen hatte, als er in das Zimmer seiner Frau trat. Sie küßte auch die letzte Falte hinweg. Sie war so glücklich ihn einmal nicht so trübe zu sehen. „Wo ist Minna?“ frug er, indem er sich umsah und seine Schwester nicht fand.

„Sie geht im Luxembourg mit der Mutter spazieren. Die gute Alte verlangte so sehr nach der Sonnenwärme in freier Luft.“

„Ich freue mich, daß ich Dich allein finde, treue Freundin! So können wir um so ungestörter plaudern. Besitzen wir noch Etwas, was wir entbehren können?“

„Entbehren!“ erwiederte sie gewissermaßen erschreckt; „das ich nicht wüßte.“

„Siehst Du, ich werde Etwas bedürfen. Ich habe wieder Hoffnung. Ich habe einen edlen Gönner gefunden, einen Weltmann, aber doch etwas besser als die Welt. Weil er ein bekannter Freund des gefallenen Königshauses ist, so kann er persönlich nicht viel für mich thun; doch er will mich bei einer Frau einführen, die große Macht besitzt und durch ihren Salon herrscht. Ich muß mich wieder unter Menschen begeben, wieder in den Kreis der Engherzigkeit und Eitelkeit. Ich muß wieder bei der Maske neutralen Sittgefühls, welche das schamloseste Laster verbirgt, lächeln; wieder in den Pestdunst...“

Die junge Frau faltete wehmüthig die Hände; sie kannte seine düsteren Launen. Sie blickte ihn flehend an.

„Freilich, so sollte ich jetzt nicht reden,“ erwiederte er; „verzeihe Dich! Die Vorurtheile der Welt werden wieder mit meinen Grundsätzen in Streit gerathen; aber in Gottes Namen! ich will nachgeben. Du weißt, daß ich für Dich Muth habe, ja Muth zu betteln.“ Er wurde blaß.

„Schweig, um's Himmels willen! schweig von dem fürchterlichen Abend, Julius!“ sagte sie, indem sie ihm zugleich mit ihrer kleinen abgemagerten Hand den Mund verschloß. „Und dennoch habe ich Dich nie inniger geliebt, nie höher geachtet. Und jetzt! ich weiß, was Du willst, Du mußt passende Kleider haben. Bekümmere Dich um Nichts. Ich — ich habe noch Etwas für die Zukunft ersparen können.“

„Sparen?“ frug er erstaunt, „wir litten ja in der letzten Zeit stets Mangel.“

„Weil ich sparte.“

„Und warum?“

„Julius!“ sie zog ihn dichter an ihre Brust, „Julius! eine süße Hoffnung, welche wir beide nährten, welche uns neue Sorgen bringen kann, aber uns doppelt vereinigt, wird sich verwirklichen.“

Er sah sie fragend an. Sie erröthete.

„Einen Sohn!“ rief er entzückt sie mit Ehrfurcht umarmend. „Einen Sohn, Louise! meinen Namen, Deine Tugenden...“

„Ein Kind!“ sagte sie in einem sanften, verweisenden Tone. „Höre, Julius! den Sparpfennig, welchen ich für die erste Wiege meines Kindes zurückgelegt habe, gebe ich zutrauensvoll dem Vater meines Kindes. Ich weiß es, er wird die letzte Aussicht seiner Geliebten nicht leichtsinnig verwenden; er wird aufs Aeußerste bemüht sein, das, was seinem Erstgeborenen angehört, zurückzugeben.“

„Das gelobe ich, das schwöre ich, Engel des Lichts! der einzige helle Hoffnungsstern auf meinem dunklen Pfade. Daß man nur keine niedrige, keine schlechte Handlung fordere, o, mein Gott!“

IV.

Femme aux yeux exercés.
Victor Hugo.

Die Frau, bei welcher Herr von Breteuil seinen Schützling einführte, war beim Empfange in ihrem prachtvollen Salon ganz allein. Dies war eine zarte Vorsorge des Barons, der wohl einsah, daß de l'Hopital in einer vertraulichen Unterhaltung weit besser sich geltend machen würde, als inmitten einer spöttelnden Versammlung.

Frau von Caumartin, die von de l'Hopital's Schicksalen schon unterrichtet war, wußte ihn mit einer liebenswürdigen Gewandtheit in ein Gespräch zu verwickeln. Sie besaß ganz besonders das geniale Talent das Genie Anderer zu erwecken, und mit schneller Fassungskraft entdeckte sie unter den Nebeln der Verlegenheit das Gediegene eines klugen Geistes; sie wußte schönen Gedanken durch seine Bemerkungen eine Würde zu verleihen, worüber der Sprecher selbst erstaunte: mit einem Worte, sie war die wahre Frau, die einem Manne wie Julius die ihm gebührende hohe Stellung zu verleihen wußte. Der eigensinnige Sonderling, gegen einen geselligen Verkehr, von dem er sich verkannt und ausgeschlossen sah, erbittert, der an sich selbst zu zweifeln anfing, weil ihn Niemand zu schätzen wußte, entfaltete plötzlich, wie durch einen Zauberschlag von dieser ausgezeichneten Frau angespornt, seinen Geist und sein Genie. Er fühlte, daß man ihn begriff und erkannte. Er war wahrscheinlich eben so sehr mit sich selbst zufrieden, als von der merkwürdigen Frau entzückt. Er fühlte sich einen Augenblick glücklich. Der Baron, von edlen Gesinnungen durchdrungen, lächelte. Darauf wurde die Baronesse von Aubaine angemeldet. Henri begleitete sie.

Zwischen Zephirine und der Marquise von Caumartin bestand ein heftiger, wenn gleich nicht sichtbarer Wettstreit. Letztere war unstreitig die erste Schönheit des eleganten Paris, und dabei die geistreichste und talentvollste Frau ihres Kreises, welche zartes Gefühl mit einem guten Herzen vereinigte, und deren Geschmack die Mode beherrschte; — aber sie hatte schon lange geherrscht. Zephirine, die reiche unabhängige Erbin, trat mit frischer Schönheit und mit zwanzig Jahren auf, während Frau von Caumartin sich schon zweiundzwanzig gefallen lassen mußte. Wohl hatte die Marquise einen berühmten Salon, und Zephirine beneidete sie um diesen Vorzug; aber Frau von Caumartin war verheirathet gewesen und Zephirine wird sich vermählen und dann auch im Besitze eines Salons sein. Frau von Caumartin fühlte, daß die jugendliche Baronesse dann eine gefürchtete Nebenbuhlerin sein würde. Nur weil sie sich so sehr fürchteten, sahen diese beiden Frauen sich so oft. Die Marquise, welche sich vergenommen hatte, Julius in den Vordergrund zu bringen, wollte, als die Baronesse ihren Sitz eingenommen hatte, ihn in eine Unterredung ziehen; aber wie von einem panischen Schrecken ergriffen blieb er unbeweglich. Er hatte Henri erkannt. Julius bebte vor dem Spotte eines zwanzigjährigen Modejunkers. Zephirine bediente sich ihrer Lorgnette, um den Fremden, der kaum drei Schritte von ihr entfernt war, zu beäugeln. Frau von Caumartin stellte ihn vor, hatte aber Mühe, ihre Ungeduld über seine verlegene Haltung zu unterdrücken.

Henri, gutherziger, als seine unbesonnenen Redensarten es hätten vermuthen lassen, redete Julius als einen Unbekannten an. Instinktmäßig überzeugt er sich, daß der Mann hier war, um seine Umstände zu verbessern, und war so menschenfreundlich, Zephirine von ihm abzuleiten. De l'Hopital faßte sich wieder. Der Baron, überzeugt, daß Julius die Marquise bewunderte, leitete die Unterhaltung auf die Schönheit der Frauen. Das Gespräch wurde mit Eifer durchgeführt. „Die einzige, vollendete Schönheit, welche ich je gesehen habe, sah ich auf den Schweizergebirgen in Todesgefahr,“ sprach Julius.

Henri lächelte, der Baron zuckte verlegen die Schultern. Welch ein Vergehen! Zweien Frauen zu sagen, daß sie nicht die schönsten ihres Geschlechts sind. Zephirine spielte mit ihren kostbaren Ringen, die Marquise wurde feuerroth, sagte aber lächelnd:

„Ei! Ei! Herr de l'Hopital, das verräth einen Roman; die Baronesse brennt vor Verlangen, zu wissen, wer schöner sein könnte als sie.“

„Doch nein,“ erwiederte sie spöttelnd, „ich sehe sie schon: eine Schweizernymphe, plump und bäurisch, wohl beleibt, mit braun verbranntem Antlitze, doch die Erzählung kann romantisch sein, — der Herr rettete gewiß....“

„Ich hätte kein Mensch sein müssen, um es nicht zu thun, gnädige Frau! aber vergönnen sie mir darüber zu schweigen; das erste Wort ist mir so entschlüpft! Mein Verfahren war sehr natürlich; nur der Zufall führte mich; außerdem erfuhr ich bei dieser Gelegenheit eine Demüthigung, und zwar die erste in meinem Leben. Der Herr, welcher der Vater oder Gemahl dieses Engels zu sein schien, warf mir ein Goldstück zu, so wie man einem Lohndiener ein Trinkgeld zuwirft. Ich rettete ihm eine Frau, wie Europa keine zweite aufzuweisen hat; ihr Leben und meine Lebensgefahr wollte er mit einem Goldstücke bezahlen! Ein Blick von ihr würde mir reichlich gelohnt haben, aber sie war noch bewußtlos, als seine Beleidigung mich forttrieb. Ich beklage mich nicht über den Mann, er brauchte kein Wort seiner Achtung hinzuzufügen; warum sollte er nicht das Recht haben, mich mit meinem bestaubten Mantel und ohne anderes Gesetz als meinen Pudel für einen Bettler zu halten?“

„Welcher Zufall führte Sie dorthin?“ fragte die Marquise mit bewegter Stimme.

„Der Tod eines nahen Anverwandten rief mich nach Paris zurück. Ich hatte in Deutschland meine Studien vollendet, ich war arm, jung und gesund: die besten Eigenschaften eine Fußreise zu unternehmen. Täglich trieb ich mich auf den Spitzen der höchsten Berge umher.“

„Die Gerettete ist also ein Ideal, das auf immer Ihr Herz in Anspruch genommen hat?“ bemerkte Zephirine.

„Ich bin nie ein Schwärmer gewesen und ich weiß nicht, warum man nicht bewundern kann, ohne zu begehren; außerdem habe ich...“

„Sind denn dies die Menschen, welche Ihre Geschichte wissen müssen?“ flüsterte ihm der Baron ernst zu.

Julius sprach nicht weiter. Es wurden neue Besuche angemeldet. Herr de Breteuil erinnerte de l'Hopital, daß man sie anderswo erwarte. Er folgte dem Baron, welcher sich verabschiedete. Als er sich vor der Marquise verbeugte, sagte sie ihm Etwas mit einem Lächeln, um welches ihn Viele beneideten. Es war eine Einladung für den folgenden Abend, wo sie allein sein würde und ihm Vieles zu sagen habe. De l'Hopital fühlte, daß er einen großen Schritt vorgerückt sei, obgleich man ihm Nichts versprochen hatte; der freundliche Blick der Marquise hatte ihm gesagt, daß sie für ihn eingenommen sei. Warum wohl? Er dachte darüber nach und ein finsteres Mißtrauen bemächtigte sich seiner. Als seine Gattin, welche ihn mit peinlicher Ungeduld erwartet hatte, mit zarter Theilnahme fragte: „Ob seine Hoffnung sich nun verwirklicht habe?“ erwiederte er, ohne sie anzusehen: „Danach frage mich morgen.“

V.

Loco, hien loin des sentiers battus par ton aieul.
Barbier.

Schon bei Lebzeiten ihres Gemahls litt Frau von Caumartin an einem Unwohlsein, einer jener intermittirenden Beschwerden, welche das Glück eines geschickten Arztes begründen können, denn sie belästigen nicht den Armen, sondern nur den sehr Reichen und Unthätigen. Der Zustand, welcher keine Krankheit ist, sondern nur eine nicht vollkommene Gesundheit, ist dies den Vergnügungen hinderlich, welche Ermüdung oder

---

seinen Landleuten durch den Beinamen des Ochsenfressers verrufen: er schlang zu große Bissen ein und sperrte das Maul zu gigantisch auf, um wissen zu können, was wirklich Essen sei. Der Dichtkunst Horte, dem schlanken, hochgemachsenen, von goldenem Geleck umwallten Götterjüngling Apollo, war es vorbehalten, den Reigen seiner Schmecker anzuführen: die Musenkunst und die Kochkunst sind zwei geistesverwandte, edle Schwestern; schon ein alter Poet findet den Unterschied zwischen einem Dichter und einem Koche nur in den Stoffen ihrer beiderseitigen Thätigkeit; und fragen wir noch jetzt rund um uns her, auf welche dieser Musenkünste vermalen der Himmel einen größeren nationalen Segen und allgemeinere Gunst gelegt hat, so scheint mir das Resultat wenig zweifelhaft zu sein, daß alle vaterländischen Stimmen der jetzigen deutschen Kochkunst einen ungleich lebhafteren Aufschwung zuschreiben werden, als der jetzigen deutschen Dichtkunst. Ist nun Apoll, der Dichtkunst Gott, zugleich der Kochkunst Gott, so ist die Vermittlung der Naturkunde und der Kochkunst durch die Poesie, die ich zum Gegenstande meines Vortrags unter Ihnen auserlesen, in diesem Uebergriffe schlechthin gegeben! Denn daß zugleich die Naturkunde unter ihren Göttern diesen nämlichen Großmeister der Koch- und Dichtkunst ebenfalls voranzustellen hat, wie dürfte ich das Ihnen, seinen Söhnen und seines Sohnes Söhnen, erst beweisen! Ich darf demnach kühn und siegreich meine Clientin als eine stimmberechtigte Naturforscherin, gesetzt auch, daß Einzelne von Ihnen gegen gelehrte Damen eine kleine Apprehension hegten, in Ihrer Mitte zeigen. Ihre Apprehensionen wären an diesem Mitgliede, so sehr dasselbe ein Weib ist, unrecht angebracht: sie ist kein Blaustrumpf, sie schreitet nicht aus den Grenzen ihres Berufes heraus, sie ist und bleibt ein ächtes Weib. Ihr Regiment ist dort, wohin so manchmal auch sanft beschränkte, civile Ehemänner in graziätischer Umgebung ihrer stolzen Kelle unter der Staatsperrücke, im Rauche des selbstgefälligen Welt- und Hausgebieterstandes, die anmuthig zudringende, liebenswürdig kosende, bessere Hälfte verweisen: in der Küche. Sie schwingt kein Herrscherscepter und keine noch über das Herrscherscepter schreckende Schreibfeder; sie schwingt das demüthigste, unscheinbarste, weiblichste Instrument: den Kochlöffel. Und ist dennoch Apollo's ächte Tochter, eine wahre, eingeborne Muse, sie selbst, leibhaft, in eigenster Person: auch sie hat hippokrene getrunken, auch sie wohnt am kastalischen Quell. Sie ist die Milchschwester Ihrer Muse, ein ebenbürtiger Liebling der Natur, der heiligen, in den stillen Tiefen des Weltalls göttlich waltenden, geheimnißvollen, ewig gestaltenden Mutter. Wie schön! Kein braver Naturforscher braucht, nach solcher glücklichen Entdeckung dieser nahen Verwandtschaft zwischen seiner und unserer Muse, fernerhin allenfalls verschämt zu thun, wenn er sich, nach seines Tagewerks wohlvollbrachter Mühe, mit kerngesundem Appetit zu Tische setzt: er handelt in seinem Berufe, er übt Apollo's Kunst, dem alten Gotte treu, nur eben ein anderes Requisit des gemeinschaftlichen Handwerks zur Hand nehmend. Der gute Appetit ist blos eine besondere Nuance der Musenbegeisterung, eine eigene, für sich bestehende Form des Naturdienstes, ein integranter Act der nach allen Elementen und Regionen hin tausendgestaltig wirkenden, äußerlich vieltheiligen, nach innen zu einheitlichen Weihe. Die Poeten haben das schon lange gefühlt: sie haben von jeher ihren Gott als einen Janus verehrt, der mit dem einen Händepaar Leier und Griffel, mit dem anderen Bratspieß und Fleischgabel führte. Der alte, ehrwürdige, harmlos genügsame Heldensänger Homer weilt jederzeit mit Lust bei dem Appetite seiner Helden, so einfach, wie wir gesehen haben, deren eßkünstlerische Genüsse waren; und der Vater der römischen Poesie, derselbe Ennius, der die Ursprünge der ewigen Stadt, die Wundergeschichten ihrer Könige und die Großthaten jener vom Pfluge hergeholten Weltbesieger besungen, hatte gar ein Heldengericht über die Essunst hinterlassen, das jedenfalls von saftigerem Gehalte war, als seine Kriegsepopöen. So suchten diese gewissenhaften Geister die verschiedenen Patronatsbezüge ihres Gottes praktisch zu vereinigen. Daß die Poeten von jeher, so viel sie konnten, einen guten Bissen geschluckt, war nur ein sich von selbst verstehender Appendix dieser Praxis, ein Leben in ihres Doppelgottes Dienst und Glauben. Naturforscher und Kochkünstler und Poet, in diesem

Körperkräfte erfordern; daher genoß die Marquise auch das Vorrecht nicht mehr zu tanzen, die Oper nicht mehr zu besuchen oder sich auf den Morgenspaziergängen zu zeigen. Sie hatte die Freiheit, nicht von ihrem Divan aufzustehen, und so oft sie wollte, ihre Gesellschaft in dem eleganten Negligé zu empfangen, welches mehr gekostet hatte, als die ganze Aussteuer einer Bürgerstochter. Und da sie Paris nicht mehr besuchen konnte, ließ sie Paris zu sich in ihr Gemach kommen.

Als nun Julius, in ihr Boudoir geführt, sie auf ihrer Causeuse von weichem, grünem Sammet, zwischen Blumen und Wohlgerüchen fand, in der lieblichsten Nachlässigkeit des weißen Gewandes, nicht unähnlich einer gemachten Rose, leicht auf einen Moosteppich hingeworfen, während das schwankende Flimmern einer einzigen Kerze ein die Sinne aufregendes Halbdunkel um sie verbreitete, dachte er unwillkürlich an die gefährliche Frau, vor welcher Salomen warnte. Düster und mit Würde sagte er:

„Ihrem Befehle zufolge, gnädige Frau, bin ich hierher gekommen, weil ich den Versicherungen eines ehrenwerthen Mannes Glauben schenkte und weil es nicht in meinem Willen liegt, einen Schritt zu versäumen, der zur Verbesserung meiner Lage beitragen kann. Aber ich kann nicht umhin, gnädige Frau, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß ich sechs Jahre lang gegen die Laster des geselligen Verkehrs angekämpft habe und daß..." seine Verlegenheit zwang ihn abzubrechen.

Sie lächelte und sagte: „Sie glauben, daß die Menschen Ihnen Schlingen legen, allein darin irren Sie. Wir müssen sie nur an Sie erinnern und Alles wird eine andere Gestalt annehmen."

„Dazu wäre es endlich Zeit! Als ich noch allein war, hatte ich Muth, aber meine alte blinde Mutter, meine jugendliche Schwester und meine engelgleiche Gattin, welche stillschweigend leidet, dies Alles muß meine Niederlage vollständig machen, denn ich werde mich fügen müssen, da ihre Blicke Brod von mir fordern, und ich — ihnen keins geben kann."

„Wahrlich, mein Freund! Sie haben zu viel verwundbare Stellen, um auf diese Weise zu kämpfen; Ihre feinen Formen sind nicht geeignet, gegen den Wellenschlag der geselligen Verderbtheit anzukämpfen; lassen Sie sich lieber sanft auf ihrem Rücken forttreiben, der Ihre Flügel nicht befeuchten wird. Hören Sie mich an! Sie haben jahrelang nur mit Ihrer Tugend und Ihren Grundsätzen gegen die Welt gerathschlagt; folgen Sie jetzt nur auf kurze Zeit der Leitung einer Frau, welche in der Welt lebt. Ich helfe Ihnen, aber ich habe meine Launen und fordere Gehorsam. Versichern Sie zu gehorchen?"

„Ja, in Allem, was billig ist, gnädige Frau!"

„Nun, dann hören Sie mich an, Wortklauber! Sie haben eine Mutter, das ist eine Irrung; eine Schwester, das ist ein Fehler; eine Frau! das ist ein Verbrechen."

Seine dunkeln Augen ruhten forschend, ja sogar drohend auf der Marquise, welche fortfuhr:

„Ja ein Verbrechen, ein Eingriff in Ihr Glück. Sie müssen die Irrung, den Fehler, das Verbrechen vermischen."

„Sie reden die Sprache der Salons, gnädige Frau! und Sie wissen, daß ich sie nicht verstehe."

„Um daher deutlich zu reden: Sie müssen Ihre Familie auf eine kurze Zeit verläugnen."

„Das würde eine nutzlose Niederträchtigkeit sein", erwiederte Julius, indem er aufstand.

„Sie hätten einen gelindern Ausdruck wählen sollen," erwiederte sie noch immer ruhig; — „doch es ist so Ihre Weise! Ich muß Sie vom Gegentheil überzeugen. Glauben Sie denn ernstlich, daß es Jemandem, selbst mir glücken würde, einen Mann in unsern Kreis aufzunehmen, den ich als den Sohn, Bruder und Gemahl von Frauen, die Niemand kennt, vorstellen müßte? als einen Rechtsgelehrten, der sechs Jahre in der Straße Tournon vergessen blieb! Nein, mein Herr! auf diese Weise kommt man nicht weiter. Julius de l'Hopital, welchen ich vorstelle, den der Baron von Breteuil empfiehlt, muß ein reicher, unabhängiger junger Mann sein, auf den die Welt Aussichten bauen kann. Dann erst wird sie an Ihre Verdienste glauben, und sie schätzen, wenn sie Früchte davon zu ernten glaubt. Dann erst wird das Glück Sie aufsuchen, wenn sie glaubt, daß Sie ihrer nicht bedürfen. Für den Armen hat sie kein Lächeln, aber sie legt sich dem Reichen zu Füßen. Für den Schwachen, der sie anruft, hat sie keinen Blick; aber dem Kräftigen und Gewandten, der sich zu ihr emporschwingt und sie bei den Schultern faßt, wird sie dienen, wie Sklaven ihrem Tyrannen. Habe ich hierin Recht?"

Nur zwei Worte waren ihm aufgefallen.

„Reich, unabhängig! ein Betrug, dem Niemand Glauben schenken wird."

„Man wird es doch glauben, wenn Sie es sind, dies lassen Sie meine Sorge sein."

„Warum wollten Sie aber, gnädige Frau, da Sie den Egoismus in seinen feinsten Berechnungen durchschaut haben, für mich einen Fremden so uneigennützige Opfer bringen? Womit könnte ich....?"

„Nichts mehr!" erwiederte die Marquise gereizt, „Sie werden bitter und sind unerschöpflich im Widersprechen. Ich hätte Ihnen so gern eine Ueberraschung vorbereitet, aber Sie wollen es nicht! Wohlan denn! wissen Sie, daß ich nur bemüht bin eine Schuld abzutragen, und nie im Stande sein werde, es ganz zu thun. Kennen Sie dies?" — Sie nahm ein Tuch weg, worunter Etwas verborgen lag. Es war ein Frauenportrait.

„Dies kennen?" rief er begeistert aus, „das ist der Engel, welchem....."

„Sie das Leben retteten, nicht wahr? hieß sie nicht Maria?"

„Maria, ja! so nannte sie der Mann."

„Welcher ihr Gemahl war. Ein bejahrter Mann, womit sie in ihrer zartesten Jugend durch den Willen eines Vaters verbunden wurde. Ein Mann ohne Kopf und Herz. Ein Reicher, der sehr arm war, der sie .... soll ich noch mehr sagen? Sehen Sie mich an, Julius!"

„O Gott! Könnte es wahr sein, Sie, Sie selbst? Es wäre also Dankbarkeit! Ich muß mich schämen, fühle mich tief beschämt! Ich traute Ihnen nicht, ich hatte Sie sogar in Verdacht. Können Sie mir verzeihen?"

„Nur nicht das Eine, daß Sie mich so verändert fanden," erwiederte die Marquise.

„Ach, gnädige Frau!" erwiederte Julius stotternd: „damals war Ihr Teint anders."

„Unverbesserlicher Wahrheitsfreund!" sagte sie lachend und ihr Haupt schüttelnd. „Sagen Sie mir nur, ob Sie es jetzt annehmen? Sie wissen, ich habe ein unedles Verfahren wieder gut zu machen: Gönnen Sie mir diese Freude? Wollen Sie mir vertrauen? Wollen Sie mir folgen? Nur auf kurze Zeit?"

„Ja, edle Frau! Ich vertraue Ihnen und will Ihnen folgen."

„Darauf geben Sie mir die Hand, wie sie ein Freund dem andern giebt. Ich will zeigen, daß eine Frau auch ein Freund sein kann."

Er legte seine Hand in die ihrige, mit ehrlichem Blick fest ihr liebliches Auge ansehend.

„Jetzt schreiben Sie, was ich Ihnen diktire: es ist ein Abschied von Ihrer geliebten Gattin." — Sie setzte sich ihm gegenüber, auf dem Tische fand er Alles, was zum Schreiben erforderlich ist. — „Sie können Ihre Ausdrücke so beruhigend und so tröstend einrichten, wie Ihre Gefühle es Ihnen eingeben, nur die Worte: „„Auf kurze Zeit verlasse ich Dich und die Hauptstadt"", mit hineingeflochten....."

„Wollen Sie mich von hier wegschicken?"

„Diese kleine Einleitung wird viele unnütze Nachforschungen verhindern. Dann fügen Sie noch hinzu: „„Lebe in dem festen Vertrauen fort, daß ich keinen Schritt thun werde, der nicht zur Befestigung unser Aller Glück dienen wird. Für Deine gegenwärtigen Bedürfnisse wird gesorgt werden; von mir hörst Du erst dann, wenn ich Dir einen glücklichen Erfolg mitzutheilen habe.""

„Das kann ich ihr aber besser sagen als schreiben."

„Sie dürfen sich aber nicht verrathen, und dies würden Sie bei einer mündlichen Mittheilung gewiß thun. Und dann noch der Abschied! Nein, Julius, es darf durchaus nicht sein."

„Es sei so! Ich fühle mich stark genug, selbst ohne eine letzte Umarmung von den Meinigen zu scheiden; auch ist meine Louise eine muthige Frau."

Er vollendete sein Schreiben. Die Marquise las es durch, nickte, es gutheißend, mit dem Kopfe; darauf klingelte sie.

„Herr de l'Hopital bestellt seinen Wagen."

Der Bediente verbeugte sich und ging. Darauf kam der Baron de Breteuil.

„Nun?" fragte er lächelnd.

„Es hat Mühe gekostet. Ich habe jeden Punkt erörtern müssen. Und nun, Freund Julius! Der Baron wird Ihr weiterer Führer sein. Ich bin wahrlich ermüdet." — So sprechend warf die pariser Schöne ihr Haupt zurück in die weichen Kissen des Sophas.

Der Baron faßte Julius unter den Arm.

Eine zierliche Kalesche erwartete sie.

Julius fand keine Worte für seine Gefühle. Der Baron sagte ihm unterwegs Viel, — er hörte es nicht.

In der Straße de la Paix hielt der Wagen vor einem prächtigen Hôtel.

„Herr de l'Hopital wünscht die Schlüssel zu seinem Gemache," sagte der Baron.

Der Portier überreichte sie Julius.

Sie stiegen nur eine Treppe hoch.

Es war das erste Stockwerk.

Freundliche Zimmer, ein Salon, ein Cabinet, ein Schlafzimmer; das Hausgeräth war einfach, aber sehr werthvoll. Auf der Toilette gefüllte Flacons; in der Cassette Gold und Banknoten. Vor dem Spiegel eine Einladungskarte zu einem musikalischen Dejeuner bei der Marquise.

„Ich muß mein Wort zurücknehmen," sagte plötzlich der junge Mann, „so viel kann ich nie vergelten."

„Rechnen Sie dann das Leben einer Maria so gering? Die Brücke über jenen Abgrund, welche unter Ihnen krachte, über welche sie ohne Zögern schritten, um eine jammernde Unbekannte zu retten, die sich spielend in Todesgefahr begeben hatte, mag nun auch die Brücke zu Ihrem Glücke werden. Beruhigen Sie sich, mein Freund! Betrauen Sie sich aller dieser Dinge, als hätten Sie dieselben schon lange besessen. Vergessen Sie eine Zeitlang, was hinter Ihnen liegt. Bemühen Sie sich nicht, Ihre Denkungsart zu verbergen. Glauben Sie mir, man will das Originelle. Sie dürfen ohne Rückhalt jeden Laster tadeln. Sein Sie nur darauf bedacht, keine That laut zu verurtheilen. Leben Sie wohl! Morgen Abend führe ich Sie zu Zephirine."

Herr von Breteuil war schon auf der Treppe, als ihm Julius noch zurief: „Und meine Familie?"

„Ein wohlthätiger Engel wacht über sie."

Worauf sich der Ereimann entfernte.

A. L. G. Touſſaint.

(Schluß folgt.)

Bunde der Dritte! Eine heilige Trias der Civilisation, die wahren drei Kabiren der Humanität! Stolz hebt sich jetzt mein anfangs schüchternes Gefühl in den Gedanken, für eine Kunst zu sprechen, die solches Bundes sich erfreuen darf! Und an einem solchen Feste, wie wir feiern! Indem Sie Ihren Wanderstab zu diesem fernen Punkte des deutschen Vaterlandes trugen, erneuern Sie für uns mit Ihrem höchst willkommenen und überaus erwünschten Besuche den Muth und das Andenken eines Ehrenmannes, den dieses Land mit gutem Rechte als einen Heiligen verehren durfte. Zum ersten Male seit nun achtzehnhundert Jahren wird durch Sie wiederum Bremens Oertlichkeit zum Gegenstande der den Naturforschern eigenen unerschrockenen Wißbegier. Ihr mit allem Grunde innigster Verehrtlichkeit hochverehrter und liebenswürdiger Altvater Plinius war zwar durch die Pflichten einer feindseligen Kriegsbetriebsamkeit an unsere Küste gekettet worden: er hat sie aber mit dem Interesse eines Menschenfreundes und Wissensjängers studirt. Er hat dem Leben und den Mühsalen unserer Schiffer und Torfstecher die vollste Aufmerksamkeit zugewendet; er hat die Beschaffenheit unserer Wiesenflächen untersucht, als komme er aus der Schule eines Thaer oder Fellenberg, und an der Pracht unserer Eichenhaine hat er sich enthusiasmirt wie ein Klopstock'scher Barde. Die Notizen dieses Augenzeugen sind für uns Bremer von so größerem Werthe, je treuer sie unsere Natur malen und je entfernter sie sich von der kindischen Apprehension zeigen, mit welcher die medischen Weichlinge sich schon damals wider Alles, was Norden hieß, erfüllten. Tacitus, den eine lächerliche Schwärmerei sogar als einen für deutsche Zustände Begeisterten hingestellt hat, ist in der vernehmen Bequemlichkeit seiner hauptstädtischen Suppositionen bis zur Entstellung der Wahrheit gerathen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil er es verschmäht hatte, von einem Volke, dessen Dasein und Thatkraft ihn mit ahnungsvollen Schauern einer drohenden Zukunft übergossen, persönlich anschauende Notiz zu nehmen. Sein: „Hier hat die Natur ein Ende!" schindt zwar eine sachkundige Auslegung ungefähr nach Lappland hinaus, allein immer bleibt auf uns haften die Wirkung jener schrecklichen Worte: „Wer sollte, Asien oder Afrika oder Italien verlassend, nach Deutschland ziehen, das ungestalt in den Gegenden, rauh am Himmel, trübselig in Anbau und Anblick, es müßte denn einer dort her sein!" und sogar unter unsern eigenen südlichen Landsgenossen denkt noch heutzutage Mancher wie Tacitus und setzt wenigstens voraus, daß unterhalb der Porta Westphalica kein anständiger Mensch existiren könne. Sie, meine hochgeehrten Herren, haben sich nun selber, unerschrocken wie St. Plinius, überzeugt und Sie beurkunden es unmittelbar durch Ihre Versammlung hiesigen Ortes, daß wir, allen Anreden zum Trotze, hier auch eine Natur haben; Der müßte wenigstens ein verzweifelter Skeptiker sein, der es leugnen wollte, daß es da eine Natur gebe, wo die Naturforscher ausdrücklich sich einfinden, derselben ihre Huldigung zu bringen. Daß wir auch von der Cultur Einiges abbekommen haben, ist freilich wohl nicht unsere Sache, Ihnen darüber besondere Demonstrationen zu machen. Da kommt uns nun vielleicht die Kunst zu Hülfe, für deren Dolmetsch ich mich unter Ihnen, nicht ohne einige Beklommenheit, ob solches Unterfangen sich Ihrer Billigung getrösten dürfe, aufgeworfen habe. Ich muß es ihr jetzt in's Gewissen schieben, ob sie mir meine Liebesdienste dadurch vergelten will, daß sie die Sache dieser freien Stadt im Namen der Cultur mit einfach gelassener That, wie starke Seelen ihre Sache führen, siegreich behauptet. Allein schon seh' ich sie mit muthergühten Augen, skalpirmesserblitzend in der Linken ihren Löffel schwingend, der hier vertretenen Naturforschung die nervige Rechte reichen und, beiderseitiger Riesenfortschritte in dieser Zeit gewiß, läßt sie den Ruf erschallen:

„Arm in Arm mit Euch,
So ferder' ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Wilh. Ernst Weber.

Leipzig, Verlag von F. L. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Nr. 1. Berlin, 1. Januar 1887. 1. Jahrgang.

Der Wunderdoctor.

Novelle von Ernst Ziel.

Es war ein kalter Wintertag, als ich mich auf den Weg machte, um meinen Freund Hermann Wolfram zu besuchen. Ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, und da ich wußte, daß er sich in seinem Landhause bei Berlin aufhielt, so benutzte ich die Gelegenheit, um ihn zu besuchen, da ich in Berlin selbst zu thun hatte.

Wolfram war ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse auszeichnete, und der sich in seinen Mußestunden mit Vorliebe mit Naturwissenschaften beschäftigte. Er hatte sich ein Laboratorium eingerichtet, in welchem er seine Experimente machte, und in welchem er sich am liebsten aufhielt.

Ich hatte ihn gebeten, mir Nachricht zu geben, wann ich ihn am besten treffen könnte, und er hatte mir geantwortet, daß ich ihn jederzeit willkommen heißen würde, da er sich nicht von seinem Hause entfernte.

Ich fuhr also mit der Eisenbahn bis zu der Station, welche meinem Freunde am nächsten lag, und ging dann zu Fuß nach seinem Hause.

Es war ein kalter Wintertag, als ich mich auf den Weg machte, um meinen Freund Hermann Wolfram zu besuchen. Ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, und da ich wußte, daß er sich in seinem Landhause bei Berlin aufhielt, so benutzte ich die Gelegenheit, um ihn zu besuchen, da ich in Berlin selbst zu thun hatte.

Wolfram war ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse auszeichnete, und der sich in seinen Mußestunden mit Vorliebe mit Naturwissenschaften beschäftigte. Er hatte sich ein Laboratorium eingerichtet, in welchem er seine Experimente machte, und in welchem er sich am liebsten aufhielt.

Ich hatte ihn gebeten, mir Nachricht zu geben, wann ich ihn am besten treffen könnte, und er hatte mir geantwortet, daß ich ihn jederzeit willkommen heißen würde, da er sich nicht von seinem Hause entfernte.

Ich fuhr also mit der Eisenbahn bis zu der Station, welche meinem Freunde am nächsten lag, und ging dann zu Fuß nach seinem Hause.

— In der That, — sagte Arienne mit bitterem Lächeln, — ihre Treuherzigkeit ist so rührend!... Man muß sie beklagen.

— Aber es kommt daher, daß sie unglücklicher Weise sehr reizend ist, diese Kleine mit ihrem ausgeschnittenen Kleide und ihren nackten Armen, — sagte die Marquise. — Sie muß sechzehn oder siebzehn Jahre höchstens alt sein. Sehen Sie sie nur an, liebe Arienne, ist's nicht Schade?...

— Sie haben heute Ihren barmherzigen Tag, Sie und Ihr Gemahl, meine liebe Julie, — antwortete Arienne. — Man muß diese Indier beklagen... dies Geschöpf da ist beklagenswerth,... nun, wen beklagen wir noch?

— Den hübschen Indier mit dem rothen und goldenen Turban wollen wir nicht beklagen, — sagte der Marquis, — denn wenn das so fortgeht, wird die Kleine mit den kirschrothen Bändern ihn noch umarmen... meiner Treu, sehen Sie nur, wie sie sich jetzt zu ihrem Sultan hinneigt.

— Sie sind sehr ergötzlich, — sagte die Marquise, indem sie die Heiterkeit ihres Mannes theilte und Pompon-Rose lorgnettirte. Darauf versetzte sie nach einer Weile, indem sie sich an Adrienne wandte:

— Eins bin ich gewiß... nämlich, trotz ihrer leichtsinnigen Geberden ist diese Kleine doch in den Indier vernarrt... ich habe eben einen Blick aufgefangen,... der manches verriet.

— Wozu so viel Scharfsinn, meine liebe Julie? — sagte Arienne leise, — welchen Genuß haben wir dabei... in dem Herzen dieses jungen Mädchens zu lesen?

— Wenn sie ihren Sultan liebt... so hat sie sehr Recht, — sagte der Marquis, — denn ich muß gestehen, ich habe niemals einen so wunderbar schönen Menschen gesehen, als diesen Indier; ich sehe ihn nur von der Seite, aber sein Profil ist rein und edel wie eine antike Gemme; finden Sie nicht, mein Fräulein? — fügte der Marquis hinzu, indem er sich zu Adriennen wandte. — Wohl verstanden, es ist eine bloße Kunstfrage... welche ich mir erlaube, an Sie zu richten.

— Als Kunstgegenstand, — antwortete Arienne, — gewährt er allerdings einen schönen Anblick.

— Ei sieh! — sagte die Marquise, — wie dreist sie ist, diese Kleine;... lorgnettirt sie uns nicht?

— Wahrhaftig, — sagte der Marquis; — und nun legt sie ohne Umstände die Hand auf die Schulter unseres Indiers, wahrscheinlich um ihn an der Bewunderung Theil nehmen zu lassen, welche Sie ihr einflößen, meine Damen.

Djalma hatte sich bisher einzig und allein mit der Hühnerauszierung beschäftigt, welche ihm sein Vaterland in die Erinnerung zurückrief, war gegen die Liebeleien Pompon-Rose's unempfindlich geblieben und hatte Adriennen noch nicht bemerkt.

— Ei, sieh doch, — sagte Pompon-Rose, indem sie sich auf der Brüstung ihrer Loge bewegte und fortfuhr ihr Glas auf Fräulein von Cardoville zu richten, denn diese war es und nicht die Marquise, welche ihre Aufmerksamkeit erregte, — das ist reizend, seltsam... eine wunderzüchtige Dame mit rothen Haaren, aber sehr hübsch roth, das muß man sagen... Sehen Sie nur, Prinz Charmant.

Und wie wir erzählten, klopfte sie Djalma leicht auf die Schultern, daß er bei diesen Worten leicht zusammenfuhr, den Kopf wandte und zum ersten Male Fräulein von Cardoville gewahr wurde.

Obwohl man ihn fast auf diese Begegnung vorbereitet hatte, so empfand der Prinz doch eine so heftige als maßlose Bewegung und wollte unwillkürlich aufstehen; aber er fühlte kräftig die eiserne Hand Faringhea's auf seiner Schulter liegen und dieser rief hinter ihm schnell mit leiser Stimme und in der Hindu-Sprache:

— Muth... und morgen wird diese Frau zu Ihren Füßen liegen.

Und da Djalma einen neuen Versuch machte, fügte der Mestize, um ihn zurückzuhalten, hinzu:

— Eben ist sie vor Eifersucht bleich und roth geworden! Keine Schwächen, oder Alles ist verloren.

— Ich muß, nun sprechen Sie wieder Ihr abscheuliches Patois, — sagte Pompon-Rose, indem sie sich nach Faringhea umwandte, — erstens ist es nicht artig und dann ist diese Sprache so seltsam, daß, wenn Sie sprechen, es sich immer anhört, als knackten Sie Nüsse.

— Ich spreche mit dem gnädigen Herrn von Ihnen, — sagte der Mestize. — Es ist von einer Ueberraschung die Rede, welche er Ihnen bereiten will.

— Eine Ueberraschung?... das ist was Anderes. Dann berichten Sie sich nur, hören Sie wohl, Prinz Charmant, — fügte sie hinzu, indem sie Djalma zärtlich ansah.

— Mir bricht das Herz, — sagte Djalma dumpf, gleichfalls hindostanisch.

— Und morgen wird es vor Freude und Liebe hüpfen, — erwiederte der Mestize, — nur durch Verachtung kann man ein stolzes Weib kirren. Morgen, sage ich Ihnen, wird sie zittern und verwirrt, flehend zu Ihren Füßen liegen.

— Morgen... wird sie mich tödtlich hassen, — antwortete der Prinz niedergeschlagen.

— Ja... wenn Sie jetzt sich schwach und muthlos zeigen... jetzt dürfen Sie nicht mehr zurück... Sehen Sie ihr gerade in's Gesicht und dann nehmen Sie den Blumenstrauß der Kleinen und drücken ihn an Ihre Lippen, dann werden Sie sogleich dieses so stolze Weib erröthen und erbleichen sehen wie vorhin, und werden Sie mir dann Glauben schenken!

Djalma war durch die Verzweiflung getrieben, Alles zu versuchen und unterlag wider Willen dem Zauber der teuflischen Rathschläge Faringhea's, sah Fräulein von Cardoville eine Secunde lang gerade in's Gesicht, nahm mit zitternder Hand den Strauß Pompon-Rose's, warf abermals die Blicke auf Adrienne und berührte den Strauß mit seinen Lippen.

Bei dieser beleidigenden Herausforderung konnte Fräulein von Cardoville ein Zusammenfahren nicht zurückhalten, welches so plötzlich und so schmerzlich war, daß der Prinz davon betroffen wurde.

— Sie ist die Ihrige, — sagte der Mestize zu ihm, — sahen Sie, gnädiger Herr, wie sie vor Eifersucht gebebt hat?... Sie ist die Ihrige, Muth... und bald werden Sie jenem schönen, jungen Manne vorgezogen werden, der hinter ihr steht. Denn der ist es, den sie bis jetzt zu lieben glaubt.

Und als ob der Mestize die Aufregung der Wuth und des Hasses errathen hätte, welche diese Entdeckung im Herzen des Prinzen verursachen mußte, fügte er schnell hinzu:

— Ruhe... und Verachtung! Ist das nicht der Mann, der Sie jetzt hassen muß?

Der Prinz nahm sich zusammen und fuhr mit der Hand über seine vor Zorn glühende Stirn.

— Mein Gott, was erzählen Sie ihm denn da, daß er so aufmerksam ist? — sagte Pompon-Rose mit scheltendem Tone zu Faringhea.

Darauf wandte sie sich an Djalma:

— Nun, Prinz Charmant, wie es in den Feenmärchen heißt, geben Sie mir meinen Strauß wieder.

Und sie nahm ihn wieder.

— Sie haben ihn an die Lippen gebracht, ich hätte fast Lust ihn aufzufressen...

Und sie fügte ganz leise seufzend hinzu, indem sie einen leidenschaftlichen Blick auf Djalma warf:

— Dieser schändliche Nini-Moulin hat mich nicht betrogen,... alles das ist sehr anständig, ich habe auch nicht... so viel mir vorzuwerfen.

Und mit ihren kleinen, weißen Zähnen biß sie sich auf die Spitze des rosigen Nagels ihrer rechten Hand, von welcher sie den Handschuh gezogen.

Brauchen wir zu sagen, daß Arienne's Brief dem Prinzen nicht übergeben worden war und daß er keineswegs mit dem Marschall Simon den Tag auf dem Lande zugebracht hatte? Seit den drei Tagen, wo Herr von Montbron Djalma nicht gesehen, hatte Faringhea ihn überredet, wenn er eine andere Liebe heuchle, würde er Fräulein von Cardoville dadurch besiegen.

Was die Anwesenheit Djalma's im Theater anbetrifft, so hatte Rodin von Florine erfahren, daß ihre Herrin Abends in der Porte Saint-Martin sein würde.

Bevor Djalma noch Adrienne erkannt hatte, fühlte sie schon ihre Kräfte schwinden und war im Begriff gewesen, das Theater zu verlassen. Der Mann, den sie bis dahin in ihrem Herzen so hoch gehalten, den sie als einen Helden gleich einem Halbgotte bewundert, den sie in so furchtbare Verzweiflung versunken wähnte, daß sie, vom zärtlichsten Mitleid bewegen, ihm redlich geschrieben, damit eine süße Hoffnung seine Schmerzen mäßige, dieser Mensch entwürdigte auf einen so edlen Beweis von Offenheit und Liebe, indem er sich mit einem seiner unwürdigen Geschöpfe auf lächerliche Weise zur Schau stellte. Welche unheilbare Wunden würden dadurch Adrienne's Stolze geschlagen, ihr kam es wenig darauf an, ob Djalma glaube, sie zur Zeugin dieser unwürdigen Beleidigung zu machen oder nicht.

Aber als sie sich vom Prinzen erkannt sah, als er den Schimpf so weit trieb, ihr in's Gesicht zu sehen, so weit, ihr zu trotzen, indem er den Strauß des Geschöpfes, das ihn begleitete, an seine Lippen führte, da fühlte Adrienne, von edler Entrüstung ergriffen, den Muth zu bleiben. Weit entfernt, dem klar am Tage Liegenden die Augen zu schließen, fand sie eine Art grausamen Vergnügens darin, dem Todeskampfe, dem Tode ihrer reinen und göttlichen Liebe beizuwohnen.

Mit erhobenem Haupte, stolzem und strahlendem Blicke, die Wange geröthet, die Lippe verächtlich, betrachtete auch sie nun den Prinzen mit vernichtender Festigkeit; ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen und sie sagte zu der Marquise, welche, wie die meisten Zuschauer, nur mit der Prosceniumsloge beschäftigt war:

— Diese empörende Ausstellung wider Sitten ist mindestens ganz im Einklange mit dem übrigen Theile der Schauspielvorstellung.

— Gewiß, — sagte die Marquise, — und mein lieber Onkel wird das Ergötzlichste versäumt haben, was vorkommt zu sehen ist.

— Herr von Montbron? — sagte Adrienne mit kaum verhaltener Bitterkeit, — ja... er wird allerdings sehr bedauern, nicht Alles gesehen zu haben... Wo er nur bleiben mag... Habe ich ihm nicht diesen köstlichen Abend zu verdanken?

Vielleicht würde Frau von Marimon den Ton schneidender Spötterei bemerkt haben, welche Adrienne nicht ganz hatte verbergen können, wenn nicht plötzlich ein dumpfes, schallendes, anhaltendes Brüllen ihre und aller Zuschauer Aufmerksamkeit erregt hätte, die, wie wir gesagt haben, bis dahin gegen die Darstellung der Einleitung zum Auftreten Morok's ganz gleichgültig gewesen waren.

Aller Augen wandten sich unwillkürlich nach der zur Linken des Theaters unter der Loge des Fräulein von Cardoville gelegenen Höhle; ein Schauer brennender Neugier durchlief den ganzen Saal.

Ein zweites, noch tönenderes, dumpferes Gebrüll, welches noch gereizter schien als das erste, kam diesmal aus der Höhle hervor, deren Oeffnung von künstlichem Gestrüpp, das leicht fortzubiegen war, halb versteckt wurde. Bei diesem Gebrüll stand der Engländer in seiner kleinen Loge auf, beugte sich mit halbem Körper zu derselben hinaus, rieb sich lebhaft die Hände und darauf blieb er unbeweglich, während seine hervorquellenden, grünen Augen starr und glänzend an dem Eingange der Höhle hafteten blieben.

Auch Djalma hatte, trotz aller Regungen der Liebe, der Eifersucht, des Hasses, deren Beute er war, bei diesem wilden Geheule gebebt. Der Anblick dieses Waldes, das Brüllen des Panthers regten ihn tief auf und erinnerten ihn auf's Neue an sein Vaterland und an jene mörderischen Jagden, welche wie der Krieg in eine schreckliche Trunkenheit versetzen; hätte er plötzlich die Hörner und die Gongs der Armee seines Vaters zum Angriff blasen hören, er würde nicht von milderer Kampfesgluth durchzuckt worden sein.

Bald überklang dumpfes Gebrüll wie ein ferner Donner fast das scharfe Geheul des Panthers: der Löwe und der Tiger, Judas und Kain, antworteten ihm hinten vom Theater, wo ihre Käfige waren... Bei dieser schrecklichen Musik, welche so oft in den Gründen Indiens an sein Ohr gedrungen war, wenn er auf der Jagd oder im Kriege dort lagerte, kochte dem Prinzen das Blut in den Adern, seine Augen funkelten von wilder Begier; den Kopf neigte er ein wenig vorwärts, mit den Händen faßte er krampfhaft die Brüstung der Loge, sein ganzer Körper wurde von convulsivischen Zuckungen durchschauert. Die Zuschauer, das Theater, Arienne, Nichts war für ihn mehr vorhanden, er war in einem Walde seines Vaterlandes und mitten den Tiger...

Es mischte sich in seine Schönheit ein so unerschrockener, ein so wilder Ausdruck, daß Pompon-Rose ihn mit einer Art erschreckender und leidenschaftlicher Bewunderung betrachtete. Zum ersten Male in ihrem Leben vielleicht spiegelten ihre hübschen blauen, gewöhnlich so luftigen, so boshaften Augen eine

---

durch die ganze Schöpfung hallt, und das Leben des einen Wesens ist der Tod des anderen.

In diese unergründliche Furchtbarkeit ragt die Kunst wie eine zweite, ideale, von den Seufzern, Wünschen und Hoffnungen der Menschen belebte Welt hinein. Was wäre das Leben ohne die Künste! ohne diese Oase in einer Wüste voll Lasttragens und Staub der Anstrengung! Selbst Diejenigen unter uns, welche alle Dinge nur mit dem Maße des Eigennutzes messen, würden kaum ein solches jämmerliches Dasein ohne den Schmuck der Phantasie aushalten.

Ich habe oben gesagt, daß der Menschheit jeder Fortschritt in der Erkenntniß nützlich gewesen ist. Sind nicht Jahrhunderte darüber vergangen, ehe man sich — man sollte es kaum glauben — in der Musik darüber vereinigen konnte, daß nicht die ehemals verpönten Terzen und Sexten, sondern die sonst gleichmäßig fortschreitenden Quarten und Quinten, welche zu jener Zeit das ganze Harmoniegebäude stützten, Dissonanzen seien? — So lange hat die Menschheit gebraucht, um Beiden Mißklang von Wohlklang unterscheiden zu lernen. Von den späteren Kämpfen großer, musikalischer Geister, von den Kreuzzügen eines Mozart, Beethoven u. s. w. will ich gar nicht sprechen. Jede Zeit hatte ihre Märtyrer, denn Märtyrer ist Jeder, der den Fortschritt predigt, und am glücklichsten sind Diejenigen, welche, mit dem von Anderen Errungenen sich begnügend, von keiner inneren Stimme zu Höherem getrieben werden, sondern sich hübsch auf dem ebenen, bequemen Boden des Herkommens halten. Zu diesen Leuten gehört der englische Componist Bennet, einer der treusten Mendelssohnianer, zum Theil deswegen, weil er aus denselben Quellen geschöpft hat. Mendelssohn hat aber eine geschichtliche Berechtigung, welche seinen Nachkommen ganz abgeht, denen es jedoch bei der Trägheit und dem Widerwillen des Publicums gegen tiefes und eigenthümliches Neue, durch den Einfluß ihres Meisters leicht wird, begabteren Tonsetzern die zur Förderung nothwendige Anerkennung und Aufmerksamkeit zu entziehen. Bennet, ein Mann von Mendelssohn's Alter, ist in Deutschland, mit Ausnahme Leipzigs, sehr wenig bekannt. Höchstens ist seine Nadaren-Ouvertüre irgendwo aufgeführt worden. Sonst hat er noch Clavierſachen herausgegeben; sie zeigen Nettigkeit, aber kein Herz, keinen Enthusiasmus. Vor mehreren Jahren hieß es einmal in Leipzig, Bennet sei angekommen. An demselben Abende sah ich im Gewandhausconcerte einen Mann neben mir, bei dessen Anblick ich gleich dachte: „Das ist Bennet.“ Diese kleine, geschmeidige Gestalt, dies Mendelssohn auch im Aeußeren ähnliche, fein zugeschnittene Gesicht: so hatte ich mir immer Bennet nach seinen Compositionen vorgestellt. Und er war es auch. So was Richtiges wie dieses Trio hätte ich aber kaum von ihm erwartet; da hätte sich Bennet ein Muster an Mendelssohn nehmen sollen, der dergleichen gewiß vielfach geschrieben, ohne an dessen Herausgabe zu denken. Es gehört eine große Portion Keckheit und Dünkel dazu, der deutschen Kritik ein solches Trio anzubieten; mag diese nur für die gehörige Zurechtweisung sorgen. Das Machwerk besteht aus drei kurzen Sätzen, von denen die beiden ersten possierlicher Weise fälschlich mit Andante statt Allegro bezeichnet sind. Die allerunbedeutendsten Themen, abgenutzte Klavier- und ein Paar dito Melodieflosken ganz oberflächlich neben einander hingestreut, das ist das Bild dieses Trio. Uebrigens gilt Bennet für den besten englischen Componisten; wie steht es da erst mit den Andern? — In England kommt nun einmal die Tonsetzkunst nicht in die Höhe; das Volk hat da zu viel vom Nützlichkeitssinn eingesogen und zu wenig Sinn für die theatrische Kunst, ungeachtet dort viel Musik getrieben wird — wie denn z. B. die Concerte in London die längsten sind — und der Armuth deutscher Componisten England oft gelegen war.

...ed to the Queen, and the Prince Consort, and the Royal Family, and the Duke of Wellington, and the Duke of Cambridge, and the Duke of Richmond, and the Duke of Beaufort, and the Duke of Rutland, and the Duke of Buccleuch, and the Duke of Northumberland, and the Duke of Devonshire, and the Duke of Bedford, and the Duke of Marlborough, and the Duke of Sutherland, and the Duke of Hamilton, and the Duke of Argyll, and the Duke of Leinster, and the Duke of Abercorn, and the Duke of Manchester, and the Duke of Portland, and the Duke of Grafton, and the Duke of Norfolk, and the Duke of Somerset, and the Duke of Newcastle, and the Duke of Wellington, and the Duke of Cambridge, and the Duke of Richmond, and the Duke of Beaufort, and the Duke of Rutland, and the Duke of Buccleuch, and the Duke of Northumberland, and the Duke of Devonshire, and the Duke of Bedford, and the Duke of Marlborough, and the Duke of Sutherland, and the Duke of Hamilton, and the Duke of Argyll, and the Duke of Leinster, and the Duke of Abercorn, and the Duke of Manchester, and the Duke of Portland, and the Duke of Grafton, and the Duke of Norfolk, and the Duke of Somerset, and the Duke of Newcastle.

...ed to the Queen, and the Prince Consort, and the Royal Family, and the Duke of Wellington, and the Duke of Cambridge, and the Duke of Richmond, and the Duke of Beaufort, and the Duke of Rutland, and the Duke of Buccleuch, and the Duke of Northumberland, and the Duke of Devonshire, and the Duke of Bedford, and the Duke of Marlborough, and the Duke of Sutherland, and the Duke of Hamilton, and the Duke of Argyll, and the Duke of Leinster, and the Duke of Abercorn, and the Duke of Manchester, and the Duke of Portland, and the Duke of Grafton, and the Duke of Norfolk, and the Duke of Somerset, and the Duke of Newcastle, and the Duke of Wellington, and the Duke of Cambridge, and the Duke of Richmond, and the Duke of Beaufort, and the Duke of Rutland, and the Duke of Buccleuch, and the Duke of Northumberland, and the Duke of Devonshire, and the Duke of Bedford, and the Duke of Marlborough, and the Duke of Sutherland, and the Duke of Hamilton, and the Duke of Argyll, and the Duke of Leinster, and the Duke of Abercorn, and the Duke of Manchester, and the Duke of Portland, and the Duke of Grafton, and the Duke of Norfolk, and the Duke of Somerset, and the Duke of Newcastle.

Kaiser Franz Josef

Kaiser Wilhelm

Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm

Sieh, daß sie ihre wilden Herzen vereinigen können, ihre wackere Kraft, ihren edeln Geist, ihre großen Reichthümer zusammenthun.

So werden sie am künftigen Glücke der Menschheit arbeiten... so werden sie vielleicht mich von meiner ewigen Strafe erlösen.

Die Worte des Gottmenschen:

— Liebet Euch untereinander... werden ihr einziger Zweck, ihr einziges Mittel sein.

Mit Hülfe dieser allmächtigen Worte werden sie jene falschen Priester bekämpfen und besiegen, welche die Gebote der Liebe, des Friedens und der Hoffnung, die der Gottmensch gegeben, verleugnen, um Haß, Gewaltthat, Verzweiflung zu lehren und zu verbreiten.

Diese falschen Priester... welche von den Mächtigen und Glücklichen in dieser Welt, ihren Mitschuldigen, zu allen Zeiten unterstützt werden und anstatt für meine leidenden, seit Jahrhunderten seufzenden Brüder ein wenig Wohlsein zu verlangen, in Deinem Namen, o Herr, zu sagen sich erdreisten, daß der Arme auf ewig den Plagen dieser Welt anheimgefallen ist... daß der Wunsch oder die Hoffnung weniger zu leiden auf dieser Erde in Deinen Augen ein Verbrechen ist... weil Dein Wille ist... daß eine kleine Anzahl glücklich sei und das Unglück das Loos fast der ganzen Menschheit.

O Lästerung!... ist nicht das Gegentheil dieser mörderischen Worte allein Deines göttlichen Willens würdig?

Erbarmen, erhöre mich, Herr... entreiße ihren Feinden die Abkommen meiner Schwester... vom Handwerker hinauf bis zum Sohne des Königs... laß nicht den Keim einer mächtigen, fruchtbaren Vereinigung untergehen, die mit Deinem Segen vielleicht in der Geschichte des Glückes der Menschheit ewig eingezeichnet stehen wird.

Laß mich, o Herr, sie vereinigen, da man sie trennen will... sie vertheidigen, da man sie angreift...

Laß mich Denen Hoffnung geben, welche nicht mehr hoffen, ermuthigen Die, welche niedergeschlagen sind, aufrichten Diejenigen, deren Fall dreht, unterstützen Die, welche im Guten ausharren.

Und vielleicht werden ihre Kämpfe, ihre Ergebenheit, ihre Tugend, ihre Schmerzen meine Vergehen büßen... denn ach, mich hat das Unglück, das Unglück allein ungerecht und boshaft gemacht...

Da Deine allmächtige Hand, o Herr, mich hierher geleitet hat, in einer Absicht, die ich nicht kenne, so entwaffne endlich Deinen Zorn, laß mich nicht das Werkzeug Deiner Rache sein.

Schon giebt es Trauer genug auf der Erde. Seit zwei Jahren fallen Deine Creaturen zu Tausenden unter meinen Schritten.

Die ganze Welt ist decimirt, ein Trauerflor breitet sich über den Erdkreis...

Von Asien hinauf bis zum Nordpol bin ich geschritten... und überall starb man...

Hörst Du nicht den langen Seufzer, der von der Erde aufsteigt, bis zu Dir, o Herr!...

Barmherzigkeit für Alle und für mich...

Laß mich einen Tag, einen einzigen Tag nur die Nachkommen meiner Schwester vereinigen... und dann sind sie gerettet...

Dies sagend, sank der Reisende auf's Knie... erhob flehend seine Hände gen Himmel.

Plötzlich heulte der Wind mit verdoppelter Heftigkeit, sein scharfes Pfeifen verwandelte sich in Sturm.

Der Reisende bebte zusammen.

Mit entsetzter Stimme rief er aus:

— O Herr, der Pestwind heult mit Wuth, mir ist, als ob sein Wirbel mich mit fortnähme... o Herr, warum erhörst Du meine Bitte nicht!... Das Gespenst... das Gespenst... dort ist es... dort ist es wieder... sein grünliches Antlitz wird von krampfhaften Zuckungen bewegt;... seine rothen Augen drehen sich in ihren Höhlen... Hinweg, hinweg mit Dir!... seine Hand! o seine eisige Hand hat die meine ergriffen... Barmherzigkeit, o Herr!...

— Vorwärts!

— O Herr, soll ich diese Plage, diese furchtbare Seuche auch in diese Stadt bringen? Meine Brüder werden die Ersten sein, die untergehen, sie, die so elend sind... Gnade! Gnade!

— Vorwärts!

— Und die Nachkommen meiner Schwester!... Gnade, Gnade für sie!

— Vorwärts!

— O Herr, Erbarmen... Ich kann mich nicht mehr auf dem Boden erhalten, das Gespenst zieht mich fort nach dem Abhange des Hügels, mein Schritt ist stürmisch wie der Wind des Todes, der hinter mir weht, schon sehe ich die Mauern der Stadt... O Mitleid, Herr... Erbarmen für die Nachkommen meiner Schwester... verschone sie... laß mich nicht ihr Henker sein, laß sie triumphiren über ihre Feinde!

— Vorwärts, vorwärts!

— Hinter mir verschwindet der Boden... dort ist das Thor der Stadt schon... o schon... Herr, noch ist es Zeit... habe Erbarmen mit dieser schlummernden Stadt... laß sie nicht aufwachen plötzlich mit dem Schrei des Entsetzens, der Verzweiflung und des Todes!

Herr, schon sehe ich auf der Schwelle des Thores, willst Du es denn?... Es ist geschehen... Paris!... Die Seuche ist in Deinem Schooße!... o, verflucht und ewig verflucht!

— Vorwärts,... vorwärts,... vorwärts!*)

*) Im Jahre 1348 verbreitete die furchtbare schwarze Pest den Erdkreis, sie hat dieselben Symptome der, wie die Cholera und dieselbe unerklärliche Erscheinung eines langsam nach Stationen auf einem bestimmten Wege fortschreitenden Ganges. 1666 verwüstete eine andere ähnliche Epidemie abermals die Welt.

Es ist bekannt, daß die Cholera zuerst sich in Paris gezeigt hat, indem sie, wenn man so sagen darf, ihren fortschreitenden Marsch durch einen ungeheuern und unerklärlichen Sprung unterbrochen hat. Man erinnert sich auch, daß der Nordwestwind während der größten Verheerungen der Cholera fast immer geweht hat.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lustspiel der Frau von Caumartin.

(Schluß aus Nr. 50.)

VI.

Siehe da! schon verblüht die Rose
Deiner Wangen.

Jris.

Das musikalische Déjeuner bei der Marquise war gut ausgefallen. Unser Julius hatte Wenigen gefallen, aber man sah ein, daß man ihn achten mußte. Es verstand sich von selbst, daß man einen jungen Mann, den Frau von Caumartin als einen Nachkömmling des großen Kanzlers vorgestellt, der seine Studien in Göttingen absolvirt hatte, und sich jetzt erst in Paris niederließ, sehr interessant finden mußte. Seinen Ernst brachte man auf Rechnung seines großen Vorfahren. Sein reges Gefühl benannte man deutsche Schwärmerei. Man nahm ihn so, wie er war; man hielt sich überzeugt, daß er sehr reich und unabhängig sein müsse, um ein solcher Sonderling zu sein.

Der eine Morgen öffnete ihm den Zugang vieler Häuser. Zephirine, welcher er in seiner Aufgeregtheit eine Artigkeit gesagt hatte, fühlte sich dadurch geschmeichelter, als durch tausend schmeichelhaftere Aeußerungen ihrer gewöhnlichen Umgebungen. Sie nahm ihn am selben Abend mit sich in ihre Loge in der Oper Buffa. Das galt mehr, als die Empfehlung eines Ministers.

An demselben Abend sahen in einem kleinen Gemache im zweiten Stockwerke eines Hauses in der Straße Tournon zwei junge Frauen beim Scheine einer ärmlichen Lampe, welche wenigstens eben so viel Qualm als Licht verbreitete. Rohrstühle, Mendler von angestrichenem Holze, ein Fußboden ohne Teppich, im Hintergrunde ein Alkoven mit blau und weiß gewürfelten Umhängen, die durchaus rein waren, ein einfaches Theeservice von grobem, weißem Steinzeug, bereit gelb geworden, ohne zerbrochen zu sein, das Ganze in einer gewissen Ordnung und zierlich aufgestellt, bezeugte eine unverdiente Armuth; denn wo bei einem solchen Mangel keine Verzweiflung herrscht, darf man mit Bestimmtheit ein unverdientes Leiden voraussetzen. Ein kleines Bücherbrett mit derben Folianten, ein Stiefelknecht und eine Geige, über einem antiken Kopfe, einer Kreidezeichnung, welche wahrscheinlich eigene Arbeit sein mußte, hängend, bewiesen, daß dieser Familie auch ein Mann angehörte. Die beiden Frauen arbeiteten fleißig. Das Antlitz der Einen, worüber Muth und Klugheit einen Glanz verbreitete, war bleich und leidend. Die Andere, eine Brünette, mit einem rothen Anfluge auf den Wangen, den selbst der Mangel noch nicht gebleicht hatte, schien mehr der Betrübniß ihrer Gefährtin, als eigener Sorgen wegen betrübt zu sein; manchmal schien es sogar, als wolle sie ihre Arbeit durch leises Trillern erleichtern.

Aber ein Blick auf den Alkoven gebot ihr sogleich Stillschweigen; dort schlief le l'hopital's Mutter, die Frau war seine Gattin und das Mädchen seine Schwester.

„Deshalb wollte er uns vielleicht gestern Nichts sagen," sprach Minna, die ein abgebrochenes Gespräch gern wieder anknüpfen wollte. „Er dachte an Deine Thränen bei der Trennung."

„Das würde ihn nicht gehindert haben; mein Julius weiß sehr wohl, daß es mir nicht an Muth gebricht, daß ich seinen Willen ehre und noch nie mißbilligte, was er gut hieß."

„Du glaubst doch nicht, daß er uns verlassen wird?"

„Verlassen? Ganz gewiß nicht, ein Mann wie er verläßt seine Familie nicht. Aber weißt Du, was mich so sehr ängstigt? Es ist das Geld, welches er uns geschickt hat. Gott allein weiß, wie viel ihm das kostet. O! es bedünkt mich, als hafte daran noch mehr als seine Thränen, als läge seine Seelenruhe darin! Er ist zu edel, ein Verbrechen zu begehen; aber die Verzweiflung über unsere letzte Täuschung, die Gewißheit unserer Noth und vielleicht meine eigenen dringenden Worte, die wohl etwas Verweishnliches an sich trugen, sie können ihn vielleicht zu einem verzweifelten Entschlusse gebracht haben. O! sie beißen mein Herz wie eine Todsünde. Noch immer sehe ich ihn vor mir, wie er in Anfällen einer

---

Von Virtuosen treffen wir dießmal unter den Componisten noch Thalberg und Ferdinand David. David gehört bekanntlich zu den gediegensten Geigern; sein Geschmack, Mendelssohn anheimgegeben, liebt das Ruhige, Bürgerliche; das Romantische, Leidenschaftliche ist seinem Spiele fremd. Uebrigens sagte mir vor Kurzem einer seiner Verleger, daß David's Sachen nicht „gingen." Er ist jedenfalls ein äußerst geschickter und kenntnißreicher Concertmeister.

Den Schluß der Veröffentlichungen mache ich mit dem Clavierquartett von Robert Schumann. Schumann, ein Mann gegen die Mitte der dreißiger Jahre, hat als Componist vielen Widerstand gefunden. Das Klavierstudium war's, das ihn in die Musik einführte. Als Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik machte er bald Aufsehen; von seinen Compositionen wollten aber die Verleger Nichts wissen, die Klavierspieler eben so wenig. Man mochte wegen ihrer Schwierigkeiten und Sonderbarkeiten, die durchaus jedem Effect auf ein größeres Publicum abhold waren, nicht einmal das originelle Talent darin erkennen. Seine später erschienenen Lieder fanden mehr Anklang, obgleich auch ihre Verbreitung eine sehr geringe war. Seine Symphonie, ein originelles, romantisches Kraftwerk in schön begrenzter Form, ist an mehreren Orten aufgeführt worden, hat aber, bei dem Widerwillen des Publicums und der Musiker gegen alles eigenthümliche Neue, ihm doch nicht zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen vermocht. Darauf erschienen seine drei Streichquartette, durchaus romantische, ganz eigenthümliche, von dichterischem Geist beseelte Producte, welche aber auch auf den großen Haufen der Musikfreunde so wenig Eindruck machten, daß z. B. die Gebrüder Müller in Braunschweig sie mit der Bezeichnung: „Schund" einer dortigen Musikalienhandlung zurückgaben. Sein Klavierquintett, ein herrliches Werk, hat äußerst wenig Absatz gefunden und sein großes Gesangswerk „Paradies und Peri", dessen Text schöner, moralischer und erhebender als der so vieler geistlicher, der Zeit entfremdeter Oratorien, und das daher so vorzüglich zu Musikfesten sich eignete, wird voraussichtlich auch lange Jahre brauchen, um durchzudringen. So ist denn Schumann's Stellung zur musikalischen Welt noch immer eine sehr schwierige und er hat sorgfältig darauf zu achten, daß er durch Zurückhalten des weniger Gelungenen aus der Oeffentlichkeit den kleinen Kreis der Freunde seiner Musik sich ungeschmälert erhalte. Schumann schreibt mit großer Raschheit. So wurden denn eben bemerktes Klavierquintett, vorliegendes Klavierquartett und ein desgleichen Trio in sehr kurzer Zeit hinter einander versertigt. Das Quartett erreicht deswegen das Quintett bei weitem nicht; es ist manches Gewöhnliche darin. Trotzdem ist es eine beachtenswerthe, hervorstechende, manches romantisch Eigenthümliche enthaltende Erscheinung, deren genauere Schilderung aber nicht hierher gehört. In neuester Zeit hat Schumann die Musik zum zweiten Theil des Goethe'schen Faust verfertigt, von der man wohl etwas erwarten darf. Möge es ihm gelingen, einen talentvollen Dichter zu einem Operntexte zu finden; Schumann wäre der Mann, der eine vortreffliche deutsche Oper schreiben könnte. — Vielleicht möchten die Leser dieses Berichts nun meine volle Meinung von Schumann wissen; ich hab' aber noch keine. Schumann's Laufbahn ist eben im Aufsteigen begriffen und wer will voraussagen, wie weit er kommen wird? — Nur eine, durch Manches in neuester Zeit in mir hervorgerufene Bemerkung kann ich nicht verschweigen. Man hat häufig gesehen, daß Solche, welche in der Jugend am ärgsten als Freiheitshelden sich geberdeten, später die schlimmsten Servilen wurden. Möge es Schumann nicht eben so im Musikalischen gehen! möge er in das leere Formenwesen sich nicht zu sehr hineinarbeiten! hat er doch neulich schon den schweren Vorwurf hören müssen, daß er in neuerer Zeit sich mit seinen Compo-

schrecklichen Erbitterung zu mir sagte: „Louise, Du liebst den Bettler, würdest Du den Schurken auch lieben?“ — und als nun meine Thränen und Küsse ihm den Mund schlossen, schien das nicht eine Ermuthigung zu Allem zu sein? Wahrlich, wenn mein Julius nicht unschuldig ist, dann habe ich ihn zum Bösen verleitet.“

Die Arme hielt die Hände vor die Augen und weinte bitterlich.

„Das heißt sich selbst quälen, Louise. Du glaubst ganz gewiß, daß Julius uns das Geld schickte und daß er sich deshalb in's Verderben gestürzt hat? Aber ich sage Dir, es ist nicht wahr. Warum erwähnt er es denn nicht mit einem einzigen Worte in seinem Briefe? Und wenn dies Schreiben, liebe Schwester, Dir nicht zum hinreichenden Troste genügt, dann sollten es der Mutter Worte thun: daß Gott seine Bemühungen segnen würde. Auch sagte mir der Portier, der Bediente, welcher das Packet gebracht habe, sei derselbe, der früher schon einmal Etwas gebracht habe.“

„Ja, das Taschenbuch! Sollte uns die Hülfe von dem Baron zukommen?“ Plötzlich hielt sie inne und sah erschreckt um sich.

„Hast Du es auch gehört, Minna?

„Was sollte ich denn gehört haben?“

„Ein leises Schluchzen, nun höre ich es wieder.“

„Es war die Mutter in ihrem Schlafe. Komm, begieb Dich auch zur Ruhe. Warum willst Du jetzt so anhaltend arbeiten und wachen? Wir haben nun keinen Mangel zu befürchten.“

„Ach! es gewährt einer Mutter so große Freude, selbst an den Kleidern ihres Kindes zu arbeiten. Ach, der Einzige, welcher mein Glück so ganz begreifen würde, ist nicht mehr hier!“

Wieder sah die junge Frau ganz erschrocken aus.

„War es nicht, als nenne man meinen Namen? leise, ganz leise! O, das ist ein Vorzeichen seines Todes. Er hat mich gerufen.“

Zitternd sank sie auf ihren Stuhl nieder. Sie hatte keine Kraft aufzustehen.

Minna nahm das Licht und wollte draußen nachsehen. Louise klammte sich fest an sie und hinderte sie weiter zu gehen. Endlich gingen sie zusammen; aber Nichts bewies ihr, daß irgend Jemand dort gewesen war. Und der Zeitungsschreiber, der auf demselben Gange wohnte, öffnete die Thür und fragte ganz erstaunt, was sich zutrage? Er hatte Nichts gehört.

„Kinder!“ rief die alte Mutter, welche erwacht war, „ist Julius wieder zurück!“

Julius war dort gewesen.

Wir müssen die Wahrheit gestehen: er hatte sich in der Oper gut amüsirt; sie gewährte ihm wieder eine jener Freuden, die ihm beinahe fremd geworden waren; er hatte vielen Sinn und ein feines Gefühl für Musik. Man gab die Hugenotten. Diese große dramatische Tondichtung, voll Gebet und Thränen, voll wilder Leidenschaften und sanfter Gefühle, die rührendste Sprache, welche der Mensch nur bitten kann, die Musik, das Wahre in der Darstellung, welches den Zuschauer in das 16. Jahrhundert versetzt, und der fürchterliche Kampf ließ ihn sich selbst und seinen Zustand ganz vergessen. Er genoß. Als aber die letzten Noten verhingestorben waren, als der prosaische Vorhang niederfiel, das 16. Jahrhundert fortzauberte, um schnell dem 19. seinen Platz einzuräumen, da fühlte er sich wieder in seine Wirklichkeit versetzt und dachte seufzend an seine Familie, die jetzt vielleicht in tiefster Kummer versetzt sei. Daher hatte er kaum die Baronesse in ihren Wagen geleitet, als er nach der Straße Tournon eilte. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß man ihn nicht sehen durfte. Er drückte den Hut tief in die Augen; die modische Kleidung, worin der Portier ihn nicht erkannte, ließ ihn für einen fremden Besucher gelten. Man erlaubte ihm den Zutritt in das dritte Stockwerk. Zu seinem Glücke war die Hausthür nur angelehnt. Der kleine Riß in der Stubenthür verschaffte ihm die Gelegenheit, Zeuge des rührendsten Schauspiels zu sein. Louisens Worte trafen ihn tief, so tief, daß er seiner nicht mehr Herr war. Doch erinnerte er sich an sein gegebenes Wort und an Louisens Zustand. Er durfte nicht hineingehen, nicht so plötzlich erscheinen. Durch unterdrücktes Schluchzen stimmt er mit in ihre Thränen ein. Er sieht, daß er ihre Aufmerksamkeit rege macht. Eilend tritt er zur Seite und verbirgt sich an einem ihm bekannten Plätzchen, bis er sich unbemerkt davonschleichen kann. Dies Schauspiel hatte ihm neuen Muth gegeben; er war eingedenk, daß er nicht schwach sein dürfe, um das Vertrauen der Armen, welche mit so vieler Liebe und Vertrauen an ihm hingen, nicht zu täuschen. Auf diese Weise wußte er mehrere Male seine Geliebte besuchen.

VII.

Lorsqu'il entra dans la cellule il la trouva vide.

Victor Hugo.

Noch früh am Morgen, ehe die Marquise ihre Toilette gemacht hatte, war der Baron schon bei ihr. Sie schienen in ein eifriges Gespräch verwickelt zu sein.

„Ich bewundere Sie, mein Freund!“ sagte die Marquise in einem ernsten Tone. „Nie wurde ein besseres Vorhaben schneller und umsichtiger ausgeführt und ich bin Ihnen vielen Dank schuldig.“

„Ich glaube nicht, daß de l'hopital Ihnen dasselbe sagt. Aufrichtig gesprochen, ich fange an für Zephirine zu fürchten. Zu auffallend bemüht sie sich um de l'hopital. Ich wollte sie warnen, aber sie erwiderte mir lachend: „„Ich will aus diesem Grönländer einen Menschen machen; es müssen Funken aus diesem rothen Kiesel sprühen.““ Wer über die Ruhe Anderer spottet, setzt seine eigene auf's Spiel, flüsterte ich ihr zu. „„Dann müssen wir den Einsatz beziehen,““ erwiederte sie lächelnd. Mein armer Henri, das Mißglücken seiner Verbindung verschließt ihm den Zugang zu Dem, was man jetzt Hof nennt, und ich kann ihm nicht helfen.“

„Henri darf sich trösten. Diese Laune der Baronesse führt seine Verheirathung sicher herbei. Nur wird sie ein wenig gedemüthigt werden. Es ist sonderbar, wie Alles so günstig für unseren Julius einwirkt.“

„Sie ist eine sanftmüthige Frau, die...“

Ein plötzlicher Ausruf der Marquise brachte den Greimann zum Schweigen.

Man kann sich keinen lebendigen Menschen bleicher denken, als in diesem Augenblicke de l'hopital ohne Gruß hereinstürzte. Erst warf er sich auf einen Stuhl, dann fiel er der Marquise zu Füßen:

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, sagen Sie mir, wo sie sind? denn es geschah auf Ihren Befehl. O! wenn das nicht wäre, wenn Sie Nichts davon wüßten, dann hat sie sich in die Seine gestürzt und die Anderen sind in ein trostloses Elend versunken; dann bin ich ihr Mörder, der Mörder meiner Louise! Louise, Louise! Um Gotteswillen, antworten Sie mir, Maria, sagen Sie mir, wo sie wohnen, wo sie sich verborgen haben! Die schreckliche Vermuthung kann nicht wahr sein, meine Louise ist keine Selbstmörderin!“

Diese Worte, in dem grellen Tone der Verzweiflung, in einem Athem, ohne Ordnung, ohne Pause dahin geworfen, schienen weder den Baron noch die Marquise besonders zu bewegen; der Letztere fügte hinzu: „Aber, mein guter de l'Hopital, wie kann ich auf alle Ihre Aeußerungen Etwas erwiedern, da sie, auf's Beste gerathet, kein Nachdenken verrathen?“

Der kalte Ernst wirkte auf Julius und er erlangte mehr Ruhe.

„Sie haben Recht, edle Frau! Sie haben Recht! Ich verwunde die Hand, die ich knieend küssen sollte; aber haben Sie Mitleid mit mir. Sie wissen nicht, wie dem Unglücklichen zu Muthe ist, wenn er seine Familie, die mit ihm gelitten hat, welche er als ein Ehrloser verließ, die er besuchen will, um sein Herz zu kräftigen und zu beruhigen, da, wo er sie verließ, nicht wieder findet. Denken Sie sich, wie er sich in die schwärzesten Vermuthungen vertieft, die sich bis zum Wahnsinn steigern.“

„Wahrlich, bald kann ich mir einen Begriff machen, wie weit Sie es in der Kunst sich selbst zu quälen gebracht haben. Aber noch etwas Anderes scheint mir auch klar zu werden. Sie haben unsere Uebereinkunft übertreten wollen?“

„Nein, das wollt' ich nicht. Mein Wort ist mir heilig und so schwer Ihre Bedingungen auch waren, so bin ich ihnen doch nachgekommen. Ohne bemerkt zu werden, wollt' ich mein Gewissen beruhigen, und meine Gattin, die bald Mutter meines Kindes sein wird, sehen. Dies hatte ich schon einmal gethan. Gestern Abend fand ich weder sie noch die Uebrigen in ihrer Wohnung. Früh Morgens trieb mich meine Herzensangst wieder hin, aber umsonst! Meine Geliebten waren nicht zurückgekehrt, sondern spurlos verschwunden. Fremde bewohnten schon unser Zimmer. Ist meine Gemüthsbewegung zu entschuldigen?“

„Das ist sie nicht. Hatte ich Ihnen nicht die Versicherung gegeben, daß ein wohlthätiger Engel über sie wachen würde?“ antwortete der Baron. „War die traurige, feuchte, ungesunde Wohnung ein Aufenthalt für eine Frau in ihren Umständen? Mußten Sie nicht viel eher das Natürliche, als die gräßlichsten Ungereimtheiten glauben? Ein Mann wie Sie sind!“

„Gott sei Dank, sie ist gut aufgehoben!“ rief Julius, voll Entzücken die Augen aufrichtend, aus. Hierauf warf er sich zu Maria's Füßen.

„Lassen Sie uns nicht mehr darüber reden,“ erwiederte sie freundlich. „Fortan können Sie, ohne sich mit solchen Gedanken zu martern, ruhig auf der betretenen Bahn fortschreiten. Ich will Ihnen einen Talisman geben.“

Es war ein Briefchen von seiner Gemahlin. Er las es; darauf rief er leidenschaftlich aus: „O, meine Louise! so gelassen, so ruhig, so voll freudiger Hoffnung auf eine Zukunft, die ihr noch so unbegreiflich ist: die schwache Frau ist stärker als ich bin!“

VIII.

Alors... on lui crie merveille.
Barbier.

Wir halten es nicht für erforderlich, unserem Helden Schritt für Schritt zu folgen.

Sechs Wochen waren verstrichen seit dem Tage, wo Julius zuerst bei der Marquise eingeführt worden war. Sein Wesen hatte sich ein wenig nach der Veränderung seines Zustandes gerichtet. Seine unter Demüthigung und Sorge gebückte Haltung hatte sich mehr aufgerichtet; sein früher nachdenkend auf die Brust niedergesenktes Haupt hatte sich, seit man seine Gedanken ablenkte und ihn zum Sprechen brachte, erhoben; und jetzt erst sah man das Feuer seiner Augen; jetzt erst entdeckte man, wie Begeisterung eine leichte Röthe über seine blassen Wangen verbreiten konnte und wie geistvoll der Mund zu lächeln verstand. Seine Manieren hatten nie etwas Gezwungenes gehabt, aber es war die Sorglosigkeit Jemandes, der sich um Niemanden bekümmert und recht wohl weiß, daß man ihn nicht beachtet. Jetzt war es die Ungezwungenheit eines Mannes, der sich frei bewegt und zum Voraus der Billigung Anderer versichert ist. Das Selbstbewußtsein gab ihm etwas Stolzes und Bestimmtes. Wie hätte es auch anders sein können? Er glich dem aus dem engen Käfig in das Freie versetzten Vogel. Man schmeichelte ihm und streute ihm Weihrauch, aber er war so einsichtsvoll die Spreu vom gesunden Korne zu sondern, denn das Bewußtsein, nach so langer Unbeachtung nun gesucht zu werden, muß doch auf das unbiegsamste Gemüth verächtlich einwirken, und Der allein, welcher sich von aller Eitelkeit frei fühlt, werfe den ersten Stein auf meinen Helden. Keineswegs hatte er seiner Unabhängigkeit entsagt; nicht daß er mit in den bösartigen Spott einstimmte, der das Heilige antastet und das Gute lächerlich macht; nicht daß er seinen Beifall geäußert hätte, wo er ein Urtheil zu fällen hatte; aber er hielt ein unschuldiges Bestreben zu gefallen nicht mehr für ein Verbrechen; er nannte eine feine Schmeichelei nicht mehr Betrug; er milderte seine Erbitterung; seine Aufrichtigkeit war nicht mehr so scharf; es war nicht mehr die Jugend des cynischen Weltweisen, die an jeder Form Anstoß fand, sondern die erhabene Fügsamkeit des höchst gebildeten Mannes, der lieber schweigt als tadelt und lieber lächelt als verwundet. Zephirine führte de l'hopital in den vertraulichen Zirkel eines Ministers und Julius wurde mit einem Händedruck empfangen, man hörte ihm theilnehmend zu, und derselbe Mann, in dessen Vorzimmer er so viele Stunden hintereinander gewartet hatte, ohne bemerkt zu werden, fragte ihn jetzt nach seiner Meinung.

Doch bilde man sich nicht ein, daß Julius sich trotz aller dieser Auszeichnungen glücklich fühlte. Die lange Unthätigkeit, das Herumtreiben in der Leere der Zerstreuungen, besonders die Trennung von seiner geliebten Gattin auf unbestimmte

---

fitionen immer mehr Mendelssohn genähert habe! — Außerhalb Leipzigs, wie gesagt, genießt Schumann's Talent sehr wenig Anerkennung und es ist mir nicht gelungen, im persönlichen Gespräch mit fremden Verlegern diese zu überzeugen, daß Schumann noch eine Zukunft habe.

Sonstiger Ereignisse sind wenige. Felicien David aus Paris ist über Leipzig nach Berlin gegangen, um dort seine Sachen, von denen in Paris so viel Wesens gemacht worden war, aufzuführen. In Potsdam hörte man sie zuerst. Eine Symphonie von ihm soll sich der älteren Schule zunetzen und nichts Ausgezeichnetes enthalten, aber auch von seiner Ode-Symphonie will man nichts Großes machen. Aus pariser Briefen ersah ich, daß David überhaupt, weit entfernt von Berlioz's Wesen, mehr der sanften Schönheit älteren Musikstils huldige. Gewiß werden wir die Sachen in Leipzig auch zu hören bekommen und es wird sich wahrscheinlich herausstellen, wie viel leichter Jemand in Paris denn in Deutschland zu einem allgemeinen Rufe gelangen kann und wie verschieden die Anforderungen an einen deutschen und an einen französischen Componisten sind. Man sieht aber jedenfalls, welches Ansehen in musikalischen Dingen Deutschland genießt. David hielt seinen Ruf nicht gesichert, bevor er in Deutschland die Probe bestanden hatte. Dagegen führen wir in Deutschland von einheimischen Künstlern Nichts auf, bevor das Ausland es empfohlen. — In Düsseldorf war wieder ein Musikfest, das weniger besucht war als früher. Wenn ich von solchen Musikfesten lese, wird mir immer sehr langweilig zu Muth. — Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, ein anerkannter Freund der Musik, der eine hübsche Kapelle unterhält und in diesem Monate sogar ein Heft Lieder herausgegeben, hat eine Summe zu jährlichen Preisaufgaben bestimmt und Kalliwoda, Fr. Lachner, Lindpaintner, Spohr und Täglichsbeck zu Preisrichtern ernannt, welche, in Betracht, daß nach dem Wunsche des Stifters hauptsächlich seltene Aufgaben zu wählen, für dies Jahr eine Concertarie für Mezzo-Sopran mit Orchesterbegleitung bestimmt haben. Erster Preis 20 Dukaten, zweiter 10. Die gekrönten Werke werden Eigenthum des Stifters; gelangen sie aber nach Verlauf eines Jahres nicht zum Druck, — die Hälfte des dafür erzielten Honorars fällt gleichfalls den Componisten anheim, — so erhalten die Verfasser eine Abschrift zur freien Disposition darüber. Die würdige Absicht des Fürsten ist unverkennbar; doch ein Blick auf die bisher erschienenen Preiscompositionen, z. B. das erschreckliche Preis-Quartett von Scherpler, und auf deren Richter, läßt keine Hoffnung zu einem vorzüglichen Resultate aufkommen. Nach allen Erfahrungen kann man kein Vertrauen zu den erwählten Preisrichtern hegen. Wie's immer so geht, gewinnt übrigens wahrscheinlich Einer aus dem westlichen oder südlichen Deutschland den Preis. — In England hat eine Gesellschaft, deren Mitglied man in Deutschland durch Einzahlung von jährlich acht Thalern bei Breitkopf und Härtel wird, eine neue Ausgabe der Händel'schen Werke begonnen. Nur für die Mitglieder, deren höchste Zahl auf 1000 festgestellt, wird gedruckt. Es wäre gut, wenn sich auch Gesellschaften, freilich nicht aus Künstlern! zur Herausgabe anderer, unserer Zeit näher stehender, ihr gehörender Werke bildeten. Das wäre für die Kunst nöthiger, ersprießlicher. — Wie weit das Jahrhundert im Musikalischen schon vorgerückt ist, zeigt, daß man jetzt schon den Klavierspieler Friedrich in den Bilderläden aufgehängt sehen kann. So schnell folgt jetzt der Lohn der Mitstrebt.

Zeit, die Existenz von den Weigerungen einer Frau hatte für ihn etwas so Drückendes und Quälendes, daß er es nur noch ertrug, um sein gegebenes Wort nicht zu brechen. Frau von Caumartin schien, so sehr er sie auch anging, noch keinen entscheidenden Schritt für ihn thun zu wollen. Er war überzeugt, daß es ihm fortan nicht an Gelegenheit fehlen würde, mit Glanz als Rechtsgelehrter aufzutreten, aber die Marquise wollte von dem Gerichtssaale Nichts wissen und Zephirine lachte über den Ernst der Toga. Er hätte sich jetzt selbst helfen können, da er seinen Einfluß vollkommen festgestellt hatte; aber er hatte sich verpflichtet seine Beschützerin handeln zu lassen und er fühlte sich durchs Nichts berechtigt, ohne sie dem quälenden Zustande ein Ende zu machen.

In einer so trüben Stimmung, wie er seit Jahren nicht empfunden hatte, besuchte Julius eines Abends bei der Marquise eine jener häuslichen Vorstellungen, welche sie eingeführt hatte und denen die lieblichsten und geistreichsten Frauen sowohl wie anerkannt talentvolle Männer gern beiwohnten. Frau von G.... und die Marquise de C.... spielten ihre Rollen so vortrefflich, daß Alle davon bezaubert waren; aber Julius war so sehr in sich selbst vertieft, daß Zephirine, die ihn mehrere Male angeredet hatte, ohne Antwort blieb und ihn endlich erinnern mußte, daß das Stück beendigt sei.

Er schien sie nicht zu verstehen, und als sie seinen Arm nahm, folgte er ihr maschinenmäßig. Henri und der Baron de Breteuil hatten bemerkt, daß Frau von Aubaine Julius so mit sich führte, wie man einen Nachtwandler oder Blinden leitet. Mehrere aus der Gesellschaft hatten sich gleichzeitig in den anderen Salon verbreitet, wo man spielte oder sich unterhielt. Viele drängten sich um das Kanapee der Hausfrau. Plötzlich stürzt Julius heftig bewegt in den Saal. Er dringt durch die Männer, welche ihm Platz machen; er schiebt die Frauen, welche ungehalten sind und ihn auslachen, zur Seite. Er nähert sich der Frau von Caumartin. Sie sieht ihn an und erschrickt über den Ausdruck seines Antlitzes. Seine Lippen beben, seine Augenbrauen ziehen sich zusammen und die Ruhe selbst, welche er erzwingt, ist der stärkste Beweis einer flammenden Leidenschaft.

„Können Sie die Menschen nicht entfernen? ich habe mit Ihnen zu reden!“ sagte er leise zu der Marquise; aber ein Jeder hatte den Sinn seiner Worte aus seinen Blicken gelesen. Frau von Caumartin war in der größten Verlegenheit. Ein so wenig passender Ausdruck der Gefühle, eine so große Hintansetzung des Wohlanstandes hatte sie sich von Julius nicht denken können. Sie fühlte, daß er in den Augen der Menschen, die ihn mit brennender Neugierde anstarrten, welche keine Lust zu haben schienen sich zu entfernen und welche sie, ohne Anstoß zu geben, nicht entfernen konnte, verloren sein müßte. Es war ein Augenblick fürchterlicher Spannung, denn Julius schien die Gefahr zu verlieren und bereit zu sein, seine Bitte laut zu wiederholen. Hier stand noch mehr auf dem Spiele als Julius' Glück: Maria's guter Name und ihre Stellung in der Welt. Da trat langsam und ruhig, an dem Arme eines Mannes, der unter Allen den geachtetsten Namen führte, Zephirine in den Saal. Es lag etwas von der Schlange in ihrem schönen, blauen Frauenauge. Sie schien Julius nicht zu sehen. Sie gesellte sich zu einer Frau, welche sie nur selten sprach. „Zuweilen langweilt man sich hier,“ sagte sie ziemlich laut, „ich habe meinen Wagen bestellen lassen.“ Die Frau sah wohl ein, daß sie da, wo die Baronesse sich langweilte, nicht länger bleiben dürfe. Der Herr, welcher die Dame führen sollte, saß nahe bei der Marquise. Er benutzte sich plötzlich. Die Uebrigen begriffen, daß Etwas vorgefallen sein müsse, weshalb man hier nicht länger verweilen dürfe. In wenigen Minuten war der Saal leer, nur Herr von Breteuil blieb. Er sah Maria traurig an. „Hatten Sie Zephirinen noch zurück, es muß Etwas vorgefallen sein!“ rief sie, schnell sich fassend. Erst nachdem der Baron sich entfernt hatte, brach sie in Thränen aus. Die Frau, welcher die Bewunderung der Menschen zum Bedürfniß geworden war, sah sich von den Menschen verlassen!

Für Julius waren ihre Thränen ein Verweis.

„Hören Sie mich, gnädige Frau!“ sagte er, sanft ihre Hand ergreifend, „ich will Sie nicht anklagen, ich will nicht übereilt handeln, aber hören Sie mich an!“

„Ich glaube Alles zu wissen. Wir sind Beide verloren!“

„Verloren! Ja, so heißt es in Ihrer Sprache; doch beruhigen Sie sich. Die Leute werden zu Ihnen zurückkehren; aber die Schande, die Verachtung, das Unglück, welches eine einzige Lüge über mein Haupt bringt und wo ich Andere mit hinein verwickelte, das ist nie wieder gut zu machen!“

„Was hat sich mit Zephirinen zugetragen?“

„Jetzt erst sehe ich das Schändliche unseres Betrugs ein, weil sie mit hinein gezogen ist. Ich will nicht glauben, gnädige Frau, daß es Ihre Absicht war. Der Betrug ist jetzt bekannt.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Zephirine weiß, daß ich verheirathet bin.“

„Unvorsichtiger! Nun wird mir Alles klar! Sie kennt mich als Mitwisserin und hat sich rächen wollen. Wozu die Ueberredung?“

„Es war keine Ueberredung. Sie mußten es wissen. Die Baronesse, welche meine trübe Stimmung heute Abend auf ihre Weise deutete, erzwang ein tête-à-tête. Sie wollte durchaus wissen, was mich betrübte. Ich sagte ihr, daß mich der lange Müßiggang langweilte. Sie wollte ihm auf eine großmüthige Art ein Ende machen. Sie machte mir einen Vorschlag, der... ach, Maria, der mich zu einer Erklärung zwang, welche mich der Frau wegen, die ich gegen meinen Willen hintergangen hatte, voller Selbstverachtung schamroth machte.“

„Also Zephirine liebt Sie? Sie hat es Ihnen gestanden?“ rief die Marquise leidenschaftlich und mit einem zufriedenen Lächeln aus. „Dann ist noch Nichts verloren!“

„Wie! Die Ruhe eines Menschen! Eine unglückliche Leidenschaft!“

„Beruhigen Sie sich; eine Frau wie diese fühlt nicht so tief. Wohl kann ihre Eitelkeit verwundet sein, ihr Herz ist es nicht; und was geschah weiter!“

„Was weiter geschah? Das brachte mir den härtesten Schlag bei. Sie können Recht haben, die Frau ist von gemeiner Denkungsart. Selbst als sie meine Verhältnisse kannte, schreckte sie vor dem, was sie Liebe nannte, nicht zurück. Sie bediente sich sogar der Verleumdung, um sich meiner Person zu sichern. Noch will ich es glauben, daß sie verleumdete, und dennoch, o mein Gott! ist ein Schein der Wahrheit vorhanden. Sie hat gesehen...“

„Das wird verwickelt, reden Sie deutlich, damit ich Sie verstehe.“

Leise, schnell und mit bebender Stimme fuhr er fort:

„Die Baronesse hat meine Gattin mit Henri gesehen; sie hat sie mir ganz genau beschrieben; sie hat es gewagt von meiner Louise zu sagen, sie sei eine... doch nein! nein! Das Wort kommt nicht über meine Zunge. Sie sagte mir, es sei nicht nöthig, einer Frau treu zu bleiben, welche mich vergessen habe. O wehe, wehe mir, ich bin die erste Veranlassung! Dürfte man sich wundern, wenn der Betrug Den, welcher ihn beging, strafte!“

„Das ist eine ungenügende Vermuthung; ich kann sie nicht denken, daß der Baron seinen Neffen mit in das Geheimniß gezogen habe, das wäre ein Mißgriff.“

„Haben Sie denn nicht bemerkt, daß Henri in der letzten Zeit die Baronesse ganz vernachlässigte und sie nicht mehr suchte?“

„Da haben Sie Recht und ich muß darüber Aufklärung haben.“ Sie klingelte. „Ist Herr von Breteuil noch hier?“

„Der Baron unterhielt sich noch vor wenigen Augenblicken mit der Baronesse von Aubaine.“

„Ersuchen Sie ihn zu mir zu kommen.“

Gleich darauf trat der Gemahnte, Zephirine führend, ein. Henri folgte ihm.

„Fräulein von Aubaine ist außer sich über das Mißverständniß, weshalb die Gesellschaft so schnell auseinanderging. Sie wünscht die Erste zu sein, welche zurückkehrt.“ So sprach der Baron, indem er Julius und Henri in einen anderen Winkel des Saales winkte.

Die Baronesse nahte sich mit einem Lächeln. Frau von Caumartin erhob sich ebenfalls lächelnd von ihrem Kanapee. Die beiden Frauen umarmten sich. Ihren gegenseitigen Haß sprachen sie durch ein Lächeln aus. Zwei Frauen aus dem Mittelalter würden sich mit Gift und Dolch verfolgt haben, oder tapfere Ritter würden ihretwegen in die Schranken getreten sein. Nun leugne man noch, daß die Sittung milder stimmt. Auch besser? Julius konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken. Er wäre bei Zephirinens Erscheinen am liebsten davon gerilt, wenn nicht Das, was daraus hervorgehen konnte, hohe Theilnahme bei ihm rege gemacht hätte. Auch hörte er sehr aufmerksam zu.

„Meine liebe Freundin!“ hub Frau von Caumartin an, „Sie waren empfindlich eines kleinen Geheimnisses wegen, als sei eine unschuldige Intrigue nicht die Würze der Gesellschaft. Doch ist es möglich, daß Sie sich an mir rächen wollten, da ich ohne Sie einen Faden, worin auch Sie verwickelt sind, angeknüpft habe. Das ist nicht nur begreiflich, sondern ich muß Ihnen sogar beipflichten; daß Sie es aber so unbehende anfingen, das heißt Sie und mich unüberlegt compromittiren.“

Die Baronesse mußte verlegen die Augen niederschlagen.

„Denn hören Sie, Fräulein von Aubaine!“ fuhr die Marquise fort, „angenommen, es wäre Ihnen geglückt die Gesellschaft mir abwendig zu machen, so wird dies bald die einzige Unterhaltung in allen Salons sein. Aber über die Ursache wird man nur Vermuthungen hegen; dies wird Veranlassung zu genauen Nachforschungen geben, und bedenken Sie, daß Sie auch Feinde haben. Und wenn morgen der Tag wäre, wo ich mir vorgenommen hatte, den Knoten zu entwirren, wenn ich noch einmal die Gesellschaft hierher lockte, und wenn ich dann unsern guten Julius, den Sie zu Ihrem Schatten gemacht haben und überall einführten, den man Ihren Geliebten nennt, der Versammlung als einen verheiratheten Mann vorstelle und sie durch das Auftreten seiner liebenswürdigen Gemahlin, welche Niemand kennt und welche Sie auch zwar nicht gekannt haben, überrasche, was meinen Sie dann? Was wird man aus Ihrem tête-à-tête mit Julius, aus seiner Gemüthsbewegung und dem plötzlichen Bruch unserer Freundschaft schließen!“

„Und wollten Sie das?“ fragte die Baronesse nicht ohne Unruhe; „aber damit würden Sie auch ihm schaden, er hat das Ziel noch nicht erreicht.“

„Sie können diesem Allem zuvorkommen. Wollen Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen? Wollen Sie Antheil an einer guten Handlung nehmen? Wollen Sie den doppelten Vortheil erfassen, um eine Schwäche zu verbergen und Bewunderung zu verdienen? Wollen Sie das, Zephirine?“

„Aber, Frau von Caumartin, Sie haben uns Alle hintergangen, wird man Ihnen das vergeben?“

„Konnte ich anders? Sollte ich Ihrem Gefolge eine ganze Familie beigesellt haben?“

„Das ganz nicht.“

„Konnte ich einen Mann aus dem dritten Stockwerke aus der Straße Taurnon in meinem Salon Zutritt geben?“

„Unmöglich!“

„Und doch mußte ihm geholfen werden.“

„Warum zeigen Sie gerade für diesen jungen Mann so große Theilnahme?“

„Erinnern Sie sich meiner Reise nach Appenzell, einige Jahre nach meiner Verheirathung?“

Schade nur, daß man so eine Correspondenz aus dem „Kometen“ über Friedrich's Concerte in Berlin dabei vergessen hat! Ich möchte jetzt kein Fürst sein, um nicht gestochen zu werden und neben Friedrich hängen zu müssen. — Welchen Rufes unsere älteren Musikjournale genießen, zeigt folgende ergötzliche Anekdote. Ein Dilettant in Hamburg, der ein Heft Lieder unter verstelltem Namen herausgab, beauftragte Jemand in Leipzig, der Redaction einer dortigen musikalischen Zeitung ein Exemplar davon zur Besprechung zu übergeben, frug aber zugleich an, ob es denn gar nicht möglich sei, eine Beurtheilung des Machwerks im Repertorium für Musik abzuwenden! Zum Glück werden sämmtliche vorhandene musikalische Blätter, ohne Ausnahme, nur sehr wenig gelesen; namentlich jetzt fehlt allen Boden, auf dem sie erfolgreich gedeihen könnten, und wenn nur die feuilletonistische Literatur der anderen Blätter besser wäre, es würde bald mit sämmtlichen musikalischen Zeitschriften aus sein, wenigstens würde ihr Bestehen ohne Geldopfer unmöglich werden. Höher als zu ein Paar Hundert Abonnenten bringt es kein musikalisches Blatt der Gegenwart und was will das bedeuten! — Ich kenne diese Verhältnisse zu genau; sie sind jämmerlich. Am meisten Erfolg möchte vielleicht noch eine große Lobhudelei-Fabrik, verbunden mit einem musikalischen Anekdotenblatte, haben. Die Redaction könnte der Verleger seinem ersten Commis überlassen.

Nur noch eins. Die neueste Art aus einem wenig bedeutenden Componisten einen der bedeutendsten zu machen, ist: durch einen Druckfehler. So ist es in meinem letzten Berichte Herrn Aloys Schmitt in Frankfurt gegangen, bei dem statt des Wortes „bedeutendsten“ — „lederndsten“ zu lesen ist. Der Fehler ist zu grob, als daß eine Berichtigung am Ende der Nummer, wo ich bisher die den Sinn entstellenden Fehler berichtigen ließ, diesmal genügt hätte.

Ich weiß zum Abschiede nichts Versöhnliches zu sagen. Wer die Musikgeschichte der letzten Jahre kennt, weiß, daß Milde jetzt unverzeihliche Schwäche, Verheimlichung schändliche Verunreinigung der Wahrheit wäre. Stände es mit unsern musikalischen Zuständen besser, man könnte manchen armen Teufel von Componisten laufen lassen; aber der armen Teufel sind zu viele geworden, vornehmer wie geringer, wie soll da das Verdienst sich emporschwingen? — So tritt denn an die Stelle der Schonung das Recht. Wer und wie viele deren getroffen werden, ist gleichgültig; denn wo es kein Recht giebt, da hat der Mensch keinen Sporn sich über's Vieh zu erheben, da fehlt zu jeder guten That, zu jedem guten Gedanken der Muth, da bricht die Macht wilder Barbarei wieder an. Das Recht ist der letzte Anker des in den Wogen des Schicksals Versinkenden, die letzte Forderung, womit der gequälte Mensch vor seinen Peiniger tritt; und Die, welche dasind das Recht zu vertreten, sollten es verleugnen, sollten es einer verbrecherischen Nachgiebigkeit hintansetzen dürfen? — Glücklicher hienieden Der, welcher blos eine Gnade, als der ein Recht zu fordern hat. Statt des Rechts herrschen auf der Erde Gesetze und der Kampf des Rechts mit dem Gesetz ist ein großer Theil der Menschengeschichte.

Leipzig, im Juni 1845.

Herrmann Hirschbach.

„Das sind schon sieben Jahre, meine Liebe, ich war damals noch in einer Pensionsanstalt.“

„Doch müssen Sie wissen, daß man in Paris viel darüber sprach.“

„Ueber Ihren Muth im Erklettern der Berge und über den Jüngling, der Ihnen so heldenmüthig das Leben rettete, den Sie nicht kannten und späterhin nie wieder angetroffen haben.“

„Nun, Zephirine, der Jüngling ist gefunden.“

„Julius de l'Hopital?“

„Er selbst. Und könnten Sie denken, daß ich jetzt Nichts für Den thun wollte, der so Vieles für mich wagte? Und glauben Sie, daß ich nicht lieber alle meine Freunde aufopfern würde, als diesen Einen im Stiche zu lassen? Und glauben Sie, daß ich Ihnen nicht ewig verpflichtet sein würde, wenn Sie mir hülfreiche Hand leisten?“

Die Baronesse war wirklich gerührt.

„Maria, ich glaube, daß wir uns gegenseitig zu lange Zeit verkannt haben. Sie mußten so handeln; mein Plan war auch gut, denn wahrlich, ich wollte ihn heirathen. Solcher Männer findet man nicht viele in unsern Salons.“

„Es ist also abgemacht, daß Sie meine Verbündete sind und daß wir fortan die besten Freundinnen sein wollen. Morgen sprechen wir uns weiter.“ Hierauf erhob sich die Baronesse von ihrem Sitze und winkte Henri, sie zu begleiten. Im Weggehen wendete sie sich lachend an Julius:

„Sind Sie mir noch böse, Herr de l'Hopital, daß ich mir einen kleinen Scherz mit Ihnen erlaubte?“

Julius war wie versteinert. Er wußte nicht mehr Gesicht von Maske zu unterscheiden. „O Himmel! diese Menschen,“ sprach er laut, als sei er allein, „sind sogar falsch in ihren Leidenschaften. Ihre Liebe kostet ihnen keinen Seufzer, ihr Haß keine einzige Thräne.“ Der Baron und die Marquise lächelten. „Und dennoch muß ich Sie bitten,“ sprach die Letztere, „mir noch zwei Tage zu folgen.“

„Zwei Tage! Dem sei so, gnädige Frau; aber auch um Gottesmillen nicht länger, denn länger kann ich es in Ihrer Welt nicht aushalten.“

Gläßt entfernte er sich.

Während die beiden Frauen Frieden schlossen, hatten die beiden Männer auch ein Wort gewechselt. Die leidenschaftliche Frage unseres Helden nach seinen Verhältnissen mit einer jungen, blonden Dame, die man mit ihm habe ausfahren sehen, wurde von Henri mit lautem Lachen beantwortet. Als der Baron aber Ernst gebot, sagte er:

„Mein Gott, wozu dieser ewige Argwohn? Dieselbe Frage that mir schon Zephirine. Nun, so hören Sie. Ich fuhr bei St. Roche vorüber; ich weiß nicht, welchen Heiligen man dort anbetete, aber die Messe war vorüber, die Frommen entfernten sich unter der lieblichen Besprengung eines Platzregens, der doch nicht arg genug war die Weihrauchswolken abzukühlen. Unter Allen gewahrte ich eine junge Dame, welche sich verlegen nach Satz umsah. Die junge Frau war interessant und fashionable und ernst genug ihr eine Artigkeit zu erweisen; ich that, was ein Mylord allein nicht gethan hätte: ich bot ihr einen Platz in meiner Britschka an. Sie zögerte, aber ein Blick auf die schmutzigen Trottoirs brachte sie zum Entschlusse. Ich brachte sie nach der Straße Tournon, ich weiß nicht welche Nummer; ich wollte mit ihr in das Haus gehen, wurde aber vor der Thür mit vieler Höflichkeit abgefertigt; meine Schöne schämte sich vielleicht ihres Stockwerks und ich zog mich mit der seligen Genugthuung zurück, zwei zarte Füßchen trocken erhalten zu haben. Dies ist die ganze Geschichte. Zu meinem Unglücke mußte mich Zephirine sehen und ich habe viel darüber hören müssen.“

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, mein Mißtrauen, meine Theilnahme und meine Thorheit! — die Frau war meine Frau!“

„Ihre Frau! Das macht Ihrer Wahl Ehre. Sie verdienen noch mehr Achtung, als ich glaubte: Sie haben sich da schnell eine Familie improvisirt.“

Die Baronesse winkte und das Gespräch war aus.

IX.

Der gute Menschen zum Guten leitet.
Goethe.

Am folgenden Tage hatte die Marquise mit der Baronesse und dem vornehmen Herrn, den Zephirine beherrschte, eine lange Unterredung; etwas später kam auch der Baron de Breteuil und der Arzt der Marquise. Andere Besuche wurden nicht angenommen. Gegen Mittag verlautete es, daß die Marquise eine Landpartie machen wolle und daß die Baronesse d'Aubaine und Herr von ..... die Einladungskarten austheilten. Ein Jeder wollte dabei sein, denn man vermuthete, daß der Vorfall des vorigen Abends enträtselt werden würde.

Die elegante Welt strömte herbei.

Blendend glänzte der reiche Lack der Wagen, das mit Silber verzierte Geschirr, das glänzende Haar der muthigen Rosse, die Seidenstoffe der Damenkleider, ihre klaren Augen und ihr reines Ebenbild in der hellen Julisonne. Die Natur schien diesem Feste zuzujauchzen. Die Berline der Marquise, comfortabler als der Tragsessel eines Abbé's aus dem 17. Jahrhunderte, eröffnete den Zug. Ihr Arzt, der Baron de Breteuil und der vornehme Herr waren in ihrem Wagen. Darauf folgte Zephirinens leichte, anmuthige Kalesche mit der Pracht ihrer Livreen und Pferde. Und der arme Mann, der einst mit einem so düsteren Blicke nach diesem amüsanten Glanze aufgesehen hatte, saß ihr gegenüber. Nur bezeichneten jetzt seine Züge größere Unruhe und sein Lachen war peinlicher, sein Haupt beugte sich tiefer. Er fühlte sich nicht mehr so rein. Er war nicht mehr so stolz. Er dachte über die merkwürdige Veränderung des Schicksals nach, welche ihm in diesem Wagen einen Platz angewiesen hatte, dessen Kutscher früher so verächtlich auf ihn niedersah. Es ärgerte ihn, daß er nicht von den Flecken des gesellschaftlichen Verkehrs frei geblieben war. Fortan mochte er nicht mehr gegen das Laster eifern, denn er hatte der Lüge und dem Betruge die Hand geboten. Ein einziger Gedanke hielt ihn noch aufrecht. Es war das letzte Mal. Fortan würde er sich selbst nieder angehören, wenn auch das ganze Kartenhaus von dem geträumten Glücke zusammenstürze und er mit seiner Gattin von ihrer Händearbeit leben müßte.

Diese Betrachtungen machten ihn nicht beredt. Die Baronesse mußte mit Henri's Artigkeiten über das, was er ihren Pilgerzug nach dem Eldorado nannte, dessen Columbus Frau von Caumartin sein sollte, verlieb nehmen. Ein Jeder kannte ihr freundliches Landhaus in der Nähe von St. Cloud, welches sie immer bewohnte, und als man durch die Bäume eine weiße Façade durchscheinen sah, war Julius vielleicht der Einzige, welcher nicht wußte, daß man dem Ziele so nahe sei. Man fuhr vor. Zahlreiche Bediente bemächtigten sich der leeren Wagen. Frau von Caumartin, von Herrn von ... gestützt, schritt ihren Gästen voran auf eine breite Terrasse, wo man auf dem zarten Grasteppich beinahe alle Blumen der vier Welttheile in zierlichen Vasen stehen sah. Zephirine nahm Julius' Arm. Die Uebrigen folgten. Beim ersten Geräusche der Ankommenden hatten sich die breiten Flügelthüren der kühlen Vorhalle geöffnet und eine junge Frau zeigte sich auf der Schwelle als eine freundliche Göttin der Gastfreundschaft. Auf einmal hörte man einen lauten Schrei. Julius riß sich von Zephirinens Arm los, eilte auf die junge Frau zu und sank in die Arme seiner Louise.

„Da ist wieder mein Spielverderber,“ sagte Frau von Caumartin, „er kann nicht einmal warten, bis ich sie ihm vorstelle. Und nun, meine Damen! Sie hatten vielleicht ein ländliches Fest erwartet; verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen nichts Anderes anbiete als den letzten Akt eines Lustspieles. Man hatte dem Herrn de l'Hopital seine Gattin entführt, damit er sich freier in unserem Zirkel bewegen konnte. Seine wohlthätige Fee führt sie jetzt in einem Blumenpalaste ihm wieder zu. So viel ist gewiß, er hätte bald die Geduld verloren, einen Beweis dazu lieferte er in meinem Salon; auch würde die Probe noch nicht beendigt sein, wenn nicht die Baronesse von Aubaine und Herr von .... meine Zauberräthe gewesen hätten.“

„Um es Ihnen deutlich zu machen,“ so wandte sich Herr von ..... zu Julius, der mit seiner Louise an der Hand beinahe nicht zuhörte, „nehme ich mir die Freiheit von mir zu reden. Vor wenigen Tagen wurde ich zum Gesandten am ....schen Hofe ernannt. Man überließ mir die Wahl des ersten Secretärs. Schon lange hörte ich überall Ihre Verdienste rühmen und die Baronesse besonders bedauerte, daß Ihre Talente so unbenutzt blieben. Natürlich fiel mein erster Gedanke auf Sie; aber es stellte sich ein Hinderniß in den Weg: Sie waren nicht verheirathet und für die Stellung am ....schen Hofe paßt besser ein verheiratheter Mann als ein Salonheld. Diesen Irrthum hatte die Baronesse die Güte, mir zu benehmen, und ich zweifle nicht, mein Herr, daß Sie den Platz, der Ihnen gebührt, annehmen werden.“

Julius war wie vom Uebermaße seines Glückes an den Boden geheftet. Zwei große Thränen in seinen Augen ergänzten seine stumme Verbeugung und seine stammelnden Worte. Seine Louise fiel dem Gesandten, dann Zephirinen zu Füßen und darauf in die Arme der Frau von Caumartin: „Ich bringe Ihnen mehr Gäste als ich versprochen hatte,“ sagte ihr die Marquise, „aber ich weiß, daß willkommene darunter sind.“

Wir vermögen nicht jeden Ausruf, alle die Verwunderung und Dankbarkeit zu schildern. Julius in den Armen seiner blinden, von dem Baron und Minna geführten Mutter, die Gruppen der jauchzenden Gäste, die Röthe auf den Wangen der tugendhaften Frauen, die in den Augen der lieben Mädchen glänzenden Thränen, das wohlwollende Lächeln auf dem Antlitze der Männer: dies waren die Hauptzüge eines Schauspieles, welches in dem großen Gesellschaftssaale weiter fortgesetzt wurde; und dann das rohe Wort des Barons, als Henri hinzufügte: „Wenn ich jetzt an das bois de Boulogne zurückdenke, dann hat die Laune einer schönen Frau das Alles gethan;“ — „Die Laune einer Frau, junger Mann! Verkennen Sie doch nicht immer die Hand der Vorsehung!“

Bei der Zurückfahrt nach Paris sagte Einer der Gäste: „Die Marquise erhebt sich nur von ihrem Divan, um Gutes zu thun;“ ein Anderer fügte hinzu: „Im théâtre français amüsirt man sich nicht so sehr, als bei den Lustspielen der Frau von Caumartin.“ „Fände sich nur für einen jeden de l'Hopital ein Baron von Breteuil!“ setzte der Doctor seufzend hinzu.

Diese wenigen Worte befreien den Leser von meiner Nutzanwendung; er möge sie selbst suchen und seine Folgerungen daraus ziehen, wenn es anders möglich ist, in meinen schwachen Entwürfen Etwas zu finden, was zum Denken Veranlassung giebt.

A. L. G. Toussaint.

Frage.

Er stand wohl auf dem Bergesgrat,
Wollt werden ein Jesuit.
Drunten ein Hammer pochen that —
Drinnen sein Herze mit.
Zur Rechten und zur Linken
Führt ein Weg zu Thal.
Ach Wanken und ach Winken!
So spute Dich zur Wahl.

Ob seiner Zukunft sitzen zwei
Gedanken zu Gericht.
Der eine: Geh und werde frei!
Der andre: Liebe! spricht.
Zu Füßen im Blauen drüben
Die Welt er sich liegen sieht,
Zu Füßen im Grünen üben
Sein Mädchen vor ihm kniet.

Dort wie sie an den Thronen stehn
Die kühnen Priester all!
Und, in den Händen Kronen, gehn
Wohl über den Erdenball!

Dort — wie in goldner Runde
Im Chor der Bischof sitzt,
Und wie im Hintergrunde
Hell die Tiare blitzt.

Und hier, o Herz! durch Weinland blinkt's,
Bei Gott, kein Scheidegruß!
Und hier, mit Hand und Augen winkt's
Zu Liebchens süßem Kuß.
„Maria, Du Hochverehrte,
Du in der Blende dort —
Soll ich zu ihrem Herde
Heimkehren oder fort?“

Und was sie ihm für einen Rath
Ertheilt — ob Grün, ob Blau?
Sehr ernst ihn angesehen hat
Die heiße, heil'ge Frau.
Weiß nicht, ob gute Lehren
Sie ihm gegeben damit.
Sah ihn nur heimwärts kehren
Zu Thal in schnellem Schritt.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn J. H. in B. — Wir müssen vorläufig für Ihr gefälliges Anerbieten danken.

Mehrere Abonnenten in D. — Sie dürfen überzeugt sein, daß wir Ihren Wünschen zu entsprechen bemüht sein werden. Die erste Nummer des zweiten Bandes wird Ihnen ein Inhaltsverzeichniß des Bisherigen bringen, ferner folgt Laube's Struensee und auch Ihren speciellen Lieblingsautor werden wir gelegentlich wieder um einen Beitrag bitten.

Herrn J. R. in Kr. — Das zuletzt eingesandte Gedicht müssen wir leider zu Ihrer Verfügung stellen!

Eingegangene Manuscripte: — Mel 22. Nr. 145. W. C. v. B. in D. Nr. 146. L. D. in M. Nr. 153. G. in D.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Novellen-Zeitung.
Wöchentlich 1 Nummer. Preis 10 Pfennig. Jährlich 52 Nummern. Preis 5 Mark.

Nr. 1. Ein Blick in die Zukunft.

Seite
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 1
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 2
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 3
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 4
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 5
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 6
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 7
Ein Blick in die Zukunft. Novelle von Ernst Ecker 8

Ein Blick in die Zukunft.

Novelle von Ernst Ecker.

Es war ein schöner Frühlingsabend. Die Sonne hatte sich soeben hinter den Bergen verborgen, und ihre letzten Strahlen vergoldeten noch die Spitzen der Tannen, welche den Rand des Waldes bildeten, der sich in einiger Entfernung von dem Dorfe Hochstetten hinzog.

Auf einem Hügel, der sich über das Dorf erhob, stand ein junger Mann, der mit seinen Blicken die Gegend durchforschte, als ob er Jemand suche.

Er war ein Bursche von kräftigem Körperbau, mit einem offenen, ehrlichen Gesicht, das jetzt einen Ausdruck von Ungeduld trug.

Er hatte sich hier mit seinem Freunde Hans Bergmann verabredet, und dieser war noch nicht erschienen.

Endlich sah er ihn aus dem Walde kommen und auf sich zueilen.

Als Hans bei ihm angelangt war, sagte er:

„Du hast mich lange warten lassen, Hans.“

„Ich konnte nicht früher kommen, Fritz,“ antwortete Hans. „Ich mußte noch meinen Vater in die Stadt begleiten.“

„Was hattet Ihr denn dort zu thun?“

„Wir hatten unser Getreide verkauft und mußten es abliefern.“

„Ihr habt also einen guten Preis dafür bekommen?“

„Ja, einen sehr guten.“

„Dann kannst Du Dich ja freuen.“

„Ich freue mich auch, aber ich habe noch einen anderen Grund zur Freude.“

„Welchen?“

„Ich habe Dir etwas mitgebracht.“

„Was ist es?“

„Ein Buch.“

„Ein Buch?“

„Ja, ein Buch, das Dir gefallen wird.“

„Ich bin neugierig, was es ist.“

„Du sollst es sogleich erfahren.“

Hans zog ein Buch aus der Tasche und reichte es seinem Freunde.

Dieser las den Titel und sagte:

„Ein Blick in die Zukunft.“

„Ja, ein Blick in die Zukunft,“ wiederholte Hans. „Ich habe es in der Stadt gekauft, und ich bin überzeugt, daß es Dir gefallen wird.“

„Ich bin auch überzeugt davon,“ sagte Fritz. „Ich werde es sogleich lesen.“

„Thue es,“ sagte Hans.

Fritz schlug das Buch auf und las.

Hans sah ihm dabei zu.

Nach einiger Zeit sagte Fritz:

„Du hast Recht gehabt, Hans, das Buch gefällt mir.“

„Ich habe es mir gedacht,“ sagte Hans.

„Es ist sehr interessant,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr lehrreich,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr belehrend,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr unterhaltend,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr spannend,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr ergreifend,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr rührend,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr traurig,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr schön,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr gut,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr schlecht,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr langweilig,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr dumm,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr albern,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr unsinnig,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr verrückt,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr toll,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr närrisch,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr lächerlich,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr komisch,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr drollig,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr spaßhaft,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr witzig,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr geistreich,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr gelehrt,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr weise,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr klug,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr vernünftig,“ sagte Fritz.

„Ich habe es mir gedacht,“ wiederholte Hans.

„Es ist sehr gescheidt

Kriegsbilder aus Belgien.

Deutsche Truppen in Brüssel.

Deutsche Truppen in Brüssel.

Katholiken bekommen, welche sehr gehorsam und gut geschult, auf diese Weise die ehrfurchtsvollen Unterthanen unseres heiligen Vaters werden.

— Und auf diese Weise, — versetzte der belgische Bischof lächelnd, — könnte nach einer gewissen Zeit, wenn unser heiliger Vater vielleicht einmal die Katholiken Frankreichs ihres Gehorsams gegen die bestehende weltliche Macht entbinden wollte, eine andere Macht anerkannt und derselben sogleich eine bedeutende katholische und ganz gebildete Partei zugesichert werden.

Dies sagend wischte sich der Bischof den Schweiß von der Stirn und schöpfte in einem der mit Chocolade-Eis gefüllten Gefäße etwas Sibirien.

— Und eine Macht zeigt sich stets für ein solches Geschenk sehr dankbar, — sagte die Prinzessin auch lächelnd, — und bewilligt der Kirche dann große Gerechtsame

— Und so nimmt die Kirche den Platz ein, welchen sie einnehmen muß und den sie unglücklicher Weise in Frankreich in diesen Zeiten der Gottlosigkeit und Anarchie nicht inne hat, — sagte der Cardinal. — Zum Glück habe ich auf meinem Wege eine gute Anzahl Prälaten gesprochen, deren Lauheit ich getadelt und deren Eifer ich angestachelt habe,... indem ich ihnen im Namen des heiligen Vaters anempfahl, die Freiheit der Presse und der Cultur offen und kühn anzugreifen, obgleich dieselbe von abscheulichen, revolutionären Gesetzen anerkannt ist.

— O, Ew. Eminenz haben sich also nicht vor den furchtbaren Gefahren, vor den grausamen Martern gescheut, welchen unsere Prälaten ausgesetzt sein werden, sobald sie dem Befehle gehorchen, — sagte die Prinzessin lustig. — Und diese furchtbaren Risiken wegen Mißbrauch, Monsignore, denn genau besehen, wenn Ew. Eminenz in Frankreich residirten, würden Sie die Gesetze des Landes angreifen,... wie diese Race von Advocaten und Parlamentsschwätzern zu sagen pflegt. Und dann, wie schrecklich, dann würde der Staatsrath erklären, daß in Ihrem Befehle ein Amtsmißbrauch sei, Monsignore, ein Uebergriff der Gewalt, begreifen Sie wohl, was darin Schreckliches für einen Kirchenfürsten liegt, der, auf seinem Throne sitzend, von seinen Würdenträgern und Capiteln umgeben, von ferne einige Dutzend atheistischer Bureaukraten mit blauer und schwarzer Uniform in allen Stimmen, vom Falsett bis zum Baß schreien hört: Es ist ein Mißbrauch, es ist ein Mißbrauch! In der That, wenn irgendwo Mißbrauch ist, so findet man denselben nur bei diesen Leuten, einen Mißbrauch der Lächerlichkeit nämlich.

Dieser Scherz der Prinzessin wurde mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen.

Der belgische Bischof versetzte:

— Ich meines Theils finde, daß diese stolzen Vertheidiger der Gesetze, während sie sich ungeheuer aufblasen, doch mit einer vollkommen christlichen Demuth verfahren. Ein Prälat setzt ihrer Gottlosigkeit auf die härteste Weise zu und sie antworten bescheiden, indem sie eine Verdrehung machen: O, Monsignore, das ist Mißbrauch.

Abermaliges Gelächter folgte diesem Spaße.

— Man muß ihnen wohl das Vergnügen dieser unschuldigen Schreiereien von Schülern lassen, welche durch die strenge Ruthe des Schulmeisters belästigt werden, — sagte der Cardinal lächelnd. — Wir werden stets dabei sein, ihnen zum Trotz und gegen ihre Absichten... erstens, weil wir mehr als sie selbst auf ihr Seelenheil bedacht sind, dann, weil die Staatsgewalt uns stets nöthig haben wird, ihr die Weihe zu geben und den Volksgeist zu zügeln. Während übrigens die Advocaten, die Parlamentsredner und die Atheisten der Universität das Geschrei ohnmächtigen Hasses laut werden lassen, nähern sich die wahrhaft christlichen Seelen und verbinden sich gegen die Gottlosigkeit. Als ich durch Lyon kam, bin ich tief gerührt worden... Das ist ja eine wahrhaft römische Stadt: Brüderschaften, Büßer, Stifter von allen Arten... Nichts fehlt und was noch mehr sagen will, mehr als 300,000 Thaler Schenkungen in einem Jahre an den Clerus... O, Lyon ist die würdige Hauptstadt des katholischen Frankreichs... 300,000 Thaler jährliche Schenkungen, das muß die Gottlosigkeit niederschmettern. 300,000 Thaler! Was werden die Herrn Philosophen darauf antworten?

— Unglücklicher Weise, Monsignore, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon, ich muß sogar Ew. Eminenz davon unterrichten, daß sich ein sehr ernstes Zeichen der Zeit kund giebt. Einige Mitglieder des niederen Clerus nehmen sich heraus gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen, dessen Armuth und Entbehrungen zu theilen und bereiten sich darauf vor, im Namen der evangelischen Gleichheit gegen Das Einspruch zu thun, was sie die despotische Aristokratie der Bischöfe nennen.

— Wenn sie diese Kühnheit hätten, — rief der Cardinal, — wäre keine Acht, keine Strafe streng genug für eine solche Rebellion.

— Sie wagen noch mehr, Monsignore... Einige denken sogar daran ein Schisma zu bewerkstelligen, zu verlangen, daß die französische Kirche durchaus von Rom getrennt sein solle, unter dem Vorwande, daß der Ultramontenismus die ursprüngliche Reinheit der Vorschriften Christi verdorben und verschlechtert hat. Ein junger Priester, der früher Missionär war und jetzt Landpfarrer, der Abbé Gabriel von Rennepont, den ich durch seine Oberen nach Paris habe fordern lassen, hat sich zum Mittelpunkte einer Art von Propaganda gemacht. Er hat mehrere Geistliche der in seiner Nähe liegenden Gemeinden versammelt und, obwohl er ihnen absoluten Gehorsam gegen ihre Bischöfe anempfiehlt, sie aufgefordert, ihre Rechte als französische Bürger zu benutzen, um auf gesetzlichem Wege zu der sogenannten Befreiung des niederen Clerus zu gelangen. Denn seiner Ansicht nach sind die Sprengelpriester der Willkür der Bischöfe untergeordnet, welche sie mit dem Interdict belegen und ihnen das Brod nehmen, ohne daß Jemand dagegen Einspruch thun oder sie darüber zur Rechenschaft ziehen kann.*)

— Das ist ja ein katholischer Luther, dieser junge Mann, — sagte der Bischof.

Und auf den Zehen gehend goß er sich ein herrliches Glas Madeira ein, in das er einen Bischofsstab von Marzipan tauchte.

Durch das Beispiel angeregt, hielt der Cardinal unter dem Vorwande, am Feuer des Kamins seine stets frierenden Füße sich zu wärmen, es für angemessen, sich ein Glas vortrefflichen alten Malaga's zu gönnen, das er schlückweise mit der Miene tiefen Nachdenkens austrank, und darauf versetzte er:

— So macht sich also dieser Abbé Gabriel zum Reformator. Er muß ehrgeizig sein. Ist er gefährlich?

— Auf unsere Anfrage haben seine Oberen ihn allerdings so beurtheilt; man hat ihm befohlen sich hierher zu verfügen; er wird sogleich kommen und ich werde Ew. Eminenz sagen, weshalb ich ihn entboten habe, aber vorher theile ich Ihnen eine Notiz mit, welche in wenigen Zügen die verderblichen Bestrebungen des Abbé Gabriel auseinandersetzt. Man hat ihm über mehrere seiner Handlungen die folgenden Fragen vorgelegt. Er hat so geantwortet, wie hier geschrieben steht, und in Folge dieser Antworten haben seine Vorgesetzten ihn abberufen.

Dies sagend, nahm der Vater Aigrigny aus seiner Brieftasche ein Papier, von welchem er Folgendes abla.

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie einem Einwohner Ihres Sprengels, der in der abscheulichsten Unbußfertigkeit gestorben war, da er sich selbst getödtet hatte, die kirchlichen Ehren erzeigt haben?"

Antwort des Abbé Gabriel:

„Ich habe ihm die letzten Ehren erzeigt, weil er mehr als jeder Andere wegen seines schuldvollen Absterbens der Gebete „der Kirche bedurfte; während der Nachtwache, welche auf seine „Beerdigung gefolgt ist, habe ich für ihn noch die göttliche „Barmherzigkeit angefleht."

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie vergoldete Gefäße und verschiedene „Verschönerungen zurückgewiesen haben, mit denen eines Ihrer „Beichtkinder von frommem Eifer getrieben Ihre Kirche beschenken wollte?"

Antwort:

„Ich habe diese vergoldeten Gefäße und die Verschönerungen zurückgewiesen, weil das Haus des Herrn stets demüthig „und ohne Prunk sein soll, um unaufhörlich die Heiligen daran zu erinnern, daß der göttliche Heiland in einem Stalle „geboren ist; ich habe die Person, welche meinem Sprengel „diese unnützen Geschenke hat machen wollen, aufgefordert, dieses Geld zu wohlangewandten Almosen zu benutzen, indem ich „ihr versicherte, das würde dem Herrn angenehmer sein."

— Das ist ja die bitterste und heftigste Declamation gegen die Ausschmückung der Tempel, — rief der Cardinal. — Dieser Priester ist äußerst gefährlich. Fahren Sie fort, mein sehr lieber Vater.

Und in seiner Entrüstung verzehrte Se. Eminenz mehrere Portionen Erdbeeren.

Der Vater Aigrigny fuhr fort:

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie in Ihrer Pfarre einen Dorfbewohner, einen Schweizer von Geburt und dem protestantischen „Glauben angehörend, beherbergt und mehrere Tage hindurch „gepflegt haben? Ist es wahr, daß Sie nicht blos nicht versucht haben, ihn zur römisch-katholisch-apostolischen Religion „zu bekehren, sondern daß Sie Ihre Pflichtvergessenheit so „weit getrieben haben, diesen Ketzer auf dem für unsere fromme „Gemeinschaft bestimmten Kirchhofe zu begraben?"

Antwort:

„Einer meiner Brüder war ohne Obdach. Er hatte ein „anständiges und arbeitsames Leben geführt. Alt geworden „schien ihm die Kräfte zur Arbeit; darauf wurde er auch „noch krank und nun vertrieb ihn aus seiner Hütte ein unbarmherziger Mensch, dem er ein Jahr Miethe schuldig war; „ich habe diesen Greis in meinem Hause aufgenommen und „ihn in seinen letzten Tagen getröstet. Dieser arme Geschöpf „hatte sein ganzes Leben lang gelitten und gearbeitet und im „Augenblicke des Todes entfuhr ihm nicht ein Wort der Bitterkeit gegen sein Schicksal. Er empfahl sich Gott und küßte „fromm das Crucifix. Und seine reine, unverdorbene Seele „dauchte er in Gott aus... ich habe seine Augen mit Ehrfurcht geschlossen, habe ihn selbst begraben, für ihn gebetet, „und obgleich er im protestantischen Glauben gestorben, habe „ich ihn doch für würdig gehalten, auf den Friedhof zu kommen."

— Immer besser, — sagte der Cardinal, — es ist ja eine fürchterliche Duldsamkeit, — das ist ein abscheulicher Angriff gegen jene Maxime, in welcher der ganze Katholicismus liegt: Außerhalb der Kirche kein Heil.

— Alles das ist um so nichtiger, Monsignore, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — als die ganz christliche Sanftmuth, Barmherzigkeit und Frömmigkeit des Abbé Gabriel nicht blos in seiner Gemeinde, sondern auch in den umgebenden eine wahre Begeisterung hervorgebracht hat. Die Geistlichen der benachbarten Sprengel haben der allgemeinen Verlockung nachgegeben und man muß gestehen, ohne seine Mäßigung würde es zu einem wahren Schisma gekommen sein.

— Aber was hoffen Sie, indem Sie ihn hierherführen? — sagte der Prälat.

— Die Stellung des Abbé Gabriel ist eine zusammengesetzte: erstens, als Erbe der Familie Rennepont...

— Er hat doch seine Rechte cedirt? — fragte der Cardinal.

— Ja, Monsignore, und diese Cession, welche erst der Form nach ungültig war, ist seit Kurzem und zwar wie ich eingestehen muß, ganz mit seiner Zustimmung, vollkommen in Ordnung gebracht worden, denn er hatte geschworen, was auch kommen möge, der Gesellschaft Jesu seinen Antheil an diesem Vermögen vollkommen abzutreten. Nichts desto weniger glaubt Se. Ehrwürden, der Vater Rodin, daß man, wenn Ew. Eminenz dem Abbé Gabriel versträtten, daß er von

*) Ein eben so ehrwürdiger als verdienter Geistlicher hat uns von einem armen, jungen Priester erzählt, daß er von seinem Bischofe ohne hinreichenden Grund mit dem Interdict belegt, vor Hunger und Elend zu sterben im Begriff gewesen sei und so gezwungen wurde — natürlich indem er seinen heiligen Charakter verbarg, als Kellner in einem Kaffeehause zu Lille zu dienen, wo sein Bruder eine gleiche Stellung hatte.

Für die höhere französische Tragödie offenbarte sich an zwei Orten ein polarisch sich gegenüberstehendes Interesse. Wien führte Ponsard's Lukrezia auf das Burgtheater, Hamburg Victor Hugo's le Roi s'amuse auf das Stadttheater ein. Beim letzteren Stücke amüsirte sich das Publicum königlich und zertrümmerte es; die Erstere hat in Oestreich einer Menge von Dichtern die Köpfe verwirrt. Alles will dort Ponsard's Schicksal theilen, Alle wollen sie, erst unbekannt, plötzlich entdeckt und mit Ruhm überschüttet werden. Alle Helden und Heldinnen des Plutarch sind in Tragödien verwandelt worden und belagern das Portal des Burgtheaters. „Ich bin ein Ponsard!" ruft eine Stimme aus Stockerau. „Ich bin Einer," ruft eine Stimme aus Jung-Bunzlau, ein Dritter aus Leitmeritz, ein Vierter aus Leitomischl, ein Fünfter aus Steinesiedel und einem Sechsten aus Zwittau ist es wirklich gelungen, mit einem „Spartakus," als ein Ponsard acht Tage lang von Wien vergöttert zu werden.

Doch über das Originaldrama in unserer nächsten Uebersicht. Hier nur noch zwei Bemerkungen.

Im Ganzen hat der lebendige Wechselverkehr der Bühne mit den Entwickelungen in der Literatur gegen früher auffallend zugenommen. Bei den Theatern großer Städte kann man sich der Aussicht hingeben, daß bald eine Zeit kommen dürfte, wo die Bühne aufhören wird, eine Bewahranstalt der alten Stücke zu bleiben. Ich bin nicht eifersüchtig genug auf die Rechte der Gegenwart, eine solche der französischen Bühnenverfassung sich nähernde Umgestaltung zu wünschen. Aber dennoch zeigt schon die Erfahrung, daß kleine Hoftheater, welche Novitäten nur ein- oder zweimal geben und dadurch ein Festhalten an das alte Repertoir nicht vermeiden können, classische Stücke gelungener darstellen, als oft die großen Bühnen großer Hauptstädte. Möchten die Letzteren sich dies zur Warnung gesagt sein lassen! Möchten sie einmal irre werden an der überlieferten Tradition jener Vorstellungen, welche der gebildete Kunstkenner gerade bei ihnen als Mustervorstellungen zu genießen wünscht! Ist es rühmlich, daß man auf dem wiener Burgtheater die kleinste aus dem Französischen übersetzte Pièce meisterhaft dargestellt sehen kann, die dort geboten „Jungfrau von Orleans" aber ungenießbar finden muß? Hier ist es, wo man überall an unsern großen Theatern den Mangel einer ästhetischen Leitung findet. Man müßte einmal anfangen, diese alten Traditionsstücke wie Neuigkeiten des Tages zu behandeln. Man müßte, trotzend dem Rollenmangel, sie nicht nur neu besetzen, neu scheniren, sondern auch den Urtext der Dichtung einer neuen Revision unterwerfen. Wie viel giebt es da nicht herzustellen, was sich von einem solchen Werke allmälig durch die Geschmacklosigkeit früherer Regieführungen, durch die Trägheit der Darsteller und die Sorglosigkeit der Kritik verloren hat. Ist es denn so ganz unmöglich, ein neues Wiedereinstudiren eines Shakespeare'schen Dramas zu etwas mehr zu machen, als zur Befriedigung einer antiquarischen Liebhaberei oder zur scheinbaren Genugthuung einiger Rigoristen, denen zu Gefallen man „Schandenhalber" einmal etwas Classisches aufführt? Ein Autor, der einen Namen besitzt, geachtet genug, um vor dem Publicum eine Verantwortung übernehmen zu können, müßte vorher ein solches classisches Werk den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen beauftragt werden. Er müßte den Dialog flüssiger, den Uebergang der Scenen minder schroff zu machen verstehen. Er müßte den Actschlüssen ihre volle Geltung geben, die oft störende und zerstreuende Ueberzahl des Personals vereinfachen und ohne eine Rolle vor der andern zu begünstigen, doch darnach trachten, den ganzen Schwerpunkt der Handlung in moderner Art auf sieben oder acht Darsteller zu vertheilen.

Was aber die Uebersetzungen anlangt, so steht zu hoffen, daß die Nationaltendenz unseres neuen Bühnenaufschwunges

seinen Vorgesetzten abberufen werden würde und ihm eine bedeutende Stellung in Rom vorschlagen, vielleicht ihn veranlassen könnte, Frankreich zu verlassen und in ihm ehrgeizige Gefühle aufregen, die wahrscheinlich nur schlummern, denn wie Ew. Eminenz sehr umsichtig bemerkten, muß jeder Reformator ehrgeizig sein.

— Ich billige diese Idee, — sagte der Cardinal nach einem Augenblicke Nachdenkens. Bei seinem Verdienste, seiner Gabe auf die Menschen zu wirken, kann der Abbé Gabriel, wenn er gefügig ist, es sehr weit bringen, und ist er es nicht, so ist es zum Heil der Kirche besser, wenn er sich zu Rom befindet, als hier;... denn in Rom haben wir, wie Sie wissen, mein sehr lieber Vater, Garantien, welche Sie unglücklicherweise in Frankreich nicht haben. *)

Nach einer Pause sagte der Cardinal plötzlich zum Vater Aigrigny:

— Da wir gerade vom Vater Rodin sprechen... offen gestanden, was halten Sie von ihm?

— Ew. Eminenz kennen seine Fähigkeit, — sagte Aigrigny mit gezwungener mißtrauischer Miene; — unser ehrwürdiger Vater General...

— Hat ihm den Auftrag gegeben, an Ihre Stelle zu treten, — sagte der Cardinal, — ich weiß das; er hat es mir in Rom gesagt. Aber was halten Sie von dem Charakter des Pater Rodin?... Kann man ihm vollkommen blinden Glauben schenken?

— Er hat einen so scharfen, so selbstständigen, so geheimnißvollen und durchdringenden Geist, — sagte Aigrigny zaudernd, — daß es schwer ist, ein sicheres Urtheil über ihn zu fällen.

— Halten Sie ihn für ehrgeizig? — sagte der Cardinal nach abermaliger Pause... — Halten Sie ihn nicht für fähig, noch andere Ziele zu haben, als den größeren Ruhm seiner Gesellschaft?... Ich habe Gründe, so mit Ihnen zu sprechen... — fügte der Prälat absichtlich hinzu.

— Aber, — versetzte der Abbé von Aigrigny nicht ohne Mißtrauen, denn Leute von derselben Art sehen sich unter einander außerordentlich vor, — wie denkt denn Ew. Eminenz selbst über ihn, theils aus eigner Anschauung, theils nach den Berichten des Vater General?

— Nun, ich meine, daß seine anscheinende Hingebung an den Orden irgend einen hinterhaltigen Gedanken verbirgt, man müßte um jeden Preis denselben zu erforschen suchen... denn seit dem Einflusse, den er sich seit langer Zeit in Rom verschafft hat, und dem ich auf die Spur gekommen bin, könnte er eines Tages und zu einem gewissen Zeitpunkte außerordentlich zu fürchten sein.

— Nun gut, — rief der Abbé von Aigrigny aus und ließ sich von seiner Eifersucht gegen Rodin hinreißen, — ich bin in dieser Beziehung der Ansicht Ew. Eminenz, denn mitunter habe ich bei ihm Aufleben von so großem als erschrecklichem Ehrgeize bemerkt und wenn ich Ew. Eminenz Alles sagen soll...

Der Vater Aigrigny konnte nicht fortfahren.

Madame Grivois öffnete in diesem Augenblicke, nachdem sie geklopft hatte, die Thür bald und winkte ihrer Herrin zu.

Die Prinzessin antwortete mit Kopfnicken.

Madame Grivois ging wieder hinaus.

Eine Secunde darauf trat Rodin in den Saal.

*) Es ist bekannt, daß noch zu dieser Stunde (1845) die Inquisition und die sogenannten Restitutionen in pace zu Rom existiren.

Sechzehntes Kapitel.

Die Rechenschaft.

Bei Rodin's Eintritt erhoben sich die beiden Prälaten und der Abbé von Aigrigny unwillkürlich, so sehr imponirte ihnen die wirkliche Ueberlegenheit dieses Mannes; ihre noch eben den Ausdruck des Mißtrauens und der Eifersucht tragenden Gesichter glätteten sich plötzlich und schienen dem ehrwürdigen Vater Rodin mit liebreicher Ehrfurcht entgegen zu lächeln; die Prinzessin ging ihm einige Schritte entgegen.

Rodin, der noch immer schmierig gekleidet war, ließ auf dem reichen Teppich die schmutzigen Spuren seiner groben Schuhe zurück, stellte seinen Regenschirm in eine Ecke und näherte sich dem Tische nicht mit seiner gewöhnlichen Demuth, sondern erhobenen Hauptes, mit freiem Schritte und sicherem Blicke; er fühlte sich nicht blos in der Mitte der Seinigen, sondern hatte auch das Bewußtsein, sie durch seine Geisteskraft zu beherrschen.

— Wir sprachen von Ew. Ehrwürden, mein sehr lieber Vater, — sagte der Cardinal mit reizender Freundlichkeit.

— So, — sagte Rodin, indem er den Prälaten fest ansah, — und was sagte man?

— Nun, — versetzte der belgische Bischof, — Alles Gute, was man von Ew. Ehrwürden sagen kann...

— Werden Sie nicht Etwas zu sich nehmen, mein sehr lieber Vater? — sagte die Prinzessin zu Rodin, indem sie auf das reichliche Büffet zeigte.

— Ich danke, Madame, ich habe heute Morgen schon meine Radieschen gegessen.

— Mein Secretär, der Abbé Bertini, der heute Morgen bei Ihrem Mahle zugegen gewesen ist, hat mich in der That von der Mäßigkeit Ew. Ehrwürden in Kenntniß gesetzt, — sagte der Prälat. — Dieselbe ist eines Anachoreten würdig.

— Ob wir nicht lieber von Geschäften sprächen? — sagte Rodin abbrechend, als Mann, der gewohnt ist, die Discussion zu beherrschen und zu leiten.

— Wir werden uns stets sehr glücklich preisen, Sie zu hören, — sagte der Prälat. — Ew. Ehrwürden haben selbst diesen Tag festgesetzt, um uns von der großen Rennepont'schen Angelegenheit zu unterhalten, sie ist so wichtig, daß sie einen großen Antheil an meiner Reise nach Frankreich hat,... denn die Interessen der sehr ruhmreichen Gesellschaft Jesu, deren Genosse zu sein ich die Ehre habe, zu unterstützen, heißt die Interessen Roms unterstützen und ich habe dem Ehrwürdigen Vater General versprochen, mich ganz und gar Ihren Diensten zu stellen.

— Ich kann nur wiederholen, was Se. Eminenz gesagt hat, — sagte der Bischof, — wir sind zusammen von Rom abgereist und haben dieselben Ansichten über die Sache.

— Gemiß, — sagte Rodin, indem er sich an den Cardinal wandte, — Ew. Ehrwürden können unserer Sache dienen... und zwar sehr stark... Ich werde Ihnen sogleich sagen auf welche Weise...

Darauf wandte er sich an die Prinzessin:

— Ich habe dem Doctor Baleinier sagen lassen, er möge hierher kommen, denn es wird gut sein, ihn von gewissen Dingen zu unterrichten.

— Man wird ihn wie gewöhnlich einlassen, — sagte die Prinzessin.

Seit der Ankunft Rodin's hatte der Abbé von Aigrigny Stillschweigen beobachtet; er schien von bittern Gefühlen beherrscht und einen innerlich heftigen Kampf zu kämpfen. Endlich stand er halb auf und sagte zu dem Prälaten:

— Ich will Ew. Eminenz nicht bitten, Richter zwischen Sr. Ehrwürden, dem Vater Rodin und zwischen mir zu sein; unser General hat gesprochen und ich habe gehorcht. Aber da Ew. Eminenz bald unsern Vorgesetzten wiedersehen werden, so wünschte ich, wenn mir diese Gunst gewährt würde, daß Sie geruhen die Antworten ihm berichten könnten, welche der ehrwürdige Vater Rodin auf einige meiner Fragen geben wird.

Der Prälat verneigte sich.

Rodin betrachtete den Abbé von Aigrigny mit verwunderter Miene und sagte kurz zu ihm:

— Das ist eine abgemachte Sache... Wozu sollen diese Fragen nützen?

— Nicht, um meine Unschuld herauszustellen, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — sondern um den Stand der Dinge in den Augen Sr. Eminenz scharf zu begrenzen.

— Nun dann sprechen Sie... aber vor allen Dingen keine unnützen Worte; — darauf zog Rodin seine dicke silberne Uhr, sah nach derselben und fügte hinzu: — Ich muß um zwei Uhr in St. Sulpice sein.

— Ich werde so kurz als möglich sein, — sagte Aigrigny mit verhaltenem Aerger und versetzte, sich an Rodin wendend: — Als Ew. Ehrwürden Ihr Handeln an die Stelle des meinigen treten lassen zu müssen glaubten, indem Sie vielleicht sehr streng die Weise tadelten, wie ich die mir anvertrauten Interessen geleitet hatte... waren diese Interessen, wie ich offen eingestehen will, gefährdet...

— Gefährdet, — versetzte Rodin ironisch; — sagen Sie doch verloren... da Sie mir befohlen hatten, man müsse nach Rom schreiben, es sei auf jede Hoffnung zu verzichten.

— Das ist die Wahrheit, — sagte Aigrigny.

— Ich habe also, — fuhr Rodin ironisch fort, — einen durchaus verzweifelten, von den... besten Aerzten aufgegebenen Kranken wieder in's Leben zurückzurufen unternommen. Fahren Sie fort.

Und seine beiden Hände in die Taschen seines Pantalons steckend, sah er Aigrigny gerade in's Gesicht.

— Ew. Ehrwürden haben mich hart getadelt, — versetzte der Vater Aigrigny, — nicht deßhalb, daß ich auf alle mögliche Weise gesucht habe, die unserer Gesellschaft auf abscheuliche Weise entrissenen Güter wieder zu erlangen...

— Alle Ihre Casuisten berechtigen sie mit Grund dazu, — sagte der Cardinal, — die Texte sind klar und bestimmt, Sie haben vollkommen das Recht, per fas aut nefas ein Gut wieder zu erringen, welches man Ihnen hinterlistigerweise entrissen hat.

— Daher, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — hat Se. Ehrwürden, der Vater Rodin mir blos die militärische Rohheit meiner Mittel vorgeworfen, ihre Gewaltsamkeit, die in gefährlicher Uneinigkeit mit den Sitten der Zeit sei... Gut... aber erstens konnte ich gesetzlich nicht der Gegenstand irgend einer Verfolgung sein, und dann bestätigte und krönte der Erfolg, wenn nicht ein Umstand von unerhörter Seltenheit dazu gekommen wäre, durchaus den Gang, welchen ich angenommen, so brutal und so roh er auch gewesen sein möge... Darf ich nun aber wohl Ew. Ehrwürden fragen...

— Was ich mehr gethan habe, als Sie! — sagte Rodin zu dem Abbé von Aigrigny, indem er von seiner übermüthigen Gewohnheit des Unterbrechens Gebrauch machte, — was ich besser gemacht, als Sie? auf welche Weise ich die Rennepont'sche Angelegenheit gefördert habe, nachdem ich sie von Ihnen in verzweifeltem Zustande überkommen? Ist es Das, was Sie zu wissen wünschen?

— Allerdings, — sagte der Abbé von Aigrigny kurz.

— Nun gut, ich gestehe es, — versetzte Rodin mit spöttischem Tone, — so viel große, grobe, Unruhe verursachende

---

immer mehr um sich greife und keine Direction, wenn nicht durch außerordentliche Erfolge gezwungen, mehr mit blinder Vorliebe nach jenen ausländischen Werken greifen werde. Sichtlicher als je hat uns wieder die Industrie dieser neuen Uebersetzer gezeigt, daß alle diese französischen Stücke eine auffallende Familienähnlichkeit untereinander tragen und mit Effecten versehen sind, die nur mit seltenen Ausnahmen von einander abweichen. Das Wiedereinstudiren alter Arbeiten von Schröder, Iffland, Jünger, Kotzebue, und der Versuch, manches Bühnengerechte aus den Werken von Immermann, Zedlitz, Platen, Grillparzer, vielleicht selbst Grabbe und vielleicht schon selbst von Raupach zum ersten Mal oder neu wieder aufleben zu lassen, würde nicht mehr Mühe kosten als das neue Einstudiren dieser französischen Tageserscheinungen. Eine solche Ergänzung des Repertoirs wäre nicht nur den Darstellern nützlich, sondern auch, da keine Honorare zu zahlen sind, ersprießlicher für die Casse. Ehrenretter wäre sie jedenfalls.

Juni 1845.

Karl Gutzkow.

Heimath und Fremde.

Literarische Uebersichten aus Oestreich.

I.

Die Literatur Oestreichs, die von einheimischen Schriftstellern ausgeht, ist eine streng östreichische und eine mit deutschen Elementen durchgeistigte. Oestreich hört seine Poesie einmal aus den enggefügten Stäben eines Käfigs nach altbekannten eingelernten Weisen, und wieder über sich aus dem blauen Raum der freien Lüfte von Singvögeln, die sich über die Grenzpfähle im Flug gewirbelt. Es giebt hier zu Land eine Literatur, die sich in dem Käfig zurechtfindet und das Futter aus hoher Hand pickt; eine andre, die sich an den Stäben den Kopf wund stößt und verblutet; und endlich eine, welche die Schranken eigenmächtig durchbrochen und flüchtig geworden. — Bei Besprechung der literarischen Interessen muß demnach auf diese Unterschiede, die nicht allzuschwer festzuhalten sind, Rücksicht genommen werden. Es würde leicht sein, an die Stelle, wo sich diese drei Wege kreuzen Grenzmarken mit redlichen Namen jeder Richtung zu setzen; — doch handelt es sich hier nicht um Namen, sondern um die Feststellung des Standpunkts, von dem aus die Erscheinungen der Presse sich am besten mit dem kritischen Auge bewältigen lassen.

Auf dem Forum der deutschen Literatur, wo sich das Publicum an die Erscheinungen der Presse macht, und nach dem jedesmaligen Zeitgeschmack oder nach einer ästhetisch begründeten Ueberzeugung für den Werth oder Unwerth abstimmt, wird wenig auf diese Unterschiede Bedacht genommen. — Es wird ein allgemeiner Maßstab an jedes künstlerische Product angelegt. Hier kann und soll die Beschönigung eines Buchs nicht gelten, es darf nicht gefragt werden: warum bleibst Du so weit hinter den Strebungen Deiner Zeit zurück, warum durchweht die Blätter nicht der freie Luftstrom der heutigen Ereignisse? — Die Antwort: Sie haben dem Geist einen Hemmschuh angelegt, daß er nicht allzurasch dahinbrause und die conservativen standigen Fahrstraßen verderbe — kann nicht als Entschuldigung genommen werden, und verträchtigt noch den Willen des Schriftstellers, der sich entweder die Zwangsjacke freiwillig anlegen läßt und sich an das entehrende Kleid gewöhnt, oder eine Schalksmaske vor sein ehrliches Gesicht nimmt und versteckte Küsse austheilt. Diese Carnevalsstreiche arten gewöhnlich in Skandal aus — und die meisten Schriften, die sich die Besprechung östreichischer Interessen zum Vorwurf nahmen,

Dinge Sie aufgeführt haben... eben so kleine, kindische, verborgene habe ich zu Tage gefördert! Mein Gott ja, ich, der ich es wagte, mich für einen Mann von großartiger Anschauung und Tendenz hinzustellen, Sie können es kaum glauben, was für ein thörichtes Gewerbe ich seit sechs Wochen treibe.

— Wie sehr verdient auch ein solcher Vorwurf scheinen möge, ich würde mir nicht erlaubt haben, ihn an Ew. Ehrwürden zu richten, — sagte der Abbé von Aigrigny mit bittern Lächeln.

— Ein Vorwurf? — sagte Rodin die Achsel zuckend, — ein Vorwurf? Darin liegt das ganze Urtheil über Sie. Wissen Sie, was ich vor sechs Wochen über Sie schrieb? Folgendes: „Der Vater Aigrigny hat vortreffliche Eigenschaften, „er wird mir sehr große Dienste leisten" — und von morgen ab werde ich sie sehr thätig verwenden, — schob Rodin ein — aber ich fügte hinzu: „er ist indeß nicht groß genug, um sich „bei Gelegenheit klein zu machen"... Verstehen Sie?

— Nicht ganz, — sagte der Abbé von Aigrigny erröthend.

— Desto schlimmer für Sie, — versetzte Rodin, — das beweist nur, daß ich Recht hatte. Nun gut, da ich es denn sagen muß, so hatte ich meinestheils Geist genug, um sechs Wochen hindurch das thörichtste Gewerbe von der Welt zu treiben... Ja, wie Sie mich hier gesehen, habe ich mit einer Grisette geschwatzt; mit einem jungen, überspannten Mädchen von Fortschritt, Humanität, Freiheit, Emancipation des Weibes gesprochen; mit einem alten dernierten Soldaten vom großen Napoleon und bonapartistischer Vergötterung; vom kaiserlichen Ruhme, Erniedrigung Frankreichs, Hoffnung auf den König von Rom mit einem Marschall von Frankreich, einem ganz guten Menschen, der, wenn sein Herz voller Bewunderung für den Thronenräuber ist, der in St. Helena Strafgefangener war, einen so hohlen und wie eine Kriegstrompete klangvollen Kopf hat, daß man in diesen Kasten ohne Gehirn nur kriegerische oder patriotische Noten zu blasen braucht, daß es gleich bedeutende Fanfaren gibt, ohne daß man weiß, zu wessen Gunsten, weshalb und wie so. Ich habe noch mehr gethan, meiner Treu, mit einem jungen wilden Tiger über Liebeleien gesprochen. Sagt' ich es Ihnen nicht, wie beklagenswerth es sei, einen etwas verständigen Mann sich so klein machen, sich durch alle diese kleinen Mittel so erniedrigen zu sehen, um die tausend Fäden dieses unsichtbaren Gewebes in einander zu verschlingen? Nicht mehr, es ist ein schlechter Anblick, die Spinne hartnäckig an ihrem Gewebe arbeiten zu sehen... höchst uninteressant, ein häßliches kleines schwarzes Thier Faden nach Faden ziehen zu sehen, hier und dort anknüpfend, verstärkend, andere wieder länger spinnend! Sie zucken die Achsel, aber kommen Sie zwei Stunden später, was finden Sie da? Das kleine schwarze Thierchen wohl gesättigt und gefüllt und in seinem Gewebe ein Dutzend thörichter Fliegen, die so umschlungen, so gebunden sind, daß das kleine schwarze Thier nach seiner Bequemlichkeit nur Augenblick und Stunde zum Essen zu wählen braucht...

Bei diesen Worten lächelte Rodin auf seltsame Weise; seine gewöhnlich von den durchsichtigen Augenlidern halb verdeckten Augen öffneten sich ganz weit und schienen mehr als gewöhnlich zu glänzen; der Jesuit empfand seit einigen Augenblicken eine Art fieberischer Aufregung, er schrieb dieselbe dem Kampfe zu, welchen er vor diesen bedeutenden Personen unterhielt, die schon den Einfluß seines originellen und schneidenden Wortes empfanden.

Der Abbé von Aigrigny begann zu bedauern, daß er sich in diesen Kampf eingelassen, indessen versetzte er doch mit schlecht verhehlter Ironie:

— Ich bestreite durchaus nicht die Kleinigkeit Ihrer Mittel, ich bin darin mit Ihnen einig, daß sie sehr kindisch, sehr gewöhnlich sind, aber das reicht gewiß durchaus nicht hin, um uns einen hohen Begriff von Ihrem Verdienste zu geben. Ich möchte mir daher erlauben Sie zu fragen...

— Was diese Mittel bewirkt haben? — versetzte Rodin mit einer Gereiztheit, die ihm nicht gewöhnlich war. — Sehen Sie nur in mein Spinnennetz und Sie werden jenes schöne und übermüthige junge Mädchen, die vor sechs Wochen noch auf ihre Schönheit und ihren Geist, ihre Kühnheit so stolz war, jetzt bleich, niedergeschlagen sehen, sie ist im Herzen tödtlich getroffen.

— Aber dieser Anfall ritterlicher Unerschrockenheit des jungen indischen Prinzen, welcher ganz Paris aufgeregt hat, — sagte die Prinzessin, — Fräulein von Cardoville muß doch wohl davon gerührt worden sein?...

— Ja, aber ich habe die Wirkung dieser dornirten und wilden Ergebenheit aufgehoben, indem ich dem jungen Mädchen bewies, daß es nicht genüge, schwarze Panther zu tödten, um zu beweisen, daß man ein zarter, empfänglicher und treuer Liebhaber ist.

— Sei es, — sagte der Abbé von Aigrigny. — Es ist also nun eine vollendete Thatsache, Fräulein von Cardoville ist im Herzen verwundet.

— Was ergiebt sich aber daraus für die Interessen der Rennepont'schen Angelegenheit? — versetzte der Cardinal neugierig, indem er sich auf den Tisch stützte.

— Erstens ergiebt sich daraus, — sagte Rodin, — wenn der gefährlichste Feind, den man haben kann, gefährlich verwundet ist, verläßt er das Schlachtfeld, das ist immer schon Etwas, wie mir scheint.

— Allerdings, — sagte die Prinzessin, — die Kühnheit des Fräulein von Cardoville konnte die Seele der gegen uns gerichteten Verbindung werden.

— Gut, — versetzte der Abbé von Aigrigny hartnäckig, — in dieser Beziehung ist sie nicht mehr zu fürchten, das ist ein Vortheil. Aber diese Herzenswunde wird sie nicht verhindern zu erben.

— Wer hat Ihnen das gesagt? — fragte Rodin kalt und sicher. — Wissen Sie, warum ich so viel gethan habe, um sie zuerst gegen ihren Willen dem Prinzen Djalma nahe zu bringen und sie dann abermals wider ihren Willen von ihm zu entfernen?

— Ich frage Sie, — sagte der Abbé von Aigrigny, — auf welche Weise dieser Sturm der Leidenschaften Fräulein von Cardoville und den Prinzen verhindern wird, zu erben?

— Kommt der Blitz, der trifft und vernichtet, von einem heitern oder einem stürmischen Himmel? — sagte Rodin mit verächtlichem Tone. — Beruhigen Sie sich, ich werde schon wissen, wo ich den Blitzableiter anzuwenden habe. Was Herrn Hardy anbetrifft, so liebte dieser Mann für drei Dinge, — für seine Arbeiter, — für einen Freund, — für eine Geliebte! — Er hat drei Stiche mitten in's Herz bekommen. Ich ziele immer nach dem Herzen, das ist gesetzlich und ist sicher.

— Das ist gesetzlich, sicher und ist lobenswerth, — sagte der Bischof, — denn wenn ich recht gehört habe, hatte dieser Fabrikant eine Concubine... und es ist wohlgethan sich zur Bestrafung eines bösen Menschen einer schlechten Leidenschaft zu bedienen.

— Das springt in die Augen, — fügte der Cardinal hinzu, — sie haben schlechte Leidenschaften,... man bedient sich derselben... das ist ihr Fehler.

— Unsere fromme Mutter Perpetua, — sagte die Prinzessin, — hat mit allen ihren Kräften zur Entdeckung dieses abscheulichen Ehebruchs beigetragen.

— Herr Hardy ist also in seinen theuersten Neigungen verletzt, das gebe ich zu, — sagte der Abbé von Aigrigny, der nur Schritt für Schritt sich vom Terrain zurückdrängen ließ. — Er ist auch in seinem Vermögenszustande betroffen... aber er wird nun um so eifriger hinter dieser ungeheuren Erbschaft her sein...

Dieses Argument schien den beiden Prälaten und der Prinzessin sehr ernsthaft; Alle sahen Rodin mit lebhafter Neugierde an; anstatt zu antworten, ging dieser nach dem Büffet, sah, trotz seiner gewöhnlichen stoischen Mäßigkeit und trotz seines Abscheues gegen den Wein, die Flaschen an und sagte:

— Was ist da drinnen?

— Bordeauxwein und Sherry, — sagte Frau von St.-Dizier und wunderte sich über diesen plötzlichen Appetit Rodin's.

Dieser nahm die erste beste Flasche, goß sich ein Glas Madeira ein und trank es mit einem Zuge aus. Seit einigen Augenblicken schauerte es ihn mehrmals auf seltsame Weise. Diesem Schauer war eine Art Ekstase gefolgt, er hoffte der Wein würde ihn wieder beleben.

Nachdem er sich die Lippen mit dem Rücken seiner schmutzigen Hand abgewischt hatte, ging er wieder zum Bischofe und wandte sich an den Abbé von Aigrigny.

— Was sagten Sie mir in Bezug auf Herrn Hardy?

— Daß er durch den Ruin seines Vermögens veranlaßt werden würde, hinter der ungeheuren Erbschaft um so eifriger her zu sein, — wiederholte der Abbé von Aigrigny, innerlich über den gebieterischen Ton seines Vorgesetzten beleidigt.

— Herr Hardy sollte an Geld denken, — sagte Rodin die Achseln zuckend, — denkt er überhaupt nur an irgend etwas? Alles ist in ihm gebrochen. Gleichgültig gegen alle Dinge, welche das Leben betreffen, ist er in eine Starrheit gesunken, aus welcher er nur herauskommt, um in Thränen auszubrechen; dann spricht er mit bewußtloser Güte zu Denen, welche ihn mit der sorgsamsten Pflege umgeben — ich habe ihn in gute Hände gebracht. — Indessen beginnt er schon sich für das zärtliche Mitleid, das man gegen ihn unaufhörlich an den Tag legt, empfänglich zu zeigen... denn er ist gut,... vortrefflich,... so vortrefflich als schwach, und gerade an diese Vortrefflichkeit will ich Sie weisen, Herr von Aigrigny, damit Sie vollbringen, was noch zu thun bleibt.

— Ich? — sagte der Vater von Aigrigny verwundert.

— Ja, und kann werden Sie sehen, ob das Ergebniß, welches ich erlangt habe, nicht bedeutend ist... und... — darauf unterbrach sich Rodin, fuhr mit der Hand über seine Stirn und sagte vor sich hin:

— Das ist seltsam.

— Was haben Sie? — sagte die Prinzessin voller Theilnahme zu ihm.

— Nichts, Madame, — versetzte Rodin fröstelnd. — Es ist gewiß vom Weine, den ich getrunken habe... ich bin nicht daran gewöhnt... mir thut der Kopf etwas weh... es wird vorübergehen.

— Sie haben in der That, — sagte die Prinzessin, — sehr angegriffene Augen, mein lieber Vater.

— Das kommt davon, daß ich zu anhaltend in mein Gewebe gesehen habe, — erwiederte Rodin mit unheimlichem Lächeln, — und ich muß noch tüchtig darauf hinsehen, um dem Vater Aigrigny die Augen zu öffnen, der den Kurzsichtigen spielt... muß ihm meine andern Fliegen zeigen... die beiden Töchter des Marschall Simon zum Beispiel, die von Tage zu Tage trauriger und niedergeschlagener werden und eine Mauer von Eis zwischen sich und dem Marschall sich erheben sehen... und diesen muß man seit dem Tode seines Vaters sehen, hören, wie er zwischen zwei einander entgegengesetzten Gedanken hin- und herschwankt, heute sich für entehrt hält, wenn er dies thut und morgen wieder, wenn er es nicht thut; dieser Soldat, dieser Held des Kaiserreichs ist jetzt schwächer und unentschlossener als ein Kind... Nun... wer bleibt nun noch von dieser Familie?... Jacques Rennepont. Fragen Sie Morok nur, in welchen Zustand der Verkommenheit die Ausschweifung diesen Elenden gebracht hat, welchem Abgrunde er zustürzt!... So steht meine Rechnung... in solchem Zustande der Vereinzelung, der Vernichtung befinden sich heute alle Mitglieder der Familie, welche vor sechs Wochen so viel mächtige, kräftige Elemente vereinigte, die, wenn sie zusammen angewandt worden wären, hätten gefährlich sein müssen!... So sehen also diese Rennepont's aus, die nach dem Rath ihres Vaters Ihnen ihre Kräfte vereinigen sollten, um uns zu bekämpfen, zu vernichten... und sie waren außerordentlich zu fürchten... Was hatte ich gethan? Daß ich auf ihre Leidenschaften wirken würde. Was habe ich gethan? Nichts Anderes als eben daß deshalb zappeln sie auch vergeblich in meinem Netze, das sie von allen Seiten umschlingt... sie sind mein, sage ich Ihnen... mein sind sie...

Seit einigen Augenblicken nahm das Gesicht, sowie die Stimme Rodin's, je länger er sprach, eine merkwürdige Veränderung an: seine stets so leichenhafte Gesichtsfarbe hatte sich mehr und mehr geröthet, aber ungleich, fleckenartig; ferner schienen seltsamerweise seine Augen bei immer wachsendem Glanze ihm immer tiefer in den Kopf zu sinken. Seine Stimme war kurz, schneidend, abgebrochen.

Die Verzerrung der Züge Rodin's, von der er kein Bewußtsein zu haben schien, war so bedeutend, daß die andern bei diesem Auftritte gegenwärtigen Personen ihn mit einer Art Schrecken ansahen.

Rodin täuschte sich über die Ursache dieses Eindrucks, rief entrüstet mit abgebrochener Stimme und tief und schwer Athem holend aus:

— Lese ich Mitleid mit diesem gottlosen Geschlechte auf Ihrem Gesichte?... Mitleid mit jenem jungen Mädchen, das niemals den Fuß in eine Kirche setzt und in ihrer Wohnung heidnische Altäre errichtet?... Mitleid für diesen Hardy, diesen

---

sind Gewaltstreiche mit flacher Klinge; sie streifen nur die Oberfläche; und ihre Verfasser hatten entweder nicht die geistige Kraft, oder bei aller freisinnigen Gebarung nicht den Muth in die Tiefe zu steigen — sie machten wohl eine Zeitlang von sich reden, beförderten aber die gute Sache nicht um ein Haar breit.

Ich habe diese Schriften absichtlich berührt, — weil sich mit ihnen nun wieder einmal die östreichische Prosa auf der leipziger Büchermesse zeigte, die lange verachtet sich nur in süßen Novellensäuseln Luft machte, oder in dickleibigen Räuber- und Rittergeschichten polterte und fluchte. Das Feld der Prosa ist nicht vollends umgepflügt, die Arbeit, die bisher geschehn, war meist nur Düngerzufuhr — es verstand Keiner so recht den scharfen Spaten des prosaischen Wortes zu handhaben, um den steinigen Grund zu lockern und tiefe Saatfurchen zu reißen. Die philosophische Bildung fehlt, welche, da sie in offnen akademischen Hallen nur verstümmelt geboten wird, ohne äußere Anleitung nicht leicht ermittelt wird.

Dem Gefühl ist noch immer ein freier Spielraum geboten — es mag mit Blumen tändeln, — wo es aber die Schranken des Spielplatzes erweitern und diesen selbst als Arena für die nervige Kraft ansehen will, das bunte Kleid abwirft, und mit einem Mal als Gedanke gerüstet die sehnigen Arme reckt — vermehrt ein Verbot die freie Kundgebung. Töne mögen immerhin die Sinne umschmeicheln und in Schlummer singen — aber wer einem ehrlichen, ungeschminkten Wort, das sich ohne Winkelzüge hinstellt und spricht: Hier bin ich und so trage ich mich! schrecken sie zusammen.'

Der Gedanke aber, wenn er sich vermummt und versteckt Eingang verschaffen muß, ist immer unsicher in seinem Benehmen, er wagt nicht frei in das Auge des Lesers zu schauen, in Angst, daß er angehalten werde — man mißtraut ihm von Anfang, man will nicht die ermüdend lange Zeit abwarten, in der er seine Verpuppung abstreift, bis er endlich in seiner wahren Gestalt sich offenbart — und dann fürchtet doch Jedermann einen Sträfling in's Haus zu nehmen, dem das Maal der Censur auf den nackten Leib gebrannt ist.

Dies Vermummen der eigenthümlichen Natur, die sich ohne Gefahr nicht zeigen darf, führte zu einer halbwachen träumerischen Unnatur, die mit der größten Nüchternheit und Gedankenlosigkeit Hand in Hand ging. Der Schriftsteller durfte nicht mit einem Schritt zum Ziel streben, — er mußte diesen Schritt in ein Dutzend Schrittchen theilen, — so aber wurde sein Gang unmännlich, weibisch. Durch einen Hammerschlag maß der Gedanke, wie Minerva aus der Hirnschale Jovis', gerüstet dastehn. — Das lange Klagen über Kopfweh setzt wohl einen Kopf voraus, ist aber unausstehlich — wir wollen den Gedanken nicht in Schweißtropfen einer langwierigen Krankheit mit Schalen auffangen.

Diese Schleichwege, die nothwendig eingeschlagen werden mußten, wenn man die Waare des Geistes zu Markt bringen wollte, die immerwährende Angst vor dem Schwert des Damokles, das verdächtige Lauern und Durchforschen bedingte eine Vermittelung des einheimischen Geistes durch auswärtige Verlagshandlungen; der Geist, der in der Heimath nicht eine Stelle hatte sein Haupt hinzulegen, suchte in der Fremde ein Asyl, von dem aus er mit seinen Landsleuten sprach. — Was Wunder, daß Zorn und gereizte Stimmung sich auf Kosten der Wahrheit geltend machte, daß Berücksichtigungen für Thatsachen auftraten, daß die Speculation mit Schwindeleien um sich griff. So hört Oestreich die Stimme seiner Geister in sächsischen unterdrückten Lauten in der Heimath, und aus der Fremde in derben grobgemeißelten Worten — und ist in einer immerwährenden Schwebe zwischen Extremen, die nicht leicht eine Vereinigung zulassen.

Ich werde von dem Standpunkte aus, den ich in den vorausgehenden Zeilen angegeben, die östreichischen Literaturinteressen betrachten und in schärfen Umrissen die geistige Summe ziehn; allgemeine Uebersichten über den Stand der Literatur werden mit der Besprechung der jedesmaligen Erscheinungen selbst abwechseln.

Nordmann.

sentimentalen Lästerer, diesen philanthropischen Atheisten, der keine Kapelle in seiner Fabrik hatte und es wagte, den Namen des Sokrates, Marc Aurel und Plato's neben dem unseres Heilands zu setzen, den er Jesus der göttlichen Philosophie nannte?... Mitleid für diesen Indier, der ein Anhänger des Brahma ist!... Mitleid für diese beiden Schwestern, die nicht getauft worden sind! Mitleid für jenen thierischen Jacques Rennepont, für den beschränkten kaiserlichen Soldaten, der Napoleon zum Gotte und die Tagesbefehle der großen Armee zum Evangelium hat?... Mitleid für diese Familie von Renegaten, deren nichtswürdiger, rückfälliger Ahnherr, nicht zufrieden damit, uns unser Gut gestohlen zu haben, auch noch aus seinem Grabe heraus nach anderthalb Jahrhunderten sein verfluchtes Geschlecht aufreizt, das Haupt gegen uns zu erheben? Wie, wir sollten nicht das Recht haben, uns gegen diese Bipern zu vertheidigen, sie in ihrem eigenen Gifte zu ersticken?... Und ich sage Ihnen, es heißt Gott dienen und ein heilsames Beispiel geben, wenn man der Aller Augen eben durch Entfesselung ihrer Leidenschaften diese gottlose Familie dem Schmerze, der Verzweiflung, dem Tode weiht!...

Während Rodin so sprach, war er schrecklich wild anzusehen, das Feuer seiner Augen wurde noch funkelnder, seine Lippen waren trocken und dürr, ein kalter Schweiß tropfte von seinen Schläfen, deren heftiges Pulsiren man bemerken konnte, ein eisiger Schauer lief ihm über den ganzen Körper: da er dieses immer stärker werdende Unwohlsein einer Schwere in den Gliedern zuschrieb, denn er hatte einen Theil der Nacht hindurch geschrieben, wollte er einer abermaligen Schwäche entgegenwirken, ging an's Büffet und goß sich noch ein Glas Wein ein, welches er mit einem Zuge austrank. Darauf kam er in dem Augenblicke zurück, wo der Cardinal ihm sagte:

— Wenn die Richtung, welche Sie in Bezug auf diese Familie eingeschlagen, noch der Rechtfertigung bedürfte, mein lieber Vater, so würden Ihre letzten Worte dieselbe siegreich dargelegt haben;... nicht blos nach Ihren Casuisten sind Sie im vollen Rechte, wie ich wiederholen muß, sondern in den Augen der menschlichen Gesetze ist auch nichts Tadelnswerthes darin; was die göttlichen Gesetze anbetrifft, so heißt es dem Herrn gefällig sein, wenn man den Gottlosen mit den Waffen, die er gegen sich selbst giebt, niederschmettert und vernichtet.

Gleich den andern Gegenwärtigen durch die teuflische Sicherheit Rodin's besiegt und zu einer Art scheuer Bewunderung gezwungen, sagte der Abbé von Aigrigny zu ihm:

— Ich muß es gestehen, ich habe Unrecht gehabt, daß ich an dem Geiste Ew. Ehrwürden zweifelte, ich ließ mich über die von Ihnen angewandten Mittel durch den Schein täuschen, indem ich sie einzeln stehend betrachtete und nicht die furchtbare Gesammtwirkung beurtheilte, welche Sie in der That hervorgebracht haben. Jetzt sehe ich ein, ist der Erfolg, Dank Ihrer Geschicklichkeit, nicht mehr zweifelhaft.

— Auch das ist eine Uebertreibung, — versetzte Rodin mit fieberhafter Ungeduld. — Alle diese Leidenschaften sind jetzt in Gährung, aber der Augenblick ist entscheidend,... wie der Alchymist, der sich über seinen Tiegel beugt, in dem eine Mixtur kocht, welche ihm Schätze geben kann oder den Tod... kann ich allein jetzt...

Rodin sprach nicht aus; er fuhr plötzlich mit beiden Händen nach der Stirn und stieß einen dumpfen Schmerzensruf aus.

— Was ist Ihnen? — sagte Herr von Aigrigny, — seit einigen Augenblicken werden Sie schrecklich blaß.

— Setzen Sie sich, — sagte die Prinzessin voller Theilnahme.

— Nehmen Sie Etwas, — fügte der Bischof hinzu.

— Es wird nichts sein, — sagte Rodin, indem er sich selbst Gewalt anthat. — Ich bin nicht weichlich, Gott sei Dank. Es wird Ermüdung sein und weiter nichts, ich habe diese Nacht wenig geschlafen. Ich sagte also, daß ich allein jetzt, wie die Sachen stehen, die Angelegenheiten leiten kann, aber nicht ausführen;... ich muß verschwinden, aber unaufhörlich in der Dunkelheit wachsam sein, aus der heraus ich alle Fäden festhalte, die ich allein wirken lassen kann, — fügte Rodin mit bewegter Stimme hinzu.

— Mein sehr lieber Vater, — sagte der Cardinal voller Unruhe, — ich versichere Ihnen, daß Sie ernstlich unwohl sind. Ihre Blässe wird ganz erschreckend...

— Das ist möglich, — antwortete Rodin muthvoll; — aber ich lasse mich eine solche Kleinigkeit nicht anfechten... kommen wir auf unser Geschäft zurück... Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Vater Aigrigny, wo Ihre Eigenschaften, und Sie haben sehr bedeutende, die ich niemals verleugnet habe, mir von großem Nutzen sein können. Es fehlt Ihnen nicht an Verführungskunst, einem gewissen Zauber, eindringlicher Beredsamkeit, Sie müssen daher...

Rodin unterbrach sich nochmals.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, die Füße wollten ihm den Dienst versagen und er versetzte trotz seiner unzähmbaren Geisteskraft:

— Ich muß gestehen, mir ist nicht wohl; und doch fühlte ich mich heute Morgen so gesund als nur jemals;... ich zittere wider meinen Willen und bin ganz eisig.

— Nähern Sie sich dem Feuer;... es ist ein plötzlicher Anfall, — sagte der Bischof, indem er mit heldenmüthiger Aufopferung ihm den Arm gab. — Es wird keine Folgen haben.

— Wenn Sie irgend ein warmes Getränk nähmen, — sagte die Prinzessin, — eine Tasse Thee vielleicht. — Glücklicherweise muß Herr Baleinier bald kommen, er wird uns über dieses Unwohlsein beruhigen...

— In der That, es ist unerklärlich, — sagte der Prälat.

Bei diesen Worten des Cardinals wandte Rodin, der sich mühsam dem Feuer genähert hatte, die Blicke auf den Prälaten und sah ihn auf seltsame Weise starr an. Darauf rüstete er sich wieder mit seiner unbezähmbaren Energie und sagte, trotz der sichtlich wachsenden Verzerrung seiner Züge, und indem er sich bestrebte, den bebenden Ton seiner Stimme zu festigen:

— Das Feuer hat mich wieder erwärmt, es wird nichts sein. Meiner Treu, ich habe keine Zeit mich zu verärgern... Das wäre sehr unzeitig, wenn ich in den Augenblicke krank werden sollte, in welchem die Rennepont'sche Angelegenheit nicht ohne mich durchgesetzt werden kann!... Kommen wir also zu unsern Geschäften zurück. Ich sagte zu Ihnen, Vater Aigrigny, daß Sie uns jetzt sehr dienen können... und Sie auch, Frau Prinzessin, denn Sie haben sich dieser Angelegenheit angenommen, als ob es Ihre eigne wäre.

Rodin unterbrach sich abermals...

Diesmal stieß er einen scharfen Schrei aus, sank auf einen neben ihm stehenden Stuhl, warf sich krampfhaft nach hinten, legte beide Hände auf die Brust und rief aus:

— O wie ich leide!

Nun folgte der Entstellung von Rodin's Zügen eine fast gedankenschnelle leichenhafte Umstimmung:... seine schon hohlen Augen unterliefen mit Blut und schienen sich tief in die Augenhöhlen zurückzuziehen, deren vergrößertes Dunkel wie zwei schwarze Höhlen aussah, aus denen zwei Feuerfunken leuchteten. Nervöse Zuckungen dehnten die Muskeln des Gesichtes aus und zogen sie wieder zusammen. Die feuchte, eisige, tonlose Haut wurde zugleich grünlich; über seine Lippen, die durch den Schmerz verzogen waren, ging ein keuchender Athem, der von Zeit zu Zeit durch die Worte unterbrochen wurde:

— O wie ich leide, wie ich brenne!

Darauf gab Rodin einer Regung der Wuth nach, bearbeitete mit seinen Nägeln seine nackte Brust, denn er hatte die Knöpfe seiner Weste aufgemacht und sein schmutziges Hemd halb zerrissen, als ob der Zwang der Kleider die Heftigkeit der Schmerzen, unter denen er sich wand, noch vermehrte.

Der Bischof, der Cardinal und der Vater Aigrigny traten schnell zu Rodin heran und umgaben ihn, um ihn zu halten; er lag in fürchterlichen Zuckungen da; plötzlich sammelte er seine Kräfte, richtete sich auf die Füße gerade und steif wie ein Leichnam auf; so stand er mit der unordentlichen Kleidung da, seine wenigen grauen Haare sträubten sich um das grüne Gesicht herum, er heftete seine rothen und leuchtenden Augen auf den Cardinal, der in diesem Augenblicke sich zu ihm neigte, ergriff ihn krampfhaft mit beiden Händen und rief mit erstickter Stimme und furchtbarem Tone:

— Cardinal Malipieri, diese Krankheit kommt zu plötzlich... man mißtraut mir in Rom;... Sie gehören zum Geschlechte der Borgia und Ihr Secretär war heute Morgen bei mir.

— Unseliger, was wagt er zu sagen! — rief der Cardinal, so erstaunt als entrüstet über diese Beschuldigung.

Dies sagend versuchte der Cardinal sich von den Händen des Jesuiten loszumachen, dessen krampfhaft geballte Fäuste wie von Eisen waren.

— Man hat mich vergiftet, — murmelte Rodin.

Und in sich selbst zusammensinkend fiel er dem Abbé von Aigrigny in die Arme.

Trotz seines Entsetzens hatte der Cardinal doch Zeit zu dem Abbé ganz leise zu sagen:

— Er glaubt, daß man ihn vergiften will, also hat er wohl etwas Gefährliches vor.

Die Thür des Salons öffnete sich, der Doctor Baleinier trat ein.

— Ach, Doctor, — rief die Prinzessin und lief bleich, bestürzt auf ihn zu. — Der Vater ist plötzlich von schrecklichen Krämpfen befallen. Kommen Sie, kommen Sie!

— Krämpfe... es wird nichts sein, beruhigen Sie sich, Madame, — sagte der Doctor, indem er seinen Hut wegsetzte und sich eilig der Gruppe näherte, die den Sterbenden umgab.

— Da ist der Doctor, — rief die Prinzessin.

Alle entfernten sich mit Ausnahme des Abbé von Aigrigny, der den zusammengesunkenen Rodin auf dem Stuhle hielt.

— Himmel, was für ein Symptom, — rief der Doctor Baleinier, indem er mit wachsendem Schrecken Rodin's Gesicht betrachtete, das statt grün, jetzt bläulich geworden war.

— Was giebt es denn? — fragten die Zuschauer wie mit Einem Tone.

— Was es giebt? — versetzte der Doctor, indem er zurückfuhr, als ob er auf eine Schlange getreten habe. — Es ist die Cholera und die ist ansteckend.

Bei diesem entsetzlichen, zauberhaften Worte ließ der Abbé von Aigrigny Rodin los und dieser fiel auf den Teppich.

Er ist verloren, — rief der Doctor Baleinier, — indessen will ich das Nöthige holen, um einen letzten Versuch zu machen.

Und er stürzte nach der Thür.

Die Frau von St.-Dizier, der Abbé von Aigrigny, der Bischof und der Cardinal folgten hastig dem Doctor Baleinier nach.

Gedichte von Nordmann.

Aus einer größeren Sammlung: „Ein Liebesleben."

Laß uns zusammen immer wallen.

Zwei Bäche, die sich wild vereinen,
Siehst Du in einem Flußbett rollen,
Es treiben Rosen auf dem einen
Und auf dem andren eisige Schollen.

Es eilen Deine Liebeswellen
Sich träumend meinen schäumenden Wogen,
Die duftigen Rosen all zerschellen,
Und Blätter treiben auf den Wogen.

Laß uns zusammen immer wallen
Und träumend schäumend weiter rollen,
Laß immerhin die Blätter fallen —
Sie schmücken sterbend eisige Schollen.

Mein Leben liegt vor Dir, ein Buch.

Mein Leben liegt vor Dir, ein Buch,
Du fällst darin nicht blättern,
Du findest manchen bösen Spruch
In wildverschlung'nen Lettern.

Und dennoch blätterst Du, den Arm
Gestützt in's seidne Kissen,
Gewinnst dabei nur bangen Harm,
Und Deine Thränen fließen.

Und immer seh' ich Dich das Buch
Mit düstrem Blick durcheilen,
Und immerdar auf einem Fluch
Das dunkle Auge weilen.

Es reizt Dich nicht der Märchensang
Aus meiner Kindheit Tagen,
Du weißt nur immer bang und bang
Bei finstren Liedesagen.

Lösch' aus das Licht — und gute Nacht,
Ich will das Buch verschließen —
Du hast nicht an mein Herz gedacht,
Da du ein Blatt zerrissen.

Die Strömung reißt den Nachen fort.

Die Strömung reißt den Nachen fort
In wildempörte Wogen —
Ich hab' vertraut der Liebe Wort,
Bin treu Dir nachgezogen.

Der blütenlose Fels trotzt
Den wildempörten Wellen:
Wenn an den Fels der Sturm ihn jagt,
Muß er an ihm zerschellen.

Die Möwe flieht mit mattem Flug,
Der Nachen geht zu Grunde —
Bring', wie der Sturm die Lieb' verschlug
Nach Haus, mein Lied die Kunde.

Will treu Dir sein.

Die Blume neigt dem Sonnenschein
Ihr träumend Haupt entgegen —
Ich folge Dir, will treu Dir sein
Auf allen Deinen Wegen.

Alle drängten sich an die Thür und die Verwirrung war so groß, daß Keiner dieselbe öffnen konnte, und doch öffnete sie sich, aber von Außen... und Gabriel erschien.

Gabriel, das Musterbild des wahren, des frommen Priesters des Evangeliums, wie man ihn nicht mit Ehrfurcht, eifriger Theilnahme und zeitlicher Bewunderung genug umgeben kann. Sein Engelsgesicht, das so heiter und so sanft war, bot ein seltsames Widerspiel mit diesen von Entsetzen verzogenen und bestürzten Gesichtern dar.

Der junge Priester wäre beinahe von den Fliehenden umgestoßen worden, die durch den Ausgang stürzten und ausriefen:

— Treten Sie nicht ein... er stirbt an der Cholera... retten Sie sich!

Bei diesen Worten stieß Gabriel den Bischof wieder in den Saal zurück, welcher, der Letzte geblieben, mit Gewalt durch die Thür wollte und stürzte dann auf Robin zu, während der Prälat durch die offne Thür eilte.

Robin lag auf dem Teppich, seine Glieder wurden von schrecklichen Krämpfen verdreht, er wand sich in unerträglichen Schmerzen; die Heftigkeit seines Falles hatte wahrscheinlich seine Lebensgeister wieder angeregt, denn er murmelte mit todtenähnlicher Stimme:

— Da lassen sie mich sterben... wie einen Hund, o die Elenden... zu Hülfe!... Niemand da?

Und durch eine convulsivische Bewegung hinterwärts auf den Rücken fallend wandte er sein Armesündergesicht, auf welchem eine höllische Verzweiflung sich malte, nach der Decke zu und wiederholte abermals:

— Niemand! Niemand?

Plötzlich begegneten seine wilden flammenden Blicke den großen blauen Augen des engelgleichen und blonden Gesichtes Gabriel's, der neben ihm niederkniete und mit sanftem, ernstem Tone zu ihm sagte:

— Ich bin hier, mein Vater,... ich komme, um Ihnen zu helfen, wenn Hülfe möglich ist... für Sie zu beten, wenn der Herr Sie zu sich ruft.

— Gabriel, — flüsterte Robin mit erloschener Stimme, — Verzeihung... für das Böse... was ich Ihnen angethan habe... Erbarmen... Verlassen Sie mich nicht... Thun Sie...

Robin konnte nicht aussprechen, es war ihm gelungen sich in sitzender Stellung zu heben. Jetzt stieß er einen lauten Schrei aus und sank regungslos zurück.

.....

An demselben Tage las man in den Abendblättern:

„Die Cholera ist in Paris... der erste Fall hat sich heute „um 3½ Uhr Rue de Babylone im Hôtel St.-Dizier ge„zeigt."

Eugène Sue.

(Ende des siebenten Bandes.)

Der Hurricane.*)

Von F. Gerstäcker.

Am Fuß der Ozark-Gebirge, dort, wo sie die schroffen, zerklüfteten Klippen weit hineinstrecken in die dicht mit Laubholz bewachsenen Niederungen, nicht weit vom Ufer des Mulberry entfernt, der schäumend und brausend gegen die scharfen Eiskanten anbrauste, mit denen der ungewöhnlich strenge Winter ihn einzuzwängen gedachte, wanderten zwei weiße Jäger in ihre wollenen Decken gehüllt, den Fuß entlang und schienen einen Platz zu suchen, an dem sie auf die andere Seite übersetzen konnten.

Zwei kräftig aussehende Gestalten waren's, wie sie so mit den Büchsen auf der Schulter dahin schritten, und die zierlich ausgestanzten Leggins, die fest anschließenden und sorgsam besohlten Mocassins bewiesen, daß sie sich den Sitten der Wälder angepaßt hatten und nicht zu jenen „Landjägern" gehörten, die besonders in damaligen Zeiten sich anfingen, die westlichen Theile des Staates zu durchstöbern, um die bestgelegensten Länderstrecken auszufinden und anzukaufen oder doch wenigstens in Beschlag zu nehmen.

„Bill!" rief endlich der Eine von ihnen, indem er stehen blieb, „unser Suchen hilft weiter Nichts — Du siehst, ich hatte Recht; der Fluß dehnt sich hier zu breit, um noch einen Baumstamm darüber hinliegend zu finden, und machte ich wirklich mit meinem kleinen Tomahawk an die Arbeit gehn und eine dieser am nächsten zum Uferrand stehenden Platanen fällen, sie würde nicht ausreichen. Ueberdies steigt dort hinten ein schweres Unwetter herauf, und ich glaube, es wäre gerade kein Fehlgriff, wenn wir Anstalten träfen diese Nacht besser hinzubringen als die vorige; es wird bitter kalt werden."

„Aergerlich bleibt's doch!" erwiderte unmuthig Bill dem Bruder, „daß wir die Schlucht da drüben heute Abend nicht mehr erreichen sollen, denn erstens fänden wir dort in einer der zahlreichen Höhlen ein herrliches Nachtquartier, und dann wollt' ich auch gern nach einem Bären unter spüren, sicher liegen dort einige im Bau; aber das Wasser ist zu verteufelt kalt, um durchzuschwimmen zu können und mit dem Unwetter wird's auch wohl seine Richtigkeit haben, also — an's Werk; hier liegen alte Bäume genug und ein Rindenboot wird leicht gebaut sein."

„Es liegen mir hier fast zu viel Bäume," erwiderte Tom, sich dabei überall umschauend, „und die noch stehenden scheinen morsch und faul; ich lagere nicht gern in so unheimlicher Nähe, Du weißt, welche Geschichte uns der Vater einmal darüber erzählte."

„Thorheit!" lachte Bill, „können wir einen besseren Lagerplatz finden? Der kleine Bach führt sein schnellfließendes Wasser gerade hier vorüber, Holz liegt im Ueberfluß dicht herum, der junge Baumwuchs wird herrliche Zeltstangen geben und die Rinde dort ist ausgezeichnet zu einem Dache."

Tom machte weiter keine Einwendungen; die Stelle sah zu einladend aus, und bald waren Beide emsig beschäftigt eine rohe Lagerstatt, für diese Nacht wenigstens, zu errichten, die ihnen gegen das immer mehr und mehr heraufziehende Unwetter Schutz bieten sollte. Unter so geübten Händen ging die Arbeit übrigens leicht von Statten, und die nächste halbe Stunde fand Beide neben den an die Erde gesteckten Fleischscheiben unter ihrem schnell hergerichteten Dache.

„Es ist aber sonderbar, wie kalt es jetzt plötzlich wird," brach Tom endlich wieder das Schweigen; „sieh nur, das Wasser im Blechbecher ist schon hart gefroren und der Wind hat sich ganz nach Nordost gedreht, bläst auch verwünscht scharf."

„Laß ihn blasen!" gähnte Bill, sich fest in seine breite Decke einhüllend, „ich bin müde und will schlafen, gute Nacht, Tom — leg' noch ein paar Aeste nach, ehe Du Dich ebenfalls einwickelst, und wer morgen früh zuerst aufwacht, weckt den Anderen."

Mitternacht war vorüber und das Feuer ziemlich niedergebrannt, die beiden Brüder schliefen aber sanft und fest und der eisige Nordwind, der über die mit Schnee bedeckten Bergkuppen in's Thal stürmte, konnte ihren Schlummer nicht stören. Schwere Wolkenmassen hatten sich jedoch jetzt, von verschiedenen Seiten heraufschwellend, gesammelt, finster drohend hingen sie über dem ängstlich rauschenden Wald, und leise schwankend schüttelten und neigten die gewaltigen Bäume ihre blattlosen Wipfel, wie in banger Ahnung des nahenden Sturmes. Da leuchtete ein greller Blitzstrahl aus dem schwarzen Firmament hernieder und ein schmetternder Schlag folgte fast augenblicklich dem Vernichtungsboten. Eins jener fürchterlichen Wintergewitter war im Anzug und heulend raste der entfesselte Orkan durch die engen Schluchten der Gebirge daher.

„Bill!" rief Tom, entsetzt aufspringend, „Bill, steh' auf, wir dürfen nicht liegen bleiben, — sieh, wie die alten Stämme wanken und — hörst Du dort? Da krachte schon einer nieder."

„Hallo!" entgegnete Bill, schnell munter die Decke abwerfend, — „hat's uns erwischt? Aber, Tom, halte das Dach — verdammt will ich sein, wenn's der verwünschte Nordbläser nicht mit fortnimmt!"

Seine Besorgniß war nicht ganz ungegründet gewesen, denn in demselben Augenblick jagte ein so jäher Windstoß durch die gegenüberliegende Schlucht daher, daß er das Lager in einem Nu halb abdeckte und glühende Kohlen und Funken weit hinein in die dunkle Nacht trieb. Wieder zuckte ein Blitz hernieder und der Donner übertäubte den heulenden Sturm. Da schien es plötzlich, als ob die Erde aus ihren Angeln wiche und die Fugen krachten, mit denen sie zusammengehalten würde. — Aus weiter Ferne kam es her, erst undeutlich, mit dumpfem Prasseln, wie tausendfacher Kanonendonner, dann näher und näher tobend in wildem, entsetzlichem Schmettern und markerschütternden Schlägen.

„Allmächtiger Gott, ein Hurricane!" schrie Tom und sprang entsetzt zurück, denn in demselben Augenblick raste der Orkan heran. Die Riesenstämme, die Jahrhunderten getrotzt hatten, neigten sich wie dünnes Rohr und in einem Herz und Seele betäubenden Schlag brach der ganze Wald, von der Hand des Höchsten gemäht, zusammen. Weiter wüthete die Windsbraut, weiter in entsetzlicher Schnelle, Meilen breit warf sie die hundertjährigen Eichen wie Binsen zu Boden, Meilen lang dehnte sie sich, verwüstend und zerstörend, ihren ziellosen Pfad, aber Schweigen, grabesähnliche Stille folgte ihrem Zug und herrschte über dem wild durcheinander geworfenen Baumchaos; kein Lüftchen regte sich mehr, und die Todesruhe nach diesem gräßlichen Aufruhr der Elemente durchzuckte das arme Menschenherz mit fast noch ängstlicheren Schauern, als es in dem fürchterlichsten Toben der Windsbraut empfunden hatte.

Bill war wie durch ein Wunder selbst der geringsten Beschädigung entgangen; dicht an einen gewaltigen, schon darniederliegenden Stamm angeschmiegt, hatte eine über diesen fortstürzende Eiche nur zu seiner Rettung, indem sie die überall niederschlagenden kleineren Aeste und Bäume von ihm abhielt; jetzt aber, sobald die erste, dringendste Gefahr vorüber war, rief er in die Höhe springend, ängstlich von banger Besorgniß erfüllt, nach dem Bruder.

„Tom! — Bruder Tom! antworte doch — Tom! Großer Gott — hätte Dich denn ein so fürchterliches Schicksal ereilt?"

Wohl ihm, wenn das sein Loos gewesen wäre — aber er lebte noch — und seine matte Stimme schallte aus nicht gar weiter Entfernung an das ängstlich lauschende Ohr des Jägers.

„Allerbarmer!" schrie aber dieser, als er ein paar im Wege liegende Stämme schnell überspringend hatte und nun mit einem stammelnden Kinderand in der Rechten vor dem Gesuchten stand; „Allerbarmer!" wiederholte er in fast wahnsinnigem Schmerzruf und verhüllte sich sein Gesicht mit der Hand, denn neben ihm, bleich wie eine Leiche, mit beiden Schenkeln unter dem zersplitterten und in die Erde gewühl-

*) Hurricanes heißen jene Orkane, die auf dem Strich, auf welchem sie dahinbrausen, Alles verwüsten und niederschmettern. Sie wüthen oft fürchterliche Verheerungen an.

Will treu Dir sein, und folge Dir
In Lust und Leid und Sorgen —
Du küsse nur die Thränen mir
Vom Auge jeden Morgen.

Ich hab' die ganze Nacht durchwacht.

Ich hab' die ganze Nacht durchwacht,
Dein denken war mir Pflicht,
Der Diamant in dunkler Nacht
Strömt aus der Sonne Licht.

Hast in das Herz der Liebe Wort
Geworfen mir hinein,
Die Wellenringe zieh'n sich fort —
Kann nimmer ruhig sein.

Du hast vergessen schon zur Stund'
Das hingeworfne Wort —
Ich wahr' es in der Seele Grund
Wie einen Zauberhort.

Es hat das Unglück uns vereint.

Es hat das Unglück uns vereint,
Gerungen haben wir, gelitten,
Du hast gebetet und geweint,
Und ich verzweiflungsvoll gestritten.

Der Sturm, der auf der finstren Flucht
Das Meer aus tiefem Schlaf gerüttelt,
Hat Haidehimmen heimgesucht,
Sie wild zerstürmt und wild durchschüttelt.

Die Blüthen liegen in dem Sand,
Im Welken noch die Erde schmückend,
Das Meer streut Muscheln an das Land,
Das arme Menschenherz beglückend.

Du hast gebetet und geweint
Und Deine Blüthen preisgegeben —
Ich hab' den Schmerz in Perlen versteint,
Und sie hinausgeschleudert in's Leben.

Ringsum Nacht.

Ringsum Nacht — aus finsterm Walde
Tritt heraus das scheue Reh
Auf die durchdurchrauschte Halde
Mit dem Blick voll bangem Weh.

Ringsum Nacht — mit bangem Zagen
Tritt die Lieb' heraus und lauscht;
Alles still — nun darf ich's wagen,
Deiner Lieder Quelle rauscht.

Ich liebe Dich.

Ich lieb' den sturmzerrissnen Kahn,
Der sich hinauswegt auf die Wogen,
Wenn zornig sie auf wilder Bahn
Zum Meeresbusen kommt gezogen.

Ich liebe Dich — Du bist so kühn —
Es gingen hoch des Lebens Wogen,
Du bist nach vielem Kampf und Müh'n
Im Sturm an meine Brust geflogen.

ten Stamm einer ungeheuren Eiche begraben, lag sein Tom, sein Bruder, der Gespiele seiner Jugend, der Liebling seines Herzens.

„Es ist recht kalt!“ flüsterte der Unglückliche und schaute bittend zu dem Jäger in die Höhe, der, scheinbar jeder weiteren Bewegung unfähig, wie aus Stein gehauen neben ihm stand, „es ist recht kalt, Bill, kannst Du nicht ein wenig Feuer herbeiangen?“

Diese Worte lösten die erstarrende Rinde, die das Herz des fast Bewußtlosen umspannt hielt. „Bruder!“ schrie er, „Bruder!“ und stürzte jammernd auf den zerstümmelten Körper des Geliebten nieder.

„Du thust mir weh, Bill!“ bat dieser, „mein Arm schmerzt — und es ist so kalt.“

„Warte — Du sollst Feuer haben — schnell in wenigen Secunden!“ rief Bill jetzt, rasch emporspringend, „bleib nur noch einen Augenblick liegen, ich hole Kohlen und dann heiz ich Dir auf — nur eine Minute Geduld!“ und in wilder Hast lief er zu dem noch lodernden Lagerfeuer zurück. Ach, er sah nicht das matte, schmerzliche Lächeln, das sich über die Züge des Unglücklichen stahl, als er diesen bat „Geduld zu haben“. In wilder Eile raffte er an Kohlen und Bränden Alles auf, was er erfassen konnte; Jagdhund und Hände versengte die Gluth — er achtete es nicht und flog zurück zur Seite des Bruders; dürre Aeste lagen dort im Ueberfluß umher und in wenigen Minuten loderte ein helles, erwärmendes Feuer neben dem Stamme empor, unter dessen Riesenlast er lebendig begraben lag.

Bill übersah jetzt mit schauderndem Blick das ganze fürchterliche Elend und in fast wahnsinniger Anstrengung warf er sich an den Baum, den Hunderte von Menschen nicht hätten lüften können und versuchte mit einzelner Kraft das Unmögliche.

„Bill!“ bat Tom leise, „komm hierher — komm, gieb mir Deine Hand — so — das ist Recht — und nun, Bill — hast Du mich recht lieb?“

Ein krampfhafter Druck von des Bruders Hand beantwortete diese Frage, — reden konnte der Arme nicht, denn mit Gewalt zurückgepreßte Thränen hätten jeden Laut erstickt.

„Willst Du mir denn eine Bitte erfüllen?“ bat Tom schmeichelnd, den Widerstandslosen leise zu sich herniederziehend.

„Eine Bitte?“ flüsterte Bill, „eine Bitte! was könntest Du bitten, das ich Dir nicht erfüllen würde, wenn es in meinen Kräften stände?“

„Versprichst Du mir, sie zu erfüllen?“

„Was hast Du?“ frug ängstlich erstaunt der Jäger.

„So nimm Deine Büchse,“ bat Tom, „und — mache meinem Leiden ein Ende!“

„Tom!“ schrie Jener, entsetzt aufspringend.

„Mache meinem Leiden ein Ende!“ flehte bittend der Unglückliche. „Bill! Bruder, wenn Du mich je geliebt hast, so beweise es jetzt — laß mich hier nicht langsam und qualvoll verschmachten!“

„Ich will Dich retten und kostete es mein eigenes Leben,“ rief Bill, „noch heute Abend kehr' ich mit Hülfe zurück.“

„Das ist nicht möglich!“ erwiederte traurig den Kopf schüttelnd der Arme. „Die nächste Ansiedlung ist, in gerader Richtung, wenigstens funfzehn Meilen von hier entfernt; der Weg aber, den Du einschlagen müßtest, um all die Klippen und Abhänge zu umgehen, ist zwanzig — und kämst Du wieder — brächtest Du funfzig Leute mit Dir — was könnten sie mir nützen! — Meine beiden Schenkel sind zersplittert und der nächste Arzt wohnt in jenem Hunderte von Meilen entfernten Flecken, Little Rock, nach dem wie kaum die Richtung wissen. — Bill! willst Du mich hier tagelang liegen und nachher elendiglich umkommen sehen?“

„Fordere mein eignes Leben, Tom, und Du sollst es mit Freuden haben, aber verlange nicht so Schauderhaftes von mir; noch muß Rettung möglich sein — ich habe meinen Tomahawk — ich kann diesen Baum zerhacken — ich kann“ —

„Vermagst Du solche Wunden zu heilen?“ unterbrach ihn Tom und deutete mit der Hand auf seine Schenkel, — es war ein fürchterlicher Anblick und der Bruder sank zusammenschaudernd auf die Kniee nieder.

„Ich kann Dich nicht morden!“ stöhnte er leise.

„Und nennst Du das Mord? O, Bill!“ sagte er mit verbissenem Schmerze fort, „hättest Du nur die Qualen ahnen, die ich jetzt ausstehe, Du würdest Erbarmen haben — würdest mich nicht umsonst bitten lassen.“

„Ich will Dir die Büchse geben — mache mich nicht zum Brudermörder,“ stöhnte Bill.

„Mein rechter Arm ist ebenfalls gebrochen; ich kann nicht, selbst wenn ich wollte!“

„Tom!“ schluchzte der starke Mann, indem er sich neben dem Bruder niederwarf, „was verlangst Du von mir?“

„Was thatest Du neulich mit Nestor, als ihm der Bär die Weichen aufgeschlagen hatte?“

„Ich erschoß ihn!“

„Es war Dein Lieblingshund!“

Bill antwortete nur durch Schluchzen.

„Und hattest Du ihn lieber als mich?“ frug Tom jetzt fast vorwurfsvoll.

„O, warum folgt' ich nicht Deiner Warnung, als wir gestern Abend an diesen unglückseligen Platz kamen? warum vermied ich nicht die abgestorbenen Bäume, die uns drohend überall anstarrten — warum —“

„Bill!“ unterbrach ihn der Unglückliche, „willst Du mich nun meiner Qual befreien?“

„Ich will,“ meinte der Arme am Halse des Bruders. Lange und innig hielten sich noch die Beiden umschlossen, als aber Tom endlich versuchte ihn leise von sich zu drücken, klammerte sich jener nur noch fester an ihn an. Da dämmerte im Osten der Tag, die Sonne beschien die östlichen Wipfel der Bäume.

„Laß uns scheiden,“ flüsterte Tom, „sei ein Mann!“

Freundlich drängte er jetzt den Bruder von sich und dieser stand auf.

„Wohl denn — es sei!“ rief er, „ich sehe, Du hast Recht — Rettung ist nicht möglich; ich weiß auch, ich hätte in gleichem Falle von Dir dasselbe begehrt — und Du hättest mir es ebenfalls nicht verweigert. — Bete noch einmal zu Gott — und — bete auch für mich — daß Er mir den Brudermord vergebe —“

Bill schwankte fort, um die Büchse zu holen, kehrte aber nach wenigen Minuten mit festem, sicherem Schritte zurück. In der Linken das Gewehr, schwang er sich mit der Rechten über die zerstreut umherliegenden Stämme und stand gleich darauf neben dem freundlich zu ihm empor Schauenden.

„Ich bin bereit,“ lächelte dieser jetzt, „zittere nur nicht — und Gott lohne Dir den treuen Dienst — leb wohl!“ Er reichte ihm mit abgewendetem Gesicht die linke, gesunde Hand.

„Bruder!“ rief im fürchterlichsten Seelenkampf der Gemarterte und sank noch einmal an seine Brust. Noch einmal hielten sie sich krampfhaft umschlungen, da bat Tom leise: „Zögere nicht länger!“ und mit raschem Sprunge war der Jäger auf den Füßen, riß die Büchse an den Backen und — lag im nächsten Augenblicke ohnmächtig neben der Leiche des Erschossenen.

Was bleibt nun noch zu erzählen? Soll ich beschreiben, wie er erwachte und Ast nach Ast auf den Leichnam des Bruders häufte, damit Wolf und Panther nicht den gierigen Zahn an die geliebten Ueberreste legen konnten; wie er fortwankte und Monate lang, von Freunden gepflegt, in wilder Fieberphantasie mit dem Tode rang? Nein, genug des Schmerzlichen. Nicht lange mehr peinigte ihn Nachts in wilden Träumen das blutbedeckte Antlitz des Bruders, daß er mit lautem Angstschrei vom Lager emporsprang und fliehen wollte. Auf einem Streifzug gegen marodirende Indianer der Creek-Nation machte eine mitleidige Kugel seinem Leben ein Ende. Die Freunde begruben ihn dort, wo er fiel.

Fr. Gerstäcker.

An die Leser.

So freundlich diese Zeitschrift aufgenommen worden ist und so schnell dieselbe eine Verbreitung gewonnen hat, für die wir nicht dankbar genug sein können, so oft ist doch der Wunsch ausgesprochen worden, daß sie den gewonnenen Leserkreis benutzen möge, um vorzugsweise die hervortretendsten Talente des Vaterlandes in denselben einzuführen und Uebersetzungen, wenn auch nicht ganz auszuschließen, doch erst in zweiter Stelle zu geben, um so eine Vergleichung offen zu erhalten.

Den mit dem 1. Juli beginnenden zweiten Band wird ein dramatisches Werk von

F. Dingelstedt,

„Das Gespenst der Ehre“, und eine neue Novelle von

David Honigmann,

„Jadwiga“, eröffnen, denen ein neues Werk von

H. v. Balzac,

„Die kleinen Leiden des Ehestandes“, mit Illustrationen von Bertall, folgen und welchem das neueste Drama von

H. Laube,

„Struensee“, sich anschließen wird.

A. v. Sternberg

bereitet ebenfalls ein neues Werk für die Novellen-Zeitung vor und

Carl Spindler

wird schon in der nächsten Zeit eine neue größere Erzählung aus dem Leben eines Abenteurers während eines Sommers zu Baden-Baden in derselben veröffentlichen.

Die

Literaturberichte von **H. Laube,**
Musikberichte von **H. Hirschbach,**
Theaterberichte von **K. Gutzkow,**

werden auch ferner in der Novellen-Zeitung fortgesetzt und durch **Kunstberichte** vervollständigt werden.

Fortsetzung und Schluß (Sr—IIr Band) des im I. Bande begonnenen Romans von

Eugène Sue,

„Der Ewige Jude“,

erscheint als **Beilage und Schluß** des **1. Bandes** der **Novellen-Zeitung**, zum **Preise von 20 Ngr.**

Vor Allem werden wir darnach streben, in der Hauptsache wenigstens, unserm ersten „Bedenken“ fortwährend treu zu bleiben und überall die Zustände des socialen Lebens der Gegenwart, sei es unmittelbar, sei es im Spiegelbilde, aufzufassen und so dazu beizutragen, diese Zustände gründlicher kennen zu lernen und richtiger zu würdigen, wie es uns Allen so noth thut.

Möge dagegen auch die Gunst der Leser uns treu bleiben und mögen sie namentlich nicht an eine vom zweiten Bande an eintretende unbedeutende Preiserhöhung von 5 Ngr. vierteljährlich sich stoßen, die dem Verleger nur einen geringen Ersatz für den weit höhern Aufwand gewährt, den die Erwerbung von Originalarbeiten in Anspruch nimmt.

Leipzig, im Juni 1845.

Die Redaction der Novellen-Zeitung.

Mein Stern steht über Deinem Haus.

Mein Stern steht über Deinem Haus,
Und Wolken ballen sich zusammen,
Die Donner rollen, Blitze flammen,
Mein Stern ist drohend — sieh hinaus.

Der Wildbach brauft, die Stürme wehn,
Sie werden Dir Dein Glück zerschmettern,
Die schönen Blumen Dir entblättern,
Die duftend an dem Fenster stehn.

Du lehnst am Fenster träumend mild,
So bleich und ernst, und Thränen rollen,
Die mild mit meinem Unglück grollen,
Und gleichst am Grab dem Steingebild.

Zieh lieber in die Nacht hinaus —
Der finstre Sturm wird Dich verschonen,
Nur hier allein sollst Du nicht wohnen —
Mein Stern steht über Deinem Haus.

Versuch' an Blumen Deine Kraft nicht.

Die Eiche liegt im Forst zersplittert,
Es wogt das Meer, die Welle zittert —
Die That des Sturms, dess' schwarzer Flügel
Eindergerauscht vom stillen Hügel.

Will Dir so finstre That behagen,
Magst stolze Bäume Du zerschlagen,
Das Meer aufrütteln aus dem Schlummer —
Doch schon' der armen Blumen Kummer.

Versuch' an Blumen Deine Kraft nicht,
Und brich der schwachen Lilie Schaft nicht,
Du sollst mit starken Eichen ringen,
Und laß das Meer sein Sturmlied singen.

Im Wald ist's still und schaurig.

Im Wald ist's still und schaurig
Die Quellen rauschen bang,
Durch die Bäume zittert traurig
Des Waldhorns trüber Klang.

Mutter, Mutter — klingt's mit bangen
Tönen aus dem dunkeln Wald,
Ich hab' mich tief vergangen,
Lieb' Mutter, komme bald.

Du findest mich im Moose,
Wo die welke Rose liegt,
Die blütenarme Rose,
Die der wilde Sturm gewiegt.

Lenk' heimwärts meine Schritte,
Verloren hab' ich den Weg,
Mutter, hör' meine Bitte,
Weggerissen ist der Steg.

Im Wald ist's still und schaurig —
Nur das verirrte Kind
Klagt durch die Bäume traurig —
Der Hornklang verweht im Wind.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

15. Juli. I. Band.] Supplement. [№ 1. 1845.

Der Ewige Jude.

Achter Band.*)

Die Cholera.

Erstes Kapitel.

Der Vorhof von Notre-Dame.

Es sind acht Tage verflossen, seit Rodin von der Cholera ergriffen ist, deren Verheerungen immer wachsen.

Eine fürchterliche Zeit.

Ein Trauerflor liegt über dem Paris, das sonst so fröhlich ist. Dennoch hat der Himmel niemals in reinerem, beständigerem Blau gelacht, die Sonne leuchtender gestrahlt.

Diese unveränderliche Heiterkeit der Natur während der Verheerungen der tödtlichen Seuche bot einen seltsamen und geheimnißvollen Widerspruch dar.

Der zudringliche Strahl einer blendenden Sonne machte die Verzerrung der Gesichter, welche durch Furcht und Angst hervorgerufen wurde, nur noch gräßlicher. Denn Jeder zitterte, der Eine für sich, der Andere für geliebte Wesen, alle Mienen verriethen etwas Unruhiges, Erstauntes, Fieberhaftes. Die Schritte waren schnell, als ob man durch schnelleres Gehen der Gefahr zu entrinnen Aussicht habe, und dann beeilte man sich auch nach Hause zu gehen. Man ließ Leben, Gesundheit, Glück in seinem Hause zurück und zwei Stunden darauf fand man häufig Todeskampf, Tod, Verzweiflung in demselben wieder.

In jedem Augenblicke traf der Blick auf neue, unheimliche Erscheinungen; über die Straßen fuhren Karren, die mit symmetrisch an einander gereihten Särgen gefüllt waren; sie hielten vor jeder Wohnung; grau und schwarz gekleidete Männer warteten unter dem Thorwege. Sie streckten die Arme aus und man warf ihnen einen Sarg zu, mitunter auch drei oder vier in demselben Hause, so daß der Vorrath bald erschöpft war und viele Todte in der Straße nicht bedient werden konnten, der Karren ging dann leer wieder fort.

In fast allen Häusern war von oben bis unten und von unten bis oben ein dumpfes Geräusch von Hämmern. Man nagelte Särge zu, nagelte so viel, daß von Zeit zu Zeit die Arbeitenden ermüdet inne halten mußten.

Dann hörte man alle Arten von Schmerzensrufe, seufzendes Klagen, verzweiflungsvolle Ausbrüche; es waren Diejenigen, denen die grau und schwarz gekleideten Männer Jemand entrissen, um ihre Särge damit zu füllen.

Und so wurden die Särge unaufhörlich Tag und Nacht zugenagelt, am Tage mehr als in der Nacht, denn so wie es dämmerte, kam, weil die Leichenwagen nicht ausreichten, ein düsterer Zug schnell zusammengestellter Todesfuhrwerke: Karren, Sänften, Körbe, Fiacres; Sturzkarren wurden zum Leichentransport gebraucht, im Gegensatze zu den früher erwähnten Karren, welche auf den Straßen voll waren und leer fortfuhren, kamen diese leer und fuhren bald gefüllt ab.

Während jener Zeit erhellten sich die Scheiben der Häuser und häufig strahlten die Lichter bis zum Tage. Es war die Ballsaison; diese Helle glich sehr der strahlenden Erleuchtung toller Festnächte, wenn nicht etwa Weihkerzen an die Stelle der Wachslichter und die Todtengesänge an die Stelle des lustigen Geschwirrs des Tanzes traten; und auf den Straßen gingen anstatt der durchsichtigen Späße der Schilder der Maskenverleiher große Laternen von düsterrothem Scheine, auf denen mit schwarzen Lettern die Worte standen:

„Hülfe für Cholerakranke."

Wo wirklich während der Nacht Feste gefeiert wurden, das war auf den Kirchhöfen; dort ließ man sich's wohl sein. Sonst so düster, so stumm zu dieser nächtlichen Zeit, der stillen Stunde, wo man das leichte Rauschen der vom Winde bewegten Cypressen hört und höchstens an den bleichen Strahlen des Mondes, der auf den Marmor der Gräber fällt, sich ergötzen kann, so einsam, daß kein menschlicher Schritt Nachts ihr düsteres Schweigen zu unterbrechen wagte... jetzt mit einem Male waren sie lebendig geworden, unruhig, lärmend und glänzten von Lichtern.

Bei dem dampfenden Lichte der Fackeln, welche röthlichen Schimmer über die schwarzen Fichten und die weißen Steine der Gräber warfen, gruben eine große Anzahl Todtengräber und trällerten lustig dazu ein Lied. Dieses gefährliche und schwere Gewerbe wurde damals mit vielem Geld bezahlt; man hatte diese guten Leute so nöthig, daß man sie sehr hegen mußte; wenn sie häufig tranken, tranken sie auch viel, wenn sie immer sangen, sangen sie auch viel, wenn sie viel sangen, sangen sie auch laut und zwar um ihre Kräfte und ihre gute Laune zu erhalten, welche letztere ein mächtiger Bundesgenosse bei einer solchen Arbeit ist. Wenn einige von ihnen zufällig das begonnene Grab nicht vollendeten, so machten es gefällige Gefährten für sie fertig — das war der richtige Ausdruck — und legten sie freundschaftlich hinein.

Den lustigen Gesängen der Todtengräber entsprachen von fern her andere. In den Umgebungen der Kirchhöfe waren Schenken eingerichtet worden und die Leichenkutscher, welche ihre Kunden an ihre Adresse besorgt hatten, wie sie witzig sagten, schlemmten und tranken wie große Herren, da sie einen außerordentlichen Lohn bekamen; sehr häufig überraschte sie das Morgenroth mit dem Glase in der Hand und Späße auf den Lippen... Man hatte die seltsame Beobachtung gemacht, daß bei diesen Begräbnißleuten, welche so zu sagen im Eingeweide der Seuche lebten, die Sterblichkeit fast null war.

In den düsteren, ungesunden Stadtvierteln, wo in einer dumpfigen Atmosphäre eine Menge von Proletariern lebten, die schon durch harte Entbehrungen erschöpft und wie man damals kräftig es ausdrückte, schon für die Cholera ganz mürbe gemacht waren, wurden nicht mehr einzelne Individuen, sondern ganze Familien in wenigen Stunden fortgeschleppt; indessen blieben mitunter ein oder zwei kleine Kinder allein in der kalten, verfallenen Stube, nachdem Vater und Mutter, Bruder und Schwester im Sarge fortgefahren.

Häufig war man auch genöthigt, wegen Mangel an Miethern mehrere dieser Häuser zu verschließen, armselige Bienenstöcke von fleißigen Arbeitern, die in einem Tage durch die Seuche leer gemacht waren, vom Keller an, wo gewöhnlich auf dem Stroh kleine Schornsteinfeger schliefen, bis zu den Mansarden hinauf, wo halbnackt und abgemagert irgend ein Unglücklicher ohne Arbeit und ohne Brod auf den kalten Steinen lag.

Von allen pariser Stadtvierteln war während der Zunahme der Cholera dasjenige, welches vielleicht den schrecklichsten Anblick bot, das Viertel der Cité, und in der Cité wieder war der Vorhof Notre-Dame jeden Tag der Schauplatz furchtbarer Auftritte, da die meisten Kranken aus den benachbarten Straßen, die man nach dem Hôtel-Dieu brachte, auf diesem Platze zusammenkamen.

Die Cholera hatte keine eigentliche Physiognomie, sie hatte tausende. So begaben sich einige Tage, nachdem Rodin plötzlich davon befallen worden war, auf dem Vorhofe Notre-Dame mehrere Ereignisse, bei denen das Entsetzliche mit dem Seltsamen wetteiferte.

Anstatt durch die Rue d'Arcole, welche jetzt direct nach diesem Platze führt, kam man damals auf der einen Seite durch eine wie alle Straßen der Cité schmutzige Gasse, welche in einen düsteren, eingefallenen Ueberbau endete.

Kam man auf den Platz, so hatte man zur Linken das Portal der ungeheuren Kathedrale und gegenüber die Gebäude des Hôtel-Dieu. Etwas weiter hin konnte man die Brustwehr des Quai Notre-Dame sehen.

Auf der schwarzen, rissigen Mauer der Arcade konnte man eine frisch angebrachte Inschrift sehen, welche die Worte enthielt:

Rache... Rache...

Die Leute aus dem Volke, welche sich nach den Hospitälern tragen lassen, sind dort vergiftet worden, weil man die Zahl der Kranken zu bedeutend findet; jede Nacht fahren mit Leichen angefüllte Kähne die Seine herunter.

Rache und Tod den Mördern des Volkes!

Zwei Männer, welche in Mäntel gehüllt und im Schatten der Wölbung halb verborgen waren, hörten mit unruhiger Neugier einen Lärm, der immer drohender sich aus einem unruhig an den Zugängen zum Hôtel-Dieu hin- und herwogenden Zusammenlauf erhob.

Bald hörten die beiden unter der Arcade stehenden Männer die Rufe:

— Tod den Aerzten!... Rache!

— Die Anschläge machen ihre Wirkung, — sagte der eine, — das Feuer ist an die Mine gelegt... Ist der Pöbel erst in Wuth, so kann man ihn loslassen, auf wen man will.

— Sag' einmal, — versetzte der andere Mann, — siehst Du dort unten jenen Herculs, dessen riesiger Wuchs über diese ganze Canaille hinwegragt? War das nicht einer der wüthendsten Aufwiegler bei der Zerstörung der Fabrik des Herrn Hardy?

— Wahrhaftig, ja, ich erkenne ihn wieder. Ueberall, wo es einen schlechten Streich auszuführen giebt, findet man diese Lumpe wieder.

— Wenn Du mir folgst, so laß uns hier nicht unter der Arcade bleiben, — sagte der andere Mensch, — es ist hier ein eisiger Wind und obgleich ich ganz in Flanell gewickelt bin...

— Du hast Recht, die Cholera ist ganz des Teufels. Uebrigens macht sich's hier in der Gegend ganz hübsch. Man versichert uns, daß ein republikanischer Aufstand die Vorstadt St.-Antoine in Masse loslassen wird; nur immer frisch zu, das nützt uns und die heilige Sache der Religion wird über die revolutionäre Gottlosigkeit triumphiren... Wir wollen wieder zum Abbé von Aigrigny gehen.

— Wo werden wir ihn finden?

— Hier gleich nahe bei... Komm nur, komm.

Und die beiden Männer verschwanden plötzlich.

Die ihrem Niedergange nahe Sonne warf ihre goldenen Strahlen auf die schwarzen Bildwerke am Portal Notre-Dame und auf die imposante Masse der beiden Thürme, welche in vollkommen blauem Himmel sich in die Höhe richteten, denn seit mehreren Tagen fegte ein trockener, eisiger Nordwestwind die kleinsten Wolken hinweg.

Ein ziemlich zahlreicher Auflauf drängte sich, wie gesagt, an den Zugängen zum Hôtel-Dieu und an den Gittern, mit welchen der Säulengang des Hospitals umgeben ist; hinter dem Gitter sah man ein Piquet Infanterie aufgestellt, denn das Geschrei: Tod den Aerzten, war immer drohender geworden.

Die Leute, welche diesen Ruf ausstießen, gehörten dem müßigen, vagabondirenden und verdorbenen Pöbel an, der

*) B. I. Nr. 2—7. B. II. Nr. 8—13. B. III. Nr. 16—20. B. IV. Nr. 22—26. B. V. Nr. 27—37. B. VI. Nr. 38—46. B. VII. Nr. 47—52.

hese von Paris: und so kamen die Unglücklichen, welche man mit Gewalt durch diese abscheulichen Gruppen hindurch bringen mußte, unter unheimlichem Rufen und Geschrei in das Hôtel-Dieu.

Alle Augenblicke brachten Sänften und Bahren neue Opfer; die Sänften waren häufig mit Verhängen versehen und verbargen die Kranken, aber die Bahren hatten keine Bedeckung und mitunter verschoben die krampfhaften Bewegungen eines im Todeskampfe Liegenden das darüber hin gebreitete Tuch und ließen ein leichenhaftes Antlitz sehen.

Anstatt die Elenden zu erschrecken, welche vor dem Hospital versammelt waren, wurden solche Schauspiele für sie Anlaß zu kannibalischen Späßen oder rohen Prophezeiungen über das Schicksal der Kranken, wenn sie erst in der Gewalt der Aerzte sein würden.

Der Steinbrecher und die Giboule, von einer guten Anzahl ihrer Genossen begleitet, befanden sich auch mit unter der Menge.

In Folge des Mißgeschickes der Fabrik des Herrn Hardy war der Steinbrecher von den Wölfen, die mit diesem Elenden nichts mehr gemein haben wollten, feierlich aus der Gesellschaft gestoßen worden und seitdem ging er mit der niedrigsten Hefe des Volkes um und hatte von seiner herculischen Kraft Nutzen gezogen, indem er für Geld der bereitwillige Vertheidiger der Giboule und Ihresgleichen wurde.

Mit Ausnahme einiger zufällig herbeigeführten Vorübergehenden bestand die Menge auf dem Platze von Notre-Dame aus dem Abhube der Bevölkerung von Paris, Elende, die eben so sehr zu beklagen als zu tadeln sind, denn Elend, Unwissenheit und Vernachlässigung erzeugen nothwendiger Weise Laster und Verbrechen. Für diese Wilden der Civilisation lag weder Mitleid, noch eine Lehre, noch auch Schrecken in den entsetzlichen Bildern, mit denen sie in jedem Augenblicke umgeben wurden; ein Leben mißachtend, welches sie tagtäglich dem Hunger oder den Versuchungen zum Verbrechen abrangen, trotzten sie mit teuflischer Keckheit der Seuche oder erlagen ihr, Flüche und Lästerungen auf den Lippen.

Der hohe Wuchs des Steinbrechers ragte über sämmtliche Gruppen hinaus; mit Blut unterlaufenen Augen, erhitztem Gesichte rief er aus Leibeskräften:

— Tod den Pflasterschmierern!... sie vergiften das Volk!

— Das ist viel bequemer, als es zu ernähren, — sagte Giboule hinzu.

Darauf wendete sich die Megäre zu einem mit dem Tode ringenden Greise, welchen zwei Männer, die kaum durch die dichte Volksmasse dringen konnten, auf einer Trage herbeibrachten:

— Geh doch nicht dort hinein, Du Todescandidat; krepire hier in freier Luft, anstatt in jener Höhle, wo sie Dich vergiften werden wie eine alte Ratte.

— Ja, — fügte der Steinbrecher hinzu, — und nachher wirft man Dich in's Wasser, um die Weißfische zu regaliren, von denen Du nicht mehr essen wirst.

Bei diesen grausamen Späßen rollte der alte Mann verstört die Augen und ließ dumpfe Seufzer hören; Giboule wollte die Träger aufhalten und nur mit großer Mühe gelang es ihnen diese Megäre los zu werden. Die Zahl der nach dem Hôtel-Dieu gebrachten Cholerakranken wuchs von Minute zu Minute; da es an den gewöhnlichen Transportmitteln mitunter fehlte, so mußte man in Ermangelung von Sänften und Tragen die Kranken auf den Armen bringen.

Hier und dort zeugten entsetzliche Zwischenfälle von der Blitzesschnelligkeit der Seuche.

Zwei Männer trugen eine Bahre, die mit einem blutbefleckten Tuche bedeckt war; einer von ihnen fühlt sich plötzlich befallen und steht still, er wird blaß, wankt und fällt halb über den Kranken hinüber, wird bleicher als dieser selbst.

Der andere Träger flieht, vor Entsetzen außer sich, und läßt seinen Gefährten wie den Sterbenden mitten unter der Volksmenge stehen. Einige entfernen sich vor Entsetzen, Andere brechen in ein rohes Gelächter aus.

— Das Gespann ist scheu geworden, — sagte der Steinbrecher, — es hat die Karre stehen lassen.

— Zu Hülfe, — rief der Sterbende mit leidender Stimme, — habt Erbarmen und bringt mich nach dem Hospital.

— Es ist kein Platz mehr im Parterre, — sagte eine spöttische Stimme.

— Deine Beine sind nicht mehr gut genug, um in's Paradies hinaufzusteigen, — fügte ein Anderer hinzu.

Der Kranke bemühte sich aufzustehen, aber seine Kräfte ließen ihn im Stich; erschöpft sank er auf die Matratze zurück. Plötzlich drängte sich die Menge heftig zurück, stieß die Bahre um, der Träger wie der Greis wurden mit Füßen getreten und ihr Gestöhne von dem Rufe überschallt:

— Tod den Pflasterschmierern!

Und auf's Neue begann das wüthende Geheul. Diese wilde Bande, welche in ihrem rohen Wahnsinne Nichts achtete, war indessen einige Augenblicke darauf doch genöthigt, vor mehreren Arbeitern Platz zu machen, welche zweien ihrer Cameraden kräftig Bahn brachen. Diese trugen auf ihren Armen einen noch jungen Handwerker, sein schwerer und schon grünlich gewordener Kopf lehnte sich an die Schulter des einen seiner Gefährten, ein kleines Kind folgte seufzend und hielt den Zipfel der Blouse des einen von den Arbeitern.

Seit einigen Augenblicken hörte man von Ferne in den krummen Straßen der Cité das gemessene, dumpfe Geräusch von Trommeln; es wurde Appell geschlagen, denn die Emeute grollte in der Vorstadt Saint-Antoine. Die Tambours kamen durch die Arcade und gingen über den Vorplatz von Notre-Dame; einer von diesen Soldaten, ein Veteran mit grauem Schnurrbart, ließ plötzlich die Schläge auf seiner Trommel schwächer werden, seine Gefährten sahen sich verwundert an, er sah ganz grün aus, seine Kniee schwankten, er stotterte einige unverständliche Worte und sinkt wie niedergeschmettert auf dem Pflaster hin, bevor noch die Tambours der ersten Reihe zu schlagen aufgehört haben; über das plötzliche Unterbrechen des Trommelns verwundert, lief ein Theil der Menge aus Neugier zu den Tambours hin.

Beim Anblicke des sterbenden Soldaten, den zwei seiner Gefährten in ihren Armen hielten, sagte einer von den beiden Männern die vorhin unter der Arcade beim Beginne der Volksbewegung gewesen waren, zu den anderen Trommlern:

— Hat Ihr Camerad vielleicht unterwegs von einer Fontaine getrunken?

— Ja, mein Herr, — antwortete der Soldat, — er starb vor Durst und bat ein paar Schluck Wasser auf dem Platz des Châtelet getrunken.

— Dann ist er vergiftet worden, — sagte der Mann.

— Vergiftet! — riefen mehrere Stimmen.

— Es wäre das nicht zu verwundern, — antwortete der Mann mit geheimnißvoller Miene, — man wirft Gift in die öffentlichen Brunnen. Heute Morgen hat man in der Rue Beaubourg einen Mann mißhandelt, den man dabei betroffen hatte, wie er ein Päckchen Arsenik in die Schleifkanne eines Weinhändlers ausschüttete. *)

Nachdem er diese Worte gesprochen, verschwand der Mann unter der Menge.

Dieses Gerücht, nicht minder unsinnig als das über die Vergiftung der Kranken im Hôtel-Dieu, wurde mit einem Ausbruche der Entrüstung aufgenommen; fünf bis sechs zerlumpte Kerle, wahre Banditen, ergriffen den Körper des sterbenden Trommlers, nahmen ihn trotz der Gegenvorstellungen der Gemerken auf ihre Schultern, trugen diese schreckliche Trophäe unter der Anführung des Steinbrechers und der Giboule auf den Vorplatz Notre-Dame und überall, wo sie hin kamen, riefen sie:

— Platz für die Leiche! Seht, so vergiftet man das Volk.

Die Ankunft einer vierspännigen Postkutsche gab der Menge eine neue Bewegung; da sie nicht über den Quai Napoleon hatte fahren können, der theilweise gepflastert wurde, war der Wagen durch die krummen Straßen der Cité gefahren, um über den Vorhof Notre-Dame nach dem anderen Ufer der Seine zu kommen.

So wie viele Andere flohen diese Auswanderer Paris, um der Seuche zu entgehen, welche wüthende Verheerungen anrichtete; ein Bedienter und ein Kammermädchen saßen hinten auf dem Bedientensitze und warfen einen erschreckten Blick auf das Hôtel-Dieu, während ein junger, auf dem Rücksitz im Wagen sitzender Mann das Fenster niederrief, um dem Kutscher zu befehlen, er möge Schritt fahren, damit bei der sehr gedrängten Menge kein Unfall geschehe. Dieser junge Mann war Herr von Morinval. Im Fond des Wagens befanden sich Herr von Montbron und seine Nichte Frau von Morinval.

Die Blässe und Verstörung der Züge der jungen Frau deuteten zur Genüge ihre Furcht an, Herr von Montbron schien trotz seiner Geistesfestigkeit sehr unruhig und noch von Zeit zu Zeit wie seine Nichte an einem mit Kampfer gefüllten Fläschchen.

Einige Minuten lang ging der Wagen langsam vorwärts. Die Postillons führten ihre Pferde vorsichtig; plötzlich hörte man ein erst dumpfes und fernes Geräusch, das immer näher kam, es wuchs die Menge, je bestimmter der Ton nach Ketten und Eisenwerk klang, ein Geräusch, das im Allgemeinen den Munitionswagen der Artillerie ähnlich war; in der That kam einer von diesen Wagen den Quai Notre-Dame in entgegengesetzter Richtung als die Postkutsche herauf und fuhr ihr bald entgegen.

*) Man weiß, daß in jener unglückseligen Zeit mehrere Personen unter der falschen Anschuldigung der Vergiftung ermordet worden sind.

Seltsam. Die Menge war nicht gedrängt, dieser Munitionswagen fuhr sehr schnell und dennoch öffneten sich bei der Annäherung dieses Wagens die dichten Reihen wie durch Zauber.

Dieses Wunder erklärte sich bald durch die Worte, welche von Mund zu Mund gingen:

— Der Munitionswagen für die Todten!

Da die Leichenanstalten für den Transport der todten Körper nicht mehr genügten, hatte man eine gewisse Anzahl Munitionswagen requirirt, in welche man hastig die Särge hineinsetzte.

Während eine große Anzahl Vorübergehender diese Wagen mit Entsetzen betrachteten, verbreiteten der Steinbrecher und seine Bande ihre furchtbaren Witze.

— Platz für den Omnibus der Verblichenen! — schrie Giboule.

— In diesem Omnibus hat man nicht zu befürchten, daß einem auf die Füße getreten wird, — sagte der Steinbrecher.

— Die Reisenden da drinnen machen nicht viel Umstände.

— Sie verlangen wenigstens niemals auszusteigen.

— Sieh einmal, es ist nur ein Trainsoldat als Vorreiter dabei.

— Es ist wahr, die Vorderpferde werden von einem Mann in einer Blouse geführt.

— Der andere Soldat wird müde geworden sein, der Schelm... er wird zu den Anderen in den Todtenomnibus gestiegen sein,... aus dem man erst beim großen Loche aussteigt.

— Und noch dazu mit dem Kopfe zuerst.

— Ja, sie machen einen Kopfsprung in ein Bett von Kalk.

— Wahrhaftig, man könnte mit verbundenen Augen diesem Wagen des Todes folgen... Das ist noch schlimmer als in Montfaucon.

— Es ist wahr... es riecht nach Todten, die nicht mehr ganz frisch sind, — sagte der Steinbrecher und schielte auf den Leichengeruch an, den das schreckliche Fahrzeug hinter sich ließ.

— Aha, — versetzte die Giboule, — jetzt kommt der Omnibus des Todes mit jener hübschen Kutsche zusammen. Desto besser, so werden diese Leichen vom Tode was verspüren.

In der That, der Munitionswagen befand sich in geringer Entfernung und der Kutsche gerade gegenüber. Ein Mann in Blouse und Holzschuhen führte die Vorderpferde, ein Trainsoldat das Deichselgespann.

Die Särge waren in so großer Anzahl in den Kasten hineingepackt, daß dessen halbrunder Deckel nur halb zu war und bei jedem Rucke des Wagens, der sehr schnell fuhr und auf dem ungleichen Pflaster stockerte, die Särge zu sehen waren, die an einander gestoßen wurden.

An den leuchtenden Augen des Mannes in der Blouse, sowie seiner erhitzten Gesichtsfarbe konnte man errathen, daß er halb betrunken sei; er trieb seine Pferde mit Rufen, mit dem Stock und mit der Peitsche an, was auch der Trainsoldat dagegen sagen mochte, der seine Pferde kaum halten konnte und wider Willen dem unordentlichen Laufe folgen mußte, zu welchem der Karrenführer das Gespann antrieb. So kam denn auch der Trunkene vom Wege ablenkend gerade auf die Postkutsche zu und fuhr an dieselbe an.

Bei diesem Stoße ging der Deckel des Wagens ganz auf, einer von den Särgen wurde heftig herausgeschleudert, beschädigte den Wagenschlag der Kutsche und sank dann mit dumpfem Geräusche zur Erde.

Durch den Fall wurden die in der Hast zusammen genagelten Bretter auseinandergetrieben und man sah aus dem zerbrochenen Sarge einen bläulichen Leichnam, der nur zur Hälfte in ein Leichentuch gewickelt war, hervorrollen.

Bei diesem furchtbaren Anblicke fiel Frau von Morinval, die mechanisch den Kopf zum Schlage herausgestreckt hatte, mit einem lauten Schrei in Ohnmacht.

Die Menge wich entsetzt zurück, die Postillons der Kutsche, die nicht minder entsetzt waren, benutzten den Raum, den sie durch das plötzliche Zurückweichen der Menge vor sich bekommen hatten, trieben ihre Pferde an und die Postkutsche fuhr nach dem Quai.

In dem Augenblicke, wo der Wagen hinter den letzten Gebäuden des Hôtel-Dieu verschwand, hörte man von fern weithin schallendes Lärmen einer lustigen Musik und immer näher kam der Ruf heran:

— Die Maskerade der Cholera!

Diese Worte verkündeten einen von den halb spaßhaften, halb furchtbaren und kaum glaublichen Vorfällen, durch welche das wachsende Umsichgreifen der Seuche sich auszeichnete.

In der That, wenn die Zeugnisse der Zeitgenossen nicht mit den öffentlichen Blättern in Bezug auf diese Maskerade ganz übereinstimmten, so müßte man zu glauben geneigt sein, es wäre das nur der Spaß eines irren Gehirnes.

Die Maskerade der Cholera zeigte sich also auf dem Vorhofe Notre-Dame in dem Augenblicke, wo die Kutsche des Herrn von Morinval nach dem Quai zu verschwand, nachdem sie mit dem Munitionswagen zusammengestoßen war.

Zweites Kapitel.

Die Maskerade der Cholera.*)

Ein Weltstrom ging der Maskerade voraus, brach durch die Arcade des Vorplatzes herein und stieß lautes Geschrei aus, Einige pfiffen, andere heulten, andere pfiffen. Der Steinbrecher, Edouard und ihre Bande stürzten, durch dieses neue Schauspiel angezogen, in Masse nach dem Schwibbogen zu.

Anstatt der beiden Restaurateurs, welche heute auf beiden Seiten der Rue d'Arcole existiren, gab es damals nur einen einzigen, links von der Arcade, der in der lustigen Studentenwelt wegen der Vortrefflichkeit seiner Weine und seiner provenzalischen Küche berühmt war.

Bei den ersten Tönen der Fanfaren, welche Jäger bliesen, die in Livrée der Maskerade voraus ritten, öffneten sich im großen Saale des Restaurateurs die Fenster und mehrere Kellner mit der Serviette sahen hinaus, begierig der Ankunft der seltsamen Gäste beizuwohnen, die sie erwarteten.

Endlich erschien der seltsame Zug unter ungeheurem Zuruf.

Die Maskerade bestand aus einem Viergespann, das von Männern und Frauen zu Pferde begleitet wurde, Reiter und Amazonen trugen zierliche und reiche Phantasiekleider und die meisten dieser Masken gehörten dem wohlhabenden Mittelstande an.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet gehabt, eine Maskerade solle veranstaltet werden, um die Cholera zu verhöhnen und durch diese lustige Demonstration den Geist der erschreckten Bevölkerung von Paris wieder aufzurichten; sogleich entsprachen Künstler, junge Leute aus der vornehmen Welt, Studenten, Gommis u. s. w. der Aufforderung und obgleich sie bis dahin einander unbekannt waren, wurden sie sofort vertraut. Mehrere brachten, um das Fest vollständig zu machen, ihre Geliebten mit.

Eine Subscription hatte die Kosten des Festes gedeckt und nach einem reichlichen Frühstücke, welches sie in dem entgegengesetzten Theile von Paris eingenommen, hatte sich der lustige Zug verwegen tollkühn in Bewegung gesetzt, um seinen Tag mit einem Diner im Vorplatz Notre-Dame zu beschließen.

Wir sagten tollkühn, weil es von Seiten der jungen Frauen einer eigenthümlichen Geistesbeschaffenheit und seltenen Charakterfestigkeit bedurfte, um auf diese Weise durch die große in Schrecken und Entsetzen gestürzte Stadt zu ziehen, um fast bei jedem Schritte, ohne dieß zu werden, Bahren zu begegnen, auf denen Sterbende lagen und Wagen, die von Leichen angefüllt waren, um mit einem Worte die Seuche, welche Paris verheerte, mit dem sonderbarsten Spaße zu verhöhnen.

Uebrigens konnte nur in Paris und auch da nur bei einer gewissen Volksclasse eine solche Idee entstehen und ausgeführt werden.

Zwei sonderbar als Leichenkutscher verkleidete Männer, die mit falschen ungeheuern Nasen versehen waren, an ihren Hüten lange, rosenfarbige Flore, am Knopfloch dicke Rosenbouquets und Buschen von Flor trugen, führten das Viergespann.

Auf diesem Wagen standen allegorische Personen gruppirt und diese stellten vor:

Den Wein.
Die Lustigkeit.
Die Liebe.
Das Spiel.

Diese symbolischen Wesen hatten die Aufgabe durch Späße, Witze und Spötteleien dem braven Manne Cholera das Leben äußerst schwer zu machen und ihn auf hundert Arten zu ärgern.

Die Moral der Sache war folgende:

Um der Cholera sicher zu trotzen, muß man trinken, lachen lieben und spielen.

Der Wein hatte einen dicken Süen zum Darsteller, der wohlgemästet, dickbäuchig, einen Epheukranz auf dem Kopf trug, eine Pantherhaut über die Schulter und in der Hand eine große vergoldete Trinkschale, die mit Blumen geschmückt war.

Niemand anders als Rini-Moulin, der moralische und religiöse Schriftsteller, war im Stande den Zuschauern, die entzückt und verwundert darüber waren, ein rötheres Ohr, einen majestätischeren Bauch und ein triumphirenderes, leuchtenderes Kupfergesicht zu zeigen.

Alle Augenblicke that Rini-Moulin, als ob er seine Schale leere, wobei er dem braven Manne Cholera frech in's Gesicht lachte.

Ehren-Cholera, ein leichenartiger Geronte, war zur Hälfte in ein Leichentuch gewickelt, seine Maske von grünlicher Pappe mit rothen hohlen Augen schien unaufhörlich auf die ergötzlichste Weise den Tod mit Verzerrungen nachzumachen; unter seiner Perrücke, die gepudert war, und auf welcher sich eine pyramidenartige Mütze von Baumwolle befand, zeigte sich sein Hals und einer seiner Arme, der aus dem Leichentuche hervorkam, in schönster grüner Farbe; seine fleischlose, fast immer von fieberhaftem Zittern — und dieses war nicht Täuschung, sondern Wirklichkeit — bewegte Hand stützte sich auf einen Stock mit einem Rabenschnabel; er trug übrigens, wie es jedem Geronten zukommt, rothe Strümpfe mit Schnallen an den Strumpfbändern und hohe Pantoffeln von schwarzem Filze.

Dieser wunderliche Darsteller der Cholera war Gouche-tout-nu.

Trotz eines langsam zehrenden, gefährlichen Fiebers, welches durch übermäßiges Branntweintrinken und durch die Ausschweifungen veranlaßt war und seinen Körper heimlich untergrub, war Jacques von Merok aufgefordert worden, diese Maskerade mitzumachen.

Der Thierbändiger, der als Carrenkönig angezogen war, stellte das Spiel vor.

Die Stirn mit einem Diademe von Goldpappe verziert, sein gleichgültiges und blasses, mit einem langen, gelblichen, vorn über seine Kleidung fallenden Barte umgebenes Gesicht, das aus vier grellen Farben bestehende Kleid selbst, das Alles gab Morok ein seiner Rolle durchaus angemessenes Ansehen. Von Zeit zu Zeit schüttelte er mit ernst komischer Miene vor den Augen des Ehren-Cholera einen großen Beutel mit klingenden Zahlpfennigen, auf dem alle Arten von Spielkarten abgebildet waren. Eine gewisse Unbeholfenheit in der Bewegung seines rechten Armes zeigte, daß der Thierbändiger noch etwas von der Verwundung spürte, welche er vom schwarzen Panther bekommen hatte, bevor dieser vom Prinzen Djalma erstochen worden war.

Die Lustigkeit, welche Spaß und Lachen verkörpern sollte, schüttelte ihre Kappe mit klangvollen und vergoldeten Schellen auf classische Weise vor den Ohren des braven Mannes Cholera. Die Lustigkeit war ein hübsches, gewandtes, lebhaftes Mädchen, das auf ihren schönen schwarzen Haaren eine scharlachrothe pyrenäische Mütze trug; sie vertrat bei Gouche-tout-nu die Stelle der Königin Bacchanal, die bei einem solchen Feste nicht gefehlt haben würde, sie, die so fröhlich, so ausdauernd im Vergnügen war und nicht längst noch an einer Maskerade Theil genommen, die vielleicht eine minder philosophische Färbung, aber keinen geringern Grad von Ergötzlichkeit hatte.

Ein anderes hübsches Geschöpf, Fräulein Modeste Bornichoux, welche bei einem bekannten Maler — einer der Cavaliere des Zugs — Modell stand, stellte den Amor vor und zwar vortrefflich. Man konnte dem Liebesgotte kein reizenderes Gesicht und keine anmuthigeren Formen geben. In eine blaue mit Flittern besetzte Tunika gekleidet, eine blau und silberne Binde über ihre kastanienbraunen Haare tragend und mit zwei kleinen durchsichtigen Flügeln an den weißen Schultern, legte Amor seinen rechten Zeigefinger über den linken und machte von Zeit zu Zeit sehr niedlich und sehr unverschämt diese spöttische Bewegung.

Um die Hauptgruppe schwangen andere mehr oder minder verwunderliche Masken Fahnen, auf denen man folgende für die Gelegenheit sehr anakreontische Inschriften lesen konnte:

— Zum Teufel mit der Cholera!
— Ohne Umstände!
— Lachen muß man, lachen, immer lachen!
— Lustige Vögel fragen nichts nach Cholera!
— Es lebe die Liebe!
— Es lebe der Wein!
— Nur heran, Du böse Seuche!

Es war wirklich so viel verwegene Fröhlichkeit in dieser Maskerade, daß der größte Theil der Zuschauer in dem Augenblicke, wo sie über den Vorplatz von Notre-Dame kam, um sich zu dem Restaurateur zu begeben, bei welchem man dinieren wollte, zu wiederholten Malen Beifall klatschte. Diese Art Bewunderung, welche stets Muth einflößt, so thöricht und verblendet er auch sein mag, schien auch andern Zuschauern, die allerdings in geringer Anzahl waren, eine Art Herausforderung gegen den Zorn Gottes; deshalb nahmen sie den Maskenzug auch mit ärgerlichem Murmel auf.

Dieses außerordentliche Schauspiel und die verschiedenen Einzelnheiten, welche es hervorbrachte, waren zu sehr außerhalb der gewöhnlichen Begebenheiten, um richtig gewürdigt werden zu können, man weiß in der That nicht, ob dieses muthvolle Trotzen Lob oder Tadel verdient.

Uebrigens war die Erscheinung derartiger Seuchen, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die Bevölkerung verheeren, fast stets von einer Art moralischer Uebereizung begleitet, der Niemand von denen, welche die Ansteckung verschont hatte, entging. Ein fieberhafter und seltsamer Schwindel, der bald die dünnsten Verurtheile, die wildesten Leidenschaften zu Tage fördert, bald wieder im Gegentheil die herrlichsten Aufforderungen, die muthigsten Handlungen hervorruft, und endlich bei dem Einen die Todesfurcht, bei dem Andern die Verachtung des Lebens durch die tollkühnsten Prahlereien offenbart.

Die Maskerade dachte wenig an das Lob oder den Tadel, welchen sie verdienen könne, kam bis an die Thür des Restaurateurs und hielt unter allgemeinem Jubel ihren Einzug.

Alles schien sich zu vereinigen, um diese seltsame Phantasie durch die sonderbarsten Contraste zu vervollständigen.

So war das Gasthaus, in dem dieses überraschende Festmahl gehalten werden sollte, gerade nicht weit von der alten Kathedrale und dem alten unheimlichen Hospital gelegen: die religiösen Gesänge in dem alten Kirchenbau, das Geschrei der Sterbenden im Hospitale und die Trinkgesänge der Schwauenden im Wirthshause mußten sich daher abwechselnd übertönen.

Nachdem die Masken aus dem Wagen und vom Pferde gestiegen waren, nahmen sie an dem Mahle Platz, das sie erwartete.

.....

Die Theilnehmer der Maskerade sitzen in einem großen Saale des Restaurateurs am Tische, sie sind lustig, lärmend, machen Skandal, indessen hat ihre Fröhlichkeit einen seltsamen Charakter.

Bisweilen erinnern sich oft die Entschlossensten daran, daß sie ihr Leben bei diesem tollen Kampfe gegen die Epidemie auf's Spiel setzen.

Dieser unheimliche Gedanke überkommt sie schnell wie ein fieberischer Schauer, der Jemand überläuft; von Zeit zu Zeit verräth daher auch ein kaum secundenlanges flüchtiges Schweigen diese verdüsternden Sorgen, die übrigens bald durch neue Ausbrüche von lustigem Lachen verscheucht werden, denn Jeder sagt sich selbst: — Keine Schwachheit; mein Kamerad und mein Geliebter sehen auf mich!

Und Jeder lacht und trinkt auf's Beste, putzt seinen Nachbar und leert das Glas seiner Nachbarin.

Gouche-tout-nu hatte die Maske und die Perrücke abgenommen; die Magerkeit seiner schweren Züge, ihre krankhafte Blässe, der düstere Glanz seiner hohlen Augen zeugten von den fortwährenden Fortschritten der langsamen Krankheit, welche diesen Unglücklichen verzehrte, der durch Ausschweifungen bis zum äußersten Grade der Erschöpfung gekommen war; obgleich er ein heimliches Feuer in seinem Innern fühlte, verhehlte er seine Schmerzen durch ein gemachtes und nervöses Lächeln.

Links von Jacques saß Morok, dessen verhängnißvolle Autorität immer größer geworden war und zur Rechten Jacques' das junge, die Lustigkeit vorstellende Mädchen; man nannte sie Mariette; neben dieser drückte sich Rini-Moulin in seiner majestätischen Stattlichkeit und that sehr häufig, als ob er die Serviette unter dem Tische suche, um seiner anderen Nachbarin, Fräulein Modeste, welche den Amor vorstellte, das Knie zu drücken.

Die meisten Gäste hatten sich nach ihren Neigungen gesetzt, jeder an der Seite seiner Andermählten und die Verehrer des Gildets, wo sie Platz fanden. Man war bei der zweiten Schüssel; die Vortrefflichkeit der Weine, die guten Speisen, die lustigen Reden, die Seltsamkeit der Lage selbst hatten die Geister außerordentlich gereizt, wie man sich durch die seltsamen Vorfälle des folgenden Auftritts überzeugen kann.

Drittes Kapitel.

Der sonderbare Zweikampf.

Zwei oder drei Mal war einer der Kellner des Restaurateurs, ohne daß die Gäste es bemerkten, gekommen und hatte mit leiser Stimme zu seinen Kameraden gesprochen, indem er mit ausdrucksvoller Geberde nach der Decke des Gemaches zeigte, aber seine Kameraden hatten auf seine Bemerkungen oder Befürchtungen keine Rücksicht genommen, da sie wahrscheinlich die Gäste, deren tolle Fröhlichkeit immer höher stieg, nicht stören wollten.

— Wer wird jetzt an der Vortrefflichkeit unserer Art diese zudringliche Cholera zu behandeln noch zweifeln wollen? — sagte eine Maske im prunkenden türkischen Seiltänzercostüm, einer der Bannerträger der Maskerade.

— Das ist das ganze Geheimniß, — versetzte ein Anderer, — es ist sehr einfach. Man lacht dem Dunkelste gerade in's Gesicht und sofort kehrt er einem den Rücken zu.

— Da thut er auch ganz recht, denn er macht verteufelt dumme Streiche, — fügte eine hübsche kleine Pierrette hinzu und leerte zierlich ihr Glas.

— Du hast Recht, Gouchour, dumm und erzdumm, — versetzte der Pierro dieser Pierrette, — denn man sitzt ganz ruhig da, genießt das Glück des Lebens und mit einem Male schneidet man ein Gesicht und stirbt... Nun, also, was ist da Spaßhaftes dabei, ich frage Euch einmal, was dadurch bewiesen wird?

— Dadurch wird bewiesen, — versetzte der Maler der romantischen Schule, der als Römer nach David's Styl gekleidet war, — dadurch wird bewiesen, daß die Cholera ein erbärmlicher Colorist ist, denn ihre Toilette hat nur einen Ton,... einen schlechten grünlichen... Jedenfalls hat sie

*) Man liest im Constitutionnel vom 31. März 1832:

„Die Pariser richten sich nach dem Theile der für das Volk gegebenen „Anweisung in Bezug auf die Cholera, die außer andern vorhergehenden „Mitteln auch noch anempfiehlt, keine Furcht vor dem Uebel zu haben, „ich zu zerstreuen u. s. w. u. s. w. Die Vergnügungen des Mitsahrens „sind eben so glänzend und eben so toll gewesen, als die des Carnevals „selbst. Seit langer Zeit hat man zu diesem Abschnitt des Jahres nicht „so viel Wäße gesehen, die Cholera steht nur zum Gegenstande einer umherziehenden Caricatur gemordet." — Wir müssen unserer Leser um Verzeihung bitten wegen eines riesigen Anachronismus, demzufolge wir den Tag des Mitfahrens 1832 vor den Monat April verlegt haben.

ihre Studien bei dem vernichtenden Jacobus, dem Könige der classischen Maler, eine Plage anderer Art, gemacht...

— Und demnach, Meister, — fügte ehrfurchtsvoll ein Schüler des großen Malers hinzu, — habe ich Cholerakranke gesehen, — deren Convulsionen gut angelegt und deren Todeskampf ganz wacker aufgetragen war.

— Meine Herren, — rief ein nicht minder berühmter Bildhauer, — drängen wir die Frage zusammen. Die Cholera ist ein abscheulicher Colorist, aber ein verteufelter Zeichner... Wahrhaftig, es ist ein gut Stück Anatomie darin, meiner Treu, wie die Muskeln herausspringen. Michel Angelo ist dagegen nur ein Schüler.

— Zugegeben, — rief man einstimmig, — die Cholera hat ein schlechtes Colorit, aber eine verwegne Zeichnung.

— Uebrigens, meine Herren, — versetzte Nini-Moulin, mit komischem Ernste, — es liegt in dieser Seuche eine verteufelte Lehre der Verschönung... wie der große Bossuet sagen würde.

— Was für eine Lehre, heraus damit!

— Ja, meine Herren, es ist, als ob man eine Stimme von oben rufen hörte: Trinkt vom besten Wein, leert Eure Börse und umarmt das Weib Eures Nächsten, denn Eure Stunden sind vielleicht gezählt, Ihr Unglücklichen!!

Dies sagend benutzte der orthodoxe Silen eine augenblickliche Zerstreutheit des Fräulein Modeste, seiner Nachbarin, um von der blühenden Wange Amors einen vollen schallenden Kuß zu pflücken.

Das Beispiel war ansteckend. Ein munteres Küssen mischte sich überall mit lautem Gelächter.

— Wahrhaftig, bei des Teufels Hörnern! — rief der große Maler, indem er Nini-Moulin lustig drohte, — preisen Sie sich glücklich, daß morgen vielleicht das Ende der Welt ist, denn sonst würde ich mit Ihnen Händel suchen, daß Sie den Amor geküßt haben, der meine Amourschaft ist.

— Daraus ergiebt sich deutlich, o Rubens, o Raphael, der Sie sind, wie viel Vorzüge die Cholera hat, die ich hiermit für wesentlich gesellig und liebkosend erkläre.

— Und auch philanthropisch, — sagte ein Gast, — ihr haben wir es zu verdanken, daß die Gläubiger die Gesundheit ihrer Schuldner pflegen. Heute Morgen hat mir ein Wucherer, der sich ganz speciell für meine Existenz interessirt, alle möglichen Gegenmittel gegen die Cholera gebracht und mich gebeten, dieselben ja anzuwenden.

— Und wie geht es mir, — sagte der Schüler des großen Malers, — mein Schneider wollte mich zwingen, einen Gürtel von Flanell auf der bloßen Haut zu tragen, weil ich ihm tausend Thaler schuldig bin, worauf ich ihm sagte: O Schneider, quittiren Sie Ihre Rechnung, und ich stecke mich bis über die Ohren in Flanell, um Ihnen meine gute Kundschaft zu erhalten, da Sie darauf doch so viel geben.

— O Cholera, ich trinke es Dir zu, — versetzte Nini-Moulin mit einer Art wundertlicher Beschwörung, — nicht die Verzweiflung bist Du, im Gegentheil, Du bist ein Symbol der Hoffnung, ja der Hoffnung. Wie viel Ehemänner, wie viel Ehweiber rechneten nicht auf eine, ach nur zu unsichere Nummer in der Lotterie des Wittwenthums. Du erscheinst und mit einem Male ist ihnen geholfen. Die verdanken Sie es, o gefällige Seuche, daß sich ihre Aussichten auf Freiheit verhundertfachen.

— Und nun die Erben erst: welche Dankbarkeit! Eine Erkältung... ein Zip... ein Nichts und hast Du nicht gesehen, in einer Stunde ist ein Onkel mit einem Male zu einem verehrten Wohlthäter geworden.

— Und die Leute, welche die Laune haben, stets die Stellen Anderer bekommen zu wollen, was für einen vortrefflichen Bundesgenossen finden sie in der Cholera.

— Und wie viele Eide der Treue werden durch sie wahr gemacht, — sagte Fräulein Modeste schwärmerisch, — wie viel Taugenichtse haben einem sanften und schwachen Weibe geschworen, es für's ganze Leben zu lieben und waren nicht darauf gefaßt, diese Beduinen! ihrem Worte so treu bleiben zu müssen.

— Meine Herren, — rief Nini-Moulin, — da wir nun hier vielleicht am Vorabend des Endes der Welt sind, wie der famose Maler dort an der Tafel gesagt hat, so schlage ich vor, wir spielen umgekehrte Welt: ich verlange, daß diese Damen uns reizen, uns herausfordern, uns necken, uns Küsse stehlen, sich alle Arten von Freiheiten gegen uns herausnehmen und wenn es sein muß, meiner Treu, man stirbt eben nicht davon, wenn es sein muß, verlange ich sogar, daß sie uns beschimpfen, ja ich erkläre, daß ich mir Schimpf anthun lasse, daß ich sie einlade mir Schimpf anzuthun... Also, Amor, können Sie mich mit dem gröbsten Schimpfe begünstigen, den man einem tugendhaften und schamhaften Junggesellen thun kann, — fügte der religiöse Schriftsteller hinzu, indem er sich zu Fräulein Modeste neigte, die ihn mit tollem Gelächter von sich stieß.

Eine allgemeine Heiterkeit folgte dem lächerlichen Vorschlage Nini-Moulin's und die Orgie wurde immer toller.

Mitten in diesem betäubenden Lärmen erschien der Kellner wieder, welcher schon mehrere Male eingetreten war und mit seinen Kameraden leise besorgt gesprochen hatte, sein Gesicht war bleich und bewegt. Er näherte sich dem Oberkellner und sagte ganz leise in aufgeregtem Tone zu ihm:

— Eben sind sie gekommen...

— Wer?

— Sie wissen ja... zu da oben... — und er zeigte nach der Decke.

— O, — sagte der Oberkellner, und wurde sorgenvoll, — und wo sind sie?

— Sie sind eben hinaufgestiegen... jetzt sind sie oben, — fügte der Kellner hinzu und schüttelte erschreckt den Kopf; sie sind oben.

— Was sagt der Herr?

— Er ist außer sich, — und der Kellner warf einen Blick auf die Gäste rings umher, — er weiß nicht, was er machen soll;... er schickt mich zu Ihnen.

— Und was Teufel, was soll ich denn thun? — sagte der Andere, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, — man mußte darauf gefaßt sein, es ist nicht drum herumzukommen.

— Ich bleibe nicht hier, es wird wieder losgehen! —

— Da thust Du ganz recht daran, denn mit Deinem verstörten Gesichte ziehst Du schon die Aufmerksamkeit auf Dich: geh, und sage dem Herrn, daß man abwarten muß, wie es kommt.

Dies ging in dem immer lauter werdenden Tumulte fast unbemerkt vorüber.

Indessen lachte unter den Gästen ein einziger nicht und trank eben so wenig. Das war Couche-tout-nud; mit düsterm Blick starrte er in's Leere hinein, allem fremd, was um ihn her vorging, dachte der Unglückliche an die Königin Bacchanal, welche bei einem solche Schmause so strahlend, so fröhlich gewesen sein würde. Die Erinnerung an dieses Geschöpf, das er immer noch mit übermäßiger Neigung liebte, war der einzige Gedanke, der ihn von Zeit zu Zeit aus seiner dumpfen Betäubung riß.

Seltsam! Jacques hatte nur eingewilligt an dieser Maskerade Theil zu nehmen, weil dieser tolle Tag ihn an den letzten Festtag erinnerte, den er mit Cephyse verbracht; an jenes Morgenmahl nach einem Maskenballe, einen lustigen Schmaus, bei welchem die Königin Bacchanal von merkwürdiger Ahnung getrieben den unheimlichen Toast auf die Seuche ausgebracht, welche, wie man damals sagte, sich Frankreich näherte: — Ich trinke auf die Cholera, — hatte Cephyse gesagt, — möge sie Die verschönen, welche Lust zum Leben haben und zusammen sterben lassen, die sich nicht trennen wollen.

Gerade in diesem Augenblicke dachte Jacques an jene traurigen Worte und war ganz in sich versunken. Morok bemerkte das und sagte:

— Nun, Du trinkst nicht mehr, Jacques, hast Du Wein genug? Brauchst Du Branntwein?... Ich werde welchen fordern.

— Ich brauche weder Wein, noch Branntwein... — antwortete Jacques ärgerlich und fuhr wieder fort, nachdenkend zu sein.

— In der That, Du hast Recht, — versetzte Morok mit sardonischem Tone und immer lauter sprechend, — Du thust wohl, Dich zu schonen:... es war eine Thorheit von mir, mit Die von Branntwein zu sprechen... bei der jetzigen Zeit... wäre es eben so verwegen, sich einer Flasche Branntwein gegenüberzusetzen, als vor die Mündung einer geladenen Pistole.

Als Couche-tout-nud seinen Muth zum Trinken in Zweifel ziehen hörte, sah er Morok mit zorniger Miene an.

— So meinst Du, ich wagte blos aus Feigheit nicht Schnapps zu trinken? — rief der Unglückliche, dessen halb verwischter Verstand sich ermunterte, um zu vertheidigen, was er seine Würde nannte. — Aus Feigheit weigere ich mich zu trinken, was? Antworte doch, Morok.

— Nun, mein Bester, Alle, so viel wir hier sind, haben wir heute unsere Proben abgelegt, — sagte einer der Gäste zu Jacques, — und besonders Sie, der Sie, obwohl etwas krank, den Muth gehabt haben, die Rolle der Cholera zu übernehmen.

— Meine Herren, — versetzte Morok, da er sah, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und Couche-tout-nud richtete, — ich scherzte nur, denn wenn der Kamerad hier, — er zeigte auf Jacques, — die Unvorsichtigkeit begangen hätte, mein Anerbieten anzunehmen, wäre er nicht erschrocken, sondern toll gewesen... Glücklicherweise ist er so vernünftig auf diese Prahlerei zu verzichten, die jetzt so gefährlich ist und ich...

— Kellner, — sagte Couche-tout-nud, indem er Morok mit ungeduldigem Zorne unterbrach, — zwei Flaschen Branntwein und zwei Gläser.

— Was willst Du thun? — sagte Morok, indem er eine besorgte Ueberraschung heuchelte. — Wozu diese zwei Flaschen Branntwein?

— Zu einem Duell, — sagte Jacques mit kaltem entschlossenem Ton.

— Ein Duell! — rief man überall erstaunt.

— Ja, — versetzte Jacques. — Ein Duell... auf Cognac;... Du behauptest, daß es eben so gefährlich sei sich vor eine Flasche Branntwein zu setzen, als vor eine geladene Pistole... nehmen wir jeder eine volle Flasche... man wird sehen, wer von uns beiden zurückschreckt.

Dieser seltsame Vorschlag des Couche-tout-nud wurde von Einigen mit Freudengeschrei, von Andern mit wirklicher Besorgniß aufgenommen.

— Bravo, hoch die Flaschenkämpfer! — riefen die Einen.

— Nein, nein, — sagten Andere, — ein solcher Kampf wäre gefährlich!

— Bei der jetzigen Zeit, — fügte ein Anderer hinzu, — ist diese Herausforderung eben so bedenklich, als ein Duell auf Tod und Leben.

— Du hörst es, — sagte Morok mit teuflischem Lachen, — Du hörst es, Jacques... Sieh jetzt, ob Du vor der Gefahr Dich zurückziehen willst.

Bei diesen Worten, welche ihn abermals an die Gefahr erinnerten, der er sich aussetzen würde, fuhr Jacques zusammen, als ob ihm plötzlich eine Idee durch den Kopf gehe, er richtete stolz das Haupt auf, seine Wangen rötheten sich leicht, sein matter Blick glänzte mit einer Art unheimlicher Zufriedenheit und er rief mit festem Tone aus:

— Verdammter Kellner, bist Du taub? Habe ich nicht zwei Flaschen von Dir verlangt?

— Gleich, mein Herr, — sagte der Kellner, indem er hinausging und fast entsetzt darüber war, was während dieses Trinkkampfes passiren würde.

Nichts desto weniger wurde der tolle und gefährliche Entschluß Couche-tout-nud's von der Mehrzahl applaudirt. Nini-Moulin fuhr auf seinem Stuhle hin und her und schrie aus Leibeskräften:

— Bachus und mein Durst! Mein Glas und meine Flasche! — die Schlünde sind offen, Cognac in die Schranken!... largesse! largesse!

Und als wahrer Turnierkämpe umarmte er Fräulein Modeste und fügte, um diese Freiheit zu entschuldigen hinzu:

— Amor, Sie sollen die Königin der Schönheit sein... ich probire das Glück des Siegers.

— Cognac in die Schranken! — wiederholte man im Chore, — largesse!

— Meine Herren, — fügte Nini-Moulin mit Begeisterung hinzu, — wollen wir gleichgültig bleiben gegen das edle Beispiel, welches uns Papa Cholera giebt? — und er zeigte auf Jacques, — er hat stolz Cognac gesagt... entwerfen wir ihm rahmreich Punsch.

— Ja, ja, Punsch!

— Punsch in die Schranken!...

— Kellner, — rief der religiöse Schriftsteller mit Stentorstimme, — Kellner haben Sie hier einen Napf, einen Kessel, einen Kübel, irgend einen ungeheuern Behälter... um einen Riesenpunsch darin zu besorgen?...

— Einen babylonischen Punsch!

— Einen Punschsee!

— Einen Punschocean!

Dieses ehrgeizige Crescendo folgte dem Vorschlage Nini-Moulin's.

— Mein Herr, — antwortete der Kellner mit triumphirender Miene, — wir haben gerade einen kupfernen Kochtopf, der frisch verzinnt ist, er ist noch nicht gebraucht worden und hält mindestens 30 Flaschen.

— Man bringe den Kochtopf, — sagte Nini-Moulin majestätisch.

— Der Kochtopf hoch! — schrie man im Chor.

— Thun Sie 20 Flaschen Kirschwasser, 6 Brode Zucker, 12 Citronen, 1 Pfund Zimmet hinein und dann angezündet, Feuer, Feuer, überall Feuer, — fügte der religiöse Schriftsteller hinzu und stieß ein unmenschliches Geschrei aus.

— Ja, ja Feuer überall, — wiederholte man im Chor.

Nini-Moulin's Vorschlag gab der allgemeinen Fröhlichkeit einen neuen Aufschwung, die tollsten Reden kreuzten sich und mischten sich mit dem süßen Schall von Küssen, die unter dem Vorwande gegeben oder geraubt wurden, daß man vielleicht keinen Morgen erleben werde, daß man sich darein schicken müsse u. s. w.

Während eines jener Augenblicke des Stillschweigens, die mitunter beim größten Getöse eintraten, hörte man über dem Saale, wo geschmaust wurde, mehrere Male dumpf und gemessen klopfen.

Alles schwieg und horchte auf.

Darauf setzte er seine Flasche auf den Tisch und stand auf, um Nini-Moulin beizustehen, der vergeblich sich anstrengte, Couche-tout-nud zu halten.

Diese plötzliche Krisis bot kein Symptom von Cholera dar; indessen bemächtigte sich doch ein plötzlicher Schrecken der Zuschauer; eines der Frauenzimmer bekam Nervenzufälle, eine andere fiel mit lautem Geschrei in Ohnmacht.

Nini-Moulin ließ Jacques in Morok's Händen, eilte nach der Thür, um Hülfe zu suchen, als diese Thür sich plötzlich öffnete.

Der religiöse Schriftsteller fuhr beim Anblicke dieser unerwarteten Person, die sich seinen Augen darbot, verwundert zurück.

Fünftes Kapitel.

Erinnerungen.

Die Person, vor welcher Nini-Moulin mit so großem Erstaunen stehen blieb, war die Königin Bacchanal.

Hager, mit bleicher Gesichtsfarbe, unordentlichen Haaren, hohlen Wangen, die Augen eingesunken, fast mit Lumpen bekleidet, war diese glänzende und fröhliche Heldin bei so viel tollen Orgien nur noch der Schatten ihrer selbst. Elend und Schmerz hatten ihre sonst so reizenden Züge verstört.

Kaum in den Saal getreten, blieb Cephyse stehen. Ihr düsterer und unruhiger Blick suchte durch das Halbdunkel des Saales zu dringen, um den dort zu finden, den sie suchte... plötzlich bebte das junge Mädchen zusammen und stieß einen lauten Schrei aus.

Sie hatte auf der andern Seite des Tisches beim bläulichen Schimmer des brennenden Punsches Jacques gesehen, dessen krampfhaften Bewegungen Morok und einer von den Gästen kaum Einhalt zu thun im Stande waren.

Bei diesem Anblicke that Cephyse in der ersten Aufregung des Schreckens, von ihrer Neigung hingerissen, was sie häufig in der Trunkenheit der Freude und des Vergnügens gethan: beweglich und bebend sprang sie auf den Tisch, ging geschickt durch die Flaschen und Teller hindurch und war mit einem Sprunge bei Couche-tout-nud.

— Jacques, — rief sie aus, ohne noch den Thierbändiger zu bemerken und warf sich ihrem Geliebten um den Hals, — Jacques, ich bin es, Cephyse...

Diese so bekannte Stimme, dieser aus der Seele hervordringende Ruf schien von Couche-tout-nud gehört zu werden; mechanisch wandte er den Kopf nach der Königin Bacchanal hin, ohne die Augen zu öffnen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Bald wurden seine steifen Glieder geschmeidiger, ein leichtes Zittern trat an die Stelle der Krämpfe und nach einigen Secunden ließen seine mühsam aufgehenden Augenlider seinen unbestimmten und verwischten Blick sehen.

Stumm und erstaunt empfanden die Zuschauer dieser Scene eine unruhige Neugier.

Cephyse kniete vor dem Geliebten, bedeckte seine Hände mit Thränen und Küssen und rief mit von Seufzern unterbrochener Stimme:

— Jacques, ich bin es, Deine Cephyse... ich finde Dich wieder... meine Schuld ist es nicht, wenn ich Dich verlassen habe... verzeihe mir.

— Unglückliche, — rief Morok, über dies seinen Plänen vielleicht gefährliche Zusammentreffen ärgerlich; — wollen Sie ihn denn tödten?... In dem Zustande, in welchem er sich befindet, wird ihm diese Aufregung verderblich sein. Ziehen Sie sich zurück.

Und er nahm Cephyse hart beim Arm, während Jacques aus einem peinlichen Traume aufzuwachen schien und zu unterscheiden begann, was um ihn vorging.

— Sie... Sie sind es, — rief die Königin Bacchanal entsetzt, indem sie Morok erkannte, — Sie, der mich von Jacques getrennt hat...

Sie unterbrach sich, denn der umhüllte Blick Couche-tout-nud's, der auf sie geheftet war, schien sich wieder zu beleben.

— Cephyse, Du bist es?... — murmelte Jacques.

— Ja, ich bin es, — fügte sie mit tiefbewegter Stimme hinzu, — ich bin es, und komme, um Dir zu sagen...

Sie konnte nicht fortfahren, rang schmerzlich ihre Hände und auf ihrem bleichen, verstörten, von Thränen überströmten Gesicht konnte man die verzweifelte Verwunderung lesen, welche ihr die tödtliche Zerrüttung von Jacques' Zügen verursachte.

Er begriff die Ursache dieses Erstaunens, indem er nun auch das leidende, mager gewordene Gesicht Cephysens betrachtete und zu ihr sagte:

— Armes Mädchen, Du hast also auch wohl viel Kummer gehabt... viel Elend erdulden müssen... auch ich erkannte Dich nicht mehr...

— Ja, — sagte Cephyse, — viel Kummer... viel Elend... und schlimmeres noch als Elend, — fügte sie schaudernd hinzu, indem eine schnelle Röthe ihre bleichen Züge belebte.

— Schlimmeres als Elend! — sagte Jacques erstaunt.

— Aber Du bist es, Du, der gelitten hat, — sagte Cephyse schnell, ohne ihrem Geliebten zu antworten.

— Ich?... o ich war eben im Begriff, damit zu Ende zu kommen... Du hast mich gerufen... ich bin auf einen Augenblick nur zurückgekommen... denn was ich hier empfinde, — und er legte die Hand auf die Brust, — das ist nicht wieder gut zu machen. Aber es thut nichts... Jetzt habe ich Dich gesehen und sterbe zufrieden.

— Du wirst nicht sterben, Jacques, ich bin ja hier...

— Hör' mir zu, mein Kind; siehst Du, wenn ich im Magen einen Schessel glühender Kohlen hätte, würde es mir nicht ärger brennen können. Seit einem Monat schon fühle ich, wie ich mich bei langsamem Feuer verzehre. Uebrigens war es dieser Herr... — und mit einem Kopfnicken bezeichnete er Morok, — dieser werthe Freund, der es stets übernommen hat, das Feuer zu schüren... und nun bedaure ich das Leben nicht, ich habe ja doch die Gewohnheit des Arbeitens verloren und die der Ausschweifung angenommen... ich würde doch damit enden, ein schlechter Lump zu sein, und so laß ich lieber meinen Freund sich damit ergötzen, daß er mir das Feuer in der Brust schürt... seit ich eben getrunken habe, bin ich überzeugt, daß es mir darin brennen muß, wie der Punsch dort.

— Du bist ein Narr und ein Undankbarer, — sagte Morok, die Achsel zuckend, — Du hast Dein Glas hingehalten und ich habe eingeschenkt... und meiner Treu, wir werden noch lange und oft zusammen zechen.

Seit einigen Augenblicken hörte Cephyse nicht auf, Morok anzusehen.

— Ich sage dies, daß Du seit langer Zeit das Feuer anbläsest, an dem ich meine Haut verbrenne, — versetzte Jacques mit schwacher Stimme, sich an Morok wendend; — damit man nicht denke, ich sterbe an der Cholera... man könnte glauben, meine Rolle hätte mir Furcht eingejagt. Es ist also nicht ein Vorwurf, den ich Dir mache, Dir, mein zärtlicher Freund, — fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu, — Du hast ganz heiter mein Grab gegraben... Allerdings trat ich mitunter, wenn ich das große schwarze Loch sah, in das ich fallen sollte, einen Schritt zurück... aber Du stießest mich als zärtlicher Freund kräftig nach dem Abhange zu, indem Du sagtest: — Geh doch, — Spaßvogel, geh weiter! — Und ich ging ja, und so bin ich denn jetzt angekommen...

Dies sagend brach Couche-tout-nud in ein heiseres Lachen aus, vor welchem die Zuschauer, die der Auftritt immer mehr bewegte, fröstelte.

— Mein Bursche, — sagte Morok kalt, — hör' mir zu und folge meinem Rathe.

— Danke schön... ich kenne Deine Rathschläge... und anstatt Dir zuzuhören, will ich lieber mit meiner armen Cephyse sprechen... bevor ich zu den Manimürsen hinuntersteige, werde ich ihr sagen, was ich auf dem Herzen habe.

— Sprich nicht so, Jacques, Du weißt nicht, wie weh Du mir thust, — versetzte Cephyse, — ich sage Dir, daß Du nicht sterben wirst.

— Dann, meine brave Cephyse, werde ich Dir meine Rettung verdanken, — sagte Jacques mit ernstem innigen Tone, der die Umstehenden in Verwunderung setzte. — Ja, — sagte Couche-tout-nud, — als ich wieder zu mir gekommen, Dich so ärmlich gekleidet sah... da ward mir wohl um's Herz. Weißt Du weshalb?... Weil ich dachte: — das arme Mädchen, sie hat mir Wort gehalten, lieber gearbeitet, gelitten, entbehrt, als einen andern Geliebten genommen, der ihr gegeben hätte, was ich gegeben habe, so lange ich es vermochte;... und dieser Gedanke, siehst Du, hat mir die Seele erfrischt, Cephyse... ich bedurfte dessen, denn ich brannte... und ich brenne noch, — fügte er hinzu und seine Hand ballte sich vor Schmerz. — Nun ich bin glücklich gewesen, das hat mir wohl gethan, deshalb habe Dank, meine brave gute Cephyse; ja, Du bist brav und gut gewesen und hast Recht gehabt, denn ich habe Niemand auf der Welt geliebt als Dich... und wenn ich in meiner Verdumpfung einen Gedanken hatte, der mich etwas aus dem Kothe emporhob, der mich bedauern ließ, daß ich nicht besser sei... so kam dieser Gedanke stets in Bezug auf Dich... Dank also, meine arme Freundin, — sagte Jacques und seine brennenden trocknen Augen wurden feucht. — Nochmals danke ich Dir, — und er hielt seine schon kalte Hand Cephysen hin, — wenn ich sterbe... werde ich zufrieden sterben... lebe ich, so werde ich auch glücklich leben... Deine Hand, meine brave Cephyse... Du hast als redliches, ehrliches Geschöpf gehandelt...

Anstatt die Hand zu nehmen, die Jacques ihr hinreichte, senkte Cephyse, die noch immer kniete, den Kopf und wagte nicht, die Augen zu ihm zu erheben.

— Du antwortest mir nicht, — versetzte Jacques, sich zu dem jungen Mädchen neigend; — — Du nimmst meine Hand nicht? und warum?

Das unglückliche Geschöpf antwortete nur durch erstickte Seufzer. Vor Scham niedergedrückt, hielt sie sich in so demüthiger, so bittender Stellung, daß ihre Stirn fast die Füße ihres Geliebten berührte.

Jacques stutzte über das Schweigen und das Benehmen der Königin Bacchanal und sah sie mit wachsendem Staunen an; plötzlich wurden seine Züge immer schmerzlicher, seine Lippen zitterten und er sagte fast flammend:

— Cephyse,... ich kann Dich... wenn Du meine Hand nicht nimmst...: so...

Darauf versagte ihm die Stimme und nach einer Pause fügte er hinzu:

— Als man vor sechs Wochen mich in's Gefängniß geschleppt hat, hast Du zu mir gesagt:... — Jacques, ich schwöre es Dir bei meinem Leben... ich werde arbeiten, werde, wenn es sein muß, in furchtbarem Elende leben, aber anständig leben... Das hast Du mir versprochen... und nun, ich weiß, Du hast mich niemals belogen... sag' mir, daß Du mich niemals belogen... sag' mir, daß Du Dein Wort gehalten hast und ich glaube es Dir.

Cephyse antwortete nur durch einen herzzerreißenden Seufzer und drückte Jacques' Knie gegen ihre krachende Brust.

Seltsamer und doch häufigerer Widerspruch, als man gewöhnlich meint... dieser von Trunkenheit und Ausschweifung abgestumpfte Mensch, der seit seiner Erlösung aus dem Gefängnisse von einer Orgie zur andern allen mörderischen Anreizungen Morok's nachgegeben hatte, dieser empfand dennoch einen furchtbaren Schmerz, als er durch das stumme Geständniß Cephysens die Untreue dieses Geschöpfes erfuhr, die er geliebt hatte, trotz der Erniedrigung, die sie sich übrigens selbst nicht verhehlt hatte.

Die erste Bewegung Jacques' war furchtbar; trotz seiner Schwäche und Angegriffenheit, war er doch im Stande aufzustehen, sein Gesicht verzog sich vor Wuth und Verzweiflung: bevor man es hindern konnte, ergriff er ein Messer und richtete es auf Cephyse.

Aber in dem Augenblicke, wo er zustoßen wollte, scheute er vor einem Morde zurück, warf das Messer weit von sich und sank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, kraftlos auf seinen Sitz zurück.

Bei dem Schrei Nini-Moulin's, der sich nachträglich auf Jacques gestürzt hatte, um ihm das Messer zu entreißen, erhob Cephyse das Haupt; die schmerzliche Niedergeschlagenheit Couche-tout-nud's brach ihr das Herz, sie stand auf und warf sich trotz seines Widerstandes ihm um den Hals; mit schluchzender Stimme rief sie:

— Jacques... wenn Du es wüßtest... Mein Gott, wenn Du wüßtest, hör' mir zu... Verdamme mich nicht, ohne mich zu hören... ich will Dir Alles sagen, das schwöre ich Dir... Alles, ohne zu lügen... dieser Mann — sie zeigte auf Morok — wird es nicht zu läugnen wagen,... er ist zu mir gekommen und hat zu mir gesagt: — Haben Sie den Muth...

— Ich mache Dir ja keine Vorwürfe... ich habe nicht das Recht dazu... laß mich in Ruhe sterben... weiter verlange ich ja nicht mehr, — sagte Jacques mit immer schwächer werdender Stimme, indem er Gephyrs zurückstieß. Darauf fügte er mit bitterm, schweigendem Lächeln hinzu: — Glücklicherweise habe ich mein Theil;... ich wußte wohl was ich that..., als ich das Duell auf Cognac annahm.

— Nein, Du wirst nicht sterben, mußt mich hören und alle Welt soll es;... und dann wird man sehen, ob es meine Schuld ist. — Nüchtern, meine Herren, wenn ich Mitleid verdiene, werden Sie ihn bitten, mir zu verzeihen;... denn vom Elend angetrieben, bin ich, da ich keine Arbeit fand, gezwungen gewesen, — mich zu verkaufen, nicht des Luxus halber, Sie sehen meine Lumpen... sondern Brod zu haben und meiner armen, kranken, sterbenden Schwester, die noch elender ist als ich, eine Zuflucht zu verschaffen... das ist doch wohl Grund Mitleid mit mir zu empfinden, denn zu seinem Vergnügen verkauft man sich nicht, — rief das junge Mädchen, indem sie entsetzlich lachte. Darauf sagte sie leise mit einem Schauer des Entsetzens: — Jacques, wenn Du wüßtest... Siehst Du, es ist so nichtswürdig, so schrecklich, sich so zu verkaufen, daß ich lieber sterben wollte, als zum zweiten Male anfangen. Ich war im Begriff mir das Leben zu nehmen, als ich erfuhr, daß Du hier liegst. — Als sie darauf sah, wie Jacques, in sich zusammengesunken, traurig den Kopf schüttelte, ohne ihr zu antworten, streckte Gephyrs die Hände bittend nach ihm hin und rief:

— Jacques, ein Wort, ein einziges Wort des Mitleids, der Verzeihung!

— Meine Herren, ich bitte Sie, bringen Sie dieses Frauenzimmer fort, — rief Morok, — ihr Anblick verursacht meinem Freunde eine zu schmerzliche Aufregung.

— Nun, mein liebes Kind, seien Sie vernünftig, — sagten mehrere Gäste und versuchten voller Aufregung Gephyrs fortzubringen: — Lassen Sie ihn, kommen Sie mit uns, es ist keine Gefahr für ihn.

— O meine Herren, — rief das arme Geschöpf und brach in Thränen aus, — hören Sie mich an... Lassen Sie sich sagen... ich will ja thun, was Sie wollen... will fortgehen;... aber im Namen des Himmels senden Sie nach Hülfe, lassen Sie ihn nicht so sterben... Aber sehen Sie nur mein Gott, er leidet furchtbare Schmerzen,... seine Zuckungen sind gräßlich.

— Sie hat Recht, — sagte einer der Gäste und eilte nach der Thür, — man muß einen Arzt holen lassen.

— Man wird jetzt keinen Arzt finden, — sagte ein Anderer, — sie sind zu sehr beschäftigt.

— Wir können es besser machen, — versetzte ein Dritter, — das Hôtel-Dieu ist gerade gegenüber, bringen wir den armen Jungen dorthin, man wird ihm die erste Hülfe angedeihen lassen. Ein Tischtuch kann uns zur Bahre dienen und mit dem Tischtuche decken wir ihn zu.

— Ja, ja, so ist's, — sagten mehrere Stimmen, bringen wir ihn fort und verlassen wir das Haus.

Jacques war, vom Branntwein untergraben, durch das Zusammentreffen mit Gephyrs moralisch vernichtet, in eine heftige nervöse Krisis verfallen.

Es war der Todeskampf dieses Unglücklichen... Man mußte ihn mit den langen Tischtüchern festbinden, um ihn auf die Tischplatte legen zu können, welche als Trage dienen sollte und die zwei von den Gästen forttrugen. Man gab den Bitten Gephyrs nach, die als letzte Gnade erlangt hatte, Jacques bis zum Hospital begleiten zu dürfen.

Als dieser unheimliche Zug den großen Saal des Restaurateurs verließ, stoben die Gäste alle auseinander, Männer und Frauen beeilten sich in ihre Mäntel sich zu hüllen, um ihre Costüme zu verbergen. Die Wagen, welche man in großer Anzahl bestellt hatte, um von der Maskerade zurückzukehren, waren glücklicherweise schon angekommen.

Das Unternehmen war bis zu Ende geführt, die verwegene Prahlerei gelungen, man konnte sich also mit kriegerischen Ehren zurückziehen. In dem Augenblicke, wo ein Theil der Gäste sich noch im Saale befand, brach ein erst fernes, aber bald sich näherndes Getöse auf dem Vorplatz Notre-Dame mit unglaublicher Wuth aus.

Man hatte Jacques bis zur Hausthür des Wirthshauses gebracht. Morok und Rini-Moulin suchten sich durch die Menge Durchgang zu verschaffen, um bis zum Hôtel-Dieu zu gelangen und gingen den Trägern voraus.

Bald zwang sie ein heftiges Zurückdrängen der Menge still zu stehen und verdoppeltes wildes Geschrei ertönte vom andern Ende des Platzes in der Ecke der Kirche.

— Was giebt es denn? — fragte Rini-Moulin einen Mann mit gemeinem Gesicht, der vor ihm her sprang; — was ist das für Geschrei?

— Es ist wieder ein Vergifter, den man erwürgt, wie dessen Leiche eben in's Wasser geworfen worden ist, — versetzte der Mensch. — Wenn Sie es noch mitgenießen wollen, so folgen Sie mir, — fügte er hinzu, — und gebrauchen Sie Ihren Ellbogen,... sonst kommen wir zu spät...

Kaum hatte der Elende diese Worte gesprochen, so durchdrang ein Schrei den Lärm der Menge, durch welche mühevoll die Träger mit Couche-tout-nud unter dem Vortritte Morok's hindurchgingen; Gephyrs hatte diesen herzzerreißenden Ruf ausgestoßen... Jacques, einer der sieben Erben der Familie Rennepont... war in ihren Armen gestorben.

Seltsamer Zufall... in demselben Augenblicke, wo Gephyrs verzweiflungsvoller Ausruf Jacques' Tod verkündete,... ertönte ein anderer Schrei aus der Gegend des Platzes Notre-Dame, wo man einen Vergifter verfolgte...

Dieser ferne, bittende und von gräßlichem Entsetzen durchdrungene Schrei, der dem letzten Hülferufe eines Mannes glich, welcher sich unter den Stößen seiner Mörder wehrt, machte Morok mitten in seinem abscheulichen Triumphe schaudern.

— Hölle! — rief dieser geschickte Mörder, dessen Waffen tödtlich waren, aber gesetzlich: Trunkenheit und Ausschweifung; — Hölle! Das ist die Stimme des Abbé von Aigrigny, den man ermordet.

Sechstes Kapitel.

Der Vergifter.

Einen Augenblick müssen wir an der Gruppe, um daran knüpfen zu können, was dem Herrn von Aigrigny begegnet war, dessen Ausruf in dem Augenblicke des Todes Couche-tout-nud's auf Morok einen so starken Eindruck gemacht hatte.

Die Auftritte, welche wir schildern werden, sind entsetzlich... wenn wir hoffen dürften, daß man jemals eine Lehre daraus ziehen würde, so strebte unsere Schilderung dahin, durch den Abscheu, den sie vielleicht einflößen wird, den Ausschweifungen einer ungebeugten Barbarei vorzubeugen, der bisweilen die unwissende und verblendete Menge sich hingiebt, wenn sie, von verhängnißvollen Irrthümern befangen, sich von Ränkeflüstern brutaler, grausamer Art verführen läßt.

Wie wir schon sagten, gingen die thörichtsten, beunruhigendsten Gerüchte in Paris um. Man sprach nicht blos von der Vergiftung der Brunnen und der Kranken, man sagte sogar, es wären Elende dabei getroffen worden, wie sie Arsenik in die Kannen geworfen, welche die Weinhändler gewöhnlich gefüllt stehen zu haben pflegen.

Goliath sollte Morok wieder aufsuchen, nachdem er eine Botschaft beim Herrn von Aigrigny ausgerichtet, der ihn in einem Hause am Platze des Erzbisthums erwartete.

Goliath war bei einem Weinhändler in der Rue de la Calandre eingetreten, um sich zu erfrischen; nachdem er zwei Gläser Wein getrunken, bezahlte er sie.

Während die Wirthin klein Geld suchte, das sie ihm herauszugeben hatte, legte Goliath unwillkürlich und sehr unschuldiger Weise seine Hand über die Oeffnung einer Kanne, die in seiner Nähe stand.

Der große Wuchs dieses Menschen, sein abstoßendes Gesicht, sein wildes Aussehen hatte schon die Wirthin besorgt gemacht, welche durch das öffentliche Gerücht in Bezug auf die Vergifter beunruhigt war; aber als sie Goliath seine Hand über die Oeffnung einer ihrer Kannen legen sah, rief sie erschreckt aus:

— O, mein Gott! Sie haben eben Etwas in die Kanne geworfen!

Bei diesen sehr laut und mit dem Tone des Schreckens ausgesprochenen Worten standen zwei oder drei in der Schenke stehende Trinker schnell vom Tische auf, liefen zum Ladentisch und Einer von ihnen rief unbesonnener Weise:

— Das ist ein Vergifter!...

Goliath, der die unheimlichen Gerüchte, die im Stadttheile verbreitet waren, nicht kannte, wußte anfangs gar nicht, wessen man ihn anklage; die Trinker wurden immer lauter, indem sie ihn zur Rechenschaft zogen; er aber zuckte im Vertrauen auf seine Kraft die Schultern und verlangte grob das kleine Geld, welches die bleichgewordene, erschreckte Wirthin vergessen hatte, ihm herauszugeben.

— Hallunke! — rief Einer der Trinker so heftig, daß mehrere Vorübergehende still stehen blieben; — man wird Dir Dein klein Geld wiedergeben, wenn Du sagst, was Du in die Kanne geworfen hast.

— Wie, er hat Etwas in die Kanne geworfen? — sagte ein Vorübergehender.

— Er ist vielleicht ein Vergifter, — versetzte ein Anderer.

— Dann muß man ihn arretiren, — fügte ein Dritter hinzu.

— Ja, ja, — sagten die Zecher, gewiß ganz brave Leute, die indeß unter dem Einflusse des allgemeinen Schreckens standen, — ja, man muß ihn festhalten, man hat ihn dabei ertappt, wie er Gift in die Kanne geworfen hat.

Die Worte: Er ist ein Vergifter, machten gleich in der Gruppe die Runde, die sich erst aus drei bis vier Personen gebildet hatte und nun in jedem Augenblicke vor der Thür des Weinhändlers sich vergrößerte.

Drohende, unheimliche Rufe begannen schon sich zu erheben. Der anklagende Trinker, der seine Befürchtungen getheilt und fast gerechtfertigt sah, glaubte als guter und muthiger Bürger zu handeln, indem er Goliath beim Kragen ergriff und zu ihm sagte:

— Du sollst Dich auf der Wache rechtfertigen, Spitzbube.

Der Riese, welcher schon durch die Beleidigungen, deren Sinn er nicht recht verstand, gereizt war, wurde durch diesen plötzlichen Angriff auf's Aeußerste gebracht; er gab seiner natürlichen Rohheit freien Lauf, warf den Angreifer über den Ladentisch und schlug mit der Faust auf ihn los.

Während dieses Streites wurden mehrere Flaschen und zwei oder drei Fenster geräuschvoll zerbrochen, indeß die Wirthin immer mehr und mehr erschreckt aus Leibeskräften schrie:

— Zu Hülfe, Giftmischer... Mörder... Wache!...

Bei dem Geklirr der zerbrochenen Fensterscheiben und den Notrufen stürzten die zusammengelaufenen Vorübergehenden, welche an die Vergiftung glaubten, in die Schenke hinein, um den Gästen bei der Festhaltung Goliath's behülflich zu sein. Vermöge seiner herculischen Kraft schlug dieser, nachdem er einige Augenblicke gegen sieben bis acht Personen angekämpft hatte, zwei der wüthendsten Angreifer nieder, schob die anderen bei Seite, näherte sich dem Ausgange, nahm einen kräftigen Anlauf, senkte wie ein Kampfstier die Stirn und stürzte so auf die Menge los, welche die Thür versperrte. Mit Hülfe seiner ungeheuern Schultern und Athletenarme erweiterte er die Bresche, brach durch die Gruppen hindurch und eilte, was er laufen konnte, mit zerrissenen Kleidern, bloßem Kopfe, blassem, zornigem Gesichte nach dem Vorhof Notre-Dame.

Augenblicklich begann eine große Anzahl der Personen, aus welchen der Auflauf bestand, Goliath zu verfolgen und hundert Stimmen schrien:

— Haltet fest... haltet den Vergifter!

Ein Fleischergeselle, der vorüberging, das Geschrei hörte, einen Mann von unheimlichem, verstörtem Aussehen erblickte, warf eine leere Mulde, die er auf dem Kopfe trug, Goliath zwischen die Beine, so daß dieser in Folge des Hindernisses stolperte und fiel... Der Fleischergeselle glaubte eine eben so heldenmüthige That zu thun, als wenn er sich einem tollen Hunde entgegenwürfe, stürzte sich auf Goliath und wälzte sich mit ihm auf dem Pflaster umher, indem er rief:

— Zu Hülfe, er ist ein Vergifter... zu Hülfe!

Dies begab sich nicht weit von der Kathedrale, aber weit genug von der Menge, welche sich vor dem Thore des Hôtel-Dieu und vor dem Wirthshause drängte, in das die Odeler-maskerade gezogen war, — es war um die Dämmerungsstunde; — bei dem durchdringenden Geschrei des Fleischers eilten mehrere Gruppen, an deren Spitze die Gendarmerie und der Steinbrecher sich befanden, nach dem Orte des Kampfes, während die Verfolger des angeblichen Vergifters von der Rue de la Calandre auch auf den Vorhof kamen.

Beim Anblick dieser drohenden Menge, die auf ihn zustürmte, fuhr Goliath zwar fort, sich gegen den Fleischergesellen zu vertheidigen, der mit der Hartnäckigkeit eines Bulldogge gegen ihn ankämpfte, aber er fühlte, daß er verloren war, wenn er sich nicht sofort dieses Gegners entledigte.

Mit einem wüthenden Fauststiche schlug er dem Fleischer, der in diesem Augenblicke oben lag, die Kinnlade entzwei, wußte sich ihm zu entringen, stand wieder auf und machte noch ganz betäubt einige Schritte vorwärts.

Plötzlich blieb er stehen.

Er sah sich umzingelt.

Hinter ihm erhoben sich die Mauern der Kirche, rechts und links und gegenüber strömte eine feindliche Menge heran.

Das furchtbare Schmerzensgeschrei des Fleischers, den man ganz blutig aufhob, vermehrte noch die Wuth des Volkes.

Es war ein furchtbarer Augenblick für Goliath: ganz allein in einem Raume, der von Secunde zu Secunde dichter wurde, sah er von allen Seiten wüthende Feinde auf sich loskommen und tödtliches Geschrei ausstoßen.

Wie ein Eber ein oder mehrere Male sich herumdreht, bevor er sich entschließt, der erbitterten Emeute Stand zu halten, that Goliath, vom Schrecken erstarrt, einige unentschlossene,

hastige Schritte, dann aber verzichtete er auf eine unmögliche Flucht; der Instinkt sagte ihm, er habe weder Gnade noch Erbarmen von der Menge zu erwarten, die von der vollendetsten, unsinnigsten Wuth erfüllt war, von einer Wuth, die um so unerbittlicher sein mußte, da sie sich berechtigt glaubte, und so wollte Goliath mindestens sein Leben theuer verkaufen: er suchte sein Messer in der Tasche, da er es nicht fand, stemmte er sich in einer Fechterstellung auf sein linkes Bein, streckte seine beiden muskulösen, harten und wie Eisen starren Arme halb gebogen vor und erwartete festen Fußes tapfer den Anfall.

Die erste Person, welche auf Goliath loskam, war die Giboule.

Keuchend stand die Megäre, anstatt sich auf ihn zu stürzen, still, bückte sich, nahm einen der schweren Holzschuhe, die sie trug, und schleuderte ihn mit solcher Kraft und Geschicklichkeit dem Riesen an den Kopf, daß er gerade in's Auge fuhr und dieses halb aus der Höhle herausgetrieben wurde.

Goliath fuhr mit beiden Händen nach seinem Gesicht und stieß ein wildes Schmerzensgeschrei aus.

— Ich habe ihm das Schielen beigebracht, — sagte die Giboule, indem sie in Gelächter ausbrach.

Anstatt den ersten Angriff zu erwarten, mit dem man noch zauderte, denn sein ungeheuer kräftiges Aussehen schreckte die Heranstürmenden noch ab und der Steinbrecher, der allein ein würdiger Gegner für ihn gewesen sein würde, war einen Augenblick von der Menge zurückgedrängt worden; anstatt also zu warten, stürzte Goliath, durch den Schmerz wüthend gemacht, auf die ihm zunächst stehende Gruppe.

Ein solcher Kampf war zu ungleich, um lange zu dauern; aber die Verzweiflung verdoppelte die Kräfte des Riesen und der Kampf war einen Augenblick fürchterlich.

Der Unglückliche fiel nicht sogleich. Einige Secunden lang verschwand er fast ganz unter einem Haufen erbitterter Angreifender; bald sah man einen seiner Riesenarme sich in die Luft heben und wie ein Hammer auf Schädel und Gesichter niederfallen, bald wurde sein ungeheurer, blasser, blutender Kopf durch einen Kämpfer hintenüber geworfen, der sich in sein dichtes Haar eingeklammert hatte.

Hier und dort zeugte heftiges Zurückweichen, plötzliche Bewegungen in der Menge für die unglaubliche Energie der Vertheidigung Goliath's. Da endlich indessen der Steinbrecher herangekommen war, mußte der Riese nieder.

Ein langer Ruf des Jubels verkündete seinen Fall, denn unter solchen Umständen heißt Fallen... Sterben.

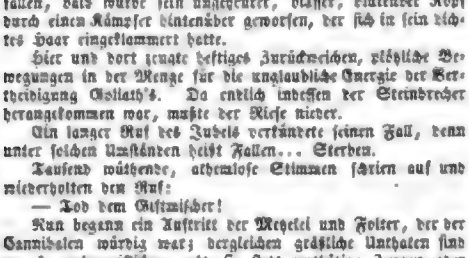
Tausend wüthende, athemlose Stimmen schrien auf und wiederholten den Ruf:

— Tod dem Giftmischer!

Nun begann ein Auftritt der Metzelei und Folter, der der Cannibalen würdig war; dergleichen gräßliche Unthaten sind um so unbegreiflicher, als sie stets unthätige Zeugen oder sogar Mitschuldige haben, welche häufig ehrenwerthe, menschliche Leute sind, aber durch dummen Glauben, durch Vorurtheil verblendet, sich zu allen Arten Barbarei fortreißen lassen und dabei eine Handlung strenger Gerechtigkeit zu begehen wähnen.

Wie das gewöhnlich geschieht, machte der Anblick des Blutes, das strommeis aus Goliath's Wunden schoß, die Angreifer förmlich trunken und ihre Wuth verdoppelte sich.

Hundert Arme sanken auf den Unglücklichen nieder, man trat ihn mit Füßen, zerquetschte ihm das Gesicht, drückte ihm die Brust ein. Hier und da hörte man unter dem wüthenden



Geschrei: — Tod dem Giftmischer! dumpfe Schläge, welchen ein ersticktes Stöhnen folgte und es war ein abscheuliches Durcheinandertreiben, jeder war vom Blutrausche ergriffen, wollte auch seinen Schlag thun und einen Fetzen Fleisch ihm vom Leibe reißen; Weiber... ja Weiber, Mütter sogar... ließen ihre Wuth an seinem verstümmelten Körper aus.

Es war ein Augenblick voller Entsetzen.

Goliath hatte das Gesicht zerschlagen, mit Koth bedeckt, seine Kleider hingen in Stücken herab, die Brust war nackt... blutrünstig... aufgeschlagen, und nun benutzte er einen Augenblick, wo seine Henker nachließen, da sie ihn getödtet glaubten; mit einem jener krampfhaften Sprünge, welche im Todeskampfe so häufig sind, wußte er einige Secunden lang sich wieder aufzurichten und fuhr von seinen Wunden ganz betäubt und geblendet mit den Armen in leeren Raume umher, als ob er Schläge pariren wollte, die man ihm gar nicht beibrachte, und mit Strömen Blutes kamen aus seinem Munde die Worte hervor:

Gnade... ich habe nicht vergiftet, Gnade!

Diese Art Auferstehung brachte eine so ergreifende Wirkung auf die Menge hervor, daß sie einen Augenblick entsetzt zurückfuhr; das Geschrei hörte auf, man ließ um das Opfer herum etwas Raum. Einigen begann schon das Herz weich zu werden, als der Steinbrecher, der Goliath, welcher vor Blut nicht sehen konnte, mit den Händen hier und dorthin fahren sah, eine grausame Anspielung auf ein bekanntes Spiel machte und ausrief:

Er spielt Hahnenschlag.

Darauf gab er ihm einen furchtbaren Fußtritt in den Bauch, so daß er auf's Neue hintenüber fiel und mit dem Kopfe zweimal auf das Pflaster schlug.

In dem Augenblicke, wo der Riese fiel, rief eine Stimme aus der Menge:

— Es ist Goliath!... Haltet ein... der Unglückliche ist unschuldig!

Und der Abbé von Aigrigny — denn dieser war es — gab einem edeln Gefühle nach, machte heftige Anstrengungen, um sich bis zu den vordersten Zuschauern des Auftritts hindurch zu arbeiten und als es ihm gelungen war, rief er vor Entrüstung blaß, drohend aus:

— Ihr seid feige Mörder... dieser Mensch ist unschuldig, ich kenne ihn. Ihr werdet für sein Leben stehen...

Bei diesen heftigen Worten des Abbé von Aigrigny erhob sich ein wüthender Lärm.

— Du kennst diesen Giftmischer? — rief der Steinbrecher aus und nahm den Jesuiten beim Kragen. — Vielleicht bist Du selbst einer.

Elender, — rief der Vater Aigrigny und suchte sich der Umspannung des Steinbrechers zu entziehen, — Du wagst es, die Hand an mich zu legen?

— Ja, ich wage Alles, — antwortete der Steinbrecher.

— Er kennt ihn... Das muß ein Giftmischer sein, wie der Andere, — rief man schon in der Volksmenge, die sich um die beiden Gegner drängte, während Goliath, der bei seinem Falle sich den Schädel zerschlagen hatte, ein Sterbegröcheln hören ließ.

Bei der heftigen Bewegung des Abbé von Aigrigny, der sich vom Steinbrecher losgemacht hatte, fiel ein ziemlich großes Fläschchen von Krystall, das sehr dick war, eine eigenthümliche Form hatte und eine grünliche Feuchtigkeit enthielt, aus seiner Tasche neben den Körper Goliath's.

Beim Anblicke dieses Fläschchens riefen mehrere Stimmen:

— Das ist Gift... seht Ihr wohl... er hat Gift bei sich.

Bei dieser Beschuldigung verdoppelte sich das Geschrei und man begann sich näher an den Abbé heranzudrängen, so daß er ausrief:

— Rührt mich nicht an... kommt mir nicht zu nahe.

— Wenn er ein Vergifter ist, — rief eine Stimme, — so muß er eben so wenig geschont werden als der Andere.

— Ich ein Vergifter! — rief der Abbé vor Entsetzen ganz starr.

Giboule hatte sich auf die Flasche gestürzt; der Steinbrecher nahm sie, machte den Kork auf und sagte zum Abbé von Aigrigny, sie ihm hinreichend:

— Nun... was ist denn das?

— Das ist kein Gift! — rief Aigrigny aus.

— Dann trinke es, — erwiederte der Steinbrecher.

— Ja, ja, er muß es trinken, — erwiederte die Menge.

— Nimmermehr, — versetzte Aigrigny mit Abscheu.

Und er wich zurück, indem er die Flasche lebhaft mit der Hand von sich stieß.

— Seht Ihr wohl, es ist Gift, er mag nicht, es zu trinken, — rief man von allen Seiten.

Schon war der Abbé von Aigrigny so umdrängt, daß er über den Körper Goliaths stolperte.

— Meine Freunde! — rief der Jesuit aus, der ohne Giftmischer zu sein sich doch in einer schrecklichen Lage befand, denn seine Flasche enthielt flüchtige Salze von großer Kraft, die zu trinken eben so gefährlich gewesen wäre als Gift, — meine braven Freunde, Sie irren sich, im Namen des Herrn schwöre ich Ihnen...

— Wenn es kein Gift ist, so trinke doch, — versetzte der Steinbrecher und hielt dem Jesuiten auf's Neue die Flasche hin.

— Wenn Du nicht trinkst, so stirb wie Dein Kamerad, weil Du wie er das Volk vergiftest.

— Ja... sterben soll er, sterben.

— Aber, Unselige, — rief der Abbé von Aigrigny und seine Haare sträubten sich vor Entsetzen, — wollt Ihr mich denn ermorden?

— Nun, und wie ist's denn mit Denen geworden, die Du und Dein Kamerad vergiftet habt?

— Das ist ja nicht wahr...

— Nun, dann trink, — wiederholte der Steinbrecher; — zum letzten Male sag' ich's Dir, entschließ Dich.

— Dies trinken, hieße mir den Tod geben, *) — rief der Abbé von Aigrigny aus.

— Seht Ihr wohl den Schurk, — antwortete die Menge, indem sie sich noch näher heandrängte, — er gesteht es, er gesteht's.

— Er hat sich selbst verrathen.

— Er hat gesagt, dies trinken, heißt den Tod geben.

— Aber so hört mich doch an, — rief der Abbé von Aigrigny, die Hände ringend, — in dieser Flasche ist...

Wüthendes Geschrei unterbrach den Abbé.

— Giboule, mache den da fertig, — rief der Steinbrecher, indem er Goliath mit dem Fuße stieß, — ich werde mit diesem hier anfangen.

Und er packte den Abbé von Aigrigny bei der Gurgel.

Bei diesen Worten bildeten sich zwei Gruppen: die eine unter Giboule's Anführung gab Goliath mit Fußtritten, Steinwürfen, Holzschuhen den Rest. Bald war der ganze Körper nichts mehr als ein unförmliches, verstümmeltes, abscheuliches Ding, ohne Namen, ohne Form, eine leblose Masse, die mit Koth und zerquetschtem Fleische durchdrungen war.

Giboule gab ihr Tuch, man band es an einen der ausgerenkten Füße der Leiche und zog dieselbe bis zur Brustwehr des Quai.

Und dort warf man unter wildem Jubelgeschrei die blutigen Reste in den Fluß.

Muß man nicht schaudern, wenn man daran denkt, daß zur Zeit einer Volksaufregung ein Wort, ein einziges Wort, das ein rechtlicher, selbst haßloser Mann unbesonnener Weise gesprochen hat, genügt, um einen so abscheulichen Mord hervorzurufen!

— Es ist vielleicht ein Vergifter! —

Das hatte der Trinker in der Schenke der Rue de la Calandre gesagt und weiter Nichts, und Goliath war unerbittlich niedergemetzelt worden.

Wie viel gebieterische Gründe findet man darin, Unterricht, Aufklärung bis unter die tiefste Hefe des Volkes zu verbreiten und so manchen Unglücklichen in den Stand zu setzen, sich gegen so viel dumme Vorurtheile, verhängnißvollen Aberglauben, unerbittlichen Fanatismus zu vertheidigen!

Wie kann man Ruhm, Nachdenken, Selbstbeherrschung, Billigkeitsgefühl von vernachlässigten Wesen verlangen, die durch Unwissenheit verdummt, durch Elend demoralisirt, durch Leiden erbittert sind und mit denen die Gesellschaft sich nur beschäftigt, wenn es darauf ankommt, sie in den Bagno zu schicken oder für den Henker kneten zu lassen?

.....

Der furchtbare Schrei, über den Mord sich so entsetzt hatte, war von dem Abbé von Aigrigny ausgestoßen worden, als der Steinbrecher seine gewichtige Hand auf ihn niedersinken ließ und auf den sterbenden Goliath zeigend zu Giboule sagte:

— Mache den da fertig... ich will mit diesem hier anfangen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Thatsache ist dichterisch; ein Mann ist niedergeschlagen worden, weil man ein mit Ammoniak gefülltes Fläschchen bei ihm gefunden; auf seine Weigerung es zu trinken, war der Pöbel überzeugt, es enthalte Gift und zerriß den Unglücklichen.

An die Leser.

Indem wir unsern Lesern hiermit die erste Nummer des Supplementbands zum I. Band der Novellen-Zeitung übergeben, bedarf es wohl nicht erst der besonderen Erwähnung, daß nur unabweisbare, äußere Gründe uns veranlassen konnten, dem ersten Bande der Novellen-Zeitung auch noch den Schluß des Ewigen Juden (8—10r Band) anzureihen, daß aber hierdurch das Interesse der Abonnenten in keiner Weise benachtheiligt wird, wohl aber das der Verlagshandlung in den Hintergrund treten mußte.

Diese Supplementnummern werden bis zur Beendigung des ganzen Romans monatlich zweimal erscheinen und zwar zu dem billigen Preise von 20 Ngr.

Der am 1. Juli beginnende II. Band ist mit einem Drama von

Franz Dingelstedt,

„**Das Gespenst der Ehre**", und einer Novelle von

David Honigmann,

„**Jadwiga**", eröffnet werden, worauf ein neues Werk von

H. von Balzac,

„**Die kleinen Leiden des Ehestandes**", folgen und welchem das Lustspiel von

Heinrich Laube,

„Rococo", sich anschließen wird.

A. von Sternberg

bereitet ebenfalls ein neues Werk für die Novellen-Zeitung vor und

Carl Spindler

wird schon in der nächsten Zeit eine **größere Erzählung aus dem Leben eines Abenteurers während eines Sommers zu Baden-Baden** in diesen Blättern veröffentlichen.

Die

Literaturberichte von Heinrich Laube,
Theaterberichte von Karl Gutzkow,
Musikberichte von Hermann Hirschbach,

werden auch ferner in der Novellen-Zeitung fortgesetzt und durch **Kunstberichte aus den größeren Städten Deutschlands** vervollständigt werden.

Auch in dem neu begonnenen Bande werden wir darnach streben, in der Hauptsache wenigstens unserm vorausgeschickten „Bekenntniß" fortwährend treu zu bleiben und überall die Zustände des socialen Lebens der Gegenwart, sei es unmittelbar, sei es im Spiegelbilde, aufzufassen und so dazu beizutragen, diese Zustände gründlicher kennen zu lernen und richtiger zu würdigen.

Leipzig, 15. Juli 1845.

Die Redaction der Novellen-Zeitung.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

31. Juli. 1. Band.] Supplement. [№ 2. 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Achter Band.

Die Cholera.

Siebentes Kapitel.

Die Kathedrale.

Es war fast ganz Abend geworden, als der verstümmelte Körper Goliath's in den Fluß geworfen wurde.

Das Wogen der Menge hatte die Gruppe, in deren Gewalt der Abbé von Aigrigny blieb, bis in die Straße zurückgedrängt, welche links von der Kathedrale entlang geht. Aigrigny hatte sich zwar von dem Steindrecher losgemacht, indessen wurde er noch immer von den Leuten, die ihn dicht umstanden, gedrängt und diese riefen dabei fortwährend: Tod dem Giftmischer! Schritt vor Schritt zurückweichend, wehrte er die Hiebe ab, mit welchen man auf ihn eindrang. In diesem kritischen Augenblicke fand er seine alte militärische Energie wieder und es war ihm vermöge Geistesgegenwart, Gewandtheit und Muth gelungen, bisher zu widerstehen und aufrecht zu bleiben, da er an Goliath erfahren hatte, daß Fallen und Tod eins sei.

Obgleich er wenig hoffte, gehört zu werden, so daß es ihm nütze, rief der Abbé doch aus Leibeskräften um Hülfe... Den Boden Schritt vor Schritt abtretend, ging er so zu Werke, daß er sich einer der Seitenmauern der Kirche näherte und sich endlich in eine Ecke lehnen konnte, welche durch den Vorsprung eines Pilasters ganz in der Nähe einer kleinen Thür gebildet wurde.

Diese Stellung war ziemlich günstig; der Abbé von Aigrigny war hinten durch die Mauer gegen einen Theil der Angriffe geschützt. Aber der Steindrecher wollte ihm diese letzte Aussicht auf Rettung rauben, stürzte auf ihn zu, um ihn zu ergreifen und ihn mitten in den Kreis zu ziehen, wo er mit Füßen getreten worden wäre; die Todesangst gab Aigrigny eine außerordentliche Kraft, er konnte den Steindrecher noch mächtig zurückstoßen und wie angekettet in der Ecke stehen bleiben, in welche er sich geflüchtet hatte.

Der Widerstand des Opfers verdoppelte die Wuth der Angreifer; das Mordgeschrei erschallte mit erneuerter Heftigkeit.

Der Steindrecher warf sich abermals auf Aigrigny und sagte:

— Her zu mir, Freunde!... Das dauert zu lange,... machen wir ein Ende mit ihm...

Der Vater Aigrigny sah sich verloren...

Seine Kräfte waren zu Ende, er fühlte sich schwach werden,... seine Kniee zitterten,... ein Nebel kam ihm vor die Augen, das Geheul dieser Wüthenden drang ihm wie verschleiert an die Ohren. Schon machte sich die Wirkung mehrerer, während des Kampfes erhaltener heftiger Contusionen, besonders auf der Brust, geltend... Zwei oder drei Mal trat blutiger Schaum ihm vor die Lippen; seine Lage war verzweifelt...

— Von diesen Thieren niedergeschlagen zu werden, nachdem man im Kriege so oft dem Tode entgangen!

Das war der Gedanke Aigrigny's, als der Steindrecher auf ihn zustürzte.

Plötzlich und in dem Augenblicke, wo der Abbé, einem Instinkte der Selbsterhaltung folgend, noch zum letzten Male mit herzzerreißender Stimme nach Hülfe rief, öffnete die Thür, an welche er sich anlehnte, sich hinter ihm;... eine feste Hand faßte ihn und zog ihn schnell in die Kirche.

Zufolge der blitzschnellen Ausführung dieser Bewegung konnte der auf den Abbé losstürzende Steindrecher seinen Schuß nicht anhalten und befand sich nun der Person Gesicht an Gesicht gegenüber, welche so zu sagen sich an die Stelle des Opfers hingab.

Der Steindrecher blieb stehen, wich dann zwei Schritte zurück und war wie die übrige Menge über diese plötzliche Erscheinung erstaunt und so wie die Menge auch von einem unbestimmten Gefühle der Bewunderung bei dem Anblicke Dessen betroffen, der so wunderbar dem Abbé von Aigrigny geholfen hatte.

Es war Gabriel...

Der junge Missionär blieb aufrecht auf der Schwelle stehen.

Sein langes, schwarzes Gewand hob sich gegen die halb erleuchteten Tiefen der Kathedrale ab, während sein anbetenswerthes Engelsgesicht mit seiner Einfassung von langen, blonden Haaren durch den letzten Schimmer der Dämmerung sanft erleuchtet wurde.

Diese Physiognomie strahlte in so göttlicher Schönheit, drückte ein so rührendes, zärtliches Mitleiden aus, daß die Menge sich bewegt fühlte, als Gabriel, die großen, blauen Augen voll Thränen, die Hände bittend zusammengefügt, mit klangvoller und am's Herz dringender Stimme rief:

— Gnade... meine Brüder!... seid menschlich... seid gerecht!

Von seiner ersten Regung des Staunens zurückgekommen, that der Steindrecher einen Schritt auf Gabriel zu und rief:

— Keine Gnade für den Vergifter!... wir müssen ihn haben... man gebe ihn heraus... oder wir holen ihn uns...

— Was denkt Ihr, Brüder? — antwortete Gabriel, — in dieser Kirche... an einem heiligen Orte... einem Asyle für Jeden, der verfolgt ist!...

— Wir sollen unsern Vergifter und wäre es am Altare! — antwortete der Steindrecher roh; — also geben Sie ihn heraus.

— Meine Brüder, hören Sie mich... — sagte Gabriel, ihm die Arme entgegenstreckend.

— Nieder mit der Priesterkappe! — schrie der Steindrecher. — Der Vergifter verbirgt sich in der Kirche... laßt uns in die Kirche dringen!

— Ja, ja... — rief die Menge, aufs Neue von der Gewaltthätigkeit dieses Elenden fortgerissen, — nieder mit der Priesterkappe!

— Sie sind im Einverständniß!

— Nieder mit den Pfaffen!

— Dringt ein, wie in den Erzbischofspalast!

— Wie in St.-Germain-l'Auxerrois!

— Was will eine Kirche für uns bedeuten!

— Wenn die Pfaffen die Vergifter vertheidigen... nieder dann mit ihnen!...

— Ja, ja!...

— Und ich werde Euch den Weg zeigen!

Dies sagend ging der Steindrecher, dem die Gibouls und eine Anzahl entschlossener Männer folgten, einen Schritt auf Gabriel zu.

Der Missionär, welcher seit einigen Secunden die Volkswuth sich wieder hatte beleben sehen, hatte diese Bewegung vorausgesehen; er warf sich hastig in die Kirche zurück und es gelang ihm trotz der Anstrengungen der Anstürmenden die fast geschlossene Thür zuzuhalten und sie nach Möglichkeit vermittelst einer Holzstange zu verrammeln, die er unter dem Vorsprung eines der Querhölzer der Thür und gegen den Boden stemmte; vermöge dieser Art von Pfeiler konnte die Thür einige Augenblicke widerstehen.

Während Gabriel auf diese Weise den Eingang vertheidigte, rief er dem Abbé von Aigrigny zu:

— Fliehen Sie, mein Vater... fliehen Sie durch die Sacristei... die anderen Ausgänge sind verschlossen.

Der Jesuit war ganz blau, mit Contusionen bedeckt, ein kalter Schweiß überlief seinen ganzen Körper, er fühlte, wie ihm die Kräfte verließen, und da er sich endlich in Sicherheit glaubte, hatte er sich halb ohnmächtig in einen Stuhl geworfen.

Beim Rufe Gabriel's stand der Abbé mühevoll auf und suchte mit wankenden, eiligen Schritten nach dem Chore zu kommen, der von der übrigen Kirche durch ein Gitter getrennt ist.

— Geschwind, mein Vater, — fügte Gabriel erschreckt hinzu, indem er mit allen Kräften die gewaltig bestürmte Thür hielt. — Beeilen Sie sich, beeilen Sie sich, mein Gott, in einigen Minuten wird es zu spät sein.

Darauf fügte der Missionär noch mit Verzweiflung hinzu:

— Und nun allein zu sein, ganz allein, um das Eindringen dieser Unsinnigen zu verhindern!

In der That war er allein.

Beim ersten Lärm des Angriffs waren drei bis vier Sacristeidiener und andere Bedienten in der Kirche; aber diese Leute erinnerten sich in ihrem Schrecken an die Stürmung des erzbischöflichen Palastes und an St.-Germain-l'Auxerrois und hatten sofort die Flucht ergriffen. Einige flüchteten sich auf die Orgel, noch welcher sie schnell hinaufstiegen, die Anderen retteten sich durch die Sacristei, deren innere Thür sie schlossen und so Gabriel und dem Abbé von Aigrigny jedes Mittel zur Flucht raubten.

Der Letztere war vom Schmerze ganz zermalmt, hörte die dringenden Worte des Missionärs, stützte sich an den Stühlen, welchen er auf seinem Wege begegnete, und machte vergebliche Anstrengungen, das Gitter des Chors zu erreichen. Nach einigen Schritten sank er, von der Aufregung und dem Schmerze besiegt, zusammen, fiel auf den Fußboden und seine Sinne verließen ihn.

Gerade in diesem Augenblicke fühlte Gabriel, trotz der unglaublichen Energie, welche ihm der Wunsch Aigrigny zu retten gab, wie die Thür endlich unter einem fürchterlichen Stoße erschütterte und im Begriff war, nachzugeben.

Nun drehte er den Kopf herum, um sich zu vergewissern, daß der Jesuit mindestens die Kirche habe verlassen können, aber zu seinem großen Schrecken sah er ihn einige Schritte vom Chor regungslos ausgestreckt...

Die schon halb zerbrochene Thür verlassen, zu dem Abbé von Aigrigny hinlaufen, ihn aufheben und in das Gitter des Chors hineinschleppen, das war für Gabriel die Sache eines Augenblicks und gerade in demselben Moment schloß er das Gitter wieder, wo der Steinbrecher und seine Bande, nachdem sie die Thür eingestürzt, in die Kirche drangen.

Außerhalb des Chors aufrecht stehend, die Arme über die Brust gekreuzt, erwartete Gabriel ruhig und unerschrocken diese durch einen unerwarteten Widerstand noch mehr erbitterte Menge.

Als die Thür eingestoßen war, stürmten die Angreifenden gewaltsam herein, aber kaum hatten sie den Fuß in die Kirche gesetzt, so begab sich ein seltsamer Auftritt.

Die Nacht war gekommen.

Einige silberne Lampen warfen blos einen bleichen Schimmer auf den Hochaltar, dessen Nebenabtheilungen im Dunkel verschwanden.

Bei ihrem hastigen Eintritt in die ungeheure Kathedrale, die düster, schweigsam und leer war, blieben selbst die Verwegensten starr und fast furchtsam vor der imponirenden Größe dieser Einsamkeit von Steinen.

Das Geschrei, die Drohungen verstummten auf den Lippen dieser Wüthenden, es war, als ob sie fürchteten, das Echo in diesen ungeheuren Wölbungen wach zu rufen... in diesen dunkeln Wölbungen, an denen eine Grabesfeuchtigkeit herabsickerte, die ihre zornentflammten Stirnen eisig traf und auf ihre Schultern fiel wie ein kalter Mantel von Blei.

Die religiöse Ueberlieferung, Gebräuche, Gewohnheiten oder die Erinnerungen aus der Kindheit haben solchen Einfluß auf gewisse Menschen, daß mehrere Gefährten des Steinbrechers, kaum eingetreten, sich ehrfurchtsvoll entblößten, ihren Kopf neigten und vorsichtig gingen, um auf den hallenden Steinen den Schall ihrer Schritte zu dämpfen.

Darauf tauschten sie mit leiser, furchtsamer Stimme einige Worte aus.

Andere suchten schüchtern mit den Blicken in unermeßlicher Höhe die letzten Windungen des riesigen Schiffes, die sich ganz in's Dunkel verloren und empfanden ein Gefühl von Schrecken, daß sie sich so klein saßen mitten in dieser vom Dunkel erfüllten Unendlichkeit.

Aber bei dem ersten Spaße des Steinbrechers, der dieses ehrfurchtsvolle Schweigen bald unterbrach, ging diese Aufregung bald vorüber.

— Nun, zum Donnerwetter, — rief er aus, — verschnaufen wir etwas, um Beyer zu singen! Wenn noch Wein im Weihkessel wäre, dann ließe ich's mir gefallen.

Diese Worte wurden mit rohem Gelächter aufgenommen.

— Unterdessen entwische uns der Hallunke, — sagte der Eine.

— Und wir kommen um unser Recht, — versetzte Gibonle.

— Sind etwa Feiglinge hier, die Furcht vor den Kirchendienern haben? — fügte der Steinbrecher hinzu.

— Niemals, niemals, — schrien Alle, — man fürchtet Niemand.

— Vorwärts!...

— Ja, ja, vorwärts! — schrie es von allen Seiten.

Und mit neuem Getöse begann die einen Augenblick beschwichtigte Aufregung wieder.

Kurz darauf, als die Augen der hereinstürmenden sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, unterschieden sie in einem bleichen Lichtscheine, welchen eine silberne Lampe von sich strahlte, das imponirende Gesicht Gabriel's, der außerhalb des Gitters des Chors stand.

— Der Vergifter ist hier in einem Winkel versteckt, — rief der Steinbrecher. — Wir müssen diesen Pfarrer zwingen, uns den Nichtswürdigen herauszugeben.

— Er haftet für ihn.

— Er war es, der ihn in die Kirche hinein geflüchtet hat.

— Wenn man den Anderen nicht findet, soll er für Zwei bezahlen müssen.

Je mehr sich der erste Eindruck unwillkürlicher Ehrfurcht verwischte, den die Menge empfunden hatte, je lauter wurden die Stimmen, die Mienen um so wilder und drohender, als jeder sich des vorherigen Zauderns und der bemessenen Schwäche schämte.

— Ja, ja, — riefen mehrere vor Aerger zitternde Stimmen, — wir müssen das Leben des Einen oder des Anderen haben.

— Oder von allen Beiden...

— Freilich, warum will dieser Pfaffe uns verhindern, den Vergifter zu erdrosseln?

— Tod, Tod!

Bei diesem Ausbruch von wildem Geschrei, das unter den riesigen Bogen der Kathedrale auf furchtbare Weise erschallte, stürzte die siegestrunkene Menge gegen das Chorgitter, an dessen Thür sich Gabriel befand.

Der junge Missionär, der von den Wilden in den Felsbergen an's Kreuz geschlagen worden war und noch den Herrn gebeten hatte, er möge seinen Henkern verzeihen, hatte zu viel Muth im Herzen, zu viel Barmherzigkeit in der Seele, um nicht tausend Mal sein Leben zu wagen, um den Abbé von Aigrigny zu retten, der ihn mit so feiger und grausamer Heuchelei betrogen hatte.

Achtes Kapitel.

Die Mörder.

Der Steinbrecher lief mit seiner Bande auf Gabriel zu, der einige Schritte vom Chorgitter vorgegangen war, und rief mit zornfunkelnden Augen:

— Wo ist der Vergifter?... Wir müssen ihn haben.

— Und wer hat Euch gesagt, daß er ein Vergifter ist, meine Brüder? — versetzte Gabriel mit seiner durchdringenden, klangvollen Stimme. — Ein Vergifter!... Und wo sind die Beweise, die Zeugen, die Opfer?

— Es ist gut, wir sind hier nicht in der Beichte, — antwortete roh der Steinbrecher, indem er mit drohender Miene vorwärts kam. — Geben Sie uns den Menschen wieder; er muß dran glauben, sonst werden Sie für ihn zahlen...

— Ja, ja, — riefen mehrere Stimmen.

— Sie stecken unter einer Decke!

— Wir müssen den Einen oder den Anderen haben!

— Nun gut, hier bin ich, — sagte Gabriel, indem er das Haupt erhob und ruhig, voll Entsagung und Majestät vertrat. — Ich oder er, — fügte er hinzu, — das kann Euch gleich sein. Ihr wollt Blut, nehmet das meinige und ich werde Euch verzeihen, meine Brüder, denn ein verhängnißvoller Wahnsinn trübt Eure Vernunft.

Diese Worte Gabriel's, sein Muth, der Adel in seiner Haltung, die Schönheit seiner Züge hatten auf Einige der Andringenden Eindruck gemacht, als plötzlich eine Stimme rief:

— He, Freunde, der Vergifter ist dort, hinter dem Gitter...

— Wo denn... wo denn? — rief man.

— Seht nur dort... dort liegt er auf dem Boden ausgestreckt...

Bei diesen Worten zerstreuten sich die Leute des Haufens, die sich bis dahin fast als gedrängte Masse gehalten hatten, in der Art von Gang, welcher die beiden Seiten des Schiffes, in dem die Stühle aufgestellt sind, trennt, nach allen Richtungen hin, um nach dem Chorgitter zu laufen, der letzten und einzigen Verschanzung, die den Abbé von Aigrigny vertheidigte.

Während dieser Bewegung kamen der Steinbrecher, Gibonle und Andere gerade auf Gabriel zu und riefen mit wilder Freude:

— Nun, da haben wir ihn ja, der Vergifter muß sterben.

Um den Abbé von Aigrigny zu retten, würde Gabriel sich an der Thür des Gitters haben zerstückeln lassen, aber weiterhin mußte das Gitter, das höchstens vier Fuß hoch war, augenblicklich niedergerissen oder überstiegen werden können.

Der Missionär verlor jede Hoffnung, den Jesuiten einem gräßlichen Tode zu entreißen... Indessen rief er:

— Haltet ein... Ihr armen Unsinnigen...

Und er warf sich der Menge entgegen, indem er die Arme ausbreitete.

Sein Ruf, seine Geberde, seine Physiognomie drückten eine zugleich so zärtliche und brüderliche Würde aus, daß die Menge einen Augenblick zauderte; aber auf dieses Zaudern folgte bald immer wüthenderes Geschrei:

— Den Tod, den Tod!

— Ihr wollt seinen Tod! — sagte Gabriel wieder erbleichend.

— Ja, ja...

— Nun gut, so sterbe er, — rief der Missionär wie durch plötzliche Eingebung, — ja, er sterbe augenblicklich.

Diese Worte des jungen Priesters brachten die Menge in Erstaunen.

Einige Secunden hindurch sahen diese Menschen stumm, unbeweglich Gabriel mit vertrauter Bewunderung an.

— Dieser Mann ist schuldig, sagt Ihr, — versetzte der junge Missionär mit vor Aufregung zitternder Stimme, — Ihr habt ihn gerichtet ohne Beweise, ohne Zeugen,... nun, was thut's... er wird sterben... Ihr werft ihm vor, ein Vergifter zu sein;... und seine Opfer, wo sind die?... Ihr wißt es nicht... Gleichviel, er ist verurtheilt... seine Vertheidigung, das heilige Recht jedes Angeklagten, gehört zu werden, Ihr verweigert es ihm... Was thut das?... Sein Urtheil ist gesprochen. Ihr seid zu gleicher Zeit Richter, Ankläger und Henker... sei es!... Ihr habt niemals diesen Unglücklichen gesehen, er hat Euch nichts Böses gethan, Ihr wißt nicht einmal, ob er es irgend Jemandem gethan hat... und vor den Menschen nehmt Ihr also die furchtbare Verantwortlichkeit seines Todes... versteht Ihr wohl... seines Todes auf Euch? Wie dem auch sei, Euer Gewissen wird Euch freisprechen, ich will es glauben... Der Verurtheilte wird sterben, die Heiligkeit des Gotteshauses wird ihn nicht retten...

— Nein,... nein,... — riefen mehrere Stimmen voll Erbitterung.

— Nein, — versetzte Gabriel mit größerer Wärme, — nein, Ihr wollt Blut vergießen und werdet es sogar im Tempel des Herrn vergießen... Das ist, wie Ihr sagt, Euer Recht... Ihr begeht eine Handlung furchtbarer Gerechtigkeit... aber wozu denn so viel kräftige Arme, um diesen halbtodten Menschen ganz zu tödten? Wozu das Geschrei, diese Wuth, diese Gewaltthätigkeiten? Werden die Urtheile des Volkes so ausgeführt, das starken und gerechten Volkes? Nein, nein, wenn es seines Rechtes gewiß seinen Feind trifft... trifft es ihn mit der Ruhe eines Richters, der nach Pflicht und Gewissen ein Urtheil spricht. Nein, das starke und gerechte Volk schlägt nicht blindlings wüthend zu, indem es Wuthgeschrei ausstößt, als wolle es sich betäuben über einen feigen, furchtbaren Mord... Nein, nicht auf diese Weise muß das furchtbare Recht ausgeübt werden, dessen Erfüllung Ihr in dieser Stunde wollt... denn Ihr wollt es.

— Ja, wir wollen es, — rief der Steinbrecher, die Gibonle und Mehrere der Wüthendsten, während eine große Anzahl stumm blieb und von den Worten Gabriel's betroffen war, die mit so lebhaften Farben die von ihnen beabsichtigte, abscheuliche Handlung schilderten.

— Ja, — versetzte der Steinbrecher. — Das ist unser Recht; wir wollen den Vergifter tödten...

Dies sagend trat der Elende mit blut unterlaufenen Augen, brennendem Gesichte an der Spitze einer entschlossenen Gruppe vor und machte Miene, Gabriel, der noch immer vor dem Gitter stand, zurückzustoßen und zu entfernen.

Aber anstatt dem Banditen Widerstand zu leisten, ging der Missionär ihm zwei Schritte entgegen, ergriff ihn am Arme und sagte mit festem Tone:

— Kommen Sie.

Und den verwunderten Steinbrecher, so zu sagen, nach sich ziehend, während seine Gefährten, über diesen neuen Vorfall ganz bestürzt, nicht gleich zu folgen wagten, durchschritt Gabriel schnell den Raum, der ihn vom Chor trennte, öffnete das Gitter und führte den Steinbrecher, den er noch immer

am Arme hielt, bis zum Körper des Abbé von Aigrigny, der auf dem Boden lag, indem er ausrief:

— Dort iſt das Opfer... es iſt verurtheilt... ſchlagen Sie zu.

— Ich? — rief der Steinbrecher zaudernd, — ich,... ich ganz allein?

— O, — verſetzte Gabriel voll Bitterkeit, — es iſt keine Gefahr, Sie werden leicht mit ihm fertig werden. Sehen Sie nur, er iſt ganz hin vor Schmerz... es bleibt ihm kaum ein Lebensathem... er wird keinen Widerſtand leiſten... fürchten Sie Nichts.

Der Steinbrecher blieb unbeweglich, während die durch dieſen Vorfall ſeltſam bewegte Menge ſich nach und nach dem Gitter näherte, ohne einzutreten.

— Schlagen Sie doch zu, — verſetzte Gabriel, indem er ſich an den Steinbrecher wandte und mit feierlicher Geberde nach der Menge hin zeigte. — Dort ſind die Richter und Sie ſind der Henker.

— Nein, — rief der Steinbrecher, indem er zurückwich und die Augen abwandte, — ich bin nicht der Henker, ich...

Die Menge blieb ſtumm.

Einige Secunden hindurch hörte kein Wort, kein Ruf das Schweigen in dem erhabenen Dome.

In einem verzweifelten Falle hatte Gabriel mit tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens gehandelt.

Wenn die Menge, durch blinde Wuth geirrt, ſich auf ein Opfer ſtürzt, indem ſie wildes Geſchrei ausſtößt und Jeder ſeinen Schlag thut, ſo ſcheint dieſe Art gemeinſchaftlichen Mordes Allen minder furchtbar, weil Alle zuſammen die Verantwortlichkeit dafür übernehmen;... das Geſchrei, der Anblick des Blutes, die verzweifelte Vertheidigung des Mannes, den man mißhandelt, bringen endlich eine Art wilder Trunkenheit hervor; aber nehme man aus dieſen raſenden Wahnſinnigen, welche bei dieſem Menſchenmorde helfen, einen Einzigen heraus, ſtelle ihn allein einem Opfer gegenüber, das nicht im Stande iſt, ſich zu vertheidigen, ſage zu ihm: Schlage zu! und faſt niemals wird er es wagen zuzuſchlagen.

So war es auch mit dem Steinbrecher.

Dieſer Elende zitterte bei dem Gedanken an einen von ihm allein und mit kaltem Blute begangenen Mord.

Die vorher erzählte Scene war ſehr ſchnell vor ſich gegangen. Unter den Genoſſen des Steinbrechers, die dem Gitter am nächſten ſtanden, begriffen Einige den Eindruck nicht, den auch ſie empfunden hätten, wie dieſer unbezweifelbare Menſch, wenn man ihnen wie ihm geſagt hätte: — Berichte das Amt des Henkers!

Mehrere Leute jener Bande murmelten daher und tadelten ihn laut wegen ſeiner Schwäche.

— Er wagt nicht den Bergiſter zu tödten.

— Der Feigling!

— Er hat Furcht!

— Er weicht zurück...

Dies Gemurmel hörend, lief der Steinbrecher zum Gitter, machte es weit auf, zeigte nach dem Körper des Abbé von Aigrigny hin und rief aus:

— Gebe es Einen, der dreiſter iſt als ich, ſo möge er ihn niedermachen... möge der Henker ſein... laßt ſehen.

Bei dieſem Vorſchlage hörte das Gemurmel auf.

Ein tiefes Schweigen herrſchte auf's Neue in der Kirche. Alle dieſe eben noch ſo gereizten Geſichter wurden verwirrt, beſtürzt, faſt erſchreckt; dieſe verwirrte Menge begann die wilde Feigheit der Handlung zu begreifen, welche ſie begehen wollte.

Niemand wagte mehr, einzeln auf dieſen ſterbenden Menſchen loszuſchlagen.

Plötzlich ſtieß der Abbé von Aigrigny eine Art Todesröcheln aus, ſein Kopf und ſeine ſeiner Arme hoben ſich mit krampfhafter Bewegung und ſanken dann gleich wieder auf den Fußboden zurück, als ob er ſeinen Geiſt aufgegeben hätte.

Gabriel ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, warf ſich neben Aigrigny auf's Knie und ſagte:

— Großer Gott, er iſt todt!

Die Menge hat eine ſeltſame Beweglichkeit und iſt für das Böſe wie für das Gute gleich eindrucksfähig.

Bei dem Rufe Gabriel's fühlten dieſe Leute, die einen Augenblick vorher mit großem Geſchrei die Niedermachung dieſes Mannes gefordert hatten, ſich beinahe erweicht.

Die Worte: er iſt todt! gingen mit leiſer Stimme in der Menge umher, während Gabriel mit der einen Hand den ſchweren Kopf des Abbé von Aigrigny hielt und mit der anderen unter ſeiner eiſigen Haut ihm den Puls ſuchte.

— Herr Pfarrer, — ſagte der Steinbrecher, indem er ſich zu Gabriel herabneigte, — iſt wirklich keine Hülfe mehr?

Gabriel's Antwort wurde ängſtlich unter tiefem Schweigen erwartet, kaum wagte man mit leiſer Stimme einige Worte auszutauſchen.

— Sei geſegnet, mein Gott... ſein Herz ſchlägt.

— Sein Herz ſchlägt,... — wiederholte der Steinbrecher, indem er ſich nach der Menge umwandte, um ihr dieſe gute Nachricht mitzutheilen.

— O, ſein Herz ſchlägt!... — wiederholte leiſe die Menge.

— Es iſt noch Hoffnung, wir werden ihn retten können, — fügte Gabriel mit einem Ausdrucke unausſprechlichen Glückes hinzu.

— Wir werden ihn retten können, — wiederholte mechaniſch der Steinbrecher.

— Man wird ihn retten können, — murmelte leiſe die Menge.

— Geſchwind, geſchwind, — verſetzte Gabriel, indem er ſich an den Steinbrecher wandte, — helfen Sie mir, mein Bruder, tragen wir ihn in ein naheſtehendes Haus, dort kann man ihm die dringendſte Pflege angedeihen laſſen.

Der Steinbrecher gehorchte voller Eifer.

Während der Miſſionär dem Abbé von Aigrigny unter die Arme griff, nahm der Steinbrecher dieſen faſt unbelebten Körper bei den Beinen und ſo trugen ſie ihn zu Zweien aus dem Chore heraus.

Beim Anblicke des ſchrecklichen Steinbrechers, der dem jungen Prieſter half, dem Menſchen beizuſtehen, welchen ſie eben noch mit Todesgeſchrei verfolgten, empfanden die Leute eine plötzliche Umſtimmung zum Mitleid.

Den durchdringenden Einfluß des Wortes und Beiſpiels Gabriel's empfindend, fühlte die Menge ſich gerührt und nun bot Jeder um die Wette ſeine Dienſte an.

— Herr Pfarrer, man würde ihn beſſer auf einen Stuhl ſetzen, den man dann ſo trägt, — ſagte die Gibonle.

— Wollen Sie, daß ich eine Bahre aus dem Hôtel-Dieu hole? — verſetzte ein Anderer.

— Herr Pfarrer, ich will an Ihre Stelle treten, dieſer Körper iſt zu ſchwer für Sie.

— Soll ich einen Wagen holen, Herr Pfarrer? — ſagte ein abſcheulicher Gaſſenjunge, indem er ſeine griechiſche Mütze abzog.

— Du haſt Recht, — ſagte der Steinbrecher — lauf ſchnell, Spitzbube.

— Aber frage doch zuerſt den Herrn Pfarrer, ob er will, daß Du einen Wagen holſt, — rief die Gibonle, indem ſie den ungeduldigen Boten anhielt.

— Das iſt richtig, — verſetzte Einer der Umſtehenden, — wir ſind hier in einer Kirche und der Herr Pfarrer hat hier zu befehlen... er iſt hier zu Hauſe.

— Ja, ja, gehen Sie ſchnell, mein Kind, — ſagte Gabriel zu dem dienſtwilligen Buben.

Während dieſer durch die Menge drang, ſagte eine Stimme:

— Ich habe eine kleine Korbflaſche mit Branntwein darin, kann das vielleicht ſein?

— Gewiß, — antwortete Gabriel ſchnell, — geben Sie, geben Sie; man wird dem Kranken damit die Schläfe reiben und daran riechen laſſen.

— Gebt die Flaſche her, — rief Gibonle, — und vor allen Dingen ſteckt nicht etwa die Naſe hinein.

Die Flaſche ging von Hand zu Hand und kam ungefährdet zu Gabriel.

Bis zur Ankunft des Wagens war der Abbé von Aigrigny einſtweilen auf einen Stuhl geſetzt worden; während mehrere Männer voll guten Willens den Abbé ſorgſam unterſtützten, ließ der Miſſionär ihn etwas am Branntwein riechen und nach einigen Minuten wirkte derſelbe ziemlich kräftig auf den Jeſuiten, er machte einige leiſe Bewegungen und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner beengten Bruſt.

— Er iſt gerettet... er wird leben... — rief Gabriel mit einer triumphirenden Stimme, — er wird leben, meine Brüder!

— O, deſto beſſer, — ſagten mehrere Stimmen.

— Ja, deſto beſſer, meine Brüder, — verſetzte Gabriel; — denn anſtatt von der Reue über ein Verbrechen niedergedrückt zu ſein, werdet Ihr Euch an eine barmherzige und gerechte Handlung zu erinnern haben. Danken wir Gott, daß er Eure blinde Wuth in eine Regung des Mitgefühls umgewandelt hat. Flehen wir ihn an, daß Ihr ſelbſt und alle Die, welche Ihr zärtlich liebt, niemals in ſo furchtbare Gefahr kommen mögen wie die, welcher dieſer Unglückliche eben entgangen iſt.

— O, meine Brüder, — fügte Gabriel hinzu, indem er mit rührender Bewegung auf das Kruzifixbild zeigte, eine Bewegung, welche durch den Ausdruck ſeines engliſchen Geſichtes noch wirkender war, — o, meine Brüder, vergeſſen wir niemals, daß Derjenige, der an dieſem Kreuze geſtorben iſt, zur Vertheidigung der Unterdrückten, der unbekannten Kinder des Volkes wie Ihr, daß er zu uns die rührenden, dem Herzen ſo theuren Worte geſagt hat: Liebet Euch unter einander! Vergeſſen wir dieſe Worte niemals, lieben wir uns, meine Brüder, ſtehen wir uns bei und wir anderen armen Leute werden dann dadurch beſſer, glücklicher, gerechter werden! Lieben wir uns, lieben wir uns, meine Brüder, und werfen wir uns nieder vor dem Chriſtus, dieſem Gotte alles Deſſen, was unterdrückt, ſchwach und leidend in dieſer Welt iſt.

Dies ſagend warf Gabriel ſich auf's Knie.

Sein Wort war ſo einfach überzeugend mächtig, daß Alle ehrfurchtsvoll ſeinem Beiſpiele folgten.

In dieſem Augenblicke vergrößerte ein ſeltſamer Zufall die Erhabenheit des Auftrittes.

Wie wir ſagten, waren mehrere Perſonen, welche ſich in der Kirche befanden, einige Augenblicke bevor die Bande des Steinbrechers hereingedrungen war, geflohen. Zwei unter ihnen hatten ſich in die Orgel geflüchtet und waren unſichtbar von dieſem Zufluchtsorte aus Zeugen des Vorhergegangenen geweſen.

Die Eine von dieſen Perſonen war ein junger Mann, der mit der Inſtandhaltung der Orgel beauftragt und Muſiker genug war, um ſie zu ſpielen; von der unverhofften Entwickelung dieſes Ereigniſſes, das erſt ſo tragiſch zu werden ſchien, tief bewegt, folgte er einer künſtleriſchen Eingebung und konnte in dem Augenblicke, wo er das Volk gleich Gabriel niederknien ſah, ſich nicht enthalten, ſich an die Claviatur zu ſetzen.

Nun ſchien eine Art harmoniſcher Seufzer, anfangs kaum vernehmbar, aus dem Schooße der ungeheuren Kathedrale wie ein göttlicher Athemzug ſich zu erheben. Darauf ſtieg er lieblicher, luftiger als der duftende Weihrauch in die Höhe und ſchlug an die wiederhallenden Wölbungen an. Nach und nach veränderten dieſe ſchwachen und leiſen Accorde ſich zu einer Melodie von unbeſchreiblichem, zugleich religiöſem, ſchwermüthigem und zartem Reize, die ſich wie ein unausſprechlicher Geſang der Dankbarkeit und Liebe zum Himmel erhob...

Dieſe Accorde waren anfangs ſo ſchwach, ſo leiſe geweſen, daß die knieende Menge ohne Ueberraſchung nach und nach ſich dem unwiderſtehlichen Einfluſſe dieſer bezaubernden Harmonie überlaſſen hatte.

Nun füllte ſich manches Auge, das bisher trocken und trotzig geweſen, mit Thränen, manches verhärtete Herz ſchlug ſanft und erinnerte ſich an die Worte, welche Gabriel mit ſo rührendem Tone geſprochen:

— Liebet Euch unter einander!

In dieſem Augenblicke kam der Abbé von Aigrigny wieder zu ſich und öffnete die Augen.

Er glaubte unter dem Einfluſſe eines Traumes zu ſein.

Beim Anblicke eines wüthenden Pöbels, der mit Beleidigung und Läſterung auf den Lippen ihn mit Todesgeſchrei bis in den heiligen Tempel hinein verfolgt hatte, war ihm die Beſinnung vergangen... und jetzt, da er die Augen öffnete, ſah er die eben noch ſo drohende, ſo unverſöhnliche Menge beim bleichen Schimmer der Lampen des Hochaltars ſchweigend, bewegt, voll Sammlung knien und demüthig die Stirn vor der Majeſtät des heiligen Ortes beugen.

.....

Einige Minuten darauf ſtieg Gabriel faſt im Triumph von der Menge getragen in den Wagen, in welchen der Abbé von Aigrigny gelegt worden war, der nach und nach wieder völlig zum Bewußtſein gekommen.

Dieſer Wagen hielt nach dem Befehle des Jeſuiten an der Thür eines Hauſes der Straße Baugirard an; er hatte die Kraft und den Muth allein in dieſe Wohnung hineinzugehen, in welche man Gabriel nicht führte, in die uns aber der Leſer folgen ſoll.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Der Spaziergang.

Am Ende der Rue de Vaugirard sah man damals eine sehr hohe Mauer, welche in ihrer ganzen Länge durch nichts, als eine kleine Pforte durchbrochen war. War diese Thür geöffnet, so kam man in einen Hof, der mit Gittern umgeben und so mit Sommerladen versehen war, daß man nicht durch die Stangen des Gitters sehen konnte. Dann kam man in einen großen schönen, symmetrisch angelegten Garten, in welchem sich ein zweistöckiges Haus von höchst behaglichem Ansehen erhob, das ohne Luxus, aber mit einer gewissen gediegenen Einfachheit, dem sichersten Zeichen verschwiegenen Reichthums, erbaut war.

Wenige Tage waren vergangen, seit der Abbé von Aigrigny von Gabriel auf so muthige Weise der Volksmuth entrissen worden war. Drei Geistliche, welche schwarze Roben, weiße Kragen und viereckige Mützen trugen, gingen mit langsamem, gemessenem Schritte im Garten auf und ab. Der jüngste dieser drei Priester schien ungefähr 30 Jahr alt zu sein. Sein Gesicht war blaß, hohlwangig und trug den Stempel einer gewissen ascetischen Härte. Seine beiden zwischen 50 und 60 Jahr alten Gefährten hatten dagegen ein zu gleicher Zeit friedliches und verschlagenes Gesicht. Ihre Wangen glänzten roth und wohlgerundet in der Sonne, während ihr Doppelkinn in feister Fülle weich bis auf den feinen Batist ihrer weißen Kragen herabhing.

Nach den Regeln ihres Ordens — sie gehörten zur Gesellschaft Jesu — die ihnen verboten, nur zu zweien spazieren zu gehen, verließen sich diese drei Congregationisten nicht eine Secunde.

— Ich fürchte sehr, — sagte Einer von den Beiden, indem er in dem begonnenen Gespräche fortfuhr und von einer abwesenden Person redete, — ich fürchte sehr, daß die fortwährende Aufregung, in welcher sich der ehrwürdige Vater befindet, seit er von der Cholera befallen worden ist, seine Kräfte erschöpft hat und die Ursache des gefährlichen Rückfalles ist, der jetzt für sein Leben fürchten läßt.

— Niemals, sagt man, — versetzte der andere ehrwürdige Vater, — hat man solche Unruhe und Angst gesehen, wie die seinige.

— Daher, — sagte der jüngste Priester bitter, — ist es auch unangenehm zu denken, daß Seine Ehrwürden der Vater Rodin ein Gegenstand des Aergernisses gewesen ist, indem er sich vorgestern hartnäckig geweigert, öffentlich zu beichten, während sein Zustand doch so verzweifelt schien, daß man zwischen zwei Anfällen seines Phantasirens ihm die letzte Oelung vorschlagen zu müssen glaubte.

— Seine Ehrwürden hat behauptet, es sei mit ihm nicht so schlimm, als man vermuthe, — versetzte einer der Geistlichen; — er würde seine letzten Pflichten erfüllen, wenn er die Nothwendigkeit dazu empfinde.

— Merkwürdigerweise ist sein Leben seit zehn Tagen, wo man ihn sterbend hierher gebracht, so zu sagen nichts gewesen, als ein langer und schmerzlicher Todeskampf und doch lebt er noch.

— Ich habe während der ersten drei Tage seiner Krankheit mit Herrn Rousselet, dem Schüler des Doctor Baleinier, bei ihm gewacht, — versetzte der jüngste Priester. — Er hat fast keinen Augenblick Bewußtsein gehabt und als der Herr ihm einige lichte Momente gegönnt, wandte er sie zu abscheulichen Schmähungen gegen das Schicksal an, welches ihn an sein Bett fesselte.

— Man versichert, — versetzte der andere ehrwürdige Vater, — Monsignore der Cardinal Malipieri habe ihn aufgefordert, exemplarisch zu sterben, würdig eines Sohnes Loyola's, unseres heiligen Stifters, — bei diesen Worten vereinigten sich die drei Jesuiten zu gleicher Zeit, als ob sie an einer Schnur gewesen wären; — darauf habe der ehrwürdige Vater Rodin seiner Eminenz geantwortet: — „Ich habe nicht nöthig eine öffentliche Beichte abzulegen, ich will leben und werde leben."

— Ich bin nicht dabei gewesen; aber wenn der Vater Rodin solche Worte auszusprechen gewagt hat, — sagte der junge Priester mit entrüsteter Miene, — so ist es...

Wahrscheinlich besann er sich, warf einen mißtrauischen Blick auf seinen stummen gleichgültigen Gefährten und fügte hinzu:

— So ist es ein großes Unglück für seine Seele... aber ich bin überzeugt, daß man Seine Ehrwürden verleumdet hat.

— Ich erzählte diese Worte auch nur als ein verleumderisches Gerücht, — sagte der andere Priester, indem er mit seinem andern Gefährten einen Blick wechselte.

Auf dieses Gespräch folgte ein ziemlich langes Schweigen.

So sich unterhaltend waren die drei Ordensmänner durch eine lange Allee gegangen, welche in eine Kreuzpflanzung endete.

Mitten in dieser Rundung, in welche andere Gänge mündeten, befand sich ein großer runder Tisch von Stein; ein Mann, gleichfalls in geistlicher Tracht gekleidet, kniete auf diesem Tische; auf dem Rücken und auf der Brust hatte man ihm zwei große beschriebene Tafeln befestigt.

Auf der einen befand sich mit großen Buchstaben das Wort:

— Ununterwürfig.

Auf der andern:

— Sinnlich.

Der ehrwürdige Vater, welcher nach den Vorschriften der Regel um die Zeit des Spazierengehens diese kleine demüthigende Schülerstrafe erlitt, war ein Mann von etwa 40 Jahren von herculischem Wuchs, mit einem Stiernacken, schwarzem krausen Haar, strotzendem Gesichte; obgleich er dem Gebrauche gemäß die Augen beständig demüthig niedergeschlagen hielt, erriethe man doch an dem gewaltsamen und häufigen Zusammenziehen seiner dicken Augenbrauen, daß sein innerer Aerger wenig in Uebereinstimmung mit seiner anscheinenden Ergebung sei. Besonders war dies der Fall, wenn er die ehrwürdigen Väter sich nähern sah, die in ziemlich großer Anzahl und stets zu je dreien in den Alleen spazieren gingen, welche in das Kreisrund mündeten, in dem man ihn ausgestellt hatte.

Als die drei ehrwürdigen Väter, von denen wir eben gesprochen, bei diesem kräftigen Büßfertigen vorbeikamen, gehorchten sie einer Bewegung von bewundernswürdiger Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit und hoben zu gleicher Zeit die Augen gen Himmel, als ob sie ihn um Verzeihung bitten wollten für die Abscheulichkeit und den Kummer, deren Anlaß einer der Ihrigen sei; darauf schleuderten sie einen nicht minder mechanischen Blick als der erste war, wieder ganz zu gleicher Zeit, auf den armen Teufel mit der Tafel, einen sehr kräftigen Burschen, der alle möglichen Kräfte zu haben schien, sich unterwürfig und sinnlich zu zeigen; nachdem dies geschehen, stießen die ehrwürdigen Väter alle drei wie ein einziger Mann drei tiefe Seufzer heiliger Entrüstung und von genau demselben Tonfalle aus, worauf sie ihren Spaziergang mit der Gemessenheit von Automaten fortsetzten.

Unter den ehrwürdigen Vätern, welche außerdem noch im Garten spazieren gingen, bemerkte man hier und dort mehrere Laien und zwar aus folgendem Grunde.

Die ehrwürdigen Väter besaßen ein benachbartes Haus, welches von dem Ihrigen blos durch eine Hecke getrennt war, und in diesem Hause gaben zu gewissen Zeiten eine Menge Frommer sich in Pension, um nach ihrem Ausdruck sich von der Welt etwas zurückzuziehen.

Es war das ganz hübsch. Man fand die Annehmlichkeit einer schmackhaften Küche mit einer reizenden kleinen Kapelle vereinigt, eine neue und glückliche Zusammenstellung des Beichtstuhls und der Chambre garnie, der Table d'hôte und der Predigt.

Eine köstliche Erfindung ist dieses fromme Wirthshaus, wo körperliche wie geistliche Nahrung so appetitlich als schmackhaft ausgewählt und dargeboten wurden, wo man für so und so viel per Kopf Seele und Körper restaurirte, am Freitag mit voller Gewissensruhe vermittelst eines Dispenses von Rom, der auf die Rechnung geschrieben wurde und gleich hinter dem Kaffee und Liqueur kam, Fleisch essen konnte.

Wir müssen es der speculativen Geschmeidigkeit zum Lobe nachsagen, daß es in ihrem Wirthshause an reichlicher Kundschaft nicht fehlte.

Und wie hätte es auch daran fehlen sollen. Das Wildpret war mit so viel frommen Redensarten gespickt, der Weg zum Paradiese so leicht, die Seefische so frisch, der steile Weg des Heiles von Dornen befreit und so artig mit rothem Sande ausgestreut, der Wein so reichlich, die Bußen so leicht, nicht einmal der vortrefflichen italienischen Saucischen und des Ablasses des heiligen Vaters zu gedenken, die direct von Rom kamen und aus erster Hand, wie in bester Auswahl bezogen wurden.

Welche Table d'hôte hätte eine solche Concurrenz aushalten können? Man konnte in diesem ruhigen, behäbigen, gute Küche führenden Asyle sich so hübsch mit dem Himmel abfinden. Die nachgiebige Gewissensleitung und elastische Moral der ehrwürdigen Väter war unschätzbar für eine gute Anzahl von Leuten, die zu gleicher Zeit reich und fromm, furchtsam und weltlich, während sie eine furchtbare Angst vor den Hörnern des Teufels haben, dennoch auf eine Menge kleiner sehr ergötzlicher Sünden nicht verzichten können.

In der That, wie tiefe Dankbarkeit mußte ein feiger, egoistischer, von der Sittenlosigkeit des Lebens gehörig angegriffener Greis gegen die Priester empfinden, welche ihn gegen die Ofengabel Beelzebubs schützten, ihm die ewige Seligkeit verbürgten und zwar, ohne auch nur von ihm die Aufopferung lasterhafter Neigungen, schlechter Gelüste oder des abscheulichen Egoismus zu verlangen, der ihm so zur süßen Gewohnheit geworden war. Wie kann man diese so höchst nachsichtigen Beichtväter, diese geistlichen Führer von so leuniger Gefälligkeit genügend belohnen? O mein Gott, das kann ganz frommer Weise durch zukünftige Abtretung schöner und guter Grundstücke und hübscher runder Thaler geschehen auf Kosten der Leibeserben, die häufig arm, rechtschaffen und arbeitsam sind und so durch die ehrwürdigen Väter frommer Weise beraubt werden.

Einer der alten Priester, von denen wir gesprochen haben, spielte auf die Gegenwart der Laien in dem Garten an, indem er vielleicht das etwas verlegene Schweigen unterbrechen wollte und sagte zu dem jungen Priester mit dem fanatischen unduldsamen Gesichte:

— Der verletzte Pensionär, den man in unser Asylhaus gebracht hat, fährt wahrscheinlich fort, sich noch immer schwierig zu zeigen, denn ich sehe ihn nicht bei unsern anderen Pensionären.

— Vielleicht, — sagte der andere Geistliche, — zieht er es vor, allein im Garten des neuen Gebäudes spazieren zu gehen.

— Ich glaube nicht einmal, daß dieser Mann, seit er hier wohnt, in den kleinen Blumengarten herabgekommen ist, der an den einsamen Pavillon grenzt, welchen er bewohnt; der Abbé von Aigrigny, der allein mit ihm umgeht, beklagte sich kürzlich über die düstere Gleichgültigkeit dieses Pensionärs... den man noch nicht ein einziges Mal in die Kapelle hat kommen sehen, — fügte der junge Priester streng hinzu.

— Vielleicht ist er nicht im Stande sich dahin zu begeben, — versetzte einer der ehrwürdigen Väter.

— Doch, — antwortete der Andere, — denn ich habe den Doctor Baleinier sagen hören, diesem genesenden Pensionär würde Bewegung sehr heilsam sein, aber er weigere sich hartnäckig sein Zimmer zu verlassen.

— Und dann könnte er sich ja jedenfalls nach der Kapelle tragen lassen, — sagte der junge Priester mit hartem Tone, und von nun ab schwieg er still und ging neben seinen beiden Gefährten her, die folgendermaßen das Gespräch fortsetzten:

— Kennen Sie den Namen dieses Pensionärs?

— Seit den vierzehn Tagen, wo ich ihn hier weiß, habe ich ihn nie anders nennen hören, als den Herrn im Pavillon.

— Einer von unsern dienenden Brüdern, der ihm beigegeben ist und ihn niemals anders nennt, hat mir gesagt, es sei ein äußerst sanftmüthiger Mensch, der von tiefem Kummer ergriffen schiene. Er spricht fast niemals und sitzt ganze Stunden lang, den Kopf in seine Hände gestützt da; übrigens scheint er sich gut im Hause zu gefallen, aber seltsamer Weise zieht er ein Halbdunkel dem Tageslichte vor und noch merkwürdiger verursacht ihm der Anblick des Feuers ein so unerträgliches Mißbehagen, daß er trotz der Kälte der letzten Märztage nicht erlaubt hat, in seinem Zimmer Feuer zu machen.

— Vielleicht ist er wahnsinnig.

— Nein, der Diener sagte mir im Gegentheil, der Herr im Pavillon sei vollkommen bei Sinnen, aber der Anblick des Feuers rufe wahrscheinlich eine schmerzliche Erinnerung in ihm hervor.

— Der Abbé von Aigrigny muß am besten über den Herrn im Pavillon, da wir ihn doch nun einmal so nennen, unterrichtet sein, denn er hat fast täglich lange Berathungen mit ihm.

— Seit drei Tagen hat der Abbé von Aigrigny diese Zusammenkünfte unterbrochen, denn er hat sein Zimmer nicht verlassen, seit man ihn neulich Abends äußerst unwohl, wie man sagt, in einem Fiacre nach Haus gebracht hat.

— Ganz recht, aber ich komme wieder darauf zurück, was eben unser theurer Bruder sagte, — versetzte der Andere und sah den jungen Vater an, der mit niedergeschlagenen Augen ging und die Sandkörner der Allee zu zählen schien; — es ist merkwürdig, daß dieser Genesende, dieser Unbekannte noch nicht in der Kapelle erschienen ist... unsere anderen Pensionäre kommen gewöhnlich gerade hierher, um sich mit verdoppelter religiöser Inbrunst vom Leben zurückzuziehen... warum theilt der Herr im Pavillon nicht diesen Eifer?

— Warum hat er unser Haus jedem anderen vorgezogen?

— Vielleicht ist eine Bekehrung dabei im Spiel und er hierhergekommen, um sich in unserer heiligen Religion zu unterrichten.

Und die drei Priester setzten ihren Spaziergang fort.

Nach dieser gehaltlosen, kindischen und vom Geschwätz über Andere erfüllten Unterhaltung zu urtheilen, würde man diese drei ehrwürdigen Väter für mittelmäßige und gewöhnliche Men-

schen haben halten können und das wäre ein großer Irrthum gewesen... Jeder besaß nach der Rolle, die er in der frommen Schar zu spielen hatte, ein seltenes und ausgezeichnetes Verdienst, das noch dazu von dem verwegenen und einschmeichelnden, hartnäckigen und schlauen, fügsamen und heuchlerischen Geiste begleitet war, der den meisten Mitgliedern der Gesellschaft eigen ist. Aber der Verpflichtung gegenseitigen Aushorchens, die Jedem auferlegt war, dem gehässigen Mißtrauen zu Folge, das daraus entsprang und mit welchem diese Priester umgeben waren, täuschten sie niemals andere Worte unter sich aus, als solche, welche der Angeberei keinen Stoff gaben und bezielten alle Hülfsquellen, alle Fähigkeiten ihres Geistes für die Ausführung des Willens ihres Oberhauptes zurück, indem sie bei der Erfüllung der Befehle, die es ihnen gab, in Bezug auf das Wesen den blindesten, unbedingtesten Gehorsam und in Bezug auf die Form die erfinderischste, teuflischste Geschicklichkeit an den Tag legten.

So könnte man nur mit Mühe die reichen Erbschaften, die bedeutenden Geschenke aufzählen, welche die beiden ehrwürdigen Väter mit den gutmüthigen, wohlhäbigen Gesichtern in den stets offenen, stets zehrenden Beutel der Congregation gelockt hatten, indem sie bald durch Verleumdung, bald durch Drehung und Einschüchterung diese ergiebigen Taschenspielerkünste ausgeführt hatten, und auf schwache Geister, Kranke und Sterbende bald mit frommer Verführung, schmeichelnder List, Versprechungen guter kleiner Stellen im Paradiese wirkten.

Der jüngste der drei ehrwürdigen Väter, der den Vorzug eines bleichen mageren Gesichts, eines düsteren und fanatischen Blickes, einer harten unduldsamen Sprache hatte, war eine Art ascetischen Prospectus, ein lebendiger Predigtartikel, den man unter gewissen Umständen vorwies, wenn es sich darum handelte, Dummköpfe zu überreden, es gäbe nichts Strengeres, nichts Enthaltsameres als die Söhne Loyola's und durch Enthaltsamkeit und Kasteiungen würden sie knochig und knochigt wie Anachoreten, ein Glaube, den die Väter mit tüchtigem Bauche und wohlgefüllten Backen schwerlich hätten verbreiten können; mit einem Worte, wie bei jeder alten Schauspielergesellschaft, so war man so viel als möglich darauf bedacht, daß jede Rolle auch die Naturbegabung zu ihrer Darstellung habe.

Unter solcherlei Geplauder waren die ehrwürdigen Väter zu einem Gebäude gekommen, welches an die Hauptwohnung grenzte und wie eine Niederlage gebaut war. Man kam durch einen besonderen Eingang, den eine ziemlich hohe Mauer verdeckte, nach diesem Orte, und durch ein offenes vergittertes Fenster hörte man den metallischen Klang von fortwährend gezählten Thalern; bald schienen sie aus einem Beutel auf den Tisch geworfen und darauf in Haufen gestellt zu werden.

In diesem Hause befand sich die Handelscasse, in welcher man den Preis für die Bücher, Kupferstiche, Rosenkränze u. s. w. bezahlte, welche die Congregation fabricirten ließ und mit Hülfe der Kirchen im Ueberfluß in Frankreich verbreiten läßt; Bücher, die fast immer dumm, frech, unsittlich *) oder lügnerisch; abscheuliche Werke, bei denen Alles, was Schönes, Großes, Erhabenes in der ruhmreichen Geschichte unserer Republik geschehen, in gemeiner Sprache herabgezogen und geschmäht wird. Was die Kupferstiche anbetrifft, die moderne Wunder vorstellen, so befanden sich auf denselben Bemerkungen von so toller Unverschämtheit, daß sie die wunderlichsten Anzeigen der Meßgaukler übertreffen.

Nachdem er wohlgefällig dem Klange des Geldes zugehört, sagte Einer der ehrwürdigen Väter lächelnd:

— Und heute ist dies der kleine Zahlungstag. Der Vater Verwalter sagte neulich, der Gewinnst des ersten Vierteljahres habe sich auf 83,000 Francs belaufen.

— Mindestens, — sagte der junge Priester heute, — hat man der Gottlosigkeit Mittel und Hülfsquellen entrissen, Böses zu thun.

— Mögen die Gottlosen sich immerhin empören, die frommen Leute sind mit uns, — versetzte der andere ehrwürdige Vater, — man muß es nur mit ansehen, wie trotz der Sorge, in welcher alle Leute wegen der Cholera sind, die Nummern unserer frommen Lotterie abgesetzt werden und täglich bringt man uns neue Sachen zum Verlooſen... Gestern war die Ernte gut: 1) eine kleine Copie in weißem Marmor von der Venus kalipyga — ein anderes Geschenk wäre minder auffällig gewesen, aber der Zweck heiligt die Mittel; — 2) ein Stück von dem Stricke, der dazu gebraucht worden ist, den nichtswürdigen Medeépierre auf dem Schaffote zu binden und auf dem man noch etwas von seinem verruchten Blute sieht; 3) ein Augenzahn des heiligen Fructuosus in ein kleines goldenes Reliquienkästchen gefaßt; 4) ein Schminkbüchschen aus der Zeit der Regentschaft von Geromandel mit seinen Perlen besetzt.

*) Um nur eines von diesen Büchern anzuführen, erinnern wir an ein kleines Werk, welches in dem Monat verkauft wird, in welchen der Martinstag fällt und in dem sich die empörendsten Einzelheiten der Niederkunft der Jungfrau befinden. Dieses Buch ist für junge Mädchen bestimmt.

— Heute Morgen, — versetzte der Andere, — hat man ein wunderschönes Loos gebracht. Stellen Sie sich vor, meine lieben Väter, ein köstlicher Dolch mit Griff von vergoldetem Silber; die sehr breite Klinge ist hohl und vermittelst eines wahrhaft wunderbaren Mechanismus treibt die Kraft des Stoßes von selbst, sobald die Klinge in den Körper gestoßen ist, mehrere kleine quergehende Klingen heraus, die, sehr spitz, in das Fleisch dringen und vollständig das Herausziehen der Mutterklinge, wenn man so sagen darf, verhindern; die Scheide ist von Sammet köstlich mit Platten von ciselirtem Vermeil geschmückt.

— Ei, ei, — sagte der andere Priester, — nach diesem Gewinne werden sich Alle sehnen.

— Das glaube ich wohl, — antwortete der ehrwürdige Vater, — deshalb kommt er auch mit der Venus und dem Schminkkästchen zu den großen Gewinnsten, welche die Jungfrau zieht.

— Was meinen Sie denn, — versetzte der Andere verwundert, — wie die heilige Jungfrau zieht?

— Wie, Sie wissen das nicht?

— Durchaus nicht.

— Es ist eine reizende Erfindung der Mutter St. Perpetua. Denken Sie sich, die großen Gewinnste werden von einer kleinen Figur der heiligen Jungfrau vermöge einer Feder gezogen, die man unter ihrem Rocke mit einem Uhrschlüssel aufzieht, dadurch bekommt sie eine kreisförmige Bewegung von einigen Augenblicken, so daß die Nummer, bei welcher die Mutter des Heilands stehen bleibt, die gewinnende ist.*)

— O, das ist wirklich köstlich! — sagte der andere Vater, — das ist ein höchst gelegen kommender Gedanke... Ich wußte diese Einzelheiten nicht... Aber wissen Sie, wie viel der Reliquienkasten kosten wird?

— Der Vater Procurator hat mir gesagt, das Reliquienkästchen sammt den Edelsteinen würde mindestens auf 35,000 Francs kommen, ohne das Alte zu rechnen, welches man für den diesen Geldwerth, der auf 9000 Francs geschätzt ist, angenommen hat.

— Die Lotterie muß 40,000 Francs einbringen;... also sind wir außer Sorgen, — sagte der andere Vater, — mindestens wird nun unsere Kapelle nicht durch den frechen Luxus der Herren Lazaristen ausgestochen.

— Im Gegentheil, jetzt werden sie uns beneiden, denn ihr schöner Reliquienkasten von massivem Golde, auf den sie so stolz waren, ist nicht halb so viel werth als der, welchen wir durch unsere Lotterie bekommen, da der unsrige nicht blos viel größer, sondern auch mit Edelsteinen bedeckt ist.

Diese interessante Unterhaltung wurde leider unterbrochen. Sie war so anziehend! Diese Priester einer Religion, die ganz Armuth und Niedrigkeit, Demuth und Barmherzigkeit ist, nehmen zu den vom Gesetze verbotenen Glücksspielen ihre Zuflucht und betteln beim Publicum, um ihre Altäre mit empörendem Luxus zu schmücken, während tausend ihrer Brüder vor Hunger und Elend vor der Thür ihrer glitzernden Kapellen sterben. Elender Reliquienkrämer, der keine andere Ursache als das gewöhnlichste, niedrigste Gefühl des Neides hat, nicht darin wetteifert man, dem Armen am meisten beizustehen, sondern am Tische des Herrn die größte Pracht zu entfalten!**)

.....

*) Diese erfindungsreiche Parodie der Roulette oder des Dirtel mit Anwendung eines Bildes der heiligen Jungfrau hat vor sechs Wochen in einem Frauenkloster bei Ziehung einer frommen Lotterie Furore gemacht. Für die Gläubigen muß das entsetzlich getröstlich sein; für die Gleichgültigen ist es eine herzlangenswerthe Lächerlichkeit, denn von allen Anstalten ist die der Maria eine der rührendsten und ehrwürdigsten.

**) Diese Zeilen waren bereits geschrieben, als eine Thatsache oder mindestens eine Hoffnung zu unserer Kenntniß gekommen ist, über welche wir uns ganz mit allen Leuten von Gefühl freuen müssen! Es handelt sich nämlich um eine Lotterie, welche zum Wiederbau einer Orgel von St. Eustache bestimmt ist, eine Lotterie, die ganz Paris beschäftigt, und deren sich der eleudeste Schwindelgeist bemächtigt hat.

Eine vollkommen unterrichtete Person versichert uns, daß der Herr Erzbischof von Paris von einem wahrhaft christlichen Gedanken geleitet, den von Herzen bedauerten, wir thun es bis Erlaubniß bitten, den Pfarrer von Eustache aufgefordert hat, der ungeheuren durch diese Lotterie zusammenkommenden Summe von 250,000 Francs, die ursprünglich zu einer neuen Orgel für die Kirche St. Eustache bestimmt war, eine nützliche, edle und mitleidige Anwendung zu geben.

Wenn wir recht berichtet sind, wäre der Plan des Herrn Erzbischofs folgender:

Die 250,000 Francs würden in Staatsrenten angelegt eine jährliche Einnahme von etwa 10,000 Francs geben. Mit 10,000 Francs kann man mindestens zwanzig bis dreißig unglückliche Familien sehr nachhaltig unterstützen, indem man jeder 3 bis 500 Francs bewilligt; nach den Absichten des Herrn Erzbischofs von Paris nun sollte sich der Pfarrer von St. Eustache mit dem Maire und den Mitgliedern des Wohlthätigkeitsbureaus seines Arrondissements über die gerechte und vernünftige Vertheilung dieser unterstützten Unterstützungen verständigen.

Bei der Ziehung der Lotterie sollte eine Art Indemnitätsbrief in Bezug auf die veränderte Bestimmung des Geldes vom Pfarrer von St. Eustache mit der warmen Herzlichkeit verlangt werden, welche ihm nie gemangelt hat und die gewiß niemals von einem christlicheren Gefühle begeistert werden ist.

Es ist kein Zweifel, daß der edelmüthige Adel der Geber und Unterzeichner voll Freude, und wir möchten sagen voller Dankbarkeit in diese Maßregel willige, wenn der Herr Pfarrer mit bewegtem, überzeugendem Tone ihnen das wonneversprechende Glück schilderte, welches sie bei dem Gedanken empfinden werden, anstatt zur nutzlosen Herbeischaffung einer so kostbaren und minderes in der Kirche eines der ärmsten Viertel von Paris unpassenden Ueberflüssigkeit, zur Begründung täglicher Unterstützungen an eine große Anzahl Theilnahme beanspruchender Unglücklichen beigetragen zu haben; denn durch diese Maßregel könnte in zehn Jahren allein dreihundert Familien einem kümmerlichen verzweifelten Elende entrissen werden.

Wir können uns nicht enthalten, diesem weisen und wohlthätigen Beschlusse des Herrn Erzbischofs von Paris, dem beizutreten der Pfarrer von St. Eustache so würdig ist, unseren lebhaftesten Beifall zu schenken; wir sind gleich Ihnen der Ansicht, daß die Segnungen der durch dieses unschätzige Almosen unterstützten Familien eine Gott angenehmere Musik sein wird, als die Töne einer riesenhaften Orgel, die 250,000 Francs kostet.

Zu erwähnen brauchen wir kaum, daß den Arbeitern, welche bei der Orgel hatten beschäftigt werden sollen, und die übrigens, wenn die Orgellotterie nicht ersonnen worden wäre, nicht gerade gefeiert haben würden, wahrscheinlich eine Entschädigung bewilligt werden wird.

Diese Anmerkung ist übrigens nicht dem Verbote des Wiederabdrucks unterworfen, welches unser ganzes Werk sich ausbedingt und so würden wir uns sehr freuen, wenn unsere Freunde in den Journalen, an welche sie schreiben, sie wiederdrucken, damit ein für die Urheber so ehrenvoller Entschluß eine ausgedehntere Oeffentlichkeit erhält.

Eugène Sue.

Eine Thür des Gartengitters öffnete sich und einer der drei ehrwürdigen Väter sagte beim Anblicke der eben hereintretenden Person:

— Ah, da ist Seine Eminenz der Cardinal Malipieri, der den Vater Rodin besucht.

— Möchte der Besuch Seiner Eminenz, — sagte der junge Priester mit hochmüthiger Miene, — dem Vater Rodin nützlicher sein als der letzte.

In der That ging der Cardinal Malipieri durch den Garten und begab sich nach den Zimmern, welche Rodin bewohnte.

Zehntes Kapitel.

Der Kranke.

Der Cardinal Malipieri, den wir dem bei der Prinzessin von St. Dizier abgehaltenen kleinen Concil haben beiwohnen sehen und der sich jetzt nach dem von Rodin bewohnten Zimmer begab, war als Laie bekleidet und mit einem weiten Mantel von fleischfarbigem Atlaß umhüllt, der einen starken Kampfergeruch ausathmete; denn der Prälat hatte sich mit allen nur denkbaren Präservativen gegen die Cholera umgeben.

Als der Cardinal auf die Flur des zweiten Stockwerks des Hauses gekommen war, klopfte er an eine graue Thür und da Niemand ihm antwortete, öffnete er sie, ging, wie ein Mann, der vollkommen zu Hause ist, durch eine Art Vorzimmer und befand sich dann in einem Gemache, in welchem ein Bett war; auf einem Tische von schwarz getäfeltem Holze sah man mehrere Fläschchen, die Medicin enthielten.

Die Miene des Prälaten schien unruhig und besorgt; seine Gesichtsfarbe war immer noch gallig und gelb, der braune Kreis, der seine schwarzen und schielenden Augen umgab, schien noch dunkler als gewöhnlich.

Einen Augenblick stillstehend, sah er fast mit Furcht um sich und roch zu wiederholten Malen an seinem Riechfläschchen, welches mit scharfen Salzen angefüllt war; als er sich nun allein sah, näherte er sich einem über dem Kamin hängenden Spiegel und betrachtete sehr aufmerksam die Farbe seiner Zunge. Nach einigen Minuten der gewissenhaftesten Prüfung, mit der er übrigens sehr zufrieden schien, nahm er aus einer goldenen Bonbonnière einige Präservative in Gestalt von Zuckerwerk und ließ es in seinem Munde schmelzen, während er die Augen nachdenklich schloß.

Nachdem diese Gesundheitsmaßregeln genommen waren, drückte der Prälat auf's Neue seine Flasche an die Nase und war im Begriff in das anstoßende Zimmer zu gehen, als er durch den dünnen Verschlag, der die Wand desselben bildete, einen ziemlich heftigen Lärm hörte. Er stand still, um zu horchen, denn Alles, was man im Nebenzimmer sagte, konnte er sehr bequem hören.

— Jetzt bin ich verbunden... und will aufstehen, — sagte eine schwache aber kurze und gebieterische Stimme.

— Woran denken Sie, mein ehrwürdiger Vater? — antwortete eine stärkere Stimme, — das ist unmöglich!

— Sie sollen sehen, ob das unmöglich ist, — versetzte die andere Stimme.

— Aber, mein ehrwürdiger Vater... Sie werden sich tödten. . Sie sind nicht im Stande aufzustehen... Sie würden sich einem tödtlichen Rückfalle aussetzen... ich erlaube es nicht.

Auf diese Worte folgte auf's Neue das Geräusch eines schwachen Kampfes, in das sich einiges, mehr erzürntes als klagendes Getöse mischte. Und die Stimme versetzte wieder:

— Nein, nein, mein Vater... und zu mehrerer Sicherheit werde ich Ihnen Ihre Kleider nicht zur Hand lassen... jetzt ist bald die Stunde zum Einnehmen und ich will Ihnen Ihren Trank zurecht machen.

Und als fast zugleich eine Thür sich öffnete, sah der Prälat einen Mann von etwa 25 Jahren eintreten, der einen alten olivenbraunen Ueberrock und eine schwarze, nicht minder abgerissene Hose unter dem Arme trug, die er über einen Stuhl warf.

Diese Person war Herr Angelos Modeste Rousselet, erster Schüler des Doctor Baleinier. Die Physiognomie des jungen Arztes war demüthig, häßlich und zurückhaltend; seine Haare, die vorn ganz glatt waren, wallten lang hinter seinem Halse hervor; beim Anblicke des Cardinals that er eine leise Bewegung des Erstaunens und grüßte, ohne die Augen auf ihn zu richten, zwei Mal.

— Vor allen Dingen, — sagte der Prälat mit seinem sehr merklich italienischen Accente und indem er fortwährend seine Kampferflasche unter der Nase hielt, — sind die Cholerasymptome wieder zurückgekehrt?

— Nein, Monsignore, das gefährliche Fieber, welches dem Cholerazufall gefolgt ist, geht seinen Lauf.

— Nun gut... aber will denn der ehrwürdige Vater keine Vernunft annehmen? Was hörte ich eben für Lärm?

— Seine Ehrwürden wollte durchaus aufstehen und sich ankleiden, mein Herr; aber seine Schwäche ist so groß, daß er außerhalb des Bettes nicht zwei Schritte würde thun können. Die Ungeduld verzehrt ihn und man muß jeden Augenblick fürchten, daß die außerordentliche Aufregung einen Rückfall herbeiführt.

— Ist der Doctor Baleinier heute Morgen gekommen?

— So eben ging er, Monsignore.

— Was meint er über den Kranken?

— Er befinde sich in einem äußerst beunruhigenden Zustande; die Nacht ist so schlecht gewesen, daß Herr Baleinier heute Morgen große Besorgniß hegte. Der ehrwürdige Vater Modin ist in jenem gefährlichen Augenblicke, wo eine Krisis in wenigen Stunden über Leben und Tod des Kranken entscheiden kann... Herr Baleinier ist fortgegangen, um zu holen, was zu einer sehr schmerzvollen Operation nothwendig ist, — die er an dem Kranken versuchen will.

— Hat man dem Abbé von Xigrigny Nachricht gegeben?

— Der Abbé von Xigrigny ist selbst sehr leidend, wie Ew. Eminenz wissen... Seit drei Tagen hat er sein Bett nicht verlassen können.

— Ich habe mich noch ihm erkundigt, als ich heraufkam, — versetzte der Prälat, — und ich werde ihn gleich sehen. Aber um wieder auf den Vater Modin zu kommen, hat man seinen Beichtvater benachrichtigen lassen, da er in einem verzweifelten Zustande ist und eine so schwere Operation aushalten soll?

— Herr Baleinier hat ihm ein paar Worte davon angedeutet, wie auch von der letzten Oelung; aber der ehrwürdige Vater Modin rief voller Zorn aus: Man lasse ihm keinen Augenblick Ruhe und quäle ihn unaufhörlich. Er kümmere sich um das Heil seiner Seele eben so sehr, als irgend Jemand und...

— Pro baeco!... Hier ist nicht von ihm die Rede, — rief der Cardinal, indem er Herrn Rousselet durch diesen heidnischen Ausruf unterbrach und seine Stimme erhöhte, die schon sehr schmeidend und schreiend war. — Es kommt hier nicht auf ihn an, sondern auf die Vortheile seiner Gesellschaft. Es ist unerläßlich, daß der ehrwürdige Vater mit der auffallendsten Feierlichkeit der Sacramente und nicht blos einen christlichen Tod sterbe, sondern sogar einen Tod von außerordentlich mächtiger Wirkung... Alle Leute in diesem Hause, Fremde sogar, müssen zu diesem Schauspiele eingeladen werden, damit sein erbaulicher Tod eine ausgezeichnete Wirkung hervorbringe.

— Das haben die ehrwürdigen Väter Grisen und Brunet schon seiner Ehrwürden begreiflich zu machen gesucht, aber Eure Eminenz weiß, mit welcher Ungeduld der Vater Modin diesen Rath angenommen hat, und Herr Baleinier hat aus Furcht, eine gefährliche, vielleicht tödtliche Krisis hervorzurufen, darauf bestehen zu müssen nicht gewagt.

— Nun, denn werde ich es wagen, denn in dieser Zeit der revolutionären Gottlosigkeit wird ein feierlich christliches Abscheiden einen sehr heilsamen Einfluß auf das Publicum ausüben. Es wäre sogar sehr passend im Falle seines Absterbens Vorbereitungen zu treffen, den ehrwürdigen Vater einzubalsamiren; man ließe ihn mehrere Tage hindurch im offnen Sarge nach der römischen Gewohnheit ausgestellt. Mein Secretär wird eine Zeichnung zu dem Katafalk geben, das ist sehr kostbar, sehr wirkungsvoll. Vermöge seiner Stellung im Orden wird der ehrwürdige Vater Modin auf etwas höchst Prunkendes Anrecht haben, er muß mindestens 600 Wachslichter und ungefähr ein Dutzend Leichenlampen mit Spiritus bekommen, die um seinen Körper aufgestellt werden, um ihn von oben zu erleuchten, das macht sich köstlich; man könnte darauf unter das Volk kleine Schriften vertheilen über das fromme und enthaltsame Leben des Ehrwürdigen und...

Ein plötzliches Geräusch, wie von einem metallischen Gegenstande, den man zornig zur Erde wirft, ließ sich in dem benachbarten Zimmer, in welchem sich der Kranke befand, hören und unterbrach den Prälaten.

— Wenn nur der Vater Modin Sie nicht von seiner Einbalsamirung hat sprechen hören, Monsignore, — sagte Rousselet mit leiser Stimme; — sein Bett steht gerade an diesem Verschlage und man hört dort Alles, was hier gesprochen wird.

— Wenn der ehrwürdige Vater gehört hat, was ich sagte, — versetzte der Cardinal, indem er leise sprach und an's andere Ende des Zimmers ging, — so wird dieser Umstand mir Anlaß geben, gleich den Gegenstand zu berühren... aber wie auch die Sachen stehen, bleibe ich bei dem Glauben, daß die Einbalsamirung und die Ausstellung sehr nothwendig sein würden, um den Geist des Publicums zu überraschen. Das Volk ist schon sehr erschreckt über die Cholera, ein solcher Leichenprunk würde daher von großer Wirkung auf die Einbildungskraft der Leute sein.

— Ich möchte mir Ew. Eminenz zu bemerken erlauben, daß hier die Gesetze diesen Ausstellungen entgegen sind, und daß...

— Die Gesetze und immer die Gesetze, — sagte der Cardinal ärgerlich. — Hat man in Rom nicht auch seine Gesetze? Ist nicht jeder Priester ein Unterthan von Rom? Ist jetzt nicht die Zeit gekommen...

Aber ohne Zweifel wollte er nicht mit dem jungen Arzte sich in nähere Erörterungen einlassen und fuhr fort:

— Später wird man sich damit beschäftigen; aber sagen Sie mir, hat seit meinem letzten Besuche der ehrwürdige Vater neue Anfälle von Phantasiren gehabt?

— Ja, Monsignore, diese Nacht hat er mindestens zwei und eine halbe Stunde delirirt.

— Haben Sie dem Auftrage gemäß ferner alle Worte, die während dieses neuen Anfalles dem Kranken entschlüpft sind, aufnotirt?

— Ja, Monsignore, hier ist die Notiz, wie Ew. Eminenz sie mir befohlen haben.

Dies sagend, nahm Herr Rousselet ein Papier aus dem Kasten und übergab es dem Prälaten.

Wir müssen den Leser daran erinnern, daß dieser Theil des Gespräches zwischen Rousselet und dem Cardinal von dem Verschlage entfernt gehalten wurde, so daß Modin nichts hatte hören können, während die Unterredung in Bezug auf seine wahrscheinliche Einbalsamirung von dem Kranken recht gut hatte gehört werden können.

Nachdem der Cardinal die Notiz des Herrn Rousselet empfangen, las er sie mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Neugier durch. Darauf zerknitterte er das Papier und sagte, ohne seinen Aerger zu verhehlen:

— Stets unzusammenhängende Worte. Nicht zwei, aus denen man vernünftige Vermuthungen zusammensetzen könnte... Man möchte fast glauben, daß dieser Mensch sogar die Kraft hat, während seines Phantasirens sich selbst zu beherrschen und nur in Bezug auf unbedeutende Dinge Aufschweifungen zu machen.

Darauf wandte er sich an Herrn Rousselet:

— Können Sie auch mit Gewißheit versichern, daß Sie Alles niedergeschrieben haben, was dem Kranken während des Phantasirens entschlüpft ist?

— Mit Ausnahme von Phrasen, die er unaufhörlich wiederholte und die ich nur einmal aufgeschrieben, kann Ew. Eminenz überzeugt sein, daß ich nicht ein einziges Wort ausgelassen, wie unsinnig es mir auch erscheinen mochte.

Nach einer Pause sagte der Prälat zu dem Arzte:

— Führen Sie mich zu dem ehrwürdigen Vater Modin.

— Aber, Monsignore, — entwortete Rousselet zaudernd, — sein Anfall hat erst vor einer halben Stunde nachgelassen und der ehrwürdige Vater ist in diesem Augenblick noch sehr schwach.

— Desto besser, — erwiederte der Prälat ziemlich unvorsichtig.

Darauf besann er sich und fügte hinzu:

— Desto besser... er wird dann um so mehr die Tröstungen zu schätzen wissen, die ich ihm beibringe; wenn er schläft, wecken Sie ihn und melden Sie ihm meinen Besuch.

— Ich kann nur den Befehlen Ew. Eminenz gehorchen, — sagte Rousselet, indem er sich verbeugte.

Und er ging in das Nebenzimmer.

Allein geblieben, sagte der Cardinal mit nachdenklicher Miene zu sich selbst:

— Ich komme immer wieder darauf zurück. — Bei dem plötzlichen Anfalle der Cholera, von dem er betroffen wurde, hat sich der ehrwürdige Vater Modin auf Befehl des heiligen Stuhles vergiftet gestanden; also hätte er gegen Rom etwas sehr Furchtbares im Sinne, daß er im Stande war, eine so abscheuliche Befürchtung zu hegen. Sollte unser Verdacht also gegründet sein? Wirkt er etwa in der Stille und wie wir fürchten auf einflußreiche Weise auf einen bedeutenden Theil des heiligen Collegiums? Aber dann zu welchem Zwecke? Das ist unmöglich herauszubringen, so treu wird sein Geheimniß von seinen Mitschuldigen bewahrt... Ich hatte gehofft, daß während seines Phantasirens ihm irgend ein Wort entschlüpfen würde, das mich auf die Spur von dem bringt, was mir so sehr zu wissen wünschen, denn fast immer ist das Delitiren und besonders bei einem Mann von so unruhigem und thätigem Geiste nur ein Uebermaß und eine Uebertreibung einer ihn beherrschenden Idee. Indessen hat man nun schon fünf Anfälle hindurch alle seine Aeußerungen niedergeschrieben und nichts, durchaus nichts läßt auf irgend etwas schließen.

Die Rückkehr Rousselet's setzte den Betrachtungen des Prälaten ein Ziel.

— Ich bin außer mir, Sie benachrichtigen zu müssen, Monsignore, daß der ehrwürdige Vater sich hartnäckig weigert, irgend Jemand sehen zu wollen, er behauptet vollkommener Ruhe nöthig zu haben. Obgleich er sehr schwach ist, hat er einen sehr ärgerlichen, verdrießlichen Blick... es sollte mich also nicht wundern, wenn er Ew. Eminenz davon hätte sprechen hören, daß man ihn einbalsamiren soll...

Der Cardinal unterbrach Rousselet und sagte zu ihm:

— Also hat der Vater Modin in dieser Nacht zum letzten Male phantasirt?

— Ja, Monsignore, von drei bis fünf ein halb Uhr Morgens.

— Von drei... bis fünf Uhr Morgens, — wiederholte der Prälat, als ob er diese Einzelheit seinem Gedächtnisse einprägen wolle, — und dieser Anfall hat nichts Besonderes gezeigt?

— Nein, Monsignore, Ew. Eminenz können das aus dieser Notiz ersehen, es ist unmöglich mehr unzusammenhängende Worte nach einander zu sprechen.

Als er darauf den Prälaten auf die Thür des anderen Zimmers zugehen sah, fügte Rousselet hinzu:

— Aber, Monsignore, der ehrwürdige Vater will durchaus Niemand sehen... er bedarf der ungestörtesten Ruhe vor der Operation, die man gleich mit ihm vornehmen wird... und es wäre vielleicht gefährlich.

Ohne auf diese Bemerkung zu antworten, trat der Cardinal in Modin's Zimmer.

Es war ein ziemlich großes Gemach mit zwei Fenstern, einfach aber bequem meublirt; zwei Scheite brannten langsam in der Asche des Kamines, in welcher eine Kaffeekanne, ein Topf von Fayance und ein Ziegel stand, in dem ein dickes

Gemisch von Senfteig brodelte; auf dem Kamin sah man mehrere Stücke Wäsche und Streifen Linnen liegen.

Es herrschte in diesem Zimmer jener Apothekergeruch, der von den Medicamenten herrührt und den Krankenzimmern so

eigen ist, gemischt mit einer so scharfen, so fauligen, so dumpfen Atmosphäre, daß der Cardinal in der Thür einen Augenblick stehen blieb, ohne weiter zu gehen.

Wie die ehrwürdigen Väter bei ihrem Spaziergange behauptet hatten, lebte Rodin, weil er gesagt hatte:

— Ich muß leben und ich werde leben...

Denn wie schwache Geister, schüchterne Organisationen häufig dem bloßen Schrecken des Uebels unterliegen, so kann Charakterkraft und moralische Energie — dafür zeugen tausend Beispiele — hartnäckig gegen das Uebel kämpfen, und über mitunter verzweifelte Lagen den Sieg davontragen.

So war es auch mit dem Jesuiten gewesen.

Die unerschütterliche Festigkeit seines Charakters, man möchte fast sagen, die furchtbare Zähigkeit seines Willens, — denn bisweilen erlangt der Wille eine Art geheimnißvoller Allmacht, über die man erschrecken muß, — kamen der geschickten Behandlung des Doctor Baleinier zu Hülfe und so war Rodin der Seuche entronnen, von der er so schnell ergriffen worden war. Aber auch dieser furchtbaren körperlichen Durchrüttelung war eines der verderblichsten Fieber gefolgt, das Rodin's Leben in die höchste Gefahr brachte.

Diese Verdoppelung der Gefahr hatte dem Abbé von Aigrigny die lebhafteste Unruhe verursacht, denn trotz seiner Eifersucht und seiner Nebenbuhlerschaft fühlte er doch, daß bei dem Punkte, bis zu welchem jetzt die Sachen gediehen waren, Rodin allein, der alle Fäden in Händen hielt, sie zu Ende führen könne.

Die Vorhänge des Krankenzimmers waren bald geschlossen und ließen nur ein zweifelhaftes Licht auf das Bett fallen, in welchem Rodin lag.

Das Gesicht des Jesuiten hatte seine grünliche Farbe verloren, die den Cholerakranken eigenthümlich ist, aber es hatte noch immer etwas Leichenhaftes; er war so mager, daß seine trockene runzlige Haut kaum über den Knochen hing, die Muskeln und Adern seines langen, wie bei einem Beier fleischlosen Halses glichen einem Geflecht von Stricken, sein Kopf war mit einer Mütze von schmutziger rother Seide bedeckt, aus der einige Büschel grauer Haare hervorkamen und lag auf einem schmutzigen Kissen. Rodin wollte durchaus nicht zugeben, daß man seine Wäsche wechsle; sein dünner weißlicher Bart war seit lange nicht rasirt worden und sproßte hier und da auf der erdigen Haut wie die Haare einer Bürste hervor; unter dem Hemd trug er eine alte wollene, an mehreren Orten durchlöcherte Jacke. Einen seiner Arme hielt er zum Bette hinaus und in seiner knochigen, behaarten Hand mit bläulichen Nägeln befand sich ein Schnupftuch, dessen Farbe man nicht bestimmen konnte.

Man hätte ihn für eine Leiche halten können, wenn in dem Dunkel, welches seine Augenhöhlen bildeten, nicht zwei leuchtende Sterne gefunkelt hätten.

Dieser Blick, in welchem sich alles Leben, alle Energie geflüchtet zu haben schien, welche diesem Menschen noch blieb, verrieth eine verzehrende Ungeduld. Bald gaben seine Züge einen heftigen Schmerz kund, bald bezeugten die heftigen Bewegungen, von denen sein Körper erschüttert wurde und das Zusammenballen der Hände, wie verzweifelt es ihm ankam, an das Schmerzenslager gefesselt zu sein, während die wichtigen Interessen, die er übernommen, die ganze Thätigkeit seines Geistes erforderten; daher waren seine Gedanken in fortwährender Spannung und Ueberreizung; häufig wurden sie schwach, er verlor den Faden, dann empfand er augenblickliche Bewußtlosigkeiten, Anfälle von Phantasien, aus denen er wie aus einem unangenehmen Traume aufwachte und an welche er mit Entsetzen sich zu erinnern schien.

Nach den weisen Rathschlägen des Doctor Baleinier, der ihn für unfähig hielt, sich jetzt mit wichtigen Dingen zu beschäftigen, hatte der Abbé von Aigrigny bisher es vermieden, den Fragen Rodin's über die Rennepont'sche Angelegenheit zu antworten, eine Angelegenheit, die doppelt wichtig für ihn sein mußte, da er sie vernachlässigt oder verloren glaubte, weil die schreckliche Krankheit ihn zu vollkommener Unthätigkeit verdammt hatte. Das Stillschweigen des Abbé von Aigrigny über diese Intrigue, zu der er, Rodin, die Fäden in Händen hatte, die vollkommene Unwissenheit über die Ereignisse, welche während seiner Krankheit hatten vorgehen können, vermehrten noch seine Verzweiflung.

In solchem Zustande befand sich Rodin's Körper und Seele, als der Cardinal gegen den Willen desselben in sein Krankenzimmer eingetreten war.

Elftes Kapitel.

Die Schlinge.

Um die Wichtigkeit des Besuches des Cardinal Malipieri zu erklären und zu besserem Verständniß der Qualen Rodin's, der durch seine Krankheit zur Unthätigkeit verdammt war, wollen wir in zwei Worten die verwegenen Endzwecke des Ehrgeizes des Jesuiten in's Gedächtniß zurückrufen, der sich für einen Nacheiferer Sixtus V. hielt, bis er seines Gleichen geworden sein würde.

Durch den Erfolg der Rennepont'schen Angelegenheit zur Generalstelle seines Ordens gelangen, im Fall einer fast vorauszusehenden Abdankung sich durch glänzende Bestechungen die Mehrheit des heiligen Collegiums sichern, um auf den päpstlichen Thron zu steigen und dann durch Veränderungen in den Statuten der Gesellschaft Jesu diese mächtige Vereinigung dem heiligen Stuhle einzuverleiben, anstatt sie in ihrer Unabhängigkeit zu lassen, wo sie der päpstlichen Macht gleichkommt und ihr fast immer überlegen ist: das waren die geheimen Pläne Rodin's.

Was ihre Möglichkeit anbetrifft, so war dieselbe durch zahlreiche, frühere Vorfälle gegeben, denn mehrere bloße Mönche oder Priester sind plötzlich zur päpstlichen Würde erhoben worden.

Was die Moralität der Sache betrifft, so entschuldigte die Thronbesteigung der Borgbia, Julius II. und anderer seltsamer Statthalter Christi, neben denen Rodin ein verehrungswürdiger Heiliger war, die Ansprüche des Jesuiten.

Obgleich der Zweck der heimlichen Umtriebe Rodin's in Rom bis dahin mit dem tiefsten Geheimniß umgeben war, hatten seine geheimen Einverständnisse mit einer großen Anzahl Mitglieder des heiligen Collegiums doch Aufmerksamkeit erregt; ein Theil dieses Collegiums mit dem Cardinal Malipieri an der Spitze hatte sich darüber beunruhigt und der Cardinal benutzte seine Reise nach Frankreich, um die verhüllten Absichten des Jesuiten zu ermitteln. Wenn in dem vorhin geschilderten Auftritte der Cardinal so hartnäckig mit dem ehrwürdigen Vater sprechen wollte, trotzdem daß der Letztere sich weigerte, so geschah es darum, weil der Prälat, wie wir sehen werden, durch List ein Geheimniß erlauschen wollte, das bis dahin nur zu gut verborgen geblieben war und auf seine Umtriebe in Rom Bezug hatte.

Unter so bedeutenden, so ganz entscheidenden Umständen also sah sich Rodin von einer Krankheit ergriffen, die seine Kräfte auflöste, gerade da er mehr als jemals der ganzen Thätigkeit, der ganzen Hülfsmittel seines Geistes bedurft hätte.

. . . . . .

Nachdem er einige Augenblicke unbeweglich an der Thür gestanden, näherte sich der Cardinal, der noch immer sein Fläschchen vor die Nase hielt, dem Bette Rodin's.

Dieser war über die Hartnäckigkeit ärgerlich, wollte einem Gespräche entgehen, welches aus vielen Gründen ihm äußerst unangenehm war, wandte den Kopf plötzlich nach der Wand zu und that, als wenn er schliefe.

Der Prälat kümmerte sich wenig um diese List, war fest entschlossen, den Zustand der Schwäche zu benutzen, in welchem er Rodin wußte, nahm einen Stuhl und setzte sich trotz seines Ekels an das Bett des Jesuiten.

— Mein ehrwürdiger und sehr theurer Vater, wie befinden Sie sich? — sagte er mit honigsüßer Stimme zu ihm, die sein italienischer Accent noch heuchlerischer machte.

Rodin spielte den Tauben, athmete hoch auf und antwortete nicht.

Der Cardinal, der Handschuhe anhatte, näherte nichtsdestoweniger nicht ohne Ekel seine Hand der des Jesuiten, rüttelte sie ein wenig und wiederholte mit lauterer Stimme:

— Mein ehrwürdiger und sehr theurer Vater, antworten Sie mir, ich beschwöre Sie deshalb.

Rodin konnte eine Bewegung ärgerlicher Ungeduld nicht verhehlen, aber er fuhr fort, stumm zu bleiben.

Der Cardinal war nicht der Mann, um sich durch solche Kleinigkeiten hindern zu lassen; er schüttelte auf's Neue und etwas stärker den Arm des Jesuiten, indem er mit einer phlegmatischen Zähigkeit, die auch den geduldigsten Menschen von der Welt außer sich gebracht hätte, wiederholte:

— Mein ehrwürdiger und sehr theurer Vater, da Sie nicht schlafen, so bitte ich Sie mir zuzuhören...

Durch den Schmerz erbittert, durch die Hartnäckigkeit des Prälaten außer sich gebracht, wandte Rodin plötzlich den Kopf, heftete seine hohlen, in dunklem Feuer glühenden Augen auf den Römer und sagte mit höhnischem Lächeln voller Bitterkeit:

— Es liegt Ihnen wohl viel daran, Monsignore, mich einbalsamirt zu sehen, wie Sie eben sagten, und in einem Katafalk ausgestellt, daß Sie hierherkommen, mich in meinem Todeskampfe zu quälen und mein Ende zu beschleunigen.

— Ich, mein lieber Vater? Großer Gott, was sagen Sie da?

Und der Cardinal hob die Hände gen Himmel, als ob er ihn zum Zeugen der zärtlichen Theilnahme nehmen wolle, die er für den Jesuiten empfinde.

Digitized by Google

— Ich sage Ihnen, daß ich Alles gehört habe, Monsignore, denn diese Wand ist sehr dünn, — fügte Rodin mit verdoppelter Bitterkeit hinzu.

— Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich mit allen Kräften meiner Seele Ihnen ein christliches und exemplarisches Ende gewünscht habe und noch wünsche, dann irren Sie sich nicht, mein theurer Vater, Sie haben mich vollkommen verstanden, denn es wäre mir sehr süß, Sie nach einem so wohl vollbrachten Leben der Gegenstand der Verehrung aller Frommen werden zu sehen.

— Und ich sage Ihnen, Monsignore, — rief Rodin mit schwacher und gebrochener Stimme aus, — und ich sage Ihnen, daß es eine Rohheit ist, dergleichen Wünsche in Gegenwart eines Kranken auszusprechen, dessen Zustand verzweifelt ist. Ja, — versetzte er mit wachsender Lebhaftigkeit, die sehr gegen seine Schwäche abstach, — man nehme sich in Acht, verstehen Sie wohl, denn wenn man mich fortwährend belästigt, immer quält, mir nicht das letzte ruhige Lächeln im Todeskampfe gönnt, so wird man mich zwingen, auf wenig christliche Weise zu sterben... ich sage Ihnen das vorher... und wenn man auf ein erbauliches Schauspiel rechnet, um Nutzen daraus zu ziehen, so irrt man sich...

Diese zornige Aufregung hatte Rodin schmerzlich angegriffen, er ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken und wischte seine aufgesprungenen, blutenden Lippen mit seinem Schnupftuche ab.

— Nun, nun, beruhigen Sie sich, mein lieber Vater, — versetzte der Cardinal mit väterlicher Miene, — geben Sie sich nicht diesen traurigen Gedanken hin. Gewiß hat die Vorsehung noch große Pläne mit Ihnen, da Sie schon einer so großen Gefahr entronnen sind... Hoffen wir, daß Sie auch noch der entgehen werden, welche Sie jetzt noch bedroht.

Rodin antwortete durch ein unartikulirtes Gestöhne und drehte sich wieder nach der Wand um.

Der unerschütterliche Prälat fuhr fort:

— Die Absichten der Vorsehung haben sich nicht blos auf Ihre Rettung beschränkt, mein ehrwürdiger Vater, sie hat ihre Macht noch auf andere Weise offenbart... Was ich Ihnen mittheilen werde, ist von der äußersten Wichtigkeit, hören Sie mir also aufmerksam zu.

Ohne sich umzudrehen, sagte Rodin mit dem ärgerlichsten Tone, der dabei ein wirkliches Leiden verrieth:

— Sie wollen meinen Tod, mir ist, als ob ich Feuer in der Brust hätte... als ob mir der Kopf springen wollte... und Sie haben kein Erbarmen... o, ich leide wie ein Verdammter.

— Schon jetzt, — sagte der Römer ganz leise und lächelte boshaft über seinen Sarkasmus; dann versetzte er laut:

— Erlauben Sie mir, darauf zu bestehen, mein sehr würdiger Vater, strengen Sie sich etwas an, mir zuzuhören, Sie werden es nicht bereuen.

Rodin lag noch immer auf seinem Bette ausgestreckt, hob, ohne ein Wort zu sagen, aber mit verzweifelter Geberde seine beiden über dem Schnupftuche zusammengefalteten Hände gen Himmel und ließ dann seine Arme schwach wieder niedersinken.

Der Cardinal zuckte leicht mit den Achseln und sprach die folgenden Worte mit langsamer Betonung, damit keines derselben Rodin entgehen könne:

— Mein lieber Vater, die Vorsehung hat gewollt, daß Sie während Ihres Phantasirens ohne Ihr Wissen Geständnisse von äußerster Wichtigkeit gemacht haben.

Und mit unruhiger Neugier wartete der Prälat auf die Wirkung des frommen Betruges, welchen er dem geschwächten Geiste des Jesuiten spielte.

Aber dieser blieb nach der Wand zu gekehrt liegen, schien nicht gehört zu haben und blieb stumm.

— Ohne Zweifel denken Sie über meine Worte nach, mein sehr theurer Vater, — versetzte der Cardinal. — Sie thun ganz recht daran, denn es ist von einer sehr wichtigen Sache die Rede; ja, ich wiederhole es Ihnen, die Vorsehung hat gewollt, daß Sie während Ihres Phantasirens durch Worte Ihre geheimsten Gedanken verrathen haben, indem Sie glücklicher Weise nur mir allein Dinge enthüllten, welche Sie auf die ernsthafteste Weise bloßstellen... Genug, während Ihres Anfalls von Phantasiren in dieser Nacht, der etwa zwei Stunden gedauert hat, haben Sie dem geheimen Zweck Ihrer Umtriebe in Rom mit mehreren Mitgliedern des heiligen Collegiums verrathen.

Und der Cardinal erhob sich etwas und wollte sich über das Bett beugen, um den Ausdruck von Rodin's Mienen zu studiren.

Dieser ließ ihm aber nicht Zeit dazu.

Wie ein Leichnam, auf den man die Voltaische Säule anwendet, in seltsamen und abgerissenen Zuckungen sich bewegt, so fuhr Rodin in seinem Bett in die Höhe, wandte sich um und richtete sich auf seinem Lager auf, als er die letzten Worte des Cardinal Malipieri hörte.

— Er hat sich verrathen, — sagte der Cardinal mit leiser Stimme und in italienischer Sprache.

Darauf setzte er sich gleich wieder und heftete auf den Jesuiten seine Blicke, die vor triumphirender Freude leuchteten.

Obgleich Rodin den Ausruf Malipieri's nicht gehört hatte und eben so wenig den triumphirenden Ausdruck seiner Mienen bemerkte, empfand Rodin doch, trotz seiner Schwäche, wie höchst unvorsichtig diese so bedeutsame Bewegung gewesen sei.

Er fuhr langsam mit der Hand über die Stirn, als ob er eine Art Schwindel empfunden hätte; darauf warf er verwirrte, zerstreute Blicke um sich, indem er sein altes Schnupftuch an seine zitternden Lippen brachte und einige Secunden hinein biß.

— Ihre lebhafte Aufregung, Ihr Schreck bestätigen mir leider die traurige Entdeckung, die ich gemacht habe, — versetzte der Cardinal immer erfreuter über den Erfolg seiner List und glaubte sich auf dem Punkte endlich ein so wichtiges Geheimniß zu erfahren; — daher, mein sehr lieber Vater, — fügte er hinzu, — werden Sie begreifen, daß es für Sie von äußerstem Vortheile sein muß, wenn Sie mir die kleinsten Einzelheiten über Ihre Pläne und Ihre Mitschuldigen in Rom mittheilen; auf diese Weise können Sie auf die Nachsicht des heiligen Stuhles rechnen, besonders, wenn Ihre Geständnisse deutlich und ausführlich genug sind, um einige Lücken auszufüllen, die natürlich bei einem Bekenntnisse, das Sie während einer heftigen Fieberphantasie gemacht, unvermeidlich waren.

Von seiner ersten Aufregung zurückgekommen, bemerkte Rodin, aber zu spät, daß man sein Spiel mit ihm getrieben und daß er sich schwer bloßgestellt habe, nicht soweit durch Worte, als durch eine gefährlich bedeutsame Bewegung der Ueberraschung und der Furcht.

In der That hatte der Jesuit einen Augenblick, als er sich heimlicher Umtriebe in Rom anklagen hörte, gefürchtet, daß er sich während seines Phantasirens verrathen habe; aber nach einigen Minuten Nachdenkens, trotz der Schwäche seines Geistes, sagte der Jesuit sehr richtig zu sich selbst:

„Wenn dieser schlaue Römer mein Geheimniß wüßte, würde er sich wohl hüten mich davon zu unterrichten; er hat also nur Vermuthungen, welche durch die unwillkürliche Bewegung, die ich so eben nicht zu unterdrücken vermochte, noch verstärkt worden sind."

Und Rodin wischte sich den kalten Schweiß ab, der von seiner brennenden Stirn perlte. Die Aufregung vermehrte noch seine Leiden und verschlimmerte seinen schon so höchst beunruhigenden Zustand. Vor Ermüdung ganz gebrochen, konnte er nicht länger in seinem Bette sitzen bleiben und warf sich auf sein Kissen zurück.

— Per bacco, — sagte der Cardinal ganz leise, indem er über den Ausdruck von Rodin's Gesicht erschrak, — er wird doch nicht etwa sterben, ohne etwas zu sagen, und so meiner geschickt gelegten Schlinge ausweichen?

— Was ist Ihnen denn, mein sehr theurer Vater?

— Ich fühle mich ganz schwach, Monsignore, was ich leide, läßt sich in Worten gar nicht ausdrücken.

— Hoffen wir, mein Vater, daß diese Krisis nichts Nachtheiliges haben wird;... aber da das Gegentheil auch möglich ist, so hängt das Heil Ihrer Seele davon ab, mir augenblicklich die vollständigsten Bekenntnisse zu machen... sollten dieselben auch Ihre Kräfte erschöpfen;... da das ewige Leben mehr werth ist als das nichtige Hienieden.

— Was meinen Sie für Bekenntnisse, Monsignore? — sagte Rodin mit schwacher Stimme und spöttischem Tone.

— Was für Geständnisse? — rief der Cardinal erstaunt. — Nun, Ihre Geständnisse über die gefährlichen Intriguen, welche Sie in Rom angeknüpft haben.

— Welche Intriguen? — fragte Rodin.

— Nun, die Intriguen, die Sie während Ihres Phantasirens enthüllt haben, — versetzte der Prälat mit immer ärgerlicherer Ungeduld. — Sind Ihre Geständnisse etwa nicht deutlich genug? Warum machen Sie sich jetzt des Leugnens schuldig und stehen an, sie zu vervollständigen?

— Meine Geständnisse... sind... deutlich gewesen... wie Sie mir versichern? — sagte Rodin, indem er sich fast nach jedem Worte unterbrach, so sehr wurde er von Schmerzen gepeinigt; aber die Energie seines Willens, seine Geistesgegenwart verließen ihn noch nicht.

— Ja, ich wiederhole es Ihnen, — versetzte der Cardinal, — abgesehen von einigen Lücken waren Ihre Bekenntnisse bestimmt und deutlich.

— Nun, und wozu soll ich sie dann wiederholen? — und dasselbe ironische Lächeln umspielte die bläulichen Lippen Rodin's.

— Wozu? — rief der Prälat zornig. — Um sich Verzeihung zu verdienen, denn wenn man dem reuigen Sünder, der seine Vergehen eingesteht, Nachsicht und Erlassung der Strafe schuldig ist, so trifft den verhärteten Bann und Fluch.

— O, welche Folter... das heißt an kleinem Feuer sterben! — murmelte Rodin und versetzte dann: — Da ich Alles gesagt habe,... so habe ich Ihnen Nichts mehr mitzutheilen... Sie wissen Alles...

— Ich weiß Alles... Ja, allerdings weiß ich Alles, — sagte der Prälat mit donnernder Stimme, — aber auf welche Weise bin ich davon unterrichtet worden? Durch Geständnisse, die Sie ohne Bewußtsein Dessen, was Sie thaten, gemacht haben, und Sie meinen, das werde Ihnen angerechnet werden... nein, nein... Glauben Sie mir, der Augenblick ist feierlich; der Tod bedroht Sie,... ja, er droht Ihnen... Zittern Sie also, eine gotteslästerliche Lüge zu begehen, — rief der Prälat immer erzürnter aus und rüttelte Rodin heftig am Arme, — fürchten Sie das ewige Fegefeuer, wenn Sie zu leugnen wagen, was Sie wissen, daß es wahr ist... Leugnen Sie es?...

— Ich werde Nichts leugnen, — sagte Rodin mit Anstrengung, — aber lassen Sie mich nur in Ruhe.

— Das giebt Ihnen Gott ein, — sagte der Cardinal mit einem zufriedenen Seufzer.

Und da er seinem Ziele nahe zu sein glaubte, versetzte er:

— Hören Sie die Stimme des Herrn, sie wird Sie sicher leiten, mein lieber Vater, also leugnen Sie Nichts?

— Ich lag im Phantasiren... ich kann also... — o, wie ich leide, — fügte Rodin in Parenthese hinzu, — ich kann also... die Thorheiten... nicht leugnen... die ich vielleicht... während des Phantasirens gesagt habe...

— Aber wenn diese angeblichen Thorheiten mit der Wirklichkeit übereinstimmen, — rief der Prälat wüthend, daß er auf's Neue in seiner Erwartung getäuscht war, — wenn nun das Phantasiren eine unwillkürliche... in Gottes Absicht liegende Entdeckung ist?

— Cardinal Malipieri... Ihre List... kann nicht einmal... meinem Todeskampfe die Spitze bieten, — versetzte Rodin mit erloschener Stimme, — der Beweis, daß ich kein Geheimniß gesagt habe... wenn ich ein Geheimniß habe,... liegt darin,... das Sie jetzt wünschen, ich soll es Ihnen erst sagen...

Und trotz seiner Schmerzen, seiner wachsenden Schwäche hatte der Jesuit die Kraft, sich halb in seinem Bette aufzurichten, dem Prälaten gerade in's Gesicht zu sehen und ihn mit einem Lächeln von teuflischer Ironie zu höhnen.

Darauf sank Rodin wieder auf sein Kissen zurück, fuhr mit beiden Händen krampfhaft nach seiner Brust und stieß einen langen Schmerzensseufzer aus.

— Verflucht!... dieser verteufelte Jesuit hat mich durchschaut! — sagte der Cardinal zu sich selbst und stampfte vor Wuth mit dem Fuße; — er hat bemerkt... daß seine erste Bewegung ihn bloßgestellt habe und ist jetzt auf seiner Hut... ich werde Nichts von ihm erlangen, falls ich nicht seine jetzige Schwäche benutze und mit Drängen, Drohungen, Einschüchterungen...

Der Prälat konnte nicht aussprechen; die Thür öffnete sich schnell und der Abbé von Aigrigny trat ein, indem er mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Freude rief:

— Herrliche Nachricht!...

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von F. L. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

15. Aug. I. Band.] Supplement. [№ 3. 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Achter Band.

Die Cholera.

Zwölftes Kapitel.

Die gute Nachricht.

An der Angestrengtheit der Züge des Abbé von Aigrigny, an seiner Blässe, dem Schwanken seines Ganges sah man, daß der furchtbare Auftritt auf dem Platze vor Notre-Dame auf seine Gesundheit heftig eingestürmt hatte. Nichtsdestoweniger wurde sein Gesicht strahlend und siegreich, als er in Rodin's Zimmer kam und ausrief:

— Vortreffliche Nachricht!

Bei diesen Worten fuhr Rodin zusammen; trotz seiner Erschöpfung drehte er hastig den Kopf um, seine Augen glänzten vor Neugier und Unruhe, mit seiner fleischlosen Hand winkte er dem Abbé von Aigrigny, er möge sich seinem Bette nähern, und sagte mit gebrochener Stimme, so leise, daß man ihn kaum hören konnte:

— Ich befinde mich sehr schlecht... der Cardinal hat mich ganz hingebracht... aber wenn diese vortreffliche Botschaft auf die Rennepont'sche Angelegenheit Bezug hat... mit der alle meine Sinne beschäftigt sind... und von der man nicht mit mir spricht,... so glaube ich, daß ich gerettet sein werde.

— Nun, so seien Sie denn gerettet, — rief der Abbé von Aigrigny aus, indem er die Vorschriften des Doctor Baleinier vergaß, der bis dahin dagegen gewesen war, daß man Rodin von wichtigen Gegenständen unterhalte.

— Ja, — wiederholte Aigrigny, — seien Sie gerettet,... lesen Sie und rühmen Sie sich... was Sie vorhergesagt haben, beginnt einzutreffen.

Dies sagend, zog er aus seiner Tasche ein Papier und übergab es Rodin, der mit zitternder, hastiger Hand es ergriff.

Einige Minuten vorher würde Rodin wirklich nicht im Stande gewesen sein, seine Unterredung mit dem Cardinal fortzusetzen, selbst wenn die Klugheit ihm erlaubt hätte, das zu thun; er würde eben so unfähig gewesen sein, eine einzige Zeile zu lesen, so sehr war sein Blick getrübt. Bei den Worten des Herrn von Aigrigny indessen empfand er einen solchen Aufschwung, eine so große Hoffnung, daß er sich mit einer allmächtigen Anstrengung des Willens und der Energie auf seinem Lager aufrichtete und mit freiem Geiste, verständigem, lebhaftem Begriffe schnell das Papier las, welches der Abbé von Aigrigny ihm übergeben hatte.

Der Cardinal war über diese plötzliche Umgestaltung erstaunt und fragte sich, ob das wirklich derselbe Mensch sei, der noch wenige Augenblicke vorher auf seinem Bette liegend fast ohne Bewußtsein gewesen.

Kaum hatte Rodin gelesen, so stieß er einen halblauten Freudenruf aus und sagte in einem Tone, der schwer zu schildern ist:

— Also mit Einem... fängt es schon an... so geht es.

Und in einer Art übernatürlicher Verzückung die Augen schließend, ließ er ein stolz triumphirendes Lächeln über seine Züge gleiten, welches dieselben noch scheußlicher machte, indem es seine gelben Zähne blicken ließ. Seine Aufregung war so stark, daß das Papier, welches er gelesen hatte, seiner zitternden Hand entfiel.

— Er verliert das Bewußtsein, — rief Aigrigny, indem er sich zu Rodin neigte, — das ist allerdings meine Schuld, ich habe vergessen, daß mir der Doctor Baleinier verboten hatte, mit ihm von ernsten Angelegenheiten zu sprechen.

— Nein, nein... machen Sie sich keine Vorwürfe, — sagte Rodin mit leiser Stimme, indem er halb sich aufrichtete, um ihn zu beruhigen. — Diese unerwartete Freude wird vielleicht meine Heilung herbeiführen; ja, ich weiß nicht, wie mir wird, aber sehen Sie nur meine Backen, mir scheint, als ob sie zum ersten Male, seit ich an dies Schmerzenslager gefesselt bin, sich ein wenig färbten;... ich fühle fast Hitze darin.

Rodin hatte Recht.

Eine matte und leise Röthe verbreitete sich plötzlich über seine gelben und eitlen Backen, seine Stimme sogar wurde, obwohl sie noch sehr schwach blieb, minder dünn und er rief mit so siegreich überzeugtem Tone, daß der Abbé von Aigrigny und der Prälat davon ergriffen wurden:

— Dieser erste Erfolg spricht für die anderen;... ich lese in der Zukunft;... ja, ja, — fügte Rodin mit immer begeisterterer Miene hinzu, — unsere Sache wird triumphiren... alle Mitglieder dieser verruchten Familie Rennepont werden, und zwar in kurzer Zeit, vernichtet werden... das sollen Sie sehen...

Darauf unterbrach sich Rodin, warf sich auf sein Kissen zurück und sagte:

— O, die Freude erstickt mich... die Stimme versagt mir...

— Was ist es denn? — fragte der Cardinal den Abbé von Aigrigny.

Dieser antwortete mit einem heuchlerisch überzeugten Tone:

— Einer der Erben der Familie Rennepont, ein elender Handwerker, ist vor drei Tagen, von Ausschweifungen und Nachtwachen erschöpft, in Folge einer abscheulichen Schwelgerei gestorben, bei welcher man der Cholera mit lästerlicher Gottlosigkeit getrotzt hat... wegen des Unwohlseins, das mich zu Haus hielt... und auch noch wegen eines anderen Umstandes habe ich erst heute den Todtenschein dieses Opfers der Unmäßigkeit und der Gottlosigkeit bekommen können. Uebrigens muß ich dies zum Lobe Sr. Ehrwürden erzählen, — er wies bei diesen Worten auf Rodin, — er hatte es vorausgesehen und gesagt: „Die schlechtesten Feinde, welche die Abkömmlinge des gottlosen Renegaten haben können, sind ihre schlechten Leidenschaften... benutzen wir dieselben also als Bundesgenossen gegen dieses gottlose Geschlecht...“ Nun ist es mit diesem Jacques Rennepont so gekommen.

— Sie sehen, — versetzte Rodin mit so erschöpfter Stimme, daß sie fast unverständlich wurde, — die Bestrafung beginnt schon;... Einer von den Rennepont's ist gestorben... und denken Sie wohl darum, dieser Todtenschein, — fügte der Jesuit hinzu, indem er auf das Papier zeigte, welches der Abbé von Aigrigny in der Hand hielt, — wird eines Tages der Gesellschaft Jesu vierzig Millionen einbringen und zwar deshalb, weil ich Ihnen...

Dies Rodin's Lippen vollendeten seinen Satz. Seit einigen Augenblicken war der Ton seiner Stimme so ungewiß geworden, daß er endlich nicht mehr vernehmbar war und ganz verstummte; seine Brust wurde durch eine heftige Aufregung wie zugeschnürt und ließ keinen Laut mehr von sich.

Der Jesuit war weit entfernt, sich über diesen Zufall zu beunruhigen und vollendete, so zu sagen, seinen Satz durch eine ausdrucksvolle Geberde. Er richtete stolz das Haupt auf, sein Gesicht nahm etwas Triumphirendes an, mit seinem Zeigefinger klopfte er zwei- oder dreimal an seine Stirn und deutete so darauf hin, daß man seinem Geiste, seiner Leitung dieses erste, so glückliche Resultat verdanke.

Abermals sank Rodin erschöpft, gebrochen, keuchend, kraftlos auf sein Lager hin und hielt sein Schnupftuch an seine trockenen Lippen; diese glückliche Nachricht, wie sie der Abbé von Aigrigny nannte, hatte Rodin nicht geheilt, blos einen Augenblick hindurch hatte er den Muth gehabt, seine Schmerzen zu vergessen. So verschwand die leichte Röthe, mit der seine Wangen sich einen Augenblick gefärbt hatten, bald wieder, sein Gesicht wurde bleich, seine Schmerzen, die einen Augenblick aufgehört hatten, erneuerten sich mit solcher Heftigkeit, daß er unter seiner Decke sich krampfhaft wand, sich gerade mit dem Gesicht in das Kissen hineinlegte und über seinem Kopf seine beiden wie Eisen starren Arme ausstreckte.

Nach dieser so schnellen als angreifenden Krisis, während welcher Aigrigny und der Prälat eifrig um ihn beschäftigt waren, winkte Rodin, dessen Gesicht von kaltem Schweiße gebadet war, ihnen zu, daß er minder leide und einen Trank zu nehmen wünschte, den er mit einer Geberde auf seinem Nachttische bezeichnete.

Der Abbé von Aigrigny nahm denselben und während der Cardinal mit sehr in die Augen fallendem Ekel Rodin aufrecht hielt, brachte Aigrigny dem Kranken einige Löffel von dem Tranke bei, dessen Wirkung in der That ziemlich beunruhigend war.

— Wollen Sie, daß ich Herrn Rousselet rufe? — sagte der Abbé von Aigrigny zu Rodin, als dieser auf's Neue auf dem Bette ausgestreckt lag.

Rodin schüttelte verneinend den Kopf; darauf machte er eine neue Anstrengung, hob seine rechte Hand in die Höhe, öffnete sie weit und fuhr mit seinem Zeigefinger darüber hin; er winkte dem Abbé von Aigrigny und zeigte ihm mit dem Blicke in einer Ecke des Zimmers einen Schreibtisch und deutete damit an, daß er nicht sprechen könne, daher zu schreiben wünsche.

— Ich verstehe wohl, Ew. Ehrwürden, — sagte Aigrigny zu ihm, — aber erst beruhigen Sie sich nur; wenn es nöthig ist, werde ich Ihnen gleich geben, was Sie zum Schreiben brauchen.

Ein zweifaches starkes Klopfen, nicht an der Thür von Rodin's Zimmer, sondern an der äußeren Thür des daneben

Digitized by Google

liegenden, unterbrach diesen Auftritt; aus Klugheit und damit seine Unterredung mit Rodin geheimer bleibe, hatte Agrigno Rousselet gebeten, er möge in dem ersten der drei Zimmer bleiben.

Der Abbé von Agrigno ging durch das zweite Zimmer, öffnete die Thür des Vorzimmers und fand dort Herrn Rousselet, der ihm ein ziemlich starkes Packet gab und sagte:

— Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Vater, daß ich Sie gestört habe, aber man hat mir gesagt, ich möge Ihnen diese Papiere augenblicklich übergeben.

— Ich danke Ihnen, Herr Rousselet, — sagte der Abbé von Agrigno und fügte darauf hinzu:

— Wissen Sie, um welche Zeit der Doctor Balcinier zurückkehren kann?

— Es wird gar nicht mehr lange dauern, mein Vater, denn er will noch vor Abend die schmerzliche Operation vornehmen, die über den Zustand des Vater Rodin entscheidend sein wird, und ich bin gerade dabei, Alles zu derselben vorzubereiten, — fügte Rousselet hinzu, indem er auf einen seltsamen, furchtbaren Apparat zeigte, den Agrigno mit einer Art Schrecken betrachtete.

— Ich weiß nicht, ob es ein ernsthaftes Symptom ist, — sagte der Jesuit, — aber der ehrwürdige Vater ist so eben von einer völligen Sprachlosigkeit befallen worden.

— Seit drei Tagen erneuert sich der Anfall zum dritten Male, — sagte Herr Rousselet — und die Operation des Herrn Balcinier soll eben sowohl auf die Luftröhren, als auf die Lunge wirken.

— Und ist diese Operation sehr schmerzhaft? — sagte der Abbé von Agrigno.

— Ich glaube nicht, daß es in der Chirurgie eine schlimmere giebt, — sagte der Famulus, — deshalb hat Herr Balcinier auch die Wichtigkeit derselben dem ehrwürdigen Vater verschwiegen.

— Wollen Sie die Güte haben, hier zu warten, bis der Doctor Balcinier kommt? — versetzte der Vater Agrigno und kehrte in das Krankenzimmer zurück. Darauf setzte er sich an das Bett und sagte, ihm den Brief zeigend, zu ihm:

— Hier sind verschiedene sich widersprechende Gerüchte in Bezug auf mehrere Personen der Familie Rennepont, die einer besonderen Aufmerksamkeit werth zu sein scheinen;... da mein Unwohlsein mir nicht erlaubt hat, Alles selbst zu sehen, denn seit einigen Tagen bin ich heute zum ersten Male aufgestanden... aber ich weiß nicht, mein Vater, — fügte er hinzu, indem er sich zu Rodin wandte, — ob Ihr Zustand Ihnen zuzuhören erlaubt...

Rodin machte eine Geberde, die zugleich so bittend und so verzweifelnd war, daß der Abbé von Agrigno fühlte, es werde eben so gefährlich sein, Rodin's Wunsch nicht zu erfüllen, als ihm nachzukommen; er wandte sich also zu dem Cardinal, der noch stets unerschütterlich darüber war, daß er das Geheimniß des Jesuiten nicht hatte herausbringen können und sagte mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit zu ihm, indem er auf den Brief zeigte:

— Erlauben Ew. Eminenz?

Der Prälat verneigte sich mit dem Kopfe und antwortete:

— Ihre Angelegenheiten sind auch die unsrigen, und die Kirche muß sich stets über Das freuen, was ihrer ruhmreichen Gesellschaft von Nutzen ist.

Der Abbé von Agrigno entsiegelte das Couvert; mehrere Notizen von verschiedener Hand waren in demselben enthalten.

Nachdem er die erste durchgelesen, verfinsterten sich seine Züge plötzlich und er sagte mit ernster und bewegter Stimme:

— Das ist ein Unglück... ein großes Unglück...

Rodin wandte sich lebhaft nach ihm hin und betrachtete ihn mit unruhig fragender Miene.

— Florine ist an der Cholera gestorben, — versetzte der Abbé von Agrigno, — und das Betrübende ist dabei, — fügte er hinzu, indem er die Notiz mit den Händen zerknitterte, — daß dieses elende Geschöpf vor ihrem Tode dem Fräulein von Cardoville gestanden hat, daß sie nach den Befehlen Ew. Ehrwürden um ihre Person seit langer Zeit spionirt habe...

Allerdings durchkreuzte der Tod Florinens so wie die Geständnisse, welche sie ihrer Herrin gemacht, die Pläne Rodin's, denn er ließ eine Art dumpfen Gemurmels hören und seine Züge nahmen trotz ihrer Schlauheit den Ausdruck heftigen Verdrusses an.

Der Abbé von Agrigno nahm eine andere Notiz vor, las sie und sagte:

— Diese auf den Marschall Simon bezügliche Bemerkung ist nicht gerade schlecht, aber sie ist weit entfernt, zufriedenstellend zu sein, denn im Grunde genommen verkündet sie doch eine Verbesserung seiner Lage. Wir werden übrigens durch Erkundigungen aus anderer Quelle uns überzeugen, ob diese Notiz ganz und gar Glauben verdient.

Rodin winkte mit ungeduldiger schneller Geberde dem Abbé von Agrigno, er möge schnell lesen.

Und der ehrwürdige Vater las das Folgende:

— „Man versichert, daß seit mehreren Tagen der Geist „des Marschalls minder bekümmert, minder unruhig, minder „bewegt ist; er ist nemlich zwei Stunden bei seinen Töchtern „geblieben, was ihm seit langer Zeit nicht passirt war. Da „das herbe Gesicht seines Soldaten Dagobert sich immer mehr „glättet, so kann man dies als ein sicheres Zeichen bedeuten„der Verbesserung im Zustande des Marschalls betrachten.

„Die letzten anonymen Briefe wurden an ihrer Hand„schrift erkannt und von dem Soldaten Dagobert dem Brief„träger wiedergegeben, ohne daß sie der Marschall eröffnet „hätte. Man wird sich nach Mitteln umthun, sie ihm auf „andere Weise beizubringen."

Darauf sah Agrigno Rodin an und versetzte:

Ew. Ehrwürden sind wahrscheinlich gleich mir der Ansicht, daß diese Notiz zufriedenstellender hätte sein können?...

Rodin nickte mit dem Kopfe. Auf seinem verzogenen Gesichte las man, wie sehr es ihn schmerze, nicht sprechen zu können. Zwei Mal fuhr er mit der Hand nach seinem Schlunde und sah dann den Abbé von Agrigno erwartungsvoll an.

— O, — rief Agrigno, nachdem er eine andere Notiz gelesen, voller Zorn und Bitterkeit, — die eine glückliche Nachricht an diesem Tage wird durch viel schlimme aufgehoben!...

Bei diesen Worten drehte sich Rodin schnell nach Agrigno, streckte die zitternden Arme nach ihm aus und fragte ihn mit Geberde und Blick.

Der Cardinal, der eben so unruhig war, sagte zum Abbé von Agrigno:

— Was erzählt Ihnen denn diese Notiz, mein theurer Vater?

— Man glaubte der Aufenthalt des Herrn Hardy in unserem Hause sei vollkommen unbekannt, — versetzte der Abbé von Agrigno, — nun fürchtet man aber, Agricol habe die Wohnung seines ehemaligen Fabrikherrn entdeckt und durch Vermittelung eines Menschen im Hause ihm einen Brief zugestellt... So hat sich also während der drei Tage, wo es mir unmöglich war, Herrn Hardy in dem Pavillon, den er bewohnt, zu besuchen, einer seiner Bedienten bestechen lassen... Ein Einäugiger ist darunter, dem ich immer mißtraut habe, dem Elenden... aber nein, ich will noch nicht an diesen Verrath glauben, seine Folgen wären zu beklagenswerth, denn ich weiß es besser als irgend Jemand, wie weit die Sachen gediehen sind und ich erkläre, daß ein solcher Briefwechsel Alles verderben könnte; wenn man bei Herrn Hardy die Erinnerungen weckt, die mit großer Mühe eingeschläfert worden sind, könnte man auf diese Weise in einem einzigen Tage Alles vernichten, was ich seit der Zeit, wo er unser Haus bewohnt, gethan habe... aber glücklicherweise ist in dieser Bemerkung blos von Zweifeln und Befürchtungen die Rede, welche die anderen Nachrichten, welche ich für sicherer halte, nicht bestätigen werden, wie ich hoffe.

— Mein theurer Vater, — sagte der Cardinal, — man muß noch nicht verzweifeln; die gute Sache erhält stets den Beistand des Herrn.

Diese Versicherung schien Agrigno nur sehr wenig zu beruhigen, er blieb nachdenklich, niedergeschlagen, während Rodin auf seinem Schmerzenslager ausgestreckt, bei dem Gedanken an dieses neue Mißgeschick vor stillem Aerger krampfhaft zuckte.

— Sehen wir noch diese letzte Notiz an, — sagte der Abbé von Agrigno, nachdem er schweigend nachgedacht hatte. — Ich habe ziemlich viel Vertrauen zu der Person, welche sie mir schickt und zweifle daher gar nicht an der Richtigkeit ihrer Erkundigungen. Möchte sie doch dem anderen direct widersprechen!

Um nicht die Verkettung der in dieser letzten Bemerkung enthaltenen Ereignisse zu unterbrechen, die auf die Anwesenden einen so furchtbaren Eindruck machen sollten, überlassen wir es dem Leser, sich alle Ausrufe des Erstaunens, der Wuth und des Hasses des Vater Agrigno zu ergänzen, und sich die erschreckende Geberde Rodin's zu denken, während das furchtbare Document vorgelesen wurde, welches das Ergebniß der Bemerkungen eines geheimen und treuen Agenten Agrigno's war.

Dreizehntes Kapitel.

Die geheime Notiz.

Der Abbé von Agrigno las also das Folgende:

„Vor drei Tagen ist der Abbé Gabriel von Rennepont, der niemals zu Fräulein von Cardoville gegangen war, um halb zwei Uhr Mittags in dem Hôtel dieser Dame angekommen und bis ungefähr fünf Uhr dort geblieben.

„Fast gleich nach dem Fortgehen des Abbés wurden zwei Bedienten aus dem Hôtel fortgesendet: der Eine begab sich zum Marschall Simon, der andere zu Agricol Baudoin dem Schmied und darauf zum Prinzen Djalma.

„Gestern gegen zwölf Uhr Mittags sind der Marschall Simon und seine beiden Töchter zu Fräulein von Cardoville gekommen und kurze Zeit darauf traf auch Gabriel in Begleitung Agricol Baudoin's ein.

„Unter diesen verschiedenen Personen und Fräulein von Cardoville fand eine lange Berathung statt; sie sind bis bald vier Uhr bei ihr geblieben.

„Der Marschall Simon, der im Wagen gekommen war, ging mit seinen beiden Töchtern zu Fuß wieder fort; alle Drei schienen sehr zufrieden zu sein, und man hat sogar in einer abgelegenen Allee der elysäischen Felder bemerkt, wie der Marschall seine Töchter voller Rührung umarmt hat.

„Der Abbé Gabriel von Rennepont und Agricol Baudoin sind zuletzt weggegangen.

„Wie man später erfahren hat, ist der Abbé Gabriel nach Haus zurückgekehrt; der Schmied aber, den zu überwachen man mehrere Gründe hatte, begab sich zu einem Weinhändler in der Rue de la Harpe. Man folgte ihm in dieselbe nach, er verlangte eine Flasche Wein und setzte sich in eine entfernte Ecke des Hinterzimmers linker Hand; er trank nicht und schien sehr lebhaft aufgeregt zu sein, man vermuthete, daß er auf Jemanden warte.

„In der That kam nach einer halben Stunde etwa ein Mann von ungefähr 30 Jahren, er war brünet, groß, ihm fehlte das linke Auge, er hatte einen kastanienbraunen Ueberrock und eine schwarze Hose an und ging ohne Kopfbedeckung. Er mußte wohl aus einem Orte in der Nähe kommen. Dieser Mann setzte sich mit dem Schmied am Tische nieder.

„Eine ziemlich belebte Unterhaltung, von der man aber unglücklicherweise Nichts hat hören können, spann sich unter diesen beiden Individuen an. Nach einer halben Stunde etwa hat Agricol Baudoin dem einäugigen Manne ein kleines Pack in die Hand gedrückt, das wohl Geld zu enthalten schien, da es von sehr kleinem Umfange war und doch der einäugige Mann die tiefste Dankbarkeit an den Tag legte, indem er darauf höchst dienstfertig von Agricol einen Brief in Empfang nahm, den dieser ihm sehr dringend zu empfehlen schien und den der Einäugige vorsichtig in seine Tasche steckte. Darauf trennten sich Beide und der Schmied sagte: Auf morgen!

„Nach dieser Zusammenkunft hat man besonders dem einäugigen Manne folgen zu müssen geglaubt: er verließ die Rue de la Harpe, ging über den Luxembourg und trat dann in das Asylhaus der Rue de Bauzirard.

„Am anderen Tage begab man sich sehr zeitig nach der Umgegend des Weinhauses in der Rue de la Harpe, denn man wußte nicht, zu welcher Stunde Agricol den Einäugigen

Digitized by Google

bestellt hatte; man wartete bis halb zwei Uhr, wo der Schmied kam.

„Da man, in der Furcht bemerkt zu werden, sich fast unkenntlich gemacht hatte, konnte man wie am vorigen Tage in das Cabinet eintreten und sich in der Nähe des Schmiedes

hinsetzen ohne ihm Mißtrauen einzuflößen; bald darauf kam der Einäugige und übergab Agricol einen schwarz gesiegelten Brief.

„Beim Anblicke dieses Briefes schien Agricol Baudoin so bewegt, daß man, bevor er ihn noch las, eine Thräne in seinen Bart rollen sah.

„Der Brief war sehr kurz, denn der Schmied brauchte keine zwei Minuten, ihn zu lesen, nichtsdestoweniger schien er aber so glücklich, so zufrieden über denselben, daß er vor Freude auf seiner Bank aufsprang und dem Einäugigen herzlich die Hand schüttelte; darauf schien er denselben angelegentlich um etwas zu bitten, was dieser aber abschlug. Endlich gab derselbe jedoch nach und alle Beide gingen aus der Schenke.

„Man ist ihnen von fern gefolgt; wie gestern ging der Einäugige in das oben erwähnte Haus der Rue de Saugirard, und Agricol, der ihn bis an die Thür begleitet hatte, ging lange um die Mauern herum, als ob er die Localitäten erkunden wolle. Von Zeit zu Zeit schrieb er sich etwas in seine Brieftasche ein.

„Darauf ging der Schmied sehr schnell nach dem Platze des Odeon, wo er ein Cabriolet nahm. Man that dasselbe und folgte ihm, er fuhr nach der Rue d'Anjou, zu Fräulein von Cardoville.

„Es war ein glücklicher Zufall, daß im Augenblicke, wo man Agricol in das Hôtel gehen sah, ein Wagen mit der Livrée des Fräulein von Cardoville herauskam: der Stallmeister des Fräuleins befand sich in demselben mit einem sehr schlecht aussehenden, elend gekleideten und sehr blassen Manne. Da dieser Vorfall außerordentliche Aufmerksamkeit verdiente, so hat man den Wagen nicht aus dem Gesichte verloren, er fuhr direct nach der Polizeipräfektur. Der Stallmeister des Fräulein von Cardoville stieg mit dem schlecht aussehenden Manne aus, alle beide traten in das Büreau der Sicherheitsbeamten. Nach einer halben Stunde kam der Stallmeister des Fräulein von Cardoville allein wieder heraus, stieg in den Wagen und ließ sich nach dem Justizpalaste fahren, begab sich nach dem Parquet des Procurators des Königs, blieb ungefähr eine halbe Stunde da und kam darauf wieder nach dem Hause des Fräulein von Cardoville zurück.

„Man hat auf vollkommen sicherem Wege erfahren, daß an demselben Tage gegen acht Uhr Abends die Herren d'Ormesson und Balbelle, zwei sehr ausgezeichnete Advocaten und der Instructionsrichter, der Fräulein von Cardoville's Klage entgegengenommen, als sie beim Doctor Baleinier zurückgehalten wurde, mit der jungen Dame im Hôtel Cardoville eine Berathung gehabt haben, die bis beinahe Mitternacht gedauert hat, und der Agricol und zwei andere Arbeiter aus der Fabrik des Herrn Hardy beiwohnten.

„Heute begab sich der Prinz Djalma zum Marschall Simon und blieb drei und eine halbe Stunde bei ihm; nach dieser Zeit begaben sich der Marschall und der Prinz allem Anscheine nach zu Fräulein von Cardoville, denn ihr Wagen blieb vor der Thür ihres Hauses halten. Ein unvorhergesehener Zufall hat die Vervollständigung der letzten Nachricht verhindert.

„Man hat erfahren, daß ein Verhaftsbefehl gegen einen gewissen Leonard, das ehemalige Factotum des Baron Tripeaud ausgefertigt worden ist. Man hat diesen Leonard in Verdacht, der Anstifter des Brandes der Fabrik des Herrn Hardy zu sein, da Agricol Baudoin und seine beiden Kameraden einen Mann bezeichnet haben, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Leonard hat.

„Aus allem Diesem geht augenscheinlich hervor, daß seit einigen Tagen das Hôtel Cardoville der Herd ist, in welchem die vielfältigsten, thätigsten Schritte berathen und veranlaßt werden, die sich sämmtlich um den Marschall Simon, seine Töchter und Herrn François Hardy drehen, Schritte, bei welchem Fräulein von Cardoville, der Abbé Gabriel, Agricol Baudoin, die unermüdlichsten und, wie man glaubt, gefährlichsten Betreiber sind."

* * *

Wenn man diese Notiz mit den anderen Nachrichten vergleicht, und sich an das Geschehene erinnert, so ergaben sich für die ehrwürdigen Väter höchst betrübende Entdeckungen. Nämlich:

Gabriel hatte mit Adrienne, die ihm bis dahin unbekannt war, häufige und lange Berathungen gehabt.

Agricol Baudoin hatte sich mit Herrn François Hardy in Verbindung gesetzt, und die Justiz war den Urhebern und Anstiftern der Emeute auf der Spur, welche die Fabrik des Concurrenten des Baron Tripeaud zu Grunde gerichtet und angesteckt hatte.

Es schien fast gewiß, daß Fräulein von Cardoville eine Unterredung mit dem Prinzen Djalma gehabt.

Diese Thatsachen zusammengenommen bewiesen aufs Klarste, daß Fräulein von Cardoville, der Drohung getreu, welche sie gegen Rodin geäußert, als der doppelte Verrath des ehrwürdigen Vaters entdeckt war, sich lebhaft damit beschäftigte, die zerstreuten Mitglieder ihrer Familie um sich zu vereinigen und sie zu veranlassen suchte, sich gegen den gefährlichen Feind zu verbänden, dessen abscheuliche Pläne, wenn sie auf diese Weise entlarvt und kühn bekämpft würden, keine Aussicht auf Erfolg mehr haben konnten.

Man begreift jetzt, wie niederschmetternd die Wirkung dieser Notiz auf den Abbé von Aigrigno und auf Rodin war... auf Rodin, der an sein Schmerzenslager gefesselt und zur Ohnmacht gezwungen, gerade mit dem Tode rang, als er sein mühevolles Gerüste Stück für Stück zusammenbrechen sah.

Vierzehntes Kapitel.

Die Operation.

Wir haben darauf verzichtet, die Miene, Haltung und Geberde Rodin's zu schildern, während die Notiz gelesen wurde, welche seine Hoffnungen vernichtete, mit denen er seit so langer Zeit sich schmeichelte; Alles sollte ihm fehlschlagen und gerade in dem Augenblicke, wo ein fast übermenschliches Vertrauen auf den Erfolg seiner Ränke ihm Energie genug gab, seine Krankheit noch zu beherrschen. Kaum einem schmerzlichen Todeskampfe entronnen, hatte er nur einen Gedanken, der ihn verzehrenden Gedanken, der ihn bis zum Wahnsinn bestürmte: welchen Fortschritt des Gelingens oder Mißlingens nämlich diese für ihn so äußerst bedeutende Angelegenheit während seiner Krankheit gemacht habe; — zuerst hatte man ihm eine glückliche Botschaft gebracht über den Tod Jacques'; aber bald wurden die Vortheile dieses Abscheidens, welches die Zahl der Erben Rennepont von sieben auf sechs verminderte, vernichtet. Was half dieser Tod, da die zerstreute, einzeln mit höllischer Hartnäckigkeit verfolgte Familie sich nun vereinigte und endlich die Feinde kannte, welche seit so langer Zeit sie heimlich umstellten? Wenn alle diese verletzten, gebrochenen Herzen sich näherten, sich trösteten, sich an einander läuterten, indem sie sich eine feste und gegenseitige Stütze liehen, so war ihre Sache gewonnen und die ungeheure Erbschaft entging den ehrwürdigen Vätern.

Was war nun zu thun?

Seltsame Macht des menschlichen Willens. Rodin hat noch einen Fuß im Grabe, fast kämpft er noch den Todeskampf, die Sprache ist ihm versagt und dennoch verzweifelt dieser hartnäckige Geist voller Hülfsmittel durchaus nicht. Gäbe ein Wunder ihm heute seine Gesundheit zurück, so würde das unerschütterliche Vertrauen auf das Gelingen seiner Pläne, welches ihm schon die Kraft gegeben hat, einer Krankheit zu widerstehen, der so viele Andere unterliegen müssen, dieses Vertrauen würde ihm sagen, daß er noch für Alles Abhülfe finden kann; ... aber er braucht Gesundheit, Lebenskraft dazu...

Gesundheit... Leben! Und sein Arzt weiß noch nicht, ob er so viel Anfällen Stand halten können wird, ... ob er eine schreckliche Operation überlebt; Gesundheit und Leben! und noch eben hörte Rodin von dem feierlichen Leichenbegängniß sprechen, das man für ihn herstellen wollte.

Und dennoch wird er Gesundheit und Leben erlangen, das sagt er sich. Ja... er hat bis dahin leben wollen... und er hat gelebt... Warum sollte er nicht noch länger leben können?

Er wird also leben... denn er will es.

Alles, was wir eben gesagt haben, hatte Rodin in einer Secunde gedacht.

Seine durch jede Art von moralischen Stürmen bedrängten Züge mußten etwas sehr Seltsames offenbaren, denn der Abbé von Aigrigno und der Cardinal betrachteten ihn schweigend und ganz bestürzt.

Da er einmal entschlossen war zu leben, um einen verzweifelten Kampf gegen die Familie Rennepont zu erhalten, handelte Rodin dem gemäß und deshalb glaubten der Abbé von Aigrigno und der Prälat sich einen Augenblick von einem Traume gehöhnt.

Mit unerhörter Willenskraft und Anstrengung sprang Rodin, als ob er durch eine Feder bewegt worden wäre, aus seinem Bette, schleppte hinter sich, wie ein Leichentuch, um seinen hageren und todtenfarbenen Körper ein Bettuch mit... Das Zimmer war kalt; der Schweiß troff über das Gesicht des Jesuiten, seine nackten und knochigen Füße ließen eine schweißige Spur auf dem Fußboden zurück.

— Unglücklicher, was thun Sie? Das bringt Ihnen den Tod! — rief der Abbé von Aigrigno und stürzte auf Rodin zu, um ihn zu zwingen, daß er sich wieder niederlege.

Aber dieser streckte einen seiner skelettartigen Arme, der hart war wie Eisen, aus und stieß den Abbé von Aigrigno mit einer Kraft zurück, die unbegreiflich ist, wenn man bedenkt, in welchem Zustande der Erschöpfung er seit langer Zeit gewesen war.

— Er hat Kraft wie ein Epileptischer während seines Anfalles, — sagte Aigrigno zum Prälaten, indem er sich wieder straff hinstellte.

Rodin ging mit gemessenem Schritt nach dem Schreibtische, auf welchem sich Alles befand, was der Doctor Baleinier täglich zum Verschreiben seiner Recepte nöthig hatte. Darauf setzte sich der Jesuit davor, nahm Papier und eine Feder und begann mit fester Hand zu schreiben.

Seine ruhigen, langsamen und sicheren Bewegungen hatten etwas von der nachdenklichen Abgemessenheit, welche man bei den Somnambulen bemerkt.

Stumm, unbeweglich, nicht wissend, was sie thun sollten, blieben beim Anblicke dieses Wunders der Cardinal und der Abbé wie versteinert durch die unglaubliche Kaltblütigkeit Rodin's, der halb nackt mit vollkommener Ruhe schrieb.

Indessen kam der Abbé von Aigrigno auf ihn zu und sagte zu ihm:

— Aber, mein Vater, das ist unsinnig...

Rodin zuckte mit den Achseln, wandte den Kopf nach ihm hin, unterbrach ihn mit einer Geberde, winkte ihn zu sich und deutete ihm an, er möge lesen, was er geschrieben habe.

Der ehrwürdige Vater war auf die tollen Hirngespinnste eines Phantasirenden gefaßt und nahm das Blatt Papier, während Rodin etwas Anderes niederzuschreiben begann.

— Monsignore! — rief der Abbé von Aigrigno, — lesen Sie dies hier.

Der Cardinal las das Blatt und gab es dem ehrwürdigen Vater wieder, dessen Erstaunen er theilen mußte.

— Das ist höchst vernünftig, geschickt und erfinderisch; auf diese Weise wird man die gefährlichen Verabredungen des Abbé Gabriel und des Fräulein von Cardoville hindern, welche die gefährlichsten Anstifter dieser Verbindung zu sein scheinen.

— In der That, es ist wunderbar, — sagte der Abbé von Aigrigno.

— O, mein Vater, — sagte der Cardinal ganz leise, von diesen Worten des Jesuiten ganz aufmerksam gemacht und mit äußerstem Bedauern den Kopf schüttelnd. — Wie schade, daß wir die einzigen Zeugen von Dem sind, was hier vorgeht, welches treffliche Mirakel hätten wir daraus machen können. Ein Mensch im Todeskampfe mit einem Male so verwandelt! ... Wenn man die Sache auf eine gewisse Art darstellt, ist es fast ein Wunder, wie das mit Lazarus...

— Eine vortreffliche Idee, Monsignore, — sagte Aigrigno mit halblauter Stimme, — wir müssen nicht darauf verzichten, sie ist sehr annehmbar...

Digitized by Google

Dieses kleine, unschuldige, wunderthätige Complott wurde von Rodin unterbrochen, der sich umdrehte, dem Abbé von Aigrigny einen Wink gab, er möge sich nähern und ihm dann ein anderes Blatt überreichte, nebst einem kleinen Papiere, auf dem die Worte geschrieben waren:

— Vor einer Stunde auszuführen!

Der Abbé von Aigrigny las schnell die neue Notiz und rief:

— Ganz recht... daran hatte ich nicht gedacht. Auf diese Weise kann der Briefwechsel Agricol Bardoin's und des Herrn Hardy anstatt verderblich zu sein, im Gegentheil die besten Ergebnisse haben.

— Wahrhaftig, — fügte der ehrwürdige Vater mit leiser Stimme hinzu, indem er sich dem Prälaten näherte, während Rodin zu schreiben fortfuhr, — ich bleibe ganz starr vor Erstaunen. Was ich sehe, was ich lese... kaum kann ich meinen Augen trauen... Eben noch ganz gebrochen, sterbend, und jetzt mit so klarem, so durchdringendem Geiste als jemals... sind wir denn Zeugen eines jener Phänomene von Somnambulismus, während welcher blos die Seele handelt und den Körper beherrscht?

Plötzlich öffnete sich die Thür und Herr Baleinier trat schnell ein.

Beim Anblicke Rodin's, der halb nackt, die Füße auf dem Boden am Schreibtische saß, rief der Doctor mit dem Tone des Vorwurfs und Schreckens aus:

— Aber, Eminenz... aber, mein Vater, Sie begehen ja einen Mord, wenn Sie den Unglücklichen in solchem Zustande lassen; wenn er von einem heftigen Fieberanfalle bestürmt ist, muß man ihn in seinem Bette festbinden und ihm die Zwangsjacke anziehen.

Dies sagend ging Baleinier zu Rodin hin und ergriff ihn am Arme; er erwartete die Haut trocken und kalt zu finden, aber im Gegentheil, sie war nachgiebig und fast feucht.

Im höchsten Erstaunen griff er nach dem Pulse der linken Hand, die Rodin ihm überließ, während er dabei mit der rechten zu schreiben fortfuhr.

— Welches Wunder! — rief der Doctor Baleinier, der Rodin's Pulsschläge zählte, — seit acht Tagen und heute morgen noch war der Pulsschlag unruhig, intermittirend, kaum fühlbar und jetzt wird er wieder kräftiger und regelmäßiger... ich begreife das nicht... Was ist denn passirt?... Ich mag Dem, was ich sehe, gar nicht Glauben schenken, — sagte er, indem er sich nach dem Abbé von Aigrigny und dem Cardinal umwendete.

— Der ehrwürdige Vater wurde erst von Sprachlosigkeit befallen, — sagte Aigrigny, — und bekam dann in Folge höchst beklagenswerther Nachrichten einen so heftigen, wüthenden Anfall von Verzweiflung, daß wir einen Augenblick für sein Leben gefürchtet haben... während im Gegentheil der ehrwürdige Vater die Kraft gehabt hat, nach diesem Schreibtische hinzugehen, wo er seit zehn Minuten mit einer Klarheit der Ueberlegung und einer Bestimmtheit des Ausdruckes schreibt, über den wir ganz erstaunt sind.

— Kein Zweifel mehr, — rief der Doctor aus, — der heftige Anfall von Verzweiflung, der ihn ergriffen, hat bei ihm eine gewaltsame Umwandlung hervorgebracht, welche ausgezeichnet vorbereitend ist für die Krisis, die ich durch die Operation jetzt fast gewiß erlangen kann.

— Beschen Sie also darauf, zu der Operation zu schreiten? — sagte Aigrigny leise zum Doctor Baleinier, während Rodin weiter schrieb.

— Heute Morgen hätte ich noch zaudern können; aber da ich ihn in solcher Disposition sehe, will ich augenblicklich den Ueberreiz benutzen, von dem ich voraus weiß, daß ihm eine große Niedergeschlagenheit folgen wird.

— Also ohne diese Operation,... — sagte der Cardinal.

— Wird diese so glückliche, so unverhoffte Krisis zu Nichts nützen... und das Umschlagen derselben kann ihn tödten, Monsignore.

— Und haben Sie ihn von dem Ernste der Operation unterrichtet?

— So ziemlich, Monsignore.

— So wäre es jetzt Zeit... seine Entscheidung darüber zu verlangen.

— Das will ich eben thun, — sagte der Doctor Baleinier.

Er näherte sich Rodin, der zu schreiben und nachzudenken fortfuhr und dem mit leiser Stimme geführten Gespräche ganz fremd geblieben war.

— Mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor mit fester Stimme zu ihm, — wollen Sie in acht Tagen wieder auf den Füßen sein?

Rodin machte eine Geberde voller Vertrauen, welche bedeutete:

„Aber ich bin ja auf den Füßen."

— Täuschen Sie sich nicht, — antwortete der Doctor. — Diese Krisis ist vortrefflich; aber sie wird kurze Zeit dauern und wenn wir sie nicht augenblicklich benutzen, um zu der Operation zu schreiten, von der ich Ihnen schon ein paar Worte gesagt habe, dann versichere ich Sie... ich will es gerade herausgesagt... kann ich nach einem solchen harten Anfalle für Nichts stehen.

Rodin wurde um so mehr von diesen Worten betroffen, als er eine halbe Stunde vorher erfahren hatte, wie kurze Zeit die flüchtige Besserung gedauert, welche die gute Nachricht Aigrigny's ihm verursacht und da er begann, eine heftigere Beklemmung auf der Brust zu spüren.

Baleinier wollte seinen Kranken zum Entschluß bringen und da er ihn noch ungewiß glaubte, fügte er hinzu:

— Mit einem Worte, mein ehrwürdiger Vater, wollen Sie leben, ja oder nein?

Rodin schrieb schnell die folgenden Worte und gab sie dem Doctor:

— Um zu leben... würde ich mir Hände und Füße abnehmen lassen... ich bin bereit zu Allem.

Und er machte eine Bewegung, als wollte er aufstehen.

— Ich muß Ihnen erklären, — fügte der Doctor Baleinier hinzu, — nicht etwa, weil ich Sie zum Zaudern bringen will, sondern damit Ihr Muth nicht etwa überrascht wird, daß diese Operation außerordentlich schmerzvoll ist.

Rodin zuckte mit der Achsel und schrieb mit fester Hand:

— Lassen Sie mir den Kopf und nehmen Sie dann alles Uebrige.

Der Doctor hatte diese Worte mit lauter Stimme gelesen; der Cardinal und der Abbé von Aigrigny sahen sich über diesen unzähmbaren Muth betroffen an.

— Mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor Baleinier, — Sie würden sich wieder niederlegen müssen...

Rodin schrieb:

— Machen Sie Ihre Vorbereitung... ich habe sehr dringende Befehle niederzuschreiben... melden Sie es mir, wenn Sie so weit sind.

Darauf brach er ein Papier zusammen, siegelte es mit einer Oblate zu und winkte dem Abbé von Aigrigny, die Worte zu lesen, welche er eben niedergeschrieben hatte.

— Schicken Sie augenblicklich diese Bemerkung an den Agenten, welcher die anonymen Briefe an den Marschall Simon geschrieben hat.

— Sogleich, mein ehrwürdiger Vater, — erwiederte der Abbé von Aigrigny. — Ich werde eine sichere Person damit beauftragen.

— Mein ehrwürdiger Vater, — sagte Baleinier zu Rodin, — da es Ihnen darauf ankommt zu schreiben, so legen Sie sich nur wieder nieder, Sie könnten auf Ihrem Bette schreiben, während wir unsere kleinen Vorbereitungen machen.

Rodin machte eine billigende Geberde und stand auf.

Aber schon traf die Voraussehung des Doctors ein.

Der Jesuit konnte kaum eine Secunde stehen bleiben und sank auf den Stuhl zurück... Nun sah er den Doctor voller Angst an und das Athmen wurde ihm immer schwieriger.

Der Doctor wollte ihn beruhigen und sagte zu ihm:

— Besorgen Sie Nichts... aber wir müssen uns beeilen... lehnen Sie sich auf mich und den Herrn von Aigrigny.

So unterstützt konnte Rodin nach seinem Bette gehen. Nachdem er sich auf dasselbe gesetzt hatte, winkte er, man möge ihm das Schreibzeug und Papier bringen; ein Präsentirbret diente ihm zum Schreibepult und er fuhr fort auf seinen Knien zu schreiben, und mühevoll zu athmen, als ob er eben ersticken wolle. Um das aber, was um ihn vorging, bekümmerte er sich nicht.

— Mein ehrwürdiger Vater, — sagte Baleinier zum Abbé von Aigrigny, — sind Sie im Stande, Einen meiner Gehülfen abzugeben und mir bei der bevorstehenden Operation beizustehen? Haben Sie diese Art von Muth?

— Nein, — sagte der ehrwürdige Vater. — Bei der Armee habe ich niemals in meinem Leben einer Amputation beiwohnen können. Bei dem Anblicke des so vergossenen Blutes vergeht mir der Muth.

— Es wird kein Blut vergossen werden, — sagte der Doctor Baleinier, — es ist indessen noch schlimmer. Haben Sie also die Güte, mir drei von den ehrwürdigen Vätern zu schicken, sie sollen meine Gehülfen sein; und bitten Sie auch Herrn Rousselet, er möge mit seinen Apparaten kommen.

Der Abbé von Aigrigny ging hinaus.

Der Prälat näherte sich dem Doctor Baleinier und sagte mit leiser Stimme zu ihm, indem er auf Rodin zeigte:

— Er ist außer Gefahr?

— Wenn er die Operation aushält, ja.

— Und sind Sie gewiß, daß er sie aushält?

— Zu ihm würde ich sagen: Ja; zu Ihnen, Monsignore, sage ich: Man muß es hoffen.

— Und wenn er unterliegt, wird man dann Zeit haben, ihm die Sacramente öffentlich mit einem gewissen Prunke zu reichen, was stets etwas langsam von Statten geht?

— Es ist wahrscheinlich, daß sein Todeskampf mindestens eine Viertelstunde dauern wird.

— Das ist wenig;... aber man wird sich eben damit begnügen müssen, — sagte der Prälat.

Und er zog sich nach einem der Fenster zurück und trommelte gemüthlich mit den Fingerspitzen an den Scheiben desselben, indem er an die Lichteffekte des Katafalkes dachte, den er dem Vater Rodin errichtet zu sehen wünschte.

In diesem Augenblicke trat Herr Rousselet ein und hatte einen großen, viereckigen Kasten unter dem Arme; er näherte sich einer Commode und machte auf der Marmorplatte derselben seine Apparate zurecht.

— Wie viel haben Sie zurecht gemacht? — sagte der Doctor zu ihm.

— Sechs, Herr Doctor.

— Vier werden genügen; aber es ist gut, sich vorzusehen. Ist die Baumwolle auch nicht zu sehr gewalkt?

— Wollen Sie einmal nachsehen?

— Ganz gut so.

— Und wie steht's mit dem ehrwürdigen Vater? — fragte der Schüler seinen Meister.

— Nun, nun, — antwortete leise der Doctor, — die Brust ist außerordentlich beklemmt, der Athem keuchend, die Stimme versagt ihm noch immer;... aber im Grunde ist doch Aussicht...

— Ich fürchte nur, daß der ehrwürdige Vater einem so fürchterlichen Schmerze nicht wird widerstehen können.

— Das muß man eben abwarten;... aber in einer solchen Lage versucht man Alles... Nun, mein Bester, stecken Sie Ihre Kerze an, denn ich höre schon unsere Gehülfen kommen.

Wirklich traten bald darauf in Begleitung des Abbé von Aigrigny die drei Congregationisten ein, welche am Morgen in dem Garten spazieren gegangen waren.

Die beiden Alten mit den rothen, blühenden Gesichtern, der Jung mit dem ascetischen Aussehen, alle Drei wie gewöhnlich schwarz gekleidet, mit viereckigen Mützen und weißen Kragen, schienen übrigens vollkommen geneigt, dem Doctor Baleinier bei der furchtbaren Operation beizustehen.

Funfzehntes Kapitel.

Die Folter.

— Ehrwürdige Väter, — sagte artig der Doctor Baleinier zu den drei Congregationisten, — ich danke Ihnen für Ihren Beistand;... was Sie zu thun haben werden, ist sehr einfach und mit Gottes Hülfe wird diese Operation unseren theuren Vater Rodin retten.

Die drei Schwarzröcke hoben andächtig die Augen gen Himmel und verneigten sich dann Alle wie ein Mann.

Rodin war ganz gleichgültig gegen Alles, was um ihn herum vorging, er hatte nicht einen Augenblick aufgehört, zu schreiben oder nachzudenken;... indessen hatte er von Zeit zu Zeit trotz dieser anscheinenden Ruhe eine solche Beschwerde beim Athmen empfunden, daß der Doctor Baleinier sich voller Besorgniß umwandte, als er ein ersticktes Krachen hörte, welches aus dem Schlunde des Kranken kam; nachdem er daher seinem Famulus einen Wink gegeben, näherte Baleinier sich Rodin und sagte:

— Nun, ehrwürdiger Vater,... jetzt ist der große Augenblick da... Muth!"

Keine Spur von Furcht zeigte sich auf den Zügen des Jesuiten, sein Gesicht blieb regungslos wie das eines Leichnams; nur seine kleinen Schlangenaugen funkelten noch leuchtender in ihren tiefen Höhlen; einen Augenblick sah er die Zeugen dieses Auftrittes fest an und nahm dann seine Feder zwischen die Zähne, faltete und siegelte ein neues Blatt, legte es auf den Nachttisch und machte darauf dem Doctor Baleinier ein Zeichen, als wolle er sagen: — Ich bin bereit.

— Zuerst würden Sie Ihre wollene Jacke und ihr Hemd ausziehen müssen, mein Vater.

Rodin zauderte einen Augenblick, vielleicht aus Scheu oder Schamhaftigkeit... aber nur einen Augenblick, denn als der Doctor gesagt hatte:

— Es muß geschehen, ehrwürdiger Vater!

gehorchte Rodin auf seinem Bette sitzend und der Doctor Baleinier half ihm dabei, indem er hinzufügte:

— Wir brauchen durchaus Nichts als Ihre Brust, mein theurer Vater, die rechte und linke Seite.

Nun ließ Rodin auf den Rücken ausgestreckt, während er immer noch seine Mütze von schwarzer, schmutziger Seide aufbehielt, den vorderen Theil eines gelblichen Körpers sehen, oder vielmehr den knochigen Kasten eines Skelettes, denn die Schatten, welche durch das starke Hervorspringen der Rippen und Knorpeln gebildet wurden, durchzogen die Haut mit tiefen, schwarzen und kreuzförmigen Streifen. Die Arme sahen aus wie Knochen, welche mit dicken Stricken umwickelt und mit gegerbtem Pergamente bedeckt sind, so sehr trat durch die Schwäche der Muskeln der Knochenbau und das Geäder hervor.

— Nun, Herr Rousselet, die Apparate, — sagte der Doctor Baleinier.

Darauf wandte er sich zu den drei Gongreganisten:

— Kommen Sie näher, meine Herren... Wie ich Ihnen gesagt habe, ist, was Sie zu thun haben, außerordentlich einfach, das werden Sie gleich sehen.

Und Herr Baleinier begann gleich die Sache einzurichten.

In der That war es ganz einfach.

Der Doctor übergab Jedem seiner vier Gehülfen eine Art kleinen, stählernen Dreifuß von zwei Zoll im Durchmesser und drei Zoll hoch. Der runde Mittelpunkt des Dreifußes war mit sehr dicht zusammengepreßter Baumwolle angefüllt; diesen Dreifuß hielt man mit der linken Hand an einem Stiele von Holz.

In der rechten Hand war jeder Gehülfe mit einem kleinen Tubus von Blech bewaffnet, der ungefähr achtzehn Zoll lang war; an dem einen Ende war ein Mundstück angebracht, an das man die Lippen setzen konnte, das andere Ende krümmte sich und lief giebelförmig aus, so daß es dem kleinen Dreifuße als Deckel dienen konnte.

Diese Vorbereitungen boten nichts Erschreckendes dar.

Der Abbé von Aigrigno und der Prälat, welche von fern zusahen, begriffen nicht, wie diese Operation so schmerzhaft sein konnte.

Bald indeß begriffen sie schon.

Nachdem der Doctor Baleinier seine vier Gehülfen ausgerüstet, ließ er sie an Rodin herantreten, dessen Bett mitten in's Zimmer gerollt worden war.

Zwei von ihnen stellten sich rechts, zwei links.

— Jetzt, meine Herren, — sagte der Doctor Baleinier zu ihnen, — zünden Sie die Baumwolle an;... legen Sie vermittels des Dreifußes, der den Docht enthält, den angezündeten Theil auf die Haut Sr. Ehrwürden, decken Sie den Dreifuß mit dem breiten Theil ihrer Röhre zu und dann blasen Sie durch das Mundstück, um das Feuer anzufachen. Es ist sehr einfach, wie Sie sehen.

Vier Lunten von brennender Baumwolle, aber so eingerichtet, daß sie nur langsam brannten, wurden zur rechten und linken Seite von Rodin's Brust angebracht.

Gewöhnlich nennt man das Moxen. Die Operation ist geschehen, wenn die ganze Dicke der Haut durchgebrannt ist; das dauert sieben bis acht Minuten. Man behauptet, daß eine Amputation Nichts dagegen sei.

Rodin war den Vorbereitungen der Operation mit unerschreckener Neugier gefolgt, aber bei der ersten Berührung dieser vier zerstörenden Brände richtete er sich auf und wand sich wie eine Schlange, ohne einen Schrei ausstoßen zu können, denn er war stumm. Sogar die Mittheilung seines Schmerzes war ihm auf diese Weise verfagt.

Da bei der heftigen Bewegung Rodin's die Gehülfen nothwendiger Weise ihre Apparate in Unordnung bringen mußten, so wurde noch einmal von vorn angefangen.

— Muth, mein theurer Vater, Muth; bringen Sie diese Leiden dem Herrn dar, sie werden ihm angenehm sein, — sagte der Doctor Baleinier mit schmeichelndem Tone. — Ich habe es Ihnen vorhergesagt, diese Operation ist sehr schmerzhaft, aber eben so heilsam als schmerzhaft, damit ist Alles gesagt. Nun... Sie haben bisher so viel Entschlossenheit gezeigt, ermangeln Sie derselben im entscheidenden Augenblicke nicht.

Rodin hatte die Augen geschlossen. Durch diese erste Ueberraschung des Schmerzes besiegt, öffnete er sie wieder und sah den Doctor mit einer Miene an, die fast beschämt war darüber, daß er sich so schwach gezeigt hatte.

Und doch sah man zur rechten und linken Seite seiner Brust schon vier breite Flecken, die blutroth waren... so tief und scharf war der Brand schon gewesen.

In dem Augenblicke, wo er sich wieder auf seinem Schmerzenslager zurecht legen wollte, deutete Rodin nach dem Tintefaß hin und zeigte, daß er schreiben wolle.

Man konnte ihm diese Laune gewähren.

Der Doctor reichte das Brett hin und Rodin schrieb das Folgende wie aus der Erinnerung hin:

„Es ist besser keine Zeit zu verlieren... Lassen Sie sofort den Baron Tripeaud von dem Verhaftsbefehl benachrichtigen, der gegen sein Factotum Leonard ausgefertigt ist, damit er sich versehe."

Nachdem er diese Bemerkung niedergeschrieben, gab er sie dem Doctor, indem er ihm bedeutete, sie dem Abbé von Aigrigno zuzustellen, und dieser war gleich dem Doctor und dem Cardinal von einer solchen Geistesgegenwart bei so fürchterlichen Schmerzen ganz erstaunt: Rodin heftete ungeduldig seine Blicke auf den ehrwürdigen Vater und schien es nicht erwarten zu können, bis er zum Zimmer hinausging, um seine Befehle auszuführen.

Der Doctor, der Rodin's Gedanken errieth, sagte zum Abbé von Aigriano ein Wort und dieser ging darauf hinaus.

— Nun, mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor zu Rodin, — jetzt müssen wir wieder anfangen; diesmal rühren Sie sich nicht, Sie wissen nun schon, wie es ist.

Rodin antwortete nicht, legte seine beiden Hände über den Kopf, bot seine Brust dar und schloß die Augen.

Es war ein seltsames, unheimliches, beinahe phantastisches Schauspiel.

Diese drei Priester mit ihren langen, schwarzen Röcken über diesen fast im Zustande einer Leiche befindlichen Körper hingeneigt, ihre Lippen an die Röhre gelegt, welche auf der Brust des Kranken endeten, schienen sein Blut auszusaugen oder durch irgend einen magischen Zauber ihn zu bestricken.

Ein dumpfiger, durchdringender Geruch von verbranntem Fleisch begann sich in dem stillen Zimmer zu verbreiten... und jeder Gehülfe hörte unter dem rauchenden Dreifuß ein leises Knistern... es war dies die Haut Rodin's, welche unter der Einwirkung des Feuers sich spaltete und an vier verschiedenen Orten barst.

Von seinem bleichen Gesichte rann der Schweiß, daß es förmlich glänzend wurde, einige Büschel grauer Haare legten sich feucht und starr an seine Schläfe. Bisweilen war die Heftigkeit seiner Krämpfe so bedeutend, daß an seinen straffen Armen die Adern schwollen und sich ausdehnten wie Stricke, die im Begriffe sind zu reißen.

Während er diese furchtbare Folter mit eben so viel unerschrockener Ergebenheit ertrug, wie der Wilde, dessen Ruhm darin besteht, den Schmerz zu verachten, schöpfte Rodin seinen Muth und seine Kraft aus der Hoffnung, man möchte sagen, aus der Gewißheit zu leben... und dieser unbezwingbare Charakter war von solcher Art, die Allmacht seines energischen Geistes so unendlich, daß mitten in diesen unsäglichen Qualen sein fester Gedanke ihn nicht einen Augenblick verließ... Während der seltenen Zwischenräume, welche ihm der Schmerz ließ, der selbst bei seiner Innerlichkeit doch noch ungleich war, dachte Rodin an die Kennepentsche Angelegenheit, berechnete die Aussichten, erdachte zu nehmende Maßregeln, indem er fühlte, daß dabei keine Minute zu verlieren sei.

Der Doctor Baleinier wandte den Blick nicht von ihm ab, lauschte mit tiefer Aufmerksamkeit sowohl auf die Wirkungen des Schmerzes, wie auf die heilsame Reaction dieses Schmerzes auf den Kranken, der in der That schon ein wenig freier zu athmen schien.

Plötzlich fuhr Rodin mit der Hand an seine Stirn, als sei ihm mit einem Male eine Eingebung gekommen; er wandte schnell den Kopf nach Herrn Baleinier hin und bat ihn mit einem Zeichen, die Operation eine Weile aufhören zu lassen.

— Ich muß Ihnen sagen, mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor, — daß sie schon über die Hälfte vollendet ist und daß, wenn man sie unterbricht, sie nachher um so schmerzhafter sein wird.

Rodin gab ein Zeichen, wodurch er andeutete, daß ihm das gleich sei und daß er schreiben wolle.

— Meine Herren, hören Sie einen Augenblick auf, nehmen Sie indeß die Moxen nicht weg, sondern unterlassen Sie blos das Feuer anzufachen.

Auf diese Weise sollte das Feuer auf der Brust des Kranken langsam brennen, anstatt scharf.

Trotz dieses minder heftigen, aber stets scharfen und gewaltigen Schmerzes blieb Rodin auf dem Rücken liegen und begann dabei zu schreiben, indem er mit der linken Hand das Schreibbret nahm, es sich bis hoch an seine Augen hob und mit der rechten Hand, so zu sagen, wie an einer Decke schrieb.

Auf ein erstes Blatt schrieb er einige diplomatische Zeichen einer Chiffrenschrift, die er für sich selbst erfunden, um gewisse geheime Dinge zu notiren. Wenige Augenblicke vorher war ihm inmitten seiner Qualen ein lichtvoller Gedanke gekommen, er hielt ihn für gut und schrieb ihn nieder, da er fürchtete, ihn während des Schmerzes wieder zu vergessen, obwohl er zwei- oder dreimal sich dabei unterbrechen mußte, denn wenn seine Haut auch nur an gelindem Feuer brannte, so brannte sie doch immer; Rodin fuhr fort zu schreiben und bald befand sich auf einem anderen Blatte folgende Notiz, die auf ein Zeichen Rodin's sogleich dem Abbé von Aigrigno übergeben wurde.

„Augenblicklich B. zu Faringhea schicken, von dem er den Bericht über die Ereignisse bekommen wird, welche in den letzten Tagen mit dem Prinzen Djalma sich zugetragen. B. soll sofort mit der Notiz darüber hierherkommen."

Der Abbé von Aigrigno ging schnell hinaus, um diesen neuen Befehl auszuführen. Der Cardinal näherte sich etwas mehr dem Schauplatze der Operation, denn trotz des schlechten Geruchs im Zimmer fand er es sehr spaßhaft, den Jesuiten theilweise rösten zu sehen, den er mit dem Aerger eines italienischen Priesters nicht leiden mochte.

— Nun, mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor zu Rodin, — fahren Sie fort so bewunderungswürdig muthig zu sein; Ihre Brust wird schon freier... Sie werden noch einen harten Augenblick durchzumachen haben, aber dann ist auch die beste Hoffnung da.

Der Patient legte sich wieder in die gehörige Lage.

In dem Augenblicke, wo Aigrigno eintrat, heftete Rodin einen fragenden Blick auf denselben und der ehrwürdige Vater antwortete mit einer bejahenden Geberde.

Auf das Zeichen des Doctors näherten die vier Gehülfen wieder ihre Lippen den Röhren und begannen mit heftigem Blasen das Feuer anzufachen.

— Die Brust ist frei, — rief der Doctor Baleinier triumphirend, — er ist gerettet... die Lungen sind wieder in voller Thätigkeit... die Stimme kommt wieder... sie ist schon wiedergekommen,... blasen Sie, meine Herren, blasen Sie... und Sie, mein ehrwürdiger Vater, — sagte er zu Rodin, — wenn Sie können, schreien Sie, brüllen Sie,... geniren Sie sich gar nicht,... ich werde entzückt sein, Sie zu hören und es wird Ihnen Erleichterung verschaffen... Jetzt nur Muth, jetzt stehe ich für Sie. Es ist eine vortreffliche Cur... ich werde sie veröffentlichen und in die Ruhmesposaune dabei stoßen.

— Erlauben Sie, Doctor, — sagte ganz leise der Abbé von Aigriano, indem er schnell sich Baleinier näherte, — Monsignore ist Zeuge, daß ich die Veröffentlichung dessen, was hier vorgehen wird, mir im Voraus vorbehalten habe, als Das, was es in Wahrheit sein kann, als ein Mirakel.

— Nun gut, so wird es eben eine Wunderkur sein, — antwortete trocken der Doctor Baleinier, der auf seine Werke etwas hielt.

Als Rodin sagen hörte, daß er gerettet sei, war er, obwohl seine Schmerzen in der That vielleicht viel heftiger waren, als er sie bisher empfunden, denn das Feuer drang jetzt bis auf die letzte Lage der Epidermis, war Rodin, sagen wir, wirklich schön, von einer teuflischen Schönheit. Durch die schmerzliche Verzerrung seiner Züge brach der wilde Stolz eines Triumphes; man sah, daß dieses Ungeheuer sich wieder stark und mächtig werden fühlte und daß er das Bewußtsein des Bösen habe, welches seine Auferstehung herbeiführen werde... Während er daher sich unter dem Brande, der ihn verzehrte, wand, sprach er folgende Worte... die ersten, die aus seiner immer freier werdenden Brust herauskamen:

— Habe ich es denn nicht gesagt, daß ich leben würde?

— Und Sie sagten wahr, — versetzte der Doctor, indem er Rodin den Puls fühlte. — Jetzt ist Ihr Puls fest, voll, regelmäßig, die Lungen sind frei... die Reaction ist vollständig, Sie sind gerettet.

In diesem Augenblicke waren die letzten Funken der Baumwolle ausgebrannt, man zog die Dreifüße fort und sah auf der knochigen, fleischlosen Brust Rodin's vier breite runde Brandschorfe. Die verkohlte noch rauchende Haut ließ das rothe und rohe Fleisch sehen.

In Folge einer der heftigen Zuckungen Rodin's, welche den Dreifuß fortgerückt hatte, war eine von diesen Brandwunden ausgedehnter als die anderen und hatte die Gestalt eines doppelten schwarzen verbrannten Kreises.

Rodin senkte seinen Blick auf diese Wunden. Nachdem er sie einige Secunden hindurch still betrachtet, zuckte ein seltsames Lächeln um seine Lippen; er änderte seine Lage nicht, er warf von der Seite auf den Abbé von Aigrigny einen Blick des Einverständnisses, der unmöglich zu schildern ist und sagte, indem er langsam seine Wunden mit der Fingerspitze eine nach der andern zählte:

— Vater Aigrigny, welche Vorbedeutung... Sehen Sie nur... ein Rennepont... zwei Rennepont's... drei Rennepont's... vier Rennepont's;... darauf unterbrach er sich und sagte: — Wo ist denn der fünfte? Aha hier! diese Wunde zählt für zwei, es ist eine Zwillingswunde *).

Und er ließ ein trockenes, scharf abgestoßenes Lachen hören.

Der Abbé von Aigrigny, der Cardinal und der Doctor Baleinier verstanden allein den Sinn dieser geheimnißvollen und unheimlichen Worte, welche Rodin bald noch durch eine furchtbare Anspielung vervollständigte, indem er mit prophetischem Tone und begeisterter Miene ausrief:

— Ja, ich sage es, das Geschlecht der Gottlosen wird zu Staub gemacht werden, wie die Stücke meines Fleisches zu Asche geworden sind... ich sage es und so wird es sein... denn ich habe leben gewollt und nun lebe ich.

Sechzehntes Kapitel.

Laster und Tugend.

Es sind zwei Tage vergangen, seit Rodin auf wunderbare Weise in's Leben zurückgerufen ist. Der Leser hat vielleicht noch nicht das Haus der Rue Clovis vergessen, wo der ehrwürdige Vater ein Absteigequartier hatte und wo sich auch das von Pompon-Rose bewohnte Quartier Pötlemon's befand.

Es ist ungefähr drei Uhr Nachmittags. Ein lebhafter Sonnenstrahl dringt durch ein rundes Loch, das in der Thür der halbunterirdischen Bouticke angebracht ist, welche die Mutter Arsène, die Gemüsehändlerin, inne hatte, und dieser dünne Strahl bildet einen lebhaften Contrast mit der Dunkelheit dieser Art von Keller.

Der Sonnenstrahl fällt gerade auf einen schauderhaften Gegenstand.

Mitten unter Bündeln Holz, verdorbenem Gemüse, dicht neben einem Haufen Kohlen befindet sich ein schlechtes Lager; unter dem Tuche, welches dasselbe bedeckt, zeichnet sich die eckige und starre Form eines Leichnams ab.

Es ist der Körper der Mutter Arsène. Von der Cholera befallen, war sie vorgestern schon gestorben und da die Beerdigungen sehr zahlreich waren, konnten ihre Ueberreste noch nicht abgeholt werden.

Die Rue Clovis ist ganz öde, es herrscht draußen ein dumpfes Schweigen, das häufig durch das schmutzende Pfeifen des Nordwestwindes unterbrochen wird; zwischen zwei Windstößen hört man bisweilen ein kurzes leises Geräusch;... es sind ungeheure Ratten, die auf dem Kohlenhaufen hin und her gehen.

Plötzlich läßt sich von draußen ein leises Rütteln vernehmen und sogleich fliehen die schrecklichen Thiere und verbergen sich in ihren Löchern.

Man versuchte die Thür einzubrechen, welche nach der Seite des Ganges hin die Boutike öffnete; die Thür bot übrigens geringen Widerstand dar, nach einem Augenblicke gab das schlechte Schloß nach, ein Weib trat ein und blieb einige Augenblicke in der Dunkelheit des feuchten und eisigen Kellers unbeweglich stehen.

Nach einer Minute Zauderns ging das Weib vorwärts und der hereindringende Sonnenstrahl erleuchtete die Züge der Königin Bacchanale; sie näherte sich langsam dem Sterbelager.

Seit dem Tode Jacques' hatte die Entstellung von Cephyses Zügen sich noch vermehrt; sie war schrecklich bleich, ihre schwarzen schönen Haare in Unordnung, Beine und Füße nackt, nur halb angekleidet, mit einem schlechten, geflickten Rocke und einem zerrissenen Halstuche um die Schultern.

Beim Bette angekommen, warf die Königin Bacchanale auf das Leichentuch einen Blick voll fast wilder Sicherheit...

Plötzlich wich sie zurück, indem sie einen Schrei unwillkürlichen Schreckens ausstieß.

Eine schnelle Bewegung war unter dem Leichentuche von den Füßen bis zum Kopfe der Todten hingelaufen... Bald erklärte sich die Bewegung des Leichentuches durch das Erscheinen einer Ratte, welche an der wurmstichigen Bettstelle entlang floh.

Da Cephyse auf diese Weise beruhigt war, fing sie an in Eile verschiedene Gegenstände zusammenzusuchen und hatte das Ansehen, als ob sie fürchte in dieser Bude überrascht zu werden.

Zuerst bemächtigte sie sich eines Korbes und füllte ihn mit Kohlen an; nachdem sie sich noch einmal rings umgesehen, entdeckte sie in einem Winkel einen Kohlentopf, den sie mit unheimlicher Freude ergriff.

— Das ist noch nicht Alles... noch nicht genug, — sagte Cephyse, indem sie abermals mit unruhiger Miene sich umsah.

Endlich bemerkte sie bei dem kleinen Kaminofen ein Kästchen von Blech, welches ein Feuerzeug und Schwefelhölzer enthielt. Sie legte diese Gegenstände auf den Korb, nahm denselben in die eine Hand und trug mit der anderen den Kohlentopf.

Als sie bei der Leiche der armen Kohlenhändlerin vorbeikam, sagte Cephyse mit seltsamem Lächeln:

— Ich bestehle Dich, arme Mutter Arsène... aber mein Diebstahl wird mir nicht viel nützen.

Cephyse ging aus dem Keller heraus, machte die Thür nach Kräften wieder fest, ging durch den Flur, über den kleinen Hof, der das Hauptgebäude von dem Flügel trennte, in welchem Rodin sein Absteigequartier gehabt hatte.

Mit Ausnahme der Fenster der Wohnung Pötlemon's, auf deren Brst Pompon-Rose wie ein Vogel sitzend so oft ihren Verlobten gezwitschert hatte, waren die anderen Fenster des Hauses offen; im ersten und zweiten Stock waren Leichen; wie so viele andere erwarteten dieselben den Karren, in welchen man die Särge setzte.

Die Königin Bacchanale ging die Treppe hinauf, welche zu dem Zimmer führte, das Rodin sonst eingenommen und als sie auf den Treppenabsatz gekommen, stieg sie noch eine kleine verfallene Stiege hinauf, die steil war wie eine Leiter und der ein altes Seil zum Geländer diente. So erreichte sie endlich die halbverfaulte Thür einer Mansarde, welche unter dem Boden gelegen war.

Dies Haus war dermaßen verfallen, daß an mehreren Stellen das durchlöcherte Dach, wenn es regnete, den Regen in diese kaum zehn Quadratfuß breite Wohnung dringen ließ, die durch ein Mansardfenster Licht bekam. Statt allen Meubles ments sah man an der geborstenen Wand entlang auf dem Fußboden einen alten zerlegenen Strohsack, aus dem einige Strohhalme herauskamen; neben diesem Lager stand eine kleine Kaffeekanne mit abgeschlagenem Halse, die etwas Wasser enthielt.

Die Maneur saß in Lumpen gekleidet auf dem Strohsacke, ihre Ellbogen auf die Knie gestemmt, ihr Gesicht in den schwächlichen und weißen Händen. Als Cephyse wieder eintrat, hob die Adoptivschwester Agricol's den Kopf in die Höhe, ihr bleiches und sanftes Gesicht schien vom Leiden, vom Kummer, vom Elend noch magerer und elender geworden; ihre tiefliegenden Augen, die vom Weinen gerötet waren, hefteten sich mit einem Ausdruck wehmüthiger Zärtlichkeit auf ihre Schwester

— Schwester, hier habe ich, was wir brauchen, — sagte Cephyse mit dumpfer abgebrochener Stimme, — in diesem Korbe liegt das Ende unseres Elends.

Darauf zeigte sie der Maneur die Gegenstände, die sie auf den Boden gesetzt hatte und fügte hinzu:

— Zum ersten Male in meinem Leben habe ich gestohlen... und das hat mir Scham und Furcht eingeflößt... gewiß, ich bin nicht zur Diebin geschaffen, noch zu etwas Schlimmerem. Es ist Schade drum, — fügte sie hinzu, indem sie mit spöttischer Miene zu lachen begann.

Nach einer Pause sagte die Maneur zu ihrer Schwester mit herzzerreißendem Ausdruck:

— Cephyse... meine gute Cephyse, Du willst also durchaus sterben?

— Wie sollte ich zaudern, — antwortete Cephyse mit festem Tone; — wenn Du wüßt, Schwester, wollen wir nochmal meine Rechnung machen; selbst wenn ich meine Schande und die Verachtung des sterbenden Jacques vergessen könnte, was bleibt mir? Ich kann nur zweierlei Wege ergreifen. Der erste, wieder anständig zu werden und zu arbeiten... nun Du weißt es, trotz meines guten Willens wird die Arbeit mir häufig fehlen, wie sie uns jetzt seit mehreren Tagen fehlt... und selbst wenn das nicht der Fall ist, werde ich mit vier bis fünf Franken wöchentlich leben müssen... leben, das heißt, am langsamen Feuer sterben vor Entbehrungen; ich kenne das... da will ich lieber mit einem Male sterben... Der andere Weg wäre der, daß ich fortführe, um leben zu können, das nichtswürdige Gewerbe zu treiben, das ich einmal probirt habe... und das will ich nicht... ich bin es nicht im Stande... Offen gestanden, Schwester, zwischen einem abscheulichen Elende, der Schande oder dem Tode, kann da die Wahl zweifelhaft sein?... Antworte...

Darauf fuhr sie wieder fort, ohne die Maneur zum Sprechen kommen zu lassen und fügte mit abgebrochenem Tone hinzu:

— Uebrigens, was nützt es, über die Sache noch hin und her zu sprechen... ich bin entschlossen. Nichts in der Welt soll mich verhindern ein Ende zu machen, da Du, geliebte Schwester, nichts weiter von mir hast erlangen können, als einen Aufschub von einigen Tagen, indem wir dessen, die Cholera würde und der Mühe überhoben... Um Dir gefällig zu sein, willigte ich ein: die Cholera kam... tödtete Alles im Hause und ließ uns übrig. Du siehst wohl, wir werden unsere Geschäfte allein abmachen müssen, — fügte sie abermals spöttisch lächelnd hinzu und versetzte dann darauf: — Und übrigens Du selbst, arme Schwester, bist ja eben so begierig als ich, mit dem Leben abzuschließen.

— Das ist wahr, Cephyse, — antwortete die Maneur, welche niedergeschlagen schien. — Aber wenn man allein ist, ist man nur für sich verantwortlich... und mir scheint, wenn ich mit Dir sterbe, mache ich mich zur Mitschuldigen Deines Todes, — fügte sie schaudernd hinzu.

— Willst Du lieber, daß wir jede auf eigene Faust sterben... ich auf meiner Seite... Du auf Deiner?... Das wäre lustig, — sagte Cephyse, indem sie in jenem furchtbaren Augenblick die Art bitterer verzweifelter Ironie zeigte, die mitten unter Beschäftigungen mit dem Tode häufiger ist, als man glaubt.

*) Da Jacques Rennepont todt war und Gabriel durch die ganz in Ordnung gebrachte Schenkung befriedigt, so blieben nur fünf Personen der Familie: — Rose und Blanche, — Djalma, — Adrienne und Henri Hardy.

— O nein, nein, — sagte die Maneur entsetzt; ich will nicht allein sterben, nicht allein.

— Du siehst es also wohl, liebe Schwester,... wir haben Grund uns nicht zu verlassen, und dennoch, — fügte sie mit bewegter Stimme hinzu, — schneidet es mir durch's Herz, wenn ich daran denke, daß Du gleich mir sterben willst.

— Selbstsüchtige, — sagte die Maneur mit schwermüthigem Lächeln, — welche Gründe sollte ich haben, das Leben mehr zu lieben, als Du? Was lasse ich für eine Leere hinter mir zurück!

— Ja, Du, Schwester, — versetzte Cephyse, — Du bist ein armer Märtyrer. Die Priester sprechen von Heiligen, giebt es einen, der Dir gleich kommt?... Und dennoch willst Du Proben wie ich... ja wie ich, die ich stets so müßig, so leichtsinnig, so schuldvoll gewesen, als Du arbeitsam und Jedem, der leidet, ergeben... Was soll ich Dir sagen? Und doch ist es wahr, Du, die Du ein Engel auf Erden bist, sollst eben so verzweifelt sterben als ich,... die ich jetzt vielleicht ebenso erniedrigt bin, als nur irgend ein Weib, — fügte die Unglückliche hinzu, indem sie die Augen senkte.

— Es ist seltsam, — versetzte die Maneur nachdenklich. Von demselben Punkte ausgegangen, haben wir verschiedene Wege eingeschlagen und nun sind wir bei demselben Ziele angelangt: bei dem Ekel an der Existenz... für Dich, arme Schwester, die noch vor wenigen Tagen so schön, so kräftig, so vergnügungs- und jugendlustig war, für Dich ist das Leben zu dieser Stunde eine eben solche Bürde, als für mich trauriges und schreckliches Geschöpf... Nun im Grunde, ich habe am Ende Alles erfüllt, was eine Pflicht für mich war, — fügte die Maneur sanft hinzu. — Agricol bedarf meiner nicht mehr;... er ist verheirathet,... er liebt, wird geliebt... sein Glück ist gesichert... Fräulein von Gardeville hat nichts zu wünschen. Da sie schön, reich, glücklich ist, habe ich für sie gethan, was ein armes Geschöpf von meiner Art thun konnte... Diejenigen, welche gut gegen mich gewesen, sind glücklich... was thut es also, wenn ich jetzt hingehe und mich ausruhe!... ich bin ja so müde.

— Arme Schwester, — sagte Cephyse mit einer rührenden Bewegung, die ihre verzerrten Züge glättete, — wenn ich daran denke, daß Du, ohne mich davon zu benachrichtigen, und trotz Deines Entschlusses niemals zu sterben, zu dieser edeln Beschützerin zurückzukehren, den Muth gehabt hast, Dich vor Ermüdung und Entbehrung sterbend bis nach ihrer Wohnung hin zu schleppen, um sie für mein Schicksal zu interessiren... ja sterbend ist das richtige Wort, da in den einsamen Feldern Deine Kräfte zu Ende gegangen sind...

— Und als ich mich endlich nach dem Hôtel des Fräulein von Gardeville begeben konnte, war sie unglücklicherweise abwesend, — wiederholte die Maneur, indem sie Cephyse schmerzlich ansah, — denn da Du am andern Tage diese letzte Hülfe uns entgehen sahst, dachtest Du noch mehr an mich, als an Dich, wolltest uns um jeden Preis Brod verschaffen...

Die Maneur konnte nicht vollenden und barg schaudernd ihr Gesicht in ihre Hände.

— Nun ja, da habe ich mich verkauft, wie so viele andere Unglückliche sich verkaufen, wenn es ihnen an Arbeit fehlt und der Lohn nicht genügt,... und der Hunger zu stark ist! — antwortete Cephyse in gellendem Tone, — anstatt indessen von meiner Schande zu leben, wie so viele Andere davon leben,... sterbe ich daran.

— Ach diese schreckliche Schande, an der Du sterben wirst... arme Cephyse... weil Du Herz hast... würdest Du nicht kennen gelernt haben, wenn ich Fräulein von Gardeville hätte sprechen können, oder wenn sie auf den Brief geantwortet hätte, den ich bei dem Portier schreiben zu dürfen bat;... aber ihr Schweigen beweist mir, daß sie über mein plötzliches Fortlaufen von ihr verletzt ist... ich begreife das wohl... sie wird es einem schwarzen Undanke haben zuschreiben müssen... ja, denn um mir nicht einmal zu antworten, muß sie äußerst böse auf mich sein... und sie hat das Recht dazu... Und selbst wenn ich auch den Muth gehabt hätte, ihr noch ein zweites Mal zu schreiben, würde das unnütz gewesen sein, deß bin ich gewiß... Da sie gut und billigdenkend ist, so geht sie auch von ihren Weigerungen nicht ab, wenn sie dieselben für verdient hätte... und dann übrigens auch, was konnte es helfen?... es war zu spät... Du warst entschlossen, ein Ende zu machen...

— O fest entschlossen... denn meine Schande nagt mir am Herzen... und Jacques war in meinen Armen gestorben, indem er mich verachtete;... und siehst Du, — fügte Cephyse mit leidenschaftlicher Ueberspannung hinzu, — ich liebte ihn, wie man nur einmal im Leben liebt!...

— Nun so möge sich unser Schicksal denn erfüllen, — sagte die Maneur nachdenklich.

— Und den Grund Deines Fortgehens von Fräulein von Gardeville, Schwester, hast Du mir nie gesagt, — versetzte Cephyse nach einer Pause.

— Das wird das einzige Geheimniß sein, meine gute Cephyse, das ich mit in's Grab nehmen will, — sagte die Maneur die Augen senkend.

Und mit einer bittern Freude dachte sie, daß sie bald von der Furcht befreit sein würde, welche die letzten Tage ihres traurigen Lebens vergiftet hatte:

„Agricol gegenüber zu stehen, der von der verhängnißvollen und lächerlichen Liebe unterrichtet sei, welche sie für ihn empfände."

Denn wir müssen es sagen, diese verderbliche, verzweifelte Liebe war einer von den Gründen zu dem Selbstmorde der Unglücklichen.

Seit dem Verschwinden ihres Tagebuches glaubte sie, daß der junge Schmied das traurige Geheimniß dieser Aufzeichnungen kenne; obwohl sie nicht an dem Freimuthe und dem guten Herzen Agricol's zweifelte, mißtraute sie sich selbst doch so sehr, empfand eine solche Scham über diese Leidenschaft, die doch so edel, so rein war, daß keine menschliche Macht sie würde haben zwingen können, da sie und Cephyse auf's Aeußerste gebracht waren, indem es ihnen an Arbeit und Brod fehlte, jemals wieder vor Agricol's Blicke zu treten und Hülfe von ihm zu verlangen.

Gewiß würde die Maneur ihre Lage anders angesehen haben, wenn ihr Geist nicht von jener Art Schwindel getrübt gewesen wäre, der auch die festesten Charaktere häufig befällt, wenn das Unglück, das sie betrifft, alle Grenzen überschreitet; aber das Elend, der Hunger, der in einem solchen Augenblicke gewissermaßen ansteckende Einfluß der Selbstmordgedanken Cephysens, der Ueberdruß eines Lebens, das so lange schon dem Schmerze, den Leiden aller Art geweiht war, alles Das brachte dem Verstande der Maneur den letzten Schlag bei; nachdem sie lange gegen die verderbliche Absicht ihrer Schwester gekämpft, wollte die arme Creatur endlich, niedergeschlagen und vernichtet, das Loos Cephysens theilen, da sie im Tode wenigstens das Ziel so vieler Leiden sah...

— Woran denkst Du, Schwester? — sagte Cephyse, über das lange Schweigen der Maneur verwundert.

Diese fuhr zusammen und antwortete:

— Ich denke an die Ursache, welche mich bestimmt hat, so plötzlich von Fräulein von Gardeville fortzugehen und in ihren Augen für eine Undankbare zu gelten.. Möge das Verhängniß, welches mich von ihr fortgetrieben, keine andere Opfer haben, als uns; möge Diejenige, welche ihre edle Hand der armen Arbeiterin gereicht und sie ihre Schwester genannt hat, niemals meiner Hingebung, so unbedeutend und niedrig sie auch war, bedürfen;... möge sie glücklich sein, o für alle Zeiten glücklich! — sagte die Maneur, indem sie die Hände mit inbrünstiger Geberde faltete.

— Schwester, ein solcher Wunsch in solchem Augenblicke ist schön, — sagte Cephyse.

— O siehst Du, — versetzte die Maneur lebhaft, — ich liebte, verehrte dieses Wunder von Geist, Gemüth und treuer Schönheit mit einer frommen Ehrfurcht, denn niemals hat sich Gottes Macht in einem anbetungswerthern reinern Werke offenbarter;... mindestens ist einer meiner letzten Gedanken ihr gewidmet gewesen...

— Ja... Du wirst Deine edle Beschützerin bis an das Ende geliebt und verehrt haben...

— Bis an's Ende, — sagte die Maneur nach einer Pause. — Es ist wahr,... Du hast Recht;... es ist das Ende;... bald, in einem Augenblicke wird Alles abgeschlossen sein... Sieh nur, mit welcher Ruhe mir von Dem sprechen, was so viele Andere erschreckt.

— Wir sind ruhig, Schwester, weil wir entschlossen sind.

— Fest entschlossen? — sagte die Maneur und warf auf's Neue einen durchdringenden Blick auf ihre Schwester.

— O ja... möchtest Du es eben so sehr sein, als ich!...

— Sei ruhig;... wenn ich von Tag zu Tage den Augenblick zu sterben aufschob, — antwortete die Maneur, — so geschah es nur, weil ich Dir Zeit zum Nachdenken lassen wollte... denn was mich anbetrifft...

Die Maneur redete nicht aus, aber sie machte mit dem Kopfe eine Geberde von verzweifelter Traurigkeit.

— Nun, Schwester... umarmen wir uns, — sagte Cephyse, — und dann Muth!

Die Maneur stand auf und warf sich in die Arme ihrer Schwester.

Beide hielten sich lange umfaßt.

Einige Secunden hindurch herrschte tiefes, feierliches Schweigen, welches blos durch das Schluchzen der beiden Schwestern unterbrochen wurde, denn erst jetzt begannen sie zu weinen.

— O mein Gott, sich so zu lieben... und sich für immer zu verlassen, — sagte Cephyse — das ist doch sehr hart!

— Uns verlassen, — rief die Maneur und ihr bleiches sanftes in Thränen gebadetes Gesicht leuchtete plötzlich von göttlicher Hoffnung, — uns verlassen, Schwester, o nein. Ich bin so ruhig, sieht Du, weil ich hier tief im Herzen eine feste, sichere Hoffnung trage auf eine bessere Welt, wo ein besseres Leben uns erwartet! Gott, der so groß, so gütig, so milde, so freigebig ist, hat nicht gewollt, daß seine Geschöpfe auf ewig so unglücklich sein sollten, aber einige selbstsüchtige Menschen, welche sein Werk ausarten lassen, bringen ihre Brüder zum Elend und zur Verzweiflung... Beklagen wir die Elenden und lassen wir sie... Komm dort hinauf, Schwester, wo die Menschen nichts mehr gelten und Gott allein herrscht;... komm hinauf, man befindet sich dort besser... laß uns schnell gehen, denn es ist spät.

Dies sagend zeigte die Maneur auf den rothen Schimmer der niedergehenden Sonne, welche die Fenster der Stube mit Purpur zu umziehen begann.

Cephyse war von dem frommen Aufschwunge ihrer Schwester mit fortgerissen, deren Züge, von der Hoffnung auf eine bevorstehende Befreiung gewissermaßen verklärt, von den Sonnenstrahlen sanft gefärbt glänzten. Cephyse ergriff die beiden Hände ihrer Schwester, betrachtete sie mit tiefer Rührung und rief aus:

— O Schwester, wie schön Du so bist!

— Die Schönheit kommt mir etwas spät, — sagte die Maneur traurig lächelnd.

— Nein, Schwester, Du scheinst so glücklich, daß die letzten Gewissensbisse, die ich noch deinetwegen hatte, jetzt ganz und gar verschwinden.

— Nun, dann beeilen wir uns, — versetzte Jene, indem sie nach der Kohlenpfanne wies.

— Sei ruhig, Schwester, — sagte Cephyse, — es wird nicht lange dauern.

Und sie nahm die mit Kohlen gefüllte Pfanne, welche sie in einen Winkel der Stube gesetzt hatte und setzte sie in die Mitte des kleinen Zimmers.

— Weißt Du, — sagte die Maneur sich ihr nähernd, — wie das gemacht wird?

— O mein Gott, das ist sehr einfach, — antwortete Cephyse, — man schließt die Thür, macht das Fenster zu... und dann zündet man die Kohlen an...

— Ja, Schwester, aber mir ist, als hätte ich sagen hören, man müsse alle Oeffnungen sehr genau verstopfen, damit keine Luft dazu kann.

— Du hast Recht; und gerade diese Thür schließt sehr schlecht.

— Und das Dach, sieh doch nur diese Risse...

— Was machen wir da, Schwester?

— Mir fällt ein, — sagte die Maneur, — wir könnten das Stroh unseres Strohsacks, wenn wir es gehörig zusammendrehen, dazu benutzen.

— Gewiß, — versetzte Cephyse, — wir behalten so viel zurück, um unser Feuer anzuzünden und aus dem übrigen machen wir Pfropfen für die Löcher im Dache und Wülste für die Thür und das Fenster...

Darauf lächelte sie mit bitterer Ironie und fügte hinzu:

— Sieh mal, Schwester, wir vertapezieren die Thür und das Fenster, um die Luft abzuwehren... welch' ein Luxus!... wir sind weichlich, wie reiche Leute.

— Jetzt können wir es uns wohl ein wenig angenehm machen, — sagte die Maneur, indem sie zu scherzen suchte, wie die Königin Bacchanale.

Und mit unglaublicher Kaltblütigkeit begannen die beiden Schwestern Streh zu drehen, so daß es zwischen die Fugen der Thür geklemmt werden konnte, und darauf machten sie ziemlich große Pfropfen, die dazu bestimmt waren, die Löcher im Dache zuzustopfen.

So lange diese unheimliche Beschäftigung dauerte, verläugnete sich die Ruhe und die dumpfe Ergebung der beiden Schwestern keinen Augenblick.

Siebzehntes Kapitel.

Selbstmord.

[illegible] reitungen zu ihrem Tode fort.

Ach wie viele arme junge Mädchen sind gleich diesen beiden Schwestern dazu getrieben worden und werden es noch, in dem Selbstmorde eine Zuflucht gegen die Verzweiflung, gegen die Schande oder ein zu elendes Leben zu suchen.

Und so muß es sein... und auf der Gesellschaft wird die furchtbare Verantwortlichkeit dieser verzweifelten Tode lasten,

so lange Tausende von menschlichen Geschöpfen, da sie materiell nicht von dem lächerlichen Lohne leben können, den man ihnen bewilligt, gezwungen sind, zwischen folgenden drei Abgründen von Uebeln, Schmerzen oder Schande zu wählen:

— „Ein Leben voll entkräftender Arbeit und tödtlicher Entbehrungen, Ursachen zu frühzeitigem Tode."

— „Die Prostitution, welche auch tödtet, aber langsam durch Verachtung, durch Rohheiten, durch schmutzige Krankheiten..."

— „Der Selbstmord... der sofort tödtet..."

Gephyse und die Maneur sind das moralische Symbol von zwei Abtheilungen der arbeitenden Classe unter den Frauen.

Wie die Maneur kämpft die Eine anständig, arbeitsam, unermüdlich, mit bewunderungswürdiger Ausdauer gegen die bösen Verlockungen, gegen die tödtlichen Anstrengungen einer Arbeit, die über ihre Kräfte geht, gegen ein abscheuliches Elend... demüthig, sanft, ergeben gehen diese guten und braven Geschöpfe, so lange sie noch gehen können, obwohl sie sehr schwach, sehr dingeschwunden sind und viele Schmerzen dulden... denn sie leiden fast immer von Hunger und Kälte und entbehren Ruhe, Luft und Licht.

Sie gehen so muthig bis zu Ende, bis sie durch übermäßige Arbeit geschwächt, durch eine tödtliche Arbeit untergraben, von ihren Kräften ganz verlassen werden... dann werden sie fast immer von erschöpfenden Krankheiten befallen und schwinden schmerzensvoll im Hospitale hin, bis sie dann auf den Secirtisch kommen... während ihres Lebens ausgebeutet, ausgebeutet noch nach ihrem Tode... stets den Lebenden nützlich. Arme Weiber, fromme Dulderinnen!

Die andern, die minder geduldig sind, zünden ein wenig Kohle an und ruhen endlich, wie die Maneur sagt, sehr müde, o äußerst müde, dieses düsterm, freundelosen Lebens, ohne Erinnerungen, ohne Hoffnung aus... und schlafen den ewigen Schlaf, ohne daß es ihnen einfällt, vorher einer Welt zu fluchen, die ihnen keine Wahl läßt, als den Selbstmord.

Ja, die Wahl des Selbstmordes... denn ohne von Erwerben zu sprechen, deren tödtliche Schädlichkeit die arbeitenden Classen verheert, tödtet das Elend in einer gewissen Zeit eben so gut, wie die Erstickung.

Andere Weiber dagegen, die wie Gephyse eine lebhafte und glühende Organisation, ein volles, warmes Blut, begehrliche Wünsche haben, können sich nicht darein ergeben, blos von einem Lohne zu leben, bei dem sie sich nicht satt essen können. Denn weder an die bescheidenen Zerstreuungen, noch an nicht einmal kokette, sondern reinliche Kleidung, Bedürfnisse, die bei dieser Art von Frauen eben so gebieterisch sind, als der Hunger, daran dürfen sie nicht denken.

Wie kommt es dann?...

Ein Liebhaber stellt sich ein; er spricht von Festen, Bällen, Spazierfahrten auf's Land zu einem unglücklichen Mädchen, das ganz von Jugend durchglüht ist und in irgend einem düstern und ungesunden Loche achtzehn Stunden an den Stuhl gefesselt ist; der Verführer spricht von niedlichen und neuen Kleidern, und der schöne Rock, der die Arbeiterin bedeckt, schützt sie nicht einmal vor Frost... der Verführer spricht von leckeren Gerichten, und das Brod, welches sie verschlingt, ist weit entfernt, Abends ihrem siebzehnjährigen Appetite zu genügen.

Nun gibt sie diesen für sie unwiderstehlichen Anerbietungen nach.

Aber bald kommt dann die Zeit, wo der Liebhaber sie verläßt; sie ist an Unthätigkeit gewöhnt geworden, die Furcht vor dem Elende hat sich vergrößert, je nachdem das Leben sich ein wenig verfeinert hatte, die Arbeit, selbst wenn sie unausgesetzt wäre, genügt nicht zu den Ausgaben, an die sie gewöhnt ist... nun steigt sie aus Schwäche, aus Furcht, aus Leichtsinn eine Stufe tiefer in's Laster hinab, bis sie endlich auf den tiefsten Grad der Schande sinkt und wie Gephyse sagte: die Einen leben von der Schande, die Anderen sterben daran.

Sterben sie wie Gephyse, dann muß man sie mehr beklagen als tadeln.

Besitzt die Gesellschaft nicht das Recht zu tadeln, sobald nicht jedes menschliche Geschöpf, das von Haus aus arbeitsam und anständig war, für seine anhaltende Arbeit eine gesunde Wohnung, eine warme Kleidung, genügende Lebensmittel, einige Ruhetage und die Möglichkeit sich zu unterrichten und zu fördern findet, da das Brod der Seele wie das Brod des Körpers im Austausch gegen ihre Arbeit und Rechtschaffenheit Allen gewährt werden muß?

Ja, eine egoistische, stiefmütterliche Gesellschaft ist für so viel Laster, so viel schlechte Handlungen verantwortlich, deren erste Ursache die materielle Unmöglichkeit ist, ohne Fehl zu leben.

Ja, wie wiederholen es, eine entsetzliche Masse von Weibern hat nur die Wahl zwischen:

Einem mörderischen Elend,
Der Prostitution,
Dem Selbstmorde.

Und das Alles, sagen wir es abermals, man wird uns vielleicht verbieten, weil der Lohn dieser Unglücklichen ungenügend, lächerlich gering ist... nicht etwa, daß ihre Brodherren im Allgemeinen hart oder ungerecht sind, sondern weil dieselben häufig selbst an den fortwährenden Wechselwirkungen einer zügellosen Concurrenz leiden, weil sie unter dem Gewichte einer unerbittlichen industriellen Abhängigkeit erliegen — ein Zustand der Dinge, welcher durch die Unthätigkeit, das Interesse, oder den bösen Willen der Regierenden aufrecht erhalten wird — und genöthigt sind, um einem vollkommenen Ruin zu entgehen, Tag für Tag fast, die Arbeitslöhne zu verringern.

Und wird so viel beklagenswerthes Unglück mindestens dadurch eine ferne Hoffnung auf eine bessere Zukunft erleichtert? O nein, das wagt man nicht zu glauben...

Nehmen wir an, ein aufrichtiger Mann, ohne Bitterkeit, ohne Leidenschaft, ohne Haß, aber mit von so viel Elend schmerzlich bewegtem Herzen legte unsern Gesetzgebern einfach blos die folgenden Fragen vor:

„Aus augenscheinlichen Thatsachen ergiebt sich, daß Tausende von Weibern in Paris mit nicht mehr als fünf Franken wöchentlich zu leben gezwungen sind... wohlverstanden 5 Francs wöchentlich, worin sie wohnen, sich kleiden, im Winter heizen und sich ernähren sollen. Und viele von diesen Weibern sind Wittwen und haben kleine Kinder; ich beschwöre Sie, nur an Ihre Töchter, Ihre Schwestern, Ihre Frauen, Ihre Mütter zu denken... gleich ihnen sind diese Tausende von armen Geschöpfen, welche einem schrecklichen und gezwungener Weise entsittlichenden Schicksal geweiht sind, Mütter, Töchter, Schwestern, Gattinnen. Ich frage Sie im Namen der Barmherzigkeit, im Namen des gesunden Menschenverstandes, des Interesses Aller, im Namen der menschlichen Würde, ist ein solcher Zustand der Dinge, der übrigens sich immer mehr verschlimmert, erträglich? Ist er eigentlich nur möglich? Würden Sie denselben zugeben, besonders wenn sie an die erschrecklichen Uebel, an die Laster ohne Zahl denken, welche ein solches Elend erzeugt?"

Was würde bei unsern Gesetzgebern die Antwort darauf sein?

Gewiß würden sie schmerzlich bewegt, das muß man glauben, antworten:

„O es ist beträubend, wir seufzen über so großes Elend, aber wir können nichts dafür."

— Wir können nichts dafür.

Die Moral von alle Dem ist einfach, der Schluß leicht daraus zu ziehen, und in Jedermanns Bereich, besonders in Dem, die leiden... und gerade Diese, deren es eine ungeheure Anzahl giebt, schließen sehr häufig, sehr viel... und auf ihre Weise... und sie warten.

Daher wird auch vielleicht ein Tag kommen, wo die Gesellschaft ihre beklagenswerthe Unbekümmertheit dutter derumen wird, dann werden die Glücklichen dieser Welt furchtbare Rechenschaft zu fordern haben von den Leuten, die zu dieser Stunde uns regieren, denn sie hätten ohne Krisis, ohne Gewaltthätigkeit das Wohlsein des Arbeiters, sowie die Ruhe des Reichen sichern können.

Und bis irgend eine Lösung in diesen so schmerzlichen Fragen sich zeigt, welche die Zukunft der Gesellschaft, der Welt vielleicht interessirt, werden viele arme Geschöpfe, wie die Maneur, wie Gephyse, vor Elend und Verzweiflung sterben.

. . . . . .

In wenigen Minuten waren die beiden Schwestern damit fertig geworden, das zum Zustopfen der Thür und des Bodens bestimmte Stroh zusammenzudrehen.

Die Maneur sagte zu ihrer Schwester:

— Du bist die Größere, Gephyse, Du kannst das Dach nehmen, ich das Fenster und die Thür.

— Gut, Schwester... ich werde noch früher fertig sein, als Du, — antwortete Gephyse.

Und die beiden jungen Mädchen begannen sorgsam dem Luftzuge den Eingang zu verstopfen, der bis dahin in dieser verfallenen Mansardstube sein Wesen trieb.

Gephyse reichte vermöge ihres größeren Wuchses bis an die Löcher und Risse des Daches und verstopfte dieselben hermetisch.

Als diese traurige Arbeit vollendet war, kamen die beiden Schwestern wieder zu einander und sahen sich schweigend an.

Der verhängnißvolle Augenblick näherte sich; ihre obwohl stets noch ruhigen Gesichter schienen von jener seltsamen Uebererregung bewegt, welche stets die doppelten Selbstmorde begleitet.

— Jetzt, — sagte die Maneur — geschwind den Kohlentopf.

Und sie kniete vor der kleinen Pfanne hin, die mit Kohlen gefüllt war; aber Gephyse faßte ihre Schwester unter den Arm, zwang sie wieder aufzustehen und sagte zu ihr:

— Laß mich das Feuer anmachen... das ist meine Sache...

— Aber, Gephyse...

— Du weißt, arme Schwester, wie starkes Kopfweh Du nach der Kohle bekommst.

Bei dieser Naivetät, denn die Königin Bacchanale sprach im Ernste, konnten die beiden Schwestern sich nicht enthalten, traurig zu lächeln.

— Es ist ganz gleich, — versetzte Gephyse. — Wozu nützt es, Dir noch ein Leiden mehr zu verschaffen... und früher?

Darauf wies sie nach dem Strohsacke hin, in welchem sich noch etwas Stroh befand und fügte hinzu:

— Lege Dich so lange dorthin, gute Schwester... wenn die Pfanne angezündet sein wird, werde ich mich neben Dich setzen.

— Nun, mach' nicht so lange, Gephyse.

— In fünf Minuten ist es geschehen.

Das hohe Gebäude auf der Straße war durch einen engen Hof von dem Flügel getrennt, in welchem sich die Wohnung der beiden Schwestern befand, und ragte so weit über dieselbe hinaus, daß, wenn die Sonne erst hinter den hohen Giebeln verschwunden war, die Mansarde ziemlich dunkel wurde. Das matte Tageslicht des Fensters mit den fast undurchsichtigen Scheiben, sie waren nämlich so schmutzig, erleuchtete schwach den alten Strohsack mit blauen und weißen Streifen, auf welchem die Maneur mit einem zerlumpten Kleide bald liegend saß. Sich auf ihren linken Arm stützend, das Kinn auf die innere Seite ihrer Hand lehnend, begann sie ihre Schwester mit herzzerreißendem Ausdrucke zu betrachten.

Gephyse kniete vor dem Kohlenbecken, das Gesicht über die schwarze Kohle gebeugt, auf der schon hier und da ein bläuliches Flämmchen zuckte, sie blies stark auf etwas angeräuchertes Reisig, welches auf das bleiche Gesicht des jungen Mädchens glühende Reflexe warf.

Es herrschte tiefes Schweigen...

Man hörte kein anderes Geräusch, als das knickende Blasen Gephysens und in kurzen Zwischenräumen das Prasseln der Kohle, welche schon sich anzuzünden begann und einen widrigen, stechigen Geruch verbreitete.

Da Gephyse das Kohlenbecken vollkommen angezündet sah und sich schon ein wenig betäubt fühlte, stand sie auf und sagte zu ihrer Schwester, indem sie sich ihr näherte:

— Es ist geschehen...

— Schwester, — versetzte die Maneur, indem sie auf dem Strohsacke kniete, während Gephyse noch stand, — welche Stellung wollen wir einnehmen, ich möchte gern bis zum Ende ganz nahe bei Dir sein.

— Warte, — sagte Gephyse und führte zugleich die Bewegungen aus, von welchen sie sprach, — ich werde mich an das Kopfende des Strohsacks dicht an die Wand setzen und jetzt, Schwesterchen, lege Dich dort hin... gut so... lege Deinen Kopf auf meine Knie und gieb mir Deine Hand... behagt es Dir so?

— Ja, aber ich kann Dich nicht sehen.

— Das ist um so besser... Es scheint, als ob ein obwohl sehr kurzer Augenblick kommt, wo man sehr leidet... und, — fügte Gephyse mit bewegter Stimme hinzu, — es ist dann um so besser, wenn wir uns nicht leiden sehen.

— Du hast Recht, Gephyse.

— Laß mich noch zum letzten Male Deine schönen Haare küssen, — sagte Gephyse, indem sie das seidenartige Haar, welches das bleiche und schwermüthige Gesicht der Maneur schmückte, an ihre Lippen preßte, — und dann nachher wollen wir uns ganz still verhalten.

— Schwester, Deine Hand, — sagte die Maneur, — zum letzten Male Deine Hand... und nachher wollen wir, wie Du sagst, uns nicht mehr rühren... und ich glaube, wir werden nicht lange zu warten haben... denn ich fange schon an, mich betäubt zu fühlen... Wie ist's mit Dir, Schwester?

— Ich... noch nicht, — sagte Gephyse, — ich spüre Nichts als den schlechten Geruch der Kohle.

— Du weißt wohl nicht, nach welchem Kirchhofe man uns bringen wird? — sagte die Maneur nach einer Pause.

— Nein, aber weshalb diese Frage?

— Weil ich den des Père Lachaise vorziehen würde; ... ich bin einmal mit Agricol und seiner Mutter dort gewesen... welcher schöne Anblick! Ueberall Bäume, Blumen, Marmortafeln... Weißt Du wohl, daß die Todten besser wohnen als die Lebenden... und...

— Was ist Dir, Schwester? — sagte Gephyse zur Maneur, die sich unterbrochen hatte, nachdem sie in langsamerem Tone gesprochen.

— Ich bekomme gewissermaßen Schwindels ... die Schläfe schlagen mir, — antwortete die Maneur, — und wie befindest Du Dich?

— Ich fange eben an, ein wenig betäubt zu werden. Das ist seltsam, bei mir kommt die Wirkung später als bei Dir.

— O, — sagte die Maneur, indem sie zu lachen versuchte, — das kommt daher, weil ich stets so frühreif gewesen bin; ... erinnerst Du Dich wohl, in der Schule sagte man, daß ich immer weiter vor sei, als die Anderen; wie Du siehst, passirt mir das jetzt auch.

— Ja, aber ich bitte, Dich gleich wieder einzuholen, — sagte Gephyse.

Worüber die beiden Schwestern sich wunderten, war ganz natürlich.

Obgleich durch Kummer und Elend sehr geschwächt, hatte doch die Königin Bacchanale eine eben so kräftige Constitution, als die der Maneur schwächlich und zart war und mußte daher minder schnell als die Maneur die Wirkung des Erstickens empfinden.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von F. L. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

31. Aug. | 1. Band.] Supplement. [№ 4. | 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 3.)

Achter Band.

Die Cholera.

Siebzehntes Kapitel.

Selbstmord.

n sagst mir nichts, Schwester... Du leidest, nicht wahr? — versetzte Cephyse nach einem Augenblicke des Schweigens, indem sie ihre Hand auf die Stirn der Maxeux legte, deren Kopf noch auf ihren Knieen lag.

— Nein, — sagte die Maxeux mit geschwächter Stimme, — meine Augenlider sind schwer wie Blei... ich werde ganz betäubt... und bemerke, daß ich langsamer spreche... aber ich empfinde keinen lebhaften Schmerz... und Du, Schwester?

— Während Du mit mir sprachst, empfand ich Schwindel und jetzt schlagen meine Schläfen sehr stark...

— Wie sie mir eben auch geschlagen haben; man sollte eigentlich glauben, es wäre schmerzlicher und schwerer... so zu sterben.

Nach einer Pause sagte plötzlich die Maxeux zu ihrer Schwester:

— Glaubst Du, daß Agricol mich sehr bedauern wird... und noch lange an mich denkt?

— Wie kannst Du das nur fragen? — sagte Cephyse mit vorwurfsvollem Tone.

— Du hast Recht, — versetzte die Maxeux sanft, — es liegt ein schlechtes Gefühl in diesem Zweifel; ... aber wenn Du wüßtest?..

— Was denn, Schwester?

Die Maxeux zauderte einen Augenblick und sagte dann niedergeschlagen:

— Nichts...

Darauf fügte sie hinzu:

— Glücklicher Weise sterbe ich in der festen Ueberzeugung, daß er niemals meiner bedürfen wird. Er ist an ein junges, reizendes Mädchen verheirathet... sie lieben sich... und ich bin überzeugt, daß sie ihn glücklich machen wird.

Als sie die letzten Worte aussprach, schwächte sich die Stimme der Maxeux immer mehr. Plötzlich überfiel sie ein Schauer und sie sagte mit zitternder, fast furchtsamer Stimme zu Cephysen:

— Meine Schwester... drücke mich fest in Deine Arme... o, ich habe Furcht... ich sehe Alles in düsterem Blau.. und die Gegenstände wirbeln alle im Kreise um mich herum.

Und das unglückliche Geschöpf erhob sich ein wenig, verbarg ihr Gesicht an dem Busen ihrer Schwester, die noch immer saß, und umschlang sie mit ihren beiden welken Armen.

— Muth, Schwester, — sagte Cephyse gleichfalls mit schwach werdender Stimme und drückte sie an ihre Brust, — es wird bald zu Ende gehen.

Und Cephyse fügte mit einem Gemisch von Neid und Entsetzen hinzu:

— Warum wird denn meine Schwester so schnell ohnmächtig... ich bin noch ganz bei Sinnen und leide viel weniger als sie... o, es wird aber nicht lange dauern; ... wenn ich daran denke, daß sie vor mir sterben soll, so hätte ich Lust, mein Gesicht gerade über das Kohlenbecken zu halten... ja... und das will ich auch.

Bei der Bewegung, welche Cephyse that, um aufzustehen, hielt eine leise Umspannung ihrer Schwester sie zurück.

— Du leidest, arme Kleine, — sagte Cephyse zitternd.

— O ja... jetzt sehr... verlaß mich nicht... ich bitte Dich darum.

— Und ich, ich spüre fast noch gar nichts, — dachte Cephyse, indem sie einen wilden Blick auf das Kohlenbecken warf, — o doch, doch, — fügte sie mit einer Art unheimlicher Freude hinzu, — jetzt fange ich an zu ersticken und mir ist, als ob mir der Kopf zerspringen wollte.

In der That erfüllte schon das tödtliche Gas das ganze Zimmer, aus dem es nach und nach alle einzuathmende Luft verdrängte.

Der Tag neigte sich, die Mansarde, welche ziemlich dunkel geworden war, wurde durch den Wiederschein der Kohlenpfanne erleuchtet, welche auf die Gruppe der eng sich umarmenden Schwestern einen röthlichen Lichtschimmer warf.

Plötzlich machte die Maxeux einige leichte, krampfhafte Bewegungen und sprach mit hinsterbender Stimme die Worte:

— Agricol... Fräulein von Gardeville... o, Adieu, Agricol... ich...

Darauf murmelte sie noch einige andere unverständliche Worte, ihre Zuckungen hörten auf und ihre Arme, welche Cephysen umschlangen, sanken matt herab.

— Schwester, — rief Cephyse entsetzt und hob der Maxeux Kopf mit beiden Händen in die Höhe, um sie anzusehen, — bist Du schon so weit?... aber was wird aus mir... aus mir?

Das sanfte Gesicht war nicht blässer als gewöhnlich, nur hatten ihre halbgeschlossenen Augen keinen Blick mehr; ein halbes Lächeln voll Schwermuth und Güte irrte noch einen Augenblick um ihre bläulichen Lippen, über die ein kaum wahrnehmbarer Athemzug ging... darauf wurde ihr Mund unbeweglich und der Ausdruck ihres Gesichtes war von großer Heiterkeit.

— Aber Du sollst nicht vor mir sterben, — rief Cephyse mit herzzerreißendem Tone und bedeckte die Wangen der Maxeux, die unter ihren Lippen erkalteten, mit Küssen. — Schwester, warte doch auf mich... warte!

Die Maxeux antwortete nicht, ihr Kopf, den Cephyse einen Augenblick losließ, glitt sanft auf den Strohsack zurück.

— Mein Gott, ich schwöre es Dir zu, daß es nicht meine Schuld ist, wenn wir nicht zusammen sterben, — rief Cephyse in Verzweiflung und kniete vor dem Lager, auf dem die Maxeux ausgestreckt lag.

— Fort, — murmelte Cephyse außer sich, — da ist sie todt,... vor mir gestorben... es kommt vielleicht daher, daß ich stärker bin... o, glücklicher Weise fange ich an,... wie sie vorhin... Alles um mich blau zu sehen... o, wie ich leide... welches Glück, Schwester, — fügte sie hinzu, indem sie ihre Arme um den Nacken der Maxeux schlang, — mir fehlt die Luft... siehst Du, jetzt komme ich auch...

Plötzlich ließ sich ein Geräusch von Schritten und Stimmen auf der Treppe hören. Cephyse hatte noch Bewußtsein genug, um das Geräusch zu vernehmen.

Noch immer über den Körper ihrer Schwester gebeugt, hob sie den Kopf in die Höhe.

Das Geräusch kam immer näher. Bald rief eine Stimme von außen, in geringer Entfernung vor der Thür:

— Großer Gott, welcher Kohlengeruch!

Und in demselben Augenblicke wurde die Thür erschüttert, während eine andere Stimme rief:

— Machen Sie auf, machen Sie auf!

— Man wird hereinkommen... mich retten... mich.... und meine Schwester ist todt... o nein, ich werde nicht so feige sein, sie zu überleben.

Das war der letzte Gedanke Cephysens.

Sie nahm alle ihr übrig gebliebene Kraft noch zusammen, um an's Fenster zu laufen, öffnete dasselbe... und gerade in dem Augenblicke, wo die Thür halb zerbrochen einem kräftigen Stoße nachgab, stürzte sich das unglückliche Geschöpf aus diesem dritten Stockwerke in den Hof hinab.

In diesem Augenblicke erschienen Adrienne und Agricol auf der Schwelle des Zimmers.

Trotz des erstickenden Kohlengeruches stürzte Fräulein von Gardeville in das Mansardzimmer und da sie die Kohlenpfanne sah, rief sie aus:

— Das unglückliche Kind, es hat sich den Tod gegeben.

— Nein, sie hat sich zum Fenster hinausgestürzt, — rief Agricol, denn er hatte in dem Moment, wo die Thür brach, eine menschliche Gestalt aus dem Fenster verschwinden sehen und lief gleich dorthin.

— O, — rief er aus, — das iſt gräßlich, — und gab einen Schrei des Entſetzens von ſich, hielt ſeine Hand vor die Augen und wandte ſich bleich, erſtarrt nach Fräulein von Gardeville zurück.

Dieſe irrte ſich über die Urſache von Agricol's Schrecken und da ſie die Maneux in der Dunkelheit wahrgenommen hatte, antwortete ſie:

— Nein, hier iſt ſie...

Und ſie zeigte dem Schmiede die bleiche Geſtalt der auf dem Strohſacke liegenden Maneux, warf ſich neben ſie auf's Knie und fand, als ſie die Hände der armen Arbeiterin ergriff, dieſelben ganz kalt. Geſchwind legte ſie ihr die Hand auf's Herz, ſie fühlte es nicht mehr ſchlagen.

Als indeß nach einer Secunde friſche Luft durch Thür und Fenſter ſtrömte, glaubte Adrienne einen faſt unmerklichen Pulsſchlag wahrzunehmen und rief aus:

— Ihr Herz ſchlägt,... geſchwind, Herr Agricol, eilen Sie nach Hülfe... glücklicher Weiſe habe ich mein Flacon hier.

— Ja, ja, Hülfe für ſie... und für die Andere... wenn es da noch Zeit iſt, — ſagte der Schmied verzweifelt, ſtürzte nach der Treppe hin und ließ Fräulein von Gardeville zurück, welche vor dem Lager kniete, auf welchem die Maneux ausgeſtreckt lag.

Achtzehntes Kapitel.

Die Geſtändniſſe.

Während des ſchmerzlichen Auftrittes, den wir eben erzählt haben, hatte eine lebhafte Aufregung die Züge des Fräulein von Gardeville geſtärkt, die vor Kummer bleich und mager geworden war. Ihre vor Kurzem noch ſo ſchön gerundeten Wangen waren ſchon ein wenig hohl geworden, während ein Kreis von ſchwachem, durchſichtigem Blau ihre großen, ſchwarzen Augen umgab, die von Schwermuth umdunkelt waren, ſtatt wie ſonſt lebhaft und glänzend zu ſein. Ihre reizenden Lippen hatten indeſſen, obwohl ſie von ſchmerzlicher Unruhe verzogen waren, noch ihre ſammetne, friſche Färbung behalten.

Um bequemer der Maneux ihre Pflege angedeihen laſſen zu können, hatte Adrienne den Hut von ſich geworfen und die ſeidenen Wellen ihres ſchönen Goldhaares verdeckten faſt ihre über das Lager gebeugte Geſtalt. Sie kniete und drückte mit ihren weißen Händen die mageren der armen Arbeiterin, die ſeit einigen Minuten theils durch die Friſche der Luft, theils durch die kräftigen Salze, von denen Adrienne ein Fläſchchen bei ſich führte, vollkommen in's Leben zurückgerufen war: glücklicher Weiſe war die Ohnmacht der Maneux mehr durch ihre Aufregung und Schwäche herbeigeführt worden, als in Folge des Erſtickens, da das tödtliche, von der Kohle entwickelte Gas noch nicht ſeinen höchſten Grad von Kraft erreicht hatte, als die Maneux das Bewußtſein verloren.

Bevor wir die Erzählung dieſes Auftrittes zwiſchen der Arbeiterin und der jungen Patrizierin fortſetzen, werden uns einige Worte des Rückblickes nothwendig.

Seit dem ſeltſamen Abenteuer im Theater der Porte St.-Martin, wo Djalma mit Gefahr ſeines Lebens ſich unter den Augen des Fräulein von Gardeville auf den ſchwarzen Panther geſtürzt hatte, war das junge Mädchen verſchiedenartigen und tiefen Bekümmerniſſen preisgegeben geweſen.

Sie hatte ihre Eiferſucht und ihre Erniedrigung beim Anblicke Djalma's einen Augenblick vergeſſen, deſſelben Djalma's, der ſich vor Aller Augen mit einem Weibe herumzog, die ſeiner ſo wenig würdig ſchien, und hatte ſich, von der ritterlichen und beldenmüthigen Handlung des Prinzen geblendet, geſagt:

„Trotz allem gehäſſigen Anſcheine liebt mich Djalma doch noch genug, um dem Tode getrotzt zu haben, damit er meinen Strauß aufheben könne.“

Aber bei dieſem jungen Mädchen von ſo zarter Seele, ſo klarem und richtigem Geiſte mußte das Nachdenken und der geſunde Menſchenverſtand bald die Leere ſolcher Tröſtungen darthun, die nicht im Stande waren, die grauſamen Wunden ihrer ſo ſchwer verletzten Liebe und Würde zu heilen.

— Wie oft, — dachte Adrienne ganz mit Recht, — hat der Prinz auf der Jagd aus reiner Laune und ohne Grund einer Gefahr getrotzt, die eben ſo groß war als die, welcher er ſich ausgeſetzt, um mein Bouquet aufzuheben! Und ferner, wer ſteht mir dafür, daß er es überhaupt nur gethan hat, um es dem Frauenzimmer anzubieten, in deſſen Begleitung er da war?

Die Begriffe Adrienne's über Liebe, die vielleicht in den Augen der Welt ſonderbar ſein mögen, vor Gott aber gewiß groß und richtig, verbunden mit ihrem gerechten Stolze, hinderten ein für allemal, daß ſie nur daran denken konnte, dieſem Weibe nachzuahmen, wer daſſelbe auch ſein mochte, das der Prinz öffentlich wie ſeine Geliebte vorgeführt hatte.

Und dennoch wagte Adrienne es ſich kaum zu geſtehen; ſie empfand eine um ſo ſchmerzlichere, demüthigere Eiferſucht gegen ihre Nebenbuhlerin, je weniger dieſelbe würdig ſchien, mit ihr verglichen zu werden.

Zu anderen Zeiten wieder erinnerte ſich Fräulein von Gardeville trotz des Bewußtſeins ihres eigenen Werthes der reizenden Züge Pompon-Roſe's, fragte ſich, ob der ſchlechte Geſchmack, die freien und unſchicklichen Manieren dieſes hübſchen Geſchöpfes von einer früheriſen und unſittlichen Keckheit oder von der vollkommenen Unkenntniß aller Gebräuche herrühre; in dem letzteren Falle konnte gerade dieſe Unwiſſenheit, welche vielleicht die Folge von einem naiven, unbefangenen Naturell war, einen großen Reiz haben; wenn endlich zu dieſem Reize und zu dem einer unbeſtreitbaren Schönheit eine aufrichtige Liebe und eine reine Seele kam, ſo that die Niedrigkeit der Geburt und die ſchlechte Erziehung dieſes jungen Mädchens wenig zur Sache, es konnte Djalma doch eine tiefe Leidenſchaft einflößen.

Wenn Adrienne häufig anſtand, trotz allem Anſcheine in Pompon-Roſe ein verlorenes Geſchöpf zu ſehen, ſo geſchah es deshalb, weil ſie ſich erinnerte, was ſo viel Reiſende von Djalma's Seelengröße erzählten, ſich beſonders der Unterredung erinnerte, bei der ſie eines Tages ihn und Rodin belauſcht; ſie konnte ſich nicht entſchließen zu glauben, daß ein Mann, der mit ſo bemerkenswerthem Geiſte, mit einer ſo poetiſchen, ſo träumeriſchen, ſo für das Ideal begeiſterten Seele begabt war, im Stande ſei, ein gewöhnliches, entartetes Geſchöpf zu lieben und ſich kühn vor Aller Augen mit ihm zu zeigen... Darin lag das Geheimniß, welches Adrienne vergeblich aufzuklären ſich bemühte

Dieſer tödtliche Zweifel, dieſe grauſame Neugier nährten nur die verhängnißvolle Liebe Adrienne's und man kann ihre unheilbare Verzweiflung begreifen, wenn man bedenkt, daß die Gleichgültigkeit, ja ſelbſt die Verachtung Djalma's dieſe Liebe nicht tödten konnten, die glühender und leidenſchaftlicher als jemals war; bald kam ſie wieder auf fataliſtiſche Ideen in Bezug auf ihr Herz zurück, ſie ſagte ſich, ſie müſſe dieſe Liebe empfinden, Djalma ſei ihrer werth und eines Tages werde, was im Benehmen des Prinzen jetzt Unbegreiflichen ſei, ſich zu ſeinem Vortheile aufklären, bald dagegen ſchämte ſie ſich, Djalma zu entſchuldigen, und das Bewußtſein dieſer Schwäche war für ſie eine Folter, ein fortwährender Gewiſſensbiß. So unaufhörlichen Beklommenheiten hingegeben lebte ſie von da ab in tiefſter Einſamkeit.

Bald brach die Cholera aus. Zu unglücklich, um dieſe Seuche zu fürchten, empfand Adrienne nur über das Unglück der Anderen Betrübniß. Sie war eine der Erſten, welche zu den beträchtlichen Geſchenken beitrug, die von allen Seiten aus höchſt ehrenwerthem Mildthätigkeitsgefühl herbeikamen. Da Florine plötzlich von der Seuche befallen worden war, wollte ihre Herrin trotz der Gefahr ſie ſehen und ihren geſunkenen Muth wieder heben. Durch dieſen neuen Beweis von Güte beſiegt, konnte Florine nicht länger mehr den Verrath verhehlen, zu deſſen Mitſchuldiger ſie ſich gemacht hatte: da der Tod ſie gewiß von der verhaßten Tyrannei der Leute befreien ſollte, unter deren Joche ſie ſich befand, ſo konnte ſie endlich Adriennen Alles enthüllen.

Dieſe erfuhr ſo zu gleicher Zeit die unaufhörliche Aufpaſſerei Florinens und die Urſache des plötzlichen Verſchwindens der Maneux.

Bei dieſen Enthüllungen fühlte Adrienne ihre Neigung, ihr zartes Mitleid mit der armen Arbeiterin ſich noch vermehren. Auf ihren Befehl wurden die thätigſten Schritte gethan, um die Spur der Maneux wieder aufzufinden. Die Geſtändniſſe Florinens hatten eine noch wichtigere Folge; Adrienne, welche über dieſen neuen Beweis der Intriguen Rodin's mit Recht beunruhigt war, erinnerte ſich ihrer Pläne von damals, wo ſie ſich geliebt glaubte und der Inſtinkt ihrer Liebe ihr die Gefahren offenbarte, welchen Djalma und die anderen Mitglieder der Familie Mennepent ausgeſetzt waren. Nach den Enthüllungen Florinens dachte Adrienne daran, alle Perſonen ihrer Familie zu vereinigen, ſie gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu verbinden und betrachtete dieſen Gedanken wie eine zu erfüllende Pflicht; in dieſem Kampfe gegen ſo gefährliche und mächtige Gegner als Rodin, der Abbé von Aigrigny, die Prinzeſſin von St.-Dizier und ihre Sippſchaft ſah Adrienne nicht blos die lohnenswerthe und gefährliche Aufgabe, Heuchelei und Habgier zu entlarven, ſondern auch, wenn nicht einen Troſt, doch wenigſtens eine edle Zerſtreuung von herbem Kummer.

Von dieſem Augenblicke an trat eine unruhige, fieberhafte Thätigkeit an die Stelle der dumpfen und ſchmerzlichen Gleichgültigkeit, in welcher das junge Mädchen ſchmachtete. Sie verſammelte alle Perſonen ihrer Familie, die dem Aufrufe zu folgen im Stande waren, um ſich, und wie die dem Abbé von Aigrigny überſandte geheime Notiz ſagte, wurde bald das Hôtel des Fräulein von Gardeville der Herd thätiger, unausgeſetzter Schritte, der Mittelpunkt häufiger Familienvereinigungen, bei denen man die Mittel zum Angriffe und zur Vertheidigung lebhaft erörterte.

Die geheime Notiz, von der wir geſprochen haben, war in Bezug auf alle Punkte genau, nur vermuthete ſie, daß Fräulein von Gardeville mit Djalma eine Zuſammenkunft gehabt; dieſe Angabe war indeſſen falſch.

Wir werden ſpäter die Urſache erfahren, welche zu dieſer Vermuthung Anlaß gegeben; weit entfernt davon, ſonſt Fräulein von Gardeville in der Beſchäftigung mit den großen Intereſſen der Familie kaum eine vorübergehende Ablenkung von der ſchmerzlichen Liebe, welche heimlich in ihr lebte, und die ſie ſich ſo ſehr zum Vorwurf machte.

Am Morgen deſſelben Tages, wo Adrienne endlich die Wohnung der Maneux erfahren hatte und ſie auf ſo wunderbare Weiſe dem Tode hatte entreißen können, befand ſich Agricol gerade im Hôtel Gardeville, um dort ſich in Bezug auf Herrn Hardy Rath zu holen, und bat Adrienne, ihm zu erlauben, daß er ſie nach der Rue Clovis begleite, wohin ſie ſich dann beide in aller Eile begaben.

Alſo auch diesmal, welch ein edles, rührendes Schauſpiel, berührten Fräulein von Gardeville und die Maneux, die beiden äußerſten Enden der geſellſchaftlichen Stufenleiter, einander und traten in ein Verhältniß zärtlicher Gleichheit... denn die Arbeiterin und die Patrizierstochter kamen ſich an Verſtand, Seelenadel und Gemüth gleich... auch darin hatten ſie vor einander Nichts voraus, daß die Eine ein Ideal des Reichthums, der Anmuth und der Schönheit, die Andere das Ideal der Entſagung und des unverſchuldeten Unglücks war; ach, hat das mit Muth und Würde ertragene Unglück nicht auch ſeinen Heiligenſchein?

Die Maneux, die auf dem Strohſacke lag, ſchien noch ſo ſchwach, daß ſelbſt, wenn Agricol nicht unten im Hofe bei Gephyſe zurückgehalten worden wäre, die einen fürchterlichen Todeskampf kämpfte, Fräulein von Gardeville doch noch einige Zeit gewartet haben würde, bevor ſie die Maneux aufgefordert hätte, aufzuſtehen und unten in den Wagen zu ſteigen.

Infolge der Geiſtesgegenwart und einer frommen Lüge Adriennens war die Arbeiterin überzeugt, daß Gephyſe noch einem benachbarten Hoſpital habe gebracht werden können, wo man die nöthige Pflege ihr angedeihen laſſen konnte, die zugleich die beſten Ausſichten ließ. Da die Kräfte der Maneux ſich gewiſſermaßen nach und nach aus ihrer Lähmung erhoben, ſo hatte ſie zuerſt dieſe Fabel ohne den mindeſten Argwohn hingenommen, da ſie auch nicht wußte, daß Agricol mit Fräulein von Gardeville gekommen ſei.

— Und Ihnen, Fräulein, verdanken Gephyſe und ich das Leben? — ſagte die Maneux ihr ſchwermüthiges, rührendes Geſicht zu Fräulein von Gardeville gewendet, — Sie knien hier in dieſer Manſardſtube... neben dem elenden Lager, auf welchem meine Schweſter und ich ſterben wollten... denn Gephyſe... nicht wahr, das verſichern Sie mir, Fräulein?... iſt noch bei Zeiten gerettet worden?

— Ja, beruhigen Sie ſich, eben hat man mir gemeldet, daß ſie wieder zur Beſinnung gekommen iſt.

— Und nicht wahr, man hat ihr geſagt, daß ich lebe?... denn ſonſt würde ſie es vielleicht bedauern, mich überlebt zu haben.

— Seien Sie ruhig, mein Kind, — ſagte Adrienne, indem ſie der Maneux die Hände drückte und ihre thränenfeuch-

ten Blicke auf ſie richtete. — Man hat ihr Alles geſagt, was zu ſagen nöthig iſt. Beſorgen Sie Nichts, denken Sie an weiter Nichts, als in's Leben zurückzukommen und wie ich

Digitized by Google

hoffe auch zum Glücke... das Sie, arme Kleine, bisher so wenig gekannt haben.

— Wie gütig Sie sind, Fräulein!... nach meiner Flucht von Ihnen... während Sie mich für eine Undankbare halten müssen!

— Gleich,... wenn Sie sich erst ein wenig werden erholt haben... will ich Ihnen mancherlei sagen, was vielleicht jetzt Sie zu sehr anstrengen würde; aber wie befinden Sie sich?

— Besser, Fräulein,... diese gute Luft... und dann der Gedanke, daß Sie jetzt hier sind... meine gute Schwester nicht mehr der Verzweiflung ausgesetzt zu sein braucht,... denn auch ich will Ihnen Alles sagen... und ich bin überzeugt, daß Sie mit der armen Gepeinigten Mitleid haben werden.

— Rechnen Sie stets auf mich, mein Kind, — antwortete Adrienne, indem sie mit Mühe ihre Verlegenheit verbarg, — Sie wissen es, ich nehme an Allem Theil, was Sie interessirt... Aber sagen Sie mir, — fügte Fräulein von Cardoville mit bewegter Stimme hinzu, — bevor Sie diesen verzweifelten Entschluß faßten, haben Sie mir geschrieben, nicht wahr?

— Ja, Mademoiselle.

— Ach, — versetzte Adrienne, — als Sie keine Antwort von mir bekamen, haben Sie mich recht der Vergessenheit, der Undankbarkeit zeihen müssen!...

— O, ich habe Sie niemals angeklagt, Fräulein; meine arme Schwester wird Ihnen das sagen. Ich bin Ihnen bis zuletzt dankbar gewesen.

— Ich glaube Ihnen, ich kenne Ihr Herz, aber... wie konnten Sie sich mein Schweigen erklären?

— Ich habe Sie mit Recht erzürnt geglaubt, Fräulein, wegen meines plötzlichen Davongehens.

— Mich erzürnt!... Ich mein Gott, ich habe Ihren Brief gar nicht bekommen!

— Und doch wissen Sie, daß ich einen an Sie geschrieben?

— Ja, meine arme Freundin, ich weiß sogar, daß Sie ihn bei meinem Portier geschrieben; unglücklicherweise hat er den Brief an eines meiner Kammermädchen, Namens Florine, gegeben, indem er ihr sagte, daß der Brief von Ihnen komme.

— Fräulein Florine, die junge Person, die so gütig gegen mich gewesen?

— Florine betrog mich auf nichtswürdige Weise; an meine Feinde verkauft, diente sie ihnen als Spion.

— Sie!... Mein Gott! — rief die Mayeux, — ist es möglich?

— Sie selbst, — antwortete Adrienne bitter; — aber im Grunde muß man sie mehr beklagen als schelten; sie war gezwungen, einer furchtbaren Nothwendigkeit zu gehorchen und ihre Geständnisse, ihre Reue haben ihr vor ihrem Tode meine Verzeihung erwirkt.

— Auch sie todt!... so jung... so schön!

— Trotz ihres Unrechts hat mich ihr Ende wahrhaft gerührt; denn sie hat ihre Vergehen mit der herzzerreißendsten Reue bekannt. Bei diesen Bekenntnissen sagte sie mir auch, daß sie einen Brief unterschlagen, in welchem Sie mich um eine Unterredung baten, die Ihrer Schwester das Leben retten könne.

— Das ist wahr, Fräulein,... das waren die Ausdrücke des Briefes; aber welches Interesse hatte man dabei, Ihnen denselben zu verbergen?

— Man fürchtete, Sie wieder zu mir zurückkommen zu sehen, Sie meinen guten Engel... die Sie mich so zärtlich liebten... Meine Feinde haben Ihre treue Anhänglichkeit gefürchtet, die von dem wunderbaren Instinkte Ihres Herzens unterstützt wird!... O, ich werde es niemals vergessen, wie verdient der Schauder war, welchen Ihnen ein Elender einflößte, den ich gegen Ihren Verdacht vertheidigte.

— Herr Rodin? — sagte die Mayeux bebend.

— Ja... — antwortete Adrienne; — aber sprechen wir jetzt nicht von diesen Leuten... ihr verhaßtes Andenken würde mir die Freude verderben, welche ich empfinde, indem ich Sie wieder aufstehen sehe... denn Ihre Stimme ist minder schwach, Ihre Wangen färben sich ein wenig. Gott sei gedankt, wie glücklich bin ich, Sie wieder gefunden zu haben!... Wenn Sie wüßten, was ich Alles von unserer Vereinigung hoffe und erwarte! Denn wir verlassen uns nicht wieder, nicht wahr? O, versprechen Sie es mir, im Namen unserer Freundschaft.

— Ich, Fräulein, Ihre Freundin!... — sagte die Mayeux und senkte schüchtern die Augen.

— Konnte ich Sie nicht einige Tage, bevor Sie mich verließen, meine Freundin, meine Schwester? Was hat sich darin geändert? Nichts... Nichts, — fügte Fräulein von Cardoville hinzu, — im Gegentheil möchte ich behaupten, daß eine verhängnißvolle Aehnlichkeit in unseren Lagen mir Ihre Freundschaft nur noch theurer... noch köstlicher macht;... und sie ist mir gewiß, nicht wahr?... O schlagen Sie mir das nicht ab, ich bedarf einer Freundin so sehr...

— Sie, Fräulein... Sie bedürften der Freundschaft eines armen Geschöpfes, wie ich bin?

— Ja, — antwortete Adrienne und sah die Mayeux mit äußerst schmerzlicher Miene an, — und noch mehr sogar,... Sie sind vielleicht die einzige Person, der ich meinen Kummer anzuvertrauen im Stande und muthig genug wäre.

Und die Wangen des Fräulein von Cardoville rötheten sich lebhaft.

— Und was erwirbt mir ein solches Zeichen des Vertrauens? — fragte die Mayeux immer mehr und mehr verwundert.

— Die Zartheit Ihres Herzens, die Sicherheit Ihres Charakters, — antwortete Adrienne mit flüchtigem Zaudern, — und dann sind Sie, ich bin es gewiß, mehr als Jemand Weib, Sie werden verstehen, was ich leide und mich beklagen...

— Sie beklagen,... Fräulein, — sagte die Mayeux, deren Verwunderung sich mehrte, — ich Sie beklagen, eine vornehme, so beneidete Dame... ich, die ich so niedrig und demüthig bin!

— Sagen Sie mir, meine arme Freundin, — versetzte Adrienne nach einer Pause, — sind die herbesten Schmerzen nicht diejenigen, welche man aus Furcht vor Spott oder Verachtung Niemandem anzuvertrauen wagt?... Wie soll man es wagen, Theilnahme oder Mitleid für Schmerzen zu fordern, die man sich selbst nicht zu gestehen wagt, weil man in seinen eigenen Augen darüber erröthet?

Die Mayeux konnte kaum ihren Ohren trauen; wenn ihre Wohlthäterin gleich ihr eine unglückliche Liebe empfunden hätte, würde sie keine andere Sprache haben führen können; aber die Arbeiterin konnte eine solche Vermuthung nicht zulassen; da sie also den Kummer Adriennens einer anderen Ursache zuschrieb, antwortete sie traurig, indem sie an ihre unglückliche Liebe zu Agricol dachte:

— O ja, Fräulein, ein Kummer, dessen man sich schämt,... das muß schrecklich sein... sehr schrecklich!

— Aber welches Glück kann auch, ein Herz zu finden, das nicht nur edel genug ist, uns vollkommenes Vertrauen einzuflößen, sondern das auch durch tausendfältigen Kummer erprobt im Stande ist, uns Mitleid, Rath und Beistand zu gewähren!... Sagen Sie mir, mein liebes Kind, — fügte Fräulein von Cardoville hinzu, indem sie die Mayeux aufmerksam betrachtete, — wenn Sie nun von einem der Leiden niedergedrückt wären, über welche man erröthet, würden Sie nicht glücklich sein, sehr glücklich, eine Schwesterseele zu finden, in die Sie Ihren Kummer ergießen und um die Hälfte erleichtern könnten durch ein vollkommenes und verdientes Vertrauen?

Zum ersten Male in ihrem Leben sah die Mayeux Fräulein von Cardoville mit einem Gefühle des Mißtrauens und der Traurigkeit an.

Die letzten Worte des jungen Mädchens schienen ihr bedeutungsvoll. — „Gewiß kennt sie mein Geheimniß, — dachte die Mayeux, — wahrscheinlich ist mein Tagebuch in ihre Hände gefallen; sie kennt meine Liebe zu Agricol, oder sie ergründet dieselbe; was sie mir bisher gesagt, hat nur zum Zwecke, mich zu Geständnissen aufzufordern, damit sie sich überzeugen kann, ob sie gut unterrichtet ist."

Diese Gedanken regten in der Mayeux Seele kein herbes, undankbares Gefühl gegen ihre Wohlthäterin an, aber das Herz dieser Unglücklichen war von so ergebnißvoller Zartheit, so schmerzlich empfindlich in Bezug auf ihre unselige Liebe, daß sie trotz ihrer aufrichtigen und tiefen Neigung zu Fräulein von Cardoville unendlich litt, da sie dieselbe im Besitze ihres Geheimnisses glaubte.

Neunzehntes Kapitel.

Die Geständnisse. (Fortsetzung.)

Der anfangs so peinliche Gedanke, daß Fräulein von Cardoville von ihrer Liebe zu Agricol unterrichtet sei, wandelte sich im Herzen der Mayeux vermöge der edeln Instinkte dieses seltenen, vortrefflichen Geschöpfes bald in ein rührendes Bedauern um, welches ihre ganze Zuneigung, ihre ganze Verehrung für Fräulein von Cardoville bewies.

„Vielleicht, — dachte die Mayeux, — würde ich, von dem Einflusse besiegt, den die bewundernswerthe Güte meiner Beschützerin auf mich ausübt, ihr ein Geständniß gemacht haben, das Niemand vernommen haben würde, ein Geständniß, das ich eben noch mit mir in's Grab zu nehmen wähnte;... das wäre mindestens ein Beweis meiner Dankbarkeit gegen Fräulein von Cardoville gewesen; aber unglücklicherweise bin ich nun des treuen Glückes beraubt, meiner Wohlthäterin das einzige Geheimniß meines Lebens anzuvertrauen. So edel übrigens ihr Mitleid mit mir sein mag, so umsichtig ihre Zuneigung, so ist sie, die so schön, so bewundert ist, doch nimmermehr im Stande zu begreifen, wie schrecklich die Lage eines armen Geschöpfes ist, wie ich bin, das in seinem gemarterten Herzen eine eben so hoffnungslose als lächerliche Liebe birgt... Nein, nein... und trotz der Zartheit ihrer Anhänglichkeit an mich wird meine Wohlthäterin, obwohl sie mich beklagt, doch ohne es zu wissen mich verletzen, denn allein verwandte Leiden können einander Trost gewähren... ach, warum hat sie mich nicht sterben lassen?"

Diese Betrachtungen waren mit Gedankenschnelle durch der Mayeux Seele gegangen. Adrienne beobachtete sie aufmerksam; sie wurde plötzlich gewahr, daß die Züge der jungen Arbeiterin, die bis dahin immer heiterer geworden waren, aufs Neue sich umwölkten und den Ausdruck schmerzlicher Demüthigung annahmen. Erschreckt über diesen Rückfall düsterer Niedergeschlagenheit, dessen Folgen verderblich werden konnten, denn die Mayeux war noch sehr schwach und stand gewissermaßen noch am Rande des Grabes, versetzte Fräulein von Cardoville lebhaft:

— Meine Freundin, sind Sie nicht auch meiner Ansicht, daß der herbste, demüthigste Kummer erleichtert wird, wenn man ihn in ein treues, ergebenes Herz gießen kann?

— Ja, Fräulein, — sagte die junge Arbeiterin bitter, — aber ein Herz, das leidet und im Stillen leidet, sollte ganz allein den günstigen Augenblick zu einem so peinlichen Geständnisse beurtheilen... Bis dahin wäre es menschlich vielleicht gewesen, sein schmerzliches Geheimniß zu ehren, wenn man es zufällig erfahren hat.

— Sie haben Recht, mein Kind, — sagte Adrienne betrübt, — wenn ich diesen beinahe feierlichen Augenblick wähle, um Ihnen eine peinliche Mittheilung zu machen,... so geschieht es deshalb, weil, wenn Sie mich angehört haben werden, Sie gewiß um so mehr an Ihrer Existenz hängen, als Sie dann wissen, wie sehr ich Ihrer Zärtlichkeit ihrer Tröstungen, Ihres Mitleides bedürftig bin.

Bei diesen Worten bemühte sich die Mayeux sich halb aufzurichten, und betrachtete Fräulein von Cardoville mit Erstaunen.

Sie konnte kaum glauben, was sie hörte; weit entfernt, sich ihres Vertrauens zu bemächtigen, wollte ihre Wohlthäterin, wie sie sagte, ihr ein peinliches Geständniß machen und von ihr, der Mayeux, Tröstungen und Mitleid verlangen.

— Wie, — rief sie stotternd aus, — Sie, Fräulein, wollen...

— Ich will Ihnen sagen:... ich leide und ich schäme mich meiner Leiden... Ja, — fügte das junge Mädchen mit herzzerreißendem Ausdrucke hinzu, — ja, ich will Ihnen das schmerzlichste Geständniß ablegen, das es nur geben kann... ich liebe! und ich erröthe über diese Liebe.

— Wie ich... — rief die Mayeux unwillkürlich aus und rang die Hände.

— Ich liebe, — versetzte Adrienne mit einem Ausbruche lang verhaltenen Schmerzes, — ja ich liebe und werde nicht wieder geliebt... Und meine Neigung ist eine elende, eine unmögliche... sie verzehrt, sie tödtet mich und ich wage Niemandem dies verhängnißvolle Geheimniß zu gestehen.

— Gerade wie ich, — wiederholte die Mayeux mit starrem Blick.

„Sie, an Schönheit eine Königin, wie an Rang, an Reichthum und an Geist, — dachte sie, — sie leidet gleich mir; und gleich mir armem Geschöpfe liebt sie und wird nicht wieder geliebt."

— Nun ja, gleich Ihnen liebe ich und werde nicht wieder geliebt, — rief Fräulein von Cardoville; — hatte ich also Unrecht Ihnen zu sagen, daß Ihnen allein ich mich anvertrauen konnte... weil Sie allein dieselben Schmerzen empfinden und mich so verstehen können.

— Also, Fräulein, — sagte die Mayeux die Augen niederschlagend und erholte sich von ihrem tiefen Staunen, — also wußten Sie...

— Ich wußte Alles, armes Kind... aber ich würde niemals mit Ihnen von Ihrem Geheimnisse gesprochen haben wenn ich Ihnen nicht ein noch schmerzlicheres anzuvertrauen hätte;... das Ihrige ist betrübend, meines aber demüthigend... O meine Schwester, Sie sehen es, — setzte Fräulein von Cardoville mit unbeschreiblichem Tone hinzu, — das Unglück vermischt, verschmilzt die sogenannten Standesunterschiede... Und häufig sinken die Glücklichen dieser Welt, die

so viel beweidet werden, durch entsetzliche Leiden tiefer als die Niedrigsten und Elendesten, da sie von diesen Trost und Mitleid verlangen.

Darauf trocknete Fräulein von Cardoville ihre reichlich strömenden Thränen und versetzte mit bewegter Stimme:

— Nun, Schwester... Muth, Muth... Wir wollen uns lieben und einander stützen. Möge dieses traurige und geheimnißvolle Band uns auf immer vereinigen.

— O Fräulein, verzeihen Sie mir! Aber jetzt, wo Sie das Geheimniß meines Lebens kennen, — sagte die Mancur und konnte ihre Verwirrung kaum überwinden, — kommt es mir vor, als würde ich Sie nicht mehr ohne Verlegenheit ansehen können.

— Weshalb? — Weil Sie Ihren Agricol leidenschaftlich lieben? — sagte Adrienne; — aber dann müßte ich ja vor Ihrem Angesichte aus Scham sterben, denn minder muthvoll als Sie, habe ich nicht die Kraft gehabt, mich darein zu ergeben, meine Liebe in meinem tiefsten Herzen zu verbergen! Der, den ich liebe, mit einer Neigung, die jetzt eine Narrheit geworden ist, hat von dieser Liebe erfahren... und hat sie verschmäht... um mir ein Weib vorzuziehen, deren Wahl allein eine neue blutige Beleidigung für mich sein muß, wenn mich aller Anschein über sie nicht täuscht... Deshalb hoffe ich auch mitunter, daß er mich täuscht... und jetzt sagen Sie mir, kommt es Ihnen zu, die Augen niederzuschlagen?

— Sie verschmäht, Fräulein, um eines Weibes willen, das nicht werth ist, mit Ihnen verglichen zu werden? — O das kann ich nicht glauben, — rief die Mancur aus.

— Und auch ich kann es bisweilen nicht glauben... und zwar ohne Stolz, nur weil ich weiß, was ich werth bin... Dann sage ich mir immer: Nein, die mir vorgezogen wird, hat gewiß Eigenschaften, die Seele, den Geist und das Herz Dessen zu rühren, der mich ihretwegen verschmäht.

— O Fräulein, wenn Alles, was ich höre, kein Traum ist,... wenn der Anschein Sie nicht trügt, so muß Ihr Schmerz groß sein.

— Ja, meine arme Freundin, groß... o sehr groß... und dennoch verdanke ich Ihnen die Hoffnung, daß diese verderbliche Leidenschaft vielleicht schwächer werden wird; vielleicht werde ich die Kraft finden, sie zu besiegen,... denn wenn Sie erst Alles wissen, ganz und gar Alles, werde ich nicht vor Ihren Augen erröthen wollen, vor Ihnen, dem edelsten, würdigsten der Weiber, deren Muth und Entsagung stets für mich ein Vorbild sind und bleiben werden.

— O Fräulein... sprechen Sie nicht von meinem Muthe, während ich über meine Schwäche erröthen muß.

— Erröthen? mein Gott, stets diese Furcht; im Gegentheil, gibt es etwas Rührenderes, Heldenmüthigeres, als Ihre heimliche Liebe? Sie erröthen? Und weshalb? Weil Sie die frömmste Neigung für den braven Handwerker gezeigt haben, den Sie seit Ihrer Kindheit haben lieben gelernt? Wollen Sie erröthen, weil Sie für seine Mutter die zärtlichste Tochter gewesen sind? Erröthen, weil Sie, ohne jemals sich zu beklagen, tausend Qualen erduldet haben, die um so bitterer waren, als die Personen, welche sie veranlaßten, sich des Uebels nicht bewußt waren, das sie Ihnen anthaten? Fiele es Jemandem ein, Sie zu verletzen, wenn man Ihnen stets, ohne weiter daran zu denken, anstatt Ihres hübschen Namens, Madeleine, einen lächerlichen und beleidigenden Ekelnamen gab? Und doch, wie demüthigend, wie heimlich betrübend mußte es für Sie sein?

— Ach Fräulein, von wem können Sie das erfahren haben?

— Was Sie nur Ihrem Tagebuche anvertraut, nicht wahr? Nun erfahren Sie denn, Florine hat mir sterbend ihre Vergehungen gestanden. Sie hatte die Nichtswürdigkeit begangen, Ihnen diese Papiere wegzunehmen, wozu sie übrigens von den Leuten gezwungen wurde, in deren Gewalt sie war;... aber sie hatte dies Tagebuch gelesen... und da jedes redliche Gefühl noch nicht in ihr erloschen, so hatten die Blätter, in welchen sich Ihre bewunderungswürdige Entsagung, Ihre traurige und fromme Liebe offenbarte, sie so tief ergriffen, daß sie auf ihrem Sterbebette mir einige Stellen daraus citiren konnte, indem sie mir auf diese Weise die Ursache Ihres plötzlichen Verschwindens erklärte, denn sie zweifelte nicht, daß die Furcht, Ihre Liebe zu Agricol verrathen zu sehen, Ihre Flucht veranlaßt hat.

— Ach, das ist nur zu wahr.

— O ja, — versetzte Adrienne bitter, — Diejenigen, welche die Unglückliche zum Handeln zwangen, wußten wohl, wohin der Schlag treffen würde... Sie sind nicht erst bei ihrem ersten Probestücke;... sie setzten Sie in Verzweiflung, gaben Ihnen damit den Todesstoß... aber warum waren Sie mir auch so ergeben? Warum hatten sie Sie so richtig errathen? O diese Schwarzröcke sind unversöhnlich und ihre Macht ist groß, — sagte Adrienne schaudernd.

— Das ist schrecklich, Fräulein.

— Beruhigen Sie sich, liebes Kind; wie Sie sehen, wenden die Waffen der Bosheiten sich häufig gegen sie selbst, denn von dem Augenblicke an, wo ich die Ursache Ihrer Flucht erfahren habe, sind Sie mir um so theurer geworden. Ich habe sogleich Alles in der Welt gethan, um Sie wieder zu finden und endlich ist es heute Morgen erst, nach langen Bemühungen, der Person, die ich mit Entdeckung Ihres Aufenthaltes beauftragt hatte, gelungen, zu erfahren, daß Sie dieses Haus bewohnten. Herr Agricol befand sich gerade bei mir und bat, mich begleiten zu dürfen.

— Agricol? — rief die Mancur, indem sie die Hände zusammenschlug, — er ist gekommen...

— Ja, mein Kind, beruhigen Sie sich... Während ich Ihnen die erste Pflege angedeihen ließ, hat er sich mit Ihrer armen Schwester beschäftigt; Sie werden ihn bald wieder sehen.

— Ach Fräulein, — versetzte die Mancur erschreckt, — so weiß er am Ende?...

— Um Ihre Liebe? Nein, nein, beruhigen Sie sich, denken Sie nur an das Glück, sich wieder bei diesem guten und redlichen Bruder zu befinden.

— O, möge er es nie erfahren, was mir so viel Scham verursachte, daß ich deshalb sterben wollte... Gott sei gedankt, er weiß nichts davon.

— Nein; also machen Sie sich keine trüben Gedanken mehr, liebes Kind, denken Sie an diesen würdigen Bruder, um sich zu sagen, daß er noch zur rechten Zeit gekommen ist, uns ewigen Kummer zu ersparen und Ihnen einen großen Fehler... O ich spreche mit Ihnen nicht von den Vorurtheilen der Welt, in Bezug auf das Recht, welches das Geschick besitzt, Gott ein Leben wieder zu geben, das es zu lastend gefunden hat... ich sage Ihnen nur, daß Sie nicht sterben durften, weil Diejenigen, welche Sie lieben und die von Ihnen geliebt werden, noch Ihrer bedurften.

— Ich hielt Sie für glücklich, Fräulein. Agricol war mit dem jungen Mädchen vermählt, das er liebt und das gewiß sein Glück machen wird. Wem konnte ich also noch nützlich sein?

— Erstens mir, wie Sie sehen... und dann, wer sagt Ihnen denn, daß Agricol niemals Ihrer bedürfen wird? Wer sagt Ihnen, daß sein und der Seinigen Glück immer dauern wird, oder nicht durch harte Stöße erschüttert werden kann? Und selbst wenn Die, welche Sie lieben, auch für ewige Zeiten hätten glücklich sein müssen, war ihr Glück vollständig ohne Sie? Würden sie sich nicht vielleicht ihren Tod zum Vorwurf gemacht haben und derselbe Anlaß zu unendlichem Kummer für sie gewesen sein?

— Das ist wahr, — antwortete die Mancur, — ich habe Unrecht gehabt;... mich hat der Schwindel der Verzweiflung ergriffen und dann drückte uns das gräßlichste Elend nieder... Wir hatten seit einigen Tagen keine Arbeit finden können und lebten von der Barmherzigkeit einer armen Frau, welche die Cholera uns entrissen hat... Morgen oder später hätten wir vor Hunger sterben müssen.

— Vor Hunger sterben... und Sie wußten meine Wohnung...

— Ich hatte Ihnen geschrieben, Fräulein, und da ich keine Antwort bekam, so glaubte ich, Sie wären erzürnt über mein plötzliches Verschwinden.

— Armes, liebes Kind... Sie waren, wie Sie sagten, in jenem gräßlichen Augenblicke unter dem Einflusse einer Art von Schwindel. Deshalb habe ich auch nicht den Muth, es Ihnen zum Vorwurf zu machen, daß Sie einen Augenblick an mir gezweifelt haben. Warum sollte ich Sie tadeln? Habe ich nicht auch schon den Gedanken gehabt, meinem Leben ein Ende zu machen?

— Sie, Fräulein, — rief die Mancur aus.

— Ja... ich dachte daran, als man kam und mir sagte, Florine, die im Sterben liege, wolle mit mir sprechen;... ich hörte sie an und ihre Enthüllungen änderten plötzlich meine Pläne; dieses düstere, dumpfe Leben, das mir unerträglich war, erhellte mit einem Male; das Bewußtsein der Pflicht wurde wach in mir, ohne Zweifel waren Sie dem gräßlichsten Elende preisgegeben und es war meine Pflicht, Sie aufzusuchen und zu retten. Die Geständnisse Florinens enthüllten mir neue Ränke der Feinde meiner Familie, deren Mitglieder vereinzelt, durch herben Kummer zerstreut, durch grausame Verluste getrennt waren, ich mußte die Meinigen von den Gefahren unterrichten, die sie vielleicht nicht kannten und sie gegen den gemeinschaftlichen Feind wieder verbinden. Ich war das Opfer abscheulicher Intriguen gewesen, nun kam es mir zu, die Urheber derselben zu verfolgen, wenn ich nicht befürchten wollte, daß, von Straflosigkeit ermuthigt, diese Schwarzröcke neue Opfer sich wählen würden... Da gab der Gedanke an meine Pflicht mir Kraft, ich kam aus meiner Abgeschiedenheit heraus; mit Hülfe des Abbé Gabriel, eines erhabenen Priesters, ja, erhaben ist das Wort des würdigen Koadjutorbruders Agricol's, habe ich den Kampf muthig aufrecht erhalten. Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein Kind? Die Erfüllung dieser Pflichten, die unaufhörliche Hoffnung, Sie wiederzufinden, boten meinen Leiden einige Linderung dar. Wenn ich keinen Trost dabei fand, so gewährte dies Bestreben mir doch Zerstreuung,... Ihre zärtliche Freundschaft, das Beispiel Ihrer Ergebung werden, wie ich glaube, wie ich überzeugt bin, das Uebrige thun... und ich vergesse dann vielleicht diese verderbliche Liebe.

In dem Augenblicke, wo Adrienne diese Worte sagte, hörte man auf der Treppe dahlige Schritte und eine junge frische Stimme, welche rief:

— O mein Gott, diese arme Mancur... da komme ich gerade zu rechter Zeit,... wenn ich ihr doch zu etwas nützen könnte.

Und in demselben Augenblick trat Pompon-Rose schnell in das Mansardzimmer.

Agricol folgte der Grisette auf dem Fuße und nach dem offnen Fenster hinstehend, bemühte er sich zu verstehen zu geben, daß man mit dem jungen Mädchen nicht von dem beklagenswerthen Ende der Königin Bathanaïs sprechen solle.

Diese Geberde war an Fräulein von Cardoville gerichtet.

Adriennens Herz bebte vor Entrüstung und Stolz, als sie das junge Mädchen wieder erkannte, das sie in der Porte St.-Martin in Begleitung Djalma's gesehen hatte und das allein die Ursache des herben Kummers war, den sie seit jenem verhängnißvollen Tage empfand.

Und, tückischer Spott des Schicksals, Das geschah gerade in dem Augenblick, wo Adrienne das demüthigende und grausame Geständniß ihrer Liebe abgelegt hatte, gerade da mußte das Weib erscheinen, dem sie sich aufgeopfert glaubte.

Wenn die Ueberraschung des Fräuleins von Cardoville groß gewesen, so war die der Pompon-Rose nicht geringer.

Nicht blos erkannte sie in Adriennen das schöne junge Mädchen mit dem rothen Haar, das sich im Theater beim Abentheuer mit dem schwarzen Panther ihr gerade gegenüber befand, sondern sie hatte sogar wichtige Gründe, diese so unverhofft erscheinende, so unwahrscheinliche Begegnung deftig zu wünschen. Wir müssen es daher aufgeben, den boshaft frohlockenden Blick zu schildern, den sie Adriennen zuzuwerfen sich bemühte.

Erst wollte Fräulein von Cardoville die Stube verlassen; aber es war ihr nicht blos schwer, von der Mancur in diesem Augenblicke sich zu trennen und Agricol einen Grund für dieses plötzliche Fortgehen anzugeben, sondern eine unerklärliche und verhängnißvolle Neugier hielt sie trotz ihres empörten Stolzes zurück.

Sie blieb also.

Sie sollte nun so zu sagen nebenbei diese Nebenbuhlerin sehen, hören und beurtheilen, welche ihr beinahe den Tod gebracht hätte, diese Nebenbuhlerin, welcher sie in den Kämpfen ihrer Eifersucht so viel verschiedene Physiognomien gegeben hatte, um sich die Liebe Djalma's für dieses Geschöpf zu erklären.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

Rose-Pompon, deren Gegenwart Fräulein von Cardoville in so lebhafte Aufregung versetzt hatte, war mit dem verwegensten, kokettesten, schlechtesten Geschmacke gekleidet.

Ihr Bibi von rosa Atlas mit sehr schmalem Striche war so sehr nach vorne und à la chinoise gesetzt, daß er fast bis auf die Spitze ihrer kleinen Nase herabreichte und dagegen die Hälfte ihres blonden und seidenen Chignons freiließ; ihr schottisches Kleid mit sehr auffallenden Carrés war vorne offen und kaum verhüllte ihr durchsichtiger Busenlatz, der durchaus nicht hermetisch geschlossen zu nennen und nicht allzu eifersüchtig auf die reizenden Rundungen war, die er mit zu viel Ehrlichkeit bezeichnete, hinreichend den etwas allzukühnen Ausschnitt ihres Mieders.

Die Grisette war eilig die Treppe hinaufgestiegen und hielt in beiden Händen die Enden ihres großen blauen Shawls, der von den Schultern bis zu ihrer Wespentaille hinabgeglitten war, wo er sich endlich durch ein natürliches Hinderniß gehalten fühlte.

Wir legen auf diese Einzelheiten nur deshalb Gewicht, weil Fräulein von Cardoville beim Anblicke dieses niedlichen Geschöpfes, das auf sehr herausfordernde und höchst entblößte Weise angezogen war, in ihr eine Nebenbuhlerin wiederfand, die sie für glücklich hielt und so ihre Entrüstung, ihr Schmerz und ihre Scham sich erneuerte.

Aber man denke sich die Ueberraschung und Verwirrung Adriennens als Pompon-Rose mit leichtfertiger und wegwerfender Miene zu ihr sagte:

— Ich bin entzückt, Sie hier zu finden, Madame, wir haben etwas zusammen zu plaudern... nur wünschte ich vorher diese arme Mancur zu umarmen, wenn Sie es erlauben, Madame.

Um sich die Betonung und den Nachdruck auszumalen, mit welchem das Wort Madame ausgesprochen wurde, muß man mehr oder minder stürmischen Erörterungen zweier nebenbuhlerischer, auf einander eifersüchtiger Pompon-Rosen beigewohnt haben; dann wird man begreifen, wie viel herausfordernde Feinseligkeit in dem unter so ernsten Umständen gesprochenen Worte Madame liegt.

Fräulein von Cardoville blieb über die Unverschämtheit Pompon-Rose's erstaunt, stumm, während Agricol, durch die Aufmerksamkeit, welche er der Mancur schenkte, abgezogen,

denn diese verließ ihn seit seiner Ankunft nicht mit den Blicken, zugleich auch noch von der Scene, der er eben beigewohnt, schmerzlich bewegt, ganz leise, ohne die Frechheit der Grisette zu bemerken, zu Fräulein von Gardoville sagte:

— Ach, Mademoiselle... es ist vorbei... Gephyse hat ihren Geist aufgegeben,... ohne zum Bewußtsein gekommen zu sein.

— Das unglückliche Mädchen! — sagte Adrienne bewegt und vergaß in diesem Augenblicke die Pompon-Rose.

— Wir müssen diese traurige Nachricht der Maneur verbergen und sie ihr erst später mit der größten Schonung beibringen, — versetzte Agricol, — glücklicherweise weiß die kleine Pompon-Rose von Nichts.

Und mit dem Blicke deutete er gegen Fräulein von Gardoville auf die Grisette hin, welche sich neben der Maneur niedergekauert hatte.

Als Adrienne Agricol die Pompon-Rose so vertraulich behandeln sah, verdoppelte sich ihr Erstaunen; was sie empfand, läßt sich nicht beschreiben,... denn seltsamerweise, es kam ihr vor, als hätte sie weniger, je mehr sie hörte, in welchen Ausdrücken die Grisette sprach.

— O, meine gute Maneur, — sagte diese mit ebensoviel Jungengeläufigkeit als Bewegung, denn ihre hübschen Augen füllten sich mit Thränen, — ist es denn möglich, solche Narrheiten zu begehen?... Hilft man einander nicht unter armen Leuten?... Konnten Sie sich nicht an mich wenden?... Sie wußten doch, daß, was mir gehört, auch den Anderen zu Gebote steht... Ich hätte noch eine letzte Nachlese in Philemon's Bazar gehalten, — fügte dieses seltsame Mädchen mit erhöhter, aufrichtiger Erweichung hinzu, die zugleich komisch und rührend war; — ich hätte seine drei Stiefel, seine cülottirte Pfeife, sein Schalrpenschifferecostüm, sein Bett und sogar sein großes Prunkglas verkauft und dann wären Sie mindestens nicht zu einem so abscheulichen äußersten Schritte veranlaßt worden... Philemon wäre mir nicht böse darüber gewesen, denn er ist ein guter Kerl; und wäre er böse geworden, nun das hätte auch noch nichts gethan, denn Gott sei Dank, sind wir nicht verheirathet... Ich meine also blos, Sie hätten an die kleine Pompon-Rose denken sollen...

— Ich weiß, daß Sie gefällig und gut sind, Fräulein, — sagte die Maneur, denn sie hatte von ihrer Schwester gehört, daß Pompon-Rose, wie so Viele ihres Gleichen, ein freigebiges Herz hatte.

— Uebrigens, — sagte die Grisette, indem sie mit dem Rücken ihrer Hand die Spitze ihres Näschens abwischte, auf das eine Thräne gerollt war, — übrigens werden Sie mir sagen, daß Sie nicht wußten, wo ich seit einiger Zeit nistete... Eine lustige Geschichte, wahrhaftig; wenn ich sage lustige... so mein' ich eigentlich das Gegentheil. — Und Pompon-Rose stieß einen tiefen Seufzer aus. — Nun, — versetzte sie, — das bleibt sich gleich, ich will davon nicht sprechen; so viel sehe ich, daß es Ihnen nun besser geht... Sie werden, noch Gephyse sollen mir dergleichen Sachen wieder anfangen... Man sagt, sie sei noch sehr schwach... und man könne sie noch nicht sprechen... nicht wahr, Herr Agricol?

— Ja — sagte der Schmied verlegen, denn die Maneur wandte die Blicke nicht von ihm, — man muß Geduld haben...

— Aber ich werde sie noch heute sehen können, nicht wahr, Agricol? — versetzte die Maneur.

— Wir sprechen noch davon; aber beruhige Dich, ich bitte Dich...

— Agricol hat Recht, hübsch vernünftig, meine gute Maneur, — sagte Pompon-Rose, — wir werden warten... ich werde auch warten, indem ich gleich mit Madame — und Pompon-Rose warf einen zornigen, höhnischen Blick auf Adrienne, — ja, ja, ich werde warten, denn ich will es dieser armen Gephyse sagen, daß sie gleich Ihnen auf mich rechnen kann. — Und Pompon-Rose brüstete sich höchst komisch. — Sieh rudig, das ist ja doch das Geringste, wenn man gerade eine glückliche Periode hat, daß unsere Freundinnen, die nicht glücklich sind, auch etwas davon haben; das wäre schön, wenn man sein Glück für sich allein behalten wollte, kann man es etwa ausstopfen oder unter eine Glasglocke stellen, damit Keiner daran rühre?... Im Grunde, wenn ich sage Glück, so ist das nur eine Redensart; allerdings in einer Beziehung... o ja; aber in anderer wieder, sehen Sie, meine gute Maneur, da liegt die Sache... Aber bah, ich bin erst siebzehn Jahr... Lassen wir's gut sein... ich will nur schweigen, denn wenn ich so bis morgen zu sprechen fortfahre, wissen Sie auch noch nicht mehr davon... Lassen Sie sich also noch einmal von ganzem Herzen umarmen... und grämen Sie sich nicht... Gephyse eben so wenig... denn jetzt bin ich da...

Und Pompon-Rose umarmte, auf ihren Hacken kauernd, die Maneur herzlich.

Was Adrienne während des Monologs der Grisette über den Selbstmordversuch der Maneur empfand, läßt sich nicht schildern; das ergötzliche Kauderwälsch des Fräulein Pompon-Rose, ihre freigebige Ungenirtheit in Bezug auf den Bazar Philemen's, mit dem sie, wie sie sagte, glücklicherweise nicht verheirathet war, die Güte ihres Herzens, die sich in ihren Dienstanerbietungen gegen die Maneur offenbarte, diese Gegensätze, dieses unverschämte Wesen, diese nörrische Art, alles Das war so neu, so unverständlich für Fräulein von Gardoville, daß sie anfangs vor Erstaunen ganz starr und stumm blieb.

Das war also das Geschöpf, welchem Djalma sie geopfert?

War die erste Regung Adriennens beim Anblicke der Pompon-Rose höchst peinlich gewesen, so wurden durch Ueberlegung bei ihr bald wieder Zweifel und zuletzt schwache Hoffnungen rege; auf's Neue erinnerte sie sich der Unterredung Djalma's, sich von der Treue des Jesuiten zu überzeugen; Adrienne fragte jetzt nicht mehr, ob es möglich, zu glauben, daß der Prinz, dessen Ansichten über die Liebe so poetisch, so erhaben, so rein schienen, nur den geringsten Reiz in dem unverschämten und abgeschmackten Geschwätze dieses kleinen Mädchens finden könne... dieses Mal zauderte Adrienne nicht mehr; sie sah die Sache mit Recht für unmöglich an, jetzt wo sie die sonderbare Redenbuhlerin nahebei sah, hörte, in welchen gewöhnlichen Ausdrücken sie sprach, Manieren und eine Sprache, welche, ohne der Nichtlichkeit ihrer hübschen Züge zu schaden, ihr doch einen wenig anziehenden und gemeinen Charakter gaben.

Die Zweifel Adriennens in Bezug auf die tiefe Liebe des Prinzen zu einer Pompon-Rose verwandelten sich also bald in eine vollkommene Ungläubigkeit, sie besaß so sehr Geist und Beobachtungsgabe, um nicht zu fühlen, daß diese anscheinende, von Seiten des Prinzen so unbegreifliche Verbindung irgend ein Geheimniß zur Ursache haben müsse, und so gab sie sich der Hoffnung wieder hin.

Jemehr dieser tröstende Gedanke in Adriennens sich entwickelte, je steter wurde ihr das bis dahin so sehr bedrängte Herz; unbestimmte Ahnungen einer besseren Zukunft erwachten in ihr, und dennoch kannte sie sich, von der Vergangenheit belehrt, der Befürchtung nicht enthalten, sie gäbe zu leicht sich einer Täuschung hin und rief sich die ganz außer Zweifel befindlichen Thatsachen in's Gedächtniß zurück, daß der Prinz ganz öffentlich sich mit dem jungen Mädchen zusammen gezeigt habe; aber gerade eben, weil sie nun im Stande war, dieses Geschöpf vollkommen zu würdigen, fand sie das Benehmen des Prinzen nur um so unbegreiflicher. Wie kann man aber vernünftigerweise mit Sicherheit beurtheilen wollen, was in Geheimniß gehüllt ist? Außerdem beruhigte sie sich, denn wider Willen sagte ihr eine geheime Ahnung, daß sie vielleicht am Lager der armen Arbeiterin, die sie dem Tode entrissen, durch einen von der Vorsicht herbeigeführten Zufall eine Entdeckung machen würde, von welcher das Glück ihres Lebens abhänge.

Die Aufregungen, von denen Adriennens Herz bewegt war, wurden so heftig, daß ihr schönes Gesicht sich lebhaft röthete, ihr Busen wogte und ihre großen schwarzen Augen, die bis dahin umflort waren, zugleich sanft und freudig glänzten; mit unbeschreiblicher Ungeduld wartete sie. In der Unterredung, mit welcher Pompon-Rose sie bedroht, und die sie einige Augenblicke mit der ganzen Höhe ihrer stolzen und gerechten Entrüstung hatte ablehnen wollen, hoffte sie jetzt endlich die Aufklärung eines Geheimnisses zu finden, dem auf die Spur zu kommen, ihr so wichtig war.

Nachdem Pompon-Rose die Maneur zärtlich umarmt, stand sie wieder auf und wandte sich zu Adrienne, was sie mit trockster Miene und sagte mit schnippischem Tone:

— Jetzt haben wir beide, Madame — das Wort Madame setzte mit eigenthümlicher Betonung — etwas zusammen auszumachen.

— Ich stehe Ihnen zu Befehl, Fräulein, — antwortete Adrienne sehr sanft und anspruchslos.

Als Agricol die siegreiche, eroberude Miene Pompon-Rose's sah, ihre Herausforderung an Fräulein von Gardoville hörte, war der brave Bursche, der mit der Maneur einige zärtliche Worte gewechselt, ganz erstaunt über die Frechheit der Grisette; darauf ging er auf sie zu, zupfte sie beim Aermel und sagte leise zu ihr:

— Nun, sind Sie denn närrisch? Wissen Sie, mit wem Sie sprechen?

— Nun, mit wem denn?... ist nicht ein hübsches Frauenzimmer eben so viel werth als das andere?... Ich sage das in Bezug auf Madame... hoffentlich wird man mich nicht auffressen, — antwortete Pompon-Rose laut und keck; — ich habe mit... Madame zu plaudern;... ich bin überzeugt, sie weiß worum und weshalb... Wo nicht, so kann ich ihr das leicht sagen.

Da Adrienne irgend einen lächerlichen Ausbruch in Bezug auf Djalma in Agricol's Gegenwart fürchtete, winkte sie dem Letzteren und antwortete der Grisette:

— Ich bin bereit, Sie anzuhören, Fräulein, aber nicht hier... Sie begreifen, weshalb...

— Ganz recht, Madame... ich habe meinen Schlüssel bei mir... wenn Sie nichts dagegen haben... kommen Sie zu mir...

Dieses zu mir wurde mit prahlender Miene gesagt.

— Gehen wir also zu Ihnen, Fräulein, da Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mich bei sich zu empfangen... — antwortete Fräulein von Gardoville mit ihrer sanften Stimme, indem sie sich so vornehm höflich verneigte, daß Pompon-Rose trotz ihrer Keckheit ganz bestürzt wurde.

— Wie, Fräulein? — sagte Agricol, — Sie sind so gütig...

— Herr Agricol, — sagte Adrienne, den Schmied unterbrechend, — haben Sie die Güte bei meiner armen Maneur zu bleiben... ich komme bald wieder zurück.

Darauf ging sie zur Maneur, welche Agricol's Erstaunen theilte und sagte zu ihr:

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie einige Augenblicke verlasse... Erholen Sie sich noch ein wenig... und ich komme dann wieder, um Sie zu mir mitzunehmen, meine liebe und gute Schwester...

Darauf wandte sie sich nach Pompon-Rose um, die immer mehr erstaunte, als sie die Maneur von dieser schönen Dame Schwester nennen hörte, und sagte zu ihr:

— Wenn Sie wünschen, gehen wir, Fräulein...

— Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich vorausgehe und Ihnen den Weg zeige, denn diese Baracke ist halsbrechend, — antwortete Pompon-Rose, indem sie die Ellenbogen an den Körper drückte und die Lippen zusammenkniff, um zu beweisen, daß ihr gute Manieren und feine Sprache durchaus nicht fremd seien.

Und die beiden Nebenbuhlerinnen verließen die Mansarde, wo die Maneur und Agricol allein blieben.

Glücklicherweise war der blutende Körper der Königin Bacchanale in die Bude der Mutter Arsène gebracht worden; deshalb drängten sich die Neugierigen, welche stets durch Unglücksfälle angezogen werden, an der Straßenthür und da Pompon-Rose auf dem kleinen Hofe, über den sie mit Adrienne ging, Niemandem begegnete, fuhr sie fort über den tragischen Tod ihrer ehemaligen Freundin Gephyse unwissend zu bleiben.

Nach einigen Augenblicken befanden sich Fräulein von Gardoville und die Grisette in dem Zimmer Philemen's.

Dieses seltsame Quartier war in der malerischen Unordnung geblieben, in welcher Pompon-Rose es verlassen hatte, als Rini-Moulin sie abgeholt, damit sie die Heldin eines geheimnißvollen Abenteuers abgebe.

Die excentrischen Sitten der Studenten und Studentinnen waren Adriennen vollkommen unbekannt und sie konnte trotz ihrer Sorge sich nicht enthalten, dieses wunderliche Chaos der merkwürdigsten, unerträglichsten Dinge mit neugieriger Verwunderung zu betrachten: Maskenkostüme, Todtenköpfe, die Pfeifen rauchten, Stiefel, die auf den Bibliotheken umherirrten, Riesengläser, Frauenzimmerkleider und cülottirte Pfeifen u. s. w.

Auf Adriennens Erstaunen folgte ein unangenehm widerstrebendes Gefühl; das junge Mädchen befand sich unbehaglich in diesem Asyle nicht der Armuth, sondern der Unordnung, während die elende Mansarde der Maneur ihr keinen Ekel erregt hatte.

Trotz ihres freien Wesens fühlte Pompon-Rose, nun sie sich allein dem Fräulein von Gardoville gegenüber befand, eine ziemlich große Aufregung; erstens begann die seltene Schönheit des jungen vornehmen Mädchens, ihre adlige Miene, die hohe Würde ihres Benehmens, die zugleich leutselige und zurückhaltende Weise, mit welcher sie auf die Unverschämtheiten der Grisette geantwortet, auf die letztere einen großen Eindruck zu machen, und da sie übrigens ein braves Mädchen war, hatte es sie außerordentlich gerührt, Fräulein von Gardoville die arme Maneur ihre Schwester, ihre Freundin nennen zu hören.

Ohne sonst über Adrienne etwas zu wissen, war es der Pompon-Rose doch nicht unbekannt, daß sie der reichsten und vornehmsten Glasse der Gesellschaft angehöre; sie empfand daher einige Gewissensbisse, so obenzin mit ihr umgegangen zu sein; daher milderten sich ihre anfangs ganz feindlichen Absichten in Bezug auf Fräulein von Gardoville nach und nach.

Da indessen Pompon-Rose gern ihren Kopf aufsetzte und sich nicht merken lassen wollte, daß sie einem Einflusse unterworfen sei, über den sich ihr Stolz empörte, so versuchte sie ihre Sicherheit wieder zu gewinnen, und nachdem sie die Thür abgeriegelt, sagte sie zu Adrienne:

— Nehmen Sie sich die Mühe, sich zu setzen, Madame.

Natürlich, um zu zeigen, daß sie fein zu sprechen verstand.

Fräulein von Gardoville nahm unwillkürlich einen Stuhl, als Pompon-Rose ganz würdig jene alte Gastlichkeit auszuüben, die selbst einen Feind als Gast für heilig hält, schnell ausrief:

— Nehmen Sie nicht diesen Stuhl, Madame, es fehlt ihm ein Fuß.

Adrienne griff nach einem anderen.

— Den eben so wenig, die Lehne sitzt nicht fest, — rief Pompon-Rose aus.

Und sie sagte die Wahrheit, denn die Lehne dieses Stuhles — sie hatte die Form einer Lyra — blieb dem Fräulein von Gardoville in den Händen, die sie bescheiden auf den Sitz legte und sagte:

— Ich glaube, Fräulein, wir können auch eben so gut im Stehen sprechen.

— Wie Sie belieben, Madame, — antwortete Pompon-Rose, indem sie sich um so verwegener mit der Hand auf die Hüfte stemmte, je verwirrter sie eigentlich war.

Und die Unterredung des Fräulein von Gardoville und der Grisette begann nun auf folgende Weise.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Unterredung.

Nach einer Minute Zauderns sagte Pompon-Rose zu Adrienne, deren Herz lebhaft schlug:

— Ich will Ihnen gleich sagen, Madame, was ich auf dem Herzen habe; ich würde Sie nicht aufgesucht haben, aber da ich Sie finde, so ist es sehr natürlich, daß ich von der Gelegenheit Nutzen ziehe.

— Aber, mein Fräulein, — sagte Adrienne sanft, — könnte ich wenigstens den Gegenstand der Unterhaltung erfahren, welche wir mit einander haben sollen?

— Ja, Madame, — sagte Pompon-Rose mit verdoppelter Verwegenheit, die aber jetzt mehr affektirt als natürlich war. — Erstens brauchen Sie nicht zu glauben, daß ich mich

unglücklich fühle und Ihnen hier eine Scene der Eifersucht und die Klage einer Verlassenen aufführen werde... schmeicheln Sie sich damit nicht... Gott sei Dank, ich habe mich über den Prinz Charmant, — das ist der Scherzname, den ich ihm gegeben habe — nicht zu beklagen, im Gegentheil, er hat mich sehr glücklich gemacht; wenn ich ihn verlassen habe, so geschah es wider seinen Willen, weil es mir eben so gefallen hat.

Dies sagend konnte Pompon-Rose, der trotz ihrer freien Miene das Herz sehr schwer war, einen Seufzer nicht zurückhalten.

— Ja, Madame, ich habe ihn verlassen, weil es mir so gefiel, denn er war rasend in mich verliebt; sogar, wenn ich gewollt hätte, würde er mich geheirathet haben... Ja, Madame, geheirathet!... es thut mir leid, wenn das, was ich Ihnen da sage, Ihnen Verdruß macht... Wenn ich übrigens sage, es thut mir leid, so muß ich gestehen, daß ich allerdings von dem Vertrusse mit Ihnen sprechen wollte... O gewiß, als ich eben Sie so gütig gegen die arme Mayeux sah, habe ich, obwohl ich doch ganz gewiß im meinem Rechte war... so etwas empfunden... Nun, so viel steht fest, daß ich Sie verabscheue und daß Sie es sehr verdienen.

Aus dem Allen würde selbst für eine minder scharfsinnige und viel minder bei dem Erfahren der Wahrheit interessirte Person als Adrienne sich ergeben haben, daß Pompon-Rose trotz ihrer triumphirenden Miene in Bezug auf Den, der den Kopf um sie verlor und sie heirathen wollte, vollkommen im Nachtheile war, daß man sie nicht liebte und daß Verdruß der Liebe sie die Begegnung des Fräulein von Cardeville hatte wünschen lassen, um ihr aus Rache eine Scene zu machen, die sie, wir werden gleich sehen, weshalb, als ihre glückliche Nebenbuhlerin betrachtete; aber die gute Natur der Pompon-Rose hatte die Oberhand gewonnen, sie war schwer im Stande, ihre Scene fortzusetzen, da Adrienne aus erwähnten Gründen immer mehr und mehr imponirte.

Obgleich sie, wenn auch nicht auf die sonderbare Art und Weise der Grisette, aber mindestens auf das Resultat gefaßt war: daß es unmöglich sei, daß der Prinz für das junge Mädchen eine ernsthafte Zuneigung empfinden solle, so war Fräulein von Cardeville trotz der Seltsamkeit dieser Begegnung erst entzückt, ihre Nebenbuhlerin so einen Theil Dessen, was sie vorausgeahnt, bestätigen zu sehen; aber da plötzlich ihre Hoffnungen fast zur Wirklichkeit geworden waren, folgte eine grausame Furcht darauf. Erklären wir uns näher.

Was Adrienne gehört hatte, mußte sie eigentlich vollkommen zufrieden stellen. Nach Dem, was man die Gebräuche und Gewohnheiten der Welt nennt, konnte es ihr, insofern sie jetzt gewiß war, daß Djalma's Herz nie aufgehört hatte, ihr anzugehören, ziemlich gleich sein, ob der Prinz in der ganzen Hitze einer glühenden Jugend einer vorübergehenden Laune gegen diese im Grunde doch sehr hübsche und wünschenswerthe Person nachgegeben hatte oder nicht, da selbst in dem Falle, wo er dieser Laune nachgegeben, er über diese Verirrung der Sinne errothend sich jetzt von Pompon-Rose trennte.

Trotz so guter Gründe konnte dieser Irrthum der Sinne doch von Adrienne nicht vergeben werden; sie begriff diese absolute Trennung des Körpers von der Seele nicht, welche die eine die Befleckung des anderen nicht theilen läßt. Sie fand nicht, daß es so gleichgültig sei, sich der einen hinzugeben, während man an die andere denkt. Ihre junge, keusche und leidenschaftliche Liebe verlangte absolute Hingebung, ein Verlangen, das in den Augen Gottes eben so gerecht ist, als in den Augen der Menschen lächerlich und albern.

Gerade deshalb, weil sie die Religion der Sinne hatte, weil sie die Sinne verfeinerte, sie wie eine anbetenswerthe und göttliche Kundgebung verehrte, hatte Adrienne in Bezug auf dieselben Skrupel, Bedenklichkeiten, unerhörte, unbesiegbare Abneigungen, welche jene strengen Spiritualisten, jene rauhen Ascetiker nicht kennen, die unter dem Vorwande der Erbärmlichkeit, der Werthlosigkeit der Materie die Abschweifungen derselben als ganz ohne Folgen betrachten und eben Anlaß daraus nehmen, dieser schmachvollen, schmutzigen Materie alle Verachtung zu zeigen, welche sie für sie empfanden.

Fräulein von Cardeville gehörte nicht zu jenen scheuen, schamhaften Creaturen, welche lieber vor Verwirrung sterben würden, als daß sie unumwunden aussprächen, daß sie einen jungen, schönen, glühenden und reinen Mann wünschen, daher beirathen sie denn auch sehr häufig, sehr blasirte, sehr verderbte und behalten sich vor, sechs Monate nachher zwei oder drei Liebhaber zu nehmen. Adrienne fühlte instinktmäßig, welche jungfräuliche und himmlische Frische in dergleichen Unschuld zweier schöner, liebender und leidenschaftlicher Wesen liegt, wieviel Bürgschaft für die Zukunft die zarten und unaussprechlichen Erinnerungen enthalten, welche ein Mann von einer ersten Liebe bewahrt, die auch sein erster Besitz war.

Wie wir gesagt haben, war Adrienne nur zur Hälfte beruhigt, obwohl es ihr gerade durch den Vertrag der Pompon-Rose bestätigt wurde, daß Djalma für die Grisette niemals das geringste ernsthafte Gefühl empfunden.

Die Grisette hatte ihre Rede durch jene bedeutsam feindliche Aeußerung geendet:

— Mit einem Worte, Madame, ich verabscheue Sie.

— Und warum verabscheuen Sie mich, mein Fräulein? — sagte Adrienne sanft.

— O, mein Gott, Madame, — versetzte die Pompon-Rose, indem sie ganz ihre Rolle als Siegerin vergaß und der natürlichen Aufrichtigkeit ihres Charakters nachgab, — thun Sie doch nicht, als ob sie nicht wüßten, weshalb und um wen ich Sie verabscheue!... Holt man etwa Blumensträuße fast aus dem Rachen eines Panthers für Personen, die einem gleichgültig sind?... Und wenn es das nur wäre, — fügte Pompon-Rose hinzu, welche sich nach und nach belebte und deren hübsches, bis dahin durch ein kleines Schmollen verzogenes Gesicht nun den Ausdruck eines wirklichen, bisweilen jedoch komischen Kummers annahm.

— Und wenn es nur die Geschichte mit dem Blumenstrauß gewesen wäre, — versetzte sie — obgleich mir das Blut still stand, als ich den Prinzen wie eine junge Ziege auf das Theater springen sah, so würde ich doch blos gedacht haben: Bah, diese Indier haben ihre eigenen Artigkeiten; wenn hier ein Frauenzimmer seinen Strauß fallen läßt, hebt ein wohlerzogener Herr ihn auf und giebt ihn wieder; aber in Indien ist das nicht so: der Mann langt den Strauß auf, giebt ihn der Dame nicht wieder und tödtet unter ihren Augen einen Panther. Das ist so gute Sitte im Lande, wie es scheint... aber was nirgends gute Sitte genannt werden kann, ist die Art, ein Frauenzimmer zu behandeln, wie er mich behandelt hat... und zwar, das bin ich überzeugt, habe ich das blos Ihnen zu verdanken, Madame.

Diese zu gleicher Zeit bitteren und komischen Klagen Pompon-Rose's vereinigten sich wenig mit dem, was sie vorher von der thörichten Liebe Djalma's für sie gesagt hatte, aber Adrienne hütete sich wohl, ihr diese Widersprüche bemerklich zu machen und sagte sanft zu ihr:

— Mein Fräulein, Sie irren sich, glaube ich, wenn Sie mich für Anlaß ihres Kummers halten, aber in jedem Falle bedauere ich aufrichtig, wenn Sie von irgend Jemand schlecht behandelt worden sind.

— Wenn Sie glauben, daß man mich geschlagen hat, so irren Sie sehr, — rief Pompon-Rose. — Ei, das wäre hübsch... Nein, bewahre; aber ich bin doch im Grunde gewiß, wären Sie nicht gewesen, würde der Prinz Charmant mich endlich ein wenig geliebt haben, und dann ist ja immer noch ein Unterschied zwischen lieben und lieben... ich bin ja gar nicht anderschämt... aber auch nicht einmal so viel... — Und Pompon-Rose biß auf den rosigen Nagel ihres Daumens. — O, als Nini-Moulin kam und mich hier abholte, indem er mir Kleinode und Spitzen brachte, damit ich mit ihm ginge, da hatte er sehr Recht, mir zu sagen, daß er mich durchaus nichts Anderem aussetzen wolle, als etwas ganz Anständigem...

— Nini-Moulin? — fragte Fräulein von Cardeville immer mehr interessirt. — Wer ist Nini-Moulin?

— Ein religiöser Schriftsteller, — antwortete Pompon-Rose mit schmollendem Tone. — Die verdammte Seele eines Haufens alter Pfaffen, deren Geld er einsteckt unter dem Vorwande, über die Moral und die Religion zu schreiben. Er hat eine schöne Moral!

Bei den Worten: religiöser Schriftsteller, Pfaffen, sah sich Adrienne auf der Spur einer neuen Intrigue Rodin's oder Rigrigny's, einer Intrigue, deren Opfer Djalma und sie hatten sein sollen, sie begann daher die Wahrheit durchzublicken und sagte:

— Aber, mein Fräulein, unter welchem Vorwande hat Sie denn dieser Mann von hier fortgeführt?

— Er ist hierhergekommen, um mich abzuholen, indem er mir sagte, ich hätte Nichts für meine Tugend zu fürchten, ich solle mich nur recht niedlich machen. Da dachte ich denn, Philemon ist zu Haus in seiner Heimath, ich langweile mich ganz allein und Sache schrint lustig werden zu wollen. Was riskire ich ... an!... D r. — fügte Pompon-Rose seufzend hinzu, — ich wußte nicht, was ich riskirte. Nun gut, Nini-Moulin fährt mit mir in einem hübschen Wagen davon, wir halten am Platze des Palais royal an, ein Mann mit verschlagener Miene und gelber Gesichtsfarbe steigt an Nini-Moulin's Stelle ein und fährt mit mir zum Prinzen Charmant, wo ich bei ihm gewohnt habe. Als ich ihm zum ersten Male sah... ach, er ist so schön, aber so schön,... daß ich zuerst ganz davon geblendet wurde; und dabei sieht er so sanft, so gut aus. Da dachte ich gleich bei mir selbst: Ei, hier wäre wohl die Gelegenheit für mich, ehrbar zu bleiben... ich glaubte nicht, daß ich etwas so Nichtiges sagte... ach, ich bin so ehrbar geblieben, mehr als ehrbar...

— Wie, mein Fräulein? Sie bedauern es, daß Sie sich so tugendhaft gezeigt haben?

— Nun... ich bedaure, daß ich nicht wenigstens die Annehmlichkeit gehabt habe, ihm etwas zu verweigern; aber verweigere doch Jemand Etwas, wenn man gar Nichts von ihm verlangt... aber auch nicht das Allergeringste... wenn man so verschmäht wird, daß man auch nicht das kleinste Wort von Liebe hört.

— Aber, mein Fräulein, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß die Gleichgültigkeit, die man gegen Sie gezeigt hat, Sie dennoch nicht verhindert hat, ziemlich lange in dem Hause zu bleiben, von dem Sie sprechen.

— Weiß ich denn etwa, warum der Prinz Charmant mich bei sich behielt? warum er mit mir spazieren und in's Theater fuhr? Was wollen Sie, vielleicht ist es in seinem Lande so Sitte, ein kleines, recht artiges Mädchen bei sich zu haben, um ihr keine Aufmerksamkeit, auch nicht die geringste zu schenken.

— Aber warum blieben Sie denn in diesem Hause, mein Fräulein?

— Nun, mein Gott, ich blieb, — sagte Pompon-Rose, indem sie ärgerlich mit dem Fuße stampfte, — ich blieb, weil ich, ohne zu wissen, wie es geschah, und was komisch ist, ich, die ich so lustig bin wie ein Zeisig... ihn liebte, weil er traurig war, ein Beweis, daß ich ihn ernsthaft liebte. Eines Tages konnte ich es nicht mehr aushalten... ich dachte, nun mag es kommen, wie es will, Philemon wird in seiner Heimath mir auch manchen Streich spielen, das bin ich gewiß; das ermuthigt mich und eines Morgens mache ich mich so hübsch, so coquett, daß ich, als ich mich im Spiegel gesehen, dachte: — O gewiß... er wird nicht widerstehen... — Ich gehe zu ihm, ich verliere den Kopf, sage ihm, was mir Zärtliches in den Sinn kommt, ich lache, ich weine, mit einem Worte, ich sage ihm, daß ich ihn anbete... Was antwortet er mir darauf mit seiner sanften Stimme und nicht mehr bewegt als ein Stein: — Armes Kind... — Armes Kind, — versetzte Pompon-Rose mit Entrüstung; — nicht mehr und nicht weniger, als ob ich zu ihm gekommen wäre und hätte mich über Zahnschmerzen beklagt, weil mir der Weisheitszahn durchbräche... aber, was eben das Abscheulichste dabei ist, ich bin überzeugt, wenn er nicht anderswo unglücklich in der Liebe wäre, würde er gewiß ganz Feuer und Flamme sein... aber er ist so traurig, so niedergeschlagen.

Darauf unterbrach sich Pompon-Rose einen Augenblick und fügte hinzu:

— Nein, im Grunde wollte ich Ihnen das nicht sagen, Sie werden zufrieden damit sein.

Nach einer abermaligen Pause sagte das närrische, hübsche Kind, indem es Adrienne mit Rührung und Ehrerbietung betrachtete:

— Nun gut, meiner Treu, ich sage es Ihnen, warum sollte ich es auch verschweigen? Ich habe damit begonnen, die Stolze zu spielen und Ihnen gesagt, daß der Prinz Charmant mich heirathen wollte, und nun gestehe ich endlich wider meinen Willen, daß er mich eigentlich abgewiesen hat. Dafür kann ich nicht, wenn ich lügen will, verhaspele ich mich immer. Und sehen Sie, Madame, um Ihnen nur die Wahrheit zu gestehen, als ich Sie bei der armen Mayeux getroffen, gerieth ich gegen Sie in Zorn wie ein junger Truthahn; aber als ich dann hörte, wie Sie, eine so vornehme Dame, die arme Arbeiterin wie eine Schwester behandelten, da flog mein Zorn auf und davon. Als ich nun einmal hier war, wollte ich Ihnen den Text lesen... aber unmöglich; je mehr ich begriff, welcher Unterschied zwischen uns Beiden ist, je mehr sah ich ein, daß der Prinz Charmant Recht hat, nur an Sie zu denken, denn, Madame, in Sie ist er vernarrt und äußerst vernarrt... aber ich sage Ihnen das nicht blos wegen der Geschichte mit dem Tiger, den er in der Porte St.-Martin für Sie getödtet hat... aber, mein Gott, wenn Sie wüßten, wie viel tausend Thorheiten er mit Ihrem Blumenstrauße getrieben hat... und dann... verbringt er alle Nächte ohne sich niederzulegen und weint und klagt sehr häufig in einem Salon, wo er Sie zum ersten Male gesehen hat, Sie wissen, neben dem Treibhause da... Und Ihr Bild, das er aus der Erinnerung nach der Weise seines Landes auf die Fensterscheibe gemacht hat, und so viele andere Sachen! Nun gut, und ich, die ich ihn liebte und das Alles sah, ich begann außer mir zu kommen und dann wurde das so rührend, so herzbrechend, daß mir zuletzt die Thränen in die Augen kamen. Mein Gott, ja, Madame, sehen Sie, wie jetzt... wo ich blos an den armen Prinzen denke... O, Madame, — fügte Pompon-Rose hinzu, ihre schönen Augen mit Thränen gefüllt und mit einem Ausdrucke so aufrichtiger Theilnahme, daß Adrienne davon bewegt wurde, — o, Madame, Sie haben eine so sanfte, so gute Miene, machen Sie ihn doch nicht unglücklich, lieben Sie ihn ein wenig, den Prinzen... Sehen Sie, was kann es Ihnen im Grunde schaden, wenn Sie ihn ein bischen lieben?

Und Pompon-Rose nahm mit einer allerdings etwas zu vertraulichen Geberde, die aber voller Naivetät war, im Eifer Adriennens Hand, um ihre Bitte noch eindringlicher zu machen.

Adrienne bedurfte einer großen Herrschaft über sich selbst, um das Uebermaß ihrer Freude, die ihr vom Herzen auf die Lippen rollte, zurückzudrängen, um tausend Fragen zu unterdrücken, welche sie gern an Pompon-Rose gerichtet hätte, um endlich sich der süßen Freudenthränen zu erwehren, welche seit einigen Augenblicken in ihren Wimpern zitterten. Und seltsam, als Pompon-Rose ihre Hand ergriffen, hatte Adrienne, anstatt sie zurückzuziehen, die der Grisette liebreich gedrückt und mit unwillkürlicher Bewegung sie dem Fenster näher gezogen, als ob sie noch aufmerksamer das reizende Gesicht der Pompon-Rose betrachten wolle.

Die Grisette hatte beim Herrintreten ihren Shawl und ihren Hut auf das Bett geworfen, so daß Adrienne die dichten seidenen Flechten ihrer blonden Haare bewundern konnte, die das frische Gesichtchen des reizenden Mädchens entzückend kleideten, ein Gesichtchen mit festen, rosigen Wangen und kleinem, kirschrothem Munde, mit so großen, lustig blauen Augen, und endlich konnte Adrienne vermöge des etwas kühnen Ausschnittes von Pompon-Rose's Kleide die Anmuth und die Schöne ihres nymphenhaften Wuchses bemerken.

So seltsam es auch scheinen mag, Adrienne war entzückt, das junge Mädchen noch hübscher zu finden, als es ihr erst vorgekommen war... Die stoische Gleichgültigkeit Djalma's für dieses reizende Geschöpf zeigte nur zu sehr die ganze Aufrichtigkeit der Liebe, welche ihn belebte.

Nachdem Pompon-Rose die Hand Adriennens ergriffen, war sie eben so verwirrt als erstaunt über die Güte, mit welcher Fräulein von Cardeville ihre Vertraulichkeit aufnahm. Durch diese Nachsicht ermuthigt und durch das Schweigen Adriennens, welche sie seit einigen Augenblicken mit fast dankbarem Wohlwollen betrachtete, versetzte die Grisette:

— O, nicht wahr, Madame... Sie werden mit dem armen Prinzen Mitleid haben?

Wir wissen nicht, was Adrienne auf diese unbescheidene Frage Pompon-Rose's zu antworten im Begriff war, als plötzlich eine Art wildes, scharfes, durchdringendes Geschrei, das augenscheinlich auf Nachahmung eines Hahns Anspruch machte, sich vor der Thür hören ließ.

Adrienne fuhr erschreckt zusammen; aber plötzlich wurde Pompon-Rose's Gesicht, das noch eben einen rührenden Ausdruck hatte, ganz heiter, sie erkannte das Signal und rief mit den Händen zusammenklatschend:

— Es ist Philemon!

— Wie, Philemon? — sagte Adrienne lebhaft.

— Ja... mein Liebhaber... o, das Ungeheuer, er wird sich heraufgeschlichen haben, um hier den Hahn zu spielen... Das sieht ihm ganz ähnlich.

Ein zweites, noch viel lauter schallendes Kikeriki ließ sich vor der Thür hören.

— Mein Gott, was dieser Mensch närrisch und thöricht ist! Er macht stets denselben Spaß und amüsirt mich immer damit, — sagte Pompon-Rose. Und sie wischte mit dem Rücken ihrer Hand die letzten Thränen ab, indem sie wie eine Närrin über den Spaß Philemon's lachte, der ihr immer neu erschien und wieder gefiel, obwohl sie ihn schon kannte.

— Oeffnen Sie nicht, — ſagte Adrienne ganz leiſe und wurde immer verlegener; — antworten Sie nicht, ich bitte Sie darum.

— Der Schlüſſel ſteckt draußen in der Thür und hier innen iſt verriegelt. Philemon ſieht wohl, daß Jemand da iſt.

— Das thut Nichts!

— Aber dies hier iſt ſein Zimmer, Madame, wir ſind hier bei ihm.

In der That ärgerte ſich Philemon wahrſcheinlich über den geringen Erfolg, welchen ſeine ornithologiſchen Nachahmungen hatten, drehte den Schlüſſel im Schloſſe herum und da es nicht aufging, ſagte er mit furchtbarer Baßſtimme durch die Thür hindurch:

— Wie, mein geliebtes Herzenskäzchen, wir ſind eingeſchloſſen? ... Beten wir etwa für die Rückkehr Mon-mon's. (Man leſe Philemon's.)

Da Adrienne die Verlegenheit und Lächerlichkeit dieſer Lage nicht vermehren wollte, indem ſie ſie noch länger dauern ließ, ging ſie gerade auf die Thür zu und öffnete ſie den erſtaunten Blicken Philemon's, der verwundert zwei Schritte zurücktrat.

Fräulein von Gardoville konnte, trotzdem, daß ſie höchſt unangenehm berührt war beim Anblicke des Geliebten Pompon-Roſe's und der Gegenſtände, die er in der Hand und unter dem Arme hielt, ſich nicht enthalten zu lächeln.

Philemon, ein großer, ſehr brünetter Burſche von blühender Farbe, trug von der Reiſe ankommend ein weißes, baskiſches Barett; ſein ſchwarzer, dichter Bart fiel wollenförmig auf ſeine dunkelblaue Weſte à la Robespierre, ein kurzer Rock von olivengrünem Sammet und ungeheure Pantalons mit ſchottiſchen Carré's von übermäßiger Größe vervollſtändigten das Coſtüm Philemon's; was die Nebenſachen anbetrifft, die Adrienne zum Lächeln zwangen, ſo beſtanden ſie erſtens aus einem Mantelſack, aus dem der Kopf und die Pfoten einer Gans hervorkamen und den Philemon unter dem Arme trug; zweitens aus einem ſehr großen, weißen Kaninchen, das lebendig in einen Käfig geſperrt war, den der Student in der Hand hielt.

— Ach, das köſtliche, weiße Kaninchen, was für ſchöne, rothe Augen es hat!

Wir müſſen geſtehen, das waren die erſten Worte Pompon-Roſe's und Philemon, an den ſie nicht gerichtet waren, kam doch nach einer langen Abweſenheit zurück; aber der Student, weit entfernt darüber erzürnt zu ſein, daß er ſich vollkommen ſeinem Gefährten mit den langen Ohren und den Rubinenaugen aufgeopfert ſah, lächelte wohlgefällig und war glücklich, die Ueberraſchung, welche er ſeiner Geliebten bereitet, ſo wohl aufgenommen zu ſehen.

Dies war Alles ſehr ſchnell vor ſich gegangen.

Während Pompon-Roſe vor dem Käfig niedergekniet war und in Ausdrücken der Bewunderung über das Kaninchen ſich erging, hatte Philemon, von dem vornehmen Weſen des Fräulein von Gardoville betroffen, ſeine Hand am's Barett gelegt und ehrfurchtsvoll gegrüßt, indem er ſich an der Wand hinzog.

Adrienne erwiederte ſeinen Gruß mit artiger und würdevoller Anmuth, ſtieg leicht die Treppe hinab und verſchwand.

Philemon war ſo geblendet von ihrer Schönheit, als von ihrem edlen, vornehmen Weſen betroffen und beſonders ſehr neugierig zu wiſſen, wie Pompon-Roſe zu ſolchen Bekanntſchaften kam. Er ſagte daher in ſeinem verliebten und zärtlichen Kinderwälſch zu ihr:

— O, Mon-mon, theures Käzchen, was iſt das für eine ſchöne Dame?

— Eine meiner Freundinnen aus der Penſion, großer Satyr, — ſagte Pompon-Roſe, indem ſie das Kaninchen neckte.

Darauf warf ſie einen Seitenblick auf ein Käſtchen, welches Philemon neben den Käfig und den Mantelſack geſetzt hatte, und ſagte:

— Ich wette, daß Du mir Familienweinbeermuß darin bringſt?

— Mon-mon bringt ſeinem geliebten Käzchen Beſſeres als Das, — ſagte der Student und küßte die friſchen Wangen Pompon-Roſe's, die endlich aufgeſtanden war, auf das Herzhafteſte; — Mon-mon bringt Dir ſein Herz.

— Das kennt man ſchon, — ſagte die Griſette, indem ſie den Daum ihrer linken Hand an ihr roſiges Naſenſpitzchen legte, ihre kleine Hand öffnete und die Finger bewegte.

Philemon erwiederte die Schelmerei Pompon-Roſe's, indem er ſie verliebt um die Taille faßte, und die luſtige Menage machte ihre Thür zu.

(Ende des achten Bandes.)

Der Ewig Jud

Neunter Band.

Erſtes Kapitel.

Tröſtungen.

Noch während der Unterredung Adriennens und Pompon-Roſe's war eine rührende Scene zwiſchen Agricol und der Maneux vorgegangen, die ſehr über die Nachgiebigkeit in Bezug auf die Griſette verwundert war.

Gleich nach dem Fortgehen Adriennens kniete Agricol vor dem Lager der Maneux nieder und ſagte mit tiefer Bewegung zu ihr:

— Wir ſind allein... jetzt erſt kann ich Dir ſagen, was ich auf dem Herzen habe: ſteht Du, iſt es nicht abſcheulich, was Du gemacht haſt... vor Elend... vor Verzweiflung ſterben... und mich nicht zu Dir zu rufen.

— Höre mich an, Agricol.

— Nein... Du haſt keine Entſchuldigung... Was hilft es denn, mein Gott, daß wir uns Bruder und Schweſter genannt haben und uns ſeit funfzehn Jahren Beweiſe der aufrichtigſten Neigung zeigt, wenn Du am Tage des Unglücks Dich entſchließeſt, ſo Dich vom Leben zu trennen, ohne Dich über Die zu beunruhigen, welche Du zurücklaſſeſt, ohne zu bedenken, daß, wenn Du Dich tödteſt, dies nichts anders heißt als: Ihr ſeid Nichts für mich.

— Verzeih, Agricol... es iſt wahr... ich hatte niemals daran gedacht, — ſagte Maneux die Augen ſenkend, — aber das Elend... der Mangel an Arbeit...

— Elend, Mangel an Arbeit? So, und war ich denn nicht da?

— Die Verzweiflung...

— Und weshalb verzweifeln? Dieſes edle Fräulein nimmt Dich bei ſich auf, da ſie Deinen Werth würdigt, ſie behandelt Dich wie ihre Freundin und gerade in dem Augenblick, wo Du mehr als jemals Bürgſchaft für Dein Glück haſt, für Deine Zukunft, armes Kind, da geht Du plötzlich aus dem Hauſe des Fräulein von Gardoville und läßt uns in einer fürchterlichen Angſt über Dein Schickſal zurück.

— Ich... ich fürchtete meiner Wohlthäterin zur Laſt zu ſein, — ſagte die Maneux ſtotternd.

— Du dem Fräulein von Gardoville zur Laſt?... Ihr, die ſo reich, ſo gut iſt?

— Ich hatte Furcht, unbeſcheiden zu ſein, — ſagte die Maneux immer verlegener.

Anſtatt ſeiner Adoptivſchweſter zu antworten, beobachtete Agricol ſie einige Augenblicke hindurch ſtillſchweigend und betrachtete ſie mit unbeſchreiblichem Ausdrucke; darauf rief er plötzlich, als ob er auf eine Frage antwortete, die er ſich ſelbſt vorgelegt:

— Sie wird es mir verzeihen, wenn ich ihr ungehorſam bin,... ja, das bin ich gewiß.

Darauf wandte er ſich zur Maneux, die ihn immer verwunderter betrachtete und ſagte mit abgebrochenem, bewegtem Tone:

— Ich bin zu aufrichtig; dieſe Lage iſt nicht auszuhalten; ich mache Dir Vorwürfe, ſchelte Dich und paſſe nicht auf, was ich Dir ſage... ich denke an etwas Anderes dabei.

— Woran denn, Agricol?

— Mir bricht das Herz, wenn ich daran denke, wie weh ich Dir gethan habe.

— Ich verſtehe Dich nicht, mein Freund... Du haſt mir niemals wehe gethan.

— So... Nicht wahr?... Niemals... ſelbſt nicht in Kleinigkeiten? zum Beiſpiel, wenn ich einer abſcheulichen Gewohnheit aus der Kindheit her folgte und obgleich ich Dich wie meine Schweſter ehrte und liebte, hundertmal des Tages beleidigte.

— Du hätteſt mich beleidigt?

— Und was that ich denn anders, als ich Dir unaufhörlich einen lächerlichen und unangenehmen Spitznamen gab, anſtatt Dich bei Deinem Namen zu nennen.

Bei dieſen Worten ſah die Maneux den Schmied erſchreckt an und zitterte, er möchte ihr trauriges Geheimniß kennen, trotzdem, daß Fräulein von Gardoville ihr das Gegentheil verſichert habe; indeſſen beruhigte ſie ſich, indem ſie dachte, Agricol hätte doch wohl über die Demüthigung nachdenken können, welche ſie empfinden mußte, indem ſie ſich unaufhörlich die Maneux nennen hörte.

Daher antwortete ſie, indem ſie ſich zu lächeln bemühte:

— Kannſt Du Dich um eine ſolche Kleinigkeit betrüben? Es war, wie Du ſagſt, Agricol, eine Gewohnheit aus der Kindheit... Deine gute und zärtliche Mutter, die mich wie ihre Tochter behandelte... Du weißt ja, nannte mich auch die Maneux.

— Und iſt meine Mutter auch zu Dir gekommen und hat mit Dir von meiner Heirath geſprochen, Dir von der ſeltenen Schönheit meiner Braut erzählt, Dich gebeten, dieſes ſchöne Mädchen zu beſuchen, ihren Charakter zu prüfen, in der Hoffnung, daß der Inſtinkt Deiner Anhänglichkeit an mich Dir es ſagen würde, wenn ich eine ſchlechte Wahl träfe? Sag' mir, hat etwa meine Mutter auch dieſe Grauſamkeit begangen? Nein, ich war es, der Dir das Herz zerriß.

Die Befürchtungen der Maneux erwachten wieder; es war kein Zweifel mehr, Agricol wußte ihr Geheimniß. Sie hätte vor Verwirrung ſterben mögen; indeſſen bemühte ſie ſich noch an dieſe Entdeckung nicht zu glauben und ſtotterte mit ſchwacher Stimme:

— Allerdings, Agricol, Deine Mutter hat mich darum nicht gebeten... Du warſt es... und ich wußte Dir Dank für den Beweis von Vertrauen.

— Du haſt mir Dank dafür gewußt, unglückliches Kind, — rief der Schmied die Augen voller Thränen: — nein das iſt nicht wahr... denn ich that Dir abſcheulich weh... ich war grauſam, ohne es zu wiſſen.

— Aber, — ſagte die Maneux mit kaum verſtändlicher Stimme, — warum denkſt Du denn das?

— Weil Du mich liebteſt! — rief der Schmied mit vor Bewegung zitternder Stimme, indem er die Maneux brüderlich in ſeine Arme ſchloß.

— O mein Gott, — murmelte die Unglückſelige, indem ſie ihr Geſicht mit beiden Händen zu bedecken ſuchte; — er weiß Alles!

— Ja, ich weiß Alles, — verſetzte der Schmied mit unausſprechlicher Zärtlichkeit und Ehrfurcht, — ja ich weiß Alles und ich meines Theils will nicht, daß Du über ein Gefühl erröthеſt, welches mich ehrt und auf das ich ſtolz bin; ja, ich weiß Alles und mit Glück, mit Stolz ſage ich mir, daß das edelſte Herz auf der Welt mein geweſen, noch mein iſt... ſtets mir gehören wird... Nun, Madeleine, ſparen wir die Scham für ſchlechte Leidenſchaften auf, erhebe Deine Stirn, ſieh mir gerade in's Geſicht... Du weißt, ob jemals mein Geſicht gelogen hat... weißt, ob eine geheuchelte Bewegung ſich darin ſpiegeln konnte... Nun gut, ſieh mich an, ſage ich Dir und Du wirſt auf meinen Zügen leſen, wie ſtolz, ja hörſt Du, Madeleine, wie mit Recht ſtolz ich auf Deine Liebe bin...

Die Maneux hatte, in Schmerz verſunken, vor Scham niedergedrungt, bis jetzt noch nicht die Augen auf Agricol zu heben gewagt; aber die Sprache des Schmieds drückte eine ſo

Digitized by Google

tiefe Ueberzeugung aus, seine bebende Stimme eine so zärtliche Rührung, daß das arme Geschöpf wider Willen ihre Scheu allmälig vergehen fühlte, besonders als Agricol immer lebhafter hinzufügte:

— Sei ruhig, meine edle und sanfte Madeleine. Ich werde dieser würdigen Liebe werth sein; glaube mir, sie soll Dir eben so viel Glück gewähren, als sie bisher Dir Thränen verursacht,... warum sollte denn von nun an diese Liebe für Dich ein Gegenstand der Zurückhaltung, der Verwirrung und der Furcht sein? Was ist denn die Liebe, wie sie Dein bewunderungswürdiges Herz begreift? Ein fortwährender Austausch von Hingebung, Zärtlichkeit, eine tiefe gegenseitige Achtung, ein blindes gegenseitiges Vertrauen. Nun, Madeleine, werden wir diese Hingebung, diese Zärtlichkeit, dieses Vertrauen nicht gegen einander haben? Ja, mehr noch als früher; bei tausend Gelegenheiten mußte Dein Geheimniß Furcht und Mißtrauen in Dir rege machen... in Zukunft aber wirst Du mich so glücklich sehen, Dein gutes und braves Herz auszufüllen, daß Du über alle die Freuden glücklich sein wirst, die Du mir giebst... Was ich Dir da sage, ist egoistisch... das ist möglich... Schlimm genug, aber ich kann nicht lügen.

Je länger der Schmied sprach, desto dreister wurde die Maneur.

Was sie besonders bei der Entdeckung ihres Geheimnisses gefürchtet hatte, war die Aufnahme desselben durch Spott, Verachtung oder ein demüthigendes Mitleiden; aber im Gegentheil wollte sich nun Freude und Glück auf dem männlichen Gesichte Agricol's. Die Maneur wußte, daß er keiner Verstellung fähig war, daher rief sie jetzt ohne Verwirrung, im Gegentheil auch voller Stolz aus:

— Jede aufrichtige und reine Leidenschaft hat also das Schöne, Gute und Tröstende, daß sie stets endlich eine rührende Theilnahme erweckt, wenn man ihren ersten Stürmen hat widerstehen können; sie wird also stets das Herz ehren, welches sie einflößt und das, welches sie empfindet. Dir, Agricol, danke ich es, Deinen guten Worten, die mich in meinen eignen Augen erheben, daß ich, anstatt über diese Liebe zu erröthen, mich derselben rühmen darf... meine Wohlthäterin hat Recht... Du hast Recht... warum sollte ich mich denn scheuen? Ist denn meine Liebe nicht heilig und wahr? Stets in Deinem Leben etwas zu sein, Dich zu lieben, Dir es zu sagen, zu beweisen, durch eine immerwährende Neigung, was habe ich mehr gehofft? Und dennoch haben die Scham, die Furcht, verbunden mit dem Schwindel, den das auf's Aeußerste gebrachte Unglück giebt, mich zum Selbstmord getrieben! Aber siehst Du, mein Freund, man muß auch dem tödtenden Argwohn eines armen, seit seiner Kindheit der Lächerlichkeit geweihten Geschöpfes etwas vergeben... und denn endlich mußte dies Geheimniß mit mir sterben, wenn ein nicht vorauszusehender Zufall es Dir enthüllte; indessen hast Du Recht, meiner selbst und Deiner sicher, hätte ich Nichts fürchten sollen, aber Du mußt nachsichtig mit mir sein, das böse Mißtrauen gegen sich selbst erweckt Zweifel gegen die Andern. Vergessen wir das Alles. Siehst Du, Agricol, mein edler Bruder, ich werde Dir sagen, was Du eben mir gesagt hast:... sieh mich an, mein Gesicht hat eben so wenig jemals gelogen. Nun sieh her, ob meine Augen die Deinigen fliehen, sieh, ob ich in meinem Leben jemals so glücklich ausgesehen habe und dennoch wollte ich eben sterben.

Die Maneur hatte Recht.

Agricol selbst würde nicht eine so schnelle Wirkung seiner Worte gehofft haben. Trotz der tiefen Spuren des Elends, die Kummer und Krankheit dem Gesichte des jungen Mädchens aufgedrückt hatten, strahlte es nun von einem Glücke voller Erholung und Heiterkeit, während sie ihre blauen, sanften, wie ihre Seele reinen Augen ohne Verlegenheit an die Agricol's heftete.

— O Dank, Dank, — rief der Schmied freudetrunken aus, — wenn ich Dich so ruhig, so glücklich sehe, empfinde ich Dankbarkeit gegen Dich, Madeleine.

— Ja ruhig, ja glücklich, — versetzte die Maneur, — auf immer glücklich, denn jetzt sollst Du meine geheimsten Gedanken erfahren, denn dieser Tag, der auf so verhängnißvolle Weise begonnen, endet wie ein göttlicher Traum. Weit entfernt Furcht zu haben, sehe ich Dich mit Hoffnung, Freudigkeit an; ich habe meine edle Wohlthäterin wiedergefunden und kann ruhig sein über die Zukunft meiner armen Schwester. — Und nicht mehr, wir werden sie gleich sehen, denn sie muß viele Freude theilen.

Die Maneur war so glücklich, daß der Schmied ihr den Tod Cephyse's noch nicht mitzutheilen wagte, denn er wollte sie schonend davon unterrichten, er antwortete:

— Cephyse ist gerade deshalb, weil sie kräftiger ist als Du, so heftig erschüttert worden, daß es, wie man mir eben gesagt hat, klug sein wird, sie während des ganzen Tages der größten Ruhe zu überlassen.

— Ich werde also warten; ich kann meine Ungeduld schon ablenken, denn ich habe Dir so viel zu sagen.

— Liebe und sanfte Madeleine...

— Sieh, mein Freund, — rief die Maneur aus, indem sie Agricol unterbrach und vor Freuden weinte, — ich kann nicht sagen, was ich empfinde, wenn Du mich Madeleine nennst; es hat etwas so Angenehmes, so Mildes, so Wohlthuendes für mich, daß mir das Herz aufgeht.

— Unglückliches Kind! Wie viel muß sie gelitten haben, — rief der Schmied mit unaussprechlicher Rührung, — daß sie so viel Glück, so viel Dankbarkeit zeigt, nun sie sich bei ihrem bescheidenen Namen nennen hört.

— Aber bedenke doch, mein Freund, daß dieser Name in Deinem Munde ein ganzes neues Leben in sich faßt! Wenn Du die Hoffnungen, die Wonnen wüßtest, welche ich in einem Augenblicke für meine Zukunft darin sehe! Wenn Du den liebenden Ehrgeiz meiner Zärtlichkeit wüßtest! Dein Weib, diese reizende Angèle mit ihrem Engelsgesichte und ihrer Engelsseele,... o dann sage ich zu Dir, sieh mich an und Du wirst sehen, daß dieser sanfte Name auf den Lippen, wie im Herzen mir wohlthut. Ja, Deine reizende und gute Angèle, wird mich auch Madeleine nennen und Deine Kinder, Agricol, Deine Kinder, die lieben kleinen angebeteten Wesen, auch für sie werde ich Madeleine sein... ihre gute Madeleine; wird die Liebe, welche ich zu ihnen hege, sie mir nicht eben so eigen machen, als ihrer Mutter, denn auch ich will meinen Theil an den mütterlichen Sorgen, wir wollen sie alle Drei übernehmen, nicht wahr, Agricol?... O laß mich, laß mich weinen, Thränen ohne Bitterkeit, Thränen, die man nicht verbirgt, sind so süß!... Gott sei gelobt, Dir danke ich es, mein Freund, daß die Quelle der andern auf immer versiegt ist.

Seit einigen Augenblicken hatte dieser Auftritt einen unstatthaften Zeugen; der Schmied und die Maneur waren zu bewegt, als daß sie Fräulein von Cardoville hätten bemerken können, welche in der Thür stand.

Wie die Maneur gesagt hatte, war dieser für Alle unter so verhängnißvollen Aussichten begonnene Tag für Alle ein Tag unaussprechlichen Glückes geworden.

Auch Adrienne war entzückt, denn Djalma war ihr treu geblieben, Djalma liebte sie mit Leidenschaft. Der verhaßte Schein, von dem sie sich hatte täuschen und kränken lassen, war augenscheinlich ein neues Lügengewebe Rodin's und Fräulein von Cardoville brauchte blos noch das Ziel dieser Ränke zu entdecken. Noch eine andere Freude sollte ihr vorbehalten sein.

In Sachen des Glücks macht Nichts so scharfsinnig, als das Glück selbst; Adrienne errieth bei den letzten Worten der Maneur, daß es zwischen der Arbeiterin und dem Schmiede kein Geheimniß mehr gäbe, daher konnte sie sich auch nicht enthalten beim Hereintreten auszurufen:

— O dieser Tag ist der schönste meines Lebens, denn ich bin nicht die Einzige, die glücklich ist.

Agricol und die Maneur wandten sich schnell um.

— Fräulein, — sagte der Schmied, — trotz meines Versprechens habe ich Madeleine nicht verbergen können, daß ich ihre Liebe zu mir wisse.

— Jetzt, wo ich über diese Liebe vor Agricol nicht mehr erröthe, wie sollte ich ihrer da vor Ihnen mich schämen, Fräulein, die Sie mir eben noch sagten: Seien Sie stolz auf diese Liebe, denn sie ist edel und rein, — sagte die Maneur und das Glück gab ihr die Kraft aufzustehen und sich auf Agricol's Arm zu stützen.

— Gut, gut, meine Freundin, — sagte Adrienne, ging auf sie zu und umfaßte sie mit ihrem Arme, um sie aufzustützen, — ein Wort nur zur Entschuldigung der Indiscretion, welche Sie in Bezug auf Agricol mir vorwerfen könnten. Wenn ich Ihr Geheimniß an Herrn Agricol verrathen habe..

— Wißt Du, warum es geschah, Madeleine? — rief der Schmied Adriennen unterbrechend, — abermals ein Beweis von jenem zarten Edelmuth des Herzens, der sich bei Fräulein von Cardoville niemals verläugnet. — Ich habe lange gezaudert, Ihnen dies Geheimniß mitzutheilen, sagte sie heute Morgen zu mir, aber jetzt entschließe ich mich dazu; wir werden Ihre Adoptivschwester wiederfinden, Sie sind der beste Bruder für sie, aber ohne es zu wissen, ohne daran zu denken, haben Sie sie sehr oft verletzt; jetzt wissen Sie ihr Geheimniß und ich vertraue auf Ihr Herz, daß Sie es treu bewahren werden und diesem armen Kinde tausend Schmerzen ersparen, Schmerzen, die um so bitterer sind, da sie von Ihnen kommen und sie dieselben schweigend erdulden muß. Wenn Sie daher mit ihr von ihrem Weibe, ihrem Glücke sprechen, gehen Sie schonend dabei zu Werke, damit dies edle, gute, zarte Herz nicht verletzt werde... Ja, Madeleine, aus diesem Grunde hat Fräulein von Cardoville das geben, was sie eine Indiscretion nennt.

— Mir fehlen Worte, Fräulein, um Ihnen zu danken, abermals und immer, — sagte die Maneur.

— Nun sehen Sie doch, meine Freundin, — versetzte Adrienne, — wie sehr die Listen der Boshaften häufig gegen sie selbst sich wenden. Man fürchtete ihre Ergebenheit für mich, man hatte dieser unseligen Florine befohlen, Ihnen Ihr Tagebuch wegzunehmen...

— Um mich zu zwingen, aus Scham Ihr Haus zu verlassen, Fräulein, sobald ich wissen würde, daß meine geheimsten Gedanken dem Spotte Aller preisgegeben seien. Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, — sagte die Maneur.

— Und Sie haben Recht, mein Kind. Und eben diese abscheuliche Bosheit, welche beinahe Ihren Tod bewirkt hätte, wendet sich jetzt zur Gelegenheit der Boshaften um, ihr Lügengewebe ist enthüllt, dieses und glücklicherweise noch andere, — sagte Adrienne, indem sie an Pomponne-Rose dachte.

Darauf versetzte sie mit höchster Freude:

— Nun jetzt sind wir einiger, glücklicher als jemals und finden in unserm Glücke selbst neue Kräfte gegen unsere Feinde, ich sage unsere Feinde, denn Alles, was mich liebt, ist diesen Elenden verhaßt;... aber Muth, jetzt werden die edeln Herzen das Uebergewicht haben...

— Gott sei Dank, Fräulein, — sagte der Schmied, — und mir für mein Theil soll der Eifer nicht fehlen; welches Glück, ihnen die Maske abzureißen!

— Lassen Sie mich Sie daran erinnern, Herr Agricol, daß Sie morgen eine Zusammenkunft mit Herrn Hardy haben.

— Ich habe es nicht vergessen, Fräulein, eben so wenig Ihre edeln Anerbietungen.

— Die Sache ist ganz einfach, er gehört zu meiner Familie; wiederholen Sie ihm, was ich übrigens heute Abend ihm selbst schreiben werde, daß alles zur Wiederherstellung seiner Fabrik nöthige Geld zu seiner Verfügung steht; ich spreche nicht blos für ihn, sondern für hundert einem ungewissen Loose preisgegebene Familien. Vor allen Dingen bitten Sie ihn aber, sobald es möglich das unheilvolle Haus zu verlassen, in das man ihn gebracht hat; aus tausend Gründen muß er Mißtrauen gegen Alles hegen, was ihn umgiebt.

— Beruhigen Sie sich, Fräulein, der Brief, den er mir als Antwort auf den ihm insgeheim zugestellten geschrieben hat, war kurz, liebreich, obwohl sehr traurig; er bewilligt mir eine Unterredung, ich bin überzeugt, daß ich ihn dahin bestimme, seinen jetzigen traurigen Aufenthalt zu verlassen und ihn vielleicht mit mir nehme; er hat immer so viel Vertrauen und Ergebenheit gehabt.

— Nun gutes Muths, Herr Agricol, — sagte Adrienne, legte der Maneur ihren Mantel über die Schultern und hüllte sie sorgfältig ein. — Lassen Sie uns gehen, denn es wird spät. Sobald ich zu Haus bin, werde ich Ihnen einen Brief an Herrn Hardy geben und morgen sagen Sie mir denn das Ergebniß ihres Besuches. — Plötzlich erröthete Adrienne leicht, besann sich und sagte: — Nein, nicht morgen,... — schreiben Sie mir blos und kommen Sie übermorgen Mittag.

.....

Einige Augenblicke darauf war die junge Arbeiterin, von Agricol und Adrienne unterstützt, die Treppe des elenden Hauses hinabgestiegen und hatte sich mit Fräulein von Cardoville in den Wagen gesetzt. Sie verlangte mit lebhaftem Drängen Cephyse zu sehen; aber Agricol hatte ihr geantwortet, es sei das erst an andern Tage möglich.

.....

Den Andeutungen zufolge, welche Pomponne-Rose ihr gegeben, mißtraute Fräulein von Cardoville der ganzen Umgebung Djalma's und glaubte das Mittel gefunden zu haben, an demselben Abend und auf sichere Weise einen Brief von ihr in die Hände des Prinzen legen zu können.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

15. Sept. I. Band.] Supplement. [№ 5. 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

Neunter Band.

Zweites Kapitel.

Die beiden Wagen.

An dem Abende desselben Tages war es, wo Fräulein von Cardoville die Mayeux am Selbstmord verhindert hatte.

Es schlägt elf Uhr, die Nacht ist düster, der Wind weht mit Heftigkeit und jagt die dichten, schwarzen Wolken, welche das blasse Licht des Mondes gänzlich verdecken.

Ein Fiacre kommt langsam, schwerfällig, im Schritte seiner keuchenden Pferde die Rue-Blanche herauf, welche nicht weit von der Barrière, die in der Gegend von Djalma's Wohnung liegt, ziemlich steil in die Höhe geht.

Der Wagen hält an. Der Kutscher, der über diese unendlich lange Fahrt flucht, die mit diesem schwierigen Wege ihr Ziel erreicht haben soll, wendet sich auf seinem Bocke um, sieht durch die vordere Fensterscheibe des Wagens und sagt zu der Person, welche er führt, mit brummigem Tone:

— Nun, ist es hier endlich? Von der Rue de Bangirard bis nach der Barrière blanche, das kann man doch für eine Fahrt gelten lassen; dabei ist die Nacht so schwarz, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen kann, denn man steckt wegen des Mondscheins, der im Kalender steht, die Laternen nicht an.

— Suchen Sie eine kleine Thür mit einem Wetterdach, fahren Sie an derselben etwa zwanzig Schritte vorbei und halten Sie dann dicht an der Mauer an, — antwortete eine schnarrende und ungeduldige Stimme mit äußerst italienischem Accente.

— Das ist ein verfluchter Deutscher, der mich noch selbst in einen Klepper verwandeln wird, — dachte der Kutscher erzürnt und fügte dann hinzu: — Ei, zum Teufel, ich sage Ihnen ja, daß man Nichts sieht, wie soll ich denn Ihre vermaledeite Thür finden?

— Haben Sie denn nicht die geringste Umsicht?... Fahren Sie rechts, dicht an der Mauer hin, das Licht Ihrer Wagenlaterne wird Ihnen dann nützlich sein und Sie erkennen leicht jene kleine Thür, sie kommt gleich nach Numero Fünfzig... Wenn Sie sie nicht finden, so werden Sie wohl betrunken sein, — antwortete die italienische Stimme mit wachsendem Aerger.

Statt aller Antwort fluchte der Kutscher wie ein Heide, peitschte seine erhitzten Pferde, fuhr dicht an der Mauer entlang und blinzelte mit dem Auge, um beim Lichte seiner Laternen die Straßennummern zu lesen.

Nach einigen Augenblicken hielt der Wagen auf's Neue an.

— Jetzt bin ich bei Nr. 50 vorbei und hier ist eine kleine Thür mit einem Wetterdache, — sagte der Kutscher. — Ist es diese?

— Ja, — rief es aus dem Wagen. — Jetzt fahren Sie zwanzig Schritte weiter und halten Sie dann an.

— Nun meinetwegen auch...

— Dann steigen Sie von Ihrem Bocke und thun Sie an der kleinen Thür, bei der wir vorbeigekommen sind, zwei Mal drei Schläge... Verstehen Sie wohl, zwei Mal drei Schläge.

— Soll das etwa mein Trinkgeld sein, — rief der Kutscher auf's Aeußerste gebracht.

— Wenn Sie mich nach dem Faubourg St.-Germain zurückgefahren haben, wo ich wohne, sollen Sie ein gutes Trinkgeld bekommen, wenn Sie vernünftig sind.

— Gut, also jetzt nach dem Faubourg St.-Germain, aber dann auch nicht die blasse Spur weiter, — sagte der Kutscher mit verhaltenem Zorne. — Teufel, ich hatte meine Pferde angetrieben, um beim Ende des Theaters noch auf dem Boulevard zu sein... — Darauf fand er sich in sein Mißgeschick, rechnete auf die Entschädigung seines Trinkgeldes und sagte: — Ich will also sechs Mal an die kleine Thür pochen.

— Ja, erst drei Mal, dann halten Sie inne, dann wieder drei Mal, verstehen Sie wohl?

— Und was dann weiter?

— Sie sagen zu der Person, die Ihnen öffnet: — Man erwartet Sie, — und dann bringen Sie sie hierher nach dem Wagen.

— Daß Dich der Teufel hole, — sagte der Kutscher sich auf seinem Bocke wieder herumdrehend und fügte, seine Pferde peitschend, hinzu: — Dieser deutsche Kerl hat Knöpfe mit Freimaurern oder vielleicht mit Zolldefraudanten, da wir hier gerade in der Nähe der Barrière sind;... er verdiente wohl, daß ich ihn denuncirte, weil er mich von der Rue de Bangirard bis hierher vexirt hat.

Zwanzig Schritte hinter der kleinen Thür hielt der Wagen abermals an, und der Kutscher stieg von seinem Sitze, um die empfangenen Befehle auszuführen.

An die kleine Thür gekommen, klopfte er daran, wie ihm gesagt worden war, erst drei Mal und dann wieder drei Mal.

Einige minder dichte, minder dunkle Wolken ließen nun den Mondschimmer etwas hindurch und als nun die Thür auf das gegebene Zeichen sich öffnete, sah der Kutscher einen Mann von mittlerem Wuchse, in einen Mantel gehüllt, mit einer farbigen Mütze auf dem Kopfe herankommen. Nachdem dieser Mann die Thür verschlossen, ging er zwei Schritte auf die Straße vor.

— Man erwartet Sie, — sagte der Kutscher zu ihm, — ich werde Sie nach dem Wagen führen.

Und vor dem Manne im Mantel hergehend, der ihm mit dem Kopfe nickend geantwortet hatte, führte er ihn nach dem Fiacre. Er wollte den Wagenschlag öffnen und den Tritt herablassen, als die Stimme von innen rief:

— Das ist nicht nöthig, der Herr steigt nicht ein... ich werde mit ihm so aus dem Wagen heraus plaudern... man wird es Ihnen sagen, wenn es wieder fortgeht.

— Nun, dann werde ich Zeit haben, Dich zu allen Teufeln zu wünschen, — brummte der Kutscher. — Wenigstens will ich es dazu benutzen, mir die Füße etwas zu vertreten.

Und er begann an der Mauer, in welcher sich die kleine Thür befand, auf- und abzugehen.

Nach einigen Secunden hörte er das ferne und immer näher kommende Rollen eines Wagens, welcher schnell den Berg heraufkam und in einiger Entfernung jenseits der Thür des Gartens anhielt.

— Sieh' da, eine Privatkarosse, — sagte der Kutscher, — verteufelte Pferde, daß sie so im Trabe den Abhang der Rue-Blanche heraufkommen.

Der Kutscher beendete diese Betrachtungen, als er mit Hülfe der augenblicklichen Helle einen Mann aus diesem Wagen steigen, schnell vortreten, einen Augenblick bei der kleinen Thür anhalten, sie öffnen, eintreten und verschwinden sah, nachdem er hinter sich zugemacht hatte.

— Ei, ei, das verwickelt sich, — sagte der Kutscher. — Der Eine ist herausgekommen und der Andere geht hinein.

Dies sagend ging er nach dem Wagen hin, derselbe war mit zwei schönen und kräftigen Pferden glänzend bespannt, der Kutscher saß unbeweglich in seinem Mantel mit zehn Kragen und hielt seine Peitsche, den Stiel auf das rechte Knie gesetzt, ganz nach der Vorschrift.

— Ein rechtes Hundewetter, um so prächtige Pferde wie die Eurigen stehen zu lassen, Kamerad, — sagte der demüthige Fiacrekutscher zu dem herrschaftlichen Automaten, der stumm blieb und nicht einmal zu thun schien, als ob man mit ihm spreche.

— Er versteht kein Französisch... Es ist ein Engländer... das erkennt man sogleich an seinen Pferden, — sagte der Kutscher, der sich auf diese Weise das Stillschweigen auslegte. Und als er darauf eine Art Riesendedienten sah, der neben dem Wagenschlag stand und einen langen Livreerock von gelblichem Grau anhatte, mit hellblauen Kragen und silbernen Knöpfen, wandte sich der Kutscher an ihn, um sich bei ihm zu entschädigen und sagte ohne sein Thema sehr zu verändern:

— Ein rechtes Hundewetter, Kamerad, um so hier zu halten.

Dasselbe unerschütterliche Schweigen von Seiten des Bedienten.

— Es sind zwei Engländer, — versetzte der Kutscher philosophisch, und obgleich ziemlich verwundert über die Geschichte mit der kleinen Thür, begann er seine Promenade wieder, indem er sich seinem Fiacre näherte.

Während sich das eben Geschehene begab, fuhren der Mann im Mantel und der mit der italienischen Aussprache fort sich zu unterhalten, der Eine im Wagen stehend, der Andere stehend, außen die Hand auf den Wagenschlag gelehnt.

Die Unterhaltung dauerte seit einiger Zeit und wurde italienisch geführt; es war von einer abwesenden Person die Rede, wie man aus den nachfolgenden Worten abnehmen kann.

— Also, — sagte der Mann im Fiacre, — darüber sind wir einig?

— Ja, Monsignore, — versetzte der Mann im Mantel, — aber blos in dem Falle, wo der Adler zur Schlange werden würde.

— Und im entgegengesetzten Falle, wenn Sie dann die andere Hälfte von dem eisenbeinernen Crucifix bekommen, das ich Ihnen gegeben habe...

Digitized by Google

— Dann weiß ich, was das sagen will.

— Führen Sie immer fort, sein Vertrauen zu verdienen und zu behalten.

— Ich werde es zu verdienen und mir zu bewahren wissen, Monsignore, weil ich diesen Menschen bewundere und verehre, der an Geist, Muth und Willen stärker ist als die mächtigsten Menschen dieser Welt. Ich habe mich knieend vor ihm gedemüthigt wie vor einem der drei düsteren Idole, welche zwischen Bohmanie und ihren Bewunderern sind... denn seine wie meine Religion besteht darin, das Leben in Nichts zu verwandeln.

— Hm, hm, — sagte der Italiener in ziemlich verlegenem Tone, — das sind unnütze und ungenaue Vergleichungen... denken Sie nur daran, ihm zu gehorchen,... ohne über ihren Gehorsam zu grübeln...

— Er hat blos zu sprechen und dann handle ich; ich bin in seinen Händen gewissermaßen ein Leichnam, wie er zu sagen beliebt... er sieht alle Tage meine Ergebenheit aus den Diensten, die ich ihm beim Prinzen Djalma leiste. Wenn er mir sagte: tödte... so würde dieser Königssohn...

— Um des Himmels willen, kommen Sie nicht auf dergleichen Gedanken, — rief der Italiener, indem er den Mann im Mantel unterbrach, — Gott sei Dank, solche Beweise von Unterwürfigkeit verlangt man niemals von Ihnen.

— Was man mir befiehlt, das thue ich... Bohmanie sieht auf mich.

— Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer, ich weiß, daß Sie eine lebendige und kluge Schranke sind, welche zwischen dem Prinzen und mancherlei schuldvollen Interessen aufgerichtet ist und weil man mir von Ihrem Eifer, Ihrer Geschicklichkeit den jungen Indier zu umstellen erzählt hat und besonders von der Ursache Ihrer blinden Ergebenheit gegen die Befehle, die man Ihnen giebt, so habe ich Sie von Allem unterrichten wollen. Sie schwärmen für Den, dem Sie dienen,... das ist Recht... Der Mensch muß der gehorsame Sklave des Gottes sein, den er sich wählt.

— Ja, Monsignore, so lange der Gott Gott bleibt.

— Wir verstehen uns vollkommen. Was Ihre Belohnung betrifft, so wissen Sie, was ich versprochen habe.

— Meine Belohnung habe ich schon, Monsignore.

— Wie so? Ich weiß jetzt, was ich will.

— Nun gut... was das Geheimniß anbetrifft... Sie haben Bürgschaften, Monsignore.

— Ja, ganz sichere.

— Und übrigens sichert das Interesse der Sache, der ich diene, Ihnen meinen Eifer und meine Verschwiegenheit zu.

— Es ist wahr... Sie sind ein Mann von fester, kräftiger Ueberzeugung.

— Und danach strebe ich.

— Und außerdem sehr religiös, freilich von Ihrem Standpunkte aus. Es ist aber schon sehr lobenswerth, überhaupt einen Standpunkt in diesen Dingen zu haben, während die Gottlosigkeit jetzt so um sich greift, und besonders, wenn Sie bei Ihren Ansichten mir Ihren Beistand zusichern können.

— Ich sage Ihnen denselben aus dem Grunde zu, aus welchem ein unerschrockener Jäger einen Schakal zehn Füchsen, einen Tiger zehn Schakals, einen Löwen zehn Tigern und die Ustmis zehn Löwen vorzieht.

— Was ist Ustmis?

— Was der Geist der Materie, die Klinge der Scheide, der Duft der Blume, der Kopf dem Körper ist.

— Ich verstehe... Niemals ist eine Vergleichung richtiger gewesen... Sie sind ein Mann von richtigem Urtheil... Erinnern Sie sich stets daran, was Sie mir eben sagten und machen Sie sich des Vertrauens Ihres Gebers, Ihres Gottes immer würdiger.

— Wird er bald im Stande sein, mich zu hören, Monsignore?

— In zwei oder drei Tagen schon. Gestern hatte ihn eine merkwürdige Krisis gerettet und er ist mit einem so energischen Willen begabt, daß seine Heilung sehr schnell sein wird.

— Werden Sie ihn morgen wiedersehen, Monsignore?

— Ja, vor meiner Abreise noch, um Abschied von ihm zu nehmen.

— Dann sagen Sie ihm Folgendes, das sonderbar ist und wovon ich ihn nicht habe unterrichten können, denn es hat sich erst gestern zugetragen.

— Sprechen Sie.

— Ich war nach dem Garten der Todten gegangen... überall Begräbnisse. In der dunkeln Nacht flammten Fackeln und ihr Schein fiel auf Gräber... Bohmanie lächelte vom schwarzen Himmel herab. Und an diese heilige Gottheit des Nichts denkend, sah ich voller Freuden einen mit Särgen gefüllten Wagen leer machen. Die ungeheure Grube klaffte über den Schlund der Hölle, man warf Todte auf Todte, sie blieb immer geöffnet. Plötzlich sehe ich neben mir beim Schein einer Fackel einen Greis... er meinte, dieser Greis... Ich hatte ihn schon gesehen, er ist ein Jude, der Wächter jenes Hauses in der Rue St.-François. Sie wissen wohl?...

Und der Mann im Mantel bebte und hielt inne.

— Ja, ich weiß; aber was ist Ihnen, daß Sie sich so unterbrechen?

— Weil in diesem Hause seit 150 Jahren das Bild eines Mannes sich befindet... eines Mannes, den ich einst in Indien an den Ufern des Ganges getroffen habe.

Und der Mann im Mantel konnte sich nicht enthalten, abermals zu zittern und zu stocken.

— Eine sonderbare Aehnlichkeit, ohne Zweifel.

— Ja, Monsignore, eine sonderbare Aehnlichkeit... weiter Nichts.

— Aber dieser alte Jude? der Jude?

— Ich fahre fort, Monsignore; weinend sagte er zu einem Todtengräber: Nun, wo ist der Sarg? — Sie hatten Recht, ich habe ihn in der zweiten Reihe der anderen Grube gefunden, antwortete der Todtengräber. Er hatte ein aus sieben schwarzen Punkten bestehendes Kreuz zum Zeichen? Aber woher haben Sie den Platz und das Zeichen des Sarges gewußt? — Nun, das kann Ihnen gleich sein, sagte der alte Jude mit tiefer Traurigkeit. Sie sehen, daß ich wohl unterrichtet bin; wo ist der Sarg? — Hinter dem großen Grabmal von schwarzem Marmor, das Sie wohl kennen; er ist etwas mit Erde zugedeckt. Aber machen Sie schnell. Bei diesem Gewimmel hier wird man Nichts merken; Sie haben mich gut bezahlt und ich wünsche, daß es Ihnen gelinge, was Sie thun wollen.

— Und was hat der alte Jude mit dem mit sieben schwarzen Punkten bezeichneten Sarge angefangen?

— Zwei Menschen begleiteten ihn, sie trugen eine mit Vorhängen versehene Sänftes er steckte eine Laterne an und ging mit diesen beiden Menschen nach dem Orte, den der Todtengräber bezeichnet hatte... ein Zusammenfahren von

Todtenwagen ließ mich den alten Juden aus dem Gesichte verlieren, dessen Spur ich durch die Gräber hindurch nachgegangen war. Es war unmöglich, ihn wiederzufinden.

— Das ist seltsam in der That. Was wollte dieser Jude mit dem Sarge machen?

— Man sagt, daß sie Leichen benutzen, um magischen Zauber zu bereiten, Monsignore.

— Diese Ungläubigen sind zu Allem fähig, selbst zum Umgange mit dem Feinde der Menschen. Uebrigens wird man sich erkundigen. Diese Entdeckung ist vielleicht von Wichtigkeit.

In diesem Augenblicke schlug es in der Ferne zwölf Uhr.

— Schon Mitternacht?

— Ja, Monsignore.

— Dann muß ich fort, Adieu... Also zum letzten Male noch, Sie schwören es mir: wenn der bewußte Umstand eintritt, dann halten Sie Ihr Versprechen, so wie Sie die andere Hälfte des elfenbeinernen Crucifixes bekommen.

— Ich habe es bei Bohmanie geschworen.

— Vergessen Sie eben so wenig, daß zu größerer Sicherheit die Person, welche Ihnen das halbe Crucifix übergiebt, sagen muß... Nun, was muß Sie zu Ihnen sagen, wissen Sie es noch?

— Man soll zu mir sagen, Monsignore: Vom Rand des Bechers bis zu den Lippen ist noch weit.

— Sehr gut... Adieu. Also Geheimniß und Treue.

— Geheimniß und Treue, Monsignore, — antwortete der Mann im Mantel.

Einige Secunden darauf sahe der Fiacre mit dem Cardinal Malipieri wieder fort.

Denn dieser war es, der das Gespräch mit dem Mann im Mantel geführt hatte.

Dieser Letztere, der Niemand anders war als Faringhea, ging wieder nach der kleinen Gartenthür des von Djalma bewohnten Hauses.

In dem Augenblicke, wo er den Schlüssel in's Schloß stecken wollte, sah er zu seinem großen Erstaunen dieselbe sich vor ihm öffnen und einen Mann herauskommen.

Faringhea stürzte sich auf diesen Unbekannten, packte ihn heftig beim Kragen und rief aus:

— Wer sind Sie? Woher kommen Sie?

Ohne Zweifel fand der Unbekannte den Ton, in welchem diese Frage gethan wurde, durchaus nicht sehr beruhigend, denn statt darauf zu antworten, gab er sich alle Mühe, sich aus den Händen Faringhea's los zu machen, indem er mit schallender Stimme rief:

— Pierre, her zu mir!

Sogleich fuhr der Wagen, der einige Schritte davon stand, im schnellen Trabe herbei; Pierre, der riesige Bediente, faßte den Mestizen bei den Schultern, warf ihn einige Schritte zurück und machte so eine dem Unbekannten sehr günstige Diversion.

— Jetzt, mein Herr, — sagte der Letztere zu Faringhea, indem er unter dem Schutze des Bedienten seine Kleidung wieder ordnete, — jetzt bin ich im Stande, auf Ihre Frage zu antworten, obgleich sie eine alte Bekanntschaft sehr brutal behandeln... Ja, ich bin Dupont, der ehemalige Verwalter des Gutes Cardoville und bei so bewandten Umständen war ich mit dabei, wie Sie aus dem Wasser gefischt wurden, als das Schiff, auf welchem Sie fuhren, Schiffbruch gelitten hatte.

In der That erkannte beim hellen Schimmer der beiden Wagenlaternen der Mestize das gute und redliche Gesicht des Herrn Dupont, des ehemaligen Verwalters, der jetzt, wie wir wissen, Hausbesitzer des Fräulein von Cardoville war.

Man wird sich erinnern, daß Herr Dupont zuerst an Fräulein von Cardoville schrieb, um ihre Theilnahme zu Gunsten Djalma's in Anspruch zu nehmen, der durch eine beim Schiffbruch empfangene Wunde auf Schloß Cardoville zurückgehalten wurde.

— Aber, mein Herr, was haben Sie hier zu thun? Warum dringen Sie so heimlich in dieses Haus ein?

— Ich mache Ihnen begreiflich, daß durchaus nichts Heimliches in meinem Benehmen ist. Ich komme hierher in einem Wagen mit der Livree des Fräulein von Cardoville, meiner lieben und würdigen Herrschaft, und bin von ihr ganz öffentlich und in die Augen fallend beauftragt, einen Brief von ihr an den Prinzen Djalma, ihren Cousin, zu übergeben, — antwortete Herr Dupont mit Würde.

Bei diesen Worten bebte Faringhea vor stummer Wuth.

— Und weshalb kommen Sie zu dieser späten Stunde, mein Herr, warum gehen Sie durch diese kleine Thür?

— Ich komme zu dieser Stunde, mein theurer Herr, weil so der Befehl des Fräulein von Cardoville lautet, und durch die kleine Thür bin ich gegangen, weil aller Grund vorhanden ist zu glauben, wenn ich vor der großen angekommen wäre, würde es mir schwerlich möglich geworden sein, bis zum Prinzen zu gelangen.

— Sie irren sich, mein Herr, — antwortete der Mestize.

— Das ist möglich... aber da man wußte, daß der Prinz fast immer einen großen Theil der Nacht in dem kleinen Salon zubringt, der mit dem Treibhause in Verbindung steht, in welches diese Thür hier führt und da Fräulein von Cardoville, als sie dieses Haus miethete, zufällig einen zweiten Schlüssel von dieser Thür behalten hat, so war ich fast gewiß, wenn ich diesen Weg nahm, den Brief des Fräulein von Cardoville in die Hände ihres Vetters, des Prinzen, legen zu können... Und das habe ich gethan, mein lieber Herr, und war äußerst gerührt von dem Wohlwollen, mit welchem der Prinz mich zu empfangen geruht hat, und sich sogar meiner zu erinnern.

— Und wer hat Sie von den Gewohnheiten des Prinzen so wohl unterrichtet? — sagte Faringhea, der seinen Zorn nicht bemeistern konnte.

— Wenn ich auch über seine Gewohnheiten genaue Auskunft gehabt habe, lieber Herr, so hat man mich doch nicht über die Ihrigen eben so gut unterrichtet, — antwortete Dupont mit ziemlich schelmischer Miene; — denn ich versichere Sie, daß ich eben so wenig darauf rechnete, Sie auf meinem Wege zu treffen, als Sie mich auf dem Ihrigen.

Dies sagend grüßte Herr Dupont den Mestizen ziemlich spöttisch, stieg wieder in den Wagen, der sich schnell entfernte und ließ Faringhea eben so erzürnt als überrascht stehen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Das Rendezvous.

Den Tag darauf, als Herr Dupont seinen Auftrag an den Prinzen ausgerichtet, ging dieser mit ungeduldigen und schnellen Schritten in dem kleinen indischen Salon der Rue-Blanche auf und ab. Dies Gemach stand, wie wir wissen, mit dem Treibhause in Verbindung, wo Adrienne ihm zum ersten Male erschienen war. Er hatte zum Andenken an jenen Tag sich kleiden wollen, wie er damals gekleidet war, also trug er eine Tunika von weißem Cachemir mit einem rothen Turban und einem Gürtel von derselben Farbe; seine Sammetkamaschen waren mit Silber gestickt und hoben sein feines, edel geformtes Bein hervor und endeten über kleinen weißen Schuhen mit rothen Hacken.

Das Glück hat eine so plötzliche und so zu sagen materielle Wirkung auf junge lebhafte und glühende Organisationen, daß Djalma, der den Tag vorher noch düster, niedergeschlagen, verzweifelt war, jetzt kaum noch wiedererkannt werden konnte. Nicht mehr trübte eine bleiche Färbung das blasse Gold seines durchsichtigen und matten Teints. Seine großen Augen, die vor Kurzem noch umdüstert waren, wie etwa schwarze Diamanten durch feuchten Dunst, glänzten jetzt in ihrem weißen Schmelze mit sanftem Feuer; seine lange Zeit blaß gewesenen Lippen waren wieder so lebhaft gerötet wie die schönsten purpurnen Blumen seines Vaterlandes.

Bald unterbrach er sein hastiges Aufundabgehen, stand plötzlich still, zog ein kleines sorgsam zusammengelegtes Papier aus dem Busen und brachte es mit närrischer Freude an seine Lippen; er konnte dem Drange seines Glückes nicht mehr widerstehen, eine Art männliches, tieftönendes Freudengeschrei entrang sich seiner Brust und schnell war der Prinz vor der großen Spiegelscheibe, welche den Salon von dem Treibhause trennte, wo er Fräulein von Gardeville zum ersten Male gesehen.

Merkwürdige Macht der Erinnerungen, wunderbare Uebereinstimmung eines von einem einzigen, festen, nicht zu vermeidenden Gedanken bestürmten Geistes; viele Male hatte Djalma das angebetete Bildniß Adrienne's zu sehen geglaubt, oder es wirklich durch die Scheibe von Krystall erscheinen gesehen, und die Illusion war so vollständig gewesen, daß er, die Augen fortwährend auf die Erscheinung geheftet, die sein Geist hervorrief, mit Hülfe eines in Karmin getauchten Pinsels die Silhouette des idealen Gesichtes, welches der Irrsinn seiner Einbildungskraft ihm zum Anblick brachte, auf der Spiegelscheibe mit bewunderungswürdiger Genauigkeit hinzeichnen konnte.

Vor diesen reizenden Linien, welche durch das lebhafteste Karmin noch gehoben wurden, hatte Djalma sich in tiefer Betrachtung hingestellt, nachdem er den Brief, den er am Tage vorher Abends aus den Händen Dupont's empfangen, gelesen und wieder gelesen und zwanzigmal an seine Lippen gedrückt hatte.

Djalma war nicht allein.

Faringhea folgte allen Bewegungen des Prinzen mit einem schlauen, aufmerksamen und düsteren Blicke. Der Mestize stand ehrfurchtsvoll in einer Ecke des Saales und schien damit beschäftigt, den Bedej Djalma's auszubreiten und zu glätten, eine Art Burnus von indischem Stoffe, ein leichtes seidenes Gewebe, dessen dunner Grund fast ganz unter Gold- und Silberstickereien von äußerster Zartheit verschwand.

Das Gesicht des Mestizen war sorgenvoll und düster. Er konnte sich nicht darüber täuschen: der Brief des Fräulein von Gardeville, welchen Herr Dupont am Tage vorher an Djalma gegeben, war die einzige Ursache seiner Freudetrunkenheit, denn ohne Zweifel wußte er sich nun geliebt; in diesem Falle beunruhigte sein hartnäckig gegen Faringhea, seit dieser in den Saal eingetreten war, beobachtetes Stillschweigen denselben sehr und er wußte nicht, wie er es sich erklären sollte.

Nachdem am Abende vorher der Mestize Dupont in leicht zu begreifender Ungewißheit verlassen hatte, begab er sich in Eile zum Prinzen, um die von dem Briefe des Fräulein von Gardeville hervorgebrachte Wirkung zu beurtheilen; aber er fand den Salen geschlossen. Er klopfte, Niemand antwortete ihm und nun schickte er, obgleich es schon sehr späte Nacht war, eine Notiz an Rodin, in welcher er ihm sowohl den Besuch des Herrn Dupont, als auch den wahrscheinlichen Zweck desselben meldete.

Djalma hatte in der That die Nacht in Verzuckungen des Glücks und der Freude zugebracht, in einem Fieber von Ungeduld, das sich schwer schildern läßt. Nur am Morgen war er in sein Schlafzimmer gegangen, hatte einige Augenblicke der Ruhe gepflegt und sich allein angekleidet.

Mehrere Male hatte der Mestize bescheiden an die Thür von Djalma's Zimmer geklopft; aber erst um zwölf ein halb Uhr klingelte dieser, um zu befehlen, daß sein Wagen um halb drei Uhr bereit sein solle. Faringhea war herringekommen und der Prinz hatte ihm diesen Befehl gegeben, ohne ihn anzusehen, und als ob er mit jedem anderen seiner Diener gesprochen hätte; war das Mißtrauen, Entfernung oder Zerstreuung von Seiten des Prinzen? Das waren die Fragen, welche der Mestize mit wachsender Angst sich stellte, denn die Pläne, deren thätigstes, unmittelbarstes Werkzeug er war, konnten beim geringsten Verdachte Djalma's zerstört werden.

— O die Stunden, die Stunden... wie langsam sie dahin gehen, — rief plötzlich der junge Indier mit leiser und bebender Stimme.

— Die Stunden sind sehr lang, sagten sie noch vorgestern, gnädiger Herr...

Und diese Worte sprechend, näherte Faringhea sich Djalma, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; da er sah, daß ihm das nicht gelang, that er einige Schritte mehr und versetzte:

— Ihre Freude scheint sehr groß, Monseigneur, theilen Sie den Gegenstand derselben ihrem armen und treuen Diener mit, damit er sich mit Ihnen freuen kann.

Wenn Djalma auch die Worte des Mestizen gehört, so hatte er doch eigentlich keines derselben vernommen; er antwortete nicht, seine großen Augen starrten in's Leere umher, er schien voller Andetung einer bezaubernden Erscheinung zuzulächeln und kreuzte, wie seine Landsleute zum Gebet, die Arme über die Brust.

Nach einigen Augenblicken sagte er:

— Wie viel Uhr ist es?

Aber er schien diese Frage mehr an sich, als an einen Dritten zu richten.

— Es ist bald zwei Uhr, gnädiger Herr, — sagte Faringhea.

Nachdem Djalma diese Antwort gehört, setzte er sich, barg sein Gesicht in seine Hände, als ob er sich vollständig in einem süßen Nachdenken sammeln und sich darein versenken wolle.

Faringhea murrte durch seine wachsende Unruhe auf's Aeußerste getrieben und da er um jeden Preis Djalma's Aufmerksamkeit erregen wollte, näherte er sich ihm und sagte, fast der Wirkung seiner Worte gewiß, mit langsamer, durchdringender Stimme:

— Gnädiger Herr... das Glück, welches Sie in Entzückung versetzt, verdanken Sie jedenfalls dem Fräulein von Gardeville.

Kaum war dieser Name ausgesprochen, so fuhr Djalma zusammen, erhob sich von seinem Sessel, sah dem Mestizen in's Gesicht und rief, als wenn er ihn nur eben erst bemerkt hätte:

— Faringhea, Du bist hier, was willst Du?

— Ihr treuer Diener theilt Ihre Freude, gnädiger Herr.

— Welche Freude?

— Die, welche Ihnen der Brief des Fräulein von Gardeville verursacht.

Djalma antwortete nicht, aber sein Blick strahlte von so viel Glück, solcher Heiterkeit, daß der Mestize sich vollkommen beruhigt fühlte: kein Gewölk von Mißtrauen oder von Zweifel, so leicht es auch sein mag, umwölkte die strahlenden Züge Djalma's.

Nachdem dieser einige Augenblicke geschwiegen, hob er seine, von einer Freudenthräne schimmernden Augen und antwortete mit dem Ausdrucke eines Herzens, das vor Liebe und Glück außer sich ist:

— O das Glück, das Glück,... es ist gut und groß wie Gott... es ist Gott selbst.

— Gnädiger Herr, dieses Glück gebührte Ihnen nach so viel Leiden.

— Leiden, wann denn?... O ja, früher habe ich gelitten, ich war auch früher in Java... o das ist aber lange her.

— Uebrigens, gnädiger Herr, verwundert mich dieser glückliche Erfolg nicht, das habe ich Ihnen immer gesagt... Seien Sie nicht unentschlossen, heucheln Sie eine heftige Liebe für eine Andere... und dieses stolze junge Mädchen...

Bei diesen Worten warf Djalma einen so durchbohrenden Blick auf den Mestizen, daß dieser sofort inne hielt. Aber der Prinz sagte mit der liebreichsten Güte zu ihm:

— Fahre fort,... ich höre Dir zu...

Darauf stützte er sein Knie auf seine Hand und den Arm auf's Knie und heftete auf Faringhea einen durchdringenden, aber so unaussprechlichen, sanften, tiefgehenden Blick, daß Faringhea selbst, diese eherne Seele, einen Augenblick von leisem Gewissensbisse sich beunruhigt fühlte.

— Ich sagte, gnädiger Herr, — versetzte er, — daß Sie den Rathschlägen Ihres treuen Sklaven gefolgt sind, der sie aufforderte eine leidenschaftliche Liebe für ein anderes Weib zu heucheln und dadurch haben Sie Fräulein von Gardeville, die so stolz ist, bewogen, zu Ihnen zu kommen... hatte ich Ihnen das nicht voraus gesagt?

— Ja, Du hattest es vorausgesagt, — entwortete Djalma und prüfte den Mestizen noch immer mit derselben Aufmerksamkeit, mit demselben Ausdrucke von milder Güte.

Faringhea's Erstaunen wuchs; gewöhnlich behielt der Prinz, ohne ihn gerade hart zu behandeln, die etwas stolzen und gebieterischen Gewohnheiten ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes bei und hatte niemals zu ihm mit solcher Sanftmuth gesprochen; da er sich wohl bewußt war, wie viel Böses er dem Prinzen gethan und mißtrauisch war wie alle Bösen, so glaubte der Mestize einen Augenblick, das Wohlwollen des Prinzen verberge eine Schlinge, daher fuhr er mit weniger Sicherheit fort:

— Glauben Sie mir, gnädiger Herr, der heutige Tag, wenn Sie seine Vortheile zu benutzen wissen, wird Sie über alle bisher erlittenen Qualen trösten, und sie waren groß, denn gestern noch, obwohl Sie so edelmüthig sind, zu vergessen, was unrecht ist, gestern noch litten Sie unendlich; aber Sie waren nicht der Einzige, der litt... auch dieses junge Mädchen...

— Du glaubst? — sagte Djalma.

— O gewiß, gnädiger Herr. Denken Sie doch nur, was sie empfinden mußte, als sie Sie im Theater mit einem andern Frauenzimmer sah... wenn sie auch Sie nur schwach geliebt hätte, mußte sie doch in ihrer Eigenliebe schwer dadurch verletzt werden; war sie Ihnen indeß mit leidenschaftlicher Liebe zugethan, so wurde sie in's Herz getroffen... daher ist sie nun des Leidens überdrüssig geworden und kommt zu Ihnen.

— So daß Du also meinst, sie habe auf jeden Fall gelitten, viel gelitten? Und das erregt Dein Mitleid nicht? — sagte Djalma mit gezwungenem Tone, aber immer noch voller Sanftmuth.

— Bevor ich daran denke, die anderen zu beklagen, gnädiger Herr, denke ich an das, was Sie leiden... und das rührt mich zu sehr, als daß ich mit Anderen Mitleid haben sollte.

Dies fügte Faringhea heuchlerisch hinzu; man sieht, Rodin's Einfluß hatte den Würger bereits umgeändert.

— Das ist seltsam, — sagte Djalma, indem er mit sich selbst sprach und auf den Mestizen einen noch durchdringenderen Blick warf, der aber immer noch voller Güte blieb.

— Was ist seltsam, gnädiger Herr?

— Nichts. Aber sag' mir, da Deine Rathschläge für das Vergangene so gut gewesen sind, was denkst Du nun von der Zukunft?

— Von der Zukunft, gnädiger Herr?

— Ja... in einer Stunde werde ich bei Fräulein von Gardeville sein.

— Das ist wichtig, gnädiger Herr, die Zukunft hängt von dieser ersten Zusammenkunft ab.

— Daran dachte ich eben.

— Glauben Sie mir, gnädiger Herr, die Weiber kommen nur für den kühnen Mann in leidenschaftliche Aufregung, der ihnen die Verlegenheit einer Weigerung erspart.

— Erkläre Dich genauer.

— Nun, gnädiger Herr, sie verachten den schüchternen und schmachtenden Liebhaber, der mit demüthiger Stimme um das bittet, was er sich rauben soll...

— Aber ich sehe Fräulein von Carderille heute zum ersten Male.

— Tausend Mal haben Sie in ihren Träumen sie gesehen, gnädiger Herr; und auch sie hat in ihren Träumen Sie erblickt, denn Sie werden von ihr geliebt, es giebt keinen Liebesgedanken in Ihrem Herzen, der nicht in dem des Fräuleins sein Echo fände; alle Ihre glühende Verehrung für sie hat sie umgekehrt für Sie empfunden... die Liebe kennt nur eine Sprache und ohne sich zu sehen, haben sie sich Alles gesagt, was sie sich zu sagen hatten... heute noch handeln Sie als Herr und Meister und sie ist die Ihrige.

— Das ist seltsam... seltsam, — sagte Djalma zum zweiten Male, indem er Faringhea mit den Augen nicht verließ.

Sich über den Sinn irrend, welchen der Prinz mit diesen Worten verband, versetzte der Mestize:

— Glauben Sie mir, gnädiger Herr, so seltsam es scheint, so klug ist es... erinnern Sie sich an das Vergangene... Haben Sie etwa, indem Sie einen schüchternen Liebhaber spielten, das stolze junge Mädchen zu Ihren Füßen gebracht, gnädiger Herr? Nein, sondern, indem Sie thaten, als ob Sie um eines andern Weibes willen sie verachteten;... der Löwe seufzt nicht, wie die schwache Turteltaube, der stolze Sultan der Wüste kehrt sich nicht an das klagende Brüllen der Löwin, die weniger erzürnt, als dankbar ist für seine wilden Liebkosungen und daher folgt sie auch bald unterwürfig, glücklich und furchtsam der Spur ihres Herrn. Glauben Sie mir, gnädiger Herr, wagen Sie es, wagen Sie es nur und noch heute werden Sie der angebetete Sultan dieses jungen Mädchens sein, dessen Schönheit ganz Paris bewundert...

Nach einer Pause von einigen Minuten schüttelte Djalma mißlaunig den Kopf und sagte mit seiner sanften klangreichen Stimme zu dem Mestizen:

— Warum verräthst Du mich so? Warum räthst Du boshaft mir an, Gewalt, Schrecken, Ueberraschung gegen einen Engel von Reinheit anzuwenden, den ich wie meine Mutter verehre, genügt es Dir denn nicht, Dich meinen Feinden angeschlossen zu haben, die mich schon in Java verfolgten?

Hätte Djalma mit blutgerötheten Auge, furchtbar drohender Stirn, gezücktem Dolche sich auf den Mestizen gestürzt, so würde dieser weniger überrascht, vielleicht weniger erschrocken sein, als nun, wo er Djalma mit dem Tone sanften Vorwurfes von seinem Verrathe sprechen hörte.

Faringhea trat schnell einen Schritt zurück, als ob er sich zu vertheidigen suche.

Djalma versetzte mit derselben Milde:

— Fürchte nichts;... gestern würde ich Dich getödtet haben;... das versichere ich Dich, aber heute stimmt die glückliche Liebe mich barmherzig und milde; ich habe Erbarmen für Dich, ohne Galle; ich beklage Dich, Du mußt sehr unglücklich gewesen sein, daß Du so boshaft werden konntest.

— Ich, gnädiger Herr, — sagte der Mestize mit wachsendem Staunen.

— Du hast also wohl sehr gelitten, man ist wohl sehr unerbittlich gegen Dich gewesen, armes Geschöpf, daß Du so hartnäckig in Deinem Hasse bist, daß der Anblick eines Glückes, wie das meinige, Dich nicht entwaffnet?... Wahrlich, als ich Dir eben zuhörte, empfand ich ein aufrichtiges Mitleiden mit Dir, da ich die traurige Ausdauer in Deinem Hasse bemerkte.

— Gnädiger Herr, ich weiß nicht... aber...

Und der Mestize fand stotternd keine Worte.

— Nun sprich, was habe ich Dir Böses gethan?

— O gar nichts, gnädiger Herr! — antwortete der Mestize.

— Warum also denn mich hassen, warum mit solcher Erbitterung mir Böses wünschen?... Hat es Dir nicht genügt, mir den treulosen Rath zu geben, ich solle eine schmachvolle Liebe für das junge Mädchen heucheln, das Du mir hierher geführt hast... und das der elenden Rolle überdrüssig, welche sie bei mir spielte, dieses Haus verlassen hat?

— Ihre angebliche Liebe zu diesem Mädchen, gnädiger Herr, — versetzte Faringhea, indem er nach und nach wieder kaltblütig wurde, — ist ja Schuld daran, daß die Kälte des Fräulein von Carderille...

— Sprich nicht so, — versetzte der Prinz noch immer sanft und unterbrach ihn, — wenn ich das Glück genieße, welches mich mitleidig stimmt, mich über mich selbst erhebt, so geschieht es blos deshalb, weil Fräulein von Cardoville jetzt weiß, daß ich nicht aufgehört habe, sie zu lieben, wie sie geliebt werden muß... mit Anbetung, mit Verehrung; Du dagegen begreifst, indem Du mir so riethest, wie Du gethan, die Absicht, sie auf ewig von mir zu entfernen und es wäre Dir beinahe geglückt.

— Gnädiger Herr... wenn Sie das von mir denken, so müssen Sie mich als Ihren tödtlichsten Feind betrachten...

— Fürchte Nichts, sage ich Dir... ich habe nicht das Recht Dich zu schelten. Im Wahnsinn des Kummers habe ich Dir zugehört, bin Deinen Winken gefolgt... ich war nicht der von Dir Betrogene, sondern Dein Mitschuldiger... nur gestehe es, als Du mich niedergeschlagen, verzweifelt, ganz in Deiner Gewalt sahest, war es da nicht grausam von Dir, mir anzurathen, was mir das Verderblichste in der Welt sein konnte?

— Mein großer Eifer wird mich irre geleitet haben, gnädiger Herr.

— Ich will Dir glauben... aber dennoch reiztest Du heute mich auf böse Weise an... Du bist für mein Glück ohne Mitleid gewesen, wie Du ohne Erbarmen für mein Unglück warst;... diese Wonnen des Herzens, in welche Du mich versunken siehst, flößten Dir nur einen Wunsch ein, den, diese Freudentrunkenheit in Verzweiflung umzuwandeln.

— Ich, gnädiger Herr?

— Ja, Du... Du hast gedacht, wenn ich Deinem Rathe folge, würde ich in den Augen des Fräulein von Carderille für immer mich entehren... nun sprich, woher dieser erbitterte Haß... noch einmal, was habe ich Dir gethan?

— Gnädiger Herr, Sie beurtheilen mich falsch... und ich...

— Höre mir zu, ich will nicht, daß Du bös seiest und ein Verräther, ich will Dich gut machen... In unserm Vaterlande bezaubert man die gefährlichsten Schlangen, zähmt die wildesten Tiger;... nun gut, auch Dich will ich durch Sanftmuth bändigen, Dich, der Du ein Mensch bist, der einen Geist hat, den richtigen Weg zu nehmen und ein Herz zum Lieben;... der heutige Tag giebt mir ein göttliches Glück, Du wirst einst diesen Tag segnen... Was kann ich für Dich thun? Was willst Du? Gold? Du sollst Gold bekommen... Willst Du mehr als Gold? Willst Du einen Freund, dessen zärtliche Liebe Dich tröstet und den Kummer Dich vergessen läßt, der Dich schlecht gemacht hat, dessen Liebe Dich wieder gut macht?... Willst Du, daß ich, obgleich ein Königssohn, Dein Freund werde? Ich werde es sein, ja, trotz des Bösen, oder vielmehr wegen des Bösen, das Du mir angethan hast... ich werde für Dich ein aufrichtiger Freund sein, glücklich mir zu sagen: den Tag, an welchem der Engel zu mir sagte, daß sie mich liebe, ist mein Glück sehr groß gewesen: am Morgen hatte ich einen unversöhnlichen Feind, am Abend hatte sein Haß sich in Freundschaft verwandelt. Geh, Faringhea, glaube mir, das Unglück macht boshaft, das Glück gut... Sei glücklich!

In diesem Augenblicke schlug es zwei Uhr.

Der Prinz bebte zusammen; der Augenblick, zu seinem Rendezvous mit Adrienne zu fahren, war gekommen.

Das wunderschöne Gesicht Djalma's wurde noch schöner durch den sanften Ausdruck, von dem es, während er mit dem Mestizen sprach, belebt wurde und schien sich mit göttlichem Strahle zu verklären.

Er näherte sich Faringhea und streckte mit einer Geberde voller Anmuth und Zartseligkeit die Hand hin, indem er sagte:

— Deine Hand...

Des Mestizen Stirn war in kaltem Schweiße gebadet, seine Züge bleich, verzogen, fast unkenntlich; er zauderte einen Augenblick und darauf reichte er, gebändigt, besiegt, bezaubert, schauernd seine Hand dem Prinzen, der sie drückte und nach der Weise seines Landes zu ihm sagte:

— Du legst redlich die Hand in die Hand eines redlichen Freundes; stets wird diese Hand für Dich geöffnet sein... Leb' wohl, Faringhea... jetzt fühle ich mich würdiger vor dem Engel niederzuknien.

Und Djalma ging fort, um sich zu Adrienen zu begeben.

Trotz seiner Wildheit, seines unerbittlichen Hasses gegen das menschliche Geschlecht, war der unheimliche Anhänger Bohwanie's doch durch die edeln und milden Worte Djalma's verwirrt geworden und dachte voller Schrecken:

— Ich habe seine Hand berührt... jetzt ist er heilig für mich...

Darauf besann er sich wahrscheinlich wieder und rief nach einer Pause aus:

— Ja,... aber er ist nicht heilig für den, der, wie man mir diese Nacht garantirt hat, ihn an der Thür dieses Hauses erwarten soll.

Dies sagend, lief der Mestize in das Nebenzimmer, das nach der Straße hinausging, hob die Ecke eines Vorhangs in die Höhe und sagte ängstlich:

— Sein Wagen fährt fort... der Mann tritt heran... hölle!... der Wagen ist fortgefahren und ich sehe nichts mehr.

Viertes Kapitel.

Die Erwartung.

Adrienne hatte sich ebenfalls so wie Djalma kleiden wollen, wie damals, als sie ihn in der Rue-Blanche zuerst gesehen. Es war dies ein seltsames Zusammentreffen.

Zu dem Orte dieser in Bezug auf ihr Glück so wichtigen Zusammenkunft hatte Fräulein von Carderille mit ihrem natürlichen Tacte den großen Empfangssaal des Hôtel von Carderille gewählt, in welchem man mehrere Familienbildnisse sah. Die auffallendsten darunter waren die ihres Vaters und ihrer Mutter; dieser große und sehr hohe Salon war wie die Herrenzimmer dazu mit dem steifen Luxus des Jahrhunderts Ludwigs XIV. meublirt; der Plafond war von Lebrün gemalt und stellte den Triumph des Apollo dar, er zeichnete sich durch Mächtigkeit der Zeichnung, Kraft des Coloris aus und um den Plafond herum ging ein vergoldeter, mit herrlicher Bildhauerarbeit versehener Karniess, der in den vier Ecken von vier Strebebogen getragen wurde, die aus großen, gleichfalls vergoldeten Figuren, die Jahreszeiten vorstellend, bestanden. Mit Leisten umgebene und mit carmeisinfarbenem Damast bezogene Wandfelder dienten den großen Familienbildern, welche das Gemach schmückten, zum Hintergrunde.

Die tausend verschiedenen Gefühle, welche sich in Fräulein von Cardoville bewegten, je näher der Augenblick ihrer Unterredung mit Djalma heranrückte, lassen sich leichter begreifen, als beschreiben. Ihre Vereinigung war bis dahin durch so viel schmerzliche Hindernisse vereitelt worden, Adrienne kannte ihre Feinde als so wachsam, so thätig, so hinterlistig, daß sie noch an ihrem Glücke zweifelte.

In jedem Augenblicke sah sie fast wider Willen nach der Uhr, noch einige Minuten und die Stunde des Rendezvous sollte schlagen.

Endlich schlug sie.

Jeder Glockenschlag tönte lange in Adriennens Herzen wieder. Sie dachte, daß Djalma ohne Zweifel aus Zurückhaltung sich nicht erlaubt habe, vor dem von ihr bestimmten Augenblick zu kommen; weit entfernt diese Discretion zu tadeln, wußte sie ihm Dank dafür, aber von dem Augenblicke ab horchte sie athemlos und hoffnungsvoll bei dem geringsten Geräusche, welches sie in dem nächsten Zimmer hörte.

Während der ersten Minuten empfand Fräulein von Cardoville noch keine ernsten Befürchtungen und beschwichtigte ihre etwas besorgte Ungeduld durch eine Berechnung, die in den Augen der Leute, welche niemals die fieberhafte Aufregung einer Erwartung des Glücks gekannt haben, als sehr kindisch erscheinen mag; sie dachte nämlich, daß die Uhr des Hauses in der Rue-Blanche mit der Uhr in der Rue d'Anjou nicht ganz übereinstimmen könne.

Aber als dieses vermuthete Abweichen, das übrigens sich ganz gut begreifen ließ, sich in eine Verzögerung von einer Viertelstunde, zwanzig Minuten und noch mehr verwandelte, da empfand Adrienne eine wachsende Beängstigung; zwei oder drei Mal stand sie mit klopfendem Herzen auf, näherte sich auf den Fußspitzen der Thür des Salons und horchte.

Sie hörte nichts.

Es schlug halb vier Uhr.

Jetzt konnte sie ihre Furcht nicht mehr überwinden, klammerte sich an eine letzte Hoffnung an, ging nach dem Kamine und klingelte dann, nachdem sie ihrem Gesichte einen Ausdruck gegeben, der keine Bewegung verrieth.

Nach einigen Secunden öffnete ein Kammerdiener in schwarzer Kleidung und mit grauem Haar die Thür und erwartete mit ehrfurchtsvollem Schweigen die Befehle seiner Herrin, die zu ihm mit ruhiger Stimme sagte:

— André, bitten Sie Hebe, sie solle Ihnen ein Flacon geben, welches ich auf dem Kamine meines Zimmers habe liegen lassen und bringen Sie es mir.

André verbeugte sich; in dem Augenblicke, wo er den Salon verlassen wollte, um den Befehl Adriennens auszuführen, einen Befehl, den sie nur gegeben hatte, um eine andere Frage thun zu dürfen und die Wichtigkeit derselben in den

Augen ihrer von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen unterrichteten Leute zu verhehlen, fügte Fräulein von Cardoville mit gleichgültigem Wesen hinzu, indem sie auf die Uhr zeigte:

— Geht diese Uhr richtig?

André zog seine Uhr, warf die Augen darauf und entwortete:

— Ja, Fräulein, ich habe die meinige nach den Tuilerien gestellt; es ist gleichfalls bei mir auch schon halb vier Uhr vorbei.

— Es ist gut, ich danke Ihnen, — sagte Adrienne voller Güte.

André verbeugte sich und bevor er hinausging, sagte er zu Adrienne:

— Ich vergaß, Fräulein, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr Marschall Simon vor einer Stunde gekommen ist. Da die Thür des Fräuleins für Jedermann geschlossen war, ausgenommen für den Herrn Prinzen, so hat man gesagt, daß Fräulein Niemand empfingen.

— Es ist gut, — sagte Adrienne.

André verbeugte sich aufs Neue, verließ den Saal und Alles wurde wieder ruhig.

Gerade, weil bis zur letzten Minute der zu ihrer Zusammenkunft mit Djalma bestimmten Stunde Adriennens Hoffnung nicht durch den leisesten Zweifel getrübt worden war, mußte ihr die Enttäuschung, der sie jetzt ausgesetzt war, um so schrecklicher sein; sie warf daher einen schmerzlichen Blick auf eines der über ihr seitwärts vom Kamine hängenden Bilder und flüsterte mit klagendem und verzweifeltem Tone:

— O meine Mutter!

Kaum hatte Fräulein von Cardoville diese Worte gesprochen, so erschütterte das dumpfe Rollen eines Wagens, der in den Hof des Hôtels fuhr, leicht die Scheiben.

Das junge Mädchen bebte und konnte einen leisen Freudenruf nicht unterdrücken; ihr Herz flog Djalma entgegen, denn dieses Mal fühlte sie gewissermaßen, daß er es war, sie war dessen so gewiß, als ob sie ihn mit ihren eignen Augen gesehen hätte.

Sie setzte sich wieder und trocknete eine an ihren langen Wimpern hängende Thräne, ihre Hand zitterte wie ein Espenlaub.

Das ziemlich laute Geräusch mehrerer Thüren, deren Flügel nach einander geöffnet wurden, bewies dem jungen Mädchen die Richtigkeit ihrer Vermuthungen. Die vergoldeten Flügelthüren des Salons drehten sich in ihren Angeln und der Prinz erschien.

Während ein zweiter Kammerdiener die Thür wieder zumachte, setzte André, der einige Secunden nach Djalma eintrat, während der Letztere sich Adriennen näherte, auf einen vergoldeten Tisch in der Nähe des jungen Mädchens ein kleines Präsentirbrett von Vermeuil, auf welchem sich ein Krystallfläschchen befand. Darauf schloß sich die Thür wieder.

Der Prinz und Fräulein von Cardoville blieben allein.

Fünftes Kapitel.

Adrienne und Djalma.

Der Prinz hatte sich dem Fräulein von Cardoville langsam genähert.

Trotz dem Ungestüm der Leidenschaften des jungen Indiers verrieth sein unsicherer Gang von reizender Schüchternheit seine tiefe Bewegung; er hatte noch nicht gewagt, die Augen zu Adriennen zu erheben; er war plötzlich sehr bleich geworden und seine schönen Hände, die er nach der Gewohnheit seines Landes wie zum Gebet über die Brust gekreuzt, zitterten sehr; er blieb einige Schritte von Adriennen und hielt den Kopf etwas vorn über geneigt.

Diese bei jedem Andern lächerliche Verlegenheit hatte bei diesem zwanzigjährigen Prinzen, dessen Unerschrockenheit an's Mährchenhafte grenzte, etwas Rührendes, um so mehr, da sein Charakter so heldenmüthig, so edel war, daß die Reisenden von dem Sohne des Königs Kadja Sing nur mit Bewunderung und Ehrfurcht sprachen.

Ein süßes, keusches Zurückhalten, das noch interessanter wird, wenn man bedenkt, daß die glühenden Leidenschaften dieses Jünglings um so entzündlicher waren, als sie bis dahin zurückgehalten wurden.

Fräulein von Cardoville war in nicht geringer Verlegenheit und Verwirrung sitzen geblieben; nie Djalma schlug sie die Augen nieder; aber die brennende Röthe ihrer Wangen, das schnelle Klopfen ihres jungfräulichen Busens verriethen eine Aufregung, welche sie übrigens nicht zu verbergen suchte.

Trotz der Festigkeit ihres Geistes, der abwechselnd so fein und so fröhlich, so anmuthig und so dringend sein konnte, trotz der Entschiedenheit ihres unabhängigen und stolzen Charakters, trotz ihrer großen Weltgewohnheit, theilte Adrienne, indem sie gleich Djalma eine naive Verlegenheit, eine reizende Verwirrung zeigte, jene Art vorübergehender Stimmung, durch welche diese beiden schönen, liebenden, glühenden und reinen Wesen ganz ihr Selbst aufzugeben schienen, als ob sie unfähig gewesen wären, zugleich den Andrang ihrer stürmischen Sinne und die berauschende Begeisterung ihres Herzens zu ertragen.

Und doch hatten sich ihre Blicke noch nicht begegnet... Alle beide fürchteten jenen ersten elektrischen Strahl des Blickes, jene unbesiegbare Anziehungskraft zweier liebenden, für einander in Leidenschaft glühenden Wesen, jenes geheiligte Feuer, das schneller als der Blitz ihr Blut entzündet und mitunter, fast ohne ihr Wissen, sie der Erde entrückt und zum Himmel entführt; denn es heißt sich Gott nähern, wenn man mit frommer Trunkenheit dem edelsten, unwiderstehlichsten der Triebe folgt, welche er in uns gelegt hat,... dem einzigen Triebe, welchen der Spender aller Dinge in seiner anbetenswerthen Weisheit hat heiligen wollen, indem er ihn mit einem Funken seiner schöpferischen Kraft begabte... Djalma erhob zuerst die Augen; sie waren zu gleicher Zeit feucht und strahlend; die Kraft einer begeisterten Liebe, die brennende, so lange verhaltene Gluth seines Alters, die entzückte Bewunderung für ideale Schönheit war in seinem Blicke zu lesen und doch lag eine ehrfurchtsvolle Schüchternheit darin und gab den Zügen dieses Jünglings einen unbeschreiblichen, unwiderstehlichen Ausdruck.

Unwiderstehlich!... denn Adrienne bebte, als sie dem Blicke des Prinzen begegnete, am ganzen Körper und fühlte sich wie in einen Zauberkreis gezogen. Schon wurden ihr die Augen wie von betäubender Mattheit schwer, als sie mit einem letzten Aufwande von Willen und Stärke diese köstliche Bewirrung überwand, sich von ihrem Stuhle erhob und mit zitternder Stimme zu Djalma sagte:

— Prinz, ich bin glücklich, Sie hier zu empfangen; — darauf zeigte Adrienne mit einer Geberde ihm eines der hinter ihr hängenden Porträts und fügte hinzu, als ob es sich um eine Vorstellung handele:

— Prinz... meine Mutter...

Mit seltener Zartheit ließ Adrienne auf diese Weise ihre Mutter gewissermaßen ihrer Unterredung mit Djalma beiwohnen.

Dadurch schützte sie sich und den Prinzen gegen die Verführungen einer ersten, um so hinreißenderen Begegnung, als alle Beide sich im höchsten Grade geliebt wußten, alle Beide frei waren und nur bei Gott über die Schätze von Glück und Wollust Rechenschaft abzulegen hatten, mit welcher er sie glänzend begabt.

Der Prinz begriff Adriennens Gedanken; als daher das junge Mädchen auf das Bildniß ihrer Mutter gedeutet hatte, verbeugte sich Djalma mit unendlicher, reizender und einfacher Geberde vor dem Bilde und sagte mit sanfter und männlicher Stimme, indem er sich gegen das Gemälde wandte:

— Ich werde sie lieben, sie wie meine Mutter segnen... und auch meine Mutter wird in meinen Gedanken gleich Ihnen ihrem Kinde zur Seite stehen.

Eine bessere Antwort gab es nicht auf das Gefühl, welches Fräulein von Cardoville veranlaßt hatte, sich so zu sagen unter den Schutz ihrer Mutter zu stellen, daher war sie von diesem Augenblicke auch sogleich über Djalma und über sich selbst beruhigt und war so zu sagen wie zu Haus, denn ein köstliches Gefühl des Glückes trat nach und nach an die Stelle der Aufregung und der Verwirrung, von welcher sie erst bewegt worden war.

Nun sich wieder setzend sagte sie zu Djalma, indem sie auf einen Sessel ihr gegenüber deutete:

— Setzen Sie sich, mein lieber Vetter und lassen Sie mich Sie so nennen, denn ich finde in dem Worte Prinz etwas zu viel Etiquette, und was Sie anbetrifft, so nennen Sie mich nur Ihre Cousine, denn ich finde auch Fräulein zu förmlich. Nachdem wir dies abgemacht, lassen Sie uns als gute Freunde sprechen.

— Ja, meine Cousine, — antwortete Djalma, der bei dem Worte erst erröthet war.

— Da Offenheit unter Freunden Sitte ist, — antwortete Adrienne, — so werde ich Ihnen zuerst einen Vorwurf machen, — fügte sie mit einem halben Lächeln hinzu, indem sie den Prinzen ansah.

Dieser blieb anstatt sich zu setzen, auf den Kamin sich lehnend, in einer anmuthigen, ehrfurchtsvollen Haltung stehen.

— Ja, mein Vetter, — versetzte Adrienne, — ein Vorwurf, den Sie mir vielleicht verzeihen werden;... mit einem Worte, ich erwartete Sie etwas früher...

— Vielleicht, Cousine, werden Sie mich tadeln, daß ich nicht später gekommen bin.

— Wie meinen Sie das?

— In dem Augenblicke, wo ich aus meinem Hause herausfuhr, näherte sich ein Mann, den ich nicht kannte, meinem Wagen und sagte mit so aufrichtigem Tone, daß ich ihm Glauben schenken mußte: Sie können einem Manne das Leben retten, der für Sie ein Vater gewesen ist. Der Marschall Simon ist in großer Gefahr; aber wenn Sie ihm zu Hülfe kommen wollen, müssen Sie mir sogleich folgen.

— Das war eine Hinterlist, — rief Adrienne lebhaft aus, — der Marschall Simon ist vor kaum einer Stunde noch hier gewesen...

— Er war hier! — rief Djalma voller Freude und als ob ein schweres Gewicht ihm vom Herzen genommen würde, — O dann wird wenigstens dieser Tag uns nicht getrübt!

— Aber, Vetter, — versetzte Adrienne, — wie konnten Sie nicht gleich gegen diesen Menschen Mißtrauen hegen?

— Einige Worte, die ihm später entschlüpft sind, brachten mich zu Zweifeln, — antwortete Djalma; — aber ich bin ihm anfangs gefolgt, da ich wirklich fürchtete, daß der Marschall in Gefahr sei, denn ich weiß, daß auch er Feinde hat.

— Jetzt, wo ich darüber nachdenke, haben Sie Recht gehabt, Vetter, irgend eine neue Intrigue gegen den Marschall hatte Wahrscheinlichkeit; bei dem geringsten Zweifel mußten Sie zu ihm eilen.

— Ich habe es gethan. Indessen erwarteten Sie mich.

— Das war ein edles Opfer und meine Hochachtung für Sie würde sich noch vermehren, wenn das möglich wäre...— sagte Adrienne bewegt. — Aber was ist aus dem Mann geworden?

— Auf meinen Befehl stieg er in meinen Wagen. Zugleich wegen des Marschalls in Unruhe und in Verzweiflung darüber, die Zeit verfließen zu sehen, welche ich bei Ihnen zubringen sollte, meine Cousine, drängte ich diesen Mann mit Fragen. Und mehrere Male antwortete er mir mit Verlegenheit. Da fiel es mir ein, daß man mir vielleicht eine Schlinge legen könnte, ich erinnerte mich daran, was man schon Alles versucht hatte, um mir bei Ihnen zu schaden... und so änderte ich sofort meinen Weg. Da wurde der Aerger des Mannes, der mich begleitete, so augenscheinlich, daß ich ganz im Klaren hätte sein müssen; indessen empfand ich, an den Marschall Simon denkend, doch noch unbestimmte Gewissensbisse, die Sie jetzt glücklicherweise beschwichtigt haben, liebe Cousine.

— Diese Leute sind unversöhnlich, — sagte Adrienne. — Aber unser Glück wird stärker sein, als ihr Haß.

Nach einem Augenblicke Schweigens versetzte sie mit ihrer gewöhnlichen Offenheit:

— Mein lieber Cousin, es ist mir unmöglich zu verschweigen oder zu verbergen, was ich auf dem Herzen habe... plaudern wir noch einige Augenblicke zusammen, — stets als Freunde — über eine Vergangenheit, die man uns so schmerzlich gemacht hat und die wir dann vergessen wollen, wie einen bösen Traum.

— Ich werde Ihnen mit Offenheit antworten, sogar auf die Gefahr hin, mir selbst zu schaden, — sagte der Prinz.

— Wie haben Sie sich dazu entschließen können, sich öffentlich zu zeigen mit...

— Mit jenem jungen Mädchen? — sagte Djalma, Adriennen unterbrechend.

— Ja, Vetter, — versetzte Fräulein von Cardoville und erwartete Djalma's Antwort mit unruhiger Neugier.

— Unbekannt mit den Gewohnheiten dieses Landes, — antwortete der Prinz ohne Verlegenheit, denn er sagte die Wahrheit, — den Geist geschwächt durch Verzweiflung, irre geleitet durch die verhängnißvollen Rathschläge eines unsern Feinden ergebenen Mannes, habe ich, wie er es mir sagte, geglaubt, wenn ich Ihnen gegenüber eine andere Liebe heuchelte, würde ich Ihre Eifersucht reizen und...

— Genug, mein Vetter, ich begreife Alles, — sagte Adrienne lebhaft, indem sie ihrerseits Djalma unterbrach, um ihm ein peinliches Geständniß zu ersparen; — auch ich mußte sehr von der Verzweiflung geblendet sein, um nicht gleich das böse Complott zu errathen, besonders nach Ihrem thörichten und tollkühnen Benehmen: dem Tode zu trotzen,... um mein Bouquet aufzunehmen, — fügte Adrienne bei der Erinnerung noch schaudernd hinzu. — Ein letztes Wort noch, obgleich ich Ihrer Antwort schon gewiß bin: sagen Sie mir, haben Sie nicht einen Brief empfangen, den ich Ihnen am Morgen desselben Tages geschrieben, wo ich Sie im Theater sah?

Djalma entwortete nicht.

Ein düsteres Gewölk umzog plötzlich seine schönen Züge, welche eine Secunde lang einen so drohenden Ausdruck annahmen, daß Adrienne darüber erschrak; aber bald beruhigte sich diese heftige Bewegung wie durch Nachdenken, Djalma's Stirn wurde wieder ruhig und glatt.

— Ich bin milder gewesen, als ich dachte, — sagte der Prinz zu Adriennen, die ihn erstaunt ansah, — ich wollte, meine Cousine... Ihrer würdig zu Ihnen kommen. Ich habe Dem verziehen, der, um meinen Feinden zu dienen, mir böse Rathschläge gegeben hatte und noch gab... dieser Mann, davon bin ich überzeugt, hat den Brief unterschlagen... Eben, als ich an das Böse dachte, das er mir angethan, habe ich einen Augenblick meine Mitte bedauert... Aber ich dachte dann an Ihren Brief von gestern... und da schwand mein Zorn...

— So haben wir denn also mit dieser trüben Vergangenheit abgeschlossen, mit diesen Befürchtungen, diesem Mißtrauen, diesem Argwohn, der uns so lange Zeit gequält, der mich zum Zweifel an Ihnen, Sie zum Zweifel an mir gebracht hat. O fern sei nun diese verderbliche Vergangenheit! — rief Fräulein von Cardoville mit der höchsten Freude aus.

Und als ob sie nun ihr Herz von den letzten Gedanken befreit, die sie hätten traurig machen können, versetzte sie:

— Jetzt zur Zukunft, ganz der Zukunft, der strahlenden, wolkenlosen, ohne Hinterniß, mit einem so schönen, in seiner Unendlichkeit so reinen Horizonte, daß das Auge seine Grenzen nicht ermessen kann...

Wir müssen darauf verzichten die unaussprechliche Begeisterung, den Ton fortreißender Hoffnung wiederzugeben, welcher diese Worte Adriennens begleitete; plötzlich wurden ihre Züge von rührender Schwermuth umzogen und sie fügte mit süß bewegter Stimme hinzu:

— Und daß man denken muß... daß zu einer solchen Stunde... es noch Unglückliche giebt, die leiden.

Dieses naive Mitleid mit dem Unglück in demselben Augenblicke, wo dieses edle junge Mädchen den Gipfel eines idealen Glückes erreichte, machte einen so lebhaften Eindruck auf Djalma, daß er unwillkürlich Adriennen zu Füßen fiel, die Hände faltete und nach ihr hin sein zauberisches Gesicht wandte, in welchem sich eine fast göttliche Andacht kund gab...

Darauf barg er sein Gesicht in seine Hände und neigte den Kopf ohne ein Wort zu sagen.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen.

Adrienne unterbrach es zuerst, da sie durch Djalma's zarte Finger eine Thräne rinnen sah.

— Was haben Sie, mein Freund? — rief sie aus.

Und mit einer schnellen Bewegung beugte sie sich zum Prinzen herab und zog ihm seine Hände vom Gesicht.

Es war ganz in Thränen gebadet.

— Sie weinen! — rief Fräulein von Cardoville so bewegt, daß sie Djalma's Hände in den ihren behielt, und da der junge Indier auf diese Weise sie nicht trocknen konnte, ließ er sie wie Tropfen Kristall über seine bleichen, goldfarbenen Wangen rollen.

— Es giebt in der Welt kein Glück, wie das meinige, — sagte der Prinz mit seiner weichen, bebenden Stimme, mit einer Art unbeschreiblicher Niedergeschlagenheit, — und ich empfinde eine große Traurigkeit... denn Sie geben mir den Himmel und wenn ich Ihnen nur Irdisches gewähren kann, so werde ich wieder undankbar gegen Sie sein... Ach, was kann der Mensch für die Gottheit thun, sie segnen, sie anbeten; aber niemals ihr die Schätze vergelten, mit welcher sie ihn überschüttet... wenn sein Stolz nicht darunter leidet, thut es doch das Herz...

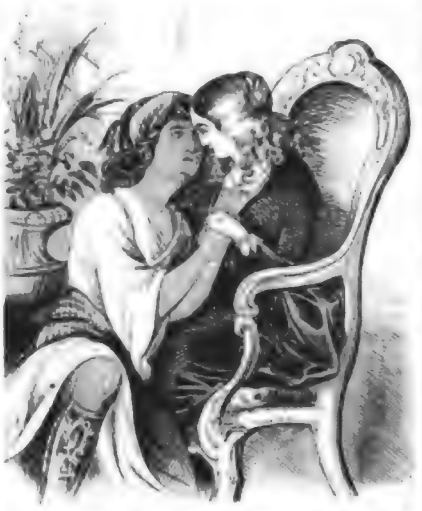
Djalma übertrieb nicht, er sagte was er wirklich empfand und allein die etwas hyperbolische, dem Orientalen eigenthümliche Form konnte seine Gedanken wiedergeben.

Der Ton seines Bedauerns war so aufrichtig, seine Demuth so sanft, so naiv, daß Adrienne, gleichfalls bis zu Thränen gerührt, ihm mit größter Zärtlichkeit antwortete:

— Mein Freund, wir sind alle Beide auf dem Gipfel des Glückes... die Zukunft unserer Seligkeit hat keine Schranken und doch sind, obwohl aus verschiedenen Quellen, uns Beiden traurige Gedanken gekommen. Das kommt daher, weil es Glück giebt, dessen Unendlichkeit uns betäubt... uns außer uns bringt... uns niederdrückt... so drängen sich auch die Blumen auf Augenblicke wie vernichtet vor den zu glühenden Strahlen der Sonne, die dennoch ihr Leben, ihre Liebe ausmacht... o mein Freund, so groß diese Wehmuth ist, so viel Wonne bereitet sie uns!

Diese Worte sprechend wurde Adriennens Stimme immer leiser und ihr Haupt bog sich sanft nieder, als ob sie wirklich unter dem Gewichte ihres Glückes erläge...

Djalma blieb vor ihr knien, seine Hände in die ihrigen gelegt, so daß die weiße Stirn und das goldene Haar Adriennens niedersinkend die ambrafarbene Stirn und die schwarzen Locken Djalma's berührte.



Schweigend und sanft sanken die Thränen der beiden Liebenden und vermischten sich auf ihren schön in einander verschlungenen Händen.

Während dies sich im Hôtel Cardoville begab, ging Agricol mit einem Briefe Adriennens nach der Rue de Vaugirard zu Herrn Hardy.

Sechstes Kapitel.

Die Nachfolge Christi.

Herr Hardy bewohnte, wie wir erzählt haben, einen Pavillon in dem Asyle, welches sich neben der Wohnung einer guten Anzahl ehrwürdiger Väter von der Gesellschaft Jesu befand. Man konnte nichts Stilleres, Einsameres finden, als diese Wohnung; es wurde dort immer mit leiser Stimme gesprochen, selbst die Bedienten hatten etwas Weiches in ihren Worten, etwas Frommes in ihrem Gange.

Wie bei Allem, was mehr und minder dem niederdrückenden, vernichtenden Einflusse dieser Menschen ausgesetzt ist, fehlte in diesem düster-stillen Hause jedes Leben, jede Bewegung. Seine Pensionaire führten ein gleichmäßiges, schwerdrückendes Leben, dessen kalte Regelmäßigkeit nur bisweilen durch einige religiöse Uebungen unterbrochen wurde; daher wurde der Geist, der ohne äußere Nahrung, ohne Neigung und Anregung blieb, auch bald schmachtend und trübe, ganz wie es die ehrwürdigen Väter berechnet hatten; es schien, als ob der Schlag des Herzens langsamer würde, die Seele dumpfer, die moralische Kraft schwächer; mit einem Worte, jedes freie Urtheil, jeder Wille erstarb, und die Pensionaire, mit welchen eben so verfahren wurde, als mit den Novizen der Gesellschaft, mußten nach und nach gleichfalls in den Händen dieser Verbrüderung gleichsam Leichname werden.

Der Zweck dieser Verfahrungsart war einfach und deutlich; sie sichert den guten Erfolg von Erschleichungen aller Art, dem unablässigen Ziel der geschickten Politik und unersättlichen Habgier dieser Priester. Vermöge der ungeheuren Summen, welche sie auf diese Weise in ihre Gewalt oder Verwahrung bekamen, erstrebten sie das Gelingen ihrer Pläne, mochte auch Mord, Feuersbrunst, Empörung, jeder Gräuel des Bürgerkriegs, der heimlich von ihnen angestachelt wurde, das Land quälen, dessen geheime Regierung sie zu erreichen strebten.

Der Hebel war das auf alle mögliche Weise durch die schändlichsten wie verbrecherischsten Mittel errungene Geld, der Zweck die despotische Beherrschung der Geister und der Gewissen, um sie erfolgreich zu Gunsten der Gesellschaft Jesu auszubeuten; von dieser Art waren stets die Mittel und die Zwecke dieser religiösen Brüderschaft und werden ewig dieselben bleiben.

Unter andern Mitteln, das Geld in ihre stets klaffenden Kassen fließen zu lassen, hatten die ehrwürdigen Väter auch die Gründung des Hauses vorgenommen, in welchem sich jetzt Herr Hardy befand.

Personen von krankem Geiste, gebrochenem Herzen, geschwächter Verstandeskraft, durch eine falsche Frömmigkeit irre geleitet, und außerdem durch die Empfehlungen der einflußreichsten Mitglieder der Priesterpartei getäuscht, wurden erst angelockt und dann unmerklich isolirt, von dem äußern Verkehr abgesperrt und endlich in dieser frommen Raubhöhle bestohlen, dies Alles auf die frommste Weise von der Welt und zwar nach der Devise der ehrenwerthen Gesellschaft: ad majorem dei gloriam.

Im jesuitischen Kauderwälsch, wie man dasselbe in den heuchlerischen Prospecten sehen kann, die für gute Leute, die Opfer dieser Schwindeleien, bestimmt sind, nennt man diese frommen Schlupfwinkel im Allgemeinen:

„Heilige Asyle, den Seelen geöffnet, welche des eitlen Treibens der Welt müde sind."

Oder sie nennen sich auch:

„Stille Zufluchtsörter, wo der Fromme zu seinem Glücke von den irdischen Neigungen befreit, von den menschlichen Banden der Familie getrennt, endlich allein Gott gegenüber, erfolgreich an seinem Seelentheile arbeiten kann u. s. w."

Dies ist leider durch tausend Beispiele unwiderleglich erwiesen, die in großer Anzahl in religiösen Häusern begangen werden, und zwar zum Nachtheil der Familien mehrerer Pensionaire. Dies ist erwiesen, sagen wir, nicht zu leugnen, und wenn nun ein redlicher Geist dem Staate den Vorwurf macht, daß er dergleichen Orte nicht gehörig überwacht, dann muß man hören, wie die Priesterpartei schreit, über Hemmung der individuellen Freiheit klagt, über die Tyrannei declamirt und außer sich ist, welche die Gewissensfreiheit unterdrücken will.

Könnte man darauf nicht mit Recht antworten: wenn diese seltsamen Ansprüche als legitim betrachtet würden, könnten die Spieler und Bankhalter mit eben so vielem Rechte auf die individuelle Freiheit sich stützen und gegen die Beschlüsse appelliren, welche ihre Spielhöhlen geschlossen haben? Gewiß hat man auf diese Weise die Freiheit der Spieler beschränkt, welche von selbst und fröhlich ihr Erbtheil in diesen Höhlen verschleuderten; man hat ihr Gewissen tyrannisirt, das ihnen erlaubt, auf eine Karte die letzten Hülfsquellen ihrer Familie zu verlieren.

Ja wir fragen ernst und aufrichtig: was giebt es für einen Unterschied zwischen einem Menschen, der die Seinigen durch Rouge- und Noirspiel ruinirt oder beraubt und Demjenigen, der die Seinigen in der Hoffnung um Alles bringt, ein glücklicher Pointeur in dem Spiel um Himmel und Hölle zu sein, welches gewisse Priester den gottesfürchtigen Marth gehabt haben zu erfinden, um sich zu Croupiers dabei zu machen? *)

Nichts ist dem wahren und göttlichen Geiste des Christenthums entgegengesetzter, als diese frechen Beraubungen. Reue über Vergehen, Ausübung aller Tugenden, Hingebung an Leidende, Liebe zum Nächsten, das sind die Eigenschaften, welche den Himmel erwerben und nicht eine mehr oder minder große Summe Geldes, welche als Einsatz gegeben wird, in der Hoffnung, das Paradies zu gewinnen und von falschen Priestern verschluckt, welche die Bolle schlagen und die Geistesschwächen mit Hülfe unendlich einträglicher Taschenspielereien ausbeuten.

Von der Art war also das Asyl des Friedens und der Unschuld, in welchem sich Herr Hardy befand.

Er hatte das Parterre eines Pavillons inne, das nach einem Theil des Gartens des Hauses hinausging; diese Wohnung war höchst klug gewählt, denn man weiß, mit wie außerordentlicher und teuflischer Geschicklichkeit die ehrwürdigen Väter materielle Mittel und Umgebungen benutzen, um einen lebhaften Eindruck auf die Geister hervorzubringen, welche sie bearbeiten.

---

*) Die Démocratie pacifique und der National haben neulich von einer durch Priester auf abscheuliche Weise bewirkten Erdschleicherei gesprochen: es ist dabei von einem Nachlaß von acht Millionen die Rede; die Sache wird nächstens vor die Assisen kommen. Die folgende Notiz ist uns mitgetheilt, deren Authentizität wir verbürgen; aus Rücksichten verschweigen wir indessen die Eigennamen.

Herr..., ein sehr reicher Fabrikant, welcher die Fabrik... bei... besitzt, hat vor einem pariser Notar eine Schenkung von einer Million gemacht, damit bei seinem Tode ein Jesuitenhaus errichtet werden solle: in dasselbe werden die Kinder nur aufgenommen, nachdem die Heirathsgüter ihrer Väter und Großväter nachgewiesen worden sind; es ist sehr schwer gewesen, diesen Act vorgeschriebener Weise zu legalisiren, die königliche Regierung sogar hat sich demselben lebhaft entgegengestellt; aber die Geschicklichkeit der Söhne des Ignatius hat doch die Oberhand behalten. Die ehrwürdigen Väter haben übrigens die Leichtgläubigkeit des Donators so gemißbraucht, daß er ganz im Ernste versichert, wenn nicht durch ein Wunder für die Bedürfnisse der ehrwürdigen Väter in der Nut des Pedus gesorgt worden wäre, hätten sie im Winter vor Hunger sterben müssen. Herr... hat einige wohlhabende Verwandte, andere aber befinden sich in ehrenwerther Armuth.

Digitized by Google

Man stelle sich als einzige Perspective eine ungeheure schwerzgraue mit Epheu, dieser Pflanze der Ruinen, bedeckte Mauer vor; eine düstere Allee alter Eiben mit ihrem dunkeln Grabesgrün endet auf der einen Seite an der düstern Mauer und auf der andern in einem kleinen Halbzirkel, der vor dem Wohnzimmer des Herrn Harden angebracht ist. Zwei oder drei Beete, die mit sommetrisch-geschnittenem Buchsbaum eingefaßt sind, vervollständigen die Annehmlichkeit dieses Gartens, der in Allem einem Kirchhofe ähnlich sieht.

Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags; obwohl ein schöner sonniger Apriltag war, drangen die Strahlen der Sonne, durch die hohe Mauer, von der wir gesprochen haben, gehindert, schon nicht mehr in diesen Theil des Gartens, der dunkel, feucht und kalt wie ein Keller war, und nach dem das Zimmer hinausging, in welchem Herr Hardy gewöhnlich wohnte.

Dieses Zimmer war mit einem vollkommenen Verständniß des Comforts meublirt; ein weicher Teppich bedeckte den Boden, dichte Vorhänge von dunkelgrünem Casimir, von derselben Farbe als die Tapeten waren, schmückten ein vortreffliches Bett, wie die Glasthür, welche nach dem Garten hinausging. Einige Meubles von Acajou, sehr einfach, aber schmuck, glänzend, standen im Zimmer. Ueber dem Secretair, der dem Bett gegenüberstand, sah man einen großen Christus von Elfenbein auf einem Hintergrunde von schwarzem Sammet; auf dem Kaminsims stand eine Uhr in einem Gehäuse von Ebenholz mit düsteren Sinnbildern von Elfenbein eingelegt, z. B. Sanduhren, Todtenköpfe, Hippen u. s. w.

Jetzt hülle man dieses Bild noch in ein trauriges Halbdunkel, man bedenke, daß diese Einsamkeit unaufhörlich in dumpfes Schweigen versunken war, mit Ausnahme der Stunden, wo das düstere Läuten der Kapellenglocken die Messstunde der ehrwürdigen Väter anzeigte, und man wird erkennen, mit welcher höllischen Geschicklichkeit diese gefährlichen Priester von äußeren Umgebungen Nutzen ziehen können, je nachdem sie auf eine oder die andere Weise Eindruck machen wollen auf den Geist Derjenigen, die zu berauben ihre Absicht ist.

Und das war nicht Alles.

Nachdem man sich an die Augen gewendet, mußte man sich auch mit dem Verstande beschäftigen.

Die ehrwürdigen Väter beobachteten dabei folgendes Verfahren:

Ein Buch, ein einziges nur, wurde, als ob es Zufall sei, dem Herrn Hardy zur Verfügung gelassen.

Dieses Buch war die Nachfolge Christi.

Aber da es möglich war, daß Herr Hardy entweder nicht die Lust oder den Muth gehabt hätte, es zu lesen, so waren diesem unerbittlichen, trostlosen Werke Gedanken und Betrachtungen entnommen, mit sehr großen Buchstaben geschrieben in schwache Rahmen gefaßt, und theils im Innern des Alkovens des Herrn Harde, theils an den Wänden so angebracht, daß seine Augen unwillkürlich in der traurigen Mühe ihrer betrübenden Unbeschäftigtheit fast gewaltsam daran haften mußten.

Wir müssen von den Maximen, mit welchen die ehrwürdigen Väter so ihr Opfer umgarnen, einige erwähnen, und man wird dann bald sehen, mit welchem verhängnißvollen, verzweifelten Kreise sie den geschwächten Geist dieses Unglücklichen umzogen, der seit einiger Zeit durch furchtbaren Kummer gebrochen war.*)

In jedem Augenblicke, bei Tag und bei Nacht, wenn ein wohlthuender Schlaf seine von Thränen geröthete Augenlider floh, las er unwillkürlich Folgendes:

— „O, wie thöricht ist Der, der seine Hoffnung auf die Menschen oder auf irgend eine Creatur setzt."

— „Bald ist es mit Dir hienieden zu Ende ... Siehe, in welchem Zustande Du Dich befindest."

— „Der Mensch, der heute noch lebt, erscheint morgen nicht wieder ... und wenn er vor Euern Augen verschwunden ist, verwischt er sich auch bald aus Euern Gedanken."

— „Wenn es Morgen ist, bedenke, daß Du vielleicht nicht bis zum Abend kommen wirst."

— „Wenn es Abend ist, schmeichle Dir nicht, den Morgen zu erleben."

— „Wer wird sich nach Deinem Tode Deiner erinnern?"

— „Wer wird für Dich beten?"

— „O der eitlen Täuschung, wenn Du etwas Anderes suchtest, als Leiden."

— „Dieses ganze sterbliche Leben ist voller Trübsal und umgeben von Kreuzen, trage diese Kreuze, züchtige und unterjoche Deinen Körper, verachte Dich selbst und wünsche von den Andern verachtet zu werden."

— „Sei gewiß, daß Dein Leben ein fortwährender Tod sein muß."

— „Je mehr ein Mensch sich selbst abstirbt, je mehr beginnt er Gott zu leben."

Es genügte nicht, auf diese Weise die Seele des Opfers mit Hülfe dieser trostraubenden Grundsätze in unheilbare Verzweiflung zu stürzen, sie mußte auch noch zu dem leichnamartigen Gehorsam der Gesellschaft Jesu umgeformt werden; deshalb hatten die ehrwürdigen Väter vorsichtigerweise noch einige andere Stellen aus der Nachfolge gewählt, denn man findet in diesem schrecklichen Buche tausenderlei Grausen, um schwache Geister zu erschüttern, tausend Sklavenregeln, um einen schüchternen Menschen zu fesseln und zu knechten.

So las man denn auch noch:

— „Es ist ein großer Vortheil im Gehorsam zu leben, einen Vorgesetzten zu haben ... und nicht der Herr seiner Handlungen zu sein."

— „Es ist viel sicherer zu gehorchen, als zu befehlen."

— „Ein Glück ist es, nur von Gott abzuhängen in der Person der Vorgesetzten, die seine Stelle einnehmen."

Und das genügte noch nicht, nachdem man das Opfer erschreckt, in Verzweiflung gesetzt, es jeder Freiheit entwöhnt, es zu einem blinden Gehorsam abgerichtet, nachdem man es mit einem unendlich frechen Pfaffenstolze überredet, wenn es sich dem ersten besten Priester ohne Vorbehalt unterwerfe, heiße das, sich Gott selbst unterwerfen; nachdem man es so weit gebracht, mußte man das Opfer auch noch in dem Hause zurückhalten, in dem man seine Ketten auf ewig schmieden wollte.

So las man denn auch folgende Stellen:

— „Geh hierhin und dorthin, nirgends wirst Du Ruhe finden, wenn Du Dich nicht demüthig der Leitung eines Vorgesetzten anvertraust."

— „Mancher schon hat sich getäuscht in der Hoffnung, anderswo sich besser zu befinden und in dem Wunsche nach Wechsel."

Nun stelle man sich Herrn Hardy vor, der verwundet in dieses Haus gebracht wurde, dessen Herz, vom härtesten Kummer gepeinigt und zerrissen, über einen entsetzlichen Verrath in Verzweiflung, weit mehr blutete, als die Wunden seines Körpers.

Sofort von eifriger, zuvorkommender Pflege umgeben, war Herr Hardy, Dank der bekannten Geschicklichkeit des Dr. Balenier, bald von den Wunden geheilt worden, die er empfangen, als er sich mitten in die Feuersbrunst stürzte, welche seine Fabrik verzehrte.

Um indessen die Pläne der ehrwürdigen Väter zu begünstigen, war ein gewisses Tränkchen, das übrigens sehr unschuldig war und von dem ehrwürdigen Doctor bei andern wichtigen Angelegenheiten häufig angewendet wurde, um auf den Seelenzustand der Kranken zu wirken, dem Herrn Hardy gegeben worden und man hatte ihn auf diese Weise ziemlich lange Zeit in einer dumpfen Gedankenlosigkeit gehalten.

Für eine von herben Täuschungen gebrochene Seele ist es dem Anscheine nach eine unschätzbare Wohlthat in diese Starrheit zu versinken, die wenigstens den Gedanken an eine verzweifelte Vergangenheit verhindert; Herr Hardy, der sich dieser tiefen Apathie überließ, kam unmerklich dahin, diese Betäubung des Geistes wie ein äußerst schätzbares Gut zu betrachten ... so nehmen die Unglücklichen, die von grausamen Krankheiten gefoltert werden, dankbar Opiumtränke, welche sie langsam tödten, oder doch ihre Schmerzen einschläfern.

Als wir früher eine Schilderung von Herrn Harden's Persönlichkeit gaben, versuchten wir die äußerste Zartheit seiner Seele hervorzuheben und seine schmerzliche Empfindlichkeit in Bezug auf Alles, was niedrig oder schlecht war, sowie seine unaussprechliche Güte, seinen Großsinn, seinen Freimuth.

Wir erinnern an diese bewundernswerthen Eigenschaften, um darauf hinzuweisen, daß sie sich bei ihm, wie bei fast Allen, die sie besitzen, nicht mit einem energischen und entschlossenen Charakter vereinigten. Bei einer bewundernswerthen Ausdauer im Guten war das Wirken dieses vortrefflichen Mannes tief und unwiderstehlich; aber es drängte sich nicht auf; nicht vermöge rauher Energie, eines etwas starren Willens, welcher andern Menschen von großem und edlem Herzen eigen ist, hatte Herr Hardy die Wunder seines gemeinschaftlichen Hauses verwirklicht, sondern vermöge liebreicher Ueberredung, denn bei ihm trat Milde an die Stelle der Kraft.

Beim Anblicke einer Niedrigkeit, eines Unrechts, empörte er sich nicht, ereifert, drohend, sondern er litt. Er griff den Bösen nicht Leib an Leib an, sondern wandte voller Bitterkeit und Schmerz den Blick von ihm ab. Und dann besonders empfand dies liebende Herz von ganz weiblicher Zartheit ein unwiderstehliches Bedürfniß der wohlthuenden Berührung, der theuersten Seelenmeinungen; sie allein gaben ihm Leben. So stirbt ein schwächlicher und armer Vogel vor Kälte, wenn er sich nicht mehr an seine Brüder schmiegen und von ihnen jene sanfte Wärme empfangen und ihnen wieder mittheilen kann, welche sie alle in dem mütterlichen Neste schützt.

Und nun wurde diese so empfindliche Organisation Schlag auf Schlag durch Enttäuschungen, Kummer aller Art getroffen, durch Unglücksfälle, von denen ein einziger genügt hätte, den verhärtetsten Charakter, wenn auch nicht ganz niederzuschlagen, doch mindestens tief zu erschüttern.

Der treueste Freund des Herrn Hardy verräth ihn auf eine nichtswürdige Weise.

Eine angebetete Geliebte verläßt ihn ...

Das Haus, welches er gegründet hatte zum Wohle seiner wie Brüder von ihm geliebten Arbeiter ist nichts mehr als Ruine und Asche.

Alle Spannkraft dieser Seele wird nun vernichtet.

Zu schwach, um sich gegen so viel böses Mißgeschick zu stemmen, zu traurig durch den Verrath gemißbraucht, um andere Neigungen zu suchen, zu entmuthigt, um den ersten Stein eines neuen Arbeitshauses zu legen, sucht dieses arme Herz, das übrigens von jeder heilsamen Berührung verlassen ist, Alles und sich selbst in einer betrübenden Betäubung zu vergessen.

Wenn indeß noch einiger Trieb nach Leben und Liebe in langen Zwischenräumen sich bei ihm zeigt, wenn er die Augen seines Geistes, die er geschlossen hält, um weder Gegenwart, Vergangenheit noch Zukunft zu sehen, aufschlägt; wenn dann Herr Hardy um sich schaut ... was findet er dann? Folgende, die tiefste Verzweiflung hervordringende Sentenzen:

— Du bist Nichts als Staub und Asche.

— Zum Jammer bist Du geboren und zur Trübsal.

— Glaube an Nichts auf Erden.

— Es giebt keine Freunde, keine Verwandte.

— Alle Neigungen sind betrügerisch.

— Stirb heute Morgen ... heute Abend wird man Dich vergessen haben.

— Demüthige Dich, verachte Dich, sei verachtet von den Andern.

— Denke nicht, grüble nicht, liebe nicht, lege Dein trauriges Geschick in die Hände eines Obern, er wird für Dich denken, für Dich grübeln.

— Du aber weine, bulde, gedenke des Todes.

— Ja der Tod ... stets der Tod, das muß das Ziel, der Endpunkt aller Deiner Gedanken sein ... wenn Du noch denkst; besser aber ist es noch, nicht zu denken.

— Nur des Gefühles bedarf es eines unaufhörlichen Schmerzes, um den Himmel zu erwerben.

— Nur dem furchtbaren, unversöhnlichen Gotte, dem wir dienen, sind wir blos in Jammer und Thränen willkommen...

Das waren die Tröstungen, welche der Unglückselige erhielt; dann schloß er entsetzt die Augen und sank in seinen stumpfen Starrkrampf zurück.

Aus diesem düstern Zufluchtsorte herauszugehen, dazu hatte er keine Kraft, fühlte er keinen Wunsch, denn der Wille fehlte ihm und dann hatte er allerdings endlich sich an diesen Aufenthalt gewöhnt und befand sich wohl darin, man sorgte so bescheiden und ohne Aufsehen für ihn, man ließ ihn so mit seinem Schmerz allein; es herrschte in diesem Hause eine Grabesruhe, die so sehr mit der Ruhe in seinem Herzen in Einklang war, in seinem Herzen, das nichts mehr war, als ein Grab, in welches er seine letzte Liebe, seine letzte Freundschaft, seine letzte Hoffnung auf die Zukunft der Arbeiter gelegt hatte! Alle Thatkraft war in ihm abgestorben.

Nun begann eine langsame, aber unvermeidliche Veränderung mit ihm vorzugehen, wie es Merlin klug vorausgesehen hatte, der die kleinsten Einzelheiten dieses Verfahrens leitete.

Herr Hardy, der erst über die düstern Sprüche sich entsetzte, mit denen man ihn umgab, hatte sich nach und nach daran gewöhnt, sie unwillkürlich zu lesen, wie der Gefangene während seiner traurigen Muße die Kügel in seiner Gefängnißthür oder die Steine zählt, mit welcher seine Zelle gepflastert ist.

Dadurch hatten die ehrwürdigen Väter schon ein großes Resultat erlangt.

Bald wurde sein geschwächter Geist von der anscheinenden Richtigkeit einiger dieser lügnerischen und trostlosen Aphorismen ergriffen.

So las er z. B.:

— „Man darf nicht auf die Neigung irgend eines Geschöpfes auf der Erde rechnen."

Und er war in der That unwürdig verrathen worden.

*) Man lieh Folgendes im Directorium in Bezug auf die Mittel, die anzuwenden sind, um Personen in die Gesellschaft Jesu hineinzuziehen, die man aufbieten will: Um Jemanden in die Gesellschaft Jesu hineinzuziehen, muß man nicht überall handeln, sondern eine gute Gelegenheit abwarten, z. B. während die Personen einen heftigen Kummer empfindet, oder auch, wenn sie Schlechtigkeiten begeht, gerade bei den Lastern wird das außerordentlich leicht. (Man sehe in dieser Beziehung die vortrefflichen Commentare des Herrn Dejamz über die Constitution der Jesuiten in seinem Werke: Du jésuitisme vaincu par le socialisme. Paris 1845.)

— „Der Mensch ist geboren, um in Trübsal zu leben.“

Und er lebte in Trübsal.

— „Man findet keine Ruhe, wenn man nicht Alles Denken aufgiebt.“

Und blos der Schlummer seines Geistes unterbrach seine Schmerzen auf Augenblicke.

Zwei in den Tapeten und im Getäfel der Zimmer dieses Hauses geschickt angebrachte Oeffnungen gestatteten, die Pensionaire zu jeder Stunde zu sehen oder zu hören und besonders ihre Physiognomien, ihre Gewohnheiten zu beobachten, lauter Dinge, die sehr verrätherisch sind, sobald der Mensch sich allein glaubt.

Einige schmerzliche Ausrufungen, welche Herr Hardy in seiner trüben Einsamkeit sich hatte entschlüpfen lassen, wurden dem Abbé von Aigrigny durch einen geheimnißvollen Aufseher mitgetheilt.

Der ehrwürdige Vater war den Vorschriften Medina's auf die gewissenhafteste Weise gefolgt und hatte den Pensionair zuerst nur sehr selten besucht. Wie wir erzählt haben, konnte der Abbé von Aigrigny, wenn er wollte, einen fast unwiderstehlichen Reiz der Verführung entwickeln; indem er bei diesen Besuchen einen höchst geschickten Tact und zarte Zurückhaltung beobachtete, zeigte er sich blos von Zeit zu Zeit, um sich nach Herrn Hardy's Gesundheit zu erkundigen. Bald aber sah der ehrwürdige Vater aus den Andeutungen seines Spions und mit Hülfe seiner natürlichen Umsicht, welchen Vortheil er aus der physischen und moralischen Schwäche des Pensionairs ziehen könne und im Voraus überzeugt, daß diese seinen Zumuthungen nicht Raum geben werde, sprach er mehrmals von der Trübseligkeit des Hauses mit ihm, forderte ihn liebreich auf, es entweder zu verlassen, wenn die Einförmigkeit des Lebens, das man in demselben führte, ihm drückend sei, oder mindestens einige Zerstreuungen, einige Vergnügungen in der Außenwelt zu suchen.

In dem Zustande, in welchem sich der Unglückliche befand, ihm von Zerstreuungen, von Vergnügungen sprechen, mußte ganz sicher eine Weigerung hervorrufen; so kam es denn auch, daß der Abbé von Aigrigny versuchte anfangs gar nicht, sich das Vertrauen des Herrn Hardy zu erschleichen, und sprach mit ihm von seinem Kummer kein Wort, aber jedesmal, wenn er ihn sah, schien er ihm durch einige einfache, tiefgefühlte Worte ein zartes Interesse zu beweisen. Nach und nach wurden diese Unterredungen, die anfangs sehr selten waren, immer häufiger, immer länger; mit weicher, einschmeichelnder, überzeugender Beredsamkeit begabt, nahm der Abbé von Aigrigny natürlich die trostlosen Maximen zum Thema, um welche sich sehr häufig der Gedanke des Herrn Hardy drehte.

Geschmeidig, klug und geschickt und wohl wissend, daß Herr Hardy bis dahin sich zu jener edeln Naturreligion bekannt hatte, welche eine dankbare Verehrung Gottes, Liebe zur Menschheit, die Verrichtung alles Gerechten und Guten predigt und die, das Dogma verachtend, dieselbe Verehrung für Marc Aurel, wie für Confucius, für Plato, wie für Christus, für Moses, wie für Lykurgus hegt, dies wissend, versuchte der Abbé von Aigrigny nicht gleich zuerst den Herrn Hardy zu bekehren; er begann damit, unaufhörlich dem Unglücklichen, bei welchem er jede Hoffnung tödten wollte, die abscheulichen Täuschungen in's Gedächtniß zu rufen, von welchen er gelitten hatte, anstatt ihm Verrätherein wie Ausnahmen im Leben zu zeigen, anstatt diese niedergeschlagene Seele zu beruhigen, zu ermuthigen, wieder zu beleben zu suchen; anstatt Herrn Hardy aufzufordern, er möge Vergessenheit, Tröstung für seinen Kummer in der Erfüllung seiner Pflichten gegen die Menschheit, gegen die Brüder suchen, die er so sehr geliebt, denen er so sehr beigestanden hatte, statt dessen reizte der Abbé von Aigrigny die blutenden Wunden des Armen, malte ihm die Menschen mit den schwärzesten Farben und zeigte sie ihm als Scheine, Undankbare, Bösewichter, so daß es ihm endlich gelang, seine Verzweiflung unheilbar zu machen.

Nachdem dies Ziel erreicht war, ging der Jesuit einen Schritt weiter. Da er die bewundernswerthe Herzensgüte des Herrn Hardy kannte, benutzte er die Schwäche seines Geistes, sprach von dem Troste, den es für einen vom Kummer niedergedrückten Mann gebe, wenn er fest glaube, daß jede seiner Thränen, anstatt unfruchtbar zu sein, Gott angenehm sei und anderen Menschen zum Heil würde, zu glauben endlich, fügte der ehrwürdige Vater geschickt hinzu, daß es dem Frommen allein gegeben sei, seinen Schmerz zu Gunsten eben so Unglücklicher als er selbst nutzbar und ihn so dem Herrn angenehm zu machen.

Alles, was es daher Verzweifeltes, Gottloses giebt, welcher abscheuliche politische Machiavellismus sich in den nichtswürdigen Maximen verbirgt, die aus dem so wunderbar guten und väterlichen Schöpfer einen unerbittlichen Gott machen, der fortwährend von den Thränen der Menschheit gereizt wird, alles Das wurde auf diese Weise geschickt in den Augen des Herrn Hardy gerechtfertigt, dessen edle Instinkte immer noch existirten. Bald fand diese liebende, zärtliche Seele, welche diese unwürdigen Priester zu einer Art moralischen Selbstmordes trieben, einen schmerzlichen Reiz in der Täuschung: — daß mindestens sein Kummer den Menschen von Nutzen würde sein können. Allerdings war dies anfangs nichts als eine Täuschung, aber ein geschwächter Geist, der sich in solchen Fictionen gefällt, nimmt sie bald als Wirklichkeit an und giebt sich nach und nach allen Folgen derselben hin.

Das also war der moralische und physische Zustand des Herrn Hardy, als er durch Vermittelung eines bestochenen Bedienten von Agricol Baudoin einen Brief empfing, in welchem der junge Mann ihn um eine Unterredung bat.

Der Tag dieser Unterredung war gekommen.

Zwei oder drei Stunden vor dem zu Agricol's Besuche bestimmten Augenblick trat der Abbé von Aigrigny in das Zimmer des Herrn Hardy.

Siebentes Kapitel.

Der Besuch.

Jetzt, als Herr von Aigrigny zu Herrn Hardy eintrat, saß dieser in einem großen Lehnstuhl, seine Haltung verkündete eine unaussprechliche Niedergeschlagenheit, neben ihm befand sich auf einem kleinen Tische ein vom Dr. Baleinier verschriebener Trank, denn die schwächliche Organisation des Herrn Hardy war durch diese grausamen Schläge sehr angegriffen, er schien nur noch der Schatten seiner selbst zu sein; sein sehr bleiches, sehr mager gewordenes Gesicht drückte in diesem Augenblicke eine Art düsterer Ruhe aus. In weniger Zeit waren seine Haare vollkommen grau geworden, schwermüthig, fast erloschen irrte sein Blick hier- und dorthin; er stützte sein Haupt an die Rücklehne seines Sessels und seine mageren Hände, welche aus den weiten Aermeln seines braunen Schlafrockes hervorsahen, ruhten auf den Armen des Lehnstuhls.

Der Abbé von Aigrigny hatte, als er sich seinem Pensionair näherte, seiner Physiognomie den frömmsten, liebreichsten Anschein gegeben, sein Blick war voller Milde und Liebenswürdigkeit, niemals war der Ton seiner Stimme liebkosender gewesen.

— Nun, mein lieber Sohn, — sagte er zu Herrn Hardy, indem er ihn mit einer heuchlerischen Rührung umarmte — der Jesuit umarmt im Allgemeinen sehr viel — wie befinden Sie sich heute?

— Wie gewöhnlich, mein Vater.

— Sind Sie noch immer zufrieden mit dem Dienste der Leute, welche Sie umgeben, mein theurer Sohn?

— Ja, mein Vater.

— Das Schweigen, welches Sie so sehr lieben, mein lieber Sohn, ist doch nicht gestört worden, wie ich hoffe?

— Nein ... ich denke Ihnen.

— Ihr Zimmer gefällt Ihnen noch immer?

— Jawohl ...

— Es mangelt Ihnen an nichts? ...

— Nichts, mein Vater.

— Wir sind so glücklich, zu sehen, daß Sie sich in unserm armen Hause gefallen, mein lieber Sohn, daß wir gern allen Ihren Wünschen zuvorkommen möchten.

— Ich wünsche Nichts, mein Vater, Nichts, als Schlaf... Der Schlaf ist so wohlthuend, — fügte Herr Hardy niedergeschlagen hinzu.

— Der Schlaf ist Vergessenheit. Und hienieden ist es besser zu vergessen, als sich zu erinnern, denn die Menschen sind so undankbar, so schlecht, daß fast jede Erinnerung bitter ist, nicht wahr, mein Sohn? ...

— Ach, das ist nur zu wahr, mein Vater.

— Ich bewundere immer Ihre fromme Ergebung, mein lieber Sohn. O, wie angenehm ist Gott diese fortwährende Sanftmuth in der Betrübniß. Glauben Sie mir, mein theurer Sohn, Ihre Thränen und Ihr unversiegbarer Schmerz sind ein Opfer, das Ihnen beim Herrn für sich und für Ihre Brüder angerechnet werden wird ... Ja, denn da der Mensch nur geboren ist, um in dieser Welt zu leiden, ... ist Leiden mit Dankbarkeit gegen Gott, der uns unsere Schmerzen sendet, Gebet ... und wer betet, betet nicht blos für sich allein, sondern auch für die ganze Menschheit.

— Möge der Himmel geben, daß meine Schmerzen nicht umsonst sind ... Leiden ist Gebet, — wiederholte Herr Hardy, indem er mit sich selbst sprach, als ob er über diesen Ausspruch nachdenken wolle. — Leiden ist Gebet ... und ein Gebet für die ganze Menschheit; ... interessen schien mir sonst, — fügte er hinzu, indem er sich Gewalt anthat, — daß die Bestimmung des Menschen ...

— Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, sagen Sie unumwunden, was Sie denken, — sagte der Abbé von Aigrigny, da er sah, daß Herr Hardy inne hielt.

Nach einigem Zaudern warf dieser, der während des Sprechens sich etwas vorgebeugt und auf dem Lehnstuhle aufgerichtet hatte, sich entmuthigt rückwärts und flüsterte niedergeschlagen:

— Wozu nützt das Denken? ... es ermüdet nur ... und ich fühle dazu nicht mehr die Kraft in mir.

— Sie haben Recht, mein Sohn. Was hilft das Denken, besser ist es zu glauben.

— Ja, mein Vater, besser ist es zu glauben, zu dulden und vor allen Dingen zu vergessen! ... Ja, vergessen.

Herr Hardy fuhr nicht weiter fort, legte seinen Kopf schwermüthig an die Rücklehne und die Hand über die Augen.

— Ach, mein theurer Sohn, — sagte der Abbé von Aigrigny mit Thränen im Blick, zitternder Stimme und warf sich als vortrefflicher Schauspieler neben dem Sessel des Herrn Hardy auf's Knie, — ach, wie hat der Freund, der Sie abscheulich verrathen hat, ein Herz, wie das Ihrige, verkennen können ... Aber so geht es immer, wenn man die Liebe der Geschöpfe sucht, anstatt nur an den Schöpfer zu denken ... und jener unwürdige Freund ...

— O haben Sie Mitleid ... sagen Sie mir Nichts von dieser Verrätherei, — sagte Herr Hardy, indem er den Abbé mit bittendem Tone unterbrach.

— Nun gut, ich werde nicht davon sprechen, mein theurer Sohn, vergessen Sie diesen meineidigen Freund, den Nichtswürdigen, der auf abscheuliche Weise Ihr edles Vertrauen gemißbraucht hat ... vergessen Sie auch jenes unglückliche Weib, dessen Vergehen sehr groß gewesen ist, denn um Ihretwillen hat es die heiligsten Pflichten mit Füßen getreten und der Herr wird ihr eine fürchterliche Züchtigung aufbewahren und eines Tages ...

Herr Hardy unterbrach den Abbé von Aigrigny auf's Neue und sagte mit verhaltenem Tone, der aber eine schreckliche Bewegung verrieth:

— O zu viel, zu viel ... Sie wissen nicht, mein Vater, wie wehe Sie mir thun, nein; Sie wissen es nicht ...

— Verzeihung, o Verzeihung, mein Sohn ... aber ach, Sie sehen es, die bloße Erinnerung an diese irdischen Bande erschüttert Sie noch jetzt schmerzlich ... Beweist das Ihnen nicht, daß Sie außerhalb dieser verderblichen und verderbenen Welt Tröstungen suchen müssen, die Ihnen immer sicher sind?

— O, mein Gott, werde ich sie jemals finden! — rief der Unglückliche verzweifelt und niedergeschlagen aus.

— Doch, Sie werden sie finden, mein guter und theurer Sohn, — rief der Abbé von Aigrigny mit bewundernswürdig gut geheuchelter Bewegung, — können Sie daran zweifeln? ... O ein wie schöner Tag wird es für mich sein, wenn Sie auf dem frommen Wege des Heils fortgeschritten, den Sie mit Thränen benetzen, Alles, was Ihnen jetzt noch dunkel erscheint, von unaussprechlichem und göttlichem Lichte umflossen sehen werden! ... O der glücklich selige Tag, wo die letzten Bande, welche Sie an diese abscheuliche unreine Welt knüpfen, zerrissen sein werden, wo Sie einer der Unsrigen sind und wir nur noch nach den ewigen Wonnen streben.

— Ja ... nach dem Tode! ...

— Sagen Sie doch, nach dem unsterblichen Leben im Paradiese, mein theurer Sohn, und Sie werden dort einen glorreichen Platz nicht weit von dem Allmächtigen bekommen, mein väterliches Herz wünscht das eben so sehr, als es die Hoffnung dazu hegt ... denn Ihr Name lebt täglich in allen meinen Gebeten und in denen unserer guten Väter.

— Ich thue wenigstens Alles, was ich kann, um zu jenem blinden Glauben zu kommen, zu jener Loslösung von den irdischen Dingen, in der ich endlich, wie Sie mich versichern, mein Vater, die Ruhe finden soll.

— Mein armer, lieber Sohn, wenn Ihre christliche Bescheidenheit Ihnen erlaubte, zu vergleichen, was Sie in den ersten Tagen Ihrer Ankunft hier waren und wer Sie jetzt sind, und zwar blos vermöge Ihres aufrichtigen Wunsches zum Glauben durchzudringen, dann würden Sie überrascht sein... welcher Unterschied, mein Gott! auf Ihre Aufregung, auf Ihre verzweifelten Seufzer ist eine fromme Ruhe gefolgt ... Ist das nicht wahr? ...

— Ja, wohl ist es wahr; auf Augenblicke, wenn ich recht gelitten habe, schlägt mein Herz nicht mehr... ich bin ruhig... Die Todten sind es auch, — sagte Herr Hardy und ließ sein Haupt auf seine Brust fallen.

— O, mein Sohn, ... mein lieber Sohn, ... Sie brechen mir das Herz, wenn ich Sie manchmal so sprechen höre... ich fürchte immer, daß Sie dieses weltliche Leben vermissen... daß doch so reich an schrecklichen Täuschungen ist... übrigens werden Sie heute noch in dieser Beziehung eine entscheidende Prüfung auszuhalten haben.

— Wie so das, mein Vater?

— Jener brave Handwerker, einer der besten Arbeiter Ihrer Fabrik, wird kommen und Sie besuchen.

— Ach ja, — sagte Herr Hardy, nachdem er sich etwas besonnen, denn sein Gedächtniß war, wie sein Geist, bedeutend schwächer geworden; — in der That, Agricol wird kommen, ich glaube, ich werde ihn sehr gern sehen.

— Nun, mein lieber Sohn, Ihre Zusammenkunft mit ihm wird die Prüfung sein, von der ich spreche ... die Anwesenheit dieses braven Burschen wird Sie an das thätige, so beschäftigte Leben erinnern, welches Sie vor Kurzem noch führten, vielleicht werden diese Erinnerungen Ihnen die fromme Ruhe, deren Sie jetzt genießen, demüthevollenswerth machen; vielleicht werden Sie aufs Neue sich in eine Laufbahn voller Aufregung aller Art stürzen wollen, andere Freundschaften anknüpfen, andere Neigungen wieder aufsuchen, mit einem Worte, wie früher in lärmendem, bewegtem Treiben leben wollen. Wenn diese Wünsche in Ihnen wach werden, dann sind Sie noch nicht reif für die Zurückgezogenheit... denn gehorchen Sie ihnen, mein theurer Sohn, suchen Sie aufs Neue Vergnügungen, Freuden und Feste, meine Wünsche werden Ihnen stets, selbst in den Tumult des Wettlebens folgen; aber erinnern Sie sich stets daran, mein lieber Sohn, wenn einst Ihre Seele abermals durch Verrath gekränkt wird, daß dieses friedliche Asyl Ihnen stets offen bleibt, daß Sie mich stets bereit finden werden, mit Ihnen über die schmerzliche Eitelkeit aller irdischen Dinge zu weinen.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

30. Sept. I. Band.] Supplement. [№ 6. 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Neunter Band.

Siebentes Kapitel.

Der Besuch.

ie der Abbé von Aigrigny so sprach, hörte Herr Hardy ihm fast mit Schrecken zu. Schon bei dem bloßen Gedanken, sich wieder in den Wirbel eines Lebens zurückzuwerfen, das er so schmerzlich durchgekostet hatte, krümmte diese arme Seele zitternd und kraftlos sich in sich selbst zusammen und der Unglückliche rief in fast bittendem Tone:

— Zurückkehren sollte ich, mein Vater, in jene Welt, in der ich so viel gelitten habe, in der ich meine letzten Täuschungen zurückgelassen... ich, ich sollte mich wieder in ihre Feste, ihre Vergnügungen stürzen... o das ist ein grausamer Spott!

— Es ist kein Spott, mein theurer Sohn... Sie müssen darauf gefaßt sein, daß der Anblick, die Worte dieses redlichen Handwerkers in Ihnen Gedanken rege machen, welche Sie für immer vernichtet glaubten. In diesem Falle, mein lieber Sohn, versuchen Sie es noch einmal mit dem Weltleben; nach neuem Kummer, neuen Täuschungen wird stets unser Asyl Ihnen offen stehen.

— Großer Gott, und wozu sollte ich mich neuen Leiden wieder aussetzen! — rief Herr Hardy schmerzlich bewegt aus. — Ich kann ja kaum die ertragen, welche mir bisher zu Theil geworden sind... o nein, niemals, niemals... das Vergessen der ganzen Welt, meiner Selbst... das Nichts des Grabes bis zum Grabe selbst... das ist ja Alles, was ich noch wünsche...

— Das scheint Ihnen so, mein lieber Sohn, weil keine Stimme von Außen her bis jetzt ihre stille Einsamkeit getrübt hat, oder Ihre frommen Hoffnungen geschwächt, welche Ihnen sagen, daß Sie jenseits des Grabes mit dem Herrn sein werden; aber dieser Arbeiter, der weniger an Ihr Seelenheil als an sein und der Seinigen Interesse denkt,... er wird kommen...

— Ach, mein Vater, — sagte Herr Hardy und unterbrach den Jesuiten, — ich bin glücklich genug gewesen, für meine Arbeiter Alles zu thun, was menschlicherweise ein braver Mann im Stande ist,... das Geschick hat mir nicht erlaubt, länger damit fortzufahren... der Menschheit habe ich meine Schuld bezahlt, meine Kräfte sind zu Ende und jetzt verlange ich Nichts als Vergessenheit, als Ruhe... Ist das denn zu viel verlangt, mein Gott, — rief der Unglückliche mit unaussprechlichem Ausdrucke von Mattigkeit und Verzweiflung.

— Gewiß, mein lieber und guter Sohn, Ihr Edelmuth hat seines Gleichen nicht;... aber gerade auf diesen Edelmuth hin wird der junge Arbeiter kommen und Ihnen neue Opfer auferlegen, ja... denn für Herzen, wie das Ihrige, ist die Vergangenheit eine Verbindlichkeit, und es wird Ihnen fast unmöglich werden, den Bitten Ihrer Arbeiter sich zu entziehen;... Sie werden gezwungen werden, sich einer unaufhörlichen Thätigkeit wieder hinzugeben, um ein Gebäude wieder aus seinen Ruinen erstehen zu lassen, heute wieder anzufangen, was Sie vor zwanzig Jahren in der ganzen Kraft, mit dem ganzen Eifer Ihrer Jugend begründet haben, jene geschäftlichen Verhältnisse wieder anzuknüpfen, in denen Ihre gewissenhafte Redlichkeit so oft gekränkt worden ist, jene Fesseln aller Art wieder aufzunehmen, welche den großen Fabrikherrn an ein Leben voller Unruhe und Arbeit ketten;... aber welchen Ersatz finden Sie auch darin!... In einigen Jahren werden Sie, vermöge Ihrer Anstrengungen, wieder auf denselben Punkt kommen, auf welchem Sie zur Zeit jener furchtbaren Katastrophe waren... und es muß Sie ferner ermuthigen, daß Sie nun wenigstens, während dieser hatten Arbeiten nicht mehr wie früher dem Betruge eines unwürdigen Freundes ausgesetzt sind, dessen erheuchelte Freundschaft Ihnen so angenehm erschien, Ihrem Leben Reiz verlieh... Sie werden sich nicht mehr eine ehebrecherische Verbindung vorzuwerfen haben, in welcher Sie jeden Tag neue Kräfte zu finden glaubten, neuen Muth, das Gute zu thun... Ach ... als ob, was schuldig ist, jemals ein glückliches Ende nehmen könnte!... Nein, nein, auf dem Niederhange Ihrer Laufbahn angelangt, enttäuscht über die Freundschaft, die Nichtigkeit schuldiger Leidenschaften erkennend, werden Sie allein, stets allein noch den Stürmen des Lebens trotzen. Allerdings, wenn Sie dieses stille und fromme Asyl verlassen, wo kein Lärm Ihre Ruhe, Ihre Beschaulichkeit stört, wird der Abstand anfangs sehr groß sein;... aber selbst dieser Abstand...

— O genug... genug, ich bitte Sie, — rief Herr Hardy und unterbrach den Abbé mit schwacher Stimme, — während Sie nur von dem bewegten Treiben eines solchen Lebens sprechen, schwindelt mir schon davor, mein Vater;... mein Kopf kann das kaum ertragen... O nein... Ruhe... vor Allem nur Ruhe, und ich wiederhole es, wäre es auch die des Grabes...

— Aber wie werden Sie denn dem Drängen dieses Handwerkers widerstehen?... Wen man verpflichtet, der hat ein Recht an seinen Wohlthäter... Sie werden seinen Bitten nicht entgehen können...

— Nun, mein Vater, dann, wenn es sein muß,... werde ich ihn nicht sehen... Ich machte mir eine Art von Vergnügen aus dieser Zusammenkunft;... jetzt fühle ich es wohl... es ist vernünftiger, darauf zu verzichten...

— Aber er wird nicht darauf verzichten; er wird darauf bestehen, Sie sprechen zu wollen...

— Haben Sie die Güte, mein Vater, ihm sagen zu lassen... daß ich leidend bin... daß es mir unmöglich ist, ihn zu empfangen.

— Mein theurer Sohn, hören Sie mir zu: heutzutage herrschen große, unglückselige Vorurtheile gegen die armen Diener Christi. Schon daraus, daß Sie freiwillig unter uns geblieben sind, nachdem man zufällig Sie sterbend in dieses Haus gebracht hat... daß Sie nun ferner eine Unterredung verweigern, welche Sie erst zugesagt haben, könnte man schließen wollen, daß Sie einem fremden Einflusse gehorchen; obwohl ein solcher Verdacht albern ist, kann er doch entstehen und wir wollen nicht zugeben, daß er bestätigt werde... darum ist es besser, daß Sie den jungen Arbeiter empfangen...

— Was Sie von mir verlangen, mein Vater, geht über meine Kräfte... Ich fühle mich augenblicklich wie vernichtet ... diese unsere Unterhaltung hat mich erschöpft.

— Aber, mein lieber Sohn, der Handwerker wird kommen; ich werde ihm sagen, daß Sie ihn nicht sehen wollen; wird er es mir denn glauben?

— Ach, mein Vater... haben Sie Mitleid mit mir; ich versichere Sie, daß es mir unmöglich ist, irgend Jemanden zu sehen... ich leide zu sehr.

— Nun gut... lassen Sie uns einen Ausweg suchen;... wenn Sie ihm schrieben... man könnte ihm Ihren Brief gleich zustellen... Sie gäben ihm... zu morgen zum Beispiel... ein Rendezvous.

— Weder morgen, noch jemals — rief der Unglückliche außer sich, — ich will Niemand sehen, wer es auch sei... ich will allein sein... stets allein; das bringt ja Niemandem Schaden... soll ich denn nicht wenigstens diese Freiheit haben?...

— Beruhigen Sie sich, mein Sohn;... folgen Sie meinem Rathe, sehen Sie den braven Burschen heute nicht, wenn Sie vor dieser Zusammenkunft Furcht haben; aber lassen Sie sich die Zukunft frei; morgen können Sie ja Ihre Ansicht ändern... lassen Sie also Ihre Weigerung, ihn zu sehen, unbestimmt bleiben...

— Wie Sie wünschen, mein Vater.

— Aber obgleich die Stunde, wo er kommen soll, noch entfernt ist, — sagte der Ehrwürdige, — so ist es doch besser, wenn Sie gleich schreiben.

— Ich habe nicht die Kraft dazu, mein Vater.

— Versuchen Sie es.

— Unmöglich;... ich fühle mich zu schwach dazu.

— Nun... nur ein wenig Muth, — sagte der Abbé.

Und er nahm von einem Tische Schreibzeug; darauf legte er Herrn Hardy eine Schreibmappe und ein Blatt Papier auf die Kniee, hielt das Dintenfaß und reichte ihm die Feder.

— Ich versichere Sie, mein Vater... daß ich nicht werde schreiben können... — sagte Herr Hardy mit erhöhter Stimme.

— Nur einige Worte, — versetzte der Abbé von Aigrigny mit unerbittlicher Hartnäckigkeit und legte Herrn Hardy die Feder in die kraftlosen Finger.

— Ach, mein Vater;... mein Gesicht ist so schwach geworden, daß ich nicht mehr sehen kann.

Und der Unglückliche sagte die Wahrheit; seine Augen waren voller Thränen, so schmerzlich war die Bewegung, welche der Jesuit in ihm angeregt hatte.

— Beruhigen Sie sich, lieber Sohn, ich werde Ihnen die liebe Hand führen;... dictiren Sie nur...

— Ich bitte Sie, mein Vater, schreiben Sie selbst,... ich werde unterzeichnen.

— Nein, mein lieber Sohn,... aus tausend Gründen nicht;... es muß Alles von Ihrer Hand geschrieben sein... einige Zeilen werden genügen.

— Aber, mein Vater...

— Nun... es muß sein; sonst lasse ich den Handwerker ein, — sagte der Abbé von Aigrigny kurz, da er an der immer mehr zunehmenden Geistesschwäche des Herrn Hardy sah, daß er bei dieser wichtigen Gelegenheit es mit Gewalt versuchen könne, wenn er auch nachher wieder zu sanfteren Mitteln zuflucht nähme.

Und mit seinen großen, grauen, runden, funkelnden Augen, die denen eines Raubvogels glichen, sah er Herrn Hardy mit strengem Blicke an. Der Unglückliche bebte unter diesem Blicke, der etwas Bezwingendes hatte, und antwortete seufzend:

Digitized by Google

— Ich werde schreiben, mein Vater,... ich werde schreiben;... aber ich bitte Sie... dictiren Sie... mir iſt der Kopf zu ſchwach... — ſagte Herr Hardy und trocknete mit ſeiner fieberhaft brennenden Hand die Thränen.

Der Abbé von Aigrigny dictirte die folgenden Zeilen:

— „Mein lieber Agricol, ich habe bedacht, daß eine Unterredung mit Ihnen unnütz wäre;... ſie würde nur dazu dienen, herben Kummer wieder anzuregen, den ich mit Gottes Hülfe und vermöge der ſanften Tröſtungen, welche die Religion darbietet, in Vergeſſenheit zu bringen im Stande war...“

Der ehrwürdige Vater unterbrach ſich einen Augenblick; Herr Hardy wurde bleicher und ſeine Hand konnte kaum die Feder halten, ſeine Stirn troff von kaltem Schweiße. Der Vater Aigrigny zog ein Schnupftuch aus ſeiner Taſche, wiſchte ihm das Geſicht ab und ſagte mit liebreicher Beſorgniß zu ihm:

— Nun, mein lieber, theurer Sohn... ein wenig Muth, ich war es ja nicht, der Sie veranlaßt hat, dieſe Unterredung zu verweigern... nicht wahr?... im Gegentheil;... aber da Sie um Ihrer Ruhe willen ſie hinausſchieben wollen, ſo ſuchen Sie nur dieſen Brief zu Ende zu ſchreiben... denn ich wünſche ja weiter gar Nichts, als Sie in Zukunft eine unausſprechliche und fromme Ruhe genießen zu ſehen nach ſo viel peinlichen Aufregungen...

— Ja, mein Vater, ich weiß... Sie ſind gut... — antwortete Herr Hardy mit dankbarem Tone, — verzeihen Sie meine Schwäche.

— Können Sie jetzt dieſen Brief vollenden... mein lieber Sohn?

— Ja, mein Vater.

— So ſchreiben Sie alſo.

Und der Abbé fuhr fort zu dictiren:

„Ich genieße einer vollkommenen Ruhe, bin von Sorglichkeit umgeben und hoffe mit Gottes Barmherzigkeit fern von der Welt, deren Eitelkeit ich erkenne, ein chriſtliches Ende zu nehmen... Ich ſage Ihnen nicht Lebewohl, ſondern auf Wiederſehen, mein lieber Agricol;... denn es liegt mir daran, Ihnen ſelbſt zu ſagen, welche Wünſche ich für Sie und Ihre braven Kameraden hege und ſtets hegen werde. Seien Sie mein Dolmetſcher bei ihnen; ſobald ich es geeignet finde, Sie bei mir zu empfangen, werde ich Ihnen ſchreiben; bis dahin halten Sie mich ſtets für Ihren Wohlgewogenen...“

Darauf wandte ſich der ehrwürdige Vater zu Herrn Hardy:

— Finden Sie dieſen Brief ſo paſſend, mein lieber Sohn?

— Ja, mein Vater.

— Haben Sie die Güte, ihn zu unterzeichnen.

— Ja, mein Vater.

Und nachdem der Unglückliche unterzeichnet, fühlte er ſeine Kräfte erſchöpft und warf ſich ermattet hintenüber.

— Das iſt noch nicht Alles, mein lieber Sohn, — fügte der Vater Aigrigny hinzu, indem er ein Papier aus der Taſche zog. — Sie müſſen noch ſo gütig ſein, dieſe neue, unſerem Vater Procurator bewilligte Vollmacht zu unterzeichnen, um die bewußten Angelegenheiten beenden zu können.

— O, mein Gott, mein Gott!... Noch mehr! — rief Herr Hardy mit einer Art fieberiſcher, krankhafter Ungeduld, — Aber Sie ſehen es wohl, mein Vater, meine Kräfte ſind zu Ende...

— Sie brauchen blos zu unterzeichnen, nachdem Sie geleſen haben, mein lieber Sohn.

Und der Abbé reichte dem Herrn Hardy ein großes beſtempeltes Papier hin, das mit faſt unleſerlicher Schrift bedeckt war.

— Mein Vater... ich werde das heute... nicht leſen können.

— Und doch muß es geſchehen, mein theurer Sohn; verzeihen Sie mir dieſe Unbeſcheidenheit... aber wir ſind ſehr arm... und...

— Ich werde unterzeichnen... mein Vater.

— Aber Sie müſſen doch leſen, was Sie unterzeichnen, mein Sohn.

— Wozu?... Geben Sie nur, — ſagte Herr Hardy, von der unerbittlichen Hartnäckigkeit des Herrn von Aigrigny ganz abgemattet.

— Wenn Sie es denn durchaus wollen, mein lieber Sohn... — ſagte dieſer, indem er ihm das Papier hinhielt.

Herr Hardy unterzeichnete und fiel wieder in ſeine Kraftloſigkeit zurück.

In dieſem Augenblicke trat ein Diener, nachdem er angeklopft, ein, und ſagte zum Abbé von Aigrigny:

— Herr Agricol Baudoin wünſcht Herrn Hardy zu ſprechen; er iſt, wie er ſagt, herbeſtellt worden.

— Es iſt gut, er ſoll warten, — antwortete der Abbé von Aigrigny, den ſo ärgerlich als überraſcht und winkte dem Bedienten, er möge gehen; darauf ſagte er, den lebhaften Verdruß verbergend, den er empfand, zu Herrn Hardy:

— Dieſer würdige Handwerker beeilt ſich ſehr, Sie zu ſehen, mein lieber Sohn, denn er kommt zwei Stunden früher, als die Verabredung war... Nun, noch iſt es Zeit,... wollen Sie ihn annehmen?...

— Aber, mein Vater, — ſagte Herr Hardy mit ſchmerzlicher Empfindlichkeit, — Sie ſehen ja, in welchem Zuſtande von Schwäche ich mich befinde;... haben Sie doch Mitleid mit mir... Ich bitte Sie,... nur Ruhe... o Ruhe des Grabes; aber um des Himmels willen nur Ruhe laſſen Sie mir...

— Sie werden einſt den ewigen Frieden des Erwählten genießen, mein lieber Sohn, — ſagte der Abbé liebreich, — denn Ihre Thränen und Ihre Leiden ſind dem Herrn angenehm.

Dies ſagend, ging er hinaus.

Als Herr Hardy allein war, rang er verzweiflungsvoll die Hände, brach in Thränen aus, ſank von ſeinem Seſſel auf's Knie und rief aus:

— O, mein Gott... mein Gott!... Nimm mich aus dieſer Welt... ich bin zu unglücklich.

Darauf lehnte er ſeine Stirn auf ſeinen Seſſel, barg das Geſicht in beide Hände und fuhr fort, bitterlich zu weinen.

Plötzlich hörte man einen Lärm von Stimmen, der immer ſtärker wurde, darauf ein Geräuſch, wie von einem Kampfe; bald aber öffnete ſich die Thür und Herr von Aigrigny wurde rückwärts mit Gewalt herein geſtoßen.

Agricol's kräftiger Arm hatte ihn herringeſchleudert.

— Mein Herr, wagen Sie Gewalt zu gebrauchen? — rief Herr von Aigrigny ganz blaß vor Zorn aus.

— Ich werde Alles wagen, um Herrn Hardy zu ſehen, — ſagte der junge Schmied.

Und er eilte auf ſeinen ehemaligen Brodherrn zu, den er mitten im Zimmer knien ſah.

Achtes Kapitel.

Agricol Baudoin.

Der Abbé von Aigrigny konnte ſeine Angſt und Aerger kaum an ſich halten und warf wüthende, drohende Blicke auf Agricol, aber von Zeit zu Zeit ſah er auch gereizt und ärgerlich nach der Thür hin, als ob er fürchtete, jeden Augenblick noch Jemand eintreten zu ſehen, deſſen Ankunft ihm eben ſo gefährlich war.

Als der Schmied ſeinem ehemaligen Herrn in's Geſicht ſehen konnte, rief er voll ſchmerzlicher Ueberraſchung ergriffen zurück, ſo verſtört vom Kummer waren die Züge des Herrn Hardy.

Einige Secunden lang ſchwiegen die drei Perſonen ſtill.

Agricol hatte noch keine Ahnung von der moraliſchen Schwäche des Herrn Hardy, da er gewohnt war, an dieſem ausgezeichneten Manne ebenſoviel Erhabenheit des Geiſtes als Herzensgüte zu finden.

Der Vater Aigrigny brach zuerſt das Schweigen und ſagte, jedes Wort nachdrücklich betonend, zu ſeinem Penſionair:

— Ich begreife, mein theurer Sohn, daß, nachdem Sie aus freien Stücken ſo beſtimmt den Willen geäußert, den Herrn da nicht zu empfangen, Ihnen ſeine Gegenwart jetzt unangenehm ſein muß... Ich hoffe daher, daß der Herr aus Ehrfurcht... oder mindeſtens aus Dankbarkeit, indem er ſich zurückzieht, dieſer unſchicklichen Scene ein Ende machen wird, die ſchon zu lange gedauert hat.

Agricol antwortete dem Abbé von Aigrigny nicht, wandte ihm den Rücken und wandte ſich zu Herrn Hardy, den er einige Augenblicke tief bewegt betrachtete, während die hellen Thränen ihm in den Augen ſtanden.

— O, mein Herr... wie wohl thut es mir, Sie zu ſehen, obwohl Sie noch ſehr leidend ſcheinen! Wie ruhig, wie ſicher, wie froh wird mir um's Herz. Wie glücklich würden meine Kameraden an meiner Stelle ſein!... Wenn Sie wüßten, was ſie mir Alles an Sie beſtellt haben! Denn wir ſind Alle ein Herz und eine Seele, wenn wir Sie lieben, Sie verehren können!

Der Abbé von Aigrigny warf auf Herrn Hardy einen Blick, welcher bedeutete: Was hatte ich Ihnen geſagt? Darauf wandte er ſich ungeduldig zu Agricol, indem er ſich ihm näherte:

— Ich habe Ihnen ſchon bemerklich gemacht, daß Ihre Gegenwart hier am unrechten Orte iſt.

Aber Agricol ſagte ohne ihm zu antworten und ohne ſich nach ihm umzudrehen:

— Herr Hardy, haben Sie doch die Güte, dieſem Manne zu ſagen, er möge fortgehen... Mein Vater und ich, wir kennen ihn, das weiß er wohl.

Darauf wandte er ſich erſt jetzt nach dem ehrwürdigen Vater um und fügte hinzu, indem er ihn mit Unwillen und Abſcheu maß:

— Wenn Ihnen daran liegt zu hören, was ich Herrn Hardy über Sie zu ſagen habe, ſo kommen Sie nachher wieder, mein Herr... aber jetzt habe ich mit meinem ehemaligen Herrn von Privatſachen zu ſprechen und ihm einen Brief des Fräulein von Cardoville zuzuſtellen, die Sie zu Ihrem Unglücke auch kennt.

Der Jeſuit blieb gleichgültig und antwortete:

— Ich werde mir erlauben, mein Herr, Ihnen zu ſagen, daß Sie die Rollen ein wenig umkehren... ich bin hier bei mir zu Haus, wo ich die Ehre habe, Herrn Hardy bei mir zu ſehen, alſo würde ich das Recht und die Macht haben, Sie augenblicklich von hier herausbringen zu laſſen und...

— Ich bitte, mein Vater, — ſagte Herr Hardy ehrerbietig. — Entſchuldigen Sie Agricol; ſeine Anhänglichkeit an mich führt ihn zu weit; aber da er gerade hier iſt und er mir beſondere Dinge anzuvertrauen hat, ſo erlauben Sie mir, mein Vater, daß ich mich einige Augenblicke mit ihm unterhalte.

— Ich ſoll es Ihnen erlauben, mein lieber Sohn? — ſagte der Abbé von Aigrigny, der that, als wäre er von dieſer Rede überraſcht, — und warum fragen Sie mich um Erlaubniß, haben Sie nicht vollkommene Freiheit zu thun, was Ihnen gut ſcheint? Waren Sie es nicht eben noch, der ſich, während ich Sie aufforderte Herrn Agricol zu ſehen, auf's Aeußerſte weigerte, dieſe Zuſammenkunft zu gewähren?

— Allerdings, mein Vater.

Nach dieſen Worten konnte der Abbé ohne Unſchicklichkeit nicht länger mehr bleiben, er erhob ſich alſo, drückte Herrn Hardy die Hand und ſagte mit ausdrucksvoller Geberde zu ihm:

— Auf baldiges Wiederſehen, mein Sohn... Aber erinnern Sie ſich unſerer Unterredung von vorhin und was ich Ihnen vorher geſagt habe.

— Auf Wiederſehen, mein Vater... Seien Sie ruhig, — antwortete Herr Hardy traurig.

Der ehrwürdige Vater ging hinaus.

Agricol fragte ſich beſtürzt, ob das denn ſein alter Herr ſei, welchen er mit ſo viel Ehrfurcht und Demuth den Abbé von Aigrigny mein Vater nennen hörte. Als der Schmied darauf die Züge des Herrn Hardy aufmerkſamer prüfte, bemerkte er in ſeiner Phyſiognomie eine Art Mattigkeit und Erſchöpfung, welche ihn zugleich ſchmerzte und erſchreckte; daher ſagte er, indem er ſeine ſchmerzliche Verwunderung zu verbergen ſuchte:

— Endlich, mein Herr... werden Sie uns wiedergegeben werden... bald werden wir Sie in unſerer Mitte ſehen... O, wie viele Glückliche wird Ihre Rückkehr machen, wie viel Beſorgniſſe beſchwichtigen;... denn wenn es möglich wäre,

Digitized by Google

würden wir Sie noch mehr lieben, seitdem wir einen Augenblick gefürchtet haben, Sie zu verlieren.

— Bravo, guter Junge, — sagte Herr Hardy mit schwermüthigem Lächeln, indem er Agricol die Hand reichte. — Ich habe weder an Ihnen noch an Ihren Kameraden jemals gezweifelt... Ihre Dankbarkeit hat mich stets belohnt für das Gute, was ich für Sie thun konnte...

— Und Sie werden ihnen ferner noch Gutes thun, denn...

Herr Hardy unterbrach Agricol und sagte zu ihm:

— Hören Sie mir zu, mein Freund. Bevor ich diese Unterredung fortsetze, muß ich offen mit Ihnen sprechen, damit ich Ihnen und Ihren Kameraden nicht Hoffnungen lasse, die sich nicht verwirklichen können... Ich bin entschlossen, in Zukunft wenn nicht im Kloster, doch mindestens in der tiefsten Zurückgezogenheit zu leben; denn ich bin müde, mein Freund, ja, sehr müde!

— Aber wir sind nicht müde, Sie zu lieben, — sagte Agricol immer erschrockener über Herrn Hardy's Worte und Niedergeschlagenheit. — Jetzt ist an uns die Reihe, uns für Sie zu opfern, Ihnen mit angestrengter Arbeit, mit Eifer und Uneigennützigkeit zu Hülfe zu kommen, damit die Fabrik, Ihr edles und großmüthiges Werk, wieder in die Höhe kommt.

Herr Hardy schüttelte traurig den Kopf.

— Ich wiederhole es Ihnen, mein Freund, das thätige Leben ist für mich zu Ende. Sehen Sie mich an, in kurzer Zeit bin ich um zwanzig Jahre älter geworden und ich habe weder Kraft noch Willen, noch Muth genug dazu, wieder auf's Neue wie früher zu arbeiten, ich habe, und dazu muß ich mit Glück wünschen, für das Wohl der Menschheit so viel gethan, als ich konnte. Ich habe meine Schuld bezahlt und jetzt empfinde ich nur noch einen Wunsch, nach Ruhe, lege nur eine Hoffnung, auf die Tröstungen und den Frieden, welchen die Religion gewährt.

— Wie, mein Herr, — sagte Agricol auf dem Gipfel des Erstaunens, — Sie ziehen es vor, in dieser trostlosen Abgeschlossenheit zu leben, anstatt mitten unter uns, die wir Sie so sehr lieben?... Sie glauben, daß Sie glücklicher sein werden hier unter diesen Priestern, als in Ihrer Fabrik, die aus ihren Trümmern sich erheben und blühender als je werden wird?

— Für mich ist hier auf Erden kein Glück mehr möglich, — sagte Herr Hardy voller Bitterkeit.

Nach einem Augenblicke des Zauderns versetzte Agricol lebhaft mit bewegter Stimme:

— Mein Herr, man betrügt, man mißbraucht Sie auf nichtswürdige Weise.

— Wie meinen Sie Das, mein Freund?

— Ich sage Ihnen, Herr Hardy, daß diese Priester, welche Sie umgeben, verdammungsvolle Absichten haben... aber, mein Gott, mein Herr, wissen Sie denn nicht wo Sie sich hier befinden?

— Bei den guten Frommen von der Gesellschaft Jesu.

— Ja, bei Ihren tödtlichsten Feinden.

— Feinde! — Und Herr Hardy lächelte mit schmerzlicher Gleichgültigkeit. — Ich habe keine Feinde mehr zu fürchten... mein Gott, wo könnten sie mich jetzt noch treffen, es ist ja kein Platz mehr...

— Sie wollen Sie eines Antheils an einer ungeheuren Erbschaft berauben, — rief der Schmied, — der Plan ist mit teuflischer Geschicklichkeit angelegt; die Töchter des Marschall Simon, das Fräulein von Cardoville, Sie, Gabriel, mein Adoptivbruder... mit einem Worte Alle, die zu Ihrer Familie gehören, sind schon beinahe Opfer ihrer Ränke geworden. Ich sage Ihnen, daß diese Priester keinen anderen Zweck haben, als Ihr Vertrauen zu mißbrauchen, darum haben sie es so anzustellen gewußt, nach dem Brande Ihrer Fabrik, Sie verwundet, fast sterbend hier in dieses Haus bringen zu lassen und Aller Augen zu entziehen... aus diesem Grunde...

Herr Hardy unterbrach Agricol.

— Sie täuschen sich in Bezug auf diese frommen Leute, mein Freund; sie haben die größte Fürsorge für mich... und was die angebliche Erbschaft betrifft, — fügte Herr Hardy mit düsterer Gleichgültigkeit hinzu, — was kümmern mich in diesem Augenblicke die Güter der Welt?... Alle Neigungen, alle Interessen in diesem Thale der Leiden, des Jammers und der Thränen... ich bringe meine Schmerzen dem Herrn dar und warte, bis er in seiner Barmherzigkeit mich zu sich ruft...

— Nein, nein, mein Herr... es ist unmöglich, daß Sie sich so geändert haben sollten, — sagte Agricol, der sich nicht entschließen konnte zu glauben, was er hörte. — Sie, mein Herr, sollten an diesen trostlosen Grundsätzen glauben, Sie, der Sie uns stets die unerschöpfliche Güte eines väterlichen Gottes bewundern und lieben ließen... und wir glaubten Ihnen, denn er hatte Sie ja uns geschickt...

— Ich muß mich seinem Willen unterwerfen, weil er mich aus Eurer Mitte fortgenommen, meine Freunde; wahrscheinlich, weil ich trotz meiner guten Absichten ihm nicht so diente, wie er es wollte; ... ich hatte stets immer mehr das Geschöpf, als den Schöpfer im Auge.

— Und wie könnten Sie Gott besser dienen, ihn besser ehren, — rief der Schmied immer trostloser aus, — die Arbeit, die Redlichkeit ermuthigen und belohnen, die Menschen besser machen, als indem Sie ihnen ihr Glück sichern, Ihre Arbeiter als Brüder behandeln, ihre Verstandeskräfte entwickeln, ihren Geschmack am Schönen ausbilden, ihr Wohlbehagen vergrößern, unter ihnen durch Ihr Beispiel die Gefühle der Gleichheit, Brüderlichkeit, evangelischer Gemeinschaft verbreiten!... O, mein Herr, erinnern Sie sich zu Ihrer Beruhigung doch nur an das Gute, das Sie gethan haben, an die täglichen Segnungen eines ganzen kleinen Volkes, welches Ihnen das unverhoffte Glück verdankte, das es genoß.

— Mein Freund, wozu erinnern Sie mich an die Vergangenheit? — versetzte Herr Hardy sanft. — Wenn ich in den Augen des Herrn wohlgethan habe, so wird er es mir vielleicht anrechnen. Weit entfernt mich zu rühmen, muß ich im Staube mich demüthigen, denn ich fürchte, ich bin auf schlechtem Wege außerhalb der Gemeinschaft der Kirche gewesen; vielleicht hat der Stolz mich irre geleitet, mich, den unbedeutenden, niedrigen Menschen, während so viel große Geister sich demüthig dieser Kirche unterworfen haben; in Thränen, in Einsamkeit und Entsagung muß ich mein Vergehen abbüßen, ja, in der Hoffnung, daß der strafende Gott sie mir einst vergelten wird und daß meine Leiden mindestens Denen zu Gute kommen, die noch schuldiger sind als ich.

Agricol fand keine Antwort. Er betrachtete Herrn Hardy mit stummem Schrecken, als er ihn mit matter Stimme diese trostlosen Gemeinplätze aussprechen hörte; während er diese matten, niedergeschlagenen Mienen betrachtete, fragte er sich mit geheimem Entsetzen, durch welchen Zauber es diesen Priestern gelungen sei, den Kummer und die moralische Schwäche dieses Unglücklichen auszubeuten, ihn allen Dingen, allen Menschen zu entfremden und auf diese Weise einen der großartigsten Köpfe, einen der wohlthätigsten, aufgeklärtesten Geister, die sich jemals dem Glücke des Menschengeschlechts gewidmet haben, unfruchtbar zu machen, zu vernichten.

Das schmerzliche Erstaunen des Schmiedes war so groß, daß er weder den Muth noch den Willen hatte, eine für ihn um so herbere Erörterung fortzuführen, als er bei jedem Worte tiefer in den Abgrund unheilbarer Verzweiflung sehen konnte, in welchen die ehrwürdigen Väter Herrn Hardy gestürzt hatten.

Dieser war wieder in seine dumpfe Gleichgültigkeit zurück versunken, während seine Augen an den unerquicklichen Sprüchen aus der Nachfolge Christi hingen.

Endlich brach Agricol das Stillschweigen und zog den Brief des Fräulein von Cardoville, auf den er seine letzte Hoffnung setzte, aus der Tasche und überreichte ihn Herrn Hardy mit den Worten:

— Mein Herr, eine von Ihren Verwandten, welche Sie wahrscheinlich nur dem Namen nach kennen, hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen diesen Brief zu überreichen...

— Was soll ich mit diesem Briefe, mein Freund?

— Ich bitte Sie, mein Herr, nehmen Sie nur Kenntniß davon. Fräulein von Cardoville erwartet Ihre Antwort; es betrifft Dinge von der höchsten Wichtigkeit.

— Für mich hat nur Eines noch Wichtigkeit, mein Freund, — sagte Herr Hardy, indem er seine von Thränen gerötheten Augen zum Himmel hob.

— Herr Hardy, — versetzte der Schmied immer bewegter, — lesen Sie diesen Brief. Ich beschwöre Sie bei unser Aller Dankbarkeit, in der wir auch unsere Kinder erziehen werden, die nicht wie wir das Glück gehabt haben, Sie zu kennen... O, lesen Sie diesen Brief... und wenn Sie dann Ihre Ansichten nicht ändern, Herr Hardy... nun gut, dann wird Alles für uns arme Arbeiter vorbei sein; wir werden unseren Wohlthäter auf ewig verloren haben, der uns als Brüder behandelte, wie Freunde liebte, der ein edles Muster war, dem andere gute Herzen früher oder später nachgefolgt wären, so daß nach und nach, Dank Ihren edlen Bemühungen, die Emancipation der Proletarier begonnen haben würde... Nun, was thut's, für uns Kinder des Volkes wird Ihr Andenken stets heilig sein... o ja, wir werden niemals Ihren Namen anders als mit Ehrfurcht, mit Rührung aussprechen können, denn wir können uns nicht enthalten, Sie zu beklagen.

Seit einigen Augenblicken sprach Agricol mit gebrochener Stimme, er konnte nicht weiter reden, seine Bewegung erreichte den höchsten Gipfel. Trotz der männlichen Energie seines ernsten Charakters konnte er sich der Thränen nicht erwehren und rief aus:

— Verzeihen Sie mir, wenn ich weine; aber es geschieht nicht blos meinetwegen, sondern mir bricht das Herz, wenn ich an alle die Thränen denke, welche so viel brave Leute vergießen werden, indem sie sagen: — Wir werden Herrn Hardy nicht mehr sehen, niemals mehr.

Agricol's Bewegung und Ton war so aufrichtig, sein edles, offenes Gesicht, das von Thränen benetzt wurde, hatte einen so rührenden Ausdruck von Ergebenheit, daß Herr Hardy zum ersten Mal seit seiner Ankunft bei den ehrwürdigen Vätern sein Herz gewissermaßen erwärmt, belebt fühlte, es war ihm, als ob ein lebendiger Sonnenstrahl endlich durch das kalte Dunkel dränge, in welchem er seit so langer Zeit nur vegetirte.

Herr Hardy reichte Agricol die Hand und sagte mit bewegter Stimme zu ihm:

— Ich danke Ihnen, mein Freund... Dieser neue Beweis Ihrer Ergebenheit, dieses Bedauern... Alles das regt mich auf, aber angenehm, ohne Bitterkeit, o, es thut mir wohl.

— O, mein Herr, — rief der Schmied mit einem Schimmer von Hoffnung, — thun Sie sich keinen Zwang an, gehorchen Sie der Stimme Ihres Herzens, sie wird Ihnen anrathen, das Glück Derjenigen zu machen, welche Sie lieben, und für Sie selbst muß es ein Glück sein, glückliche Leute zu sehen. Hier, lesen Sie den Brief der edlen jungen Dame... er wird vielleicht vollenden, was ich begonnen habe... und wenn das nicht genügt, dann...

Dies sagend hielt Agricol inne und warf einen hoffnungsvollen Blick nach der Thür, hielt den Brief auf's Neue Herrn Hardy hin und fügte hinzu:

— O, ich bitte Sie, mein Herr, lesen Sie... Fräulein von Cardoville hat mir aufgetragen, Ihnen Alles zu bestätigen, was in dem Briefe steht.

— Nein, nein, ich kann, ich darf ihn nicht lesen, — sagte Herr Hardy zaudernd. — Wozu sollte es nützen, Bedauern in mir rege zu machen?... Denn ach, es ist wohl wahr, ich liebte Euch Alle sehr... ich hatte mancherlei Pläne für Eure Zukunft gemacht, — fügte Herr Hardy mit unwillkürlicher Rührung hinzu; darauf versetzte er, gegen diese weiche Stimmung ankämpfend: — Aber was nützt es daran zu denken, die Vergangenheit kann doch nicht wiederkehren!

— Wer weiß, Herr Hardy, wer weiß... — sagte Agricol und war glücklich über die Ungewißheit seines ehemaligen Herrn. — Lesen Sie nur erst den Brief des Fräulein von Cardoville.

Herr Hardy gab dem Drängen Agricol's nach, nahm fast wider seinen Willen den Brief und las; nach und nach zeigte sich auf seinem Gesichte abwechselnd Rührung, Dankbarkeit und Bewunderung. Mehrere Male unterbrach er sich, um zu Agricol mit einer Herzenswärme, über die er selbst verwundert war, zu sagen:

— O, wie edel, wie schön ist das!

Nachdem er mit Lesen fertig war, sagte er schwermüthig seufzend zu Agricol:

— Was für ein Herz hat dieses Fräulein von Cardoville. Wie viel Güte, wie viel Geist, welche Erhabenheit des Gedankens... O, ich werde niemals die edlen Gefühle vergessen, welche ihr diese großartigen Anerbietungen eingeben... möchte sie in dieser traurigen Welt glücklich sein!

— O, glauben Sie mir, mein Herr, — versetzte Agricol eifrig, — eine Welt, in der es solche Geschöpfe giebt und so viele andere noch, die ohne den unschätzbaren Werth dieses vortrefflichen Fräuleins zu haben, doch der Anhänglichkeit braver Leute würdig sind, eine solche Welt besteht nicht blos aus Schmutz, Verderbniß und Bosheit,... im Gegentheil, das spricht zu Gunsten der Menschheit... und diese Welt erwartet, ruft Sie. O, Herr Hardy, hören Sie auf die Vorschläge des Fräulein von Cardoville, nehmen Sie die Anerbietungen, welche sie Ihnen macht, an, kehren Sie zu uns, kehren Sie in's Leben zurück, denn in diesem Hause wohnt der Tod.

— In eine Welt zurückkehren, in der ich so viel gelitten habe, die Stille dieses Zufluchtsortes verlassen, — antwortete Herr Hardy zaudernd, — nein, nein, das könnte, das darf ich nicht...

— O, ich habe nicht blos auf mich allein gerechnet, um Sie zu bestimmen, — rief der Schmied mit wachsender Hoffnung aus... ich habe dort — er zeigte auf die Thür — einen mächtigen Bundesgenossen, den ich aufbewahrt habe, um den letzten Streich zu führen... und der erscheinen soll, wenn Sie es wünschen.

— Wen meinen Sie damit, mein Freund? — fragte Herr Hardy.

Digitized by Google

— O, das ist auch ein guter Gedanke des Fräulein von Gardeville, freilich, sie hat keine anderen als gute; da sie wußte, in welche gefährliche Hände Sie gefallen waren und die treulose Hinterlist der Leute kannte, welche Sie befangen zu machen streben, so sagte sie zu mir: Herr Agricol, der Charakter des Herrn Hardy ist so redlich, so gut, daß er sich vielleicht ohne Mühe wird mißbrauchen lassen, denn redliche Herzen weigern sich stets an Nichtswürdigkeiten zu glauben; ... außerdem kann er meinen, daß Sie dabei interessirt sind, wenn er die Vorschläge annimmt, die ich ihm mache... aber es giebt einen Mann, dessen heiliger Charakter bei dieser Gelegenheit alles Vertrauen einflößen muß... denn dieser bewunderungswürdige Priester ist unser Verwandter und er ist auch beinahe das Opfer der unversöhnlichen Feinde unserer Familie geworden.

— Und wer ist dieser Priester?

— Der Abbé Gabriel von Rennepont, mein Adoptivbruder, — sagte der junge Schmied voller Stolz. — Das ist ein edler Priester... mein Herr, wenn Sie ihn früher kennen gelernt hätten, würden Sie anstatt zu verzweifeln, gehofft haben. Seinen Tröstungen hätte Ihr Kummer nicht widerstehen können.

— Und wo ist dieser Priester? — fragte Herr Hardy eben so verwundert als neugierig.

— Dort, in Ihrem Vorzimmer. Als der Abbé von Aigrigny ihn wieder bei mir gesehen hat, wurde er wüthend, er befahl uns hinauszugehen, aber mein braver Gabriel hat ihm geantwortet, daß er sich mit Ihnen über wichtige Angelegenheiten zu besprechen haben könnte und daß er daher bleiben würde... Ich, der ich minder geduldig bin, habe dem Abbé, der mir den Weg versperren wollte, einen Stoß gegeben und bin in der Hast Sie zu sehen, hier hereingedrungen... Nicht wahr, Herr Hardy, Sie wollen Gabriel jetzt bei sich sehen? Ohne Ihre Befehle würde er nicht hier eingedrungen sein... ich werde ihn holen... Sprechen Sie mit ihm über Religion, denn die seinige ist die wahre, da sie wohlthut, ermuthigt und tröstet; ... Sie werden ihn sehen, Dank dem Fräulein von Gardeville und ihm, Sie werden wieder zu uns zurückkehren, — rief der Schmied aus und konnte vor Freude und Hoffnung sich kaum mehr halten.

— Nein, mein Freund, ich weiß nicht, ob ich soll... ich fürchte... — sagte Herr Hardy immer unentschlossener, aber er fühlte wider seinen Willen durch die herzlichen Worte des jungen Handwerkers sich belebt und erquickt.

Dieser benutzte das glückliche Zaudern seines Fabrikherrn, eilte nach der Thür, öffnete sie und rief aus:

— Gabriel, mein Bruder, mein guter Bruder, komm, komm, Herr Hardy wünscht Dich zu sehen.

— Mein Freund, — versetzte Herr Hardy noch zaudernd, schien aber nicht böse darüber, seine Zustimmung auf diese Weise erzwungen zu sehen. — Mein Freund, was machen Sie? ...

— Ich rufe Ihren Helfer, Ihren Retter und den unsrigen, — antwortete Agricol, trunken vor Glück und des guten Erfolgs von Gabriel's Vermittelung bei Herrn Hardy gewiß.

Dem Rufe Agricol's folgend trat Gabriel bald in das Zimmer des Herrn Hardy.

Neuntes Kapitel.

Der Versteck.

Wie wir schon erzählt haben, befanden sich auf den Vorsälen zu mehreren der von den Pensionairen der ehrwürdigen Väter bewohnten Zimmer gewisse geheime Gemächer, welche in der Absicht angebracht waren, die Spionirerei zu erleichtern, mit welcher man die umgab, die von der Gesellschaft überwacht werden sollten. Herr Hardy befand sich unter den Letztern; man hatte neben seinem Zimmer einen geheimen Versteck angebracht, wo zwei Personen Raum hatten: eine Art weite Kaminröhre gab diesem Cabinette Luft und Licht, und in dasselbe mündete ein Schallrohr, vermöge dessen künstlicher Anlage auch die leisesten Worte aus dem anliegenden Zimmer so deutlich als möglich in den Versteck drangen; mehrere runde Löcher, welche an verschiedenen Stellen sich befanden und auf geschickte Weise verdeckt waren, machten es möglich, daß man Alles sehen konnte, was in dem Zimmer vorging.

Jetzt befanden sich der Abbé von Aigrigny und Rodin in diesem Versteck.

Gleich nachdem Agricol so mit Gewalt eingedrungen war und Gabriel mit Festigkeit erklärt hatte, daß er Herrn Hardy sprechen wolle, wenn dieser ihn rufen ließe, war der Abbé von Aigrigny, der kein Aufsehen machen wollte, um die Folgen der Zusammenkunft des Herrn Hardy mit dem Schmiede und dem jungen Missionair zu beschwören, zu Rodin gegangen und hatte ihn um Rath gefragt.

Dieser bewohnte während seiner glücklichen und sehr schnellen Genesung das benachbarte, für die ehrwürdigen Väter bestimmte Haus; er begriff die äußerste Wichtigkeit der Lage und indem er anerkannte, daß der Abbé von Aigrigny seinen Anweisungen in Bezug auf die Verhinderung Agricol's und des Herrn Hardy mit Geschicklichkeit gefolgt sei, ein Verfahren, dessen Erfolg gesichert gewesen wäre, wenn der junge Schmied seine Ankunft nicht zu sehr beeilt hätte, wollte Rodin in eigner Person sehen, hören und beurtheilen, was zu thun sei und versteckte sich daher mit dem Abbé von Aigrigny in dem geheimen Gemache, nachdem er sofort einen Boten nach dem erzbischöflichen Palaste von Paris geschickt hatte.

Wir werden später sehen in welcher Absicht.

Die beiden ehrwürdigen Väter waren gerade in der Mitte der Unterredung Agricol's und des Herrn Hardy angekommen.

Zuerst durch die dumpfe Gleichgültigkeit beruhigt, in welche er versunken war und aus der die edeln Ermahnungen des Schmiedes ihn nicht hatten ziehen können, sahen die ehrwürdigen Väter die Gefahr immer größer werden und von dem Augenblicke ab äußerst drohend, wo Herr Hardy, durch die dringenden Bitten des Handwerkers erschüttert, sich dazu entschloß, von dem Briefe des Fräulein von Gardeville Kenntniß zu nehmen, bis zu dem Augenblicke, wo Agricol Gabriel hereinführte, um dem Zaudern seines ehemaligen Herrn noch ein letztes Ende zu machen.

Der Abbé von Aigrigny sah Rodin mit ärgerlicher Aengstlichkeit an und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

— Ohne den Brief des Fräulein von Gardeville würden die Bitten des Schmieds vergeblich gewesen sein. Dieses abscheuliche junge Mädchen ist doch immer und überall das Hinderniß, an welchem unsere Pläne scheitern. Was wir auch aufgestellt haben, so ist sie doch jetzt mit dem indischen Prinzen vereinigt. Wenn jetzt der Abbé Gabriel das Maß voll macht und durch seine Ueberredungskraft Herr Hardy uns entgeht, was ist dann zu thun?... O, mein Vater... man möchte an der Zukunft verzweifeln.

— O nein, — sagte Rodin kurz, — wenn man im erzbischöflichen Palaste nur nicht zaudert, meine Befehle auszuführen.

— Nun, und in diesem Falle?...

— Stehe ich noch für Alles ein;... aber ich muß die betreffenden Papiere haben, ehe eine halbe Stunde vergeht.

— Sie müssen ja schon seit zwei oder fünf Tagen bereit oder unterzeichnet sein; denn ganz nach Ihrem Befehle habe ich noch an dem Tage, wo Sie die Operation bestanden, geschrieben... und...

Anstatt diese leise Unterredung fortzusetzen hielt Rodin sein Auge an eine der Oeffnungen, durch welche man sehen konnte, was im Nebenzimmer geschah und darauf winkte er dem Abbé von Aigrigny mit der Hand Stillschweigen zu.

Zehntes Kapitel.

Ein Priester in Christi Sinne.

In dem Augenblicke sah Rodin Agricol mit Gabriel an der Hand wieder in's Zimmer des Herrn Hardy eintreten.

Die Gegenwart dieser beiden Leute, des einen mit so männlichem, offenem Gesichte, des andern, der eine so englische Schönheit besaß, stach so sehr gegen die heuchlerischen Mienen der Leute ab, mit denen Herr Hardy umgeben war, daß ihm, der schon durch die warmen Worte des Schmieds aufgeregt worden, zu Muthe war, als ob sein seit langer Zeit bedrücktes Herz sich vermöge eines heilsamen Einflusses erweitere und freier aufathme.

Obgleich Gabriel niemals Herrn Hardy gesehen hatte, wurde er doch von der Angegriffenheit seiner Züge betroffen; er sah auf diesem leidenden, ermatteten Gesichte den traurigen Stempel entkräftender Unterwerfung, moralischer Vernichtung, mit welchem die Opfer der Gesellschaft Jesu früher oder später bezeichnet werden, wenn sie nicht bei Zeiten diesem menschenmörderischen Einflusse entgehen.

Rodin, der durch sein Loch sah und der Abbé von Aigrigny, der aufmerksam horchte, verloren also kein einziges Wort von der folgenden Unterredung, bei welcher sie unsichtbar zugegen waren.

— Hier ist er, mein Herr, mein redlicher Bruder, — sagte Agricol zu Herrn Hardy, indem er ihm Gabriel vorstellte, — hier ist er, der beste und würdigste der Priester:... Hören Sie ihn zu und Sie werden der Hoffnung, dem Glücke sich wieder hingeben und uns wiedergegeben werden. Hören Sie ihn an und sehen Sie, wie er die Betrüger entlarvt, welche durch heuchlerische Frömmigkeit Sie täuschen; ja, er wird sie entlarven, denn er ist ein Opfer dieser Elenden gewesen. Nicht wahr, Gabriel?

Der junge Missionär winkte dem Schmiede zu, er möge sich in seiner Aufregung mäßigen und sagte mit sanfter und bedeutender Stimme zu Herrn Hardy:

— Wenn in der üblen Lage, in welcher Sie sich befinden, mein Herr, die Rathschläge eines Ihrer Brüder in Christo Ihnen nützlich sein können, so gebieten Sie über mich... übrigens erlauben Sie mir zu sagen, daß ich bereits eine ehrfurchtsvolle Neigung zu Ihnen empfinde.

— Zu mir, Herr Abbé? — sagte Herr Hardy.

— Ich kenne Ihre Güte gegen meinen Adoptivbruder, — versetzte Gabriel, — Ihren bewundernswürdigen Edelmuth gegen Ihre Arbeiter; Sie werden von ihnen geliebt und verehrt. Möge die Ueberzeugung, Gott angenehm gewesen zu sein, dessen ewige Güte an Allem Freude hat, was gut ist, Ihre Belohnung für die Wohlthaten sein, welche Sie vollbracht haben und eine Ermuthigung zu künftigen...

— Ich danke Ihnen, Herr Abbé, — versetzte Herr Hardy von dieser Sprache gerührt, die so ganz von der des Abbé von Aigrigny verschieden war. — Bei der Traurigkeit, in welche ich versunken bin, that es dem Herzen wohl, auf so tröstende Weise sprechen zu hören, und ich muß gestehen, — fügte Herr Hardy mit nachdenklicher Miene hinzu, — die Erhabenheit, die Würde Ihres Charakters geben Ihren Worten ein großes Gewicht.

— Gerade das war zu fürchten, — sagte Aigrigny leise zu Rodin, der stets durch die Oeffnung sah und aufmerksam horchte. — Dieser Gabriel wird Alles thun, um Herrn Hardy seiner Geistesträgheit zu entreißen und ihn in ein thätiges Leben zurückzuwerfen.

— Das fürchte ich nicht, — antwortete Rodin mit seinem harten und schneidenden Tone, — Herr Hardy wird sich vielleicht einen Augenblick vergessen, aber wenn er zu gehen versucht, wird er sehen, daß ihm die Füße den Dienst versagen...

— Was fürchteten denn also Ew. Ehrwürden?

— Die Langsamkeit unseres ehrwürdigen Vaters im erzbischöflichen Palaste.

— Aber was hoffen Sie von mir?...

Rodin's Aufmerksamkeit war aufs Neue rege geworden, er unterbrach den Abbé mit einem Zeichen und dieser wurde still.

Auf den Anfang der Unterredung Gabriel's und des Herrn Hardy war eine kurze Pause erfolgt, da dieser einen Augenblick sich den Gedanken hingab, welche Gabriel's Rede in ihm angeregt hatte.

Während dieser Pause hatte Agricol unwillkürlich die Augen auf einige von den düsteren Sentenzen geworfen, mit denen die Wände des Zimmers so zu sagen austapezirt waren; plötzlich nahm er Gabriel beim Arm und rief mit ausdrucksvoller Geberde:

— O mein Bruder, lies diese Lebensregeln und Du wirst Alles begreifen... mein Gott, welcher Mensch, der solche Grundsätze stets vor Augen hat und allein ist, würde nicht der schrecklichen Verzweiflung zum Raube werden... nicht vielleicht sich dem Selbstmord in die Arme werfen?... O es ist schrecklich, es ist nichtswürdig, — fügte der Handwerker entrüstet hinzu, — es ist ein moralischer Mord.

— Sie sind jung, mein Freund, — versetzte Herr Hardy und schüttelte traurig den Kopf, — sind stets glücklich gewesen und haben keine Täuschung erfahren; daher können diese Sprüche Ihnen trügerisch erscheinen, aber ach, für mich und für die größere Anzahl der Menschen sind sie leider nur zu wahr. Hier auf Erden ist Alles nichtig, voller Elend und Trübsal, denn der Mensch ist zum Leiden geboren... Nicht wahr, Herr Abbé? — fügte er hinzu, indem er sich an Gabriel wandte.

Dieser hatte auch die Augen auf die Sprüche geworfen, welche ihm der junge Schmied zeigte; er konnte sich eines bittern Lächelns nicht entwehren, indem er an die nichtswür-

Digitized by Google

dige Berechnung dachte, mit welcher diese Betrachtungen ausgewählt waren. Daher antwortete er mit bewegter Stimme:

— O nein, mein Herr, nicht Alles ist hier auf Erden nichtig, Lüge, Elend, Täuschung und Eitelkeit... nein, der Mensch ist nicht geboren, um zu leiden; nein, Gott, dessen eigenstes Wesen väterliche Güte ist, findet kein Wohlgefallen an den Schmerzen seiner Geschöpfe, die er geschaffen, um in dieser Welt voller Liebe, voller Glück zu sein.

— O hören Sie es wohl, Herr Hardy, hören Sie es? — rief der Schmied. — Das ist auch ein Priester, aber ein wahrer, erhabener Priester und er spricht nicht, wie die andern.

— Und doch, Herr Abbé, — sagte Herr Hardy, — sind diese traurigen Sprüche einem Buche entnommen, das man einem göttlichen Buche fast gleich stellt.

— Man kann, — sagte Gabriel, — dieses Buch wie jedes menschliche Werk mißbrauchen! Geschrieben, um arme Mönche in der Entsagung, im blinden Gehorsam eines müßigen, unfruchtbaren Lebens zu erhalten, predigt dieses Buch die Lossagung von Allem, Verachtung seiner selbst, Mißtrauen gegen seine Brüder, einen niedrigen Knechtsinn und hat den Zweck, diese unglücklichen Mönche zu überreden, daß die Qualen dieses Lebens, welches man ihnen zur Pflicht macht, dieses Lebens, das in jeder Beziehung den Absichten des Schöpfers mit der Menschheit entgegensteht, dem Herrn angenehm seien...

— O, auf diese Weise ausgelegt, erscheint mir dies Buch noch fürchterlicher, — sagte Herr Hardy.

— Es ist eine Lästerung, eine Gottlosigkeit, — fuhr Gabriel fort und konnte seine Entrüstung nicht zurückhalten, — den Müßiggang heiligen zu wollen, Mißtrauen und Absperrung anzuempfehlen, während es in der Welt nichts Göttlicheres giebt, als die heilige Arbeit, die fromme Liebe zum Nächsten und die heilige Gemeinschaft mit ihm! Lästerung ist es, wenn man zu sagen wagt, daß ein Vater voller unendlicher Güte an den Schmerzen seiner Kinder Freude hat, während sein einziger Wunsch ihr Glück ist, während er mit allen Schätzen der Schöpfung sie reichlich ausgestattet und durch die Unsterblichkeit ihrer Seele an seiner Unsterblichkeit sie betheiligt hat.

— O, Ihre Worte sind trostreich, sind schön, — rief Herr Hardy erschüttert aus; — aber ach, warum giebt es trotz der versorgenden Güte des Schöpfers so viel Unglückliche auf der Erde?

— O ja, — versetzte Gabriel voller Rührung und Traurigkeit, — entsetzlichen Jammer giebt es auf der Welt. Ja, viele Arme, die jeder Freude, jeder Hoffnung entbehren, haben Hunger, frieren, ermangeln der Kleidung und des Obdaches, mitten unter den großen Reichthümern, welche der Schöpfer nicht zum Wohlsein Einzelner, sondern zum Glücke Aller gespendet hat, denn er hat gewollt, daß die Theilung nach der Billigkeit vorgenommen werde; aber Einzelne haben durch Arglist, durch Gewalt sich des gemeinschaftlichen Erbes bemächtigt... und das ist es, was Gott betrüben muß. Ja, es muß ihn kränken, wenn er sieht, wie eine unzählbare Menge von Geschöpfen einem bejammernswerthen Schicksale geweiht sind, um dem grausamen Eigennutze einiger Wenigen zu genügen. Daher haben die Unterdrücker aller Zeiten, aller Länder, Gott zu ihrem Mitschuldigen zu machen gewagt, und sich verbündet, um in seinem Namen den abscheulichen Grundsatz auszusprechen: „Der Mensch ist zum Leiden geboren, seine Erniedrigung, seine Leiden sind Gott angenehm." Ja, diese Grundsätze haben sie aufgestellt und behauptet, je mehr das Loos des Geschöpfs, welches sie zu ihrem Zweck benutzen, hart, erniedrigend, schmerzlich sei; je mehr Schmerz, Thränen und Blut das Geschöpf vergieße, je mehr Freude und Wohlgefallen empfinde der Herr dabei.

— O jetzt verstehe ich Sie, ich lebe wieder auf, ich komme zur Besinnung, — rief plötzlich Herr Hardy, als ob er aus einem Traume erwache und plötzlich in seine umnebelten Gedanken ein Lichtstrahl dränge. — Ja, das habe ich stets geglaubt, das glaubte ich, bevor schrecklicher Kummer meine Verstandeskraft geschwächt hat.

— Ja, edler und großherziger Mann, — rief Gabriel, — das haben Sie geglaubt und Sie dachten damals nicht, daß Alles hier auf Erden blos Elend und Kummer sei, denn Sie schufen Ihren Arbeitern ein glückliches Leben. Nicht Alles war Täuschung und Eitelkeit, da alltäglich Ihr Herz an der Dankbarkeit Ihrer Brüder sich erfreute, nicht Alles war Kummer und Trostlosigkeit, da fortwährend lachende Gesichter Sie umgaben... Das Geschöpf war nicht unerbittlichem Unglücke geweiht, denn Sie überhäuften es mit Wohlsein... O glauben Sie mir, wenn man aus vollem Herzen mit Liebe und Glauben auf die wahren Absichten Gottes eingeht, des schützenden Gottes, der geboten hat: Liebet einander, dann sieht, denn fühlt, dann weiß man, daß der Zweck der Menschheit das Glück Aller, daß der Mensch geboren ist, um glücklich zu sein... O mein Bruder, — fügte Gabriel hinzu und zeigte, bis zu Thränen gerührt, auf die Sprüche, mit welchen das Zimmer ausgestattet war, — dieses schreckliche Buch hat Ihnen sehr wehe gethan... und die Verwegenen nennen es die Nachfolge Jesu Christi, — fügte Gabriel voller Entrüstung hinzu. — Dieses trostlose Buch sollte dem Worte Christi nachahmen und enthält nur Gedanken der Rache, Betrachtung, des Todes und der Verzweiflung, während Christus nur Worte des Friedens, der Versöhnung, der Hoffnung und der Liebe hat.

— O ich glaube Ihnen, — rief Herr Hardy in süßer Entzückung, — ich glaube Ihnen, es ist mir ein Bedürfniß Ihnen zu glauben.

— O mein Bruder, — versetzte Gabriel immer bewegter, — glauben Sie an einen immer guten, immer barmherzigen, immer liebenden Gott, einen Gott, der die Arbeit segnet, der um seiner Kinder willen leidet, wenn sie die Gaben, welche er ihnen verliehen, anstatt sie für das Wohl Aller anzuwenden in entkräftender und unfruchtbarer Verzweiflung verkümmern lassen!... Nein, das ist Gottes Wille nicht; erheben Sie sich, mein Bruder, — fügte Gabriel hinzu, indem er Herrn Hardy's Hand herzlich ergriff, während dieser aufstand, als ob eine magnetische Kraft ihn aufgerichtet hätte,

— erheben Sie sich, mein Bruder, eine ganze Welt von Arbeitern segnet und ruft sie; verlassen Sie dieses Grab hier; kommen Sie an die freie Luft, an das helle Sonnenlicht, treten Sie wieder mitten unter warme, mitfühlende Herzen, vertauschen Sie diese erstickende Atmosphäre mit dem heilsamen, Leben gewährenden Athem der Freiheit; verlassen Sie diesen düstern Ort und suchen Sie Ihre Zuflucht bei den Arbeitern, deren Umgebung durch fröhliche Gesänge belebt ist; kommen Sie, suchen Sie dieses Volk von fleißigen Handwerkern wieder auf, seien Sie Ihnen die Vorsehung; von Ihren kräftigen Armen gestützt, von edeln Herzen getragen, von Weibern, Kindern, Greisen umgeben, die Freudenthränen über Ihre Rückkehr weinen, werden Sie Ihre Wiedergenesung feiern, werden fühlen, daß der Wille Gottes, Gottes Allmacht in Ihnen thätig ist, da Sie für das Wohl Ihrer Brüder so Viel zu thun im Stande sind.

— Gabriel, Du hast Recht... Dir, nächst Gott, wird unser armes kleines Volk von Arbeitern die Rückkehr seines Wohlthäters verdanken, — rief Agricol, warf sich Gabriel in die Arme und drückte ihn gerührt an seine Brust. — O jetzt fürchte ich Nichts mehr... Herr Hardy ist uns wiedergegeben.

— Ja, ihm, diesem bewundrungswürdigen Priester nach Christi Geiste, werde ich meine Auferstehung verdanken,... denn ich war hier lebendig in ein Grab eingeschlossen, — sagte Herr Hardy, der aufgestanden war, die Wangen leicht geröthet, mit glänzendem Blick, während er vorher so bleich, so niedergeschlagen, so gebeugt gewesen.

— Endlich sind Sie unser, — rief der Schmied, — jetzt zweifle ich nicht mehr.

— Ich hoffe es, mein Freund, — sagte Herr Hardy.

— Sie nehmen die Vorschläge des Fräulein von Cardoville an?

— Ich werde nachher antworten;... aber vorher, — fügte er mit ernster Miene hinzu, — wünsche ich mich allein mit meinem Bruder noch zu unterhalten, — und er reichte Gabriel gerührt seine Hand. — Er wird mir erlauben, ihm den Namen Bruder zu geben... er, der edle Apostel der Brüderlichkeit...

— O, ich bin beruhigt, da ich Sie mit ihm zurücklasse, — sagte Agricol; — ich will unterdessen zu Fräulein von Cardoville eilen und ihr die gute Nachricht bringen... Aber dabei fällt mir ein, wenn Sie heute dieses Haus verlassen, Herr Hardy, wo werden Sie dann hingehen... Soll ich für eine Wohnung Sorge tragen?...

— Wir wollen von dem Allem mit Ihrem würdigen und vortrefflichen Bruder sprechen, — antwortete Herr Hardy — ich bitte Sie, danken Sie Fräulein von Cardoville und sagen Sie ihr, daß ich heute Abend die Ehre haben werde, ihr zu antworten.

— O, mein Herr, ich muß Kopf und Herz zusammennehmen, um nicht vor Freude närrisch zu werden, — sagte der gute Agricol; darauf ging er zu Gabriel, drückte ihn noch einmal an's Herz und sagte ihm in's Ohr:

— In einer Stunde komme ich wieder, aber nicht allein... ein Aufstand in Masse, Du sollst sehen;... sag' Herrn Hardy nichts davon, ich habe meine Pläne.

Und der Schmied ging in unsäglicher Freudetrunkenheit hinaus.

Gabriel und Herr Hardy blieben allein.

.....

Rodin und der ehrwürdige Vater Aigrigny hatten, wie wir wissen, dieser Scene unsichtbar beigewohnt.

— Nun, was denken Ew. Ehrwürden? — sagte der Vater Aigrigny entsetzt zu Rodin.

— Ich denke, daß man im erzbischöflichen Palaste zu lange geblieben ist, und daß dieser ketzerische Missionair Alles verderben wird, — sagte Rodin und biß an den Nägeln, daß sie bluteten.

Elftes Kapitel.

Die Beichte.

Als Agricol das Zimmer verlassen hatte, ging Herr Hardy auf Gabriel zu und sagte:

— Herr Abbé...

— Nein,... sagen Sie Bruder... Sie haben mir diesen Namen gegeben... und ich halte darauf, — versetzte liebreich der junge Missionair, indem er Herrn Hardy seine Hand reichte; dieser drückte sie herzlich und versetzte:

— Nun, mein Bruder, Ihre Worte haben mich wieder belebt, haben mich wieder zu Pflichten zurückgerufen, welche ich in meinem Kummer verkannt hatte; möchte jetzt bei der neuen Prüfung, der ich mich unterziehen will, mir die Kraft nicht fehlen... denn ach, Sie wissen nicht Alles...

— Was meinen Sie? — versetzte Gabriel voller Theilnahme.

— Ich habe Ihnen schmerzliche Geständnisse zu machen, — versetzte Herr Hardy nach einer Pause nachdenklich. — Wollen Sie meine Beichte hören?

— Ich bitte Sie darum, sagen Sie lieber, vertrauliche Mittheilung, mein Bruder, — antwortete Gabriel.

— So können Sie mich also nicht als Beichtvater hören?

— So sehr ich es auch kann, — versetzte Gabriel, — so vermeide ich doch die, wenn ich mich so ausdrücken darf, officielle Beichte; sie hat, meiner Ansicht nach, große Uebelstände; aber ich bin glücklich, sehr glücklich, wenn ich jenes Vertrauen einflöße, dem zufolge ein Freund sein Herz einem Freunde eröffnet und zu ihm sagt: ich leide, tröste mich... ich zweifle, rathe mir... ich bin glücklich, theile meine Freude... O, sehen Sie, für mich ist diese Beichte die heiligste; so hat es Christus verstanden, als er sagte: Beichtet einander... Sehr unglücklich ist Derjenige, der in seinem Leben kein treues, sicheres Herz gefunden, um so zu beichten. Nicht wahr, mein Bruder? — Indessen, da ich den Gesetzen der Kirche unterworfen bin, zufolge der freiwillig abgelegten Gelübde, — sagte der junge Priester, ohne einen Seufzer zurückhalten zu können, — so gehorche ich diesen Gesetzen... und wenn Sie es wünschen, mein Bruder, so soll der Beichtvater Sie hören.

— Wie, Sie gehorchen sogar den Gesetzen, welche Sie nicht billigen können? — sagte Herr Hardy über diese Ergebenheit verwundert.

— Mein Bruder, was die Erfahrung uns auch lehren mögen, was sie uns auch enthüllt, — versetzte Gabriel traurig, — ein frei und mit Vorwissen ausgesprochenes Gelübde ist für den Priester eine heilige Verpflichtung, für den Mann von Ehre ein beschworenes Wort. So lange ich in der Kirche bleiben werde, gehorche ich ihrer Disciplin, so drückend sie auch manchmal für uns ist.

— Für Sie, mein Bruder?

— Ja für uns, Landpriester oder Vicare in der Stadt, für uns Alle, die wir niedrige Proletarier des Clerus sind, einfache Arbeiter im Weinberge des Herrn. Ja die Aristokratie, welche sich nach und nach in die Kirche eingeschlichen hat, legt häufig gegen uns eine etwas scandalistische Strenge an den Tag; aber das göttliche Wesen des Christenthums ist von der Art, daß es sogar den Mißbräuchen widersteht, welche es zu entstellen suchen, und gerade in den unbedeutenden Gleisen des niedern Clerus kann ich besser als irgendwo anders der heiligen Sache der Unterdrückten dienen und ihre Emancipation mit einer gewissen Unabhängigkeit predigen... Deshalb, mein Bruder, bleibe ich in der Kirche und unterwerfe mich, da ich dorin bleibe, ihrer Disciplin; ich sage Ihnen das, mein Bruder, — fügte Gabriel hinzu, — weil wir, Sie und ich, dieselbe Sache predigen; die Handwerker, welche Sie eingeladen, mit Ihnen die Frucht ihrer Arbeit zu genießen, sind nicht mehr ihres Rechtes beraubt... auf diese Weise also dienen Sie, wirksamer als ich, durch das Gute, welches Sie thun, Christo.

— Und ich werde fortfahren, ihm zu dienen, wiederhole ich Ihnen, falls ich die Kraft dazu habe.

— Warum sollte Ihnen diese Kraft fehlen?

— Wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin... wenn Sie wüßten, wie viele Schläge mich getroffen!...

— Ohne Zweifel ist die Feuersbrunst und der Ausfall, welche Ihre Fabrik zerstört haben, höchst beklagenswerth...

— O, mein Bruder, — sagte Herr Hardy, Gabriel unterbrechend, — was will das sagen?... Einem Unglücke gegenüber, das blos durch Geld wieder gut gemacht werden kann, würde mir der Muth nicht sinken; aber ach, es giebt Verluste, die durch Nichts ersetzt werden... es giebt Ruinen im Herzen, die nicht wieder aufgerichtet werden können... Nein, und dennoch, als ich mich eben der Ueberredung Ihres edeln Wortes hingab, hatte sich die bis dahin für mich so düstere Zukunft gelichtet, Sie hatten mich ermuthigt, wieder belebt, indem Sie mich an die Mission erinnerten, welche ich noch in dieser Welt auszuführen hatte...

— Nun, mein Bruder?

— Ach, neue Befürchtungen bestimmen mich, wenn ich daran denke, daß ich in dieses bewegte Leben, in diese Welt zurückkehren soll, in welcher ich so viel gelitten habe...

— Aber wer macht diese Befürchtungen rege? — fragte Gabriel mit wachsendem Interesse.

— Hören Sie mir zu, mein Bruder, — versetzte Herr Hardy, — ich hatte Alles, was mir von Zärtlichkeit und Anhänglichkeit im Herzen blieb, auf zwei Wesen concentrirt, auf einen Freund, den ich für aufrichtig hielt und auf eine andere zärtlichere Neigung;... der Freund hat mich auf schreckliche Weise getäuscht, die Frau den Muth gehabt, nachdem sie mir ihre Pflichten geopfert, unsere Liebe, und ich kann sie deshalb nur um so mehr verehren, der Ruhe ihrer Mutter zu opfern, und sie hat Frankreich für immer verlassen... Ach, ich fürchte, daß solcher Kummer unheilbar ist und daß mich derselbe mitten auf dem neuen Wege, den zu betreten Sie mich veranlassen, unkräftig machen wird. Ich gestehe, meine Schwäche ist groß und sie erschreckt mich um so mehr, als ich nicht das Recht habe, müßig und isolirt zu bleiben, so lange ich noch etwas für die Menschheit thun kann; Sie haben mich über diese Pflicht aufgeklärt, mein Bruder, nur muß ich trotz meines besten Entschlusses befürchten, das wiederhole ich Ihnen, meine Kräfte werden mich verlassen, wenn ich mich wieder in jener Welt befinden werde, die auf ewig kalt und öde für mich ist.

— Aber belehen diese braven Handwerker, welche Sie segnen und Sie erwarten, diese Welt nicht?

— Ja, mein Bruder, — sagte Herr Hardy voller Bitterkeit, — aber sonst verdanken sich mit dem süßen Gefühle das Gute zu thun für mich zwei Neigungen, zwischen welchen mein Leben getheilt war;... sie existiren nicht mehr und lassen in meinem Herzen eine ungeheure Leere zurück. Ich hatte auf die Religion gerechnet, um diese Leere auszufüllen, aber um an die Stelle dessen zu treten, wonach ich mich so sehr zurücksehne, bekam ich Nichts von ihnen für meine betrübte Seele zur Nahrung als allein meine Verzweiflung;... sie sagten mir, je mehr ich ihr mich hingäbe, je mehr Qualen ich dabei empfände, je verdienstlicher sei ich in den Augen des Herrn.

— Und man hat Sie getäuscht, mein Bruder, ich versichere Sie; nicht der Schmerz, sondern das Glück ist in den Augen Gottes der Zweck der Menschheit; er will den Menschen glücklich, weil er ihn geredt und gut will.

— O, wenn ich diese Worte der Hoffnung früher gehört hätte, — versetzte Herr Hardy, — dann wären meine Wunden geheilt, statt unheilbar zu werden, ich hätte gern das Werk wieder begonnen, welches aufzunehmen Sie mich verpflichten, ich hätte Trost, ja, vielleicht Vergessenheit dabei gefunden, während jetzt... o, sehen Sie, es ist schrecklich zu gestehen, man hat mir den Schmerz so vertraut gemacht, er hat mich so durchdrungen, daß es mir scheint, als müsse er auf ewig mein Leben lähmen...

Sich über diesen Rückfall von Niedergeschlagenheit schämend, fügte Herr Hardy in erschütterndem Tone hinzu, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte:

— O, verzeihen Sie mir meine Schwäche... aber wenn Sie wüßten, wie einem armen Menschen zu Muthe ist, der nur ein Herzensleben führte und dem nun Alles auf einmal fehlt, von allen Seiten sucht er sich an etwas zu hängen und seine Unentschlossenheit, seine Befürchtungen, seine Ohnmacht sogar sind, das glauben Sie mir, des Mitleids würdiger als der Verachtung.

In diesem Geständnisse lag etwas so Herzzerreißendes, Demüthigendes, daß Gabriel dadurch bis zu Thränen gerührt wurde.

An diesen fast krankhaften Anfällen von Niedergeschlagenheit erkannte der junge Missionair mit Entsetzen die furchtbaren Folgen der Ränke der ehrwürdigen Väter, welche so geschickt darin sind, die Wunden weicher und zärtlicher Seelen zu vergiften und tödtlich zu machen, indem sie lange Zeit hindurch tropfenweis das scharfe Gift trostloser Maximen darauf träufeln.

Wohl wissend, daß der Abgrund der Verzweiflung eine schwindelhafte Anziehungskraft hat, erweitern diese Priester diesen Abgrund um ihr Opfer herum, bis es außer sich, wie bezaubert, unaufhörlich seinen glühenden Blick in die Tiefen des Abgrunds schickt, welcher es verschlingen soll in einem traurigen Schiffbruche, dessen Trümmer ihre Habgier benutzt.

Vergebens glänzt des Aethers Blau, der Strahl der Sonne am Firmament, vergebens fühlt der Unglückliche, daß er gerettet sein würde, wenn er die Augen zum Himmel erhöbe, vergebens wirft er sogar mitunter einen flüchtigen Blick nach demselben, aber bald muß er wieder der Allmacht des höllischen Zaubers nachgeben, mit welchem diese bösen Priester ihn umstrickt haben, und sieht wieder hinab in den klaffenden Schlund, der ihn anlockt..

So erging es Herrn Hardy.

Gabriel sah die gefährliche Stellung des Unglücklichen ein, nahm alle Kräfte zusammen, um ihn dieser Niedergeschlagenheit zu entreißen und rief aus:

— Mein Bruder, was sprechen Sie von Mitleid, von Verachtung, giebt es denn etwas Heiligeres, Geweihteres auf der Welt, in Gottes und der Menschen Augen, als eine Seele, die den Glauben sucht, um nach dem Sturme der Leidenschaften sich daran zu klammern? Beruhigen Sie sich, mein Bruder, Ihre Wunden sind nicht unheilbar, glauben Sie mir, wenn Sie nur erst dieses Haus verlassen haben, wird Ihr Geist schnell gesunden.

— Ach, wie kann ich das hoffen!

— Seien Sie davon überzeugt, mein Bruder, Ihre Seele wird Haltung finden von dem Augenblicke an, wo Ihr erlebter Kummer, weit davon entfernt Gedanken der Verzweiflung in Ihnen zu erwecken, tröstende, fast angenehme Gedanken rege machen wird.

— Tröstende, angenehme Gedanken! — rief Herr Hardy aus und wollte nicht glauben, was er hörte.

— Ja, — versetzte Gabriel mit englischer Güte lächelnd, — denn sehen Sie, es liegt ein großer Genuß, viel Tröstung im Erbarmen, im Verzeihen. Sagen Sie mir, mein Bruder, haben Diejenigen, welche Christus verrathen hatten, jemals ihm Gedanken des Hasses, der Verzweiflung, der Rache eingegeben?... O nein, er hat in seinem Herzen Worte der Milde und Verzeihung zu finden gewußt, hat in seinen Thränen mit unaussprechlicher Nachsicht gelächelt und dann für seine Feinde gebetet. Nun, mein Freund, anstatt so viel Bitterkeit über den Verrath eines Freundes zu empfinden, beklagen Sie ihn, mein Bruder, beten Sie aus vollem Herzen für ihn, denn von Ihnen Beiden sind Sie nicht der Unglücklichste; welchen Schatz hat dieser ungetreue Freund nicht in Ihrer Freundschaft verloren; wer hat Ihnen gesagt, ob er nicht bereut, nicht schmerzlich leidet? Ach, es ist wahr, wenn Sie stets an das Böse denken, welches er Ihnen angethan, muß Ihr Herz in unheilbarer Verzweiflung brechen, denken Sie aber dagegen an den Reiz der Verzeihung, an die Wohlthat des Gebetes, so wird Ihr Herz leichter werden, Ihre Seele glücklich sein, denn sie ist dann Gott wohlgefällig.

Dadurch, daß Gabriel dieser edlen, so zarten, so liebenden Natur die anbetenswerthen, unsterblichen Wege des Verzeihens und des Gebetes eröffnete, entsprach er den Instinkten derselben und rettete den Unglücklichen, während die ehrwürdigen Väter mit Recht gehofft hatten, ihn zu tödten, indem sie ihn an eine düstere, öde Verzweiflung ketteten.

Herr Hardy blieb einen Augenblick wie geblendet bei der glücklichen Fernsicht, welche zum zweiten Male Gabriel's evangelisches Wort vor seinen Augen heraufzauberte.

Von so verschiedenartigen Empfindungen bebte ihm das Herz und er rief aus:

— O, mein Bruder, welche heilige Kraft haben Ihre Worte, wie können Sie so ganz plötzlich die herbsten Gefühle besänftigen und eine süße Stimmung hervorrufen! Mir ist schon, als ob Ruhe in meine Seele zurückkehre, indem ich, wie Sie sagen, an Verzeihen, an das Gebet denke, das Gebet, welches milde Wehmuth und Hoffnung giebt.

— O, Sie sollen sehen, — versetzte Gabriel hingerissen, — welche süße Freuden Sie erwarten, zu beten für Die, die man liebt, Gott durch unsere Bitten in Gemeinschaft setzen mit Denen, die uns theuer sind, wie süß ist das, und diese Frau, deren Liebe Ihnen so köstlich war, warum wollen Sie sich die Erinnerung an sie schmerzlich machen, warum diese Erinnerung fliehen? Im Gegentheil, geben Sie sich derselben hin, um sie zu läutern, durch das Gebet zu heiligen;... lassen Sie einer irdischen Liebe eine göttliche, eine christliche folgen, die himmlische Liebe eines Bruders für seine Schwester in Christo!... Und dann, wenn diese Frau in den Augen Gottes schuldig gewesen ist, wie süß muß es sein, für sie zu beten, welche unaussprechliche Freude, täglich von ihr mit Gott zu sprechen, mit Gott, der stets milde und gut, von Ihren Bitten gerührt, ihr verzeihen wird, denn er liest im Grunde der Herzen... Hat Christus sich nicht bei seinem Vater für die sündige Magdalene und die Ehebrecherin verwendet? er hat sie nicht zurückgestoßen, sie nicht verflucht diese armen Geschöpfe, sondern beklagt, für sie gebetet,... weil sie viel geliebt hatten, wie der Heiland der Menschen sagte.

— O, nun begreife ich es, — rief Herr Hardy aus; — beten heißt auch lieben, beten heißt verzeihen, anstatt zu fluchen, hoffen, anstatt zu verzweifeln, das Gebet ist wie Thränen, welche auf das Herz gleich einem wohlthuenden Thau träufeln, ähnlich jenen anderen Thränen, welche brennen... ja, Sie begreife ich, denn Sie sagen wie nicht: Leiden heißt Beten.. Nein, nein, ich fühle es, Sie haben Recht, wenn Sie sagen, hoffen, verzeihen, darin liegt das wahre Gebet und jetzt werde ich ohne Furcht in das Leben wieder zurückkehren...

Darauf breitete Herr Hardy, die Augen von Thränen feucht, Gabriel seine Arme entgegen und rief aus:

— O, mein Bruder, Sie retten mich zum zweiten Male.

Und diese beiden guten, braven Leute warfen sich einander in die Arme.

.....

Rodin und der Abbé von Aigrigny hatten, wie wir wissen, diesem Auftritte unsichtbar beigewohnt; Rodin, der mit fieberhafter Aufmerksamkeit zuhörte, war kein Wort des Gespräches entgangen.

In dem Augenblicke, wo Herr Hardy und Gabriel sich umarmten, zog sich der Jesuit von der Oeffnung zurück, durch welche er lauschte, seine Mienen hatten einen Ausdruck von teuflischer Freude und höllischem Triumphe; der Abbé von Aigrigny, den der Ausgang dieser Scene im Gegentheil niedergeschlagen, bestürzt gemacht hatte, begriff das freudige Aussehen seines Gefährten nicht und betrachtete ihn mit unsäglichem Erstaunen.

— Jetzt habe ich den Haltpunkt, — sagte Rodin mit kurzem, schneidendem Tone plötzlich zu ihm.

— Wie meinen Sie das? — versetzte Aigrigny verwundert.

— Haben wir einen Reisewagen hier? — fragte Rodin, ohne auf die Rede des Abbé zu antworten.

Dieser wunderte sich über die Frage, machte große Augen und wiederholte mechanisch:

— Einen Reisewagen?

— Ja, ja, — sagte Rodin ungeduldig, — spreche ich etwa arabisch? Haben wir einen Reisewagen hier im Hause, frage ich?

— Freilich, — sagte der ehrwürdige Vater, — der meinige ist hier.

— Dann lassen Sie gleich Postpferde holen.

— Und wozu?

— Um Herrn Hardy zu entführen.

— Herrn Hardy entführen? — versetzte der Abbé und glaubte, daß Rodin phantasire.

— Ja, — versetzte dieser, — Sie werden ihn heute Abend nach Sanct Herem bringen.

— In diese traurige, tiefe Einsamkeit ihn, Herrn Hardy? Und der Abbé von Aigrigny glaubte zu träumen.

— Ja, Herrn Hardy. — antwortete Rodin, indem er die Achseln zuckte.

— Jetzt Herrn Hardy fortbringen, wo Gabriel eben...

— Bevor noch eine halbe Stunde vergeht, wird Herr Hardy mich auf den Knieen bitten, ihn von Paris fort, an's Ende der Welt, in eine Wüste zu bringen, wenn ich es vermag.

— Und Gabriel?

— Hat man mir nicht eben den Brief gebracht, welchen wir aus dem erzbischöflichen Palaste erwarteten?

— Aber Sie sagten ja eben, daß es zu spät sei.

— Vorhin hatte ich noch nicht den Haltzunkt, — antwortete Rodin rasch, — aber jetzt habe ich ihn.

Dies sagend verließen die beiden ehrwürdigen Väter schnell ihren geheimen Versteck.

Zwölftes Kapitel.

Der Besuch.

Es braucht nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß aus würdevoller Zurückhaltung Gabriel sich nur begnügt hatte zu den edelsten Mitteln zu greifen, um Herrn Hardy dem tödtlichen Einflusse der ehrwürdigen Väter zu entziehen; es widerstrebte seiner großen und edlen Seele sich bis zur Enthüllung der verhaßten Umtriebe dieser Priester herabzulassen. Er würde zu diesem äußersten Mittel erst seine Zuflucht ergriffen haben, wenn sein theilnahmvolles, eindringliches Wort gegen die Verblendung des Herrn Hardy machtlos gewesen wäre.

— Arbeit, Gebet und Verzeihung, — sagte Herr Hardy begeistert, nachdem er Gabriel in seine Arme geschlossen, — mit diesen drei Worten haben Sie mich dem Leben, der Hoffnung wiedergegeben.

Er hatte diese Worte ausgesprochen, als die Thür sich öffnete; ein Bedienter trat ein und überreichte dem jungen Priester schweigend einen Brief. Darauf ging er hinaus.

Gabriel nahm den Brief ziemlich verwundert und betrachtete ihn erst mechanisch. Als er aber in der einen Ecke einen besonderen Stempel bemerkte, machte er ihn schnell auf und zog aus dem Umschlage ein Papier, welches er las und das die Form einer ministeriellen Depesche hatte, an welcher ein Siegel von rothem Wachse hing.

— O mein Gott, — rief Gabriel unwillkürlich mit schmerzlich bewegtem Tone.

Darauf wandte er sich an Herrn Hardy:

— Verzeihung, mein Herr...

— Was giebt es? erfahren Sie irgend eine betrübte Nachricht? — fragte Herr Hardy voller Theilnahme.

— O eine sehr traurige, — versetzte Gabriel niedergeschlagen.

Darauf fügte er hinzu, indem er mit sich selbst sprach:

— Also deshalb hatte man mich nach Paris gerufen;... man hat sich nicht einmal herabgelassen, mich zu hören und straft mich ohne mir einmal eine Rechtfertigung zu erlauben.

Nach einer neuen Pause sagte er mit einem Seufzer, in dem sich tiefe Entsagung ausdrückte:

— Gleichviel... ich muß gehorchen... werde gehorchen;... meine Gelübde binden mich!

Herr Hardy betrachtete den jungen Priester eben so überrascht als besorgt und sagte liebreich zu ihm:

— Meine Freundschaft, meine Dankbarkeit datirt freilich erst von kurzer Zeit, kann ich Ihnen aber doch nicht etwas nützen? Ich verdanke Ihnen so viel, daß ich sehr glücklich sein werde, von meiner Schuld etwas abzutragen...

— Sie werden sehr viel für mich gethan haben, mein Bruder, indem Sie mir eine gute Erinnerung an diesen Tag zurücklassen, Sie machen mir dadurch die Ergebung in einen herben Kummer viel leichter.

— Sie haben Kummer? — sagte Herr Hardy schnell.

— Oder vielmehr nein, nur eine schmerzliche Ueberraschung ist es, — sagte Gabriel.

Und den Kopf abwendend trocknete er eine Thräne, welche über seine Wange rann und versetzte:

— Aber wenn ich mich an den guten gerechten Gott wende, wird es mir an Tröstung nicht fehlen; der Anfang dazu ist schon gemacht, da ich Sie auf einem ebenen und schönen Wege lasse... Leben Sie wohl also, mein Bruder, auf baldiges Wiedersehen...

— Sie verlassen mich?

— Ich muß. Zuerst will ich wissen, wie dieser Brief hierher an mich gelangt ist;... und dann muß ich augenblicklich einem Befehle gehorchen, welchen ich empfangen... mein guter Agricol wird sich nach Ihren Wünschen erkundigen, mir Ihren Entschluß sagen und die Wohnung anzeigen, in welcher ich Sie treffen kann... und wenn Sie wollen, werden wir uns wiedersehen.

Herr Hardy wagte aus Bescheidenheit nicht weiter zu drängen, um die Ursache von dem plötzlichen Kummer Gabriel's zu erfahren und antwortete ihm:

— Sie fragen mich, wann wir uns wiedersehen werden? Nun morgen, denn ich verlasse heute noch dieses Haus.

— Auf morgen also, mein lieber Bruder, — sagte Gabriel und drückte Herrn Hardy's Hand.

Dieser gehorchte einer unwillkürlichen, vielleicht instinktmäßigen Bewegung, indem er in dem Augenblicke, wo Gabriel seine Hand zurückziehen wollte, sie fest hielt, als ob er fürchtete, ihn fortgehen zu sehen und als ob er ihn bei sich hätte zurückhalten wollen.

Der junge Priester betrachtete Herrn Hardy überrascht und dieser sagte sanft lächelnd, indem er die Hand losließ:

— Verzeihen Sie, mein Bruder; aber Sie sehen es, vermöge dessen, was ich hier gelitten habe, bin ich wie die Kinder geworden, die Furcht haben, wenn man sie allein läßt.

— Und ich bin ganz ruhig über Sie... ich verlasse Sie mit tröstenden Gedanken, mit sicheren Hoffnungen umgeben. Sie werden genügen, Ihre Einsamkeit zu beschäftigen, bis mein Bruder Agricol kommt, der nicht lange außen bleiben kann. Also nochmals lebewohl und auf morgen, mein Bruder.

— Leben Sie wohl, und auf morgen, mein lieber Retter. O versäumen Sie ja nicht zu kommen, denn ich werde Ihres wohlthuenden Beistandes sehr bedürfen, um meine ersten Schritte am hellen Tageslichte zu thun, da ich so lange Zeit unbeweglich im Dunkel gewesen bin...

— Auf morgen also, — sagte Gabriel. — Und bis dahin Muth, Hoffnung und Gebet.

— Muth, Hoffnung und Gebet, — sagte Herr Hardy; — mit diesen Worten ist man sehr stark.

Und er blieb allein.

Seltsam; die unwillkürliche Furcht, welche er empfunden, als Gabriel hinausgehen wollte, wurde in Herrn Hardy's Geiste unter einer andern Form wieder rege. Gleich nach dem Fortgehen des jungen Priesters war es dem Pensionair der ehrwürdigen Väter, als ob ein düsterer, immer größer werdender Schatten auf die reine und sanft strahlende Gegenwart Gabriel's folge...

Diese Art Gegenwirkung war übrigens begreiflich nach einem Tage voll tiefer und verschiedenartiger Aufregungen, besonders wenn man an den Zustand physischer und moralischer Schwäche denkt, in welchem Herr Hardy seit langer Zeit sich befand.

Ungefähr eine Viertelstunde war seit Gabriel's Fortgehen vergangen, als der für den Dienst des Pensionairs bestimmte Bediente eintrat und ihm einen Brief übergab.

— Von wem ist dieser Brief? — fragte Herr Hardy.

— Von einem Pensionair des Hauses, — antwortete der Bediente sich verneigend.

Dieser Mann hatte ein heuchlerisch verschmitztes Gesicht, anliegendes Haar, sprach stets ganz leise und hielt stets die Augen niedergeschlagen. Während er die Antwort des Herrn Hardy erwartete, legte er die Hände übereinander und spielte gewöhnlich mit dem Daumen.

Herr Hardy entsiegelte den Brief, den man ihm übergeben hatte und las das Folgende:

„Mein Herr!"

„Erst heute, in diesem Augenblicke und durch Zufall erfahre ich, daß ich mich mit Ihnen in diesem achtungswerthen Hause befinde; eine lange Krankheit, der ich unterworfen gewesen, die tiefe Zurückgezogenheit, in welcher ich lebe, werden Ihnen meine Unkenntniß von Ihrer Nachbarschaft genügend erklären. Obwohl wir uns nur einmal getroffen haben, mein Herr, ist der Umstand, welcher mir erst vor Kurzem die Ehre verschafte, Sie zu sehen, für Sie so wichtig gewesen, daß ich nicht glauben kann, Sie hätten ihn vergessen können."

Herr Hardy war überrascht, er sammelte seine Erinnerungen und da er Nichts fand, was ihn auf die Spur bringen konnte, fuhr er zu lesen fort:

„Dieser Umstand hat übrigens eine so tiefe und ehrfurchtsvolle Theilnahme für Sie in mir erweckt, mein Herr, daß ich dem lebhaften Wunsche nicht widerstehen kann, Ihnen meine Huldigungen darzubringen, besonders da ich erfahre, daß Sie dieses Haus heute verlassen, wie mir so eben der würdige und vortreffliche Gabriel erzählt, einer von den Menschen, welche ich in der Welt am meisten bewundere und verehre.

„Darf ich glauben, mein Herr, daß Sie in dem Augenblicke, wo Sie unsern gemeinschaftlichen Aufenthaltsort verlassen, um in die Welt zurückzukehren, diese vielleicht unbescheidene Bitte eines armen Mannes vielleicht günstig aufnehmen werden, der sich fortan der tiefsten Einsamkeit geweiht hat und deshalb nicht hoffen kann, Ihnen im Strudel des Gesellschaftslebens, das er für immer verlassen hat, zu begegnen?"

„Während ich erwarte, daß Sie mich mit einer Antwort beehren, mein Herr, genehmigen Sie die Versicherung der außerordentlichsten Hochachtung Dessen, der die Ehre hat zu sein, mein Herr,

mit der größten Werthschätzung
Ihr ganz gehorsamer und ergebener Diener
Rodin."

Nachdem er den Brief und die Unterschrift gelesen, suchte Herr Hardy auf's Neue seine Erinnerungen zu sammeln, konnte sich aber weder des Namens Rodin's erinnern, noch der wichtigen Gelegenheit, auf welche er anspielte.

Nach einer ziemlich langen Pause sagte er zu dem Bedienten:

— Herr Rodin hat Ihnen diesen Brief übergeben?

— Ja, mein Herr!

— Und wer ist Herr Rodin?

— Ein guter alter Herr, der von einer langen Krankheit sich erholt hat, an der er beinahe gestorben wäre. Kaum seit einigen Tagen ist er in der Genesung, aber er ist stets so traurig und schwach, daß es wehe thut ihn so zu sehen; und es ist Schade darum, denn es giebt keinen würdigeren, braveren Mann im Hause... außer Sie, mein Herr, der Sie eben so gut sind, als Herr Rodin, — fügte der Bediente hinzu, indem er mit ehrfurchtsvoll schmeichelhafter Miene sich verbeugte.

— Herr Rodin? — sagte Herr Hardy nachdenklich, — das ist seltsam, ich kann mich dieses Namens nicht entsinnen und eben so wenig eines Ereignisses, welches mit ihm im Zusammenhang stände.

— Wenn Sie mir Ihre Antwort geben wollen, — versetzte der Bediente, — so werde ich sie Herrn Rodin überbringen; er ist bei Herrn von Aigrigny, von dem er Abschied nimmt.

— Abschied?

— Ja, mein Herr, die Postpferde sind schon da.

— Für wen?

— Für den Herrn von Aigrigny, mein Herr.

— Er macht eine Reise? — sagte Herr Hardy ziemlich verwundert.

— O, er wird gewiß nicht lange fortbleiben, — sagte der Bediente mit vertraulicher Miene, — denn der ehrwürdige Vater nimmt Niemand mit und hat nur wenig Gepäck. Uebrigens wird der ehrwürdige Vater gewiß von Ihnen Abschied nehmen... Aber was soll ich Herrn Rodin antworten?

Der Brief, welchen Herr Hardy empfangen, war in so höflichen Ausdrücken abgefaßt, es war darin von Gabriel mit so viel Hochachtung die Rede, daß Herr Hardy, der überdies noch von einer sehr natürlichen Neugier angetrieben war, keinen Grund sah, diese Unterredung in dem Augenblicke, wo er das Haus zu verlassen im Begriff war, zu verweigern, daher antwortete er dem Bedienten:

— Sagen Sie Herrn Rodin, daß ich ihn hier erwarte, wenn er sich die Mühe nehmen will, hierher zu kommen.

— Ich werde ihn gleich davon benachrichtigen, mein Herr, — sagte der Bediente, verneigte sich und ging.

Allein geblieben beschäftigte sich Herr Hardy, indem er sich fragte, was das für ein Herr Rodin sein könne, mit einigen kleinen Vorbereitungen zum Fortziehen; um Nichts in der Welt hätte er noch eine Nacht in diesem Hause zubringen mögen und um seinen Muth aufrecht zu erhalten, dachte er jeden Augenblick an die evangelische und milde Sprache Gabriel's, wie gläubige Seelen einige Litaneien recitiren, um nicht in Versuchung zu fallen.

Bald trat der Bediente wieder ein und sagte zu Herrn Hardy:

— Herr Rodin ist da, mein Herr!

— Bitten Sie ihn einzutreten.

Rodin trat ein, er hatte seinen schwarzen Schlafrock an und hielt seine alte seidene Mütze in der Hand.

Der Bediente verschwand.

Der Tag begann sich zu neigen.

Herr Hardy stand auf, um Herrn Rodin entgegen zu gehen, dessen Züge er noch nicht erkennen konnte; aber als der ehrwürdige Vater an die helle Stelle gekommen, welche in der Nähe der Fensterthür war, konnte Herr Hardy, nachdem er eine Weile den Jesuiten betrachtet, einen leisen Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken, da eine grausame Erinnerung in ihm auftauchte.

Nachdem diese erste Regung der Verwunderung und des Schmerzes vorüber war, sagte Herr Hardy wieder zu sich gekommen mit bewegter Stimme zu Herrn Rodin:

— Sie hier, mein Herr?... O, Sie haben Recht... die Gelegenheit, bei welcher ich Sie zum ersten Male gesehen, war sehr wichtig...

— O, mein lieber Herr, — sagte Rodin mit väterlichem, zufriedenem Tone, — ich war gewiß, daß Sie mich nicht vergessen haben würden.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gebet.

Man erinnert sich ohne Zweifel, daß Herr Rodin, obgleich er Herrn Hardy unbekannt, nach der Fabrik gegangen war, um ihm den unwürdigen Verrath des Herrn von Blessac zu enthüllen, ein schrecklicher Schlag, der nur einige Augenblicke vor einem zweiten, nicht minder furchtbaren Unglück kam, denn in Gegenwart Rodin's hatte Herr Hardy die unerwartete Abreise der von ihm angebeteten Frau erfahren.

Nach den vorhergehenden Auftritten begreift man, wie schrecklich ihm die unerwartete Gegenwart Rodin's sein mußte; indessen erheiterte er sich, Dank sei es dem heilsamen Einflusse der Rathschläge Gabriel's, nach und nach wieder. Auf die Verzerrung seiner Züge folgte eine traurige Ruhe und er sagte zu Rodin:

— In der That, mein Herr, ich war nicht darauf gefaßt Ihnen in diesem Hause zu begegnen.

— Ach, mein Gott, mein Herr, — antwortete Rodin seufzend, — ich glaubte eben so wenig hier meine traurigen Tage wahrscheinlich enden zu müssen, als ich damals, ohne Sie zu kennen, in der bloßen Absicht einen redlichen Manne einen Dienst zu leisten, Ihnen eine große Nichtswürdigkeit enthüllte.

— Allerdings, mein Herr, Sie haben mir damals einen großen Dienst erwiesen und vielleicht habe ich in jenem Augenblicke Ihnen meine Dankbarkeit schlecht ausgedrückt, denn gerade als Sie mir eben den Verrath des Herrn von Blessac enthüllt hatten...

— Wurden Sie von einer für Sie sehr schmerzlichen Botschaft niedergeschlagen, — sagte Rodin Herrn Hardy unterbrechend. — Niemals werde ich die hastige Ankunft jener armen blassen, verstörten Dame vergessen, welche, ohne sich an meine Gegenwart zu kehren, Sie benachrichtigte, daß eine Person, deren Neigung Ihnen sehr theuer war, plötzlich Paris verlassen hatte.

— Ja, mein Herr, und ohne daß ich einmal daran dachte, Ihnen zu danken, bin ich schnell fortgerissen.

— Wissen Sie wohl, mein Herr, — sagte Rodin nach einer kurzen Pause, — daß es mitunter seltsame Aehnlichkeiten giebt?

— Wie meinen Sie das, mein Herr?

— Während ich kam, um Sie zu benachrichtigen, daß man Sie auf nichtswürdige Weise verrathe, war ich selbst...

Rodin unterbrach sich, als ob er eine lebhafte Aufregung nicht besiegen könne und sein Gesicht drückte einen so niederschlagenden Schmerz aus, daß Herr Hardy voller Theilnahme zu ihm sagte:

— Was ist Ihnen, mein Herr?

— Verzeihen Sie, — versetzte Rodin, indem er schmerzlich lächelte. — Durch die frommen Rathschläge des engelgleichen Abbé Gabriel ist es mir gelungen die Entsagung zu verstehen; indessen empfinde ich bei gewissen Erinnerungen doch noch einen tiefen Schmerz... ich sagte also, — versetzte Rodin mit festerer Stimme, — daß den Tag, nachdem ich Ihnen gesagt hatte, daß man Sie täusche, ich selbst Opfer eines furchtbaren Verraths geworden bin. Ein Adoptivsohn, ein unglückliches Findelkind, das ich angenommen hatte... — Darauf unterbrach er sich wieder, fuhr mit seiner zitternden Hand über die Augen und sagte:

— Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen von Leiden spreche, die Ihnen gleichgültig sein müssen. Entschuldigen Sie den unbescheidenen Schmerz eines sehr niedergebeugten alten Mannes...

— Mein Herr, ich habe zu viel gelitten, als daß irgend Jemandes Kummer mir gleichgültig sein könnte, — antwortete Herr Hardy. — Uebrigens sind Sie kein Fremder für mich, Sie haben mir einen wahrhaften Dienst geleistet... und wir empfinden alle Beide eine gleiche Ehrfurcht für einen jungen Priester.

— Den Abbé Gabriel, — rief Rodin, indem er Herrn Hardy unterbrach, — o mein Herr, er ist mein Retter, mein Wohlthäter... wenn Sie wüßten, wie er während meiner langen Krankheit mich gepflegt hat, mit der ein furchtbarer Schmerz verbunden war... wenn Sie wüßten, wie unaussprechlich süß es war, als er mir seinen Rath ertheilte!...

— O, ob ich das weiß, mein Herr, — rief Herr Hardy; — ja ich kenne seinen heilsamen Einfluß.

— Sind nicht in seinem Munde die Vorschriften der Religion voller Milde, — versetzte Rodin mit Entzücken, — voller Tröstungen, muß man nicht ihnen zu Folge lieben, hoffen, anstatt zu fürchten und zu zittern?

— Ach, mein Herr, — sagte Herr Hardy, — gerade in diesem Hause habe ich diesen Vergleich auch machen können...

— Ich, — sagte Rodin, — war glücklich genug, den engelgleichen Abbé Gabriel gleich zum Beichtvater... oder zum Vertrauten zu bekommen...

— Ja, — versetzte Herr Hardy, — denn er zieht die vertrauliche Mittheilung der Beichte vor.

— Wie gut Sie ihn kennen, — sagte Rodin mit gutmüthigem Tone und unaussprechlicher Naivetät und er fuhr fort:

— Er ist nicht ein Mensch, er ist ein Engel. Sein eindringliches Wort würde auch die Verstocktesten bekehren. Sehen Sie, ich zum Beispiel, ich muß Ihnen gestehen, ich hatte, ohne gerade gottlos zu sein, im Gefühl sogenannter Naturreligion gelebt; aber der Abbé Gabriel hat nach und nach meinen unbestimmten Glauben befestigt, ihm einen Körper, eine Seele gegeben, mit einem Worte, er hat mich gläubig gemacht.

— O er ist ein Priester im Sinne Christi; ein Priester, der ganz Liebe und Verzeihung ist, — rief Herr Hardy aus.

— Was Sie sagen, ist so wahr, — versetzte Rodin, — daß ich fast wahnsinnig vor Kummer hierher gekommen bin; bald überließ ich mich; wenn ich an den Unglücklichen dachte, der meine väterliche Güte durch die furchtbarste Undankbarkeit belohnt hatte, allen Eingebungen der Verzweiflung, bald versank ich in eine düstere Vernichtung, eisig wie das Grab... aber plötzlich erscheint der Abbé Gabriel, das Dunkel verschwindet und der Tag leuchtet für mich.

— Sie haben Recht, mein Herr, — es giebt seltsame Aehnlichkeiten, — sagte Herr Hardy und gab immer mehr dem Vertrauen und der Theilnahme nach, welche nothwendigerweise so viel Aehnlichkeiten zwischen seiner Lage und der angeblichen Rodin's hervorbringen mußten. — Und sehen Sie, offen gesprochen, — fügte er hinzu, — wünsche ich mir jetzt Glück, Sie gesehen zu haben, bevor ich das Haus verlasse. Wenn ich noch im Stande gewesen wäre, wieder in feige Schwäche zurückzufallen, würde Ihr Beispiel allein mich daran verhindern; seit ich Sie höre, fühle ich mich mehr gekräftigt zu dem edlen Wege, welchen mir der engelgute Gabriel, wie Sie ihn mit Recht nennen, eröffnet hat.

— So werde ich armer alter Mann also nicht zu bedauern haben, daß ich der ersten Bewegung meines Herzens nachgegeben, welches mich zu Ihnen zog, — sagte Rodin mit rührendem Ausdrucke. — Sie werden mir also in der Welt, in welche Sie zurückkehren, ein Andenken bewahren?

— Seien Sie dessen gewiß, mein Herr, aber erlauben Sie mir eine Frage: Sie bleiben, wie man mir gesagt hat, in diesem Hause?

— Was wollen Sie, man genießt hier eine so tiefe Ruhe, wird so wenig in seinem Gebete gestört und sehen Sie, — fügte Rodin, mit mildem Tone hinzu, — man hat mir so viel Böses gethan, mir so viel Leid zugefügt, das Benehmen des Unseligen, der mich betrogen hat, war so abscheulich, er hat sich in einen so bösen Lebenswandel hineingeworfen, daß Gott sehr erzürnt auf ihn sein muß, und ich bin so alt, daß wenn ich die wenigen Tage, welche mir noch bleiben, in brünstigem Gebete zubringe, ich doch kaum hoffen kann, den gerechten Zorn des Herrn zu entwaffnen. O das Gebet, das Gebet... der Abbé Gabriel hat mir seine ganze Macht, seine ganze Wollust enthüllt, aber auch die ungeheuren Pflichten, welche es auferlegt.

— In der That, diese Pflichten sind schwer und heilig, — antwortete Herr Hardy mit nachdenklicher Miene.

— Kennen Sie das Leben Rancé's? — sagte plötzlich Rodin, indem er auf Herrn Hardy einen seltsamen Blick warf.

— Des Gründers der Abtei von La Trappe?... — sagte Herr Hardy, von Rodin's Frage überrascht. — Ich habe sehr unbestimmt und schon vor langer Zeit von den Gründen seiner Bekehrung sprechen hören.

— Sehen Sie, es giebt kein ergreifenderes Beispiel von der Allmacht des Gebetes und von dem Zustande fast göttlicher Verzückung, in welche es fromme Seelen versetzen kann... Ich will Ihnen mit wenigen Worten diese lehrreiche und tragische Geschichte erzählen: Herr von Rancé — aber verzeihen Sie... ich fürchte Ihre Zeit zu mißbrauchen...

— Nein, nein, — versetzte Herr Hardy lebhaft, — Sie können nicht glauben, wie sehr im Gegentheil Alles, was Sie mir sagen, mich interessirt... Meine Unterredung mit dem Abbé Gabriel ist plötzlich unterbrochen worden und wenn ich Sie anhöre, ist es mir, als hörte ich ihn in der Entwickelung seiner Gedanken fortfahren,... ich bitte Sie also, sprechen Sie weiter.

— Von Herzen gern, denn ich wollte, daß die Lehre, welche ich durch unsern engelgleichen Abbé aus der Bekehrung des Herrn von Rancé gezogen habe, Ihnen auch so nützlich sei, als sie es mir gewesen ist.

— So war es auch der Abbé Gabriel?...

— Der zur Unterstützung seiner Ermahnungen mir diese Art Parabel erzählt hat... — antwortete Rodin. — O mein Gott, Alles, was mein altes, halbgebrochenes Herz wieder gestählt und gekräftigt hat, verdanke ich dem tröstenden Worte dieses jungen Priesters.

— Dann höre ich Ihnen mit doppeltem Interesse zu.

— Herr von Rancé war ein Weltmann, — versetzte Rodin, indem er Herrn Hardy aufmerksam beobachtete, — ein Mann des Degens, jung, glühend und schön. Er liebte ein junges Mädchen von hohem Stande. Ich weiß nicht, was ihre Vereinigung hinderte, aber diese Liebe war geheim geblieben und war glücklich. Allabendlich begab sich Herr von Rancé auf einer geheimen Treppe zu seiner Geliebten. Seine Liebe gehörte zu denjenigen, welche, wie man sagt, nur einmal im Leben empfunden werden. Das Geheimniß, das Opfer sogar, welches das unglückliche junge Mädchen brachte, indem es alle seine Pflichten vergaß, schienen dieser schuldvollen Leidenschaft einen Reiz mehr zu verleihen. Daher verbrachten die beiden Liebenden, vom Dunkel und Schweigen des Geheimnisses beschützt, zwei Jahre in einer Berzückung des Herzens, in einer Trunkenheit der Wollust zu, welche an Seligkeit grenzte.

Bei diesen Worten bebte Herr Hardy.

Zum ersten Male seit langer Zeit überzog sich seine Stirn mit brennender Röthe; wider seinen Willen pochte sein Herz gewaltig, er erinnerte sich, daß auch er vor Kurzem noch die glühende Trunkenheit einer schuldvollen und geheimen Liebe gekannt habe.

Obgleich es immer dunkler geworden war, warf Rodin heimlich einen durchdringenden Blick auf Herrn Hardy und wurde den Eindruck, welchen er auf ihn machte, wohl gewahr.

Er fuhr fort:

— Mitunter indessen, wenn er an die Gefahren dachte, welche seiner Geliebten drohten, wenn ihr Bund entdeckt würde, wollte Herr von Rancé diese ihm so theueren Bande zerreißen, aber das junge Mädchen warf sich vor Liebe außer sich ihrem Geliebten um den Hals und drohte ihm in der leidenschaftlichsten Sprache Alles zu enthüllen, Allem zu trotzen, wenn er wieder daran denke, sie zu verlassen;... zu schwach, zu sehr in Liebe befangen, um den Bitten seiner Geliebten widerstehen zu können, gab Herr von Rancé nach und es. Beide überließen sich dem Strome von Wonne, welcher sie von Liebe entzündet fortriß und vergaßen die Welt und sogar Gott.

Herr Hardy hörte Rodin mit fieberhafter, verzehrender Aufmerksamkeit zu. Das Gewicht, welches der Jesuit absichtlich auf die fast sinnliche Schilderung einer glühenden und verborgenen Liebe legte, belebte in der Seele des Herrn Hardy glühende Erinnerungen, die bis dahin in Thränen ertränkt waren, immer mehr und mehr auf die wohlthuende Ruhe, in welcher Gabriel's Worte Herrn Hardy gelassen, folgte ein dumpfe, tiefe Bewegung, welche in Vereinigung mit den rückwirkenden Stößen dieses Tages seinen Geist in sonderbare Verwirrung zu bringen begann.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal

Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

15. Oct. | I. Band.] Supplement. [№ 7. | 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Neunter Band.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gebet.

Als Rodin das Ziel, welches er verfolgte, erreicht hatte, fuhr er folgendermaßen fort:

— Ein verhängnißvoller Tag brach an. Herr von Kanoé, der genöthigt ist in den Krieg zu gehen, verläßt das junge Mädchen, aber noch einem kurzen Feldzuge kommt er leidenschaftlicher als jemals zurück. Er hatte insgeheim geschrieben, daß er fast zur selben Zeit ankommen würde, als sein Brief in der That kommt er an, es war Nacht, er geht der Gewohnheit nach die geheime Treppe hinauf, welche zum Zimmer seiner Geliebten führt, tritt mit vor Hoffnung und Begierde klopfendem Herzen ein... seine Geliebte war seit dem Morgen gestorben.

— O, — rief Herr Hardy, indem er voller Schrecken sein Gesicht verbarg.

— Sie war todt, — versetzte Rodin. — Zwei Kerzen brannten an ihrem Sterbelager; Herr von Kanoé glaubt nicht, will nicht glauben, daß sie todt sei. Er wirft sich neben dem Bette auf's Knie und in seinem Wahnsinn nimmt er diesen jungen, so schönen, so geliebten, so vergötterten Kopf, um ihn mit Küssen zu bedecken... dieses reizende Antlitz trennt sich vom Halse... und bleibt ihm zwischen den Händen. Ja, — versetzte Rodin, indem er Herrn Hardy vor Schrecken bleich und stumm zurücktaumeln sah... — ja das junge Mädchen war einer so schnellen, so außerordentlichen Krankheit unterlegen, daß sie nicht einmal die letzten Sacramente hatte bekommen können. Nach ihrem Tode hatten die Aerzte, um die Ursache dieses unbekannten Uebels entdecken zu können, diesen schönen Körper zerstückelt.

Als Rodin so weit mit seiner Erzählung gekommen war, neigte der Tag sich seinem Ende. Im schweigsamen Zimmer herrschte nur ein schwaches, dämmerhaftes Dunkel, in welchem unbestimmt das düstere und bleiche Gesicht Rodin's sich hervorhob, der mit seinem langen schwarzen Rocke bekleidet war; seine Augen schienen von teuflischem Feuer zu glühen.

Bei den furchtbaren Aufregungen, welche diese so seltsam mit Gedanken des Todes, der Wollust, der Liebe und des Abscheues gemischte Erzählung hervorbrachte, blieb Herr Hardy wie versteinert und unbeweglich und horchte dem Worte Rodin's mit unaussprechlichem Gemisch von Neugier, Angst und Schrecken.

— Und Herr Kanoé? — sagte er endlich mit bebender Stimme und wischte den kalten Schweiß von der Stirn.

— Nach zwei Tagen unsinnigen Rasens, — versetzte Rodin, — entsagte er der Welt und schloß sich in eine undurchdringliche Einsamkeit ein... die ersten Zeiten seiner Zurückgezogenheit waren furchtbar, in seiner Verzweiflung stieß er Geschrei des Schmerzes und der Wuth aus, das man weithin hören konnte... Zweimal versuchte er sich zu tödten, um schrecklichen Visionen zu entgehen.

— Er hatte Visionen? — fragte Herr Hardy mit verdoppelter ängstlicher Neugier.

— Ja, — versetzte Rodin, — er sah dieses junge für ihn im Zustande der Sünde gestorbene Mädchen mitten in den Höllenflammen! Auf ihren schönen von teuflischen Foltern verzerrten Zügen sah er das verzweifelte Lachen der Verdammten; ihre Zähne knirschten vor Wuth, ihre Arme wanden sich vor Schmerz. Sie weinte Blut und mit sterbender, rachefordernder Stimme rief sie ihrem Verführer zu: — Du, der Du mich verführt hast, sei verflucht... verflucht... verflucht.

Als Rodin diese drei letzten Worte aussprach, näherte er sich um drei Schritte und begleitete jeden derselben mit einer drohenden Geberde.

Wenn man den Zustand der Schwäche, der Verwirrung und des Schreckens bedenkt, in welchem Herr Hardy sich befand; wenn man daran denkt, daß der Jesuit in der Seele dieses Unglücklichen allen sinnlichen und geistigen Gährstoff einer durch Thränen erkälteten, aber nicht erloschenen Liebe aufrührte; wenn man endlich bedenkt, daß Herr Hardy sich auch vorwarf, eine Frau verführt zu haben, welche ihre Pflichtvergessenheit nach der Religion der Katholiken zum Höllenfeuer verdammen konnte, so wird man die vernichtende Wirkung dieser Phantasmagorie begreifen, welche in der schweigsamen Einsamkeit beim Sinken des Tages von diesem Priester mit unheimlichem Antlitz hervorgerufen wurde.

Daher war diese Wirkung für Herrn Hardy ergreifend und tief und um so gefährlicher, als der Jesuit mit teuflischer Arglist, obgleich von einem anderen Gesichtspunkte aus, gewissermaßen nur die Gedanken Gabriel's entwickelte.

Hatte nicht der junge Priester Herrn Hardy überzeugt, daß es nichts Süßeres, Unaussprechlicheres gäbe, als Gott um Verzeihung für Die zu bitten, welche uns Böses gethan haben, oder die wir zu Irrthümern verleitet?... Nun aber hängt Verzeihung mit dem Begriffe der Züchtigung, der Buße zusammen und diese Buße bemühte Herr Rodin sich mit so furchtbaren Farben zu schildern.

Herr Hardy rang die Hände, heftete sein Auge starr auf Rodin und schien, an allen Gliedern zitternd, ihn noch zu hören, obgleich er aufgehört hatte zu sprechen und er wiederholte bewußtlos:

— Verflucht!... verflucht!... verflucht!...

Darauf rief er plötzlich mit einer Art Verwirrung aus:

— Und auch ich werde verflucht sein. Diese Frau, welche ich zum Vergessen ihrer in den Augen der Menschen heiligen Pflichten veranlaßt, die ich in den Augen Gottes zu tödtlicher Schuld verleitet, diese Frau wird eines Tages von Höllenflammen umgeben, mit vor Verzweiflung gerungenen Händen und blutige Thränen vergießend, aus dem Abgrunde heraus mit zurufen: Verflucht... verflucht... verflucht!... Eines Tages, — fügte er mit vergrößertem Entsetzen hinzu, — und wer weiß, vielleicht schon in dieser Stunde verflucht sie mich, denn wenn nun diese Reise über den Ocean ihr gefährlich gewesen ist, wenn ein Schiffbruch... O mein Gott... auch sie todt, todt in bitterer Sünde, auf immer verdammt! O Mitleid für sie, mein Gott, zerschmettere mich mit Deinem Zorne, aber habe Erbarmen mit ihr, denn ich allein bin der Schuldige!

Und der Unglückliche sank, dem Wahnsinn nahe, mit gefalteten Händen auf das Knie.

— Mein Herr, — rief Rodin mit liebreichem, innigem Tone, indem er sich bemühte ihn aufzuheben, — mein theurer Freund, beruhigen Sie sich... fassen Sie Muth... ich wäre untröstlich, wenn Sie verzweifelten,... ach meine Absicht ist eine ganz entgegengesetzte.

— Verflucht... verflucht!... Sie wird mich auch verfluchen, sie, die ich so sehr geliebt, den Flammen der Hölle übergeben sein, — flüsterte Herr Hardy schaudernd und schien Rodin nicht zu hören.

— Aber, mein theurer Herr, hören Sie mich doch an, ich bitte Sie darum, — versetzte dieser, — lassen Sie mich die Parabel enden und Sie werden sie so tröstlich finden, als sie Ihnen jetzt schrecklich scheint. Im Namen des Himmels erinnern Sie sich doch der bewundernswerthen Worte unseres engelgleichen Abbé Gabriel über die Süßigkeit des Gebetes.

Bei dem theuern Namen Gabriel's kam Herr Hardy wieder zu sich und rief außer sich:

— O seine Worte waren sanft und wohlthuend, wo sind sie hingeklungen?... O Erbarmen... wiederholen Sie mir diese frommen Worte.

— Der Abbé Gabriel, — versetzte Rodin, — sprach von der Annehmlichkeit des Gebetes.

— Ach ja, das Gebet...

— Nun, mein lieber Herr, hören Sie mir zu, und Sie werden sehen, daß das Gebet Herrn Kanoé gerettet hat und er durch dasselbe zu einem Heiligen geworden ist. Ja diese furchtbaren Qualen, welche ich Ihnen geschildert habe, diese drohenden Visionen, durch das Gebet sind sie beschworen, in himmlische Wonnen verwandelt worden.

— Ich bitte Sie, — erwiederte Herr Hardy mit niedergeschlagenem Tone, — sprechen Sie mir von Gabriel, vom Himmel,... aber nicht mehr von jenen Flammen, jener Hölle, wo schuldige Weiber Blut weinen.

— Nein, nein, — fügte Rodin hinzu, und so sehr bei der Schilderung der Hölle sein Ton hart und drohend gewesen war, so weich und warm wurde er, als er die folgenden Worte aussprach. — Nein, nichts mehr von diesen Bildern der Verzweiflung, denn ich habe es Ihnen gesagt, nachdem er höllische Qualen ausgestanden, hat Herr von Kanoé, Dank sei es dem Gebete, wie Gabriel Ihnen gesagt, die Freuden des Paradieses gekostet.

— Die Freuden des Paradieses? — wiederholte Herr Hardy, indem er begierig zuhorchte.

— Eines Tages kam, als er in seinem stärksten Schmerze war, ein Priester, ein guter Priester... ein Abbé Gabriel zu Herrn Kanoé und o Glück, o Vorsehung, in wenigen Tagen weihte er diesen Unglücklichen in die frommen Geheimnisse des Gebetes ein, in die brünstige Dazwischenkunft des Geschöpfes beim Schöpfer zu Gunsten einer Seele, welche dem himmlischen Zorn ausgesetzt ist. Da scheint Herr von Kanoé verwandelt, seine Schmerzen verlieren sich, er betet und je mehr er betet, je größer wird seine Andacht, seine Hoffnung... er fühlt, daß Gott ihn anhört... Anstatt diese so geliebte Frau zu vergessen, verbringt er seine Stunden damit, an sie zu denken, für ihr Seelenheil zu beten... ja in seiner dunklen Zelle eingeschlossen, verbringt er voller Glück, allein dieser Verehrten Andenken gegenüber, Tage und Nächte mit dem Gebete für sie... in einem unaussprechlichen, glühenden, ich möchte fast sagen, verliebten Entzücken.

Digitized by Google

Es ist unmöglich den mit fast sinnlicher Energie gesprochenen Ton wiederzugeben, mit welchem Rodin das Wort: verliebt sagte.

Es überkam Herrn Hardy ein zugleich kalter und heißer Schauer. Zum ersten Male wurde sein geschwächter Geist von dem Gedanken an die verhängnißvolle Wollust der Askese, der Verzückung betroffen, jener beklagenswerthen, häufig erotischen Sturrsucht einer heiligen Therese, eines heiligen Augustin u. s. w.

Rodin ahnte Herrn Hardy's Gedanken und fuhr fort:

— O Herr von Rancé hätte sich nicht mit einem unbestimmten, zerstreuten, mitten unter weltlichen Aufregungen verrichteten Gebete begnügt, welches nicht zum Ohre des Herrn dringen kann. Nein, selbst in seiner tiefsten Einsamkeit suchte er sein Gebet noch wirkungsreicher zu machen, so eifrig wünschte er das Seelenheil jener Geliebten jenseits des Grabes.

— Was thut er noch, o was thut er denn noch in seiner Einsamkeit? — rief Herr Hardy, der von nun ab dem Jesuiten wehrlos in die Hände gegeben war.

— Zuerst, — sagte Rodin, indem er seine Worte langsam betonte, — wird er Mönch.

— Mönch? — wiederholte Herr Hardy mit nachdenklicher Miene.

— Ja, — versetzte Herr Rodin, — er wird Mönch, weil auf diese Weise sein Gebet vom Himmel günstiger aufgenommen ist, und dann, da selbst in der tiefsten Einsamkeit sein Gedanke noch mitunter von der Materie abgezogen wird, kasteit er, kasteit sich, züchtigt und bändigt Alles, was fleischlich an ihm ist, um ganz Geist zu werden und damit das Gebet rein, glänzend wie eine Flamme aus seiner Brust emporlodre und wie der Duft des Weihrauchs zum Herrn aufsteige.

— O welch berauschender Traum, — rief Herr Hardy, der immer mehr umzudert wurde, — um wirkungsreicher für ein geliebtes Weib zu leben... Geist... Duft... Licht zu werden!

— Ja, Geist, Duft und Licht, — sagte Rodin nachdrücklich, — aber das ist kein Traum. Wie viel Mönche sind gleich Herrn von Rancé durch Gebete, strenges Leben und Kasteiungen zu einer göttlichen Verzückung gekommen und wenn Sie die himmlische Wollust dieser Verzückungen kennten!... So folgten auf die furchtbaren Visionen des Herrn von Rancé, als er Mönch geworden war, bezaubernde Erscheinungen... Wie oft sank er, wenn er den Tag mit Fasten, die Nacht mit Gebet und Kasteiungen verbracht, erschöpft auf dem Fußboden seiner Zelle nieder! Auf die Vernichtung der Materie folgte dann der Aufschwung des Geistes... ein unaussprechliches Wohlsein bemächtigte sich seiner Sinne;... himmlische Musik traf an sein entzücktes Ohr, ein zugleich blendender und sanfter Glanz, der nicht von dieser Welt ist, drang durch seine geschlossenen Augenlider, darauf sah, beim Klange der Goldharfen der Seraphim, der Mönch in einem Strahlenscheine von Lichte, neben welchem die Sonne blich ist, jenes so angebetete Weib erscheinen...

— Jenes Weib, das er durch sein Gebet endlich den ewigen Flammen entrissen? — sagte Herr Hardy mit bebender Stimme.

— Ja sie selbst, — versetzte Rodin, mit wahrhaft schmeichelnder Beredsamkeit, denn dieses Ungeheuer kannte alle Sprachweisen, — und nun meinte dieses Weib, Dank sei es dem Gebete ihres Geliebten, das der Herr erhört hatte, nicht mehr Blut... sie trug nicht mehr die schönen Arme in höllischen Zuckungen. Nein, nein, immer schön, tausendmal schöner noch, als sie auf Erden gewesen, in der ewigen Schönheit der Engel lächelte sie ihrem Geliebten mit unaussprechlicher Gluth zu, ihre Augen strahlten in sanftem Glanze und sie sagte mit zärtlicher und leidenschaftlicher Stimme zu ihm: Ruhm dem Herrn, Ruhm Dir, o mein Vielgeliebter... Deine unaussprechlichen Gebete, Deine Kasteiungen haben mich gerettet, der Herr hat mich unter seine Auserwählten gesetzt; Preis Dir, o mein vielgeliebter Freund! Und von Glück strahlend drückte sie sich und berührte mit ihren von Unsterblichkeit duftenden Lippen die des verzückten Mönches und bald hauchte ihre Seele sich in einem Kusse aus, dessen Wollust brennend wie die Liebe, keusch wie die Anmuth, unendlich wie die Ewigkeit war.

— O, — rief Herr Hardy in vollkommener Geistesstörung aus, — o ein ganzes Leben voller Gebet, voller Fasten, voller Qualen für einen solchen Augenblick mit Der, die ich beweine, die ich vielleicht zur Verdammniß gebracht.

— O was sagen Sie, blos einen Augenblick, — rief Rodin, dessen gelber Schädel wie der eines Magnetiseurs von Schweiß gebadet war, nahm Herrn Hardy bei der Hand, um noch näher zu ihm sprechen zu können, als ob er ihm den glühenden Wahnsinn einflößen wolle, in dem er ihn zu sehen wünschte, — nicht einmal in seinem frommen Leben, sondern fast täglich kostete Herr von Rancé in der Verzückung einer göttlichen Askese diese unaussprechliche, unerhörte, übermenschliche Wollust, welche der irdischen Wollust ist, was die Ewigkeit dem menschlichen Leben...

Da Rodin wahrscheinlich Herrn Hardy auf dem Punkte sah, auf welchem er ihn haben wollte und es überdies fast ganz Nacht geworden war, so hustete der ehrwürdige Vater auf eine eigenthümliche Weise, indem er nach der Thür sah.

In diesem Augenblicke rief Herr Hardy in der höchsten Geistesverwirrung:

— Eine Zelle,... ein Grab,... und die Verzückung mit ihr.

Die Thür des Zimmers öffnete sich und der Abbé von Aigrigny trat, einen Mantel über seinem Arme tragend, ein. Ihm folgte ein Bedienter, der ein Licht in der Hand hielt.

.....

Ungefähr zehn Minuten nach diesem Auftritte kamen etwa zwölf kräftige Männer mit offenem, freiem Gesicht unter Agricol's Führung in die Rue de Vaugirard herein und gingen mit fröhlichem Schritte auf die Thür des Hauses der ehrwürdigen Väter zu.

Es war eine Deputation der ehemaligen Arbeiter des Herrn Hardy; sie suchten ihn auf, um ihm für seine bevorstehende Rückkehr zu ihnen zu danken.

Agricol ging an ihrer Spitze. Plötzlich sah er von ferne einen Reisewagen aus dem Asylhause herauskommen, die vom Postillon tüchtig angetriebenen Pferde liefen scharfen Trab.

War es Zufall oder Instinkt, jemehr der Wagen sich der Gruppe von Arbeitern näherte, je ängstlicher wurde es Agricol um's Herz...

Dieser Eindruck wurde so lebhaft, daß er bald in eine furchtbare Ahnung sich verwandelte, und in dem Augenblicke, wo das Coupé, dessen Vorhänge herunterzogen waren, bei ihm vorbeikam, rief der Schmied, einer unüberwindlichen Ahnung folgend, den Pferden in die Zügel fallend:

— Freunde, her zu mir!

— Postillon!... zehn Louis!... Galopp!... fahre sie über! — rief hinter dem Wagenschlag die soldatische Stimme des Abbé von Aigrigny.

Es war mitten in der Cholerazeit; der Postillon hatte von dem furchtbaren Niedermetzelungen der Vergifter gehört; schon über den plötzlichen Angriff Agricol's erschreckt, gab er ihm einen mächtigen Hieb mit dem Peitschenstiel über den Kopf,

welcher den Schmied betäubte und umwarf; darauf spornte er sein Sattelpferd bis auf's Blut, brachte seine drei Pferde in gestreckten Galopp und der Wagen verschwand schnell, während Agricol's Gefährten, die weder seine Handlung noch den Sinn seiner Worte begriffen hatten, sich um den Schmied drängten und ihn in's Leben zurückzurufen suchten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Erinnerungen.

Andere Ereignisse begaben sich einige Tage nach dem verhängnißvollen Abend, an welchem Herr Hardy, durch die bedauernswerthe mystische Ueberreizung, die Rodin in ihm hervorgebracht hatte, tiefe geleitet, den Abbé von Aigrigny dringend gebeten, ihn fern von Paris nach einer tiefen Einsamkeit zu bringen, damit er von der Welt getrennt, sich einem Leben voller Gebet und strenger Entbehrung widmen könne.

Seit seiner Ankunft in Paris bewohnte der Marschall Simon mit seinen beiden Töchtern ein Haus in der Rue des trois Frères.

Bevor wir den Leser in diese bescheidene Wohnung einführen, sind wir genöthigt, einige Thatsachen wieder in's Gedächtniß desselben zurückzurufen. An dem Tage des Fabrikbrandes war der Marschall Simon zu seinem Vater gekommen, um ihn über eine Frage von der größten Wichtigkeit um Rath anzugehen und ihm den Schmerz zu vertrauen, welchen ihm die immer wachsende Traurigkeit seiner beiden Töchter verursachte, eine Traurigkeit, deren Ursachen er nicht ergründen konnte.

Man erinnert sich, daß der Marschall Simon für das Andenken des Kaisers eine fast religiöse Verehrung hegte; seine Dankbarkeit gegen seinen Helden war unbegrenzt gewesen, seine Hingebung blind, seine Begeisterung auf Vernunft begründet und seine Neigung so tief, wie die aufrichtigste, leidenschaftlichste Freundschaft.

Das war noch nicht Alles.

Eines Tages hatte der Kaiser in einem Ergusse väterlicher Freude und Zärtlichkeit den Marschall an die Wiege des schlafenden Königs von Rom geführt, ihn voller Stolz die liebliche Schönheit des Kindes bewundern lassen und hatte gesagt:

— Mein alter Freund, schwöre mir, Dich dem Sohne zu weihen, wie Du Dein Leben dem Vater gewidmet hast.

Der Marschall Simon hatte diesen Eid geschworen und gehalten.

Während der Restauration hatte er als Oberhaupt einer Militairverschwörung zu Gunsten Napoleon's II. obwohl vergeblich ein Cavallerieregiment, welches damals vom Marquis von Aigrigny commandirt wurde, fortzureißen gesucht; verrathen und denuncirt, hatte der Marschall nach einem erbitterten Duell mit dem späteren Jesuiten sich nach Polen geflüchtet und war auf diese Weise der Todesstrafe entgangen.

Wir brauchen wohl nicht wieder an die Ereignisse zu erinnern, welche den Marschall von Polen nach Indien und nach der Julirevolution nach Paris zurückführten, zu einer Zeit, wo mehrere seiner alten Waffengefährten ohne sein Wissen um die Bestätigung des Grades und des Titels, den der Kaiser ihm vor Waterloo gegeben hatte, eingekommen waren und sie erlangt hatten.

Nach einer langen Verbannung nach Paris zurückgekehrt, war der Marschall Simon, trotz des Glückes, seine Töchter endlich zu umarmen, durch die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter, die er anbetete, tief betroffen worden.

Bis zum letzten Augenblicke hatte er gehofft, sie in Paris wieder zu finden, seine Enttäuschung war furchtbar und er litt grausam dabei, obwohl er in der Zärtlichkeit seiner Kinder süßen Trost suchte.

Bald wurde der Keim zu Unruhe und Bewegung durch die Umtriebe Rodin's in sein Leben geworfen.

Vermöge der heimlichen Ränke des ehrwürdigen Vaters am Hofe zu Rom und in Wien kam einer seiner Sendlinge, der durch sein früheres Leben im Stande war, alles Vertrauen einzuflößen und übrigens seine Worte und Vorschläge mit unbestreitbaren Zeugnissen, Beweisen und Thatsachen belegte, zu dem Marschall Simon und sagte zu ihm:

„Der Sohn des Kaisers stirbt als Opfer der Furcht, welche der Name Napoleon's noch Europa einflößt.

„Dieser langsamen Agonie können Sie, Marschall Simon, einer der treuesten Freunde des Kaisers, diesen unglücklichen Prinzen entreißen.

„Diese Correspondenz hier beweist, daß man sicher und geheim in Wien mit einer Person Verständnisse anknüpfen kann, welche die einflußreichste in der Umgebung des Königs von Rom ist, und diese Person würde geneigt sein, eine Flucht des Prinzen zu begünstigen.

„Es ist also möglich, durch ein unerhofftes, kühnes Unternehmen Napoleon II. zu entführen, den Oestreich in einer für ihn tödtlichen Atmosphäre langsam hinsterben läßt.

„Das Unternehmen ist tollkühn, aber es hat Aussichten auf Gelingen, welche Sie, Marschall Simon, mehr als jeder Andere zur Gewißheit machen können, denn Ihre Ergebenheit gegen den Kaiser ist bekannt, und man weiß, mit welcher abenteuerlichen Kühnheit Sie 1815 schon im Namen Napoleon's II. conspirirt haben."

Der Zustand des Königs von Rom war damals in Frankreich öffentlich bekannt, man ging sogar so weit zu versichern, daß der Sohn des Helden von Priestern absichtlich in der vollkommensten Unwissenheit über den Ruhm und den Namen seines Vaters erzogen würde, und daß man täglich die edlen und muthigen Instinkte, welche sich bei diesem unglücklichen Kinde kund gaben, zu unterdrücken suchez selbst die kältesten Seelen mußten bei der Erzählung eines so rührenden und verhängnißvollen Geschickes bewegt und erweicht werden.

Erwägt man den heldenmüthigen Charakter, die ritterliche Offenheit des Marschall-Simon, seine leidenschaftliche Verehrung für den Kaiser, so begreift man wohl, daß der Vater Rose's und Blanche's mehr als irgend Jemand sich für das Schicksal des jungen Prinzen eifrig interessiren müße, und daß bei sich darbietender Gelegenheit der Marschall es als eine Pflicht betrachtete, sich nicht blos mit unfruchtbarem Kummer zu begnügen.

Was die ihm mitgetheilte Correspondenz anbetrifft, so hatte der Marschall dieselbe durch Verbindung mit einem seiner alten Waffengefährten, der zur Zeit des Kaiserreiches lange eine Mission in Wien gehabt hatte, prüfen lassen; es ergab sich aus dieser Nachforschung, die übrigens eben so geschickt, als vorsichtig angestellt wurde, daß der Marschall Simon die Eröffnungen, die man ihm mache, ernsthaft anhören könne.

Von dieser Zeit an brachten diese Vorschläge den Vater Rose's und Blanche's in eine schlimme Lage, denn um ein so kühnes Unternehmen zu beginnen, mußte er abermals seine Töchter verlassen. Wenn er dagegen, über diese Trennung erschreckt, darauf verzichtete, den König von Rom zu retten, dessen schmerzliche Lage eine Thatsache und Allen bekannt war, so mußte der Marschall sich für wortbrüchig halten wegen des Versprechens, das er dem Kaiser gegeben.

Um diesem schmerzlichen Zaudern ein Ende zu machen, ging der Marschall voller Vertrauen auf den unbeugsamen Rechtssinn seines Vaters zu demselben, um Rath von ihm zu verlangen; unglücklicherweise aber war der alte republikanische Arbeiter während des Angriffs auf die Fabrik des Herrn Hardy verwundet worden und starb, indem er noch während seiner letzten Augenblicke mit den Mittheilungen seines Sohnes beschäftigt war und zu ihm sagte:

„Mein Sohn, Du hast eine große Pflicht zu erfüllen; wenn Du als Ehrenmann handeln, meinen letzten Willen nicht unerfüllt lassen willst, so mußt Du ohne Zaudern..."

Aber einem bedauernswerthen Zufalle zufolge wurden die letzten Worte, welche den Gedanken des alten Arbeiters vervollständigen sollten, mit erloschener, vollkommen unverständlicher Stimme ausgesprochen; er starb also, indem er den Marschall Simon in einer um so schrecklichern Unentschlossenheit ließ, da einer von den beiden Entschlüssen, die er zu fassen hatte, von seinem Vater auf das Nachdrücklichste verworfen worden war, und er dem Urtheile desselben den unbeschränktesten, gegründetsten Glauben schenkte.

Mit einem Worte, sein Geist quälte sich ab zu errathen, ob sein Vater beabsichtigt habe, von ihm im Namen der Ehre und der Pflicht zu verlangen, daß er seine Töchter nicht verlasse und auf ein zu verwegenes Unternehmen verzichte, oder ob er im Gegentheil ihm habe rathen wollen, er möge ohne Zaudern seine Kinder auf einige Zeit verlassen, um seinem dem Kaiser gegebenen Schwure nachzukommen und wenigstens versuchen, ob er Napoleon II. einer tödtenden Gefangenschaft entreißen könne.

Diese Ungewißheit, welche durch Umstände, die wir später erwähnen werden, noch schlimmer geworden war, der tiefe Schmerz, welchen der tragische Tod seines Vaters, der in seinen Armen gestorben, ihm verursachte, die unaufhörliche schmerzliche Erinnerung an seine in der Verbannung gestorbene Frau und endlich der Kummer, welchen ihm die täglich zunehmende Traurigkeit Rose's und Blanche's machte, alles Das zusammengenommen stürmte schmerzlich auf den Marschall Simon ein und wir müssen noch hinzufügen, daß er, trotz seiner natürlichen Unerschrockenheit, welche er durch zwanzig Kriegsjahre tapfer bewährt, die Verheerungen der Cholera, dieser furchtbaren Krankheit, welcher seine Frau in Sibirien zum Opfer gefallen war, unwillkürlich fürchtete; ja dieser Mann von Eisen, der in so viel Schlachten kaltblütig dem Tode getrotzt, fühlte seine gewöhnliche Festigkeit unsicher werden beim Anblicke der trostlosen, traurigen Scenen, welche Paris auf jedem Schritte darbot.

Als indessen Fräulein von Cardeville die Mitglieder ihrer Familie um sich versammelt hatte, um sie gegen die Schlingen ihrer Feinde zu sichern, schien die liebreiche Zärtlichkeit Adriennens gegen Rose und Blanche auf ihren geheimnißvollen Kummer einen so glücklichen Einfluß auszuüben, daß der Marschall einen Augenblick seine Sorgen vergaß, um diese freudige Veränderung zu genießen, die leider nur von zu kurzer Dauer war.

Nachdem wir alles Dieses dem Leser auseinandergesetzt, wollen wir in unserer Erzählung fortfahren.

Funfzehntes Kapitel.

Jocrisse.

Der Marschall Simon wohnte, wie wir erwähnt haben, in der Rue des trois Frères in einem bescheidenen Hause; die Uhr im Schlafzimmer des Marschalls hatte zwei Uhr Nachmittags geschlagen und dies Schlafzimmer war mit durchaus militairischer Einfachheit ausgestattet. Neben dem Bette sah man eine Waffensammlung, die aus den Gewehren bestand, welcher der Marschall während seiner Feldzüge sich bedient hatte. Auf dem Secretair, der dem Bette gegenüberstand, befand sich eine kleine Büste von Bronze, der einzige Schmuck des Zimmers.

Die Luft war draußen nichts weniger als warm, der Marschall war während seines langen Aufenthaltes in Indien sehr empfindlich gegen Kälte geworden, daher brannte ein ziemlich starkes Feuer im Kamin.

Eine Tapetenthür, welche nach einer Hintertreppe hinausging, öffnete sich langsam und ein Mann erschien; er trug einen Korb mit Brennholz und ging langsam auf den Kamin zu, vor dem er niederkniete und in einem neben dem Herde stehenden Kasten die Scheite ordnete; nachdem er einige Minuten auf diese Weise beschäftigt gewesen, näherte sich dieser Bediente, noch immer kniend, unmerklich einer anderen Thür, welche in geringer Entfernung vom Kamine war und schien mit der höchsten Aufmerksamkeit zu horchen, als ob er wissen wolle, ob man im Nebenzimmer spreche oder nicht.

Dieser als untergeordneter Bedienter im Hause angestellte Mensch hatte ein so lächerlich dummes Aussehen, als man sich nur denken kann. Seine Verrichtungen bestanden in Holztragen, Botengängen und so weiter. Er diente übrigens den anderen Domestiken zum Stichblatt und in einem Augenblick guter Laune hatte Dagobert, der so ziemlich das Amt eines Haushofmeisters vermaltete, diesem Dummkopfe den Namen Jocrisse gegeben und dieser Name war ihm geblieben, da er ihn in jeder Beziehung verdiente, sowohl in Bezug auf Ungeschicklichkeit und Dummheit, als seines breiten Gesichtes, seiner possenhaft dicken Nase, seines zurücktretenden Kinnes und seiner dünnen, weit aufgesperrten Augen wegen. Man füge zu dieser Beschreibung noch eine Jacke von rother Serge, auf welcher sich das obere Dreieck einer weißen Schürze abhob, und man wird gestehen, daß dieser Dummkopf seines Spitznamens durchaus würdig war.

Nichtsdestoweniger belebte in dem Augenblicke, wo Jocrisse horchte, ob im Nebenzimmer gesprochen würde, ein Strahl von lebhafter Verstandeskraft seinen sonst dummen und unbestimmten Gesichtsausdruck.

Nachdem er einen Augenblick an der Thür gehorcht hatte, rutschte Jocrisse wieder auf den Knieen nach dem Kamine hin, stand auf, nahm seinen halb noch mit Holz gefüllten Korb, näherte sich abermals der Thür, an welcher er gehorcht hatte, und klopfte bescheiden an.

Es antwortete ihm Niemand.

Er klopfte zum zweiten Male und stärker.

Alles still.

Nun sagte er mit heiserer, rauher, höchst komischer Stimme:

— Meine Fräulein, brauchen Sie Holz im Kamine, wenn ich fragen darf?

Da er keine Antwort bekam, stellte Jocrisse seinen Korb auf die Erde, öffnete sacht die Thür, trat in das Nebenzimmer, nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen und kam nach einigen Secunden wieder heraus, indem er sich ängstlich überall umsah, wie ein Mensch, der etwas Wichtiges und Geheimnißvolles verrichtet hatte.

Nun nahm er seinen Korb und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als die Tapetenthür sich wieder öffnete und Dagobert in derselben erschien.

Der Soldat war augenscheinlich von der Gegenwart des Jocrisse überrascht, runzelte die Brauen und rief ärgerlich aus:

— Was machst Du hier?

Bei dieser unerwarteten Anrede, die von einem dumpfen Knurren des schlechtgelaunten Murrkopf, der seinem Herrn nicht von der Ferse ging, begleitet wurde, stieß Jocrisse einen Schrei wirklichen oder gemachten Schreckens aus. Wenn wir den letzten Fall annehmen, so ließ der angebliche Dummkopf, wahrscheinlich um seinem Schrecken mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, seinen bald mit Holz gefüllten Korb auf den Boden fallen, als ob Ueberraschung und Furcht ihm die Arme kraftlos gemacht hätten.

— Was machst Du da, Dummkopf? — versetzte Dagobert, dessen Miene äußerst traurig war und der sehr wenig geneigt schien, über die Furchtsamkeit des Jocrisse zu lachen.

— O, Herr Dagobert, was für ein Schreck!... Mein Gott, wie schade ist es, daß ich nicht gerade einen Satz Teller auf dem Arm gehabt habe, um beweisen zu können, daß ich nicht daran Schuld gewesen, wenn ich sie zerbrochen hätte!...

— Ich frage Dich, was Du hier thust? — versetzte Dagobert.

— Sie sehen es ja, Herr Dagobert, — antwortete Jocrisse, indem er auf seinen Korb zeigte. — Ich habe Holz in das Zimmer des Herzogs getragen, damit er was zu brennen hat, wenn ihn friert... denn es ist nicht warm...

— Schon gut, nimm Deinen Korb und verschwinde.

— Ach, Herr Dagobert, mir sind die Beine noch ganz verdreht vor Schreck, mein Gott, und welcher Schreck!

— Wirst Du hinausgehen, Du Dummkopf, — sagte der Veteran.

Und er nahm Jocrisse beim Arm und schob ihn nach der Thür hin, während Murrkopf, seine steifen Ohren anlegend, sein Fell wie ein Stachelschwein sträubte und sehr geneigt schien, dem Rückzug des Jocrisse zu beschleunigen.

— Nun, nun, man geht ja schon, Herr Dagobert, — entwortete der Tölpel, indem er geschwind seinen Korb nahm, — sagen Sie nur gefälligst Herrn Murrkopf...

— Geh zum Teufel, dummer Schwätzer, — rief Dagobert, indem er Jocrisse hinauswarf.

Nun schob Dagobert den Riegel vor die Tapetenthür, ging nach der Thür hin, welche zum Zimmer der beiden Schwestern führte und schloß dieselbe ab.

Als das geschehen war, ging der Soldat schnell auf das Waffenspiel zu, nahm ein Paar Pistolen herunter, deren Hahn in Ruhe war, die aber geladen waren, nahm sorgfältig die Zündhütchen heraus, konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken und legte sie wieder an ihren Platz. Er wollte fortgehen, als er sich wahrscheinlich noch besann und einen indischen Kandjar mit sehr feiner Schneide nahm, ihn aus seiner vergoldeten Scheide zog und dann die Spitze dieser tödtlichen Waffe abbrach, indem er sie unter eine der eisernen Rollen klemmte, welche das Bett trugen.

Nun öffnete Dagobert wieder die beiden Thüren und ging langsam nach dem Kamin; er lehnte sich auf die Brüstung desselben mit trüber, nachdenklicher Miene, während Murrkopf vor dem Herde sitzend mit aufmerksamem Auge den geringsten Bewegungen seines Herrn folgte. Der brave Hund legte einen Beweis von seiner zuvorkommenden Klugheit ab, als nämlich der Soldat sein Schnupftuch aus der Tasche gezogen hatte, war ihm, ohne daß er es bemerkte, ein Papier entfallen, welches eine Rolle Kautabak enthielt; Murrkopf, der wie ein Rechiver von der Kutlandrace opportirte, nahm das Papier zwischen seine Zähne, richtete sich auf seinen Hinterfüßen in die Höhe und präsentirte es ehrfurchtsvoll dem alten Soldaten. Aber dieser nahm das Papier ohne Weiteres und schien gegen die Geschicklichkeit seines Hundes ganz gleichgültig.

Im Gesichte des alten Grenadiers zu Pferde gab sich eben so viel Traurigkeit als Unentschlossenheit kund. Nachdem er einige Augenblicke vor dem Kamine stehen geblieben war, begann er mit starrem, nachdenklichem Blicke im Zimmer auf- und abzugehen, indem er die eine Hand vorn in seinen langen, blauen, bis zum Halse zugeknöpften Oberrock geschoben, während er die andere in der hinteren Tasche hielt.

Von Zeit zu Zeit blieb Dagobert plötzlich stehen und antwortete laut auf Das, was er dachte, ließ einen Ausruf des Zweifels oder der Unruhe hören, dann wandte er sich nach dem Waffenschrank, schüttelte traurig den Kopf und flüsterte:

— Es thut Nichts... die Befürchtung ist thöricht, aber seit zwei Tagen ist er ganz sonderbar... und im Grunde kann Vorsicht nicht schaden.

Darauf begann er wieder auf- und abzugehen und sagte nach einer längeren Pause:

— Ja, er muß es mir sagen.... es macht mir zu große Unruhe... und den armen Kleinen auch... O, es ist zum Herzbrechen!

Und Dagobert fuhr mit den Fingern hastig durch seinen Schnurrbart, eine fast krampfhafte Bewegung, welche bei ihm das deutlichste Zeichen einer großen Aufregung war.

Einige Minuten darauf versetzte der Soldat, indem er seinen Gedanken folgte:

— Was kann es nur sein?... die Briefe machen es nicht... die sind zu erbärmlich... er verachtet sie;... und dennoch.... nein, nein, es muß noch etwas Bedeutenderes sein.

Und Dagobert begann wieder schneller auf- und abzugehen.

Plötzlich spitzte Murrkopf die Ohren, wandte den Kopf nach der Tapetenthür und knurrte heimlich. Bald darauf klopfte man an die Thür:

— Wer ist da?

Man antwortete nicht, klopfte aber nochmals.

Ungeduldig öffnete Dagobert die Thür und sah das dumme Gesicht des Jocrisse.

— Warum antwortest Du nicht, wenn ich frage, wer klopft? — sagte der Soldat ärgerlich.

— Herr Dagobert, da Sie mich eben fortgeschickt haben, nannte ich mich nicht, aus Furcht, Sie zu reizen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich wieder da sei.

— Was willst Du? Sprich! Aber komm doch näher, Thörr! — rief Dagobert außer sich, indem er Jocrisse, der auf der Schwelle stehen blieb, in's Zimmer zog.

— Da bin ich ja schon, Herr Dagobert;... werden Sie nur nicht bös;... ich will Ihnen sagen... ein junger Mann...

— Nun, weiter?

— Er sagt, er will Sie sogleich sprechen, Herr Dagobert.

— Wie heißt er?

— Wie er heißt? Herr Dagobert... — versetzte Jocrisse, indem er mit seinem dummen Gesichte spöttelte.

— Ja, wie er heißt, Du Dummkopf; sprich doch!

— Haha, das ist zum Lachen, Herr Dagobert, Sie fragen mich nach seinem Namen?

— Aber, jämmerlicher Kerl, hast Du denn geschworen, mich rasend zu machen! — rief der Soldat, indem er Jocrisse beim Kragen nahm. — Wie heißt der junge Mann?

— Herr Dagobert, werden Sie nur nicht böse. Es ist ja gar nicht nöthig, daß ich Ihnen den Namen dieses jungen Mannes sage, da Sie ihn wissen.

— O, der dreifache Dummkopf, — sagte Dagobert und ballte die Fäuste.

— Nun ja, Sie wissen ihn, Herr Dagobert, denn der junge Mann ist Ihr Sohn;... er ist unten und will gleich, augenblicklich mit Ihnen sprechen.

Die Dummheit des Jocrisse war so vollkommen gespielt, daß Dagobert sich dadurch täuschen ließ. Ueber eine solche Dummheit mehr mitleidig als ärgerlich, sah er den Bedienten starr an, zuckte dann mit den Achseln, ging nach der Treppe und sagte zu ihm:

— Folge mir.

Jocrisse gehorchte; aber bevor er die Thür schloß, kramte er in seiner Tasche, zog geheimnißvoll einen Brief aus derselben und warf ihn hinter sich, ohne sich umzudrehen, indem er, wahrscheinlich um Dagobert's Aufmerksamkeit zu beschäftigen, zu ihm sagte:

— Ihr Sohn ist unten auf dem Hofe, Herr Dagobert... er hat nicht herauf kommen wollen, deshalb ist er unten geblieben.

Dies sagend machte Jocrisse die Thür zu, da er den Brief auf dem Fußboden des Zimmers sehr in die Augen fallend glaubte.

Aber Jocrisse hatte seine Rechnung ohne Murrkopf gemacht.

Der würdige Hund war, mochte er es nun für klüger halten, die Rechat zu bilden oder aus ehrfurchtsvoller Zuvorkommenheit gegen einen Zweifüßler, zuletzt aus dem Zimmer gegangen, und da er außerordentlich gut opportirte, wie er vorhin schon gezeigt hatte, so nahm er, als er den von Jocrisse fortgeworfenen Brief fallen sah, denselben mit seinen Zähnen und ging dicht hinter dem Bedienten aus dem Zimmer, ohne daß dieser den neuen Beweis von der Klugheit und Geschicklichkeit des Hundes gewahr wurde.

Sechzehntes Kapitel.

Die anonymen Briefe.

Es wird sogleich gesagt werden, was mit dem Briefe vorging, den Murrkopf zwischen den Zähnen hielt, und warum er seinen Herrn verließ, als dieser Agricol entgegenging.

Dagobert hatte seinen Sohn seit mehreren Tagen nicht gesehen; zuerst umarmte er ihn herzlich und führte ihn dann in eines von den beiden Parterrezimmern, welche seine Wohnung ausmachten.

— Und wie geht es Deiner Frau? — sagte der Soldat zu seinem Sohne.

— Recht gut, mein Vater, ich danke Ihnen.

Nun merkte Dagobert die verstörten Züge Agricol's und versetzte:

— Du siehst verdrießlich aus? Ist Dir etwas passirt, seit ich Dich nicht gesehen habe?

— Mein Vater, Alles ist zu Ende;... er ist für uns verloren, — sagte der Schmied mit verzweifeltem Tone.

— Von wem sprichst Du?

— Von Herrn Hardy.

— Er! Vor drei Tagen solltest Du ihn ja doch besuchen.

— Ja, mein Vater, ich habe ihn gesehen; mein würdiger Bruder Gabriel hat ihn auch gesehen und mit ihm gesprochen, wie er gewöhnlich spricht, mit der Stimme des Herzens, deshalb hatte er ihn auch so tüchtig belebt und ermuthigt, daß Herr Hardy beschloß in unsere Mitte zurückzukehren und da lief ich vor Freuden außer mir fort, um die gute Botschaft einigen Kameraden zu bringen, die auf mich warteten, um das Resultat meiner Unterredung mit Herrn Hardy zu erfahren; ich kam mit ihnen zurück, um ihm zu danken. Wir waren etwa hundert Schritte von dem Hause, das den Schwarzröcken gehört...

— Die Schwarzröcke? — sagte Dagobert mit düsterer Miene. — Dann muß irgend ein Unglück passiren, die kenne ich schon.

— Du irrst Dich nicht, mein Vater, — antwortete Agricol mit einem Seufzer. — Ich eilte also mit meinen Kameraden herbei, als ich von fern einen Wagen kommen sah; ich weiß nicht, welche Ahnung mir sagte, daß man Herrn Hardy in demselben entführe...

— Mit Gewalt? — fragte Dagobert lebhaft.

— Nein, — antwortete Agricol bitter, — nein, dazu sind diese Priester zu geschickt, sie wissen es immer so einzurichten, wenn sie Jemandem Böses zufügen, daß er selbst Mitschuldiger ist, weiß ich doch, wie sie es mit meiner armen Mutter gemacht haben.

— Ja, die würdige Frau, das ist auch eine arme Fliege, die sie in ihren Netzen gefangen haben;... aber wie kam es mit dem Wagen, von dem Du sprachst?

— Als ich ihn aus dem Hause der Schwarzröcke herauskommen sah, — versetzte Agricol, — wurde es mir ganz eng um's Herz und ich weiß nicht, wie mir wurde, aber ich mußte mich den Pferden in die Zügel werfen und meine Kameraden zu Hülfe rufen; aber der Postillon schlug mich mit einem Peitschenhiebe, der mich betäubte, nieder und ich sank hin. Als ich wieder zu mir kam, war der Wagen weit fort.

— Du bist doch nicht verwundet worden? — rief Dagobert schnell und sah seinen Sohn besorgt an.

— Nein, mein Vater, blos eine Schramme.

— Was hast Du darauf gethan, mein Junge?

— Ich lief zu unserem guten Engel, dem Fräulein von Cardoville, und erzählte ihr Alles. — Sie müssen, — sagte sie zu mir, — augenblicklich der Spur des Herrn Hardy folgen, nehmen Sie einen von meinen Wagen und Postpferde. Herr Dupont soll Sie begleiten. Sie folgen Herrn Hardy dann von Station zu Station und wenn es Ihnen gelingt, ihn wiederzusehen, werden vielleicht Ihre Gegenwart und Ihre Bitten den verderblichen Einfluß besiegen, welchen diese Priester über ihn zu gewinnen gewußt haben.

— Das war das Beste, was man thun konnte;... das brave Fräulein hatte Recht.

— Eine Stunde darauf fuhren wir Herrn Hardy nach, denn wir hatten durch die zurückkehrenden Postillons erfahren, daß er den Weg nach Orleans eingeschlagen. Wir folgten ihm bis nach Etampes; dort sagte man uns, er sei vom Wege abgefahren nach einem Hause, drei vier Stunden von der Landstraße entfernt allein steht. Dieses Haus, welches Val de Saint-Herem heißt, gehöre Priestern, die Nacht aber sei so dunkel, die Wege so schlecht, daß wir besser thäten in der Herberge zu schlafen und am anderen Morgen früh weiter zu reisen.

Mit Anbruch des Tages stiegen wir in den Wagen, eine Viertelstunde darauf verließen wir die Landstraße und schlugen einen öden, bergigen Weg ein, auf dem man ringsum Nichts sah, als Blöcke von Sandstein und einige Birken. Je weiter wir kamen, desto wilder wurde die Landschaft, man hätte geglaubt, hundert Stunden von Paris entfernt zu sein. Endlich hielten wir vor einem alten, großen und schwarzen Hause, in welchem sich zur Noth einige kleine Fenster befanden und das am Fuße eines hohen, ganz mit Felsblöcken bedeckten Berges

gebaut war. In meinem ganzen Leben habe ich nichts Oderes, Traurigeres gesehen. Wir stiegen aus dem Wagen, ich klingele an einer Thür und ein Mann macht mir auf. — Der Abbé von Aigrigny ist heute Nacht mit einem Herrn hier angekommen? — sage ich zu dem Manne mit bedeutsamer Miene. — Melden Sie dem Herrn sogleich, daß ich in einer sehr wichtigen Angelegenheit komme und ihn augenblicklich sprechen muß. Dieser Mann, der mich in Einverständniß mit dem Abbé hält, läßt uns eintreten. Bald darauf öffnet der Abbé von Aigrigny die Thür, weicht zurück und verschwindet wieder; aber fünf Minuten darauf befand ich mich Herrn Hardy gegenüber.

— Nun! — sagte Dagobert voller Theilnahme.

Agricol schüttelte traurig den Kopf und versetzte:

— An dem bloßen Gesichte des Herrn Hardy habe ich gesehen, daß Alles zu Ende war. Herr Hardy sagte mit sanfter, aber fester Stimme zu mir: — Ich begreife und entschuldige sogar den Beweggrund, der Sie hierherführt, aber ich bin entschlossen, fortan in der Zurückgezogenheit dem Gebete zu leben; ich ergreife diesen Entschluß freiwillig, weil ich an das Heil meiner Seele denke; übrigens sagen Sie Ihren Kameraden, daß sie von mir ein gutes Andenken erhalten würden. — Und da ich sprechen wollte, verhinderte mich Herr Hardy daran und sagte: — Es hilft Ihnen Nichts, mein Freund, mein Entschluß ist unerschütterlich. Schreiben Sie

Digitized by Google

mir nicht. Ihre Briefe würden unbeantwortet bleiben... Das Gebet soll mich jetzt ausschließlich beschäftigen. Leben Sie wohl. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie verlasse, aber die Reise hat mich ermüdet. — Er sagte die Wahrheit, denn er war blaß wie ein Gespenst und es schien mir, als habe er sogar etwas Irres im Blicke; er war gegen den Tag vorher kaum noch zu erkennen. Die Hand, welche er mir zum Abschiede reichte, war trocken und brennend. Der Abbé von Aigrigny kam wieder herein. — Mein Vater, — sagte Herr Hardy zu ihm, — wollen Sie die Güte haben, Herrn Agricol Baudoin zu begleiten? — Bei diesen Worten winkte er mit der Hand wie Lebewohl zu und ging dann wieder in's Nebenzimmer; Alles war zu Ende, er war auf immer für uns verloren!

— Ja, — sagte Dagobert, — diese Schwarzröcke haben ihn bethört, wie so manchen Anderen...

— Nun bin ich verzweifelt mit Herrn Dupont hierher zurückgekommen, — sagte Agricol; — Das haben also die Priester aus Herrn Hardy gemacht. Aus diesem edlen Manne, der nahe an dreihundert fleißigen Arbeitern zu leben gab, sie in Ordnung und in eine glückliche Lage versetzte, ihre Geisteskräfte entwickelte, ihr Herz besserte, mit einem Worte, sich den Segen dieses kleinen Volkes erwarb, dessen Vorsehung er war... Anstatt dessen hat sich Herr Hardy jetzt für immer einem öden, traurigen Leben gewidmet...

— O, diese Schwarzröcke, — sagte Dagobert schaudernd und konnte ein unbestimmtes Entsetzen nicht verbergen. — Je älter ich werde, je mehr fürchte ich mich vor ihnen... Du hast gesehen, was diese Menschen aus Deiner armen Mutter gemacht haben, wie sie jetzt Herrn Hardy umgewandelt, Du kennst ihre Ränke gegen meine beiden armen Waisen und gegen das edelmüthige Fräulein... O, diese Leute sind sehr mächtig... Ich wollte lieber auf ein Quartier von russischen Grenadieren losgehen, als auf ein Dutzend von diesen Schwarzröcken. Aber sprechen wir davon nicht weiter. Ich habe noch ganz andere Beunruhigungen zu Kummer und Furcht.

Als der Soldat darauf die erstaunte Miene Agricol's sah, konnte er seine Bewegung nicht zurückhalten, warf sich seinem Sohne in die Arme und rief mit gepreßtem Tone aus:

— Ich kann nicht mehr an mich halten, das Herz geht mir über... ich muß sprechen, wem könnte ich auch mich besser anvertrauen, als Dir!...

— Sie erschrecken mich, mein Vater, was giebt es denn?

— Siehst Du, wenn Du nicht wärst und diese beiden armen Kleinen, hätte ich mich schon hundert Mal vor den Kopf geschossen, ehe ich erleben wollte, was ich sehe und stets fürchten, was ich befürchten muß.

— Was befürchtest Du denn, mein Vater?

— Ich weiß nicht, was der Marschall seit einigen Tagen hat; aber er flößt mir Furcht ein.

— Seine letzten Gespräche mit Fräulein von Cardoville indessen...

— Ja, es war etwas besser mit ihm. Das gute Fräulein hatte mit ihren Worten etwas Balsam auf seine Wunden gethan, die Anwesenheit des jungen Indiers ihn zerstreut. Er schien fast gar nicht sorgenvoll mehr und seine armen, kleinen Mädchen empfanden das wohl... aber seit einigen Tagen weiß ich nicht, welcher neue Dämon mit einem Male gegen die ganze Familie losgelassen worden ist. Man möchte den Kopf verlieren... ich bin überzeugt, daß die anonymen Briefe, welche aufgehört hatten, wieder begonnen haben.*)

— Welche Briefe, mein Vater!...

— Die anonymen Briefe...

— Und was war mit diesen Briefen beabsichtigt?

— Du weißt, welchen Haß der Marschall schon gegen den abtrünnigen Abbé von Aigrigny hegte. Als er erfahren hatte, daß der Verräther hier sei und daß er die beiden Waisen verfolgt habe, wie er ihre Mutter bis zum Tode verfolgte, aber daß er Priester geworden sei, da glaubte ich, daß der Marschall vor Entrüstung und Wuth toll werden würde... Er wollte den Renegaten aufsuchen. Ich beschwichtigte ihn aber mit einem Worte. — Er ist Priester, — sagte ich zu ihm. — Es wird Ihnen Nichts helfen, wenn sie ihn beleidigen, ihn herunterhauen, er wird sich nicht schlagen; er hat damit begonnen, gegen sein Vaterland zu dienen und endet damit, ein schlechter Priester zu sein, das ist ganz in der Ordnung und nicht werth darob auszuschreien. — Aber ich muß ihn dennoch für das Böse bestrafen, welches er meinen Kindern angethan, muß den Tod meiner Frau rächen, — rief der Marschall verzweifelt aus. — Sie wissen wohl, — sagte ich zu ihm, — daß nur die Gerichte uns rächen können. Fräulein von Cardoville hat eine Klage gegen den Renegaten eingeleitet, weil er Ihre Kinder in ein Kloster hat einsperren wollen... Wir müssen unsere Wuth verbeißen und warten...

— Ja, — sagte Agricol traurig, — und unglücklicher Weise fehlt es an Beweisen gegen den Abbé von Aigrigny... Neulich, als ich von dem Advocaten des Fräulein von Cardoville über unseren Eindruch in's Kloster befragt worden bin, sagte er mir, daß man in jedem Augenblicke auf Hindernisse stieße, da es an materiellen Beweisen fehle und die Priester ihre Maßregeln so gut genommen hätten, daß die Klage vielleicht zu keinem Ende führen würde.

— Das glaubt der Marschall auch, mein Kind, und dadurch wird seine Entrüstung über eine solche Ungerechtigkeit nur vermehrt.

— Er sollte diese Elenden verachten.

— Und die anonymen Briefe?

— Wie ist es damit, mein Vater?

— So erfahre denn Alles. Da der Marschall redlich und tapfer ist, so hat er, nachdem seine erste Wuth vorüber war, erkannt, wenn er den Renegaten, der sich in den Priesterrock gesteckt, beleidigen wolle, so sei es gerade eben so, als wenn er ein Weib oder einen alten Mann insultirte. Er hat ihn daher nach Möglichkeit verachtet und vergessen. Aber von da ab kamen täglich durch die Post anonyme Briefe und in denselben versuchte man durch alle möglichen Mittel den Zorn des Marschalls gegen den Renegaten zu reizen und anzustacheln, indem man ihn an all das Böse erinnerte, was der Abbé ihm und den Seinigen gethan. Endlich warf man dem Marschall vor, er sei feige, daß er sich nicht an diesem Priester räche, dem Verfolger seiner Frau und Kinder, der täglich auf's Frechste seiner spotte.

— Und von wem meinen Sie, daß diese Briefe sind?

— Ich weiß es nicht; es ist um verrückt zu werden... wahrscheinlich kommen sie von den Feinden des Marschalls und er hat keine anderen Feinde, als diese Schwarzröcke.

— Da aber diese Briefe den Zorn des Marschalls gegen den Abbé von Aigrigny aufregen, so können sie doch nicht von den Priestern geschrieben sein.

— Das habe ich mir auch gesagt.

— Und was kann der Zweck derselben sein?

— Der Zweck? Nun, das ist nur zu klar, — rief Dagobert aus. — Der Marschall ist lebhaft, hitzig. Er hat tausend Gründe sich an dem Renegaten rächen zu wollen. Aber er will sich nicht selbst Recht verschaffen und die andere Gerechtigkeit läßt ihn im Stich... Nun hält er an sich, sucht zu vergessen und vergißt. Aber da kommen denn täglich diese frechen Briefe und reizen seinen gerechten Haß durch Spöttereien und Beleidigungen... Donnerwetter! mein Kopf ist nicht schwächer als jeder andere, aber bei diesem Spiele würde ich verrückt werden.

— Solche Berechnung wäre abscheulich und des Teufels würdig.

— Und das ist noch nicht Alles.

— Was meinen Sie?

— Der Marschall hat noch andere Briefe bekommen, aber diese hat er mir nicht gezeigt; als er den ersten gelesen hatte, war er von dem Schlage wie vernichtet und sagte halblaut: — O, Sie achten auch nicht einmal Das mehr... es ist zu viel, zu viel! — Und er hielt die Hände vor's Gesicht und weinte.

— Er, der Marschall weinte? — rief der Schmied und wollte nicht glauben, was er hörte.

— Ja, — versetzte Dagobert, — er hat geweint wie ein Kind.

— Und was konnten diese Briefe enthalten, mein Vater?

— Ich habe nicht gewagt, ihn darum zu befragen, so niedergeschlagen und traurig war er.

— Aber so, unaufhörlich gequält und geängstigt, muß der Marschall ein fürchterliches Leben führen...

— Und nun erst seine armen kleinen Töchter, die er immer trauriger und niedergeschlagener werden sieht, ohne daß es möglich ist, die Ursache ihres Kummers zu errathen, und dazu kommt der Tod seines Vaters, den er in seinen Armen hat sterben sehen; glaubst Du nicht, daß Das Jammers genug ist!... O mein... ich bin überzeugt, der Marschall hat noch etwas Schlimmeres; seit einiger Zeit gleicht er sich gar nicht mehr selbst; jetzt kann er wegen eines Nichts aufgebracht werden, in Zorn gerathen... — Nach einem augenblicklichen Zaudern versetzte der Soldat: — Nun im Grunde, Dir kann ich es sagen, mein armes Kind; siehst Du, eben bin ich in des Marschalls Zimmer hinaufgegangen und habe die Zündhütchen von seinen Pistolen heruntergenommen...

— O, mein Vater... fürchtest Du?...

— Bei dem Zustande von Aufregung, in welchem ich ihn gestern gesehen habe, ist Alles zu fürchten.

— Was ist denn gewesen?

— Seit einiger Zeit hat er oft lange, geheime Gespräche mit einem Herrn, der wie ein Militair aussieht, wie ein braver, würdiger Mann; ich habe bemerkt, daß die Aufregung, die Traurigkeit des Marschalls stets nach diesen Besuchen sich verdoppelt; zwei oder drei Male habe ich darüber gesprochen; an seiner Miene habe ich gesehen, daß es ihm mißfalle und so drang ich nicht weiter in ihn.

Gestern Abend kam dieser Herr wieder; er blieb bis um elf Uhr hier und seine Frau ist in einem Fiaker gekommen, um ihn abzuholen; nachdem er fort war, bin ich hinauf gegangen, um zu sehen, ob der Marschall Etwas brauche; er war sehr blaß, aber ruhig; er dankte mir und ich ging wieder hinunter. Du weißt, daß mein Zimmer hier nebenan gerade unter dem seinigen ist; als ich unten bei mir war, hörte ich den Marschall auf und abgehen, als ob er in großer Aufregung sei, aber bald war es wie, als ob er Möbeln mit großem Lärmen umstieße. Erschreckt gehe ich hinauf, er fragt mich mit ärgerlicher Miene, was ich will, und befiehlt mir zu gehen. Da ich ihn in diesem Zustande sehe, bliebe ich; er wird zornig, ich bleibe doch; aber da ich einen Tisch und einen Stuhl umgeworfen sehe, zeige ich mit so trauriger Geberde darauf hin, daß er mich versteht; und da er das beste Herz von der Welt hat, faßt er meine Hand und sagt zu mir: — Verzeih, daß ich Dir solche Unruhe mache, Dagobert; aber ich gerieth eben in einen albernen Jähzorn; ich war nicht bei Sinnen und glaube, ich würde mich zum Fenster hinausgeworfen haben, wenn es offen gewesen wäre. Wenn nur meine armen Kleinen es nicht gehört haben... — fügte er hinzu und ging auf den Fußspitzen nach der Thür des Zimmers, in welchem die Töchter schliefen; nachdem er einen Augenblick ängstlich gehorcht und Nichts gehört hatte, kam er wieder zu mir zurück und sagte: — Glücklicher Weise schlafen sie. — Nun fragte ich ihn, was ihn denn in solche Aufregung bringe, ob er wieder, trotz meiner Vorsichtsmaßregeln, anonyme Briefe bekommen habe. — Nein, — antwortete er mir mit düsterer Miene, — aber laß mich, mein Freund, ich fühle mich besser, es hat mir wohl gethan, Dich zu sehen; gute Nacht, mein alter Kamerad, gehe hinunter und lege Dich zur Ruhe. — Ich hütete mich wohl, fortzugehen; ich that, als ob ich hinunterging, setzte mich auf die oberste Stufe der Treppe und paßte auf; wahrscheinlich um sich ganz zu beruhigen, war der Marschall zu seinen Töchtern hineingegangen, um sie zu umarmen, denn ich hörte die Thür öffnen, welche zu ihnen führt. Darauf kam er wieder in sein Zimmer zurück und ging noch lange darin auf und ab, aber mit ruhigeren Schritte; endlich hörte ich, wie er sich auf sein Bett warf und ging erst gegen Morgen hinab. Glücklicher Weise schien der übrige Theil der Nacht ihm ruhig vergangen zu sein.

— Aber was kann er haben, mein Vater?

— Ich weiß nicht; als ich hinaufkam, wurde ich von der Verstörtheit seiner Züge, dem Glanze seiner Augen betroffen;... wenn er das heftige Fieber gehabt hätte, würde er nicht anders haben aussehen können;... weil ich ihn daher hatte sagen hören, wenn das Fenster offen gewesen wäre, würde er sich hinausgestürzt haben, so hielt ich es für klüger, die Zündhütchen von seinen Pistolen zu nehmen.

— Ich begreife es nicht! — sagte Agricol. — Der Marschall... ein so fester, so unerschreckener, so ruhiger Mann... daß er so in Hitze gerathen kann!

— Ich sage Dir, es muß etwas Außerordentliches in ihm vorgehen; seit zwei Tagen hat er seine Kinder nicht ein einziges Mal gesehen und das ist stets ein böses Zeichen an ihm, ohne zu erwähnen, daß die armen Kleinen entsetzlich darüber sind, denn dann meinen die beiden Engel stets, ihrem Vater Anlaß zu Mißvergnügen gegeben zu haben und sie werden um so trauriger... Sie ihm Vergnügen machen!... Wenn Du wüßtest, wie sie leben, die lieben Kinder... sie gehen oder fahren mit mir oder ihrer Gouvernante aus, denn ich lasse sie niemals allein gehen; und dann kehren sie zurück und lernen, lesen etwas oder sticken, immer zusammen,... und dann gehen sie zu Bett; ihre Gouvernante, welche, wie ich glaube, eine brave Frau ist, hat mir gesagt, daß sie die armen Kinder bisweilen Nachts während des Schlafes weinen gesehen hat; die armen Kleinen, bis heute wissen sie noch nicht, was Glück ist! — sagte der Soldat mit einem Seufzer.

Dagobert hörte in diesem Augenblicke schnelle Schritte im Hofe, hob die Augen und sah den Marschall Simon mit bleichem Gesichte, verstörter Miene in beiden Händen einen Brief halten, den er mit hastiger Aengstlichkeit zu lesen schien.

---

*) Man weiß, wie sehr anonyme Drohungen, Verleumdungen und dergleichen mehr den ehrwürdigen Bärten und anderen Gebrechen gelästig sind. Der ehrwürdige Cardinal Latour d'Auvergne hat sich kürzlich in einem an die Journale gerichteten Briefe über die unwürdigen Ränke und zahlreichen anonymen Drohungen beklagt, mit welchen er behelligt wurde, weil er sich weigerte, ohne Prüfung dem Beispiele des Herrn von Benald gegen das Handbuch des Herrn Dupin beizutreten, welches der Priesterwurfel zum Trotz stets ein Handbuch der Vernunft, des Rechts und der Unabhängigkeit bleiben wird. Man haben die Akten eines Prozesses wegen Erpreßlichkeit zu Gesicht bekommen, der jetzt dem Staatsgerichte vorliegt, und in diesen Akten befanden sich eine große Anzahl anonymer Briefe, welche dem alten Manne geschrieben worden waren, dessen Vermögen die Priester erschleichen wollten, und die theils Drohungen gegen ihn enthielten, wenn er seine Neffen nicht enterbe, theils abscheuliche Verdächtigungen gegen seine ehrenwerthe Familie. Aus dem Prozesse selbst geht hervor, daß diese Briefe von der Hand zweier Mönche und einer Nonne sind, welche dem alten Manne in seinen letzten Augenblicken nicht verließen und der Familie um mehr als 300,000 Francs beraubt haben.

Siebzehntes Kapitel.

Die Goldstadt.

Während der Marschall Simon mit so aufgeregtem Wesen durch den Garten ging und den anonymen Brief las, den er durch Vermittelung Murrkopfs erhalten hatte, befanden Rose und Blanche sich in dem Salon, den sie gewöhnlich bewohnten und in welchen während ihrer Abwesenheit Jocrisse einen Augenblick eingetreten war.

Die armen Kinder schienen zu unaufhörlicher Trauer bestimmt; in dem Augenblicke, wo die um ihre Mutter zu Ende ging, hüllte auf's Neue der tragische Tod ihres Großvaters sie in düsteren Flor.

Alle Beide waren ganz in Schwarz gekleidet und saßen auf einem Canapee bei ihrem Arbeitstische.

Der Kummer bringt häufig die Wirkung der Jahre hervor, er macht alt. So waren Rose und Blanche in wenigen Monaten entwickelte Mädchen geworden. Auf die kindliche Anmuth ihrer reizenden Gesichter, die früher so rund und so rosig gewesen und dann bleich und mager geworden, war der Ausdruck einer ernsten und rührenden Traurigkeit gefolgt; ihre großen Augen von klarem und sanftem Blau, die noch immer etwas Schwärmerisches hatten, waren nicht mehr mit jenen freudigen Thränen benetzt, welche ein herzliches und natürliches Lachen auf ihre Wimpern lockte, sobald die komische Kaltblütigkeit Dagobert's oder irgend ein stummer Spaß des alten Murrkopf ihre schmierige und lange Pilgerschaft erheitert hatte.

Mit einem Worte, diese reizenden Gesichter, welche der blühende Pinsel Greuze's allein in ihrer ganzen sammetnen Frische hätte wiedergeben können, waren nun würdig, den schwermüthig idealen, unsterblichen Maler der Mignon, die sich nach dem Himmel sehnt, und der Margarethe, die an Faust denkt, zu begeistern.*)

Rose hatte sich im Sopha angelehnt und beugte ihr Köpfchen etwas auf die Brust, auf der sich ein Tuch von schwarzem Flor kreuzte; das Licht, welches von einem ihr gegenüber befindlichen Fenster kam, glänzte sanft auf ihrer reinen und weißen Stirn, die mit zwei dichten Scheiteln kastanienbrauner Haare geschmückt war; ihr Blick war starr und der geschlungene Bogen ihrer leicht zusammengezogenen Augenbrauen deutete auf kummervolle Gedanken. Ihre beiden kleinen Hände, die gleichfalls mager geworden waren, lagen auf ihren Knien und hielten noch die Stickerei, mit der sie sich beschäftigte.

Blanche war in Presit zu sehen, den Kopf etwas nach ihrer Schwester gewandt und sah dieselbe mit dem Ausdrucke zarter und unruhiger Besorgniß an, indem sie ihre Nadel noch in ihre Gaze stecken hatte, als ob sie gearbeitet hätte.

— Schwester, — sagte Blanche mit sanfter Stimme nach einigen Augenblicken, während welcher man, so zu sagen, ihr die Thränen hätte in die Augen steigen sehen können, — Schwester, woran denkst Du denn? Du siehst recht traurig aus.

— Ich denke an die Goldstadt unserer Träume, — antwortete Rose nach einer Pause langsam und leise.

Blanche begriff die Bitterkeit dieser Worte. Ohne ein Wort zu sagen, warf sie sich ihrer Schwester um den Hals und ließ ihre Thränen rinnen.

Die Goldstadt ihrer Träume war Paris und ihr Vater; Paris, die wunderbare Stadt der Freuden und Feste, über denen lächelnd und glücklich den beiden Waisen das Gesicht ihres Vaters gestrahlt hatte.

Aber ach! die Goldstadt hatte sich für sie in eine Stadt der Thränen verwandelt, der Thränen des Todes und der Trauer; die fürchterliche Seuche, welche ihre Mutter tief in Sibirien befallen, scheint ihnen wie eine düstere Wolke gefolgt zu sein, welche stets über ihnen schwebend fortwährend das sanfte Blau des Himmels und den freudigen Glanz der Sonne verdirgt.

Die Goldstadt ihrer Träume war ferner noch die Stadt, in welcher vielleicht eines Tages ihr Vater zu ihnen gesagt hätte, indem er ihnen zwei Freier vorstellte, die gut und schön wären, wie sie selbst: „Ihr werdet von ihnen geliebt, ihre Seele ist der Eurigen würdig, macht Jeden von ihnen zu Eurem Bruder und zu meinem Sohn.“ Und welche keusche, zauberische Verwirrung mußte das für die Waisen sein, deren Herzen, rein wie Krystall, nichts Anderes hatten ersinnen können, als des himmlische Antlitz Gabriel's, des Erzengels, den ihre Mutter gesendet, um sie zu beschützen.

Man wird nun die schmerzliche Bewegung Blanche's begreifen, als sie ihre Schwester mit bitterer Traurigkeit die Worte sagen hörte, in welchen ihre gemeinschaftliche Stellung bezeichnet war:

— Ich denke an die Goldstadt unserer Träume.

— Wer weiß, — sagte Blanche und trocknete ihrer Schwester die Thränen ab, — vielleicht kommt das Glück später für uns.

— Ach, da wir trotz der Gegenwart unseres Vaters nicht glücklich sind, können wir es da jemals werden!

— Ja doch, sobald wir uns mit unserer Mutter vereinigt haben werden.

— Dann ist jener Traum vielleicht eine Verkündigung, der Traum, den wir einst in Deutschland hatten.

— Der Unterschied besteht blos darin, daß damals der Engel Gabriel vom Himmel herabstieg, um zu uns zu kommen und daß er diesmal uns von dieser Erde mitnimmt, um uns nach oben zu unserer Mutter zu bringen.

— Dieser Traum wird erfüllt werden, wie der andere;... wir hatten geträumt, daß der Engel Gabriel uns beschützen würde und er hat uns gerettet während des Schiffbruches...

— Diesmal haben wir geträumt, er werde uns in den Himmel führen, und warum sollte das nicht auch eintreffen?

— Aber, liebe Schwester, dann muß ja unser Gabriel, der uns während des Sturmes gerettet hat, auch sterben!... Nein, nein, das wird nicht geschehen... Wir wollen beten, daß es nicht geschieht.

— Nein, es wird nicht geschehen; siehst Du, wir haben blos den Schutzengel Gabriel im Traume gesehen, der ihm gleicht.

— Schwester, wie sonderbar doch dieser Traum ist! Auch diesmal wie in Deutschland, haben wir denselben Traum gehabt,... drei Mal denselben Traum.

— Es ist wahr. Der Engel Gabriel hat sich zu uns geneigt und mit sanfter und trauriger Miene betrachtet und zu uns gesagt: „Kommt, meine Kinder, meine Schwestern, Eure Mutter erwartet Euch... Ihr armen, so weit hergekommenen Kinder,“ fügte er mit seiner zärtlichen Stimme hinzu, „Ihr habt diese Erde durchschritten, unschuldig und sanft, wie zwei Tauben, um nun für immer an der Brust der Mutter auszuruhen...“

— Ja, das sind die Worte des Erzengels, — sagte die andere Waise mit nachdenklicher Miene. — Wir haben Niemandem Böses gethan, haben Die geliebt, die uns liebten... warum sollten wir zu sterben fürchten?

— Dabei, liebe Schwester, haben wir auch sehr gelacht als geweint, da er uns bei der Hand genommen, seine schönen, rothen Flügel entfaltet und uns mit sich in die Bläue des Himmels genommen hat.

— Nach dem Himmel, wo unsere gute Mutter uns die Arme entgegenstreckte, das Antlitz ganz in Thränen gebadet.

— O, siehst Du, Schwester, solche Träume hat man nicht umsonst und dann, — fügte sie hinzu, indem sie Rose mit schmerzlichem Lächeln betrachtete, — würde das vielleicht einem großen Kummer ein Ende machen, dessen Ursache wir sind... Du weißt...

— Ach, mein Gott, unsere Schuld ist es nicht... wir lieben ihn ja so sehr... aber wir sind in seiner Gegenwart so furchtsam, daß er vielleicht meint, wir hätten ihn nicht lieb...

Diese Worte sagend, wollte Rose ihre Thränen trocknen und nahm ihr Taschentuch aus dem Arbeitskorbe; ein in Briefform zusammengeschlagenes Papier fiel heraus.

Als sie das sahen, bebten die beiden Schwestern, drängten sich aneinander und Rose sagte mit zitternder Stimme zu Blanche:

— Wieder einer von diesen Briefen... o, ich fürchte mich... er ist gewiß wie die anderen.

— Wir müssen ihn schnell auflangen, damit man ihn nicht sieht. Du weißt wohl,... — sagte Blanche, indem sie sich bückte und hastig nach dem Papiere griff, — sonst könnten vielleicht die Personen, die sich für uns interessiren, in große Gefahr kommen.

— Aber wie kommt nur dieser Brief hierher?

— Wie sind uns die anderen stets in der Abwesenheit unserer Gouvernante in die Hände gekommen?

— Es ist wahr, wozu sollen wir eine Erklärung dieses Geheimnisses suchen, wir würden sie ja doch nicht finden... Wir wollen diesen Brief lesen, vielleicht ist er besser für uns, als die anderen.

Und die beiden Schwestern lasen das Folgende:

„Fahren Sie fort, Ihren Vater zu verehren, lieben Kinder, denn er ist sehr unglücklich und Sie verursachen ihm unwillkürlich allen seinen Kummer; Sie werden niemals die furchtbaren Opfer erfahren, welche Ihre Gegenwart ihm auferlegt, aber ach, er ist das Opfer seiner väterlichen Pflicht; seine Qualen sind schrecklicher als jemals, verschonen Sie ihn besonders mit Beweisen von Zärtlichkeit, die ihm mehr Kummer als Glück verursachen: jede Ihrer Liebkosungen ist ein Dolchstoß für ihn, denn er sieht in Ihnen die unaufhörliche Ursache seiner Schmerzen.

„Liebe Kinder, Sie müssen deshalb doch nicht verzweifeln; wenn Sie Geduld genug über sich haben, um ihn nicht der schmerzlichen Prüfung einer zu hingebenden Zärtlichkeit auszusetzen, so seien Sie zurückhaltend, obwohl liebreich und Sie werden auf diese Weise ihm seine Qualen sehr erleichtern. Halten Sie es stets geheim, selbst für den braven und guten Dagobert, der Sie so sehr liebt, sonst würde er, Sie, Ihr Vater und der unbekannte Freund, der Ihnen dieses schreibt, in große Gefahren kommen, da Sie furchtbare Feinde haben.

„Muth und Hoffnung! Denn man wünscht, bald die Zärtlichkeit Ihres Vaters zu Ihnen frei von allem Kummer zu machen — und welcher schöne Tag wird das sein. Vielleicht ist er nicht mehr fern...

„Verbrennen Sie dieses Billet, wie die früheren.“

Dieser Brief war mit so viel Umsicht geschrieben, daß diese Zeilen, selbst wenn die Waisen sie ihrem Vater oder Dagobert mitgetheilt hätten, höchstens wie eine seltsame, betrübende, aber fast entschuldbare Indiscretion hätten betrachtet werden können; Nichts war mit einem Worte nichtswürdiger ersonnen, wenn man daran denkt, in welcher grausamen Unentschlossenheit sich der Marschall Simon befand, der fortwährend gegen den Kummer kämpfte, seine Töchter auf's Neue zu verlassen und gegen die Schande, Das aus den Augen zu setzen, was er wie eine heilige Pflicht betrachtete.

Durch diese teuflischen Winke war die Zärtlichkeit und die Reizbarkeit des Herzens der beiden Schwestern aufmerksam gemacht und die beiden Schwestern bemerkten bald, daß ihre Gegenwart in der That Ihrem Vater zu gleicher Zeit angenehm und peinlich sei; denn bisweilen fühlte er bei ihrem Anblicke sich unfähig, sie zu verlassen und dann umdüsterte wider seinen Willen der Gedanke an eine unerfüllte Pflicht sein Gesicht.

Diese Regungen konnten die armen Kinder nicht anders erklären, als in dem Sinne der empfangenen anonymen Briefe. Sie waren überzeugt, daß ihre Gegenwart aus einem geheimen Grunde, dem sie nicht auf die Spur kommen konnten, ihrem Vater häufig lästig und unangenehm sei.

Daher kam die immer größer werdende Traurigkeit Rose's und Blanche's, daher legte eine Art Furcht und Zurückhaltung wider Willen ihrer kindlichen Zärtlichkeit Fesseln an, ein schmerzliches Hinderniß, welches der Marschall, der sich durch den für ihn unerklärlichen Anschein täuschen ließ, für Kälte hielt. Das drückte ihm das Herz ab, sein edles Gesicht verrieth dann einen bitteren Schmerz und häufig verließ er, um seine Thränen zu verbergen, plötzlich seine Kinder.

Und die Waisen sagten dann bestürzt zu einander:

— Wir sind die Ursache des Kummers unseres Vaters; unsere Gegenwart macht ihn so unglücklich.

Man stelle sich nun vor, welche Zerstörung ein solcher fester, unaufhörlicher Gedanke in diesen beiden jungen, liebenden, schüchternen und naiven Herzen hervorbringen mußte. Wie hätten die beiden Waisen den anonymen Winken mißtrauen sollen, die mit Verehrung von Allem sprachen, was sie liebten und die übrigens täglich durch das Benehmen ihres Vaters gegen sie gerechtfertigt schienen?

Da sie schon Opfer zahlreicher Ränke gewesen waren und gehört hatten, daß sie von Feinden umgeben seien, so begriff man, daß sie, den Empfehlungen ihres unbekannten Freundes getreu, Dagobert niemals von diesen Briefen etwas vertraut hatten, in welchen der Soldat übrigens so richtig gewürdigt wurde.

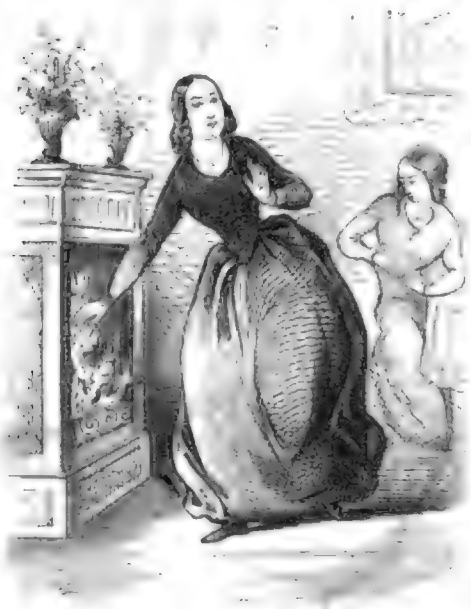
Der Zweck dieses Ränkespiels war sehr einfach: wenn man den Marschall auf diese Weise in jeder Beziehung quälte, ihn überredete, daß seine Kinder kalt gegen ihn seien, so mußte man natürlich die Unentschlossenheit zu besiegen hoffen, welche ihn noch hinderte, auf's Neue seine Töchter zu verlassen, um sich in ein abenteuerliches Unternehmen hineinzustürzen; ferner dem Marschall das Leben so unleidlich zu machen, daß er es als ein Glück betrachte, Vergessenheit seiner Qualen in den heftigen Aufregungen eines verwegenen, edlen und ritterlichen Unternehmens zu suchen: das war das Ziel, welches Morok sich vorsetzte, und dieser Zweck war eben so logisch als erreichbar.

.....

Nachdem die beiden jungen Mädchen diesen Brief gelesen, schwiegen sie einen Augenblick still und waren niedergeschlagen; darauf stand Rose, welche das Papier in der Hand hielt, schnell auf, näherte sich dem Kamine und warf den Brief in's Feuer, indem sie mit furchtsamer Miene sagte:

*) Brauchen wir noch Herrn Ary Scheffer zu nennen, einen der größten Maler der modernen Schule und den bewundernswerthesten Dichter von allen unseren großen Malern?

— Wir müssen schnell diesen Brief verbrennen, sonst entstände vielleicht großes Unglück daraus.



— Kein größeres, als uns so passirt, — sagte Blanche trostlos. — Was kann der Grund sein, daß wir unserem Vater so viel Kummer verursachen?

— Siehst Du, Blanche, — sagte Rose, während ihre Adrienen langsam rannen, — vielleicht findet er uns nicht so, wie er uns gewünscht hätte; er liebt uns wohl als die Töchter unserer armen Mutter, die er anbetete,... aber für ihn sind wir nicht die Töchter, die er sich gedacht hat. Verstehst Du mich wohl, Schwester?

— Ja, ja, das ist es vielleicht, was ihm so viel Kummer macht... wir sind so wenig unterrichtet, so wild, so linkisch, daß er wahrscheinlich sich unserer schämt, und da er trotzdem uns liebt, leidet er doppel.

— Ach, unser Fehler ist es nicht;... unsere gute Mutter hat uns in der Einsamkeit Sibiriens so erzogen, wie sie konnte...

— O, an sich macht unser Vater uns gewiß keinen Vorwurf daraus, aber wie Du sagst, er leidet dabei. Besonders wenn er Freunde hat, deren Töchter sehr schön, voller Talente und Geist sind, dann bedauert er sehr, daß wir Diesen nicht gleichen.

— Erinnerst Du Dich wohl noch, als er uns zu unserer Cousine Fräulein Adrienne führte, die so zärtlich, so gut gegen uns gewesen? Mit welcher Bewunderung er zu uns sagte: „Habt Ihr wohl gesehen, meine Kinder, wie schön Fräulein Adrienne ist, wie viel Geist, welches edle Herz sie hat und dabei wie viel Anmuth und Lieblichkeit.“

— O, er hatte Recht... Fräulein von Cardoville war so schön, ihre Stimme so sanft, daß, als wir sie sahen und hörten, uns war, als hätten wir keinen Kummer mehr.

— Siehst Du, Rose, gerade deshalb kann unser Vater, wenn er uns mit unserer Cousine und mit vielen anderen schönen jungen Damen vergleicht, nicht stolz auf uns sein... und er, der so geliebt, so geehrt ist, würde doch so gern stolz auf seine Töchter gewesen sein.

Plötzlich legte Rose die Hand auf den Arm ihrer Schwester und sagte ängstlich zu ihr:

— Horch, horch! In unseres Vaters Zimmer wird sehr laut gesprochen!

— Ja, — sagte Blanche und horchte nun auch auf. — Man geht... es ist sein Schritt.

— O, mein Gott... wie laut er spricht, es ist, als ob er zornig wäre... er wird am Ende hereinkommen...

Und bei dem Gedanken der Ankunft ihres Vaters, der sie doch liebte und anbetete, sahen die beiden unglücklichen Kinder sich voller Schrecken an.

Die Stimmen wurden immer lauter, immer zornicher, und Rose sagte ganz zitternd zu ihrer Schwester:

— Laß uns nicht hier bleiben;... komm auf unser Zimmer...

— Warum?

— Wir würden wider unseren Willen unseres Vaters Worte hören und er weiß nicht, daß wir hier sind.

— Du hast Recht, komm, komm, — antwortete Blanche, indem sie schnell aufstand.

— O ich fürchte mich... ich habe ihn niemals in so gereiztem Tone sprechen hören.

— Ach mein Gott, — sagte Blanche blaß werdend, und blieb unwillkürlich stehen, — er spricht mit Dagobert so...

— Was ist denn vorgefallen... daß er auf diese Weise mit ihm sprechen kann?

— Ach, gewiß irgend ein Unglück!...

— O Schwester, laß uns nicht hier bleiben, es ist zu schmerzlich, so mit Dagobert sprechen zu hören.

Ein lautes Geräusch im Nebenzimmer, als ob ein Gegenstand hingeworfen würde, erschreckte die Waisen so, daß sie bleich und vor Aufregung zitternd in ihr Zimmer stürzten und die Thür desselben abschlossen.

Erzählen wir jetzt die Ursache des heftigen Zornes des Marschalls Simon.

Achtzehntes Kapitel.

Der verwundete Löwe.

Dies war der lärmende Auftritt, welcher Rose und Blanche so sehr erschreckt hatte. Anfangs war der Marschall Simon allein in seinem Zimmer in schwer zu beschreibender Aufregung schnell auf und abgegangen, sein schönes und männliches Gesicht war von Zorn entflammt, seine Augen glühten vor Entrüstung, während auf seiner breiten, von grau werdenden, sehr kurz geschnittenen Haaren umgebenen Stirn einige Adern, deren Schläge man hätte zählen können, geschwollen waren, als wollten sie springen; mitunter bewegte sich sein schwarzer Schnurrbart krampfhaft auf und ab. Und wie ein verwundeter Löwe, von tausend unsichtbaren Stichen gepeitscht und gepeinigt, mit wilder Wuth in dem Käfig auf- und niedergeht, in welchem er eingesperrt ist, so ging der Marschall Simon knurrend vor Zorn im Zimmer hin und her; bald ging er etwas gebeugt, als ob er das Gewicht seines Zornes nicht tragen könne, bald dagegen stand er plötzlich still, stellte sich straff auf die Hüften, kreuzte seine Arme über die kräftige Brust und schien stolz, trotzend, mit furchtbarem Blicke einen unsichtbaren Feind herauszufordern, indem er verwirrte Worte murmelte: in diesem Augenblicke war er ganz wieder der Mann des Kriegs und der Schlachten in seiner unerschütterlichen Kraft.

Bald stand der Marschall still, stampfte mit dem Fuß vor Zorn auf den Boden, näherte sich dem Kamine und klingelte so heftig, daß die Schnur ihm in den Händen blieb.

Ein Bedienter lief bei dem hastigen Klingeln herzu.

— Hast Du Dagobert nicht gesagt, daß ich ihn sprechen möchte? — sagte der Marschall.

— Ich habe die Befehle des Herrn Herzogs ausgeführt, aber Herr Dagobert begleitete seinen Sohn bis an die Hofthür und...

— Es ist gut, — sagte der Marschall Simon und machte eine gebieterische abweisende Geberde.

Der Bediente ging hinaus, und sein Herr fuhr fort, mit großen Schritten auf und abzugehen, indem er voller Wuth einen Brief zerknitterte, den er in der linken Hand hielt. Dieser Brief war ihm unschuldigerweise von Murrkopf übergeben worden, der auf ihn zugelaufen war, um ihn zu begrüßen, als er heimkehrte.

Endlich öffnete sich die Thür und Dagobert erschien.

— Ich habe schon vor geraumer Zeit Sie rufen lassen, mein Herr, — rief der Marschall mit gereiztem Tone.

Dagobert war mehr in Verlegenheit als überrascht wegen dieses neuen Anfalls von Jähzorn, den er mit Recht der fortwährenden Uebertreibung zuschrieb, in welcher der Marschall sich befand; er antwortete daher sanft:

— Entschuldigen Sie mich, mein General, ich begleitete meinen Sohn...

— Lesen Sie das, mein Herr! — sagte der Marschall rauh, indem er ihn unterbrach und ihm den Brief hinhielt.

Während Dagobert las, gerieth der Marschall wieder in größeren Zorn, stieß einen Stuhl, der ihm in den Weg kam, mit dem Fuße um und sagte:

— Also bis hierher, sogar in meinem Hause dürfen sich Elende zeigen, die wahrscheinlich von Denen bestochen sind, welche mit unglaublicher Erbitterung mich peinigen. Nun, mein Herr, haben Sie gelesen?

— Das ist eine neue Nichtswürdigkeit, die zu den anderen hinzukommt, — sagte Dagobert kalt.

Und er warf den Brief in den Kamin.

— Der Brief ist nichtswürdig... aber er sagt die Wahrheit, — versetzte der Marschall.

Dagobert betrachtete ihn, ohne ihn zu verstehen.

Der Marschall fuhr fort:

— Und wissen Sie, durch wen dieser Brief mir in die Hände gespielt worden ist, denn man möchte glauben, der Teufel hat wirklich sein Spiel dabei: Durch Ihren Hund.

— Murrkopf, — sagte Dagobert im höchsten Erstaunen.

— Ja, — versetzte der Marschall bitter, — wahrscheinlich ist es ein Spaß von Ihrer Erfindung.

— Ich bin wahrlich nicht zum Spaßen aufgelegt, mein General, — antwortete Dagobert immer betrübter über den gereizten Zustand, in welchem er den Marschall sah. — Ich kann mir nicht erklären, wie die Sache gekommen sein mag;... Murrkopf expertirt sehr gut, hat gewiß den Brief im Hause irgendwo gefunden und...

— Und wer hat diesen Brief hier gelassen? Ich bin also von Verräthern umgeben, Sie passen auf Nichts, während ich doch Alles Vertrauen in Sie setze.

— Mein General... hören Sie mich an...

Aber der Marschall versetzte, ohne ihn hören zu wollen:

— Was zum Teufel! ich habe fünfundzwanzig Jahre Krieg geführt, Armeen die Spitze geboten, siegreich den schlechtesten Zeiten der Verbannung und der Verfolgung getrotzt, habe Keulenschlägen widerstanden und nun sollte ich mich von Radelstichen tödten lassen? Wie, bis in mein Haus hinein verfolgt, sollte ich ungestraft gequält, belästigt jeden Augenblick gemartert werden können in Folge irgend eines jämmerlichen Hasses! Wenn ich sage irgend einer, so irre ich mich;... Rigrigny, der Abtrünnige, ist dabei im Spiele, davon bin ich überzeugt. Ich habe in der Welt nur einen Feind und der ist dieser Mensch; ich muß ein Ende mit ihm machen; ich bin es müde, es wird mir zu viel.

— Aber, mein General, denken Sie nur daran, daß er ein Priester ist...

— Und was geht mich sein Priesterthum an, ich habe ihn den Degen handhaben sehen und werde wohl noch diesem Renegaten das Soldatenblut in's Gesicht treiben können.

— Aber, mein General...

— Ich sage Ihnen, daß ich mich an irgend Jemanden halten muß, — rief der Marschall im heftigsten Aerger aus. — Ich muß diesen nichtswürdigen Hinterlistigkeiten einen Namen und eine Gestalt geben, um mit ihnen zu Ende kommen zu können... sie erdrücken mich von allen Seiten... machen aus meinem Leben eine Hölle und man versucht Nichts mir diesen Aerger zu ersparen, der mich langsam tödtet. Ich kann auf Niemand mehr mich verlassen!

— Mein General... diese Aeußerung lasse ich mir nicht gefallen, — sagte Dagobert mit ruhiger, fester und entschlossener Stimme.

— Was?...

— Mein General... ich kann Sie nicht sagen lassen, daß Sie zu Niemandem mehr Vertrauen haben können; Sie würden es am Ende glauben und das wäre noch schlimmer für Sie, als für Diejenigen, welche wissen, woran sie mit ihrer Hingebung sind und die für Sie in's Feuer gehen würden und zu diesen gehöre ich, das wissen Sie wohl!

Diese einfachen Worte, welche Dagobert mit tiefbewegtem Tone aussprach, brachten den Marschall wieder zu sich selbst, denn sein rechtlicher und ehrlicher Charakter konnte wohl von Zeit zu Zeit durch Kummer und Aerger hart werden, aber bald gerieth er wieder in das richtige Gleis; daher wandte er sich jetzt in minder rauhem Tone, obwohl eine heftige Reizbarkeit sich noch immer darin zeigte, zu Dagobert:

— Du hast Recht. Ich darf an Dir nicht zweifeln; der Aerger reißt mich fort, dieser nichtswürdige Brief hat mich außer mir gebracht. Man möchte verrückt werden! Ich bin ungerecht, thöricht... undankbar! Ja undankbar und gegen wen? gegen Dich sogar...

— Sprechen wir nicht mehr von mir, mein General. Mit solchen Worten können Sie mich auf ein ganzes Jahr verstimmt machen;... aber was ist Ihnen geschehen?...

Des Marschalls Mienen wurden wieder düster und er sagte mit kurzem, frostigem Tone:

— Was mir geschehen ist? Man verachtet mich...

— Sie?...

— Ja mich; — versetzte der Marschall bitter, — warum soll ich Dir diese neue Wunde verbergen. Ich habe Dich vorhin durch meinen Zweifel beleidigt, jetzt muß ich Dich dafür entschädigen. Höre also Alles: seit einiger Zeit bemerke ich, daß meine alten Waffengefährten, wenn ich ihnen begegne, sich nach und nach von mir entfernen...

— Wie?... das meinte der anonyme Brief von ihnen?

— Ja, er spielte darauf an,... und hatte Recht, — versetzte der Marschall und stieß einen Seufzer des Aergers und der Entrüstung aus.

— Aber das ist ja unmöglich, mein General, Sie sind ja so geliebt, so geehrt!

— Alles das sind nur Worte; ich spreche Dir von Thatsachen; sobald ich erscheine, hört plötzlich das begonnene Gespräch auf, anstatt mich wie einen Kriegskameraden zu behandeln, befleißigt man sich einer strengen, kalten Höflichkeit gegen mich, genug, es sind das tausend Kleinigkeiten und unbedeutende Züge, die das Herz kränken und über die man doch nicht sagen kann...

— Was Sie da sagen, mein General, macht mich ganz bestürzt, — versetzte Dagobert voller Erstaunen, — Sie versichern es mir: ich muß es daher glauben.

— Es war nicht mehr zu ertragen. Ich wollte es endlich vom Herzen herunterhaben und gehe heute Morgen zum General Harrincourt, er war mit mir Oberst in der Kaisergarde und ist die Ehre, die Redlichkeit selbst. Ich trete ganz offenherzig zu ihm hin und sage: Ich bemerke, daß man mich kalt behandelt; irgend eine Verleumdung muß gegen mich herumgetragen werden. Sagen Sie mir Alles, wenn ich die Angriffe kenne, werde ich mich offen und ehrlich vertheidigen.

— Nun, mein General?

— Harrincourt blieb gleichgültig und ceremoniell. Auf meine Fragen antwortete er kalt: — Ich wüßte nicht, Herr Marschall, daß irgend ein verläumderisches Gerücht über Sie in Umlauf wäre. — Es ist nicht nöthig mich Herr Marschall zu nennen. Mein lieber Harrincourt, wir sind alte Soldaten, alte Freunde! Ich gestehe, daß ich über meine Ehre unruhig bin, denn ich finde, daß Sie und unsere Kameraden mich nicht mehr herzlich wie sonst empfangen. Das ist nicht zu leugnen, denn ich sehe es, weiß es und fühle es... — Darauf antwortete Harrincourt mir mit derselben Kälte: — Ich habe niemals bemerkt, daß man es an den schuldigen Rücksichten gegen Sie hätte fehlen lassen. — Ich spreche nicht von Rücksichten mit Ihnen, — rief ich aus und drückte liebreich seine Hand, welche dem Drucke, — ich bemerkte es wohl — nur schwach antwortete. Ich spreche von Herzlichkeit, von Vertrauen, das man mir sonst bewies, während man mich jetzt immer mehr wie einen Fremden behandelt. Warum das? Woher diese Veränderung? — Er antwortet mir noch immer kalt und zurückhaltend: — Das sind so zarte Schattirungen, Herr Marschall, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen darüber eine Ansicht mitzutheilen. — Mir schwoll das Herz vor Zorn und Leiden. Was sollte ich thun? Harrincourt fordern? Das wäre thöricht gewesen. Meiner Würde halber brach ich das Gespräch ab, das meine Befürchtungen nur zu sehr bestätigt hat... Auf diese Weise, — fügte der Marschall hinzu, indem er immer lebhafter wurde, — auf diese Weise bin ich gewiß um die Achtung gekommen, auf welche ich ein Recht habe, werde vielleicht verachtet, ohne einmal die Ursache davon zu wissen! Ist das nicht abscheulich? Wenn man wenigstens eine Thatsache oder irgend ein Gerücht vorbrächte, so wüßte ich doch wenigstens, wie ich mich vertheidigen; mich rächen oder darauf antworten sollte. Aber nichts, gar nichts, nicht ein einziges Wort. Kalte Höflichkeit, welche verletzt und beleidigt... O noch einmal, es ist zuviel... zuviel, denn zu alle Dem kommen noch andere Sorgen. Was für ein Leben führe ich, seit mein Vater todt ist?... finde ich Ruhe oder Glück in meinem Hause? Nein! Kehre ich zurück, so finde ich nichtswürdige Briefe und außerdem, — fügte der Marschall nach augenblicklichem Zaudern hinzu, — und außerdem finde ich meine Töchter immer gleichgültiger gegen mich... Ja, — setzte der Marschall hinzu, indem er Dagobert's Erstaunen sah, — und wissen Sie nicht, wie theuer sie mir sind!

— Ihre Töchter gleichgültig? — versetzte Dagobert verwundert. — Sie machen ihnen diesen Vorwurf?

— Nun, mein Gott, ich tadle sie zu nichts; sie haben kaum Zeit gehabt mich kennen zu lernen.

— Sie haben nicht Zeit gehabt, Sie kennen zu lernen? — versetzte der Soldat mit vorwurfsvollem Tone, indem er nun auch heftig wurde, — je, und wovon sprach denn stets die Mutter mit ihnen und wovon ich? Waren Sie nicht etwa immer der Dritte unter uns? Und was wird denn Ihren Kindern anders gelebrt, als Sie zu lieben, und Sie zu kennen?

— Du vertheidigst sie, das ist ganz recht, Sie lieben Dich mehr als mich, — sagte der Marschall mit wachsender Bitterkeit.

Dagobert war so schmerzlich bewegt, daß er den Marschall anfah ohne ihm zu antworten.

— Nun ja, — rief der Marschall im kummervollen Ergusse. — Ja, es mag undankbar und schändlich sein, aber ich kann mir nicht helfen: zwanzigmal bin ich eifersüchtig, fürchterlich eifersüchtig gewesen über das liebreiche Vertrauen, welches meine Kinder Dir erweisen, während sie mir gegenüber stets furchtsam erschrocken. Wenn ihre sanftmüthigen Gesichter mitunter einen freudigeren Ausdruck annehmen als gewöhnlich, so geschieht es nur, wenn sie von Dir sprechen, Dich sehen, während sie für mich nur Ehrfurcht, Gezwungenheit, Kälte haben! Und das bringt mich um... Der Neigung meiner Kinder gewiß, würde ich Allem getrotzt, Alles ertragen haben.

Als der Marschall Dagobert nach der Thür stürzen sah, welche zu Rose's und Blanche's Wohnung führte, herrschte er ihm zu:

— Wohin gehst Du?

— Ihre Töchter holen, mein General!

— Wozu das?

— Um sie Ihnen gegenüber zu stellen und zu ihnen zu sagen: Meine Kinder, Euer Vater glaubt, daß Ihr ihn nicht liebt! Ich werde ihnen nur das sagen und dann sollen Sie sehen...

— Dagobert, ich verbiete es Dir, — rief der Vater von Rose und Blanche heftig aus.

— Daran kehrt sich Dagobert nicht... Sie haben kein Recht gegen diese armen Kleinen ungerecht zu sein.

Und der Soldat that auf's Neue einen Schritt nach der Thür zu.

— Dagobert, ich befehle Dir hier zu bleiben, — rief der Marschall.

— Hören Sie mir zu, Herr General: ich bin Ihr Soldat, Ihr Untergebener, Ihr Diener, wenn Sie wollen, — sagte der ehemalige Grenadier zu Pferde rauh; — aber für mich giebt's weder Rang noch Grad, wenn es sich darum handelt Ihre Töchter zu vertheidigen. Alles wird sich aufklären;... redliche Leute muß man einander gegenüberstellen... ich kenne keine andere Art zu verfahren.

Und wenn der Marschall Dagobert nicht am Arme zurückgehalten hätte, würde er in's Zimmer der Waisen hineingegangen sein.

— Bleib! — sagte der Marschall so gebieterisch, daß der an Gehorsam gewöhnte Soldat den Kopf sinken und sich nicht regte.

— Was willst Du thun? — versetzte der Marschall: — meinen Töchtern sagen, daß ich glaube, sie liebten mich nicht? auf diese Weise also Erheuchelung einer Zärtlichkeit bei ihnen hervorrufen, von welcher die armen Kinder nichts empfinden?... Ihr Fehler ist es nicht, wahrscheinlich liegt es an mir.

— O, mein General, — sagte Dagobert mit herzzerreißendem Tone, — was ich jetzt empfinde, ist nicht mehr Zorn, während ich Sie so von Ihren Kindern sprechen höre, sondern Schmerz... Sie brechen mir das Herz...

Der Marschall versetzte, von dem Gesichtsausdrucke des Soldaten gerührt, minder rauh:

— Nun, mag sein, ich habe wieder Unrecht... und dennoch, sag' mir,... ich frage Dich ohne Bitterkeit... ohne Eifersucht... sind meine Kinder nicht viel zutraulicher, viel offener gegen Dich als gegen mich?

— Meiner Treu, General, rief Dagobert, — wenn es darauf ankäme... so sind sie gegen Murrkopf noch vertraulicher als gegen mich;... Sie sind Ihr Vater... und so gut ein Vater auch sein mag, er flößt immer eine gewisse Ehrfurcht ein. Sie sind zutraulich gegen mich. Ei zum Teufel, was für eine Art von Ehrfurcht sollen Sie etwa vor mir haben, der ich abgesehen von meinen sechs Fuß und meinem Schnurrbart, ungefähr wie eine alte Kindersrau bin, die sie noch gewiegt hat... Und dann muß man auch gestehen: — Schon vor der Zeit, wo Ihr Vater starb, waren Sie stets traurig... sorgenvoll; die Kinder haben das bemerkt... und was Sie für Kälte halten, ist von ihrer Seite nur Besorgniß für Sie... Sehen Sie, General, Sie sind nicht gerecht... Sie beklagen sich im Grunde darüber, daß Sie von den Kindern zu sehr geliebt werden...

— Ich beklage mich über das, was ich leide, sagte der Marschall mit schmerzlichem Ernste; — ich allein... kenne meine Leiden.

— Sie müssen sehr groß sein, mein General, — sagte Dagobert, den seine Anhänglichkeit an die Waisen weiter fortriß, als er es wollte, — sehr groß müssen sie sein, denn Die, welche Sie lieben, müssen es nur zu sehr empfinden.

— Also noch Vorwürfe?

— Nun ja, Vorwürfe, meinetwegen!... — rief Dagobert, — Ihre Kinder hätten sich eher über Sie zu beklagen, Sie der Kälte zu beschuldigen, da sie von Ihnen so verkannt werden.

— Mensch, — sagte der Marschall und konnte sich kaum halten, — jetzt ist's genug, es wird mir zuviel!

— Ja, es ist genug, — rief Dagobert mit erhöhter Aufregung, — allerdings, wozu nützt es auch, unglückliche Kinder zu vertheidigen, die nichts Anderes thun können als dulden und Sie lieben;... wozu nützt es, sie gegen Ihre unselige Verblendung zu vertheidigen?

Der Marschall machte eine Geberde des Unmuths und der Ungeduld und versetzte mit gezwungener Kaltblütigkeit:

— Ich muß mich zwingen, daß ich daran denke, was ich Dir verdanke... und ich werde das nicht vergessen, was Du auch thun und sagen magst.

— Aber, mein General, — rief Dagobert, — warum wollen Sie nicht, daß ich die Kinder hole?

— Aber siehst Du denn nicht, daß dieser Auftritt mich ganz hinbringt? — rief der Marschall außer sich. — Du begreifst also nicht, daß ich meine Töchter nicht zu Zeugen von meinen Leiden machen will?... der Kummer eines Vaters hat seine Würde, und Du solltest ihn achten und ehren.

— Ihn ehren?... nein, denn eine Ungerechtigkeit ist die Ursache davon.

— Genug, sage ich, Mensch, genug!

— Und nicht zufrieden, sich selbst so zu quälen, — rief Dagobert, der nicht mehr an sich halten konnte, — wissen Sie, wohin Sie es noch bringen werden? Sie werden Ihre Töchter dahin bringen, daß sie vor Kummer sterben, hören Sie wohl... und deßhalb habe ich sie wahrhaftig nicht aus Sibirien hierhergebracht.

— Vorwürfe?

— Ja, denn Sie sind wahrhaft undankbar gegen mich, indem Sie Ihre Kinder unglücklich machen.

— Hinaus, augenblicklich hinaus mit Dir! — rief der Marschall ganz außer sich und vor Zorn und Schmerz so aufgebracht, daß Dagobert es bedauerte, zu weit gegangen zu sein und ausrief: — Mein General, ich habe Unrecht gehabt... Ich habe es gegen Sie vielleicht an der schuldigen Ehrfurcht fehlen lassen... verzeihen Sie mir... aber...

— Gut, ich verzeihe Dir und bitte Dich, mich allein zu lassen, — antwortete der Marschall und suchte sich zu fassen.

— Mein General, ein Wort!

— Ich bitte Dich, laß mich allein... ich verlange es als eine Gunst von Dir... ist das noch nicht genug? — sagte der Marschall und gab sich alle Mühe, ruhig zu scheinen.

Auf die heiße Röthe, welche während dieses unangenehmen Auftrittes die Züge des Marschalls entzündet hatte, folgte eine außerordentliche Blässe, und Dagobert verdoppelte, von diesem Zeichen erschreckt, seine Bitten.

— Ich beschwöre Sie, mein General, — sagte er mit unsicherer Stimme, — erlauben Sie mir nur einen Augenblick...

— Wenn Du es denn nicht anders willst, so werde ich hinausgehen, — sagte der Marschall und that einen Schritt nach der Thür.

Diese Worte wurden in einem solchen Tone gesagt, daß Dagobert nicht weiter darauf zu dringen wagte; er senkte den Kopf voller Verzweiflung und sah den Marschall noch eine Zeit lang schweigend und mit bittender Geberde an; aber bei einer neuen Regung von Jähzorn, welche der Vater Rose's und Blanche's kaum unterdrücken konnte, ging der Soldat zögernd hinaus.

.....

Nach Dagobert's Forschungen waren kaum einige Minuten vergangen, als der Marschall nach einem düsteren Insichversunkensein sich mehrere Male dem Zimmer seiner Töchter mit ängstlicher Unentschlossenheit näherte, dann that er sich Gewalt an, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn, suchte seine Aufregung zu verbergen und trat in das Zimmer, in welches Rose und Blanche geflüchtet waren.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

31. Oct. | I. Band.] Supplement. [№ 8. | 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 7.)

Neunter Band.

Neunzehntes Kapitel.

Die Prüfung.

Dagobert hatte Recht gehabt, seine Kinder, wie er Rose und Blanche väterlich nannte, zu vertheidigen, und dennoch waren die Bemerkungen des Marschalls in Bezug auf die laue Zuneigung, welche er seinen Töchtern zum Vorwurf machte, unglücklicherweise durch den Anschein gerechtfertigt. Wie er seinem Vater gesagt hatte, konnte er sich die traurige fast furchtsame Verlegenheit nicht erklären, welche seine Kinder in seiner Gegenwart an den Tag legten und er suchte vergeblich nach der Ursache von Dem, was er ihre Gleichgültigkeit nannte. Bald warf er sich bitter vor, daß er den Schmerz nicht genug verborgen habe, den der Tod ihrer Mutter in ihm hervorgerufen; er fürchtete auf diese Weise sie zu dem Glauben verleitet zu haben, daß sie nicht im Stande seien, ihn zu trösten. Bald glaubte er wieder, er habe sich nicht zärtlich, nicht zutraulich gegen sie bewiesen und durch seine militärische Rauhheit sie sich entfremdet. Bald endlich wieder sagte er sich mit großem Bedauern, da er stets fern von ihnen gelebt habe, müsse er ihnen fast fremd sein. Mit einem Worte, die am wenigsten begründeten Annahmen fuhren ihm in Menge durch den Sinn und sobald dergleichen Keime von Zweifel, Mißtrauen oder Furcht bei einer Neigung existiren, entwickeln sie sich früher oder später mit trauriger Lebenskraft.

Indessen war trotz dieser Kälte, welche ihm so wehe that, die Neigung des Marschalls für seine Kinder doch so stark, daß der Kummer, sie abermals zu verlassen, die einzige Ursache der Unentschlossenheit war, welche ihn quälte, des unaufhörlichen Kampfes zwischen seiner väterlichen Liebe und einer Pflicht, welche er als heilig betrachtete.

Die bösen Folgen der über den Marschall so geschickt in Umlauf gebrachten Verleumdungen, daß Leute von Ehre, seine alten Waffengefährten, ihnen wohl Glauben schenken konnten, diese bösen Folgen waren den Freunden der Prinzessin von St. Dizier zuzuschreiben, welche mit furchtbarer Geschicklichkeit dergleichen zu verbreiten gewußt; wir werden später sowohl den Zweck als die Art dieser gehässigen Gerüchte erfahren, welche verbunden mit so vielen anderen lebhaften Wunden, die seinem Herzen geschlagen wurden, das Maaß der Verzweiflung des Marschalls voll machten.

Vom Zorne fortgerissen, bei der Ueberreizung, welche die unaufhörlichen Nadelstiche, wie er sagte, in ihm hervorriefen, hatte er, von einigen Worten Dagobert's ärgerlich gemacht, diesen hart angelassen, aber nachdem der Soldat hinausgegangen war, besann sich der Marschall bei ruhiger Ueberlegung auf den warmen, überzeugten Ausdruck bei der Vertheidigung seiner Töchter und wurde ungewiß über die Kälte, welche er ihnen vorwarf; nachdem er daher einen furchtbaren Entschluß gefaßt, falls diese Probe seine trostlosen Zweifel bestätigen sollte, trat er, wie wir erzählt haben, bei seinen Töchtern ein.

Die Erörterung mit Dagobert war so lärmend gewesen, daß der Ton der Stimmen durch den Saal hindurch den beiden Schwestern undeutlich zu Ohren gekommen war, die sich in ihr Schlafzimmer geflüchtet hatten. Beim Eintritte ihres Vaters verriethen daher ihre Gesichter Furcht und Aengstlichkeit. Beim Anblick des Marschalls, dessen Züge gleichfalls sehr aufgeregt waren, standen die beiden jungen Mädchen ehrfurchtsvoll auf, blieben aber dicht neben einander und ganz zitternd stehen. Und doch war nicht etwa Zorn und Härte auf dem Gesichte ihres Vaters zu lesen, sondern ein tiefer fast bittender Schmerz, der zu sagen schien:

— Meine Kinder,... ich leide... ich komme zu Euch, beruhigt mich, liebt mich... oder ich sterbe.

Der Gesichtsausdruck des Marschalls war in diesem Augenblicke so zu sagen so sprechend, daß die Waisen, nachdem sie die erste Regung der Furcht überwunden, in Begriff waren, sich in seine Arme zu werfen, aber da sie sich Dessen erinnerten, was die anonymen Schreiben ihnen anempfohlen, weil die Ergießung ihrer Zärtlichkeit ihrem Vater peinlich sei, so tauschten sie gegenseitig einen schnellen Blick aus und blieben zurückhaltend.

Und doch sehnte sich gerade in diesem Augenblicke der Marschall innigst danach, seinen Kindern die Arme zu öffnen... er betrachtete sie mit abgöttischer Liebe, machte sogar eine leise Bewegung, als wolle er sie zu sich rufen, da er mehr nicht zu versuchen wagte, aus Furcht, nicht verstanden zu werden. Aber die armen Kinder blieben den ihnen gegebenen nichtswürdigen Winken getreu, stumm, unbeweglich und zitternd.

Bei dieser anscheinenden Unempfindlichkeit sank dem Marschall der Muth; er konnte nicht mehr daran zweifeln, seine Töchter begriffen weder seinen furchtbaren Schmerz noch seine gekränkte Zärtlichkeit.

— Stets dieselbe Kälte, — dachte er, — ich hatte mich nicht geirrt.

Indessen suchte er seine Empfindungen zu verbergen, ging auf sie zu und sagte mit ruhig scheinender Stimme zu ihnen:

— Guten Tag, meine Kinder!

— Guten Tag, Vater, — antwortete Rose, die minder furchtsam war, als ihre Schwester.

— Ich habe Euch gestern nicht besuchen können, — sagte der Marschall mit ungewisser Stimme, — ich war so beschäftigt mit wichtigen Angelegenheiten, Dingen, die sich auf den Dienst beziehen. Nun, Ihr seid mir doch nicht böse, daß ich Euch vernachlässigt habe?

Und er versuchte zu lächeln, indem er ihnen nicht zu sagen wagte, daß er während der letzten Nacht nach einem furchtbaren Anfalle von Aufregung, um sich zu beruhigen, in ihr Zimmer gekommen war und sie schlafend betrachtet hatte.

— Nicht wahr, — versetzte er, — Ihr verzeiht mir, daß ich Euch so vergessen habe?

— Ja mein Vater, — sagte Blanche und schlug die Augen nieder.

— Und... wenn ich gezwungen wäre auf einige Zeit zu verreisen, — fuhr der Marschall langsam fort, — werdet Ihr es mir auch verzeihen, nicht mehr, und Euch über meine Abwesenheit trösten?

— Es sollte uns sehr leid thun... wenn Sie sich im Geringsten vor der Welt unserentwegen Zwang anlegen, — sagte Rose, indem sie sich des anonymen Briefes erinnerte, welcher von Opfern sprach, die ihre Gegenwart dem Vater auferlege.

Nach dieser verlegen und schüchtern hervorgebrachten Antwort, in welcher der Marschall eine naive Gleichgültigkeit zu sehen glaubte, zweifelte er nicht mehr daran, daß seine Töchter nur wenig Neigung zu ihm hätten.

— Es ist aus, — dachte der unglückliche Vater, indem er seine Kinder betrachtete, — nichts regt sich in ihnen, mag ich abreisen oder bleiben, sie kümmert es wenig. Nein, nein, ich bin Nichts für sie, da in diesem entscheidenden Augenblicke, wo sie mich vielleicht zum letzten Male sehen, ihr kindlicher Instinct ihnen nicht sagt, daß ihre Zärtlichkeit mich retten würde.

Während er sich diesen niederschlagenden Gedanken überließ, hatte er nicht aufgehört, seine Kinder zärtlich zu betrachten und sein männliches Gesicht nahm nun einen zugleich so rührenden und herzzerreißenden Ausdruck an, in seinem Blicke sprachen die Qualen seiner verzweifelnden Seele sich so schmerzlich aus, daß Rose und Blanche außer sich und ganz bestürzt einer unwillkürlichen, bewußtlosen Regung sich überließen, sich ihrem Vater um den Hals warfen und ihn mit Thränen und Liebkosungen bedeckten.

Der Marschall Simon hatte kein Wort gesagt, seine Töchter Nichts gesprochen und doch hatten sich alle Drei nun endlich verständigt... ein electrischer Schlag hatte mit einem Male diese drei Herzen mit einander vereinigt...

Thörichte Befürchtungen, falsche Zweifel, lügenhafte Warnungen, Alles hatte vor dem unwiderstehlichen Zuge des Herzens zurückweichen müssen, der die Töchter dem Vater in die Arme warf; gerade in dem Augenblicke, wo ein nicht wieder gut zu machendes Mißtrauen in Begriff war, sie auf immer zu trennen, trat der Glaube wie eine Offenbarung plötzlich an dessen Stelle.

Augenblicklich fühlte der Marschall dieses Alles, aber er fand keine Worte dafür. Athemlos, ganz verwirrt, küßte er die Stirn, das Haar, die Hände seiner Töchter, weinte, seufzte, lächelte dann wieder, er war thöricht, närrisch, trunken vor Glück und dann rief er endlich aus:

— Ich habe sie wiedergefunden, oder vielmehr nein, ich habe sie niemals verloren... sie liebten mich, o jetzt zweifle ich nicht mehr daran, sie liebten mich, wagten aber nicht, es mir zu sagen; ich flößte ihnen Furcht ein... o, und ich glaubte... aber es ist meine eigne Schuld... ach mein Gott, wie wohlthuend, wie stärkend, wie hoffnungsvoll wirkt das auf's Herz! Oho, — rief er lachend und weinend zugleich aus und bedeckte seine Töchter auf's Neue mit Liebkosungen, — mögen sie nur kommen, mich verachten, mich ärgern, ich trotze Allen... Nun, laßt mich Eure blauen

Augen, Eure süßen blauen Augen betrachten. Seht mich gerade an, so, gerade in's Gesicht, damit ich wieder anfange.

— O mein Vater, Sie lieben uns also eben so sehr, als wir Sie? — rief Rose mit bezaubernder Naivetät.

— Wir können also oft, recht oft, alle Tage uns Ihnen um den Hals werfen, Sie umarmen, Ihnen sagen, wie viel Freude es uns macht, bei Ihnen zu sein?

— Ihnen zeigen, mein Vater, welche Schätze von Zärtlichkeit und Liebe wir in unsern Herzen angehäuft haben und wie traurig wir waren, daß wir sie nicht verschwenden konnten.

— Wir werden Ihnen nun ganz laut sagen können, was wir nur ganz leise dachten.

— Ja, Ihr könnt es, — rief der Marschall Simon freudestammelnd, und wer verhinderte Euch daran, meine Kinder? Aber nein, nein, antwortet mir nicht. Weg mit der Vergangenheit. Ich weiß Alles, begreife Alles, Ihr habt meine Beschäftigungen und Sorgen Euch auf eine Weise gedeutet, die Euch traurig gemacht hat, ich dagegen habe mir diese Traurigkeit mir zu erklären gesucht, weil, Ihr begreift... Aber seht, ich weiß gar nicht, was ich Euch sage... ich denke blos daran, Euch anzusehen, das berauscht, das blendet mich, mir schwindelt vor Freude.

— O, sehen Sie uns an, mein Vater, sehen Sie uns tief in die Augen, gerade in's Herz, — rief Rose entzückt aus. — Und Sie werden darin unser Glück, unsere Liebe zu Ihnen lesen, — fügte Blanche hinzu.

— Warum Sie... Sie, — sagte der Marschall mit liebreichem Vorwurfe, — was soll das heißen?... Wollt Ihr wohl gleich Du zu mir sagen, statt des lächerlichen Sie!

— Mein Vater, Deine Hand, — sagte Blanche, nahm des Vaters Hand und legte sie auf's Herz.

— Mir auch die Hand! — sagte Rose und ergriff die andere.

— Glaubst Du jetzt an unsere Liebe, an unser Glück? — fuhr Rose fort.

Wir müssen darauf verzichten zu beschreiben, welcher reizende, töchterliche Stolz in den himmlischen Gesichtchen der beiden jungen Mädchen lag, während ihr Vater seine kräftigen Hände auf ihre Herzen legend freudetrunken den schnellen, fröhlichen Schlag derselben fühlte.

— O ja, nur Glück und Zärtlichkeit können so die Herzen schlagen machen.

Ein wunderlicher, schwerer Seufzer, den man an der Thür des Zimmers hörte, die offen geblieben war, wandte die Köpfe der beiden Mädchen und ihres Vaters um, und sie bemerkten nun Dagobert's große Gestalt, der neben Murrkopfs dunkler Schnauze zu sehen war, denn der Letztere schmiegte sich an seinen Herrn an.

Der Soldat trocknete sich die Augen und den grauen Schnurrbart mit seinem kleinen blau carrirten Schnupftuche und stand unbeweglich wie eine Bildsäule; als er Worte fand, wandte er sich an den Marschall, schüttelte den Kopf und sagte mit heiserer Stimme, denn er mußte sich das Weinen verbeißen:

— Nun,... habe ich es denn nicht gesagt?

— Still!... — sagte der Marschall mit einer bedeutsamen Geberde, — Du warst ein besserer Vater als ich, mein alter Freund; komm und umarme sie schnell. Ich bin nicht mehr eifersüchtig.

Und der Marschall reichte dem Soldaten seine Hand, der sie ihm herzlich drückte, während die beiden Waisen sich ihm um den Hals warfen und Murrkopf, der nach seiner Gewohnheit an dem Feste Theil nehmen wollte, sich auf die Hinterpfoten stellte und die vorderen vertraulich auf den Rücken seines Herrn legte.

Einen Augenblick schwiegen Alle still.

Die freudige Wonne, welche der Marschall, seine beiden Kinder und der Soldat in diesem Augenblicke empfanden, wurde durch ein plötzliches Bellen Murrkopfs unterbrochen, der seine zweibeinige Stellung verließ.

Die glückliche Gruppe trennte sich, sah sich um und erblickte das dumme Gesicht des Jocrisse. Er sah noch unverständiger und verwunderter aus als gewöhnlich; an dem Thürpfosten blieb er mit weit aufgerissenem Augen stehen, hatte seinen unvermeidlichen Holzkorb in der Hand und einen Federwisch unter dem Arme.

Nichts macht lustiger gestimmt als das Glück; daher lachten die beiden Schwestern trotz des eigentlich ungelegen kommenden Erscheinens des lächerlichen Menschen laut auf.

Da Jocrisse die Töchter des Marschalls, die so lange traurig gewesen waren, zum Lachen gebracht, so hatte er augenblicklich Rechte auf die Nachsicht des Marschalls und dieser sagte gutgelaunt zu ihm:

— Was willst Du, mein Bursche?

— Ich will Nichts, Herr Herzog! — antwortete Jocrisse, indem er die Hand auf die Brust legte, als müße er einen Schwur ablegen. Dabei fiel ihm sein Federwisch herunter.

Die beiden jungen Mädchen lachten noch stärker.

— Wie so, willst Du Nichts? — sagte der Marschall.

— Murrkopf hier! — rief Dagobert, denn der brave Hund schien eine geheime schlechte Ahnung in Bezug auf den angeblichen Dummkopf zu haben und näherte sich ihm mit sehr knurriger Miene.

— Nein, Herr Herzog, ich bin es nicht, der etwas will, antwortete Jocrisse, — der Kammerdiener hat mir aufgetragen, während ich Holz heraustrug, dem Herrn Herzog zu sagen, daß Herr Robert nach ihm frage.

Bei diesem Namen bebte der Marschall Simon.

Herr Robert war nämlich der geheime Abgesandte Rodin's, der wegen des möglichen aber abenteuerlichen Unternehmens mit dem Marschall unterhandelte, Napoleon II. zu entführen.

Nach einer Pause sagte der Marschall, dessen Gesicht noch immer von Glück und Freude strahlte, zu Jocrisse:

— Bitte Herrn Robert, einen Augenblick auf mich zu warten... laß ihn in mein Cabinet treten.

— Sehr wohl, Herr Herzog, — sagte Jocrisse und verneigte sich bis zur Erde.

Als der Tölpel hinaus war, sagte der Marschall vergnügt zu seinen Töchtern:

— Ihr begreift wohl, daß man in einem Augenblicke, wie der jetzige, seine Kinder nicht verläßt... selbst nicht wegen des Herrn Robert.

— O, desto besser, mein Vater, — rief Blanche fröhlich aus, — denn Herr Robert gefiel mir schon immer nicht recht.

— Habt Ihr Schreibzeug hier? — fragte der Marschall.

— Ja, Vater, — dort auf dem Tische, — sagte Rose schnell und zeigte nach einem Schreibpulte neben dem Fenster, wohin sich der Marschall begab.

Die beiden jungen Mädchen blieben bescheiden bei dem Kamine stehen und umarmten sich in ihrer Freude schwesterlich, als sollten sie miteinander allein ihre Freude über den heutigen Tag sich ausdrücken.

Der Marschall setzte sich vor das Schreibpult seiner Töchter und winkte Dagobert näher zu kommen.

Während er mit fester Hand schnell einige Worte schrieb, sagte er lächelnd und so leise, daß es die Mädchen nicht hören konnten, zu dem Soldaten:

— Weißt Du, wozu ich vorhin entschlossen war, bevor ich hier hereinkam?

— Wozu Sie entschlossen waren, mein General?

— Mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen... Meinen Kindern verdanke ich das Leben...

Und der Marschall schrieb weiter.

Bei diesen Bekenntnissen machte Dagobert eine Bewegung der Ueberraschung und versetzte dann mit leiser Stimme:

— Mit Ihren Pistolen wäre es nicht gegangen... ich hatte die Zündhütchen abgenommen...

Der Marschall wandte sich nach ihm um und sah ihn erstaunt an.

Der Soldat senkte den Kopf wie zur Bestätigung und fügte hinzu: — Gott sei Dank... solche Gedanken werden Ihnen nun nicht mehr kommen!...

Statt aller Antwort zeigte der Marschall mit vor Zärtlichkeit feuchtem Blicke auf seine Töchter; darauf versiegelte er das wenige Zeilen enthaltende Billet, das er geschrieben, gab es Dagobert und sagte zu ihm:

— Gieb das Herrn Robert... ich werde ihn morgen sehen.

Dagobert nahm den Brief und ging hinaus.

Der Marschall ging zu seinen Töchtern, breitete ihnen freudig die Arme entgegen und sagte:

— Nun, meine Mädchen... zwei schöne Küsse dafür, daß ich den armen Herrn Robert Euch geopfert habe... Habe ich sie verdient?

Rose und Blanche warfen sich ihrem Vater um den Hals.

.....

Ungefähr in demselben Augenblicke, wo dies in Paris vorging, tanzten zwei seltsame Wanderer, obwohl von einander getrennt, durch einen weiten Raum hin, geheimnißvolle Gedanken aus.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Ruinen der Abtei des heiligen Johannes des Enthaupteten.

Es war die Sonne ihrem Niedergange nahe.

Ganz tief in einem ungeheuren Fichtenwalde, mitten in düsterer Einsamkeit erhoben sich die Ruinen einer Abtei, welche früher dem heiligen Johannes, dem Enthaupteten, geweiht war.

Epheu, Schmarotzerpflanzen, Moos bedecken die altersschwarzen Steine fast ganz; einige eingefallene Bogenmauern, in welchen gothische Fenster sich befanden, stehen noch da und heben sich gegen den dunklen Hintergrund des dichten Waldes ab.

Ueber diesem Haufen von Trümmern steht auf einem eckigen Fußgestell, das halb unter Schlingkräutern verborgen ist, eine kolossale Bildsäule von Stein, welche stellenweis verstümmelt ist.

Diese Bildsäule ist seltsam und unheimlich.

Sie stellt einen enthaupteten Mann dar.

Mit der antiken Toga bekleidet, hält sie in den Händen eine Schüssel, auf dieser Schüssel ist ein Kopf... und dieser Kopf ist der ihrige.

Diese Bildsäule stellt den heiligen Johannes, den Märtyrer dar, der auf Befehl der Herodias geköpfet wurde.

Es herrscht ein feierliches Schweigen.

Nur von Zeit zu Zeit hört man das dumpfe Knarren der ungeheuren Fichtenzweige, welche der Wind bewegt.

Vergoldete, von der Sonne geröthete Wolken schweben langsam über dem Walde hin und spiegeln sich in einem kleinen Bache sprudelnden Wassers, der durch die Ruinen der Abtei fließt und etwas weiter hin unter Felsen entspringt.

Die Welle fließt, die Wolken eilen vorüber, die hundertjährigen Bäume beben, es flüstert der Abendwind...

Da erscheint plötzlich aus dem Halbdunkel hervor, welches von dem dichten Gipfel dieser Holzung gebildet wird, deren unzählige Stämme weithin in große Tiefen sich verlieren... eine menschliche Gestalt...

Es ist ein Weib.

Langsam nähert es sich den Ruinen... und betritt diesen einst geweihten Boden...

Dieses Weib ist bleich, sein Blick traurig, sein langes Gewand wallend und seine Füße staublos sein Gang schwer und schwankend.

Ziemlich unterhalb der Statue des heiligen Johannes liegt am Rande der Quelle ein Steinblock.

Vor Ermüdung keuchend und erschöpft sinkt das Weib auf diesen Stein hin.

Und dennoch seit vielen Tagen, vielen Jahren, vielen Jahrhunderten... geht sie und geht und geht unermüdet...

Aber zum ersten Male empfindet sie nun eine unbesiegbare Mattigkeit.

Zum ersten Male schmerzen sie die Füße.

Zum ersten Male; und dennoch durchschritt sie sonst mit gleichmäßigem, sicherem Schritte die bewegliche Lava der glühenden Wüsten, während ganze Caravanen unter den Wehen dieses glühenden Sandes verschwinden...

Mit festem und verächtlichem Tritte ging sie über den ewigen Schnee der Nordgegenden hin, in jenen eisigen Wüsten, wo kein menschliches Wesen leben kann...

Ja, dasselbe Weib, welches die verzehrenden Flammen der Feuersbrunst oder die reißenden Wellen des Stromes verschonten...

Dasselbe Weib endlich, das seit so viel Jahrhunderten Nichts mit der Menschheit gemein hatte,... jetzt empfand sie zum ersten Male die Schmerzen.

Ihre Füße bluten, ihre Glieder sind von Ermüdung starr geworden, ein brennender Durst verzehrt sie...

Sie fühlt diese Schwächen, sie leidet... und doch wagt sie kaum daran zu glauben.

Ihre Freude würde zu ungeheuer sein.

Aber ihr Mund wird immer trockner, der Hals brennt ihr... sie wird die Quelle gewahr und stürzt auf's Knie nieder, um an diesem krystallenen Bache, der durchsichtig wie ein Spiegel ist, sich zu laben.

Was begiebt sich nun?

Kaum haben ihre glühenden Lippen dieses frische, klare Wasser berührt, so hört die Frau, die noch immer am Rande des Baches kniet und sich auf beide Hände stemmt, plötzlich zu trinken auf und betrachtet ihr Bild in dem klaren Wellenspiegel.

Plötzlich vergißt sie den Durst, der sie noch verzehrt und stößt einen lauten Schrei aus, einen Schrei der höchsten Freude, einen Schrei, der etwas Frommes hat, der ein Dankgebet gegen den Herrn zu sein scheint.

In dem durchsichtigen Spiegel des Wassers hat sie bemerkt, daß sie alt geworden ist.

In einigen Tagen, in einigen Stunden, einigen Minuten, in einem einzigen Augenblicke vielleicht,... hat sie die Reife des Greisenalters erreicht...

Sie, die seit achtzehn Jahrhunderten zwanzigjährig blieb und diese unvergängliche Jugend durch alle Welten, alle Geschlechter forttrug.

Sie hatte gealtert... sie konnte also endlich auf den Tod hoffen...

Jede Minute ihres Lebens brachte sie dem Grabe näher.

Von dieser unaussprechlichen Hoffnung durchdrungen, richtet sie sich auf, erhebt ihr Haupt gen Himmel und faltet ihre Hände zu brünstigem Gebete.

Nun ruht ihr Blick auf dem großen Steinbilde, welches Johannes, den Enthaupteten darstellt...

Der Kopf, welchen der Märtyrer in seinen Händen hält, scheint durch sein granitnes Augenlid hindurch, das vom Tode bald geschlossen ist, auf die ewige Jüdin einen Blick des Mitleids und des Erbarmens zu werfen...

— Und doch ist sie es, die Tochter des Herodes, die in grausamer Freudetrunkenheit eines heidnischen Festes die Hinrichtung dieses Heiligen verlangt hat!

Und am Fuße des Bildnisses dieses Märtyrers fühlt sie zum ersten Male seit so vielen Jahrhunderten die Unsterblichkeit, die auf ihr lastet, sich lösen!

— „O, unerforschliches Geheimniß, o, göttliche Hoffnung! — ruft sie aus, — endlich beruhigt sich der himmlische Zorn... die Hand des Herrn führt mich zu den Füßen dieses heiligen Märtyrers... zu seinen Füßen beginne ich wieder ein menschliches Geschöpf zu werden und um seinen Tod zu rächen, hatte der Herr mich zu einer ewigen Wanderung verdammt.

„O mein Gott, gieb daß ich nicht die Einzige sei, der verziehen wird... Jener Handwerker, der gleich mir, der Königstochter, auch seit Jahrhunderten auf der Erde hinschreitet, kann er gleich mir hoffen, das Ende seines ewigen Umherirrens zu erreichen? Wo ist er, Gott, wo ist er? Hast Du mir die Macht, die ich einst besaß, ihn zu sehen, ihn zu hören, weithin durch alle Räume, hast Du sie mir wieder genommen? O Herr, mein Gott, gieb in diesem entscheidenden Augenblicke mir das göttliche Geschenk wieder, denn... jemehr ich diese menschlichen Schwächen empfinde, die ich segne als das Ende der Ewigkeit meiner Leiden, jemehr verliert mein Gesicht die Kraft, die Unendlichkeit zu durchdringen, mein Ohr die Macht, den Mann zu hören, der von einem Ende der Welt zum andern hinkert."

Die Nacht war hereingebrochen, dunkel und stürmisch.

Der Wind hatte sich über den Häuptern der großen Fichten erhoben.

Hinter ihren schwarzen Wipfeln begann langsam durch düsteres Gewölk die Silberscheibe des Mondes heraufzusteigen.

Das Gebet der ewigen Jüdin wurde vielleicht erhört...

Plötzlich schlossen sich ihre Augen... ihre Hände falteten sich und sie blieb auf den Knieen unter den Ruinen liegen, unbeweglich wie eine Sühnsäule auf Gräbern.

Und nun hatte sie eine seltsame Vision.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Calvarienberg.

Sie sah: Auf dem Gipfel eines hohen, kahlen, steinigen Berges erhebt sich eine Kreuzstätte.

Die Sonne neigt sich zum Untergange, wie in dem Augenblicke, wo die Jüdin von Mattigkeit erschöpft, sich nach den Ruinen des heiligen Johannes hinschleppte.

Der große Christus am Kreuz, der den Calvarienberg und die öde, unfruchtbare und unendliche Ebene beherrscht, hebt sich weiß und bleich auf den bläulich-schwarzen Wolken ab, welche überall den Himmel bedecken und je näher sie dem Horizonte kommen eine dunkel violette Farbe annehmen.

Am Horizonte hat die Sonne lange Streifen unheimlichen Lichtes zurückgelassen, Streifen von blutigem Roth.

So weit der Blick sich dehnt sieht man auf dieser düsteren Ebene, die mit Sand und Kieseln bedeckt ist, wie das Urbett eines ausgetrockneten Oceans, keine Spur von Pflanzenleben.

Ein Todesschweigen schwebt über der trostlosen Gegend.

Mitunter kommen riesige schwarze Geyer mit roth beferbertem Halse, gelbem und leuchtendem Auge und sinken mit gewaltigem Flügelschlage in diese Einsamkeiten herab um die Beute zu zerreißen, welche sie aus einer minder öden Gegend sich geholt.

Wie kommt es, daß dieser Calvarienberg, dieser Ort der Oede, so fern, so ganz fern von den Wohnungen der Menschen angelegt ist?

Mit großen Kosten hatte ihn ein reicher Sünder hergestellt, der den anderen Menschen vieles Böse gethan... und um Verzeihung für seine Verbrechen zu erhalten, war er auf seinen Knieen den Berg hinauf gewallfahrtet und hat bis zu seinem Tode am Fuße dieses Kreuzes als Einsiedler gelebt, kaum von einem Strohdache geschützt, welches seit langer Zeit die Winde fortgeweht haben.

Die Sonne sinkt immer tiefer.

Immer düsterer wird der Himmel, die leuchtenden Strahlen am Horizonte, die noch eben purpurn glühten, beginnen langsam zu dunkeln, wie am Feuer geglühtes Eisen, das nach und nach seinen Glühschein verliert.

Plötzlich hört man hinter dem Bergrücken, welcher dem Sonnenuntergang entgegengesetzt ist, den Lärm von einigen Steinen, die sich lösen und den Berg herabstürzen.

Der Fuß eines Wanderers, der die Ebene durchschritten hat und seit einer Stunde diesen steilen Abhang heraufkommt, hat diese Kiesel hinabgestoßen.

Noch sieht man den Wanderer nicht, aber man vernimmt seinen langsamen, gleichmäßigen und festen Schritt.

Endlich erreicht er den Gipfel des Berges und am stürmischen Himmel zeichnet sich sein hoher Wuchs ab.

Der Wanderer ist so bleich wie der Christus am Kreuze. Auf der breiten Stirn geht von der einen Schläfe zur andern ein schwarzer Streifen hin.

Es ist der Handwerker von Jerusalem.

Jener Handwerker, der durch Elend, Ungerechtigkeit und Druck boshaft gemacht, ohne Mitleid für den Schmerz des Gottmenschen, der sein Kreuz trug, ihn von seiner Wohnung weggewiesen und ihm hart zugerufen hatte:

— Vorwärts... vorwärts... vorwärts!

Und seit jenem Tage hat ein rächender Gott zur Vergeltung stets dem Handwerker von Jerusalem zugerufen:

— Weiter... weiter... weiter!

Und er hat vorwärts schreiten müssen, immer vorwärts, immer weiter.

Daran ließ die Strafe des Herrn es sich nicht genügen, sondern mitunter heftete er den Tod an die Fersen des wandernden Menschen und unzählige Gräber waren die Meilensteine seiner menschenmüdverischen Wanderung durch alle Welten.

Und für den Umherirrenden waren es Tage der Rast bei seinem unendlichen Schmerze, wenn die unsichtbare Hand des Herrn ihn in tiefe Einsamkeit führte, wie die Wüste war, in welcher er jetzt umherzog; wenigstens hörte er jetzt, wo er diese öde Gegend, den unfruchtbaren Calvarienberg betrat, nicht mehr die Todtenglocken, das Sterbegeläut, welches in bewohnten Gegenden stets hinter ihm erklang.

Den ganzen Tag, bis zu dieser Stunde, war der trübe Wanderer, in den düsteren Abgrund seiner Gedanken versunken, seinen verhängnißvollen Weg gezogen, den ihn die unsichtbare Hand führte, er hatte den Kopf auf die Brust geneigt, die Blicke auf die Erde niedergeschlagen, war die Erde durchschritten, hatte den Berg erstiegen, ohne den Himmel zu betrachten, ohne die Kreuzesstätte zu bemerken und ihren Christus am Kreuze.

Der ewige Wanderer dachte an die letzten Abkömmlinge seines Geschlechtes.

Mit zerrissenem Herzen fühlte er, daß noch große Gefahren sie bedrohten...

Und in bitterer Verzweiflung setzte der Handwerker von Jerusalem sich am Fuße des Calvarienberges hin.

In diesem Augenblicke durchdrang ein letzter Sonnenstrahl am Horizonte das düstere Gewühl der Wolken und warf auf den Rücken des Berges, die Kreuzesstätte, einen leuchtenden Strahl, der dem Widerscheine einer Feuersbrunst glich.

Nun schüttelte der Jude die Stirn auf seine Hand; sein langes Haar, das vom Abendwinde bewegt wurde, verschleierte sein bleiches Gesicht und als er es frei machte von den langen, wirren Locken, bebte er vor Ueberraschung,... er, der doch über Nichts mehr sich verwundern konnte...

Mit staunendem Blicke betrachtete er das lange Haar, welches er in seiner Hand hielt... Eben noch war es schwarz gewesen wie die Nacht... und nun auf einmal grau geworden.

Auch er hatte, wie die Herodias, gealtert.

Der Fortschritt seines Alters, der seit achtzehn Jahrhunderten angehalten, nahm wieder seinen Lauf.

Gleich der ewigen Jüdin konnte auch er nun sich der Grabeshoffnung hingeben.

Digitized by Google

Er warf sich auf's Knie, breitete die Arme aus, erhob sein Antlitz zum Himmel, um von Gott Erklärung dieses Geheimnisses zu erflehen, das ihn mit entzückender Hoffnung belebte...

Nun trafen zum ersten Male seine Blicke auf den Christus am Kreuze, der oben auf dem Calvarienberge stand, wie die ewige Jüdin ihren Blick an das steinerne Auge des heiligen Märtyrers geheftet hatte.

Das Haupt geneigt unter der Last seiner Dornenkrone, schien Christus vom Kreuze herab mild und verzeihend auf den Handwerker zu blicken, dem er vor so vielen Jahrhunderten gefucht und der jetzt auf den Knieen liegend, rückwärts gebogen in entsetzter und bebender Stellung stehend seine Hände nach ihm ausstreckte.

— „O Christus! — rief der Jude aus, — die rächende Hand des Herrn führt mich an den Fuß dieses Kreuzes zurück, das Du einst so schwer war, als Du es mühselig trugest, o Christus, als Du innehalten wolltest, um an der Schwelle meiner armen Wohnung auszuruhen, da rief ich Dir in unerbittlicher Härte zu und stieß Dich zurück mit den Worten: Fort von hier, welker!

„Und jetzt, nach meinem irren Wanderleben befinde ich mich wieder vor diesem Kreuze und nun endlich bleichen meine Haare... o hast Du in Deiner göttlichen Güte mir verziehen? Bin ich angelangt am Ende meiner ewigen Wanderung? Gewährt Deine göttliche Milde mir endlich die Ruhe des Grabes, die mich bisher gestohen hat?... O wenn Deine Milde sich auf mich herabläßt, möge sie auch zu jenem Weibe niedersteigen, deren Strafe der meinigen gleicht. Beschütze auch die letzten Abkömmlinge meines Geschlechtes. Was wird ihr Schicksal sein? Herr, schon ist Einer von ihnen, der Einzige von Allen, den das Unglück verderbt hat, von dieser Erde verschwunden."

„Sind darum meine Haare ergraut? Wird mein Verbrechen erst abgebüßt sein, wenn auf dieser Welt kein einziger Sproß unserer verfluchten Familie mehr bleibt? Oder verkündet dieser Beweis Deiner allmächtigen Güte, o Herr, die mich wieder Mensch werden läßt, Deine Milde und das Glück der Meinen? Werden sie endlich siegreich aus den Gefahren hervorgehen, die sie bedrohen? Werden sie die Wohlthaten zu Stande bringen können, mit welchen dieser Abhörer die Menschen überhäufen wollte und werden sie so sich und mir die Gnade erwerben? Oder sollen Sie, unerbittlich von Dir verdammt, o Herr, als verfluchte Sprossen meines verfluchten Geschlechtes ewig den Flecken ihres Ursprunges und mein Verbrechen abbüßen?"

— „O sprich, sprich Herr, werde ich Verzeihung mit ihnen erhalten? Werden sie mit mir bestraft werden?"...

.....

Obwohl auf die Dämmerung düstere und stürmische Nacht gefolgt war, betete der Jude noch immer, am Fuße des Calvariensberges kniend.

(Ende des neunten Bandes.)

Inhaltsübersicht
der neun ersten Bände des Ewigen Juden.

Gewöhnlich hat der Roman aus der Betrachtung der Sitten seine Behandlungsweise hergenommen, die er in der unendlichen Verschiedenheit ihrer hervortretenden Aeußerlichkeiten und ihrer zartesten Schattirungen wiedergab; er hat das Studium des Menschen sich zur Grundlage gemacht und uns häufig die innersten Triebfedern seiner vielgestaltigen und leidenschaftlichen Natur enthüllt; aber Eugène Sue hat ihm neue Gesichtskreise eröffnet. Seit dem Erscheinen der Geheimnisse von Paris beschäftigt sich der Roman mit dem Schauspiele allgemeiner Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, der Roman sucht die Gesetze desselben zu studiren, die Abweichungen und die betrübende Unbill in demselben hervorzuheben.

Eugène Sue hat in Frankreich auf dem breiten, fördersamen Wege, auf welchem er schweifet, so viel wir wissen, keine Vorgänger. Vor ihm haben allerdings Schriftsteller jeden Ranges, von der Lächerlichkeit, dem Laster und dem Mißgeschicke der Gesellschaft ihrer Zeit angeregt, sich erlaubt, in ihren Werken darüber sich lustig zu machen, in Werken, die wir Romane nennen können, insofern es uns für dieselben an einem bestimmteren, bezeichnenderen Namen fehlt. So machte es Rabelais im Gargantua, Montesquieu in den Lettres persanes und noch viele Andere, welche wir hier anführen könnten; aber wie groß auch die Begabung mehrerer dieser Schriftsteller gewesen sein mag, so haben sie doch Nichts als eine generalisirte Sittencomödie, nicht aber eine eigentliche Kritik der Gesellschaft. Allerdings wird man nicht verfehlen, Eugène Sue den Vorwurf zu machen, er habe zum Ausgangspunkt und zum Vorbilde aller der dringenden Verbesserungen, zu welchen er die Gesellschaft auffordert, ein Utopien genommen; man kann nicht besser auf einen solchen Vorwurf antworten, als indem man sich auf die Literaturgeschichte beruft. Thomas Morus, Harrington, Campanella haben unter philosophischer Form gewissermaßen soziale Romane geschrieben, welche Utopien, Oceana und die Sonnenstadt heißen und mehrere Darstellungen ihrer Bücher sind heute, ohne daß sich irgend Jemand darüber verwundert, durchaus zur Verwirklichung gediehen.

Die Geheimnisse von Paris und der Ewige Jude sind von einem Geiste gesellschaftlicher Philosophie belebt, welche zu näherem Verständniß eine ernstere Aufmerksamkeit erheischt, als gewöhnlich die Lesefaune zuläßt.

Bevor das zweite dieser beiden Werke vollkommen dem Publicum vor Augen gelegt wird, wollen wir es versuchen, den Sinn und die Hauptereignisse dieser großen Erfindung des Ewigen Juden zusammen zu fassen, damit es weniger Lücken in den Erinnerungen des Lesers giebt, wenn er den letzten Band dieses schönen Werkes liest.

Man glaube ja nicht, daß Eugène Sue in diesen zehn Bänden einen bloßen Feldzug gegen die Jesuiten beabsichtigt habe; wenn er mit der Energie eines unerbittlichen Kritikers eine Körperschaft verfolgt hat, deren Vergangenheit außerordentlich zur Vorsicht für die Zukunft auffordert, wenn er in die geheimnißvollen Irrgänge dieses jesuitischen Labyrinthes hinein geleuchtet hat, so geschah es gewiß nicht blos, um einfach und ohne Weiteres auf die Nothwendigkeit der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu hinzuweisen. Die Jesuiten sind ihm eine Gelegenheit gewesen, aber nicht der Zweck, er hat sie genommen, weil sie ihm gerade unter die Hand kamen, als Beispiel der Wunder, welche die Concentrirung individueller Kräfte zu einem bestimmten und unveränderlichen Gange des Handelns hervorbringt.

Das wahre Problem, das er hat aufstellen wollen, das freilich sehr alt ist, aber nie altern wird: es ist die menschliche Brüderlichkeit, die sich am Lichte der Wissenschaft aufklärt und entzündet. Und um uns zu beweisen, daß er nicht nach einer Chimäre, nach einem unmöglichen und phantastischen Ideal der Organisation strebe, hat er uns die wunderbaren Fäden des Mechanismus der Gesellschaft Jesu vor die Augen gerückt, um uns begreiflich zu machen, wieviel der menschliche Geist aus der verständigen Vereinigung der menschlichen Kräfte Nutzen ziehen könne, da die Gesellschaft Jesu, in welcher unser Dichter den Geist des Bösen personificirt, eine so furchtbare Macht hat erlangen können, durch die einzige Thatsache ihres energischen und allerdings sehr imponirenden Strebens nach Einheit.

Der Ewige Jude mit seinen vielfachen Episoden, Ereignissen, Interessen und Thatsachen ist eine kleine Welt, welche die große widerspiegelt. Die Personen, welche darin vorkommen, sind Typen, aber Typen, die mit Meisterhand entworfen sind. Jede von ihnen entspricht einer Ansicht der menschlichen Natur, einem der charakteristischen Züge in der Physiognomie des Menschen.

Rufen wir uns zuerst in's Gedächtniß zurück, welches die Grundstoffe unseres Dramas sind. Sie sind einfach, wie es sich für ein Werk von so großer Ausdehnung eignet. Es ist ein Kampf, bei welchem betheiligt sind: einerseits die Gesellschaft Jesu; diese Gesellschaft, welche schon durch ihre Dauer und durch die Hartnäckigkeit mächtig ist, mit welcher sie ihre Absichten verfolgt, durch die Selbstverleugnung ihrer Mitglieder bei Vollbringung ihres gemeinschaftlichen Werkes und durch die Verachtung aller Grundsätze, die ihrem Vorschritt hinderlich sein könnten; andererseits eine Familie, von der mehrere Mitglieder einander fremd bleiben, die sich fast immer vereinzelt vertheidigen und die, weit davon entfernt, alle ihre Kräfte, alle ihre Gedanken in dem Gegenstande ihrer Absicht zu vereinigen, zerstreut, geschwächt, auseinandergetrieben werden durch die gewöhnlichen Leidenschaften der Leute, welche in der Welt leben. Allerdings haben sie eine Art von Vorsehung des Zufalls zum Bundesgenossen. Ein phantastisches, übermenschliches Wesen erscheint in den Hauptheilen der Handlung und mischt sich zu ihren Gunsten darein. Aber der Ewige Jude, ihr Ahn, kann ihnen trotz seiner ausnahmsweisen Natur nur schwachen Beistand leisten. Er geht nur vom Wirbelwinde fortgestoßen in einem Wege, welchen die Hand Gottes ihm vorher zugewiesen hat; häufig ist er gerade in dem Augenblicke, wo sie seines Beistands am nöthigsten hätte, von seiner unterdrückten Familie fern.

Das Ziel dieses ungleichen Kampfes, bei welchem die eine von den Parteien sich nur vertheidigt, ist der Besitz einer ungeheuren Erbschaft, welche der Marquis von Rennepont im Jahre 1682 allen Personen seines Geschlechts vermacht hat. Herr von Rennepont, der zu seiner Zeit ein Opfer der Kunstgriffe war, vermöge welcher die Gesellschaft Jesu sich aller seiner Güter bemächtigt hatte, begriff die unbesiegbare Macht der Association. Er hat seine Nachkommen vereinigen wollen, um ihnen Kraft zu geben, indem er hoffte, daß ihre Vereinigung in der Liebe zum Guten und in der Liebe des Nächsten für die Welt ein großes Beispiel und für die Unterdrückten eine rettende Vorsehung sein würde. Zu demselben Ende hat er dafür gesorgt, daß sie mit einem wahrhaft königlichen Vermögen ausgestattet werden sollten. 50,000 Thaler, welche er dem Raube seiner Güter hatte entziehen können, wurden von ihm in die Hände von Israeliten gegeben, welche dieses anvertraute Gut von Vater zu Sohn sich überlieferten, bis nach Ablauf voller 150 Jahre, das heißt bis zum 13. Februar 1832, dem Tage, der zur Eröffnung des Testamentes des Marquis und zur Vertheilung der Erbschaft bestimmt war.

Die Verwalter des Vermögens haben nach der Absicht des Testators die 50,000 Thaler zu einem Zins von 5 Prozent untergebracht. Nach Ablauf der 150 Jahre ist daher die Erbschaft des Marquis von Rennepont auf 225,950,000 Francs angewachsen, wovon 13,775,000 Francs für Verwaltungskosten, Verluste ꝛc. abgehen, so daß also 212,175,000 Francs den Erben zu überliefern sind.

Man sieht, der Preis ist wohl des Kampfes werth. Wir müssen noch hinzufügen, daß die Erbschleicherei eine gesellschaftliche Wunde ist, auf welche mitten unter den vielen Congregationen, die Frankreich besitzt, aufmerksam zu machen, von großem Nutzen ist und sehr gelegen kommt. Diese Wunde ist nicht gerade etwas Modernes. Die Jagd nach Erbschaften war eine der Hauptbeschäftigungen entarteter Griechen und Römer. Wie viel Epigramme haben die alten Satyriker nicht gegen die Erbschleicher geschleudert. In dieser Beziehung giebt die antike Welt unserer modernen Nichts nach und die moderne Zeit hat sich gehütet, diesen Theil der Traditionen des Alterthums fallen zu lassen.

Niemand soll Recht haben an der Erbschaft des Marquis von Rennepont Theil zu nehmen, wenn er nicht in Person bei der am 13. Februar 1832 stattfindenden Eröffnung des Testamentes zugegen ist. Um seine Nachkommenschaft an diese Verpflichtung zu erinnern, hat der Testator an jedes Mitglied seiner Familie eine Medaille vertheilen lassen, welche zu gleicher Zeit ihnen als Ausweis und als Erinnerung dienen soll.

Wenige Monate vor dem festgesetzten Zeitpunkte zählte die Familie Repräsentanten, welche auf verschiedenen Stufen der Gesellschaft stehen. Es sind die Folgenden:

Der Prinz Djalma, ein junger Indier, voller Edelmuth und Begeisterung. Er ist eine der alten afatischen Welt entlehnte Figur und wird mit der rauhen Geradheit seiner Instincte, aber auch mit allem Umfange seiner Fähigkeiten und Kräfte mit unserer Verzärtelung, unserer Empfindsamkeit und unseren Vorurtheilen in Berührung gebracht, welche einer Civilisation entspringen, die jede Originalität verwischt zu haben scheint.

Fräulein Adrienne von Cardeville, eine edle, unabhängige Seele, allen guten Empfindungen geneigt, alles Schöne und Große wiederspiegelnd, empfindlich aber fest, sinnlich aber keusch, ein seltsames aber bewunderungswürdiges Gemisch von heidnischem Geiste und christlicher Erziehung.

Herr Hardy, eine ausgezeichnete Verstandeskraft in Vereinigung mit einer übertriebenen Empfindlichkeit. Seine Mutter nannte ihn die Sensitive, sagt der Verfasser des Ewigen Juden; er war in der That eine von jenen Organisationen, deren Feinheit und außerordentliche Zartheit so eindrucksfähig, so liebevoll, als edel und hochherzig sind: aber auch so reizbar, daß sie bei der geringsten harten Berührung sich zusammenziehen und in sich selbst concentriren.

Der Abbé Gabriel; dieses eine Gestalt, welche von Güte und Adel strahlt. Er ist die Personification jenes Theiles der Geistlichkeit, die vielleicht nicht immer am höchsten gestellt ist, die aber im bescheidenen Stande hohe Tugenden auszuüben weiß. Es giebt nichts Frömmeres, Ehrwürdigeres als den Charakter dieses jungen Mannes, der schon Märtyrer gewesen ist. Indem Eugène Sue mit solcher Wärme so viel Tugenden geschildert hat, bewieß er, daß er nicht den wahren Priester mit den schlechten Dienern Gottes verwechselt und daß er nicht im Sinne hat, das Verdienst und die Heiligkeit der christlichen Moral zu verkennen, indem er gehässliche, unmoralische und gottlose Doctrinen angreift.

Nun kommen die beiden Töchter des Marschall Simon, Rose und Blanche, zwei bleiche, rosige Blumen, die unter einem fremden Himmel erzogen worden sind. Ihre Unschuld flößt Ehrfurcht ein, ihre Natürlichkeit erweckt Theilnahme.

Der letzte Sproß des Marquis von Rennepont ist ein Arbeiter, dessen Name schon auf unordentliche Lebensweise hindeutet. Couche-tout-nud schwankt zwischen dem Wege zur Arbeit und dem des üblen Betragens. Er neigt sich zum Guten, aber er läßt sich zum Bösen fortreißen, sein Herz ist gut, aber der Kopf schwach. Die Kraftlosigkeit seines Charakters und seine bewegliche Einbildungskraft geben ihn dem Einflusse

Digitized by Google

jedes kalten und entschlossenen Menschen hin, der sich seines Geistes bemächtigen will.

Dieser Familie gegenüber stellt sich der Jesuit Rodin, in welchem die ganze Geschicklichkeit und alle Laster personificirt werden, durch welche in der Geschichte die gefährliche Gesellschaft der Söhne Loyola's sich ausgezeichnet hat. Teuflischer Ehrgeiz, gelehrige Heuchelei, hartnäckige Beständigkeit, welche vielleicht auf dem Gefühle der Kraft und der Lebensfähigkeit des Ordens basirt ist; Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel, welche stets durch den Zweck geheiligt werden, endlich unversiegbare Hülfsquellen und wunderbare Helle eines Geistes, der stets zur Verfolgung eines und desselben Zweckes benutzt wird: das sind die Hauptzüge im Charakter Rodin's.

Die Gesellschaft hat frühzeitig die Schlinge angelegt, vermöge welcher die Erbschaft des Herrn von Rennepont in ihre Gewalt fallen soll. Ihre erste Sorge bestand darin, sich einen Erben zuzugesellen, der ihr seine Rechte abtrat. Gabriel ist mit den Regen der Gesellschaft Jesu umstrickt worden, er hat das Gelübde ausgesprochen, vermöge dessen alle Güter, die ihm zufallen können, der Gemeinschaft gehören, deren Mitglied er ist. Alle Bestrebungen der Jesuiten werden also dahin gehen, die anderen Erben zu entfernen, damit Gabriel allein die Clausel des Testamentes erfülle, welche verlangt, daß am 13. Februar 1832 die Nachkommen des Marquis von Rennepont in Person im Hause der Rue St.-François erscheinen sollen.

Der Vater Aigrigny, ein ehemaliger Emigrirter, früherer Obrist, der Jesuit geworden ist, hat zuerst die Leitung dieser Angelegenheit. Dieser Mann ist weit davon entfernt, die Ueberlegenheit Rodin's zu besitzen. Materielle Mittel, Thätlichkeiten, gewöhnliche Anwendung von Gewalt sind die Hebel, deren er sich gegen die Rennepont's bedient.

Djalma ist noch in Indien; die jungen Töchter des Marschall Simon sind unter der Führung eines alten Soldaten der Kaisergarde, Namens Baudoin, dem eine so tapfere als komische Handlung den Beinamen Dagobert erworben hat, von Sibirien abgereist, aber sie sind noch nicht durch Deutschland hindurchgekommen. Man muß daher den Prinzen verhindern, abzureisen, und die beiden jungen Waisen, anzukommen. Alle Drei werden durch geschickte List in's Gefängniß gebracht, indem der Prinz für ein Mitglied der furchtbaren Gesellschaft der indischen Phantegars gehalten wird; Dagobert aber und seine Mündel ihrer Papiere beraubt, so daß der alte Soldat sich verleiten läßt, in gerechtem Zorne sich zu vergehen, weshalb er mit den beiden Kindern als Vagabunden und Unruhstifter dem Gerichte eines Bürgermeisters anheimfällt. Bei dieser Gelegenheit schildert der Verfasser die Wunder der indischen Natur, die Mysterien der antiken Civilisation jener Gegend, er führt uns in die Kerker wilder Thiere und zeichnet uns ihren Bändiger, der noch hundertmal schenßlicher ist als seine Zöglinge.

In Frankreich bieten gewaltsame Maßregeln mehr Schwierigkeiten und Gefahren dar. Aber die Gesetze, welche dazu bestimmt sind, die menschliche Gesellschaft zu beschützen, werden in den Händen der Jesuiten zur furchtbarsten Waffe, deren man sich gegen dieselbe bedienen kann.

Fräulein von Cardeville besitzt in sehr hohem Grade die Neigung für moralische und physische Schönheit, welche alle gutgearteten Seelen empfinden. Sie umgiebt sich mit schönen, elegant gekleideten Dienerinnen, sie vereinigt in ihrer Wohnung alle Wunder eines Luxus, den man sich bemüht für ausschweifend auszugeben. Im Gefühle ihrer Jugend, und einem außerordentlichen Unabhängigkeitsdrange nachgehend, entledigt sie sich häufig des Zwanges, den unsere Sitten einem jungen Mädchen auferlegen. Sie verachtet den Schutz ihrer Tante, eines ehrgeizigen und eifersüchtigen Weibes, welche die Gesellschaft Jesu sich affiliirt hat. Man scheint geeignet, sie für verrückt gelten zu lassen. Der Arzt Baleinier, ein anderer Jesuit, der sich in das Vertrauen Adrienne's einzuschleichen gewußt hat, wird mit diesem Werke beauftragt. Eine der rührendsten und wahrsten Episoden des Romans ist die, wo Fräulein von Cardeville mit List in ein Irrenhaus gebracht, der ekelhaften Abwartung schmutziger, roher Weiber überwiesen, von dem seltsamen Geschrei erschreckt, welches der Wahnsinn in diesem Hause ausstößt, ihre Vernunft schwach werden fühlt und zu glauben beginnt, daß sie wirklich verrückt sei und daß der Doctor Baleinier die Wahrheit gesagt habe.

Die Erbschleicher haben übrigens häufig das Mittel angewandt, die gesetzlichen Erben unter dem Vorwande des Wahnsinns einsperren zu lassen. Der Unterschied zwischen Vernunft und Unvernunft ist nicht immer leicht zu fassen. Es giebt wenig Leute, die in ihrem Leben ihrer Familie nicht einmal den Vorwand hätten geben können, sie nach Charenton bringen zu lassen.

Die Gesellschaft Jesu hat nun also keine anderen Nebenbuhler mehr als Herrn Hardy und den Arbeiter Couche-tout-nud. Der Letztere ist nicht zu fürchten. Man leiht ihm Geld, das er in Festen und Schmausereien drauf gehen läßt. Der Tag der Wiederzahlung rückt heran und er wird Schulden halber in's Gefängniß gebracht. Der aufgeklärte und umsichtige Fabrikant interessirt sich nicht in so groben Schlingen gefangen. Ihn greift man bei seinem Herzen an. Ein ihm sehr theurer Freund, das geheime Werkzeug der Jesuiten ruft ihn einige Tage vor dem 13. Februar ab, damit er ihm zu Hülfe komme. Herr Hardy reist weg und vergißt Alles, um einem Manne zu dienen, der ihn verräth.

Die Gesellschaft ist also per fas et nefas zu ihrem Zwecke gelangt, indem sie die guten Empfindungen und die bösen Leidenschaften ausbeutete. Das Laster und die Tugend sind nur Werkzeuge für die ehrgeizige Heuchelei. Allerdings ist es dem Prinzen Djalma gelungen, seinem Gefängnisse zu entweichen und die Töchter des Marschall Simon so wie ihr Führer sind auf wunderbare Art befreit worden. Alle sind bei Zeiten nach Paris gekommen. Aber ein mächtiges Narcoticum, welches dem Prinzen am Tage vor dem 13. Februar beigebracht worden ist, fesselt ihn mit schwerem Schlafe, der den ganzen Tag über dauert, der zur Eröffnung des Testaments bestimmt worden ist. Und die Töchter des Marschalls, welche mit Hülfe einer frommen Kriegslist entführt worden sind, befinden sich in einem Kloster eingesperrt, wo man sich mit der Sorge um ihre Seelenheil beschäftigt, bis die zu spät kommende Gerechtigkeit sie ihrem heiligen Asyle entreißen kann, nachdem der Tag des 13. Februar bereits vorüber ist.

Endlich ist er gekommen, dieser Tag, den die Gesellschaft anderthalb Jahrhunderte hindurch nicht einen einzigen Augenblick aus den Augen verloren hat. Das vermauerte Haus der Rue St.-François öffnet sich endlich. Das Testament ist gelesen worden, es schlägt zwölf Uhr und Gabriel ist der einzige anwesende Erbe. Schon bemächtigt sich der Abbé Rodin des Schatzes der Rennepont's, als ein Weib erscheint. Diese ist Hérodias, die Tochter des Ewigen Juden, die gleich ihm verdammt ist auf der ganzen Erde umher zu irren, gleich ihm das Symbol jenes Theiles des menschlichen Geschlechtes, den Gott enterbt zu haben scheint, jener Armen, welche in allen Theilen der Welt ihr elendes Dasein hinschleppen und unter der Last ihrer Leiden, unter dem Unglücke ihrer Vereinzelung und Ohnmacht erliegen.

Herodias bringt ein Gedicht zum Vorschein, welches die Vertheilung der Erbschaft drei Monate hinausschiebt und Alles wieder in Frage stellt.

Von nun an wird die Stellung der Gesellschaft Jesu schwieriger sein, denn die Erben der Familie Rennepont sind von ihren Räubern benachrichtigt. Der Abbé von Aigrigny ist nun dem Werke nicht mehr gewachsen, Rodin muß es übernehmen. So sehr der Abbé von Aigrigny nach Rodin's Ausdruck grobe, große, lärmmachende Dinge in's Werk gesetzt, eben so kleine, kindische und heimliche Sachen wird er, Rodin, treiben. Hier wird der Geist der Gesellschaft Jesu triumphiren. Rodin wird die Leidenschaften ausbeuten, sie nöthigenfalls aufregen, wird, wenn er es kann, der beste Freund Derer sein, die er verderben will. Er wird ihnen nicht eine grobe Schlinge legen, sondern das Unglück kommt ihm erst aus der dritten, vierten Hand.

Rodin beginnt damit, daß er sich stellt, als wenn er mit den Jesuiten eine Lanze bräche. Er verräth anfangs die Interessen seiner Gesellschaft, um ihnen nachher mehr zu dienen. Er giebt Fräulein von Cardeville die Freiheit, bringt die Töchter des Marschall Simon wieder zu ihrem Vater zurück, weiß das Vertrauen und die Freundschaft des Prinzen Djalma zu gewinnen. Uebrigens giebt er selbst eine sehr vollkommene Uebersicht seines Verfahrens. „Ich meinestheils," sagt er, „habe Geist genug gehabt, um sechs Wochen hindurch das thörichteste Gespräch von der Welt zu treiben... Wie Sie mich hier sehen, habe ich mit einer Grisette geplaudert, mit einem jungen, phantastischen Mädchen von Fortschritt, Humanität, Emancipation des Weibes gesprochen; einem beschränkteren Soldaten heuchelte ich bonapartistischen Cäsarendienst, sprach von Napoleon dem Großen; ich sprach von kaiserlichem Ruhme, Erniedrigung Frankreichs, Hoffnungen auf den König von Rom mit einem ehrlichen Marschall von Frankreich, der, wenn sein Herz voll ist von Bewunderung für jenen Thronenräuber, der in St. Helena Staatsgefangener war, auch einen eben so hohlen, eben so lärmenden Kopf hat, wie eine Kriegstrompete... Ich habe noch mehr gethan, meiner Treu, ich habe mit einem jungen, wilden Tiger Liebesgeschwätz geführt."

Mit all diesen Nichtigkeiten erhält Rodin ungeheure Resultate. In der That, wenn er in dem Herzen des Prinzen und in der Seele des Fräulein von Cardeville eine gegenseitige Liebe hervorruft, so geschieht es in der Hoffnung, daß diese doppelte Leidenschaft furchtbare Stürme hervorrufen wird. Schon hat er zwischen den beiden Liebenden Eifersucht rege zu machen gewußt. Allerdings ist, wie Fräulein von Cardeville sagt, ein Weib, das ihr Glück vertheidigt, sehr stark, daher hat Rodin nicht auf lange Zeit die beiden Liebenden trennen können, welche sich suchten.

Zum Ersatz für diese Niederlage aber hat der Jesuit mit seinen kleinen Mitteln, seinen diplomatischen und heimlichen Dingen schon unendlich viel Uebel und Untergang zusammengebracht.

Couche-tout-nud ist bei einem Gelage gestorben im Taumel der Trunkenheit; die Gesellschaft Jesu hat ihm ein Leben voll toller Vergnügungen, zügelloser Freuden, Ausschweifungen in Wein und Branntwein bereitet, um ihn in's Grab zu bringen. In dem Augenblicke, wo er in dem Saale von der Cholera befallen wird, welcher Zeuge seiner letzten bacchischen Waffenthaten ist, hat ihm die unerbittliche Habgier der Jesuiten den letzten Stoß gegeben, indem sie ihm die Ehrlosigkeit enthüllt, in welche es ihr gelang, ein Weib zu bringen, das er liebte.

Herr Hardy hatte eine Freundschaft; diese Freundschaft hat ihn getrogen, er hatte eine Liebe, diese Liebe ist zerstört, als letzte Hülfsquelle blieb ihm die Thätigkeit in seinen Geschäften, seine Fabrik ist niedergebrannt. Da fällt er, niedergeschlagen, ohne Kräfte Rodin in die Hände, der ihn dem Abbé von Aigrigny anvertraut. Die Pflege und der Rath dieses ehrwürdigen Vaters wissen bald den Brand in die Wunde dieser verletzten Seele zu bringen und sie unheilbar zu machen. Fortan wird die Zurückgezogenheit, die Dunkelheit, in der man schweigend und unbeachtet weinen kann, der einzige Gegenstand der Wünsche des Herrn Hardy sein, alle seine Interessen und Hoffnungen wird er den guten Vätern überlassen, welche ihn so edelmüthig trösten, und Nichts verlangen als Ruhe, um endlich sterben zu können.

Heimliche Verleumdungen endlich, welche über den Marschall verbreitet werden, bereiten ihm in der Gesellschaft einen kalten, verletzenden Empfang, während seine ruhmvollen Handlungen ihm Theilnahme, wenn nicht Bewunderung und Ehrfurcht zu Wege bringen sollten; anonyme Briefe rufen auf einige Zeit zwischen ihm und seinen Töchtern Erkältung und Furcht hervor. Zu gleicher Zeit versucht die Gesellschaft, den Marschall in eine bonapartistische Verschwörung hineinzubringen, die wahrscheinlich sobald sie zu Stande kommt auch angezeigt werden wird und dem Marschall Gefängniß oder Verbannung bereitet.

So weit ist Rodin ohne anscheinendes Aufsehen, ohne directe Mittel gekommen, indem er nur die Ereignisse benutzte oder herbeiführte. Uebrigens ist er nach Wunsch vom Schicksal begünstigt worden.

Die Cholera, welche so viele Erbschaften hervorrief, ist ihm zu Hülfe gekommen. Unter allen den wahrhaft ergreifenden Scenen, welche die Seuche Eugène Sue eingegeben hat, wollen wir dies die anführen, wo der Abbé von Aigrigny vom irregeleiteten Volke als Vergifter bis in die Kirche von Notre-Dame hinein verfolgt, durch die Dazwischenkunft Gabriel's gerettet wird. Wir können nicht genug daran erinnern, wieviel schöne und erhabene Handlungen der Verfasser diesen edlen Priester thun läßt, denn Eugène Sue widerlegt dadurch, wie wir schon gesagt haben, Diejenigen auf's Feierlichste, welche ihn beschuldigen, daß er mit Willen die edlen Inspirationen mißkenne, welche ein Christ aus seinem Glauben schöpfen kann.

Wir wollen diese trockene und blasse Analyse eines Werkes voller Wärme und Leben nicht beenden, ohne von den Nebenfiguren einige Worte zu sagen, welche Eugène Sue um die Hauptpersonen seines den Stempel der Wahrheit tragenden Romanes gruppirt hat. Diese sind unter anderen:

Die Mancer, ein armes, duckliches Mädchen aus dem Volke, die häufig ohne Arbeit und folglich ohne Holz, ohne Brod und fast ohne Kleidung ist, die alles Mißgeschick trägt, mit welchem die Natur und das Schicksal sie überhäuft hat, mit einem Edelmuth und einer Zartheit trägt, welche ein lebhaftes und tiefes Gefühl ihr einflößt.

Agricol Baudoin, das schöne Muster eines Arbeiters, edelmüthig und gut, eben so edel als der stolzeste Patricier, hingebend, muthig und intelligent. Dieser Typus ist kein bloßes Ideal, es ist ein Porträt, dessen Originale glücklicher Weise häufig sind.

Françoise Baudoin, seine Mutter, deren Gestalt wir in einem Buche finden mußten, in welchem unter der Maske der Religion vollführte Ränke eine so große Stellung einnehmen. Françoise Baudoin ist ohne Rückhalt in der Gewalt ihres jesuitischen Beichtvaters. Man hat ihre Unwissenheit und Leichtgläubigkeit benutzt, um sie zu den tadelnswerthesten Handlungen zu verleiten, Handlungen, die man oft in einem derbaus tadelnswerthen Lichte gezeigt hat. Sie ist es, welche die Töchter des Marschall Simon in's Kloster schickt, nicht, um, wie es die Gesellschaft Jesu beabsichtigt, sie am Tage der Testamentseröffnung eingesperrt zu halten, sondern nach ihrer Meinung, um sie in der katholischen Religion unterrichten zu lassen.

Nennen wir endlich die Königin Bacchanale und die Pompon-Rose. Die Erste ist die Schwester der Mancer, aber eben so schön, als ihre jüngere Schwester ungestalt, eben so leichtsinnig, als die Mancer ernst, wird sie die Königin der öffentlichen Bälle und des Carnevals. Darauf treibt sie das Elend mit Rodin's Hülfe noch eine Stufe tiefer hinab. Sie büßt ihren Fehler durch einen Selbstmord. Pompon-Rose ist eben so anziehend als die arme Corbyse, auch schön und nicht minder leichtfertig. Wie wird die Entwickelung dieses Charakterbildes ausfallen, das abenteuerlich in toller Zerstreuung durch alle Chaussiréen und alle Heremitagen des Quartier latin hindurch geht? Das hat der Verfasser uns noch nicht enthüllt.

Zu Ende des neunten Bandes sind die Fortschritte von Rodin's Werke folgendermaßen zusammenzufassen. Der Eine ist todt, Couche-tout-nud nämlich, zweien Anderen, Gabriel und Herrn Hardy, hat die Gesellschaft Jesu ihr Anrecht abzulocken gewußt.

Es bleiben nun noch die beiden Töchter des Marschall Simon, Fräulein von Cardeville und Djalma. Diese kämpfen noch. Aber der Marschall ist bereits fast kampfesunfähig.

Djalma und Fräulein von Cardeville besitzen alle ihre Kräfte, sie lieben und sind einig. Möchten sie ungefährdet den Händen ihrer mächtigen Gegner entgehen.

Der Ewige Jude.

Zehnter Band.

Erstes Kapitel.

Der Kriegsrath.

Der folgende Auftritt begiebt sich im Hôtel St.-Dizier zwei Tage nach dem, wo die Versöhnung des Marschall Simon und seiner Töchter stattgefunden.

Die Prinzessin hört den Worten Rodin's mit der höchsten Aufmerksamkeit zu, der ehrwürdige Vater steht seiner Gewohnheit nach mit dem Rücken an dem Kamin gelehnt, hält die Hände in den hinteren Taschen seines alten braunen Rockes, seine groben, schmutzigen Stiefe haben ihre Spur auf dem Teppich von Hermelin zurückgelassen, welcher vor dem Kamine liegt. Eine große Zufriedenheit malt sich auf dem leichenartigen Gesichte des Jesuiten.

Frau von St.-Dizier, die mit einer Art bescheidener Koketterie gekleidet war, wie sie einer Kirchenmutter ihrer Art zukam, verließ Rodin nicht mit den Augen, denn dieser hatte sich im Geiste der Frömmlerin ganz an die Stelle des Herrn von Aigrigny zu setzen gewußt. Das Phlegma, die Kühnheit, die hohe Verstandeskraft, der rauhe, gebieterische Charakter des ehemaligen Secius imponirten dieser stolzen Frau, bezauberten sie und flößten ihr eine aufrichtige Bewunderung, ja fast Neigung ein, selbst die cynische Unreinlichkeit und die oft rücksichtslose Sprache dieses Priesters gefielen ihr, es lag für sie darin eine Art von haut goût, den sie jetzt den gewählten Formen und der duftenden Eleganz des schönen Abbé von Aigrigny sehr vorzog.

— Ja Madame, — sagte Rodin mit überzeugtem ironischem Tone, denn diese Leute zeigen sich nicht ohne Maske, selbst unter Genossen nicht, — ja Madame, die Nachrichten aus unserem Asylhaus St.-Herem sind vortrefflich. Herr Hardy, der starke Geist, der Freidenker, ist endlich im Schooße unserer heiligen katholisch-apostolisch römischen Kirche.

Rodin hatte die letzten Worte in heuchlerischem, näselndem Tone gesprochen, und die Prinzessin verneigte sich dabei mit dem Haupte voller Ehrfurcht.

— Die Gnade hat diesen Gottlosen durchdrungen, — versetzte Rodin, — und ihn so stark ergriffen, daß er in seiner effektiven Begeisterung schon die Gelübde abgelegt hat, welche ihn unserer frommen Gesellschaft anschließen.

— So schnell mein Vater? — sagte die Prinzessin verwundert.

— Unsere Statuten setzen sich solcher Eile entgegen, falls nicht etwa ein Bußfertiger, der sich im Sterben glaubt, es als für durchaus ersprießlich für sein Seelenheil ansieht, in unserer Ordensleitung zu sterben und uns seine Güter abzutreten... zum größeren Ruhme des Herrn.

— Befindet sich Herr Hardy in einem so verzweifelten Zustande?

— Das Fieber verzehrt ihn. Nach so viel aufeinander folgenden Schlägen, die ihn auf wunderbare Weise auf den Weg des Heils geleitet haben, — versetzte Rodin salbungsvoll, — ist dieser Mann von einer so zarten, gebrechlichen Natur, jetzt fast ganz moralisch und physisch vernichtet. Daher werden Kasteiungen, Bußen und die göttlichen Entzückungen ihm auf's Schnellste den Weg des ewigen Lebens bereiten und es ist wahrscheinlich, daß noch vor Ablauf weniger Tage...

Und der Priester schüttelte mit trüber Miene den Kopf.

— So bald schon, mein Vater?

— Es ist fast gewiß; ich habe also von meinem Dispense Gebrauch machen und diesen theuren Bußfertigen, der im Sterben liegt zum Mitgliede unserer frommen Gesellschaft aufnehmen können, welcher er nach der Ordensregel alle seine Güter, gegenwärtige wie zukünftige abgetreten hat, so daß er zu dieser Stunde an Nichts mehr zu denken braucht, als an das Heil seiner Seele;... abermals ein Opfer der Philosophie, das dem Klauen des Satans entrissen wird.

— O mein Vater, — rief die Frömmlerin voller Bewunderung aus, — das ist eine wunderbare Bekehrung;... der Abbé Aigrigny hat mir erzählt, wie sehr Sie gegen den Einfluß des Abbé Gabriel zu kämpfen gehabt haben.

Der Abbé Gabriel, — versetzte Rodin, — ist dafür bestraft worden, daß er sich in Dinge gemischt hat, die ihn nichts angehen... ich habe verlangt, daß er mit dem Interdict belegt wird und das hat sein Bischof gethan und ihn von seiner Pfarre abgerufen... Man sagt, daß er zum Zeitvertreib in die Cholerakrankenhäuser läuft, um dort christlichen Trost zu spenden... aber dieser wandernde Tröster riecht auf eine Stunde weit nach einem Ketzer.

— Er ist ein gefährlicher Geist, — versetzte die Prinzessin, — denn er hat einen großen Einfluß auf die Menschen; deshalb bedurfte es auch ganz Ihrer bewunderungswürdigen unwiderstehlichen Beredsamkeit, um den abscheulichen Rathschlägen des Abbé Gabriel entgegen zu arbeiten, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den Herrn Hardy wieder in's Weltleben zurückzuführen... Wahrlich mein Vater, Sie sind ein heiliger Chrysostomus.

— Gut, gut Madame, — sagte Rodin rauh, denn er war sehr wenig für Schmeicheleien zugänglich. — Bewahren Sie sich dergleichen für Andere auf.

— Ich sage Ihnen, daß Sie ein heiliger Chrysostomus sind, mein Vater, — wiederholte die Prinzessin voller Feuer, — denn Sie verdienen wie er den Beinamen des heiligen Johannes mit dem Goldmunde.

— Ach was, Madame, — sagte Rodin unhöflich und zuckte mit den Achseln, — was Goldmund; meine Lippen sind zu bleich und die Zähne zu schwarz; Sie spaßen mit ihrem Goldmunde.

— Aber, mein Vater...

— Mich fängt man nicht mit solchem Leime, — versetzte Rodin hart, — ich hasse die Complimente und mache niemals selbst welche.

— Ihre Bescheidenheit möge es mir vergeben, mein Vater! — sagte die Betschwester demüthig, — ich habe dem Glücke nicht widerstehen können, Ihnen meine Bewunderung zu bezeugen, denn wie Sie vor einigen Monaten vorausgesagt oder gesetzen haben, sind jetzt schon zwei Mitglieder der Familie Rennepont bei der Erbschaftsfrage beseitigt.

Rodin sah Frau von St.-Dizier mit mildernder, billigender Miene an, als er sie wie von zwei gestorbenen Erben sprechen hörte... denn Rodin's Ansicht nach gehörte Herr Hardy, vermöge seiner Schenkung und seiner selbstquälerischen Kasteiungen nicht mehr der Welt an.

Die Frömmlerin fuhr fort:

— Einer von diesen Leuten, ein elender Handwerker, ist durch Uebertreibung seiner Laster in sein Verderben geführt worden, den andern haben Sie auf den Weg des Heils gebracht, indem Sie seine liebenden, seine zärtlichen Eigenschaften überreizten. Seien Sie deshalb gepriesen, um ihrer Voraussicht willen, mein Vater, denn Sie haben es gesagt, ich werde mich an die Leidenschaften halten, um zu meinem Zwecke zu kommen.

— Ereifern Sie sich nicht zu früh, wenn ich bitten darf, — sagte Rodin ungeduldig. — Ist nicht Ihre Nichte, der Inzier, sind nicht die beiden Töchter des Marschall Simon noch da? Haben diese Personen etwa auch schon ein christliches Ende gefunden oder sind sie in der Erbschaftsfrage beseitigt, daß wir schon so früh uns preisen können?

— Nein, allerdings nicht.

— Nun gut, Sie sehen also, daß wir keine Zeit haben, uns über die Vergangenheit Glück zu wünschen, denken wir an die Zukunft... der große Tag kommt heran, wir haben nicht weit mehr bis zum ersten Juni, gebe der Himmel, daß wir es nicht erleben, wie die vier noch übrigbleibenden Mitglieder der Familie bis zu diesem Zeitpunkte fortfahren in der Unbußfertigkeit zu leben und diese ungeheure Erbschaft anzutreten, welche in ihren Händen Unheil zu neuer Verderbniß ist, in den Händen unserer Gesellschaft aber ein Gegenstand des Ruhmes für den Herrn und seine Kirche.

— Das ist wohl wahr, mein Vater.

— Dabei fällt mir ein, Sie müssen mit ihrem Agenten in Betreff Ihrer Nichte gesprochen haben?

— Ich habe mit ihm gesprochen, mein Vater, und so ungewiß auch die Aussicht sein mag, von welcher ich Ihnen gesprochen, so kann man es doch versuchen. Ich werde noch heute, wie ich hoffe, erfahren, ob eine gesetzliche Möglichkeit dazu existirt.

— Vielleicht würde man dann in der neuen Lage, in welche sie dadurch kommen würde, ein Mittel finden zu ihrer Bekehrung zu gelangen, — sagte Rodin mit unheimlichem, scheußlichem Lächeln, denn bis jetzt scheint das Glück dieser dritten Ketzer, seit sie sich dem Inzier genähert haben, glänzend und unverwüstbar wie der Diamant, nichts kann daran nagen, selbst nicht einmal der Zahn Faringea's... aber wir wollen hoffen, daß der Herr dieses eitle und schuldvolle Glück vernichten werde.

Das Gespräch wurde durch den Abbé von Aigrigny unterbrochen, der mit triumphirender Miene in den Saal trat und schon in der Thür rief:

— Triumph, Triumph!

— Was meinen Sie? — fragte die Prinzessin.

— Er ist diese Nacht abgereist, — versetzte der Abbé von Aigrigny.

— Wer denn? — fragte Rodin.

— Der Marschall Simon.

— Endlich! — sagte Rodin und konnte seine große Freude nicht verhehlen.

— Wahrscheinlich wird sein Gespräch mit dem General Hautcœur das Maß voll gemacht haben, — rief die Prinzessin aus, denn ich weiß, er hat mit dem General eine Unterredung gehabt, der wie so viele Andere an die mehr oder minder begründeten Gerüchte geglaubt hat, welche ich verbreiten ließ;... jedes Mittel ist gut, um den Gottlosen zu bestrafen, — fügte die Frömmlerin beschönigend hinzu.

— Wissen Sie etwas Näheres? — sagte Rodin.

— Ich komme eben von Robert, — sagte der Abbé von Aigrigny, — sein Signalement und sein Alter passen auf das Alter und das Signalement des Marschalls, daher ist dieser mit den Papieren Robert's abgereist. Nur Eines hat Ihren Agenten sehr überrascht.

— Und was? — fragte Rodin.

— Bisher hatte er unaufhörlich die Unentschlossenheit des Marschalls zu bekämpfen. Außerdem sah er ihn stets trübsinnig und verzweiflungsvoll... gestern dagegen nahm er eine so glückselige, freudestrahlende Miene an, daß Robert sich nicht enthalten konnte, ihn nach der Ursache dieser Umwandlung zu fragen.

— Nun? — sagten Rodin und die Prinzessin, seltsam überrascht zu gleicher Zeit.

— Ich bin in der That der glücklichste Mensch von der Welt! hat der Marschall geantwortet, denn ich gehe fröhlich und glücklich an die Erfüllung einer heiligen Pflicht.

Die drei Personen im Zimmer sahen sich schweigend an.

— Und was hat diese plötzliche Veränderung in der Stimmung des Marschalls hervorrufen können, — sagte die Prinzessin mit nachdenklicher Miene. — Man rechnet im Gegentheil auf Kummer und Aufregung jeder Art, um ihn in dies abenteuerliche Unternehmen hineinzulocken.

— Ich sinne vergeblich nach, — sagte Rodin bedächtig, — indessen, was thut's, er ist abgereist und nun kommt Alles darauf an, auf seine Töchter zu wirken... hat er den vertrauten Soldaten mitgenommen?

— Unglücklicherweise nicht; — sagte der Abbé von Aigrigny;... durch die Vergangenheit klug und mißtrauisch gemacht, wird er seine Vorsicht vervielfältigen und leider ist ein Mann, dessen wir uns in dringenden Fällen gegen ihn hätten bedienen können, von der Seuche angesteckt worden.

— Wer ist das, — fragte die Prinzessin.

— Morel... Ich kannte auf ihn in jeder Beziehung und auf alle Fälle rechnen;... und er ist jetzt verloren, denn wenn er auch der Cholera entgeht, so ist zu fürchten, daß er einem furchtbaren und unheilbaren Uebel unterliegt.

— Was meinen Sie?

— Vor wenigen Tagen ist er von einem seiner Hunde in der Menagerie gebissen worden und am andern Tage hat sich die Hundswuth bei diesem Thiere gezeigt.

— O das ist schrecklich, — rief die Prinzessin. — Und wo ist der Unglückliche?

— Man hat ihn in einen von den Cholerakrankenhäusern gebracht, denn bis jetzt hat sich blos diese Krankheit bei ihm gezeigt... und ich wiederhole es, es ist das ein doppeltes Unglück, denn er war ein mir ergebener, entschlossener, zu Allem bereiter Mensch... Nun wird der Soldat, der die Waisen beschützt, ganz unzugänglich sein und blos durch ihn kann man zu den Töchtern des Marschall Simon gelangen.

— Das springt in die Augen, — sagte Rodin nachdenklich.

— Besonders seit die anonymen Briefe auf's Neue seinen Verdacht rege gemacht haben, — sagte Aigrigny und...

— Da wir von den anonymen Briefen sprechen, — unterbrach Rodin den Abbé, — muß ich Etwas erwähnen, was Sie wissen müssen; Sie werden hören weshalb.

— Wovon sprechen Sie?

— Außer den Briefen, von denen Sie wissen, hat der Marschall Simon noch eine Anzahl anderer bekommen, von denen ich Ihnen nichts mitgetheilt und worin man auf jede mögliche Weise seinen Groll gegen Sie aufzureizen suchte, indem man ihn daran erinnerte, wie viel Gründe er habe, Sie zu hassen und ihn damit verhöhnte, daß Ihr heiliger Charakter als Priester, Sie vor seiner Rache schütze.

Der Abbé von Aigrigny sah Rodin verwundert an und rief wider seinen Willen roth werdend aus:

— Aber in welcher Absicht haben Ew. Ehrwürden so gehandelt?

— Erstens von mir den Verdacht abzuwenden, der durch diese Briefe erweckt werden konnte und dann, um die Wuth des Marschalls bis zur Raserei zu steigern, indem man ihn stets daran erinnerte, wie gerechte Ursache er zum Hasse gegen Sie habe und wie unmöglich es sei, Ihnen anzukommen. Dies, verbunden mit den anderen Keimen des Aergers, Zorns und des Grolls, welche die rohen Leidenschaften dieses Kriegsmannes in ihm entwickelten, mußte ihn mit zu dem thörichten Unternehmen antreiben, welches die Folge und die Strafe seiner Vergötterung eines elenden Usurpators ist.

— Gut, — sagte der Abbé von Aigrigny mit gezwungener Miene; — aber ich gebe Ew. Ehrwürden zu bedenken, daß es vielleicht gefährlich war, den Marschall so gegen mich anzureizen.

— Weshalb? — sagte Rodin, indem er seinen durchdringenden Blick auf den Abbé heftete.

— Weil der Marschall möglicherweise alle Mäßigung vergessend, nur im Gefühle unseres gegenseitigen Hasses mich aufsuchen oder mir begegnen konnte.

— Nun, und dann? — versetzte Rodin.

— Nun, dann könnte er vergessen daß ich Priester bin, und...

— Aha, Sie haben Furcht, — sagte Rodin verächtlich, indem er Aigrigny unterbrach.

— Bei den Worten Rodin's: Sie haben Furcht! sprang der ehrwürdige Vater von seinem Stuhle auf und fügte dann wieder kaltblütig werdend hinzu:

— Ew. Ehrwürden irren sich nicht; ja ich würde Furcht haben, ja unter solchen Umständen müßte ich befürchten, ich könnte vergessen, daß ich Priester bin und zu sehr daran denken, daß ich Soldat war.

— Wahrhaftig! — sagte Rodin mit höhnischer Betrachtung. — Stehen Sie noch immer auf dem Punkte? Haben Sie noch immer dieses jämmerliche und rohe Ehrgefühl? Hat Ihr Priesterkleid nicht dieses schöne Feuer erstickt? Wenn also dieser Haudegen, dessen armseliges Gehirn ich mit den paar magischen Worten: „Selbstentehrte... Eid... Napoleon der Zweite" verwirren konnte, wenn also dieser Haudegen zu einer Gewaltthat gegen Sie gekommen wäre, so würde es Ihnen große Mühe gemacht haben, ruhig zu bleiben?

Und Rodin ließ auf's Neue seinen scharfen Blick auf dem Marquis von Aigrigny haften.

— Ich glaube, es wird unerspießlich für Ew. Ehrwürden sein, dergleichen Voraussetzungen hinzustellen, — sagte

der Abbé von Aigrigny, indem er seine Aufregung kaum bemeistern konnte.

— Als Ihr Oberer, — versetzte Rodin streng, habe ich das Recht Sie zu fragen, was Sie gethan haben würden, wenn der Marschall Simon Hand an Sie gelegt hätte?

— Mein Herr!...

— Es sind keine Herren hier, nur Priester! — sagte Rodin rauh.

Der Abbé von Aigrigny senkte den Kopf und konnte nur mit Mühe seinen Zorn unterdrücken.

— Ich frage Sie, — versetzte Rodin hartnäckig, — wie würde Ihr Betragen gewesen sein, wenn der Marschall Simon Sie geschlagen hätte? Verstehen Sie mich?

— Lassen Sie es gut sein, ich bitte Sie, — sagte der Abbé von Aigrigny.

— Oder, wenn Ihnen das besser klingt; wenn der Marschall Simon Ihnen Ohrfeigen auf beide Backen gegeben hätte, — versetzte Rodin mit stumpfer Gleichgültigkeit.

Der Abbé von Aigrigny stand bleich mit geballten Fäusten da, biß die Zähne zusammen und war bei dem bloßen Gedanken an einen solchen Schimpf schon fast besinnungslos, während Rodin, der gewiß diese Frage nicht umsonst gethan, seine dünnen Augenlider hoch hob und mit der größten Aufmerksamkeit die bezeichnenden Mienen beobachtete, welche auf dem verstörten Gesichte des ehemaligen Obristen sich zeigten.

Die Prinzessin, welche immer mehr von dem ehemaligen Socius eingenommen wurde, fand die Lage des Abbé von Aigrigny eben so unangenehm als schief und fühlte ihre Bewunderung für Rodin sich noch vermehren.

Endlich bekam der Abbé von Aigrigny allmählig seine Gleichgültigkeit wieder und antwortete Rodin mit ruhigem, verhaltenem Tone:

— Wenn ich einen solchen Schimpf zu erleiden hätte, würde ich den Herrn bitten, mir Demuth und Entsagung zu verleihen.

Und gewiß, der Herr würde Sie erhören, — sagte Rodin kalt und war zufrieden mit der Prüfung, welcher er den Abbé unterworfen hatte. — Uebrigens habe ich Sie jetzt vorbereitet und es ist nicht sehr wahrscheinlich, — fügte er mit seinem häßlichen Lachen hinzu, — daß der Marschall Simon wieder hierherkomme um Ihre Demuth so hart zu prüfen... aber wenn er zurückkäme, so zweifle ich nicht, daß Sie diesem rohen Kriegsknechte trotz seiner Gewaltthätigkeit zu zeigen wüßten, wie viel Demuth und Selbstverläugnung eine wahrhaft christliche Seele haben kann.

Es wurde zweimal beschritten an die Thür des Zimmers geklopft und die Unterredung einen Augenblick unterbrochen.

Ein Kammerdiener trat ein und brachte der Prinzessin auf einem Präsentirteller einen großen versiegelten Brief, darauf ging er wieder hinaus.

Nachdem Frau von St.-Dizier mit einem Blicke Rodin um Erlaubniß gefragt, diesen Brief entsiegeln zu dürfen, durchlas sie ihn und eine höhnische Zufriedenheit wurde auf ihrem Gesichte bemerkbar.

— Es ist Hoffnung, — rief sie aus, indem sie sich an Rodin wandte, — der Antrag ist streng gesetzlich, er wird durch die Mundtoterklärung verstärkt und die Folgen können so ausfallen, wie wir es wünschen. Mit einem Worte, meine Nichte kann von heute auf morgen mit dem größten Elende bedroht sein; sie, die so verschwenderisch ist, muß diese Umkehrung in ihrem ganzen Leben außerordentlich fühlen.

— Gewiß würde dieser unbezähmbare Charakter dann einige Schwäche darbieten, — sagte Rodin mit nachdenklicher Miene, — denn bis jetzt ist Alles von ihr abgeglitten, man möchte sagen, daß manches Glück unverwundbar macht, — murmelte der Jesuit, indem er an seinen platten, schmutzigen Nägeln kaute.

— Aber um das gewünschte Resultat zu erlangen, müssen mit den Stelz meiner Nichte auf die Spitze treiben, es ist daher durchaus unerläßlich, daß ich sie besuche und mit ihr spreche, — sagte Frau von St.-Dizier nachdenkend.

— Fräulein von Cardoville wird diese Zusammenkunft entschlagen, — sagte der Abbé von Aigrigny.

— Vielleicht, — sagte die Prinzessin, — ist sie so glücklich, daß ihre Verwegenheit den Gipfel erreicht haben wird; ja, ja, ich kenne sie... ich werde ihr schon so schreiben, daß sie kommen soll.

— Sie glauben? — fragte Rodin mit zweifelnder Miene.

— Zweifeln Sie nicht, mein Vater, — versetzte die Prinzessin, — sie wird kommen und ist ihr Stolz einmal im Spiel, dann kann man Viel hoffen.

— Also muß gehandelt werden, Madame, — versetzte Rodin, — und schnell gehandelt. Der Augenblick kommt heran, Haß und Mißtrauen ist erweckt, es ist durchaus keine Zeit zu verlieren.

— Was den Haß anbetrifft, — versetzte die Prinzessin, — so hat Fräulein von Cardoville sehen können, wie weit sie mit ihrem Prozesse gekommen ist, dem sie wegen ihrer Einsperrung in ein Krankenhaus und wegen der Entführung der Fräulein Simon in das Kloster Sainte Marie anhängig gemacht hat. Wir haben, Gott sei Dank, Freunde überall. Ich weiß aus guter Quelle, daß man wegen Mangel genügender Beweise diese Schreiereien unbeachtet lassen wird, trotz der Erbitterung gewisser Parlamentsbeamter, die wir uns merken werden, uns sehr genau merken.

— Unter diesen Umständen, — versetzte Rodin, — giebt uns die Abreise des Marschalls das Feld ganz frei, man muß daher unmittelbar auf seine Töchter zielen.

— Aber auf welche Weise? — fragte die Prinzessin.

— Sie müssen sie zuerst besuchen, — sagte Rodin, — mit ihnen sprechen, ihren Charakter studiren und dann wird man sein Handeln danach einrichten.

— Aber der Soldat wird sie nicht eine Secunde verlassen, — sagte der Abbé von Aigrigny.

— Dann muß man in Gegenwart des Soldaten mit ihnen sprechen und ihn auf unsere Seite zu bringen wissen, — versetzte Rodin.

— Ihn!... das ist eine unsinnige Hoffnung, — rief der Abbé von Aigrigny aus, — Sie kennen nicht diese militairische Rechtschaffenheit, Sie kennen diesen Mann nicht.

— Ich kenne ihn nicht! — sagte Rodin und zuckte mit den Achseln, — hat Fräulein von Cardoville mich nicht ihm als ihren Befreier vorgestellt, nachdem ich Sie als die Seele des ganzen Treibens angegeben hatte. War ich es nicht, der ihm seine lächerliche kaiserliche Reliquie wiedergegeben, sein Kreuz der Ehrenlegion? War ich es endlich nicht, der die beiden jungen Mädchen aus dem Kloster geholt und sie ihrem Vater in die Arme geführt hat?

— Ja, — versetzte die Prinzessin, — aber seit jener Zeit hat meine Nichte Alles errathen, Alles entdeckt. Sie hat ja zu Ihnen selbst gesagt,... mein Vater...

— Daß sie mich als ihren tödtlichsten Feind betrachte, — sagte Rodin, — gut. Aber hat sie das auch dem Marschall gesagt; hat Sie mich ihm genannt, und wenn sie das auch gethan, hat der Marschall diesen Umstand dem Soldaten mitgetheilt? Das ist allerdings möglich aber nicht gewiß. In allen Fällen muß man sich dessen versichern: wenn der Soldat mich als einen entlarvten Feind behandelt, nun, dann werden wir ja sehen; aber vorher werde ich suchen mir Aufnahme als Freund zu verschaffen?

— Und wann? — fragte die Frömmlerin.

— Morgen früh, — antwortete Rodin.

— Großer Gott, mein theuer Vater, — rief Frau von St.-Dizier voller Furcht, — wenn der Soldat nun Sie als seinen Feind betrachtet. Nehmen Sie sich in Acht...

— Ich nehme mich immer in Acht, — Madame;... ich bin fast mit schrecklicheren Gesellen, als er ist, fertig geworden... — und der Jesuit zeigte lächelnd seine schwarzen Zähne... — mit der Cholera zum Beispiel.

— Aber wenn er Sie als Feind betrachtet, wird er sich weigern, Sie zu sehen. Auf welche Weise gelangen Sie dann zu den Töchtern des Marschall Simon, — sagte der Abbé von Aigrigny.

— Das weiß ich noch nicht, — sagte Rodin, — aber da es mein fester Wille ist, so werde ich zu ihnen gelangen.

— Mein Vater, — sagte plötzlich die Prinzessin nachdenkend, — diese jungen Mädchen haben mich niemals gesehen, wenn ich nun, ohne mich zu nennen, mich bei ihnen einführen könnte.

— Das würde ganz unnütz sein, Madame, denn erst muß ich wissen, wozu ich mich in Bezug auf die Waisen entschließe... ich will sie also um jeden Preis sehen, lange mit ihnen sprechen und dann erst, wenn mein Plan fest ist, wird Ihre Hülfe mir nützlich sein können... in allen Fällen halten Sie sich morgen früh bereit, Madame, mich zu begleiten.

— Wohin, mein Vater?

— Zum Marschall Simon.

— Zu ihm?

— Nun, nicht gerade zu ihm, Sie steigen in Ihren Wagen, ich steige in einen Fiacre, ich werde versuchen, mich bei den jungen Mädchen einzuführen. Während dieser Zeit erwarten Sie mich einige Schritte vom Hause des Marschalls, wenn ich glücklich bin und Ihren Beistand nöthig habe, werde ich Sie in Ihrem Wagen aufsuchen, Sie werden meine Instructionen bekommen und es kann dann nicht den Anschein haben, als hätten wir uns untereinander verabredet.

— Gut, mein ehrwürdiger Vater; aber in der That ich zittere, wenn ich an Ihre Unterredung mit dem rohen Soldaten denke.

— Der Herr wird über seinem Diener wachen, antwortete Rodin. — Was Sie anbetrifft, mein Vater, — sagte er an Aigrigny sich wendend, hinzu, — so lassen Sie gleich nach Wien die Note abgehen, welche schon fertig ist, um die Abreise und die bevorstehende Ankunft des Marschalls der bewußten Person zu melden. Alles ist voraus berechnet und heute Abend werde ich noch ausführlicher schreiben.

.....

Am andern Morgen gegen acht Uhr fuhren Frau von St. Dizier in ihrem Wagen und Rodin in seinem Fiacre auf das Haus des Marschall Simon zu.

Zweites Kapitel.

Das Glück.

Seit zwei Tagen ist der Marschall Simon abgereist. Es ist acht Uhr Morgens; Dagobert geht auf den Fußspitzen, damit seine Schritte kein Geräusch machen, durch den Vorsaal, der zum Schlafzimmer Rose's und Blanche's führt, um heimlich sein Ohr an die Thür des Zimmers der jungen Mädchen zu halten; Murrkopf befolgt seines Herrn Beispiel pünktlich und scheint mit eben so viel Vorsicht zu gehen, als er.

Das Gesicht des Soldaten ist unruhig und besorgt; näher kommend sagt er mit leiser Stimme:

— Wenn nur die lieben Kinder Nichts gehört haben in dieser Nacht. Sie würden darüber erschrecken und es ist besser, daß sie den Vorfall erst so spät als möglich erfahren. Sie könnten sonst äußerst traurig darüber werden und die armen Kleinen sind so lustig, so glücklich, seit sie die Liebe ihres Vaters zu ihnen wissen. Sie haben seine Abreise so muthig ertragen, wenn sie daher nur nicht von dem Vorfalle dieser Nacht erfahren... sie würden zu betrübt darüber werden.

Darauf horchte der Soldat wieder und versetzte:

— Ich höre Nichts, gar Nichts... sie sind doch sonst schon so früh munter. Sollten sie etwa Kummers halber so still sein?

Diese Gedanken Dagobert's wurden durch ein reizendes, frisches Gelächter widerlegt, das aus dem Inneren des Schlafzimmers drang.

— Nun, sie sind nicht so traurig, als ich glaubte, — sagte Dagobert leichter aufathmend. — Wahrscheinlich wissen sie Nichts...

Bald wurde das Gelächter so stark, daß der Soldat, von diesem Anfall seltener Fröhlichkeit bei seinen Kindern ganz gerührt, einen Augenblick feuchte Augen bekam, als er daran dachte, daß die Waisen endlich die glückliche Heiterkeit ihres Alters wiedergefunden hätten; darauf ging er von der Rührung zur Freude über, hielt noch immer das Ohr an die Thür, den Körper halb vorgebeugt, die Hände auf's Knie gestützt, und so begleitete Dagobert, vor Freude strahlend, den Kopf etwas einziehend, mit stummem Lachen die Ausbrüche wachsender Lustigkeit der jungen Mädchen... Da nun Nichts ansteckender ist als Lustigkeit und der würdige Soldat vor Freude außer sich war, lachte er endlich ganz laut und aus Leibeskräften, ohne zu wissen, warum, und dies, weil Rose und Blanche von ganzem Herzen lachten.

Murrkopf hatte seinen Herrn noch niemals in einem solchen Anfalle von Lustigkeit gesehen; er sah ihn erst mit stiller Verwunderung an und dann begann er mit fragender Miene zu bellen.

Bei diesem wohlbekannten Tone hörte das Gelächter der jungen Mädchen plötzlich auf und eine frische, von der Aufregung der Lustigkeit noch zitternde Stimme rief aus:

— Also Du bist es, Murrkopf, der uns wecken will?

Murrkopf verstand, wedelte mit dem Schwanze, legte die Ohren an und antwortete, indem er sich an die Thür drängte, mit einem leichten Knurren auf den Ruf seiner jungen Herrin.

— Herr Murrkopf, — sagte die Stimme Rose's, welche kaum einen neuen Anfall von Heiterkeit zurückhalten konnte, — Sie sind sehr früh auf.

— Dann können Sie uns wohl sagen, Herr Murrkopf, wie viel Uhr es ist, — fügte Blanche hinzu.

— Ja, Mesdemoiselles, es ist acht Uhr vorbei, — sagte plötzlich Dagobert's rauhe Stimme, welche diesen Spaß mit unendlichem Gelächter begleitete.

Ein leichter, freudig überraschter Ruf ließ sich hören und darauf versetzte Rose:

— Guten Morgen, Dagobert.

— Guten Morgen, meine Kinder... Sie sind heute sehr faul, ohne daß ich Ihnen einen Vorwurf machen will.

— Das ist nicht unsere Schuld. Unsere liebe Augustine ist noch nicht zu uns hereingekommen, wir warten auf sie, — sagte Rose.

— Da haben wir's, — dachte Dagobert und seine Züge wurden wieder sorgenvoll. Darauf versetzte er ganz laut mit ziemlich verlegenem Tone, denn der brave Mann verstand sich auf's Lügen schlecht:

— Meine Kinder, Ihre Gouvernante ist heute Morgen... sehr früh ausgegangen. Sie ist... Geschäfte halber auf's Land gereist... und wird erst in einigen Tagen wiederkommen;... daher werden Sie heute gut daran thun, ganz allein aufzustehen.

— Die gute Madame Augustine, — sagte Blanche theilnehmend. — Es wird doch nichts Unangenehmes gewesen sein, was sie veranlaßt hat, uns so schnell zu verlassen. Nicht wahr, Dagobert?

— Nein, nein, ganz und gar nicht. Es ist Geschäfte halber, — antwortete der Soldat. — Sie will dies einen ihrer Verwandten sprechen.

— So! Dann ist's gut, — sagte Rose. — Nun, Dagobert, wenn wir Dich rufen, kannst Du hereinkommen.

— Ich komme in einer Viertelstunde wieder, — sagte der Soldat sich entfernend und dachte daraus: — Ich muß nur diesen dummen Jocrisse gehörig abkanzeln, denn er ist so auf den Kopf gefallen und so geschwätzig, daß er Alles ausplaudern wird.

Der Name des angeblichen Dummkopfes soll uns zum natürlichen Uebergang dienen, um die Ursache der tollen Lustigkeit der beiden Schwestern zu erzählen; sie lachten über die vielen Tölpeleien des Dummkopfs.

Die beiden jungen Mädchen waren aufgestanden und hatten sich angekleidet, indem sie sich gegenseitig Zefendienste leisteten. Rose hatte Blanche gekämmt und frisirt, jetzt war die Reihe an Blanche, Rose zu frisiren. Die beiden jungen Mädchen boten in dieser Stellung ein reizendes Bild dar.

Rose saß vor einem Toilettentisch, ihre Schwester stand hinter ihr und flocht ihr das schöne braune Haar.

Glückliches, reizendes Alter, der Kindheit noch so nahe, daß die gegenwärtige Freude schnell den vergangenen Kummer vergessen macht. Und dann empfanden die Waisen mehr als Freude, es war Glück, ja, ein außerordentliches, von nun an unzerstörbares Glück; ihr Vater betete sie an und ihre Gegenwart entzückte ihn und war weit davon entfernt, ihm peinlich zu sein. Ueber die Zärtlichkeit seiner Kinder endlich selbst beruhigt, hatte er jetzt keinen Kummer mehr zu fürchten. Was konnte für diese drei ihrer gegenseitigen unaussprechlichen Liebe gewissen Wesen eine augenblickliche Trennung sein?

Nachdem wir dies vorausgeschickt, wird man die unschuldige Lustigkeit der beiden Schwestern begreifen, wenngleich ihr Vater auch abgereist war, und der heitere, glückliche Ausdruck wird erklärlich, der ihre hübschen Gesichter belebte, auf denen schon vor kurzem noch matte Farben sich gezeigt hatten; ihr Vertrauen auf die Zukunft gab ihren Mienen etwas Entschiedenes und Festes, was ihren bezaubernden Zügen neuen Reiz verlieh.

Blanche hatte, während sie ihrer Schwester das Haar kämmte, den Kamm fallen lassen und da sie sich bückte, um ihn aufzulangen, kam ihr Rose zuvor und gab ihn ihr mit den Worten wieder:

— Wenn er entzwei gegangen wäre, würdest Du ihn in den Korb für die Henkel gethan haben.

Und die beiden jungen Mädchen fingen bei diesen Worten, die auf eine köstliche Dummheit des Jocrisse anspielten, wie toll zu lachen an.

Der angebliche Dummkopf hatte nämlich den Henkel einer Tasse abgebrochen und als die Gouvernante der beiden jungen Mädchen ihn darüber ausschalt, antwortete er:

— Beruhigen Sie sich, Madame, ich habe den Henkel in den Korb für die Henkel gethan. — Korb für die Henkel! — Ja, Madame, dort thue ich alle Henkel hinein, die ich zerbrochen habe und die ich noch zerbrechen werde.

— Mein Gott, — sagte Rose, indem sie sich die Thränen der Lustigkeit trockneten, — wie lächerlich ist es doch, über solche Dummheiten noch zu lachen.

— Es ist aber auch zu komisch, — versetzte Blanche, — wie kann man da widerstehen.

— Ich bedaure nur, daß unser Vater uns nicht so lachen hört.

— Er war so glücklich, als er uns fröhlich sah.

— Wir müssen ihm heute noch die Geschichte von dem Korb für die Henkel schreiben.

— Und auch die vom Staubbesen, damit wir ihm zeigen, daß wir unser Versprechen halten und während seiner Abwesenheit keinen Kummer haben.

— Ihm schreiben, Schwester? Nicht doch. Du weißt ja, daß er uns dies schreiben will, wir ihm aber nicht antworten sollen.

— Es ist wahr. Dabei fällt mir aber etwas ein. Wir können ihm immer unter seiner hiesigen Adresse schreiben, Dagobert legt dann die Briefe auf die Post und bei seiner Rückkehr wird unser Vater unsere Correspondenz lesen.

— Du hast Recht, das ist köstlich. Wie viel Späße wollen wir ihm erzählen, da er dergleichen so liebt!

— Und wir selbst auch, müssen wir nur gestehen. Wir wünschen uns weiter gar Nichts, als stets lustig zu sein.

— O, ganz gewiß. Die letzten Worte unseres Vaters haben uns so viel Muth gemacht, nicht wahr, Schwester?

— Ich meinestheils, als ich ihm zuhörte, fühlte mich über seine Abreise vollkommen unbesorgt.

— Und als er uns sagte: „Meine Kinder, ich will Euch anvertrauen, was ich Euch anvertrauen kann. Ich hatte eine heilige Pflicht zu erfüllen... dazu mußte ich Euch auf einige Zeit verlassen und obgleich ich blind genug war, an Eurer Zärtlichkeit zu zweifeln, konnte ich mich doch nicht entschließen, Euch zu verlassen. Indessen hatte ich ein unruhiges Bewußtsein; der Kummer drückte mir Maßen nieder, daß ich nicht die Kraft hatte, einen Entschluß zu fassen, und so verginzen die Tage in schmerzlicher Ungewißheit; aber da ich Eurer Zärtlichkeit erst gewiß geworden bin, hörte diese Unentschlossenheit auf, ich sah ein, daß ich nicht eine Pflicht der anderen zu opfern und mir so einen Gewissensbiß zu bereiten brauche, sondern daß ich zwei Pflichten auf einmal zu erfüllen habe, die alle beide heilig sind, und das thue ich denn auch voller Freude, voller Muth und mit glücklichem Bewußtsein."

— O, sprich weiter, meine Schwester, — rief Blanche aus, indem sie sich erhob, um Rosen näher zu sein, — mir ist es, als hörte ich unseren Vater; wir wollen uns recht oft seine Worte in's Gedächtniß zurückrufen, sie werden uns aufrecht erhalten, wenn uns etwa Traurigkeit über sein Fortsein befallen sollte.

— Nicht wahr, Schwester? Aber unser Vater sagte ferner: „Anstatt über meine Abreise bekümmert zu sein, meine Kinder, freut Euch und seid stolz darauf. Ich verlasse Euch, um etwas Gutes, Edles zu thun. Sehr, denkt Euch, es gäbe irgendwo eine arme, leidende, unterdrückte, von Allen verlassene Waise. Der Vater dieser Waise wäre mein Wohlthäter gewesen, ich hätte ihm geschworen, mich seinem Sohne zu weihen und das Leben dieses Sohnes wäre bedroht... Sprecht, meine Kinder, würde es Euch betrüben, mich Euch verlassen zu sehen, um dieser Waise zu Hülfe zu kommen?"

— O nein, nein, edler Vater! haben wir geantwortet; wir würden sonst nicht Deine Töchter sein, — versetzte Blanche begeistert, — geh und verlaß Dich auf uns. Wir würden zu unglücklich sein, wenn wir denken müßten, daß unsere Traurigkeit Deinen Muth schwächen könnte. Geh, reise ab und wir werden täglich voller Stolz denken: — Unser Vater hat uns verlassen, um eine edle und große Pflicht zu erfüllen, deshalb wird es uns leicht, auf ihn zu warten.

— Wie schön, wie aufrichtend ist der Gedanke an Pflicht, an Hingebung, — sagte Rose, — siehst Du, das giebt unserem Vater den Muth, uns ohne Kummer zu verlassen und uns die Kraft, fröhlich seine Rückkehr zu erwarten.

— Und dann, wie ruhig sind wir jetzt! Jene betrübenden Träume, welche uns traurige Ereignisse vorherverkündeten, quälen uns nicht mehr.

— Ich sage Dir, Schwester, jetzt sind wir für immer glücklich.

— Und dann, ergeht es Dir auch so wie mir? Mir ist jetzt, als wäre ich stärker, muthiger und könnte allem möglichen Unglücke trotzen.

— Ich glaube es wohl. Sieh nur, wie stark wir jetzt sind: unser Vater in unserer Mitte, Du auf der einen Seite, ich auf der anderen und...

— Dagobert im Vortertreffen, Murrkopf als Arriergarde, die Armee wird also vollständig sein... Also versuche man nur uns anzugreifen, alle Schwadronen, — fügte plötzlich eine rauhe Stimme freudig hinzu und Dagobert erschien in der halbgeöffneten Thür des Saales. Er war glücklich, entzückt und mußte jetzt sehen, denn der alte Kasewels hatte die jungen Mädchen etwas belauscht, bevor er sich zeigte.

— So, Du hast gelauscht, Neugieriger, — sagte Rose lustig, indem sie mit ihrer Schwester aus dem Zimmer in den Saal trat, wo alle Beide den Soldaten liebreich umarmten.

— Ich glaube wohl, daß ich Euch belauscht habe und ich bedaure nur, daß meine Ohren nicht so groß sind als die Murrkopfs, um noch mehr zu hören. Ihr braven Mädchen, so habe ich Euch gern, ein Bißchen keck und verwegen, sagt Ihr zum Kummer: halb links, marsch... es ist genug am Schwagen, Sapperment.

— Schön... Du sollst sehen, er wird uns jetzt gleich anempfehlen, daß wir euch fluchen, — sagte Rose zu ihrer Schwester und lachte übermüthig.

— Nun, nun, von Zeit zu Zeit will ich es meiner Treu nicht verneinen, — versetzte der Soldat. — Das beruhigt und erleichtert, denn wenn man, um Jammer und Elend zu ertragen, nicht alle tausend Donner...

— Aber müßt Du wohl still sein, — sagte Rose und legte ihre hübsche Hand auf Dagobert's grauen Bart, um ihm das Wort abzuschneiden. — Wenn Madame Augustine das hörte!

— Die arme Gouvernante, die so sanft und schüchtern ist! — versetzte Blanche.

— Wie würdest Du sie erschrecken!

— Ja, — sagte Dagobert und suchte seine wachsende Verwirrung zu verbergen; — aber sie hört uns nicht, da sie... aufs Land gereist ist.

— Die gute und würdige Frau, — versetzte Blanche theilnahmvoll. — Sie hat uns in Bezug auf Dich ein sehr rührendes Wort gesagt, welches ganz und gar die Wortreichheit ihres Herzens beweist.

— Gewiß, — versetzte Rose, — als sie mit uns von Dir sprach, — sagte sie: — O, ich weiß recht wohl, daß neben Dagobert meine Anhänglichkeit Ihnen etwas sehr Geringes erscheinen wird, da sie ganz neu ist und Sie derselben nicht bedürfen, und dennoch empfinde ich in mir das Recht, mich auch Ihnen zu weihen.

— Gewiß, gewiß, es war... es ist ein Herz wie Gold, — sagte Dagobert; darauf fügte er ganz leise hinzu: — 's ist gerade, als ob es so sein sollte, nun bringen sie das Gespräch auf die arme Frau.

— Uebrigens hat mein Vater eine gute Wahl mit ihr getroffen, — sagte Rose, — sie ist die Wittwe eines alten Soldaten, der den Krieg mit ihm mitgemacht hat.

— Als wir noch traurig waren, — sagte Blanche, — mußte man sehen, wie besorgt, wie bekümmert sie war und was sie Alles ersann, um uns zu trösten.

— Wohl zwanzig Mal habe ich die hellen Thränen ihr in den Augen stehen sehen, wenn ich sie ansah, — versetzte Rose, — o, sie liebt uns zärtlich und wir geben es ihr wieder zurück, und weißt Du wohl, Dagobert, daß wir einen Plan haben, der ausgeführt werden soll, sobald unser Vater zurück ist?

— Schweig doch, Schwester! — rief Blanche lachend, — Dagobert wird unser Geheimniß ausplaudern.

— Er?

— Nicht wahr, Dagobert, Du wirst es nicht weiter sagen?

— Nun, — sagte der Soldat immer verlegener, — Ihr werdet eben so gut thun, wenn Ihr Nichts sagt.

— Du kannst also Madame Augustine Nichts verbergen?

— O, Herr Dagobert, Herr Dagobert! — sagte Blanche lustig und drohte dem Soldat mit dem Finger. — Ich habe Sie in starken Verdacht, bei unserer guten Gouvernante die Cour geschnitten zu haben.

— Ich die Cour? — sagte Dagobert.

Der Ton und Ausdruck Dagobert's bei diesen Worten war so mächtig, daß die beiden Schwestern in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Ihre Heiterkeit hatte die höchste Spitze erreicht, als die Thür des Saales sich öffnete.

Jocrisse that einige Schritte in den Saal hinein und meldete mit lauter Stimme:

— Herr Rodin!

Allerdings schlich sich der Jesuit schnell in das Zimmer, als ob er von dem Gebiete Besitz nehmen wolle; erst als er darin war, hielt er das Spiel für gewonnen und seine kleinen Schlangenaugen blinzelten.

Die Ueberraschung der beiden Schwestern und der Zorn des Soldaten bei diesem unverhofften Anblicke läßt sich schwer beschreiben.

Dagobert rannte auf Jocrisse zu, nahm ihn beim Kragen und rief aus:

— Wer hat Dir erlaubt, irgend Jemand hier einzuführen, ohne es mir vorher zu melden!?

— Gnade, Herr Dagobert! — sagte Jocrisse, indem er sich aufs Knie warf und mit dummer, flehender Miene die Hände rang.

— Marsch hinaus mit Dir und auch mit Ihnen! — fügte der Soldat drohend hinzu, indem er sich nach Rodin umkehrte, der sich bereits väterlich lächelnd den beiden jungen Mädchen näherte.

— Ich stehe zu Ihren Diensten, mein lieber Herr, — sagte der Priester demüthig, indem er sich verbeugte, aber nicht vom Platze ging.

— Wirst Du hinausgehen! — rief der Soldat dem Jocrisse zu, der noch immer auf den Knieen lag, denn vermöge dieser Stellung konnte er noch eine gewisse Anzahl Werte verbringen, ehe Dagobert ihn zur Thür hinaus warf.

— Herr Dagobert, — sagte Jocrisse mit jämmerlichem Tone, — bitte um Verzeihung, daß ich den Herrn hier eingeführt habe, ohne es Ihnen vorher zu sagen; aber ich hatte den Kopf verloren wegen des Unglücks, welches Madame Augustine passirt ist.

— Welches Unglück? — riefen Rose und Blanche zugleich und näherten sich voller Besorgniß dem Jocrisse.

— Willst Du hinaus! — versetzte Dagobert, indem er Jocrisse am Kragen nahm, um ihn zum Aufstehen zu zwingen.

— Sprich, sprich, — versetzte Blanche, die sich zwischen Jocrisse und dem Soldaten stellte, — was ist Madame Augustine passirt?

— Mademoiselle, — sagte Jocrisse schnell, trotz den Püffen des Soldaten, — Madame Augustine ist diese Nacht von der Cholera befallen worden und man hat...

Jocrisse konnte nicht ausreden; Dagobert versetzte ihm den rühmlichsten Hieb auf den Mund, den er seit langer Zeit geführt hatte, dann gebrauchte der alte Grenadier zu Pferde seine für sein Alter noch sehr bedeutende Kraft, hob Jocrisse mit mächtiger Faust in die Höhe und stieß ihn mit einem tüchtigen Fußtritt in das benachbarte Zimmer.

Dagobert wandte sich nun mit gerötheten Wangen und zornfunkelndem Auge zu Rodin, zeigte mit ausdrucksvoller Geberde ihm die Thür und sagte in gereiztem Tone zu ihm:

— Jetzt ist es an Ihnen, wenn Sie nicht sogleich verschwinden, mache ich kurzen Proceß.

— Ganz nach Ihrem Belieben, mein theurer Herr, — sagte Rodin und ging rückwärts zur Thür hinaus, indem er sich vor den jungen Mädchen verbeugte.

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

15. Nov. | I. Band.] Supplement. [№ 9. | 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Zehnter Band.

Drittes Kapitel.

Die Pflicht.

Unter dem Feuer der wüthenden Blicke Dagoberts bewerkstelligte Rodin langsam seinen Rückzug und ging so rückwärts nach der Thür, indem er von der Seite durchdringende Blicke auf die durch Joeriffe's berechnete Unvorsichtigkeit sichtlich bewegten Waisen warf. Dagobert hatte ihm befohlen, in Gegenwart der jungen Mädchen nicht von der Krankheit ihrer Gouvernante zu sprechen; der angebliche Dummkopf hatte aufs Gerathewohl gerade das Gegentheil von dem ihm gegebenen Befehl gethan.

Rose kam schnell auf den Soldaten zu und sagte zu ihm:

— Mein Gott, ist es wahr, daß die arme Madame Augustine von der Cholera befallen ist?

— Nein, ich weiß nicht... ich glaube nicht, — versetzte der Soldat zaudernd, — übrigens was kümmert es Euch?

— Dagobert, Du willst uns etwas verbergen... ein Unglück, — sagte Blanche. — Jetzt erinnere ich mich Deiner Verlegenheit, als Du vorhin von unserer Gouvernante sprachst.

— Wenn sie krank ist, dürfen wir sie nicht verlassen; sie hat mit unserem Kummer Mitleid gehabt, so müssen wir auch für ihre Schmerzen mitfühlen.

— Komm, Schwester, ... wir wollen in ihr Zimmer gehen, — sagte Blanche und ging auf die Thür zu, wo Rodin stand und mit wachsender Aufmerksamkeit diesem unverhofften Auftritte beiwohnte, welcher ihn zu tiefem Nachdenken zu veranlassen schien.

— Ihr werdet nicht hier aus der Stube gehen, — sagte der Soldat streng zu den beiden Schwestern.

— Dagobert, — sagte Rose fest, — es handelt sich um eine heilige Pflicht, es wäre schändlich, ihr nicht nachzukommen.

— Ich sage Euch, daß Ihr nicht hinausgehen werdet, — versetzte der Soldat und stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

— Mein Freund, — versetzte Blanche mit nicht minder entschlossenem Aussehen und mit einer Art von Exaltation, welche ihr reizendes Gesicht mit lieblichem Roth färbte, — unser Vater hat uns, indem er uns verließ, ein bewunderungswürdiges Beispiel von Pflichtgefühl gegeben; ... er würde es uns nicht verzeihen, wenn wir diese Lehre vergäßen.

— Wie? — rief Dagobert außer sich und trat auf die beiden Schwestern zu, um sie am Hinausgehen zu verhindern, — Ihr glaubt, wenn Eure Gouvernante die Cholera hat, würde ich Euch unter dem Vorwande der Pflicht zu ihr gehen lassen? ... Eure Pflicht ist zu leben, glücklich zu leben für Euren Vater ... und für mich ebenein ..., also Nichts mehr von dieser Narrheit.

— Es ist für uns gar nicht gefährlich, wenn wir zu unserer Gouvernante auf's Zimmer gehen, — sagte Rose.

— Und wäre auch Gefahr dabei, — fügte Blanche hinzu, — so dürften wir doch nicht zaudern. Also Dagobert, sei gut ... laß uns durch.

Plötzlich bebte Rodin, der höchst aufmerksam zugehört hatte, zusammen, sein Auge glänzte und ein Strahl von Freude blitzte unheimlich über sein Gesicht hin.

— Dagobert, schlage es uns nicht ab, — sagte Blanche, — Du würdest ja doch für uns thun, was Du uns zum Vorwurfe bei einer anderen Person machst.

Dagobert hatte bis dahin dem Jesuiten und den beiden Schwestern so zu sagen den Weg versperrt, indem er sich vor die Thür stellte, nach einem Augenblicke Nachdenkens, zuckte er mit den Achseln, ging von der Thür fort und sagte ruhig:

— Ich war ein alter Narr. Gehen Sie, meine Damen ... gehen Sie ... Wenn Sie Madame Augustine im Hause finden ... versprechen Sie Ihnen, daß Sie bei ihr bleiben sollen.

Von der Sicherheit in der Haltung und den Worten Dagoberts bestürzt gemacht, blieben die jungen Mädchen unentschlossen still stehen.

— Wenn unsere Gouvernante nicht hier ist, — versetzte Rose, — wo ist sie denn?

— Ihr glaubt vielleicht, daß ich Euch das sagen werde bei dem aufgeregten Zustande, in welchem ich Euch so schon sehe.

— Sie ist todt ... — rief Rose, bleich werdend.

— Nein, nein, beruhigt Euch, — sagte der Soldat lebhaft, — nein, ich schwöre es bei Eurem Vater, sie ist nicht todt, ... indessen hat sie beim ersten Anfall der Krankheit verlangt, außer dem Hause gebracht zu werden, da sie die Bewohner desselben anzustecken fürchtete.

— Gute und muthige Frau ... — sagte Rose gerührt, — und Du willst nicht ...

— Ich will nicht, daß Ihr von hier fortgeht, und setzte ich Euch hier in das Zimmer einschließen, — rief der Soldat und stampfte vor Zorn mit dem Fuße, darauf fiel es ihm ein, daß die unglückliche Plauderei des Joeriffe allein dies betrübende Ereigniß herbeigeführt, und so fügte er mit noch größerem Aerger hinzu:

— O, ich werde noch meinen Stock auf dem Rücken dieses Schurken zerbrechen müssen.

Dies sagend wandte er sich nach der Thür um, wo Rodin schweigend und aufmerksam stand und hinter seiner gewöhnlichen Gleichmüthigkeit die verderblichen Hoffnungen versteckte, welche ihm eben gekommen waren.

Die beiden jungen Mädchen zweifelten nicht mehr daran, daß ihre Gouvernante fortgeschafft sei, und waren fest überzeugt, daß Dagobert ihnen nicht sagen werde, wohin er sie hatte bringen lassen, sie blieben daher still und traurig.

Beim Anblicke des Priesters, den er einen Augenblick vergessen, vermehrte sich der Zorn des Soldaten und er sagte rauh zu ihm:

— Sie sind noch da?

— Ich möchte Ihnen zu bemerken geben, mein theurer Herr, — sagte Rodin mit der vollkommen einfältigen Miene, welche er zu Zeiten anzunehmen wußte, — daß Sie vor der Thüre standen, was mich natürlich am Hinausgehen hinderte.

— Nun gut, jetzt hindert Sie nichts, ... verschwinden Sie ...

— Ich werde mich also beeilen zu verschwinden ... mein theurer Herr, obwohl ich, wie ich glaube, ein Recht habe, mich über eine solche Aufnahme zu verwundern ...

— Es handelt sich hier nicht um Aufnahme, sondern um Fortgehen ... Gehen Sie hinaus.

— Ich war gekommen, mein lieber Herr, um mit Ihnen zu sprechen ...

— Ich habe zum Plaudern keine Zeit ...

— Es sind wichtige Sachen ...

— Für mich giebt es nichts Wichtigeres, als mit den beiden Kindern hier allein zu bleiben ...

— Ganz wohl, mein lieber Herr, — sagte Rodin, indem er die Schwelle der Thür betrat, — ich werde Sie nicht länger belästigen; entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit; ... als Ueberbringer von Nachrichten ... vortrefflichen Nachrichten vom Marschall Simon ... kam ich ...

— Nachrichten von unserem Vater? — sagte Rose lebhaft, und näherte sich Rodin.

— O sprechen Sie, sprechen Sie, mein Herr, — fügte Blanche hinzu.

— Sie haben Nachrichten vom Marschall, Sie? ... — sagte Dagobert, indem er auf Rodin einen mißtrauischen Blick warf. — Und was sind das für Nachrichten?

Aber Rodin verließ, ohne gleich auf diese Frage zu antworten, die Thürschwelle, kam in den Salon zurück und betrachtete Rose und Blanche abwechselnd mit Verwunderung, dann versetzte er:

— Welches Glück für mich, daß ich hierhergekommen und diesen lieben Demoiselles Freude machen kann; sie sind immer noch so reizend und anmuthreich, obwohl minder traurig, wie ich sie an dem Tage verlassen habe, wo ich sie aus der Gefangenschaft in dem häßlichen Kloster abholte ... Mit welcher Glückseligkeit habe ich sie sich ihrem Vater damals in die Arme werfen sehen! ...

— Dort war ihre Stelle und die Ihrige ist nicht hier ... — sagte Dagobert grob, indem er den Flügel der Thür hinter Rodin offen hielt.

— Geben Sie wenigstens zu, daß ich kein Doktor Balenier an meinem Platze war ... — sagte der Jesuit und sah den Soldaten mit schlauem Blicke an, — Sie wissen doch, in jenem Krankenhause ... an jenem Tage, wo ich Ihnen das edle kaiserliche Kreuz zurückgab, welches Sie so schmerzlich vermißten ... an jenem Tage, wo das gute Fräulein von Cardeville, als sie Ihnen sagte, daß ich ihr Befreier sei, Sie davon abhielt, mich ein wenig zu erwürgen ... mein lieber Herr ... Ja, wahrlich, meine jungen Damen, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen, — fügte Rodin lächelnd hinzu, — dieser brave Soldat begann mich zu erwürgen, denn ich muß es sagen, ohne ihn böse machen zu wollen, er hat trotz seines Alters eine Faust von Eisen. Ei, ich denke, die

Preußen und Kosacken werden dies wohl noch besser erfahren haben als ich...

Diese Worte erinnerten Dagobert und die beiden jungen Mädchen an die Dienste, welche Robin ihnen wirklich geleistet; obgleich der Marschall Fräulein von Cardoville von Robin als einen sehr gefährlichen Menschen hatte sprechen hören, der sie betrogen habe, so hatte doch der Vater Rose's und Blanche's in seiner fortwährenden Unruhe diesen Umstand Dagobert mitzutheilen vergessen; aber dieser war durch Erfahrung klug und empfand trotz aller dem Jesuiten günstigen Umstände doch eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn; daher versetzte er rauh:

— Es kommt jetzt nicht darauf an, ob ich eine kräftige Hand habe oder nicht, sondern...

— Wenn ich auf diese unschuldige Lebhaftigkeit von Ihrer Seite anspiele, mein lieber Herr, — sagte Robin, Dagobert mit schmeichlerischem Tone unterbrechend und näherte sich mit einer Art ihm eigenthümlichen Schlangenwindung den beiden Schwestern, — wenn ich darauf anspiele, so geschieht es nur, weil ich mich unwillkührlich der kleinen Dienste erinnere, welche ich Ihnen zu leisten Gelegenheit fand.

Dagobert sah Robin fest an und dieser schlug sogleich sein dünnes Augenlid über das grünlich gelbe Auge nieder.

— Erstens, — sagte der Soldat nach einer Pause, — spricht ein Mann von Herz niemals von den Diensten, die er geleistet hat... und Sie kommen nun schon zum dritten Male darauf zurück.

— Aber Dagobert, — sagte Rose ganz leise zu ihm, — wenn er nun Nachrichten vom Vater bringt.

Der Soldat machte eine Geberde mit der Hand, des Sinnes, das junge Mädchen möge ihn sprechen lassen, sah Robin noch immer starr an und versetzte:

— Sie sind verschmitzt... aber ich bin kein Rekrut.

— Ich bin verschmitzt? — sagte Robin mit frommer Miene.

— O sehr... Sie glauben mich mit Ihrem Schwadroniren fangen zu können, aber es thut's nicht... Hören Sie mir zu: Einer von Ihrer Schwarzrockbande hatte mir mein Kreuz gestohlen... Sie haben es mir wieder zugestellt... gut;... Einer von Ihrer Bande hatte die Kinder entführt... Sie haben sie wiedergeholt... auch gut; Sie haben den Renegaten Aigrigny denuncirt... auch das ist wahr;... aber dadurch wird nur zweierlei bewiesen: erstens, daß Sie nichtswürdig genug waren, mit diesen Lumpen gemeinschaftliche Sache zu machen;... zweitens, daß Sie nichtswürdig genug waren, ihn zu denunciren; alles Beides ist erbärmlich, also sind Sie mir verdächtig. Verschwinden Sie, und schnell, Ihr Anblick ist diesen Kindern nicht gesund.

— Aber mein lieber Herr...

— Hier giebt's kein Aber mehr, — sagte Dagobert mit gereiztem Tone, — wenn ein Mensch von Ihrem Gelichter Gutes thut, so steckt etwas Schlimmes dahinter... Man muß auf der Hut sein... und das bin ich.

— Ich begreife wohl, — sagte Robin und verbarg seinen Aerger, denn er hatte geglaubt, den Soldaten leicht ködern zu können, — ich begreife wohl, daß Sie Ihrer Stimmung nicht Herr werden können,... indessen, wenn Sie nachdenken... welches Interesse könnte ich haben, Sie zu täuschen, und worüber sollte ich Sie täuschen?

— Sie haben irgend ein Interesse dabei, hartnäckig wider meinen Willen hier zu bleiben,... während ich Ihnen sage, Sie sollen gehen.

— Ich habe die Ehre gehabt, mein Herr, Ihnen den Zweck meines Besuches zu sagen.

— Nachrichten vom Marschall Simon, war's nicht so?

— Ganz recht; ich bin glücklich genug, Nachrichten vom Marschall zu haben, — antwortete Robin und kam den Töchtern des Marschalls noch näher, als wollte er das verlorene Terrain wieder gewinnen, worauf er zu den Schwestern sagte:

— Ja, meine lieben jungen Damen, ich habe Nachrichten von Ihrem vortrefflichen Vater.

— Dann kommen Sie sogleich mit mir und sagen Sie sie mir, — versetzte Dagobert.

— Wie?... Sie wollen so grausam sein, die jungen Damen zu verhindern, daß sie Nachrichten hören, welche...

— Donnerwetter, Herr, — rief Dagobert mit Riesenstimme, — Sie sehen also nicht, wie sehr es mir widerstrebt, einen Mann von Ihrem Alter zur Thür hinaus zu werfen? Werden Sie endlich fertig werden?

— Nun, nun, — sagte Robin sanft, — kommen Sie nur nicht gegen einen alten, schlichten Mann, wie ich einer bin, in Harnisch... das lohnt der Mühe gar nicht... Meinetwegen, gehen wir auf Ihr Zimmer... ich werde Ihnen erzählen, was ich zu sagen habe... und Sie werden es bereuen, daß Sie mich nicht in Gegenwart dieser jungen Damen haben sprechen lassen, das soll Ihre Bestrafung sein, Sie böser Mann.

Dies sagend verbarg Robin seinen Aerger und Zorn, verbeugte sich nochmals, und ging Dagobert voran, der die Thür hinter ihm schloß, nachdem er den alleinbleibenden Schwestern zugewinkt hatte.

— Dagobert, was für Nachrichten von unserem Vater? — sagte Rose schnell zu dem Soldaten, als sie ihn ungefähr eine Stunde darauf wieder hereintreten sah.

— Nun... dieser alte Teufelskerl weiß allerdings, daß der Marschall abgereist und frohen Muthes abgereist ist; er kennt, wie er mir sagt, Herrn Robert. Woher weiß er das Alles?... Es ist mir ein Räthsel, — fügte der Soldat mit nachdenklicher Miene hinzu, — aber das ist ein Grund mehr, ihm zu mißtrauen.

— Und die Nachrichten von unserem Vater? — fragte Rose.

— Ein Freund des alten Nichtswürdigen (ich bleibe bei meiner Meinung) kennt, wie er sagt, Euern Vater und ist ihm fünf und zwanzig Stunden von hier begegnet; da der Marschall wußte, daß der Mann nach Paris zurückkehrte, hat er ihm angeblich den Auftrag gegeben, Euch zu sagen oder sagen zu lassen, daß er sich wohl befinde und Euch bald wieder zu sehen hoffe...

— O welches Glück! — rief Rose aus.

— Da siehst Du also, wie Unrecht Du hattest, ihm zu mißtrauen... der arme alte Mann, Dagobert, — fügte Blanche hinzu, — Du hast ihn so grob behandelt.

— Wohl möglich, aber mir thut es gar nicht leid...

— Weshalb nicht?

— Ich habe meine Gründe... und der beste ist der, daß es mich ganz kalt überlief, ich weiß nicht warum, als ich ihn eintreten und sich um Euch herum wenden und drehen sah... eine Schlange, die auf Euch zugekrochen wäre, würde mir nicht größeren Schrecken eingeflößt haben... Ich weiß wohl, daß er in meinem Beisein Euch Nichts Böses anthun konnte, aber seht Kinder, trotz der Dienste, die er uns geleistet, mußte ich mir die höchste Gewalt anthun, um ihn nicht zum Fenster hinaus zu werfen... Und diese Art, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen, ist nicht natürlich... Man muß sich daher vor Leuten hüten, die Einem solche Gedanken rege machen.

— Guter Dagobert, Deine Liebe zu uns, macht Dich so argwöhnisch, — sagte Rose mit schmeichelndem Tone; — das beweist, wie sehr gut Du uns bist.

— Wie sehr Du Deine Kinder liebst, — fügte Blanche hinzu und näherte sich Dagobert, indem sie ihrer Schwester winkte, als hätten beide in Abwesenheit des Soldaten ein Complott gemacht.

— Hm, Ihr schmeichelt mir sehr... Ihr wollt gewiß etwas von mir...

— Nun ja,... Du weißt, daß wir niemals lügen, — sagte Rose.

— Siehst Du, Dagobert, sei vernünftig... weiter Nichts, — sagte Blanche hinzu.

Und sie hingen sich beide mit den Armen an Dagoberts Schultern und sahen ihn mit der verführerischsten Miene an.

— Nun, heraus mit der Sprache, — sagte Dagobert, eine nach der andern ansehend, — ich werde mich zusammen nehmen müssen. Gewiß ist es etwas, das mir so leicht nicht abzuringen ist.

— Siehst Du, Dagobert, Du bist so brav, so gut, so gerecht, Du hast uns oft geliebt, weil wir muthig seien wie Soldatentöchter.

— Nun, nun, nur zur Sache... — sagte Dagobert, der sich über diese vorbereitenden Reden zu beunruhigen anfing.

Das junge Mädchen war im Begriff zu sprechen, als es leise an die Thür klopfte. Dagobert hatte Jocrisse eine Lehre

von ersprießlichem Beispiel gegeben und ihn sofort aus dem Hause gejagt.

— Wer ist da? — sagte Dagobert.

— Ich bin's, Justin, Herr Dagobert, — sagte eine Stimme.

— Herein.

Ein Bedienter des Hauses, ein redlicher, treuer Knecht erschien in der Thür.

— Was giebts? — sagte der Soldat.

— Herr Dagobert, — antwortete Justin, — unten ist eine Dame in einer Equipage; sie hat den Bedienten heraufgeschickt, sich zu erkundigen, ob sie den Herrn Herzog und die jungen Damen sprechen könne. Wir ließen ihr sagen, der Herzog sei nicht zu Haus, wohl aber die Damen; nun verlangt sie, diese zu sprechen, indem sie sagt, sie käme wegen einer Collecte.

— Und hast Du die Dame gesehen?... hat sie Dir ihren Namen gesagt?

— Sie hat ihn nicht gesagt,... aber es muß dem schönen Wagen nach eine vornehme Dame sein... die Bedienten haben große Gallalivreen.

— Diese Dame kommt wegen einer Collecte, — sagt Rose zu Dagobert, — gewiß für die Armen; es ist ihr gesagt worden, daß wir zu Haus sind, wir müssen sie also annehmen... nicht wahr?

— Was meinst Du, Dagobert? — fragte Blanche.

— Eine Dame... meinetwegen... das ist doch etwas anderes als der alte Heerrameister eben, — sagte der Soldat, — und außerdem verlasse ich Euch auch nicht.

Darauf sagte er zu Justin:

— Laß die Dame herauskommen!

— Wie Dagobert, Du mißtraust auch dieser Dame, welche Du nicht kennst?

— Seht, meine Kinder,... ich hatte keinen Grund, meiner guten, braven Frau zu mißtrauen, nicht wahr? Nichtsdestoweniger hat sie Euch aber doch dem Schwarzröcken in die Hände geliefert... und zwar ohne zu wissen, daß sie Böses that, blos, um ihrem Pfaffen, dem Beichtvater zu gehorchen.

— Die arme Frau, es ist wahr. Und doch hatte sie uns sehr lieb, — sagte Rose nachdenklich.

— Wann hast Du Nachricht von ihr gehabt? — fragte Blanche.

— Vorgestern; es geht immer besser mit ihr; die Landluft auf der Pfarre Gabriels ist ihr günstig und sie verwahrt in seiner Abwesenheit das Haus...

In diesem Augenblicke öffneten sich die beiden Flügel der Salonthür und die Prinzessin von St. Dizier trat nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung ein; sie hielt eine von den rothsammetenen Börsen in der Hand, mit welchen die Sammlerinnen in den Kirchen umhergehen.

Viertes Kapitel.

Die Collecte.

Wie dem Leser schon bekannt ist, wußte die Prinzessin von St. Dizier nöthigenfalls die reizendsten Geberden, die liebreichste Miene anzunehmen; da sie übrigens von ihren jugendlichen Galanterien her noch die Gewohnheiten beibehalten, so wandte sie ihre schmeichlerische, liebkosende Koketterie jetzt zum Gelingen ihrer bereiten Intriguen an, wie sie dieselbe sonst zum guten Erfolge ihrer Liebesränke benutzt. Das Ansehen einer vornehmen Frau mit Schattirungen von herzlicher Einfachheit, von Zeit zu Zeit gemäßigt, sobald sie die Gutmüthige spielen wollte, vereinigte sich mit diesem verführerischen Wesen ihrer Haltung.

So erschien die Prinzessin vor den Töchtern des Marschall Simon und Dagobert. In ihr Kleid von grauem Moiré, welches die Fülle ihres Wuchses soviel als möglich verhehlte, wohl eingeschnürt, mit einem Hute von schwarzem Sammet, unter welchem viele Locken von blendem Haar ihr mit drei fetten Kinnabtheilungen versehenes Gesicht einfaßten, das noch ganz anziehend war, ein Blick von liebenswürdiger Freundlichkeit und ein anmuthreiches Lächeln, unter dem sich

sehr schöne Zähne zeigten, machte sie äußerlich einen angenehmen, wohlthuenden Eindruck.

Dagobert sowohl trotz seiner üblen Laune, wie Rose und Blanche trotz ihrer natürlichen Schüchternheit waren sogleich zu Gunsten der Frau von St. Dizier eingenommen; diese näherte sich den jungen Mädchen, machte ihnen eine halbe Verbeugung und begann mit voller, milder Stimme zu reden:

— Ich habe die Ehre mit Mesdemoiselles de Ligny zu sprechen?

Rose und Blanche waren sehr wenig daran gewöhnt, sich bei dem Ehrennamen ihres Vaters nennen zu hören, sie erröthenten daher und sahen ohne zu antworten sich verlegen an.

Dagobert wollte ihnen zu Hülfe kommen und sagte zu der Prinzessin:

— Ja, Madame, die jungen Damen sind die Töchter des Marschall Simon, Herzogs von Ligny, aber gewöhnlich nennt man sie nur Demoiselles Simon.

— Ich wundere mich nicht, mein Herr, — antwortete die Prinzessin, — daß die liebenswürdigste Bescheidenheit eine der gewöhnlichsten Eigenschaften der Töchter des Marschalls sind; ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, daß ich Sie bei dem ruhmvollen Namen genannt habe, welcher an einen der glänzendsten Siege Ihres Vaters erinnert.

Bei diesen schmeichelhaften und wohlwollenden Worten warfen Rose und Blanche einen dankbaren Blick auf Frau von St. Dizier, während Dagobert glücklich und stolz über diese Lobeserhebung, welche zugleich an den Marschall und seine Töchter gerichtet war, gleich ihnen immer mehr Vertrauen zu der Sammlerin faßte.

Diese versetzte mit eindringlichem und rührendem Tone:

— Ich komme zu Ihnen, Mesdemoiselles, voll Vertrauen auf die Beispiele edler Freigebigkeit, welche Ihnen der Herr Marschall gegeben hat, um Ihre Barmherzigkeit zu Gunsten der Cholerawaisen in Anspruch zu nehmen; ich bin eine von den Patroninnen eines Unterstützungsvereines und welcher Art auch Ihre Gabe sein wird, meine Fräulein, sie wird mit lebhafter Dankbarkeit entgegengenommen...

— Wir haben Ihnen zu danken, Madame, daß Sie bei diesem guten Werke mit an uns haben denken wollen, — sagte Blanche anmuthig.

— Erlauben Sie mir, Madame, — sagte Rose, — daß ich Alles hole, worüber wir in diesem Augenblicke verfügen können, um es Ihnen anzubieten.

Und nachdem sie einen Blick mit ihrer Schwester gewechselt, ging das junge Mädchen in das angrenzende Schlafzimmer.

— Madame, — sagte Dagobert ehrfurchtsvoll, denn er wurde immer mehr durch die Worte und Manieren der Prinzessin verführt, — erzeigen Sie uns die Ehre, sich zu setzen, bis Rose mit ihrer Börse zurückkommt...

Darauf sagte der Soldat, nachdem er ihr einen Sessel hingestellt, auf welchen sie sich setzte, mit voller Lebhaftigkeit:

— Verzeihen Sie, Madame, wenn ich sage: Rose... ohne Umstände, während ich von einer der Töchter des Marschall Simon spreche; aber ich habe diese Kinder jung werden sehen...

— Und nach unserem Vater haben wir keinen besseren, keinen ergebeneren, zärtlicheren Freund als Dagobert, Madame, — fügte Blanche hinzu, indem sie sich zur Prinzessin wandte.

— Das glaube ich gern, Mademoiselle, — antwortete die Frömmlerin, — denn Sie und Ihre reizende Schwester scheinen einer solchen Ergebenheit sehr würdig... Eine Ergebenheit, — fügte die Prinzessin zu Dagobert gewandt hinzu, — welche gleich ehrenvoll für Diejenigen ist, welche sie einflößen, als für Den, der sie fühlt...

— Meiner Treu, ja, Madame, — sagte Dagobert, — ich rühme mich dessen, denn Grund genug ist dazu da... Aber sehen Sie, da ist Rose schon mit ihrem Sparpfennig.

Das junge Mädchen kam eben aus dem Zimmer herein und hielt eine ziemlich gefüllte Börse von grüner Seide in der Hand. Sie übergab dieselbe der Prinzessin, die schon mit geheimer Ungeduld mehrere Male sich nach der Thür umgewandt hatte, als ob sie die Ankunft einer Person erwartet hätte, die nicht kam; diese Bewegung wurde indeß von Dagobert nicht gemerkt.

— Gern möchten wir, — sagte Rose zur Frau von St. Dizier, — Ihnen mehr anbieten, Madame; aber das ist Alles, was wir besitzen...

— Wie?... Gold! — sagte die Fromme, als sie mehrere Louisd'or durch die Maschen der Börse blitzen sah. — Aber Ihre bescheidene Gabe, meine Fräulein, ist außerordentlich großmüthig, — darauf fügte die Prinzessin hinzu, indem sie die jungen Mädchen voll Rührung ansah:

— Diese Summe war ohne Zweifel zu Ihren Vergnügungen bestimmt, zu Ihrer Toilette? dadurch erhält die Gabe nur einen um so größeren Werth... O, ich hatte nicht zuviel von Ihrer Herzensgüte vermuthet... sich Entbehrungen auferlegen, welche den jungen Mädchen oft so schwer werden!

— Madame, — sagte Rose verlegen, — glauben Sie, daß diese Gabe durchaus keine Entbehrung für uns herbeiführen wird.

— O, ich glaube Ihnen, — erwiederte die Prinzessin verbindlich, — Sie sind zu hübsch, als daß Sie die überflüssigen Hülfsmittel der Toilette nöthig haben sollten,... und Ihre Seele ist zu schön, um nicht die Freuden der Mildherzigkeit jedem anderen Vergnügen vorzuziehen...

— Madame...

— Nun, Mesdemoiselles, — sagte Frau von St. Dizier lächelnd und nahm ihre gutmüthige Miene an, — werden Sie nicht über dieses Lob verwirrt. In meinem Alter schmeichelt man nicht leicht und ich spreche wie eine Mutter zu Ihnen;... was sage ich?... wie eine Großmutter... alt genug bin ich dazu...

— Wir würden sehr glücklich sein, wenn unser Almosen einiges von dem Unglück mildern könnte, zu dessen Unterstützung Sie sammeln, Madame, — sagte Rose, — denn dies Unglück ist gewiß schrecklich.

— Ja, sehr schrecklich, — versetzte traurig die Scheinheilige, — aber was einigermaßen bei solchem Unglück tröstet, ist der Anblick der Theilnahme, welche es in allen Klassen der Gesellschaft erweckt... In meiner Eigenschaft als Sammlerin habe ich mehr als Jemand Gelegenheit, so viel edle Aufopferung würdigen zu können, die auch ihre Art von Ansteckung hat... denn...

— Hören Sie es, Mesdemoiselles, — rief Dagobert triumphirend und unterbrach die Prinzessin, um ihre Worte zu Gunsten der Weigerung auszulegen, die er dem Wunsche der Kinder, ihre kranke Gouvernante zu besuchen, entgegensetzte, — hören Sie es wohl, was Madame sagt? In gewissen Fällen wird die Aufopferung eine Art von Ansteckung... nun giebt es aber nichts Schlimmeres als Ansteckung... und...

Der Soldat konnte nicht fortfahren, ein Bedienter trat ein und meldete ihm, daß Jemand augenblicklich ihn sprechen wolle.

Die Prinzessin verbarg vollkommen die Zufriedenheit über diesen Zwischenfall, dem sie nicht fremd war, und der Dagobert einstweilen von den jungen Mädchen entfernte.

Dagobert war ziemlich verdrießlich darüber, daß er hinaus gehen mußte, stand auf und sagte zu der Prinzessin, indem er sie mit einem Blicke des Einverständnisses ansah:

— Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre guten Lehren über die Ansteckung der Ergebenheit; daher bitte ich Sie, bevor Sie gehen, sagen Sie den jungen Mädchen noch einige derartige Worte; Sie werden ihnen, ihrem Vater und mir einen großen Dienst leisten... Ich komme gleich wieder, Madame, denn ich muß Ihnen noch einmal danken.

Als er dann bei den beiden Schwestern vorbeiging, sagte Dagobert ganz leise zu ihnen:

— Hört nur dieser guten Dame eifrig zu, meine Kinder, Ihr könnt nicht besser thun, — und er ging hinaus, nachdem er die Prinzessin ehrfurchtsvoll gegrüßt.

Als er fort war, sagte die Prinzessin zu den jungen Mädchen mit ruhigem Tone und vollkommen nachlässiger Miene, obwohl sie darauf brannte, die augenblickliche Abwesenheit Dagoberts zu benutzen, um die Instructionen auszuführen, welche sie eben von Rodin bekommen hatte:

— Ich habe die letzten Worte Ihres alten Freundes nicht recht verstanden... oder vielmehr, glaube ich, er die meinen nicht... Wenn ich eben mit Ihnen von der edelmüthigen Ansteckung der Aufopferung sprach, so war ich weit entfernt, dieses Gefühl tadeln zu wollen, für das ich im Gegentheil eine hohe Bewunderung empfinde.

— O, nicht wahr, Madame? — sagte Rose lebhaft, — und so hatten wir auch Ihre Worte verstanden.

— Und dann, wenn Sie wüßten, Madame, wie gelegen diese Worte uns eben kommen!... fügte Blanche hinzu, indem sie ihre Schwester bedeutsam ansah.

— Ich war überzeugt, daß Herzen wie die Ihrigen mich verstehen würden, — versetzte die Fromme, — gewiß hat die Aufopferung ihr Ansteckendes, aber es ist eine so edle, so heroische Ansteckung!... Wenn Sie wüßten, von wie vielen rührenden, bewundrungswürdigen Zügen ich täglich Zeuge bin, wie viel muthige Handlungen mich mit Begeisterung erfüllen! Ja, ja, Ruhm und Preis dem Herrn deshalb! — fügte Frau von St. Dizier salbungsvoll hinzu. — Alle Klassen der Gesellschaft wetteifern an christlicher Barmherzigkeit. O, Sie sollten nur sehen, wie in den Lazarethen, welche errichtet sind, um den von der Krankheit Befallenen die erste Pflege angedeihen zu lassen, wie dort Jeder den Anderen an Aufopferung zu übertreffen sucht: Arme und Reiche, junge Leute und Greise, Frauen jedes Alters bemühen sich um die unglücklichen Kranken und betrachten es als eine Gunst zu der frommen Ehre zugelassen zu werden, sie zu pflegen... zu ermuthigen... zu trösten...

— Und soviel muthige Personen bezeigen eine so lebhafte Theilnahme für ihnen ganz Fremde, — sagte Rose mit von Bewunderung durchdrungenem Tone zu ihrer Schwester.

— Gewiß, — antwortete die Fromme, — Sehen Sie, noch gestern bin ich bis zu Thränen gerührt worden: ich besuchte ein provisorisch errichtetes Lazareth... das gerade hier in der Nähe Ihres Hauses, einige Schritte weit errichtet worden ist. Einer von den Säälen war fast ganz voll armer Geschöpfe aus dem Volke, die man sterbend hingebracht hatte; plötzlich sehe ich eine mir befreundete Frau eintreten, von ihren beiden jungen Töchtern begleitet, die reizend und mildherzig sind wie Sie, und darauf stellten sich alle Drei als demüthige Dienerinnen des Herrn den Anordnungen der Aerzte zu Gebote, um die Unglücklichen zu pflegen.

Die beiden Schwestern tauschten bei diesen Worten der Prinzessin einen unbeschreiblichen Blick aus, bei diesen Worten, die hinterlistig berechnet waren, um die edlen Neigungen der jungen Mädchen zum Heroismus zu steigern; denn Rodin hatte ihre große Aufregung nicht vergessen, als sie das plötzliche Erkranken ihrer Gouvernante erfuhren; der schnelle, durchdringende Gedanke des Jesuiten hatte diesen Zufall sofort benutzt und der Frau von St. Dizier anempfohlen, demgemäß zu handeln.

Die Fromme fuhr also fort, indem sie einen aufmerksamen Blick auf die Waisen warf, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten:

— Sie können wohl denken, daß in der ersten Reihe Derjenigen, welche diese Sendung der Barmherzigkeit erfüllen, die Diener des Herrn stehen... Noch heute morgen bin ich in dem Lazarethe hier nebenan, gleich vielen Anderen von Bewunderung erfüllt worden beim Anblicke eines jungen Priesters... was sage ich?... eines Engels! der vom Himmel herabgestiegen zu sein schien, um allen diesen armen Weibern die unaussprechlichen Tröstungen der Religion zu bringen... O ja, dieser junge Priester ist ein englisches Wesen;... denn wenn Sie wüßten, wie unter diesen Umständen der Abbé Gabriel...

— Der Abbé Gabriel! — riefen die jungen Mädchen mit freudiger Verwunderung aus.

— Sie kennen ihn? — fragte die Fromme und heuchelte Ueberraschung.

— Ob wir ihn kennen, Madame?... er hat uns das Leben gerettet...

— Bei einem Schiffbruche, wo wir ohne seine Hülfe untergegangen wären.

— Der Abbé Gabriel hat Ihnen das Leben gerettet? — sagte Frau von St. Dizier und stellte sich immer verwunderter; — aber irren Sie sich auch nicht?

— O nein, nein, Madame, Sie sprachen von bewundernswerther Aufopferung... so muß er es sein!

— Uebrigens, — fügte Rose naiv hinzu, — ist Gabriel leicht zu erkennen, er ist schön wie ein Erzengel...

— hat lange blonde Haare, — sagte Blanche.

— Und so sanfte, so gute Augen, daß man ganz gerührt wird, wenn man ihn ansieht, — setzte Rose dazu.

— Kein Zweifel mehr... er ist es, — sagte die Fromme; — dann werden Sie die Anbetung begreifen, welche man gegen ihn zeigt und den unglaublichen Eifer in der Barmherzigkeit, welchen sein Beispiel in Allen erweckt. O, wenn Sie gehört hätten, mit welcher zarten Bewunderung er heute morgen noch von den edlen Frauen sprach, die den hohen Muth hätten, wie er sagte, in diesem Asyle der Leiden andere Frauen, ihre Schwestern, zu pflegen und zu trösten!... Ach, ich gestehe es, der Herr bestraft uns Demuth, Bescheidenheit, indessen muß ich bekennen, als ich heute Morgen den Abbé Gabriel anhörte, konnte ich mich einer Art frommen Stolzes nicht enthalten; ja wider meinen Willen nahm ich mir meinen schwachen Antheil an den Lobeserhebungen, welche er an diese Frauen richtete, die nach seinem rührenden Ausdrucke eine vielgeliebte Schwester in jeder dieser armen Kranken zu erkennen schienen, neben der sie hinknieten, um ihnen ihre Pflege zu Theil werden zu lassen.

— Hörst Du, Schwester? — sagte Blanche begeistert zu Rose, — wie stolz man sein muß, wenn man solches Lob verdient!

— Ja, ja, — rief die Prinzessin mit wohlberechneter Hingerissenheit aus, — man kann stolz darauf sein, denn er ertheilt diese Lobeserhebungen im Namen der Menschheit, im Namen des Herrn und es ist, als ob Gott selber durch seinen begeisterten Mund spräche.

— Madame, — sagte Rose lebhaft und ihr Herz schlug bei den Worten der Frommen vor Enthusiasmus, — wir haben keine Mutter mehr; unser Vater ist abwesend... Sie haben eine so edle Seele, ein so großes Herz, daß wir uns an Niemand besser wenden können, als an Sie... um von Ihnen Rath zu erholen.

— Was für einen Rath, mein liebes Kind? — sagte Frau von St. Dizier mit einschmeichelnder Stimme; — ja... mein liebes Kind, lassen Sie mich Ihnen diesen Namen geben, der ganz zu Ihrem Alter in Verhältniß zu dem meinen paßt...

— Es wird uns auch sehr wohl thun, diesen Namen von Ihnen zu erhalten, Madame, — versetzte Blanche; darauf

fügte sie hinzu: — wir hatten eine Gouvernante: sie hat uns stets die wärmste Anhänglichkeit bewiesen; diese Nacht nun ist sie von der Cholera befallen worden...

— O mein Gott! — sagte die Fromme und zeigte die lebhafteste Theilnahme, — und wie geht es ihr?

— Ach, Madame, wir wissen es nicht!

— Wie, Sie haben sie noch nicht gesehen?

— Beschuldigen Sie uns nicht der Gleichgültigkeit oder Undankbarkeit, Madame, — sagte Blanche traurig — es ist nicht unsere Schuld, wenn wir noch nicht bei unserer Gouvernante sind.

— Und wer hindert Sie, hinzugehen?

— Dagobert... unser alter Freund, den Sie eben gesehen haben.

— Er?... Warum will er hindern, daß Sie diese Pflicht der Dankbarkeit erfüllen?

— Also Madame, ist es wahr, daß es unsere Pflicht ist, sie zu besuchen?

Frau von St. Dizier sah die beiden jungen Mädchen nach einander an, als ob sie im höchsten Erstaunen wäre, und sagte:

— Sie fragen mich, ob es Ihre Pflicht ist? Sie, die Sie eine so edle Seele haben, richten eine solche Frage an mich?

— Es war unser erster Gedanke, Madame, das versichere ich Sie, zu unserer Gouvernante zu eilen; aber Dagobert liebt uns so sehr, daß er stets für uns zittert...

— Und dann, — fügte Rose hinzu, — hat mein Vater uns ihm anvertraut; daher übertreibt er in seiner zärtlichen Sorge um uns die Gefahr, der wir uns vielleicht aussetzen würden, wenn wir unsere Gouvernante besuchten.

— Die Bedenklichkeiten dieses vortrefflichen Mannes sind zu entschuldigen, — sagte die Jesuitin; — aber wie Sie sagen, sind seine Befürchtungen übertrieben; seit vielen Tagen besuche ich die Lazarethe; mehrere Freundinnen von mir thun es gleichfalls, und bis jetzt haben wir noch nicht den geringsten Anfall von Krankheit verspürt... die übrigens nicht ansteckend ist; das ist jetzt bewiesen;... deshalb beruhigen Sie sich...

— Mag es gefährlich sein oder nicht, Madame, — sagte Rose, — unsere Pflicht ruft uns zu unserer Gouvernante.

— Ich glaube es, meine Kinder; sonst würde sie vielleicht Sie des Undanks und der Schlechtigkeit anschuldigen können, — fügte Frau von St. Dizier hinzu, — es kommt nicht blos darauf an, sich die Achtung der Welt zu erwerben, man muß auch daran denken, die Gnade des Herrn zu verdienen... für sich... und für die Seinigen;... so haben Sie das Unglück gehabt, Ihre Mutter zu verlieren, nicht wahr?

— Leider ja, Madame.

— Nun gut, meine Kinder, obwohl nicht daran zu zweifeln ist, daß sie... im Paradiese ihre Stelle gefunden unter den Auserwählten, denn sie ist als Christin gestorben, nicht wahr? Sie hat die letzten Sakramente unserer heiligen Mutter, der Kirche, empfangen? — fügte die Prinzessin in Parenthese hinzu.

— Wir lebten tief in Sibirien in einer Einöde... Madame, — antwortete Rose traurig. — Unsere Mutter ist an der Cholera gestorben... es gab keinen Priester in der Nähe, um ihr beizustehen...

— Wäre es möglich? — rief die Prinzessin mit bestürzter Miene aus. — Ihre arme Mutter ist ohne priesterlichen Beistand gestorben?

— Meine Schwester und ich, wir haben bei ihr gewacht, nachdem sie in das Leichentuch gehüllt war, und haben zu Gott gebetet... wie wir zu beten verstehen, — sagte Rose in Thränen gebadet;... — darauf hat Dagobert das Grab gegraben, in dem sie ruht.

— O meine lieben Kinder! — sagte die Fromme, indem sie sich schmerzlich betrübt stellte.

— Was haben Sie, Madame? — riefen die Waisen erschreckt.

— Ach... Ihre würdige Mutter ist trotz ihrer Tugenden noch nicht ins Paradies zu den Erwählten gekommen.

— Was sagen Sie?

— Unglücklicher Weise ist sie gestorben, ohne die Sakramente empfangen zu haben, so daß ihre Seele unter den Seelen des Fegefeuers umherirren muß, bis die Milde des Herrn sie erlöst... Eine Erlösung, die bereit werden kann durch Gebete, die täglich in den Kirchen für die Befreiung der noch nicht erlösten Seelen gesprochen werden.

Frau von St. Dizier nahm eine so traurige, so überzeugte, zerknirschte Miene an, als sie diese Worte sprach; die jungen Mädchen hatten ein so äußerst kindliches Gefühl, daß sie in ihrer Unschuld an die Befürchtungen der Prinzessin in Bezug auf ihre Mutter glaubten und mit naiver Betrübniß es sich zum Vorwurf machten, bisher von dem Eigenthümlichkeiten des Fegefeuers noch keinen Begriff gehabt zu haben.

Als die Fromme an dem Ausdrucke schmerzlicher Trauer, die sich über das Gesicht der jungen Mädchen verbreitete, sah, daß ihre heuchlerische List den erwarteten Erfolg habe, fügte sie hinzu:

— Sie müssen nicht verzweifeln, meine Kinder: früher oder später wird der Herr Ihre Mutter in sein heiliges Paradies rufen; können Sie denn übrigens nicht die Stunde der Befreiung dieser geliebten Seele beschleunigen?

— Wir, Madame?... O sprechen Sie, denn Ihre Worte machen uns um unsre Mutter bange.

— Arme Kinder, wie interessant sie sind! — sagte die Prinzessin voller Rührung und drückte den Waisen die Hände: — Benutzen Sie sich, sage ich Ihnen, — versetzte sie, — Sie können viel für Ihre Mutter thun; ja, besser als irgend Jemand werden Sie es vom Herrn erlangen, daß er diese arme Seele aus dem Fegefeuer nimmt und sie in's Paradies eingehen läßt.

— Wir Madame? Mein Gott und wie so denn?

— Indem Sie die Gnade des Herrn durch gottseliges Benehmen verdienen. So können Sie zum Beispiele ihm nicht wohlgefälliger sein, als indem Sie diese Handlung der Ergebenheit und Dankbarkeit gegen Ihre Gouvernante ausführen; ja ich bin überzeugt, daß dieser Beweis ganz christlichen Eifers, wie der fromme Abbé Gabriel sagt, bei dem Herrn ein bedeutendes Gewicht zu Gunsten Ihrer Mutter haben würde, denn in seiner Güte nimmt Gott die Bitten der Töchter für ihre Mutter besonders wohlgefällig auf, wenn sie noch dazu, um seine Gnade zu erwerben, dem Himmel edle und großmüthige Handlungen darbieten.

— O, jetzt handelt es sich also nicht blos um unsere Gouvernante, — rief Blanche aus.

— Du kommst Dagobert, — sagte plötzlich Rose aufhorchend, als sie den Schritt des Soldaten vernahm, der die Treppe heraufkam.

— Erholen Sie, beruhigen Sie sich... sagen Sie Nichts von alle Dem diesem vortrefflichen Manne, — sagte die Prinzessin schnell; — er würde sich mit Unrecht beunruhigen und vielleicht Ihrem edelmüthigen Entschlusse Hindernisse entgegenstellen.

— Was aber thun, Madame, um zu entdecken, wo unsere Gouvernante ist?

— Wir werden es schon erfahren, verlassen Sie sich auf mich, — sagte ganz leise die Fromme, — ich werde Sie wieder besuchen... und dann conspiriren wir zusammen;... ja wir wollen eine Verschwörung bilden zu Gunsten der baldigen Erlösung der Seele Ihrer armen Mutter.

Kaum hatte die Prinzessin die letzten Worte in heuchlerischem Tone gesprochen, so trat der Soldat mit erheiterter, freudestrahlender Miene ein. In seiner frohen Stimmung bemerkte er nicht die Aufregung, welche die beiden Schwestern nicht gleich verhehlen konnten.

Frau von St. Dizier, welche die Aufmerksamkeit des Soldaten ablenken wollte, stand auf, ging auf den Soldaten zu und sagte zu ihm:

— Ich habe von den jungen Damen nicht Abschied nehmen wollen, ohne das verdiente Lob über ihre seltenen Vorzüge gegen Sie auszusprechen.

— Was Sie mir da sagen, Madame, verwundert mich nicht... aber es macht mich dennoch glücklich. Nun, ich hoffe, Sie haben diesen kleinen bösen Köpfen ordentlich den Text gelesen über die Unfreundlichkeit der Ergebenheit...

— Seien Sie unbesorgt, mein Herr, — sagte die Fromme und blinzelte den jungen Mädchen zu, — ich habe ihnen Alles gesagt, was nöthig war; wir verstehen uns jetzt.

Diese Worte genügten Dagobert vollkommen und Frau von St. Dizier stieg, nachdem sie von den Waisen liebreich Abschied genommen, in ihren Wagen und suchte Rodin auf, der in einem Fiaker auf sie wartete, um den Erfolg des Gespräches zu vernehmen.

Fünftes Kapitel.

Das Lazareth.

Von der großen Anzahl provisorischer Lazarethe, welche man zur Zeit der Cholera in allen Vierteln von Paris errichtet hatte, war auch eines in dem großen Parterre eines Hauses der Rue du Mont-Blanc; diese Wohnung, welche gerade leer stand, war edelmüthigerweise von ihrem Eigenthümer der Behörde zur Verfügung gestellt worden. Man brachte die armen Kranken hierhin, welche plötzlich angesteckt, in einem zu beunruhigenden Zustande schienen, um unmittelbar nach den Hospitälern gebracht zu werden.

Man muß es der pariser Bevölkerung zum Lobe nachsagen, daß nicht blos an freiwilligen Geschenken in diesen Nothlazarethen es nicht fehlte, sondern Personen aller Stände, vornehme Leute, Arbeiter, Gewerbtreibende, Künstler gaben sich zu einem Tag- und Nachtdienste her, um Ordnung sichern und eine thätige Aufsicht in diesen improvisirten Hospitälern herstellen zu können, so wie zu gleicher Zeit den Aerzten bei Ausführung ihrer Vorschriften in Betreff der Cholerakranken behülflich zu sein.

Frauen aller Stände theilten diese brüderlichen Bestrebungen zu Gunsten des Unglücks, und wenn Nichts der Schonung werther wäre als die Empfindlichkeit der Bescheidenheit, so könnten wir unter Tausenden zwei junge und reizende Frauen anführen, von denen die eine der Aristokratie, die andere dem reichen Bürgerstande angehört, während Beide fünf oder sechs Tage, während welcher die Cholera mit der größten Heftigkeit wüthete, alle Morgen kamen, um mit den Bewunderung verdienenden barmherzigen Schwestern die gefährliche und niedrige Pflege zu theilen, welche diese den armen kranken Frauen angedeihen ließen, die man nach dem provisorischen Lazarethe eines Viertels von Paris brachte.

Diese Thatsachen brüderlicher Barmherzigkeit und so viel andere, die noch heut zu Tage vorkommen, beweisen, wie falsch und eigennützig die unverschämten Behauptungen gewisser Ultramontanen sind. Ihrer Ansicht nach sind sie oder ihre Mönche wegen ihrer Losgetrenntheit von allen irdischen Neigungen allein im Stande, der Welt jene wunderbaren Beispiele von Selbstverleugnung und glühender Barmherzigkeit zu geben, welche den Stolz der Menschheit ausmachen; ihrer Meinung nach giebt es zum Beispiel Nichts, was mit dem Muthe des Priesters zu vergleichen wäre, der einem Sterbenden die Sakramente giebt. Nichts ist bewundrungswürdiger als der Trappist, der, sollte man es glauben, die evangelische Selbstverleugnung so weit treibt, das Land, das seinem Orden gehört, selbst zu graben und zu bebauen!... Ist das nicht ideal!? das Land bearbeiten, dessen, dessen Früchte Einem selbst gehören? In Wahrheit, das ist heldenmüthig; wir bewundern daher auch die Sache nach Kräften.

Indessen, bei aller Anerkennung Dessen, was es Gutes an einem guten Priester giebt, möchten wir doch demüthigst fragen: sind etwa Mönche, Geistliche oder Priester:

Jene Aerzte der Armen, welche zu jeder Stunde des Tages und der Nacht an das elende Lager des Unglücks eilen?

Jene Aerzte, welche während der Cholera tausend Mal ihr Leben mit eben so viel Unerschrockenheit als Furchtlosigkeit gewagt haben?

Jene Gelehrten, jene jungen Praktikanten, welche aus Liebe zur Wissenschaft und zur Menschheit wie um eine Gnade, eine Ehre darum nachgesucht haben, nach Spanien gehen und dem

Digitized by Google

Tode trotzen zu können, als das gelbe Fieber die Bevölkerung decimirte?

War es etwa das Cölibat, die Entsagung, welche die Kraft aller dieser Männer ausmachte? Zauderten sie ihr Leben zu opfern, da sie doch mit ihren Vergnügungen beschäftigt oder mit den süßen Sorgen um ihre Familie belastet waren? Nein, keiner von ihnen brauchte deshalb den Freuden der Welt zu entsagen. Die meisten unter ihnen hatten Weiber, Kinder; und weil sie die Freuden der Vaterschaft kannten, hatten sie den Muth, sich dem Tode auszusetzen, um das Weib, die Kinder ihrer Brüder zu retten; sie thaten so muthig Gutes, weil sie nach den ewigen Bestimmungen des Schöpfers lebten, der den Menschen für die Familie geschaffen, nicht für die nutzlose Absperrung des Klosters.

Sind sie Trappisten, diese Millionen Ackerbauer, Proletarier des flachen Landes, welche die Länder umgraben und mit ihrem Schweiße tränken, welche nicht ihre eigenen sind, und zwar für einen Lohn, der ungenügend ist, die ersten Bedürfnisse ihrer Kinder zu befriedigen?

Endlich (es wird vielleicht kindisch erscheinen, aber wir halten es für unbestreitbar) sind sie Mönche, Geistliche oder Priester, diese unerschrockenen Männer, welche zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht sich mit märchenhafter Unerschrockenheit mitten in Flammen und Hitzgluth stürzen, brennende Balken erklettern, glühende Mauern, um Güter zu schützen, welche nicht die ihren sind, Leute zu retten, die sie nicht kennen und das ganz einfach, ohne Stolz, ohne Privilegium, ohne Hochmuth, ohne andere Belohnung als das Commißbrot, welches sie essen, ohne anderes Ehrenzeichen als das Soldatenkleid, welches sie tragen und besonders ohne im geringsten von der Welt auf ein Monopol des Muthes, der Aufopferung Anspruch zu machen und auf Kanonisirung oder Reliquiendienst? Und dennoch denken wir, daß so viele kühne Sapeurs, welche ihr Leben bei zwanzig Feuersbrünsten gewagt, den Flammen Greise, Weiber, Kinder entrissen, ganze Städte vor der Verheerung des Feuers bewahrt, mindestens ebensoviel Verdienst um Gott und die Menschheit haben als der heilige Polycarp, St. Frukuosus, St. Privé und andere mehr oder minder heilig gesprochene.

Nein, nein, Dank sei es den moralischen Doktrinen aller Jahrhunderte, aller Völker, aller Philosophieen, Dank der fortschreitenden Ergebenheit, die Gefühle der Bruderliebe sind fast natürliche Instinkte geworden und entwickeln sich wunderbar beim Menschen, wenn er sich in der Lage verhältnißmäßigen Glückes befindet, zu welchem ihn Gott begabt und geschaffen.

Nein, nein, gewisse ultramontane Intriganten und Schreier haben nicht allein, wie sie gern glauben machen möchten, die Tradition der Aufopferung des Menschen für den Menschen, der Selbstverleugnung des Geschöpfes für das Geschöpf: in Theorie wie in Praxis. Marc Aurel wiegt wohl einen St. Johannes, Plato einen St. Augustinus, Confucius einen St. Chrysostomus auf; vom Alterthume bis auf unsere heutigen Tage haben die Mutterliebe, die Freundschaft, die Liebe, die Wissenschaft, der Ruhm, die Freiheit abgesehen von aller Rechtgläubigkeit eine Armee von ruhmvollen Namen, bewundernswerthen Märtyrern den Heiligen und Märtyrern des Kalenders entgegen zu setzen; ja, wir wiederholen es, niemals haben die Mönchsorden, welche sich am meisten der Aufopferung für die Menschheit befleißigt, mehr für ihre Brüder gethan, als während der furchtbaren Tage der Cholera so viele junge leichtsinnige Leute, so viele kokette und reizende Frauen, so viele heidnisch gesinnte Künstler, so viele pantheistische Gelehrte, so viele materialistische Aerzte.

. . . . . .

Zwei Tage waren seit dem Besuche der Frau von St.-Dizier bei den beiden Waisen vergangen; es war ungefähr 10 Uhr Morgens. Die Personen, welche freiwillig den Nachtdienst bei den Kranken im Lazarethe der Rue du Mont Blanc gethan, sollten eben durch andere freiwillig Diemende abgelöst werden.

— Nun, meine Herren, — sagte einer der Neuangekommenen, wie steht es? hat die Anzahl Kranker in dieser Nacht abgenommen?

— Unglücklicherweise nein... aber die Aerzte glauben, daß die Ansteckung ihren höchsten Grad von Intensität erreicht hat.

— Mindestens haben wir also die Hoffnung sie nachlassen zu sehen.

— Und ist von den Herren, welche wir ablösen, Keiner befallen worden?

— Wir sind gestern elf hergekommen;... heut morgen sind wir nur noch neun.

— Das ist traurig... Und diese beiden Personen sind schnell betroffen worden?

— Der Eine... ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, ein Kavallerieoffizier auf Urlaub... ist so zu sagen davon niedergeschmettert worden;... in weniger als einer Viertelstunde ist er gestorben; obgleich solche Vorfälle sehr häufig sind, blieben wir doch Alle ganz erstarrt dabei.

— Der arme junge Mann.

— Er hatte ein Wort der Ermuthigung für Jeden; es war ihm gelungen, die Stimmung mehrerer Kranken so zu erheben, daß Einige, welche weniger die Cholera als die Furcht vor der Cholera hatten, fast geheilt das Lazareth verlassen haben.

— Wie Schade!... Ein so braver junger Mann!... Nun er ist ruhmvoll gestorben; es gehört eben so viel Muth dazu, so zu sterben, als auf dem Schlachtfelde...

— Mit ihm konnte an Muth und Streben ein junger Priester wetteifern, ein Mann mit einem Engelsgesicht; man nannt ihn Abbé Gabriel, er ist unermüdlich; kaum nimmt er sich einige Stunden Ruhe, läuft von einem zum Andern, ist Allen Alles, vergißt Niemand; die Tröstungen, welche er giebt, kommen aus tiefstem Herzen, es sind keine Trivialitäten, welche er seinem Gewerbe gemäß vorbringt; nein, nein, ich habe ihn den Tod einer armen Frau bewinken sehen, der er nach einem herzzerreißenden Todeskampfe die Augen geschlossen. O, wenn doch alle Priester ihm gleichen wollten!

— Gewiß, ein guter Priester ist so verehrungswürdig!... Und welcher von Ihnen ist der andere in dieser Nacht Gestorbene?

— O, das war ein schrecklicher Tod... Sprechen wir nicht davon! mir schwebt das furchtbare Bild noch immer vor Augen.

— Ein furchtbarer Anfall von Cholera?

— Wenn der Unglückliche nur an der Cholera gestorben wäre, würden sie mich bei der Erinnerung nicht so erschreckt sehen.

— Woran ist er denn gestorben?

— Das ist eine schreckliche Geschichte... vor drei Tagen hat man hier einen Mann hergebracht, den man nur von der Cholera befallen glaubte;... gewiß haben Sie schon von diesem Menschen sprechen gehört; es ist jener Thierbändiger, der ganz Paris nach der Porte St. Martin lockte.

— Ich weiß schon... er heißt Morok; er spielte eine eine Art Scene mit einem schwarzen gezähmten Panther.

— Ja wohl, ich war sogar bei einer seltsamen Vorstellung, zu deren Ende ein Fremder, ein Indier, in Folge einer Wette, wie man sagt, auf das Theater gesprungen ist, und den Panther gereizt hat...

— Nun gut; stellen Sie sich vor, daß der Morok, den man erst als Cholerakranken hierhergebracht hat, und allerdings er trug alle Symptome der Seuche an sich, eine fürchterliche Krankheit sich plötzlich gezeigt hat.

— Und diese Krankheit?

— Wasserscheu.

— Er ist toll geworden?

— Ja... er hat gestanden, daß er vor wenigen Tagen von einem der Rüden gebissen worden ist, welche seine Menagerie bewachen;... unglücklicherweise hat er dies Geständniß erst nach dem furchtbaren Anfalle gemacht, der dem Unglücklichen, welchen wir verloren, das Leben gekostet.

— Wie ist denn das zugegangen?

— Morok hatte mit drei Kranken zugleich ein Zimmer inne. Plötzlich wird er von einer Art Wahnsinn ergriffen, steht wüthend auf, stößt wildes Geschrei aus... und stürzt wie ein Teufel auf den Corridor... der Unglückliche, den wir beklagen, stellt sich ihm entgegen und will ihn anhalten. Diese Art von Kampf steigert den Wahnsinn Morok's noch mehr und er wirft sich auf den, der ihm den Durchgang verwehrt, beißt ihn, zerreißt ihn... und fällt endlich in furchtbaren Zuckungen nieder.

— O, Sie haben Recht, das ist fürchterlich... Und trotz alles Beistandes ist das Opfer Morok's...

— Heute Nacht gestorben unter furchtbaren Leiden, denn die Aufregung war so heftig, daß sich eine Gehirnentzündung sofort herausstellte.

— Und ist Morok todt?

— Ich weiß nicht... Man hat ihn gestern in ein Hospital bringen sollen, nachdem man ihn in dem Zustande der Schwäche, welcher gewöhnlich auf so heftige Krisen folgt, gefesselt; aber bis man ihn von hier fortschaffen kann, ist er einstweilen in einem Zimmer dieses Hauses eingesperrt.

— Aber er ist verloren.

— Er muß todt sein... die Aerzte gaben ihm höchstens noch vierundzwanzig Stunden zu leben.

Die Sprechenden befanden sich in einem Vorzimmer im Parterre, wo sich gewöhnlich die Personen versammelten, die freiwillig ihren Beistand und ihre Hülfe anboten.

Auf der einen Seite communicirte dieses Zimmer mit den Sälen des Lazareths, auf der anderen mit dem Flur, dessen Fenster nach dem Hofe hinausging.

O mein Gott, — sagte Einer der Sprechenden durch das Fenster blickend, — sehen Sie nur, welche schönen jungen Personen dort aus dem schönen Wagen steigen; wie ähnlich sie sich sehen! In der That, eine solche Aehnlichkeit ist außerordentlich.

— Gewiß sind es Zwillinge! — die armen jungen Mädchen, sie sind in Trauer gekleidet... Vielleicht haben sie einen Vater oder eine Mutter verloren.

— Es sieht aus als wenn sie hierher kämen.

— Ja, sie steigen die Treppe herauf.

Allerdings traten Rose und Blanche bald in das Vorzimmer mit schüchterner Miene, obwohl eine Art fieberischer Aufregung von Entschlossenheit in ihren Blicken glänzte.

Einer von den Männern, welche zusammen plauderten, war von der Verlegenheit der jungen Mädchen gerührt, trat vor und sagte mit zuvorkommender Artigkeit zu ihnen:

— Wünschen Sie etwas, Fräulein?

— Ist hier nicht, — versetzte Rose, — das Lazareth der Rue du Montblanc?

— Ja, meine Fräulein.

— Eine Dame Namens Augustine du Tremblay ist, wie man uns gesagt hat, vor zwei Tagen hierher gebracht worden. Könnten wir sie sehen?

— Ich muß Ihnen bemerklich machen, Fräulein, daß es gefährlich ist, in den Krankensaal zu gehen.

— Sie ist eine sehr geliebte Freundin, die wir zu sehen wünschen, — antwortete Rose mit sanftem und festem Ton, der zur Genüge ihre Verachtung der Gefahr bewies.

— Ich kann Ihnen übrigens nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Person, welche Sie suchen, hier ist; haben Sie die Güte, in dies Zimmer zur linken Hand zu gehen, dort werden Sie die gute Schwester Marthe in ihrem Cabinette finden; sie hat die Aufsicht über den Frauensaal und wird Ihnen mittheilen können, was Sie zu wissen wünschen.

— Ich danke, mein Herr, — sagte Blanche, sich anmuthig verneigend; und sie trat mit ihrer Schwester in das bezeichnete Gemach.

— Wahrhaftig, sie sind reizend, — sagte der Mann, indem er mit dem Blicke den beiden Schwestern folgte, die bald darauf verschwanden. — Es wäre sehr schade, wenn...

Er konnte nicht aussprechen.

Plötzlich erscholl ein furchtbarer Tumult, vermischt mit Geschrei des Entsetzens und Schauders in den benachbarten Zimmern; fast zu gleicher Zeit öffneten sich zwei der Thüren, die nach dem Vorzimmer hinausgingen und eine große Anzahl Kranker, die meisten halb nackt, hohlängig, fleischlos, die Züge von Furcht verzerrt, stürzten herein und schrieen:

— Zu Hülfe, zu Hülfe! der Hundswuth!

Unmöglich ist es, das verzweifelte, wüthende Gewühl zu beschreiben, welches unter den erschreckten Leuten entstand, die sich auf die einzige Thür stürzten, um der Gefahr zu entgehen, die sie fürchteten, und dort sich schlugen, sich auf die Füße traten, um durch diesen engen Ausgang zu fliehen.

In dem Augenblicke, wo der letzte dieser Unglücklichen die Thür erreichte und sich auf den blutenden Händen dahinschleppte, denn er war in dem Getümmel umgerissen und fast zermalmt worden, erschien der Gegenstand so vielen Entsetzens, erschien Morok.

Es war furchtbar anzusehen... ein Lappen von einer Decke gürtete seine Hüften, sein blutiger, zerschlagener Rücken war nackt, wie auch seine Beine, um welche sich noch Reste von den Banden befanden, welche er zerrissen; sein dichtes gelbes Haar sträubte sich über seiner Stirn; sein Bart schien gleichfalls sich zu heben, seine Augen rollten irr, blutig in den Höhlen umher; Schaum bedeckte seine Lippen; von Zeit zu Zeit stieß er rauhe Kehltöne aus; die Adern seiner Gliedmaßen waren geschwollen, als wollten sie springen; er sprang ruckweise wie ein wildes Thier, indem er seine knochigen Finger gleich Krallen vor sich ausstreckte.

In dem Augenblicke, wo Morok im Begriff war, den Ausgang zu erreichen, durch den die Anderen seiner Verfolgung entschlüpft waren, gelang es den auf den Lärm herbeigelaufenen gesunden Leuten, von außen sowohl diese Thür als die, welche nach den Lazarethsälen gingen zu schließen.

Morok sah sich gefangen.

Nun lief er nach dem Fenster, um es zu zerbrechen und sich in den Hof zu stürzen; aber plötzlich hielt er an und stutzte vor dem spiegelnden Glanze der Fensterscheiben, von dem unbesieglichen Abscheu ergriffen, den alle Wasserscheuen beim Anblicke von glänzenden Gegenständen besonders von Scheiben empfinden.

Bald sahen ihn die Kranken, welche er verfolgt hatte und die auf dem Hofe zusammengelaufen waren, durch das Fen-

ster, wie er sich wüthend aber vergeblich bestrebte, die Thüren zu öffnen, die man ihm verschlossen. Als er darauf das Unnütze seiner Bestrebungen erkannte, stieß er wildes Geschrei aus und begann furchtbar schnell im Saale umher zu laufen, wie ein wüthendes Thier, das vergeblich einen Ausgang aus seinem Käfig sucht.

Aber bald stießen diejenigen Zuschauer, welche dicht am Fenster waren, ein großes Angstgeschrei aus.

Morok hatte die kleine Thür bemerkt, welche nach dem Cabinette der Schwester Marthe ging, und in das einige Augenblicke vorher Rose und Blanche eingetreten waren.

Morok, der durch diesen Ausgang zu entkommen hoffte, zog heftig die Klinke dieser Thür nach sich und es gelang ihm endlich, trotz des Widerstandes von drinnen, sie halb zu öffnen...

Einen Augenblick sah die Menge erschreckt vom Hofe aus die kraftlosen Arme der Schwester Marthe und der Waisen an die Thür geklammert, die sie aus allen Kräften zuzuhalten strebten.

Sechstes Kapitel.

Die Wasserscheu.

Als die im Hofe versammelten Kranken die hartnäckigen Versuche Morok's, die Thür des Zimmers zu öffnen, sahen, in welchem Schwester Marthe und die beiden Waisen eingesperrt waren, verdoppelte sich ihre Furcht.

— Die Schwester ist verloren! — rief man mit Entsetzen.

— Die Thür wird nachgeben...

— Und das Cabinet hat keinen anderen Ausgang!

— Es sind zwei junge Mädchen in Trauer bei ihr...

— Man kann doch die armen Frauenzimmer nicht den Angriffen dieses Wüthenden ausgesetzt sein lassen;... Her zu mir, Freunde, — sagte edler Weise ein gesunder Zuschauer und lief die Treppe hinauf, um wieder nach dem Vorzimmer zu gehen.

— Es ist zu spät, Sie setzen sich vergeblich der Gefahr aus, — sagten mehrere Personen und hielten ihn wider seinen Willen zurück.

In diesem Augenblicke riefen einige Stimmen:

— Da ist der Abbé Gabriel!

— Er kommt von oben herab und geht dem Lärm nach.

— Er fragt, was es giebt.

— Was wird er thun?

Gabriel, der bei einem Sterbenden in dem benachbarten Saale beschäftigt war, hatte erfahren, daß es Morok gelungen sei, seine Bande zu zersprengen und durch eine enge Oeffnung aus dem Zimmer zu entwischen, in das man ihn vorläufig eingesperrt hatte.

Da er die furchtbaren Gefahren voraussah, welche aus dem Entspringen des Thierbändigers erwachsen konnten, so gab der junge Priester nur seinem Muthe Gehör und eilte herbei, hoffend, größeres Unglück verhüten zu können.

Nach seinem Befehle folgte ihm ein Krankenwärter mit einer tragbaren, mit glühenden Kohlen angefüllten Kohlenpfanne, in welcher mehrere Eisen weiß glühten, deren sich in verzweifelten Fällen der Cholera die Aerzte bisweilen bedienten.

Das Engelsgesicht Gabriel's war bleich, aber eine ruhige Unerschrockenheit strahlte auf seiner edlen Stirn. Er ging schnell über den Flur, theilte die auf seinem Wege sich drängende Menge und ging eilig nach dem Vorzimmer. In dem Augenblicke, wo er sich demselben näherte, sagte einer der Kranken zu ihm mit jammervoller Stimme:

— O, Herr Abbé... es ist aus; die im Hofe durch die Fenster sehen, sagen, daß Schwester Marthe verloren ist...

Gabriel antwortete Nichts, legte schnell die Hand auf den Schlüssel der Thür, aber bevor er in das Zimmer trat, in welchem Morok sich befand, wandte er sich nach dem Krankenwärter und fragte ihn mit fester Stimme:

— Sind Ihre Eisen weißglühend?

— Ja, Herr Abbé.

— Erwarten Sie mich hier,... und halten Sie sich bereit. Was Sie anbetrifft, meine Freunde, — fügte er hinzu, indem er sich an einige Kranke wandte, die vor Entsetzen schauderten, — sobald ich eingetreten bin, machen Sie die Thür hinter mir zu... Ich stehe für Alles; und Sie, Wärter, kommen Sie nicht, bevor ich Sie nicht rufe...

Darauf schloß der junge Priester die Thür auf.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Schrei des Entsetzens, des Mitleids, der Bewunderung aus jeder Brust und die Zuschauer dieser Scene, die vor der Thür versammelt waren, entfernten sich einem Gefühle unwillkürlicher Furcht folgend eilig von derselben.

Nachdem Gabriel den Blick zum Himmel erhoben, als wolle er in diesem furchtbaren Augenblicke Gott anrufen, stieß er die Thür auf und machte sie gleich wieder hinter sich zu.

Er befand sich mit Morok allein.

Der Thierbändiger hatte mit letzter Kraftanstrengung endlich die Thür ganz geöffnet, an welcher die Schwester Marthe und die Waisen sich anklammerten, mit fieberischer Anstrengung kämpften und dabei verzweifeltes Geschrei ausstießen.

Beim Geräusch der Schritte Gabriel's wandte sich Morok schnell um.

Nun gab er das Streben auf, in das Cabinet zu dringen und sprang mit einem Satze brüllend auf den Missionair zu.

Während dieser Zeit schoben Schwester Marthe und die Waisen, welche nicht ahnten, was den schnellen Rückzug ihres Angreifers verursache und diese Frist benutzten, von innen einen Riegel vor und schützten sich so vor einem neuen Angriff.

Morok hatte sich mit stierem Blicke, krampfhaft auf einander gebissenen Zähnen auf Gabriel gestürzt und die Hände ausgebreitet, um ihn bei der Gurgel zu packen; der Missionair hielt den Angriff tapfer aus; mit schnellem Blicke hatte er die Bewegung seines Gegners errathen und gerade in dem Augenblicke, wo dieser auf ihn stürzte, packte er ihn bei beiden Fäusten... und ihn so haltend zog er mit kräftiger Hand ihn gewaltsam nieder.

Während einer Secunde blieben Morok und Gabriel stumm, athemlos, unbeweglich und maßen sich mit dem Blicke; darauf stemmte sich der Missionair auf die Hüften, bog den Oberkörper hinten über und bemühte sich die Anstrengungen des Wasserscheuen zu besiegen, der mit heftigen Rucken es versuchte, ihm zu entfliehen und den Kopf vornüber gebeugt sich auf ihn zu werfen, um ihn zu zerreißen.

Plötzlich schien der Thierbändiger schwach zu werden, seine Kniee beugten sich, sein bleiches, bläuliches Gesicht neigte sich auf seine Schulter, seine Augen schlossen sich... Der Missionair meinte, daß eine vorübergehende Schwäche dem Wuthanfalle des Elenden folge und daß er fallen werde, daher hörte er auf ihn festzuhalten, um ihm beizustehen... Als Morok zufolge seiner List sich frei fühlte, erhob er sich plötzlich wieder, um sich wüthend auf Gabriel zu werfen. Durch diesen plötzlichen Angriff überrascht, schwankte dieser und fühlte sich bald von den eisernen Armen des Wahnsinnigen gepackt und umschlungen.

Indessen verdoppelte er seine Energie und Anstrengungen, kämpfte Brust an Brust, Fuß an Fuß und brachte nun auch seinen Gegner zum Straucheln, mit kräftigem Schwunge warf er ihn nieder, packte ihn abermals bei den Händen und hielt ihn fast unbeweglich unter seinem Knie... Nachdem er ihn so vollkommen gebändigt, wandte Gabriel den Kopf, um nach Hülfe zu schreien, als Morok mit verzweifelter Kraft sich wieder aufrichtete und den linken Arm Gabriel's mit seinen Zähnen packte.

Bei diesem scharfen, tiefen, furchtbaren Biß, der tief in's Fleisch drang, konnte der Missionair einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken... vergeblich wollte er sich losmachen, sein Arm blieb wie zwischen einem Schraubstock geklemmt zwischen den krampfhaft verbissenen Kiefern Morok's, der nicht losließ.

Dieser entsetzliche Auftritt hatte geringere Zeit gedauert, als wir hier zur Beschreibung brauchen, als plötzlich die nach dem Flur gehende Thür sich schnell öffnete; mehrere beherzte Männer hatten durch die erschreckten Kranken die Gefahr vernommen, in welcher der junge Priester sich befand, sie eilten daher, obwohl er befohlen, daß man nicht kommen solle, ehe er rufe, zu seiner Hülfe herbei.

Der Krankenwärter mit seiner Kohlenpfanne und den weißglühenden Eisen war unter den Neuangekommenen; als Gabriel ihn gewahr wurde, rief er mit hastigem Tone ihm zu:

— Schnell, schnell, mein Freund, Ihre Eisen;... Gott sei Dank, ich hatte daran gedacht...

Einer von den Hereingetretenen hatte sich zur Vorsicht mit einer wollenen Decke versehen; in dem Augenblicke, wo es dem Missionair gelungen war, seinen Arm den Zähnen Morok's zu entreißen, den er noch immer mit dem Knie festhielt, warf man die Decke dem Wasserscheuen über den Kopf, sodaß er augenblicklich umzingelt und trotz seines verzweifelten Widerstandes gefesselt werden konnte.

Nun erhob sich Gabriel, zerriß den Aermel seines Kleides, machte seinen linken Arm an der Stelle bloß, wo man eine blutende, bläuliche Bißwunde sah, winkte den Gefangenwärter näher, ergriff eines von den weißglühenden Eisen und drückte zu zweien Malen mit fester, sicherer Hand den weißglühenden Stahl auf seine Wunde mit einer heldenmüthigen Ruhe, welche die Bewunderung aller Anwesenden hervorrief.

Aber bald führten so viel verschiedenartige, so unerschrockene bekämpfte Aufregungen eine unvermeidliche Gegenwirkung herbei. Auf Gabriel's Stirn perlten dicke Schweißtropfen; seine langen blonden Haare klebten ihm an den Schläfen; er wurde bleich... wankte... verlor das Bewußtsein und wurde in ein nebenstehendes Zimmer gebracht, um dort die erste Pflege zu empfangen.

Digitized by Google

Ein übrigens begreiflicher Zufall hatte ohne Wissen der Frau von Saint-Dizier aus der Lüge derselben eine Wahrheit gemacht. Um die Waisen um so eher dazu zu vermögen, daß sie nach dem provisorischen Lazarethe gingen, hatte sie ihnen gesagt, daß Gabriel sich dort befinde, was sie nicht im mindesten glaubte, denn sie würde im Gegentheil dieses Zusammentreffen zu verhindern gesucht haben, welches ihren Plänen schaden konnte, da ihr die Anhänglichkeit des jungen Missionairs an die beiden jungen Mädchen bekannt war.

Kurze Zeit nach dem Auftritte, den wir erzählt haben, traten Rose und Blanche, von Schwester Marthe begleitet, in einen weiten Saal von seltsamen, unheimlichen Aussehen, in den man eine große Anzahl plötzlich von der Cholera befallener Weiber hineingebracht hatte.

Die sehr große Wohnung, welche großmüthig hergegeben war, um ein einstweiliges Lazareth daraus zu machen, war mit einem außerordentlichen Luxus decorirt; das jetzt von den kranken Frauen besetzte Zimmer, von dem wir eben reden, hatte als Empfangszimmer gedient; das weiße Getäfel glänzte von prunkender Vergoldung; köstlich eingerahmte Spiegel waren zwischen den Fenstern angebracht, durch welche man den frischen Rasen eines lachenden Gartens sah, den die ersten Triebe des Mais schon belebten.

Mitten in diesem Luxus, diesen vergoldeten Wänden auf einem Parkett von kostbarem Holze mit reicher Einlegung sah man symmetrisch vier Reihen Betten aufgestellt von allen Formen, da sie auch freiwillige Geschenke waren, vom elenden Gurtbett an bis zu dem reichen Lager von geschnitztem Arabesken.

Der lange Saal war seiner ganzen Länge nach in zwei Räume getheilt durch einen provisorischen Verschlag von vier oder fünf Fuß Höhe; auf diese Weise war es möglich geworden, vier Reihen Betten zu stellen; in einiger Entfernung von beiden Enden des Saales hörte die Scheidewand auf, so daß er dort seine ganze Breite beibehielt; in diesem reservirten Raume sah man keine Betten, es hielten sich dort die freiwilligen Beistände auf, wenn die Kranken gerade nicht ihrer Hülfe bedurften; an dem einen dieser Enden war ein hoher, kostbarer Kamin von Marmor mit Goldbronze verziert, dort wurden mehrere Tränke warm gehalten; um endlich das Bild dieses so sonderbaren Ortes vollständig zu machen, wollen wir noch anführen, daß Frauen, den verschiedensten Ständen angehörig, freiwillig es übernahmen, abwechselnd die Kranken zu pflegen, deren Seufzer und Gestöhne von ihnen stets durch tröstende Worte der Theilnahme und der Hoffnung gemildert wurden.

Das war der zugleich seltsame und düstere Ort, in welchen einige Zeit, nachdem Gabriel einen so heldenmäßigen Muth gegen Morok bewiesen, Rose und Blanche eintraten.

Die Schwester Marthe begleitete die Töchter des Marschall Simon; nachdem sie ihnen einige Worte ganz leise gesagt, zeigte sie jeder von ihnen eine Seite des Verschlages, an dem die Betten aufgestellt waren, und dann ging sie nach dem anderen Ende des Saales, um einige Befehle zu geben.

Die Waisen waren von der schrecklichen Aufregung der Gefahr, aus welcher Gabriel sie ohne ihr Wissen gerettet, außerordentlich blieb; nichtsdestoweniger war eine feste Entschlossenheit in ihren Blicken zu lesen. Es handelte sich für sie nicht blos darum, eine gebieterische Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen und sich ihres tapferen Vaters würdig zu zeigen, sondern auch noch um die Seele ihrer Mutter, deren ewiges Heil, wie man ihnen gesagt hatte, von den Proben christlicher Aufopferung abhängen konnte, welche sie dem Herrn ablegen würden. Wir brauchen nicht noch zu sagen, daß die Prinzessin von Saint-Dizier den Absichten Rodin's folgend bei einer zweiten geschickt zwischen ihr und den jungen Mädchen veranstalteten Zusammenkunft hinter Dagobert's Rücken diese armen, vertrauensvollen, unschuldigen und edelmüthigen Seelen getäuscht, gereizt und fanatisirt hatte, indem alle edlen, muthigen Gefühle in ihnen bis zur verderblichsten Uebertreibung sich steigerten.

Als die Waisen die Schwester Marthe gefragt, ob Madame Augustine du Tremblay seit drei Tagen in das Hospital gebracht worden sei, hatte die Schwester geantwortet, daß sie es nicht wisse; … aber wenn sie die Frauensäle durchgehen wollten, würde es ihnen sehr leicht werden, sich zu überzeugen, ob die gesuchte Person sich dort befände. Denn die nichtswürdige Scheinheilige, die als Mitschuldige Rodin's diese beiden Kinder in Todesgefahr hinein trieb, hatte frech gelogen, als sie ihnen versichert, sie habe erfahren, daß ihre Gouvernante in dieses Hospital gebracht worden sei.

Die Töchter des Marschall Simon waren sowohl während ihres Exils, als während der langen Reise mit Dagobert mannichfachen Prüfungen ausgesetzt gewesen, aber niemals hatte ein so trostloser Anblick wie der, welcher sich jetzt ihren Blicken darbot, sie betroffen.

Diese lange Reihe von Betten, wo so viele Geschöpfe lagen, theils unter Schmerzgewinsel sich wanden, theils das letzte heisere Sterbegeröchel hören ließen oder in Fieberphantasieen seufzten oder laut nach den Wesen schrieen, von denen der Tod sie trennen sollte; dies selbst für abgehärtete Männer erschreckende Schauspiel mußte fast unvermeidlich, wie Rodin und seine Genossen es vorausgesehen hatten, einen verhängnißvollen Eindruck auf die jungen Mädchen machen, welche eine eben so edelmüthige als unbesonnene Ueberspannung zu diesem verderblichen Besuche trieb.

Außerdem kam noch hinzu und das fiel ihnen bei den ersten Kranken gleich ein, die sie sahen, daß auch an dem so schrecklichen Tode der Cholera die Mutter der beiden Waisen gestorben war.

Man stelle sich also die beiden Schwestern vor, wie sie schon fürchterlich durch die Katastrophe mit Morok aufgeregt in diese großen Säle von so entsetzlichem Anblicke treten und ihre traurigen Nachsuchungen unter diesen Unglücklichen beginnen, deren Leiden, deren Todeskampf, deren Tod sie an das Leiden, den Todeskampf, den Tod ihrer Mutter erinnerten.

Einen Augenblick indessen fühlten beim Anblicke dieses Saales Rose und Blanche ihre Entschlossenheit doch wankend werden, eine schwarze Ahnung ließ sie ihre heldenmüthige Unvorsichtigkeit bedauern; endlich empfanden sie seit einigen Minuten heimliches Schütteln von Fieberschauern, dann schlugen ihre Schläfe wieder ungestüm; aber sie schrieben diese Symptome, deren Gefährlichkeit sie nicht kannten, den Folgen des Schreckens zu, welchen Morok ihnen eingejagt hatte, und so erstickte ihr guter, heldenmüthiger Instinkt diese Befürchtungen bald wieder, sie sahen sich zärtlich an; ihr Muth belebte sich wieder und alle Beide begannen getrennt, Rose auf der einen Seite, Blanche auf der anderen, ihre schmerzlichen Nachforschungen.

Gabriel, den man in das Zimmer der diensthabenden Aerzte gebracht, kam bald wieder zu sich. Vermöge seiner Geistesgegenwart und seines Muthes konnte seine bei Zeiten zur Narbe gewordene Wunde keine gefährliche Folgen mehr haben; als er verbunden war, wollte er in den Frauensaal zurückkehren, denn dort hatte er gerade eine Sterbende getröstet, als man ihn von der Gefahr benachrichtigte, welche aus Morok's Entweichen entstehen konnte.

Wenige Augenblicke bevor der Missionair in den Saal trat, kamen Rose und Blanche fast zu gleicher Zeit an das Ende ihrer Nachsuchungen, indem die eine die rechte, die andere die linke Seite der Betten entlang gegangen waren, welche durch den Verschlag getrennt wurden…

Die beiden Schwestern waren noch nicht wieder zusammen…

Ihre Schritte wurden immer ungewisser; je weiter sie gingen, je mehr mußten sie sich von Zeit zu Zeit auf die Betten stützen, bei denen sie vorbeikamen; die Kräfte begannen ihnen zu fehlen.

Eine Art Schwindel ergriff sie vor Schmerz und Entsetzen, sie schienen nur noch mechanisch zu handeln…

Ach, die beiden Waisen waren fast zu gleicher Zeit von den schrecklichen Symptomen der Cholera befallen worden. In Folge dieser Art physiologischen Phänomens, von dem wir schon gesprochen und das sich häufig bei Zwillingen zeigt und schon mehrere Male bei zwei oder drei Krankheiten vorgekommen war, welche die beiden Mädchen zugleich ergriffen, schien auch diesmal eine mysteriöse Ursache sie zweien Birnen an demselben Stengel gleich zu machen, die zugleich blühen und welken.

Der Anblick aller dieser Leiden, welche die Waisen gesehen, als sie den langen Saal präsend durchschritten, hatte die Entwickelung dieser furchtbaren Krankheit noch beschleunigt. Schon trugen Rose und Blanche auf ihrem verstörten, entstellten Gesichte den tödtlichen Stempel der Ansteckung, als Jede von ihnen aus den Abtheilungen des Saales herauskam, durch welche sie gegangen waren, um ihre Gouvernante zu finden.

Rose und Blanche, die bis dahin durch die hohe Wand getrennt waren, welche die ganze Länge des Saales hindurch ging, hatten sich noch nicht sehen können… aber als sie endlich die Augen auf einander richteten, begab sich ein herzzerreißender Auftritt.

Siebentes Kapitel.

Der Schutzengel.

Die reizende Frische Rose's und Blanche's war einer bleichen, gelblichen Gesichtsfarbe gewichen; ihre großen blauen Augen waren hohl geworden und begannen sich tief in ihre Höhlen zurückzuziehen; ihre eben noch so rothen Lippen bekamen schon eine violette Färbung wie ihre sonst so gerötheten Wangen und die Spitzen ihrer feinen Finger. Es war, als ob alles Roth und Purpur in ihren reizenden Gesichtern nach und nach unter dem bläulichen, eisigen Hauche des Todes getrübt würde…

Als die Waisen sich einander gegenüber befanden, ohnmächtig, sich mit Mühe aufrecht erhaltend… entrang sich ihrem Busen gleichzeitig ein Ruf des Schreckens; Jede von Beiden, die furchtbare Verzerrung der Züge ihrer Schwester sehend, rief:

— Schwester… auch Du bist leidend?

Und Thränen vergießend stürzten sie einander in die Arme; darauf fragten sie:

— Mein Gott, Rose, wie bleich bist Du?

— Und Du auch, Schwester…

— Fühlst Du einen eisigen Schauer?…

— Ja, ich bin wie zerschlagen… mir wird es dunkel vor den Augen…

— Mir brennt die Brust…

— Vielleicht werden wir sterben, Schwester…

— Wenn es nur zu gleicher Zeit geschieht…

— Und unser armer Vater?

— Und Dagobert?…

— Schwester… unser Traum war richtig! — rief plötzlich Rose wie irre und schlang ihre Arme um den Hals ihrer Schwester. — Sieh nur… sieh;… der Engel Gabriel holt uns…

In diesem Augenblicke trat nämlich Gabriel in die Art von Halbkreis, welchen die beiden Enden des Saales bildeten.

— Himmel!… was seh ich!… die Töchter des Marschall Simon! — rief der junge Priester aus.

Und hinzuspringend fing er die Waisen in seinen Armen auf, denn sie hatten nicht mehr die Kraft sich aufrecht zu erhalten; schon verkündete ihr sich neigender Kopf, ihre sterbenden Augen, ihr schweres, bedrängtes Athmen das Nahen des Todes…

Die Schwester Marthe war nur einige Schritte davon, sie lief auf Gabriel's Ruf herbei; von dieser frommen Frau unterstützt, konnte er die Waisen auf das Bett des wachthabenden Arztes tragen.

Aus Furcht, daß der Anblick dieses schrecklichen Todeskampfes auf die benachbarten Kranken einen zu großen Eindruck machen möchte, zog die Schwester Marthe einen großen Vorhang vor und die beiden Schwestern blieben so von dem übrigen Theile des Saales getrennt.

Während eines Anfalls von nervösen Zuckungen hatten sie ihre Hände so dicht ineinander gefügt, daß man die krampfhaft verschlungenen Finger nicht trennen konnte und die erste Pflege ihnen daher so gegeben werden mußte… eine Hülfe, die nicht im Stande war, das Uebel zu heben, aber wenigstens auf einige Augenblicke die furchtbare Heftigkeit ihrer Schmerzen milderte und einen schwachen Schimmer in ihr verwirrtes, geschwächtes Bewußtsein warf.

In diesem Augenblicke betrachtete Gabriel an ihrem Bette stehend sie mit einem unaussprechlichen Schmerze; gebrochenen Herzens, das Gesicht von Thränen gebadet, dachte er mit

Entsetzen an das seltsame Schicksal, welches ihn Zeuge sein ließ von dem Tode dieser beiden jungen Mädchen, seiner Verwandten, die er wenige Monate vorher dem Untergange im Sturme entrissen... Trotz der Seelenstärke des Missionairs, konnte er sich nicht enthalten zu schaudern, wenn er an das Geschick der Waisen, den Tod des Jacques Rennepont, an die furchtbare Berückung, welche Herrn Hardy in die klösterliche Einsamkeit von Saint-Herem gebracht und ihn fast im Todeskampfe zu einem Mitgliede der Gesellschaft Jesu gemacht, dachte; der Missionair sagte sich, daß schon vier Mitglieder der Familie Rennepont... seiner, Gabriel's, Familie nach einander durch ein Zusammentreffen verhängnißvoller Umstände getroffen worden seien; er fragte sich endlich entsetzt, wie die nichtswürdigen Absichten der Gesellschaft des heiligen Ignatius von Loyola so von der Vorsicht hätten begünstigt werden können?... Das Erstaunen des Missionairs würde dem höchsten Schauder gewichen sein, wenn er gewußt hätte, welchen Antheil Rodin und seine Genossen am Tode Jacques Renneponts gehabt, indem er die bösen Leidenschaften dieses Handwerkers anreizen ließ, und an dem bevorstehenden Ende Blanche's und Rose's, indem die Prinzessin von Saint-Dizier die edlen Inspirationen der Waisen bis zu einem selbstmörderischen Heldenmuthe anstacheln mußte.

Rose und Blanche öffneten ihre großen, schon halb erloschenen Augen wieder und erhoben sich einen Augenblick von der schmerzlichen Bewußtlosigkeit, in welche sie versunken gewesen; darauf hefteten alle Beide in immer größerem Irrsinn voller Entzückung ihre Blicke auf das engelgleiche Antlitz Gabriel's.

— Schwester, — sagte Rose mit schwacher Stimme, — siehst Du wohl den Erzengel gerade so wie in unseren Träumen in Deutschland. Ja, und vor drei Tagen ist er uns wieder erschienen, er kommt, um uns zu holen. Ach, wird unser Tod unsere arme Mutter aus dem Fegefeuer erlösen?

— Heiliger Erzengel, bitte für unsere Mutter... und für uns.

Bisher hatte Gabriel, vor Schmerz und Staunen sprachlos, von Seufzern fast erstickt, keine Worte finden können; aber bei diesen Worten der jungen Mädchen rief er aus:

— Liebe Kinder, warum zweifelt Ihr an dem Seelenheile Eurer Mutter? O, niemals ist eine reinere, frömmere Seele wieder zu ihrem Schöpfer hinaufgegangen. Ich weiß es von meinem Beichtvater, daß die Tugenden, der Muth Eurer Mutter Alle zur Bewunderung zwangen, welche sie kannten, daher glaubt mir, Gott hat sie gesegnet.

— O, hörst Du es, Schwester? — rief Rose und ein Strahl von himmlischer Freude glänzte einen Augenblick auf den bleichen Gesichtern der Waisen. — Unsere Mutter ist von Gott gesegnet.

— Ja, ja, — versetzte Gabriel, — verbannt alle trübseligen Gedanken, Ihr armen Kinder, — faßt wieder Muth, Ihr werdet nicht sterben, denkt an Euren Vater...

— Unser Vater, — sagte Blanche bebend und mit einem Gemisch von Vernunft und innerer Reizbarkeit, welche auch das gleichmüthigste Herz hätte rühren müssen, fuhr sie fort: — Ach, er wird bei seiner Rückkehr uns nicht wieder finden!... Vergieb uns, Vater, wir haben nichts Böses zu thun geglaubt, Deinem Beispiele gemäß wollten wir eine edle That thun, indem wir uns bestrebten, unserer Gouvernante hülfreich zu sein...

— Und dann wußten wir nicht, daß wir so schnell und so bald sterben könnten... Noch gestern waren wir so munter und so fröhlich... O, guter Erzengel, Du wirst unserem Vater im Traume erscheinen, wie Du uns erschienen bist; sag' ihm, daß unser letzter Gedanke beim Sterben ihm gegolten hat...

— Wir sind hierher gekommen, ohne Dagobert etwas davon zu sagen, möge unser Vater ihn deshalb nicht schelten.

— Heiliger Erzengel, — versetzte die andere Waise mit immer schwächerer Stimme, — erscheine auch Dagobert, um ihm zu sagen, daß wir ihn um Verzeihung bitten wegen des Kummers, den wir ihm gemacht haben.

— Unser alter Freund soll auch den alten Murrkopf, unseren treuen Wächter, recht liebkosen, — sagte Blanche hinzu, indem sie zu lächeln versuchte.

— Und dann endlich... — versetzte Rose noch leiser, — versprich uns auch noch zwei Personen zu erscheinen... welche so sehr liebreich gegen uns gewesen sind;... bring ihnen unser letztes Andenken... der guten Majeur... und dem schönen Fräulein Adrienne.

— Wir vergessen, — sagte Blanche mit äußerster Anstrengung, — Niemand von Denen, die uns geliebt haben; und jetzt gebe der liebe Gott, daß wir zu unserer guten Mutter gehen... um sie niemals wieder zu verlassen. Du hast es uns versprochen, Du weißt wohl, guter Erzengel, in jenem Traume, wo Du zu uns sagtest: — Arme Kinder, die Ihr so weit herkommt... Ihr werdet die Erde durchstreift haben... um Euch dann für immer... an dem Busen der Mutter auszuruhen...

— O, es ist schrecklich, schrecklich, so jung und keine Hoffnung, sie zu retten, — murmelte Gabriel, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte. — Herr, Herr, Deine Wege sind unerforschlich... Ach, warum werden diese Kinder von so grausamem Tode betroffen!

Rose stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte mit vergehender Stimme: — Laß uns Beide in ein Grab legen... damit wir... nach unserem Tode... wie während unseres Lebens beisammen sind...

Und die beiden Schwestern wandten ihre sterbenden Blicke und die Hände bittend nach Gabriel hin.

— O, fromme Opfer der edelmüthigsten Hingebung, — rief der Missionair aus und richtete seine thränenfeuchten Blicke gen Himmel. — Ihr engelreinen Seelen, Ihr Schätze von Unschuld und Reinheit... gehet zum Himmel ein, weil Gott Euch zu sich ruft, als ob die Erde nicht werth wäre, Euch zu besitzen...

— Meine Schwester... mein Vater!...

Das waren die letzten Worte, welche die Waisen mit sterbender Stimme ausriefen.

Darauf schienen die beiden Schwestern mit einer letzten, instinktmäßigen Regung sich noch einmal aneinander drücken zu wollen, ihre schönen Augenlider öffneten sich noch einmal halb, um einen Blick der Liebe auszutauschen, dann schauerten sie zwei oder drei Mal zusammen, ihre Glieder wurden schlaff und den halbgeöffneten, bläulichen Lippen entrang sich ein tiefer Seufzer.

Rose und Blanche waren todt... Gabriel und die Schwester Marthe drückte den beiden jungen Mädchen die Augen zu und knieten nieder, um an ihrem Sterbelager zu beten.

Plötzlich entstand im Saale ein großer Lärm. Man vernahm schnelle Schritte und laute Reden; der Vorhang, welcher diese Trauerscene verhüllte, wurde aufgezogen und Dagobert trat heftig hinzu, bleich, mit verstörten Zügen und verwirrter Kleidung...

Beim Anblicke Gabriel's und der barmherzigen Schwester, die bei dem Körper seiner Kinder knieten, stieß der Soldat erstarrt einen furchtbaren Schrei aus und versuchte näher zu treten, aber vergeblich. Denn bevor Gabriel noch auf ihn zueilen konnte, fiel Dagobert hinten über und mit dumpfem Schalle sank sein graues Haupt auf den Boden des Zimmers.

.....

Es ist Nacht... Eine düstere, stürmische Nacht.

Vom Kirchthurm Montmartre hatte es eben Eins geschlagen.

Nach dem Kirchhofe von Montmartre war an demselben Tage der Sarg hineingetragen, der nach dem Wunsche Rose's und Blanche's beide Leichen enthielt.

Durch die dunkeln Schatten, in welchen der Friedhof gehüllt ist, sieht man einen matten Schein sich bewegen.

Es ist der Todtengräber.

Vorsichtig kommt er herbei mit einer Blendlaterne in der Hand; in einen Mantel gehüllt, begleitet ihn eine Männergestalt, deren Haupt gebeugt ist, und dieser Begleiter weint...

Es ist Samuel... Samuel, der alte Jude, der Wächter des Hauses in der Rue St.-François.

In der Begräbnißnacht des Handwerkers Jacques Rennepont, des ersten Gestorbenen unter den sieben Erben, der auf einem anderen Kirchhofe begraben war, sehen wir Samuel gleichfalls geheimnißvoll mit dem Todtengräber sich unterhalten, um für Geld eine Gunst zu erlangen.

Seltsame, schauerliche Gunst!

Nachdem sie manche Steige entlang gegangen, an vielen Cypressen, an vielen Grabmälern vorbeigekommen, gelangten der Jude und der Todtengräber an eine kleine Lichtung, welche an der westlichen Mauer des Kirchhofes sich befand.

Die Nacht war noch immer so dunkel, daß man kaum sehen konnte.

Nachdem der Todtengräber mit seiner Laterne am Boden hin und um sich herum geleuchtet, zeigte er am Fuße eines großen Eichbaums mit langem, dunklem Zweigwerk einen frisch aufgeworfenen Erdhügel und sagte zu ihm:

— Hier ist es.

— Wissen Sie das gewiß?

— Ja wohl... Zwei Leichen in einem Sarge... Das kommt nicht alle Tage vor.

— Ach, alle Beide in demselben Sarge! — wiederholte der Jude seufzend.

— Jetzt wissen Sie den Ort, was verlangen Sie noch weiter? — fragte der Todtengräber.

Samuel antwortete nicht. Er sank auf's Knie, küßte voller Inbrunst die Erde, welche das Grab bedeckte, dann stand er wieder auf, näherte sich, die Augen in Thränen gebadet, dem Todtengräber und sprach einige Augenblicke leise mit ihm, ganz leise zu ihm in's Ohr... obgleich sie auf dem öden Kirchhofe allein waren.

Nun begann unter diesen Menschen eine geheimnißvolle Unterredung, welche die Nacht mit dem Mantel ihres Schweigens bedeckte.

Entsetzt über das Begehren Samuel's weigerte der Todtengräber sich erst, aber nachdem der Jude abwechselnd Ueberredungskunst, Bitten, Thränen und endlich die Verführung des Goldes angewendet, mit dem er klimperte, schien der Todtengräber nach langem Widerstande endlich besiegt, obgleich ihm selbst bei Dem, was er Samuel versprach, schauderte; mit bebender Stimme sagte er zu ihm:

— Morgen Nacht... um zwei Uhr.

— Ich werde dort hinter der Mauer sein, — sagte Samuel und bezeichnete ihm mit Hülfe der Laterne den nicht hohen Verschluß — als Zeichen werde ich drei Steine auf den Kirchhof werfen.

— Gut, das Zeichen sind drei auf den Kirchhof geworfene Steine, — antwortete der Todtengräber bebend und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

Trotz seines hohen Alters fand Samuel einen Rest seiner Kraft wieder, kletterte, die hervorspringenden Steine benutzend, über die an dieser Stelle niedrige Kirchhofsmauer und verschwand.

Hastigen Schrittes ging der Todtengräber wieder nach seinem Hause, indem er von Zeit zu Zeit entsetzt hinter sich blickte, als würde er von einem unheimlichen Gespenste verfolgt.

.....

Am Abend des Begräbnisses von Rose und Blanche schrieb Rodin zwei Briefe.

Der erste war an seinen geheimnißvollen Correspondenten in Rom gerichtet und spielte auf den Tod des Jacques Rennepont, Rose's und Blanche's, auf die Berückung des Herrn Hardy und auf Gabriel's Schenkung an, Ereignisse, welche die Zahl der Erben auf zwei reducirten... auf Fräulein von Cardoville und Djalma.

Der erste von Rodin geschriebene und nach Rom dressirte Brief enthielt blos die folgenden Worte:

„Fünf von sieben bleibt: zwei."

„Machen Sie den Cardinal Fürsten mit diesem Resultate bekannt; er mag vorwärts gehen,... denn ich schreite immer weiter, immer weiter vor..."

Der zweite Brief, mit verstellter Hand geschrieben, war an den Marschall Simon gerichtet und dazu bestimmt, auf sichere Weise in seine Hände zu gelangen.

Er enthielt blos die Worte:

„Wenn es noch Zeit ist, kehren Sie schnell zurück, Ihre Töchter sind gestorben."

„Man wird Ihnen sagen, wer sie getödtet hat."

Eugène Sue.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Verlag von F. H. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Monatlich zweimal

Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

30. Nov. | I. Band.] Supplement. [№ 10. | 1845.

Der Ewige Jude.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Zehnter Band.

Achtes Kapitel.

Der Ruin.

Es ist der Tag nach dem Tode der Töchter des Marschalls Simon.

Fräulein von Cardoville kennt noch nicht das traurige Ende ihrer jungen Verwandten; ihr Gesicht strahlt von Glück. Niemals war sie schöner, niemals ihre Augen glänzender, ihre Gesichtsfarbe von blendenderer Weiße, ihre Lippen von feuchterem Roth. Nach ihrer etwas excentrischen Gewohnheit, sich in ihrem Hause auf malerische Weise zu kleiden, trägt Adrienne, obwohl es ungefähr drei Uhr Nachmittags ist, ein blaßgrünes Mohrkleid mit sehr weitem Rock, dessen Aermel und Leibchen breiten rosa Einsatz haben und mit Besatz von weißem, sehr geschmackvoll angeordnetem Schmelz geziert sind; ein leichtes Perlennetz, auch von weißem Schmelz verdirgt die dicke Flechte, welche sich hinten um Adrienne's Kopf windet, und bildet eine Art orientalischer Frisur von reizender Originalität, die ein vortreffliches Seitenstück zu den langen, das Gesicht des jungen Mädchens einfassenden und bis zu ihrem gerundeten Busen herabfallenden Locken bildet.

Mit dem Ausdrucke unaussprechlichen Glückes, welches sich auf den Zügen des Fräuleins von Cardoville malt, verbindet sich eine gewisse entschlossene, spöttische, kecke Miene, welche ihr sonst nicht gewöhnlich ist; ihr reizender Kopf scheint sich kühner auf dem anmuthigen, weißen Schwanenhalse emporzurichten; es ist, als ob eine verhaltene Gluth ihre rosigen, feinen Nasenflügel ausdehne, und sie mit stolzer Ungeduld den Augenblick eines angreifenden, ironischen Kampfes erwarte...

In Adrienne's Nähe befindet sich die Mayeux; sie hat in dem Hause die Stelle wieder eingenommen, welche sie früher hatte; die junge Arbeiterin trägt ihrer Schwester halber Trauerkleidung; ihr Gesicht drückt eine sanfte, ruhige Betrübniß aus; voller Erstaunen sieht sie Fräulein von Cardoville an; denn noch niemals hat sie in der Physiognomie der jungen Patrizierin so viel Keckheit und Ironie wahrgenommen.

Fräulein von Cardoville besaß nicht die geringste Koketterie in dem engen und gewöhnlichen Sinne dieses Wortes; dennoch warf sie einen fragenden Blick auf den Spiegel, vor welchem sie stand; nachdem sie darauf einer Locke ihres langen Goldhaares ihren elastischen Schwung wiedergegeben, indem sie dieselbe einen Augenblick um ihren weißen Finger gewickelt, glättete sie mit der flachen Hand einige kaum bemerkbare Fältchen, welche der dicke Stoff des Kleides gebildet.

Diese Bewegung so wie die, welche sie machte, indem sie dem Spiegel halb den Rücken zuwendete, um zu sehen ob ihr Kleid an allen Stellen gut sitze, offenbarten durch eine schmiegsame Wendung den ganzen wollüstigen Reiz, die himmlischen Schätze ihres geschmeidigen, feinen und üppigen Wuchses; denn trotz des Formenreichthums der Umrisse ihrer Hüften und ihrer weißen, festen, wie edler penthelischer Marmor schimmernden Schultern war Adrienne eine der wenigen Glücklichen, von Gott Bevorzugten... welche ihr Strumpfband zum Gürtel benutzen können.

Als diese Bewegungen voll unendlich anmuthiger weiblicher Koketterie beendet waren, wandte sich Adrienne zu der Mayeux, deren Erstaunen immer mehr wuchs und sagte lächelnd zu ihr:

— Meine sanfte Madeleine, spotte nicht über meine Frage: — was würdest Du zu einem Bilde sagen... das mich so darstellte?...

— Aber Fräulein...

— Wie? immer noch... Fräulein? sagte Adrienne mit einem Tone sanften Vorwurfes.

— Nun... Adrienne... — versetzte die Mayeux,... — ich würde sagen, daß ich ein reizendes Bild sähe... und daß Sie, wie immer, mit vorzüglichem Geschmacke gekleidet sind...

— Findest Du nicht, daß ich heute besser aussehe als an anderen Tagen?... Meine liebe Poetin... vor allen Dingen erkläre ich, daß ich nicht meinetwegen so frage, — fügte Adrienne fröhlich hinzu.

— Ich dachte es, — antwortete die Mayeux und lächelte ein wenig; — nun, die Wahrheit zu sagen, kann man keine vortheilhaftere Toilette ersinnen als die Ihrige. Dies blaßgrüne Kleid mit Hellrosa, das durch den sanften Glanz des weißen Schmelzbesatzes gehoben wird, eint sich wunderbar schön zu dem Gold Ihres Haares, und Alles zusammen, muß ich gestehen, ist so schön, wie ich noch nie in meinem Leben ein Bild gesehen habe...

Was die Mayeux sagte, fühlte sie und war glücklich, daß sie es ausdrücken durfte, denn wir haben schon gesagt, welche lebhafte Bewunderung diese poetische Seele für alles Schöne empfand.

— Nun, — sagte Adrienne vergnügt, — ich bin erfreut, meine Freundin, daß Du mich heute schöner findest als gewöhnlich.

— Nur... — versetzte die Mayeux zögernd.

— Nur? — sagte Adrienne und sah die Arbeiterin fragend an.

— Nur, meine Freundin, — sagte die Mayeux, wenn ich Sie niemals hübscher gesehen habe,... so bemerkte ich auch noch niemals auf ihren Zügen einen so entschlossenen, ironischen Ausdruck, als Sie eben hatten... Es sah aus wie eine ungeduldig herausfordernde Miene...

— Ganz recht, meine kleine liebe Madeleine, — sagte Adrienne und warf sich der Mayeux um den Hals, — ich muß Dich unterrichten, weil Du mich so gut errathen hast; denn siehst Du, wenn ich diese etwas herausfordernde Miene habe,... so geschieht das, weil ich meine theure Tante erwarte.

— Die Frau Prinzessin von St.-Dizier, — rief die Mayeux erschreckt aus, — diese so boshafte, vornehme Dame, welche Ihnen so viel Leids angethan hat?

— Ganz recht; sie hat mich um eine Unterredung gebeten und ich mache mir eine Lust daraus, sie zu empfangen...

— Eine Lust?

— Ja, eine Lust, allerdings eine etwas spöttische, ironische, — versetzte Adrienne. — Urtheile selbst... sie vermißt schmerzlich ihre früheren Galanterien, ihre Schönheit, ihre Jugend; ferner bringt sie ihr Embonpoint in Verzweiflung, die heilige Frau!... und nun soll sie mich schön, geliebt, und verliebt sehen... und besonders so schlank... so schlank... — fügte Fräulein von Cardoville hinzu und lachte wie närrisch, darauf versetzte sie: — Nun kannst Du Dir gar nicht denken, welchen wüthenden Neid, welche schreckliche Verzweiflung der Anblick eines jungen, schlanken Frauenzimmers den lächerlichen Prätentionen einer dicken, überreifen Frau einflößt...

— Meine Freundin!... — sagte die Mayeux erstaunt, — Sie scherzen... und dennoch weiß ich nicht, warum mich die Ankunft der Prinzessin erschreckt...

— Liebes, süßes Herz, beruhige Dich doch, — versetzte Adrienne liebreich; — ich fürchte diese Frau nicht... fürchte sie nicht mehr;... um ihr das recht zu beweisen und sie zugleich recht zu ärgern, will ich sie, ein Ungethüm von Heuchelei, Bosheit und Schändlichkeit, die gewiß in irgend einer abscheulichen Absicht hierherkommt, wie eine ganz unschädliche, lächerliche... und vor allen Dingen dicke Frau behandeln.

Und Adrienne begann abermals zu lachen.

Ein eintretender Kammerdiener unterbrach den tollen Anfall von Lustigkeit und sagte zu ihr:

— Frau Prinzessin von St.-Dizier läßt fragen, ob Fräulein sie empfangen kann?

— Gewiß! — sagte Fräulein von Cardoville.

Der Bediente ging hinaus.

Die Mayeux wollte aus Bescheidenheit aufstehen und das Zimmer verlassen. Adrienne hielt sie zurück, nahm sie bei der Hand und sagte mit ernster Zärtlichkeit zu ihr:

— Meine Freundin, bleib... ich bitte Dich.

— Sie wollen...

— Ja, ich will es und zwar auch aus Rache, — versetzte Adrienne wieder lächelnd, — will ich der Frau von St.-Dizier zeigen, daß ich eine zärtliche Freundin habe... mit einem Worte, daß ich aller Arten von Glück auf einmal genieße.

— Aber Adrienne, — begann die Mayeux schüchtern, — bedenken Sie doch, daß...

— Still, da ist die Prinzessin, bleib... ich bitte Dich herzlich darum. Der seltene Instinkt Deines Herzens... wird vielleicht den geheimen Zweck ihres Besuches errathen;... hat Deine ahnende Neigung mich nicht über die Netze dieses nichtswürdigen Kodin aufgeklärt?

Einer solchen Bitte konnte die Mayeux nicht widerstehen, sie blieb, that aber einige Schritte, um von dem Kamine sich

Digitized by Google

zurückzuziehen; Adrienne nahm sie bei der Hand, ließ sie sich wieder auf den Lehnstuhl setzen, welchen sie beim Feuer inne gehabt und sagte zu ihr:

— Meine liebe Madeleine, behalte Deinen Platz; Du hast keine Verpflichtungen gegen Frau von St.-Dizier; mit mir ist es etwas Anderes, sie kommt zu mir.

Kaum hatte Adrienne diese Worte gesprochen, so trat die Prinzessin mit erhobenem Haupte, imposanter Haltung (und wie gesagt, sie hatte das vornehmste Aussehen von der Welt) mit festem Schritt und stolzem Gange herein.

Die abgrundetsten Charaktere, die gründlichsten Geister haben fast immer irgend eine Seite, auf welcher sie kindischen Schwächen zugänglich sind; ein furchtbarer Neid, der durch die Anmuth, Schönheit und den Geist Adrienne's hervorgerufen wurde, hatte stets einen sehr großen Theil an dem Hasse der Prinzessin gegen ihre Nichte, obwohl sie nicht im Stande war nur daran zu denken, mit Adriennen zu rivalisiren und es ihr auch ernstlich nicht einfiel, so hatte Frau von St.-Dizier sich doch nicht enthalten, bei der von ihr verlangten Zusammenkunft etwas mehr Gewähltheit in ihrer Toilette zu beobachten und sich in ihre Robe von changirendem Taffet doppelt und dreifach geschnürt hereinzupressen, wodurch freilich ihr Gesicht ein höheres Colorit angenommen hatte, als gewöhnlich. Mit einem Worte, die Menge gehässiger und eifersüchtiger Gefühle, welche sie gegen Adrienne hegte, hatten bei dem bloßen Gedanken an eine Zusammenkunft eine solche Aufregung in den gewöhnlich so ruhigen, abgemessenen Geist der Prinzessin gebracht, daß sie die Thorheit beging, anstatt jener einfachen, wenig in's Auge fallenden Toilette, welche sie als Frau von Geschmack und Takt zu tragen pflegte, ein Kleid von George de Pigeonfarbe und einen granatfarbenen mit einem Paradiesvogel geschmückten Hut zu tragen.

Haß, Neid und Stolz des Triumphes, (die Scheinheilige dachte an die nichtswürdige Geschicklichkeit, mit welcher sie die Töchter des Marschall Simon einem fast sicheren Tode entgegengesendet) die schlecht verhehlte Hoffnung in neuen abscheulichen Ränken den Sieg zu erringen, alle diese Gefühle hatten Antheil an dem Ausdrucke der Physiognomie der Prinzessin von St.-Dizier, als sie zu ihrer Nichte hereintrat.

Ohne ihrer Tante einen Schritt entgegenzugehen, erhob sich Adrienne dennoch sehr artig von dem Sofa, auf welchem sie saß, machte eine halbe, anmuthige und würdevolle Verbeugung, und setzte sich dann wieder; darauf deutete sie auf einen dem Kamine gegenüber stehenden Fauteuil hin, während die Maneur die eine Ecke und sie selbst die andere Ecke des Kamins inne hatte.

— Nehmen Sie sich die Mühe, sich zu setzen, Madame, — sagte Adrienne.

Die Prinzessin wurde ganz roth, blieb stehen und warf einen verachtungsvollen und frech erstaunten Blick auf die Maneur, die dem Anrathen Adrienne's zufolge beim Eintritte der vornehmen Dame sich leicht verneigt hatte, ohne ihr ihren Platz anzubieten. Dies Benehmen der jungen Arbeiterin fand seinen Grund in dem Bewußtsein ihrer Würde sowohl als in dem Gefühle, daß die wahre Ueberlegenheit der Stellung nicht dieser nichtswürdigen, hinterlistigen, heuchlerischen Prinzessin gebühre, sondern ihr, der Maneur, die so bewundernswürdig gut und aufopfernd war.

— Haben Sie doch die Güte, sich zu setzen, Madame, — sagte Adrienne mit ihrer sanften Stimme, indem Sie ihrer Tante den leeren Sessel zeigte.

— Die Unterredung, um welche ich Sie gebeten habe, Fräulein, muß geheim sein, — sagte die Prinzessin.

— Ich habe kein Geheimniß vor meiner besten Freundin, Madame, Sie können also in Gegenwart dieses Fräuleins sprechen.

— Ich weiß seit langer Zeit, — versetzte Frau von St.-Dizier mit beißendem Spotte, — daß Sie in allen Dingen sich nicht sehr um Geheimniß kümmern und daß Sie in der Wahl Ihrer Freunde nicht schwierig sind... Aber Sie werden mir erlauben, daß ich anders verfahre als Sie. Wenn Sie auch keine Geheimnisse haben, Fräulein... so habe ich doch welche... und ich bin gar nicht geneigt, sie dem Ersten Besten anzuvertrauen...

Und abermals blickte die Scheinheilige verächtlich auf die Maneur.

Diese war von dem insolenten Tone der Prinzessin verletzt und versetzte voller Sanftmuth und Einfachheit:

— Ich sehe dis jetzt, Madame, noch keinen so demüthigenden Unterschied zwischen der zuerst und zuletzt zu Fräulein von Cardoville Gekommenen.

— Wie!... Dergleichen spricht? — rief die Prinzessin mit stolzmitleidigem Tone.

— Wenigstens findet Dergleichen immer eine Antwort, — versetzte die Maneur ruhig.

— Verzeihen Sie... ich begreife Sie nicht, Madame, — sagte Adrienne mit erstaunter Miene; — das Fräulein, die mich mit ihrer Freundschaft beehrt, will die Güte haben... denn in der That, es bedarf einer sehr lieberollen Nachgiebigkeit von ihrer Seite, wenn sie sich entschließt, aus Liebe zu mir, alle diese anmuthigen, wohlwollenden... reizenden Dinge zu hören, welche Sie mir wahrscheinlich mittheilen werden...

— Aber, Fräulein... — sagte die Prinzessin lebhaft.

— Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, — versetzte Adrienne im freundlichsten Tone, als ob sie der Scheinheiligen die schmeichelhaftesten Complimente sagte, — um Sie sofort mit der Demoiselle auf vertraulichen Fuß zu stellen, beeile ich mich, Ihnen mitzutheilen, daß sie von allen Ihren frommen Nichtswürdigkeiten unterrichtet ist ... von all den christlichen Anschwärzungen... scheinheiligen Schlechtigkeiten, zu deren Opfer Sie mich so gern und beinahe wirklich gemacht hätten;... mit einem Worte, sie weiß, daß Sie eine fromme Kirchenmutter sind... wie man wenige sieht ... kann ich jetzt hoffen, Madame, daß Ihre zarte, interessante Zurückhaltung ein Ende haben wird?

— Wahrhaftig, — sagte die Prinzessin mit einer Art zornigen Erstaunens, — ich weiß nicht, ob ich träume oder wache...

— O mein Gott! — sagte Adrienne mit bestürzter Miene,— dieser Zweifel, den Sie gegen Ihre geistigen Fähigkeiten aussprechen, ist beunruhigend, Madame. Ohne Zweifel ist Ihnen das Blut nach dem Kopfe gestiegen ... denn Ihr Gesicht ist sehr geröthet;... Sie scheinen bedrängt,... bedrückt... niedergedrückt ... vielleicht (man kann unter Frauenzimmern wohl davon sprechen) vielleicht sind Sie etwas fest geschnürt, ... Madame?

Diese Worte sprach Adrienne mit köstlichem Anschein von Interesse und Naivetät aus, so daß die Prinzessin vor Wuth hätte ersticken mögen, sie wurde ganz purpurroth, setzte sich hastig und rief aus:

— Nun gut, Mademoiselle, ... ich ziehe diesen Empfang jedem anderen vor, er setzt mich in die rechte ... in die vertrauliche Stimmung, wie Sie zu sagen beliebten...

— Nicht wahr, Madame, — sagte Adrienne lächelnd, — wenigstens kann man sich offen sagen, was man auf dem Herzen hat ... und das muß für Sie den Reiz der Neuheit haben... Sehen Sie, Sie werden mir Ihren Dank eingestehen müssen, unter uns gesagt, daß ich Sie in den Stand setze, einen Augenblick diese unangenehme Maske der Frömmigkeit ablegen zu können, die Ihnen sehr drückend sein muß...

Als die Maneur diese Sarkasmen Adrienne's vernahm, eine gewiß unschuldige Rache, wenn man bedenkt, wie viel Böses die Prinzessin ihr angethan, fühlte sie sich bedrängt und ängstlich, denn sie fürchtete, und mit Recht, die Prinzessin mehr als es Adrienne that. Frau von St. Dizier versetzte mit der größten Kaltblütigkeit:

— Tausend Dank, Mademoiselle, für Ihre vortrefflichen Absichten und Gesinnungen gegen mich; ich weiß sie nach ihrem Werthe zu würdigen, ich hoffe ohne weitere Zögerung Ihnen das zu beweisen.

— Nun lassen Sie sehen, Madame, — antwortete Adrienne aufgeräumt, — erzählen Sie mir es doch zugleich ... ich bin unendlich neugierig und ungeduldig darauf.

— Und dennoch, — sagte die Prinzessin und heuchelte nun auch eine ironische, spöttische Heiterkeit, — dennoch sind Sie weit entfernt zu ahnen, was ich Ihnen zu melden habe...

— Wirklich? ... ich meines Theils fürchte, Madame, daß Ihre Unschuld, Ihre Bescheidenheit Sie da irre führt, — versetzte Adrienne mit derselben höhnischen Freundlichkeit, — denn es giebt wenig Dinge, die mich von Ihnen überraschen könnten, Madame. Wissen Sie denn nicht, Madame, daß ich Ihnen ... Alles zutraue?

— Vielleicht, Mademoiselle ... — sagte die Devote, langsam ihre Worte betonend, — wenn ich Ihnen nun zum Beispiel sagte ... daß binnen vier und zwanzig Stunden, von heute bis Morgen ... wie ich vermuthe ... Sie ruinirt sein werden...

Das war allerdings etwas so unverhofftes, daß Fräulein von Cardoville unwillkührlich eine schnelle Bewegung des Erstaunens machte und die Maneur zusammenfuhr.

— Ah, Mademoiselle, — sagte die Prinzessin mit triumphirender Freude und schmeichlerisch spöttischem Tone, als sie das wachsende Erstaunen ihrer Nichte bemerkte, — gestehen Sie jetzt ein, daß ich Sie in Verwunderung setzte, obwohl wenig von meiner Seite, wie Sie sagten, Sie zu überraschen im Stande ist. Wie sehr Recht hatten Sie, unserem Gespräche gleich die Wendung zu geben, welche es genommen... Ich hätte sonst alle Arten von Umschreibungen gebrauchen müssen, um Ihnen zu sagen: Mademoiselle, morgen werden Sie eben so arm sein, als sie heute reich sind,... während ich Ihnen das nun ganz einfach... ganz ohne Umschweife... ganz naiv habe sagen können.

Nachdem ihre erste Verwunderung vorüber war, versetzte Adrienne mit einer Ruhe lächelnd, die Frau von St. Dizier stutzig machte:

— Nun gut ja, ich gestehe es Ihnen offen ein, Madame, es hat mich überrascht,... denn ich erwartete von Ihnen etwas von den schwarzen Bosheftigkeiten, in denen Sie Meister sind, eine recht raffinirte, grausame Hinterlist... Aber konnte ich wohl glauben, daß Sie von etwas so Unbedeutendem sonst Aufsehens machen würden?

— Ruinirt zu sein... vollständig ruinirt ... — rief die Fromme, — ruinirt von heute bis morgen, Sie, die Sie so verwegen verschwenderisch sind; Sie werden nicht blos Ihre Renevüen, sondern auch dieses Hôtel, Ihre Möbeln, Ihre Pferde, Ihre Juwelen, mit einem Worte Alles, sogar die lächerlichen Schmuckſachen, auf welche sie so eitel sind, unter Sequester gestellt sehen,... und das nennen Sie etwas Unbedeutendes! Sie, die Sie gleichgültig Tausende von Louisd'ors ausgeben, Sie werden von nun an auf eine Unterhaltungspension reducirt sein, die geringer ist als der Gehalt, welchen Sie einer von Ihren Kammerfrauen geben; und das nennen Sie etwas Unbedeutendes?

Zum größten Aerger ihrer Tante wollte Adrienne, nicht wieder immer heiterer zu werden schien, eben der Prinzessin antworten, als die Thür des Saales sich öffnete und der Prinz Djalma unangemeldet eintrat.

Eine stolze, Alles vergessende Zärtlichkeit strahlte beim Anblick des Prinzen auf Adriennens Gesichte und wir sind nicht im Stande, den glücklichen, triumphirenden Blick zu beschreiben, welchen sie auf Frau von St. Dizier warf.

Niemals war Djalma idealisch schöner gewesen; niemals hatte ein unaussprechlicheres Glück auf einem menschlichen Antlitz gestrahlt. Der Indier trug ein langes Kleid von weißem Cachemir mit vielem Purpur und goldenen Streifen, sein Turban war von demselben Stoffe und derselben Farbe; ein köstlicher Palmshawl bildete seinen Gürtel.

Beim Anblick des Indiers, den sie nicht bei Fräulein von Cardoville hatte zu treffen gehofft, konnte die Prinzessin es anfangs ihr Erstaunen nicht verbergen.

Der folgende Auftritt fand also zwischen Frau von St. Dizier, Adrienne, der Maneur und Djalma Statt.

Neuntes Kapitel.

Erinnerungen.

Djalma, welcher noch niemals Frau von St. Dizier bei Adrienne getroffen, hatte erst sehr erstaunt über ihre Gegenwart geschienen. Die Prinzessin beobachtete eine Zeitlang Schweigen, und sah abwechselnd mit heimlichem Hohne und unversöhnlichem Neide diese beiden so jungen, so schönen, so

verliebten, so glücklichen Wesen ganz plötzlich kalt zusammen, als ob eine Erinnerung von höchster Wichtigkeit ihr plötzlich einfalle, und einige Sekunden lang war sie ganz in sich versunken.

Adrienne und Djalma benutzten diesen Augenblick, um mit einer Art von Götterdienst, der ihre Augen mit feuchter Glut füllte, sich gegenseitig mit den Blicken zu verschlingen; als darauf Frau von St.-Dizier eine Bewegung machte, welche anzuzeigen schien, daß sie aus ihrer augenblicklichen Zerstreuung auffahre, sagte Fräulein von Cardeville lächelnd zu dem jungen Indier:

— Mein lieber Cousin, ich will eine Vergeßlichkeit wieder gut machen, die, wie ich allerdings gestehen muß (und Sie werden den Grund erfahren) eine sehr gefliſſentliche war, als ich zum ersten Male mit Ihnen von einer Verwandten sprach, der ich jetzt die Ehre habe, Sie vorzustellen... Frau von St.-Dizier.

Djalma verneigte sich.

In dem Augenblicke, wo ihre Tante antworten wollte, versetzte Adrienne schnell:

— Frau von Saint-Dizier theilte mir sehr gefällig ein Ereigniß mit, welches äußerst glücklich für mich ist... und von dem ich Sie später unterrichten werde, Cousin, falls diese gute Prinzessin mich nicht des Vergnügens berauben will, Ihnen diese Mittheilung zu machen.

Die unerwartete Ankunft Djalma's, die Erinnerungen, welche plötzlich der Prinzessin in den Sinn gekommen waren, brachten in den ersten Plänen der Frau von St. Dizier wahrscheinlich eine Veränderung hervor; denn anstatt das Gespräch über Adriennens Naia fortzusetzen, lächelte sie mit sanftseliger Miene, die einen hinterlistigen Gedanken zu verbergen schien und sagte:

— Er sollte mir Leid thun, Prinz, meine liebenswürdige theure Nichte des Vergnügens zu berauben, Ihnen bald die glückliche Nachricht zu verkünden, von welcher sie spricht, und von der ich als gute Verwandte sie sogleich unterrichtet habe... Hier sind in Bezug darauf einige Notizen (und die Prinzessin übergab Adriennen ein Papier), die, wie ich hoffe, ihr die Wahrheit von Dem, was ich ihr gemeldet, aufs Augenscheinlichste beweisen.

— Tausend Dank, meine liebe Tante, — sagte Adrienne und nahm das Papier mit stolzer Gleichgültigkeit, — diese Vorsicht, dieser Beweis war überflüssig; Sie wissen, ich glaube Ihnen immer auf's Wort, wenn es sich um Ihr Wohlwollen gegen mich handelt.

Trotz dem daß Djalma die raffinirten Nichtswürdigkeiten, die verzuckerten Grausamkeiten der Civilisation nicht kannte, war Djalma, wie wenig wilde und heftiger Eindrücke fähige Naturen, mit einem sehr feinen Takte begabt, und empfand ein moralisches Mißbehagen, als er diesen Austausch von falschen Höflichkeiten hörte; er errieth den geheimen Sinn derselben nicht, aber sie klangen ihm so zu sagen falsch ins Ohr; außerdem empfand er aus Instinkt oder Berahnung eine unbestimmte Abneigung gegen Frau von St.-Dizier.

Die Scheinheilige dachte an die Wichtigkeit des Zufalles, den sie zu benutzen im Begriffe stand, und so konnte sie ihre innere Aufregung kaum zurück halten, die stärkere Röthe auf ihrem Gesichte, ihr spöttisches Lächeln und das boshafte Leuchten ihres Blickes verriethen dieselben; deshalb konnte Djalma beim Anblicke dieser Frau auch eine sich steigernde Antipathie nicht überwinden, blieb schweigsam, aufmerksam, und seine schönen Züge verloren sogar ihre frühere Heiterkeit.

Die Maneur fühlte sich gleichfalls von einem immer peinlicher werdenden Gefühle befallen; sie warf abwechselnd furchtsame Blicke auf die Prinzessin und flehende auf Adrienne, als wollte sie die Letztere bitten, ein Gespräch zu beenden, von dem die junge Arbeiterin verderbliche Folgen voraussah.

Aber unglücklicher Weise hatte Frau von St.-Dizier jetzt zuviel Interesse an der Verlängerung des Gesprächs und Fräulein von Cardeville schöpfte neuen Muth, neues, keckes Vertrauen aus der Gegenwart des Mannes, welchen sie anbetete, sie wollte so recht den grausamen Aerger genießen, welchen der Frömmlerin der Anblick einer Liebe verursachte, welche trotz aller verderblichen, von ihr und ihren Genossen gelegten Schlingen, glücklich war.

Nach einer Pause nahm Frau von St.-Dizier das Wort und sagte mit einschmeichelndem, süßen Tone:

— Mein Gott, Prinz, Sie können sich gar nicht denken, wie sehr ich entzückt gewesen bin, durch das öffentliche Gerücht zu erfahren, (denn man spricht von gar nichts Anderem, und Grund genug dazu ist vorhanden) zu erfahren, sage ich, wie sehr Sie meine Nichte lieben und verehren, denn ohne daß Sie es ahnen, entreißen Sie mich dadurch einer großen Verlegenheit.

Djalma antwortete nicht, aber er sah Fräulein von Cardeville mit erstaunter, fast betäubter Miene an, als wolle er sie fragen, was ihre Tante meine.

Diese wurde diese stumme Frage gewahr und versetzte:

— Ich werde deutlicher sein, Prinz; kurz gesprochen, Sie begreifen, da ich die nächste Verwandte, dieses lieben, tollen Köpfchens bin — sie sah auf Adrienne hin, — so war ich in den Augen aller Welt mehr oder minder verantwortlich... und nun kommen Sie gerade, Prinz, aus Indien her, um unschuldiger Weise die Sorge für eine Zukunft sich aufzubürden, welche mir so starke Befürchtungen einflößte... das ist herrlich, vortrefflich; daher muß man sich auch wahrlich fragen, was man mehr bewundern soll, Ihr Glück oder Ihren Muth...

Und die Prinzessin warf einen teuflisch boshaften Blick auf Adrienne und erwartete mit herausfordernder Miene ihre Antwort:

— Hören Sie meine gute Tante an, lieber Cousin, — beeilte sich das junge Mädchen ruhig lächelnd zu sagen, — seit dem Augenblicke, wo diese zärtliche Verwandte uns, Sie und mich, glücklich und vereinigt sieht, strömt ihre Seele so von Freude über, daß sie das Bedürfniß fühlt, sich zu ergießen; und Sie haben keine Ahnung von den Herzensergießungen einer schönen Seele... Nur ein wenig Geduld und Sie werden selbst urtheilen können... — Darauf fügte Adrienne mit dem natürlichsten Tone von der Welt hinzu: — Ich weiß nicht, warum, denn es ist wenig Zusammenhang darin, warum bei den Herzensergießungen meiner lieben Tante ich immer daran denken muß, was Sie mir, Cousin, von gewissen Arten kleiner Ratten in Ihrem Vaterlande erzählten: daß sie nämlich oft bei ohnmächtigen Bissen sich die Zähne abbrechen, durch welche das Gift träuft, und es so selbst verschlucken, wodurch sie Opfer des Giftes werden, welches in ihrem Körper sich erzeugt... Nun also, meine liebe Tante, die Sie ein so gutes edles Herz haben... gewiß werden Sie sich aufs Zärtlichste für diese armen Ratten interessiren...

Die Frömmlerin warf einen unversöhnlichen Blick auf ihre Nichte und versetzte mit gereiztem Tone:

— Ich sehe nicht recht den Zweck dieser naturgeschichtlichen Vorlesung ein; Sie vielleicht, Prinz?

Djalma antwortete nicht; an den Kamin gelehnt warf er einen immer düstrer werdenden Blick auf die Prinzessin; ein unwillkürlicher Haß gegen diese Frau stieg in seinem Herzen auf.

— O meine liebe Tante, — versetzte Adrienne im Tone sanften Vorwurfes, — sollte ich von Ihrem Herzen zuviel erwartet haben?... Selbst nicht mehr für Ratten empfinden Sie Theilnahme... o mein Gott, für wen denn? Uebrigens läßt sich das denken, — fügte Adrienne hinzu, als ob sie sinnend mit sich selber spräche, — sie sind so schlau?... Aber lassen wir diese Thorheiten, — versetzte sie lustig, als sie die verhaltene Wuth der Frömmlerin sah, — sagen Sie uns doch schnell, gute Tante, alle die schönen Sachen, welche Ihnen der Anblick unseres Glücks eingeflößt.

— Nun das will ich, meine liebenswürdige Nichte;... erstens kann ich dem theuern Prinzen nicht Glück genug wünschen dazu, daß er tief aus Indien gekommen ist, um sich mit Ihnen zu befassen... in vollem Vertrauen... mit geschlossenen Augen... der würdige Rabob... mit Ihnen, armes liebes Kind, das man als wahnsinnig hat einsperren müssen (um Ihren Uebermüthigkeiten einen decenten Namen zu geben) Sie wissen wohl... wegen des schönen Burschen, den man bei Ihnen versteckt gefunden;... aber heißen Sie mir doch ein... Sollten Sie ihn sogar schon bis auf den Namen vergessen haben? böse, kleine Ungetreue;... ein sehr schöner Mensch... und etwas Dichter dazu, mit Erlaubniß: ein gewisser Agricol Baudoin, den man in einem geheimen Versteck neben Ihrem Schlafzimmer gefunden hat... ein abscheulicher Scandal, mit dem ganz Paris sich beschäftigt hat;... denn Sie heirathen keine unbekannte Frau, theurer Prinz... der Name der Irrigen ist in Aller Munde.

Und als bei diesen unverhüllten, erschrecklichen Worten, Adrienne, Djalma und die Maneur, obwohl sie verschiedenartigen Gefühlen Raum gaben, einen Augenblick vor Staunen stumm blieben, hielt es die Prinzessin nicht mehr für nothwendig, ihre teuflische Freude zu verbergen, und rief aufstehend mit gerötheten Wangen und leuchtendem Blick zu Adriennen gewandt:

— Ja, ich fordere Sie heraus, mich Lügen zu strafen; ist man nicht gezwungen gewesen, Sie unter dem Vorwande von Wahnsinn einzusperren? hat man, ja oder nein, diesen Handwerker... Ihrem damaligen Liebhaber in Ihrem Schlafzimmer versteckt gefunden?

Bei dieser furchtbaren Beschuldigung wurde die Gesichtsfarbe Djalma's, die sonst durchsichtig und golden war wie Ambra, plötzlich matt und bleifarben; seine starren, weitoffenen Augen waren ganz vom Weißen umgeben, seine blutrothe Oberlippe zog sich mit wildem Zucken in die Höhe und ließ seine kleinen, weißen, krampfhaft zusammengeklemmten Zähne sehen; ganz sein ganzes Wesen wurde so furchtbar drohend und schrecklich, daß die Maneur zusammenschauerte.

Der junge Indier empfand von der Hitze des Blutes getrieben eine Art unwillkürlichen, besinnungslosen Schwindels, ein blitzartiges Zucken, ähnlich der Aufregung, welche aus dem Herzen alles Blut nach den Augen treibt und den Blick trübt, nach dem Gehirn und es verwirrt, sobald ein Mann von Ehre einen Schlag ins Gesicht fühlt...

Wenn während dieses furchtbaren Augenblickes, der schnell vorüber ging, wie das Leuchten des Blitzes, der durch die Wolken bricht, Handlung an die Stelle von Djalma's Gedanken getreten wäre, so würde die Prinzessin, Adrienne, die Maneur und er selbst durch einen furchtbaren Ausbruch vernichtet worden sein, wie der einer losgehenden Mine.

Die Prinzessin würde er getödtet haben, weil sie Adriennen einer nichtswürdigen Treulosigkeit anklagte, Adrienne, weil man eine solche Nichtswürdigkeit von ihr vermuthen konnte, die Maneur, weil sie Zeugin von solcher Anklage gewesen, sich selbst endlich, um eine so entsetzliche Enträuschung nicht zu überleben.

Aber, o Wunder,... sein blutiger, irrer Blick ist dem Blicke Adriennens begegnet, einem Blicke voller Würde, ruhiger und hoheitet Sicherheit, und mit einem Male ist die wilde Wuth, von welcher der Indier durchdrungen war, vorübergegangen... flüchtig wie der Blitz.

Ja noch mehr, zum großen Erstaunen der Prinzessin und der jungen Arbeiterin beruhigte sich nicht blos der junge Indier immer mehr, je tiefer, durchdringender, von ihrer so reinen schönen Seele Zeugniß gebend, Adriennens Blicke wurden, sondern seine Physiognomie verwandelte sich und so heftig bewegt sie früher war, wurde sie wieder heiter und bald war sie der Spiegel der edlen Selbstgewißheit auf dem Gesichte des jungen Mädchens.

Veranschaulichen wir so zu sagen physisch diese moralische Revolution, welche für die erst so erschreckte Maneur so köstlich, für die Prinzessin so unangenehm war.

Kaum hatte die Prinzessin ihre scheußliche Verleumdung auf ihrer giftigen Lippe destillirt, so hatte Djalma, der beim Kamin stand, in dem Paroxismus seiner Wuth heftig einen Schritt auf die Prinzessin zu gethan; darauf aber hatte er sich, als ob er sich in seiner Hitze zurückhalten wolle, gleichsam am Marmor des Kamins festgehalten; ein convulsivisches Zittern bewegte seinen ganzen Körper, seine verzerrten, kaum mehr zu kennenden Züge waren schrecklich geworden...

Adrienne dagegen hatte, als sie die Worte der Prinzessin vernahm, einer ersten Regung entrüsteten Zorns nachgegeben, so wie Djalma einem Anfalle blinder Wuth zur Beute geworden, sie hatte sich heftig erhoben, ihr Auge funkelte von empörtem Stolze; aber bald beruhigte sie sich im Bewußtsein ihrer Reinheit, ihr reizendes Gesicht nahm eine englische Heiterkeit an... da gerade trafen ihre Blicke die Djalma's. Eine Sekunde lang war das junge Mädchen mehr betrübt als erschreckt über den furchtbaren Ausdruck in Djalma's Gesichte... — Eine dumme Nichtswürdigkeit bringt ihn in solchem Grade außer sich, — hatte Adrienne sich gesagt, — er beargwöhnt mich also?... — Aber auf diesen eben so schnellen als grausamen Gedanken folgte die süßeste Freude, als Adriennens Blick lange auf Djalma geruht und sie wie durch Zauber die so wilden Züge sich glätten, so strahlend, so schön werden sah, als vorher...

So scheiterte die Intrigue der Frau von St. Dizier an dem würdigen, vertrauenden und offenen Aussehen von Adriennens Physiognomie.

Das war nicht Alles.

In dem Augenblicke, wo die Prinzessin Zeugin dieser stummen und ausdrucksvollen Scene war, welche für die wunderbare Sympathie dieser beiden Wesen sprach, die ohne ein Wort zu sprechen, durch einige stumme Blicke, sich verständigt und gegenseitig beruhigt hatten, in dem Augenblick, wo die Prinzessin vor Aerger und Zorn darüber ersticken wollte, reichte Adrienne mit wunderbarem Lächeln und reizend verführerischer Geberde Djalma ihre schöne Hand, und dieser kniete nieder und drückte einen glühenden Kuß darauf, dessen Feuer ein leichtes rosiges Gewölk auf der Stirn des jungen Mädchens hervorrief.

Nun nahm der Indier auf dem Hermelinteppich zu den Füßen des Fräuleins von Cardeville eine anmuthige, ehrfurchtsvolle Stellung ein, stützte sein Kinn auf die innere Seite der einen Hand und begann in stumme Bewunderung versunken, Adriennen stillschweigend zu betrachten, diese neigte sich lächelnd, glücklich zu ihm herab und spiegelte, wie der Dichter sagt, ihr Auge in seinem Auge mit so viel liebender Hingebung, als ob die vor Haß erstickende Frömmlerin gar nicht da wäre.

Aber bald winkte Adrienne, als hätte noch etwas zu ihrem Glücke gefehlt, die Maneur zu sich heran, und ließ sie sich neben sie niedersetzen; so ihre Hand in die Hand dieser vortrefflichen Freundin legend, Djalma, der verehrend vor ihr war, anlächelnd, warf das Fräulein von Cardeville auf die immer mehr erstaunte Prinzessin einen Blick, der zugleich die edle, unbezwingliche Seligkeit ihres Glückes und den unnahbaren Stolz ihrer Verachtung der Verleumdung malte, so daß Frau von St.-Dizier bestürzt einige kaum verständliche Worte mit vor Zorn bebender Stimme sprach und darauf ganz den Kopf verlierend schnell nach der Thür ging.

In diesem Augenblicke jedoch entschloß sich die Mamsell, welche noch irgend eine Hinterlist fürchtete, ein Complott oder eine schändliche Hexerei, nachdem sie einen Blick mit Adrienne ausgetauscht, der Prinzessin bis zu ihrem Wagen zu folgen.

Die zornige Mißstimmung der Frau von St.-Dizier, als sie sich so von der Mamsell begleitet und beaufsichtigt sah, erschien dem Fräulein von Gardeville so komisch, daß sie sich nicht enthalten konnte, laut zu lachen, und unter dem Geleite dieser verachtenden Lustigkeit verließ die Frömmlerin vor Wuth und Verzweiflung außer sich dieses Haus, in das sie Unheil und Verwirrung zu bringen gehofft hatte.

Adrienne und Djalma blieben allein.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir noch einige Blicke zurückthun.

Leicht wird man glauben, daß von dem Augenblicke an, wo Fräulein von Gardeville und der Prinz nach so viel Hindernissen sich endlich gewährt hatten, ihre Tage ihnen in unsäglichem Glücke verflossen; Adrienne bemühte sich besonders, Djalma Gelegenheit zu geben, alle die edlen Eigenschaften von ihr zu entwickeln, von denen sie in den Büchern der Reisenden so glänzende Berichte gelesen.

Das junge Mädchen war auf dieses zärtliche und geduldige Studium von Djalma's Charakter gefallen, nicht blos um die übertriebene Liebe, welche sie für ihn empfand, zu rechtfertigen, sondern auch weil diese Art Prüfungszeit, welche sie festgestellt hatte, dazu diente, die Regungen von Djalma's Liebesgluth zu mildern und abzulenken ... ein Bestreben, das bei Adrienne um so verdienstlicher war, weil sie eine eben so ungeduldige Liebestrunkenheit empfand; ... bei diesen beiden, vom Schöpfer so vollkommen ausgestatteten Wesen hielten sich die feurigen Begierden der Sinne und die erhabensten Seelenregungen in ihrem gegenseitigen Aufschwunge auf wunderbare Weise das Gegengewicht, es war, als hätte Gott diese beiden Liebenden mit der seltensten Schönheit des Körpers und dem anbetungswürdigsten Herzensadel begabt, um den unwiderstehlichen Reiz zu rechtfertigen, der sie an einander knüpfte.

Welches Ziel hatte Adrienne der Prüfung gesteckt, welche für sie wie für Djalma so sehr schwer war? das wollte Adrienne Djalma in der Unterredung mittheilen, welche sie nach dem plötzlichen Fortgehen der Frau von St.-Dizier haben sollte.

Zehntes Kapitel.

Die Prüfung.

Das Fräulein von Gardeville und Djalma blieben allein.

Das edle Vertrauen, welches im Gemüthe des Indiers auf die erste Regung unbedachter Wuth folgte, war so groß, daß er jetzt nicht mehr ein Wort von dieser nichtswürdigen Anklage sagte.

Das junge Mädchen war ihrerseits zu stolz, sie hatte zu viel Bewußtsein von der Reinheit ihrer Liebe, um sich zu einer Rechtfertigung herabzulassen. Sie würde ihrer Ansicht nach dadurch ihn und sich selbst beleidigt haben.

Die beiden Liebenden begannen also ihre Unterredung, als ob der Vorfall mit Frau von Saint-Dizier gar nicht stattgefunden hätte.

Dieselbe Verachtung traf die Notizen, welche nach der Behauptung der Prinzessin den bevorstehenden Ruin Adrienne's beweisen sollten. Das junge Mädchen hatte dies Papier ohne es zu lesen auf den ihr zunächst stehenden Guéridon gelegt, mit einer anmuthvollen Bewegung winkte sie Djalma, neben ihr Platz zu nehmen; dieser gehorchte ihrem Wunsche und verließ nicht ohne Bedauern die Stelle, welche er zu ihren Füßen einnahm.

— Mein Freund, — sagte Adrienne mit ernstem, zärtlichem Tone zu ihm, — Sie haben so dünkig und so ungeduldig mich gefragt, wann das Ende der Prüfung gekommen sein würde, welche wir uns auferlegt haben ... Diese Prüfung ist ihrem Ziele nahe.

Djalma bebte und konnte einen leisen Ruf der Freude und des Erstaunens nicht zurückhalten; aber dieser fast zitternde Laut war so sanft, so mild, daß er mehr der Ausdruck zärtlicher Dankbarkeit, als der leidenschaftliche Ausbruch der Wonne zu sein schien.

Adrienne fuhr fort:

— Von einander getrennt ... mit Schlingen umgeben, durch Lügen und Einflüsterungen über unsere Gefühle getäuscht, liebten wir uns dennoch, mein Freund, ... und in sofern gaben wir einem unwiderstehlichen und nicht irreleitenden Reize nach, der stärker war als die mißgünstigen Ereignisse; aber seitdem haben wir während dieser in süßer Zurückgezogenheit verlebten Tage, wo wir von allen Leuten abgekannt waren, uns gegenseitig schätzen, uns immer mehr achten gelernt ... Uns selbst überlassen, Beide frei dastehend haben wir den Muth gehabt, allen glühenden Berauschungen der Leidenschaft zu widerstehen, um das Recht zu erlangen, später ohne Reue uns derselben überlassen zu dürfen, während dieser Tage, wo unsere Herzen einander offen waren, haben wir darin ... Alles ... Alles gelesen ... Daher, Djalma, glaube ich fest an Sie, so wie Sie an mich ... Ich finde in Ihnen Das, was sie in mir finden, nicht wahr? ... alle möglichen wünschenswerthen Bürgschaften für unser Glück. Aber dieser Liebe fehlt eine Weihe ... und in den Augen der Welt, in der wir zu leben berufen sind, giebt es nur eine einzige ... Diese einzige ist die Ehe und sie kettet uns für's ganze Leben.

Djalma sah das junge Mädchen überrascht an.

— Ja, für das ganze Leben, ... und dennoch, wer kann auf alle Zeiten, für sein ganzes Leben für seine Gefühle einstehen? — versetzte das junge Mädchen. — Gott allein, der die Zukunft der Herzen kennt, könnte allein zu ihrem Glücke unwiderruflich gewisse Wesen verbinden; aber ach, die Augen der Menschen sind kurzsichtig, ihnen ist die Zukunft verhüllt; wenn man also nicht sicher für die Aufrichtigkeit eines gegenwärtigen Gefühles stehen kann, so ist das Eingehen unauflöslicher Verbindungen eine thörichte, egoistische, gottlose Handlung, nicht wahr?

— Das ist ein trauriger Gedanke, — sagte Djalma nach einer Pause, — aber es ist wahr ... — Darauf sah er das junge Mädchen mit dem Ausdrucke sich steigernden Erstaunens an.

Adrienne beeilte sich, zärtlich innigen Tones hinzuzufügen:

— Täuschen Sie sich nicht über meine Gedanken, mein Freund; die Liebe zweier Wesen, welche wie wir nach tausend geduldigen Herzensproben, Prüfungen des Geistes und der Seele Eines im Anderen alle Bürgschaft für ein ersehntes Glück gefunden, eine Liebe wie die unsere, mit einem Worte, ist so edel, so groß, so göttlich, daß sie der göttlichen Weihe nicht erst bedarf ... Ich habe nicht die Religion der Messe, wie meine ehrwürdige Tante, aber ich habe die Gottesreligion; von ihm kommt unsere Liebe, er muß davon sehr erbaut sein, also müssen wir ihn mit der höchsten Dankbarkeit anflehen, nicht schwören, uns immer zu lieben, eben so wenig, auf ewig einander zu gehören ...

— Was sagen Sie? — rief Djalma.

— Nein, — versetzte Adrienne, — denn Niemand kann einen solchen Eid leisten, ohne eine Lüge zu begehen oder wahnsinnig zu sein; ... aber wir können mit der vollsten Aufrichtigkeit unserer Seele uns das Gelübde ablegen, Eines für das Andere Alles redlich zu thun, was menschenmöglich ist, damit unsere Liebe ewig dauere, wir ewig einander gehören; wir dürfen nicht unauflösliche Bande eingehen, denn lieben wir uns ewig, wozu dann diese Ketten, welche dann weiter Nichts sind als die abscheulichste Tyrannei? ... Das frage ich Sie, mein Freund?

Djalma antwortete nicht, aber mit einer fast ehrfurchtsvollen Geberde winkte er dem Fräulein, es möge fortfahren.

— Und dann endlich, — versetzte sie mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Stolz, — werde ich aus Achtung vor Ihrer Würde wie vor der meinigen, mein Freund, niemals den Schwur ablegen, ein Gesetz zu beobachten, welches der Mann gegen das Weib gemacht, voll rohen, verächtlichen Egoismus, ein Gesetz, das die Seele, den Geist, das Herz des Weibes zu läugnen scheint, ein Gesetz, das die Frau nicht annehmen kann, ohne Sclavin oder meineidig zu werden, ein Gesetz, das ihr als Mädchen ihren Namen *) raubt, sie als Gattin im Zustande unheilbarer Geistesschwäche **) erklärt, in dem es ihr eine erniedrigende Vormundschaft aufzwingt, sie als Mutter jedes Recht, jede Gewalt über ihre Kinder raubt ***) und als menschliches Geschöpf endlich sie auf ewig dienstbar macht, sie knechtet, der Laune eines anderen menschlichen Geschöpfes unterwirft, welches vor Gott nur seines Gleichen ist †). Sie wissen, mein Freund, — fügte das junge Mädchen mit leidenschaftlicher Begeisterung hinzu, — Sie wissen, wie sehr ich Sie ehre, Sie, dessen Vater der Vater des Gedemüthigten genannt worden ist; ich fürchte also keineswegs Sie, den edlen und muthig Gesinnten gegen mich Gebrauch von diesen tyrannischen Rechten machen zu sehen; ... aber ich habe in meinem Leben niemals gelogen und unsere Liebe ist zu heilig, zu göttlich, um einer Weihe unterworfen zu werden, welche mit einem doppelten Meineide erkauft werden muß; ... nein, niemals werde ich den Schwur ablegen, ein Gesetz beobachten zu wollen, welches meine Würde, meine Vernunft zurückweist; sobald morgen die Ehescheidung wieder erlaubt wird, ... sobald die Rechte der Frauen anerkannt werden, dann will ich mich in diesen Gebräuchen fügen, weil sie dann im Einklange mit meinem Geiste, meinem Herzen, mit Allem, was recht, was möglich, was menschlich ist, sich befinden. ... — Darauf unterbrach sich Adrienne und fügte mit so tiefer Aufregung hinzu, daß eine Thräne der Rührung ihre schönen Augen verschleierte: — Denn wenn Sie wüßten, mein Freund, was Ihre Liebe für mich ist, wenn Sie wüßten, wie theuer mir Ihr Glück, wie heilig, dann würden Sie diesen edlen Aberglauben eines redlich liebenden Herzens begreifen, das eine böse Vorbedeutung in einer lügnerischen, meineidverlangenden Weise sieht; ich will Nichts, als Sie durch meine Vorzüge fesseln, Sie durch das Glück festhalten ... und Ihnen Ihre Freiheit lassen ... um Alles mir Ihrer freien Liebe zu verdanken.

Djalma hatte dem jungen Mädchen mit leidenschaftlicher Spannung zugehört. Sehr stolz und edelgesinnt deckte er diesen stolzen, edlen Charakter an. Nach einer Pause voll Sinnen sagte er mit milder, klangvoller Stimme zu ihr in fast feierlichem Tone:

— Auch mich empört Lüge, Meineid, Ungerechtigkeit; ... auch ich denke gleich Ihnen, daß ein Mann sich erniedrige, wenn er das Recht annimmt, tyrannisch und nichtswürdig zu sein; obwohl ich entschlossen bin, von diesem Rechte keinen Gebrauch zu machen, ... so würde es mir gleich Ihnen unmöglich sein, nur zu denken, daß ich nicht blos Ihrem Herzen, sondern dem Zwange einer unauflöslichen Verbindung Alles verdanke, was ich nur von Ihnen selbst haben will; glauben Sie mir, daß nur in der Freiheit Würde ist. ... Aber wie Sie sagen wünschen Sie unserer so heiligen, so erhabenen Liebe eine göttliche Weihe ... und wenn Sie Schwüre verlangen, welche Sie nicht ohne Thorheit, ohne meineidig zu werden leisten können, so giebt es Andere, welche Ihr Herz, Ihre Vernunft annehmen würde ... diese göttliche Weihe ... wer soll Ihnen dieselbe geben? ... In wessen Hände wollen Sie diese Schwüre ablegen?

— In wenigen Tagen werde ich, wie ich glaube, es Ihnen sagen können, mein Freund; ... jeden Abend, wenn Sie von mir gegangen waren ... hatte ich keinen anderen Gedanken als den: die Möglichkeit zu finden, wie wir uns in Gottes Augen außerhalb des Gesetzes und blos innerhalb der Gesetze gegenseitig verpflichten können, und zwar in einer Weise, daß wir die Gewohnheiten, die Erfordernisse der Welt nicht beleidigen, in der es uns später zu leben beliebt kann ... und deren anscheinendes Zartgefühl man nicht verletzen darf; ja, mein Freund, wenn Sie erfahren werden, in welche edle Hände ich unsere Gelübde abzulegen Ihnen vorschlagen werde, ... wer Derjenige ist, der Gott über diese Vereinigung fragen soll ... eine Vereinigung, die uns dennoch frei lassen wird,

*) Das Weib nimmt den Namen ihres Mannes an. Obwohl sich seit langer Zeit die weltliche wie kirchliche Autorität gegen diese Prätention des Alterthums, dürftigen Adelles des menschlichen Geschlechts empört, welcher es verleiht, in der Ehe nicht die Gehilfin, sondern das Gespenst zu sein. — So z. B., wenn eine junge Person vom Namen der Montmorency einen Mann des Namens Gribon heirathet, unterzeichnet sie fortwährend ganz stolz Montmorency de Gribon.

**) Die Frau ist im Zustande fortwährender Minorität und kann über Nichts verfügen, das ihr gehört.

***) Dem Vater allein steht es zu, die Erziehung seiner Kinder zu leiten; der Vater allein hat das Recht, ihre Verheirathung zu erlauben, gleichviel ob die Mutter ihre Einwilligung giebt oder nicht; und dennoch, wer wollte die bewundernswürdige Umsicht, den mannhaften Instinkt des mütterlichen Herzens verläugnen, besonders in Beziehung auf ihre Tochter.

†) Das Weib muß ihrem Manne folgen vom Nordpole bis zur Glut des Aequators, wie auch die Neigungen, die Gesundheit des unwürdigen Wüstlings preisgegebenen Wesens sein mögen, mag es für ihr Herz ersprießlich sein, eine Mutter oder angebetete Kinder zu verlassen: der Mann darf auch den Mittelpunkt der Familie seines Weibes verlegen, den sie niemals über seine Schwelle zu setzen, genug, er gemiethete und andere häßliche ... sehr häßliche Hausmuschen, die ihre aufopfernden zu vertheidigen hätte.

Digitized by Google

um unſere Würde zu bewahren... dann werden Sie, das bin ich gewiß, ſagen, daß niemals reinere Hände auf uns gelegt werden können... verzeihen Sie mir, mein Freund,... das iſt Alles ſehr ernſt... wichtig wie das Glück... wie unſere Liebe... wenn meine Worte Ihnen ſeltſam erſcheinen, meine Gedanken wunderlich... ſo ſprechen Sie, ſprechen Sie, ſprechen Sie, mein Freund, dann wollen wir ein beſſeres Mittel ſuchen, zu finden wiſſen, Das zu vereinigen, was wir Gott, was der Welt, was wir uns ſelbſt ſchuldig ſind. Man behauptet, daß Zärtlichkeit thöricht ſind, — ſagte das junge Mädchen lächelnd hinzu, — ich meinerſeits behaupte, daß es Nichts Vernünftigeres giebt, als wahre Liebende.

— Wenn ich Sie ſo von unſerem Glücke ſprechen höre, — ſagte Djalma tief bewegt, — mit dieſer ernſten, ruhigen Zärtlichkeit davon ſprechen, ſo kommen Sie mir vor wie eine Mutter, die unaufhörlich mit der Zukunft ihres angebeteten Kindes beſchäftigt iſt... es mit Allem zu umgeben ſucht, was es tüchtig, kräftig und edel machen kann, Alles von ſeinem Wege entfernt, was nicht edel und würdig iſt... Sie verlangen, ich ſoll Ihnen widerſprechen, wenn Ihre Gedanken mir wunderlich erſcheinen, Adrienne, Sie vergeſſen aber, daß mein Vertrauen auf unſere Liebe darin begründet iſt, daß ich ſie mit denſelben Schattirungen empfinde als Sie: was Sie verletzt, verletzt mich; was Sie empört... empört auch mich; als Sie eben mir die Geſetze dieſes Landes anführten, welche im Weibe nicht einmal die Mutter achten... da dachte ich voller Stolz, daß in unſeren barbariſchen Ländern, wo das Weib Sklavin iſt, ſie wenigſtens frei iſt, wenn ſie Mutter wird... Nein, nein, dieſe Geſetze ſind weder für mich geſchaffen, noch für Sie. Beweiſen Sie nicht gerade dadurch die heilige Scheu, welche Sie vor unſerer Liebe empfinden, daß Sie dieſelbe über die unwürdige Knechtſchaft erheben wollen, welche ſie nur beflecken würde. Und ſehen Sie, Adrienne, ich hörte häufig die Prieſter meines Vaterlandes ſagen, daß es Weſen giebt, die der Gottheit untergeordnet ſind, aber über den anderen Geſchöpfen ſtehen... ich glaubte damals dieſen Prieſtern nicht; hier glaube ich es.

Dieſe letzten Worte wurden nicht im Tone der Schmeichelei geſprochen, ſondern mit der aufrichtigſten Ueberzeugung, mit jener Art leidenſchaftlicher Verehrung, faſt ſcheuchterner Inbrunſt, welche den Gläubigen auszeichnet, wenn er von ſeinem Glauben ſpricht;... aber den unausſprechlichen Wohlklang dieſer faſt frommen Worte, den ſanften, tiefen Ton in der Stimme des jungen Indiers vermögen wir nicht zu beſchreiben. Eben ſo wenig den Ausdruck liebender, glühender Schwermuth, welche ſeinen zauberiſchen Zügen einen unwiderſtehlichen Reiz verlieh.

Adrienne hatte Djalma mit einem unendlichen Gemiſch von Freude, Dankbarkeit und Stolz angehört. Sie legte ihre Hand auf ihren Buſen, als ob ſie dem heftigen Drängen deſſelben Einhalt thun wollte, und verſetzte, den Prinzen voll Entzücken anſehend:

— So iſt er ſtets... ſtets gut, ſtets gerecht, ſtets groß!... O, wie mein Herz ſchlägt, wie ſtolz, wie ſelig... Gott ſei gelobt, daß Du dieſen Geliebten für mich geſchaffen. Wüßt Du die Welt durch die Wunder von Zärtlichkeit in Erſtaunen verſetzen, welche aus einer ſolchen Liebe hervorgehen werden? Noch kennt man ja nicht die unumſchränkte Macht der glücklichen, glühenden und freien Liebe. O Djalma, nicht wahr, an dem Tage, wo wir unſere Hände ineinander gelegt haben werden, da ſollen Hymnen des Glückes, der Dankbarkeit von allen Seiten zum Himmel emporſteigen!... Nein, nein, noch weiß man nicht, welch' unendliches, weich' unerſättliches Bedürfniß nach Freude und Fröhlichkeit zwei Liebende wie wir empfinden können. O ja, ja, ich fühle es, viele Thränen werden getrocknet, viele vor Kummer erſtarrte Herzen vom göttlichen Feuer unſerer Liebe belebt werden!... Und von den Segnungen Derer, welche wir gerettet haben werden, ſoll man die heilige Entzückung unſerer wolluſtigen Freuden erkennen.

In Djalma's Augen wurde Adrienne immer mehr ein ideliſches Weſen, das an der Göttlichkeit durch die unerſchöpflichen Schätze ihrer Güte... an dem ſämmtlichen Geſchöpf durch ihre Gluth Antheil zu haben ſchien,... denn Adrienne gab wider Willen dem Zuge der Leidenſchaft nach und heftete auf Djalma leuchtende, liebeglühende Blicke.

Nun warf der Indier außer ſich dem jungen Mädchen ſich zu Füßen und rief mit flehender Stimme:

— Gnade!... ich habe keinen Muth mehr... habe Mitleid mit mir, ſprich nicht ſo... O jener Tag... wie viel Jahre meines Lebens möchte ich hingeben, um ihn zu beſchleunigen!...

— Schweig, ſchweig,... keine Läſterung... Deine Jahre... gehören mir!

— Adrienne, Du liebſt mich?

Das junge Mädchen antwortete nicht;... aber ihr durchdringender, glühender, bald verſchleierter Blick gab Djalma's Bekennung den letzten Reſt, er ergriff Adrienne's beide Hände und rief mit bebender Stimme:

— O dieſer Tag... dieſer ſchönſte Tag, an welchem wir den Himmel nahe ſein werden... dieſer Tag, der uns an Glück und Güte zu Göttern machen wird... warum wollen wir ihn hinausſchieben?...

— Weil unſere Liebe, wenn ſie ſchrankenlos ſein ſoll, erſt vorher die Segnungen Gottes erhalten haben muß.

— Sind wir denn nicht frei?

— Ja, mein Geliebter, mein Idol, wir ſind frei, aber laß uns dieſer Freiheit würdig ſein.

— Adrienne... Gnade!

— Und auch ich bitte Dich um Gnade, um Mitleid;... ja Mitleid mit der Heiligkeit unſerer Liebe;... entweihe ſie nicht in ihrer Blüthe, mein Leben, traue meinen Ahnungen; es dürfte ſie beflecken, ſie tödten, wenn wir ſie erniedrigen wollten... Muth, mein Freund, mein angebeteter Geliebter, noch einige Tage... dann beſitzen wir den Himmel, ohne Gewiſſensbiſſe, ohne Reue.

— Aber bis dahin empfinde ich Höllenqualen ohne Namen; denn ach, Du weißt es nicht, wie nach jedem Tage, wenn ich Dein Haus verlaſſe, der Gedanke an Dich mir folgt, mich verfolgt, mich in Gluth verſetzt; mir iſt als ob Dein Athem mich anhauche, Du kennſt nicht meine ſchlafloſen Nächte... ich habe Dir davon Nichts geſagt... aber ſiehſt Du, in meinem Irrſinne rufe ich Dich jede Nacht, weine, ſchluchze,... wie ich Dich rufen, weinen würde, wenn Du mich nicht liebteſt, weiß, daß Du mein biſt! O Dich zu ſehen... jeden Tag Dich ſchöner, Dich anbetenswerther zu ſehen... und jeden Tag betrauerter Dich verlaſſen,... nein, das Gefühl kennſt Du nicht!...

Djalma konnte nicht fortfahren.

Was er von ſeinen herzzerreißenden Qualen ſagte, das hatte Adrienne auch empfunden, vielleicht noch lebhafter als er; daher war auch ſie verwirrt, berauſcht von dem elektriſchen Tone, mit dem Djalma, der ſo ſchön war, ſo leidenſchaftlich, geſprochen; ſie fühlte ihren Muth ſchwach werden... Schon bemächtigte ſich ein ſchmachtendes, unwiderſtehliches Gefühl ihres Körpers, ihres Geiſtes, als ſie plötzlich mit der äußerſten Anſtrengung keuſchen Willens ſchnell aufſtand, auf eine Thür zueilte, welche nach der Mancini Zimmer ging und rief:

— Schweſter... Schweſter... rette mich... rette uns!...

Keine Secunde war vergangen, da drückte Fräulein von Cardoville, das Geſicht in Thränen gebadet, immer ſchön, noch immer rein, die junge Arbeiterin in ihre Arme, während Djalma ehrfurchtsvoll an der Schwelle der Thür kniete, welche er nicht zu überſchreiten wagte.

Eilftes Kapitel.

Eifergeiz.

Wenige Tage nach der beſchriebenen Zuſammenkunft Djalma's und Adriennes ging Rodin auf und ab in ſeinem Schlafzimmer des Hauſes in der Rue Caugirard, wo er die Moren des Doctor Baleinier ſo muthig ausgehalten hatte; beide Hände hatte er in den Rückentaſchen ſeines Ueberrocks, der Kopf war ihm auf die Bruſt hinabgeſunken, er ſelbſt in tiefes Nachdenken verloren; ſein bald langſamer, bald beſchleunigter Schritt verrieth ſeine Aufregung.

— Was Rom betrifft, — ſprach Rodin in ſich hinein, — ſo bin ich ruhig, Alles geht ſeinen Gang,... die Abdankung iſt ſo zu ſagen eine beſchloſſene Sache,... und wenn ich ſie bezahlen kann... nach unſerer Abmachung,... der Fürſt Cardinal ſichert mir im nächſten Conclave neun Stimmen Majorität zu... unſer General iſt in meiner Gewalt... die Bedenken des Cardinal Malipieri ſind gehoben... oder ſindem da unten keinen Anklang!... Nichtsdeſtoweniger... beunruhigt mich einigermaßen die Correſpondenz, welche der Vater Aigrigny mit Malipieri unterhalten ſoll;... es iſt mir nicht gelungen, etwas davon aufzufangen;... gleichviel;... dieſer alte Hundsgeſicht iſt... gerichtet, ſein Urtheil iſt geſprochen;... noch ein wenig Geduld und... die Execution iſt vollbracht...

Rodin's bläuliche Lippen zogen ſich zu ſeinem ſchauderlichen Lächeln zuſammen, das ſeinen Zügen einen wahrhaft teuflichen Ausdruck gab.

Nach einer Pauſe hob er wieder an:

— Die Beſtattung des Freigeiſtes... des philanthropiſchen Arbeiterfreundes hat vorgeſtern in Saint-Merri ſtattgefunden... François Hardy hat in einem Anfalle von ekſtatiſchem Delirium ſeinen Geiſt aufgegeben... Seine Schenkung hatte ich zwar in Händen, aber dies iſt ſicherer;... man plaidirt über Alles;... die Todten allein plaidiren nicht...

Rodin verſank einige Minuten in Nachdenken, dann ſprach er mit unterdrückter Stimme:

— Es bleibt alſo nur noch der Rothkopf und ihr Gimpel;... wir haben den 27. Mai, der 1 Juni iſt nahe... und dieſe beiden Tollverliebten ſcheinen unverwundbar zu ſein... Die Prinzeſſin glaubte einen guten Hebel gefunden zu haben; ich hätte es auch geglaubt... Es war ein herrlicher Gedanke, daran zu erinnern, daß man Agricol Baudoin bei dieſer Närrin gefunden habe,... denn der indiſche Tiger hat vor raſender Eiferſucht gebrüllt; ja, aber kaum hat das verliebte Täubchen mit der Spitze ſeines Roſenſchnabels gegirrt,... ſo wand der dumme Tieger... ſich zu ihren Füßen... und zog ſeine Krallen ein;... ſchade... es war etwas darin...

Und Rodin's Schritte beſchleunigten ſich mehr und mehr.

— Nichts iſt ſeltſamer, — ſprach er weiter, — als die zaudernde und gehemmte Ideenfolge... Warum drängt ſich meiner Erinnerung, indem ich die rothhaarige Jungfer mit einem zarten Täubchen vergleiche, das Bild jenes alten Schurkels, der Sainte-Colombe auf, welcher der dicke Affe Jacques Dumoulin den Hof macht und die der Abbé Gerbinet deſſentlich dennoch zu unſerem Vortheile benutzen wird, ja, wie tritt dieſe Megäre vor meinen Geiſt?... Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß, wie die unglaublichſten Zufälligkeiten oft den Reimeſchmiedern die trefflichſten Reime liefern, ſo auch der Keim zu den beſten Gedanken zuweilen in einem Worte, in einer albernen Anſpielung, in einem groſſen Gegenſatze liegt... Die ſcheußliche Hexe Sainte-Colombe... und die ſchöne Adrienne von Cardoville... in der That, das paßt zu einander wie ein Ring auf eine Katzenpfote, wie ein Halsband um einen Fiſchhals... Halt!... Nein, das iſt Nichts...

Kaum hatte Rodin dieſe Worte ausgeſprochen, ſo erzitterte er; ſein Antlitz ſtrahlte anfangs von unbemerkter Freude,... bald aber nahm es den Ausdruck nachdenklicher Verwunderung an, etwa wie das eines Gelehrten, den eine unvorhergeſehene Entdeckung überraſcht und entzückt.

Rodin richtete ſich hoch auf, Stolz lagerte ſich auf ſeiner Stirn, das Auge funkelte, die welken, hohlen Wangen rundeten ſich unter einem faſt kühnen Pulſiren, er kreuzte die Arme mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Triumph über ſeiner Bruſt und rief aus:

— O! Wie ſchön, herrlich, bewunderungswürdig ſind die geheimnißvollen Wendungen des Geiſtes... die unbegreiflichen Verkettungen des menſchlichen Gedankens,... die oft mit einem thörichten Worte beginnen und auf eine herrliche, glänzende, gewaltige Idee hinauslaufen... Iſt das Gebrechlichkeit? iſt es Größe? Seltſam... ſeltſam... ſeltſam... So eben vergleiche ich den Rothkopf mit einer Taube; dieſer Vergleich erinnert mich an die alte Megäre, die Leib und Seele ſo vieler Creaturen verſchachert hat... Einige Gemeinplätze kommen mir auf die Lippen... ein Ring auf eine Katzenpfote... ein Halsband um einen Fiſchhals... Und plötzlich fährt aus dem Worte: Halsband... ein Blitz in mein Gehirn und erleuchtet die Dämmerung, in der ich mich ſeit langer Zeit um die unverwundbaren Liebenden abarbeite... Ja, dies einzige Wort: Halsband, war der goldene Schlüſſel, der ein ſeit wer weiß wie lange vernageltes Fach meines Hirnkaſtens geöffnet hat.

Mit erneuter Heftigkeit lief er hin und her und rief:

— Ja,... es gilt einen Verſuch;... je mehr ich darüber nachdenke, deſto ausführbarer ſcheint mir der Plan... Doch dieſe Hexe Sainte-Colombe,... durch welchen Unterhändler?... ha doch, der dicke Affe... Jacques Dumoulin,... gut;... die Andere?... wo die Andere finden?... und dann, wie ſie

Digitized by Google

bestimmen?... Das ist der Stein des Anstoßes... ich habe zu früh mein Siegesgeschrei erhoben.

Und Rodin begann von Neuem im Zimmer auf- und abzulaufen; er kaute nachgrübelnd an seinen Nägeln und während einiger Zeit war die Anspannung seines Geistes so stark, daß große Schweißtropfen auf seiner gelben, schmutzigen Stirn perlten; er ging hin und her, stand still, stampfte mit dem Fuße;... bald starrten seine Augen nach dem Himmel auf, als ob er von dorther eine Eingebung erwartete, bald kratzte er mit der rechten Hand seinen Hirnschädel, während er die Nägel seiner Linken benagte; abwechselnd entfuhren ihm Ausrufe des Mißmuthes, des Zornes oder der Hoffnung.

Wäre die Ursache der Geistesthätigkeit dieses Ungeheuers nicht so schauderhaft gewesen, so müßte es ein merkwürdiges, interessantes Schauspiel gewährt haben, unsichtbar dem Gebären dieses gewaltigen Gehirns mitten in seiner Arbeit beizuwohnen,... auf diesem so ausdrucksfähigen, so beweglichen Gesichte gleichsam einzeln das Heraufziehen der guten oder schlechten Ideen zu verfolgen, welche sich auf den Plan bezogen, zu welchem er alle Hülfsquellen, alle Macht seiner großen Geisteskraft hindrängte.

Endlich schien das Werk zu fördern und bald der Vollendung nahe zu sein, denn Rodin sagte:

— Ja... ja... das ist gewagt, ist kühn, ist abenteuerlich; aber es ist schnell und die Folgen davon können unberechenbar sein... Wer kann den Erfolg der Explosion einer Mine voraussehen?

Darauf gab er sich einer enthusiastischen Regung hin, welche ihm natürlich war, und rief mit leuchtendem Blicke:

— O, die Leidenschaften!... die Leidenschaften!... welch ein magisches Klavier sind sie... für den, welcher auf ihren Tasten mit leichter, geschickter und kräftiger Hand die Finger sich ergehen zu lassen weiß. Gott, wie erhaben, wie schön ist die Macht des menschlichen Gedankens!... Spreche man mir doch von dem Wunder der Eichel, die zum mächtigen Baume, vom Korn, das zur Aehre wird; das Korn braucht Monate, sich zu entwickeln, die Eiche Jahrhunderte, zu ihrer Erhabenheit zu gedeihen, während dies einzige aus wenigen Buchstaben zusammengesetzte Wort: Haßband... dies einzige Wort, dieser einzige Keim, der vor wenigen Minuten in mein Gehirn gefallen ist, plötzlich wachsend und immer mehr wachsend jetzt zu etwas eben so Ungeheurem geworden ist, als eine Eiche; ja, dies Wort allein ist der Keim einer Idee gewesen, welche gleich der Eiche tausend unterirdische Wurzeln hat.. gleich der Eiche sich in den Himmel erhebt,... denn zum größeren Ruhme des Herrn handle ich,... ja, des Herrn,... so wie Sie ihn darstellen, wie ich ihn aufrecht erhalten werde,... wenn ich an's Ziel komme;... und ich komme an's Ziel... denn diese elenden Memmonts werden dahin sein wie die Schatten. Und was kommt bei dem Systeme, dessen Messias ich sein werde, darauf an, ob diese Leute leben oder sterben? Können dergleichen Leben ein Gewicht in die Wagschaale der Weltgeschicke legen?... Während die Erdschaft, die ich in die Wage mit kühner Hand werfen werde, mich zu einer Sphäre erhebt von wo aus man viele Könige, viele Völker beherrscht... was auch gesagt, gethan, geschrieen werden mag... Die Dummköpfe... die doppelt Schwachsinnigen... o nein, die frommen, braven Blödsinnigen... sie glauben uns zu vernichten, uns Leute von der Kirche, wenn sie uns sagen mit lautem Schreien:... Ihr sollt das Geistliche haben,... aber, beim Teufel, wir werden das Weltliche behalten!... O, wie gut räth ihnen ihr Gewissen, ihre Bescheidenheit, indem sie ihnen eingiebt, keinen Anspruch auf das Geistliche machen zu wollen... das Geistliche aufzugeben, zu verachten, daran setzt man, daß sie mit dem Geiste Nichts gemein zu haben brauchen... O, die ehrwürdigen Esel, sie sehen nicht, daß man, wie sie geraden Wegs nach der Mühle gehen, vom Geistlichen gerade nach dem Weltlichen hinkommt, als ob man nicht durch den Geist den Körper beherrschte... Sie lassen uns das Geistliche... verschmähen das Geistliche... das heißt, die Macht, im Namen des Himmels Strafe, Verzeihung, Belohnung und Erlaß zu ertheilen... und zwar ohne Controle, im Dunkel und im Geheimnisse des Beichtstuhles und zwar ohne daß der Tölpel, das Weltliche etwas davon zu sehen bekommt;... ihm gehört Alles, was Körper und Materie ist und vor Freude darüber klopft die liebe Einfalt sich auf den Bauch. Nur von Zeit zu Zeit und zwar etwas spät, bemerkt sie, daß, wenn sie Anspruch auf den Besitz der Körper macht, wir die Seelen haben, und daß, da die Seelen die Leiber regieren, diese Leiber auch uns folgen; und das Alles zur höchsten Verwunderung des Dummkopfes Weltlichkeit, der mit aufgesperrtem Munde, die Hände auf den Bauch gelegt, große Augen macht und sagt: — Pog tausend!... Gott, wie ist es möglich!

Darauf brach Rodin in ein wildes, höhnisches Lachen aus und fuhr, mit großen Schritten auf- und abgehend, fort:

— O, laßt mich nur zu Sixtus des Fünften Glück kommen... und die Welt soll dann schon eines Tages sich die Augen reiben und sehen, was die geistliche Gewalt ist in Händen wie die meinigen, in den Händen eines Priesters, der bis zu seinem funfzigsten Jahre schmutzig, enthaltsam und keusch geblieben ist und, wenn er Papst wird, schmutzig, enthaltsam und keusch sterben wird.

Als Rodin so sprach, war er entsetzlich anzusehen.

Alles, was bei einigen nur zu berühmten Päpsten von blutgierigem, gotteslästerlichem, abscheulichem Ehrgeize an den Tag gekommen, das schien mit blutigen Zügen auf die Stirn dieses Sohnes Loyola's geschrieben zu sein. Eine fieberhafte Anspannung kochte das unreine Blut des Jesuiten; brennende Schweißtropfen rieselten an ihm herab und eine Art Pestgeruch schien sich um ihn zu verbreiten.

Plötzlich ließ sich das Rasseln einer Postkutsche vernehmen, die in den Hof des Hauses einfuhr; dadurch wurde Rodin's Aufmerksamkeit rege, er ärgerte sich darüber, daß er sich so selbst habe fortreißen lassen, zog sein schmutziges Schnupftuch aus der Tasche, tauchte es in ein Glas Wasser und benetzte sich damit die Stirn, die Schläfe und die Wangen, während er nach dem Fenster ging, um durch die halboffene Jalousie zu sehen, was für ein Reisender komme.

Der Vorsprung eines Regendaches, welches über der Thür war, vor welcher der Wagen hielt, verhinderte Rodin am Sehen.

— Nun, es thut Nichts... — sagte er, indem er seine Kaltblütigkeit wieder erhalten, — ich werde gleich erfahren, wer gekommen ist... Schreiben wir nur gleich an den Schelm, den Dumoulin, daß er sogleich herkommen soll; er hat mir schon gut und treu gedient mit dem elenden, kleinen Mädchen, das in der Rue Clovis mit ihren Reifrains von dem verdammten Béranger mein Haar zum Sträuben brachte... Diesmal kann mir Dumoulin wieder dienen... ich habe ihn in der Hand... er wird gehorchen.

Rodin setzte sich an sein Bureau und schrieb.

Nach einigen Secunden klopfte man an seine Thür, die gegen die Regel doppelt verschlossen war; aber von Zeit zu Zeit benutzte er seinen Einfluß und sein Ansehen, das ihm auch von Seiten des Generals der Gesellschaft eines Grades überhoben hatte, unter dem Vorwande der Interessen der Gesellschaft, um sich häufig zahlreiche Verletzungen der Ordensregeln zu Schulden kommen zu lassen.

Ein dienender Bruder trat ein und gab Rodin einen Brief. Dieser nahm ihn und fragte, bevor er ihn öffnete:

— Was ist da eben für ein Wagen angekommen?

— Der Wagen kommt von Rom, mein Vater, — sagte der Dienende sich verneigend.

— Von Rom! — sagte Rodin lebhaft und wider seinen Willen malte sich eine unbestimmte Besorgniß auf seinen Zügen; darauf wurde er ruhiger und fügte, indem er den Brief noch immer ungeöffnet in der Hand hielt, hinzu:

— Und wer ist in dem Wagen?

— Ein ehrwürdiger Vater von unserer Gesellschaft.

Trotz seiner brennenden Neugier, denn er wußte, daß ein mit der Post von Rom kommender ehrwürdiger Vater stets mit einer wichtigen Mission betraut ist, that Rodin keine Frage weiter und sagte auf den Brief zeigend:

— Und woher kommt dieser Brief?

— Von unserem Hause St.-Herem, mein Vater.

Rodin sah die Handschrift aufmerksam an und erkannte die Hand Aigrigna's, der den Auftrag hatte, Herrn Hardy in seinen letzten Augenblicken beizustehen.

Dieser Brief enthielt die Worte:

„Ich sende einen Expressen an Ew. Ehrwürden ab, um Ihnen ein vielleicht mehr sonderbares Ereigniß mitzutheilen; nach dem Verscheiden des Herrn Hardy wurde der seine Ueberreste enthaltende Sarg vorläufig nach einem Gewölbe unserer Kapelle gebracht, bis man den Leichnam nach dem Kirchhofe der benachbarten Stadt bringen könne; heute Morgen in dem Augenblicke, wo unsere Leute in das Gewölbe gingen um zur Fortschaffung der Leiche die nöthigen Anstalten zu machen,... war der Sarg verschwunden..."

Rodin machte eine Bewegung des Staunens und sagte:

— In der That, das ist seltsam...

Darauf fuhr er fort:

„Alle Nachforschungen nach den Urhebern oder den Spuren dieses gotteslästerlichen Raubes sind vergeblich gewesen; da die Kapelle von unserem Hause getrennt ist und nicht bewacht wurde, hat man in dieselbe dringen können, ohne Aufsehen zu erregen, wir haben blos an einer vom Regen durchweichten Stelle die frischen Spuren eines vierrädrigen Wagens bemerken können; aber in einiger Entfernung von der Kapelle geh die Spur im Sande verloren und wir haben Nichts weiter entdecken können."

— Wer hat diese Leiche rauben können? — sagte Rodin mit nachdenklicher Miene — und wer kann bei der Entführung der Leiche ein Interesse haben?

Er fuhr zu lesen fort:

„Glücklicher Weise ist der Todtenschein in ordnungsmäßiger, vollkommen gesetzlicher Form abgefaßt; ein Arzt von Etampes hat auf mein Verlangen den Eintritt constatirt, der Tod ist also vollständig und der Regel gemäß festgestellt und in Folge dessen die Substitution der uns durch die Schenkung und Ueberlassung der Güter zugefallenen Rechte in allen Punkten gültig und unantastbar; auf alle Fälle habe ich es für nöthig erachtet, Ihnen einen Expressen zu schicken, um Ew. Reverenz von dem ganzen Vorgange in Kenntniß zu setzen, damit Sie das Weitere bestimmen rc."

Nach einem Augenblicke Nachdenkens sprach Rodin:

— Aigrigna hat Recht, es ist mehr seltsam als wichtig; gleichwohl kommt es mir bedenklich vor... Ich werde noch darauf zurückkommen.

Rodin wandte sich nach dem Diener um, der ihm diesen Brief überbracht hatte, übergab ihm die Zeilen, welche er so eben an Rini-Moulin geschrieben und sprach:

— Lassen Sie diesen Brief sogleich an seine Adresse befördern; man soll auf Antwort warten.

— Ja, mein Vater.

In dem Augenblicke, als der Diener Rodin's Zimmer verließ, trat ein ehrwürdiger Vater ein und sprach:

— Der ehrwürdige Vater Gabaccini kommt so eben an mit einem Auftrage an Ew. Ehrwürden von Seiten unseres allerehrwürdigsten Generals.

Bei diesen Worten empfand Rodin eine heftige Erschütterung, bewahrte jedoch äußerlich eine unerschütterliche Ruhe und sprach mit vollkommener Gelassenheit:

— Wo ist der Vater Gabaccini?

— Im Nebenzimmer, mein Vater.

— Bitten Sie ihn einzutreten und lassen Sie uns allein.

Einen Augenblick darauf trat der ehrwürdige Vater Gabaccini ein und blieb mit Rodin allein.

Zwölftes Kapitel.

Ein Fuchs überlistet den andern.

Der ehrwürdige Vater Gabaccini, ein römischer Jesuit, der zu Rodin eintrat, war ein kleiner, höchstens dreißigjähriger, fester, rundlicher Mann, dessen Bauch unter dem schwarzen Chorrocke sich abzeichnete.

Der gute kleine Vater war einäugig; aber das Auge, welches er noch hatte, glänzte lebhaft; sein blühendes Gesicht lächelte zuvorkommend, freundlich und war reichlich mit einem dichten kastanienbraunen Haarwuchs gekrönt, der frisirt war wie ein Jesuskind von Wachs; ein bis zur Vertraulichkeit herzliches Geberdenspiel, lebendige, leicht empfängliche Manieren stimmten vortrefflich mit der Physiognomie dieser Person überein.

In einer Secunde hatte Rodin das Gesicht des italienischen Emissärs entziffert, und da er seine Gesellschaft und die

römischen Gewohnheiten bis auf's Tüpfelchen kannte, so empfand er gleich eine düstere Vorahnung beim Anblicke dieses guten Priesters mit so zugänglichen, offnen Manieren; er würde einen ehrwürdigen Vater, der lang und knochig, mit strengem Leichengesichte weniger gefürchtet haben, denn er wußte, daß die Gesellschaft so viel als möglich die Neugierigen durch die Physiognomie und die Aeußerlichkeit ihrer Agenten irre zu führen suchte. Wenn also Rodin recht ehrte, mußte nach dem zuthunlichen Aeußeren dieses Emissärs derselbe mit einer höchst bösen Botschaft betraut sein.

Mißtrauisch, aufmerksam, Auge und Geist auf der Lauer, wie ein alter Wolf, der einen Angriff oder eine Ueberlistung wittert, hatte sich Rodin seiner Gewohnheit gemäß langsam schlenkernd dem kleinen Einäugigen genähert, um Zeit zu haben, ihn wohl zu prüfen und sicher diese joviale Hülle zu durchdringen; aber der Römer ließ ihm keine Zeit: im Strudel seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit stürzte er fast von der Thüre aus direct an Rodin's Hals, indem er ihn voll Rührung in seine Arme drückte, ihn küßte und wieder küßte und immer auf beide Wangen und so derb, so schallend, daß diese Riesenküsse von einem Ende des Zimmers zum anderen widerhallten.

In seinem Leben hatte Rodin einen solchen Genuß nicht gehabt; immer mehr besorgt über die Schelmerei, welche diese warmen Umarmungen verbergen mußten, außerdem insgeheim von seinen besten Ahnungen aufgeregt, gab sich der französische Jesuit alle erdenkliche Mühe, sich den übertriebenen Zärtlichkeitsäußerungen des römischen Jesuiten zu entziehen; aber dieser letztere war charakterfest; seine obwohl kurzen Arme waren kräftig und Rodin wurde geküßt, abermals geküßt, bis dem kleinen Einäugigen der Athem auszugehen anfing.

Es versteht sich von selbst, daß diese wüthenden Liebkosungen von den freundschaftlichsten, liebreichsten, brüderlichsten Ausrufungen begleitet waren, und zwar in ziemlich gutem Französisch aber mit höchst entschieden italienischem Accent, dessen komische Wirkung sich zu denken, wir dem Leser überlassen.

Der Leser erinnert sich vielleicht des Umstandes, daß Rodin, der wohl begriff, welche Gefahren seine ehrgeizigen Umtriebe ihm bereiten mußten, und der wußte, wie man in dem Gift häufig als politisches und Staatstheilmittel gebraucht hat, durch die Ankunft des Cardinals Malpieri zum Mißtrauen bewegt und plötzlich von der Cholera befallen, ohne noch zu wissen, daß die furchtbaren Schmerzen, die er empfand, Symptome dieser Seuche seien, daß Rodin damals einen wüthenden Blick auf den Cardinal geworfen und gerufen hatte:

— Ich bin vergiftet...

Dieselben Befürchtungen wurden unwillkührlich bei dem Jesuiten rege, während er sich vergebens und eifrig bestrebte, den Umarmungen des Botschafters seines Generals zu entgehen und er dachte bei sich:

— Dieser Einäugige scheint mir sehr zärtlich;... wenn nur unter diesen Judasküssen kein Gift verborgen ist.

Endlich war der gute kleine Pater Gabaccini von seiner sauren Arbeit keuchend gezwungen, sich von Rodin's Halse loszureißen, der seinen schmutzigen Kragen, sein Halstuch und seine Weste, welche durch diesen Sturm von Liebkosungen sehr gelitten hatten, wieder in Ordnung brachte und mit mürrischem Tone sagte:

— Ihr Diener, mein Vater, Diener... es thut nicht noth, so stark zu küssen...

Aber ohne auf diesen Vorwurf zu antworten, heftete der gute kleine Vater den Blick seines einzigen Auges mit begeistertem Ausdrucke und in Begleitung von beweglichen Gebehrden auf Rodin und rief in seinem gebrochenen Französisch:

— Endlich sehe ich dieses köstliche Licht unserer Gesellschaft, kann es an mein Herz drücken... ja... nochmals, nochmals.

Und da der gute kleine Mann indeß wieder Athem gewonnen hatte, wollte er wieder einen Anlauf nehmen, um sich aufs Neue auf Rodin zu werfen; dieser fuhr lebhaft zurück und hielt die Arme vor sich, um sich sicher zu stellen, und sagte zu diesem unterwürfigen Umarmer, indem er auf die unlogisch angewandte Vergleichung des Pater Gabaccini anspielte:

— Gut, gut, mein Vater; erstens drückt man ein Licht nicht an sein Herz; dann bin ich kein Licht... ich bin ein demüthiger, gewöhnlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn.

Der Römer versetzte mit Uebertreibung:

— Sie haben Recht, mein Vater, man drückt ein Licht nicht an sein Herz, aber man wirft sich vor ihm nieder, um es in seinem strahlenden, blendenden Glanze zu bewundern.

Und Gabaccini war im Begriffe das Wort zur That werden zu lassen und vor Rodin hinzuknieen, als dieser der Bewegung zuvorkam, den Römer am Arme festhielt und ungeduldig zu ihm sagte:

— Das wird zum Gegendienste, mein Vater, gehen wir über meine Eigenschaften hinweg und kommen wir zum Zweck Ihrer Reise, was ist derselbe?

— Dieser Zweck, mein theurer Vater, dieser Zweck erfüllt mich mit Freude, Glück und Zärtlichkeit; ich habe Ihnen diese Zärtlichkeit durch meine Liebkosungen und Umarmungen zu beweisen gesucht, denn mein Herz strömt über; ich habe die größte Mühe gehabt, unterwegs es zu beschwichtigen, denn es strebte rastlos hierher zu Ihnen, mein Vater; dieses Ziel, es entzückt, es begeistert mich; dies Ziel... es...

— Aber dieser Zweck, dies Ziel, das Sie entzückt, — rief Rodin, außer sich über diese südlichen Uebertreibungen, — was ist das für ein Zweck?

— Dieses Mestript unseres allerehrwürdigsten und vortrefflichsten Generals wird Sie davon unterrichten, mein sehr theurer Vater...

Und Gabaccini zog aus seinem Portefeuille ein mit drei Siegeln versehenes Schreiben, welches er ehrfurchtsvoll küßte, bevor er es Rodin übergab, dieser nahm es, küßte es gleichfalls und erbrach es mit heftiger Unruhe.

Während er las, blieben die Züge des Jesuiten gelassen, blos das beschleunigte Schlagen der Arterien seiner Schläfe verkündete seine innere Bewegung.

Nichtsdestoweniger steckte Rodin den Brief ruhig in seine Tasche, sah den Römer an und sagte zu ihm:

— Es soll geschehen, wie unser erhabenster General befiehlt.

— Also, mein Vater, — rief Gabaccini mit einer neuen Lavine von Zärtlichkeit und Bewunderung aller Art: — ich soll also der Schatten Ihres Lichts sein, Ihr zweites Selbst; ich werde das Glück haben, Sie weder Tag noch Nacht zu verlassen, Ihr Socius zu sein mit einem Worte, da unser vortrefflichster General, nachdem Ihnen einige Zeit lang gestattet war, nach Ihrem Wunsche und im Interesse der Angelegenheiten unserer heiligen Gesellschaft keinen zu haben, es jetzt für geeignet hält, mich von Rom zu Ihnen zu senden, um diese Funktion zu bekleiden; eine ungehoffte Gunst, die mich mit Dankbarkeit [illegible]ullt, mein theurer und würdiger Vater.

— Ganz hübsch gespielt, — dachte Rodin, aber mich übertölpelt man nicht so leicht und nur unter den Blinden ist der Einäugige König.

. . . . . .

An dem Abende desselben Tages, wo dieser Auftritt zwischen dem Jesuiten und seinem neuen Socius stattgefunden, hatte sich Nini-Moulin, nachdem er in Gabaccini's Gegenwart Instruktionen von Rodin erhalten, zu Frau von Sainte-Colombe begeben.

Dreizehntes Kapitel.

Frau von Sainte-Colombe.

Madame von Sainte-Colombe, welche zu Anfang dieser Erzählung das Gut und Schloß Carteville zu besehen gekommen war, in der Absicht, dieses Eigenthum zu kaufen, hatte ihr Vermögen begründet, indem sie ein Modemagazin unter den Holzgallerien des Palais Royal hielt, als die Alliirten in Paris einzogen. Ein seltsames Magazin, in welchem die Arbeiterinnen stets viel hübscher und viel frischer waren, als die Hüte, welche sie anfertigten.

Es wäre etwas peinlich, zu sagen, durch welche Mittel es diesem Geschöpfe gelungen war, sich ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, auf welches die ehrwürdigen Väter, vollkommen unbesorgt über den Ursprung der irdischen Güter, falls sie dieselben nur einstecken können (ad majorem Dei gloriam!) ernsthafte Absichten hatten. Sie waren nach dem A-B-C ihres Handwerkes verfahren. Diese Frau hatte einen schwachen, gemeinen, rohen Geist. Es gelang den ehrwürdigen Vätern, sich bei ihr einzuführen, und sie hatten sie nicht zu sehr wegen ihrer abscheulichen Antecedentien getadelt. Es war ihnen sogar möglich geworden, diese kleinen Sünden als leicht hinzustellen, denn ihre Moral ist weitherzig und gefällig, aber sie hatten ihr erklärt, daß wie ein Kalb mit der Zeit dereinst zum Stiere werde, so die kleinen Sünden mit der Unbußfertigkeit wüchsen; so immer älter und größer werdend erlangten sie endlich die Verhältnisse ungeheurer Vergehen und dann war ihr als furchtbare Strafe für diese ungeheuren Sünden die hübsche Phantasmagorie vom Teufel mit obligaten Hörnern, Flammen und Ofengabeln vorgehalten worden; im entgegengesetzten Falle aber, wo Abwehr dieser Sünden zu rechter Zeit kommen werde und die Gestalt einer schönen und erklecklichen Schenkung, die ihre Gesellschaft ennehmen werde, machten die ehrwürdigen Väter sich verbindlich, Lucifer in seine Hölle zurückzuschicken und der Sainte-Colombe, natürlich gegen mobile oder immobile Valuta, einen hübschen Platz unter den Erwählten zu sichern.

Trotz des gewöhnlichen Erfolges dieser Mittel hatte diese Bekehrung doch zahlreiche Schwierigkeiten dargeboten. Von Zeit zu Zeit war nämlich die Sainte-Colombe schrecklichen Rückfällen in ihre Jugendleidenschaften ausgesetzt, und hatte so zwei oder drei Beichtväter abgenutzt. Endlich kam noch hinzu, daß Nini-Moulin, der sehr ernstlich das Vermögen und als nothwendige Begleitung die Hand dieses Geschöpfes begehrte, den Plänen der ehrwürdigen Väter etwas Nachtheil gebracht hatte.

In dem Augenblick, wo der religiöse Schriftsteller sich zu Frau von Sainte-Colombe als Mandatar Rodin's begab, wohnte sie Rue Richelieu parterre; denn trotz ihres Entschlusses, zurückgezogen zu leben, fand dieses Weib doch ein unendliches Vergnügen an dem betäubenden Lärmen, dem unruhigen Gewirr einer sehr gangbaren, belebten Straße. Dies Logis war reich möblirt, aber fast stets unordentlich und schmutzig trotz den Bestrebungen oder vielmehr in Folge der Sorge zweier oder dreier Dienstboten, mit welchen die Sainte-Colombe abwechselnd auf die rührendste Weise entweder ganz familiär umging oder voll Wuth mit ihnen zankte.

Wir wollen den Leser in das Heiligthum führen, in welchem dies Geschöpf seit einiger Zeit mit Nini-Moulin eine geheime Berathung hielt.

Die von den ehrwürdigen Vätern mit Bekehrungsversuchen Umstellte thronte auf einem Kanapé von Aeußen, das mit carmoisinfarbener Seide bezogen war. Sie hatte zwei Katzen auf ihren Knieen und einen Pudelhund zu ihren Füßen, während ein dicker alter grauer Papagei auf der Rücklehne des Kanapés hin und herging; ein grünes entweder minder zahmes oder minder begünstigtes Papageienweibchen schrie von Zeit zu Zeit an seinen Stock angekettet in einer Fensternische; der Papagei schrie nicht, aber mitunter mischte er sich gröblich in die Unterhaltung, indem er mit furchtbarer Stimme die schrecklichsten Schwüre oder auf höchst deutliche Weise Wörter hören ließ, welche der Räume und schmachvollen Oerter würdig waren, in denen seine Kindheit verflossen; um es genau zu sagen, hatte dieser alte Gefährte der Sainte-Colombe vor ihrer Bekehrung von seiner Herrin diese sehr wenig erbauliche Erziehung bekommen und war sogar mit einem höchst übelklingenden Namen von ihr getauft worden, dem sie aber, ihre ersten Irrthümer abschwörend, seitdem den bescheidenen Namen Barnabas untergeschoben hatte.

Die Sainte-Colombe selbst war eine robuste Frau von ungefähr funfzig Jahren mit breitem, gerötetem, etwas bärtigen Gesichte und einer Mannesstimme; sie trug an diesem Abend eine Art orangenfarbenen Turban und ein violettblaues Kleid von Sammet, obwohl es schon gegen Ende Mai war; außerdem hatte sie Ringe an allen Fingern und auf der Stirn ein Hufeisen von Diamanten.

Nini-Moulin hatte den Sackpaletot aufgegeben, den er gewöhnlich trug und statt dessen einen ganz schwarzen Anzug mit weißer Weste à la Robespierre angezogen; sein Haar lag glatt um seinen mit Blüthen versehenen Schädel und er hatte eine der frömmsten Mienen angenommen, ein Aeußeres, das ihm mehr in seinen ehelichen Absichten unterstützen und dem Einfluß des Abbé Corbinet ein Gegengewicht sein mußte, als das Benehmen eines Bruder Wohlgemuth, das er zuerst angenommen.

In diesem Augenblicke ließ der religiöse Schriftsteller seine Interessen bei Seite liegen und beschäftigte sich nur mit dem Gelingen der kirchlichen Sendung, mit welcher er von Rodin beauftragt war; der Jesuit hatte ihm dieselbe übrigens unter einem ganz annehmbaren Lichte vorgestellt und der genau genommen ehrenvolle Zweck sollte die etwas entrüstigen Mittel entschuldigen.

— Also, — sagte Nini-Moulin ein seit einiger Zeit begonnenes Gespräch fortsetzend, — zwanzig Jahr ist sie alt?

— Höchstens, — antwortete die Sainte-Colombe, welche höchst neugierig zu sein schien; — aber das ist doch sehr komisch, was Sie da Alles sagen, mein dicker Bibi (die Sainte-Colombe stand, wie man sieht, schon auf dem Fuße zarter Vertraulichkeit mit dem religiösen Schriftsteller).

— Komisch... ist vielleicht nicht das ganz bezeichnende Wort, meine würdige Freundin, — sagte Nini-Moulin mit beflissener Miene, — es ist interessant, rührend, hätten Sie sagen sollen,... denn wenn wir bis morgen die betreffende Person ausfindig machen könnten...

— Teufel, von hier bis morgen, mein Schatz, — rief die Sainte-Colombe ungenirt, — Sie gehen doch darauf los

es ist mehr als ein Jahr her, daß ich von diesem Mädchen habe sprechen hören... O doch, Antonia, der ich vor einem Monate begegnet bin, hat mir gesagt, wo sie damals war.

— Nun, und könnte man denn auf die Weise, welche Ihnen vorher beifiel, sie nicht entdecken.

— Ja... dicker Bibi, aber das ist närrisch störend, solcherlei Schritte, wenn man es nicht mehr gewohnt ist ..

— Wie, meine schöne Freundin! die Sie so gut sind, so sehr am Heile Ihrer Seele arbeiten... Sie zaudern vor einigen... unangenehmen Maßregeln... wenn es sich um eine exemplarische That handelt,... wenn es sich darum handelt, dieses junge Mädchen Satan und seiner Eitelkeit zu entreißen?...

Hier ließ der Papagei Barnabas zwei furchtbare, bewunderungswürdig deutlich ausgesprochene Flüche vernehmen.

In ihrer ersten Entrüstung rief die Sainte-Colombe sich mit empörter, zorniger Miene nach Barnabas umsehend:

— Dieser... (ein eben so gemeines Wort als das von Barnabas ausgesprochene) wird sich niemals bessern... willst Du wohl schweigen?... (hier kam eine ganze Litanei anderer Wörter aus dem Vorrathe Barnabas'). Es ist auch gerade wie darauf abgesehen... Gestern noch hat er Herrn Abbé Gorbinet bis über die Ohren roth gemacht mit seiner Ungeschicklichkeit... wirst Du still sein?...

— Wenn Sie Barnabas stets mit dieser Strenge über seine Ungehörigkeiten tadeln, — versetzte Rini-Moulin und behielt seinen unerschütterlichen Ernst bei, — dann werden Sie ihn endlich bessern. Aber um wieder auf unsere Angelegenheit zurückzukommen, sehen Sie, da seien Sie, was Sie ja von Natur sind, meine verehrte Freundin, so gefällig als möglich, tragen Sie zu einer doppelt guten Handlung bei, erstens entreißen Sie... wie ich Ihnen sagte... ein junges Mädchen dem Satan, indem Sie ihr ein anständiges Loos d. h. die Mittel verschaffen, zur Tugend zurückzukehren; und dann, und das ist nicht minder von Werth, tragen Sie vielleicht dazu bei, einer armen vor Kummer wahnsinnig gewordenen Mutter die Vernunft wieder zu geben... Und zu dem Ende haben Sie Nichts zu thun... als einige Schritte... das ist Alles...

— Aber warum denn gerade dieses Mädchen eher als irgend eine andere? Etwa, weil sie eine Art Seltenheit ist?

— Gewiß, meine verehrte Freundin;... sonst würde jene arme wahnsinnige Mutter, welche man wieder zu Verstande bringen will, bei ihrem Anblicke nicht so betroffen werden, wie es nöthig ist.

— Das ist wohl wahr.

— Nun also, geben Sie sich nur etwas Mühe, meine würdige Freundin.

— Sie Schelm! — fragte die Sainte-Colombe mit weicher Hingebung, — muß man nicht Alles thun, was Sie wollen?

— Also, — sagte Rini-Moulin schnell, — versprechen Sie?...

— Ich verspreche, ja ich thue noch mehr... ich will gleich augenblicklich hingehen; dann ist es abgemacht. Heute Abend weiß ich dann schon, wie es sich macht... ob es möglich ist oder nicht...

Dies sagend, stand die Sainte-Colombe mühsam auf, legte ihre beiden Katzen auf das Sopha, stieß den Hund mit der Fußspitze zurück und schellte dann stark.

— Sie sind bewunderungswürdig... — sagte Rini-Moulin voll Würde. — Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen...

— Geniren Sie sich gar nicht, mein Dicker, — sagte die Sainte-Colombe, indem sie den religiösen Schriftsteller unterbrach, — ich habe mich nicht Ihretwegen dazu entschlossen...

— Und um wessentwillen oder weshalb? — fragte Rini-Moulin.

— Ja, das ist mein Geheimniß, — sagte die Sainte-Colombe.

Darauf wandte sie sich an ihre Kammerfrau, die eben eingetreten und sagte hinzu:

— Mein Schatz, sage Natisbonne, er soll einen Fiakre holen und zieh mir meinen feuerfarbenen Sammethut mit Federn.

Während die Dienerin die Befehle ihrer Herrin auszuführen ging, näherte sich Rini-Moulin der Sainte-Colombe und sagte halblaut mit bescheidenem, innigem Tone zu ihr:

— Wenigstens, meine schöne Freundin, werden Sie bemerken, daß ich Ihnen heute Abend nicht ein einziges Wort von meiner Liebe gesagt habe;... werden Sie mir diese Zurückhaltung anrechnen?

In diesem Augenblicke hatte die Sainte-Colombe ihren Turban abgenommen; sie kehrte sich um und setzte diesen Kopfschmuck auf den kahlen Schädel Rini-Moulin's, indem sie in ein lautes Gelächter ausbrach.

Der religiöse Schriftsteller schien über diesen Beweis von Vertrauen entzückt und in dem Augenblicke, wo die Kammerfrau mit dem Shawl und dem Hute ihrer Herrin wieder eintrat, küßte er leidenschaftlich den Turban, indem er die Sainte-Colombe verstohlen ansah.

.....

Am andern Tage legte Rodin, dessen Miene triumphirend war, einen Brief selbst auf die Post. Derselbe trug die Adresse:

Herrn Agricol Baudoin.

(sehr eilig) Rue Brise-Miche, Nr. 2.
Paris.

Vierzehntes Kapitel.

Faringhea's Liebschaft.

Man wird sich vielleicht erinnern, Djalma hatte, als er zum ersten Male erfahren, daß er von Adrienne geliebt sei, in dem Rausche seines Glückes zu Faringhea gesagt, dessen Verrath er durchschaute:

„Du hast Dich mit meinen Feinden verbündet und doch hatte ich Dir kein Böses angethan... Du bist boshaft, weil Du gewiß unglücklich bist;... ich will Dich glücklich machen, damit Du gut wirst; willst Du Gold? Du sollst es haben;... willst Du einen Freund? Du bist Sklave, ich bin der Sohn eines Königs, ich biete Dir meine Freundschaft an."

Faringhea hatte Gold zurückgewiesen und schien die Freundschaft des Sohnes Kadja Singh's anzunehmen.

Mit bemerkenswerther Verstandeskraft begabt, zu der sich eine große Verstellungskunst gesellte, hatte der Mestize einen Mann von so vertrauendem, edelmüthigem Charakter als Djalma sehr leicht von der Aufrichtigkeit seiner Reue, seiner Dankbarkeit und seiner Anhänglichkeit überzeugt; welche Gründe hätte dieser auch gehabt, von jetzt an seinem Sklaven, der sein Freund geworden war, zu mißtrauen? Der Liebe des Fräuleins von Gardoville gewiß, bei welcher er jeden Tag zubrachte, wäre er durch den heilsamen Einfluß des jungen Mädchens gegen die hinterlistigen Anschläge oder die Verleumdungen des Mestizen, des treuen, geheimen Werkzeuges Rodin's, der ihn seiner Gesellschaft verbunden hatte, gesichert gewesen, aber Faringhea, der vollkommenen Tact besaß, handelte nicht so leichthin; er sprach mit dem Prinzen niemals von Fräulein von Gardoville und wartete ruhig die vertraulichen Mittheilungen ab, welche bisweilen die überströmende Freude Djalma's herbeiführte.

Wenige Tage, nachdem Adrienne mit einer mächtigen Anstrengung ihres keuschen Willens der anstrebenden Berauschung der Leidenschaft Djalma's entgangen war, einen Tag darauf, als Rodin des guten Erfolgs von Rini-Moulin's Sendung bei der Sainte-Colombe gewiß selbst einen Brief unter Agricol Baudoin's Adresse auf die Post gelegt, hatte der Mestize, der seit einiger Zeit sehr düster gestimmt war, einen so heftigen Kummer zu empfinden geschienen, daß der Prinz von der trostlosen Miene dieses Menschen überrascht ihn mehrere Male nach der Ursache dieser Niedergeschlagenheit fragte, aber der Mestize dankte dem Prinzen zwar für seine Theilnahme äußerst herzlich, blieb jedoch ganz zurückhaltend.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, wird man den folgenden Auftritt begreifen, welcher etwa in der Mitte des Tages in dem kleinen Hause der Rue Clichy stattfand, welches der Indier bewohnte.

Gegen seine Gewohnheit hatte Djalma diesen Tag nicht bei Adrienne verbracht. Seit dem Tage vorher hatte das junge Mädchen ihm verkündet, daß sie von ihm das Opfer dieses Tages fordern, um ihn zu den Maßregeln anwenden zu können, welche nöthig seien, damit ihre Heirath bald gelegnet werden könne, in den Augen der Welt annehmbar sei und dennoch solche Vorbehalte dabei wären, als Djalma und sie wünschten; was die Mittel anbetrifft, welche Fräulein von Gardoville anwenden mußte, um zu diesem Resultate zu gelangen, wer die so reine, so ehrenwerthe Person war, welche diese Einigung segnen sollte, das war ein Geheimniß, welches dem jungen Mädchen nicht allein gehörte und also Djalma noch nicht anvertraut werden konnte.

Für den Indier, welcher seit so langer Zeit daran gewöhnt war, seine Augenblicke Adriennen zu weihen, wollte dieser fern von ihr verbrachte Tag gar kein Ende nehmen. Ferner hatte seit der leidenschaftlichen Scene, bei welcher sie beinahe unterlegen wäre, Fräulein von Gardoville ihrem eigenen Muthe mißtrauend die Manier gehabt, sie durchaus niemals zu verlassen, daher war die liebende, verzehrende Ungeduld Djalma's aufs Höchste gestiegen.

Abwechselnd einer fieberhaften Bewegung oder einer Art Betäubung zum Raube, welcher er sich hingab, um Gedanken zu entrinnen, welche ihm so schmerzlich süße Qualen verursachten, lag Djalma auf einem Divan ausgestreckt, das Gesicht mit den Händen bergend, als ob er einer zu verführerischen Vision entgehen wollte.

Plötzlich trat Faringhea beim Prinzen ein, ohne seiner Gewohnheit gemäß an die Thür geklopft zu haben.

Bei dem Geräusche von des Mestizen Eintritt fuhr Djalma zusammen, richtete den Kopf in die Höhe und sah sich erstaunt um; aber bei dem Anblick des bleichen, verstörten Gesichtes des Sklaven stand er schnell auf, ging einige Schritte auf ihn zu und rief aus:

— Was hast Du, Faringhea?

Nach einer Pause warf sich Faringhea, der erst zu zaudern geschienen, Djalma zu Füßen, und murmelte schwachen Tones mit verzweifeltem, fast siehendem Ausdrucke:

— Ich bin sehr unglücklich;... haben Sie Mitleid mit mir, gnädiger Herr!

Der Ton des Mestizen war so rührend, der große Schmerz, den er zu empfinden schien, gab seinen gewöhnlich gleichgültigen und harten, einer Bronzemaske gleichenden Zügen einen so herzzerreißenden Ausdruck, daß Djalma erschüttert war, sich bückte, um den Mestizen aufzuheben und liebreich zu ihm sagte:

— Sprich... sprich;... Vertrauen beschwichtigt die Stürme des Herzens... habe Vertrauen, Freund... und rechne auf mich;... der Engel sagte mir noch vor wenigen Tagen: die glückliche Liebe duldet keine Thränen um sich.

— Aber die unglückliche, elende, verrathene Liebe... vergießt blutige Thränen, — versetzte Faringhea mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit.

— Von welcher Liebe sprichst Du? — sagte Djalma erstaunt.

— Ich spreche von meiner Liebe... — antwortete der Mestize mit düsterer Miene.

— Von Deiner Liebe?... — sagte Djalma immer verwunderter; nicht etwa, daß der Mestize, der noch jung war, und dessen Gesicht eine düstere Schönheit hatte, ihm unfähig geschienen, Liebe einzuflößen oder ein zärtliches Gefühl zu hegen, sondern weil er bisher diesen Menschen nicht für fähig gehalten, einen so stechenden Kummer zu empfinden.

— Gnädiger Herr, — versetzte der Mestize — Sie hatten zu mir gesagt: das Unglück hat Dich böse gemacht... sei glücklich und Du wirst gut sein... In diesen Worten hatte ich eine Prophezeihung gesehen, es war als ob eine edle Liebe nur darauf wartete, in mein Herz einzuziehen, sobald Haß und Verrath daselbe verlassen... damals fand ich, ein Halbwilder, ein schönes, junges Weib, das meine Leidenschaft erwiderte; wenigstens habe ich das geglaubt;... aber ich war Verräther an Ihnen gewesen, gnädiger Herr, und für Verräther, selbst wenn sie betrauen, giebt es nimmer ein Glück!... auch ich wurde verrathen... nichtswürdig verrathen.

Eugène Sue.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Monatlich zweimal. Preis 20 Neugroschen.

Novellen-Zeitung.

31. Dec. I. Band.] Supplement. [№ II. 1845.

Der Ewige Jude.

(Schluß aus Nr. 10.)

Zehnter Band.

Vierzehntes Kapitel.

Faringhea's Liebschaft.

eringhea, als er das wachsende Erstaunen des Prinzen sah, fügte wie vor Verwirrung ganz niedergeschmettert hinzu:

— O gnädiger Herr, ich flehe Sie an, spotten Sie nicht über mich ... die fürchterlichste Folter würde mir dieses elende Geständniß nicht entrissen haben; ... aber Sie, der Sohn eines Königs, haben sich herabgelassen, mir, dem Sklaven, zu sagen: — Sei mein Freund ...

— Und dieser Freund weiß Dir Dank für Dein Vertrauen, — sagte Djalma lebhaft; — weit entfernt, über Dich zu spotten, wird er Dich trösten ... beruhige Dich; ... wie sollte ich Deiner spotten?

— Die verrathene Liebe ... verdient solche Verachtung, erwidrt so beleidigenden Hohn, — sagte Faringhea voll Bitterkeit, — Elende fühlen sich berechtigt, verachtend mit dem Finger nach dem Getäuschten zu zeigen; ... denn in diesem Lande zuckt man die Achsel und verspottet den Mann, der in Dem betrogen wird, was die Seele seiner Seele ... das Blut seines Blutes, ... das Leben seines Lebens ist ...

— Aber hast Du Gewißheit über diesen Verrath? — antwortete Djalma sanft; darauf fügte er mit einem Zaudern, welches die Güte seines Herzens bekundete, hinzu:

— Hör' mir zu ... und verzeihe mir, daß ich keine Erinnerung an Böses gegen Dich mehr rege ... daß ich an die Kette, die Liebe glaube, welche Du täglich an den Tag legst ... Erinnere Dich, daß auch ich geglaubt habe, daß der Engel, welcher jetzt mein Leben ist, mich nicht liebe ... und doch war das falsch ... Wer sagt Dir, daß Du nicht, wie ich damals, Dich von falschem Scheine täuschen läßest? ...

— Ach, gnädiger Herr, ... ich möchte es gern glauben, aber ich wage es nicht zu hoffen; ... in dieser Ungewißheit bin ich ganz irre geworden, und nicht im Stande einen Entschluß zu fassen, und ich komme zu Ihnen, gnädiger Herr.

— Aber was hat Deinen Verdacht rege gemacht? ...

— Ihre Kälte, welche bisweilen auf eine scheinbare Zärtlichkeit folgt. Die Weigerungen, welche sie mir im Namen ihrer Pflichten entgegenhält ... und dann ... — aber der Mestize fuhr nicht fort, schien etwas nicht sagen zu wollen und fügte nach einer Pause von mehreren Minuten hinzu:

— Mit einem Worte, gnädiger Herr, sie mag ihre Liebe bethätigt ab ... ein Beweis, daß sie mich nicht liebt, oder wenigstens nicht mehr liebt.

— Im Gegentheil, sie liebt Dich um so mehr, wenn sie das Interesse, die Würde ihrer Liebe bedenkt.

— Das sagen die Weiber alle, — versetzte der Mestize mit schneidender Ironie, indem er Djalma durchdringend ansah; — wenigstens sprechen die so, welche schwach lieben; die eine mächtige Liebe in sich fühlen, zeigen niemals dies beleidigende Mißtrauen; ... für sie ist das Wort des Mannes, den sie anbeten, ein Befehl, ... sie fälschen nicht, um sich das grausame Vergnügen zu machen, die Leidenschaftlichkeit ihres Geliebten bis zum Wahnsinn zu treiben und ihn um so sicherer zu beherrschen ... Nein, nein, was ihr Geliebter von ihnen verlangt und sollte es ihr Leben, ihre Ehre kosten, ... sie bewilligen es, weil für sie der Wunsch, der Wille ihres Geliebten über alle göttlichen und menschlichen Rücksichten erhaben ist ... Aber diese Weiber, ... und die, welche meine Leiden verursacht, gehört zu ihnen, ... diese verschlagenen Weiber, welche ihren boshaften Stolz darein setzen, den Mann zu bändigen, zu knechten, je stolzer er ist, je weniger er sich dem Joche fügen mag, diese Weiber, welche sich darin gefallen, seine Leidenschaft nutzlos anzureizen, indem sie mitunter sich so stellen, als seien sie auf dem Punkte, ihr nachzugeben ... diese Weiber sind Teufel; ... sie finden ihre Freude an den Thränen, den Qualen des kräftigen Mannes, der sie mit der unseligen Schwäche eines Kindes liebt ... Während man zu ihren Füßen vor Liebe stirbt, berechnen diese hinterlistigen Geschöpfe in ihrem verletzenden Mißtrauen schlau die Wirkung ihres Weigerns, denn man muß das Opfer nicht ganz zur Verzweiflung bringen ... O, wie kalt, wie jämmerlich sind sie im Vergleiche mit jenen leidenschaftlichen, muthigen Frauen, die außer sich, thöricht vor Liebe dem Manne sagen, daß sie ihn anbeten: — Wenn ich heute Dir mich hingebe ... nach Deinem Wunsche ... Dir ... ganz Dir ... möge mich dann auch morgen Verlassenheit, Schande, Tod erwarten, gleichviel, wenn Du nur jetzt glücklich bist; ... mein Leben mögt keine Deiner Thränen auf ...

Die Stirn Djalma's hatte sich allmälig bewölkt, während er dem Mestizen zuhörte; da er gegen diesen Menschen das tiefste Geheimniß über alle Vorfälle bei seiner Leidenschaft für Fräulein von Cardoville bewahrt hatte, konnte der Prinz in diesen Worten nur eine unwillkürliche Anspielung auf die Weigerungen Adriennens sehen und dennoch war Djalma einen Augenblick in seinem Stolze verletzt, wenn er daran dachte, daß es in der That, wie Faringhea sagte, Rücksichten, Pflichten gäbe, welche ein liebendes Weib über ihre Liebe stelle; aber dieser peinliche, schmerzliche Gedanke entschwand in Djalma's Geiste bald wieder vor dem sanften, wohlthuenden Einfluß der Erinnerung an Adrienne; nach und nach heiterten sich seine Mienen wieder auf und er antwortete dem Mestizen, der ihn verstohlen ansah und ihn aufmerksam beobachtete:

— Der Kummer leitet Dich irre; ... wenn Du keinen anderen Grund hast, an der zu zweifeln, die Du liebst ... als diese Weigerungen, diese unbestimmten Bedenken, welche Deinen argwöhnischen Geist aufregen, dann beruhige Dich ... vielleicht bist Du mehr geliebt, als Du denkst ...

— O, daß Sie wahr sprächen, gnädiger Herr! — antwortete der Mestize niedergeschlagen nach einer Pause, als sei er von Djalma's Worten ergriffen, — und dennoch sage ich mir: es giebt also für dieses Weib Etwas, das ihr mehr werth ist, als ihre Liebe zu mir; ich habe Nichts gegen Zartgefühl, Scheu, Würde, Ehre, ... aber sie liebt mich nicht so sehr, um mir ihre Scheu, ihre Würde, ihre Ehre zu opfern; ... meinetwegen ... so werde ich mir also sagen müssen, daß nach allen diesen Dingen vielleicht auch meine Liebe kommt ...

— Freund, Du irrst Dich, — versetzte Djalma sanft, obwohl er noch immer bei den Mestizen Worten ein peinliches Gefühl nicht zu unterdrücken im Stande war; — ja, Du irrst Dich: je größer die Liebe einer Frau ist, je keuscher, ... die Liebe allein ruft diese Bedenklichkeiten hervor; sie beherrscht alle diese Gefühle, anstatt unter ihnen zu stehen.

— Ganz recht, gnädiger Herr, — versetzte der Mestize mit herber Ironie, — dies Weib zwingt mir ihre Art zu lieben, ihre Art, Liebe an den Tag zu legen, auf; ich muß mich dem fügen ...

Hier unterbrach der Mestize sich plötzlich, barg sein Gesicht in seine Hände und stöhnte tief auf; seine Züge drückten eine Mischung von Haß, Wuth und Verzweiflung in so erschreckendem Grade aus, daß Djalma immer bewegter, seine Hand ergriff und ausrief:

— Beschwichtige diese Aufregungen, höre die Stimme der Freundschaft, sie wird diesen bösen Einfluß zu beschwören wissen; ... sprich ... sprich ...

— Nein, nein ... es ist zu schrecklich ...

— Sprich, sage ich Dir ...

— Ueberlassen Sie einen Unglücklichen seiner unheilbaren Verzweiflung ...

— Hältst Du mich dessen fähig? — sagte Djalma mit einem Gemisch von Milde und Würde, welche auf den Mestizen Eindruck zu machen schien.

— Ach, — versetzte er noch zaudernd, — So wollen Sie es also, gnädiger Herr?

— Ich will es! ...

— Nun gut, ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt, ... denn in dem Augenblicke dieses Geständnisses ... hat mich die Scham ... die Furcht vor Spott zurückgehalten; ... Sie haben mich gefragt, welche Gründe ich hatte, an einen Verrath zu glauben; ... ich habe Ihnen von unbestimmtem Verdacht gesprochen, ... von Weigerungen, ... von Kälte; ... es war das noch nicht Alles; ... heute Abend ... hat dieses Weib ...

— Weiter ... fahre fort ...

— Hat dieses Weib ein Rendezvous dem Menschen gegeben, den sie mir vorzieht ...

— Wer hat Dir das gesagt?

— Ein Fremder, dem meine Verbindung leid that.

— Und wenn dieser Mann Dich täuschte, ... sich täuschte?

— Er hat sich erboten, mir die Beweise von Dem zu geben, was er behauptete.

— Was für Beweise?

— Er will mich heute Abend Zeuge dieses Rendezvous sein lassen. Wie er sagt, wäre es möglich, daß diese Unterredung trotz dem entgegengesetzten Anscheine nicht schuldvoll ist. Urtheilen Sie selbst darüber, — fügte der Mann hinzu, — haben Sie diesen Muth, so endet Ihre schmerzliche Ungewißheit.

— Und was hast Du geantwortet?

— Nichts, ... gnädiger Herr, ich hatte den Kopf verloren, wie auch jetzt, und darum habe ich gemeint, ich müsse Sie um Rath fragen ...

Darauf machte der Mestize eine verzweifelte Geberde und rief mit verstörter Miene, wild lachend:

— Einen Rath ... einen Rath ... o, ich sollte von der Klinge meines Kandjars mir Rath erholen ... Sie würde mir zurufen: Blut ... Blut!

Und der Mestize fuhr krampfhaft mit der Hand nach einem in seinem Gürtel steckenden Dolche.

Digitized by Google

Es liegt eine Art verderblicher Ansteckung in gewissen Gemüthsbewegungen.

Beim Anblicke der vor Eifersucht und Wuth verstörten Züge Faringhea's bebte Djalma, er erinnerte sich des Anfalls von unsinniger Wuth, von dem er besessen war, als die Prinzessin von Saint-Dizier Adriennen herausgefordert hatte, zu leugnen, daß man in ihrem Schlafzimmer ihren angeblichen Liebhaber Agricol Baudoin gefunden habe.

Aber augenblicklich durch die stolze, würdige Haltung des jungen Mädchens wieder beruhigt, hatte Djalma bald darauf Nichts als eine erhabene Verachtung gegen diese abscheuliche Verleumdung empfunden, der zu antworten Adrienne sich nicht einmal herabließ...

Zwei oder drei Mal indessen hatte, wie ein Wetterleuchten unerhofft am klarsten Himmel sich zeigt, die Erinnerung an diese unwürdige Beschuldigung sich in des Indiers Seele wieder geltend gemacht, war aber inmitten der Heiterkeit seines Glückes und seines unaussprechlichen Vertrauens auf Adriennens Herz sogleich wieder verwischt worden.

Diese Rückerinnerungen, sowie die an die leidenschaftlichen Weigerungen des jungen Mädchens, machten Djalma einen Augenblick traurig, stimmten ihn indessen noch mitleidiger gegen Faringhea, als er es ohne diese seltsame und geheime Aehnlichkeit zwischen der Lage des Mestizen und der seinigen gewesen wäre, da er an sich selbst wußte, bis zu welcher Raserei eine blinde Wuth uns treiben kann, und fortfahren wollte, den Mestizen durch Liebe und Güte zu bändigen, so sagte Djalma in ernstem, sanftem Tone zu ihm:

— Ich habe Dir meine Freundschaft angeboten... ich will mit Dir nach dieser Freundschaft verfahren.

Aber der Mestize schien einer dumpfen Wuth anheimgefallen, stierte düster vor sich hin und schien Djalma nicht zu hören.

Dieser legte die Hand auf des Mestizen Schulter und sprach:

— Faringhea, höre mich an...

— Gnädiger Herr, — sagte der Mestize zusammenfahrend, als ob er aus seinem Brüten plötzlich aufgeweckt würde, — verzeihen Sie... aber...

— In der Bedrängniß, in welche Dich ein grausamer Verdacht versetzt, fällst Du nicht Deinen Kandjar um Rath fragen... sondern Deinen Freund... und der bin ich, wie ich Dir gesagt habe...

— Gnädiger Herr...

— Zu diesem Rendezvous... das Dir, wie es heißt, die Unschuld oder den Verrath Deiner Geliebten beweisen soll... zu diesem Rendezvous mußt Du gehen.

— O ja! — sagte der Mestize mit dumpfem Tone und unheimlichem Lachen, — ja... freilich werd' ich hingehen...

— Aber nicht allein...

— Wie meinen Sie das, gnädiger Herr? — rief der Mestize; — wer wird mich begleiten?

— Ich,... um Dich vielleicht von einem Verbrechen abzuhalten,... denn ich weiß, wie sehr man häufig in der ersten Regung des Zornes blind und ungerecht ist...

— Aber diese erste Regung rächt uns auch, — sagte der Mestize bitter lachend.

— Faringhea,... ich habe diesen Tag ganz frei, werde Dich also nicht verlassen... — sagte der Prinz entschlossen. — Entweder Du gehst nicht zu diesem Rendezvous oder ich begleite Dich.

Der Mestize schien diesem edlen Drängen nachzugeben, sank Djalma zu Füßen, ergriff seine Hand, legte sie erst an seine Stirn, dann an seine Lippen und sagte:

— Gnädiger Herr... Sie müssen nun ganz und gar großmüthig sein und mir verzeihen.

— Was soll ich Dir verzeihen?

— Bevor ich zu Ihnen kam, hatte ich die Kühnheit, Sie um Das bitten zu wollen, was Sie mir nun anbieten;... ja, da ich nicht wußte, wie weit mich meine Wuth würde treiben können... so hatte ich daran gedacht, Sie zu bitten, Sie möchten mir diesen Beweis von Güte geben, den Sie vielleicht nicht Einem Ihres Gleichen geben würden;... aber dann habe ich es mir nicht getraut... Ich fürchtete mich vor dem Geständnisse des Verrathes, den ich ahne, und so sagte ich Ihnen blos, daß ich unglücklich sei,... weil Ihnen allein in der Welt ich das sagen konnte.

Wir können die fast unschuldige Einfachheit nicht wiedergeben, mit welcher der Mestize diese Worte sprach, ein so rührender, klagender, mit Thränen untermischter Ton lag darin.

Djalma reichte ihm lebhaft erregt die Hand, ließ ihn aufstehen und sagte:

— Du hattest das Recht, einen Beweis von Liebe von mir zu verlangen. Es freut mich, daß ich Dir zuvorgekommen bin... Also Muth... Hoffnung... Ich begleite Dich zu diesem Rendezvous und wenn ich meinen Wünschen glauben darf... so wird Dich ein falscher Schein betrogen haben.

.....

Als die Nacht gekommen war, stiegen der Mestize und Djalma in Mäntel gehüllt in einen Fiacre.

Faringhea bezeichnete dem Kutscher die Wohnung der Madame Sainte-Colombe.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Soirée bei der Sainte-Colombe.

Djalma und Faringhea waren in den Wagen gestiegen und fuhren in die Wohnung der Sainte-Colombe.

Bevor wir in der Erzählung dieser Scene weiter fortfahren, sind einige Rückblicke nöthig.

Rini-Moulin, welcher fortwährend über den eigentlichen Zweck Dessen, was er auf Morin's Antrieb in's Werk richtete, im Unklaren blieb, hatte auf den Befehl des Letzteren am Morgen der Sainte-Colombe eine beträchtliche Summe geboten, um von dieser stets außerordentlich wuchrischen und habsüchtigen Geschöpfe für den ganzen Tag freie Verfügung über ihre Zimmer zu erwirken. Die Sainte-Colombe hatte dies Anerbieten angenommen, welches ihr zu vortheilhaft schien, um zurückgewiesen zu werden; sie war früh Morgens mit ihrer Dienerschaft ausgegangen, welcher sie, wie sie sagte, zur Belohnung ihrer treuen Dienste eine Landpartie veranstalten wollte.

Im Besitz des Logis, war nun Rodin am selben Morgen, den Kopf mit einer schwarzen Perücke bedeckt, mit blauer Brille, eingehüllt in einen Mantel und das halbe Gesicht in einer ungeheuren weißnen Cravatte versteckt, kurz, in vollkommener Verkleidung gekommen, um in Faringhea's Begleitung das Zimmer in Augenschein zu nehmen und dem Mestizen seine Befehle zu ertheilen. Dieser hatte nach der Entfernung des Jesuiten vermöge seiner Gewandtheit und Klugheit innerhalb zwei Stunden gewisse sehr wichtige Verbereitungen getroffen und war eilig zu Djalma zurückgekehrt, wo er mit verabscheuungswürdiger Verstellung die Scene herbeigeführt hatte, welcher wir beigewohnt haben.

Auf dem Wege von der Rue de Cichy nach der Rue de Richelieu, wo die Sainte-Colombe wohnte, schien Faringhea von schmerzlichen Gefühlen überwältigt; plötzlich sagte er mit leisen, abgebrochenen Worten zu Djalma:

— Gnädiger Herr... wenn ich verrathen bin... will ich mich rächen.

— Die Verachtung ist eine furchtbare Rache, — erwiederte Djalma.

— Nicht doch, — versetzte der Mestize mit dem Ausdrucke verhaltener Wuth, — nein, das ist genug... je näher der Augenblick rückt, desto mehr setze ich ein, daß Blut fließen muß.

— Höre mich an...

— Gnädiger Herr, haben Sie Mitleid mit mir... ich war feig; ich hatte Furcht,... ich ging meiner Rache aus dem Wege; jetzt würde ich dafür hingeben... Qual für Qual, gnädiger Herr;... erlauben Sie, daß ich Sie verlasse, ich werde allein zu diesem Rendezvous gehen.

Bei diesen Worten machte Faringhea eine Bewegung, als ob er sich aus dem Wagen stürzen wollte.

Djalma hielt ihn heftig am Arm zurück und sagte:

— Bleib,... ich verlasse Dich nicht,... wenn Du auch verrathen bist, so wirst Du doch kein Blut vergießen; die Verachtung wird Dich rächen,... die Freundschaft Dich trösten.

— Nein,... nein,... gnädiger Herr,... ich bin entschlossen... wenn ich getödtet haben werde,... will ich mich tödten,... — rief der Mestize mit wüthender Aufregung. — Den Verräthern dieser Kandjar,... — und er legte die Hand an den langen Dolch, welchen er im Gürtel trug. — Mir dieses Gift, welches der Dolch in seiner Scheide birgt.

— Faringhea...

— Gnädiger Herr, wenn ich Ihnen Widerstand leiste,... verzeihen Sie mir, es ist nothwendig, daß meine Bestimmung sich erfülle...

Die Zeit drängte und Djalma, der daran verzweifelte, des Mestizen wilde Wuth zu beruhigen, entschloß sich mit List zu verfahren.

Nach einigen Minuten des Stillschweigens sagte er zu Faringhea:

— Ich werde Dich nicht verlassen,... ich werde Alles thun, Dir ein Verbrechen zu ersparen;... wenn mir's nicht gelingt,... wenn Du auf meine Stimme nicht hörst,... nun so falle das Blut, welches Du vergießen willst, auf Dich zurück... aber in meinem Leben wird meine Hand die Deine nicht wieder berühren...

Diese Worte schienen auf Faringhea einen tiefen Eindruck zu machen; er stieß einen tiefen Seufzer aus und den Kopf auf die Brust gesenkt, blieb er ruhig und schien nachzudenken. Djalma schickte sich an, bei dem schwachen Scheine, welchen die Lampen in das Innere des Wagens warfen, durch Ueberraschung oder Gewalt den Mestizen zu entwaffnen, als dieser, der durch einen Seitenblick die Absicht des Prinzen bemerkt hatte, mit Hast die Hand an seinen Kandjar legte und ihn mit der Scheide aus dem Gürtel zog; darauf sprach er, ihn fortwährend in der Hand haltend, in feierlichem und grimmigem Tone:

— Dieser Dolch, von fester Hand geführt, ist fürchterlich;... in diesem Flacon ist ein Gift verborgen, wirksamer wie alle in unserem Lande.

Und als der Mestize eine geheime Feder, die in dem Schafte des Kandjar verborgen war, hatte springen lassen, öffnete sich der Knopf wie ein Deckel und ließ den Hals eines kleinen Kristallfläschchens erblicken, welches in dem dicken Griff dieser mörderischen Waffe verborgen war.

— Zwei oder drei Tropfen dieses Giftes auf die Lippen, — sagte der Mestize, — und der Tod kommt langsam,... sanft und süß,... ohne Krämpfe,... nach Verlauf einiger Stunden;... als erstes Anzeichen werden die Nägel blau... Aber wenn man dies Fläschchen mit einem Zuge leert,... stürzt man todt zu Boden,... plötzlich, ohne Qual, wie vom Blitz getroffen...

— Ja, — versetzte Djalma, — ich weiß, daß es in unserm Lande geheimnißvolle Gifte giebt, welche nach und nach das Leben entschwinden lassen, oder auch tödten wie ein Blitzstrahl;... aber... weßhalb gehst Du auf die schrecklichen Eigenschaften dieser Waffe so ausführlich ein?

— Um Ihnen zu zeigen, gnädiger Herr, daß dieser Kandjar die Sicherheit und die Straflosigkeit meiner Rache birgt... mit diesem Dolche tödte ich und vermittelst dieses Giftes entrinne ich der Gerechtigkeit der Menschen durch einen jähen Tod. Und dennoch... diesen Kandjar... ich übergebe ihn Ihnen, nehmen Sie ihn... gnädiger Herr,... viel lieber will ich meiner Rache entsagen, als mich unwürdig machen, jemals Ihre Hand zu berühren...

Und der Mestize überreichte den Dolch dem Prinzen.

Djalma eben so erfreut wie erstaunt über diesen unerwarteten Entschluß, schob mit Lebhaftigkeit die gefährliche Waffe in seinen Gürtel, während der Mestize mit bewegter Stimme fortfuhr:

— Behalten Sie diesen Kandjar, gnädiger Herr, und wenn Sie gesehen und gehört haben..., was wir sehen und hören werden, so werden Sie mir entweder den Dolch geben und ich werde eine Christe tödten... oder Sie werden mir das Gift geben und ich werde sterben, ohne zu tödten;... Sie haben zu befehlen,... ich zu gehorchen...

Im Augenblicke, als Djalma antworten wollte, hielt der Wagen vor dem Hause der Sainte-Colombe.

Der Prinz und der Mestize traten in eine dunkle Vorhalle.

Die Flügelthüren schlossen sich hinter ihnen.

Faringhea wechselte einige Worte mit dem Portier und dieser gab ihm einen Schlüssel.

Die beiden Indier gelangten bald an eine der Thüren des Gemaches der Sainte-Colombe. Diese Wohnung hatte zwei Thüren auf die Flur und einen geheimen Ausgang auf den Hof hinaus.

Faringhea, im Begriff den Schlüssel in das Schloß zu stecken, sprach zu Djalma mit bewegter Stimme: — Gnädiger Herr... haben Sie Mitleid mit meiner Schwäche;... aber in diesem furchtbaren Augenblicke... zittere ich... ich zögere... vielleicht ist es besser meinen Zweifeln zur Beute zu werden... oder gar zu vergessen...

Dann, als der Prinz antworten wollte, rief der Mestize:

— Nein... nein,... keine Feigheit,... und schnell öffnend trat er zurück hinein.

Djalma folgte ihm.

Als die Thür wieder geschlossen war, befanden sich der Mestize und der Prinz auf einem weiten Corridor von tiefer Finsterniß umgeben.

— Ihre Hand, gnädiger Herr... lassen Sie sich führen, und gehen Sie langsam,... — sagte der Mestize mit leichter Stimme.

Und er reichte dem Prinzen die Hand, die dieser ergriff.

Beide schritten schweigend vorwärts in der Finsterniß.

Nachdem er Djalma durch Oeffnen und Schließen mehrerer Thüren einen langen Umweg hatte machen lassen, stand der Mestize plötzlich still und sagte ganz leise zu dem Prinzen, in dem er seine Hand losließ, die er bis jetzt festgehalten hatte:

— Gnädiger Herr, der entscheidende Moment nähert sich,... warten wir hier einige Augenblicke.

Ein tiefes Stillschweigen folgte den Worten des Mestizen.

Die Dunkelheit war so vollständig, daß Djalma Nichts unterschied; nach Verlauf einer Minute hörte er Faringhea

sich entfernen, dann vernahm er plötzlich das Geräusch einer zweimal heftig geöffneten und wieder geschlossenen Thür.

Dies plötzliche Verschwinden begann Djalma zu beunruhigen. Mit einer unwillkürlichen Bewegung legte er seine Hand auf den Dolch und suchte herumtappend und mit Lebhaftigkeit nach einem Ausweege.

Plötzlich traf die Stimme des Mestizen das Ohr des Prinzen und ohne daß es ihm möglich war zu wissen wo Derjenige sich befinde, der mit ihm sprach, drangen die Worte zu ihm:

— Gnädiger Herr,... Sie haben mir gesagt: Sei mein Freund; ich habe als Freund gehandelt;... ich habe List angewendet um Sie hierher zu führen. Die Verblendung Ihrer tödtlichen Leidenschaft würde Sie verhindert haben mich anzuhören und mir zu folgen... Die Prinzessin von St. Dizier hat Ihnen Agricol Baudoin genannt,... als den Liebhaber Adriennens von Gardoville... hören... sehen... und urtheilen Sie...

Und die Stimme schwieg.

Sie schien aus einem Winkel des Zimmers zu kommen.

Djalma, fortwährend von Finsterniß umgeben, erkannte zu spät, in welche Schlinge er gefallen war und erzitterte vor Wuth und Entsetzen.

— Faringhea,... — schrie er, — wo bin ich?... wo bist Du? Bei Deinem Leben, öffne mir, ich will augenblicklich fort...

Und Djalma machte, indem er die Hände ausstreckte, schnell einige Schritte, stieß auf eine tapezirte Wand und verfolgte sie umhertappend, in der Hoffnung eine Thür zu finden; er fand in der That eine: sie war verschlossen;... vergebens rüttelte er am Schlosse; sie widerstand allen seinen Bemühungen; seine Nachsuchungen fortsetzend stieß er auf einen Kamin, dessen Feuer verloschen war, dann auf eine zweite ebenfalls verschlossene Thür; in wenig Augenblicken hatte er so den Weg um das Zimmer gemacht und befand sich neben dem Kamine, welchen er anfangs gefunden hatte.

Die Angst des Prinzen nahm immer mehr zu, mit vor Wuth zitternder Stimme rief er Faringhea.

Niemand antwortete ihm.

Draußen herrschte die tiefste Stille.

Im Innern die vollkommenste Dunkelheit.

Bald darauf verbreitete sich eine Art wohlriechender Duft von unaussprechlicher Lieblichkeit aber sehr fein und durchdringend fast unbemerkt in dem kleinen Gemache, worin sich Djalma befand als ob die Oeffnung einer Röhre, die durch eine der Thüren des Zimmers geleitet war, diesen balsamischen Hauch hier eingelassen hätte.

Djalma, in schreckliches Nachsinnen versenkt, zitterte vor Zorn und widmete diesem Geruch keine Aufmerksamkeit... bald aber schlugen die Arterien seiner Schläfe heftiger, eine drückende brennende Hitze strömte rasch in seinen Adern; er empfand ein Gefühl unaussprechlichen Wohlbehagens; die heftigen Aufregungen, welche ihn bewegten, schienen wider seinen Willen allmählich nachzulassen und sich in eine unaussprechliche Erstarrung umzuwandeln, fast ohne daß er ein Bewußtsein der Art der geistigen Umwandlung hatte, die wider seinen Willen mit ihm vorging.

Indeß durch eine letzte Anstrengung seines schwankenden Willens, schritt Djalma auf's Gerathewohl vorwärts um nochmals zu versuchen eine der Thüren zu öffnen, welche er auch wirklich fand; aber an dieser Stelle war der balsamische Dunst so durchdringend, daß sich seine Wirkung verdoppelte, und bald darauf fiel Djalma, ohne eine Bewegung machen zu können, auf das Getäfel*).

Darauf eignete sich ein seltsamer Vorfall.

Ein schwacher Schein verbreitete sich allmälig in einem benachbarten Zimmer. Djalma von vollkommener Verblendung ergriffen, gewahrte eine Art Fensterchen, welches dem Zimmer, in welchem er sich befand, Licht gab.

Auf der Seite des Prinzen war diese Oeffnung durch ein eisernes eben so leichtes als festes Eisengitter verschlossen, welches kaum den Durchblick verhinderte, auf der andern Seite, zwei oder drei Zoll von dem Gitter entfernt, war in der Wand eine dicke Glasscheibe angebracht.

Das Gemach, welches Djalma durch diese Oeffnung sich mit schwachem Scheine, undeutlich und umfort erhellen sah, war sehr reich möblirt.

Zwischen zwei mit carmoisinrothen Vorhängen drapirten Fenstern war ein großer Spiegel à la Psyche; dem mit blutrothen glühenden Kohlen angefüllten Kamine gegenüber befand sich ein großer, langer Divan mit Ruhekissen.

Nach einer Secunde eine trat eine Frau in dies Gemach; man konnte weder ihre Gestalt noch ihre Taille erkennen, so sorgfältig war sie in einen langen Mantel mit einer Kappe von sonderbarer Gestalt und dunkler Farbe eingehüllt.

*) Es ist dies die seltsame Wirkung des Wunder, eines herrlichen Gummi, welches aus einem Gesträuch des Himalaya gewonnen wird und dessen Duft erregende Eigenschaften von außerordentlicher Kraft und weit größerer Macht als das Opium besitzt. Man schreibt der Wirkung dieses Harzes die Sinnesverblendung zu, welche die Unglücklichen erfaßte, die der Fürst der Assassinen (der Alte vom Berge) zu den Werkzeugen seiner Rache machte.

Der Anblick dieses Mantels machte Djalma zittern; dem Wohlbehagen, welches er anfangs empfunden hatte, folgte eine fieberhafte Aufregung, ähnlich der wachsenden Trunkenheit, an seine Ohren tönte ein sonderbares Brausen, welches man empfindet, wenn man im Wasser untertaucht...

Djalma betrachtete stets mit einer gewissen Betäubung Das, was sich in dem anstoßenden Zimmer begab.

Die Frau, welche aus demselben herausgekommen war, trat mit Vorsicht, fast mit Furcht ein; zunächst öffnete sie einen der geschlossenen Vorhänge und warf durch die Jalousien einen Blick auf die Straße; dann kehrte sie langsam zum Kamin zurück, wo sie sich einen Augenblick nachdenkend und immer sorgsam in ihren Mantel gehüllt auf den Arm stützte.

Djalma war vollkommen dem wachsenden Einflusse des Duftes hingegeben, der seine Begriffe verwirrte, und hatte Faringhea und die Umstände vergessen, die ihn in dies Haus geführt hatten: er richtete seine Aufmerksamkeit mit aller Kraft auf das Schauspiel, welches sich seinen Blicken darbot und an welchem er Theil nahm, als ob er Zuschauer eines seiner Träume sei... indem er stets seine brennenden Augen auf die Frau gerichtet hielt.

Plötzlich sah Djalma, wie sie den Kamin verließ und sich dem Spiegel näherte, dann stellte sie sich vor denselben hin und ließ den Mantel, der sie ganz einhüllte, bis zu den Füßen herabsinken.

Djalma blieb wie vom Blitz getroffen.

Er hatte Adrienne von Gardoville vor Augen.

Ja, er glaubte Adrienne von Gardoville zu sehen, wie er sie noch am Morgen gesehen hatte und gekleidet wie sie es bei ihrem Zusammentreffen mit der Prinzessin St. Dizier gewesen war,... in einem blaßgrünen Kleide mit rosa Besatz und einer Garnitur von weißem Schmelz. Ein Haarnetz, ebenfalls von weißem Schmelz bedeckte die Flechte, welche sich um ihren Kopf wand und so wundervoll zu ihren dunklen goldenen Haaren paßte... Es war in der That, so viel der Zweifel durch die fast nebelhafte Beleuchtung und durch das vergitterte Fensterchen gewahren konnte, die Nymphengestalt Adriennens, ihre Marmorschultern, ihr Schwanenhals, so stolz und anmuthig.

Mit einem Worte es war Fräulein von Gardoville... er konnte nicht daran zweifeln und zweifelte auch nicht.

Ein brennender Schweiß bedeckte Djalma's Gesicht, seine schwindende Aufregung wuchs mit jedem Augenblicke; er blickte mit flammendem Auge, keuchender Brust... unbeweglich... unbewußt und keines Gedankens mächtig, vor sich hin.

Das junge Mädchen, welches Djalma fortwährend den Rücken wandte, ordnete mit anmuthsvoller Coquetterie das Haar, nahm das Netz ab, welches ihr zugleich als Kopfputz diente und legte es auf den Kamin; dann machte sie eine Bewegung um ihr Kleid aufzuknöpfen; aber bald verließ sie den Spiegel, vor welchem sie Anfangs gestanden hatte, und entschwand auf einen Augenblick Djalma's Augen.

— Sie erwartet Agricol Baudoin, ihren Geliebten... — Sagte darauf eine Stimme in der Dunkelheit, die aus der Mauer des finsteren Zimmers zu dringen schien, in welchem sich der Prinz befand.

Trotz seiner Geistesverwirrung durchbohrten diese Worte: Sie erwartet Agricol Baudoin, ihren Geliebten,... Djalma's Kopf und Herz schneidend und brennend wie ein Feuerstrahl. Ein blutiges Gewölk erschien vor seinen Augen; er stieß ein dumpfes Gebrüll aus, welches die dicke Glasscheibe nicht bis in das anstoßende Gemach dringen ließ und der unglückliche zerbrach seine Nägel, indem er sich bemühte das Eisengitter des Fensterchens zu zerstören.

Als sich der Paroxismus seiner wahnsinnigen Wuth bis zu diesem Grade gesteigert hatte, sah Djalma, wie das schon so unbestimmte Licht, welches das andere Zimmer erhellte, noch schwächer wurde, als ob man es vorsichtig gemildert hätte; darauf sah er bei diesem dunstigen Halbdunkel das junge Mädchen zurückkommen, mit einem langen weißen Morgengewand bekleidet, welches ihre nackten Arme und Schultern sehen ließ, über denen die langen Locken ihres Goldhaares herabwallten.

Sie näherte sich mit Vorsicht und ging auf eine Thür zu, welche Djalma nicht sehen konnte.

In diesem Augenblicke ward von unsichtbarer Hand eine der Thüren leise geöffnet, welche in dem Gemache, wo sich der Prinz befand, an derselben Wand wie das Fensterchen angebracht war. Djalma bemerkte es an dem Geräusch des Schlosses und an der kühleren Luft, die sein Gesicht anwehte, denn es drang kein Lichtstrahl zu ihm.

Dieser Ausgang, welchen man Djalma ließ, führte eben so wie eine Thür des anstoßenden Gemaches, in dem sich das junge Mädchen befand, in ein Vorzimmer, welches mit der Treppe in Verbindung stand, auf der man gleich nachher Jemanden heraufsteigen hörte, der draußen stehen blieb und zwei Mal an die äußere Thür schlug.

— Das ist Agricol Baudoin... höre und siehe... — sprach in der Dunkelheit die Stimme, welche der Prinz schon einmal vernommen hatte.

Trunken, ohne Besinnung, aber mit der Entschlossenheit eines trunkenen, wahnsinnigen Menschen ergriff Djalma den Dolch, welchen Faringhea ihm gegeben hatte,... dann blieb er regungslos stehen.

Kaum waren draußen die beiden Schläge geschehen, so lief das junge Mädchen aus ihrem Zimmer, aus dem ein schwacher Lichtstrahl kam, so daß einige Helle bis in den Winkel drang, wo Djalma zusammengekauert mit dem Dolch in der Hand sich versteckt hielt, an die Thüre der Treppe.

Von dort aus sah er das junge Mädchen dem Vorsaal durchschreiten und sich der Thür zur Treppe nähern, indem sie ganz leise fragte:

— Wer ist da?

— Ich... Agricol Baudoin, — antwortete von draußen eine starke männliche Stimme.

Was sich darauf zutrug geschah so blitzschnell, daß nur der Gedanke es wiederzugeben vermöchte. Kaum hatte das junge Mädchen den Riegel gezogen und kaum hatte Agricol Baudoin die Schwelle betreten, als Djalma mit einem Satze wie ein Tieger, gleichsam mit einem Schlage, so schnell folgten sich seine Stiche, das junge Mädchen traf, welches todt niedersiel und

Agricol, der ohne tödtlich verwundet zu sein, taumelte und neben dem leblosen Körper dieser Unglücklichen hinstürzte.

Diese Mordscene, schnell wie der Blitz, fand inmitten eines Halbdunkels statt; plötzlich verlosch das schwache Licht, welches das Zimmer, aus dem das junge Mädchen gekommen war, erhellte und eine Secunde nachher fühlte Djalma in der Finsterniß eine Eisenfaust seinen Arm ergreifen und hörte Faringhea sagen:

— Du bist gerächt... komm... der Rückweg ist sicher... Djalma, trunken, kraftlos und abgestumpft durch den Mord leistete keinen Widerstand und ließ sich von dem Mestizen in das Innere des Gemaches schleppen, welches zwei Thüren hatte.

. . . . . .

Als Rodin in einem Ausruf der Bewunderung über die erzeugende Gedankenfolge ausgebrochen war, wodurch das Wort Halsband der Keim des teuflischen Planes geworden, der ihm damals vorschwebte, hatte er sich zufällig der berüchtigten Halsbandgeschichte erinnert, in der ein Frauenzimmer vermöge entfernter Aehnlichkeit mit der Königin Marie Antoinette in einem Anzuge dieser Fürstin, durch ein Halbdunkel begünstigt, so geschickt die Rolle dieser unglücklichen Königin gespielt hatte, daß der Cardinal Fürst von Rodan durch diese Täuschung hinter's Licht geführt wurde.

Nach reiflicher Erwägung seines verabscheuungswürdigen Vorhabens hatte Rodin den Jacques Dumoulin zur Sainte-Colombe geschickt ohne ihm den wahren Zweck seiner Sendung mitzutheilen, der sich darauf beschränkte, diese erfahrene Frau zu fragen, ob sie nicht ein junges, schönes, großes Mädchen mit röthlichen Haaren kenne; nachdem ein solches Mädchen gefunden worden war, mußte ein Costüm ähnlich dem, welches Adrienne trug und welches die Prinzessin von St. Dizier (die übrigens, wie wir bemerken müssen, diesem Anschlage fremd war) Rodin beschrieben hatte, dazu dienen die Täuschung zu vollenden.

Man weiß oder ahnt das Uebrige: das unglückliche Mädchen, Adriennens Doppelgängerin, hatte die ihr vorgeschriebene Rolle gespielt in der Meinung, es handle sich um einen Scherz.

Was Agricol anbetrifft, so hatte er einen Brief empfangen, in welchem man ihn einlud, sich zu einer Unterredung einzufinden, welche für Fräulein von Gardoville von großer Wichtigkeit sein könne.

Digitized by Google

Sechszehntes Kapitel.

Das Brautbett.

Ein sanftes Licht einer orientalischen alabasternen Kugellampe, die mit drei silbernen Ketten am Plafond befestigt war, erhellte schwach das Schlafzimmer Adriennens von Carteville.

Das weite mit Perlmutter ausgelegte Bett von Elfenbein ist leer und verschwindet zur Hälfte unter herabwallenden weißen, seinen Bettvorhängen von Mousselin und Valenciennes, so durchsichtig und duftig wie Gewölk.

Auf dem Kamin von weißem Marmor, dessen Kohlenpfanne einen hochrothen Widerschein auf den Hermelinteppich wirft, steht wie gewöhnlich ein großer Korb mit einer Menge frischer rother Camelien mit glänzenden grünen Blättern.

Ein angenehmer aromatischer Geruch dringt aus einer crystallnen, mit lauwarmem, parfümirtem Wasser gefüllten Bodewanne in dieses Gemach, welches an Adriennens Badezimmer stößt.

Draußen ist Alles ruhig und still.

Es ist beinah elf Uhr Abends.

Die Thür von Elfenbein, gegenüber der in das Badezimmer führenden, öffnet sich langsam.

Djalma erscheint.

Zwei Stunden sind verflossen, seitdem er einen Doppelmord begangen und in einem Anfall von wüthender Eifersucht Adrienne getödtet zu haben glaubt.

Die Dienerschaft des Fräulein von Carteville, gewohnt Djalma alle Tage kommen zu sehen, ohne ihn anzumelden, hatte keinen Gegenbefehl von ihrer gerade in einem Salon des Erdgeschosses beschäftigten Herrin empfangen und war von dem Besuche des Indiers nicht überrascht worden.

Niemals war dieser in des jungen Mädchens Schlafzimmer getreten; da er aber wußte, daß das besondere Gemach, welches sie bewohnte, sich in der ersten Etage des Hauses befand, so war er leicht dorthin gekommen.

In dem Augenblick, wo er in dieses jungfräuliche Heiligthum eintrat, waren Djalma's Gesichtszüge sehr ruhig, so mächtig mußte er sich zu bezwingen; kaum eine leichte Blässe war über die glänzende dunkle Gesichtsfarbe hingehaucht... Er trug an diesem Tage ein Kleid von Cachemir, purpurfarben mit Gold besetzt, so daß man mehrere Blutspuren nicht mehr gewahrte, welche das Zeug bespritzt hatten, als er nach dem jungen goldgelockten Mädchen und Agricol Baudoin gestoßen hatte.

Djalma schloß hinter sich die Thür und warf seinen weißen Turban ab, denn es dünkte ihm als ob ein glühender eiserner Ring seine Stirn einpreßte; seine dunklen Haare faßten das blasse und schöne Gesicht ein; die Hände über die Brust gekreuzt, blickte er langsam um sich... Als seine Augen auf dem Bett Adriennens hafteten, that er einen Schritt, zitterte heftig und sein Gesicht röthete sich; aber mit der Hand an die Stirn greifend senkte er den Kopf und stand einige Augenblicke träumerisch und unbeweglich wie eine Bildsäule.

Nach einigen Augenblicken düsteren Nachdenkens sank Djalma auf die Knie und erhob sein Haupt gen Himmel.

Das thränenfeuchte Antlitz des Indiers drückte keine heftige Leidenschaft aus, man las in seinen Zügen weder Haß, noch Verzweiflung, noch wilde Freude über seine gesättigte Rache... aber wenn man so sagen darf, den Ausdruck eines zugleich kindlichen und unermeßlichen Schmerzes.

Schluchzen raubte einige Minuten Djalma den Athem; Thränen benetzten seine Wangen.

— Todt!... todt!... — flüsterte er mit erstickender Stimme, — todt;... sie, die heute Morgen noch so glücklich in diesem Zimmer ruhte;... ich habe sie getödtet. Jetzt wo sie todt ist, was kümmert mich jetzt ihr Verrath?... Ich durfte sie deßhalb nicht tödten... Sie hatte mich verrathen... sie liebte diesen Menschen, den ich ebenfalls erstochen habe;... sie liebte ihn... Es ist traurig! ich wußte mir nicht den Vorzug zu erwerben, fügte er mit einer rührenden und qualvollen Resignation hinzu. — Ich, ein armes Kind, ein halber Wilder... wodurch konnte ich ihr Herz verdienen... durch welche Rechte?... welche Reize? Sie liebte mich nicht? das war meine Schuld... und sie, immer edelmüthig, verbarg mir ihre Abneigung unter dem Schein von Zuneigung... um mich nicht ganz unglücklich zu machen... und dafür habe ich sie getödtet... Ihr Verbrechen? worin besteht es? war sie mir nicht freiwillig entgegengekommen?... hatte sie mir nicht ihr Haus geöffnet?... hatte sie mir nicht erlaubt meine Zeit bei ihr zuzubringen... allein mit ihr?... Ohne Zweifel... wollte sie mich lieben und war es nicht im Stande... Ich, ich liebte sie mit aller Kraft meiner Seele;... aber meine Liebe war nicht die rechte... welche ihr Herz bedurfte... Und deßhalb mußte ich sie nicht tödten... Aber ein verhängnißvoller Schwindel hat mich ergriffen... und nach dem Verbrechen... bin ich erwacht wie aus einem Traume... Und doch ist es kein Traum, ach!... ich habe sie getödtet... Und dennoch, bis zu dieser Stunde... wie viel Glück verdanke ich ihr... welche unaussprechlichen Hoffnungen,... welche langen Wonnegenüsse!... Und wie sie... mein Herz... besser, edler, sanftmüthiger gemacht hat!... Das habe ich ihr zu verdanken... das blieb mir wenigstens noch, — fügte der Indier mit heftigerem Schluchzen hinzu. — Dieser Schatz der Vergangenheit,... Niemand konnte ihn mir wieder nehmen, das mußte mich trösten... aber weßhalb daran denken;... sie und dieser Mensch,... ich habe sie alle Beide getödtet,... ein feiger Mord, ohne Widerstand... die Wuth eines Tigers, welcher brüllt und die unschuldige Beute zerreißt.

Und Djalma verbarg voll Schmerz sein Gesicht in den Händen, dann trocknete er seine Thränen und fuhr fort:

— Ich weiß wohl, daß ich mich auch tödten werde,... aber mein Tod... wird ihr nicht das Leben wiedergeben...

Und sich mühsam aufrichtend zog Djalma aus seinem Gürtel Faringhea's blutenden Dolch, nahm aus der Scheide dieser Waffe das Krystallfläschchen mit Gift und warf die blutige Klinge auf den Hermelinteppich, dessen unverletzte Weiße leicht geröthet wurde.

— Ja, — fuhr Djalma fort, indem er krampfhaft das Fläschchen in der Hand drückte, — ja, ich weiß es wohl, ich werde mich tödten,... ich muß es... Blut gegen Blut, mein Tod wird mich rächen... Wie kam es, daß dieser Stahl sich nicht gegen mich zurückwandte... als ich zustieß?... Ich weiß nichts; aber, sie ist gestorben... von meiner Hand... Glücklicherweise ist mein Herz voll Gewissensbisse, voll Schmerz und unauslöschlicher Zärtlichkeit für sie; auch bin ich hierher gekommen um hier zu sterben.

— Hier, in diesem Gemach, — fuhr er mit bewegter Stimme fort, — in diesem Himmel meiner glühenden Traumerscheinungen...

Dann schrie er mit schneidendem Ausdruck, indem er sein Gesicht in den Händen verbarg:

— Und todt... todt...

Darauf nach einigem Schluchzen sprach er mit fester Stimme:

— Wohlan, auch ich werde bald todt sein;... doch nein, ich will langsam sterben, nicht plötzlich;... und mit entschlossenem Blick betrachtete er das Fläschchen. — Dies Gift kann schnelltödtend und kann auch von weniger heftiger Wirkung sein, aber stets sicher, so hat mir Faringhea gesagt. Wenige Tropfen genügen;... mir scheint, wenn ich meinen Tod vor Augen sehen werde,... so werden meine Gewissensbisse weniger schrecklich sein... Gestern als sie mich verließ, hat sie mir die Hand gedrückt;... wer würde mir gesagt haben, daß dennoch dies geschehen würde?

Und der Indier führte entschlossen das Fläschchen an seine Lippen. Nachdem er einige Tropfen der darin befindlichen Flüssigkeit getrunken, setzte er es auf einen kleinen Elfenbeintisch neben Adriennens Bett.

— Dieses Naß ist scharf und brennend, — sagte er; — jetzt bin ich sicher zu sterben... Ach daß ich wenigstens noch Zeit behielte mich zu berauschen an dem Anblick und dem Duft dieses Zimmers;... daß ich mein sterbendes Haupt auf dieses Bett legen könnte, wo sie geruht hat...

Und Djalma sank vor dem Bett auf's Knie und lehnte seine brennende Stirn an dasselbe.

In diesem Augenblicke bewegte sich die Elfenbeinthür, welche in das Badezimmer führte, leise um ihre Angeln und Adrienne trat herein.

Das junge Mädchen hatte die Frauen, welche ihr bei der Nachttoilette behülflich gewesen waren, entlassen.

Sie trug ein langes Nachtkleid von Mousselin und von blendender Weiße, ihr goldenes Haar war für die Nacht in kleine reizende Flechten gelegt und diese bildeten zwei breite Einfassungen ihres reizenden Gesichtes, dem sie einen Ausdruck lieblicher Jugendlichkeit verliehen; ihr schneeweißer Teint war leicht geröthet durch die laue Wärme des wohlriechenden Bades, in welches sie sich jeden Abend einige Minuten begab. Als sie die Elfenbeinthür öffnete und ihren kleinen, nackten, rosigen Fuß in einem Pantoffel von weißem Atlas auf den Hermelinteppich setzte, war Adrienne von strahlender Schönheit, Glück lag in ihren Augen, auf ihrer Stirn und in ihrer Haltung;... alle Schwierigkeiten, welche die Form ihrer beabsichtigten Verbindung betrafen, waren ausgeglichen, in zwei Tagen sollte sie Djalma gehören... Und der Anblick des Brautgemachs versetzte sie in eine unbestimmte und unaussprechliche Ermattung.

Die Elfenbeinthür hatte sich so leise um ihre Angeln gedreht, die ersten Schritte des jungen Mädchens auf dem Teppich waren so geräuschlos, daß Djalma, die Stirn auf das Bett gestützt, Nichts gehört hatte.

Aber plötzlich traf ein Schrei des Erstaunens und des Schreckens sein Ohr... Er wandte sich rasch um.

Adrienne erschien seinen Blicken.

Aus einer Empfindung von Schamgefühl bedeckte Adrienne ihren nackten Busen mit dem Gewande und entfernte sich rasch, mehr betroffen als entrüstet, in der Meinung, Djalma habe sich, hingerissen von einem Anfall thörichter Leidenschaft mit sträflicher Hoffnung in ihr Zimmer geschlichen.

Das junge Mädchen, grausam verwundet durch diesen unedlen Angriff, wollte Djalma deßhalb Vorwürfe machen, als sie den Dolch gewahrte, den er auf den Hermelinteppich geworfen hatte.

Bei dem Anblick dieser Waffe, dem Ausdruck von Furcht und Erstaunen, welches Djalma's Gesichtszüge erstarren machte, der immer noch unbeweglich kniete mit vorgebeugtem Körper, die Hände ausgestreckt, die starren Augen weit geöffnet und mit weißen Rändern umgeben... trat Adrienne, die nun nicht mehr eine verliebte Ueberraschung fürchtete, sondern einen unaussprechlichen Schrecken empfand, anstatt den Prinzen zu fliehen, einige Schritte näher und rief mit aufgeregter Stimme, indem sie mit einer Bewegung auf den Kandjar hindeutete:

— Mein Freund, wie kommen Sie hierher? Was fehlt Ihnen? warum dieser Dolch?

Djalma antwortete nicht...

Anfangs hatte ihm Adriennens Gegenwart eine Vision geschienen, welche er der Aufregung seines Gehirns zuschrieb, welches wie er glaubte durch die Wirkung des Gifts schon verwirrt sei.

Aber als die süße Stimme des jungen Mädchens sein Ohr berührte;... als sein Herz gebebt hatte bei dem fast elektrischen Schlage, den er immer fühlte, sobald sein Blick den Blick des Weibes traf, das er so brennend liebte;... als er dieses so angebetete, so rosige, frische, trotz eines Ausdruckes lebhafter Unruhe so ruhige Gesicht betrachtet hatte... da begriff Djalma, daß er nicht das Spielzeug eines Traumes sei... und daß Fräulein von Cardoville vor seinen Augen stand.

Denn jemehr er sich so zu sagen von diesem Gedanken, daß Adrienne nicht todt sei, durchdringen ließ und obwohl er das Wunder dieser Auferstehung sich nicht zu erklären vermochte, verwandelte sich der Gesichtsausdruck des Indiers, das blasse Gold seines Gesichts ward glühend und hochroth, seine durch Thränen und Gewissensbisse getrübten Augen strahlten mit lebhaftem Glanze; seine Züge endlich, eben noch von verzweiflendem Schmerze verzerrt, drückten alle wechselnden Phasen einer thörichten, wahnsinnigen, ekstatischen Freude aus.

Er näherte sich auf den Knieen Adrienen, indem er seine zitternden Hände gegen sie erhob... zu bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können, betrachtete er sie mit solchem Erstaunen, solcher Liebe, solcher Anbetung, solcher Dankbarkeit,... ja Dankbarkeit, daß sie lebte,... daß das junge Mädchen, bezaubert durch diese unbeschreiblichen Blicke, eben so stumm, eben so unbeweglich, an dem heftigen Wallen seiner Brust, an seinem dumpfen Stöhnen merkte, daß es sich um ein schreckliches Geheimniß handelte.

Endlich faltete Djalma die Hände, und rief mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

— Du bist nicht todt!...

— Todt!... — wiederholte erstaunt das junge Mädchen.

— Du warst es nicht... Du bist es nicht... die ich getödtet habe... Gott ist gut und gerecht...

Indem er mit unendlicher Freude diese Worte aussprach, vergaß der Unglückliche das Opfer, welches er in seinem Wahne getroffen hatte.

Mehr und mehr erstaunt warf Fräulein von Carteville von Neuem die Blicke auf den noch auf dem Teppich liegenden Dolch, und als sie gewahrte, daß er blutig war... traurige Entdeckung, welche Djalma's Worte bestätigte, da rief sie:

— Sie haben getödtet,... Sie... Djalma. O mein Gott! wer hat das gesagt? Es ist um wahnsinnig zu werden.

— Du lebst... ich sehe Dich... Du bist hier... — sagte Djalma mit zitternder, trunkener Stimme; — da bist Du, immer schön, immer rein... denn Du warst es nicht... O nein!... wenn Du das gewesen wärest,... ich sagte es wohl... ehe ich Dich getödtet hätte, würde sich der Stahl gegen mich gewendet haben.

— Sie haben getödtet! — rief das junge Mädchen, fast geistesabwesend durch diese unvorhergesehene Entdeckung, indem sie mit Entsetzen die Hände zusammenschlug. — Aber weßhalb und wann haben Sie getödtet?...

— Was weiß ich?... ein Weib... welches Dir ähnlich sah, und dann einen Mann, den ich glaubte, er sei Dein Geliebter;... es war eine Einbildung, ein Traum... schrecklich; Du lebst, denn hier bist Du...

Und der Indier schluchzte vor Freude.

— Ein Traum!... aber es ist ein Traum... An diesem Dolche klebt Blut!... rief das junge Mädchen, indem sie mit Bestürzung auf den Kandjar zeigte. — Ich sage Ihnen, es klebt Blut an diesem Dolche...

— Ja... in diesem Augenblicke habe ich den Kandjar dorthin geworfen... um Gift zu nehmen!... weil ich Dich getödtet zu haben glaubte...

— Gift!... — rief Adrienne und ihre Zähne schlugen krampfhaft zusammen — Was für Gift!!...

— Ich glaubte Dich getödtet zu haben... ich wollte hier sterben...

— Sterben!... wie so sterben?... O mein Gott! warum sterben?... wer wollte sterben?... schrie das junge Mädchen fast im Irrsinn.

— Nun ich... ich sage Dir, — antwortete Djalma mit unaussprechlicher Sanftheit — ich glaubte Dich getödtet zu haben... da hab' ich Gift genommen...

— Du!... — sagte Adrienne, todtenbleich werdend, — Du!!

— Ja...

— Das ist nicht wahr!... — sagte das junge Mädchen mit einer Bewegung erhabener Verneinung.

— Da sieh, — sagte der Indier.

Und mechanisch wandte er den Kopf von der Seite des Bettes nach dem kleinen Eisentisch, wo das kleine Kristallfläschchen funkelte.

Mit einer unüberlegten Bewegung, schneller als der Gedanke, vielleicht selbst schneller als ihr Wille stürzte Adrienne an den Tisch, ergriff das Flacon und führte es an die gierigen Lippen.

Djalma war bis jetzt auf den Knieen geblieben, er stieß einen Schrei des Schreckens aus, war mit einem Sprunge neben dem jungen Mädchen und entriß ihr das Flacon, welches sie an ihre Lippen gedrückt hielt...

— Es ist einerlei... ich habe schon so viel davon getrunken wie Du... — sagte Adrienne mit triumphirender, trauriger Genugthuung.

Während eines Augenblickes herrschte ein erschreckendes Stillschweigen.

Adrienne und Djalma blickten einander stumm, unbeweglich und schreckensvoll an.

Diese dumpfe Stille unterbrach zuerst das junge Mädchen und sagte mit gebrochener Stimme, die sie fest werden zu lassen suchte:

Wohlan!... ist etwas Außerordentliches daran? Du hast getödtet,... Du hast gewollt, daß Dein Tod Dein Verbrechen sühne;... das war recht... Ich will Dich nicht überleben... es ist ganz einfach... Warum blickst Du mich so an!... dies Gift ist sehr scharf... auf den Lippen; ist die Wirkung rasch!... sage, mein Djalma...

Der Prinz antworte nichts... zitternd an allen Gliedern warf er einen Blick auf seine Hände...

Faringhea hatte wahr gesprochen... eine leichte violette Farbe ward schon auf dem glatten Nägeln des Indiers sichtbar.

Der Tod nahte langsam... düster... beinahe noch unmerklich... aber sicher.

Djalma, zur Verzweiflung getrieben durch den Gedanken, daß Adrienne auch sterben werde, fühlte seinen Muth sinken; er stieß einen tiefen Seufzer aus, barg das Gesicht in den Händen; seine Knie brachen unter ihm zusammen und er sank auf das Bett, neben dem er sich wieder befand.

— Schon... — rief das junge Mädchen mit Entsetzen, indem sie sich zu Djalma's Füßen auf die Knie warf, — schon der Tod;... Du verbirgst mir Dein Gesicht...

Und in ihrem Schrecken ergriff sie lebhaft die Hände des Indiers um ihn anzusehen;... sein Gesicht war mit Thränen benetzt...

— Nein... noch nicht... der Tod, — hauchte er unter Seufzern; — dies Gift wirkt langsam...

— Es ist wahr... — rief Adrienne mit unsäglicher Freude; dann fügte sie hinzu, indem sie Djalma's Hände mit unendlicher Zärtlichkeit küßte:

— Da das Gift langsam wirkt... weshalb weinst Du?

— Ach Du... ach Du!!... — sagte der Indier mit zerreißender Stimme.

— Nicht von mir ist die Rede,... — antwortete entschlossen Adrienne; — Du hast getödtet... mir werden Dein Verbrechen sühnen... Ich weiß nicht was geschehen ist... aber bei unserer Liebe... ich schwöre Dir, Du hast nicht Böses mit Bösem vergolten; es ist ein schreckliches Geheimniß!

Unter einem Vorwande, dem ich Glauben schenken mußte, — versetzte Djalma mit beklemmender, gebrochener Stimme, — hat Faringhea mich in ein Haus geführt; dort hat er mir gesagt, Du täuschtest mich;... ich habe es Anfangs nicht geglaubt, aber ich weiß nicht, welcher Schwindel mich ergriffen hat;... und bald, durch ein Halbdunkel, habe ich Dich erblickt.

— Mich!

— Nein... nicht Dich... aber ein Weib, gekleidet wie Du... sie glich Dir so sehr... daß ich... in der Verwirrung meiner Sinne dieser Täuschung glaubte... Endlich... kam ein Mann... Du eiltest ihm entgegen... dann habe ich wahnsinnig vor Wuth, das Weib erstochen... und dann den Mann... ich habe sie fallen sehen; darauf bin ich gekommen um hier zu sterben... und... finde Dich wieder... und zwar um Deinen Tod zu verursachen... O Unglück! Unglück!... Du solltest sterben durch mich!!

Und Djalma, dieser Mann von verzweifeltem Muthe, fing von Neuem an mit der Schwäche eines Kindes in Schluchzen auszubrechen.

Beim Anblick dieser so tiefen, so rührenden, so leidenschaftlichen Verzweiflung... war Adrienne vermöge des bewundernswerthen Muthes, welchen nur die Frauen durch die Liebe besitzen, nur noch darauf bedacht Djalma zu trösten... durch eine Anstrengung übermenschlicher Leidenschaft wurde das Gesicht des jungen Mädchens bei dieser Erzählung des Prinzen, welche ein teuflisches Complott enthüllte, so strahlend von Liebe, Glück und Leidenschaft, daß der Indier mit Erstaunen sie endlich einen Augenblick glaubte, sie habe den Verstand verloren.

— Keine Thränen mehr, mein angebeteter Geliebter, — rief freudestrahlend das junge Mädchen, — keine Thränen; sondern Lächeln der Freude und Liebe;... sei versichert, nein... nein... unsere gierigen Feinde werden nicht triumphiren.

— Was sagst Du?

— Sie wollten unser Unglück... beklagen wir sie... unser Glück wird die Welt benedien.

— Adrienne,... komme doch zu Dir...

— O ich habe meine Vernunft... mein volles Bewußtsein... höre mich, mein Engel... jetzt begreife ich Alles. Du bist in die Schlinge gegangen, welche diese Erbärmlichen Dir gelegt haben und hast getödtet... In diesem Lande... sieht Du?... bringt ein Mord... Ehrlosigkeit... oder das Schaffot... Und morgen... diese Rache vielleicht... würdest Du in's Gefängniß geworfen werden; auch haben unsere Feinde sich gesagt: ein Mann wie der Prinz Djalma erträgt nicht ein ehrloses Leben oder das Schaffot, er tödtet sich... Ein Weib wie Adrienne von Cardoville überlebt nicht die Entehrung oder den Tod ihres Geliebten... sie tödtet sich... oder sie stirbt vor Verzweiflung... Also... ihm einen schrecklichen Tod... ihr einen schrecklichen Tod... und uns... haben diese schwarzen Seelen gesagt... und die unermeßliche Erbschaft, nach der wir trachten...

— Aber für Dich!... so jung, so schön, so rein... ist dieser Tod schrecklich,... und diese Ungeheuer triumphiren! — rief Djalma, — sie werden wahr gesprochen haben...

— Sie werden gelogen haben... — rief Adrienne; — unser Tod wird göttlich... beraushend sein... denn dies Gift wirkt langsam... und ich bete Dich an, mein Djalma!...

Indem Adrienne mit leiser und vor Leidenschaft zitternder Stimme diese Worte sprach, wobei sie sich auf Djalma's Knie stützte, war sie ihm so nahe gekommen, daß er auf seinen Wangen den brennenden Hauch des jungen Mädchens fühlte.

Bei diesem berauschenden Eindrucke, den feuchten Flammenblicken, die ihn aus Adriennens großen, schwimmenden Augen trafen, deren halbgeöffnete Lippen ein immer brennenderes Purpurroth annahmen, zitterte der Indier,... eine brennende Hitze verzehrte ihn... sein keusches von Jugend und Liebe getriebenes Blut kochte in seinen Adern,... er vergaß Alles... seine Verzweiflung und auch den nahen Tod, der sich bei ihm wie bei Adrienne nur durch eine fieberhafte Hitze ankündigte. Sein Gesicht wie das des jungen Mädchens leuchtete wiederum von idealischer Schönheit.

— O mein Geliebter,... mein angebeteter Gatte,... wie schön Du bist! — sagte Adrienne mit Vergötterung. — O Deine Augen,... Deine Stirn... Dein Hals... Deine Lippen... wie ich sie liebe!... Wie oft hat der Gedanke an Deine entzückende Gestalt, an Deine Anmuth... an Deine glühende Liebe... meine Gedanken verwirrt... wie oft habe ich meinen Muth sinken fühlen... in der Erwartung des göttlichen Augenblicks, wo ich Dein sein würde... ja Dein... ganz Dein!... Du siehst es, der Himmel will, daß wir einander gehören und Nichts wird dem Entzücken unserer Wonne fehlen;... denn noch an diesem Morgen hat der evangelisch gesinnte Mann, welcher in zwei Tagen unseren Bund segnen sollte, von mir in Deinem und meinem Namen ein königliches Geschenk empfangen, welches in das Herz und auf die Stirn vieler Unglücklichen für immer Freude ausgießen wird... Also was sollen wir bedauern, mein Engel? Unsere unsterblichen Seelen werden in unsern Küssen sich aushauchen um noch trunken von Liebe zu dem anbetungswürdigen Gotte emporzusteigen, der ganz Liebe ist.

— Adrienne...

— Djalma...

.....

Und herabfallend umhüllten die durchsichtigen, leichten Vorhänge, wie ein Gewölk dieses Hochzeits- und Todtenlager.

Todtenlager... denn zwei Stunden nachher hauchten Adrienne und Djalma in wollüstiger Agonie den letzten Seufzer aus.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Begegnung.

Adrienne und Djalma waren am 30. Mai gestorben. Die folgende Scene begab sich am 31. desselben Monats am Morgen des zur letzten Zusammenberufung der Erben des Marius von Rennepont festgesetzten Tages.

Man erinnert sich ohne Zweifel der Einrichtung der Wohnung, welche Herr Hardy in dem Asyl der ehrwürdigen Väter in der Rue de Vaugirard inne gehabt hatte, einer finstern, einsamen Wohnung, deren Hinterzimmer auf einen kleinen, mit hohen Mauern umgebenen und mit Eibenbäumen bepflanzten Garten hinaus lag. Um in dieses abgelegene Zimmer zu kommen, mußte man durch zwei öde Gemächer, deren Thüren, wenn sie geschlossen waren, alles Geräusch, alle Verbindung mit draußen abschnitten.

Nachdem wir dies in unser Gedächtniß zurückgerufen haben, fahren wir fort:

Seit drei oder vier Tagen bewohnte der Vater Aigrigny dies Zimmer; er hatte es nicht gewählt, sondern war aus übrigens sehr überzeugenden Gründen, welche ihm durch Rodins Einfluß der ehrwürdige Vater Hausverwalter angegeben hatte, bewogen worden es einzunehmen.

Es war fast Mittag.

Der Vater Aigrigny saß in einem Armstuhl neben dem Glasfenster, welches auf den kleinen traurigen Garten hinausging und hielt in der Hand ein Morgenblatt und las Folgendes unter der Rubrik Nouvelles de Paris:

„Als Ihr Abends. Eine eben so fürchterliche als tragische Begebenheit hat im Viertel Richelieu großen Schrecken verbreitet: Ein Doppelmord ist an einem jungen Mädchen und einem jungen Handwerker begangen worden. Das junge Mädchen ist durch einen Dolchstich getödtet worden; man hofft, der junge Handwerker werde gerettet werden. Man schreibt das Verbrechen der Eifersucht zu. Die Untersuchung ist eingeleitet. Morgen das Nähere."

Nachdem er diese Zeilen gelesen, warf der Vater Aigrigny das Journal auf den Tisch und versank in Nachdenken.

— Es ist unglaublich — sagte er, mit bitterm Neid an Rodin denkend. — Jetzt ist er zum Ziele gelangt, welches er sich gesetzt hatte... fast keine seiner Voraussetzungen hat ihn getäuscht... Diese Familie ist vernichtet, blos durch das Spiel der guten und schlechten Leidenschaften, welche er zu erregen gewußt hat... Er hatte es gesagt!!! O!... ich gestehe, — fügte der Vater Aigrigny mit eifersüchtigem, hämischem Lächeln hinzu, — der Vater Rodin ist ein heuchlerischer, behender, geduldiger, willensstarker, eigensinniger und sehr verschmitzter

Digitized by Google

Mensch... Wer würde mich vor einigen Monaten, als er nach meinem Befehle handelte als ehrerbietiger, verschwiegener Socius, überredet haben, ... daß dieser Mensch schon seit langer Zeit von einem so kühnen und gewaltigen Ehrgeiz beherrscht werde, daß er es wage, seine Augen selbst auf den heiligen Stuhl zu werfen, ... und daß dieses Ziel vermöge geschickt geleiteter Intriguen und einer mit unglaublicher Schlauheit im heiligen Collegium bewerkstelligten Bestechung nicht unwahrscheinlich gewesen, ... dieser teuflische Ehrgeiz vielleicht schon bald zum Zweck gelangt wäre, wenn nicht die dunklen Schliche dieses erstaunlich gefährlichen Menschen schon seit langer Zeit ohne sein Wissen überwacht worden wären, wie ich eben erfahren habe. Ha, Sie schmutzige Personage, — fährt mit ironisch triumphirendem Lächeln der Vater Aigrigno fort — Sie wollen Sixtus den Fünften spielen? Und nicht zufrieden mit diesem kühnen Gedanken, wollen Sie, wenn es gelingt, in Ihrem Papstthum unsere Gesellschaft auflösen und vertilgen, wie der Sultan die Janitscharen vertilgt hat... Also wir dienen Ihnen blos als Schemel... Sie haben mich gedrückt, erniedrigt, vernichtet durch Ihre unverschämte Verachtung... Geduld, ... — fügte mit größerer Freude der Vater Aigrigno hinzu, — Geduld, der Tag der Vergeltung rückt heran; ... ich allein bin Mitwisser des Willens unsers Generals; der Vater Gabocchi selbst, der als Socius hier hergesandt ist, kennt ihn nicht... Vater Rodins Schicksal ist also in meiner Hand. O er weiß nicht, was seiner wartet. In dieser Menegent'schen Sache, die er auf bewundernswürdige Weise geleitet hat, habe ich ihn erkannt; er glaubt uns zu übertölpeln und nur für sich allein zum Ziel gelangt zu sein, ... aber morgen ....

Der Vater Aigrigno ward plötzlich abgelenkt von diesen angenehmen Gedanken; er hörte die Thüren der vor seinem Zimmer liegenden Gemächer öffnen.

Im Augenblick, wo er sich umsah, um zu sehen, wer zu ihm käme, drehte sich die Thür in ihren Angeln...

Der Vater Aigrigno machte eine Bewegung des Erstaunens und wurde purpurroth.

Der Marschall Simon stand vor ihm.

Nur hinter dem Marschall... im Halbdunkel... gewahrte der Vater Aigrigno die leichenhafte Gestalt Rodin's.

Dieser warf auf den Vater Aigrigno einen Blick voll diabolischer Freude und verschwand schnell; die Thür schloß sich und der Vater Aigrigno und Marschall Simon blieben allein.

Der Vater von Rose und Blanche war fast unkenntlich, seine grauen Haare waren ganz weiß geworden. Auf seinem blassen, marmornen, abgemagerten Wangen sproßte ein dichter, seit mehren Tagen nicht rasirter Bart; seine hohlen, rothen, brennenden und sehr unstäten Augen hatten etwas Scheues, Unheimliches; er war in einen weiten Mantel gehüllt und seine schwarze Cravatte war nachlässig um den Hals geschlungen.

Rodin hatte beim Hinausgehen die Thür, wie aus Unachtsamkeit, zweimal von Außen verschlossen.

Als er mit dem Jesuiten allein war, ließ der Marschall den Mantel mit einer heftigen Bewegung von den Schultern gleiten und der Vater Aigrigno konnte unter einem, dem Vater Roses und Blanches als Gürtel dienenden seidenen Schnupftuche, zwei bloße spitze Degen gewahren.

Der Vater Aigrigno begriff Alles.

Er erinnerte sich, daß einige Tage zuvor Rodin ihn eigensinnig gefragt hatte, was er thun werde, wenn der Marschall ihm einen Backenstreich gebe?... Ohne Zweifel war der Vater Aigrigno, welcher Rodin's Schicksal in seinen Händen zu haben geglaubt hatte, von diesem überlistet und auf schreckliche Weise in die Enge getrieben worden; denn er wußte, daß, da die beiden äußeren Thüren geschlossen waren, keine Möglichkeit vorhanden sei, seinen Hülferuf draußen vernehmbar zu machen, und die beiden Mauern des Gartens stießen an einen unbewohnten Platz.

Der erste Gedanke, der ihm kam und der Wahrscheinlichkeit nicht ermangelte, war, daß Rodin entweder durch seine Verbindung mit Rom oder durch eine unglaubliche Scharfsichtigkeit erfahren habe, daß sein Schicksal ganz vom Vater Aigrigno abhange und daß er sich seiner entledigen wolle, indem er ihn auf diese Weise der unerbittlichen Rache des Vaters von Rose und Blanche überliefere.

Der Marschall, welcher fortwährend dieses Stillschweigen beobachtete, löste das Schnupftuch, welches ihm als Gürtel diente, legte die beiden Degen auf einen Tisch und näherte sich mit verschränkten Armen langsam dem Vater Aigrigno.

So standen sich die beiden Männer gegenüber, welche sich während ihres ganzen Kriegslebens mit unüberwindlichem Hasse verfolgt hatten, und die sich, nachdem sie sich in zwei feindliche Lager geworfen hatten, schon in einem erbitterten Kampfe gegenüber gestanden; diese beiden Männer, von denen Einer, der Marschall Simon, von dem Andern Rechenschaft verlangen wollte, über den Tod seiner Kinder.

Als der Marschall sich näherte, erhob sich der Vater Aigrigno, er trug heute einen schwarzen Ueberrock, der seine Blässe, die einem vorübergehenden Erröthen gefolgt war, noch auffallender machte.

Seit einigen Secunden standen sich die beiden Männer gerade gegenüber und keiner hatte noch ein Wort geredet.

Der Marschall hatte ein schreckliches Ansehen von väterlicher Verzweiflung; seine Ruhe, unerschütterlich wie das Schicksal, war schrecklicher als ausbrausende Ausbrüche des Zorns.

— Meine Kinder sind todt — sprach er endlich zum Jesuiten mit leiser, dohler Stimme, indem er zuerst das Stillschweigen brach — ich muß Sie tödten.

— Mein Herr — rief Aigrigno — hören Sie mich... glauben Sie nicht...

— Es ist nothwendig, daß ich Sie tödte — antwortete den Jesuiten unterbrechend der Marschall, — Ihr Haß hat mein Weib bis ins Grab verfolgt, wo sie umgekommen ist; Sie und Ihre Mitschuldigen haben meine Kinder einem sichern Tode entgegengeführt .... Seit zwanzig Jahren sind Sie mein böser Genius .... Es ist genug, ich will Ihr Leben, ... ich werde es haben.

— Mein Leben gehört zunächst Gott, — antwortete mit frommer Miene der Vater Aigrigno, — dann aber Jedem der es mir nehmen will.

— Wir werden uns schlagen in diesem Zimmer auf Leben und Tod, — sagte der Marschall, — und da ich mein Weib und meine Kinder rächen muß, ... so bin ich ruhig.

— Mein Herr — antwortete kalt der Vater Aigrigno — Sie vergessen, daß mein Stand mir untersagt, mich zu schlagen... Früher würde ich das Duell, welches Sie mir anbieten, haben annehmen können... jetzt ist meine Stellung eine andere.

— Ah — sagte der Marschall mit bitterm Lächeln — Sie wollen sich jetzt nicht schlagen, weil Sie Priester sind?

— Ja, ... mein Herr, weil ich Priester bin.

— Also, weil er Priester, ist ein Ehrloser der Straflosigkeit sicher und kann seine Feigheit, seine Verbrechen unter seinem schwarzen Rocke verbergen?

— Ich begreife kein Wort Ihrer Anschuldigungen, mein Herr. Jedenfalls giebt es Gesetze, — sagte der Vater Aigrigno, indem er an seine vor Zorn bleichen Lippen blß, denn was ihm der Marschall sagte, klang ganz wie Injurien; — wenn Sie sich zu beklagen haben, ... werden Sie sich an die Gerechtigkeit... sie ist gleich für Alle.

Der Marschall Simon zuckte mit ingrimmiger Verachtung die Schultern. — Ihre Verbrechen entgehen der Justiz, sie würde sie bestrafen, daß ich ihr noch nicht einmal die Sorge mich zu rächen, überlassen würde, nach allem Uebel, welches Sie mir zugefügt, nach Allem, was Sie mir geraubt haben ... — Und bei dem Gedanken an seine Kinder, ward die Stimme des Marschalls leicht bewegt; aber er gewann bald seine fürchterliche Ruhe wieder: — Sie sehen wohl ein, daß ich nur noch Liebe, um mich zu rächen, ... aber ich will eine Rache, welche mir Genuß verschafft, ... indem ich Ihr feiges Herz an meiner Degenspitze schlagen fühle... Unser letzter Zweikampf .... ist nur eine Spielerei gewesen, ...: aber dieser... o Sie werden diesen sehen...

Und der Marschall schritt auf den Tisch zu, wohin er seine Degen gelegt hatte.

Der Vater Aigrigno bedurfte einer großen Selbstbeherrschung, um sich zurückzuhalten; der unversöhnliche Haß, den er stets gegen den Marschall Simon empfunden hatte, seine beschimpfenden Aufforderungen, weckten in ihm tausend grimmige Gedanken; dennoch sprach er mit ruhigem Tone:

— Zum letzten Male, mein Herr! wiederhole ich Ihnen, die Würde, mit der ich bekleidet bin, hindert mich, mich zu schlagen.

— Also verweigern Sie es? — sagte der Marschall, zurückkommend und gefaßt sich ihm nähernd.

— Ich verweigere es.

— Auf das Bestimmteste?

— Aufs Bestimmteste; Nichts würde mich dazu bewegen können.

— Nichts?

— Nein, mein Herr! nein!

— Wir werden sehen, — sagte der Marschall.

Und seine Hand schlug mit Nachdruck an des Vaters Aigrigno Wange.

Der Jesuit stieß einen röthenden Schrei aus, alles Blut stieg ihm in das so unverschämt grobfeigte Gesicht; die Tapferkeit dieses Mannes, denn er war tapfer, lehnte sich auf; sein alter kriegerischer Muth riß ihn hin, wider Willen, ... seine Augen funkelten und mit zusammengebissenen Zähnen, geballter Faust that er einen Schritt auf den Marschall zu und rief:

— Die Degen... die Degen...

Aber plötzlich erinnerte er sich der Erscheinung Rodins und des Interesses, welches dieser hatte, eine solche Begegnung herbeizuführen, und gewann durch den Willen der teuflischen Sklinge zu entgehen, die ihm dieser frühere Socius gelegt hatte, den Muth seine furchtbare Aufregung zurückzuhalten.

Auf diesen vorübergehenden Zorn des Vaters Aigrigno folgte daher plötzlich eine reuevolle Kuhe, und da er seine Rolle bis zu Ende spielen wollte, so warf er sich aufs Knie, senkte den Kopf, schlug sich vor die Brust und sprach mit Reue:

— Vergieb mir, o Herr! daß ich mich einen Augenblick dem Zorn überlassen habe ... und vor Allem verzeihe Dem, der mich dazu gereizt hat.

Ungeachtet seiner augenscheinlichen Ergebung, war die Stimme des Jesuiten tief bewegt; er glaubte an seiner Wange ein glühendes Eisen zu fühlen, denn zum ersten Male in seinem Soldaten- und Priesterleben erfuhr er eine solche Beleidigung; er hatte sich auf's Knie geworfen, theils aus Berechnung, theils, um nicht den Blicken des Marschalls zu begegnen, indem er fürchtete, wenn er ihnen begegnete, nicht mehr für sich einstehen zu können und sich seinen heftigen Gefühlen preiszugeben.

Als er den Jesuiten auf die Knie sinken sah, als er seine heuchlerische Anrufung des Herrn hörte, schauderte der Marschall, der schon den Degen zur Hand genommen hatte, vor Widerwillen und rief:

— Auf... Schurke... Schuft... auf, den Augenblick! Und mit seinem Stiefel gab er dem Jesuiten einen unsanften Fußtritt.

Bei dieser neuen Beschimpfung wandte sich der Vater Aigrigno um und sprang auf, wie bewegt von einer Springfeder. Das war zu viel, er konnte nichts mehr ertragen. Ueberwältigt, blind vor Wuth stürzte er auf den Tisch zu, wo der andere Degen war, ergriff ihn und rief zähneknirschend:

— Sie wollen Blut!... wohlan!... Blut... und Ihres... wenn ich kann...

Und der Jesuit mit voller Menschenkraft, fenerrothem Gesicht, großen grauen, Haß funkelnden Augen, legte sich aus mit der Geschicklichkeit und dem Aplomb eines geretteten Fechters.

— Endlich!... rief der Marschall, indem er sich bereit machte, zu parriren.

Aber Ueberlegung stellte noch einmal die Wuth des Vaters Aigrigno; von neuem dachte er daran, daß dieses Duell die Wünsche Rodin's erfüllte, dessen Schicksal er in Händen hielt, den er seinerseits vernichten wollte und den er vielleicht noch mehr verabscheute als den Marschall; auch fing der Jesuit an, sich ungeachtet der ihn bewältigenden Wuth, ungeachtet seiner geheimen Hoffnung aus dem Kampfe als Sieger hervorzugehen, da er sich voll Muth fühlte und voll Kraft, während schrecklicher Kummer den Marschall Simon geschwächt hatte, wieder zu beruhigen und zum größten Erstaunen des Marschalls senkte er die Spitze seines Degens zur Erde und sprach:

— Ich bin Diener des Herrn, ich darf kein Blut vergießen. Dies Mal noch verzeihe mir, o Herr, meine Aufregung und vergieb auch dem meiner Brüder, der meinen Zorn gereizt hat.

Dann schob er plötzlich die Klinge des Degens unter den Fuß, zog den Griff heftig an sich, so daß die Waffe in zwei Stücke brach.

So war ein Duell nicht mehr möglich.

Der Vater Aigrigno setzte sich selbst außer Stand, einer neuen Bewältigung, deren Annäherung und Gefahr er einsah, nachzugeben.

Der Marschall Simon stand einen Augenblick stumm und unbeweglich, vor Erstaunen und Unwillen, denn auch er sah jetzt die Unmöglichkeit des Duells ein; aber plötzlich legte auch er, dem Jesuiten nachahmend, die Klinge seines Degens unter den Fuß und brach sie fast in der Mitte durch, wie auch der Degen des Vaters Aigrigno zerbrochen war, dann ergriff er das spitzige Ende, etwa achtzehn Zoll lang, band seine schwarzseidene Cravatte los, wickelte sie unten um das Bruchstück, ersetzte dadurch einen Dolch und sagte zum Vater Aigrigno:

— Nimm den Dolch...

Erschreckt von so viel Kaltblütigkeit, so großer Erbitterung rief der Vater Aigrigno:

— Nein, das ist ein Teufel!...

— O nein... es ist ein Vater, dem man die Kinder gemordet hat, — sagte der Marschall mit dumpfer Stimme, indem er den Dolch in die Hand nahm und eine vorübergehende Thräne netzte seine Augen, die sogleich wieder brennend und wild rollten.

Den Jesuiten überraschte diese Thräne... Es lag in dieser Mischung von rachedurstigem Haß und väterlicher Liebe so viel Schreckliches, etwas so Heiliges, so Ordendes, daß der Vater Aigrigno zum ersten Mal in seinem Leben ein Gefühl von Furcht empfand, ... von seiger... unedler Furcht... Furcht um seine Haut. So lange es sich um einen Kampf mit dem Degen gehandelt hatte, wo List, Gewandtheit und Erfahrung dem Muth möchten zu Hülfe kommen, mußte er fortwährend die Ausbrüche seiner Wuth und seines Hasses zurückdrängen; aber vor diesem Kampf, Körper an Körper, Gesicht an Gesicht, Herz gegen Herz, zitterte er einen Augenblick, erblaßte und rief aus:

— Eine Abschlächterei mit Messerstichen?... niemals. Der Ausdruck, die Gesichtszüge des Jesuiten verriethen so seinen Schrecken, daß der Marschall davon betroffen wurde und rief mit Beklemmung, denn er fürchtete, daß seine Rache ihm entgehen würde:

— Er iſt alſo in der That feig!... Der Elende hatte alſo nur den Muth eines Fechtmeiſters oder des Stoßes,... dieſer elende Renegat, Verräther ſeines Vaterlandes... den ich gohrfeigt habe... mit Füßen getreten und gotrfeigt... Sie Marquis von 16 Ihnen! Ich habe Sie mit Füßen getreten... Marquis von altem Schrot und Korn!... Sie, Schmach Ihres Hauſes, Schande aller braven Edelleute, alter und junger... Ja, es iſt keine Verſtellung, keine Berechnung, wie ich glaubte, daß Sie ein Duell ablehnen... es iſt Furcht... O, Sie bedürfen das Geräuſch des Krieges, der Blicke von Zeugen des Duells, um Ihnen Muth zu geben.

— Herr... nehmen Sie ſich in Acht, — ſagte der Vater Aigrigno, ſeine Zähne zuſammenbeißend und ſtotternd, denn bei dieſen aufreizenden Worten ließen ihn Wuth und Haß ſeine Furcht vergeſſen.

— Alſo muß ich Dir in's Geſicht ſpucken, um Dir das bischen Blut, welches Du noch in den Adern haſt, hineinzutreiben!... rief außer ſich der Marſchall.

— O! zuviel! zuviel! ſagte der Jeſuit.

Und er ſtürzte ſich auf das abgebrochene Stück der Klinge, welches zu ſeinen Füßen lag und wiederholte:

— Das iſt zuviel!

— Es iſt noch nicht genug — ſagte der Marſchall mit keuchender Stimme, — du Judas...

Und er ſpuckte ihm in's Geſicht.

— Und wenn Du Dich jetzt nicht ſchlägſt, fügte der Marſchall hinzu, — ſo ſchlage ich Dich mit dem Stuhle todt, ehrloſer Kindermörder...

Der Vater Aigrigno verlor den Kopf, als er die letzte Beſchimpfung empfing, die einem ſchon Beſchimpften noch widerfahren kann, er vergaß ſein Intereſſe, ſeine Entſchlüſſe, ſeine Furcht, vergaß ſelbſt Rodin; eine unbändige Gluth der Rache war Alles, was er empfand; denn, als einmal ſein Muth wiedergekehrt war, fürchtete er nicht mehr den Kampf, ſondern wünſchte ſich Glück dazu, indem er ſeine breiten Schultern mit der Abgezehrtheit des Marſchalls verglich, der faſt durch Kummer erſchöpft war, denn phyſiſche Stärke iſt in einem ſolchen Kampfe, einem ſo wüthenden, wilden Kampfe, Mann gegen Mann, von unermeßlichem Vortheil.

In einem Augenblicke hatte der Vater Aigrigno ſein Schnupftuch, um die Klinge des Degens gewickelt, die er ergriffen hatte und ſtürzte ſich auf den Marſchall Simon, der ohne Furcht den Stoß auffing.

Während der kurzen Dauer dieſes ungleichen Kampfes, denn der Marſchall war ſeit einigen Tagen einem Zehrfieber zur Beute geworden, welches ſeine Kraft untergraben hatte, ſprachen die beiden ſtummen, blutgierigen Kämpfer kein Wort und ſtießen keinen Schrei aus. Wenn Jemand dieſer fürchterlichen Scene beigewohnt hätte, ſo würde es unmöglich geweſen ſein zu ſagen, wie die Schläge geführt wurden; man würde nur zwei ſchreckhafte, bleiche, convulſiviſche Köpfe geſehen haben, die ſich niederwarfen, ſich wieder aufrichteten, oder nach den Umſtänden des Kampfes ſich vornüberbeugten, Arme, die ſich ſtemmten wie Eiſenſtangen, oder ſich wanden wie Schlangen, dann würde man mitunter zwiſchen den ungeſtümen Wallungen des blauen Ueberrocks des Marſchalls und des ſchwarzen Prieſterrocks des Jeſuiten einen Schein und Widerſchein wie das helle Blitzen eines Dolches bemerkt haben... endlich würde man ein dumpfes, abgebrochenes Stampfen und von Zeit zu Zeit ſchnaubende Athemzüge vernommen haben.

Nach Verlauf von höchſtens zwei Minuten fielen die beiden Gegner zu Boden und wollten einer auf den Andern.

Einer von ihnen, der Vater Aigrigno, machte eine wüthende Anſtrengung, wodurch er ſich aus den ihn umſchlingenden Armen losmachte und auf die Knie richtete.... Seine Arme ſanken dieſchwer herab... dann hauchte die ſchwindende Stimme des Marſchalls dieſe Worte:

— Meine Kinder!.... Dagobert...

— Ich habe ihn getödtet,... — ſagte der Vater Aigrigno mit immer ſchwächer werdender Stimme; — aber,... ich fühle es... ich bin tödtlich verwundet,...

Und mit einer Hand auf den Boden geſtützt, griff der Jeſuit mit der andern an die Bruſt. Sein Prieſterrock war mit Meſſerſtichen durchbohrt;... aber da die abgebrochenen Klingen, die zum Kampfe gedient hatten, dreikneidig und ſehr ſpitz waren, ſo floß das Blut nicht heraus, ſondern reſorbirte ſich in der Wunde.

— Ach, ich ſterbe,... ich erſtick,... — ſagte der Vater Aigrigno, deſſen verſtörte Züge ſchon die Annäherung des Todes verkündeten.

In dieſem Augenblicke ertönte ein zweimaliges Umdrehen des Schlüſſels im Schloſſe: Rodin erſchien auf der Schwelle der Thür, ſteckte den Kopf herein und ſagte in demüthigem, rückhaltendem Tone.

— Darf man herein?

Bei dieſer erſchrecklichen Ironie machte der Vater Aigrigno eine Bewegung, um ſich auf Rodin zu ſtürzen; aber er ſank auf eine ſeiner Hände zurück, indem er einen dumpfen Seufzer ausſtieß: das Blut erſtickte ihn.

— O Ungeheuer der Hölle,... — murmelte er, indem er noch auf Rodin einen Blick voll ſchreckhafter Wuth warf. — Du biſt der Urheber meines Todes....

— Ich habe Ihnen ſtets geſagt, mein ſehr theurer Vater, daß Ihr früherer Soldatenſinn Ihnen gefährlich ſein würde... — antwortete Rodin mit widerlichem Lächeln. — Noch vor wenig Tagen... hab' ich Sie gewarnt und Ihnen gerathen, ſich ruhig von dieſem Haudegen ohrfeigen zu laſſen,... der jetzt nicht mehr dreinſchlagen wird;... und ſo iſt es nun gekommen: denn wer das Schwert zückt, wird durch das Schwert umkommen — ſagt die heilige Schrift. — Und dann würde der Marſchall Simon... ſeine Tochter beerbt haben.... Nun alſo.... unter uns geſagt, was wollten Sie, daß ich thun ſollte, mein ſehr theurer Vater!... Ich mußte Sie ſchon dem gemeinſamen Intereſſe aufopfern; um ſo mehr, als ich wußte, was Sie morgen mit mir vorhatten. Denn mich fängt man nicht ſo leicht.

— Ehe ich ſterbe,... — ſagte der Vater Aigrigno mit ſchwacher Stimme, — werde ich Sie demaskiren....

— O nicht doch... — ſagte Rodin mit pfiffigem Kopfſchütteln — nicht doch... ich allein... werde Ihre Beichte hören, wenn es Ihnen gefällig iſt...

— O... das erfüllt mich mit Schrecken, — murmelte der Vater Aigrigno, deſſen Augenlider ſchwer wurden, — Gott habe Mitleid mit mir,... wenn es nicht zu ſpät iſt... Ach... es iſt meine Todesſtunde... ich.... bin ein großer Sünder...

— Und vor Allem.... ein großer Einfaltspinſel — ſagte Rodin achſelzuckend, indem er mit kalter Berechnung den Todeskampf ſeines Mitſchuldigen betrachtete.

Der Vater Aigrigno hatte nur noch wenige Minuten zu leben, Rodin merkte es und ſagte zu ſich:

— Es iſt Zeit, Hülfe herbeizurufen.

Dies that der Jeſuit, indem er mit verſtörter aufgeregter Miene in den Hof des Hauſes lief.

Auf ſein Geſchrei kam man herbei.

Wie er geſagt hatte, verließ Rodin den Vater Aigrigno nicht, bis dieſer den letzten Athemzug gethan hatte.

.....

Am Abend ſaß Rodin ganz allein im Winkel ſeiner Kammer, beim Schein einer kleinen Lampe in einer Art verzückter Betrachtung verſunken vor dem Bilde, welches das Portrait Sixtus V. darſtellte.

Mitternacht ſchlug langſam die große Uhr des Hauſes.

Als der letzte Schlag verhallt war, richtete Rodin ſich auf in der ganzen wilden Majeſtät ſeines Höllentriumphes und rief:

— Wir haben den 1. Juni... es exiſtirt kein Rennepont mehr!!... Es iſt mir, als hörte ich die Glocke von St. Peter zu Rom!...

Achtzehntes Kapitel.

Eine Botſchaft.

Während Rodin bei der Betrachtung des Portraits Sixtus V. in ehrgeizige Betrachtungen verſunken blieb, hatte der gute kleine Vater Gabocini, deſſen warme, heftige Liebkoſungen Rodin ſo ſehr gelangweilt hatten, heimlich Faringhea aufgeſucht, ihm das Bruchſtück eines Elfenbeinkreuzes gegeben und ihm mit gewohnter Gutmüthigkeit und Freundlichkeit blos die Worte geſagt:

— Seine Eminenz, der Cardinal Malipieri hat mir bei meiner Abreiſe aus Rom aufgetragen, Ihnen dies erſt heute, am 31. Mai... zu geben.

Der Meſtize, ohne die geringſte Unruhe zu empfinden, ſchauderte heftig... faſt ſchmerzhaft; ſein Geſicht verfinſterte ſich und mit einem durchbohrenden Blick auf den kleinen eingezogenen Vater antwortete er:

— Sie haben mir noch einige Worte zu ſagen.

— Es iſt wahr — verſetzte der Vater Gabocini, — dieſe Worte: Oftmals iſt's vom Becher bis zu den Lippen.... noch weit entfernt.

— Gut ſo, — ſagte der Meſtize.

Und einen tiefen Seufzer ausſtoßend, fügte er das Bruchſtück des elfenbeinernen Cruzifixes an das, welches er ſchon beſaß; das Ganze paßte vortrefflich.

Der Vater Gabocini ſah ihn das mit Verwunderung machen, denn der Cardinal hatte ihm nichts Anderes geſagt, als daß er das Stück Elfenbein Faringhea geben und ihm die angeführten Worte vorſagen möge, um die Glaubwürdigkeit ſeiner Sendung dadurch darzuthun; der ſehr neugierige Vater ſagte zum Meſtizen:

— Und was wollen Sie mit dieſem nun vollſtändigen Cruzifix machen?

— Nichts.... — ſagte Faringhea, der ganz in ein ängſtliches Nachdenken verſunken war.

— Nichts? — erwiderte erſtaunt der ehrwürdige Vater — wozu habe ich es Ihnen denn ſo weit dergetragen?

— Ohne dieſer neugierigen Frage zu genügen, — ſagte der Meſtize:

— Um welche Stunde wird ſich morgen der Vater Rodin in die Rue St. François begeben?

— Sehr früh am Morgen

— Ehe er fortgeht, begiebt er ſich wohl in die Capelle, um ſein Gebet zu verrichten?

— Ja, nach der Gewohnheit aller unſerer ehrwürdigen Väter.

— Sie ſchlafen neben ihm? —

— Als ſein Socius bewohne ich ein Zimmer neben dem Seinigen.

— Es wäre möglich — ſagte Faringhea nach kurzem Stillſchweigen — daß der ehrwürdige Vater, erſchöpft durch die großen Intereſſen, welche ihn beſchäftigen,.... vergäße, ſich nach der Capelle zu begeben... Erinnern Sie ihn an dieſe heilige Pflicht.

— Ich werde es nicht unterlaſſen.

— Nein... unterlaſſen Sie es ja nicht — fügte Faringhea dringend hinzu.

— Seien Sie ruhig — ſagte der gute kleine Vater — ich ſehe, daß Ihnen ſein Heil am Herzen liegt.

— Sehr...

— Dieſe Beſorgniß iſt lobenswerth;... fahren Sie ſo fort, und Sie können einſt unſerer Geſellſchaft angehören, — ſagte voll Zuneigung der Vater Gabocini.

— Ich bin bis jetzt nur ein armes angenommenes Hülfsmitglied, — verſetzte demüthig Faringhea; — aber Niemand iſt mehr als ich mit Seele, Leib und Geiſt der Geſellſchaft ergeben, — ſagte mit blinder Aufregung der Meſtize. — Gilt Bohmanie nichts bei ihr?...

— Bohmanie?... wer iſt das, guter Freund?

— Bohmanie macht Leichen, die faulen... und die Geſellſchaft.... macht wandelnde Leichen...

— Ach ja.... Perinde ac cadaver... iſt das letzte Wort unſers großen heiligen Ignaz von Loyola; aber was iſt Bohmanie?

— Bohmanie verhält ſich zur Geſellſchaft wie ein Kind zum Manne... — verſetzte der Meſtize mehr und mehr aufgeregt. — Ruhm und abermals Ruhm der Geſellſchaft!! Mein eigner Vater würde mein Feind ſein.... ſo daß ich meinen Vater tödten würde... der Mann, deſſen Geiſt mir die größte Bewunderung, Ehrfurcht und Schrecken einflößte, würde mein Feind ſein,... ſo daß ich dieſen Mann tödten würde, trotz Bewunderung, Ehrfurcht und Schrecken, die er mir einflößte, — ſagte mit Ungeſtüm der Meſtize; dann fügte er nach kurzem Stillſchweigen, indem er dem Vater Gabocini in's Geſicht ſah, hinzu:

— Ich rede ſo, damit Sie dem Cardinal Malipieri meine Worte wiederſagen und ihn bitten, ſie wieder.... dem...

Faringhea ſtockte.

— Wem ſoll der Cardinal Ihre Worte wiederſagen?

— Er weiß es — ſagte ungeſtüm der Meſtize — guten Abend.

— Guten Abend, mein lieber Freund, ich kann Ihre Geſinnungen nur lobend erwähnen bei unſerer Geſellſchaft. Ach, ſie hat rüſtige Kämpfer nöthig.... denn es ſchleichen ſich, wie man ſagt, Verräther in ihren Schoos...

— Gegen ſolche — ſagte Faringhea, — muß man vor allen Dingen ohne Nachſicht ſein...

— Ohne Nachſicht... — ſagte der gute kleine Vater... — wir verſtehen uns.

— Vor Allem, fuhr der Meſtize fort, — vor Allem vergeſſen Sie nicht, den ehrwürdigen Vater Rodin vor dem Ausgehen an die Kapelle zu erinnern.

— Ich werde es nicht verſäumen, — ſagte der ehrwürdige Vater Gabocini.

Und die beiden Männer trennten ſich.

Als er nach Hauſe kam, erfuhr der Vater Gabocini, es ſei am ſelben Abend ein Courier aus Rom gekommen, der Rodin Depeſchen gebracht habe.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Der erste Juni.

Die Kapelle des Hauses der ehrwürdigen Väter in der Rue de Vaugirard war anmuthig und freundlich; durch große gemalte Glasscheiben fiel ein zweifelhaftes Halbdunkel herein; der Altar strahlte von Gold und Edelgestein; an der Thür dieser kleinen Kirche, unter der Orgelkammer, befand sich in dunkler Vertiefung, ein aus Marmor reich gemeißelter Weihkessel.

Neben diesem Weihkessel hatte sich in einem dunkeln Winkel, wo man ihn kaum erkennen konnte, am 1. Juni, Faringhea früh Morgens, sobald die Thüren der Kapelle geöffnet wurden, auf die Knie geworfen.

Der Mestize war in tiefe Trauer versunken; von Zeit zu Zeit schauderte er und seufzte, als ob die Aufregungen eines heftigen Kampfes sein Inneres bewegten; dies wilde, unbezwingliche Gemüth, dieser vom Geiste des Bösen und des Verderbens besessene Wahnsinnige, empfand, wie man wohl schon gemerkt hat, eine tiefe Bewunderung für Rodin, welcher auf ihn eine Art magnetischer Einwirkung ausübte; der Mestize, ein wildes Thier, mit menschlichem Verstande und Gesichte, sah in Rodin's teuflischem Geiste etwas Uebermenschliches. Und Rodin, zu scharfsichtig, um der blinden Aufopferung dieses Elenden nicht gewiß zu sein, hatte sich desselben, wie man gesehen hat, mit Erfolg bedient, um das tragische Ende von Djalmas und Adrienneus Liebschaft herbeizuführen. Was die Bewunderung Faringhea's auf eine unglaubliche Höhe steigerte, war Das, was er wußte oder was er verstand von der Gesellschaft Jesu. Diese unermeßliche, verborgene Macht, die die Welt mit ihren unterirdischen Verzweigungen untergrub und durch teuflische Mittel zum Ziele gelangt, hatte den Mestizen mit wildem Enthusiasmus erfüllt. Und wenn irgend etwas in der Welt seine fanatische Verehrung Rodin's erregte, so war es seine blinde Hingebung an die Gesellschaft des Ignatius von Loyola, welche, wie der Mestize sagte, wundende Leichen machte.

Faringhea war, im Schatten der Kapelle verborgen, in tiefes Nachdenken versunken, als sich Schritte hören ließen; bald darauf erschien Rodin in Begleitung seines Socius, des kleinen einäugigen Vaters.

Entweder aus Zerstreuung, oder weil die durch die Orgelkammer geworfenen Schatten, ihm nicht erlaubten den Mestizen zu sehen, tauchte Rodin seine Finger in den Weihkessel, in dessen Nähe Faringhea stand, ohne Letzteren zu bemerken, der unbeweglich blieb, wie eine Statue und einen kalten Schweiß über seine Stirn rinnen fühlte, so groß war seine Aufregung.

Rodin's Gebet war kurz, wie man sich denken kann; er hatte Eile sich in die Rue Saint François zu begeben. Nachdem er sich gleich dem Vater Gabocini einige Augenblicke auf die Knie geworfen hatte, erhob er sich, grüßte ehrfurchtsvoll das Chor und ging nach der Ausgangsthür, seinen Socius einige Schritte hinter sich.

Im Augenblicke, wo Rodin sich dem Weihkessel näherte, bemerkte er den Mestizen, dessen hoher Wuchs aus dem Halbdunkel hervorragte, in dem er sich bis dahin gehalten hatte; auf einige Schritte näher gekommen, verneigte sich der Mestize ehrfurchtsvoll vor Rodin, der ihm ganz leise mit bedeutender Miene sagte:

— Bald; um zwei Uhr,.... bei mir.

Bei diesen Worten streckte Rodin seinen Arm aus, um die Hand in den Weihkessel zu tauchen; aber Faringhea ersparte ihm diese Mühe, indem er ihm mit Zuvorkommenheit den Weihwedel reichte, der in der Regel im Weihkessel lag.

Rodin drückte die feuchten Fasern des Weihwedels, den der Mestize am Stiel hielt, mit seinen schmutzigen Fingern, befeuchtete damit hinlänglich seinen Daumen und Zeigefinger und führte sie an die Stirn, wo er dem Gebrauche gemäß das Zeichen des Kreuzes machte; dann öffnete er die Thür der Kapelle und ging fort, nachdem er sich umgewandt, um nochmals Faringhea zuzuflüstern.

— Um zwei Uhr bei mir!

In der Meinung von dem Weihwedel, den Faringhea noch immer unbeweglich, aber aufgeregt und mit zitternder Hand hielt, Gebrauch machen zu können, näherte der Vater Gabocini demselben seine Finger, doch der Mestize, der seine Zuvorkommenheit auf Rodin beschränken wollte, zog mit Lebhaftigkeit das Instrument zurück und der Vater Gabocini, in seiner Erwartung getäuscht, folgte hastig Rodin, den er, zumal heute, keinen Augenblick aus dem Auge verlieren durfte, und stieg mit ihm in einen Fiacre, welcher sie in die Straße St. François führte.

Es ist unmöglich den Blick zu beschreiben, den der Mestize auf Rodin geworfen, als dieser die Kapelle verließ....

Allein geblieben an dem heiligen Orte, sank Faringhea in sich selbst zusammen, fiel bald kniend, bald zusammengekauert auf die Quaderfliese und verbarg das Gesicht mit den Händen.

Je näher der Wagen dem Viertel des Marais kam, in dem das Haus des Marius Rennepont gelegen war, desto mehr konnte man auf Rodin's Gesicht die fieberhafte Aufregung, die verzehrende Ungeduld nach dem Triumphe lesen; zwei oder dreimal öffnete er sein Portefeuille, durchlas und ordnete verschiedene Belege, oder Notizen über den Tod der Familie Rennepont; und von Zeit zu Zeit neigte er mit Aengstlichkeit den Kopf zur Thür hinaus, als ob er den langsamen Lauf des Wagens beschleunigen wollte.

Der gute kleine Vater, sein Socius, ließ ihn nicht aus den Augen; sein Blick hatte einen eben so hinterlistigen als fremdartigen Ausdruck.

Endlich bog der Wagen in die Rue Saint François ein und hielt vor dem eisernen Thor des alten, fast seit anderthalb Jahrhunderten verschlossenen Hauses.

Rodin sprang aus dem Fiacre, bebende wie ein Jüngling und klopfte heftig an die Thür, während der Vater Gabocini, weniger eilfertig, mit mehr Bedachtsamkeit den Boden erreichte.

Niemand antwortete auf die Hammerschläge, welche Rodin ertönen ließ.

Zitternd vor Furcht klopfte er von Neuem, und indem er diesmal aufmerksam horchte, hörte er langsame und schleppende Schritte herankommen; aber einige Schritte von der Thür entfernt hielten sie an und es ward nicht geöffnet.

— Das heißt auf glühenden Kohlen stehen, — sagte Rodin, denn es schien ihm, als ob seine Brust im Feuer einer peinlichen Ungeduld verdorrte. Nachdem er von Neuem heftig an die Thür gepocht hatte, begann er seiner Gewohnheit gemäß, an den Nägeln zu beißen.

Plötzlich drehte sich die Flügelthüre um ihre Angeln und Samuel, der jüdische Wächter, erschien im Thorwege....

Die Züge des Greises drückten einen bitteren Schmerz aus; auf seinen ehrwürdigen Wangen sah man noch die Spuren frischer Thränen, welche er mit seinen alten zitternden Händen eben vollends abtrocknete, als er Rodin die Thür öffnete.

— Wer sind Sie, meine Herren? — sprach Samuel zu Rodin.

— Ich bin des Abbé Gabriel, einzigen noch lebenden Erben der Familie Rennepont, mit Vollmacht versehener Sachwalter — sagte Rodin mit heftiger Stimme. — Dieser Herr ist mein Secretair — fügte er mit einer auf den Pater Gabocini deutenden Bewegung hinzu, welcher sich verbeugte.

Nachdem er Rodin aufmerksam betrachtet, versetzte Samuel:

— In der That,... ich erkenne Sie wieder. Haben Sie die Güte mir zu folgen, mein Herr.

Und der alte Thürhüter begab sich nach dem Gartengebäude, indem er den beiden ehrwürdigen Vätern das Zeichen gab ihm zu folgen.

Dieser verfluchte Greis hat mich dadurch, daß er mich am Thorweg warten ließ, so sehr aufgeregt, — sagte Rodin ganz leise zu seinem Socius — daß ich glaube, ich habe das Fieber davon... Meine Lippen und mein Gaumen sind trocken und brennend, wie im Feuer gedörrtes Pergament.

— Sie wollen nichts zu sich nehmen, mein guter Vater, mein theurer Vater.... wenn Sie von diesem Manne ein Glas Wasser verlangten? — rief der kleine Einäug' mit der besorgtesten Zärtlichkeit.

— Nein, nein, — antwortete Rodin, — es ist Nichts. Ungeduld verzehrt mich,... es ist ganz einfach.

Bleich und verstört stand Bathseba, Samuels Weib, an der Thür der Wohnung, welche sie mit ihrem Gatten bewohnte und welche unter der Wölbung des Thorweges belegen war; als der Israelit bei seiner Ehehälfte vorbeiging, sagte er zu ihr auf Hebräisch:

— Und die Vorhänge der Todtenkammer?

— Sie sind geschlossen...

— Und die eiserne Kiste?

— Sie ist hingestellt, — antwortete Bathseba ebenfalls auf Hebräisch.

Nachdem sie diese für Rodin und den Vater Gabocini vollkommen unverständlichen Worte gewechselt hatten, tauschten Bathseba und Samuel trotz der Verstörtheit ihrer Züge ein sonderbares und seltsames Lächeln aus.

Darauf stieg Samuel den beiden ehrwürdigen Vätern voranschreitend die Stiege hinauf und trat in den Vorsaal, wo eine Lampe brannte; Rodin, mit einem ausgezeichneten Ortsgedächtniß begabt, ging auf den rothen Saal zu, wo die erste Zusammenberufung der Erben stattgefunden hatte, doch Samuel hielt ihn an und sagte:

— Dorthin müssen Sie nicht gehn....

Dann nahm er die Lampe und wandte sich nach einer finsteren Treppe, denn die Fenster des Hauses waren nicht geöffnet.

— Aber — sagte Rodin, — das Letztemal... hatte man sich im Salon des Erdgeschosses versammelt...

— Heute,... versammelt man sich oben, — versetzte Samuel.

Und er begann langsam die Treppe zu ersteigen.

— Wo denn?... Oben? — sagte Rodin ihm folgend.

— In der Todtenkammer... — sagte der Israelit...

Und stieg immer weiter.

— Was ist das, die Todtenkammer? — versetzte Rodin sehr erstaunt.

— Ein Ort der Thränen und des Todes,... sagte der Israelit.

Und er stieg immer weiter durch die Finsterniß, die sich immer mehr ausbreitete, denn die kleine Lampe verlosch allmälig.

— Aber — sagte Rodin immer mehr und mehr erstaunt und kurze Zeit stillstehend, — weshalb... gehen wir an diesen Ort?

— Das Geld ist dort,... antwortete Samuel.

Und stieg weiter.

— Das Geld ist dort? Das ist was Anderes, — erwiderte Rodin.

Und er beeilte sich die paar Schritte wieder einzudringen, die er durch sein Stillstehen versäumt hatte.

Samuel stieg weiter... immer weiter hinauf.

Als sie in einer gewissen Höhe angelangt waren, wo die Treppe plötzlich eine Wendung machte, konnten die beiden Jesuiten beim blassen Schein der kleinen Lampe in dem leeren Raume zwischen dem eisernen Geländer und der Wölbung das Gesicht des alten Israeliten sehen, welcher sie führte und die Treppe nur mit mühsamer Nachhülfe des eisernen Geländers erstieg.

Rodin ward betroffen durch den Ausdruck von Samuels Gesichtszügen; seine schwarzen, gewöhnlich sanften und durch das Alter getrübten Augen brannten von lebhaftem Feuer... Seine Züge, die stets Traurigkeit, Verständigkeit und Güte ausdrückten, schienen sich zusammenzuziehen und zu verfeinern und seine feinen Lippen lächelten auf eine befremdende Art.

— Es ist nicht außerordentlich hoch — sagte ganz leise Rodin zum Vater Gabocini — und doch sind meine Beine ganz matt... ich bin ganz athemlos... und meine Ohren summen.

In der That keuchte Rodin bedenklich; sein Athem war beengt; auf seine Mittheilung antwortete der für seinen Begleiter sonst immer so zärtlich besorgte, gute kleine Vater Gabocini nicht; er schien mit ganz andern Gedanken beschäftigt... — Werden wir bald oben sein... — sagte Rodin zu Samuel mit ungeduldiger Stimme.

— Wir sind da... — antwortete Samuel.

— Endlich! glücklicher Weise, — sagte Rodin.

— Sehr glücklich, — antwortete der Israelit.

Indem er auf dem langen Corridor Rodin voranschritt, zeigte er mit der Hand, in der er seine Lampe hielt, auf eine große Thür, aus welcher ein schwaches Licht drang.

Digitized by Google

Robin trat rasch ein, trotz seines wachsenden Erstaunens und der Bater Gaboccini und Samuel folgten ihm.

Das Zimmer, in dem sich jetzt die drei Personen befanden, war sehr wüst; es konnte nur durch ein kleines, viereckiges Bleudere Licht eindringen; aber die Scheiben der einen Seite, dieser Art Laterne, verschwanden unter Bleiplatten, deren jede mit sieben Löchern, in Form des Kreuzes, durchbohrt waren:

Da nun das Licht in dieses Gemach blos durch diese punktirten Kreuze eindrang, so wäre die Finsterniß vollständig gewesen ohne die Lampe, welche auf einer großen, massiven Console von schwarzem Marmor brannte, die an einer der Wände befestigt war. Man hätte es eine Todtenkammer nennen können, denn ringsum hingen schwarze Draperieen und Vorhänge mit weißen Franzen. Man erblickte kein Anderes Meuble als die Marmor-Console, welche wir erwähnten.

Auf dieser Console stand eine Cassette von geschmiedetem Eisen aus dem 17. Jahrhundert von bewundernswürdiger durchbrochener Arbeit, ein wahres Spitzengewebe von Eisen.

Samuel wandte sich an Robin, der mit dem schmutzigen Taschentuche die Stirn trocknete und sehr erstaunt, aber keineswegs erschreckt um sich blickte, und sagte zu ihm:

— Die Verfügungen des Testirenden, so wunderlich sie Ihnen scheinen könnten, sind mir heilig.... ich werde sie deshalb alle erfüllen... wenn Sie damit zufrieden sind.

— Das versteht sich von selbst, — versetzte Robin; — doch was sollen wir hier machen?...

— Sie werden es gleich erfahren, mein Herr... Sie sind der Bevollmächtigte des einzigen von der Familie Rennepont übrig gebliebenen Erben, des Herrn Abbé Gabriel von Rennepont?

— Ja, mein Herr, und hier sind meine Documente, — antwortete Robin.

Um Zeit zu sparen — erwiderte Samuel — will ich, während wir die Ankunft der Magistratspersonen erwarten, in Ihrer Gegenwart die Aufnahme der Gelder besorgen, welche zur Erbschaft Rennepont gehören, in dieser Casse befindlich sind und die ich gestern bei der Bank von Frankreich erhoben habe.

— Die Gelder.... sind hier?... rief Robin mit Hitze, indem er sich auf die Casse stürzte.

— Ja, mein Herr, — antwortete Samuel; — hier ist mein Sortenzettel; Ihr Herr Secretair wird die Summen ausrufen; ich werde Ihnen danach die Documente zeigen, Sie werden sie prüfen, und sie werden dann wieder in diese Casse gestellt werden, die ich Ihnen in Gegenwart des Magistrats überantworte.

— Dies ist vollständig in allen Punkten, — sagte Robin.

Samuel gab dem Bater Gaboccini ein Notizbuch, näherte sich der Casse und ließ eine Feder springen, welche Robin nicht bemerken konnte; der starke Deckel that sich auf und während Samuel aus dem Zettel eine Summe ablas, zeigte Samuel das Document Robin, welcher es nach sorgfältiger Prüfung an Samuel zurückgab.

Diese Aufnahme ging schnell von statten, denn, wie wir wissen, bestanden die ungeheuren Geldsummen nur aus acht Posten*) und einem Appoint von 500,000 Francs in Banknoten, 35,000 Francs in Gold und 250 Francs in Silber, zusammen 212,165,000 Francs.

Als Robin die letzten der fünfhundert 1000-Francsbillets gezählt hatte, gab er sie Samuel und sagte:

— Es ist gut so.... zusammen zweihundert und zwölf Millionen, einmal hundert fünf und sechzig tausend Franken; — er empfand ohne Zweifel eine Art erstickender Freude, schwindenden Glückes, denn der Athem versagte ihm auf einen Augenblick, seine Augen schlossen sich und er war genöthigt, sich auf den Arm des guten kleinen Vaters Gaboccini zu stützen, zu dem er mit bewegter Stimme sagte:

— Es ist sonderbar... ich glaubte mich stärker... gegen Gemüthsbewegungen.... Was ich empfinde ist außerordentlich.

Und die natürliche Blässe des Jesuiten nahm in dem Grade zu, er ward von convulsivischem, so zuckendem Zittern ergriffen, daß der Bater Gaboccini, indem er ihn stützte, ausrief:

— Mein theurer Vater... kommen Sie zu sich... kommen Sie zu sich; der Rausch des Erfolges darf Sie nicht in diesem Grade berauben....

Während der kleine einäugige Vater diesen neuen Beweis seiner zärtlichen Fürsorge gab, war Samuel bemüht, die Gelder wieder in die eiserne Kiste einzupacken...

Robin überwand durch seine unbezwingliche Willenskraft und die unsägliche Freude sich auf dem Punkte zu sehen, den er mit so brennender Begierde herbeigewünscht hatte, diesen Anfall von Schwäche und sagte sich umwendend mit kaltem Stolze zum Bater Gaboccini:

— Es ist Nichts... ich habe nicht an der Cholera sterben wollen; deshalb habe ich auch keinen Grund, am 1. Juni aus Freude zu sterben.

Und in der That, trotz seiner erschreckenden Blässe, strahlte das Gesicht des Jesuiten vor Stolz und Kühnheit.

Als er Robin vollständig wieder hergestellt sah, schien sich der Bater Gaboccini umzuwandeln, denn, obschon er klein, fett und einäugig war, nahmen seine eben noch so lachenden Züge plötzlich einen so scharfen, festen, beherrschenden Ausdruck an, daß Robin bei seinem Anblick einen Schritt zurückwich.

Dann zog der Bater Gaboccini aus seiner Tasche ein Papier, welches er ehrfurchtsvoll küßte, warf einen äußerst strengen Blick auf Robin und las Folgendes mit einer sonoren und drohenden Stimme:

„Bei Empfang des gegenwärtigen Schreibens wird der ehrwürdige Bater Robin alle seine Vollmacht dem ehrwürdigen Bater Gaboccini abtreten, der nebst dem ehrwürdigen Bater Tigrigny allein beauftragt bleibt, die Rennepont'sche Erbschaft zu erheben, wenn der Herr in seiner ewigen Gerechtigkeit will, daß dieses Vermögen, welches unter andern Umständen uns verloren gehn würde, uns erhalten bleibe."

„Ferner wird der ehrwürdige Bater Robin bei Empfang dieses Schreibens unter der Bewachung eines unserer Väter, den der ehrwürdige Bater Gaboccini bezeichnen wird, in unser in der Stadt Laval belegenes Haus geführt und dort zurückgezogen, in einer Zelle, unter vollkommener Absperrung verweilen bis auf weiteren Befehl."

Und der Bater Gaboccini reichte Robin das Schreiben, damit dieser auf demselben die Unterschrift des Generals der Gesellschaft lesen konnte.

Samuel ward durch diesen Vorgang lebhaft angeregt und näherte sich, indem er die Kiste halb offen ließ auf einige Schritte.

Plötzlich brach Robin in lautes Gelächter aus... aber in ein Gelächter der Freude, der Berachtung und des Triumphes, welches sich unmöglich beschreiben läßt.

Der Bater Gaboccini sah ihn mit unwilligem Erstaunen an, während Robin, noch größer und gebieterischer, noch trotziger und höhnisch stolzer als je zuvor erscheinend, mit einem Griff seiner dürren Hand das Papier wegnahm, welches ihm der Bater Gaboccini hinhielt und sagte:

— Von welchem Datum ist das Schreiben?

— Vom 11. Mai,... sagte betroffen der Bater Gaboccini.

— Da ist ein Brief, welches ich diese Nacht von Rom erhalten habe; es ist datirt vom 18.... und benachrichtigt mich, daß ich zum General unsers Ordens ernannt bin... Lesen Sie!

Der Bater Gaboccini nahm das Schreiben, las und stand Anfangs niedergedonnert.

Darauf gab er es unterthänig an Robin zurück, indem er voll Ehrfurcht vor ihm das Knie beugte.

So ging Robin's erster ehrgeiziger Plan in Erfüllung.... Trotz alles Argwohns, alles Mißtrauens, alles Hasses, welchen Robin sich unter der Partei zugezogen hatte, deren Chef und Vertreter der Cardinal Malipieri war, war es ihm durch Gewandtheit, List, Kühnheit, Ueberredung und vor allen Dingen durch die hohe Idee, welche seine Anhänger in Rom von seiner seltenen Fähigkeit hatten, doch gelungen, Dank der Thätigkeit und den Intriguen seiner Helfershelfer, seinen General absetzen und sich zu diesem ausgezeichneten Posten erheben zu lassen. Nun war nach Robin's Berechnungen, garantirt durch die Millionen, welche er in Besitz zu nehmen hatte, von diesem Posten bis zum päpstlichen Stuhl.... nur noch ein Schritt.

Samuel, der stumme Zeuge dieser Scene, lächelte, ebenfalls mit einem Ausdruck des Triumphes, als er vermittelst des Geheimnisses, welches außer ihm Niemand kannte, die Kiste verschlossen hatte.

Dieses Metallgeräusch führte Robin von der Höhe seiner ehrgeizigen Betrachtungen zur Wirklichkeit des Lebens zurück und er sagte zu Samuel mit trockner Stimme:

— Sie haben es gehört?... Mir... mir allein... gehören diese Millionen...

Und er streckte ungeduldig seine gierigen Hände nach der eisernen Kiste aus, als ob er dieselbe vor der Ankunft der Beamten in Besitz nehmen wollte.

Allein jetzt nahm Samuel seinerseits eine andere Gestalt an, mit verschränkten Armen richtete er seinen, durch ein hohes Alter gebeugten Nacken empor, er erschien gebieterisch, drohend; seine immer mehr strahlenden Augen schleuderten Blitze des Unwillens, er rief mit feierlicher Stimme:

— Dies Vermögen, anfangs ein schwacher Ueberrest, der hinterlassenschaft des edelsten Mannes, den die Ränke der Söhne Loyolas zum Selbstmord getrieben haben... Dies Vermögen, welches ein königliches geworden ist, durch die heilige Redlichkeit dreier Generationen treuer Diener... wird nicht mehr der Lohn der Lüge, der Scheinheiligkeit.... und des Mordes sein... Nein, nein.... Gott in seiner ewigen Gerechtigkeit.... will es nicht.

— Was reden Sie von Mord, mein Herr? — fragte in vermessenem Tone Robin.

Samuel antwortete nicht... er stampfte mit dem Fuß und streckte langsam den Arm gegen den Hintergrund des Saales aus.

Darauf sahen Robin und der Bater Gaboccini ein erschreckendes Schauspiel.

Die Draperien, welche die Mauern bedeckten, verschwanden wie auf den Wink einer unsichtbaren Hand.

Wie in einer Art Krypta, erhellt durch den leichenhaften bläulichen Schein einer silbernen Lampe, lagen sechs Leichen mit langen schwarzen Gewändern bekleidet, auf schwarzen Teppichen.

Es waren Jacques Rennepont,
Francois Hardy,
Rose und Blanche Simon,
Adrienne und Djalma.

Sie schienen eingeschlummert, ihre Augen waren geschlossen... ihre Hände auf der Brust gefaltet...

Der Bater Gaboccini zitterte an allen Gliedern, bekreuzte sich und wich zurück bis an die gegenüberliegende Wand, wo er sich festhielt und das Gesicht in den Händen verbarg.

Robin dagegen, dessen Züge verstört waren, gab einem unbesiegbaren Reiz nach und näherte sich mit stieren Blicken und sträubenden Haaren den leblosen Körpern.

Man hätte glauben sollen, daß diese Letzten der Renneponts so eben erst den letzten Athemzug gethan, denn sie schienen in der ersten Stunde des ewigen Schlafes zu sein*).

— Da sind sie... die Sie getödtet haben,... — sagte Samuel mit vom Schluchzen unterbrochener Stimme. — Ja, Ihre schrecklichen Ränke haben ihren Tod herbeiführen müssen,... denn Sie bedurften ihres Todes.... Jedesmal... wenn ein Mitglied dieser unglücklichen Familie... als Opfer Ihrer Gräuelthaten fiel... bin ich so glücklich gewesen, mich mit heiliger Sorgfalt... ihrer sterblichen Ueberreste zu bemächtigen... denn ach!... sie müssen sämmtlich im selben Grabe ruhen. O seid verflucht... verflucht... verflucht... Ihr, die Ihr sie getödtet habt.... aber ihr Nachlaß wird Euren blutbefleckten Händen nicht zur Beute werden.

Robin.... stets wider Willen angezogen, hatte sich nach und nach der Bahre Djalma's genähert und der Jesuit wagte es, nach Ueberwindung seines ersten Schreckens, um sich zu überzeugen, daß er nicht das Spielwerk einer schrecklichen Illusion sei, die Hände des Indiers zu berühren, die er über die Brust gekreuzt hatte... Diese Hände waren erstarrt, aber ihre Haut nachgiebig und feucht.

Robin wich zurück vor Schreck... während einiger Minuten zitterte er convulsivisch; aber als das erste Entsetzen vorüber war, kam ihm das Nachdenken und mit dem Nachdenken seine unbesiegbare Thatkraft, jene höllische Hartnäckigkeit, die seinem Charakter so viel Macht verlieh; dann richtete er sich empor auf seinen wankenden Beinen, strich sich mit der Hand über die Stirn, hob den Kopf empor, bewegte, ehe er sprach, zwei oder dreimal seine Lippen, da er mehr und mehr die Brust, die Kehle und den Mund von Feuer verzehrt fühlte, ohne sich die Ursache dieser brennenden Hitze angeben zu können; es gelang ihm, seinen bewegten Zügen einen beherrschenden und ironischen Ausdruck zu verleihen und er wandte sich an Samuel, der stille Thränen vergoß und sagte mit heiserer Kehlstimme:

— Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Todtenscheine zu zeigen,.... hier sind sie.... persönlich.

Und mit seiner mageren Hand bezeichnete er die sechs Leichen. Bei diesen Worten seines Generals, bekreuzte sich von Neuem der Bater Gaboccini mit Entsetzen, als ob er den Teufel erblickt hätte.

— O, mein Gott — sagte Samuel — Du hast Dich also ganz und gar von ihm abgewendet.... mit welchem Blick betrachtet er seine Opfer!

— Ei nun! mein Herr, — sagte Robin mit ekelhaftem Lächeln, — das ist ein natürliches Wachsfigurencabinet,... weiter Nichts... Meine Ruhe beweist Ihnen meine Unschuld. Schreiten wir zum Werke... denn ich habe um zwei Uhr zu Hause eine Unterredung. Nehmen wir also diese Casse herunter...

Und er that einen Schritt auf die Console zu.

Samuel, von Unwillen, Zorn und Schrecken ergriffen, kam Robin zuvor und rief, indem er mit Gewalt auf einen in der Mitte des Deckels der Casse befindlichen Knopf drückte, der diesem Drucke wich:

— Da Ihre teuflische Seele keine Gewissensbisse kennt... wird sie sich vielleicht durch die Wuth der getäuschten Habgier erschüttern lassen...

— Was sagt er?... schrie Robin. — Was macht er?...

— Sehen Sie her — sagte seinerseits Samuel mit grimmigem, triumphirenden Blicke, — ich habe es Ihnen gesagt, der Nachlaß Ihrer Opfer wird Ihren blutbefleckten Händen nicht zur Beute werden.

Kaum hatte Samuel diese Worte gesprochen als durch die Einschnitte der durchbrochen gearbeiteten eisernen Kiste einige Rauchwolken drangen und sich im Saale ein leichter Geruch von brennendem Papier verbreitete.

Robin begriff, was geschah.

— Feuer!... — rief er aus, indem er sich auf die Casse stürzte, um sie fortzureißen.

Sie war befestigt an der schweren Marmorconsole.

— Ja... Feuer... — sagte Samuel, — in wenigen Minuten.... wird von diesem unermeßlichen Schatze nur noch

*) Nämlich 2,000,000 Frcs. 5% französische Renten au porteur, 800,000 Frcs. 3 %, französische Renten, ebenfalls au porteur, 5000 Actien der Bank von Frankreich au porteur, 2,000 Actien der vier Canäle au porteur, 120,000 Dukaten neapolitanische Renten au porteur, 3,400 österreichische Metalliques au porteur, 75,000 Pfund Sterling 3%, englische Renten au porteur; 1,200000 holländische Gulden au porteur, 25 000,000 niederländische Florins au porteur.

*) Wenn dieses merkwürdig erscheinen möchte, so möge man sich der neuern erkommunizirten Entdeckungen in der Todesfamilie erinnern, z. B. der des Dr. Gannal.

die Asche übrig sein... und es ist besser, daß er in Asche zerfliege, als daß er Euer und dem Eurigen zu Theil werde.... Dieser Schatz gehört nicht mir... ich habe kein anderes Recht über ihn als ihn zu vernichten, denn Gabriel von Rennepont wird treu bleiben dem Schwure, den er geleistet hat.

— Zu Hülfe!... Wasser!... Wasser!... schrie Robin und stürzte sich auf die Casse, die er mit seinem Körper bedeckte, indem er vergebens die Flamme zu ersticken suchte, die durch den Luftzug unterhalten, durch die ungeduldigen Einschnitte des Eisens drang; nach und nach nahm die Stärke des Feuers ab, ein bläulicher Dampf drang noch aus der Cassette,... und Alles verlosch!...

Es war darum geschehen...

Da wandte sich Robin ab, vernichtet, röchelnd hielt er sich mit der einen Hand an der Console... Zum ersten Male in seinem Leben... weinte er... dicke Thränen.... Thränen der Wuth rannen über seine leichenhaften Wangen....

Aber plötzlich brach ein heftiger, anfangs schwacher Schmerz, der indeß bald an Stärke zunahm, obgleich er alle Energie zur Bekämpfung desselben anwandte, in seinem Innern mit solcher Gewalt aus, daß er auf die Knie stürzte und mit beiden Händen an die Brust fuhr und murmelte, immer noch zu lächeln versuchend:

Es ist Nichts.... freuen Sie sich nicht... einige Krämpfe... Der ganze Schatz da ist zerstört; aber ich... bin noch immer das... der General... des Ordens;... und ich.... o... wie leide ich... wie in einem glühenden Ofen! — fügte er hinzu, indem er sich unter heftigen Zuckungen wand. Seit ich dies verfluchte Haus betreten,... — fuhr er fort — weiß ich nicht... was mir ist;.... wenn... ich nicht... seit langer Zeit... bloß von Wurzeln, Wasser und Brot lebte,... die ich selbst... mir kaufe... so würde ich... an Gift glauben; denn... ich bin Sieger... und der... Cardinal Malipieri... hat einen langen Arm... Ja... ich bin Sieger.... und ich... werde nicht sterben.... nein.... so wenig dickmal als sonst... ich will nicht... sterben.

Dann mit einem convulsivischen Satze und die Hände ringend:

— Doch es ist... Freund... was mir die Eingeweide zerfleischt,... kein Zweifel... man... wollte mich... vergiften... heute... aber... weß aber wie?

Und nach nochmaliger Unterbrechung schrie Robin von Neuem mit erstickender Stimme:

— Zu Hülfe!... aber so kommt mir doch zu Hülfe, die Ihr mich da ansehet... alle Beide.... wie Gespenster... Zu Hülfe!

Samuel und der Vater Gabottini waren durch diesen schrecklichen Todeskampf so erschreckt, daß sie keine Bewegung machen konnten.

— Zu Hülfe!... — rief Robin mit erstickender Stimme, — denn dies Gift ist schauderhaft... Aber wie... hat man mir es... — Dann stieß er einen schrecklichen Schrei der Wuth aus, als wenn plötzlich eine Idee seinen Gedanken gekommen sei, und rief: — Ah... Faringhea,... diesen Morgen,... das Weihwasser... welches er mir gegeben... er kennt so seine Gifte... Ja... Er ist's... er hatte... eine Zusammenkunft... mit Malipieri... O Teufel... Gut gespielt... ich gestehe;... die Borgia... schlagen nicht aus der Art... O... es ist dembet... ich sterbe... sie werden mich beklagen... diese Nichtswürdigen... O!... Hölle... Teufel!... ja... die Kirche weiß nicht... was sie an mir verliert;... aber ich brenne! Zu Hülfe!

Man kam Robin zu Hülfe.

Eilige Schritte ließen sich auf der Treppe vernehmen, bald darauf erschien der Doctor Baleinier in Begleitung der Prinzessin von Saint-Dizier an der Thür der Todtenkammer.

Die Prinzessin, die am selben Morgen das Gerücht vernommen hatte, der Vater Aigrigny sei gestorben, lief herbei, um Robin darüber zu befragen

Als dieses Weib, nachdem sie schnell eingetreten war, einen Blick auf das schreckliche Schauspiel geworfen hatte, welches sich ihren Augen darbot... als sie Robin gesehen, der sich in einem furchtbaren Todeskampfe wand, dann ferner die sechs

durch eine Grabeslampe beleuchteten Leichen und unter ihnen die Körper ihrer Nichte und die der beiden Waisen, welche sie dem Tode überliefert... da blieb die Prinzessin versteinert stehen... ihre Vernunft vermochte diesem schrecklichen Schlage nicht zu widerstehen... Nachdem sie langsam um sich geblickt, streckte sie die Hände zum Himmel empor und brach in ein wahnsinniges Gelächter aus...

Sie war verrückt geworden...

Während der Doctor Baleinier dessnungeachtet das Haupt Robin's emporrichtete, der unter seinen Händen starb, erschien Faringhea an der Thür, blieb im Halbdunkel und sagte mit einem triumphirenden Blick auf Robin's Leichnam:

— Er wollte sich zum Oberhaupt der Gesellschaft Jesu machen, um sie zu vernichten;... mir ersetzt die Gesellschaft Jesu Bohmanie;... ich habe dem Cardinal Folge geleistet.

Epilog.

Vier Jahre später.

Vier Jahre waren verflossen seit den vorhergehenden Begebenheiten.

Gabriel von Rennepont schrieb folgenden Brief an den Herrn Abbé Joseph Charpentier, Pfarrverweser des Sprengels Saint-Aubin, eines armen Dorfes der Sologne.

„Meierhof von Bleds-Sorz, 2. Juni 1836.

„Ich wollte gestern an Sie schreiben, mein guter Joseph, und hatte mich an diesen alten, kleinen, schwarzen Tisch gesetzt, den Sie kennen; wie Sie wissen, ist das Fenster meines Zimmers nach dem Hofe unserer Meierei zu gelegen; ich kann von meinem Tische aus Alles sehen, was sich in diesem Hofe ereignet.

„Weich' eine schwierige Einleitung, mein Freund; Sie lächeln; ich komme zur Sache.

„Ich hatte mich also an den Tisch gesetzt und blickte zufällig aus dem offenen Fenster; was sah ich da? Sie, der Sie so gut zeichnen, mein guter Joseph, hätten, ich weiß es gewiß, diese Scene mit rührendem Reize wiedergegeben.

„Die Sonne neigte sich zum Untergange, der Himmel war sehr heiter, die Luft frühlingsartig, lau und ganz voll vom Duft der blühenden Weißdornhecke, welche an der Seite des kleinen Hölzchens unseren Hof begrenzt; unter dem großen Birnenbaume, welcher an der Mauer der Scheune steht, saß auf der Steinbank Dagobert, mein Adoptivvater, der tapfere, redliche Soldat, den Sie so sehr lieb haben; er schien nachdenklich, seine bleiche Stirn war auf die Brust geneigt und mit der Hand liebkoste er zerstreut den alten Murrkopf, wel-

cher seinen klugen Kopf auf die Knie des Herrn fügte; an Dagobert's Seite war sein Weib, meine gute Adoptivmutter, mit einer Näharbeit beschäftigt und neben ihnen auf einem Schemel Angela, Agricol's Weib, welche ihren Jüngstgeborenen säugte, während die Mauer den Aelteren auf ihren Knieen hielt und ihn die Buchstaben des Alphabets lehrte.

„Agricol war vom Felde zurückgekehrt, er begann die Rinder aus dem Joch zu spannen, als er, ohne Zweifel gleich mir von diesem Bilde überrascht, es einen Augenblick unbeweglich betrachtete, die Hand immer auf das Joch gestützt, unter dem kräftig und ergeben sich die breite Stirn seiner beiden großen, schwarzen Stiere beugte.

„Ich kann Ihnen, mein Freund, die entzückende Ruhe dieses Bildes nicht beschreiben, welches durch die letzten hier und dort durch das Laubwerk dringenden Strahlen der Sonne beleuchtet wurde.

„Wie verschiedene und wie rührende Figuren! Die ehrwürdige Gestalt des Soldaten;... der so gute und so zärtliche Gesichtsausdruck meiner Pflegemutter; das frische, reizende Gesicht Angela's, welches dem kleinen Kinde zulächelte; die süße Schwermuth der Maueur, welche von Zeit zu Zeit das blonde, lockende Köpfchen von Agricol's ältestem Sohne an ihre Lippen drückte; und endlich er selbst, Agricol, von so männlicher Schönheit, in welcher sich diese schöne Heldenseele zu spiegeln schien...

„O mein Freund! beim Anblick dieser so guten, ergebenen, edelmüthigen, liebenden und einander so theuren Seelen, die sich in die Einsamkeit eines kleinen Meierhofes unserer armen Sologne zurückgezogen, erhob sich mein Herz empor zu Gott mit einem Gefühl von unbeschreiblicher Dankbarkeit. Dieser Familienfrieden, diese reine Abendluft, der Duft wilder Blumen und des Gehölzes, den ein leichter Wind herbeiführte, diese tiefe Stille, welche nur durch das Geräusch des kleinen Wasserfalles unterbrochen wurde, der an die Meierei stößt, alles Dieses flößte meinem Herzen eine gewisse unbestimmte und wohlthuende Rührung ein, welche man fühlen, aber nicht ausdrücken kann. Sie wissen es, mein Freund,... Sie, der Sie auf Ihren einsamen Spaziergängen mitten auf Ihren unermeßlichen Ebenen von rother Haide, umgeben von großen Tannenwaldungen, so oft die Augen feucht werden fühlen, ohne sich dieser süßen, melancholische Bewegung erklären zu können; eine Bewegung, die auch ich so oft empfand während der wundervollen Nächte, die ich in den tiefen Einöden Amerika's verlebte.

„Aber ach, ein peinlicher Vorfall sollte dies liebliche Bild stören.

„Ich hörte plötzlich Dagobert's Weib ausrufen: — Mein Freund, Du weinst!

„Bei diesen Worten erhoben sich Agricol, Angela und die Maueur und umringten eilig den Soldaten; Unruhe malte sich auf Aller Antlitz.... Doch er erhob heftig sein Haupt, wo man in der That zwei Thränen in seinen weißen Bart rollen sah...

„— Es ist Nichts,... meine Kinder, — sprach er mit bewegter Stimme, — es ist Nichts;... aber es ist heute... der 1. Juni... und es sind vier Jahre...

„Er konnte nicht antreten und als er die Hände an seine Augen führte, um die Thränen zu trocknen, bemerkte man, daß er eine kleine eiserne Kette trug, an der eine Medaille hing.

„Es war seine theuerste Reliquie; denn es sind jetzt vier Jahre, als er fast sterbend vor verzweiflungsvollem Schmerz, den ihm der Verlust dieser beiden Engel verursacht, von denen ich Ihnen so oft erzählt, am Halse des aus einem verzweifelten Kampfe todt hinweggetragenen Marschall Simon diese Medaille gefunden hatte, die seine Kinder so lange Zeit getragen.

„Wie Sie wohl denken können, mein Freund, stieg ich sogleich hinab, um auch einen Versuch zu machen, die Schmerzen der Erinnerung dieses ausgezeichneten Mannes zu beruhigen; nach und nach wich sein Schmerz in der That und der Abend verfloß in einer frommen und ruhigen Trauer.

„Sie glauben nicht, mein Freund, wie viele grausame Gedanken mich nach der Rückkehr in mein Zimmer verfolgten, als ich an diese Vergangenheit dachte, von der ich meinen Geist stets mit Furcht und Schrecken abwende.

„Da erschienen mir die rührenden Opfer jener schrecklichen, geheimnißvollen Begebenheiten, deren furchtbare Tiefe man niemals hat ergründen und aufklären können, weil der Vater L*** und der Vater R*** gestorben und die Frau von Saint-D*** wahnsinnig und diese drei doch die Urheber oder Mitschuldigen so vielen mißwendigen Unglücks waren. Unglück, welches sich niemals wieder gut machen läßt, denn Die, welche die Opfer eines verabscheuungswürdigen Ehrgeizes gewesen, würden durch das Gute, das sie gefühlt haben würden, der Stolz der Menschheit gewesen sein.

„Ach, mein Freund! wenn Sie wüßten, was diese auserwählten Herzen gewesen, wenn Sie die Pläne freigebigen Mitleids dieses jungen Mädchens gekannt hätten, deren Seele so groß war... Noch am Morgen ihres Todes und gleichsam als Beginn der Ausführung ihrer herrlichen Absichten, hatte sie mir in Folge einer Unterhaltung, deren Geheimniß ich selbst Ihnen, mein Freund, verschweigen muß, eine beträchtliche Summe anvertraut, indem sie mir mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit und Güte sagte: — Man beabsichtigt mich zu Grunde zu richten;... man kann es vielleicht. Was ich Ihnen überreiche, wird Die wenigstens für den Augenblick retten,... die da leiden!... Geben Sie... geben Sie viel... Machen Sie so Viele glücklich, als Sie können. Ich will mein Glück königlich beginnen!!

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, mein Freund, daß ich in Folge dieser traurigen Begebenheiten Dagobert und seine Frau, meine Pflegemutter, im Elende fand, während die sanfte Maueur kaum von einem unzureichenden Lohn leben konnte; Agricol sollte bald Vater werden und ich selbst war abberufen von meiner beschränkten Pfarre und mit dem Interdict belegt von meinem Bischof, weil ich einem Protestanten die Hülfsmittel unserer Religion gespendet und am Grabe eines durch die Verzweiflung zum Selbstmorde Getriebenen gebetet hatte, so daß ich selbst mich in Folge dieses Interdictes bald von allen Hülfsmitteln entblößt sah, denn der Gerakter, mit dem ich bekleidet bin, erlaubt mir nicht, willkürlich alle Existenz-

Digitized by Google

mittel zu ergreifen; ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß ich nach dem Tode des Fräulein von Cardoville einen Theil von Dem, was sie mir gegeben hatte, um zu guten Werken angewandt zu werden, eine sehr kleine Summe nehmen zu können glaubte, von der ich in Dagobert's Namen diese Meierei gekauft habe.

„Ja, mein Freund, das ist der Ursprung meines Glückes; der Pachter, der diese wenigen Morgen Landes urbar gemacht, hat unsere agronomische Erziehung begonnen, unsere Einsicht, das Studium einiger guter praktischer Bücher hat sie vollendet; Agricol, ein ausgezeichneter Handwerker, ist ausgezeichneter Ackerbauer geworden; ich habe ihm nachgestrebt; ich habe mit Eifer, ohne müde zu werden, die Hand an den Pflug gelegt, denn diese ernährende Arbeit ist dreimal heilig und es heißt auch Gott dienen und verherrlichen, wenn man die Erde bebaut, die er erschaffen hat. Als Dagobert's Kummer sich ein wenig verlor, hat er seine Kräfte in diesem heilsamen Landleben gestärkt, in seiner Verbannung in Sibirien war er beinahe schon Ackerbauer geworden. Meine gute Pflegemutter endlich, Dagobert's ausgezeichnete Frau und die Mayeur haben sich in die häuslichen Arbeiten getheilt und Gott hat diese kleine Ansiedelung, ach! vom Unglück sehr geprüfter Menschen gesegnet, welche von der Einfamkeit und den harten Arbeiten des Feldes ein friedliches, arbeitsames, unschuldiges Leben und ein Vergessen ihres großen Kummers erwarten.

„Zuweilen haben Sie in unseren Wintergesellschaften den so feinen, entzückenden Geist der sanften Mayeur bewundern können, das seltene poetische Gefühl Agricols, die bewundernswerthe mütterliche Liebe seiner Mutter, den gesunden Sinn seines Vaters, die anmuthige und ausgesuchte Natürlichkeit Angela's: und, sagen Sie, mein Freund, ob man jemals so viel Elemente verehrender Zuneigung bei einander gefunden hat. Wie viele lange Winterabende haben wir so um ein Feuer von knisterndem Reisig versammelt zugebracht, während wir abwechselnd jene wenigen immer neuen, unvergänglichen, göttlichen Bücher lasen oder einander erklärten, welche fortwährend das Herz erwärmen, stets die Seele erheben... Welche anziehenden, bis in die Nacht verlängerten Unterhaltungen!... Und Agricol's ländliche Dichtungen und der Mayeur poetische Mittheilungen! Und die reine, frische Stimme Angela's, die sich mit Agricol's hellklingender Stimme zu Gesängen von einfacher, unschuldiger Melodie vereinte!... Und Dagobert's so kräftige, pittoreske Erzählungen in ihrer kriegerischen Unbefangenheit, und die anbetungswürdige Freude der Kinder und ihre Scherze mit dem guten alten Murrkopf, der sich zu ihren Spielereien hingiebt, so oft er daran Theil nimmt!... — Gutes, verständiges Geschöpf, welches stets Jemanden zu suchen scheint, — sagt Dagobert, der ihn kennt; und er hat Recht... Ja... Diese beiden Engel, deren treuer Führer er war, auch er betreuert sie...

„Glauben Sie nicht, mein Freund, daß unser Glück uns vergessen läßt; nein, nein, kein Tag vergeht, wo nicht unserem Herzen sehr theure Namen genannt werden mit einer frommen und zarten Ehrfurcht... Auch die schmerzlichen Erinnerungen, welche sie wecken und die stets uns umschweben, geben unserem ruhigen, glücklichen Leben diese Färbung milden Ernstes, welche Ihnen aufgefallen ist... Ohne Zweifel, mein Freund, ist dieses auf den vertrauten Familienzirkel beschränkte und über denselben für das Wohl und die Verbesserung der Lage unserer Brüder nicht hinausreichende Leben ein etwas selbstsüchtiges Glück; aber ach! die Mittel fehlen uns, und obgleich der Arme stets an unserem einfachen Tische einen Platz und eine Zuflucht unter unserem Dache findet, so müssen wir doch auf jeden großen Gedanken einer brüderlichen Handlung verzichten... Die mäßigen Einkünfte unseres Meierhofes genügen kaum unseren Bedürfnissen...

„Ach, wenn diese Gedanken mir kommen, kann ich trotz des Kummers, welchen sie mir verursachen, den Entschluß nicht bereuen, treulich meinen heiligen, unwiderruflichen Eid zu halten, auf diese, ach, durch den Tod der Meinigen unermeßlich gewordene Erbschaft zu verzichten. Ja, ich glaube eine heilige Pflicht erfüllt zu haben, indem ich den Betrüger dieses Schatzes veranlaßte, ihn lieber in Asche zu verwandeln, als ihn in die Hände von Leuten fallen zu lassen, die einen nichtswürdigen Gebrauch davon gemacht haben würden, oder indem ich meinerseits gewesen wäre, eine freiwillige, aufrichtige Schenkung angriffe...

„Und danach, bei dem Gedanken an die Verwirklichung der herrlichen Absichten meines Großvaters, dieses bewundernswerthen Ideals, welches nur mit so unermeßlichen Hülfsmitteln erreicht werden konnte, und welches Fräulein von Cardoville vor diesen mannigfachen traurigen Ereignissen mit Hülfe des Herrn François Hardy, des Prinzen Djalma, des Marschall Simon, seiner beiden Töchter und mit der meinigen auszuführen gedachte,... bei dem Gedanken an die reiche Quelle lebendiger Kräfte aller Art, welche eine solche Verbindung hervorgerufen haben würde, bei dem Gedanken an den unermeßlichen Einfluß, den ihre Wirkung für das Wohl der ganzen Menschheit hätte haben können, vermehren sich noch mein Widerwille, mein Abscheu, mein Haß, den ich als Mensch und als Christ gegen diese verabscheuungswürdige Gesellschaft hege, deren schwarze Pläne eine so schöne, große, fruchtbare Zukunft in ihrem Keime erstickt haben.

„Was ist übrig geblieben von so viel glänzenden Plänen!... Sieben Gräber... Denn auch das meinige ist gegraben in diesem Mausoleum, welches Samuel auf der Stelle des Hauses in der Rue Neuve St.-François hat errichten lassen und zu dessen Hüter er sich gemacht hat... treu bis in den Tod."

.....

„Bis hierher, mein Freund, war ich mit einem Briefe gekommen, als ich den Ihrigen erhielt.

„Also Ihr Bischof hat Ihnen, nachdem er Ihnen nicht erlaubt, mich zu sprechen, nun auch jede Correspondenz mit mir untersagt.

„Ihr so rührendes, schmerzliches Bedauern hat mich tief bewegt; mein Freund... wir haben uns oftmals unterhalten über die kirchliche Disciplin und die unumschränkte Gewalt der Bischöfe über uns andere arme Proletarier der Geistlichkeit, die wir ohne alle Stütze und Rückhalt ihrer Gnade anheim gegeben sind... Das ist schmerzlich, allein es ist so das Gesetz der Kirche,... Sie müssen sich ihm unterwerfen, wie ich mich ihm unterworfen habe,... denn Sie haben beschworen, dieses Gesetz zu beobachten,... jeder Eidschwur ist heilig für den Ehrenmann.

„Armer und guter Joseph, ich wünschte, Sie hätten den Ersatz, welcher mir nach Unterbrechung unseres für mich so angenehmen Verhältnisses bleibt... Doch,... genug... ich bin zu bewegt,... ich leide... ja... sehr... denn ich weiß, was Sie empfinden müssen.

„Es ist mir unmöglich, diesen Brief fortzusetzen... ich würde vielleicht bitter sein gegen Leute, deren Anordnungen wir uns fügen müssen...

„Da es so sein soll, möge dieser Brief der letzte sein; ein zärtliches Lebewohl, mein Freund, nochmals Lebewohl und für immer Lebewohl... Mir bricht das Herz...

„Gabriel von Rennepont."

Zwanzigstes Kapitel.

Die Erlösung.

Der Tag begann anzubrechen....

Ein kaum bemerkbarer rosiger Schein fing an sich im Osten zu zeigen, aber noch glänzten die Sterne lichtstrahlend im Blau des Himmels.

Die Vögel erwachten in dem frischen Laub der großen Bäume des Thales und begannen mit einzelnen Tönen ein Vorspiel ihres Frühconcerts.

Ein leichter weißlicher Dunst stieg von den hohen Gräsern empor, welche vom Thau der Nacht benetzt waren, während die ruhigen, klaren Gewässer eines großen Sees in ihrem tiefen blauen Spiegel den anbrechenden Tag widerstrahlten.

Alles deutete hin auf einen der lieblichen warmen Tage des anbrechenden Sommers...

Am halben Wege des Thalabhanges befand sich gegen Osten gelegen, ein Laubdach von alten bemoosten durch die Zeit ausgehöhlten Weiden, deren runzlichte Rinde fast unter den Ranken von wildem Geisblatt und Glockenblumen von allen Farben verschwand, welches eine Art natürlichen Zufluchtsort bildete und auf dem gewaltigen knotigen, mit dickem Moos bedeckten Wurzeln, saßen ein Mann und eine Frau: ihre weißen Haare, ihre tiefen Runzeln, ihre gebückte Haltung deuteten auf ein hohes Alter hin...

Und doch war dieses Weib kürzlich noch jung und schön und lange schwarze Haare bedeckten ihre bleiche Stirn.

Und doch stand dieser Mann kürzlich noch in voller Manneskraft.

Von dem Punkte aus, wo dieser Mann und dieses Weib sich ausruhten, überblickte man das Thal, den See, das Gehölz und hinter dem Gehölze den scharf abgeschnittenen Gipfel eines hohen, bläulichen Gebirges, hinter dem die Sonne emporzusteigen begann.

Dies durch den Schimmer der Dämmerstunde halb verhüllte Gemälde war lachend, wehmüthig und feierlich zugleich....

— O meine Schwester! — sprach der Greis zu der Frau, welche sich gleich ihm in der wilden Waldeinsamkeit ausruhte, — o meine Schwester, wie oft.... seit so viel Jahrhunderten als die Hand des Herrn uns in's Weite getrieben hat und wir getrennt von Pol zu Pol die Erde durchzogen haben, wie oft haben wir dem Erwachen der Natur mit einem Gefühle unbeschreiblicher Schmerzes beigewohnt! Ach! es war noch ein Tag zu durchziehen... vom Morgen bis zum Abend... ein Tag, unnützerweise unsern Tagen hinzugefügt, deren Zahl er vergeblich vermehrte, da uns der Tod stets gemieden.

— Aber, o Glück! seit einiger Zeit, mein Bruder, hat der Herr in seinem Mitleid gewollt, daß wie bei andern Geschöpfen jeder verstossene Tag für uns ein Schritt weiter zum Grabe sein sollte. Ehre sei ihm!... Ehre sei ihm!...

— Ehre sei ihm, meine Schwester... denn seit gestern, wo sein Wille uns einander zugeführt hat,... fühle ich die unbeschreibliche Ermattung, welche das Nahen des Todes bewirken muß.

— Wie Du, mein Bruder, fühle auch ich nach und nach meine schon schwachen Kräfte sich in eine süße Ermattung verwandeln; ohne Zweifel naht das Ende unsers Lebens... Der Zorn des Herrn ist gesühnt.

— Ach! meine Schwester, ohne Zweifel... wird auch der letzte Sprosse meines verfluchten Geschlechtes... durch seinen nahen Tod meine Erlösung bewirken,... denn Gottes Wille hat sich endlich offenbart;... mir wird verziehen werden, sobald der Letzte meiner Sprößlinge von der Erde verschwunden sein wird.... Diesem... Heiligen unter den Heiligsten... war die Gnade vorbehalten, meine Erlösung zu bewirken... er, der so viel zum Heile seiner Brüder gethan hat.

— Ach ja, mein Bruder, er, der so Viel gelitten, er, der ohne sich zu beklagen so bittere Kelche geleert, so schwere Kreuze getragen; er, der Diener des Herrn, der ein Bild Christi auf Erden war, er sollte selbst das letzte Werkzeug dieser Erlösung sein....

— Ja... denn ich fühle es zu dieser Stunde, meine Schwester, der Letzte der Meinigen, ein rührendes Opfer langsamer Verfolgung ist im Begriff, seine englische Seele Gott zurückzugeben... So werde ich.. bis zu meinem Ende... meinem verfluchten Geschlechte verhängnißvoll sein... Herr, Herr, wenn Deine Güte groß ist, so ist doch auch Dein Zorn groß gewesen.

— Muth und Hoffnung, mein Bruder... bedenke, daß nach der Sühne die Verzeihung, nach der Verzeihung die Belohnung kommt... Der Herr, hat gestraft in Dir und Deinen Nachkommen den Handwerker, welcher durch Unglück und Ungerechtigkeit elend gemacht worden war. Er hat zu Dir gesprochen: Gehe!... immer weiter!... ohne Rast und Ruhe, und Dein Weg wird vergeblich sein, und jeden Abend, wenn Du Dich auf den harten Boden streckst, wirst Du Deinem Ziele nicht näher sein als am Morgen, wo Du Deinen ewigen Lauf wieder begannst... So haben seit Jahrhunderten erbärmliche Menschen dem Handwerker zugerufen: Arbeite!... arbeite!... arbeite!... ohne Ruhe und Rast, und Deine Allen nutzenbringende Arbeit, wird für Dich allein unfruchtbar sein, und jeden Abend, wenn Du Dich auf den harten Boden wirfst, wirst Du dem Glücke und der Ruhe nicht näher gekommen sein, als Du es am vorigen Abend warst, als Du von dem Tagewerke zurückkehrtest... Dein Lohn wird hinreichen, Dein Leben voll Schmerz, Entbehrungen und Elend zu fristen.

— Ach!... Ach!... wird es denn immer so sein?...

— Nein, nein, mein Bruder, anstatt zu weinen über Deine Stammgenossen, freue Dich über sie; wenn der Herr ihres Todes bedurfte, um Dich loszukaufen, wird der Herr, wenn er in Dir den vom Himmel verfluchten Handwerker loskauft, auch den von den Leuten verfluchten und gefürchteten Handwerker loskaufen, die ihn in ein eisernes Joch spannen... Endlich... mein Bruder... naht die Zeit... die Zeit naht... das Erbarmen des Herrn wird sich nicht auf uns allein beschränken.... Ja, ich sage Dir, mit uns werden auch losgekauft sein das Weib und der Sclave der Gegenwart. Die Prüfung ist grausam gewesen, mein Bruder.... seit bald 18 Jahrhunderten.... dauert sie fort.... aber sie hat lange genug gedauert... Siehe, mein Bruder, siehe im Osten diesen dunkelrothen Schein... der nach und nach am Firmament... emporsteigt:... So wird bald emporsteigen die Sonne der neuen Emancipation einer friedenbringenden, heiligen, großen, heilsamen und fruchtbaren Emancipation, die auf Erden verbreiten wird ihr Licht, ihre belebende Wärme, gleich dem Gestirne, welches bald am Himmel erglänzen wird....

— Ja, ja, meine Schwester, ich fühle es, Deine Worte sind prophetisch;... ja... wir werden unsere müden Augen

schließen, indem wir wenigstens die Morgenröthe dieses Erlösungstages, .. dieses Tages, so schön und strahlend als der eben anbrechende... O nein,... nein, ich habe keine Thränen mehr, als Thränen des Stolzes und der Verherrlichung für meine Stammesgenossen, die gestorben sind, vielleicht, um diese Erlösung zu sichern; heilige Märtyrer der Menschheit, geheiligt durch die ewigen Feinde der Menschheit! Denn die Verfahren dieser Freveler, welche den heiligen Namen Jesu lästern, indem sie ihn ihrer Gesellschaft beilegen, waren die Pharisäer, die falschen, unwürdigen Priester, welche Christus verflucht hat. Ja, Ruhm den Nachkommen meines Stammes, daß sie die letzten Märtyrer gewesen, welche von diesen an aller Sclaverei und allem Despotismus Mitschuldigen hingeopfert worden sind, von diesen erbärmlichen Feinden der Befreiung Derjenigen, welche denken und nicht mehr leiden wollen; Derer, die wie Gottes Kinder sich der Gaben erfreuen wollen, die der Schöpfer über die große menschliche Gesellschaft ausgestreut hat.... Ja, ja, das Ende der Herrschaft dieser modernen Pharisäer, dieser falschen Priester nahet heran, die eine gotteslästerliche Stütze darbieten, dem erbärmlichen Egoismus, dem Starken gegen den Schwachen, indem sie Angesichts des unerschöpflichen Reichthums der Schöpfung zu behaupten wagen, Gott habe den Menschen zu Thränen, Unglück und Elend erschaffen... Diese falschen Priester, welche jede Art von Unterdrückung begünstigen wollen, das erniedrigte, entwürdigte und verzweiflungsvolle Antlitz des Menschen stets zur Erde beugen! Nein, nein, stolz möge er seine Brust erheben; Gott hat ihn erschaffen, um würdig, einsichtsvoll, frei, glücklich zu leben.

— O, mein Bruder... auch Deine Worte sind prophetisch... ja... ja, die Morgenröthe dieses schönen Tages... naht.... sie nahet... wie der Anfang des heutigen Tages nahet, der durch Gottes Barmherzigkeit der letzte Tag unsers... Erdenlebens sein wird.

— Der letzte,... meine Schwester... denn mich ergreift, ich weiß nicht, welch eine Auflösung,... es ist mir, ob alles Körperliche in mir sich auflöste, ich fühle das tiefe Aufathmen meiner Seele, die sich zum Himmel emporheben zu wollen scheint.

— Mein Bruder,... meine Augen verhüllen sich, kaum bemerke ich durch meine verschlossenen Augenlider im Osten diesen jetzt so dunkelrothen Schein...

— Meine Schwester... durch einen unbestimmten Dunst erblicke ich das Thal,... den See,... das Gehölz... meine Kräfte verlassen mich....

— Mein Bruder,... Gott sei gepriesen;... es naht der Augenblick meiner ewigen Ruhe.

— Ja... er kommt, meine Schwester,... das Wohlbehagen des ewigen Schlummers... bemächtigt sich meiner Sinne...

— O Glück,... mein Bruder,... ich sterbe...

— Meine Schwester,..... meine Augen schließen sich...

— Es ist uns verziehen.... verziehen...

— O... mein Bruder.... daß doch diese göttliche Erlösung sich über Alle erstrecken möge.... welche leiden.... auf Erden.

— Stirb.... in Frieden,.... meine Schwester... Die Morgenröthe... dieses.... großen Tages... leuchtet;... die Sonne geht auf... sieh!

— O Gott!... sei gepriesen...

— O Gott!... sei gepriesen....

....

Und in dem Augenblicke, wo diese beiden Stimmen für immer verstummten, erschien die Sonne strahlend und blendend und beleuchtete das Thal mit ihren Strahlen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Beschluß.

Unsere Aufgabe ist gelöst, unser Werk vollendet.

Wir wissen, wie mangelhaft und unvollkommen dieses Werk ist; wir kennen Alles, was ihm fehlt, sowohl hinsichtlich des Stils, als auch der Auffassung der Erzählung.

Aber wir glauben berechtigt zu sein, von diesem Werke zu sagen, es sei ein ehrliches, gewissenhaftes, wahres.

Während des Zeitraums seines Erscheinens haben viele gehässige, ungerechte und unversöhnliche Angriffe es verfolgt; viele strenge, harte, oft leidenschaftliche, aber ehrliche Beurtheilungen haben es willkommen geheißen.

Die heftigen, gehässigen, ungerechten, unversöhnlichen Angriffe haben uns, wir gestehen es in aller Demuth ein, selbst dadurch erzürnt, daß sie von der Höhe gewisser Bischofsstühle in Derrete eingekleidet auf uns herabstürzten. Diese beleidigende Wuth, diese spaßhaften Bannstrahle, welche uns seit länger als einem Jahre betroffen, sind zu ergötzlich, um verhaßt zu sein: es ist ganz einfach das erhabene, schöne und gute Schauspiel clericalischer Sitten.

Wir haben uns gefreut, sehr gefreut über dieses Schauspiel; wir haben es mit großem Wohlbehagen genossen und müssen nur noch unsere sehr aufrichtige Dankbarkeit gegen Die aussprechen, die, wie der göttliche Molière, zugleich Verfasser und Schauspieler gewesen.

Was die Kritiken anbelangt, wie bitter, wie heftig sie immer gewesen sein mögen, so lassen wir sie um so mehr gelten in Allem, was den literarischen Theil unseres Buches betrifft, als wir oftmals versucht haben, uns die Rathschläge, die man uns bisweilen vielleicht in etwas zu scharfem Tone gegeben hat, zu Nutze zu machen. Indem wir uns bescheiden der Meinung solcher Geister unterworfen haben, die mehr scharfsinnig, mehr reif, mehr kunstgerecht, als mitleidig und wohlwollend, haben wir, wie wir fürchten, eben diese Geister ein wenig gestört und unwillig gemacht, was wir doppelt bedauern, da wir von ihren Beurtheilungen Nutzen gezogen haben und es stets unwillkürlich geschieht, wenn wir Denen mißfallen, die uns verbinden,... selbst in der Absicht uns zu kränken.

Noch einige Worte über Angriffe von anderer Seite, aber schwerere.

Diese beschuldigen uns, uns an die Leidenschaften gewandt zu haben, indem wir alle Mitglieder der Gesellschaft Jesu dem öffentlichen Tadel preisgegeben.

Hier unsere Antwort:

Es steht jetzt unzweifelhaft fest, es ist unumstößlich, es ist dargethan durch die Prüfung der entgegengesetzten Schriften von Pascal bis auf unsere Tage, daß die Schriften, die theologischen Werke der angesehensten Mitglieder der Gesellschaft Jesu die Entschuldigung und Rechtfertigung enthalten:

Des Diebstahls — des Ehebruchs — der Nothzucht — des Mordes.

Es ist ebenfalls bewiesen, daß unreine, aufregende Werke aus der Feder der ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu mehr als einmal in die Hände junger Seminaristen gegeben worden sind.

Diese letztere Thatsache ist dargethan durch die allersorgfältigste Prüfung der Bücher, die übrigens noch kürzlich in der Rede voll Erhebung, hohem Verstande, tiefer, ehrenmüthiger Beredsamkeit, welche der General-Advocat Dupaty bei Gelegenheit des Rechtsstreites des gelehrten und ehrwürdigen Herrn Busch in Straßburg gehalten, ihre Bestätigung gefunden hat. Und wie sind wir verfahren?

Wir haben Mitglieder der Gesellschaft Jesu hingestellt, die von den verabscheuungswürdigen Grundsätzen ihrer theologischen Classiker erfüllt waren und nach dem Geiste des Buchstabens dieser verächtlichen Bücher ihres Catechismus und ihrer Grundlehren handelten; wir haben mit einem Wort diese abscheulichen Lehren im Leben, im Handeln, in Figur, in Fleisch und Bein dargestellt, nichts mehr und nichts weniger.

Haben wir vorausgesetzt, daß alle Mitglieder der Gesellschaft Jesu das schwarze Talent, die Kühnheit oder die Verworfenheit haben, die gefährlichen Waffen zu gebrauchen, welche das finstere Arsenal ihres Ordens enthält? Nicht im Entferntesten. Was wir angegriffen haben, ist der verabscheuungswürdige Geist der Gesetzgebung der Gesellschaft Jesu — das sind die Bücher ihrer theologischen Classiker.

Haben wir endlich nöthig hinzuzufügen, daß wir, weil Päpste, Könige, Völker und kürzlich noch Frankreich die scheußlichen Lehren dieser Gesellschaft durch Bestreitung oder Auflösung der Congregationen ihrer Mitglieder gebrandmarkt haben, so zu sagen, nur unter einer neuen Gestalt Ideen, Ueberzeugungen, Thatsachen dargestellt haben, die seit langer Zeit anerkannt und von öffentlicher Notorietät gewesen sind.

Gehen wir jetzt weiter.

Man hat uns auch vorgeworfen, den Haß der Armen gegen die Reichen aufgereizt, den Neid eingeflößt zu haben, welcher bei dem Armen durch den Anblick des Glanzes und Reichthums entsteht.

Darauf antworten wir, daß wir im Gegentheile versucht haben, in der Schöpfung einer Adrienne von Carbonille den Theil der Namens- und Geldaristokratie darzustellen, der sowohl durch eine erhabene, edle Regung, als auch durch Kenntniß des Vergangenen und Voraussicht der Zukunft eine wohlthätige und brüderliche Hand darreicht oder darreichen sollte Allen, die da leiden, Allen, die im Elende an der Redlichkeit festhalten wollen, Allen, die durch Arbeit geadelt sind. Heißt es, mit einem Worte, Keime der Zwietracht zwischen Reich und Arm säen, wenn man ihnen Adrienne von Carbonille vorführt, die schöne und reiche Patrizierin, welche die Maneur ihre Schwester nennt und sie als Schwester behandelt, sie, die arme, elende, schwache Arbeiterin?

Heißt es den Handwerker gegen seinen Brotherrn aufreizen, wenn wir Herrn François Hardy den ersten Grund zu einem gemeinschaftlichen Arbeiterhause legen lassen?

Nein, im Gegentheil, wir haben ein Werk der Annäherung versucht, der Vereinigung zweier auf den äußersten Stufen der Gesellschaft stehenden Classen, denn seit fast drei Jahren haben wir diese Worte geschrieben: — Wenn die Reichen wüßten!!

Wir haben gesagt und wir wiederholen, daß es schreckliches, unsägliches Elend giebt, daß die mehr und mehr über ihre Rechte aufgeklärte, aber noch ruhige, geduldige und resignirte Menge verlange, daß Die, welche besitzen, sich endlich mit der Verbesserung ihrer bejammernswerthen Lage beschäftigen, die täglich verschlimmert wird durch Anarchie und verklagenswerthe Concurrenz in der Industrie.

Ja, wir haben gesagt und wir wiederholen es, daß der brave und arbeitsame Mensch zu einer Arbeit berechtigt ist, die ihm hinreichenden Lohn bietet.

Man gestatte uns schließlich, in einigen Zeilen die von uns in diesem Werke angeregten Fragen nochmals aufzurollen.

— Wir haben versucht, die grausame Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes der Frauen zu beweisen und die schrecklichen Folgen dieser Unzulänglichkeit.

— Wir haben neue Garantien gefordert gegen die Leichtigkeit, mit welcher der Erste Beste in ein Irrenhaus gesperrt werden kann.

— Wir haben gefordert, daß der Handwerker der Wohlthat des Gesetzes theilhaftig werde, anstatt einer Freiheit gegen eine Caution, die auf eine so hohe Summe festgesetzt ist (500 Franken), daß es ihm unmöglich ist, sie zu erzwingen, während er seine Freiheit nöthiger hat, als irgend Jemand, da oftmals seine Familie von seinem Gewerbe lebt, welches er im Gefängnisse nicht ausüben kann. Wir haben deshalb die Summe von 60 bis 80 Franken vorgeschlagen, welche etwa den Ertrag der Arbeit eines Monats ausmacht.

— Wir haben endlich, um die Ausführbarkeit eines gemeinsamen Arbeitshauses darzuthun, wie wir hoffen, einige ungeheure Vortheile selbst bei der gegenwärtigen Höhe der Arbeitslöhne, so unzureichend sie sein mögen, nachgewiesen, welche die arbeitenden Classen in dem Princip der Vereinigung und des gemeinsamen Lebens finden würden, wenn man ihnen die Mittel es auszuführen an die Hand gäbe.

Und damit endlich dies nicht als eine Schwärmerei angesehen werden möge, haben wir durch Zahlen dargethan, daß Speculanten auf einmal ein edles für alle Theile vortheilhaftes Werk der Menschlichkeit ausführen könnten, wenn sie 5 Procent ihrer Capitalien dazu anwenden wollen, gemeinschaftliche Häuser zu erbauen.

Eine menschliche und edelmüthige Speculation, die wir euch der Aufmerksamkeit des Municipalrathes empfohlen haben, der fortwährend von Sorge für die Bevölkerung von Paris so erfüllt ist. Die Stadt Paris ist reich; könnte sie nicht vortheilhaft einige Capitalien anlegen, indem sie in jedem Viertel der Hauptstadt ein gemeinschaftliches Arbeiterhaus anlegte? Zunächst würde die Hoffnung, gegen einen mäßigen Preis dort aufgenommen zu werden, einen lobenswerthen Wetteifer unter den arbeitenden Classen anregen und sie würden dann aus diesen Beispielen die ersten und fruchtbaren Grundzüge der Association schöpfen.

Nun noch ein letztes Wort des tiefsten Dankes unseres Herzens den bekannten und unbekannten Seelen, deren Wohlwollen, deren Ermuthigung und Theilnahme uns stets begleitet haben und uns eine so kräftige Stütze gewesen bei unserer großen Aufgabe...

Ein Wort ferner ehrfurchtsvoller und unveränderlicher Erkenntlichkeit an unsere Freunde in Belgien und der Schweiz, die uns öffentlicher Beweise ihrer Theilnahme gewürdigt haben, die wir uns stets zur Ehre gereichen lassen werden und die eine unserer angenehmsten Belohnungen ausmachen.

Herrn G... P...

Mein Freund, ich habe Ihnen dies Buch gewidmet; Ihnen es widmen, hieß die Verpflichtung zur Vollendung eines Werkes übernehmen, welches, wenn Talent ihm abgeht, doch wenigstens gewissenhaft und wahr ist und dessen Einfluß, wenn auch beschränkt, dennoch heilsam sein kann. Mein Ziel ist erreicht; einige auserlesene Herzen wie das Ihrige, mein Freund, haben die gesetzliche Association der Arbeit, des Capitals und der Kenntnisse in's Werk gesetzt und ihren Arbeitern schon einen Antheil am Gewinn zugesichert; Andere haben den ersten Grund zu gemeinschaftlichen Arbeiterhäusern gelegt und einer der größten Industriellen Hamburgs hat die Güte gehabt, mir seine Pläne in Beziehung auf die Errichtung eines Institutes dieser Art nach dem großartigsten Maßstabe mitzutheilen.

Was die Vertreibung der Mitglieder der Gesellschaft Jesu anbelangt, so habe ich mit vielen anderen Feinden der verabscheuungswürdigen Lehren Loyola's dieselbe verlangt, und die Stimme jener Anderen ist wohl noch gewichtiger und von größerer Machtvollkommenheit gewesen, als die meinige.

Leben Sie wohl, mein Freund; ich wünsche, daß dieses Buch Ihrer würdig sein möge; Sie sind nachsichtig und werden wenigstens die Absichten, welche es mir in die Feder gegeben haben, zu würdigen wissen.

Ganz der Ihrige, mein Freund!

Eugène Sue.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Schnellpressendruck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 851 112

a

Coll. opt. VB

Dresch 2313.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Digitized by Google

Digitized by Google